Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW XQER K

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

E. b 14
1891

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Neunundreißigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1891.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Pgerm 173.4

KPH 9001

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

KÜNSTLER-VEREIN
IN
BREMEN

Digitized by Google

Register.

Neununddreißigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Die Invaliden- und Altersversicherung. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse . . . 1. 19
Englische Arbeiterverhältnisse als deutsche Vorbilder. Von W. Kulemann-Braunschweig . . . 17
Kaiserworte? Von D. . . . 33
Reform der Amtsgerichte . . . 49
Ueber die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit. Von Judex curiae . . . 97
Die neue Sperrgeldervorlage. Von Ludwig Norden . . . 114
Zur Wohnungsfrage . . . 129
Gesetzeshärten. Von Rechtsanwalt Pallaske . . . 145
Frankreich und die Völkerfreiheit. Ein Rückblick auf hundert Jahre französischer Politik. Von Karl Theodor Reinhold . . . 161
Die Episode Windthorst. Von Martin Hildebrandt . . . 177
Zur Marinedebatte. Von F. . . . 178
Die Zukunft Oesterreichs. Von Paul Dehn . . . 193
Zu Bismarck's Geburtstag. Von Georg Winter . . . 209
Die Lage der Sozialdemokratie. Von Friedrich Boetticher . . . 225
Rußlands Friedensbedürfniß. Von Wilhelm Henckel . . . 226
Krieg oder Frieden? Von Politicus . . . 241
Bismarck's Nachfolger. Von Paul Dehn . . . 257
Zur handelspolitischen Lage. Von A. Eschenbach . . . 273
Der Sozialismus und die Strafrechtspflege. Von Ludwig Fuld-Mainz . . . 321
Zur Naturgeschichte des bayerischen Partikularismus. Von Guntram Frank . . . 337
Vermögenssteuer. Von Fedor Petiscus . . . 341
Rußland vor zehn Jahren und heute. Von Eduard von der Ihle 353
Zur Reform der Gewerbeinspection im Deutschen Reich. Von Kuno Frankenstein . . . 369
Die Minderheit im deutschen Actienrecht. Von Karl Hilse-Berlin 385
Das bürgerliche Recht und die Besitzlosen. Von Ludwig Fuld-Mainz . . . 401
Die Bestrafung des Zweikampfes. Von B. . . . 403

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Das Kochin und seine Gegner. Von Dr. med. Hugo Bernheim 3
Zum 300jährigen Jubiläum der Erfindung des Fernrohrs. Von Wilhelm Stoß . . . 34
Ein prähistorischer Vorgänger von Kant und Laplace. Von Carus Sterne . . . 84
Die Vererbungsfrage und Ibsen. Von Prof. Dr. med. M. Wilckens-Wien . . . 115
Eine neue Aesthetik der Natur. Von Wilhelm Bölsche . . . 150
Das menschliche Gesicht Von Paul Michaelis . . . 289
Der gegenwärtige Stand der Koch'schen Frage. Von Dr. med. Julius Levin . . . 356. 372

3. Vermischte Aufsätze.

Die Stundisten in Rußland. Von Ernst Montanus . . . 51
Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie. Von O. Plümacher . 56
Der 1½jährige freiwillige Militärdienst. Ein Vorschlag zur Schulconferenz. Von M. Jungck . . . 65
Die Ergebnisse des Internationalen Congresses in Antwerpen. Von Hugo Klein . . . 66
Die Techniker und die Schulfrage. Von Th. V. . . . 81
Zur Geschichte der deutschen Parlamentsfrage. Von Georg Winter 102. 117
Heinrich Schliemann. Von Ernst Curtius . . . 164
Die Lieder in unserer Sprache . . . 187
Die Bewegung am Silbermarkt. Von Moritz Meyer . . . 191
Zur Gymnasialreform in Bayern. Von G. S. . . . 213
Lautliche Fingerzeige. Von Rudolf Kleinpaul . . . 245
Die Heilsarmee als Gesellschaftsretterin . . . 258
Das Geld und Tolstoi. Von Arnold Roeckner . . . 278
Die deutsche Emin-Pascha-Expedition nach Peters' eigener Erzählung. Von Harry Denicke . . . 293
Feldmarschall Moltke . . . 305
Zur Schulfrage. Von einem Beamten der höheren Verwaltung . 306
Die Frau im Bebel'schen Sozialismus. Von M. v. H. . . . 313
Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten. Von Georg Steinhausen . . . 322
Zur Geschichte von Jena und Tilsit. Von Georg Winter . . 324
Bellum vobiscum. Von Balduin Albert . . . 388

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Eherecht. Von Konrad Telmann . . . 12. 28
Wider die Jesuiten. Von Feodor Löwe . . . 37
Die Tochter des Großhändlers. Von John Paulsen . . . 43
Eine Ohrfeige. Von Oscar Linke . . . 60
Ein Stück Brod. Von François Coppée . . . 74
Gedanken eines Hagestolzen Von Hans Laup . . . 92. 106
Mara. Von F. de Roberto . . . 123
Schicksalswende. Von Herman Seyffert . . . 139
Die rechte Ehe. Von August Strindberg . . . 151. 173
Der Tschorgelspieler. Von M. Day . . . 188. 205
Die Tante. Von J. Loewenberg . . . 219
Zwei Kinder. Von Paul Bourget . . . 234
Aus meinem ärztlichen Berufe. Von Fr. Brosin . . . 251
Vorjährige Hyacinthen. Von Rudolf Schmidt . . . 266. 282
Der Trinker. Von H. Wernicke . . . 299
Liebe und Brod. Von August Strindberg . . . 315
Freiheit, die ich meine. Von C. Laudner . . . 331. 346
Die Bilanz der Liebe. Von Paul Bourget . . . 363
Aus den Memoiren eines alten Flügels. Von Carl Ludwig Körner . . . 380
Eine Perle. Von P. H. . . . 396
Der Ersatz. Von August Strindberg . . . 411
Aus der Hauptstadt. Von Apostata: Ottilie Voß 75. Der Reclamewagen 108. Kollege Bismarck 141. Der neue Herr 157. Genosse Schmalfeld 268. Das Wort des Chilon 283. Decadente Majestät 301. Gips 332. Die beiden Leo 348.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Robert Hamerling als Philosoph. Von Eduard von Hartmann 5
Von der Macht des Weibes. Von Ferdinand Groß . . . 19
Zu Grillparzer's hundertjährigem Geburtstag. Von Arthur Goldschmidt . . . 22
Galante Bücher. Von Hermann Bahr . . . 25
Tolstoi als Moralist. Von Hieronymus Lorm . . . 38
Octav-Feuillet. Von A. Meyer-Paris . . . 40
„Die Verbannten" von Max Haushofer. Besprochen von Otto Ernst 42. 57
Suggestion und Dichtung. Von Carl du Prel . . . 53
Ein unbekanntes Gedicht von Goethe. Veröffentlicht von Karl Theodor Gaedertz . . . 68
Die Memoiren von Giuseppe Giusti. Von Oskar Bulle . . 69. 90
Ein verkanntes Genie. (Hermann Conradi.) Von Theodor von Sosnosky . . . 72
Die Suggestion vor Gericht. Von Carl du Prel . . . 86
Heinrich von Eicken . . . 100
Rückert und sein Jonathan. Von Julius Duboc . . . 121
Carl Maria von Weber als Humorist. Mit einem bisher ungedruckten Brief Weber's. Von Adolph Kohut . . . 131

Digitized by Google

Seite

Der Positivismus. Von Otto Neumann-Hofer 134
Zur neueren Schillerliteratur. Von Paul Seliger 136
Rudolf Löwenstein. Von Ernst Wichert 146
Berliner Gedichte von 1763 bis 1806. Von S. 152
Erinnerungen von und an Klaus Groth. Von Theophil Zolling 165
H. Steinthal's religionsphilosophische Vorträge. Von Th. Achelis 168
Graf von Schack als Uebersetzer und Dichter. Von P. S. . . . 170
Wilhelm Jordan und der Optimismus. Von Hieronymus Lorm 180
Zur Geschichte des deutschen Romans. Von Theophil Zolling 183
Gyp. Von Oskar Welten 185
Ein Bekenntniß der „Moderne". Von Moriz Carriere . . . 196
Prof. Hermann Grimm contra Galeriedirector Bode. Von W. Koopmann 198
Zu Heinrich Leuthold's Biographie. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen. Von Adolf Wilhelm . . 212. 231. 247. 264
Oscar Linke's Dichtungen. Von Eduard von Hartmann . . 214
Aus Ranke's Briefen und Tagebüchern. Von Bruno Gebhardt 217
Vom deutschen Schriftstellerverband. Ein Präludium zum Schriftstellertag in Berlin. Von Martin Hildebrandt 236
Deutsche und französische Kunst. Von Paul Marsop 260
Eine deutsche Gesammtausgabe der Werke des Giordano Bruno. Von Carl du Prel 263
Friedrich Nietzsche und der Naturalismus. Von Ola Hansson 275. 296
Der belgische Shakespeare. (Maurice Maetterlinck.) Von Clemens Sokal 280
Zum gefälschten Darwinismus. Von Hieronymus Lorm . . 291
Carlyle und Jean Paul. Von Hermann Conrad 309
Zola's „Geld". Von Theophil Zolling 311
Zur Erinnerung an Charlotte von Hagn. Mit ungedruckten Briefen aus Gustav Kühne's Nachlaß. Von Adolph Kohut . . . 328
Staatsromane. Von Leo Munk 329
Das Milieu. Von Moriz Carriere 343
Ferdinand Gregorovius' letzte Schrift. Von Albert Dresdner . 345
Die Stellung des Pessimismus in meinem philosophischen System. Von Eduard von Hartmann 358
Wilhelm Raabe's neues Buch. (Stopfkuchen.) Von Edmund Sträter 361
Die neuaufgefundene Schrift des Aristoteles „Ueber den Staat der Athener". Von Richard Bethge 374
Lyrik und Lyriker. Von Robert Waldmüller 376
Ibsen und der norwegische Volkscharakter. Von Paul Schellhas 390
Barttelot contra Stanley. Von Alfred Kirchhoff 392
Taine und Napoleon. Von A. Reyher 394
Nachträgliches über Friedrich Nietzsche. Von Hieronymus Lorm 109

b. Bühne und Bühnenkritik.

Dramatische Aufführungen. Von Maximilian Harden: Hedda Gabler (Ibsen) 14. Auf der Höhe des Jahrhunderts (Blumenthé) 30. Einsame Menschen (Hauptmann) 46. Der selige Toupinel (Bisson) 47. Das Fräulein von Scuderi (Ludwig-Wildenbruch) 61. Die neuen Menschen (Bahr) 63. Ohne Ideale (Jaffé) 63. Ehrbare Mädchen (Praga) 93. Wehe den Besiegten (Voß) 94. Die Früchte der Bildung (Tolstoi) 110. Miß Helyett (Boucheron-Genée) 111. Die Raben (Becque) 142. Das Gnadenbrod (Turgenjew) 142. Fortuna (Faber) 142. Das alte Lied (Philippi) 157. Der Leibeigene (Pisemskij) 158. Arbeit (Jones) 174. Thermidor (Sardou) 189. Unsichtbare Ketten (Meyer) 191. Doppelselbstmord (Anzengruber) 191. Schuldig (Voß) 222. Wallenstein's Tod (Schiller) 252. Des Teufels Weib (Meilhac-Mortier) 253. Zwei theatralische Feste 254. Vom Schillerpreis. Der Sumpf (Hart) 286. Doctor Jojo (Carré) 287. Friedrich Haase 287. Die Kronprätendenten (Ibsen) 365. Der verlorene Sohn (Carré) 366.
Hedda Gabler und ihre Kritiker. Von M. H. 124
Die Meininger. Von Z. 202
Rossi und Sonnenthal. Von M. H. 237
Berlin im Gesellschaftsanzug. Von M. H. 349

6. Bildende Künste.

Hans von Marées. Von Cornelius Gurlitt 8. 26
Das Modell des Berliner Domes. Von Cornelius Gurlitt . 77
Der Fluch der Kunst. Von Jacob Mähly 89
Kunstgeschichtliche Veröffentlichungen. Von Cornelius Gurlitt . 103
Kunstausstellungen. Von Cornelius Gurlitt. . . 158. 175. 254
Berliner Musterzeichner. Von Cornelius Gurlitt 206
Die architektonische Erbschaft des Jahrhunderts. Von Theodor Unger-Hannover 227
Die Ausschmückung der Ruhmeshalle. Von Cornelius Gurlitt 270
Die internationale Kunstausstellung. Von C. G. 285. 302. 318. 398. 414
Rembrandt als Vogelscheuche. Von W. Koopmann 404

7. Musik.

Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich . . 15. 126. 397. 413
Das Beethoven-Museum in Bonn. Von Josef Schrattenholz 105
Ein Max Bruch-Musikfest. Von Josef Schrattenholz . . . 378
Musikfeste. Von Heinrich Ehrlich 381
Ueber Concertprogramme 407

8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten von Ammuter 335. André 415 Anzengruber 63. Arnold 127. Bamberg 415. Behrend 335. Bilz 337. Böhm 287. Bormann 335. Byr 367. Casati 271. Coetlosquet 175. Comte 271. Diehl 335. Dreher 383. Dufmeyer 271. Ebers 127. Echrodt 63. Engel 143. Entsch 63. Fischer 287. Fischer-Sallstein 335. Fricke 319. Gaudin 287. Gerlach 367. Glaser 415. Gottschall 415. Grillparzer 95. Gsell Fels 319. Güßfeldt 143. Harsion 367. Hauff 271. Herzfelder 239. Hoffmann v. Fallersleben 111. Jahn 335. Kapff 415. Keil 415. Kingsley 367. Kirchner 191. Klencke 271. Klinkowström 127. Kohut 335. Kürschner 127. 319. Leixner 255. Leuchtenberger 335. Löwenthal 335. Ludwig 287. Lutz 367. Matlekowits 287. Meyer 271. 415. Möser 351. Müller 319. Najmajer 335. Neumann 351. Oelbermann 367. Pascal 95. Paul 319. Perfall 223. Perthes 383. Riegel 335. Rodenberg 415. Sanders 319. Schack 415. Siegfried 127. Sosnosky 335. Steinbart 335. Steinhausen 335. Steiler 271. Treller 239. Weber 255. Wachsler 319. Wedde 95. Wichert 191. Winter 143. Wißmann 367. Zingeler 367.

9. Offene Briefe und Antworten.

Ueber Feminismus. Von Eva 78. Nochmals Hermann Conrad. Von A. v. Sommerfeld 95. Nochmals die Techniker und die Schulfrage. Von Ds. 207. Nochmals Giordano Bruno's Inedita. Von Dr. R. Stölzle 334. Nochmals der Deutsche Schriftstellerverband. Von Robert Schweichel 334. Moriz Carriere wider Hieronymus Lorm 366. Hieronymus Lorm wider Moriz Carriere 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 3. Januar 1891.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

KUNSTLER VEREIN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Die Invaliden- und Altersversicherung. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — Das Kochin und seine Gegner. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst:** Robert Hamerling als Philosoph. Von Eduard von Hartmann. — Hans von Marées. Von Cornelius Gurlitt. — Von der Macht des Weibes. Von Ferdinand Groß. — **Feuilleton:** Eherecht. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Das neueste Stück von Ibsen. Von Apostata. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Die Invaliden- und Altersversicherung.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Das große Friedenswerk, welches nach Wiedererstehen des deutschen Reiches und der Befestigung seiner Grenzen nach außen der ruhmreiche Kaiser Wilhelm I. sich als letzte Aufgabe seines thatenreichen Lebens gestellt hatte, um den inneren Frieden im Reiche zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung wieder herzustellen, kann nunmehr als abgeschlossen gelten. Denn die Ziele, welche die Allerhöchste Botschaft vom 17. November 1881 dahin begrenzt, denjenigen, welche wirthschaftlich schwächer, lediglich auf die Verwerthung ihrer Arbeitskraft angewiesen sind, in dem Zeitpunkte, wann sie in Folge ausgebrochener Krankheit, erlittener Betriebsunfälle, eingetretener Altersschwäche, erreichter Invalidität, nicht mehr im Stande sind, ihren Unterhalt zu erwerben, eine gesetzlich geregelte Fürsorge zu Theil werden zu lassen, welche sie vor Nothstand bewahrt und dagegen schützt, lediglich auf die Unterstützung ihrer Familienangehörigen angewiesen zu sein, oder die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen zu müssen, können als erreicht gelten, nachdem durch Kaiserliche Verordnung vom 25. November 1890 das Inkrafttreten der Invaliditäts- und Altersversicherung mit Beginn des Jahres 1891 angeordnet wurde. Ob der Zweck dieser gesetzlichen Regelung der wirthschaftlichen Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung damit auch erfüllt werde, darüber gehen die Ansichten auseinander. Die Absicht lag unverkennbar dahin vor, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens dadurch zu sichern, daß das gegenwärtige Mißtrauen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber beseitigt, die Kluft, welche die Männer der Arbeitskraft von den Inhabern der Kapitalmacht trennt, überwunden, damit aber den gewerblichen und wirthschaftlichen Interessen gedient, die Industrie gefördert und der Nationalwohlstand gehoben werde. Allein die gewählten Mittel erscheinen zur Erfüllung dieser Aufgabe nicht geeignet, wenigstens nicht genügend. Zur Heilung jedes krankhaften Zustandes ist nämlich erforderlich, den Sitz des Uebels zu ermitteln, die Ursach seines Entstehens zu ergründen und daraufhin den Weg seiner Beseitigung zu finden. Wenn das Eine oder das Andere nicht richtig erkannt oder erfaßt wurde, dann wird auch die Wirkung sich als eine heilversprechende nicht erweisen. Eben dasselbe trifft bei gesellschaftlichen oder gewerblichen Schäden zu. Auch hier wird ein ungesunder Zustand bloß dann gründlich beseitigt, wenn sein Entstehungsgrund klar aufgedeckt wurde. Daß eine Gährung unter der arbeitenden Bevölkerung besteht, ist zweifellos. Ebenso steht fest, daß sie gegen die Kapitalmacht sich wendet. Die gegenwärtige soziale Bewegung kann als der Kampf der mühevollen Arbeit gegen den mühelosen Gewinn bezeichnet werden. Es wird nicht eher zum Frieden kommen, bevor nicht der Gewinnsucht der Kapitalmacht Schranken gesetzt sind, welche es unmöglich machen, allmählich dem Handwerke seinen Boden zu entreißen, dadurch den Mittelstand zu vernichten, um bloß die Gegensätze zwischen der gebietenden Kapitalmacht und der dieser dienstbaren Arbeitskraft bestehen zu lassen. Daß durch die öffentlich-rechtliche Versicherung die Unzufriedenen zufrieden gestellt werden, damit also das gesellschaftliche Uebel im Grunde vernichtet werde, ist eine zu weit gehende Hoffnung. Vielmehr darf die Besorgniß nicht zurückgehalten werden, daß gerade die aus der öffentlich rechtlichen Versicherung den Arbeitgebern auferlegten Verbindlichkeiten von dem kleinen Handwerkerstande schwer empfunden und deshalb aus diesem zahlreiche bisher Zufriedene den Unzufriedenen hinzugefügt werden. So lange also nicht noch auf andere Weise dem Handwerke gleichfalls zu Hülfe gekommen wird, darf die Heilung der heutigen ungesunden Zustände mit Sicherheit nicht erwartet werden. Nur eine Reform des Actienrechts, eine Regelung des richtigen Verhältnisses zwischen Erzielung eines mühelosen Gewinnes zu der mühevollen Arbeit, eine Einschränkung der Erwerbsgelüste der Kapitalmacht zu Gunsten der aufgewendeten Arbeitskraft wird sicher zu dem gesteckten Ziele führen können. Gleichwie in der Gewerbenovelle oder der sogenannten Arbeiterschutzvorlage das Koalitionsrecht durch die Neufassung des Gew.-Ord. § 153 eingeschränkt wird, muß im Actienrecht eine Bestimmung Aufnahme finden, wonach an dem den gesetzlichen Zinsfuß überschreitenden Gewinne eines Unternehmens gleichmäßig das betheiligte Kapital und die ersteres miterzielende Arbeitskraft betheiligt werde. Erst, wenn dies geschieht, werden die segensreichen Grundsätze der öffentlichen Versicherung sich bewähren und den erwarteten Erfolg einer Aufbesserung der gewerblichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, mithin Wiederherstellung des gesellschaftlichen Friedens dauernd sichern.

Allein demungeachtet darf mit Befriedigung auf das zu Stande gekommene Werk zurückgeblickt und dasselbe als ein nicht zu unterschätzender Weg zur Hebung der wirthschaftlichen Lage der werkthätigen Arbeiter angesehen werden. Die zahlreichen Angriffe, welchen die Neueinrichtung begegnet, beruhen meist auf einem Verkennen, wenn nicht sogar auf einem absichtlichen Entstellen der leitenden Grundsätze und der in Aussicht gestellten Ansprüche. Für den Werth des leitenden Grundgedankens spricht der Umstand, daß dem deutschen Vorbilde andere Großstaaten bereits gefolgt sind, für die Art der Durchführung desselben, daß die Aufbesserungsanträge der sozial-

Digitized by Google

[illegible] Parteien im Reichstage sich nur auf drei Bestimmungen beschränkten, von denen die eine als Folge des allmählichen Ausbaues der drei Versicherungsarten sich herausstellt, die andere unwesentliche Berechnungsgrundsätze betrifft, die dritte mehr in das Gewerberecht wie in das Versicherungsrecht fällt. Die kurze Zeit, während welcher es möglich wurde, der öffentlich rechtlichen Versicherung in allen ihren drei Arten gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, beweist den Ernst, mit welchem die Aufgabe erfaßt und an deren Erfüllung herangegangen wurde.

Nachdem der erste dem Reichstage unter dem 8. März 1881 vorgelegte Entwurf, welcher die Versicherungnahme der Arbeitgeber für ihre Arbeiter bei einer Reichsversicherungsanstalt gegen feste Prämien vorsah, zurückgezogen werden mußte, weil gegen die Reichsanstalt erhebliche Bedenken erhoben waren, wurde durch Gesetz vom 15. Juni 1883 (K.V.G.) die Krankenversicherung zunächst für gewerbliche Arbeiter eingeführt, demnächst durch Gesetz vom 28. Mai 1885 auf die Speditions-, Speicher- und Verkehrsbetriebe, sowie durch Gesetz vom 5. Mai 1886 (L.U.V.G.) auf die Landwirthschaft ausgedehnt. Inzwischen war durch Gesetz vom 6. Juli 1884 (U.V.G.) die Unfallversicherung für die mit einer erhöhten Unfallsgefahr verbundene Beschäftigung gesetzlich anerkannt. Ihr wurden durch Gesetz vom 28. Mai 1885 die Speditions-, Speicher- und Verkehrsbetriebe, durch Gesetz vom 5. Mai 1886 die Landwirthschaft, durch Gesetz vom 11. Juli 1887 (B.U.V.G.) der Tiefbau und der Regiebau, durch Gesetz vom 13. Juli 1887 (S.U.V.G.) die Seeschiffahrt gleichfalls unterworfen, während die Fürsorge für die durch Betriebsunfälle beschädigten Beamten des Reiches, der Marine und des Soldatenstandes in dem Gesetz vom 15. März 1886 (R.U.V.G.), sowie der preußischen Staatsbeamten in dem Gesetz vom 18. Juni 1887 (St.U.V.G.) gebührende Rechnung getragen wurde. Diesem schloß sich das Gesetz vom 22. Juni 1889 (J.V.G.), welches die Invaliden- und Altersfürsorge regelt, als Schlußstein an. Eine dem Reichstage vorliegende Krankenkassennovelle ist bestimmt, verschiedene in der Praxis bereits erkannte Mängel abzustellen und ersichtlich gewordene Lücken zwischen den zu verschiedener Zeit erlassenen und verschiedene Gegenstände regelnden Gesetzen herzustellen. Mit deren Zustandekommen dürften die meisten der erhobenen Angriffspunkte ihre Erledigung finden. Genau den deutschen Grundsätzen angepaßt und nur den örtlichen Verhältnissen entsprechend abgeändert, erhielt auch Oesterreich die Unfallversicherung durch Gesetz vom 28. December 1887. In Frankreich wurde ein im Wesentlichen gleichfalls die deutschrechtlichen Grundsätze festhaltender Entwurf am 28. Juni 1890 durch den Präsidenten Carnot vollzogen. Ungarn, Italien, Norwegen, Schweden, Dänemark haben ihre Vorarbeiten noch nicht so weit abgeschlossen, stehen aber gleichfalls auf deutscher Grundlage.

Die öffentlichrechtliche Versicherung soll die durch Krankheit, Betriebsunfall, Invalidität und Alter verursachte Erwerbseinbuße schadlos halten. Als Folge dessen ist der Grund für die Entschädigung und deren Umfang ein verschiedener, aber auch gerechtfertigt, daß, wenn aus einem Entschädigungsgrunde eine Schadloshaltung eintrat, eine solche auch aus einem zweiten nicht mehr hinzutritt, also eine Abfindung die Andere dergestalt ausschließt, daß stets die dem Verletzten günstigere, d. h. die höhere gewährt wird. Krankheit ist die auf Krankheitserscheinungen zurückzuführende, vorübergehende Störung des Wohlbefindens, welche ein Heilverfahren nothwendig macht, jedoch unabhängig davon, ob eine Erwerbseinbuße damit verbunden ist oder nicht. Wird durch ein zu der Berufsthätigkeit in ursachlichem Zusammenhange stehendes, auf die eigenthümlichen Gefahren des Betriebes zurückzuführendes plötzliches Ereigniß die körperliche oder geistige Unversehrtheit beeinträchtigt, so liegt ein Betriebsunfall vor. Als Alter wird die Vollendung des 70. Lebensjahres, als Invalidität die durch naturgemäße Abnahme der Arbeitskraft bezw. der durch Berufsthätigkeit bedingte Verbrauch derselben verstanden. Diesen Entschädigungsursachen angepaßt sind auch die Ansprüche des Versicherungsberechtigten unterschiedlich geregelt.

Die Krankenfürsorge erstreckt sich deshalb auf das Heilverfahren, ist aber auch für dieses zeitlich beschränkt und zwar auf die ersten 13 Wochen. Freie ärztliche Hilfe, Arzenei, Heilmittel sind während dieser Zeit zu gewähren, auch Unterstützungen an die Familienangehörigen, bezw. ein Krankengeld als Abfindung der Erwerbseinbuße. Dasselbe soll als Regel die Hälfte des den Krankenkassenbeiträgen zu Grunde gelegten Arbeitsverdienstes erreichen, kann jedoch statutengemäß erhöht, gleichwie die krankenkassliche Fürsorge erweitert und als Reconvalescentenfürsorge sogar bis zu einem Jahre verlängert werden. Im Todesfalle wird ein Sterbegeld und, wenn ein Betriebsunfall die Krankenursache ist, auch ein Krankengeldzuschuß gewährt. Die Krankenversicherung wird durch Gemeinde-, Orts-, Betriebs-, Innungs-, Bau-, Knappschafts-, bezw. eingeschriebene Hilfskassen bewirkt. Die Mitgliedschaft bei einer derselben befreit von der Zugehörigkeit zu einer anderen. Auch erwerbslos gewordene frühere Kassenmitglieder haben auf Fürsorge bedingten Anspruch, während Beschäftigungslose zur Fortsetzung der Versicherung befugt sind. Obschon eine krankenkassliche Anmeldung angeordnet ist, entsteht dennoch das Recht des Versicherungspflichtigen auf Uebernahme des Krankheitsfalles auch ohne solche aus der bloßen Thatsache der Beschäftigung.

Auf Unfallfürsorge hat vom Beginn der 14. Woche, bis wohin die Krankenfürsorge vorgesehen, Anspruch, wer durch einen Betriebsunfall einen Verlust seiner Erwerbsfähigkeit ganz oder theilweise erleidet, so lange dieser Zustand fortdauert. Es gehört zur Entstehung des Anspruches mithin ein Unfall, dessen ursachlicher Zusammenhang mit dem Betriebe, eine Erwerbseinbuße. Das Fehlen einer dieser drei Merkmale beseitigt die Pflicht zur Entschädigung. Der Betriebsverletzte hat bei vollständiger Erwerbsunfähigkeit Anspruch auf $66^2/_3$ Proc. seines zur Zeit des Unfalles erzielten bezw. in der Berufsart erzielbaren Arbeitsverdienstes. Bei bloß theilweiser Erwerbseinbuße mindert sich derselbe im gleichen Verhältnisse, wie der Grad der verbliebenen zur verlorenen Erwerbsfähigkeit. Die Wittwe und Kinder eines Getödteten erhalten zusammen bis 60 Proc. des Arbeitsverdienstes ihres Erblassers außer dem gewährten Sterbegelde. Der Anspruch der Kinder fällt mit vollendetem 15. Lebensjahre fort, dieser der Wittwe kann durch den dreifachen Jahresbetrag bei deren Verehelichung abgelöst werden. Auch sind beschränkte Eltern rentenberechtigt, wenn der Verstorbene deren wesentlicher Ernährer war. Auf dieser Grundlage stehen auch die außerdeutschen Gesetze, mit dem Unterschiede, daß Deutschland $66^2/_3$ Proc., Oesterreich, Italien, Ungarn 60 Proc., die scandinavischen Länder 50 Proc. dem kinderlosen, 60 Proc. dem kinderreichen, Frankreich 50 Proc. an Betriebsverletzte, ferner Deutschland 60 Proc., Oesterreich, die scandinavischen Länder 50 Proc., Frankreich aber bloß $33^1/_3$ Proc. den Angehörigen Verstorbener zubilligen. Wegen Fehlen des Krankenversicherungszwanges fängt in allen nichtdeutschen Staaten die Unfallfürsorge mit der 5. Woche an. Oesterreich und Frankreich tragen der Thatsache Rechnung, daß im Arbeiterstande auch die Ehefrau zu den Kosten des Hauswesens beiträgt. Sie bewilligen deshalb auch eine Witwerrente. Ebenso werden hier die Rechte des außerehelichen Kindes berücksichtigt. Endlich ist gebührende Rechnung dem Umstande getragen, daß auch ein Betriebsverletzter in einem anderen Berufe eine gleichlohnende Beschäftigung finden kann, für welchen Fall Oesterreich und Frankreich das Ruhen des Rentenbezugsrechtes anerkennen, was Deutschland nicht zuläßt. Dadurch wird bei Ersteren vorgebeugt, daß die in Deutschland wegen der Forderung des Normalarbeitsverdienstes leicht unvermeidliche Arbeitsentlassung eines Rentenempfängers für Letzteren statt einer Erwerbseinbuße eine Erwerbsmöglichkeit schafft.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Kochin und seine Gegner.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Wenn eine neue, großartige Entdeckung gemacht ist, die wie ein Meteor in dunkler Nacht plötzlich blendendes Licht über in Finsterniß und Schatten liegende weite Gebiete wirft, so gibt es immer eine Menge von Leuten, deren kurzsichtige Augen diese überraschende, verwirrende, strahlende Lichtfülle nicht vertragen können. Eingesponnen in ihre nun plötzlich veralteten Theorien und Hypothesen, die sie jetzt bei scharfer Erleuchtung und im Licht der Erkenntniß als Phantasiegespinnste ansehen müssen, blinzeln sie mit halbgeblendeten Augen gegen den glänzenden Schein und meinen dann, sie hätten Flecken daran gesehen!

Wer denkt nicht daran, mit welchen Schwierigkeiten Jenner's segensreiche Erfindung zu kämpfen hatte und noch heute zu kämpfen hat, mit welcher Erbitterung die berühmtesten medizinischen Autoritäten ihrer Zeit die schöne Entdeckung des Blutkreislaufs von Harvey bekämpften; wer hat vergessen, daß Keppler, Copernicus, Galiläi, die Märtyrer ihrer Ideen, in Acht und Bann gethan wurden und daß der Entdecker der Dampfkraft als Wahnsinniger in den Narrenthurm geworfen wurde?! Und doch hat die Wahrheit gesiegt und trotz alles Entgegenstemmens gegen die fortschreitende Wissenschaft hieß es auch hier: „E pur si muove!"

Nach dem ersten Freudenrausch über Robert Koch's Mittheilungen begannen schon die Neider und kleinen Gernegroßen ihre Arbeit des Tadelns, Zweifelns und des Kopfschüttelns, gerade so wie in der Fabel die Kröte ihr Gift gegen das im hellen Licht strahlende Johanniswürmchen spritzt: „Warum glänzest gerade Du?" Mit der in den Berliner ärztlichen Kreisen so beliebten Neigung zu persönlichem Klatsch wurden einstweilen, da man sich an die hehre Figur des Entdeckers nicht wagte, die schmutzigsten Verdächtigungen auf die Mitarbeiter und Gehülfen des großen Meisters gehäuft, die in treuem, discretem Fleiß zu der Vollendung des Werkes ihre Schuldigkeit gethan hatten, und es bedurfte erst der energischen Rede des Ministers, um die gekränkte Ehre der Verleumdeten wieder herzustellen.

Nach den Gehülfen kam der Meister daran.

Ich will hier nur kurz den von der österreichischen Regierung delegirten Professor Drasche erwähnen, der nach etwa dreitägigem Aufenthalt in einem Berliner Hotel seinen Mantel um die Lenden schlug, abreiste und in der „Neuen Freien Presse" sein bekanntes, von allen mit der Scheere arbeitenden Redactionen begierig aufgegriffenes „ganz abfälliges Urtheil" niederlegte. Eigene bacteriologische Arbeiten des Herrn Drasche sind uns Bacteriologen nicht bekannt.

Obengenanntem, mit seinem Urtheil so ungemein schnell fertig gewordenen Herrn folgte nun ein ganzes Chor — Wiener Professoren. Der Chirurg Billroth empfahl „größte Vorsicht"; der Hautarzt Kaposi bezweifelte sehr, „daß der praktische Erfolg den Wünschen und Erwartungen entsprechen wird". Professor Monti meint, es sei noch verfrüht, zu sagen, daß es nichts an der Sache sei, „allerdings aber kann ich mir nicht verhehlen, daß ich bei meinem Aufenthalt in Berlin keinen Geheilten gesehen habe". „Auch die Erscheinungen der Reaction gegen die Kochineinspritzung seien bei verschiedenen Individuen verschieden ausgefallen." — Nun, das ist doch nichts Neues, sollte man meinen; die Empfänglichkeit für acute Infectionskrankheiten ist ja stets bei „verschiedenen Individuen verschieden" und der krankhafte Zustand, den wir durch Einspritzung der Koch'schen Flüssigkeit erzeugen, ist ja wunderbarer Weise eine echte acute Infectionskrankheit mit hohem Fieber, Delirien, Benommenheit des Sensoriums, ja sogar mit einem ganz charakteristischen, an den Ausschlag bei Nesselfieber, Masern oder Scharlach erinnernden Exanthem (Hautausschlag), ein Erkrankungsprozeß, der auf das Lebhafteste an schwere Typhen erinnert. Noch weiter ging der Professor Stellwag, wieder ein Wiener. Dieser Herr (wenn ich nicht irre, ist er Geburtshelfer) sagt flottweg: „Ich fürchte, daß die Koch'sche Sache einen üblen Ausgang nimmt."

Nun, wir können uns trösten, diese unzufriedenen Kritiker sind ja Alle keine Bacteriologen von Fach und ihre Versuche, bacteriologisch selbständig zu arbeiten, haben ihren Dilettantismus sehr bald erkennen lassen. Billroth's Arbeit z. B. über die Mikroorganismen des Hospitalbrandes, Wundfiebers ꝛc., wobei er ein Gemisch von einem Dutzend simpler Saprophyten (in jeder faulenden, eiweißhaltigen Substanz oder Flüssigkeit vorhandene Spaltpilze) unter dem Namen „Bacterium termo" als eine specifische, die obigen Wundkrankheiten erzeugende Bakterienart der Welt denunzirte, war schon mehr als dilettantenhaft, nämlich eine einfache Täuschung durch in die Culturen gefallene Luftkeime.

Auffallend ist es nun, daß alle diese, zum Theil in ihrer Spezialität ganz hervorragenden Gelehrten, Mitglieder der Wiener medizinischen Facultät sind. Handelt es sich hier etwa um eine Art von Eifersucht der früher so berühmten, nun auf den welken Lorbeeren alt gewordenen Wiener Schule, welche mit nicht unterdrückbarem Verdrusse die so lange ehrenvoll innegehabte Führerschaft in der Deutschen Medizin unaufhaltsam immer mehr in die Hände der modernen bacteriologischen Schule Berlins hinübergleiten sehen muß?

Doch diese tadelnden Gegner sind immerhin alle sachverständige, kritikfähige, zum Theil klingende Namen der Medizin, welche sich an das Sachliche halten. Gegen unseren Koch bellt aber jetzt auch dreist eine Meute, welche ich in meinem Aufsatze „Die Impfgegner" in Nr. 47 dieser Zeitschrift gekennzeichnet habe: Homöopathen, Naturheilkundige, Selbstcurirer, Kneippianer, Vegetarianer, diese ganze edle Gesellschaft, welche die Impfgegnerschaft zusammensetzt, ist in Aufruhr gekommen und ihre schnell zusammengeschriebenen Broschüren und Pamphlete verzieren mit ihren reclamenhaften Aufschriften die Schaufenster der Buchhandlungen zweiten Ranges. Da tauchen sie wieder auf, die alten Seeschlangen, die alten ewig wiedergekäuten und hundert Mal widerlegten Phrasen von „den grausen Ueberimpfungen der Scrophulose, Rhachitis (!) und Syphilis", die trotzigen, klagenden Anfragen, „ob man denn nun noch das Restchen gesunden Blutes, das von der Pockenverseuchung übrig geblieben, mit einer neuen Impfpest vergiften wolle" und was solcher theatralischer Phrasen mehr sind. Am Unverschämtesten tritt der Verfasser einer Broschüre auf, eines erweiterten Abdrucks aus der Zeitschrift „Der Vegetarier", das Titelblatt mit zwei großen zeigenden Händen geschmückt; dann folgt zwischen den Händen „Gegen" und dann eine Zeile tiefer: „Dr. R. Koch's Schwindsuchtsbehandlung von einem Nichtarzt, Berlin, Verlag Gebr. Zeidler, 1890". Der ganz unwissende Verfasser, der z. B. auf S. 20 seines Machwerks von Bacterien als „Thierchen" spricht, wagt es, die Person Koch's in dreister Weise zu beschimpfen, indem er der Welt verräth, daß die Medizinalbeamten, weil sie „entweder büreaukratische Arbeit im Zimmer oder gelehrte Forschung in den Studirstuben oder gar im Laboratarium trieben, nichts von Krankenheilung oder wirklicher ärztlicher Praxis verständen." „Daher kommt es, daß die Medizinalbeamten bis zum docirenden Professor hinauf im Rufe stehen, keine besonderen Praktiker zu sein" (p. 7). Da nun Koch Medizinalbeamter war und ist, so versteht er eigentlich gar nichts von der Krankenheilung, und sollte die Heilung der Tuberkulose einfach den bewährten Naturheilkünstlern überlassen, welche jeden Fall von schwerster Lungensucht ohne Ausnahme durch die vegetarische Kost prompt zu heilen versprechen. Dann kommen einige schmutzige Anspielungen auf imaginäre Millionendotationen, sowie darüber, daß die Tuberkulose nicht etwa von den oben erwähnten „Thierchen", sondern von zu üppiger Fleischkost und gewissen geheimen Jugendsünden herrühre und den Schluß macht eine Reclame für den famosen „Welljäger", der mit seinen „Unluststoffen" die wahre Ursache der Tuberkulose und aller Krankheiten entdeckt hat und dieselben heilt, auch als wirklich praktischer Heilkünstler dem Büreaumenschen Koch als „Retter der Welt" gegenübergestellt wird!

Andere Vorwürfe, welche dem Koch'schen Verfahren von

Digitized by Google

verschiedenen, mehr oder minder competenten, Seiten gemacht wurden, betonen theils die gewisse Unvorsichtigkeit, resp. den Mangel an Voraussicht, eine Entdeckung von solcher Tragweite zu veröffentlichen, ehe ein hinreichender Vorrath an Impfflüssigkeit präparirt und in Reserve gehalten war, um dem voraussichtlichen und ja auch in der That eingetretenen geradezu kopflosen ersten Ansturm des Publikums einigermaßen zu genügen. Auch seien die Versuche am lebenden Material nicht lange Zeit hindurch angestellt, um ein sicheres Urtheil über absolute Heilung und das Nichtvorkommen von Rückfällen (Recidiven) zu erlauben. In diesen Vorwürfen steckt ein Körnchen Wahrheit. Wenn man aber die Geschichte der Veröffentlichungen Koch's in's Auge faßt, wie durch das in bester Absicht erfolgte Drängen hoch- und höchstgestellter Personen der große Entdecker aus seiner ihm so natürlichen und stets allseitig bewunderten selbstkritischen Zurückhaltung und aus dem gewohnten geduldigen Abwarten des richtigen Moments der Publikation, gewiß wider seinen innersten Willen zur Veröffentlichung bewogen wurde, so wird man dem in die Enge getriebenen Schweiger diesen Mangel an Vorsicht wohl verzeihen müssen und ihn nicht verantwortlich machen können für die wüsten Scenen, die sich bei dem schreienden Mißverhältniß zwischen der kolossalen, stürmischen Nachfrage und dem geringen Vorrath an Heilflüssigkeit angeblich in Berlin abgespielt haben sollen.

Mehr an das Sachliche halten sich die übrigen tadelnden Ausstellungen am Koch'schen Verfahren, welche erstens dasselbe für die Heilung jeder schon weiter vorgeschrittenen Lungenschwindsucht als werthlos bezeichnen und dasselbe nur für ganz frische Fälle verwendbar finden, welche Fälle übrigens auch durch andere Mittel, klimatische und diätetische Kuren, Hydrotherapie ꝛc. heilbar seien. Andere Kritiker betonen scharf die Gefährlichkeit des Mittels, das einen ganz pathologischen Zustand erzeugt und in der That schon einige Todesfälle verursacht hat. Wiederum andere Tadler beschweren sich darüber, daß die Reaction nach Einspritzung derselben Quantität Kochin bei verschiedenen Individuen häufig ganz verschieden ausfalle, sowie darüber, daß bei entschieden sicher Tuberkulösen auch nach Einspritzung des Mittels die Reaction mit allen ihren Symptomen einfach ausbleiben kann, mithin also auch der so gerühmte diagnostische Effect nicht sicher sei. —

Was nun die erste der Anschuldigungen betrifft, so kann Koch nicht von dem Vorwurf getroffen werden, daß er in dieser Beziehung übertriebene und zu rosige Hoffnungen erweckt hat. Im Gegentheil hat Koch stets vor diesen sanguinischen Vorstellungen gewarnt und Fälle mit großen Substanzverlusten, Höhlen-(Cavernen)bildung in den Lungen als aussichtslos für Heilung wiederholt öffentlich bezeichnet. So sagte er erst kürzlich zu einem englischen Arzte, der ihn über diesen Punkt interpellirte: „Wenn schon große Zerstörung des Lungengewebes eingetreten ist, so hoffe ich nichts mehr; sind aber die vitalen Organe noch intact, so hoffe ich Alles."

Daß ferner Todesfälle in Folge der Anwendung von Kochin vorgekommen sind, läßt sich nicht leugnen. Die Injection des Mittels erzeugt ja, wie wir oben sagten, den intensiven Ausbruch einer acuten Infectionskrankheit und diese Infection, welche von den meisten Patienten gut ertragen und glücklich überstanden wird, kann unter Umständen, wohl bei abnormer Herabsetzung der Widerstandskraft gegen Infectionen, bei gewissen Individuen den Tod herbeiführen, wie ja dies gelegentlich auch bei Einspritzung von narkotischen Mitteln, wie Morphium, Chloralhydrat u. dergl. bei Anwendung kleiner, weit unter der vorgeschriebenen Maximaldose gelegenen Gaben dieser Mittel stattfindet. Vor allem aber müssen wir hier die Chloroformirung als Analogon anführen. Diese segensreiche Erfindung, welche eine Reihe von bis dahin wegen ihrer Schmerzhaftigkeit unmöglichen lebensrettenden Operationen erlaubt hat, werden wir doch auch nicht verwerfen wollen, weil es sich durch eine sorgfältige Statistik hat feststellen lassen, daß allemal auf 100,000 glückliche Chloroformirungen 3 bis 4 Todesfälle kommen, verursacht jedenfalls durch eine abnorme Widerstandsunfähigkeit der Nerven, welche der Respiration und der Herzthätigkeit vorstehen.

Wenn ferner die Reaction nach Einspritzung des gleichen Quantums Koch'scher Flüssigkeit bei verschiedenen Individuen oft bei dem Einen stark, bei dem Anderen schwach ausfällt, so ist es ja bekannt, daß auch bei anderen Infectionskrankheiten, wie bei dieser künstlich erzeugten, eine verschiedene Disposition, verschiedene Empfänglichkeit für das krankheiterregende Agens vorhanden ist; der Eine erkrankt z. B. am Typhus schwer, der Andere leicht. Und wenn es vorgekommen sein soll, daß bei sicher Tuberkulösen, deren Erkrankung auf andere Weise unzweifelhaft constatirt war, die erwartete Reaction ausblieb, so können hier die Ursachen zweierlei sein: einmal kann das die Bacillen beherbergende kranke Gewebe so vollständig von noch gesundem Lungengewebe umhüllt und darin eingekapselt sein, daß das Mittel nicht durchdringen kann, denn bekanntlich besteht die Wirkung des Kochin nicht im Abtödten der Bacillen, sondern im Vernichten des von ihnen besessenen Gewebes, welcher Proceß doch wohl die Reaction eintreten läßt. Oder man hat ältere aufbewahrte, durch wiederholtes Sterilisiren verdorbene Kochin-Lösung benutzt, so daß man eine ganz unwirksame Flüssigkeit einspritzte. Wiederholt hat Koch darauf aufmerksam gemacht, daß nur mit jedes Mal ganz frisch bereiteter Lösung gearbeitet werden muß.

Alle diese Todesfälle, Verschiedenheiten der Reaction unter Anwendung gleicher Quantitäten bei verschiedenen Individuen, sowie das gelegentliche Ausbleiben der Reaction bei Tuberkulösen können auch noch alle gemeinsam von einer Ursache abhängen, deren Entstehung begründet ist in der mühsamen und langwierigen, nicht im Großbetrieb möglichen, sondern nur in der langsamen und durch ihre vielen Vorsichtsmaßregeln, namentlich die absolute Sterilität (Schutz vor Luftkeimen), möglichen schwierigen Laboratoriumsherstellung des Mittels im Reagenzgläschen oder Kolben. Ich meine nämlich, daß noch keine Controle da ist oder erfunden worden ist, wodurch constatirt werden kann, daß die Ergebnisse der verschiedenen Fabrikationsperioden nun auch jedes den gleichen Gehalt an den in ihrer Zusammensetzung und Constituirung noch ganz unbekannten giftigen Eiweißstoffen (Toxalbuminen) haben, gewissermaßen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ob auch alle wirklich gleich graduirt sind. Daher die Schwankungen in der Stärke der Reaction, die gelegentlichen Todesfälle und dergleichen Störungen, die erklärlich werden durch einen nicht immer gleichen Gehalt an dem wirksamen Agens, so daß z. B. ein Centigramm einer Herstellungsperiode eine viel größere Menge des giftigen Prinzips enthält, als ein Centigramm einer anderen Fabrikationsperiode. Diese Unsicherheit der Graduirung vermuthe ich aus einer Reihe von Meldungen vorgekommener Unregelmäßigkeiten bei der Anwendung des Kochin, welche mit der eigenthümlichen Zubereitung des noch mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckten Mittels zusammenhängen. Auf weiten Umwegen gelang es mir, einigen Aufschluß über die Bereitung des Kochin zu erlangen und wenn auch mein Gewährsmann nicht für wörtliche Genauigkeit des Rezeptes garantiren konnte, so ist es für einen praktischen Bacteriologen doch leicht einzusehen, daß das Kochin kaum in erheblicher Weise anders, als nachstehend folgt, hergestellt werden kann.

Das Prinzip der Herstellung der Koch'schen Injectionsflüssigkeit war ja bekannt. Es handelte sich darum, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, nämlich den Giftwaffen, giftigen Eiweißkörpern (Toxalbuminen), welche alle pathogenen (krankheiterzeugenden) Spaltpilze, in unserem Fall die Tuberkelbacillen, aus den für sie löslichen und spaltbaren Eiweißkörpern ihres Nährbodens bereiten. Denn die in den thierischen Organismus eindringende einzellige, chlorophyllfreie, zu der niedersten Form der Pflanzenwelt, den Algen, gehörende Bacterie, bestehend aus einem mit Sicherheit erkannten äußeren Hüllmantel aus Cellulose (Pflanzenzellstoff)

Digitized by Google

und einem vermutheten inneren Protoplasma-(Pflanzeneiweiß-) Kern, bedarf, um sich gegen die ihr den Eingang verwehrenden thierischen Organismuszellen, die bedeutend reicher an Eiweiß (thierischem Protoplasma) sind, zu vertheidigen, resp. gegen sie zum Angriff vorgehen zu können, eines dieselben lähmenden und widerstandslos machenden Giftes. Diese Giftwaffen, welche gleich dem Schlangengift den Gegner resp. die Beute, paralysiren und vertheidigungsunfähig machen sollen, stellen sich die Bacterien, wie die höheren Giftpilze und Giftpflanzen ihr Gift, aus ihrem Nährboden her. Während aber diese höheren Pflanzen aus den für sie im Boden brauchbaren Nährstoffen ihre specifischen Giftstoffe componiren, spaltet im Gegentheil die auf oder in eiweißreichen Nährböden oder Nährflüssigkeiten wuchernde Bacterie das ihr zur Ernährung dienende thierische Eiweiß zu jenen giftigen Eiweißkörpern, welche als Stoffwechselproducte, als Producte des Lebensprozesses dieser Algen schon längst unter dem Namen „Ptomaïne" oder, wie oben gesagt, „Toxalalbumine" bekannt sind. Im thierischen Organismus entnehmen die Bacterien das Material zur Herstellung der genannten Spaltungsproducte dem im Körper circulirenden, gelösten Eiweiß. Eine künstliche Cultur der Pilze in eiweißreicher Nährflüssigkeit, Bouillon z. B., nimmt das ihr dargebotene thierische Eiweiß zur Nahrung und Abspaltung. Und daß diese Ptomaïne, diese Stoffwechselproducte der Bacterien von noch zum Theil ganz unbekannter chemischer Constitution, wirklich Vernichtungsmittel im Kampf der Pflanzenzelle mit der Thierzelle sind, sehen wir aus Koch's Aeußerung bewiesen, daß sein Mittel nicht die Erzeuger, die Bacillen, tödte, sondern das von ihnen bewohnte thierische Gewebe.

Die Herstellung des Mittels geschieht ungefähr in folgender Weise. In Pferdefleischbouillon, welche nach der bekannten Koch'schen Vorschrift für Nährbouillon angefertigt wird und welche speziell die meisten löslichen Eiweißkörper enthalten soll von allen aus thierischem Fleisch bereiteten Bouillons, werden Tuberkelbacillen in Reincultur gezüchtet, und erzeugen aus den Eiweißkörpern ihrer Nährflüssigkeit durch Spaltung bei ihrem Stoffwechsel jene giftigen Ptomaïne. Nachdem die Bacillen ihren Lebensprozeß abgespielt haben, werden sie durch ein sogenanntes „Chamberland-Filter" aus „Biscuit" (sogen. „rohem Porzellan") abfiltrirt und die von ihnen gereinigte durchfiltrirte Bouillon wird wiederum zur Cultur einer frischen Colonie von Bacillen benutzt. So wiederholt sich diese Procedur, wie sie eben geschildert wurde, noch einige Male und die Ptomaïne, welche inzwischen durch die wiederholt sich abspielenden Lebensprozesse der verschiedenen einander folgenden Bacillencolonien sich in der immer wieder zur Cultur benutzten Urnährbouillon in concentrirter Lösung angesammelt haben, stellen, zum letzten (sechsten) Male von den Bacillen durch Filtriren im Chamberland-Filter befreit und mit einer 0,5 proc. Carbollösung behufs besserer Conservirung gemischt, das Koch'sche Mittel dar. Jeder Kenner derartiger Arbeiten weiß nun, wie außerordentlich schwierig, mühsam und langwierig die Bereitung dieser nur für die in solcher Arbeit geübte Hand eines erfahrenen Bacteriologen möglichen Procedur ist und kennt die Nothwendigkeit der Beobachtung von zahlreichen sorgfältigsten Cautelen, durch deren Vernachlässigung das ganze Produkt mit fremden Luftbacterien verunreinigt und unbrauchbar wird, ebenso wie sorgfältig steril alles gehalten werden muß. Er kann auch erzählen, wie zeitraubend das Filtriren durch den Porzellanfilter ist und wie wenig fertige Flüssigkeit es schließlich gibt, da die ersten Filtrate durch die Filter wegen Unzuverlässigkeit immer weggeschüttet werden müssen. Bei dieser ganzen mühseligen, nur für die in bacteriologischer Praxis geübte und vertraute Hand möglichen Procedur, ist wohl an eine Herstellung im Großbetrieb nicht zu denken, wie Jedem einleuchten wird. Und ebenso fehlt es zur Zeit noch an einem sicheren Verfahren, wie die Gleichmäßigkeit des Gehalts an wirksamen Agentien controlirt werden kann. Daß das wunderbare Forschergenie unseres Robert Koch auch diese Uebelstände noch aus dem Wege schaffen wird, davon sind wir in freudiger Erwartung und felsenfestem Vertrauen überzeugt.

Erfreulicher Weise mehren sich auch neuerdings die Stimmen vorurtheilsfreier, kritischer Kliniker, welche inzwischen mit strenger klinischer Beobachtung ihre Versuche mit Kochin ausgeführt haben. So stellte der bekannte Würzburger Kliniker Leube in seiner Vorlesung vom 18. December eine seit vier Wochen mit Koch'schen Injectionen behandelte Patientin mit Lupus des Gesichts vor „als in vollständiger Heilung begriffen". Weiter wurde ein Phthisiker vorgestellt, der nunmehr seit 14 Tagen keine Fieberreaction mehr zeigt, obwohl ihm wiederholt 100 Milligramm der Koch'schen Lymphe eingespritzt wurden. „Patient befindet sich ganz wohl, hat in 4 Wochen eine Körpergewichtszunahme von 5,4 Kilogramm erfahren und dürfte als geheilt zu betrachten sein." In seinen weiteren Ausführungen kam der berühmte, als streng kritisch bekannte Kliniker zu dem Schluß, daß das Mittel eine gewaltige Einwirkungskraft auf den von Tuberkulose befallenen Organismus besitze. Wolle man Unglücksfälle vermeiden, so müsse man stets, auch bei Erwachsenen, mit der Minimaldosis von ein Milligramm beginnen und das Mittel nur alternirend, d. h. einen Tag über den anderen, nicht, wie Koch angab, täglich anwenden, da die Reactionsperiode bis zu 30 Stunden währte. Ueber die Wirkungen des Mittels sagte Leube ferner: „Der Auswurf wird immer vermehrt; Tuberkelbacillen darin sind merkwürdiger Weise nicht vollständig geschwunden, zeigen aber den bekannten Zerfall und Verkümmerung. Der Appetit schwand zwar Anfangs, so lange Fieber bestand, später befanden sich die Patienten ausgezeichnet wohl, wofür der Umstand spricht, daß in den meisten Fällen innerhalb 14 Tagen Gewichtszunahmen von 0,3—5,4 Kilogramm zu Stande kamen. Es ist also diese meist beobachtete Gewichtszunahme ein erfreuliches Resultat der Behandlung bei einer Krankheit, die ja sonst zu allgemeiner Abmagerung führt. Das Mittel verspricht viel für die Zukunft, wenn nur erst einmal die Normen für eine rationelle Behandlung in den einzelnen Fällen näher fixirt sind."

Literatur und Kunst.

Robert Hamerling als Philosoph.

Von Eduard von Hartmann.

Als die Makart'schen Bilder zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre ihren Triumphzug durch die Ausstellungsräume der deutschen Städte hielten, bin ich öfters einer Zusammenstellung der drei Namen: Makart, Hamerling und Richard Wagner begegnet. Man fühlte, daß jeder dieser drei Künstler in seiner Kunst über ein ungewöhnliches Maß sinnlicher Farbenpracht verfügte und dadurch künstlerische Wirkungen von ungewöhnlicher Stärke erzielte. Aber während bei Makart die Farbenpracht Alles war und für den Mangel eines tieferen idealen Gehalts entschädigen mußte, strebten Wagner und Hamerling von Anfang an nach den höchsten idealen Zielen der Kunst, allerdings nicht ohne daß die Kluft zwischen Geist und Sinnlichkeit bemerkbar wurde. Nur einmal, in seiner Aspasia, ist es Hamerling gelungen, den geistigen Gehalt ganz und ohne Rest in die sinnliche Form zu versenken und die Sinnlichkeit nur und ausschließlich im Dienst des geistigen Gehalts zu entfalten; aber dieses Werk steht schon an der Grenze, wo die errungene Vollreife der künstlerischen Meisterschaft mit der Abnahme des schöpferischen Vermögens zusammentrifft. Bei Wagner hingegen klafft geistiger Gehalt und sinnliche Ausdrucksform um so weiter aus einander, je höhere Ziele er sich steckt, am weitesten in seinem letzten Werk, und die Abnahme des schöpferischen Vermögens erweitert nur die Kluft, die im Fliegenden Holländer noch am wenigsten spürbar ist.

Dieser Verschiedenheit der künstlerischen Anlage entspricht auch die verschiedene Stellung zur Wissenschaft. Makart hat uns keine theoretischen Arbeiten hinterlassen, sondern gezeigt,

Digitized by Google

wie eine Malerwerkstatt aussehen soll. Wagner hat viel theoretisirt, höchst werthvoll, wo er über sein Handwerk im engeren Sinne spricht (z. B. über das Dirigiren), schon mit zweifelhafterem Werthe, wo er die Abweichungen seiner Kunstwerke vom Herkömmlichen zu rechtfertigen sucht, ganz dilettantisch, wo er sich auf ästhetische und philosophische Probleme im Allgemeinen einläßt. Hamerling hat sich nicht damit aufgehalten, seine eigenthümliche Kunstübung zu vertheidigen, sondern sein Theoretisiren geht geradeswegs auf die Erringung und Skizzirung einer philosophischen Weltanschauung*) los, die sich mit seinen künstlerischen Tendenzen im Einklang befindet. Wagner's Diction hat selbst in seiner theoretischen Prosa einen rhetorischen, poetischen, überschwänglichen Anstrich; sie blendet und überredet, ohne zu überzeugen, weil sie vor der nüchternen Kritik nicht Stich hält. Hamerling hingegen schreibt seine philosophischen Studien in demselben Stil, wie man eben neuerdings gemeiniglich dergleichen zu schreiben pflegt, und den Dichter würde man nicht heraus erkennen, wenn nicht doch die Sprache anschaulicher wirkte als bei den meisten abstracten Denkern. In der theoretischen Prosa sind offenbar Goethe und Schopenhauer seine stilistischen Vorbilder, auch darin, daß das anschauliche Aperçu der Ausgangspunkt und Keimpunkt seines Denkens ist, an den sich die logische Entwickelung nur angliedert, wofern sie nicht ganz ausbleibt.

Es liegt in der Natur des Aperçus, daß es mehr anregend als überzeugend wirkt, weil es die psychologischen Motive, die zu ihm geführt haben, nicht mit darbietet, und daß es nur demjenigen genug thut, der durch ähnliche Voraussetzungen und Gedankengänge bereits zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist und die präcise Formulirung dieser Ergebnisse willkommen heißt. Hamerling's Denken ist wesentlich monologisch; es entspringt aus dem Bedürfniß, mit sich selbst über die Probleme der Welt so weit als möglich in's Reine zu kommen. Darum sind seine Aufzeichnungen schlicht und sachlich und suchen Niemand zu gewinnen oder zu blenden. Als der Niederschlag eines nach innen gekehrten gedankenvollen Lebens sind sie inhaltlich wohl ausgereift, und als die Aufzeichnungen eines großen Sprachkünstlers bieten sie oft genug bekannte Gedanken in einer vereinfachten, besonders verständlichen, so zu sagen populären Form. Nicht ein neues, originales metaphysisches System will er entwickeln, sondern die wirklichen Ergebnisse menschlichen Denkens, gereinigt von allem Prunk abstracter Speculation und auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht. Der Glaube an das Gelingen dieses Versuchs veranlaßt ihn, das zunächst für sich selbst Niedergeschriebene auch Anderen darzubieten, unbeschadet dessen, daß den theilweise recht aphoristischen Aufzeichnungen eine letzte redactionelle Ueberarbeitung für den Druck versagt geblieben ist.

Es liegt auf der Hand, daß ein Werk von 566 Seiten klein Octav, das alle Probleme der Philosophie wenigstens berühren möchte, keines erschöpfend behandeln kann, daß man von ihm „keine durchgeführten, abgerundeten und vollständigen Abhandlungen über die einzelnen Themen erwarten" darf (Vorwort S. XIII). In der Hand des Lesers erscheint der aphoristische Monolog wie eine Bekenntnißschrift, die zur Polemik weder auffordert noch auch die genügenden Handhaben bietet. Ein solches Werk will gar nicht beweisen, was es behauptet, sondern nur Anregung zum Denken bieten, und das thut es in reichem Maße. Viele, denen das wissenschaftliche Studium der Philosophie fern liegt, werden aus den populären Erörterungen Hamerling's eine Erweiterung und Vertiefung ihres geistigen Gesichtskreises gewinnen; Viele, die nur aus Interesse für die persönliche Weltanschauung des Dichters diese Aufzeichnungen lesen, werden unvermerkt eine Erweckung des philosophischen Interesses verspüren. Aber auch der Philosoph von Fach wird sich an ihnen erfreuen. „Es lohnt sich in jedem Wissenszweig, zuweilen auch einen Freund der Wissenschaft zu hören, der ohne die Voreingenommenheit des Schulweisen mit frischen unabgestumpften Sinnen eine Sache betrachtet" (I, 208).

Die Fachphilosophie würde entschieden Unrecht thun, die philosophischen Gedanken des Dichters als dilettantische Populärphilosophie bei Seite zu schieben. Das nachgelassene Werk eines Sechzigjährigen hat mindestens dasselbe Recht, ernst genommen zu werden, wie dasjenige eines jungen Privatdocenten. Hamerling ist von dem Studium der Alten zur Poesie übergegangen, und er hat sich niemals so ausschließlich als Dichter gefühlt, um nicht immer ein ganzer Mensch und darum auch ein Stück Philosoph sein zu wollen. Ein anderes Lebensschicksal hätte ihn vielleicht zum philosophischen Schriftsteller oder Lehrer gemacht, der nebenbei poetische Neigungen gepflegt hätte. Seine Belesenheit in der philosophischen Literatur ist geradezu erstaunlich, insbesondere auf dem Feld der modernen Erkenntnißtheorie und Naturwissenschaft. Auch der Geschichte der Philosophie hat er offenbar ein eingehendes Studium gewidmet, obschon es den Eindruck macht, als hätte er gerade sehr wichtige Epochen erst nach der Niederschrift des ursprünglichen Textes seines Werkes kennen gelernt.

Dilettant ist er nur in Bezug auf die Elemente der Mechanik, wie schon ein guter Gymnasialunterricht sie in den Mathematik- und Physikstunden dem Schüler zuführen soll, und dieser Mangel macht sich bei seiner Vorliebe für naturphilosophische Erörterungen oft recht fühlbar. Dürftig sind die Kapitel zur Aesthetik und Ethik, was besonders für die Aesthetik auffällig und bedauerlich ist; die Religionsphilosophie scheint ihm so fern gelegen zu haben, daß er ihr geflissentlich aus dem Wege geht. Am ausführlichsten sind dem Zuge der Zeit gemäß die Erkenntnißtheorie und Metaphysik behandelt, speziell die Kategorienlehre, wie denn auch der Nebentitel des Werkes lautet: „Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß." Auf diesem Feld ist er entschieden am besten beschlagen, und hier nähern sich auch die Ausführungen am meisten der Vollständigkeit von Abhandlungen, ohne freilich den jeweiligen Gegenstand zu erschöpfen.

Nach verschiedenen Anzeichen glaube ich, daß der ursprüngliche Text des Werkes im Anfang der siebziger Jahre niedergeschrieben ist, daß er in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre verschiedene umfangreichere Zusätze und Erweiterungen erfahren hat, und daß in den achtziger Jahren nur noch kleinere Zusätze und aphoristische Bemerkungen eingefügt worden sind, die für den Gesammtinhalt und den Werth des Buches unerheblich sind. Es ist sehr zu bedauern, daß Hamerling sich durch seine nervöse Empfindlichkeit gegen die Kritik hat abhalten lassen, das Werk schon Ende der siebziger Jahre zu veröffentlichen. Er würde dann durch die Kritik zu weiteren Ausführungen in neuen Auflagen oder besonderen Abhandlungen angeregt und dadurch zu einer Vertiefung seiner Ansicht geführt worden sein. Die dichterische Production floß in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens ohnehin so spärlich, daß sie durch eine solche ausgiebige Bethätigung auf philosophischem Gebiet schwerlich Schaden gelitten hätte.

Hamerling's philosophische Weltanschauung steht dem Materialismus und philosophischen Theismus gleich feindselig gegenüber, aber ohne sich mit ihrer Bekämpfung viel abzugeben. So weit er Polemik treibt, ist sie vorzugsweise gegen die herrschende Richtung zur Zeit der Niederschrift des Buchs, d. h. gegen den Neukantianismus gekehrt, den er nicht müde wird, in immer neuen, meist glücklichen Wendungen zu bekämpfen. Gerade diese Kritik des Neukantianismus, die auf einer sehr eingehenden Kenntniß der einschlägigen Literatur fußt, dürfte in fachphilosophischen Kreisen am meisten Interesse erregen.

Im vorletzten Kapitel wendet er sich auch gegen den Pessimismus und vertheidigt den Optimismus als die tiefere Wahrheit, während er an einer früheren Stelle wenigstens die Gleichberechtigung beider zugegeben hat. Er glaubt, daß das bloße Existenzgefühl als Befriedigung des Willens zum Leben schon eine fortdauernde allgemeine Lust sei, welche allen Unlustüberschuß des Lebens im Besonderen überwiege, beachtet dabei aber nicht, daß die Willensbefriedigung nur als bewußt werdende „Lust" heißen kann, und daß das Existenzgefühl für

*) Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß. Von Robert Hamerling. 2 Bände.

Digitized by Google

gewöhnlich, wenn nicht durch Contraste die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt wird, unbewußt bleibt, also auch nicht als Lustgefühl in Rechnung gestellt werden kann. Er vermengt ferner die teleologische Bestimmung des Individualwillens zur Lösung seiner Lebensaufgabe mit dem Lebensdrang des Urwillens, und die geistige Gesundheit der Hingabe an die teleologische Aufgabe des Individualwillens mit der Frage nach der Berechtigung zur Kritik und Verurtheilung des Urwillens und seines unvernünftigen Bethätigungsdranges. Daß Dasein und Leben beglückend sein müsse, weil alle Menschen leben wollen, dieser Schluß wäre nur zulässig, wenn das Wollen etwas Secundäres wäre, das ausschließlich durch das primäre Lustgefühl motivirt würde, aber nicht, wenn das Wollen als Wille zum Leben das Primäre und die Lust nur etwas Secundäres ist, wie Hamerling annimmt. Wenn das Wollen etwas Primäres ist im Vergleich mit dem aus ihm erst entspringenden Gefühl, dann ist es in der That eine Illusion, aus dem Willen zum Leben auf eine stetige Lust des Daseins als solchen schließen zu wollen, die erfahrungsmäßig nur ausnahmsweise und unter besonderen Umständen gefunden wird. Weil aber dieser verkehrte Schluß und diese Illusion dem Menschen so nahe liegt und durch die teleologische Einrichtung der menschlichen Natur begünstigt wird, darum gehört eine ausführliche kritische Reflexion dazu, sie zu enthüllen und in allen ihren Verkleidungen bis in die letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, und darum ist es keine Widerlegung des Pessimismus, daß zu seinem Beweise ganze Bücher geschrieben werden mußten (II, 248).

In der Erkenntnißtheorie stützt Hamerling seine Ablehnung des alles verflüchtigenden Idealismus auf die Realität, welche das Existenzgefühl dem sich fühlenden Subject verbürgt, und die er mit Recht von der mittelbaren Realität der Dinge außer uns unterscheidet. Es liegt hierin das Richtige, daß die Summe der Gefühle eine andere Art von Realität besitzt als die Summe der Vorstellungen, und daß die anderartige Realität der Gefühle zugleich als eine intensivere Realität erscheint, weil sie dem specifischen Realprinzip des Willens näher steht, d. h. unmittelbarer aus ihm abfließt. Es ist ohne Zweifel ein Verdienst Hamerling's, auf diesen von der Erkenntnißtheorie bisher nicht genügend beachteten Unterschied hingewiesen zu haben. Aber er täuscht sich, wenn er aus den Gefühlen so ganz unmittelbar das Subject oder Ich herauszieht, und die (allerdings unbewußte) Schlußvermittelung verkennt, die in diesem Rückgang auf das fühlende und wahrnehmende Subject ebenso gut enthalten ist wie in dem Fortgang zu dem wahrgenommenen Ding.

Hamerling glaubt an eine Realität der Dinge außer uns, die auf einander und auf das wahrnehmende Subject wirken. Das Wirken denkt er sich bald als den Uebergang eines objectiven, äußeren Zustandes, bald als die Uebertragung eines subjectiven inneren Zustandes. Er lehnt Lotze's Vermittelung des Wirkens durch das einheitliche Absolute ab (II, 25) und gibt doch zu, daß es ohne dessen Mitwirkung und Beihülfe nicht zu Stande kommen würde (II, 16). Die äußere Zustandsänderung müßte letzten Endes Bewegungsänderung sein; da aber Bewegung nur der subjectiven Erscheinung angehören soll, so sieht er sich von der Uebertragung äußerer Zustände auf diejenige innerer, d. h. Bewußtseinszustände, zurückgeworfen. Aber nur als Objecte der inneren Selbstanschauung sollen die vielen Ichs oder endlichen Bewußtseinssubjecte verschieden sein, nicht als anschauendes Subject; danach wäre offenbar die scheinbare Wirkung der Ich auf einander nur eine Beeinflussung der Vorstellungen im absoluten Subject. Aber auch das ist nicht Hamerling's Meinung, weil er nicht bloß individualisirte Willensacte, sondern reale Willenscentra in den Individuen sucht und sie zu selbständigen Ausgangspunkten des Wirkens machen möchte. Wie dabei das absolute Willenscentrum und die secundären Willenscentra (Individuum) mit einander cooperiren, um das causale Wirken zu Stande zu bringen, und welcher Antheil bei dieser Cooperation auf jedes der betheiligten Glieder fällt, darüber läßt Hamerling sich nicht aus.

Um die Realität der Außenwelt zu retten, erkennt Hamerling die transcendentale Realität und transcendente Gültigkeit der Denkgesetze und Denkformen (Kategorien) ausdrücklich an; aber er befindet sich in dem sonderbaren Irrthum, daß er dies nur auf Kosten ihrer Apriorität für möglich hält. Er bekämpft deshalb den Neukantianismus nicht nur, weil er transcendentaler Idealismus, sondern auch weil er Apriorismus ist, und glaubt von Kant auf den Locke'schen Empirismus zurückgehen zu müssen. Dadurch macht er nun freilich dem Neukantianismus die Entgegnung leicht; denn die Anschauungen und Wahrnehmungen, aus welchen die Kategorien empirisch abstrahirt werden, sind ja offenbar selbst erst aus dem rohen Empfindungsmaterial der Sinne mit Hülfe der Kategorien aufgebaut. Auch ist Hamerling selbst Apriorist auf dem Gebiet des ästhetischen und ethischen Urtheils und nur auf dem des Erkennens will er die unbewußte synthetische Construction nicht gelten lassen.

Auf der anderen Seite hält Hamerling an Kant's Lehre von der reinen Subjectivität der Anschauungsformen (Raum und Zeit) gegen Locke fest und versperrt sich so durch die Leugnung einer realen Bewegung und Veränderung jeden Eingang zum Verständniß des Weltprozesses. Aber er muß doch auch wieder anerkennen, daß der Begriff des Seins (als Wirkens und Lebens) von dem der Zeit unabtrennlich ist, und daß Zeit und Raum auch irgendwie auf das Absolute angewendet werden müssen (I, 193). Er meint nur, daß der reale oder intelligible oder absolute Raum selbst kein Raum mehr zu nennen sei (I, 207). Wenn er die Lehre vom intelligiblen Raum in der Geschichte der neueren Philosophie genauer verfolgt hätte, so würde er wie ich zu dem Ergebniß gelangt sein, daß der Unterschied zwischen dem intelligiblen Raum und unserem mathematischen Begriff des Raumes unangebbar sei.*) Diese vereinzelten Bemerkungen haben übrigens keinen Einfluß auf seine ganze Denkweise und er bleibt ihrer ungeachtet transcendentaler Idealist in Bezug auf die Anschauungsformen, während er transcendentaler Realist in Bezug auf die Denkformen ist. Hiermit stellt er sich als das Widerspiel J. H. v. Kirchmann's dar, der transcendentaler Realist in Bezug auf die Anschauungsformen und transcendentaler Idealist in Bezug auf die Denkformen ist.

Hamerling betont mit Recht, daß der Weltprozeß sich in jedem seiner Querschnitte als eine discontinuirliche Summe von discreten Gliedern darstellt; er versäumt nur, es in gleichem Maß zu betonen, daß derselbe in jedem seiner Längsschnitte eine continuirliche Veränderung darstellt, und übertreibt seine Vorliebe für das Discrete so sehr, daß er sogar der Veränderung die Continuität absprechen möchte. Dem Begriff der Polarität legt er im Sinn der älteren Naturphilosophie eine übertriebene Bedeutung bei, die zu den unitarischen Elektricitätstheorien der heutigen Naturforschung nicht mehr paßt. Um der Polarität willen sucht er sogar den Gegensatz von Anziehung und Abstoßung in demselben punktuellen Atom zu vereinigen, sei es als rhythmische Oscillation zwischen Contraction und Expansion, sei es als einen mit der Entfernung eintretenden Umschlag im Vorzeichen. Mit der Ersteren ist naturwissenschaftlich gar nichts anzufangen; letzteres aber ergäbe eine viel zu complicirte mathematische Formel für die elementare Mechanik des Atoms.

Da Hamerling in aller Bewegung kein Thun, sondern nur ein Leiden erblickt, so erscheint ihm die Bewegung als keine Kraftäußerung (II, 62). Es bleibt fraglich, ob dann der Begriff der Kraft noch haltbar ist, da es schwer sein dürfte, eine andere Kraftäußerung an Stelle der Bewegung namhaft zu machen. Hamerling setzt sich über dieses Bedenken hinweg und behauptet, daß es eine einheitliche Urkraft gebe, die mit dem Sein zusammenfällt und von uns je nach ihrer Entfaltung Kraft, Leben oder Wille genannt wird (II, 51. 53). Bewußte Kraft ist Wille, unbewußter Wille ist Trieb; alle Kraft ist Willenskraft. So weit stimmt er mit Schopenhauer über-

*) Vergl. A. Drews, Die Lehre von Raum und Zeit in der nachkantischen Philosophie (Leipzig, W. Friedrich), und E. v. Hartmann, Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie (Leipzig, W. Friedrich), S. 102—110.

Digitized by Google

ein, für den er übrigens keine besondere Sympathie zu haben scheint; mit Recht weist er auf verschiedene Vorgänger hin, die Schopenhauer's Betonung des Willens gehabt hat, insbesondere auf einige Stellen in Jacobi's Werken (I, 260 bis 262). Die Urkraft oder der Urwille theilt sich zwar nicht, aber er wiederholt sich in vielen Kräften oder Willen, die nicht bloß seine Acte, sondern selbständig wollende Subjecte oder secundäre Actionscentra sind. Diese Behauptung bezeichnet Hamerling als den Unterschied seines Standpunkts von dem meinigen, nach welchem die Atome oder Individuen nur Willensacte oder Gruppen von Willensacten des Urwillens sind. Als Grund seiner Abweichung gibt er an, daß das Ichgefühl nur in einem Wollenden, nicht in einer bloßen Willensaction zu Stande kommen könne (I, 179, 264—265).

Mir scheint es unverständlich, wie der Urwille als absolutes Centrum ohne Theilung, Emanation oder Schöpfung durch Selbstwiederholung Sonderwillen als secundäre Centra des Willens hervorbringen soll, die nun zwar selbständig fungiren, aber für ihr Wirken auf einander doch noch auf die Beihülfe des absoluten Centrums angewiesen bleiben. Auch die Analogie der Zeugung versagt hier, weil es sich nicht um ein Formen vorhandenen Stoffes, sondern um eine stofflose Selbstvervielfältigung der Urkraft ohne eigene Kraftverminderung und Kraftabspaltung handelt. Dagegen ist die atomistische oder individualisirte Function der Urkraft ein ganz deutlicher Begriff. Selbstverständlich steckt in jeder Sonderaction das eine absolute Subject darin, da ja die Action nichts wäre abgelöst an dem sie ausübenden Subject, das Wollen nichts wäre ohne Wollendes. Also ist auch für die Erklärung des Bewußtseins, sowohl der objectiven Empfindung, als auch des subjectiven Selbstgefühls, das Subject als Wollendes in jeder Action gegenwärtig.

Hamerling bedürfte nur dann gesonderter Wollenssubjecte, wenn er gesonderte Subjecte des Ichgefühls annähme; das thut er aber nicht, sondern betrachtet mit Recht das Bewußtseiende als ein Allgemeines und nur dasjenige, als was es sich bewußt ist, als ein Besonderes (I, 232—233. 221). Damit fällt jeder Grund hinweg, in dem Besonderen, als was das eine Bewußtseiende sich weiß, mehr als bloße Verschiedenheit der Willensacte zu sehen, und nach einer Vielheit von Willenssubjecten zu suchen, da doch keine wesenhafte Vielheit von Bewußtseinssubjecten zugestanden wird. Das absolute Subject alles Bewußtseins in den individualisirten Actionen bedarf zu seiner Erklärung durchaus nur eines absoluten Subjects alles Wollens. Die Vielheit der individuellen Bewußtseinssphären entspringt nicht aus der Vielheit des wesenhaften Subjects, sondern aus der Vielheit der sich kreuzenden Functionen und Functionengruppen. Ebenso wie durch die Vielheit der Bewußtseine der falsche Schein einer Vielheit von substantiell getrennten Bewußtseinssubjecten entsteht, ebenso entspringt aus diesem wieder der Schein einer Vielheit von Willenssubjecten. Hamerling hat den ersteren Schein aufgelöst, aber den zweiten, der zugestandener Maßen nur aus dem ersten entspringt, bestehen lassen, und auf ihn seine „Atomistik des Willens" gegründet.

Weit eher hätte der umgekehrte Versuch eine gewisse Aussicht des Gelingens, wenn nämlich Einer behauptete, daß zwar in Bezug auf Wollen und Kraftäußerung die Individuen nur Actionen oder Actionsgruppen des Einen Urwillens seien, daß sich aber mit der Vielheit der Bewußtseinssphären auch eine Vielheit von Bewußtseinssubjecten oder Bewußtseienden entwickele. So ließe sich die Setzung der secundären Centra, die Hamerling eben nur zu behaupten vermag, durch Vermittelung der Bewußtseinsvielheit wenigstens dem Anschein nach verständlich machen, wenn es auch nicht schwer wäre, zu zeigen, daß die so entstehenden vielen Centra doch wieder nur ideale Scheinsubjecte, aber keine realen Wesenheiten sind.

Immerhin ist anzuerkennen, daß Hamerlings Bestreben, dem Individualismus innerhalb des Monismus zu einem erhöhten Recht zu verhelfen, einem gewissen Zug der Zeit entgegenkommt. Wilhelm Wundt's „System der Philosophie", Hermann Wolff's „Kosmos" und Hamerling's „Atomistik des Willens", die im Laufe eines Jahres erschienen sind, zeigen trotz aller sonstigen Verschiedenheit der Physiognomie diesen verwandten Zug. Alle Drei suchen unter verschiedenen Namen den alten Standpunkt des Hylozoismus wieder zu neuen Ehren zu bringen. Alle Drei scheitern aber gleichmäßig mit diesem Bestreben an der Lösung des Problems, wie das Individuum höherer Ordnung sich als bloßes Summationsphänomen aus Individuen niederer Ordnung aufbauen soll, ohne daß aus der Urkraft oder dem Urwillen neue Actionen hinzutreten, durch welche die Actionsgruppe höherer Ordnung über eine bloße Summe der Actionen niederer Ordnung hinausgehoben würde. Alle Drei stehen in dieser Hinsicht meiner (zuerst anonym erschienenen) Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" (vgl. Theil III der 10. Auflage der „Philosophie des Unbewußten") näher, als dem von mir selbst vertretenen Standpunkt. Bei Wolff erklärt sich dies daraus, daß der Theismus in einer ziemlich deistischen Form als eine keines Beweises bedürftige Voraussetzung feststeht; bei Wundt daraus, daß er die Einheit des Urwillens erst nachträglich als ideales Postulat an sein wesentlich hylozoistisches System anfügt. Bei Hamerling aber, wo die Einheit des Urwillens als Prinzip und die Einheit des Bewußtseienden in allen Bewußtseinen den Ausgangspunkt einer durchweg teleologischen und organischen Weltbetrachtung bildet, begreift man nicht, warum diese Voraussetzungen nicht auch für den Aufbau der höheren Individuen aus niederen und letzten Endes aus Atomwillen nutzbar gemacht sind.

Hans von Marées.

Von Cornelius Gurlitt.

Wenn man heute über neuere deutsche Kunst schreibt und spricht, gilt es für so gut wie selbstverständlich mit Carstens seine Auseinandersetzung zu beginnen. Hätte man aber noch im Jahre seines Todes die Kunstweisen in Deutschland oder gar in Frankreich und England gefragt — dann hätten sie sicher alle mit einander über den Gedanken gelacht, daß in jenem bescheidenen Atelier in Rom, von einem kranken, nervösen Manne, von einem durch die Berliner Kunstgrößen wegen seines wenig „angenehmen Colorites", seiner „plumpen Zeichnung" und wegen seiner Selbstüberhebung verurtheilten „berühmten Skizzirer" solle eine neue Kunst geboren sein. Besaß man doch eine alle Welt, selbst einen Goethe auf's Höchste befriedigende Kunst, besaß man doch einen Mengs, einen Graff, einen Kaufmann, einen Oeser, einen Hackert, fehlte doch Carstens alles das, was in der Malerei als das Höchste galt, die Abgeklärtheit der Zeichnung zum Ideal, der Apoll von Belvedere, der Wohllaut der Farbe, deren Vorbild Correggio blieb, die Anmuth der Bewegungen, in der das Rococo noch ausklang, kurz alle jene Vortheile des Empirestiles, welche die Augen der Welt so sehr umfaßt hielten, daß die Kunstkenner alles Ernstes darüber stritten, ob die Sixtinische Madonna wirklich von Rafael sei, da auch ihr die Grazie, der warme Ton und die Korrektheit der Zeichnung zu sehr fehle, als daß man sie dem größten Meister zuschreiben dürfe.

Nur außerordentlich Wenige haben Carstens bei seinen Lebzeiten verstanden. Auch heute scheint mir, daß man ihm nicht viel näher getreten ist. Denn die moderne Kunstgeschichte streitet wieder darüber, ob seine Art die rechte war, ob er die eigentliche Kunstvollendung, jenes nebelhafte ideale Höchste erreicht, oder sich ihm nur genähert habe. Sie verkennen seine Bedeutung. Für ihn wie für jeden seines Gleichen gibt es keinen Maßstab außer ihm, sondern nur den in ihm. Carstens hat im Leben allein gestanden und steht es in seiner Kunst. Er hat das gewaltige Verdienst, daß er nach langem Brachliegen des individuellen Schaffens einmal wieder eine ganze Manneserscheinung in Kunst umprägte, daß er seine Kunst machte, die so gut und so groß ist, wie er selbst war, daß er nicht einer idealen Form nacheiferte, sondern sich selbst körperlich wie geistig ausgab, als eine fest umschlossene, auf sich begründete Künstlerpersönlichkeit. Darum schuf er auch eine

Digitized by Google

unnachahmliche Kunst, nämlich eine solche, die bei Anderen sofort zur Manier wird, die nur ihm eigen ist, zwar in ihrer äußeren Erscheinungsform nachgemacht, aber von Anderen nicht belebt, ja nicht lebendig erhalten werden kann. Solche Kunst steht außer dem Kreise des Gefallens und der Kritik. Sie ist eine Welt für sich, die man an anderen Welten messen und mit ihnen umgrenzen kann. Aber Herr in diesem Kreis ist nur der Künstler selbst und wer diese Herrschaft nicht anerkennt, wird sein Reich nie zu betreten lernen. Es läßt sich auch nicht vererben. Sein Dasein ist nur der mächtigste Ansporn für Andere, selbst sich solche Herrschaften zu gründen.

Carstens starb ohne allgemeine Anerkennung zu erlangen. Zwar fand er, wie Goethe sagte, „eine nicht unbeträchtliche Anzahl Verehrer und Jünger" aber auch eine weit größere von „Anfechtern". Erst durch das Buch seines Freundes Fernow, welches etwa ein Jahrzehnt nach seinem Tode erschien, wurde weiteren Kreisen klar, daß man einen der Edelsten „unreif weggeschmäht" hatte: Es begann eine begeisterte Huldigung, die wieder über die Grenze hinausschoß, weil sie Carstens der Welt als Vorbild pries — nicht seine Art zu sein und zu schaffen, was sehr berechtigt gewesen wäre — sondern seine fertigen Werke, die eben nur für Carstens selbst Vorstufe, Fortbildung und Endziel in jedem einzelnen Stücke waren.

Nirgends ist unser Urtheil befangener, von geringerem Umfange als in Bezug auf gegenwärtige Kunst. Jene Kritiker freilich, die den Mangel an Klarheit des Blickes und an Naturerfahrung durch das Studium alter Kunst oder der Aesthetik ersetzen zu können glauben, sind der Meinung, es bedürfe nur des guten Willens, um beim Urtheilen einen Standpunkt über den Parteien einzunehmen. Ich glaube gern, daß es Leute geben kann, welche auf einem solchen stehen. Es müßten gewaltige Erscheinungen sein, Männer, die an Geist und besonders an Kunstverstand die Künstler sämmtlich überragen. Aber ich habe sie noch nicht gefunden, ich habe selbst bei einem Lessing bemerkt, daß er parteiisch richtet, nämlich nach seinem Standpunkt. Und der war nicht über den Parteien, sondern vor einer Partei — und das ist schon viel. Die Kritiker in ihrer Mehrzahl stehen hinter einer Partei.

Und so auch ich. Also mag jeder sein Urtheil über den Werth meiner Ansicht sich bilden und mag mir glauben oder nicht, ob ich von da hinten recht erkenne was sich abspann und was sich anknüpft.

Ich glaube nämlich, es ist uns seit etwa zwanzig Jahren eine neue Kunst geboren worden, welche die mit Carstens beginnende abzulösen im Begriffe ist, zwar ist sie wieder in Rom geboren worden, und wieder hat ein Einsamer geistig verbluten müssen, damit die große That geschah!

Ich sehe nur zwei Bewegungen in der modernen Kunst; denn das was sich in den akademischen stilisirenden Kunstkrisen regt ist nicht Bewegung sondern nur ein nutzloser Kreislauf. Die eine Bewegung ist die, welche mit naturwissenschaftlicher Strenge die Wahrheit sucht, und eine welche mit in harmloser Tiefe die Natur dichtet. Die eine heißt Menzel-Uhde, die Impressionisten, die Realisten, die andere heißt: Marées-Feuerbach-Böcklin-Thoma, die „Verrückten".

Hans von Marées? Unzähligen Kunstverständigen erscheint dieser Name hiermit vielleicht zum ersten Male. Vor mir liegt ein Bändchen „Gesammelte Blätter aus dem Nachlaß von Ad. von Marées", 120 Seiten Verse, darunter an erster Stelle der bekannte „Hofstaat des Weines":

„Da kommt ja die festliche Prozession
Herein!
Voran auf umlaubtem betraubtem Thron
Fürst Wein!"

Diese Verse wurden dem lebensfrohen Dichter und Elberfelder Assessor etwa gleichzeitig geboren wie der Sohn, welcher später Maler wurde, und vor zwei Jahren, am 5. Juni 1887, in Rom starb. In Künstlerkreisen ist dagegen der Name Hans von Marées viel genannt worden. Zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre war sein Träger in München. Man erwartete Großes von ihm. Doch war er schon damals Vielen ein wenig bequemer Geselle: Ein Mensch mit eigenem Urtheil ist dies nie. Aber er war dabei, wo sich lustige und witzige Köpfe zusammensteckten und war in den Ateliers gern gesehen, wenn es Rath zu ertheilen oder eine Sache herzhaft anzupacken galt. Dann ging er nach Rom. Dort habe ich ihn auch gesehen — man zeigte mir ihn von ferne mit Achselzucken: „Hochmüthig ist er, aber er bringt nichts fertig!" Das war das Urtheil, welches dort allgemein über ihn umging. Er schloß sich mit Wenigen ab: Feuerbach, der Bildhauer Hildebrandt, Lenbach — das war sein Kreis, der sich energisch der lauten Schaar der Rompilger erwehrte. Mir fehlte es an jedem Grunde, der mich zu dem Versuche hätte anreizen können, in diese Gemeinschaft einzudringen. Also blieb ich draußen, wie ich denn überhaupt der Meinung bin, daß man den Künstler am besten aus seinen Werken verstehen lernt. Was er über sie sagt, das ist nur zu oft vom Uebel.

So lernte ich denn Marées erst kennen, als eine größere Anzahl seiner Werke in Berlin ausgestellt war. Sie sind im großen Ganzen hier nicht gelobt und nicht getadelt worden. Denn man hat sie sich gar nicht angesehen. Selbst Jene, die vor ihnen standen, gaben sich nicht die Mühe, sie zu betrachten. Wer sie aber ansah, schüttelte den Kopf! Weder waren sie „geistreich", noch von „blendendem Kolorit", noch gut gezeichnet, noch von „brillanter Technik" — kurz sie hatten alle Vorzüge, welche man von einem guten Bilde forderte, so wenig, wie Carsten's Arbeiten sie einst gehabt hatten. Die meisten Beschauer lachten über sie. Aber nicht mit jenem boshaften Lachen, welches den Impressionismus empfing, mit jenem Lachen, dessen Echo Zola im „l'oeuvre" so meisterhaft der Nachwelt zur Schande festzunageln verstand, sondern mit dem Lachen des Mitleids: Armer Narr!

Damals — vor fünf, sechs Jahren — habe ich in gewissem Sinne mit unter dem Eindrucke dieses Mitleidens gestanden und habe seinen Nachklang mitgefühlt. Ich wußte, daß Marées sich nur mit blutendem Herzen von seinen Werken losriß, daß es für ihn ein furchtbarer Entschluß war, den besten Inhalt seiner Werkstätte profanem Blick zu eröffnen, über die er so lange ein mystisches Dunkel gebreitet hatte, daß sein hochgespannter Stolz nur dann den Schritt gewagt haben konnte, wenn er hoffen mußte, ihn dem Siege entgegen zu thun. Sein Freund Feuerbach war seit 1880 todt: Ihn hatte die Kritik, jene überweise Kritik vom „höheren Standpunkte", das Halali geblasen. Sie hatte es immer besser gewußt, wie die Welt aussieht, als der Maler, trotzdem dieser sein großes Leben eingesetzt hatte um sie zu erkennen, sehen zu lernen, sehen mit seinen Augen, ohne Brille und ohne sich in die Einzelheit zu verlieren. Marées sah einen zweiten Freund, Böcklin, seit Jahrzehnten ringen mit demselben boshaften, kleinlichen, einseitigen Feinde, das beste Können und eine wahrhaft souveräne Naivität verlacht von einem seichten, fadenscheinigen Idealismus — und trotzdem wagte er sich heraus mit seinen Werken, die so ganz anders waren, als die „Schönheit" von dazumal es forderte! Und bald darauf hatte das Schaffen Marées ein jähes Ende. Er starb nach kurzer Krankheit, gewissermaßen den Pinsel in der Hand: Ein Held auf einsamem Schlachtfeld. Wenige Freunde um ihn. Kein Feind vor ihm. Nicht ein Gegner hatte ihn gefällt, sondern seine Kraft hatte sich im Ringen mit sich selbst aufgezehrt. Unfertig stand sein Lebenswerk da. Kein Kunstwerk verkündet ganz, das was er erstrebte. Zola's großer Dichtergeist war wieder einmal prophetisch geworden. Unter ganz anderen Lebensbedingungen, unter ganz anderem Streben, unter ganz anderen Todesumständen — aber doch unter gleichen Kämpfen wie jener dichterisch erfundene Claude Lantier starb Hans von Marées. Vor dem Ziele! Vor einem Ziele, das er die Thorheit — und die Größe gehabt hatte, sich unerreichbar weit zu stecken!

Selbst das Ziel war ein anderes als jenes der Franzosen. Die künstlerischen Gedanken des Claude lieh der Maler Eduard Manet seinem Freunde Zola, jener Manet, welcher der Vater des Impressionismus und somit einer der Träger des modernen Naturalismus war. Die Wahrheit ist ihm Alles: Eine wissenschaftlich strenge Wahrheit: Es ist besser, einen Kohlkopf richtig als eine Madonna nach alter Schablone zu malen. Die

Digitized by Google

Schönheit kann ohne Wahrheit nicht bestehen. Was in der Natur als schön erscheint, muß auch im Bildwerke schön sein, wenn es wahr dargestellt ist. Und die Natur ist überall schön. Gibt es aber Schöneres als den Glanz der Sonne? Also stellen wir das Licht dar, die Gluth der Tagesbeleuchtung, das Zittern der Luft über sonnendurchglühtem Boden, zwingen wir der Farbe als ihre höchste Leistung ein, daß sie leuchte, daß sie blende, daß sie zum Licht sich steigere. Das Ziel ist unerreichbar. Aber im Anstreben allein beruht das künstlerische Glück, das Ringen allein beweist, daß die Kräfte noch wirken, durch das Fortschreiten allein gibt man davon Kunde, daß die Kunst im Künstler noch lebt. Wenn auch das Ziel nie erreicht wird, so wenig, wie sich zwei parallele Linien erreichen werden, die sich ja, nach der Ansicht der Mathematiker, erst in der Unendlichkeit schneiden, so ist's doch sehr wohl möglich, soweit zu gehen, daß die Perspective des menschlichen Auges glauben macht, ihre Endpunkte berührten sich. Das erstrebte Manet im Impressionismus.

(Schluß folgt.)

Von der Macht des Weibes.

Von Ferdinand Groß.

Zu den modernen französischen Autoren, welche nicht populär werden wie die glücklicheren Genossen, die Zola, Daudet ꝛc., aber trotzdem eine gewisse, ich möchte sagen: obscure Berühmtheit besitzen, zu den wenig gelesenen Celebritäten, welche für die „Morceaux choisis" zukünftiger Verleger arbeiten, gehört Anatole France, der Verfasser eines halben Dutzends Bücher, darunter Kindheitserinnerungen, literarische Essays und der von der Akademie preisgekrönte Roman: „Le crime de Sylvestre Bonnard". France erregt das Entzücken der Feinschmecker durch seinen schönen, harmonischen Stil; er schreibt Sätze, auf denen der Leser sich wiegen kann, wie ein italienischer Tenorist auf ein paar glockenreinen Tönen; er will nicht so sehr charakteristisch als wohlklingend schreiben; man hat ihn den „literarischen Massenet" genannt. Das Geheimniß eines euphonischen Stils ist seine hervorstechendste Eigenschaft. Gäbe es eine Hochschule für Schriftsteller, so müßten seine Werke einen obligatorischen Lehrgegenstand ausmachen. Aber mit einem Lobe seines stilistischen Faltenwurfes ist die Wesenheit dieses Autors keineswegs zur Genüge gekennzeichnet. Geist und Erfindung, Humor und Beobachtungsgabe gehören mit zu seinem Rüstzeuge, und nebenbei ist er ein Mann von außerordentlich tiefer Bildung, eine Qualität, welche dem Belletristen nicht immer schadet. . . . Wir haben Anlaß, von Anatole France zu sprechen, weil er eben eine Schrift veröffentlicht, die auf ernsthafte Beachtung Anspruch erheben und vielleicht sogar hoffen darf, unter das große Publikum zu gelangen, aber nicht wegen ihrer Vorzüge, nicht wegen ihrer fesselnden Form, sondern wegen der pikanten Gegensätze, die sie in sich vereinigt. Die Titelheldin des „Thaïs" benannten Buches*) ist eine aegyptische Hetäre aus den ersten Zeiten des Christenthums. Ein frommer Mönch, Paphnucius, nimmt sich vor, sie auf den Weg der Tugend zu führen, sie zu retten. Sein Vorhaben gelingt ihm besser, als man erwarten möchte, aber auch besser, als er schließlich im Innersten wünscht, denn während sie sich ganz und gar der Buße und Reue hingibt und inmitten eines Kreises von weltflüchtigen Gottesdienerinnen dem Tode entgegenharrt, flammt in Paphnucius Liebe, unsägliche Liebe zu dem schönen Weibe auf, er unterliegt der Versuchung, er erkennt, daß nicht die Freude an dem Bekehrungswerke, sondern Leidenschaft für die reizende Hetäre ihn beseelt habe, und was wie ein Hohelied des Christenthums begonnen, klingt in einen Panegyrikus auf die Macht des Weibes aus, auf diese unwiderstehliche Macht, der man sich entgegenstemmen kann, die aber den Mann — auch den seines Gottes vollen Cönobiten — zuletzt niederwirft und als Sklaven an ihren Triumphwagen fesselt. Zu Anfang des merkwürdigen Buches glaubt man, Paphnucius werde bei Thaïs tauben Ohren predigen; man ist nicht gefaßt auf die endliche Wendung, welche die Courtisane als gerettet, den Mönch als verloren zeigt. France greift von dem Einzelnen hinaus in's Allgemeine; nicht Thaïs bloß obsiegt dem Paphnucius, sondern das Weib dem Manne — nur eindringlicher als unter anderen Umständen macht in dem vorliegenden Buche dieser Sieg sich geltend, und er dünkt uns um so großartiger, als der Mönch sich mit allen Kräften seines Daseins, mit allen Kunstmitteln der Askese gewehrt hat. Der Verfasser schildert den Kampf so ausführlich und läßt das Resultat mit so elementarer Gewalt hereinbrechen, daß dieses eine frappirende Wirkung hervorbringt. Es ist als ob ein vernichtendes Gewitter niederginge, nachdem wir uns schon mit der Hoffnung geschmeichelt, daß die Wolken sich verzogen haben.

France bringt uns Zeit und Ort seines Romans — wenn anders man „Thaïs" einen Roman nennen mag — mit meisterhafter Geschicklichkeit nahe. Mit den ersten Zeilen versetzt er uns sofort in die Wüste zu den Anachoreten und Cönobiten; anschaulich beschreibt er ihren Wandel, ihr Thun und Lassen, ihre Tugend, deren Wohlgeruch zum Himmel aufsteigt. Er meldet mit dem Eifer eines gewissenhaften Zeitungsreporters, welche Dämonen den frommen Leuten erscheinen, um sie vom rechten Wege abzubringen, darunter „Bilder von Vergnügen, wie sie selbst den Wollüstlingen des Jahrhunderts unbekannt waren". Wunderlegenden erzählt er mit einer überzeugten Ruhe, als hätte er sie miterlebt. „Wenn Einer von den Einsamen am Sterben war, grub ein Löwe ihm mit den Klauen ein Grab." Als ob diese Art der Bestattung etwas Selbstverständliches wäre! Vielleicht hat noch nie ein Schriftsteller aus Laienkreisen Mirakel mit so viel Gelassenheit protokollirt, wie Anatole France in „Thaïs". Inmitten von vierundzwanzig Jüngern, die Jeder eine Hütte für sich bewohnen, waltet Paphnucius, der „Abt von Antinoë". Morgens und Abends geißelt er sich. Eine härene Kutte ist sein Gewand. Er hält strenge Fasten ein, und oft nimmt er drei Tage hindurch keine Nahrung. Der Sohn vornehmer Eltern, führte er sich ehedem in seiner Vaterstadt Alexandrien leicht und schwelgerisch, ein Sklave profaner Genüsse. Der Priester Macrinius öffnete ihm die Augen, und seither sucht Paphnucius sein Heil im Gebete, in der Kasteiung, in der Entsagung. Es ist, als wäre er ein neuer Mensch geworden und hätte den alten, der er war, ein für allemal abgethan. . . . Eines Tages erinnert er sich, daß er ehedem im Theater zu Alexandrien eine Schauspielerin von ungewöhnlicher Schönheit, Thaïs mit Namen, auftreten gesehen habe. Er ruft sich in's Gedächtniß zurück, wie sie die „schrecklichsten Leidenschaften" mit nur allzugroßer Geschicklichkeit im Tanze auszudrücken gewußt. Er sieht sich als fünfzehnjährigen Knaben, erfüllt von frevlen Wünschen, an der Schwelle ihres Hauses, vor der er aber aus Schüchternheit sich wieder abwendet. Und ihr Bild drängt sich ihm immer klarer und deutlicher vor das Gesicht.

„Sie zeigte sich zuerst als Leda, hingegossen auf ein Lager von Hyacinthen, die Augen feucht und blitzend, die Nasenflügel zitternd, den Mund halbgeöffnet, die Brust blühend, die Arme frisch wie zwei Bäche." Von da an will die in ihrer Schönheit fürchterliche Vision nicht mehr von ihm weichen. Ihm graut vor der Sündhaftigkeit seiner früheren Existenz, er möchte sühnen, was er in der Jugend gefehlt; aber noch mehr als sein eigenes beschäftigt ihn das Schicksal der Thaïs. Wie eine unabweisbare fixe Idee erfaßt ihn die Absicht, die Sünderin zu retten, ihr die Augen zu öffnen über ihre Verirrung — es mag frivol sein, aber ich bekenne, daß mir dabei Armand Duval einfiel, der sich vornimmt, Marguerite Gautier, die „Cameliendame", zu retten. Und auch an Don Quixote, den edlen Junker aus der Mancha, mußte ich denken und daran, wie er auszieht, um unerhörte Thaten zu vollbringen . . . Kurz entschlossen, macht sich Paphnucius auf den Weg. Auf der Wanderung kommt er an einer Sphinx vorüber. Sie soll — so will er — gleich den Centauren und Satyren, welchen der heilige Antonius in der Wüste begegnete, die Göttlichkeit Jesu Christi bekennen, und da sie in der That den Namen des Heilands wie ein Echo ausspricht, segnet er sie und geht

*) Paris, Calmann Lévy.

Digitized by Google

weiter. Solche Episoden trägt France im Tone einfacher Mittheilungen vor. Das Apokalyptische wird bei ihm zum Ereignisse, er nimmt dem Wunder seinen Charakter dadurch, daß er es notirt, ohne mit der Wimper zu zucken. . . . Am achtzehnten Tage der Reise gelangt Paphnucius zum Sitze eines Einsiedlers, der sich als Stoiker erweist. Ueber die stoische Schule gibt das Buch überhaupt die instructivsten Aufschlüsse. Die Gestalten, welche die Blätter des Buches bevölkern, verkörpern die philosophischen Systeme, welche im Schwang waren, und wir gewahren, wie zwischen diesen Systemen und dem zuerst heimlich, dann öffentlich aufblühenden Christenthum ein Verhältniß sich herausbildet, wie die Weltweisheit mit der jungen Religion sich abfindet, dieselbe sich zurechtzulegen sucht. . . . Immer näher kommt Paphnucius der Stadt, welche er haßt „wegen ihres Reichthumes, wegen ihrer Wissenschaft, wegen ihrer Schönheit, wegen ihrer Süßigkeit". In Alexandrien angelangt, wird der Wanderer im schlechten Kleide von den Straßenjungen verhöhnt. Er erträgt geduldig solche Demüthigung; in seinem Innern herrscht nur ein Wunsch, nur ein Gedanke: die Erlösung der Thaïs. Er betet zu dem Herrn, er möge die Hetäre erleuchten: „Oh, könnte sie, dank meiner Fürsorge, wie ein balsamischer Rosenstrauch erblühen, in deinem himmlischen Jerusalem!" Er besucht vorerst seinen alten Freund Nicias, den er seit zehn Jahren nicht gesehen hat. Nicias freut sich in der Meinung, Paphnucius sei da, weil er das fröhliche Treiben vergangener Tage wieder aufnehmen wolle; ein Schüler Epikurs, ist er dem Mönche fremd geworden, begreift dessen Rede kaum, und lauscht erstaunt, wie Paphnucius seinen Plan entwickelt. „Fürchte," warnt er ihn, „Venus zu beleidigen; sie ist eine mächtige Göttin. Sie wird ergrimmt wieder Dich sein, wenn Du ihr ihre beste Dienerin raubst." Der Andere achtet dieser Warnung nicht und erbittet sich von Nicias nur, er möge ihm vornehme Gewänder leihen, die er über seiner Kutte anlegen könne, denn er wolle Thaïs nicht plötzlich, nicht ohne Vorbereitung zumuthen, die gewohnte Lebensweise zu verlassen. Der Mönch besucht zunächst das Theater, wo Thaïs als Polyxena auftritt. Sie prangt da in der ganzen Glorie ihrer Reize. „Er verzieh ihr ihren gegenwärtigen Glanz mit Hinblick auf ihre nahe Demuth, und von vornherein pries er die Heilige, welche er dem Himmel erobern sollte." — Während er sich anschickt, die Wohnung des vielbegehrten Weibes zu betreten, erfahren wir die Vorgeschichte der Thaïs. Die Tochter eines Schankwirthes, wurde sie von ihren lasterhaften Eltern vernachlässigt; als Kind schon sank sie moralisch so tief, sich manchen Obolus dadurch zu verdienen, daß sie betrunkenen Matrosen freche Lieder vorsang, deren Sinn sie noch nicht verstand. Im elterlichen Hause nahm Niemand sich ihrer an, als Ahmes, ein nubischer Sklave, der Christ geworden war, sie im Glauben unterwies und sie insgeheim taufen ließ. Der feierliche Act wurde in einer Krypta vollzogen, wo Bischof Vivantius — nach seiner bürgerlichen Profession ein Weber — den Gottesdienst zu celebriren pflegte. Ahmes, als Christ Theodor geheißen, starb den Märtyrertod — Thaïs hatte in ihm ihren einzigen Freund verloren, und nun war ihr sittlicher Ruin ein vollkommener. Als halbreifes Mädchen ließ sie sich als Tänzerin nach Antiochien schleppen. Dort wurde sie die Geliebte eines reichen jungen Mannes; nach sechs Monaten brach sie die Beziehungen zu ihm ab, wendete sich der Schauspielkunst zu, und, von Heimweh geplagt, kehrte sie nach Alexandrien zurück, wo sie auf dem Theater großartige Triumphe feierte und mit Reichthümern überschüttet wurde. Ihr moralisches Fallen, ihre köstlichen physischen Gaben, ihr Wirken auf der Scene und ihr prächtiges Heim in Alexandrien — das Alles finden wir bei France nicht nur ausführlich, sondern auch so farbensatt, mit so starken Effekten geschildert, daß wir Weltkinder etwas ungläubig lächeln, wenn uns zugemuthet wird, in den Blättern, die Solches enthalten, eine praktische Anwendung jener literarischen Abschreckungstheorie zu sehen: man müsse das Verführerische genau kennen, um ihm aus dem Wege zu gehen. . . . Thaïs wird inmitten ihrer Erfolge von der Furcht vor dem Alter geplagt, aber im Uebrigen ist sie ihrer unwiderstehlichen Macht sich vollauf bewußt. „In Alexandrien," sagt sie zu sich selbst, „gibt es keine Frau, die sich mir vergleichen könnte an Biegsamkeit der Gestalt, an Anmuth der Bewegungen und an Herrlichkeit der Arme — ja, mein Spiegel, diese Arme sind die wahren Ketten der Liebe!" Paphnucius tritt vor die Sünderin hin, welche die in ihr incarnirte Macht des Weibes genau ermißt, er eröffnet ihr, daß er sie liebe, aber „in Gott und für die Jahrhunderte der Jahrhunderte". . . „Ich bringe Dir," erklärt er, „die unbekannte Liebe." — „Freund, da kommst Du etwas spät, denn ich kenne schon alle Gattungen der Liebe." Er erwidert, daß die Liebe, wie sie sie verstehe, schädlich sei. Thaïs entgegnet ihm mit einer Darlegung ihrer Geltung: „Betrachte mich, sieh diese kleinen Füße; tausende Menschen würden, um sie küssen zu dürfen, gern ihr Leben hinopfern. Ich bin nicht groß und nehme in der Welt nicht viel Platz ein. Für diejenigen, welche mich von der Höhe des Serapeums schauen, während ich durch die Straßen gehe, gleiche ich einem Reiskorn; dieses Reiskorn hat unter den Menschen Trauer, Verzweiflung, Haß, Verbrechen erzeugt, genug, um den Tartarus zu füllen. Bist Du nicht ein Narr, mir von Schande zu reden, während Alles rings um mich nur von Glorie spricht?" Er läßt nicht nach, er verkündet ihr die Heilslehre, er verspricht ihr hohen Lohn, wenn sie seinen Rathschlägen sich füge; sie versteht ihn Anfangs nur halb; wie ein abergläubisches Kind fürchtet sie sich vor ihm, hält ihn für einen Magier und getraut sich nicht, ihn abzuweisen, ja, wenn er nicht ethisch gewappnet wäre, würde sie ihn verleiten, einen Augenblick Liebe von ihr, als Entgelt für seine Zauberkünste, in Empfang zu nehmen . . . er wird immer beredter, und da er von ihr erfährt, sie habe als Kind die Taufe empfangen, schöpft er neue Zuversicht, er gibt die Hoffnung nicht auf, die verlorene Seele zu gewinnen, und als Thaïs ihm erklärt, sie müsse sich zu einem Feste bei Cotta, dem Präfekten der Flotte, begeben, beharrt er dabei, er werde sie begleiten. . . . Thaïs, schöner als je — wir erhalten eine genaue Beschreibung ihrer entzückenden Toilette — nimmt die Begleitung des Cönobiten an. Das Fest, wie wir es mitmachen, ist ein Culturbild fesselndster Art. Weisheit und raffinirter Genuß vereinigen sich; philosophische Gespräche gehen durch die Reihen der Schwelger und Schlemmer, und Eukrites, der Epikuräer, ermordet sich, da die Orgie auf ihrem Höhepunkte angelangt ist — er hat das Dasein satt, er verendet mitten im Genießen, er schüttelt sich wie eine überreife Frucht vom Baume. . . . Thaïs hat während des Banketts ihre Schönheit preisen, sie hat sich als Inbegriff weiblicher Holdseligkeit rühmen gehört. Einer der Gäste legt eine kapriziöse Theorie von der Seelenwanderung dar, nach welcher Helena, die Gattin des Menelaus, fortdauere in der angebeteten Thaïs. . . . Aber diese, übersättigt von Allem, was das Leben zu bieten hat, fühlt sich blasirt und unbefriedigt, das Ende des Eukrites hat sie wie aus einem Traum erweckt, ein grauser Ekel vor sich und ihren bisherigen Genossen erfaßt sie, und sie lernt den Mönch verstehen. Paphnucius glaubt sie in der Stimmung, um sein Vorhaben zu erfassen. Er erzählt ihr, was ihn zu ihr getrieben, er wendet alle Ueberredungskunst an, um sie nachgiebig zu machen — er hat ihrem Gaumen, der alle anderen Reizungen schon verkostet, nun noch die letzte zu bieten: die Buße. Die ist für Thaïs das Neue, das Unerhörte. In der That willigt sie in die Zumuthung ein, die er ihr stellt. Sie ist bereit, sich von ihm in das zwölf Stunden von Alexandrien gelegene Frauenkloster geleiten zu lassen, welches sich unter der Obhut der Cäsarentochter Albina befindet. Sie gehorcht ihm, indem sie ihre Hauseinrichtung, all' ihre Schätze den Flammen übergibt — den ihr von Nicias geschenkten goldenen Amor möchte sie retten, aber Paphnucius verurtheilt auch ihn zum Flammentode — und für die Reise das ärmliche Kleid ihrer letzten Sklavin zu leihen nimmt. Selbander schreiten sie Tage lang, er behandelt sie rauh und mitleidlos, einmal, von Wuth über ihre Verderbtheit gepackt, spuckt er ihr in's Gesicht — aber, wir ahnen, in ihm walle mehr retrospektive Eifersucht als Entrüstung, wenn er an Nicias denkt, der das schöne Weib besessen, und es summt uns der Vers Heine's durch den Kopf:

Digitized by Google

„Theurer Freund, Du bist verliebt,
Und Du willst es nicht bekennen,
Und ich seh' des Herzens Gluth
Schon durch Deine Weste brennen."

Nachdem er sie der Albina überantwortet hat, geht er wieder in die Wüste. Aber seine Ruh' ist hin, sein Herz ist schwer, er findet sie nimmer und nimmermehr. . . . Was er auch thun mag, Thaïs' Bild schwindet nicht aus seiner Nähe, es athmet mit ihm und in ihm, und er gehorcht, um Befreiung zu finden, der inneren Stimme, welche ihm gebietet, als Säulenheiliger Sühne zu suchen. Alsbald schlägt er auf einer Säule seine luftige Eremitage auf, einzelne Ansiedler lassen sich in der Nachbarschaft nieder, und nach einiger Zeit hat sich Stylopolis, eine ganze Säulenstadt, rings um seinen Standort gebildet. Er heilt Kranke und kommt in den Ruf eines Wunderthäters. Aber noch sind seine Wanderjahre nicht abgeschlossen. Wieder spricht seine innere Stimme, und er gehorcht und steigt herab, um zu Kaiser Constantin zu wallen und diesen zu Gunsten der Christen zu beeinflussen. Abenteuer und Visionen, Versuchungen und Selbstbezwingungen wechseln bunt in der Chronik seiner Reise ab, bis er erfährt, daß Thaïs im Sterben liege. . . . Jetzt, mit Einem Male wird er sich klar darüber, daß sein Herz an Thaïs hängt, und all' seine weiteren Projecte weichen vor dem gebieterischen Verlangen, die Schöne, die Einzige noch einmal zu sehen. „O Thor, der ich war," ruft er, „Thaïs nicht zu besitzen, so lange Zeit dazu war! Ich Thor, daß ich glaubte, es gäbe auf der Welt noch etwas Anderes als sie! O Aberwitz! Ich dachte an Gott, an das Heil meiner Seele, an das ewige Leben, als ob all' das etwas zählte, wenn man Thaïs gesehen hat! Wie konnte ich nicht fühlen, daß die glückselige Ewigkeit in einem einzigen Kusse dieser Frau liege, und daß ohne sie das Leben keinen Sinn hat und nur einen bösen Traum bedeutet! Dummkopf! Du hast sie gesehen und Dir die Güter einer anderen Welt gewünscht! Feigling! Du hast sie gesehen und Gott gefürchtet! Gott! Himmel! Was ist das? Was können sie Dir bieten, gleichwerthig auch nur dem kleinsten Theilchen von dem, was sie Dir geschenkt hätte!" . . . Er langt bei Thaïs an, während sie in den letzten Zügen liegt. Er fleht sie an, sich für ihn, für seine Liebe zu erhalten. . . . Thaïs spricht in der Verzückung der Hinüberwandelnden ihre letzten Worte, sie sieht die Seraphim, die sie mit sich fortnehmen werden. . . . Paphnucius betrachtet sie mit so begehrlichen, wilden Augen, daß Albina ihn mit einem Fluche wegweist. . . . Die frommen Schwestern unterbrechen ihre Betgesänge, denn der Gesichtsausdruck des Unglücklichen entsetzt sie, und sie schreien: „Ein Vampyr! Ein Vampyr!" — „Er war so häßlich geworden," lesen wir, „daß, als er sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, er seine Häßlichkeit verspürte." . . . Mit diesen Schlußworten entläßt der Verfasser uns. Darf man nicht mit Recht behaupten, daß sein Buch im innersten Kern die Macht des Weibes behandelt? Von einer Erbauungsschrift hat es wahrlich nicht viel. Es geht den Umweg über religiöse Motive, um eine gar weltliche Sache zu vertreten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eherecht.

Von Konrad Telmann.

Wir sprachen in einem kleinen Kreis Gleichgesinnter über eine Reihe von Fällen, in denen sich die Rechtsungleichheit, die selbst in einem so musterhaft eingerichteten und verwalteten Staat, wie der unsere, unvermeidbar erscheint, wieder einmal auffällig gezeigt hatte. Die Zeitungen berichteten davon und denkende Menschen mußten sich auf's Peinlichste dadurch berührt fühlen. Da war eine Redaction verurtheilt worden, weil sie den Artikel eines anderen Blattes nachgedruckt hatte, nur um gegen dessen strafbaren Inhalt zu polemisiren, während jenes Blatt selber unverfolgt geblieben war; da hatte man wegen des gleichen, aus einer englischen Correspondenz entnommenen Aufsatzes die eine Zeitung mit Gefängniß, die zweite mit Geld, die dritte gar nicht bestraft, sondern mit wohlbegründetem Erkenntniß freigesprochen; da war die strafrechtliche Verfolgung einer hochangesehenen Persönlichkeit, welche in öffentlicher Versammlung den bekannten Führer einer politisch mißliebigen Partei beschimpft hatte, von der Staatsanwaltschaft abgelehnt worden, während die Beleidigung, die ein Droschkenkutscher dem Sohn eines Ministers, mit dem er wegen des Lohnes für eine nächtliche Fahrt in Differenzen gerathen, zugefügt haben sollte, als eine öffentliche von Amtswegen verfolgt und von der Strafkammer geahndet worden war. Und dergleichen Fälle wurden noch mancherlei vorgebracht und erörtert.

Da sagte der alte Medizinalrath Zeidler, der bis dahin nur ein stummer Zuhörer gewesen war, das glattrasirte Kinn in die Handmuschel gestützt, plötzlich: „Das Alles und vieles Aehnliche möchte noch immer hingehn, meine Herren. Denn im Grunde beweist es doch nichts Andres, als daß eben jede menschliche Einrichtung unvollkommen ist und daß unsere Richter und Staatsanwälte auch nur Menschen sind und allen menschlichen Schwächen zugänglich. Viel trauriger ist es, daß wir überhaupt außer Stande sind, Gesetze zu schaffen, durch die wirkliche Verbrechen mit Strafe bedroht werden, daß es uns versagt ist, jedes Delikt, das da verübt wird, unter einem bestimmten Paragraphen unseres Strafgesetzbuches zu rubriziren."

Wir schwiegen, weil wir nicht wußten, worauf der alte Herr hinauswollte, nur Einer sagte: „Maschen, durch die ein Fisch unter Umständen wieder herausschlüpfen kann, hat freilich wohl jedes Netz." „Das ist's nicht allein," gab der Medizinalrath nachdenklich zur Antwort, „aber es gibt Verbrechen, die geradezu gesetzlich sanktionirt zu sein scheinen. Sie werden kraft Gesetzes verübt und müssen dennoch jedem geläuterten Rechtsbewußtsein als das erscheinen, was sie sind. Ich kann Ihnen z. B. von einem Mord erzählen, der rechtlich erlaubt war und der dennoch ein Mord ist, ein wohlüberlegter, raffinirter, scheußlicher Mord, gegen den die meisten, die da vor den Assisen verhandelt werden unter der moralischen Entrüstung des ganzen Landes, mir als entschuldbare Frevel erscheinen, wenn diejenigen, die sie begingen, auch von der menschlichen Gesellschaft um deswillen für immer ausgeschlossen werden, während jener Mörder, den ich im Sinne habe, noch heute in Ehren und Würden unter uns einherwandelt. Sie schütteln ungläubig die Köpfe? Gut, so sollen Sie selber urtheilen! Ich muß freilich bei dieser nur allzuwahren, kleinen Geschichte von dem Rechte des Erzählers Gebrauch machen und die wirklichen Namen verschleiern, weil ich mich nicht zum Reporter einer Skandalaffaire machen will, sondern nur zur Illustration dessen, daß sich wirklich „Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit forterben", und daß uns auch in unserem vielgepriesenen Rechtsstaate wahrlich manchmal vor unserer „Gottähnlichkeit" bange werden kann, einen Beweis liefern, den ich in meiner eigenen Praxis vor nun schon längeren Jahren erlebt. Wo solche Dinge möglich sind — und sie geschehen öfter, viel öfter, als man sich's träumen läßt, wenn auch zumeist aus anderen Motiven — da sind wir, glaub' ich, von dem idealen Zustande wirklicher, mit dem höchsten Sittengesetz völlig im Einklang stehender Rechtsverhältnisse, unter denen wir uns geborgen fühlen könnten, noch weit entfernt. Also bitte um kurzes Gehör!

Die Beiden heiratheten sich aus Liebe, wie man das so nennt. Von der Seite des Mädchens lag übrigens unzweifelhaft eine ernste und tiefe Neigung vor. Ich kannte sie sehr gut und wußte, daß sie eine wahre und edle Natur war. Sie gehörte zu jenen feinen und stillen Frauen, die ein ungewöhnlich reges Innenleben führen, und bei denen dann freilich auch oft die Gefahr vorliegt, daß sie sich durch ein Ueberwuchern ihrer Phantasie, durch eine widerstandslose Hingabe an weiche und warme Gefühlswallungen zu Dingen treiben lassen, die ihr Kopf nicht billigen würde, wenn sie ihn um Rath fragten, und die in den Augen Anderer deshalb sogar häufig als ihrer Natur widersprechend erscheinen. Sie war die Tochter einer mir befreundeten Familie, in der ich seit langen Jahren als Hausarzt thätig war, und ich kannte sie von ihrer Geburt an, sehr genau kannte ich sie, leiblich und seelisch. Sie war das einzige Kind, die Eltern sehr reich, und es hatte nicht ausbleiben können, daß sie verwöhnt und verhätschelt wurde, vielleicht um ein Weniges mehr, als es gut für sie war — ich meine diesmal: in körperlicher Hinsicht. Denn Wanda Lundfeldt war ein zartes, immer kränkelndes Geschöpfchen, das besser in eine etwas strenge und abhärtende Kur hätte genommen werden müssen, statt daß es nun noch mehr verzärtelt wurde, als es seiner Anlage nach unglücklicher Weise schon der Fall war. Kaum ein Wunder also war's, daß sie ein so reich ausgebildetes Gemüthsleben führte, wie man das gerade bei kränklichen, von den Freuden und Genüssen des Lebens mehr oder weniger abgeschnittenen und mehr auf sich selber zurückgedrängten Menschen so häufig findet. Sie war eine weiche, liebevolle Natur, aber ohne jede Sentimentalität.

Ich hatte, als sie in die Jahre kam, große Sorge um sie, wie es mit ihr werden würde, wenn sie heirathete. Nicht deshalb, weil ich fest überzeugt gewesen wäre, sie würde keinen ihr ebenbürtigen Gatten finden oder überhaupt in der Ehe unglücklich werden — das, wußt' ich ja, ist immer und überall ein Lottospiel — nein, weil ich ihr Arzt war und mir bange sein mußte, ob sie bei ihrer Constitution eine Mutterschaft wohl überstehen würde.

Treinzureden hatt' ich ja aber natürlich nichts, als sich nun Herr Walter von Gersdorff das Jawort bei ihr holte, nachdem, glaub' ich, ein halbes Hundert Freier unverrichteter Sache hatten davonziehen müssen. Die Eltern stimmten zu, wenn auch wohl nicht gern, und mein alter Freund Lundfeldt schlug mir auf die Schulter und sagte wehmüthig resignirt: „Unserem Lieutenant entgehen wir reichen Väter einziger Töchter alle nicht, mein Lieber. Was ist da zu machen? Der Zeitgeist bringt das so mit sich." Die Mutter nahm mich denn freilich ernsthaft in's Gebet und wollte wissen, wie ich über die Gesundheit des Mädchens und den Einfluß der Ehe auf sie dächte. Aber was sollt' ich da viel sagen? Besser war's ja für sie, wenn sie überhaupt unvermählt blieb, aber wie

Digitized by Google

konnte man das von dem lieben Geschöpf verlangen, das so recht geschaffen war, glücklich zu machen und glücklich zu werden? Von welchem Menschen darf man das überhaupt verlangen? Wohin Eheverbote führen, weiß man ja. Und wenn Wanda einen Gatten erhielt, der sich in zartsinniger Sorgfalt um sie bemühte und ihr jene Rücksicht zu Theil werden ließ, deren sie bedurfte, mochte sie sogar im Eheleben aufblühen können, wie niemals vorher; ich hatte ähnliche Erfahrungen schon bei Ihresgleichen gemacht.

Aber das war's nur eben. Wenn sie solch' einen Gatten erhielt! Herr Walter von Gersdorff aber sah mir gar nicht darnach aus, als ob er der Mann wäre, den ich für das Mädchen wünschen mußte, wenn es denn überhaupt einmal einer sein sollte. Ganz und gar nicht. Möglich, daß ich eine Antipathie gegen ihn hatte, die mein Urtheil beeinflußte. Er hatte ein junges Ding aus gutem, kleinbürgerlichen Hause verführt und die Arme in's Wasser laufen lassen, ohne nur einen Finger darum zu rühren oder sich's sonst anfechten zu lassen. Man redete ihm sogar nach, daß er am Begräbnißtage des Mädchens, das er in den Tod gejagt, einen lustigen Champagnerabend im Casino veranstaltet hatte. Das mochte übertrieben sein. Ich aber war Arzt bei den guten, einfachen, ehrlichen Leuten, über die er so viel Schande und Unglück gebracht hatte, ich hatte all' den unverdienten Jammer, der ihnen beschieden war, mit ansehen müssen, und ich hatte einen ganz ehrlichen Haß gefaßt gegen den Herrn Lieutenant, der da für sein gutes Recht hielt, was Andre um Ehre und Lebensglück brachte. Das war's übrigens nicht allein. Schließlich hätte man ja darüber hinwegkommen können. Aber ich hatte überhaupt von seinem Leben genug erfahren und aus den besten Quellen erfahren, um mir sagen zu müssen, daß er der Mann für Wanda Lundfeldt nicht war, Keiner weniger als er. Er war eben einer von den Männern, die nach meinem Dafürhalten — man mag das immerhin rigoros und engherzig oder philisterhaft oder ich weiß nicht, wie? finden — nicht mehr würdig genug sind, um ein junges, holdes, reines Weib zu besitzen. Er hatte es denn doch gar zu toll getrieben, gar zu wüst. Der „flotte Gersdorff" nannten sie ihn, und sogar prüde oder spießbürgerlich ging es doch auch im Uebrigen unter den Herren Dragoneroffizieren, seinen Kameraden, nicht eben zu; der Beiname wollte also immerhin etwas bedeuten. Und ich glaube nun einmal nicht so recht daran, daß die jungen Herren, die am Pharaotisch und beim Champagner immer am längsten gesessen haben und die meisten Liebesabenteuer mehr oder minder pikanten Inhalts zu verzeichnen haben, nachher die besten Ehemänner werden.

Nun, dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war der Herr Dragonerlieutenant nicht nach meinem Geschmack und wenn ich's in meiner Gewalt gehabt hätte, hätte er die kleine Wanda Lundfeldt wahrhaftig nicht bekommen. Uebrigens war er ein bildhübscher Mensch, ganz wohl dazu geschaffen, um Frauenherzen zu erobern und sich unterthan zu machen, auch keineswegs unbegabt oder talentlos. Im Gegentheil: er war ein kluger Kopf und zudem ein perfekter Musiker, der eine sehr wohllautende Baritonstimme besaß und sich damit schon in manches Weiberherz hineingesungen hatte. Es war ja auch möglich, daß er Wanda wirklich liebte und es nicht nur auf das Geld ihres Vaters abgesehen hatte, da sie wahrlich um ihrer selbst willen geliebt zu werden verdiente, sie oder keine. Und so nahmen die Dinge denn ihren Lauf.

Der Herr Lieutenant hatte natürlich Schulden. Nun, die wurden von Papa Lundfeldt bezahlt, denn die hatte man erwartet. Und dann schloß sich das feierliche Versprechen daran, nach der Ehe sollten keine mehr gemacht werden — man kennt das. Spiel und Tanz sollten vorbei sein. Papa Lundfeldt mochte dem Frieden aber wohl selber nicht so recht trauen, obgleich er sich nichts merken ließ, und merkwürdiger Weise kam er auf die Idee, der Herr Schwiegersohn müsse, damit ihm das Halten seines Versprechens erleichtert werde, die militärische Laufbahn aufgeben. Statt dessen wollte er ihm einen behaglichen Landsitz kaufen, wo er in Frieden und Wohlsein mit seiner jungen Frau hausen mochte, und wenn er einmal Verlangen nach den städtischen Zerstreuungen trug, konnte er ja auf Wochen und Monate im Hause Lundfeldt einkehren, das für das junge Paar immer geöffnet stehen sollte.

Dieser Plan war gewiß sehr wohl gemeint und für Wanda's Gesundheit überdies recht verständig und väterlich ausgedacht, aber dem Charakter und den Lebensgewohnheiten des Herrn Schwiegersohnes entsprach er ganz und gar nicht. Und deshalb hätt' er nicht ausgeführt werden müssen, sondern hat das Unheil wohl nur noch schneller herauf beschworen, als es sonst eingetreten sein würde. Der Lieutenant war aber durchaus damit einverstanden, daß es so wurde, wie Papa Lundfeldt wollte. Ob er des Dienstthuns überdrüssig war und lieber ganz sein eigener Herr sein wollte, ob er sich von dem Leben, das der Schwiegervater sich für ihn ausgedacht hatte, mehr Genuß versprach oder ob er ihm nur den Willen that, um sich in allen Dingen als gefügiger und dankbarer Sohn zu zeigen — ich weiß es nicht. Jedenfalls stimmte er ohne alles Besinnen ein. Und Freund Lundfeldt war entzückt über seinen Schwiegersohn, der zu Allem „ja" sagte und die Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit in Person war. Die Mutter schwamm nun gar in Wonne über den prächtigen, jungen Mann, der doch sicherlich früher nur immer verleumdet worden sei; ich glaube, sie liebte ihn fast noch mehr, als die Tochter. Jedenfalls war Alles eitel Freude und Seligkeit im Hause und bei allen Gesippen dazu.

Allzu lange währte die Herrlichkeit freilich nicht. So ganz allmählich kamen die guten, blind gläubigen Eltern denn doch dahinter, daß es der Herr Schwiegersohn nicht immer genau nahm mit dem, was er versprochen hatte. Anfangs schien es ihm ja auf dem Gute, das er nun als Herr bewirthschaftete — im Grunde bewirthschaftete es der langjährig dort thätig gewesene Inspector natürlich ganz allein — recht wohl zu gefallen und Wanda hatte nur Worte der innigsten Liebe und Anerkennung für den Mann, der sie auf Händen trage und ihr jeden Wunsch an den Augen ablese. Sie sah bei ihren jeweiligen Besuchen im Elternhause denn auch blühend und frisch aus und strahlte förmlich in ihrem jungen Glück. Eine Zeit lang glaubte ich wirklich schon, daß ich ein unverbesserlicher Schwarzseher gewesen sei, und wahrhaftig: ich freute mich dessen von ganzem Herzen. Aber das Gut, auf dem das junge Gersdorff'sche Paar hauste, lag gar zu nahe bei der Stadt, und das war ein trauriger Uebelstand. Denn nun waren die Besuche mit keinerlei Umständen verknüpft und an Gründen, weshalb man nothgedrungen in die Stadt hatte kommen müssen, fehlte es niemals. Wenn aber die junge Frau aus diesem oder jenem Grunde, wegen Unwohlseins oder häuslicher Abhaltungen daheim blieb, kam der flotte Gutsherr allein in die Stadt, sei's, daß er die nur eine halbe Stunde von seinem Grund und Boden entfernte Eisenbahn benutzte, die ihn in eben so kurzer Frist an sein Ziel brachte oder ganz zu Pferde herüberritt, was nur eine Vergnügungstour für ihn ausmachte und selbst bei Nacht weder besonders schwierig noch gefährlich war. Er brauchte dies vielmehr sogar nothwendig für sein körperliches Wohlbefinden, solche Ritte waren ihm Bedürfniß. So wenigstens hatte er dem Schwiegerpapa gesagt, der sich über des jungen Gutsherrn häufige Anwesenheit in der Stadt denn doch allmählich zu verwundern begann. Es mochte ja auch wohl so sein und man durfte es ihm nicht verübeln, wenn er sich häufiger und häufiger den lästigen Fragen über den Grund seines Kommens entzog und sich lieber im schwiegerelterlichen Hause gar nicht mehr blicken ließ, wenn er in der Stadt war. Es hätte das oft nur zu einem recht unerquicklichen Inquisitorium Anlaß gegeben, und vielleicht das schöne Verhältniß gar zerstört, das zwischen Eltern und Kindern vorherrschte. Um so eifriger war der ehemalige Offizier statt dessen bemüht, das alte, kameradschaftliche Verhältniß zu den Genossen vom Regiment aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Im Casino fand man es immer in der Ordnung, daß er da war, da streckten sich ihm immer alle Hände entgegen, und je häufiger er kam, um so willkommener war er.

Nun, um es kurz zu machen: es ging, wie es eben gehen mußte. Herr Walter von Gersdorff langweilte sich draußen auf Koselow und er sah keinen Grund ein, weshalb er sich langweilen sollte. Wenn er also nicht selber in der Stadt war, gab es draußen auf dem Gute lustige Gesellschaft; denn die Kameraden fanden sehr bald den Weg nach Koselow gerade so bequem und kurz, wie der Gutsherr den von dort aus zu ihnen, ein paar Gutsnachbarn, die auch früher flotte Reiteroffiziere gewesen waren, fanden sich dazu und so ging es denn bald recht munter und lebhaft her und des Herüber's und Hinüber's war kein Ende mehr. Gersdorff schwamm dabei, wie ein Fisch, in seinem eigentlichen Element umher, hatte immer eine offene Hand für die Kameraden, die gerade in der Klemme steckten, und galt weit und breit als der liebenswürdigste und freigebigste Wirth, der sich nur ausdenken ließ. Die Feste auf Koselow gelangten allmählich zu einer Art von Berühmtheit und wurden in der Stadt lebhaft besprochen, was dann den eitlen Schwiegereltern wiederum nicht wenig schmeichelte und sie mit mancherlei Extravaganzen und unliebsamen Vorkommnissen in der Lebensweise des flotten Gersdorff immer auf's Neue aussöhnte. Schließlich hatte es Papa Lundfeldt ja dazu und konnte sich den Luxus erlauben, der Schwiegervater eines jungen Lebemannes zu sein, der Jung und Alt bezauberte und für den das Geld nur dazu da war, um in möglichst vornehmer und liebenswürdiger Art verschleudert zu werden. So lange sich dies Gewerbe des jungen Herrn noch in erträglichen Grenzen hielt, kam es daher wohl zu mancherlei kleinen Debatten, zu Vorwürfen und ernstlichen Sorgen betreffs der Zukunft, aber eine wirkliche Entfremdung fand zwischen Schwiegersohn und Schwiegereltern nicht statt, und vor Allem waren die Letzteren weit davon entfernt, dem Treiben des Ersteren mit Entschiedenheit einen Riegel vorzuschieben, so lange es noch Zeit gewesen wäre.

Sie trösteten sich damit, daß ihre Tochter ja glücklich war. Und so schien es wirklich. Wanda vergötterte den Mann noch immer, der ihr als die Verkörperung der frischesten und fröhlichsten Jugend erschien, einer Jugend, von der sie doch nie den rechten Begriff gehabt hatte. Sie wollte auch nicht, daß der flotte Offizier, der Liebling der Damen und der Stolz seiner Kameraden, an ihrer Seite verkümmern oder nur um die kleinste Lebensfreude betrogen werden sollte; im Gegentheil: es war immer eine Angst davor in ihr gewesen, er könne um ihretwillen entbehren wollen und dadurch das Glück gefährdet werden, das sich für ihn seiner Natur nach mit irgend welchen Einschränkungen und Opfern ganz und gar nicht in Einklang bringen ließ. So vergaß sie ihre eigenen Entbehrungen und wohl auch manch' eine Enttäuschung ihres Ehelebens über der Genugthuung ihn heiter und glücklich zu wissen wie nur je.

Und dann trat bald etwas Anderes hinzu, was ihr über jede trübe Stunde und jede bange Sorge, die darin emporsteigen wollte, vollends am besten hinweghalf, gleichzeitig auch ihr häufiges Kränkeln und ihr wachsendes Unvermögen, an dem Treiben ihres Mannes sich zu betheiligen, erklärte: sie fühlte sich Mutter. Da fingen denn nun für sie selbst und für die Eltern recht sorgenvolle Tage an, wenn auch die vorherrschende Stimmung eine freudige und hoffnungsvolle blieb. Je näher die entscheidende Stunde heranrückte, desto ernster mußte auch ich ihr entgegenblicken. Man hatte mich bestimmt, der jungen Frau den ärztlichen Beistand zu leisten, und ich hatte mich dem natürlich nicht entzogen, aber ich hielt es für meine Pflicht, die Eltern sowohl wie den Gatten auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß der Ausgang trotz all' meiner Sorgfalt und Bemühung ein unglücklicher werden könne. Der Zustand Wanda's konnte mich darüber nicht im Unklaren lassen.

Die Eltern nahmen das in fassungsloser Bestürzung hin, Gersdorff aber zuerst mit ungläubigem Lächeln und dann, als ihm das Befinden seiner Frau denn doch ängstlich machte, mit hellem Zornausbruch

Digitized by Google

gegen mich. Warum ich ihm nicht gleich bei der Verheirathung gesagt, daß seine Frau niemals in diesen Zustand kommen dürfe? Das sei meine Pflicht gewesen und ich sei jetzt verantwortlich dafür, wenn ein Unglück geschehe, ihn selbst treffe keinerlei Schuld, da er ganz ahnungslos gewesen und was dergleichen verspätete Rodomontaden mehr waren, auf die ich ihm mit ruhiger Gemessenheit meine Antworten gab. Er gebärdete sich in der That wie ein Verzweifelter, und wenn ich nicht ein so unbesiegbares Vorurtheil gegen ihn gehabt hätte, hätte ich wirklich glauben können, er fürchte mit seiner Frau Alles zu verlieren, was das Leben ihm nur überhaupt an Werth und Wonne barg. Mir aber kamen bei seiner haltlosen, dumpfen Verzagtheit ganz andere und sehr häßliche Gedanken. Ob ich ihm damals Unrecht damit gethan, weiß ich nicht; die Zukunft schien mir jedenfalls Recht zu geben.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Weibliches, allzu Weibliches.

Indessen dem Friedenkünder festlicher Gruß eingeläutet ward und die Eisgewächse verblaßten am kalten Glas vor dem wärmenden Flimmer unscheinbarer Kerzchen, indessen der seligsten Gebärerin chorische Hymnen ertönten, standen zwei unselige Frauen vor Männergericht. Unseres Volkes war keine der Beiden, der modernen Menschheitfamilie aber gehören sie zu, die winzige Französin mit dem beweglichen Affengesichtchen von Cains Genossin aus dem Lande Nod und die schlanke skandinavische Dame mit dem kalt flackernden Blick und dem dünnen Haar: Gabriele Bompard und Hedda Gabler. In der Zeitungswelt führten sie bisher ein Isolirleben, im Gerichtstheil die Eine, in der Literaturkritik die Andere; soll der Chronist, der wahre Prinz Vogelfrei, sie nicht vereinen und den Beweis versuchen, daß sie zusammengehören, die beiden willensschwachen Degenerationsproducte, die femmes fin de siècle, die an der Schwelle des neuen Jahres suchendem Blick begegnen?

Gabriele Bompard ist das kleine Dirnchen, das in Gemeinschaft mit dem sehr ehrenwerthen Monsieur Eyraud den reichen Gerichtsvollzieher Gouffé erwürgt hat. Die kleine Gabriele dürfte dreist aus dem Geschlechte der Rougon-Macquart abstammen; sie ist die verkörperte Synthese von Nana und der Severine aus „La bête humaine", zugleich geborene Hetäre und geborene Verbrecherin. Aus Schulen und Internaten jagte man die Verwahrloste fort; elfjährig winkt sie den Männern, und während ihr von früher Hysterie geschüttelter Körper über die klapperige Gamingrazie sich nicht hinaus entwickelt, bezieht ihr Intellect die hohe Schule pariserischen Lasterlebens. Eine mehr auf den äußeren Boulevards; die Passanten über Strandrecht an dem herausgeputzten Wrack, das endlich Einer in Besitz nimmt: Eyraud, der arme Löwe. Nun beginnt die famose Suggestion, von der ein Staatsrechtslehrer aus Nancy dem lutetischen Zuchtpolizeigericht in vierstündiger Rede so unglaublich thörichte Dinge erzählt hat. Gabriele schlägt ihrem genußgierigen Liebsten eine lange Mordliste reicher Frauenläufer vor; die Wahl fällt auf den alten Gouffé. In raffinirter Liebestoilette empfängt das herzige Scheusal den greisen Schlecker, den im Taumelrausch perverser Triebe die schmale seidene Schlafrockschnur würgt. Auf dem Felde der Unehre, ein Opfer seines Berufes, ist der ehrwürdige Gerichtsvollzieher gefallen. Gabriele findet einen neuen Liebhaber, dem sie beichtet und auf dessen Antrieb sie sich dem Gericht stellt. Schuld und Sühne, so meint Herr Liégeois aus Nancy, hat sie im Zustande der Hypnose auf sich genommen. Der Gerichtshof mochte des Falles Macbeth und ähnlicher Beispiele von der Willensübertragung stärkerer auf schwächere Naturen sich erinnern, die das Bewußtsein der Handelnden dennoch nicht aufhoben; die Suggestionstheorie wurde für diesmal abgewiesen, aber Gabriele kam mit zwanzig Jahren Zwangsarbeit in Neukaledonien davon. Eyraud wird hingerichtet, der Bombard wurden mildernde Umstände zugebilligt und galante Reporter spendeten ihr appetitliche Kosenamen; sogar der Staatsanwalt schlug rührende Töne an, da er von ihr sprach. Sie ist noch so jung, erst zweiundzwanzig; sie ist so schlecht erzogen worden; sie hat ein so niedliches Lärvchen; sie trägt sechsknöpfige Handschuhe und das Pelzmützchen steht ihr so gut; auch hat sie mehrmals Nervenanfälle gehabt. Mit einem Wort: sie ist ein Weib, also: mildernde Umstände. Courtisane und Mörderin aus Geldgier, aber ein junges, lockendes Weib. Den Mann, der gemordet, um sich diese theure Maitresse zu sichern, mag das Beil treffen; Gabrielens bleiches Hälschen ist gefeit.

Wäre die Mordaffaire Dichtung, nicht Wahrheit, die literarische Kritik hätte Gabriele Bompard noch viel glimpflicher behandelt, als das Pariser Zuchtpolizeigericht; während man sich über dessen Spruch weidlich lustig machte und wieder einmal feststellte, so etwas sei bei uns unmöglich, wurde die weit schlimmere Hedda Gabler bei Bengalfeuer freigesprochen. Feierlich erklärte man sie für ein große Natur, die an der Kleinlichkeit ihrer Umgebung zu Grunde gehen mußte; ein Richter nannte sie schlankweg eine moderne Brünnhilde. Das war in Berlin, wo es bekanntlich Richter gibt.

Hedda Gabler ist die Heldin des neuen Schauspiels von Henrik Ibsen.*) Die Schätze, die in dem wunderreichen Drama schlummern, darf ich zu heben mich nicht erdreisten; man muß die Grenzpfähle seines Nachbarn respectiren. Nichts sei deshalb von der technischen Meisterschaft, nichts auch verrathen von der sparsamen Fülle an charakteristisch gestaltender Kunst, die hier zu finden und zu bewundern ist. Nur mit Hedda haben wir es zu thun und mit ihrem Gegenbild, der schmächtigen Muttergeliebten Thea Elvsted. Wie Rahel und Lea im ersten Buch Mose stehen sie sich gegenüber, die Unfruchtbare der Fruchtbaren. Thea hat ein verlüdertes Genie wieder aufgerichtet durch jene Mutterzärtlichkeit, die auf dem Grunde jeder echten Weibesliebe schlummert; freudig hat sie die Mühen des Gebärens auf sich genommen und des selbstlos geliebten Mannes ein Kind auf die Welt gebracht, nicht ein vergängliches von Fleisch und Bein, sondern eines von festerer Dauerbarkeit: ein Buch. Hedda vernichtet es und treibt den unstäten Vater in Laster und Tod.

Sie ist eine Generalstochter, die wilde Pferde, wehende Federn und gefahrlos knallende Pistolen liebt. Arbeit hat sie nie gekannt, sie webt romantische Träume von einer Schönheit, die ihr schwacher Wille nicht erfassen kann, sie ist der tragische Typus des an der Disharmonie zwischen Sehnen und Wirklichkeit vergehenden Halbweibes. Selbst zur Hetärenlaufbahn, für die sie bestimmt scheint, fehlt ihr der Muth; und doch, von ihr gilt das Wort des Philosophen: „Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für's ganze Leben verdanken wollen, wollen ganz das Selbe wie die Hetären, nur daß sie klüger und unehrlicher als diese sind." Drei Freier finden sich; der Eine ist ehescheu und ein Concubinat wäre nicht ehrbar, würde skandaliren und davor hat Hedda Angst; der Zweite ist ein wüstes Genie, dem keine Sitte heilig ist, dem keine sichere Carrière offen scheint; der Dritte ist der korrekte und solide Versorger, ein sanftsinnig gutmüthig beschränkter Fachmensch. Vom Ersten nimmt sie Geschenke und Darlehen an, die einstweilen zu nichts verpflichten, und führt mit ihm eine schlüpfrige Conversation, die angenehm erregt; den Zweiten, der auch zu ihren Zotenbeichtkindern gehört, jagt sie mit dem Pistol in die Flucht, da er von Worten zu Thaten übergehen will; dem Dritten legt sie höchst ehrbar die Schlinge um den Hals und schleift ihn zum Altar. Aber Hedda Gabler will nicht Hedda Tesman sein, nicht die Mutter zu Jörgen Tesman's, des von Tantensorglichkeit verhätschelten Philisters, Kinde. Einen Simson möchte sie knebeln, hätte sie nur auch Muth und Kraft; drum haßt sie die körperschwache Thea, die den Muth zur That hat, drum verbrennt sie das Geisteskind der selig Befruchteten, darum möchte sie den genialen Freund der Feindin auf ihr Geheiß in den Tod gehen sehen — in Schönheit. Nichts von alledem kann sie erreichen: das verbrannte Buch wird nach den von Thea eifrig bewahrten Notizen durch Jörgen wiederhergestellt werden, der nun ganz dem Einfluß des Mutterweibchens anheimfällt; und nicht Hedda's Suggestion: ein zufälliges Ungefähr, eine ekle Verwundung an zweideutigem Ort reißt den Wilden in's Grab, den ein sanftes Weib mit lindem Spruch auf guten Weg geleitet hatte. Auch die Zerstörungssucht Hedda's ist zur Unfruchtbarkeit verdammt; noch einmal triumphirt Lea über Rahel. Was bleibt übrig für Hedda Gabler? Mutter kann sie nicht sein; zu amusirender Buhlschaft fehlt ihrer nervösen Sinnlichkeit die Willenskraft, nichts ist sie Einem aus ihrer Umgebung. Sie erschießt sich in überreizter Komödienstimmung. Selbst dieser letzte Knalleffect bleibt wirkungslos; Hedda Gabler war nicht lebensfähig und gleichgültig ist den Hinterbleibenden der Anlaß, der diesem verärgerten Vegetiren ein Ende setzte. Auch an dem Kinde, das die Todte mit sich trägt, ist nichts verloren; auch dieses Glied in der Degenerationskette war zu ewigem Embryonismus bestimmt; für die schönheitssüchtige Bestie im Unterrock gilt die Umkehrung des Goethewortes: sie war doppelt häßlich, weil zwei verpfuschte Leben in ihr ruhten.

Da ständen sie denn nun neben einander, so ähnlich, so verschieden, so ganz und gar modern in ihrer begehrlichen Lasterschwäche, ohne dämonischen Adel, ohne die entsetzende Größe unverkrüppelt hochgewachsener Gestalten. Die Eine tödtet aus Genußgier, die Andere treibt impotenter Neid zum Mordversuch; Beiden entgleitet der Preis des Frevels. Und die Männer, Geschworene, Richter und Staatsanwälte, blicken in Bewunderung schielend empor zu diesen Dragantpüppchen mit den blutigen Fingern; sie finden Gabriele pikant, interessant, reizend; sie nennen Hedda eine große Natur, die am Ewig-Kleinen zu Schanden wird. So sehen die Madonnenbilder von heute aus. So urtheilt die alte Moral, die, ohne inneren Zusammenhang mit der vorgeschrittenen modernen Erkenntniß, noch nicht gelernt hat, das Lebensunfähige mitleidlos in den Abgrund rollen zu sehen. Also aber spricht Zarathustra: „Oh meine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen! Das Alles von Heute — das fällt, das verfällt: wer wollte es halten? Aber ich — ich will es noch stoßen!" Solcher Weisheit scheint nach dem Schweden August Strindberg nun auch der größere Dichter aus Norwegen sich zuwenden zu wollen. Es ist gewiß nicht die Schuld Henrik Ibsen's, wenn man aus seinem neuen Drama weibliche, allzu weibliche Moral hat herauslesen wollen. Nach den Noras und Helenen, die nur eines recht männlichen Engels getreue Magd sein mochten, hat er nun diese Hedda geschaffen, die nicht dienen will und nicht herrschen kann, diese Vibrione, an der nichts Großes und nichts Ganzes ist, die nur die schlechteste Frauenkunst übt, in schmerzende Wunden mit spitziger Nadel hineinzustechen. Die fünf Menschen, die sie umgeben, sind auch nicht von der Edelrasse, gewiß nicht; aber es ist doch tüchtiger Durchschnittsschlag, der Etwas vor sich bringt, der arbeitet und sammelt und scheuert und Kranke pflegt, ein Bischen trivial zwar und drollig, aber thätig und entwickelungsfähig. Und nun kommt eine weibische Heroenbewunderung, verhöhnt die enge Betriebsamkeit der kleinen Welt und möchte der impotenten Teufelin Altäre bauen. So oft noch ein Großer einen festen Schritt in der Richtung zu neuer Wahrheit that, so oft standen seine Anhänger, Priester und Laien, auf dem alten Fleck und plärrten dem Unverstandenen ihr auswendig gelerntes Hosiannah nach.

*) Hedda Gabler. Schauspiel in vier Acten. Deutsch von Emma Klingenfeld. Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

Zwei Zufallsbeispiele sind es nur, aber sie beleuchten mit grellem Schein die abschüssige Bahn, auf die das Irrlicht des Feminismus den schwächlichen Culturmenschen gelockt hat. Emile Zola, ein recht brutal männlicher Mann, hat einmal die für seine Verhältnisse erstaunlich geistreiche Bemerkung gemacht, die hündische Devotion vor der schlimmsten Tyrannei der Schwachen sei ein alter Ueberrest aus der Erbschaftsmasse des Katholicismus, des Mariencultus, an den mit tiefsinnigem Cynismus selbst am unheiligsten Ort erinnert wird, in Nana's Schlafgemach, der Kathedrale tiefster Manneserniedrigung. Mit seinem dicken romantischen Blut ist Zola in dieser Erkenntniß ein modernster Geist: alle unheildrohenden Schicksalsmächte verweiblichen sich bei ihm und immer erliegt der mâle reconnaissant der streichelnden Tyrannei dieser femininen Presser und Drücker. Es hängt eng mit diesem Ursprung zusammen, daß der weiblichste und bei den Weibern beliebteste Dichter des neuen Frankreich, daß Paul Bourget seinen parfümirten Herzensgeschichten immer dicke Weihrauchwolken zuführt; die dumpfe Kirchenluft schwängern betäubende Cocottenparfüms und dieser ungesunden Treibhausatmosphäre entkeimen die cruelles énigmes, die der lieben Frau von Paris, Berlin und Petersburg so ausnehmend gefallen. Darum schlägt sein Erfolg den des derben Meisters von Médan und Alles ist, auch das Verfänglichste, dem feinen Schmeichler erlaubt, der so geschickt den Salonton festzuhalten weiß. Er macht Alles gesellschaftsmöglich: das ist sein Geheimniß. Denn „die vornehmen Frauen denken, daß eine Sache gar nicht da ist, wenn es nicht möglich ist, von ihr in der Gesellschaft zu sprechen."

Die große Kunst, die lebensvoll natürliche, war im Kern immer herzhaft männlich; nicht bei den Griechen, nicht in der Bibel, nicht bei Shakespeare haben wir das heute geheiligte Prinzip der Unterjochung des Mannes durch das Weib. In erhabener Einfachheit ist hier das Geschlechtsleben aufgefaßt, wir erblicken nicht die eifersüchtige, nicht die tyrannische Frau. Je weiter die Cultur von dem Natürlichen abrückte, je mehr das heuchlerische Feigenblatt zum Symbol der Sittlichkeit wurde, desto ärger wurde das ursprüngliche Verhältniß der Geschlechter verrückt und entnervend zog der Feminismus ein in das Leben, in die Kunst. Eine Statistik würde ziffernmäßig beweisen, daß von den Dichtungen des letzten Halbjahrhunderts sicherlich weitaus die meisten der Verherrlichung der Frau auf Kosten des Mannes dienen. Immer ist es der Mann, der, als Versorger im aufreibenden Lebenskampfe stehend, durch alle Fegefeuergrade hindurch geläutert wird, bis er des Engels würdig ist, der die Gnade hat, sich von ihm ernähren zu lassen. Auch diese Engelmacherei möchte man nachgerade unter Strafe gestellt sehen.

Die sozialen Momente, die hier im Spiele sind, soll man gewiß nicht übersehen. Das feine Räderwerk, genannt die moderne Frau, will nicht allein mühevoll geputzt sein wie jede complicirte Maschine, es will sich auch nicht länger willenlos leiten und stellen lassen von einer plumpen Hand. „Wie Fürstinnen auf dem Throne," sagt der Dichter der „Kreutzersonate", „halten die Frauen neun Zehntel des Menschengeschlechtes in den Fesseln der Knechtschaft und schwerer Arbeit. Und Alles nur, weil man sie erniedrigt, weil man ihnen die Gleichberechtigung mit den Männern entzogen hat." Es ist in dieser Beziehung charakteristisch, daß gerade unsere im sawächlichsten Frauenkult befangene Zeit für die ernsthaften Emanzipationsbestrebungen der Frau noch immer ein ironisches Lächeln übrig hat. Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie! Der Blaustrumpf ist ein schreckendes Symbol, aber jedes Schürzenmännchen dünkt sich ein Held.

Dieser verspätete Madonnendienst ist nicht nur gefährlich, weil er den ausgewachsenen Mann zum Kind des Weibes macht und damit die verkehrte Welt schafft, er ist auch nachgerade langweilig. Und darum freue ich mich dieser Hedda Gabler und möchte sie vor Mißverstand bewahrt sehen. Mögen die Weiblichen, allzu Weiblichen der Gabriele Bompard mildernde Umstände zubilligen, mögen sie Hedda's degenerirte Nichtigkeit für Walkürengröße hinnehmen; des Mannes ist in ihnen zu wenig, darum vermännlichen sich ihre Weiber. Es wird Zeit, eine Partei der Männer zu bilden, die sich vom Lysistratenthum emanzipirt; an Führern fehlt es schon heute nicht: Strindberg's schriller Hilfeschrei gellt durch die germanischen Lande, Tolstoi lenkt, nicht immer freilich längs dem Kulturpfade, die Pflugschaar durch die frisch gedüngte Ackerfurche, Zola's ganzes Werk ist ein Ringen gegen feminine Tyrannei — darum geht seine soziale Naturgeschichte zur Zeit des am Hetärentreiben erstickten zweiten Kaiserreiches vor sich — und Friedrich Nietzsche zürnt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinab!" Könnte man, wie es fast scheinen will, Henrik Ibsen als Führer einer Kohorte gewinnen, bei dem mit jedem Tage wachsenden Einfluß, den er auf die europäische Dichtung übt, wäre der Gewinn von schwer noch zu ermessendem Werth. Man hat ihn den modernsten Menschen genannt; er wird es in Wahrheit sein, wenn er entschlossen dem schwachgemuthen Feminismus den Rücken kehrt und der neuen Erkenntniß die neue Moralanschauung bereiten hilft und das Recht des Starken, des Schaffenden wiederum sichern, des Mannes.

Die Schaffenden nämlich, spricht der Weise, sind hart. Und er fährt fort: „Diese neue Tafel, oh meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart!"

Apostata.

Opern und Concerte.

Neue Compositionen. Neue Pianisten: Paderewski, Mor. Rosenthal.

Daß eine Wochenschrift unmöglich jeder einzelnen Erscheinung eine Besprechung widmen, nur ganz Bedeutendem oder Opernneuheiten Aufmerksamkeit zuwenden kann, habe ich an dieser Stelle oft genug betont. Nun sind aber im Laufe der letzten drei Monate manche neue Instrumentalcompositionen vorgeführt worden, die jedenfalls auf Erwähnung Anspruch erheben können; und diesem sei hier Genüge geleistet. Von den Symphonien hat die von Fr. Koch, welche von der Königlichen Kapelle gespielt ward, entschieden den günstigsten verdienten Erfolg gewonnen. Der Componist, ein noch junger Mann, Mitglied der Kapelle, hat im verflossenen Jahre eine Symphonie in einem eigenen Concert vorgeführt, die manche interessante Momente zeigte, im Ganzen doch nicht genügenden Stoff zu nachhaltiger Aufmerksamkeit bot. Sein diesjähriges Werk bekundete einen sehr bedeutenden Fortschritt nach jeder Richtung, besonders die Gabe frischer Erfindung. Eine Symphonie von Klughardt, die ebenfalls in einem Symphonieabend der Königlichen Kapelle zur ersten Wiedergabe gelangte, ward mit gebührender Achtung aufgenommen, konnte aber keine rechte Wärme erzeugen. Hans von Bülow brachte in den von ihm unvergleichlich geleiteten Philharmonischen Concerten eine Suite von Robert Kahn, die liebenswürdiges Talent und bedeutendes Formgeschick erkennen ließ, eine Böhmische Rhapsodie von Dvorschak, ein sehr bedeutendes Werk, dessen Vollwirkung nur durch Längen beeinträchtigt wird; eine Norwegische Suite von dem talentvollen Svendsen, die reizende Einzelheiten enthält, ohne besonderen Eindruck zu hinterlassen, endlich die neue Ouvertüre von Anton Rubinstein zu Shakespeare's „Antonius und Cleopatra", in der, wie ja fast in jeder Composition dieses so hochbegabten Mannes, höchst interessante, mitunter großartig zu nennende Momente mit unbedeutenden leeren Phrasen abwechseln. Es hat wohl nie einen Componisten gegeben, der einen so reichen Schatz der Erfindung mit solchem Mangel an ernsthafter Arbeit, an Selbstkritik vereinigte. Auch von italienischen Operncomponisten kann Aehnliches gesagt werden; aber diese haben ja nie Anderes angestrebt als unmittelbaren Erfolg und großen Geldverdienst, und das ist ihnen vollkommen zu Theil geworden. (Daß bei ihnen auch ernste Arbeit zu finden, ward von Rossini im „Tell" und Verdi in „Aida" und „Othello" überzeugend bewiesen.) Rubinstein's Compositionen dagegen sind meistens Instrumentalwerke, die also deutsche Gründlichkeit in thematischer Führung und Instrumentation verlangen, und nur langsamen, aber nachhaltigen Erfolg erhoffen dürfen, und der oben erwähnte Vorwurf trifft ihn schwerer als die Italiener.

Als in Berlin neu ist noch Berlioz' Chorwerk „Faust's Verdammniß" anzuführen. Das großartig geniale Werk, in Erfindung, Einheitlichkeit (und Mäßigung in Anwendung gewaltsamer Versuche) entschieden das Bedeutendste des edlen Componisten, erzeugte eine mächtige Wirkung und fand wärmste Anerkennung selbst bei jenen Beurtheilern vom Fach, die sich bisher gegenüber Berlioz ablehnend verhalten hatten.

Die Kammermusik ward durch ein neues Quintett von Brahms bereichert, das Meister Joachim und Genossen vorführten. Das Andante und das Scherzo erweckten sofortige Begeisterung des Publikums, der erste Satz wurde von den Kennern als ein Meisterstuck begrüßt, über das Finale dagegen lauten die Meinungen verschieden; daß es nicht auf gleicher Höhe steht mit den vorhergehenden Sätzen, ward vielfach behauptet selbst vor Verehrern des Meisters.

Was nun die Concerte betrifft — es wurden im Durchschnitt wöchentlich zwölf gegeben — so bilden leider selbstverständlich die der Pianisten die übergroße Mehrzahl. Nur alle die Namen anzuführen, wäre schon eine Gedächtnißarbeit und eine Raumverschwendung. So will ich denn nur den zwei neuen, d. h. in Berlin zum ersten Mal erschienenen bedeutenden, einige Worte widmen. Herr Paderewski hat durch feines, ausdrucksvolles Spiel, sowie durch ausgezeichnete Technik viele Freunde im musikalischen Publikum gewonnen. Herr Moritz Rosenthal wurde viel übermäßig getadelt und übermäßig gelobt. Er besitzt die riesigste Technik, die bisher auf dem Clavier vernommen wurde und macht Dinge, die man sich erst hinterdrein am Instrumente recht erklären muß. Er gebraucht diese Technik manchmal in einer Weise, die das vorgetragene Werk völlig unkenntlich macht; Weber's As-dur-Sonate, manche Variationen in den Etudes symphoniques, Henselt's „Wenn ich ein Vöglein wär" klangen wie Stücke, die ein Uhrwerk von rasendster Schnelligkeit ganz fehlerlos, aber ohne den mindesten Vortrag ausführt. Andererseits hat Herr Rosenthal wieder Vieles in Stücken, die unbedingt höhere musikalische Auffassung und selbst feines Empfinden verlangen, mit überraschender Wärme, Mäßigung und Zartheit vorgetragen; so in der Wandrerphantasie von Schubert, in Beethoven's E-dur-Sonate, op. 109, in manchen Chopin'schen Nocturnen (das in G-dur ausgenommen, in dem mehr Terzenetude als melodiöse Doppelgriffe zu hören waren). Wenn man also Herrn Rosenthal ohne Voreingenommenheit für oder wider, beurtheilen will, so muß man ihm zuerkennen, daß er jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung ist, die aber einer sehr starken Umwandlung bedarf, um auch als eine echt künstlerische anerkannt zu werden. Er besitzt viele Eigenschaften, die nicht bloß durch mühsames technisches Ueben zu erlangen sind; wenn er sie concentriren und nach der wahrhaft künstlerischen Richtung hin verwenden, wenn er von der höchsten Spitze der Technik für eine kurze Zeit herabsteigen will, um dann die höhere Region der Künstlerschaft durch ernstestes Studium, durch Aufopferung mancher momentan schimmernden Erfolge zu erreichen, dann wird er sich den Platz neben den Allerersten wählen können.

Heinrich Ehrlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W.,
Grossgörschenstrasse 23.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg.**
Hohe Bleichen 18.

Friedrich Ludwig Schröder.
Ein Beitrag
zur
deutschen Litteratur- und Theatergeschichte
von
Berthold Litzmann,
Professor an der Universität Jena.
= Erster Teil. =
Preis M. 8.—.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Ideale und Irrthümer.
Jugenderinnerungen
von **Karl von Hase.**
Vierter Abdruck.
VIII, 230 Seiten. Mit dem Bildnis des Verfassers (1838).
Geh. 4 ℳ; fein geb. (Halbfranz) 5 ℳ 50 ₰.

Die bis zum Einzug in die Stätte seiner Wirksamkeit reichende Selbstbiographie des großen Jenaer Kirchenlehrers ist als das Bild „einer deutschen Jugend" ein Volksbuch geworden. „Nicht für Fachgelehrte ist sie geschrieben, sondern für jeden, dem das Auf- und Niedersteigen eines Nachens, den eine kräftige Jugendhand führt, Theilnahme abgewinnt."

In zehn Monaten 25 Auflagen!

Rembrandt als Erzieher.
Von
einem Deutschen.
329 Seiten gr. 8°.
Preis brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.
Verlag von **C. L. Hirschfeld** in **Leipzig.**

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Erinnerungen von Felix Dahn.
Erstes Buch.
Bis zur Universität (1824–1850).
Mit dem Bildnis des Verfassers.
330 S. 8°. Geh. 5 ℳ; fein geb. 6 ℳ.

Der Verfasser giebt in diesen Blättern wahrheitsgetreue, nicht durch Dichtung ausgeschmückte Rückblicke auf sein Leben, die, ganz abgesehen von seiner Person, Anziehung üben werden wegen seiner Beziehungen zu gar mancher auftretenden Gestalt aus der Zeit von 1848—1888 und durch die Darstellung der Entwickelung, welche, wie der Verfasser, andere Zeitgenossen in diesen wandelungsreichen vierzig Jahren durchgemacht haben.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Roman
von
August Becker.
Ein starker Band
elegantestes Format
5 Mk., eleg. geb.
6 Mk. 20 Pf.

Die graue Jette.

Weit entfernt von der modernen Effekthascherei ist das Werk höchst spannend, die Sprache edel und wird den Verehrern der Muse Beckers, dieses technisch gewandten und psychologisch erfahrenen Schriftstellers, hochwillkommen sein.

Laskaris lautet nach seinem Helden der Titel des vornehmen Epos, durch welches **Arthur Pfungst** die Frage: Ist das Leben werth gelebt zu werden oder nicht? zu beantworten sucht und von welchem der erste der drei geplanten Teile unter dem Sondertitel „Laskari's Jugend" abgeschlossen vorliegt. Preis broch. ℳ 2.—, fein geb. ℳ 3.—.

Lose Blätter. Eine prächtige **Gedichtsammlung,** welche von **desselben Verfassers** echt poetischer Begabung, tiefer und ernster Weltanschauung und interessanter Eigenart zeugt. 2. Aufl. Preis broch. ℳ 2.—, fein geb. ℳ 3.—.

Die Leuchte Asiens
oder: **Die grosse Entsagung**
(Mahabhinisch Kramana).
Vortreffliche **Arthur Pfungst'sche Übersetzung** der 24. Aufl. der grossartigen Dichtung **Edwin Arnold's,** welche das Leben und Wesen des Fürsten Gautama von Indien schildert und die Philosophie dieses edlen Helden und Reformators, des Begründers des Buddhismus, darlegt. Autor. Ausgabe. Preis broch. ℳ 2.—, fein geb. ℳ 3.—.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. K. Hofbuchhändler in Leipzig.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Gesammelte Gedichte
von
Alfred Berger.
Oktav. 146 Seiten. Preis geheftet M. 3.— In geschmackv. Einband M. 3.60.

Eine liebenswürdige Individualität spricht sich in dieser neuen Gedichtsammlung aus; der musikalische Wohllaut des Verses und der sinnige Gehalt echt lyrischer Stimmung sichern dem Buche die Teilnahme aller Kreise, in welchen dichterisches Empfinden zu Hause ist.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen:

Frau Minne. **Ein Künstler-Roman**
von Theophil Zolling.
Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Theodor Fontane schreibt in der Vossischen Zeitung u. A.: „Der Herausgeber der „Gegenwart", der seit einer ganzen Reihe von Jahren Berlin angehört und das Berliner Leben aus dem Grunde kennt, gibt hier eine Schilderung eben dieses Lebens, die in ihrer photographisch exakten Wiedergabe einen Werth für unsere dermaleinstige Kulturgeschichte hat . . . Wie im „Klatsch" die sogenannte Gesellschaft, so haben wir hier die Künstlerschaft. In Geschlossenheit der Composition, überhaupt in Technik, wächst dieser zweite Roman über den ersten hinaus, mit dem er die Lebendigkeit des Vortrags und die Frische der Farbe gemein hat. Jedenfalls hat sich Zolling in hervorragender Weise in die Gruppe derer eingeführt, die den sog. Berliner Roman zu einem bestimmten Literaturzweig gemacht haben."

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXVIII. Bande der „Gegenwart",
sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 10. Januar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Englische Arbeiterverhältnisse als deutsche Vorbilder. Von W. Kulemann-Braunschweig. — Die Invaliden- und Altersversicherung. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. (Schluß.) — **Literatur und Kunst**: Zu Grillparzer's hundertjährigem Geburtstag. Von Arthur Goldschmidt. — Galante Bücher. Von Hermann Bahr. — Hans von Marées. Von Cornelius Gurlitt. (Schluß.) — **Feuilleton**: Eherecht. Von Konrad Telmann. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Inserate.

Englische Arbeiterverhältnisse als deutsche Vorbilder.

Von W. Kulemann-Braunschweig.

Wenn man auf dem Gebiet des praktischen Lebens durch die Macht der Verhältnisse gezwungen ist, über Aenderungen in den seitherigen Einrichtungen nachzudenken, so muß man verständiger Weise in erster Linie sich nach Vorbildern umsehen, um aus den anderwärts gesammelten Erfahrungen seinerseits Nutzen zu ziehen. Diese allgemeinen Lebensweisheit thun wir ganz besonders gut zu beherzigen bei derjenigen Angelegenheit, welche zur Zeit mit Recht wie keine andere das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt, nämlich bei denjenigen Fragen, welche die Regelung unserer sozialen Zustände betreffen. Hier bietet uns das Studium der Entwickelung in dem auf industriellem Gebiet uns weit überlegenen England einen Leitfaden von gar nicht hoch genug anzuschlagendem Werth. Daß dort im Ganzen weit gesundere Arbeiterverhältnisse bestehen als in Deutschland, und daß dort im Wesentlichen die rohe Entwickelungsstufe der Strikes mit ihrer traurigen Zerrüttung aller sozialen Verhältnisse überwunden ist durch den fortgeschrittenen Zustand des friedlichen Ausgleichs im geordneten Verfahren, das ist ja eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache. Allerdings haben die Ereignisse des letztverflossenen Jahres, die großen Arbeitseinstellungen insbesondere der Dockarbeiter in London, der Gasarbeiter in Leeds und nun gar der Postboten und Polizisten bewiesen, daß auch England nicht das Recht hat, in pharisäischem Hochmuth auf andere Länder herabzusehen. Aber wenn man berücksichtigt, wie nach der gewaltigen, das ganze Volk bis in's innerste Mark zerrüttenden Chartistenbewegung im Ganzen England dasjenige Land geblieben ist, in welchem die Sozialdemokratie am wenigsten Anklang gefunden hat und noch immer gegenüber der gesunden und gesetzmäßigen Arbeiterbewegung, wie sie die trade unions darstellen, an Bedeutung weit zurücktritt, so wird man alle Veranlassung haben, gerade die einschlägigen englischen Verhältnisse mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Es ist deshalb mit Dank anzuerkennen, daß Professor Brentano in Leipzig und die ihm folgende Schule jüngerer Nationalökonomen durch gründliche, an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchungen uns die Gelegenheit verschafft haben, uns über die englischen Arbeiterverhältnisse und insbesondere die zur Vermeidung und Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten getroffenen Einrichtungen ohne eigene Mühe gründlich zu unterrichten. Ganz besonderen Beifall hat mit vollem Recht in weiten Kreisen die umfangreiche Arbeit eines aus der Brentano'schen Schule hervorgegangenen jungen Gelehrten gefunden, nämlich das zweibändige Werk: „Zum sozialen Frieden" von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz*), welchem bereits eine kleinere, in „Schmoller's Jahrbuch" veröffentlichte Studie: „Verminderung und Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten in England" vorangegangen war. Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir an der Hand dieser Arbeiten, deren eigenes Studium wir nicht eindringlich genug empfehlen können, in dem Rahmen, wie er durch den zur Verfügung stehenden Raum geboten ist, die betreffenden englischen Verhältnisse und Einrichtungen einer Erörterung unterziehen.

Der Verfasser weist zunächst überzeugend nach, wie auf eine Periode zunächst der rohen Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital, und dann auf eine solche des wilden Kampfes jetzt eine auf voller Gleichberechtigung und wechselseitiger Achtung beruhende und auf beiderseitige Zusammenfassung in corporativen Verbänden gestützte Organisation der Verständigung gefolgt und die Unterlage zum Frieden geworden ist. Arbeiter sowohl als Arbeitgeber verhandeln mit einander nicht als Einzelne, sondern als Gesammtheiten, als Mächte, welche in der eigenartigen Stellung zu einander sich befinden, daß ihre Interessen einerseits bis zu einem gewissen Grade gegensätzliche, andererseits aber doch auch wieder durchaus gemeinsame sind. Gerade in dieser Doppelseitigkeit des Verhältnisses liegt der Punkt, wo einzusetzen ist. Ist es verkehrt, den Interessengegensatz zu leugnen, der den Arbeiter bestimmen kann, möglichst viel zu fordern und den Arbeitgeber, möglichst wenig zu geben, so ist es unverständig, die beiderseitigen Interessen für unversöhnlich zu halten, und das Mittel, eine Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren zu verhüten, nur in der völligen Aufhebung der Unterscheidung zwischen Beiden, in der gänzlichen Beseitigung des Lohnverhältnisses und dessen Ersatz durch genossenschaftliche Arbeit zu sehen. Aber um den richtigen Mittelweg zu gehen und zu einer friedlichen Ausgleichung auf der Unterlage der bisherigen Arbeitsordnung zu gelangen, dazu ist das oberste Erforderniß, daß nicht der einzelne Arbeiter dem einzelnen Arbeitgeber, sondern eine Interessengruppe der anderen gegenüber steht. Erst dann ist es möglich, neben und über den in den beiderseitigen Verhältnissen nun einmal unvermeidlich gegebenen Trennungspunkten diejenigen Momente zum Bewußtsein und zu praktischer Geltung zu bringen, welche die gemeinsamen Interessen der Produktion gegenüber der Consumtion begründen. So lange sich die an der Ersteren betheiligten Factoren gegenseitig bekämpfen und in wilder Concurrenz unterbieten, wird der tertius gaudens der Consument

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

sein und eine Preisstellung erhalten, wie sie nicht den natürlichen Verhältnissen entspricht.

Diese Vorbedingung ist in England geschaffen. Arbeiter und Arbeitgeber einer gewissen Industrie haben sich zu großen Verbänden zusammengeschlossen, meist der politischen Eintheilung nach Grafschaften folgend, jeder Verband mit einer durchgeführten Organisation, insbesondere einem Secretär, der seine ganze Arbeitskraft der ihm gestellten Aufgabe widmet. Die Letztere besteht im Wesentlichen darin, alles für die Beurtheilung der gewerblichen Verhältnisse Wesentliche, insbesondere aber das für die Lohnhöhe maßgebende statistische Material zu sammeln, zu verarbeiten und zur Vertretung der ihm anvertrauten Interessen zu verwenden. Auf den Schultern dieser beiderseitigen Secretäre liegt das Schwergewicht der Einrichtung; ihnen liegt es ob, in steter Berücksichtigung der Verhältnisse des Marktes dafür zu sorgen, daß der Arbeitsvertrag sich diesen natürlichen Bedingungen anschließt. Beide sind deshalb Männer, welche nicht allein das erforderliche wissenschaftliche und praktische Verständniß besitzen, sondern auch zu hoch stehen, um sich zur Vertretung einseitiger und von ihnen als ungerecht erkannter Ansprüche herzugeben. Gar nicht selten sind schon die Arbeitersecretäre mit großer Entschiedenheit und der gerade auf dieser Stellung beruhenden erfolgreichen Autorität gegen Ansprüche aufgetreten, welche sich in Arbeiterkreisen großer Beliebtheit erfreuten; um so gewichtiger ist deshalb ihr Wort, wenn sie es zu Gunsten einer Forderung in die Wagschale legen. Aus dieser gewissermaßen objectiven Stellung über den Parteien erklärt sich denn auch das meist zwischen den beiderseitigen Secretären bestehende freundschaftlich-collegialische Verhältniß, welches die Erledigung der Geschäfte ganz wesentlich erleichtert.

Entstehen nun aber dennoch Streitigkeiten, deren Beilegung ihnen nicht gelingt, so gibt es zwei Organe, welche nunmehr in Thätigkeit zu treten haben: der vereinigte Ausschuß (joint committee) und das Schiedsgericht. Beide haben verschiedene Aufgaben.

Der vereinigte Ausschuß besteht aus sechs Mitgliedern der Arbeitgeber und ebensovielen der Arbeiter, die sich in Gemeinschaft mit den beiderseitigen Secretären regelmäßig ein Mal im Monate in dem Geschäftslocale der Arbeitgeber versammeln. Den Vorsitz führt der Secretär der Arbeitgeber, der an der schmalen Seite einer langen Tafel Platz nimmt; ihm gegenüber sitzt der Secretär der Arbeiter und an beiden Seiten der Tafel die beiderseitigen Abgeordneten. Da es keinen Sinn haben würde, abzustimmen, indem der Regel nach Stimmengleichheit hervorgehen würde, so sieht man hiervon völlig ab und ist deshalb auch die Anwesenheit sämmtlicher Mitglieder kein nothwendiges Erforderniß. Der Zweck ist ja nicht, sich zu besiegen, sondern sich gegenseitig durch die innere Macht der Gründe zu überzeugen.

Das Arbeitsgebiet des Ausschusses ist ein doppeltes. Zunächst ist er berufen, einzelne Streitfälle zu entscheiden, in denen es sich um die Anwendung des bestehenden Vertragsrechtes handelt. Hier übernimmt er also dieselbe Aufgabe, die bei uns den Gewerbegerichten obliegt, wie sie bisher nur im geringen Umfange entwickelt waren, demnächst aber auf der Unterlage des neuerdings vom Reichstage beschlossenen Gesetzes hoffentlich eine erfolgreiche Wirksamkeit erlangen werden.

Aber die Bedeutung dieser Aufgabe tritt weit zurück gegen die zweite, weit wichtigere, nämlich die Regelung des Arbeitsverhältnisses selbst, also der künftigen Gestaltung desselben, unabhängig von den zur Zeit in Kraft befindlichen Verträgen. Die wesentlichsten Punkte sind hier naturgemäß die Dauer der Arbeitszeit und die Höhe des Lohnes, und gerade bezüglich des Letzteren bieten die dort gemachten Erfahrungen und geschaffenen Einrichtungen ein allgemeines Interesse und Anregung zur Nachahmung auch in anderen Ländern.

Die Grundlage der Lohnbestimmung ist die sogenannte gleitende Skala d. h. die Einrichtung, daß die Lohnhöhe sich gewissermaßen selbstthätig regelt nach gewissen im Voraus festgestellten Bedingungen und diese sind naturgemäß einerseits die Productionskosten, also insbesondere diejenigen der Rohmaterialien, und andererseits die Preise der fertigen Waare. Beides kann nur genau festgestellt und deshalb der bei einer gewissen Lohnhöhe dem Arbeitgeber verbleibende Gewinn nur ermittelt werden an der Hand der von diesem geführten Bücher, und da in deren Offenlegung naturgemäß eine große Gefahr besteht, so hat man hier eine besondere Einrichtung geschaffen in den sogenannten Rechnern, d. h. Personen, denen man ein hervorragendes Vertrauen entgegenbringt und die außerdem noch auf unbedingte Verschwiegenheit besonders beeidigt werden. Es ist interessant, wie man auf diese Weise das hauptsächlichste Bedenken, welches man in Deutschland bisher der Gewinnbetheiligung der Arbeiter entgegenzusetzen pflegt, daß nämlich eine solche Einrichtung, deren weittragende segensreiche Folgen man nicht bestreitet, zu einer für den Geschäftsmann völlig unmöglichen Aufdeckung seiner geschäftlichen Verhältnisse vor seinen Arbeitern führen müsse, in einer außerordentlich einfachen Weise überwunden hat.

Diese Rechner treten in gewissen zum Voraus festgesetzten Zeitabschnitten von 6—8 Monaten zusammen und nach den Ergebnissen ihrer Ermittelungen vollzieht sich nun von selbst die Regelung des Lohnes in der Weise, daß die nachgewiesene Verbesserung oder Verschlechterung des Marktes eine genau vorherbestimmte Erhöhung oder Herabsetzung des Lohnes zur Folge hat. Man sollte denken, daß diese Einrichtung ein starkes und häufiges Schwanken der Lohnsätze mit sich bringen müßte, allein thatsächlich hat sich das Gegentheil ergeben. Man hat gefunden, daß bei Preissteigerungen oder Preisstürzen, die nach den Zeitungsnachrichten und dem auf diese gestützten allgemeinen Urtheile ganz bedeutende zu sein schienen, die darauf beruhende Verschiebung in dem Reingewinn meist wesentlich geringer war, als man erwartet hatte. Aber selbst bei hochgespannten Hoffnungen der Arbeiter auf eine weitgehende Erhöhung ihres Lohnes bei steigender Richtung des Marktes haben dieselben Enttäuschungen, welche auf dieser unanfechtbaren Unterlage beruhten, stets willig hingenommen. Ist es deshalb völlig richtig, was der Kaiser den Abgesandten der westphälischen Kohlenzechen sagte, daß auch die Arbeiter-Zeitungen lesen und an den aus diesen ihnen bekannt werdenden Preissteigerungen theilnehmen wollen, so zeigt doch die mitgetheilte Erfahrung, daß es ein einfaches und brauchbares Mittel giebt, in dieser Beziehung übertriebenen Ansprüchen entgegenzutreten.

Eine andere hiermit zusammenhängende interessante Erscheinung ist die Erfüllung einer alten und bisher fast allgemein als utopisch betrachteten sozialistischen Forderung, nämlich die Einrichtung eines Lohnminimums, also eines Mindestbetrages, unter welchen der Lohn selbst bei ungünstigen Verhältnissen nicht herabsinken darf. Natürlich muß dieses Zugeständniß an die wirthschaftlichen Interessen der Arbeiter, welches aber in der That für diese von der allererheblichsten Bedeutung ist, aufgewogen werden durch ein Opfer, welches die Arbeiter insofern bringen, als sie darauf verzichten, bei besonders günstigen Verhältnisse die volle an sich und durch dieselben gerechtfertigte Lohnerhöhung zu erhalten. Dies thut z. B. die sog. Oceanscala, welche bestimmt, daß der Lohn zunächst unter einen gewissen Betrag nicht fallen dürfe, daß dann bei jeder Steigerung der Verkaufspreise bis zu einem gewissen Betrage eine Erhöhung des Lohnes um 5 Proc., darüber hinaus bis zu einer anderen Grenze $2^1/_2$ Proc. und endlich über diese hinaus eine solche von 1 Proc. stattfindet. Der Grundzweck dieser Einrichtung, den Arbeiter dadurch vor allzu niedrigen Löhnen zu schützen, daß er auf besonders hohe verzichtet, ist jedenfalls ein durchaus gesunder und für die einheimische Industrie beherzigenswerther. Die englischen Arbeitgeber sind so sehr von den Vorzügen der Lohnscala durchdrungen, daß sie erklären, die ihnen durch dieselbe gewährleistete Stetigkeit und Sicherheit mit einem gewissen, von einigen Seiten auf 5 Proc. berechneten Steigerung des Lohnsatzes bezahlen zu können.

Uebrigens wäre es verkehrt, anzunehmen, daß die gleitende Scala, sobald sie einmal eingeführt ist, gewissermaßen auto-

Digitized by Google

matisch wirke und eine weitere Thätigkeit der beiden Parteien überflüssig mache. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil die Grundlage der Scala, nämlich das in ihren Ziffern ausgedrückte Antheilverhältniß sich mit der wechselnden Lage des Arbeitsmarktes verschiebt, und zwar je nachdem zu Gunsten oder zu Ungunsten der Arbeiter. Die beiderseitige Organisation ist überhaupt das Fundament, auf welchem die ganze Einrichtung aufgebaut ist, und deren Nothwendigkeit auch in Deutschland anerkannt werden muß, bevor wir zu gedeihlichen sozialen Zuständen gelangen können. Leider sind ein großer Theil unserer Arbeitgeber, deren Anschauungen bei den diesjährigen Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik der Generalsecretär Bueck Ausdruck verlieh, grundsätzlich Gegner dieser Organisation und befürchten von derselben eine völlige Vernichtung unserer Industrie. Aber die hierfür angeführten Gründe erscheinen doch nichts weniger als stichhaltig.

Wenn man meint, das gesteigerte Selbstgefühl und die erhöhte Macht der Arbeiter werde die Aufrechterhaltung der für die Leitung großer Werke unerläßlichen Disciplin unmöglich machen, so stehen dieser Auffassung diejenigen Erfahrungen durchaus entgegen, die man mit einem Anfange solcher Organisation in den Arbeiterausschüssen gemacht hat, und die in dankenswerther Vollzähligkeit in der Arbeit des Prof. Sering über diese Einrichtung (Schriften des V. f. Soz.-Pol. Bd. 46) gesammelt sind. Gerade das Gegentheil ist eingetreten, die besten und verständigsten Elemente unter den Arbeitern haben in den gebildeten Organisationen die Herrschaft erlangt, und die unruhigsten und unbotmäßigen, welche sich den Anordnungen des Arbeitgebers nicht oder nur widerstrebend fügen, haben die Autorität der selbstgewählten Obrigkeit willig anerkannt, ja es ist gelungen, Vorschriften zur Durchführung zu bringen, wie z. B. das Verbot, am Löhnungstage in's Wirthshaus zu gehen, die so tief in die persönliche Freiheit eingreifen, daß der Gedanke an ihre Erzwingung durch den Arbeitgeber völlig ausgeschlossen sein würde. Der Satz, daß der Mensch mit seinen höheren Zwecken wachse, gilt nicht bloß beim Gebildeten, sondern auch beim Arbeiter, und der größeste Fehler, den man in der jetzt glücklich beendigten Epoche unserer Sozialpolitik gemacht und der allein zu einer so erschreckenden Ausbreitung der Sozialdemokratie geführt hat, ist, daß man in engherziger Aengstlichkeit glaubte, dem Arbeiterstande das vorenthalten zu sollen, worauf er nach dem Zuge der geschichtlichen Entwickelung ein naturgesetzliches Recht hat, nämlich eine Organisation als Stand, als Klasse, daß man ihn zwingt, sich mit Gewalt etwas zu erkämpfen, was zu verweigern man nicht das Recht und auf die Dauer auch die Macht hat, daß man sich einer elementaren Bewegung widersetzt und geglaubt hat, Naturgewalten durch Gesetze fesseln zu können. Dadurch allein wird es erklärt, daß Hunderttausend dem Gesetz den Gehorsam aufkündigen und, nachdem einmal die Autorität des Gesetzes gebrochen ist, zu einer ernsten Gefahr für Staat und Ordnung werden.

Nun will man uns auf Seiten jener durch Herrn Bueck vertretenen Arbeitgeber den Ausgangspunkt nicht zugeben, auf den unsere Anschauung sich aufbaut, nämlich das Vorhandensein gegensätzlicher Interessen, welche die Vertretung durch beiderseitige Organisationen erfordern; man stellt dem die Harmonie der Interessen für Arbeiter und Arbeitgeber entgegen. Aber hier liegt doch eine leicht einzusehende Unklarheit des Gedankens. Daß beide Klassen gemeinsame Interessen haben, versteht sich ja ganz von selbst, sie liegen in den für beide Theile nothwendigen Vorbedingungen für das Gedeihen der Industrie. Aber so wenig der Umstand, daß alle Staatsangehörigen als solche an dem Gedeihen des Staates gemeinsam betheiligt sind, ein Hinderniß dafür bietet, daß die verschiedenen Gruppen auf gewissen Gebieten in tödtlichster Concurrenz sich befinden, so wenig wird durch das gemeinsame Interesse der Arbeiter und Arbeitgeber ausgeschlossen, daß ihre Wünsche und Zwecke an gewissen Punkten sich schnurstracks zuwiderlaufen. Und gerade die Betonung und Vertretung der gemeinschaftlichen Interessen ist erst möglich, nachdem die widersprechenden ausgeglichen sind; erst dann kann man dem gemeinsamen Gegner, dem Consumenten, mit voller Kraft entgegentreten.

Wenn man endlich fürchtet, daß die Machtsteigerung, welche man den Arbeitern durch Anerkennung ihrer Organisationen bietet, von denselben zu ungerechtfertigter Ueberspannung ihrer Forderungen werde ausgenutzt werden, und wenn man der Uebertragung der englischen Erfahrungen auf Deutschland entgegenhält, daß nur bei uns eine Sozialdemokratie bestehe, welche Alles daran setze, das Arbeitsverhältniß zu vergiften, so übersieht man nicht allein, daß viel schlimmere Zustände, als die heute in Deutschland bestehenden, in England gerade durch die Organisation der Arbeiter überwunden sind, sondern man zeigt auch wenig Verständniß für die innere Kraft des Rechts. Man glaube doch nicht, daß es sich bei der Durchsetzung einer Forderung nur um die äußere Macht handele, die hinter derselben stehe, und daß es dieser, sofern sie nur hinreichend stark sei, gelinge, Alles, selbst das innerlich Unberechtigte durchzusetzen. Das wäre eine sehr mechanische Auffassung und hieße, jede höhere Bestimmung in der Weltentwickelung leugnen. Im Gegentheil: Die äußere Macht einer Bewegung ist in allererster Linie bedingt durch ihre innere Berechtigung. Geht eine zunächst berechtigte Bewegung über diese ihre natürliche Grenze hinaus, so verliert sie ihre Kraft, und ganz regelmäßig ist gerade die Ueberschreitung derselben der Grund geworden, weshalb selbst das Anfangs Gewonnene wieder verloren wurde. Also vertraue man doch etwas diesem geschichtlichen Gesetze und beendige einen Kampf, der von Anfang an verloren ist. Betrete man den Boden, mit den organisirten Arbeitern von Macht zu Macht zu unterhandeln, so wird man finden, daß der Einfluß ungesunder Elemente in der Arbeiterbewegung von dem Augenblicke ab aufhört und an die verständigen und gemäßigten übergeht, wo das beiderseitige Verhältniß aus der bisherigen unnatürlichen Lage des gegenseitigen Hasses zu der natürlichen des gegenseitigen Verständnisses sich entwickelt.

Die Invaliden- und Altersversicherung.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

(Schluß.)

Die Altersrente wird als Ausgleich des in Folge Altersschwäche geminderten Arbeitsverdienstes vorgesehen. Auf sie hat bloß der noch werkthätige greise Arbeiter Anspruch und zwar unbekümmert um den Grad seiner verbliebenen Erwerbsfähigkeit. Sie kennzeichnet sich daher als Zubuße zu dem Arbeitsverdienst. Als solche angesehen ist deren Betrag, welcher zwischen 106,40—191 Mark sich bewegt, nicht so werthlos, wie er herabgewürdigt wird. Die Höhe berechnet sich nach der Anzahl und dem Werth der geleisteten Beitragsmarken dergestalt, daß für jede derselben je nach der Lohnklasse 10, 8, 6, 4 Pfennige bis zum Gesammtbetrag von 1410 Marken einem Stamm von 50 Mark zugerechnet werden, so daß z. B. 50 Mk. + 460 · 10 Pf. + 300 · 8 Pfg. + 400 · 6 Pfg. + 250 · 4 Pfg. = 154 Mark ergeben würden.

Auf Invalidenrente hat Anspruch, wer in Folge Abnutzung seiner Arbeitskraft nicht mehr ein Sechstheil des ortsüblichen Tagelohns in seinem Heimathsort zu verdienen vermag. Zu einem Stamm von 110 Mk. werden für jede verbrauchte Beitragsmarke rothbraun 13 Pfg., grün 9 Pfg., blau oder orange 6 Pfg., roth 2 Pfg., sowie für jede Woche geleisteten Militärdienstes oder nachweisbarer Krankheit gleichfalls 6 Pfg. zugerechnet. Hier würde eine Rente sich etwa dahin zusammensetzen 110 Mk. + 300 · 13 Pfg. + 400 · 9 Pfg. + 600 · 6 Pfg. + 200 · 2 Pfg. = 225 Mark, was eine Versicherung von 29 Kalenderjahren voraussetzt, mithin im 45. Lebensjahr erreicht sein kann. Legt man die Annahme zu Grunde, daß Jemand vom 16. bis zum 70. Lebensjahre Beiträge geleistet, so sind in derselben Lohnklasse entrichtet 842,40 Mark, 673,92 Mark, 561,60 Mark, 393,12 Mark, hat er aber zu beanspruchen 475,04 Mark, 362,72 Mark, 278,48 Mark, 166,16 Mark

Digitized by Google

Rente. Je kürzere Zeit das Versicherungsverhältniß dauert, desto günstiger gestaltet sich für ihn das Verhältniß der Rente zu den Beiträgen. Denn nach 2000 Wochen beträgt erstere 370 Mark, 290 Mark, 250 Mark, 150 Mark, letztere aber 600 Mark, 480 Mark, 400 Mark und 280 Mark, so daß bereits in einem Jahre mehr als die von ihm beigetragene Hälfte der Arbeiterinvalide erhält.

In den Genuß dieser Alters- und Invalidenrente kann jedoch nur derjenige gelangen, welcher außer der die Berechtigung begründenden Eigenschaft eine Wartezeit zurücklegte und Beiträge entrichtet hat. Die Wartezeit beträgt für erstere 30, für letztere 5 Beitragsjahre. Solches wird zu 47 Wochen gerechnet. Wer also die Altersgrenze erreicht, bevor er 1410 Beitragswochen nachweist oder Invalid wird, bevor 235 Wochen dies geschah, hat keinen Anspruch auf Rente. Danach würde Jeder, welcher am 1. Januar 1891 über 40 Jahre alt ist, überhaupt nicht Altersrente und vor Ausgang 1895 Niemand Invalidenrente beziehen können, wenn nicht vorsorglich in den Uebergangsbestimmungen angeordnet wäre, daß innerhalb der nächsten 5 Jahre Invalidenrente erhält, wer 47 Wochenbeiträge entrichtete und vom 1. Januar 1886 bis Ausgang 1890 in versicherungspflichtiger Beschäftigung gestanden hat. Ebenso wird die Wartezeit für die Altersrente um so viele Wochen abgekürzt, als Jemand bei dem Inkrafttreten des Gesetzes über 40 Jahre alt ist, wenn er eine Beschäftigung von 141 Wochen während der letzten drei Jahre, also seit dem 1. Januar 1888 bescheinigt hat. Dabei wird Militärdienst, Krankheit und Geschäftslosigkeit in Folge Arbeitsunmöglichkeit mit berücksichtigt, nicht aber freiwillige Arbeitseinstellung. Unter letztere fallen auch die Strikebewegungen. Deshalb wird der Vergünstigung aus den Uebergangsbestimmungen verlustig, kann mithin niemals Altersrente erhalten, welcher über 40 Jahre alt, in Folge Strikes länger als zusammen 15 Wochen innerhalb der letzten drei Jahre arbeitsunthätig war. Die vorerwähnte Arbeitsbescheinigung hat der Arbeitgeber auszustellen und behördlich kosten- und stempelfrei beglaubigen zu lassen. Bei Arbeitern über 40 Jahre ist auch der Lohnsatz anzugeben, weil danach die Altersrente berechnet wird. Zu deren Bezug ist jeder 70jährige Arbeiter, und deren werden etwa 140,000 vorhanden sein, vom 1. Januar 1891 ab bereits berechtigt, ohne daß er einen Beitrag leistet.

Das Rentenbezugsrecht wird verwirkt, wenn Jemand durch Vorsatz oder leichtfertigen Lebenswandel die Entschädigungsursache erzeugte. Für die Invalidenrente bereits auch dann, wenn er durch sein Verhalten im Heilverfahren den sonst abwendbar gewesenen, zu entschädigenden Umstand herbeiführte, ein Grundsatz, welchen die Krankenkassennovelle auf die Kranken- und Unfallversicherung erweitern soll. Er ruht während der Dauer einer Strafverbüßung für Arbeiterinvaliden nach der Auffassung des Reichsgerichts auch für Unfallverletzte, nicht aber nach dieser des Reichsversicherungsamts. Der Bezug der Invaliden- schließt Alters-, dieser der Unfallrente aber beide aus, vorausgesetzt, daß sein Betrag der höhere ist. Danach müßte logisch gefolgert werden, es trete für die Uebergangszeit der Satz der Alters- an Stelle der Invalidenrente für den greisen Arbeiterinvaliden, so lange Ersterer höher als der Letztere ist.

Der Kreis der versicherungspflichtigen Personen ist am weitesten für die Invalidenversicherung gezogen. Ihm gehören an alle Personen vom zurückgelegten 16. Lebensjahre ab, welche gegen Gehalt oder Lohn als Arbeiter, Gehülfen, Gesellen, Lehrlinge, Dienstboten beschäftigt werden, unbekümmert um dessen Höhe, ferner Betriebsbeamten, Handlungsgehilfen und -lehrlinge mit Ausnahme der in Apotheken beschäftigten bei einem Jahreseinkommen bis zu 2000 Mark als Lohn oder Gehalt und Besatzung der Seeschiffe. Auch können versichert werden sog. Kleinmeister, d. h. solche, welche nicht mehr als einen Lohnarbeiter beschäftigen, endlich in der Hausindustrie Thätige. Versicherungsfrei bleiben die im Reichs-, Staats-, Gemeindedienste mit Pensionsberechtigung Angestellten. Auch können befreit werden Mitglieder von Versicherungsanstalten, welche mindestens gleiche Ansprüche gewähren und keine höheren Verpflichtungen auferlegen. Weil der Krankenversicherungspflicht weit weniger Personen unterliegen, bahnt die Krankenkassennovelle deren obligatorische Erweiterung an auf Schreiber der Rechtsanwalte, Notare, Gerichtsvollzieher, facultativ auf Handlungsbedienstete, sowie das Versicherungsrecht für Dienstboten. Für die Unfallversicherung ist nur beachtenswerth, daß außer den in versicherungspflichtigen Betrieben beschäftigten Arbeitnehmern auch zu versichern sind alle bei Bauarbeiten jeder Art von deren Unternehmer beschäftigten Personen für Rechnung des Letzteren. Wer zur Herstellung seiner Wohnung sich ohne Zuziehung eines Gewerbetreibenden sogenannte Scharwerker, also z. B. Gehilfen im Maurer-, Zimmerer-, Töpfer-, Maler-, Rohrleger-, Tapetenanklebegewerbe bedient in der Meinung, dadurch billiger wegzukommen, muß diese Arbeiten und die dafür gezahlten Löhne spätestens am dritten Tage nach Beendigung jedes Monats der unteren Verwaltungsbehörde anzeigen, widrigenfalls er in Strafe verfällt. Ungeachtet der an sich klaren Bezeichnung der versicherungspflichtigen Berufsarten bleibt hervorzuheben, daß als Betriebsbeamte die Bevollmächtigten für den technischen oder nichttechnischen Theil des Betriebes oder mit Leitung einer Betriebsabtheilung Beauftragten gelten, unter Dienstboten, die mit einem höheren Bildungsgrade ausgestatteten Erzieher, Erzieherinnen, Gesellschafterinnen nicht gerechnet zu werden pflegen. Wer nicht hierunter fällt, bleibt versicherungspflichtig, sobald er unter irgend einem Namen eine Baarzahlung für seine Leistungen erhält oder annimmt. Wo diese Zahlung fehlt, besteht keine Versicherungspflicht.

Die Mittel der Entschädigungszwecke werden bei den drei Versicherungsarten nach verschiedenen Grundsätzen aufgebracht. Für die Unfallfürsorge trägt solche der Arbeitgeber allein. Zu diesem Zwecke werden nach Industriezweigen abgegrenzt diese in Berufsgenossenschaften vereinigt, welche die Schadloshaltung übernehmen und den Jahresbedarf am Schlusse des Rechnungsjahres nach Verhältniß der gezahlten Arbeitslöhne umlegen. Nur für Bauten im Selbstregie hat deren Uebernehmer drei Procent des Lohnbetrages als Prämie zu entrichten, soweit mehr als 6 Arbeitstage dieselben beanspruchten, während bei kürzerer Dauer die Gemeinde die Kosten trägt. Diese Vertheilungsart bloß auf die Arbeitgeber hat auch Frankreich gewählt und Dänemark in Aussicht genommen. Oesterreich zieht mit $^9/_{10}$ den Arbeitgeber, mit $^1/_{10}$ den Arbeitnehmer heran, was Italien und Ungarn nachahmen. Die Beiträge zur Krankenversicherung trägt mit $^1/_3$ der Arbeitgeber, zu $^2/_3$ der Arbeitnehmer. Sie sind wöchentlich an die Kassenverwaltung von Ersterem abzuführen, welcher den Antheil des Letzteren von dessen Lohne kürzt. In Aufbringung der Mittel für die Invaliden- und Alters Versicherung theilen sich das Reich, der Arbeitgeber und der Versicherungspflichtige dergestalt, daß Ersteres zu jeder Entschädigungsrente 50 Mark beiträgt, während letztere beiden zu gleichen Theilen den Ueberrest tragen. Die Beiträge dieser werden derart entrichtet, daß Beitragsmarken nach den vier Lohnklassen von unter 350 Mark, 350—550 Mark, 550—850 Mark über 850 Mark über 14 Pfg. (roth), 20 Pfg. (blau), 24 Pfg. (grün), 30 Pfg. (rothbraun), sowie für Zwecke der Selbstversicherung 28 Pfg. (orange) von jeder der 31 genehmigten Versicherungsanstalten ausgegeben werden. Dieselben sind von den Postanstalten seitens des Arbeit- bezw. Dienstgebers käuflich zu erwerben. Der Arbeit- bezw. Dienstnehmer läßt von der unteren Verwaltungsstelle (Polizei, Amtsvorsteher) seines Beschäftigungsortes sich eine auf seinen Namen lautende Quittungskarte ausstellen. Diese erhält er kostenfrei. Verabsäumt er deren Beschaffen, so liegt dem Arbeit- bezw. Dienstgeber ob, dies für ihn zu thun. In diese Quittungskarte klebt der Arbeit bezw. Dienstgeber, welcher auch bloß an dem ersten Wochentag Jemanden beschäftigte, eine Marke nach Höhe des verdienten Lohnsatzes allwöchentlich ein und zieht bei der nächsten ordentlichen Lohnzahlung die Hälfte der verwendeten Beträge von dem Lohn bezw. Gehalt ab. Er darf aber nicht länger als bis zum zweiten Lohnzahlungstermin solche ansammeln lassen. Thut er dies dennoch, dann gelten die über die zwei letzten

Digitized by Google

Lohnzahlungsperioden hinausreichenden für geschenkt. Wer Lohn z. B. vierteljährlich zahlt, darf am 1. Juli 1891 das bis dahin aufgesammelte ganz, am 1. October aber bloß für die Zeit vom 1. April bis dahin in Abzug bringen. Ebenso sind bei monatlicher Zahlung bloß für zwei Monate, bei wöchentlicher für zwei Wochen zu kürzen. Wer einen Arbeitsmann oder eine Waschfrau ꝛc. mit stets wechselnder Beschäftigung zuerst in der Woche beschäftigt, muß gleichfalls die Beitragsmarke für die volle Woche verwenden, kann aber von den späteren Arbeitgebern deren Erstattung antheilweise fordern. Dergleichen Arbeitnehmern kann durch Statut zugelassen werden, die Beitragsmarken selbst zu verwenden und antheilsweise den Arbeitgebern in Ansatz zu bringen. Wenn eine Waschfrau z. B. eine Marke der III. Lohnklasse über 24 Pfg. verwendet, muß zum Tagesverdienst von 2,40 Mk. noch ein Beitrag von 2 Pfg. zugelegt werden. Die Verwendung der Marken von 28 Pfg. (orange) liegt dem Selbstversicherer allein ob, für sie kann er keinen antheiligen Ersatz beanspruchen. Arbeiter, welche wegen zeitweisem Ruhen der Arbeitsgelegenheit, wie ländliche oder Bauarbeiter, nicht länger als vier Monate eines Kalenderjahres beschäftigungslos sind, können die Selbstversicherung ohne die Zusatzmarke von 8 Pfg. nach ihrer früheren Lohnklasse fortsetzen. Doch trägt hierzu der Arbeitgeber nichts bei. Weil es unzulässig ist, Vermerke auf die Quittungskarte zu setzen, dürfen nur durch einen Querstrich die rothen, blauen, grünen, rothbraunen Marken kassirt werden, während für die orangenen durch behördliche Abstempelung nach der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 27. November 1890 dies geschieht. Die zuständige Versicherungsanstalt anlangend, bestimmt J.V.G. § 41, daß für sämmtliche von demselben Arbeitgeber beschäftigten Personen unbekümmert um deren zufällige Arbeitsstätte die Marke der gleichen Versicherungsanstalt und zwar derjenigen zu verwenden ist, innerhalb deren Bezirk die gewerbliche Niederlassung sich befindet. Ein Fabrikant, Kaufmann, Baumeister, welcher in Berlin solche hat, verwendet deshalb Berliner Marken auch für seinen außerhalb befindlichen Monteur, Reisenden, Bauarbeiter. Ist die Karte, welche nach § 102 für 47 Wochen Raum bieten soll, auffallender Weise aber für 52 Raum bietet, gefüllt, so erfolgt deren Umtausch gegen eine neue bei der unteren Verwaltungsstelle. Ist dieser nicht innerhalb dreier Kalenderjahre bewirkt, so verliert sie ihre Gültigkeit. Ebenso erlischt die bisher erworbene Anwartschaft, wenn nicht innerhalb vier auf einander folgender Jahre 47 Beitragsmarken verwendet wurden.

Rechtsunverbindlich ist ein Abkommen zwischen Arbeitgeber und -nehmer, wonach letzterer die Verpflichtung zum Alleintragen der Beiträge übernimmt oder die ihm zustehenden Renten auf seinen Lohn sich anrechnen lassen will. Für die Kranken- und Invaliditätsversicherung wird dies sogar als straffällig erklärt. Dies hat seine Gefahr für das Fortkommen des Rentenberechtigten. Denn in Berufsarten, wo das Gehalt unbekümmert um den höheren oder geringeren Grad der Leistungen sich nach der eingenommenen Stelle regelt oder ein Normalarbeitsverdienst festgesetzt wird, kann leicht als Folge dessen die Nothwendigkeit eintreten, einen Rentenempfänger entlassen zu müssen, um das Prinzip der Gleichlohnung aufrecht zu erhalten und nicht aufkommen zu lassen, daß ein gebrechlicher, also weniger tauglicher Arbeiter mehr wie sein gleichartiger unversehrter Mitarbeiter erhält. Dies könnte aber wieder an Stelle der durch die Bestimmung vorzubeugenden Erwerbseinbuße zur Erwerbsunmöglichkeit, also zu einem größeren Uebel führen. Deshalb ist dem von Oesterreich und Frankreich zugelassenen Ruhen des Rentenbezugsrechtes für die Dauer des Erzielens eines gleichen Arbeitsverdienstes der Vorzug zu geben.

Die Nichtanmeldung des Krankenkassenpflichtigen wird mit der Pflicht zum Selbsttragen der Kosten des Krankheitsfalles sowie mit Geldstrafe geahndet. Unterlassene, verspätete, unrichtige Anmeldung seines Betriebes oder ungenaue Lohnlisten setzen das Mitglied einer Unfallberufsgenossenschaft hohen Ordnungsstrafen aus. Erheblicher ist die Zahl und Schwere der Strafen für den Arbeitgeber betreffs der Invaliditätsversicherung. Verspätete, unrichtige Verwendung der Marken ihrer Höhe und der Versicherungsanstalt nach, Cassationszeichen, welche als versteckte Führungsvermerke angesehen werden können, die Selbstaufbewahrung der Quittungskarten, Rechnenfehler bei den Lohnabzügen können je nach ihrer Schwere Strafen bis 2000 Mark oder sechs Monate Gefängniß nach sich ziehen. Dabei bleibt in allen Fällen die bürgerlich rechtliche Ersatzverbindlichkeit für die daraus irgendwie ableitbaren Vermögensansprüche bestehen. Ja, bei der Unfallversicherung kann der Arbeitgeber sogar bereits dann angehalten werden, die Aufwendungen der Berufsgenossenschaft für Schadloshaltung des Unfalles zu tragen, wenn das schädigende Ereigniß auf einen vermeintlichen Kunstfehler oder eine Verletzung der Berufspflicht soll zurückgeführt werden können, obschon er doch als Berufsgenosse in dem Umlagebeitrage die Prämie für Uebernahme des Risiko's entrichtet. Und allen den scharfen Strafbestimmungen dem Arbeitgeber gegenüber besteht keine einzige gegen den Arbeitnehmer. Ersterer wird straffällig, wenn er die Quittungsmarke nicht einklebt. Und doch fehlt ihm ein Zwangsmittel Letzteren zur Herausgabe der Quittungskarte zu veranlassen. Wenn der Arbeitsgehilfe verschweigt, daß er als Mitglied der Hilfskasse ausschied, so bleibt er straffrei, obschon sein Arbeitgeber dafür Strafen und Vermögensnachtheilen verfällt. Daß derarte ungleiche Behandlung die Arbeitgeberschaft gegen die Versicherung einnimmt und unzufrieden macht, darf deshalb nicht Wunder nehmen. Namentlich fühlt der Kleinmeister, welcher kaum mehr als ein Geselle verdient, sich in seinen Rechten verletzt, daß ihm die Kosten, Lasten, Verbindlichkeiten und Strafen aus der öffentlich rechtlichen Versicherung theils in erhöhtem Grade, theils ganz auferlegt wurden, von deren Rechten er aber ganz ausgeschlossen ist, oder doch nur beschränkt Gebrauch machen kann. Daß er nur in der zweiten Lohnklasse sich versichern darf, auch eine Zusatzmarke zahlen muß, während für seinen Gehilfen er vielleicht in der höchsten Lohnklasse beisteuern soll, ist ein häufig gehörter Vorwurf gegen die Versicherungspflicht. Ein ferneres in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzendes Mißbehagen ruft die Thatsache hervor, daß die Verwaltungsgrundsätze für jede Art der Versicherung andere sind. Die nach Gewerbszweigen streng abgegrenzten Krankenkassen, die nach verwandten Industriezweigen zusammen gelegten Berufsgenossenschaften, die Versicherungsanstalten der Baugewerks-Berufsgenossenschaften für die Regiebauten, endlich die örtlich abgegrenzten Versicherungsanstalten der Invaliditäts- und Altersversicherung zwingen den Arbeitgeber, mit allen diesen in steter Wechselbeziehung zu bleiben. Zur Verfolgung der Ansprüche aus der Krankenversicherung sind nebeneinander die ordentlichen, die Verwaltungs-, die Gewerbegerichte zuständig, je nachdem, welche Rechtsfrage zur Entscheidung steht. Die Schiedsgerichte der Unfall- und Invaliditätsversicherung sind verschieden zusammengesetzt und unfechtbar, indem der an das Reichsversicherungsamt einzulegende Rekurs hier auf formelle Fragen beschränkt, dort auch auf materielle erstreckbar ist. Dabei kommt schließlich noch der ordentliche Rechtsweg für Ersatzansprüche in Betracht, um die Rechtsunsicherheit noch mehr zu erhöhen. Außerdem glaubt das Reichsversicherungsamt weder an die Rechtsgrundsätze seiner einzelnen Senate, noch weniger aber an diejenigen anderer Gerichtsbehörden sich gebunden, woraus folgt, daß über die auf demselben Rechtsgrunde beruhende Streitfrage nicht selten ganz conträre Entscheidungen getroffen werden. Diese, sowie die Klagen über unverhältnißmäßig hohe Verwaltungskosten werden erst verstummen, wenn zu der Reichsversicherungsanstalt wieder zurückgekommen wird und eine Vereinfachung bezw. Verschmelzung der Versicherungssysteme erfolgt. Daß dieser Plan an maßgebender Stelle gleichfalls nicht außer Acht gelassen, darauf deuten die in Aussicht genommenen Krankenkassenverbände unzweideutig hin. Und so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß das Reichsversicherungsamt in die Reichsversicherungsanstalt aufgeht, damit die Rechtsprechung aber den ordentlichen Gerichten übertragen, wodurch die Rechtssicherheit erhöht und in Folge erheblicher Ersparnisse ermöglicht wird, entweder mit denselben Beiträgen mehr zu ge-

Digitized by Google

währen, oder die Beitragspflicht der Arbeitgeber erheblich zu entlasten.

Unbekümmert jedoch um diese Aussichten für die zukünftige Gestaltung und Vereinfachung des Versicherungsrechtes wird Niemand umhin können, den heutigen Zuständen seine Zustimmung zu ertheilen, wenn er unbefangen und vorurtheilsfrei an Prüfung Desjenigen herantritt, was dem Unterstützungsberechtigten gewährt und dagegen von diesem oder seinem Arbeitgeber beansprucht wird. Die Altersrente ist allerdings nicht hoch bemessen. Ihr Satz giebt vornehmlich zu den Klagen Veranlassung, welche über unzureichende Rentenbeträge erhoben werden. Allein bedenkt man, daß sie zu dem Arbeitsverdienste als Steigerung desselben gewährt wird, so wird der Grund zu Klagen wesentlich gemindert. Vielleicht wäre es besser gewesen, diese ganz fortzulassen, also niedrige Beiträge zu wählen. Der allerdings erhebliche Unterschied der Unfallrente zu der Invalidenrente hinsichtlich deren Höhe wird bei Berücksichtigung des Umstandes wesentlich gemildert, daß der Unfall Jemanden bei voller Erwerbsfähigkeit, vielleicht sogar noch zu einer Zeit treffen kann, wo er Aussichten zur Erhöhung seiner Erwerbsmöglichkeit hat. Die Rente soll dem Rechnung tragen, also mitentschädigen die Vernichtung der Zukunftspläne und das Schmerzensgeld für Gebrechen. Anders bei der Invalidität. Während dort eine unverkümmerte, wird hier eine bereits gebrochene Arbeitskraft entschädigt. Dort tritt der Ersatz eines wirklichen Schadens, hier aber bloß derjenige einer Erwerbsunfähigkeit ein. Bei Berücksichtigung ferner, daß der Arbeiterinvalide bisher bloß auf seine Familie oder die Armenunterstützung angewiesen war, in Zukunft jedoch neben dieser eine zwar nicht zur vollen Deckung seiner Bedürfnisse ausreichende aber doch zu derjenigen persönlicher Wünsche genügende Rente empfängt, darf diese Versorgung auch als eine unverkennbare Wohlthat erklärt werden. Weil die sich verehelichende Arbeiterin, sowie die Wittwe und die noch unter 15 Jahre alten Kinder eines verstorbenen Arbeiters dann die Hälfte der eingezahlten Sätze zurückerhalten, wenn sie fünf Beitragsjahre wenigstens nachweisen und Unterstützung nicht beansprucht war, so gestaltet das Verhältniß der Rente zur Beitragzahlung sich noch günstiger. Und so darf man erwarten, daß, wenn die 70 Jahre alten werkthätigen Arbeiter, von ihrem Rechte Gebrauch machend, nach Einreichen des Geburtsscheines und der Arbeitsbescheinigung bei der unteren Verwaltungsbehörde in den Genuß der Altersrente getreten sein werden, bald auch in den werkthätigen Kreisen die seitherige Abneigung zu der Neueinrichtung sich in eine Zuneigung zu dieser verwandeln werde.

Literatur und Kunst.

Zu Grillparzer's hundertjährigem Geburtstag.

Von Arthur Goldschmidt.

Die nebelhafte gestaltlose Romantik, die jungdeutsche Tendenz- und Ideendichtung sind fast ohne Rest in den Sarg der Literaturgeschichte hinabgesunken. Die Werke, welche nur die Secunden- und Minutenzeiger ihrer Zeit sind, altern und vergehen mit dem Wechsel der relativen Probleme und Anschauungen der Generationen, ebenso wie die dem festen Boden der Wirklichkeit entrückten Phantasiegebilde vergessen sind, welche verkörperte Geister statt beseelter Körper darstellen. Oesterreichs Stolz, Franz Grillparzer, dessen hundertjähriger Geburtstag in deutschen Landen heute gefeiert wird, hat diese siegesgewiß auftretenden Richtungen erlebt und überlebt — er hat für die Eine Kunst geschrieben, wo die Unsterblichkeit der Seelen Wahrheit ist, wenn wir nur, nach einem Goethe'schen Worte, sehen, wie dem Menschen zu Muthe ist. Die Rückschau auf Grillparzer's Dichten und Leben läßt glänzende und düstere Bilder an unseren Blicken vorüberziehen. Grillparzer ist ein geistiger Bruder jener unsterblichen Unglücklichen, eines Tasso, Rousseau, Byron und Kleist, deren Ruhmeskranz auf die wundstechende Dornenkrone eines tragischen Schicksals gedrückt ist, welches mit seinen Wurzeln in die Tiefen ihrer Individualität reicht.

Treten wir in das Elternhaus Grillparzer's, so finden wir die Elemente seines geistigen Wesens theils angedeutet, theils bis zur letzten Consequenz gesteigert. Sein Vater, ein geachteter Advocat mit peinlichem Rechtsgefühl, war eine in sich gekehrte Natur, der es an der rechten Lebensfreude fehlte. Grillparzer hat in seiner Selbstbiographie, welcher wir wichtige Aufschlüsse verdanken, das Verhältniß zu seinem Vater dargelegt. „Ich habe meinen Vater eigentlich zärtlich nie geliebt. Er war zu schroff. Indem er mit einem höchst erfolgreichen Bemühen jeden Ausdruck der Empfindung in sich verschloß, machte er die Annäherung einer fremden beinahe unmöglich." Derselbe cordeliahafte Zug ist auf den Sohn übergegangen; er spricht es selbst aus, daß ihm ein gewisses Schamgefühl der Empfindung beiwohne, welches ihn abhalte, seinen inneren Menschen nackt zu zeigen; wer ihn aber zu fassen wüßte, würde sich sehr wundern, ihn früher für kalt gehalten zu haben. Seine Mutter stand ganz unter dem Bann der in ihrem Vaterhause Generationen hindurch gepflegten Musik; von ihr hat der Dichter seine musikalische Begabung und Neigung geerbt. Die Beschäftigung mit der Tonkunst hat manchen Sonnenstrahl in sein trübes Leben geworfen. Ueber der meisterhaften, mit den einfachsten Mitteln die höchsten Wirkungen hervorbringenden Erzählung „Der arme Spielmann" schwebt der Zauber der Musik; er hat durch sie über realistisch geschaute und gezeichnete Gestalten einen idealen Schimmer gegossen.

Der dunkle Hintergrund des Grillparzer'schen Gemüths erscheint in engem Zusammenhang mit einer erblichen Familienanlage, welche in erschütternden Schicksalen einzelner Glieder ihren Abschluß gefunden hat. Adolph, der jüngste Bruder Grillparzer's, hat sich als Siebzehnjähriger ertränkt; die Mutter hat nach allgemeiner Annahme sich im Irrsinn erhängt, sein Bruder Karl zeigte im Jahre 1836 alle Zeichen des Wahnsinns und klagte sich fälschlich eines Mordes an. In einem an Irrungen, Wirrungen und Enttäuschungen überreichen Leben ist Grillparzer immer Herr seiner Sinne geblieben; aber seine Stimmungen und physischen Zustände — welche er in den Selbstbekenntnissen seiner Tagebücher aufgedeckt hat — lassen in Abgründe seelischer Qual, geistiger Ueberreiztheit und dumpfer Abspannung blicken, welche ihm den Gedanken an ein gewaltsames Ende mehr als einmal in unheimliche Nähe rückten.

Aeußere Verhältnisse haben in den Entwickelungsgang des Dichters auch tief eingegriffen. Als der Vater im Jahre 1809 starb, blieb die Familie in Noth zurück; Franz, welcher sich durch juristische Studien auf eine Beamtenlaufbahn vorbereitete, mußte Unterricht in adligen Häusern ertheilen. Im Frühjahr 1812 wurde er Informator bei dem Neffen eines Grafen von Seilern, dessen Güter in Mähren lagen. Dort hat er den Haß gegen die Landjunker eingesogen, welcher in einem seiner Werke zum Ausdruck kommt. Das gesellschaftsfeindliche, zeitweise bis zur Menschenscheu sich steigernde Einsame seines Wesens fand sich zu größtem Zwang verurtheilt; wollte er nicht verspottet werden, so mußte er seinen dichterischen Drang in sich verschließen und seine Erzeugnisse ängstlich verstecken. Daran schloß sich eine bittere Erfahrung über Menschenliebe; als er auf einer Reise in Begleitung der gräflichen Familie an einem schweren Nervenfieber erkrankte, wurde er von derselben in einem mährischen Neste in den Händen des Dorfbarbiers zurückgelassen. Nach dieser Leidenszeit trat er in den Dienst des österreichischen Staats; nach Beschäftigung in verschiedenen Ressorts endete seine Carrière mit dem Amt eines Archivdirectors der Hofkammer im Jahre 1832; mit dem Titel eines Hofraths trat er 1856 in den Ruhestand. Die wohlverdiente Würde eines Directors der kaiserlichen Hofbibliothek ist dem Dichter trotz mehrfacher Bewerbungen nicht zu Theil geworden. Am drastischsten hat er sein Urtheil über die ihm widerfahrene Behandlung in die Worte gekleidet: „Im Allgemeinen herrschte rücksichtlich meiner eine Art Blödsinn, vermöge dessen man glaubte, mit Lob und Werthschätzung mich abgefunden zu haben."

Digitized by Google

Nun lagen freilich Grillparzer's Meriten auf anderem als büreaukratischem Felde; aber das hätte wenig geschadet, das vormärzliche Beamtenthum hatte seine stärkste Seite auch nicht in der Arbeit, wie aus ergötzlichen Schilderungen Grillparzer's hervorgeht. Seine Führung war nicht tadellos, er gerieth fortwährend in Conflict mit der Censur. Das Metternich'sche System functionirte mechanisch und radical; alle gefährlichen, das heißt alle neuen Erscheinungen suchte man zu unterdrücken. In ewigem Kampf mit der Dummheit und Schlechtigkeit ermüdete der Geist des Dichters, „der bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstieß". Die Nothwendigkeit der Stoffwahl nach Censurrücksichten hat ihn in seiner dramatischen Production, welche sich sicher in dem Bereich der vaterländischen Geschichte weit ausgebreitet hätte, außerordentlich eingeengt. Er hätte, den Fesseln und Schlingen der Censur zu entrinnen, Oesterreich verlassen müssen; aber er konnte sich nicht einmal entschließen, seine Muse die Grenze überschreiten zu lassen. Oesterreich war für Grillparzer die Welt; mit „kindischer" Liebe, mit allen Fasern seines Innern hing er an seinem Vaterlande, seiner Vaterstadt Wien. „Der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für Alles empfängliche Sinn des Oesterreichers" schien ihm die nothwendige Lebensluft für seine Werke. Das niederdrückende Bleigewicht der Censur war nur ein Accidens in der Tragik des Grillparzer'schen Lebens, wirkte nur so tief, weil es auf einen unterwühlten Boden des Gemüths stieß. Die Liebe hat in Grillparzer's Seele untilgbare zerstörende Spuren zurückgelassen; die Eigenart seiner Liebe, wichtig für das tiefere Verständniß seiner lyrischen und dramatischen Schöpfungen, macht dieselbe zu einem complizirten Phänomen.

Auffallend früh reif, hat Grillparzer schon in seinen Knabenjahren die schönere Hälfte der Menschheit mit leidenschaftlichen Blicken betrachtet — später ist ihm Liebesglück und Liebesleid in vollem Maße zu Theil geworden. Er muß als Jüngling eine interessante Erscheinung gewesen sein. Die zeitgenössische Schriftstellerin Karoline Pichler entwirft in ihren „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben" ein Bild von ihm; er sei nicht hübsch zu nennen, aber mit der Fülle seiner dunkelblonden Locken, seinen schönen blauen Augen, welche über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte breiteten, habe er einen sympathischen Eindruck gemacht. Dies beweist sein Liebesleben. Er klagt sich selbst an, das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht zu haben; aber dieselben seien ihm so schnell entgegengekommen, daß er sich schon tief verstrickt fand, ehe er es glaubte und wollte. Nach dem Bruche mit der Frau eines ihm befreundeten Verwandten, Charlotte von Paumgarten, beginnt jenes absonderliche Verhältniß mit Katharina Fröhlich, einem jungen, schönen und geistvollen Mädchen, welchem es nur an den complementären Eigenschaften zu des Dichters schwerflüssigem Naturell, Humor und leichtem Frohsinn gefehlt zu haben scheint. Es kam bis zur Verlobung, einem jahrelangen Brautstand, aber nicht zur Ehe, so nahe dieselbe auch zu wiederholten Malen gerückt schien. Er hat das Problem seiner Liebe selbst gelöst, dieselbe schonungslos zerpflückt und zerfasert. Seine Liebe mischte sich aus der verlangenden Leidenschaft sinnlicher Glut und einem gefährlichen Spiel der Phantasie — dahinter erhob sich ein Verstand von der kältesten Art, zu erbarmungsloser Kritik geneigt. Seine Phantasie zog das Charakterbild der Person nach der ersten Annäherung in haarscharfen Umrissen. Das Wirkliche ward ihm so — wir folgen seiner eigenen Analyse — zu einem Kunstgebilde, das ihn durch Uebereinstimmung mit seinen Gedanken entzückte. Er fand sich, sobald er die kleinste Abweichung wahrnahm, auf's Heftigste zurückgestoßen. So stand er im Kreise seiner eigenen Ideen, in sich der Dinge Maßstab sehend. Der innerlichen Liebe nicht fähig, in den geliebten Gegenstand unterzugehen, sich in sein Wesen empfangend zu versenken, um es zu verstehen, stellte er diese Forderung in extremer Weise an seine Geliebte. „Ich hätte müssen allein sein können in einer Ehe, indem ich vergessen hätte, daß meine Frau ein Anderes sei." Er fürchtete auch von der Kunst, seiner eigentlichen Göttin, abgezogen zu werden, und diese Rücksicht machte ihn zum Ideenegoisten. Katharina stellte sich gleich auf gleich ihm gegenüber. „Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz." „Sie blieb ein Weib und ich war immer ich." Als die Elemente der Grillparzer'schen Liebe, welche nicht zu einer Gefühlseinheit zusammenschmolzen, auseinanderfielen, „der schwüle Odem aus seinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, ward das Verhältniß auch in seinen geistigen Bestandtheilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten."

Katharina hat trotz der Erkaltung der Liebe eine völlige Trennung nicht ertragen können, sie verfiel nach der Katastrophe in eine schwere Krankheit, und Grillparzer setzte auf ihren Wunsch den Verkehr in dem Fröhlich'schen Hause fort, bis er nach den Wirren des Jahres 1848 ganz zu den Schwestern zog. Die warme thätige Freundschaft Katharinens, welcher er seinen dichterischen Nachlaß vermachte, hat er bis an das Ende seiner Tage genossen. Wenn auch sein Gewissen nicht belastet war, so ist die Erinnerung für Grillparzer stets eine quälende Last gewesen, um so mehr, als nicht lange nach dem Bruch mit Katharina ihn noch einmal eine schöne Dame, Marie Daffinger, anzog und bald wieder abstieß.

Diese Liebestragödien haben seine Seele grauenhaft zermartert. Es ist der letzte Grund seines Unglücks, daß ihn keine Leidenschaft, keine Richtung seines Wesens mit elementarer Kraft nach einer Seite fortriß: „Mein Gutes ohne Würde, das Böse ohne Gewalt." So mußte das abgrundtiefe Denken, die Hypochondrie der Selbstkritik den unheilvollen Schwerpunkt seiner Natur bilden. Unter den herzbeklemmenden Kämpfen hat seine dichterische dramatische Schaffenskraft schwer gelitten, aber aus dem Ringen seines Innern haben sich die herrlichsten lyrischen Perlen abgelöst. Landläufige Liebeslyrik findet sich fast gar nicht bei ihm — aber die Lyrik über Liebe, über den verhängnißvollen Charakter und die Geschichte seiner Liebe ist in erschütternder Wahrheit zu der edelsten Schönheit verklärt. Der Lyriker Grillparzer mit seinem Reichthum an bedeutenden Gedichten darf über dem Dramatiker nicht vergessen werden; beruht doch ein großer Theil der Wirkung der Grillparzer'schen Dramen auf ihren lyrischen Elementen. Diese Ergießungen des Gemüths, welche die Glanzpunkte der classischen Werke hohen Stils bilden, haben für unser einseitiges modernes Kunstgefühl nur noch historisches Recht; die Umhüllung der Wahrheit mit dem schimmernden Gewande der Schönheit ist aus der Gegenwart verwiesen.

Grillparzer erblickt die Göttlichkeit der Kunst in der Darstellung, der Form, welche abschließe wie Natur und Wirklichkeit. Der Geist der Poesie ist ihm zusammengesetzt aus dem Tiefsinn des Philosophen und der Freude des Kindes an bunten Bildern. Eine geniale Phantasie, welche — besonders in ihrer Blütheperiode — überquoll von plastisch geschauten und geformten Bildern, entfaltet sich in seinen Dichtungen. Auch von ihm gilt, was er an seinem geliebten Lope de Vega bewundert. Er ist bildlich; er vergleicht nichts, sondern beinahe jeder seiner Ausdrücke hat eine sinnliche Gewalt und das Bild ist nicht eine Ausschmückung der Sache, sondern die Sache selbst. Doch läßt sich im Fortschreiten seiner Production eine zunehmende Vergeistigung seiner Sprache beobachten. Seine aus der stilbeschränkenden Gegenwart entrückten Dramen wollen als Kunstwerke dichterischer Sprache genossen werden. Dank einer köstlichen Mitgift seines Talents schuf er in seinen besten Tagen im Rausche der Inspiration vom Standpunkte der Anschauung. So ist er ein geborener Feind jeder Tendenz- und Ideendichtung und der weltfernen Romantik.

Schon in seiner Jugend (1807—1809) schrieb er ein großes — im Nachlaß gefundenes — Trauerspiel „Blanca von Castilien", dessen Stoff aus der Geschichte Pedros des Grausamen geschöpft ist. Es lassen sich, wie natürlich, zahlreiche berühmte Muster nachweisen. Es muß aber das Talent der dramatischen Composition hervorgehoben werden, die prangende Sprache und vornehmlich das Maß der Charaktere, das Hin- und Herbewegte derselben — das Zeichen einer früh reifen nicht nur schwarz und weiß sehenden Lebensanschauung. Nach diesem ersten Versuch brach eine Periode drückender Dumpfheit und

Digitized by Google

Thatlosigkeit für ihn an, welche von seinem 18. bis 25. Jahre dauerte, für seine innere Entwickelung aber keine verlorene Zeit war: „Es war ein eigentlicher Tiefsinn in mir, eine wahre Grundlage zu großen Dingen.“ In seiner Scheu vor der Oeffentlichkeit und dem Zweifel an seinem Talente hatte er den Entschluß gefaßt, der dramatischen Poesie für immer zu entsagen. Unter diesen Umständen war die Bekanntschaft mit dem verdienstvollen Theatersecretär und Dramaturgen des Burgtheaters, Joseph Schreyvogel, ein unberechenbares Glück für die brachliegende Productionskraft des jungen Dichters. Derselbe fand in ihm einen ermunternden intelligenten Förderer seiner Muse und trat zu dem zwei Jahrzehnte älteren Mann in ein warmes freundschaftliches Verhältniß. Auf seine Anregung brachte Grillparzer den schon lange in ihm lebenden Stoff der „Ahnfrau“ zur Gestaltung; entgegen seiner ursprünglichen Intention gab er mit innerem Wiederstreben auf den Rath seines Gönners der Erscheinung des Gespenstes eine tiefere ethische Begründung. Das Stück errang am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien einen glänzenden Erfolg, welchen die Kritik in einen Pyrrhussieg verwandelte, indem sie den Stempel der Schicksalstragödie als Kainszeichen auf die Stirn des Verfassers drückte und ihn so in eine Art literarischen Verruf that.

Die Reihe der Meisterschöpfungen Grillparzer's eröffnet das in abgeklärtem, edelstem Stil gehaltene, durch eine Welt von der „Ahnfrau“ getrennte Trauerspiel „Sappho“, welches am 21. April 1818 unter großem Beifall am Burgtheater aufgeführt wurde.

Das Liebesdrama ist die Domäne der Grillparzer'schen Poesie; die Liebesleidenschaft in ihren mannigfaltigen Arten und Nüancen bildet in den meisten Dramen den idealen Mittelpunkt. Auf den Gipfel seiner individualisirenden und doch vollendet formschönen Kunst führt „Das goldene Vließ“, ein dramatisches Gedicht — wie er es nennt — in drei Abtheilungen, deren zwei, „Der Gastfreund“ und „Die Argonauten“, vorspielartig in Kolchis spielen, die letzte, „Medea“, in Griechenland. Das gewaltige Werk fand am 26. und 27. März 1821 nur einen Achtungserfolg; es war nach der Aussage Grillparzer's das letzte Stück von ihm, welches seinen Weg über die deutschen Bühnen nahm. Für „König Ottokar's Glück und Ende“ ist der natürliche Resonanzboden allerdings auf Oesterreich beschränkt. Dieses Drama hat ein sonderbares Schicksal erlebt; der Censur eingereicht verschwand es bei dieser hohen Behörde auf zwei Jahre, bis zum Februar 1825 — wahrscheinlich durch Schuld irgend eines in seinem Nationalgefühl gekränkten Czechen — auf Allerhöchsten Befehl tauchte es blitzschnell aus der Versenkung wieder auf. Das Stück ist nicht nur negativ, sondern im höchsten Sinne positiv loyal, von vaterländischer Begeisterung getragen; auf den Trümmern der Ottokar'schen Herrschaft erhebt sich die habsburgische Dynastie. „Ottokar“ ist eine Charaktertragödie auf geschichtlicher Unterlage; die weltgeschichtlichen Momente resultiren jedoch gar zu sehr aus Stimmungen und kleinen Intriguen. Die folgende dramatische Production aus dem Jahre 1828 „Ein treuer Diener seines Herrn“ gefiel dem Kaiser so, daß er sie dem Dichter abkaufen wollte, um jeden Preis — der Grund ist bis heute ein Geheimniß geblieben. Der Dichter wollte nicht für die Motten des kaiserlichen Archivs geschrieben haben und wies die Zumuthung zurück. In lichtere Regionen hebt das Liebestrauerspiel par excellence „Des Meeres und der Liebe Wellen“, welches die poesievolle Sage von Hero und Leander behandelt. Grillparzer's lebendige Anschauung feiert ihre Triumphe; wir athmen keine Stubenluft, befinden uns nicht nur äußerlich im Freien, die Natur lebt in dem Stück, in der Sprache. Reich an einem buntschillernden Ablauf von Begebenheiten ist „Der Traum ein Leben“, ein dramatisches Märchen in vier Aufzügen, welches schon 1831 vollendet, erst am 4. October 1834 zur Darstellung kam, da Schreyvogel keinen Gefallen an demselben fand. Dem Stoff nach aus einer Voltaire'schen Erzählung geschöpft, anklingend an ein tiefsinniges Calderon'sches Schauspiel, stützt sich das phantastische Märchenspiel auf die magna charta der Freiheit der Wiener Volksbühne. Das letzte Werk, welches Grillparzer der Bühne überlassen hat, ist ein Lustspiel „Weh dem, der lügt“. Das Lustspiel erlitt am 6. März 1838 eine empfindliche Niederlage; der empörte Adel verließ brüsk das Theater, aber auch das unbefangene Publikum kam zu einem ablehnenden Verdict, es nahm an dem ernsten Grundzug des Lustspiels Anstoß.

Dieser Mißerfolg ist zu einer Katastrophe für Grillparzer's dichterische Thätigkeit geworden; seine unglückliche brütende Natur biß sich so fest in den zornigen Schmerz über die Pietätlosigkeit des Publikums, daß er eine Art dramatischen Selbstmord begeht: er schreibt noch Dramen, läßt sie aber das Licht der Oeffentlichkeit nicht erblicken, höchstens gelegentlich ein Fragment in dieselbe sickern. Er verpufft einen Theil seiner Kraft in epigrammatischen Aperçus zu den Zeitfragen, welchen er mit reger passiver Theilnahme folgte; er schrieb zahlreiche zeitgeschichtliche Aufsätze nieder — und begrub Alles in sein Pult. Müde von einem gequälten, enttäuschungsreichen Leben, vermag ihn nichts mehr aus seiner freudlosen, bitter-verdrießlichen Stimmung zu reißen, auch die Nachblüthe seines Ruhmes nicht. Er hatte sich selbst zu den Todten geworfen; mit trübem Lächeln, mit gleichsam nur historischem Interesse folgt sein Blick — in den ersten fünfziger Jahren — dem glänzenden Triumphzuge seiner schier verschollenen Schöpfungen über das Burgtheater. Er faßt seine Empfindungen in die Worte: „Wunderlich!“ und „zu spät!“ Die Wiedererweckung der Grillparzer'schen Kunst aus dem Staube des Archives gehört zu den Ruhmestiteln Heinrich Laubes, welcher überdies den Dichter als treuer Paladin seines Genius bei jeder Gelegenheit ehrte. Bei der Feier seines achzigsten Geburtsjahres brachten Oesterreich und Deutschland dem greisen Dichter ihre Huldigung dar; es war das Urtheil der Nachwelt, welches er zu seinen Lebzeiten genoß; doch es fand keinen Widerhall mehr in seinem Herzen. Als er am 21. Januar 1872 seine müden Augen schloß, betrauerte die deutsche Welt in ihm einen ihrer Dichterfürsten.

Sein Nachlaß erschloß die Schätze, welche der grollende Poet der Oeffentlichkeit vorenthalten hatte; außer dem Jugendwerk „Blanca von Castilien“ fanden sich drei abgeschlossene Tragödien und ein unvollendetes Drama „Esther“. Das eigene Urtheil Grillparzer's über „ein Paar“ dieser Stücke lautet, daß ihnen jenes Lebensprinzip fehlt, welches nur die Anschauung gibt und der Gedanke nie ersetzen kann. Besonders auf „Libussa“ paßt dieser Vorwurf. Grillparzer weilt gern in der Dämmerung des Mystischen; es ragt auch hinein in „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“, ein Trauerspiel aus der vaterländischen Geschichte. Die Hauptfigur ist jener menschenscheue Kaiser Rudolf II. (gest. 1612), welcher in Prag seinen alchymistischen und astrologischen Studien, seinen wissenschaftlichen und Kunstliebhabereien lebte, während es im Reiche und seinen österreichischen Ländern bunt herging. Dieser thatenlose Fürst ist zum Träger einer großen Idee gemacht und dadurch von Dichters Gnaden geadelt worden. Rudolf — er allein von den Zeitgenossen — sieht mit ahnendem Geiste das Nahen von blutigen Religions- und Meinungskriegen voraus, und da es der gewitterschwangeren Zeit, wo alle kurzsichtig und selbstsüchtig ihre Interessen verfolgen, an einem Manne von beherrschendem Uebergewicht fehlt, will er die Entladung durch ein grundsätzliches Nicht-Eingreifen nach Möglichkeit aufhalten. Das Fragment „Esther“ — reich an originellen Typen — enthält ein Juwel der zarten Liebesdichtung, das holde, graciöse Liebesspiel zwischen Ahasverus und Esther. Eine Tragödie der Sinnenliebe ist die „Jüdin von Toledo“, deren Stoff einem Lope de Vega'schen Stücke entnommen ist. Die von Lebenslust und Liebesgluth sprühende heißblütige schöne Jüdin mit ihren tausend Launen, welche durch die sinnliche Spannung ihres Wesens ihren jungen König aus den Armen der kalten tugendhaften Gemahlin an die weiche, warme Brust der liebenswürdigen Sünde lockt — dieses temperamentvolle Weib, nichts als Weib, wirkt trotz der Zusammengesetztheit ihres Naturells als lebendiges Ganze.

Die Grillparzer'schen Gestalten haben keine grandiosen Dimensionen, keine Mannigfaltigkeit im Großen: Naturen von

Digitized by Google

mächtigem Wollen und Streben, mit gewaltigen Leidenschaften — außerhalb des Kreises der Liebe — sucht man vergebens bei ihm. Die Schranke seiner Individualität ist die Schranke seiner Charaktere. Aber mit unvergleichlicher Kunst hat er das Substantielle in dem Modus des Individuellen aufgezeigt. Das Geistige hat er mit dem Zufällig-Menschlichen gemischt; er ist hinabgestiegen in die Capricen der Natur, den Hintergrund des Temperaments, worin sich die geistigen Motive verfließend verlieren. Die Lebenswahrheit dieser individualisirten Figuren, denen ein großer Dichter die Zunge gelöst hat, ist das Kriterium der Bedeutung Grillparzer's: „Nur dem Gang des Genies folgt die Nothwendigkeit auf dem Fuß nach."

Galante Bücher.

Von Hermann Bahr.*)

Der Staatsanwalt würde sagen: unzüchtige Schriften. Ich bin höflicher. Aber wir meinen beide ganz dasselbe: die gewisse Literatur, die Jeder kennt und zu der sich Niemand bekennt, die am meisten gelesen und am wenigsten besprochen wird, die allgemein in Verruf und allgemein im Gebrauch ist.

Davon will ich sprechen. Nicht um sie anzuklagen. Das besorgen Pastoren und Polizisten schon zur Genüge und mit der verblüffenden Erstaunlichkeit ihrer handgreiflichen und packenden Argumente könnte ich doch nicht rivalisiren. Auch nicht um sie zu vertheidigen. Es ist mehr als 50 Jahre her, seit Théophile Gautier's berühmtem Plaidoyer vor der Mademoiselle de Maupin, daß sie das nicht mehr nöthig haben. Nach ihm kann für sie nichts Neues mehr gesagt werden und es kann nicht mehr eindringlicher, lustiger und wirksamer gesagt werden.

Sondern mir handelt es sich um ganz etwas Anderes. Mich interessirt weder die Verworfenheit noch die Berechtigung, mich interessirt bloß der psychologische Grund der galanten Literatur. Ich frage nicht, wie sie ist, ob sie gut oder schlecht, mit Eifer zu begünstigen oder gewaltsam auszurotten ist; sondern ich möchte bloß wissen, warum sie überhaupt ist und welches ihre psychologische Herkunft ist.

Natürlich, von den gemeinen Speculanten der Zote soll nicht die Rede sein, welche die niedrigen Instinkte bewuchern und aus dem Laster sich kupplerisch bereichern wollen. Sie treiben das erbärmlichste und schimpflichste Gewerbe; ohne Gnade müßte man sie vertilgen. Die Künstler sollten sich zu einer eifrigen und unerbittlichen Vehme zusammenthun und wo einer auf solcher Schmach ertappt wird, der müßte ohne Erbarmen an die nächste Laterne geknüpft werden; eine Lynchmoral thut Noth.

Es gibt aber Künstler, echte und reine Künstler, deren Talent über dem Zweifel ist, ehrliche und aufrichtige Künstler, die nur dem inneren Drang gehorchen und nach der äußeren Wirkung nicht fragen. Schlimmer Absichten zeiht sie Niemand; aber es wird doch beklagt, daß sie immer „lauter solche Sachen" schreiben. Man muß sie vor den jungen Mädchen verschließen, das ist den Vätern unbequem.

Boccaccio, Aretino, Wieland, Heinse, Bürger, Lafontaine, Crebillon, Laclos, Grisebach, Catulle Mendès, Armand Silvestre — das sind doch immerhin Leute, die es wirklich „gar nicht nöthig hätten". Im Gegentheil. Man kann es mit Ziffern beweisen, daß sich die rührsame Tugendhaftigkeit des Herrn Ohnet entschieden viel besser rentirt. Sie verengern sich nur muthwillig den Markt; sie verderben sich muthwillig den Ruf und verscherzen sich die Hoffnung, zum Schöffen, Schulzen oder einer anderen Würde, die den Bürger ehrt, auserkoren zu werden; und obendrein bringen sie auch noch die Frauen gegen sich auf, was ein heilloses Pech gibt, weil den müssigen und darum geschäftigen Frauen von den beschäftigten und darum faulen Männern längst alle Münzung der künstlerischen Werthe überlassen worden ist. So schaden sie sich auf alle Weise und es muß doch wohl ein starker Trieb in ihnen sein, der ihnen den Kopf so närrisch verdreht.

Den möchte ich „herausdividiren".

Ich muß aber zuvor noch eine andere Gattung ausscheiden. Das sind jene, welche die Zote nicht suchen, aber sie finden sie; und wenn sie ihr begegnen, dann schrecken sie nicht zurück, laufen nicht davon, weichen ihr nicht aus, sondern rücken unverzagt auf sie los und packen sie an. Da ist kein psychologisches Räthsel dabei, sondern sie verrichten nur Schuldigkeit und Pflicht und seltsam ist es bloß, daß davon so viel Geschrei gemacht wird, als ob es nicht selbstverständlich wäre. Dieses gilt für Balzac, dieses gilt für Zola, dieses gilt für Tolstoi. Sie setzen sich nicht das Erotische vor, das Erotische hat auf sie keinen geheimen Zauber; aber wenn der Vorwurf, welchen sie sich setzen, und das Problem, von welchem sie sich berücken lassen, sie auf das Erotische bringen, dann zeigen sie keinerlei schamhafte Feigheit.

Andere reizt das Erotische selber. Es ist ihnen kein Zubehör, sondern das eigentliche Thema. Sie suchen es auf und schwelgen darin. Man denke an manche Novellen Maupassant's, die rein nur um des Erotischen willen geschrieben sind. Diese sind mein Thema, diese allein.

Manchmal kommt der Zug zum Erotischen bloß aus Beleidigung der Unschuld her; ich glaube sogar, es ist die Regel und erklärt die Macht der Zote gerade über die jungen Künstler, wenn sie beginnen, mit geringen Erfahrungen und heftigen Idealen. Nietzsche bemerkt einmal, wie junge Frauen oft, kaum daß sie die schreckliche Enthüllung des Thierischen erfahren haben, sich in einer gekünstelten Frechheit gefallen und gern eine unbekümmerte Schamlosigkeit posiren. Es ist genau der nämliche Prozeß, der die jungen Dichter dem Cynismus zutreibt. Er beginnt aus einem jähen Schreck vor der Wirklichkeit der Liebe, wenn sie sie zum ersten Mal erleben: sie ist von den romantischen Erwartungen, die sie lange genährt und mit innigen Gefühlen gehegt und in einsamen, ungezügelten Träumen überspannt haben, doch meist ein Bischen gar weit weg und hat, wenn sie an ihnen gemessen wird, einen schweren Stand; darüber verwundern sie sich sehr und wollen es gar nicht fassen, und gerade das Unerwartete an ihr wirkt am mächtigsten, so daß sie den Rest, der mit den Hoffnungen stimmt, ganz vergessen; und sie verübeln es ihr sehr, was doch im Grunde eigentlich die Schuld ihrer eigenen Phantastik ist, und klagen sie böse an; und darum, aus Erstaunen, Unglaube und Entrüstung, wiederholen sie es sich in einem fort und schreien es mit solchem Lärm hinaus. Darein mischt sich auch noch eine bittere Beschämung, daß sie die Narren solcher Illusion gewesen; sie wühlen im Schmerz des verwundeten Ideals. Und am Ende beruhigen sie sich dann in der angenehmen Gewißheit, die Geschichte jetzt hinter sich zu haben und daß ihnen das nicht wieder passiren soll — diese Eitelkeit liebt auch wieder kräftige Reden.

Das sind 60 Procent der Erotiker ungefähr: welche aus empörter Keuschheit in das Obscöne verfallen.

Andere verfallen ihm aus Nervosität oder wie man das heißen mag: sie wollen seine scharfe, herbe, prickelnde Würze nicht entbehren, welche den schlaffen Geschmack reizt. Das erspart ihnen Dampfbad und Massiren. So werden auch manche Maler für schrecklich wild und blutrünstig verschrieen, weil ihre Bilder voll von Greueln und Metzeleien sind: sie haben aber nur das kräftige Roth so gern, das ihre Nerven angenehm kitzelt und von dem sie nimmermehr genug kriegen wollen; um dieses, das sie sonst nicht anbringen könnten, handelt es sich ganz allein. Hier kann Richepin als gutes Beispiel dienen. Er verwendet das Obscöne ganz so wie das Argot: weil es ungewöhnlich, auffällig und darum wirksam ist, weil es aufregt, beleidigend verblüfft und daher den Nerven einen raschen Tausch von Impressionen versetzt — als eine erfreuliche Gymnastik der Nerven, welche sie gelenkig, geschmeidig und lebensfroh macht.

*) Unser Mitarbeiter hat eine Novellettensammlung herausgegeben, welche um einiger allerdings ziemlich galanter Geschichten willen von der Berliner Polizei soeben vorsorglich mit Beschlag belegt wurde. Der obige Aufsatz kann als eine Rechtfertigung des gemaßregelten Verfassers gelten. Die Redaction.

Digitized by Google

Manchmal ist es bei Richepin noch etwas Anderes: der Haß gegen die scheinheilige Prüderie ringsherum und die uralte Fehde der Künstler gegen die gute Sitte der Philister. Es steckt ihnen Allen noch immer der Zigeuner im Blute und anders geht es schon einmal nicht, als daß sie sich ab und zu durch wilde und ausgelassene Capriolen entschädigen: dann vertragen sie die Zucht und den lästigen Zwang, die wider ihre Natur sind, wieder einige Zeit und verhalten sich die kecken Triebe. Das épater le bourgeois ist schon einmal das liebste Leitmotiv der Musen, welche auch meistentheils sehr lose, schalkhafte und muthwillige Geschöpfe zu sein scheinen. Man wird immer am besten thun, die Künstler, wenn solche Gelüste sie anwandeln, sich ruhig austoben zu lassen. Sonst, wenn man sie bändigen will, ist es ganz aus: dann stellen sie sich gleich auf die Köpfe, strampeln mit den Beinen und hören nicht auf, die kriegerische Losung zu brüllen: Nun erst recht! Siehe Courbet, siehe Manet, siehe Heinrich Heine.

Andere wieder suchen das Obscöne auf, bloß deshalb, weil es schwer ist und fertige Meisterschaft verlangt. Das Erfreuliche, Gefällige und Liebliche, hört man sie sich vertheidigen, das kann schließlich Jeder, weil die Anmuth des Stoffes die dürftige Stümperei des Bildners verbirgt; aber einen peinlichen, abstoßenden und anwidernden Vorwurf gerade, dem es von vornherein seine Neigung versagt und gegen den es sich mit Abscheu und mit Ekel sträubt, dem spröden Publikum aufzuzwingen, daß es ihn dennoch erträgt, dennoch geduldig ausharren muß und am Ende sogar reine Freude davon gewinnen kann — da mag Einer zeigen, was er vermag, bloß durch den Zauber seiner Kunst allein, ohne Anleihe bei der Wirksamkeit des Gegenstandes. Das reizt jeden Virtuosen und jeder echte Künstler hat einen Virtuosen in sich. Es sind Novellen ohne R geschrieben worden, bloß weil man gesagt hat: „Das ist nicht möglich" und van Beers hat einmal auf einem Riesenbilde einen Bretterzaun gemalt, nichts als einen nackten Bretterzaun in Lebensgröße, bloß weil man gesagt hat: „Das geht nicht." Das gewährt eine doppelte Lust. Eine, die aus der Bewältigung des widerspenstigen Vorsatzes kommt, wie wenn man mit dem Daumen das Gebet der Jungfrau spielt oder mit dem Schlittschuh eine neue Figur in's Eis zu zeichnen erlernt hat. Und eine zweite, die aus der Bändigung des Publikums kommt, wie wenn Einem ein wildes Pferd sich endlich schweißtriefend und zitternd in Gehorsam ergibt. Da fühlt man sich und Wollust rieselt aus dem Stolz, daß Einem das nicht so bald Einer nachmachen wird. Man kann keinem Menschen verargen, wenn er sich ein so wohlthätiges und dabei billiges Vergnügen von Zeit zu Zeit vergönnt. Man kann es am wenigsten dem Künstler verargen, der den Glauben an sich selbst braucht und die Versicherungen seiner Kraft täglich erneuern will. Daher der Zug mancher Musik, philosophische Systeme zu instrumentiren; mancher Malerei, in Farben zu singen und zu fiedeln; mancher Dichter, bunte Worte zu coloristischen Reizen zu fügen — immer das gerade, was von vornherein ihrer Kunst durchaus verwehrt scheint. Das entartet leicht zu einer gefährlichen Manie, zu einer wahren Hindernißkunst, die überhaupt nichts mehr unternimmt, als was für schlechtweg unmöglich und jenseits aller Kunst gilt. Catulle Mendès hat manchmal solche Anfälle und seine berüchtigte „Perle trouvée" ist das schönste Muster, wie ein von dem allgemeinen Geschmack als schimpflich und widerlich empfundenes Thema durch die Wunder des Stils zu reiner Schönheit bezwungen werden kann.

Das sind die üblichen Arten des Hanges zum Obscönen: Keiner handelt es sich um das Obscöne an sich, um seiner selbst willen, sondern sie wollen die ganze Wahrheit entblößen, sie wollen das Ideal rächen, sie wollen die Nerven vergnügen, sie wollen „die Spießer giften" oder sie wollen ihre Technik erproben — es sind immer unobscöne Zwecke, für welche sie sich der obscönen Mittel bedienen. Es bleibt nur noch die Klasse der eigentlichen Erotiker, welche das Obscöne um des Obscönen willen suchen, durch unverwindliche Triebe nach dem Obscönen gedrängt, außer welchem sie sich nicht wohl fühlen können, in welchem die Natur ihres Geistes ihre eigentliche Heimath hat; des eigentlichen Esprit de Luxure, welcher charakterisirt wird durch das Unfleischliche und das Uebermenschliche seiner Begierden: durch idées érotiques isolées, sans correspondance matérielle, sans besoin d'une suite animale qui les apaise und durch un élan vers l'extranaturel de la salauderie, une postulation vers les crises échappées de la chair. Diese Formel ist von Huysmans, welcher, in seinem Essay über Felicien Rops*), die Psychologie dieser Perversität mit grausamer Wahrheitlichkeit aufgenommen hat. Die verlästerten Japaner und die Justine sind ihre deutlichsten Beispiele. Die Pathologie wird ihr Räthsel schon erklären, später einmal.

Damit wäre die Menagerie der Erotiker so ziemlich complet. Man sieht: eine etwas wunderlich gemischte Gesellschaft. Aber man sieht schon auch, daß Einer noch nicht gerade nothwendig der schwärzeste Bösewicht unter der Sonne zu sein braucht, verruchter Sündenknechtschaft rettungslos verfallen und wie ein Aussätziger zu fliehen, bloß weil er die galanten Künste übt.

Hans von Marées.

Von Cornelius Gurlitt.

(Schluß.)

Marées hat ebenso wie Feuerbach den Naturalismus und die moderne französische Kunst aufrichtig gehaßt. Die Künstler sind einseitig im Kunsturtheil, wenigstens alle großen Künstler. Und sie sollen es sein. Bei ihnen ist die Meinung das Kind der That, umgekehrt wie bei anderen Menschen. Sie denken so, wie sie schaffen, während man sonst schafft, wie man denkt. Sie können daher auch nicht anders denken, als nach der durch ihre Natur bedingten Richtung. Sie denken aus einer eigenen Welt und Lebensauffassung heraus, sie haben ihre eigene Weisheit und ihre eigene Wahrheit, die sich mit fremden Wahrheiten nicht messen läßt. Freilich gilt's als Grundsatz, daß zwei Dinge nicht wahr sein könnten, die sich widersprächen. Und vielleicht ist das ja auch nach den Gesetzen der Logik richtig. Aber ich sehe überall, daß zwei verschiedene Künstler völlig verschiedene Kunstmeinungen als die wahren ansehen, und daß sie beide Recht zu haben glauben. Und wenn sie nun zwei große Menschen sind und jene Wahrheit der Inhalt ihres Lebens ist, so fürchte ich nicht zu einem gerechten Urtheil zu kommen, wenn ich mich auf die eine oder die andere Seite stelle, sondern nur, wenn ich die Dinge mit dem einen für schwarz und mit dem andern für weiß ansehe. Ich habe eben einen so starken Autoritätenglauben, daß ich dies ohne Selbstüberwindung zu thun und beiden sich widersprechenden Theilen Recht zu geben vermag, weil mir eben nur der individuelle Werth der künstlerischen Wahrheit gilt.

Auch Marées wollte wahr sein. Wir erfahren es aus dem Munde seiner Freunde: Sein Schüler, Karl von Pidoll, ließ im März d. J. in Paris ein Buch drucken: „Aus der Werkstätte eines Künstlers. Erinnerungen an den Maler Hans von Marées. Sein langjähriger, philosophisch geschulter Freund, der treffliche Münchner Aesthetiker Conrad Fiedler, widmete seinem Andenken ein zweites, tief durchdachtes und mit ebenso viel Wärme als Zurückhaltung geschriebenes Buch: „Hans von Marées**); der in seinem Kreise heimische, durch Feinheit des Urtheiles über die spezialistische Kennerschaar sich ansehnlich erhebende Beyersdorffer ist im Begriff, eine dritte Arbeit dem Verstorbenen zu widmen. Sie alle erzählen — und nicht nur sie, man hört plötzlich hier und dort unter den Besten von Marées sprechen — sie alle berichten von dem tiefen Drang nach Wahrheit, der in jenem römischen Atelier geherrscht habe, das vor drei Jahren der Tod schloß.

„Sehen lernen ist Alles", pflegte Marées zu sagen; „der Gesichtssinn ist der edelste und vornehmste des Menschen, seine Ausbildung das einfachste und sicherste Mittel, in stetem Zusammenhange mit der Natur zu leben und der Schlüssel

*) J. K. Huysmans. Certains. Paris, Tresse & Stock.

**) Beide im Buchhandel nicht erschienen.

Digitized by Google

zu ihren tiefsten Geheimnissen." Aber es bedarf redlicher, aufopfernder Arbeit, diese Ausbildung zu erlangen. Es genügte ihm nicht, das Objekt, welches er vor Augen hatte, getreu nachzubilden. Er wollte es in sich aufnehmen und aus sich heraus neu gebären. Darum war ihm die Studie nach der Natur nicht die eigentliche Kunstleistung. Er spottete über Jene, die nur das Gesehene wiedergeben, also gewissermaßen verdoppeln wollten. Auch er zeichnete und malte nach der Natur. Aber er warf die gefertigten Blätter fort, dutzendweise lagen sie in seiner Werkstätte herum. Er wollte die Natur nur mit dem Auge erfassen, die zeichnende Hand war ihm nur ein Mittel dazu, schneller und eindringlicher die Formen auswendig zu lernen. So schafft auch Böcklin. Beide machen keine Studienreisen, weil sie nicht aufhören, eine solche zu machen. Natur ist überall, Stimmung ist überall, Licht und Farbe sind überall! Es heißt nur um sich schauen, Erfahrungen sammeln, und endlich sich so zu erfüllen mit Erfahrungen, daß sich innerlich aus diesen Gedankenbilder herausgestalten, daß deren äußerliche Darstellung die zweite, aber vielleicht die minder wichtige Arbeit des Künstlers wird. So schuf auch Marées von innen heraus: Nicht ein Stück vorhandener Natur, nicht die Illustration eines literarischen, oder geschichtlichen oder religiösen Gedankens, sondern Existenzen, lebende Menschen in einer lebendigen Natur, Menschen, die nicht den Zweck hatten, etwas Besonderes vorzustellen oder zu bedeuten, sondern die nur lebten, aus der Vorstellung eines typischen Menschenthums in Marées Kopf zu gemalten oder gezeichneten Individuen geworden waren. Er drängte den einzelnen Eindruck zurück, um nicht diesen wiederzugeben, sondern aus der Fülle der Eindruckserfahrungen das Einzelne in ein Verarbeitetes, Allgemeines, Organisches umzubilden. Er wurde zu seinen Entwürfen nicht durch einen bestimmten Gegenstand angeregt, sondern durch Vorstellungen, welche ihn dauernd, oft sein Leben hindurch beschäftigten. Und diese waren wieder das Ergebniß von Beobachtungsreihen, in welche die einzelne Erfahrung eingefügt und mit seiner ganzen Natur verschmolzen wurde. So gab er in jedem Bilde nicht nur einen Gegenstand, sondern in erster Linie sich selbst; denn er stellte nicht dar, was er irgendwo gesehen hatte, sondern das, was auf Grund zahlreicher Beobachtung in ihm sich aufbaute. Seine Gestalten haben nicht die einfache, reale Natur, sondern eine durch die Individualität bewußt vermittelte.

Ich erinnere mich deutlich der damals in Berlin ausgestellten Bilder und ihres Eindruckes auf mich. Zuerst zogen sie mich, wie alle anderen Beschauer, wenig an. Sie waren tief im Ton, einfach im Gegenstand, unauffällig, bescheiden. Man übersah sie leicht neben den farbenprächtigen Werken aus der Schule Gallait's, Piloty's oder Couture's. Blickte man aber näher hin, so stießen sie geradezu ab. Das Unfertige in der Malweise wie in der zeichnerischen Darstellung lag zu Tage. Vieles erschien geradezu kindlich oder kindisch. Das uns am nächsten Liegende war die Getragenheit und innere Kraft des Tones, die beim Vertiefen sich steigernde Raumwirkung. Die Bilder sagten mir auch zunächst nichts. Es waren einige Portraits ausgestellt, bei denen die schöne Tiefe der Farbe besonders wohlthätig wirkte und das Psychologische mit einer Art von Unbefangenheit, ja mit einem Stich in's unbewußt Fratzenhafte wiedergegeben war. Die anderen Bilder waren ohne in Worte zu fassenden Inhalt, rein zuständlich. So empfand ich vor den Bildern. Doch war ich mir alsbald klar, daß Marées gegenüber die Maßstäbe des Urtheils nicht passen wollten, deren ein gerechter Kunsthistoriker viele Dutzende in der Tasche hat und die von den Werken der alten Egypter bis auf jene von Tiepolo und Greuze abgenommen sind. Also hieß es hier, sich selbst umbilden, wie ich es etwa that, als ich mich entschloß, Barockstudien zu machen, einen Stil geschichtlich zu behandeln, der bisher für den Ausbund von Häßlichkeit gegolten hatte. Mit dieser Anschauung im Leibe konnte ich jenem Stil, das war mir alsbald klar, nicht gerecht werden. Vor Allem mußte ich, wollte ich ihn verstehen, mich zwingen, ihn schön zu finden. Nachdem dies Werk vollbracht war, hatte ich bald Mühe, gegen die einst so heiß geliebte Renaissance gerecht zu bleiben. Auch bei mir gab's Zeiten, wo ich, von Pietro da Cortona oder Guercino kommend, Raphael für nüchtern und langweilig fand, ebenso wie es das 17. und 18. Jahrhundert gethan hatte. Ich wußte also, daß jede neu vor uns sich unserem Blick eröffnende Kunst erst erobert sein will; daß der anfängliche Abscheu gegen sie keineswegs aus verständigem Urtheil, sondern aus einer einseitigen Bildung unseres Auges hervorgeht. Und da ich in Marées Bildern nicht eine schwache, sondern eine starke Hand zu erkennen glaubte, „Fehler", die absichtlich gemacht, also keine Fehler sind, so suchte und fand ich das Verhältniß zu ihm, in dem mich spätere Beobachtungen nur bestärkt haben.

Solche machte ich an einem großen Lichtdruckwerke, dessen Herausgabe wieder Conrad Fiedler veranstaltete, um das Andenken des geschiedenen Freundes, soweit es an ihm ist, festzuhalten: „Bilder und Zeichnungen von Hans von Marées.*) Ich hatte volle Muße, mich in die Blätter hineinzusehen, sie mit verständigen Freunden durchzusprechen. Und da habe ich sie denn lieben gelernt, mit einem schmerzlichen, wehmüthigen Gefühl. Ich sah ein großes Wollen, das höchste, echteste Künstlerthum scheitern an einem dem ungeheuer weiten Ziele nicht genügenden Können. Da sind geradezu meisterhafte Studien nach der Natur, die so gut und so groß gezeichnet sind wie die Feuerbach's, mit schneller und sicherer Hand, in vollkommener Beherrschung der Formen — und daneben sind fast fertige Bilder, in welchen es überall im einfachen formalen Ausdrucke hapert. Hätte Marées aus Studien ein Bild zusammenstellen wollen — das hätte er sicher so gut wie ein Anderer gekonnt. Er hätte billigen Meisterruhm erlangt. Aber er wollte mehr, er wollte über den Naturalismus hinaus einen idealisirten Naturalismus: den hätte er mit seinem Freunde Lenbach im Studium der alten Meister finden können. Aber er wollte noch weiter, einen eigenen Naturausdruck, eine individualisirte Natur. Und das gelang ihm nicht. Er scheiterte an der Aufgabe, seine Bilder bieten dem oberflächlichen Beschauer Caricaturen, dem ernsteren eine ungemeine Tiefe der Anregung, einen merkwürdigen Einblick in ein künstlerisches Räderwerk, dem aber das letzte verbindende Glied fehlt, sie offenbaren dem, der sich in seine Schaffensart hineingesehen hat, einen wunderbaren Reichthum an durchbildeter Schönheit, edler Bewegung, großem Umriß, rein sinnlichen und künstlerischen Gedanken, wahrhaft plastisch wirkender Empfindung. Seine „Fehler" haben auch Böcklin und Thoma in hohem Grade. In vielen Beziehungen hatte sie der englische Präraffaelit Rosetti und in gewissem Sinne der Franzose Millet, das heißt die beiden großen Umbildner des modernen Kunstgeschmackes in ihren Heimathsländern. Bei ihnen allen hapert es in der Form hier und da. Der Deutsche, als Denker der tiefste, als Bildner der schwächste unter ihnen, leidet am meisten unten diesen Mängeln. Das empfand er auch. Und weil er nicht die Höhe der Kunst erreichen konnte, welche er anstrebte, darum verzehrte sich sein Leben in Einsamkeit und Verschlossenheit. Künstler sein, heißt sich mittheilen. Er wollte nur das Größte vor die Welt bringen. Daher schwieg er bis dicht vor sein Lebensende. Als er sich erschloß, mußte er erfahren, daß ihn, die weltfremd Gewordenen, nur Wenige verstanden. Die Welt lachte ihm in's Gesicht als wenn er Japanisch zu ihr spräche.

Man hat unrecht gethan, Carsten's Werke über den Span zu loben. Sie sind keineswegs ihrer Mehrzahl nach auf der Höhe einer für alle Zeiten gültigen Kunstvollendung. Ihre Schwächen bestehen in dem Rest von stilistischer Weichheit, von anschmeichelnder Rococostimmung, welcher er als Kind seiner Zeit seinen Tribut zahlen mußte. Um dieser Schwächen willen gefallen sie noch heute den meisten von Carsten's Freunden, die ihn nicht klassisch, nicht nachahmend genug haben können. Marées Schattenseiten sind anderer, bedenklicherer Art. Er hat die Herbheit unserer Zeit in überreichem Maß in sich aufgenommen. Sie werden nie gefallen, selbst wenn die Kunst, wie ich hoffe, in der von ihm angegebenen Richtung fortschreitet.

*) Auch dies erschien nicht im Buchhandel, sondern wurde vom Herausgeber Jenen, „die einen ernsten Antheil an der Kunst nehmen" und den öffentlichen Sammlungen gewidmet.

Digitized by Google

Wie Carstens gab auch Marées das Beispiel eines Künstlers, der sich selbst auslebt. Und das ist seine That. Eine große That. Neben ihm bildeten sich nicht Schüler, sondern Menschen. Sie suchten in ihrer Weise die Natur zu erfassen und in sich zu verarbeiten. Sie strebten von den veralteten Idealen fort. Feuerbach war der am stärksten Gefesselte von ihnen und hat deshalb am schwersten gekämpft. Böcklin schafft in olympischer Sorglosigkeit, unbekümmert um die „Verzeichnungen" und „Unwahrheiten im Colorit", welche Andere ihm vorhalten, nach Maßstab seiner eigenen Naturerfahrung als freier Dichter. Und unter den Naturalisten bildet sich ein neuer Geist. Schon lange hat Uhde aufgehört, der Sklave der Natur zu sein. Er hat auf andere Weise wie Marées sich seine Erfahrungen gesammelt. Jener nur mit dem umspähenden Auge, dieser vor dem einzelnen Gegenstand. Aber Uhde malt nicht mehr Kohlköpfe, obgleich er wohl heute noch lieber dies thäte, als im Geist Titians oder Paul Veroneses oder sei es sonst wer immer — also im Geist eines Anderen zu schaffen. Er malt auch jetzt aus seiner reichen Naturerfahrung heraus innerlich Erschautes! Mit unwandelbarer Folgerichtigkeit zeigt sich, daß die Tiefe in der Kunst von selbst sich ergibt, sobald sie von der Wahrheit ausgeht, daß aber die Halbheit eine tiefe sein kann; und daß die Schönheit ein wandelbarer Begriff ist, nicht in den Dingen selbst beruht, sondern in unserem Verhältniß zu ihnen. Was uns als wahr und tief erscheint, wird sicher bald auch auf uns als schön wirken.

Der Kampf gegen die Idealisten der Form hat endlich bewirkt, daß für einen eigenen, und daher lebensfähigen Idealismus der Gedanken die Bahn eröffnet wurde. Die Richtung der Realisten und der „Verrückten" endet in demselben Geleise: In der Schaffung einer durchaus modernen Kunst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eherecht.

Von Konrad Telmann.

(Schluß.)

Nun, die schwere Stunde für Frau Wanda kam über dem Alten heran und zwar noch eher, als ich's vermuthet hatte, so daß ich mitten aus meiner Praxis abberufen wurde und Hals über Kopf hinaus mußte. Und wie ich's vorhergesehen hatte, kam's: ich habe nie einer schwereren Entbindung in meinem Leben beigewohnt. Nur darin hatte ich mich getäuscht: die junge Wöchnerin starb nicht bei all' dem Furchtbaren, was sie mit sich geschehen lassen und durchleiden mußte, sondern blieb am Leben. Aber es war freilich durch Wochen und Monate zweifelhaft genug, ob dies Leben nicht doch noch entfliehen werde, und dann fragte sich's überhaupt, ob das nicht schließlich noch das Wünschenswerthere war. Wer in die Zukunft hätte sehen können, würde die Frage wohl haben bejahen müssen, aber, wie die Menschen nun einmal sind, waren wir Alle froh und dankbar, der armen Patientin das Leben erhalten zu können und mühten uns nach Kräften darum. Zuletzt gelang es denn auch. Nach mancherlei Schwankungen und Rückfällen stärkte sich der geschwächte Körper in Folge der unermüdlichen Pflege soweit, daß man auf ein Weiterleben der Wiedererstandenen rechnen konnte. Allerdings unter einer Bedingung: daß die Genesene nie wieder in eine gleiche Lage gebracht wurde. Eine abermalige Mutterschaft mußte unweigerlich ihren Tod zur Folge haben.

Obgleich dies letztere mit unfehlbarer Sicherheit sich feststellen ließ und selbst von einem noch unerfahrenen Praktikanten nicht hätte übersehen werden können, bestand ich doch darauf, daß meine Prognose durch eine Autorität bestätigt wurde, da man mir hätte zutrauen können, ich sähe aus sorgender Liebe für Wanda zu schwarz und meine ernste Warnung deshalb vielleicht unbeachtet geblieben wäre. Nun, die Autorität fällte ihren Spruch, der mit dem meinigen genau übereinstimmte. Eine zweite Mutterschaft bedeute für Wanda ein Todesurtheil. Daran war nichts zu rühren.

Was nun geschah, kann man sich denken. Die unglücklichen Eltern beschworen in ihrer Angst den Schwiegersohn, Rücksicht zu üben und auf jede eheliche Gemeinschaft Verzicht zu leisten, und der Schwiegersohn gab sein Ehrenwort, daß er sich fügen werde. Er machte sogar nicht die geringsten Schwierigkeiten dabei. Wie hätte er auch sollen? Er wollte doch nicht der Mörder seiner Frau werden, und da das Kind, das Wanda ihm geboren, am Leben blieb und ein Knabe war, waren seine hochfliegendsten Wünsche ja ohnehin erfüllt. Was hätte er noch weiter begehren sollen? Er war ergriffen und dankbar gestimmt und benahm sich so würdig und ritterlich', daß Papa Lundfeldt ihm gerührt in die Arme sank. Und nicht nur das. Er wollte ihm dies Ehrenwort auch noch in anderer Weise lohnen. Nicht bloß, daß er ihm seinen jährlichen Zuschuß um ein Beträchtliches erhöhte, er setzte auch fest, daß ein bedeutender Theil seines Vermögens an seinen Schwiegersohn fallen solle, wenn dieser etwa noch bei Lebzeiten der Schwiegereltern seine Frau verlieren würde; als ihr Erbe, falls die Tochter die Eltern überlebte, war er früher schon designirt worden, natürlich mit den nöthigen Klauseln, die für Frau und Kind den gebührenden Theil der Hinterlassenschaft feststellten. Es war ja klar, daß Gersdorff in eine üble Lage gerieth, wenn er als Wittwer zurückblieb und ganz auf die freiwillige Unterstützung seitens des Schwiegerpapas angewiesen war; solch' eine demüthigende Situation mußte dem guten, braven Jungen, der sich mit so gentlemanlikem Zartgefühl in eine unabänderliche Entbehrung schickte, erspart werden. Daß Freund Lundfeldt so handelte, sah seiner gutmüthigen und kurzsichtigen Biederkeit ja durchaus ähnlich, daß er aber seinen Schwiegersohn genau von dem in Kenntniß setzte, was er that, war selbst für *seine* Vertrauensseligkeit ein etwas starkes Stück, und daß ihn nicht einmal Gersdorff's scheinheilige Entrüstung über das Unangebrachte seiner Offenheit in's Klare setzte, machte seiner Menschenkenntniß verzweifelt wenig Ehre. Nun, es war aber einmal geschehen, und vorläufig gingen die Dinge ja auch so erfreulich, wie sie nur gehen konnten. Der junge Gatte und Vater war die Rücksicht und zartsinnige Sorgfalt selber. Wanda erholte sich leidlich, das Kind gedieh, und da die Feste auf Koselow ein Ende haben mußten, konnte man zu der immer häufigeren und längeren Abwesenheit des Gutsherrn, der doch nicht da draußen auf dem Lande bei einem Säugling und einer immer kränkelnden Frau verbauern durfte, wohl ein Auge zudrücken. Vielleicht auch zu noch Mehrerem, das denn so allmählich von dem Leben, das Gersdorff in der Stadt führte, durch die gewöhnlichen Kanäle auch bis zu den Schwiegereltern hindurchsickerte, tropfenweise natürlich nur, aber es waren manchmal recht bittere Tropfen darunter. Ein Ehemann, der doch wieder nicht Ehemann sein darf — nun, man begreift, für solche exceptionelle Situation mußten exceptionelle Sittengesetze aufgestellt werden, das Gefühl mochte sich dagegen sträuben oder nicht. Engherziges Festhalten an dem Herkömmlichen wäre in diesem Falle nicht nur übel angebrachte Prüderie gewesen sondern hätte auch dazu führen müssen, Gesundheit und Leben der geliebten, übrigens nichts ahnenden Tochter zu gefährden. Man schwieg also und damals konnte man ja auch wohl noch schweigen. In den Kreisen, in denen Gersdorff heimisch war, herrschten recht liberale Anschauungen — wenigstens über diesen Punkt.

Die Sache nahm dann aber doch eine bedenkliche Wendung. Gersdorff hatte ein Verhältniß mit einer bildhübschen, kleinen Balletratte angefangen, die eben ganz frisch an unser Theater gekommen war, und das Mädchen kostete ihm viel Geld, mehr Geld, als er zur Verfügung hatte, er mochte es anstellen, wie er wollte. Es war also nicht weiter zu verwundern, daß er's mit seinem alten Glück im Spiel wieder versuchte, wenigstens energischer versuchte, als sonst seit seiner Verheirathung, und als das sich nicht einstellen wollte oder doch nicht lange vorhielt, Schulden machte, ganz regelrechte Schulden, wie in der seligen Lieutenantszeit. Nur daß ihm das jetzt um ein gut Theil leichter wurde, als damals. Natürlich: er war der Schwiegersohn von Emil Lundfeldt, das machte ihm Kredit. Und dann bezahlte er die Schulden sogar. Manchmal von seinen Spielgewinnsten, die denn doch hin und wieder ihm zuflossen, und ein paar Mal durch die besondere Freigiebigkeit des Schwiegerpapas, den er in einer gutgelaunten Stunde unter vier Augen um ein Extradarlehn anging. Papa Lundfeldt war kein starrer Puritaner, im Gegentheil. Er hatte auch einmal flott gelebt und wußte ganz gut, wie es in der Welt zuging. Er zahlte also und machte nicht viel unnöthige Worte dabei. Aber er war auch ein Mann, der sein Geld selber verdient hatte, und es für die Liaisons und Spielabende seines Schwiegersohns zum Fenster hinauszuwerfen, fiel ihm gar nicht ein. Es war ihm inzwischen nun doch allerlei zu Ohren gekommen, was sich durch die Ungewöhnlichkeit der Lage seines lieben Schwiegersohnes wirklich nicht mehr entschuldigen ließ, und auf ein Augenzudrücken keinen Anspruch mehr erheben durfte. So begriff er, daß hier ein Ende gemacht werden mußte und weitere Nachgiebigkeit den flotten, jungen Herrn in seinem bedenklichen Lebenswandel nur noch bestärkt haben würde.

Das Resultat dieser Ueberlegung war eine ziemlich heftige Szene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, woraufhin der Letztere das Haus Lundfeldt zunächst nicht mehr betrat, im Uebrigen aber sein Leben um kein Haarbreit änderte. Der einzige Unterschied war jetzt nur, daß die Schulden *nicht* mehr bezahlt wurden, die Gersdorff machte. Und der natürliche Lauf der Dinge war nun, daß sie dadurch immer mehr anwuchsen, daß Gersdorff immer waghalsiger sein Glück im Spiel versuchte, immer mehr verlor und schließlich bis über den Hals in Schulden steckte, er wußte selber nicht, wie? Am allerwenigsten aber wußte er, wie er da wieder herauskommen sollte. Seine Lebensweise zu ändern, fiel ihm nicht ein, das wäre Selbstmord für ihn gewesen. Er war der „flotte Gersdorff", er wollt' es bleiben. Und immer noch hatte er für Andere eine offene Hand, immer noch renommirte er damit, der Schwiegersohn des reichen Emil Lundfeldt zu sein und dem Vermögen seines Schwiegervaters Ehre zu machen, und was die Hauptsache blieb — immer noch hielt er die kleine, blonde Balleteuse aus, die ihm ein Heidengeld kostete, aber ihn dafür auch zum Gegenstand allgemeinen Neides unter der jeunesse dorée unserer Stadt machte.

Sie war übrigens wirklich reizend, die kleine Esmeralda. Eine Spanierin sollt' es sein trotz ihres Blondkopfs, der durch einen englischen Vater erklärt wurde, welcher aber nicht im Standesamtsregister als solcher figurirte. Spanisches Blut mochte sie auch schon in den Adern haben, jedenfalls aber steckte Rasse in ihr. Ich hatte als Theaterarzt manchmal das Vergnügen, sie zu sehen und wurde dadurch auch in ihre Beziehungen zu Gersdorff intimer eingeweiht, als es in meinen Wünschen lag. Aber was ging es mich an, wie die Beiden zusammen standen? Aerzte und

Digitized by Google

Beichtväter haben ihre Amtsgeheimnisse zu wahren. Und ich kann mich rühmen, nie mit Lundfeldt einmal über das gesprochen zu haben, was ich sah und hörte. Nur mir selber sagt' ich, daß ich mich in dem Manne, den ich mir am allerwenigsten für Wanda Lundfeldt gewünscht, leider nicht getäuscht hatte, daß Alles sogar noch um ein gut Theil schlimmer gekommen war, als ich's gedacht. Wie schlimm, wußt' ich freilich noch garnicht. Das wurde mir erst klar, als ich eines Tages durch ein Billet von Wanda's Hand nach Koselow herausgerufen wurde und gleichzeitig von ihr die Bitte ausgesprochen war, ich möchte die Eltern von ihrem Wunsche zunächst nicht benachrichtigen. Ich fuhr also hinaus. Das Kind war nicht ganz wohl, litt am Zahnen und das gab den Vorwand für mein Kommen ab. Ich kam aber sofort dahinter, daß es sich um ganz etwas Anderes handelte. Wanda war erbärmlich anzusehen. Sie hatte sich seit meinem letzten Besuche — und ich war immer von Zeit zu Zeit herausgefahren, um nach ihr zu sehen — gewaltig verändert. Vor Kurzem noch hatte ich an ihr allmähliches Wiederaufblühen mit vollster Bestimmtheit geglaubt, heute erschien sie mir wie eine dem frühen Tode unwiderruflich Verfallene. Ihre Augen glühten fieberhaft, blaue Ringe darunter, eingefallene Schläfen, hagere, wachsbleiche Wangen, eine matte, vornübergebeugte Haltung — kurz: es war ein kläglicher Anblick. Und doch ergab meine Untersuchung nichts, aber auch gar nichts, was augenblickliche Besorgniß eingeflößt oder den Zustand des Allgemeinbefindens, wie es mir entgegentrat, erklärt hätte. Ich fand Alles, wie bei der letzten Untersuchung, nicht zum Schlimmeren verändert. Es mußten hier also seelische Einwirkungen stattgefunden haben und es war ja nicht besonders schwierig, darauf zu schließen, welcher Art die waren. Gerad' auf den Kopf sagt' ich's ihr zu, sie hätte schwere Sorgen und Aufregungen gehabt, und als sie das nicht leugnete: „Betrifft es Ihren Mann, liebe Wanda?"

Freilich betraf es den. Aber es war nicht, wie ich geargwöhnt hatte; sie hatte von dem lockeren Lebenswandel des leichtsinnigen Herrn noch immer so gut wie nichts erfahren. In ihre Einsamkeit drangen dergleichen Gerüchte nicht, von Argwohn war sie ganz frei, und sie gönnte dem Manne, der zu ihrem Schmerze so viel bei ihr entbehren, dem sie so wenig bieten konnte, von Herzen jede Zerstreuung, jedes Vergnügen. Ihr gewährte das Kind genug an Lebensfreude, sie klagte nicht, sie fühlte keinen Mangel. Aber Gersdorff hatte ihr gerade herausgesagt, daß er Schulden gemacht habe, Spielschulden, daß der Schwiegerpapa sich weigere, sie zu bezahlen, weil er schon früher ein paar derartige Lappalien berichtigt habe, und daß ihm das Wasser geradezu bis an den Hals stehe. Nun hatte er sie zur Vermittlerin beim Vater angerufen; der aber war so zornig und so hart gewesen, wie sie ihn noch nie im Leben gesehen, es nie bei ihm für möglich gehalten hatte. Er hatte Walter mit schlimmen Beiworten bedacht und rundheraus jede Hülfe verweigert; er habe genug für den leichtsinnigen Verschwender gethan und wolle sich nicht für ihn ruiniren; der würde es über kurz oder lang so weit treiben, ihn an den Bettelstab zu bringen. Was nun geschehen solle? Walter drohe, sich zu erschießen, weil er für immer ehrlos sei, wenn er seinen Verpflichtungen nicht rechtzeitig nachkomme. Der Vater weigere sich, noch irgend etwas zu thun und die Summe sei so groß, daß keine Möglichkeit vorliege, sie auf anderem Wege zu beschaffen. Im Hause sei gar kein Geld, das Gut überschuldet und selbst die Wucherer wollten nicht mehr borgen, weil sie an der Möglichkeit einer Deckung zweifelten. Walter habe ihr über das Alles klaren Wein eingeschenkt. Das lautete nun freilich Alles noch viel schlimmer, als ich's gefürchtet hatte, und am Schlimmsten war's, daß die arme, junge Frau darunter leiden sollte, für die alle Sorge und Kümmerniß mit dem seelischen, immer zugleich schweres, körperliches Leid bedeutete. Und um deswillen mußte ich auch thun, was nur irgend in meinen Kräften stand, um zu helfen. Hätt' ich selber über die Summe verfügt, weiß der Himmel, ich hätte sie hingegeben, so verächtlich mir der Mann auch war, dem sie zu Gute kommen sollte. Der Kummer des armen, betrogenen, jäh aus allen ihren Himmeln gestürzten Weibes drückte mir schier das Herz ab. Nun, da ich selber beim besten Willen nicht helfen konnte, mußt' ich wenigstens das Meinige thun, um den Vater umzustimmen. Wahrhaftig nicht mit freier Seele, aber was sollte sonst werden?

Ich will mich bei dem Einzelnen nicht zu lange aufhalten, wie es mir schließlich gelang, meinen alten Freund Lundfeldt zu dem zu bewegen, was sein mußte. Genug, es gelang mir. Er mußte ja wohl einsehen, daß er um Wanda's Willen trotz alles Wetterns und Verschwörens schließlich doch noch einmal in den Beutel zu greifen hatte und tiefer, als je. Aber der Herr Schwiegersohn mußte vorher sein Ehrenwort geben, daß er fortan mit keiner geringsten Geldforderung mehr weder an seine Frau noch an seinen Schwiegervater herantreten wolle. Wolle und müsse er durchaus weiter Schulden machen, so möge er denn nur immerhin sich eine Kugel vor den Kopf schießen, seinen Entschluß dazu aber nicht erst seiner Frau mittheilen, verloren sei ja dann nicht viel an ihm. In dieser väterlich-brutalen Art wurde zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn in meiner Gegenwart verhandelt. Ein Blatt nahm man da nicht vor den Mund. Papa Lundfeldt war mit seinem Schwiegersohn fertig, voll[ständig] fertig. Er behandelte ihn, wie einen Abgethanen. Was da gesch[ah], war, ging ihm denn doch über allen Spaß. Und Gersdorff ließ sich das Alles zähneknirschend gefallen — womit hätt' er sich auch wohl vertheidigen sollen? — strich sein Geld ein und gelobte ehrenwortlich, sich lieber stillschweigend in's Jenseits zu befördern, als noch einmal einen Pfennig über seine Einkünfte hinaus von seinem geliebten Schwiegerpapa zu begehren oder seiner Frau mit solchem Ansuchen in den Ohren zu liegen. Damit ging er. Und ich mußte, als er gegangen war, bei mir denken, ob denn solch ein verlumpter und verkommener Mensch überhaupt noch ein Ehrenwort abgeben könne und was uns eigentlich berechtige, uns auf ein solches bei ihm zu verlassen. Aber wir leben ja eben in einer verrückten Welt.

Nun, die Sache war damit zu Ende. Wir dachten es wenigstens oder stellten uns, als dächten wir's. Wanda Gersdorff erholte sich, wie es schien, langsam von dem schweren Schlage, die Eltern waren von ihren früheren Illusionen gründlich kurirt, glaubten aber doch, daß nun Alles sich zum Guten wenden werde, und Gersdorff selber spielte eine Zeitlang mit leidlichem Geschick den Soliden. Wenn ich nun auch an eine so völlige Sinneswandlung des jungen Taugenichts nicht glaubte, so muß ich doch sagen, daß auch ich mich der Ueberzeugung hingab, er werde es fortan nicht mehr so arg treiben, wie früher, aus dem einfachen Grunde, weil er dann gar bald vis-à-vis de rien anlangen und ohne Hülfsquellen, wie er war, zur Pistole greifen mußte. Nicht sein Ehrenwort, dacht' ich, aber der Selbsterhaltungstrieb, die klare Einsicht, daß er nicht Andere, sondern nur sich selber mit seiner Lebensweise zu Grunde richtet, wird ihn etwas gelindere Saiten aufziehen lassen.

Mein Erstaunen war deshalb auch nicht gering, als ich aus glaubwürdigster Quelle erfuhr, Herr Walter von Gersdorff treibe es ärger als je, und die kleine Esmeralda scheine es darauf anzulegen, ihn zu ruiniren, damit sie ihn los würde, denn sichtlich sei sie seiner schon überdrüssig, wisse sich aber nicht auf gute Manier von ihm frei zu machen, da er noch immer toll und blind in sie vernarrt sei und vor Eifersucht nun schon gar zu den verrücktesten Streichen aufgestachelt werde. Neulich habe die Ballerina ein Diamantencollier getragen, das unzweifelhaft von Gersdorff herstamme, da sie es sonst in seiner Gegenwart schwerlich hätte sehen lassen, und dies Schmuckstück habe als pièce de résistance ein paar Tage lang im Schaufenster bei Friedmann & Co. gestanden, mit einem Preise normirt, der ein kleines Vermögen repräsentire. Nun, dacht' ich, immerhin; wenn es ihm zu eng auf der Welt geworden ist, mag er sich davon machen, darüber sind wir ja Alle einig, daß die Menschheit nicht gerade viel an ihm verliert. Selbst Wanda wird es überstehen, wenn sie ihr Kind hat. Im schlimmsten Falle muß man ihr ein Licht über sein Treiben aufstecken, wenn sie sich gar zu untröstlich bei seinem Tode gerirt.

So gingen ein paar Wochen in's Land, als ich wieder einmal nach Koserow hinauskam, um nach Wanda zu sehen. Die letzten Male hatt' ich sie bei erfreulichem Wohlsein vorgefunden und war deshalb länger, als üblich, fortgeblieben. Nun mußt' es mir auffallen daß sie wieder blaß und müde aussah, nächtige Schatten unter den Augen hatte und etwas Gedrücktes und Schmerzvolles in ihrem Wesen ausgeprägt lag, wofür ich keine Erklärung wußte. Das Kind gedieh prächtig, da gab es keinerlei Sorge. Hatte sie von ihres Mannes Leben und Treiben etwas erfahren? Nein; ich machte Andeutungen daraufhin, aber sie war offenbar so ahnungslos, wie immer. Daß er gespielt und getrunken hatte, wußte sie ja wohl von früherher, aber von seiner ehelichen Untreue war nichts zu ihr gedrungen. Dies Weib war rein, wie ein Kind. Jetzt vollends sah sie aus wie eine der Madonnen del Sarto's. Was also war dann vorgefallen? Sie wollte es nicht Wort haben, daß es überhaupt etwas gäbe; gar nichts gäbe es, sie sei ungewöhnlich angegriffen heute, habe sich über ihre Kräfte angestrengt, das sei Alles. Nun, mein ärztlicher Scharfblick ließ sich dadurch natürlich nicht täuschen, aber was war zu machen? Ich bat sie dringend, offen gegen mich zu sein, wie damals, als ich ihr hätte helfen können; das hatte jedoch nichts Anderes zur Folge, als daß sie weinte und mich unter ihren Thränen beschwor, nicht weiter in sie zu dringen, es sei nichts geschehen, was sich in Worten sagen lasse.

Ich mußte also fort, ohne etwas erreicht zu haben, kam nach einiger Zeit wieder, fand es nicht anders und konnte Wanda noch immer nicht zum Sprechen bringen. Nun hetzte ich die Eltern auf, vor Allem die Mutter, die ein Bischen bequem geworden war, seit sie selber kränkelte, machte ihnen die Hölle heiß und verlangte, daß sie der Sache auf den Grund kommen müßten, so oder so. Und schließlich gelang es denn auch, das arme Weib zum Sprechen zu bringen. Aber was da herauskam, überstieg weit unsere schlimmsten Befürchtungen. Gersdorff war nicht nur ein verlumpter Roué er war nun auch ein Ehrloser geworden, und mehr, als das: ein Verbrecher, ein Mörder. Aber es war eben ein gesetzlich erlaubtes Verbrechen, ein sanctionirter Mord, den er beging, und man konnte ihn wohl verachten um deswillen, aber ihn zur Rechenschaft ziehen, Vergeltung an ihm üben, konnte man nicht.

Wie es gekommen war? Nun, er hatte es so schlau und gewandt angefangen, wie nur je ein Verbrecher. Zu Füßen geworfen hatte er sich seinem Weibe, hatte den reumüthig Zerknirschten gespielt mit allem schauspielerischen Talent und ihr unter Thränen gestanden, er sei auf dem Wege ein schlechter Mensch zu werden, einzig und allein deshalb, weil er sich seiner Frau nicht mehr in Liebe nahen dürfe. Diese innige Gemeinschaft sei es gewesen, die ihn früher vor allem Ueberschäumen seiner leidenschaftlichen Natur bewahrt, ihn immer auf dem rechten Wege festgehalten, so heiß auch die Wallungen seines Blutes gewesen sein möchten. Wenn er diesen Halt für immer aufgeben solle, sei er verloren. Nur in dem engsten Zusammenleben mit seiner Frau finde er Trost und Befriedigung, ohne dasselbe sei er ein Spielball seiner wilden Leidenschaften. Sie dürfe ihn nicht in dieser widernatürlichen Zwangslage halten, wenn sie ihn nicht verderben, an seinem Untergange mitschuldig werden wolle. Noch sei es Zeit, ihn zu retten, die Liebe könne ihn retten — nichts sonst auf der Welt. Und nur um sich zu betäuben, um seine heißen, berechtigten Wünsche zu vergessen, habe er früher getrunken und gespielt und das alte Leben aus der Junggesellenzeit wieder geführt. Nun aber sei ihm auch das zum Ekel geworden, schütze ihn nicht mehr vor seinen Begierden, die ihn auf Abwege reißen müßten, wenn er nicht der Stimme der Natur mehr gehorchen dürfe.

Und in solcher Tonart war es fortgegangen. Nun, er war ein vortrefflicher Komödiant, und ein bildhübscher, leidenschaftlicher Mensch war er noch immer, und schließlich war sie ja auch nur ein Weib — trotz Allem — und sein Weib obendrein, und was er da sagte, klang ja Alles

Digitized by Google

gar nicht so unwahrscheinlich oder unnatürlich, im Gegentheil. Vor Allem aber liebte sie ihn ja noch immer. Und eine liebende Frau, die vor die Wahl gestellt wird, ob sie den Mann, der ihr gehört und gehören will, einer Anderen — vielen Anderen überlassen soll oder ihn auf's Neue ganz für sich in Anspruch nehmen, wenn auch mit Gefahr für Leib und Leben — wie wird die sich entscheiden? Ich muß übrigens nachholen, daß wir Aerzte seiner Zeit auf den Wunsch der Eltern der jungen Frau die Wahrheit nur insofern mitgetheilt hatten, als wir von einer schweren Gefahr für sie redeten, falls es noch einmal zu einem Wochenbett käme. Auch wußte sie nichts davon, daß Gersdorff ihrem Vater sein Ehrenwort gegeben hatte, sie zu schonen. Er hatte also vermuthlich doppelt leichtes Spiel bei ihr. Kurz: es war geschehen, und die Folgen waren nicht ausgeblieben. Wanda fühlte sich guter Hoffnung und litt gleichzeitig unsäglich. Zu den körperlichen Schmerzen traten die seelischen hinzu. Denn nicht nur, daß ihr vor dem Schweren bangte, was ihr bevorstand, sie fürchtete auch den Zorn ihrer Eltern gegen ihren Mann und hatte überdies nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß sie durch ihr Opfer ihn wieder enger, unlöslich an sich gefesselt habe. Im Gegentheil: sie fand ihn jetzt kälter, als er je gewesen war, und sah ihn wenig mehr bei sich. Was er in der Stadt dauernd trieb, wußte sie nicht und wollte es nicht wissen, aber ihr ahnte jetzt Schlimmes. Ihr Zustand war nach jeder Richtung hin bejammernswerth.

Die Gemüthsverfassung der Eltern nach Wanda's Bekenntnissen kann man sich denken. Sie durften der Tochter nichts davon verrathen, daß ihr Gatte wie ein Elender an ihr gehandelt, sie betrogen, sein Ehrenwort gebrochen, sie dem sicheren Tod überliefert hatte. Und doch wußten sie, daß es so war, und ich selber mußte den Verzweifelten wahrheitsgemäß ausdrücklich noch einmal bestätigen, daß es nun keine Rettung mehr für das arme Weib gäbe. Und Gersdorff? Nun, Papa Lundfeldt rief ihn, schäumend vor Zorn und Empörung, vor sich und hielt ihm seine ganze Schändlichkeit vor, forderte seine Rechtfertigung, schleuderte ihm Worte in's Gesicht, wie sie sich ein Mann wohl niemals hat sagen lassen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken — und das that Gersdorff. Ich war zugegen. Ich habe meinen alten Freund Lundfeldt nie in einer ähnlichen, wilden Erregung gesehen, er war wie außer sich. Freilich: er hatte ja auch allen Grund dazu. Und Gersdorff drehte seinen famosen, langen, braunen Schnurrbart — eine Berühmtheit in der ganzen Stadt — und lächelte geringschätzig dazu. »Lieber Schwiegerpapa,« sagte er endlich, »ich habe nichts gethan, als was ich durfte, was das Gesetz mir erlaubt, was mein Recht war und ist. Wenn man es mir weigerte, so habe ich einen vollgenügenden Grund, auf Scheidung anzutragen. Ich habe mich darüber aufklären lassen. Wenn das also Ihren Wünschen entspricht, und wenn man mir meinen Sohn läßt — selbstverständlich. Sonst aber hab' ich es satt, den Ehemann nur vor der Welt zu spielen, ohne es auch zu sein. Wenn Wanda zur Ehegattin untauglich war, hätte man sie mir verweigern sollen. Man hätte zum Mindesten damals gleich mein Versprechen fordern müssen, nur während des ersten Ehejahres meine ehemännlichen Rechte geltend zu machen, nachher nicht mehr. Möglicher Weise wäre ich darauf eingegangen, und dann war ich gefangen. Aber mich später in einem Moment der weichherzig-nachgiebigen Stimmung mit einem derartigen Gelöbniß zu überrumpeln, wo ich anständiger Weise gar nicht anders konnte, als es abgeben — nein, mein theurer Papa, das war weder für Sie ehrenvoll, noch für mich bindend. Und damit wären wir ja wohl zu Ende. Wie gesagt: ich berufe mich auf das Gesetz. Bin ich wirklich ein Verbrecher, wie Sie meinen, so denunciren Sie mich doch, verfolgen Sie mich, hetzen Sie mir die Häscher auf den Hals! Ich will's abwarten. Und übrigens: wo steht es denn geschrieben, daß der Erfolg ein so trauriger sein muß, wie Sie annehmen? Aerzte haben sich schon unendlich oft geirrt. Und dieser Herr hat ja Wanda schon damals das Leben abgesprochen. Warten wir's also doch ab!«

Und damit schlug er die Thür hinter sich zu. Ich glaube, er pfiff sich draußen ein Lied, als er die Treppe hinunterstieg. Und ich will nicht dafür gutstehen, daß er nicht geradeswegs von dort zu seiner Maitresse gegangen ist. Verlumpt war er ja nun schon völlig. Aber ihn fassen — das konnte man nicht. Er hatte ja im Grunde mit Allem Recht, was er da vorgebracht hatte, mit Allem. Nur daß er deshalb doch ein gemeiner Verbrecher und ein Mörder war, nichts Geringeres als ein Mörder, mochte das Gesetz ihm tausend Mal auch zur Seite stehen. Das war ja eben gerade das Furchtbare, das Niederschmetternde, daß wir das nicht leugnen konnten. Juristisch war er völlig gerechtfertigt, völlig unschuldig. Unter dem Schutz des Gesetzes hatte er gehandelt, durfte er weiter handeln, wie ein Ehrloser — durfte er einen Mord begehen. Das Recht stand ihm zur Seite. Und vor seiner Frau hatte er sich nebenbei auch noch ein moralisches Mäntelchen umhängen, sich geschickt damit drapiren können, um nicht allzu brutal auf seinem Schein bestehen zu müssen, wovor er im Nothfall natürlich auch nicht einmal zurückgeschreckt wäre.

Ein wohlüberlegter, von langer Hand vorbereiteter, raffinirter Mord war's, nichts Anderes. Und ein gemeiner Mord obendrein, der gemeinste, den es gibt: ein Raubmord. Das Wasser stand dem verlotterten Menschen wieder einmal bis an die Kehle und er wollte nicht ertrinken. Dazu brauchte er Geld, viel Geld! Und woher sollt' er's nehmen? Dem Schwiegerpapa, der schon genug für ihn geblutet hatte, hatte er ehrenwortlich gelobt, ihm nie wieder mit einem solchen Anliegen zu kommen. Nun hätte er dies Ehrenwort wohl gebrochen, wenn er sich nur ein Resultat davon versprochen hätte. Aber das war's eben, darauf durfte er nicht hoffen. Und mit den Geldverleihern stand er längst auf gespanntem Fuß. Da blieb ihm in seiner höchsten Noth nur noch die Aussicht auf das ansehnliche Kapital, das der gutmüthig-blinde Schwiegerpapa für ihn festgelegt hatte, im Fall er seine Frau bei Lebzeiten ihrer Eltern verlöre und so seine Aussichten auf deren Beerbung schwänden. Nun und er hatte es ja in seiner Hand, es war ja so leicht, den Fall eintreten zu lassen, für welchen ihm die Verfügung über jenes Kapital zustand, das ihn mit einem Schlag allen seinen Fatalitäten entriß. Und Herr Walter von Gersdorff bestand auf seinen ehemännlichen Rechten.

Meine Geschichte ist zu Ende. Wanda von Gersdorff ist, nachdem sie ein todtes Kind geboren, nach unsäglichen Leiden im Wochenbett gestorben, und ihr Gatte hat Hand auf das Kapital gelegt, das ihm für diesen Fall zugesichert ward. Wanda's Eltern haben sich völlig von ihm losgesagt, seit auch der Knabe gestorben ist, der noch einen letzten Rest von Zusammenhalt zwischen ihnen herstellte. Und Gersdorff? Dieser Treffliche lebt nicht nur, er lebt auch in Ehren und Freuden. Als die kleine Esmeralda ihn endlich fortgejagt hatte, wurde er leidlich solide, heirathete zum zweiten Mal eine reiche Frau — diesmal mit Hülfe eines internationalen Vermittelungsbureaus — und hat mehrere Kinder von ihr. Es geht ihm vortrefflich, seine Frau ist sehr nachsichtig mit ihm und das Vermögen hat bisher noch immer ausgereicht, die Ausgaben für alle kleinen Nebenvergnügungen des Gatten zu decken. Habe ich nun aber Recht oder nicht, daß es auch in unserem musterhaft-vollkommenen Rechtsstaat einen gesetzlich gewährleisteten Mord gibt, geben kann? Und was ich da erzählt habe, ist im Grunde doch nur ein verschwindend geringfügiger Ausschnitt aus der großen Wirklichkeit, die so viel mehr Abgründe birgt, als wir uns beim Biertisch träumen lassen!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Auf der Höhe des Jahrhunderts." Lustspiel in vier Acten von Ernest Blum und Raoul Toché. (Lessing-Theater.)

„Schriebe uns nur endlich einmal Jemand eine Berliner Revue!" Wie oft habe ich in den letzten Jahren diesen Seufzer gehört, von Theaterdirectoren, von Theatergängern, sogar von Theaterkennern! Sie weissagten einen sicheren, einen ungeheuren Erfolg und kein nüchtern bedächtiger Einwand vermochte ihr enthusiastisches Sehnen zu hemmen. Aber bedenken Sie doch gefälligst unsere Censur: dürften wir denn die Ereignisse dieses Jahres auf die Bühne bringen: den Kanzlerwechsel, die Conferenzen für Arbeiterschutz und Schulreform, den Maistrike und die Octoberbefreiung vom Sozialistengesetz, den Sturmlauf für die Jesuiten und gegen die Landgemeindeordnung, die Götterdämmerung der Hochschutzzöllner e tutti quanti? Würde man sie, all' in ihrer Leibhaftigkeit, auf den Brettern dulden, die Helden von 1890, die Mac Kinley und Bruno Wille, die Miquel und Parnell, die Hinzpeter und Stöcker und alle die Anderen? Und erwägen Sie fernerhin gütigst, daß wir eine Gesellschaft gar nicht haben, sondern nur Gesellschaften; keine Salons, sondern nur Cliquennester; kein geistiges Leben von eigenthümlicher Farbe, sondern nur Coterien, die in einer Cafehausecke, in einer literarischen Bankierkemenate soziologischer Weltweisheit letzte Schlüsse ziehen. Wollen Sie dann noch freundlichst berücksichtigen, daß unserem Publikum der Sinn für die Satire verloren gegangen ist, wie das grauenhafte Adolph Ernst-Stadium unserer Posse, wie die Ablehnung rein satirischer Stücke vom Schlage des „Rabagas" beweist; wollen Sie der Voraussicht sich nicht verschließen, daß immer der verspottete Theil: Junker oder Börsenjobber, Pfaffen oder Naturalisten, anstatt kreuzfidel mit zu lachen, tief beleidigt sein würde: dann bitte ich höflichst, mir zu sagen, was für den Revuemann übrig bliebe? Umsonst; sie bestanden darauf, sie wollten ihre Berliner Revue haben, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Nun ist im „Lessing-Theater" eine Pariser Revue erschienen, eine Revue von neuer, verfeinerter, aber auch verschwächlichter Art; trotz fröhlichster Sylvesterstimmung wurde sie — mit allem Respect für den lutetischen Ursprung, mit allem Wohlwollen für den Berliner Herbergsvater — abgelehnt.

Eine Geschichte der Revue habe ich bisher nicht aufstöbern können; sie müßte zugleich eine Geschichte Frankreichs während des letzten Halbjahrhunderts sein, eine Geschichte in Caricaturen freilich, ein Seitenstück zu Grand-Carteret's „Histoire de la caricature". Das französische Theaterpublikum ist kaum empfindlicher als die Bewunderer des Aristophanes, der ja eigentlich auch schon Revuen schrieb. Nur in einem Hauptpunkt unterscheiden sich die gallischen von den hellenischen Revuen: Aristophanes durfte den athenienfischen Demokraten die derbsten Wahrheiten sagen, selbst vor grotesken Verzerrungen ihrer politischen Programme brauchte er nicht zurückzuschrecken; die Landsleute des Monsieur Chauvin würden dergleichen übel aufnehmen; ihre Revuen pflegen stark in patriotischer Schmeichelei zu arbeiten. So errang in den siebziger Jahren eine Revue ihren Haupterfolg durch ein Bild, das die Befreiung des Territoriums von den deutschen Truppen darstellte; verhallend hörte man die „Wacht am Rhein" der abziehenden Prussiens, die Tricolore wurde aufgezogen, das Siegeslied von Marseille erklang, die Bürger und Bürgerinnen der Republik umarmten einander in seliger Lust und in den Logen weinte man vor Schmerz und vor Freude. Gewöhnlich geht es aber harmloser zu: der compère oder die commère — meist eine Persönlichkeit aus einem besonders erfolgreichen Saisonstück — wird durch alle erdenklichen pariserischen Kreise geschleppt und ein großer Gesellschaftsact darf so wenig fehlen wie ein Bild, in dem alle Modestücke und Lieblingsschauspieler parodirt werden. Die Hauptsache ist die Ansammlung möglichst vieler und möglichst verschieden entkleideter Dämchen; augenblicklich gibt man im Cluny-Theater

Digitized by Google

„Paris instantané", worin unter anderen Sehenswürdigkeiten unser Robert Koch mit einer riesigen Pravazspritze und einem unendlichen Gefolge von Bacillen auftritt; der große Gelehrte, die Injectionsspritze, die Bacillen —: Dämchen, nichts als schenkelnackte Dämchen. Als einstmals „Gaulois" und „République française" in Hader lagen, erschienen die Revuemägdelein im papiernen Gewande: ein Häuflein als Gaulois, ein anderes als République; das Feigenblatt war zum Zeitungsblatt geworden, der Rest war Tricot. Mit diesen gewiß naturalistischen Mitteln wirthschaftet nun seit manchem Jahr die Revue; es gibt jetzt bereits revues pantomimiques, revues équestres, revues tintamarresques und für alle diese Lebenszeichen gallischer Frohsinnigkeit hat der Pariser Geld und Jules Lemaître einige Zeilen übrig. Nur selten dringen diese Boulevardsprößlinge in die Provinzen; zumeist ist ihre Lebenssphäre von den Sperrforts begrenzt.

Die Herren Ernest Blum und Raoul Toché, deren Pariser Ruhm von ihrer für die excentrischen Gymnastiker Gebrüder Hanlon geschriebenen Pantomime „Le voyage en Suisse" datirt, während sie in Deutschland erst fünfzehn Jahre später durch die „Nervösen Frauen" bekannt wurden, sind nun auf die Idee verfallen, dem vornehmen Gymnase für die Faschingszeit auch etwas wie eine Revue zu schaffen. Der Versuch glückte vollkommen: vom 22. Februar 1890 bis über den Sommer hinaus hat „Paris fin de siècle" das sonst höchst ernsthafte Repertoire dieser viel gerühmten Bühne beherrscht, die erst jetzt wieder an Alphonse Daudet's Anti-Vererbungsdrama „L'obstacle" ein neues Kassenstück gewonnen hat. Bei Calmann Lévy ist das Stück der Herren Blum und Toché erschienen, ich habe es mit Vergnügen gelesen und begreife den Pariser Erfolg ebenso vollkommen wie den Sylvesterdurchfall in Berlin.

Nicht revue, sondern pièce haben die Autoren ihre muntere Arbeit genannt; von der Revue älteren Stils weicht sie erheblich ab: es fehlen die Allegorien, die stadtbekannten Masken, die handgreiflichen Actualitäten, es fehlt der Theateract. Und es gibt einen gewissen Zusammenhang, eine Art von Handlung. Aber so dürftig und so wenig interessant ist diese Handlung, so ganz und gar ist die satirisch übertreibende Sittenschilderung Hauptsache, daß der schämig anonyme Uebersetzer diese wirblige Bilderreihe nimmermehr als Lustspiel anzeigen durfte, wenn er nicht von Anfang an falsche Erwartungen wecken wollte. Auch seine Tieltaufe war recht ungeschickt: „Auf der Höhe des Jahrhunderts" — das klingt feierlich, erhaben und vor allem falsch; „Sodoms lustiges Ende" wäre besser gewesen und am allerbesten — „Fin de siècle". Das läßt sich eben nicht übersetzen. Auf der Höhe des Jahrhunderts — das erinnert fürchterlich an das urkomische Neujahrspoem des netten Herrn Ludwig Fulda, der, Arm in Arm mit dem nicht wenig erstaunten Ulrich Hutten, sein Jahrhundert und sämmtliche voraufgegangene obendrein in die Schranken fordert und der es nun endlich einmal feststellt, daß:

„Die Wissenschaften, die Künste blüh'n,
Es ist eine Lust zu leben!"

Ja, dieser niedliche Huttenschwärmer, der noch nie etwas gewagt hat, dieser poetisch begüterte Platenide, der aller alten Kunst mit geballtem Fäustchen Fehde ansagt und sich zu wüstestem Naturalismus bekennt — bei Anderen, dieses freundliche Luxusmännlein, das, weil's die Mode will, in sozialer Dramatik macht: mit seinem feinen Formentalent, mit seiner schmiegsamen Geschicklichkeit, mit den putzigen Widersprüchen, die es unter dem Plastron vereint, es erscheint mir ungewöhnlich fin de siècle, sogar als die lustigste und liebenswürdigste Verkörperung des Berlin fin de siècle, des correcten, sich immerfort beobachtet wähnenden, für jeden Momentphotographen posirenden Gerechten in Sodom. Der Einfall, im heutigen Deutschland eine Kunstblüthe zu verkünden und, nachdem man sämmtliche Versformen alter und älterer Dichter durchcopirt hat, sich als ein Modernitätsbanause zu bekennen, dieser Einfall ist sicherlich ebenso fin de siècle wie das soziale Mitleiden eines an allen Futterplätzen des Berliner Westens Autographen spendenden Dramatikers. Herr Ludwig Fulda aus Frankfurt am Main im „wilden Getümmel der Schlacht", das glatte Herrlein vom runden Tisch ruft jauchzend und streitend „mit Geistern der Nacht": ce qu'il y a de plus fin de siècle! — —

Bei Bignon sitzen sie zusammen, der aus der Bretagne auf die Boulevards verschneite compère Roger der Kerjoël und sein Bärenführer Alfred de Mirandol. Beide wollen heirathen, Roger „aus Liebe", Alfred, um eine elegante Häuslichkeit für seine Klubfreunde zu haben. Natürlich sprechen sie von Frauen und der Pariser schildert in launiger Rede den geschäftigen Müßiggang der Gesellschaftsdamen, der femmes fin de siècle. Der Provinziale spitzt die Ohren. Fin de siècle? ... „Das ist ein neues und ungemein bezeichnendes Wort. Das Jahrhundert, siehst du, will seine zehn letzten Lebensjahre fröhlich verjubeln. Es möchte ein lustiges Greisenalter genießen, dieses wackere Jahrhundert, das in seinen Jünglings- und Mannesjahren oft genug so unausstehlich langweilig war. Es fühlt, daß es vielerlei wieder gut zu machen hat, und es ist mit wahrhaft rührender Gewissenhaftigkeit bei dieser fidelen Arbeit. Würde uns nicht eine viel schönere Erinnerung an die Jahre bleiben, wenn sie mit dem Frühling endeten? Na, siehst du, so weit sind wir nun glücklich. Wir leben in einem ewigen Frühling, dem die Elektricität das Sonnenlicht ersetzt, in dem es immer junge Gemüse, immer frisch duftende Blumen gibt. Fin de siècle! Die ganze Gesellschaft verdient diesen Ehrentitel! Die putzsüchtigen Weltdamen, die über eine Schneiderrechnung fallen — in die Arme eines Millionärs, der Hülfe bringt; die kleinen Horizontalen, die als ehrsame Familienmütter ihre Tage friedlich beschließen; das Theater; die Literatur, die uns menschliche Dokumente verheißt und mit aller brutalen Rohheit höchstens den Gymnasiasten Neuigkeiten erzählt. Fin de siècle sein, das heißt: lustig, phantastisch, sorgenlos ausgelassen sein, das heißt, ein hastiges, überhitztes, aber unendlich amusantes Leben führen. Nicht weit, nur schnell soll es gehen. Unsere Väter fuhren in der Postkutsche, wir sitzen im Blitzzug und wir reisen nicht weiter als von Paris nach Paris. Kein vernünftiger Mensch bleibt sitzen, wenn es heißt: Station Paris fin de siècle!"

Diese hypermoderne Stadt wird uns nun in kecken Caricaturenzeichnungen vorgeführt. Bei Bignon sehen wir einen Börsenkönig, der vor vier Wochen noch keine ganzen Stiefel hatte und über vier Wochen wahrscheinlich im Gefängniß von Poissy sein wird; einen hochstapelnden Effendi, dem man tiefe Verbeugungen macht, obgleich er seine Frühstücksrechnung prinzipiell nicht bezahlt; entthronte Großherzöge, rois en exile, die bescheidentlich an einem Tischchen mit Zahnärzten und Chokoladenfabrikanten ihre Mahlzeit einnehmen; Boulevardiers, die Tags über schlafen und Nachts hasardiren; einen Zahlkellner, der sich in den Freistunden geschwind in einen fashionablen clubman verwandelt, und Typen ähnlichen Schlages. Alles das schwatzt und jubilirt kunterbunt durch einander, jeder in seiner Sprache, jeder mit seinen stereotypen Scherzen. Zwischendurch wird eine famose Rechnung gemacht, auf der die Posten: Sitz, Couvert, kein Dessert, mit insgesammt zwölf Francs figuriren; und es wird uns von vergnügten Heiären erzählt und von ihrem neuesten Sprichwort: „Wer meine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter." Eine wundervoll verkommene Lasterstimmung über dem Ganzen.

Diese Note begleitet uns bis zum Schluß. Einen Senator von der äußersten Rechten lernen wir kennen, der Zeitungsartikel dictirt und dem bretonischen Gast sofort eine Zweigbahnlinie anbietet; seine Ehehälfte, die sich selten erinnert, daß sie einen Mann, und nie, daß sie eine heirathsfähige Tochter hat; dieses aller Vorurtheile und Illusionen baare Töchterlein selbst, das ein unglaubliches Pensionsargot spricht und alle Familienzärtlichkeit vieux jeu und rococo findet; Mondänen, die einander faustdicke Zoten zutuscheln; Politiker, die sich mit Complimenten zu ruiniren trachten; Dienstboten, die politisiren und ihre Herrschaft kritisch entkleiden; impures, die ihr parfumirtes Gewerbe mit der ruhigen Solidität kaltrechnender Geschäftsleute betreiben und eifrigst den Stand der marokkanischen Anleihe studiren, während in ihrem gut bürgerlichen Heim müde Viveurs von dem Getöse des häuslichen Gesellschaftstreibens sich erholen; blasirte Luxusdamen, die für Bourget schwärmen und gern als Selbstmörderinnen aus Liebe in den Journalen prangen möchten; endlich einen Abkömmling von Offenbach's feschem Brasilianer, der zwar keine Handschuhe, aber schöne Frauen auf Zeit kauft und anprobirt. Daß sich in dieser Operettensphäre vier mehr oder minder schadhafte Herzen finden, daß es ein köstlich carikirtes Duell und am Schluß etwas lauwarme Moral gibt, das ist Nebensache. Wichtig sind nur die amusanten Portraitskizzen und die witzige Persifflage gesellschaftlicher Modethorheiten; auch hier ist nicht viel Neues, aber dafür ist es eben eine Revue, eine gedrängte Jahresübersicht, eine bunte Schüssel mit den Resten vom lärmenden Schmaus. Ueberkluge Wahlpariser haben festgestellt, daß die kostbare Judith Fripier nach dem Ebenbilde der Rosalie Michon aus „Francillon" erschaffen ward; gewiß, meine Herren, auch der verlebte Theetrinker ist von Dumas und die lebensprühende Mama Fripier aus der tollen Theresa-Zeit trägt die Züge von Halévy's Madame Cardinal; eben darum wurden sie in Paris so freudig begrüßt: es sind alte Bekannte, die mit neuen Schwänken und Späßen in's Feld rücken.

Braucht man wirklich zu beweisen, daß diese Dinge in Berlin kein Publikum haben können? Ich glaube kaum; verwunderlich ist es nur, daß ein so schlauer Praktikus wie Herr Director Blumenthal erst durch den Schaden diesmal klug ward. Er glaubte vielleicht, durch die prächtige Ausstattung und durch das brillante Damenbataillon unter Führung von Jenny Groß und Ida Timmling das Treffen gewinnen zu können; aber die prunkenden Atlaskostüme der weiblichen Harlekins waren von ebenso scheuer Decenz wie die Uebersetzung: hier kein Witz, dort kein Fleisch. Und dafür konnte die rollende Bratenschüssel des Frühstückactes doch nur ungenügenden Ersatz bieten. So unterhaltend die Lectüre von „Paris fin de siècle" war, so langweilig war die Aufführung von „Auf der Höhe des Jahrhunderts". Nicht nur dem Titel, auch der Darstellung fehlte die Note der jubelnden Decadence; das hübsche Trio des vierten Actes, das improvisirte Streichholzcouplet der Mama Fripier mußten weggelassen werden; aus der Farandole, die doch leicht einzuüben wäre, wurde ein schüchterner Contretanz und von den Schauspielern möchte ich lieber gar nicht sprechen; sie spielten in müder Katerstimmung, mürrisch, ohne Verve, ohne Muth zur Caricatur, die hier ganz allein am Platz war. Herr Höcker, der Hinterhäusler par excellence, gab sich für einen Marquis, der steifleinene Herr Stägemann für einen spanischen Roué und der dicklich-kreuzfidele Blencke für einen höchst lasterhaften Boulevardtreter aus. Schöne Maske, ich kenne Dich! Nicht aber erkannte ich Frau v. Pöllnitz, die im engen Kreis sonst so Treffliche, die diesmal in ennuyantem Verein mit einem sehr merkwürdigen Fräulein Palm den dritten Act zu Tode spielte. Es ist an der Zeit, dem trefflichen Director des „Lessing-Theaters" den Rath zu geben, er möge unter sein nicht auf der Höhe des Jahrhunderts befindliches Personal treten und — besonders bei den Damen! — fürchterliche Musterung halten. Er ließ Marie Meyer ziehen und verwendet Herrn Klein, dessen anspruchsvoll gedehnte Ueberklugheit einstweilen dem Publikum noch gefällt, nur in Paraderollen. Will er vielleicht das Lebenswerk seines Hauspathen fortsetzen und die Franzosen von deutschen Bühnen vertreiben — durch schlechte Aufführungen? Wenn man des Schicksals gedenkt, das Pailleron's „Souris", die älteren Sardoustücke — „Seraphine", „Rabagas", „Fedora" — und Meilhac's „Margot" betroffen hat, möchte man fast an solch' schalkhaftes Vorhaben glauben. Die Revue von Blum und Toché zählt nicht mit, die gehört überhaupt nicht auf eine Berliner Bühne und am wenigsten in's „Lessing-Theater"; selbst die Elite unserer Franzosenspieler, selbst Reicher, Pagay, Pansa, Alexander und Gimnig, hätten ihr mit vereinten Kräften keinen dauernden Sieg erstreiten können. Es fehlt für die Aufnahme dieser Gattung vorläufig noch an empfänglichem Verständniß vor und auf der Bühne. M. H.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien

zu

München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen.

8. Geh. 10 ℳ. Geb. 11 ℳ 50 ₰.

Julius Schwabe,

Erinnerungen eines alten Weimaraners.

Preis M. 2.40; eleg. geb. M. 3.—.

Verlag von **Moritz Diesterweg** in Frankfurt a. Main.

Gesang-Schule

von

Adolf Schulze,

Concertsänger und Gesanglehrer.

S.W. Großbeerenstr. 29, III.

Ausbildung für Oper und Concert.

Sprechzeit: Mittwoch und Sonnabend von 12—2 Uhr.

Bei S. **Hirzel** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alltagsleben einer deutschen Frau

zu Anfang

des

achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Alwin Schultz,

Professor der Kunstgeschichte an der k. k. deutschen Universität zu Prag.

Mit 33 Abbildungen.

gr. 8. Preis ℳ 6.—.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 100 Mark.**

Goethe, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 1889, 10 Bde., hochelegant in Leinen mit Schatulle statt 45 Mark **nur 25 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 23 Mark **nur 12 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen:

Frau Minne. Ein Künstler-Roman von **Theophil Zolling.**

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Im Verlage von **Johannes Alt** in **Frankfurt a./M.** erschien:

Bauer, Marie, Eine arme Seele.

27 Bog. 8°. Preis ℳ 5, geb. ℳ 6.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung

von

J. Niemann.

Ein Band, geheftet 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Jeanette.

Die junge Autorin ist von hervorragender Begabung. Neben bedeutender Fähigkeit für Charakterzeichnung ist in dem Können der Verfasserin Vornehmheit der Sprache und ein **reich entwickeltes philosophisches Denken** hervorzuheben.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXVIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen **Buchhandlungen entgegen genommen.**

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 17. Januar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Kaiserworte? Von D. — Zum 300jährigen Jubiläum der Erfindung des Fernrohrs. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst**: Wider die Jesuiten. Von Feodor Löwe. — Tolstoi als Moralist. Von Hieronymus Lorm. — Octav-Feuillet. Von A. Reyher-Paris. — „Die Verbannten" von Max Haushofer. Besprochen von Otto Ernst. — **Feuilleton**: Die Tochter des Großhändlers. Von John Paulsen. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Inserate.

Kaiserworte?

Vor einigen Wochen war Kaiser Wilhelm ungehalten darüber, daß eine Berliner Zeitungscorrespondenz den Bericht über eine Ansprache veröffentlicht hatte, welche an einen vertraulichen Kreis gerichtet und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt worden war.

Des Kaisers Unwille war berechtigt. Die deutsche Tagespresse muß sich größere Zurückhaltung bei der Verbreitung von angeblichen Aeußerungen des Kaisers auferlegen und namentlich dann davon abstehen, wenn dieselben eine keinesfalls beabsichtigte tendenziöse Färbung erlangt haben. Schon das natürliche Billigkeitsgefühl erheischt sorgsamen Bedacht. Bei aller seiner Machtfülle steht der Kaiser gegenüber den Indiscretionen und Rücksichtslosigkeiten der Sensations- und Parteipresse gegenüber wehrloser da, als jeder andere Staatsbürger, denn er kann nicht beständig auf Grund des Preßgesetzes Berichtigungen senden, nicht Dementirungen veranlassen und dergleichen mehr. In solcher Lage befinden sich die meisten Herrscherfamilien mit ihren Angehörigen. Diesen Umstand hat vor etwa zehn Jahren ein Berliner Localreporter industriös ausgenützt, indem er Briefe hoher und höchster Personen nach Besuchen und Begegnungen derselben mehr oder minder geschickt erfand und in sonst angesehenen Zeitungen unter Einstreichung außergewöhnlicher Honorare veröffentlichte. Jahre lang hat dieser findige Localreporter sein bedenkliches Treiben fortsetzen können, weil die betheiligten hohen und höchsten Persönlichkeiten Anstand nahmen, von Fall zu Fall Berichtigungen und Dementirungen zu veranlassen, zumal der Inhalt der erfundenen Briefe stets ein harmloser und verbindlicher war.

Ungleich bedenklicher als dieser unerlaubte, aber an sich nicht unmittelbar schädliche Industrialismus eines modernen Localreporters erscheint das Verhalten solcher Zeitungen, welche nicht nur unbeglaubigte, oft ungenaue und unwahrscheinliche, sondern offenbar tendenziös entstellte Kaiserworte verbreiten, sei es aus bloßem Sensationsbedürfniß, sei es zur Förderung parteipolitischer Sonderzwecke.

So berichteten dieser Tage auf Grund von Mittheilungen der (deutschfreisinnigen) „Liberalen Correspondenz" in Berlin viele verschiedene Zeitungen wörtlich:

„daß der Kaiser bei seinen Jagdausflügen die Beobachtung gemacht habe, wie in Gegenden mit vorwiegendem Rübenbau der kleine Grundbesitz sich großer Wohlhabenheit erfreue. Die meisten kleinen Besitzer hätten ein Reitpferd im Stall, die Familie treibe Luxus, fast in jedem Hause befände sich ein Pianino, welches die Töchter kunstgerecht bearbeiteten, während die Söhne die höheren Schulen in den Städten besuchten. Der Kaiser habe sich außerordentlich über die Wohlhabenheit des kleinen Grundbesitzes erfreut, jedoch seine Verwunderung darüber ausgedrückt, wie man bei solcher Wohlhabenheit noch fernerhin vom Staat Zuckerprämien beanspruchen könne."

In dieser Form und Färbung hat Kaiser Wilhelm sicherlich nicht gesprochen, so kann er nicht gesprochen haben und wären wirklich ähnliche Aeußerungen in flüchtig-vertraulicher Unterhaltung, vielleicht mit Bezug auf eine einzelne Ortschaft, gefallen, so waren sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und hätten gar nicht, keinesfalls aber so allgemein gehalten, weiter verbreitet werden dürfen. Gewisse Parteirichtungen gefallen sich in der Behauptung, daß es den Landwirthen gut, zu gut gehe, daß er besser als die Städter und auf Kosten derselben in Hülle und Fülle lebe. Und da jene Parteirichtungen mit dieser den Thatsachen wahrlich widersprechenden Behauptung nicht genügenden Anklang finden, so ziehen sie zur wirksameren Bekräftigung derselben die Autorität des Kaisers heran, obwohl sie diese Autorität in ihrem parlamentarischen Zukunftsstaat thunlichst zu beseitigen bestrebt sein müssen. Man läßt dem Kaiser die üppige Lebensführung der kleinen Rübenbauern so eingehend schildern, als hätte er Wochen hindurch in jenen Gegenden Land und Leute beobachtet, und man schiebt ihm schließlich in tendenziösester Zuspitzung die Verwunderung darüber unter, „wie man bei solcher Wohlhabenheit noch fernerhin vom Staat Zuckerprämien beanspruchen könne". Derartige Auslassungen tragen das Gepräge tendenziöser Erfindung unverkennbar an sich und es wird deren Verbreitung sicherlich ebenso sehr von den Vertheidigern wie von den Gegnern der Zuckerprämie mißbilligt werden — ganz abgesehen davon, daß zwischen den kleinen Rübenbauern und den freigebigen Staatskassen die Zuckerfabriken stehen, denen zumeist und in erster Reihe die Zuckerprämien zu Gute kommen.

Nein, nicht der Kaiser hat jene Worte gesprochen. Eine Partei hat sie ihm untergeschoben, hat die kaiserliche Flagge zur wirksameren Förderung ihrer Sonderbestrebungen gemißbraucht und hiermit eine bisher nicht übliche Illoyalität bekundet.

Ein jeder Monarch wird immer bis zu einem gewissen Grade durch die öffentliche Meinung beschränkt sein, also auch durch die lebhaftesten Organe derselben, durch die Presse. Schon Stahl frug einmal: „Was aber beschränkt die öffentliche Meinung, wenn sie die Herrschaft hat?" Wer wacht darüber, so wäre hinzuzufügen, daß die Presse als das beständig zu Wort kommende Organ der öffentlichen Meinung in den Schranken bleibt, wie sie Loyalität und Ehrlichkeit, Discretion und Takt erkennbar ziehen? Darüber kann eben nur die öffentliche Meinung selbst wachen und wirksame Auf-

Digitized by Google

sicht üben, indem sie durch alle ihre Organe jene Ausschreitungen einer parteigehässigen oder sensationslüsternen Tagespresse nach Gebühr brandmarken läßt.

In dieser Hinsicht können die Organe der öffentlichen Meinung zielbewußter vorgehen, wenn sie sich über die Stellung des Monarchen und seiner Persönlichkeit klar sind. Mirabeau hatte unzweifelhaft den parlamentarischen Fürsten im Auge, als er sagte: „Der Fürst ist ein öffentlicher Mann." Das ist der Monarch eines parlamentarisch regierten Staates wie der Präsident einer Republik insofern, als Beide mit ihren privaten Anschauungen unmaßgeblich und daher für die Oeffentlichkeit nicht von unmittelbarer Bedeutung sind. Anders stehen die Träger des sozialen Königthums da, von denen Kaiser Wilhelm sagte, „daß sie, den Puls der Zeit fühlend, vorauserspähten, was da kommen würde", jene Monarchen, welche nachdrücklich und zielbewußt das alte Majestätsrecht der Initiative ausüben. Bei ihnen kann und wird die Individualität zur Geltung und Einfluß gelangen und wo sie kräftig hervortritt, wird es zweckmäßig sein, auf anderem Wege den König auf dem Throne von dem Könige als Individualität zu trennen. Haarscharf hat die katholische Kirche zwischen dem Papste ex cathedra und dem Papste als Individualität unterschieden, indem sie die Befugnisse des ersteren erweiterte. Fortan gelte der Fürst, wenn er als solcher in die Oeffentlichkeit tritt, um mit Mirabeau zu reden, als ein öffentlicher Mann. Dagegen bekunde man gegenüber der Individualität größere Discretion und mit Bezug auf die Veröffentlichung vertraulicher oder gefärbter Aeußerungen jene Rücksicht, welche dem Höchstgestellten im Staate vor Allem gebührt. Dabei halte die Tagespresse im Auge, was schon in den Juniusbriefen empfohlen wurde: „Nie sollte der Monarch seinen Unterthanen anders als in einem liebenswürdigen Lichte erscheinen."

D.

Zum 300jährigen Jubiläum der Erfindung des Fernrohrs.

Von Wilhelm Stoß.

Nach den ältesten einschlägigen Zeugnissen, welche auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, wurde das Fernrohr vor 300 Jahren, um das Jahr 1590, erfunden. Die Geschichte der Wissenschaften mag kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen haben, daß der Ruhm einer Erfindung so vielseitig in Anspruch genommen wird, wie dies bei der Erfindung des Fernrohrs der Fall ist. Die Geschichtsforscher, welche sich bisher auf Grund actenmäßigen Materials mit der Frage beschäftigt haben, wem von allen Prätendenten der Kranz gebühre, haben die Ursache der Ungewißheit über den wahren Erfinder dadurch zu erklären gesucht, daß keine Erfindung das Eigenthum eines Einzigen sei, sondern erst durch allmähliche Versuche zu ihrer Vollendung heranreife. Schon Kepler meinte, daß eine Reihe von Untersuchungen, zu denen er auch seine eigenen Zeichnungen von Concav- und Convexlinsen rechnet, zur Erfindung des Fernrohrs hingeleitet hätten. Aehnlich haben sich Galilei und Carteſius geäußert. Gewiß sind sehr viele Erfindungen Producte allgemeiner, langjähriger Bestrebungen. Ob Lavoisier oder Scheele als eigentlicher Begründer der neueren Chemie angesehen wird, sicher ist, daß die Entdeckungen Pristley's, Black's, Scheele's u. A. naturgemäß zum antiphlogistischen System führen mußten. Aehnliches hat die Entdeckungsgeschichte aller Wissenschaften aufzuweisen. Weil viele Erfindungen nothwendige Consequenzen vorhergegangener sind, sind sie thatsächlich von verschiedenen Personen unabhängig von einander und zur gleichen Zeit gemacht worden. Ein Prioritätsstreit ist in solchen Fällen nicht schwer zu entscheiden. Anders verhält es sich, wenn eine zufällig gemachte Erfindung aus irgend welchen Gründen längere Zeit hindurch unbeachtet geblieben ist, bis später nach Erkenntniß ihres wissenschaftlichen oder materiellen Werthes Ansprüche erhoben werden, deren Berechtigung sich nicht mehr genau controliren läßt. Die oft geäußerte Ansicht, daß die optischen Kenntnisse zu Anfang des 17. Jahrhunderts denjenigen Grad von Reife erreicht hätten, daß eine Erfindung, wie die des Fernrohrs, unvermeidlich gewesen seien, setzt voraus, daß diese eine Folgerung aus den Gesetzen der Diffraction sei, auf welche sich die Wirkungen der Fernrohre gründen. Diese Gesetze waren aber zur Zeit der Erfindung noch gar nicht bekannt. Auch ist nichts davon überliefert, daß der Middelburger Brillenmacher, dem, wie wir sehen werden, die Erfindung nicht abgesprochen werden kann, auch nur annähernd die optischen Kenntnisse besessen habe, wie viele seiner Zeitgenossen. Wir werden deshalb gut thun, anzunehmen — und unsere weitere Beweisführung wird uns in dieser Annahme unterstützen — daß die Erfindung des Fernrohrs nicht das Resultat optischer Studien, auch nicht „ein bewunderungswerthes Ereigniß geistiger Kraft", wie sie Wilde in seiner Geschichte der Optik nennt, sondern die geschickte Ausbeutung einer zufälligen Linsencombination gewesen ist.

Die Zahl derjenigen, welche die Ehre der Erfindung selbst beansprucht haben oder für welche sie von ihren Landsleuten beansprucht worden ist, ist nicht geringer als zehn. Nach den Ergebnissen der bisherigen Forschung sind acht davon als ausgeschieden zu betrachten, nämlich die Italiener Frocastoro, Porta, Fontana und Galilei, die Engländer Roger Baco und Leonardo Diggs und der Deutsche Marius, während die drei Holländer Jakob Metius, Franz Lippershey und Zacharias Jansen zur engeren Wahl gestellt worden sind.

Die in der Entdeckungsgeschichte sich immer wiederholenden Versuche, neuzeitliche Erfindungen unter Bezugnahme auf zweideutige Stellen alter Autoren in das Alterthum zurückzuverlegen, können in unserem Falle mit wenigen Worten abgethan werden. Es läßt sich bei keinem einzigen Schriftsteller vor dem Anfang des 17. Jahrhunderts eine Stelle nachweisen, die die Annahme von der Existenz eines Fernrohrs auch nur wahrscheinlich mache. Erzählungen, wie die des Diodorus Siculus von einer den Kelten gegenüber nach dem Nordpol hin liegenden Insel, auf der man den Mond so nahe sehe, daß man auf ihm etwas den Bergen Aehnliches gewahre, wonach schon zur Zeit Alexander des Großen die Fernrohre im Gebrauch gewesen sein sollen, verdienen kaum ernst genommen zu werden. Dagegen mag die Ueberlieferung, Cäsar habe die britische Küste durch ein aufgerichtetes Rohr betrachtet, richtig sein. Sehr wahrscheinlich handelt es sich hier um eine zur Ablenkung des Seitenlichtes dienende Röhre. Eine solche erwähnt schon Aristoteles, der im Anschluß an die Bemerkung, daß man von einem tiefen Brunnen aus Sterne am Tage sehen könne, meint, man sehe durch eine Röhre weiter, als ohne eine solche. Auf Anwendung einer bloßen Röhre läßt sich auch der Bericht des im zehnten Jahrhundert lebenden Bischofs von Merseburg, Ditmar, zurückführen, in dem es heißt, daß Gerbert, der nachmalige Papst Sylvester II., durch ein Rohr Sterne beobachtet habe; ebenso die gut beglaubigte Erzählung von der Abbildung eines den Ptolemäus darstellenden Astronomen in einer Chronik des Klosters Scheyern vom Jahre 1096, wonach Ptolemäus den Himmel durch ein Instrument mit vier Auszügen betrachtet. Wie die Bestrebungen, nach solchen Ueberlieferungen auf die Existenz eines Fernrohrs zu schließen, in's Lächerliche ausarten, zeigt die Aeußerung des Montanus, daß zur Zeit Christi das Fernrohr schon existirt haben müßte, sonst hätte ihm ja nicht der Teufel von einem hohen Berge aus alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zeigen können, wie Mathäus berichtet. Da Montanus dem Teufel die Ehre der Erfindung zuertheilt, so dürfte diese Bemerkung mehr als Ausdruck eines inneren Grolls über die Erschließung des Himmels und deren Folgen, welche das 16. und 17. Jahrhundert dem Fernrohr verdankten, anzusehen sein.

Neuerdings drohen auch noch die Chinesen, denen wir schon die Erfindung des Schießpulvers, Compasses und der Buchdruckerkunst haben überlassen müssen, in den Wettbewerb um die Ehre der Erfindung des Fernrohrs einzutreten. In einer japanischen Encyklopädie sieht man den Jupiter abgebildet von zwei kleinen Körpern begleitet und darunter die Worte: „Es gibt daneben zwei kleine Sterne, die wie abhängig

Digitized by Google

von ihm sind." Wie Poggendorff dieser Mittheilung hinzufügt, finden sich diese Worte nur in der japanischen Ausgabe, die jünger als 1713 ist, dagegen in der älteren, 1609 in China erschienenen keine Spur davon. Trotzdem glaubt Poggendorff, daß die Ausgabe von 1713 von europäischem Einfluß unberührt geblieben sei, denn man sehe darin das Kaninchen Reis im Monde stampfend, die neun Wege, die der Mond befolgt, und die neun Himmel, in deren Mitte die Erde liegt. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß die Beobachtung der Jupitermonde durchaus noch nicht eine Umwälzung in dem Glauben an ein uraltes Weltsystem zur Folge haben muß. Das Schicksal Galilei's, des Entdeckers der Jupitermonde, beweist dies zur Genüge! Hätten die Japanesen wirklich ein Fernrohr besessen, so würden sie auch den Mond und alle vier Trabanten des Jupiter damit beobachtet haben. Die angeführte Stelle wäre somit eigentlich ein Beweis, daß die Japanesen bis 1713 ein Fernrohr nicht gekannt haben. Deshalb muß auch die jüngst von London aus durch die Zeitungen gegangene Nachricht, daß auf der Sternwarte zu Peking ein über 600 Jahre altes astronomisches Fernrohr aufgefunden worden sei, mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Es dürfte sich dieses Fernrohr als eine metallische Röhre herausstellen, die möglicher Weise der jesuitische Missionär, der sie nach 400jährigem Begräbniß im Jahre 1670 auf einer Sternwarte zu Peking aufgestellt haben soll, mit Gläsern versehen hat.

Die Ansprüche, welche die Italiener für ihre Landsleute Frocastoro und Porta erhoben haben, erweisen sich bei näherer Prüfung als unberechtigt. Die Aeußerung des Ersteren in seinen 1538 erschienenen Homocentrica, daß man die Gegenstände viel größer und näher sehe, wenn man zwei Linsen auf einander lege, als durch eine allein, und eine ähnliche in Porta's 1583 veröffentlichter Magia naturalis beweisen wohl, daß jenen Beiden die Erfindung der ersten Linsencombination zukomme, nicht aber die des Fernrohrs. Brillengläser existirten schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Daß man irgend welche Combinationen mit denselben anstellte, ist nichts besonders Auffälliges. Eine Combination gewöhnlicher Brillengläser gibt aber noch kein Fernrohr. Es ist wichtig, auf den Unterschied beider ganz besonders aufmerksam zu machen. Ein gewöhnliches Aufeinanderlegen zweier Gläser kann bewirken, daß die Brennweite eines einfachen Glases verstärkt wird, ein Fernrohr dagegen besteht aus einer Objectivlinse von möglichst großer Brennweite, die nahe vor dem Auge ein verkleinertes Bild des beobachteten Gegenstandes erzeugt, das durch eine convexe oder, wie in unserem Falle, concave Ocularlinse in das Auge des Beobachters gelangt. Porta's Aeußerungen verdienen es, mit kurzen Worten erwähnt zu werden, da ihm kein Geringerer, als Kepler, den größten Einfluß auf die Erfindung des Fernrohrs zugesprochen hat. Porta sagt im 10. Kapitel seines genannten Werkes, daß man bei geeigneter Zusammenstellung eines convexen und concaven Glases Nahes und Entferntes größer und deutlicher sehe. (Si vitrum convexum et concavum recte componere noveris, et longinqua et proxima majora, sed clara videbis.) Da aber Porta über den Gebrauch einer solchen Zusammenstellung weiter nichts aussagt, als daß er damit der Augenschwäche seiner Freunde abgeholfen habe, kann nur von einer Art Brille die Rede sein. Wir dürfen deshalb de la Hire beistimmen, welcher der Ansicht ist, daß auch Porta nur eine Verbindung eines Hohlglases mit einem convexen hergestellt habe, wodurch die Brennweite der beiden Gläser so verändert wurde, daß die Gegenstände in einer gewissen Entfernung deutlicher erschienen. Porta, der alle seine wirklichen und vermeintlichen Erfindungen mit phantastischer Prahlerei auszuschmücken pflegte, würde die wunderbaren Wirkungen eines Fernrohrs nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Auch der italienische Jesuit und Astronom Fontana nimmt die Ehre der Erfindung für sich in Anspruch. Er behauptet in einer 1646 veröffentlichten Schrift, schon im Jahre 1608 ein Fernrohr mit zwei convexen Gläsern erfunden zu haben. Einen Beweis für diese Behauptung hat er indessen nicht beibringen können.

Ueber diejenigen Gründe, nach welchen Galilei der Erfinder des Fernrohrs gewesen sein soll, können wir hinweggehen, da er ja selbst diese Ehre gar nicht beansprucht, sondern bestimmt erklärt, er habe sein Fernrohr erst construirt, nachdem ihm die in Belgien gemachte Erfindung mitgetheilt worden sei. Daß ein Mann wie Galilei sogleich daran ging, diese Erfindung möglichst zu vervollkommnen, und daß es ihm bald darauf gelang, bisher unbekannte Gestirne zu entdecken, erscheint denen, die mit der Größe dieses Mannes vertraut sind, als selbstverständlich.

Noch weniger Glück, als die Italiener, haben die Engländer mit ihren Ansprüchen gehabt. Diese wurden zunächst für Roger Baco geltend gemacht. Aber abgesehen davon, daß er in seinem Opus majus, 1267, auf welches sich seine Fürsprecher beziehen, nur von der Möglichkeit spricht, Instrumente herzustellen, durch welche man Gegenstände vergrößert sehen könne, und daß er eine Anwendung von Linsen, selbst von Glas gar nicht erwähnt, sind seine Aeußerungen derart phantastisch, daß ihnen unmöglich wirkliche Beobachtungen zu Grunde liegen können. So soll, durch das Instrument gesehen, ein Knabe so groß wie ein Riese, ein Mensch wie ein Berg, ein kleines Heer als ein sehr großes erscheinen 2c. Da selbst englische Gelehrte ihrem Landsmann Baco die Ehre der Erfindung absprechen mußten, suchten sie dieselbe für einen anderen Landsmann, Leonardo Diggs, zu retten. Kein Geringerer, als Brewster, ist für ihn eingetreten. In der Vorrede der 1591 erschienenen zweiten Ausgabe einer von Diggs verfaßten Pantometrie sagt der Sohn desselben, daß sein Vater Gläser vereinigt habe und ferne Gegenstände damit habe sehen können. Doch auch diese Aeußerung verliert ihre Bedeutung, da sich aus den ihr folgenden Worten ergibt, daß Diggs gar nicht von Glaslinsen, sondern von Glasspiegeln, die unter bestimmten Winkeln eingestellt werden sollten, spricht. Nicht unmöglich ist es, daß es sich hier um ein Spiegelteleskop handelt. Ueber die erste Herstellung eines solchen fehlt uns jedoch jede sichere Kunde, ein Eingehen auf alle zweifelhaften Berichte würde uns viel zu weit führen.

Die Umstände, unter welchen Simon Marius aus Gunzenhausen die Erfindung des Fernrohrs selbständig gemacht haben will, theilt er in einer 1614 veröffentlichten Schrift mit. Weniger zu Gunsten des Marius, als vielmehr zu Gunsten unserer späteren Entscheidung führen wir dieselben nach Wilde und Poggendorff hier kurz an. Im Herbste des Jahres 1608, auf der Michaelismesse zu Frankfurt, habe ein Kaufmann daselbst einem gewissen Fuchs von Limbach, dem Freunde des Marius, erzählt, daß sich daselbst ein Belgier aufhalte, der ein Instrument ersonnen habe, durch welches man die entferntesten Gegenstände so deutlich, als ob sie ganz in der Nähe wären, sehen könnte. Fuchs von Limbach habe den Belgier rufen lassen, um, wenn sich die Wahrheit des Gerüchts bestätigen sollte, das Instrument zu kaufen. Da aber das Objectiv einen Riß hatte und der Verkäufer einen zu hohen Preis forderte, so habe zwar Fuchs das Fernrohr nicht gekauft, dem Marius aber die Vermuthung mitgetheilt, daß es aus einem Sammel- und einem Zerstreuungsglase zusammengesetzt sein müsse. Diesen Gedanken versichert nun Marius, geprüft und so das erste Fernrohr in Deutschland verfertigt zu haben. Wie aus der Erzählung des Marius ersichtlich, macht er selbst gar keinen Anspruch darauf, das erste Fernrohr erfunden zu haben.

Wie schon die angeführten Berichte, welche sich unzweideutig auf das Fernrohr beziehen, nach Holland hinweisen, so werden auch die Urkunden, welche zu Gunsten der holländischen Erfinder sprechen, bestimmter und zuverlässiger. Eins wird mit Sicherheit durch sie erwiesen, nämlich daß Holland die Wiege der Erfindung war. Welcher aber von den drei Söhnen dieses Landes der wahre Erfinder gewesen ist, ist wegen der Widersprüche, welche bei Erwähnung offenbar gleicher und gleichzeitiger Ereignisse vorkommen, viel schwieriger zu entscheiden. Die Urkunden beruhen zum Theil auf mündlicher Ueberlieferung, eine Unsicherheit oder Verwechselung der Jahreszahlen ist deshalb leicht möglich. Wilde ist in seiner Geschichte

Digitized by Google

der Optik (1838/43) nach Prüfung aller ihm bekannten Ueberlieferungen zu dem Schluß gekommen, daß es nie zur geschichtlichen Gewißheit erhoben werden könne, ob Jansen oder Lippershey das erste Fernrohr zu Stande gebracht habe. Jakob Metius hat er ganz ausgeschieden. Nach den gleich zu erwähnenden, im Jahre 1831 veröffentlichten Actenstücken aus dem holländischen Staatsarchive, die Wilde auffallender Weise nicht gekannt hat, sind wir der Entscheidung doch um ein gutes Stück näher gekommen.

Für den Glasschleifer Jakob Metius ist Carteſius in seiner 1637 erschienenen Dioptrik eingetreten. Nach ihm hat um das Jahr 1607 Jakob Metius zu Alkmaar in Nordholland mit concaven und convexen Linsengläsern das erste Teleskop construirt. Neueren Nachforschungen zufolge ist dieser Jakob Metius identisch mit einem Mathematiker Namens Adriaanszoon, von dem sich in den Archiven der General-Staaten eine Eingabe vom 17. October 1608 befindet, worin er sagt, er habe sich seit zwei Jahren ausschließlich dem Glasmachen gewidmet und endlich ein Instrument zu Stande gebracht, welches sehr entfernte Gegenstände größer und deutlicher zeige, und ebenso viel leiste als das, welches ein Middelburger Brillenmacher jüngst den Staaten angeboten habe. Auf eine abweisende Antwort der Regierung hin gab Adriaanszoon seine Beschäftigung mit der Erfindung ganz auf.

Für Lippershey sind die 1831 von dem Utrechter Professor Moll veröffentlichten Auszüge aus den holländischen Staatsarchiven so gewichtige Documente, daß die früher für ihn aufgeführten Zeugnisse, wie die des Schyrläus de Rheita und einiger Middelburger Bürger, ganz überflüssig geworden sind. Aus den erwähnten Dokumenten geht hervor, daß sich der zu Wesel geborene Middelburger Brillenmacher Franz Lippershey vor dem 2. October 1608 um ein Patent für die Erfindung eines Instruments zum Sehen in die Ferne beworben habe. Die Regierung, welche Anfangs die Herstellung eines Instruments, durch welches man mit beiden Augen sehen könne, verlangt hatte, stand von diesem Begehren ab und beschloß, eine Commission, bestehend aus je einer Person aus jeder Provinz, zu ernennen, welche das Instrument auf dem Thurm des Palastes des Prinzen Moritz prüfen und mit dem Erfinder über den Preis unterhandeln sollte. Der verlangte Preis von 1000 Gulden für ein aus Bergkrystall verfertigtes Instrument erschien der Regierung zu hoch. Die Commission erklärte sich indessen für die Zweckmäßigkeit des Instruments, worauf hin die Regierung am 6. October 1608 dem Lippershey für ein erstes Fernrohr 900 Gulden bewilligte, wovon 300 sogleich und 600 nach Vollendung desselben auszuzahlen seien. Ueber ein zu verleihendes Patent oder Jahresgehalt behielt sich die Regierung eine Entscheidung vor. Nach längeren Verhandlungen fiel diese Entscheidung am 15. December 1608 zu Ungunsten von Lippershey aus. Es wurde ihm ein Patent verweigert, weil manche andere Personen ebenfalls Kenntniß von der neuen Erfindung besäßen. Dagegen wurden ihm weitere 900 Gulden für Anfertigung zweier für beide Augen eingerichteten Instrumente angeboten. Hiermit erklärte sich Lippershey einverstanden und lieferte am 13. Februar 1609 die beiden Instrumente.

Die Ansprüche für Zacharias Jansen stützen sich auf ein im Jahre 1655 erschienenes Büchlein, betitelt: „de vero telescopii inventore, von Petrus Borellus. Das zusammenfassende Urtheil desselben lautet: „Zacharias Joannides inventor est verus telescopii; eratque autem conspiciliorum artifex peritissimus, qui anno 1590 admotis (non fato quodam) oculo duobus conspiciliis, nempe lentem cavam et convexam, tuboque immissis felicissime invenit telescopium.“ Auf Veranlassung des niederländischen Gesandten Borel wurde der Sohn und die Schwester des Zacharias Jansen und noch mehrere angesehene Middelburger Bürger im Jahre 1655 gerichtlich vernommen. Nach der Aussage des Sohnes hat Zacharias Jansen das Teleskop im Jahre 1590 erfunden (Johannes Zacharides affirmavit, illa telescopia primum esse inventa et confecta a patre suo, cui nomen erat Zacharias Joannides, idque contigisse, ut saepe inaudiverat, in hac civitate anno Christi 1590). Das längste Fernrohr habe 15 bis 16 Zoll nicht überstiegen. Von diesem sei eins dem Prinzen Moritz von Nassau, ein anderes dem Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albert von Oesterreich, überreicht worden. Die kurzen Teleskope seien bis zum Jahre 1618 im Gebrauch gewesen, zu welcher Zeit Vater und Sohn die längeren Teleskope erfunden hätten. Erst im Jahre 1620 sei Metius nach Middelburg gekommen und habe das Teleskop nachzuahmen versucht. Ebenso Cornelius Drebbel. Die Schwester des Zacharias konnte über die Zeit der ersten Verfertigung nichts Sicheres aussagen. Sie weiß nur, daß ungefähr im Jahre 1611 oder 1613 ihr Bruder lange Fernrohre verfertigt habe. Hierzu gesellt sich noch das Zeugniß des Gesandten Borel selbst. Dieser, im Jahre 1591 zu Middelburg geboren, war der Jugendfreund des Zacharias. Borel versichert, oft gehört zu haben, daß Zacharias schon mit seinem Vater die Mikroskope erfunden habe, von denen sie je ein Exemplar dem Prinzen Moritz und dem Erzherzog Albert überreicht hätten. Erst viel später, im Jahre 1610, seien von Zacharias die längeren Fernrohre zum astronomischen Gebrauch erfunden worden, von denen er ebenfalls eins dem Prinzen Moritz überreicht hätte, der aber die Erfindung, von welcher er sich gute Dienste im Kriege versprach, als ein Geheimniß bewahrt wissen wollte und, um dies zu erreichen, den Erfinder reichlich beschenkte. Diese Mittheilung ist sehr wichtig. Soll die Annahme, daß Zacharias Jansen das Fernrohr schon 1590 erfunden hat, glaubwürdig erscheinen, so müssen stichhaltige Gründe dafür beigebracht werden, daß diese Erfindung nahezu 20 Jahre lang unbekannt bleiben konnte. Der von Borel angeführte Grund wird um so wahrscheinlicher, als auch noch eine Bestätigung desselben von anderer Seite vorliegt. Wie Libri mittheilt, findet sich in einer von Jean Gazeau zu Lyon gedruckten Flugschrift „Les Ambassades et présents du Roy de Siam envoyez à l'excellence du Prince Maurice“ vom 12. November 1608 eine Notiz, daß ein armer, gottesfürchtiger Mann zu „Mildebourg“ ein Fernrohr construirt habe, mit dem man sogar Sterne sehen könne, die bisher wegen ihrer Kleinheit und der Schwäche unserer Augen unsichtbar gewesen seien. Dieser Mann habe 300 Thaler erhalten und werde für weitere Instrumente noch mehr bekommen unter der Verpflichtung, Niemandem von seiner Kunst Etwas mitzutheilen (à la charge de n'apprendre le dit mestier à personne du monde).

Die Uebereinstimmung beider Urkunden ist ersichtlich, nur daß Borel die Begebenheit auf das Jahr 1610 verlegt. Diese letztere Zeitangabe ist demnach unrichtig. Ein solcher Irrthum passirt Borel auch noch mit anderen Jahreszahlen, was ja im Hinblick darauf, daß Dinge aus dem Gedächtniß niedergeschrieben werden, die sich ein halbes Jahrhundert vorher ereignet haben, erklärlich ist. So soll Metius erst 1620 das Fernrohr kennen gelernt haben, während er nach dem in den Archiven aufgefundenen Documente dasselbe unzweifelhaft schon 1608 gekannt hat. Da aber gerade die Richtigstellung dieser irrthümlichen Angabe dem Zacharias Jansen, für welchen Borel eintritt, zu Gute kommen, so sind sie nicht weiter von Belang.

Lippershey's erste Ansprüche datiren vom October 1608. Schon auf der Michaelismesse desselben Jahres zu Frankfurt wird dem Fuchs von Limbach ein vollständiges Fernrohr von einem Belgier zum Kauf angeboten. Schon am 17. October 1608 gibt Metius in seiner Eingabe zu, daß ein Middelburger Brillenmacher bereits die Erfindung des Fernrohrs gemacht habe. Im November desselben Jahres weiß man, daß ein armer Brillenmacher zu Middelburg das Geheimniß der Erfindung an den Prinzen Moritz verkauft hat. Lippershey konnte dieser arme Brillenmacher nicht sein, denn er stand zu dieser Zeit noch in Unterhandlung mit den General-Staaten. Hierzu kommt die Abweisung seines Gesuchs um ein Patent von Seiten der Regierung im December 1608 mit der Bemerkung, daß noch manchen anderen Personen die Erfindung bekannt sei. Der Abgewiesene gibt sich auch damit zufrieden, anstatt eine Untersuchung über das Prioritätsrecht, das doch damals noch leicht nachzuweisen war, zu verlangen. In unseren

Digitized by Google

einleitenden Worten haben wir darzulegen versucht, daß das Fernrohr nicht zu denjenigen Erfindungen gehört, welche als ein Resultat vorhergegangener mit Nothwendigkeit gemacht werden müssen. Die dioptrischen Gesetze, auf welchen seine Eigenschaft beruht, waren ja zur Zeit der Erfindung noch gar nicht bekannt. Mag man auch der in neuerer Zeit von Arago verbreiteten Erzählung, wonach die Kinder von Lippershey es gewesen sein sollten, welche die Erfindung veranlaßten, indem sie in der Werkstatt ihres Vaters mit Glaslinsen spielten, dabei eine concave und eine convexe in einer papiernen Röhre befestigten und durch diese die Wetterfahne eines Kirchthurms vergrößert sahen, berechtigtes Mißtrauen entgegenbringen, so ist sie doch charakteristisch für die zufälligen Umstände, unter welchen die Erfindung gemacht sein mag. Eine zufällige Linsencombination hätte schon nahezu ein Jahrhundert früher die Erfindung veranlassen können. Und nun beanspruchen auf einmal zu gleicher Zeit drei Holländer, die Erfindung gemacht zu haben, zwei sogar an einem und demselben Orte. Brillengläser wurden nicht nur in Middelburg, sondern auch in anderen Städten, wie in Nürnberg, Venedig u. s. w. mit derselben Kunstfertigkeit geschliffen. Es ist wahrscheinlich, daß diesen drei Erfindungen nur eine einzige zu Grunde liegt. War erst einmal die Construction eines Fernrohrs bekannt geworden, dann war es für einen Brillenmacher nicht schwer, ein solches sofort nachzuahmen, ohne es gesehen zu haben. Wissen wir doch, daß Marius und Galilei auf die bloße Nachricht von der Erfindung hin nicht nur Fernröhre construirten, sondern auch sogleich besser leistende herstellten. Für unsere Ansicht, daß sich die verschiedenen holländischen Erfindungen auf eine einzige Quelle zurückführen lassen, liegen einige, bisher wenig berücksichtigte Zeugnisse vor. Der Mailänder Hieronymus Sirturus erzählt in einer 1618 veröffentlichten Erfindungsgeschichte der Fernrohre, daß er im Jahre 1609 den Brillenmacher Lippershey besucht habe. Dort habe er gehört, daß zu Lippershey ein Unbekannter, dem Ansehen nach ein Holländer, gekommen sei, der sich einige concave und convexe Gläser habe schleifen lassen. Nachdem er diese erhalten, habe er zwei dieser Gläser bald näher, bald weiter von einander gehalten, den Lippershey bezahlt und sich entfernt. Lippershey habe sich dies gemerkt und wirklich das erste Fernrohr zu Stande gebracht, das er dem Prinzen Moritz von Nassau überreicht habe. Demnach soll Lippershey erst durch einen anderen Holländer, der von der Erfindung des Fernrohrs bereits Kenntniß gehabt habe, zur Construction seines ersten Fernrohrs veranlaßt worden sein. Daß Sirturus, der bloß zu dem Zwecke, eine Erfindungsgeschichte des Fernrohrs zu schreiben, Italien, Spanien und Holland bereiste, diese Mittheilung erfunden habe, ist kaum anzunehmen.

Dieselben Umstände, welche die Erzählung des Sirturus veranlaßten, werden auch der des Borell zu Grunde liegen, der behauptet, daß ein Mann aus Nordholland, der von Jansen's Leistungen gehört hatte und diesen sprechen wollte, durch ein Versehen zu Lippershey hingewiesen worden sei und sich mit diesem über das Geheimniß der Fernrohre unterhalten habe. Die Aeußerungen dieses Fremden seien hinreichend gewesen, den Lippershey zum zweiten Erfinder des Fernrohrs zu machen. Eine Zusammenfassung des Gesagten ergibt somit die Wahrscheinlichkeit, daß Zacharias Jansen das Fernrohr erfunden und sich zur Geheimhaltung der Erfindung verpflichtet hat. Durch irgend welche Umstände mag das Geheimniß nicht streng bewahrt und etwa gegen das Jahr 1608, zu welcher Zeit plötzlich von mehreren Seiten die Ansprüche an die Erfindung auftauchen, verrathen worden sein. So mögen auch Metius und Lippershey den ersten Anstoß zur Construction ihrer Fernrohre erhalten und sofort zur Ausführung derselben geschritten sein, wie es eben auch Marius und Galilei und vielleicht noch manche andere Gelehrte gethan haben. Während sich aber diese mit dem Erfolge begnügten, machten die Brillenmacher aus ihrer Construction eine Geschäftssache und beeilten sich, sich durch Erwerbung eines Patents die Priorität zu sichern.

Bei Berücksichtigung aller angeführten Umstände verdient das Zeugniß des Sohnes von Zacharias Jansen ernster genommen zu werden, als dies bisher geschehen ist. An einen Irrthum desselben ist kaum zu glauben. Wenn ein Mann eine Erfindung gemacht hat, die von so ungeheurer Tragweite war, wie die des Fernrohrs, und deren Urheberrecht ihm durch Andere streitig gemacht wird, wäre es geradezu absurd, anzunehmen, daß er nicht des Oefteren Gelegenheit genommen haben sollte, sich mit seinem Sohne, dem Gehülfen in seinem Geschäfte, mit dem er gemeinschaftlich die Flecken auf dem Monde, die vier Jupitertrabanten und zahlreiche neue Sterne im Bilde des Bären beobachtet (Borell gibt leider nicht an, wann dies zuerst geschehen ist), über die genaue Zeit der Erfindung auszusprechen. Entweder muß man den Sohn einer absichtlichen Täuschung beschuldigen oder seine Aussage auf guten Glauben hinnehmen. Gibt man überhaupt zu, und wir glauben es wahrscheinlich gemacht zu haben, daß die Ansprüche für Zacharias Jansen als den ersten und eigentlichen Erfinder des Fernrohrs berechtigte sind, so ist kein Grund vorhanden, die gerichtlich niedergelegte Aussage des Sohnes des Erfinders, daß das Jahr der Erfindung das Jahr 1590 gewesen ist, zu bezweifeln.

Literatur und Kunst.

Wider die Jesuiten.*)

Videant consules.

Die sich're Feste mit bewährten Zinnen
Und Wällen, stark genug zu überdauern
Jedweden Ansturm und mit guten Mauern
Zu trotzen jedem feindlichen Beginnen —
Die sollt ihr nicht, ihr, die als Hüter drinnen,
Den Feinden öffnen, jenen zehn Mal schlauern
Als ihr euch dünkt, die längst schon spähn und lauern
Zum Einschlupf sich ein Pförtlein zu gewinnen.
Schon nahn sie sich mit katzenleisen Tritten,
Um nicht die günst'ge Stunde zu verpassen,
Wo, wie sie hoffen, ihr euch müd gestritten.
Drum seht euch vor, sie nicht herein zu lassen,
Denn wo sie je geschlichen und geschritten,
Verstanden sie auch festen Fuß zu fassen.

Ohne Ordenskleid.

Nicht jene nur mit breitgekrempten Hut
Und in die dunkle Tracht der Nacht gekleidet
Sind's, die Loyola's Orden sich vereidet
Und ihm zu eigen sind mit Gut und Blut - -
Noch Andre gibt's, die scheinbar leicht beschuht
Und die kein äuß'res Merkmal unterscheidet,
Auf Wegen gehn, die das Geheimthun meidet
Und nur der Frohsinn wählt und Lebensmuth.
Das sind die schlimmern, weh', wer diesen traut,
Den Jesuiten mit der meisterlichen
Verstellung und der Larv' aus Schlangenhaut.
Wo sie einmal sich listig eingeschlichen,
Da schießt der böse Unfried hoch in's Kraut
Und sind Vertrau'n und Glauben scheu entwichen.

Den Zeloten.

Nicht gegen euch, ihr frommen Glaubenshüter,
Die seiner Liebgebote nie Verletzer,
Die milden Geistes sind und Hoffnungssetzer
Auf den, der alles Erdenleids Vergüter.

*) Der jüngstverstorbene Balladensänger Feodor Löwe übersandte uns vor einigen Jahren, als die Frage der Rückberufung der Jesuiten zum ersten Mal wieder in ultramontanen Kreisen angeregt wurde, diese geharnischten Sonette. Da uns damals die Gefahr nicht unmittelbar drohend schien, so legten wir die Verse einstweilen zurück. Heute aber, wo der unvorsichtige Antrag des Abgeordneten Windthorst aller Orten einen so gewaltigen Adressensturm hervorruft, möge auch dieser poetische Protest an's Licht treten. Die Redaction.

Digitized by Google

Nur wider euch, ihr finst'ren Rachebrüter,
Fanat'sche Eif'rer, haßerfüllte Hetzer
Und Flammenschürer zum Gericht der Ketzer,
Entzünden wir zum Kampfe die Gemüther.

Euch die mißbrauchte Herrschaft abzustreiten,
Der freien Menschlichkeit ihr Recht zu schaffen
Und ihr die Siegs- und Segensbahn bereiten —

Dazu ergreifen wir die geist'gen Waffen,
Der Losung folgend schon uralter Zeiten:
Der Wahrheit schlimmste Feinde sind die Pfaffen.

Transmontan.

Jenseits der Berge, wo im dunklen Laube
Citronen reifen, Goldorangen glüh'n,
Und in der Gärten immerfrischem Blühn,
Zum schatt'gen Nest der Tauber ruft die Taube —

Wo kühl, entfernt vom Straßenlärm und Staube,
Fontänen hoch im Marmorbecken sprüh'n,
Und schlanker Pinien dauernd Wipfelgrün
Dem Schnauben nicht des Nordwinds fällt zum Raube —

Jenseits der Berge, schwarze Brüder, weilet
Und sinnt nicht deutschem Boden euch zu nah'n,
Dem ihr auf Flüchtlingssohlen einst enteilet,

Der nicht gewillt, euch wieder zu empfah'n.
Nein, bleibt bei ihm, der euch sein Lob ertheilet,
Der sich Gefang'ner nennt im Vatican.

Feodor Löwe.

Tolstoi als Moralist.

Von Hieronymus Lorm.

Der Bischof von Archangelsk fuhr zu Schiff nach Ssolowki, dem Wallfahrtskloster Ssolowetzk im Weißen Meer. Auf dem Schiffe fand er Pilger, welche dieselbe Absicht hatten, und eine Schaar von Bauern, von denen Einer seine Genossen auf eine noch weit entfernte und nur den schärfsten Augen schon sichtbare einsame Insel aufmerksam machte. Dort sollten drei Greise leben, wundersame Menschen, gottergeben, fromm und mittleidsvoll, und dem Erzähler, einem armen Fischer, der dort einst gestrandet war, hatten sie geholfen, mit emsiger Arbeit, sein Boot wieder in Stand zu setzen. Der Bischof hörte diese Erzählung an und wurde begierig, die drei Greise kennen zu lernen. Er beredete den Capitän, in der Nähe der Insel Anker zu werfen und ließ ein Boot aussetzen, um die Insel zu besuchen. Die drei Greise empfingen den Bischof mit großer Ehrerbietung und als er in der That sie wegen ihres Wandels und Wesens liebgewann, aber entdeckte, daß sie den richtigen Gottesdienst nicht verstanden und selbst auf die vorgeschriebene Weise nicht zu beten vermochten, lehrte er sie das „Vaterunser" und wiederholte es so lange mit ihnen, bis er glauben mußte, daß sie es für immer gemerkt hätten. Dann kehrte er zu seinem Boote und nach dem Schiffe zurück, als die Nacht bereits angebrochen war, aber er konnte nicht schlafen, sondern blieb wach auf dem Deck, um über die Greise nachzudenken. Da bemerkte er ein Leuchten auf dem Meere und hörte Stimmen und es war, als ob man suchte, das Schiff zu verfolgen oder einzuholen. Kein Fahrzeug aber war zu sehen und endlich konnte er nicht mehr zweifeln: die drei Greise waren über das Meer gewandelt, wie über trockenes Land. Als sie des Bischofs ansichtig wurden, da riefen sie: „Wir haben vergessen, Knecht Gottes, haben Deine Lehre vergessen. Wie wir es auffsagten, da wußten wir es; als wir nach einer Stunde wieder begannen, verlor sich ein Wort: und nun haben wir Alles vergessen, Alles entschwand uns. Nichts wissen wir, lehre uns wieder." — Der Bischof bekreuzte sich, neigte sich tief vor den Greisen und sagte: „Euer Gebet dringt zum höchsten Herrn, Greise Gottes. Nicht mir steht es an, euch zu lehren. Betet für uns Sünder." Und er sank vor ihnen in die Kniee.

Das ist die Geschichte der „Drei Greise" und sie bedeutet, daß Entsagung, Bedürfnißlosigkeit und thätige Menschenliebe zu Heiligen machen, die als solche Wunder verrichten können, wie es der Wandel über das Meer ist, und daß es dazu der rituellen kirchlichen Formen und der vorgeschriebenen Gebete nicht bedarf.

Eine andere Geschichte sagt uns: „Wovon die Menschen leben."*) Der Schuster Ssemjon ist so arm, daß er im strengen Winter nichts zur Erwärmung hat als einen schadhaften Pelz, dessen er sich gemeinsam mit seinem Weibe bedienen muß. Weitab vom Dorf wohnt der Schuster, dort hat er Gelder ausstehen und macht sich eines Morgens auf den Weg, um von dem einzuhebenden Arbeitslohn Schaffelle für einen neuen Pelz zu kaufen. Unter allerlei Vorwänden werden die Schulden nicht bezahlt, und als er unverrichteter Dinge des Abends heimkehrt, findet er in der Dämmerung bei der Kapelle einen nackten, halb erfrorenen Mann liegen. Erst geht Ssemjon voll Scheu und Angst vorüber, dann führt ihn das Mitleid zurück. Er bekleidet den Nackten mit der Hälfte seiner eigenen Gewänder und führt ihn in sein Haus. Die Frau ist nicht wenig erbost, daß ihr Mann nichts weiter mitbringt, als einen überflüssigen Gast beim kargen Abendbrod. In dem Wesen und Antlitz des Fremden liegt aber ein Zauber, der sie beschwichtigt. Sie reicht ihm ein Brod und er lächelt und Ssemjon und sein Weib können dieses Lächeln nicht mehr vergessen. Der Fremde wird im Hause behalten, denn er zeigt sich als tüchtiger Geselle.

Niemals früher ist so lohnende Arbeit aus dem Hause des Schusters gekommen. Jahre vergehen, Michaïl, der Fremde, ist noch immer der Geselle Ssemjon's, und eines Tages hält ein prächtiger Schlitten vor dem Hause. Der Schloßherr, ein starker und stattlicher Mann, bringt kostbares ausländisches Leder und verlangt, daß ihm daraus ein Paar Stiefeln geschnitten werde. Es soll ein Jahr halten, dann will er die Arbeit gut bezahlen, wenn sie aber früher zu Grunde geht, droht er mit Gefängniß. Ssemjon bedenkt sich und wirft fragende Blicke auf Michaïl. Dieser blickt in eine Ecke, als ob er sähe, was Niemand sieht und lächelt zum zweiten Male. Die Arbeit wird übernommen, aber statt der Stiefeln schneidet Michaïl aus dem Leder zwei Schuhe, wie sie für Leichen gebraucht werden. Gleich darauf meldet der Diener des Schloßherrn, daß dieser auf der Heimfahrt im Schlitten plötzlich gestorben ist. – Wieder vergeht ein Jahr, da erscheint eine Bäuerin mit zwei kleinen Mädchen, denen sie Schuhe kaufen will. Sie erzählt, daß die Mädchen, Zwillinge, nicht ihre eigenen Kinder seien, daß sie dieselben von einer sterbenden Wöchnerin übernommen und mit Liebe und Sorgfalt auferzogen habe. Michaïl lächelt zum dritten Male. Nach der Entfernung der Bäuerin offenbart er den Schustersleuten, wer er sei und daß er nun scheiden könne. Er war ein Engel Gottes, auf die Erde gesandt, die Seele der Wöchnerin in den Himmel zu bringen. Aus Mitleid hatte er es nicht über sich gebracht und kehrte allein zu Gott zurück. Gott aber stieß ihn zur Strafe auf die Erde zurück, damit er hier drei Dinge lerne: Was die Menschen besitzen, was ihnen nicht verliehen ist und endlich: wovon die Menschen leben. Als er vom Schuster und seinem Weibe aufgenommen wurde, da lernte er, daß die Menschen Liebe zu einander besitzen und er lächelte zum ersten Male. Als der Schloßherr Stiefeln bestellte, die ein Jahr dauern sollten, sah Michaïl seinen Genossen, den Todesengel, in der Ecke stehen und erkannte, daß den Menschen nicht verliehen ist, zu fassen, was sie für ihre nächste Zukunft bedürfen, und er lächelte zum zweiten Male. Zum dritten Male aber geschah es, als die wohlthätige Bäuerin ihre Pflege der fremden Kinder mittheilte. Denn da sah Michaïl ein, wovon die Menschen leben. Klar war ihm geworden: die Menschen leben nicht davon, daß sie für sich selbst sorgen, sie leben von der Liebe, die in den Menschen ist. In dem Liebe ist, in dem ist auch Gott.

Ich habe den Inhalt dieser zwei Volkserzählungen Tolstoi's in der für den Zweck erforderlichen Kürze wiedergegeben, weil

*) Erschien zuerst in autorisirter Uebersetzung in der „Gegenwart" 1887, Nr. 22.

Digitized by Google

daraus am deutlichsten und schärfsten der schriftstellerische Charakter dieser merkwürdigen Erscheinung hervorgeht. Allerdings ließe sich das energische Dichtertalent Tolstoi's in viel gewaltigeren Proben vorführen, allein hinsichtlich des Moralisten Graf Leo Tolstoi ist mit dem Mitgetheilten der ganze Umfang seiner religiösen und ethischen Ideen erschöpft.*) Mit seiner streng theistischen Richtung, die sich ausschließlich auf die Evangelien stützt und an ihnen das reine Christenthum Christi erfaßt zu haben glaubt, und mit seiner Propaganda für eine Sittlichkeit, die ausschließlich in thätiger Nächstenliebe zur Erscheinung kommt, ist Graf Leo Tolstoi für die russische Gesellschaft ein Prophet, ein Apostel, ein Messias, und was in geistiger Beziehung noch mehr bedeutet, sogar ein Philosoph. Kann aber von einer russischen „Gesellschaft" eigentlich die Rede sein? In einem Lande, dessen Zustände der Abscheu Europa's sind und auf dessen Institutionen und Geschehnisse die bisher von der Menschheit durchgesetzte Humanität mit Entsetzen und Schamröthe hinstarrt, können doch Rang, Reichthum, Luxus, Musik und der Gebrauch der französischen Sprache nicht zu einer Gesellschaft erheben, was die alle Klassen und Schichten, alle Adern und Poren des Volkes durchdringende politische Verdummung und absolute Abschwörung des Geistes zu einer bloßen Menschenherde gemacht hat.

Die Welt ist aber gedankenlos in der Wahl der Modeartikel und hat das Recht, es zu sein, weil sich der Mißgriff, von einer ästhetischen Verblendung aber immerhin von einem ästhetischen Interesse herbeigeführt, durch seine kurze Dauer völlig wieder ausgleicht. In Rußland wird sich der „Apostel" behaupten, so lange der gegenwärtige Culturzustand dieses Landes sich behaupten wird; in Deutschland ist man seit der Publication der „Kreutzer-Sonate" nicht mehr zur Vergötterung geneigt und wenigstens so weit gekommen, wie zu hoffen, um einer Erörterung des philosophischen und überhaupt intellectuellen Unwerthes der moralischen Doctrine Tolstoi's zugänglich zu sein.

Dabei darf zunächst nicht verkannt werden, daß im Vergleich mit den ethischen Bestrebungen der neuesten Zeit, namentlich des Amerikaners Salter, die praktische Moral selbst zu einer Religion zu erheben, noch immer ein günstigeres Licht auf die umgekehrte Doctrine Tolstoi's fällt, die Religion selbst zur Quelle der praktischen Moral zu machen. Bei den amerikanischen Bestrebungen handelt es sich darum, ein reines Vernunftprinzip zu finden und festzustellen, welchem sich die ganze Menschheit, insoferne sie Einsicht besitzt, blindlings und ohne Widerspruch ergeben müßte, sodaß daraus ihr sittliches Thun, ihre Nächstenliebe, mit unaufhaltsamer Natürlichkeit erfolgen müßte. Solche Prinzipien, bestimmt, die Qualen der Menschheit zu beseitigen, die Welt zu erlösen, werden fortwährend gesucht und fortwährend auch scheitert ihre praktische Wirkung an einem großen Irrthum, an der verkannten Unmöglichkeit, die Allgemeinheit des Leidens und des Fühlens unter die niemals durchführbare Allgemeinheit eines Vernunftprinzips zu bringen.

Von jeher hat der falsche Idealismus, der solchen Welterlösungs-Prinzipien zu Grunde liegt, das Gesetz der Ursprünglichkeit, der Apriorität, nicht begriffen, nach welchem Erkenntnisse nur in dem einzigen Falle mit Nothwendigkeit zur allgemeinen Einsicht zu bringen sind, wenn sie ausschließlich aus der normalen Verstandes- und Sinnen-Thätigkeit hervorgehen, die allen gesunden Menschen gemeinsam zu eigen ist. Wirkliche Erkenntnisse liefert bloß der gesunde Menschenverstand, seinem Boden werden sie durch Erfahrung, Berechnung und Experiment abgewonnen, und von Mathematik und Naturforschung formell zur Wissenschaft gestaltet, sind sie in der That ein Wissen, das keinen Zweifel zuläßt und um sich zu behaupten, nicht des bloßen Glaubens bedarf. Vernunftprinzipien hingegen können von Jedermann bezweifelt, geleugnet, umgestürzt werden, weil sie, statt von der Menschennatur überhaupt, bloß von dem Wesen einzelner Denker abhängig sind und nicht allgemein eingesehen werden müssen, d. h. nicht die Abdrücke des allgemeinen Menschenverstandes sind. Wer ein Axiom des Euklid oder eine Entdeckung Newton's nicht für Wahrheit hielte, der hätte einfach den Verstand verloren; wer die Vernunftprinzipien von Thales bis Spencer nicht für Wahrheit hält, der beweist erst recht seinen Verstand.

Vernunftprinzipien geht von Natur aus die Allgemeinheit ab, sie müssen nicht mit Nothwendigkeit allgemein eingesehen werden. Die „Religion der Moral" beruht auf dem Dogma einer möglichen Verallgemeinerung der Moral, wenn man diese den Menschen nur gehörig einbläute und sie auf die Nützlichkeit derselben für alle Welt aufmerksam machte. Man kann aber die Leute nicht dadurch satt machen, daß man sie kochen lehrt, wenn das Material dazu nicht ihr Eigenthum ist, man kann die Leute nicht dadurch vernünftig machen, daß man ihnen Vernunft predigt oder sie die Anwendung der Vernunft lehrt, wenn sie von Natur aus keine Denkkraft der Vernunft haben. Nur durch Selbstdenken wird der Gedanke zum Eigenthum, gestaltet sich aber dann in Jedem anders.

Für Ethik gibt es wie für Aesthetik und Metaphysik keine feststehende, allgemein einleuchtende Grundlage, weil alle diese Disziplinen des Geistes nach dem Unendlichen, Unsagbaren, Undenkbaren trachten, in dessen dunklem Bereich das blinde Gefühl sich bequem ergehen mag, da es Tag und Nacht nicht unterscheidet, das helle Auge des Verstandes jedoch vergebens nach einem Wissen späht. Denn das entscheidende Merkmal des Wissens ist die im Dunkel nicht erreichbare sonnenklare Gewißheit. In Ermangelung eines solchen Wissens behilft sich die ungeheure Mehrzahl mit dem Glauben, der sich weder um Verstand noch um Vernunft zu kümmern braucht, mit dem feststehenden Dogma, das eines Beweises nicht fähig, aber auch keines solchen bedürftig ist. Graf Leo Tolstoi geht daher zweckentsprechender und praktischer zu Werke als die „Religion der Moral", wenn er im Bestreben, die Massen für werkthätige Menschenliebe zu gewinnen, ausschließlich vom Christenthum, von den Evangelien, vom feststehenden Dogma ausgeht.

Wäre er selbst nur dabei geblieben, so hätte man ihn zwar für keinen Philosophen, aber für einen nützlichen Schriftsteller gehalten. Er hat aber allzu viel Geist, um nicht zu grübeln und zu forschen, und da er von dem einmal gewählten religiösen Boden nicht mehr abgehen will, so geräth er bei dem fortwährenden Untersuchen desselben in den Fanatismus der düstersten und dem Verstande unzugänglichsten Kirchenväter. Im Christenthum vollzog sich das Bewußtsein des Zwiespalts zwischen Geist und Natur. Schauder mußte den Geist vor dem Geistlosen, vor dem Natürlichen ergreifen, eine unsägliche Angst, durch die Schwäche des Fleisches dem Unvollkommenen, der Finsterniß, dem Teufel, der Natur wieder zu verfallen.

Zu diesem Extrem der mönchischen Askese ist Tolstoi bei seinem unaufhörlichen grübelnden Forschen nach der Grundlage der Moral in der „Kreutzer-Sonate" gelangt. Er verwirft die geschlechtliche Liebe und findet die Ursache alles Uebels in der übertriebenen Wichtigkeit, die wir einem thierischen Instinkte beimessen. „Wir müssen aufhören zu glauben", sagt er wörtlich, „die Liebe sei etwas besonders Erhabenes und begreifen lernen, daß das des Menschen würdige Ziel nicht durch die Vereinigung mit dem Gegenstande der Liebe in und außer der Ehe erreicht wird." Er will die Ehe in ein rein geschwisterliches Verhältniß verwandeln.

Dieses Postulat decretirt den unblutigen Selbstmord der Menschheit. Als Consequenz einer metaphysischen Weltanschauung wäre die Forderung zu begreifen; als Folgerung aus den Evangelien aber, wofür Tolstoi sein Diktum ausgiebt, steht sie im hellsten Widerspruch mit diesen selbst. In Matth. 5 und 19 ist gesagt: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen", worunter also offenbar das Weib eines Anderen gemeint ist, und wenn die Jünger aussprechen, daß es nicht gut sei, ehelich zu werden, so antwortet der Herr in einer mystischen Weise, die nur der Wahnsinn für eine Forderung des allge-

*) Eine vom Verfasser genehmigte Ausgabe seiner „Gesammelten Werke", Uebersetzung von R. Löwenfeld, erscheint gegenwärtig in dreizehn Bänden bei Richard Wilhelmi in Berlin.

Digitized by Google

meinen Cölibats halten könnte. Uebrigens gehen ja alle christlichen Lehren auf die liebevolle Erhaltung des Menschengeschlechtes aus.

Die Verherrlichung der geschlechtlichen Liebe macht Tolstoi der Poesie und Kunst zum bittersten Vorwurf. Bei der Gleichstellung dieser Liebe mit dem thierischen Instinkt verkennt Tolstoi ganz und gar, daß Eros immerhin auch ein Gott ist, wie Aristophanes sagt, ein Gott mit goldenen Flügeln und von himmlischer Schönheit oder mit anderen Worten, daß der geschlechtlichen Liebe beim Menschen neben der Sinnlichkeit auch ein ideales und selbst metaphysisches Moment innewohnt. Dem Jüngling, der in Liebe für die Jungfrau erglüht, liegt der Gedanke an sinnliche Befriedigung himmelweit fern, vielmehr erfüllt ihn die dunkle Hoffnung, für seine einsam auf Erden wandelnde Seele die einzig mögliche Ergänzung, also eine übersinnliche Befriedigung zu finden. Darum ist Eros von himmlischer Schönheit, damit die irdischen Flammen der Schönheit, Poesie und Kunst, sich an ihr entzünden.

So wird Tolstoi zum Verräther und Verächter eines großen Mannes — der er selbst ist. Denn Leo Tolstoi ist ein großer Dichter. Es ist ihm gegeben, die Erscheinungen des Daseins mit einem tiefen leidenschaftlichen Ernst des Herzens zu betrachten, wodurch er seinen Nachgestaltungen Puls und Blut, die bezwingende Wirklichkeit verleiht. Und mag er tausendmal mit seiner dogmatischen Frömmigkeit und unphilosophischen Begründung der Moral aus dem Kreise doctrinärer Erörterung verstoßen werden — er steht mit seinem Talent und seinem mitleidsvollen Herzen wie ein Heiligenbild auf der öden eisbedeckten Steppe seiner Heimath, und Jeder, der selbst fühlt, beugt sich in Ehrfurcht vor dem unablässig zum Himmel gerichteten Blick und den zum liebevollen Umfassen der ganzen Menschheit ausgestreckten Armen.

Octave Feuillet.

Von A. Reyher-Paris.

Geboren am 2. August 1818 zu St. Lô und gestorben am 28. December 1890 zu Paris, ist Octave Feuillet „der unbestrittene und unbestreitbare Meister des idealistischen Romans, der Einzige seiner Schule, der stehen geblieben", wie Zola sagt.

Suchen wir hier sein Talent zu charakterisiren, das, was seinen Erfolg bestimmt, denselben in den letzten Jahren geschmälert, sehen wir, weshalb er, der das seltene Glück gehabt, sein Zeitalter richtig zu erfassen, „Mann seiner Zeit zu sein", zur Stunde zu erscheinen, da das öffentliche Gewissen — das der Menge — ihn herbeiruft, doch nur den Schriftstellern zweiten Ranges eingereiht werden wird.

Octave Feuillet ist zuerst und ganz der Mann des zweiten Kaiserreichs, der Graf von Compiègne, der Bibliothekar von Fontainebleau, der sich so eins fühlte mit seinen hohen Wirthen, daß er nach dem Sturz Napoleons sein Amt niederlegte. Er lebte in und durch den Glanz des Hofes. Auserwählt unter Wenigen, stillte er mit seinem Tact und Geschmack den Heißhunger der Draußen-Harrenden und Nimmersatten. Von den Festen und Galavorstellungen der Tuillerien, ihrem gekünstelten, überfeinerten Leben verblendet, waren alle, vom Höchst- bis zum Niedrig-Gestellten, damit beschäftigt, ihre Mysterien zu durchforschen. Kleinkrämer und Bürger träumten den Aristokraten gleich nur noch von Bällen und Hoffesten. Der Sirocco-Wind der Eleganz und des Luxus wehte über Frankreich, die Bewohner fast betäubend.

Der Autor von „Monsieur de Camors" zeichnete sich aus im Ausmalen der „großen Welt", gab der vor den Tuillerien und Compiègne harrenden Menge den Genuß der verbotenen Frucht in schwarz auf weiß. Nicht daß seine Kenntniß dieser Welt eine so genaue und unübertroffene gewesen wäre — Robert de Bonnières, Hervieu, Maupassant und Andere geben uns eine weit klarere Idee von ihrer Triebkraft — aber er half einem so allgemein gefühlten Wissen Wollen ab, er verstand es so gut, in der Menge Illusionen zu wecken und zu pflegen, daß sie ihm blind folgte wie dem Rattenfänger von Hameln. Macht sich doch die Masse mit ihrem verschiedenartig gefärbte Neid für die Glücksbevorzugten eine höchst poetische Idee von den Genüssen des Reichthums und lebt sie mit ihrem falschen Begriff davon nur in dem Wahn, den Traum des Besitzens und der Vornehmheit einmal verwirklichen zu können.

Diesem Publikum war Feuillet, der „vornehme" Romancier, der Weltmann, der Berichterstatter des chic, der aristokratischen Eleganz, der Leute von „Race", willkommen. Er hat seine Helden gezeichnet wie die Menge sie wünschte. Auch wurde, als Zola und seine Schule dem Naturalismus Bahn brachen, der Meister der „Idealisten" arg zerpflückt. Einige meinen sogar, er hätte derart aufstachelnd auf die Nerven der Schüler Taine's gewirkt, daß man in ihm die indirecte Ursache der Gestaltung der naturalistischen Schule erblicken kann. Den Anhängern des „Dokuments" mußte der Fortleugner desselben ein Aergerniß werden. Seine hervorragenden Eigenschaften, die Kunst der Anordnung, der Composition, des Maßhaltens, der Discretion glichen den Mangel desselben, das Unvermögen einer richtigen Vision nicht aus. Bis zu Ende Provinziale, ist er der auserlesenen Idee, die er sich von Paris und der großen Welt gebildet, und die er mit außerordentlicher Kunst einzukleiden verstand, treu geblieben. Er lebte und schied als Romancier, der das Dasein nicht ohne Schlösser und Mondschein, ohne Duelle für junge, keusche Mädchen, ohne Stelldichein in lauschigen Wintergärten, ohne den ganzen, romantischen Lebensapparat verstand, der idealisiren und der und der siegenden Moral den Zuckerüberguß verleihen sollte, ohne den selbst die ihm treu anhängenden Frauen sie nicht genossen hätten.

Schmerzlos sollte Feuillet jedoch nicht aus dem Leben gehen. Er sah seine Schüler: Delpit, Rabusson, Duruy, Ohnet belächelt, er glaubte Alles, was er in seiner Person und seinem Werk inkarnirt, die Feinheit der Form, des Ausdrucks, des ästhetischen Gedankens, schwinden zu sehen. „Ein Volk im Verfall" ruft er aus, „ist, wenn ich nicht irre, dasjenige, das nur noch Gelüste hat und es scheint mir klar, daß wir von oben bis unten dazu gekommen. Von oben bis unten ist der Genuß heute das einzige Gesetz und der einzige Glaube. Jede andere Religion ist nur noch Form." Er sah auch den größten Theil seiner Leser, die Frauen, sich von ihm ab- und Bourget zuwenden. Und doch waren sie es hauptsächlich, die den schönen Romancier, mit dem geistvollen Kameenkopf, dem langen, seidigen Lockenhaar und der großen Vornehmheit in Ausdruck und Manieren bewundert. Der „Musset des familles", verfiel dem Gesetz des Vergessen-Werdens. Er, der Jahrzehnte lang unter ihnen als Herrscher gethront, der die Liebesconflicte und Abenteuer der Frauen, ihr Sich-Hinreißenlassen mit leidenschaftlicher Gewalt geschildert, ihnen Rührung, Mitleid und Bewunderung eingeflößt, sah sich ersetzt. Das schmerzte ihn. In seinem letzten Roman „La Morte", ließ er eine gewisse Bitterkeit darüber hindurch blicken. Aus dem Buch aber löst sich ein Ausspruch, der seine Zeit überleben und — was zu fürchten steht — allen Biographien als ästhetischer Apendix hinzugefügt werden wird: reden, daß Affen erröthen könnten. Der Held des Romans, der zufällig hinter einem Rhododendron-Strauch das Gespräch dreier junger Mädchen belauscht, charakterisirt dasselbe folgendermaßen: „Ich wiederhole die Reden, die ich mit wahrer Betäubung von den keuschen Lippen habe fallen hören, nicht — ich sage einfach, daß sie Affen hätten erröthen lassen" .... Feuillet's Werk ist von Anfang bis zu Ende, von der ersten bis zur letzten Zeile nur Liebe und nicht jene gesunde, keusche, robuste Liebe, sondern eine krankhafte, schuldvolle, sinnliche. Er schmückt die Schuld, parfümirt die Corruption, verbürgt den Ehebruch. Gewagt wird Alles, doch auch Alles gerettet im — letzten Abschnitt, in der letzten Scene. Geht dem Fall ein präludirendes Wort-Concert von Rechtschaffenheit, Achtung und Ehre voraus, so folgt auch stets ein moralischer Schlußaccord. Autor und Leser wahren den Anstand. Man kann Feuillet im Salon lesen und im Salon liegen lassen.

Digitized by Google

Und doch berühren selbst die gewagtesten Schriftsteller nicht so gewagte Situationen, wie er, aber sie stellen kein conventionelles Ideal auf, das ihnen als Moralitätswache ein „Halt da!“ zuruft, gerade wenn — es am interessantesten wird, sondern sie gehen ganz tapfer bis an's Ende. Wären die Helden Feuillet's wirklich aus Fleisch und Blut, so hätte sich der Autor von ihnen mit fortreißen lassen, so wäre er nicht bei gewollten, sondern bei den sich aufdrängenden Schlüssen stehen geblieben. Freilich, der Optimismus hätte eine arge Bresche erhalten, aus den Marionetten aber wären Menschen geworden.

Diese Menschen hätten geredet, nicht geplaudert, hätten Erlebnisse gehabt. Den Feuillet'schen Helden geschieht nie etwas Rechtes. Das Interesse liegt ganz in dem unwesentlichen Kampf gewisser Tugenden, die Alles besitzen — um schlecht zu enden. Glücklicher Weise bringt ein kleines Wunder immer Alles wieder in ein moralisches Geleise. Alle, die durch ungesunde Instincte und Triebe, durch Müssiggang und Langeweile, durch elegante Laster bis an den Abgrund getrieben werden, thun doch schwindellos nur einen einzigen Blick hinein. Darnach gibt ihnen Feuillet alle Talente und Entsagungskraft, einen persönlichen Muth, den man den „Selbstmords-Muth“ nennen könnte! Im „Roman Parisien“ fängt eine schöne, gefallene Seele an, Häkelarbeit zu machen, um ihr Leben zu fristen, im „Roman d'un jeune homme pauvre“ wird ein ruinirter, mit allen Talenten ausgestatteter fils de famille einfacher Verwalter. Ja, doch dieser Verwalter ist so gescheidt und gewandt und die Arbeit geht ihm so leicht von statten, daß er unmöglich etwas Anderes als Edelmann hätte sein können. Sonst ist das Gegentheil der Fall, doch — warum hier nach Gründen suchen, weshalb es so und nicht anders ist. Feuillet benutzt diese Gelegenheit, um uns von der Arbeit eine angenehme Fiction herbeizuzaubern, wie wir vorher bereits eine andere von dem Reichthum und der Vornehmheit der jungen Helden gehabt. So belehrt kämen wir nicht weit im Leben — im Roman jedoch kommen wir recht angenehm bis an's Ende.

„Monsieur de Camors“ realisirt ebenfalls, wenn auch nicht das Arbeits-, so doch das Edelmanns-Ideal in seiner ganzen Raffinirtheit. Diesen Typus eines Caderousse und eines Morny, die zu seinem Namen zu Gevatter gestanden, gestattet der Menge auf die ungezwungenste Weise in die Geheimnisse eines luxuriösen Lebens einzudringen, eines Lebens, wie sie es sehen will. Und deshalb bringt sie Camors, der im Grunde eine prachtvolle Canaille ist, alle Huldigungen entgegen, ohne sich um mehr als seine Adelsdiplome und seine goldgefüllten Schubfächer zu kümmern. Uebrigens ist dieser Roman des Autors bedeutendstes Werk. In ihm fühlt man manchmal gewisse Schöpferkühnheiten, die Zola mit großer Unparteilichkeit sagen lassen: Ich liebe den romantischen Roman nicht, doch muß ich gestehen, daß ich Monsieur de Camors für „une oeuvre forte“ halte.

Oft ist die moralische Lehre, die der Autor in seinen Helden, besonders aber seinen Heldinnen verkörpert, die, daß der Tod die einzige Sühne ihrer Vergehen sei. Nachdem sie alle Trunkenheiten der Leidenschaft kennen gelernt, den Kelch der Verzweiflung bis zu Ende geleert, finden sie noch den Selbstmordsmuth. „La petite Comtesse“ will ihre Unehre nicht überleben, „Le Sphynx“, die junge, blendend schöne, gefeierte Frau, verfolgt von Reue über ihren Verrath, vergiftet sich, „Julia de Trecoeur“ entflieht der Blutschande, indem sie mit ihrem edlen Roß von felsiger Klippe ins Meer stürzt, eine Andere vergräbt in eisigem Schnee ihre Schande und erfriert. Sie Alle und mehr bringen der Tradition, ihrer Familie und Reue, dem Gesetz, der Convention, dem, durch diese erzogenen Gewissen, ihr Leben zum Opfer.

In den übrigen Romanen Feuillets: „Onesta Bellah“, „Le portrait de la Marquise“, „Le Voyageur“, „Sybille“, „Le journal d'une femme“, „La Morte“, „Chamillac“, „Honneur d'Artiste“, begegnen wir immer denselben Persönlichkeiten, deren Laster, von der eleganten Feder des Autors eingekleidet, doch stets dem Weltmann, der Frau du monde gehören. Feuillet erniedrigt sich nie, brutale, ungebildete Naturen zu schildern. Er findet seine Sünder stets inmitten des raffinirten Luxus, in Kreisen, in denen die Sprache höflich bleibt, auch wenn die Sitten schmutzig werden. Vergleiche man jedoch „Honneur d'Artiste“, seinen letzten Roman, der zugleich alle seine glänzenden Schriftsteller-Eigenschaften aufweist, mit „Fort, comme la mort“ von Maupassant, so ergibt sich daraus der ganze, große Unterschied zwischen der Manier Feuillet's und der Art Maupassant's: Jacques Fabrice ist der köstlichste — weil verderbte, was Hauptbedingung dazu ist, — Romanheld, während Olivier Bertin nur Mensch ist. Vor zwanzig Jahren suchte man Helden, jetzt findet man Menschen. In fünfzig Jahren wird man Beide als die genauen Repräsentanten der Geschmacksrichtung unserer Zeit ansehen...

Eine so absichtsvolle Natur wie die Feuillet's kann in allen ihren Manifestationen immer nur dieselbe bleiben. Sein Theater bekundet dieselben Tendenzen, wie seine Romane und arbeitet mit denselben Mitteln: Eleganz, gutem Ton, Vornehmheit.

„Man könnte“, sagt Saint-Victor, „sein Theater wie ein Boudoir mit einem eleganten Hospital vergleichen, in dem der Dichter die an Beklemmung leidende Phantasie mit Verordnungen von Tugend-Elixiren heilt. Die Kranken, die er behandelt, befinden sich jedoch nie im letzten Stadium. Gatten nehmen nur mittelmäßige Freiheit, junge Frauen entblättern die Blume des Ehebruchs nur träumerisch. Sie lieben ein wenig, viel und ungeheuer — doch gar nicht den Verführer... denn im kritischen Augenblick bezwingt Feuillet den Dämon, verjagt die Schlange und läßt eine neue Honigmond-Sichel aus den Wolken treten.“

Auf seiner moralischen Bühne spielt man ein merkwürdig kleinliches Spiel. Besonders die Frauen entwickeln eine wahre Virtuosität in der Kunst, dem Abgrund zuzulaufen und davor stehen zu bleiben. Diese gymnastischen Uebungen im Leben anwenden zu wollen, wäre jedoch gefährlich. Wir sind hier eben in voller Fiction. In seinem Theater, noch mehr wie in seinem Roman, gefällt sich der Autor in einer moralischen Haarspalterei, die in Realität nicht anwendbar oder sehr gefährlich wäre. Die Tugend seiner Helden ist doch nur Erfindung; man könnte sie die Ausschweifung der Keuschheit nennen. Doch sie wurde geglaubt, applaudirt und beweint. Das war ihre Lebensbegründung, wie es jetzt ihr Grabstein sein könnte.

Feuillet's Theater hatte vor Allem die Aufgabe, sympatisch zu sein. „Le Roman d'un jeune homme pauvre“, „Le Sphynx“, „Redemption“ — eins seiner Erstlingswerke und mit der ihm zu Grunde liegenden moralischen Idee vielleicht sein bestes, — „L'Hhermitage“ und „La Partie des dames“, die beiden Kunstwerke dramatischen Mysticismus“, wie der eifrige Bewunderer Henry de Bornier von ihnen sagt — „Julie, Le Village“ und andere Dramen und Komödien haben ganze Ströme von Thränen fließen lassen. Man ist in voller Illusion.

Nehmen wir „Dalila“. Alle sympatischen Persönlichkeiten finden sich hier vereinigt. André Roswein, Sartorius, Léonora, Künstler und Leute von Welt sind uns nicht nur als solche sympathisch, sondern werden es noch mehr durch ihre, nur von sanftem Mondlicht gedämpften Leidenschaften. Und welch anheimelnde Schlußscene: Angriff der Post durch den ersten Liebhaber, der im Glauben, seine Geliebte auf der Flucht mit irgend einem Schauspieler zu entdecken, die Leiche seiner Braut findet.

Montjoie, dieser dreiste, unehrliche Abenteurer, der sein Vermögen über Leichen zusammengescharrt und auf seine alten Tage wie der Teufel Einsiedler wird, ist der Menge, die Alles das idealisirt, verfeinert, elegant sehen will, was sie nicht kennt, ebenfalls eine sehr sympathische Canaille.

Chamillac, dessen „Jugendverirrung“ (Diebstahl) wir gern vergessen, gehört auch zu jenen Leuten, die uns eine fatale Schwäche einflößen, wie sie gewisse Frauen empfinden für die, die sie schlagen. Vornehme Taugenichtse — das ist ihre Fabriksmarke. Maler oder Musiker mit „gequälter Seele“, Offiziere von Adel, die nicht ganz zurechnungsfähig sind, doch „Frankreich über Alles lieben“, verderbte, doch „elegante“ Frauen, die, wie in „La Clef d'or“, „Le Pour et le

Digitized by Google

Contre", „Le Cheveu blanc", „La Crise", übersättigt von Pflicht und häuslichem Glück, eine Art Laster-Heimweh empfinden, an verbotener Frucht kosten, dann aber aus der Klinik Feuillets als von ehelicher Erkältung geheilt entlassen werden, — kurz alle, von der Menge angebetete Typen schreiten bühnenfähig an uns vorüber. Mit dem vom Autor selbst erfundenen Wort „épatant" bezeichnet man sie am besten.

Auch seine übrigen Theater-Werke, „La Vieillesse de Richelieu", „Echec et Mat", „Une nuit terrible", „Un bourgeois de Rome", „Le Village", „Tentation", „La Belle au bois dormant", „Un Roman parisien", „Sybille" konnten nur der Zeit entsprechen, die aus ihm den wahren Romancier des Kaiserreichs gemacht. Man bedurfte seiner und er entsprach diesem Bedürfniß — das ist sein Verdienst. Er ist die literarisch-dramatische Gefälligkeit seiner Zeit, der liebenswürdige, coulante, feine, nie brutal und vulgär werdende Gesellschafter aller derjenigen, die sich ein dolce far niente erlauben können, er ist der im Frack erscheinende Arzt der Frauen und ihr liebenswürdiger Beichtvater, der Banquier der Reichen und der Tafelgenosse der Vornehmen. In seinem Theater ist er ebenso entfernt von den erhaschten Sozialproblemen eines Dumas, wie von den bürgerlich ehrenhaften eines Augier; in seinem Roman ebenso entfernt von Victor Hugo als von Zola hat er ohne jene „Stilkrankheit", an der Flaubert gelitten und Jules de Goncourt gestorben, leicht und ohne Nach- und Vorwehen eine Reihe von Werken geboren, die eine ganze Generation entzückt. Er hat seinen Lebenszweck, seinen Beruf erfüllt — viele, auch glänzendere Schriftsteller, werden dasselbe von sich nicht sagen können.

„Die Verbannten" von Max Haushofer.*)

Besprochen von Otto Ernst.

Walter Brand, stud. med., ehemaliger Leimfabrikant, noch früher Offizier im deutsch-französischen Krieg, noch früher Student der Philosophie, unternimmt einen Ferienausflug in die Alpen. Gleich im Eisenbahncoupé macht er eine interessante Damenbekanntschaft. Ein schlankes, leichtfüßiges, elegantes Mädchen mit unergründlich tiefen Augen setzt sich ihm gegenüber in die Ecke. Ihr Name — nach einigen einleitenden Höflichkeiten und Galanterien werden die Visitkarten ausgetauscht — ist: Alrune, Freiin von Münchhausen, berechtigt also zu großen Erwartungen. Diese werden schnell erfüllt. Im Handumdrehen offenbart sich die Dame als geistreichste Plauderin über Leben, Tod, Unsterblichkeit und Anderes und gibt mit entzückendem Erzählertalent zwei wunderbare Geschichten, eine Liebestragödie vom Thian Schan und eine Piratengeschichte aus dem Stillen Ocean, zum Besten. Ein Kapitän, dessen braves Weib sein Schiff von Piraten befreit hat, stirbt gleichzeitig mit dieser seiner Frau am gelben Fieber. Brand meint, ein solcher Doppeltod sei schön, denn er trenne nicht, sondern eine. Doch Alrune entgegnet mit seltsam aufblitzenden Augen:

„Er eint? Als ob er nicht die Elemente
In tausendfält'ge Stäubchen trennte!
Als ob er nicht die Aschenreste alle
In einem seelenlosen Wogenschwalle
Hinrisse in die ungeheure Nacht,
In der nicht Herz mehr noch Gedanke wacht?
Was wißt ihr denn? Der Staub zerstäubt,
Vom Sturme der Natur betäubt,
Und was er that und was er sprach,
Folgt ihm in gleicher Eile nach.
Die Seele, dieses Doppelbild,
Das unvergleichlich schön und mild
Aus der zerborst'nen Hülle springt
Und sich zu rein'rem Leben schwingt,
Ist nur ein holdes Märchenkind,
Das sich die Todesfurcht ersinnt!"

Ich weiß, erwidert Brand, das Denken und Vorstellen über den Tod hinaus ist ein vages Beginnen; aber er wagt es weder, die Unsterblichkeit zu leugnen, noch sie zu behaupten.

„Doch war es mir das Höchste allezeit,
Von ihr zu grübeln und nach ihr zu fragen.
Wenn auch umsonst die suchenden Gedanken
Um dunkle, dichtverschloss'ne Thore schwanken:
Sie sehen traumhaft durch die schmalsten Ritzen
Etwas wie ferne, große Sonnen blitzen."

Leider steigt die seltene Dame bald nach diesem Gespräch aus und will nicht sagen, wo er sie, „das Eisenbahngespenst", wiederfinden könne. Als der Mond am Abend in Brand's Hotelzimmer scheint, findet er „einen herzenskranken Mann". Und als er in seinem Hotelbett schläft, träumt er seltsame Dinge von ihr. Alrune erscheint ihm als Tochter des Teufels; dieser vermählt die Beiden, und Brand macht mit der Teufelin eine Hochzeitsreise durch die Hölle. Alrune sagt:

„Wenn ich die Hölle dir erkläre,
Fragst du natürlich gleich: »Wo kann sie sein?«
Nicht weit! Wir leben in derselben Atmosphäre;
Nur wirkt sie anders auf uns ein."

In der That findet sich Brand gleich darauf in seinem Heimathsort; aber in grausigen Trümmern liegt er vor ihm. Die Verdammten grinsen ihm in scheußlichen Gestalten entgegen. Es sind Gedanken von wirklich tiefer und frappanter Originalität, mit denen der Dichter hier die Geburten seiner mächtigen, unerschöpflichen Phantasie beleuchtet.

„Wenn irgendwo ein Mensch gestorben ist,
Sei's Heide, Jude oder Christ,
Bleibt nichts von ihm, als ein verworrner Schwall
Von Stoff und Kraft, ein buntes Stück Zerfall,
Im großen Kreislauf der Natur zersprühend,
In blinder Hast sich aus einander mühend.
Doch ist in jedem auch ein Punkt zu finden,
Der einst sein Selbstbewußtsein barg:
Und dieser kleine Punkt kann nicht verschwinden:
Er pocht und lebt und rührt sich noch im Sarg,
Er müht sich rastlos in und um den Todten,
Sucht überall sein Eigenthum zu finden,
Mit Fäden das Zerflatternde zu binden;
Dann wirbt er sich Genossen, sendet Boten,
Sucht mit der Welt sich wieder zu verständ'gen,
Macht sein Empfinden, seinen Willen klar,
Und bettelt bei den Todten und Lebend'gen
Um Alles, was voreinst sein eigen war.
— — Und hat er auch Jahrhunderte zu ringen,
Fängt er auch tausend Mal von Neuem an:
Der unentwegten Treue kann
Zuletzt das Uebermenschliche gelingen."

Brand fragt nach seinen Eltern, ob er sie hier nicht finde, doch Alrune sagt ohne Zaudern:

„Gewiß nicht, Schatz! Zu ihrem Kinde
Sind sicher alle Zwei gefloh'n.
Du warst ihr einziger geliebter Sohn;
Nun sind sie längst auf räthselhaften Wegen
Zurückgekehrt, bemerkst du sie auch nie.
Der Todten Liebe wohnt als stiller Segen
In den Lebend'gen fort und leitet sie.
Was Jenen an Vollkommenheit gebrach,
Sie holen es in dem Lebend'gen nach."

Ausgeschlossen vom Fortbestehen in den Lebendigen ist allein, was im Leben „schnödes Mittelgut" gewesen. Die Idee Haushofer's, die sich auf die factische Unvergänglichkeit menschlicher Werthe gründet, erinnert an die Worte Schiller's: „Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

In eine Region der tiefer Verdammten gelangend, erblickt Brand eine Mörderin ihres Stiefkindes, einen Geizhals und Wucherer, einen Schlemmer, Alle unter Qualen leidend, die ihren Sünden entsprechen und die der Dichter mit einem bezwingenden, erschütternden Realismus des Phantastischen schildert, wie er in der neueren Literatur nicht seines Gleichen hat. Auf die Mörderin deutend, fragt Brand, ob sie nichts aus ihrer Qual erlösen könne. Die Antwort lautet:

„Wenn Alle, die einst unter Mörderhänden
Hinstarben, so beglückt sind, so verklärt,
Daß ihr geläutert Herz nichts mehr begehrt,
Als ihrer Mörder Qual zu enden:
Dann geht mit mitleidsvollem Blick
Der Genius der Verzeihung wohl auf Erden;
Dann mag auch dem Verdammtesten das Glück
Der endlichen Vernichtung werden."

*) Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Digitized by Google

Da lodert plötzlich das Feuer der Hölle auf; Alrune freut sich des Elements und jauchzt in die Flammen. Aber wehe — sie hat ihren Zauberbesen vergessen, und Brand muß mit ihr in den Flammen umkommen. In der höchsten Angst schreit er auf — und erwacht. In sein Zimmer fällt ein Feuerschein: das Nachbarhaus steht in Flammen.

Anderen Tags unternimmt Brand eine Segelfahrt auf dem See. Da erhebt sich unversehens der Föhn, Brand geräth mit seinem Schifflein in die äußerste Gefahr, rettet sich aber endlich in eine stille Bucht. Er steigt an's Land und eine Treppe empor, die ihn in einen Garten führt. Drei liebliche Mädchen begegnen ihm hier, die ihn erstaunt betrachten. Eine Vierte gesellt sich bald zu ihnen, und zwar keine Andere als — Alrune. Brand befindet sich im Garten des Schlosses Seerieden, das die einem siebenbürgischen Fürstengeschlecht entstammende Prinzessin Ildeglante von Sternau mit einem Hofstaat von sieben wunderschönen Mädchen (Alrune, Sirene, Brunhilde, Viviane, Russalka, Herodias und Circe) bewohnt. Brand wird mit bezaubernder Liebenswürdigkeit willkommen geheißen, in's Schloß geführt und zu Tische gebeten. Eine reiche Sammlung von Kunstschätzen in den Sälen des Schlosses erfreut seine Sinne und sein Herz, desgleichen die Lieder Sirenens. Diese Lieder müssen allerdings vorwiegend durch die Composition und den Vortrag gewirkt haben, weil ihre poetische Seite jedenfalls nicht ihre starke ist. Die Lyrik Haushofer's bleibt hier fast überall kalt-abstract.

Mit dem vierten Gesang beginnt die Reihe der nächtlichen Traumabenteuer, die Brand mit den sieben Gefährtinnen der Prinzessin zu bestehen hat, und zwar geleitet in der ersten Nacht Alrune den Gast unter den Bodensee. Nur mit Ueberwindung verzichten wir darauf, denjenigen Theil dieses Gesanges zu reproduciren, in dem sich die Todten des Bodensees ein Rendezvous geben und der in der meisterhaften Durchführung des gespenstisch-düsteren Colorits von einer geradezu gewaltigen Kraft der poetischen Farbengebung Zeugniß gibt. Endlich erscheint wieder der unheimliche „Vater" Alrunens und führt die Beiden in einem Kahn über schwarze Fluthen hinweg an schauerlichen Höhlen vorüber, in denen furchtbar anzuschauende Riesen an mächtigen Blasebälgen ziehen und das Unheil der Menschenwelt schmieden oder scheußliche Apothekerinnen in Hexenkesseln Myriaden von Bacillen erzeugen.

„Jetzt führte sie der schwarze Steurer
In eine Felsenklamm, wo lauernd
Unheimlich zwischen Klippen kauernd
Ein Ungethüm erschien, grau wie die Felsen,
Mit vielen tausend Schlangenhälsen.
Auf jedem dieser Hälse saß
Ein Menschenhaupt, blutlos und todtenblaß;
Und alle grinsten sie einander an.
Gelassen sprach der Steuermann:
»Dies Ungeheuer, das ihr seht,
Ist ein Product, das längst besteht,
Aus menschlicher und höllischer Justiz,
Ein grausam kalter Henkerswitz.
All' diese Köpfe wurden einst getragen
Und dann vom Henker abgeschlagen.
Ich ließ sie, wie sie waren, blaß und wund,
Auffammeln, warf sie tief in einen Schlund,
Und aus der Schädelstätte wuchs nun hier
Dies tausendköpf'ge Wunderthier,
Gemischt aus Schuld und unverdientem Leid,
Ein Opfer aller der Gerechtigkeit,
Die seit dreitausend Jahren unentwegt
Das Menschenvolk auf Erden pflegt.
Und fragt ihr, was das Unthier werden solle?
Verschleiert ist und dunkel seine Rolle.
Es wäre nicht unmöglich, daß
Die Menschheit einmal allen Haß
Und alle Mißthat zu vertilgen strebt,
Die ihr noch im Gewissen klebt.
Für diese Zeit — sie steht noch fern in Jahren —
Will ich das Scheusal aufbewahren,
Und wenn die Tage der Vollkommenheit,
Von allem Haß und Zorn befreit
Sich etwa wirklich zeigen wollen
In ihrem Sonnenglanz, dann sollen
Die Tausende von Köpfen aus der Nacht
Auftauchen, um in ihrer blut'gen Pracht
Der Menschheit in's Gesicht zu schrein:
Verzweifle du! Mich gräbst du niemals ein!"

Das sind Stellen, nach denen man tief, tief aufathmen und das Buch erst auf eine Weile sinken lassen muß, bis man frei genug ist, weiter zu lesen. Eine Idee von wahrhafter Größe und riesenhafter Tragik: Die Last von Schuld und unverdientem Leid, die selbst eine zukünftige Seligkeit nicht vom Herzen der Menschheit löst!

Endlich gleitet der Kahn in's Unendliche hinaus, einem Morgenglanz entgegen: es ist die Sonne, die den erwachenden Schläfer grüßt. Am nächsten Morgen nimmt Brand die Gelegenheit, mit der angebeteten Alrune einen Augenblick allein zu sein, wahr, um nach einer Erklärung all' der Räthsel zu fragen, die ihm begegnet sind und ihn betäuben. Da spricht Alrune die bedeutungsvollen Worte:

„In jedem Menschen wohnen zwei Naturen;
Die eine ist ein Kind des Tageslichts;
Sie zeigt allüberall der Sonne Spuren;
Da ist nichts dunkel und verschleiert nichts.
Die magst du bis in's Innerste durchschauen;
Du nimmst nichts Fremdes, nimmst kein Räthsel wahr;
Da herrschen Einsicht, Klarheit und Vertrauen;
Sie ist krystallhell, einfach, sonnenklar. —
Die andre ist wie aus der Nacht entstanden;
Du kennst sie nicht und Niemand mißt sie aus;
An ihr wird Prüfung und Verstand zu schanden;
Sie ist ein fremder Gast im eignen Haus.
Ungreifbar wirst sie in die Wirklichkeiten
Ihr flackerndes und irres Schattenspiel
Wie Träume, die den lichten Tag durchgleiten,
Verwirrt die Fäden und verhext das Ziel.
Und diese zweite, diese Nachtnatur:
In jeder Seele liegt sie eingeschmiegt;
Die Meisten ahnen sie zeitlebens nur
Als fernes Räthsel; doch bei Andern liegt
Des Lebens Schwergewicht in ihr."

Ein solcher Mensch ist Brand, und solche Menschen sind es, die der Dichter als „Verbannte" bezeichnet, Menschen, die, wie es im „Vorwort" heißt, ein Heimweh verspüren „nach einer großen, fernen Welt; nach einer Welt, gegenüber welcher irdische Ziele und Freuden nichts sind, als flüchtiges Possenspiel" und die ein Gefühl durch's ganze Leben tragen, als wären sie Verbannte von einem besseren, seligeren Stern.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Tochter des Großhändlers.

Von John Paulsen.

Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Es war großes Diner bei dem Großhändler. Seine Tochter, Kathinka, vollendete heute ihr zwanzigstes Lebensjahr. Das Diner war feiner als gewöhnlich, nur ein kleiner Theil der Freunde des Hauses aus der Handelswelt war geladen, der Rest bestand aus Personen von hohem Rang; aber trotz der vornehmen, eleganten Gäste, der seltenen Gerichte und alten Weine war die Stimmung eine gedrückte. Der Großhändler war auch kein so gewandter Wirth, als er es sonst zu sein pflegte. Mit zerstreuter Miene hörte er die Neuigkeiten der Generalin Hoffmann vom letzten Hofball an und vergaß beim Dessert völlig den Toast auf die Damen auszubringen, seine sonstige Bravournummer.

Was mochte nur im Wege sein? Die Frau des Großhändlers sah von ihrem Tischende bedeutungsvoll zu ihm hin, als wollte sie sagen: „Beherrsche Dich doch, Mann! Denke an die Gesellschaft!"

Die Arbeiterinnen der großen Fabrik des Großhändlers hatten gerade gestrikt. Sie forderten eine Erhöhung ihres Tagelohnes um einige Oere — der Großhändler hatte ihn kürzlich auf Grund der „schlechten Zeiten" heruntergesetzt — und eine tägliche Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde. Es fiel dem Großhändler natürlich nicht ein ihrer anmaßenden Forderung nachzugeben, das hieße ja die schlechten sozialen Tendenzen der Zeit ermuntern. Aber das Schlimmste war, daß der Strike drohte, sich in die Länge zu ziehen. Diese „Frauenzimmer" waren zäher als die Männer, weniger für Vernunftgründe empfänglich. Der Großhändler goß langsam ein Glas Champagner hinunter, um alle unbequemen Gedanken zu verjagen. Dann wandte er sich mit einem verbindlichen Lächeln zur Generalin um.

Stumm und ernst, den Blick auf den Teller gesenkt, saß die Tochter des Hauses da, als wenn dieses Fest sie nichts anginge. Die kleine, zarte Hand spielte nervös mit der silbernen Gabel, und die Witze ihres Tischnachbarn, Lieutenant Thiersch, vermochten nicht das geringste Lächeln auf

Digitized by Google

ihren Lippen hervorzulocken. Aber hier und da runzelten sich unwillkürlich die feinen Brauen, und sie blickte düster über die reiche, elegante, ihr zu Ehren versammelte Gesellschaft hin. Sie war klein und bleich, mit Sommersprossen längs dem Nasenbein, ihre großen, dunklen, von langen Wimpern überschatteten Augen hatten einen seltsamen Ausdruck von Milde und tiefer Melancholie. Aber diese sanften Augen konnten sich plötzlich verwandeln und von Trotz und Kampflust strahlen. Des Vaters und der Mutter verschiedene Naturen gingen vereinigt in ihr um. Plötzlich erhob sie sich mit dem Champagnerglas in der Hand und neigte, ein wenig verwirrt, den Kopf. Das Wohl des Geburtstagskindes sollte gerade von dem alten General ausgebracht werden. Sie lächelte sogar — und dieses feine, ein wenig müde Lächeln machte sie im Augenblick so hübsch, daß ihr Tischnachbar gleichsam einen Stich im Herzen fühlte. Nein, sie war heute gar nicht liebenswürdig zu ihm! Er wandte sich nach ihr mit einer scherzhaften Bemerkung um, indem er seinen langen Schnurrbart drehte. Sie antwortete ihm nicht, sie hatte nicht einmal gehört was er sagte, so sehr war sie beschäftigt, das Diamantenarmband zu betrachten, welches der Vater ihr an demselben Tage geschenkt hatte. Es war beinahe, als wenn sie den Werth des Schmuckes taxirte. Das prachtvolle Armband mochte wohl seine 400 Kronen werth sein — aber dafür war ihr Vater ja auch Millionär.

Kathinka hatte ihren Eltern dieses letzte Jahr viel Sorge gemacht. Sie hatte durchaus nicht an dem gesellschaftlichen Leben Theil nehmen wollen, obgleich sie ganz gesund war und die kostbarsten Toiletten besaß, und mehr als einmal war sie, wenn sie selbst Besuch hatten, verschwunden und hatte sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen. Was sollte das nur heißen? Ihre Mutter war ganz betrübt darüber ... Und vor dem Visitenmachen hatte sie einen wahren Abscheu. Das Theater langweilte sie, die Concerte ebenfalls — und selbst die sommerlichen Badereisen hatten für sie nichts Verlockendes. War das nur Blasirtheit?

Eines Tages, als die Mutter sie auf ihrem Zimmer aufsuchte, fand sie sie in Thränen schwimmend. Die Mutter fragte bekümmert, was ihr fehlte. Sie antwortete, indem sie zwischen den Worten schluchzte, „das Leben wäre so leer und widrig" in ihrem Kreise, daß sie es nicht mehr aushielte, sie wollte hinaus in die Welt, um zu arbeiten und etwas zu lernen. Die Mutter war nahe daran in Ohnmacht zu fallen. Sie küßte sie, trocknete ihre nassen Wangen mit ihrem Spitzentaschentuch ab und bat sie um Gotteswillen, solch' schreckliche Dinge nicht zum Vater zu sagen. Ihr Leben „leer und widrig"? Sie mußte verrückt sein, um sich so auszudrücken. Sie gehörten ja zu den ersten und reichsten Familien der Stadt, ihre Lebensweise wurde von aller Welt bewundert und beneidet, ihre Diners und Bälle, ihre Pferde und Wagen waren ja das Lieblingsthema der gesellschaftlichen Unterhaltung. Und dann wollte sie hinaus, um zu „lernen". Was sollte das heißen? Als wenn sie sich nicht drei volle Jahre bei Madame de la Bruhe, in dem theueren französischen Pensionat, aufgehalten hatte, wo sie Alles gelernt, was eine Dame comme il faut wissen mußte.

Aber Kathinka's Wille war stärker, als der der Mutter. Sie zog sich mehr und mehr von der Welt zurück. Allein saß sie auf ihrem Zimmer, las und musicirte oder machte weite Spaziergänge zu Fuß. Es war ihr immer peinlich, wenn sie den prächtigen Wagen des Vaters benutzen und den Diener in ihrer Nähe haben sollte. Ihre Lectüre bestand nicht aus Romanen und Novellen, es waren ernste, gedankenerregende Schriften. Selbst die trockensten, strengwissenschaftlichen schreckten sie nicht ab. Sie verstand nicht immer, was sie las, zerbrach sich aber ihr Köpfchen, um den Sinn heraus zu bekommen. Jedes Mal wenn Kathinka bleich und nachdenklich aussah, wollte die Mutter sie mit sich in die Modemagazine locken. Sie suchte sie durch neue, extravagante Toiletten zu verführen, aber vergebens.

Eines Tages war in dem Hause des Großhändlers große Unruhe gewesen. Er hatte auf dem Toilettentisch der Tochter eine der „rothesten" Zeitungen gefunden, ein echtes Sozialistenblatt. Wenn eine Kanonenkugel in das Haus herniedergefallen wäre, könnte er nicht entsetzter gewesen sein. Wie hatte diese literarische Brandfackel den Weg in sein feines conservatives Heim finden können? Die ganze Dienerschaft wurde aufgerufen und streng verhört. Aber Keiner konnte irgend welche Aufklärung geben. Sie waren noch loyaler als die Herrschaft selbst und hielten keine solche „simplen" Blätter. Kathinka schwieg mit drohender Miene. Da fiel der Mutter ein, daß das Papier wahrscheinlich als Umschlag eines Packets französischer Seife gedient hatte, welche sie soeben gekauft und ihrer Tochter geschenkt hatte. Die Situation war gerettet. Der Großhändler gab sich vorläufig mit dieser Erklärung zufrieden.

— — Das Diner war zu Ende, die Gesellschaft hatte sich in die geräumigen Salons zerstreut, Kaffee und Liqueure wurden von den in Gala glänzenden Dienern servirt. In das Privatcabinet des Großhändlers, wo es gestattet war zu rauchen, hatten sich einige ältere und jüngere Herren zurückgezogen. Die starken Weine vom Mittagstisch begannen zu wirken. Alle sprachen laut durch einander. Ueber viele Tagesfragen wurde debattirt. Ein junger Candidat, welcher ein Semester in Heidelberg gewesen war, declamirte über Kapital und Arbeit. Seine Stimme klang ein wenig pfeifend, aber er meinte es gut. In diesem Kampf, sagte er, müßte er sich auf die Seite der Arbeiter stellen. Mehrere ältere Herren sahen ihn warnend an und der Großhändler zog an seinem steifen Hemdkragen. Was meinte nur der Candidat? Sollte das eine mißbilligende Hindeutung auf den Strike werden? Aber Pastor Momsen füllte abermals sein Glas mit Cacaoliqueur und erhob so sanft seine hochehrwürdige Stimme:

„Sicherlich ist es keine leichte Zeit für einen Arbeitsherrn — hm, hm — ja, davon können Sie wohl ein Wörtchen mitreden, Herr Großhändler. Dieser gottlose Geist des Aufruhrs in unserer Zeit! Niemand will mehr gehorchen, Alle wollen befehlen. Und doch steht so deutlich geschrieben: »Es ist keine Obrigkeit außer von Gott. Gehorchet eurer Obrigkeit!«"

Der Großhändler athmete erleichtert auf. Er hatte in Hochehrwürden einen unerwarteten Beistand gefunden. Indessen näherte Kathinka sich still. Sie hatte einen Kasten Cigaretten in der Hand. Vielleicht zogen einzelne Herren dieselben den Cigarren vor?

Aber der General theilte nicht den Geschmack des Pastors, was die Getränke anbetrifft. Er hielt sich an „das Reine" — den Cognac mit den vielen Sternen. Er leerte sein Glas, trocknete mit dem Taschentuch die Spitze seines steifen, grauen Schnurrbarts ab, räusperte sich und begann: „Ich will Ihnen nur Eins sagen, Herr Großhändler. Es gibt Etwas, das sich Subordination nennt, Disciplin. Und darauf muß man halten. Sie haben aber viel zu viel Geduld. Solch' rebellistisches Pack sollte niedergeschossen werden." Und der General rollte kriegerisch die Augen und nahm sich den dritten Cognac.

„Aber bedenken Sie, es sind Frauenzimmer, Herr General," wandte furchtsam der Candidat ein, welcher merkte, daß er sich vorhin verrannt hatte.

Der General würdigte ihn keiner Antwort, aber Kathinka, welche dem Gespräch mit Interesse gefolgt war, lächelte — und es war sowohl für den General, als Hochwürden gut, daß sie dieses Lächeln nicht auffingen.

— — Am Tage darauf hatte die Frau Großhändlerin Kopfschmerzen, wie es meist nach einem größeren Mittag mit all' seinen anstrengenden Vorbereitungen bei ihr der Fall zu sein pflegte. Sie lag auf dem Sopha, die Augen nach der Stuccaturarbeit der Decke emporgewandt und mit einer Flasche Eau de Cologne in der Hand. Der Vater war aus in Geschäften. Kathinka saß allein im Salon und las die Morgenzeitung. Es war ein streng conservatives Blatt. Unter „Kleine Neuigkeiten" fand sie eine kleine, tendenziöse Notiz über den Strike. Sie versank in Gedanken. Dann klingelte sie nach dem Diener. „Bitten Sie Jens anzuspannen!"

„Soll geschehen, gnädiges Fräulein." Der Diener entfernte sich mit einem verwunderten Blick auf sie. Wo wollte das Fräulein so früh am Tage hin? Es war ja noch nicht elf Uhr.

Kathinka las die Notiz noch einmal durch, dann ging sie hinaus und holte ihren Pelz und Hut. Der Pelz war aus schwarzem Seidenplüsch, mit kostbarem Fell eingefaßt, der Hut ein Pariser Modell, elegant und flott, mit hohem Kopf und wallender Feder. Sie betrachtete sich in dem Spiegel und schüttelte den Kopf. Die Kleidung war zu fein für den Ausflug, welchen sie heute unternehmen wollte. Sie erblickte das Armband, welches ihr der Vater am Tage vorher geschenkt und das sie, um ihn zu erfreuen, sich vorgenommen hatte in der ersten Zeit jeden Tag zu tragen. Das wollte sie jedenfalls zu Hause lassen. Sie öffnete bereits das Schloß, um es abzunehmen, dann zögerte sie plötzlich, als wenn sie einen anderen Einfall bekommen hätte. Sie saß im Wagen. Der Kutscher fragte nach der Adresse. Sie sagte den Namen derjenigen Gasse, in welcher die Fabrik des Vaters lag. Jens stutzte ein wenig, knallte im nächsten Augenblick aber mit der Peitsche.

Es war ein rauher Tag im Anfang des März. Der Schnee lag noch in den Gassen, weiß und dicht auf der Schattenseite, halb geschmolzen und schmutzig wo die Sonne bereits Macht hatte. Der Ostwind blies bitter und kalt, er drang durch die Kleider, fuhr den Nacken und die Brust hinunter und rief ein unwillkürliches Schaudern hervor. Die Sonne schien, ohne zu wärmen. Grell und stechend fielen ihre kalten Reflexe über die weißen Dächer hin. Es fingen einem die Augen an weh zu thun, wenn man darauf hinsah. Kathinka's warmer Pelz war gut an seinem Platze. Sie hüllte sich fester in denselben ein, zog den Schleier vor das Gesicht herab und lehnte sich zurück.

Derjenige Theil der Stadt, welchen sie passirten, war ihr neu. Sie hatten das fashionable Viertel mit den geraden, breiten Straßen und den prächtigen Häusern hinter sich gelassen und fuhren nun durch übelriechende Gassen und Irrsale, welche bisweilen so eng waren, daß die breite Equipage nur zur Noth hindurchkommen konnte. Elende Hütten lagen neben kleinen primitiven Budiken, wo die wichtigsten Lebensbedürfnisse feilgeboten wurden. Ein großes, häßliches Arbeiterwohnhaus aus rothen Mauersteinen erhob sich, unheimlich, gleich einem Gefängniß, über die niedrige Umgebung. Einige der Fenster waren leer, ohne Gardinen, andere mit alten Lumpen behängt, noch andere mit Kleidern zum Trocknen, ein einziges war durch eine halbverwelkte Geranie geschmückt. Die Armuth starrte aus all' diesen schmutzigen Scheiben heraus, welche einen wie eine Reihe kranker, triefender Augen verfolgten. Kathinka drückte sich in die Wagenecke hinein, als wenn sie fror. Ein paar bleiche, verhungerte kleine Jungen, in alte Frauenzimmershawls eingewickelt, standen und betrachteten sie mit großen Augen. Es kam selten vor, daß man in dieser abgelegenen Gegend der Stadt solch' einen feinen Wagen sah.

Man war jetzt in der Nähe der Fabrik. Kathinka befahl Jens, langsam zu fahren. Sie hatte durch die Lorgnette entdeckt, daß sich eine größere Menschenmenge draußen vor der Pforte versammelt hatte. Es waren die Strikenden, welche Rath hielten. Eine Deputation älterer Arbeiterinnen war gerade bei dem Director, Herrn Kreis, drinnen gewesen, aber höhnisch abgewiesen. Einige junge, von Diensteifer glühende Polizeibediente hatten sich auf dem anderen Trottoir postirt, in der Erwartung, daß Unordnungen vorkommen würden. Sie ließ den Wagen ein Stück von der Pforte entfernt halten. Der Zug von Arbeiterinnen setzte sich plötzlich in Bewegung. Sie mußten Alle, um den Ausgang der Gasse zu erreichen, an dem Wagen vorüber, in welchem Kathinka saß, von Mitleid und Angst erfaßt. Mehrere von diesen Frauen kannten sie und wußten, daß sie die Tochter ihres reichen, gestrengen Arbeitsherrn sei.

Digitized by Google

Voran im Zuge kamen einige alte, entkräftete Arbeiterinnen mit krummem Rücken und runzlichen Gesichtern. Es lag eine stumpfe Resignation, wie man sie bei kranken Thieren sehen kann, über ihnen allen. Man merkte ihnen an, daß sie nicht viel Glauben hatten an den glücklichen Ausfall des Strikes. Es waren auch die Jüngeren und Unbesonneneren, welche sie verlockt hatten, sich mit darauf einzulassen. Dann folgten die Jungen, welke, müde Gestalten in alten verschossenen Kleidern. Die meisten von ihnen hatten das Lächeln vergessen und hielten die Augen zu Boden gesenkt. Einige waren zu dünn gekleidet, wenn man die Rauhheit des Wintertages berücksichtigte. Sie trugen verschossene, helle Zitzkleider und kurze Shawls um die Schultern. Ihr Schuhzeug war geflickt und von unmöglicher Façon. Eine Einzige zeichnete sich dadurch aus, daß sie einen feinen, aber gebrauchten Damenhut, einen langen, grauen Regenmantel und ein paar große Filzpantoffeln trug, welche sie hinter sich herschleifte.

Wie ein Trauerzug, welcher etwas Theueres begräbt, bewegten sie sich still vorwärts. Die Polizeidiener behielten sie scharf im Auge. Kathinka hatte ihren Schleier aufgehoben und beobachtete Alles mit zurückgehaltenen Athemzügen. Es fiel ihr auf, wie abschreckend häßlich die meisten dieser Gesichter waren, diese Häßlichkeit, welche nicht angeboren ist, sondern welche kümmerliche Lebensweise, schlechte Luft und Mangel an Reinlichkeit hervorruft. Ein unsichtbares Sklavenzeichen war das gemeinschaftliche Gepräge aller Physiognomien. Und von dieser Masse schmutziger, ungewaschener Menschenleiber strömte zu dem feinen Wagen ein scharfer, stinkender Geruch empor, welcher Kathinka nöthigte, sofort ihr parfümirtes Taschentuch vor die Nase zu halten. Sie entdeckte, daß ein paar Weiber in dem Zuge geschminkt und geputzt waren, als wenn sie von einem Maskenball kamen, aber diese Gestalten verringerten nicht im Geringsten die Traurigkeit der Situation, sondern hoben sie im Gegentheil noch hervor.

Plötzlich ertönte ein schriller Schrei, ein wilder schmerzlicher Ruf nach Hülfe. Alle blieben bleich und lauschend stehen. Selbst die geschminkten Dirnen verloren ihr freches Lächeln. Und man drängte sich vor und schloß einen beschützenden Kreis um eine einzelne Person. Kathinka erhob sich im Wagen, um besser sehen zu können.

„Was ist da los?" fragte sie den Kutscher.

„Man arretirt eine von der Bande, Fräulein."

Kathinka runzelte die Brauen, seine Ausdrucksweise verletzte sie.

„Warum?" fragte sie und lehnte sich gegen den Wagenschlag, sie wurde so bleich und kraftlos.

„Sie ist wohl großmäulig gewesen gegen die Polizei und darum haben sie sie jetzt beim Kragen genommen."

Kathinka hörte nicht länger auf ihn, da sie davon in Anspruch genommen war, der weiteren Entwickelung der Handlung zu folgen. Ein junges, gelblich blasses Weib mit trotziger Miene, in einem blaucarrirten, zerlumpten Kleid und ohne Hut wurde zwischen zwei Schutzleuten fortgeführt. Sie leistete keinen Widerstand, aber um ihren vergrämten Mund lag ein Zug, welcher gegen die Gewaltthat protestirte. Zwei kleine Kinder im Alter von fünf bis sechs Jahren folgten mit jämmerlichem Geschrei nach und wollten ihre Mutter durchaus nicht loslassen. Das eine griff nach der Hand, das andere nach dem Kleid der Mutter. Das kleinere von ihnen — ein hellblonder Junge mit herabgerutschten Strümpfen um die dünnen, nackten Waden — stolperte plötzlich bei seiner Bemühung, die Mutter zu fassen, weinte, stand wieder auf, sprang ihr nach und bekam wieder ihr Kleid zu fassen. Einer der Polizisten stieß das Kind brutal fort.

Kathinka hatte nun zwanzig Jahre gelebt, aber auch niemals so viel Aufregendes erlebt, wie an diesem einen Tage. Ihr ganzes Gefühlsleben wurde gleichsam um und um gekehrt. Sie schrie laut, als das Kind stöhnend zu Boden fiel, sie war in diesem Augenblick dem zum Sterben verzweifelten Blick der Mutter begegnet und bemerkte nun, wie die Thränen, eine nach der anderen, bitter und brennend über ihre Wangen herabrollten. Warum wurde diese arme, bleiche Mutter in's Gefängniß geführt? Warum mißhandelte man das arme, unschuldige Kind? War ihre Armuth ihr einziges Verbrechen? Und war ihr Vater indirect an all' diesem schuld? Sie war auf die Seidenpolster des Wagens niedergesunken, am ganzen Körper zitternd, den Blick tief gesenkt, voll Angst vor den richtenden Blicken der Schaar von Arbeiterinnen. Ja, fielen sie nicht wie ein Steinregen auf sie nieder. Was wollte sie hier unter ihnen? Frech ihren Luxus zur Schau stellen, damit sie durch den Gegensatz tiefer ihre Erniedrigung fühlen sollten? Sie kam sich wie eine Verbrecherin vor und kroch in der Ecke des Wagens in sich zusammen. „Fahren Sie nach Hause!" flüsterte sie dem Kutscher zu. Er hörte nicht ihren Befehl. Uebrigens war es auch unmöglich, jetzt weiter zu kommen, da die ganze Gasse von Arbeiterinnen und Polizeidienern gesperrt war.

Ein ganz junges, lahmes und kränkliches Mädchen mit einem dieser wachsbleichen, ernsten, altklugen Gesichter, welche die frühe Bekanntschaft mit dem Leiden einem gibt, hatte sich indessen der beiden hilflosen kleinen Kinder angenommen. Sie liebkoste sie und sprach ihnen beruhigend zu. Dann nahm sie das Kleinste auf den Arm und trug es fort, das andere führte sie an der Hand. Kathinka betrachtete sie und den Rest der Schaar, welcher sich, eine nach der anderen, mit gebeugten Köpfen und erschreckten Mienen vorbeischlichen, wie ein Haufe zum Tode Verurtheilter. Der unerwartete Eingriff der Polizei hatte das letzte bischen Muth, was noch vorhanden war, geknickt. Nun waren Alle fort, nur das lahme Mädchen, welches sich der Kinder angenommen hatte, stand noch mit einer Haltung da, welche ihre große Rathlosigkeit verrieth. Kathinka athmete erleichtert auf. Sie hatte das Gefühl, einer großen Gefahr entschlüpft zu sein. Wie wunderlich, daß Alles so ruhig verlief! Warum schlug der berechtigte Zorn der Frauen nicht in lichter Lohe empor und verzehrte sie? Sie erinnerte sich der Art und Weise, in welcher die Frauen sie im Vorübergehen angesehen hatten. Es war nicht Zorn in diesen müden Blicken, sondern nur Kummer, Stumpfheit und flüchtige Neugier. Ja, eine Einzelne hatte sie mitleidig angesehen — Mitleid mit ihr, der reichen Fabrikantentochter, der Ursache ihres Unglücks — und die Augen einer Anderen hatten in wildem unversöhnlichen Haß emporgeflammt. Die ganze Empörung der Arbeit gegen die Tyrannei des Besitzes lag in diesem tödtlichen Blick. Es war ein großes schwedisches Frauenzimmer mit einer Haltung wie ein Mann und das struppige, graugemischte Haar unter der Kapuze kurz abgeschnitten. Ihre Augen hatten deutlicher gesprochen als Worte: „Welches Recht hast Du, meine Schöne, dort oben in der Equipage zu sitzen, mit zwei Vollblutpferden davor, geputzt und gesättigt, in Atlas und Pelzwerk gekleidet, auf weichen Seidenpolstern ruhend, während wir hier unten im Schnee und Schmutz, zerlumpt und hungrig dahinwandern? Nun fährst Du nach Hause zu einem warmen Salon, einem reichgedeckten Tisch — mich erwartet eine eiskalte, unmöblirte Stube, wo der Hunger zu Hause ist und kränkliche kleine Kinder in den Winkeln herumliegen und nach Essen schreien. Kannst Du mir mein Verbrechen nennen? Nein! das kannst Du nicht! Warum ist denn unser Schicksal so ungleich? Ich arbeite wenigstens, diese Hände sind krumm geworden und zerrissen von Arbeit und Plage. Aber Du lebst in sündigem, vornehmem Müssiggang. Diese weißen Händchen verstehen nur einen neuen Roman zu durchblättern oder über die Tasten des Pianos hinzugleiten."

Dieses Warum verfolgte Kathinka. Es hatte sie schon lange im Stillen geplagt, ehe der Anblick dieser alten schwedischen Arbeiterin die Frage von Neuem anregte. Ja, warum saß sie, Kathinka Müller, mitten in all' diesem Wohlstand, diesem Luxus, während es Mitmenschen gab, Tausende von ihren Schwestern, welche die bitterste Noth litten, weder Nahrung noch Heizmaterial hatten? Alles war so verkehrt. Sie verstand die Gesellschaftseinrichtung nicht. Ihr kleiner Kopf faßte nicht viele Gedanken und hatte sich vergebens mit den sozialistischen Problemen abgeplagt, die sie in den Büchern fand, aber dafür war ihre Gesinnung groß und echt. Nein, sie begriff das Alles nicht, aber gleich einer fernen Erinnerung, mit weichem und hoheitsvollem Klang, tönte aus den Religionsstunden ihrer Schulzeit ein Wort zu ihr hinüber: „Theilet mit einander!" War es nicht der Erlöser, der liebevollste und größte Mensch, welcher jemals gelebt hatte, der einmal diese Worte aussprach? „Theilet mit einander!"

Das ererbte Vermögen ihres Vaters war nur unbedeutend gewesen. Er hatte sich selbst zu dem hervorragenden Platz emporgeschwungen, den er nun in der Gesellschaft einnahm. Ob es wahr war, was die Leute sagten, daß ihre flotte Lebensweise, ihre Diners, ihre Bälle, ihre Badereisen, ihr Silberzeug, ihre Juwelen — daß dies Alles mit dem „Schweiß, dem Blut und den Thränen" dieser armen Arbeiter erkauft war. Ja, so stand es wenigstens in dem sozialistischen Blatt. Wie Vampyre saßen sie und saugten Kraft und Leben aus den Arbeitern, um sie gleich werthlosem Gut bei Seite zu werfen, wenn sie alt und abgenutzt waren und nichts mehr leisten konnten. Wenn ihre Mutter einen recht glänzenden Ball gegeben hatte, setzte der Vater gleichzeitig den Arbeitslohn um ein paar Oere herab. Die armen Arbeitsthiere mußten das Fest bezahlen.

Das lahme Mädchen mit den Kindern hatte sich indessen dem Wagen genähert, nachdem sie sich erst furchtsam vergewissert hatte, daß kein Polizist mehr in der Nähe sei. Sie streckte die Hand aus, flüsterte einige Worte, indem eine tiefe Röthe über ihr wachsbleiches Gesicht hinglitt und sie mit ihrem Blick auf die kleinen Hülflosen hinzeigte, deren Mutter nun in Haft saß. Kathinka begriff, daß sie um ein Almosen bat. Sie erröthete gerade so tief wie die Bittende und nahm ihr Portemonnaie vor. Leider war nur einiges Kleingeld darin. Schnell bekam sie eine Idee. Sie zog das funkelnde Armband von ihrem Handgelenk herab, und legte es mit stillem, liebevollem Druck in die Hand des lahmen Mädchens — doch kostbarer als der Diamant, der es schmückte, war die Thräne, welche in diesem Augenblick über die Wange der jungen Dame hinablief und die Hand ihrer armen Schwester benetzte.

— — Der Strike zog sich in die Länge — und der Frühling wollte gar nicht kommen. Der Schnee lag noch in den Gassen, die eisig kalte Luft biß Einem in die Ohren, wenn man draußen beschäftigt war. Das Elend unter den Strikenden war groß, die Unterstützung von Gesinnungsgenossen und der Redaction eines einzelnen sozialistischen Blattes nach und nach ausgeblieben. Dennoch hielten die Arbeiterinnen treu zusammen, keine von ihnen wollte die Erste sein, welche von einem Vergleich auf Grund unwürdiger Bedingungen sprach. Einige waren ernstlich krank geworden und in's Hospital gebracht, eine ältere schwächliche Frau aus Mangel gestorben, die Meisten hatten ihr ärmliches Hausgeräth, Möbel und Bettzeug, versetzt, um nicht vor Hunger zu sterben. Die kleinen, armen Kinder litten natürlich am meisten — es war ein Jammer, sie anzusehen. Kathinka war genau in den Gang des Strikes eingeweiht, jeden Tag hatte sie auf ihrem Weg zur Musiklehrerin in einem Kiosk das sozialistische Blatt gekauft, in welchem der Strike zur Zeit das Hauptthema bildete.

— — Wieder war bei dem Großhändler Diner, großes Diner zu Ehren eines reichen Geschäftsfreundes aus Stockholm, welcher sich auf der Durchreise nach Deutschland in der Stadt aufhielt. Der Großhändler war bei ungewöhnlich gutem Humor. Zu seinem Glück, den Freund wiederzusehen, kam das frohe Bewußtsein, daß die Kräfte der Strikenden bald zu Ende waren und daß sie genöthigt sein würden, sich auf Gnade und Ungnade an einem der nächsten Tage zu ergeben. Die Gerichte waren auserlesener als gewöhnlich — der Stockholmer war als Gourmand bekannt — und der Wein floß in Strömen. Beim Champagner brachte der fremde Gast ein Hoch auf den Wirth aus. Er sprach warm und hübsch, wie man es thut, wenn man Kapaunen mit Trüffeln gegessen und Totayer

Digitized by Google

getrunken hat, der seine zwanzig Jahre im Keller gelegen. Er erinnerte an die Verdienste des Großhändlers um den Aufschwung des Fabriklebens in der Stadt, an sein gutes, hilfreiches Verhalten gegenüber seinen Untergebenen, welchen er mehr ein Bruder als ein Herr wäre, und forderte schließlich die Gesellschaft mit bewegter Stimme auf, ein Glas auf den alten, getreuen Ehrenmann, Großhändler Müller, zu leeren.

Aber in demselben Augenblick, als Alle sich mit dem Glas in der Hand erhoben, die Stühle gerückt wurden und die Gläser an einander klangen, war Eine in der Gesellschaft, die sich still erhob und aus dem Zimmer hinauseilte, um ihr plötzliches, schamvolles Weinen zu verbergen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Einsame Menschen." Drama in fünf Acten von Gerhart Hauptmann. (Verein Freie Bühne.) — „Der selige Toupinel." Schwank in drei Acten von Alexandre Bisson. (Residenz-Theater.) — „Französische und deutsche Possen im Wallner-Theater."

Der kleinrussische Dichter W. M. Garschin hat eine Novelle geschrieben, die den irreführenden Titel „Zwei Künstler" trägt. Sie sollte eigentlich heißen: „Der Künstler"; denn Rjäbinin, der durch den Anblick menschlichen Elends aus seiner niemals künstlerisch geliebten Kunst herausgescheucht wird, steht zur Malerei in dem gleichen Verhältniß wie der Tolstoi der letzten Periode zur Poesie. Offenbar ist der moskowitische Dichter dem südrussischen Nervenpoeten Vorbild gewesen, ein zu altruistischem Mitleiden erweckter Edelmann dem Anderen. Djedow, der Künstler aus Garschin's Novelle, war früher Ingenieur und ist nun Maler; er lebt nur in und für seinen Beruf, den er ohne jede utilitarische Nebenabsicht inbrünstig liebt; Rjäbinin hat wohl auch Künstlerblut in den Adern, aber ihm ist die Malerei nur Mittel zum Zweck, zu einem moralischen, einem sozialreformatorischen Zweck. Er malt einen Arbeiter aus der Schaar der Glucharj, der Täubchen, wie sie das russische Wortspiel nennt. Das sind die Unseligen, die mit der eigenen Brust, in einem schmalen Dampfkessel zusammengeknäult, die dröhnenden Hammerschläge der Kesselvernieter auffangen müssen und die in der Regel nach wenigen Jahren taub werden. Solch' ein Täubchen malt Rjäbinin, nachdem er selbst in den Kessel gekrochen und von dem schrecklichen Schauspiel ergriffen worden war; es ist sein letztes Bild. Vor ihm ruft der Maler aus: „Aus Deinem engen, düsteren Dampfkessel habe ich Dich hervorgeholt, um durch Deinen Anblick die nüchterne, glatte, verächtlich dahinlebende Menge aufzuschrecken ... Triff sie in's Herz, raube ihr den Schlaf und behagliche Rast, tritt hin vor sie wie ein fahles Gespenst!" Aber diese Wirkung genügt dem Künstler nicht: er schleudert den Pinsel von sich, er entsagt der glänzend vor seinem Hoffen sich dehnenden Zukunftsaussicht und wird Volkslehrer, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Vor solchem Radicalismus erscheint selbst der greise Tolstoi mit seiner sozialen Moralpoesie als ein „Compromißmensch."

Aus dieser Novelle des Garschin wird in dem an Citaten auch sonst noch reichen Drama „Einsame Menschen" von Gerhart Hauptmann vorgelesen. Es will mir scheinen, als sei mehr noch als Rjäbinin der kleinrussische Poet selbst der Anreger gewesen, neben den Unvermeidlichen natürlich, neben Ibsen und seiner Erfüllung: Nietzsche. Wsewolod Michailowitsch Garschin ist einer der interessantesten Vertreter der neuesten russischen Dichtergeneration; in ihm ist der altruistische Gedanke, den schon die Männer der vierziger Jahre, die Tolstoi, Dostojewsky und vor ihnen der große Gogol, genährt hatten, so mächtig geworden und so brennend, daß sein Temperament, das Temperament eines nervösen, übertrieben empfindsamen und verzärtelten Modernen aus jenem Uebergangsgeschlecht, das sich selbst verloren gibt, ihn nicht zu tragen vermochte. Eine schwere Geisteserkrankung warf den jungen Garschin nieder; dabei blieb er ein hellsichtiger Seelenerkenner und ein echter Poet, der ein Meisterwerk wie „die rothe Mohnblume" schaffen konnte; aber die Lebensangst, die krankhafte Ueberfeinerung seiner wehleidigen, vom Menschheitsjammer schmerzlich durchzuckten Natur trieb den Dreiunddreißigjährigen zum Selbstmord. Am 10. März 1888 stürzte er sich aus seiner im vierten Stock gelegenen Wohnung in den Treppenflur hinab.

Von ihm und von Johannes Rosmer, dessen Vornamen er trägt, stammt Johannes Vockerat ab, der „einsame Mensch" in Gerhart Hauptmann's neuem Drama. Wie Garschin war er ein frühzeitig reich entwickeltes „Wunderkind", wie Rosmer sollte er Theologe sein. Doch nicht wie dem russischen Dichter stand eine starke Frauennatur ihm mütterlich zur Seite; erst spät, zu spät erst, sollte der „glücklich" Verheirathete sie finden, wie Rosmer sie zu spät fand. Johannes hat sich aus den engen Banden der Theologie befreit; aus dem Pastoreneinfluß, der im Elternhause unumschränkt herrschte und der auf den begabten und beredten Jüngling stolze Hoffnung setzte, hat er sich in die reinere, aber in ihrer Klarheit auch kühlere Sphäre moderner Weltanschauung hinübergerettet. Darwin ist ihm Führer, Häckel ist ihm Lehrer und Freund geworden. Der Convertit der Naturwissenschaft gerieth in einen Freundeskreis, den man sich denken mag wie — nach der Beschreibung von Georg Brandes — die Tafelrunde des jungen Max Klinger: „Lauter eifrige Nihilisten, Sozialisten, Materialisten, Atheisten, Naturalisten, Egoisten. Sie docirten einstimmig Ansichten, die für die Gesellschaftsordnung und den Frieden des Nächsten höchst gefährlich waren. Jeden, der behauptete, daß er selbst, oder überhaupt Jemand, sich von einem anderen Motiv, als dem ungeschminktesten Egoismus leiten lasse, verachteten sie als einen Heuchler." Nur einen aus diesem Kreise lernen wir kennen, den grünen Maler Braun, einen Rjäbinin, der sich aber mit platonischer Menschenverachtung begnügt, und sich übrigens ganz wohl auf dieser besten aller vorhandenen Welten fühlt; ein träger, gutmüthig-rücksichtsloser Cyniker, der an nichts glaubt, nicht einmal an seine Kunst, sich aber dabei recht gut in die böse Zeit zu schicken weiß. Johannes mit seinem wehleidigen Empfinden und seinem zärtlichen Nervensystem ist dem robusten Freunde ein Räthsel; wie Rosmer von seinen radicalen Bundesgenossen als ein Judas und ein heimlicher Verräther an der guten Sache behandelt wurde, so nennt Braun seinen Johannes einen schwächlichen Compromißmenschen. Braun kann, wie Ibsen's Zweckmäßigkeitspolitiker Peter Mortensgaard, das Leben ohne Ideale leben; „er vollbringt Alles, was er will, denn er will nie mehr als er kann." Johannes dagegen will immer mehr als er kann. In kleinbürgerlich frömmelnder Verhätschelung ist sein Wille zermorscht worden; in seinem Beruf als gelehrter Forscher kommt er nicht recht vorwärts; die Freunde, zu denen sein empfindliches, bei jeder leisesten Berührung jäh verletztes Wesen nicht stimmen will, mag er doch nicht entbehren; für die Religion, die ihm nichts sagt, hat er doch allerlei zarte Pietätsrücksichten übrig. Er möchte ein einsamer Mensch sein und nimmt ein unbedeutend liebenswürdiges Weib; er bekennt frank und frei seinen Atheismus und läßt, den Eltern, der Frau zu Gefallen, sich und sein Kind vom Pfarrer einsegnen; er verbannt sich nach einem abgelegenen Hause, in einen Vorort der Hauptstadt, um seinem Glück nur und seiner Arbeit zu leben, aber er drängt den ihm innerlich fremden Freund, auch dort hinauszuziehen. Unvereinbares will er vereinen, der culturell hoch entwickelte Rücksichtsmensch. Er treibt's im Großen, wie sein Täufling im Kleinen: der trotzt dem Pastor in's Gesicht; als ihn aber das kühle Taufwasser berührt, da flennt er recht erbärmlich. Der ganze Vater.

Im einsamen Landhause am Müggelsee lebt nun Johannes mit Weib und Kind; auch die Eltern sind oft zu Besuch, herzensgute, beschränktpraktische Leute vom schlesischen Lande, die den Sohn gern zum rechten Kirchenglauben zurückführen möchten. Ihr wohlmeinender Bekehrungseifer fällt ihm auf die Nerven und in dem ganzen intimen Kreise findet er Niemand, dessen Anschauung über die enge Nützlichkeitserwägung hinausreichte. Das unendlich Kleine und Kleinliche lastet auf dem kränklichen Manne. Nirgend eine große Empfindung, nirgend ein kräftiges Wollen, nirgend die Achtung vor dem Geist und seinem Schaffen. Einer versalzenen Suppe, einer verlorenen Majonnaise wegen regt sich das ganze Haus auf und ein armseliges Bienchen stiftet Unruhe und Angst. Wenn aber Johannes, dessen Menschenliebe diesen Lappalien gegenüber ihr schönes Gleichmaß bewahrt, in einer Gedankenkette, einer freien Empfindung durch häusliche Misere gestört, heftig aufbraust, dann behandelt man ihn wie einen Geisteskranken, unerträglich schonungsvoll. Wie fürchterlich ist ihm dieses allseitige Rücksichtnehmen, ihm, der selbst unter der eigenen Willensunfreiheit und Rücksichtträgerei so schwer zu leiden hat!

Da dringt ein neues Element in das Idyll. Ein recht abenteuerliches Ungefähr weht ein starkes, ein sittlich und geistig freies Mädchen in's einsame Landhaus. Anna Mahr ist eine Studentin, eine Emanzipirte, nicht eine von der kurzhaarig-nihilistischen Art, sondern ein kernhaft kräftiges Adelsgeschöpf. Wie Rebekka West fühlt sie den Drang, „mit dabei zu sein in der neuen Zeit, die anbrach, mit zu sein in all den neuen Gedanken". Und wie jene Rebekka den schwachen Rosmer mühelos unterjocht, so gewinnt alsbald auch Anna entscheidenden Einfluß auf Johannes. Endlich hat er die Genossin gefunden, zu der er sprechen kann wie zu sich selbst in stillster Stunde, die ihn versteht in seinem Streben und in seiner Schwäche, die ihn mit weichem Finger lind und doch nicht aufdringlich schonend, wie ein Krankenwärter leitet. Den Schmetterling hat, ein gar nicht munterer Schmetterling mit einem Todtenkopf, seine Libelle gefunden und in jauchzender Luft richten sie die gemeinsame Flugbahn himmelan.

Aber die Flügel sind schwach. Das reine und schöne Verhältniß dieses Mannes zu dieser Frau, ein leidenschaftloses Verhältniß, in dem die geistige Vertraulichkeit der glücklichsten Ehe ohne deren äußerliche Vertraulichkeit zu finden ist, ein Verhältniß, in welchem nur die Gedanken, nicht die Glieder sich umklammern, welches Liebe von einer höheren, entkörperten, beinahe seraphischen Art ist, dieses Verhältniß kann der Durchschnittsschlag nicht fassen, nicht begreifen. Die junge Frau Käthe sieht den Gatten mehr und mehr sich entgleiten, und obwohl sie fühlt, daß seine zärtliche Anhänglichkeit noch die alte ist, vermag sie nicht selbstlos ihm sein neues Glück zu gönnen; mit der ganzen Grausamkeit selbstsüchtiger Liebe stellt sie Johannes vor die bange Wahl: Sie oder ich! Und die Eltern, der Freund, alle hängen mit flehender Bitte sich an den wunden Mann. Der rast und schreit und weint; er kann nicht leben mit einer Leiche auf dem Rücken, er kann nicht mit brutalem Entschluß sich lösen von den lastenden Ketten. Und auch Anna hat nichts von jener glückheischenden Rücksichtslosigkeit, mit der Rebekka einst in Rosmer's Haus trat; auch sie wagt nicht, von altruistischer Mitleidigkeit sich frei zu machen und der höheren, lebensfähigeren Art die niedere, schwächere bestienmuthig zu opfern. So scheiden, nach hartem Kampf, die einsamen Menschen von einander: Anna wird versuchen, in Einsamkeit zu beharren; Johannes, der wählen muß, wo er nicht wählen kann, sucht freiwilligen Tod im nahen See. Im Grunde ist es derselbe Abschluß desselben Konflikts wie in Rosmersholm; und genau wie jenes Drama schließt auch dieses — rein äußerlich — mit den Hülferufen der Zurückbleibenden.

Es widerspricht meinen Neigungen, nach flüchtiger Bekanntschaft eine Dichtung von ungewöhnlicher Bedeutung zu beurtheilen. Das Drama „Einsame Menschen" wird binnen Kurzem in Buchform erscheinen, es wird im „Deutschen Theater" aufgeführt werden, und dann wird mir vergönnt sein, es aus der Nähe zu betrachten. Für heute lag mir nur daran,

Digitized by Google

das Thema herauszuschälen, soweit das unter dem frischen Eindruck der Aufführung im Verein „Freie Bühne" möglich ist. Ein reiferes, ein freier und gerechter empfundenes Werk hat die „neue Richtung" in Deutschland bisher nicht hervorgebracht; und muß man schon über die Fruchtbarkeit staunen, die dem jungen Herrn Hauptmann in anderthalb Jahren drei ernsthafte Dichtungen entstehen ließ, so erregt das rasche Fortschreiten des noch nicht Dreißigjährigen froh erwartende Bewunderung. Hauptmann begann, in blind verrannter Einseitigkeit, als carikirender Nachahmer Tolstoi's und Ibsen's; er nahm — im „Friedensfest" — die Anregungen der Herren Holz und Schlaf, ihre wiederum bis zur Caricatur wirklichkeitsgetreue Sprache auf und ihr neues Motiv: die tragischen Gefahren des engen Beieinanderlebens; jetzt steht er im schwersten Entscheidungskampf um die Befreiung von den großen und kleinen Mustern und Meistern. Noch drückt das Dunkel von Rosmersholm sein junges Haupt, und was Ibsen die Enge der Heimath bot, sucht er künstlich sich zu konstruiren: den niederen Horizont; nicht umsonst führte er zweimal uns in abgelegene Häuser, nach Erkner und Friedrichshagen; der Müggelsee soll den Fjord ersetzen, der Schützenhügel bei Erkner den alten, einsamen Herrensitz der Rosmer. Beobachtung, Stimmung und Duft: die ganze Kunst des Novellisten steht auf reifer Meisterhöhe; aber den Beweis für seinen Beruf zum großen Dramatiker hat auch diesmal Hauptmann noch nicht erbracht. Seine Dichtung ist schlecht gebaut; in zwei langen und gewiß auch feinen Acten wird umständlich exponirt, erst im dritten Act beginnt mühselig die Handlung. Ibsen hätte vermuthlich erst hier begonnen und in seinen berühmten retrospectiven Durchblicken wäre das Vergangene mählich lebendig geworden. Die dramatischen Schwächen der „einsamen Menschen": die mangelhafte Veräußerlichung des Problems, die Unhaltbarkeit gewisser Motive, der besonders gegen Ende schleppende Gang, die fein und langsam strichelnde Charakteristik: Alles dies und noch mehr wird später zu betrachten sein.

An dichterischer Bedeutung steht das Drama den besten deutschen Theaterstücken der letzten Jahre, der „Ehre", dem „verlorenen Paradies", unendlich voran; an Bühnenwirksamkeit kann es nur in den ersten Acten mit ihnen sich messen; und, merkwürdig genug: gerade diese ersten Acte sind doch wiederum rein episch oder meinetwegen auch lyrisch; sie schildern Zustände und Empfindungen, Gefühle subtilster Art. Hauptmann vereinigt die Kunst eines bedeutenden Novellisten mit der Sprache eines echten Dramatikers. Jedenfalls besitzen wir in ihm ein großes, ein eigen geartetes Talent und in der Freude darüber würde ich gewiß nicht mit dem Eingeständniß zögern, daß ich seinem ersten Drama „Vor Sonnenaufgang" Unrecht gethan habe. Leider kann ich von meinem Urtheil über dieses starke, aber rohe und äußerliche Werk nichts zurücknehmen und nur das mache ich heute mir zum Vorwurf, daß ich nicht damals schon — an der besten Gestalt des verlotterten Ingenieurs — die ungewöhnliche Begabung des Autors für die Aufhellung complicirter Charaktere erkannt habe. Im Uebrigen hat die rasche Entwickelung des Dichters denen Recht gegeben, die, ohne sich von dem Skandaliren wild gewordener Philister und apostolisch begeisterter Streber beirren zu lassen, Herrn Hauptmann vor einer falschen Wegrichtung zu warnen sich vermessen. Es wäre leicht nachzuweisen, wie weit entfernt der Dichter der „einsamen Menschen" von dem phrasenhaften Kraftgenießthum des Sonnenaufgangs ist.

Und doch leiten deutlich erkennbare Fäden vom einen zum anderen Drama. Alfred Loth war der brutale Patron, der eigenem Wohlbehagen das Glück geliebter Menschen zu opfern vermochte; seinen Standpunkt vertritt im neuen Werk die episodisch, aber nicht zwecklos eingeführte Arbeiterfrau, die ihren Trunkenbold von Mann zu allen Teufeln jagt, um mit ihren fünf Rangen bequemer durch die Welt zu kommen. Johannes aber und Anna haben kein Aederchen mehr von dieser heroischen Brutalität: die Frau hat den Muth und vielleicht die Kraft, auf das Glück zu verzichten; dem Mann fehlt dieser Muth und diese höchste Willensstärke und da er doch zu sensibel und zu nervös, zu empfindlich und zu einsam ist, um wie Braun oder der alte Pastor sich acclimatisiren zu können in innerlich fremden Verhältnissen, so stirbt er, wie Garschin, wie Rosmer starb. Hinzugefügt muß werden, daß dieser Abschluß nicht von bezwingender Nothwendigkeit dictirt erscheint, und das ungleich Wichtigere, daß nicht in seiner ganzen Tiefe das Problem erfaßt ist. Dadurch konnte der freilich immer noch hinreichend thörichte Irrthum entstehen, der Dichter habe ein nazarenisches Entsagungsideal predigen wollen, nach dem Muster der Kreutzersonate etwa. Im Gegentheil habe ich Hauptmann, der nur gerechter und objectiver geworden ist, stark in dem Verdacht, er habe sich in das Nietzsche'sche Ideal des brutal heroischen Uebermenschen verliebt und sein Herz sei nicht bei Johannes Vockerat, der im letzten Grunde ja doch nicht einmal ernstlich aus seinem Kinderstubenidyll sich hinaussehnt. Hauptmann, so scheint mir, glaubt noch oder schon? — an den Uebermenschen. Der Kern des Problems aber steckt in der inneren Unmöglichkeit einer Vereinigung zwischen Anna und Johannes: nicht äußere Convention, nicht das Drängen einer kleinlichen Gesellschaft trennt sie, wie uns das Drama überreden möchte; sie sind eben moderne Menschen, Menschen, die folgerichtig denken und vorausblicken. Für das rohe und kraftvolle Glücksstreben früherer Culturepochen sind wir insgesammt zu fein und zärtlich organisirt. Das will bezahlt sein. „So macht Bewußtsein (conscience) Feige aus uns Allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt, und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen." Das sagt Hamlet, der ein erstaunlich moderner Mensch und einer von des Johannes Vockerat Ahnen war.

Gespielt wurde, mit zwei schlimmen Ausnahmen, vortrefflich. Fräulein Frauendorfer gab die Anna in süßlich affektirtem Gouvernantenstil und Herr Merten verdarb den braven Vater durch komödiantische Trottelmanier. Dagegen schuf die von Berliner Bühnen verbannte Meisterin Marie Meyer als Mutter Vockerat eine bescheiden glänzende Gestalt von unvergeßlich beschränktem Reiz und Reicher setzte für Johannes seine durch keine flügelnde Künstelei verdorbene Genialität ein; nach und nach fangen auch die Widerstrebenden an, ihn als unseren größten und stärksten Menschendarsteller zu erkennen. Das Zusammenspiel lobte den Regisseur Hachmann.

Am voraufgegangenen Abend hatte das Residenztheater für eigene Rechnung einen großen Erfolg erstritten. Man gab den „seligen Toupinel", den Schwank des glücklichen Bonivard-Ersinners Alexandre Bisson. Genau nach dem Muster seines ersten Erfolgstückes hat Herr Bisson das zweite auferbaut; er ist der Schöpfer und zugleich der Vollender des mathematischen Vaudeville. Es ist ein aparter Genuß, ihm zuzusehen, wie er mit seinen Ziffern operirt, trotz dem geschicktesten Rechenmeister. Er nimmt: A. den seligen Toupinel, B. und C. die beiden Wittwen, die echte und die unechte, D. und E. die beiden zweiten Ehemänner der Damen Toupinel. Nun entspinnt sich das folgende Exempel: Angenommen, der selige Toupinel hatte zwei Frauen, die legitime in Paris, die geliebte in Toulouse, und vorausgesetzt, beide Frauen hätten sich wieder verheirathet, wie lange kann man durch einen Freund, der das galante Vorleben der illegitimen veuve Toupinel kennt, die Verwirrungen und Mißverständnisse ausdehnen? Daß es für drei Acte nicht ausreicht, hat der schlaue Mathematiker bald eingesehen, darum schob er die breite Episode des vom „chinesischen Klaps" befallenen Dragonercapitäns ein und umgab sie mit einer beinahe phantastischen Circuskomik, die das Publikum zu einem wahren Lachgeheul veranlaßte. Technisch ist der Schwank ein Meisterstück, aber seine kalte Tollheit ist nicht nach meinem Geschmack. Das Publikum war anderer Meinung und bereitete dem Stück einen stürmischen Heiterkeitsempfang. Die gewiß vortreffliche Darstellung durch Fräulein Bertens und Herrn Pansa — für Pagay mußte von Rechtswegen Reicher oder der junge Herr Reusch einstehen — hätte noch rücksichtsloser carikiren dürfen, wie es im Pariser Vaudeville Mlle. Magnier und M. Jolly gethan haben sollen. Der selige Toupinel verlangt dringend nach dem Wallner-Theater, aber es ist dem Director Lautenburg, der den Schwank brillant inscenirt hatte, nicht zu verargen, wenn er sich die nicht mehr allzu häufigen Treffer der französischen Possenlieferanten zu sichern sucht. Denn diese Treffer werden rarer und das Publikum ist des Gezötels langsam müde geworden. Herr Blumenthal hat ganz Recht, wenn er es der Abwechselung halber einmal mit Pinero, dem englischen Valabrègue, versucht.

Da ist vor einigen Wochen die Posse „Papa" von Vanloo und Leterrier im „Wallner-Theater" gegeben worden; früher hätte diese mitunter recht drollige Hetzjagd nach dem abhanden gekommenen Liebespfand vielleicht auf ein paar Dutzend Abende dem Heiterkeitsbedürfniß genügt; jetzt verschwand sie nach wenigen Tagen. Und als gleich darauf der Herren Hennequin und Millaud's Vaudeville „Lili" erschien, da zischten weihnachtlich hochgestimmte Biedermänner wüthend in den ehebrecherischen Ulk hinein, als wär's ein Stück von einem großen Dichter. Der Geschmack an der französischen Posse ist für den Augenblick im Abnehmen; nur den gelungensten Exemplaren lacht noch der Erfolg; seit man die Eindeutigkeiten in jedem Leihbibliothekroman haben kann, wollen die Zweideutigkeiten allein nicht mehr recht ziehen; und zugleich sterben, wie es immer geschieht, wenn der Theatergeschmack eine Achsendrehung macht, auch die Schauspieler für dieses Genre aus. Wie fein, wie graziös und verteufelt pikant war Marie Geistinger als Lili! Wie sie als vieille bigotte noch einmal die Trompete blasen wollte, das war zum Entzücken gar; Fräulein Augustin, die Lili von gestern, ist eine stimmbegabte Operettenroutiniere mit deutlich erkennbarer Brett'lvergangenheit; ihr Spiel schmeckt nach dem Wäschermädelball, von der Champagnerlaune der Geistinger war keine Spur.

Herr Felix Schweighofer, der in beiden Stücken sein Gastspiel fortsetzte, war in „Papa" ungenießbar, weil er eine flotte Possengestalt in eine seiner Raritätencabinetfiguren verwandelte. In der oft witzigen, manchmal geistreichen „Lili" drängte sich sein anspruchsvolles Virtuosenthum protzig in den Vordergrund; aber sein Vicomte de Sainte-Hypothèse — welch' reizender Name für eine Mumie, deren Verjüngungsprozeß jeder Voraussetzung spottet! — war doch eine erstaunlich kecke Caricatur. Zu rechter Freude gelangt man freilich nie bei diesem künstlichen Künstler; immer hat man das Gefühl: Muß das schwer sein, was der Grimassen schneidende und sich abhaspelnde Mann da oben macht! Behaglicher Possenstimmung ist diese Empfindung nicht günstig und die ausgezeichneten Komiker des „Wallner-Theaters" mußten sich kräftig in's Zeug legen, um mindestens neben dem nuancenreichen Solospiel des Gastes etwas wie ein Ensemble herzustellen. Da die Mitglieder in diesem Winter auf zwei Bühnen vertheilt sind, konnte dieses Bemühen nicht immer glücken.

Herr Schweighofer hat dem „Wallner-Theater" kein Glück gebracht und ohne Bedauern sahen wir ihn scheiden. Dieses Theater leidet wieder, wie im vorigen Jahre, an schweren Novitätennöthen und zu allem Unglück ist nun auch noch die geniale Anna Schramm schwer erkrankt. Hoffentlich ist die in ihrer Komik ernste Künstlerin ihrem Beruf unverloren; und wenn dann Herr Director Hasemann die unglückselige Zweitheilung seines Personals aufgibt, dann sollte er auch auf überflüssige Gastspielexperimente verzichten. In dem nicht ungeschickt und mitunter effectvoll nach alten Mustern fabricirten Volksstück „Talmi" von M. Schlesinger und L. Herrmann haben die altbewährten Komiker Meißner und Guthery, besonders durch gelungene Localwitze und endlich einmal wieder politisirende Couplets, der Apathie der Hörerschaft auch wieder etwas wie einen Erfolg abgetrotzt. Selbst Fräulein Augustin war hier mit besserem Glück bemüht, weitere Fortschritte in der Entwienerung zu machen. Das „Wallner-Theater" verdient wohlwollende Förderung: es ist als Schwankbühne unersetzlich und das helle Lachen möchten wir doch nicht verlernen, selbst auf die Gefahr hin, nicht mehr für tief de Seele zu gelten. M. H.

Digitized by Google

Inserate.

Gesang-Schule

von

Adolf Schulze,

Concertsänger und Gesanglehrer.

S.W. Großbeerenstr. 29, III.

Ausbildung für Oper und Concert.

Sprechzeit: Mittwoch und Sonnabend von 12—2 Uhr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das

Mysterium Magnum

des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 *M.*

Inhalt: Einleitung. — Die religiöse Lösung des Daseinsproblems und deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit. — Die philosophischen Lösungsversuche. — Erkenntniß des Absoluten und absolute Erkenntniß. — Die göttliche Persönlichkeit. — Zur Theodicee.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 100 Mark.**

Goethe, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 1889, 10 Bde., hochelegant in Leinen mit Schatulle statt 45 Mark **nur 25 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 23 Mark **nur 12 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Anzengruber's

Dorfromane.

I. Der Schandfleck.

Geh. 3 *M* 50 *Pf.* Fein geb. 4 *M.*

II. Der Sternsteinhof.

Geh. 3 *M* 50 *Pf.* Fein geb. 4 *M.*

Anzengruber's Dorfromane, die beiden grössten Werke des heimgegangenen Dichters, sind einzeln nur in dieser unserer Originalausgabe verkäuflich.

Soeben erscheint:

Hermann Heiberg: Ein Mann. Roman in 8°. Eleg. broch. M. 6,—, fein geb. M. 7,—.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** erschien:

Handbuch der Ornamentik

von *Franz Sales Meyer.* Dritte Aufl. 1890. 39 Bogen mit 300 Tafeln, gegen 3000 Abbildungen enthaltend. Br. 9 M., geb. 10.50 M.

Kostümkunde.

Die Tracht der europäischen Kulturvölker vom Altertum bis zum 19. Jahrhundert. Von *August v. Heyden.* Mit 222 Abbildungen. Geb. 4 M.

Die Liebhaberkünste,

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* Mit 250 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. 8.50 M.

Der Bucheinband,

seine Technik und seine Geschichte. Von *Paul Adam.* Mit 194 Abbildungen. Br. 3.60 M., geb. 4.50 M.

Waffenkunde.

Handbuch des Waffenwesens in seiner historischen Entwickelung von *Wendelin Boeheim.* Mit 664 Abbildungen. Geb. 15 M.

Grundzüge der Kunstgeschichte.

von *Anf. Springer.* 3. Aufl. I. Altertum. II. Mittelalter (geb. a 1.35 M.) — III. u. IV. Neuzeit (Italien; der Norden, geb. à 1.90 M.) — In 1 Band geb. 6 M.

Die Grundzüge bilden das **Textbuch** zu den

Kunsthistorischen Bilderbogen.

Handausgabe. I. Cyklus geb. 15 M. II. Cyklus (Ergänzungstafeln) geb. 15 M.

Lemcke's Aesthetik

in gemeinfaßlichen Vorträgen. Mit Abbildungen. Sechste Auflage in 2 Bänden. gr. 8°. Geb. 12 M.; in Halbfr. 13.50 M.

= 6. Aufl. = = 1890. =

Verlag von **E. Pierson** in **Dresden** und **Leipzig.**

Wilhelm Arent's poetische Werke.

Kopenhagen — Elsa — Fauststimmungen.

Eine Reihe cyklischer Dichtungen.

Broch. *M* 1.50, in Prachtband *M* 2.50.

Lebensphasen — Phantasus.

Mit Porträt des Autors.

Broch. *M* 5.—, in Prachtband *M* 6.—.

Durchs Kaleidoskop.

Broch. *M* 3.—, in Prachtband *M* 4.—.

Wilh. Arent, Herm. Koniecki, A. von Sommerfeld. Modernes Trio.

Ein realistisches Versbuch.

In illustrirtem Umschlag *M* 2.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Erinnerungen an Italien

in Briefen an die künftige Geliebte

von **Karl von Hase.**

II, 272 S. Mit dem Bildnis von Pauline Härtel. Geh. 4 *M*; fein geb. (Halbfranz) 5 *M* 50 *Pf.*

Die „Ideale und Irrthümer" haben eine willkommene Ergänzung erfahren in der erstmaligen Veröffentlichung der „Briefe an die künftige Geliebte". Bisher als Familienschatz gehütet, werden auch diese „Erinnerungen an Italien" mit ihrer Fülle frischer Beobachtungen und geistvoller Betrachtungen den Verehrern Hase's willkommen sein. Ein Jugendbild der mit diesen Briefen errungenen Braut ist dem Bande beigegeben.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen:

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman

von **Theophil Zolling.**

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Italienisches Leben.

Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern

von

Gustav Floerke.

Oktav. 448 Seiten. Preis geheftet *M* 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 24. Januar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Reform der Amtsgerichte. Die Stundisten in Rußland. Von Ernst Montanus. — **Literatur und Kunst:** Suggestion und Dichtung. Von Carl du Prel. — Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie. Von O. Plümacher. — „Die Verbannten" von Max Haushofer. Besprochen von Otto Ernst. (Schluß.) — **Feuilleton:** Eine Ohrfeige. Von Oscar Linke. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Reform der Amtsgerichte.

Seit Einführung der „Reichsjustizgesetze" sind demnächst 12 Jahre verflossen und — zum ersten Mal seit Jahrhunderten — über das geltende formale Recht gemeinsam vom ganzen deutschen Volk Erfahrungen gesammelt worden, welche anfangen, in gesetzgeberischen Reformgedanken Gestalt zu gewinnen. Die Civil- und Strafprozeßordnungen haben in dem lebendigen Fluß der Entwickelung in erster Linie, neben reicher und im Ganzen wohlverdienter Anerkennung mehr oder minder scharfe Anfechtungen gefunden, die allmählig schon einen erkennbaren Niederschlag von abgeschlossenem Revisionsmaterial zeigen. Das Gerichtsverfassungsgesetz, die innere Structur und die Hierarchie der Justizbehörden haben dagegen bisher nur in Verbindung mit der Frage nach Einführung der Berufung in den Strafkammersachen die tastende Hand einer populären, aber an den leitenden Stellen mit großer Zurückhaltung verfolgten Reformbewegung erfahren, während der ganze Aufbau der Justizorganisation kaum hier und da, und fast nur in den Kreisen der Zunft, einer positiven Kritik unterzogen worden ist.

Das Vorgehen des führenden Einzelstaates, Preußens, in einer scheinbar nebensächlichen, von der Reichscompetenz nicht berührten Frage wird voraussichtlich eine Bewegung in Fluß bringen, an welche die preußische Justizverwaltung zur Zeit schwerlich gedacht hat. Sie betrifft die Organisation der Amtsgerichte, also der nach ihrer Zahl und ihrer praktischen Bedeutung für das tägliche Rechtsleben des Volkes — welches sich nicht in großen Prozessen, überhaupt nicht in der streitigen Gerichtsbarkeit abspielt — wichtigsten Justizbehörden, welche in ihrer internen Formation eine folgenreiche Abänderung erleiden sollen.

Die Amtsgerichte sind nach der Idee des Gerichtsverfassungsgesetzes (§ 22 das.) Justizstellen, welche mit Einzelrichtern besetzt sind und als solche thätig werden, auch wenn sie mit mehreren — wie z. B. das Amtsgericht I in Berlin mit über hundert — Richtern versehen sind. Bisher gab es an diesen Gerichten einen dirigirenden „aufsichtführenden" Richter nur für die Subaltern- und Unterbeamten, nicht für die Richter, deren unmittelbarer Vorgesetzter der Landgerichtspräsident ist.

Dies Verhältniß soll nach der dem Herrenhause zugegangenen Vorlage geändert und an den sogenannten großen, d. h. mit mehr als 10 Richtern besetzten Gerichten ein Richter mit der Dienstaufsicht auch über die an diesem Amtsgericht angestellten Richter betraut werden.

Es ist bei der Wichtigkeit der hier betheiligten Interessen wünschenswerth, daß die anscheinend zu lebhaften Verhandlungen Anlaß gebende Frage eine objective und allseitige Würdigung findet. Das vielfach in richterlichen Kreisen zu Tage tretende Mißtrauen über die ganze Richtung der für die Zukunft unterstellten Entwickelung wäre für die zutreffende Auffassung der Sache und ihre Entscheidung ebenso verhängnißvoll, wie eine vorgefaßte Meinung oder bureaukratische Behandlung derselben an der legislatorisch eingreifenden Stelle.

Der nicht engherzigem Ressortgeist oder alten Velleitäten der absolutistischen preußischen Tradition entflossene, sondern durch die Verhältnisse selbst angeregte Gedanke einer Abänderung in der Stellung des aufsichtführenden Amtsrichters wird nicht zu Ruhe kommen, bis er in der einen oder anderen Gestalt zur Ausführung gelangt. Jeder zugleich mit Sachkunde und mit Unbefangenheit in diese Frage Stehende muß anerkennen, daß ein gewisses Bedürfniß nach einer Reform in der angedeuteten Richtung vorliegt. Dies bezieht sich nicht nur auf die in den bisherigen Erörterungen immer nur genannten großen, mit zehn und mehr Richtern besetzten Amtsgerichte, sondern auch auf alle mit mehr als drei oder vier richterlichen Beamten ausgestatteten Gerichte. Sobald eine Geschäftsvertheilung nach Materien eintritt und damit thatsächlich ein wesentliches Moment des nach seiner ursprünglichen Idee in allen Rechtsangelegenheiten unmittelbar mit der Bevölkerung verhandelnden Einzelrichters aufgegeben wird, sobald mit der vermehrten Arbeitslast und der Vergrößerung des Bureau- und Unterbeamtenpersonals ein umfangreicher Beamtenkörper als „Gericht", nicht mehr der „Richter" functionirt, drängt diese Organisation zu einer concentrirteren Verwaltung, zu einer Gliederung, welche der ständigen und verantwortlichen Controle nicht entbehren kann. Vom rein sachlichen Standpunkt aus erscheint an dieser Stelle ein Director mit Aufsichtsrechten auch über die Richter angemessen und praktisch. Die Landgerichtspräsidenten sind bei ihrer großen Geschäftsüberlastung, in vielen Landestheilen auch wegen der weiten Entfernungen, nicht im Stande, bei der größten Hingebung und Pflichttreue, eine dauernde und eingehende Controle über die Amtsgerichte zu üben. Obwohl es dringend wünschenswerth ist und im Interesse der Rechtspflege, der Rechtsentwickelung und des richterlichen Ansehens liegt, daß die Präsidenten auch Spruchrichter sind und bleiben, macht der Umfang, die Vielseitigkeit und Dringlichkeit ihrer Aufgaben letzteres täglich schwieriger und hat schon in vielen Fällen dahin geführt, daß die Präsidenten nur mehr Verwaltungsgeschäfte erledigen und sich zum Theil lediglich in subalternen Sorgen verzetteln. Andererseits ist die Nothwendigkeit einer fortlaufenden Controle der Amtsgerichte auf der Hand liegend, wenngleich anerkannt werden

Digitized by Google

muß, daß im Allgemeinen an diesen Gerichten auch jetzt mit Fleiß und Promptheit gearbeitet wird und übrigens nach Herrn v. Meyer-Arnswalde's berühmtem Satz es überall im Staat bekanntlich schließlich „auch so geht". Die Worte Residenzpflicht, negative Competenzconflicte und Bureauverwaltung sagen hier dem Kundigen alles Nöthige. Auch das Publikum weiß ziemlich genau, wo der Schuh drückt oder auch nicht drückt.

Gegenüber dem thatsächlichen, von keinem Eingeweihten zu leugnenden Bedürfniß fragt es sich, welche Mittel der Abhülfe zu wählen sind. Daß die Stellung eines Amtsgerichtsdirectors in keiner Weise die auch bei der Vertheilung nach Materien noch wirksame Eigenart des Einzelrichterthums, so weit seine judicirende Thätigkeit in Frage kommt, berührt, ist bei einigem guten Willen leicht einzusehen. Die sogenannten Bagatellcommissare für Civil-, Polizei- und Injuriensachen bei den früheren Kreisgerichten in den „alten" Provinzen mit ihrer richterlich-souveränen Stellung beweisen jene Behauptung vollgültig. So wenig, wie der Justizminister, kann irgend ein ferner oder naher Vorgesetzter dem letzten und jüngsten Amtsrichter oder Assessor in die Rechtsprechung hineinreden.

Allein es bleibt immerhin der Zweifel, ob die Einführung eines unmittelbaren Vorgesetzten an den Amtsgerichten nicht einige der wesentlichsten Vorzüge dieser Organisation schädigt. Bei ihrer Einführung wie allen späteren Debatten ist mit Recht vor Allem Werth darauf gelegt, an diesen Gerichten einen seßhaften, mit den Interessen und den Anschauungen der Bevölkerung vertrauten, mit ihrem Dasein verwachsenden Richterstand zu begründen. Obwohl dieser Gesichtspunkt von der Justizverwaltung unter mancherlei, hier nicht weiter zu erörternden, Einflüssen vielfach durch allzu leicht erreichte Versetzung häufig vernachlässigt worden ist, bleibt er ein maßgebendes Moment für die Beurtheilung und Aufrechterhaltung des ganzen Instituts, wie namentlich auch der Abgeordnete Dr. Windthorst oft hervorgehoben hat. Es unterliegt nun nicht dem geringsten Zweifel, daß nach Einführung des Amtsgerichtsdirectors an diesen, jetzt mit Recht so überaus beliebten, von Manchen für das absolut angenehmste Amt im Staat gehaltenen Stellen eine allgemeine Flucht an die Landgerichte entstehen würde, um der psychisch drückenden, nahen und mißmuthig ertragenen Controle des „Collegen", des bisher Gleichgestellten an dem vormals fast souveränen Localgericht zu entgehen, und letzteres mit dem ohne diese Voraussetzung in mancher Beziehung angenehmeren Landgericht zu vertauschen. Kann auch die Justizverwaltung diesem Drängen mit passivem Widerstand gelassen begegnen, so wird sie doch das Element der Unruhe und chronischen Verstimmung in den ersten und in dem oben bezeichneten Sinne wichtigsten Landesjustizstellen nicht ohne die Sorge anwachsen sehen, daß die segensreiche Wirkung der ganzen Organisation wesentlich beeinträchtigt wird.

Die specifische Eigenart des Einzelrichterthums kann nur bewahrt werden, wenn die freie Stellung desselben nicht geschmälert, sein Ansehen in den Augen der Beamten selbst wie der Bevölkerung nicht herabgedrückt und Alles ferngehalten wird, was zu einem unruhigen Sichweiterschieben und Herausstreben oder zu einem kleinlichen Ehrgeiz drängen muß. Das Amt des Einzelrichters muß so gestaltet sein, daß es als eine würdige Lebensstellung von Dauer betrachtet wird und in dem bescheidenen, aber vielseitigen Wirken in sich befriedigt balancirt. Sobald ein erheblicher Theil der Amtsgerichte, deren Zahl mit dem Wachsen der Bevölkerung und der Amtsstellen fortdauernd zunehmen muß, mit Directoren — mag man diesen Namen wählen oder nicht — besetzt sein wird, kann die Entwickelung eines kleinlichen Streberthums und einer steigenden Reibung innerhalb der bisher friedlich coordinirten Richter nicht ausbleiben. Die schon jetzt bei Mißgriffen in der Wahl der Personen der aufsichtführenden Amtsrichter vorkommenden unerquicklichen Erscheinungen, würden sich voraussichtlich außerordentlich vermehren und nach außen wie nach innen den Gerichten das Schwergewicht homogener Behörden entziehen. Auffallend und ein Verkennen des praktischen Bedürfnisses ist es, daß man nach der erwähnten Vorlage den neuen Aufsichtsbeamten weder höheren Rang als den mit dem Rathscharakter versehenen Amtsrichtern noch einen besonderen Amtstitel geben will, so daß der neuen Stellung keine Bezeichnung entspricht, welche das übergeordnete Verhältniß erkennen läßt und für den amtlichen wie sozialen Verkehr angemessene Formen bieten würde. Der ganze Vorschlag bleibt eine Halbheit, die viel Unruhe, Unzufriedenheit und Tadel finden und dem gegenüber keine durchschlagenden Erfolge erzielen wird. Die Zuständigkeit, Geschäftsvertheilung und Besetzung der Amtsgerichte zeigt eben eine Zwitternatur von Local- und Bezirksgericht und eignet sich daher für eine hierarchische Directorialverfassung wohl in dem Verkehr nach außen, nicht aber nach der inneren Structur der Behörde, welche nach ihrer Idee atomistisch ist.

Es dürfte daher ein anderer Ausweg als die Einführung einer den Richtern an derselben Amtsstelle unmittelbar übergeordneten Instanz sich empfehlen. Man kann dem aufsichtführenden Richter unbedenklich einen höheren Rang (wie ihn die Räthe schon jetzt vor den Richtern besitzen) und ein höheres Gehalt in der Form der Functionszulage gewähren — welch' letztere ganz beiläufig auch genügen würde, um die jetzt nicht allzu sehr gesuchte Stellung etwas begehrenswerther zu machen. Diese Verbesserung würde ausreichen, um gegenüber dem Bureau- und Unterbeamtenpersonal und nach außen den betreffenden Richter mit dem vermißten Prestige zu bekleiden.

Im Uebrigen aber wäre die Verbesserung der höheren Controle für die Amtsgerichte bei den Landgerichten zu suchen. Bei der ohnehin unabweisbaren Vermehrung des Richterpersonals an diesen oft stark überbürdeten Gerichten, wäre speciell und organisch ein Landgerichtsdirector vorzusehen, der den Präsidenten bei der Aufsicht über die Amtsgerichte dauernd zu unterstützen hätte. Als ständiger Delegirter des Präsidenten, nach dessen Anweisung, mit der Controle beauftragt, würde er letzterer eine Intensität und Nachhaltigkeit geben können, welche alle Interessen der Justizverwaltung und zugleich die freie Stellung der Einzelrichter bei ihren Gerichten wahrte. Gleichzeitig wäre mit der Vermehrung und Thätigkeit dieser —, selbstverständlich auch für die landgerichtliche Rechtsprechung großentheils noch verfügbaren — Directoren eine besonders geeignete Vorschule für die Präsidentenstellen der Landgerichte gegeben, welche auch für weitere Zwecke der Justiz- und Staatsverwaltung nutzbar zu machen wäre, während jetzt die Directorstellen notorisch — abgesehen von der rein richterlichen Kammerthätigkeit — einigermaßen todte Punkte in der Justizhierarchie darstellen.

Allein diese Erörterung ist nur die eine Seite der Frage. Sie hat die vorgeschlagene Reform nur isolirt als technisches Problem der zeitigen Justizverwaltung betrachtet. Die ganze Lage ist aber in einem größeren Zusammenhange zu erblicken.

Diese ganze Bewegung regt den zur Zeit sich noch nicht hervorwagenden weitergreifenden Zweifel an, ob mit der deutschen Gerichtsverfassung an ihren erstinstanzlichen Stellen der richtige Griff gemacht worden ist. Die Erwartung, daß man in den Landgerichten im Vergleich zu den früheren, altländischen Kreisgerichten Justizbehörden mit einer wissenschaftlicheren, höheren und freieren Jurisprudenz geschaffen hätte, wird wohl nirgends als erfüllt betrachtet. Andererseits drängt sich mit der unaufhaltsam und vielfach stark steigenden Besetzung der Amtsgerichte immer überzeugender der Gedanke auf, daß man mit dieser atomistischen Personalverschwendung sich reiche Kräfte entgehen läßt, die man mit unendlich leichter Organisation für die collegialische Behandlung der schwierigen, streitigen Materien verwenden könnte. Das, nach Windthorst's, mit Bedauern im letzten Landtage erklärte, Geständniß, nicht deutsche (hannoversche), sondern französische Institut des Amts-(Friedens-)Richters ist nicht das letzte Wort der deutschen Rechtsentwickelung. Für die urdeutsche und erfahrungsmäßig unermeßlich überlegene collegialische Behandlung der Justizsachen erwächst allmählich in den reich erblühenden deutschen Gemeinden mit den Amtsgerichten eine Behördenorganisation, welcher mit innerer Nothwendigkeit dahin führen muß, daß jede ansehnliche Stadt ihr collegialisches Stadtgericht bezw. - wie früher in Preußen und anderen deutschen Staaten — „ihr

Digitized by Google

Stadt- und Landgericht" erhält. Alsdann wird auch der jetzt so feindselig betrachtete und eines übeln Empfanges sichere Amtsgerichtsdirector als ein dann angemessener und unanfechtbarer Gerichtsdirigent ohne Weiteres hingenommen werden.

Für Gerichte mit collegialischer Geschäftsbehandlung ist die Directorialverfassung unentbehrlich und selbstverständlich. Jedes Collegium, jede Kammer hat ihren Vorsitzenden, und die stets aus mehreren Kammern bestehende größere Gerichtsbehörde hat ihren Director oder Präsidenten. Hier entfällt bei der naturgemäßen Organisation, bei der größeren Aufgabe der Oberleitung jedes Bedenken und jede Abneigung seitens des Beamtenthums.

Diese Entwickelung würde überall als nothwendig und sachgemäß empfunden werden. Sie wird durch die von innen drängende Logik der Verhältnisse über kurz oder lang kommen, wenngleich die deutsche Schwerfälligkeit sich nur zögernd an eine durchgreifende Reorganisation heranwagen wird. Thatsächlich wäre der Schritt keineswegs ein außerhalb der bisherigen Entwickelung liegender. Ansätze zu der bezeichneten Bildung sind in verschiedener Form vorhanden. Eine ganze Reihe von Amtsgerichten in großer Entfernung von dem übergeordneten Landgericht hat „detachirte Strafkammern", andere haben Kammern für Handelssachen, alle besitzen Schöffencollegien. Daß in letzteren Fällen die Beisitzer Laien sind, ist für den Kern dieser Frage unerheblich. Das Bild zeigt überall den Zug zur Anerkennung collegialer Spruchbehörden. Es ist nicht der geringste Grund einzusehen, weshalb bei einem mit mehr als drei Richtern besetzten Amtsgericht nach Ausscheidung der Versäumnißsachen und der wirklichen Bagatellsachen die etwa nach dem Gesichtspunkt des § 14 Nr. 3 des Gerichtsverfassungsgesetzes oder § 55 des neuen Gesetzes über die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890 zu bestimmen sein würden — die größeren und großen Prozesse nicht auf Antrag der Parteien oder von Amtswegen unter Zusammentritt von drei Amtsrichtern entschieden werden sollen, nachdem bisher schon dem einzelnen Amtsrichter ohne Rücksicht auf den Werth des Streitgegenstandes die überaus zahlreichen und praktisch wichtigen Fälle des § 23 Nr. 2 des Gerichtsverfassungsgesetzes, sowie als Vorsitzendem der Kammer für Handelssachen die Entscheidung in allen handelsrechtlichen Prozessen übertragen worden ist. Wie drängend in dieser Richtung das Bedürfniß ist, geht aus der schon mehrfach erfolgten, in Vorbereitung begriffenen oder künftig bevorstehenden Bildung neuer Collegial-Landgerichte in unmittelbarer Nähe schon bestehender hervor, ferner aus dem notorisch schon lange im preußischen Justizministerium empfundenen Dilemma zwischen der Entwickelung monströser Land- und Amtsgerichte und einer aus Kostenrücksichten abgewehrten weitgehenden Decentralisirung der Gerichte — letzteres ein in vernünftigen Grenzen gesundes und unabwendbares Ziel, dem ja auch ein neuerlicher Antrag im Herrenhause — in zu weitgehender Weise — Rechnung getragen hat.

So richtig und sachgemäß die Aufhebung der früheren zahlreichen Appellationsgerichte und die Bildung der für große Bezirke — in Preußen für jede Provinz — errichteten Oberlandesgerichte gewesen ist, so wenig zutreffend ist die Formation der jetzigen Landgerichte, für welche willkürliche, weder sachlich noch geographisch begründete Bezirke in meist erheblich zu großem Umfange beliebt worden sind, welche niemals ein innerlich zusammengehöriges Ganze bilden werden. Letzterer Gesichtspunkt ist aber ein mit der deutschen Volksart gegebener Urbegriff und traditionell mit Pietät überall sonst bei der Behördenorganisation — im Gegensatz zu dem unhistorischen Radicalismus und mathematischen Schablonensystem der französischen Revolution — möglichst gewahrt worden, wie die Verwaltung des Innern in Preußen seit jeher gezeigt hat.

Zu dem bewährten System der Decentralisation der Collegialgerichte und beiläufig auch der Rechtsanwaltschaft, welche damit eine gesundere Grundlage erhält, wird die deutsche Entwickelung zurückstreben, wobei natürlich für die kleineren Städte und Landgemeinden der frühere und bisherige Einzelrichter beizubehalten ist. Die hierbei in Betracht kommenden Organisationsfragen (z. B. für die Staatsanwaltschaft, die Schwurgerichte, Kassen- und Rechnungswesen) sind bei ernstem Willen unschwer, großentheils nach früheren, durchaus bewährten Mustern zu lösen. Auch die Kosten würden nicht erheblich größer sein und durch manche Ersparnisse in Folge Localisirung der Rechtspflege — im ganzen Volkshaushalt jedenfalls — einzubringen sein. Ob die auch hier wie überall maßgebende preußische Justizverwaltung schon bald den Muth und die praktische Thatkraft finden wird, unter Rückkehr zu ihrer eigenen Ueberlieferung und zur deutschen Anschauung, jene Reform in Angriff zu nehmen, steht dahin. Die bevorstehenden Landtagsverhandlungen sollten Gelegenheit geben, die ganze Frage in ihrer außerordentlichen Tragweite aufzudecken. Das entschlossene Vorgehen der Reichsregierung, welche in den Verordnungen für die Schutzgebiete zahlreiche sehr praktische Reformen im Justizwesen eingeführt hat, enthält die Aufforderung und den Ansatz zu einer umfassenden Revision der gesammten 1879 in Kraft getretenen Justizgesetze, welche auch die Reform der Amtsgerichte in kühnerer Weise zu ergreifen hat, als der schüchterne Versuch der preußischen Justizverwaltung es mit der Schaffung von dirigirten Amtsgerichten unternimmt. Mit dem Reifen des bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz Deutschland wird sich hoffentlich auch die deutsche Gerichtsordnung wie in der umfassenderen Laienbetheiligung so auch in der Bildung der Spruchgerichte zu der uralten, eigenen, in moderner Gestalt verjüngten Art zurückfinden, welche auf dem Rechtsgebiet für unser Volk, nach einem schönen Worte Ferdinand Lassalle's in seinem System der erworbenen Rechte „die Physiognomie seines Geistes" bildet.

Die Stundisten in Rußland.

Von Ernst Montanus.

Vor Kurzem brachten die Tageszeitungen die Nachricht, daß die russische Secte der Stundisten, die im Süden und Südwesten des Reichs besonders zahlreiche Anhänger besitzt, einen neuen offiziellen Schritt bei den Behörden gethan habe, um ihre Anerkennung als Religionsgenossenschaft zu erwirken. Bisher waren nämlich alle ihre religiösen Uebungen seitens der Regierungsbehörden streng untersagt, und auch dieser jüngste Schritt der Stundisten hat — wie übrigens vorherzusehen war — keinen Erfolg gehabt. Der Minister des Innern hat ihnen sofort erklären lassen, daß ihrem Ansuchen in keiner Weise Folge gegeben werden könne.

Das Zarenreich, in dem die Statistik freilich noch sehr im Argen liegt, umfaßt nach den am zuverlässigsten erscheinenden Schätzungen nicht weniger als 15—17 Millionen Raskolniken oder Sektirer — ungefähr ein Fünftel der Bevölkerung des europäischen Rußland, und immerfort entstehen noch neue Secten, die zum Theil einen mystischen, theils einen durchaus rationalistischen Charakter tragen.

Die Stundisten zählen zu den letzteren und haben ausgesprochen communistische Grundsätze, die wir auch bei vielen anderen rationalistischen Secten wiederfinden. Da außerdem die Geschichte der Entstehung und Ausbreitung dieser merkwürdigen Gemeinschaft typisch für die Mehrzahl der russischen Secten überhaupt ist, so dürfte eine kurze Schilderung derselben für unsere Leser doch wohl von Interesse sein. Gehört doch diese immer mehr um sich greifende geistige und moralische Bewegung, die allen Verfolgungen der Behörden und der orthodoxen Kirche Trotz bietet, zu den wunderbarsten Erscheinungen in dem gewaltigen Zarenreich.

Es mögen etwa dreißig Jahre verflossen sein, seit zuerst im Süden Rußlands, im Gouvernement Cherson, eine neue Secte auftauchte, deren Anhänger sich selber als evangelische Brüder bezeichneten, während das Volk sie Stundisten nannte. Der Name kommt wahrscheinlich von den „Betstunden" der deutschen Baptistencolonien, die viel zur Ausbreitung der Secte beitrugen. Die Stundisten gewannen rasch an Zahl und tauchten außer in Kleinrußland bald auch im Kaukasus und in den nördlichen Gouvernements auf.

Digitized by Google

Wie N. Tsakni in seinem trefflichen Werk „La Russie sectaire“ mittheilt, war der eigentliche Begründer dieser Secte ein Bauer, der Ortsvorstand Ratuschny, eine grüblerische Natur, wie man solche vielfach in Rußland auf dem Lande trifft. Angeregt durch die Lehre der deutschen Baptisten, die als Colonisten in seiner Gegend lebten, begann er über Religion und Moral seine Betrachtungen anzustellen und sich von der in Schlendrian und Formelwesen versunkenen orthodoxen Kirche abzuwenden. Zuerst zog er, wie die meisten „Sucher der religiösen Wahrheit“, von Kloster zu Kloster und befragte Alle, die ihm begegneten, Priester wie Laien, nach dem, was man thun müsse, um nach dem Evangelium in der Wahrheit zu leben.

In Kiew traf er einen anderen „Wahrheitssucher“, den Bauer Raboschapka, mit dem er eifrig die ihn bewegenden religiösen Fragen erörterte. Beide schlossen sich zunächst einer Baptistengemeinde an, von wo sich Ratuschny dann in seine Heimath zurückbegab, um das Volk zu einem „geistigen Leben“ zu bekehren. Er forderte die Bauern auf, nicht mehr in die Kirche zu gehen, sondern statt dessen lieber das Evangelium zu lesen, und bald fanden sich allabendlich in seinem Hause zahlreiche Gläubige ein, um die neue Lehre sich predigen zu lassen. Zuerst fanden diese Zusammenkünfte nur heimlich statt, später aber, als die Zahl der Anhänger rasch wuchs, öffentlich. Da Ratuschny von den Popen nichts mehr wissen wollte, so ertheilte er selbst die Sakramente, taufte die Kinder und nahm die Begräbnisse vor.

Sein Freund Ratuschny gesellte sich wieder zu ihm, und Beide entwickelten nun eine so rührige Propaganda, daß die von ihnen hervorgerufene religiöse Bewegung sich sogar bis in die benachbarten Provinzen erstreckte. Es kam auch an verschiedenen Orten zu Unruhen, indem die Sectirer unter der Einwirkung des religiösen Fanatismus, der sich ihrer bemächtigt hatte, Scheiterhaufen errichteten, um die Heiligenbilder darauf zu verbrennen, in die Kirchen drangen und die Popen mißhandelten. Solche Ausschreitungen blieben jedoch durchaus vereinzelt: im Allgemeinen sind die Stundisten friedfertig, unterwürfig und arbeitsam.

Sie erkennen keinerlei geistliche Autorität an und behaupten, daß es keiner Priester bedürfe, um die Rolle von Vermittlern zwischen Gott und den Menschen zu spielen. Gott, sagen sie, ist allmächtig und allgütig, und in Folge dessen kann jeder Mensch unmittelbar mit ihm verkehren, ohne Einmischung der Heiligen und Priester. Sie wollen daher auch nichts von den Heiligenbildern mehr wissen, die im orthodoxen Cultus eine so große Rolle spielen, und verwerfen alle kirchlichen Ceremonien.

Wie der Stifter dieser Secte, der erwähnte Ratuschny, noch in vorgerückten Jahren russisch und deutsch lesen gelernt hatte, um selbst das Evangelium zu studiren, so verstehen auch die meisten Stundisten zu lesen und durchforschen eifrig die heilige Schrift, aus der sie häufig Stellen zu citiren pflegen.

Das Fasten ist nach ihrer Ansicht von den Priestern nur aufgebracht worden, um das Volk leichter beherrschen zu können. Man soll ihnen zufolge vielmehr den Körper ordentlich pflegen, damit er ein gutes Werkzeug für die Thätigkeit des Geistes sein kann. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung; der Zweck seines Daseins auf Erden besteht nicht im Leiden und in der Unterwerfung, sondern im Glück, in der Vervollkommnung und in der Beherrschung der ganzen Natur. Deswegen muß Alles fern gehalten werden, was dem Wohlbefinden schadet und die unabhängige Entwickelung der Persönlichkeit hindert. Jeder, welcher der Secte beitritt, muß deswegen auch dem Tabak und den alkoholischen Getränken, sowie jeder unregelmäßigen Lebensweise entsagen, um nicht sein moralisches und materielles Glück zu beeinträchtigen.

Von Anbeginn an haben ferner die Stundisten den Lehren des Evangeliums, auf die sie sich stützen, eine sozialistische und communistische Auslegung zu geben gesucht. Als die Grundlage ihrer Doctrin betrachten sie die Prinzipien der Freiheit, Brüderlichkeit und gegenseitigen Liebe, aus denen sie die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Theilung des Eigenthums und aller irdischen Güter herleiten.

Darüber bemerkt Tsakni folgendes Nähere: „Jesus Christus, sagen die Stundisten, hat für die gesammte Menschheit gelitten. Er wollte das Glück Aller, und Alle besitzen somit ein Anrecht auf die Güter der Erde. Die Erde und Alles, was sie hervorbringt, gehört Allen; Alles muß daher gleichmäßig unter die Menschen vertheilt werden, da sie Brüder sind. Die Arbeit ist nothwendig für Alle, sie ist die Grundbedingung des Glücks; aber da es unmöglich ist, ohne Land, Wasser, Thiere und Pflanzen zu arbeiten, so hat Niemand das Recht, diese für sich allein in Anspruch zu nehmen. Sie müssen Gemeinbesitz der Communen, der brüderlichen Gruppen sein, aus denen die Menschheit besteht. Jeder muß so viel Land bebauen, wie er für seine persönlichen Bedürfnisse nöthig hat; wer mehr besitzt, beraubt Andere. Wie sie die materielle Gleichheit predigen und jeden Luxus und Ueberfluß verwerfen, so weisen die Stundisten auch Alles zurück, was eine Ungleichheit in der Vertheilung des Erworbenen und die Ansammlung eines großen Vermögens bei Einzelnen herbeiführen kann; sie behaupten, daß der Austausch der Erzeugnisse in Natur erfolgen müsse, daß Geld und Handel die Menschen schlecht mache und allerlei Nöthe im Gefolge habe. Die gegenwärtige Uebermacht des Kapitals, des Handels und die Unterjochung eines Theiles der Menschen durch einen anderen sind nach der Lehre der Stundisten die Ursache alles auf der Erde lastenden Elends.

Nach dem Beispiel der Apostel halten sie es für ihre heiligste Pflicht, die Hungrigen zu speisen, die Armen zu kleiden und den Schwachen beizustehen; viele ihrer Gemeinden besitzen Unterstützungskassen für die bedürftigen Mitglieder der Secte. Es gibt weder Verbrechen, noch Prozesse oder gegenseitige Beleidigungen unter ihnen; kommt doch einmal etwas derartiges vor, so wenden sie sich niemals an das Gesetz und die Polizei, sondern suchen die Angelegenheit unter sich zu prüfen und in Ordnung zu bringen.

Das isolirte Leben der Sectirer und ihr Zerwürfniß mit der gegenwärtigen Gesellschaft machte sie in den Augen der Regierung verdächtig, welche argwöhnte, daß sie ein unmoralisches Leben führten und die Justiz täuschten, indem sie vor ihr allerlei Verbrechen und Missethaten zu verbergen suchten. Die Stundisten galten daher zuletzt für eine sehr gefährliche Gemeinschaft, welche die Regierung auf alle erdenkliche Weise durch ihre administrativen Organe verfolgen ließ.“

Die Polizei richtete ihr Augenmerk namentlich auf die Prediger der Secte, die, wo man ihrer habhaft werden konnte, eingekerkert und dann verbannt oder unter die Soldaten gesteckt wurden. Gleichzeitig hetzte auch die Geistlichkeit die orthodoxe Bevölkerung gegen die Stundisten auf, was namentlich auf dem Lande vielfach von Erfolg war. So versammelte sich im Jahre 1873 die gesammte Einwohnerschaft eines Dorfes, mit dem Popen an der Spitze, um die unter ihnen weilenden Abtrünnigen aufzufordern, von ihrer Ketzerei abzulassen. Als diese aber fest blieben, wurden sie ergriffen und auf dem Marktplatz öffentlich in grausamster Weise gepeitscht, ihr Haupt, ein gewisser Morozow, sogar derartig, daß er besinnungslos dalag und für sein ganzes Leben gelähmt blieb. Die Folge war, daß Morozow fortan für einen Märtyrer und Heiligen galt und die neue Lehre in der Gegend nur noch mehr Anhänger gewann.

Aehnliches geschah in dem Dorfe Petrowka, wo der Pope den Bauer Wokaj in Verdacht hatte, der Verbreiter der neuen Lehre zu sein. Er versuchte ihn zunächst in Güte zur orthodoxen Gemeinschaft zurückzubringen, drohte ihm dann und drang schließlich, als Alles vergeblich blieb, mit einer Menge Bauern in sein Haus. In der Stube des Ketzers hing ein Heiligenbild an der Wand, dem die Augen ausgestochen waren: das entflammte seine Gegner zur höchsten Wuth. Er ward ergriffen, ausgepeitscht und schwer mißhandelt. Auch in dem Dorfe Woznessensk versuchten die Orthodoxen mit Gewalt die Ketzer zu bekehren. Man peitschte sie aus und verfuhr dabei besonders grausam gegen die Bäuerin Zinowia wegen ihres Eifers für die neue Lehre. Sie wurde drei Mal gepeitscht und an den Haaren über die Erde geschleift; als sie sich auch

Digitized by Google

dann noch weigerte, ihre Ketzerei abzuschwören, hieb man von Neuem auf sie los, bis sie halb todt zur Erde sank.

In den südlichen Gouvernements wurden die Stundisten zu Hunderten verhaftet; von 1870—1880 fand eine ganze Reihe von Prozessen gegen sie statt, in denen die Angeklagten fast ausnahmslos friedliche Bauern waren, die nicht wegen irgend eines Verbrechens auf der Anklagebank saßen, sondern nur, weil sie sich weigerten, in die Kirche zu gehen, und weil sie ihre Lehre predigten. „Nein," sagten sie ihren Richtern, „wir thun nichts Böses, sondern wir suchen die Trunksucht und andere Laster unter uns auszurotten. Wir beten bei uns daheim, weil Jesus gelehrt hat: »Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen;« wir lesen und erklären uns gegenseitig das Evangelium — das ist Alles."

In jener Zeit that sich als begeisterter Verkünder der neuen Lehre namentlich ein Bauer, Gerassim Balaban, hervor. Aus dem Gouvernement Kiew gebürtig, hatte er einige Jahre bei deutschen Ansiedlern gedient, war der Baptistengemeinde beigetreten und hatte eine Deutsche geheirathet. Nachdem er zu den Stundisten übergegangen, suchte er mit dem glühenden Eifer des Neophyten für diese Gemeinschaft Propaganda zu machen. Er zog in ganz Kleinrußland umher und predigte in den Wirthshäusern und Gehöften, sich ausschließlich an die jungen Leute wendend und zwar vorzugsweise an die intelligenten unter ihnen. Die Zahl seiner Anhänger wurde bald eine sehr große; man verhaftete ihn mehrmals, mußte ihn aber wegen mangelnder Beweise immer wieder freilassen. Endlich wurde er mit elf seiner eifrigsten Genossen in den Kerker geworfen, darunter auch eine Frau, die sich öffentlich von der orthodoxen Kirche und Geistlichkeit losgesagt hatte. Da kam eine Menge von Stundisten aus der ganzen Umgegend in die Stadt, in der sich das Gefängniß befand: jeder von ihnen hatte ein Heiligenbild an eine Schnur gebunden und schleppte es durch den Staub. So zogen sie vor den geängstigten Popen und forderten ihn auf, sie von diesen Götzenbildern zu befreien. Der Priester sandte schleunigst zur Polizei, die sich aber machtlos fühlte; es geschah ihm jedoch nichts: die Ketzer verspotteten ihn nur, ließen ihre Heiligenbilder vor der Kirchenthür liegen und zogen wieder ab. Nachher wurden Viele von ihnen verhaftet und zur Gefängnißstrafe oder Verbannung verurtheilt.

Unter ihnen befand sich auch die vorhin erwähnte Frau, die Bäuerin Anastasia Likoscherstaja, über die das gerichtsärztliche Gutachten, das wir hier mittheilen, sich folgendermaßen äußerte: „Man hat nichts Besonderes an dieser Person wahrgenommen, weder vor, noch nach ihrer Vertheidigung; ihre Aufführung war immer tadellos; gewöhnlich still und ruhig, verfiel sie von Zeit zu Zeit in Schwermuth. Alle freien Augenblicke verbrachte sie mit dem Lesen der heiligen Schrift. Niemals mischte sie sich in Angelegenheiten der benachbarten Bauern, bis im Jahre 1875 plötzlich eine Aenderung mit ihr vorging. Sie nahm an Versammlungen Theil, predigte »die soziale Wahrheit« und entfernte sich oft auf Wochen von ihrem Hause. Eines Tages begab sie sich zu dem Popen ihrer Gemeinde, sagte Gebete her und sprach zu ihm von der göttlichen und menschlichen Wahrheit; auch machte sie ihm Vorwürfe, daß er sich der Armen nicht so annähme, wie ein wahrer Seelenhirt das thun müsse.

Es war dies gerade zu jener Zeit, als es unter den Bauern wegen der neuen Gesetze über die Zutheilung von Land als Eigenthum an die Einzelnen*) gewaltig gährte. Anastasia zog nun von Dorf zu Dorf, um die Bauern zu gemeinschaftlichem Widerstand aufzureizen; sie bedrohte sie mit dem göttlichen Zorn, wenn sie sich nicht den neuen Gesetzen widersetzten, und verhieß ihnen für den anderen Fall glückliche Zeiten. Eine Menge von Bauerweibern folgte dieser Predigerin und hetzte nun auch ihre Männer zum Aufruhr. Nur mit Mühe gelang es der Polizei endlich, diese Frau zu verhaften, da ihre Anhänger sie mehrmals zu befreien suchten. Als man sie vor den Untersuchungsrichter brachte, benahm sie sich so seltsam, daß man sie anfangs für geistesgestört hielt.

Zunächst verrichtete sie ihre Gebete, dann citirte sie während des ganzen Verhörs Stellen aus der Bibel, um sich wegen ihrer religiösen und sozialistischen Anschauungen darauf zu berufen. Im gewöhnlichen Gespräch blieb sie durchaus ruhig und sprach schlicht und angemessen, aber sobald die Rede auf religiöse Gegenstände oder auf die Landvertheilung kam, gerieth sie in Aufregung und begann mit funkelnden Augen zu drohen und zu prophezeien.

Anastasia Likoscherstaja ist des Lesens kundig, sie hat viel gelesen und darüber nachgedacht; gestützt auf verschiedene Bibelstellen, die sie auf ihre Weise auslegt, verlangt sie, daß die Obrigkeiten und Priester sich ganz dem Dienst des Volks widmen und daß das Land zu gleichen Theilen unter alle Menschen vertheilt werde."

Sie wurde zu Gefängnißhaft und dann zur Verbannung mit den übrigen Sectirern verurtheilt, aber alle diese Verfolgungen hatten nur ein immer größeres Anwachsen der Secte zur Folge.

Ende 1889 beschloß man daher in Regierungskreisen, einen abermaligen Feldzug gegen die Stundisten zu eröffnen und namentlich in Südrußland, wo sie jetzt nach Millionen zählen, ihnen mit verdoppeltem Eifer zu Leibe zu gehen. Der Gouverneur zu Witebsk hatte in seinem Bericht von 1888 erklärt, die Propaganda des Stundismus könne in seinem Bezirk völlig ausgerottet werden, wenn die geistlichen und administrativen Behörden energisch genug vorgingen, und der Zar hatte dazu die eigenhändige Randbemerkung gemacht: „Es müssen alle Mittel dazu ergriffen werden!"

Darauf hin erließ Pobedonoszew, der fanatische Oberprokurator des Heiligen Synod's, ein langes Rundschreiben, in dem er die russischen Geistlichen zu energischem Kampf gegen den Stundismus durch Belehrung mittelst Wort und Schrift aufforderte. Daneben ergingen entsprechende Weisungen an die Civilbehörden und die Polizei behufs Unterdrückung dieser Ketzerei, für die man natürlich nicht unterließ, die Deutschen verantwortlich zu machen. Alles ist aber bisher vergeblich geblieben — jeder „Märtyrer" schuf zehn neue Anhänger, und der im Eingang erwähnte Schritt der Stundisten zeigt, daß sie nichts weniger als muthlos und verzagt sind. Vielleicht bringt diese Erfahrung, die man in dem nun bereits länger als 200 Jahre währenden Kampfe gegen das Schisma auch mit den meisten anderen Secten hat machen können, den russischen Machthabern endlich doch das Wort Katharina's II. in Erinnerung: „In einem großen Reich, dessen Herrschaft sich über so viele Völker erstreckt, als es verschiedenen Glauben unter den Menschen gibt, wäre Intoleranz der gefährlichste Fehler."

*) Der kaiserliche Ukas vom 19. Februar 1861 über die Freiheit der Leibeigenen gab jedem Muschik (Bauern) das Haus mit dem zugehörigen Gehege als Eigenthum und dazu so viel Land, als er bis dahin für sich bearbeitet hatte. Letzteres mußte jedoch von dem betreffenden Gutsbesitzer gekauft oder durch persönliche Leistungen abgelöst werden.

Literatur und Kunst.

Suggestion und Dichtung.

Von Carl du Prel.

In der Zeitschrift „Deutsche Dichtung" wurde jüngst ein ästhetisches Problem aufgeworfen, welches auch für den Juristen von großem Interesse ist, dessen Lösung aber in erster Linie nicht dem Aesthetiker zusteht, sondern dem Physiologen. Es handelt sich um die dichterische Verwerthung der hypnotischen Suggestion, und bei dieser Mehrzahl von Interessenten ist es sehr natürlich, daß die erregte Wellenbewegung sehr weite Kreise gezogen hat, so daß auch die Tagesblätter sich vielfach damit beschäftigt haben. Es handelt sich eben um eine Frage, die jeden Gebildeten interessiren muß.

Das ästhetische Problem, kurz zusammen gezogen, lautet: die Poesie, in so ferne sie das menschliche Handeln zum Gegen-

Digitized by Google

stand nahm, ging früher entweder von der Annahme eines blinden Fatums aus, wovon unser Schicksal bestimmt würde, oder im geraden Gegensatz dazu, von der Annahme eines völlig freien Willens. Heute dagegen sind die Dichter darüber einig, daß der Lebenslauf eines Menschen gleichsam die Diagonale in einem Kräfteparallelogramm ist; daß er einerseits bestimmt wird durch die Situation, in die wir gestellt sind und die Motive, die wir daraus empfangen, andererseits aber durch unseren eigenen Charakter, der ja nach seiner individuellen Beschaffenheit auf die äußeren Motive höchst verschieden reagirt. Es gibt heute keinen Dramatiker, der nicht wenigstens in diesem Sinne die Selbstbestimmung unseres Schicksals annimmt, und darum bestrebt wäre, den Charakter seiner Personen und insbesondere seines Helden in einer Reihe von Handlungen auseinanderzulegen und das Schicksal aus dem Charakter selbst herauszuspinnen. Diese Art von Selbstbestimmung — die, nebenbei gesagt, dem eigentlichen Problem der Willensfreiheit gar nicht vorgreift — hat am besten Shakespeare geschildert, daher steht er auch als Dramatiker unerreicht da.

Diese Voraussetzung nun, die der moderne Poet als von selbst verständlich ansieht, ist in neuester Zeit wieder bedroht worden durch die Entdeckung des Hypnotismus und der Empfänglichkeit hypnotisirter Personen für Suggestionen. Der Hypnotiseur behauptet nämlich, daß er seinen Versuchspersonen auch solche Suggestionen ertheilen kann, wodurch sie zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen bestimmt werden, die ihrem Charakter völlig widerstreiten, und die er sogar post hypnotisch verlängern, d. h. über den Zeitpunkt des Erwachens hinaus andauern lassen kann.

Daraus ergibt sich zunächst die ästhetische Frage: kann es Sache der Poesie sein, einen Menschen darzustellen, dessen Gedanken, Gefühle und Handlungen nicht durch seinen Charakter bestimmt werden, sondern durch fremde Suggestion? Würde ein Dichterwerk dieser Art nicht aufhören, Charakterdarstellung genannt werden zu können? Die naturalistische Dichtung der neuesten Zeit hat dieser Frage zur Aktualität verholfen; sie hat sich an dem erwähnten Bedenken nicht gestoßen und so hat denn die Suggestion zwar noch nicht in das Drama, wohl aber in den Roman schon seit geraumer Zeit ihren Einzug gehalten.

In dieser ästhetischen Verlegenheit wendete sich also jene Zeitschrift an eine Reihe hervorragender Physiologen und ersuchte sie um ihr Gutachten darüber, ob denn der Suggestion die ihr zugeschriebene Gewalt in der That zugesprochen werden muß, und ob sie insbesondere derart mißbraucht werden kann, daß sie sogar den Impuls zu verbrecherischen Handlungen verleiht. Das ist nämlich nicht bloß von naturalistischen Romanschriftstellern behauptet worden, sondern auch in den Tagesblättern findet man dann und wann Berichte dieser Art, die dem Leben entnommen zu sein vorgeben. So werden aus diesen Berichten einige typische Beispiele herausgegriffen und daran die Bemerkung geknüpft, daß wenn diese Berichte wahr sein sollten, wir „vor der größten Umwälzung stehen, der bisher im Lauf der Zeiten das Verhältniß des Menschen zum Nebenmenschen, die gesammte Lebensanschauung jedes Einzelnen und der Gesammtheit, die Rechtspflege, die Moral und damit auch das konzentrirte Spiegelbild alles Lebens, die Dichtung, unterworfen war."

Die Dichter, welche hypnotische Romane geschrieben haben, leiten aus der Thatsache der Suggestion ihr Recht ab, Fälle dieser Art zu schildern; die „Deutsche Dichtung" dagegen stellt sich vorerst auf den kritischen Standpunkt und frägt, ob denn die Thatsache selbst schon sicher gestellt sei. Die Antwort auf diese Frage erwartet sie von den Physiologen, und sie hat bisher neun eingelaufene Gutachten publicirt. Um es nun gleich hier zu sagen, so beging sie dabei einen großen Fehler, den der Erfolg deutlich zu Tage treten ließ. Sie glaubte am besten zu thun, sich an die Koryphäen der Wissenschaft zu wenden; das wäre aber nur dann das Beste gewesen, wenn der Hypnotismus von allen Physiologen schon eingehend studirt worden wäre. In der That ist er aber noch immer das Aschenbrödel der modernen Wissenschaft, und die Forscher, die sich damit gründlich beschäftigt haben, sind in der großen Minderzahl. Es liegt nun auf der Hand, daß man sich an diese Wenigen hätte wenden sollen, statt in der Zeitschrift große Namen paradiren zu lassen, deren Berühmtheit, mag sie auch unbestreitbar sein, doch durch Verdienste auf ganz anderem Felde erworben wurde.

Der Hypnotismus gehört eben zu jenen eigenthümlichen Dingen, die man studirt haben muß, um zu einem Urtheile berechtigt zu sein. Dieses wurde nicht bedacht, und indem er unterschiedlos an wissenschaftliche Männer überhaupt sich wandte, mußten die einlaufenden Gutachten höchst verschieden ausfallen. Fast könnte man sagen: So viel Köpfe, so viel Meinungen. Dadurch ist die Wissenschaft in den Verdacht heilloser Verwirrung gebracht, während thatsächlich nur ein schroffer Gegensatz der Meinungen zwischen den Orientirten und nicht Orientirten besteht. Ein solcher ist aber in dem so merkwürdigen Gebiete des Hypnotismus sehr begreiflich, kann jedoch den besonnenen Leser in keine Verlegenheit bringen, der nur auf das Urtheil der Orientirten etwas geben wird.

Den Reigen der Gutachten eröffnet Professor Du Bois-Reymond mit den Worten: „Mein Verhältniß zu Hypnotismus und Suggestion ist sehr einfach." Und einfach in der That ist dasselbe. In Ermangelung genügender Erfahrungen gibt er kein definitives Urtheil, sondern nur seine Meinung mit wenigen Worten dahin ab, daß nur „willensschwache und geistesarme" Subjekte, die sich leicht imponiren lassen, hypnotisirt und suggerirt werden können. Solche Subjekte weist er aber kurzweg dem Irrenarzte zu. „Der angebliche Zwang, wenn es wirklich einen solchen gibt, ist eine Form von Verrücktheit." Das heißt doch wahrlich der gestellten Frage ausweichen! Das wollte man ja eben wissen, ob es einen solchen Zwang gebe. In der ganzen Schule von Nancy gibt es keinen Professor, der nicht einen dicken Strich durch dieses ganze Gutachten machen würde, weil ihnen eben die Erfahrung in tausend Fällen das Gegentheil gelehrt hat. Zur Beantwortung der ästhetischen Frage, ob Hypnotismus und Suggestion in die Dichtung einzuführen seien, will sich Professor Du Bois-Reymond nicht verleiten lassen – eine Bescheidenheit, wofür wir ihm in Erinnerung an seine ebenfalls sehr „einfache" Stellungnahme zum Gretchen-Problem, nur dankbar sein können.

Gehen wir nun ohne Einhaltung der Reihenfolge — zu Professor Helmholtz über, so bieten die Eingangsworte seines Gutachtens wenigstens den Vortheil, die Eigenthümlichkeit seines Standpunktes begreiflich erscheinen zu lassen. Er verzichtet auf eine imponirende Katheder haltung, wenn er schreibt: „Wissenschaftliche Studien über die Frage, die Sie stellen, habe ich nie gemacht; was ich davon weiß, ist mir nur durch den Zufall zugetragen worden."

Als ich diese Worte las, ergänzte ich sie, den Augen vorauseilend, durch einen Nachsatz, der mir von so zwingender logischer Unvermeidlichkeit schien, daß ich sofort in einen bis zur positiven Hallucination gehenden autosuggestiven Zustand gerieth und, als stände es vor meinen Augen, weiterlas: „ also enthalte ich mich eines Urtheils." Freilich verschwand diese Hallucination alsbald; die Autosuggestion wurde verdrängt von dem wirklichen Nachsatze, der ganz anders lautet. Hat doch schon Kant gesagt, das Wort „Ich weiß nicht" werde auf Akademien nicht leicht gehört, und er hat wohl nur vergessen beizufügen, daß das auch ganz in der Ordnung sei, ja dem kategorischen Imperativ entspreche.

Immerhin gesteht Professor Helmholtz zu, daß ihm seine Kenntnisse in Sachen des Hypnotismus nur „durch den Zufall" zugetragen worden seien, und da versteht es sich denn ganz von selbst, daß er schlecht bedient wurde, wie eben Jeder, der sich auf diesen launenhaften Zuträger verläßt. Zunächst hören wir allgemeine Bemerkungen über die Wundersucht des 19. Jahrhunderts und die verschiedenen Phasen dieser Geistesrichtung, zuerst als thierischer Magnetismus, und nun gar als Spiritismus. In der Taschenspielerei – so gesteht Professor Helmholtz — sei er jedoch nicht bewandert, darum sei er auch

Digitized by Google

nicht im Stande „alle magnetischen oder spiritistischen oder hypnotischen Wunder zu erklären." Wir brauchen aber dieses bescheidene Geständniß nicht gar so ernst zu nehmen. Ein kleiner Bellachini steckt vielleicht doch in unserem Akademiker; er gesteht es ja selbst, daß er zuweilen beim Tischrücken oder Gedankenlesen „mit Erfolg" die Rolle des Täuschenden, natürlich mit späterem Eingeständniß, übernommen habe. Ihn interessirt an den verschiedenen Phasen des modernen Aberglaubens nur die psychologische Seite; es habe ja auch jede derselben nur eine „beschränkte Lebensdauer".

In diesem Punkte möchte ich mir nun aber doch einige bescheidene Einwendungen erlauben. Professor Helmholtz unterschätzt diese Lebensdauer. Der Magnetismus, selbst wenn wir ihn erst von Mesmer an datiren wollten, wäre doch schon hundert Jahre alt; in der That wurde er aber schon im grauen Alterthum von ägyptischen Priestern angewendet, und abgelaufen ist seine Lebensdauer noch immer nicht; denn erst jüngst hat ihn Geheimrath von Nußbaum, noch kurz vor seinem Tode, rückhaltlos anerkannt.*) Ebenso wurde auch die Suggestion schon im vergangenen Jahrhundert durch Pater Gaßner und die Schüler Mesmers angewendet, und wie der internationale hypnotische Congreß in Paris bewiesen hat, zählt heute die Suggestionstherapie begeisterte Anhänger unter den Aerzten aus allen Ländern. Endlich ist auch die Nekromantie des modernen Spiritismus nur der letzte Ausläufer einer jahrtausendelangen Entwickelung. Alles kann man also diesen modernen Phasen des „Aberglaubens" nachsagen, nur das eine nicht, daß sie beschränkte Lebensdauer hätten. Um Vorstellungen zu finden, die in der That durch kurze Lebensdauer sich auszeichnen, müssen wir ein ganz anderes Feld betrachten, das der Physiologie. Professor Lotze sagt in der Vorrede zu seiner medicinischen Psychologie, er habe heimlich längst die statistische Bemerkung gemacht, daß die großen positiven Entdeckungen der exakten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von — etwa vier Jahren haben. Schließlich erklärt Professor Helmholtz, daß er sich seinem Freunde und Kollegen Dubois-Reymond „ganz und voll" anschließe. Damit ist uns aber leider wenig gedient; denn das Gutachten dieses seines Kollegen schwebt selbst in der Luft, ist nicht Resultat der Erfahrung, sondern reiner Apriorismus, und steht im geraden Widerspruch mit der Meinung aller derjenigen Aerzte, die den Hypnotismus eingehend studirt haben und seit Jahrzehnten mit unbestrittenem Erfolg anwenden. Wenn sich nun Professor Helmholtz, der über den Hypnotismus „nie Studien gemacht" hat und nur „vom Zufall" sich einige Kenntnisse zutragen ließ, sich der Meinung des Professor Du Bois-Reymond anschließt, so erfährt dadurch diese Meinung durchaus keine Verstärkung. Ich z. B., der Schreiber dieses, besitze keine Kenntnisse über chinesische Sprache, und habe einen Freund, der davon ebenso wenig weiß, wie ich. Was ist nun damit gedient, wenn ich mich dem Urtheile dieses Freundes „ganz und voll" anschließe?

Ein weiteres Gutachten gibt Professor Exner in Wien ab. Er meint, daß die Suggestion im Grunde nichts Neues sei, und nur dem Grade nach verschieden von der Beeinflussung und Ueberredung eines unselbständigen und willensschwachen Menschen im normalen Zustand. Auch die posthypnotisch wirkende Suggestion sei nur dem Grade nach verschieden von dem dunklen Drang, den ein ganz normaler Traum in uns zurückläßt, wie wenn z. B. Jemand, der aus einem Frühlingstraum erwacht, nach dem Kaffee seinen Hut nimmt, weil er sich zu einem Morgenspaziergang angeregt fühlt. Nun scheint mir aber doch zwischen einem Morgenspaziergang und etwa einem Giftmord ein kleiner Unterschied zu sein. Was man von ihm wissen wollte, beantwortet Professor Exner gar nicht; auf den springenden Punkt des Problems geht er gar nicht ein, nämlich auf die Frage, ob wir durch posthypnotischen Befehl den unwiderstehlichen Drang zu Handlungen empfangen können, die unserem Charakter widerstreiten.

Kürzer noch faßt sich Professor Nothnagel in Wien. Als ausübender Arzt nimmt er — desto schlimmer für seine Patienten — „entschieden gegen Hypnose und Suggestion Stellung"; als Naturforscher stellt er dieselben „an die Grenzen des Physiologischen und Pathologischen", und darum kann er sie „als Grundlage dichterischen Schaffens" — soll wohl heißen: als Object dichterischer Darstellung — nicht anerkennen. Die eigentliche Frage bleibt wiederum unbeantwortet.

Professor Jolly in Berlin begnügt sich, zu sagen, daß bis jetzt, so viel er wisse, kein beglaubigter Fall einer verbrecherischen Suggestion vorliege; ob er ganz unmöglich wäre, vermag er nicht zu sagen. Sogleich aber führt er das folgenschwerste aller Verbrechen, die Erbsünde, auf Suggestion zurück, die schon zu Eva's Zeiten bekannt gewesen sei. Im Uebrigen entschädigt er uns durch polemische Bemerkungen über den „Unsinn" der Telepathie und die „plumpen Täuschungen des Spiritismus".

Die schärfste Ablehnung finden wir bei Professor Fuchs in Bonn. Ihm ist die Hypnose eine „Komödie". Was die Hypnotisirten unter dem angeblichen hypnotischen Einfluß thun, ist „Lug- und Gaukelspiel" von Menschen, welche „die allgemeine Beachtung durch einen Act der Selbsterniedrigung erkaufen". Wie man sieht, paßt diese Definition besonders gut auf die Hunderte von Säuglingen und schlafenden Kinder, deren normalen Schlaf Professor Liébault in hypnotischen Schlaf verwandelte. Die Waffen strecken würde Professor Fuchs erst dann, wenn es gelänge, die Professoren Helmholtz und Du Bois-Reymond in Hypnose zu versetzen — ich meinerseits möchte den Papst und Bismarck vorschlagen; aber die Erfahrung zeige, daß nur „thörichte Weiber, junge Laffen und das große Geschlecht der dummen Kerle" für Suggestionen zugänglich seien.

In den obigen Gutachten ist nun also die Suggestion, wenigstens in dem Umfang, wie sie hypothetisch aufgestellt war, abgelehnt, und damit ist auch das aufgeworfene ästhetische Problem negativ beantwortet. Nun werden wir aber im Nachfolgenden weitere Gutachten kennen lernen, in welchen die Suggestion, sogar die verbrecherische Suggestion anerkannt ist — ich werde sie zum Gegenstand eines besonderen Artikels machen — und zwar gehen diese Gutachten von Forschern aus, die sich ihre Kenntnisse nicht bloß „durch den Zufall" zutragen ließen, sondern sich eingehend mit dem Gegenstand beschäftigt haben. Wir stehen also den vorstehenden Ablehnungen zum Trotz nicht nur vor einem sehr ernsten juristischen Problem, sondern auch das aufgeworfene ästhetische Problem besteht zu Recht und erheischt eine Beantwortung.

Es scheint mir nun, daß jene Dichtungsart, deren ganz eigentliche Aufgabe die Charakterdarstellung ist, nur den sich selbst bestimmenden Willen zur Darstellung bringen darf. Aus dem Drama ist folglich die Suggestion zu verbannen. Der Dramatiker, weil er die ganze Handlungsweise seines Helden aus dem von den äußeren Motiven angeregten Charakter desselben herausspinnt, muß eben darum immer den Normalzustand des Helden voraussetzen. Ein Zustand, worin der Charakter desselben aufgehoben oder gar in sein Gegentheil verkehrt wäre, kann nicht Gegenstand des Dramas sein. Anders aber liegt die Sache im Roman. Mag es immerhin auch dem Romanschriftsteller um Darstellung von Charakteren zu thun sein, so fällt doch der Beleuchtungseffect weniger ausschließlich auf einen besonderen Helden. Der Roman läßt ein größeres Stück der Wirklichkeit unter dem Einfluß äußerer Ursachen und innerer Motive zusammenrinnen, und wenn die Suggestion innerhalb der Wirklichkeit sich als Thatsache vorfindet, so hat der Dichter das Recht, ihr auch im Roman einen Platz anzuweisen. Freilich fällt auch der Romanheld aus seiner Rolle, wenn er unter dem Einfluß einer Suggestion handelt; aber die Charakteristik kommt alsdann dem Suggerirenden zu Gute. Wenn der Romanschriftsteller den vor keinem Mittel zurückscheuenden Bösewicht schildern will, dem auch das Wissen nur Machtmittel ist und der seine wissenschaftlichen Kenntnisse in den Dienst seiner verwerflichen Zwecke zieht, so läßt sich dagegen nichts einwenden, daß ihn der Dichter auch die Suggestion anwenden läßt. Nun ist allerdings der Verbrecher-

*) Vgl. Sphinx, X. 307.

Digitized by Google

roman keineswegs die höchste Romanspecies; aber leugnen läßt sich nicht, daß diese Species auf eine höhere Stufe gehoben wird, wenn der Verbrecher die Suggestion handhabt, statt des Prügels des Kain. Ist es auch eine dunkle Seite des Seelenlebens, die dabei aufgedeckt wird — dunkel sowohl im moralischen Sinn, wie im wissenschaftlichen, und dunkel sowohl in Bezug auf den Suggerirenden, wie den Suggerirten — so ist das Thema doch für den Seelenmaler ungemein verlockend. Ich selbst habe unter dem Einfluß der betreffenden Studien der Versuchung nicht widerstehen können, in einer der Erholung gewidmeten Zeit einen Roman dieser Art zu schreiben, und wenn ich auch darin den Leser nicht ausschließlich in dieses Nachtgebiet getaucht halte, so wird doch, so weit es geschieht, die Kritik mir vielleicht die Berechtigung dieser hier kurz skizzirten Ansichten zuerkennen. Der Romanschriftsteller aber, der eine solche Aufgabe unternimmt, muß in Sachen des Hypnotismus und der Suggestion auch gründlich orientirt sein. Oberflächliche Kenntnisse, wie sie Samarow in seiner Erzählung „Unter fremden Willen" verräth — Professor Eulenburg nennt sie einen Schauerroman — genügen dazu nicht. Claretie in seinem „Jean Mornas" und Belot in seiner „Alphonsine" sind viel gewissenhafter zu Werk gegangen. Ein Roman dieser Art muß ein psychologischer Roman sein. Bei Samarow ist die Suggestion eine Schablone, die unterschiedlos angewendet werden kann; in der That aber verlangt sie Individualisirung, sowohl auf Seite des Arztes, der sie zum Wohl der Menschheit anwendet, wie des Verbrechers, der sie in verwerflicher Weise mißbrauchen will. Darum eben ist auch dafür gesorgt, daß das hypnotische Verbrechen, d. h. die verbrecherische Suggestion, nie in den Himmel wachsen wird.

Das Grundproblem der Erkenntnißtheorie.

Von O. Plümacher.

Man kann von verschiedenen Seiten und durch verschiedene Zugänge in die Halle der Philosophie eindringen. Der gegenwärtig am meisten begangene Weg führt über die Brücke der Naturwissenschaft; auch durch das gothische Thor der Theologie und durch das „Nadelöhr" der Aesthetik schlüpfen Manche hinein; alle diese aber sind in der Lage eines Knaben, der ohne Eintrittskarte im Gedränge in einen Concertsaal geschlüpft ist: er ist keinen Augenblick sicher, vom Saalwart hinausgewiesen zu werden. Die Hauptpforte zum Tempel der Weltweisheit heißt Erkenntnißtheorie und nur wer durch diese hindurchgegangen, ist mit gutem Fug und Recht drinnen und darf Stellung nehmen zu dem, was er drinnen zu hören bekommt. Und während das Studium der Erkenntnißtheorie den Grund bilden muß, auf dem Derjenige, der sich bloß receptiv mit der Philosophie befassen will und kann, allein festen Fuß gewinnt, um nicht zweifelnd und haltlos unter dem Einfluß der verschiedenen philosophischen Meinungen, welche ihm die Hochfluth seiner Lectüre vorführt, zu schwanken, so ist selbige auch der Prüfstein für die Klarheit eines productiven Philosophen und zugleich eines der charakteristischen Merkmale zur literaturhistorischen Gruppirung der verschiedenen Systeme.

Eigentlich sollte jede philosophische Schrift mit den Worten anheben, mit denen Schopenhauer sein Hauptwerk beginnt: „Die Welt ist meine Vorstellung;" denn das ist der unanfechtbarste Satz, unanfechtbarer, als das so lange in Ansehen stehende „cogito, ergo sum."

Sobald (aber nur erst dann) die Bedeutung dieser Worte erfaßt sind, vorläufig noch ohne drum und dran gehängter „wenn" und „aber", „zwar" und „jedoch", ist der Mensch soweit aufgewacht, um mit Berechtigung philosophische Lectüre zu pflegen. Dann heißt für ihn das Problem nicht mehr: wie erkenne ich? sondern: kann ich erkennen und kann ich erkennen, daß ich erkenne?

Der naive Mensch glaubt die Welt, resp. ihre mannigfaltigen Theile, aus denen sie sich erbaut, unmittelbar mit den Sinnen zu erfassen, zu hören, zu sehen, zu greifen. Diese sinnlich erfaßte Welt raubt ihm die Wissenschaft; die Physik, die Physiologie lehrt ihm, daß es sein Organismus ist, der eine Welt der Vorstellung schafft, die numerisch und qualitativ verschieden ist von der realen Welt, welche als die causale Ursache jenes sinnlichen Weltbildes vorausgesetzt wird.

An dieser farb- und klanglosen Welt der realen Ursachen rüttelt nun wieder die Philosophie, indem sie das Bedenken weckt, ob denn der unwillkürlich und unbewußt vollzogene Schluß von der Wahrnehmung auf ein Ding an sich als Ursache desselben wirklich eine Brücke sei, die hinüber führe in ein anderes Reich des Seins, oder nur ein Trugbogen, der vom allein existenten Gebiet der Immanenz in die Leere hinausreiche. Die Skepsis betritt die Bühne und sagt: Das Ding an sich ist ein X, von dem wir nicht sagen können, ob es ist oder nicht ist; denn das Denken kann nicht aus sich heraus; das Ding an sich ist die Urkategorie unseres Denkens und wir wissen nicht, ob wir die Kategorien transcendent anwenden dürfen, da die Transcendents selber nur durch den transcendenten Gebrauch des Causalitätsbegriffs gefunden wurde, mithin eine bloße Kreisbewegung stattfindet.

Die Skepsis ist aber immer nur ein Durchgangsmoment: als transcendentaler Idealismus entscheidet sich die Philosophie für das „ist nicht" und verbietet den transcendentalen Gebrauch der Kategorien.

Es ist ein reizender, zauberisch lockender Gedanke, zu versuchen, auf dem kritisch-skeptisch gereuteten Feld der reinen Immanenz eine Welt zu erbauen!

Leider bleibt der Versuch Velleität; denn sobald wir mit dem Verbot des transcendentalen Gebrauchs der Kategorien Ernst machen, so verlieren wir mit dem An sich der Dinge auch das Ding an sich unseres Vorstellens und Denkens. Mit dem Verzicht auf die Urkategorie setzen wir auch unser „Ich" zur bloßen Vorstellung, zur Erscheinung, die nur Schein ist, weil nichts in ihr als erscheinend nachgewiesen werden kann, herab. Der consequente transcendentale Idealist wäre einem Manne zu vergleichen, der, um ein neues Leben zu beginnen, nachdem ihm die bisherige Lebensweise verleidet ist, damit anfinge, daß er sich umbrächte. Consequente Idealisten gibt es daher keine; die Idealisten machen zum mindesten Gebrauch von der Urkategorie des Ding an sich bezüglich ihrer selbst. Selbst Lenau's Faust, wenn er sich „das Messer in die Brust träumt," negirt nur das „Ich an sich" weil er Gott als das Ding an sich seiner Ich-Vorstellung setzt, also nur scheinbar das Ich als bloße Vorstellung proklamirt, in Wirklichkeit aber sich selbst verabsolutirt.

Der Idealist aber ist wohl meistens ein docirender oder schriftstellernder Philosoph, und um das zu sein, muß er auch Dinge an sich hinter seiner Vorstellung von „Du", „er" und „sie Alle" annehmen; denn die Leute, die declamiren, wenn sie sicher sind, daß sie Niemand hört, sind selten; sogar die Tagebücher werden immer mit dem vagen Gedanken an eine sympathische Nachwelt geschrieben. Wo aber ist nun die Grenze, wo ein Vorstellungsding nicht mehr das Recht beanspruchen darf, ein „Ding an sich" hinter sich gesetzt zu bekommen?

Soll überhaupt philosophirt, das Leben nicht einfach als ein grundloser, unerklärbarer Traum blindlings hingenommen werden, so muß der transcendentale Idealismus ein inconsequenter sein, d. h. er muß seine Voraussetzungen theilweise negiren. Gibt man aber dem Teufel (dem Geist, der stets verneint) den kleinen Finger, so nimmt er bald die ganze Hand; und so erwachsen dem bald aus der einen Abweichung vom Princip mehr und mehr.

E. v. Hartmann's neueste Schrift*) behandelt in ihrem Haupttheil (S. 40—112) diese mannigfaltigen Formen des inconsequenten Idealismus; die verschiedenen Stellungsnahmen zu den Anschauungsformen; den materiellen Spiritualismus und die Monadologie, die knapp und durchsichtig skizzirt werden. Die Kritik dieser möglichen Positionen enthält implicite

*) Die Grundprinzipien der Erkenntnißtheorie. Eine phänomenologische Durchwanderung der möglichen erkenntnißtheoretischen Standpunkte. Von E. v. Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

die Kritik der vielfarbig schillernden Producte der modernen Literatur; nebenbei fallen viele interessante Streiflichter auf jene an Kant und Schopenhauer anknüpfenden Seinstheorien des modernen Occultismus: vierte oder auch N-Dimensionalität der Dinge an sich und Unzeitlichkeit des transcendenten Geschehens.

Wenn der transcendentale Idealismus abgewirthschaftet hat, so tritt der transcendentale Realismus wieder die Herrschaft an; aber nicht mehr jener dogmatische, der sich aus dem naiven Realismus ergeben hatte, sondern der kritisch-besonnene: der Realismus der größten Wahrscheinlichkeit. Der Realismus, der immer der Grundwahrheit des transcendentalen Idealismus bewußt bleibt, daß das Denken nie aus sich selbst heraus kann und nur immer in seinen Formen sich bewegt und auch das Jenseits seiner selbst nur als Gedanke besitzt.

„Nichts glauben kann ich, eh' ich es nicht weiß; nichts wissen kann ich, ehe ich's nicht glaube." Diese Worte, die Grabbe seinem „Faust" in den Mund legt, gelten auch für die höchste, weil vernunftgemäßeste und widerspruchsfreieste Gestaltung der Theorie des Erkennens und sind die Formel für die Tragik der Philosophie, für die Kluft, die sich ihr aufthut zwischen ihrem Postulat und ihrem Resultat: dem Verlangen von absoluter Gewißheit und der Erkenntniß der höchsten Besonnenheit, daß über die Wahrscheinlichkeit nicht hinauszukommen ist. Wir müssen glauben, daß unsere Denkorganisation kein Humbug eines neckischen Demiurgos, sondern Denk- und Seinsformen stammeseins sind und sich die ersteren, die am allgemeinen Stamme des Seins herangebildet sind, Formen gewonnen haben, die geeignet sind, das letztere im ideellen Bilde zu spiegeln. Wir müssen glauben, daß das Logische das Vernünftige ist und nicht bloß uns so dünkt, weil es unsere Denkform ist. Dieser Glaube ist das Fundament, auf dem erst das Gebäude des Wissens erbaut werden kann; dieser Glaube ist die Schildkröte, auf welcher der die Welt tragende Elephant steht: worauf sie selbst steht, bleibt verschwiegen.

Die phänomenologische Darstellung der möglichen erkenntnißtheoretischen Standpunkte kämpft mit virtuoser Waffengeschicklichkeit für den transcendentalen Realismus, zu dem sich E. von Hartmann von jeher bekannt hat, ohne je in Dogmatismus zu verfallen. Die Schrift ist, wie die Vorrede besagt, bestimmt, „dem denkenden Anfänger verständlich zu sein" und wird ein solcher mit großem Vortheil dieselbe benutzen; es mangelt ihr aber dabei nicht das „Salz", um sie auch zur wohlschmeckenden Lectüre des Fachmanns zu machen.

„Die Verbannten" von Max Haushofer.

Besprochen von Otto Ernst.

(Schluß.)

Ein Ausflug der „Hexen von Seerieden" hat den „Pfänder" bei Bregenz zum Ziel. Daselbst enthüllt nun in offenherziger Fröhlichkeit ein Theil der allerliebsten, wirklich verteufelt anziehenden „Hexen" sein abstractes Innere. Sirene ist die Paradiesessehnsucht des Menschen, so weit sie „in Tönen denkt", leider aber auch zugleich die moderne Musikpest, in specie die Clavierseuche. Viviane ist wirklich die Schülerin und Geliebte Merlin's mit ihrer ganzen romantischen Vergangenheit, hat sich aber, den Ansprüchen der Gegenwart gerecht werdend und ihrer Vorliebe für Ritter- und Herrenthum treu bleibend, in die „allmächtige Hexe des Highlife" verwandelt. Russalka ist die Politik, tractirt aber besonders als enragirte Panslavistin die orientalische Frage, die für sie eigentlich gar keine Frage ist, weil ihr die Herrschaft des Slaventhums in Europa nur eine Frage der Zeit scheint. Als Vierte ist noch Circe so liebenswürdig, daß sie uns in schelmischer Weise ihre lobenswerthe Absicht verräth, die Menschheit durch Alkohol, Nicotin und ähnliche Harmlosigkeiten zurück zu verthieren. Diese Mädchen strömen trotz ihrer philosophisch-repräsentativen Verpflichtungen, wie schon bemerkt, eine entzückende, ja betäubend umstrickende Weiblichkeit und Menschlichkeit aus, und daß sie das thun, ist eben das große Verdienst des Dichters, der Altes und Neues, Antikes und Modernes, Romantik und Realismus durch so feine Gedankenfäden zusammen spinnt und verwebt und in der Form ein so glücklich verschmolzenes Amalgam aus gewichtig-ernstem Pathos und quecksilberner Behendigkeit und Lustigkeit herzustellen weiß, daß man nirgends Ansätze und Absätze bemerkt.

Die Damen, zu denen sich auch die Anfangs fehlenden drei gesellt haben, kommen auf den tollen Einfall, zu ihrer Unterhaltung nach gegebenen Titeln Gedichte zu machen, und diesem Einfall verdanken wir 16 Gedichte. Natürlich kann man nach solchen Antecedentien nicht verlangen, daß lauter Gutes dabei herauskomme, ja eines der Gedichte („Zoologische Betrachtungen") ist sogar ein wenig öde; zwei aber sind dafür nach meinem Urtheil recht schön, nämlich „Ein verlorenes Kind" und „Es ging ein Stern verloren".

Brunhilde, die Walküre, das reisige Weib, hat keine Wandlung durchzumachen brauchen, denn Krieg und blutiger Kampf sind leider so modern wie je: das sucht sie Brand auf nächtlicher Traumfahrt deutlich zu machen. Im Wagen saust er mit ihr durch die Lüfte dahin, und eine lange Reihe von blutigen Bildern muß sein Auge schauen. Der Kampf der Asen mit den Riesen, der Römer mit den Alemannen, der Brand des Castells Augusta Rauracorum (des römischen Basel), Arioviſt und Cäsar, der Nibelungen wildes Streiten leuchten vor seinen Blicken auf. Und auf ihrem gespenstischen Wagen rollt Brunhilde über die Jahrhunderte hinweg auf das Schlachtfeld des deutsch-französischen Krieges. Weißenburg, Wörth, Forbach, Metz, Mars la Tour, Bazeilles —! Da packt den Fahrtgenossen Brunhilden's ein namenloses Weh: bei Bazeilles stritt einst er selbst; er sah es brennen und sah so manchen Kameraden an seiner Seite fallen; die dämonische Lenkerin des Wagens fühlt Mitleid mit ihm, und der Wagen rollt in den Schloßhof von Seerieden. Aus der reichen Curiositätensammlung des Schlosses schöpft Herodias Veranlassung, dem Gast zwei Schatzgeschichten zu erzählen. Die nimmermüde Einbildungskraft des Dichters gestaltet überhaupt sein Buch zu einer Art von neuem Dekamerone. Es ist fast, als ob man vor diesem Buche wieder zum Kinde würde, das immer wieder „Geschichten hören" mag; denn der Dichter erzählt in diesem achten wie auch in dem von reinstem Märchengold überspannenen fünften Gesange („Fahana") mit dem ganzen gewinnenden Zauber, der die Augen des Hörers an die Lippe des Redenden bannt. Haushofer hat den seelischen Fonds jedes eigentlichen Dichters: den Reichthum an Beziehungen, den jede Vorstellung mit ihrem Eintritt in's Bewußtsein spontan erweckt. Denn zusammengesucht sind diese üppigen Phantasien nicht; sie sind, wie das schon in dem Worte „üppig" liegt, aus überschwänglicher Kraftfülle heraus und so natürlich gewachsen wie die gewöhnlichsten Seelenphänomene. Es bleibt bestehen, daß das Dichterauge selbst einen Besenstiel anders ansieht als das profane Auge. Haushofer hat den großen, tiefen, traumversunkenen Blick in die unsichtbare Welt, und seine ganze Dichtung charakterisiren die herrlichen Worte der Herodias:

„Der Wind, der um bemooste Trümmer weht,
Er spricht noch heut' mit körperlosen Seelen;
Die Welle, die vom Berge meerwärts geht,
Weiß von Versunk'nem Vieles zu erzählen;
Der graue Stein bewahrt als stumme Grüße
Die Schritte längst vergang'ner Menschenfüße.
Man muß nur lauschen, lauschen, Allem lauschen,
Um gegen den armsel'gen kargen Sold
Der Gegenwart das lichte Sonnengold,
Das stets im Weltstrom hinschwimmt, einzutauschen!"

Die Fahrt Walter Brand's mit Sirene beschränkt sich auf die Kleinigkeit einer Weltumsegelung in einer Nacht. Allerdings kürzen sie sich den Weg dadurch beträchtlich, daß sie durch unterirdische, vom Wasser durchfluthete Grotten den Isthmus von Panama kreuzen und von der Adria via Po, Adda und Comersee in den Bodensee hinüber gleiten. Dieser Gesang ist für mich der reizvollste im ganzen Gedicht gewesen. Mit welchem Schwung, mit welcher Größe und doch mit welcher

Digitized by Google

behenden Grazie hier die Phantasie gestaltet, wie sie dem erdenklich buntesten, ja, fast möchte man sagen: dem tollsten Scenenwechsel ohne jede gewaltsame Anstrengung einen so zu sagen natürlichen Verlauf gibt: das könnte auch eine eingehende prosaisch-poetische Reproduction nur annähernd verdeutlichen; denn es würde ihr überall das wichtige Mittel des glatten, biegsamen und geschmeidigen Haushofer'schen Verses fehlen.

Die vorliegende Dichtung Haushofer's ist zum größten Theil nicht von der tief erschütternden, unmittelbar ergreifenden, das Herz aufwühlenden Art. Daß sie das nicht sein kann, liegt in der Natur ihrer phantastischen Stoffe begründet, die einer philosophisch-contemplativen Stimmung günstiger sind als der tragischen. Aber außer der Sphäre seines Könnens liegt jene Art zu wirken gewiß nicht. Auch bei ihm habe ich, wenn auch nur vereinzelt, jenes Rieseln durch Hirn und Rückenmark empfunden, bei dem uns plötzlich so erschrocken-selig zu Muthe, bei dem uns plötzlich das Herz so schmerzlich groß wird. Brand und Sirene landen auf einer der unbewohnten Bermudasinseln, einem „Sitz unsagbar ernster Einsamkeit", Wohl niemals haben Menschenfüße diesen gelben Sand getreten: Und doch versichert Sirene:

„Den Sand durchzittert unter meinem Fuß,
Kaum spürbar ein verscholl'ner Menschengruß!"

Montezuma's Tochter ruht hier an der Seite ihres Geliebten, eines jungen Mönches, der sie in Gemeinschaft mit einem alten nach Spanien in ein Kloster bringen sollte, nachdem Tenochtitlan erstürmt war. Ein kurzes Liebesglück und Liebesweh der Flüchtigen — und dann ein gemeinsamer Tod an diesem stillen Strande. — Gewiß ein seltnes Wagestück der Phantasie und doch ergreifend.

Von einer Cigarette aus Circe's Laboratorium narkotisirt, sieht Brand sich bald an Vivianen's Seite auf dem Père Lachaise zu Paris. Hier begiebt sich ein hochinteressantes Stelldichein von Selbstmördern: aber nur feine Gesellschaft, nur hoher Adel verkehrt hier, wie bei den Feerien der Kaiserin Eugenie in den Tuilerien. Es sind die ein wenig tief gesunkenen Todten aus dem Highlife, die sich hier versammeln: ein Präsident einer südamerikanischen Republik, der seinem Staate sechs Millionen gestohlen, sie in Paris, Monte Carlo und Spaa durchgebracht und sich dann erhängt hat. Es folgen ein Marquis Montbrise, den der Turf ruinirt hat, die junge Gemahlin eines alten Admirals, die einen Jüngeren viel admirabler fand und sich dann auf den dringenden Wunsch des Gatten vergiftete, ein Engländer, der sich im Spleen erschoß, weil zwei Fliegen ihm in einer Nacht den Schlaf geraubt hatten u. A. m. Brand fragt nach dem tieferen Sinn dieses ganzen Hexensabbats.

„Viviane lachte spöttisch: Tiefrer Sinn?
Wozu? den kannte dies Gezücht
In seinem ganzen Leben nicht!
Fast Jeder, den du hier siehst, fuhr dahin,
Weil er des Lebens Flitterkram
Für Ernst und Werth und Wahrheit nahm;
Und als der Ernst ihm fürchterlich
Entgegentrat, empfahl er sich!"

Eine Cigarette schützt Brand schließlich vor dem „infernalischen Duft des Leichen-Raouts und führt ihn auf aromatischen Traumwolken zurück nach Seerieden.

Russalka gehört der Doctor für die nächste Nacht. Als Fledermaus erscheint sie ihm, und über den Böhmerwald, über Prag, Mähren, Budapest, Pußta, Belgrad saust er mit ihr dahin. Unterwegs entwickelt sie in mehr nachdrücklicher als überzeugender Weise die Ansicht, daß dem Slavenvolk die ganze Zukunft Europa's gehöre.

„Siehst du die Thäler sich zur Ebne breiten?
Es ist das Amselfeld! In blut'gem Streiten
Sank dort ein Serbenreich vor siebenhundert Jahren*)
Zum Staub vor Bajazet's Osmanenschaaren!
Das ist auch so ein Stück Vergangenheit,
Das in die Zukunft laut um Rache schreit."

*) Die Schlacht auf dem Amselfeld war übrigens vor 500 Jahren. (1389.)

Im weiteren Verlaufe ist der Panslavismus Russalka's nicht mehr so klar motivirt. Vom Rilo Dagh aus sehen die Beiden zahllose Schwärme von Skythen, Sarmaten, Alanen, Serben, Wenden und Chrobaten durch die Nacht streifen. Warum aber diese Schaaren gerade die edle Nöthigung in sich fühlen müssen, uns von der Cultur angefressenen Westeuropäern den Garaus zu machen, das erfahren wir nicht. Selbst Iwan der Schreckliche, dieser reizende Schwerenöther, ist unter der Schaar. Schreit auch der um Rache? Aber nein; diese Alle sollen den Slaven einmal als „Geisterwölfe" kämpfen helfen. Das ist indessen nicht geschickt gedacht von Russalka. Geisterwölfe von der Art des grausen Zaren sind es gerade, die gegen den Panslavismus arbeiten. Und noch weniger geschickt ist die Antwort Brand's, der mit einigen Gemeinplätzen die Zuversichtliche zurückzuweisen sucht. Sollte es sich für künftige Auflagen nicht empfehlen, daß Brand seiner Begleiterin das vorzügliche Buch von George Kennan*) zur Lectüre anpriese? So lange Alexander III. unter sibirische Berichte nichts anderes zu schreiben weiß als „Ein melancholisches, aber nicht neues Bild!" so lange werden wir schwerlich geneigt sein, uns gütigst erobern zu lassen. Sibirien! Welch ein flammender Protest voll Abscheu, Grauen, Empörung, Schmerz und Haß hätte sich an dieses Wort knüpfen lassen.

Auf einem Teppich, der mit Feuer aus Gehenna brennt, entführt Herodias den Gast in den Weltraum und zum Mond hinauf. Der Mond wird geschildert, wie man sich's halbwegs denken kann und wie ich ihn schon früher in einer Weihnachtskomödie kennen gelernt habe. Eine ganz dünne Atmosphäre, ganz krystallklares Wasser; Bäume, Sträucher und Kräuter spröde und hart wie Glas und säuselnd sprechende Menschen. Doch halt — nicht Menschen, nur Geister von Menschen, die hier auf ihrem Fluge nach anderen Welten Station machen.

Brand erwacht und auch sein Aufenthalt in Seerieden naht sich seinem Ende. Von Tag zu Tag ist die Liebe zu Alrune heftiger geworden; seine Sehnsucht ist bis in's Grenzenlose gewachsen. Er will sie entführen — aber sie werden abgefaßt und zurück in's Schloß, in ein altes Thurmgemach geführt. Hier ist Circe's Laboratorium, und hier entwickelt sie ihre ganze Kunst. Alrune's Eidbruch, Brand's frevles Begehren sollen bestraft werden. Wie grause Hexengestalten erscheinen die sechs anderen, sonst so reizenden Mädchengestalten und Sirene spricht die tiefsinnigen Worte:

„Ich stimme für Begnadigung!
Er trägt an der Erinnerung
So viel des Leides mit sich fort,
Daß er niemals, an keinem Ort,
Wohin sich auch sein Fuß verirrt,
Des Fluches wieder ledig wird,
Den er empfing in unserm Bann
Und dem kein Sterblicher entrann'
Was braucht ihr ihn noch zu verderben?
Er wird an seiner Sehnsucht sterben!"

Eine raffinirt barmherzige Teufelin! In der That, wer aus diesem Zauberkreis verbannt ist, wird an seiner Erinnerung qualvoll zu Grunde gehn. Das überhaupt ist das zehrende Leid der „Verbannten": die Sehnsucht nach einem sonnenhaften Glück, das wie Erinnerungsglanz in's Diesseits herüberschimmert.

Zur rechten Zeit erscheint Aldeglante und macht dem bösen Spiel ein Ende. Man versammelt sich zum letzten Male fröhlich bei Tische und Circe gibt noch eine besonders starke Probe ihres Hexentalents: sie läßt vor Walter Brand's Augen Herrn Walter Brand erscheinen, wie er vor sieben Jahren war. Brand ist auf's höchste betroffen. Aber Circe wagt noch ein Weiteres; sie läßt auch Herrn Brand, wie er 50 Jahre später aussehen wird, nämlich als Skelett erscheinen — da aber legt sich Alrune in's Mittel und gebietet dem grausamen Spiele Einhalt. Man nimmt Abschied bei Gläserklang; die sieben Mädchen fahren den Gast über den See.

In einem noch sehr frisch-lebendigen und fesselnden Gesange wird geschildert, wie Osmond Fernher in den Alpen

*) Sibirien. Deutsch von E. Kirchner. Berlin, Cronbach.

Digitized by Google

dem unter Eistrümmern vergrabenen Walter Brand das Leben rettet. Der übrige Theil der Dichtung wird fast ganz von den Erzählungen des Weltwanderers Osmond Fernher ausgefüllt. Dieser ist ein Verbannter vom Saturn. Auf dem Saturn ist Alles großartig und weise eingerichtet; man erfreut sich einer höchst fortgeschrittenen Cultur; allein — die Liebe fehlt daselbst. Die Männer wohnen auf dem Ringe, die Frauen auf dem Kern des Sternes. Nur einmal in hundert Jahren erscheint der „Tag des Wahnsinns", an dem die Männer den inneren Stern besuchen und Mann und Weib sich ohne Wahl, allein dem Zufall folgend, auf einen Tag verbinden. Mit dem Ende des Tages ist das Glück unwiderruflich vorbei. Osmond hat auf dem inneren Stern ein Weib gefunden, das er und das ihn mit glühendster Leidenschaft liebt. Er beschließt, auf seinem Sterne andere Gesetze und eine andere Ordnung der Dinge herbeizuführen und tritt in der Volksversammlung offen dafür auf. Die Antwort ist, daß man ihn als Wahnsinnigen in eine vergitterte Felsenhöhle sperrt. Er entkommt, flieht zum inneren Stern und erfährt, daß sein Lieb, weil es sich einem anderen Manne verweigert hat, mit ihren Gespielinnen in den Weltraum hinaus verbannt worden ist. Voll Haß und Ingrimm kehrt er auf den Ringstern zurück, conspirirt gegen die dort bestehenden Einrichtungen, wird verrathen, vor's Reichsgericht gestellt und verfällt dem gleichen Schicksal wie seine Geliebte. Als er seinen Stern verläßt, ruft eine Stimme ihm in's Ohr:

„Nur dem, der durch neun Welten fuhr
Und seiner Liebe nicht vergaß:
Dem Edlen, dem Getreuen nur
Wird alles Glück in reichstem Maß!
Was er in Tod und Leid verloren:
Es wird ihm Alles neu geboren!"

So durchwandert er denn getreulich seine neun Welten und findet jede in einem völlig anderen Entwickelungsstadium. Die Phantasie unseres Dichters nimmt sich den ganzen Weltraum zum Tummelplatz, und er ist ihr nicht zu ungeheuer. Haushofer bringt es fertig, jeden Stern, den sein Wanderer findet, zu individualisiren und mit Geschöpfen zu beleben, die Alles Dagewesenen spotten und vor denen die kühnsten Ausgeburten unserer traditionellen Märchenphantasie zu schanden werden. Aber eine andere Frage ist, ob uns das nun noch interessirt. Der Dichter thut hier des Guten allzu viel. Nicht, daß er uns eben langweilte; dazu ist er zu bedeutend und zugleich zu gewandt; aber es ist ein kaltes, neugieriges Staunen, mit dem wir seine Fabelwesen betrachten, von herzlicher Antheilnahme wie bei den köstlichen modern-romantischen Traumfahrten Brand's ist hier nicht mehr die Rede. Zuletzt kommt Osmond auf unsere Erde. Zuverlässig müssen seine Berichte über die anderen Welten eigentlich sein; denn unseren Planeten beurtheilt er mit überraschendem Scharfblick:

„Denn das erkannt' ich bald: in eurer Welt
Thut eins vor Allem noth: das Geld."

Nach mannigfachen Erdenschicksalen ist er nun hier, an Walter's Seite. Ein mächtiges Heimathssehnen ergreift ihn:

„Die ganze Welt ist leer,
Wo sie nicht ist. — — Wo ich auch gehe
Ein Schatten bleibt mir, den ich immer sehe;
Ein Schatten, der wie eine ew'ge Klage
Mich anschaut, den ich nicht zu bannen weiß.
Und wenn ich diesen armen Schatten frage:
Wer bist du? — ach, dann spricht er trüb und leis:
Dein Heimweh bin ich, armer Mann,
Dein Heimweh, das nicht sterben kann!"

Da durchzuckt es Brand mit plötzlicher Erleuchtung: „Kennst du den Namen Ildeglante?" ruft er. Und — beim Himmel — sie ist es! Auf Seerieden umarmen sich die beiden Liebenden vom Saturn: Osmond und Ildeglante. Brand aber ist seine Alrune noch nicht beschieden. Noch sind sie Verbannte, Getrennte; aber sie werden sich einst finden; sie sind einander bestimmt. Damit er sich aber in seinem künftigen Erdenwallen nicht verzehre vor sehnsüchtiger Qual, löscht Alrune mit einem Kuß aus seinem Gedächtniß, was an selig durchlebten Träumen darin erglänzt. Das Schloß Seerieden zerrinnt zu Nichts — wie ein Traum.

„Der Arzt erwachte wie aus tiefem Sinnen
Und trieb sein Schifflein rasch von hinnen.
Mit leiser Stimme sprach er dann:
»Wie die Erinn'rung trügen kann!
Mir war, als hätte ich hier was erlebt,
Das traumgleich mir durch meine Seele schwebt;
Mir war, als hätte mich etwas gemahnt
An eine Welt, die keine Seele ahnt;
Als wären Boten aus entleg'nen Fernen
Zu mir gekommen, Boten von den Sternen.
Laßt ab, Gedanken, euch mit solchen Fragen,
Nach einem Unerforschlichen zu plagen!
Ein Heimweh gibt es offenbar
Nach einem Dasein, das einst war
Und wieder sein wird. Wenn es uns befällt,
Vergessen wir auf diese Welt.
Und will man mich ob dieser Träume tadeln:
Ich weiß doch, wie sie die Gedanken adeln.
Was dieses Leben auch versprach
Und hielt: das Größ're kommt noch nach!"

Der Dichter wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen, daß ich von seinem Roman so viel verrathen habe. Aus einem Buche, das ich durch Erzählung seines Inhalts entwerthen könnte, würde ich nichts erzählt haben. Aus diesem Buche mußte ich so viel erzählen, wenn ich nur eine andeutungsweise Reproduction seines glänzenden Ideenreichthums geben wollte, hinter dem die Handlung, so amüsant, so spannend, so reizvoll sie erzählt ist, noch weit zurücksteht. Man hat die Weltanschauung Haushofer's als eine materialistische bezeichnet. Ich weiß nicht, ob dieses Urtheil seine Zustimmung hat. Wenn es der Fall ist, so ist dieses Buch ein neuer glänzender Beweis gegen die alberne, unbesonnene und leichtfertige Behauptung, daß der philosophische Materialismus schuld sei an dem gemeinen Plattheitsmaterialismus der modernen Lebenspraxis. Dieser hat seine Ursachen wahrlich in etwas ganz Anderem, in dem furchtbar zugespitzten und allen Theilen zum Bewußtsein kommenden wirthschaftlichen Kampfe nämlich, der nahezu Jeden verleitet, seine vorzüglichsten Qualitäten auf das „Geschäft" zu verwenden. Das Streben nach Wahrheit, es komme zu welchen Resultaten es wolle, entadelt nie, weder den stillen Forscher noch die lauten Massen. Die Wahrheit ist die Aristokratin par excellence. Und ein Buch, das sich stolzer und energischer über alles Niedrige und Gemeine erhebt, das inbrünstiger die Lichtseite der menschlichen Seele, das Erhabene, das der Ewigkeit Zugewandte in uns anschaut und verehrt, ist nicht leicht zu denken. Mit vornehmster Unbekümmertheit um den öden Wust niedriger Tagesinteressen erscheint es deshalb auch mitten in einer Zeit, die zwar schon wieder von vereinzelten, kräftig idealen Strebungen durchzogen wird, im Ganzen aber noch das gleiche Bild gemein-materialistischer Verödung zeigt, wie es die letzten Jahrzehnte boten. Es ist eines der Bücher, die gleichsam ihrer Zeit einen verwegenen Trotz entgegensetzen. Es ist umfangreich — also ein Greuel für alle Liebhaber der Verdauungsliteratur, die in einem Niederlegen (auf das Sofa nämlich) ein hübsch amüsantes und abgeschlossenes Geschichtlein genießen läßt. Es ist in Versen geschrieben — also ein Schrecken für alle ruhigen Gemüther, deren Vorstellungen lieber auf den Pantoffeln der Prosa dahinschlurfen. Es ist gedankenreich, tief, symbolisch — nun, da hört eben Alles auf! Man will doch nicht auch noch arbeiten, wenn man liest! Was das äußere Schicksal des Buches sein wird, ist mir deshalb kaum zweifelhaft. Wo man es aber würdigen kann, da wird es gewürdigt werden: das hoffe ich fest.

Wie aber findet sich das Buch mit dem Realismus ab? Mir bestritt vor Kurzem Jemand, daß dem Dichter eine realistische Schilderung von nicht Erlebtem möglich sei. Vergeblich war der Hinweis auf Meisterwerke der realistischen Poesie, die Dinge wie Weltuntergang, Höllen-, Hexen-, Teufel-, Gespenster- und Drachenspuk ꝛc. behandeln. Jene Ansicht bekundet ein völliges Verkennen der künstlerischen Phantasie. Phantasie hat jeder dumme Junge, der zu einem gestohlenen Apfel eine ehrliche Geschichte erfindet. Aber seine Phantasie ist nur eine uns gleichgültig lassende, veränderte Combination gewöhnlicher Vorstellungen. Die künstlerische Phantasie

Digitized by Google

schafft nicht nur außerordentliche Gebilde, die außerordentliche Ideen verkörpern; sie belebt diese an sich blutlosen Schemen durch Transfusion, indem sie ihnen das heiße Blut unserer lebhaftesten Gefühle einflößt. Sie malt uns ein Paradies, weil wir wünschen, daß es ein Paradies geben möchte; sie malt uns eine Hölle, weil wir fürchten, daß es eine Hölle geben könne. Aber noch mehr: Der Künstler schildert uns den Himmel so, wie wir wünschen, daß er sein möchte; er schildert uns die Hölle so, wie wir fürchten, daß sie sein könnte. Der Inbegriff alles dessen, was uns heilig und ersehnenswerth dünkt, ist sein Paradies; der Inbegriff alles dessen, was uns abscheulich und grauenvoll dünkt, seine Hölle. Und wenn der Dichter noch hundert Mal buntere und krausere Phantasien spinnt als Dante, Goethe, Byron und Haushofer: der Himmel und die Hölle, die er malt, sind doch nur der Himmel und die Hölle in unserer Brust. Wer dabei nicht einsieht, daß es realistische Engel und Teufel gibt, der bildet sich gewiß auch ein, der Dichter, der einen vor ihm liegenden Strohhalm schildert, schildere nur den Strohhalm. Irrthum: er schildert weit mehr! Wer aber der Ueberzeugung lebt, daß dem Dichter eine Kraft des Schauens und damit des Veranschaulichens gegeben ist, die über das Vorhandene hinausgreift, der komme mit und lese Haushofer und schaue mit ihm über den Zaun, der unsere Alltäglichkeit umfriedet, in die blaue, die sonnige, die räthseldunkle Ferne hinaus.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Ohrfeige.

Von Oscar Linke.

In dem einzigen und vornehmsten Gasthof zum goldenen Kreuz in dem oberschlesischen Kreisstädtchen S. saß schon seit Nachmittag eine heitere Gesellschaft versammelt: Fürstliche Pächter und Gutsbesitzer, welche der klare, wunderschöne Januartag zu einer glänzenden Schlittenfahrt hinausgelockt hatte. Durch einige Tage vorher ausgesendete Diener, welche oft einen Stunden langen Weg durch Schnee und Kälte zu Fuß überwinden mußten, war das Goldene Kreuz zum Stelldichein bestimmt worden.

Baron Strahlen stand gerade aufrecht, das Glas in der Rechten, um mit leichter gewordener Zunge eine seiner glanzvollen Reden auf das Deutsche Reich seit 1870 zu Ende zu bringen, als plötzlich vom Hof her zu den um den mächtigen Tisch Versammelten ein dumpfes Geräusch erklang; Baron Strahlen hielt einen Augenblick inne; laut und deutlich ertönte der Schreckensruf:

„Feuer! Feuer! Es brennt."

In Verwirrung wollte sich die Gesellschaft erheben, als Baron Strahlen das Glas bei Seite schob und zur Thür eilte; hier sich noch einmal umwendend, sagte er lächelnd:

„Meine Damen und Herren, ich werde nachsehen. Blinder Lärm! Gewiß wieder einer der Kutscher betrunken! Wir sitzen hier warm und gedenken hier so noch eine Weile zu bleiben, ohne Satans Mithülfe. Beruhigen Sie sich! Ich komme gleich wieder."

Schon binnen kurzer Zeit kehrte er zurück. In seinem gesunden, rothen Antlitz war nichts von Erregung zu sehen.

„Was gab es? Was ist vorgefallen?" klang es ihm von allen Seiten entgegen.

„Kaum der Rede werth! Katschmarek — er meinte seinen, den Uebrigen wohlbekannten Kutscher — ist wieder einmal besoffen gewesen. Er hatte im Pferdestall die Laterne umgestoßen; einiges Stroh entzündete sich und — na, schnell sprangen einige Kerls hinzu und traten es aus. Ich kam gerade an, wie sie über Katschmarek herfielen, während er sich heulend vertheidigte und behauptete, heute so nüchtern zu sein wie ein neugeborenes Kind. Auch hätte er nicht die Laterne umgestoßen —"

„Und Sie stifteten nun Frieden?"

„Ja," versetzte Strahlen mit ironischem Lächeln und machte mit der rechten Hand eine Allen verständliche Bewegung, wie Jemand, der eine durch's Zimmer summende Fliege wegfangen will.

Ein kurzes Beifallsgelächter, einige Betrachtungen über die Unzuverlässigkeit, zumal über die Trunksucht der polnischen Kutscher, und man kam auf die unterbrochene Rede zurück. Nicht lange darauf folgten die schon heimlich mit wahrer Inbrunst erwarteten Eiskühler . . .

Baron Strahlen hatte sich seine innere Verstimmung nicht anmerken lassen; nur die Ueberzahl hastig geleerter Champagnergläser verrieth, daß er sich doch aufregte: warum mußte auch seinem Kutscher gerade dieser Unfall zustoßen! —

Im Pferdestall saß indessen Katschmarek; die anderen Kutscher waren in der Gesindestube, tranken wie ihre Herren, gedachten mit Ehrfurcht derselben und verwünschten den eigensinnigen Lügner; Katschmarek saß allein in dem halb finsteren Raum auf wollener Decke; hier, bei den stummen Pferden, fühlte er sich in seiner Traurigkeit wohl. Den Kopf hielt er zwischen den rothen Händen; das Haar hing wirr herab. Er schluchzte und weinte. Thränen liefen ihm über die braunrothen Backen, in welchen noch die Spuren von Pockennarben sichtbar waren.

Wie eine Jagd von nachtfinsteren Unholden zog es sausend durch sein Gehirn; er sah sie, er hörte sie — plötzlich ein wildes Flammen vor seinen Augen; von rasender Wuth gefaßt und gestoßen, griff er nach einem Brotmesser und stürzte auf die beiden Braunen zu, die gesättigt vor ihrer Holzkrippe standen, wie in Wolken weißen Dampfes eingehüllt.

Die Thiere sahen ihn so hell und ruhig mit ihren großen Augen an. Wie beschämt wich er zurück, erwacht, starr, als hätte ihm Jemand eiskaltes Wasser in den Nacken gegossen. Er barg das plumpe Messer wieder in der Tasche und streichelte den Thieren den Hals.

„Ihr nicht!" seufzte er, setzte sich wieder hin und versank von Neuem in Träume.

„Und ich habe den Rock unseres Kaisers und Königs in Ehren getragen. Drei Jahre lang bei den »Maikäfern« in Berlin! Auch der Herr Hauptmann schnauzte manchmal; aber in seinen blauen Preußenaugen stand hell und deutlich zu lesen: Katschmarek ist ein Pollak, aber doch auch ein Mensch wie wir Alle — ein Mensch! Und jetzt? Ich habe die Laterne nicht umgestoßen, und geohrfeigt hat er mich — deshalb. Hier, hier, wie das brennt, als läge eine Teufelssalbe darauf. Dieser Fleck bleibt, jeder wird ihn sehen und mit Grinsen darauf zeigen. Arme Josepha, ihr armen Kinderchen, was müßt ihr von eurem Vater denken? Und ich war nicht betrunken, so wahr ich an die ewige Seligkeit glaube. O, es ist zum Wahnsinnigwerden! Ich will mein Recht, mein Recht muß mir werden . . ."

„Und wie?" fragte er sich selber, indem er aufstand und erregt umher ging.

Seine wirren Gedanken fanden ein Ziel, das noch unbestimmt aus umdunkelter Ferne ihm entgegenblinzte, nah und näher tänzelnd wie ein Glühwürmchen in stiller Julimondnacht . . .

Mitternacht war vorüber. Auf dem mondlichtüberglänzten „Ring", dem Marktplatz, vor dem Gasthaus standen die Schlitten. Einer nach dem anderen sauste ab. Kurzes Grüßen, lautes Gelächter, hin und wieder auch kaum verständliche Laute, und wie ein phantastisches Spukbild war bald das Ganze verschwunden. Leiser und unbestimmter verklang aus der Ferne das helle und doch in dem Mondnachtschweigen der starren Winternacht wie Klage ertönende Schellengeläute.

Katschmarek hatte seinem Herrn in den Schlitten geholfen und ihn warm zugedeckt: von Baron Strahlen war nichts zu sehen als der ihn über und über umhüllende Pelz: er sah aus wie ein Riesenigel aus irgend einer noch unentdeckten vorzeitlichen Erdepoche.

Trotz der schneidenden Kälte war der Baron bald entschlummert. Durch die schweigende Stille ging die einsame Fahrt auf der schneeglänzenden Landstraße dem fernen Gutshof entgegen. Fest und sicher hielt der Kutscher die Zügel, gleichmäßigen Tactes sausten die Pferde hin, mit dampfenden Nüstern, der Schlitten selber schien zu schweben, die Schneedecke im Fluge zu berühren. Die Fahrt durch die stille, endlos traurige Ebene mit ihrer bläulich weiß schimmernden Hülle war bald vorbei, und der Wald begann. Katschmarek hörte nur hin und wieder das Schnarchen seines Herrn. Auf seine Seele übten in dieser Stunde die finster schwarzen Tannen zur Seite des Weges keinen unheimlich bannenden Zauber aus; ihn erschreckten nicht die gespensterhaften Schatten der beiden Pferdeleiber, sich beständig erneuernd, die auf dem weißen Schnee mitzogen.

Ihn erfüllte nur der Gedanke an sein eigenes Leben, das vergangene, das gegenwärtige und jenes, das nicht mehr hienieden lag.

Dort sah er ein Schutzdach am Waldesrand stehen: ein Aufenthaltsort für die Herren vor der Jagd. Um die Zeit der Wachholderblüthe, vor vielen Jahren, war er einmal mit seiner Josepha, als sie noch „Schloßmädchen" hieß, hierher gepilgert. Hier hatte er ihr Treue geschworen und war dann nach Berlin beordert worden, um daselbst seine drei Jahre abzudienen. Jetzt noch tönte ihm in den Ohren das kleinrussische Liedchen aus der Ukraine, das seine Josepha in einem polnischen Unterhaltungsblatte in Uebersetzung gelesen hatte, und das sie ihm an jenem Nachmittag in der sonntäglichen Waldesstille zum ersten Mal gesungen. Er selbst sang leise wieder die traurige und doch so hold das Herz umschmeichelnde Weise:

Holder Frühlingsblumen
Welche duft'ge Fülle
Um mich auf der Haide!
Meine Hand ist müde,
Nimmer mag sie greifen
Mehr im Spiel nach ihnen.
Ach, ihr Duft betäubt mich,
Und ich denke heimlich,
Still behaglich träumend,
Nur der Wonnestunden,
Wo ich schlummern werde
Ewig — o wer faßt es? —
Ewig, ewig, ewig,
Von den Frühlingsblumen
Auf der stillen Haide
Traulich überblüht!

Und jetzt? Katschmarek hielt die Pferde an, um deren Nüstern es beständig wie eine Nebelwolke dampfte.

Er stieg vom Bock, trat an den Schlitten und betrachtete das Antlitz des Schläfers.

Digitized by Google

Wie leises Röcheln drang es dumpf aus der mächtigen Pelzhülle herauf.

Katschmarek hörte den Namen Marie.

Seine Herrin, die sanfte, gute, blonde Deutsche! Mitleid faßte ihn, er wurde schwankend. Doch das Bild der Herrin schwand vor seinen Augen bei der Vorstellung an die Heimkehr, an den anderen Vormittag, wo sein Weib, seine Kinder ihn ansehen würden, stumm auf jene Stelle blickend, wo die Hand seines Herrn geruht.

„Nein!" sagte er sich und machte sich dann eine Weile lang an den Füßen des Barons zu schaffen. Noch halb träumend fragte dieser:

„Schon aussteigen?"

„Nein, Herr Baron, wir sind noch nicht daheim. Ich habe Euer Gnaden nur die Füße zugedeckt, sie wären sonst erfroren. Puh, eine Hundekälte!"

Der Baron sprach nicht weiter. Der Kutscher stieg wieder auf den Bock. In seinem Gesicht lag ein Zug grausamen Hohnlächelns. Die Vorarbeit zu seinem Plan war ihm geglückt.

Und wieder kam er auf der einsamen Waldesfahrt an einer Stelle vorüber, welche ihm ein anderes, heiteres Bild vor die Seele zauberte:

Dort, wo ein Schutzdach zur Fütterung von Hirschen oder Rehen aufgestellt war, stand oder saß auch sein Herr einstmals mit anderen Hoch- und Höchstgeborenen versammelt. Ein fröhliches, ungezwungenes, echt waidmännisches Gastmahl! Er, als Treiber, mit vielen Anderen stand umher und sah zu, wie es sich die vornehmen Herren munden ließen. Einige der Hasenschießer und Hirschtödter warfen sogar von Zeit zu Zeit schwarz gebratene, glühende Kartoffeln mitten unter die lungernd zuschauenden Treiber und lachten unbändig, ein Geheul wie amerikanische Rothäute anstimmend — es waren ja keine Damen zugegen — wenn dann die Treiber um den Erwerb der paar warmen Bissen wie ein Hunderudel lärmvoll balgten . . .

Damals hatte er selber gelacht bei diesem Anblick; jetzt, Alles wieder im Geist vor sich lebendig schauend, stieß er nur das eine Wort zwischen den Zähnen hervor:

„Hunde! . . ."

Er sah zu den Sternen auf, als sollte die Mutter Gottes selber sich ihm sichtbar zeigen. Rasch blickte er wieder in den Schatten der Pferde: in seiner Lage konnte sie ihm nicht helfen. Später wird er sie bitten — später — wo? Kein Grausen erfaßte ihn vor dem Jenseits, dessen Inhalt für ihn so bestimmt und lebendig dastand, wie die mannigfache Wunderwelt eines Bergwerks.

„Nein, nein, keine Verwirrung! Rasch zur That!" Er sprang wieder vom Bock.

Dann packte er mit wuchtigen und doch behutsam zufassenden Händen den Baron um die Mitte des Leibes, trug ihn auf seinen Armen, wie ein Bündel, schwer athmend, und legte ihn an dieser Futterstelle gerade in den Schnee hinein.

Er öffnete ihm den Pelz. Der frische Luftzug, der Wechsel der Körperlage erweckten den Gutsherrn.

Ueber sich sah er ein paar wild rollende Augen, eine weiße Wolke. Und — er kam noch nicht zur Besinnung. Er lallte:

„Bringt mich in's Bett! Ja, es wurde wieder einmal ein Bischen zu viel . . . Der verdammte Fuchs von Rittmeister! Reingelegt! Bitte, bitte, Ma—marie — —"

Ein schärferer Windzug pfiff ihm an der Nase vorüber.

Der Baron wurde völlig klar; er hätte von Neuem mit Zechen beginnen können.

„Was soll das?"

Katschmarek hatte ihm vorher während des ersten Aufenthalts die Füße mit einem Strick zugeschnürt, der Schläfer es nicht bemerkt.

Und der Kutscher begann langsamen Tones, klar, ernst, entschlossen und doch voll unendlicher Wehmuth:

„Herr Baron, Sie haben —"

„Schweig, Du Narr! Heb' mich auf — wie komm' ich hierher?"

Baron Strahlen wähnte, er wäre aus dem Schlitten gefallen, wie das schon öfter ihm begegnet war.

Und wieder klang es, traurig, unendlich traurig und dennoch klar, entschlossen:

„Herr Baron, noch einmal —"

„Hund, was soll das?"

Voll Angst spürte er die Umschnürung des Strickes an seinen Füßen.

„Hund! Hund!" kreischte jetzt voll Wuth Katschmarek auf, „Hund, das war das rechte Wort, Du deutsches Schw—! Fahr' zur Hölle, ich bin Dein Hund nicht mehr!"

Er stieß dem Daliegenden, der sich vergeblich abmühte aufzuspringen, sein Brotmesser in die Brust. Einige kurze Zeit und ein regungsloser Leichnam lag vor ihm.

Katschmarek bedeckte ihn völlig mit dem Pelz. Dann fiel er mitten im Schnee auf die Knie und betete lange und voll Inbrunst für das Seelenheil seines Herrn, für sich und Weib und Kinder.

Hierauf kehrte er zum Schlitten zurück. Schneller spornte er die Pferde an. Bald war er auf dem Gutshof. Doch nicht an der Rampe des herrschaftlichen Hauses fuhr er vor, sondern begab sich unmittelbar nach dem Stalle. Hier schirrte er die Thiere aus, legte ihnen Decken über, gab ihnen noch Futter und Wasser und küßte jedes derselben auf die Stirn.

Er wandte sich von ihnen und blickte durch das vergitterte Fenster zum Himmel; vom Mond sah er nichts mehr. Nur der Abendstern funkelte.

Dann nahm er einen Strick, befestigte ihn an einem Nagel in der Wand, rückte sich einen Holzschemel heran, legte die Schlinge um seinen Hals, stieß den Schemel mit den Füßen weg und dachte dabei: Wie schön, daß du dies einmal wo anders gesehen hast . . ." Bald hingen die Arme schlaff herab. Die Züge des Gesichts verriethen, daß das letzte Träumen ein lebenswarm angenehmes gewesen. Die starren Augen waren nach dem Himmel gerichtet, aus dessen schmalen Flächenstückchen der Morgenstern längst entschwunden war.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Das Fräulein von Scuderi." Schauspiel in vier Aufzügen, nach Hoffmann's Erzählung von Otto Ludwig. Bearbeitet von Ernst von Wildenbruch. (Berliner Theater.) — „Die neuen Menschen." Schauspiel in drei Acten von Hermann Bahr. (Deutsche Bühne.) — „Ohne Ideale." Schauspiel in vier Acten von Richard Jaffé. (Lessing-Theater.)

Das Fräulein Madeleine de Scudery nimmt in der französischen Literaturgeschichte kaum eine wesentlich neidenswerthere Stelle ein als etwa Luise Mühlbach in der deutschen, oder vielleicht sollte ich sagen: als Theodor Mundt und Luise Mühlbach; denn nur der langen Reihe historischer Romangespinnste, die das jungdeutsche Ehepaar geschäftig auf den Markt warf, lassen sich die literarischen Strickwaaren der Dame Scudery, ihr großer Cyrus, ihre Clelia und Almahide vergleichen. Auch darin sind sie einander ähnlich, daß sie eine wahre Schreibwuth unter den Damen mehr noch als unter den Frauen ihrer Zeit hervorriefen; heute, davon habe ich mich im Verlaufe dieser Woche seufzend überzeugt, ist die gallische Madeleine genau so unlesbar geworden wie die stilistisch schlimmere Luise, die wir mit Stolz die Unsere nennen. Wir denken auch gar nicht mehr an die „Dichterin" Scudery, aber das Fräulein von Scuderi ist uns eine vertraute, sympathische Erscheinung, denn ihr hat Ernst Theodor Amadeus Hoffmann im sechsten Abschnitt der Serapionsbrüder ein dauerndes Denkmal im Barockstil errichtet.

Es ist Sylvester, der die Geschichte der Scuderi bei Hoffmann erzählt, und als seine Quelle gibt er Wagenseil's Chronik von Nürnberg an. Die Freunde nennen, da er geendet, die Erzählung „deshalb wahrhaft serapiontisch, weil sie auf geschichtlichen Grund gebaut, doch hinaufsteige in's Phantastische." In der That ist der historische Hintergrund breit und deutlich ausgemalt; Hoffmann, den ich am liebsten ein lyrisches Caricaturengenie nennen möchte und dessen weitreichender Einfluß auf die europäische Literatur noch längst nicht genügend gewürdigt ist, besitzt die große Kunst, mit einem Schlage uns in die Stimmung einer verschollenen Zeit zu versetzen; er ist ein Geisterbeschwörer von hohen Graden. Blitzschnell hat er uns fest in seinem Zauberkreise: das Jahrhundert des vierzehnten Ludwig lebt wieder auf, wir zittern vor der poudre de succesion, vor den spukenden Schatten des Godin de Sainte Croix, der Brinvillier und der Voisin, wir athmen die schwüle Luft einer Epoche tückischer Mordlust, einer Zeit, da der in den Straßen und Häusern von Paris schleichend wüthenden Gewaltthat die offene Gewaltthätigkeit des Gerichtshofes der chambre ardente und ihres berüchtigten Präsidenten la Reguie entgegen trat. Fünf, sechs Seiten genügen dem großen romantischen Hexenmeister: Dann ist unsere moderne Skepsis so umnebelt, daß wir alles willig glauben, selbst die gruslige Mordgeschichte vom Goldschmied Cardillac.

René Cardillac ist der Ahnherr des Jack the Ripper und des Jacques Lantier aus Zolas „La bête humaine"; mitten hinein in allermodernste Literaturfragen führt uns der Goldschmied aus der fin de siècle de Louis XIV. Denn ererbt hat Cardillac die unstillbare Gier nach Juwelen, die ihn antreibt, bei nächtlicher Weile seine Kunden abzuschlachten, um wieder in den Besitz der köstlichen Geschmeide zu gelangen, für die eine erotische Brunst in seinem Innern glüht. Bei Hoffmann ist Cardillac, den er selbst eine gräßliche und grausige phantastische Inspiration nennt, nur eine glänzende Episode; im Mittelpunkt seiner psychologisch feinen Spukgeschichte steht, die ihr den Namen gibt, das Fräulein von Scuderi. Die muntere Siebenzigerin leitet und lenkt die Intrigue; sie conspirirt mit und gegen die Maintenon und ihrer Frauenschlauheit gelingt es, den unschuldig an seines Meisters Stelle beklagten Goldschmiedgesellen Olivier frei zu machen, ohne daß des armen Jungen Bräutchen des Vaters furchtbare Blutschuld kennen lernt. Die Schilderung der alten Jungfer und ihres tantenhaften Hauswesens ist so allerliebst, daß der Serapionsbruder Lothar wohl Recht hat, wenn er sagt: „Es ist unserem Sylvester ein mißliches Wagstück gut genug gelungen. Für ein solches halte ich nämlich die Schilderung eines alten, gelehrten Fräuleins, das in der Straße St. Honorée eine Art von Bureau d'esprit aufgeschlagen, in das uns Sylvester blicken läßt. Unsere Schriftstellerinnen, denen ich übrigens, sind sie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der schwarzen Robe recht herzlich wünsche, würden gewiß mit dir, o mein Sylvester, hätten sie deine Geschichte angehört, zufrieden sein."

Aus Hoffmann's Intriguengeschichte hat in seiner Jugend Otto Ludwig ein fünfactiges Schauspiel gemacht, dem er die Aufnahme unter seine Werke versagte. Dem ganz großen Dichter der Meisternovelle „Zwischen Himmel und Erde" ist die Beherrschung der dramatischen Kunstform niemals gelungen; seine mühseligen Dramen sind ein absonderliches Gemisch von Großartigkeit und Scurilität: selbst der mächtige Erbförster erstickt am Ende in wässeriger Spätromantik. Ludwig sah das große

Digitized by Google

Musser: Shakespeare; zu starken Persönlichkeiten zog es ihn und zu seltsamen Charakteren, seltsam im Sinne seines bezeichnenden Wortes:

„Den Leuten, die wie alle Andern sind,
Däucht jeder seltsam, der ist, wie er selbst."

Er war ein tapferer Vorposten der modernen Poesie: das gibt ihm für alle Zeiten bleibende Bedeutung. Von dem sonnensichtigen Schönheitcult der Classik war er gleich weit entfernt wie von der Leidenschaft für das grotesk Häßliche; er wußte: „Schön ist Alles. Nichts ist häßlich, wenn's nur an seiner rechten Stelle steht." Nicht die Mystik Hugo's verlockte ihn, er suchte und fand unter jedem Kostüm die nackte Menschlichkeit. Das aber gerade war ihm versagt, was er in seinem Drama den gesunden Maler Martin aussprechen läßt in dem knappen Kernsatz: „Das Schöne ist ein Maß. Was drunter und was drüber, ist's nicht mehr." Otto Ludwig war immer fast drüber oder drunter.

Daß es diese „krankhaft-krämpfige" Natur zu E. Th. A. Hoffmann trieb, darf nicht verwundern; die beiden Unheimlichen waren einander wahlverwandt, nicht nur in ihren musikalischen Neigungen, auch in der Art ihres zwischen wüster Romantik und rücksichtslosem Realismus einhertaumelnden Talentes. Cardillac mochte den Shakespeare-Studenten reizen: hier fand er einen „interessanten Fall", wie er ihn brauchte. Wie der Erbförster durch seine beharrlich zähe Treue, durch seine leidenschaftliche Liebe zu seinem stolzen Wald zum Verbrecher wird am geltenden Moralgesetz, so treibt etwas wie empörter Künstlergeist den Goldschmied zum Mord; er tödtet, nicht aus gemeinem Motiv, aus banaler Geldgier, sondern gestachelt von dem Zorn, sein Kunstwerk, die Schöpfung seiner kunstgeübten Hände in eines Unwürdigen Besitz zu wissen. Ein complicirter Charakter, der den psychologischen Spürer reizen mußte: ein allgemein geachteter Handwerker, im Geruche strengster Kirchenfrömmigkeit stehend, der seine Künstlerseele zu gräßlichstem Verbrechen lockt. Auch das Erblichkeitsmotiv zog Ludwig an; er verknüpfte es mit dem Hoffmann fremden Trieb sozialer Empörung des Bürgerlichen gegen den verrotteten Adel Frankreichs und nun hatte er die Gestalt, die er seinem der Nachtseite der Menschennatur zugewandten Talent erwünschte: den edelsinnigen Mörder, der mit dem Dolch zugleich seinen zum Handwerk erniederten Künstlerstolz und die von den Juwelen eines üppigen Junkers bethörte Mutter rächt.

So blind hatte sich der Dichter in sein interessantes Scheusal vergafft, daß er die deutliche Warnung vor einer Dramatisirung des Falles Cardillac übersah, die Hoffmann selbst an seine Erzählung geknüpft hat. Einer der Serapionsbrüder findet es, als Freund Sylvester geendet, seltsam, „daß Schriftsteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wissen, oft an dem Dramatischen gänzlich scheitern". Wieder ist es Lothar, der ihm sehr fein antwortet: „Sind die Bedingnisse des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grundelementen so von einander verschieden, daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß? — Ihr versteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung spreche und alles Novellenartige ausschließe, daß oft den Keim in sich trägt, aus dem das wahre Drama hervorsprießt, wie ein schöner, herrlicher Baum."

Solch' eine „eigenthümliche Erzählung", nicht eine Novelle ist das Fräulein von Scuderi, und selbst einem technisch sicheren Autor mußte, das darf behauptet werden, die Dramatisirung mißlingen. Die Technik des jugendlichen Otto Ludwig aber stand auf schwachen Knabenfüßen noch und so brachte er einfach Hoffman's Erzählung in jambische Dialogform. Nichts unterdrückte er; hinzu that er das soziale, das demokratisch-adelsfeindliche Element und eine die Modernen besonders interessirende Weltanschauung, die man fast versucht ist, eine naturalistische zu nennen. Zur Philosophie der Willensunfreiheit bekennt sich der Dichter; von „dunklem Drange" ist ihm der rechten Weges nicht bewußte Mensch regiert, der „nicht kann, wie er will". In einem seiner vielen Monologe spricht es Cardillac aus:

„Gut wer nicht ohne Bös; wer's Gute schuf,
Der schuf das Böse mit. Und schuf's ein Gott,
So ist das Böse göttlich wie das Gute.
Er kann nichts schaffen, was er selbst nicht ist.
Und hat's ein Andrer — warum litt er's denn?
Und mußt er's leiden, kann er's auch nicht strafen.
Albernes Zeug. Das Drüben ist so nöthig
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht."

Jenseits von Gut und Böse, man erkennt es, stand auch Otto Ludwig schon; aus der weiten Schöpfung des großen Briten war ihm dieser alles verstehende, alles verzeihende Glaube gekommen. Wie der dritte Richard ist Cardillac ein „Kind der Nacht", das „Böses" thun, wie Miranda und ihre lichten Geschwister ist die Scuderi ein „Kind des Tages", das „Gutes" schaffen muß. Aber Ludwig's Geschöpfe stehen in keiner aus ihren Charakteren entspringenden Handlung, sie haben keine Entwickelung und so sind sie, die sich beständig selbst erläutern und commentiren, undramatisch. An einem äußerlichen Zufall geht der Böse zu Grunde; durch eine umständliche und gleichgültige Intrigue, die dem sog. Sonnenkönig noch Gelegenheit gibt, sich als bon prince zu zeigen, triumphirt die Gute. So gar nichts sagt uns als Drama die Dichtung, daß sie nicht einmal die Erörterung darüber anregt, ob ein von ererbter Geisteskrankheit Belasteter überhaupt in das dramatische Gefüge sich einordnen läßt; der Versuch ist aber gar nicht gemacht, die meisterhafte Studie dieses mordsüchtigen Cardillac dramatisch zu gestalten; die Gestalt ist durchaus mit epischen Mitteln bestritten und sie gipfelt in einer von lyrischen Visionen unterbrochenen Erzählung, in welcher durch den Mund seines Geschöpfes der Dichter spricht und raisonnirt. Reich an geistvollen Worten, an tiefen Blicken zumal auf Kunst und Künstlerempfindung, reich auch an seelenerkennender poetischer Feinheit, die zuweilen ein mildfreundlicher Humor aufhellt; arm aber an dramatischer Kraft und Geschlossenheit und verzerrt bis zum Fratzenhaften durch den jeder einfach menschlichen Plastik widerstrebenden Stoff: so begegnet dem interessirten Leser das fünfactige Schauspiel des jugendlichen Otto Ludwig.

Der Dichter, mit dem allzu früh ein tragisches Talent tiefster Färbung ausstarb, hat niemals daran gedacht, seine ungelenke Jugendarbeit auf die Bühne zu bringen, die seinen reiferen Werken, den machtvollen Makkabäern zumal, so spröde sich verschloß. Ein Schauspieler war's, der zu kalter Pathetik erstarrte Feuergeist Joseph Lewinsky's, der das Fräulein von Scuderi aufstörte aus seiner literargeschichtlichen Gruft; den Wiener Tragöden reizte die „gute" Rolle des blutrünstigen Goldschmieds, und da seine Theaterpraxis die dramatischen Mängel im Werke Ludwig's sofort erkannte, verfiel er auf den unglückseligen Gedanken, Herrn Ernst von Wildenbruch für eine Bühnenbearbeitung der dramatisirten Erzählung zu gewinnen. In dieser Gestalt wurde das Fräulein von Scuderi im Hofburgtheater schroff abgelehnt; in dieser Gestalt ist es nun auch in dem nur nach schauspielerischen Sonderinteressen geleiteten „Berliner Theater" des Herrn Barnay erschienen.

Die bis zur Grobheit fast strengen Tadelsworte der Wiener Kritik hat die Verarbeitung des Herrn von Wildenbruch nur allzu redlich verdient. Hoffmann und Otto Ludwig — die von literarischen Vereinigungen gefeierte Direction Barnay hält diese Dichter offenbar für lebendig, da sie in ihrem Namen für die „freundliche Aufnahme" danken ließ! — konnten sich zusammenfinden; Herr von Wildenbruch taugt in diese Gemeinschaft wie etwa ein schneidiger Lieutenant in die Serapionsbrüderschaft. Er hat das Fräulein von Scuderi aus dem Schauspiel fast gänzlich entfernt; er hat die Reden der ganz nach dem Muster der Shakespeare'schen Amme gestalteten Mutter Caton bis zur Sinnlosigkeit zusammengestrichen; er läßt Cardillac gleich zwei Mal hinter einander sterben und opfert diesem dickdrähtigen Doppeleffect zu Liebe das feinste Motiv: die zarte Schonung, die der holden Tochter das blutige Geheimniß des Vaters zu verhüllen bestrebt ist; und er hat an die Stelle der naiven Lösung durch das Eingreifen des Königs ex machina einen vierten und letzten Act gesetzt, der eine von hohlem Wortgepränge erfüllte Moralpauke der guten, alten Scuderi bringt. Kein Wunder, wenn das robust gemüthliche Fräulein Butze die muntere, herzensheitere alte Dame für eine muckerische Betschwester hielt. Wer hat wohl im Barnay-Theater, wo man am Grillparzertage die „Goldfische" der auch österreichischen Firma Schönthan-Kadelburg gab, Zeit und Lust, Hoffmann's Erzählungen zu lesen? Wer sollte da wissen, daß die Scuderi von Pailleron's Herzogin aus der „Welt, in der man sich langweilt" gespielt sein will, daß die 54jährige Kammerfrau Martinière nicht einer jungen, hölzernen Choristin anvertraut werden darf? In diesen heiligen Hallen, wo man bald die 50. Aufführung des „Kean" festlich begehen wird, hat man ganz Anderes zu thun: da muß die nach gerichtlicher Feststellung 239 Köpfe zählende Claque beaufsichtigt und günstig placirt, da muß ein zischender Student aus dem Hause entfernt, da muß die Fälschung der öffentlichen Meinung im großen Stil betrieben werden. Und wenn das geschmackvolle Publikum, ohne vor der grimmigen Hauspolizei zu zittern, seinem Unwillen über das schnöde Treiben Luft macht, wenn es mit Fingern weist auf den in den ersten Rang postirten, stadtbekannten Oberclaqueur, dann muß ein Schauspieler heraustreten und für die freundliche Aufnahme danken — im Namen der Autoren E. Th. A. Hoffmann und Otto Ludwig! Zwischen Heiterkeit und Empörung schwankte nach diesem Intermezzo die Stimmung; unverdorbene Gemüther machten ihrem literarischen Groll gegen den jubilirenden Herrn Barnay rückhaltlos Luft; ein Entmündigungsverfahren für solche kindliche Seelen! Herr Barnay hält es mit der Majorität; es ist sein Stolz, nicht klüger oder geschmackvoller zu sein als sein Alltagspublikum. Das Geheimniß seiner Erfolge beruht in der schlauen Synthese von klassischem Repertoire und skrupellosem Adolph Ernstthum. Wenn er den urkomischen Juwelierschrank Meister Cardillac's von hinten her elektrisch beleuchten läßt, wenn er in den dritten Act eine Nachtwächterarie einschmuggelt und ähnliche Spaßhaftigkeiten treibt, er behält Recht, immer Recht, wie jeder vorurtheilslose Speculant auf die — Unklugheit.

Mit Herrn von Wildenbruch aber wenigstens darf man doch wohl von Literatur sprechen und ihm kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß seine „Schlußmacherei", wie man es treffend genannt hat, an Verständnißlosigkeit und plumpem Zupacken noch weit, weit hinter Laube's handwerkernder Unthat am Demetrius zurückbleibt. Nach Ludwig's gedankenvoller Sprache wirkt die tönende Bombastik des Herrn von Wildenbruch doppelt brutal und unpoetisch; er hat dem vom Scheintod erwachten Goldschmied eine visionäre Tirade in den Mund gelegt, die wie ein „Pharus am Meere des Unsinns" leuchtet, und er hat es nicht verschmäht, Sätze niederzuschreiben wie diesen, dessen rhythmische Trivialität ich zu ewigem Angedenken aufgezeichnet habe:

„Dann wird er sein Geheimniß uns enthüllen
Und sein Geheimniß wird die Wahrheit sein!"

So spricht die feine, die geistreiche Scuderi, die, jeder Phase abhold, das einfache Wort fand: „Ein stiller Blick des Gleichverstehns ehrt Geber und Empfänger mehr, als der Straßen lärmendes Gepränge." Herr von Wildenbruch sollte seine frische Kraft nicht an Dinge vergeuden, die ihm absolut fern liegen: Otto Ludwig ist ihm ebenso fremd wie Grillparzer, dem er einen lärmend empfindungslosen Prolog gewidmet hat, ohne ein einziges charakteristisches Wort zu finden. In dieser Bearbeitung, darin muß man Ludwig Speidel bedingungslos beipflichten, ist das Fräulein von Scuderi vollends bühnenunmöglich geworden; das vergewaltigte Schauspiel wird dadurch nicht besser, daß es Herrn Mitterwurzer Gelegenheit bot, nicht zwar einen Charakter, wohl aber eine glänzende und überaus geistreiche Solofcene zu schaffen. An dieser Stelle mindestens brauchte

Digitized by Google

die bezahlte Handarbeiterschaar nicht allein die Kosten der „freundlichen Aufnahme" zu bestreiten.

Keine dramatisirte Erzählung, wohl aber eine dialogisirte Erörterung über allerlei soziale und psychische Probleme ist das dreiactige Schauspiel „die neuen Menschen"*) von Hermann Bahr. Ein anarchistischer Revolutionär hat sich in freier Liebe einem gleichgesinnten Mädchen verbunden; weitausgreifende Weltbeglückungspläne erfüllen das kindisch-fanatische Paar, das in der Vernunft allein das selig machende Evangelium der neuen Menschen zu erkennen wähnt. Der Irrwahn rächt sich: den Mann faßt ein erotischer Paroxismus, dessen Gegenstand, eine romantisch-unschuldige Gassendirne, bald zu einem anderen Männchen entflattert; und die starke, rauhe Nihilistin erkennt zu spät, daß sie nie die „Idee", die Propaganda der That und ihre soziale Mission geliebt hat, sondern immer nur ihren Georg, nie den Zweck, sondern stets nur das Medium: den Mann. In einem musterhaft unwahr empfundenen Schlußact opfert der wunderliche Heilige sein Leben dem Glück seines Dirnchens und die allmählich zur Posseniobide gewordene Frau bleibt in erhabener Lächerlichkeit zurück in den „alten Verhältnissen", die dem Werden der neuen Menschen die nährende Luft entziehen.

Wenn der Regisseur der „Deutschen Bühne" absichtlich in einem Zimmer ohne Decke diese neuen Menschen peroriren ließ, dann verdient dieser feine Zug alles erdenkliche Lob: diese drei Theorien, denen der arge Dichter nicht einmal einen Familiennamen, geschweige denn einen „Ort der Handlung" gab, können nur bei Lampenschein, den ekstatischen Blick in den offenen Schnürboden gerichtet, vegetiren. Es wäre überflüssig, heute noch Herrn Bahr zu sagen, daß er vor vier Jahren ein schlechtes, verschrobenes, im Kern unwahres und in der Charakteristik — jugendliches Stück geschrieben hat; er weiß es wohl selbst. Wenn er trotzdem, minder vorsichtig als Otto Ludwig, diese Jugendsünde eines sozialistisch angesäuerten Studenten der Nationalökonomie auf die Bühne zerren ließ, so mögen jene jetzt plötzlich zu hartem Tadel bekehrten Beurtheiler die Schuld tragen, die früher dem Versuch ein „achtungswerthes psychologisches Raffinement" und der Sprache eine „starke bildliche Gewalt" nachrühmten. Eine der Versuchsbühnen sollte sich einmal an Bahr's „große Sünde"**) heranwagen; das ist zwar auch kein Drama, aber eine interessante Variante des Volksfeindthemas und als Satire recht bemerkenswerth.

Was ein Drama ist, weiß Herr Bahr ganz gewiß; er weiß auch, daß „die neuen Menschen", die zum größten Theil von Phrasen, zum kleinsten von geistreichen Gedanken leben, von der dramatischen Kunstform nur den äußeren Schein borgen; ein Problemstück ist immer schlimm, aber ein Stück, das eine Trivialität — die Unausrottbarkeit der sinnlichen Menschennatur — mit vielem schönen Reden beweisen will, ein solches Stück gehört in die Studienmappe. Aber das alles weiß ja der gescheite Bahr. Was er vielleicht nicht weiß, das möchte ich bei diesem zufälligen Anlaß in aller Kürze ihm sagen. Er ist ein Modenmensch; er vernarrt sich mit jedem neuen Jahr in eine neue Geistestracht; die neuen Menschen sind eine Mißgeburt, die der junge Ibsen mit der alten Sand gezeugt haben könnte, unter Gevatterschaft von Victor Hugo und Dostojevsky; seitdem ist Bahr bis zu Bourget, Mendès und den Symbolisten gelangt, deren Farbendenken und Seelenriecherei er in seine „gute Schule" eingeführt hat. Ich glaube, der sehr begabte Schriftsteller — freilich nicht so sehr begabt, um schon so sehr manierirt sein zu dürfen — könnte recht wohl in eigenen Schuhen gehen. Wenn er noch lange im Maskenanzug einherstolzirt, den er mit koketter Anmuth zu tragen weiß, dann wird sein Schicksal, ich fürchte, das des Jean Richepin und anderer unbewußter Gewohnheitssimulanten sein: mit dem Jugendtrotz wird auch ein gutes Theil des Talentes dahin gehen. Demaskiren Sie sich endlich, Herr Bahr, es hat zwölf für Sie geschlagen!

Aehnlichen Wunsch mochte wohl auch das Publikum hegen; sonst wüßte ich nicht, warum es nach dem langweiligen ersten Act den Verfasser rief. Einen wilden Sozialisten mit schwieliger Faust und schlechtem Kittel mochte es sich erwarten und es erschien ein eleganter, höchst modischer Herr, halb französischer Tenor, halb spanischer Attaché, der ganze Mann aber schlechtweg aus Linz an der Donau. Für diese Enttäuschung rächte man sich dann später, indem man Sätze verlachte, die der Autor selbst ironisch gemeint hatte; eine bessere Wirkung konnte Bahr gar nicht wünschen. Die Hörer glaubten den Verfasser auszulachen, dem es nun unbenommen ist, seinerseits — und zwar zuletzt — zu lachen über das Ewig-Thörichte. Sollte Herr Bahr wieder etwas für die Bühne schreiben, so bitte ich ihn, dafür zu sorgen, daß 1. überhaupt etwas vorgeht, 2. etwas Menschliches vorgeht, 3. die Menschen menschlich sprechen und menschlich handeln. Das ist nicht zuviel verlangt; wie völlig es aber diesmal an alledem gebrach, das konnte er an dem merkwürdig schlechten Spiel Reicher's und der in München berühmten Frau Marie Ramlo erkennen.

Eine Entgleisung auf einer Versuchsbühne ist nicht tragisch zu nehmen; schlimmer ist's schon, wenn in einem verständigen Theater ein Schauspieler unter lärmendem Hohn und Spott begraben wird. Dieses Schicksal hat Herrn Richard Jaffé betroffen, jenen wohlmeinenden Dilettanten, dessen abscheuliches „Bild des Signorelli" ich im Vorjahre angeblich so lieblos behandelt haben sollte. Und siehe da: Herr Jaffé schrieb ein neues Stück „Ohne Ideale", kaum viel schlimmer als der erste Streich, und nun johlte das wohlerzogene Publikum des Lessingtheaters eine solenne Katzenmusik, neben der mein kritisches Pfeifchen wie eine sanfte bukolische Hirtenflöte klang. Und Herr Kainz, der immer Schlimmere, declamirte doch nach der Kunst! Das ist ein süßer Trost: langsam zwar, aber sicher merkt's auch der große Haufe, ob einer 'was kann oder nicht.

Von dieser naiven Kinderei eines durch unzeitigen Ibsengenuß verstörten Geistes will ich weislich schweigen. Im zweiten Act wird von einem Mandarinen erzählt, der 'mal einen anderen Mandarinen zu Tode „gewünscht" hat; im dritten Act wird von einem grauen Manne erzählt, der auf einsamer Insel spukt; im letzten Act, wo, mit Herrn Jaffé zu sprechen, „kein Strahl von Schimmer und Glück" mehr leuchtet, geht eine bis zum Selbstmord verrückte Großmama um und ein kleines Mädchen sucht auf wogendem See den Tod, ohne ihn aber zu finden. Bestände im Hause des diesmal schlecht berathenen Herrn Blumenthal die aus dem Barnay-Bazar bekannte Sitte einer Kehrausmusik, dann wäre hier oder nirgend des Herrn Ludolf Waldmann Meistersang am Platze gewesen: „Fahre nicht in Sturmgebraus auf die hohe See hinaus!"

M. H.

*) Zürich, Verlagsmagazin. **) Ebenda.

Notizen.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. 10 Bde. (Stuttgart, Cotta's Nachf.) — Diese schöne Ausgabe des großen Wiener Volksdichters, die Ludwig Hevesi ausführlich in der „Gegenwart" (1889, Nr. 27) angezeigt hat, liegt nunmehr vollständig vor. Sie umfaßt die Romane, Novellen, Kalendergeschichten und Theaterstücke, welche mit dem schwach componirten, aber in der Charakteristik wunderbaren „Heimg'funden" geschlossen werden, das neulich wieder als stimmungsvolles Weihnachtsstück in Berlin über die Bühne ging. Diese letzten Bände enthalten unter Anderem die Volksstücke, die in Folge der ungünstigen Wiener Theaterverhältnisse unter so schwierigen Umständen um ihre Bühnenexistenz kämpften. Jahre lang bemühte sich der Dichter vergeblich um die Aufführung, und ein neuerlicher Herausgeber seiner Briefe hat es sogar wahrscheinlich gemacht, daß er nur deshalb als Dramaturg an's Carltheater berufen wurde, um — kaltgestellt zu werden. Seine neuen Stücke wurden dort doch nicht aufgeführt, und durch seine Anstellung waren sie für andere Wiener Theater unmöglich. So kam denn nach seinem Tode z. B. das „Vierte Gebot" erst in Berlin zur erfolgreichen Aufführung. Eine neue und interessante Gabe ist die Tragödie „Bertha von Frankreich", die freilich in Anbetracht von Anzengruber's Eigenart Fragment bleiben mußte. Seine Sprache nimmt sich im klassischen Jambenmaß ziemlich ungelenk aus, doch hat er es auch in dieser altersgrauen Haupt- und Staatsaction von Anno 996 verstanden, in dem biderben Edelmann Guntram eine Kerngestalt zu schaffen und den Pfaffen allerlei Unverbindliches zu sagen. Ist es aber nicht tragisch, daß Anzengruber, der von seinen Buchausgaben nur immer einen kleinen materiellen Gewinn hatte und von einem Verleger zum anderen ging, im Tode unter der Aegide des weltberühmten Stuttgarter Greifen erscheint? Wenn er diesen Triumph geahnt hätte!

Gesammelte Dichtungen. Von Ludwig Eichrodt. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) Die zwei stattlichen Bände, in denen Ludwig Eichrodt seine gesammelten Dichtungen („Lyra" und „Kehraus") herausgegeben hat, haben Anspruch auf eingehendere Betrachtung, als sie die weihnachtliche Hochfluth gestattet. Für diesmal müssen wir uns mit einer warmen Empfehlung der prächtigen, kerngesunden Gabe begnügen. Wer Ludwig Eichrodt nur als den allbeliebten „Biedermaier-Sänger" kennt, als den lustigen, mit Scheffel verwandten Humoristen von oberrheinischem Geblüt, der wird in frohem Staunen aus diesen Bänden den feinen, echt lyrisch empfindenden und gedankenreichen Poeten kennen lernen. Man schablonisirt in Deutschland gar zu gern und hat man einmal einen Dichter mit der Etikette: „Humorist" versehen, dann kostet es Mühe, der Lesegemeinde klar zu machen, daß hier auch noch ein echter Lyriker zu finden ist. Der prächtige Kopf des Dichters mit den hellen, jungen Augen schmückt den ersten Band, in dem man mehr finden wird als das übliche Sinnen und Minnen: Gedanken und Gefühle, kecken Spott und kräftige Polemik; der zweite Band führt auch den Biedermaier auf den Plan, und dem ganzen von fröhlichster Gesundheit strotzenden Werk, das sich weit über die modische Goldschnitt-Lyrik erhebt, hätten wir als Motto den Schlußvers aus dem polemischen Gedicht „Poesie" gewünscht:

„Sagt eure Sachen doch ungenirt,
Bleibt, ungebunden, frei;
Wird man nicht ergriffen und überführt,
Ist's Reimereißerei."

Von A. Entsch's altbewährtem „Deutschen Bühnenalmanach" (Berlin, Entsch) ist soeben der 55. Jahrgang erschienen. Er gibt in 76 Druckbogen Auskunft über ca. 600 Bühnen, an denen in deutscher Sprache gespielt wird. Die Bilder von acht im Vorjahr verstorbenen bekannten Autoren und Bühnenmitgliedern (Bauernfeld, Förster, Puttlitz, Wehl, Anzengruber ꝛc.) sind als Beigabe angefügt. In dem „Theatergeschichtlichen Rückblick" sind besonders interessant die Berichte über den unerquicklichen Streit Kainz-Barnay, die in- und ausländische Freie Bühnen-Influenza und den Conflict Genossenschaft contra Bühnencartellverein. Theodor Entsch's Bühnenalmanach ist ein Unicum der gegenwärtigen Theaterliteratur des In- und Auslands und verdient seine große Beliebtheit.

Digitized by Google

Inserate.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 100 Mark.**

Goethe, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 1889, 10 Bde., hochelegant in Leinen mit Schatulle statt 45 Mark **nur 25 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 23 Mark **nur 12 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien zu München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen.

8. Geh. 10 ℳ. Geb. 11 ℳ 50 ₰.

Gesang-Schule

von

Adolf Schulze,

Concertsänger und Gesanglehrer.

S.W. Großbeerenstr. 20, III.

Ausbildung für Oper und Concert.

Sprechzeit: Mittwoch und Sonnabend von 12—2 Uhr.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 18.

Friedrich Ludwig Schröder.

Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte

von

Berthold Litzmann,

Professor an der Universität Jena.

= Erster Teil. =

Preis M. 8.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Franz Grillparzers Sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit dem Porträt des Dichters und Einleitungen von **August Sauer.**

Preis geheftet ℳ 20.—. In acht geschmackvollen Einbänden ℳ 28.—.

Dieselbe Ausgabe ist auch in 40 Lieferungen à 50 Pf. resp. 30 kr. ö. W. in beliebig schneller Folge zu beziehen.

„Grillparzer ist der größte Dichter, den der deutsche Stamm in Oesterreich erzeugt, er ist der größte, den das Jahrhundert dem deutschen Volke geschenkt." Mit diesen stolzen Worten charakterisirt ein berufener Schriftsteller den Poeten, dessen Größe in immer weiteren Kreisen erkannt, und dessen Name am 15. Januar 1891, dem Tage der Centenarfeier seiner Geburt, auf den Lippen aller Gebildeten schweben wird.

Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzers, die einen wohlfeilen Preis mit eleganter Ausstattung vereinigt und Jedem zugänglich, wird somit überall willkommen geheißen werden.

Unsere neue elegante und billige Grillparzer-Ausgabe enthält:

Biographisch-litterarhistorische Einleitung. — Gedichte. — Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück und Ende. — Rudolf und Ottokar. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Melusina. — Hannibal. — Weh dem, der lügt. — Libussa. — Esther. — Ein Bruderzwist in Habsburg. — Die Jüdin von Toledo. — Der Rabe. — Blanka von Kastilien. — Die Schreibfeder. — Wer ist schuldig? — Dramatische Fragmente aus den Jahren 1807—1814. — Stoffe und Charaktere (1808—1813). — Dramatische Fragmente und Pläne aus den Jahren 1809—1829. — Stoffe und Charaktere (1817—1860). — Satiren. — Erzählungen. — Studien zur Philosophie und Religion. — Historische und politische Studien. — Aesthetische Studien. — Aphorismen. — Studien zur Litteratur und Theaterkritiken. — Selbstbiographie. — Tagebücher. — Erinnerungen.

Gedichte von Franz Grillparzer.

Jubiläums-Ausgabe

zum hundertsten Geburtstage des Dichters. (1791—1891.)

Mit dem Bildnisse des Dichters.

Zweifarbiger Druck in reichstem Einband. Preis ℳ 10.—.

Grillparzers Gedichte.

Oktav-Ausgabe. In geschmackvollem Einband Preis ℳ 5.50.

Franz Grillparzers Werke

in Einzel-Ausgaben.

(Sämmtlich geschmackvoll gebunden.)

Die Ahnfrau. Trauerspiel		
Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel	ℳ	3.20.
Ein treuer Diener seines Herrn. Trauerspiel	„	3.50.
Esther. Dramatisches Bruchstück	„	3.20.
Die Jüdin von Toledo. Trauerspiel	„	1.60.
Libussa. Trauerspiel	„	3.—.
Medea. Trauerspiel	„	3.—.
Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel	„	2.—.
König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel	„	3.20.
Sappho. Trauerspiel	„	3.20.
Der Traum, ein Leben. Dramatisches Märchen	„	3.20.
Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen	„	3.20.
Weh dem, der lügt. Lustspiel	„	5.—.
	„	3.20.

Litteratur über Grillparzer:

Laube, Heinrich, Franz Grillparzers Lebensgeschichte. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Paoli, Betty, Grillparzer und seine Werke. Preis geheftet ℳ 1.50. In geschmackvollem Einband ℳ 2.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage von Gustav Fock in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 31. Januar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

[illegible]

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der 1½jährige freiwillige Militärdienst. Ein Vorschlag zur Schulconferenz. Von M. Jungck. — Die Ergebnisse des Internationalen Congresses in Antwerpen. Von Hugo Klein. — **Literatur und Kunst**: Ein unbekanntes Gedicht von Goethe. Veröffentlicht von Karl Theodor Gaedertz. — Die Memoiren von Giuseppe Giusti. Von Oskar Bulle. — Ein verkanntes Genie. (Hermann Conradi.) Von Theodor von Sosnosky. — **Feuilleton**: Ein Stück Brod. Von Francois Coppée. Autorisirte Uebersetzung von Schadewell-Seifert. — **Aus der Hauptstadt**: Ottilie Bok. Ein Essay. Von Apostata. — Das Modell des Berliner Domes. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Ueber Feminismus. Von Eva. — Notizen. — Inserate.

Der 1½jährige freiwillige Militärdienst.

Ein Vorschlag zur Schulconferenz.

Von M. Jungck.

Zwei Fragen sind es, die in der bevorstehenden Umgestaltung der höheren Schulen besonders und wohl auch gesondert behandelt werden sollen. Erstens die Frage nach der zweckmäßigsten Organisation der höheren Schulen, ihren Unterrichtsfächern, Lehrzielen ꝛc. und zweitens die Frage, wie an die so eingerichteten Schulen das Recht des einjährig-freiwilligen Militärdienstes anzugliedern sei. Ueber die erste wurde allenthalben viel und eifrig gesprochen und gestritten; betreffs der zweiten herrschte bisher mehr die Stille ungewisser Erwartung, die bei Vielen mit einem Gefühl der Bangigkeit vor erneuter Erschwerung dieses so hochwichtigen Instituts und vor der leider uns Deutschen noch so sehr anhängenden und anerzogenen Ueberschätzung des Wissens gegenüber dem Können und Leisten gemischt ist. Das Institut der Einjährig Freiwilligen hat zweifellos in mancher Beziehung sehr segensreich gewirkt, sowohl auf das bürgerliche Leben, indem seine allmählich gesteigerten Anforderungen hebend und belebend auf den Bildungsstand gerade der mittleren Klassen einwirkten, als auf unser Heer, dem es für den Kriegsfall eine große Zahl gebildeter Offiziere und Unteroffiziere verschafft, ohne dem Lande unerschwingliche Ausgaben während des Friedens dafür aufzubürden. Aber es scheint denn doch, daß die ausschließliche Beachtung dieser beiden Gesichtspunkte die ganze Einrichtung mehr und mehr auf eine einseitige und darum schiefe Bahn zu lenken drohen. Wenn man die Anforderungen an das Wissen der Berechtigten immer höher schraubt, das Recht der Zulassung von allmählich mehr und mehr erschwerten Staatsprüfungen abhängig machen will und so eine vielleicht sehr bedeutende Zahl der bisher Berechtigten ausschließt oder sie zwingt, noch länger auf der Schulbank zu verweilen, der sie innerlich bereits überdrüssig geworden, und sich ein Wissen einzupauken, das ihr Geist nur gezwungen und oberflächlich in sich aufnimmt, und das für ihren künftigen Beruf nicht wirklich nothwendig ist, so versündigt man sich in dieser Einseitigkeit nicht bloß an diesen gewaltsam in eine falsche Bahn gestoßenen jungen Menschen, sondern auch an der Entwickelung und dem Wohle der ganzen Nation. Denn jede solche einseitige Ungerechtigkeit trägt ihre Strafe in sich selbst; auch die Nation erntet unfehlbar, was sie gesät hat. Eine der größten Gefahren der Gegenwart liegt nun zweifellos in der Zurückdrängung des Mittelstandes, in dem immer schärfer und unvermittelter hervortretenden Gegensatze zwischen der besitzenden gebildeten und der besitzlosen, armen und ungebildeten Klasse. Noch sind Beide durch zahllose Bindeglieder halb der einen, halb der anderen Abtheilung angehörender Bevölkerungsschichten unter sich vereinigt. Es herrscht aber wohl kein Zweifel darüber, daß diese Zwischenglieder in langsamem Zurückweichen begriffen sind, und daß, wenn sie wirklich verschwänden, ja ehe sie verschwunden sind, der offene Kampf dieser beiden obigen Klassen beginnen und eine Reihe furchtbarer innerer Kriege und blutiger Umwälzungen den modernen Staat und seine Cultur mit dem Untergange bedrohen würde. Jeder Schritt, der diese Gefahr beschleunigt, muß doch wohl sehr ernstlich überlegt, jede Maßregel, die zur Beseitigung des staatserhaltenden Mittelstandes beiträgt, gründlich auf ihre innere Berechtigung und Nothwendigkeit geprüft werden. Eine solche Maßregel ist aber die geplante Umgestaltung des Militärberechtigungswesens zweifellos in noch höherem Maße, als jenes dies leider bisher schon gewesen. Schon bisher haben zahlreiche Kaufleute, Techniker, Landwirthe ꝛc. ein oder mehrere Jahre unfreiwillig und für ihren Beruf nutzlos zuviel auf der Schulbank zugebracht. Viele andere sind bei ihrem Bestreben, sich das „Einjährig-freiwillige Zeugniß"! (nicht etwa höhere Bildung, umfangreicheres Wissen ꝛc.) zu erwerben, für die eigentlich ihren geistigen Anlagen und Neigungen entsprechenden Berufsarten zu alt oder „zu gebildet" (d. h. verbildet) worden. Wahres Wissen, d. h. geistig verwerthbares **Eigenthum** kann nämlich kein Mensch zuviel erwerben, wohl aber kann er durch Einpfropfen halb verstandener, ihm innerlich gleichgiltiger Werthe, Regeln, Jahreszahlen ꝛc. in der **seinem** Geist angemessenen Weiterentwickelung schwer geschädigt und so geradezu verdummt werden. Solche Menschen bleiben dann wohl auch noch weiter auf der Schule, da es für jenen Beruf nun doch „zu spät" sei, oder weil sie sich einbilden, mehr zu sein und über demselben zu stehen, und vermehren das „gelehrte" oder das halbgebildete Proletariat: ein Schaden der Gesellschaft, deren Stütze sie hätten werden können. Und warum? Weil in jener Berechtigungsfrage, wie sie jetzt, nicht, wie sie ursprünglich gefaßt wurde, ein Mittelstand der Bildung einfach verneint, d. h. unterdrückt wird. Entweder „gebildet": zwei fremde Sprachen, viel Mathematik, viel Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften ꝛc. oder „ungebildet" heißt die Grundlage des Berechtigungswesens. Alles zwischenliegende wird gewaltsam nach unten geschoben, soweit es sich nicht nach oben durchquetschen kann. Während ursprünglich nur ein mäßiger Umfang des Wissens oder Könnens

Digitized by Google

verlangt war, soll jetzt vermuthlich die durch ein Examen bewiesene Reife wohl gar für Prima oder gar für die Universität (also zweifellos eine neue hochgradige Erschwerung!) das Recht zur Ableistung der Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger verleihen. Es ist das verhängnißvolle Naturgesetz der Uebergipfelung, das auch in diesem Falle den Staat in seinen Anforderungen vorwärts treibt. In Folge einseitiger Beachtung einzelner Schäden und Nachtheile der gegenwärtig vorhandenen Einrichtungen entfernt man sich im Interesse der oberen Zehntausend immer mehr von den durch Scharnhorst gegebenen ursprünglichen Bedingungen, häuft Erschwerung auf Erschwerung und schafft so dem Staate, dem man helfen will, schließlich Gefahren und Nachtheile statt des allzu einseitig erstrebten Segens.

Und doch dürfte es nicht allzuschwer sein, auch hier die so gefährliche Klippe des „Entweder-oder", zu umschiffen, indem man zwischen beiden Wegen, von denen der obere immer mehr nur den wirklich reichen und gebildeten Ständen offen bleiben wird — schon jetzt erfordert der einjährig-freiwillige Militärdienst mindestens einen Aufwand von 1200 Mark in kleinen, 2000 Mark in großen Garnisonstädten und oft von 3—4000 Mark bei der Cavallerie — dem Mittelstande auch einen Mittelweg öffnet. Wir meinen den **1½ jährig freiwilligen Dienst.**

Um dem geschilderten Uebelstande zu entgehen, hat man in Frankreich die Ansprüche für die Berechtigung auf ein so niedriges Niveau herabschrauben zu müssen geglaubt, daß dort die Zahl der Freiwilligen etwa 10 Mal so groß ist als bei uns. Auf diesen Ausweg werden unsere militärischen und ministeriellen Kreise sich schwerlich je einlassen. Eine Beseitigung der oben geschilderten Härten und Gefahren läßt sich aber auch dadurch erreichen, daß man neben der an ein strenges Examen, hohe Anforderungen und einen günstigen Vermögensstand (der neuerdings vorher amtlich bescheinigt werden muß, was früher ebenfalls nicht der Fall war) gebundenen Berechtigung zu einjährig-freiwilligem Dienste eine zweite minder strenge und minder begünstigte einrichtet. In dieser Beziehung möchten wir uns noch folgenden Vorschlag erlauben. Wer das Zeugniß der Reife für Secunda einer höheren Schule besitzt oder auf einer mittleren Fachschule oder mit Zeugniß der Reife für Tertia auf einer sog. niederen Fachschule die **staatlich beaufsichtigte** bezw. geleitete **Abgangsprüfung** bestanden hat, erhält die Berechtigung für den 1½jährig-freiwilligen Dienst. Die 1½jährig Freiwilligen treten Ostern ein, werden mit den betreffenden Einjährigen zusammen ausgebildet, machen aber in ihren 1½ Jahren zwei Mal den ganzen Drill, der ja besonders in die Sommermonate fällt, insbesondere je zwei Batallions-, Regiments- und Manöverübungen und zwar die besseren das zweite Mal als Unteroffiziere durch. Sie erhalten also eine bedeutend bessere und eingehendere militärische Durchbildung als die Einjährig-Freiwilligen, und da sich in ihnen eine sehr große Zahl von Personen befindet, die als Landwirthe, Meister und Obermeister in allen möglichen technischen Betrieben, an den steten Umgang und an das Befehlen von Arbeitern im Kleinen gewöhnt sind, so dürfte sich gerade aus ihnen ein vorzüglicher Stamm von Unteroffizieren für den Kriegsfall heranbilden lassen, dem durch kurze Uebungen (z. B. alle 2—3 Jahre 14 Tage) die Einzelheiten des Dienstes leicht wieder aufgefrischt werden können. Während die Ersetzung der Unteroffiziere aus den meist den höheren Ständen angehörigen Einjährigen, neben manchen Lichtseiten bekanntlich auch sehr bedenkliche Schattenseiten hat: z. B. zu kurze praktische Vorbildung für diese hochwichtige Stufe unserer militärischen Organisation, völlig andere Lebensweise, Umgang und Gewohnheiten im Civilverhältniß ꝛc., sind diese hier in viel geringerem Maße vorhanden. Die Kenntniß des Französischen dürfte ferner gerade in diesem Verhältnisse bei einem Kriege mit unseren westlichen Nachbarn für Unteroffiziere oft von unschätzbarem Werthe sein. Hört aber die Wirkung des Schreckgespenstes: 3 Jahre als Gemeiner dienen zu müssen auf, so werden alle diese Elemente weit mehr als bisher höhere Bürger-, Real-, Mittel-, kurz solche Schulen aufsuchen, die ihrer Beanlagung und ihren Lebenszwecken entsprechender sind. Die Gymnasien und die anderen 9klassigen Schulen werden von manchem Ballast, der ihre Leistungen jetzt auf eine tiefere Stufe herabdrückt, entlastet, und eine größere Zahl von Mittelschulen wird entstehen, deren gedeihliche Entwickelung jetzt durch jene ominöse Berechtigungsfrage ungemein erschwert und häufig unmöglich gemacht wird. Jene Mittelschulen treiben aber meist nur eine fremde Sprache: Französisch; es lassen sich also darin in kürzerer Zeit eben so gute, vielleicht bessere Resultate erzielen als auf dem Gymnasium, wo diese Sprache erst in Quinta oder Quarta beginnt und noch vielfach als Stiefkind und fremdartiger Eindringling angesehen wird. Um auch mittellosen jungen Leuten die Möglichkeit 1½jährig-freiwilligen Dienstes offen zu halten, ist ferner die Bestimmung nöthig, daß es den betreffenden jungen Leuten frei steht, entweder sich selbst zu beköstigen und für ihre Wohnung Sorge zu tragen, dann aber auch ihren Garnisonsort und ihre Waffe wie die Einjährigen frei zu wählen, oder aber auf letzteres **Recht** (billige Wünsche können ja trotzdem berücksichtigt werden) zu verzichten, und dafür gleich den anderen Soldaten in die volle Verpflegung des Truppentheils überzugehen. Als besonderer Sporn für strebsame, ehrgeizige junge Leute könnte dann auch denjenigen derselben, die sich im Dienste besonders auszeichnen und in entsprechender gesellschaftlicher Stellung sich befinden oder eine solche sich erwerben, die Aussicht eröffnet werden, später (nicht bloß im Kriege) zu Reserveoffizieren befördert zu werden. Sie werden diesem Stande dann wahrhaftig keine Schande machen und dazu dienen, das Ansehen und die Bedeutung des neuen Instituts seiner Wichtigkeit entsprechend zu heben und, ihren Kameraden ein Beispiel zur Nacheiferung, dem Land und Heer zum Heile gereichen.

Die Ergebnisse des Internationalen Congresses in Antwerpen.

Von Hugo Klein.

Der Internationale Congreß, welchen die belgische Regierung zur Erörterung aller Fragen, die mit dem Schutz der entlassenen Sträflinge und verwahrlosten Kinder zusammenhängen, nach Antwerpen einberufen hatte, ergab höchst bemerkenswerthe Resultate, welche eine eingehendere Beleuchtung verdienen. Es ist vor Allem als rühmlich hervorzuheben, daß sich eine Regierung gefunden hat, welche die erwähnten, für die Gesellschaft so wichtigen Fragen einer auserlesenen Versammlung von Aerzten, Naturforschern und Juristen zur Erörterung vorlegte. Man hat hierin wohl ein Zeichen der neuen Zeit zu sehen, welche die Ergebnisse der Studien, die von der jungen biologischen Schule gemacht wurden, auch auf dem Gebiet der Gesetzgebung wenn auch langsam, so doch fortschreitend zur Geltung bringt. Der belgische Justizminister Lejeune, welcher, wie besonders betont werden soll, aus dieser Schule nicht hervorgegangen, ist dennoch in allen Gesetzentwürfen, die er ausarbeitete, zu den Ergebnissen dieser Schule gelangt, und es steht zu hoffen, daß die wichtigen Beschlüsse des Antwerpener Congresses in den ferneren gesetzlichen Bestimmungen Belgiens entsprechende Berücksichtigung finden werden. Aber auch außerhalb der Grenzen des kleinen Staats dürften sie vielfach Beachtung finden, und damit zu umfassenderer Bedeutung gelangen.

Der Verhandlungsstoff in Antwerpen zerfiel in drei Theile, nämlich: 1. was die verwahrlosten und verlassenen Kinder, 2. was die entlassenen Sträflinge, und 3. was die Vagabondage anbelangt. Vielleicht war jener Theil der Berathungen, der sich mit den verwahrlosten und verlassenen Kindern beschäftigte, der wichtigste, denn es liegt auf der Hand, daß diese unglückliche Kinderschaar, wenn sie sich selbst überlassen

Digitized by Google

bleibt, das größte Contingent zum Verbrecherthum stellt, und daß dem Letzteren gesteuert wird, wenn sich die Gesellschaft bei Zeiten der Ersteren annimmt. Bezüglich dieser bedauernswerthen Kinder kam nun der Congreß zu einer Reihe sehr bemerkenswerther Beschlüsse. Es ist vielleicht die wichtigste Errungenschaft desselben, daß er alle Kinder unter 16 Jahren für begangene Thaten als unverantwortlich erklärte und aussprach, daß den Kindern weder der Aufenthalt in der sogenannten Reformschule, noch in der Correctionsanstalt als Abstrafung angerechnet werden soll. Nicht als Abstrafung, sondern als Erziehung soll dieser Aufenthalt angesehen werden, und wenn diese Kinder, die bis zu ihrem 16. Lebensjahre als nicht zurechnungsfähig erklärt werden, später verbrecherische Thaten begehen, sollen sie nicht als Rückfällige behandelt und abgeurtheilt werden.

Eine weitere, äußerst wichtige Frage betraf die Verhältnisse in den „verwahrlosten Familien" oder, um uns genauer auszudrücken, die Autorität, welche moralisch compromittirte Väter derzeit rückhaltlos über ihre minderjährigen Kinder ausüben können. Es ist klar, daß die bezügliche Gesetzgebung in aller Herren Ländern mangelhaft und schädlich ist, weil die Macht, welche sie den moralisch verlorenen Vätern über ihre Kinder einräumt, nur dem Verbrecherthum zu Gute kommt, die Gesellschaft aber hat ein Recht, sich gegen dasselbe durch alle gebotenen Mittel zu schützen. Der Congreß hat denn auch ausgesprochen, daß moralisch compromittirte Väter mit der vollzogenen Abstrafung die Rechte, welche ihnen das Gesetz bisher über ihre Kinder zusprach, verlieren sollen; diese Rechte sollen, wie weiter beschlossen wurde, auf den Staat übergehen. Die französisch-belgische Majorität des Congresses hat in der letzteren wie in allen anderen Fragen sich zu Gunsten der öffentlichen Gewalt entschieden. Herr Pierson, der Leiter eines durch private Wohlthätigkeit erhaltenen Kinderasyls, hat bei der Berathung dieses Punktes in beachtenswerther Weise auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der in Sachen der Staatshülfe zwischen den romanischen und den germanischen Rassen besteht. Die germanischen Rassen besitzen nämlich in allen Stücken eine kräftige Privatinitiative, während die romanischen Rassen alles vom Staat verlangen.

Eine sehr lebhafte Debatte entspann sich über die Art und Weise, wie die verlassenen und moralisch verwahrlosten Kinder erzogen werden sollen. Es gab diesbezüglich zwei Parteien. Die eine trat für die Erziehung der Kinder in öffentlichen Spezialasylen ein, gleichviel, wie sie heißen mögen, welche zahlreiche Vortheile, namentlich aber den der zweckbewußten Leitung und der beständigen Controle bieten. Die andere, und dieser gehörte die Majorität der Belgier und Franzosen an, zeigte eine große Vorliebe für die Erziehung der Kinder in Familien auf dem Lande. Professor Dr. Benedikt aus Wien machte dem gegenüber mit Recht geltend, daß die sancta simplicitas der Bauern sich zur Erziehung anormal veranlagter Kinder wenig eigne; er wies auf die großen Vortheile hin, welche die collective öffentliche Erziehung biete, und sagte, es habe gar keinen Sinn, abnorme Kinder mit zumeist hereditärer Belastung gerade in solchen Familien unterzubringen, die in der Erziehungskunst am tiefsten stehen und sogar analphabetisch sind. Die Erziehung in solchen Familien sei nur für Kinder im Säuglingsalter vorzuziehen. Diese biologisch-pädagogischen Betrachtungen stießen indessen auf Widerspruch und der Congreß sprach sich schließlich dafür aus, daß sowohl die moralisch verwahrlosten wie die verlassenen Kinder in Bauernfamilien auf dem Lande erzogen werden sollen.

Wir gehen nun auf die Fragen über, welche die Vagabunden und entlassenen Verbrecher betreffen, bezw. auf die Maßnahmen, welche der Congreß zur Steuerung der Bettelei und Vagabondage empfahl. Bevor wir die bezüglichen Beschlüsse des Congresses verzeichnen, ist es zur Information der Leser nothwendig, daß wir einen Vortrag, welchen Professor Dr. Benedikt aus Wien über die Vagabondage und alle mit ihr zusammenhängenden Fragen auf dem Congreß hielt, kurz skizziren; nothwendig, weil er den ganzen Complex dieser schwierigen und complicirten Fragen treffend beleuchtete, und dann auch, weil sich der Congreß den Ausführungen und Vorschlägen Benedikt's rückhaltlos anschloß.

Die Vagabondage hat, wie der Vortragende ausführte, verschiedene Formen. Sie ist entweder uncomplizirt oder 1. mit Criminalität und 2. mit Geistesstörung innig verflochten. Sie ist ferner 1. angeboren oder 2. erworben. Von der erworbenen Vagabondage muß wieder die accidentelle ausgeschieden werden, welche bei manchen Individuen zufolge einer unvollständigen Reconvalescenz nach schwerer Krankheit, Altersschwäche, Arbeitsunfähigkeit ꝛc. vorzukommen pflegt. Für die Gesellschaft ergibt sich dieser Gruppe gegenüber die Pflicht, die Kranken in Reconvalescenten-, in Siechen-, in Invalidenhäusern unterzubringen, ferner diejenigen, welche ohne ihre Schuld arbeitslos geworden sind, wie dies namentlich während wirthschaftlicher Krisen so häufig der Fall ist, mit Arbeit zu versorgen. Es ist wohl nichts hiergegen zu sagen, und der Congreß hat auch alle bezüglichen Anträge Benedikt's einstimmig angenommen. Er legte ferner dar, daß bei der Definition der Vagabondage die Subsistenz- und Obdachlosigkeit allein nicht maßgebend sein dürfe, daß vielmehr die Arbeitsscheu bei vorhandener Arbeitsfähigkeit das Hauptcharakteristicon derselben bilde. Dann seien die Vagabunden wieder in zwei Gruppen zu theilen, in die der Erwachsenen und in die der Individuen im Kindesalter. Die Erwachsenen seien namentlich Gewohnheitsbettler, deren Besserung in Arbeitshäusern, in die sie vielfach gesteckt werden, oft nur eine vorübergehende sei. Die Vagabunden im Kindesalter seien zumeist moralisch Verlassene, Verführte, Individuen mit vernachlässigter Erziehung; ein großer Theil derselben besteht aus Abkömmlingen depravirter Eltern, die Degeneration, die hereditäre geistige, moralische und physische Belastung sei bei ihnen zu constatiren. Professor Benedikt brachte hier nochmals die bereits geäußerten Bedenken gegen die Unterbringung solcher Kinder in bäuerlichen Familien vor. Er machte noch geltend, daß man das Unglück, welches die hereditäre Beobachtung ergebe, nicht in Familien hineintragen dürfe, die von derselben vollständig frei seien; geschehe dies dennoch, so müßten die Kinder, sobald sich bei ihnen die Depravation zeige, sofort wieder unter die öffentliche Fürsorge genommen werden. Professor Benedikt empfahl zur Erziehung solcher Kinder die Unterbringung derselben in öffentlichen Spezialerziehungshäusern; erst später sollen sie, falls ihr Normalverhalten wohlerprobt sei, in Familien, Werkstätten und Fabriken untergebracht werden. Die stärker Depravirten sollen von den Anderen getrennt und später unter die Schaar der unverbesserlichen Erwachsenen eingereiht werden. Bei der Leitung dieser Kinder seien Experten und Psychiater beizuziehen; besonders gute Pädagogen für sie seien die Taubstummen- und Blindenlehrer.

Was jene Individuen anbelangt, bei welchen die Vagabondage eine angeborene Eigenschaft bildet, so sprach sich Professor Benedikt dahin aus, daß diese Gewohnheitsvagabunden Seitens der Richter dauernd unter die Vormundschaft der Gesellschaft gestellt werden sollen, ein Prinzip, welchem der Congreß rückhaltlos zustimmte. Den Behörden sei die bedingte Freilassung solcher Individuen anheimzustellen. Bei Vielen sei die Vagabondage an eine bestimmte Periodizität gebunden und in der Zeit des Rückfalls kehren dieselben sehr oft freiwillig in die Correctionsanstalten zurück. Betreffend den Versuch der Colonisation unverbesserlicher Vagabunden meinte der Vortragende, daß ein solcher Versuch immer scheitern werde. Die Psychologie der Vagabondage zeige die folgenden Elemente: 1. Arbeitsscheu, welche auf angeborener oder zur zweiten Natur gewordener Neurasthenie beruht. Ein äußerer moralischer Druck kann die Arbeitsscheu meist bezwingen, weshalb jene Individuen, die von ihr befallen sind, in Arbeitshäusern recht gut verwendbar seien. Bei Vielen sei die Arbeitsscheu auch an eine gewisse Periodizität gebunden. Häufig sei dieselbe auch mit Willenslosigkeit (Abulie) verbunden; man beobachte solche auch außerhalb der Vagabondage bei Kaufleuten, die dem Bankerott entgegengehen, bei Vertrauenspersonen, welche anvertraute Gelder angreifen, ja sogar bei — Prüfungscandidaten, weshalb man von einer — Abulie rigorosandi sprechen könne. Ein

Digitized by Google

II. mächtiges Element der Vagabondage sei der Leichtsinn. Es gebe Individuen, welche für den Genuß einer Stunde das Glück von Monaten, Jahren, ja, des ganzen Lebens opfern. III. Die Claustrophobie (Engenangst), von welcher sogar ganze nomadisirende Völkerstämme befallen seien. In Europa habe man an den Zigeunern ein Beispiel dafür. Solche Individuen können um keinen Preis in geschlossenen Räumen leben, dauernd seßhaft bleiben. Die Claustrophobie, sagte der Redner, bilde noch ein psycho-physikalisches Problem. IV. Die psychische Unruhe, welche bei zahlreichen Individuen zu beobachten sei. Dieselben ziehen rastlos von einem Orte zum andern, sie geben dabei den Gewinn aus ihrer bisherigen Arbeit preis, verzichten oft freiwillig auf die Früchte ihrer Thätigkeit und seien in gewisser Beziehung der Gesellschaft entfremdet.

Der Vortragende ging sodann auf die Beziehungen der Vagabondage zur Criminalität über und betonte hierbei vor Allem, daß es viele durchaus rechtschaffene Menschen gebe, welche der Vagabondage unterliegen. Solche Menschen ertragen Hunger, Durst, Leiden aller Art, bevor sie eine unehrliche Handlung begehen. Die Vagabondage sei bei ihnen eine abnorme Anlage, aber im Uebrigen seien sie durchaus moralisch entwickelt. So seien diese Menschen oft Ausgestoßene der Gesellschaft und dabei noch immer Heroen der Tugend. Angehörige dieser Gruppe erfreuen sich, wenn sie nicht arbeiten müssen, oft der Achtung ihrer Mitbürger, unterziehen sich in mechanischer Weise religiösen Handlungen, seien speculative Denker, sogar geistreich. Dann gebe es „Tendenzverbrecher", welche Verbrechen nur begehen, um internirt zu werden. Aus Haß gegen die Gesellschaft, aus Verzweiflung und Lebensüberdruß begehen ferner Vagabunden schwere Verbrechen und seien weit davon entfernt, dieselben beschönigen zu wollen. Professor Benedikt sprach sich dahin aus, daß jene Individuen, welche Vagabunden und Verbrecher zugleich seien, nach Verbüßung ihrer Strafe dauernd unter die Obhut des Staates gestellt werden sollen. Die große Mehrzal der Verbrechen werde nämlich von rezidiven Verbrechern und Vagabunden begangen, deshalb sei auch die präventive Repression des Staates von ungeheurer Bedeutung.

Die Komplikation der Vagabondage mit Psychopathien sei sehr mannigfach. Eine Anzahl der Vagabunden besteht aus geistesschwachen, mit den Zeichen der anthropologischen Degeneration behafteten Individuen. Diese gehöre denn auch eigentlich mehr in Irrenhäuser als in Vagabundencolonien. Schon im Kindesalter seien bei ihnen periodische epileptische Anfälle, ein planloses Herumirren ꝛc. zu beobachten. Diese durchaus krankhaften Erscheinungen, welche in den seltensten Fällen richtig verstanden werden, führen zu vielen nutzlosen Züchtigungen bei Kindern, zu schweren Strafen bei Soldaten, die als Deserteure behandelt werden, zur diffamirenden Behandlung Erwachsener. In solchen Zuständen werden von diesen Individuen unter dem Scheine des Bewußtseins verbrecherische Handlungen verübt. Auch die ungefährlichen Individuen dieser Art müssen, wie der Vortragende ausführte, unter Obhut gestellt werden, die gefährlichen natürlich unter die dauernde Obhut des Staates. Für solche Individuen seien Spezialstaatsasyle empfehlenswerth, wie sie der belgische Justizminister Lejeune projectirte, bestimmt für irre Verbrecher, für verbrecherische Irre und für kriminalistisch zwar noch nicht compromittirte, doch gemeingefährliche Geisteskranke. Die Epileptiker könnten zeitweilig, in den Perioden, in welchen sie von Anfällen frei zu bleiben pflegen, freigelassen werden. — Zum Schlusse dieses hochinteressanten Vortrages bemerkte Professor Dr. Benedikt noch, daß die Prostitution ganz ähnliche Ursachen und psychologische Eigenschaften aufweise, wie die Vagabondage.

Der Antwerpener Congreß hat mit Hinblick auf diese Ausführungen eine Reihe von bemerkenswerthen Beschlüssen gefaßt. Es wurde namentlich ausgesprochen, daß jedes Individuum, welches absolut unfähig ist, sein Brod zu verdienen, ein Recht auf öffentliche Unterstützung hat und weder als Bettler noch als Vagabund betrachtet, noch auch unter diesem Vorwand dem Strafgesetz unterzogen werden kann. Die öffentliche Unterstützung hat die Pflicht, den Genesenden beizustehen, bis sie wieder so viel Kraft erworben haben, um ihren Beruf oder ihr Gewerbe auszuüben. Die Unterstützungsvereine und Institute sollen ihre Thätigkeit ergänzen, indem sie Arbeit für die Bedürftigen suchen und diese so lange unterstützen, bis sie Arbeit gefunden haben; als Entgelt dafür sollen sich die Betreffenden den Arbeiten, die sie verstehen, in den erwähnten Instituten unterwerfen, um wenigstens einen Theil ihrer Erhaltungskosten einzubringen. Um der Bettelei und Vagabondage zu steuern und die Zahl der Bedürftigen ohne Obdach und Hülfsquellen zu vermindern, sollen gewisse Einrichtungen der Voraussicht und Unterstützung nicht bloß privaten, sondern auch öffentlichen Charakters, wie die Gründung von Versicherungs-, Kredit-, Kranken- und Invalidenkassen sowie von Invalidenhäusern nach Möglichkeit gefördert werden. Jedes Individuum, welches als rückfälliger Vagabund erkannt werde, sei verhalten, auf unbestimmte Zeit unter der Vormundschaft und Obhut des Staates zu stehen, welchem das Recht eingeräumt werden soll, eine bedingte Freilassung solcher Individuen zu gewähren.

Auf Veranlassung des Professor Benedikt und des Professor Ladame (Genf) wurde noch ein Beschluß gefaßt, dahin abzielend, daß eine ärztliche Ueberwachung der verwahrlosten Kinder stattfinde, weil die Frage der Degeneration und Erblichkeit bei ihrer weiteren Entwickelung eine große Rolle spiele.

Die Mitglieder des Congresses machten auch einen Ausflug nach Merxplas, wo die belgische Regierung eine große Vagabundencolonie angelegt hat und nicht weniger als 4000 Vagabunden beisammen leben. Hier erregte es das größte Aufsehen, als Professor Dr. Benedikt aus den riesigen Vagabundenscharen einzelne Individuen hervorrief und ihnen ihre ganze Biographie vorhielt; es waren einige sogar darunter, welchen er sagte, daß sie Schulunterricht genossen haben und trotzdem analphabetisch seien, was sie ebenso bestätigen mußten, wie alles Andere, was er ihnen sagte. Professor Benedikt illustrirte durch die Typen, die er sich aus der Masse wählte, den Vortrag, den er gehalten. Minister Lejeune war von dem Scharfsinn des Wiener Professors, der alle die krankhaft veranlagten Individuen auf den ersten Blick erkannte, auf das Höchste überrascht und rief wiederholt aus: „Vous êtes formidable, vous êtes formidable!" Er stellte sodann die Frage, ob die biologischen Wissenschaften durchaus materialistisch und mit dem Spiritualismus im Gegensatz seien, worauf Professor Benedikt erwiderte, es sei nichts Metaphysisches im Spiel, sondern Alles auf inductive Weise auf Grund von Thatsachen entschieden. Die Bedeutung der Demonstrationen des Professors in Merxplas wurde durch den Präsidenten des Congresses bei der Vorstellung der Congreßmitglieder bei dem König gebührend hervorgehoben.

Literatur und Kunst.

Ein unbekanntes Gedicht von Goethe.

Veröffentlicht von Karl Theodor Gaedertz.

Varnhagen von Ense hat in sein der Königlichen Bibliothek zu Berlin vermachtes Handexemplar von Bettina's Buch „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin 1835) zu der Charade „Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen" folgende Notiz eingeschrieben: „Frau von Arnim behauptet, die Lösung sei »Nachtlicht«; Andere wollen dagegen wissen, das Wort sei »Herzlieb«, der Name einer schönen Verwandten des Frommann'schen Hauses in Jena, der sich Goethe sehr gewogen bezeigt habe, und von der viele Züge zu dem Bilde Ottiliens in den Wahlverwandtschaften gebraucht seien. Die Sonette sprächen deutlich ihren Namen."

In meiner Monographie über Wilhelmine Herzlieb, „Goethe's Minchen" (Bremen, 2. Aufl. 1889), ist auch der ideale Antheil der reizenden Jungfrau an den Sonetten, so weit

Digitized by Google

ersprießlich, klargelegt; selbst meine Widersacher gestehen ein, daß jedenfalls die Charade auf sie gedichtet und von Bettina unrechtmäßig in Anspruch genommen sei.

Ferner findet sich das Wachsthum betitelte Goethe'sche Sonett „Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen" ebenda von Varnhagen's Hand mit einem großen Fragezeichen versehen, der dadurch seinen Zweifel zu erkennen gab, ob es wirklich an Bettina gerichtet. Besonders unterstrichen und mit kleineren Fragezeichen am Rande angemerkt ist speziell: „Sprangst du mit mir", „Deine Freude häusliches Besorgen", „Nun muß ich dich als Fürstin denken: Du stehst so schroff vor mir emporgehoben, Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen." Nichts davon paßt auf Bettina, sie sprang nicht als Kind mit ihm umher, ihr eignete nicht häusliches Besorgen, nicht hoheitsvolle Stellung dem angebeteten Meister gegenüber; sie flehte vielmehr, zu seinen Knieen kauern zu dürfen, daß Er, der Göttliche, seinen Fuß auf ihren Nacken setzen möge. Dagegen treffen die beiden ersten Punkte völlig auf Minchen Herzlieb zu, was jetzt allgemein mir eingeräumt ist; aber auch den dritten Punkt glaube ich zu ihren Gunsten in meinem oben citirten Buche und in den „Neuen Mittheilungen" dazu (Westermann's Monatshefte, November 1889) nachgewiesen zu haben.

Mag immerhin Goethe diese im Winter 1807 zu Jena entstandenen Sonette an Bettina geschickt haben, dieselben sind damit noch nicht auf sie, für sie verfaßt; indeß wohl ein anderes, unveröffentlichtes, vielleicht im Laufe der Zeit abhanden gekommenes oder verkramtes Gedicht, was ihr, trotzdem sie jede Zeile von Goethe ängstlich hütete, bei dem sie umgebenden Chaos passieren konnte.

Einem Schreiben an seine Mutter, die Frau Rath, legte der Dichter im Frühjahr 1809 ein Blättchen für Bettina bei. Letztere hatte sich beklagt, daß er ihr noch nicht geantwortet auf zwei Briefe. Darauf Goethe: „Du zürnst auf mich, da muß ich denn gleich zu Kreuz kriechen und Dir recht geben, daß Du mir den Prozeß machst über meine kurzen kalten Briefe, da doch Deine lieben Briefe, Dein lieb Wesen, kurz alles was von Dir ausgeht, mit der schönsten Anerkenntniß müßte belohnt werden. Ich bin Dir immer nah, das glaube fest, und daß es mir wohler thut, je länger ich Deiner Liebe gewiß werde. Gestern schickte ich meiner Mutter ein kleines Blättchen für Dich; nimm's als ein baares Aequivalent für das, was ich anders auszusprechen in mir kein Talent fühle; sehe zu wie Du Dir's aneignen kannst. Leb' wohl, schreib' mir bald, alles was Du willst." Und am 22. Februar: „Du bist sehr liebenswürdig, gute Bettine, daß Du dem schweigenden Freunde immer wieder einmal ein lebendiges Wort zusprichst, ... ich vernehme so gern wie Dir zu Muthe ist, und meine Einbildungskraft folgt Dir mit Vergnügen ... Gedenke meiner auch ... Damals schickte ich ein Blättchen an Dich meiner Mutter, ich weiß nicht ob Du es erhalten hast."

Diese poetische Epistel lautet nun, wie folgt:

Da ich dir alle Wünsche muß gewähren
Und nichts in mir dir darf verborgen bleiben,
So muß ich dir, was du beklagst, erklären,
Warum ich nicht, wie sonst, dir mehr kann schreiben.
Es sind mir die Gedanken all entflogen,
Die sonst der Seele treue Diener waren,
Sind alle deinen Spuren nachgezogen
Und schweben um dich wohl in ganzen Schaaren.
O laß sie selber dir von mir erzählen,
Laß sie dich mahnen meiner zu gedenken,
Laß mit den deinen sie sich dort vermählen
Und dann zurück zu mir die Schwingen lenken!

Leider liegt der Text nicht im Original vor; eine Abschrift enthält das Poesiealbum von Cäcilie Wattenbach, der Schwester des hervorragenden Berliner Geschichtsprofessors, der Jugendgeliebten Emanuel Geibel's, unterzeichnet: „Goethe. Mir gesandt von E. R. Mai 1840." Die Wattenbach'sche Familie war eng befreundet mit dem berühmten Kunstforscher Karl Friedrich von Rumohr und dem bekannten Diplomaten Johann Georg Rist, welche Beide viele literarische Verbindungen hatten. Ersterer stand Bettina sehr nahe, die seiner wiederholt in „Goethe's Briefwechsel" erwähnt und einst eine seiner Zeichnungen dem Dichter verehrte, die derselbe beifällig begrüßte; Letzterem verdanken wir die Veröffentlichung des interessanten Goethe'schen Gesammtbriefes in der Schrift „Schönborn und seine Zeitgenossen". Entweder werden durch Vermittelung von Elisabeth Rumohr oder Emmi Rist jene Strophen an Cäcilie Wattenbach gelangt sein, in deren Umgebung damals der Goethe-Cultus mit Begeisterung gepflegt wurde. So viel oder so wenig über die Quelle.

Heinrich Düntzer, dem ich meinen kleinen Fund zuvor unterbreitete, urtheilt: „Ich sehe so wenig einen Grund, die betreffenden Verse Goethe abzusprechen, daß der Ton mir durchaus den Sonetten von 1807 zu entsprechen scheint."

Obendrein deckt sich, wie dem Leser kaum entgangen sein dürfte, die Poesie dem Sinn und Inhalt nach mit den vorausgeschickten Prosazeilen Goethe's an Bettina, und mehr noch mit ihrer späteren Aeußerung im Tagebuch: „Du bist der Aether meiner Gedanken, sie schweben durch Dich hin und werden von Dir im Flug getragen wie die Vögel in der Luft. An Dich denken, im Bewußtsein von Dir verweilen, das ist ein Ausruhen vom Flug, wie der Vogel ausruht im Nest. Meine Gedanken umschwärmen Dich."

Jene Briefeinlage an Goethe's Mutter ist mithin aller Wahrscheinlichkeit nach das hier zum ersten Mal gedruckte Gedicht, nicht das Wachsthum überschriebene und von Bettina willkürlich untergeschobene Sonett. Vielleicht bietet ein günstiger Zufall noch ein zweites, an die Stelle der Charade zu setzendes. So kämen alle Drei zu ihrem Recht: der Dichter Goethe und seine Freundinnen, die sinnige, bescheiden zurücktretende Wilhelmine Herzlieb und die phantastische, mit der Wahrheit es nicht allzu genau nehmende Bettina von Arnim.

Die Memoiren von Giuseppe Giusti.

Von Oskar Bulle.

Der größte und feinste Satiriker unter den neueren Dichtern nicht nur Italiens, sondern auch Europas, Giuseppe Giusti, hatte neben den vielen Gedichten, die er nicht veröffentlicht wissen wollte und die deshalb in seiner großen Hinterlassenschaft von Manuskripten lange Zeit unentdeckt und deshalb glücklicher Weise unerörtert geruht haben, auch einige Prosafragmente über die Geschichte seiner Zeit und speziell die der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts der Vergessenheit anheimgeben wollen. Und auch sein großer Freund Gino Capponi, dessen Hand Jahre lang jene Hinterlassenschaft treulich und fast eifersüchtig hegte, hat sich aus Gründen, die man bisher nicht kannte, gegen eine Veröffentlichung dieser Fragmente stets gesträubt, so sehr er andererseits wünschte, daß die Geschichte jener Jahre, also die Darstellung einer besonders wichtigen Periode der italienischen Einheitsbewegung, noch von den Zeitgenossen selbst, den Mitspielern in dem großen Freiheitsdrama, der Nachwelt aufbewahrt werden möge. Jetzt hat eine Hand, die man im Hinblick auf den ausgesprochenen Wunsch Giusti's selbst und gegenüber den Bedenken des scharfblickenden Capponi nicht gerade zartfühlend nennen könnte, den Schleier gelüftet, der über jene historischen Bruchstücke ausgebreitet lag und hat dieselben als „Memoiren Giusti's"*) der Welt vorgelegt. Nicht gerade zum Erstaunen der letzteren! Denn so mißlich es an sich ist, einen großen Lyriker durch Vorlegen einiger seiner Prosablätter auch zum bedeutungsvollen Historiker oder Publicisten stempeln zu wollen, so zweischneidig mußte diese Veröffentlichung in diesem Falle wirken, da die sogenannten „Memoiren" des Dichters zwar seine eigene Persönlichkeit in einem helleren und bezeichnenderen Lichte erscheinen lassen, als das bisher ihn beleuchtende, aus seinen Gedichten

*) Memorie inedite di Giuseppe Giusti (1845—1849). Pubblicate per la prima volta con proemio e note da Ferdinando Martini. Milano, Fratelli Treves.

Digitized by Google

und aus seinen Briefen entspringende es schon war, aber durchaus keinen besonders klaren und hervorstechenden Beitrag zur Geschichte seiner Zeit bilden. Zwar hat der Herausgeber, einer der geistvollsten Deputirten und Publicisten Italiens, den geringfügigen Kern des Giusti'schen Textes mit einer für das Verständniß jener Zeit sehr werthvollen Einleitung und mit erläuternden Noten so stark verbrämt, daß die ganze Veröffentlichung hierdurch einen ziemlich zusammenhängenden und in sich abgeschlossenen Charakter gewonnen hat, aber er konnte hierdurch natürlich die Aufzeichnungen des Dichters an und für sich nicht werthvoller machen. Und besonders konnte er ihnen nicht den Zug des Persönlichen nehmen, der sie zu einer eigentlichen historischen Quelle ungeeignet macht. Persönlich wird aber Giusti in diesem Bruchstück einer „Cronaca" nicht nur bei der Berichterstattung über die Ereignisse, die er meistens so erzählt, wie sie seine Person berührt haben, sondern vor Allem in seiner Charakterisirung der leitenden Männer jener Zeit. Diese letzteren werden von ihm nicht eigentlich als historische Persönlichkeiten aufgefaßt und demgemäß als aus dem Untergrund der historischen Ereignisse sich herausbildend und heraushebend geschildert, sondern sie werden wie Privatmenschen, die in dem großen Gewirr einer bunt und ohne Zweck zusammengewürfelten Gesellschaft an ihm vorüberstreifen und durch ihr Gebahren sein Vertrauen oder seine Abneigung erregen, also von einem rein subjectiven Standpunkte aus, von ihm betrachtet. Giusti lebte in der Zeit, als er diese „Cronaca" zu schreiben begann — im Jahre 1849 — in besonders engem Verkehr mit Gino Capponi und in dem Hause desselben, und verdankte wohl überhaupt der Anregung dieses Staatsmanns und Historikers nicht nur den Plan zu seiner Prosaschrift, sondern auch manche Einzelheiten in der Auffassung der Zeiten wie der Persönlichkeiten. Gino Capponi stand aber damals mehr als jeder Andere in der Toskana mitten in dem politischen Treiben; er war im Jahre 1848 vor der Uebernahme der Regierung durch die von Guerazzi und Montanelli angeführte Demokratie Minister gewesen und stand auch nach dem Sturze dieses demokratischen Regiments am 12. April 1849 an der Spitze der provisorischen Regierung, welche die gemäßigten Elemente der Florentiner Bürgerschaft bis zur Rückkehr des Großherzogs zur Leitung der Geschäfte berufen hatten; er war Rathgeber dieser gemäßigten Elemente in allen Tagesfragen und vertrat mit seiner gewichtigen Persönlichkeit damals die Toskana gleichsam dem anderen Italien gegenüber; er genoß das Vertrauen des nach Gaeta geflüchteten großherzoglichen Hofes, mit dem er in reger, von Guerazzi eifersüchtig beobachteter Verbindung stand und bildete, auf der anderen Seite, die Zuflucht der durch den unglücklichen Verlauf der Guerazzi'schen Dictatur ängstlich gewordenen Demokraten. Alle nach Bedeutung und Einfluß ringenden politischen Persönlichkeiten wendeten sich damals an ihn, wie an eine über dem Treiben stehende höhere Gewalt, und auch Mazzini, als er im Frühjahr 1849 nach Florenz kam, suchte zunächst seinen Beistand, um Italien, das „lenkerlose Schiff im Zeitensturme" (nave senza nocchiero in gran tempesta) in einen sicheren, wenn auch republikanischen Hafen zu steuern. Es ist bezeichnend für das Verhältniß Giusti's zu Capponi, daß gerade bei dem letzteren Besuche, bei dem Mazzini's, Capponi Niemanden anders, als den Dichter zum Zeugen der Verhandlungen mit dem geistvollen Republikaner haben wollte, und es läßt sich vielleicht vermuthen, daß schon damals Giusti sich mit dem Gedanken an seine „Cronaca" trug, wenn er nicht schon über der Arbeit an derselben saß.

Wenn auf diese Weise einerseits viel von den Capponi'schen politischen Urtheilen und Anschauungen in die Giusti'sche Darstellung der Zeitgeschichte eingedrungen sein mußte, was dieselbe ja keineswegs beeinträchtigt, so hat andererseits die ganze Auffassung, die der Dichter von den damaligen politischen Wirren sich unter der Uebermacht der Einsicht seines Freundes bilden mußte, allzu viel des Subjectiven an sich, als daß sie besonderen historischen Werth beanspruchen könnte. Denn sicherlich ließ sich der leidenschaftlichere Giusti zu manchen Urtheilen, besonders über die mitspielenden Persönlichkeiten, hinreißen, die der besonnenere Capponi zum mindesten nicht dem Papier anvertraut haben würde. Die Unterredungen und gemeinsamen politischen Erlebnisse der beiden Freunde mußten nothwendigerweise in dem Gehirn des Dichters einen anderen Niederschlag hinterlassen, als in dem kühleren Urtheil des Staatsmanns und Historikers, und wenn beide auch für eine Zeit die Rollen insofern tauschen zu können gemeint hatten, daß der Dichter dem Historiker den Griffel der Geschichtsschreibung aus der Hand nahm und denselben an seiner Statt führte, so war doch der Letztere später einsichtig genug, um der Darstellung seines dichterischen Freundes, der es ohnehin an Methode fehlte, die Bedeutung eines zeitgeschichtlichen Documents nicht zuzuerkennen und sie deshalb nicht zu veröffentlichen.

In der That lesen sich diese Blätter der Giusti'schen „Cronaca" eher wie Raisonnements, die ein geistreicher Beobachter nach Ereignissen, die ihn gewaltig aufregen und beschäftigen, mit sich oder mit Freunden anstellt, als wie ernste und eingehende geschichtliche Betrachtungen. Als solche können sie schon deshalb nicht gelten, weil ihnen der weitere geschichtliche Hintergrund, der Zusammenhang mit den großen Strömungen der italienischen Einheitsbewegung und mit der Vergangenheit fehlt. Sie enthalten, soweit sie sich auf Ereignisse beziehen, weniger Erzählung als Reflexion, und wo die erstere einmal den Platz behauptet, ist sie abgerissen, fragmentarisch und mit leicht erkennbarer Absichtlichkeit in künstlerisch abgerundeten Einzelbildern vorgetragen. Das Hauptgewicht hat überhaupt Giusti gar nicht auf eine folgerichtige und zusammenhängende Darstellung der Ereignisse gelegt, sondern er hat ersichtlich die Kraft seiner Feder und seines Geistes an prägnanten Charakteristiken der in jener Zeit besonders hervortretenden Persönlichkeiten erproben wollen. Zuweilen machen die Art, wie er die Schilderung dieser Männer anfaßt und damit zusammenhängend der Stil, den er mit erkennbarer Mühe, ganz nach seiner Art zu arbeiten, feilte und drechselte, den Eindruck, als habe er sich die lapidare Geschichtsschreibung eines Tacitus zum Muster genommen. Auf diese Weise hat er uns die Gestalten des Montanelli, des Savagnoli und vor Allem die seines Freundes Gino Capponi in feiner und plastischer Weise vorgeführt, Licht und Schatten gerecht vertheilend und mit mancher treffenden Antithese die Züge belebend. Aber dieses echt künstlerische Maßhalten dauert leider nicht an: je mehr der geschichtsschreibende Dichter den Ereignissen folgt und je mehr diese die charakteristischen Gestalten Mazzini's und Guerazzi's, für die Ereignisse des Jahres 1848 in der Toskana besonders die letztere, hervortreten lassen, desto mehr arbeitet er sich in den Unmuth hinein, der wohl den Capponi'schen Kreis während des demokratischen Regiments in der letzten Hälfte jenes Jahrs und in dem ersten Viertel des Jahrs 1849 beherrschen mochte, und desto mehr wird aus dem abwägenden Künstler, aus dem erklärenden und verstehenden und deshalb verzeihenden Historiker der wüthende Pamphletist, der die alte Schärfe seiner politischen Satire und die Geistesblitze seiner in der Zeit des Kampfes gesungenen Lieder jetzt auf das Gebiet einer objectiveren Darstellung mit Unrecht zu übertragen sucht. Guerazzi's Figur, charakteristisch überhaupt, leidenschaftlich und verbittert weniger in Folge von Leidensjahren im Dienste der Freiheit als in Folge einer unglücklichen Gemüthsart, rücksichtslos und hoffärtig, wenn sie in einer kurzen Machtfülle schwelgte, schwach und unentschlossen, wenn die Ereignisse sie übermannten, mit einem Worte, die echte Figur eines ehrgeizigen und oft genug gewissenlosen Demokraten, den aber doch ein gewisses ideales Streben und Denken nicht abging, wird von Giusti in dem letzten Theil seiner Darstellung zum besonderen und fast alleinigen Zielpunkt genommen. Die ganze Schale seine Unmuths über die politische Verwirrung, die durch das Aufkommen des demokratischen Regiments in der Toskana um sich gegriffen hatte, gießt der Dichter über das Haupt des unglücklichen Collegen in Apollo aus, der ihm in den früheren schönen, in Pisa verlebten Jugendtagen nahe gestanden hatte und der später die Feder des patriotischen Romanschriftstellers bei Seite gelegt hatte um zu dem Knüppel des echten Demo-

Digitized by Google

gogen zu greifen. Die Werthschätzung, die Giusti vorher eine Zeit lang dem Schriftsteller Guerazzi gezollt hatte, verwandelt sich nun in eine nie verhehlte Verachtung nicht nur der literarischen Thaten des einstigen Genossen, sondern auch seines persönlichen Charakters. Nicht im Geringsten erkennt Giusti die allen Einsichtigen doch schon damals und um so viel mehr später offenbar gewordene Thatsache an, daß Guerazzi im Grunde nur der Zauberlehrling war, der die Geister, die er leidenschaftlich und leichtsinnig entfesselt hatte, schließlich nicht mehr bändigen konnte. Alles Weh, das damals die Toskana heimsuchte, die grenzenlose Unordnung und Zuchtlosigkeit, die Gewaltthaten der frei gewordenen Pöbelmassen gegen die Besitzenden, die Maßregelungen und Vergewaltigungen einer gemäßigt denkenden Minorität durch ein radicales, tobendes Parlament, die Aufstände der Bauern gegen ihre Grundherren, ja selbst die Theuerung, welche nicht am Wenigsten die Ursache der Krawalle in den Landgemeinden war, ist Giusti geneigt in die Schuhe des demokratischen Führers zu schieben. Aus dem satirischen Dichter, dessen Witz früher oft genug in äußerst bitterer Weise, aber doch immer über den Gegenständen schwebend, die leichte Geißel schwang, aus dem Historiker, der sich den erhaben grollenden römischen Schriftsteller zum Vorbild nahm, ist der raisonnirende, verbitterte, politische Kannengießer geworden, der ohne tieferes Urtheil, wenn auch stets mit Geist und mit einer gewissen dialektischen Schärfe, sich eine einzige politische Figur des Tags zum Gegenstand seiner heftigen Bemerkungen genommen hatte. Dabei ist natürlich die künstlerische Charakteristik Guerazzi's durchaus zu kurz gekommen. Anekdoten, die meist wohl nur auf Klatsch beruhen, tendenziöse und durchaus unzusammenhängende und unvollständige, nur sprungweise Schilderungen der Ereignisse, besonders derjenigen, welche den Sturz des demokratischen Dictators herbeiführten, Jugenderinnerungen, die mit der dargestellten Zeit eigentlich wenig zu thun haben und Reflexionen, die nicht immer auf Thatsachen beruhen, bilden das Gewebe dieser Art von persönlicher Geschichtsschreibung, die nicht einmal der Hauptgestalt und am Wenigsten den Ereignissen des auch für die Toskana so tollen Jahres gerecht wird.

Mit Recht hat deshalb Ferdinand Martini dem von ihm herausgegebenen Bruchstück der Giusti'schen „Cronaca" den Titel von „Memoiren" gegeben. Diese Blätter sind für die Geschichte der Jahre, welche sie behandeln, wenn nicht gerade werthlos, so doch nur mit vorsichtigster Kritik zu benutzen; sie sind aber nach der anderen Seite hin ein werthvoller Beitrag zur Charakteristik des Schreibers selbst, ein Beitrag, der uns zwar sein Wesen nicht unter einem anderen Gesichtspunkt zeigt, als es seine Gedichte schon thaten, der aber manche Seiten desselben vertieft und von besonders klarem Licht beleuchtet erscheinen läßt. Und zugleich wird uns aus diesen Blättern auch die Nothwendigkeit klar, mit der Giusti unter dem Druck der Zeit läufte und unter dem freundschaftlichen Einfluß bedeutender Politiker, wie deren einer Gino Capponi war, sich nicht nur in seiner Satire fortbildete, sondern überhaupt in seinen politischen Anschauungen zu einem Standpunkt fortentwickelte, der nur allzu oft dem damals geläufigen oder sagen wir dem Zeitgeist widersprach, demselben Zeitgeist, den in seinen ersten Dichterjahren der junge Satiriker zum vollen und scharfen Ausdruck gebracht hatte.

Man kann ja überhaupt nicht von einem bestimmten politischen Standpunkt reden, den Giusti in seinen Satiren vertreten habe. Zu einem folgerichtigen und einheitlichen politischen Denken hatten ihn weder sein individueller Bildungsgang, der niemals in irgend einem wissenschaftlichen Fach in die Tiefe eingedrungen war, noch das allgemeine politische Bewußtsein des Volks, in dessen Mitte er aufwuchs, erzogen. Denn dieses Bewußtsein schlummerte damals zum Theil noch und war auch dort, wo es bereits erwacht war, nämlich in den Köpfen der literarisch gebildeten Minderheit, allzu vage, allzu wenig concret entwickelt, als daß es einen jungen Mann, der bis dahin sein Leben in den heiteren Symposien einer flott durchlebten Studentenzeit verbracht hatte, sogleich mit bestimmten und ausgereiften politischen Idealen hätte erfüllen können. Und jung, sehr jung nicht nur an Jahren, sondern auch in seinen Anschauungen, war ja Giusti noch, als er seine erste Satire schrieb und durch den Erfolg derselben sich aufmuntern ließ, in der Abfassung solcher „Kleinigkeiten," wie er selbst seine Gedichte oft genug nannte, zum Amüsement seiner selbst und seiner Zeitgenossen fortzufahren. Man kann wirklich sagen: zum Amüsement! Denn es hieße das ganze Wesen der Giusti'schen ersten Poesien verkennen, wollte man behaupten, daß dem jungen, etwas leichtfertig in dem gesellschaftlichen Treiben des damaligen Florenz schwimmenden Advokaten, der ebenso wenig Ernst aus seinem juristischen wie aus seinem poetischen Beruf machte, bei dem Niederschreiben seiner das Fürstenthum und die Priesterherrschaft so scharf geißelnden Verse etwa das hohe Ziel vorgeschwebt habe, durch Donnerworte voll erhabenen Zorns und bitteren Ernstes die italienischen Stämme aus ihrem politischen Schlummer aufzurütteln. Er wollte einfach nichts mehr und nichts weniger erreichen, als der Stimmung auf witzige und scharfe Art Ausdruck zu geben, die damals in den gesellschaftlichen Zirkeln, in denen er verkehrte, vornehmlich gepflegt und gehegt wurde, der Stimmung der Verbitterung und des ohnmächtigen Zorns gegenüber den beiden allgewaltigen Mächten, dem Hause Oesterreich und der Kirche. Positive Freiheitsideen und am allerwenigsten ein concreter Plan, wie die Einheit des italienischen Vaterlands zu ermöglichen sei, waren damals noch nicht in den Köpfen der Menge, zu der Giusti im Anfang seiner dichterischen Wirksamkeit im vollen Sinne des Worts gehörte, zur Reife gediehen, und wie sich die politische Ungeduld zunächst nur in partikularen Putschen ausdrückte, die von vornherein keine Aussicht auf allgemeine und dauernde Erfolge darboten, so war auch der Freiheitssänger zunächst nicht im Stande, allgemeinere und tiefer eingreifende patriotische Gesichtspunkte in seinen Poesien zu betonen.

Diese letzteren sind zum Theil durch die bewunderungswürdige Uebersetzung Paul Heyse's auch in die deutsche Literatur eingeführt worden und ich brauche deshalb nicht zu befürchten, von einem gänzlich fremden Gegenstand zu sprechen, wenn ich in dem Folgenden eine kurze Charakterisirung derselben von dem oben betonten, politischen Gesichtspunkte aus zu geben versuche. Bewunderungswürdig nannte ich jene Heyse'sche Uebersetzung, weil ich weder in der alten noch in der neueren Literatur einen Dichter zu nennen wüßte, der in Bezug auf die Eigenthümlichkeit, Schwierigkeit und Künstlichkeit der Sprache dem italienischen Satiriker gleichkäme. Und Heyse hat vielfach diese Sprache auch in ihrer Färbung wiedergegeben und nur an wenigen Stellen dabei den äußerst zusammengedrängten, oft nur in ein charakteristisches Wort oder eine Endung eingezwängten Sinn zu übergehen nöthig gehabt. Giusti war ein Sprachkünstler ersten Rangs, obgleich er gern, wie ja auch Heine, den Eindruck hervorzubringen suchte, als seien seine kleinen Dichtungen rasch hingeworfen. Er hatte sich das löbliche Ziel vorgesetzt, die Umgangssprache des toskanischen Volks, und zwar nicht lediglich der Florentiner, sondern besonders des Landvolks, in dessen Mitte er aufgewachsen war und gern lebte, literaturfähig zu machen und seinen oft äußerst hartnäckigen und erzwungenen Bemühungen nach dieser Richtung hin entsprang das Resultat, daß seine Dichtungen selbst für nicht-toskanische Italiener, geschweige denn für Fremdländer, gewaltige sprachliche Schwierigkeiten aufweisen. Die Giusti'schen Manuskripte mit ihren unendlichen Correcturen zeigen uns, wie hart und mühsam aus jenem Grunde die poetische Arbeit des florentinischen Satirikers war, der in seinen meist kurzen aber gereimten Verszeilen alle Originalitäten der Ausdrucksweise, deren er nur habhaft werden konnte, aufzuhäufen suchte und oft auf Kosten der Logik oder des präcisen Sinns sich in Sprachkünstlichkeiten und bizarren Wendungen gefällt. Wo er, wie in seinen Sonetten oder in den in Octaven und Nonen geschriebenen erzählenden oder betrachtenden Gedichten, schon durch das weiteren Spielraum gewährende Versmaß genöthigt ist, in weniger abgehackter und sentenziöser Weise zu sprechen, verwandelt sich jene Sprachkünstelei in eine wundervolle und prächtige Beherrschung des großen Reichthums der

Digitized by Google

toskanischen Sprache, die seiner weniger reichen Gedankenwelt ergänzend zur Seite steht.

Es ist nicht zu verkennen, das jene Sprachkünstelei und das ihr zu Grunde liegende Bestreben, der Volkssprache neue Accente abzugewinnen, in engem Zusammenhang mit dem Inhalt und dem Ton der satirischen Dichtungen Giusti's stehen. Bei dem oben betonten Mangel an großen patriotischen Gesichtspunkten, besonders in der ersten Zeit seiner poetischen Thätigkeit, mußte der Dichter nothwendigerweise nicht nur in seinem Stil und in dem Ton seiner Lieder, sondern auch in seinen Gegenständen auf ein Niveau herabgehen, welches zwar volksthümlich aber dabei auch oft genug trivial war, um seinen Zweck, seine Hörer und Leser zu amüsiren, völlig zu erreichen. Ich will nicht behaupten, daß Giusti sich dieses etwas niederen Standpunkts anfänglich bewußt war; später, vielleicht unter Capponi's Einfluß, hat er auf jeden Fall seine Unzulänglichkeit gefühlt, wie gerade sein an Gino Capponi gerichtetes, ernstes und in erhabenen Nonen geschriebenes Selbstbekenntniß es uns zeigt.

So sehen wir denn auch, daß die in dem ersten, zur Hälfte noch in die dreißiger Jahre fallenden Decennium der poetischen Thätigkeit Giusti's entstandenen Gedichte meistens nur gesellschaftliche Auswüchse zum Gegenstand der Satire haben oder sich gegen gewisse Kategorien der großherzoglichen Beamten richten, ohne aber im allgemeinen freiheitlichen Sinne anzuregen. Die Satire ist noch kleinlich; der Satiriker selbst steht noch zu weit mit seinen beiden Füßen in dem kleinstaatlichen und kleinstädtischen Treiben darin, als daß er schon den Ausblick auf das gemeinsame Vaterland oder auf weiterreichende politische Ideen hätte gewinnen können. Viele Mißstände in diesem kleinen Treiben verletzen seinen rechtschaffenen und ehrlichen Sinn und regen seinen Spott an; besonders sind es die Streber und Kriecher, die ja gerade an kleinen Höfen und in engen Staatswesen zahlreich aufwuchern, wie „Pilze auf feuchtem Waldboden"; er schreibt gegen sie seinen prächtigen „Gingillino" (Speichellecker), in welchem er den Entwickelungsgang einer solchen niedrigen Seele treffend aus einander setzt. Oder es ist die Ordenssucht und die Leichtsinnigkeit in der Ordensvertheilung, die er in seiner äußerst scharfen und doch dabei phantasiereichen „Vestizione" (Investitur) tadelt. Die Polizeispitzel, das öffentliche und staatliche Lotto, die unwürdige Abhängigkeit der Beamtengewissen, die übertriebene Werthschätzung des Fremden und der Fremden und ähnliche Gegenstände sind es, die er theils mit übermüthigen Humor, theils auch mit scharfer Bitterkeit behandelt. Dazwischen laufen schon damals jene Gedichte mit unter, die, fern von jeder politischen Beziehung, einen schönen und allgemein menschlichen Gedanken zum reinen Ausdruck bringen und zu den besten gehören, die Giusti hinterlassen hat, jene Gedichte, wie „Das Vertrauen auf Gott", „Die Sehnsucht der Seele", das schon erwähnte an Gino Capponi gerichtete Selbstbekenntniß „Resignation" und andere. Und ihnen schließt sich im Ton die Erzählung des in St. Ambrogio in Mailand erhaltenen, tiefen Eindrucks von dem Gesang des österreichischen Soldaten an, wenngleich dieses letztere Gedicht nicht frei von politischen Anspielungen ist.

(Schluß folgt.)

Ein verkanntes Genie.

(Hermann Conradi.)

Von Theodor von Sosnosky.

Jene Schaar von Schriftstellern, die so leidenschaftlich die bestehende Literatur bekämpfen und mit lauter, stürmischer Begeisterung ein neues alleinseligmachendes Literaturevangelium verkünden, kurz: das sogenannte „jüngste Deutschland" ist auf das Lesepublikum und auf die Kritik gar übel zu sprechen. Nun, daß jenes dem geistigen Leben theilnahmslos gegenübersteht, ist eine unleugbare und bedauerliche Thatsache; ebenso unzweifelhaft ist es, daß auch die Kritik arge Schäden hat, so namentlich den blinden Autoritätsglauben, die journalistische Kameraderie und leider auch die Bestechlichkeit. Was nun das Verhalten des Publikums dem „jüngsten Deutschland" gegenüber betrifft, so ist ihm dieses fast ganz fremd, ja zumeist sind ihm sogar die Namen derjenigen unbekannt, die zu demselben gezählt werden, geschweige denn deren Werke; darin wird es durch die Kritik noch unterstützt, denn diese verhält sich dem „jüngsten Deutschland" gegenüber fast durchwegs ablehnend, wohl auch feindselig und gibt sich mit ihm nicht weiter ab. Das aber erbost diese Stürmer noch mehr, denn selbst der schärfste Tadel verletzt nicht so, wie geringschätziges Ignoriren und Todtschweigen, dies trifft die Eitelkeit am empfindlichsten, denn durch den Tadel schenkt man dem Gegner immerhin noch Beachtung, durch das Schweigen aber zeigt man, daß man es nicht der Mühe werth hält, daß man ihn zu gering achtet, sich mit ihm zu beschäftigen.

Die Kritik thut nicht recht daran, so zu handeln, denn sie gibt jenen damit Gelegenheit, sie deshalb der Voreingenommenheit, der ungerechten Unterdrückung zu zeihen, ja ihr dieses Gebahren wohl sogar als Furcht auszulegen, als Furcht davor, es könnte jene von ihr angefeindete Strömung doch noch einmal die herrschende werden. Die Kritik soll sich mit dem „jüngsten Deutschland" um so mehr beschäftigen, als dieses ja wahre Leuchten der Poesie, die Dichterheroen der Zukunft in seiner Mitte bergen soll; so sagen wenigstens die „Jüngstdeutschen", die ja fast alle auch zugleich Kritiker sind, einige sogar die ihrer eigenen Werke.

Einer von ihnen, den seine Gesinnungs- und Kampfgenossen besonders rühmen, ist kürzlich gestorben. Sein Tod ist wohl fast dem ganzen Publikum und zum Theil auch der Presse unbekannt geblieben, jenem selbst der Name: Hermann Conradi. Wenn man liest, was seine Gesinnungsgenossen über ihn schreiben, und wenn ihr Urtheil nur halbwegs richtig ist, dann begreift man nicht, daß ein solcher Mann ungekannt sterben konnte, dann kann man nur auf's tiefste bedauern, daß sich Publikum und Kritik so schwer an ihm versündigt haben. Es scheint daher geboten, ihm wenigstens nach seinem Tode das Interesse zu schenken, das man ihm während seines Lebens schuldig geblieben, und sich mit seinen Werken zu beschäftigen; zuerst aber mit dem, was von seinen Freunden über ihn geschrieben worden.

Edgar Steiger nennt Conradi in seinem Buch „Der Kampf um die neue Dichtung" „vielleicht den genialsten unter der jüngeren Dichtergeneration, einen »Jungdeutschen« von echtem Schrot und Korn, einen Charakterkopf mit einer scharf umrissenen dichterischen Physiognomie, ganz Kraft, ganz Feuer." Von Conradi's Roman „Phrasen" schreibt er, wiewohl er ihn nicht bedingungslos lobt, er enthalte „epische kleine Malereien, die an plastischer Unmittelbarkeit und satter Farbengebung zu dem Entzückendsten gehören, was in diesem Genre geschaffen wurde." Detlev Freiherr von Liliencron schreibt in seinem Buche „Der Maezen" über Conradi's Roman „Adam Mensch" folgendes: „Es ist von einem großen Künstler geschrieben, von einem Dichter der Kraft;" er vergleicht Conradi mit einem „Arzte, der die Seele des Menschen secirt," und findet, daß das Werk „zahlreiche vorzügliche Vergleiche" habe und daß die „wie hingestreuten Naturbilder meisterhaft" seien. Ein C. Korn schreib anläßlich des Todes Conradi's: „Nicht irgend ein Literat ist gestorben — hier starb vielmehr der Künstlerprophet, der philosophische Pädagog der zukünftigen Generation. Hätte Conradi nur noch ein Paar Jahre leben und jene Werke, deren Plan bereits vollständig concipirt in seinem Hirn bereit lag und zu welchem seine vorhandenen Schriften die bloße Ouvertüre bildeten, schaffen dürfen, er hätte sich als Repräsentant einer gewaltigen neuen Cultur manifestirt, einer Cultur, die sich in unseren Tagen abseits vom Wege aufgebaut hat und von der die guten Leute um und herum keine Ahnung haben."

Wie sehen nun aber die Werke aus, die so enthusiastisch gepriesen werden? Zunächst sollen einige Proben zeigen, welch' eigenartiger Ausdrucksweise sich Conradi bedient. In seinem Roman „Phrasen" beginnt ein Kapitel mit folgendem geschmackvollen Bild: „Die nächsten Tage rankten allerlei sonderbares Fadengeschling, allerlei merkwürdige Figurensippschaft in Hein-

Digitized by Google

rich's Lebenscanevas." Dieser Heinrich ruft sich einmal in einer Katzenjammerstimmung die mystischen Worte zu: „Wo bleiben die Rosinen im Stollenteige deines Ich?" „Der Blick seines Auges und Geistes dünkt ihm so zerknittert und umgebogen." Die Dame seines Herzens sucht er mit folgenden tiefsinnigen Worten zur Hingabe zu bewegen, die sie ihm übrigens in der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft angetragen: „Wandle, Weib, im Namen des neuen Geistes! Siehe! nur die Ahnung — das Geheimniß ist Gewißheit und Klarheit — Offenbarung und Kraft. Nur das Geheimniß ist Enthüllung und Erfüllung! Verstehst Du mich, Weib?" Ob ihn die Gute verstanden hat!?

Auch die Naturbeschreibung pflegt Conradi, natürlich in seiner originellen Weise. Von einer Sternennacht schreibt er: „Die Sonne war todt, die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihres Wolkenserails herum . . ." In seinem Roman „Adam Mensch" spricht er von einer „belegt-ausgefransten" Stimme, ferner von einer „amorphen hökrig-verschleimten Windstimme", von einem „gezackten" Lachen, von einem „ausgefahrenen" Gesichte, von einer „angelenzten" Temperatur, von einem Nachmittag, „der Miene zu machen begann, sich zum Abend auszuwölben", und von „schattentödterig-bizarren" Geständnissen. Von dem Spiegelschränkchen des Helden seines Romans berichtet er, daß sich darin eine Anzahl verbrauchter Glacéehandschuhe „herumtrieb"; denselben Helden, eben Herrn Adam Mensch, läßt der Autor folgenden Ausspruch thun: „Ich möchte das Leben wie ein weiches, saftiges Stück Filetfleisch zwischen die Zähne schieben und tüchtig drauf loskauen." Er erzählt von ihm, daß demselben „alle einfachen, großen, stillen Trost- und Beruhigungsnadeln abhanden gekommen"; ferner heißt es von ihm: „Er kramte dies und das aus sich heraus. Aber das lag Alles so todt vor ihm. Da gab es nur noch mit dickem gelbem Rost bedeckte unfahrbar gewordene Geleise zwischen den einzelnen Resultaten des inneren Lebens. In seiner Beziehung zur Außenwelt kam sich Adam ganz sonderbar verrückt und verbogen vor." „Soll ich," philosophirt Herr Mensch weiter, „immer und immer wieder auf dem dürren, ausgedienten Droschkengaul einer nüchternen, verrosteten Logik an das Räthselwesen der letzten Dinge heranstolpern? Aber erkenne ich denn mehr, wenn mich das schneeweiße Araberroß der Intuition an die Schranken heranträgt?" Eine Frage, die unbeantwortet bleibt! Von diesem merkwürdigen Philosophen heißt es ferner: „und er dachte an sein Individuum. Ob . . . hm! . . . ob man seine Seele nicht einmal . . . nicht einmal — rasiren lassen könnte?" — Wie solch' eine rasirte Seele aussieht, kann sich ein gewöhnlicher „verstumpfsinnter" Mensch gar nicht vorstellen; dagegen begriffe er's sehr wohl, wenn sich Conradi bei solchen Gedanken ebenso „charpie-zerzupft" vorkäme wie sein Held.

In einer nachgelassenen Novelle, die den Titel „Unter'm Nußbaum" führt, gebraucht Conradi folgende originellen Ausdrücke: „sich mit den Füßen stotternd bewegen", „firnig gerundete Hand", „behaglich-flaumiges Grinsen", „breiig-gutmüthiges Lachen". Diese Novelle, der Schwanengesang Conradi's, ist so recht der Typus seiner Eigenart; sie allein zu kennen, genügte schon, um sich über ihn ein Urtheil zu bilden. Hier mögen einige Bruchstücke derselben zur Einsicht dienen! Die Hauptperson, übrigens er selbst, oder doch ein Ich, läßt sich über ihr Bett folgendermaßen aus:

„. . . Dieses Bett mit seiner ungeheuren Decke, die so viel Verstecken-des, Zuguteredendes, in's Land weicher mildfingeriger Träume hinein wollüstig Entsagendes besaß . . . Da brennen plötzlich verschleiert glühende und mit zärtlicher Ironie leuchtende Kerzen auf am Weihnachtsbaum der Erinnerungen, die so weit, so weit mit ihren glitzernden Lichtfäden zurückperlen, zurückperlen in das Land der Jugend, wo der grüne Damast der Natur deinen Blick segnete, wo weiche, schwermüthige, flockig gerippte Teppiche deinen stürmischen Schritt dämpfen, wo du glaubtest, daß dir die siedende Sehnsucht nach den Marmorblöcken der That, in welcher allein man stille und von Frieden beherbergt sein darf, die klopfende Brust zersprengte."

Namentlich die zärtlich-ironischen Kerzen sind einzig! Man stelle sich nur das spöttische Lächeln so einer empfindsamen Paraffinkerze vor — oder können nur Wachskerzen so fühlen? — wie es durch ihren Spott hindurch wehmüthig um ihre Lippen zuckt, und man wird begreifen, welch' grandiose Lebenswahrheit in diesem Tropus liegt.

Hier nun einige jener „meisterhaften" Naturbilder, die Conradi in seine Novelle gestreut, wie das so seine geniale Art ist:

„Es hatte geregnet, mich fröstelte, als ich auf die glitschrige breiig-eingerührte Dorfstraße kam, der Wind blies jetzt in spitzkugelig hinausgewölbten Stromröhren daher, jetzt klatschte er sich Einem gegen den Leib wie ein platter, in mechanisch aufgezogenem Rhythmus korrekt taumelnder Papierdrache. Ich mußte mich öfter umwenden, ich mußte eine Handvoll Sekunden lang lieber meinen Rücken anpfauchen lassen, um nur mein versetztes Athmen wieder einrenken zu können."

Einen Abend beschreibt Conradi also:

„Der Abend quoll immer mehr in die Nacht hinüber, Dore war nirgends zu sehen, zu erfassen, Alles rann zusammen und verschwamm immer wehrloser, immer nachgiebiger, dazu eine Stille, die etwas Verwegenes besessen hätte, wenn sie nicht vom Winde manchmal surrend durchmunkelt worden wäre. . . . Ganz unten am Horizont stand noch ein letzter magerer Rückenstreifen von Abendroth, von schwarzgrauen rauchigen Dunstpolstern durchsetzt, wie mit schlotterigen, aufgetriebenen Gummidärmen behangen. Auf der Böschung entzifferte ich eine Gestalt, die, starr und bewegungslos, ein wenig in hartgebrochener Eckung vornüber gebeugt über die schwarzen Ackerbreiten hinweg durch die rieselnde Nacht hindurch, gleichsam ganz an diesem versinkenden Horizont hing, als wollte sie aus diesen Werken der ersterbenden Unendlichkeit etwas Ungeheures in sich aufnehmen, einen ungeheuren Schmerz oder eine ungeheure Lust . . . Unverstandenes, das lange und heimlich mit zitternd verwegener Speicherbeflissenheit aufgestaut gewesen, ist nun begriffen worden, hat sich an sich selber zu kochendem Flammentumult entzündet und strömt sich nun aus, nackengepeitscht von dem Impuls jener naiven neugierigen Gewalt, die vom Transsubjectiven erfaßt und aufgezehrt werden will, weil sie dieses Jenseits zum ersten Mal mit überwältigender Deutlichkeit gefühlt hat."

Die genannte Dore erschreckt den Ich und er sucht seine Empfindung mit folgenden Worten anschaulich zu machen:

„. . . und ich erschrak dennoch unendlich befriedigt vor diesem unendlich feindseligen, vor diesem vipernhaft aufzüngelnden, in gezackten Kurven gebrochen schneidenden Feindseligen, das mir aus diesen kalten, harten, grauen Augen, aus diesem ganzen Gesicht, aus diesem ganzen, gleichsam in erzener Gliederzusammengeschmiegtheit kraftverrammelten Leibe entgegenzuckte."

Die Vereinigung mit der Geliebten beschreibt Conradi ungemein anziehend:

„Dore warf ihre Arme aus einander, sie würgte mit jähem Reiben und stumpfem, stechendem Stoßen die Haft meiner Glieder hinweg, nun war sie frei, schon schoß sie mit einem Fuß den schwarzen, nachgebenden Lehmteig der Böschung hinab, da packte ich sie, über die dunkelflockige Finsterniß sicher hinwegtastend, noch einmal beim vollen, warmen, in spiraliger Gespanntheit plattgewölbten Fleisch des rechten Oberarms, jetzt umpackte ich den stählernen Knoten der gummihart herausgearbeiteten Muskelkuppel, ich warf das Weib um mich herum, noch einmal grub es sich in mich hinein, noch einmal fanden sich unsere Lippen zu einem letzten versengenden Kusse, es war ein unendliches Ueberschießen und Zusammenfließen, ein athemlos kreisendes Sichverfangen, hinweg geschmolzen war jede Zeit, und alles Sein im Raum, es war eine unendliche Entrücktheit, eine nur noch in ganz dunklen Pulsen den Leib durchvibrirende Ausgelöschtheit, dann entzündete sich in mir das spitze, scharfe, mechanische Drückgefühl, als bögen sich zu diesem irren Opferkuß unserer Kraft alle Organe meiner Brust herauf und herunter, es riß, es sprang Etwas in mir, roth, gelb, wie ein mit stechendem Glühlicht illuminirter Mückenschwarm flog's vor mir auf, in wirren Kreiselfäden auf und ab, Dore wich mit einem aufgurgelnden Ruck von mir hinweg, ein kurzer, trocken heißer, gebrochen aufschluchzender Schrei barst aus einander, ich taumelte zurück, ich tastete mit zuckenden Fingern in die feuchte winddurchrieselte Nacht hinein, jetzt verlief sich, gleichsam kleine, gläserne Athemperlen hintropfen lassend, der Wind und versumnte . . ."

Das ist wahrscheinlich auch eine seiner „Kleinmalereien, die zu dem Entzückendsten gehören, was in diesem Genre je geschaffen wurde!"

So also sehen die Werke aus, mit denen Conradi die Welt noch zu beschenken gedachte! So also schreibt ein „Künstlerprophet"! Immerhin: man wird an dem bekannten Spruch des Rabbi Ben Akiba fast irre; so Etwas ist kaum schon dagewesen! Und diesen Mann hat die Welt ungekannt sterben lassen! Würden nicht Alle, die diese Ausbrüche seiner vulkanischen Seele lesen, entrüstet sein, daß das möglich gewesen? Werden sie nicht das, was die Welt an ihm verbrochen, dadurch doch einigermaßen gut zu machen suchen, daß sie seinen Ruhm verkünden, wohin sie kommen, daß sie

Digitized by Google

seinen Namen unsterblich machen? Nun: so viel sich nach menschlicher Voraussicht sagen läßt, werden sie Nichts von dem Allen thun, weil sie diesen gigantischen Geist nicht begreifen können; ja, sie werden in ihrem beschränkten Stumpfsinn den großen Mann einen wahnwitzigen Faseler nennen und seine Werke literarische Monstra; wo seine Freunde Genie und Originalität sehen, werden sie sinnlose Phrasen, größenwahnsinnige Pöbelhaftigkeit und kläglichen Dilettantismus, wie bei seinem Kollegen in Apoll, finden, und ihre Meinung wird nicht eben besser werden, wenn sie hören, daß er in „Adam Mensch" von dem Kreuzestod des Heilands einen Ausdruck gebraucht, mit dem die Sprache des gemeinen Volks das Verenden von Thieren bezeichnet. Man, d. h. die gesammte blinde Menschheit außer dem sehenden „jüngsten Deutschland" wird finden, daß der Titel, den Conradi einem seiner Bücher gegeben, nämlich: „Brutalitäten", auf alle seine Werke paßte und zwar mit dem Zusatz: „Wahnsinnige." Nun soll man freilich nach dem bekannten Sprüchwort über einen Todten nur Gutes sagen, aber das geschieht ja fast in allen Nekrologen so überreich, in diesem Fall geschah es im Kreise der „Jüngstdeutschen", daß man doch einmal etwas weniger Gutes über einen Todten sagen darf, zumal wenn es die Wahrheit ist; und über die sollen jene Herren nicht einmal böse werden, denn sie ist ja ihr Ideal — wenigstens sagen sie so, wenn es auch nicht ersichtlich ist. Uebrigens sollen sie schon darum nicht grollen, weil dieses ungünstige Urtheil über Conradi ja doch nur die Meinung jener beschränkten Leute ist, die nicht zu ihrem erlauchten Kreise gehören, die aber trotzdem so anmaßend sind, sich für vernünftig zu halten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Stück Brod.

Von Francois Coppée.

Autorisirte Uebersetzung von Schadewell Seifert.

Der junge Herzog von Hardimont war in Aix in Savoyen, wo er seine siegreiche Stute Périchole die Bäder brauchen ließ, weil sie beim letzten Derbyrennen sich erkältet hatte und kurzathmig geworden war. Er hatte eben gefrühstückt und warf noch einen flüchtigen Blick in die Zeitung. Da las er die Unglücksnachricht von Wörth. Er trank seinen Chartreuse aus, legte die Serviette hin, ließ seinen Diener die Koffer packen, fuhr zwei Stunden darauf mit dem Schnellzug nach Paris, eilte in's Rekrutirungsbureau und ließ sich für ein Linienregiment einschreiben. Und wenn man auch vom neunzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre das entnervende Leben eines petit crevé — wie man damals sagte — geführt hat, wenn man sich auch noch so sehr in den Rennställen und in den Boudoirs der Operettensängerinnen umhergetrieben hat, es können doch Verhältnisse eintreten, wo man sich darauf besinnt, daß Enguerrand de Hardimont an einem Tage mit Ludwig dem Heiligen in Tunis an der Pest gestorben, daß Jean de Hardimont unter Du Guesclin Anführer der Freischaaren gewesen, und daß François Henri de Hardimont bei Fontenoi an der Seite von la Maison-Rouge gefallen ist.

So sehr auch sein edleres Empfinden zurückgedrängt war durch seine unsinnige, tolle Liebschaft mit Lucy Violette, der Primadonna vom Theater der Nudités-Parisiennes, so stieg doch dem jungen Herzog das Blut in's Gesicht, als er erfuhr, daß Franzosen auf französischem Boden eine Schlacht verloren hatten, und es war ihm, als hätte er einen Schlag in's Gesicht bekommen.

So war es gekommen, daß Henri de Hardimont, Füselier im dritten Bataillon des zweiten Regimentes und Mitglied des Jockeyklubs, in den ersten Tagen des Novembers 1870 mit seinem Regimente, das zum Corps Vinoy gehörte, nach Paris zurückgekehrt war und mit seiner Compagnie an der Schanze von Hautes-Bruyères auf Vorposten stand, einer in der Eile befestigten Stellung, die durch die Geschütze des Forts von Bicêtre gedeckt war.

Es sah schauerlich dort aus: eine zerfahrene Straße mit schlammigen Geleisen und von dürftigen Bäumchen eingefaßt, führte auf die zerstampften Felder des Stadtgebietes hinaus, und am Rande dieser Straße lag ein verlassenes Wirthshaus, ein Gartenrestaurant, wo die Soldaten eine Feldwache errichtet hatten. Einige Tage vorher war da ein Treffen gewesen; die Geschosse hatten mehrere junge Bäumchen an der Straße umgebrochen, und alle zeigten auf ihrer Rinde weiße Schußnarben. Der Anblick des Hauses selbst war furchtbar; in das Dach hatte eine Granate eingeschlagen, und die dunkelrothen Mauern sahen aus wie mit Blut bestrichen. Die zerschossenen Lauben unter ihrem Netz von schwarzem Zweiggeflecht, die Schaukel, deren nasse Stricke in dem feuchten Winde quietschten, und die von den Kugeln beschädigten Aufschriften neben der Thür: Gesellschaftszimmer — Absynth -- Wermuth -- Wein zu 60 Centimes der Liter — die ein todtes Kaninchen umrahmten, das über zwei gekreuzte, mit einem Band umschlungene Billardstäbe gemalt war, das alles erinnerte mit grausamem Hohne an die einstigen Sonntagsfreuden des Volkes. Und über all dem hing ein unheimlicher Winterhimmel, an dem sich schwere bleigraue Wolken hinschoben, ein tiefherabhängender, unheilkündender, feindseliger Himmel.

An der Thür des Wirthshauses lehnte der junge Herzog, unbeweglich, das Gewehr übergehängt, das Käppi in die Stirn gedrückt, die steifen Hände in den Taschen seiner rothen Hosen, und zitterte vor Frost unter seinem Schafsfell. Er überließ sich seinen trüben Gedanken, dieser Soldat, den erst die Niederlage seines Volkes zum Soldaten gemacht, und sein Auge hing mit kummervollem Blicke an der Hügelkette, die sich im Nebel verlor und von welcher alle Augenblicke unter dumpfem Donner die weiße Rauchwolke einer Krupp'schen Kanone aufstieg. Plötzlich fühlte er, daß er Hunger hatte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und zog aus seinem Proviantsack, der neben ihm an der Mauer lehnte, ein großes Stück Kommißbrod, und da er sein Messer verloren hatte, so biß er hinein und fing langsam an zu essen.

Aber nach wenigen Bissen schon hatte er genug; das Brod war hart und schmeckte bitter. Und frisches gab es erst den nächsten Tag, das heißt, auch nur, wenn es dem Verpflegungsamte paßte. Wahrhaftig, das Kriegshandwerk war manchmal doch recht rauh und hart; und gerade jetzt mußten ihm die Mahlzeiten einfallen, die er einstens hygienisches Frühstück nannte, und die er dann einzunehmen pflegte, wenn er am Abend zuvor zu gut gespeist hatte. Da setzte er sich an ein Fenster im Erdgeschoß des Café Anglais und bestellte sich — du lieber Gott, nur eine Kleinigkeit — ein Kotelett, ein paar Rühreier mit Spargelköpfen, und der Kellner, welcher wußte, wie er es gern hatte, stellte ihm eine feine Flasche alten Léoville in einem Körbchen auf den Tisch und korkte sie vorsichtig auf. Verdammt! Das waren doch gute Zeiten, und an dies Brod des Elends würde er sich in alle Ewigkeit nicht gewöhnen! Und in ausbrechendem Unmuth warf der junge Mann den Rest seines Brodes in den Koth.

In demselben Augenblicke trat ein Linieniöldat aus dem Wirthshause; er bückte sich, hob das Stück Brod auf, ging ein paar Schritte weiter, wischte es an seinem Aermel ab und fing gierig an zu essen. Henri de Hardimont schämte sich schon seiner Handlungsweise und sah mitleidig dem armen Teufel zu, der einen so guten Appetit bewies. Es war ein langer, schlottriger Bursche mit fieberglänzenden Augen und einem Krankenhausbart und von solcher Magerkeit, daß die Schulterblätter unter seinem abgetragenen Waffenrocke weit hervortraten.

„Du hast wohl großen Hunger, Kamerad?" sagte der Herzog und ging auf den Soldaten zu.

„Wie Du siehst," antwortete dieser mit vollem Munde.

„Dann verzeih! Wenn ich gewußt hätte, daß ich Dir damit einen Gefallen thun könnte, so hätte ich das Brod nicht weggeworfen."

„Ach, das thut ja nichts," erwiderte der Soldat, „ich esse alles."

„Wenn auch," sagte der Herzog, „was ich gethan habe, war nicht recht, und mir thut's jetzt leid. Aber ich will nicht, daß Du eine schlechte Meinung von mir behältst ... hier habe ich in meiner Flasche noch etwas alten Cognac ... wir wollen den Tropfen zusammen austrinken."

Der Mann war fertig mit Essen und trank noch einen Schluck mit dem Herzog, und so war die Bekanntschaft gemacht.

„Wie heißt denn Du?" fragte der Soldat.

„Hardimont," antwortete der Herzog und ließ Titel und Adel weg. „Und Du?"

„Jean Victor ... Ich bin noch nicht lange bei der Compagnie .... Ich komme aus dem Lazareth .... Ich war bei Châtillon verwundet worden .... Ach, im Lazareth hatten wir's gut! Der Krankenwärter brachte uns immer gute Pferdefleischbrühe .... Aber ich hatte ja nur eine leichte Schramme .... Der Major hat meine Entlassung angeordnet, und nun geht, leider Gottes, das Hungern wieder von vorn an. Denn, Kamerad, Du magst mir's glauben oder nicht, so wahr wie ich da vor Dir stehe, ich habe mein ganzes Leben lang gehungert."

Das Wort hatte einen entsetzlichen Klang für das Ohr dieses verwöhnten Lebemannes, der sich eben noch nach der Küche des Café Anglais zurückgesehnt hatte und der Herzog von Hardimont sah seinen Gefährten mit einem an Entsetzen streifenden Erstaunen an. Das Gesicht des Soldaten verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln, das seine Wolfszähne sehen ließ, die Zähne, die nie genug zu beißen kriegten, und die so weiß in dem erdfahlen Gesichte leuchteten. Und als wüßte er, daß man eine Erklärung von ihm erwartete, redete der Soldat weiter:

„Wissen Sie was?" sagte er und hörte plötzlich auf, seinen Kameraden zu duzen; wahrscheinlich ahnte er in ihm einen Reichen, einen Glücklichen. „Kommen Sie, wir wollen ein Bischen auf der Straße auf und ab gehen, daß die Füße warm werden, und ich will Ihnen etwas erzählen, was Sie gewiß noch nie gehört haben. Ich heiße Jean Victor, ganz einfach Jean Victor, weil ich ein Findling bin, und meine einzige freundliche Erinnerung ist die an meine erste Kindheit, an die Zeit im Findelhause. Unsere kleinen Betten in dem Schlafsaal waren so schön weiß und sauber; wir spielten im Garten unter hohen Bäumen, und da war eine barmherzige Schwester, noch ganz jung und bleich wie eine Wachskerze — sie war brustleidend — und ich war ihr Liebling und ging viel lieber mit ihr im Garten spazieren, als daß ich mit den anderen Kindern spielte, weil sie ihren Arm um mich schlang und ihre schmale, warme Hand mir auf die Stirne legte ... Aber von meinem zwölften Jahre an, nach der ersten Communion, gab es nichts als Elend für mich. Man hatte mich zu einem Stuhlflechter in Saint-Jaques in die Lehre

Digitized by Google

gegeben. Was ich da lernte, ist doch eigentlich kein Handwerk und damit kann man sein Brod unmöglich verdienen. Deswegen fand auch der Meister gewöhnlich keine anderen Lehrlinge als die armen Jungen aus der Blindenanstalt. Und hier fing für mich das Hungerleiden an. Der Meister und die Meisterin — zwei alte Limousiner, die später ermordet worden sind — waren schreckliche Geizhälse, und das Brod, von dem es zu jeder Mahlzeit nur ein kleines Stückchen gab, wurde gleich wieder weggeschlossen. Und beim Abendbrod, da hätten sie die Meisterin in ihrer schwarzen Haube sehen sollen, wenn sie die Suppe vertheilte und bei jedem Löffel, den sie aus der Suppenschüssel nahm, einen Seufzer ausstieß. Die beiden anderen Lehrlinge, die aus der Blindenanstalt, waren nicht so schlimm daran, wie ich. Die Meisterin gab ihnen auch nicht mehr als mir, aber sie sahen doch wenigstens den vorwurfsvollen Blick nicht, mit dem uns das böse Weib den Teller hinreichte. . . . Mein größtes Unglück war aber, daß ich schon damals einen riesigen Appetit hatte. Konnte ich denn dafür? . . . Drei Jahre habe ich dort unter beständigem Heißhunger aushalten müssen. Drei Jahre! . . . In einem Monat lernt man die ganze Kunst; aber die Herren können ja nicht Alles wissen und ahnen gar nicht, wie die Kinder ausgenutzt werden. — Sie wunderten sich vorhin, daß ich das Brod aus dem Schmutz aufhob? Das bin ich so gewöhnt. Ich habe viele Rinden aus dem Kehricht aufgelesen, und wenn sie gar zu trocken waren, habe ich sie die Nacht in meinem Waschbecken aufgeweicht. Manchmal that ich auch einen guten Fund, daß ich nur Alles erzähle. Ich hob die angebissenen Butterbrode auf, die die Schuljungen aus ihrer Tasche zogen und auf die Straße warfen, wenn sie aus der Schule kamen. Ich richtete meine Gänge immer so ein, daß ich zu der Zeit gerade dort war. Und dann, als die Lehrzeit zu Ende war, fing ich das Geschäft selber an, das, wie ich Ihnen schon sagte, seinen Mann nicht nähren kann. Aber ich habe auch anderen Verdienst gesucht, denn ich arbeitete gern, das können Sie glauben. Ich war Handlanger, Laufbursche, Stubenbohner und was weiß ich Alles. Einmal gab es keine Arbeit, ein andermal konnte man mich nicht mehr brauchen und so konnte ich mich eben nie satt essen. . . . Ach, und da hat es mich manchmal herumgerissen, wenn ich an einem Bäckerladen vorbei ging! . . . Zu meinem Glück fiel mir da immer im rechten Augenblick die gute Schwester aus dem Findelhause ein, die mir so oft gesagt hatte, daß ich brav bleiben sollte; und mir war es, als ob ich ihre kleine warme Hand auf meiner Stirne fühlte. . . . Endlich mit 18 Jahren ging ich zum Militär. . . . Nun, Sie wissen ja ebenso gut wie ich, daß der Soldat auch nicht zu viel zu essen kriegt. . . . Und jetzt — es ist fast zum Lachen — jetzt haben wir die Belagerung und die Hungersnoth! . . . Sie sehen wohl, ich habe nicht übertrieben, als ich Ihnen vorhin sagte, daß ich immer, immer Hunger gehabt habe."

Der junge Herzog war gutmüthig von Natur, und als er diese entsetzliche Klage hörte aus dem Munde eines, der ein Mensch war wie er, eines Soldaten, den der Waffenrock zu seines Gleichen machte, da war er tief bewegt. Es war nur gut, daß der Abendwind die Thräne trocknete, die sein Auge trübte, denn als echter Dandy hätte er sich ihrer ja schämen müssen.

„Jean Victor," sagte er, „wenn wir Beide diesen fürchterlichen Krieg überleben, so werden wir uns wiedersehen, und hoffentlich kann ich etwas für Sie thun." Zartfühlend hatte auch er nun das Du fallen lassen. „Aber da wir augenblicklich hier auf Vorposten keinen anderen Bäcker haben als den von der Compagnie und da meine Brodration für meinen kleinen Hunger um das Doppelte zu groß ist, so dächte ich, wir theilten als gute Kameraden. Nicht wahr?"

Es war ein fester, warmer Händedruck, den die beiden Männer tauschten. Dann gingen sie, da der Abend hereinbrach und sie von den Nachtwachen und den häufigen Alarmirungen müde waren, in die Gaststube des Wirthshauses, wo etwa ein Dutzend Soldaten auf dem Stroh lagen, warfen sich neben einander nieder und waren bald fest eingeschlafen. Gegen Mitternacht wachte Jean Victor auf, wahrscheinlich vor Hunger. Der Wind hatte die Wolken hinweggefegt und ein Mondenstrahl, der durch das Loch im Dache in die Stube drang, beleuchtete das schöne blonde Haupt des jungen Herzogs, der wie ein Endymion dalag und schlief. Noch ganz gerührt von der Güte seines Kameraden, betrachtete ihn Jean Victor mit treuherziger Bewunderung. Da öffnete der Sergeant die Thür und rief die fünf Mann ab, welche die Wachen abzulösen hatten. Der Herzog gehörte dazu, aber er wachte nicht auf, als sein Name gerufen wurde.

„Hardimont! Aufstehen!" wiederholte der Unteroffizier.

„Wenn Sie erlauben, Herr Sergeant," sagte Jean Victor und stand auf, „so werde ich seine Wache beziehen . . . er schläft so gut . . . und . . . er ist mein Kamerad."

„Meinetwegen."

Die fünf Mann rückten ab und das Schnarchen begann von Neuem. Eine halbe Stunde später krachten rasch hinter einander und ganz in der Nähe Flintenschüsse durch die Nacht. Im Nu war Alles auf den Beinen; die Soldaten traten aus dem Hause, gingen vorsichtig, den Finger am Drücker, vorwärts und blickten auf die Landstraße hinaus, die ganz hell im Mondenschein vor ihnen lag.

„Wie viel Uhr ist es eigentlich?" fragte der Herzog. „Ich habe doch die Wache diese Nacht."

Man antwortete ihm:

„Jean Victor ist für Sie gegangen."

In diesem Augenblick kam ein Soldat die Straße dahergelaufen.

„Nun? Was gibt es?" fragten Alle, als er ganz außer Athem stehen blieb.

„Die Preußen greifen an. Schnell zurück nach der Schanze!"

„Und die Anderen?"

„Sie kommen . . . Nur der arme Jean Victor . . ."

„Was ist mit ihm?" rief der Herzog.

„Eine Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen. Nicht einen Laut hat er von sich gegeben."

— — Im vorigen Winter, eines Nachts gegen zwei Uhr, kam der Herzog von Hardimont mit einem Freund, dem Grafen de Saulnes, aus dem Club. Er hatte ein paar hundert Louisd'or verloren und sein Kopf schmerzte ihn.

„Wenn es Ihnen recht ist, André," sagte er zu seinem Gefährten, „so gehen wir zu Fuß nach Hause . . . Ich muß ein Bischen frische Luft schöpfen."

„Wie Sie wollen, lieber Freund, das Pflaster ist freilich herzlich schlecht."

Sie schickten ihre Wagen nach Hause, schlugen ihre Pelzkragen in die Höhe und gingen nach der Madelainekirche zu. Plötzlich stieß der Herzog mit dem Fuße einen Gegenstand vor sich hin, auf den er eben getreten hatte; es war eine dicke, ganz beschmutzte Brodrinde. Da sah Herr de Saulnes zu seinem größten Erstaunen, daß der Herzog von Hardimont das Stück Brod aufhob, es sorgfältig mit seinem gestickten Taschentuch abwischte und es auf eine Bank legte und zwar in den Lichtkreis einer Laterne, wo man es recht gut sehen konnte.

„Was machen Sie denn da?" sagte der Graf und brach in helles Lachen aus. „Sie sind wohl nicht recht gescheit?"

„Das thue ich zum Andenken an einen armen Menschen, der für mich gestorben ist," antwortete der Herzog und seine Stimme zitterte leise. „Lachen Sie nicht, mein Freund, Sie thun mir weh."

Aus der Hauptstadt.

Ottilie Voß.

Ein Essay.

Die Klagen über die Vernachlässigung der deutschen Literatur durch die deutsche Kritik, jene Klagen, denen mit schmetterndem Ingrimm Jung Conrad Alberti so oft beredten Ausdruck gab, sie erschienen bis vor kurzem mir nicht recht begründet. Sie sind's. Jeder Zweifel mußte weichen vor einem kleinen Heft, das mir ein freundliches Geschick entgegentrug und das auf 58 spärlich bedruckten Seiten ein lyrisches Talent von ganz eigen gearteter Prägung enthüllt. Sollte man es glauben, daß drei lange Jahre vergehen mußten, bis die an poetischen Freuden arme Menschheit von diesem Talent erfuhr? Die Thatsache ist einfach vernichtend für jene Kritik, die bei Russen, Franzosen und Skandinaven betteln geht, die im Auslande Regenwürmer findet und an den heimischen Schätzen träg vorüberwitzelt. Auch mir ist ganz persönlich eine gesunde Beschämung nicht erspart worden: erst kürzlich durfte ich hier gegen die Uebertreibung des Feminismus zu Felde ziehen und vor der weiblichen, allzuweiblichen Literatur warnen, und nun muß ich selbst eine echte Poetin der Gegenwart vorführen! Denn: mein neuer Dichter ist eine neue Dichterin. So rächt noch heute jede Schuld sich auf Erden.

„Gedichte von Ottilie Voß. Berlin, 1889. Lyrischer Verlag" *) — das ist die einfache Inschrift auf dem ersten Blatt des zierlichen Heftes. Welcher vorletzte Idealist sich hinter der in ihrer Schlichtheit so ungemein ansprechenden Firma „Lyrischer Verlag" verbirgt, das ließ sich bisher so wenig feststellen wie die Persönlichkeit der Dichterin selbst. Ottilie Voß lebt, das ist gewiß; aber kein Heldenbuch, kein Literaturkalender weiß Nam' und Ort der neuen Lyrikerin zu nennen, und so ist es dem Forscher unmöglich gemacht, mit dem Rüstzeug der philologisch historisch archivelischen Kritik an die merkwürdige Erscheinung heranzutreten. Nur an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, an den 34 köstlichen Früchten, die in ihrer Lyrik prangendem Garten als hoffentlich nicht letzte Ernte uns entzücken.

Ottilie Voß ist eine Wittwe; ihr Gatte, Ferdinand hieß er und in süßer Kosestunde mochte seine Tilli ihn wohl Nante nennen, starb 1884; fünf Jahre später hatte dieser starke Frauencharakter schon Kraft und Sammlung gefunden zu dem poetischen Werk, das nun endlich nach Gebühr gewürdigt werden soll. Freilich stand Ottilie nicht allein: 77 Anbeter waren tröstend um sie bemüht und im glücklichen Besitze eines so vielgeliebten Weibes durfte der selige Ferdinand wohl zu eifersüchtigen Regungen geneigt sein. Im Jenseits mag ihn das erste Gedicht seiner Wittib nachträglich beruhigt haben: es lautet kurz und überzeugend:

„Ein Jeder hatte mich gern,
Und Alle wollten mich lieben,
Und Alle zu lieben, das ist gemein:
Drum ließ ich es lieber sein;
Und mein Herz wurde zu Stein."

Wie ist dies Empfinden fein! Wie frei und reich Rhythmus und Reimbehandlung! Wie geistreich der Komparativ „lieber" nach dem doppelten Lieben! Ihr Herz wurde zu Stein! Wer ein solches Weib errungen, stimm' in Nantens Jubel ein!

Dieses Gedicht trägt die schmucklose Ueberschrift: „Die Liebe. Meinen Anbetern gewidmet." Und ein kleines Sternchen verweist uns auf Seite 59, zum „Register meiner Anbeiter." Ich will nicht so indiscret sein, die Namen der 77 Liebesritter hier zu verrathen; es sind bekannte

*) Commissions-Verlag von H. Lazarus, Berlin.

Digitized by Google

Namen darunter und wirkliche Grafen findet man zwischen den mehr oder minder platonischen Verehrern der Dame mit dem Herzen von Stein, die's nicht thut, weil's zu gemein. Auch zwölf Offiziere, vom simplen Lieutenant bis hinauf zum Major, stehen auf der erotischen Rangliste; von Militärpersonen, die in Aquarien und Panoramen die Hälfte zahlen, ein Zahlmeister, ein Trompeter, ein Bursche. Welche Herzenstragödie thut sich dem Blicke auf! Wie muß die Frau gelitten haben, vom Lieutenant und vom Burschen zugleich begehrt! Nicht für Rang und Stand, nicht für Glanz und Reichthum schlägt ihr Herz; das Register ist ein Muster des sozialen Ausgleiches: nicht nach Titel und Besitz, schlechtweg alphabetisch sind sie aufgezählt, die sonderbaren Schwärmer für Ottilie Voß, die Wittwe Ferdinands des jetzt Seligen. Da gibt's Geheimräthe, Gutsbesitzer, Professoren, Hofsekretäre, Bau- und Regierungsräthe, aber auch einen Koch, viele Kaufleute und Commis, einen Schriftsetzer, einen Tubabläser, einen Nachtwächter, einen Guitarren-Virtuosen, einen Schlosser, einen Brauer, einen Gärtner, einen Schuster, einen Schauspieler, zwei Schneider, Ferdinand's Bruder, der Capellmeister Voß, einen Garderobier, einen Butterhändler, einen Trommler, und endlich einen „Lumpenmatz". Sie hat sich seiner Liebe nicht geschämt; zwischen dem Butterhändler und dem Major hat der liebende Lumpenmatz seine Stelle gefunden. Auch ein „Prophet" von Profession ziert das Register der tugendsamen Don Juana und mit inniger Rührung blicken wir auf zwei namenlose Anbeter: auf den „Herrn aus der Landmeisterstraße" und den „Schneider von vis-à-vis"! In ihren Augen hat sie einst gelesen, es glänzte drin von Lieb' und Glück ein Schein: Behüt' euch Gott, es wär' zu schön gewesen, „Und alle zu lieben, das ist gemein"!

Ottilie Vossens Wohnort kann man nur errathen. In einem tiefempfundenen Poëm, „Das Taschentuch", spricht sie von einer Polka und wieder ist ein hilfsbereites Sternlein da, uns zu benachrichtigen, daß nicht der Rundtanz etwa gemeint ist, sondern „Königsberger Argot für Buhlerin". Nun wissen wir doch, was ein Königsberger Polka ist und neidisch ahnen wir, es möchte die Stadt der reinen Vernunft und der sauren Klopse auch noch die Heimath unserer Ottilie sein. Von der Berufsthätigkeit einer Polka freilich kann eine edle Frau nichts wissen und so ist es zu entschuldigen, wenn Frau verw. Voß ihrer Polka sittsam entrüstet zuruft:

„Glaub' mir gewiß,
Das Stückchen Brod,
Was man sich selbst verdient,
Schmeckt noch einmal so schön,
Als von Andern es zu nehmen
Und vor denen zu bücken und zu beugen."

Zum Schluß aber gibt sie es ihr erst ordentlich, dieser schnöden Polka mit dem lasterhaften Spitzentaschentuch:

„Du strahlst in Seide und Sammet,
Verachtest stets die Armen.
Pfui, schäme Dich was,
Man sieht es Dir doch an,
Daß Du keine Fürstin bist."

„Verachtest stets die Armen!" Wer darf es wagen, so zu sprechen, wenn es die vom treuen Lumpenmatz geliebte Dichterin nicht darf?!

Wie mit der Polka, spricht Ottilie auch mit ihren Anbetern; jeder besingt sie in seiner Sprache. Der Kunstgärtner erinnert sie an jene selige Stunde, da sie „saß in einer Laube und pflückte eine Taube" und der Geliebte in ihre vom Taubenpflücken müden Arme eilte:

Die Taube in der Laube,
Welche (?) sie hatte gepflückt,
Sollte für uns Beide
Ein Abendessen sein."

Ist das poetischer Realismus oder nicht? Und ist es nicht wie der erste Keim echter modern-sozialer Lyrik, wenn das dem Schuster gewidmete Gedicht „Die Nätherin" mit dem Abgründe entdeckenden Vers schließt:

„Die Näherin sprach zur Mutter,
Du sagst, ich soll schlafen geh'n;
Das Brod ist alle —
Und morgen ist wieder große Noth."

Ottiliens Lyrik ist frei von den beengenden Fesseln einer schulmäßigen Metrik, frei von ängstlicher Rücksichtnahme auf die aller Poesie feindliche Grammatik und den Geschmack der Alltagsmenschheit. Die Wittwe Voß ist kein trister Epigone. Selbst da, wo ihr ein von anderen, auch nicht unbegabten Dichtern vor ihr behandelter Stoff entgegenkommt, weiß sie ihm neue Seiten abzugewinnen. Wie viele Reimschmiede haben das arme Veilchen von der Wiese in ihre poetische Botanisirtrommel gesteckt! Keiner hat so aus der Veilchenseele heraus empfunden wie Ottilie Voß, da sie sang:

„Das liebe kleine Veilchen spricht:
Sieh' mich nicht an und knick' mich nicht;
Pflückst Du mich ab, trägst mich nach Haus,
Vertrocken ich bald und Du —
Schmeißt mich zur Thüre hinaus."

Von diesem Idyll führt uns das dem anbetenden Schiffsrheder gewidmete Gedicht „Das Schiff am Meere" direct zur heroischen Landschaft. Ein drohender Schiffbruch, ein verzweifelter „Kapitän", ein Vater mit der Tochter, die zusammen wollen „in die Wellen springen rein". Vorher aber beten sie selbander. Und nun — das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind! — nun geschieht das Wunderbare:

„Auf einmal hörte Gott der Herr
Die Guten unten beten,
Darauf ließ Gott die Sonne scheinen,
Das war der Guten Beten.
Der Vater nahm die Tochter im Arm
Und drückt sie an sein Herz so warm.
»Gott will ja haben, wir sollen leben,
Ich soll ja Freude an Dir erleben.«" —

Ferdinanden sind zwei Gedichte zugeeignet; eines schildert mit feinen Zügen den eifersüchtigen Gemahl, der schon ganz früh Ottiliens Ruhe stört, weil er verdächtige Tritte gehört und einen der 77 gegen Tilli im Schlafkämmerlein gewittert hat. Mit sanftem Wort beschwichtigt die edle Frau den Ungestümen, dem sich der Herzensschrei entringt:

„O könnt' ich Dir doch glauben,
Daß Du allein im Zimmer bist,
Ach wär' ich doch nicht eifersüchtig!
Du weißt nicht, wie ich Dich lieb."

Herr Voß! Herr Voß! Sie weiß es! Ist Ihnen vom lyrischen Verlag ein Exemplar der Gedichte zur gefälligen Ansicht zugegangen, so lesen Sie freundlichst auf Seite 36 ff. das Selbstbekenntniß einer edlen Frauenseele:

„Die Blume.
Meinem Ferdinand gewidmet.
Im Winter bin ich ganz allein (?),
Dann pflegte ich meine Blume,
Und das ist meine Freud'
Die kann mir keiner rauben."

Lesen Sie und bereuen Sie bei Zeiten! Gibt es reinere Freude, als den langen Winter hindurch seine Blume zu pflegen? Und so war sie immer, Ihre, unsere Ottilie; sie sagt es ja selbst:

„Und weil ich noch ein Kind war,
Liebt' ich die Blumen schon,
Ich lief dann weit in's Felde,
Und pflückt' mir Blumen zum Kranz'
Und das war meine Freud'!"

Und das war ihre Freud'! Aber da kamen Sie gegangen und nun war es mit dieser ungefährlichen Freude aus, denn:

„Der Bräutigam, den ich hatte,
Der spielte auch Klavier,
Und das war meine Freud'!
Er konnte auch bezaubern,
Er componirte schön,
Er schlug die Augen auf,
Als wenn er melancholisch wär'
Und das war meine Freud'!"

So haben Sie es also gemacht?! Schämen Sie sich, Herr Voß! Da kann man sich denn freilich nicht wundern, wenn es weiter geht:

„Jetzt wurde ich auch Mutter,
Er ließ mich oft allein,
Ich nahm mein Kind im Arme,
Und das war meine Freud'!
Und kam er spät nach Hause
Und lächelte mir zu,
Ich konnte nicht mehr lachen,
Daran hatte ich keine Freud'!"

Vor der Literaturgeschichte sei es festgestellt: so hat an Frau Voß Herr Voß gehandelt, an einer Frau, die nicht nur für Blumen Sinn hatte und ihr Kind „im Arme" nahm, sondern die auch was Gut's in Ruhe zu schmausen gab, wo sie liebte. Wie die Dichterin für den irdischen Menschen zu sorgen verstand, soll das einem Commis gewidmete, unendlich ergreifende Lied beweisen:

„Sie könnten doch immer sagen,
Daß Sie Appetit haben,
Des Abends, eh' ich schlafen geh'
Besorge ich Ihnen ein Abendessen.
Des Morgens, wenn ich früh aufsteh',
Besorge ich Ihnen eine Tasse Thee.
Und wenn Sie Mittags nach Hause kommen,
Besorge ich Ihnen ein Mittagessen,
Und trinken eine Tasse Kaffee dazu,
Dann sind Sie noch einmal so froh!"

Wie mag der Bursche, der Trommler, der Prophet, wie mögen andere, vom Vaterlande schlecht genährte Anbeter dieses realistische Frauenideal geliebt haben! In staunender Bewunderung stehen wir vor dieser menschlich und poetisch reichen Persönlichkeit, die ihres Herzens langwierige Geschichte in den knappen Vierzeiler zu bannen verstand:

„Seht die Lilien auf dem Felde,
Sie sind so einfach angezogen
Einfach hab' ich auch geliebt —
Aufgedonnert nie!"

Die lachen Wollenden grüßen Dich, unaufgedonnert lyrische Ottilie!

Apostata.

Digitized by Google

Das Modell des Berliner Domes.

Im Hof des Berliner Kunstgewerbemuseums ist das Modell für den Berliner Dom von Geheimrath Raschdorff ausgestellt. Wir erlangen durch dieses zum zweiten Mal einen dankenswerthen Einblick in den Entwickelungsgang der vielbesprochenen Angelegenheit, nachdem vor zwei Jahren durch eine Lichtdruckpublikation uns jene Pläne vorgeführt worden waren, welche Kaiser Friedrich in Gemeinschaft mit dem von ihm hochgeschätzten Künstler ausarbeitete. Weiter liegt ein umfassendes Material an älteren Projecten, namentlich für die 1868 ausgeschriebene Concurrenz vor. Aber noch sind wir, wie mir scheint, weit entfernt vom Abschluß der Angelegenheit. Wir haben am Raschdorff'schen Modell vor uns ein Project, welches seiner zu hohen Kosten wegen, wie man hört, nicht zur Ausführung gelangen soll. Ein zweites, das etwa die Hälfte an Mitteln beanspruchen würde, soll zur Zeit vorbereitet werden. Eine Besprechung dieses Projects hat demnach nur akademischen Werth. Man kann sich auch aus diesem Umstand erklären, daß nur ein Theil des Projects zur Ausstellung kam. Es fehlt der Situationsplan und der Schnitt, ohne welche die Darstellung nur eine lückenhafte ist. Ja selbst über den alle ernster Gesonnenen beschäftigenden Gedanken, in welcher Weise Raschdorff dem geistigen Gehalt seiner Aufgabe Form gegeben, d. h. in wie weit er neben einem formvollendeten auch einen dem hohen Zweck in besonders schlagender Weise entsprechenden Plan geschaffen habe, läßt sich aus dem Grundriß nur theilweise erkennen.

Die wichtigste Frage für Beurtheilung des Entwurfes scheint mir: Ist dem idealen Bedürfniß Genüge geschehen? Zu richtiger Beantwortung müßte man zuerst wissen, welches dieses Bedürfniß für eine an so ausgezeichneter Stelle stehende evangelische Kirche ist. Ich habe in dem Gutachten der Preisrichter von 1868 nachgelesen, dort zwar allerhand sehr spießbürgerliche Einzelforderung, nicht aber eine klare Antwort darüber gefunden, was der Berliner Dom denn eigentlich sein soll? Etwa eine Bischofskirche für den Summus Episcopus? Die gibt es nach evangelischer Auffassung nicht, wie es überhaupt nur einen allgemeinen Priesterstand der evangelischen Christen gibt. Oder eine Pfarrkirche für die Domgemeinde? Die wäre nach der Seelenzahl der Gemeinde zu bemessen, also schwerlich sehr groß zu gestalten. Oder eine Ceremonienkirche für den Kaiser? Für welche Ceremonien? fragt man sich. Für die Krönung? Die hat das Reich nicht, Preußen feiert sie in Königsberg. Für Staatsactionen? Die finden glücklicher Weise bei uns nicht in Kirchen statt. Für Hochzeiten, Communionen, Taufen, Abendmahlspenden innerhalb der kaiserlichen Familie? Es dürfte hierbei wohl die Meinung der Hohenzollern maßgebend bleiben, daß die Kirche ihren Glanz nicht im Kaiser, sondern in Gott sehe, daß, wo es dessen Ehre gilt, das kaiserliche Ceremoniell zurücktreten soll.

Es ist also auch der Dom eine Kirche für eine Gemeinde, aber für eine solche, der der Kaiser als Mitglied angehört. Denn eine andere als Gemeindekirchen hat die evangelische Kirche nicht. Sie kennt kein Gotteshaus, in welchem Gott anders wohne, als wie überall, wo Zwei oder Drei zusammenkommen in seinem Namen, nämlich im Herzen der Christen. „Gott, der die Welt gemacht hat, wohnt nicht in Tempeln von Händen gemacht" (Apostel 17, 24). „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank, was ist es denn für ein Haus, das Ihr mir bauen wollt?" (Jes. 66, 1. 2.) „Wisset Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in Euch wohnet" (1. Corinth. 3, 16). Christus sprach sinnbildlich davon, er wolle den Tempel Gottes, an dem die Juden 46 Jahre gebaut hatten, in drei Tagen bauen. „Er aber redete," sagt der Evangelist Johannes (2, 18—21), „von dem Tempel seines Leibes."

Es ist also nicht evangelisch gedacht, wenn man glaubt, durch einen großen Kirchenbau ein gottgefälliges Werk zu thun. Vielmehr ist es evangelisch gedacht, wenn man ein solches baut, in welchem die Gemeinde sich am vollkommensten der inneren Vertiefung hingibt, in der sie das, was nun einmal das Wesen des protestantischen Gottesdienstes ist, das Wort, am eindringlichsten in sich aufzunehmen vermag. Man kann das vom künstlerischen Standpunkt beklagen, daß die Evangelischen nie so große, für gewaltige Menschenmassen berechnete Kirchen haben werden, als die Katholiken, als alle Glaubensgemeinschaften, die an die persönliche Gegenwärtigkeit Gottes an einer bestimmten, von Priestern geweihten Stätte glauben. Aber wir können doch nicht um des bloßen Wettstreites willen Kirchen bauen, mit denen unser Cultus später nichts anzufangen weiß. Und wir können auch unsere Ansichten nicht eines schönen Dombaues willen ändern. Man hat sich so sehr lustig gemacht über den Eiffelthurm, der keinen Zweck hat, als hoch und somit ein Object der nationalen Eitelkeit zu sein. Sollen wir nun einen Dom bauen, dessen erstes Verdienst ist groß zu sein und der confessionellen Eitelkeit entgegen zu kommen?

Das ist der erste Grund, warum ich nicht bedauere, daß das vorliegende Raschdorff'sche Project nicht ausgeführt werden soll. Und wie man das, was man hofft, auch gern glaubt, so glaube ich, daß bei der diesmaligen Jury, die in einer Person bestand, ähnliche Motive als die meinigen bei der Ablehnung vorgewaltet haben. Denn nachdem ich mich nochmals überzeugt habe, wie geistlos die aus „Fachleuten" verschiedenster Art gebildete Jury von 1868 über die damals vorliegenden Projecte geurtheilt hat, ist mir die schon früher ausgesprochene Meinung noch klarer vor Augen getreten: Es ist besser, daß ein Mann mit seiner Erkenntniß und seinen Einseitigkeiten in künstlerischen Dingen urtheilt, als daß es eine Kommission thut, die doch nur auf dem Wege des Kompromisses, d. h. der Unterdrückung aller kräftigen Sonderströmungen zu einer gemeinsamen Meinung gelangen kann.

Der zweite Grund, warum mir die Ablehnung eine erfreuliche scheint, ist der, daß mir die Kirche, selbst wenn sie kleiner wäre, nicht in ihrem letzten Kern protestantisch erscheint. So viel man aus dem Grundriß erkennt, ist die Hauptkirche ein Quadrat von etwa 35 Meter Seitenlänge. An dieses schließen sich drei kurze Kreuzflügel für die Emporen und die Absis für den Altar. Die Ecken sind gebrochen und zu Nischen aufgespart. In drei dieser Nischen sind Emporen eingebaut, in der vierten steht die Kanzel. Wie sich die Höhenentwickelung des Raumes gestaltet ist unklar. Namentlich ersieht man nicht, ob die beiden Nebenkirchen mit dem Hauptraum eine einheitliche Wirkung geben werden oder ob dies überhaupt beabsichtigt ist. Die innere Höhe der Kuppel kann man aus der Anlage der Fenster im Tambour ungefähr schätzen, sie dürfte etwa 65 Meter betragen. Daß es möglich sei, einen solchen Raum akustisch zu gestalten, ist nicht undenkbar. Beweise dafür, daß das Wagniß gelingen werde, sind freilich meines Wissens noch nicht erbracht. Einem Meister wie Raschdorff wird man aber vertrauen müssen, daß er die Schwierigkeiten werde überwinden können. Die Kirche soll 1726 Sitzplätze im Erdgeschoß und 153 auf den Emporen enthalten.

Die Jury von 1868 stellte den Grundsatz auf, bei einer reinen Centralkirche dürfe die letzte Sitzbank nicht über 100 Fuß, also 31,4 Meter, von der Kanzel entfernt sein. Diese Maße, welche schon sehr weitgehende sind, wurden also ungefähr eingehalten. Die Raumwirkung würde jedenfalls eine sehr stattliche geworden sein, entzieht sich aber nach der künstlerischen Seite jetzt noch der Beurtheilung. Störend erscheint mir die Aufstellung der Kanzel um etwa 14 Meter seitlich vom Altar. Das, was man vom Dom erhoffte, eine Lösung der schwierigen Frage, wie der Altar zur Kanzel zu stellen sei, ist also nicht gefunden. Auch hier ist es nur ein Nothbehelf, daß die Kanzel in die rechte Nische gerückt ist. Ebenso gut stände sie in der linken, ebenso gut vor einem Pfeiler. Sie ist also nicht, wie sie sollte, ein wesentlicher Theil der architektonischen Composition, sondern willkürlich in diese eingeordnet worden. Neben der Predigtkirche sind zwei kleinere Anlagen, Kuppelräume von etwa 19 : 24 Meter angeordnet, deren eine bei Trauungen, die andere als Gruftkirche gedacht ist. Die Jury von 1868 sagte: „In dem Dom mehr als einen Altar aufzustellen, ist weder der Einheit des Baues förderlich, noch seinem evangelischen Charakter angemessen." Also hier haben sich die Anschauungen ganz wesentlich geändert, denn jede der drei Kirchen hat ihren Altar. Und mir scheint mit vollem Recht!

Der protestantische Altar ist nicht wie der katholische das Denkmal über dem Grab eines Märtyrers oder über dem Partikel vom Leibe eines Heiligen, nicht der Ort, an welchem der Priester im Opfer der Messe Christus in seiner Gottheit gegenwärtig macht, nicht ein geweihter und daher an sich heiliger Bautheil. Er ist ein Tisch, welcher symbolisch an das Abendmahl erinnern soll. Jeder Tisch, der diese Aufgabe erfüllt, ist ein echter und rechter protestantischer Altar. Solcher Tische braucht es nicht nur einen, sondern kann es eine ganze Menge geben, ohne daß der evangelische Charakter gestört werde. Denn wenn einmal erst, wie Viele anstreben, das Abendmahl nicht mehr als Prozession, sondern wirklich als Mahl gefeiert werden wird, dann wird man erst erkennen, daß der Altar, wie er jetzt ist, nicht so aufgebaut wurde, wie die Abendmahlsfeier ihrem ganzen Wesen nach ihn fordert, sondern daß die evangelische Feier ihrer Gestaltung nach der eigenartigen Form des katholischen Opferaltars erhielt. Ich sehe also keinerlei Grund ein, der gegen die Anordnung mehrerer Kirchen neben einander spräche, wenn man den Altar nur nicht als ein „Heiligthum" auffaßt, was er so wenig ist als die Kanzel.

Eines vermisse ich aber: Die Taufkirche. Der Protestantismus hält in seiner Lithurgie am höchsten das Wort, die Vorlesung der Schrift, ihre Auslegung durch die Predigt. Das ist sein erster, wichtigster Theil. Dann kommen die beiden Sacramente: das Abendmahl und die Taufe. Beide sind gleichen Werthes. Aber während in den protestantischen Kirchen der Altar nach katholischer Sitte den ganzen Bau beherrscht, wird der Taufstein als ein Möbel betrachtet, das man gern in den Winkel schiebt. Früher, z. B. zu Zeiten der Albigenser dachte man minder katholisch über den Altar: Diese nannten ihn einen Haufen Steine; es sei schade um die Tücher die auf ihm faulen. Die Zeit des Spener'schen Pietismus hat kein so hohes Gewicht auf ihn gelegt als man jetzt thut. Man sieht es daran, daß sie ihn zu Füßen der Kanzel aufstellte. Erst die romantisch-katholisirende Bewegung unseres Jahrhunderts sah hierin etwas Unwürdiges, umflocht den Altar wieder mit dem Nimbus des Ueberirdischen, einer Stätte, an welcher Gott throne. Die Romantiker berufen sich so gern auf die Tradition. Sehr gut und sehr löblich: Aber sie mögen in diesem Falle die evangelische Tradition wählen, nicht die katholische!

Wir haben also in der Kirche eine Dreiheit von Geräthen, die der Lithurgie dienen sollen: Zuvörderst die Kanzel, als die Stätte des Wortes, und dann zweitens und drittens Altar und Taufstein als die gleichwerthigen Stätten des Sacraments. Diese Dreiheit, an die die Freunde des Symbolischen ihre Beziehung anknüpfen mögen, muß in richtiger Werthschätzung der Theile in der Kirche als eine künstlerische Einheit zum Ausdruck kommen. Das sind die tieferen, innerlicheren, evangelischen Gedanken, die man in der Gemeindekirche der einst unser vorwärts strebender Kaiser angehören soll, durchgeführt zu sehen erhoffte. Und das sind gerade die Fragen, über die das Modell schweigt. Ich hoffe und glaube daher wiederum, daß die endliche Lösung dieser Fragen die Aufgabe der nächsten Raschdorff'schen Bearbeitung sein soll.

Was das Modell bietet ist nur ein vom Standpunkt der Aesthetik zu beurtheilendes Bild der äußeren Erscheinung. Wer an den Bau herantritt, wird alsbald von der reichen und geistvoll gelösten Arbeit gepackt werden. Wer sie länger betrachtet, wird Manches auszusetzen haben. Man wird vielleicht es als einen nicht ganz glücklichen Griff betrachten, daß die beiden ungleich großen Paare von Nebenkuppeln unge-

Digitized by Google

fähr die gleiche — übrigens wohl gelungene — Contur wie die Hauptkuppel haben, da der Werth dieser somit beeinträchtigt wird; man wird zu der Hoffnung berechtigt sein, daß Raschdorff bei der Durchführung des Monumentalbaues von selbst auf eine Mäßigung im Detail kommen werde; man wird fragen, ob es nicht doch möglich gewesen wäre, die Ansicht von der Friedrichsbrücke etwas einheitlicher zu gestalten, auch den letzten Uferstreifen dafür auszunützen, um hier ein Gegengewicht gegen die unangenehm das Gleichgewicht der Massen störende Facadenanlage zu schaffen. Die Seitenansicht mit ihren tiefen Winkeln zwischen Thurm und Schiff könnte man als nicht recht monumental, die Facade für die seitliche Ansicht als nicht innig genug mit dem Kuppelbau verbunden finden. Manchen dürfte das große Thormotiv in der Achse etwas leer und akademisch, auch vielleicht etwas profan erscheinen, die Attika darüber die Kuppel beeinträchtigen. Ich möchte Raschdorff auf die Lösung der Facade in St. Agnese auf der Piazza Navone zu Rom hinweisen, durch die — meiner Ansicht nach — mancher Nachtheil beseitigt werden könnte. Aber all dies erscheint uns den prinzipiellen Fragen gegenüber nicht wesentlich. Mit jeder neuen Bearbeitung des Planes zeigen sich unverkennbar Fortschritte nach der Richtung der künstlerischen Abklärung. Ueber den Kern der Fragen aber, über die nicht rein formal-idealistische sondern die geistig-zweckdienliche Seite des Baues hat das Modell uns kein Material zu abschließendem Urtheil geboten. Und doch hängt von dieser — meiner Ansicht nach — Alles andere ab, nicht von der schönheitlichen Form, die bei so Vielen entscheidet.

Mir will eben erscheinen, als sei die Aufgabe nicht die, ein künstlerisch vollendetes großes Bauwerk zu errichten, sondern eine evangelische Kirche. Und diese kann meinem Ermessen nach nur schön sein, wenn sie vom Grundplane bis zum bekrönenden Kreuz evangelisch ist, d. h. nicht formalistischen Idealen nachjagt, sondern in der Ausgestaltung der besonderen durch die Lithurgie gegebenen Zwecke die rechte Form findet. Auf diesem Wege entsteht allein eine innerlich wahre, für den besonderen Zweck eigenartige und daher auch schöne Kunst, ein Fortschritt im Schaffen überhaupt. Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Ueber Feminismus.

Sodom, fin de siècle.

Sehr geehrter Herr!

Es ist ein ritterlicher Brauch, dem Angegriffenen Raum zur Vertheidigung zu gönnen. Wäre es zu viel Großmuth, diesen Brauch auch gegen eine Frau zu üben, eine der Ohnmächtig Uebermächtigen, die Ihr grimmer Apostata in Nr. 1 angegriffen hat? Gönnen Sie mir also, geehrter Herr Redacteur, an diesen ausfordernden Feind ein offenes Wort. Eine ernste Festigkeit, die aus seiner Betrachtung spricht, versöhnt einigermaßen mit seiner Härte, und mit Ernst möchte ich ihm auch erwidern dürfen. Die Sache ist immerhin etwas Druckerschwärze werth.

Die beiden weiblichen Zufallsbeispiele, die aus Leben und Kunst herausgegriffene Mörderin Gabriele Bompard und die Intriguantin und Selbstmörderin Hedda Gabler-Tesman, sind ja allerdings zwei sehr befähigte Vertreterinnen in dem Rollenfach unheimlich-unheilvoller Weiber; doch diese extremsten Erscheinungen beweisen für das Allgemeine doch nur, daß furchtbare Entartungen möglich sind und daß gerade diese Entartesten ihres Geschlechts eine bedeutende Macht auf Männer ausüben. Durch welche Eigenschaften gerade dieser Frauen Machtfülle gesteigert wird und welchen Männern gegenüber dieselbe sich vorzugsweise bewährt, das wäre zunächst zu untersuchen. Die Antwort auf die erste Frage ist durch die geschickt gewählten Beispiele erleichtert; die Eine vertritt das leibliche Hetärenthum in Laster geweihten Räumen, die Andere das geistige in den Salons wohl angesehener Gesellschaftskreise. Ihr Mittel ist im Grunde dasselbe: ein raffinirtes Aufregen zu unerlaubter Lust, ihr Bundesgenosse ist die Lüsternheit der Männer, und es verfallen ihnen hilflos Alle, die im „Ewig-Weiblichen" nur das Vergänglich-Sinnliche suchen. Frauen werden Männern gegenüber schwerlich durch geistige Kraft, wohl aber durch sittliche Reine oder sinnlichen Reiz überlegen. Was Männer im Grunde begehren, was ihnen entspricht, das wird sie geheimnißvoll anziehen; sie werden gemeinhin das finden, was sie ersehnen und was sie lieben werden die Frauen aus sich zu machen suchen; denn wie der Käufer sie verlangt, wird die Waare hergerichtet und die edle Frau leidet im Allgemeinen nicht wenig unter den üblichen Gesichtspunkten der Werthschätzung. So kommt es, daß nach ehrlichen Zeugnissen den Einen das Ewig-Weibliche hinauf, den Anderen hinabzieht; denn so sittlich gleichwerthig ist der Madonnencult, die reine Verehrung reiner Frauen dem Hetärendienst, trotz Zola, eben doch nicht, wenngleich beide Begriffe bei ihnen im Feminismus zusammengefaßt erscheinen. Frau Hedda Tesman-Gabler ist ein Irrlicht und will verlocken, Frau Elvsted zeigt wie ein Leuchtfeuer dem verirrten Schiffer den sicheren Port; auch sie sind nur zwei Zufallsbeispiele, aber sie beleuchten die doppelte Art des Einflusses der Frau. Welcher Frau aber erweist der Mann sich geneigt? Gibt er nicht die Reine auf, um ganz unreinem verderblichen Zauber Leib und Seele zu überlassen? Wäre er nicht niedrig und böse, lockte ihn das Böse nicht unwiderstehlich an, würde er sich ihm nicht widerstandslos überlassen. Ist hier nicht begehrliche Lasterschwäche? Ist hier Menschenadel und Willensgröße? Die Beiden gemeinsame böse Lust nach dem Unerlaubten, die Hungerleiderei nach dem Unerreichlichen ist es, was Mann und Weib sittlich entkräftet und gemeinsam vernichtet; der bösen Lüsternheit der Männer entspricht nur die lüsterne Bosheit der Frau. Ibsen erscheint gerechter als Herr Apostata im Vertheilen von Schatten und Licht bei Mann und Frau: Frau Hedda will vernichten, Frau Elvsted wieder aufrichten; aber nach Zarathustra thut sie allerdings Unrecht daran, denn der spricht ja: „Aber ich sage, was fällt, das soll man auch noch stoßen." Nun, das ist ja Frau Hedda's Moral auch; Frau Hedda, die auch Kraft und Größe vermißt und das Schwache haßt, setzt eben diese Theorie mit Erfolg in Praxis um. Ist die Theorie wirklich richtig?

Wenn nun die Erscheinung Hedda's sowohl, als Gabriele's auch durchaus nicht Typen ihres Geschlechts, sondern nur krankhafte Entartungen desselben darstellten, so sind derartige Existenzen doch zu häufig und zu vergiftend, als daß man ihren Entstehungsursachen nicht nachspüren sollte, um womöglich diese Ursachen zu vernichten. Aber bietet die moderne Psychiatrie Heilmittel? denn die hochmodernste Erkenntniß hat an und für sich noch keinen praktischen Werth. „Mitleidslos das Lebensunfähige in den Abgrund rollen zu sehen, ja, es noch zu stoßen", das ist nicht die Heilslehre, die hier hilft; verfährt man doch leiblich Kranken gegenüber weniger roh. Wie viele Inficirte auch an Lieblosigkeit schnell vergingen, ihr Erbtheil würde bleiben, denn die Bedingungen, durch die ihr Leiden entstand, bleiben; immer wieder würden sich traurige Anlagen innerhalb der Menschheit zeigen und von jener Weisheit wäre wahrlich nicht viel Heil zu erwarten. Der alten Moral: das Böse zu bekämpfen, vor ihm zu bewahren, die Ergriffenen womöglich zu retten, dieser alten Moral sollen wie in der Körper-, so auch in der Seelenheilkunde die hochmodernen Erkenntnisse dienen. „Gemeine Brüder, bin ich denn grausam? Aber ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen!" Gewiß bist Du grausam, Zarathustra, und weil Du eine andere Antwort wünschest, sollst Du sie doch nicht anders bekommen. Sieh, Gabriele Bompard wurde gestoßen; wer wollte sie halten? Aber ich sage Euch, Jeder, der sie stieß von Sünde zu Sünde, der ist ihr Mitsünder, der hat sie mit verwahrlost, der hat auch an dem Mordfluch, der nun auf ihr ruht, Theil. Man hätte sie schließlich schärfer strafen sollen? Immerhin! Aber, meine Brüder, bedenkt, jedes Werk trägt gemeinhin nur einen Namen, doch wirkten oft Viele zusammen, ehe der Eine es zu Stande brachte; auch solch' Mordwerk hat weithin in einem endlosen Pfuhl verzweigte Wurzeln. Gabriele Bompard ist nur Eine unter Tausenden von Stufe zu Stufe fallender, verstoßener Frauen und — die Männer sind mild mit ihnen, denn sie sind mitschuldig. Das Verhältniß dieser Frauen zu Männern ist ja außerordentlich einfach zu erfassen in seinem vollen unsittlichen Unwerth: in ihm erzeugt sich ein gemeinsames geistiges Kind lichtscheuester Art: das Verbrechen und gelegentlich auch ein ebenso lichtscheu werdendes leibliches: der Verbrecher. Wir brauchen durchaus keiner raffinirteren Sittlichkeit, wie uns Jene lehren wollen, deren hochfeiner Moral die Ehe nicht genügt; wir brauchen aber eine allgemeinere Sittlichkeit, die zweifellos lasterhafte Institutionen überflüssig machte. Dieses furchtbare Uebel aber an seiner Wurzel zu ergreifen, dazu fehlt Muth und Wille; keine Regierungsmaßregel will solche Giftsümpfe trocken legen, sie bleiben geheime Brutstätten des Verbrechens und kein Herrscherwort vermag dem höllischen Treiben energisch zu wehren. Warum nicht? Fragt die Sittenstrengen, die Harten, die Stoßenden, die weisen und gerechten Richter! Frauen, die liebend genug sind, sich einheitlich mit ihrem Geschlecht zu empfinden, werden Sorge, Kummer, Scham und Mitgefühl bei solchen Betrachtungen empfinden, sich aber mit gebundenen Händen zum Schweigen verurtheilt sehen. Es fehlt von oben her eine zusammenfassende Führung der sittlichen Kräfte gegen die unterminirenden unsittlichen. Kräfte würden sich finden, wenn eine zusammenfassende, Vertrauen erweckende Führung sich fände; denn es liegt gerade bei uns Frauen manche Kraft brach, die zur sittlichen Kraft würde, wenn ein überschauender, hoher, guter Wille ihr ein sittliches Ziel zeigte.

Die Figur der Hedda Gabler, nicht von den Gerichten festgestellt wie jene der Gabriele, ist immerhin möglich genug, um als wirklich besprochen zu werden. Möglich werden derartige Frauen durch die Thorheiten der sogenannten vornehmen Geselligkeit und durch den kurzsichtigen Egoismus von Eltern, die ein Töchterlein nicht zu ernsthaftem Denken, nicht zu strenger Pflichterfüllung, nicht ihren Anlagen entsprechend erziehen, sondern die es nur zum Spielzeug müßiger Stunden und zur Befriedigung ihrer Eitelkeit heranbilden mögen, denen es schmeichelt ein unreifes, gedankenloses Ding so reizend degagirt als große Salonatheistin auftreten zu sehen; denn alles religiöse und sittliche Empfinden, aus dem die reine Liebe zum Guten erwächst, muß abgethan sein, damit man „geistreich" werde. Solche Frau wird charakterlos, denn sie ist im Grunde doch ziellos, sie fühlt sich unausgefüllt, Jahre hindurch, das macht sie friedlos, vielleicht phantastisch, vielleicht schönheitssehnsüchtig wie Hedda, die diese Sehnsucht in moderner Poesie wahrscheinlich nicht befriedigen konnte und die sich mit ihr deshalb so thöricht verlangend in's Leben wandte. Im geselligen Verkehr mit Männern entartet sie ganz: Man langweilt sich, wo man ruhig achtet, das Edle ist nicht das Interessante, wie die Moraldummen gerne glauben lehrten. Wie der Käufer sie verlangt, so wird die Waare herausgestrichen: Es lockt den modernen Mann dahin, wo etwas faul und brüchig wird, etwa eine Ehe, ein Charakter, wo äußerer Glanz zusammenzubrechen droht, und zwar ist diese Art Lockung von so offenkundiger Macht, daß reine Frauen die Damen von der Schminke, von den Brettern, die leider oft die Halbwelt bedeuten, angelegentlichst imitiren, um doch auch beachtet zu werden, und nur allmählich wagen sie die freche Maske abzulegen und zu scheinen, was sie sind, nämlich anständig. Hedda hat diesen sittlichen Fond nie besessen oder nicht bewahrt, sie ist zur unbedenklich genußsüchtigen, geistigen Hetäre geworden, und in diesem Hetärenthum erscheint sie nun als gefährlicher Parasit schöpferischen Kräften gegenüber. — Wie derartige unheilvolle

Digitized by Google

Verbildungsphasen wohlbeanlagter Frauen zu vermeiden wären, das ist wieder eine Frage, die sich so nebenbei aus jenen Betrachtungen über Feminismus ergibt. Die gewerbliche und geistige Selbständigmachung derselben liegt noch im Argen; ob sie je ein erfreuliches Bild geben wird? — Der sogenannte Blaustrumpf, der viel-erstrebende, viel-belächelte, nie geliebte ist nun wahrlich auch nicht sicher davor, ein Fallweib zu werden, das an der Disharmonie zwischen Wollen und Können vergeht. Künstlich ausgebildet etwa für ein Gewerbe, eine Wissenschaft, eine Kunst, wo für selten ein der Ausbildung entsprechendes Talent vorhanden, überkommt gerade die Bessere das Bewußtsein von der Unbescheidenheit ihres Unternehmens, und je mehr sie verstehend ehrfürchtig eines Meisters Leistung zu würdigen lernen, je gedemüthigter, unzulänglicher erscheinen sie sich selbst. „Die Gleichberechtigung mit den Männern sei den Frauen entzogen, darum seien sie erniedrigt" sagt Tolstoi. Entzogen? wann haben sie sie denn besessen? Und was sollten sie mit einer Gleichberechtigung? Anders beanlagt, anders verpflichtet, sind sie auch anders berechtet. Die geistigen Gaben entsprechen den körperlichen, beide den Naturaufgaben und die Natur ist mit ihnen, wie Schopenhauer lehrt, mit der ihr eigenthümlichen Sparsamkeit verfahren. Empfänglich, nicht schöpferisch, physisch und geistig nicht ausdauernd aber leicht interessirt und gewandt im Erfassen und Errathen, eignen sie sich zu Genossinnen, zur Theilnahme nicht zur Selbständigkeit. Ihr Heil liegt allerdings in der Ehe, dieser mangelhaften Institution mit vielen Härten, unter denen Einzelne leiden, die aber im Großen und Ganzen segensreich wirkt. Es ist auch nur halb wahr, was Strindberg sagt: „Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreiz die Versorgung für's Leben danken wollen, wollen ganz dasselbe wie die Hetären, nur daß sie klüger und unehrlicher als diese sind." Nein, sie wollen nicht dasselbe, so wenig ideal ihr Wollen und auch ihr Loos sein mag. Sie wollen nicht Augenblickslust mit wechselnden Liebhabern, ohne Uebernahme ernster Verpflichtungen, und ohne echten Antheil an dem Lebensgeschick des Mannes, wie die Hetären, die den Liebhaber wegschicken, wenn sie ihn ruinirt haben. Was sie an echtem Glück hinnehmen oder gewähren, was sie schuldig bleiben oder was ihnen nicht zu Theil wird, das entzieht sich der Kenntniß und dem Urtheil. Sind sie unehrlich, weil sie dem Kinde nicht den Namen und den Vater, nicht elterliche Sorgfalt und Erziehung schuldig bleiben wollen? Die Frau gehört sich nicht selbst, sie gehört dem Leben verlangenden zukünftigen Geschlecht, für das die erste Mühewaltung ihr anvertraut ist; diese Verpflichtungen empfindet sie schärfer als der Mann und die öffentliche Meinung unterstützt sie darin. Eine Frau, die sich zu dem Kinde verhielte wie etwa ein „natürlicher Vater" das gewöhnlich beliebt, würde eine unnatürliche Mutter sein. Die Frau hat absolut kein Recht sich fortzuwerfen. „In diesem Verbrecherkeller", so bemerkt einmal ein Wiener Kriminalbeamter, „sehen Sie Keinen, dem sein Vater bekannt wäre. Sie sind hier allesammt Kinder der Liebe und des Lasters." Das Weib ist zunächst nur eine Naturkraft, in „Mutterweibchen" soll sie zur Culturmacht werden. Damit ist auch dem Vorwurfe, den Tolstoi ausheckt, begegnet. „Wie Fürstinnen auf dem Throne", sagt Tolstoi, „halten die Frauen $^9/_{10}$ des Menschengeschlechtes in den Fesseln der Knechtschaft und schwerer Arbeit. Nun wohl $^1/_{10}$ der Männer mag aus Thätigkeitstrieb, Culturtrieb frei schaffen, die übrigen sind zur Erwerbsthätigkeit gezwungen für sich und ihre Familien, zu denen nichtsnutziger Weise auch die Mütter gehören. Unglückliches Rußland, das so viele Fürstinnen zu ernähren hat!" Die deutschen Hausfrauen habe ich nie auf Thronen unthätig getroffen, sondern am Herd, an der Wiege, an der Nähmaschine, sogar am Waschfaß. Sie sind eben mitverpflichtet der anwachsenden Generation, da sie der vorangegangenen mitverschuldet sind, wie die Männer auch und

„Pflicht ist das höchste Band, das hier die Guten bindet,
Pflicht ist der Weg, auf dem man Glück und Ruhe findet." (Rückert.)

Auch das Leben der größten Mehrzahl aller Frauen ist werthvoll gemacht durch Mühe und Arbeit, versittlicht durch Treue und Geduld, denn „die Schaffenden nämlich," spricht der Weise, „sind hart". Im Weibe nährt und schützt der Mann sein zukünftiges Geschlecht: das ist der eigentliche, gesunde Kern all seines Feminismus. In jeder Art Hetärendienst wird eine sinnenfreudige, anlockend gleißende Schale mit faulendem Kern geboten, der Madonnencult verwirft die Schale mit tiefsinnigstem Symbolismus ganz und bietet die reine Mutter um des Sohnes willen, den sie als himmlisches Pfand welterlösender Liebe, nicht in Sinnenlust, empfing, der Verehrung dar. Ein schönes Symbol nur! und darum unmodern, denn wir dürfen nicht nach Schönheit sehnsüchtig sein. Was würden unsere Weisen, unsere Dichter sagen? und alle die, die sich den jetzt so häßlichen Künsten widmen, und alle die, die sich so heiß um Nachbildung der tiefsten Verkommenheit bemühen wie frühere Meister sich um das Nachschaffen hoher Vollkommenheit mühten? — Uebrigens erscheint es mir als chronologischer Irrthum, den Feminismus in seinen thörichten Uebertreibungen und sündlichen Entartungen für eine moderne Erscheinung zu halten, da doch schon alte, sogar heilige Schriften von ihm Zeugniß geben: War es nicht Feminismus, wodurch Adam in Streit mit Gott-Vater und vom Paradies auf die Erde und in Arbeitsfesseln gerieth? Weshalb fiel des Priamos hohe Veste, nachdem der helmumflatterte Hector und tausende von Göttern geliebte Helden gesunken waren? Gab es keine Kleopatra, keine Lady Macbeth, keine Julia? Wußten wirklich die Bibel und die Altklassiker und Shakespeare nichts von herrschsüchtigen und eifersüchtigen Frauen und in Liebesschwäche unterlegenen Männern zu sagen? Der ganze Orient und Occident und auch der Westöstliche offenbart in seinen Poesien das Gegentheil. Dichtern braucht man nun zwar nicht zu glauben, aber Apostata hat sie ja selbst als Zeugen angerufen. Ich fürchte, sie sagen aus: Die gute alte Zeit war nur ein Traum. Dem modernsten Menschen aus dem Norden aber hat Apostata ein Wort aufgepackt, gegen das die zwölf Aufgaben, welche die nie eifersüchtige Juno dem bestgehaßten Gottessohn stellte, eitel Spielerei sind; denn Frau Königin Liebe wird ihre despotischen Hoheitsrechte nie freiwillig aufgeben.

Aber war es denn Liebe zum Weibe, gleichviel welcher Art, die die Freunde Gabriele's und Hedda's mit sammt den Weibern verderbte und nicht vielmehr Eigensucht und Genußsucht, die beiden Theilen gemeinsam, beiden verderblich werden mußte? Liebten diese Männer wirklich etwas außer sich selbst, kennen sie Mitleid mit Anderen oder nur ihre Lust? Sind sie nicht hart gegen ihr Opfer? hart genug, um die aufopfernde Frau zu verstoßen, hart genug, um Morde mit auszuführen. An Härte, Lieblosigkeit, Mitleidlosigkeit fehlt es ihnen doch auch gerade nicht, oder sind sie gar als die Hypnotisirten der mildernden Umstände bedürftig? — Seid nicht hart, meine Brüder und Schwestern, seid gütig, aber seid fest in Reinheit und Wahrhaftigkeit und Liebe und wisset: Nur das Böse in der eigenen Brust kann Euch überwältigen.

Eine Empfehlung an Zarathustra-Apostata.

In ewiger Feindschaft

Eva, femme fin de siècle.

Notizen.

Passionsblumen. Novellenbuch von Marie Conrad-Ramlo. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Verfasserin, eine ausgezeichnete Hofschauspielerin in München und zur Zeit Gemahlin des Schriftstellers G. M. Conrad, hat mit dem vorliegenden Buche einen Beweis ihrer Begabung als Erzählerin geliefert. Die Sammlung enthält vier Novellen. Die erste „Seelenverwandt" führt uns eine Generalin vor, die kurz vor Weihnachten ihren einzigen Sohn, einen jungen Offizier, verloren hat und nun am heiligen Abend der Braut des Verstorbenen, Dorothea, das Versprechen entreißt, keinem andern Manne angehören zu wollen. Doch die Tugend und die gesunde Natur des Mädchens siegen über das erzwungene Versprechen; Dorothea verlobt sich abermals, wird aber von der Generalin, als sie ihr dies mittheilt, aus dem Hause gewiesen. Die Versöhnung tritt erst bei der Geburt des Enkels Dorothea's ein. Die Charakterzeichnung ist gut durchgeführt; nur haben wir nicht herausfinden können, zwischen wem die „Seelenverwandtschaft" bestehen soll. — Die zweite „Warum?" ist das bedeutendste Stück der Sammlung. Heldin ist eine Claviervirtuosin, Gattin eines Kupferstechers, Mutter zweier Kinder, die sie abgöttisch liebt. Sie fällt und wird daher von ihrem Manne verstoßen, der die Strenge so weit treibt, daß er seinen Wohnort mit den beiden Kindern verläßt, damit die Mutter sie nicht sehen soll. Der Verführer weigert sich, ihr durch eine Heirath die Ehre wieder zu geben; sie wird zuletzt die Gattin eines Geigenkünstlers, der gewöhnlich mit ihr concertirt hat, und genießt von Neuem Mutterfreuden. Auch der Werth dieser Erzählung liegt in der psychologischen Begründung der Ereignisse, doch fehlt leider die rechte Sühne; denn am Schlusse erscheinen der arme Andreas, dem doch Eva sein ganzes Leben vergiftet hat, sammt seinen beiden Kindern, denen die Mutter fehlt, die einzig Gestraften oder wollte die Verfasserin sagen, daß Herzenshärte die schwerste Sünde ist? — Die dritte Erzählung „Mimis Weihnachtsabend" erhebt sich in keiner Beziehung über die Mittelmäßigkeit. — Bedeutender ist die vierte „Hochzeitstag" trotz ihres geringen Umfanges. Aber gerade darin, daß es der Verfasserin gelungen ist, mit diesen wenigen Strichen lebensvolle Gestalten herauszuarbeiten, liegt der beste Beweis ihrer Begabung.

Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. (Leipzig, S. Hirzel.) — Die Schicksale Hans Waldmann's, der sich vom einfachen Kleinbürger zum Ritter und Bürgermeister von Zürich emporschwang, sind mehrfach dramatisch behandelt worden. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts verfaßte der Züricher Dichter und Bildhauer H. Keller ein Drama dieses Titels und im Jahre 1854 gelangte von dem schweizerischen Dichter E. Friedrich eine Tragödie gleichen Namens zur Aufführung. Auch die Birch-Pfeiffer hat sich an Waldmann versündigt. Alle diese Schauspiele schildern einen längeren Abschnitt aus dem Leben des Bürgermeisters, besonders auch seine Heldenthaten im Kampf gegen Karl den Kühnen von Burgund, während Kruse diese Zeit der Vergangenheit angehören läßt und nur den letzten Abschnitt seines Lebens zum Vorwurf nimmt. Waldmann hat den Gipfel seiner Macht erstiegen und als Bürgermeister von Zürich sich zu einem Tyrannen im Kleinen herausgebildet. Seine Bestrebungen entspringen durchaus edlen Motiven, er will seinen Kanton zu einem tugendhaften und gottesfürchtigen Ideal staat umbilden. Die drakonische Strenge seiner Verordnungen erregt indessen den Haß der Bürgerschaft, der von den Stadtjunkern eifrig geschürt wird. Als er einen Luzerner Tuchhändler, der ihn verläumdet hat, zum Tode verurtheilen läßt, bricht die Empörung zu offenen Flammen aus. Die Stadtjunker, die den Emporkömmling doppelt hassen, bemächtigen sich der Herrschaft. Er wird gefangen gesetzt und von ihnen zum Tode verurtheilt. Kruse's Waldmann theilt alle die Vorzüge, die seine früheren dramatischen Dichtungen auszeichnen: treffliche Anlage, die schon in der musterhaften Exposition sich geltend macht, bestimmte Charakteristik und eine edle, schwungvolle Sprache. Die dramatische Wirksamkeit wird sich hoffentlich auf einer Bühne erweisen können.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.

geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Gesang-Schule

von

Adolf Schulze,

Concertsänger und Gesanglehrer.

S.W. Großbeerenstr. 20, III.

Ausbildung für Oper und Concert.

Sprechzeit: Mittwoch und Sonnabend von 12—2 Uhr.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

Dramaturgische Vorträge.

Von

Alfred Freiherrn von Berger.

Zweite Auflage.

266 Seiten kl. 8. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.

Shakespeare'sche Probleme.

Plan und Einheit im Hamlet.

Von **Adolf Gelber.**

275 Seiten gr. 8. Preis 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Goethe, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 1889, 10 Bde., hochelegant in Leinen mit Schatulle statt 45 Mark **nur 25 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 23 Mark **nur 12 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Natalie von Eschstruth's neuester Roman.

Im Schellenhemd.

2 Bände. 8°.

Broch. 6 Mk., eleg. geb. 8 Mk.

Das Werk ist im Plane mit dem Altmeister **Jos. Viet. v. Scheffel** bearbeitet. Es ist nach dem Urtheil eines namhaften Historikers das **bedeutendste** Werk der gefeierten Autorin und wird ohne Zweifel ein noch **größeres** Publikum finden als das in **vier starken Auflagen** verbreitete **Gänseliesel** und den literarischen Ruf der Autorin für alle Zeit sichern.

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Haus-Gymnastik

für **Gesunde und Kranke.**

Von **E. Angerstein,** Dr. med. Stabsarzt a. D., städt. Oberturnwart.

Mit vielen Holzschnitten u. 1 Figurentafel.

Vierzehnte Auflage.

Gebunden Preis 3 Mark.

und

für **Mädchen und Frauen.**

Von **J. Eckler,** Oberlehrer der kgl. Turnlehrer-Bildungs-Anstalt.

Mit vielen Holzschnitten u. 1 Figurentafel.

Sechste Auflage.

Gebunden Preis 3 Mark.

Diese beiden Werke aus der Feder zweier hervorragender Fachmänner sind von ärztlichen Autoritäten wie der gesamten massgebenden Presse als das **Beste auf diesem Gebiete** anerkannt und haben beim grossen Publikum einen ausserordentlichen Anklang gefunden. Die Thatsache, dass von dem einen innerhalb **zweier Jahre 14 Auflagen,** von dem anderen binnen **Jahresfrist 6 Auflagen** erforderlich wurden, ist wohl der beste Beweis für den Wert, für die Gediegenheit und praktische Verwendbarkeit der Werke.

Berlin W., Steglitzerstrasse 90. **Hermann Paetel.**

Soeben erscheint:

Hermann Heiberg: Ein Mann. Roman in 8°. Eleg. broch. M. 6,—, fein geb. M. 7,—.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben erschien:

Franzos, Karl Emil: Judith Trachtenberg.

Erzählung.

8. 340 Seiten. Schön gebunden. Preis 6 Mark 10 Pfg.

Das Problem dieser neuen Erzählung von Franzos — die Mischehe zwischen Juden und Christen — ist ein tiefgreifendes und darf namentlich in unseren Tagen auf Beachtung hoffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Italisches Leben.

Geschichten und Abenteuer aus alten Skizzenbüchern

von

Gustav Floerke.

Oktav. 448 Seiten. Preis geheftet ℳ 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 7. Februar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Techniker und die Schulfrage. Von Th. U. — Ein prähistorischer Vorgänger von Kant und Laplace. Von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst**: Die Suggestion vor Gericht. Von Carl du Prel. — Der Fluch der Kunst. Von Jacob Mähly. — Die Memoiren von Giuseppe Giusti. Von Oskar Bulle. (Schluß.) — **Feuilleton**: Gedanken eines Hagestolzen. Von Hans Laup. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Hermann Conradi. Von A. v. Sommerfeld. — Notizen. — Inserate.

Die Techniker und die Schulfrage.

Der wichtigste Beschluß der Schulconferenz geht dahin, daß zukünftig nur noch zwei höhere Schulen — Gymnasium und Realschule — bestehen sollen, von denen die erstere dem Universitätsstudium und dem Eintritt in die solches voraussetzenden Staatsämter, die andere dagegen namentlich dem Studium auf den technischen Hochschulen und dem späteren Eintritt in das Staatsbau-, Berg-, Forst- und Postfach vorzuarbeiten bestimmt sind. Demgemäß wurden auch die den Abiturienten beider Schulen zu ertheilenden Berechtigungen geregelt, wie andererseits die Zulassung des Besuches der Universitäten durch Realschulabiturienten von deren Nachprüfung in den alten Sprachen und desjenigen der technischen Hochschulen durch Gymnasialabiturienten von deren Nachprüfung in Zeichnen, Mathematik und Naturwissenschaften abhängig gemacht worden ist. Die durch diese Beschlüsse angebahnte Gleichstellung beider Anstalten in Bezug auf Berechtigungen und äußeres Ansehen soll auch außerdem thunlichst gefördert werden.

Das hervorragendste derjenigen Fächer, welche in Folge dieser Beschlüsse auf die Realschule angewiesen sind, ist das Baufach, dasselbe, welches es hauptsächlich verschuldet hat, daß ein wesentlicher Theil der jetzt beschlossenen Reform nicht schon vor zwölf Jahren in Leben und Wirkung getreten ist. Damals war vom Ministerium für Handel und Gewerbe eine Conferenz berufen, die das untere technische Unterrichtswesen reformiren sollte. Sie beschloß, daß die bis dahin bestandenen Gewerbeschulen, welche noch zugleich niedere Techniker ausbildeten und für das höhere technische Studium vorbereiteten, künftig in zwei ganz geschiedene Anstalten umgewandelt werden sollten, nämlich entweder in eine reine Gewerbeschule für niedere Techniker und Gewerbetreibende, oder in eine als untere Vorbildungsschule für höhere Techniker gedachte und zum Studium auf den technischen Hochschulen bezw. zur späteren Zulassung zu den Staatsbauprüfungen berechtigende neunklassige, aber lateinlose Realschule. Als dieser Plan in's Werk gesetzt werden sollte, erhob sich jedoch auf Seiten einer Mehrheit der höheren Techniker eine gewaltige Erregung gegen dies ihnen zugedachte eigengeartete Geschenk und gegen die darin erblickte Herabsetzung ihres Standes.

Die Frage, ob die neue lateinlose (später sogen. Ober-Real-) Schule dem höheren technischen Studium am besten vorzuarbeiten wirklich geeignet sei, ob und welche Kenntniß das Latein für einen Techniker nöthig oder mehr weniger überflüssig sei, spielte in der Begründung dieser Erregung, welche damals in Verhandlungen der Architekten- und Ingenieur-Vereine, in den technischen und einigen politischen Zeitungen, in Erklärungen und Adressen ꝛc. hochgehende Wellen schlug, kaum eine Rolle. Eine nüchterne Erwägung der sachlichen Momente mußte man damals überhaupt entbehren. Das die ganze Bewegung leitende Schlagwort war: „Die Techniker sollen degradirt werden!" In Wirklichkeit war jedoch weit weniger die Sorge um die Techniker, geschweige um die Technik selbst, als vielmehr um gewisse Standesinteressen der Beamten unter den Technikern die eigentliche Triebfeder der reactionären Strömung. Die ihr entspringende erbitterte Agitation mitzumachen zeigte daher auch die die Frage weit ruhiger beurtheilende Mehrzahl der Privattechniker sich nicht geneigt. Indessen schritt über diese die Majorität der Staatsbaubeamten rücksichtslos hinweg. Ihre Petitionen konnten nun zwar die Gründung der Oberrealschule und die Ertheilung der Berechtigung an sie, den Besuch der technischen Hochschule vorzubereiten, nicht verhindern; sie bestärkten aber den Ressortminister in dem späteren Entschlusse, die von dieser Schule gewährte allgemeine Bildung als eine für den Eintritt in das Staatsbaufach genügende nicht anzuerkennen und die Berechtigung hierzu daher der Schule wieder zu entziehen. — Damit war der nun also den Privattechnikern allein überlassenen Oberrealschule jede Aussicht auf ersprießliche Entwickelung genommen und sie in ihrem Ansehen auf's Aeußerste herabgedrückt.

Zugleich wurden damit die schon bei den Vereinsverhandlungen erzeugten Gegensätze zwischen Staats- und Privatbautechnikern verschärft und das fernere einträchtige Zusammenwirken beider noch mehr gestört. Wie immer, wenn in einem Kreise der leidige Bildungsstreit erhoben wird, der gar zu leicht im gegenseitigen Verdachte des „Bildungsmangels" bezw. „Bildungsdünkels" gipfelt, so traten auch in den Architekten- und Ingenieurvereinen Spannungen und Spaltungen hervor, in Folge deren das lebendige Wirken mancher der Vereine erheblich zurückgegangen ist.

Nun hat die Sachlage mit dem Ausgange der Berathungen der Schulconferenz wiederum eine ganz veränderte und unerwartete Wendung genommen, indem diese, von starker Hand geleitet, einfach einen Strich durch jene von der Majorität der Techniker herbeigeführte Entscheidung zieht. Nach dem oben wiedergegebenen Beschlusse der Conferenz ist die Oberrealschule wieder in ihre Rechte als die eigentliche Vorbereitungsschule für alle höheren technischen Studien und Fächer eingesetzt. Sie soll demgemäß nicht nur mit allen consequenten Berechtigungen, auch der für den Eintritt in das Staatsbaufach versehen, sondern in Zukunft sogar zur einzigen, hierzu ohne Weiteres berechtigenden Schule werden, denn das Realgymnasium soll

Digitized by Google

überhaupt wegfallen und der Besuch des Gymnasiums nur unter der Bedingung der Nachprüfung in gewissen Realien zu den höheren technischen Studien berechtigen. — Es ist damit in bestimmtester Weise ausgesprochen, daß man eine einige und gemeinsame Vorschule für die gesammten höheren technischen Studien schaffen und damit jede Scheidewand zwischen der „Bildung", d. h. Vorbildung höherer Staats- und höherer Privattechniker grundsätzlich beseitigen will.

Man sollte denken, es läge jetzt im Interesse aller Techniker, mit allen Kräften ihrerseits dahin zu streben, daß der Lehrplan dieser ihrer Gesammtheit zugewiesenen Schule den Anforderungen auch möglichst entspreche, welche die Technik an eine solche Schule stellen muß. Die Architekten- und Ingenieur-Vereine, denen alle Gruppen der höheren Techniker, Ingenieure, wie Architekten, Professoren, wie Baubeamte und Privattechniker angehören, könnten sich jetzt sogar hohe Verdienste um die deutsche Technik und würden sich auch den Dank des Vaterlandes erwerben, wenn sie in dieser Richtung thätig wären.

Leider ist eine solche Hoffnung ganz unbegründet!

Die Vereine stehen in dem Banne der Nachwirkungen jenes alten erbitterten Streites, haben nichts vergessen und wenig gelernt, den Pulsschlag der kommenden Zeit zu fühlen. Von einer freudigen, energievollen, nützlichen Thätigkeit sind ihre Verhandlungen selten erfüllt. Die Privattechniker haben die Lust, in diesen Vereinen zu wirken, in welchen sie zu einer kleinen Minorität geworden sind, mehr und mehr verloren. Der Wiederanfachung jenes häßlichen Bildungsstreites gehen sie lieber ganz aus dem Wege. Die Staats-, namentlich Eisenbahnbau-Beamten, welchen es in ihrer Mehrzahl an Zeit und Neigung fehlt, an den eigentlich wissenschaftlichen Leistungen der Vereine thatkräftigen Antheil zu nehmen, besuchen dagegen deren Versammlungen um so zahlreicher, wenn es sich um ihre speziellen und Standesinteressen handelt. Das ist ja nun nach ihrer Meinung jetzt wieder in hohem Maße der Fall, und so ist vorauszusehen, daß der ganze Entrüstungssturm in Reden und Beschlüssen, Erklärungen, Adressen, Deputationen ꝛc. wiederum in Scene gesetzt werden wird. Sein Ziel wird das alte sein, nämlich den Ressortminister zur Ablehnung seiner Zustimmung zu den Beschlüssen der Schulconferenz zu drängen.

Sollten diese Schritte auch jetzt diesen Erfolg haben — bei der heutigen Sachlage ist das allerdings wohl zweifelhaft — so würde ja überhaupt die Durchführung der Conferenzbeschlüsse in Frage gestellt sein, denn der hier in Betracht kommende Beschluß ist einer der grundlegendsten der ganzen Reform. Die neue Oberrealschule wird um nichts lebensfähiger werden, als die bisherige, wenn sie die ihr zugedachten consequenten Berechtigungen nicht erhält. Die Folge der ganzen Reformbeschlüsse würde nach dem abermaligen Siege dieser Gegenströmung thatsächlich die sein, daß das Realgymnasium wegfiele, die Oberrealschule von vornherein lebensunfähig gemacht und sonach das kaum in einigen Punkten umgeformte Gymnasium zur einzigen höheren Schule der Zukunft gestempelt wäre.

Der Vorgang läßt — und darin liegt seine allgemeine Bedeutung — recht deutlich erkennen, in welchem Zirkel ohne Ende wir uns auf dem Gebiete der Schulreform bewegen. Die ganze Welt verlangt, die Zeitentwickelung dürstet, die moderne Wissenschaft schreit nach der Reform des zum Theil in veralteten Systemen sich bewegenden höheren Schulunterrichts. Ihre Möglichkeit wird unter dem glühendsten Interesse aller Gebildeten erwogen und Bestimmungen werden vorbereitet. Sobald die letzteren aber durchgeführt werden sollen, machen die im Banne von Klasseninteressen stehenden Strömungen sie wieder unwirksam. — —

Das von den Baubeamten vorangestellte Hauptmotiv ihres Widerstandes gegen die von der Schulconferenz beabsichtigte Verweisung der Techniker an die neue Realschule beruht auf der Annahme, daß diese Schule eine dem Range nach zweite, nicht eine dem Gymnasium gleichstehende erste Schule sein werde. Wenn aber — so wird gefolgert — ein Fach von vornherein einer solchen zweiten Schule überliefert werde, so werde es auch überhaupt immer hinter denjenigen Fächern rangiren, für welche die erste Schule bestehen bleibe. Diese Ausführung ist zunächst insofern unrichtig, als von einer Hintereinanderstellung der Schulen keine Rede ist, die vollste Gleichstellung beider vielmehr erstrebt werden soll und die dahin führenden, zunächst sich bietenden Wege ja schon beschritten sind. Man sagt nun freilich, das stehe nur auf dem Papiere; in Wirklichkeit werde sich die Sache doch immer so gestalten, daß die Eltern das Gymnasium als die höhere Anstalt ansehen, ihre Söhne deshalb zunächst dahin schicken und erst auf die Realschule übergehen lassen würden, wenn sie den Anforderungen des Gymnasiums sich nicht gewachsen zeigten. Dadurch werde das minderbegabte Schülermaterial auf den Realschulen sich ansammeln und noch immer gerade gut genug angesehen werden für die technischen Studien, welche also damit, wie der technische Stand überhaupt eine Herabdrückung erleiden würden. In dieser Ausführung liegt Zutreffendes und Falsches. Richtig ist leider, daß junge Eltern in ihren Söhnchen, zumal den erstgeborenen, nur die zukünftigen Staatsminister zu sehen und sie deshalb ohne Rücksicht auf persönliche Veranlagung in das Gymnasium zu stecken gar zu leicht geneigt sind. Die Techniker sollten aber am ehesten wissen und würdigen, daß diese unglückselige Modekrankheit einen der bösesten Schäden unserer sozialen Zustände im Gefolge gehabt hat: die Ueberproduction an ganz und halb Gymnasialgebildeten, und daß alle Hebel in Bewegung gesetzt werden müssen, sie auszurotten. Falsch ist, daß die vom Gymnasium zur Realschule übergehenden Schüler immer das minderbegabte Material darstellten; im Gegentheil sind sie häufig gerade durch gewisse gesunde reale Geistesrichtung, durch Begabung für Naturwissenschaften, lebende Sprachen ꝛc., oder durch besondere Talente ausgezeichnet und in den meisten Fällen nur wegen Unlust an dem trockenen grammatikalischen Unterrichte der todten Sprachen auf dem Gymnasium erlahmt.*) Die Begabungen im Menschen sind ja glücklicherweise verschieden, und gerade, weil die besondere Richtung derselben vielfach schon in den Knabenjahren, nicht immer aber gleich in den ersten Jahren sich zeigt, so ist es von Segen, ja nothwendig, daß verschiedene Arten gleichberechtigter höherer Schulen bestehen und daß der Uebergang von einer zur anderen möglichst lange offen bleibt, ohne daß daran der Makel des Herabsteigens geknüpft werden kann. Die Techniker degradiren sich nur selbst, wenn sie die für ihre Studien wünschenswerthe Begabung und Veranlagung ohne Weiteres in die zweite Linie, hinter diejenige für alte Sprachen zurückstellen. Ueberdies hat die Möglichkeit des Ueberganges vom Gymnasium zum Realgymnasium und zur Oberrealschule ja auch schon bisher bestanden, ohne daß über die Invasion der letztgenannten Anstalten durch minderwerthiges Schülermaterial der Gymnasien allzu laute Klage geführt wurde, und soll ferner ja auch die Oberrealschule eine strenge Abgangsprüfung behalten, die an Umfang und Schwierigkeit nicht hinter dem Abiturum der Gymnasien zurückzustehen braucht.

Der größte Fehler dieser Begründung liegt aber darin, daß man eine — kaum bestehende und jedenfalls nur auf falschen Vorurtheilen beruhende — Rangordnung der Schulen auch als maßgebenden Factor ansieht für die Rangordnung der Männer, welche von diesen Schulen herangebildet werden, und der Fächer, in welche sie später eintreten sollen. Die Welt verfährt mit der Paraphirung dieser Rangordnung bekanntlich durchaus nicht nach diesem Gesichtspunkte. Wäre das so, so müßte ja der Hauslehrer ungefähr die allererste, der Künstler die allerletzte Rangstufe im Leben einnehmen, das Ansehen des Philologen und des Mediziners unbedingt über, das des Offizierstandes beinahe unter demjenigen des höheren Technikers stehen. So ist es mit dieser Rangordnung denn doch nicht bestellt. Die höheren Techniker haben auch gar keinen Grund, mit der ihnen in derselben zugewiesenen Stellung so sehr unzufrieden zu sein. Vielmehr schenkt ihnen die heutige

*) War doch selbst der eben und viel zu früh verstorbene Freiherr Friedrich v. Schmidt, einer der größten Architekten seit der Renaissance und dabei jeder Zoll ein Mann, ein solcher Ueberläufer.

Digitized by Google

Welt im Allgemeinen besonders hohe Achtung, unter Umständen sogar große Ehren. Man thut das um so mehr, nicht wenn und weil der Techniker ehemals ein Gymnasien besucht hat, was der Welt ganz gleichgültig ist, sondern wenn und weil der Ingenieur, der Architekt Hervorragendes leisten. Ja, sogar die Klassentheilung in „schwer geprüfte" Beamte und „leicht geprüfte" Privattechniker berücksichtigt die Welt bei dieser allgemeinen Achtungsbezeugung vor dem Fache vernünftiger Weise ziemlich wenig. Abgesehen von dem Grade der individuellen Gesinnung und häuslichen Erziehung hat sie auch hier für den Grad der individuellen Leistung ein ziemlich feines Gefühl!

Und damit gelangt man bei der wichtigsten Frage an, deren Beantwortung die ganze Stellungnahme der Techniker in dieser Sache leiten sollte, deren Untersuchung aber merkwürdiger Weise von der Majorität umgangen wird: Auf welchem Wege kann die Technik als solche zu den höchsten Leistungen, zu raschesten Fortschritten gelangen? Ist bei ihrer Art und Eigenthümlichkeit die gymnasiale oder die reale Vorbildung die für den Techniker bessere und geeignetere?

Die Frage erheischt zunächst eine Verständigung dahin, daß sie nicht nur vom Nützlichkeitsstandpunkte aus beantwortet werde, daß vielmehr die Schulbildung des Technikers, wie jedes gebildeten Menschen, vor Allem eine in sich abgeschlossene sein soll. Wenn aber nach der ganzen Entwickelung unseres Jahrhunderts und insbesondere seines Schulwesens es nicht angefochten werden kann, daß diese Eigenschaft nicht nur mehr der humanistischen Gymnasialbildung, sondern im gleichen Maße auch der höheren Realbildung anhaftet, dann wird man bei der Wahl einer derselben für ein bestimmtes Fach doch das Nützlichkeitsprinzip in erster Linie geltend machen müssen.

Die Technik ruht nun einmal nicht auf humanistischer, sondern auf durch und durch realer Grundlage; sie ist in kaum einem ihrer Zweige eine altklassische, sondern eine durch und durch moderne Wissenschaft.

Demnach regelt sich vor Allem die dem Techniker erforderliche allgemeine Geistesrichtung und Charakterbildung. Er bedarf im Leben mehr, wie irgend ein anderer, gerade der Eigenschaften, welche das Gymnasium der Jugend bisher am wenigsten anzuerziehen vermocht hat: des freien, offenen, fröhlichen Blickes, unsere heutigen Dinge — die Schulfrage gehört auch dazu — zu erfassen. Jede auf dem Gymnasium gar zu leicht geförderte Gewöhnung an die „Brille" ist dem Techniker für sein späteres praktisches Leben im höchsten Maße gefährlich und selbst dem technischen Professor für seine Studirstube noch vom Uebel. Der Techniker muß ferner ganz besonders zur exacten Schärfe des Verstandes und Witzes, zu einer darauf beruhenden Schlagfertigkeit des Urtheiles und Entschlossenheit des Charakters erzogen werden, denn, wie seine Wissenschaft, so muß sein Handeln exact sein und denkbar weitest von allem Wust der Formalien sich halten, mit welchem das humanistische Gymnasium in seinen Hauptdisziplinen nach dem herrschenden Willen der Altphilologen noch ausgestattet ist.

Die Nützlichkeitsrücksichten nehmen nun noch ausschlaggebendere Gestalt an, wenn man auf die dem Techniker erforderliche Wissensbildung blickt. Derselbe kann zwar der Kenntniß des Lebens und Wesens der alten Völker nicht entbehren; wichtiger aber ist für ihn die Kenntniß unseres Wesens, unserer Sprache, unserer Geschichte. Er kann deshalb nicht den weiten Umweg mitmachen, welchen das Gymnasium geht, um sich in die Alten zu versenken, den Umweg durch das Studium der alten Sprachen und Schriftsteller, welcher beinahe drei Viertel der schönen Schulzeit in Anspruch nimmt und oft genug noch nicht einmal zum Ziel der richtigen Kenntniß des Alterthumes führt, an der Erkennung unserer Geschichte und unserer, wie überhaupt der lebenden Sprachen aber jedenfalls schwer hindert. Der Techniker muß, wie in seinem späteren Leben immer, so auch hier den direkteren und sicheren Weg zum Ziel aufsuchen. In Bezug auf praktische Verwendbarkeit des Unterrichtsstoffes liefert ihm auch der eine Theil dieses Umweges, das Studium der griechischen Sprache, kaum den geringsten Nutzen, da die Technik und unser heutiges Leben in keiner Weise auf diese Sprache angewiesen sind und zum Verständniß der griechischen Mythologie und Kunst der Homer nicht in der Ursprache gelesen zu werden braucht. Vielleicht ist der andere Theil des Weges, das Studium der lateinischen Sprache dem Techniker nicht schon völlig entbehrlich; indessen muß er in dieser Beziehung den Anspruch eines vollständigen Bruches mit der bisherigen Unterrichtsmethode stellen, den das Gymnasium nicht gewähren kann. Daß das Latein die Fähigkeit formaler Unterscheidung in hervorragender Weise zu schärfen geeignet ist, soll zugestanden, daß es aber die zuverlässigste Schule der Logik sei, muß geleugnet werden. In beiden Beziehungen leisten der mathematische und der naturwissenschaftliche Unterricht ebenso viel bezw. mehr.

Auf der anderen Seite kann der Techniker viele Unterrichtsgegenstände gar nicht entbehren, welche auf dem Gymnasium nicht oder nicht intensiv genug getrieben werden, so daß auch von einem Mangel an Ersatz für die alten Sprachen keine Rede sein kann. Der Techniker muß vor Allem schlagende Fertigkeit im deutschen schriftlichen, wie mündlichen Ausdruck besitzen und zu dem Zwecke in seiner Jugend viel häufiger deutsche Aufsätze geschrieben, Vorträge gehalten, ja beide kritisirt haben, als solches der Lehrplan des Gymnasiums zuläßt. Er muß die französische und englische Fachliteratur ohne jede der Fremdheit des Idioms entstammende Belästigung verfolgen können, muß für Reisen in Frankreich, England und auch Italien nicht erst monatelanger Sprechstudien bedürfen, wie sie für ihn jetzt Dank der Zurücksetzung der neuen Sprachen und dem Mangel an Conversationsübungen auf den Schulen noch erforderlich sind, für welche ihm aber auf dem Gymnasium noch nicht einmal die Elementarkenntnisse in ausreichendem Maße geliefert werden. Der Techniker der Zukunft muß ferner vom Handel und Wandel der heutigen Welt viel mehr Kunde besitzen, als solche der bisherige Geographieunterricht, im kaufmännischen Briefschreiben, Rechnen und Buchführen mehr Uebung haben, als davon der viel zu früh aufhörende Schreib- und eigentliche Rechnenunterricht auf dem Gymnasium vermitteln. Daß ebenso der Zeichnenunterricht daselbst ein gänzlich ungenügender ist, bezweifelt Niemand mehr. Die neue Realschule könnte mit dem größten Nutzen für alle ihr zugewiesenen Fächer eine vollständige Umwandelung dieses Unterrichtes eintreten lassen, indem sie denselben durch Natur und Körper-, durch geometrisches, projicirendes, Schatten und Perspectiven construirendes Zeichnen, ja Ornamententwerfen, Aquarelliren ꝛc. erweiterte. Damit wäre auch eine gewisse Entlastung der technischen, Forst- und Berghochschulen anzubahnen. Andererseits sollen zwar Mathematik, Chemie, Physik nicht als diejenigen Fächer angesehen werden, deren Erweiterung auf den Schulen eine solche Entlastung der eigentlichen Fachstudien herbeiführen könnte; vielmehr ist man in dieser Beziehung hier und da schon zu weit gegangen; dagegen muß der Unterricht auch in diesen Realien intensiver getrieben werden und die Beherrschung dessen, was davon dem Elementarunterricht angehört, auch wirklich mehr erzielen.

Es würde nach all' diesem nun zur Frage stehen, ob eine Umformung des Gymnasiums erhofft werden kann, welche diesen von den Technikern zu erhebenden Ansprüchen Rechnung trägt. Die Verhandlungen der Schulconferenz, das Wenige, was da an Reform des Gymnasiums herausgekommen ist, haben wohl genugsam dargethan, daß daran vorerst gar nicht zu denken ist. Demnach bleibt für die Techniker kein anderer Weg, als der, die Oberrealschule zu wählen und die Vervollkommnung ihres Lehrplans in den angedeuteten Richtungen zu erstreben, womit zugleich ihr Rang und Ansehen am sichersten gefördert werden dürfte.

Daß in diesen Ausführungen über die dem Techniker erwünschte Schulbildung nicht nur die Stimme eines Einzelnen erklingt, geht aus einer Eingabe hervor, welche die Mehrheit der competentesten Beurtheiler dieser Frage, nämlich der Professoren von den preußischen technischen Hochschulen der Schul-

Digitized by Google

conferenz gemacht hat. Unter ihnen war eine Umfrage veranstaltet worden darüber, ob das Gymnasium als geeignetste Vorbildungsanstalt für das höhere technische Studium zu erachten sei, und diese Frage haben nur 11 der vorhandenen 164 Professoren, von denen 112 die Frage beantworteten, unbedingt, 3 bedingt bejaht. Es wird versucht, diese Abstimmung anzufechten; das Ergebniß wird aber wohl nicht gut aus der Welt zu schaffen sein. Dabei ist sehr zu berücksichtigen, daß ein Theil der Minorität bei der Abstimmung auch vorzugsweise von der Ueberzeugung geleitet sein wird, daß der Technik die dem Range nach erste Schule unbedingt verbleiben müsse, wie andererseits die große Zahl der Stimmenthaltungen zum Theil aus einer gewissen Scheu zu erklären sein dürfte, mit den in der Frage herrschenden Ranganschauungen in Conflict zu kommen. Könnte man eine Umfrage darüber unter allen höheren Technikern veranstalten, welche Schulbildung sie unabhängig von der leidigen Rangfrage, lediglich sachlich, für die geeignetste erachten, so würde zweifellos die überwältigende Majorität auf die Seite der Realschule treten.

Das zweite Hauptmotiv des Widerspruchs gegen die Conferenzbeschlüsse beruht auf der Sorge vor Schwierigkeiten, welche für den geschäftlichen bezw. dienstlichen Verkehr in Berathungen von Commissionen und Behörden unter technischen und juristischen Verwaltungsbeamten befürchtet werden, wenn zwischen beiden eine Verschiedenheit der allgemeinen „Bildung" besteht, wobei letztere wiederum mit der Art der Schulbildung verwechselt wird. Dieser Punkt, der mit der bekannten Klage über den in der Verwaltung herrschenden Assessorismus in engem Zusammenhange steht, berührt seiner Natur nach die Privattechniker weniger und könnte füglich von den Beamten unter sich erledigt werden. Da er aber zum Gegenstande der Erörterungen in den Petitionen der Architekten- und Ingenieurvereine gemacht wird, welchen sämmtliche Mitglieder dieser letzteren ihre Unterstützung gewähren sollen, so muß er auch von den Privattechnikern auf seine Richtigkeit und Bedeutung geprüft werden. Angesehene Privattechniker kommen nun auch wohl und theilweise sogar häufig mit Verwaltungsbeamten, worunter besonders Juristen, in städtischen und anderen Selbstverwaltungen, Kirchen- und Schulbehörden, Baucommissionen 2c. berathend zusammen. Ihre Erfahrungen decken sich aber nicht mit den in dieser Beziehung von den Baubeamten gehegten Befürchtungen. In der Verwaltung herrscht ja allerdings im Allgemeinen der Jurist, was wohl so lange nicht wesentlich zu ändern sein wird, als die Frage und der Streit um das Mein und Dein einen so wichtigen Theil aller Verwaltungsgeschäfte bilden. Zudem ist der Techniker auch wohl nicht so unbedingt als berechtigter Erbe dieser Herrschaft anzusehen.

Grund zur Klage würde es erst dann geben, wenn der Jurist diese Herrschaft ausbeutete, das Urtheil des Technikers in technischen Dingen nicht respectirte und ihm überhaupt die schuldige Achtung versagte. Das ist aber — wenigstens in den nicht staatlichen Baucommissionen, in städtischen Collegien 2c. im Allgemeinen nicht der Fall. Im Gegentheil pflegt hier der Techniker als Sachverständiger ein ganz erhebliches Uebergewicht zu erlangen, das ihm häufig große Macht verleiht und in nicht seltenen Fällen sogar schon bedenklich und gefährlich geworden ist. Jeder vielbeschäftigte Privattechniker wird in dieser Beziehung schon erfahren haben, wie gerade durch dieses ihm zufallende Uebergewicht seine Verantwortung wächst; schwerlich wird er in solchen Berathungen aber je etwas empfinden, was umgekehrt dem Gefühle des Gedrücktwerdens gleicht.

Gesetzt aber auch, es wäre dem in der Staatsbauverwaltung, wie vielfach behauptet wird, so ganz anders, es hätten wirklich die technischen Beamten hier unter einem gewissen Druck, unter Ueberhebungen und Uebergriffen des juristischen Elementes zu leiden, so würde ein solcher Zustand noch immer nicht mit der Frage in Verbindung zu bringen sein, ob der technische Beamte gymnasiale oder reale Schulbildung genossen haben soll. Der sich überhebende juristisch gebildete Verwaltungsbeamte wird die Berechtigung dazu vielleicht aus seinem Referendarexamen herleiten zu können meinen, schwerlich aber aus seiner Gymnasialvergangenheit; und die Techniker können doch nicht wohl in Rücksicht auf diesen Umstand auch noch zur Ablegung juristischer Prüfungen veranlaßt werden.

Es wird ferner ausgeführt, der auf der Oberrealschule vorgebildete Techniker könne den Juristen in der Verwaltung später nicht verstehen. Auch solchem Uebelstande würde wohl mit directeren Mitteln abzuhelfen sein, als mit dem neunjährigen Gymnasialstudium. Das Verständniß der üblichen lateinischen Benennungen wird auch die Oberrealschule auf irgend einem praktischen Wege noch vermitteln können. Glaubt der Jurist aber, in den Verhandlungen mit dem Techniker griechischer Phrasen nicht entrathen zu können, so wird er in einem Ersuchen, dieselben in die übliche Verhandlungssprache zu übertragen, um so weniger einen Bildungsmangel erkennen, als er selbst oft genug in die Lage kommt, den technischen Collegen um eine Erläuterung der von ihm benutzten, noch immer zahlreichen und allen möglichen wie unmöglichen Sprachen entnommenen terminorum technicorum ersuchen zu müssen.

Kurz, auch in den dieses Motiv begründenden Befürchtungen und in der Wahl der Mittel zu ihrer Abhülfe dürften die Petenten nicht ungetrübten Blickes auf dem geradesten und sichersten Wege zum Ziele sich befinden. Im Wesentlichen wird es auch in dieser Beziehung sich ähnlich verhalten, wie schon oben bei der Frage der Rangstellung der Techniker dargelegt wurde.

Wie im Leben überhaupt, so wird der technische Beamte auch in dem Verkehre und in Berathungen mit anderen Beamten um so mehr zu Gewicht und Ansehen gelangen, je mehr er auf hervorragenden Fachleistungen fußen, je mehr er von Einseitigkeit und Enge — namentlich in der Rangfrage — sich frei machen kann und — je weniger er in dem falschen Gefühle des Gedrücktseins befangen sich zeigt. Th. U.

Ein prähistorischer Vorgänger von Kant und Laplace.

Von Carus Sterne.

Die Wahrheit des alten Spruches, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, ist mir niemals verblüffender vor Augen getreten, wie an dem Tage, als ich entdeckte, daß Kant und Laplace im nördlichen Europa schon vor 3—4000 Jahren einen Vorgänger gehabt haben, der dieselbe Weltbildungstheorie aufgestellt hat, welche Kant in seiner Friedrich dem Großen gewidmeten „Allgemeinen Naturgeschichte des Himmels" (1755) entwickelt und dem berühmten Astronomen Laplace zu einigen unwesentlichen Verbesserungen (1796) hinterlassen hat. Vielleicht ist es nöthig, dem geneigten Leser zu versichern, daß dieser Satz mit voller Ueberlegung niedergeschrieben ist, und daß er getrost weiter lesen darf. Kant schloß bekanntlich aus der gleichmäßigen Bewegung der seiner Zeit bekannten sechs Planeten und ihrer Monde um die Sonne und dieser um sich selbst, daß dieses ganze System bewegter Weltkörper aus einer in demselben Sinne bewegten Grundmasse hervorgegangen sein müsse, und eigentlich hatte schon Kepler in seinen Ideen von dem Planetenwirbel diesen Schluß vorausgeahnt.

Aber ein Denker, der vor mindestens 3—4000 Jahren gelebt hat, dessen Namen wir nicht kennen, und von dem wir nur die Vermuthung aufstellen können, daß er wahrscheinlich im nördlichen Deutschland zu Hause war, hat denselben Schluß, von einer allerdings mißverständlichen Wahrnehmung — der gleichmäßigen Bewegung von Sonne, Mond und Sternen um die Erde hergeleitet, indem er die kosmogenische Lehre aufstellte, die Welt sei nicht erschaffen, sondern erquirlt. Im Wafthrudnir-Liede der Edda heißt es mit wahrhaft lapidarischer Kürze:

Mundilföri heißt des Mondes Vater
Und so der Sonne.
Sie halten täglich am Himmel die Runde
Und bezeichnen die Zeiten des Jahres.

Diese Stelle hat bisher nicht die Beachtung gefunden, die sie im reichsten Maße verdient, da sich in ihr diejenige Ansicht von der Schöpfung ausspricht, welche die Arier bei

Digitized by Google

ihrer Wanderung nach Indien mitgebracht haben, also im zweiten oder dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bereits besaßen. Das ganze Geheimniß liegt in dem Namen des Mond- und Sonnen-Vater Mundilföri, welchen Simrock in seiner „Deutschen Mythologie“ als Achsenschwinger übersetzt hat, obwohl es sinngemäßer sein würde: Weltquirler zu sagen. Mundilföri entspricht in seinem ersten Theile nämlich dem Edda-Worte möndul (in möndultrê), d. h. Mühlwelle, Mühlbaum, dem litauischen menture (Quirl), dem Sanskritworte mandala oder mandara, d. h. dem Feuer- oder Butterquirl, weil man im alten Indien die Butter in ähnlicher Weise in einem Drehbutterfaße erzeugte, wie man Feuer durch Holzquirlen erlangte. Auch der lateinische Pflanzenname mentha (das Quirlkraut), unser Mangelholz (dänisch mangletrae) und wahrscheinlich auch der Name des griechischen Feuer und Menschenschöpfer Prometheus gehören derselben altarischen Wortwurzel an, wie dies der deutsche Alterthumsforscher Adalbert Kuhn vor einigen Jahrzehnten überzeugend dargethan hat.

Nicht weniger wichtig als der Name des Weltquirlers, der in dieser Gestalt einzig und allein dem germanischen Alterthum angehört, sind aber diejenigen seiner beiden Kinder. In einem Prosabericht der jüngern Edda, welche den Titel „Gylfi's Verblendung“ führt, heißt es etwas ausführlicher: „Ein Mann hieß Mundilföri, der hatte zwei Kinder. Sie waren hold und schön: da nannte er den Sohn Mond (Mâni) und die Tochter Sonne (Sôl) und vermählte sie einem Manne Glenur (Glanz) genannt...“ Die letztere Nachricht ist nicht mehr der ältesten Ueberlieferung gemäß, denn nach dieser wurde Mâni, der erste Mann, der Gatte von Sôl, der ersten Frau; Mondgott und Sonnengöttin bildeten das erste Ehepaar, welches in der litauischen Sage von Mienu (dem Monde) und seiner Frau Saule (der Sonne) noch heute im Volksmunde fortlebt.

Dieses Urehepaar (Mond und Sonne) tritt außer bei den Germanen und ihren Nachbarvölkern in dieser Gestalt, nämlich daß der Mond als Mann und die Sonne als Frau gilt, deutlich erkennbar nur noch im alten Indien auf, und zwar in gewissen sehr entstellten Sagen mit dem Zusatz, daß der Mondgott Soma und die Sonnengöttin Suradevi aus der Quirlung eines großen Milchmeeres hervorgegangen seien, als Götter und Asuren übereingekommen waren, sich den Unsterblichkeitstrank zu quirlen. Sie nahmen zu diesem Zwecke den Berg Mandara als Quirlinstrument, Vishnu nimmt denselben als im Meere schwimmende Riesenschildkröte, die dann ebenfalls Quirl (Mandara) genannt wird, auf den Rücken, Indra legt die Schlange Vasuki als Quirlschnur um den Berg und nun beginnen Götter und Asuren auf beiden Seiten zu ziehen, um den Riesenquirl in Bewegung zu setzen. Aus dem Rachen der gezerrten Schlange steigen Rauch und Flammen hervor, die sich zu dichten Gewitterwolken sammeln und die Götter mit Blitz, Donner und Regen überschütten. Zugleich entzünden sich die Bäume des Waldes durch das Aneinanderreiben, aber Indra löscht das Feuer mit Wolkenwasser und es fließen alle die Säfte der gewaltigen Bäume in's Meer und aus dem so mit den vorzüglichsten Pflanzensäften und zerquetschten Meeresthieren gemischten Wasser erhebt sich endlich nach tausendjähriger Anstrengung der Götter der kaltstrahlende Soma (d. h. der Mond), die Göttin der Morgenröthe und Schönheit Çri, die Sonnengöttin Suradevi und zuletzt der Götterarzt Dhanvantari, der einen Krug mit dem Göttertrank (Amrita), auf dessen Zubereitung diese gesammte groteske Schilderung abzielt, in der Hand trägt.

Es ist das eine Schilderung, wie sie nur in der ausschweifenden Phantasie der indischen Arier entstehen konnte, als Amrita-Quirlung sinnlos, aber höchst interessant dadurch, weil sie offenbar auf dem einfachen und großartigen Gedanken der Weltschöpfung durch Quirlung, wie er in der Edda und nirgends sonst erhalten ist, als Urform zurückweist. Wir können dabei sogar die Stufen erkennen, durch die der germanische Weltquirler zum Göttertrankquirler der Inder geworden ist, denn der als Weltschöpfer geltende alte Feuer- und Himmelsgott der Germanen galt zugleich als erster Erfinder und Hersteller berauschender Getränke, und seine beiden Kinder, Sonnengöttin und Mondgott, hatten zugleich die Aemter von Methbewahrern, der Mond hieß auch geradezu die Methschale, die sich abwechselnd füllt und von den Göttern geleert wird, weshalb der dem Mani der Germanen entsprechende Manu der Inder dort ebenfalls als Trankgott Soma auftritt.

Die beiden ersten Geschöpfe der Edda Mani und Sol dürften für das Studium der vergleichenden Mythologie noch eine ungeahnte Bedeutung erlangen. Denn obwohl alle ihre Fußspuren nach Nordeuropa führen, beherrschen sie zugleich die Götterlehre der mit Semiten in Berührung gekommenen Südarier (Römer, Griechen, Kleinasiaten) und ihr Einfluß ist bis nach Aegypten gedrungen, obwohl alle diese Völker in der Folge keinen männlichen Mondgott und keine weibliche Sonnengottheit verehrten. Die Germanen nahmen in der Benennung der beiden Hauptgestirne seit jeher eine Sonderstellung ein, die uns ermöglicht, gewisse, die gesammte Welt der Arier beherrschenden Ideen auf germanischen Ursprung zurückzuführen. Im vorigen Jahrhundert wies der englische Sprachforscher Harris in seinem „Hermes“ auf die merkwürdige Thatsache hin, daß alle Nationen der Welt der Sonne männliches und dem Monde weibliches Geschlecht beilegen. Seltsamer Weise hatte er dabei seine eigene Nation, die Germanen, welche den umgekehrten Gebrauch haben, übersehen, denn auch im Angelsächsischen wurde môna, der Mond, noch männlich gebraucht, und darum hatte lange vor ihm der alte Gesner in seinem „Mithridat“ auf die auffällige Ausnahme hingewiesen, daß die Germanen den Mond als ein männliches Gestirn behandelten. Er erkannte die Ursache bereits richtig in einem männlichen Mondgott und meinte, daß aus der Anrede der Deutschen „Herr-Mon“ der griechische Gott Hermes hervorgegangen sei.

Nun läßt sich aber nachweisen, daß die alten Inder geradeso wie die alten Germanen ursprünglich einen unserem Mâni entsprechenden männlichen Mondgott Manu oder Soma, und eine weibliche Sonnengöttin Surya oder Suradevi, die dem Mondgotte angetraut war, verehrt haben, und daß die letztere erst später bei ihnen in einen gleichnamigen männlichen Sonnengott (Surya) übergegangen ist. Die Frage spitzt sich demnach dahin zu, wo ist der Ursprung des alten Ehebundes zwischen dem Mondmann und der Sonnenfrau zu suchen, in Altindien oder Altgermanien.

Mit dieser und einer großen Anzahl ähnlicher Fragen beschäftigt sich ein Werk, welches ich seit langen Jahren vorbereitet habe, und auf welches ich — da es in wenigen Wochen die Presse verlassen wird*) — die Aufmerksamkeit der Liebhaber solcher Studien und Aller, die sich für die Geschichte der Arier interessiren, hinlenken möchte. Eine eingehende Vergleichung des indogermanischen Sagenschatzes hat mich nämlich zu der durch äußerst zahlreiche Nachweise gestützten Erkenntniß geführt, daß der größte Theil der römischen, griechischen, persischen und indischen Götter- und Heldensagen seinem naturgeschichtlichen Kerne nach dem nördlichen Europa entstammt. Bekanntlich sind auch die Sprachforscher und Prähistoriker in neuerer Zeit zu einem ähnlichen Schlusse gekommen, sofern sich ihnen immer klarer ergeben hat, daß die arische Rasse nicht in Europa eingewandert, sondern seit Urzeiten in demselben heimisch gewesen ist, wohl aber von hier aus weite Auswanderungen bis nach Persien, Indien, Syrien und Afrika angetreten hat.

Es ist nun eine längst von den Philologen angenommene Thatsache, daß der germanische Ziu oder Zio mit dem griechischen Zeus, dem römischen Jupiter und indischen Dyaus einerlei Ursprung hat, aber daß der germanische Zio die Urform darstellt, und daß es sich mit Uranos, Kronos, Apoll, Ares, Hermes, Artemis, Minerva, Pallas-Athene, Ceres ꝛc. ähnlich verhält, hat bisher meines Wissens Niemand eingehend nachgewiesen, obwohl der alte Rudbeck ähnliche Träume schon

*) Tuisko Land, der arischen Stämme und Götter Urheimath. Erläuterungen zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee. Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau, Carl Flemming.

Digitized by Google

vor zweihundert Jahren gehabt hat. Besonders schwierig schien nun der Fall bei Sonnen- und Mondgottheit zu liegen, von denen die letztere in Griechenland und Rom stets als weiblich, die Sonnengottheit als männlich gegolten hat. Allein hier, wie in einer großen Reihe ähnlicher Fälle, ließ sich zeigen, daß diese jungen Götter Homer's erst aus germanischen Urformen umgewandelt sind. Der Weg bei unserm Paare mag kurz als Beispiele angedeutet werden:

Die Edda sagt uns, daß Mâni und Sôl die Erstlinge der Schöpfung, Adam und Eva der Germanen waren, mithin gerade so wie Adam und Eva auch das zuerst in's Todtenreich eingegangene Paar, wie ja Mond und Sonne täglich zur Unterwelt hinabsteigen. Daher schreibt sich die Ursache, daß bei allen arischen Völkern Mani, Manu, Menys, Minos ꝛc., der erste Mensch, König und Todtenrichter heißt und dieser Vorstellungskreis ist sogar auf den ägyptischen Mondgott Min und Urkönig Menes übergegangen. Eines der am paradoxesten scheinenden und doch am sichersten begründeten Ergebnisse meiner diesbezüglichen Untersuchungen ergab, daß Menelaos und Helena Nachbilder jenes nordischen Paares Mani und Sol sind und demgemäß auch von den älteren Griechen als Todtengötterpaar betrachtet wurden, wie unter Anderem jene Stelle der Ilias beweist, nach der Menelaos die Weisung erhält, im Todtenreiche neben dem blonden Rhadamanthys (statt Minos!) weiter zu regieren.

Den Namen der eddischen Sonnengöttin Sol fanden die Römer in den Formen Sulis, Suria, Siria, Sirona in England, Frankreich und Deutschland, und da der Name Surya als derjenige der Sonnengöttin bis nach Indien gelangt ist, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Suria die Urform ist, und daß Sulis, Sol, Saule nur Erweichungen desselben durch den so häufigen Uebergang des r in l sind. Damit verknüpft sich aber in entgegenkommender Weise die Thatsache, daß die alten Griechen in vorhomerischen Zeiten die Sonne seirios genannt haben, eine Benennung, die im Dichtermunde noch bei Hesiod und Archilochos, d. h. bis zum achten Jahrhundert als Sonnenname dort fortlebte, bevor er auf den Hundsstern (Sirius) wegen seines funkelnden, strahlenwerfenden Lichtes überging. Dieser altgriechische Sonnenname Seirios führt aber ebenso auf die germanisch-indische Suria zurück, wie der altitalische Apollo Soranus, nach welchem der Soracte bei Rom benannt ist. Durch die alte Namensform Saurakte dieses Apollberges sah sich bereits Preller an die litauische Sonnengöttin Saule erinnert, aber die rheinische Heilgöttin Sirona steht dem römischen Soranus noch viel näher.

Die Sonnenjungfrau war nämlich in germanischen Ländern gerade so wie in Indien im Laufe der Zeiten, durch Vorgänge, die in meinem Buche ausführlich erläutert sind, zu einer Göttin der warmen Heilquellen geworden und danach bezeichneten dann die Römer die berühmten Heilquellen zu Bath in England, in Aachen und andere als Aquae Solis. Sonnenquellen. Bei Bath, wie zu Sironabad in Nassau, bei Sire-Fontaine in Frankreich und anderen dieser Quellen treten auch noch die alten Namen der germanischen Sonnengöttin Sulis, Siria, Sirona deutlicher hervor. Lehrreicher Weise identificirten die Römer, als sie Germanien und England eroberten, diese Sonnen- und Heilquellengöttin mit ihrer Minerva und in Bath wurden eine Anzahl römischer Votivsteine gefunden, welche die Aufschrift DEAE SVLIS MINERVAE. d. h. der „Göttin Sulis-Minerva" oder der Sonnengöttin Minerva trugen. Das heißt mit anderen Worten, man fand im Culte und anderen Dingen noch Kennzeichen, welche bewiesen, daß die römische Heilquellen-Minerva (Minerva medica) der altgermanischen Sonnengöttin Sulis entsprach. Ich glaube denn auch ausreichende Beweise dafür beigebracht zu haben, daß sowohl die Minerva der Römer, als die Pallas Athene der Griechen aus der altgermanischen Sonnengöttin hervorgegangen ist, und daß darin die Ursache zu suchen ist, daß griechische und römische Alterthumsforscher an ihrer Weisheitsgöttin so viel Sonnenmerkmale auffanden.

Auch die merkwürdige kunstgeschichtliche Eigenthümlichkeit, daß griechische und römische Künstler ihren Helios oder Apoll am liebsten in langer weiblicher Kleidung darstellten, namentlich wenn er auf dem Sonnenwagen stehend abgebildet wurde, wird dadurch verständlich, denn im Uebrigen muß diese Gewandung als die denkbar unbequemste für einen Sonnengespannlenker bezeichnet werden. Wie und warum sich die Sonnengöttin der Germanen in Indien in einen männlichen Surya, in Griechenland in Seirios und in Altitalien in einen Soranus verwandelte, kann hier nicht in der Kürze dargelegt werden; es war die Umkehrung des Vorgangs, durch welchen der männliche Mondgott des Nordens im Süden Europas in eine Mondgöttin überging, die deshalb nicht selten Mania oder Menia (statt Artemis-Diana) genannt wurde. Statt nun in umgekehrter Richtung wieder zu einem Paar vereinigt zu werden, blieben sie bei Griechen und Römern als Geschwisterpaar stehen; in Indien dagegen schuf man für den männlich gebliebenen Mondgott, eine gleichnamige Tochter des männlich gewordenen Surya, um sie dem Mondgott auf's Neue zu vermählen.

Der germanische Adam, d. h. der Mondgott Mani zeigt sich dann weiter identisch mit Mannus, dem Stammvater der Deutschen, Tuisko's Sohn, während Tuisko's Tochter Suria oder Sulis in den Tagen des Tacitus schon vergessen gewesen zu sein scheint. Es ließ sich nämlich aus weiteren Anzeigen schließen, daß Tuisko Niemand anderes ist, als jenes doppelt geschlechtliche Urwesen der Indogermanen, dem aus der einen Seite der erste Mann (Mani oder Manus), aus der anderen die erste Frau (Sol) hervorwuchs, und welches in der Edda Ymir oder Mundilföri, bei den Litauern und anderen Slaven Zestis, bei den Persern Gayomard, bei den Indern der Manustier, und bei den Griechen der Minotaur hieß. Tuisko oder Tuisto übersetze ich als den Eschenzwitter, d. h. als die Urgottheit, welche aus Eschenholz Feuer und Leben hervorquirlte, stelle ihn in Parallele mit dem slavischen Sweistiks, dem indischen Tvashtar, dem Verfertiger des Svastika und erkläre daraus, warum das erste Menschenpaar, nachdem Mani und Sol zu den Göttern eingegangen waren, bei Germanen, Griechen und Persern als Eschengeborene bezeichnet wurden: Ask und Embla der Edda, Mashya und Mashyana der Perser.

Es ist gewiß Zeit, mit der Aufzählung dieser Ergebnisse abzubrechen, bei deren bloßer Kenntnißnahme sich den Griechenvergötterern die Haare auf dem Kopf sträuben werden. Ich kann nur versichern, daß ich nach streng naturgeschichtlicher Methode vorgegangen bin, und mit Benutzung zahlreicher prähistorischer Alterthümer eine Art „Entwickelungsgeschichte der arischen Götterfamilie" zu liefern gesucht habe. Auf eine schnelle Bekehrung der Gelehrten zu meinen Ansichten hoffe ich nicht, aber vielleicht gelingt es mir, sie durch die Fülle meiner neuen Nachweise und Verknüpfungen wenigstens stutzig zu machen und zu neuen Untersuchungen anzuregen; dagegen hoffe ich dem gebildeten Theile des deutschen Volkes ein leicht lesbares und anregendes Buch über die vergleichende Mythologie der Arier geliefert zu haben.

Literatur und Kunst.

Die Suggestion vor Gericht.

Von Carl du Prel.

Daß die Monatschrift „Deutsche Dichtung" die Beachtung eines weiteren Leserkreises auf sich ziehen wollte, war ihr gutes Recht, und daß sie zu diesem Behufe die Frage der Suggestion zur Diskussion stellte, war in Anbetracht des damit in Verbindung stehenden ästhetischen Problems eine geschickte Wahl. Nun ergeht es ihr aber wie dem Zauberlehrling Goethes: „Die Geister, die ich rief, werd' ich nun nicht los!" Sie stößt bereits einen Schmerzensschrei aus. Auf dem Redactionstische wachsen die einlaufenden Briefe zu kleinen Bergen an und immer wieder wird aufgefordert: „Wirken Sie dahin, daß

Digitized by Google

wir ein klares unzweideutiges Ergebniß erhalten." Es wird den Lesern zu bunt, daß durch die Reihenfolge der Gutachten die Sache immer unklarer und verwickelter wird.

Ich aber, als Referent über die Sache, bin naturgemäß genöthigt, auch dem Leser der „Gegenwart" die gleiche Verlegenheit zu bereiten. Sechs Gutachten hat er bereits vernommen*), die wie die Katze um den Brei herumgehen, um schließlich die Suggestion abzulehnen; zur Klarheit aber wird kein Leser durch diese Gutachten gekommen sein. Nun muß ich aber noch über drei weitere berichten, welche die Thatsache der hypnotischen Suggestion einstimmig zugeben und dadurch in schroffen Widerspruch mit ihren Vorgängern treten. Diese drei Gutachten unterscheiden sich von den früheren schon durch das äußerliche Merkmal der Ausführlichkeit, und gewissermaßen liegt schon darin das Geständniß, daß es sich um eine ernste Thatsache handelt, die sich nicht mit bloßen Aufklärungsphrasen beseitigen läßt.

Es sind die Professoren Albert Eulenburg (Berlin), Wilhelm Preyer (Berlin) und August Forel (Burghölzli bei Zürich), die wir nun sprechen lassen müssen.

Professor Eulenburg gibt rückhaltlos die medicinische, die pädagogische und die kriminalistische Bedeutung der Suggestion mit den Worten zu: „Es ist auch für den zu vorsichtiger Skepsis geneigten ärztlichen Beobachter wohl unzweifelhaft, daß der Hypnotisirende (Suggerirende) unter begünstigenden Verhältnissen einen fast unbegrenzten Einfluß auf das Seelenleben einer der Suggestion unterworfenen Person zu gewinnen vermag; einen Einfluß, der nicht bloß hinreicht, um durch die erweckten Vorstellungen Krankheitssymptome der verschiedensten Art vorübergehend oder dauernd zum Verschwinden zu bringen, sondern der unter Umständen auch erzieherisch sittliche Einwirkungen zu erzielen und die früheren Empfindungen, Stimmungen, Neigungen der Versuchsperson zu verändern, ja in ihr absolutes Gegentheil zu verkehren im Stande ist." Die Logik erfordere, zuzugeben, daß die Suggestion wie zu guten, so auch zu verwerflichen Zwecken benutzt werden kann und insofern gibt Professor Eulenburg auch die abstrakte Möglichkeit des posthypnotischen Verbrechens zu, nur hält er die der Gesellschaft drohende Gefahr nicht für groß, weil das Hypnotisiren Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordere, die in der Verbrecherklasse nicht wohl zu finden seien, und die Gunst äußerer Umstände, die nicht immer vorliege. In interessanten Erörterungen nimmt sodann Professor Eulenburg die psychologische Analyse der Hypnose und Suggestion vor, weist ihnen ihren Platz im Kreise verwandter Phänomene an und verweist bezüglich der kriminalistischen Bedeutung der Suggestion auf einige sogar in Massenerscheinungen gegebene historische Vorläufer.

Da haben wir es nun: Bei Du Bois-Reymond ist die Hypnose und Suggestibilität eine künstlich erzeugte „Verrücktheit", bei Eulenburg dagegen ein sehr wichtiges therapeutisches Mittel; bei Fuchs ist sie „Lug und Gaukelspiel", bei Eulenburg dagegen „eine künstliche Erregung bestimmter Vorstellungen, die mit der zwingenden Gewalt einer Naturmacht, mit einer wahren force majeure, sich dem Bewußtsein der Versuchsperson aufdrängen."

Ebenso sagt Professor Preyer: „Wenn es möglich ist, einen Menschen ohne seine Einwilligung zu hypnotisiren, so kann man ihn auch, ohne daß er es selbst weiß, durch Einprägung bestimmter Vorstellungen zu posthypnotischen, oft erst nach langer Zeit ausgeführten Handlungen bringen, die ihn mit dem Strafgesetzbuch in Conflikt bringen; nur ist es durchaus nicht leicht, ohne seine eigene Einwilligung einen Menschen zu hypnotisiren, so schnell es auch mit derselben gelingt .... Unter allen Thatsachen, zu welchen bisher die Untersuchung des Hypnotismus geführt hat, ist keine von so großer Tragweite, wie die der Suggestion, und zwar ist sie deshalb so wichtig, weil sie auch außerhalb des Gebietes der Lehre vom Hypnotismus eine hervorragende Rolle in der menschlichen Gesellschaft gespielt hat und noch spielt. In medizinischen Kreisen wird sie in der Zukunft eine Bedeutung erlangen, von der wir jetzt kaum eine Ahnung haben."

Was schließlich noch den Professor Forel betrifft, der seit Jahren in der von ihm geleiteten Anstalt den Hypnotismus und die Suggestion praktisch mit bestem Erfolge anwendet, und das in Fällen, wo — nach dem beliebten Ausdruck — „die Kunst des Arztes vergeblich ist," so war es vorweg zu erwarten, daß er die Thatsache der Suggestion zugeben würde, darum aber auch die kriminalistische Bedeutung derselben. Für ihn ist zwar der Hypnotisirte kein einfacher Automat, aber „nichtsdestoweniger muß ich im Gegensatze zu Delboeuf und Gilles de la Tourette darauf bestehen, daß Verbrechen suggerirt werden können." Damit spricht Forel natürlich auch dem Dichter das Recht zu, Vorgänge von solcher Art zu schildern; aber er wirft den naturalistischen Dichtern vor, nichts weniger als naturalistisch zu sein, sondern vielmehr Kunstwerke ohne innere Wahrheit zu schaffen. Ibsen findet vor ihm keine Gnade. Sein „Oswald", der einen paralytischen Irrsinnigen vorstellen soll, sei so falsch geschildert, daß jeder Wärter einer Irrenanstalt zur Kritik befähigt sei. Vielleicht wirkt diese Bemerkung Forels beruhigend auf den Wahnsinn des Ibsencultus, und der grassirenden Verherrlichung eines Dichters entgegen, der einem seiner Stücke einen Titel gegeben hat, der auf alle paßt: Gespenster.

In Kürze skizzirt hat nun der Leser das Resultat der ganzen Diskussion vor Augen: Entschiedene Ablehnung in den Gutachten 1—6, vollständige Anerkennung in den Gutachten 7—9. Die Lösung des Räthsels habe ich aber bereits angedeutet: Die scheinbar heillose Verwirrung der Wissenschaft in dieser Frage löst sich auf in einen allerdings schroffen Gegensatz der Meinungen jener Professoren, die den Gegenstand nicht studirt haben und von der ganzen Höhe ihrer Incompetenz aus urtheilen, und jener Anderen, die nach sorgfältigem Studium die medicinische, pädagogische und kriminalistische Bedeutung der Suggestion zugeben.

Nun wird aber der Leser allerdings sagen, für die Beseitigung der einen Verlegenheit sei ihm eine noch größere zugeschoben. Was soll denn aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn in der That das suggerirte posthypnotische Verbrechen möglich ist? Wie um die Dringlichkeit einer Antwort erst recht zu beweisen, fiel mitten in die Discussion der Pariser Prozeß Eyraud-Bompard, in welchem der gleiche schroffe Gegensatz der Meinungen auf einander platzte. Es handelt sich um die Ermordung des Gerichtsvollziehers Gouffé durch die Angeklagte Gabriele Bompard. Die Vertheidigung machte geltend, die Bompard sei — was auch sie selbst behauptet — durch ihren Geliebten Eyraud hypnotisirt und vermöge der Suggestion zu dem Verbrechen verleitet worden; die Anklage dagegen behauptete, verbrecherische Suggestionen seien nicht möglich. Als Sachverständige wurden Professoren herangezogen und — sie widersprachen sich in ihren Gutachten ebenso sehr, wie die genannten deutschen Professoren. Professor Brouardel gibt die posthypnotische Suggestion zu, aber nur die belanglose Handlungen betreffende, nicht die dem Charakter der Versuchsperson widersprechende. Professor Motet sagt ebenfalls, die Wissenschaft wisse nichts von suggerirten Verbrechen. Dr. Sacresta, der Arzt der Familie Bompard, gibt an, Gabriele sei ungemein sensitiv; er habe sie wiederholt in Hypnose versetzt, und es genüge, sie zu fixiren, um sie in Katalepsie zu bringen, also in einen suggestionsfähigen Zustand. Der Mitangeklagte Eyraud gesteht seinen Versuch zu, Gabriele zu hypnotisiren, er sei aber mißlungen. Der Gerichtshof citirt als weiteren Sachverständigen den Professor Bernheim von Nancy. Derselbe ist durch Beinbruch verhindert zu kommen; statt seiner erscheint Professor Liégeois aus Nancy, spricht seine Ueberzeugung aus, daß Gabriele unter dem Einfluß der ihr von Eyraud ertheilten Suggestion den Mord beging, und führt mehrere Beispiele von suggerirten Verbrechen an.

Der Gegensatz dieser Meinungen kam nicht zum Austrag. Das Gericht verurtheilte Eyraud zum Tode, Gabriele zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit. Der schroffe Gegensatz unter den Professoren führt also bereits zur Alternative: Justizmord oder

*) Vgl. meinen Aufsatz „Suggestion und Dichtung" in Nr. 4.

Digitized by Google

Gerechtigkeit. Ich enthalte mich eines Urtheils über diesen Fall; eine Darstellung des Prozesses von genügender Ausführlichkeit ist mir nicht zugekommen. Aber das Urtheil eines Liégeois, welcher Jurist und Hypnotiseur zugleich ist, fällt für mich immerhin schwerer in's Gewicht, als das eines ganzen Collegiums von Geschworenen, die in dem Streit der Meinungen, der sich vor Gericht abspielte, vermuthlich so wenig zur Klarheit kamen, wie die Leser der „Deutschen Dichtung".

Um so intensiver werden nun aber meine Leser ihre Frage wiederholen: Was soll aus der Gesellschaft werden, wenn Verbrechen suggerirt werden können? Diese Frage ist sehr berechtigt. Als Professor Liégeois mit seiner Theorie des suggerirten Verbrechens zum ersten Mal auftrat, entstand unter den Gelehrten eine förmliche Panik. Die Suggestion wurde für die Juristen ein Schrecken und man warf Liégeois vor, daß er die Verfolgung des Verbrechens unmöglich mache.

So gefährlich ist nun aber die Sache nicht. Professor Eulenburg hat es bereits angedeutet, daß in der Praxis sich für verbrecherische Suggestionen große Schwierigkeiten ergeben, indem es sich nicht bloß um das technische Verfahren handelt, sondern auch die psychologische Feinfühligkeit, um die Suggestion individualisirend anzuwenden. Zudem wird die Aussicht, eine verbrecherische Suggestion mit Erfolg anwenden zu können, mit jedem Tage geringer. Heute nämlich, da die Wissenschaft noch nicht einmal bezüglich der Thatsachen einstimmig ist, hat sie natürlich noch weniger Zeit gefunden, in der Verschiebung der kriminalistischen Verhältnisse auf Gegenmaßregeln zu sinnen. Deren gibt es nun aber genug, und der Verbrecher gibt sich einer Illusion hin, wenn er meint, ein ausführendes Werkzeug seiner Pläne vorschieben zu können, während er selbst im sicheren Versteck bleibe. Ihn daraus hervorzuholen fällt nicht schwer und wäre er noch so raffinirt zu Werk gegangen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der Schrift „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung" schon ausgeführt habe und bemerke nur, daß diese Gegenmaßregeln nicht bloß das suggerirte Verbrechen betreffen, sondern auch zur Aufdeckung des aus eigener Initiative begangenen dienen. Was also heute noch der Schrecken des Staatsanwalts ist, wird sich in Bälde zu einem Schrecken für den Verbrecher gestalten. Durch die Aufdeckung der Nachtseite des Seelenlebens wird eine Verschiebung in der Kriminalistik eintreten, aber nicht zu Gunsten des Verbrechers, sondern des Untersuchungsrichters.

Daß die Behörde diesen Dingen sobald ihre Aufmerksamkeit schenken wird, erwarte ich keineswegs; geschähe es aber, so würden die Gutachten der „Sachverständigen" doch nur dieselbe Zerfahrenheit zeigen, wie die in der deutschen Zeitschrift bezüglich der Suggestion.

Für die wenigen Leser aber, welche die Vorschläge in meiner erwähnten Schrift doch für beachtenswerth halten sollten, will ich auszugsweise noch einen Brief beifügen, der mir von einem Juristen in sehr hoher Beamtenstellung zukam, nachdem er meine Schrift gelesen hatte, und der mir aus seiner eigenen gerichtlichen Erfahrung Fälle mittheilt, die sich zu meinen Vorschlägen verhalten wie die Praxis zur Theorie. Ich bin leider nicht autorisirt, seinen Namen zu nennen, aber gern bereit, von dem Brief Einsicht nehmen zu lassen.

Den ersten der berichteten Fälle will ich nur kurz zusammenziehen: Eine Somnambule Th. in T... gab im magnetischen Schlaf an, daß ihr vor mehreren Jahren an einem räthselhaften Leiden verstorbener kleiner Bruder das Opfer einer alten Hökerin geworden, die ihm in Eßwaaren einige Köpfe von Schuhnägeln beibrachte. Ihre Aussagen waren von solchen Umständen begleitet und traten mit solcher Bestimmtheit auf, daß Anzeige beim Strafgericht gemacht wurde. Man unterzog die Somnambule einem Verhör unter Mitwirkung ihres Magnetiseurs, der sie einschläferte. Bei gepflogener Nachforschung bestätigten sich ihre Angaben. Sie bezeichnete in einem Vororte von T... das Grab ihres Bruders, in dem man 13 Stück verrostete Nägelköpfe finden würde. Das Grab wurde durch eine gerichtliche Commission geöffnet; man fand das Skelet eines Knaben im bezeichneten Alter und die angegebene Anzahl von Nägelköpfen. Die Hökerin wurde verhaftet, starb aber noch während der Untersuchung.

Es scheint, daß damals — vor 35 Jahren — die Behörden noch nicht so „aufgeklärt" waren als heute; denn es wurden mit dieser Somnambule Th. wiederholte Versuche von Seite des Gerichts angestellt, deren einem mein Gewährsmann in amtlicher Eigenschaft beiwohnte. Die Somnambule wurde in einer Wohnung, die aus einer Flucht von Zimmern bestand, magnetisirt, worauf ihr der Magnetiseur befahl, seine Gedanken zu lesen, und sich darauf in ein entlegenes Zimmer verfügte, wobei die Zwischenthüren geschlossen waren. Bei ihm wie bei der Somnambule befanden sich Herren des Gerichts, um das Experiment zu überwachen. Der Oberstaatsanwalt befahl nun dem Magnetiseur, an die durch Umfang und Röthe ausgezeichnete Nase des Bürgermeisters T. zu denken und gleich darauf begann die Somnambule im entfernten Zimmer zu lachen und sprach: „Ich sehe eine große Nase." Mein Gewährsmann bemerkt, daß die Acten dieses Falls wohl schon eingestampft seien, daß aber damals ein anwesender Medizinalrath in einer medizinischen Zeitschrift darüber Bericht erstattete.

In Bezug auf einen zweiten Fall will ich den Schreiber des erwähnten Briefes selbst reden lassen: „Am 23. ... 18.. wurde außerhalb J. bei Einbruch der Dunkelheit ein Fuhrmann H. räuberisch ermordet. Nachdem längere Zeit verging, ohne daß man eine Spur des Thäters erhielt, wurde mir die Angelegenheit übertragen und es gelang mir nach einiger Zeit, sichere Verdachtsmomente gegen ein sehr verkommenes und höchst gefährliches Individuum aus der Gegend von B. zu erbringen, der, wie sich dann herausstellte, dem Ermordeten von dort aus nachgegangen war, bis er eine passende Stelle fand. Er wurde in P. verhaftet und in die Arreste von M. gebracht, wo er ein paar Wochen verblieb, wobei ich bemerke, daß er in der Untersuchung sowohl, als bei der Vernehmung, vollständig leugnend sich verhielt. Im Arreste hatte er einen Zellengenossen, welcher beobachtete, daß K. im Schlafe sprach und ihm auf seine Fragen vollständig Antwort gab, während er nach dem Erwachen nichts davon mußte. Der Zellengenosse war nun hoch überrascht, als K. ihm im Traume den Mord erzählte und sich als Thäter angab, während er nach dem Erwachen vom ganzen Vorfalle selbst nichts gehört haben wollte. Der Zellengenosse machte die Meldung und als mir das Protokoll hierüber zukam, nahm ich Anlaß, um auf diese Weise einen völlig räthselhaft gebliebenen Umstand aufzuklären. Es zeigte nämlich bei der Section des Ermordeten der Schußcanal eine Richtung, die mir völlig unerklärlich war, da ich mir nicht denken konnte, daß der Mörder die Pistole fast in gerader Richtung von unten nach oben abgeschossen haben sollte. Ich veranlaßte nun, daß der Zellengenosse den K. im Schlafe um die näheren Details des Mordes befrug, und K. erzählte, daß er den Schuß auf den Ermordeten, den er angeschlichen hatte, im nämlichen Moment abfeuerte, als sich derselbe bückte, um die rückwärts angebrachte Bremsenvorrichtung zu drehen, womit eben die Schußrichtung erklärt war. K. wurde übrigens, da dieses im Schlaf abgegebene Geständniß strafrechtlich nicht zu verwerthen war ... vom Verbrechen des Raubmordes losgesprochen ... und ich erfuhr, daß er einige Jahre darauf im Zuchthaus, wiewohl er sich stets leugnend verhielt und auch jeden religiösen Trost abwies, unter den gräßlichsten Visionen als völlig Verzweifelter gestorben sei."

In der erwähnten Schrift habe ich einige Dutzend Fälle ähnlicher Art zusammengestellt, die, mit den Vorstehenden zusammengehalten, vielleicht doch den einen oder anderen Rechtsgelehrten dahin bringen könnten, der Sache seine Aufmerksamkeit zu widmen. Die jüngst mir zugekommene Schrift des Polizeirathes Kusmanek „Der Hypnotismus im Dienste der Staaten und der Menschheit"*) kann wohl als Symptom eines Umschwunges der Meinungen gelten. Ein Buch, worin auf Grund sorgfältiger Experimente die kriminalistischen Vortheile der Suggestion dargestellt würden, wäre ein interessantes

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Gegenstück zu dem Werke von Liégeois, worin er die Gefahren der verbrecherischen Suggestion schildert. In der Natur liegen eben Gift und Gegengift häufig unmittelbar neben einander. In derselben Nachtseite des Seelenlebens, wo die verbrecherische Suggestion entdeckt wurde, lassen sich auch noch andere Dinge entdecken, die ganz geeignet sind, übertriebene Befürchtungen über künftige kriminalistische Zustände zu zerstreuen.

Schon jetzt aber werden meine Leser mir zugeben, daß der Gegensatz der Gelehrten kein unauflöslicher ist. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß ein Gelehrter, der über Suggestion „niemals wissenschaftliche Studien gemacht und nur vom Zufall sich Kenntnisse zutragen ließ", darüber ganz anders urtheilen wird, als wer die Sache gründlich geprüft hat. Das Verdienst der deutschen Monatsschrift besteht eben darin, diesen schroffen Gegensatz der Meinungen aufgedeckt zu haben. Gerade dadurch ist das Publikum auf die Untersuchungsbedürftigkeit der Sache aufmerksam gemacht worden, und zwar mehr, als wenn bloß die Herren Eulenburg, Preyer und Forel ihre Gutachten abgegeben hätten. Hätte jene Zeitschrift freilich mehr die Aufklärung als das Bewußtsein des Problems fördern wollen, so hätte sie es anders anstellen müssen. Wenn es sich nämlich um Gegenstände handelt, die noch nicht spruchreif sind, müssen die an die „Sachverständigen" gerichteten Fragen in bedingter Form gestellt werden. Man vermeidet dadurch Discussionen, die — wie im vorliegenden Fall — um so größere Verwirrung bringen, je länger sie dauern. In dieser Weise bedingt lautet z. B. die für den juristischen Staatsconcurs vorgeschlagene Frage aus der Polizeiwissenschaft: Gibt es in Bayern Gensdarme; *wenn ja*, wie viele und wie heißen sie? So hätte man hier auch bedingt fragen sollen: Haben Sie den Hypnotismus studirt; wenn ja, was halten Sie von der Suggestion?

Meine Leser aber werden gewiß damit einverstanden sein, wenn ich ihnen rathe, sich nicht an Autoritäten anzulehnen, sondern auf Grund, wenn nicht eigener Experimente, so doch eigener Lectüre sich ein Urtheil zu bilden. Bezüglich der Lectüre aber genügen Rathschläge, die dem Leser keinen sonderlichen Zeitaufwand zumuthen. Für die medizinische Bedeutung der Suggestion genügt Bernheim: De la suggestion; für die criminalistische Liégeois: De la suggestion und Lilienthal: Der Hypnotismus in Bezug auf Strafrecht. Die pädagogische Bedeutung der Suggestion ist umfassend noch nicht behandelt worden und das Nöthige findet sich in der schon sehr umfangreichen Literatur verstreut. Wer endlich über Hypnotismus im Allgemeinen auf dem Laufenden gehalten werden will, der sei auf die von Dr. Bérillon in Paris redigirte „Revue de l'hypnotisme" verwiesen.

Der Fluch der Kunst.

Von Jacob Mähly.

Was man nicht Alles von der Kunst verlangt! Befreien soll sie uns von dem Bleigewicht der Sorge, erheben von der massigen Scholle, den Alltagsstaub weghauchen, der sich über Herz und Hirn gelegt hat, uns in Sonntagsstimmung versetzen — und was sonst noch Alles! Die Meister der Phrase, oder soll man nicht eher sagen, ihre Handlanger? — haben zwar seit Jahrhunderten und Jahrtausenden (denn die Phrase ist eine der ältesten Plagen des Menschengeschlechts) dafür gesorgt, daß der Denkende mißtrauisch wird gegen die blauen Dünste des Phrasennebelmeers, das ihm den Athem beengt; aber Nachdenken und eigene Erfahrung raunen ihm doch wieder in's Ohr: Es muß etwas sein an jenen Offenbarungen des Schönen, das den Menschen aus seinem irdischen Wesen heraus- und emporhebt. Wie und warum und mit welchen Mitteln? — das ist allerdings bis heute noch Geheimniß, es sind Fragen aus der Metaphysik, die noch kein Aesthetiker klipp und klar beantwortet hat. Man begreift, daß in früheren und frühesten Zeiten die Kunst mit der Religion unzertrennlich verbunden war, und zwar weder als Dienerin noch als Herrin derselben, sondern beide in eins (nenne man es Begriff oder Gefühl) verschmolzen. Unser Zeitalter — man könnte es das chemische nennen — geht darauf aus, auch die Begriffe in ihre Urstoffe zu zerlegen; „divide et impera" ist auch Parole der Wissenschaft. Aber das Metaphysische in der Kunst ist bei der Destillation doch nicht verdampft: Wir wollen es dankbar acceptiren; es setzt sich leider noch genug des rein oder auch unrein Menschlichen an diesen Kern; Schlamm und Wust in Hülle und Fülle umlagern ihn wie dichte Gewitterwolken die Sonne, so daß unser Blick nur schwer, oft auch gar nicht durchzudringen vermag. Zwar ist dies natürlich, sogar nothwendig, weil eben die Kunst von Menschen geübt wird und unter Menschen wohnt — aber wie vieles, allzu menschliches, könnte nicht und sollte nicht wegbleiben! Oder ist es auch nothwendig, daß die Kunst, die gleiche Kunst, den Einen zum Segen, den Anderen zum Fluch werde, daß aus ihrem Becher der Eine Nektar, der Andere Gift schlürfe? Gewiß nicht. Und dennoch geschieht es, und zwar durch die Schuld der Künstler selbst, welche gar zu leicht vergessen, daß es außer ihnen auch noch Menschen gibt und menschliche Zustände, mit denen man zu rechnen hat. „Ein Künstler rechnen!?" Ja wohl und so gut und so ersprießlich er für sich selber rechnet, so gut muß er auch diese Verstandesoperation bei der großen Majorität der Nichtkünstler voraussetzen. Die Sonne der Kunst müsse ja auch dem Volk leuchten, nicht bloß den oberen Zehntausend, heißt es, und unsere Zeit betont es besonders nachdrücklich, daß die Kunst ein volksthümliches Gepräge habe und nicht nur den Auserwählten verständlich sei. Wie stellt sich nun aber das Volk zur Kunst? Es nimmt zwar nicht *gleiche* Stellung zu jeder, aber es verläßt doch niemals den festen Boden der Wirklichkeit, es versteigt sich nie, dem Gesetz der Schwere zum Trotz, in das Wolkenkuckuksheim eines haltlosen Idealismus, welcher die Kunst von allen Rücksichten auf Menschliches und Irdisches entbinden, zur Seele vergeistigen möchte, die keinen Körper braucht. Als ob sie von der Luft leben könnte! Das kann sie so wenig, als die Künstler (und diese gerade können's am wenigsten von allen Menschenkindern), sie braucht, um in die Erscheinung zu treten, irdisches Material, einerlei, ob Farben, ob Stein, ob Metall, ob Ton oder Wort, Ponderabilien oder Imponderabilien, sie braucht zu ihrer Wahrnehmung unsere Sinne und unsere Nerven, ihr *Körper* also ist anderen Körpern wesensgleich.

Wie benimmt sich nun das „Volk" vor einem Kunstwerk aus Stein, etwa einer Colonnade, in deren Nischen leuchtende Marmorbilder aufgestellt sind? Ohne Zweifel staunend in neidloser Bewunderung. Aber neben dem Künstler, dessen Größe ihm imponirt, wird in seinem Geist sofort auch die Gestalt dessen auftauchen, der so glücklich ist, diesen Bau sein Eigenthum nennen zu dürfen; auch *er* imponirt ihm. „Wie reich muß er sein! Welche enormen Summen muß ihn der Bau gekostet haben! Der Künstler hat jedenfalls ein schönes Geld damit verdient." — Das sind seine Gedanken, und sie tragen die Farbe der Natur, sind von keiner Bläße des Neides angekränkelt, denn „die Sache hat Mühe und Arbeit gekostet, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth." Es denkt nicht so sublim, daß der Künstler nichts Anderes und nichts Geringeres als ein Werkzeug in der Hand Gottes sei, durch welches Gott uns Menschen die Idee der Schönheit verkörpern und offenbare wolle. Ist der materielle Gegenwerth (d. h. kurz gesagt, der Preis) für den Besitzer noch so hoch — er ist ja reich, er mag bezahlen, und der Besitz bleibt ihm ja Zeitlebens, er darf sich desselben jeden Augenblick freuen.

Eine ähnliche Gedankenreihe wird sich einstellen vor einem Gemälde — eine ähnliche, nicht ganz dieselbe; in den Genuß wird sich ein Gefühl von Mißbehagen schleichen, sobald das „Volk" erfährt, welche Summe es dem Künstler eingetragen hat. Denn es sind dies ja oft Ziffern, die außer allem Verhältniß zur Leistung zu stehen scheinen. Es erschrickt förmlich vor ihnen, und das Erschrecken ist immer ein unangenehmes Gefühl. Daß ein Kunstwerk unbezahlbar sei, will ihm nicht in den Sinn. Daß ein Künstler, der nicht Jahr für Jahr, sondern Monat für Monat aus einem werthlosen Stück Leinwand ein Gemälde macht, das ihm das zehn- und zwanzig-

Digitized by Google

sache dessen einbringt, was ein anderer ehrlicher Arbeiter, „der doch auch etwas gelernt hat“, für den sauren Schweiß eines ganzen Jahres verdient, scheint ihm „nicht in der Ordnung“, ein Ueberschreiten des Maßes, ein Bruch mit sozialen Grundgesetzen. Hat es nicht Recht? Diese Frage wird Manchem, vielleicht sogar manchem Denkenden, vandalisch vorkommen, obschon es ja einstweilen eine bloße Frage ist. Wenn ein Bankier, indem er eine augenblickliche Constellation benutzt, im Handumdrehen, ohne auch nur einen Brief zu schreiben, durch Ankauf oder Verkauf von Speculationspapieren so und so viele Tausende (noch dazu zum Schaden Anderer) gewinnen kann, so wird kein Denkender darin ein gesundes wirthschaftliches Prinzip erblicken wollen, freilich wird er auch jede Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Thatsache leugnen. Und dennoch besteht eine solche: Beide Mal besteht ein Mißverhältniß zwischen Leistung und Löhnung, ob hier mehr, dort weniger schreiend, thut nichts zur Sache: das Maß ist überschritten, und Maß ist Gesundheit, Unmaß Krankheit, das wußten schon die Griechen. Man sage nicht, die Kunst könne nicht gemessen werden; so lange wir noch keine „Uebermenschen“ im Sinne Nietzsche's sind, muß sie es, wie jedes andere menschliche Können und Leisten, wenn und so oft der Künstler einen Gegenwerth in Anspruch nimmt. Mag man, aus Hochachtung für die Kunst, diesen Gegenwerth, so schön er auch klingt, bloß als „symbolisch“ bezeichnen, auch dem Symbol ist eine Grenze gesteckt.

Ein Jeder, den Bildung und Einsicht über das, was gewöhnlich Volk genannt wird, erhoben, steht doch auch wieder mit seinen Gewohnheiten und Sympathien, seinem Wollen und Wirken auf dem Boden des Volkes, und ist gehalten, den Gefühlen dieser ungeheueren Majorität Rechnung zu tragen. Was aber überall und zu allen Zeiten als Volksgefühl sich geltend gemacht hat, muß etwas Ursprüngliches und Gesundes sein; hüten wir uns, es zu verletzen.

Denken wir uns die Zahl der wandernden Künstler und Kunstvirtuosen — es sind ihrer, Gott sei's geklagt, schon mehr als genug — verzehnfacht: die Kunst würde zum Fluche werden, indem sie die Gemüther erbitterte, die Leidenschaften entfesselte, Unfrieden und Verwirrung stiftete — und wer will die Folgen absehen? Ist das Pulverfaß nicht voll genug? Wollen wir den Zündstoff, den die unsinnige und unselige Papierwirthschaft der Börsen seit Jahren aufhäuft, noch vermehren? Man fragt vielleicht: „Was haben denn diese sozialen Zustände mit der Kunst zu schaffen?“ Ich meine, sehr viel. Denn was ich schon oben bei der Malerei andeutete, kehrt in vergrößerten, in geradezu ungeheuerlichen Verhältnissen wieder in derjenigen Kunst, welche heutzutage in Bezug auf Popularität und Werthschätzung allen anderen den Rang abgelaufen hat — in der Musik. Ich habe hierbei auch das Virtuosenthum im Sinn, weil es thatsächlich von der Kunst kaum mehr zu trennen ist; beider Grenzen fließen in einander über. Hier tragen nicht mehr bloß die Künstler und „Liebhaber“ — wie bei der Malerei — Schuld an der Verrückung der natürlichen Verhältnisse, sondern noch ein weiteres Publikum; dieses mit seinen kleineren Opfern ersetzt den fürstlich bezahlenden Liebhaber. Zur wahren Unnatur wird aber hier das Verhältniß zwischen Leistung und Löhnung dadurch, daß jene innerhalb weniger Stunden durchgeführt wird und wie Rauch in Nichts zerfließt, ohne auch nur eine Spur, außer — in der Erinnerung, zurückzulassen! Und diese Unnatur, die vollends durch ein sinnenberauschtes, rasendes Publikum verbrieft und besiegelt, das heißt durch wüste Beifallsorgien gefeiert wird, sollte sich nicht rächen? Sie rächt sich zuvörderst am Menschen im Künstler selber, denn dieses Menschenthum muß schon ein ganz außergewöhnliches, exemplarisches sein, wenn es nicht durch jenen Fanatismus des Personencultus zu Grunde gerichtet werden soll. Dann aber: was muß die große Masse, die in hartem Frohndienst Tag für Tag ihr Dasein sich erkämpfen muß, dazu sagen, wenn sie hört, daß irgend eine echte oder falsche Adelina Patti für ihre paar Lieder nicht bloß mit einem Blumen-, sondern auch mit einem Goldregen überschüttet worden sei und daß dieser werthvolle Regen sich wöchentlich so und so oft wiederhole? Kann man es ihr verargen, muß man es nicht vielmehr als sehr menschlich und natürlich bezeichnen, wenn bei ihr ganz andere als künstlerische Gefühle und Stimmungen einkehren — Gefühle des Grolls, des Unmuths über die Gesellschaft, die solches Unwesen duldet, die ihren Lohn so ungerecht vertheilt, die die zu Sklaven erniedrigt und jene Wenigen zu Göttern erhebt? Solche Gefühle beschwichtigt man nicht mit der Kühlsalbe von Vernunftgründen, wie der ist, daß jene Künstler zur Schulung ihrer Stimme oder zur Bewältigung ihrer Instrumente Jahre heißen, unablässigen Studiums gebraucht haben, oder daß die Kunst „unbezahlbar“ sei. Sie reichen auch in der That nicht aus: Die Künstler selber geben dem Volk das Gegenargument in die Hand. Denn wenn die Kunst wirklich „unbezahlbar“ ist — warum lassen sie sich überhaupt bezahlen und üben die Kunst nicht um der Kunst willen? Einem „unbezahlbar“ entspricht nicht ein „hoch bezahlt“, sondern ein „nicht bezahlt“.

„Die Künstler sind eben Menschen.“ Gut, wir Anderen wollen's aber auch sein und wollen mit menschlichem Maßstab messen. Es wird immer Liebhaber geben, welche der Kunst und dadurch auch dem wirklichen Künstler eine freundliche Stätte bereiten, aber die Gesellschaft soll keinen Götzendienst treiben, weder mit der Kunst, noch mit den Künstlern, denn kommt einmal der Ingrimm der Massen über erlittenes Unrecht zum Ausdruck, so zertrümmert er nicht bloß die Götzenbilder, sondern auch die Götter, welche bisher etwas von Himmelsglanz in das Düster der Erde haben hineinleuchten lassen.

Die Memoiren von Giuseppe Giusti.

Von Oskar Bulle.

(Schluß.)

Aus der ersten Zeit sind es im Wesentlichen bloß die beiden Gedichte: „Dies irae“ und „Lo stivale“ (der Stiefel), welche allgemeinere politische Gedanken enthalten und in Folge dessen über den kleinbürgerlichen Ton der ersten Satiren hinausgehen. „Dies irae“ ist ein bitteres, beinahe schmähsüchtiges Lied auf den Tod des Kaisers Franz von Oesterreich und unterzieht die gesammte europäische Politik jener dreißiger Jahre, also die unter dem Metternich'schen System bestehende Reactionsära einer weniger geistreichen als giftigen Kritik. Es ist durchaus nicht der Höhepunkt der politischen Satire, auf dem Giusti hier steht; ebenso wenig ist derselbe in den beiden, später verfaßten und allzu viel des Persönlichen enthaltenden Spottliedern auf den Bürgerkönig Louis Philipp, dem „re Travicello“, erreicht. Dagegen ist das Gedicht „Der Stiefel“ ein prächtig gelungener, mit vielem Humor durchwürzter Abriß der politischen Entwickelung Italiens seit der Blüthezeit des Mittelalters, dem ein melancholischer, aber frisch und prägnant geschriebener Ueberblick über die damalige Gestalt des „Stiefels“, der mit seinen bunten Flicken und Flecken einen absonderlichen Anblick gewährte, hinzugefügt ist. Jeder Italiener, dem einigermaßen das Herz bewegt war über die Schmach der Fremdherrschaft und der Zerrissenheit, die damals auf seinem Vaterland lastete, mußte sich an solchen, aus der Tiefe der schmerzlichsten Empfindung emporgequollenen Satiren, die allerdings jedes Hoffnungsstrahls für eine bessere Zukunft entbehren, mit einer wahren Schmerzenswollust weiden, und in der That ist dieses Lied vom Stiefel noch heute die bekannteste aller politischen Dichtungen Giusti's und lebt noch heute im Munde des Volks.

Schon aus diesen beiden politischen Satiren erkennt man eine gewisse Grundrichtung der Giusti'schen politischen Dichtung, eine Grundrichtung, die damals allmählich in das Denken und Fühlen des gesammten gebildeten Italiens überging und die Wirksamkeit der großen guelfisch gesinnten Publicisten, wie es unter Anderen ein Gioberti und ein Balbo waren, für die Zukunft illusorisch machte. Diese Grundrichtung kann man die ghibellinistische nennen, da sie darauf abzielte, die Uebermacht der Kirche und des Klerus zu brechen, den letzteren zu discreditiren und die unter seinem Einfluß stehenden Regierungen lächerlich

Digitized by Google

und verächtlich zu machen. Auf diese Weise hoffte man am ehesten die Selbständigkeit des italienischen Vaterlandes, seine Unabhängigkeit von fremdländischen und nicht nationalen inneren Mächten und seine Einigung unter einem großen einheitlichen und rein politischen Grundgedanken zu erreichen. Und in der That ist es ja auch diese ghibellinistische Idee gewesen, die später, freilich mit vielen Modifikationen, den Sieg davontrug und die Einigung des Vaterlands unter Abschüttelung aller guelfischen Reminiscenzen herbeiführte. Giusti ist in der ersten Zeit seines politischen Dichtens Ghibelline vom reinsten Wasser; ob in bewußter Weise und nicht etwa nur mitschwimmend in dem allgemeinen Fahrwasser der damaligen Zeitstimmung, ist freilich die Frage. Er schrieb, besonders deutlich in seinem Gedicht von dem Papstthum des Priesters Pero (Il papato di Prete Pero) mit kaum verhehltem Ingrimm gegen den Klerus und den päpstlichen Einfluß und so zahlreich sind in allen seinen Poesien die gegen die Kirche gerichteten Anspielungen, daß der Vorwurf, den Manzoni ihm machte, er übe eine antikirchliche und antireligiöse dichterische Thätigkeit aus, wenigstens in seinem ersten Theil gerechtfertigt ist. In seinem zweiten allerdings durchaus nicht, denn in Giusti blieb stets, auch während seines leichtsinnigen Umherschwimmens in der radikalen, ghibellinischen Strömung, ein lebhaftes religiöses Bedürfniß geltend und seine im Grunde aristokratische und conservative Natur verabscheute nichts mehr als die muthwillige Zerstörung der Grundpfeiler, auf denen, auch nach seiner Meinung, die Gesellschaft und der Staat sich aufbauen müßten. Auch sein Umgang mit dem Capponi'schen Kreise, zu dem er damals schon zu gehören anfing und in dem ein wenn auch sehr gemäßigter Guelfismus und ein gewisser conservativer Grundzug vorherrschten, beweist uns, daß jene rein ghibellinistische Periode nicht allzu lange für den Dichter andauerte und besonders, daß dieselbe nicht aus dem ureigenen Innern Giusti's entsprungen war, sondern durch die Unselbständigkeit seines Charakters und seines Denkens und durch die in Folge dessen leicht vollzogene Hingabe an eine vorherrschende Zeitstimmung hervorgerufen worden war.

Und in der That ließ der Umschwung in den Anschauungen Giusti's nicht lange auf sich warten und er vollzog sich, begünstigt noch durch die Zeitläufte, in so sichtbarer Weise, daß Guerazzi und Montanelli, deren Gesinnungsgenosse früher der Dichter gewesen war, nicht Unrecht hatten, wenn sie in ihm einen Abtrünnigen erblickten. Der Erstere dieser beiden Politiker drückte diesen Vorwurf durch das Bild aus, daß sich Giusti vor dem Herabfallen des Kalkes fürchte, nachdem er zu dem Einsturz des Gebäudes wacker mitgeholfen habe. Das war im Jahre 1848, in der in den „Memoiren" von Giusti geschilderten Periode, als sich der Dichter von den „arrufla-popoli", den Volksaufwieglern, mit Ostentation zurückzog und in mehreren seiner Gedichte sich heftig gegen sie wandte. Aber es war nicht diese Furcht vor dem Häßlichen der Volksaufstände des tollen Jahres allein, welche das Abwenden Giusti's von seiner früheren Richtung bewirkte, so sehr auch jene Scheu den Dichter beherrschen und ihm seine heftigen Worte gegen das Treiben der Demagogen dictiren mochte, sondern der Umschwung vollzog sich früher und aus tieferliegenden, inneren Gründen. Vor Allem war es die Selbstarbeit, die der Dichter an sich selbst ausübte, diese oft peinliche Art, mit sich selbst wegen seiner Thätigkeit als Volksdichter in's Gericht zu gehen, die aus seiner melancholischen Gemüthsart resultirte, der brennende, heimlich in ihm wühlende Ehrgeiz, ein echter und bedeutungsvoller Dichter für sein Volk zu werden, und der aristokratische Zug, gern über der Menge und ihrem Treiben zu stehen und sich seinen bedeutenden Freunden als ebenso bedeutender Genosse zuzugesellen, welche ihn mehr und mehr zum Nachdenken über sich selbst und über sein Vaterland veranlaßten und so nach und nach aus dem leichtsinnigen gesellschaftlichen Treiben in das Lager der wirklich ernstlich denkenden und sich mühenden Patrioten hinüberführte. Er wurde immer mehr auch in seinem äußeren Leben der Aristokrat, der nur in der besten Gesellschaft der Toscana und Italiens verkehrte und, wenngleich er nie aufhörte, die Sprache des Volks als sein eigentliches Werkzeug zu handhaben, sich auch der Denkungsweise der florentinischen Aristokratie anschloß. Dazu kam noch, daß durch die Reformen, die Pius IX. beim Besteigen des päpstlichen Stuhls veranlaßte und durch die Verfassung, die in Folge dessen der Großherzog der Toscana gab, ein allgemeiner Umschwung in der Denkungsweise nicht nur gegenüber dem Papstthum, sondern auch gegenüber der Regierung sich bemerklich machte und daß eine gewisse Hoffnungsfreudigkeit und der Entschluß, auf diesen Grundlagen weiter zu arbeiten, in den Herzen aller ernst denkenden Patrioten wach geworden waren. Giusti gibt dieser Anschauungsweise, zu der er bekehrt worden war mit den Anderen und durch die Anderen, einen trefflichen und fast feierlichen Ausdruck in dem schönen Gedicht an Leopold II., welches seine Friedenserklärung gegenüber der vorher von ihm angefeindeten großherzoglichen Regierung, zugleich aber auch eine männliche Betonung der Rechte enthält, die er in Zukunft als Bürger des freier gewordenen Staatswesens für sich und seine Mitbürger in Anspruch zu nehmen entschlossen ist. Und mit dieser Friedenserklärung tritt nun überhaupt die Giusti'sche politische Dichtung in eine andere Phase. Nicht mehr die beliebten und höchst dankbaren Ausfälle gegen die Beamten und gegen die Auswüchse des absoluten Regierungssystems und der unter einem steten Druck von Oben her gehaltenen Gesellschaft füllen jetzt seine Satiren, sondern der strenge und nur allzu oft bittere Tadel gegenüber dem zuchtlosen Demagogenthum, welches alle freiheitlichen Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit und alle Hoffnungen auf eine gedeihliche Zukunft zu vernichten drohte, bilden das Thema seiner Gedichte. In dieser Phase entstanden Poesien, wie die über das Schreiben in Zeitungen („Dello scrivere per le gazzette"), in der Giusti seinen fast aristokratischen Standpunkt gegenüber der lauten Politik des Piazza ausdrücklich betont, und wie das äußerst scharfe Spottsonett auf den Volksaufwiegler den arrufla-popoli. Ueberhaupt ist dies auch die Periode, in der das ernstere Streben des Dichters, welches oft ein Ringen mit sich selbst, mit seiner ungenügenden Bildung und mit seinem nach seiner Meinung nur kleinen Talent genannt werden kann, welche die vielen und schönen ernsten Gedichte zeitigte, die nach unserer Meinung mehr Anspruch auf Unsterblichkeit haben, als seine politischen Satiren. Es ist dies die Zeit gewesen, in welcher sich Giusti enger an Gino Capponi anschloß und oft Monate lang in seinem Hause lebte. Dort fand der kränkelnde Dichter, der sich nicht selten in unseliger Melancholie verzehrte und in ungewissem Streben den edlen Ehrgeiz seiner Seele zu befriedigen vergebens bemüht war, nicht nur die geistige Anregung, die seiner mangelhaften Bildung so fruchtbar war, sondern auch die aufrichtige Herzlichkeit, die in sein, trotz aller Geselligkeit und trotz aller Liebesabenteuer doch innerlich einsames Leben wie ein erfrischender Thau fiel. Es ist kein Wunder, daß in solchem engen Verkehr mit einem bedeutenden Mann und Gelehrten, wie es Gino Capponi war, der trotz der Vielseitigkeit seiner politischen Verbindungen sich eine große Selbständigkeit gewahrt hatte, der Dichter seine vorher oft wankenden und unsicheren Anschauungen über das öffentliche Leben durch die Anlehnung an die des älteren Freundes festigte, und daß der Sänger der Freiheit zu einem scharfen Gegner der Ausartung eben dieser Freiheit wurde. Es ist die Tragik in dem Leben Giusti's, daß es endigte gerade in der Zeit, als es einen neuen Aufschwung zu nehmen und einen tieferen Gehalt zu gewinnen begonnen hatte. Die „Memoiren", von deren Betrachtung wir ausgingen, sollten vielleicht den Anfang zu einem ernsteren Arbeiten bilden. Sie sind innerlich und äußerlich nicht vollendet, aber sie zeigen uns einen anderen Autor als den nach ungewissen Zielen umherirrenden Satiriker der ersten Periode, der mehr zum Amüsement als in tieferer Absicht sein Talent leuchten ließ. Sie zeigen uns einen mit heiligem Zorn über das große Wehe seines Vaterlands erfüllten Patrioten und nicht mehr den bitteren Tadler, der nur an den Kleinigkeiten des öffentlichen Lebens seinen scharfen Blick übte. An diesem heiligen Zorn würde vielleicht die Flamme sich entzündet haben, nach deren Glühen er stets ein heimliches und tiefes Sehnen im Herzen verspürte, wäre er nicht allzu früh dahingeschieden.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gedanken eines Hagestolzen.

Von Hans Laup.

Neununddreißig Jahre! Du lieber Gott, wenn ich es auch gern bezweifeln möchte, der Kalender sagt es und die verdächtige Stelle auf meinem Scheitel bezeugt es. Heute sind es 39 Jahre, seit die Menschheit einen so auserlesenen Zuwachs erfuhr. Ueber's Jahr sind es vierzig und damit fängt der Hagestolz an, hört der „junge Mann" auf. Schrecklich! Statt der freundlich lächelnden Mamas, die mich nach dem Tanzsaal zu dirigiren suchen, empfängt mich brummend der Hausherr, „haben lange auf sich warten lassen, die Partie wird ungeduldig," ruft er mir zu und drückt mir ein Spiel Karten in die Hand; statt des Sitzes neben einer anmuthigen Dame erhalte ich einen am Skattisch angewiesen. Und wenn dies mein ganzes Unglück wäre! Das heißt, mißverstehen Sie mich nicht, meine Damen, selbstverständlich betrachte ich es als ein großes Unglück aus Ihrer Gesellschaft in die Spielzimmer gedrängt zu werden; aber mich drückt der Schuh auch noch an einer zweiten Stelle. Den oberen Theil meines Hauses habe ich vermiethet; die Familie zahlt mir einen geringen Miethzins, doch soll sie meine Wohnung und meinen leiblichen Menschen in Stand halten. Und wie entledigt sie sich dieser Verpflichtung! In meinem Wartezimmer, das mir, wenn keine Kranken da sind, auch als Wohnstube, Bibliothek, kurz, als der einzige Platz auf der Erde zu dienen hat, in dem ich mich so recht als mein eigener Herr fühlen soll, finde ich, als ich neulich aus einer langweiligen Gesellschaft zeitlicher als gewöhnlich aufbreche, die älteste Tochter meiner Miethsleute mit „ihrem" jungen Mann, und sie sieht mich an, als wollte sie fragen, „was hast Du eigentlich hier zu suchen?"; in meiner Ordinationsstube liefern sich die mittleren Sprößlinge eine Schlacht und spielen die jüngsten Versteckens, und in meinem Schlafzimmer treffe ich einmal, von einer Reise zurückkehrend, sogar die Katze mit ihren Jungen einquartirt, und da ich die ungebetenen Gäste mit dem Flammenschwert aus dem Paradiese jage, — das heißt, bei der Aeltesten und ihrem jungen Mann begnüge ich mich damit, sie durch mürrische Gesichter hinauszuweisen, — gibt mir die racheschnaubende Mama monatelang keinen genießbaren Bissen zu verkosten. Ich könnte mich nach anderen Miethsleuten umsehen, aber ich danke dafür; diesen habe ich es doch schon abgewöhnt, mich zu ihren Familienfesten einzuladen, aus meinen kostbarsten, wissenschaftlichen Büchern die Blätter herauszureißen, um Schiffe oder Marschallshüte daraus zu verfertigen, und seit Bobby sich an meinen chirurgischen Instrumenten ein Fingerchen zerschnitt (Madame hatte damals nicht übel Lust, mich als Mörder vor die Geschworenen zu bringen), lassen die lieben Kinder dieselben unbehelligt. Bei anderen müßte ich mich vielleicht erst wieder in die Stellung eines donnernder Jupiter werfen, und die sagt mir nicht im geringsten zu. — Aber ist es nicht ein trostloser Gedanke, daß dies so fortgehen soll bis an mein Lebensende — das ohne Zweifel noch sehr lange hinausgeschoben sein wird, da in meiner Familie die Meisten ein hohes Alter erreichen? — nein, daß mit der Zeit das Elend noch eine Steigerung erfahren wird, da mir gemiethete Leute meine Kopfkissen schwerlich sanft glätten werden, wenn ich erkranke?

Allerdings hätte ich es nicht nöthig, Frau Sorge im grauen Gewand an meiner Bettkante niedersitzen zu lassen; ich kenne ein paar braune und ein paar blonde Mädchen im Anfang der Zwanzig und eine bezaubernde Wittwe von Achtundzwanzig, noch eine Wittwe von Achtunddreißig und sogar zwei Rosenknospen von Siebzehn und Achtzehn, die großmüthig und voll liebenswürdiger Bereitwilligkeit mich dem fürchterlichen Schicksal des einsam und allein durch das Leben pilgernden Junggesellen entreißen würden. Eingebildeter Geck! schallt es mir entrüstet entgegen.

Gemach, meine Damen und Herren, lassen Sie mich ausschreiben! Die Ketzerei, die ich soeben geäußert, beruht wahrlich nicht auf einer Ueberschätzung meiner persönlichen Vorzüge. Lebte ich noch in den gesegneten Ländern des Paßwesens, dann hätte ich es schwarz auf weiß vor mir, daß ich a) eine Brille trage, b) eine Gestalt von schier unbegreiflicher Länge und Magerkeit besitze (weiß der Himmel, ob das Letztere davon herrührt, daß ich mir es als Jüngling sehr sauer werden ließ, oder ob die Küche meiner Miethsfrau die Schuld trägt), weiters ragt meine Nase ehrfurchtgebietend aus dem Gesicht hervor, was, wie ich gehört, ein Beweis von Geist, wie ich jedoch bestimmt weiß, keiner von Schönheit ist, die bewußte verdächtige Stelle breitet sich auf dem Scheitel auffallend aus, und alles andere ist „gewöhnlich"; nein, der Apollo vom Belvedere braucht vor mir nicht zu zittern. Aber da sind gewisse unpersönliche Vorzüge, die sich im Laufe der Jahre und Dank zahlloser Krankenbesuche sozusagen an mich ankrystallisirt haben. Sie glauben es nicht; aber es gibt wirklich schöne, anmuthige Mädchenbilder, die eine glänzende Doctorpraxis heirathen würden; und seit ich die letzte Rate auf mein Haus abbezahlt habe, bin ich wie ein ganz bezaubernder Mensch. Nun muß ich bekennen, daß ich durchaus nichts dagegen einzuwenden habe, wenn ich wegen meiner selbsterrungenen Erfolge im Leben mit günstigen Augen angesehen werde. Soll es ja doch vorkommen, daß holdselige Geschöpfe ihr Herz an einen Mann verlieren, weil er gut Walzer tanzen kann, und das ist, wie mir jeder Unparteiische beipflichten wird, ein nicht größerer Vorzug als der meine. Wenn sich nur etwas unter der Weste rühren wollte! Ich verlange ja nicht viel, nicht die wabernde Lohe einer verzehrenden Leidenschaft, kein Funkengeknatter, kein prasselndes Feuerwerk der Liebe, nur ein stilles, behaglich wärmendes Gefühl der Sympathie. Wenn mir nur einmal neben einer der gütigen Schätzerinnen meiner vortrefflichen Eigenschaften der Gedanke aufstiege, „die möchte ich in meinem Hause und an meinem Herd schalten sehen!" Aber es paßt so ausgezeichnet für sie, wenn sie am Piano Liszt'sche Rhapsodien spielen, in luftigen Wolken durch den Ballsaal schweben, oder aber Blumen auf Porzellanteller malen, daß ich mir wie ein ganz gewissenloser Barbar erschiene, wenn ich diese Paradiesvögel aus ihrem vergoldeten Käfig entführte und in mein nüchternes Doctorhaus mit dem Hintergedanken sperrte, daß sie mir für die zweite, bergab führende Hälfte des Lebens Gesellschaft leisten sollen.

Ich komme übrigens auch zu einfachen Hänflingen und Grasmücken im grünen Bauer, die sich unter Entbehrungen durch's Leben quälen und deren von Niemandem gewürdigtes Heldenthum mich eigentlich rühren und entflammen sollte. Aber wenn ich sie kräftige Nahrung entbehren und sich über ihre Kräfte abplagen sehe, damit sie am Sonntag, wenn sie spaziren, kein Mensch für Näherinnen oder Verkäuferinnen halte, gewiß es steckt Heroismus darin, aber ich habe dafür kein rechtes Gefühl. Und wenn ich einmal auf eine echte kleine Heldin stoße, die für Mutter oder kleine Geschwister die Finger rührt, dann ist sie sich ihres Werthes so bewußt, daß sie mir erst recht unausstehlich wird. Kurz, ich glaube, die 39 Jahre haben mir eine zu scharfe Brille aufgesetzt, wenn ich 19 davon dem Gott der Zeit zur Verfügung stellen könnte, dann hätte es keine Noth mit dem Verlieben. Ich habe früher keine Zeit dazu gehabt. Studiren und Stundengeben auf einmal, das füllte den Tag und manchmal auch einen Theil der Nacht so vollständig aus, daß ich wahrhaftig keinen Gedanken für den holdseligeren Theil der Menschheit übrig hatte; dann kamen die Examen, während welchen mir der alte kahlköpfige Prüfungscommissär beängstlicher Weise anziehender erschien, als alle Schönen der Erde zusammengenommen, dann die Kämpfe um die Begründung einer Existenz — bis der Erfolg zu einer Thür hereinkam und die Jugend zur anderen hinausspazierte.

Aber halt! Einmal als grüner Junge war ich doch verliebt; meine Flamme nahm einen anderen (ich hätte es an ihrer Stelle auch gethan). Verliebt? Der bissige, sarkastische Doctor, dessen Grobheiten nervöse Damen als Gegengift für ihre Migräne einzunehmen pflegen? Ja, meine verehrten Frauen und Fräulein, verliebt und erröthend und Unsinn stammelnd, wie jeder andere Dummkopf, alles das war ich — und Gedichte habe ich schockweise gemacht (sie waren auch danach), und als sie den bewußten Andern nahm, da trug ich mich dummer Junge, wenn ich nicht irre, auch eine Weile mit Selbstvernichtungsplänen. Gottlob, nur sehr kurze Zeit, ich brauchte nur von meinem Buche aufzusehen und mein kränkliches Mütterchen an der Nähmaschine arbeitend zu erblicken, da schämte ich mich recht aus vollem Herzen. Und statt in das Land, von wannen keine Wiederkehr, zu wandern, wartete ich noch einige Jahre, machte mein Doctorexamen und zog nach Amerika, von wo ich nach den ersten glücklich curirten Arm- und Beinbrüchen heimfuhr, um meine Mutter zu holen. Es war ein gar gemüthliches Leben, das wir bis zu ihrem Tode zusammen führten; — vielleicht weil ich in meiner Häuslichkeit alles Behagen fand, fiel mir's nicht ein, ans Freien zu denken. Von uns Beiden war die Frau, die ihr ganzes Leben lang nichts als Sorge und Entbehrung gekannt, weitaus die jüngere; mit kindlicher Freude nahm sie die kleinen Ueberflüssigkeiten hin, die ich ihr mit der Zeit in's Haus schaffen konnte; mich aber hatte der Kampf um das Leben (oder war es die Enttäuschung, die „sie" mir bereitet), recht greisenhaft angehaucht, und erst als der Sieg erfochten war, der Sieg über die Armuth und über die Erinnerungen an die einzig schöne Zeit, wurde mein Inneres wieder jugendlicher. Und jetzt, mit der bewußten Stelle auf dem Scheitel, ist mir zuweilen so verwegen frühlingsmäßig zu Muthe, wie damals vor dem Elephanten von Senegal, der, wenn auch nicht gerade mit Gönnermiene, aus kleinen listigen Augen auf meine erste Begegnung mit „ihr" herabgesehen hat. Es war nicht viel Romantisches an dieser Begegnung und der Held, meine Wenigkeit, spielte alles eher denn eine beneidenswerthe Rolle.

Ich war damals 18 Jahre alt und hatte im Herbst vorher das Abiturientenexamen bestanden — mit Glanz, das versteht sich von selbst, wie mir Doctor Strunz wiederholt versicherte, denn wenn ein armer Teufel, der stets vom Schulgeld befreit gewesen und, was er als kleiner Knirps in einer Lection erlernt, einige Stunden später wie ein Gummischlauch über noch kleinere Knirpse entleerte, nicht mit Auszeichnung die Reifeprüfung bestand, dann war das Ende der Welt nahe. — Da ich nun für meinen Theil nichts zum Weltuntergang beigetragen hatte, erfreute ich mich seines Wohlwollens, das sich wiederholt durch Zuweisung bornirter Jungen, denen ich fortzuhelfen hatte, äußerte. Nun war ich zwar seinem Schutze entwachsen — mein Zeugniß hatte mir angeweit die Thore der Universität geöffnet — aber er ließ mich eines Tages rufen und theilte mir mit, eine große Dame, ich glaube sie hieß Gräfin Sturmbrand oder etwas dergleichen — suche einen vertrauenswürdigen jungen Mann, der ihren Sohn beaufsichtigen sollte. Ein hübsches Gehalt, Wohnung und Verpflegung im Grafenhause und die Möglichkeit weiter zu studiren, hätten diese Stelle zu einem wahren Gottessegen für mich und den schwindsüchtigen Geldbeutel meiner verwittweten Mutter gemacht, und man kann sich denken, wie eifrig ich an meinem ehrwürdigen schwarzen Anzug bürstete und putzte, bis er an den Nähten noch röthlicher aussah, als gewöhnlich, bevor ich mich der vortrefflichen Dame vorstellen ging. Um in der Nähe der kaiserlichen Familie zu sein, wohnte die Gräfin in der an den Schönbrunner Schloßpark angrenzenden Sommerfrische Hietzing. Die hundertjährigen Lindenalleen standen in voller Blüthe und dufteten auf die staubige Landstraße hinaus, auf welcher ich mich in einem vor-

Digitized by Google

sündfluthlichen Gefährte, dem „Stellwagen", vorwärts bewegte; ich war sehr frühzeitig von Hause aufgebrochen, um mein Glück nicht zu versäumen, wenn etwa ein Rad an dem knarrenden alten Kasten brach, eines der melancholisch hinschleichenden Pferde plötzlich den Kampf um's Dasein aufgab, oder sonst irgend ein Ungefähr mich auf dem Wege aufhielt. Nichts hatte sich ereignet und es war noch so früh, daß vermuthlich nicht einmal der gräfliche Thürhüter sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte. Ich gab dem Conducteur ein Zeichen zu halten und machte mich auf, den Park zu Fuß zu durchmessen und auf einer schattigen Bank die passende Vorstellungsstunde abzuwarten.

Von meinem Vater her, der Kurschmied auf dem Lande gewesen, steckte mir eine gewisse freundliche Theilnahme für das Thierreich im Blute. In der Schönbrunner Menagerie blieb ich vor den Gittern stehen und begann die Semmel, die mir die Mutter zur Befriedigung meines damals immer regen Appetits in die Tasche gesteckt, unter die Thiere zu vertheilen, die ohne Zweifel reichlicher gespeist wurden, als ich selber. Den asiatischen Elephanten wandte ich meine Theilnahme nicht zu; das Pärchen wandelte so stillvergnügt — Philemon und Baucis in's Colossale übertragen — in seinem Hofe herum, knusperte hie und da ein saftiges Zweiglein und schien meines Mitleids durchaus nicht bedürftig. Aber von ihnen streng geschieden, eine Beute schmerzlicher und verzweifelter Gedanken, war der kleine Afrikaner; der rannte hin und her, schlug ungeduldig mit den großen Ohren, und wenn er eine Weile stehen blieb und die kleine Ansammlung von Menschen, die schon in dieser frühen Stunde Thierstudien machte, mit seinen blitzenden zornigen Augen maß, wußte ich, daß ich ein mit der Welteinrichtung unzufriedenes Geschöpf vor mir hate. Es sollte den größten Theil meines Brödchens erhalten; Brocken auf Brocken warf ich ihm zu, und Brocken auf Brocken schnappte er mit der Gewandtheit einer Ballettänzerin auf, bis ich meine Munition verschossen und keine Krumen mehr in der Tasche hatte; aber das glaubte er nicht, dachte, ich wollte ihn necken, oder war vielleicht überhaupt eine schwarze, boshafte Kreatur, genug, seine Augen funkelten mich an, er hob den Rüssel wie eine Trompete und mit einer Schnelligkeit, die wirklich verblüffend war, hatte er mich von oben bis unten mit nassem Schlamm bespritzt. — Da stand ich nun; mein sorgfältig gebürstetes Gewand war über und über mit guldengroßen Kothflecken bedeckt; die Umstehenden konnten sich des Lachens nicht enthalten, und heute bei ruhigem Blut will ich auch zugeben, daß mein Aussehen einen Heiterkeitsausbruch rechfertigte.

Damals jedoch fühlte ich einen förmlichen Menschenhaß in mir aufsteigen; von den Gefühlen gegen die undankbare Bestie, die ihr Werk, wie mir schien, mit schadenfrohem Genügen betrachtete, nicht zu sprechen. Da sprach eine sanfte Mädchenstimme ueben mir: „Kann ich Ihnen helfen?" Und bevor ich in meiner Verblüffung über das Unglück, die Schadenfreude von Mensch und Thier, und die plötzliche Theilnahme eine Antwort finden konnte, begann sie mit ihrem Taschentuch an mir zu wischen, schalkhaftes Lachen um den Mund und meine Empfindlichkeit völlig beschwichtigendes Mitleid in den Augen. Sie war einige Jahre älter als ich, und wäre eine vollkommene Schönheit gewesen, wenn ihrem feinen regelmäßigen Gesicht nicht Farbe und Rundung gefehlt hätte. Das heißt, so glaube ich heute noch mehr als vor 21 Jahren, damals erklärte ich bei mir selbst, sie sei herrlicher als alle die marmornen Griechengöttinen, die von ihren Postamenten im Park hinuntergrüßten. Sie ging mit mir zum nächsten Springbrunnen, tauchte ihr Tuch ein, und versuchte auf nassem Weg des Afrikaners graue Spuren zu vertilgen; sie hätte es vermuthlich nicht gethan, wenn sie mich nicht für einen unmündigen Knaben und sich selber mit ihren paar Lebensjahren mehr für eine Art von Matrone angesehen hätte. Ich theilte ihr mit, was mein Ziel sei und erfuhr von ihr, sie sei Privatlehrerin und gebe in Hietzing Clavierstunden. Ihre liebste Erholung sei es, frühzeitig vom Hause aufzubrechen und, bevor sie ihr Tagewerk beginne, durch den Park zu wandern. Das wollte ich auch thun, wenn mir das Glück bei der Sturmbrand günstig war, und dann setzte ich stockend und über und über erröthend hinzu, würde mir vielleicht nochmals die große Freude zu Theil, sie zu sehen. Sie nickte mir lächelnd zu, als wäre sie meine Großtante und ich ein siebenjähriger Schulknabe. Ich wußte damals nicht, daß ihre Sicherheit dem Bewußtsein entsprang, sie habe keine Gefahr mehr zu befürchten, da ihr Herz bereits versorgt und aufgehoben war; mir erschien sie Göttin vom Scheitel bis zur Sohle, Pallas, die Schützerin des Odysseus, deren Bekanntschaft mich im Gymnasium so viel Sorge und Schweiß gekostet.

Ich habe die Stelle natürlich nicht erhalten. Die Frau Gräfin Mutter musterte mich von oben bis unten (ach, trotz aller Scheuerversuche waren die Spuren der Elephantenbosheit sichtbar geblieben!) und flüsterte so laut, daß ich es hören mußte ihrer mageren, gedrückten Gesellschafterin zu: „Impossible, der junge Mensch sieht so vernachlässigt aus, als hätte er sich im Schlamm gewälzt."

Ich faßte mir ein Herz und stotterte die Geschichte meines Unglücks hervor, aber die Dame wurde dadurch nicht erweicht, im Gegentheil, wenn ein junger Mann auf dem Wege zu solch einem verantwortlichen Amt sich aufhält, afrikanische Elephanten zu füttern, dann gebricht es ihm augenfällig an sittlichen Ernst, an moralischer Festigkeit. Damit war ich entlassen. Aber ich hatte Zeit, ich war im ersten Jahr Medizin nicht übermäßig angestrengt und die meisten meiner alten Schüler waren auf dem Lande; wenn auch in den nächsten Monaten Schmalhans noch häufiger Küchenmeister bei uns war, als sonst, mir verschlug es wenig. Jeden Morgen wanderte ich zu Fuß den etwa zwei Stunden langen Weg zum Park, und so groß war mein Studiendrang, daß ich in der Regel mit einem Pack Büchern noch vor sechs Uhr vom Hause aufbrach, denn gegen 8 kam Lina Steiger die Allee, die nach Hietzing führte, hinab; dann hob ich zufällig den Blick von meinem Buche, grüßte, begleitete sie ein Stück Weges, wenn sie sich verspätet, oder saß eine Weile neben ihr auf einer Bank, wenn sie Zeit zum Ausruhen hatte. Sie war freundlich und theilnahmsvoll, aber nicht eine Secunde lang verlor sie die Miene einer viel älteren Freundin. Das wurmte mich; ich nahm mir täglich vor, sie das nächste Mal über meine Gefühle aufzuklären; aber stets fehlte es mir an Muth. Und dann kam sie einmal mit freudestrahlenden Zügen, und an diesem Tage viel jünger aussehend als ich bartloser Bursche, auf mich zu. „Sehen Sie, was für eine herrliche Ueberraschung ich erhielt!" sagte sie. Sie hatte eines jener großen Medaillons, wie man sie damals trug, umgehängt; es war ganz einfach schwarz emaillirt, und als sie an die Feder drückte, wurde das Bild eines bärtigen Mannes sichtbar. Ich fühlte, wie sich mir das Herz zusammenzog.

„Wer ist das?" fragte ich, meine Stimme hatte keinen Klang. „Mein Bräutigam," war die Antwort, so erstaunt, als hätte ich es längst wissen sollen. Ich glaube, mich befiel ein Schwindel, der mich zwang, mich in der Bank zurückzulehnen, während sie mir ihre Geschichte erzählte. Sie war seit ihrem 17. Jahr mit einem Supplenten verlobt, der auf den Tod oder die Pensionirung seines Vorgängers wartete, um selber Professor an einem Gymnasium zu werden. Er lebte in einer Provinzstadt, sie gab ihre Lectionen in Wien, Beide arbeiteten seit Jahren für ihre glückliche Vereinigung.

Es kostete mich einen riesigen Zwang, ihr zu verhehlen, wie tief mich diese Neuigkeiten berührten. Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht. Sie hat nie durch ein Wort oder einen Blick verrathen, daß sie wisse, wie es um mich stand. Nicht lange darauf heirathete sie ihren Schulmeister, und ich brachte es über mich, ihnen Glück zu wünschen und ihm die Hand zu drücken, bevor sie in die Provinzstadt abreisten.

Einige Jahre lang standen wir im Briefwechsel. Die Frau Professorin berichtete mir, was sich in ihrem Hause zutrug; — sie hätte mich zum Pathen ihrer Tochter gemacht, wenn meine Studien mir die Fahrt zu ihr gestattet hätten, ich schrieb ihr über meine Pläne und forderte oft ihren Rath. Noch nach Amerika kam hier und da ein Schreiben; jetzt ist die Correspondenz freilich längst eingeschlafen. Meine alte Flamme hat vermuthlich nähere Freunde gefunden und ich — ich bin heute 39 Jahre alt geworden und stehe allein. Meine Mutter ist todt, mit meinen Miethsleuten kann ich in kein richtiges Verhältniß kommen, und der junge Doctor, den ich als Assistenten bei meinen Operationen verwende, betrachtet mich mit so viel Respect, daß von einem Freundschaftsverkehr nicht die Rede sein kann. Und so steht drohend wie ein unabwendbares Verhängniß die Zahl Vierzig und ein Verknöchern im Hagestolzenthum, mir bevor.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Ehrbare Mädchen". (Le vergini.) Schauspiel in vier Aufzügen von Marco Praga. Deutsch von Otto Sommerstorff. (Deutsches Theater.) — „Wehe den Besiegten!" Drama in drei Aufzügen von Richard Voß. (Berliner Theater.)

Die Erziehung des Publikums zur Ungläubigkeit: auch das ist heute eine dringende Aufgabe der Kritik. Die Theaterbesucher müssen dahin gebracht werden, daß sie dem Dramatiker jeden aprioristischen Glauben versagen und nur Geschautem vertrauen; vielleicht verlernen die Dramatiker dann das Reden und lernen das Bilden und das Gestalten. Daß sie in hellster Deutlichkeit uns dieses Ziel gezeigt haben, dafür müssen wir den beiden neuen Stücken der letzten Woche und ihren Verfassern: dem Ganzitaliener Marco Praga und dem heimathentwöhnten Halbitaliener Richard Voß, dankbar sein. In die Sprache der literarischen Werkstatt übertragen, könnte der erste Satz im neuen dramaturgischen Katechismus lauten: Die französische Schauspieltechnik muß überwunden werden.

Die französische Klassik gab dem Helden einen Vertrauten, der Heldin eine Vertraute, deren einzige Bestimmung die war, die Bekenntnisse der handelnden Personen entgegen zu nehmen und ihre Selbstgespräche durch geschickte Einwürfe zu Dialogen zu erweitern. Die erste Umwandlung des confident zum raisonneur vollzog sich bei Molière und seit Alfred de Musset den klugen Desgenais geschaffen, spukt dieser moralisirende Herr durch alle Theaterstücke der letzten dreißig Jahre, von Feuillet's „Dalila" und Barrière's „Marmorherzen" bis zu der Gruppe des jüngeren Dumas, der selbst als ein geschäftiger Raisonneur durch das Gesellschaftstreiben der französischen Hauptstadt schreitet, jede Lebenserscheinung commentirend und moralisirend. Der schlaue Victorien Sardou, sonst von klassischen Neigungen völlig frei, betraute seinen mit Salongeist reich ausgestatteten Raisonneur obendrein mit der ehedem chorischen Aufgabe, das Bühnenbild zu erklären und in selbstgefälliger Rede dem Zuschauer zu erzählen, wohin ihn der Autor zu führen beabsichtigt hatte. So finden wir ihn in „Dora", in „Fernande" und überall, wo der geschickte Spürer ein interessantes Milieu aufgestöbert hat, das er nicht gestalten, das er nur erzählen konnte.

In Marco Praga's Schauspiel „Le vergini", dessen Titel der Uebersetzer nicht sehr glücklich durch das sprachungebräuchliche „Ehrbare Mädchen" wiedergegeben hat, heißt dieser aus Frankreich stammende Herr

Digitized by Google

Vittorio Olgiati. Mit der Handlung hat er kaum das Geringste zu schaffen, aber er ist dennoch unentbehrlich, denn ohne seine Beredtsamkeit bliebe uns Praga's Dreiviertelwelt stumm. Signor Olgiati muß einem noch gleichgiltigeren Freunde, eigentlich aber einem hohen Adel und verehrlichen Publico im Parquet, erzählen, wo wir uns befinden. In Meiland, so berichtet er, sind wir, bei einer Wittwe Tossi, die des Besitzes dreier schöner Töchter sich erfreut. Ein wunderliches Haus, wo die junge und die alte Lebewelt kommt und geht nach Lust und Laune, wo man Mutter und Töchter beim Vornamen nennen und im Ton der Cocottensalons kareſſiren darf. Geschenke werden, mit Vorliebe Blumen und Süßigkeiten, aber auch compaktere Nahrungs- und Schmuckgegenstände, gern und dankbar angenommen und die Familie Tossi verschmäht es nicht, in hübsch eingerichteten Junggesellenwohnungen gelegentliche Fütterungsbesuche abzustatten. Nini und Selene, die Jüngsten der Frau Delsina, unterhalten in den Zeitungen eine ausgebreitete Liebescorrespondenz, die zu Begegnungen an den Straßenecken und zu einem außerordentlich verurtheilslosen Flirt führt. In allen Aeußerlichkeiten gleichen diese ausgelassenen Töchter einer skrupellosen Mutter den Hetären; aber Herr Olgiati bürgt uns für ihre Jungfräulichkeit: es sind anständige Mädchen; die wilde Jagd gilt nicht einem reichen Liebhaber, sondern einem standesamtlich verbrieften Gatten.

So wird uns erzählt. Wir sehen von alledem nicht viel; die kleinen Damen aus Mailand benehmen sich kaum wesentlich anders als die wohlerzogenen höheren Töchter in den deutschen Schwänken, und da Nini schließlich auf Kosten eines illegitimen Freundes zur Operette geht, da Selene Miene macht, den Lebensabend eines steinreichen Marcheſe ohne Bemühung der staatlichen Behörden zu verschönern, so glauben wir erst recht nicht dem Genrebericht Olgiati's und der satirischen Pointe Praga's. Denn der wollte körperliche und seelische Keuschheit in ironischem Gegensatz beleuchten. Den unberührten, aber im tiefsten Kern sittlich verderbten Jüngsten wollte er die älteste Tochter der Mama Tossi entgegenstellen, die früh verführte Jungfrau Paolina. Jene sind für die satirische Sittenschilderung, diese ist für die dramatische Handlung erschaffen.

Die Satire ist geistreich und geschmackvoll, doch mit feuilletonistischen, nicht mit dichterisch gestaltenden Mitteln durchgeführt: die Handlung erhält nur zum Schluß einen originellen Zug, der in der Darstellung ziemlich verwischt wurde. Ein schüchterner, weichmüthiger und von deutscher Sentimentalität angekränkelter Mann wirbt um Paolinen, die in heißem Liebesſehnen sich ihm neigt. Dario Carocci will sein Mädchen, den befreundeten Warnern zum Trotz, aus der nicht ganz sauberen Familie herausheirathen und Paoline scheint nach hartem Kampf entschlossen, dem Geliebten ihren unverschuldeten Fehltritt zu verschweigen. Ein böser Zufall entreißt ihr, da die Vergangenheit in die hochzeitlichen Zurüstungen hineindrängen will, das entscheidende Geständniß und der Bräutigam trennt sich von ihr. Aber er kehrt zurück, das schöne Geschöpf als Geliebte an sein Leben zu fesseln. Das weigert ihm in berechtigtem Stolz das Mädchen, und da er sich zu gut hält, der „Gefallenen" seinen Namen zu geben, trennen sich ihre Wege für immer.

Karl Frenzel, von dem man es kaum erwarten durfte, hat dem edlen Carocci deutlich seine Meinung gesagt; der empfindliche Kritiker will nichts von jenen Pharisäern wissen, die „nicht darüber hinweg" können, und er legt das ihn ehrende Bekenntniß ab, echte Liebe müsse einen Fehltritt verzeihen, vergessen. Ich glaube aber, Herr Frenzel wendet sich an die unrechte Adresse, wenn er mit Praga schmält. Der junge italische Dramatiker wollte ganz gewiß nicht dem wehleidigen Liebesritter „Recht geben"; er sieht wohl auf der Seite der stolz ihr Elend tragenden Paolina. Aber er hatte nicht den Muth der „unsympathischen Charaktere" und darum wurde seine Absicht mißverstanden; stände Dario Carocci als ein ängstlicher Correctheitsmensch vor uns, man dürfte der Lösung des Conflictes einwandloses Lob gewähren. Wie die Charakteristik beider Hauptgestalten jetzt ist: blaß und unbestimmt, hat auch der Schluß den Grundfehler des ganzen Dramas zu tragen: er überredet nur, er überzeugt uns nicht. Nirgend aber ist eine zwingende Ueberzeugung so unentbehrlich wie vor einer tragischen Lösung; da fordern wir, sollen wir mitgehen, die aus den Charakteren entspringende Nothwendigkeit: So kam's, weil es so und nicht anders kommen mußte. Bei Praga konnte es auch ganz anders kommen.

Ein geringerer Fehler des Stückes wäre durch einen dramaturgisch erfahrenen Uebersetzer leicht auszutilgen gewesen. Wir sind nicht im Geheimniß Paoline's und das rächt sich im entscheidenden Augenblick der Entdeckung. Durch die erste Scene nur schreitet flüchtig der Verführer, den wir kaum beachten, und wenn wir später das Mädchen leiden sehen, gibt uns das trostlose Milieu, in dem sie zu leben gezwungen ist, hinreichende Erklärung ihrer Qual. Das dumpfe Gefühl der nahenden Gefahr aber müßte uns begleiten, vom Anbeginn bis zur Katastrophe. Hier hat der Verfasser und haben mit ihm alle an der Aufführung Betheiligten: Uebersetzer, Regisseur und Darsteller, gegen eine nie ungestraft verletzte Grundregel der Dramatik gefehlt: der Zuschauer muß — das ist keine zopfige Theaterconvention — im Geheimniß sein; eine Ueberrumpelung ist so wenig dramatisch wie ein brutales Ereigniß.

Marco Praga gilt in seiner Heimath neben und vor Gerolamo Rovetta als der Bahnbrecher des „Verismus" auf der Bühne. Uns erscheint er weit weniger beträchtlich. Nationale Besonderheit finden wir bei ihm so wenig wie bei Ferrari und Costetti; sie Alle streben französischen Mustern nach, und mag auch Praga durch Geist und anmuthigen Geschmack die uns früher Bekannten übertreffen, eine neue Note, eine kräftig sich in eigenen Lauten aussprechende Eigenart bringt er nicht mit und in dem Hauptpunkt zeigt er sich ganz wie ein Franzos vom neuesten Stil: er redet, dieser Künstler, er gestaltet nicht. Als Drama können die „Vergini" schwerlich bestehen, als Unterhaltungsstück feinerer Art sind sie uns sehr willkommen. Und der junge Verfasser, der vor dem Publikum des „Deutschen Theaters" so reizend ungelenke Verbeugungen vollführte, ist am Ende auch der Mann, eines besonders schönen Tages in eigenen Kleidern über die Alpen zu uns zu kommen. Dann aber: Bilde, Künstler, rede nicht!

Erheblich stärkere Anforderungen stellt an unser wortgläubiges Gemüth Richard Voß; er muthet uns zu, einen im Lapidarstil renommirenden Prahlhans für den Napoleon Bonaparte zu halten, der von Elba kommt und nach St. Helena geht. Die hundert Tage, an denen Grabbe den harten Schädel brach, haben es nun auch dem nervenschwachen Titanen Voß angethan; was er aber in diesen hundert Tagen geschehen läßt, das ist beinahe ebenso merkwürdig wie sein Napoleon selbst.

Der Brigadegeneral Bonaparte hat im Vorübergehen der ehelich unglücklichen Gräfin von Saint-Aubonne zu einem gesunden Knäblein verholfen. Die Dankbarkeit der edlen Frau für diese erotische Unterstützung kennt keine Grenzen, und als zwanzig Jahre später der inzwischen gekrönte und entkrönte Bonaparte von Elba aus in Frankreich landet, da wünscht die Gräfin, „ihr Herz möchte die erste Scholle sein, auf die er tritt, damit seinen ersten Schritt auf Frankreich's Boden kein Verräther belaure". Aber ihr Herz ist eben keine Scholle und der Verräther ist nicht fern: es ist ihr Sohn, der junge bourbonische Offizier Mario. Den hatte sie dem länger und unblutiger gekrönten Ehegemahl kalt lächelnd untergeschoben, eine Vorspiegelung falscher Thatsachen, deren Voraussetzung immerhin eine gewisse Vertraulichkeit der schlimm Gepaarten ist. Es ergibt sich nun folgende Opernsituation: Mario haßt den Tyrannen und will ihn, der den nichts Böses ahnenden Jüngling einst zeugte, für's Vaterland morden bei nächtlicher Weile. Aber die dankbare Muttergräfin wacht, Napoleon hypnotisirt den fanatischen Jungen und als begeisterter Bonapartist stirbt der bekehrte Lieutenant des legitimen Ludwig den sog. Heldentod, d. h., aus dem Vossischen in's Gemeinverständliche übersetzt: er wird als Deserteur und Verräther erschossen. „Es lebe der Kaiser!" ist sein letzter Ruf, da er Papa-Napoleon mit Mama am Fenster stehen sieht. Die Gräfin thut „einen gräßlichen Schrei, wankt, sinkt gegen die Wand" und bleibt — wenigstens im „Berliner Theater" — unbeachtet und für todt liegen. Man sagt, sie wollte sterben. Das Ganze heißt „Wehe den Besiegten!" und es gibt gute Leute, die es ernst nehmen und für die dankbare Gräfin ein Thränlein im Aeuglein zerdrücken.

Von schwerem Leiden ist Richard Voß jetzt zu unserer Freude genesen und nahe liegt der Wunsch, den Reconvalescenten mit Schonung zu behandeln. Ich schätze sein Talent, auch wo es im Drang nach Wahrheit jämmerlich geirret, viel zu hoch, um den Dichter mit solcher Krankenstubenkritik zu beleidigen. Was der schmerzlich leidende Richard Voß aus der napoleonischen Legende herausgeschlagen hat, wird der gesunde Poet selbst erschreckt verwerfen; abscheuliche Gefühlsfälschung und eine an die Offenbach'sche Operettenburleske erinnernde parodistische Färbung der Charaktere vereinen sich zu einem Dramenungethüm, das der Oeffentlichkeit besser verborgen geblieben wäre. Diesem Vossischen Napoleon ist selbst der fatalistische Bonaparte des Herrn Bleibtreu ganz außerordentlich überlegen. Voß wirthschaftet mit dem ältesten Hausrath der Romantik, mit untergeschobenen Kindern, Theater-Jesuiten und geheimen Thüren, mit Mondenschein, Glockengeläute und Abendroth, mit einer übelduftenden Frömmelei, die der widerwärtigen Gestalt der Gräfin zu Gesicht steht wie der Heiligenschein einer Cocotte. Er exponirt in einer ebenso unmöglichen wie überflüssigen Beichtscene: er erzählt uns, da die abenteuerliche Handlung ruhelos vorwärts drängt, weitschweifig die Geschichte der hundert Tage und die überhitzten Treibhausblüthen seiner Sprache müssen jeden geschmackvollen Hörer zu unwiderstehlicher Heiterkeit hinreißen. Ein Napoleon, der „nichts fürchtet, aber alles glaubt", der in die Verbannung geht, das Wort der Cameliendame auf den Lippen: „Ich kann viel gesündigt haben, aber ich wurde viel geliebt" — nein, wirklich: da hört jeder Ernst, jede Pietät für den ganz ungewöhnlich begabten Dichter auf. In dem unmenschlich empfindenden, servilen Tyrannenschmeichler, der selbst unseren Herrgott nicht aus dem Spaß läßt, lebt nicht das kleinste Theilchen von der glühenden Seele des Dahieldichters.

Ob die mächtigen Männer der That zu dramatischen Helden überhaupt taugen, nicht diese alte Frage braucht uns hier zu beschäftigen. Richard Voß, das liegt in seiner krankhaft phantastischen Natur, wird nie Einen aus ihrer Reihe gestalten können. Mit Schrecken sieht man, wie er sich einen „großen Mann" denkt: als ein bramarbasirender miles gloriosus steht sein Napoleon vor uns, und wie oft auch die Sonne von Austerlitz auf- und untergeht, wie oft auch der Degen von Marengo gezückt und der Stern des Korsen angezündet wird in den Soffiten: daß dieser kleine, grimassirende Komödiant der große Napoleon sein soll, der die Welt bewegte, das glaubt dem im überheizten Zimmer mühselig „dichtenden" Verfasser kein moderner Mensch. Jedes zur Skepsis geneigte Publikum müßte die geschmacklose Historienkleckserei auslachen, die freilich nicht nur schlechtweg komisch, die in ihrer verfälschten Empfindsamkeit vielmehr widerwärtig und verderblich wirkt. Im letzten Act wird der angebliche Napoleon auch noch wahnsinnig: „stundenlang redet er mit sich selbst — immer nur von sich selbst"; bevor er verrückt wurde und auch nach der schmerzlosen Heilung betrieb er dasselbe Geschäft mit ganz demselben Eifer. Was dieser Napoleon vor unseren Augen thut, ist ohne einen kleinen Geschichtskatalog völlig unverständlich, und was er spricht, ist blöde Renommisterei. Darum noch einmal: Auch die Erziehung des Publikums zur Ungläubigkeit ist heute eine dringende Aufgabe der Kritik.

Nach Verdienst wurde Marco Praga von der Schauspielkunst besser unterstützt als Richard Voß. Das „Deutsche Theater" hat an weit bessere Aufführungen uns gewöhnt und mit Unzulänglichkeiten vom Schlage des süßen Herrn Barthel und der bitteren Frau Carlsen wird es auf die Dauer sich nicht einrichten können. Aber auch mit solcher Ersatzreserve zweiter

Digitized by Google

Klasse kann Herr L'Arronge noch den Director Barnay siegreich aus dem Felde schlagen. Im „Berliner Theater" fiel nur der junge Herr Stockhausen durch frische Natürlichkeit und durch einen in dieser Umgebung doppelt angenehmen Mangel an Routine auf. Fräulein Butze ist eine kluge und sichere Schauspielerin. Für die überspannte Colportageromangräfin hat sie weder die äußeren Mittel noch die lodernde Leidenschaftlichkeit; ihr auf vernünftig lächelnde Behäbigkeit gestelltes Naturell empört sich gegen diese Bombastik. Den Napoleon spielte ein neuer Mann, Herr Suske, der sich in Petersburg und in den Theatergeschäftsblättern eines ungemein stattlichen Ruhmes erfreuen darf. Ein nüchterner Routinier, der den äußerlich und innerlich ungleich besseren Napoleonspieler Herrn Kober längst nicht aufwiegt und neben Mitterwurzer keine Stelle finden sollte.

Die feinsinnige Direction des „Berliner Theaters" gibt jetzt zu Vossens Wehetragödie noch des Herrn von Moser einactigen Hector. Dieser Hector ist ein bellendes Hündchen, das von dem homerischen Helden nur den Namen leiht und insofern mag es als Satirspiel nach der napoleonischen Morithat wohl am Platze sein. M. II.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Hermann Conradi.

Sehr geehrter Herr!

In No. 5 der Gegenwart befindet sich ein Artikel von Theodor v. Sosnosky. Conradi ist todt. Ich bitte Sie daher, diesen wenigen Zeilen einen Platz zu gönnen, nicht aus Pietät gegen einen Verstorbenen, sondern einfach der Gerechtigkeit zu Liebe, die der Dichter selbst nicht mehr in Anspruch nehmen kann. In dem Artikel wird nämlich der Prosaiker Conradi verurtheilt und dessen lyrische Thätigkeit ganz übergangen. Kennt der Kritiker nicht das Buch „Lieder eines Sünders"? Sind ihm nicht einzelne dieser Gedichte bekannt, die den Schmerz des ringenden Dichtergemüthes plastischer zur Schau tragen, als ganze Seiten seiner verfehlte Bilder zeichnenden Prosa? Und da das Buch denn gerade vor mir liegt, so sei es mir gestattet, auch zu citiren, da ja Herr v. Sosnosky auch zu diesem Mittel gegriffen hat, um zu beweisen, was er sagte.

„Ich stand auf sturmbestrichnem, granitnem Bergeshaupt,
Umbrüllt vom Eisorkane, von stechendem Schnee umstaubt —
Tief unter mir, umschlungen vom Nebelgewande der Nacht,
Lag Wahn und Menschenschicksal, lag Elend und Kronenpracht ...
Die Sklavenkette klirrte — ihr schneidender Ton verklang;
Die Schellenkappe tönte — ihr lockend Geläut versank —
Von bleichen Märtyrerlippen verwehte der letzte Schwur —
Im Schweigen der Bergeswüste verstummt die Creatur ...
Die einst mit flammenden Schwertern über den Erdball gebraust,
Die Babel-Dome gefestet mit blut'ger Despotenfaust —
Die ihre Cäsarenspuren mit ehernem Meißel gehaun,
Hier an den Felsenbrüsten zerfällt das irdische Graun" etc.

Wer Augen hat zu lesen, weniger mit körperlichen Augen als mit den seiner veranlagten Gemüthsaugen, der wird in diesem Buche Gedichte finden, die zu besten Erzeugnissen der jüngstdeutschen Literatur gehören. In Conradi lag ein großes Können, das leider unterdrückt und verkrüppelt wurde durch ein noch größeres Wollen. Das ist meine Meinung von dem früh geschiedenen Dichter, der ein fertiges Bild seiner selbst — und das muß immer bedacht werden — nicht hinterlassen hat. Er sagt es ja selbst:

„Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch uns're Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen ...
Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz ...
Die Blüthen sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen ...
Nur Wen'ge weinen ... Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen."

Die Nußbaumnovelle, welche nach Conradi's Tode veröffentlicht wurde, verdankte ihre Veröffentlichung sicher nur einem Act der Pietät. Daß sie verfehlt und literarisch beinahe werthlos ist, wird Niemand bestreiten. Die eruptive Natur Conradi's hat seine Produktionskraft frühzeitig untergraben, nur in seinen Gedichten finden sich die herrlichen, ausgereiften Sachen.

Und nun, sehr geehrter Herr, sage ich Ihnen meinen warmen Dank für die Aufnahme dieser Zeilen. Die literarische „Noblesse" verlangt, daß man den Todten gerecht wird, wenn man auch verschiedener Meinung über Talent und Nichttalent sein mag.

Mit vorzüglicher Hochachtung
A. v. Sommerfeld.

Notizen.

Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart hat eine prachtvolle Jubiläumsausgabe der Gedichte von Franz Grillparzer zum 100. Geburtstage des größten Dichters von Oesterreich herausgegeben. Das feine, starke Papier, der zweifarbige Druck, der reiche Einband, das wunderschöne Bildniß des jungen Dichters der „Ahnfrau" nach dem Gemälde Daffinger's, das, irren wir nicht, neben dem einzigen Lenau'schen Originalbild in L. A. Frankl's Studirstube in Wien hängt — das Alles macht dies Buch zu einem Festgeschenk, dessen ausgesuchtes Kleid zum poetischen Inhalt paßt. Die Zeitgedichte sind zum Theil veraltet und spezifisch österreichisch, aber unter den Liedern finden sich Perlen, die erst mit der deutschen Sprache vergehen werden, wie: Decemberlied, Ewige Nacht, Am Hügel ꝛc. Ebenso groß steht Grillparzer als Epigrammatiker da; seine Xenien, die oft boshaft und schelmisch, oft in ihrem Hohn geradezu mörderisch und immer geistvoll und scharf geschliffen sind, stellen ihn neben Schiller, Goethe, Haug, Bauernfeld in die erste Reihe unserer Epigrammatiker. Sie bilden das lustige Satirspiel zum gewaltigen Vollklang seiner lyrischen Gelegenheitspoesie.

Johannes Wedde. Gedenkblätter von seiner Schwester Theodora Wedde. (Hamburg, Grüning.) — Es war ein origineller Denker, ein vielseitiger Gelehrter, ein begabter Dichter, ein überzeugungstreuer Volksmann, der, ein Opfer der Influenza, im Januar 1890 von vieltausend Leidtragenden in Hamburg zur letzten Ruhestätte geleitet wurde, und auch aus dieser warmherzigen Lebensbeschreibung gewinnen wir einen guten Eindruck von seiner menschlichen und literarischen Bedeutung. Die geistvollen, edelsinnigen Fragmente aus seinen Briefen, die ansprechenden lyrischen Proben muthen uns immer sympathisch an, und der prosaische Nachtrag zeigt uns den guten Feuilletonisten und in allen Sätteln gerechten Redacteur der „Bürgerzeitung" und der unterdrückten „Hamburger Rundschau". Mit wachsendem Antheil wird man die prächtige Studie über Hamburg, die Lüneburger Haide lesen, von größtem Interesse ist aber die längere Darstellung über Bismarck's Sachsenwald und Friedrichsruh, worin feuilletonistische Schilderung sich angenehm mit archivalischer Forschung und prächtiger Charakterzeichnung verbinden. Hoffentlich ist die allgemeine Betheiligung an der Subscription auf die von Wedde's Freund und Verleger Hermann Grüning geplante Sammelausgabe seiner Werke eine recht allgemeine und rege, um dieses schönste Denkmal des Dichters, Philosophen, Dramaturgen, Historikers und „Theophilus" Uebersetzers zu ermöglichen.

Die Moral der Jesuiten. Dargestellt von einem frommen Katholiken. (Blaise Pascal.) In's Deutsche übertragen von J. G. Dreydorff. (Leipzig, H. Haessel.) — Der französische Mathematiker und Philosoph, der Verfasser der „Provinciales" und klassische Schriftsteller der Franzosen, hat in seinen Briefen über die Religion auch die gemeingefährliche Moral der Jesuiten ausführlich in seinem halb pathetischen, halb ironischen Ton behandelt, und da er ein allgemein als frommer Katholik von Katholiken und Protestanten anerkannter Gewährsmann ist, so hat seine Darstellung ein um so stärkeres Gewicht. Der Verfasser dieser trefflichen Uebersetzung, von dem wir eine gute Biographie Pascal's besitzen, schreibt: „Die Wahrscheinlichkeit, daß wir diese Herren, deren Aufgabe es ist, Alles, was protestantisch heißt, zu bekämpfen, bald unter uns haben werden, ist groß, und so ist es von Interesse zu erfahren, was wir an ihnen haben werden. Heute, da sie noch vom deutschen Boden ausgeschlossen sind, läßt es sich ohne Gefahr sagen; morgen möchte man vielleicht schon mit der bloßen Verbreitung ihrer Photographie unter das Strafgesetz fallen."

Am 21. September waren es dreißig Jahre, seit der wunderliche Frankfurter Weltweise mit dem Ibsenkopf die kleinen leuchtenden Augen schloß und mit diesem Tag erlosch das literarische Eigenthümerrecht seines Verlegers Brockhaus. Die frei gewordenen Werke werden nun zunächst in einer Ausgabe von Eduard Grisebach in der Universalbibliothek, sowie in anderen Volksbüchereien erscheinen. Eine überaus schöne und billige Ausgabe von Schopenhauer's Werken ist soeben in zwei stattlichen Bänden bei Gustav Fock in Leipzig erschienen. Es ist eine populäre Ausgabe, die sich mehr an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet, als an die Fachphilosophen, weshalb nur die grundlegenden Hauptwerke mit Uebergehung der minder wichtigen rein polemischen und historisch-kritischen Schriften aufgenommen und biographische und erklärende Einleitungen und Anmerkungen beigegeben sind, und zwar aus der Feder von Moritz Brasch, der sich durch seine „Philosophie der Gegenwart" einen Namen gemacht hat. Die gediegene Volksausgabe sei allen Gebildeten bestens empfohlen. Gleichzeitig macht F. A. Brockhaus in Leipzig seine sechsbändige Prachtausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken (herausgegeben von Jul. Frauenstädt) durch das stattliche Hülfsbuch: Schopenhauer-Register von W. L. Hertslet noch werthvoller. Des großen Philosophen Werke, Nachlaß und Briefe finden sich hier fleißig und übersichtlich nach Gegenständen, Personen, Begriffen, Citaten, Vergleichen ꝛc. registrirt, so daß sich die gewünschten Stellen leicht auffinden lassen. Der Bearbeiter ist der Verfasser des bekannten Citatenbuches: Der Treppenwitz der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag von **J. H. W. Dietz** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Aug. Bebel:

Die Frau

und der

Sozialismus

Neunte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis broch. M. 2.—, geb. M. 2.50.

Die früheren Auflagen dieses Buches sind unter dem Titel: **„Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"** erschienen und zwar des Sozialistengesetzes wegen in der Schweiz.

Der Verfasser tritt nunmehr mit der vollständig umgearbeiteten, von dem Verbote durch das Sozialistengesetz befreiten Schrift vor das deutsche Publikum.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zu beziehen. Bei direktem Bezug durch den Verlag ist das Porto mit 20 Pf. beizufügen.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Johannes Wedde

Biographie nebst Auszügen aus dessen Briefen, Dichtungen u. Prosaschriften.

196 S. 8° m. 2 Lichtdruckbildern in sauberster Ausführg. geh. 1 ℳ 40 ₰, eleg. geb. 1 ℳ 80 ₰, Liebhaberband 2 ℳ 70 ₰.

Ein Buch von reichstem, wertvollstem Inhalt, fesselnd vom Anfang bis zum Ende. — **Fürst Bismarck** schrieb dem Verleger unterm 9./1. 91 u. A.: „Die Biographie Weddes, welche Sie die Freundlichkeit hatten, mir zu übersenden, habe ich gelesen und die Schilderung des Sachsenwaldes, welche auch für mich manches Neue enthält, hat mein besonderes Interesse erweckt. Zwar ist die Erzählung des „alten Brandt" in der gegebenen Form nicht ganz richtig."

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Die hieroglyphischen Schriftzeichen der Aegypter

von **Georg Ebers.**

55 S. gr. 8°. Titel und Umschlag mit fünffarbiger Einfassung. Titel doppelseitig mit bunten Hieroglyphen. Der Text mit dreifarbiger Einfassung, mehrfarbigen Kopfleisten und bunten Initialen.

Geh. 2 ℳ 50 ₰. In verziertem Pappband 3 ℳ.

Der Meister der deutschen Aegyptiologie hat auf unsere Bitte eine kurze Geschichte der Bilderschrift der Aegypter und ihrer Entzifferung niedergeschrieben, welche nebst der knapp gezeichneten Skizze der Grundelemente, aus denen sich das hieroglyphische Schriftsystem zusammensetzt, weiteren Kreisen willkommen sein und das Verständnis für die Gruppirung der Zeichen eröffnen wird. Den Schluss der vornehm ausgestatteten Schrift bildet ein Verzeichnis der nach dem Inhalte in Gruppen geordneten Hieroglyphen.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Im Verlage der **Baedeker**schen Buch- und Kunsthandlung in Elberfeld erschien:

Der Modedichter.

Litterarische Humoreske von Julius Litten.

Gustav Freytag schreibt: Die Gesinnung, welche den Modedichter veranlaßte, ist vortrefflich, die Tendenz löblich. Sie haben Aussicht, Empfänglichkeit und entgegenkommende Stimmung in weiten Kreisen zu finden. In jedem Fall dürfen Sie sich zuschreiben, mit guter Laune und guter Beobachtung Gemeinschädliches angegriffen zu haben, und das zu finden, war auch mir eine Freude.

Woldemar Kaden äußert sich kurz und bündig: „Der Modedichter ist famos."

Felix Dahn erklärt, daß er den Modedichter mit lebhaftem Wohlgefallen gelesen habe.

Arthur Filger hat durch Annahme der Widmung und in directer Zuschrift sein Einverständnis mit der Tendenz zu erkennen gegeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Gesammelte Gedichte

von

Alfred Berger.

Oktav. 146 Seiten. Preis geheftet M. 3.— In geschmackv. Einband M. 3.60.

Eine liebenswürdige Individualität spricht sich in dieser neuen Gedichtsammlung aus; der musikalische Wohllaut des Verses und der sinnige Gehalt echt lyrischer Stimmung sichern dem Buche die Teilnahme aller Kreise, in welchen dichterisches Empfinden zu Hause ist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Goethe, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 1889, 10 Bde., hochelegant in Leinen mit Schatulle statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 17 Mark **nur 9 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Erinnerungen an Italien

in Briefen an die künftige Geliebte

von **Karl von Hase.**

II, 272 S. Mit dem Bildnis von Pauline Härtel. Geh. 4 ℳ; fein geb. (Halbfranz) 5 ℳ 50 ₰.

Die „Ideale und Irrthümer" haben eine willkommene Ergänzung erfahren in der erstmaligen Veröffentlichung der „Briefe an die künftige Geliebte". Bisher als Familienschatz gehütet, werden auch diese „Erinnerungen an Italien" mit ihrer Fülle frischer Beobachtungen und geistvoller Betrachtungen den Verehrern Hase's willkommen sein. Ein Jugendbild der mit diesen Briefen errungenen Braut ist dem Bande beigegeben.

Im Verlage von **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Zur Kritik

des

Preußischen Eisenbahnwesens.

Preis 50 Pfennige.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das

Mysterium Magnum

des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 ℳ.

Inhalt: Einleitung. — Die religiöse Lösung des Daseinsproblems und deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit. — Die philosophischen Lösungsversuche. — Erkenntniß des Absoluten und absolute Erkenntniß. — Die göttliche Persönlichkeit. — Zur Theodicee.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen:

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman

von Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 14. Februar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

KÖNIGL. PREUSS. STAATS-BIBLIOTHEK BERLIN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ueber die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit. Von Judex curiae. — **Literatur und Kunst**: Heinrich von Eicken. — Zur Geschichte der deutschen Verfassungsfrage. Von Georg Winter. — Kunstgeschichtliche Veröffentlichungen. Von Cornelius Gurlitt. — Das Beethoven-Museum in Bonn. Von Josef Schrattenholz. — **Feuilleton**: Gedanken eines Hagestolzen. Von Hans Laup. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt**: Der Reclamewagen. Von Apostata. — Aus den Kunstsalons. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Ueber die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit.

Je umfangreicher und tiefer die Forschungen der Naturwissenschaften und der Psychologie geworden sind, desto zweifelhafter erscheint es uns in der Gegenwart, ob und wie weit der ethische Begriff der Willensfreiheit ihnen gegenüber noch Bestand hat. Wenn man die Anschauungen und Ausführungen des freilich damals noch sehr jungen Schiller, die er in seiner 1780 gedruckten Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen niedergelegt und „in höchster Gegenwart Sr. herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigt hat," mit den Ergebnissen der Untersuchungen und Studien Darwin's und des Professors A. Mosso in Turin*) vergleicht, so ist im Lauf des Jahrhunderts unsere Erkenntniß über jenen Zusammenhang von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen und gestiegen, im gleichen Verhältniß aber der Werth des freien Willens im Menschen nicht blos in den Augen jener Philosophen, sondern auch in vielen Kreisen des gebildeten Publikums gesunken. Man nennt Mosso einen Gegner Darwin's, aber nicht deshalb, weil er ihn zu Gunsten unseres Willensvermögens zu widerlegen, sondern weil er, in der Herabsetzung unserer Willensfreiheit noch viel weiter gehend, den Beweis zu erbringen versucht, die Erscheinungen unseres Gemüthslebens als unbewußte, vom Willen unabhängige Thätigkeiten des Gehirns und der Blutbewegung darzustellen, ein Beweis, der an Schärfe und an positiven, auf Erfahrungen, Forschungen, Versuchen und Beobachtungen verschiedenster Richtungen beruhenden Thatsachen für die Laien auf diesen Gebieten der Wissenschaft, zu denen auch wir Juristen uns zählen müssen, kaum etwas zu wünschen übrig läßt. So oft wir in Fällen, wo die Zurechnungsfähigkeit eines Angeklagten in Frage ist, eine Verurtheilung aussprechen, müßte uns das Gewissen schlagen und bei der Unterschrift des Urtheils die Hand zittern, wenn wir nicht jenen Theorien gegenüber doch tagtäglich an uns selbst und an Anderen und ebenso aus einer Unzahl geschichtlicher Beispiele die Wahrnehmung machen könnten, daß es eben doch kein so leerer Wahn mit unserer Willenskraft sei, und wenn wir nicht, unsere eigene Irrthumsgefahr anerkennend, auch angesichts jener Forschungen an das „Es irrt der Mensch, so lang er strebt" glauben müßten. Vor Jahrzehnten gab es nach „feststehender" Ansicht der psychiatrischen Aerzte Monomanien. Pyromanie und Kleptomanie, besonders bei jugendlichen Verbrechern, galten als ausgemachte Geisteskrankheiten im System der Geistespathologie, aber unter dem 8. Oct. 1851 erstattete die wissenschaftliche Deputation für Medizinalangelegenheiten in Berlin an das preußische Staatsministerium Bericht, worin sie sagt, daß sie zwar bisher, insbesondere laut ihres Berichtes vom 28. August 1824 die sogenannte Pyromanie als eine Form krankhafter Geistesstörung angenommen hätte. Das Justizministerium hatte daraufhin das Königl. Kammergericht instruirt, dafür zu sorgen, daß bei allen Untersuchungen gegen jugendliche Verbrecher wegen Brandstiftung auf diese medizinische Feststellung von den Gerichten Rücksicht genommen werde. Man hatte daher seitens der Aerzte und der Richter sich der Theorie angeschlossen und vielfach praktischen Gebrauch davon gemacht — vielleicht zu viel. Denn man hielt es für nöthig, die Lehre einer Revision zu unterwerfen. Diese aber ergab als Resultat, welches ebenfalls in jenem Bericht vom 8. Oct. 1851 ausgesprochen wurde, daß die Lehre unhaltbar sei, dennoch halte man sie bei den Gerichten noch aufrecht. Man müsse deshalb beantragen, die damalige Instruction zurückzunehmen. Das geschah unter dem 30. November 1851, indem ausgesprochen wurde, es sei künftig nicht mehr nöthig, bei jeder Untersuchung wegen Brandstiftung das Gutachten von Sachverständigen einzuholen: dies bleibe vielmehr den Gerichten zur Erwägung in jedem einzelnen Falle überlassen. Solche Beispiele der Unsicherheit und des Schwankens in den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiet der Geisteskrankheiten und der Lehre von der Abhängigkeit des Willens von der Beeinflussung, die sie seitens körperlicher Erscheinungen und seelischer, mit diesen zusammenhängender Affecte erleiden soll, ließen sich noch eine große Anzahl aufführen.

So zeigen sich denn, so oft die Strafrechtspflege vor der Frage der Zurechnungsfähigkeit steht, die Schwierigkeiten in Auffassung und Anwendung der betreffenden Bestimmungen der Strafgesetze sowohl für den Richter bei der Fragestellung an die Aerzte, als auch für diese bei der Beantwortung der gestellten Fragen. Erst in der neuesten Zeit hat sich in den „Grenzboten", Nr. 47 v. J., die Stimme eines psychiatrischen Arztes erhoben, welcher diesen Schwierigkeiten nach einer bestimmten Richtung hin, nämlich in Bezug auf die geistigen sogenannten Defectzustände und auf die „Schwachsinnigen" Ausdruck gibt. Der Schwachsinnige leidet an dem Fehlen des normalen Geistesvermögens, mag es ihm von Geburt an nicht verliehen gewesen oder später abhanden gekommen sein, und bei der Schwierigkeit, den Grad und das Maß dieses Fehlers festzustellen, tritt sofort auch die Schwierigkeit in der Beantwortung der Hauptfrage auf: ob und in wie weit dieses im einzelnen Fall vorhandene Fehlen, der Defect, „eine »krank-

*) A. Mosso „Die Furcht". Deutsch von W. Finger. Leipzig. Hirzel.

Digitized by Google

hafte« Störung der Geistesthätigkeit" genannt werden könne, welche „die freie Willensbestimmung ausschließe". Einen Menschen von geringem Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht können wir nicht krank nennen. Auch ein ausgebildeteres Unterscheidungsvermögen erkennt oft die Grenze nicht, wenn sie vom Wirrsal der Anschauungen und Tagesmeinungen verwischt wird. Gleiches gilt von der „Erkenntniß der Strafbarkeit" einer Handlung, und es ist zweifellos, daß diese Erkenntniß bei den verschiedenen Thatbeständen der Gesetzesübertretungen hier eine leichtere, dort eine schwierigere ist. Daß man nicht stehlen darf, weiß auch der Dümmste. Daß man aber mit seiner eigenen gerichtlich gepfändeten Sache nicht eigenmächtig im Sinn des § 137 des St.-G.-B. umgehen darf, ohne sich eines strafbaren „Vergehens gegen die öffentliche Ordnung" schuldig zu machen, weiß und begreift er und auch mancher Klügere nicht und ist oft der Verständigung hierüber schwer zugänglich. Folglich erfordert die „Erkenntniß der Strafbarkeit" hier mehr, dort weniger Geisteskraft. Die zu dieser Erkenntniß erforderliche Einsicht ist ein wesentliches Moment der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit und nicht etwas von ihr Verschiedenes.

Für die Schwachsinnigen enthält das Strafgesetzbuch keine besonderen Bestimmungen. Sehen wir daher zu, wie die vorhandenen für sie zu verwerthen sind, nämlich die §§ 51, 56, 58.

Der § 51 nimmt eine strafbare Handlung als nicht vorhanden an, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande der Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welche seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. — Gehen wir auf unsere obigen Bemerkungen über die nach den neuesten Forschungen sich als zweifelhaft darstellende Willensfreiheit und über die Abhängigkeit unseres Willens von körperlichen Erscheinungen und Zuständen zurück, so müssen wir, die Richtigkeit der Ergebnisse dieser Forschungen vorausgesetzt, zu der Annahme gelangen, daß jene Unfreiheit und Gebundenheit unseres Willens der Menschheit überhaupt und mit nichten nur einzelnen Individuen eigen sind. Diese Unfreiheit und Abhängigkeit erscheint als die Regel. Krankheit und krankhafte Störungen sind aber nicht Regel, sondern Ausnahme. Sie können neben jener Regel erscheinen, und eben dann erst heben sie die Zurechnungsfähigkeit auf, sobald sie geeignet sind, die normale freie Willensbestimmung, also auch diejenige auszuschließen, welche noch übrig bleibt, wenn man die Ergebnisse jener Forschungen in Rechnung gestellt hat. Das Gesetz kann also recht wohl neben ihnen bestehen. Das Vorhandensein dieser Krankhaftigkeit festzustellen, und nur dies, ist Aufgabe der ärztlichen Begutachtung und Gegenstand der Frage, die ihr der Richter vorzulegen hat. Ob die krankhafte Störung im einzelnen Fall geeignet war, die freie Willensbestimmung auszuschließen, haben die Richter und bei Schwurgerichtsfällen die Richter der Thatfrage, die Geschworenen, zu beurtheilen, nicht die Aerzte, denn diese Frage hängt von den Umständen des einzelnen Falles ab, welche zu prüfen keineswegs zur Zuständigkeit der Begutachtung der Sachverständigen gehört, und nicht jede krankhafte Störung der Geistesthätigkeit schließt an sich schon die freie Willensbestimmung in jedem Falle aus. Handelt es sich also um Schwachsinnige, so hat der Arzt nur festzustellen, ob der Schwachsinn auf krankhafter Störung der Geistesthätigkeit beruht, und es kann ihm gleichgültig sein, ob er es mit einem Schwachsinn höheren oder geringeren Grades zu thun hat. Auf diese Unterscheidung legt die oben erwähnte ärztliche Stimme in den „Grenzboten" ein großes Gewicht und sie ist der Angelpunkt der ganzen Ausführung. Beruht wirklich der Schwachsinn, sei es höheren, sei es geringeren Grades, auf krankhafter Störung der Geistesthätigkeit, so hat der Richter auch hier zu ermessen, ob im einzelnen Fall durch sie die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. —

Wichtiger für die Frage der Zurechnungsfähigkeit der Schwachsinnigen dürften aber die Bestimmungen der §§ 56, 58 sein. Nachdem nämlich im § 55 gesagt worden war, daß, wer bei Begehung einer Handlung das zwölfte Lebensjahr nicht vollendet habe, wegen derselben nicht strafrechtlich verfolgt werden könne, geht das Gesetz auf die nächste Entwickelungsperiode des Menschen über: auf die Zeit vom 12. bis 18. Lebensjahr. Hat das Gesetz dort nicht nur die Bestrafung, sondern auch die strafrechtliche Verfolgbarkeit einer gewissen Handlung, also jede Untersuchung, ausgeschlossen, weil dem Kind unter 12 Jahren auch die Eindrücke eines gerichtlichen Verfahrens erspart bleiben sollen, so bestimmt es im § 56 für die Lebensperiode bis zum 18. Jahr, daß ein Angeschuldigter, der in dieser Zeit eine strafbare Handlung begangen habe, freizusprechen sei — also hier nach vorhergegangenem Verfahren — wenn er bei Begehung der Handlung die zur Erkenntniß ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht nicht besessen habe. Da in dieser Periode sich regelmäßig die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit entwickelt, aber diese Entwickelung eine individuell verschiedene ist, so soll in jedem einzelnen Fall der Grad dieser Entwickelung, ganz abgesehen von krankhaften Zuständen, geprüft und das Vorhandensein oder das Fehlen jener Erkenntniß festgestellt werden. Dies ist Sache des Richters; des Arztes nur insoweit, als krankhafte Erscheinungen concurriren. Der Schwachsinnige unter 18 Jahren wird also ebenfalls nach diesen Vorschriften behandelt und man braucht nicht zu untersuchen, ob ein Schwachsinn höheren oder niederen Grades vorliegt, wenn nur feststeht, ob das Vorhandensein oder das Fehlen jener Erkenntniß im einzelnen Fall angenommen werden muß. Es kann daher, wie wir schon oben andeuteten, recht wohl ein Angeschuldigter in Betreff einer strafbaren That für zurechnungsfähig, in Betreff einer anderen für zurechnungsunfähig gehalten, ja es wird sogar in Betreff ein und derselben That zwar angenommen werden können, daß ein Angeschuldigter die zur Erkenntniß der Strafbarkeit überhaupt erforderliche Einsicht besitze, nicht aber die vom Gesetz etwa an ein die That besonders qualificirendes Moment geknüpfte erhöhte Strafbarkeit zu erkennen und einzusehen vermocht habe. — Auch der mehr als Achtzehnjährige kann in seiner geistigen Entwickelung so zurückgeblieben sein, daß ihm jene Einsicht abgeht. Aber daraus, daß das Gesetz dieser Fälle nicht gedacht hat, schließen zu wollen, daß bei ihrer Behandlung immer eine Verurtheilung erfolgen und Zurechnungsfähigkeit angenommen werden müsse, würde verfehlt sein. Für diese Fälle ist nur die Feststellung über das Vorhandensein jener Einsicht nicht ein für allemal angeordnet; das schließt aber die Verpflichtung des Richters nicht aus, immer, wo jene Einsicht fraglich erscheint und bei der Untersuchung Symptome des Mangels derselben sich zeigen, die Frage nach der vorhandenen Einsicht auf das Sorgfältigste zu prüfen, auch, wenn es der einzelne Fall erheischt, ärztliche Gutachten darüber einzuholen, ob etwa die zurückgebliebene Entwickelung auf krankhaften Störungen beruht. Denn jede Verurtheilung setzt voraus, daß feststehe, ob der Mensch sich frei zu bestimmen vermochte, ob er eines bestimmten Wollens, im engen und strengen Sinne des Wortes fähig und des strafbaren Charakters seiner That sich bewußt war. Wir haben in der neuesten Zeit bei der Verhandlung des Prozesse Geffken gesehen, wie viel Gewicht auf dieses Sichbewußtsein gelegt worden ist und gelegt werden muß. Hieraus folgt, daß auch mehr als achtzehnjährige Schwachsinnige, sobald ihr Schwachsinn bei der Untersuchung erkennbar wird, oder nur Symptome desselben sich zeigen, nicht ohne Weiteres der Verurtheilung unterliegen und daß es nicht der Feststellung, am wenigsten seitens des Arztes, bedarf, ob sie zu den Schwachsinnigen höheren oder niederen Grades zu zählen und in eine dieser Kategorien einzureihen seien. Eine ganz andere Frage ist, in welchem Maße ihm die That in Rücksicht auf seinen Defectzustand angerechnet werden darf, wenn er überhaupt zurechnungsfähig ist, und hier läßt das Gesetz durch den weiten Raum des niedrigsten und höchsten Strafmaßes, den es dem Richter gibt, und durch die Zulassung „mildernder Umstände", wenn auch nicht in allen, aber doch in allen Verbrechens- und in vielen Vergehensfällen, ausreichende Garantien dafür erkennen, daß bei seiner weisen Handhabung ein Mißverhältniß zwischen Strafe und Schuld auch für den Schwachsinnigen

Digitized by Google

niederen Grades nicht zu befürchten ist. Wo anderwärts, z. B. in Frankreich, die Zulassung mildernder Umstände allgemein für jedes Delict statuirt ist, hat dies seinen Grund in der geringen Freiheit des Richters bei der Strafzumessung, d. h. in dem engeren Raum, den die Gesetze zwischen dem höchsten und niedrigsten Strafsatz freilassen.

Das Strafgesetzbuch hat für mehr als Achtzehnjährige in § 58 nur noch für eine Klasse von Defectzuständen ein für allemal die Untersuchung der Frage nach der Einsicht der Strafbarkeit angeordnet, nämlich für die Taubstummen, weil diesen erfahrungsmäßig die geistige, die intellectuelle, wie die sittliche Entwickelung erschwert und jedenfalls von ihnen viel später erreicht wird, als von normal veranlagten Menschen. „Wenn aber (cf. Hälschner, das gemeine Strafrecht I. S. 223) der die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit ausschließende Mangel an Einsicht seinen Grund keineswegs nur im jugendlichen Alter und in Taubstummheit haben kann und in allen Fällen, wo er erweislich vorhanden ist, die Freisprechung zur Folge haben muß (s. o.), so kann die gesetzliche Bestimmung in § 58 nur die Bedeutung haben, daß der Taubstumme nicht nur, was selbstverständlich ist, wegen solchen Mangels freigesprochen werden muß, sondern daß er in allen Fällen auch nur verurtheilt werden darf, wenn ausdrücklich festgestellt ist, daß er die erforderliche Einsicht besaß.

Genau so wie der Taubstumme ist auch der Schwachsinnige zu beurtheilen, nur daß für ihn, wenn er das 18. Lebensjahr vollendet hat, die Untersuchung seiner Einsichtsfähigkeit nicht ein für allemal, sondern nur in dem oben erwähnten einzelnen Falle zu geschehen hat, und wir erkennen auch hieraus, wie unnöthig es ist, eine Grenze zwischen Schwachsinn höheren oder niederen Grades aufsuchen zu wollen. Die Meinung, dies thun zu müssen, hat den Herrn Autor jenes Artikels in den „Grenzboten" auf einen Weg geführt, der für den Richter im einzelnen Fall sehr werthvolle Fingerzeige enthält, den wir aber als Prinzip, wie er dort aufgestellt ist, nach den hier gegebenen Erörterungen nicht anzuerkennen vermögen.

Dort wird nämlich die angestellte Untersuchung in folgende Sätze zusammengefaßt: 1. „Mit Rücksicht auf § 51 des deutschen Strafgesetzbuches ist es nöthig, zwischen Schwachsinnigen hohen und niederen Grades zu unterscheiden. Nur der Schwachsinn hohen Grades kann im Sinne des § 51 von Schuld befreien." Wie wenig uns jene Unterscheidung nöthig erscheint, haben wir schon dargethan. Willkürlich ist es aber, als Prinzip den Satz aufzustellen, daß nur der hochgradig Schwachsinnige unzurechnungsfähig sei. Es wird in dem mehrerwähnten Artikel der „Grenzboten" davon ausgegangen, daß im medizinischen Sinne unzweifelhaft auch der anerkannte Dummkopf zu den Schwachsinnigen gehöre, daß man aber, wenn man den Schwachsinn an sich als Zustand der krankhaften Störung der Geistesthätigkeit betrachtet, doch nicht jeden Dummen bei Verbrechen straflos ausgehen lassen könne. Ob wirklich der Schwachsinn an sich für eine krankhafte Erscheinung gehalten wird, können wir aus dieser Wendung nicht erkennen. Sie genügt aber auch nicht zur Rechtfertigung jener prinzipiellen Unterscheidung, weil, wie wir ausgeführt haben, ein solches Prinzip hier nicht am Platze, sondern im einzelnen Falle vom Arzt die Frage zu erledigen ist, ob eine krankhafte Störung der Geistesthätigkeit vorliege? und vom Richter: ob in diesem concreten Fall diese Störung die freie Willensbestimmung ausgeschlossen habe, und — wenn keine krankhafte Störung vorliegt — ob die Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung angenommen werden müsse oder nicht? Es ist daher schon sehr oft vorgekommen, daß bei gewissen, nicht so leicht zu verstehenden Thatbeständen, wie z. B. Landesverrath oder dem oben erwähnten § 137, auch derjenige freigesprochen werden mußte, der zwar schwachsinnig, aber nicht geisteskrank, sondern nur ein anerkannter Dummkopf war, wenn er auch das 18. Lebensjahr überschritten hat. Die Freisprechung geschah nicht, weil er in die Kategorie der Dummköpfe gehörte, sondern weil ihm gerade für sein Delict die Einsicht in dessen Strafbarkeit fehlte. Wo er sie aber besitzt, wird er verurtheilt, obgleich er in jene Kategorie gehört.

Der andere jener zusammenfassenden Sätze lautet: „2. Schwachsinn hohen Grades werde jedesmal dann anzunehmen sein, wenn die gesetzliche Entmündigung nach § 27 des Allgemeinen preußischen Landrechts möglich sei." Das Landrecht sagt: „Blödsinnig ist derjenige, welcher unfähig ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen." Es wird dann weiter gesagt: „Richter und Sachverständige brauchen sich also nur die Frage vorzulegen, ob der Schwachsinn dem Blödsinn im Sinn des Gesetzes (d. h. doch wohl des Landrechts?) gleichkommt, um sich darüber klar zu werden, ob ein bestimmter, im Gesetz schon als solcher anerkannter höherer Grad desselben vorhanden ist, oder ob er unter dieser gesetzlichen Feststellung bleibt." Als wenn das so leicht wäre! Ob der Schwachsinn sich zum Blödsinn gesteigert hat, in welchem Fall er ja aufhört, nur Schwachsinn zu sein, mögen die Aerzte entscheiden. Die Richter werden aber darüber zu befinden haben, ob der Blödsinn bei der kritischen Handlung die freie Willensbestimmung ausgeschlossen hat; dies erkennen sie auf Grund des Gutachtens aus den näheren Umständen des Falles und aus der ganzen Persönlichkeit des Angeschuldigten. Gar mancher Blödsinnige weiß recht wohl, daß man nicht stehlen und einen Menschen nicht verwunden und gar tödten darf, und er versteht auch, daß diese Handlungen vom Gesetz mit Strafe bedroht sind. Wie dann der Richter die Strafe ermißt, ist eine andere Frage, die wir hier nicht zu behandeln haben. Das „Schuldig" wird aber hier nicht ausbleiben können, während es ausbleiben muß, wenn der Blödsinnige etwas gethan hat, dessen Strafbarkeit er nicht erkennen konnte, z. B. § 137.

Der letzte Satz lautet: „3. Die innere Berechtigung dieser Unterscheidung (höheren oder geringeren Grades des Schwachsinnes) beruht darauf, daß dem, der die Folgen seiner Handlung zu überlegen außer Stande ist, damit von selbst auch die zur Erkenntniß der Strafbarkeit einer Handlung erforderliche Einsicht abgesprochen werden muß. Letztere aber ist die allgemeine Vorbedingung jeder Verschuldung." Daß diese Behauptung als Princip sich nicht wird aufrecht halten lassen, lehrt die tägliche Lebenserfahrung und jede nur irgend scharfe Beobachtung der öffentlichen Gerichtsverhandlungen. Im einzelnen Fall aber kann sie dem Arzt und dem Richter zum Fingerzeig dienen, um die Wahrheit zu treffen.

Zu alledem kommt, daß das Hereinziehen civilrechtlicher Bestimmungen in strafrechtliche Fragen bis jetzt allseitig als unzulässig und unstatthaft erklärt worden ist und stets erklärt werden wird. Die Voraussetzungen gesetzlich zulässiger Entmündigung decken sich nicht mit denen der strafrechtlichen Unzurechnungsfähigkeit. Die Strafgesetze haben einen ethischen Charakter. Sie verlangen Beherrschung des Willens, auch des schwachen. Eine Voraussicht in die Folgen einer Handlung ist bei vielen Thatbeständen ganz unwesentlich und immer nur von Belang erst in zweiter oder dritter Linie. Die Folge des Diebstahls ist nicht immer, daß der Bestohlene einen Vermögensnachtheil erleidet, den er empfindet. Wenn ihm eine geringfügige Sache entwendet wird, deren Verlust er vielleicht gar nicht bemerkt, so hat der Diebstahl in dieser Richtung gar keine Folgen, auf deren Verständniß seitens des Angeschuldigten etwas ankommen könnte. Die That selbst, der Diebstahl, ist aber ein Unrecht, ein Verstoß gegen das Sittengesetz: deshalb ist sie strafbar, nicht wegen ihrer Folgen. Versteht man aber unter den „Folgen" die Strafe des Gesetzes, so steht man eben wieder am Anfang. Dann hat der Satz, der vermeintlich über alle Schwierigkeiten hinwegführen soll, nur den schon im Gesetz klar ausgesprochenen Sinn, daß zur Schuld die Einsicht in die Strafbarkeit der Handlung, die Einsicht des sittlichen Unrechts gehört. Begreift der Angeschuldigte diese Folge und diese Seite seiner Handlung nicht, so bedarf es keiner Untersuchung, ob er zu den hochgradigen oder geringgradigen Schwachsinnigen gehört. Der einzelne, an der Hand des Gesetzes zu beurtheilende Fall muß nach seiner Eigenart erkannt, kann aber nimmermehr nach den soeben unter 1, 2, 3 aufgestellten Prinzipien entschieden werden, und hierzu genügen die Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches in § 51, 56, 58 vollständig, wenn es den Aerzten und Richtern am

Digitized by Google

richtigen Blick, an sorgfältiger Untersuchung und an scharfer Beobachtungsgabe nicht gebricht.

Das Hereinziehen von Bestimmungen des bürgerlichen Rechts in unsere Frage wird übrigens in jenem Artikel noch besonders zu rechtfertigen versucht, und hierüber seien noch einige Bemerkungen gestattet.

Jedes Zeitalter, so führt er aus, nimmt sein besonderes Rechtsbewußtsein in Anspruch. Geht man demjenigen unserer Zeit auf den Grund, so erkennt man Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit als seine Grundlagen. An die Stelle von recht und unrecht tritt sozial und antisozial. In diesem Sinn fragt das Strafrecht: was darf nicht geschehen, damit die Gesellschaft und der Einzelne vor der Willkür gesellschaftlicher Elemente geschützt bleibe? Die Zurechnungsfähigkeit wird ein Zweckmäßigkeitsbegriff, der einerseits den Geisteszustand feststellt, der als Vorbedingung erachtet wird, um die Vortheile der Gesellschaft zu genießen, andererseits jenen Zustand, wo der Einzelne die Gebundenheit durch die Gesellschaft in Form der Strafe anerkennen muß. Wessen Geisteszustand derart ist, daß er bevormundet werden, also in der Freiheit seiner Handlungen beschränkt werden muß, der darf dem Strafrecht nicht verfallen, welches nur die freie Handlung treffen will. Der Begriff der Zurechnungsfähigkeit könnte ganz anders lauten, als in § 51, nämlich so: „Gehört der Mensch, der ein bestimmtes Verbrechen begangen hat, in die Gesellschaft oder nicht? Ist es nicht vielleicht nach dem Maße seiner geistigen Begabung sein gutes Recht, bestraft zu werden?(!) Als Schwachsinn hohen Grades muß also derjenige betrachtet werden, der nicht gesellschaftsfähig ist, als Schwachsinn niederen Grades derjenige, der noch innerhalb der Gesellschaft bestehen kann, und für die Gesellschaftsfähigkeit gibt es im bestehenden Recht bereits eine äußerst glücklich gefaßte und bewährte Regel, wenn sie auch bisher nur auf civilrechtlichem Gebiet Anwendung gefunden hat. Diese Regel ist eben der vorhin besprochene § 27 des Landrechts.

Vor Allem leidet diese Ausführung an dem Fehler der Generalisirung. Es gibt freilich strafrechtliche Bestimmungen innerhalb und außerhalb des Strafgesetzbuchs, welche lediglich sogenannter sozialer Natur sind, dem gesellschaftlichen Bedürfniß der Gegenwart entspringen und ihm mehr oder weniger entsprechen. Solche Gesetze sind die Kinder ihrer Zeit. Aber das Strafrecht im engeren und im ethischen Sinn hat es zu allen Zeiten mit dem Unterschied von gut und böse, von recht und unrecht zu thun gehabt, denn das Gute und Rechte war von jeher die Stütze und der Hort, das Böse und das Unrecht der Feind und Störer der menschlichen Gesellschaft. In dieser Rechtsanschauung gibt es keinen Wandel. Die Strafe des Bösen und des Unrechts hat also den Schutz des Guten und des Rechten zum Zweck und ist hierdurch ethischer Natur und keine Zweckmäßigkeitsmaßregel. Daß an die Stelle von recht und unrecht die Begriffe sozial und antisozial getreten seien, wird man nicht sagen dürfen. Richtig ist nur, daß in unserer Zeit dieses zu jenem hinzugetreten sei, ohne es auch nur einen Fuß breit zu verdrängen. Eben durch den Schutz des Guten und des Rechts wird die Gesellschaft und der Einzelne vor der Willkür gesellschaftlicher Elemente geschützt. Was hat aber diese Anschauung mit der Bevormundung zu thun? Die Idee der Vormundschaft liegt in erster Linie im Schutz des zu Bevormundenden selbst und nicht im Schutz der Gesellschaft. Dasselbe gilt von der Lehre über die Zurechnungsfähigkeit. Sie dient nur zum Schutz des Unzurechnungsfähigen. Die Gesellschaft hätte vielmehr ein Interesse daran, wenn auch die unzurechnungsfähigen Störer unschädlich gemacht würden, denn Störer bleiben sie immerhin, mögen sie zurechnungsfähig sein oder nicht. Es ist nicht zweckmäßig, sondern es ist menschlich und vernünftig, daß man zwischen Beiden unterscheidet. Die Zurechnungsfähigkeit ist also ein Vernunftbegriff und kein „Zweckmäßigkeitsbegriff", und es ist nur eine Folge, nicht aber der Zweck der Strafrechtspflege, daß die Gesellschaft aus ihrer vernünftigen Handhabung Nutzen zieht. Hieraus dürfte sich ergeben, daß wir die vorgeschlagene Fassung des § 51: „Gehört der Mensch, welcher ein Verbrechen begangen hat, in die Gesellschaft oder nicht?" soweit wir sie überhaupt verstehen, nicht gutheißen können. Der Jurist muß auf jene Frage antworten: der Mensch, der ein Verbrechen begeht, gehört nicht in die Gesellschaft, deshalb wird er eingesperrt oder hingerichtet. Aber der Fragsteller erwartet die Antwort: Wer nicht in die Gesellschaft gehört, ist für ein von ihm begangenes Verbrechen unzurechnungsfähig; in die Gesellschaft gehört nicht, wer „in der Freiheit seiner Handlung beschränkt", d. h. wer wegen höherer Schwachsinnigkeit entmündigt werden kann oder muß, folglich(!) ist der zu Entmündigende unzurechnungsfähig.

Wir haben vorhin schon angedeutet, daß es nicht so leicht ist, festzustellen, ob der Schwachsinn dem Blödsinn gleichkommt. Die Hauptsache ist, daß auch zur Entmündigung wegen Blödsinns ein Gutachten der Aerzte und ein hiervon doch nicht ohne Weiteres abhängiges Urtheil des Richters gehört. Ob beides für die civilrechtliche Entmündigungs- oder für die strafrechtliche Zurechnungsfrage gegeben und gefunden werden muß, ist dieselbe Arbeit und dieselbe Schwierigkeit. Mit obigem „Richter und Sachverständigen brauchen sich also nur die Frage vorzulegen" u. s. w. ist also nichts geholfen, um die Lücke im Strafgesetz unschädlich zu machen, die man mit Unrecht zu erkennen glaubt, ebenso wenig, wie mit der vorgeschlagenen Fassung des § 51.

Alle Wissenschaften umschließt ein heiliges Band, alle dienen der Erkenntniß der Wahrheit und sollen hierin sich gegenseitig unterstützen, und namentlich die Strafrechtswissenschaft ist auf die Unterstützung der Medizin und Psychiatrie stark angewiesen. Die sie bindende Kraft der Gutachten Sachverständiger, insonderheit der Aerzte, hat aber ihre Grenzen. An einem bestimmten Punkt hört das Bedürfniß der Unterstützung auf und wir haben diesen Punkt bezüglich unserer Frage schon im Lauf dieser Erörterung erwähnt. An dem ärztlichen Gutachten, daß ein Mensch im Zustand krankhafter Geistesstörung ein Delict begangen habe, kann der Richter nicht rütteln, wenn es auch mit seiner eigenen Ueberzeugung nicht zusammentrifft und er die ihm vom Arzt geleistete Unterstützung gering anschlagen muß. Gerade so verhält es sich mit wissenschaftlichen Ausführungen, wie die hier besprochenen, wenn sie, wie es uns scheint, die Functionen des Richters in Zurechnungsfragen verkennen und übersehen, daß selbst dem auf vorhandenen Schwachsinn höheren Grades lautenden Gutachten gegenüber er in der zweiten Frage, ob im gegebenen Falle dadurch die freie Willensbestimmung ausgeschlossen gewesen oder ob dem Angeschuldigten die Erkenntniß der Strafbarkeit seiner Handlung beizumessen sei oder nicht? weder an frühere Entscheidungen des Civilrichters, wie Schwachsinnigkeitserklärung im Entmündigungsverfahren, noch an das Gutachten vernommener Sachverständiger gebunden ist. Gerade bei der gewählten Fassung des § 51 hat man zugleich mit den Schlußworten desselben ausdrücken wollen, daß die Schlußfolgerung selbst, nach welcher die freie Willensbestimmung in Beziehung auf die Qualifikation der vorliegenden Handlung ausgeschlossen war, die Aufgabe des Richters ist. Die Prämissen dieser Schlußfolgerung liegen aber nicht nur im Kreis des Gutachtens, sondern des Gesammtergebnisses der Untersuchung.

Judex curiae.

Literatur und Kunst.

Heinrich von Eicken.

Die tückische Krankheit, deren mögliche Bekämpfung seit mehreren Monaten die civilisirte Welt in Spannung hält, hat am 21. November 1890 der deutschen Geschichtwissenschaft und Geschichtschreibung eine hervorragende Zierde entrissen. Der Königliche Staatsarchivar Heinrich von Eicken starb an jenem Tage zu Aurich in Ostfriesland, nach längerem Leiden, mitten aus weitgespannten wissenschaftlichen Arbeiten

Digitized by Google

hinweggenommen. In dem Grenzgebiet des rheinischen und niedersächsischen Volksthums, zu Ruhrort, am 4. September 1846 geboren, hat der Verstorbene in seinen geschichtlichen Darstellungen die glückliche Verbindung von lebhaftem Geist, idealem Schwung und gediegener Gründlichkeit gezeigt, wie sie dem niederrheinischen Typus entspricht, und seiner Behandlung streng wissenschaftlicher Stoffe den Stempel künstlerischer Gestaltung mitgetheilt.

Auf dem sog. „christlichen" Gymnasium zu Gütersloh ausgebildet, empfing Heinrich von Eicken auf dieser, wegen ihrer einseitigen Tendenz vielfach angefochtenen, Schule die eigenthümliche Richtung, welche nach dem Bruche mit dem Paradiese der positiven Ueberlieferung den religiösen Dualismus auf einer höheren Stufe der Erkenntniß überwindet und den melancholischen inneren Widerspruch eines geistig vertieften und skeptischen Gemüthslebens in schöpferischer Thätigkeit auf begrenztem Gebiet zu lösen sucht, eine Entwickelung, welche in dem späteren Lebenswerke von Eicken's ihre wissenschaftliche Bekenntnißschrift gefunden hat.

Nachdem von Eicken in Erlangen, Heidelberg, Berlin und Leipzig juristischen und historischen Studien obgelegen, als Student den Feldzug in Frankreich mitgemacht hatte, promovirte er 1873 in Zürich. Seine Dissertation „König Alarich und die Westgothen" behandelte eine bis dahin noch völlig unaufgeschlossene Frage der germanischen Völkerwanderung. Er trat dann 1875 in die preußische Archivverwaltung ein und war nach einander bei den Königlichen Staatsarchiven in Coblenz, Düsseldorf und Hannover beschäftigt, bis er im Jahre 1886 Staatsarchivar und Vorstand des Archivs zu Aurich wurde.

Die Geschichte des Niederrheins verdankt ihm mehrere Specialuntersuchungen, so eine Arbeit über die Stadt Ruhrort, das Rittergut Tervoort bei Mörs und Anderes. Höchst lebendige und interessante Abhandlungen betreffen „die Reichsarmee im siebenjährigen Kriege" und „die Legende von der Erwartung des Weltunterganges und der Wiederkehr Christi im Jahre 1000." Zu größeren archivalischen Publicationen ist von Eicken nicht gekommen, zumal er ein abgesagter Gegner des übertriebenen „Specialismus" war, der in handwerksmäßiger Anhäufung von todtem Material jeden großen Blick und den universellen Zusammenhang verliert.

Ein großer wissenschaftlicher Gedanke hatte ihn seit langen Jahren innerlich ergriffen, vollständig absorbirt und seine ganze Kraft auf diesen einen Gegenstand hingedrängt. Die Frucht einer zehnjährigen, unermüdlichen, äußeren und inneren Arbeit, sein großes Werk „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung",*) ist aus innerer Erfahrung und Nöthigung erwachsen. Wenn er während seines Aufenthaltes in Coblenz, diesem großartigsten und schönsten Punkte des Rheinthals, auf den waldigen Bergen oder in den blühenden Thälern seine einsamen Spaziergänge machte, und von allen Seiten mit Glockengeläute, Gesang, Prozessionen und den redenden Zeugen der werkthätigen Barmherzigkeit das rheinisch-katholische Leben auf ihn eindrang und seine mit anempfindender Poesie erfüllte Seele bestrickte, wenn seine Lieblingsstudien ihm dann den reichen und strengen Gehalt des Mittelalters erschloß, dann erfaßte ihn, den Protestanten, immer mächtiger die den objectiven Erscheinungen abgewonnene Erkenntniß, daß jene vulgäre Meinung, welche in dem Weltbau der römischen Kirche nichts als eine Verkörperung niedriger Herrschsucht und Habsucht, nur berechnete Heuchelei und sinnbethörendes Blendwerk sieht, eine ebenso triviale als oberflächliche Anschauung ist und durch ihre gänzlich verkehrte und subalterne Auffassung sich von vornherein um jede Aussicht bringt, den Geist jener Kirche und die mit ihr gegebene wirkliche Gefahr zu verstehen und erfolgreich zu bekämpfen.

Die wunderbare und auf den ersten Blick unerklärliche Thatsache, daß dieselbe Kirche, welche die Askese und Selbstverleugnung, die Weltverneinung und die Transscendenz der menschlichen Bestimmung lehrt, sich im Laufe der mittelalterlichen Entwickelung aller irdischen Güter bemächtigt, die materielle Weltherrschaft fast verwirklicht und in Haupt und Gliedern sich schließlich vollständig verweltlicht hat, enthüllt sich dem tiefer bohrenden Blick als eine logische Nothwendigkeit, als eine causal bestimmte Evolution des innersten Gedankens der christlichen Kirche auf dem classischen Boden des alten Römerstaates.

Dies durch den unerschöpflichen Reichthum seiner Beziehungen und seine noch in Gegenwart und Zukunft fortwirkende praktische Bedeutung unvergleichlich interessante und gewaltige Problem entwickelte sich für von Eicken als Centralidee seines wissenschaftlichen Lebens und wurde unter seinen Händen zu einem Werke unserer geschichtlichen Literatur, das dem deutschen Namen auch im Auslande neue Triumphe errungen hat. Selten ist ein Buch, welches aus der Gedankenwerkstätte eines Gelehrten hervorgegangen, von der urtheilsfähigen Presse der gebildeten Völker mit so einmüthiger Anerkennung und Bewunderung aufgenommen worden. Es gibt keine große deutsche Zeitung, keine geachtete Zeitschrift, welche nicht in eingehender Weise, oft in einer ganzen Reihe von Artikeln, das Buch besprochen hätte. Die französische und englische, politische wie Fachpresse hat das Werk eingehend analysirt und mit rückhaltloser Anerkennung gewürdigt. Eine französische Uebersetzung ist in Vorbereitung. Das Ausland hebt mit Recht als einen großen Vorzug desselben vor anderen deutschen gleichartigen Büchern hervor, daß hier der streng wissenschaftlich entwickelte Stoff zugleich in geistvoller Behandlung und edler, durchsichtiger Sprache vorgetragen wird und neben der sachlichen Belehrung einen hohen künstlerischen Genuß gewährt. Es dürfte nur sehr wenige wissenschaftliche Werke in Deutschland geben, in denen ein unermeßliches, kritisch verwerthetes Material so durchaus geistig durchdrungen und in so plastischer Form, in so rhythmischem Flusse pragmatischer Entwickelung vorgetragen wird. Fernab von aller Tendenz läßt die Darstellung das gestellte Problem bald mit scharfer Analyse oder schlagender Dialectik, bald mit großartiger Synthese und genialer Intuition, bald in gemüthvoll-poetischer Vertiefung, theilweise auch — wie z. B. in den Kapiteln über die Abtödtung der Sinnlichkeit, über das Cölibat, über den Mariencultus — mit latenter Ironie hervortreten und nach allen Seiten sich entwickeln.

Man kann sagen — und dies ist von der Kritik auch schon mehrfach betont worden — daß künftighin Niemand das von Eicken'sche Werk entbehren kann, der über den Geist der mittelalterlichen Geschichte und insbesondere der katholischen Kirche eine wirkliche Einsicht erlangen will. Und ebenso ist es gewiß, daß auch die kirchenpolitischen Kämpfe der Gegenwart nicht in ihrer ganzen Tiefe, Größe und Schwere erkannt werden, wenn nicht die Genesis der ecclesia militans, wie sie hier in ihrer großartigen Geschichte von mehreren Jahrtausenden aufgedeckt worden ist, nach ihrer Nothwendigkeit, Folgerichtigkeit und Gefahr, in ihrer unaufhaltsamen Steigerung zur freiheitzerstörenden Theokratie verstanden wird.

Die Bedeutung des von Eicken'schen Werkes für die Auffassung von Kirche und Christenthum in römischer Gestalt ist von kirchlicher Seite auch alsbald empfunden worden. Das Buch ist von dort in sehr eingehender Weise, zum Theil in langen wissenschaftlichen Abhandlungen gewürdigt, gegen dasselbe eifrig polemisirt worden. Die katholischen und bezeichnender Weise auch die protestantischen Kritiker wehren sich energisch gegen die in jener Untersuchung enthüllten Consequenzen der immanenten Idee der Kirche. Aber sie haften meist an Kleinigkeiten und Einzelheiten, ohne dem Zwang der unerbittlichen Logik des Werkes entgehen zu können. Seine liebevolle, sich in die Tiefen der katholischen Gläubigkeit und Weltanschauung versenkende Behandlung, welche zu der Annahme verführen könnte, daß der Verfasser Katholik sei, entwaffnen die triviale, mit plumpen Mitteln polemisirende Kritik. Hier ist nicht ein Gegner, der in naivem Zorn und unwissender Blindheit willkommene Blößen bietet, sondern ein wohlwollender Forscher und congenial empfindender Betrachter, dessen in überzeugender, ruhiger Untersuchung gewonnene Er-

*) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

gebnisse eben deshalb um so gefährlicher für den theokratisch-hierarchischen Standpunkt und das diesem entsprechende praktische Herrschaftsideal sind. Es ist daher erklärlich, weshalb sich das Interesse an dem vor drei Jahren erschienenen v. Eicken'schen Werke fortwährend gesteigert hat und immer weitere Kreise anzieht, in denen die Zeitkämpfe die Klarheit gebracht haben, daß das mit der katholischen Kirche gegebene kirchlich-politische Problem das gewaltigste bleibt, dessen Lösung der Zukunft vorbehalten ist.

Das Werk ist in der Form, wie es vorliegt, nicht vollständig abgeschlossen. Mitten in der unausgesetzten Weiterarbeit, Ergänzung, Verbesserung desselben hat der Tod den Verfasser hinweggerafft. Die schleichende Krankheit hatte ihn mit diesem Verlaufe längst vertraut gemacht. Die Koch'sche rettende Erfindung war für ihn, wie er noch selbst aussprach, zu spät gekommen. Trotz schweren Leidens sah er mit der Ruhe des antiken Philosophen das Ende nahen — ein schmerzlich-erhebendes Bild, welches an das ähnlich allzu frühe Ableben und tragische Ende des großen Friedrich Albert Lange, des Geschichtschreibers des Materialismus, erinnert. Wie letzterer in seinem gewaltigen Werke, wird auch Heinrich von Eicken in seiner Geschichte der mittelalterlichen Weltanschauung weiterleben und in alle Zukunft Zeugniß davon ablegen, was deutsche Tiefe, deutscher Wahrheitsinn und deutscher Idealismus aus der Welt der Erscheinungen zu schöpfen vermag. Auch dies Werk hat zu dem Rüstzeug beigetragen, welches in den schicksalbestimmenden Kämpfen der Geisteswissenschaften mit der Ueberlieferung und den Fesseln der Freiheit unentbehrlich ist, um den Sieg der Menschheit über ihre selbstgeschaffenen Schranken zu vollenden.

Zur Geschichte der deutschen Verfassungsfrage.

Von Georg Winter.

Wenn es richtig ist, daß man das Wesen eines Staates voll und ganz nur zu erkennen vermöge, wenn man sich eine eingehende Kunde von den historischen Grundlagen verschafft habe, auf denen sich derselbe erhebt, so leuchtet schon aus dieser Erwägung der große Nutzen ein, welchen eine genauere Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte für die politische Gestaltungskraft der Gegenwart mit sich bringt. Niemand ist sich dieser Sachlage klarer und erschöpfender bewußt als unser gegenwärtig regierender Kaiser. Wie früher, so ist er auch bei den Berathungen über die Schulreform, welche soeben stattgefunden haben, mit dieser Ueberzeugung energisch hervorgetreten. Vollends eine so eigenartige politische Bildung wie die unseres gegenwärtigen Deutschen Reichs wird niemals durch eine rein theoretisirende, abstracte Verstandesoperation in ihrem wahren Wesen erkannt werden, sie wird nur verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Formen einer staatlichen Existenz dem deutschen Volk als Erfahrungsobjecte vorgelegen haben, bevor es den gegenwärtigen hehren Bau der nationalen Einheit zu errichten gelang. Nur wenn man sich die langen und schweren Kämpfe vergegenwärtigt, deren es bedurfte, ehe das Ziel der Sehnsucht des deutschen Volkes erreicht werden konnte, wird man den ganzen Werth, die volle Bedeutung des heutigen Gebildes ganz zu ermessen, wird man zu verstehen vermögen, daß eben diese Form und nur diese es ist, welche dem bisherigen Gang der geschichtlichen Entwickelung entsprach, weil sie, nicht das theoretisch Vollkommenste, sondern das der bisherigen Entwickelung Entsprechende, Mögliche, das beste Erreichbare schuf.

Will man sich diese geschichtlichen Grundlagen der deutschen Einheit erschöpfend vergegenwärtigen, so wird man nicht allein auf die vergeblichen Versuche des Jahres 1848, man wird auch auf die geistigen Strömungen zurückgehen müssen, denen jene ersten umfassenderen Versuche die Möglichkeit der Entstehung verdankten. Von diesem Gesichtspunkt aus wird man sagen müssen, daß die Wurzeln des gegenwärtigen Deutschen Reichs bis in's 18. Jahrhundert, bis in die Zeiten des endgültigen Verfalls des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation zurückreichen. Gerade inmitten dieses Verfalls des alten, in allen seinen Grundlagen unheilbar erkrankten staatlichen Organismus bildeten sich die beiden Keime, auf deren gemeinsamer Triebkraft die weitere Entwickelung bis zur Begründung des neuen Reichs beruhte: ein großer gemeinsamer geistiger Besitz, wie er damals dem deutschen Volke in seiner klassischen Literatur erstand, und die reale politische Macht eines festgefügten Staatswesens, welche durch Friedrich den Großen in Preußen begründet wurde. Freilich erstand die letztere recht eigentlich im Gegensatz zu dem Kaiserthum, welches dem Namen nach das alte Reich zusammenhielt. Aber schon den einsichtigeren Zeitgenossen war es unzweifelhaft, daß ein lebenskräftiger nationaler Staat eben nur durch Zertrümmerung des alten verfallenden Baues begründet werden könne. Daß die Macht, die diese Aufgabe lösen könne und werde, nur der preußische Staat sein könne, wurde vereinzelt schon im 18. Jahrhundert von patriotisch gesinnten Männern erkannt. Aber ehe die Lösung versucht werden konnte, mußte erst die Masse des deutschen Volkes von dem nationalen Beruf Preußens durchdrungen sein, mußte erst eine Verschmelzung jener beiden Elemente, der rein geistigen nationalen Bewegung im Volke mit den realen Machtmitteln eines kraftvollen Staatswesens, wie sie in Preußen begründet waren, erfolgen. Diese Verschmelzung aber vollzog sich im 18. Jahrhundert noch nicht, sie wurde erst durch die gewaltige Reaction des nationalen Geistes gegen die Napoleonischen Pläne einer von Frankreich geleiteten, die einzelnen Völker vernichtenden Universalmonarchie herbeigeführt oder doch wenigstens vorbereitet. Als unter der Wucht des Angriffs des corsischen Eroberers das alte Reich zusammenbrach, und als dann Preußen es war, welches zuerst und mit der größten Aufopferung aller Kräfte das Banner nationaler Freiheit in einem Kampf von unvergleichlicher Größe und Energie vorantrug, da schien die Möglichkeit einer Neubegründung des deutsch nationalen Staates gegeben zu sein. Es lag ja doch so auf der Hand, und die deutschen Patrioten wurden nicht müde, es immer und immer wieder zu betonen, daß die deutschen Stämme, welche soeben ihr Alles für das gemeinsame Vaterland geopfert hatten, nun auch dadurch belohnt werden müßten, daß ihnen dieses gemeinsame Vaterland, welches bisher nur in der Idee bestanden hatte, nun auch verwirklicht würde.

Das Resultat jenes titanenhaften Freiheitskampfes, den die Völker gekämpft hatten, um ihre nationale Selbständigkeit zu erringen, war für Deutschland nicht ein kräftiger, lebensfähiger nationaler Staat, sondern — die Bundesacte vom 10. Juni 1815, jenes Zerrbild einer phtisischen Verfassung, welches der große Historiker, der uns jüngst die Entstehung der deutschen Einheit in einem großen lebenswahren Bild vergegenwärtigt hat, mit Recht als die kümmerlichste „Unverfassung" bezeichnet hat, die je einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volk auferlegt worden sei. (Heinrich v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Bd. I, S. 52.)

Woran lag es nun, daß durch jene heroischen Anstrengungen der Befreiungskriege doch nur ein so klägliches Resultat in Bezug auf die deutsche Verfassung erzielt wurde? Die feurigen Patrioten, welche in den heiligen Kampf in der festen Hoffnung auf eine nationale Wiedergeburt ihres Vaterlandes hinausgezogen waren und nun durch die klägliche Mißbildung der Bundesacte in allen ihren kühnen Erwartungen auf das schmählichste getäuscht wurden, waren um die Antwort nicht verlegen. Sie wetterten und fluchten mit dem alten Blücher um die Wette über die „verfluchten Diplomaten", welche Alles verdorben hätten, was das gute deutsche Schwert geschaffen habe. Und wer wollte leugnen, daß die partikularistische Erbärmlichkeit der kleinstaatlichen Regierungen und die zweideutige Haltung Metternichs einen großen Theil der Schuld daran tragen, daß auf dem Wiener Congresse für eine staatliche Organisation des deutschen Volkes nichts, aber auch gar nichts gewonnen wurde, daß selbst das bescheidene Maß der Centralisation, welches nach monatelangen vergeblichen Verhandlungen

Digitized by Google

die preußischen Staatsmänner dem deutschen Volke noch zu retten suchten, nicht erreicht wurde? Aber, wie so viele der enttäuschten Zeitgenossen, wie dann später viele der Nachlebenden es aufzufassen pflegten, als wenn die Diplomaten allein die Schuld trügen, als wenn es allein an ihrem bösen Willen gelegen hätte, daß die Wünsche der Patrioten nicht erfüllt wurden, so liegt die Sache doch keineswegs. Mit Recht hat vielmehr Treitschke darauf hingewiesen, daß doch auch jene Patrioten selbst, welche so nachdrücklich für die nationale Wiedergeburt eintraten, sich über die Wege, auf denen das Ziel zu erreichen sei, noch völlig im Unklaren waren und im Wesentlichen nur wußten, was sie nicht wollten, nicht aber, was sie wollten. An eine Wiederherstellung des alten Reiches, wie es vom Westfälischen Frieden bis zur Auflösung bestanden hatte, dachten gerade von ihnen die wenigsten; denn das alte Reich war doch eben durch seine innere Haltlosigkeit zu Grunde gegangen; gerade darum handelte es sich ja, eine neue, lebenskräftigere Form zu finden. Eine bloße Wiederaufrichtung des Habsburgischen Kaiserthums, welches gerade durch seine außerdeutschen Interessen, die eine Art von Fremdherrschaft in Deutschland begründet hatten, den Zerfall des alten Reichs herbeigeführt hatte, hätte den erstrebten Zweck sicher nicht erreicht. Darüber war sich Niemand klarer, als gerade die preußischen Patrioten, welche eine Unterordnung ihres auf neuen Grundlagen errichteten Staates unter das österreichische Kaiserthum nimmermehr zugeben konnten. Auf der anderen Seite aber machten es doch die begründeten historischen Ansprüche Oesterreichs völlig unmöglich, auch nur daran zu denken, den lebenskräftigsten deutschen Staat, den preußischen, an die Spitze des wiedergeborenen Vaterlandes zu stellen. Aus diesem Dilemma, dem traurigen Vermächtniß des alten Reichs, fanden die deutschen Patrioten ebenso wenig einen klar erkennbaren und durchführbaren Ausweg als die Diplomaten des Wiener Congresses. Am liebsten hätte die Mehrzahl von ihnen eine Rückkehr zu den Traditionen des alten Kaiserthums, wie es vom 10. bis 13. Jahrhundert die deutschen Geschicke machtvoll gelenkt hatte, gesehen. Aber wie der große Freiherr vom Stein, der Anfangs der nachdrücklichste Vertreter dieser Idee war, später, wie wir sehen werden, doch wieder von derselben zurückkam, so mußten auch die übrigen Anhänger derselben bald erkennen, daß dieselbe undurchführbar sei. Jenes alte Kaiserthum hatte auf der freiwilligen oder erzwungenen Unterordnung der territorialen Gewalten unter die kaiserliche Centralgewalt beruht. Im Verlauf der weiteren Entwickelung aber waren diese Territorialgewalten, namentlich in Folge der religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts, zu wirklichen Staaten ausgewachsen, die dahin gehende Entwickelung hatte durch den Westfälischen Frieden ihre rechtliche Bestätigung gefunden und war dann nach der Auflösung des alten Reiches vollendet worden, indem nach dem völligen Aufhören der Centralgewalt die Einzelstaaten zu völliger Souveränität gelangten, die namentlich in den Napoleonischen Staatenbildungen jeden Zusammenhang mit dem Gesammtvaterlande verloren hatte. Der Dualismus vollends, der zwischen den beiden mächtigsten Einzelstaaten, Preußen und Oesterreich, schon im alten Reich zu verderblicher Höhe angewachsen war, bestand nach dessen Auflösung in unverminderter, auch formell nicht mehr gehinderter Schärfe fort. Das waren harte Thatsachen, aber es waren Thatsachen, die das Zustandekommen eines straff organisirten deutschen Gesammtstaates — von einem Einheitstaate völlig zu geschweigen — auch dann schwer ausführbar, wenn nicht unmöglich gemacht hätten, wenn die diplomatischen Vertreter der Einzelstaaten von besserem Willen beseelt gewesen wären, wie es der Fall war. (Schluß folgt.)

Kunstgeschichtliche Veröffentlichungen.

Von Cornelius Gurlitt.

In den Arbeitssälen des Dresdener Hauptstaatsarchivs sind alle Wände umgeben von mächtigen Folianten. Monate lang habe ich dort gearbeitet, doch nie habe ich Jemand diese in die Hand nehmen sehen. Schließlich war ich doch neugierig zu erfahren, was in ihnen geschrieben stehe. Und da erklärte man mir denn, daß es Actenauszüge seien, welche im vorigen Jahrhundert zu wissenschaftlichen Zwecken gemacht wurden. Sie waren dann systematisch geordnet worden und standen nun unberührt da, ein moderndes Denkmal eines wahren Riesenfleißes. Denn die Fragen, um deren Beantwortung willen die Auszüge gesammelt wurden, interessiren uns nicht mehr — die Gesichtspunkte haben sich geändert, die Arbeit ist werthlos geworden.

Vor uns liegt das Ergebniß eines Riesenfleißes: Professor Marc Rosenberg in Karlsruhe hat 10,000 Goldschmiedemarken gesammelt und 2000 von diesen, jene, deren Ursprung er ganz oder theilweise nachweisen konnte, in seinem 582 Seiten starken Buch „Der Goldschmiede Markzeichen“ (Frankfurt a. M., Heinrich Keller) in Facsimile herausgegeben und erklärt. Die Ausstellungen alter Goldschmiedeerzeugnisse in Karlsruhe 1881, Amsterdam und Zürich 1883, Pest 1884, Nürnberg und Petersburg 1885, Augsburg 1886, Wien 1887 und 1889 und Brüssel 1888 haben ihm reichen Stoff geliefert, aber auch in planmäßig betriebenen Reisen wurde der ungeheure Reichthum an Marken zusammengetragen, um dann mit großem Geschick gesichtet zu werden. Zunächst wurden die „Beschaumarken“ der einzelnen Städte nach Lokal und Zeit festgestellt, jene kleinen, in Edelmetallarbeiten eingeschlagenen Zeichen, durch welche die Prüfungsämter den richtigen Feingehalt der Waaren feststellen. Augsburg hat allein gegen 90 solcher Beschauzeichen im 16., 17. und 18. Jahrhundert nach (oder neben?) einander geführt. Dann wurden die einzelnen Meistermarken angeführt, d. h. wird nachgewiesen, welchem Goldschmied andere, neben der Beschau eingeschlagene Marken angehören. Denn diese geben die Werkstätte an, aus der das betreffende Stück hervorging.

Mit großer Selbstbefriedigung habe ich gesehen, daß ein Theil meiner eigenen Untersuchungen über sächsische Goldschmiede von Rosenberg zustimmend aufgenommen und weiter verwendet wurden. Ich spreche hiervon um zu zeigen, daß ich der Sache nicht als Laie und nicht als Gekränkter gegenüberstehe. Vielmehr anerkenne vollständig den großen Fortschritt, welchen die spezialistische Wissenschaft Rosenberg zu danken hat. Wir werden in Zukunft z. B. wissen, wenn uns ein Becher vorkommt, der dem Stile nach der Mitte des 17. Jahrhunderts angehört und der neben der Augsburger Beschau das Zeichen A. H. trägt, daß dieser „vielleicht“ dem Andreas Hamburger, gestorben 1647, angehört; bei anderen Stücken werden wir sogar mit Sicherheit den Namen finden. Die 8000 Zeichen, die uns Rosenberg einstweilen noch vorenthält, weil er keinerlei Erklärung für sie zu finden vermochte, beweisen aber, daß die Hoffnung nicht eben sehr groß ist, daß uns ein „vielleicht von Hamburger“ stammender Becher wieder in die Hand kommt. Die Kriege, die Neuerungssucht haben viel, unendlich viel zerstört, die Wissenschaft der Goldschmiede-Markzeichen hat durch den Schmelztiegel die schwerste Schädigung erfahren.

Die Arbeit ist daher für Rosenberg eine außerordentlich schwere gewesen. Niemals ist es den vergangenen Jahrhunderten eingefallen, solche Markenverzeichnisse anzulegen. Auch über die jetzigen Marken führt nur das Amt für Musterschutz — freilich nicht aus kunstwissenschaftlichem Interesse — solche Listen. Die Meister also, welche jene bewunderten Pokale und Schalen trieben und gravirten, fragten nicht nach der Wissenschaft und nicht nach dem Ruhm, ihren Namen auf kommende Zeiten zu vererben. Wir aber, die wir auf das moderne Handwerk und seine Führer mit einem vornehmen Lächeln herabsehenden Männer der Kunstwissenschaft, die wir

Digitized by Google

nur sehr vereinzelt einem wenn auch noch so geschickten Goldschmied — wenigstens so lange er nicht Commerzienrath ist und selbst zu arbeiten aufgehört hat — zu unserem Umgang wählen würden, wir haben ein brennendes Bedürfniß, die Personen und Namen vergangener Zeit mit unsäglicher Mühe wieder herzustellen. Ja eigentlich nur die Namen, denn einem so streng wissenschaftlichen Buche, wie dem Rosenberg'schen, fehlt natürlich jeder Versuch, ja die Absicht, aus der einfachen Thatsache, daß jene 10, 15 Gegenstände von einem Goldschmied geschaffen seien — ein Bild von dessen Wesen, Denken, Wirken zu geben. Unsere Wissenschaft geht auf Thatsachen aus, freut sich, wenn sie Stoff herbeischleppen kann. Denn wenn erst ein Dutzend solcher Arbeiten, wie die Rosenberg'sche, über die Goldschmiederei geschrieben sind — dann erst, so hofft man, wird sich aus ihnen eine abschließende Geschichte dieser Kunst zusammenstellen lassen.

Mir will scheinen, als wenn dies Buch nie geschrieben werden wird. Ich fürchte, es könnte uns mit all' unseren spezialistischen Werken bald so gehen, wie den alten Beamten des sächsischen Hauptstaatsarchivs. Ich schließe meine eigenen Arbeiten dieser Art ganz ausdrücklich mit in diese Befürchtung ein. Einst wird man unsere Untersuchungen in eine Reihe zusammenstellen, ganz oben auf dem Regal und wird nie wieder hinein sehen. Dann wird es heißen: Die Anschauungen vom Ziel der Wissenschaft haben sich geändert. Es ist uns jetzt gleich, ob jenen Becher Hinz oder Kunz schuf. Wir wissen, wie gering der Einfluß eines Goldschmieds auf die Entwickelung des Geisteslebens war und daß es unmöglich ist, das Culturleben aller Zeiten in allen seinen Theilen literarisch festzulegen. Durch die Masse des Erforschten kommen wir nicht zur Klarheit in der Wissenschaft, sondern zur Unklarheit. Denn viele Einzelwahrheiten geben kein Gesammterkenntniß und viel Detail gibt kein Bild. Wir verstehen, so wird man vielleicht schon nach Jahrzehnten sagen, jetzt die alten Goldschmiede besser als die Leute am Schluß des 19. Jahrhunderts: Wir freuen uns ihrer Werke, dessen, was sie uns zu zeigen bemüht waren und deuteln nicht an dem herum, was sie uns nicht zu verrathen beabsichtigten. Es war diese Detailforscherei eine Krankheit der Zeit, Jeder hat ihr mehr oder minder seine Steuer gezahlt, Manche sind ganz in ihr untergegangen. Vieles Interessante ist zu Tage gefördert worden, aber auch viel redlicher Fleiß und endloses Bemühen zu nichtigen Dingen verzettelt worden. Die Wahrheit, die Wissenschaft, die Kunst galten eben damals sich selbst als Zweck, für Dinge, die mit dem realen Leben nichts zu thun hätten. Und soll man sich wundern, daß bei solcher Auffassung das Selbstzweckliche, also sonst Zwecklose am höchsten geschätzt wurde?

Die Anschauung des Antiquitätenhändlers und Sammlers ist heute für die Kunstwissenschaft maßgebend geworden. Woher die Dinge sind, wer sie schuf, welchen Schönheitswerth sie auf dem Markte der Kritik und des Kunsthandels haben — das sind die Fragen, deren Beantwortung jetzt Kunstkenner ausmacht. Die individuelle Stellung zum einzelnen Kunstwerk gilt nichts, ob dies dem Beschauer gefällt oder nicht, ob es zu ihm redet oder ihn kalt läßt, ob es ihn schönheitlich bereichert, das sind Fragen, die erst in zweiten oder dritten Rang gestellt werden. Ihre Antwort ist ja unwissenschaftliche Aesthetisirerei. Die moderne Wissenschaft lacht über Leute, die sich begeistern. Sie ist kalt und hält sich daher für gemessen. Sie spottet über die Alten, die nicht bloß mit dem Verstand, sondern auch mit Herz und Vernunft an die Werke herantraten. Aber sie soll nicht zu laut spotten. Mir will scheinen, als besinnen die Jungen sich der besseren Tage ihrer Großväter, bei denen das Kunstwerk nicht in erster Linie ein Object für historische Kritik, sondern ein zum ernsten Geistesaustausch befähigtes und befähigendes Subject war, das man mit Eifer nach dem Herzton seines Schöpfers zu befragen bestrebt war.

Ein zweites Buch, welches vor mir liegt, zeigt den Zwiespalt in der Brust zwischen einem unbefangenen, die Kunst nicht kritisirenden, sondern genießenden Mann, der die Wissenschaft des veredelten Genusses in hohem Grade gepflegt hat — und einem kritisirenden, Bilderautoren bestimmenden und über vermeintlich falsche Bestimmungen sich ärgernden Gelehrten: Ivan Lermolieff, bekanntlich ein Pseudonym für den italienischen Senator Giovanni Morelli, gab in zweiter Auflage seine „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" heraus und zwar jene über die Galerien zu München und Dresden (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ich erinnere mich deutlich des großen Aufsehens, welches vor zehn Jahren das Erscheinen des Buches machte, namentlich der entschiedenen Behauptung Morelli's, daß die berühmte büßende Magdalena in Dresden nicht von Correggio, sondern von dem schon der „Verfallzeit" angehörigen Niederländer Adriaen van der Werff sei. Darüber ist viel gehadert worden, selbst die sächsischen Kammern beschäftigten sich mit der Frage. Kleiner war das Aufsehen, als Morelli eine Copie des Sassoferrato nach Titian's „Schlafender Venus" für einen Giorgione erklärte und zwar für ein „herrliches, vor Schönheit strahlendes" Hauptwerk, ja für „das herrlichste aller Venusbilder der Welt". Es ging wie so oft in der Welt: daß Jemand einen Werth zerstört, regt die Welt auf, daß er einen neuen Werth schafft, indem er Vorhandenes in unseren Augen erhebt, scheint ihr minder wichtig.

Das sind freilich Funde, die über das Spezialistenthum hinausgehen. Es ist ein wunderbares Ding, daß Tausende, „Laien" wie „Kenner", an einem Bilde vorübergehen, ohne seine Schönheit zu empfinden, daß es erst eines Anstoßes bedarf, um plötzlich alle Augen zu öffnen. Denn jetzt sieht Jeder die Schönheit des Werkes. Es handelt sich also bei Morelli nicht so sehr um die Wissenschaftlichkeit seiner Behauptung als auf die seltene Gabe, ein Pfadfinder der Schönheit zu sein. Er bereichert die Welt thatsächlich und auf die Dauer um ernsthafte Güter, indem er sie ihren Besitzstand erst nützen lehrt. Das ist die künstlerische Seite der Wissenschaft, die leider so seltene! Und um einer Reihe frischer Blicke in das tiefste Wesen der Kunst willen kann man die spezialistischen Klopffechtereien sich gern gefallen lassen, von denen er nicht lassen will, namentlich weil in diesen eine Persönlichkeit, ein etwas widerborstiger, aber interessanter Mensch sich offenbart. Und darum ist sein Buch auch mehr werth, wie die trockenen, aber genauen Bücher manches gefeierten Kenners: In ihnen tritt ein Mensch Menschenwerken, nicht ein Gelehrter Fachobjecten gegenüber!

Ein drittes Buch ist mir noch lieber: Es zeigt, daß einmal wieder Jemand einen Stoff zu beherrschen weiß, daß ihm die Spezialforschung nur Unterlage für eine Gesammtauffassung ist. Ich meine die schon 1888 erschienene, aber bisher meiner Ansicht nach nicht genügend gewürdigte „Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche" von Ludwig von Sybel (Marburg, N. G. Elwert). Hier hat ein Mann von Geschmack einmal das ganze Einzelwissen wieder zusammengeworfen und dem Kaleidoskop einen herzhaften Stoß gegeben, so daß ein neues Bild entstand. Es sucht in der antiken Kunst den großen Strom der geistigen Entwickelung, der über Länder- und Völkergrenzen hinaus die ganze bildungsuchende Welt umfaßt und gibt sie in klaren, im Großen groß und im Kleinen getreu gezeichneten Linien wieder. Man kann darüber streiten, ob diese Anordnung thatsächlich besser sei, als die in nationalen Gebieten. Aber man muß anerkennen, daß durch die neue Beleuchtung aufklärende Lichter in bisher dämmernde Gebiete getragen wurden und daß die Form äußerlich, die Erkenntniß der Theile aus der Gesammtheit heraus aber das Ziel der Kunstwissenschaft sein soll. Und diese gibt nicht die Einzelbetrachtung, sondern der Gesammtüberblick von wechselnden Standpunkten aus — gerade das, was die Spezialisten gewöhnlich für das Unfruchtbare halten, weil es nicht „Thatsachen" zu Tage fördert.

Digitized by Google

Das Beethoven-Museum in Bonn.

Von Josef Schrattenholz.

Seit einigen Tagen ist die schmucke Universitätsstadt Bonn um eine bedeutsame locale und nationale Sehenswürdigkeit reicher. Ich meine das in dem Geburtshause von Ludwig van Beethoven, unseres größten, nationalen Tondichters, eröffnete Beethovenmuseum des jungen Bonner Vereins „Beethovenhaus". Die Auffindung des echten Geburtshauses hat bekanntlich geraume Zeit und nicht geringe Mühe beansprucht. Lange Jahre galt das in der Rheingasse Nr. 7 befindliche Haus als Geburtsstätte des Meisters. Ich habe in meinen musikalischen Schwärmjahren in diesem Hause selbst mehrere Monate mein Zelt aufgeschlagen gehabt und andächtigste Erinnerungs- und Betrachtungsstunden darin verlebt — phantasiereiche, erbauliche historische Selbsttäuschungen, die wenigstens das Gute besaßen, Privateigenthum geblieben zu sein und keinen öffentlichen Schaden gestiftet zu haben. Beethoven's Geburtshaus liegt in der Bonner Bonngasse.

Vor kaum zwei Jahren noch begrüßte den pietätvollen Wanderer in dieser engen Straße auf der Front des geweihten Gebäudes das ominöse Wirthshausschild: „Restauration Blech" und an der Eingangsthüre prangten knallfarbige Zettel, welche dem tingeltangelfrohen Publikum die verlockendsten „Kunst"-genüsse in Aussicht stellten. Die musikalischen Vertreter der Café-chantants und niederen Tanzlocale hatten dieses ehrwürdige Haus siegreich erobert. Dicht neben dem Hintergebäude erhob sich auf dem engbegrenzten Boden des früheren Hausgartens ein primitiver Fachwerkbau, der als Tanzsaal diente, und nur zu oft wurden die Gedanken und Empfindungen des frommen Beethoven-Pilgers, der aus weiter Ferne andachtsvoll zur unscheinbaren Geburtsstätte des großen Meisters herbeigewallt kam, durch das ohrenzerfleischende Gequieke abgelebter Tanzfideln und schnaps- und bierduftender Trompeten zur Fratze erniedrigt. Ich habe schon vor vielen Jahren auf das Unwürdige und Entehrende eines solchen Zustandes öffentlich aufmerksam gemacht, fand aber damals wenig Hörer, jedenfalls keine solche, die im Stande gewesen wären, Abhülfe zu schaffen. Derartige Acte der Pietät erfordern zu ihrer Ausführung ein Zusammenwirken verschiedener günstiger Kräfte und Umstände. Sie fordern die nöthige Zeit, die nöthigen, richtigen Leute und von diesen Leuten den nöthigen Enthusiasmus und das nöthige Geld. Volle 120 Jahre mußten seit der Geburt des hohen Meisters verstreichen, bevor diese Kräfte in Wirksamkeit traten und sich zur Abtragung einer fast vergessenen locale und nationalen Ehrenschuld endlich vereinten. Das Geburtshaus Beethoven's ist heute dauernd einer würdigen Zweckbestimmung übergeben und durch verständnißreiche, pietätvolle Hände in seiner ursprünglichen, alten Gestalt zu neuem Leben erstanden.

Wie bei der Errichtung des Bonner Standbildes des Großmeisters, deren erste Anregung wir dem verewigten früheren Universitätsmusikdirector Breidenstein, einem bescheidenen, wenig über die Grenzmarken seiner locale Wirksamkeit gedrungenen Mann zu verdanken haben, so war es auch diesmal ein schlichter, einfacher Bonner Musiker, welcher den ersten Anstoß zu jener That gab und dessen unermüdlicher Eifer und Opfermuth die Mitarbeiter des schönen Werkes anspornte und fortriß. Er heißt Wilhelm Kuppe. Unter all' den illustren Namen der Musik- und Gesellschaftswelt, welche gegenwärtig in den Mitglieder- und Ehrenmitgliederlisten des Vereins „Beethovenhaus" prangen, verdient dieser Name an erster Stelle genannt zu werden, denn er nennt uns sowohl den eigentlichen Gründer des Vereins, wie auch den Urheber der Idee des im verflossenen Maimonat in Bonn mit so bedeutendem künstlerischen und pecuniären Erfolge zum Besten der Vereinszwecke stattgefundenen Beethoven-Festes, dessen Programme – eine völlig neue und originale Idee! — bekanntlich nur aus Kammermusikwerken des Meisters zusammengesetzt waren.

Wer heute vom Marktplatz der rheinischen alma mater in die Bonngasse biegt und nach wenigen Schritten vor dem Hause Nr. 20 steht, wird nicht wenig erstaunt sein über das veränderte Aussehen desselben. Die ganze Front erscheint in gänzlich neuem, einem anderen, früheren Jahrhundert entstammenden Kleide. Die Fenster der beiden Etagen sind mit kleinen, grünen und weißen, in Blei gefaßten Scheiben und grünen Lattenläden versehen. Ueber der breiten, mit altmodischen Eisenbeschlägen versehenen Eingangsthüre, an deren Seite ein massiver, eiserner Klingelzug hängt, stehen jetzt in goldenen Lettern die einfachen Worte: „Beethoven's Geburtshaus." Nur die schlichte, marmorne Gedenktafel, welche man 1871 bei Gelegenheit der großen musikalischen Säcularfeier des Tondichters unter den Fenstern der ersten Etage anbrachte, erinnert noch an des Gebäudes früheren verwahrlosten Zustand und seine profane Wirthshausperiode. In dem geräumigen Hausflur führt eine breitstufig gebogene Treppe nach den oberen Stockwerken. Das hübsch geschmiedete Eisenwerk, das ihr als Geländer dient, hat man zum größten Theil in den Kellern des Hauses aufgefunden.

Die demnächst in den oberen Etagen ausgestellten Schätze des Museums sind theilweise noch im Hinterhause untergebracht, der eigentlichen Wohnstätte der Beethoven'schen Familie. Diese ist uns nun in portraitähnlicher, mit wahrhaft minutiöser Genauigkeit reconstruirter alter Form und Gestalt wieder zugänglich gemacht. Die kleinen Fenster sind mit alten kurzen Gardinchen und hölzernen Blumenkasten verziert, die dem Hofe zugekehrten Außenwände von Weinreben umrankt. Der hölzerne Tanzsaal der selig entschlafenen Restauration Blech ist verschwunden und an seiner Stelle ein kleines, freundliches Gärtchen mit ein paar nistkastentragenden Bäumen, gut gepflegten Rasen- und Blumenbeeten entstanden. Ein großes, grün angestrichenes Regenfaß an der Hofseite des Vorderhauses und ein alter Krahnen über dem Dachfenster des Hinterhauses erhöhen noch die Illusion des Alterthümlichen, Stilechten, die das Gebäude nun wachruft.

Sechs kleine, niedrige Räume sind es, welche diese Hofwohnung besitzt. Die Decken derselben waren von modernisirenden Händen im Laufe der Zeit mit weißgetünchten Brettern vernagelt worden. Erst nach Entfernung dieser improvisirten Bekleidung kamen die alten, ornamentirten Deckenbalken, wie wir sie jetzt sehen und wie sie zu Beethoven's Zeiten bestanden haben, wieder zum Vorschein. Sämmtliche sechs Zimmerchen stehen in weißem Kalkanstrich. Eine rohgefügte Holztreppe mit 79 Centimeter breiten Holzstufen führt aus einer Etage in die andere. Die Behausung macht einen ähnlichen ärmlichen Eindruck, wie etwa diejenige eines heutigen kleinen Handwerkers oder Subalternbeamten, deren Familienleben sich ja ebenfalls meist in Hinterhäusern abspielt. Geradezu bewältigend ist aber die Empfindung, die uns beim Hinaufsteigen vor der elenden Dachkammer, dem Geburtszimmer des großen Tondichters, überkommt. Wie die Hirten im Stalle von Bethlehem, so steht der Musiker vor dieser ärmlichen Kammer. Der Raum ist 1 Meter 94 Centimeter hoch, 3 Meter 13 Centimeter breit und 4 Meter 37 Centimeter lang. Die Decke, deren sechs massive Balken das Gelaß noch niedriger erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist, kann von einem einigermaßen groß gewachsenen Manne bequem mit dem Scheitel berührt werden. Der Fußboden besteht aus rohen, unebenen, alten Borden, für feines Schuhwerk kaum betretbar. Die nach dem Hofe zu liegende schiefe Längswand enthält ein 37 Centimeter hohes und 64 Centimeter breites Fensterchen, dessen zwei Miniaturflügel acht winzige, bleigefaßte Scheiben umrahmen. Die klobige Holzthür mit dem vorsündfluthigen Thürschloß erinnert an die Stallverschlüsse alter, wohlhabender Bauernhöfe; die kahle, weißgetünchte Wand verstärkt nur den Eindruck des Oeden, Aermlichen, Unwohnlichen.

Und in dieser kleinen, elenden Mansarde ist der erste Schrei jenes gewaltigen Tonheros erklungen, der erste Laut jenes genialischen Prophetenmundes, dessen Lippe das unermeßliche Reich der Musik bis in seine geheimsten Tiefen uns aufschloß und dessen zauberische Tonsprache, einem unverwüstlichen Naturwunder gleich, die empfängliche Seele stärken, erfreuen und erheben wird, so lange menschliche Wesen, menschlich fühlend, dieses Erdenrund durchwandern. In diesem

Digitized by Google

Dachstübchen umfaßen die Wiege des großen Genius der Mangel, die Sorge und Noth, die traurigen Schicksalsgrazien! Wahrlich, die erhabenen Lehrer und Führer des Menschengeschlechts, die Poeten und Künstler, scheinen schon an der Mutterbrust den Erdenlohn ihres promethäischen Wirkens voraus kosten zu müssen. Aber wenn je unserer Großen einer diese Thatsachen durch sein Wirken und seine Werke vergessen macht, so ist es der Erdensohn, der in diesem Raume das Licht der Welt begrüßte. Den Hut herunter vor dieser heiligen Stätte und ziehet eure Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land! — —

Der Verein „Beethovenhaus" hat in seinem veröffentlichten Programm die lobenswerthe Absicht ausgesprochen, in dem Museum Alles zu vereinen, was Beethoven geschaffen. Also zunächst sämmtliche verschiedene Ausgaben seiner Werke sowie die über ihn und seine Compositionen entstandene Literatur, ferner Handschriften, Briefe, Portraits, Büsten, Gegenstände seines persönlichen Gebrauchs, kurz Alles, was die sinnliche und seelische Berührung mit dem Großmeister vermittelt. Es soll so ein Museum geschaffen werden, das nicht nur eine Befriedigung pietätvoller Gesinnungen sondern auch die Erfüllung streng wissenschaftlicher, kunsthistorischer Zwecke verwirklicht und dessen Leiter durch gelegentliche literarische Publikationen das Andenken Beethoven's wach erhalten und vertiefen, ein Institut also, wie es in ähnlicher Ausdehnung und Vollkommenheit noch nirgendswo existirt.

Bedeutendes ist zur Erreichung dieses Zieles schon geschehen. Der Verein hat zunächst das Geburtshaus als Vereinseigenthum erworben. Er hat den vom Instrumentenmacher Graf in Wien mit Rücksicht auf des Meisters traurige Gehörsschwäche vierchörig erbauten Flügel Beethoven's angekauft, hat Dank der Munificenz Sr. Majestät des Kaisers die von Mälzel gefertigten Hörinstrumente des Tondichters überwiesen erhalten, die bisher auf der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrt wurden; dem liberalen Entgegenkommen des Herrn Cultusministers von Goßler verdankt er das werthvolle Streichquartett des Meisters, zwei Violinen von Amati und Josef Guarnerius, eine Viola von Ruger detto il Per und ein Violoncell von Andreas Guarnerius, sowie das Friedrich Wilhelm III. dedicirte Exemplar der Prachtausgabe der Cantate: „Der glorreiche Augenblick". Er besitzt ferner die Gesammtausgabe der Werke und eine ganz einzige Sammlung von Portraits und Büsten Beethoven's, im Ganzen wohl über 200 verschiedene Exemplare, die zum Theil noch gar nicht ausgestellt sind, sowie eine große Reihe werthvoller Manuskripte, Briefe, Urkunden, Broschüren, Medaillen u. a. Erinnerungszeichen. Es ist, wie gesagt, schon Bedeutendes geschehen und erreicht. Die Sammlung gewährt schon heute auf manchen Gebieten, wie z. B. auf dem der Portraitkunde Beethoven's und seiner Zeitgenossen, den Eindruck des Vollkommenen, Erschöpfenden. Das Bedeutendste und Größte aber ist noch zu vollbringen. In erster Linie die Anschaffung sämmtlicher Drucke der Beethoven'schen Werke und der bis heute erschienenen Beethoven-Literatur. Schon dieses Gebiet erfordert zu seiner erschöpfenden Bebauung sowohl bedeutende Mittel, wie auch eine erfahrene, rüstige, ausschließlich für die Sache thätige Arbeitskraft. Dasselbe gilt für die Erwerbung der vorhandenen käuflichen Compositionsmanuskripte des Meisters, die bekanntlich in alle Himmelsgegenden zerstreut sind und theilweise von den geizigen Händen egoistischer Sammler verschlossen gehalten werden.

Die Geldmittel des Vereins flossen zunächst aus freiwilligen Beiträgen der Stifter desselben. Das Bonner Beethovenfest vom Mai d. J. brachte einen Ueberschuß von 18,000 Mk., ein zum Besten der Vereinszwecke in New-York stattgefundenes Concert 4000 Mk.; die durch den kunstsinnigen Grafen Hochberg im Berliner Opernhause gegebene Separataufführung des Fidelio sowie verschiedene andere Veranstaltungen und Spenden trugen ebenfalls eine hübsche Summe ein. Bankier Ernst Mendelssohn in Berlin spendete allein 3000 Mk. Aufführungen des unsterblichen „Fidelio" zum Vortheile des Museums sind heute in verschiedenen Kunststädten schon fest zugesagt, ebenso ein Concert im Londoner Crystal Palace. Alle diese bereits gespendeten und noch zu spendenden Gaben reichen aber für die Realisirung der gesteckten Ziele bei Weitem nicht aus. Diese kann nur erlangt werden durch Erwerbung einer möglichst großen Zahl von Vereinsmitgliedern.

Die Mitgliedschaft wird laut den Statuten erworben durch einmalige Zahlung eines Beitrages von 50 Mark, wofür dem Zahler außer der Mitgliedschaft Antheil an dem untheilbaren Vereinsvermögen, Sitz und Stimme in den Generalversammlungen und verschiedene andere Rechte eingeräumt werden. Die Stifter haben ein Stammkapital von 10,000 Mark voll eingezahlt und werden 3000 Antheilscheine ausgeben, nach deren Verausgabung die erste ordentliche Generalversammlung des Vereins einberufen werden soll. Von diesen 3000 Antheilscheinen ist noch bedeutender Vorrath vorhanden. Es bedarf wohl nur des Hinweises auf diese Thatsache, um die mit Glücksgütern gesegneten Verehrer des erhabenen Meisters, deren unsere hypermusikalische Erde doch wohl 3000 beherbergen wird, zum Zugreifen zu bewegen.

Robert Schumann läßt in seinem poetischen Aufsatze über das Bonner Beethoven-Monumentproject der vierziger Jahre den schwärmerischen Eusebius den Vorschlag machen, dem Meister zur Ehre eine Akademie zu errichten — „eine Akademie der deutschen Musik geheißen, in der vor Allem sein Wort gelehrt werde, das Wort, nach dem die Musik nicht von Jedem zu treiben sei, wie ein gemein Handwerk, sondern von Priestern, wie ein Wunderreich, den Auserwähltesten erschlossen werde — eine Schule der Dichter, noch mehr eine Schule der Musik in der griechischen Bedeutung." — —

Wohlan, dieses Beethoven-Museum kann auch eine Akademie werden: eine Hochschule der Beethoven-Forschung, ein neuer Akademos'scher Lusthain für jeden Bewunderer und Verehrer des Unsterblichen. Es gilt dem Andenken von Deutschlands erhabenstem Künstler, einem Künstler, der, um mit Robert Schumann zu sprechen, „seine Nation Großsinn und Vaterlandsstolz auf jedem Blatte seiner Werke lehrt". Die Verwirklichung der Ziele des neuen Beethoven-Vereins ist eine nationale Sache in des Wortes weitgehendster Bedeutung. Jeder, der dem Vereine beitritt, vollzieht damit einen künstlerischen, wie eminent patriotischen Act und trägt frische Bausteine zu einem Geistestempel herbei, dessen Säulen hinausragen können in fernste Zeiten und dessen bildender, edelnder Einfluß noch gar nicht zu übersehen ist.

Das Fundament des Gebäudes ist gelegt. Möge der würdige Ausbau nicht zu lange verzögert werden!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gedanken eines Hagestolzen.

Von Hans Laup.

(Schluß.)

Es ist merkwürdig, und ich stelle meine Erfahrung hiermit allen Anhängern magnetischer Rapporte zur Verfügung: seit Jahr und Tag hatte ich mich mit meiner erfolglosen grünen Schwärmerei nicht mehr befaßt. Und als ich sie neulich zur Dämmerstunde aus dem Rauch meiner Cigarre aufsteigen ließ, pochte sie an meine Thüre. Es war nichts Gespensterhaftes dabei, behüte! wir armen Jünger Aesculap's scheinen von weißumflossenen, durchsichtigen Gestalten, die der Schlag der Mitternachtsstunde oder der erste Hahnenschrei verscheucht, auf das Aengstlichste gemieden zu werden. Draußen erschallte nur ein greller Pfiff, wie sie Onkel Sam's hechtgraue Boten der Liebe auszustoßen pflegen, und der unnütze Junge, der im Vorraum lungert, um die Kranken einzulassen, und der sich ihnen gegenüber stolzer in die Brust zu werfen pflegt, als mein Assistent oder ich, brachte mir einen Brief herein. Auch ließ er sich, da er vermuthlich in günstiger Stimmung war, herbei, das Gas anzuzünden; da er hierfür nicht besonders bezahlt wird, beherrschen ihn peinliche Gewissenszweifel, ob es ihm zukommt.

Meine alte Liebe hatte sich plötzlich meiner erinnert. Daß es geschah, weil sie meines Beistandes bedurfte, kann ich ihr nicht weiter verübeln. Ein verschmähter Liebhaber wäre ein sehr unnützes Rüstzeug, wenn man ihn nicht in einen ergebenen Freund umzuwandeln wüßte. Wahrhaftig, sie hätte es nicht nöthig gehabt, so zaghaft meine Hülfe an-

Digitized by Google

zurufen. Für jede Fremde thäte ich mit Freuden, was sie von mir für ihre Aelteste erbittet, die einmal mein Pathchen hätte werden sollen, es aber nicht geworden ist. Ob ich ihr im fremden Land mit Fürwort und Rath zur Seite stehen will? Gewiß will ich's, und wenn Franziska Mayerhofer, (Franziska heißt sie mir zu Ehren) nicht binnen Kurzem eine gesuchte Clavierlehrerin und Concertgröße ist, meine Schuld soll es nicht sein. Ich habe eine Ahnung, als ob die Blonde und die Braune, die bezaubernde Wittwe, sowie die von 35 Jahren, die Rosenknospen nicht zu vergessen, demnächst von einer wahren Leidenschaft befallen sein werden, halbvergessene Musikkenntnisse aufzufrischen, oder neue zu erwerben. Sie können dem Doctor mit den vortrefflichen Eigenschaften nicht leicht eine Bitte abschlagen; und wenn ich auch einigermaßen nach Jesuitenmaxime vorgehe, für meinen Schützling nehme ich dies auf mich. O, die Kleine verdient es, von mir patronisirt zu werden! Sie hat, wie mir ihre Mutter schreibt, das Conservatorium zu Wien mit glänzendem Erfolg absolvirt, beim Austritt das Diplom und die silberne Medaille, welche die Gesellschaft der Musikfreunde den besten Zöglingen ertheilt, erhalten, und ich kann sie mit bestem Gewissen meinen Freunden empfehlen.

Arme Frau! es muß ihr nicht leicht geworden sein, sich gerade an mich zu wenden; aber sie kann beruhigt sein, ich werde New York kein Atom von Franziska's Erfolgen, Kenntnissen und Talenten erlassen und, was ich für mich nie gethan, für sie mit aufgeblasenen Wangen in die bewußte große Trompete stoßen, die mehr Berühmtheiten geschaffen hat, als sich ein einfältiger Sinn träumen ließe. Natürlich wird sie mir dankbar sein, Anhänglichkeit für mich fühlen, wie etwa für einen alten Onkel oder einen Newfoundländer, der sie aus dem Wasser gezogen hat, und dabei wird in mein langsam zusammenschrumpfendes Herz etwas warme Frühlingsluft einströmen. O, ich vergesse meiner nicht ganz!

Die Kleine hat das Herz auf dem rechten Fleck! Allerdings konnte sie von einer solchen Mutter nichts anderes als einen vortrefflichen Charakter erben. — Ich wüßte gern, ob sie ihr auch in ihrem Aeußeren gleicht; nicht, daß ich ihr meinen Rath und Beistand entzöge, wenn sie das Ebenbild ihres Vaters wäre, der auch ein Ehrenmann ist, für den ich aber noch immer keine zärtliche Anhänglichkeit hege, aber ich glaube, ich könnte sie zu meiner Erbin einsetzen, wenn sie mir mit demselben Gesicht entgegenträte, das ich vor 21 Jahren an dem Gitter des boshaften Afrikaners erblickte. Sie hat viele Geschwister, große und kleine, Buben und Mädchen, das Haus ist eng, das Einnahmebudget wenig elastisch, und so sah sie sich früh nach einem eigenen Erwerb um. Eine ihrer Mitschülerinnen aus dem Conservatorium schrieb ihr, daß sie sich in Amerika mit Lectionen und Concerten ein kleines Vermögen erwerbe, und meine Franzi — ich, der beinahe ihr Pathe geworden wäre, habe wohl ein Recht sie so zu nennen — entschließt sich, trotzdem sie ein halbes Kind sein muß, kurzweg zur Reise über den Ocean, um es ihren Eltern zu erleichtern.

Brave Kleine! Ich wollte, ich könnte ihr ein recht behagliches Nest vorbereiten, denn sie wird Heimweh fühlen, wenn sie fern von Mutter und Vater in einer kalten Miethswohnung ihr Asyl finden soll. Meine alte Liebe bittet mich, Franziska beim Wohnungssuchen mit Rath zur Seite zu stehen. Und meine liebenswürdige Hauswirthin liegt mir seit Wochen in den Ohren, sie könnte bei den schlechten Zeiten nicht bestehen, wenn sie keine „Boarders" aufnehmen dürfe. Ich habe mich dagegen gesträubt, mir von fremden Miethsleuten das Haus ruiniren zu lassen, aber mit meinem Schützling ist es natürlich etwas anderes. Zwar kann man weder die Küche, noch die Gesellschaft meiner Hausfrau als die größten Annehmlichkeiten des Daseins bezeichnen, aber Franzi wird sich hier unter meinem väterlichen Schutz befinden, von den Gefahren, die einem alleinstehenden Mädchen in der Großstadt drohen, bewahrt bleiben und ohne Sorgen abwarten, bis sich ihr eine gesicherte Existenz bietet.

Ich habe mich in meine Vormunds- und Beratherrolle vollständig verliebt. Vor kurzer Frist erschien mir noch die beginnende Ehrwürdigkeit meines Scheitels, das nahe Hagestolzenthum wie ein drohendes Gespenst, nun aber mögen sie kommen, die vierziger Jahre! Ich werde meine Jugend an meinem Tische sitzen haben, rothwangig, zu Lachen und Scherzen aufgelegt und einen freundlich theilnehmenden Blick im Auge (hoffentlich hat sie die Augen ihrer Mutter; die hatten mir es damals besonders angethan). Ich werde ein erwachsenes Töchterchen an meinem Arme führen und nun seinetwillen noch einmal Interesse an Opern und Concerten gewinnen; ich werde mit Herzklopfen die Anschlagszettel mustern, ob ihr Name auch groß genug gedruckt ist, und ich werde begierig die Zeitungen zuerst an einer Stelle überfliegen, um welche ich mich bisher nicht im Geringsten gekümmert, ob in den Musikberichten Franziska Mayerhofer, „dieser neue helle Stern am New-Yorker Kunstfirmament", mit gebührender Begeisterung beurtheilt wird. Und ich werde mit Gottes Hülfe ein eben solcher Schrecken all' meiner Bekannten werden wie Freund Bergner, der mich neulich auf dem Weg zu einer Operation auf Tod und Leben am Rockknopf faßte, und so oft ich mich loszureißen suchte, mir drohend zurief, „das müssen Sie noch hören". Und dann kam die Aufzählung eines jeden Büschels Blumen, das man seiner Primadonna Tochter auf ihrem Triumphzug von Fishkill nach Pumpkinstown zugeworfen und die Verlesung aller auf sie bezüglichen Artikel in den erleuchteten Journalen dieser Culturstätten; — bald wäre mein Kranker mittlerweile vor Schmerzen und Ungeduld verschieden.

Einige Monate später. — Also derartig gestaltet sich meine väterliche Beschützerrolle! Nun, meine erste Liebe hat mich einmal in das Fach des alten, gesetzten Vormunds gepreßt, ein zweites Mal gelingt es ihr nicht!

Als ich meinen Schützling vom Dampfer abholte, suchte ich mit den Augen unter dem Knieholz der Menschheit. Trotz des Kalenders konnte ich mich noch immer nicht recht mit der Idee befreunden, daß seit meiner goldenen Jugend so lange Zeit verstrichen ist, um ein menschliches Wesen zu seiner vollen Höhe emporschießen zu lassen. — Aber da trat sie auf mich zu — sie erkannte mich nach der Photographie, die ich ihrer Mutter geschickt — und wiewohl ich zu den längsten Männern New-Yorks gehöre, reichte ihre Stirn bis zu meinem Mund. Ich hätte den väterlichen Kuß auf dieselbe drücken können, aber daraus wurde nichts; fremde Augen hefteten sich fragend auf mich, von schöngeschweiften rothen Lippen kamen ein paar vorstellende Worte, und eine schlanke Hand mit langen Clavierfingern war Alles, was ich bei dieser ersten Begegnung von meinem Pflegetöchterlein zu fassen bekam. Eine fürchterliche Enttäuschung! Das war kein hilfloses, sich ängstlich anschmiegendes Kind, sondern eine sichere, energische junge Dame, die aber Gottlob wenigstens nichts Emanzipirtes in ihrem Wesen hatte; das schüchterne Rücken, das ich unter meine schützenden Fittiche zu nehmen beschlossen, sah mit ruhig prüfenden Augen in die Welt, und fing mir zu erklären an, sie könne nicht annehmen, was ich für sie geplant. Kein Wunder, daß ich heftig wurde, ich bin den Widerspruch nicht mehr recht gewöhnt, meine Kranken äußern keinen und die gütigen Schätzerinnen meiner vortrefflichen Eigenschaften verschieben das Geltendmachen ihres eigenen Willens bis nach meiner Erklärung. Allerdings hätte ich nicht so verschwenderisch mit „kleinstädtischem Zopf" und „spießbürgerlichen Ideen" umgehen müssen, denn obschon Fräulein Franziska ihre Weigerung, ein Asyl bei meiner Hauswirthin anzunehmen, nicht wiederholte, faßte sie eine gewisse Scheu vor dem Grobian von altem Doctor, die sie, wie es scheint, noch heute nicht überwunden hat. Mit meinem Assistenten neckt sie sich herum; wie habe ich nur bei meiner Menschenkenntniß diesen Luftballon für einen strebsamen, vertrauenswürdigen Menschen halten können! — mir aber sitzt sie meistens ernsthaft gegenüber; ihm erzählt sie ihre tollen Kinderstreiche — was für ein prächtiger Wildfang muß sie gewesen sein, ehe sie in die fürchterliche Clavierdrillanstalt kam! — mir von den Erfahrungen mit ihren Schülerinnen und deren Mamas. Wenn er in's Zimmer kommt, überfliegt ein schalkhaftes Lachen ihr feines, edles Gesicht und wenn ich auf sie zutrete, verschwindet es und die gelassene, selbständige Dame spricht aus ihren Zügen zu mir. Natürlich, ich bin der väterliche Beschützer, der langweilige Vormund, und der Luftballon ist ein amüsanter junger Mensch! Ich verwünsche die Stunde, in welcher ich meinem ehemaligen Lehrer Steiner zusagte, seinem Sohn den Weg zu einer Praxis in New-York zu ebnen. Ich bin nicht eifersüchtig. Lächerlich! ein angehender Vierziger eifersüchtig, weil ein junger Mann seiner Schutzbefohlenen Aufmerksamkeiten erweist; aber ich habe kein rechtes Zutrauen zu dem Burschen.

Und wenn ich mir vorstelle, wie es nachher öde um mich sein wird, wie ich wieder rettungslos der Langeweile in Gesellschaft und Vereinsamung zu Hause verfallen werde, dann überfällt mich Egoisten ein katzenjämmerliches Gefühl. Mein Haus hat, seit es den neuen Gast beherbergt, ein Aussehen, als wäre es durch irgend einen kräftigen Genius von der Nordspitze Alaskas und der Nachbarschaft von Eisbären und Polarfüchsen nach den Bermudas unter Palmen und Bananen versetzt worden. Statt mich in meinem Zimmer in Bücher zu vergraben oder mich mit hundert gleichgültigen Menschen zusammen einladen zu lassen, verbringe ich meine freien Stunden im Familienzimmer der Hauswirthin. Sie selbst und ihre Kinder, die sich wie die Kletten an Franzi hängen, sind allerdings eine bittere Beigabe, aber mein Schützling schenkt den Thee ein und erzählt von zu Hause; ich kenne nun alle ihre Geschwister auf das Genaueste; oder sie bringt mich zum Sprechen, und wenn ich von den Entbehrungen meiner ersten Jahre in New York berichte, dann ist mir's, als sähe ich in die Augen ihrer Mutter während des Elephantenjammers. Ich habe bemerkt, daß sich ein Schatten über ihr Gesicht zieht, wenn ich meiner bitteren sarkastischen Laune die Zügel schießen lasse, und wahrhaftig, ich streife die widerhaarigsten Borsten meines Temperaments gewöhnlich vor ihrer Thüre ab. Was thut man nicht für sein Töchterlein, auch wenn es nur ein angenommenes ist!

Habe ich schon in die bewußte Trompete gestoßen? Die Wahrheit zu gestehen, nein. Und ich habe mich auch um ihre Clavierstunden nicht sonderlich bemüht. Armes Kind, wenn ich es ihr ersparen könnte! sie tragen Alle so bittere, so resignirte Linien in ihren Gesichtern, die armen Opferlämmer verzogener Rangen und launenhafter Mamas. Und die Künstlerinnen? — die Umschmeichelten, Verwöhnten unter ihnen sind unausstehlich, und die Schiffbrüchigen — nein Franzi, so lange ich kann, will ich Dir weis machen, daß die Concertsaison vorüber ist und auf dem ganzen Festland von Amerika keine Taste vor dem Publikum angeschlagen wird. Und wenn der fromme Betrug nicht mehr fortgesetzt werden kann, nun dann, so schwer es mir auch wird, dann will ich dem fatalen Jungen, der seit Wochen um mich herumstreicht und sich nicht getraut, mit mir zu sprechen, Gehör schenken. —

Ich habe es ihm angesehen, daß er allen Ballast ausgeworfen hatte, als er zu mir in's Zimmer flog. Es hat mir einen Stich in's Herz gegeben, ich dachte, er wäre mit ihr im Reinen und lade mich zur Verlobung ein. Während er noch immer zwischen dem Respect vor mir und der Begierde sich auszusprechen schwankte, erinnerte ich ihn an den doppelten Schenkelbruch, den wir zusammen eingerichtet und den er nun allein zu behandeln hatte, das gab den Ausschlag, er müsse zuvor mit mir sprechen, rief er, mir klaren Wein einschenken! Er hat es gethan und nicht für sich allein.

Solch' eine edle vornehme Erscheinung habe ich mir immer zu meiner Lebensgefährtin erträumt, und weil ich sie, bevor ich Franzi sah, nicht gefunden, bin ich einsam geblieben. Und doch gibt es vielleicht nicht viele Menschen, die solche Sehnsucht wie ich nach ihrem eigenen Herd, nach einem gleichgesinnten Weibe besitzen. Keine der gefallsüchtigen Tändeleien junger Mädchen haftet an Franzi, kein eigennütziger Gedanke beschmutzt sie, iphigenienhaft hätte Professor Strunz sie genannt. Was weiß

Digitized by Google

der junge Bursche von ihrem Werth! sie ist schön und lebhaft, das verlockt ihn und ich, für den sie geschaffen wäre, der sie auf den Händen tragen würde — ich war zu jung für die Mutter und bin zu alt für's Töchterlein. Noch einmal einen Korb; nein Doctor, dazu bist Du doch zu gescheut. Wenn er sie gewinnt, dann will ich wenigstens am Herd des Glücklichen meine Suppe kochen; ich will bei ihnen wohnen und Heiner soll meine Praxis erben. Das wäre im Reinen! Jetzt heißt es noch die Maske des segnenden Vormunds aufgesetzt, denn, nicht wahr, alter Doctor, lächerlich wollen wir uns doch mit unseren Frühlingsgefühlen im Herbst nicht machen? Es wird mir schwer werden, aber ich habe viel im Leben durchgesetzt, ich werde auch dieses können, ohne das fremde Augen sehen, wie tief der Hieb diesmal ging. Ob es auch Franzi verborgen bleibt? ich zweifle; sie hat vermuthlich errathen, was für einen sonderbar selbstsüchtigen Vormund sie in mir besitzt.

Trübselig mit zusammengefalteten Schwingen kommt der Luftballon aus den oberen Regionen herab. Jedem Auge ist der riesige Korb, der von ihm hinunterhängt, wahrnehmbar. „Franzi für so gescheut hätte ich dich nicht gehalten!" ich hätte es in meiner Freude bald laut gerufen, denn ich vermag — ein Beweis meiner schwarzen Gemüthsart — nicht einmal Mitleid mit dem Burschen zu fühlen; wer heißt ihn die Hand nach solch' einem edeln Preis ausstrecken! Ohne mich anzusehen, greift er nach seinem Hut und wandert gesenkten Kopfes dem doppelten Schenkelbruch zu. Ein Glück, daß er dort nichts verderben kann, sonst Gnade Gott dem armen Patienten! Ich aber fliege nun leichtfüßig wie ein Jüngling in's obere Stockwerk. Franzi ist allein und sie hat geweint. Bei meinem Eintritt — ich glaube, ich habe sogar das Anklopfen vergessen — wird sie feuerroth. Was ich ihr sagen wollte, ich weiß es nicht; ich rufe nur ihren Namen Franziska und breite meine Arme aus und sie fliegt, wie ein Vogel in sein Nest, an meine Brust. Und dann, als ich sie ängstlich frage, „war es der väterliche Freund, bei dem Du Zuflucht suchtest?" schüttelt sie lachend und weinend den Kopf und drückt sich fester an mich. Und wenn es einen glücklicheren und verliebteren Menschen auf der Welt gibt als mich, den Doctor der Heilkunde Franz Bergmeister, so soll er sich melden. Aber ich glaube nicht an seine Existenz!

Aus der Hauptstadt.

Der Reclamewagen.

Durch die Straßen der Hauptstadt rollt seit einigen Wochen ein neues Gefährt, ein vierräderiges Ungethüm, dessen Flanken mit riesigen Anschlagzetteln in grellem Buntdruck verkleidet sind. Da kann der Vorüberwandelnde lesen, daß im Feenpalast die vierzehn kleinsten Menschen der Welt, in Kaufmann's Variété die grandiosen Original-Kettenbrecher auftreten, daß im American-Theater der Schwank „Koch kommt", im Ostend-Theater „Hedda-Gabler" aufgeführt wird, daß der Circus Schumann noch immer unter Wasser steht und in den Reichshallen das nicht mit dem Abbé Prévost verwandte Fräulein Manon Lescault des trockenen Tons und der langen Kleider gründlich satt ist ꝛc. Von 5 Uhr Nachmittags an wird diese ganze löschpapierne Herrlichkeit in transparenter Beleuchtung gezeigt und zu philosophischer Lebensanschauung neigende Passanten pflegen dann besonders gern tiefsinnige Betrachtungen über die Verrohung und den groben Unfug des Reclamewesens anzustellen.

Indessen ist der Reclamewagen eine in ihrer plumpen Naivetät recht harmlose Erscheinungsform; warum sollen Geschäftsinhaber, gleichviel ob sie nun mit alten Kleidern oder mit jungen Chansonettensängerinnen handeln, ihr commerzielles Heil nicht mit einer quadratisch wandelnden Litfaßsäule versuchen? Jeder Deutsche hat das Recht, seine Waare anzupreisen, wofern er dabei nicht contra bonos mores verstößt. Und wenn eine von den nie alle Werdenden bisweilen ernsthaft genommene Zeitung in spaltenlangen Marktschreierinseraten sich selbst ihre Gediegenheit, ihre Zuverlässigkeit und ihr angebliches Ansehen attestirt, wenn eine andere, der ersten im Geiste verwandt, die Giebel der freistehenden Häuser mit hellblauer Tünche bemalt, um des Schleuderpreises und der für das deutsche Volk beschämend hohen Auflageziffer sich unverfroren zu berühmen, dann muß man den Herren Akrobatenkunstausbeutern immerhin einige Bescheidenheit und ein merkwürdiges Anstandsgefühl zuerkennen. Nein: der Reclamewagen wird zu Unrecht gelästert; wir sollten ihn vielmehr willkommen heißen, denn er ist das strahlende Symbol des allzu öffentlichen Lebens in der Reichshauptstadt; er bringt die Reclamewirthschaft in ein System und deshalb sollte seinem Erfinder ein bescheidenes Plätzchen mindestens gesichert werden, neben den großen Menschheitwohlthätern der neuesten Zeit, neben Johann Hoff, dem Mann des Malzextractes, neben Oswald Nier, dem Ungegypsten, neben Maria Benno von Donat, dem Entdecker des Husten-Heil, neben Adolph Ernst, dem Zappelpropheten des grinsenden Bananenthums.

Von der landesüblichen Reclame ist Neues nicht mehr zu sagen; sie reicht nicht über das Niveau der Anschlagsäule hinaus und auf die dem Rezensionsexemplar beigedruckte, für den größeren Theil der kleineren und für den kleineren Theil der größeren Presse bestimmte Verlegernotiz, in der dem Autor anstatt eines Honorars kritisch klingende Honneurs gewährt werden, geben heute selbst rechtschaffen thörichte Leute ebenso wenig wie auf die Meldung eines Theaterdirectors von ausverkauften Häusern und Kassenstürmen. Mit dem Kammerdiener des Grafen Almaviva möchte man da immer fragen: Qui trompe-t-on donc ici? So gröbliche Reclame zieht nicht mehr, sie schädigt nur den Betroffenen und bringt ihn in üblen Verdacht; erst kürzlich hat man Adelina Patti allen Ernstes für die geschmacklosen Bulletins verantwortlich gemacht, die der Gasthofbesitzer und ähnlich subalterne Geister den Blättern zugehen ließen. Als ob die noch heute größte lebende Gesangskünstlerin solcher Mittelchen bedürfte! Die verhöhnten Waschzettel sind in den Souterrains des schönen Hotel Bellevue verfertigt worden, wahrscheinlich unter sachverständiger Beihülfe eines der sehr ehrenwerthen Literaten, die seit einiger Zeit vom Kaiserhofe nach dieser westlicheren Zufluchtsstätte der Médisance und des Ecarté übergesiedelt sind. Freilich kann der Helfer nur ein schüchterner Anfänger gewesen sein, der die auf dem letzten Ballfest der Berliner Presse so eigenartig verherrlichte schwarze Kunst — die Kunst, für Geschenke durch Reclame zu quittiren — noch lange nicht regelgerecht zu handhaben versteht; er hält sich noch bei den Hoteliers, bei Bier-, Wein- und Beleuchtungsproben auf; nicht eher aber wird er die letzte Weihe haben und vorstandswahlreif sein für literarische Verbrüderungen, als bis er gelernt hat, am hellen Mittag eine Uebersetzung zu stehlen oder sich von einem Theaterleiter durch Zutheilung dramatischer oder dramaturgischer Hausarbeit ernähren zu lassen, ohne dadurch an seiner Integrität Schaden zu nehmen. Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Kehren wir dem Gesindezimmer, wo nur die stümpernden Lehrlinge der Reclame hausen, stolz den Rücken. Die bisher höchste Leistung war hier auf theatralischem Gebiete die Vertheilung von Souvenirs und die Bühnenthätigkeit eines Scharfrichters, auf verlegerischem der rothe Umschlag und die Beigabe eines facsimilirten Autorenportraits, das den Schnelldichter eines Liebesrauschromans schnödester Sorte darstellte. Steigen wir einen Treppenabsatz höher hinauf, dann begegnen wir bereits der feineren Reclamekunst und Kunstreclame: der Mann, der die seither epidemisch gewordene Journalenquête ersann, ist sicherlich ein Herr von vielen Graden und ihn überragt beinahe noch der ruhmreiche Entdecker des mit Benutzung der neuesten technischen Errungenschaften inscenirten Künstlerjubiläums. Vor diesen Großen Reverenz! Sie verstehen es, ihrem Namen für Wochen und Monate ein Heimstättenrecht zu wahren in den Tagesblättern, und das ist in unserer Zeit der Sensationen und der chronischen Reformpolitik immerhin schon eine beachtenswerthe Talentprobe.

Aber die Menschheit schreitet rastlos fort und schon schmücken den symbolischen Reclamewagen zwei neue Anschläge: der hohe Besuch und das Polizeiverbot — das sind die neuesten Daseinsbethätigungen der Reclame fin de siècle.

„Die gestrige Vorstellung im *_*-Theater beehrten der Erbprinz von Reuß-Gera-Lobenstein nebst der Frau Erbprinzessin, ferner der Herr Herzog von Gerolstein nebst dero erlauchten Töchtern Agathe und Aennchen mit ihrem Besuch. Die hohen Herrschaften sprachen sich über Spiel und Ausstattung mit wärmster Anerkennung aus und Prinzeß Agathe ehrte den in die Hofloge berufenen Director Roßtäuscher durch Ueberreichung einer kostbaren Busennadel. Den an der Aufführung Betheiligten wurde von der hohen Anerkennung durch Aushang Mittheilung gemacht."

Dergleichen kann man jetzt beinahe alle Tage unter „Kunst, Wissenschaft, Literatur" lesen; oft sind es anstatt der hohen auch höchste oder gar allerhöchste Herrschaften, denen natürlich dieser modische Unfug selbst am fatalsten sein wird. Für die Theaterangehörigen mag es ja von äußerstem Interesse sein zu erfahren, ob ihre Leistungen dem höfischen Anspruch genügen konnten; für das Publikum, oder gar für die Kunst ist diese Frage von ganz außerordentlicher Belanglosigkeit. Ein Stück kann spottschlecht sein und bleiben, ein Schauspieler kann der erbärmlichste cabotin genannt werden müssen, auch wenn beide von fürstlichen Händen lebhaft beklatscht, von fürstlichen Lippen begeistert belobt werden. In Sachen Kunst sind Fürsten recht häufig sterbliche, allzusterbliche Menschen. Aus Talleyrand's Memoiren hat man erfahren, daß Napoleon dem Faustdichter das Studium der Voltaire'schen Tragödien als ein erzieherisches Hauptmoment empfahl; Ludwig der Erste von Bayern hielt sich selbst, Ludwig der Zweite hielt Karl Heigel für einen großen Dichter und der serbische Milan — auch ein gekröntes Haupt — pflegte im Etablissement von Ronacher in Wien sich weit wohler zu befinden als im Theater nächst der Burg. Das schließt eine feine Urtheilsfähigkeit bei anderen Mitgliedern regierender Häuser ganz gewiß nicht aus; in allen literarischen und künstlerischen Dingen schreiten die Hohen und Höchsten eben mit der profanen Menge in Reih' und Glied; hier werden die Stimmen nur nach ihrem inneren Werth, nicht nach der Rangklasse ihrer Besitzer, gewogen. Die Nachrichten über fürstliche Theaterbesuche gehören in den sogenannten Hofbericht, und wo ein echter Dichter spricht, da hat selbst ein Kaiser sein Ausnahmerecht verloren. Gerade die überzeugten Vertreter der monarchistischen Ueberlieferung dürften nicht dulden, daß man das Herrscherhaus zu geldgierigen Reclamezwecken ausbeutet; die Ehrfurcht — ich nenne es noch lieber den guten Geschmack — sollte solches würdeloses Gebahren verbieten. Es mag ja auch ein „künstlerisches" Publikum geben, daß nur bei Hoflieferanten seine Eindrücke einzukaufen liebt: will man ihm durchaus entgegenkommen, dann mag man neben die Dichterköpfe am Fries der Theatergebäude meinetwegen die beiden wilden Keulenmänner des Hoflieferantenwappens setzen. Das ist billig und langweilt uns nicht mit jedem neuen Tage auf's Neue; wenn die Gläubigen wollen, so haben sie dann eine höfisch geaichte Kunst.

Wirksamer, weil neuer, ist das Polizeiverbot; der hohe Besuch fängt bereits an, seine Zugkraft einzubüßen, aber die Confiscation, das polizeiliche Verbot: heute sind sie Ziele, auf's innigste zu wünschen.

Als vor mehr als zwei Jahren die angesehenste deutsche Monatsschrift — im Fall Geffcken — confiscirt wurde, da betheuerte der entsetzte Herausgeber in einem fast kläglichen Briefe seine psychische Unschuld und noch Einiges mehr; er betrachtete die Confiscation offenbar als ein Unglück.

Digitized by Google

Die Achsendrehung, die seitdem sich vollzogen hat, läßt auch darin sich erkennen, daß jetzt Zeitschriften existiren, von denen man überhaupt nur hört, wenn sie die Polizei verschwinden ließ. Das ist ein allgemeiner Brauch.

Freilich: mit der politischen Polizei ist nicht gut Kirschen essen, die gibt selbst Herrn von Wildenbruch nicht frei. So glimpflich wie Victorien Sardou würde ein deutscher Schriftsteller nicht davon kommen. Bekanntlich hat der französische Ministerpräsident Herr von Freycinet, der — um welcher literarischen Verdienste Willen, bleibe dahingestellt — in der Akademie Augier's Erbe geworden ist, der Comédie-Française die Aufführung von „Thermidor" untersagt, weil in diesem anekdotischen Revolutionsdrama eine dem „Vieux cordelier" des Camille Desmoulins entnommene Tirade gegen die Männer der Schreckensherrschaft vorkommt und weil der leidenschaftliche Herr Clémenceau gesagt hat, die große Revolution sei ein Block, von dem man nicht das geringste Theilchen abplittern dürfe. Da könne man nicht sagen: Dies gefällt mir, Jenes mißfällt mir. „Le tout est à prendre ou à laisser. Et si on le laisse, l'Etat a le devoir de sévir." Und siehe da: der Staat wüthete; 1890 hielten französische Minister an dem enthüllten Standbilde des Camille Desmoulins dithyrambische Festreden; 1891 verboten französische Minister, in Wahrung berechtigter Interessen des Bürger Robespierre, die Aufführung von Thermidor. Man braucht aber nicht zu befürchten, die Komödie könne tragisch enden; das Verbot wird — nach Vornahme unerheblicher Aenderungen — zurückgezogen oder Thermidor wird an der Porte St. Martin gespielt werden. In jedem Fall hat Sardou für ein anscheinend mittelmäßiges Stück eine ungeheure europäische Reclame zu verzeichnen. Der Glückliche mag dem Anfall Clemenceau's dankbar sein; wären die Radikalen von heute nicht viel empfindlicher noch als Sadi Carnot, der Enkel des Schreckensgenerals in partibus infidelium, dem als Nächstbetheiligten dieser Thermidor kein Monat winterlichen Mißvergnügens schien, wer weiß, ob das Drama von Sardou jemals die Rheingrenze überschritten hätte. Heute studirt man's bereits in St. Petersburg, in Berlin und Wien ein; Dank, lieber Freycinet und Clémenceau! Dank, lieber Clémenceau und Freycinet!

Das läßt sich bei uns zu Lande kaum nachmachen. Dafür aber blüht jetzt das Verbot aus sittenpolizeilichen Rücksichten. Wenn es mit einem literarischen Unternehmen, wenn es mit dem Ruhmerwerb gar nicht werden will: geschwind ein Bischen geunzüchtelt und Blatt und Autor sind in aller Munde; sie werden als muthige Wahrheitshelden verherrlicht oder als unverbesserliche Pornographen verlästert, immer aber werden sie besprochen und weiter erwünschten sie sich ja nichts. Wie oft habe ich in den letzten Monaten ein großes Aufhebens machen sehen von Büchern, deren läppische Armseligkeit ohne die paar aufgeklebten Schmutzfinkereien völlig unbeachtet geblieben wäre! Und die als hartherzig verschrieene Polizei war fast ausnahmslos gutmüthig genug, für den Märtyrerruhm und für die Reclameunkosten freundwilligst zu sorgen. Dann kommt die erste Notiz: das und das Buch — oder die und die Zeitschrift — ist polizeilich confiscirt worden. (Das Ding muß mir mein Buchhändler sofort besorgen, brummt der Leser beim Morgenkaffee, laut, wenn er Junggeselle, leise, wenn er vereheglücklicht ist.) Nr. 2: Der Verfasser — oder der Herausgeber — des bekanntlich polizeilich unterdrückten Buches so und so — eventuell Titel der Zeitschrift — hat den Beschwerdeweg betreten. Und so fort mit mehr oder weniger Grazie in infinitum, d. h. bis zur Freigebung oder bis zur gerichtlichen Bestätigung; in letzterem Falle werden dann die Protokolle der Verhandlung in Broschürenform veröffentlicht. Handelt es sich um ein der Bühne entzogenes Drama, dann darf man mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, ihm sofort in einer Zeitschrift zu begegnen, „mit den polizeilich inkriminirten Stellen!!" (Siehe rothen Umschlag.) Herr von Richthofen sollte aus diesem unfehlbaren Verlauf der Dinge einige Vorsicht erlernen: er mehrt die Uebel, die er beseitigen will.

Auf die Prinzipienfrage gehe ich hier absichtlich nicht ein; meiner Ueberzeugung nach darf ein in literarischen Formen sich bewegendes Werk, gleichviel, ob der Verfasser ehrliche oder unehrliche Absichten verfolgt, nicht von Polizisten, auch nicht von Juristen, sondern einzig und allein von literarischen Richtern beurtheilt und, wo es erforderlich ist, verurtheilt werden. Vor schlechten Büchern hat die Kritik zu warnen, die blanke Gemeinheit muß sie todtschweigen: das ist ein probates Mittel, mit dem die mechanischen Künste eines beliebigen Polizeipräsidenten nicht concurriren können. Wenn aber hier neulich Einer der Verbotenen, ein begabter, jetzt leider gänzlich verirrter Mann, zu seiner Vertheidigung gesagt hat, das épater le bourgeois sei nun einmal ein Lieblingsleitmotiv der Musen, so möchte ich mit dem Geständniß nicht zurückhalten, daß ich von solchen feilen und beifallsgeilen Musen nichts wissen mag. Nicht den Philister zu verblüffen kann das Ziel ernster Künstler sein, sondern: den Urtheilsfähigen zu überzeugen. Das épater le bourgeois aber nehme ich dankbar an als passendste Inschrift für den Reclamewagen, nicht für den sichtbaren, der ungefährlich ist, vielmehr für jenen, dessen aufdringliches Lärmen und Schellen feiner empfindenden Menschen bald die ganze herrliche Modernität verleiden kann.

Apostata.

Aus den Kunstsalons.

Freilichtmalerei aller Orten! Professor Vogel in Berlin hat sich nun ganz zu der neuen Schule bekannt. Warf man ihm früher schon „grauen Ton" vor, weil er von der zwar geistig vornehmen, aber antiquarischen Richtung seines Lehrers Gebhardt abwich, so hat er sich doch nicht irre machen lassen. Er malt die Dinge wie er sie sieht, nicht besser. Er ist nach den Niederlanden gegangen, der Heimath des wassergeschwängerten, bläulich nebelnden Sonnenduftes und hat dort mit klarem, unbestochenem Auge in die Welt zu schauen gelernt. Als Maler von hohem technischen Können hat er schnell und sicher seinen Weg zu machen verstanden und ist mit raschem Schritt in die Reihe der modernsten Künstler getreten. Sein prächtiges Interieur — einen Zeitung lesenden Holländer in einem zwar nüchternen, aber von der Sonne durchwärmten Zimmer, sein großes Figurenbild „Wieder daheim", beide bei Gurlitt ausgestellt, zeigen, daß er der Welt und sich selbst nichts weiß machen, sondern sein Schauen ihr offenbaren will.

„Neues, Modernes, ihr Herrn,
Soll von der Kunst man nicht fodern,
Denn was heute modern,
Morgen vielleicht wird es modern!"

So sang vor etwa 30 Jahren der Architekt und Kunsthistoriker A. Wiegmann und so sprach man ihm vielfach nach. Die Zeiten haben sich eben geändert und es ist gut, solche alte Schlagworte einmal hervor zu holen und an ihnen die Fortschritte unserer Kunst zu erweisen. Denn erst seit wir nicht mehr fürchten modern zu sein, seitdem sind wir den Modergeruch los und haben wir erst eine Kunst; während die Welt seit dem Beginn der Renaissance, also seit vier Jahrhunderten, fremdes Schaffen meisterte: der Bruch mit der humanistischen Bildung — das ist das Zeichen, unter dem auch Vogel über die Tradition seiner Schule siegte. Gebhardt hat sich in der religiösen Malerei von dem unleidlich gewordenen Nachempfinden der italienischen Hochrenaissance befreit, und sich zum Empfinden des 15. Jahrhunderts, also einer noch völlig aus sich selbst heraus schaffenden Weise, geflüchtet. Vogel und seine zahlreichen Genossen suchen das Vorbild draußen in der Natur, in keiner Kunst vor ihnen, sie sind in ihrer Auffassung nach bester Kraft modern. Die Renaissance geht zu Ende!

Hans Herrman hatte es schon leichter, so zu sein wie er ist, weil er vom ersten Tage der neuen Richtung sich zuwendete, sich nicht erst zur einfacheren Natur umzubilden brauchte. Seinen Bildern ist denn auch klar und sicher der Stempel der Unmittelbarkeit des Anschauens aufgeprägt. Ich höre klagen, daß er doch wohl befangen in dem von ihm besonders gepflegten Farbenton sei, weil er Venedig und Holland in so ähnlicher Weise darstelle. Da möchte ich einmal an einem Sonnentage die Herren Kritiker vor ein Stück Meer stellen — d. h. ein solches ohne Gondel oder Schuyte, ohne St. Maria della salute oder die Windmühlen von Amsterdam, also ohne topographische Hülfsmittel — ob sie wohl zu unterscheiden wüßten, jener Blick gehe in's Adriatische Meer oder in die Nordsee hinaus. Auf älteren Bildern ist es freilich nicht schwer die Unterschiede zu machen, da schon längst Venedig sowohl wie Holland seinen Typus hat, wie es gemalt werden muß. In der Natur gibt es zwar sehr verschiedenartige Stimmungen für beide Länder, aber an zahllosen Tagen wird nur ein sehr fein geschultes Auge die Wirkungen des Lichtes auf der Meeresfläche und in der feuchten Atmosphäre zu unterscheiden wissen. Es ist ja kein Zufall, daß Pieter de Hooghe und Canaletto, die beiden Hauptmeister der klaren, kalten, nicht in Braun und Gelb künstlich gesteigerten Sonnenfarbe wurden, daß in Tiepolo einer der ersten Freilichtmaler in großem Stil entstand. Ehe die Antikenmalerei eines van der Werff und Maratti mit einem neuem Klassicitätsstreben hereinbrach, war man in Amsterdam und Venedig — und hier fast allein — auf dem Wege, sich aus der Renaissancefarbe und aus dem Kirchenton der scheinbar immer noch hinter bunten Scheiben und Butzenfenstern gemalten Bilder zu befreien. Daran aber war die Gemeinsamkeit der Natur schuld. Der „Silberton" ist nicht zufällig in Venedig und Amsterdam gefunden worden, er ist eben thatsächlich dort mehr als anderswo in der Welt zu Hause.

Zu den zu neuem Wege Umgelenkten gehört auch der Breslauer Morgenstern, der eine Anzahl sehr fein empfundener Bilder bei Gurlitt zur Schau brachte, während die volle Kraft der Ursprünglichkeit dem Norweger Gunnar Berg zusteht, der einen ganzen Cyklus von Bildern und Studien aus den Lofoten dort vorführt, Arbeiten von einer Kraft der Stimmung, die nicht von außen durch den Künstler in das Bild getragen, sondern von innen aus diesem hervorquillt. Es ist sonnig und kalt dort oben, kalt bis auf die Knochen, selbst wenn das Meer noch so blau funkelt, die Luft ist von eisiger Durchsichtigkeit, der Schnee von glitzernder Weiße. Das ist die Grundstimmung aller jener Bilder, welche das kleine Leben im Hafen von Svolvaer schildern, dort oben, jenseits des nördlichen Polarkreises.

Berg ist vielleicht nicht so fein wie Sinding, der uns unlängst eine ähnliche Bilderreihe vorstellte, aber er hat noch mehr ungebrochene Kraft und rechten unverbildeten Künstlersinn. Schon einmal hat Skandinavien Deutschland, so wie es jetzt thut, nach der Richtung des Gesunden, Einfachen hin beeinflußt. Das war, als Dahl in den dreißiger Jahren seine norwegischen Landschaften den sentimentalen Compositionen der Schirmerschule entgegenstellte. Damals malte Andreas Achenbach norwegische Bilder, ohne je in Norwegen gewesen zu sein, bloß um aus der Kompositionsmalerei herauszukommen. Everdingen hatte im 18. Jahrhundert die Wege dorthin gewiesen. Die Akademie von Kopenhagen bildete einen Mittelpunkt dieser frischeren Naturbeobachtung. Die Uebertragung dieser nach Düsseldorf läßt sich geschichtlich sehr gut nachweisen. Es kam eine Zeit der Schlichtheit und Redlichkeit der Naturbeobachtung, die namentlich in zeichnerischer Beziehung eine große Höhe erlangte, im Farbenton aber sich von der Atelierbeleuchtung nicht ganz frei machen konnte. Auch die Münchener Schule, namentlich Schleich, steht unter dem Einfluß der nordischen Kunst, die Morgenstern, der Vater des obengenannten Malers, von Kopenhagen nach München trug.

Der Gegenpol der Kunst war Antwerpen gewesen, wo die Schön-

Digitized by Google

malerei auf den Thron gehoben wurde. Von dort ging die Schule der Coloristen in die Welt, die noch vor zehn Jahren Deutschland beherrschte. Aber in Antwerpen selbst ist es jetzt aus mit dieser Schaffensart — ganz aus! Wie schon Saphir sagte, er werde beim Weltuntergange nach Dresden reisen, weil dort die Katastrophe sicher zuletzt einträfe, so hat sich denn auch die Kunst der Biefve und Gallait, die nun überall zu Ende ist, unter der „Führung" von Pauwels nach Dresden verzogen, als würdige Genossin der „poetisch-idealen" Kunstauffassung Schilling's. Dort wird sie sich als interessante Specialität sicher noch einige Jahrzehnte erhalten.

Antwerpen wird uns Deutschen nach dem, was uns jetzt bei Schulte vom dortigen Künstlerverein „Als ik kan" vorgeführt wird, Herrn Pauwels nicht wieder abspenstig machen. Man hat dort eingesehen, daß es auch noch außerhalb der coloristischen Recepte eine Kunst gibt und sucht redlich selbst nach der Schönheit draußen in Feld und Flur und drinnen in Stuben, Gärten und Höfen. Sehr beachtenswerthe Kräfte haben sich zusammengefunden, an ihrer Spitze H. Luyten, neben ihm W. Albracht, F. Proost und andere, welche ihre Naturstudien vorführen — Arbeiten, die mir eine willkommene Schule des Sehens boten. Ich freue mich auf den kommenden Sommer, um das Neuerfahrene nachzuprüfen, das complimentäre Roth auf grell erleuchteten Wiesen, die Intensivität des Lichtes zu beobachten und die erworbenen Einblicke in die Schönheit der Natur in mir zu befestigen. Denn nicht um zu urtheilen sollte man vor die Bilder treten, sondern um zu lernen. Vom echten Künstler aber erwarte ich, daß er ein Pfadfinder, ein Führer in das Naturschöne sei, dem seine Wege gefolgt zu sein unsere Aufnahmefähigkeit erweitert: Ich will von ihm vor Allem sehen lernen! Und die Antwerpener sind Leute, von denen man etwas profitiren kann.

Neben mir hörte ich so oft das Wort: Dies oder jenes ihrer Bilder gefällt mir nicht! Was heißt das? Es entspricht nicht meiner Art, die Natur zu betrachten. Aber es entspricht doch sicher der des Künstlers. Niemand ist verpflichtet, diese als die seinige anzunehmen. Aber wer sie nachzuempfinden vermag, hat den Vortheil davon. Wer aber das Fremde ablehnt, wird auf die Fortbildung aus sich selbst heraus angewiesen bleiben. Und die ist nur die Sache Weniger! Er bleibt also stehen, wo er ist. Und das ist ja so Vielen der Inbegriff einer überzeugungstreuen Kunstbetrachtung!

Dramatische Aufführungen.

„Die Früchte der Bildung." Lustspiel in vier Aufzügen von Lew Nicolajewitsch Tolstoi. Uebersetzt und bearbeitet von Raphael Löwenfeld. (Residenz-Theater.) — „Miß Helyett." Vaudeville in drei Acten von Maxime Boucheron. Deutsch von Richard Genée. Musik von E. Audran. (Wallner-Theater.)

So oft und so viel öfter, als es ihm lieb ist, hat der Kritiker nach Recht und Pflicht mit Theaterdirectoren zu schmälen, daß ihm die Anerkennung ihrer guten Werke zu besonders angenehmer Pflicht wird. Solcher guten Werke hat die vergangene Woche zwei uns gebracht. Herr Dr. Oscar Blumenthal hat, ohne irgend welche Entschädigung dafür zu beanspruchen, der vortrefflichen „Freien Volksbühne" des Herrn Bruno Wille eine Mittagsaufführung der „Ehre" gewährt und es soll ein gar reizendes Schauspiel gewesen sein, das die enthusiastischen „kleinen Leute" in den prunkenden Räumen des von der Plutokratie bevorzugten „Lessing-Theater" boten. Sie klatschten, sie riefen Herrn Sudermann ein Hoch über das andere, sie bewunderten abwechselnd den blauen Pelucke der Sitze und den struppig weißen Henrik Ibsen in der Loge und in den Zwischenacten zogen sie ihre „Stullen" heraus und begeisterten sich kauend für Stück und Spiel. Ibsen freute sich offenbar an dieser naiven Empfänglichkeit, und daß Gotthold Ephraim sein Haus nicht entweiht fand, glaube ich verbürgen zu dürfen. Herrn Blumenthal aber gebührt herzhafter Dank, nicht nur vom Verein, vielmehr von allen Menschenfreunden, die in einer guten Theateraufführung ein mächtiges Bildungsvehikel erblicken. Daß es ein aus der Literatur hervorgegangener Director ist, der mit dieser Art von praktischer Sozialpolitik den Anfang machte, ist doppelt erfreulich. Herr Barnay, der ein Volkstheater verhieß, gibt seine Nachmittagsvorstellungen zum Besten seiner Kasse; er hat den Kronenorden und Herr Blumenthal hat das Bewußtsein einer guten That. Hoffentlich bleibt der nun unblutige Oscar sich so getreu, wie es Papa Kean-Barnay sicherlich thun wird.

Leider konnte ich dem Volksschauspiele im Lessinghause nicht beiwohnen, denn zur nämlichen Stunde vollzog sich im „Residenz-Theater" das zweite gute Werk. Dort erfreute uns der Director Lautenburg durch eine Gabe, die unsere Freie Bühne trotz vorherigem Versprechen sich sträflicher Weise entgehen ließ, mit Tolstoi's Lustspiel „Die Früchte der Bildung". Auch hier war der Zweck ein wohlthätiger, auch hier war der Erfolg ein ganz echter, ein für die unentwegt strebenden Leiter der freien Bühne beschämender. Freilich: Tolstoi ist weit, weiter noch als der weiße Zar; um ihn kann man nicht herumscherwenzeln, in seiner Loge kann man sich nicht der andächtig gaffenden Menge zeigen und darum bleiben die naturalistischen Staarmätze bei Ibsen und bei Hauptmann. Einem satirischen Lustspieldichter seien diese urkomischen Wahrheitsmännlein angelegentlichst empfohlen; von Scherer und Spielhagen mag er ihre Kriechbahn verfolgen bis zu den „Schatten" und geb' er sie auch dort nicht frei! . . .

Aber nicht vom deutschen Zukunftslustspiel, von der russischen Komödie ist heute zu berichten. Zwei große Lustspieldichter hat Rußland bisher gehabt: Gribojedow und Gogol. Beide starben jung: vierunddreißigjährig wurde Gribojedow, der Geschäftsträger beim persischen Schah war, von Wegelagerern in Teheran ermordet und Puschkin begegnete, auf dem Wege zum Kaukasus, der auf einem von Ochsen gezogenen Karren aufgebahrten Leiche des Dichters; Gogol erlag am 21. Februar 1852 dreiunddreißigjährig einem typhösen Fieber. Beide haben nur je ein bedeutendes Lustspiel hinterlassen, eines, aber einen Löwen: Gogol gab der Welt den unsterblichen, auf unseren Bühnen aber, seltsam genug, nicht lebenden „Revisor"; Gribojedow schuf 1824 das von Vogué als ein Meisterwerk gepriesene Verslustspiel: „Das Unglück, zu viel Geist zu haben." In diesem Drama wird die Schlußscene des dritten Actes am meisten gerühmt: Tschatzky, ein russischer Geistesverwandter von Molière's Alceste, donnert auf einem Balle gegen die Nachäffung der französischen Moden und preist die gute alte Zeit, „wo die Sitte und die Tugend liebreich gingen Hand in Hand". Anfangs hört man seiner geistreichen Predigt aufmerksam zu; aber das Orchester spielt so lockende Walzer, die Geigen schmeicheln so süß, und ehe er dessen sich versieht, steht der Prediger verlassen in der Ballwüste. Die Jugend dreht sich in fröhlichem Tanz und alle grämliche Weisheit jauchzt der flotte Walzer hinweg.

Von diesem Unglück der Ueberklugen, dessen Drucklegung die zarische Censur damals verbot, und von Gogol's kleinem „Dienstbotenzimmer" stammt Tolstoi's erstes Lustspiel ab; die künstlerische Schätzung wird den „Früchten der Bildung" eine Stelle zwischen Gogol und dem modernen Komödienverfasser Ostrowski anzuweisen haben. Es ist das satirische Charakterlustspiel, das unserem Vaterlande so schmerzlich fehlt, aber es hat einen dritten Act, der freilich starke komische Wirkungen bringt, den literarischen Charakter der Satire jedoch empfindlich herabdrückt, und eine im Titel sich ausdrückende Tendenz, die nicht ohne Widerspruch hingenommen werden darf. Die Technik und die Anlage sind echt russisch, insofern sie auch in den älteren Meisterwerken zu finden sind; die Tendenz ist ganz spezifisch „tolstoisch"; es ist die Tendenz der „Anna Karenina", der „Macht der Finsterniß", der „Kreuzersonate".

Die Culturfeindschaft des ehrwürdigen Grafen darf heute wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Lew Nicolajewitsch glaubt in der „schuftigen Wissenschaft", in der Bildung, im Luxusleben der Städter die Erbübel der Menschheit erkannt zu haben, und mit seiner Primitivitätslehre sucht er sein Leben in Einklang zu setzen. Er steht um sechs Uhr früh auf und sucht spätestens um die siebente Abendstunde sein Lager, ein hartes Sopha, auf; er macht sich seine Kleider, sein Schuhzeug selbst; er beschäftigt sich mit Pflügen oder Schneeschaufeln, wie es die Jahreszeit eben bringt, und nur in nachmittäglicher Feierstunde ist er — glücklicher Weise! — noch „Schriftsteller", noch der große Menschheitdichter. Bei diesem ganz aufrichtig gemeinten Lebenswandel läuft freilich auch etwas Selbsttäuschung — böse Menschen würden es vielleicht auch Charlatanerie nennen — mit unter: als orthodoxer Vegetarianer verschmäht Tolstoi jedes Fäserchen Fleisch, aber sein delicates Gemüse ist in — Bouillon gekocht und die Andächtigen der Kreuzersonate werden mit Erstaunen vernehmen, daß 1888 dem damals genau Sechzigjährigen ein munteres Kindlein geboren ward. Naturam furca expellas. . . .

Etwas von dieser ganz leisen Unehrlichkeit, einer Unehrlichkeit, der ohne Zweifel der Dolus fehlt, ist auch in dem Lustspiel erkennbar. Tolstoi schildert mit feinster Kunst eine Gesellschaft von reichen Müßiggängern und geckigen Halbgelehrten: Sportnarren und Putznärrinnen, Tellerschlecker und Clavierpaukerinnen, Spiritisten und Witzhascher, correcte Streber und hypernervöse Salonweiber. Mit ihnen contrastirt er die gesunde Vernunft der Bauern und ihre arbeitsame Mäßigkeit und auf das Titelblatt der so gewonnenen Satire schreibt er: Die Früchte der Bildung. Tolstoi hätte Recht, wenn Bildung gleichbedeutend wäre mit frivoler Narrethei und Wissenschaft mit spiritistischem Dilettantismus, wenn sein schwatzmäuliger Professor, wie er doch soll, die philosophische und naturwissenschaftliche Speculation, sein selbstzufrieden indifferenter Arzt die Medicin vertreten dürfte. Darüber ist kein Wort zu verlieren: Für Tolstoi's jetzt von allen Modegecken beiderlei Geschlechtes höchst bewunderte Theorien beweist das Stück weniger fast als nichts.

Zum Glück aber bleibt genug übrig: eine satirische Sittenschilderung, die breit lachend und ohne tiefer reichende Bitterkeit soziale Abgründe aufdeckt, und eine strotzende Kraft der Charakteristik, die nicht häufig ihres Gleichen hat in der Weltliteratur. Es ist bedauerlich, daß der Dichter bei der spiritistischen Burleske so lange sich aufhielt, deren ausgelassene Komik uns nicht viel zu sagen hat; ohne dieses Intermezzo dürfte man das ganz und gar nicht greisenhafte Werk zu jenen zählen, die — wie der Revisor — niemals altern, niemals veralten. Der spiritistische und mediumistische Gesellschaftsunfug ist eigentlich heute schon für uns ein Bonmot von vorgestern.

An die für das Zarenreich drängendste soziale Frage knüpft Tolstoi an. Ungleich wichtiger als Nihilismus und Panslawismus ist für das Neunzigmillionenreich die Landfrage; der russische Bauer ist vom zweiten Alexander der Leibeigenschaft entpflichtet worden, aber ihm fehlt der Boden, die Scholle, die er beackern, von deren Ertrag er mit den Seinen sich nähren möchte. Alle Kenner des Zarenreiches, Leroy-Beaulieu an der Spitze, stimmen darin überein, daß diese Landfrage die einzige Gefahr einer zukünftigen Sozialrevolution im Keim mit sich trägt; der Nihilismus reicht nicht bis in's Volk der breitstirnigen Gottesleute, der Panslawismus ist ihm selbstverständlich; nur eine Erhebung der besitzlosen Muschiks hat der weiße Zar ernstlich zu fürchten. Hier setzt Tolstoi ein: Bauern aus dem Gouvernement Kursk kommen nach Moskau, um vom Herrn Land auf Abzahlung zu kaufen; der Herr zögert vor der Geringfügigkeit der Anzahlung, aber ein listiges Stubenmädchen weiß ihm durch spiritistisches Brimborium die entscheidende Unterschrift abzulocken und mit dem zugleich gewonnenen Liebsten zieht die Schlaue heim, in's Kurskr Dorf, heim zur gesunden Unschuld der Natur. Das ist Alles. Aber man muß es sehen oder mindestens lesen, wie viele Humor der große

Digitized by Google

Dichter seinem Thema abgelockt hat; 26 Personen stellt das Stück auf die Bühne und — mit einer später zu betrachtenden Ausnahme — ist jede eine runde, zugleich typisch und individuell vor uns lebende Menschengestalt. Am prächtigsten sind die Bauern mit ihrer bedächtigen Weisheit; wie diese Prachtkerle herumgestoßen, wie sie auf Mikroben untersucht und von einem jungen Laffen landwirthschaftlich belehrt werden, das ist zum Entzücken gar. Ihnen zunächst kommen die glänzenden Typen aus der Dienstbotenstube: der politisirende Kammerdiener, der milde Despot des Domestikenzimmers, die dralle Köchin, der geckige, unzufriedene Kutscher, der versoffene Küchenchef, den man auf die Straße gesetzt hat, obwohl er früher für den Zaren selbst kochen durfte. Diese Welt bildet den Uebergang von bäuerischer Natur zu städtischer Cultur; das Gesinde wird von der Herrschaft verachtet und obendrein verdorben: es ist Zeuge ihrer unersättlichen Gourmandise und ihrer schamlosen Luxuswirthschaft und die schwächeren, nicht genügend robusten Elemente gehen daran zu Grunde, während sie angeblich auf ein höheres Niveau emporgehoben werden. Das ist der Humor davon.

Garstig hebt sich von dieser frisch angeschauten Menschheit eine uralte Theaterfigur ab: Tanja, das listige, in allen Künsten erfahrene, in jeder Noth hilfsbereite Stubenmädel. Wir kennen sie längst, ob sie auch jetzt „in Augenblicken freudiger Erregung quietscht": einst hieß sie Dorine und war bei Herrn Orgon bedienstet; dann verniedlichte sie sich zur koketten soubrette de Marivaux und noch etwas später war sie Figaro's immer getreue Susanne. Diese hauptsächlich „handelnde Person" — auch Gribojedow hat ihr einen Platz eingeräumt — ist den Russen recta von Molière überkommen, mit vielen anderen besseren Dingen freilich, mit der Charakterkomik, die nicht durch Requisiten, nicht durch Situationen, nicht durch Witzeleien wirkt, und mit dem tiefen Lebensernst, der unter dem heiteren Spiele verborgen ist. Es scheint ganz unbemerkt geblieben zu sein, daß die russische Komödie ganz direct von Molière abstammt, und die klugen Leute, die bei Tolstoi die „Handlung" vermißten, haben nicht bedacht, daß selbst im „Tartufe" — von den Femmes savantes oder gar den Précieuses ridicules gänzlich zu schweigen — die äußere Handlung ganz nebensächlich ist. Diese unselige Lust an der spannenden Intrigue hat erst Scribe und sein begabterer Erbe Sardou dem Publikum suggerirt; für die großen Komöden, denen hierin Tolstoi sich würdig anschließt, hat die Handlung nur den einen Zweck, den vorgeführten Menschen Raum und Gelegenheit zu charakteristischer Entfaltung zu gewähren. Nicht die Intrigue an sich soll uns ergötzen, so wenig wie Witzchen und billige Situationsspäße: auch werden nicht — rrr! — Charaktere umgebogen; hier gilt das Rezept des Horaz und die Weisheit des Grimmelshausen: „Es hat mir so wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen." Und auch das Wort trifft, das ein gescheidter Mann vom Dichter des „Misanthrope" gesagt hat, für alle großen Komiker und ganz besonders für die melancholisch-bitteren Russen zu: unter ihren Scherzen dräuen Abgründe — il y a des gouffres dessous.

Ein näheres Eingehen kann ich mir ersparen, da das Stück — bei R. Wilhelmi in Berlin — erschienen, dem Publikum also zugänglich ist. Es bleibt mir die Pflicht, vor einer nicht autorisirten und plumpen Uebersetzung zu warnen, die ein anderer Verlag leider verbreitet, und der Uebertragung des Herrn Löwenfeld ein herzliches Lob zu spenden. Die Arbeit war sehr schwer, und gerade, weil sie so glücklich bewältigt wurde, ist das Aufkommen einer unberechtigten Concurrenz zu beklagen; wann wird man endlich einsehen, daß auch dem geistigen Eigenthum Schutz und Achtung gebührt? Heute bestiehlt man noch lustig spanische und nordische Dramatiker, schweizerische Novellisten, und der Graf Tolstoi muß ganz besonders schwer für seine christlich-communistische Lehre büßen. Weniger geschickt als der Uebersetzer war der Bearbeiter Löwenfeld; er hat allzuviele charakteristische Schönheiten ausgereutet und um den Kutscher nicht nur, auch um den Lakaien Grigorij hat er fast völlig uns gebracht. Diesen betreßten Wüstling vermißte ich schon darum ungern, weil er eine ganz überraschende Aehnlichkeit — auch in der skrupellosen Streberphilosophie — mit seinem „Kollegen" aus Strindberg's „Fräulein Julie" aufweist. Die Aufführung machte der glänzenden Regiebegabung des Herrn Lautenburg alle Ehre; da fast alle Rollen gut vertreten waren, möchte ich keine Namen nennen. Nur Frau Schüle verdient für ihre resolute Retterthat am Stubenmädchen eine besondere Erwähnung; ihr Quietschen muß man bis nach Tula gehört haben. Die Rollen der Bauern waren ungenügend besetzt; das müssen würdige Kraftgestalten sein, deren ruhiger Anstand die bunte Fratzenhaftigkeit der „Gesellschaft" erst in's rechte Licht setzt. Auch der Küchenjunge ist kein Tölpel, sondern ein frischer, munterer Bursch. Als Totalität aber war es eine Leistung, die dem „Residenz-Theater" neue Anerkennung zur alten erwerben muß; hier gilt der gute Grundsatz: Rast ich, so rost' ich. Wer so gute Schauspieler hat und ein so ausgezeichneter Regisseur ist wie Herr Lautenburg, der darf sich nicht nur beim seligen Toupinel auf's weiche Lotterbette legen.

Dem russischen Lustspiel, dem wir hoffentlich nicht zum letzten Male begegnet sind, sollte ein einactiges Schauspiel voraufgehen: es heißt „die Kreutzersonate", ist, wie man hört, die erste Arbeit eines deutschen Schriftstellers, und wurde in letzter Stunde von einem Verbot der hohen Polizei ereilt. Darum braucht es noch nicht gut zu sein; nach dem aber, was ich vom Inhalte erlauscht habe, scheint es mindestens nicht ganz uninteressant: Ein russischer Staatsrath wird in Folge eines Attentats auf den Zaren beim Niedersinken der bräutlichen Nacht dienstlich abberufen; mit einem Freunde bleibt die junge Frau allein, sie lesen die Kreutzersonate und das Resultat ist ein jedenfalls etwas zeitiger und, wie behauptet wird, recht deutlich dargestellter Ehebruch, den der heimkehrende Staatsrath und -Gatte mit Verachtung straft. Ein Urtheil über Stück und Censur muß natürlich vertagt werden, bis man weiß, ob es sich um eine literarische Arbeit oder um eine Sensationsmacherei handelt. Als das Verbot verkündet wurde, war eine gut gekleidete Dame hinter mir roh genug, der Tolstoi'schen Kreutzersonate ein gleiches Schicksal zu wünschen. Und das räkelt sich auf Orchestersesseln! Darüber möchte man fast ein Anhänger der Tolstoi-Secte werden.

Von der russisch-französischen Allianzsoubrette ließe sich mit einiger Geschicklichkeit ein ganz anständiger Uebergang finden zum neuesten Vaudeville; nur Raummangel und die drohende Aussicht auf die nächsten Wildenbruch- und Ibsentage heischen gebieterisch den geraden Weg. Bündig sei also constatirt, aber nicht ohne die gebührende Freudigkeit im Ton, daß endlich — es war Zeit! — dem vielgeprüften „Wallner-Theater" ein ehrlicher Erfolg beschieden ist. Zwar „Miß Helyett" ist kein viel besseres Vaudeville als andere auch, die spurlos verschwanden, und über die lustige Erfindung eines gascognischen Stierkämpfers, der nie die Hörner eines Stieres sah und von der Vorsicht besserem Theil ein reiches Erbe mit sich führt, kommt der neue Herr Maxime Boucheron nicht hinaus; sogar mit der Heilsarmee wußte er nichts anzufangen und sein Dialog ist breitspurig, ohne dafür unter geistreicher Ueberfracht zu leiden. Aber er kam mit guten Hülfstruppen: mit der ganz allerliebsten Musik Audran's, des Componisten des „Großmogul" und der „Mascotte", und mit einer leibhaftigen Mascotte obendrein, der neugewonnenen Soubrette Josephine Glöckner. Mit diesem blutjungen Mädchen tollten mindestens zwei Grazien auf die Bühne und ihre keusche Pikanterie erstritt sich beinahe gegen das Stück einen ganz persönlichen Triumph. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist uns hier eine verfeinerte Ernestine Wagner erstanden, eine Natur nach so viel Komödie, ein reizendes Mädchen nach so vielen groben Frauenzimmern; und da die Soubrette das Stück lange überleben wird, sei dem Director des „Wallner-Theaters" hier gleich die „Cigale" von Meilhac und Halévy empfohlen. Diese Rolle der Céline Chaumont wird dem jungen Fräulein Glöckner ebenso gut sitzen wie das graue Temperenzlerkleidchen.

Das mit lustigster Spielfreudigkeit dargestellte Jubiläumsstück der Bouffes-Parisiens — dort ist wohl Milli Meyer Miß Helyett — hat auch eine, allerdings mit dezentester Schlauheit versteckte Handlung. Ein junger Maler rettet die schlaue Miß aus hochgebirglicher Lebensgefahr. Aber wie der Maler die Miß findet und warum er dann durchaus, er und kein Anderer, nach den Satzungen der Heilsarmee, ihr Gatte werden muß, darüber schweigt des Berichterstatters Höflichkeit. Denn: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, vertheilt oder sonst verbreitet, oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft."

§ 184 des Strafgesetzbuches, Absatz 1. Ja, man bildet sich jetzt als deutscher Schriftsteller!

Nachschrift. Auf der Hofbühne ist am Montag das seit Monaten festlich eingeläutete Schauspiel „Der neue Herr" von Ernst von Wildenbruch erschienen. Da die vierstündige Aufführung erst knapp vor Mitternacht ihr langersehntes Ende fand, begnüge ich mich für heute mit der Meldung, daß von einem künstlerischen Erfolge auch nicht einen Augenblick die Rede sein kann. Eine unabsehbare Reihe von nur zum kleinsten Theil lebenden Bildern aus der brandenburgischen Geschichte, die in unausstehlichen, auf die Nerven fallenden gereimten Knüttelversen breitspurig vorgetragen wird; ein dichtes Büschel zusammengesuchter Motive, für die Schiller („Die Piccolomini") und — Wildenbruch („Die Quitzow's") bemüht wurden; in langen Steppen ab und zu eine theatralisch schlagkräftige und effectvoll gesteigerte Situation: patriotisch mag es sein, aber dichterisch ist es nicht. Die schwache, von den hitzigen Patrioten mit nicht eben stürmischem Beifall, vom künstlerisch anspruchsvolleren Publikum mit zurückhaltender Opposition aufgenommene Arbeit zeigt uns, wie ein allmächtiger, aber alt gewordener Minister von einem „neuen Herrn" entamtet und verächtlich bei Seite geschoben wird. Der neue Herr ist der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm, der alte Staatsmann ist Graf Adam Schwarzenberg. Der Dichter legt Werth auf die Feststellung, daß sein „Drama" vor den großen Ereignissen vom März 1890 abgeschlossen war. Trotzdem wird man darüber streiten dürfen, ob es tactvoll war, in so aufdringlicher Weise für actuelle Vorgänge Tendenz zu machen. Oder vielmehr: man wird darüber öffentlich nicht streiten dürfen, denn die Vorstellung fand, wie der Zettel vermerkte, „Auf Allerhöchsten Befehl" statt. Welcher Paragraph des Strafgesetzbuches würde hier zur Anwendung kommen? Ich will einen Gelehrten fragen. M. H.

Notizen.

Gesammelte Werke. Von Hoffmann von Fallersleben. (Berlin, F. Fontane.) — Von dieser schönen Ausgabe liegt jetzt der erste Band vor. Derselbe enthält die lyrischen Gedichte und bringt viel Ungedrucktes. Da man damit umgeht, dem Sänger von „Deutschland über Alles" auf dem wieder deutsch gewordenen Helgoland — das Gedicht entstand bekanntlich dort — ein Denkmal zu errichten, darf diese Gesammt-Ausgabe auf ein freudiges Willkommen rechnen.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der arme Dichter.
Roman von
August Niemann.
2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb M. 6.—.

Vaterland.
Roman von
Reinhold Ortmann.
2 Bände. Preis geh. M. 7.50; fein geb. M. 8.50.

Gräfin Ruth.
Roman von
Emilie Erhard.
Dritte Auflage.
2 Bände. Preis geheftet M. 8.—; fein geb. M. 9.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlag von **J. H. W. Dietz** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Aug. Bebel:

Die Frau
und der
Sozialismus

Neunte gänzlich umgearbeitete Auflage.
Preis broch. M. 2.—, geb. M. 2.50.

Die früheren Auflagen dieses Buches sind unter dem Titel: **„Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"** erschienen und zwar des Sozialistengesetzes wegen in der Schweiz.

Der Verfasser tritt nunmehr mit der vollständig umgearbeiteten, von dem Verbote durch das Sozialistengesetz befreiten Schrift vor das deutsche Publikum.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zu beziehen. Bei direktem Bezug durch den Verlag ist das Porto mit 20 Pf. beizufügen.

Verlag von E. L. Hirschfeld in Leipzig.

Das Mysterium der Kunst.
Von Hans Marbach.
Preis M. 1.—.

Diese originelle geistvolle Schrift unternimmt es, das Wesen und den Werth des künstlerischen Schaffens und Genießens in allgemein verständlicher Form zu erklären und darf daher des Interesses aller Kunstfreunde sicher sein.

Soeben erschien:

„Was fordert die Menschennatur vom Staat?"
Von Professor Dr. Schmidt-Warneck.
Preis 2,80 M.

„Der auf wissenschaftlichem Gebiet bahnbrechende Verfasser erfüllt mit Veröffentlichung dieser Schrift den vielseitig geäußerten Wunsch nach Popularisirung seiner sociologischen Bestrebungen."

Braunschweig. **Grüneberg's Buch- u. Kunsthdlg.**
Wollermann & Neumeyer.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa, geschichtlich dargestellt von **Rudolph Stratz.** II. Teil: **Die Revolutionsereignisse des Sommers 1848.** 8°. brosch. 5 M, in Leinwd. geb. 6 M.

Inhalt: Der Bürgerkrieg im Königreich Neapel. Die französische Republik. Der italienische Freiheitskampf. Die Ereignisse in Berlin. Der Krieg in Schleswig-Holstein. Die deutsche Nationalversammlung.

Vorher erschien: I. Teil: **Die Februarrevolution und ihre nächsten Folgen.** 8° brosch. 5 M, in Leinwd. geb. 6 M.

„. . . . Das Verständnis unserer politischen Gegenwart ist bedingt durch die Geschichte der Ereignisse von 1848/49 und deshalb kommt dieses Buch gerade jetzt zur rechten Zeit." (Reichsbote.)

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 17 Mark **nur 9 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Franz Grillparzers
Sämtliche Werke
in sechzehn Bänden.
Mit dem Porträt des Dichters und Einleitungen von **August Sauer.**
Preis geheftet M 20.—. In acht geschmackvollen Einbänden M 28.—.

Dieselbe Ausgabe ist auch in 40 Lieferungen à 50 Pf. resp. 30 kr. ö. W. in beliebig schneller Folge zu beziehen.

„Grillparzer ist der größte Dichter, den der deutsche Stamm in Oesterreich erzeugt, er ist der größte, den das Jahrhundert dem deutschen Volke geschenkt." Mit diesen stolzen Worten charakterisirt ein berufener Schriftsteller den Poeten, dessen Größe in immer weiteren Kreisen erkannt, und dessen Name am 15. Januar 1891, dem Tage der Centenarfeier seiner Geburt, auf den Lippen aller Gebildeten schweben wird.

Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzers, die einen wohlfeilen Preis mit eleganter Ausstattung vereinigt und Jedem zugänglich, wird somit überall willkommen geheißen werden.

Unsere neue elegante und billige Grillparzer-Ausgabe enthält:

Biographisch-litterarhistorische Einleitung. — Gedichte. — Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück und Ende. — Rudolf und Ottokar. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Melusina. — Hannibal. — Weh dem, der lügt. — Libussa. — Esther. — Ein Bruderzwist in Habsburg. — Die Jüdin von Toledo. — Der Rabe. — Blanka von Kastilien. — Die Schreibfeder. — Wer ist schuldig? — Dramatische Fragmente aus den Jahren 1807—1814. — Stoffe und Charaktere (1808—1813). — Dramatische Fragmente und Pläne aus den Jahren 1809—1829. — Stoffe und Charaktere (1817—1860). — Satiren. — Erzählungen. — Studien zur Philosophie und Religion. — Historische und politische Studien. — Aesthetische Studien. — Aphorismen. Studien zur Litteratur und Theaterkritiken. — Selbstbiographie. — Tagebücher. — Erinnerungen.

Grillparzers Gedichte.
Oktav-Ausgabe. In geschmackvollem Einband Preis M 5.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 28. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 21. Februar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt:

Die neue Sperrgeldervorlage. Von Ludwig Norden. — **Literatur und Kunst**: Die Vererbungsfrage und Ibsen. Von Prof. Dr. med. M. Wilckens-Wien. — Zur Geschichte der deutschen Verfassungsfrage. Von Georg Winter. (Schluß.) — Rückert und sein Jonathan. Von Julius Duboc. — **Feuilleton**: Mara. Von F. de Roberto. Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns. — Aus der Hauptstadt: Hedda Gabler und ihre Kritiker. Von M. H. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die neue Sperrgeldervorlage.

Von Ludwig Norden.

Da es nicht gelungen war, den Widerstand der katholischen Geistlichkeit gegen die Maigesetze durch Geld- und Gefängnißstrafen zu brechen, so versuchte man auf andere Weise sie zum Gehorsam zu zwingen. Durch Gesetz vom 22. April 1875 wurde bestimmt, daß die Leistungen aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen so lange eingestellt werden sollten, bis der im Amt befindliche Bischof der Staatsregierung gegenüber durch schriftliche Erklärung sich verpflichtete, die Gesetze des Staates zu befolgen. Nach § 9 dieses Gesetzes war über die Verwendung der während der Einstellung der Leistungen aufgesammelten Beträge gesetzliche Bestimmung vorbehalten.

Allein auch dieses Mittel hatte nicht den geringsten Erfolg, indem die Bischöfe sich weigerten, die von ihnen geforderte Unterwerfungserklärung unter die Maigesetze abzugeben. Die in Folge dessen verhängte Sperre der staatlichen Leistungen ist dann seit 1880 auf Grund der Novellen zur Maigesetzgebung in den einzelnen Diözesen allmählich wieder aufgehoben worden und zwar dergestalt, daß am 1. Januar 1886 in keiner Diözese mehr die Staatsleistungen eingestellt waren. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich ein Sperrfonds von 16,013,731 Mark angesammelt.

Im vorigen Jahre nun brachte die Regierung einen Gesetzentwurf ein, nach welchem eine jährliche Rente von 3½ Proc. des aufgesammelten Geldes in Höhe von 560,480,18 Mark zu Gunsten der katholischen Kirche und zwar in jeder Diözese nach Maßgabe der eingekommenen Theile des Gesammtbetrages verwendet werden sollte. Die Verwendung innerhalb der einzelnen Diözesen sollte zwischen dem Cultusminister und dem betreffenden Bischof vereinbart werden.

Trotz des großen Entgegenkommens, welches die Regierung mit dieser Vorlage bewies, stieß dieselbe unerwartet auf den heftigsten Widerstand beim Centrum. Dieses verlangte in erster Linie Entschädigung der durch die Sperre Geschädigten und ferner Herausgabe des Kapitals an die Bischöfe. Ja, man ging sogar so weit, gegen die Regierung den Vorwurf zu erheben, sie habe sich durch die Vorlegung dieses Entwurfs einer Verletzung des siebenten Gebots schuldig gemacht.

Demgegenüber führte der Minister von Goßler unter dem Beifall der übrigen Parteien aus, die Regierung sei mit dieser Vorlage bis an diejenige Grenze, welche überhaupt möglich sei, gegangen. Ueberdies stehe ihr auch eine ausdrückliche Erklärung des Heiligen Stuhls zur Seite, daß der Grundgedanke des Entwurfs vom kirchlichen Standpunkt aus tolerirbar sei. Jedenfalls aber habe die Annahme der Vorlage für die Regierung nur dann einen Werth, wenn sie mit Zustimmung des Centrums erfolge, da sonst der Zweck derselben, Frieden und Beruhigung in dieser Frage bei der katholischen Bevölkerung zu erreichen, vereitelt würde.

Ein von den Abgeordneten Hobrecht, v. Zedlitz und Graf Limburg-Stirum gestellter Antrag kam den Ansprüchen des Centrums noch weiter entgegen. Danach sollte dem Bischof vom Cultusminister ein Dispositionsfonds eingeräumt werden können, um damit einzelne noch jetzt unter der Sperre Leidende schadlos zu halten. Sodann aber sollte durch diesen Antrag der Befürchtung entgegengetreten werden, daß, wenn eine Vereinbarung zwischen dem Minister und dem Bischof nicht zu Stande käme, die betreffenden Rententheile dem Staat wieder zufließen würden. Zu dem Zweck sollte aus denjenigen Beträgen, über deren Verwendung eine Vereinbarung nicht erfolgt wäre, für jede Diözese ein Emeritenfonds gebildet werden.

Da aber auch in dieser Form der Gesetzentwurf nicht den Beifall des Centrums fand, so stimmten schließlich in dritter Lesung auch die übrigen Parteien dagegen.

Als bei der ersten Lesung der Vorlage der Abgeordnete v. Zedlitz erklärte, es könne von einer Rückgabe des Kapitals niemals die Rede sein, wurden ihm aus dem Centrum die Worte „Abwarten, abwarten" zugerufen. Unerwartet schnell ist diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen, indem ja bekanntlich schon jetzt nach Verlauf eines halben Jahres die Regierung einen neuen Gesetzentwurf eingebracht hat, der das angesammelte Kapital nach Verhältniß der in den einzelnen Diözesen aufgekommenen Beträge an die Bischöfe überweist. In erster Linie soll das Kapital von diesen zur Entschädigung der für begründet erachteten Ansprüche von Instituten und Personen verwendet werden. Zu diesem Behuf soll in jeder Diözese eine Commission niedergesetzt werden, welche aus drei Geistlichen und zwei zum Richteramt befähigten, aber nicht im unmittelbaren Staatsdienst befindlichen Laien bestehe und über die erhobenen Forderungen endgültig unter Ausschluß des Rechtsweges entscheiden soll. Der hiernach verbleibende Rest soll von den Bischöfen für kirchliche Zwecke der Diözesen, sowie zur Unterstützung der Gemeinden bei Errichtung oder Wiederherstellung kirchlicher Gebäude verwendet werden. Ueber die Verwendung der herausgezahlten Summen sollen die Bischöfe dem Cultusminister Anzeige machen.

Dies in Kürze die Geschichte und der Inhalt der neuen Sperrgeldervorlage, zu welcher wir im Folgenden Stellung zu nehmen versuchen wollen.

Es kann zunächst keinem Zweifel unterliegen, daß Nie-

Digitized by Google

mand existirt, der ein Recht auf den angesammelten Sperrfonds geltend machen könnte, d. h. daß es Empfangsberechtigte im rechtlichen Sinne nicht gibt. Mag man das Gesetz vom 22. April 1875 für billig oder unbillig, für gerecht oder ungerecht, für moralisch oder unmoralisch halten, unzweifelhaft besteht es, da es in dem gesetzlich geordneten Wege zu Stande gekommen ist, zu Recht. Hiernach ist aber über die Verwendung der angesammelten Beträge gesetzliche Bestimmung vorbehalten. Welcher Art nun diese Verwendung sein sollte, darüber sagt das Gesetz selbst absichtlich gar nichts. Die Motive zu demselben bemerken in dieser Richtung ausdrücklich:

„Während in den Fällen des Gesetzes vom 11. Mai 1873 nur eine executivische Maßnahme zur Erzwingung einer vom Gesetz geforderten Handlung in Frage steht, handelt es sich jetzt darum, zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen, daß die Pflicht des Staates zur Gewährung von Mitteln an die katholische Kirche einer kirchlichen Gemeinschaft gegenüber ruhen muß, welche die Grundlagen, auf welchen ihre eigene rechtliche Existenz im Staate beruhe, grundsätzlich negirt. Auch würde es den Erfolg der beabsichtigten Maßregel wesentlich beeinträchtigen, wenn von vornherein festgestellt würde, daß alle vorbehaltenen Beträge früher oder später den empfangsberechtigten Stellen nachzuzahlen seien. Endlich mußte es im Interesse des Staates selbst im hohen Maße bedenklich erscheinen, bedeutende Summen anzusammeln, die später ohne alle Kautelen für den Staat den Leitern der römisch-katholischen Kirche zur Verfügung zu stellen sein würden. Andererseits erscheint es nicht rathsam, schon jetzt die definitive Festsetzung über die künftige Verwendung der nicht zur Auszahlung gelangenden Zuschüsse zu treffen, da für die Entschließung hierüber diejenigen Verhältnisse maßgebend sein müssen, unter welchen die Wiederaufnahme der Leistungen erfolgen wird."

Es haben daher an sich die gesetzgebenden Factoren zweifellos vollkommen freie Hand, wie sie die angesammelten Sperrgelder verwenden wollen. Würde z. B. der Vorschlag gemacht, dieselben zum Ausbau unseres Eisenbahnnetzes zu verwenden, so würde formell dagegen nichts zu erinnern sein. Denn ein Vermerk, daß die Sperrgelder in irgend einer Weise schließlich wieder der katholischen Kirche zu Gute kommen müßten, steht eben im Gesetz vom 22. April 1875 nirgends.

Dagegen muß allerdings unseres Erachtens ohne Weiteres anerkannt werden, daß sich eine solche Verwendung vom Standpunkte der Billigkeit sehr wohl empfiehlt. Das Gesetz vom 22. April 1875 ist ja — das läßt sich nicht leugnen — ein Kampfgesetz im recht eigentlichen Sinne des Wortes gewesen. Man kann sich die harten Bestimmungen desselben, von welchen neben den Schuldigen auch ganz Unschuldige betroffen wurden, nur erklären, wenn man sich den maßlosen Widerstand der katholischen Geistlichkeit gegen die Maigesetze in's Gedächtniß ruft. Jetzt aber, wo wir endlich in ein friedlicheres Verhältniß zur katholischen Kirche gekommen sind, liegt es in Aller Interesse, dies Merkmal des einstigen Kampfes aus dem Wege zu räumen. Und dies wird ja denn auch von allen Seiten anerkannt; nur darüber herrscht noch Streit, inwieweit die Sperrgelder der katholischen Kirche zu Gute kommen sollen. Wir meinen nun, es darf bei Absteckung der Grenzen, welche hier den Ansprüchen der katholischen Geistlichkeit gegenüber gezogen werden müssen, der Gesichtspunkt nicht außer Acht gelassen werden, daß jeder Machtzuwachs, den die katholische Kirche erfährt, eine Schwächung des evangelischen bedeutet.

Dies hat denn auch die Regierung sehr wohl gefühlt und hat versucht, den neuen Entwurf schmackhafter zu machen, indem sie die Regelung der Entschädigung der Stolgebühren für die evangelischen Geistlichen in Aussicht gestellt hat. Diese Frage hat aber an sich mit der vorliegenden nicht das Geringste zu thun. Als im Verlaufe des Culturkampfes das Gesetz vom 9. März 1874 die Führung der Standesregister besonderen staatlichen Beamten, den Standesbeamten, übertrug, wurde im § 54 dieses Gesetzes festgestellt, es sollte ein besonderes Gesetz die Vorbedingungen, die Quelle und das Maß der Entschädigung derjenigen Geistlichen und Kirchendiener festsetzen, welche nachweislich in Folge des gegenwärtigen Gesetzes einen Ausfall in ihren Einnahmen erlitten. Dementsprechend ist dann im Reichsgesetze vom 6. Februar 1875, welches die Beurkundung des Personenstandes für das ganze Reich geregelt hat, eine Bestimmung aufgenommen worden, wonach diejenigen landesgesetzlichen Vorschriften unberührt bleiben, welche Geistlichen und Kirchendienern aus Anlaß der Einführung der bürgerlichen Standesregister und der bürgerlichen Form der Eheschließung einen Anspruch auf Entschädigung gewähren. Hier handelt es sich also um die Ausführung eines ausdrücklich im Gesetz gegebenen Versprechens, während, wie wir gesehen, bezüglich der Sperrgelder eine rechtlich begründete Forderung auf Entschädigung nicht existirt.

Wir meinen deshalb, daß bei der Prüfung der neuen Sperrgeldervorlage die Frage der Entschädigung für die Stolgebühren vollkommen auszuscheiden ist, und daß dieselbe nur von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten ist, ob sie in der That die Verwendung der aufgesammelten Beträge in richtiger Weise festsetzt.

Man hat den neuen Entwurf vielfach deshalb getadelt, weil er sich nicht, wie der frühere, damit begnügt, den Bischöfen eine Rente zu gewähren, sondern das ganze Kapital an sie herauszahlen will. Unseres Erachtens ist hierin aber der Hauptunterschied zwischen der neuen und der alten Vorlage nicht zu finden. Ob die katholische Kirche eine Rente oder das Kapital erhält, das bedeutet im Grunde nicht so wesentlich verschiedenes, vorausgesetzt, daß der Staat bei Verwendung der Gelder ein entscheidendes Wort mitzureden hat. Die wesentlichen Abweichungen des neuen Entwurfes von dem früheren scheinen uns vielmehr in folgenden zwei Punkten zu liegen.

Einmal statuirt die neue Vorlage eine Entschädigung derjenigen Personen und Institute, welche durch die Einbehaltung der staatlichen Leistungen geschädigt worden sind, während im früheren Entwurf die Berechtigung solcher Ansprüche nicht anerkannt war. Damals hatte das Centrum im Abgeordnetenhaus einen diesbezüglichen Antrag gestellt. Auf die Autorität des Ministers von Goßler hin, welcher eine solche Entschädigung für unausführbar erklärte, wurde derselbe aber abgelehnt. Der Minister führte nämlich aus, daß die Untersuchung einer holländischen Erbschaft dagegen das reine Kinderspiel sei. Wer eigentlich durch die Sperre einen Schaden erlitten habe, das sei überaus schwer zu bestimmen. Denn da viele, deren Gehalt innebehalten worden sei, von Gemeinden, Instituten und Privaten unterstützt worden seien, so könne der Empfangsberechtigte nicht ohne Weiteres als geschädigt angesehen werden. Hierzu komme aber noch, daß ein großer Theil der Empfangsberechtigten bereits verstorben sei, deren Rechtsnachfolger zu eruiren gewiß nicht leicht sein würde.

Der zweite wesentliche Unterschied von der früheren Vorlage liegt in der Art der Verwendung des Sperrgeldes. Nach dem vorjährigen Entwurf sollte eine Vereinbarung hierüber zwischen dem Minister der geistlichen Angelegenheiten und den betreffenden Bischöfen stattfinden. Die neue Vorlage dagegen bestimmt, daß der nach der Entschädigung verbleibende Rest von den Bischöfen für kirchliche Zwecke der Diözese sowie zur Unterstützung von Gemeinden bei Errichtung oder Wiederherstellung kirchlicher Gebäude verwendet werden solle. Eine Vereinbarung zwischen den Bischöfen und dem Minister über die Art der Verwendung ist nicht vorgeschrieben; die ersteren haben dem letzteren nur hierüber Mittheilung zu machen.

Was nun den ersten Punkt, die Entschädigung, betrifft, so liegt hierin unseres Erachtens eine erhebliche Verbesserung gegenüber dem vorigen Entwurf. Will man aus Billigkeitsrücksichten von einer Verwendung der Sperrgelder zu allgemeinen Staatszwecken absehen, so muß man sie doch in erster Linie den durch die Sperre Geschädigten zu Gute kommen lassen. Wenn der Minister von Goßler dies bei der früheren Berathung für unmöglich erklärte, so steht die jetzige Vorlage offenbar mit seinen damaligen Erklärungen im Widerspruch. Indem er jetzt einer vom Bischof niederzusetzenden Commission die Aufgabe stellt, die erhobenen Ansprüche zu befriedigen, muß er doch eine Regelung der Enschädigungsfrage unbedingt für durchführbar halten. Wenigstens hätte anderenfalls diese Be-

Digitized by Google

stimmung des Entwurfs keinen Sinn, da den Bischöfen etwas Unmögliches doch sicherlich nicht zugemuthet werden kann.

Stehen wir aber der Entschädigung an sich sympathisch gegenüber, so müssen wir andererseits gegen die Zusammensetzung der Commission, welche nach dem Entwurf über die erhobenen Forderungen entscheiden soll, den lebhaftesten Widerspruch erheben. Dieselbe soll in jeder Diözese vom Bischof einberufen und aus drei Geistlichen und zwei zum Richteramt befähigten, aber nicht im unmittelbaren Staatsdienst befindlichen Laien bestehen. Bei solcher Zusammensetzung der Commission ist eine Garantie für unparteiische Erledigung der Entschädigungsfrage in keiner Weise gegeben, da sie sich in vollständiger Abhängigkeit vom Bischof befindet. Dieser aber hat unzweifelhaft das größte Interesse, möglichst viel von den Sperrgeldern für kirchliche Zwecke übrig zu behalten. Das Odium, viele erhobene Ansprüche abgewiesen zu haben, braucht der Bischof sicherlich nicht zu scheuen. Denn so viel sollte man doch aus dem Culturkampf gelernt haben, daß der Gehorsam der deutschen Katholiken gegen ihre Bischöfe ein unbegrenzter ist. Hält man eine Regelung der Entschädigung überhaupt für möglich, dann muß doch unbedingt eine staatliche Commission dasselbe können, was eine vom Bischof eingesetzte vermag. Wir möchten deshalb vorschlagen, eine solche staatliche Commission, welche vielleicht aus drei richterlichen und zwei Verwaltungsbeamten zu bestehen hätte, in jeder Diözese mit der Entscheidung zu betrauen. Von einem Odium, das die Staatsregierung treffen könnte, kann bei dieser Zusammensetzung nicht die Rede sein. In dem Gesetz würde eine Präclusivfrist anzugeben sein, binnen welcher die Ansprüche geltend zu machen sind. Ferner würde es sich empfehlen, der Commission gewisse gesetzliche Directiven darüber zu geben, wer eigentlich als der Geschädigte anzusehen ist. So würde wohl namentlich im Gesetz festzustellen sein, daß, falls der an sich Empfangsberechtigte während der Sperre von Gemeinden, Instituten oder Privaten unterstützt worden ist, diese in Höhe der gewährten Unterstützung an seine Stelle treten. Ebenso müßte in dem Gesetz eine Vorschrift darüber enthalten sein, in wie weit die Rechtsnachfolger des verstorbenen Empfangsberechtigten Entschädigungsansprüche erheben dürfen. Jedenfalls aber würde diese staatliche Commission, wie ja auch der neue Entwurf bezüglich der vom Bischof einzusetzenden Commission vorsieht, endgültig unter Ausschluß des Rechtswegs über die angemeldeten Forderungen zu entscheiden haben.

Wird aber in dieser Weise das Kapital in erster Linie zur Entschädigung benutzt, dann scheint es uns angezeigt, über die Art der Verwendung der übrig bleibenden Beträge vorläufig eine gesetzliche Bestimmung noch nicht zu treffen. Es läßt sich jetzt noch absolut nicht annähernd übersehen, wie viel von den angesammelten 16 Millionen durch die für begründet erachteten Entschädigungsansprüche absorbirt wird. Wie der Minister von Goßler behauptet hat, würde der hiernach verbleibende Rest nicht erheblich sein. In diesem Fall wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn derselbe gemäß der neuen Vorlage zu kirchlichen Zwecken den Bischöfen überwiesen würde. Sollte dagegen nach Auszahlung der Entschädigungen noch ein bedeutendes Kapital übrig bleiben, so würden wir doch Bedenken tragen, es ohne jede Kautel den Bischöfen auszuantworten. Eine Ueberweisung zu kirchlichen Zwecken ist, da der Ausdruck so weit gefaßt ist, daß er schließlich alles Kirchliche umfaßt, mit einer Ueberweisung zu freier Verfügung der Bischöfe identisch. Hierdurch aber würde der schon ohnehin übergroße Einfluß der katholischen Bischöfe einen solchen Machtzuwachs erfahren, der mit Gefahren für die evangelische Kirche verbunden ist. Nach unserer Meinung müßte daher in diesem Fall auf die frühere Vorlage zurückgegangen werden, wonach der Verwendungszweck innerhalb jeder Diözese zwischen dem Minister der geistlichen Angelegenheiten und dem Bischof vereinbart werden sollte.

Jedenfalls aber, wie gesagt, würde dieser Punkt erst nach Erledigung der erhobenen Entschädigungsforderungen gesetzlich zu regeln sein.

Literatur und Kunst.

Die Vererbungsfrage und Ibsen.

Von Prof. Dr. med. M. Wilckens-Wien.

Die Thatsache, daß die Vererbungslehre eine der wissenschaftlichen Stützen des Naturalismus bildet, hat mich veranlaßt, mich mit dem naturalistischen Schriftthum zu beschäftigen und es auf dem durch eigene Forschung mir vertrauten Gebiete der Vererbung einer naturwissenschaftlichen Kritik zu unterziehen.

Von den Romanen Zola's wollen wir nur den echt naturalistischen „Germinal" in Betracht ziehen. Zola schildert darin seinen Helden Stephan mit ererbtem Alkoholismus belastet. Er selbst ist kein Säufer, wenigstens erscheint er im Roman nicht als solcher. Im Gegentheil. Zola sagt von ihm: „Er haßte den Branntwein mit jenem Haß des letzten Sprossen einer Rasse von Trunkenbolden, der noch bis in's Mark von dem in Alkohol getränkten Blut seiner Vorfahren leidet, so daß der geringste Tropfen ihm zu Gift wird." Als Stephan, abgeschlossen in der Höhle eines Kohlenbergwerks, durch Nothwehr (im übrigens nüchternen Zustande) gezwungen wird, seinen Nebenbuhler Chaval zu tödten, erklärt Zola: „Die Trunkenheit seiner Eltern hatte genügt, ihn zum Mörder zu machen."

Viel gefährlicher als die Romane Zola's sind die naturalistischen Lehren in den sogenannten Zeitdramen Ibsen's, die gegenwärtig auf fast allen deutschen Bühnen dargestellt werden. In dem Schauspiel „Nora oder ein Puppenheim" erfahren wir, daß Nora, die Gattin des Advokaten und Bankdirectors Helmer, hinter dem Rücken ihres Mannes bei einem verrufenen Advokaten eine Anleihe von 1800 Thalern gemacht hat, um ihrem schwerkranken Gatten eine Erholungsreise nach Italien zu ermöglichen, von der er genesen zurückkehrt. Helmer glaubt, das Geld für diese Reise stamme vom Vater seiner Frau. Zu vergewissern vermochte er sich nicht, weil sein Schwiegervater gleich nach seiner Abreise starb. Als dann später Helmer von der heimlichen Anleihe seiner Frau, die ihm das Leben gerettet hatte, erfährt, donnert er ihr entgegen: „Ich hätte es voraussehen müssen. Deines Vaters leichtsinnige Grundsätze, Du hast sie alle geerbt.*) Keine Religion, keine Moral, kein Pflichtgefühl."

In demselben Schauspiel tritt der Arzt Dr. Rank auf, ein Freund des Helmer'schen Hauses. Nora sagt von ihm zu einer Freundin: „Er hat die Rückenmarkschwindsucht, der Aermste. Du mußt nämlich wissen, sein Vater war ein abscheulicher Mensch, der sich Geliebte und dergleichen hielt; und deshalb, siehst Du, ist sein Sohn von Kindheit an krank gewesen." Wir erfahren ferner, daß Spargeln, Gänseleberpastete, Trüffeln, Austern und Champagner die Rückenmarkschwindsucht verursacht und diese zur Vererbung gelangt.

In dem Schauspiel „Rosmersholm" läßt Ibsen ein junges Mädchen, Rebekka West, in die Familie des norwegischen Oberpfarrers Rosmer eintreten. Sie folgt einem Ruf der Frau Rosmer, der sie bekannt war, als Gesellschafterin, aber sie kommt — wie sie selbst sagt — „aus wildem, unbezähmbarem Verlangen" zu Pfarrer Rosmer. Um die Frau des Pfarrers von ihm zu trennen, bringt sie ihr den Verdacht bei, daß ihr Mann von seinem Glauben abgefallen sei und sie, Rebekka, heimlich liebe. Frau Rosmer wird durch Kummer und Eifer-

*) Ueber die Vererbung sittlicher Anschauungen äußert sich der bekannte Physiologe und Psychologe W. Wundt in Leipzig wie folgt: „Wie aus Anlagen des Nervensystems moralische Anschauungen entstehen sollen, ist und bleibt ein Mysterium. Selbst diejenigen Physiologen und Psychologen, die den phantastischen Hypothesen huldigen, die Nervenzellen des Gehirns seien permanente Träger von Vorstellungen, haben sich bisher nicht entschließen können, diese Hypothese dahin zu erweitern, daß sie einen Uebergang der Zellen sammt den Vorstellungen, von denen sie besetzt sind, von den Voreltern auf die Nachkommen annehmen. Noch mißlicher aber steht es mit den empirischen Beweisen für die psychologische Vererbungslehre."

Digitized by Google

sucht sinnesverwirrt und tödtet sich durch einen Sturz in den Mühlbach. Nach dem Tode von Frau Rosmer bringt Rebekka den bisher frommen Oberpfarrer von seinem Glauben wirklich ab und begeistert ihn für freie Liebe. Sie ist die natürliche Tochter des Dr. West, also ein Kind der freien Liebe; sie hat ihre Anschauungen darüber natürlich von ihrem Vater geerbt. Als das Stück beginnt (die geschilderten Handlungen fallen vor den Anfang desselben) lebt Rebekka mit Rosmer in häuslicher Gemeinschaft, aber in einem rein freundschaftlichen Verhältniß. Sie wird durch den Verkehr mit ihm veredelt, aber sie lehnt es ab, seine zweite Frau zu werden. Sie gesteht ihm, daß sie ihn bei seiner Frau verdächtigt und diese dadurch zum Selbstmord gebracht habe. Obwohl Rebekka ihr „garstiges sinnestrunkenes Verlangen" in wirkliche Liebe umgewandelt hat, lehnt sie den Heirathsantrag Rosmer's ab, mit der mystischen Erklärung: „Die Lebensanschauung der Rosmers adelt. Aber — aber — aber — sie tödtet das Glück!" Schließlich stürzen sich Rosmer und Rebekka vereint in denselben Mühlbach, in dem Frau Rosmer ihren Tod fand.

In Ibsen's Familiendrama „Gespenster" lernen wir die Hauptmanns- und Kammerherrnwittwe Helene Alving kennen. Wir erfahren von ihr, daß ihr Mann auch in der Ehe liederlich war und durch ein Liebesverhältniß mit ihrer Hausmagd einem Kinde, Regine, das Leben gab. Sein einziger ehelicher Sohn, Oswald, wurde im Alter von sieben Jahren von seiner Mutter fortgeschickt, um nicht durch das Beispiel seines Vaters verdorben zu werden. Der Hauptmann Alving starb in Folge seiner Ausschweifungen an einer unheilbaren Krankheit. Lange nach seinem Tode kehrt Oswald als berühmter Maler zurück zu seiner Mutter, um sich in deren Heim von einer gewissen Müdigkeit zu erholen. Er sieht hier Regine, die bei seiner Mutter lebt, von der er aber nicht weiß, daß sie seine Halbschwester ist. Er beginnt sie zu lieben und seine Mutter wird Zeugin eines heimlichen Liebesgeflüsters Beider, in demselben Zimmer, aus dem sie früher das Liebesgeflüster ihres Mannes mit Reginens Mutter vernommen hatte. Das sind „Gespenster", die ihr erscheinen. Oswald hat die „übergroße Lebensfreudigkeit" seines Vaters geerbt und aus seiner Müdigkeit entwickelt sich paralytischer Blödsinn, die ererbte Folge der durch Ausschweifung erworbenen Krankheit seines Vaters. Regine, die körperlich gesund bleibt, verläßt Frau Alving's Haus, nachdem sie und Oswald ihre Herkunft erfahren haben. Sie hat von ihrem Vater nur dessen „übergroße Lebensfreudigkeit" geerbt; sie will als armes Mädchen ihre Jugend ausnützen und hofft mit vornehmen Leuten noch einmal Champagner trinken zu können. Frau Alving entläßt sie mit dem Ausruf: „Regine, Du wirst zu Grunde gehen!" Oswald aber gedenkt ihrer lobend mit den Worten: „Sie war so wunderbar leichtsinnig." Schließlich verlangt Oswald von seiner Mutter, daß sie ihn durch Morphium tödte. In seinem wachsenden Lähmungszustand stammelt er nur die Worte: „Die Sonne. — Die Sonne." Damit endigt das „Familiendrama".

Ein berühmter Schweizer Irrenarzt, Professor August Forel in Zürich, behauptet von diesem Lähmungszustande Oswald's: „Er ist so falsch geschildert, daß jeder Wärter einer Irrenanstalt und jede Frau eines Irrenhausbeamten — von den Irrenärzten selbst nicht zu sprechen — sofort sagt: „Was, das soll ein Paralytiker sein? Einen solchen Geisteskranken habe ich überhaupt nie gesehen."

In der „Frau vom Meere" schildert Ibsen die Gattin eines Arztes, die sich vor ihrer Ehe in mystisch-phantastischer Weise mit einem Seefahrer verlobt hatte, der seitdem verschollen ist. In ihrer Ehe verfällt Frau Ellida (die auf einen Schiffsnamen getauft ist) in Erinnerung an jene Verlobung in eine Art Liebeswahnsinn (sie selbst nennt es „Tollheit"). Nach zehnjähriger Ehe taucht plötzlich ihr früherer Verlobter wieder auf; er veranlaßt sie durch das moderne Mittel der „Suggestion", ihm zu folgen. Sie ist im Begriff es zu thun und ihren Gatten zu verlassen. Da entschließt sich dieser sie frei zu geben. Das macht sie plötzlich gesund. In der Freiheit der Wahl zwischen ihrem früheren Verlobten und ihrem gegenwärtigen Gatten entscheidet sie sich für letzteren. Die Ursache der geheimnißvollen Anziehungskraft ihres seefahrenden Verlobten ist Ellidas unwiderstehliches Heimweh nach dem Meere.

Wie steht es nun mit der angeblich naturwissenschaftlichen Grundlage des Naturalismus, mit dem Naturgesetz der Vererbung?

Wir wissen: das thierische Ei besteht aus einem von dem Eihäutchen umgebenen Klümpchen Eiweiß, das ein winziges Keimbläschen umschließt. Im Reifungszustande des Eies wird ein Theil des Keimbläschens ausgeschieden; der Rest bildet den Eikern, den Träger der zur Vererbung kommenden mütterlichen Eigenschaften. Um das weibliche Ei zu befruchten, muß der Kern einer männlichen Samenzelle durch das Eihäutchen in die Eiweißmasse des Eies eindringen. Er bildet des Eies Samenkern, den Träger der zur Vererbung kommenden väterlichen Eigenschaften. Eikern und Samenkern nähern sich einander innerhalb des Eies und vereinigen sich zum Furchungskern, von dem aus eine Zweitheilung (Furchung) der Eiweißmasse des Eies beginnt. Durch fortgesetzte Zweitheilung zerfällt diese Eiweißmasse endlich in zahllose kleine Bläschen oder Zellen, aus denen sich die Gewebe und Organe des Thierkörpers entwickeln. Der Furchungskern, der nur mit stark vergrößernden Mikroskopen inmitten des Eies wahrzunehmen ist, stellt also die Vereinigung der väterlichen und mütterlichen Eigenschaften dar, die aber nur selten zur gleichmäßigen Vererbung kommen. Vielmehr erbt der Nachkomme entweder mehr die väterlichen Eigenschaften oder mehr die mütterlichen, die beide vereint im Furchungskern gleichsam eingeschachtelt sind. Wie aber die Einschachtelung, gewissermaßen der Auszug der väterlichen Eigenschaften im winzig kleinen Samenkern, der mütterlichen Eigenschaften im gleich kleinen Eikern zu Stande kommt, und welche Kraft sie innerhalb des Eies zum Furchungskern vereinigt, das begreifen wir nicht. Dies ist das Geheimniß der Vererbung.

„So viele Hände auch immer geschäftig gewesen sind," erklärt der Physiologe Professor Dr. V. Hensen in Kiel, „die Siegel zu lösen, welche die Theorie der Vererbung unserer Einsicht verschließen, der Erfolg ihrer Arbeit war ein geringer, und mit einem gewissen Recht sieht man nachgerade mit nur wenig Hoffnungen neuen Arbeiten in dieser Richtung entgegen."

Ich will nun einige Erfahrungen mittheilen, die ich durch fast 29 Jahre gesammelt habe, theils als ausübender Thierzüchter, theils als wissenschaftlicher Forscher auf dem Gebiete der Vererbung von Hausthieren. Unsere Hausthiere eignen sich viel besser zur Erforschung von Vererbungsvorgängen als der Mensch, weil die Geschlechtsfolgen der Hausthiere zeitlich kürzer verlaufen und deren Paarung den wirthschaftlichen Zwecken des Thierzüchters angepaßt werden kann.

Einige männliche und weibliche Hausthiere vererben ihre besonderen, d. h. die über ihre Arteigenschaften hinausgehenden Eigenschaften, gute und schlechte, mit großer Treue, andere nicht. In einigen Fällen vererbt mehr der Vater, in anderen mehr die Mutter. Dabei ist es Regel, daß der Vater seine Eigenschaften häufiger auf seine Töchter, die Mutter häufiger auf ihre Söhne vererbt. Diese Regel trifft auch zu beim Menschen. Paaren wir männliche und weibliche Hausthiere, deren uns bekannte Eigenschaften wir fortzupflanzen wünschen, so können wir niemals mit Bestimmtheit voraussagen, ob und in welchem Grade diese Eigenschaften vererbt werden. Je ähnlicher sich Vater und Mutter in ihren persönlichen Eigenschaften sind, desto wahrscheinlicher ist es, daß ihre Kinder ihnen ähnlich und eine große Summe ihrer persönlichen Eigenschaften erben werden. Aber es kommen zahlreiche Fälle vor, in denen bei Kindern Eigenschaften auftreten, welche deren Eltern nicht besaßen. Viel ungewisser ist die Vererbung, wenn Vater und Mutter sich unähnlich sind, bezw. sehr verschiedene Eigenschaften besitzen. Dann ist es immer fraglich, ob mehr der Vater, ob mehr die Mutter vererbt, oder ob eine der vorelterlichen Eigenschaften (über Vater und Mutter hinweg) zur Vererbung gelangt.

Eine große Rolle bei der Vererbung spielt die Anpassung der zu paarenden Thiere an ihre Umgebung, d. h. die Gewöhnung an Klima und Lebensweise des Aufenthaltsortes. Je

Digitized by Google

größer diese Anpassung ist, je länger die Zeit der Gewöhnung gedauert hat, desto sicherer ist in der Regel die Vererbung, entweder des einen oder beider Eltern. Sehr wichtig bei der Paarung von Hausthieren ist die immer noch streitige Frage der Vererbung von Eigenschaften, die Vater und Mutter in ihrem Leben erworben haben. Wir wissen von einigen erworbenen Eigenschaften, daß sie sich nicht vererben. So werden z. B. die an Pferden, Schafen und Hunden abgestutzten Schwänze, Hornverluste bei Kühen nicht vererbt. Aber es gibt im Leben der Hausthiere erworbene Eigenschaften, die unter gewissen Bedingungen vererbt werden, so z. B. die Schnelligkeitsleistung bei Pferden, die Milchergiebigkeit bei Kühen, die Frühreife und hervorragende Mastfähigkeit bei verschiedenartigen Mastthieren, die Jagdleistung bei Hunden ꝛc.

Die Bedingungen, unter denen solche erworbene Eigenschaften vererbt werden, sind: die Herstellung der gleichen Lebens- und Gebrauchsweise, unter denen die Eltern jene Eigenschaften erworben haben. Das ist aber keine Vererbung schlechtweg, sondern eine sogenannte Vererbung der Anlage. Dieses Wort bezeichnet jedoch einen durchaus dunklen Vorgang.

Wir sagen: irgend eine erworbene Eigenschaft der Eltern wird „in der Anlage" vererbt, wenn das Kind, unter gewissen günstigen Bedingungen in seiner Umgebung, jene Eigenschaft der Eltern zur Geltung bringt. Dies gilt sowohl für wirthschaftlich werthvolle Eigenschaften, wie für Fehler und Krankheiten. Man sagt z. B.: die Tuberkulose wird bei Thieren und Menschen „in der Anlage" vererbt, oder — um in der ärztlichen Phrase zu sprechen —: „Thiere und Menschen erben die Disposition zur Tuberkulose". Die Aerzte stellen sich dann vor: eine gewisse Schwäche der Gewebe, eine geringere Widerstandsfähigkeit gewisser Organe des Thierkörpers gegen die Angriffe von Tuberkelbacillen. Diese selbst werden gewiß nicht durch Vererbung übertragen, denn wir wissen, daß die thierischen Zellen, in welche Tuberkelbacillen eindringen, lebensunfähig werden. Das gilt auch für die weibliche Eizelle und die männliche Samenzelle. Sie würden zur Befruchtung untauglich werden, wenn sie im Körper der Eltern Tuberkelbacillen aufgenommen hätten.

Die „in der Anlage" vererbten Eigenschaften der Eltern kommen also in den Nachkommen nur dann zur Geltung, wenn diese einer gleichartigen Lebens- und Gebrauchsweise unterworfen sind wie die der Eltern war. Unter „Gebrauchsweise" verstehen wir bei Hausthieren: die Art ihrer Benutzung, zu der sie durch Uebung ihrer Körperorgane erzogen werden müssen. Die Erziehung macht aus dem Fohlen ein Reitpferd, aus dem Kalb eine Milchkuh oder ein Mastrind. Die Erziehung aber macht auch aus einem Kinde einen Menschen.

Bei der Erziehung unserer Hausthiere ist es der Geist und die Hand des Thierzüchters, welche die ererbten „Anlagen" zu den seinen wirthschaftlichen Zwecken entsprechenden Formen und Leistungen entwickeln. In der Erziehung des menschlichen Kindes spielt das Beispiel der Eltern die größte Rolle. Nicht die Vererbung schafft leichtsinnige und lasterhafte Menschen, sondern die Erziehung; hauptsächlich durch das schlechte Beispiel der Eltern und Lehrer.

Die Macht der Vererbung soll keineswegs unterschätzt werden. Ein volles und kräftiges Samenkorn bringt, unter gleichen Bedingungen des Wachsthums, bessere Frucht als ein weniger volles und schwaches. Unter günstigen Bedingungen kann aber ein schwaches Samenkorn bessere Frucht bringen als ein stärkeres, dem nicht die nöthige Pflege zu Theil wurde.

Die wenigen sicheren Thatsachen, die auf dem Gebiet der Vererbung bekannt sind, bilden nur Stückwerk, mehr oder weniger bestrittene Regeln, denen zahlreiche Ausnahmen gegenüberstehen. Aber nicht ein einziges unzweifelhaftes Vererbungsgesetz hat die Naturforschung bisher festzustellen vermocht.

Was der wissenschaftliche Forscher nicht in ein Naturgesetz zu fassen vermag, das macht die Phantasie des naturalistischen Dichters zur Grundlage einer neuen Weltanschauung, in der die Freiheit des menschlichen Willens unterdrückt ist durch die Macht der Vererbung!

Merkwürdiger Weise bewegt sich die Phantasie der realistischen und naturalistischen Schriftsteller fast ausschließlich in gesellschaftlichen Kreisen, in denen nur die thierische Natur des Menschen zur Geltung kommt und nur dessen schlechte Eigenschaften vererbt werden. Und Schriften solchen Inhalts werden dem Volke als „moderne Bildung" geboten!

Zur Geschichte der deutschen Verfassungsfrage.

Von Georg Winter.

(Schluß.)

An einen Bundesstaat mit einheitlicher Spitze, wie wir uns dessen gegenwärtig erfreuen, war, das muß jede unbefangene Geschichtsschreibung unbedingt zugeben, nicht zu denken, bevor nicht der unglückliche Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich beseitigt war. Daß dies nur durch einen Krieg zu erreichen war, war eine harte geschichtliche Nothwendigkeit, aber es war eine Nothwendigkeit, so wenig sie auch von den Zeitgenossen als solche erkannt wurde. Erst wenn Eine wirklich herrschende Macht in Deutschland begründet war, konnte auch der Verzicht der mittleren und kleineren Staaten auf die in der Napoleonischen Zeit errungene völlige Souveränität erwartet werden, ohne welche ein wirklicher Bundesstaat nicht gedacht werden kann. Gerade darin lag das Tragische der Entwickelung jener Tage, daß über das Wesen dieses zu gründenden Bundesstaates auch diejenigen völlig im Unklaren waren, welche die Begründung einer Verfassung für das Gesammtvaterland aufrichtig wünschten. Diese Unklarheit tritt uns nicht bloß in den Verhandlungen der Diplomaten des Wiener Congresses, sondern auch in den wohlgemeinten Rathschlägen, welche sonst in die Oeffentlichkeit drangen und namentlich in dem Görres'schen Rheinischen Mercur einen Sammelpunkt fanden, entgegen. Sie alle mühen sich vergeblich ab, eine Vermittelung zwischen dem zu gründenden Gesammtstaate und dem nun einmal thatsächlich vorhandenen Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich zu finden. Den Diplomaten freilich mangelte es in ihrer Mehrzahl auch an dem guten Willen, der zur Begründung einer neuen staatlichen Form erforderlich war, aber auch allen Anderen, die so sehnsüchtig die nationale Wiedergeburt herbeizuführen strebten, fehlte es, nicht zwar an dem praktischen Wollen, wohl aber an der theoretischen Einsicht, die dem praktischen Handeln nothwendig vorausgehen mußte. Sie gingen von dem starren Souveränitätsbegriff der alten Rechtsschule aus, der eine Einschränkung nicht duldete; daher strebten sie damals wie in den folgenden Jahrzehnten entweder nach einem wirklichen Einheitstaate mit Beseitigung der Einzelstaaten, die doch eben unmöglich war, oder sie fanden keinen anderen Ausweg als einen Bund souveräner Staaten, oder endlich, und das galt damals noch von der Mehrzahl, sie hatten überhaupt kein bestimmtes concretes Ziel, sondern träumten, dachten oder schrieben nur ganz allgemein von der Nothwendigkeit einer Verbindung der Einzelstaaten zu einer „Nation". Der Begriff eines Staates über Staaten, eines Bundesstaates, war noch nicht zu völliger Klarheit durchgebildet, obwohl doch das alte Reich in seiner Verfallzeit das Beispiel eines solchen, allerdings in sehr verrotteten Formen, dargeboten hatte. Eben für diese alte Form aber hatten die Staatsrechtslehrer der alten Zeit keinen sie völlig deckenden juristischen Begriff finden können; sie paßte nicht in das Schema der verschiedenen Formen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie und war daher von dem größten Staatsrechtslehrer des 17. Jahrhunderts, von Samuel Pufendorf, für eine anormale Bildung, für ein „Monstrum" erklärt worden. Ehe der Bundesstaat in lebensfähiger Form begründet werden konnte, mußte sein Begriff erst mit voller Klarheit gefunden sein; denn überall in der Geschichte der Völker gehen die Ideen ihrer Verwirklichung vorher. Der nationale Staat wurde im letzten Grunde auf dem Wiener Congresse nicht gegründet, in erster Linie weil ihm unüberwindliche Schwierigkeiten aus der vergangenen Entwickelung entgegenstanden, dann aber auch, weil seine Idee noch nicht

Digitized by Google

zum Gemeingut Aller geworden, ja eigentlich in voller Klarheit noch nicht aufgefunden war. Diese letztere Aufgabe zu lösen, blieb den folgenden Jahrzehnten vorbehalten.

Trotzdem und alledem war die unmuthige Entrüstung, mit welcher das Werk der Diplomaten allenthalben im deutschen Volk, namentlich in Preußen, aufgenommen wurde, nicht unberechtigt. Der Bundesstaat mit einheitlicher Spitze war allerdings noch unerreichbar; was aber erreicht werden konnte, das war eine wenigstens zum nothwendigsten Schutz gegen das Ausland und zur Garantie eines nationalen und freiheitlichen Lebens im Innern ausreichende Verfassung in der Form eines lebensfähigen und organisirten Staatenbundes. Auch ein solcher konnte ein gewisses Maß von Stetigkeit und Festigkeit erhalten, wenn man mit verständiger Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse den vorwaltenden Mächten eine führende Stellung einräumte, wenn man den Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich zu einem friedlichen umzugestalten, ihnen gemeinsam die Leitung des Bundes, nicht bloß formell, sondern auch materiell, zu übertragen versuchte. Das war der Gedanke, der namentlich die preußischen Staatsmänner Hardenberg und Humboldt, vor Allem den letzten, beseelte. Darin, daß die Mittel- und Kleinstaaten selbst das geringe Maß von Entsagung nicht besaßen, welches dazu erforderlich war, um sich den beiden deutschen Großmächten unterzuordnen, darin, daß Metternich dem preußischen Rivalen eine volle Gleichstellung im Bunde nicht einräumen, vielmehr durch Nachgiebigkeit gegen die Kleinen Preußen mattsetzen wollte, liegt das Verhängniß und die Schuld der Wiener Verhandlungen, die in ihren Einzelheiten ein außerordentlich anschauliches Bild der hemmenden Kräfte gewähren, welche sich der Lösung der nationalen Frage damals entgegenstellten.

Wir haben von diesen Vorgängen, von älteren Darstellungen und Actenveröffentlichungen abgesehen, eine grundlegende und auf eindringenden Studien beruhende Gesammtdarstellung in dem vierten Bande der Häußer'schen „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Begründung des Deutschen Bundes" (4. Aufl.; Verlag von Weidmann in Berlin) erhalten; hier sind alle bis dahin durch den Druck bekannt gewordenen und auch eine Reihe von ungedruckten Quellen in sorgfältiger und höchst scharfsinniger Weise verwerthet. Dieser Darstellung ist dann neuerdings eine zweite im ersten Band von Heinrich von Treitschke's „Deutscher Geschichte"*) zur Seite und in vielen Stücken entgegengetreten, die mit allen Arbeiten dieses hervorragenden Mannes den Glanz und Schwung eines rhetorischen Pathos und einer patriotischen Begeisterung theilt, die in ihrer ganzen Wucht und zündenden Beredtsamkeit fast ohne Gleichen dasteht, dabei aber freilich von jenen Schattenseiten und Mängeln, die einer so stark subjectiv gefärbten historischen Darstellung eigen zu sein pflegen, keineswegs frei ist. Die Bestimmtheit und Schroffheit der Urtheile, die oft durch ein scheinbar gelegentlich hingeworfenes Schlagwort, ein flüchtig zugefügtes Attribut gefällt werden, entspricht keineswegs immer dem Bild, welches ein unbefangenes Studium der Quellen ergibt. Die warme und tiefe Empfindung, die geschlossene Weltanschauung, die uns in seiner Darstellung entgegentritt, bildet doch zugleich nicht selten ein schweres Hinderniß für die ruhig und kühl abwägende Arbeit der Kritik. So hoch Treitschke's Werk an Schönheit der Sprache und fesselnder, begeisternder Kunst der Darstellung das schlicht geschriebene Werk Häußer's überragt, so sehr bleibt es doch an Unbefangenheit des Urtheils, an erschöpfender und völlig zutreffender Verwerthung der Quellen hinter demselben zurück. In den größten Vorzügen des Treitschke'schen Werkes liegt zugleich auch seine größte Schwäche, ja geradezu eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Geschichtforschung überhaupt. Nicht als ob Treitschke es an einem eingehenden Studium der originalen Quellen hätte fehlen lassen. Vielmehr ist ihm zwar bei seinen archivalischen Studien, wie wir noch berühren werden, hier und da selbst eine für die Erkenntniß des Ganges der Entwickelung wichtige Quelle entgangen, wie das bei einem so umfassenden Werke kaum zu vermeiden ist, aber im Großen und Ganzen wird jeder Kundige trotz der großen Gewandtheit, mit der Treitschke das Handwerkzeug der Forschung neben der Fülle und Schönheit der Darstellung zurücktreten läßt, auf jeder Seite seines Werkes mühelos erkennen, wie umfangreiche Quellenstudien demselben zu Grunde liegen. Aber die Art, wie er sie verwerthet, entspricht nicht immer den Grundsätzen historischer Kritik und Gerechtigkeit. Seine politische Weltanschauung wirkt stets nicht bloß auf seine historische Darstellung, sondern auch auf die Quellenforschung zurück. Er liebt es, in erster Linie diejenigen Quellen zu benutzen, welche für seine im Wesentlichen von vornherein feststehende Auffassung sprechen, aus ihnen zahlreiche Stellen zu citiren, dagegen andere Quellen, welche zu einer anderen Auffassung führen würden, meist wohl unbewußt zu ignoriren, ja er liest von dieser seiner Anschauung aus oft Dinge in die Quellen hinein, welche gar nicht in denselben enthalten sind. Die Empfindung überwältigt bei ihm wider Willen nicht selten die ruhig abwägende Kritik. Dadurch wird er, eben weil seine Urtheile stets in schroffer, mit ethischem Pathos erfüllter Form vorgetragen werden, oft ungerecht in der Beurtheilung der Ereignisse und der Personen, welche deren Träger gewesen sind. Es fällt ihm schwer, sich in den Standpunkt des Gegners hineinzudenken und denselben aus seinen eigenen Motiven heraus zu beurtheilen. In allen diesen Dingen bildet er den schroffsten Gegensatz zu dem großen Altmeister Ranke, dessen höchstes Streben stets das nach möglichst vollständiger Objectivität gewesen ist, der es stets verstanden hat, in der Schilderung des Kampfes entgegengesetzter Weltkräfte beiden Parteien nach ihren Beweggründen gerecht zu werden. Diese Schattenseiten neben dem glänzenden Licht der Darstellung wird jeder fachmännische Leser, auch wenn er ein noch so großer Verehrer Treitschke's ist, ohne alle Frage herausfinden, sobald er durch eigene Studien gezwungen ist, ein Werk dieses Historikers in seinen Einzelheiten mit Heranziehung des Quellenmaterials nachzuprüfen.

In ganz besonders umfassender Weise hatte eine solche Nachprüfung der verstorbene Jenenser Professor Wilhelm Adolf Schmidt unternommen, nicht etwa bloß zum Zweck einer Kritik der Treitschke'schen Darstellung, sondern in der Absicht, selbst auf Grund umfassender Studien eine Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses zu schreiben. Schmidt hatte dem Studium der allmählichen Entwickelung dieser nationalen Frage schon früher energisch seine Aufmerksamkeit zugewandt. Die Bücher „Preußens deutsche Politik" und „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen" waren die Früchte dieser Studien gewesen. An der Herausgabe des neuen Werkes über die Verfassungsfrage von 1812—15, mit dessen Vorarbeiten er die letzten $1^1/_2$ Jahrzehnte seines Lebens unausgesetzt beschäftigt war, ist er durch seinen am 10. April 1887 erfolgten Tod verhindert worden. Er hatte die umfassendsten archivalischen Studien zu diesem Zweck unternommen und war dadurch zu Resultaten gekommen, die nicht etwa in minder wichtigen Einzelfragen, sondern in mehreren entscheidenden Hauptpunkten, z. B. über die Stellung des Freiherrn vom Stein zur deutschen Verfassungsfrage und über die sächsisch-polnische Verwickelung auf dem Wiener Congresse, der Treitschke'schen Darstellung diametral entgegengesetzt waren. Außerdem hatte er — und auch das hat nicht unerheblich zu seiner abweichenden Auffassung beigetragen — eine ganze Reihe von Quellen, namentlich aus dem Berliner Geheimen Staatsarchiv, zusammengebracht, die Treitschke entgangen waren, obwohl sie für die einzelnen Phasen der Entwickelung der deutschen Verfassungsfrage von grundlegender Bedeutung waren. Bis zu einer systematischen Verarbeitung und übersichtlichen Darstellung des so gesammelten Materials und der kritischen Erörterungen, die er im Anschluß an dasselbe gegen die Treitschke'sche Darstellung niedergeschrieben hatte, war er allerdings nicht gelangt, aber auch in der Form, in welcher diese Vorarbeiten sich in seinem Nachlasse vorfanden, waren sie doch von hohem Werth, namentlich in kritisch-methodischer Richtung, indem eine große Reihe dieser Studien geradezu als Muster einer methodischen

*) Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

Behandlung von Quellen zur Geschichte der Neuzeit betrachtet werden kann. Mit ruhig abwägender Kritik und allen Hilfsmitteln der an den mittelalterlichen Quellen von der neueren exacten Schule ausgebildeten Methode sind hier rein diplomatische Aktenstücke in Bezug auf ihre historische Genesis und ihren Quellenwerth mit größter Genauigkeit und Präcision untersucht worden. Die historische Wissenschaft und nicht nur sie allein, sondern auch das weitere gebildete Publikum, welches gerade diesen eminent wichtigen Fragen der jüngsten historischen Vergangenheit ein besonders hohes Interesse entgegenbringt, wird es daher ohne Zweifel mit großer Freude begrüßen, daß diese Studien von dem Züricher Professor Alfred Stern aus den nachgelassenen Papieren des verstorbenen Gelehrten herausgegeben worden sind.*) Denn je mehr durch die glänzende Darstellung Treitschkes dessen Auffassung der Dinge in weiten Kreisen die herrschende geworden ist — und zwar in vielen entscheidenden Hauptpunkten mit Recht —, um so mehr muß man die Verpflichtung der historischen Gerechtigkeit anerkennen, sie in denjenigen Fragen, in denen sie eines unzweifelhaften Irrthumes überführt wird, abzuändern und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Diese Aufgabe einer Prüfung zweier einander schroff entgegengesetzten Ansichten ist hier aber um so lohnender und interessanter, als der Gegensatz nicht etwa aus einem Gegensatz der Weltanschauung entspringt, da vielmehr beide Autoren in dieser Hinsicht auf ziemlich gleichem Boden stehen, sondern vielmehr aus der Verschiedenartigkeit in der Methode der behandelten Quellen, die gerade dann am deutlichsten hervorspringt, wenn beide dieselbe Quelle benutzen.

Wollen wir den Gegensatz zwischen den beiden Werken in der Hauptsache bezeichnen, so ist er ein zugleich formaler und sachlicher, von denen der eine den anderen bedingt. Formal ist das Quellenmaterial, welches Schmidt benutzt und verwerthet, reichhaltiger, es bietet eine Reihe von Mittelgliedern, die Treitschke fehlten und die Abweichung zwischen Beiden zum Theil begründen; außerdem aber tritt dieser formale Gegensatz namentlich in der methodischen Behandlung des Quellenmaterials hervor. Der daraus entspringende sachliche Gegensatz zeigt sich besonders bei zwei mit einander nahe verwandten Fragen: 1. in der sogenannten sächsisch-polnischen Sache, d. h. in der Geschichte der Verhandlungen über die Frage, ob Preußen durch die Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen für seine früheren territorialen Verluste entschädigt werden oder nur einen Theil des sächsischen Gebietes, außerdem aber einige Theile Polens, erhalten solle. In dieser Hinsicht lenkt Schmidt in vollem Gegensatze zu Treitschke wieder in die Bahnen ein, die Häusser in seinem großen Werke beschritten hatte. 2. in der Frage, welche Haltung der Freiherr vom Stein in der deutschen Verfassungsfrage beobachtet hat. Auch hier ist der Gegensatz der denkbar schroffste, und zwar beruht er hier nicht nur in der Beurtheilung, sondern vor Allem in der Feststellung der Thatsachen; d. h. die Sache liegt nicht so, daß Treitschke und Schmidt die Anschauungen des großen Freiherrn in derselben Weise wiedergeben und nur in der Werthbeurtheilung derselben abweichen, wie dies im Wesentlichen bei der sächsisch-polnischen Frage der Fall ist; vielmehr ist hier der entscheidende Punkt der, daß Schmidt der Treitschke'schen Darstellung den Vorwurf macht, daß sie Stein thatsächlich ganz andere Ansichten zuschreibe, als er thatsächlich gehabt hat. Es liegt auf der Hand, daß demnach dieser Gegensatz nicht bloß sachlich bei dem allgemeinen Interesse, welches die Nation an dem Freiherrn vom Stein nimmt, von größerer Bedeutung ist, sondern auch methodisch, indem gerade hier vornehmlich der oben bezeichnete Fall vorliegen würde, daß Treitschke in seine Quellen Dinge hineingelesen hat, die gar nicht darin stehen. Die Prüfung dieses Gegensatzes der Anschauung aber muß, um es gleich vorweg zu sagen, jeden Unbefangenen zu dem Resultat führen, daß der von Schmidt erhobene Vorwurf, mag er auch hier und da zu weit gehen, doch in wesentlichen Dingen das Richtige trifft, daß Treitschke dem Freiherrn vom Stein in der That Ansichten in den Mund legt, die er in dieser Weise und in diesem Zusammenhang nie geäußert hat, daß seine Auszüge aus bestimmten Quellen von diesen ein ganz anderes Bild entwerfen als das, welches thatsächlich in ihnen enthalten ist. Diesem Nachweis ist ein großer Theil des Schmidt'schen Werkes, welches nahe an 500 Seiten umfaßt, gewidmet, und es ist daher unmöglich, die stets gedrängte und streng sachliche Beweisführung auch nur in den Hauptpunkten wiederzugeben. Wir müssen uns mit einigen Beispielen begnügen.

Die großartigen Verdienste Steins um die innere Reformgesetzgebung in Preußen und um die Erweckung des deutschen Geistes zur Abwehr der französischen Schreckensherrschaft, die Treitschke in glänzenden und in der Hauptsache zutreffenden Farben geschildert hat, ist Schmidt natürlich weit entfernt in Abrede stellen oder auch nur verringern zu wollen. Wenn aber Treitschke, auf Grund der hieraus gewonnenen richtigen Anschauung von der Alles überragenden Größe dieses Mannes Stein auch in der Frage der deutschen Verfassung Ansichten zuschreibt, die denen aller anderen Zeitgenossen weit vorausgeeilt seien und sich sogar bis zu dem Gedanken eines deutschen Einheitstaates und eines deutschen Parlamentes fast im modernen Sinne des Wortes erhoben hätten, so tritt dem Schmidt auf Grund derselben Quellen, die Treitschke zur Stütze seiner Ansicht verwerthet, mit aller Entschiedenheit entgegen. Und eben hierbei weist er ihm nach, daß seine, zum Theil als wörtliche Citate gegebenen Auszüge aus den Quellen oft ein Bild entwerfen, welches dem wirklich in den Quellen enthaltenen völlig entgegengesetzt ist. Als ein wahres Muster einer methodischen Beweisführung in dieser Hinsicht möchten wir die Untersuchung über die für die ganze folgende Entwickelung höchst bedeutende Denkschrift Steins vom 18. September 1812 bezeichnen. (S. 11 bis 29 des Schmidt'schen Werkes.) Der entscheidende Nachweis wird in der denkbar einfachsten und zugleich objectivsten Weise geführt. Schmidt druckt erst die Stein'sche Denkschrift und dann die Stelle der Treitschke'schen Darstellung ab, in welcher der Inhalt dieser Denkschrift nicht wörtlich, sondern umschreibend wiedergegeben wird. Dabei tritt dann das Bedenkliche der Art und Weise, wie Treitschke hier und da den Inhalt einer Quellenstelle, umschreibend und zugleich beurtheilend wiedergibt, klar und deutlich hervor. Der Eindruck, den man nach dem Treitschke'schen Auszuge von der betreffenden Stelle empfängt, ist der, daß Stein in derselben nicht mehr und nicht weniger als den deutschen Einheitstaat empfohlen habe. Der Inhalt der Denkschrift wird als das Idealste und Verwegenste bezeichnet, was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden sei: Stein habe in derselben früher und schärfer als irgend ein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt; jede Rücksicht auf die Dynastieen sei ihm unwürdig erschienen, er habe selbst das Höchste für erreichbar gehalten: eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas.

Nun ergibt sich ja ohne Zweifel aus der Fassung des Auszugs, daß Treitschke hier nicht beabsichtigt, unmittelbar die Worte Stein's wiederzugeben. Vielmehr tritt überall hervor, daß eben Treitschke sein Urtheil über diese Denkschrift gibt. Aber nach der Fassung dieses Urtheils kann doch Niemand daran zweifeln, daß die Denkschrift selbst, um ein solches Urtheil zu rechtfertigen, den deutschen Einheitstaat „ohne Phrasen und Vorbehalte" wirklich empfohlen, daß darin eine feindselige Gesinnung gegen die Dynastieen der Einzelstaaten, wenn nicht gar die Absicht, dieselben möglichst ganz zu beseitigen, deutlich erkennbar hervortrete. Sieht man nun aber die Denkschrift selber an, so ist gerade das Gegentheil richtig. Nicht einen Einheitstaat, wie ihn früher und schärfer nie ein Staatsmann gedacht hatte, stellte Stein hier als sein Ideal hin, sondern die Herstellung der alten Verfassung des deutschen Reiches, wie sie im 10. bis 13. Jahrhundert thatsächlich bestanden hatte. Das aber kann man doch kaum als das „Idealste und Verwegenste" bezeichnen, „was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden", zumal da Stein unmittelbar darauf

*) Wilh. Adolf Schmidt, Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses. 1812 bis 1815. Aus dessen Nachlaß herausg. von Alfred Stern. Stuttgart, Göschen.

Digitized by Google

hinzufügt, daß diese ihm als Ideal vorschwebende Wiederherstellung (nicht Neuschöpfung) eines Einheitstaates thatsächlich wegen des Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich unmöglich sei, daß daher augenblicklich eine Theilung zwischen diesen beiden Staaten vorzuziehen sei, da eine Wiederaufrichtung der Verfassung, wie sie vom Westfälischen Frieden bis zur Auflösung des alten Reiches bestanden habe, wegen ihrer verhängnißvollen Schwäche nicht wünschenswerth erscheine: also principaliter und als Ideal die Wiederherstellung der älteren deutschen Verfassung des 10. bis 13. Jahrhunderts, eventualiter Theilung des leitenden Einflusses zwischen Preußen und Oesterreich, das ist es, was Stein, nicht schärfer als irgend ein anderer Staatsmann, sondern in Uebereinstimmung mit vielen derselben, von vornherein fordert, nur daß er später in seinen Anforderungen noch sehr weit unter dieses anfängliche Maß herabgeht. Mit voller Klarheit weist so Schmidt, die Denkschrift mit dem Treitschke'schen Auszuge bis ins Einzelne vergleichend, nach, daß Treitschke derselben eine viel zu weit gehende Deutung gibt, daß Stein nie den Einheitstaat für erreichbar erklärt, nie denselben als sein Ideal aufgestellt, niemals daran gedacht hat, wie man nach jenem Auszuge glauben sollte, alle Dynastieen in Deutschland bis auf eine einzige zu vernichten. Vielmehr sollten auch in der von ihm ersehnten Monarchie die territorialen erblichen Fürsten, wenn auch in verringerter Anzahl, eine große Rolle spielen, zwar nicht als Souveräne, wohl aber als einflußreiche, mächtige Vasallen des Kaisers. Wie ist nun aber — und das ist wohl methodisch die interessanteste Frage — Treitschke zu jenem irreführenden Auszuge aus der Septemberdenkschrift Stein's gekommen?

Es hieße doch der unleugbaren Bedeutung Treitschke's als Historiker wenig gerecht werden, wollte man annehmen, daß sein umschreibender Auszug einfach seiner Phantasie entstamme. Vielmehr ist derselbe doch aus einem umfassenden Studium der Quellen erwachsen, er spiegelt nur den allgemeinen Eindruck wieder, den Treitschke nicht bloß aus der Septemberdenkschrift, sondern überhaupt aus schriftlichen Aufzeichnungen Stein's gewonnen hat. In gelegentlichen brieflichen Aeußerungen ist der leicht erregbare Freiherr durch seinen Unmuth über die klägliche Haltung der deutschen Kleinstaaten allerdings zuweilen zu scharfen Aeußerungen über die deutschen Dynastieen hingerissen worden, hat er in der That in überwallendem Zorn Aeußerungen gethan, wie die, welche Treitschke als aus jener Septemberdenkschrift stammend citirt. Eine Anzahl von solchen Stellen, die der Septemberdenkschrift gar nicht angehören, hat Treitschke in den Auszug aus derselben hineingeschoben. Sie hatten ihm den allgemeinen Eindruck ergeben, welchen jener umschreibende Auszug wiederspiegelt. Aber etwas ganz Anderes ist es doch, ob ein Staatsmann in der Aufwallung des Augenblicks in einem vertrauten Briefe eine gelegentliche Aeußerung hinwirft, oder ob er eine systematische Denkschrift für einen Souverän niederschreibt, die eventuell von sehr eindringender praktischer Bedeutung werden soll. Stellen aus so verschiedenartigen Quellen zu einer zusammenhängenden Darstellung verwerthen, das heißt doch eben thatsächlich den Quellen Gewalt anthun, selbst wenn jede einzelne Stelle wirklich übereinstimmend mit der Quelle wiedergegeben und nicht noch durch hinzugefügte subjective Urtheile abgeändert erscheint. Die Art, wie diese Entstehung der Treitschke'schen Darstellung im Einzelnen von Schmidt nachgewiesen wird, wie jeder einzelnen Aeußerung auf ihren Ursprung hin nachgegangen wird, ist, wie gesagt, ein wahres Muster kritischer Analyse.

Neben diesen Mängeln in der methodischen Behandlung der Quellen treten dann im weiteren Verlaufe der Darstellung, in der Schmidt wiederholt Gelegenheit nimmt, die Ausführungen Treitschke's in ähnlicher Weise zu widerlegen, noch mannigfache andere Irrthümer hervor, die dadurch veranlaßt sind, daß Treitschke entscheidende Mittelglieder der Verhandlungen nicht kannte und daher oft Stein Gedanken und Pläne zuschrieb, die zwar in einem späteren Stadium der Verhandlungen von ihm vertreten wurden, thatsächlich aber ursprünglich nicht von ihm, sondern von anderen Staatsmännern stammten. Dadurch ist er namentlich oft zu einer ganz schiefen und ungerechten Beurtheilung des Antheils, den Humboldt an der deutschen Verfassungsfrage genommen hat, verleitet worden. Auch hierfür möge ein Beispiel statt vieler genügen.

Stein hatte am 10. März 1814 in Chaumont eine Denkschrift über die deutsche Verfassung niedergeschrieben, in welcher er seinen auch früher nur als Ideal aufgestellten Gedanken einer Wiederherstellung des alten Kaiserthums des 10. bis 13. Jahrhunderts ebenso völlig aufgab, wie die Theilung des leitenden Einflusses zwischen Preußen und Oesterreich und nunmehr, mit Humboldt übereinstimmend, ein vierköpfiges Direktorium von Preußen, Oesterreich, Baiern und Hannover vorschlug. Darnach waren denn, theils als Gegenprojecte, theils als Ergänzungen der Stein'schen Denkschrift, verschiedene Memoires vom Grafen Münster und Humboldt ausgearbeitet worden, die Treitschke nicht kennt und die Schmidt jetzt erst der öffentlichen Kunde aus Quellen, die auch Treitschke zu Gebote standen, zugänglich macht. Im Juli 1814 beriethen dann Stein und Hardenberg in Frankfurt a. M. auf's Neue über die deutsche Verfassungsfrage, und zwar wurde den Verhandlungen von Hardenberg ein Entwurf zu Grunde gelegt, der im Wesentlichen nicht auf der Stein'schen Denkschrift von Chaumont, sondern auf einem Humboldt'schen Mémoire préparatoire beruht. Bei Treitschke aber, der jene Zwischenglieder nicht kennt, erscheint die Sache so, als ob der Frankfurter Entwurf unmittelbar aus dem von Chaumont hervorgegangen wäre. Nachdem er den letzteren seinem Hauptinhalt nach skizzirt hat, fährt er (Treitschke I, 679) fort: „Im nächsten Sommer ward dieser Entwurf (nämlich der Stein'sche von Chaumont) von Neuem umgestaltet und im Juli, bei einer Zusammenkunft in Frankfurt, mit dem Staatskanzler und dem Grafen von Solms-Laubach eingehend berathen". Der Frankfurter Entwurf wird also kurzweg als eine Umarbeitung des von Stein in Chaumont niedergeschriebenen bezeichnet, während er thatsächlich von Hardenberg auf Grund einer Humboldt'schen Denkschrift vorgelegt wurde.

Auf Grund solcher verschuldeter und unverschuldeter Irrthümer ist dann Treitschke in einer ganzen Reihe von Einzelfragen nicht nur, sondern in der entscheidenden Werthbeurtheilung des Antheils, welchen Stein und die preußischen Staatsmänner an dem deutschen Verfassungswerk genommen haben, zu nicht selten völlig verfehlten Resultaten gekommen. Während er behauptet, daß Stein, dem immer der Einheitstaat im letzten Grunde als Ideal vorgeschwebt habe, die treibende Kraft gewesen sei, während die preußischen Staatsmänner im Gegensatz zu ihm wegen ihres vergeblichen Strebens, den doch nun einmal thatsächlich vorhandenen deutschen Dualismus mit den Anforderungen eines lebensfähigen Baues in Einklang zu bringen, oft hart getadelt, ja trotz ihres auch von Treitschke eingeräumten guten Willens und eifrigen Strebens scharf verspottet werden, sieht Schmidt gerade in Humboldt denjenigen, welcher das Meiste in der deutschen Verfassungsfrage geleistet, freilich aber damit keinen durchschlagenden Erfolg erreicht hat. Weit entfernt, dem deutschen Einheitstaate als Ideal nachzustreben, hat Stein, wie Schmidt aus dem von Treitschke benutzten und einer Fülle von ihm zuerst veröffentlichten ungedruckten Materials nachweist, zwar auf eine Verringerung der deutschen Kleinstaaten, namentlich auf eine Beseitigung derjenigen, die am engsten und längsten mit Napoleon verbunden waren, gedrungen, im Uebrigen aber den harten gegebenen Thatsachen ebenso, vielleicht noch mehr Rechnung getragen, als die anderen, vornehmlich als die von Treitschke so oft herb getadelten preußischen Staatsmänner. Ja, er hat im letzten Stadium der Verhandlungen gerade durch die deutschen Kleinstaaten einen Druck auf die „deutsche Pentarchie" der 5 Königreiche ausüben wollen, der viel dazu beigetragen hat, auch das Wenige, was noch erreicht werden konnte, zu hemmen und abzuschwächen; natürlich unabsichtlich; denn daß Stein mehr als irgend ein anderer auf eine kräftige Gestaltung der deutschen Verfassung hingearbeitet hat, gibt natürlich Schmidt ebenso bereitwillig zu wie Treitschke. Ueberhaupt wird man nicht sagen können, daß die historische Bedeutung

Digitized by Google

Stein's, im Großen genommen, durch die Darstellung und die neu veröffentlichten Quellen des Schmidt'schen Werkes erheblich abgeschwächt wird. Denn daß er nicht, wie Treitschke behauptet, den deutschen Einheitstaat anstrebte, vielmehr eine Form zu finden suchte, in der die nun einmal bestehenden Einzelstaaten, der thatsächlich vorhandene Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich mit einer strafferen Organisation vereinigt werden sollte, kann ihn nach dem, was wir in der Einleitung gesagt haben, gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden, war vielmehr vom Standpunkte seiner Zeit, als dem einzig berechtigten, gemessen, durchaus zweckentsprechend. Der deutsche Einheitstaat konnte thatsächlich in dem damaligen Stadium der Entwickelung nicht gegründet werden, und es ist ein Unrecht, von den Staatsmännern jener Zeit zu verlangen, was sie nicht leisten konnten. Daß das thatsächlich Geleistete noch weit hinter dem Erreichbaren zurückblieb, ist wahrlich nicht die Schuld Stein's gewesen, auch wenn er nicht, wie Treitschke mit Unrecht behauptet, nach dem Einheitstaat gestrebt hat.

In jedem Fall aber ist das Schmidt'sche Werk eine in hohem Maße wichtige und willkommene Bereicherung unserer Kunde über die Verhandlungen jener Zeit und ihres jämmerlichen Resultates. Hier zuerst treten uns die einzelnen Stadien derselben in greifbarer Deutlichkeit entgegen, und wir nehmen mit Verwunderung wahr, daß uns eine ganze Reihe wichtiger Zwischenglieder, die zur Beurtheilung der ganzen Entwickelung von grundlegender Bedeutung sind, bisher unbekannt waren. In dieser Hinsicht verweisen wir namentlich auf die Untersuchungen über die verschiedenen preußischen und österreichischen Entwürfe, die der endgiltigen Bundesacte vorangingen und deren Entstehung vielfach in einem nicht unerheblich anderen Lichte zeigen, als die Treitschke'sche Darstellung. Methodisch aber ist das Werk vor Allem dadurch von grundlegender Bedeutung, daß es unwiderleglich dargethan hat, daß das Treitschke'sche Werk, trotz seiner glänzenden Vorzüge doch im Einzelnen, ja oft auch in entscheidenden Grundfragen, einer umfassenden Revision dringend bedarf.

Rückert und sein Jonathan.

Von Julius Duboc.

Mitten in das wirre Getriebe und Getöse jungdeutscher und jüngstdeutscher Poetenglorie ist in der jüngsten Zeit wiederholt mit weihevoller Gewalt die Erinnerung an Friedrich Rückert erklungen. Mehrfacher Anlaß war gegeben, dieses sprachgewaltigsten aller modernen Dichter, den wir mit um so größerem Stolz den unserigen nennen, als er gleichzeitig der echteste Lyriker deutschen Gepräges ist, zu gedenken. Zwei Jahre sind erst seit seinem hundertjährigen Geburtstag verstrichen und in pietätvoller Erinnerung dieses Tages hat die ehemals „reichsbürgerliche Ackerstadt" Schweinfurt ein Denkmal ihres großen Sohnes in ihren Mauern erstehen sehen. Außerdem wurden es am letzten Tag des Januar 1891 25 Jahre, seit der Sänger der „Geharnischten Sonette", des „Liebesfrühlings" und der „Weisheit des Brahmanen" in den Schoß der Erde gebettet wurde. Und seine Hinterlassenschaft, d. h. die Hinterlassenschaft seines Gesammtwirkens, ist eine so große und inhaltvolle, daß das verflossene Vierteljahrhundert kaum hingereicht hat, um seinem besten Universalerben, dem deutschen Volk, den Werth derselben voll zu erschließen. Ein erneuter Hinweis auf die unerschöpfliche Schatzkammer seiner Geistesarbeit erscheint immer wieder geboten.

Bei diesem Hinweis mag es sich aber auch geziemen, des Mannes und Namens nicht ganz zu vergessen, den Rückert selbst als seinen „Jonathan" geehrt und als den liebsten Freund bezeichnet hat, dessen theures Andenken ihn bis in die letzten Tage seines Lebens nie verlassen hat. Die eindrucksvolle Klage, die er David in dem Drama „Saul und David" anstimmen läßt:

Mein Jonathan gefallen!
Die Ceder fiel vom Libanon, ein Stern von Himmelshallen.
Du dachtest meiner noch und starbst, ich denke dein und lebe!
Ich lebe, daß ich denke dein und deinen Ruhm erhebe.
Gebt mir das Saitenspiel! ich will's zu Trauertönen stimmen,
Darauf der Name Jonathan's die Zeit hinab soll schwimmen.

bezieht sich auf eben diesen Freund, dessen Werth er dadurch in poetischer Verklärung hoch erhoben und einem dauernden Gedächtniß geweiht hat.

Es ist das Verdienst einer kleinen, beachtenswerthen Schrift*), den eigenthümlichen Charakter und Werth, den das Verhältniß von Rückert zu Josef Kopp besessen und an vierzig Jahre für den Dichter behauptet hat, in hellere Beleuchtung gerückt zu haben. Manche mangelhaften Angaben sind durch den Verfasser vervollständigt, vor allen Dingen aber die unscheinbare, zurückstehende und doch so menschlich hochstehende und interessante Persönlichkeit Kopp's schärfer und gründlicher wie bisher charakterisirt worden.

Kopp's Beziehung zu Rückert fällt in des Letzteren Erlanger Periode (1826—1841). Ein halbes Jahr, nachdem Rückert dort seine akademische Lehrthätigkeit eröffnet hatte, trat Kopp, vom Münchener Lyceum an die Erlanger Universität berufen, daselbst seine Professur als Philosoph und Philolog an. Kopp war keine Celebrität und neben Schelling, der damals ebenfalls in Erlangen amtirte und an dessen Seite Kopp in der ersten Zeit auf einsamen Spaziergängen häufig gesehen wurde, würde Niemand des unscheinbaren Begleiters sonderlich geachtet haben. In der Gelehrtenrepublik hatte er bisher nur wenig von sich reden gemacht. Nur die ihm Näherstehenden und Schüler aus seiner Münchener Gymnasiallehrerzeit wußten den außerordentlichen Umfang seines Wissens und die Vertiefung seines hingebenden Forscherfleißes zu rühmen, gleichzeitig aber auch die selbstvergessene Hingebung seines bescheidenen und anspruchslosen Wesens im persönlichen Verkehr. Und von diesem innersten Kern seines Wesens, wie er in unveränderter Treue seinen Freunden die besten Gaben seines Geistes, unbekümmert um eigene Geltung, zuwandte, hat noch nach seinem Tod der ausgezeichnete Döderlein in der Gedächtnißrede auf den Verstorbenen mit den Worten Zeugniß abgelegt: „Die Wissenschaft und die Gelehrsamkeit war ihm nicht das Höchste auf Erden, aber Eitelkeit und Ruhmsucht das Kleinste. Kein Mensch war je freier von diesen Schwächen als er. Das Wissen, welches Andere aufbläht, hatte ihn zur Demuth geführt oder, was noch mehr ist, in seiner natürlichen Demuth erhalten."

In der That scheint diese letztere Bezeichnung die zutreffendere zu sein. Kopp war 1788 (im gleichen Jahr wie Rückert) von armen Bauersleuten im altbayerischen Wald geboren und in stockkatholischer Umgebung aufgewachsen. Seine erste pädagogische Lehrzeit, die er in Straubing unter Mönchen verlebte, wird als eine so barbarisch harte geschildert, daß sie sich nur etwa mit dem vergleichen lasse, was Albertinus 1616 in München von dem damaligen Erziehungswesen drucken ließ: „Es seind etliche Pedantische wütrich dermassen zornig, gestreng und ungeheur, daß sie die arme Knäblein viel unbarmhertziglicher gaißlen und hauen denn die Hencker und zwar dermassen, daß sie in vil Tagen kaum gehen, ligen noch sitzen können: daraus folgt nun, daß vil herrliche schöne junge Blumen und ingenia in der Blühe ihrer zarten Jugent ermatten, ihre zarte Gemüter vor lauter Sorg und Furcht verwelcken."

Kopp hat diese Marterprobe überstanden, ohne dadurch geknickt zu werden. Es ist aber wohl möglich, daß der Rauhfrost, der auf seine Jugend fiel, ihn frühzeitig der Munterkeit entfremdet, den zarten Knaben in sich zurückgescheucht und die ihn auszeichnende Neigung noch verstärkt hat, im engsten Seelenverkehr zeitlebens diejenige Liebe zu suchen, von der ihm in der Kindheit so wenig geboten worden war. „In der Vertraulichkeit das Herz auszuschütten," lautete sein eigenes Bekenntniß, „ruht mir der schönste Gewinn des Lebens und insbesondere der Ehe. Zu der Reinheit und Lauterkeit zu gelangen, die uns an den unmündigen Kindern anmuthet, ist als Kampfpreis und Frucht dieses Lebens ausgesetzt, sie bringt den Himmel zur Erde herab, dessen Vorbedingung sie ist. Freundes Einwirkung und Umgebung, herzinnige Bekanntschaft und Seelenaustausch führen zu ihr."

*) F. Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. Nach Familienpapieren dargestellt von F. Reuter. Hamburg, Seippel.

Digitized by Google

Kopp gerieth bald zu Rückert in nähere Beziehung, dessen Erlanger Leben dadurch eine heilvollere Wendung nahm als es zuerst den Anschein hatte. Die ersten zwei Jahre seines Aufenthalts an der Universität hat Rückert selbst zu den schwersten seines Lebens gerechnet.

Ein Fisch von seiner Fluth getrennt,
Der schwimmen soll im Sande,
Und sich im neuen Element
Bewegen ohne Schande.
So sah ich zwischen Stepp' und Sumpf
Zwei Sommer hin mir wandern,
Den einen schwül, verwirrungsdumpf
Und krankheitsmatt den andern.

Der Zwang des Docententhums, der seiner Natur so wenig zusagte und dem er doch, nachdem er einmal die Verpflichtung übernommen, mit Eifer zu genügen suchte, erdrückte ihn, ein Brustleiden suchte ihn heim und, was ihn am schwersten bedrückte, die Muse verließ ihn. An Geselligkeit und Anregung fehlte es eigentlich nicht. Die Universität war gerade damals nicht arm an Persönlichkeiten, wie dem Theologen Engelhardt, dem Naturforscher Schubert, Schelling, dem witzigen, lebhaften Mathematiker Pfaff, dem vortrefflichen Döderlein u. A., mit denen ein intimerer Verkehr sich wohl lohnte. Aber da es dem Dichter an der richtigen Stimmung fehlte, so brachte derselbe ihm doch keinen vollen Ertrag und er stand mehr oder weniger einsam im Kreise seiner Collegen. So ist es zu verstehen, daß der geistvolle Schubert, mit dem neben Pfaff Rückert verhältnißmäßig am meisten verkehrte, da er am meisten Berührungspunkte mit ihm hatte, ihn als ein seinem Wesen nach allseitig vom Meer umschlossenes Eiland schildert. Wenn in mittheilender Stimmung, habe er kräftig angeregt, zuweilen seien tief bewegende Naturtöne aus ihm hervorgebrochen. Daß Rückert selbst das Fremdartige seiner Eigenart in diesem Kreise von Männern, die gleichwohl ihren Werth hatten und ihm Mancherlei entgegenbrachten, fühlte, bezeugt der Vers:

Wo nun des Lebens Marktschiff fährt
Kommt aus der Tief' ein Klingen,
Das achten sie nicht des Hörens werth,
Sie fahren nach anderen Dingen.

Wenn es nun Kopp mehr wie den Uebrigen gegeben war, festen Fuß auf diesem vom Meer umschlossenen Eiland der Rückert'schen Natur zu fassen, so war die nächste Ursache davon sicher seine Gabe mit schöner Herzenswärme persönlich antheilnehmend die ihm Näherstehenden zu umfassen. Schon das bezeichnet den Mann, daß er an des Dichters Sprachstudien nicht bloß so weit Antheil nahm, als es seinen eigenen Zwecken diente, wie dies beim Arabischen der Fall war, welches er zum Studium seiner Aristoteles-Commentatoren wieder vornahm, sondern daß er darüber hinaus, lediglich Rückert zur Gesellschaft, persisch lernte. Hier gesellte sich sofort zu dem sachlichen Interesse eine intime persönliche Beziehung. Aber Kopp übertrug dieselbe auch auf alle übrigen Provinzen in des Dichters großem Bereich und griff überall fördernd, ergänzend und belebend ein. Schelling hat ihn einmal „einen der judicieusesten Menschen, die er kenne" genannt. Phantasie, Kenntnisse und viele Einsichten treffe man bei Vielen an, judicium aber sei immer selten gewesen. Und gerade dieses Talent besitze Kopp wie Wenige. Dieses Talent nun stellte er voll und ganz in den Dienst seines neuen Freundes, der hingenommen von seiner inneren Welt, im Drang und der Aufregung des Schaffens, oft etwas mehr davon gebrauchen konnte als er gerade vorräthig hatte. M. Meyr und Andere heben rühmend hervor, daß Kopp den ruhigen Willen und klare Gedanken besessen habe, die von Rückert verfahrenen Dinge wieder zu ordnen.

Dies bewährte sich selbst im Kleinen, wenn man die materielle Seite der Dinge zum Kleinen rechnen will, als sehr wichtig. Rückert's in alle Winkel, d. h. in alle Musenalmanache ꝛc. zerstreute Gedichte zu sammeln, war eine Aufgabe, an der sich der Dichter immer vergeblich abmühte. Sie wäre ohne Kopp's Eingreifen möglicher Weise ungelöst geblieben. Er brachte sie zum Abschluß, er half mit seinem Urtheil bei der Auswahl, er las die Korrektur, er nahm lebendigen Antheil an der Herausgabe der Weisheit des Brahmanen, kurz, er war überall mit Herz und Sinn der eingeweihte Vertraute, dem nichts entging und fremd blieb, was in Rückert's innerer und äußerer Welt vorging.

Bald sah man Kopp, den Rückert's Frau als „den liebsten, treuesten Freund" ihres Mannes bezeichnet, unzertrennlich an Rückert's Seite auf dessen Spaziergängen — ein auffallendes Paar schon äußerlich, Kopp klein, gedrungen, beweglich, mit weichen Zügen, Rückert eine Reckenerscheinung, den der Schwede Atterbom einmal mit dem Spielmann Volker aus den Nibelungen verglichen hatte, ernst, tiefblickend, mit lang herabfallendem dunklen Haupthaar. An reichem Stoff der Berührung konnte es den Verbündeten um so weniger fehlen, als sie nicht allein auf dem Gebiet der gelehrten Sprachforschung in großer gemeinsamer Arbeit sich begegneten, sondern auch ihre philosophische Richtung, sich wechselseitig ergänzend, zusammentraf. Kopp war ein Schüler und zwar ein sehr hingegebener, warm verehrender Schüler des in seinen letzten Lebenstagen sehr vereinsamten F. H. Jacobi, Rückert andererseits kann nach Kopp's treffendem Ausspruch als Repräsentant der Schelling'schen Naturphilosophie in der Lyrik angesehen werden. „Die nichts ausschließende, allumfassende und Alles verbindende Anschauungsweise der Natur und ihrer tieferen Bezüge verdankt er unstreitig der durch Schelling eingeleiteten und wiederum erweckten Betrachtung von Natur und Geist in ihrem Verband und Wechselspiel," sagt er mit Recht. Hier begegneten sich verwandte Anschauungen und Eindrücke, die zu fortwährendem Wechselaustausch herausforderten, wobei Kopp in der Lage war, die intimere Bekanntschaft mit Jacobi zu vermitteln. Was übrigens Rückert's Stellung zu Schelling anlangt, so ist daran zu erinnern, daß der Dichter trotz seiner nahen Beziehung zu der Schelling'schen Naturphilosophie mit der späteren Periode der Schelling'schen Philosophie sehr wenig sympathisirte. „Schelling," schreibt er später einmal aus Berlin an seinen Sohn, „ist endlich durch die Mythologie (nach ihm der gestörte Prozeß der Geburt des ewigen Sohnes) zum Christenthum durchgekommen, mit dem er als der jüngste Gnostiker großartig unsinnig hantirt."

Wechselseitiges Geben und Nehmen aus einem vollen Born des Geistes- und Herzenlebens bezeichnet das Verhältniß zwischen Kopp und Rückert. Wer mehr gegeben, wer mehr genommen, ist dem gegenüber eigentlich eine müssige Frage. Man könnte vielleicht glauben, daß Rückert als der Reichere mehr gegeben als empfangen habe, aber auch das würde nur mit Einschränkung zutreffend sein. Rückert verdankt Kopp ohne Zweifel viel und nicht das Geringste, vielleicht sogar das Höchste, weil es auf die Gesammtwirkung geht, was er ihm verdankt, ist, daß er sich durch die Bemühung mit dem Freund zum dichterischen Schaffen angeregt fühlte. „Kopp war so organisirt," sagt die oben citirte Schrift, „daß durch die Berührung mit seinem Seelenleben Rückert's Saiten tönten" und der Verfasser fügt mit Recht hinzu: „Den Dichtungen Schiller's verleiht die Spiegelung in den Seelen Körner's, Humboldt's, Goethe's stets neue Farben und Reize; Lessing hat irgendwie Euripides und Sokrates zusammengestellt. Eingehendes und gründliches Interesse für den fränkischen Dichter wird künftighin nicht beanspruchen können, wer den bayerischen Freund außer Acht läßt."

Kopp starb 1842, aber der Dichter, der ihn 23 Jahre überlebte, hat sein nie vergessen. Und als kurz vor seinem Ende eine Tochter Kopp's ihm aus Bremen Südfrüchte sandte, die den müden Greis an Italien und gleichzeitig an den liebsten Gefährten seiner Erlanger Tage erinnerten, gedachte er noch einmal seines Jonathan in einem an die Geberin gerichteten rührenden Gedicht, in dem es zum Schluß heißt:

Ihr Aepfel von den Hesperiden,
Mir ist beschieden
Von euch ein andrer Liebesgruß
Des liebsten Freundes früh erkornen,
Zu früh verlornen,
Um den ich heut' noch klagen muß.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mara.

Von F. de Roberto.

Autorisirte Uebersetzung von Franz Söhns.

„Mutter, um Gotteswillen! Sag' ihm, daß ich schuldlos bin — daß, wenn ich gewollt hätte, ich heute nicht Hungers sterben würde, ich und diese unschuldigen Würmchen — sein eigenes Blut —" Wüthend zauste die Kleine, die sie im Arme hielt, ihr das Haar und der Knabe, den Kopf in ein altes Taschentuch gehüllt und mit vor Kälte aufgesprungenen Lippen schrie, an ihrem geflickten und farblosen Rocke zerrend, nach Brod. „Würde ich so weit gekommen sein, wenn es wahr wäre? Aber er kann es nicht glauben, wenn er mich nicht sieht. Ich weiß wohl, wer mich gegen ihn verhetzt — seine eigene Mutter! Was habe ich ihr gethan? Warum fallen sie Alle über mich her? Ach, hättet Ihr mich doch in den tiefsten Brunnen geworfen, als ich geboren ward." Heiße Thränen begannen ihre abgehärmten Wangen zu durchfurchen.

Frau Tina, die ihre Tochter so klagen sah, erhob sich und warf sich das Tuch um:

„Komm, geh' mit mir. Wir wollen zum Rechtsanwalt, zum Kapitän gehen. Sie sollen den Tanz mit uns wagen: Er, die alte Hexe — allesammt."

„Nein, nein!" entgegnete Mara muthlos. „Was können wir durch Drohungen gewinnen? Die Vernunft ist es, die er hören muß: diese unschuldigen Kinder sollen für mich reden. Allein, hinten im Hospital, wie kann er es nur über sich gewinnen, seine Kinder nicht sehen zu wollen? Ich ertrage es nicht, ihn in Todesgefahr zu wissen. Ich liebe ihn noch immer — nie habe ich ihn vergessen."

„Komm!" drängte Frau Tina. „Laß uns zum Hospital gehen, er muß Dich sehen, mag er wollen oder nicht."

„Mama, Brod!" wimmerte der Knabe, immer noch an ihrem Rocke hängend. Frau Tina nahm ihn bei der Hand:

„Komm, Neli, mit der Großmama! ... Nun werden wir Brod kaufen und auch Aepfel: nicht wahr, die magst Du? Mach schnell, Mara, wir gehen! ...." Mara begann in der feuchten und dunklen Stube nach ihrem Tuch zu suchen, dann nach dem Schlüssel, sie wußte vor Verwirrung kaum, wo ihr der Kopf stand ... Dann machte sie das Zeichen des Kusses vor dem Bild der „Schmerzensreichen".

„O, mein Gott! Mir schwindelt es ... Ach, da ist ja der Schlüssel ... Still, Ninuccia; still, mein Liebling! ... Wir wollen zum Papa gehen ... Willst Du mit?" ... Frau Tina half ihr das Tuch umlegen und öffnete dann die Thür. Als Mara auf der Schwelle erschien, hörten alle die Gevatterinnen, die draußen in der Sonne, im Hofe saßen, zu schnattern auf und wandten sich nach ihr um. Es waren harte, mißtrauische Augen, die sich da anklagend auf sie richteten, sie verfolgten, verjagten — sie und ihre vergrämten Kinder. Während ihre Mutter die Thür hinter sich zuschloß, grüßte Mara die Nachbarinnen und zwang sich ein Lächeln ab, um den Zorn all' derer zu entwaffnen, denen sie nie ein Leid gethan; aber die Nachbarinnen ließen sie gehen, ohne ihr auch nur zu danken. Höchstens murmelten sie etwas, was man nicht verstand. Nur die durchtriebene Grazia konnte es sich nicht versagen, zu rufen:

„Schließt ja ordentlich zu, Frau Tina! ... Man könnte Eurer Tochter die Juwelen stehlen wollen!" ... Alle lachten. Frau Tina hatte ein böses Wort auf der Zunge, aber Mara ergriff flehend ihren Arm: „Laß sie! Weiter!" Als aber dann Mutter, Tochter und Kinder in dem langen Gange verschwunden waren, machte Jede dem gepreßten Herzen Luft über das Geschweiß, welches ihr Quartier schändete:

„Nein, solche Frechheit! Zu verlangen, daß der Mann sie wiedersehen soll, nach dem Leben, welches sie hinter sich hat!" meinte Frau Sampietrese spinnend. — „Während der arme Peter als Soldat sein Blut verspritzte, hat sie mit Dem und Jenem schön gethan und ein vergnügtes Leben geführt." — „Und nun singt sie Klagelieder, spielt die Fromme, um Gimpel zu rühren." „Als ob man nicht wüßte," fiel die Sampietrese, eifriger als alle Anderen, ein, „daß der Citronenhändler Vito es mit ihr gehalten! Er hatte sie sammt der übrigen Schaar zur Orangenernte in Monserrato angenommen; was ihm nur an der Hopfenstange, dem hageren und fahlen Gesicht gefallen hatte? Schon um das ewige Gewinsel der halbverhungerten Kinder nicht zu hören, hätte jeder Andere ein Kreuz geschlagen und sie wie die Pest gemieden. Und jetzt, da ihr Mann heimgekehrt war und vom Krankenbett im Hospital aus den verdienten Prozeß gegen sie anstrengte, spielte sie die Bekümmerte und Unschuldige, zerrte sie ihre Kinder vom Richter zum Rechtsanwalt und setzte sich in den Kopf, ihn wiederzusehen!!" — „Sie fängt es schlau an! Nur dreist an's Werk! Halbtodt, wie er ist ..."

„Wer? Der Soldat?" fiel Meister Nunzio ein, der soeben mit einem Korb voll alter Schuhe unter dem Arme eintrat. „Er bessert sich: der Krankenwärter hat es mir gesagt."

„Sehr schön. Wenn er herauskommt, werden sie seine Frau dafür bekommen! ..."

Der Schuhflicker schüttelte den Kopf: „Habt Ihr es denn immer mit dem armen Geschöpf?" Allein da die Mittagsstunde schlug, setzte er das Feuer in Brand und schickte sich an, seine Suppe zu kochen. Auch die Gevatterinnen machten sich im Hause zu thun. Nur Frau Sampietrese, die ihre Wäsche um den Brunnen herum auf den Leinen hängen hatte, blieb zurück, nahm die trockenen Stücke herab, glättete sie auf den Knieen und legte sie dann geordnet eins nach dem anderen in einen Korb. Mit einem Mal hörte man sie rufen: „Das seidene Taschentuch! ... Wo ist das seidene Taschentuch?" Die Nachbarinnen traten in die Thür und fragten, was geschehen sei. Frau Sampietrese hob Stück für Stück ihrer Wäsche in die Höhe und schrie dann von Neuem: „Es ist nicht mehr da! ... Ich bin doch nicht blind! ... Das weiße Taschentuch — hier hatte ich es hingehängt, hier hinter das Betttuch, mit meinen eigenen Händen! ... Es ist nicht mehr da ... es ist verschwunden!"

„Sucht nur ordentlich," meinte Meister Nunzio, seine Suppe umrührend, „seht im Hause nach ..."

„Im Hause? Was soll ich da suchen? Da ist es nicht! Man hat es mir genommen! Findet Ihr es doch, wenn Ihr so gut sein wollt!" Da fiel das Auge der Kreischenden auf die verschlossene Thür von Mara's ärmlichem Häuschen, sie streckte die Arme aus und schrie: „Die hat es gestohlen! ... Ich will nicht gesund hier stehen, wenn sie es nicht gewesen ist!"

„Darum hat ihre Mutter auch die Thür verschlossen!" bestätigte Grazia. „Sie hält ihr den Sack!"

„Ich sage Euch, sie ist es! Wer soll es sonst sein? Aber, wenn sie es nicht zurückgibt, beim Herrgott, ich will es ihr aus der Nase ziehen!" Immer noch kreischend ging sie in's Haus und alle Nachbarinnen gaben ihr Recht. Nur Meister Nunzio, der soeben den letzten Bissen seiner Mahlzeit verschluckte, wiederholte, daß man doch zuvörderst erst ordentlich suchen müsse. Dann wusch er seinen Kochtopf ab, ordnete sein Handwerksgeräth, that seine Leisten und Schuhe in den Korb, nahm ihn unter den Arm und ging davon. Unter dem Gange begegnete er Mara, die mit ihren taumelnden Kindern und mit verzweifeltem Gesicht zurückkehrte.

„Was habt Ihr ausgerichtet?" fragte er sie, einen Augenblick stehen bleibend.

„Ach, Meister Nunzio, laßt mich! Nichts! Er will mich nicht sehen, er hört auf keine Vorstellungen. ... Der Oberst hat mit ihm gesprochen; Alles ist vergeblich gewesen. ... Ich hoffe nichts mehr!" Es war, als ob sie umsinken wollte.

„Nun, nun!" rief er mit pathetischer Geste, „verliert deshalb nicht gleich allen Muth. Nur gegen den Tod gibt es kein Kraut."

„Was soll ich anfangen? Wovon soll ich leben? Mein Mann will nichts mehr von mir hören, der Hunger frißt uns auf, die Menschen verfolgen mich. ... Ach, einen Stein um den Hals und in das tiefste Wasser!"

Meister Nunzio blieb stehen und sah ihr nach, während sie durch den Hof ging und, den Schlüssel aus der Tasche nehmend, die Thür ihres Häuschens öffnete. Bei dem Geräusch kam Frau Sampietrese heraus, wie eine Furie ging sie auf sie los, faßte sie bei der Schulter, bohrte ihr die Augen in's Gesicht, als ob sie die Aermste durchstechen wollte, und schrie: „Also auch eine Spitzbübin?" Mara sah sie erschrocken an, sie verstand sie nicht. Die Sampietrese aber schüttelte sie an der Schulter und zeigte ihr die Faust. „Das Taschentuch? ... Das seidene Taschentuch? ... Es hat Dir gefallen, nicht wahr? ... Der Citronenhändler hat Dir kein solches gekauft?

„Welches Taschentuch? ... Ich weiß von nichts ... Bei der heiligen Jungfrau, ich weiß von keinem Taschentuch ..."

„Laß die Jungfrau. Du schändest sie, wenn Du sie nennst! Das Taschentuch zurück, das hier, hier hinter dem Betttuch — verstehst Du? — aufgehängt war!"

„Ich weiß von nichts ... ich habe es nicht, und wenn ich auf der Stelle todt sein sollte! Fragt Alle, ob ich heute morgen in den Hof gekommen bin ..." Mit flehendem Blick rief sie das Zeugniß der Nachbarinnen an; aber diese, denen die Scene Vergnügen machte, sagten kein Wort.

„Also nicht? Du willst es nicht herausgeben? ... Warte, jetzt gehe ich zur Polizei ..." Sie that ein Paar Schritte, dann blieb sie stehen, wandte sich um und spie ihr in's Gesicht: „Diebin!"

Meister Nunzio hatte seinen Korb hingestellt und war umgekehrt, um die Furie zu beruhigen; aber Frau Sampietrese nahm es auch mit ihm auf; sie rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen und wollte schnurstracks zur Polizei. Die anderen Frauen waren um sie herumgetreten und bewogen sie, in's Haus zurückzukehren. Sie gaben ihr Recht, meinten aber daß sie sich darum nicht die Galle in's Blut schießen lassen solle. „Ein Taschentuch, das mehr werth ist als sie! Kaum ein Jahr habe ich es gekauft!"

Meister Nunzio warf einen Blick in Mara's düstere Stube; er sah, wie sie die Kinder zu Bett legte, wie sie sie küßte und mit ihrem Tuch zudeckte. Dann kam sie heraus, bleicher als je, aber wortlos. Sie ging zum Brunnen und schickte sich an, Wasser heraufzuwinden. Da schüttelte er den Kopf, steckte seinen Korb wieder unter den Arm und nahm seinen Weg wieder auf. Da plötzlich — ein Rasseln des Flaschenzuges und man vernahm einen dumpfen Fall. „Jesus und Maria! ..." Niemand war mehr am Brunnen zu sehen und das Seil war hinuntergeglitten. „Zu Hülfe! Zu Hülfe!" Meister Nunzio schrie wie ein Besessener, lief hinzu, schlug die Hände über dem Kopf zusammen; die Frauen kamen heraus, erschraken und schrien endlich auch mit, ohne zu wissen weshalb. „Zu Hülfe? ... Was gibt es? ... Es hat sich Jemand in's Wasser gestürzt? Wer? ... Mara? ... Heilige Jungfrau! ... Ruft Hülfe! ... Ihr habt sie getödtet! ... Das Seil ist gerissen ... Hülfe!" Von der Straße her liefen Leute hinzu, eine Menge Neugieriger sammelte sich an, man drängte sich unter Stößen, Ellenbogen an Ellenbogen, zum Brunnen. „Da liegt die Unglückliche!" schrie Meister Nunzio. „Es ist wenig Wasser darin ... dort!"

„Seile! ... Ein Brett!"

Digitized by Google

Man wußte nicht, wie man das Rettungswerk anfangen sollte; Jeder sagte das Seine, die Verwirrung wuchs. Endlich kamen Karabinier mit einem Polizisten, und zwei Männer wurden auf einem großen, an einem Tau befestigten Balken in den Brunnen hinabgelassen.

„Bindet sie fest!" befahl der Polizist, und seine Stimme gab ein schauerliches Echo in der tiefen Höhlung.

„Stricke! . . . Haken!" schrieen die Männer von unten herauf.

In diesem Augenblick erschien Frau Tina, fassungslos wie eine Wahnsinnige. „Mara! Mein Kind!" Die Wächter wollten sie nicht passiren lassen, aber sie stieß sie zurück. „Mein Kind! Mein Kind! . . . Schändlicher Mörder! Er ist es, der sie mir gemordet!"

„Still! Ruhig!" fuhr der Polizist sie an, und die Karabinier zogen jetzt das Seil empor, langsam, triefend von Schweiß. „Langsam! . . . Es trifft an den Hals . . . Aufgepaßt!"

Frau Tina, die in Todesangst unverwandten Auges dem Vorgang folgte, verbarg plötzlich das Gesicht mit den Händen und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Meister Nunzio stützte sie und als er die Kinder, auf die Niemand geachtet hatte, in den Hof kommen sah, gab er den betäubten Frauen mit der Hand ein Zeichen: „Die Kinder! . . . Schafft die Kinder fort!" Da kam ein Haufen von tropfenden Kleidern herauf, beschmutzte Haare verbargen das blutüberströmte Gesicht. Aber die Verletzungen des Kopfes waren das Mindeste — das Bein war zerschmettert, und der Arzt von Santa Marta meinte, daß man es abschneiden müsse, wenn sie mit dem Leben davon kommen sollte. Indessen war dazu die Einwilligung der Angehörigen nöthig.

„Des Herrn Wille geschehe! . . . Lieber das Bein, als das Leben . . ."

Und im Vorzimmer des Hospitals, neben dem Operationssaal, harrte Frau Tina, begleitet von Mara's Kindern, von Meister Nunzio und von Frau Sampietrese, die ihr Taschentuch hinter dem Hühnerverschlag wiedergefunden hatte und nun gekommen war, Erkundigungen über die Unglückliche einzuziehen. „Chloroformiren sie sie denn wenigstens?" fragte sie mit dumpfer Stimme.

„Das möchte ich sehen!" entgegnete Meister Nunzio.

„Sie chloroformiren Alle und dann fühlen sie keinen Schmerz mehr." Vom Saale her vernahm man die Worte des Arztes, der den Studenten auf der Galerie den Fall docirte, und nach einer Stunde erfolgte von dort her ein allgemeiner Aufbruch.

„Es ist vorbei," sagte Meister Nunzio. Die Thür öffnete sich, Diener kamen und trugen eine Bahre herein, die mit grauer Leinwand bedeckt war. Sie lag darauf — todtenbleich. „Mara! Hast Du gelitten?" Sie schlug die Augen ein wenig auf.

„Nein, Mama . . . ich habe nichts gefühlt." Sie lächelte Allen zu. —

Als es aber gegen Abend schlechter mit ihr wurde und Frau Tina ihre Thränen verbarg, um sie nicht noch mehr niederzuschlagen, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mama, weine nicht . . . Ich weiß, ich muß sterben; es ist am besten so . . . Schicke lieber zu Peter, sage ihm, ich möchte ihn noch einmal sehen, wenigstens im Sterben."

„Diesen Mörder? Denkst Du noch immer an ihn?"

„Im Sterben!"

Das Militärlazareth war gegenüber dem Hospital von Santa Marta und in ein paar Sprüngen war Frau Tina drüben. Sie kehrte mit geballter Faust und mit düsterem Gesicht zurück.

„Er will nicht? . . . Dann rufe den Pater Kaplan."

Der Pater kam — Mara beichtete.

„Mein Mann will mich nicht sehen, auch jetzt nicht . . . weil sie ihm so Vieles über mich gesagt haben . . . daß ich es, während er Soldat war, mit Anderen gehalten . . . Es ist nicht wahr, beim allmächtigen Gott nicht! . . . Ein Mal nur, ein einziges Mal, mit dem Citronenhändler, um meine Kinder vor dem Hungertod zu retten . . . Sagen Sie ihm das, Hochwürden, und sagen Sie ihm, daß ich ihn noch einmal sehen möchte, ehe ich sterbe . . . Er kann sich von der Stelle bewegen, ich nicht . . . Es sind zwei Schritte, es wird ihn nicht schmerzen. . . ."

Auch der Kaplan begab sich zu ihm, auch er kehrte allein zurück. Peter Tosto sagte stets Nein.

„Nun, dann geschehe Dein Wille, mein Gott! . . . Mutter, Dir befehle ich meine Kinder. . . ."

Und gegen Morgen starb sie.

Aus der Hauptstadt.

Hedda Gabler und ihre Kritiker.

Nach der ersten Aufführung des Schauspieles „Hedda Gabler",*) so wußten uns Zeitungen zu melden, versammelten sich um den Dichter etliche Dutzend den berüchtigten Ibsenlärmmachern genehmer Leute, darunter wohl auch vereinzelte Schriftsteller, zu einer jener Festlichkeiten, bei denen der Gefeierte nur die passive Rolle des Gottes spielt, von dessen himmlischem und irdischem Ruhm die schlauen Priester sich mehr oder minder redlich nähren. Es wurden, wie es scheint, schöne Reden von theilweise wenigstens schönen Männern gehalten und man sagte es dem Einsamkeitspoeten gerade in's Gesicht: nun habe er gesiegt, nun dürfe er, in Berlin wenigstens, auf ein ganzes andächtiges Volk herabblicken. Unmittelbar vorher war Ibsen's neuestem Drama im Lessing-Theater ein Begräbniß erster Klasse zu Theil geworden, das sich am zweiten Abend dann in wesentlich prunkloseren Formen vollzogen hat. Es scheint also, daß zu dem Gastmahl der Jünger die Wahrheit nicht geladen war, die rücksichtslose, für die Ibsen kämpft; mindestens hat wohl nicht Brand mit seiner Losung: „Alles oder Nichts" dort den Ton angegeben, sondern der große Krumme aus dem Peer Gynt.

Die Ibsenstücke, die manchem so gespenstisch erscheinen, sind im buchstäblichen Sinne revenants: sie kehren immer wieder. Beim ersten Erscheinen werden sie von Freund und Feind vergöttert und verlästert, bald heftiger, bald sanfter, niemals aber wohl ohne den ausdrücklichen Vermerk: Ein Theaterstück ist das nicht. Nora konnte nur durch einen heute unmöglich zu begreifenden „versöhnlichen" Schluß gerettet werden, der Volksfeind wurde nach allen Regeln blutiger Kunst verrissen und die Gespenster galten als ein jeder Bühnendarstellung widerstrebender philosophischer Dialog. Nun sind sie, soweit nicht Censurrücksichten es verhindern, alle wieder da und auch für Rosmersholm ist der Tag der Auferstehung nicht mehr fern. Zola wurde nach seinen dramatischen Fehlschlägen über Nacht zum großen Romancier befördert und von Ibsen wird immer die vorletzte Arbeit gerühmt. Heute ist die Frau vom Meere an der Reihe, die neben Hedda Gabler doch recht altersschwächlich aussieht. In zwei Jahren, wenn wieder eine poetische Geburtsanzeige aus München kommt, wird man Hedda preisen und wieder aufführen, hoffentlich besser aber, als es diesmal geschah.

An der jetzigen Aufführung möchte ich ganz still vorüberschleichen. An kleinen Provinztheatern hatte man früher den Brauch, zur Fastnacht ein Stück mit verkehrter Rollenbesetzung zu geben und auf diese lustige Sitte scheint — wiederum zur Fastnacht — der Regisseur des Lessing-Theaters zurückgegriffen zu haben. Zwar spielten nicht Männer die Frauen-, nicht Frauen die Männerrollen; wohl aber war ein Hünenweib für die Vertreterin phrasenhafter Schwäche, ein pedantischer Nachmittagsprediger für einen wüst excentrischen Bummler, ein merkwürdig talentloses Modepüppchen für eine verschüchterte, doch reiche Frauennatur aufgeboten und ein mittelmäßiger Episodist mit der belebenden Rolle des geistreich witzelnden Viveurs betraut worden. Nicht eine einzige Rolle war in den richtigen Händen, am wenigsten die des Regisseurs, und so konnte von eindringlicher dramatischer Wirkung, zumal bei dem rathlos verschleppten Tempo und der geheimnißvoll raunenden Tonart, nicht die Rede sein. Am ersten Abend bereitete man dem anwesenden Dichter eine nur zum Schluß durch bescheidenen Widerspruch gestörte Huldigung, am zweiten Abend lag das Publikum in dreistündigem, leichtem Schlummer, der nur selten durch schwache Lebenszeichen unterbrochen wurde. Wenn das Kußlustspiel von Töczy nur annähernd so lustig dargestellt wurde, dann trifft an dem damals ausbrechenden Theaterskandal die Hörerschaft nur der weitaus geringere Theil der Schuld.

Für die verunglückte Aufführung der Hedda Gabler gibt es nur einen Trost: das Stück ist — wenigstens ist das meine persönliche Ansicht — von den Beurtheilern gerade so mißverstanden worden wie von den Schauspielern und von ihrem Anführer. Viel gesünder scheint das literaturfremdere Publikum der Bayernhauptstadt geurtheilt zu haben: in München, so jammerten die durch „neue Teufeleien" irre geführten Jünger des Meisters, hat man Hedda Gabler ausgelacht! Sie hätten jubeln dürfen, denn wie über den Hjalmar, der in der Bodenkammer auf die Wildentenjagd geht, soll man auch über sein weibliches Gegenbild lachen, das, wie an Vaters Säbel die Großherzogin von Gerolstein, an den väterlichen Pistolen kindisch stolze Freude hat. Es kann gar nicht genug gelacht werden in diesem Stück, nicht genug über diese traurige „Heldin", an der alles, auch der Selbstmord, Pose ist und Phrase; denn „Hedda Gabler" ist ein satirisches Drama, oder richtiger noch: eine Tragikomödie. Was zu beweisen ist.

Zwei Leitmotive ziehen sich, immer neu variirt und instrumentirt, durch das vieractige Schauspiel: von den Pistolen und von der Mutterschaft wird in jedem Act gesprochen. Das hätte, da Ibsen selbst seine Gegner ein vorbedachtes Immerbewußtsein nicht absprechen können, den Kritikern den Weg weisen müssen in das klarste, von moralphilosophischem Ballast freieste Drama des Norwegers. Hedda Gabler kann und will nicht Mutter sein; sie ist unfruchtbar, will nichts von Pflichten hören und hält auf ihre schlanke Taille; auch fürchtet sie, ihr ohnehin dünnes Haar zu verlieren und als Mutter eines quarrenden Zukunfts-Fachmenschen entstellt und lächerlich zu werden. Das Ausgelachtwerden schreckt sie selbst — wieder ein kaum mißzuverstehender Zug! — nämlich nicht weniger als die bethörten Ibsenfanatiker. Darum geräth sie in helle Ohnmachtswuth, sobald von der nahenden Mutterschaft, die obendrein noch mit schmerzhaften Wehen droht, nur gesprochen wird. Sie ist unfruchtbar auch im Geist: über angelernte Phrasen kommt die Generalstochter nicht hinaus, einen eigenen Gedanken kann sie nicht nähren, nichts kann sie, nichts vollbringen und sehnt sich doch mit aller unklaren Begeisterung der Kraftlosen nach großen Thaten, nach Thaten, die ein schönes Gesicht tragen und recht viel Lärm machen. Sie kann im Großen nichts vollbringen und fängt es nun im Kleinen an: wie ungezogene Kinder spielt sie mit Schießgewehr und Feuerbränden; der kriegerische Papa ließ ihr nichts als seine Pistolen und aus denen knallt sie nun Löcher in die Schöpfung. Das macht doch wenigstens Lärm und ist — sogar auf dieses Spielzeug verfiel sie nicht selbst! — überdies einer stadtbekannten Cocotte nachgeahmt, die sich durch ihre geladenen Pistolen etwas wie einen pikanten Brutalitätsruhm erworben hat.

In allen Salons und in mancher Bürgerstube findet man heute Frauen, die einst mindestens schmucke Lieutenantsgattinnen zu werden hofften und nun, oft freiwillig kinderlos, unbefriedigt und gelangweilt einherlungern nach schönen, aufregenden Thaten, die sie zu thun doch weder Muth noch Kraft haben. Sie möchten auf großem Fuße leben wie Hedda Gabler und martern den Mann mit Nadelstichen zu Tode,

*) Deutsch von Emma Klingenfeld. Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

wenn das Einkommen nicht reichen will; sie medisiren und lügen wie Hedda Gabler, die sich sogar in die Hoffnung lügt, um ihren Jörgen gefügig zu machen; es plagt sie wie Hedda Gabler eine unstillbare Neugier nach dem weiten Reiche männlicher Ausschweifung: sie möchten ungesehen dabei sein, wo gezötelt, noch lieber gezotet wird; sie zischeln wie Hedda Gabler mit berüchtigten Lebemännern gern von deren Abenteuern; sie gäben viel darum, könnten sie für eine Cocotte gehalten werden, eine Cocottenerfahrung machen; aber es schreckt sie, wie Hedda Gabler die unausrottbare Furcht vor dem Skandal. Auffallen — ja, vortrefflich; eine interessante, eine problematische Natur für die Gesellschaft sein — noch besser; aber in eine unsaubere Affaire verwickelt, bespöttelt, aus den Salons hinausboycottirt werden — nur das nicht! Lieber sterben! Diese Perversität im Denken, verbunden mit willensschwacher Hysterie und gezügelt durch gesellschaftsrespectvolle Erziehungsresultate, trifft man bei modernen, und was fast dasselbe sagt, bei kränkelnden Frauen unendlich häufiger an, als die Schulweisheit der „Klapperstorch-Psychologie" sich träumt. Den Beweis liefern in der neuesten Literatur: Tolstoi (Anna Karenina, Die Kreutzersonate), Bourget (Un coeur de femme), Strindberg (Gläubiger, Fräulein Julie), Maupassant (Notre coeur). Diese weltverschiedenen, meist einander auch literarisch völlig unbekannten Männer haben sich ihren modernsten Frauentypus gewiß nicht aus den Fingern gesaugt; er kommt herauf, und die ihn heute noch leugnen, werden ihn bald mit Schrecken neben sich auftauchen sehen. Je mehr der Mann sich entbrutalisirt, je feiner und schwächlicher er wird und je weiter wir uns von jenem Zustande entfernen, den John Stuart Mill die Hörigkeit der Frau genannt hat, desto rascher vermännlichen sich unsere Weiber, und da sie in ihrer Natur eine ärgerliche Schranke finden, schlägt ihr Thatendurst leicht in kleinlich quälende Zerstörungssucht um. „Das Weib muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein und weil sie nun in jedem einzelnen Falle prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vis-à-vis befindet, das ihm seinem Geschlechte noch zustehende Recht auszuüben vermag. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sie's erreicht — und das sie unbefriedigt läßt, wenn sie's nicht erreicht." Das schrieb der feinhörige Friedrich Hebbel in seine Tagebücher; er hat den Hedda-Typus vorausgeahnt.

Ueber ein Jahrhundert hat man an einem sogenannten Hamlet-Räthsel herumspintisirt und kommentirt und der ganz sinnlose Ausruf Freiligrath's: „Deutschland ist Hamlet!" konnte gläubig bewundernde Aufnahme finden. Heute suchen wir vergebens nach den Spuren des vielbesprochenen Räthsels und kein Hamlet-Essay vermag uns mehr zu interessiren, so klar und einfach und selbstverständlich erscheint uns der Dänenprinz, den das verfeinerte Bewußtsein des modernen Culturmenschen nicht zur brutalen That gelangen läßt. Der Renaissancemensch hätte auf so viele Verdachtsgründe hin fest zugestoßen; der durch Bewußtsein feig gemachte moderne Mensch — degenerirt nennt ihn Lombroso, progenerirt Charles Richet — kann sich nur am sicheren Geländer moralisch zweifelfreien Rechtes mühselig zur That vorwärts tasten. Ihm ist Hamlet kein Räthsel und unbegreiflich sind ihm nur die groben und überfeinen Mißverständnisse eines ganzen Jahrhunderts. Wenn das am blühenden Fleische Shakespeare'scher Kunst geschehen konnte, darf man sich verwundern, wenn die aus ungleich weniger üppigem Reichthum geborene Hedda Gabler zu den Walküren, zu den Dämonen und Vampyren und, was weiß ich noch wohin, verwiesen wurde? Sowas lebt nicht, sagte der Bauer, als er im zoologischen Garten das erste Känguruh sah. Aber sowas lebt eben doch, und zwar durchaus nicht nur hinter Eisengittern, sondern in Freiheit und unter Verantwortung; nicht als pathologischer Ausnahmefall, sondern als ganz typische Arterscheinung.

Oder muß man wirklich die „wissenschaftlichen Erfahrungen eines Frauenarztes" besitzen, um ein kleines Schulmädchen zu kennen, das, in ihrer Eitelkeit durch den reicheren Haarschmuck einer hübschen Kameradin gekränkt, dieser den krausen Wust, halb scherzend, halb ernsthaft, abzusengen droht? In meiner Klasse saß ein Junge, der von den drei ersten Bänken um seine zierlichen Hände und Nägel beneidet und systematisch gequält wurde; Tisch und Bank bestrich man ihm mit Tinte, und wenn er seine Mappe einfachte, konnte er sicher sein, sich unter allgemeinem Gelächter an einem Holzsplitter zu ritzen, der vorher sorgfältig gelockert war. Wer solche namentlich um die Pubertätszeit blühenden Scherze nicht kennt, für den fallen am Ende auch schon die kindisch perversen Feuerspieltriebe in's geheimnißvolle psychiatrische Reich.

Alle diese Kinderkrankheiten hat Hedda Gabler, die wohl mutterlos aufwuchs, durchgemacht; in der Schule haßte sie insbesondere den kleinen süßen Schwachkopf Thea Rysing mit dem lichtblonden Lockenhaar; die war ihr ganz unausstehlich. Später sucht Hedda durch auffällige Reitkleider, durch riesige Federhüte und billiges Amazonenthum die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihre geliebte Person zu lenken, und als man sie im Ballsaal nicht mehr wie früher beachtet, als jüngere Reize sie verdunkeln, da schaut sich die Achtundzwanzigjährige schlau nach einer standesgemäßen Versorgung um. Der Mann soll ihr nun Mittel zum Zwecke üppigen Gesellschaftslebens sein; durch ihn will sie berühmt, oder mindestens doch beachtet werden. — Bis hierher ist nicht die Spur einer „erblichen Belastung" oder besonderen Abnormität zu entdecken; solche ihr Leben lang unbeschäftigte, reizbare, unfrohe und unbefriedigt gefallsüchtige höhere Töchter, die, schlauer und kühler als die Hetären, durch ihre Schönheitsreste sich eine Versorgung für alle Zeiten zu erlisten wissen, haben wir Alle zu Dutzenden gesehen.

Drei Männer flattern um der neuen Arachne Spinnennetz. Der Gerichtsrath Brack, ein behaglicher Lebenskünstler und medisanter Durchschnittsbonvivant, möchte mit Hedda wohl anbandeln, aber vor drückenden Ehesesseln hegt er scheuen Respect; Hedda mag den faux jeune recht wohl leiden, in die Galanterie aber wagt sie sich nicht hinein und so entspinnt sich zwischen den Beiden ein platonisches Tuschelverhältniß, aus dem das Fräulein nur die physische Unschuld rettet. Sonst kommen nur noch zwei Privatdocenten in Frage: Eilert Lövborg und Jörgen Tesman. Eilert ist ein verbummelt excentrisches Talent und als schwarzer Mann der Kleinstadt ein Bischen Hedda's Wüstheitsideal; sie sieht ihn mit Weinlaub im Haar bacchisch erhitzten Phrynen zutrinken — alle neugierigen Mädchen machen sich ähnliche Bilder von der in Wahrheit so unsäglich schalen Alltäglichkeit männlicher Ausschweifung — und sie ist selig gekitzelt, wenn er von seinen Nachtfahrten erzählt. Nur darf beileibe nicht „Wirklichkeit in das Verhältniß kommen", denn einen verbummelten Culturhistoriker, den selbst seine Verwandten aufgeben, heirathet man nicht. Als Eilert daher in heißer Stunde von Worten zu Thaten übergehen will, jagt ihn die herbe, die lüsterne, doch vorsichtig keusche Maid mit ihrem Renommirpistol auf und davon. Er geht und lernt bessere Sitte bei Thea Rysing, die inzwischen von einem groben Alten heimgeführt worden ist. Frau Thea Elvstedt ist ein verschüchtertes, anspruchsloses, billig zu haltendes Mutterweibchen, dem die eigenen Kinder fehlen; recht geschaffen, sich aufzuopfern, aber ohne die Möglichkeit, lohnende Opfer zu bringen. Der kommt Eilert Lövborg gerade recht; mit dem ordinären Versorger, mit den Stiefkindern ist sie fertig und der böse Bube mit der schlimmen Vergangenheit wird ihr nun Sohn und Pflegling. Allmählich und unmerklich, nach guter Pädagogen Art, gewöhnt sie ihm seine Laster ab, das Trinken und das Wüsten; sie weckt seinen Schaffensstolz und schmeichelt ihn sacht an die Arbeit, bei der ihre feminine Anschmiegsamkeit gute Dienste leistet. Ihr dictirt er, wodurch er sich allgemeine Anerkennung erwerben will, sein Werk über Culturgeschichte, und die Fortsetzung, auf die allein es ihm ankommt und die vom Culturgang der Zukunft handelt. Eilert wird da oben ein stiller, fast ein zufriedener Mensch, der sich in die kleine Welt schicken lernt, und erst als seine geglückte Speculation auf den Massenerfolg ihn zurückführt in die Heimath, als die geängstete Thea Mann und Haus im Stiche läßt, um dem bemutterten Kameraden zu folgen, erst da sieht der ein, daß er sein Liebstes verloren hat: seinen trotzigen Muth, das Leben auf eigene Faust zu leben und ohne Leuterücksicht.

Er findet Hedda als Tesman's Frau. Der gute, brave, von Tanten verhätschelte Jörgen, den die allzu verwandte Natur Thea's zunächst abstoßen mußte, hat sich in Hedda's Netzen verfangen. Warum nicht den nehmen, da doch ein Besserer nicht da ist? Er ist correct und solid, ein tüchtiger Fachmensch mit guten Zukunftsaussichten, lenksam und gefügig, keine geradezu lächerliche Figur und er fühlt sich durch die Herablassung der armen Feudaladelssprossin höchlichst geehrt. Vielleicht läßt sich aus ihm etwas machen, ein Politiker oder Minister gar; jedenfalls verspricht er der Braut ein geselliges, abwechselungsreiches Luxusleben mit neuen Möbeln, Livreediener und Reitpferd. Denn die Professur kann ihm ja nicht entgehen, ihm, der sogar auf der Hochzeitsreise alle Archive nach Documenten über die Brabanter Hausindustrie im Mittelalter durchstöbert, der in den Flitterwochen den Doctorhut ersteht. Inzwischen freilich ist das Geld knapp und Hedda, die sich in dieser tüchtig arbeitsamen Philisterhaftigkeit mit ihrem impotenten Schönheitssehnen nicht zurecht finden, auf den hausmütterlichen Kinderstubenton der Tanten sich nicht stimmen mag, muß sich fast jeden Herzenswunsch versagen: kein neues Klavier, kein Reitpferd, kein Livreediener; was sie hat, das mag sie nicht, und was sie möchte, das hat sie nicht. Um sich zu entschädigen, knüpft sie das alte, mit nie erfüllten Hoffnungen kokettirende Tuschelverhältniß zum Gerichtsrath wieder an, tribulirt den strebsamen Gatten und vergilt der munteren Tante Julle ihre Gutheit durch malitiöse Spitzfindigkeiten. Den Ueberschuß ihrer thatenlosen Wuth verknallt sie aus General Gabler's Pistolen.

In dieser Verfassung finden sich die fünf handelnden Menschen wieder zusammen, von denen nicht Einer einen verzwickten psychiatrischen Fall darstellt. Jörgen, Thea, Brack — und erst recht die kinderfreundliche Tante — sind vielmehr erfreulich unibsenisch einfache Menschenkinder, denen der Dichter nicht ein einziges seiner sonst so gefürchteten Kuckuckseier in's Hirn gelegt hat. Mit lauter Durchschnittsmenschen freilich kann kein Dichter poetisch haushalten: Karl Moor und die Jungfrau, Clavigo und Faust sind auch nicht normal und Cordelia erscheint mir viel verzwickt ibsenischer als Hedda Gabler, die schlechtweg eine unfruchtbare, unbefriedigte, lebensunfähige Cavalierstochter, und als Eilert, der ein geistig hochentwickelter, aber willensschwacher und leicht über die Stränge schlagender Uncorrecter ist.

Was geschieht nun? Durchaus nichts Wunderbares. Hedda ist neidisch auf Thea, die bestimmenden Einfluß auf einen bedeutenden Menschen übt, während sie selbst in all dem Drolligen und Netten zu ersticken fürchtet, das sich im Hause Tesman behaglich breit macht. Sie kratzt, da sie ihm zeigt, wie er bemuttert wird, Eilert's Selbstgefühl wach, so daß er auf's Neue sich in schlimme Frauenzimmerhändel einläßt und auf einer Nachtbummelfahrt sein kostbares Manuskript verliert, das er, es dem Freunde zu zeigen, eingesteckt hatte. Hedda besitzt nun — der ahnungslose Ehemann hat ihr's gebracht — den Schatz, das Bindeglied zwischen Thea und Lövborg, das Geisteskind des platonischen Paares. Nicht mit Weinlaub im Haar, nicht heiß und feurig, wie sie erhofft: in katzenjämmerlicher Verzagtheit ist der Bummler zurückgekehrt; er weist die verblüffte Kameradin fort, jammert recht in moralischer Verkaterung über sein verfehltes Leben und möchte „ein Ende machen". Hedda spitzt die neugierigen Ohren: ihr kokettes Spiel, bei dem sie die kleine, unraffinirte Person ausstechen wollte, ist ihr vereitelt und mit Eilert ist nicht mehr viel Staat zu machen. Aber er will sich ja nun tödten! Wenn es auf ihr Geheiß geschähe! Sie gibt ihm ein Pistol und — hier müßte hell gelacht werden! — bittet ihn, es doch ja „in Schönheit" zu thun. Dann verbrennt sie das Manuskript, stolz wie ein verderbtes Kind, das durch einen thöricht entfachten Gardinenbrand die Feuerwehr allarmirt hat.

Digitized by Google

„Jetzt verbrenne ich Dein Kind, Thea — Du mit dem Kraushaar! Dein und Eilert Lövborg's Kind!"

Etliche Kritiker haben es nun tadelnd vermerkt, daß Freund Lövborg von der lächerlichen Prämisse einer durchbummelten Nacht zu einer tragischen That geführt wird. Darauf ist erstens zu erwidern, daß solche Complicationen, in denen das Lächerliche wahrhaft tödtet, nicht gerade selten sind; noch in der letzten Woche hat sich ein auch den Lesern dieser Wochenschrift bekannter junger Schriftsteller, Heinrich Kana, erschossen, hauptsächlich, weil man ihn bei einer Vorlesung mit grausamer Rücksichtslosigkeit ausgelacht hatte. Aber das trifft nur für den Fall Hedda als Parallele zu, denn — und das ist zweitens zu erwidern — Eilert Lövborg endet weder tragisch noch gar in Schönheit. Zwar nimmt er — der moralische Kater hat für den Humor der Situation keinen Sinn — stockernsthaft und dankend das Pistol an, aber er geht spornstreichs in ein lustiges Haus, wo er in einer unaufgeklärten Rauferei ein zufälliges Ende findet.

Nun steht die Sache für Hedda schlimm; sie hat mit dem Feuer gespielt, aber nur sich selbst Brandwunden zugefügt. Eilert ist nicht auf ihr Geheiß gestorben; sein Manuscript wird aus Zettelchen von Thea und Jörgen wiederhergestellt werden, die Hedda bei ihrer Arbeit „ganz und gar nicht" brauchen können; ihre Macht über Jörgen ist auf den süßen Schwachkopf Thea übergegangen und zu schlimmerletzt droht noch der gefürchtete Skandal. Ihre Waffe ist bei dem Todten gefunden worden, und wenn die Frau nicht dem greulichen Gerichtsrath sich willfährig zeigt, muß sie neben einem bekannten Frauenzimmer polizeiliches Zeugniß ablegen. In jedem Falle ist es mit ihrer unabhängigen, alles dominirenden Großmachtstellung gründlich vorbei; künftig wird man entweder sagen: Hedda Gabler — ach, das ist die mit dem alten Gecken Brack! oder: Ach, das ist die, von der Eilert Lövborg zur rothen Diana ging! Da rafft sie, eine letzte Gewissensregung mag auch mitsprechen, ihren Willensrest zusammen: lieber „mit Eclat" sterben, als verspottet weiterleben. Nach einem wilden Walzer, der ihr Muth machen soll, schießt sie sich durch die Schläfe. In Schönheit, in großprahlerischer Pose, ruht sie auf dem Sopha. Das phrasenhaft selbstgefällige Ende krönt ein Leben, das ganz in Eigensucht und Neid und schwächlicher Thatenlust aufging. 1834 erstach sich Charlotte Stieglitz, um dem mit echt weiblich dienender Mütterlichkeit geliebten Manne durch einen bleibenden tragischen Eindruck aus seiner bequemen Unfruchtbarkeit aufzuschrecken; in Champagnerlaune und doch schon degoutirt vom unbefriedigenden Lebensmahle, erschießt sich Hedda Gabler, um den Hinterbleibenden als eine Heldin zu gelten. Könnte sie die Kritiken lesen, in denen sie der Brunhilde und der Penthesilea verglichen wird, sie hätte ihren Lohn dahin.

Nichts ist verändert am Schluß des Dramas, nur gibt es ein überflüssiges Weib weniger und in seinen Sturz hat dieses Ueberbleibsel des alten Kriegeradels einen Vertreter des neuen Nerven- und Großgehirnadels mitgezogen. Die geistig beschränkte Gesundheit bleibt am Leben, die ewig unzufriedene Nörglerin geht zu Grunde: so hat es der Dichter gewollt, der hier, zum ersten Mal von dem jüngeren Schweden August Strindberg entscheidend beeinflußt, in satirischer Beleuchtung den Typus zeigen wollte, von dem — in der interessanten Vorrede zu „Fräulein Julie" — jener gesagt hat: „Das Halbweib ist ein Typus, welcher sich hervordrängt, sich jetzt für Macht, Ansehen, Auszeichnungen, Diplome, sowie früher für Geld verkauft und die Entartung andeutet. Es ist keine gute Art, denn sie ist nicht lebensfähig, pflanzt sich aber leider mit all' ihrem Elend noch ein Glied fort, und entartete Männer scheinen unbewußt unter ihnen die Auswahl zu treffen, so daß sie sich vermehren und Wesen unbestimmten Geschlechts hervorbringen, denen das Leben eine Qual ist, die aber glücklicher Weise zu Grunde gehen, entweder in Disharmonie mit der Wirklichkeit oder . . . in Folge der getäuschten Hoffnung, den Mann erlangen zu können. Der Typus ist tragisch, da er das Schauspiel eines verzweifelten Kampfes gegen die Natur darbietet, tragisch als ein romantisches Erbe, das nun vom Naturalismus zerstreut wird, der nur das Glück will; und zum Glück gehören starke und lebensfähige Arten." Hedda Gabler könnte die Tochter sein, die dem Fräulein Julie versagt blieb.

Durch unbegreiflich muthlose und verkehrte Regiestriche, denen der Dichter, wie immer gefällig, seinen Segen gab, und durch die vorher charakterisirte Darstellung ist das Drama, im Aufbau und in der prachtvoll knappen Technik ein selten erreichtes Meisterwerk, gemordet worden. Wenn dieses Blatt erscheint, wird es vom Repertoire des „Lessing-Theaters" bald verschwunden sein. Aber, mir ist darum nicht bange, es kommt wieder, denn es ist nicht nur ein wahrhaft modernes Drama, das entscheidenden Wesenszügen der Zeit den Spiegel vorhält und lebendige Menschen in tadellos streng logischer Entwickelung zeigt, es ist auch — mehr als fast alle ethisch und sozialkritisch bedeutenderen Ibsenwerke — ein unmittelbar wirkendes Theaterstück. Hoffentlich findet die wiederkehrende Hedda Gabler auch unbefangene, von dogmatischen Schrullen freie Beurtheiler, die sie nach ihren Thaten, nicht nach ihren fast immer lügenhaften Worten richten und die nicht wähnen, weil Ibsen bisher der größte Frauenverherrlicher war, müsse er's nun auch bleiben sein Leben lang. Seine Umkehr zum revers de la médaille: das eben sind die „neuen Teufeleien", die er schmunzelnd in Aussicht stellte.

Wer ein Drama kritisirt, darf nicht verlangen, daß die handelnden Personen nach des Beurtheilers kühler Vernunft ihr Thun regeln; handelnder Menschen Thun ist nur aus ihrem Charakter, aus Temperament und Affect heraus zu begreifen und zu beurtheilen. Hedda Gabler kann nicht handeln, wie gesunde und verständige Menschen handeln würden, sie muß ihrer natürlichen Anlage folgen und von den für sie maßgebenden Verhältnissen sich bestimmen lassen. „Alle Dampfkessel explodiren, wenn der Manometer Hundert zeigt: aber Hundert ist nicht für alle Dampfkessel dasselbe." M. H.

Opern und Concerte.

„Hiarne."

Große Oper in vier Acten mit einem Vorspiel von Hans v. Bronsart und Fr. Bodenstedt. Musik von Ingeborg v. Bronsart. (Königliches Opernhaus.)

Man hatte bisher gegen die Intendanz der Königlichen Theater öfters den Vorwurf erhoben, daß sie so wenig neue Opern und diese nur dann vorführe, wenn sie schon über alle anderen größeren Bühnen gegangen waren. Nun, diesmal ist die Intendanz von solchem Vorwurf frei. Sie hat eine neue Oper zuerst aufgeführt und zwar eine, von der man ohne große Gefahr, eine thatsächliche Widerlegung zu erfahren, behaupten kann, sie werde von anderen Bühnen nicht gegeben werden.

Frau von Bronsart, die Gattin des Großherzoglich Weimarischen Hofintendanten, war in früheren Zeiten als treffliche Musikerin und Pianistin (Schülerin Liszt's) in musikalischen Kreisen bekannt und geschätzt. Nach ihrer Verheirathung verlegte sie sich auf die Composition. Vor einigen Jahren wurde an der Königlichen Oper das Goethe'sche Singspiel „Jery und Bäteli", von ihr componirt, aufgeführt; das harmlose Ding ward nicht unfreundlich aufgenommen, verschwand aber bald. Nun aber ist sie mit einer „großen" Oper hervorgetreten, die, selbst bei ziemlich bedeutender Kürzung, $3\frac{1}{2}$ Stunden gedauert hat; da müssen denn die Forderungen an eine „große" Oper geltend gemacht werden — und vor diesen kann sie nicht bestehen.

Allerdings ist schon der Text ein mißlungener, keine einzige Figur bietet charakteristische Merkmale, und die Verse — ich werde darauf zurückkommen — sind manchmal von einer prosaischen Nüchternheit, die es unbegreiflich erscheinen läßt, daß ein so genialer Sprachkünstler wie Bodenstedt sie geschrieben habe.

Hiarne ist ein Skalde, der im Vorspiel den Thron des verstorbenen Dänenkönigs Frotho durch seinen Gesang, durch seine Verherrlichung des Todten gewinnt, gegen zwei andere Skalden, die sich ebenfalls beworben haben (auf ausdrückliches Verlangen des Oberpriesters und Sprechers der Landesversammlung) und nun dem glücklichen Gewinner Rache schwören mit folgenden Worten:

„Erfahren soll er's balde
Und soll es fühlen schwer,
Ist er ein bess'rer Skalde,
Sind wir doch stärker als er."

(Welch' ein poetischer Racheschwur!) Hiarne wirbt um Hilda, die Tochter des Schwedenkönigs Erich; er stellt sich an dessen Hof als Skalde vor, der von seinem König mit der Werbung beauftragt ist. Aber Hilda hat ihn schon im Traum vorher gesehen, erkennt ihn; zwar ist sie noch nicht ganz sicher; als Hiarne sie in der Morgendämmerung vor ihrer Wohnung überrascht, meint sie:

„Wie würde Hiarne zürnen, wenn er sähe,
Wie ich allein in früher Morgenstunde
Mit Dir hier weile, und was würde er sagen" ꝛc.

Aber Hiarne beschwichtigt sie:

„Du thatest nichts, was er nicht wissen darf
Und jedes Wort der Selbstbeschuldigung
Erhöht nur Deinen Werth in seinen Augen."

Dann sagt er ihr, er sei Hiarne, die Beiden umarmen sich entzückt und singen ein langes Liebesduett. Inzwischen haben die beiden obbezeichneten Skalden einen Anhang geworben, um Hiarne zu stürzen. Zuerst aber wollen sie eine „Wölwa" (Wahrsagerin) befragen. In Meeressturm und Donnergebraus, der fast den ganzen Act hindurch kein Ende nimmt, rufen sie diese Wölwa, die dann zuerst in gewöhnlichen Versen, dann aber in Stabreimen „Ueber windkalte Wogen Wehe verkündend, bei blutrother Blitze blendendem Scheine" ꝛc. den Sturz Hiarne's verkündet. „Der Rächer", den „der Runenspruch ruft", erscheint auch alsbald: Ein Schiff scheitert am Felsen, ein Mann rettet sich, es ist Friedleu, des verstorbenen Dänenkönigs verschollener, todt geglaubter Sohn, der nun kommt, um sein Erbe zu verlangen und Hiarne zu tödten. „Mit heil'gem Eidschwur hab' ich gelobt, das Auge nicht zu schließen, bis ihn mein Schwert durchbohrt." Die beiden Skalden huldigen ihm, rufen ihren Anhang und mit großem Rachechor stürmen sie Alle fort. Dieser Friedleu, jedenfalls einer der schrecklichsten Wütheriche, die jemals auf einem Vorstadttheater oder einer Sommerbühnenschmiere getobt haben, überfällt Hiarne und Hilda bei der Trauung. Hiarne wehrt sich tapfer; „er erschlägt Harald und Wingulf", die beiden Skalden; dann „erschlägt er viele der andrängenden Feinde" — ich citire den Text wörtlich — bis er endlich keine Rettung sieht und vom Felsen in's Meer springt. Friedleu will nun die Hilda gleich heirathen, als sie widerspricht und auch der Oberpriester die Trauung verweigert, ersticht er diesen und befiehlt den Frauen, Jene in „die Hochzeitskammer" zu führen. Der Chor singt:

„Du glänzteſt wie ein Sonnenstrahl
Als Du zur Hochzeit gingst,
Nun Wittwe schon, eh' den Gemahl
Du als Gemahl umfingst."

Hilda, allein gelassen, singt (gar schön!):

„Ich kann nicht fassen
Was mir geschehn,
So ganz verlassen
Allein zu stehn.

Digitized by Google

In Nacht versunken
Mein Glück und Stern.
Mein Gatte ertrunken,
Mein Vater fern."

Dann nimmt sie Gift, und als Hiarne erscheint (er ist nicht ertrunken, sondern an's Land geschwommen) und sie entführen will, stirbt sie in seinen Armen. Nun schleicht sich Hiarne in Friedleu's Schlafgemach*), weckt und zwingt ihn zum Kampf und schlägt ihm das Schwert aus der Hand; dieser entblößt seine Brust und auf dieser entdeckt Hiarne mit Entsetzen ein Flammenmahl, ein Zeichen, daß Friedleu „kein Betrüger", sondern wirklich der Königssohn ist, mit dem er nicht kämpfen will, von dessen Hand er nunmehr den Todesstoß empfängt. Aber Friedleu genießt seinen Triumph nicht, denn Thor auf seinem Wolkenwagen erscheint, winkt, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Hammer, das Königsschloß stürzt über dem Wütherich zusammen. Dann kommt die Schlußscene: die Walhalla mit ihren Insassen; „Hilda als Walkyre", die Hiarne zum Göttersitz emporhebt.

Betrachtungen über diesen Text sind überflüssig, ich will also nunmehr von der Musik sprechen. Mit gutem Gewissen kann ich versichern: mein Urtheil ist auf den Grundsatz gestützt, daß man einer Dame gegenüber nicht dieselben Anforderungen stellen soll, wie bei einem Componisten; andererseits kann man doch eine Oper von vier Acten und einem Vorspiel nicht mit so harmlosem Auge betrachten, wie ein ein- oder zweiactiges Singspiel. Wenn ich also einen Mittelweg wähle, so führt er mich zu dem Urtheil, daß Frau von Bronsart in den lyrischen Momenten der Oper, im ersten Gesang der Hilda, im Frauenchor, im Zweigesang Hilda's und Hiarne's und in einigen kleinen Zwischenspielen ein sehr angenehmes Talent für derartige Melodienbildung gezeigt hat; daß ihr aber zu dramatischer Musik fast Alles fehlt, rhythmische Erfindung, charakteristische Declamation und Behandlung des Orchesters; in diesem nimmt das Schnedderedeng (⏑⏑⏑–) der Trompeten und sonstigen Bläser kein Ende und die ohnehin sonderbaren Fechtereien auf der Bühne finden im Orchester tosenden Widerhall. Will Frau von Bronsart sich im freundlich Lyrischen versuchen, so wird ihr höchst wahrscheinlich Gutes gelingen, Anderes aber bestimmt nicht. Die Aufführung, an der sich Frau Sucher, Herr Rothmühl in den Hauptpartien, dann Frau Staudigl (Wölwa), die Herren Mödlinger (Oberpriester) und Bulß (Friedleu) betheiligten, war keine gerade sehr hervorragende. Man merkte es den Künstlern und dem Orchester an, daß sie von ihrer Aufgabe nicht sehr entzückt waren. Sie wurden aber nach jedem Act gerufen. Von der Galerie aus erschollen auch Rufe nach Frau von Bronsart, sie erschien dankend am Rande der Intendantenloge. Heinrich Ehrlich.

*) Nach dem ursprünglichen Textbuch ging dieser Scene noch ein halber Act voraus, der bei der Aufführung wegblieb.

Notizen.

Der große Erfolg, den einzelne ausländische Romandichter, wie Zola, Daudet, Tolstoi, Dostojewski beim deutschen Lesepublikum errungen, hat dem unternehmenden Joseph Kürschner den Gedanken einer nur von Uebersetzungen lebenden Halbmonatschrift eingegeben, die nun unter dem Titel: Aus fremden Zungen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) in zwei stattlichen Lieferungen vor uns liegt. Sie enthalten die Anfänge des neuen Zola'schen Romans „Das Geld", „Syrlin" von Ouida, Tolstoi's „Wandelt im Licht" und einige Novelletten. Die anonymen Uebertragungen sind fließend und originalgetreu. Was namentlich bei Zola den letzteren Punkt betrifft, so ist das ein entschiedener Fortschritt, denn sogar die Pester Ausgaben enthalten willkürliche Kürzungen und Milderungen. Daß Kürschner hier gegen alle Gewohnheit der Familienblätter zwei Stellen passiren ließ, wie Karolinens Fall und Saccard's judenfeindliche Reden, rechnen wir ihm hoch an, denn derlei pflegen unsere überängstlichen Zeitschriftenverleger grundsätzlich zu streichen oder zu kürzen. Offenbar wendet sich das Unternehmen an kein gewöhnliches Leihbibliothekenpublikum, sondern an ernsthafte, zumal männliche Leser. Wir sind auf den Erfolg gespannt, denn es ist eine alte und immer neue Erfahrung, daß bei uns leider fast nur die Damen Romane lesen.

Die hieroglyphischen Schriftzeichen der Aegypter. Von Georg Ebers. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Der berühmte Aegyptologe gibt hier einen kurzen Abriß der Geschichte der Hieroglyphen-Entzifferung durch Champollion und seine Nachfolger, sowie eine allgemein fesselnde Skizze der Grundelemente, aus denen sich das ägyptische Schriftsystem zusammensetzt. Die Druckerei Breitkopf & Härtel ist eine der wenigen Firmen, die über einen vollständigen Satz verfügt. Sie hat in mustergültiger Weise die schwierigsten Drucke nicht nur für deutsche, sondern auch für französische, russische, schwedische und andere Gelehrte hergestellt und auch diese interessante kleine Schrift mit prachtvollem bunten Typendruck versehen.

Die Fremde. Roman von A. von Klinkowström. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — A. von Klinkowström verfügt über eine weit ausgebildete Fertigkeit in der Darstellung und einen leichten, flüssigen Stil. Diese Eigenschaften zeigt auch der vorliegende Roman, der im Uebrigen nicht ohne Mängel ist. Die Situationen versündigen sich nicht selten gegen die Wahrscheinlichkeit, und die auftretenden Personen sind nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern schattenhafte Romanfiguren. Hans von Eisenrott, der leichtlebige Sohn eines Landedelmannes, hat ein reiches, bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Deutschen und einer Spanierin geheirathet und seinen Wohnsitz in Berlin genommen. Von dem Gatten vernachlässigt, findet Alice Trost in der Liebe zu Wesberg, einem seiner Freunde. Dieser liebt sie zwar gleichfalls, er duzt sie sogar im Augenblicke des Affects, aber er ist zu ehrenhaft um in ein unlauteres Verhältniß mit der Gemahlin des Freundes einzugehen oder in die Trennung der Ehegatten zu willigen. Da stirbt Eisenrott an einer Wunde, die er im Duell empfangen hat, ein Nebenbuhler Wesbergs kommt gleichfalls auf gewaltsame Weise um's Leben — und so steht einer Verbindung der Beiden scheinbar nichts mehr im Wege. Aber der Verfasser hat es anders gewollt. Wesberg ist es inzwischen klar geworden, daß er nicht Alice, sondern die Schwester des seligen Eisenrott, und Alice, daß sie nicht Wesberg, sondern die Kunst liebt. So schließt er mit der Schwester und jene mit der Kunst einen Bund, und die Reichshauptstadt ist um ein glückliches Paar und eine große Opernsängerin bereichert. d.

Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Zwei Theile in einem Band. (Jena, Hermann Costenoble.) — Mit seinem ersten Buch hat Walther Siegfried sich als ein ernster Künstler von unzweifelhafter Begabung erwiesen. Er wollte ein Abbild geben „von den großen, wie von den kleinsten, intimen Kämpfen, welche die Kunst in das Leben eines Menschen unserer actuellsten Epoche bringt"; und man darf sagen, daß ihm die Verwirklichung im Wesentlichen gelungen ist. Sein Tino Moralt ist ein Künstler, wie er nicht im Buch zu stehen pflegt und sein Ringen um die Kunst ergreift uns mächtiger noch als das Leid, das ihm Frau Minne zufügt. Die Aehnlichkeit mit Heyse's „Im Paradiese" wird durch die Münchener Localfarbe verstärkt; daß eines jungen Anfängers Werk neben der etwas knochenschwachen, aber unendlich reizvollen Schöpfung des reifen Meisters überhaupt genannt werden darf, beweist schon, daß Siegfried nicht der erste Beste ist. Auf die Entwickelung dieses ernst und ehrlich strebenden Talents darf man gespannt sein.

Lustige Geschichten. Von Hans Arnold. (Stuttgart, Bonz & Co.) Fünf kleine Kindererzählungen d. h. Erzählungen von Kinderstreichen, die sicherlich kein Erwachsener, der ein Herz für die Kleinen bewahrt hat, ohne inniges Behagen lesen wird; für Kinder, wenigstens jüngere, möchten die anmuthig erzählten Geschichten kaum empfohlen werden können: denn alle Reflexion über Kindlichkeit und deren Reiz für die Großen ist ebenso ohne Reiz wie ohne Nutzen für die Kinder. Wie gesagt, Erwachsenen seien diese anspruchlosen kleinen Geschichten zum Lesen empfohlen; sie werden sich dadurch einige Stunden in die schönen Tage der Kindheit zurückversetzt fühlen.

Novellen. Von W. Garschin. Aus dem Russischen von Wal Beleno. (Dresden, E. Pierson.) — Ein Talent allerersten Ranges spricht aus diesen auch in ihrem Humor ergreifenden Geschichten und Märchen. „Eine Fabel" und „Attalea Princeps" sind politische Märchen voll satirischer Wucht und psychologischer Tiefe. Noch höher steht das Nachtstück von der Verlorenen und am höchsten „Die Künstler", worin die alte leichte und die schwere realistische Kunst, die in's Volk herabsteigt, charakterisirt wird. Wenn sich der Uebersetzer etwas darauf zu Gute thut, den jungverstorbenen Russen bei dem deutschen Publikum eingeführt zu haben, so irrt er sich. Wie Strindberg, Faxina, Tolstoi, Dostojewski, so ist auch Garschin zuerst in der „Gegenwart" vor ein deutsches Publikum getreten. Unter anderen Werken Garschin's brachten wir schon 1886 die obige Novelle „Die Künstler" in einer autorisirten Uebertragung von A. Scholz.

Gedichte. Von L. Rafael. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Es ist erfreulich, daß diese formschönen und empfindungsechten Lieder solchen Anklang finden, daß sie in kurzer Zeit in zweiter Auflage erscheinen. Felix Dahn, der ihnen ein poetisches Geleitwort mit auf den Weg gab, hat ihnen nicht zu viel des Lobes gespendet. Die Dichterin hat Talent. Wie sinnig und schön ist nicht der Schluß:

Und immer noch das alte Lied?
Und immer noch dies wilde Ringen?
Kannst du von deiner Liebe nicht
Das Lied zu Ende jemals bringen?
Ach, wenn dies Lied zu Ende geht,
Mag man auch mich zu Grabe tragen,
Mein letzter Herzschlag wird dazu
Voll Schmerz die letzten Tacte schlagen.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Von Karl Goedeke, fortgeführt von Edmund Goetze. (Dresden, L. Ehlermann.) — Von dem unvergleichlichen Quellenwerk, das nach Goedeke's Tod unter der Mitwirkung von Justi, Max Koch, Muncker, Redlich, Sauer u. A. erscheint, ist ein neues Heft herausgekommen, das den vierten Band (vom siebenjährigen bis zum Weltkrieg) um ein gutes Stück weiter bringt: Lessing, Mendelssohn, Nicolai, Schröder, die Weimarer Böttiger, Seckendorff, Bertuch, Einsiedel, Reichard, dann Hippel, Jung Stilling, Herder, die Stürmer und Dränger, die Musenalmanache und (etwas verspätet) der Göttinger Dichterbund. Sehr dankenswerth sind die Verweise auf noch unveröffentlichte Nachlasse, z. B. bei Lenz. Bei Bertuch hätte ein solcher auf das reiche Bertuch-Froriep'sche Archiv ebenso wenig fehlen dürfen, als beim Allerwelts-Böttiger auf die zum großen Theil noch unbenutzte Hinterlassenschaft dieses Vielschreibers und geschäftigen Briefwechslers in der Dresdener Bibliothek.

Digitized by Google

Inserate.

Im unterzeichneten Verlag erschien:

Der

Goldschmiede Merkzeichen.

2000 Stempel auf älteren Goldschmiedearbeiten in Facsimile herausgegeben und erklärt

von

Dr. M. Rosenberg,

A. O. Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe.

37½ Bogen Lexicon-Octav.

Preis geb. ℳ 25.—, brosch. ℳ 22.—.

Verlagshandlung von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 ℳ. Geb. 7 ℳ.

Im Verlage von **Otto Senff,** Schönebeck, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schule und die soziale Frage

von

Dr. G. Völcker.

Preis 1 ℳ.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Schiller, Werke, Grunow's Liebhaber-Prachtausgabe. 5 Bde., in Schatulle statt 17 Mark **nur 9 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 18.

Friedrich Ludwig Schröder.

Ein Beitrag

zur

deutschen Litteratur- und Theatergeschichte

von

Berthold Litzmann,

Professor an der Universität Jena.

= Erster Teil. =

Preis M. 8.—.

Soeben erschien:

„Was fordert die Menschennatur vom Staat?"

Von Professor Dr. **Schmidt-Warneck.**

Preis 2,80 ℳ.

„Der auf wissenschaftlichem Gebiet bahnbrechende Verfasser erfüllt mit Veröffentlichung dieser Schrift den vielseitig geäußerten Wunsch nach Popularisirung seiner sociologischen Bestrebungen."

Braunschweig. **Grüneberg's Buch- u. Kunsthdlg.** Wollermann & Neumeyer.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung

von

J. Niemann.

Ein Band, geheftet 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Henriette.

Die junge Autorin ist von hervorragender Begabung. Neben bedeutender Fähigkeit für Charakterzeichnung ist in dem Können der Verfasserin Vornehmheit der Sprache und ein **reich entwickeltes philosophisches Denken** hervorzuheben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Wichtige und interessante Memoirenwerke.

Beust, Friedrich Ferdinand Graf von, Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 12.— In 2 geschmackvollen Einbänden ℳ 15.—.

Montgelas, Graft Maximilian von, Denkwürdigkeiten (1799—1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg und herausgegeben von Ludwig Grafen von Montgelas. Preis geheftet ℳ 10.— In geschmackvollem Einband ℳ 12.—.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. 2. Auflage. Preis geheftet ℳ 5.— In geschmackvollem Einband ℳ 6.—.

— — **St. Petersburg und London in den Jahren 1852—1864.** Denkwürdigkeiten. 2 Bände. Preis geheftet ℳ 12.—. In 2 geschmackvollen Einbänden ℳ 14.—.

— — **London, Gastein und Sadowa.** 1864—1868. Neun Denkwürdigkeiten. Preis geheftet ℳ 13.—. In geschmackvollem Einband ℳ 15.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien

zu

München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen.

8. Geh. 10 ℳ. Geb. 11 ℳ 50 ₰.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die Römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.

geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Im Verlage von **H. Haessel** in **Leipzig** ist erschienen:

Frau Minne. **Ein Künstler-Roman** von **Theophil Zolling.**

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 28. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 28. Februar 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt: Zur Wohnungsfrage. — **Literatur und Kunst:** Carl Maria von Weber als Humorist. Mit einem bisher ungedruckten Brief Weber's. Von Adolph Kohut. — Der Positivismus. Von Otto Neumann-Hofer. — Zur neueren Schillerliteratur. Von Paul Seliger. — **Feuilleton:** Schicksalswende. Von Herman Seyffert. — **Aus der Hauptstadt:** Kollege Bismarck. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zur Wohnungsfrage.

Nachdem schon in den fünfziger und sechziger Jahren, vor Allem aber im siebenten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Frage des Wohnens namentlich betreffs der großen Städte vielfach discutirt worden war und auch eine nicht unbedeutende Literatur gezeitigt hatte, ohne jedoch wesentliche praktische Resultate oder Versuche hervorgebracht zu haben, war es das Verdienst des Vereins für Sozialpolitik, im Jahre 1886 durch seine Verhandlungen auf dem sozialpolitischen Kongreß zu Frankfurt am Main die allgemeine Aufmerksamkeit erneut auf diesen Haupttheil der sozialen Frage hinzulenken, nachdem er durch praktische Volkswirthe ersten Ranges eine vielseitige Enquête über die Wohnungsverhältnisse in zahlreichen großen Städten Deutschlands veranlaßt hatte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in Band 30 und 31 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik veröffentlicht worden.

Die nächste Folge dieses Vorgehens war nun die, daß, wie gesagt, die weitesten Kreise auf's Neue sich für die Frage zu interessiren begannen, und zwar vor Allem aus dem Grunde der Erkenntniß, welch' großen Werth eine gute Wohnung, ein wirkliches „Daheim" für das Wohlbefinden des Einzelnen und damit der Allgemeinheit habe und wie ein gutes Theil der sozialen Frage eben in diesem Punkte wurzele. Denn die so viel besprochene Wohnungsnoth trifft in der Hauptsache die ärmeren und ärmsten Schichten unserer Bevölkerung, in welchen sich zugleich die fundamentalsten Herde für die umstürzlerischen Bestrebungen finden. Vor allen Dingen für den germanischen Volkscharakter war bislang die Wohnung, das Daheim eines derjenigen Momente, welche überhaupt im Leben des Individuums die wesentlichste Rolle spielten, und erst der neuesten Entwickelung war es aufgespart, an diesem Grundzuge zu rütteln. Vor Allem geschah dies weiter aber auch dadurch, daß durch die in den Fabriken immer weiter um sich greifende Frauenarbeit dem Hause des deutschen Arbeiters die Hausfrau genommen und damit der Familieninnigkeit in leider nur zu vielen Fällen und in nachhaltigem Maße der Boden unter den Füßen fortgezogen wurde, eine Erscheinung, die wohl als die nachtheiligste Folge der industriellen Entwickelung bezeichnet werden muß. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die Wohnungsfrage und die Frage der weiblichen Arbeit nicht nur einander ebenbürtig sind, sondern auch durchaus mit einander zusammenhängen, und es wird eine Lösung der beiden nur gemeinschaftlich möglich sein. Sobald die Frau aus dem Hause entfernt ist und den Tag über von der Familie fortbleiben muß, ist das Grab für die Häuslichkeit und Ordnungsliebe aller Familienmitglieder so gut wie vollständig fertig, und es muß auf das Tiefste beklagt werden, daß nicht nur, wie die statistischen Nachweise ergeben, die Frauenarbeit wegen ihrer Billigkeit immer mehr und mehr Aufnahme findet, sondern daß auch gerade die Besitzer industrieller Etablissements bei der jüngsten Gewerbeordnungsnovelle in ihren Antworten betreffs der Frauenarbeit überwiegend Antworten gegeben haben, welche eigentlich weder dem Standpunkt der modernen Cultur und Humanität entsprechen, noch auch der vermutheten allgemeinen volkswirthschaftlichen Erkenntniß dieser Kreise.

Dazu kommt weiter, daß das Vermiethen von Wohnungen heute durchaus anders betrieben wird, als wie es noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Es ist heute ein Geschäft geworden, welches, wie alle Geschäfte, eine möglichst hohe Rente tragen soll und, um diesen Zweck zu erreichen, mit allen nur irgend erlaubten Mitteln betrieben wird. Auf diese Weise kommt es, daß die Miethen auch für diejenigen Räume, welche an Arbeiter vermiethet werden, immer höher und höher geschraubt werden, und zwar mit einer zwiefachen Folge: es wird erstens ein zu großer Theil des Arbeitereinkommens von der Miethe absorbirt und es wird ferner die Familie des Arbeiters gezwungen, in immer kleineren und deshalb immerhin noch etwas billigeren Räumen sich einzuschränken.

Was den letzteren Punkt angeht, so ist es klar, daß derselbe nach den verschiedensten Richtungen hin von den tief bedauerlichsten, aber nothwendigen Folgen begleitet sein muß. Mit Recht heißt es in Heft 92 der „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" Seite 12: „Dieser dürftigste Unterkunftsort kann sich nicht zu einem Daheim ausgestalten. Alle jene moralischen und seelischen Vortheile, welche das trauliche, wenn auch noch so bescheidene Zimmer gewährt, gehen den so zusammengepferchten Elementen verloren. Sind in demselben Zimmer dann noch Personen verschiedenen Geschlechts vereint, so muß auch die Empfindung für Sittlichkeit sich abschwächen. Zwei der Fundamente unserer heutigen Cultur sind damit erschüttert. Das einzelne Individuum besitzt nichts, auch nicht den kleinsten Raum mit seiner Ausstattung, in dem es sich mit Stolz als sein eigener Herr fühlt, in dem es sich ganz unabhängig und selbständig der anderen Welt gegenüberstellen kann. Wer unter solchen Umständen lebt, wird sich aber auch ein ausgebildetes Eigenthumsgefühl nicht zu erwerben im Stande sein. Der Begriff des Privateigenthums, das Verständniß für den Werth persönlichen Besitzes geht hier naturgemäß nur allzu leicht verloren. Andererseits ist die heutige Familie unmöglich, wenn die Beziehungen der Geschlechter zu einander sich wieder dem Urzustande nähern; jene jüngere Generation aber, die in einer Umgebung aufwächst, wo weder die Familie,

Digitized by Google

noch das Eigenthum in schärferer Umgrenzung vorhanden ist, sie wird nothwendiger Weise dem heutigen Staate und der heutigen Cultur gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen."

Diese Worte regen mehr zum Nachdenken an, als bisweilen ganze Seiten ähnlicher Ergüsse. — Aber auch die Miethspreise selbst bilden namentlich für den Handarbeiter- und kleinen Beamtenstand eine kaum noch erschwingliche Ausgabe. Zahlenmäßige Feststellungen haben ergeben, daß bis zu einem vollen Drittel der gesammten Einnahmen von solchen Familien allein auf die Miethe verwandt werden muß. Und es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Ausgabe für die Wohnung im umgekehrten Verhältniß zu der Größe des Einkommens zu stehen pflegt. Um diese ganz unverhältnißmäßigen Ausgaben wenigstens in etwas zu verringern, greift der Miether dann zur Aftervermiethung, namentlich in Gestalt von Schlafstellen, Einliegern u. s. w., und von wie traurigen sittlichen Folgen diese Maßregeln nur zu oft begleitet sind, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Um sich einen Lohn zu erzwingen, welcher den hohen Miethspreisen entspricht, dazu ist der Arbeiter dem kapitalistischen Unternehmer gegenüber fast regelmäßig zu schwach, wie die immerhin nur sehr geringen Lohnerhöhungen zeigen, welche bei Strikes herauszukommen pflegen. Und mit Recht sagt von Bodelschwingh in seinem Correferat in Band 33 der „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" auf Seite 66: „daß die Bevölkerung, die keinen eigenen Herd und keine eigene Scholle besitzt, in ihrem hoffnungslosen irdischen Dasein ein nur zu fruchtbares Ackerfeld für gewissenlose Agitatoren abgebe", eine Thatsache, die nur zu trefflich geeignet ist, uns die Augen über den wahren Grund gewisser Vorkommnisse zu öffnen, die sonst mit Vorliebe auf die Verwilderung der Massen, die wachsende Irreligiosität u. s. w. geschoben werden.

Es ist nicht im Geringsten zweifelhaft, daß unsere Arbeiter ungleich lieber ebenso behaglich wohnen würden, wie die begüterte Klasse und wie dies unwillkürlich der Wunsch jedes Menschen und vor allen Dingen des deutschen Stammes ist, der an Sinn für Häuslichkeit wohl von keinem Volke übertroffen wird. Man bekommt ein wenigstens annäherndes Bild von der Lage der arbeitenden sog. niederen Stände, wenn man in Betracht zieht, daß in Berlin der durchschnittliche Miethspreis für ein Zimmer in einer Arbeiterwohnung auf rund 152 Mark, für zwei Zimmer auf rund 242 Mark zu beziffern ist, das gesammte Lohneinkommen aber höchstens 7—900 Mark ausmacht.*) In dem erwähnten Heft der Volkswirthschaftlichen Zeitfragen aber werden die betreffenden ersteren Summen noch ungleich höher angegeben, was nach den Erfahrungen des Verfassers richtig zu sein scheint.

Diese für die Einkünfte eines Arbeiters absolut zu hohen Miethspreise sind nun veranlaßt worden — einmal durch den Mangel an derartigen Wohnungen überhaupt und ferner durch die kaum glaubliche Häuserspeculation und Erhöhung der Grund- und Bodenpreise, wie sie leider überall Begleiterscheinungen der Entwickelung aufblühender großer Städte sind.

Wenn es zwar an sich natürlich ist, daß der Werth von Verkehrsobjecten sich in Bezug auf den Preis nach Angebot und Nachfrage regelt, so wird aber doch diese nationalökonomische Entwickelung namentlich in Berlin insofern auf durchaus ungesunde und künstliche Weise beeinflußt, als das Kapital sich des Grund und Bodens in der ausgesprochenen Absicht zu bemächtigen schon seit langem angefangen hat, denselben als reines Ausbeutungsobject zu betrachten. Die Bauunternehmer, welche noch unbebaute Stücke des Bodens oder alte Häuser aufkaufen, um auf den betreffenden Territorien neue zur Vermiethung bestimmte Wohnungen zu errichten, wollen dann diese Gebäude zu möglichst hohem Preise wieder verkaufen und müssen naturgemäß zu diesem Zwecke die denkbar höchsten Miethen herauspressen, um dem Käufer eine möglichst hohe Rentabilität vorrechnen zu können. Der neue Erwerber aber will selbstverständlich wiederum eine noch höhere Verzinsung seines angelegten Kapitals erreichen, zieht zu diesem Behufe die Miethsschraube an und findet naturgemäß dann leicht auch seinerseits einen neuen Käufer, der dasselbe Spiel wiederholt, und so geht diese Aussaugung der Miether fast in das Unendliche fort.

Es ist das große Verdienst des Vereins für Bodenbesitzreform, die Aufmerksamkeit weiter Kreise und namentlich staatlicher und städtischer Behörden auf diesen Punkt hingelenkt zu haben, und es können die Bestrebungen des gedachten Bundes zur Unterstützung nicht genug empfohlen werden. Derselbe geht von dem Grundsatze aus, daß der Grund und Boden entweder zu communalisiren oder zu verstaatlichen sei und somit die Grundrente, d. h. populär gesprochen die Nettoeinkünfte aus dem Grund und Boden entweder überhaupt nicht unverhältnißmäßig und künstlich gesteigert werden, oder aber in ihrer Totalität zur Erleichterung anderer Lasten resp. in die allgemeinen Kassen zu fließen haben.*)

Diese Bestrebungen erscheinen um so gerechtfertigter, als durch zahllose communale, auf Kosten der Gesammtheit hergerichtete Maßnahmen bisweilen den betreffenden Grundstückseigenthümern Geschenke von Hunderttausenden gemacht werden, indem die Meliorationen dem Werthe des Grundstücks von dem Besitzer zugeschlagen und nun sogar ihm noch von den Miethern verzinst werden sollen.

Den so angedeuteten großen Mißständen abzuhelfen, sind nun zwei Wege vorgeschlagen worden: einmal eine Wohnungsgesetzgebung und sodann eine thunlichste Vermehrung der für Arbeiter überhaupt geeigneten Unterkunftsräume. Mit der ersteren soll erreicht werden, daß die übermäßige Zusammenpferchung von Menschen, die in sanitärer und sittlicher Beziehung so hoch bedenklich ist, vorgebeugt werde, und zwar dadurch, daß man einen gewissen Minimalluftraum für jeden Einwohner erfordert, schwankend zwischen 8—10 Kubikmeter pro Person. Auch ist nach dieser Richtung hin angeregt worden, Wohnungsinspectorate zu schaffen, welche eine aus anderen Gründen gefährliche Benutzung von Wohnungen sollten verhindern können.

Es leuchtet aber ein, daß derartige Maßnahmen ohne die erwähnte Vermehrung von Wohnungen nur wenig nützen würden, und zwar deshalb, weil die aus den unzulänglichen Wohnungen fortgewiesenen Miether entweder ein Unterkommen überhaupt nicht finden oder aber gezwungen sein würden, noch höhere Preise für angemessenere Räume anzulegen. Die Frage aber der Vermehrung der Wohnungen selbst ist eine außerordentlich schwierige, da es feststeht, daß eben derartige für Arbeiter berechnete Räume sich fast durgehends nur außerordentlich gering verzinsen und auch außerdem in ihrer Verwaltung naturgemäß große Schwierigkeiten verursachen.

Man hat nun nach dieser Richtung hin im ganzen vier Wege vorgeschlagen, nämlich: die Herrichtung von Arbeiterwohnräumen, entweder durch den Staat oder die Gemeinden oder Genossenschaften, oder gemeinnützigen Actiengesellschaften. Im gewissen Sinne ist auch thatsächlich mehr oder minder schon mit jeder Kategorie, sei es im kleineren oder größeren Maßstabe, ein Versuch gemacht worden.

Was zunächst den Staat angeht, so hat derselbe, abgesehen von Dienstwohnungen, auch bei mehreren industriellen, von ihm betriebenen Unternehmungen Arbeiterwohnungen gebaut, jedoch muß selbstverständlich seine Thätigkeit für die nicht von ihm beschäftigten Arbeiter zweifellos außer Frage bleiben und kann für die übrigen Verhältnisse kein Analogon abgeben.

Anders schon steht es mit den Gemeinden. Zwar wird man auch hier mit der directen Herstellung von Arbeiterwohnungen außerordentlich vorsichtig sein müssen, wenn man nicht der Sozialdemokratie nur zu leicht Thor und Thür öffnen

*) Vgl. die interessanten Ausführungen von Aschrott, Amtsrichter zu Berlin, in seiner trefflichen Schrift: „Errichtung und Verwaltung großer Arbeitermiethshäuser in Berlin." Leipzig, Duncker & Humblot.

*) Die Seele des gedachten Vereins ist der bekannte Großindustrielle Heinrich Freese zu Berlin, Wassergasse 18, Besitzer der Berlin-Hamburger Jalousiefabrik, der auch s. Zt. bei den Berathungen des preußischen Staatsrathes über die Arbeiterverhältnisse als Sachverständiger berufen wurde. Der gedachte, um zahlreiche Fragen der praktischen Sozialpolitik hoch verdiente Herr ist bereit, Statutenzusendung des Reformbundes ꝛc. zu veranlassen. Organ des Vereins ist die Zeitung „Freiland".

Digitized by Google

will. Es wird sich vielmehr die directe und unmittelbare Mithilfe der Commune in der Regel nur bethätigen können in der Herstellung von Wohnungen für die Unterbeamten, welche etwa den Arbeitern gleiche Einkünfte beziehen, um so eine bestimmte Menge von Quartieren zu schaffen, deren Vorhandensein auf die Preise der übrigen kleinen Wohnungen drückt.

Darnach bleiben also nur übrig Genossenschaften und gemeinnützige Gesellschaften. Die ersteren angehend, so befindet sich eine solche in Adlershof bei Berlin, welche als ein Muster für diesen Typus aufgestellt werden kann; soweit überhaupt durch das Institut der Genossenschaft derartige Zwecke erreicht werden können, hat man sie in der gedachten Vereinigung wohl schon thatsächlich verwirklicht, und das Aufblühen derselben ist der beste Beweis dafür, daß unter gewissen Voraussetzungen auf diesem Wege viel geleistet werden kann. Allerdings hat sich dabei doch herausgestellt, daß das eigentliche Wesen der Genossenschaft, d. h. die Selbsthilfe und die eigene Kraft der Genossenschafter bei der heutigen Uebermacht des Kapitals hat geopfert werden müssen. Es wird in dem gedachten Heft der Volkswirthschaftlichen Zeitfragen zwar bemerkt, daß es „der Sachlage entsprechend gewesen wäre, wenn der Berliner Baugenossenschaft Kapitalien gleich im Beginn ihrer Thätigkeit zur Verfügung gestellt worden wären; zugleich aber auch zugestanden, daß die großen Geldinstitute und Bankiers jede Betheiligung abgelehnt haben, da ihnen die in Frage kommenden Kapitalien zu klein waren. Die Sparkassen und Stiftungen hielten sich gleichfalls im falschen Mißtrauen zurück und auch kleine Privatleute ließen sich nicht finden." Die Genossenschaft kam denn auch wirklich einzig und allein nur dadurch vorwärts, daß ihr von gemeinnützig gesonnenen Bürgern — selbstverständlich gegen Zinsen — bedeutende Credite zur Verfügung gestellt wurden, welche eine Erreichung der genossenschaftlichen Zwecke bis zu dem Zeitpunkte ermöglichten, wo die eigenen Mittel der inzwischen an Mitgliederzahl und Kapital gewachsenen Vereinigung zur selbständigen Vergrößerung hinreichten. Ob aber wirklich die Arbeiterclasse auf diesem Wege Hilfe aus ihrer Noth sich selbst schaffen kann, muß doch als im höchsten Grade zweifelhaft erscheinen, zumal dieselbe bei der modernen wirthschaftlichen Entwickelung ungemein leicht ihren Aufenthalt wechselt, was mit dem Wesen einer Wohnungsgenossenschaft unvereinbar ist. Für seßhaftere kleinere gewerbtreibende Kreise aber dürfte sich allerdings diese Form vortrefflich eignen.

Als der einzige, zu wirklich einflußreichen Resultaten führende Weg muß demnach die gemeinnützige Gesellschaft angesehen werden, und zwar wird sich für diese regelmäßig die Form der Actiengesellschaft eignen. Aber auch für sie ist selbstverständlich Voraussetzung, daß es nicht sowohl, wie dieses sonst bei Actiengesellschaften der Fall ist, auf eine möglichst hohe Dividende abgesehen ist, sondern daß vielmehr nur eine sichere Kapitalsanlage nebst angemessener Verzinsung erstrebt wird. Dies ist auch der Standpunkt, welchen der jetzige Finanzminister Dr. Miquel, auf dessen zielbewußtes und geniales Betreiben hin die Frage überhaupt ihre jetzige lebhafte Erörterung in Theorie und Praxis vorwiegend gefunden hat, in seinem Referat in den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik*) vor Allem betonte. Der Referent führte nach dieser Richtung hin Folgendes aus: „Gemeinnützige Gesellschaften können und sollen die lästige Verwaltung solcher Miethshäuser übernehmen und brauchen nicht in gleicher Weise wie private ihre Kapitalien flüssig zu halten. Sie können ohne Nachtheil einen großen Theil desselben dauernd investiren, und doch noch neues Kapital aufnehmen, und mit demselben vermehrt durch Hypotheken auf den älteren Besitz, zu neuen Bauten schreiten. Wesentliche finanzielle Opfer brauchen sie nach allen Erfahrungen nicht zu bringen, sondern fast überall erzielen sie eine angemessenere Rente und können durch zweckmäßige Hausordnung pünktliche Einziehung der Miethen in kurzen Fristen ꝛc. sehr nützlich auf die Gewohnheiten der Miether einwirken und so den Privatunternehmungen ein fast zur Nachahmung zwingendes Vorbild geben. Gerade auf diesem Gebiet findet der Privatwohlthätigkeitssinn einen sehr fruchtbaren Boden, welcher bereits auch in verschiedenen deutschen Städten, insbesondere in Hamburg, mit großem Erfolg beschritten ist, und in anderen Ländern, wie in England, noch größere Erfolge erzielt hat. Die Bildung solcher gemeinnützigen Gesellschaften zu fördern, müssen sich in den deutschen Städten vor Allem auch die Gemeindeverwaltungen angelegen sein lassen."

Endlich mag aber auch noch der Frage gedacht werden, inwieweit es möglich ist, die großen Städte von Arbeitermengen zu entlasten und letztere außerhalb oder an der Peripherie womöglich auf eine eigene Scholle zu setzen. Nach dieser Richtung hin ist aber zu beachten, daß der Arbeiter außerordentlich ungern aus der großen Stadt hinauszieht, wie dies beispielsweise ebenfalls in Berlin täglich beobachtet werden kann. Nicht aus den Vororten in die Stadt, sondern ungleich mehr aus der Stadt in die Vororte ziehen die Arbeiter zur Vollbringung ihres Tagewerkes, und nur dadurch wird diesem Zuge der sozialen Bewegung, welcher gewiß nicht warm zu begrüßen ist, gesteuert werden können, daß einmal die Verkehrswege nach den Vororten der großen Städte immer vervollkommneter werden und daß man außerdam eben durch möglichst billige Wohnungen in den Vororten den Arbeiter nach draußen zu ziehen sucht. Daß seitens der Gemeindebehörden im Gegensatz zu der oben abgewiesenen directen Intervention nach dieser Richtung hin durch Steuerermäßigungen und sonstige Erleichterungen in den communalen Lasten und Beiträgen sowohl die Baugenossenschaften wie die gemeinnützigen Baugesellschaften nach Kräften gefördert werden sollten, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Hierbei sei noch bemerkt, daß in Berlin aller Wahrscheinlichkeit nach demnächst seitens des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit ein Arbeitermustermiethshaus errichtet werden wird, welches Räume für dreihundert Familien gewähren wird und dessen Herstellungskosten sich nach dem vom Amtsrichter Dr. Aschrott und Regierungsbaumeister Messell entworfenen Plane auf 1,250,000 Mark belaufen sollen. Selbstverständlich ist eine Verzinsung des Kapitals von 4 bis 5 Procent dabei in Aussicht genommen; und ebenso wird auch die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft alsbald mit der Errichtung von Miethshäusern für 10 bis 12 Familien mit Wohnungen von je zwei Zimmern in größerer Menge beginnen. Freilich ist für alle diese Bestrebungen eines Vorbedingung, nämlich, daß auch das Großkapital sich an den betreffenden Unternehmungen betheiligt, was es umsomehr kann, als ihm überall eine angemessene Verzinsung bei derartigen Betheiligungen in sicherer Aussicht steht. Das „richesse oblige" gilt heutzutage wohl in noch ungleich größerem Umfange, als wie das verwandte Sprichwort betreffs der noblesse und auch die gemeinnützig gesonnenen Leser der „Gegenwart" auf ihre einschlägigen Pflichten auf's Neue hingewiesen zu haben, war der Zweck vorstehender Zeilen.

*) Band 33, Seite 11.

Literatur und Kunst.

Carl Maria von Weber als Humorist.

Mit einem bisher ungedruckten Brief Weber's.

Von Adolph Kohut.

Der große Tonschöpfer der Opern „Freischütz", „Euryanthe" und „Oberon", der herrliche, echt deutsche Mann, der edle und liebenswürdige Mensch hatte von frühester Kindheit einen heiteren Gesellen zum ständigen Begleiter, der ihm in allen Lagen seines Lebens Frohlaune bereitete und der ihn auch dann nicht verließ, als der sieche Körper nur mühsam sich hinschleppte und die Schatten der Vernichtung schon über ihn sich senkten — den Humor. Diese Göttergabe zeigte sich

Digitized by Google

sowohl im Leben, in den Gesprächen und Briefen, als auch in den Schriften Carl Maria von Weber's und somit dürfte eine Betrachtung dieser noch wenig gewürdigten Seite des Weber'schen Genius gewiß von allgemeinem Interesse sein.

Der Humor des Componisten hatte keinen Beisatz von ätzender Lauge — er war im Großen und Ganzen harmlos und nicht verletzend. Ihm saß eben der Schalk im Nacken und er ergriff gern jede Gelegenheit, um seiner Fröhlichkeit und seinem lustigen Naturell die Zügel schießen zu lassen. Seine Scherze waren zuweilen von manch' köstlichem attischen Salz gewürzt. So sagte er z. B. einst einem Sänger, der in seinem „Oberon" beschäftigt war und sehr eigenmächtig, der Auffassung des Componisten entgegen, sang: „Es thut mir leid, daß Sie sich so viel Mühe geben." — „O, ganz und gar nicht," antwortete der sich geschmeichelt geglaubte Künstler. — „Ja," fügte aber Weber hinzu, „ich sage aber ja; warum Sie sich nämlich die Mühe geben, so viele Noten zu singen, die nicht im Buche stehen?" ... Einst trugen einige Dilettanten in einem Privatcirkel, in welchem Weber zugegen war, eine Hymne zum Preise des großen Schöpfers aller Dinge vor und strengten dabei ihre Lungen auf eine ganz ungewöhnlich kräftige Weise an. „Halt! halt!" unterbrach sie Weber. „Würden Sie so laut singen, wenn unser Herrgott gegenwärtig wäre?"

Sein stets kindlich-heiteres Wesen liebte den Scherz über Alles; namentlich wenn er in trautem Freundeskreise oder im engsten Familiencirkel sich befand, war er zu allerlei tollen Streichen aufgelegt. In seiner Gesellschaft wurde viel gelacht, dafür sorgte schon der joviale Mann. Er verstand es, Andere lachen zu machen, ließ sich aber ebenso willig selbst zum Lachen bringen; er war ein dankbares Publikum und nahm zuweilen sogar recht schlechte Witze hin. Eine reizende Anekdote erzählt Carl von Holtei, der mit Carl Maria von Weber intim befreundet war und mit ihm, namentlich in Wien, manch' lustiges Abenteuer erlebte. Der Componist, welcher Gefrorenes und schwarzen Rettig über die Maßen liebte, sagte einst zu dem schlesischen Dichter: „Erst kommt der liebe Gott, dann müßte bei mir von Rechtswegen die Musik kommen, aber ich kann mir nicht helfen, erst kommt der Rettig, der geht vor; dann erst kommt die Musik, hernach Gefrorenes und hernach alles Uebrige." — „Aber der Ruhm?" fragte ihn Holtei's Gattin. — „Nichts gegen den Rettig," meinte der Tondichter mit einem Ernst, daß man annehmen mußte, es sei ihm mit dieser Versicherung voller Ernst. Darin vor Allem bestand die Gewalt, die jeder seiner Späße über den Hörer übte, daß sie nicht allein ohne Lächeln gesagt wurden, sondern daß sie das Gepräge überzeugender Wahrheit an sich trugen. Und worin läge denn auch sonst das, was wir Humor nennen, wenn nicht in dieser Doppelmischung von bitterer Wahrheit mit scherzhafter Wehmuth? War es nicht eben dieser Humor, der den Aermsten kurz vor seiner Londoner Reise sagen ließ: ich möchte in die Luft fahren, wenn Einer sich noch so freundschaftlich erkundigt, wie es mit meinem Befinden stehe? Als ob er das nicht schon längst wissen müßte, wofern er wirklich Antheil an mir nähme, der Narr? Einem solchen antworte ich auch regelmäßig: „Wie mir's geht? sehr gut! Nur daß ich die Halsschwindsucht habe; aber das macht weiter nichts, mein theuerster Gönner!"

Die Häuslichkeit Weber's in Dresden und Hosterwitz — seinem Sommeraufenthalt, in der Nähe der sächsischen Hauptstadt — war oft der Schauplatz übermüthiger Heiterkeit und Schabernaks, wobei seine Gattin, die einst sehr berühmte Opernsoubrette Caroline Brandt, ihm treulich zur Seite stand, da ihr geselliges Talent ein hervorragendes war. Professor Jähns, der leider nunmehr auch verstorbene Biograph Weber's, erzählt, daß der weltberühmte Componist es nicht verschmähte, in den heiteren Cirkeln in seinem Hause, damit die jungen Leute tanzen konnten, Stunden lang am Clavier zu sitzen, in Schattenspielen den Teufel zu agiren, worin er eine ganz besondere Meisterschaft besaß, auf Maskeraden das Tollste vom Tollen zu verüben und überhaupt allerlei „holden Unsinn" zu treiben und zu belachen. Nichts glich der Wirkung, welche das Weber'sche Paar mit dem Vortrag komischer Lieder, die er auf dem Piano oder der Guitarre begleitete, hervorbrachte. Die gehaltvollste Gesellschaft wurde dann zum Lachchor, und in den Augen der ernstesten Künstler und Geschäftsleute perlten die Thränen, welche die selige Zwergfellerschütterung erpreßte.

Aergerlich wurde der Meister nur, wenn schlechte Dichter ihn mit der Zusendung ihrer lyrischen Todsünden behufs Composition peinigten; er verlor zwar auch dann nicht seinen Gleichmuth, aber er wies das Ansinnen manchmal ironisch zurück. Selbst Holtei, der wahrlich manch' gutes Lied gedichtet, mußte dies erfahren, als er mit aller Gewalt von Weber componirt werden wollte. „Wenn ich," meinte der Schöpfer des „Freischütz", „ein Lied beim ersten Ueberlesen nicht in mir wiederklingen höre, so ist's nichts für mich. Ihre Gedichte haben mir ganz gut gefallen, doch in Musik setz' ich sie nicht!" Bei diesem Anlaß machte Weber seinem gepreßten Herzen Luft, indem er scherzhaft meinte: „Andere haben die Gichter, ich habe die Dichter. Was ich mit Zusendungen gequält wurde, seitdem ich unter die berühmten Leute gegangen, das ist erbärmlich; es sollte mich gar nicht verwundern, wenn sie mir nächstens das — »Intelligenzblatt« oder den »Reichsanzeiger« zur Composition einschickten."

Am köstlichsten documentirt sich der Weber'sche Humor in seinen zahlreichen Briefen; so enthalten z. B. die von dem Enkel Weber's, dem Major Freiherrn von Weber, vor vier Jahren herausgegebenen „Reisebriefe Carl Maria von Weber's an seine Gattin Caroline" ein wahre Fundgrube des allerliebsten Humors, der um so anmuthiger erscheint, als diese Zuschriften sammt und sonders aus jener Zeit herrühren, als die Gesundheit des großen Mannes schon ganz und gar erschüttert war. Er nennt darin seine Gattin bald „Muks", bald „Mukkin" und ähnliche Scherznamen mehr. Aus der Fülle der reizenden Zuschriften sei nur die nachstehende hier, als Probe, auszugsweise wiedergegeben.

„London, den 20. März 1826.

O, Du garstiger Mops! Du fauler Schreiber! Was helfen mir alle Deine Talente als Finanzminister, wenn Du nicht schreibst, ist das wohl recht? Acht Tage sind nun verflossen, ohne einen Brief von Dir. Ich sollte zwar eigentlich noch nicht schelten, denn vielleicht kommen zwei mit einander, aber ich fürchte, Du hast das Ersparungssystem eingeführt und willst nur alle Wochen einmal schreiben. Ach, lieber Gott, thue das ja nicht, ich brauche wirklich zu allen meinen Freuden hier wirkliche Erheiterung und Stärkung, und das kommt Alles nur von Haus. Ich kann mir wohl denken, daß Du auch nicht viel Stoff zum Schreiben haben wirst, aber jede Küchenklatscherei von Haus interessirt mich mehr, indem sie mich zu Euch versetzt, als um mich herum wirklich wichtige Dinge. So ist der Mensch, und es ist gut, daß er so ist, denn es lehrt ihm seine Anhänglichkeit an sein Familienleben, was doch seine erste und ursprünglichste Bestimmung ist ... Da ist einer! Heisa! So oft an das Hausthor geklopft wurde, saß ich erwartungsvoll, denn jeder Stand hat hier seine eigene Art, zu klopfen, daß man gleich weiß, wer es ist. Endlich höre ich zwei Schläge — der Briefträger — Geld zur Erde werfen — was man immer thut, um zu prüfen, ob es echt ist — und endlich Schritte auf meiner Treppe — richtig, Musje Nr. 6 von der Mukkin. Da wird der „Oberon" gleich bei Seite geschuppst, der Brief einmal verschlungen, einmal gelesen und nun gleich beantwortet ... Bei Tisch ein Uebermaß von Silberzeug, das erstaunen macht. Es wird Alles in Gängen servirt und alle Schüsseln sind mit großen Silberglocken bedeckt, die großen Steinbutten, die oft über eine Elle breit sind, und die enormen Stücke Fleisch erfordern also Glocken von einer unmäßigen Größe, so daß der Reichthum der Besitzer sich gehörig entfalten kann. Uebrigens ist die Zahl der Schüsseln nicht sehr groß und, es mag zufällig sein, überall fand ich dieselben Speisen, mit denselben Saucen, dieselben Kuchen ꝛc. Das Liebste dabei sind mir die Spargel, die ganz vortrefflich sind und ich fleißig zu mir nehme. Gewisse ostindische Gerichte aber, z. B. Hühner in Madeira, mit Cayennepfeffer geschmort, und Reis, verehre ich nur von Weitem, da ich sie einmal kostete und ein gut Theil Ale nachgießen mußte, um das Brennen zu vertreiben. Wunderlich genug macht mich selbst so etwas nicht heißer, dieser Patron folgt ganz seiner eigenen Phantasie. Möge er mich hassen und fliehen."

Ich bin in der Lage, einen bisher ungedruckten Brief Weber's an seinen Freund, den Kammermusikus und Flötenvirtuos A. B. Fürstenau, der den Meister auch auf seiner letzten, Londoner, Reise begleitete, mittheilen zu können. Aus diesem mir freundlichst zur Verfügung gestellten Schreiben ersieht man zugleich, wie anregend und geistreich der große Meister in seinen Briefen zu plaudern wußte. Es lautet:

Digitized by Google

„An den k. s. Kammermusiker Herrn Fürstenau.

Schon lange, mein lieber Freund, hätte ich an Sie schreiben sollen, und an dem Wollen fehlte es wahrlich nicht und auch nicht an der Erinnerung an Sie, denn an jedem Orte hatte ich Ursache, mich der Vorsorge und Erleichterungen zu erfreuen, die mir durch Ihre Freundschaft wurden. Wie es mir im Ganzen ergangen, werden Sie durch Freund Roth*) und Fräulein Biernaczka erfahren haben. Dr. Heinroth, Oesterlein und Bremer nehmen sich ungemein gefällig. Nitmüller leidet an den Augen und bringt kein Pianoforte fertig. Ich spielte auf Dr. Heinroth's trefflichem.

In Hannover ging es mir sehr schlimm; Alles war weg; wir Beide**) krank, elendes Wetter. Herrn Weidner schickte ich Ihren Brief, aber er hat sich gar nicht sehen lassen; vielleicht war er verreist. Von da ging's nach Bremen, wo ich einen Tag blieb, mein Concert anordnete und den 23. August nach Oldenburg reiste. Der Herzog war in Jever, die Prinzessin hatte die Friesel — das waren böse Aussichten.***) — Von Ihrem Herrn Bruder erfuhr ich, daß Sie krank wären, welche trübe Nachrichten! Doch Gott Lob! Alles ordnete sich wieder! An Beaulieu, Cordes und Beck habe ich sehr liebe Menschen kennen lernen und wir haben was Ehrliches musicirt. Am 26. war ich über eine Stunde beim Erbprinzen und denselben Abend kam der Herzog zurück.

Den 29. gab ich Concert, das für Oldenburg, als die Jahreszeit, sehr voll war. Das Orchester ist aber in traurigem Zustande. Jansen sang mir; Fräulein Beaulieu war sehr heiser. Am 30. spielte ich bei Hofe ganz allein, nachdem ich den 29. Morgens beinahe eine Stunde beim Herzog gewesen war. Es ist ein geistvoller, liebenswürdiger Hof und der ganze Hof benahm sich überaus artig und zuvorkommend.

Amtmann Jaspers ist noch immer das alte, aber sehr gefällige Haus. Herr Busse ist jetzt schon vom frühen Morgen an besoffen und ein ekelhafter Kerl. Th. Köhler's Bekanntschaft habe ich allerdings auch gemacht, aber Ihre Warnung nicht vergessen. Madame Kohl-Vales ist entlassen mit einem Reisegeld von 200 Thalern. Sie haben sich sehr unruhig betragen.

Ihren lieben Bruder habe ich recht wohl aussehend verlassen. Mit Vergnügen hab' ich von Hauptmann von Stein sehr viel Gutes von seinem Fleiß und seinem Betragen gehört. Ich habe ihm auf seinen Wunsch drei Friedrichsdor ausgezahlt. Mit großer Freude aber habe ich gesehen, in welchem guten, ehrenvollen Andenken Sie hier und überall stehen. Mit Achtung und Liebe gedenkt man Ihrer und Ihrer lieben Familie, und ist mir dies um so wohlthuender, als ich leider so oft von Künstlern ganz anders muß sprechen.

Vorgestern hatte ich nur hier Concert bei vollem Hause, trotz des entsetzlichen Regens†), das Orchester unter Orhenal's Leitung ist recht brav. Wie wohl wird es mir aber thun, einmal wieder unsere Capelle zu hören! An meinem Concerttage hier war mir der Empfang Ihres lieben Briefes vom 11. August, der über Göttingen und Hannover hierher spaziert ist, ein erfreuliches Geschenk. Halten Sie sich nur recht gut, damit ich wegen Ihrer Gesundheit ruhig sein kann Die Neuigkeiten, die Sie mir schreiben, unterhalten mich sehr und bin ich einestheils froh, nicht darein verwickelt zu sein. Was soll ich zu der schönen Recension sagen? Die ist von Fräulein von Winkel. Ueber solch' unsinniges Zeug muß man sich nicht ärgern — dazu ist die Sache zu schlecht.

Ganze Säcke von Grüßen bringe ich Ihnen mit. Meine Frau grüßt mir Ihre liebe Mutter und Schwester herzlichst und ich bin mit wahrer Freundschaft C. M. von Weber."

Bremen, den 4. September 1820.

Die gesammelten Schriften Weber's, welche bald nach seinem Tode von Theodor Hell in zwei Bänden herausgegeben wurden, beweisen, daß des Componisten Humor auch in seinen literarischen Arbeiten ein köstlicher ist. Man lese nur seine allerliebsten Scherzgeschichten, wie z. B. „Der Schlammbeizger" und ein „Bürgerliches Familienmärchen". Wie Weber über manchen querköpfigen Musiker dachte, verräth er in der letzteren Erzählung; dort lesen wir u. A.:

„Opern machen ist keine Kunst, aber entwerfen, entwerfen. Dieser Musikant hatte auch ein Weiblein, das ihm den Kolofonium nachtrug und überhaupt sein pflegte, wenn er etwas wurmig im Kopfe war, welches so der Musikanten Art zuweilen. Edler Herre mein, sprach das Weiblein (dachte aber anders), sage mir doch zur Güte, was Dir den Butterzopf so verleidet und laß mich Theil nehmen an Deinem schmerzhaften Gedankenkrampfe. Darauf er zornentbrannt schrie: nur nicht gefragt oder nach der Frage gefragt. Kannst Du lesen — so lies. Und das dicke Musikantenweiblein nahm fast behend ein kleines, schier leeres Blättlein, mit zwei zierlichen Zeilchen versehen, und las: »Was hätten wohl die Tonkünstler vorgenommen, wäre der Weltuntergang am 7. Dec. gekommen?« Sie lächelte dann darob und sprach: Was fürchtest Du dich, Lieber? Was kann Dir geschehen? Antworte, was Du willst, wer kann Dir beweisen, daß Du Unrecht habest. Ueberdies ist der Gedanke gar nicht neu, sondern aus dem Shakespeare und nichts weiter, als eine Variation über das Thema: Sein oder Nichtsein, das ist die Frage. Ja, ja, das ist die Frage: sind Musikanten nach dem Weltuntergang — was werden sie vornehmen? Gewiß Anderes nicht, als sie vorher vorgenommen und was Du dann thust, weiß ich. Worauf der Musikant mit fremder Stimme aus sich heraussprach: „Was einmal in der großen Sphärenmusik dem allmächtigen Tonsetzer da oben angeklungen, wird nicht verhallen in Ewigkeit; die zitternde Saite hier wird drüben nicht mehr beben, und frei vom irdischen Geräusch, das sie vom Saitenhalter der Erde noch an sich trug, wird sie dort in ungestörten Tönen fortklingen in allen Zeiten. Amen!" Das Weiblein aber lachte heimlich und dachte, was ist so ein Musikant für ein Kerl, Dur und Moll nur einen halben Ton aus einander, und ist das eine Antwort, frug sie!"

Wie in Prosa, so zeigte sich auch in Versen sein allerliebstes humoristisches Talent. Ich hebe hier nur die graziöse Bearbeitung des italienischen Schifferliedes: „Non far la smorfiosa" und die Travestie auf Rossini hervor. Das originelle erstere Poëm lautet:

Jetzt sei nit so sprödig,
Lisettl mi Schatz,
I bin ja so büllig
Und nur en Schmaz.
Was Teufel, was machst denn,
Du schaust mi nit an —
Ahi, ahi, i g'schlagener Mann.
O Hitze, o Schmerze,
O Feuer, o Brand,
O tröste mein Herze
Und reich mir dei Hand.
Nein, solchen Spektakel
Ertrag' i nit mehr —
Ahi, ahi, i lieb dich zu sehr.
Ein einziges Schmazerl
Von dir will i hab'n,
Drum gib mir dein Tazerl,
Sonst kannst mi begrab'n;
Jetzt sei net so gremli,
Du siehst, wie i wehr —
Ahi, ahi, gib's Göscherl doch her.

Rossini und seine Nachahmer hat Weber durch eine sehr gelungene Parodie der Schiller'schen Kapuzinerpredigt verspottet. Der Raum verbietet mir eine wörtliche Wiedergabe derselben. Sie erschien zuerst in der von Fr. Kind, dem Verfasser des Textbuchs zum „Freischütz", herausgegebenen Monatsschrift: „Die Muse", 1. Band, 3. Heft und erregte damals große Sensation und großes Gelächter. Wie gepfeffert diese Persiflage ist, mögen schon die nachstehenden Stellen beweisen:

Der Contrapunkt ist worden zu einem Cunterbunt,
Die Lernenden sind ausgelassen Lärmende,
Die Melodien sind verwandelt in Maladien.
Und allen gesegneten classi'schen Genuß
Verkehrt man uns in Knallfidibus . . .
Der Händel war doch wohl ein Kunstmagnet,
Der Gluck schrieb doch wohl auch mit Effect,
Der Mozart hat auch, glaub' ich, Neues geheckt,
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie so unwissende Kerle gewesen? . . .

Es dürfte nur Wenigen bekannt sein, daß Weber auch mehrere Epigramme geschrieben, welche von schlagfertigem Witz und scharfem Urtheil zeugen. In den meisten trifft er den Nagel auf den Kopf. Mögen einige der gelungensten hier ein Plätzchen finden:

Ueber den Componisten A—e.

Ihr tadelt? nein, bewundert diesen Mann,
Dem einst kein Gott den Vorzug rauben kann,
Daß selbst im Scheiden von dem Leben
Er nicht den Geist braucht aufzugeben.

* * *

Der Bravoursängerin Tembila.

A.

Von oben herab, von unten hinauf!
Mein Gott, welch' ein entsetzlicher Lauf!

B.

Man muß es gesteh'n, daß ihr Trillern gelingt,
Nur Schade, daß sie vor Singen nicht singt.

* * *

An den berühmten Variationen-Schmidt G—k.

Kein Thema auf der Welt verschonte Dein Genie,
Das simpelste allein — Dich selbst — variirst Du nie.

Der Meister der Töne war, wie man sieht, auch ein Meister des Humors, der zwischen Thränen lächelt.

*) K. s. Kammermusikus in Dresden, ein intimer Freund Weber's.

**) Seine Gattin begleitete ihn auf diesen seinen Concertreisen.

***) Auf dem Wege dahin wurden die sammt dem Postillon bei der heftigen Hitze schlummernden Reisenden mit dem Wagen bei hellem Tage in den vollen Straßengraben gefahren und umgeworfen.

†) Die Einnahme betrug 152 Thaler; es sei noch hinzugefügt, daß nach dem Concert zu Ehren des berühmten Componisten und Virtuosen ein kleines Fest im Rathskeller arrangirt und ihm dabei ein Ehrentrunk aus dem bekannten, uralten Faß: „Die Rose" zugebracht wurde.

Digitized by Google

Der Positivismus.

Von Otto Neumann-Hofer.

Wie es Siege gibt, die den Sieger an den Rand des Abgrunds führen, so gibt es auch Niederlagen, aus denen der Geschlagene mit gehobenem Bewußtsein seiner Kraft und mit frischem Muth zu neuen Kämpfen hervorgeht. Der klassische Ausdruck für dieses Gegenstück der Pyrrhussiege ist noch nicht gefunden.

Solch' ein wackerer Geselle, der allen Mißerfolgen zum Trotz stets mit gesteigerter Siegeszuversicht die Bewältigung ein und derselben unüberwindlichen Position versucht, ist der menschliche Verstand. So vielfache, glänzende Erfolge er im Einzelnen in der Unterwerfung der Natur davongetragen haben mag, in der Hauptsache ist er noch stets unterlegen.

Seitdem eine gewisse Stufe von Gesittung ihm die Muße ließ, seine forschende Kraft der speculativen Naturbetrachtung zuzuwenden, hat er nicht aufgehört, einen Weg zu suchen, der ihn hinter die äußere Erscheinung der Dinge führe und ihm das Wesen und den Urquell derselben enthülle:

„Daß sie erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält",

das erschien der Menschheit seit jeher als die wichtigste Frage.

„Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perrückenhäupter und tausend andere
Arme schwitzende Menschenhäupter"

stellten und stellen unablässig die Frage Wozu? und Warum?

„Ein Narr wartet auf Antwort!"

sagt der skeptische Dichter, aber er selbst liefert eine Illustration bedenklichster Art dazu, daß diese „Narrheit" dem menschlichen Geiste eingeboren ist. Das Causalitätsbedürfniß dieses unermüdlichen Fragers, sein Hunger nach Gründen und Antworten ist unermeßlich und unersättlich. Die vollendetste mechanische Welterklärung hinterläßt einen unlösbaren Rest; wenn nicht eher, so muß sie ohnmächtig und verzweifelnd vor dem Räthsel, daß ihr der Uranstoß der Bewegung gibt, Halt machen; denn die Kontinuität einer unendlichen Reihe von Ursachen und Wirkungen ist unserem Geist ein unvollziehbarer Begriff. Zwar ist uns das verhängnißvolle Geschenk zu Theil geworden, die Unendlichkeit alles Seins und aller Wechselwirkungen zu erkennen; begibt sich aber unsere Einsicht auf den Weg nach dem fernen Wunderlande der ewigen Quellen des Lebens, so steht sie nach einigen Schritten an ihrem Ziel, wo ihr die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt ist. An dieser Grenze endet das Erkennen; was darüber hinaus liegt, das eigentliche Land unserer Sehnsucht, ist das unermeßliche Reich, in welchem die schrankenlose, uncontrolirbare Phantasie ihre Nebelwelt auferbaut, während der betrogene Verstand, der sich arg an den besagten Brettern zerschunden hat, den Rückweg antritt. Weit entfernt aber, durch das vergebliche Mühen erschöpft zu sein, ist der menschliche Geist vielmehr gerade an der Größe der Aufgabe erstarkt und begibt sich immer wieder von Neuem auf die aussichtslose Fahrt nach dem Morgenthor der absoluten Erkenntniß.

Das Buch aber, in welchem er seine Himmel- und Höllenfahrten, seine Dunciaden und Don Quixotiaden aufzeichnet, nennt man die Metaphysik.

Die Metaphysik ist der Angelpunkt der ganzen Philosophie von ihrem Anbeginn bis zu ihren letzten triebkräftigen Ausläufern im deutschen Idealismus gewesen. Zwar gab es eine Zeit, wo sie ihre Rolle ausgespielt zu haben und das Arsenal der verrosteten Geisteswaffen dahingeschwundener Geschlechter zu vermehren bestimmt schien; das war damals, als die Kritik des unsterblichen Weisen von Königsberg, gestützt auf den erkenntnißtheoretischen Skepticismus der Engländer, die ganze unendliche Welt mit all' ihren Sonnen und Milchstraßen in eine Schöpfung unseres Inneren verwandelte und zu dem wesenhaften Abglanz einer unerkennbaren prädicatslosen Wirklichkeit stempelte, mit welcher sich der Verstand vermittelst eines bloßen Wortes, das der „intelligiblen Welt", ein für alle Mal abgefunden hatte. Damit schien der Kreis der möglichen Erkenntniß unverrückbar gezogen und innerhalb der Grenzen der Erscheinungswelt gebannt zu sein, in welcher der menschliche Verstand dieselben Gesetze, nach denen er selbst functionirte, und unermeßliche fruchtbare Gebiete vorfand, die ihm die Gelegenheit zu den schönsten Entdeckungen verhießen.

Doch schon Kant hatte sich die Hinterthür der sogenannten „praktischen Vernunft" offen gehalten, durch welche er wieder, wenn auch in einer Weise, die mit seiner theoretischen Kritik des Erkenntnißvermögens nicht in der geringsten Verbindung stand, den Begriff der letzten Ursächlichkeit einschmuggelte und ihn in der Form des über Raum und Zeit erhabenen Schöpfers des Alls ganz einfach kategorisch dogmatisirte. Seinen Schülern und Nachfolgern konnte die Aeußerlichkeit und begriffliche Unverbindlichkeit dieser etwas despotischen Metaphysik nicht entgehen, und ihre ganze philosophische Bethätigung bestand fortan darin, sich wieder den Kopf an jener bekannten Bretterwand einzustoßen, um einen Durchgang zu der „Welt des Intelligiblen" zu erzwingen, welche der klügere Meister einfach auf sich hatte beruhen lassen. Jeder von ihnen glaubte denn auch wirklich durch eine Spalte in das Reich der absoluten Wesenheit geguckt zu haben, und während die Aelteren ihre Hallucination mit Bezeichnungen versahen, die gleichfalls aus einer fremden, unmenschlichen Welt herzustammen schienen, Fichte sie als absolutes Welt-Ich empfahl, Schelling sie als absolutes Subject-Object unbegreiflich zu machen suchte, und Hegel sie als die absolute Idee dem Publikum vorstellte, vermeinte Schopenhauer, der letzte schöpferische Philosoph der Deutschen, das Wesen der Dinge, das Unfaßbare, im Willen, und der schellingisirende Epigone Ed. v. Hartmann im „Unbewußten" ganz sicher beim Schopf gefaßt zu haben.

So war die Oberhoheit der Metaphysik im Reich der Philosophie wiederum gefestet; der metaphysische Grundbegriff war der springende Punkt eines jeden Systems, das Schiboleth, an dem man es erkannte und nach dem man es benannte, das Kriterium, das allein die Fähigkeit zu besitzen schien, ein Gedankengebäude zu einem philosophischen zu stempeln.

Inzwischen aber hatte im Jahre 1826 ein kleiner, 28jähriger Privatlehrer der Mathematik in Paris, der sich bisher nur durch ein Paar Arbeiten in der philosophischen Zeitschrift „Le Producteur" in engerem Kreise bekannt gemacht hatte, eine Reihe von Vorlesungen über ein neues System der Philosophie gehalten, dessen hervorstechende Eigenthümlichkeit gerade darin bestand, die Metaphysik als ein unwissenschaftliches Uebergangsgebilde aus dem Kreise des philosophischen Denkens gänzlich auszumerzen. Das, was er an deren Stelle zu setzen versprach, nannte er den „Positivismus."

Dieser Mann hieß August Comte. Zu seinen Füßen saßen Alexander von Humboldt, der Nachgestalter des Kosmos, Carnot, der Mitbegründer der mechanischen Wärmetheorie, de Blainville, der Physiologe, und Poncelet, der genialste Geometer der neueren Zeit.

Die Waffe, womit der neue Herkules die Hydra der Metaphysik zu erlegen gedachte, war ein logisch-historisches Entwickelungsgesetz, welches die Grundlage seiner gesammten Speculation bildete und als das unterscheidende Merkzeichen des „Positivismus" zu betrachten ist.

Alle menschliche Geistesthätigkeit, so lautet es, sowie die Entwickelung der Völker und Individuen macht der Reihe nach drei Zustände durch. Der erste Zustand ist der theologische oder fingirte; in ihm erwacht der Trieb der Erkenntniß; aber in kindlicher Verkennung des menschlichen Vermögens verschmäht er das Erreichbare und richtet sich auf die innere Natur der Dinge, auf die ersten Ursachen und letzten Ziele der Phänomene, hinter welchen er, von einer kritischen Methode entblößt, nur das Walten übernatürlicher, aber nach dem menschlichen Ebenbild gestalteter Mächte erblicken kann.

Der zweite Zustand ist der metaphysische oder abstracte. Obschon das Resultat gereifterer Einsicht, ist er doch nur eine Modification des vorangegangenen, ein Mischungsgebilde der ursprünglichen, anthropomorphischen Auffassungsart mit den kritischen Elementen des besser orientirten Verstandes. An

Digitized by Google

Stelle der Dämonen setzt er schattenhafte Triebkräfte, erdichtete Wesenheiten, sogenannte Entitäten, nicht sehr verschieden von den „Müttern" des Faust, die er als wirkende Mächte im Urgrund der Dinge voraussetzt.

Im dritten, dem endgültigen, dem positiven Zustand, legt der menschliche Geist die theologische Kindheitsauffassung auch in ihrer verfeinerten Gestalt ab. Er erkennt die Unmöglichkeit, ein unbedingtes Wissen zu erreichen, und über die beiden Endpunkte des Seins eine mehr als phantastische Bestimmung zu treffen. Nur die Mitte betrachtet er als seine Domäne; diese beherrscht er aber auch souverän, indem er durch vereinten Gebrauch des Verstandes und der Beobachtung das Verhältniß der Erscheinungen, ihrer Zeitfolge und Aehnlichkeit nach, d. h. ihre Gesetze, enthüllt.

Wie der theologische Zustand seine höchste Vollkommenheit erreichte, als er die vorstehende Thätigkeit eines einzigen Wesens an Stelle des wechselnden Spiels zahlreicher Dämonen setzte, so liegt der Abschluß des metaphysischen Systems in der Zusammenfassung aller Entitäten in eine einzige, die Natur, und die noch nicht erreichte Vollendung des positiven Systems in der Zurückführung aller Erscheinungen auf eine allgemeine Thatsache, etwa die der Gravitation.

Das Lehrgebäude, welches Comte auf der Grundlage dieses Gesetzes errichtete, veröffentlichte er in dem „Cours de Philosophie positive," welcher von 1830—1845 in sechs starken Bänden erschien. Der unmäßige Umfang dieses Werkes hat die weitere Verbreitung der Anschauungen seines Urhebers, zumal in Deutschland, fast vollständig vereitelt. Es war daher ein dankenswerthes Unternehmen, als ein französischer Gelehrter unter dem Pseudonym Jules Rig 1880--1881 einen zweibändigen Auszug veröffentlichte, der alle philosophischen Züge des Originalwerks übernahm, aber das massenhafte Detailmaterial über Bord warf. Eine deutsche Uebersetzung dieses Auszugs lieferte J. H. von Kirchmann in seiner bekannten „Philosophischen Bibliothek." Bis dahin war Comte in Deutschland nur dem engsten Kreise der Fachleute, einem größeren Publikum kaum dem Namen nach bekannt. Die heute üblichen Compendien der Philosophiegeschichte, wie das von Ueberweg, erwähnen den französischen Denker nebenher, einer ausführlichen Betrachtung würdigte ihn Eugen Dühring, desgleichen Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus. Seit Kirchmann's Publication hat sich die Aufmerksamkeit etwas lebhafter dem Denker zugewandt, der wie kein zweiter versuchte, die Philosophie in modernem Geist zu gestalten, und welcher, da er der Jüngste ist, der eine wirklich originale umfassende Synthese zu Stande gebracht, der Letzte der Philosophen genannt werden darf.

Als philosophischer Systembildner hat August Comte in Frankreich seit Descartes nicht seines Gleichen. Ein ungeheures wissenschaftliches Material dient ihm als Grundlage. Die Wurzel seines Systems habe ich bereits angedeutet: es ist das Gesetz der drei Entwickelungsstadien des menschlichen Denkens. Betrachten wir einige Folgerungen desselben.

Wenn es die Aufgabe der positiven Philosophie ist, den Prozeß des schließlichen Uebergangs in den positiven Zustand zu beschleunigen, so ist ihr Angelpunkt, von welchem aus das ganze System beurtheilt werden muß, die Idee, was im Sinne desselben als „positiv" anzusehen ist. Dieses sind nun nach Comte lediglich die Gesichtspunkte der strengen Wissenschaften und der nach ihrer Methode behandelten Gesellschaftstheorie und Geschichte. Sie allein sollen eine wirkliche Erkenntniß, ein theoretisches Wissen über die Dinge und Menschen verschaffen.

Zur Orientirung will ich schon im Voraus bemerken, daß das Bündel von Disciplinen, welches nach der Comte'schen Auffassung jene Fähigkeiten besitzt, sich aus den sechs Wissenschaften: Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie und Soziologie zusammensetzt, und daß die Verknüpfung der grundlegenden Ideen derselben zu einem einheitlichen System den hauptsächlichen Inhalt der „positiven Philosophie" ausmacht.

Darin liegt die Abweisung aller Versuche ausgesprochen, irgend welche Bestimmungen über die Ursachen und Ziele, sowie über die innere Natur der Dinge zu treffen. Jene Wissenschaften kennen nur sinnenfällige Phänomene und erblicken ihre letzte Aufgabe in der Feststellung von Formeln, welche die gleichzeitige oder aufeinanderfolgende Verknüpfung derselben ausdrücken.

Unverkennbar ist die hierin zu Tage tretende Aehnlichkeit mit der Kant'schen Erkenntnißkritik. Indessen ist das „Phänomen" für Comte mehr als ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, es ist ein objectiver Vorgang, während es sich bei Kant von dem Hintergrund eines unbestimmt gelassenen metaphysischen Gebildes als eine bloße Erscheinung abhebt. Hierin liegt die bedenklichste speculative Schwäche des Positivismus.

Comte ist vorsichtig genug, ebensowenig für alle Erkenntnißzweige, wie für alle Völker und Individuen ein gleichmäßiges Tempo in dem Durchlaufen der drei bekannten Stadien zu behaupten. Während er einzelne Gebiete in vollständig positivem Zustande erblickt, sieht er auf anderen weiten Feldern mit tiefstem Bedauern die theologische und metaphysische Methode noch ungestört schalten und walten. Diese bedürftigen Erkenntnißzweige sind jene, welche sich mit den historischen, sozialen und politischen Vorgängen beschäftigen und die Comte unter dem Namen „Soziologie" zu einer Einheit zusammenfaßt.

Hieraus ergibt sich sowohl die spezielle wie die allgemeine Aufgabe der „positiven Philosophie." Die spezielle Aufgabe besteht darin, die Behandlung der sozialen Vorgänge auf denselben Grundlagen zu errichten und zu demselben Grade der theoretischen Vollendung emporzuheben, welche die Naturwissenschaften auszeichnen, und somit den Kreis der Positivität zu schließen; die allgemeine Aufgabe verlangt, um die Voraussetzungen für das erwähnte Ziel zu schaffen, die eingehende Behandlung und die Aufdeckung der organischen Beziehungen aller „positiven" Wissenszweige.

Comte ist auf den Vorwurf gefaßt, daß die encyclopädische Tendenz dieser Festsetzung das Widerspiel der philosophischen Zusammenfassung sei und dem Prinzip der wissenschaftlichen Arbeitstheilung widerspreche. Er begegnet ihm aber gerade mit der entgegengesetzten Folgerung, daß seine Philosophie die Spezialisation der wissenschaftlichen Arbeit nur vervollkommne; denn, einmal zugegeben, daß bei der innigen Verknüpfung alles Seins und Geschehens die völlige Isolirtheit der einzelnen Wissenszweige das Erkennen unter dem Niveau eines rohen Empirismus zurückhält, so folgt, daß auch das Studium der wissenschaftlichen Allgemeinheiten zu einer Spezialität gemacht und einer besonderen Klasse von Gelehrten anvertraut werden müsse.

Der befruchtende Einfluß, den diese concentrirte Pflege der allen Wissensarten gemeinsam zu Grunde liegenden Beziehungen auf den Fortschritt der einzelnen Zweige ausüben muß, ist eine der vier Haupteigenthümlichkeiten, welche Comte für die positive Philosophie in Anspruch nimmt. Bei dem heutigen Stande des Wissens kann man sie einfach zugeben.

Auch der zweiten Eigenthümlichkeit kann man rückhaltlos beipflichten. Sie besteht in einer rationellen Umgestaltung des Erziehungswesens. In der That vermag eine der modernen Weltanschauung entsprechende, lückenlos geschlossene Bildung der Jugend nur an die Stelle der heutigen, von zusammenhangslosen Einzeldaten überlasteten theologisirenden Halbbildung zu treten, wenn die Isolirtheit, in welcher die Einzelfächer zum Vortrag gelangen, durch ein System ersetzt wird, das die Grundlinien und Elemente der unzweifelhaft sicher gestellten Erkenntniß — und nur dieser — organisch verbindet.

Aber schon bei dem dritten Punkt beginnen sich die Bedenken zu regen. Die positive Philosophie soll die alleinige Grundlage für die endgültige Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft abgeben. Comte vermeint den Vorwurf der Anmaßlichkeit, der ihm aus diesem Satz gemacht werden könnte, durch eine einfache Deduction niederzuschlagen.

Digitized by Google

Die große politische Erschütterung der Gesellschaft kommt von der geistigen Anarchie. Unser schwerstes Leiden liegt in den tiefgreifenden Gegensätzen von Ansichten, obgleich deren Festigkeit die erste Bedingung aller gesellschaftlichen Ordnung ist. Dieser Zustand wird so lange fortdauern, als die theologische, metaphysische und positive Auffassungsart noch neben einander wirksam sind. Während der unangezweifelten Herrschaft der beiden Formen des theologischen Zustandes, des Polytheismus im Alterthum und des Monotheismus im Mittelalter, bestand die harmonische Einheitlichkeit der Weltanschauung und Lebensgestaltung. Da aber in letzter Instanz das positive Denken zur Herrschaft berufen ist, so wird es mit seinem vollständigen Sieg auch die Stetigkeit des gesellschaftlichen Zustandes wieder herstellen.

Schade nur, daß Comte hierbei die Stetigkeit des menschlichen Daseins und Denkens außer Acht läßt. Sie macht einen Strich durch seine Rechnung. Die Functionen des menschlichen Geistes, welche die Elemente des positiven Denkens gezeitigt, sind dieselben, welche die früheren Stadien und die ihnen zugehörigen gesellschaftlichen Ordnungen schufen. So lange der Positivismus ein Gebiet frei läßt, werden hier die Functionen naturgemäß fortfahren, sich im alten Geleise zu bewegen. Aber von vornherein schließt ja schon der Positivismus den weiten Bereich der letzten Ursächlichkeiten aus, ohne der menschlichen Natur die innere Nöthigung nehmen zu können, sich immer wieder von Neuem auf dieses Feld zu wagen, auf dem sie Jahrhunderte lang die intensivste geistige Thätigkeit entfaltet hat. Und nicht genug hieran, Comte selbst überliefert durch die vierte und bedenklichste, aber zugleich entscheidendste Eigenthümlichkeit seines Systems noch ein anderes unendliches Gebiet dem Spiel der metaphysischen Superstition.

Diese vierte Eigenthümlichkeit ist der auf die Spitze getriebene methodische Gegensatz zum Idealismus, und das preisgegebene Gebiet ist das der inneren Beobachtung. Während der Idealismus nur das reine Denken als die Quelle der philosophischen Wahrheit anerkannte, schreibt Comte in gleicher Einseitigkeit nur der äußeren Beobachtung die Fähigkeit zu, ein positives Wissen zu vermitteln, selbst wenn sich dieses auf logische Begriffe bezöge. Dadurch unterscheidet er sich von dem modernen Realismus, der zwar auch die Anmaßungen des aprioristischen Denkens zurückweist, aber gerade durch eine rationelle Methode der inneren Beobachtung, die Probleme der Sittenlehre den metaphysischen Phantastereien zu entziehen trachtet. Indem Comte die Möglichkeit der inneren Beobachtung schlankweg leugnet, öffnet er selbst den Zumuthungen der bekämpften Metaphysik Thür und Thor, die sich sofort überall einnistet, wo der kritische Verstand auf eine Bethätigung verzichtet.

Die nächste Folge davon ist die Unvollständigkeit des Systems der positiven Wissenschaften. Ihm mußte nothwendig die Psychologie, die Logik, die Erkenntnißtheorie, ja selbst die Ethik fehlen, da die äußere Beobachtung über diese Zweige des Erkennens wenig oder gar nichts aussagt. Damit erniedrigt sich erheblich die Werthschätzung seiner Philosophie, die genau betrachtet nichts weiter als eine Physik im allgemeineren Sinne ist.

Alle Vorgänge, die der äußeren Beobachtung zugänglich sind, vollziehen sich entweder an leblosen Dingen oder an Organismen. Daraus ergibt sich die Scheidung in die unorganische und organische Physik. Jene betrachtet entweder die allgemeinen Vorgänge im Weltall (Astronomie), oder an irdischen Körpern (Physik), wie vom chemischen Gesichtspunkt (Chemie). Die organische Physik setzt die Bestimmungen der unorganischen voraus, bringt aber ein völlig neues Element, das der Organisation, hinzu. Sie untersucht erstens die allgemeinen Vorgänge im Individuum (Biologie), zweitens in der sozialen Gliederung (Soziologie).

Die bedingungslosen Anhänger des Comte'schen Positivismus haben in der angeführten Klassifikation und in ihrer Ausführung durch die sechs Bände des „Cours" hindurch eine eminente Leistung der philosophischen Abstraction erblickt. Doch dürfte dieses Lob sehr einzuschränken sein. Ist auch das Prinzip der Einleitung, diejenigen Wissenschaften vorzuordnen, deren Vorgänge denen der folgenden zu Grunde liegen, ein unzweifelhaft richtiges, so ist doch die unnatürliche Künstlichkeit gleich zu Anfang augenfällig. Es gehört bei einem so unterrichteten Mann wie Comte ein merkwürdiger Grad von geistiger Blindheit dazu, die astronomischen Vorgänge den physikalischen vorzuordnen, obgleich überall die letzteren die Grundlage für jene sind, und die Verbindlichkeit der physikalischen und chemischen Gesetze auf die irdischen Körper zu beschränken. Beweist auch Comte's geistvolle Behandlung der einzelnen Wissensgebiete, daß er sie gründlich durchstudirt und durchdacht und nicht nur, wie gewisse andere Philosophen universalistischer Richtung, durchphantasirt hat, so ist doch Dühring's Vorwurf berechtigt, daß eine zusammenhängende Darstellung des derzeitigen Wissensbestandes, mag sie nun in sechs oder 66 Bänden ausgeführt sein, um kein Titelchen unsere Erkenntniß bereichert.

Der originellste und geistreichste Theil des Comte'schen Systems ist unzweifelhaft die Soziologie. Hier erst gewinnt die Idee der stufenweisen Entwickelung durch die drei Stadien des theologischen, metaphysischen und positiven Zustandes ihre zeugungskräftige Bedeutung. Der Versuch, diese drei Stufen in den geschichtlichen Organisationen von Staat und Gesellschaft und ihre enge Beziehung zu den gleichzeitigen Stadien des Denkens nachzuweisen, ist nebst der Kritik der Metaphysik die wichtigste Bereicherung, welche Comte dem philosophischen Ideenkreise zugeführt hat.

Dem theologischen Zustande ist der Typus der monarchischen und militärischen Regierungsweise analog. Geradezu blendend ist die Parallele zwischen der metaphysischen Auffassungsart und dem constitutionellen Regime. Beide müssen dem Denker sub specie aeterni als Kompromißgebilde erscheinen, als Scheinvereinigungen von vereinbaren Prinzipien, Thatsachen und Mächten, deren Dasein nur von einer verhältnißmäßig kurzen Dauer sein kann. Niemals hat die „politische Metaphysik", welche Comte an dem Julikönigthum in unmittelbarster Nähe studiren konnte, eine schneidigere Kritik erfahren.

Freilich bleibt die Kennzeichnung des letzten und positiven Organisationstypus in den Nebeln gänzlich abstracter und gestaltloser Schematisirungen gehüllt. Das ist aber das Schicksal aller Staatsconstructionen, die in eine ungewisse Zukunft hineingebaut sind; das Resultat ist entweder eine willkürliche und unhistorische Erneuerung bereits überwundener Zustände oder eine Utopie.

Dadurch wird aber der Genuß, den die überraschend geistvollen, historischen Analysen des Werkes gewähren, nicht beeinträchtigt. Sie stellen ein Muster für diejenige Art der tieferen Geschichtsbehandlung auf, welche Buckle, auf Comte'schen Anregungen fußend, bei seinem großen Versuche anwandte, die Historie zur Höhe einer strengen Wissenschaft zu erheben.

Gewiß kann auch in Deutschland, trotz dessen philosophischer Hegemonie, die speculative Vertiefung durch das Studium des Comte'schen Systems nur gewinnen; wenn man auch gerechte Zweifel an der Bestimmung hegen darf, welche ihm sein Urheber mit den Worten zuweist: „Keine der früheren Revolutionen der Menschheit, selbst nicht der Uebergang aus dem Polytheismus zum Monotheismus, hat die Existenz des Einzelnen und der Gesellschaft so tief verändert, als dies in einer nahen Zukunft durch das Aufkommen des positiven Zustandes geschehen wird."

Zur neueren Schillerliteratur.

Von Paul Seliger.

Seitdem die allgemeine Begeisterung für Schiller im Jahre 1859 bei Gelegenheit seines hundertjährigen Geburtstages den Höhepunkt erreicht hatte, war der Dichter in den nächsten Jahrzehnten für die strengere Forschung Goethe gegenüber unläugbar in den Hintergrund getreten. Erst die neueste Zeit hat hierin eine Aenderung bewirkt: in den letzten fünf Jahren sind nicht weniger als drei eingehende Darstellungen von Schiller's

Digitized by Google

Leben und Wirken unternommen worden: die bedeutendste von ihnen ist die auf vier Bände berechnete Biographie von J. Minor: Schiller, sein Leben und seine Werke, von der bis jetzt zwei Bände vorliegen.*)

Minor ist einer der bedeutendsten Vertreter der neueren literargeschichtlichen Forschung, wie sie hauptsächlich durch Scherer ausgebildet worden ist. Ihr Bestreben geht — und darin zeigt sie Verwandtschaft mit der naturwissenschaftlichen, entwicklungsgeschichtlichen Methode — dahin, sowohl die Bedingungen, unter denen sich ein Schriftsteller selbst entwickelt als auch diejenigen, unter denen seine einzelnen Werke entstehen, bis in das kleinste und genaueste zu verfolgen.

Der erste Band umfaßt die Zeit bis zur Flucht nach Mannheim (1782). Von größeren Werken hatte Schiller bis dahin nur die „Räuber" geschaffen. Mit der staunenswerthesten Belesenheit und zugleich mit der musterhaftesten Ordnung und Klarheit führt uns Minor die Entstehungsgeschichte des Dramas vor Augen. Er weist uns auf die Erzählung Schubart's hin: „Zur Geschichte des menschlichen Herzens," welche der Verfasser ausdrücklich einem Genie preis gab, um eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen und welche für Schiller der erste Anstoß zu seinem Werke wurde und zeigt uns dann Schritt für Schritt, wie Schiller die einzelnen Motive, Vatermord, Brudermord schon vollständig entwickelt in der dramatischen Literatur seiner Zeit vorfand. Aber während Klinger und Leisewitz, welche beide unmittelbaren Einfluß auf Schiller gehabt haben, den Zusammenstoß zwischen den feindlichen Brüdern nur von je einer Seite zeigten, setzt Schiller Leidenschaft gegen Leidenschaft, „Riesen gegen Riesen." Erst ihm ist die großartige Gegenüberstellung der beiden Brüder ganz gelungen, welche sein erstes dichterisches Meisterstück war. Er hat von seinen Vorgängern viel gelernt und manchmal von ihnen sogar die Farben entlehnt: aber ihre Mischung ist sein Eigenthum, und er erst hat den Pinsel kräftig zu führen verstanden. Und noch etwas anderes haben die „Räuber" vor den Stücken der Zeitgenossen voraus: das tragische Pathos. Wie das Stück selbst nicht bloß in einzelne Kraftscenen zerbröckelt, sondern ein fortreißender Zug durch das Ganze geht, so schwillt auch die Kraft der einelnen Reden immer gewaltiger an. Man mag über die Kraftstellen in Schillers „Räubern" spotten, wie man will, sie sind doch die Klauen des Löwen. Während die Helden der Klinger und Lenz im höchsten Affekt zu Fratzen werden, erreicht Karl Moor dort, wo ihn die Leidenschaft trägt, die höchste tragische Größe. Es ist kein hohles und leeres Pathos, mit welchem die Räuber die deutschen Bühnen erfüllt haben und immer erfüllen werden, denn sie sind ewig. Darum, weil sie auf den ältesten und natürlichsten sittlichen Conflicten beruhen, und ihnen zwar einen lärmenden und maßlosen, aber auch einen unverfälschten Ausdruck geben, geht von ihnen eine so unmittelbare Wirkung aus, wie sie außer ihnen kein deutsches Drama und nur Shakespeares „König Lear" erzielt.

Nach der ersten Aufführung der Räuber brannte Schiller nach einem neuen tragischen Stoffe. Zunächst schwankte er zwischen Konradin und Fiesko. Bald entschied der Dichter sich für den letzteren, dessen Gestalt ihm schon auf der Militärakademie nahe getreten war. Zunächst ging er an das Studium der geschichtlichen und örtlichen Quellen. Robertsons Geschichte der Regierung Karls V. verwies ihn auf die Darstellung des Kardinals von Retz. Nach diesen Quellenstudien entwarf Schiller den Plan zuerst im Kopf und zeichnete ihn dann in Form eines kurzen, nüchternen Schema der Acte und Scenen auf dem Papier auf. Die Ausführung einzelner Theile konnte sodann nach Lust und nach Laune erfolgen. Doch ließ die Vollendung ziemliche Zeit auf sich warten. Das Stück wurde Anfang September über den Vorbereitungen zur Flucht zurückgelegt, nur der Schluß und die letzte Feile fehlten. Dalberg erklärte, als der Dichter es unvollendet einreichte, dasselbe als unbrauchbar für das Theater und wollte erst nach Vollendung des Stückes und nach Vollziehung der nöthigen Aenderungen einen Vorschuß bewilligen. Die in's Stocken gerathene Arbeit wollte nur schlecht vorwärts gehen. Die Katastrophe, welche die Geschichte dem Dramatiker bot (der geschichtliche Fiesko ertrank) war unbrauchbar, und es wollte sich Schiller keine befriedigende Erfindung an ihrer Stelle ergeben. Endlich kamen, da das Stück doch geschlossen werden mußte, die letzten Scenen mit mehr Mühe als das ganze übrige Werk zu stande, und der Dichter mußte nun noch einmal zurückgreifen, um die vorderen Theile mit dem Abschluß in Uebereinstimmung zu bringen.

Nach Minor soll der Charakter Fieskos zwischen Brutus und Catilina schwanken: Gianettino gegenüber sei er Brutus, Andreas Doria gegenüber Catilina. Wie in den Räubern verlege Schiller den Conflict in die eigene Brust des Helden. Immer deutlicher gehe Fiesko aus dem Tyrannenhasser in den gefährlichsten Tyrannen über. Doch der Schluß stimme nicht mit der vorhergehenden Entwicklung zusammen: die Handlung der ersten vier Acte sei auf ein Befreiungsstück angelegt, und auf einmal komme am Ende des fünften ein ganz anderer Conflict. Schiller habe zwar den Schluß durch den ersten Auftritt des dritten Aufzugs vorbereitet, aber die Scene sei unorganisch eingefügt, da die Ankündigung Verrina's, Fiesko zu ermorden, unmittelbar auf das Selbstgespräch des Helden folge, worin dieser seine ehrgeizigen Regungen niedergekämpft und beschlossen habe, Genuas glücklichster Bürger zu werden.

Minor hat Recht; die beiden Scenen passen nicht zu einander; nur meinen wir umgekehrt, der Schlußauftritt des zweiten Aufzugs sei unorganisch eingefügt und bringe einen ganz falschen Ton in das Stück, während die erste Scene des dritten Aufzugs in ihrer Art ganz vortrefflich ist. Es war zwar nicht unbedingt nothwendig, daß Schiller sie in die „furchtbare Wildniß" verlegte und Verrina so gräßliche Worte sprechen ließ, aber der Satz: „Der Mann, dessen Lächeln Italien irre führte, wird er seinesgleichen in Genua dulden?" ist von einer ausgesuchten Feinheit und zeugt von einer erstaunlichen Menschenkenntniß. Und dann dürfte man nur den letzten Auftritt des zweiten Aufzugs streichen und dafür das Selbstgespräch Fiesko's setzen, welches unmittelbar auf die Scene zwischen Verrina und Bourgognino folgt, so wäre diese letztere vollständig begründet. Denn jetzt hat Fiesko Alles vergessen, wovon er eine Seite vorher so pathetisch sprach: „Ein Diadem erkämpfen ist groß. Es wegwerfen ist göttlich." Jetzt heißt es: „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen." Und dies ist auch sein wahres Gesicht: jede Zeile der Verhandlungen mit dem Mohren legt davon Zeugniß ab, daß sein Streben nur dahin geht, die Herzogswürde für sich zu erobern; dann erzählt er den Handwerkern die Fabel von dem Löwen und entläßt sie mit den Worten: „Denkt auf den Löwen;" Leonore gesteht er im vierten Aufzug, er habe sie einst einer Genueserin zur Linken gehen gesehen, und in den Assembleen des Adels mit dem zweiten Handkuß der Ritter vorlieb nehmen; dies habe seinen Augen weh gethan, und er habe beschlossen, es solle aufhören. — Alles dies findet sich in den ersten vier Aufzügen, und dem gegenüber will Minor behaupten, diese seien auf ein Befreiungsstück angelegt? Fiesko's Charakter schwankt nicht zwischen Brutus und Catilina, sondern er ist von Anfang an Catilina, aber ein solcher, der es versteht, seine Freunde glauben zu machen, er sei Brutus. Die Theaterbearbeitung Schiller's, in der Fiesko am Schluß das zerbrochene Scepter unter die Menge wirft, ist deshalb, wie auch Minor anerkennt, vollständig verunglückt.

Mit dem Fiesko betrat Schiller das Gebiet, auf welchem ihm die größten Erfolge erwachsen sollten, das des geschichtlichen Dramas. Sein nächstes Werk war freilich wiederum „ein lauteres Product der Begeisterung", wie er selbst seine ungeschichtlichen Stücke bezeichnet: Kabale und Liebe oder, wie er das Drama selbst genannt hatte: Luise Millerin (der gebräuchliche Titel rührt von Iffland her). Genau wie zu den Räubern fand er auch zu diesem Werk alle Elemente bei seinen Vorgängern vor, aus denen er es zusammenmischte, aber auch

*) Berlin, Weidmann.

Digitized by Google

hier wußte er es mit seinem Geist zu erfüllen und erhob sich hierdurch thurmhoch über die Lenz, Klinger, Wagner, Gemmingen und wie sie alle heißen. Ein Liebesverhältniß getrennt durch Standesunterschiede: das war das große Thema der Zeit und ihres Wortführers Rousseau. Als künstlerisches Vorbild für unzählige Nachfolger stand hier die Nouvelle Héloïse da: St. Preux und Julie, in heißer Liebe mit einander verbunden, werden durch den Adelsstolz des Vaters getrennt. Hier war auch bereits der Gegensatz, welchen Schiller's Drama so laut verkündet, aufgestellt: Herz und Welt stehen sich feindlich gegenüber, die Natur ist mit Convenienzen zerfallen, die Menschheit mit der Mode im Kampf begriffen. Auch Schiller war schon selbst diese Bahnen gewandelt: in der Erzählung Kossinsky's hatte er das Glück zweier liebenden Herzen durch Hofintriguen zerstören lassen, und im Fiesko stellt ein Prinz dem Bürgermädchen nach.

Aber mit dem Motive der Mesalliance verbindet Schiller ein zweites: Ferdinand soll nicht nur seiner Luise entsagen, er soll auch die Lady Milford heirathen: er ist der Mann in der Mitte zweier Frauen und zwar zweier ungleichen, wie Lessing's Mellefont und Prinz, wie Goethe's Fernando und Weislingen. Das Hauptstück dieser Gattung ist Emilia Galotti, und Schritt für Schritt läßt sich der Einfluß nachweisen, den das Lessing'sche Drama auf Schiller ausgeübt hat. Der polternde Odoardo ist das Vorbild Miller's, wenn auch durch zahlreiche Zwischenglieder vermittelt; Marinelli ist in zwei Rollen auseinandergelegt: Wurm und Hofmarschall v. Kalb. Außerdem finden sich in großer Zahl beinahe wörtliche Uebereinstimmungen. Wie kein anderes Stück hat Schiller „Kabale und Liebe" aus seinem eigenen Leben heraus geschaffen: ein ganzes und volles Abbild der Welt, in der er lebte. Wiederum, wie in den Räubern, stehen sich die heißen und kalten Leidenschaften bis zur Vernichtung gegenüber; wiederum findet der Egoismus und Rationalismus der Aufklärung, welcher in der Convenienzheirath gipfelte und den Nutzen über die heiligsten Empfindungen setzte, an dem vollen Herzen der Rousseau'schen Zeit einen ebenbürtigen Gegner. Und Schiller war der erste, welcher die reine und geistige Liebe, nicht bloß die physische in Gegensatz zu den Anforderungen der Gesellschaft stellte, und deshalb ist aus seinem bürgerlichen Trauerspiel auch etwas Anderes und Besseres geworden, als aus denen der übrigen Vertreter der Sturm- und Drangperiode.

Wir gehen zum Don Carlos über. Den Stoff dazu hatte der Dichter Dalberg zu danken, der ihn im Mai 1782 eine Geschichte des Helden mit auf den Weg gab. Aber erst in Bauerbach wendet er seine Gedanken ernstlich dem spanischen Prinzen zu. Sobald er sich endgültig für den Vorwurf entschieden hatte, warf er sich mit seiner gewohnten Entschlossenheit auf die Arbeit, machte geschichtliche Vorstudien, und wiederum ist das erste, was er in's Auge faßt, der Plan. Keinen seiner Helden, höchstens Karl Moor ausgenommen, hat Schiller so nahe am Herzen getragen, mit keinem hat er sich so vollständig eins gefühlt, wie mit ihm. Im Laufe der Arbeit gewinnt er das höchste Selbstbewußtsein. Er kann es sich gar nicht vergeben, daß er so eigensinnig gewesen sei, seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für ihn, wie er zu sagen wagt, eigentlich da war, da er hier vielleicht nicht erreicht, im anderen dagegen (er spielt auf Iffland's größere Erfolge an) übertroffen werden könnte. Er schreibt jetzt in Jamben. Der erste Act erschien 1785 in der Rheinischen Thalia. Nach dem ältesten Plane war es eine Familientragödie, die in fast all' ihren Motiven die auffallendste Aehnlichkeit mit Kabale und Liebe hatte. Später wurde ein historisches Drama daraus, welches bald zum politischen werden sollte. Nicht bloß die Liebe, auch die Freundschaft mußte höheren Zwecken weichen, und Posa tritt als Abgeordneter der ganzen Menschheit auf. Er wird des Freundes Erzieher für die Sache der Freiheit und der Menschheit. Nicht das Wohl seines Volkes, sondern das Glück der ganzen Menschheit hat er zu seiner Herzenssache gemacht. Durch ihn wird Don Carlos in der zweiten Hälfte des Stückes ganz zurückgedrängt, und damit tritt auch das Ideelle in dem Drama stärker hervor.

Stil und Sprache sind im Don Carlos reifer und durchgebildeter als in den früheren Dramen Schiller's. Nicht bloß der Vers, sondern auch die völlige Ausscheidung der komischen Elemente, welche hier nach dem Muster der französischen Tragödie zum ersten Mal ganz fehlen, legte ein gewisses Maß auf. Cynismen und Geschmacklosigkeiten sind vermieden, die drastischen Mittel werden verschmäht. Nie aber hat der Enthusiasmus und die überschwängliche Empfindung einen kräftigeren und schwungvolleren Ausdruck gefunden als im Don Carlos. Wärmere und innigere Töne hat Schiller selbst kaum mehr angeschlagen, einen höheren Schwung und erhabeneren Flug hat auch die Sprache seiner letzten Tragödien kaum mehr genommen.

Mit der Besprechung des Don Carlos endet der zweite Band des Minor'schen Werkes. Die Beendigung ist in den nächsten zwei Jahren zu hoffen. —

Wir wenden uns nun einem anderen Buche zu, welches ebenfalls zu dem Besten gehört, was die neuere Schillerliteratur aufzuweisen hat: es sind dies Karl Werder's Vorlesungen über Schiller's Wallenstein.*) Die erste Frage, die darin zur Behandlung kommt, ist die nach der Einheit des Werkes. Goethe gebraucht einmal den Ausdruck Trilogie, anderwärts bezeichnet er es mit dem Worte: die Wallensteinischen Folgen. Dem gegenüber weist Werder darauf hin, daß das Werk ein zehnactiges Trauerspiel mit einem Prologe, dem Lager, ist. Der Einschnitt, die Theilung in die „Piccolomini" und „Wallenstein's Tod" sei äußerlicher Art, und das Stück selbst lege unmittelbar Einspruch dagegen ein. Diese zehn Aufzüge seien in Wirklichkeit aber nur fünf. In dieser Frage müssen wir Werder vollständig Recht geben, anders aber liegt die Sache, wenn er am Schluß seines Buches nun verlangt, das Stück hintereinander abzuspielen und zu diesem Zwecke Alles aus den Reden zu streichen, was ohne jeden Schaden bei der Darstellung wegbleiben könne. Wir fürchten, das deutsche Volk, dem die Reden in all' ihrer Breite an's Herz gewachsen sind, würde wohl etwas verwundert aufhorchen, wenn es so viel vermissen sollte.

Ebenso wenig können wir uns mit den Ausführungen über Wallenstein's Schuld einverstanden erklären. Wohl sei Wallenstein Hochverräther, führt der Verfasser aus, aber in Betreff der Frage, wie er zum Verbrechen komme, sei der Kaiser der Hauptschuldige. Der Kaiser hätte die Bedingungen, unter denen Wallenstein den Oberbefehl des Heeres angenommen habe, nicht bewilligen dürfen, da sie den Feldherrn zum eigentlichen Kriegsherrn machten. Aber an Wallenstein's Eigenschaft als kaiserlicher Feldherr ändert die Macht, die er in Händen hat, nichts. Sobald er sah, daß er dem Kaiser nicht mehr so dienen könne, wie es sein Eid erheischte, hätte er den Oberbefehl niederlegen müssen. Hätte er dann selbständig ein neues Heer unter seine Fahnen gesammelt, so wäre dies zwar immer Empörung gegen den Kaiser gewesen, aber kein Hochverrath.

Eine fernere Entschuldigung sieht Werder für Wallenstein darin, daß dieser dem Reiche den Frieden schenken will, den der Kaiser nicht wünscht. Aber dies kann höchstens eine Selbsttäuschung Wallenstein's sein. Werder selbst kennzeichnet das Heer des Friedländers als „wilde Bande, zu der er aus allen Völkern den Auswurf zusammengetrommelt habe und deren sittliche Entartung, die sie mitgebracht, gerade die Art ist, die er braucht und fordert und durch seine Zucht gepflegt und gesteigert hat zur furchtbarsten Höhe." Und mit einem solchen Heer will Wallenstein den Kaiser zum Frieden zwingen?

Werder sieht sich denn auch in der Folge selbst genöthigt, die wahre Schuld des Helden in „dem dämonischen Einfall" zu erblicken, „die Kriegsfurie zur alleinigen Herrin der Dinge zu machen, ihr in die Stätten menschlicher Bildung hinein die Bahn zu brechen in einem Umfang und auf eine Dauer, die auf Verwüstung des ganzen Daseins gehen." Dann spricht er von

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

der „äußersten Brutalität“ des Helden, „die nichts achtet, als den eigenen rasenden Trieb, vor der es keine Tugend und kein Laster gibt, die Alles niedertritt, Allem, was Menschen heilig ist im Himmel und auf Erden, allein sich entgegenstellt mit dem nackten Schwert und dem Hohn der Gewaltthat.“ Wie paßt nun dies zu der angeblichen Friedenssehnsucht Wallenstein's?

Außerordentlich geistvoll ist jedoch die Auffassung des Astrologischen als der Alles beherrschenden Grundkraft in Wallenstein's Eigenart, als des der ewigen Gerechtigkeit angehörenden Strafmittels, da es die Verblendung erzeuge, die Wallenstein gerade in seinen erbittertsten Feinden seine treuesten Freunde erblicken lasse. Werder bezieht sich auf Fleck's Darstellung, von der uns Tieck einen Bericht hinterlassen hat, in dem es u. A. heißt: „So wie er auftrat, war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare schützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief sich der tiefsinnige stolze Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zu Theil geworden war.“ Dann führt Werder näher aus, wie diese Verblendung den Helden verderbe und fährt dann fort: „Bei relativem Wahn würde Wallenstein unsere Achtung und mit ihr unser Mitleid verlieren; bei absolutem, in Folge eines inneren Frevels gegen Idee, Geist, Gesetz, gewinnt er unseren Schrecken, unsere Furcht vor sich, und da die Verblendung ihn in das Gericht treibt, eben weil sie absolut ist und als immanente Strafe an ihm wirkt, dadurch unser Mitleid.“

Auf die Charakteristik der anderen Personen wollen wir hier nicht näher eingehen, obgleich sich auch hierin viel Anfechtbares findet, namentlich bei der Besprechung von Max und Thekla. — Wir wollen nur noch hervorheben, daß Werder darauf aufmerksam macht, daß das ganze Stück es mit der Vergegenwärtigung von Vergangenem zu thun habe, da bei Beginn sowohl Wallenstein schon gehandelt habe als die Gegner. Aber wie glänzend habe der Dichter seine Aufgabe gelöst! Alles dieses ganze „hinter der Scene“ hat er in lebendigste Handlung umzusetzen gewußt, daß es uns vorkommt, als begebe es sich eben jetzt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Schicksalswende.

Von Herman Seyffert.

Sechs Stunden hatte ich ununterbrochen gearbeitet. Als der Regulator mit seinen feierlich sonoren Schlägen die siebente Abendstunde anzeigte, machte ich einen energischen Punkt, schrieb „Ende“ und zog einen genialen Schnörkel. Dann warf ich die Feder zur Seite, ließ das Manuskript durch meine Finger gleiten und schrieb auf das Titelblatt: Das goldene Kalb, Roman in fünf Bänden. Ah, das that wohl! Wie mußte es erst sein, das gedruckt zu sehen! Mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Befriedigung, mit einer Vorahnung des Gefeiertwerdens erhob ich mich. Ich ließ noch einmal den Werdegang meines Dichterruhms vor meiner Seele vorüberziehen. Wie war es gekommen, daß ich das Schriftstellerhandwerk ergriff? O nein, ich hatte es ja nicht ergriffen. Apollo hatte mir die Feder in die Wiege gelegt. Die neun Musen hatten als Pathen mich umstanden — ich war zum Dichter geboren, prädestinirt!

Aus meinen größenwahnsinnigen Träumereien weckte mich das Erklingen der Thürglocke. Ich öffnete selbst und eine lange, hagere Mannesgestalt in verschlissenen Kleidern stand vor mir. Vermöge der Flurbeleuchtung erkannte ich ein bleiches Gesicht mit verzerrten Zügen. Ehe ich noch nach dem Begehr des Mannes fragen konnte, reichte er mir ein braunes Heft, deren er noch eine große Anzahl unter dem Arme trug.

„Kann ich nicht brauchen,“ sagte ich höflich, aber bestimmt. Er verdrehte die wasserhellen Augen nach oben und sprach etwas mühsam, als habe er einen Zungenfehler:

„Bitte, mein Herr — lesen Sie — ein ganz neues Unternehmen —“

„Danke, kann wirklich nicht brauchen,“ erwiderte ich, „habe meinen bestimmten Buchhändler und es bedarf deshalb keiner besonderen Offerte.“

„Sie brauchen es ja nur in Empfang zu nehmen, weiter nichts,“ kam es aufdringlich zurück.

„Es wird nicht wieder abgeholt?“ — „Nein.“ — „Gut, dann geben Sie her. — Zum Feuer anzünden!“ dachte ich. In dem Glauben, der Mann habe nun sein Geschäft erledigt, wollte ich die Entréethür schließen, aber schnell rief Jener mir noch zu:

„Lieber Herr!“ — „Nun?“ — „Ach, ich — ich — sehen Sie mich recht an — ich bin so heruntergekommen — keine heilen Stiefel und hier, mein Rock.“ Allerdings, der Vergleich zwischen ihm und mir, der ich in Pelz und Cylinderhut vor ihm stand, war contrastirend. „Sie wollen einige abgelegte Kleider von mir haben?“ fragte ich ihn. — „Ja, bester Herr.“ — „Das thut mir herzlich leid, ich besitze keine alten Sachen.“ Eine merkwürdige Armbewegung und ein erneutes Augenverdrehen begleiteten seinen Ausruf der Ungläubigkeit. — „Sie glauben mir nicht? Es ist so,“ bekräftigte ich.

Es war auch so. Mein ganzer Reichthum an Meublement, Kleidung ꝛc. war ein forcirter, ein äußerlicher. Ich hatte mir vor einem Jahre zehntausend Mark zu verschaffen gewußt, die ich alsbald darauf verwendete, mich möglichst splendid einzurichten. Ich war von der sehr richtigen Meinung ausgegangen: „ohne Mittel und Selbstempfehlung, als »armer Schriftsteller« kannst du sobald nichts werden. Schaff' dir Geld, wie und woher es auch sei, umgib dich mit Glanz und Luxus, wage einen kühnen Angriff und du wirst dir schnellstens dein Terrain in der Literatur erobert haben!“ Das Geld erhielt ich — halb geliehen, halb geschenkt, von einer alten Wunderblume, die trotz ihrer 59 Jahre arg verliebt in mich war und auch zufällig das Steckenpferd ritt, mit ihren überflüssigen Thalern unbemittelte Genies an's große Licht zu ziehen. Die Repräsentationsgelder hatte ich also — meine Ideale harrten schon seit langen Jahren der Verwirklichung durch mich —, die großen Kritiker ließen ihre Mahnrufe ertönen: Gebt uns einen Schiller, einen Shakespeare, einen Parcival des 19. Jahrhunderts! Nun, und ich nahm es mir zu Herzen, was sie riefen. Jede Regel, die sie aufstellten, ließ ich zu Fleisch und Blut werden, ich fühlte mich berufen, der neue schöngeistige Culturheld zu sein — der Prophet einer neuen Zeit und so setzte ich mich hin und schrieb meinen Roman „Das goldene Kalb“. In meinem stolzen Selbstbewußtsein gab ich aber ein Zehnmarkstück nach dem anderen mit einer generösen Kaltblütigkeit dahin, als könnte ich mein Vermögen nach Scheffeln messen — einzig und allein in dem kindlich naiven Glauben, daß der Roman es ja tausendfältig wieder einbringen werde.

Wenn der Mann da auf dem Flur mir also keinen Glauben schenkte, so war er dazu wohlberechtigt.

„Geben Sie mir wenigstens ein Bischen zu essen, ich habe seit zwei Tagen nur eine trockene Semmel genossen,“ bettelte er.

„Herr des Himmels!“, dachte ich, „und wie hast du geschwelgt!“ Der Mann that mir leid, sehr leid. „Ich habe nichts für Sie zu essen, wirklich nicht, aber hier, nehmen Sie und kaufen Sie sich davon, was Sie wollen.“ Ich drückte ihm ein Zehnmarkstück in die Hand. Ja, so war ich!

„Zehn Mark!“ flüsterten gierig seine Lippen, als er das gleißende Goldstück beschaute. Ich beobachtete, wie sein Athem schneller ging, als ich die Börse nochmals öffnete, wie groß und gierig seine Augen darauf geheftet waren, als ich verschiedene Goldstücke daraus in meine Hand rollen ließ. „Hier haben Sie eine Doppelkrone. Sind Sie zufrieden?“

„Oh — danke — danke,“ röchelte und stammelte er und stierte an meinem Kopf vorbei in das Innere meiner Behausung.

„Nun gehen Sie in die Volksküche, dort bekommen Sie ein gutes und billiges Essen und Trinken.“ Wieder wollte ich die Corridorthüre schließen, als plötzlich die sämmtlichen Hefte, die der Mann trug, zur Erde fielen. „Was machen Sie?“

„O, es ist so kalt . . . ich habe mir schon fast den linken Arm verfroren . . .“

„Dann kommen Sie zu mir herein und wärmen Sie sich erst ein wenig,“ sagte ich von wirklichem Mitleid erfaßt. Ich sah ihn an und bemerkte eine eigenthümliche Veränderung in seinem Gesicht. Ich hielt es für Erstaunen über meine Gutwilligkeit. Nachdem ich ihm noch beim Aufsammeln der Hefte behülflich gewesen, öffnete ich die Thür meines Arbeitszimmers und ließ ihn eintreten. „Stellen Sie sich nur direct gegen die warmen Kacheln,“ rieth ich.

„Hm, ja,“ machte er und schnitt dabei ein unheimliches Gesicht. Mir hätte wirklich angst werden können vor dem Mann, der sich jetzt nach Art der Fuhrleute die Arme um den Leib schlug und auf diese unialon mäßige Manier seine Lebensgeister erweckte. Ich ließ es ruhig geschehen und setzte mich an den Schreibtisch, ihm den Rücken zuwendend.

Zehn Minuten waren wohl vergangen, da knisterte plötzlich die Diele hinter mir. Ich wende mich um und sehe, wie der Mann ein blitzendes Bulldogmesser nach mir zückt. Eine halbe Sekunde später und er hätte mich meuchlings niedergestreckt — nun aber ein rechtzeitiges Ausbiegen und der Stahl fährt in des Schurken eigenes Fleisch, tief in den linken Schenkel. Ein Aufschrei, ein Sturz — der Mann liegt scheinbar ohnmächtig am Boden und ich knie nieder, das Messer zu entfernen. Da schnellt er plötzlich empor, packt mich mit seinen gewaltigen Händen an Haaren und Ohren und will mich mit all' seiner Körperkraft bezwingen. Doch ich war ein Hüne gegen ihn, und er mußte um Gnade flehen. Stillschweigend verband ich ihm die Wunde, gab ihm sodann ein Glas feurigen Ungar und zu den zwanzig Mark, welche er schon erhalten, meinen letzten Fünfziger (ich hatte ja Kredit!). Mehr noch, ich bedeutete ihm, daß er wieder zu mir kommen solle, wenn es ihm trotz meiner Hülfe neuerdings schlecht ginge — daß ich ihm eine Lebensstellung verschaffen wolle, falls es ihm selbst nicht gelänge, eine solche zu finden. Er dankte, tief beschämt über seine Freveltat angesichts solcher unerwarteten Großmuth. Ich besorgte ihm auch noch eine Droschke und ließ ihn nach dem nächsten Restaurant fahren. Das war meine Rache und seine Strafe.

Ich hatte mir zurechtgelegt, daß der Mann von Natur aus gewiß nicht schlecht war, sondern sich nur durch die Verzweiflung, in die ihn Hunger und die Unbill des Lebens getrieben, zu dem verbrecherischen Schritt hatte verleiten lassen; daß es nur der richtigen Weisung bedurfte, ihn den unvorsichtigen Schritt zurückthun zu lassen. Der Anblick meines scheinbaren Reichthums hatte seine Augen geblendet — die Ungerechtigkeit

Digitized by Google

in der Vertheilung der Güter war ihm plötzlich so kraß zum Bewußtsein gekommen, daß ein Rachegefühl in ihm erweckt wurde, welches alle besseren Regungen seiner Seele jäh erstickte. Ich aber hatte ihn nicht allein vor Zuchthaus bewahrt, sondern ihm auch Mittel und Gelegenheit gegeben, sich eines Besseren zu besinnen und anstatt murrend und grollend die bestehende Gesellschaftsordnung gewaltsam zu stören, sich mit Demuth in das Schicksal eines „auf Erden Enterbten" zu finden. Und ich hatte das feste Vertrauen, daß er das würde — daß er sich zur ehrlichen Arbeit weiter bekennen und in ihr seinen Schutz, seinen Trost und seine Befriedigung finden würde.

— — Drei Jahre waren verflossen. Nach meiner Berechnung mußte ich jetzt ein Krösus an Reichthum, am Himmel der Literatur ein hellglänzender Stern sein. Und was war ich? Ein Bettler -- ein Nebelfleck. Es bewegten mich heute nicht welterleuchtende Ideen, die sich dem Hirn entringen und auf dem Papier verdichten wollten, sondern nur der quälende Gedanke: wovon lebst du morgen? Ich wohnte jetzt hart an der Tegeler Chaussee, als Aftermiether einer alten, armen Zeitungsfrau. Ein Tisch, wurmstichig wie die holprigen Dielen und die verwitterten schiefen Fensterrahmen, wie die altersmüden Stuhlschemel. Abgerissene Tapete, verräucherte Kreidedecke, ein kalter Ofen und inmitten dieser unwirthlichen Armseligkeit - ich hungernd und frierend.

Mein Roman? Er war gut — sehr gut — zu gut!

Der große, berühmte Verleger Soundso hatte ihn, in Erwartung bedeutsamer Dinge, sofort geprüft, dann aber „bedauert", ihn „leider" nicht acceptiren zu können — er sei für unser heutiges Lesepublikum zu „hoch" geschrieben, die Ideen, die ich darin entwickelt, seien erst reif für das nächste Jahrhundert. Ich lachte ihm in's Gesicht, nahm mein Manuskript und wandte dem „verrückten Kerl" den Rücken. Stolz und selbstbewußt übergab ich mein Opus einem zweiten „einsichtsvolleren" Verleger. Dieser Herr sagte mir dasselbe, wie sein verehrter College — nur nicht so höflich. Als ich es vom Zehnten zurück erhielt, waren all' meine materiellen Hülfsquellen erschöpft und, was das Schlimmere war, auch mein Muth. Ich ließ nun mein Mobiliar, meine kostbare Bibliothek versteigern, zahlte aus dem verhältnißmäßig geringen Erlös für das Semester, welches ich laut Contract noch zu wohnen verpflichtet war und bezog mit dem Rest meines Geldes ein schlecht möblirtes Logis in der Landsbergerstraße, vierten Stock, Hof.

Meine Verhältnisse hatten eine schimpfliche Degradation erlitten. Mein stolzes Schiff mit bunten Wimpeln und buchtigen Segeln war jetzt ein elendes Wrack! Ich hatte erkennen lernen müssen, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, für die Unsterblichkeit zu schreiben und für den Zeitgeist, daß Kunst und Geschmack oft ganz entgegengesetzte Dinge sind, daß die Lehren der unverbrüchlich für das Wahre, Gute und Schöne eintretenden Kritiker in praxi Irrlehren sind für junge emporstrebende Talente -- wohlgemerkt, die auf ihr Talent angewiesen sind und im erbitterten Kampf um das tägliche Brod nur dieses allein in's Treffen führen können. Das Alles hatte ich kennen lernen müssen in seiner brutalen Wahrheit.

Als in der Landsbergerstraße mein Bischen Geld zur Neige ging, mußte ich noch weiter mich erniedrigen und ein Quartier beziehen, wie jenes entsetzlich unwirthliche an der Tegeler Chaussee. Das war ein grausam mühseliger Weg jeden Morgen von meinem Logis bis zur Expedition des „Intelligenzblattes". Da die Stellensuchenden sich schon in aller Frühe dort einfanden, so war ich gezwungen, in dunkler Nacht mich auf den Weg zu begeben, um nicht das Nachsehen zu haben.

Eines Morgens — es herrschte eine schneidende Kälte und mich hungerte wie einen abgezehrten Wolf — las ich:

„Colporteure gesucht. Buchhändler T., Oranienstr. Nr. . ."

Im Sturmlauf eilte ich dorthin. Das erste Heft eines bekannten, immerhin aber reclamebedürftigen Conversationslexikons sollte in vornehmen Häusern gratis vertrieben werden. Ich wurde beauftragt, den Tag über an vierhundert zu verbreiten und für meine Mühe sollte ich drei Mark bekommen. Drei Mark! Ein Reichthum für mich! Ich bat mir sogleich für meinen ersten Gang fünfzig Hefte aus. Aber der gute Mann verlangte Kaution. Ich besaß keinen rothen Heller. Er begnügte sich mit Empfehlung. Du lieber Himmel, ich konnte mich nur selbst empfehlen und ich sah gewiß nicht einladenswerth aus.

In diesem Augenblick blitzte ein Gedanke in meinem Kopfe auf. Mein Roman! Zehn Buchhändler hatten ihn verweigert, vielleicht nahm ihn der elfte! Schüchtern und doch beredt theilte ich ihm mein Anliegen mit.

„Für Ihren Roman werde ich wohl schwerlich Verwendung finden," erwiderte er, „doch immerhin, ich interessire mich für eigenartige Sachen, die ihren Weg nicht finden wollen, sie sind oft das Beste. Bringen Sie mir Ihr Manuskript einmal her."

Jedenfalls hatte ich für den Augenblick eins erreicht: ich brauchte keine Kaution zu stellen und eine Empfehlung war auch nicht mehr nöthig: ich hatte mich jetzt wirklich selbst empfohlen. Ohne Morgenkaffee, ohne Imbiß, schauernd vor Frost, doch mit einem neuen Hoffnungsfunken in der Brust, trollte ich mit der schweren Last nach dem Thiergartenviertel. Der Buchhändler hatte mir dieses Revier angewiesen. Wenn er gewußt hätte, daß ich dort vor drei Jahren gewohnt! Der Schnee knirschte unter den Füßen und der Weg wurde mir sehr beschwerlich; dadurch aber, daß er nach der Stätte meiner einstigen goldenen Zukunftsträume führte, wurde er mir fast unmöglich. Doch es mußte sein.

Als ich die vierhundert Exemplare mit Mühe und Noth vertrieben hatte, erhielt ich meinen wohlverdienten Thaler. Ich eilte nun in die Volksküche, verzehrte mit dem größten und besten Appetit eine Portion Bratkartoffeln und trank eine Tasse Kaffee dazu. Dann begab ich mich nach meiner Behausung und legte mich übermüde auf meinem Strohsack schlafen. Mir träumte, mein Roman werde gedruckt!

Anderen Morgens steckte ich das Manuskript zu mir und begab mich wieder auf die Wanderschaft. Diesmal nach dem Halleschen Ufer. Auch hier wurde ich ein Heft nur dann los, wenn ich ganz bestimmt versicherte, daß es nicht wieder abgeholt werden würde. Denn die lieben, auf ihre Bequemlichkeit viel mehr als auf Erwerbung „unnützen" Wissenskrams bedachten Leute würden ja sonst nochmals gestört. So aber gab es Spielzeug für die Kinder ab oder diente der Köchin zum Anmachen von Herdfeuer.

Es war bereits fünf Uhr. In allen Häusern brannten die Flurlampen und ich vertheilte die letzten fünfzig Hefte. Wieder zog ich die Glocke, um mit den Worten: „Zur gefälligen Ansicht!" ein Exemplar in die geöffnete Corridorthür zu reichen.

„Friedrich Dittmar, Kaufmann", las ich am Thürschild. Eine zarte Frauenhand nahm das dargebotene Heft, ohne ein Wort zu verlieren, entgegen, ja, es erklang sogar ein wohltönendes: „Ich danke."

Gleich darauf aber öffnete sich die Thür wieder und ein Mann trat mir entgegen mit den Worten: „Bitte, nehmen Sie das Heft wieder, kann ich nicht brauchen."

„Aber —"

„Nein, nein, hier, bitte."

Noch ein mehrmaliges Aufdrängen und Ablehnen — dann blickten wir uns gegenseitig durchbohrend an.

„Wer sind Sie?!" fragte der Mann tonlos.

„Und wer sind Sie?!" fragte ich bebend.

Wir hatten uns erkannt, trotzdem wir die Rollen getauscht — denn er war es, der vor drei Jahren so wie ich heute vor seiner, vor meiner Thüre stand — mit einem Pack Hefte unter dem Arm — er war es, der mich einmal hatte umbringen wollen!

Bleich und zitternd stand er vor mir. Die rechte Hand krampfte sich um die schwere goldene Uhrkette, die an der eleganten Weste herabhing, mit der Linken fuhr er über die Stirne, auf welcher kalter Angstschweiß perlte und die er drückte, daß der goldene Klemmer von der Nase herabglitt. Der Mann war einer Ohnmacht nahe — er wankte — seine beiden Hände ergriffen den Thürpfosten. Schnell warf ich den Stoß Hefte zur Erde, um dem Ohnmächtigen eine Stütze bieten zu können — glücklicher Weise erholte er sich nach wenigen Sekunden völlig. Seine zuckenden Lippen stammelten jetzt:

„Ich bin verheirathet — glücklich — ich habe Kinder — ich bin ein ehrlicher Mann geworden — wollen Sie mich nun verrathen, nachdem Sie mich gerettet?!"

„Dann hätte ich es ja an jenem Abend schon können," warf ich ein.

„Es könnte Ihnen leid geworden sein."

„Nimmermehr! Vergeben und vergessen!"

„O ich danke Ihnen -- ich danke Ihnen!" schluchzte er aus tiefbewegter Brust. „Sie sehen, ich bin ein wohlhabender Mann geworden, Ihr Fünfzigmarkschein warf mich dem Glück in die Arme. Aber Sie, was ist Ihnen begegnet?"

„Mir? Haha! Mich stieß das Glück von sich!"

„Mein Gott, ist es möglich! Kommen Sie herein zu mir, die Hälfte meines Glückes gehört Ihnen!"

Und er führte mich in das Innere seiner Behausung, in die Wohlligkeit des behäbigen Familienlebens. An dem Trumeau des lichterhellten Entrées vorüber schritt ich durch hohe Flügelthüren in das geräumige, warm durchheizte, trauliche Wohnzimmer. Ueber weiche Teppiche hinweg ging ich weiter nach dem großen, runden, deckenbehangenen Sophatisch, auf dem die gedämpft leuchtende Tulpenlampe ihren Schimmer über zwei reizende Lockenköpfchen ergoß. Dann führte mich mein Gönner in den Hintergrund, den geheimnißvollen Zauberkreis des lauschigen Erkers, wo sich soeben die blühend schöne, junge Hausfrau erhoben hatte und nun mit erstaunt fragenden Blicken mich, den bettlerhaft ausschauenden Gesell, musterte.

Einige Worte der Erklärung seitens des Gatten genügten jedoch, daß sie nur, wenn auch schüchtern ihre Hände entgegenstreckte und die meinigen mit stummem, zartem Dank drückte.

„Er ist mein Retter aus ernster Lebensgefahr!" hatte Herr Dittmar mit heftig bewegter Stimme seiner Gattin zugeflüstert.

Ich fragte mich in diesem Augenblick, trotzdem ich von dem ganzen Zauber dieser Häuslichkeit umstrickt war, unwillkürlich: „Wie ist es nur möglich, daß der Mann, welcher noch vor Jahresfrist so elend war und nur durch deine Gnade vor Zuchthaus bewahrt blieb, in dieser kurzen Zeit so wohlhabend werden konnte? Ich fragte verwundert nach der Möglichkeit und die Wirklichkeit zeigte mir doch ein untrügliches, beneidenswerthes häusliches Glück.

Mein Auge blickte scharf in das seinige, dieses flimmerte zwar ein wenig unstät, aber ich sah deutlich, das war nur das leise Zusammenzucken der Angst und Scham, welche die Erinnerung an seine That wach rief, jetzt um so mehr, da ein liebendes Weib voll Unschuld und Vertrauensseligkeit zu ihm aufblickte, in ihm die Tugenden des Mannes verehrend. Und wahrlich, sie durfte das! Es war ein ganzer Mann geworden!

Ich pries den Himmel, der mir nach jenen kritischen Augenblicken, die mir den Tod durch Mörderhand hätten bringen können, die Kraft geliehen, eine Seele noch im letzten Augenblick zu retten. Diese gute That sollte nun ihren Lohn finden.

Die beiden Ehegatten wetteiferten mit einander, es mir so behaglich als möglich zu machen. Ich wurde in einen Sessel gedrückt, dann wurde ein Glas Madeira gereicht, duftende Cigarren -- es war mir wie ein Märchen aus vergangener Zeit. Ich logirte bei meinen neugefundenen Freunden und erzählte ihnen lang und breit die Einzelheiten meiner Leidensgeschichte. Dann und wann erhob sich Herr Dittmar und suchte

Digitized by Google

in den Ecken nach irgend einem geringfügigen Gegenstand. Die Frau schüttelte fast ungehalten den Kopf über die Theilnahmlosigkeit ihres Mannes, ich aber wußte Bescheid.

Anderen Tages wurde ich neu eingekleidet und ich mußte mir — so sehr ich mich anfangs dagegen sträubte — alle Wohlthaten von den lieben Leuten gefallen lassen. Schon nach wenigen Tagen war ich den Beiden wie ein Bruder an's Herz gewachsen und den Kindern der liebe, gute „Onkel" geworden.

Sieben Monate hatte ich auf diese Weise die Gastfreundschaft der Familie in Anspruch genommen und mir auch in der literarischen Welt schon einen ganz kleinen Namen gegründet, als eines Tages von dem Buchhändler und Verleger T. in der Oranienstraße — ich hatte ihn seit jenem denkwürdigen Abend nicht wieder aufgesucht — eine Nachfrage nach mir gestellt wurde. Alsbald traf dann ein Brief an mich ein, worin Herr T. mir mittheilte, er wolle eine neue illustrirte Zeitschrift gründen, die er mit dem hochinteressanten, geistreichen Roman aus meiner Feder, den ich ihm vor etwa einem halben Jahre zur Prüfung unterbreitet, zu eröffnen gedenke. Ich war überglücklich.

Also war mir es dennoch gelungen! Meine Ideen, die ich den Mahnrufen unserer bedeutendsten Kritiker und Literaturästhetiker gemäß entwickelt und geformt, sollten in einer Zeitschrift ihr vielfältiges Echo finden! Sofort eilte ich zu meinem Verleger, der den Muth besaß, unbekümmert um das Stimmengewirr der abertausendköpfigen Hydra „Publikum" meinen eigenartigen Roman „Das goldene Kalb" zu veröffentlichen. Ich schüttelte ihm mit Thränen in den Augen, von heißem Dank erfüllt, die Hände. Er aber steckte mir als vorläufige Abschlagszahlung einen Tausendmarkschein zu, mir ferneres Glück wünschend.

Der ehrlich gemeinte Wunsch ging in Erfüllung, bei uns Beiden. Ich hatte meinen Ruf begründet.

Aus der Hauptstadt.

Kollege Bismarck.

Herrn
Redacteur Fürst Otto von Bismarck.
z. Zt.
Friedrichsruh.

(Eventuell nachzusenden: Hamburg, Verlag der „Hamburger Nachrichten".)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir sprechen ja hier ganz unter uns und da werden Sie es gewiß nicht ableugnen, daß Sie, seit Sie Ihren Beruf verfehlt haben, ganz formell in die Redaction der „Hamburger Nachrichten" eingetreten sind. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß in hiesigen journalistischen Kreisen sogar das Gerücht verbreitet ist, Sie wohnten überhaupt im Hamburger Hause des Herrn Hartmeyer und der Bismarck, der in Friedrichsruh zu sehen ist, sei nur der bekannte Doppelgänger, über dessen Foppere sich Herr Emil Abranyi so bitterlich zu beklagen hatte. Aber das erzählt man sich nur im Café Kaiserhof, wo alltäglich nach Schluß der Parlamentssitzungen und vor dem Leitartikel für's Morgenblatt Weltgeschichte gemacht und Melange getrunken wird; eine Garantie will noch Niemand dafür übernehmen. Schließlich ist das ja auch ein gleichgültiges Detail; ob Sie durch freie Wohnung und Naturalien oder durch Baarzahlung für Ihre publizistische Thätigkeit entschädigt werden, das ist am Ende unter Kameraden ganz egal. Jedenfalls müssen Sie sich doch sehr gut stehen, selbst wenn Sie nur ein anständiges Zeilenhonorar beziehen, denn — unter uns! — Sie schinden ja kolossal Zeilen!

Woher ich das alles weiß? Von Herrn Eugen Richter, wenn er Ihnen bekannt ist.

Dem Mann glaube ich nämlich Alles, denn der hat, wie weiland Graf Lerma, Lügen nie gelernt. Und da er seit Monaten behauptet, alle in den „Hamburger Nachrichten" erscheinenden Artikel über innere und auswärtige Politik rührten, gleichviel von wo sie datirt seien, von Ihnen her, so kann ich Ihre Einnahmen nicht gering anschlagen. Uebrigens ein brillanter Contract, der Ihnen gleichzeitig erlaubt, auch für München zu arbeiten! Zwei, manchmal auch drei Leitartikel pro Tag, etliche Entresiletchen — alle Achtung vor ihrem Fleiß! Scherz bei Seite: Sie müssen ja von früh bis spät dictiren, um das alles fertig zu kriegen. Natürlich mit der Schreibmaschine? Chrysander muß das Tippeln doch allmählich gelernt haben. Jedenfalls dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich Sie schlankweg als Kollegen begrüße. Ein Wort Richter's soll man nicht dreh'n und deuteln: Sie schreiben in Hamburg, Sie schreiben in München, Sie correspondiren sogar für russische Blätter — in Frankreich sind Sie wohl noch nicht angekommen? — Sie sind also Journalist und im Angesicht dieser unanfechtbaren Thatsache verflüchtigt sich Ihre frühere Thätigkeit vollständig. Dabei will ich gern zugeben, daß Sie sich in der dreißigjährigen Ministerepisode Ihres Lebens manches recht achtbare Verdienst erworben haben. Aber — wiederum unter uns! — welcher von Ihren jetzigen Kollegen hätten die Geschichte von 64, 66, 70 nicht ebenso gut oder besser gemacht?! Ich will gar nicht von Eugen Richter reden, der ein Genie und an fruchtbaren Gedanken bekanntlich überreich ist; aber jeder bescheidene politische Journalist — und die Schafsköpfe vom Feuilleton zählen ja nicht mit! — wußte doch seit 1848 ganz genau, wie die Sache geschoben werden mußte. Sie waren zufällig der Mann an der Spritze und Sie haben sich nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit aus der Affaire gezogen; aber darin werden Sie Richter doch gewiß beipflichten: wenn Moltke Ihre Politik nicht „herausgehauen" hätte, dann war die Karre gründlich verfahren. Na, das sind alte Geschichten, die wir hier nicht aufwärmen wollen. Es macht Ihnen ja Niemand einen Vorwurf, selbst Herr Richter nicht, der Ihre Unfähigkeit stets in seiner milden und menschenfreundlichen Art beleuchtet und durch Ihren von ihm entdeckten „Alkoholismus" entschuldigt hat. Sie haben sich alle Mühe gegeben, und wenn man jetzt erkennt, daß Sie auch als Redner Ihrem Nachfolger „nicht entfernt gewachsen" sind und daher als Reichstagsabgeordneter eine „recht schlechte Rolle spielen" würden, so mag das ja für Ihre Eitelkeit einigermaßen schmerzlich sein — die Berechtigung dieser wohlabgewogenen, gänzlich zornlosen Urtheile werden Sie selbst gewiß nicht in Abrede stellen.

So anerkennenswerth es nun aber auch ist, daß Sie in Ihrem Alter nochmal den Versuch machen, einen anständigen Beruf zu ergreifen, einen Beruf, dessen erhabene Schwierigkeiten Sie heute wohl selbst nicht mehr mit dem kinderleichten Diplomatenspielen vergleichen werden, so kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß Ihre neuen Kollegen von Ihrer Berufswahl nur in recht mäßigem Grade entzückt sind. Ich möchte Ihnen nicht rathen, sich etwa um die Mitgliedschaft des Vereins Berliner Presse zu bewerben: selbst wenn Herr Pindter, was ich bezweifle, Ihr Einführungspathe sein wollte, würden Sie voraussichtlich viel mehr schwarze als weiße Kugeln erhalten. Diese Mittheilungen werden Sie vielleicht in Erstaunen setzen; aber es ist eben der Zweck dieser flüchtigen Zeilen, Sie nach dieser Richtung hin aufzuklären. Die Verbrechen, die man Ihnen in der Presse mit gutem Recht vorwirft, sind folgende:

I. Sie schreiben überhaupt.
II. Sie schreiben anonym.
III. Sie werden gelesen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen, verehrter Herr Kollege, bekannt ist, daß der Journalismus nirgends so begeisterte Verächter hat wie unter den Journalisten. Es ist so. Die Kritiken, die von hohen und höchsten Stellen über die verkommenen Gymnasiasten und über die Hungercandidaten gefällt worden sind, reichen nicht entfernt an dasjenige Maß von Verachtung herab, das im Allgemeinen die Presse der Presse entgegenbringt. Ich will die Gründe nicht untersuchen, ich begnüge mich mit der Feststellung der Thatsache. Als kürzlich das irrthümliche Gerücht auftam, der deutsche Kaiser habe seine Abwesenheit auf dem Ballfest der Berliner Presse entschuldigen lassen, da wurde der Gedanke an eine solche Möglichkeit als ein völlig „absurder" bezeichnet — wohl gemerkt: von den Journalisten selbst. Offenbar hielten die betreffenden Herren ihre Gesellschaft für eine so gemischte, daß ihnen der Gedanke an hohen Besuch absurd erscheinen mußte. Durchschnittlich hält jeder Journalist sich selbst für den einzigen anständigen Vertreter seines Berufs; für die nächsten Kaffeehausgenossen hat er noch eine gewisse mitleidige Achtung übrig: der Rest ist Schweigen. Wenn Sie diese Enthüllungen gebührend beherzigen, werden Sie begreifen, warum man Ihre Presthätigkeit fast durchgehends als „unwürdig" und Ihrem „Ruhm nicht angemessen" bezeichnet. Sie brauchen sich nur Leute vorzustellen, die ihren eigenen Beruf so gering schätzen, daß jeder, der ihn ergreift, ihnen an seiner persönlichen Würde Einbuße zu erleiden scheint. Haben Sie überhaupt noch ein Herz, dann muß dieser Beweis selbstlosester Bescheidenheit Sie tief rühren.

Ich gebe Ihnen zu, daß die Logik, die sich hier geltend macht, einigermaßen brüchig erscheint. Einerseits stellt man Sie als einen kleinlichen, habgierigen, boshaften und mit allen sonst noch erdenklichen schlechten Eigenschaften versehenen Menschen hin, andererseits soll die Journalistik Ihrer nicht würdig sein. Aber was wollen Sie? Warum sind Sie nicht Bierbrauer oder Damenschneider, Spezialitätendirector oder Dramaturg geworden? Zum Zeitungsschreiber sind Sie immer noch zu gut — wenigstens behaupten das Ihre jetzigen Collegen, die es wissen müßten.

(In Parenthese erlaube ich mir zu bemerken, daß Sie selbst das Allermeiste dazu beigetragen haben, die publizistische Thätigkeit in schlechten Geruch zu bringen. Freilich in Ihren Lehrjahren, als Sie noch nicht ahnten, wie weit Sie es einst bringen würden. Ich möchte Ihnen nicht alle Ihre Aeußerungen über die Leute der „Druckerschwärze auf Papier" in's Gedächtniß zurückrufen; erinnern Sie sich gefälligst nur an Ihren Petersburger Brief über das „einfältige Federvieh der deutschen Presse"! Können Sie von den so bösartig Angegriffenen und neuerdings auch noch durch das sehr brauchbare Medium Max Bewer Gezüchtigten ernstlich verlangen, daß sie zusammenrücken, um Ihnen einen behaglichen Platz am Schreibtisch des deutschen Journalismus einzuräumen?)

Aber Sie schreiben nicht nur überhaupt und machen sich dadurch ihren engeren Berufsgenossen verächtlich, Sie schreiben auch anonym! Hier ist's erlaubt, gesittet Pfui zu sagen. Wer schreibt anonym? Sie meinen: Crispi in der „Riforma", Gladstone in den „Daily News" und Herr von Helldorff im „Deutschen Tageblatt"? Ja, wenn Sie sich aber nicht höher schätzen als diese Staatsmänner, dann ist Ihnen nicht zu rathen, noch zu helfen! Lernen Sie doch endlich Ihre Situation begreifen: Ihr Charakter und Ihre Thaten sind — es gibt einen Richter in Berlin! — gerichtet; Ihre Pflicht und Schuldigkeit aber ist es, sich so zu benehmen, als ob Sie wirklich jener incommensurabel große Mann wären, für den man Sie irrthümlich eine Weile hielt. Kein deutscher Politiker unterzeichnet seine Zeitungsartikel, selbst Eugenius, der edle Ritter, schwebt nur als „Begründer" über den Wassern seiner absolutistischen Despotie: was jenen erlaubt, Ihnen ist es verboten: Sie müssen unterzeichnen. Ich rathe Ihnen übrigens auch noch privatim dazu, sonst setzt man nächstens noch die Theaterkritiken der „Hamburger Nachrichten" auf Ihre Rechnung, und wenn eine Rhederannonce von einem nur zeitweilig zurückgestellten, übrigens aber noch durchaus seetüchtigen Schiff spricht, dann lesen Sie sofort: „In der sattsam bekannten hämischen Manier bietet Fürst Bismarck in dem Hamburger Blatte für Friedrichsruh seine Dienste aus. Er nennt sich

Digitized by Google

dabei ein noch durchaus seetüchtiges u. s. w. u. s. w." Ja, Sie lachen. Sie sind eben noch ein Neuling im Handwerk. So wird's aber gemacht.

Ihre Naivetät geht glücklicherweise nicht so weit, daß ich nöthig hätte, Ihnen zu sagen, wie unangenehm Ihre Collegen durch das Aufsehen berührt sind, das Ihre Artikel machen. Haben Sie jemals mit Schauspielern verkehrt? Es können auch Schauspielerinnen gewesen sein. Ich nehme — die Frau Redactrice hört uns ja nicht — Ihr Schweigen für Zustimmung. Nun, dann wissen Sie wohl etwas vom Rollen- und Toilettenneid zu erzählen. Aber — glauben Sie mir —: Das ist noch gar nichts im Vergleich zu den freundlichen Gesinnungen deutscher Journalisten unter einander. Wenn in Mülhausen im Elsaß ein guter Artikel geschrieben wird, bricht an sämmtlichen politischen Tischen im Kaiserhof eine Gelbsuchtsepidemie aus. Das wundert Sie? Haben Sie denn wirklich niemals darauf geachtet, daß deutsche Zeitungen — mit ganz verschwindenden Ausnahmen — sich strengstens davor hüten, gute Artikel aus anderen Blättern abzudrucken? Das geschieht wohl in London und Paris; bei uns zitirt man nur, was noch unter dem Niveau der eigenen Leistungen zurückbleibt. Und nun kommen Sie, und das Publikum, das doch die Zeitungen redigirt, verlangt nach Ihren Artikeln! Zum letzten Male unter uns: Sie schreiben zu gut, als daß man Sie gern abdrucken sollte. Neben Ihrem höllisch persönlichen Stil nimmt sich das tagesübliche Zeitungsdeutsch mit seiner unentwegten Voll- und Ganz-Begeisterung, mit seinen schiefen Bildern und verblaßten Redeblüthen nicht gerade vortheilhaft aus. (Ich werde mich hüten, diese Belobigung drucken zu lassen, sonst fordern Sie von Ihrem Verleger noch vor Quartalsschluß Zulage und Sie sollen jetzt schon 50 Pfennige für die kleine Zeile bekommen. Sie sind ein Feiner!)

Also: Sie schreiben überhaupt, Sie schreiben anonym, Sie werden gelesen — drei entscheidende Gründe für Ihre Kollegenschaft, Ihnen die Lanzen entgegen zu strecken. Außerdem sind Sie 'mal etwas Anderes gewesen. Ein ordentlicher Journalist darf nie etwas Anderes gewesen sein. Achten Sie gütigst darauf, mit welchem Ingrimm jeder in die Presse verschlagene Fachmann begrüßt zu werden pflegt, gleichviel, ob er ein Pastor, ein Major oder ein praktischer Arzt ist. Wenn eine Normalzeitung einen Artikel „als offenbar aus Fachkreisen herrührend" bezeichnet, dann will sie ihn völlig vernichten; nennt sie ihn aber gar „inspirirt", dann ist er schon erledigt. Das wäre auch noch schöner, wenn es am Ende gar Mode werden sollte, die Leute schreiben zu lassen, die von den Dingen etwas verstehen! Und was wird denn aus uns, wenn ich fragen darf? Mein sehr geehrter Herr, wir haben einen gemeinschaftlichen Kollegen, der über Politik, Religion, Literatur — neueste und älteste —, Naturwissenschaften, Philosophie, Theater und Gesellschaftsleben in sog. „führenden Blättern" zu urtheilen berufen ist. Morgens erledigt er die Sternwarte, Mittags schafft er neue ästhetische Werthe, nach Fünf fertigt er den Reichstag ab und bis Mitternacht hat er es mit dem Drama zu thun. Und ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß er mit dem gleichen Verständniß alle diese scheinbar so verschiedenen Gebiete beherrscht. Ein Anderer — er ist Doctor, sonst unbestraft — beschränkt sich auf Hoffestlichkeiten, Pferderennen, Oper und Operette, Trabfahrten und gereimte Lokalchroniken. Und diesen Leuten wollen Sie Concurrenz machen?! Zum allerletzten Mal unter uns: Wenn Herr Hartmeyer seinen Vortheil verstände, könnte er gut 35 Pfennige pro Zeile sparen. Aber die Verleger werden eben nicht alle. Haben Sie übrigens einen langjährigen Contract gemacht? Vorsicht! Wer weiß, wie bald wieder ein leitender Staatsmann redactionsreif ist! Bei der jetzigen Witterung hält sich die Sorte nicht lange und phantasiereiche Leute sehen schon eine Zeit kommen, wo sich die Unterstaatssecretäre a. D. zu Dutzenden um erledigte Localredactionen bewerben werden. Schließen Sie schnell und ohne Kündigung bis 2000 mit Hartmeyer ab. Vielleicht kann ich Ihnen hier noch ein paar Korrespondenzen verschaffen.

Gern hätte ich Ihnen noch mancherlei über die Stellung Ihrer alten Freunde zu Ihrer jetzigen Thätigkeit erzählt, aber ich habe noch über Miquel's Quotisirungsrede und über den heutigen Frackabend im Opernhause zu schreiben. Sie sind ja von der Zunft und werden begreifen. Ein nächstes Mal also mehr und für jetzt

kollegialen Handschlag über den bekannten „Ocean von Druckerschwärze und Papier"

von Ihrem neidlos ergebenen

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Die Raben." Stück in vier Acten von Henry Becque. Deutsch von M. v. Borch. (Verein Freie Bühne.) — „Das Gnadenbrod." Drama in zwei Acten von Iwan Turgenjew. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Zabel. — „Fortuna." Schauspiel in drei Acten von Hermann Faber. (Lessing-Theater.)

In einem jener Waschzettel, in deren Verfertigung die Leiter der „Freien Bühne" allen anderen Reclamedirectoren mit übelduftendem Beispiel skrupellos vorangehen, las man die Mittheilung, an die Aufführung des Dramas „Die Raben" von Henry Becque habe in Frankreich der „Kampf gegen die dramatische Convention" angeknüpft. Ob hier zu Attractionszwecken wieder einmal ein Bischen gefärbt wurde, ob aufrichtige Unkenntniß zum Wort kam, darf als gleichgültig dahingestellt bleiben; mit den thatsächlichen Verhältnissen steht der Inhalt der Reclamenotiz jedenfalls in grellstem Widerspruch. Die „Raben" sind am 14. September 1882 zum ersten Mal in der „Comédie-Française" aufgeführt worden, mindestens ein halbes Jahrzehnt nach dem Feldzug also, den Emile Zola im „Bien public" und im „Voltaire" gegen die „Convention" und für den „Naturalisme au théâtre" geführt hatte. Die Polemik Zola's lag bereits in Buchform vor, seine interessanten dramatischen Versuche — „Thérèse Raquin", „Les héritiers Rabourdin", „Le bouton de rose" — hatten schon ihre geräuschvolle Ablehnung erfahren, als die Raben den ersten Flug wagen durften. Der Kampf gegen die „Macher" war längst, schon bei Lebzeiten Flaubert's und Jules de Goncourt's, entbrannt, es fehlte den Stürmenden nur ein Dramatiker, dessen Talent den Vergleich mit den verhaßten Dumas und Sardou siegreich bestehen konnte, und dieser Mann war auch der Verfasser der „Raben" nicht, der erst drei Jahre später mit der ungewöhnlich feinen und geistreichen „Parisienne" einen Höhepunkt erreichte. Ein Naturalist war Henry Becque, der seit einem Vierteljahrhundert in der französischen Literatur steht und neuerdings für die Akademie candidirt, niemals, nicht in seinem an derben Tendenzeffecten reichen Volksstück „Michel Pauper", das an der Porte St. Martin Erfolg hatte, nicht in seinem im Gymnase und im Vaudeville aufgeführten Stücken heiteren Charakters. Sein Bestreben war auf die Vereinfachung des Dramas und gegen die Alleinherrschaft der Intrigue gerichtet, die er beseitigt und durch die verweilende Charakteristik des Molière ersetzt wissen wollte; ein kühner Neuerer war er nie und nie hat er es nöthig gehabt, im „Théâtre Libre" des Herrn Antoine für seine Werke Zuflucht zu suchen.

Das Erscheinen der „Raben" war kein bedeutendes Ereigniß, nicht für Paris und noch weniger für Berlin. In der Republik der Herren Grévy und Gambetta empörte man sich über die gehässigen Ausfälle gegen die Advokaten, es gab einen — von literarischen Erwägungen unabhängigen — Theaterskandal und die Pariser Anwaltkammer wußte die Raben von der subventionirten Bühne zu verscheuchen. Bei uns ist die Advokatur ohne politische Bedeutung und die galligen Angriffe des Herrn Becque auf die Corruption der officiers publics de la loi lassen uns kalt. Das Stück ist in literarischer Sprache geschrieben, es interessirt auch zuweilen, ein künstlerisch anspruchsvolleres Publikum aber kann es nicht befriedigen und der gestaltenden Kraft des Verfassers stellt es nur ein recht mäßiges Zeugniß aus. Auch ist es so wenig modern, daß man es bequem im Kostüm der Satire „Volpone" von Ben Johnson spielen könnte, eines Erbschleicherstückes von ganz anderer Keckheit und Rücksichtslosigkeit.

„Sehen Sie, wenn die Geschäftsleute hinter einem Todten her sind, dann kann man wirklich sagen: da kommen die Raben — sie nehmen, was sie nur irgend fortschleppen können!" Mit diesem Satz spricht im letzten Act eine alte Magd das Thema des Stückes aus. Der reiche Fabrikant Vigneron ist gestorben und seine Familie wird von einer Gaunerbande nach allen Regeln wucherischer Kunst geplündert; in höchster Noth entschließt sich die zweite Tochter, dem Chef der Bande, einem ekelhaften alten Geizhals, als Gattin anzugehören, während eine jüngere Schwester, von dem voreilig mit Eherechten begünstigten Bräutigam verlassen, dem Wahnsinn verfällt. Aber das hat mit dem Rabenthema eigentlich nichts zu thun. Die Rathlosigkeit der unerfahrenen Frauen ist mitunter fein, häufiger aber in unwahrscheinlicher Uebertreibung geschildert; die Gaunertypen sind gröblich karikirt und besonders in der Figur eines beiden Prozeßparteien dienenden Advokaten verflüchtigt sich die satirische Absicht in Folge einer nach übler Melodramenart beliebten Verzerrung. Und da der räuberischen Ausbeutung auch nicht einmal der Versuch eines Widerstandes entgegentritt, da die Opfer sich wehrlos das Aas von den Raben entführen lassen, kann ein dramatisches Interesse, das vom Kampf lebt, nicht aufkommen und es bleibt nicht viel mehr übrig als die flüchtige Freude an einzelnen, hier und da aufblitzenden Feinheiten in Charakteristik und Dialog. Eine bessere Darstellung, als es die resolut übertreibende der „Freien Bühne" war, hätte wohl Einzelheiten, nicht aber das ganze Stück retten können. Wer sich mit dem geistreichen Henry Becque befreunden, seinen boshaften Witz und seine Delicatesse bewundern will, der wird zur „Parisienne"*) greifen müssen, die hoffentlich bald eine bessere Uebersetzung finden wird als die „Raben". Mit dem „Maître" von Jean Jullien oder auch mit dem „Monsieur Betsy" von Paul Alexis und Oscar Méténier ließe sich dann wohl eine interessantere Vorstellung der „Freien Bühne" veranstalten.

Dem Repertoire des „Théâtre Libre" in Paris hat das „Lessing-Theater" Turgenjew's zweiactiges Drama „Das Gnadenbrod" entlehnt. Die Kleinigkeit ist von Herrn Ludwig Pietsch früher in's Deutsche, von den Herren Ephraim und Schütz in's Französische übersetzt worden, und so konnte sich Herr Eugen Zabel an die Bearbeitung machen. Meine Ansicht über Turgenjew als Dramatiker, die übrigens durch das Urtheil des Dichters selbst unterstützt wird, habe ich bei der Aufführung seiner „Natalie" ausgesprochen. Das von Herrn Zabel mit reichlichem theatralischen Aufputz versehene „Gnadenbrod" enthält einige effectvolle Soloscenen für einen Virtuosen, die sich Herr Klein mehr nach individuellen Bedürfnissen als nach der Absicht des Dichters zurechtlegte.

Nach Turgenjew, dem übel angebrachte Pietät Beifall klatschte, wurde ein neuer Herr Hermann Faber anfänglich rücksichtsvoll, später dreister ausgelacht. Sein scheinbar ernst gemeintes Schauspiel „Fortuna" behandelt eine verzwickte Prozeßgeschichte, bei der sich der Staatsanwalt auf einem Maskenballe in die Tochter des von ihm angeklagten betrügerischen Bankerottirers verliebt. Sie kriegen sich noch nicht, wenn der Vorhang zum letzten Mal fällt.

Herr Director Oscar Blumenthal hatte den ganz reizenden Einfall gehabt, dieses — sagen wir sanft: jugendliche Stück durch den verdienten und beliebten Kinderschriftsteller Herrn Oscar Höcker inscenieren zu lassen. Nicht ein einziges kritisches Wörtchen habe ich diesem wunderhübschen Directorialwitz hinzuzufügen. M. H.

*) Paris, Calman Lévy. — Henry Becque: Théâtre complet. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

Notizen.

Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa. Von Rudolph Stratz. (Heidelberg, Carl Winter.) — Von diesem auf drei Bände angelegten Geschichtswerk sind zwei Bände erschienen, die die Februarrevolution und ihre Folgen und die Ereignisse des Sommers 1848 behandeln. Es ist eine fleißige, zuverlässige Arbeit, die sich sehr wohl neben Johannes Scherr's einschlägigem Werke sehen lassen darf. Bei diesem findet man eine mehr temperamentvolle, fast dramatisch packende Darstellung, die zwar den Quellen folgt, aber oft recht tendenziös wird, wie man denn auch nie im Zweifel bleibt, daß der Verfasser bei aller Verurtheilung der Pöbelexcesse und Verhöhnung der phrasenhaften Volksmänner ein überzeugter Republikaner ist. Stratz aber ist immer objectiv und nach allen Seiten gerecht, und nur einmal entschlüpft ihm das harte Wort von der „echt deutschen Vaterlandslosigkeit" der Linken in der Paulskirche. Den Stoff gliedert er meisterhaft, die Entwickelung ist klar, einfach und übersichtlich, seine Quellen citirt er mit besonnener Kritik. In der Pariser Tragödie der Februar- und Junischlachten ist er ebenso zu Hause, als in der Badenser, Münchener, Wiener und Berliner Tragikomödie, und die Kriegsereignisse in Oberitalien, Sicilien und Schleswig-Holstein finden in ihm einen gewandten Schilderer. Ganz vortrefflich und besser als bei Scherr, zum Theil nach ganz neuen Quellen, sind die Berliner Märztage behandelt. Hoffentlich wird er für den dritten Band noch Adolf Streckfuß' interessante Erinnerungen, deren Erscheinen zu erwarten steht, benutzen können. Wir empfehlen das schöne Werk bestens, denn ohne die Kenntniß jener „tollen", aber gewiß auch begeisterungsfrohen und in gewissem Sinne großen Zeit ist die Gegenwart nicht ganz zu verstehen.

Johann Nestroy's gesammelte Werke. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Fünf Bände sind von dieser schönen Gesammtausgabe erschienen, die von Chiavacci, dem bekannten Wiener Humoristen, und Ganghofer besorgt wird. Einige noch ungedruckte Stücke haben Aufnahme gefunden, und wenn uns auch manches Locale, derb Possenhafte und viele zumal politische Anspielungen in den Couplets verblaßt und unverständlich erscheinen, die drastische Komik des Lumpaci Vagabundus-Verfassers behauptet sich doch und bleibt — wenigstens für Oesterreich — ewig jung, wie die in Wien stets wieder mit Beifall aufgenommenen Nestroy-Cyklen beweisen. Wie prächtig ist z. B. hier die vereitelte Hochzeit in der verschollenen Posse vom vergrabenen Schatz, welche Treffer das philosophische Couplet von den Aussichten oder das mit dem Kehrreim: „Ja, hat denn die Sprach' da kein anderes Wort?!" Gewiß, es ist eine niedere Komik, die uns oft an Hebbel's unwirrsches Wort über den „stinkenden" Nestroy gemahnt, aber sie ist doch gesund, unverbildet und echt volksthümlich, eine köstliche Blüthe des gemüthlichen Wiener Humors.

Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. (Dresden, Verlag des Universum.) — Die Leser der „Gegenwart" erinnern sich gewiß noch gern der im Feuilleton dieser Wochenschrift erschienenen Skizze „Das Dichterfest", die mit ironischer Ueberlegenheit ein Stückchen modernster Gesellschaftswelt schilderte. Mit einem halben Dutzend anderer Novelletten ist nun die kleine Erzählung vereint und die angenehme und kluge Natürlichkeit, die prätensionslose Laune und ein Hauch warmer Gemüthlichkeit erfreuen überall. Die seltene Gabe, Geschautes einfach und ohne literarische Pose wiedergeben zu können, macht Eduard Engel zu einer sympathischen Gestalt, deren unterhaltsamem Geplauder man gern lauscht. Doch beweisen schon diese novellistischen Erstlinge, daß wir es hier nicht nur mit einem glücklich begabten Erzähler, sondern mit einem ganzen Poeten zu thun haben, dessen Würdigung wir uns einstweilen noch aufsparen wollen. Wer eine Kindergeschichte von so ganz persönlichem Reiz wie das „Humpelfritzchen" schreiben, wer das in seiner knappen Einfachheit mächtig ergreifende Bild der „Feuerprobe" gestalten und zugleich ein feiner Satiriker bleiben konnte, dem kann nur eine umfassendere Studie gerecht werden. Eduard Engel hat mit seinem ersten Buche einen Erfolg erreicht, wie er nur den Bevorzugten zu Theil wird: er hat sich Beachtung erzwungen, nicht erschmeichelt oder auf dem jetzt so beliebten Wege der Reklame erlistet.

Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 und 1890. Von Paul Güßfeld. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Das von Carl Saltzmann flott illustrirte und mit photographischen Aufnahmen in Heliogravüre, sowie einer Orientirungskarte geschmückte Prachtwerk wird nun in diesem stattlichen Band dem großen Publikum zugänglich gemacht. Güßfeld nahm auf kaiserlichen Befehl an beiden Reisen Theil und entledigt sich der ihm gestellten Aufgabe mit Eifer und Geschick. Seine Darstellung ist schlicht, ohne Phrasen und aufdringliche Loyalität, seine Schilderungen ebenso wahr als lebendig, das Ganze durchaus im Sinn seines kaiserlichen Auftraggebers fesselnd und anregend. Von den Gruppenbildern ist zumal das letzte hübsch, das die ungezwungene und leutselige Art zeigt, womit der Monarch mit seinen Gästen verkehrte.

Das Erdmannshaus. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ein braver und angesehener Handwerker hat zweien seiner Kinder auf den Wunsch der Mutter eine Erziehung geben lassen, die weit über ihren Stand hinausgeht, und wird von diesen mit seiner Familie zu Grunde gerichtet. Dieser Stoff ist mit Geschick behandelt und fesselnd dargestellt. In dem Helden des Romans, dem wackeren Schmiede Erdmann, hat der Verfasser einen trefflichen, lebenswahren Charakter geschaffen, dessen Schicksalen der Leser bis zum Schlusse mit wachsendem Interesse folgt. Um die allmähliche Umstimmung in den Ansichten Erdmann's zu motiviren, wäre freilich eine tiefere psychologische Begründung nöthig gewesen, als der Verfasser sie gegeben hat. Wenn er sich nur auch seinen nach Effect haschenden Sensationsstil abgewöhnen könnte. d.

Richard Gosche, Erinnerungsblätter für seine Freunde. (Halle a. d. S., Hendel.) — Das schön ausgestattete Buch ist dem Andenken des im vorigen Jahre gestorbenen vielseitigen Sprach- und Literaturkenners gewidmet, der auch in den weiteren gebildeten Kreisen durch seine trefflichen Lessing- und Shakespeareausgaben bekannt geworden ist. Es enthält zunächst eine liebevoll anschauliche Darstellung des Lebensganges Gosche's von Fränkel, und einige Bemerkungen über „Richard Gosche als Orientalist" aus der Feder von G. Ebers, über den Gosche bekanntlich ein übrigens ziemlich unglückliches Buch geschrieben hat; den Hauptinhalt aber machen eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen selbst aus, die alle ein ebenso beredtes Zeugniß von der unermeßlichen Belesenheit wie von dem feinen Gefühl und Verständniß Gosche's für jede poetische und künstlerische Regung ablegen. Hervorgehoben seien besonders die Aufsätze „Lessing in Berlin", „Berthold Auerbach", „Jonathan Swift" und vor allem „Akbar und das mongolische Reich in Indien", ein Vortrag, in welchem ein uns allen fern abliegender Stoff zur anschaulichsten Gegenständlichkeit gebracht wird. Alle diese kleinen Essays sind Perlen höchsten Werthes in kunstvollster Einfassung; jeder wird sie mit Genuß und zu reichster Belehrung lesen; sie können nicht genug empfohlen werden. Für eine etwaige Neuauflage aber möchten wir dringend um die Aufnahme des schönen Vortrages über die Alhambra und der Schrift „Idyll und Dorfgeschichte im Alterthum und Mittelalter" bitten, welche letztere ohne Zweifel nach Gehalt und Form die werthvollste aller Gosche'schen Schriften ist. b.

Schatten. Roman von Doris Freiin von Spättgen. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Alles geht hier sehr aristokratisch zu; ein Ausblick auf die niederen Sphären des Lebens wird vermieden: Grafen, Barone, Fürsten sind die auftretenden Personen, die alle an hochgradigem Romanedelsinn Ueberfluß haben; daß sie gelegentlich im Jeu sich erholen oder des Nächsten Weib begehren — nun, man weiß ja, wie man in den Kreisen der Verfasserin über solche kleine Scherze denkt. Das bürgerliche Element ragt in diese Sphären nur hinein, sofern es hoch betitelt ist und ein geduldetes Anhängsel bildet, oder als Bediententhum, dessen Lebenszweck erfüllt ist, wenn es jenen Vornehmen alles Ungemach aus dem Wege räumt, das aber einen Anspruch auf persönliche Beachtung nicht weiter erheben kann. Die Verfasserin gestattet hier mit großer Naivität einen Einblick in die wirkliche Denkweise ihrer gesellschaftlichen Kreise, die gegenwärtig von Beglückungsbestrebungen für die Armen und Gedrückten überfließen. Hierdurch mag das Durchblättern dieses Buches auch dem ernsten Leser ein gewisses Interesse zu erregen.

Ein Reaktionär. Moderner Roman von Otto Mora. (Leipzig, W. Friedrich.) — Auf S. 60 läßt Herr Mora seinen Helden sagen: „Unwahre Menschen und unwahre Geschichten. So wie in unseren Romanen spricht und handelt kein Mensch, da werden Reden gehalten von unendlicher Länge" ... Die Charakteristik paßt auch auf dieses Buch. Der Held ist ein von Größenwahn befallener Mensch, der alles besser weiß als andere, der zur Abwechslung den alten Idealismus und den jüngsten Naturalismus verdammt, aber selbst nicht weiß, was er will; der in den langweiligen breiten Erörterungen über alle möglichen und unmöglichen Dinge mit schlecht aufgelesenen Citaten um sich wirft und natürlich immer triumphirt, der nie was Rechtes gethan hat und auch hier nichts weiter als eine große Gemeinheit begeht. Daneben steht ein junges, schönes, vornehmes Mädchen, das sich rein aus Extravaganz an den Menschen wegwirft, wofür sein ganzes Streben dahin geht, sie zur Dirne hinabzudrücken. Daneben gruppirt sich eine Gesellschaft von lüderlichen Frauen und verkommenen Männern, die keinen anderen Zweck auf Erden zu haben scheinen, als müssig zu gehen, über alles großspurig zu schwatzen und ihre Gesundheit zu Grunde zu richten; dafür kommen sie sich natürlich als die crème der Menschheit des 19. Jahrhunderts vor. Als der Held in seinem System, das Mädchen auch sittlich zu Grunde zu richten, sie in eine ekelhafte wüste Orgie, in der sich das ganze Pack betrunken auf der Höhe der Zeit fühlt, führt und in ihr die Scham erwacht, wirft er sie mit einem Fußtritt bei Seite. Der einzige anständige Mensch, ihr Bruder, wird als Schwachkopf von Idealist hingestellt. Das ganze Buch ist nur pathologisch interessant; es zeigt mit entsetzlicher Deutlichkeit, in welchen elenden Sumpf unsere jungen Schriftsteller gerathen — denn daß Herr Mora recht jung ist, scheint aus manchen Anzeichen hervorzugehen — in welche Irrgänge die krankhaft erregte Phantasie sich zu verlieren mag. Ein trauriges Werk, dessen Lectüre Niemandem zu rathen ist, der nicht direct Freude am Verkommenen und Widerlichen empfindet. g.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W.,
Grossgörschenstrasse 23.

Digitized by Google

Inserate.

MURET

encyklopädisches

WÖRTERBUCH

der engl. u. deutschen Sprache.

(Ein Parallelwerk zu „Sachs-Villatte")

Muret ist das **neueste, reichhaltigste** u. **vollständigste** aller engl.-dtsch. Wörterbücher. Es ist das **einzige** dtsch.-engl. Wörterbuch, das in **neuer** deutscher **Rechtschreibung** erscheint u. die **Aussprache** nach dem **Toussaint-Langenscheidt**schen System giebt; ferner die **Gross-** und **Kleinschreibung** der Wörter, die **Konjugation** bei jedem Verbum, etc. etc.

Teil I:	Teil II:
Engl.-deutsch	**Deutsch-engl.**
von	von
Prof. Dr. Ed. Muret.	Prof. Dr. D. Sanders.

Lieferung 1 à 1 M. 50 Pf. soeben erschienen.

Langenscheidsche Verlagsb., Berlin SW46.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen:

Kuno Fischer,

Schiller als Komiker. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Schillerschriften. 2.) 8° eleg. brosch. 2 *M.*

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8° eleg. brosch. 6 *M.*, eleg. Halbleder 8 *M.*

Werden fortgesetzt!

„. . . . Die Klassiker in ihrer unsterblichen Größe wieder dem modernen Zeitgeist zum interessevollen Bewußtsein zu bringen, den Ideengang und die Komposition der hervorragendsten Werke, ihren geistigen Zusammenhang mit anderen litterarischen Schöpfungen darzuthun, das ist die Aufgabe, welche Kuno Fischers Schiller- u. Goetheschriften in glänzender Weise lösen."

(Hallische Zeitung.)

Verlag von **Paul Hültig, Berlin,** Anhaltstr. 6.

Höchst zeitgemäße Novität.

Natur und Menschengeist

im Lichte der Entwickelungslehre.

Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion

von **Dr. R. Koch.**

Preis: 266 S. gr. 8° eleg. geh. *M* 4.50.

Im unterzeichneten Verlag erschien:

Der

Goldschmiede Merkzeichen.

2000 Stempel auf älteren Goldschmiedearbeiten in Facsimile herausgegeben und erklärt

von

Dr. M. Rosenberg,

A. O. Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe.

37½ Bogen Lexicon-Octav.

Preis geb. *M* 25.—, brosch. *M* 22.—.

Verlagshandlung von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Von

Karl Frenzel's Gesammelten Werken

liegen in abgeschlossenen — einzeln käuflichen — Bänden vor:

Erinnerungen und Strömungen. In 8°. 30 Bogen. Preis br. *M* 4.50 *Pf.*, eleg. gebdn. *M* 5.—.

Deutsche Kämpfe. In 8°. 34 Bgn. Preis br. *M* 4.50 *Pf.*, eleg. gebdn. *M* 5.—.

Vanitas. Roman in 8°. 37 Bgn. Preis br. *M* 5.50 *Pf.*, eleg. gebdn. *M* 6.—.

Ganganelli. Roman in 8°. 38 Bgn. Preis br. *M* 5.50 *Pf.*, eleg. gebdn. *M* 6.—.

Karl Frenzel's Essay's und Romane bieten den künstlerisch vollendetsten, menschlich bedeutendsten und geistvollsten Ausdruck unserer Zeit.

Soeben erscheint:

„Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen." Heft I: **Karl Frenzel** von Ernst **Wechsler.** Mit Frenzel's Portrait. In 8°. 4 Bgn. 50 *Pf.*

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe der „Eisenbahnreform".

Von

Eduard Engel.

Der Zonentarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs".

Kaiser Wilhelm II.

am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** ist soeben erschienen:

Geschichte des deutschen Volkes, dargestellt von **G. Dittmar,** Kgl. Gymnasialdirektor. In drei Bänden (oder ca. 15 Lieferungen) mit 3 Titelbildern. 6. Lfg. 8° brosch. 1 *M.* Der 1. Band (1.—5. Lfg.) kostet in eleg. Leinwand mit dem Brustbild Friedrich Barbarossas 6 *M.* Die Einbanddecke allein 60 *Pf.*

„Der Sohn des bekannten und hochverdienten Historikers Dr. Heinrich Dittmar, der Gymnasialdirektor G. Dittmar in Cottbus, bietet hier einen neuen Versuch, die Geschichte der Deutschen auf einen mäßigen Umfang zusammengedrängt, der Nation vorzulegen. Kürze und Klarheit der Darstellung, Beherrschung des reichen Materials, Berücksichtigung des Zusammenhanges der deutschen mit der allgemeinen Weltgeschichte, verständnißvolles Eingehen auf die vielfachen Erscheinungen des politischen und geistigen Lebens und Zusammenfassung derselben in ihrer Gesammtwirkung auf die Entwickelung der Nation, festes und lautes Bekennen der die Anschauungen des Verfassers leitenden christlichen, monarchischen und patriotischen Grundsätze zeichnen dieses Werk aus und verheißen ihm bedeutenden Erfolg . . ."

(Karlsr. Zeitg.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 *M.* Geb. 7 *M.*

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Ideale und Irrthümer.

Jugenderinnerungen

von **Karl von Hase.**

Vierter Abdruck.

VIII, 230 Seiten. Mit dem Bildnis des Verfassers (1838).

Geh. 4 *M*; fein geb. (Halbfranz) 5 *M* 50 *Pf.*

Die bis zum Einzug in die Stätte seiner Wirksamkeit reichende Selbstbiographie des großen Jenaer Kirchenlehrers ist als das Bild „einer deutschen Jugend" ein Volksbuch geworden. „Nicht für Fachgelehrte ist sie geschrieben, sondern für jeden, dem das Auf- und Niedersteigen eines Nachens, den eine kräftige Jugendhand führt, Theilnahme abgewinnt."

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

KÜNSTLER VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Gesetzeshärten. Von Rechtsanwalt Pallaske. — **Literatur und Kunst**: Rudolf Löwenstein. Von Ernst Wichert. — Eine neue Aesthetik der Natur. Von Wilhelm Bölsche. — Berliner Gedichte von 1763 bis 1806. Von S. — **Feuilleton**: Die rechte Ehe. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt**: Der neue Herr. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Kunstausstellungen. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Gesetzeshärten.

Von Rechtsanwalt Pallaske.

Langsam reift das Werk eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich seiner Vollendung entgegen. Groß ist die Summe der darauf verwendeten Arbeit, und wenn ihr Ergebniß endlich in die Wirklichkeit tritt, wird es neben reichen Vorzügen Mängel in Fülle aufweisen und Klagen aller Orten hervorrufen. Das darf uns nicht bange machen. Jedes Gesetz wird, wie jedes Menschenwerk, mit Mängeln behaftet sein; Aufgabe des kommenden Geschlechts ist es, diese Mängel zu erkennen und zu verbessern.

Leider nur, daß es mit dem Verbessern so sehr gute Weile hat. Wir Lebenden und besonders wir Leute, die mitten in der juristischen Praxis stehen, wissen davon ein Lied zu singen. Wir wissen, wie bittere und wie berechtigte Klagen sich gegen eine Reihe unserer neuen Gesetze erhoben haben, und wie schwer es ist, Abhülfe dagegen vom Gesetzgeber zu erlangen. Die Abhülfe ist ja nicht leicht. Jeder Tag stellt dem Staatslenker neue Aufgaben, neue Gebiete haben sich seiner Thätigkeit erschlossen, er gewinnt über den neuen Gesetzen wenig Zeit und Neigung, sich mit einer Verbesserung der alten abzuquälen. Auch in der Sache selbst erheben sich gegen die stückweise Aenderung von Gesetzen starke Bedenken. Die Zahl der Gesetze, aus denen der Richter das Recht entnehmen muß, ist eine gewaltige; es werden an die Rechtskenntniß der Richter große Anforderungen gestellt. Und diese Anforderungen erfahren eine manchmal für die Kraft des Richters zu große Steigerung, wenn die größeren Gesetze über Strafrecht, Handelsrecht, Grundbuchrecht, gerichtliches Verfahren von Zeit zu Zeit Aenderungen erleiden, wenn sich der Richter nicht mehr darauf verlassen kann, daß die Gesetzesbücher, welche er sich für seinen Handgebrauch erworben, auch eine zuverlässige Quelle darstellen, wenn er darüber grübeln und seinem Grübeln durch Blättern in der Gesetzessammlung nachhelfen muß, ob nicht etwa gerade die dem gegebenen Fall entscheidende Stelle des Gesetzes im Laufe der Jahre geändert worden ist. Daraus erwächst für die Gesetzgebung die Lehre, daß sie an eine Aenderung älterer Gesetze nur dann herantreten soll, wenn dieselben zu großen Härten und schweren Mißständen geführt haben. Dergleichen Härten und Mißstände aber stoßen dem Praktiker auf, und auf keinem Gebiet mehr, als auf dem des Strafrechts.

Der Uebelthäter soll eine seiner Missethat entsprechende Sühne geben, das ist die eine Aufgabe einer guten Strafrechtspflege. Dann aber soll sie nach Möglichkeit verhindern, daß ein Unschuldiger der vom Gesetz gegen den Schuldigen verhängten Strafe verfällt. Nach Möglichkeit; denn leider werden nie und nimmer die Fälle verschwinden, in denen ein Unschuldiger Strafe erleidet, sie werden nicht verschwinden, weil Menschen hier auf Erden Richter und die Menschen dem Irrthum unterworfen sind. Eine gute Gesetzgebung wird aber darauf bedacht sein, dem von einer Anklage überzogenen Bürger Rechtsbehelfe zu gewähren, die ihn selbst in den Stand setzen, nach Möglichkeit eine ungerechte Verurtheilung abzuwehren.

Ich habe nun stets den Standpunkt vertreten, daß unsere gegenwärtige Gesetzgebung, wie sie sich in der Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich bethätigt hat, jener hohen und heiligen Anforderung nicht genügt. Sie unterscheidet sich in vieler Beziehung zu ihrem Nachtheil von der Civilprozeßordnung, welche den Streit um Mein und Dein regelt. Ein Beispiel. Wird Jemand auf Zahlung von mehr als 300 Mk. belangt, so muß ihm vom Gegner eine Klage zugestellt werden, und diese Klage muß die Aufforderung enthalten, einen bei dem Prozeßgericht zugelassenen Anwalt als Vertreter zu bestellen; der Beklagte wird also bei einem an sich geringfügigen Rechtsstreit von vornherein dazu gedrängt, einen sachverständigen Beirath anzunehmen. Zwischen dem Tage, an welchem er die Klage erhält, und dem ersten Verhandlungstermin muß ein Zeitraum von mindestens einem Monat liegen. Der Beklagte hat also ausreichend Zeit, sich einen Anwalt seines Vertrauens zu suchen und mit diesem den Rechtsstreit gründlich durchzusprechen. Im Prozeß selbst kann er bis zum Urtheil immer und immer wieder neue Thatsachen und Beweismittel vorbringen, er kann verlangen, daß ihm auf ein neues Vorbringen des Gegners Zeit zu einer Erklärung gelassen werde, kurz, es vergehen in den meisten Prozessen Monate, ehe überhaupt das Urtheil gesprochen wird. Will sich der unterliegende Theil bei dem ergangenen Urtheil nicht beruhigen, so kann er dasselbe mit der Berufung anfechten und zwar innerhalb eines Monats nach der Zustellung des Urtheils an ihn, vor dem Berufungsgericht kann er wieder unbeschränkt neue Thatsachen und Beweismittel vorbringen und Frist auf neues Vorbringen des Gegners verlangen, kurz, abermals gehen Monate in's Land, ehe das zweite Urtheil gefällt wird, welches dann bei Gegenständen über 1500 Mk. außerdem noch mit der Revision angegriffen werden kann.

Damit vergleiche man den Strafprozeß. Jemand wird der schweren Urkundenfälschung, also eines mit Zuchthaus bedrohten Verbrechens beschuldigt. Es geht ihm eine Anklage zu und mit derselben die Bestimmung einer Frist, innerhalb deren er sich auf die Anklage zu erklären hat. Die Frist selbst

Digitized by Google

ist im Gesetz nicht bestimmt, sie wird von der zuständigen Stelle erfahrungsgemäß auf eine Woche festgesetzt, entsprechend den kurzen Fristen, die im Strafprozeß überhaupt herrschen. Eine Aufforderung, sich an einen rechtsverständigen Vertheidiger zu wenden, ist weder in der Anklageschrift, noch in der Fristbestimmung enthalten; der Angeklagte, gerade wenn er unschuldig ist, läßt häufig die Anklage einfach liegen, oder er wendet sich in seiner Unkenntniß an einen Gemeindeschreiber, Winkelconsulenten und dergleichen und erhält von ihnen unverständige, schwülstige Schriftstücke ausgearbeitet, die bloß einen schlechten Eindruck auf die Richter machen. Weiter. War die Anklage einigermaßen begründet, so beschließt das Gericht die Eröffnung des Hauptverfahrens. Es wird Termin zur Hauptverhandlung anberaumt. Zwischen diesem Termin und dem Tage, wo dem Angeklagten die Vorladung behändigt wird, braucht bloß eine Woche zu liegen; es liegt auch selten mehr als eine Woche dazwischen. Jetzt erst merkt der Angeklagte, daß die Sache ernst wird. Glücklich, wenn er daran denkt oder Jemand findet, der ihn an die Anrufung eines rechtsverständigen Vertheidigers mahnt. Die Vorladung selbst enthält davon kein Wort. Aber auch wenn der Angeklagte gleich nach Empfang der Vorladung sich entschließt, zu einem Anwalt zu gehen, so ist die Frist furchtbar knapp. Vom Dorf in die Stadt, wo der Anwalt wohnt, ist ein weiter Weg, der Anwalt ist auch nicht immer zu sprechen, und die Tage vergehen schnell. In sehr vielen Fällen geht der Anwalt schlecht unterrichtet mit seinem Schützling zum Termin. Immerhin ist ein solcher Angeklagter noch verhältnißmäßig günstig gestellt; sein Anwalt wird vielleicht im Laufe der Verhandlung ein richtiges Bild von der Sachlage gewinnen und eine Vertagung zur besseren Vorbereitung der Vertheidigung durchsetzen. Der ohne Beistand erschienene Angeklagte aber ist nahezu hilflos. Er will die Belastungsbeweise entkräften und vermag es nicht, er will Gegenbeweis antreten und vermag sich nicht verständlich auszudrücken; er lügt in seiner Herzensangst, wo ihm die Wahrheit gar nichts geschadet hätte, und entscheidet damit, durch den schlechten persönlichen Eindruck, den er auf die Richter macht, sein Schicksal. Der Termin ist zu Ende. Der Angeklagte hat sein Urtheil empfangen, gegen das ihm bloß die nahezu werthlose, weil bloß auf Gesetzesverletzung zu stützende Revision zusteht; das Vorbringen neuer Thatsachen und Beweismittel ist ihm untersagt. Und selbst von jenem schwachen Schutzmittel kann er häufig keinen Gebrauch machen, weil er es nicht kennt. Niemand sagt ihm, daß er innerhalb einer Woche die Revision bei dem erkennenden Gericht anmelden, Niemand sagt ihm, daß er sie innerhalb einer weiteren Woche nach Zustellung des Urtheils in einer bestimmt vorgeschriebenen Form rechtfertigen muß.

Besonders schlimm gestaltet sich die Sache gerade in den schweren, mit Zuchthaus bedrohten Straffällen. Hier genügt schon der Verdacht, daß er die Strafthat verübt habe, um den Angeklagten in die Untersuchungshaft zu bringen, aus der er nur dem Richter vorgeführt wird. Selten, daß ihm ein freundlicher Gefängnißwärter räth, sich bei Zeiten an einen Anwalt zu wenden, seltener noch, daß ihm nach seiner Verurtheilung ein freundlicher Gerichtsschreiber oder Gefängnißwärter den Rath ertheilt, das zulässige Rechtsmittel einzulegen. Er läßt die dafür eingesetzte Frist aus Unkenntniß verstreichen und hat es unrettbar verloren. Wohl läßt die Strafprozeßordnung gegen die Verabsäumung einer Frist die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu, dergestalt, daß die Frist nicht als versäumt gilt, aber nur dann, wenn die Versäumung durch höhere Gewalt oder durch einen unabwendbaren Zufall herbeigeführt war. Ich habe nun selbst zu Gunsten eines in Untersuchungshaft befindlichen Verurtheilten, der die Frist versäumt hatte, bei Gericht auszuführen versucht, daß hier höhere Gewalt oder doch unabwendbarer Zufall vorliege, begründet durch die Einkerkerung und die Unkenntniß des Angeklagten, bin aber von sämmtlichen Instanzen abschläglich beschieden worden.

Ob nun gerade die so Verurtheilten unschuldig verurtheilt waren, ist gleichgültig, die Möglichkeit liegt vor, und schon diese Möglichkeit ist furchtbar. Ein Angeklagter soll Strafe leiden, weil er eine bestimmte Strafthat begangen und nicht, weil er eine Frist verpaßt hat. Auf die größere oder geringere Nachlässigkeit, die ihm selbst dabei zur Last fällt, kommt gar nichts an; eine Schuld soll gesühnt, nicht eine Nachlässigkeit bestraft werden.

Hieraus ergeben sich folgende Forderungen mit zwingender Gewalt:

die Fristen sind auch im Strafverfahren geräumiger zu gestalten,

der Angeklagte ist über die ihm zu Gebote stehenden Rechtsbehelfe durch den Richter zu belehren,

insbesondere soll ihm bei der Verkündung eines ihm nachtheiligen Urtheils genau eröffnet werden, wann, wo und in welcher Form er dagegen ein Rechtsmittel einlegen kann. Die erste Forderung kann nur durch die Gesetzgebung erfüllt, die Erfüllung der zweiten aber wenigstens vorläufig auch im Aufsichtswege angeordnet werden.

Das Rechtsmittel der Revision in den schweren Straffällen ist selbst der Gegenstand unaufhörlicher Klagen. Bei der starken Abneigung, die dagegen besteht, das Urtheil der mit fünf Richtern besetzten Strafkammer noch der Nachprüfung durch ein höheres Gericht mit ungehindertem Vorbringen von neuen Thatsachen und Beweismitteln zu unterwerfen, also eine richtige Berufung einzuführen, möchte ich das Rechtsmittel einer Wiederholung des Verfahrens empfehlen. Dem verurtheilten Angeklagten, der durch neue Thatsachen und Beweismittel seine Nichtschuld darzuthun gedenkt, müßte es freistehen, innerhalb einer bestimmten Frist eine nochmalige Verhandlung vor demselben Gericht zu begehren.

Ich habe für diese Betrachtungen nicht eine Fachschrift, sondern ein in weiten Kreisen gelesenes Blatt gewählt, weil an den hier angeregten Fragen die ganze Nation ein Interesse hat und erfahrungsgemäß das allgemein angeregte Interesse auch auf die Fachkreise zurückwirkt.

Literatur und Kunst.

Rudolf Löwenstein.

Von Ernst Wichert.*)

Der Mann, dem diese Zeilen gelten, gehörte, obschon unter den führenden Geistern und einer der liebenswürdigsten Poeten seiner Zeit, nicht zu den großen Dichtern und Denkern, die eine Umwälzung in Literatur oder Wissenschaft hervorzurufen bestimmt sind und Jahrhunderte der Menschheit oder auch nur ihrer Nation voranleuchten. Ja, fast will es auf den ersten Hinblick scheinen, als ob ein schönes Talent sich dauernd in den Dienst einer Macht stellte, die mit dem Tage ihre Kampfmittel und nächsten Ziele wechselt, den Streit der Meinungen in tausend kleinen Gefechten wirksam zeigt und ihrem innersten unruhigen Wesen nach dem dichterischen Schaffen eher feindlich als fördernd ist: der Politik. Rudolf Löwenstein scheint kaum genannt werden zu können außer in Beziehung zu einem berühmten freisinnigen Witzblatt, dem er als Mitarbeiter und Redacteur das besondere politische Gepräge gegeben, das es zu einer scharfen Waffe der Partei machte. Von der Partei ist er auch beansprucht worden, und sie hat ihm den Ruhmestitel des seiner Fahne unerschütterlich treuen Kämpfers gegeben. Es soll und muß hier dahingestellt bleiben, ob auch der Politiker Rudolf Löwenstein seinen Parteigenossen und Gegnern eine Bedeutung hatte, die aus seinen Schriften nachzuweisen und beredt darzustellen die Dankespflicht eines Parlamentariers sein könnte. Ich will hier nur das Unvergängliche seines Wirkens und Schaffens herausheben und an das Licht stellen, das ihm nicht mehr scheint, nachdem

*) Der Verfasser veröffentlicht hier den wesentlichen Inhalt seiner bei der am 22. Februar vom Verein „Berliner Presse" für Rudolf Löwenstein veranstalteten Gedächtnißfeier gehaltenen Rede.

Digitized by Google

der Todesengel mit sanfter Hand sein Auge für ewig geschlossen hat.

Rudolf Löwenstein war ein Dichter. Auch ein politischer Dichter, aber keineswegs nur ein politischer Dichter. Es ist noch die Frage, ob der Dichter der Kinderlieder und des „Ehret die Frauen" als Lyriker nicht den höheren Rang einnimmt, und ob nicht Vieles von dem Werthvollsten, was der politische Dichter geschaffen hat, gerade deshalb das dichterisch Werthvollste ist, weil es, wenn auch vom Tage angeregt, doch weit über denselben hinausschaut und für die Beziehungen des Menschen zu Staat und Gesellschaft einen allgemeineren Standpunkt zu gewinnen sucht. Es muß Jedem, der die von Albert Träger bewirkte und eingeleitete Sammlung von Kladderadatschbeiträgen Rudolf Löwenstein's, herausgegeben unter dem Titel „Aus bewegten Zeiten", auch nur flüchtig durchblättert, bemerkbar werden, wie groß darin verhältnißmäßig die Zahl von Gedichten ist, die zu den eigentlichen Zeitereignissen keine oder wenigstens keine engere directe Beziehung hatten, ebenso gut auch an anderer Stelle hätten erscheinen können und nun freilich auch ihren allgemein dichterischen Werth für sich selbst zu behaupten berechtigt sind. Für den politischen Zeitdichter bleibt noch genug übrig, was in seiner Art höchster Beachtung werth. Ihn voll zu würdigen, könnte nur im Stande sein, wer in vierzig Bänden des Kladderadatsch alle seine Beiträge angemerkt fände — bekanntlich haben sich die Mitarbeiter nie unterzeichnet — und daraus seine Stellungnahme zu den Zeitfragen bis in's Einzelne zu prüfen vermöchte. Für uns genügt zu wissen, daß er dem 1848 von Kalisch in Berlin mit dem Verleger Hoffmann begründeten Blatte, dem er bald als Mitarbeiter gewonnen wurde, seine hervorragende Bedeutung zu geben half. Kalisch, Dohm, Löwenstein — und man wird diesen Dreien anstandslos auch den Vierten beigesellen, wenn er, wie sie, dem Streit des Tages entrückt sein wird: unseren Johannes Trojan — sind die geistigen Grundpfeiler dieses stolzen Baus, der weit über die Grenzen Berlins, Preußens und Deutschlands hinaus nicht unbeachtet bleiben konnte. Es ist sicher keine zu dreiste Behauptung, daß sich die Zeitgeschichte nicht schreiben läßt, ohne daß des Einflusses dieses Witzblattes gedacht würde, das sich von kleinen Anfängen zu einem Weltblatt auswuchs und seinen Machteinfluß so lange behauptete, als die Zeitverhältnisse dazu die Vorbedingung gaben.

Jede Pflanze freilich bedarf ihres besonderen Nährbodens, und auch eine literarische Erscheinung kommt in ihrer ganzen Eigenart nur durch die Gunst der Vorgänge und Umstände voll zur Geltung und Wirksamkeit. Das Jahr 1848 kehrt in der Geschichte nicht wieder. Es brachte auch unserem Vaterlande plötzlich und überraschend eine politische und soziale Umwälzung, die einen vorläufigen Abschluß erst 1871 fand. Zunächst wagten wir einen gewaltigen Sprung über einen Abgrund, dessen Tiefe noch Niemand ausgemessen hatte, und fingen dann erst, vom anderen Ufer her rückwärts, die Brücke zu bauen an, die auf dauerhaften Grundlagen eine doch unentbehrliche Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft herzustellen vermöchte. Um sie kämpfte der alte und der neue politische Glaube. In anderen Formen, als ursprünglich in Aussicht genommen, mit anderem Material wurde das Werk in einem Vierteljahrhundert benutzbar hergerichtet. Jener Sprung selbst erschien fast wie ein Witz der Weltgeschichte, und keine reichere Ausbeute konnte die politische Spottlust finden als in diesem Chaos von ehrwürdigen Trümmern und übereilten Neubildungen, von lächerlichen Prätensionen abgestorbener Mächte und ebenso wunderlichen Bemühungen der Luftschloßfabrikanten, von Rückwärts- und Vorwärtsbestrebungen, von Vorspiegelungen und Enttäuschungen, von idealistischen und realistischen Anläufen, von auf- und niedertauchenden Potenzen. Preußen mit seiner Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte ein auf dem Papier konstitutioneller Staat, das großdeutsche Parlament in der Paulskirche, der Reichsverweser, das Angebot der Kaiserkrone, die deutsche Flotte unter dem Hammer, der selig entschlafene und wieder erwachte Bundestag, Kurhessen, Schleswig-Holstein und Dänemark, Schleswig-Holstein und Oesterreich-Preußen, Napoleon III., die Spanierin und das Kind von Frankreich, Graf Chambord mit der Lilie und die Orleans, der Zarismus und die panslavistischen Wühlereien, der kranke Mann am Bosporus und seine Aerzte — lauter sehr ernste Dinge, die doch andererseits die witzige Kritik geradezu herausforderten. Und man wollte im Aerger des Tages nicht versinken, man wollte ihn am Sonntag wenigstens fortlachen können, man wollte seinen gesunden Humor wahren und sich an dem ungebrochenen Muth eines mannhaften Vorkämpfers erfrischen. Da erheiterte das schalkhafte Gesicht des Kladderadatsch wie die Märzsonne alle Welt; man lachte, man jubelte, man glaubte und hoffte wieder, man fühlte sich den Machthabern über, gegen deren Schwächen man nun gleichsam selbst die Geißel schwang. Wir lasen damals den Kladderadatsch, wie die alten Griechen im Theater einer Komödie des Aristophanes zuschauten; und wie es unmöglich ist, daß die aristophanische Komödie oder auch nur die Berliner Posse der fünfziger Jahre sich wiederholen können in anderer Umgebung und in einer anders gearteten Zeit, so ist auch die Machtstellung dieses ganz einzigen Witzblattes naturgemäß an Voraussetzungen gebunden gewesen, die seine berühmten Mitarbeiter benutzten, aber nicht machten. Auch Rudolf Löwenstein hätte sie ihm nicht erhalten können, selbst wenn sein Einfluß in der Redaction maßgebend und sein Witz unerschöpflich geblieben wären.

Aber in dem unverwelklichen Ruhmeskranze steht sein Name auf einem der großen Blätter, die seine Mitte zieren. Ihm nicht zum wenigsten verdankt der Kladderadatsch seine vornehme Haltung, seine dichterisch untadelige Form, ihm die gut patriotische Richtung, die dieses Blatt schließlich in den Augen aller Parteien als den siegreichen Vertheidiger der höchsten Güter der Nation erscheinen lassen mußte. Wofür Rudolf Löwenstein stritt, das ist endlich erstritten worden, und daran haben wir nun Alle unsere helle Freude. Immer ist er eingetreten für das Recht, für die Freiheit, für die politische Einigung, für die Kräftigung des Vaterlandes, für die Ehre des deutschen Namens überall. Was er einmal (1879) den Kladderadatsch rühmend sagen läßt, das sagte er zugleich über sich selbst aus:

„Ich hab' manch' heit'ren Sang gesungen
Wie mich der Geist der Lieder trieb,
Des Spottes Geißel hab' geschwungen
Ich Woch' um Woch' mit scharfem Hieb.
Die Thoren schrien, die Klugen lachten,
Ich habe heimlich nie geklagt;
Was Andre nur verstohlen dachten,
Das sprach ich frei. Ich hab's gewagt!"

Und auch das trifft ihn mit:

„Zwar gab kein Fürst mir einen Orden,
Kein Titel wurde mir verlieh'n;
Doch bin hoffähig ich geworden
Sogar in Petersburg und Wien.
Die Großen, die mich einstmals haßten,
Sie sprachen: Komm, du Schelm, herein;
Du sollst uns nach des Tages Lasten
Gegrüßt als Sorgenbrecher sein."

Er war ein Spötter, aber mehr noch der Humorist mit einem lachenden und einem weinenden Auge. Und er konnte auch sehr ernst sein. Er war vor Allem ein warmherziger Patriot. In seiner am 2. Januar 1877 im Verein Berliner Künstler gehaltenen Festrede am hundertsten Jahrestage des Geburtstages von Christian Daniel Rauch preist er die Jüngeren wegen der „herrlichen, patriotischen Aufgabe, das befreite Deutschland zu verherrlichen mit seinem Heldenkaiser, seinen siegreichen Feldherren und Fürsten, aber auch mit all den Männern, welche im Dienste des Staates oder im Dienste der Künste und Wissenschaften, welche endlich als Vorkämpfer des Volkes mitgeholfen haben an Deutschlands Größe, Einheit und Freiheit. Das ist ja" fügt er hinzu, „das Wesen und höchste Ziel aller Kunst, daß sie das Volk veredele." Wie beweist er selbst sich als den Patrioten schon 1866! Im Conflikt war seine Parole „Recht bleibt Recht" gewesen, aber schon im Januar, als er die Landboten „An die Gewehre" rief, gibt er der Sehnsucht nach der „Friedensbrücke" starken Ausdruck:

Digitized by Google

„Wo ist der Held, der zu des Abgrunds Schluß
Mit voller Rüstung springe in die Leere?
Wir haben leider keinen Curtius! —
An die Gewehre!"

Und wie eine Vorahnung des Kommenden klingt es, wenn er mahnt:

„Der Donner rollt, es blitzen Schild und Stahl
Für's Vaterland, für Freiheit und für Ehre.
Auf denn und wär's zum allerletzten Mal —
An die Gewehre!"

Als dann der Krieg in naher Aussicht ist, die Oesterreicher den Mund gewaltig voll nehmen und in Berlin manches Herz beängstigt schlägt, wie der gefährliche Waffengang enden werde, schreibt er den „Tagesbefehl für meine lieben Berliner":

„Erwach', Berlin, aus deinem Traum
Vom Ober- bis zum Unterbaum!
Ihr Bürger, schließt die Silbertruh',
Ihr Wechsler, euren Arnheim zu!
Bring, Rieke, schnell die Löffel weg —
Es naht Feldmarschall Benedek!"

Der Benedek droht den Großen Kurfürsten „auf einer Brücken hoch zu Pferd", den alten Fritz für den Prater in Wien, die Victoria vom Brandenburger Thor zu holen:

„So hat geschworen hoch und keck
Der schreckliche Herr Benedek.
Drum Bürger, schließet Spind' und Truh',
Bleichröder, mach' den Arnheim zu!
Bring' Rieke, schnell die Löffel weg -
Es naht Feldmarschall Benedek!"

Wie lachten da die Berliner und mit ihnen die Preußen allesammt! Alle Zaghaftigkeit war verschwunden. Der Feind war durch dieses Lachen schon halb geschlagen.

Aber noch hatten wir bei Königgrätz nicht gesiegt, als er (30. Juni) schon wieder ernst Gericht hielt:

„Zum Freiheitsbau laßt jetzt uns All'
Frisch fügen Block zu Blocke!
Der Enkel gedenkt! Für sie einst schall'
Vom Thurm der Eintracht Glocke!
Sie künde mit Friedensklängen weit
Das Ende der fluchbeladenen Zeit,
Und sage dem glücklichen Menschengeschlecht:
Die Sünden der Väter, sie sind gerächt
Bis in's siebente Glied und darüber!"

Dann aber auch der lustige Spott über die großmäulige Kleinstaaterei:

„Es hat auch Li La Liechtenstein,
So klein es ist, sein Grimmchen;
Es hatte auch in Frankfurt sein
Drei Skrupel schweres Stimmchen.
Das warf es in die Wage frisch
Und schlug gewaltig auf den Tisch:
»Nun soll der Preuße kommen!«"

Später ist natürlich weit vom Schuß sicherer.

Und wieder sehr ernst schreibt er: „An bekannte Adresse":

„Der Glanz der Majestät, er ist zerronnen!
Heut' strahlt ihr nur im Glanz erborgten Lichts.
Wohl zähltet ihr auch einmals zu den Sonnen,
Doch heut' seid ihr Trabanten — weiter nichts!
Und dürft ihr auch auf schimmernden Gewändern
Noch zaubern eurer Ordenssterne Heer:
Die Sonne sank — es ist nicht mehr zu ändern —
Und eure Sterne leuchten nimmermehr!"

Als dann aber der Friede außen erkämpft ist, wie herzlich jauchzt der Dichter dem Frieden im Innern entgegen:

„Indemnität! Vergeben —
Vergessen — ach! wie lang
Harrt manch' verlornes Leben
Auf dieser Worte Klang!
Wann öffnet sich die Pforte
Dem, der in Nacht versenkt?
Dem freudenreichen Worte,
Das ihm die Freiheit schenkt?
Horch! Horch! Die Riegel fallen
Und eine Stimme spricht:
In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht!"

Ich habe den Dichter selbst sprechen lassen, und er soll auch vier Jahre später das Wort haben. Wie innig und friedlich noch sein Ostergruß 1870:

„Nun ruht die Welt in Osterstille,
Es schweigt des Markts Gewühl und Streit,
Und heiter schmückt zur Lenzidylle
Sich Wald und Flur mit farb'gem Kleid."

Wenige Monate darauf entbrennt der furchtbare Krieg, der Europas Geschicke umgestaltet, und kaum ist er erklärt und das geheime Bündniß mit den Südstaaten offenbart, so singt er (24. Juli) sein Unvergeßliches:

„Jauchzend sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main!
Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
»Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chass'pot mit Hurrah!«"

Dieselbe Nummer brachte aber auch sein mächtiges Zornlied „Gegen den Tyrannen", den meineidigen, von der Nemesis ereilten Napoleon mit den herrlichen Schlußstrophen:

„Verlöscht die Leuchten! Doch unlöschbar lodert
In deutschen Herzen der Begeist'rung Flamme.
Noch steht die deutsche Eiche unvermodert
Und neues Leben quillt im alten Stamme.
Ja, frisch belaubt steht sie in neuem Glanze
Und will mit Friedensschatten euch umspannen.
Auf denn zum Wettkampf nach dem Eichenkranze,
Zum letzten Kampfe gegen den Tyrannen."

Wer sich des Tages erinnert, an dem diese Nummer des Kladderadatsch erschien, der weiß auch, welchen Sturm diese Gedichte in allen Gemüthern erregten. Und dann der tiefempfundene „Abschied" im echtesten Volkston:

„Ade! Ich muß nun gehen
Zum Krieg wohl an den Rhein;
Viel deutsche Brüder stehen
Und harren dort schon mein.
Ich weiß, auf wen ich zähle,
Ich hab' sie treu erkannt —
Ein Herz und eine Seele
Sind wir für's Vaterland.
Hört, Kinder, auf zu weinen!
Und du, mein treues Weib,
Leb' wohl und schirm' die Kleinen,
Wenn ich im Felde bleib'!
Dem Vaterland befehle
Ich euch! Reicht mir die Hand! —
Ein Herz und eine Seele
Für's deutsche Vaterland."

Löwenstein zeichnet zu dieser Zeit in Vertretung als verantwortlicher Redacteur; fast jede Nummer bringt ein, zwei Gedichte aus seiner Feder. Ich kann sie nicht alle auch nur stückweise hersagen, nicht einmal erwähnen. Die Jubelstimmung nach den erfochtenen Siegen findet den heitersten Ausdruck, als nun die Heere die Champagne durchziehen:

„Heraus aus den Flaschen, hinein in das Glas!
Wie schäumet und duftet das herrliche Naß!
Wie sausen und knallen die Korke darein:
Alldeutschland soll leben beim Fränkischen Wein!"

Den Kaiser Napoleon verfolgt sein Spott und Hohn, bis er „gepeitscht vom Fluche der ganzen Welt", bei Sedan zusammenbricht, nach Wilhelmshöhe, nach Chislehurst. „Das große Volk der heldenmüthigen Thoren", das den Verzweiflungskampf kämpft, ist ihm „der rasende Ajax":

„Wahnsinnig Volk, wie gleichst du jenem Helden."

Wie herzinnig aber sein Trostlied „An Straßburg":

„Was trauerst du und seufzest, schmerzensmatt?
Was blickst du auf die Trümmer weinend nieder?
In neuem Glanz erblühn wird deine Stadt,
Was ihr versank, ganz Deutschland baut es wieder,
Und schöner wirst du strahlen denn zuvor —
Aus Schutt und Trümmern Straßburg steig' empor!"

Schon im Dezember ruft der Dichter ein „Hurrah dem teutschen Kaiser!" Weihnachten aber steht Kutschke auf Posten:

„Ich steh hier mit verklammten
Gebeinen und denke stumm:
Das kommt von dem verdammten
Verrauchten Napolium."

Digitized by Google

Genug der Proben! Es soll aber nicht vergessen sein, ein wie versöhnliches Herz der Dichter hatte. Als nach dem Tode des jungen Napoleon das Gerücht sich verbreitete, die Ex-Kaiserin Eugenie wolle zu den Karmeliterinnen gehen, widmete er ihr, der so oft bitter verspotteten, ein schönes Gedicht, dessen Schlußstrophen lauten:

„Du armes Weib, tritt ein, tritt ein,
Wir wollen dir treue Schwestern sein
Und Trost im Leide spenden dir.
Nimm hin hier Kutte und Scapulier!
Vernahmst die Abendglocke du?
Sie ruft dir, Schmerzensmüde, zu:
Harr' aus, bis daß die Stunde schlägt,
Da auch dein Haupt zur Ruh' sich legt!"

Das ist der Kladderadatschdichter Rudolf Löwenstein. Wer ihn so kennen und lieben gelernt hat, wird das Räthsel schon gelöst haben, wie der gefeierte Mitarbeiter und Redacteur eines politischen Witzblattes zugleich der Verfasser des „Ehret die Frauen", und der „Kinderlieder" sein konnte, die in den reizenden Compositionen des kürzlich fast zu gleicher Zeit mit ihm heimgegangenen Taubert und vieler Anderen ein Entzücken für Jung und Alt geworden. Vielleicht war es nur ein Zufall, daß Löwenstein, durch seinen Schwager Hoffmann veranlaßt, sich der politischen Lyrik berufsmäßig widmete; hier, in diesen schönen Dichtungen für das deutsche Haus, ist jedenfalls sein Talent ganz unbeeinflußt von außen, ganz bei sich selbst. Wir haben in unserer Literatur kaum einen zweiten so gemüthstiefen und zugleich schalkhaften, so durchaus liebenswürdigen Haus- und Familiendichter. Gewiß hatte Rudolf Löwenstein einen scharfen Verstand, einen sicheren Blick für das Lächerliche und die nicht gewöhnliche Fähigkeit einen Gedanken witzig zuzuspitzen; aber am wohlsten fühlt sich doch auch in den politischen Dichtungen der Humorist, und die schönsten Lieder sind überall die, bei denen sein ganzes Herz war. Ein warmes und fröhliches Herz!

„Ehret die Frauen" ist ein Liedercyclus zu Illustrationen von Eduard Schultz. Er schildert ein Frauenleben mit seinen Freuden und Sorgen — gar nicht modern, eher recht nach dem Sinne der guten alten Zeit, nicht aus dem Spiegel einer Salondame, sondern nach dem Vorbilde eines lieben Hausmütterchens. Des Sängers Frauenlob erinnert er sich in der Widmung, den die schönsten Mainzerinnen zu Grabe trugen:

„Wohl tausend Dichter werden nach ihm kommen,
Und jeder wird nach gleichem Ruhme streben,
Nach gleichem Dank von schönen Händen ringen,
Und Blüthen neu zum Siegeskranze weben;
Und werden's nimmer doch zu Ende singen,
Ob auch, gleich ihm, ein Jeder säng und schriebe,
Denn neu in jedem Jahre wird erklingen
Das Hohelied von deutscher Frauenliebe."

Er führt uns in's „Puppenstübchen":

„Da gab's zu ordnen fein und still
Gar viel auf allen Seiten:
Wer eine Hausfrau werden will
Lernt Ordnung hübsch bei Zeiten."

Wie heimelt das „Aus der Kinderzeit" an:

„Wir saßen im kühlen Schatten
Und guckten uns traulich an.
Wir theilten, was wir hatten —
Wir spielten Frau und Mann."

Dann trennen sich die Spielgefährten. Er geht in die Fremde. Und nach zehn Jahren, da seine Wiederkehr erwartet wird, spricht sie nachdenklich vor sich hin:

„Auch ich zog von den Füßen
Schon längst die Kinderschuh'.
Wird er mich wohl begrüßen
Noch mit dem herz'gen »Du«?"

Das „Backfischen" liest aber auch Werther's Leiden und gibt ganz ernst die Versicherung:

„So oft ich dieses Buch gelesen
Hab' heimlich ich bei mir gedacht:
Wenn ich die Lotte wär gewesen —
Ich hätt' ihn zur Vernunft gebracht."

Dann das jauchzende „Er liebt mich!" das Gelübde der Braut, dem geliebten Manne das ganze Herz weihen zu wollen, das Wiegenlied und die Mutterfreude:

„Mein Bub' ist doch ein prächtiger Kerl,
Hat einen Zahn schon, weiß wie 'ne Perl
Und die Händlein so drall,
Und die Lenden so prall,
Und das Näschen so fein
Und das Mündchen so klein,
Wie ein Haselnußkern,
Und die Augen wie Stern',
Und die Bäcklein so rund,
Wie ein Aepfelchen bunt,
Und ein Grülein auch drin,
Und ein Grübchen im Kinn!
Ei was für 'nen prächtigen Bub' hab' ich!"

Hört und sieht man da nicht die glückliche Mutter? Freilich bleibt auch die „Muttersorge" am Bettchen des kranken Kindes nicht aus. Als dann aber die Kleinen herangewachsen, folgt die „mütterliche Unterweisung", an die häusliche Arbeit geknüpft:

„Merkt euch und lernt beim Spinnen,
Lein ist noch lang kein Linnen."

„Ohn Arbeit kein Ehr'" — durch die Arbeit aber:

„Nun schaut, durch die Wände
Hat's Silber geregnet,
Denn Gott hat die Hände
Der Fleiß'gen gesegnet."

Und zuletzt ist das Mütterchen ein Großmütterchen geworden, und von den Enkeln heißt's:

„Wie guckten wir da mit Begehren
Auf ihren großen Pompadour!
Was wird er heut' uns nur bescheeren?
Ach wär' er schon erschlossen nur!"

Ja, auf die Kinder versteht Rudolf Löwenstein sich. In ihren Blicken und in ihren Herzen weiß er zu lesen; er kennt ihr stilles Begehren, ihr Wünschen und Trachten, ihren Kummer und ihre Seligkeit. Und er weiß alledem auch eine Aussprache zu geben, die den Kindern verständlich ist, nicht nur den Großen das Verständniß für sie eröffnet. Ich erinnere nur an die allbekannten: „Mutter fliegt nach Futter aus —", „Es ist schon dunkel um mich her, ich finde keine Herberg mehr —", „Nun lass dir erzählen mein liebes Kind, wie schön die guten Engel sind —" mit der wundersam poetischen Beschreibung, wie leis sie fliegen:

„So leis als der Schnee vom Himmel fällt,
So leis als der Mond zieht über die Welt,
So leis als der Keim aus der Erde sprießt,
So leis als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leis als vom Baume weht das Blatt,
So leis als das Licht über Land und Stadt." —

Da spricht ein Dichter zu uns. Und dann die Frage an die Mutter: „Schlägt dein Herz für mich allein, nicht auch für mein Schwesterlein —?" „Was die Thiere alles lernen", „Der Postillon", „Hans und die Spatzen", „Hänschen will ein Tischler werden —", „Streit zweier Puppenmütter: Pfui wie häßlich ist dein Kind —", „Der Vöglein Abschied: Was klappert am Dache, mein Kindlein? Horch, horch! —", „Wie die Jungfer Köchin in Dienst genommen wird" und „wie sie ihre Tagesordnung erhält —" — Das haben die Mädel prächtig der Mama abgelernt.

Man möchte den ganzen „Kindergarten" plündern, wenn man zeigen wollte, was für ein Kinderfreund unser Dichter war und wie gut er die „Kindergedanken" kannte. Da ist nichts Geziertes und Manierirtes, nichts Hineinempfundenes und künstlich Herausgezogenes, nichts Albern-Spielerisches und nichts Ungesund-Phantastisches. Der Dichter läßt sich nicht zu den Kindern herab, um mit ihnen zu spielen, sondern er ist in ihnen wieder ein Kind, denkt mit ihren Gedanken, schaut mit ihren Augen an, nimmt mit ihren Sinnen auf und formt nur für sie, was er so erlebt. Nicht alles, was er giebt, ist gleichwerthig, aber Weniges nur erscheint nicht naturwüchsig und nichts ist auszuscheiden.

So der Dichter. Und so auch der Mensch!

Ich habe nicht das Glück gehabt, ihn persönlich näher kennen zu lernen. Vielleicht habe ich ihn nur ein einziges Mal gesehen, als ich ihm die Gratulation des Vereins „Berliner Presse" zu seinem siebzigsten Geburtstage zu überbringen die Ehre hatte. Ich vergesse das liebe, freundliche Gesicht

Digitized by Google

nicht; aber er war damals schon krank; nach der Versicherung seiner Freunde geistig und körperlich kaum noch der Schatten der früheren vollkräftigen Persönlichkeit. Und doch glaube ich nicht, daß seine nächsten und ältesten Freunde von dem Freunde eine wesentlich andere Anschauung bewahrt haben können, als sie uns Allen seine Dichterphysiognomie vermittelt. In ihm muß der Dichter und der Mensch Eins gewesen sein, denn aus Allem, was er schafft, leuchtet die Wahrhaftigkeit heraus und zugleich die Bescheidenheit, für seine Person nichts beanspruchen zu wollen. Man gewinnt rasch den Eindruck, daß sich hier eine sichere und unwandelbare, aber nicht starre Ueberzeugung einsetzt, und man sucht vergeblich selbst in den pathetischen Gedichten nach einer Phrase. Wohl hat er große Worte, wenn die Sache sie fordert, aber die leidenschaftliche Erregung des Gemüths treibt sie ihm auf die Zunge, nie eine künstliche Exaltation. Es ist nichts von kraftgenialischem Wesen an ihm, aber eine edle Mannhaftigkeit spricht aus allem seinen Thun. Es will etwas bedeuten, vierzig Jahre lang in seinen Dichtungen die öffentliche Meinung mitbestimmen zu helfen und nie dem Publikum zu sagen: der Autor von dem und dem, was du als schön und geistreich und herzbeweglich rühmst, bin ich! in Dichtungen, die nicht, wie Leitartikel nur den Tageswerth haben, sondern auf dauernde Anerkennung gerechten Anspruch erheben dürfen. Ihm fehlt, so heiter er sich seiner nächsten Umgebung mittheilt, die Eitelkeit, mit seiner Person glänzen wollen, und so gibt er sehr bezeichnend für das Werk „Ehret die Frauen" nur den „Text" zu Illustrationen. Nur die Kinderlieder sind auch auf dem Titelblatt ganz sein individuelles Eigenthum; hier aber theilt er neidlos mit den Componisten Taubert, Gumbert, Lewandowsky, Scheffer, Kücken, Hiller, Dorn, Graben-Hoffmann, Abt und Anderen, die er bei den einzelnen Gedichten nicht zu nennen vergißt, die Ehre der Popularität. In ihnen entwickelt er spielend eine Lebensmoral, die gute, wahrhafte, fleißige, zuverlässige, pflichttreue, liebens- und achtenswerthe Menschen zu bilden mächtig ist. Ein solcher Mensch muß er selbst gewesen sein: ein ehrenfester Bürger, ein liebevoller Gatte und Vater, ein nie wankender Freund. In diesen Kinderliedern spiegelt sich aber auch nicht nur vollkommen rein sein Gemüth, sondern auch seine dichterische Phantasie schwärmt hier in voller Freiheit aus. Er schafft aus sich eine kleine Welt außer sich, eine ideale und doch greifbar realistisch verkörperte Welt, eine Welt des heitersten Scheins und zugleich der ernsthaftesten Wahrheit: uns Allen hat er unseren Kindheitstraum wieder zurückgezaubert! Ehre seinem Andenken in die fernste Zeit!

Eine neue Aesthetik der Natur.

Von Wilhelm Bölsche.

Kein Volk ist so berufen, der Welt die fehlende „Aesthetik der Natur" zu schreiben, wie wir Deutschen. In unserer Poesie ist das mächtigste, das eigentlich sieghafte Element das Naturgefühl. Es hilft hinweg über die Oede Klopstock's, es adelt unsere Romantiker bis in ihre äußersten Verirrungen hinein. Ohne seinen zarten Sinn für den Stimmungszauber der Natur würde der Witz Jean Paul's längst noch viel mehr für uns verblaßt sein — die Zahl der Gegner Heine's wüchse in's Ueberwältigende, wenn sein Deutschestes, die durchmenschlichte Naturschilderung, von ihm genommen werden könnte. Und in allen noch so weit verzweigten Richtungen unserer Literatur des Tages erklingt unverloren das alte Motiv: es rettet, was zu retten ist, im historischen Roman, es stützt fast allein noch die mehr und mehr verwässerte Novelle, es erhebt sich schließlich trotz aller grauen Theorie mit unverwüstlicher Kraft selbst aus dem unruhigen Wellenspiel der jüngsten realistischen Richtung. Wie die Natur in der Kunst, so waltet aber auch gerade bei uns nicht minder stark die künstlerische Auffassung in der Naturanschauung, in der Wissenschaft von der Natur. Kein Volk, am wenigsten die Franzosen mit ihrer Ueberfülle popularisirter, romantisch durchflunkerter Naturwissenschaft, besitzt eine auch nur annähernd ähnliche Leistung wie die ersten beiden Bände von Humboldt's Kosmos oder wie Brehm's Thierleben.

Wenn trotzdem ein zusammenfassendes Werk über das Naturschöne fehlt, so liegen die Ursachen auf anderem Gebiet: in der unheilvollen, allerdings ebenfalls sehr deutschen Hast, vor Allem ein System finden zu wollen, in dessen Rubriken die angeschaute Welt sich einordnen lasse. Der große Vorwurf, der unserer Aesthetik in den ersten Zweidritteln des 19. Jahrhunderts zu machen ist: daß sie selbst „dichterisch" vorgegangen ist und nicht wissenschaftlich, trifft auch für unser Gebiet den Kern. Aber die Fehler sind nach und nach eingesehen worden, nach Vischer ist Fechner gekommen, eine Aesthetik der Thatsachen (wie ich das früher einmal von mir gebrauchte schlechte Wort „realistische Aesthetik" umschreiben möchte) bahnt sich an — sollte nicht die Stunde gekommen sein, die uns eine echte „Aesthetik der Natur" schenkt?

Nicht mit der Freude, die der Gedanke an das hohe Wollen mir weckt, kann ich von dem praktischen Versuch zur Sache berichten, den Ernst Hallier gibt in seinem umfangreichen illustrirten Band „Aesthetik der Natur. Für Künstler, Naturkundige, Lehrer, Gärtner, Land- und Forstwirthe, Reisende, Geistliche, sowie für Freunde der Natur überhaupt."*)

Der Titel verräth, daß es sich um ein populäres Buch handelt, obwohl die gewaltige Dicke des Bandes doch auch glauben läßt, es werde uns eine das Thema gründlich erschöpfende Arbeit entgegentreten. Nun ist für große Gebiete gerade der modernen Naturforschung — und eine Aesthetik dieser Art greift doch nothwendig in diese hinüber — das Populariſiren ein böses Ding. Die eigentliche Arbeit im Engeren ist noch gar nicht gethan, wenigstens für Andere nicht. Wenn der Verfasser sie in der Stille vollführt hat, so weiß doch die Fachwissenschaft noch nichts von seinen Ergebnissen. Wird sie nun bei der Veröffentlichung gleichsam übergegangen, wendet sich der Autor mit seinem Neuen unmittelbar an's große Publikum, so erwächst ein sehr berechtigtes Vorurtheil. Das typische Beispiel für unsere Zeit hat ein so genialer Kopf und Entdecker ersten Ranges, wie Häckel, gegeben, als er seine zum größeren Theil neuen und vielfach wenigstens im ersten Moment gewaltig anfechtbaren Hypothesen über die Keimes- und Stammesgeschichte des Menschen verquickte mit einer allerdings in ihrer Art meisterhaften populären Embryologie; die zahllosen und schließlich persönlich-gehässigen, höchst unfeinen Angriffe auf die „Anthropogenie" wären im anderen Fall kaum möglich gewesen, denn was am meisten verletzte, war das Apodiktische des Vortrags, und dieses wieder stellte nichts anderes dar, als eine sehr begreifliche Concession an den Nebenzweck des Populariſirens. Mit einem gewissen Grauen vor der Gewagtheit des Unterfangens trat ich also an Hallier's Buch heran.

Schon das erste oberflächliche Durchblättern überzeugt nun, daß Hallier sich seine Aufgabe leicht gemacht hat, sogar etwas sehr leicht, wenn man sich an das Wort „Aesthetik" hält. Reichlich Neunzehntel des Bandes, ja wohl noch mehr, beschäftigen sich überhaupt nicht mit Fragen der ästhetischen Wissenschaft, sondern mit durchaus und nur naturwissenschaftlichen Dingen, über welche die Acten mehr oder minder geschlossen sind, so daß dem Populariſiren nichts im Wege steht. Der rein physikalische Theil der Lehre von den Sinnesempfindungen, ein Umriß der gesammten Farbenlehre beispielsweise, füllt gleich zu Anfang einen großen Abschnitt. Dann folgt ein umfangreiches Naturgemälde: Naturgestalten — Himmel — Sonne — Atmosphäre — Vulkane — Wasser — Erdboden — Pflanzen- und Thierleben — bis herauf zum „geistigen Leben," annähernd 300 Seiten. Zur Noth könnte man bei diesem Haupttheil von einer sehr in's Spezielle gehenden Formenlehre der Natur sprechen, wobei die Frage nach Schön und Häßlich ganz unberücksichtigt bleibt, vielmehr eine Uebersicht über das Naturganze erstrebt wird, mit einseitiger Betonung des äußeren Bil-

*) Stuttgart, Ferdinand Enke.

Digitized by Google

des, wie es sich dem unbefangenen Auge oder Ohr darstellt, Beschreibung, nicht Analyse. Statt „Aesthetik der Natur" wäre ein Titel geboten wie etwa „Das Buch der Natur" oder Aehnliches. Die Titel sind meist verbraucht, es hätte sich ja etwas Neues finden lassen. Hierher gehörige Arbeiten besitzen wir längst eine ganze Anzahl, wenn schon keine allen Ansprüchen genügt. Meist sind es höhere Lesebücher, compilatorisches Flickwerk, dem die Lectüre von ein paar guten Spezialwerken selbst für den Laien vorzuziehen ist. Hallier ist Naturforscher und hin und wieder kein übler Schilderer. Im Ganzen aber reiht er doch auch nur Citat an Citat und füllt den Zwischenraum mit ledernen Uebergangssätzen. Humboldt kommt so oft zu Wort, daß ein ganz beträchtliches Stück des Buchs von ihm herrührt. Mehrfach sind endlose Schilderungen eingefügt, die durchaus nicht in diesen Zusammenhang gehören, so einmal fünf eng gedruckte Seiten allein über das Hippopotamus, die unmöglich die vollkommen fehlende Physiognomik der verschiedenen Thierstämme ersetzen können und lediglich Ballast bilden.

Die zahlreich eingestreuten Gedichte konnten, wenn ihnen denn einmal so viel Raum zukommen sollte, ganz wesentlich viel geschickter ausgewählt werden. Von einer Analyse des in ihnen ausgedrückten Naturgefühls ist keine Rede, statt dessen bekommen wir seitenlange Citate oft gerade des Allerbekanntesten, wie der Schiller'schen Götter Griechenlands oder drei Seiten aus Lessing's Nathan. Eine Unmasse Holzschnitte und mehrere Farbentafeln erläutern auf Schritt und Tritt den Text. Die Tafeln sind lehrreich, die Holzschnitte zum Theil sehr mäßig. Der Verfasser spricht in der Einleitung von den „prachtvollen Abbildungen," die der Verleger beigesteuert. Nun, der Wille ist gut, die Kunst schwach. Nichts ist bitterer, als der Contrast zwischen den so reichlich eingeflochtenen, zum Theil mit allen Prachtmitteln der Sprache wirkenden Naturschilderungen unserer besten Beobachter und diesen Holzschnitten, wenn sie versuchen, den Charakter einer Landschaft wiederzugeben. Ich weiß sehr wohl, daß man populäre Bücher, die keine unerschwinglichen Summen kosten sollen, nicht mit Hildebrandt'schen Aquarellen illustriren kann. Aber ob dann nicht die Beschränkung auf eine kleine Anzahl etwa der für den physiologisch-mathematischen Theil unumgänglich nothwendigen Skizzen besser am Platze wäre?

Die gerügten Fehler sollen den Werth dieses beschreibenden Theils nicht ohne Weiteres aufheben. Für das Publikum, das Hallier sich gedacht hat, wird das Buch trotzdem eine reiche Lectüre bilden. Mancher Aesthetiker mag aus gewissen Kapiteln des Werks sich mühelos eine Thatsachenreihe wenigstens aneignen, auf der Neues sich aufbauen ließe. Man muß noch immer eine Grenze ziehen zwischen dieser Mosaikarbeit, die ein Fachmann zusammengestellt hat, und dem gewöhnlichen populären Zusammenklittern aus zweiter und dritter Hand. Und wenn Hallier gar in der Vorrede bescheiden davon spricht, daß sein Buch „recht vielen Naturfreunden" auf ihren Ausflügen zu statten kommen möge, so ist diesem Wunsch nur beizupflichten.

Aber, Alles zugestanden — der Titel lautet nun einmal „Aesthetik der Natur", auf dem Titelbild ist Vischer als Schutzheiliger des Ganzen dargestellt, und einige Kapitel zu Anfang und Ende, sowie hier und da gelegentlich eine Randbemerkung handeln denn auch in der That und unleugbar von Aesthetik. Da sieht es nun leider sehr kraus aus. Zunächst ist zu sagen, daß selbst an der Mehrzahl der Stellen, wo das Aesthetische dem Worte nach herangezogen ist, mit größerem Recht von einem freireligiösen Erbauungsbuche als von einer Analyse des Naturschönen gesprochen werden könnte. Der Verfasser ist Kantianer, aber nicht Kantianer etwa im Sinne von Friedrich Albert Lange, sondern einer der Schüler Kant's, die den Satz des Meisters, daß Raum und Zeit menschliche Anschauungsformen seien und daß das Absolute unserem Erkennen völlig verschlossen sei, gerade zur Springstange hinüber in's fröhlichste Blau der Metaphysik benutzen. Mag man über diese Dinge denken, wie man will: eine exact naturwissenschaftliche Weltanschauung legt Hallier niemals in seinem Buche zu Grunde. Gleich zu Anfang schenkt er klaren Wein ein über diese seine Grundlagen, indem er die Stellung des Menschen zum Absoluten wie folgt definirt: „Da die Gegenstände uns zum Wohlgefallen zwingen, so verlangen sie von uns Anerkennung ihres Werthes. Diese Forderung ist durchaus zwingend für jeden durchgebildeten Menschen. Keiner kann ihr widerstehen. Daraus geht hervor, daß diese Forderung Allgemeinheit und Nothwendigkeit besitzt, das Kennzeichen aprioristischer Erkenntnisse. Den Gegenständen kommt also wirklich ein eigenthümlicher Werth zu, ein allgemeiner und nothwendiger Werth, völlig unabhängig von unserer naturgesetzmäßigen Auffassung. Die Empfindung der Schönheit ist also eine absolute Werthschätzung des schönen Gegenstandes. Diese Werthschätzung ist keine wissenschaftliche, denn sonst könnte sie nicht absolut sein, andererseits müßte sie aber bestimmt, deutlich, meßbar sein, was sie in der That nicht ist. Es gibt keinen Maßstab für die Schönheit. Sie greift über jeden Maßstab hinaus. Eine solche absolute Werthschätzung ohne Maßstab nennen wir Ahndung. In der Empfindung der Schönheit der Dinge ahnden wir ihre ewige Bedeutung, ihren wahren Werth, ihr Dasein an und für sich, in ihrer endlichen Erscheinung. Schönheitsempfindung ist also die Ahndung des Ewigen im Endlichen." Wie man sieht, fällt diese Art der Definition im Prinzip gänzlich mit der theologischen Trennung von Offenbarungsglaube und Wissenschaft zusammen, und entsprechend verwerthet Hallier auch das Wort Aesthetik in dem ganzen Buche. Der Standpunkt von David Strauß: Ersatz des Religiösen durch das Schöne, ist für ihn sehr untergeordnet, ihm gilt: Beweis der metaphysischen Wahrheiten durch die ästhetischen Gefühle. Der krasse Materialismus zerfällt ihm „als Narrheit in sich selbst, wenn er alles Immaterielle ableugnet, denn die Kraft ist ja etwas Immaterielles. Er leugnet also die ganze Welt mit allen Bewegungserscheinungen ab". Das Dasein Gottes wird wie folgt bewiesen: „Da Zeit, Raum, Materie und Kraft unendliche Größen sind, so bleibt unser Wissen von der Welt unvollendbar. Das kann an und für sich nicht sein. Es widerspricht unseren Denkgesetzen, daß eine Welt vorhanden sein soll, die für uns und für jeden anderen Geist unfaßbar, unausdenkbar und in sich unvollendbar wäre. Diese Unvollendbarkeit kann nur in der Form liegen, also in Raum und Zeit. Diese beiden Anschauungsformen sind also der Grund der Unvollendbarkeit der Welt. Die Form ist aber an und für sich nichts, sie ist nur eine Art, wie die Dinge uns erscheinen. Es muß also, da in diesen Formen die Welt uns unvollendbar erscheint, noch ein Dasein der Welt geben ohne diese Formen. Freilich kennen wir dieses Dasein nicht, weil wir unfähig sind, uns von den Formen zu befreien. Daß es aber vorhanden sein muß, haben wir unwiderleglich erkannt. Die naturwissenschaftliche Erkenntniß von der Welt ist nun keineswegs bloß Schein, bloße Phantasmagorie, sondern sie ist Erscheinung, Auffassung der Welt unter bestimmten nothwendigen Formen. Auch in der ästhetischen Anschauung bedienen wir uns derselben Formen, aber es gesellt sich ein ganz neues Moment hinzu, nämlich eben die Auffassung des Schönen, Erhabenen und Sehnsuchtsvollen. Nach unserem ganzen bisherigen Gedankengang wäre es also doch nicht nur möglich, sondern in gewissem Sinne nothwendig, daß die Welt von einem außer ihr oder über ihr befindlichen Wesen regiert würde. Die Naturgesetze würden zu Gottesgedanken, die Naturereignisse zu göttlichen Handlungen werden. Von den Formen von Raum und Zeit würde ein solches Wesen natürlich unabhängig sein, folglich wäre es auch von der Unvollendbarkeit derselben unabhängig und man müßte es als Anfang und Ende, als Alpha und Omega, als den Urgrund aller Dinge betrachten. Daß ein solches Wesen existirt, wird durch die oben aufgedeckte Unvollendbarkeit der Naturforschung wahrscheinlich gemacht. Dasjenige Gebiet aber, auf welchem wir uns ihm nähern können, ist ein von der Naturwissenschaft durchaus verschiedenes. Nicht in Raum und Zeit gelangen wir zu Gott, sondern nur in der Idee." (S. 123 f.)

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, durch das vorstehende Citat wenigstens alle die über die Basis des Werkes

Digitized by Google

zu verständigen, die der Titel und der große in Text und Abbildungen entfaltete exact naturwissenschaftliche Apparat zu unbegründeten Vermuthungen verlocken könnten. Wie die letzten Kapitel dann die Grundzüge der allgemeinen Aesthetik daraus entwickeln, kann ich hier nicht im Einzelnen vorführen. Der Verfasser ist reich an paradoxen und hyperbolischen Aussprüchen. Klingt schon für einen Naturforscher ein Satz bedenklich, wie beispielsweise auf S. 45: „Die Natur stellt niemals schreiende Farben zusammen," so häufen sich die unbewiesenen und unbeweisbaren Aphorismen gegen Ende des Bandes in einer geradezu haarsträubenden Weise. Jedermann kennt Vischer's borstig-geniale Seitenhiebe gegen die Mode und diese oder jene Kleinigkeit des Lebens, die ihm verkehrt erschien, Seitenhiebe, die bisweilen mit dem Flammenschwert des Erzengels gegen tanzende Mücken fochten, aber doch ihre Eigenart hatten wie jede Aeußerung des großen und im Grunde liebenswürdigen Mannes. Peinlich aber wirkt, wenn dergleichen Sachen ohne die Kraft des Meisters philisterhaft nachgeahmt werden. Und davon sind die letzten Blätter bei Hallier zum Ueberdruß voll. Philippika reiht sich an Philippika gegen Tagesdinge, die nur wenig mit der Aesthetik und nicht das Allergeringste mit einer Erörterung über das Naturschöne zu thun haben. Der Reihe nach werden abgehandelt das Treiben der politischen Parteien, die Herrschsucht der Frauen, die Unsitte der Fremdwörter, das böse Phänomen, daß es Menschen gibt, die durchaus Hagestolze bleiben wollen, die Duellfrage, das Biertrinken der Studenten und Anderes. Schließlich folgt noch die nachfolgende, schon gar nicht mehr mit Ernst zu fassende Aufzählung: „Besonders verbreitet sind bei uns: das laute Wesen in Wirthshäusern, das Pfeifen, Singen oder Lärmen auf der Straße oder gar in geschlossenen Räumen, das Trommeln mit dem Finger an Fenstern oder auf Tischen, das Rauchen in Gegenwart anderer Menschen ꝛc. Auf der Eisenbahn erfährt man oft, daß ein anderer Mensch sich vor einen in's Fenster legt. Es gibt zahllose derartige Ungezogenheiten, an denen leider unsere Nation ganz besonders reich ist. Alle diese Dinge sind höchst unästhetisch und sichere Zeichen eines unfeinen Menschen. Höchst unschicklich ist auch das Kartenspiel, insbesondere das Skatspiel an öffentlichen Orten ... Vom Würfeln will ich gar nicht reden. Schon der Ausdruck »knobeln« ist höchst gemein."

Die armen Deutschen! Kennt der Verfasser aber auch die reizende kleine Geschichte, die noch dazu sein Vorbild Vischer erzählt hat: von dem Schulmeister, der, als der Dichter ihm manch' ernstes Wort über die bösen Verfallszeichen im öffentlichen Leben unserer Zeit ausgesprochen, betrübt nickt und sagt, auch er habe seine schlimmen Anzeichen, gestern habe er in der Arbeit eines der „besseren Schüler" ut mit dem Indicativ gefunden?

Mächtiger als je erhebt sich nach solcher Probe die Forderung nach einer wirklich fruchtbringenden „Aesthetik der Natur". Oder wäre es vielleicht besser, Viele theilten sich in das Werk, schüfen einstweilen Vorarbeiten im Sinne von Fechner's „Vorschule"? Und nicht ledern, nicht in sinnverwirrendem Schuljargon sollten diese Sachen abgefaßt werden, aber doch auch nicht so ganz leicht, nicht so im irrlichternden Feuilletonstil, der nothwendig zur Schwatzhaftigkeit verführt, wo doch ernstes Nachdenken und höchste Fülle des Materials allein helfen könnten. Was wir schaffen, ist für das Volk, ist für Alle, es gibt keine enge Gelehrtenmission. Aber das Schaffen selbst kann nicht auf dem Markt erfolgen. Deshalb Vorsicht mit populären Büchern in einer so unruhigen, so ungeklärten Wissenschaft, wie der modernen Aesthetik.

Berliner Gedichte von 1763 bis 1806.

Die von den Professoren Ludwig Geiger u. A. herausgegebene Sammlung: „Berliner Neudrucke" ist jetzt bis zum 3. Bande der 2. Serie gediehen.*) Der letztgenannte Band enthält die von Ludwig Geiger herausgegebenen „Berliner Gedichte. 1763—1806". Er will nach den Worten des Herausgebers versuchen, ein Stimmungsbild der Berliner Gesellschaft in jener langen Friedenszeit zwischen dem Ende des siebenjährigen Krieges und der Zertrümmerung des preußischen Staates zu geben. Der Stoff gliedert sich in folgende fünf Theile: Königslieder, Zeitereignisse, Berliner Landschaft, Berliner Gesellschaft, Vergnügungen, Gedichte auf Personen. Die Zusammenstellung war, wie der Herausgeber weiter bemerkt, außerordentlich mühevoll, da fast jedes Lied aus einer anderen Sammlung, Zeitschrift, Zeitung, Gedichtsammlung, Einblattdrucken ꝛc. gewählt ist. Bei der Aufnahme waren zwei Gesichtspunkte maßgebend. Der erste war, daß aus ein und derselben Quelle möglichst wenige Gedichte gewählt wurden, so daß für die mitgetheilten (79) Nummern mindestens 60 verschiedene Quellen benutzt worden sind. Der zweite war, daß die aufgenommenen Gedichte möglichst unbekannt, d. h. seit ihrem ersten Erscheinen weder von dem Verfasser einer Sammlung seiner Werke einverleibt, noch sonst wiedergedruckt worden waren. Gerade von dieser Regel wurde nur in den seltensten Fällen abgesehen. Ferner sind alle Gedichte zuerst in Berlin gedruckt worden. Die weitere Forderung, daß auch die Dichter alle Berliner wären, ist dagegen nicht durchgeführt worden.

Die erste Abtheilung ist verhältnißmäßig kurz und beginnt erst mit dem Jahre 1786, weil die Friedrich den Großen betreffenden Lieder meist in andere Sammlungen übergegangen sind. Sie berücksichtigt fast ausschließlich seltene Einzeldrucke oder Volkslieder. Sie wird eröffnet von einem Liede: „Der alte Mann am Grabe Friedrich's II.", worin in rührender Weise erzählt wird, wie ein armer, alter Mann zu Friedrich's Grabe kommt, um seine letzten Thränen hier zu vergießen. Er wird aber von einem „schön frisirten Mann", einem „Unthier", wie er genannt wird, in barscher Weise weggewiesen und mit dem Hundeloch bedroht, wenn er nicht sofort gehorche.

Der Alte rafft sich auf und faßt nach seiner Hand!
Verzeihen Sie, mein Herr! spricht er, indem er geht,
Es gibt auch eine Ruh', die ohne Schlaf besteht,
Vielleicht kennt man sie nicht in Ihrem Vaterland:
Es ist die Ruhe auf des Edlen Grab! —
Und seine letzte Thräne sank hinab.

Ferner ist hervorzuheben ein Gedicht, welches die Meister der Wirkergilde an Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1786 richteten. Sie weisen darauf hin, daß sie vor 20 Jahren von Friedrich in seine Lande aufgenommen worden waren und seinen Schutz genossen, so daß sich ihr Wohlstand bald hob. Sie bitten nun seinen Nachfolger, sie ebenfalls unter seinen Schirm zu nehmen.

Ein Gedicht mit der Ueberschrift: Sanssouci. September 1792 endet mit den Versen:

Heilige Schauer umwehen den Ort, wo Friederich weilte,
Heilige Schauer dich, Stäte, wo Friederich starb.
„Sonne, dort oben, bald, bald werd' ich näher dir kommen."
So zur scheidenden rief hoffend der Sterbende auf.
Tief hinunter ist sie die große Sonne gesunken;
Sonne, du kehrst zurück, aber dein Friederich nicht:
Ueber dir wandelt sein Geist in Lichtregionen und segnet
Durch Aeonen hinab noch lang sein glückliches Volk.

Die beiden Schlußgedichte der Abtheilung sind als Probe der zahlreichen Huldigungsgedichte für den König aufgenommen worden, wie sie mit größter Regelmäßigkeit in den beiden großen Berliner Zeitungen, der Vossischen und der Spener'schen, am Neujahrstage und am Geburtstage des Königs erschienen. Es ist sehr kennzeichnend, wie in dem letzten Gedicht — zum 3. August 1806 — wenige Wochen vor dem Ausbruch des Kriegs, noch die unbedingte Friedenszuversicht zum Ausdruck kommt.

Für die zweite Abtheilung, „Zeitereignisse", waren es besonders zwei gewaltige Begebenheiten, welche berücksichtigt werden mußten: der Unabhängigkeitskampf Amerika's und die französische Revolution. Die Gedichte, die von Berlinern herrühren, waren fast ausschließlich gegnerische Stimmen, obwohl nachweislich für Amerika Begeisterung, für Frankreich wenigstens in der ersten Zeit starke Theilnahme in Berlin herrschten. Die beiden günstigen Zeugnisse sind zwei längere Gedichte, welche

*) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

nicht von Berlinern verfaßt sind. Das erstere ist eine Ode in alkäischem Versmaß: „Die Freiheit Amerika's (1783), erschienen in der Berliner Monatsschrift 1783. Unterzeichnet ist sie J. F. H—l. Geiger vermuthet den Verfasser in Joh. Friedr. Herel, Prof. in Erfurt (1745—1800). Wenn die in der Ode ausgesprochene Begeisterung auch nicht von allen Berlinern getheilt wurde, so waren doch wenigstens ähnliche Stimmungen weit verbreitet, da Friedrich's freundliche Gesinnung gegen die Vereinigten Staaten bekannt und für die Zweifelnden bestimmend war. Wir wollen nur eine Strophe daraus mittheilen, die insofern bezeichnend ist, als sie die Nutzanwendung aus dem Kriege für Europa gibt und zugleich der deutlichste Beweis für die Preßfreiheit ist, der sich Preußen unter Friedrich dem Großen zu erfreuen hatte. Die Strophe lautet:

„Und du Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst; deine Fürsten
Scheuchst, und Ein glücklicher Volksstaat grünest."

Das zweite Gedicht, welches von der französischen Revolution mit der nämlichen Begeisterung spricht, ist von dem bekannten Fabeldichter Pfeffel (gleichfalls in der Berlinischen Monatsschrift 1790 gedruckt).

Da es aus dem Elsaß stammt, ist es doppelt anziehend. Der Anfang lautet:

Es ist kein Trug der Phantasei,
O Freund; was mir ein Traum geschienen,
Ist hohe Wahrheit; wir sind frei.
Das alte Joch der Sklaverei,
Das mancher Sklav' mit Brutusmienen
Uns vorwarf, brach Ein Tag entzwei;
Und meine Gallier verdienen
Was ein despotisches Geschlecht
Verrosten ließ, den schönsten Namen,
Den Adam's Enkel je bekamen,
Den Namen Franken nun mit Recht.

Es wird dann auf die Erstürmung der Bastille hingewiesen und zugegeben, daß auch viele Unschuldige unter den Ereignissen gelitten haben. Die einzelnen Reformen werden aufgeführt: der König sei jetzt den Gesetzen unterthan, alles sei gleich, der Gewissenszwang habe aufgehört, die Rechtsprechung sei verbessert, die Frohnen seien abgeschafft, das Heer sei auf die Verfassung vereidet.

Genug: daß vielen Millionen
Die Hoffnung beff'rer Tage lacht;
Daß wir ein Vaterland nun haben,
Für das die Brust des Bürger's glüht,
— — Daß der Satrapen und Dynasten
Vampirenblut ihr Ende fühlt,
Und mit dem Volk der niedern Kasten
Jetzt nicht mehr wie mit Kegeln spielt;
Daß in dem Reich, wo Geld und Titel
Und Selbstheit jedes Herz verkehrt,
Man unter uns nun auch im Kittel
Den Menschen und den Bruder ehrt.

Als Gegenstücke seien aus zwei anderen Gedichten folgende Strophen angeführt; zuerst aus einem „Protest" überschriebenen:

Wie? meynt ihr etwa, daß wir träumen,
Ihr Freiheitstrunkenbold's?
Geht uns mit euren Freiheitsbäumen!
Fort mit Franzosenholz! —

sodann aus der „Zurechtweisung der Libertiner":

Gier nach Veränderung und Neuheit
Hat euch auch jetzt
Zum Stand der Gleichheit und der Freiheit
Blos aufgehezt.
— — Fort drum mit eurem Kinderdünkel!
Und werd't gescheut!
Schön knieen sollt ihr uns im Winkel,
Thut's euch nicht leid.

Die Abtheilung schließt mit einem Gedicht Müchler's aus der Berlinischen Monatsschrift Oktober 1806, Trost, aus dem wir die Anfangsstrophen mittheilen wollen:

Der Erdball kreist im ew'gen Gleichgewicht
Jahrtausende nach weiser Allmacht Willen;
Und ewig neu glänzt seiner Sonne Licht,
Wenn Wolken auch ihr feurig Aug' umhüllen.
Der Wahrheit Gott und der Gerechtigkeit
Hält wunderbar das große All zusammen.
Das Schöne nur, das Gute, siegt im Streit
Und nichts vertilgt der Wahrheit reine Flammen.

Unter den Gedichten, die sich nicht mit Amerika oder Frankreich beschäftigen, ist das merkwürdigste ein Bruchstück aus der „Dank-Pfingst- und Friedenspredigt, bey feierlichster Bekanntmachung des zwischen Sr. Königl. Majestät unserm allergnädigsten König und Herrn und Sr. Kayserl. Majestät dem Kayser aller Reussen geschlossenen Friedens am ersten H. Pfingst-Tag 1762 im Friedrichs-Werder gehalten von M. Nathanael Baumgarten, Königlichen Ober-Consistorial-Rath, Inspector und ersten Prediger des Friedrich-Werders." Die ganze Predigt ist in Alexandrinern geschrieben. Den (nicht mitgetheilten) Anfang machen ein Gebet und der Nachweis, daß der Prediger in Versen sprechen dürfe. Dann folgt eine Schilderung der Belagerung Berlins durch die Russen vom Jahre 1760. Eingeleitet wird diese durch die Verse:

Gottlob! ich seh Berlin! und will voritzt vergessen,
Ob es nicht undankbar, im Uebermuth, vermessen,
Zu hoch, zu schwülstig prangt, als folgte schon auf's Weh,
Was Jonas strafen muß am stolzen Ninive.

Die dritte Abtheilung ist die kürzeste. Die Gründe davon sind, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, mancherlei. Einer der wesentlichsten war, daß der eigentliche landschaftliche Poet der Mark, Schmidt von Werneuchen, bereits in einem früheren Bändchen der „Neudrucke" vertreten war. Von den übrigen Berliner oder märkischen Dichtern gehen die meisten theilnahmslos an dem, was sie sehen, vorüber, oder vergessen über der Empfindung die Anschauung. Den Anfang macht ein Gedicht auf den Weidendamm, vom Prediger Wilmsen herrührend. Wir geben die erste Strophe als Probe.

Die Muse flieht zu dir, einsamer Cranz von Weiden!
Wo ihr dein West in kühle Schatten winkt.
Ihr Bäume! die ringsum der Spree Gestade kleiden,
Wo oft mein Herz die Ruh in Ströhmen trinkt.

Dann folgen ein Gedicht „Der Thier-Garten" desselben Verfassers und in demselben pedantisch-empfindsamen Tone gehalten, ferner eine Beschreibung des Sonnenaufgangs über Berlin vom „Tempelhoffschen Berge" aus betrachtet, aus dem Jahre 1780, ein paar Verse „an das Belle Vüe des Prinzen Ferdinand's K. H." (1788) und endlich eine Ode an die Stadt Berlin in übertrieben Klopstock'schem Tone.

Die vierte Abtheilung ist die umfangreichste. Zuerst stehen vier allgemeine Schilderungen, welche den Versuch machen sollen, eine Anschauung des ganzen damaligen Berlins und eine Darstellung der Sitten- und Gesellschaftszustände zu geben. Auf diese folgen Einzeldarstellungen der verschiedenen Gesellschaftsklassen. Dann folgt eine Auswahl von Freimaurerliedern und Gesängen aus dem 1780 veränderten Gesangbuche. Den Schluß bildet eine Anzahl ziemlich verschiedenartiger Gedichte, die aber alle zu der vielumfassenden Abtheilung der Sittenschilderungen gehören.

Um auf das Einzelne zu kommen, so macht den Anfang ein Gedicht „Aennchen von Wensikendorf", welches in ansprechender Weise das Staunen eines Landmädchens schildert, welches zum ersten Mal nach Berlin kommt. Beim Herumlaufen sieht sie, wie in einer Straße Hunde Menuett tanzen, wie Pfefferkuchen ausgewürfelt werden und hört endlich, wie ein Ausrufer seine Guckkastenbilder anpreist. Darauf folgt: „Berlin. Eine Satyre (1795)." Der Dichter redet Berlin an, es sei die Venus unter den Städten:

mit deiner Straßen schöner Symmetrie,
mit deiner Häuser, deiner Thore Pracht.

Doch sein Verehrer rügt es:

daß dein Pantoffel etwas schmutzig ist;
und daß du — bis zum Knöchel wenigstens
tief, tief im Drecke stehst.
— — Durch Pfützen geht man in den Hühnerstall;
Durch Pfützen kömmt man nach Berlin — wie paßt's?
Gleich kleinen Seen wogen Lachen hier;
wie lange Hügelketten thürmen sich
Misthaufen vor der armen Wohner Thüren.

Digitized by Google

Dann werden männliche und weibliche Modenarren vorgeführt. Weiter heißt es:

Dort — unter'm Zelte sitzt ein dicker Wanst
und schwelgt! ... So — saß er gestern schon, so saß
er ehegestern; und wird morgen auch
und übermorgen sitzen. — Schwelge! Schwelge!
Ein Strick, dich aufzuhängen, kostet ja
nur ein paar Groschen. — So viel — spart sich schon.

Aehnlicher Art ist die „Litaney für Berlin. Auf das Jahr 1796." Wir geben einige Verse als Probe:

Jedwedes biederen Handwerkers Weib
und Mädel halte selbst mit mächt'gem Arm
zurück vom Strom des Luxus, wo sie leicht
mit ihrer kleinen Hab' ersaufen.
Bewahr' ihr Haupt vor jenen Mitteldingen
von Mütz und Coeffur' und ihre Taille
vor langgeschweiften Scherpen, die so oft
ein Würgestrick für ihre Tugend sind.

Die Freimaurerlieder und die Proben aus dem veränderten Gesangbuch sind für die Kenntniß des damaligen Berliner Culturzustandes deshalb ungemein wichtig, weil sie beide aus dem Lager der Aufklärer stammen. Gegen die Einführung des neuen Gesangbuches durch einen königlichen Befehl richtete sich ein heftiger Widerstand. Friedrich gab nach, indem er aber zugleich einen Erlaß (vom 18. Januar 1781) gab, welchem die berühmte Nachschrift folgte: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will — wenn er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht einem Jeden frei, zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen thöricht und dummes Zeug, aber die Priesters müssen die Tolerance nicht vergessen; denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden."

Auf diesen Gesangbuchstreit beziehen sich einige Verse aus einem Gedicht über Berliner Prediger:

Unter dem Titel von Lutterthum
Lehrt einer gerade, der andere krumm,
Der heilige Niklas ist ruhig und stumm,
Wenn in sein Territorium
Probst Spalding neue Lieder preißt
Und Katz nur auf die alten weißt,
So daß die Einigkeit im Geist
In diesem alt-gothischen Tempel verschleißt
Wie jede alte Sache zerreißt —

Von Teller heißt es in demselben Gedichte, er

Setzt seine Worte nicht auf Schrauben
In seinem ziemlich veränderten Glauben
Und wenn uns der Vorschmack erst mehr wird behagen
Dann wird er uns sicher was ganzes vortragen
Und seine Meinung noch deutlicher sagen.

Aus dem letzten Abschnitt, den Liedern auf einzelne Personen, wollen wir eine Strophe aus einem Gedicht auf Schwerin's Denkmal (1769) hersetzen:

Hier sieht die Nachwelt voll Erstaunen
Den unbesiegten großen Geist,
Der unter donnernden Kartaunen,
Die Fahne muthig an sich reißt; —
Den Kriegern ihm zu folgen winket;
Feind, Feuer, Schwerdt und Bley verhöhnt;
Dann, sterbend, mit der Fahne sinket,
Und sich mit ew'gen Lorbeern krönt.

Außerdem enthält diese Abtheilung Gedichte auf Offiziere, Buchhändler, Gelehrte, Schauspieler (z. B. auf Fleck's Tod), einen Nachruf an Moreau bei seiner Abreise nach Amerika und dergleichen.

Eine Sammlung, wie die vorliegende, hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie möglichst charakteristisch ist. Die Rücksicht auf Formvollendung und Bedeutsamkeit des Inhalts kommt erst in zweiter Reihe. Hätten letztere Eigenschaften den Ausschlag geben sollen, so wäre die Sammlung wohl sehr dürftig ausgefallen, denn die behandelte Zeit war für Berlin keine sangfreudige. Die Blüthe der Berliner schönen Literatur beginnt erst zu der Zeit, wo die Sammlung endet. S.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die rechte Ehe.

Von August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung.

Er hatte zwar die Dummheit der Welt vollständig durchschaut, aber ihm fehlte die Kraft, die Finsterniß zu durchdringen und nach den Ursachen zu forschen; das machte ihn verzweifeln. So kam er dazu, ein Mädchen zu lieben, das einen Anderen heirathete. Er beklagte sich bei seinen Freunden und Freundinnen darüber, die lachten ihn aber aus. So ging er seine eigenen Wege unverstanden vorwärts. Der Gesellschaft angehörend, nahm er an deren Vergnügungen Theil, weil es ihn zerstreute, aber er verachtete sie und machte daraus kein Geheimniß.

Eines Abends war er auf dem Ball und tanzte mit einem jungen Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und lebhaftem Wesen. Als der Walzer zu Ende, stellte er sich mit ihr an eine Wand. Er wollte mit ihr reden, wußte aber nicht gleich, was er sagen sollte. Schließlich brach das junge Mädchen das Schweigen und sagte mit ironischem Lächeln:

„Sie tanzen gern, Herr Baron?"

„Nicht im Geringsten!" antwortete er. „Und Sie?"

„Ich kenne nichts Alberneres," entgegnete sie.

Er hatte seinen rechten Mann oder vielmehr sein rechtes Weib gefunden.

„Weshalb tanzen Sie aber?" fragte er.

„Aus gleicher Ursache wie Sie," war ihre Antwort.

„Können Sie meine Gedanken errathen?"

„Das ist wohl nicht schwer! Personen, die vom gleichen Gedanken beseelt sind, verstehen einander gewiß."

„Hm! Sie sind ein wunderliches Mädchen; glauben Sie an Liebe?"

„Nein!"

„Ich eben so wenig! Verheirathen muß man sich aber doch!"

„Ja, das glaube ich auch!"

„Wollen Sie mich heirathen?"

„Warum nicht! Wenigstens werden wir uns niemals prügeln!"

„Pfui! Aber wie wissen Sie das?"

„Dadurch, daß wir Beide harmonisch angelegt sind!"

„Das könnte aber auf die Dauer einförmig werden!"

„Immer werden wir Stoff zur Unterhaltung haben, denn wir kennen ja unsere gegenseitigen Ansichten."

„Jedenfalls ist es einförmiger, unverheirathet und unverstanden durch das Leben zu gehen!"

„Das ist sehr wahr! Wollen Sie Bedenkzeit?"

„Ja, bis zum Cotillon!"

„Nicht länger?"

„Wozu das?"

Er führte sie in den Salon zurück und verabschiedete sich. Darauf trank er ein paar Gläser Champagner. Beim Soupé beobachtete er sie. Sie ließ sich von zwei jungen Diplomaten bedienen; es schien aber, als ob sie dieselben verhöhnte, denn sie behandelte sie fast wie Diener.

Der Cotillon kam und sofort ging er zu ihr und überreichte ein Bouquet.

„Sind Sie einverstanden?" fragte er.

„Ja," antwortete sie.

Sie waren also Verlobte.

Das sei eine rechte Ehe, sagte die Welt, sie wären wie geschaffen für einander. Gleiche gesellschaftliche Stellung, gleiche Vermögenslage, gleich blasirte Ansichten vom Leben. Unter „blasirt" verstand die Welt, daß sie keine Bälle, kein Theater und andere Vergnügungen liebten. Sie waren wie zwei blankgeputzte Schiefertafeln, durchaus gleichartig, nur hatten sie noch keine Ahnung, ob auch das Leben den gleichen Text darauf schreiben würde. Niemals fragten sie während der süßen Verlobungszeit: Liebst Du mich? Sie wußten ja, daß sie sich nicht liebten, weil sie keinen Glauben an die Liebe hatten. Sie sprachen wenig, doch verstanden sie einander so gut. So heiratheten sie.

Er war stets artig und aufmerksam, und sie wurden gute Freunde. Das Kind, welches ihnen entsproß, hatte auf ihr Verhältniß zu einander keinen Einfluß, nur gab es ausgedehnteren Gesprächsstoff.

Inzwischen kam beim Mann eine gewisse Schaffenslust zum Durchbruch. Er fühlte die übernommenen Pflichten, das machte ihm die Unthätigkeit zuwider. Als Rentier hatte er eine Staatsanstellung nicht gesucht, nun begann er, sich nach einer Beschäftigung umzusehen, welche geeignet wäre, die Leerheit seines Lebens auszufüllen. Er hörte des Geistes Ruf als sie erwachten, und erkannte die Pflicht, an der großen Forschungsarbeit nach den Ursachen menschlichen Elends Theil zu nehmen. Er nahm sich vor, fleißig zu studiren und den Gang der Politik zu verfolgen; schließlich schrieb er für eine Zeitung einen Aufsatz über die Unterrichtsfrage. In Folge dessen wurde er Mitglied der Schulcommission. Jetzt ging er aber an's Studiren, denn die Fragen sollten gründlich erwogen werden.

Die Baronin lag auf dem Sopha, mit Chateaubriand und Musset beschäftigt. Von einer Besserung der Menschheit hoffte sie nichts mehr, doch plagte sie sich damit, Staub und Spreu, welche die Jahrhunderte über die menschlichen Einrichtungen geworfen, zu entfernen. Indessen merkte sie wohl, daß sie mit ihrem Manne nicht gleichen Schritt hielt.

Digitized by Google

Sie waren wie zwei Wettrennpferde. Vor dem Starten wog man sie und fand sie gleichwerthig; sie hatten versprochen, gleiche Schritte zu halten, Alles war so gut berechnet, daß sie die Rennbahn gleichmäßig durchlaufen und am Ziel zugleich ankommen müßten. Jetzt war aber der Mann um eine Pferdelänge voraus. Wenn sie sich nicht aufraffte, holte sie ihn nicht mehr ein.

So geschah es! Ein Jahr danach wurde er Staatsrevisor. Monate lang war er auf Reisen. Jetzt fühlte die Baronin, daß sie ihn doch liebe, ein Beweis war die Furcht, ihn zu verlieren.

Zurückgekehrt, fand er sie in Feuer und Flammen, aber er hatte von dem, was er auf seiner Reise gehört und gesehen, den Kopf so voll. Er sah nun ein, daß der Augenblick der Trennung gekommen war, doch er wollte ihn aufschieben, wenn möglich zu hindern suchen. Er zeigte ihr in großen, lebenden Bildern, wie diese kolossale Riesenmaschine, die man Staat nennt, eingerichtet ist; erklärte ihr der Räder Gang, die Mannichfaltigkeit der Auswechselung, Regulatoren und Sperrhaken, schlechte Pendel und unsichere Ventile. Sie hörte eine Weile zu, dann ermüdete er sie. Im Gefühl ihrer Unterlegenheit warf sie sich auf die Erziehung der Kinder; sie wollte als Muster einer Mutter zeigen, daß sie doch Etwas leisten könne. Das wußte aber der Mann nicht zu schätzen. Mit einem guten Kameraden verheirathete er sich, und jetzt hatte er eine gute Erzieherin für seine Kinder. Wer konnte da helfen, wer sah das voraus?

Das Haus füllte sich jetzt immer mehr mit Landesvertretern und Revisoren und die Herren sprachen auch beim Mittagtisch von Politik. Die Baronin beschränkte sich darauf, zu sehen, daß das Serviren untadelhaft von statten ging. Der Baron nahm aber darauf Bedacht, daß stets ein paar junge Secretäre zur Seite seiner Gattin saßen, die über Theater und Musik sprechen konnten, die Baronin antwortete darauf aber mit Kindererziehung. Beim Dessert vergaß man niemals auf das Wohl der Wirthin zu trinken, dann aber ging es über Hals und Kopf zum Zimmer des Wirthes, um dort bei einer Cigarre mit der Politik fortzufahren. Die Baronin ging dann in's Kinderzimmer und mußte bekennen, daß er ihr nun so weit voran sei, daß sie nicht mehr im Stande sei ihn einzuholen. Abends arbeitete er sehr viel und schrieb bis in die Nacht hinein, doch stets bei verschlossener Thür. Wenn er dann seine Frau mit verweintem Gesicht sah, traf ihn ein Stich in's Herz; aber sie hatten ja einander nichts mehr zu sagen. Zuweilen jedoch, wenn ihn die Arbeit anwiderte, und ihm seine eigene Person so recht armselig vorkam, fühlte er eine Leere, ein Verlangen nach Wärme, nach einer Zuneigung, wie sie ihm in seinen Jugendträumen oft vorgeschwebt.

Jedes derartige Gefühl unterdrückte er aber als eine Untreue, wohnte ihm doch ein tiefer Begriff von den Pflichten gegen seine Gattin inne. Um ihr Leben etwas erträglicher zu gestalten, schlug er vor, eine Cousine, von der er so viel gehört, die er aber noch nicht gesehen, zu bitten, den Winter über bei ihnen zuzubringen. Das war längst ein Wunsch der Baronin, jetzt aber, da die Frage aufgeworfen wurde, wollte sie nichts mehr davon wissen. Sie wollte es ganz entschieden nicht. Der Mann wünschte Gründe zu hören, sie hatte keine anzuführen. Seine Neugierde ward dadurch gesteigert, schließlich bekannte sie, daß sie die Cousine fürchte; sie könne ihren Mann rauben, er sich in sie verlieben.

Das müßte ein wunderliches Mädchen sein, meinte er, er müsse es sehen. Die Baronin weinte und warnte, der Baron lachte, und die Cousine kam.

Ein Mittag war's. Der Baron kam wie gewöhnlich ermüdet nach Hause, die Cousine war vergessen und die Neugierde nicht mehr vorhanden. Sie setzten sich zu Tische. Der Baron fragte die Cousine, ob sie Theaterfreundin sei. Nein, das war sie nicht. Die Wirklichkeit interessire sie mehr, als diese Scheinwelt. Daheim hatte sie eine Fortbildungsschule eingerichtet und einen Verein für entlassene Sträflinge gegründet. Oho! Eben jetzt war die Gefangenenfrage auf dem Tapet. Sie konnte manche Aufschlüsse ertheilen. Bis zum Schluß des Diners war nur vom Zuchthaus die Rede. So versprach die Cousine eine kleine Schrift über diesen Gegenstand aufzusetzen, der Baron wollte sie dann durchsehen und ausarbeiten.

Alles, was die Baronin vorausgesehen, traf ein. Der Herr Baron schloß eine geistige Ehe mit der Cousine und seine Ehefrau vernachlässigte er. Obendrein konnte man die Cousine schön nennen. Wenn sie sich so an seinem Schreibtisch über ihn lehnte, fühlte er mit Wohlbehagen ihren weichen Arm und ihren heißen Athem. Und nicht immer sprachen sie von den Gefangenen. Sie sprachen auch von Liebe. Sie glaubte an seelische Liebe und erklärte so deutlich als möglich, daß eine Ehe ohne seelische Liebe Prostitution sei. Der Baron war der Entwickelung der neuen Ideen über die Liebe nicht gefolgt und meinte, das wäre ein hartes Urtheil, aber es hätte doch Gründe für sich.

Die Cousine besaß auch noch andere Eigenschaften, die unschätzbar für eine richtige geistige Ehe waren. Sie ertrug Tabakrauch und konnte Cigaretten rauchen. Das hatte zur Folge, daß sie nach dem Essen den Herren in das Rauchcabinet folgte, wo politisirt wurde. Dort war sie ganz entzückend. Von kleinen Gewissensbissen erfaßt, mußte der Baron einen Augenblick aufstehen und zu seiner Frau in's Kinderzimmer gehen, und sie küssen und fragen, wie es ihnen ginge. Und die Baronin nahm das dankbar auf, glücklich aber war sie nicht. Der Baron kehrte gutgelaunt zu seiner Gesellschaft zurück, hatte er ja doch seine Pflichten gegen die Gattin erfüllt, wenigstens glaubte er das gethan zu haben.

Als es Frühling ward, reiste die Cousine keineswegs wieder heimwärts, sondern ging mit in's Bad. Dort veranstaltete sie zum Besten der Ortsarmen ein Liebhabertheater, und sie und der Baron spielten miteinander, natürlich als Liebende. Das gab der Flamme neue Nahrung; die Gefangenenfrage legte man ad acta, die Liebe aber kam auf's Tapet. Doch das war nur geistige Liebe. Gemeinsame Interessen, die gleichen Ansichten und vielleicht gleichartige Launen.

Die Baronin hatte Zeit genug, über ihre Lage nachzudenken. Sie sagte ihrem Manne eines schönen Tages, es wäre wohl besser, sie ließen sich scheiden, da es mit ihrer Liebe doch aus sei. Das wollte er im Grunde nicht, er that ganz verzweifelt. Die Cousine sollte entfernt werden, und sie würde sehen, daß er ein Mann von Ehre sei.

Die Cousine reiste also ab. Doch der Briefwechsel begann. Die Baronin mußte alle Briefe lesen. Sie wollte es zwar nicht, aber der Baron bestand darauf. Schließlich gab er nach und las nun die Briefe allein. So stellte sich auch die Cousine wieder ein! Da kam aber Feuer in's Dach! Der Baron hatte nämlich entdeckt, daß er ohne seine Cousine nicht mehr leben könne. Was war da zu machen? Scheiden? Das hieße so viel wie sterben! So weiter zu leben, schien ihm unmöglich. Seine Ehe auflösen, die nach den Ansichten des Barons nunmehr Prostitution war, und die Andere heirathen? Ja, das war doch am ehrlichsten, wenn auch schmerzlich.

Das wollte aber die Cousine nicht. Es solle nicht heißen, daß sie den Mann einer Anderen an sich gelockt; und dann der Skandal!

Unehrlich benahmen sie sich aber der Baronin gegenüber doch, weil sie sie von nichts unterrichteten, und weil die Sache so weiter ging; wußten sie ja doch nicht, wie weit es noch kommen könnte!

„Was? was ist damit gemeint: wie weit es noch kommen könnte?"

„Das ist schwer vorher zu sagen!"

„Aber das ist schändlich! Was denken Sie eigentlich von mir?"

„Daß Sie ein Weib sind!" — Er fiel vor ihr auf die Kniee und schwor, daß er sich den Teufel um ihre Schulen und Gefangenen kümmere, nur das wisse er, daß er sie unendlich liebe!

Da verachtete sie ihn und reiste über Hals und Kopf nach Paris. Er folgte ihr augenblicklich nach und schrieb seiner Frau von Hamburg aus, daß sie Beide mit ihrer Ehe einen Fehlgriff gethan, der, ohne unmoralisch zu erscheinen, berichtigt werden müsse. Er verlangte Ehescheidung!

Sie wurden geschieden und ein Jahr darauf hatte sich der Baron mit seiner Cousine verehelicht. Sie bekamen ein Kind; das störte aber ihr Glück nicht, im Gegentheil! So viel neue Ideen, solch' ein kräftiger Wind wehte hier! Er brachte sie dazu, ein Buch über junge Verbrecher zu schreiben.

Das wurde von der Kritik arg mitgenommen. Sie war so wüthend darüber, daß sie gelobte, nichts mehr zu schreiben. Da nahm er sich die Freiheit, zu fragen, ob sie denn schriebe, um gelobt zu werden, oder aus Ehrgeiz. Sie antwortete damit, daß sie ihn fragte, weshalb er denn eigentlich schreibe! — Das gab denn Anlaß zu einem kleinen Meinungsaustausch, der erfrischend wirkte, weil man doch auch andere Meinungen als die eigene hören konnte. -- Die Eigenen? Was sollte das heißen? Hatte sie nicht ihre eigenen Meinungen für sich? — Darauf war sie besonders stolz, zeigen zu können, daß sie eine eigene Meinung hatte, die von der des Mannes unzweifelhaft verschieden sein müsse, damit kein Irrthum entstehe. — Da erwiderte er, sie könne so viele Meinungen haben, als sie wollte, wenn sie ihn nur liebe ... — Lieben? Was das sei! Er sei ein Thier wie alle Männer, und er wäre falsch gegen sie! Nicht ihre Seele liebe er, sondern ihren Körper! — Er meinte, beides, er liebe alles an ihr. — So falsch sei er doch gegen sie gewesen! — Gewiß nicht. Er wäre das Opfer eines Selbstbetruges, da er wähnte, nur ihre Seele zu lieben.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der neue Herr.

Während Herr von Wildenbruch in einem historisch unhaltbaren und dichterisch bedeutungslosen dramatischen Festspiele den patriarchalischen Absolutismus verherrlicht, ist Taine zum erbarmungslosen Richter geworden an dem letzten gefährlichen Einzeltyrannen. Der Große Kurfürst, wie ihn Wildenbruch versteht, und der große Napoleon, wie ihn Taine*) in nie zuvor erreichter Meisterschaft als Psychologe, Historiker und nachschaffender Dichter vor uns hinstellt: sie bezeichnen die beiden Endpunkte des Absolutismus, den mild-väterlichen und den brutal-selbstsüchtigen Despotismus. Wenn der mächtige Geschichtsschreiber des neuen Frankreich die Laufbahn und die Erfolge des ersten Bonaparte als das Werk des vom Genie bedienten Egoismus bezeichnet, so bedeutet uns das Wirken des Begründers märkisch-preußischer Macht den reinsten und edelsten Ausdruck selbstherrischen Gottesgnadenthums. Beide Formen der Despotie haben sich ausgelebt und werden dauernd die moderne Menschheit nicht mehr in Fesseln schlagen Kein noch so wohlmeinendes Persönlichkeitsregiment wird sich durchsetzen können und die es gut im Sinne haben mit der Monarchie, suchen den König dem Meinungskampfe zu entrücken, in dem für jeden neben dem Kapitol der tarpeische Felsen dräut. Der neue Herr des Herrn von Wildenbruch hat nur den Schein einer Gegenwart und nicht den Schimmer einer Zukunft; er ist ein alter Herr, für den im Organismus der neuen Welt noch weniger Platz ist als für den dem corsischen Dictator Nachstrebenden. Noch heute zwar steht beim Herrscher das wichtigste Recht: die Entscheidung über Krieg und Frieden: wollte er aber, ohne auf die Stimme des Volkes zu hören, von diesem Recht Gebrauch machen, dann mag das Volk erzittern, wenn dies Beginnen glücklich, und der Herrscher selbst, wenn es unglücklich endet. Die Demokra-

*) Régime Moderne I. Paris, Hachette.

Digitized by Google

tisirung der Welt, mit der jeder Verständige heute rechnet, wird ein Einzelner, und wäre er ein Einziger, nicht aufhalten; nur eine aristokratische Neubildung kann hier regulirend eingreifen. Sie kann und sie muß, denn uns bedroht wirklich bereits ein neuer Herr, dessen Tyrannei die unerträglichste und geistfeindlichste von allen bisher der Welt bekannten Formen der Tyrannis zu werden verspricht: die Herrschaft des Gesindels.

Mit immer reger werdendem Interesse habe ich das neu erschienene Buch „Die Frau und der Sozialismus“*) von August Bebel durchgelesen und ich hoffe, es hier noch öfter besprochen zu sehen, denn es bringt eine Fülle neuer Anregungen und aufrüttelnder Betrachtungen. Die mitleidslose Kritik der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht selten bezwingend und immer interessant und auch der Aufbau einer Zukunftsgesellschaft ist so fein gegliedert, daß die Utopie des Amerikaners Bellamy den Vergleich mit dem Bebel'schen Himmel auf Erden kaum bestehen kann. Aber — selbst wenn dieser Himmel uns bescheert werden könnte, ich möchte in diesem Gleichheitshimmel nicht leben. Alles Vergangene wäre preisgegeben und die Herrschaft fiele dem Pöbel zu, der uns in seinen flachen Wassern ersticken würde. Darauf sollten die Bekämpfer des Sozialismus, die jetzt sogar in den Unteroffizierprämien eine Waffe gefunden zu haben wähnen, das Hauptgewicht legen; ob das Einkommen in der Zukunftsgesellschaft schließlich 900 oder 3000 Mark auf den Kopf ergeben wird, das ist für's Nächste im Grunde gänzlich unwichtig. Man nehme getrost einen Menschheitszustand an, der jedem Bürger — oder Genossen — ein sorgenloses Dasein garantirt; man glaube Herrn Bebel alle seine Phantasien auf's Wort; und dann erwäge man, ob in diesem Gleichheitsstall mit Krippen für Jedermann aus dem Volke ein Raum sich finden wird für freie Geister. Aber — die breiten Erfolge des Sozialismus beweisen es — die Theorie Napoleon's ist noch immer richtig: wenn man den Menschen nur Gleichheit verheißt, dann wird die Mehrzahl nach Freiheit wenig fragen.

Die Zeitgeschichte hat in der letzten Woche eine lehrreiche Ergänzung zu dem Buche Bebel's geliefert; wie es in seiner Gesellschaft aussehen würde, das haben uns Beispiele aus Berlin und Paris gezeigt.

Herr Liebknecht, einer der verdientesten und begabtesten Führer der deutschen Sozialdemokratie, ein Mann, der sein Leben an die Sache der Partei gesetzt und lange Jahre in Gefängnissen zugebracht hat, war unvorsichtig genug gewesen, in einem von Parteiwegen gebojkotteten Saal ein Concert anzuhören. Schon vorher hatte sich gegen ihn, da er als Redacteur des Centralorgans ein anständiges Gehalt bezieht, in den Massen dumpfer Groll angesammelt; denn die Handarbeiter wollen nicht begreifen, daß auch der Kopfarbeiter seines Lohnes werth ist; und sie haben Herrn Bruno Wille gern schmähen gehört, weil er sich seine Vorträge mit — zehn Mark vergüten läßt. Herr Liebknecht war also in der Philharmonie gewesen, er war bemerkt worden, und als er auf die Angriffe der Genossen erwiderte, er lasse sich in seinem Privatleben keine Beschränkungen auferlegen, da brach das Wetter los. In einer Brauerei versammelten sich 3000 Arbeiter, und ob auch Herr Liebknecht sich über die „Schulmeisterei“ empörte, er mußte sich löblich unterwerfen. Die Majorität hat beschlossen, die Philharmonie ist zu meiden, und Herr Liebknecht wäre kein Sozialist, wenn er oder eines seiner Familienglieder diesem Beschluß widerstrebte. Die Majorität bestimmt in der künftigen Gesellschaft über die Erziehung, über die Arbeit, sie regulirt und beherrscht absolut das Leben der Gesammtheit und jedes Einzelnen. Wer zu solcher Existenz bei näherer Betrachtung noch Lust verspürt, der gehört zu Bebel und zum Pöbel; ich glaube aber, daß die Bebel und Liebknecht selbst zuerst die Opfer ihres Strebens werden würden; sie sind viel zu aristokratisch veranlagt, um nicht am Ende entsetzt vor der Frucht ihrer Saat zu stehen. Es gibt ganz verständige Leute, die dieses Entsetzens erste Spuren schon jetzt bemerkt haben wollen.

Nicht interessanter, aber umfassender ist die Belehrung, die wir von Paris aus empfangen haben; dort hat sich die intolérance jacobine, wie sie im Fall „Thermidor“ Jules Lemaitre genannt hat, gar herrlich offenbaret. Es wird gut und lehrreich sein, kühl und ruhig ein Protokoll der Vorgänge aufzunehmen.

Vor etlichen 80 Jahren sind die Deutschen von den Franzosen, vor 21 Jahren sind die Franzosen von den Deutschen besiegt worden; man nahm den Besiegten von 1870 ein in früheren Jahrhunderten dem deutschen Besitzer geraubtes Gebiet ab. Darob großes Revanchegeschrei, das in der letzten Zeit zu verstummen oder mindestens schwächer zu werden begann. Hervorragende Franzosen wie Jules Simon, Ernest Lavisse und feine Revueisten sprachen sich in verständiger Weise über Deutschland aus und zwischen den beiden größten Culturvölkern schien sich ein leidlicher Verkehr allmählich anzubahnen. Französische Bücher finden in Deutschland Massenabsatz, französische Stücke füllen die deutschen Theater, französische Componisten wie Berlioz und Saint-Saëns kommen in Deutschland zu Ehren. Unsere Maler gewinnen sich in Paris Preise und Anerkennung, Goethe darf im Odéon die durch Ohnet geheiligten Bretter beschreiten, und wenn unsere moderne Literatur ausgeschlossen bleibt, so können die Franzosen sich darauf berufen, daß seit Heine's Tod kein Deutscher den Anschluß an die Weltliteratur erreicht hat. Nun wünscht man in Berlin eine internationale Kunstausstellung zu veranstalten und mit nahezu übertriebener Höflichkeit werden die französischen Maler zur Betheiligung eingeladen. Sie erklären sich fast ausnahmelos zur Beschickung der Ausstellung bereit und die Mutter des deutschen Kaisers benutzt einen Privatbesuch in der Seinestadt, um für die von ihr patronisirte Ausstellung neue Sympathien zu werben und die schon vorhandenen zu kräftigen. Ihr Besuch zieht sich in die Länge, einige müßige Boulangisten a. D. wittern die Möglichkeit einer neuen patriotischen Reklame, sie beginnen, zunächst in Winkelblättern, ein wüstes Gelärme und über Nacht ist die Stimmung umgeschlagen. Die Maler ziehen ihre freundlichen Erklärungen zurück, es hagelt, selbst in sonst anständigen Zeitungen, Verwünschungen gegen Deutschland und Unfläthigkeiten gegen die Wittwe Kaiser Friedrich's und der nationale Paroxismus ergreift allmählich auch die besseren und besten Elemente. Die französischen Maler werden nach München und nach Stuttgart gehen, nach Berlin werden sie nicht kommen. Daß nebenbei auch die politischen Beziehungen verschlechtert sind, geht uns hier so wenig an wie die Frage, ob der von deutscher Seite beliebte Uebereifer ganz am Platze war.

„Avocat, il s'agit d'un chapon,
Et non point d'Aristote et de sa Politique.“

Man hat über die Gewissensskrupel der Malersleute gute und schlechte Witze gemacht und der geistreiche Emile Bergerat, der sich im „Figaro“ ganz unzierlich Caliban nennt, hat sehr lustig beschrieben, wie er in keinem Lande der Erde ausstellen kann, nicht einmal im heiligen Rußland, weil ihm selbst dort ein vielgeliebter Großonkel an der Beresina, anderswo wieder andere Verwandte, erschlagen wurden; sein Patriotismus zwingt ihn, seine Aquarellen jedem fremden Lande vorzuenthalten, da jedes beinahe mit französischem Blute gedüngt ist, und er plaidirt für die Einsetzung eines „Sondergerichtshofes für patriotische Kunstfragen“. Ein anderer Emile, Zola, hat in der „Presse“ gegen die chansonette chauvine gedonnert und auch in der deutschen Presse hat man vorwiegend den Nachkommen des von der Caricatur zum Heroenthum aufgerückten Monsieur Chauvin die Schuld an dem Aergerniß beigemessen. Wäre das so ohne Weiteres richtig, dann dürften wir uns nicht zu laut beklagen. Mit Chauvinisten können wir auch, und zwar in reichlichster Zahl, aufwarten, und wenn sie sich bei uns gemeiniglich stiller verhalten, dann fällt das Verdienst daran zunächst der Schutzmannschaft zu; die Franzosen haben unbedingte Preß- und Versammlungsfreiheit, das sollte man doch nicht vergessen. Ueberhitzte Nationalitätssucht gedeiht heute noch überall; Herr von Thünen scheint mir Recht zu haben, wenn er in seinem Buche über den „isolirten Staat“ sagt: „Das nationale Interesse und das Menschheitsinteresse stehen sich heute feindlich gegenüber. Auf einer höheren Stufe der Civilisation werden einst beide Interessen zusammenfallen und Eins werden.“

Aber ich glaube nicht an die Schuld des Chauvinismus in diesem Falle; ich glaube nicht, daß in einem Volke, das freilich geistreich genug ist, um sich die albernsten Thorheiten erlauben zu dürfen, ernsthafte Männer plötzlich eine künstlerische Frage mit angeblich patriotischen Erwägungen verquicken können. Mag Herr Puvis de Chavannes immerhin behaupten, er fürchte sich vor dem militärischen Pomp bei der Eröffnung der Berliner Ausstellung: im letzten Grunde fürchtet er, fürchten seine Kunstgenossen sich nur vor dem Janhagel im eigenen Vaterlande. Das ist das Traurigste und das Bezeichnendste an diesem vielfach aufgebauschten Vorgang: Künstler, die zu dem kommenden Adel gehören sollten, unterwerfen sich dem Pöbelspruch, Puvis de Chavannes weicht einem Déroulède. Der neue Herr geht um und Alles wirft sich vor ihm auf den Bauch.

Gesindel bleibt Gesindel, wie oft es auch das Kostüm wechseln mag. Die crapauds du Marais haben der Schreckensherrschaft zugejubelt, nicht etwa aus Ueberzeugung, sondern weil sich ihnen ein leicht faßlicher Superlativ bot. Es waren dieselben Leute, die dem kleinen Corporal zur Schlachtbank folgten, deren blödsinniges Brüllen nicht à Berlin, sondern à Sedan führte, die hinter einem schwarzen Circuspferde herliefen und ihr Boulange, lange, lange, lange johlten, die ein mittelmäßiges Theaterstück verboten, weil es Robespierre nicht genügend verherrlichte, und die jetzt mit ihren pöbelhaften Trillerpfeifen die französischen Maler eingeschüchtert haben. Dieses Pack will nur seinen Willen durchsetzen, nicht aus chauvinistischer Ueberreiztheit, nur um zu zeigen, daß es die Größeren und geistig Freieren kirren kann. So oft noch ein Reformator gekreuzigt und verbrannt ward, gab das Gesindel den Ton an. Es sitzt zu Gericht über Liebknecht wie über Sardou, und daß es in Frankreich bereits alleinherrschend ist, das ist die bedeutsamste Lehre dieser Woche. Ganz so weit ist es bei uns noch nicht: seine Stunde wird erst uns geschlagen haben, wenn die Ideale des Herrn Bebel verwirklicht sind. Dann aber — wehe Herrn Bebel!

Einer, dessen überfeinerte Nerven tausendfach unter den Vielzuvielen, den Ueberflüssigen, gelitten haben, der an ihrer immer bereiten Majorisirung den krystallklaren Verstand verloren hat, Friedrich Nietzsche, er hat diesem „Gesindel“ ein Kapitel des Ekels gewidmet, das mit den Worten anhebt: „Das Leben ist ein Born der Lust; aber wo das Gesindel mit trinkt, da sind alle Brunnen vergiftet.“ Und mit schneidend hellem Trommetenton hat er zum Sammeln geblasen für den neuen Adel, der allem Pöbel und allem Gewaltherrischen Widersacher ist und auf neue Tafeln das Wort schreibt: edel. Nicht für Geld, nicht durch Schwerthaten ist dieser Adel zu gewinnen: mit jedem neuen Tage muß er neu erworben werden durch die Ritter vom Geist, die nicht im Vaterland, nicht im Großvater- und Urgroßvaterland heimisch sind, sondern die, über die Erde verstreut, in der Liebe zum Lande ihrer Kinder sich vereinen. —

Auch dieser neue Herr, man sieht es, ist ein alter Herr. Jules Lemaitre, der wohl neben dem allen Barbaren feindlichen homme-libre Maurice Barrès ein Ritterfähnlein im Zukunftskampfe führen dürfte, hat mit Recht gesagt, daß der jacobinische Geist viel, viel älter ist, als die Revolution. „Bei mehr als einem Gesetzgeber des ancien régime findet man ihn und manchem König von Frankreich war er nicht fremd. Der Jacobinismus, der Geist äußerster Vereinfachung in der Theorie, verbunden mit äußerster Gewaltthätigkeit in der Praxis, hat uns den Absolutismus heraufgeführt; er hat uns die Bartholomäusnacht, den Widerruf des Ediktes von Nantes und die Dragonnaden bescheert.“ Man könnte weiter gehen und diesen Pöbelfanatismus verfolgen bis zu Napoleon und zu seiner Caricatur, dem ausgehaltenen Prätendenten Boulanger.

*) Stuttgart, J. H. W. Dietz.

Digitized by Google

Für wiehernde Pferde und für tönende Phrasen hat er immer eine besondere Vorliebe gehegt. Auch heute hegt er sie wohl noch und von Thronen herab, in qualmigen Volksbeglückungsversammlungen, in Schauspielhäusern und Parlamenten, in Literatur und Gesindelpresse kommt er zum Wort.

Weil er diesen Geist bedient, ist Herr von Wildenbruch ein Feind, weil er ihn mit blitzenden Waffen bekämpft, ist Taine ein Bereiter der neuen Cultur, der Cultur, die von Minoritäten für Minoritäten geschaffen ist. Die Gefahr ist nahe, denn die politische Demokratisirung schreitet rastlos fort auf ihrem Etappenmarsch, der Sozialismus gewinnt sich die Geister, die Hunnen, die man jetzt die Banausen nennt, rücken an. Wir leben täglich mehr „sous l'oeil des barbares". Siegen sie, dann ist es aus und die Menschheit steht am Ende. Darum sollte man nicht für räthselhaft triviale Zwecke problematische deutsche Vereine stiften, nicht von den Banausen Waffen entlehnen, um die Menschheit niederdeutsch und helldunkel, sei die Methode auch noch so geistreich, zu machen. Die „guten Europäer" gilt es zu sammeln zu einer festgefügten Phalanx gegen den neuen, den alten Herrn, gegen den johlenden, schwitzenden, schmierigen und ewig blöden Tyrannen, der, einen Gassenhauer oder einen Gemeinplatz auf frecher Lippe, uns die jungen Culturbeete zertrampelt, um später, wo wir hochstämmige Lilien säten, Kartoffeln zu ernten.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Das alte Lied." Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi. (Deutsches Theater.) — „Der Leibeigene." Schauspiel in vier Aufzügen von A. F. Pisemskij. Deutsch von E. von Schabelsky. (Freie Volksbühne.)

„Allerneustes Extrablatt! Gräßlicher Gattenmord! Blutiges Ehedrama! Allerneustes . . .!"

Von der Straße herauf gellt mir es in die Ohren, denn Montag ist und man braucht einen Köder für den Straßenverkauf. Kein Berliner Montag ohne Blutspuren in den Winkeljournalen. Fenster werden geöffnet und gierig schlürft die Menge der nicht „alle Werdenden" den Blutdunst ein, der aus den noch feuchten Blättern lau emporsteigt. Ich aber sitze am Schreibtisch und will von einem neuen Schauspiel erzählen, das ein Herr Felix Philippi verfaßt zu haben behauptet und das jetzt im „Deutschen Theater" einen Zulauf findet wie — ja, wie der Extrablattmann da unter meinem Fenster. Was der auskrächzt, ist wahrscheinlich auch nicht neu, vermuthlich sogar zum großen Theil erlogen und gestohlen, aber es ist „sensationell", man muß es lesen, und die Zofe aus dem ersten Stock, die Frau aus dem Budikerkeller, die unzweifelhafte Dame im schneeweißen Schlafrock, die sich da eben aus dem wie sie selbst zugänglichen Parterrefenster neigt: sie alle opfern gern ihren Nickel für die verheißene Sensation. Für einen anständigen literarischen Artikel hat nicht Einer der Extrablattkäufer je einen Heller ausgegeben. Das ist der Lauf der Welt und ein neuer Blumenberg würde einem neuen Schmock keinen Brillanten streichen, sondern ihm zuheischen: „Schreiben Sie sensationell, schreiben Sie blutig, berlinisch, hinterhäuslerisch, schreiben Sie im Extrablattstil!" Herr Felix Philippi hat es gethan und der Lohn ist nicht ausgeblieben.

„Blutiges Ehedrama unter den Linden!" Gestern Abend in später Stunde durchlief unsere Stadt die Kunde von einer neuen, durch die begleitenden Nebenumstände, durch den Ort der That und durch die soziale Stellung der Betheiligten besonders erschütternden Blutthat, über deren tragische Einzelnheiten wir Folgendes mitzutheilen in der Lage sind. Einer unserer geachtetsten Rechtsanwälte, einer unserer berühmtesten Vertheidiger, Dr. Ernst Cornelius, hat im Opernrestaurant — Unter den Linden — seine junge, durch ihre blendende Schönheit allen Premièrebesuchern bekannte Gattin ermordet. Frau Leonie Cornelius hatte seit Monaten außereheliche Beziehungen zu dem reichen Banquier Eduard Rahden angeknüpft. Das Paar traf sich in der in der Großen Frankfurterstraße — im vierten Stock — gelegenen Wohnung einer Wittwe Nowack, deren Kinder der Vormundschaft des Rechtsanwaltes C. unterstellt sind. Die Nowack, eine übel berüchtigte Person, scheint zum größten Theil von dem Ertrage ihrer Kuppelei gelebt zu haben; ihre jüngere Tochter, eine lüderliche Corpstänzerin vom „Victoria-Theater", die namentlich in Börsenkreisen sehr bekannt ist, hat wohl auch zu den Haushaltungskosten beigesteuert. Vorgestern nun traf der Rechtsanwalt C. in der Nowack'schen Wohnung den Banquier R., dessen Anwesenheit von dem Vormund naturgemäß mit irgend einer Frauenzimmergeschichte in Zusammenhang gebracht wurde. Da die Tänzerin nicht zu Hause war, fiel C.'s Verdacht auf die ältere, bisher unbescholtene Tochter, die lieber die Schande auf sich nehmen als dem ahnungslosen Ehemanne die Augen öffnen wollte. Eine Reihe mehr zufälliger Umstände scheint aber C. die Wahrheit enthüllt zu haben: auf einer Juwelierrechnung fand er eine von seiner Frau gekaufte Cigarettendose mit den Initialen E. R. und die alte Kupplerin aus der Frankfurterstraße ließ sich, durch die Heftigkeit des Rechtsanwaltes gereizt, zu unvorsichtigen Aeußerungen hinreißen. Der unglückliche Gatte eilte in zorniger Verzweiflung dem verbrecherischen Paar nach und er fand es, bei Sect und Delicatessen, im Opernrestaurant. Der feige Liebhaber wählte schnöde Flucht und nach einer anscheinend längeren Auseinandersetzung über die selbstverständlich nichts bekannt ist, stieß C. der Frau ein Ananasmesser in die Brust. Dann übergab sich der Unglückliche selbst dem zufällig im Nebenzimmer anwesenden Staatsanwalt Dr. Wehlau, dem er gestand, wider seinen Willen vom „Dämon" zu der Blutthat getrieben worden zu sein. Die Affaire macht umso größeres Aufsehen, als man allgemein die Ehe des Dr. C. für eine ungetrübt glückliche hielt. Dem Hause näher Stehende wollten freilich schon früher bemerkt haben, daß Frau Leonie von dem leichtsinnigen Künstlerblute ihres Vaters, des bekannten Malers Z., mehr geerbt hatte, als für die Ruhe des Gatten wünschenswerth sein konnte . . .

Wie wir soeben noch erfahren, wird in dem Mordprozeß Cornelius, der gleichzeitig mit einem Verfahren gegen die der schweren Kuppelei bezichtigte Nowack verbunden sein wird, auch die Frage der Suggestion eine Rolle spielen. Staatsanwalt Wehlau hat nämlich als Ohrenzeuge festgestellt, daß C. am gestrigen Tage von einem aus dem Zuchthause entlassenen Menschen Namens Luckhardt aufgesucht wurde, der ihm sein eigenes Ehedrama ausführlich erzählte. Beide Blutthaten sollen eine überraschende Aehnlichkeit sowohl in den Motiven wie in der Ausführung aufweisen, und da auch Luckhardt sich als vom „Dämon" getrieben bezeichnet hatte, liegt in der That die Annahme einer Ideenübertragung nahe. Man wird voraussichtlich auf mildernde Umstände für C. plaidiren und ein Gutachten der berühmtesten Autoritäten auf dem Gebiete der Suggestionstheorie einholen. Charcot und die Häupter der Schule von Nancy werden gehört werden. Jedenfalls verspricht der Prozeß ganz ungewöhnlich interessant zu werden und unsere gute Gesellschaft wird sich wieder einmal in Moabit Rendez-vous geben . . ."

Wenn diese Mordgeschichte am Montag in einem Sensationsblättchen erzählt würde, dann wären bis zum Mittwoch sicher etliche tausend Gesuche um Eintrittskarten in Moabit eingelaufen, vornehmlich solche von Damen und Dämchen. Ist es wunderbar, wenn diese selbe Mordgeschichte in der ausgezeichneten Darstellung des „Deutschen Theaters" die Menge anlockt? Gewiß nicht. Wunderbar und traurig ist nur, daß Herr L'Arronge, der sonst auf literarischen Anstand hielt, die Pforten seines Hauses diesem Eigenthumsvergeher in drei Aufzügen geöffnet hat.

Denn das „alte Lied" des Herrn Felix Philippi ist nicht nur ein rohes, talent- und geschmackloses Machwerk; es ist nicht nur in einer Sprache geschrieben, die an den dramatisirten Scharfrichter aus dem Ostendtheater erinnert, wenn z. B. das „Prävenire gespielt" wird; die Bestandtheile dieses klobig und knotig zurechtgezimmerten Gerüstes, neben dem der „Fall Clémenceau" wie ein vornehmer Marmorbau im reinsten Griechenstil erscheint, sind auch aus allen möglichen und unmöglichen Dramen zusammengelesen. Der Staatsanwalt würde einen wesentlich schärferen Ausdruck gebrauchen und er hätte Recht; aber Herr Philippi war vorsichtig genug, ihn auf der Bühne zu beschäftigen. Mit welcher Vorurtheilslosigkeit die „alltägliche Geschichte" von Costetti, die „arme Löwin" von Augier, „Fromont und Risler" von Daudet, der „Fall Clémenceau" von Dumas für das Vorderhaus, die „Ehre" von Sudermann für das Hinterhaus benützt sind, das muß man, all' in seiner dreisten Scheußlichkeit, gesehen haben, um es zu glauben. Alte Melodramen und neue Bilder — die „beiden Waisen" vom braven d'Ennery und die „Schwestern" von Hans Hermann — gute und schlechte Romane — „Stine" von Fontane, der halbe Kretzer und ein ganzer Ballen Kolportageliteratur: Alles ist von dem fleißigen Herrn Philippi ausgeschlachtet worden. Auf Einzelheiten brauche ich nicht einzugehen, da der Nachweis schon von dem unabhängigen Theil der Presse erbracht ist. Namentlich Augier's Rechtsnachfolger könnte gegen den Leierkastenmann des alten Liedes wohl auch juristisch vorgehen; die „arme Löwin" ist geplündert wie ein Weihnachtsbaum um Sylvester. Und die zusammengerafften Schätze nehmen sich in dem Rohbau des Herrn Philippi aus wie kostbare Antiquitäten in einer Trödelbude. Vor fünfzig Jahren schrieb Proudhon sein berühmtes: „La propriété c'est le vol"; Herr Felix Philippi ist ganz anderer Meinung; er geht in dem Wunsche nach Aufhebung des Privateigenthums über Rodbertus und die Sozialisten noch weit hinaus.

Unter diesen Umständen verlohnt es sich nicht, den sittlichen und künstlerischen Unwerth der dreiactigen Würdelosigkeit noch ausdrücklich festzustellen; jeder kleine Handwerksmann kann, wenn er nur halb so vorurtheilsfrei ist wie Herr Philippi, dergleichen Unfug in achtundvierzig Stunden bequem zu Stande bringen. Geld kann man damit verdienen, mehr noch als Frau und Fräulein Nowack; aus der Literatur aber müssen solche Hyänen des Schlachtfeldes mit unbarmherzigen Ruthenstreichen herausgepeitscht werden.

Herr Felix Philippi war früher Banquier und da mag er gelernt haben, wie man mit fremdem Kapital spekulirt. Er fühlte einen dunklen Drang zu „Höherem", und da er nicht eine Seite lesbarer deutscher Prosa zu schreiben vermag, wurde er natürlich Theaterschriftsteller. In München schloß er sich einer kleinen, aber mächtigen Journalistenclique an, schnupperte nach Pudel Weise um Ibsen herum und die eigenen stämmigen Ellbogen sowie das Trompeten seiner guten Mitstreber halfen ihm auf die Bühne. Seine ersten Arbeiten — „Daniela", „der Advokat" u. dergl. — zeichneten sich durch ihre bemerkenswerthe Hingabe an französische und norwegische Muster, aber auch durch eine ungefüge, grobschlächtige Theatermache aus. Ihnen folgte „Veritas", ein Schauspiel, das den ersten Act von des Herrn Lindau „Maria und Magdalena", den dritten — fast wörtlich — von Ibsen's „Nora" borgt; der Rest war Philippi und wurde ausgelacht. Denn da die bayerische Reservatclique in Berlin keine Macht besaß, endeten die Philippi-Schlachten immer mit einer unbestrittenen Niederlage. Im königlichen Schauspielhause, im Residenz-, im Ostendtheater ragen dem Vernichter der dichterischen Veritas wohlverdiente Kreuze. Seit etwa zwei Jahren hat sich Herr Philippi nun hier niedergelassen; man hörte Nichts von ihm, aber man sah ihn überall: er arbeitete. Er suchte und fand den Anschluß an die verrufenste Clique, in der sich mit berüchtigten Journalisten allerlei Jobberer und Pfuschmakler vereinen; bei Barczynowsky in Sodom W. wurde er täglicher Tischgast. Und nun, da er in Berlin, wie einst in München, Mitglied einer Erfolgversicherung auf Gegenseitigkeit geworden war, nun wurde er

Digitized by Google

rückfällig und klebte ein neues Stück. Er wußte, was augenblicklich verlangt wird: Berlinischer Dialekt, faustdicke Sensation, Hinterhausluft, Dirnenparfüm, ein Gramm Erblichkeit, eine Prise Criminalistik, zwei Löffel Kuppelei und ein halber Liter gut gewässerter Tugendboldenhaftigkeit. Das Ganze, aus alten Resten zusammengequirlt, ließ er bei mächtigem Feuer aufkochen und goß dann eine „sauce piquante" darüber, wie sie in billigen Speisehäusern für die sogenannte gedrängte Wochenübersicht benützt wird. Am ersten Abend verschafften die vereideten Makler der Firma Philippi einen stürmischen Erfolg; in des Herrn L'Arronge ausdrucksvollem Antlitz kämpfte directoriale Freude mit ironischer Schriftstellerverachtung einen gar ergötzlichen Kampf. Am anderen Morgen wurden die Feuilletonspalten zum Tribunal. Mit drei Ausnahmen wurde, um im Philippistil zu bleiben, das alte Lied zu Tode geknüttelt. Da aber die Berliner Theaterkritik aus bekannten Gründen nahezu allen Einfluß verloren hat, wird das Extrablatt des Herrn Philippi auf Wochen reißenden Absatz finden. Ich schlage vor, nach je fünfundzwanzig Aufführungen ein neues Hinterhaus einzuschieben; da es mit der eigentlichen „Handlung" nicht das Mindeste zu schaffen hat, geht das höchst bequem zu machen. Ich erbiete mich, für die Familie Nowack, die „Familie Seelicke" oder die Familie Heinecke („Ehre") oder die Familie Schmalenbach („Haubenlerche") oder die Familie Schalanter („Vierte Gebot") einzufügen. Je nach Bedarf; das erfordert jedesmal höchstens zwei Stunden Arbeitszeit. Und wenn wir dann wollen, dann haben wir eine Kunst mit wandelnder Hinterhausdekoration.

Das Kapitel aus der Naturgeschichte des Herrn Philippi — „so schafft der immer", sagte mir Einer, der ihn in der Nähe sah — wurde geschrieben, um dem Fernstehenden zu zeigen, wie es bei uns gemacht wird. Wie erbärmlich aber, so frage ich jetzt, muß ein Stück dieser Provenienz sein, dem trotz alledem nur drei Lober erstehen? Mit diesen dreien hat es eigene Bewandniß: zwei gehören zur engsten Clique und können nicht anders; der Eine, von eigenen kleptomanischen Sünden schwer bedrückt, fühlte verwandtes Leid und rühmte ausdrücklich die „Selbständigkeit" des dramatischen Inculpaten. Selbständig ist freilich der Mann auch, der mir meine Uhr aus der Tasche nimmt und sie an ähnlich erworbener Kette paradiren läßt. Der Dritte kommt jetzt nur selten noch dazu, das, was er unter „Realismus" versteht, loben zu dürfen; nur wenn der Chefredacteur schon schläft, läßt sich das machen. Nun schlief er gerade und Herr Philippi kam des Weges gefahren. Der Dritte erkannte einen alten Zechcumpan, und da ein Besserer nicht in Aussicht war, lobte er den Flatterfahrer rasch in den Realismus hinein. Glück muß ein junger Mensch eben haben. Hoffentlich findet sich unter den Abonnenten keiner, der — nach berühmtem Muster — den Dritten denunzirt. Ich möchte ihn in der öffentlichen Discussion nicht entbehren und würde trauern, wenn er doch noch verduften sollte.

Nach dieser unerfreulichen, aber nothwendigen Schutzmannsthätigkeit ist es mir eine Freude, endlich auch von Literatur sprechen zu dürfen. Nicht einem lebenden Deutschen leider, sondern einem todten Russen verdanken wir die dramatische Anregung dieser Woche. Die „Freie Volksbühne" hat uns mit einem Drama bekannt gemacht, das von der „Freien Bühne" abgelehnt worden ist, zu Unrecht, wie ich glaube, denn es überragt an Bedeutung und Interesse die „Raben" des Herrn Becque ganz beträchtlich. Es ist der „Leibeigene" von Alexei Pisemskij, das stärkste Bauerndrama, das die russische Bühne besitzt, und ein Werk, das in dreißig Jahren — es ist 1859, im letzten Stadium der Leibeigenschaft, geschrieben — nicht gealtert hat.

Pisemskij, der vor zehn Jahren — eine Woche vor Dostojewsky - einundsechzigjährig starb, gehört in's zweite Glied der russischen Dichtung; er steht mit Gontscharow, mit Nekrassow und Garschin hinter der großen Kette, die von Puschkin zu Tolstoi reicht. Er ist der naive Naturalist unter den slavischen Poeten, nicht eine Natur von dem bezwingenden Persönlichkeitsadel Tolstoi's, noch ein Liebesfanatiker von der hellseherischen Seelenkunst Dostojewsky's, aber ein außerordentlich begabter Schriftsteller, der tendenzlos ein selbst geschautes Stückchen Wirklichkeit in plastischer Rücksichtslosigkeit vor uns hinstellt. So kennen wir ihn aus seinen großen Zeitromanen „Tausend Seelen" — von Herrn Dr. Kayßler gut übersetzt — und „Das aufgeregte Meer" — worin der von Turgenjew gefundene Typus des Nihilisten erbarmungslos verhöhnt wird — und aus seinen in ihrer Einfachheit mächtig ergreifenden Dorfgeschichten; so haben wir ihn nun auch als Dramatiker kennen gelernt.

Dem Leibeigenen ist von der Gemeinde ein junges Weib angeschmiedet worden, dessen verfeinerte Seelencomplexion sich dem gewaltthätigen Brutalismus des Mannes nicht stimmen will. Während der Leibeigene in Petersburg Handel treibt, finden sich im Dorf über Sitte und Sittlichkeit hinweg die jungen Herzen der Bäuerin, die über ihr Bauernthum hinaus fühlt, und des kränklichen Gutsherrn, der ein rechter Decadent, an seine Gutsherrlichkeit nicht mehr glaubt und an liberalen Zeitungsphrasen sich geistig überfüttert hat. Der Mann kehrt zurück und findet ein fremdes Kind auf seinem Lager. Seine starke Liebe glaubt „darüber hinweg" zu können; als man aber seine Schmach auf offenem Markte als eine hohe Gnade preist, als man ihm Weib und Kind entreißen will, tödtet der Rasende das winselnde Würmchen. Von Reue getrieben, kehrt er nach wochenlangem Irren zurück, sich dem Gericht zu stellen und von der „rechtgläubigen Gemeinde" Verzeihung zu erflehen. Drei Menschen sind zu Grunde gegangen, weil sie der Sitte und der Sittlichkeit ihres Standes sich nicht fügen konnten. „Elendes Schicksal" — so hat der russische Dichter sein Drama genannt und ich weiß nicht, warum die Uebersetzerin diesen Titel änderte. Uebrigens verdient sie für die rücksichtslose Treue und Sorgfalt ihrer Uebertragung ein volles Lob, wenn sie auch mitunter in dem Bestreben, die bedächtige Schwerfälligkeit der Bauernsprache charakteristisch wiederzugeben, des Guten etwas zu viel that. Aber die Aufgabe einer Uebersetzung aus dem Dialekt war schwer und undankbar; sie ist im Ganzen durchaus zufriedenstellend gelöst worden.

Die einfache Handlung hat Pisemskij nach russischer Art mit fast überreichlichem Arabeskenwerk umrankt. Mitunter gibt es wohl todte Stellen, aber die ungewöhnliche Feinheit der Charakteristik und der Sozialsatire entschädigt dafür ausgiebig. Die Herrentypen aus der Uebergangszeit, die habgierige Bureaukratie, deren feiles Streberthum uns in einer aus tiefster Tragik und burlesker Komik meisterhaft gemischten Gerichtsscene vorgeführt wird, die blöde Geldgier der sklavisch demüthigen Bauern: das Alles kommt, gerade weil es so absichtslos und wie selbstverständlich vor uns steht, zu reinstem künstlerischen Ausdruck. Ein großer russischer Kritiker, der das Drama für eine Verläumdung des Volkslebens erklärte, beweist nur, daß es vor dreißig Jahren ebenso — große Kritiker gab wie jetzt. Das Drama ist nicht nur bis in den kleinsten Zug überzeugend, nicht nur culturhistorisch und dichterisch fesselnd, sondern auch literarhistorich ungemein interessant: es zeigt uns Einen von den „Männern der vierziger Jahre" in der Vollkraft seines tendenzlosen, aus der Tiefe der Anschauung heraufgeholten Schaffens und in der bewußten Wendung zur sozialen Satire, die das junge Rußland entbinden half. Daß aus dem „elenden Schicksal" der talentvolle Vielschreiber Ostrowsky die Anregung zu seinem Ehedrama „Fehl und Leid" entnahm, ist für uns nicht so interessant wie die Erkenntniß, daß Tolstoi zu dieser Quelle zurückging, als er sein ungleich gewaltigeres, aber auch ungleich verzerrteres Tendenzdrama von der Macht der Finsterniß schuf.

Das Publikum der „Freien Volksbühne" mochte dem Culturbild und mehr noch der slavischen Liebesreligion etwas befremdet gegenüber stehen; auch versagte die übrigens durch die Herren Molenar und Pauly wirksam unterstützte Darstellung gerade vor den psychologisch feineren Aufgaben völlig. Wenn der „Leibeigene" trotzdem schallenden Beifall und darüber hinaus tiefe, zur aufmerkenden Ruhe zwingende Wirkung übte, so beweist das deutlich genug die dramatische Schlagkraft dieses ausgezeichneten Volksstückes, das nach zweiunddreißigjährigem Theaterleben noch immer ein von keiner Pietätsregung gefesseltes Publikum zu erschüttern und zu erheitern vermag. Wir wollen abwarten, ob das erfolgreichste Volksstück unserer Zeit, ob die „Ehre" diese schwere Probe bestehen kann. Ich nenne das Werk Pisemskij's ein ganz hervorragendes gutes Theaterstück, nicht mehr, aber auch nicht weniger; es bereitet dem literarischen Feinschmecker einen erlesenen Genuß und es packt doch zugleich den literarisch Unbefangenen mit klammernder Gewalt. Diese Doppelbedingung zu erfüllen, muß ein auf ethnographisch entlegene Voraussetzungen erbautes Drama schon recht stark sein. M. H.

Kunstausstellungen.

Herr Geheimrath Prof. Raschdorff hat der Ausstellung seines Dommodelles nun die langentbehrten Querschnitte hinzugefügt und somit manchen über das Maß des Rechten und Billigen hinausgehenden Angriff in der nachdrücklichsten Weise zurückgeschlagen. Man wird ihm wohl allseitig zugestehen müssen, daß die Innengestaltung des Domes, wie er sie vorschlägt, das Werk reifer Künstlerschaft ist, ja, daß sie sich oft zu echt monumentaler Größe erhebt. Sie ist eine Rechtfertigung auch in praktischer Beziehung. Die Anordnung der Emporen, die man so sehr mißbilligte, weil man sie mißverstand, hat sich als eine geschickte erwiesen, die Raumgestaltung ist von unleugbarer Schönheit, die Kuppel, obgleich für die Predigt wohl schwerlich geeignet, ein Werk virtuoser Meisterschaft.

Auch nach einer anderen Richtung als nach der rein künstlerischen hat Raschdorff sich geschickt durch die Zeichnung vertheidigt. Er gab eine Umrißlinie seines Domes und fügte dieser zum Vergleich die Umrißlinien der hervorragendsten älteren Entwürfe bei. So jenen von Adler, Gropius und Schmieden, Ende und Böckmann, Stüler. Alle diese Projecte waren größer als die Raschdorff'schen. Das Stüler'sche, das noch unter König Friedrich Wilhelm IV. gefertigt wurde, bedeckt zugleich eine ungleich größere Bodenfläche. Also ist es ungerecht, Raschdorff persönlich nach dieser Richtung heftige Vorwürfe zu machen. Er ist vollkommen gedeckt durch seine Vorgänger, durch den sich in Stüler's Entwurf aussprechenden Willen des kunstsinnigsten unter den preußischen Königen, dessen Anregungen auch Kaiser Wilhelm I. so gern Folge leistete. Wirft man Raschdorff Mangel an Pietät gegen das Schloß und namentlich gegen das alte Museum vor, so trifft diese Anklage in ungleich höherem Maße Stüler, den Schüler Schinkel's. Dessen Dom hätte mit ungleich schwereren Maßen die Nachbarbauten überragt, ja, man kann gewisse vielfach getadelte kleine Motive am neuen Project geradezu auf die Absicht hin erklären, durch reiche Gliederung und vielgestaltige Formgebung den Dom mit den Abmessungen der Nachbarbauten zu versöhnen.

Es ist nun die Frage, wie es kommt, daß man jetzt Raschdorff's Streben nach Monumentalität, nach bedeutenden Verhältnissen, eine so heftige Opposition entgegensetzt, während doch noch 1868 die von ihm vertretenen Ideale sichtlich bei den Architekten wie bei dem Publikum die allgemein gültigen waren.

Es kommt dies meines Erachtens daher, weil der Idealismus selbst ein so ganz anderer geworden ist. Früher erstrebte man eine rein formale Schönheit, wie sie die Werke vergangener Zeiten dem modernen Beschauer boten. Die Nachbildung des Vollkommensten früherer Kunstblüthe erschien den Idealisten als das Vollkommene auch für uns. Ueber die inneren Erfordernisse, über den tiefsten Kern der Dinge half man sich mit schwungvollen redneriſchen Bildern hinweg. Der Tempel, die katholische Kirche waren ideal schöne Raumgestaltungen. Man brauchte diese Ideale nur sich anzueignen. Die Erkenntniß, daß sie im innersten Wesen

Digitized by Google

heidnisch oder katholisch waren, umschleierte man mit dem Begriff, sie seien religiös. Anempfundene Gefühle beherrschten die Geister. Nun ist eine ruhigere, verständigere, sachlichere und darum auch tiefere Auffassung an die Stelle jenes formalen Idealismus getreten. Man empfindet, daß ein Kunstwerk sich aus dem Zweck herausgestalten muß, daß er sich nicht Selbstzweck sein soll, wie die alte Aesthetik forderte. Das thatsächliche Leben künstlerisch zu gestalten — das ist moderne Kunst. Uns nützt ein schöner Dom nichts mehr, wenn er ein protestantischer sein soll. Früher sah man in solchem Wunsche nur eine confessionelle Opposition gegen den Katholicismus. Aber ist es eine Opposition gegen die Tanzsäle, wenn ich einen Bibliothekssaal so gestaltet sehen will, daß man ihm anmerkt, hier haben die Köpfe und nicht die Beine das entscheidende Wort zu sprechen?

In Raschdorff lebt eben noch der formale Idealismus der älteren Schule. Greift man ihn an, so geht meiner Ansicht der Stoß nicht auf die Person eines einzelnen Architekten, sondern auf seine ganze Zeit. Im Querschnitt zum Dom zeigt sich, daß Raschdorff mit großem Geschick Barockmotive zu verwenden weiß. Eines hat mich überrascht: Er wendet über dem Altar das I. H. S. mit dem Kreuz an. Das heißt „Iesus hominum salvator" oder „In hoc salus". und das sind gewiß schöne Sprüche. Aber sie sind die Wahlsprüche des Jesuitenordens und jenes Zeichen ist dessen Wappen. In der Kunst ist man in älterer Zeit so weitherzig gewesen, sich nichts daraus zu machen, fremde Symbole sich anzueignen. Das ist typisch für sie, wie sie das griechische Kreuz symbolisch für den Kirchengrundriß bevorzugte, lieber eine praktische Verwendbarkeit der Kirche als diesen symbolischen Werth aufgab. Aber es ist dies ebenso ideal, als wenn man unseren Soldaten die französischen Adler auf den Helm heftete, weil dieser schöner sei! Jenes Jesuitenzeichen ist ja für den Werth des ganzen Projects völlig nebensächlich und es wäre nicht der Mühe werth, es zu erwähnen, wenn nicht das ganze Project in gleichem Sinne ein formal-idealistisches wäre.

Doch hört man, Raschdorff wolle einen Plan für eine Predigtkirche vorlegen und von diesem kann man von seiner hohen Begabung die endliche Lösung der viel besprochenen Frage erhoffen.

Eine zweite Frage, welche Berlin beschäftigt, ist das Fortbleiben der Franzosen von der Internationalen Kunstausstellung. Mir will scheinen, als seien nicht wir Deutsche in diesem Falle diejenigen, welche sich zu schämen haben. Wenn man in die Unannehmlichkeit versetzt ist, einem unhöflichen und feindseligen Nachbarn zur Seite zu wohnen, so gibt's nur ein Mittel, sich selbst innere Ruhe zu schaffen: Nämlich ohne Aufdringlichkeit und ohne jedes unwürdige Werben alles zu thun, was den Frieden fördern kann. Mir hat es immer sehr wohl gethan, nach dem Sprichworte: „Der Klügere gibt nach!" mich für den Klügeren halten zu können. Darum bin ich der Meinung, man empfange die Franzosen, welche zu uns kommen wollen, mit aller Höflichkeit, ohne ihnen vor Anderen den Hof zu machen und lasse die, welche nicht kommen wollen, ruhig fort. Es geht auch ohne sie!

Der Verkehr zwischen den Nationen schreitet doch fort, ob diese nun wollen oder nicht. Man hat seiner Zeit über Uhde, Liebermann, Kühl und andere, die in Paris ausstellten, sich patriotisch entrüstet. Man nennt ihre Kunst eine Französische im Gegensatz zu der Deutschen. Ich weiß nun nicht, ob Piloty's Anlehnung an die alten Italiener nationaler war, als Uhdes Hingabe an den die ganze Welt beherrschenden, also internationalen Realismus. Aber selbst, angenommen sie wäre es. Was die Franzosen anstreben, haben ihnen die Engländer schon vorgemacht. Die Paysage intime ist durch Bonington und Constable englischen Ursprungs, die Malerei des menschlichen Elends ist es ebenso durch Maddox Brown, H. Hunt und andere. Also bildet auch Frankreich nur ein Uebergangsstadium für die neueste Kunstentwickelung.

Und wenn wir heute in Gurlitt's Kunstsalon das jüngste Bild von Uhde sehen, so sind wir alsbald im Klaren, daß ein halbes Jahrzehnt genügt hat, um auch den Impressionismus deutsch werden zu lassen. An dem meisterhaften Bilde „der schwere Gang" ist nichts französisch, ebenso wenig wie an Böcklin's daneben hängender „Herbststimmung", obgleich auch dieser einst in Paris Anregungen erhielt und zwar wohl am stärksten durch den allen deutschen Philistern als echten Gottseibeiuns geltenden Courbet. Dafür haben seiner Zeit jene Engländer und Franzosen, die in München die Freskomalerei studirten, viel deutsche Kunst nach Paris getragen und haben Scheffer, die Lehmann, Heilbut und andere sie dort mit aller Sentimentalität zu vollster Anerkennung gebracht. Diese Fluthen der geistigen Bewegung über die Vogesen, hält das Geschrei Deroulèdes so wenig auf wie der Elsässer Paßzwang. Wir können ruhig fortschreiten, höflich bis auf die letzte Galgensprosse, anerkennend, freundlich gebend, freundlich entgegennehmend. Und wenn die Herren drüben unartig sind — so werden wir ihnen unser volles Bedauern über die Mängel ihrer gesellschaftlichen Bildung aussprechen, indem wir gemessen und ruhig auf Besserung hoffen. Erziehen können wir sie aber in Freundschaft nicht. Wollte Gott, daß es nicht nöthig wird, es in Feindschaft zu thun.

Doch zurück zu unserem Uhde. Goethe sagte einmal, und Viele haben es ihm zur Charakterisirung des Realismus nachgesagt: „Wenn der Maler den Mops meiner Geliebten täuschend malt, so habe ich zwei Möpse, aber noch kein Kunstwerk." Das ist unbestreitbar richtig. Hier haben wir nun ein „kraß" realistisches Bild vor uns. Ein schwangeres Weib am Arm eines sorgsam sie behütenden Zimmermanns, der die fast Zusammenbrechende auf nasser Landstraße im Morgengrauen einem Dorfe zuführt. Keine Spur des alten Idealismus, Alles reiner „Ausschnitt aus der Natur". Das Weib ist weder schön, noch ist es wohlgebildet, es ist sehr ärmlich gekleidet und zwar nicht in einer künstlerisch geordneten Armuth, sondern in der, welche ausgetretenes Schuhzeug und Kleider im endlosen Braungrau der Elenden hat. Die Landschaft ist die denkbar reizloseste: Links ein Lattenzaun, rechts ein Chausseegraben und einige Chausseebäume, in der Mitte der schnurgerade triefende Fahrdamm, hinten fünf, sechs Häuser. Ueber die Straße fegt der kalte Morgennebel. Ist dies Alles nun besagter Goethe'scher Mops? Ist es wahr, daß dies täuschend der Natur nachgeahmte Werk, dieser grundsätzliche Realismus uns nichts weiter bietet, als daß sich jenes Paar armer Menschen und jenes Stück Straße durch Künstlerhand einfach verdoppelt habe?

Die vollkommene Beherrschung der Natur, die Darstellung der Wirkung bestimmter Lichterscheinungen, das Zusammenklingen aller der vielen Einzelheiten, die einen Blick in die Natur ausmachen — all' dieses auf völliger Beherrschung einer bestimmten Naturerscheinung aufgebaute Schaffen, es macht wahrlich mehr ein Kunstwerk aus, als die schönste Farbe und die klassischste Zeichnung. Hier ist der sachliche, innerlich mit sich klare Idealismus erreicht, der dem formalen der vergangenen Kunstperiode gegenüber steht. Das ist neue Kunst, das ist die Kunst, welche auch wieder zum Volke sprechen wird, nicht nur zu dem gelehrt Gebildeten, wie etwa Schnorr's Bilderbibel. Da sind unsere Leiden und unsere Trostmittel. Diese beiden Armen sind umflossen von der erbarmenden Liebe des Malers. Er schafft in ihnen einen Aufruf an alle mitfühlenden Herzen. Er zeigt in ihnen den Duldermuth und die Duldergröße. Und er that recht, diesen so ganz modernen Menschen die höchste christliche Bedeutung beizulegen. Es sind die Mühseligen und Beladenen, denen endlich das Heil der Welt zu Theil werden wird. Diese Madonna und dieser Joseph sind frei erfunden und frei empfunden. Sie haben nichts heidnisches mehr in sich, oder wenn das Wort schöner klingt, nichts antikes aus erster Hand und nichts aus zweiter Hand, aus der katholisirenden Renaissance. Das schwanke Weib geht ihrer schwersten Stunde entgegen: Aber ihre leidende Geduld und ihre volle Hingebung sind die Merkmale ihres endlichen Sieges. Inhalt und Darstellungsart decken sich. Aus Beiden spricht die Hoffnung auf Erlösung. Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) — Die erste Lieferung eines englisch-deutschen Seitenstücks zu dem unvergleichlichen und in der Lexikographie unerreichten Sachs-Villatte'schen Wörterbuch liegt vor uns. Ganz nach denselben Grundsätzen angelegt, in gleicher Ausführlichkeit und Ausstattung, wird auch hier eine absolute Vollständigkeit und Genauigkeit angestrebt und erreicht. Die ethymologischen Nachweise, die Aussprache nach Prof. Langenscheidt's phonetischem System, die grammatikalischen Winke, Schriftsprache und Argot — Alles ist des höchsten Lobes würdig. Dies gilt auch von den verdeutschenden Ausdrücken, die sich nie auf nüchterne Wörtlichkeit beschränken, sondern oft in schlagenden Umschreibungen, mitunter aus der Volkssprache, die Bedeutung eines Begriffs zu erschöpfen streben. So ist z. B. Adonis in der Nebenbedeutung nicht nur mit Geck, sondern auch dem besser bezeichnenden wienerischen: Gigerl wiedergegeben. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich der umfassende, sprachschöpferische Geist des Verfassers, der keine pedantische Stubenhockerarbeit liefert, sondern ein wahres Vademecum nicht allein für Schule, Studium und Wissenschaft, sondern auch für das praktische Leben und seine immer steigenden Anforderungen. In vier Jahren soll der deutsch-englische, in weiteren zwei Jahren der englisch-deutsche Theil vollständig sein. Wünschen wir dem Riesenwerk deutschen Gelehrtenfleißes einen rüstigen Fortgang!

Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Von Kuno Fischer. (Heidelberg, Karl Winter.) — In dieser zweiten Auflage erscheint die bekannte ästhetisch-psychologische Studie des Heidelberger Professors in durchgreifend veränderter Gestalt. Die Abschnitte über die Lieder an Laura, die Bilder des Todes beim jugendlichen Schiller ꝛc. sind ganz neu. Ebenso das ausgezeichnete Kapitel über den Dichter und Herzog Karl, worin Fischer Front macht gegen Laube's und Anderer Auffassung, daß der Herzog im Leben und in den Dichtungen Schiller's, die er stark beeinflußt hat, ein polternder Tyrann gewesen sei. Wir finden seine frivole, aber glänzende Gestalt in den Jugendgedichten, im „Fiesco", im „Don Carlos", in der „Braut von Messina" wieder, und Fischer weist nach, wie der von Venedig zurückkehrende und am 11. Juli 1767 in Ludwigsburg prunkvoll einziehende Karl Alexander noch 20 Jahre später im „Geisterseher" nachwirkt. „So fortwirkend waren die Eindrücke jenes Tages, den kein Biograph nennt!" Wir sehen den übrigen neu aufgelegten Schiller-Schriften Fischer's mit Spannung entgegen. Von seinen philosophischen Schriften gibt Carl Winter's Universitätsbuchhandlung die gehaltvolle „Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie" in einer Sonderausgabe in vierter Auflage heraus. Kuno Fischer hat nichts Glänzenderes und Tieferes geschrieben.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W.,
Grossgörschenstrasse 23.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien im Verlag von

1888 bis 1891 Friedr. Pfeilstücker Berlin, W.

Soziale Briefe aus Berlin.

Von

Otto von Leixner.

Preis 4 M. geb. 4,75 M.

In klarer, anschaulicher und stets sachlicher Weise gibt der Verfasser ein wahres Bild der Berliner sozialen Zustände und Strömungen. Nie doktrinär, vielmehr unterhaltend und fesselnd von Anfang bis zu Ende, bildet sein Buch einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte und besonders zur Psychologie der Sozialdemokratie. Leixners Werk ist geeignet, manches Vorurteil zu beseitigen und vielerlei Dinge von der rechten Seite zu beleuchten. Die Lektüre wird auf den Gebildeten jeder Partei anregend wirken.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind soeben erschienen:

Kuno Fischer,

Schiller als Komiker. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Schillerschriften. 2.) 8° eleg. brosch. 2 M.

Schiller-Schriften. Erste Reihe. (Schiller's Jugend- und Wanderjahre in Selbstbekenntnissen. Schiller als Komiker.) 8° eleg. brosch. 6 M, eleg. Halbleder 8 M.

Werden fortgesetzt!

„. . . . Die Klassiker in ihrer unsterblichen Größe wieder dem modernen Zeitgeist zum interessevollen Bewußtsein zu bringen, den Ideengang und die Komposition der hervorragendsten Werke, ihren geistigen Zusammenhang mit anderen litterarischen Schöpfungen darzuthun, das ist die Aufgabe, welche Kuno Fischers Schiller- u. Goethe schriften in glänzender Weise lösen."

(Hallische Zeitung.)

Im Verlag von **J. H. W. Dietz** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Aug. Bebel:

Die Frau

und der

Sozialismus

Neunte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis broch. M. 2.—, geb. M. 2.50.

Die früheren Auflagen dieses Buches sind unter dem Titel: **„Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"** erschienen und zwar des Sozialistengesetzes wegen in der Schweiz.

Der Verfasser tritt nunmehr mit der vollständig umgearbeiteten, von dem Verbote durch das Sozialistengesetz befreiten Schrift vor das deutsche Publikum.

Das Buch ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zu beziehen. Bei direktem Bezug durch den Verlag ist das Porto mit 20 Pf. beizufügen.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Am 1. April erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen schon jetzt Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Franz Grillparzers Sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit dem Porträt des Dichters und Einleitungen von **August Sauer.**

Preis geheftet M 20.—. In acht geschmackvollen Einbänden M 28.—.

Dieselbe Ausgabe ist auch in 40 Lieferungen à 50 Pf. resp. 30 kr. ö. W. in beliebig schneller Folge zu beziehen.

„Grillparzer ist der größte Dichter, den der deutsche Stamm in Oesterreich erzeugt, er ist der größte, den das Jahrhundert dem deutschen Volke geschenkt." Mit diesen stolzen Worten charakterisirt ein berufener Schriftsteller den Poeten, dessen Größe in immer weiteren Kreisen erkannt, und dessen Name am 15. Januar 1891, dem Tage der Centenarfeier seiner Geburt, auf den Lippen aller Gebildeten schweben wird.

Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzers, die einen wohlfeilen Preis mit eleganter Ausstattung vereinigt und Jedem zugänglich, wird somit überall willkommen geheißen werden.

Unsere neue elegante und billige Grillparzer-Ausgabe enthält:

Biographisch-litterarhistorische Einleitung. — Gedichte. — Die Ahnfrau. — Sappho. — Das goldene Vließ. — König Ottokars Glück und Ende. — Rudolf und Ottokar. — Ein treuer Diener seines Herrn. — Des Meeres und der Liebe Wellen. — Der Traum, ein Leben. — Melusina. — Hannibal. — Weh dem, der lügt. — Libussa. — Esther. — Ein Bruderzwist in Habsburg. — Die Jüdin von Toledo. — Der Rabe. — Blanka von Kastilien. — Die Schreibfeder. — Wer ist schuldig? — Dramatische Fragmente aus den Jahren 1807—1814. — Stoffe und Charaktere (1808—1813). — Dramatische Fragmente und Pläne aus den Jahren 1809—1829. — Stoffe und Charaktere (1817—1860). — Satiren. — Erzählungen. — Studien zur Philosophie und Religion. — Historische und politische Studien. — Aesthetische Studien. — Aphorismen. Studien zur Litteratur und Theaterkritiken. — Selbstbiographie. — Tagebücher. — Erinnerungen.

Grillparzers Gedichte.

Oktav-Ausgabe. In geschmackvollem Einband Preis M 5.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Anzengruber's

Dorfromane.

I. Der Schandfleck.

Geh. 3 M 50 Pf. Fein geb. 4 M.

II. Der Sternsteinhof.

Geh. 3 M 50 Pf. Fein geb. 4 M.

Anzengruber's Dorfromane, die beiden grössten Werke des heimgegangenen Dichters, sind einzeln nur in dieser unserer Originalausgabe verkäuflich.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien

zu

München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M 50 Pf.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Frankreich und die Völkerfreiheit. Ein Rückblick auf hundert Jahre französischer Politik. Von Karl Theodor Reinhold. — **Literatur und Kunst:** Heinrich Schliemann. Von Ernst Curtius. — Erinnerungen von und an Klaus Groth. Von Theophil Zolling. — H. Steinthal's religionsphilosophische Vorträge. Von Th. Achelis. — Graf von Schack als Uebersetzer und Dichter. Von P. S. — **Feuilleton:** Die rechte Ehe. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Kunstausstellungen. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Frankreich und die Völkerfreiheit.

Ein Rückblick auf hundert Jahre französischer Politik.

Von Karl Theodor Reinhold.

Ein unbedeutender politischer Zwischenfall in Belgien, der an eines der folgenreichsten Ereignisse der französischen Revolution anknüpfte, hat kürzlich in Frankreich den öffentlichen Geist stark erregt und dem deutschen Volk Stoff zu Betrachtungen im entgegengesetzten Sinn gegeben. Die in unser Lustrum fallenden hundertjährigen Gedenktage der Revolution lenken nothwendig, auch abgesehen von dem dramatischen und ästhetischen Reiz jener Sturmperiode, den politischen Blick auf die weltgeschichtliche Epoche zurück, unter deren Nachwirkung noch das gegenwärtige Geschlecht lebt.

Die belgischen Radicalen hatten die Gedächtnißfeier des Schlachttages von Jemappes als günstige Gelegenheit ausersehen, eine demonstrative Verherrlichung des republikanischen und freiheitbringenden Frankreichs zu veranstalten. Als die mit großem Geräusch inscenirte Feier von der belgischen Regierung verboten wurde, war in Paris die erhabenste Entrüstung und die Undankbarkeit der befreiten Völker auf allen französischen Lippen. Die liebenswürdigen Eigenschaften der Nation, ihre glänzende Begabung, ihre sinnbestrickende Civilisation haben die Franzosen seit Jahrhunderten zum verzogenen Liebling der Völker gemacht, während das bekannte kurze Gedächtniß der Menschen alle bitteren Erfahrungen der Vergangenheit, die dämonischen Leidenschaften derselben Nation in perspectivisch verkleinerten Bildern erscheinen läßt.

Diese lange Verwöhnung und die alte nationale Sünde der gallischen Selbstvergötterung erklären und entschuldigen einigermaßen jene französische Entrüstung. Allein sie bleibt vor der Sprache der Thatsachen ebenso erstaunlich, wie der Widerspruch zwischen der geschichtlichen Wahrheit, daß keine moderne Nation anderen Völkern so viel Thränen ausgepreßt, so viel Unrecht und Gewalt angethan, so viel Blut vergossen, so viel Hab und Gut geraubt hat wie die Franzosen, und der immer wiederholten Erfahrung, daß dennoch ihr Anspruch als Völkerbefreier und Culturbringer stets von Neuem erhoben und immer noch von Nationen und Parteien geglaubt und anerkannt wird.

Seit der Schlacht bei Jemappes, 6. November 1792, ist ein Jahrhundert verflossen und zur Feststellung der Ranke'schen Frage, wie es denn eigentlich gewesen, ein großes Material zusammen gekommen.

Der Sieg Dumouriez's über die Oesterreicher unterwarf ganz Belgien der französischen Republik und wurde in vielen, damals demokratisch gesinnten belgischen Städten, im Hennegau, in Lüttich mit lauter Freude begrüßt. Die verrotteten Zustände unter der österreichischen Verwaltung, die Mißgriffe des Josephinischen Regiments, die seit 1789 von Paris aus betriebene radicale Propaganda hatten hier den Boden für die Franzosen vorbereitet. Aber bald zeigte sich, was diese unter Freiheit und Brüderlichkeit verstanden. Thatsächlich hatte die Republik nur die kleine sogenannte Vonckische Partei für sich. Als der Convent die Abschaffung der bisherigen Verfassung und Neuwahl der Behörden durch allgemeines Stimmrecht verkündigte und nur um diesen Preis die Behandlung des Landes als eines verbündeten versprach, zeigte sich die wahre Gesinnung des letzteren und zugleich die echte Natur der als Freunde erschienenen Franzosen. Die Wahlen wurden durch das französische Militär erzwungen; in Brüssel die Gudulakirche, wo die Wahl stattfand, durch französische Artillerie gesperrt und das Wahlcolleg zuletzt durch Säbelhiebe zur Ernennung der demokratischen Candidaten genöthigt. In kurzer Zeit wuchs die Mißstimmung gegen die plündernden Franzosen in ganz Belgien dermaßen, daß der Convent und Dumouriez innere Aufstände besorgten. Da hieß es in Paris: „Wenn die Völker die Bruderhand der Republik zurückstoßen, so mögen sie den Zorn der Freiheit empfinden und ihr Hab und Gut den Hunger der Sieger stillen." Nach der Vereitelung des französischen revolutionären Anschlags auf die englische Verfassung und dem bewunderungswürdigen Sieg des Ministeriums Pitt über den Frankreich geneigten Fox, als die Sympathie des englischen liberalen Bürgerthums mit der Revolution von 1789 nach den Septembermorden, nach den maßlosen Ausschreitungen der französischen Herrschsucht und Blutgier dem Gefühl des Abscheus wich, warf Frankreich die Maske ab. Cambon schlug unter jubelndem Beifall des Convents vor, die Nachbarländer, welche man bisher zu Freiheit und Selbstbestimmung gerufen, von nun an die Herrschaft der Sansculotten und die Kosten der damals immer rapider im Course fallenden Assignaten tragen zu lassen. „Der Zweck des Krieges ist," sagte er, „Sturz der Paläste, Friede den Hütten. Bisher haben unsere Truppen die Tyrannen verjagt, aber die Privilegien bestehen lassen; will ein Volk die Freiheit und unsere Freundschaft verdienen, so muß es thun, was wir gethan, es muß die Privilegien stürzen und den Sansculotten Theil an der Herrschaft geben. Ihr duldet keine halbe Stellung; ein Volk, das nicht ganz frei sein will, ist euer Feind." Dieselbe Idee hat zu verschiedenen Zeiten alle Franzosen ohne Unterschied der politischen Parteistellung erfüllt. Die Freiheit der Völker, aber unter der Herrschaft Frankreichs, die Weltrepublik, aber mit dem Regierungssitz in Paris - - das war stets das

Digitized by Google

Ideal, welches dem in Anbetung vor Frankreich knieenden Europa geboten wurde. Die Ablehnung dieses Geschenks, der Wunsch nach Selbständigkeit und eigenem nationalen Leben ist in französischen Augen zugleich eine unbegreifliche Dummheit und ein todeswürdiges Verbrechen. Niemals hat man in Frankreich ein Gefühl für die Rechte Dritter gehabt. Der nationale Egoismus „verschlingt alle ruhigen Erwägungen, vereinigt die widerspruchsvollsten Elemente aller Art in sich, Ehrgefühl und Gemeinheit, Habgier und Andacht, Fanatismus und Genußsucht".

Daher begannen sehr bald nach dem ersten Rausch der neuen gallischen Freiheit, nach dem Pflanzen der Freiheitsbäume am Rhein und in Belgien, die Bevölkerungen vor ihren angeblichen Befreiern zu zittern. Heinrich von Sybel gibt hierüber erschütternde Berichte. Die Scenen von Angst und Noth, von Flucht und Schrecken, welche sich in Belgien abspielten, als die von den Oesterreichern 1793 aus dem Lande geschlagenen Franzosen im Jahre 1794 wieder einzogen, spotten jeder Beschreibung. Es war das Chaos, sagen Augenzeugen. Ebenso war die Stimmung in Mainz und am ganzen Mittelrhein, nachdem man die Franzosen kennen gelernt, gegen sie eine tief empörte, so daß der dort fast erstorbene Nationalsinn sich bald wieder regte. Die Nation, die gegen sich selbst durch Erpressungen, Unterdrückung, durch Kerker und Mordthaten in grauenerregender Weise wüthete, versammelte durch denselben wahnwitzigen Egoismus bald die Coalition von ganz Europa um sich, entzündete mit dem 1870 wieder berühmt gewordenen coeur léger einen Weltkrieg von 20 Jahren, in welchem es denn auch zuletzt sein Weltgericht empfing. Gleichzeitig in London, Wien und Berlin, in Amsterdam und Turin den Krieg ansagend, trug Frankreich Empörung und Waffenruf durch die Schweiz und Italien, durch Polen und Preußen, über die Gestade der Ostsee und des Pontus.

Und alles das im Namen der Freiheit und Civilisation, alles unter Zustimmung und Mitwirkung der gemäßigten wie der radicalen Parteien. Die Gironde war hierin um nichts besser als der Berg, als die blutigsten Jacobiner. Ueberall dieselben hochtönenden Worte, die theatralische Pose, der Tugendmantel beim größten Rechtsbruch. Es war Stil, bei der Verhängung von Tod und Elend über unschuldige Mitmenschen die Tafel der Menschenrechte hoch emporzuheben oder sie zu verschleiern, wenn Recht und Menschlichkeit irgendwo zur verzweifelten Nothwehr gegriffen hatten. Weltpropaganda und Weltbefreiung war das angeblich erhabene Ziel der vulkanischen Bewegung, aber nie ohne nationalen Gewinn an Land und Leuten, nie ohne Kriegsbeute gemeint. Damals wie jetzt war die nationale Ehre der Götze oder das Aushängeschild der rechtlosen Gesinnung dieses „die Welt unter das Joch seiner Begierden zwingenden" Volkes. Sièyès zuckte wegwerfend die Achseln, wenn man ihm davon redete, das soeben eroberte und mit einer Kriegscontribution von 100 Millionen Gulden belastete Holland möglichst bald wieder selbständig zu stellen. Tallien stimmte ihm eifrig bei und erklärte überall, man müsse Frankreich auf allen Seiten mit abhängigen Tochterrepubliken umgeben und dadurch zur leitenden Macht des Welttheils machen. Selbst bei Robespierre tritt in seinem lächerlichen Religionssystem die allen Franzosen eingeborene schwärmerische nationale Selbstvergötterung hervor. In seinem Vortrag über die künftige Staatsreligion verkündete er, daß Frankreich von der übrigen Welt verschieden, daß es um 2000 Jahre voraus, daß das Volk kaum noch von dem Stoff des anderen Menschengeschlechts erscheine, so sehr seien seine Begehren und moralischen Begriffe denen der Anderen entgegengesetzt.

Das mit dieser Anschauung usurpirte Recht Frankreichs, alle anderen Völker zu unterjochen, tritt überall als despotisch-naives Nationalbewußtsein nach innen wie nach außen hervor. Trotz des proclamirten demokratischen Dogmas von der Volkssouveränität gilt heute wie vor 100 Jahren der Ausspruch St. Just's und Robespierre's: „Auch dem souveränen Willen des Volkes ist die Abschaffung der Republik nicht gestattet." Dem König Ludwig XVI. wurde daher die ihn sicher rettende Berufung an das Volk von den Machthabern des Schreckensregiments nicht verstattet und ebenso wenig gibt es für andere Nationen gegen die Ansprüche Frankreichs eine Berufung auf die mit erhabenem Lärm verkündeten Menschenrechte. L'égoisme légitime du génie, le prestige légitime de la France sind Nationaldogmen, wie sie Thiers immer wieder für die Revolution von 1789 mit allen ihren, meist den Fremden aufgebürdeten, blutigen Greueln, für Bonaparte, für das moderne Frankreich in der unbefangensten Weise ausgesprochen und die Nation sie bis auf den heutigen Tag festgehalten hat. In dieser Anschauung befangen, saß mit ahnungsloser Unschuld der sonst edle Carnot mit den Blutmenschen Robespierre, St. Just und Couthon im Wohlfahrtsausschuß, seine Hände mit demselben Blut befleckend, welches Jene zuletzt unter die Guillotine brachte. Der „ex-montagnard et régicide" hat weder bei der Mitunterzeichnung der zahllosen Norddecrete, noch bei der Organisation des Krieges gegen fremde Völker jemals ein Gefühl dafür gezeigt, welch' ein Elend er über Millionen von Menschen brachte. Die bewußte Grausamkeit des civilisirten Menschen, wie die „grausame Unbefangenheit" der Raubthiere, Naturmenschen und Kinder ist in gleicher Weise ein Charakterzug der sonst so liebenswürdigen und in der That für hochherzige Gefühle zugänglichen Nation. Die in Gift getauchte, berechnete Bosheit der französischen Gesellschaftscauserie, wie sie mit hinreißendem Geist und Witz die ganze Nationalliteratur durchzieht, ist die eine Aeußerung, die unbefangene Zertretung fremder Existenz die andere Aeußerung jener „edelmüthigen" Seele, die den armen Opfern ihr Medusenantlitz zuwendet.

Von den Napoleonischen Kriegen braucht hier kaum ein Wort gesagt zu werden. Sie beginnen mit der bezeichnenden Frage an die Soldaten der französischen Armee in Italien, denen Bonaparte die lachende Beute der oberitalienischen Ebene zeigt: Vous y trouverez de grandes villes, de riches provinces; vous y trouverez honneur, gloire et richesses — soldats d'Italie, manqueriez-vous de courage? Ruhm, Landgewinn und — Geld sind und werden stets als Ziele und Belohnungen dem französischen kriegerischen Elan, der für die Freiheit auszieht, vorgehalten. Thiers selbst spricht einmal von der nationalen „impatience de posséder". Auch Bonaparte begann den italienischen Feldzug, um den Völkern Italiens die Freiheit zu bringen. Er zog unter dem Jubel des Volkes in Mailand ein — und legte der Stadt 20 Millionen Francs Contribution auf. Seine Proclamationen athmeten den Geist der Uneigennützigkeit und Freiheit, aber sein vom Directorium gebilligtes Programm enthielt die Worte: „Nous ferons trembler toute l'Italie sur nos derrières." Um der Eroberung keine Hindernisse zu bereiten, pactirte die Republik auch mit den reactionären Machthabern Oberitaliens.

Hier, in Italien, wiederholte sich auch in der Mitte dieses Jahrhunderts dasselbe Spiel des revolutionären Frankreichs von 1793, gegenüber der Römischen Republik, in einem klassischen Fall, nur in geringerem historischen Verhältniß. Als Oesterreich 1849 gegen die siegreiche Revolution dort wieder Boden gewann und gegen das bei Novara geschlagene Piemont vordrang, sandte die französische Regierung unter Odilon Barrot die vom General Oudinot befehligte Expedition nach Civita Vecchia, „um die Sache der wahren Freiheit und der Humanität zu retten". In der von Espivent unterzeichneten Proclamation, mit der das französische Truppencorps sich auf italienischem Boden einführte, erklärte „die Regierung der französischen Republik, stets von dem Geist des Liberalismus getragen, den Willen der Majorität der römischen Bevölkerung achten zu wollen." Sobald aber die römische Volksvertretung gegen die ihr vorher nicht angezeigte und ungerechtfertigte Invasion protestirte, veränderte sich die Haltung der französischen Truppen und der Pariser Regierung, und das eigene Interesse Frankreichs trat unverhüllt hervor. Die nackte Gewalt ersetzte jetzt die edelmüthigen Worte und die Draperie der republikanischen Freiheit. Der protestirende Präfect von Civita Vecchia, Manucci, wurde verhaftet, die Stadt Rom belagert und genommen. Die französische Kammer forderte nunmehr offen ihre Regierung auf, „ohne Verzug die nöthigen Maß-

Digitized by Google

regeln zu treffen, damit die italienische Expedition nicht länger ihrer Aufgabe (d. h. der Wahrung der französischen Interessen und — wie zum Hohn auf die Römer gesagt — »der Entwickelung der demokratischen Institutionen«) entfremdet werde." Ferdinand von Lesseps, der bisher als außerordentlicher Gesandter den Streit mit der römischen Republik à l'amiable hatte erledigen sollen, wurde abberufen, General Oudinot, der Erbe des Bonapartischen Herzogs von Reggio, gegen sie losgelassen.

In gleicher Weise spreizte sich die französische Idee der Scheinfreiheit und der geschminkten Civilisation in dem mexikanischen Kriege, dessen in Queretaro endigende Tragödie von der Gegenwart noch nicht vergessen ist. Bezeichnend löste sich dort die französische Politik von der Londoner Convention und dem von den beiden anderen Vertragsmächten, England und Spanien, ehrlich festgehaltenen Programm der Repressalien gegen die Verletzung der Fremdenrechte. Die französische Action nahm bald die unvermeidliche Pose der civilisatorischen Uneigennützigkeit an, erklärte das System „die lateinische Rasse zu regeneriren" und dictirte unter steter Betonung, daß das Selbstbestimmungsrecht der Mexikaner unangetastet bleibe, die Monarchie des unglücklichen Habsburgers, durch welche zugleich dem republikanischen Volk der Vereinigten Staaten die Bewegungsfreiheit verbaut werden sollte.

Auch der Krieg gegen Deutschland 1870 wurde bekanntlich im Namen der Civilisation „gegen die Barbaren" unternommen. Die dem französischen Uebergewicht nachtheilige Entscheidung bei Königgrätz erzeugte mit dem, aus dem überspannten nationalen Egoismus erklärten, naiven Denkfehler die Idee der „Rache für Sadowa". Bei dem Ruf „à Berlin" variirte die französische Presse in einer für die Ohren des späteren Siegers hochkomischen Weise das Thema der Beute, „la paix glorieuse, qui indemnisera la France des sacrifices, qu'elle a faits", worauf später ein witziges, im Tone französischer Unschuld gehaltenes Lied im „Kladderadatsch" klagte:

Les Allemands, ces barbares,
Pas contents de leur gloire,
Ont pris même de l'argent.

Wie Frankreich die Interessen der Völker, der Freiheit und Cultur versteht, wird besonders klar in dem Verhalten der französischen Nation zu Rußland. Nachdem vor 100 Jahren das revolutionäre Frankreich durch Bedrohung und Beschäftigung der mitteleuropäischen Staaten, durch den „Jacobinischen Weltsturm" das Fahrwasser für Rußland frei gemacht, die Schwächung der Türkei und die Theilung Polens dem dämonischen Ehrgeiz der Kaiserin Katharina ermöglicht hatte, beeifert 100 Jahre später dasselbe, immer im Namen der Freiheit und Civilisation prunkende, Frankreich sich, in erklärter Freundschaft und unwürdig erschmeicheltem Bündniß mit Rußland, die Freiheit und Cultur der Völker zu morden. Die furchtbarste Despotie, die Erstickung jeder religiösen oder geistigen Freiheit, die ausgesuchteste Grausamkeit gegen jede Art von Widerspruch, die Armseligkeit einer zugleich anmaßlichen und impotenten Cultur, alle diese die edleren Völker mit Haß und Verachtung, mit Abscheu und Ekel gegen Rußland erfüllenden Momente machen auf den zügellosen Egoismus Frankreichs keinen Eindruck. Trotz innerster Abneigung und dem berechtigten Gefühl der Ueberlegenheit affectirt man dort ein tiefes Interesse, eine warme Verehrung für russische Literatur, Kunst, Cultur, man erniedrigt sich bei jedem Anlaß, im Theater, auf der Straße, in Versammlungen zu schmeichelnden Huldigungen für alles, was aus Rußland kommt dermaßen, daß selbst vereinzelte Stimmen von Franzosen gegen diese Selbstentwürdigung protestiren und die wahre Meinung des gebildeten französischen Geschmacks und der denkenden Kritiker über den Werth des „russischen Plunders" aussprechen. Ohne Erfolg. Die große Masse des französischen Volkes erhofft mit russischer Hülfe der nationalen Eitelkeit die ersehnten Ziele zu gewinnen: die Revanche für die in einem verbrecherisch angezettelten, mit Jubel begrüßten Kriege erlittene gerechte Niederlage, die Zurückeroberung eines durch Verrath erworbenen, im aufgezwungenen Kampf vom Nachbarn wieder gewonnenen kerndeutschen Landes, und, nicht offen eingestandenen, aber von allen Franzosen als ihr Naturrecht angesprochen, die Erlangung der Rheingrenze mit nachfolgender Erwerbung Belgiens und Hollands wie vor 100 Jahren. Dieselbe Nation, die für die Befreiung der Völker vom Tyrannenjoch große Worte hat, die für Nordamerika, Griechenland, Belgien und Italien Kriege geführt hat, für die unterdrückten Slaven und die Iren führen möchte, gibt unbedenklich jedes Volk und jede Freiheit preis, wenn die Befriedigung des nationalen Ehrgeizes in Frage steht. Wie man bei jenen Kriegen vor allem das eigene Interesse im Auge hatte, für die Unterstützung Italiens sich in Land bezahlen ließ, wie man trotz aller Kirchenfeindlichkeit und radicalen Aufklärung des nationalen Vortheil wegen jeden Augenblick bereit ist, mit der Curie und dem Ultramontanismus gemeinsame Sache zu machen, so empfindet das civilisirte Frankreich keinerlei Gewissensbedenken, mit dem russischen Despotismus, der slavischen Eroberungspolitik und dem orthodoxen Fanatismus das Bündniß zu schließen, um Mitteleuropa niederzuwerfen.

Die Stärke des nationalen Egoismus tödtet dort jede weitblickendere Ueberlegung. Es drängt sich die Frage auf: Wie denkt sich die französische Nation die Zukunft, wenn es nach ihren nächsten Wünschen geht? Frankreich und Rußland haben in gemeinsamem ganz Europa erfüllenden Kriege die im Dreibunde vereinigten Nationen besiegt. Deutschland, Oesterreich, Italien sind in furchtbaren Schlachten zerschmettert, bei der heutigen Waffentechnik, Verkehrsentwickelung und Größe der regulären Armeen hoffnungslos vernichtet. Bulgarien ist endlich in den Krallen seines lauernden Feindes, die Türkei, Constantinopel eine leichte Beute des Moscowiters, der den Traum der Jahrhunderte und das Testament Peters des Großen endlich erfüllt sieht. Griechenland ist um sein Byzanz und die panhellenischen Hoffnungen betrogen, die Donauländer, die slavischen, walachischen und übrigen Völker des Ostens sind Rußland in die Hand gegeben. In Oesterreich-Ungarn sind die in den beiden Reichshälften bisher maßgebenden, die Cultur und das politische Selbstbestimmungsrecht der Völker vertretenden Nationen, die Deutschen und die Magyaren, der Unterdrückung und Vernichtung preisgegeben, die Polen geopfert, dagegen die russophilen Tschechen, Slovenen und Kroaten im russischen Sinne befreit, d. h. einer mehr als je allmächtigen Despotie des einen, welterobernden und uncivilisirtesten Slavenstammes unterworfen.

Rußland und Frankreich treffen sich auf ihrem Siegeszuge in der Mitte Deutschlands und beenden den Krieg, indem sie in Berlin den Frieden dictiren. Die Theilung der Beute beginnt. Das bis zum Rhein, ja bis zur Elbe vorrückende Frankreich bleibt ein Zwerg gegen das bis in die Mitte Europas, über den ganzen Balkan, Kleinasien und an das Mittelmeer erstreckte Rußland, das nach der Vernichtung des „europäischen Concerts" außer Frankreich überhaupt keinen nennenswerthen Rivalen oder Gegner mehr hat. Rußland unmittelbar oder hart an den neuen französischen Grenzen, mit seinem Weltreich an vier Meeren, ohne wehrfähigen Feind, politisch, militärisch, finanziell unermeßlich verstärkt — das ist der Freund von gestern, der mögliche und seiner Naturgeschichte nach nothwendige Feind Frankreichs von morgen. Für Frankreich gilt alsdann das Wort, welches Bismarck auf die gegenwärtige Lage Deutschlands gesprochen hat: „Das Spiel steht noch, nur der Einsatz ist verdoppelt." Mit welchen Chancen alsdann das Spiel für Frankreich steht, das ergiebt ein Blick auf die Karte, auf die ältere, auf die neueste Geschichte. Auch die Russen sind schon einmal in Paris eingezogen. Wie aber die innere Natur des Czarenreichs dieses auf eine expansive Politik, auf Eroberung und Unterjochung der Nachbarländer hindrängt, ist von scharfsinnigen Beobachtern wie Haxthausen, Historikern wie Sybel überzeugend dargelegt worden. Noch heute zeigt sich in unaufhörlichen Wanderungen innerhalb des unermeßlichen Reichs der nachwirkende Nomadensinn des russischen Volkes, welches keinen Provinzialdialect, wohl ein Vaterland, aber keinen Heimathsinn kennt. Die blinde, slavische Abhängigkeitssucht für den Herrscher brachte, wie Sybel erzählt, einen deutschen

Digitized by Google

Beobachter schon 1557 zu dem Ausruf „dies Volk hat mehr Freude an der Sclaverei, als an der Freiheit.“ Nur ein wahrhaft subalterner Tagesaffect kann die Franzosen gegen die beispiellose Gefahr verblenden, in welche eine mit den Russen operirende Kriegspolitik alle Völker und jede Cultur bedroht. Wie letztere über erstere denken und mit sarmatischer Rohheit sich gelegentlich auslassen, kann die französische Nation erfahren, wenn sie irgend einmal gegen den russischen Stachel leckt, sich einmal ein Wort ihrer wahren Gesinnung entschlüpfen läßt. Tiefere Geister in Frankreich sind sich auch über die Unnatur des politischen Bündnisses mit Rußland völlig klar. Aber der kurze Sinn der großen Massen und der Bann der Empfindung auch der führenden gebildeten Kreise läßt noch keinen freien Blick über die nächste Gegenwart zu.

Ob es dauernd so bleiben wird? Hin und wieder blitzen für die Patrioten diesseits und jenseits der Vogesen einzelne Funken der Hoffnung auf. So zutreffend die oben gestreiften Beobachtungen über die Schwächen des französischen Nationalcharakters sind, so bestreitet doch nur Vorurtheil oder Ignoranz, daß das französische Volk im eminentesten Sinne eine Culturnation ist, daß es eine große Culturmission erfüllt und noch zu erfüllen hat. Mit tiefem Schmerz sieht der durch mächtiges Interesse und eine innerlich „quand même“ erwachsende Liebe zu diesem reichbegabten Volk hingezogene Beobachter, wie die glänzenden Lichtseiten und Verdienste desselben so oft in tiefen Schatten treten. Daß die Bewunderung und Hingabe für das freiheitbringende Frankreich sich in früheren Jahrhunderten wie in diesem, so oft in blutigen Zorn derselben Völker, welche ihm vorher zujubelten, verwandelt haben, ist die nothwendige Folge der traurigen Thatsache, daß dieselbe liebenswürdige, geistvolle, witzige und aufgeklärte Nation sich so oft in ihren Affecten, in ihrem nationalen Egoismus als grausam, brutal, cynisch und bigott gezeigt hat, daß man in der entsetzenvollen und widerwärtigen Verzerrung das frühere Bild nicht wieder erkennt.

Die durch die Niederlage vom Jahre 1871 erfahrene, wohl größte Prüfung dieses Volkes hat bei ihm nach vielen Richtungen hin große Früchte getragen und ein dort ungewöhnliches Maß von Besonnenheit und Selbstbeherrschung wirksam werden lassen. Vielleicht ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß mit der fortschreitenden Entfernung von jenem année terrible, année sanglante, in dem französischen Geiste auch die Unbefangenheit des Blicks gewonnen wird, welche die Verderblichkeit der Politik des kurzsichtigen Hasses erkennen läßt. Um das Gericht der Rache kalt zu genießen, hat Frankreich schon zwei Jahrzehnte zähneknirschend gewartet. Man müßte an allem sittlichen und geistigen Fortschritt der Menschheit verzweifeln, wenn man die Möglichkeit und Hoffnung ausschließt, daß bei weiterer Abkühlung der Leidenschaften diese große Nation sich davon überzeugen sollte, daß seine Stelle nicht auf Seite derjenigen Macht sein kann, deren Sieg für ganz Europa, Frankreich inbegriffen, die Knechtschaft und für die Cultur den furchtbarsten Schlag seit der Türkenherrschaft bedeuten würde.

Daß es leider auch anders kommen kann und jene höhere Einsicht zur Zeit in französischen Köpfen keinen Eingang findet, beweisen die jüngsten Gassenjungenstreiche der Chauvinisten bei der Anwesenheit der Kaiserin Friedrich in Paris, sowie die kürzlich bekannt gewordene Tischrede des vom französischen Kriegsministerium zur Einrichtung von Fabriken rauchlosen Pulvers nach Rußland entsendeten Regierungsingenieurs Maissin, welcher schon in trunkener Phantasie das künftige Schlachtfeld zwischen Rhein und Weichsel erblickte, auf welchem Franzosen und Russen sich „brüderlich umarmen und die orientalische wie die westliche Frage zur Lösung bringen werden“.

Diese letzte Aussicht in die Zukunft enthält eine zugleich tragische und vernunftwidrige Entwickelung. Um dem sittlichen und logischen Widerspruch, der unser Inneres empört, zu entgehen, könnte man sich versucht fühlen, im Geist der altjüdischen Rassenempfindung anzunehmen, daß jene an chinesische Anschauung erinnernde nationale Exclusivität und Herrschsucht Frankreichs eine „teleologisch eingeprägte Illusion“ wäre, um das höchste Maß der immanenten Kraft jenes Völkertypus, ohne verwirrende Störung von außen, zu entwickeln und in der erschöpfenden Aufschließung dieser genialen Individualität zugleich der Cultur und der Menschheit ein höchstes Ergebniß zu verbürgen. Aber vor dem Licht der Wahrheit hat auch diese auf eine philosophische Formel gebrachte Rechtfertigung lediglich den Werth einer maßlos eiteln Selbstüberschätzung. Die französische Cultur und Geschichte, so hervorragend beide erscheinen, begründen jenen Anspruch nicht, welcher selbst den Hellenen versagt war und den man weit eher den Engländern zugestehen möchte, wenn er überhaupt denkbar wäre. Der Welt- und Culturbau ist ein zusammengesetztes Wunder, an dem viele Völker und zahllose Individuen arbeiten und Theil haben. Wer ihn für sich allein usurpirt, schafft sich die Coalitionskriege der Freiheit und der vereinten Völker oder vernichtet das Werk der Jahrtausende. Frankreich hat das Werk seiner Jahrhunderte schon oft selbst verdorben. Seine Bilanz aus einer unvergleichlich günstigen Lage und einer großartigen Geschichte ist nicht glänzend. Es ist fortschreitend aus gewonnenen Positionen, aus der fast erlangten Weltherrschaft zurückgeworfen und durch das Weltgericht über seine maßlose Herrschsucht und Nationaleitelkeit in eine relativ untergeordnete Stellung zurückgedrängt worden.

Die Zukunft wird derselben Saat dieselbe Ernte bringen. Für das rücksichtslos fremde Völker unterjochende, in Kriegsphantasien und Eroberungsgedanken sich berauschende Frankreich wird sich das Geschick vollenden, wie es für Napoleon III. nach der Kriegserklärung von 1870 auf einem grauenhaften Bild prophezeit war. Der mit dem Körper einer bauchigen Spinne dargestellte Kaiser führt eine rauchende Schale mit Blut zum Munde und es heißt darunter:

„Das Ungeheuer muß wieder Blut trinken. Gut! So gebt ihm sein eigenes zu trinken!“

Literatur und Kunst.

Heinrich Schliemann.

Von Ernst Curtius.*)

Man hat nicht selten sagen hören, daß die Fachgelehrten sich den Arbeiten eines unzünftigen Mannes gegenüber vornehm ablehnend verhalten hätten. Aber die Professoren, denen es im Herzen um die Wahrheit zu thun ist, sollen und wollen keine abgeschlossene Kaste bilden; ihre höchste Freude ist es, wenn sie sich mit dem ganzen Volk der Gebildeten im Zusammenhang fühlen, wenn sie sich sagen können, daß die Ergebnisse mühsamer und einsamer Forschung in weiten Kreisen Anklang finden und daß sie nur solchen Aufgaben nachgehen, welche eine allgemein menschliche Bedeutung haben. Es gab eine Zeit der Büchergelehrsamkeit, welche sich im Studirzimmer abschloß, namentlich in Fragen der Alterthumskunde. Aber das ist gerade das hohe Verdienst unseres Schliemann, daß er wesentlich dazu beigetragen hat, den Bann zu lösen. Man hört jetzt so häufig, das lebendige Interesse für das klassische Alterthum, welches die Zeiten von Lessing, Winckelmann, Herder und Goethe beseelt hat, sei erloschen. Aber mit welcher Spannung ist die ganze gebildete Welt diesseits und jenseits des Oceans den Schritten von Schliemann gefolgt! Haben wir nicht erlebt, daß, wenn in der Times ein Resultat seiner Entdeckungen angezweifelt wurde, ein Meeting in London anberaumt worden ist, um sofort in großer Versammlung die betreffende Frage zu verhandeln, als wenn es sich um eine brennende Frage der Tagespolitik handelte? Die Zahl der Jahrhunderte, welche zwischen uns und der Vergangenheit liegen, ist nicht maßgebend für die Bedeutung derselben in

*) Bei der im Berliner Rathhaus am 1. März gehaltenen Gedächtnißfeier zu Ehren Schliemann's hielt Geh. Rath Professor Ernst Curtius als Vertreter der Archäologischen Gesellschaft eine Ansprache, deren Veröffentlichung uns freundlichst gestattet wurde. Die Redaction.

Digitized by Google

Bezug auf unser geistiges Leben. Das Fernste kann uns das Nächste, Wichtigste, geistig Verwandteste sein.

Unser Verhältniß zu Homer ist ein Stück menschlicher Culturgeschichte.

Als Johann Heinrich Voß Odyssee und Ilias bei uns einbürgerte, war die homerische Welt ein reines Phantasiebild, und als am Anfang dieses Jahrhunderts englische Forscher die alten Mauern von Mykenai nnd Tiryns wieder entdeckten, waren Voß und seine Schüler von Allen die Ungläubigsten, es kam ihnen fast wie eine Profanation vor, daß die in idealer Höhe schwebenden Gestalten, die Schatten der homerischen Helden in steinernen Denkmälern bezeugt sein sollten. Der Philosoph Schelling mußte dafür eintreten, daß jene Mauern nichts Anderes sein konnten als die monumentalen Zeugen der homerischen Welt, die wunderbar erhalten in unsere Tage hineinragen.

Schliemann selbst ist mit seinen Arbeiten von Jahr zu Jahr gewachsen und die Ergebnisse seiner Arbeiten überragen bei Weitem Alles, was er selbst im Auge gehabt hat.

Wenn er der großen Menge des Publikums wie ein Zauberer erschien, der mit einer Wünschelruthe umherging und die Plätze zu finden wußte, wo in dunkler Tiefe die Goldschätze ruhten, so haben die Männer der Wissenschaft ihm etwas zu danken, was über alle Einzelfunde weit hinausgeht und in unsere gesammte Geschichtserkenntniß tief eingreift.

Es war ein alter Streit, wie weit der Inhalt der epischen Gesänge etwas ganz der Phantasie Angehöriges sei und gleichsam aus der Luft gegriffen, oder mit der Völkergeschichte zusammenhänge. In Bezug auf die deutsche Vorzeit haben die Gebrüder Grimm und nach ihnen besonders Müllenhoff mit voller Entschiedenheit die Ueberzeugung vertreten, daß allen großen epischen Gedichten mächtige Ereignisse und Volksbewegungen zu Grunde liegen. Diese Streitfrage ist auf hellenischem Boden durch Schliemann zur Entscheidung gebracht, und während er selbst anfänglich nichts Anderes suchte als die Fundamente der Mauern Ilions, welche er in Kinderbüchern hatte brennen sehen, so ist durch ihn nach und nach eine ganze Epoche alter Menschengeschichte wieder aufgetaucht, und wie durch die preußische Expedition unter Richard Lepsius das alte Reich Aegypten wieder entdeckt wurde, so ist auch durch Schliemann das Gedächtniß des Menschengeschlechts um viele Jahrhunderte erweitert worden. Ilion, Tiryns, Mykenai, Orchomenos sind in voller Realität wieder zu Tage getreten, und die Gebäude, in denen die Atriden wohnten, sie liegen jetzt so klar vor unseren Augen wie die pompejanischen Wohnhäuser.

Während man früher nach persönlicher Neigung über das Verhältniß zwischen Abend- und Morgenland urtheilte, indem die Einen alles Griechische auf dem Boden des europäischen Mutterlandes einheimisch wissen wollten, als wenn der Ehre der Hellenen zu nahe getreten würde, wenn man ausländischen Einfluß anerkenne, die Anderen dagegen wieder nichts Einheimisches anerkennen wollten, das aus eigenem Keime erwachsen sei — so ist dieser peinliche Widerspruch jetzt beseitigt, „Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen," aber das diesseitige Land ist nicht bloß eine Colonie des jenseitigen, wo die Erzeugnisse älterer, überlegener Culturen sich abgelagert haben, sondern der Wechselverkehr der beiderseitigen Küstenländer, die durch das Inselmeer nicht getrennt, sondern unzertrennlich vereinigt sind, ist der Inhalt ältester Völkergeschichte, und die europäische Seite hat von Anfang an eine hervorragende Stelle in dieser Entwickelung.

Viele Räthsel bleiben zu lösen, Troja selbst bleibt noch heute ein Schauplatz ernster Controversen; aber der Weg ist gebahnt, der Vorhang gelüftet, der Schleier hinweggezogen, der den Boden der homerischen Welt bedeckte.

Das verdanken wir Heinrich Schliemann, darum ist sein Wirken ein epochemachendes auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft, und dankbar ehren wir heute und immerdar sein Andenken.

Unser Dank ist um so wärmer und lebendiger, weil er, der Weltbürger, ein Deutscher geblieben ist. Im Anschluß an deutsche Gelehrten hat er das Beste zu Stande gebracht. An sein Vaterland dachte er stets an erster Stelle. Für unsere öffentlichen Kunstsammlungen hat er einen in seiner Art einzigen Schatz gestiftet, und ihm gebührt der Dank des Vaterlandes.

Wir ehren in ihm die höchste Gabe, die einem Sterblichen verliehen ist, die heroische Willenskraft, welche, um einen idealen Zweck zu erreichen, alle Mittel aufbietet, alle Opfer bringt, allen Gefahren trotzt, alle Schwierigkeiten überwindet.

Er hat unendlich mehr zu Stande gebracht, als den Menschen gestattet zu sein pflegt, aber, in der Blüthe seiner Kraft dahingerafft, hat er sein großes Lebenswerk nicht zum Abschluß gebracht.

Wir bedauern vor Allem, daß es ihm nicht gelungen ist, in Kreta die Verhandlungen zu Ende zu führen, welche den Zweck hatten, den Boden eines der alten Königssitze daselbst für seine Forschung zu gewinnen. Nachdem die Herrschaften der Dardaner, der Minyer, der Perseiden und Pelopiden an's Licht getreten, fehlten in der Reihe noch die Fürstengeschlechter der Insel, welche von allen Ländern am meisten der Mutterschooß aller Culturgeschichte des Archipelagus gewesen ist, wo die Italiener neuerdings die ruhmvollsten Entdeckungen gemacht haben. Die Epoche der alten Zeit, welche an den Namen des Minos geknüpft wird, ist im Dunkel geblieben.

Das wäre also die beste Gedächtnißfeier Schliemann's, wenn man in seinem Vaterlande Alles daran setzte, das großartige und so jäh abgebrochene Lebenswerk unseres großen Landsmannes nicht stocken zu lassen, und nach dem ruhmvollen Vorbilde der freigebigen Kunstfreunde Oesterreichs die Mittel herbeischaffte, um das abgebrochene Lebenswerk von Heinrich Schliemann zu vollenden.

Erinnerungen von und an Klaus Groth.

Von Theophil Zolling.

„Erinnerungen von Klaus Groth" unter diesem unrichtigen Titel geht eine neue Lieferung der „Deutschen Schriften zur Literatur und Kunst"*) in die Welt hinaus. Auch in mir wurden falsche Erwartungen geweckt, umsomehr als das gelbe Heft „Mit Freundesgruß vom Verfasser" auf den Redactionstisch fliegt. Und indem ich die festen, schwungvollen, ein Bischen an die Kalligraphiestunde gemahnenden und doch so charaktervollen Schriftzüge betrachte, steht mein lieber alter Kieler Freund leibhaftig vor mir und noch viel deutlicher, als wenn ich das Titelbildniß betrachte, das uns den Dichter des „Quickborn" zeigt, den überarbeiteten Schul- und Todescandidaten von Anno 48 im schlotterigen Rock, mit großer blümeranter Halsbinde und eingefallenen Wangen, aber schönen, sinnenden Dichteraugen. Nein, ich sehe ihn wieder vor mir wie vor sechzehn Jahren, schlank und doch fest wie der Kieler Riesenkrahn, den das lustige Hafenvolk auf den Namen des sangeskundigen Mitbürgers taufte, mit grauem Haar und Kinnbart, ein müdes Lächeln um den Mund, die Augen frisch und treuherzig, die ganze Figur hoch über Menschliches hinausragend, ein Dithmarscher Hüne — man fühlt's am Druck der Hand . . . Und wieder gehe ich wie damals an seiner Seite durch die Düsternbroker Buchen und an der blauen Bucht dahin, vom salzigen Meereshauch umspielt, und höre auf den warmen, männlichen Vollklang seiner Stimme. Dann steht er auch vor mir im Bratenrock auf dem Katheder, immer etwas eckig und verschüchtert, und mit spitzem holsteinischen Accent hält er im Plauderton einen Lessing-Vortrag voll kluger und geistvoller Bemerkungen, wie ich dergleichen kurz zuvor als Student nur zu den Füßen von Michael Bernays vernommen. Dann wieder gemüthvoll und mittheilsam in seiner trauten Häuslichkeit. Die sog. „Kajüte" zu ebener Erde, seine unvergeßliche Frau und bei Tisch die drei artigen Knaben, alles künftige Riesenkrähne, ein junges englisches Pensionsfräulein und die

*) Kiel, Lipsius & Tischer.

Digitized by Google

unverbrüchlich nur ihr Platt redende Magd, die Greten. Und es wird tapfer gegessen und getrunken und noch mehr geplaudert, und der Hausvater erzählt in seiner schelmischen Art eine Geschichte, und seine Frau fällt ein und wird eifriger und lebendiger, und ihre Augen funkeln immer mehr, und ihre leise Stimme klingt immer trüber, bis ein heftiger Husten sie unterbricht. „Doris, sprich nicht so viel!" mahnt der liebend besorgte Gatte ... Und nur noch einmal sah ich die Treffliche wieder, drei Jahre später, in Mentone, wohin der Hausarzt sie vor dem tödtlichen nordischen Winter geschickt. Ein kleines Hotelstübchen mit dem Balkon gegen Süden, eine lange Wirthstafel, wo der kerngesunde Groth neben seinem Pariser Gast mitten unter bleichen, hüstelnden Menschen saß und sich zwang, auf die unter dem Vorwande der Kurgemäßheit ganz elende Kost nicht zu schimpfen und an den milchtrinkenden Nachbarn vorbeizusehen. Und Doris Groth sprach noch immer so viel, wenn sie sich vergaß, und die Rosen auf den Wangen glühten und ihre schönen schwarzen Augen brannten noch flammender auf, weil sie ja doch bald erlöschen mußten. Der gute Klaus aber, der sich in all der südlichen Pracht wie eine Nordlandseiche im Treibhause vorkam und recht unbehaglich fühlte — dépaysé, nennen's die Franzosen, entheimelt — ging wieder wie einst an meiner Seite am Meeresstrande dahin und schüttete mir sein kummervolles Herz aus.

„Dat gift keen Land so grön un so schön —
O weer ik wedder to Hus!
Dar singen de Vageln so fröhli,
Dar is de Schatten so köhli —
O dat ik wannern muß!"

Wohl sann und dichtete und botanisirte er noch — er zeigte mir manche merkwürdige Pflanze und das ausgenommene Nest einer seltenen Spinnenart, wahren Fallenstellerinnen — doch der Gram um seine sterbende Doris beugte ihn noch tiefer als das Heimweh. Und bald darauf wurde die Gute von ihren neunjährigen Leiden durch den Tod erlöst, und ich habe Klaus Groth bis heute nicht wieder gesehen. Nur von Zeit zu Zeit erhielt ich von ihm einen lieben Brief oder — sauber mit Bleistift geschrieben — ein schönes plattdeutsches Gedicht für die „Gegenwart", selten zwar und immer seltener. Obwohl noch frisch und gesund, klagte er über das Alter und die Einsamkeit, und da sagt er in dem gelben Hefte selbst, was mir gemeinsame Freunde bestätigten: „ich habe keine Lebensfreude mehr". Auch ein hoffnungsvoller Sohn, der mich in Allem an seinen Vater gemahnte, starb ihm jüngst dahin. Nun denk' ich mir den Einsamen noch mehr vereinsamt in seinem selbst erbauten freundlichen Haus am Schwanenweg (Klaus-Groth-Platz heißt er seit dem 70. Geburtstag des Dichters), als einzige Freude nur noch die Blumen pflegend mit seinem alten ehrlichen, plattdütsch snackenden Gärtner Lux.

„So wardt se stil und stiller min Poort,
Al wat mi lief is, gaeit heenut un blift foort.
... Un wenn de Poort toleest 'mal knart,
Dän is't, wenn man mi r'utdragen wardt."

Weil ich also des alt und menschenscheu gewordenen Groth Schreibunlust kenne, so war ich schon bei der Ankündigung dieser Lebenserinnerungen höchlichst erstaunt. Das Räthsel erklärt freilich bereits die Vorrede:

„Die nachstehenden Erinnerungen entspringen theils Notizen, theils Erzählungen. Die Auswahl aus dem zur Verfügung Stehenden, sowie stellenweise die Gruppirung und auch hier und da der Mechanismus — nicht der Kern — der Ausdrucksweise ist Eugen Wolff, dem Herausgeber der Deutschen Schriften für Literatur und Kunst, zuzuschreiben, doch hat sie der Dichter in der hier vorliegenden Form durchgesehen und bestätigt. Er würde sich freilich über Mancherlei zurückhaltender geäußert haben, hätte nicht der Herausgeber nach ungeschwächter und unverkürzter Wiedergabe aller Thatsachen gestrebt. Absichtlich ist dem Ganzen die frische, schlichte mündliche Redeweise belassen."

Also in der Hauptsache Interviews, doch vom Interviewten vor dem imprimatur durchgesehen. Es soll auch ganz lustig sein, wie der Kieler Privatdocent dem gutmüthigen Dichter mit Fragebogen auf den Leib gerückt sei, ihn zum Ausplaudern angeregt und so recht eigentlich die Erinnerungen „abgeschwatzt" habe, so daß er zuletzt selbst seine Freude daran hatte und gerne sein Ja und Amen zur Veröffentlichung gab. Beiden gebührt dafür ein Dank, obwohl wirkliche Lebenserinnerungen, vom Dichter selbst erzählt, den Verehrern des Dichters lieber gewesen wären, aber wir werden ja getröstet mit der Versicherung, daß er eine Gesammtausgabe seiner Schriften vorbereitet, welche die Entstehung vieler Lieder und Erzählungen im Einzelnen erläutern wird. So begnügen wir uns denn mit dieser Schrift Eugen Wolff's, zu welcher der Dichter selbst das Material geliefert hat.*)

Diesen Aufzeichnungen ist Karl Müllenhoff's liebevoller Aufsatz über Groth aus dem Jahre 1856 vorangeschickt, woraus wir alles Nöthige über den 1819 im Norderdithmarschen geborenen Windmüllerssohn erfahren. Es war ein inniger Freundschaftsbund zwischen dem Kieler Germanisten und dem Dichter. Als Groth nach seiner schweren Erkrankung 1854 von der Insel Fehmarn zur Erholung auf ein halbes Jahr nach Kiel kam, erschien der Freund regelmäßig Schlag fünf Uhr Abends auf Groth's Zimmer, das ihm gute Freunde eingerichtet hatten. Hier arbeiteten sie besonders an der Feststellung der plattdeutschen Grammatik und Orthographie. „Bisweilen", erzählt Groth, „wenn ihm etwas besonderes im Sinne lag, erschien Müllenhoff auch Mittags nach seiner Vorlesung. Ich hörte und erkannte bereits seinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick des Kurzsichtigen trat er in's Zimmer und war mitten in der Sache. Zu Zeiten handelte es sich um einen Stoff, dessen poetische Behandlung er mir vorschlug, wie das „Bispill". Auch der Bruch der beiden Freunde wird hier erzählt.

„Um die Zeit meiner Verehelichung habilitirte ich mich an der Kieler Universität für deutsche Sprache und Literatur. Karl Müllenhoff, der ordentliche Professor dieses Faches, war eben im Begriff, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit brach unsere Freundschaft. Er war von goldener Treue, aber voll Gelehrtenhochmuth. Gern würde ich das verschweigen, aber meine Darstellung unseres freundschaftlichen Verhältnisses bliebe sonst einseitig, und der Vorgang ist charakteristisch für den Mann, dem ich dennoch so viel verdanke. „Hören Sie, Carolus", begann ich eines Tages, „ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingebe, um sie unters Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitiren." Er wurde braunroth. Noch anderen Tages befand er sich in Aufregung. Doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität immerhin einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediziner lesen."

Wie oft habe ich diese traurige Geschichte aus Groth's Munde selbst gehört! Es pflegte dann jeder Muskel in seinem hageren Gesicht gespannt zu sein, und so nahe ging ihm der blutige Spott seines Herzfreundes, daß seine Stimme wie von Thränen verschleiert war. Er fügte aber auch seine heftig ausgestoßene Entgegnung bei, die hier fehlt.

„Karl Müllenhoff, nimm Dich in Acht, denn auch der Gelehrtenhochmuth kommt vor dem Fall!"

Es ist eben ein talentvolles aber zorniges Geschlecht, diese Holsteiner, knorrig, charakterstark und oppositionslustig, und von Dahlmann, Otto Jahn, Hebbel bis zu Mommsen, Wilhelm Jensen und dem Rembrandt-Deutschen Julius Langbehn — sie krakehlen alle gern ein Bischen. Groth war der Letzte, sich vor Jemand und wär's ein Professor zu beugen. So entzweiten sich denn die unzertrennlichen Freunde für immer, aber in den Erinnerungen lesen wir: „trotz gänzlichen Abbruchs unserer Beziehungen liegen Beweise vor, daß wir unsere gegenseitige Freundschaft Beide nicht vergaßen, sondern heilig hielten."

*) Dies ist auch der Fall bei der trefflichen holländischen Monographie von C. J. Hansen in Amsterdam: Klaus Groth in zijn leven en streven als Dichter, Taalkamper, Mensch (Amsterdam, Montagne). Wir machen die Legion deutscher Uebersetzer auf dieses feinsinnige und gemüthswarme Buch aufmerksam, das weit eher eine Uebertragung verdient, als die meisten fremdländischen Romane und Theaterstücke.

Digitized by Google

Groth erzählt auch, wie der dänische König ihm eine Dichterpension gewährte und ihn befördern wollte, „aber die Universität war dagegen." Erst der österreichische Statthalter General von Gablenz ernannte ihn über die Köpfe der Kieler Kathederweisen hinweg und zu ihrem Aerger zum Honorarprofessor mit einem kleinen Gehalt, den das preußische Ministerium später verdoppelte. Das wirft zugleich ein kleines Streiflicht auf das unerquickliche Verhältniß zwischen der Kieler Universität und dem Dichter. Beide konnten längst die Feier ihres dreißigjährigen Krieges begehen, denn bis zu Honorarprofessor Groth's Rücktritt wollten die Nachfolger Müllenhoff's in Kiel noch immer nicht einsehen, daß ihr College in partibus ihnen in jeder Beziehung an Wissen und Können ebenbürtig war und daß man von ihm und dem „Quickborn" noch reden wird, wenn ihre Kärrnerdienste mit ihren Namen längst vergessen sein werden. Wie kleine Kreise schlug sogar Müllenhoff's Tod! Mit welchem Jubel feierte aber bald darauf das ganze deutsche Volk des Dichters siebzigsten Geburtstag!

Auch sonst finden sich interessante Erinnerungen hier an Geibel, Auerbach, Welcker, Vater Arndt, Otto Jahn, Strauß, den Kanzelredner Klaus Harms, Simrock, Moritz Haupt, Moritz Hartmann und den greisen Eckermann, der noch immer von seinem „alten Herrn" schwärmte. Der Besuch bei Arndt in Bonn ist des Wiedererzählens werth.

„Nehmen Sie sich in Acht", sagte Otto Jahn zu Groth, „der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, dann sind Sie verloren." Und mit den meinen war bei ihrer Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen! Doch was half's? Es mußte gewagt werden. ... Und da stand ich vor dem Alten! Ehrerbietig beugte ich mein Haupt vor dem Seinen. Was war an Lieb' und Leid darüber hingegangen! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Gesicht runzelig. Aber die Augen schossen Blitze, der Mund sprach, bevor er schon einen Laut hören ließ; der Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß und in's Zimmer zog, war von Eisen. Dann saßen wir auf dem kleinen Sopha, auf dem wir später so oft gesessen haben, und Vater Arndt — denn ein Vater war er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, bis er in seiner Manier, die ich schon durch Anstoßen an meine Ellenbogen mit Schmerz kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und rief: „Das sind nun doch mal ein paar gehörige lange Dithmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie sollte es passen, wenn wir ein Bäuchlein hätten!"

Ich habe diese Anekdote einmal aus Groth's Munde gehört, unter dem Strahl seiner lieben, blauen Augen, mit seiner warmen, tiefen Stimme, aus dem grau überschatteten Munde, der sich nach Art der Angeler und ihrer englischen Vettern beim Sprechen sehr wenig öffnet, — und dann am Schlusse das herzliche Lachen, in das seiner Zuhörer in der „Kajüte" unten einstimmend, und die langen Arme, die dabei hülflos in die Luft griffen und endlich wie ermattet sanken: „Oh, oh, oh, o Chott!" Diesen schlichten, gemüthreichen Vortrag, der immer wie eine Uebersetzung aus dem Plattdeutschen gemahnt, findet man in diesem Heftchen eigentlich nur Anfangs, wo offenbar nach Groth's eigenen Notizen allerlei Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugendzeit, seinen Lehr- oder vielmehr Lehrer- und Wanderjahren gegeben werden. Da spricht Groth nicht durch Wolff's Sprachrohr.

Will ich den prächtigen Erzähler und Plauderer wieder hören, dann lege ich freilich dies Heft bei Seite und blättere in seinen Briefen an mich, unter denen ich z. B. eine Erinnerung an den Historiker Dahlmann finde, die er vor Jahren für den an einer Biographie Heinrich von Kleist's Arbeitenden freundlichst niederschrieb. Sie mag hier zum ersten Male im Wortlaut gedruckt werden.

Bei Dahlmann verkehrte ich wie Kind im Hause. In der geeigneten Jahreszeit, im Frühling und Herbst, holte ich ihn jeden Tag vor dem Essen zu einem Spaziergange ab. Ich fand ihn oftmals auf dem Sopha liegend und strich ihm wohl mit der Hand über sein dichtes noch ganz dunkelbraunes seidenweiches Haar. Er pflegte mich dann Störenfried zu nennen, stand kopfschüttelnd auf, zog Stiefel an, wobei er komisch heiter schalt und seufzte, und wir wanderten dann in die schöne Umgegend Bonn's hinaus. Dahlmann sprach wenig, doch wurde er mittheilsam, wenn er irgend wie einen Anstoß bekam. So einst, als mir Jemand einen Brief überreichte, der mit „Gelegenheit" wie es damals des hohen Porto's wegen oft geschah, abgesandt war. Der Brief war aus Kiel, enthielt Nachrichten, die auch Dahlmann interessirten. Da sagte er plötzlich in ernstem Tone: Ich habe es mir fest vorgenommen, nie einen Brief von Wichtigkeit gelegentlich zu schicken. Vielleicht lebte ein lieber Freund von mir und ein großer Dichter noch, wenn er meinen Brief rechtzeitig erhalten, den ich leider nicht mit der Post, sondern mit guter Gelegenheit abgeschickt hatte. Er war an Heinrich von Kleist gerichtet. Wir waren eng befreundet, folgten den Heeren (1809) nach Böhmen, wo wir längere Zeit verweilten und besonders viel mit dem Grafen Pfuel verkehrten. Wir drei spielten oft das Militärspiel.

Wir waren Beide ohne Stellung und ohne Aussicht. Beim Abschiede gaben wir uns das Versprechen: wer zuerst eine Anstellung fände, solle dem Anderen schreiben und ihn bei sich aufnehmen.

Ich erhielt bald darauf die Professur der Geschichte in Kiel und versäumte nicht meinem Versprechen nachzukommen. Als meine Einladung Heinrich Kleist erreichte, hatte er sich eben erschossen."

Ich möchte glauben, daß Dahlmann diesen Vorfall bei seiner Schweigsamkeit nie erzählt, wenn er nicht den besonderen Anstoß dazu erhalten hätte; es wußte wohl Niemand in Bonn von seiner Freundschaft mit Kleist. Ich erzählte die interessante Nachricht Otto Jahn, von dem sie Julian Schmidt erhalten, der es freilich unterlassen, mich bei der Gelegenheit zu nennen, wie es recht und mir angenehm gewesen wäre.

Wenn ich Abends, wie wir in Holstein sagten, in de Schummerntied, wie ich es öfters that, Frau Dahlmann, meine liebe Landsmännin besuchte, so ließ sie mich meistens nicht fort, ich mußte bleiben, wir plauderten so nett von der Heimath, bis Dahlmann zum Abendbrod erschien. Gewöhnlich machte er dann einen Scherz, wenn er mich gewahrte, sein ernsthaftes, ja fast mürrisches Gesicht wurde freundlich, von Herzen war er durchaus freundlicher Natur und steckte voll von norddeutschem Humor.

So kam er eines Abends, offenbar von einem Gange, in's Wohnzimmer, wo ich mit der Frau und der lieblichen Enkelin saß, grüßte nur flüchtig und sagte bewegt, wie ich ihn selten sah: Was ich eben erlebt habe! Dann erst nahm er seinen Hut ab und erzählte noch stehend: Ich ging die Coblenzerstraße herab, als mir bei Böckings-Arndt's Garten ein kleiner rascher Herr mit reichem weißen Haupthaar begegnete, der sich suchend umsah, offenbar fremd in Bonn. Ich ging näher und sagte: Sie suchen gewiß Arndt's Haus, das ist hier. Nein, antwortete er, da komm' ich eben her, ich suche General Tuckermann, — dabei kehrte er mir das Gesicht zu, sah mich erstaunt an und sagte: Dahlmann! — 40 Jahre! Denken Sie an Prag, an Kleist, an's Militärspiel? Wohl Excellenz, erwiderte ich, es sind 43 Jahre, ich bin Historiker.

So Dahlmann. Den folgenden Morgen trafen wir den Minister in 48, Grafen Pfuel, die kleine Excellenz, wie er von nun an zwischen uns Beiden hieß, nach Verabredung im Schloßgarten, und so, von da an, jeden Morgen einige Stunden lang wohl durch mehr als einen Monat hin. Ich wurde freundlich geduldet. Was habe ich dabei gehört und gelernt. Geschichte von Leuten, die mit geholfen hatten Geschichte zu machen und trotz allem Scheitern (es war 1856) den Muth und das Vertrauen auf die Zukunft Deutschlands behalten hatten.

In Eugen Wolff's Büchlein sind besonders dankenswerth die Mittheilungen über das Entstehen und die Wirkung von Groth's Hauptwerk. Dieser „Quickborn" errang sich gleich eine unvergleichliche Popularität. Schon 1854 erzählte der Maler und Zeichner Otto Speckter, der in Dithmarschen selbst die Skizzen zu seinen bekannten Illustrationen aufnahm, daß man den „Quickborn" dort nur „dat Bok" nannte. Er kam in Nordhostedt zum Wirthe Kühl, und nachdem er erkannt worden war als „de Mann, de für dat Book tekent", sagte ihm der Wirth: „Dat Book hebbt wie ok." — „Denn lat et mal sehn", entgegnete Speckter. Kühl also suchte es auf dem Bücherbrett, und als er es nicht fand, sagte er: „Denn mut dat in de Smed sin", — im holsteinschen Dorfe bekanntlich der Sammelplatz aller Neugierigen. Speckter bat, „dat Book" holen zu lassen. In dem Augenblicke trat die Tochter des Wirthes, aus der Schule kommend, in die Thür. „Nu is 't nich nödig", bemerkte Kühl, „de weet 't utwennig, wat wüllt Se hörn?" — Als Speckter dies im Kreise von Professoren Kiels erzählt hatte, meinte Müllenhoff: „Das mag cum grano

Digitized by Google

salis zu verstehen sein. Aber wenn der Quickborn einmal sollte verloren gehen, so könnte ich ihn wörtlich aus dem Gedächtniß wieder herstellen."

Wenn man bedenkt, daß der Dichter sich sein Instrument, die Sprache, erst schaffen mußte, so ist es um so bewunderungswürdiger, wie das Poetische darin so ursprünglich, so naiv und rein, ohne Absichtlichkeit und didaktischen Zopf sich erhält. Trotz seiner gelehrten Bildung bleibt Groth ein Mann des Volkes und singt aus dem Herzen seiner Dithmarschen heraus. In seinen Liedern, Balladen und Idyllen lebt und liebt, jubelt und klagt das niederdeutsche Volk, und er schildert es in seinen bürgerlichen und geschichtlichen Verhältnissen, treu, originell, menschlich, wenn auch künstlerisch abgeklärt, gestaltet und gerundet, im richtigen Sinn idealisirt. Der alte Arndt schrieb 1855 darüber:

„Wer kennt diese naiven und himmlischen Dichtungen und Erzählungen nicht? Wem wären sie nicht durch ein fröhlichstes, freundlichstes Gerücht, wenn nicht zu Herzen, so doch zu Ohren gekommen? Sie werden von dem deutschen Volke schon so getragen und fortgetragen, daß sie keiner Beurtheilung und Lobung mehr bedürfen. Quickborn (lebendiger Quell) ist ihr rechter Name; sie sind aus lebendigem Drange geboren und haben dadurch den lebendigen Klang und Wiederklang gewonnen. Klaus Groth, ihr Schöpfer, hat, wie alle wahrhaften Dichter, von Gott empfangen, zunächst unten an der Erde zu bleiben und von der Erde und ihrem sicheren Boden himmelauf zu schauen und uns so auf seinen Lerchenflügeln zum Himmel der höheren Bilder und Gestalten emporzutragen. Höhere Bilder, sage ich, tiefere Bilder und höhere Gedanken meinend, welche uns derjenige erweckt, der die Bilder der Welt von dem Menschen bis zum Blümchen und zum Würmchen hinab mit den angeborenen, aber oft verstockten und versteinerten Gedanken und Bilder des inneren Geistes gehörig zu vermählen versteht, eine unbeschreibliche und unberedbare Kunst, die wir hier nur andeuten."

Ja, das wundervolle Buch beruht so fest und abgeschlossen in sich selbst und strahlt so viel Licht aus, daß seine Volksthümlichkeit den späteren und durchaus ebenbürtigen Werken Groth's eher geschadet hat. Verhältnißmäßig nur Wenige kennen den zweiten Theil des „Quickborn" mit Groth's Meisteridyll: „De Heisterkrug", den „Rothgeter Meister Lamp", die hochdeutschen Gedichte „Hundert Blätter", in denen so viel seelenvolle Lieder stehen und so manches platenwürdige Sonett, und die Prosaerzählungen: „Vertelln" und „Ut min Jungs paradies", das ich 1875 in meinem ersten Beitrag in der „Gegenwart" anzeigen durfte und dessen drei Erzählungen noch heute in allen Einzelheiten in meinem Kopfe stehen. Es sind Memoiren mit novellistischer Pointe, schrieb ich damals. Sehr geschickt weiß Groth gerade dort die Handlung einzusetzen, wo er fürchten muß, die Geduld der Leser ermatten zu sehen, und er versteht es, wahrhaft dramatisches Leben einzuhauchen. Dann sein Einklang mit der Natur. Er unterscheidet sich in seiner Naturschilderung sehr von Dickens und Turgenjew, ihren modernen Hauptrepräsentanten. Ersterer betrachtet die Natur als etwas Außerunsstehendes, das erst vermenschlicht werden muß, um uns vertraut zu werden; bei ihm ist die Sonne die pünktliche Jedermannsmagd, welche Licht anschlägt, ist der Sturmwind ein betrunkener Riese, hängt der Rauch verdrossen über den Schornsteinen, als fehlte ihm der Muth zum Aufsteigen. Turgenjew treibt die Fremdheit der Natur in's Extrem: ihm ist sie ein Mitleidloses, ja Feindliches, das sein Gefühl abstößt und die Seele zur Vereinsamung zwingt. Groth hingegen betrachtet die Natur als zu seinem Wesen gehörig,

Denn Berge, Wellen, Himmel sind ein Theil
Von mir und meiner Seele, ich von ihnen,

wie Byron singt. So fühlt der Dichter sich Eins mit der Natur, er nimmt sie wahr und empfindet sie zugleich. Ja, in seinen Augen hilft sie mit an den Schicksalen der Kreatur. Thiere und Menschen schildert er gleich prächtig, und aus seinen Vertelln läßt sich eine ganze Sammlung echter holsteiner Typen und Charaktere zusammenstellen, Menschen von Fleisch und Blut, die wir lieb gewinnen und nicht wieder vergessen.

Hoffentlich wird die angekündigte Gesammtausgabe, welche jedenfalls auch die noch ungedruckten hochdeutschen Liebes- und Hochzeitslieder an Doris enthalten wird, von denen ich aus des Sängers Munde so manche duftige und ergreifende Dichtung vernommen habe, unser vergeßliches Geschlecht auch an jene weniger oder gar nicht bekannten Werke erinnern. Inzwischen danken wir Herrn Eugen Wolff für diese „Erinnerungen von Groth". Ich fürchte freilich, der Kieler Privatdocent wird sich durch sein Interesse für den Dichter in dortigen akademischen Kreisen ziemlich mißliebig machen und — wenigstens in Kiel — es niemals zum Professor bringen.

H. Steinthal's religionsphilosophische Vorträge.*)

Von Th. Achelis.

Die Verdienste der vergleichenden Sprachforschung um die Aufhellung und Erklärung von Epochen, welche in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit der historischen Wissenschaft unbekannt geblieben waren, sind mit Recht vielfach gepriesen. Verdanken wir ihr doch die so bedeutsame Erweiterung unseres culturgeschichtlichen Horizonts über die Sphäre der sog. Weltgeschichte hinaus, und indem sie den Rahmen der bekannten, chronologisch und topographisch fixirten Geschichtsbetrachtung verließ, regte sie zugleich eine Fülle neuer Probleme an, die unter dieser Beleuchtung eine ganz andere Lösung erforderten, als in der bislang üblichen. Dazu trat als eine sehr werthvolle Ergänzung der Standpunkt der Völkerpsychologie, die trotz ihrer Entstehung auf dem unfruchtbaren Boden des individualistischen Herbart'schen Systems gerade die, wenn auch durch bestimmte Völkergruppen ihrerseits wieder bedingte, sozialpsychologische Vergleichung des geistigen Lebens der Menschheit sich zur Aufgabe machte. Wie bekannt, steht der Verfasser des vorliegenden Buches, der Mitherausgeber der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung und Völkerpsychologie, an der Spitze der Männer, welche auf Grund des in der Sprache und allen übrigen geistigen Schöpfungen niedergelegten Materials bestimmte Aufschlüsse über die Weltanschauung der sog. Urzeit zu erhalten suchen. Freilich zeigt sich auch hier der für uns Deutsche so verhängnißvolle Zug der Speculation, des auf den ersten Blick so bestechenden Idealismus, der es liebt, seine Vorstellungen und Empfindungen in eine ganz anders construirte Zeit hinein zu dichten, um sich dieselbe auf diese Weise verständlicher, vertrauter zu machen. Der Wilde oder der so beliebte Urmensch schwelgt in denselben Gefühlen und Stimmungen, die unser Gemüth heutzutage beim Anblick der Natur bewegen, auf das bedenkliche Conto des Allgemeinmenschlichen hin wird ihm eine sentimentale Betrachtung und ehrfurchtsvolle Bewunderung der großen elementaren Vorgänge und Kräfte zugeschrieben und das Alles in einer so vollendet dichterischen Auffassung, die ihm, nach dem ziemlich übereinstimmenden Zeugniß der in dieser Streitfrage eigentlich nur competenten modernen Reisenden, schlechthin abgesprochen werden muß. In dieser Verfälschung der Wirklichkeit verkennt man den thatsächlichen Entwickelungsgang der mythischen Vorstellung so sehr, daß man z. B. wie Max Müller an die Spitze des ganzen Prozesses ein bloßes Bild, eine Metapher setzt, unter welcher Anfangs irgend eine Erscheinung in der Natur aufgefaßt sei; in dem weiteren Verlauf sei dieser poetische Vergleich vergessen und dafür die Sache selbst substituirt worden. Es bedarf in der That kaum der ausdrücklichen Zeugnisse unserer geographischen Forscher, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhält, daß zuerst die naive Phantasie wirklich an ihre eigenen, für sie gar nicht bildlich gemeinten, Bezeichnungen mit vollem Ernste glaubte und daß erst viel später bei gereifterem Bewußtsein die für uns so geläufige Spaltung des metaphorischen Ausdrucks von dem Dinge selbst sich vollzog. In gewissem Sinne ist die Behauptung Steinthal's, daß die Natur des Menschen durch alle Zeiten unveränderlich dieselbe bleibt,

*) Zu Bibel und Religionsphilosophie. Berlin, G. Reimer.

Digitized by Google

völlig unanfechtbar, wenn man nämlich unter jener Bezeichnung gewisse allgemeine Anlagen und Triebe des menschlichen Typus versteht, aber sie wird zu einer inhaltsleeren und andererseits gefährlichen Phrase, wenn man sie etwa auf den concreten Gehalt z. B. der Ideale anwenden wollte, die wir als Leitsterne der geschichtlichen Entwickelung finden. Die bunte Musterkarte gerade dieser höchsten sittlichen und auch ästhetischen Normen, wie sie uns die vergleichende Völkerkunde in so verschwenderischer Fülle entrollt, verträgt sich eben nur in der angedeuteten formalen Richtung mit dem bekannten Lehrsatz von der geistigen Einheit unseres Geschlechts.

Für die Bildung und Entwickelung mythologischer Vorstellungen ist die völlige Unbekanntschaft mit Naturgesetzen die erste und wesentlichste Bedingung; dieser Beseelung der todten Sachen mußte die mechanische Auffassung, welche uns heute in Fleisch und Blut übergegangen ist, total unverständlich sein. Vielmehr mußte dafür die Thätigkeit von Wesen eintreten, die genau nach dem Modell des phantasievollen mythischen Betrachters geformt waren. Unser Gewährsmann schildert diesen Hergang folgendermaßen: „Die Himmelserscheinungen ziehen vorzugsweise die Aufmerksamkeit auf sich. Aber mit diesen ist ja das Irdische verbunden; das Himmlische, Blitz und Regen, also Feuer und Wasser fällt ja herab auf die Erde. Und so wird auch diese in den Kreis der Betrachtung gezogen. So sieht man am Himmel nicht Wolken und Gestirne, nicht Blitz und Regen, man hört nicht Donner und Sturm, wie wir thun und sagen, sondern in jener oberen Welt gibt es für die Urmenschen Schlangen oder Drachen und Kühe und Widder und Vögel und sonstige männliche oder weibliche mensch- und thiergestaltete Wesen, welche unter sich kämpfen oder friedlich verkehren, Waffen und Geräthschaften tragen und in allen Weisen Geschrei erheben und Lärm verursachen, welche sich in Liebe und Haß verfolgen, sich umwerben und begatten. Es gibt kaum ein Thier in der Nähe des Menschen, das nicht der mythisch denkende Mensch am Himmel zu erkennen glaubte; und es gibt keine Form menschlichen Verkehrs, menschlicher Gesellung und Beziehung, die man nicht zwischen den himmlischen Wesen angeschaut hätte: Mann und Weib, Eltern und Kinder, Bruder und Bruder, Bruder und Schwester, Freund und Feind, Sieg und Niederlage, Gefangenschaft und Befreiung. Kurz, wo wir nur immer ein Naturereigniß erkennen, da sieht der mythisch denkende Mensch eine Geschichte von handelnden Wesen oder ein Verhalten und Leben von bewußten Wesen." (S. 134). Die weitere Umbildung und Zersetzung dieser ursprünglichen mythischen Vorstellungen (die Substituirung einmaliger Handlungen für die früheren typischen, sich stetig wiederholenden Thaten der Götter und Heroen, dann die euhemeristische Umdeutung des religiösmythischen Inhalts in einem flachen moralisirenden und historischen ꝛc.) dürfte bekannt genug sein, um hier ausführlicher erörtert zu werden; nur das häufig mißverstandene Verhältniß des Mythus zur Religion bedarf noch einiger kurzer Bemerkungen.

Es ist eine neuerdings, besonders in einseitig darwinistischen Kreisen mit Vorliebe wiederholte Behauptung, daß die Religion nicht mit zu den großen Culturgütern der Menschheit zu zählen sei und daß es sodann auch manche Völkerschaften gebe, die thatsächlich ohne jede religiöse Vorstellung dahin lebten. Beides ist, wie eine vorurtheilsfreie Auffassung der Sache zeigt, gleich unrichtig und entspringt wesentlich einem übelangebrachten dogmatischen Eifer. Selbstverständlich, wenn man an die Religion die Forderung bestimmter Wahrheiten, transcendenter Anschauungen und Ideale stellt, so ist es leicht, zu dem erwähnten negativen Urtheil zu gelangen, und nicht minder einseitig ist es, wenn man den ganz unzutreffenden Maßstab logischer Wahrheiten an die Aeußerungen des religiösen Bewußtseins legt. Mit Recht hat Steinthal statt dessen die darin sich bethätigende Erhebung des Gemüths betont. „Die Religion ist eine Erkenntniß- und Gefühlsart, welche mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden ist, so unzertrennlich, wie Sprache und eine gewisse gesellschaftliche Einrichtung und der Gebrauch und die Anfertigung gewisser Handwerkszeuge und wie die Anwendung des Feuers. Noch ist kein Volk gefunden, dem diese Elemente des menschlichen Lebens gefehlt hätten. Wenn Reisende versichern, daß irgend ein noch so elend lebender Volksstamm, den sie besucht hatten, ohne Religion sei, so beweisen sie mit solcher Aeußerung nur ihre Unfähigkeit, das menschliche Leben in seinen niederen Formen zu beobachten, und Eilfertigkeit des Urtheils. Wenn nun also jedes Volk, auch das ungebildetste, Religion hat, und auch die ältesten Geschlechter der Menschheit schon Religion haben mußten, und wenn die Erkenntniß dieser Menschen sich nothwendig in Mythen bewegen mußte, so kann natürlich ihre Religion, welche ja auch eine Erkenntniß ist, nicht anders als in mythischer Form sich kundgeben. So lange der menschliche Geist aus jeder Erscheinung einen Mythos bildet, so lange er keinen Gegenstand anders als im Mythos erfaßt, so lange muß nothwendig die religiöse Werthschätzung der Dinge, das Messen am Unendlichen sich in Mythen bewegen und sich mythisch ausdrücken." (S. 145.) Aber bekanntlich wird durch die unvermeidliche Zersetzung und Verflüchtigung der ursprünglichen Realität, wie sie dem Mythus rückhaltlos zuzuerkennen ist, eine verhängnißvolle Krisis heraufbeschworen, in der schon Mancher, um nicht zu sagen ganze Generationen und Völker, ihren Glauben und ihren sittlichen Halt verloren haben, um sich einem radicalen Pessimismus in die Arme zu werfen. Auch hier kann nur ein besonnener entwickelungsgeschichtlicher Standpunkt, der es vermag, die wechselnde Hülle von der bleibenden tieferen Idee zu unterscheiden, die richtige Lösung an die Hand geben. „Mit Bilderstürmerei ist nichts gethan; und die am meisten zertrümmern wollen, mögen sich hüten, daß sie nicht tief im Götzendienst stecken bleiben. Es handelt sich um einen Befreiungsact rein innerer Art; es handelt sich darum, einen Grad von Bildung zu erwerben, um das Göttliche zu fühlen, in welcher Gestalt es erscheinen mag; um die Erhabenheit der wissenschaftlichen Erkenntniß, die Heiligkeit der reinen, sittlichen Gesinnung, den Adel alles Schönen in steter Herrschaft über unsere Stimmung zu erhalten und zum einzigen Beweggrund unserer Handlungen werden zu lassen. Ja, auch die Kunst wirkt religiös, erhebt zum Unendlichen, die echte Kunst, wenn sie rein aufgenommen wird — eine Symphonie Beethoven's ist heiliger als manche Kirchenmusik — und wehe der falschen Kunst, die dem Zeitvertreib dient oder noch Schlimmerem. Die unnatürliche, unglückliche Ehe der Religion mit dem Mythos wäre längst zerrissen, wenn nicht Alles, was mit ihr zusammenhängt, eine besondere conservative Kraft hätte." (S. 146.) Das ist unzweifelhaft richtig (Religion und Recht bilden die eigentlichen Fundamente des sozialen Lebens), und zwar um so mehr, als wir diese Erfahrung an unserem eigenen Bekenntniß machen können. Nur dieser wohlberechtigten Scheu vor den ehrwürdigen Gestalten, an denen unsere Jugend noch mit gläubigen Lippen hing, ist es zuzuschreiben, daß nicht schon längst die christliche Mythologie einer wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen ist, wie irgend welche andere organische Entwickelung auf diesem Gebiet.

Eine andere Reihe von Betrachtungen widmet Steinthal ethischen Problemen; theilweise gilt es, den uralten Streit zwischen den harten Forderungen wissenschaftlicher Erkenntniß und den vielfach recht egoistischen Wünschen unseres Gefühls zu schlichten (in dieser Beziehung wird z. B. die vielberufene Abstammungsfrage von den Affen mit anerkennenswerther Objectivität erörtert), oder aber gewissen, gerade in unseren Tagen besonders mächtigen Vorurtheilen, sei es nationaler, sei es religiöser Art, gegenüber zu treten. Ihre Entstehung ist überall auf voreilige Verallgemeinerungen und besonders wirksame Gefühlsimpulse, sei es Sympathie, sei es Antipathie, zurück zu führen, wozu dann noch als ethnographisches Moment gewisse völkerpsychologische Instinkte treten. Jene ersterwähnte Beziehung, die harmloseste, begründet die logische Schwäche dieser Verirrung, diese, wie der Mediziner sagen würde, die pathologische Seite, ihre sittliche Verwerflichkeit, wobei sich das in Superlativen ergehende Gefühl meist vor sittlicher Entrüstung nicht zu fassen weiß. Flüchtig berührt Steinthal den Antisemitismus, indem er ja hier in eigener Sache spricht und zwar, beirrt durch den persönlich hoch erhabenen, rein idealen Standpunkt, ohne die

Digitized by Google

unleugbar tiefen Schäden und Gebrechen im Leben und in der Anschauung seiner Glaubensgenossen nach Gebühr zu kennzeichnen. (Ein sehr hartes Urtheil fällt übrigens, beiläufig bemerkt, auch der sonst so vorurtheilsfreie Kant, der von den Juden als einer Nation von Betrügern redet). Daß die politische Bedeutung der Vorurtheile, die sich, wie Steinthal scharf bemerkt, in einem gewissen Rassenmaterialismus kund thun, auch für unser Vaterland eine praktische Bedeutung besitzt, wo gelegentlich die Flamme des Chauvinismus hoch aufflackert, ist sodann gleichfalls unleugbar; es ist ja dies die beliebte Form der nationalen Propaganda, die bei uns mit Erfolg betrieben wird. (Daß andere Völker etwa von diesem Fehler frei wären, soll damit nicht behauptet werden, für die Franzosen bedarf es nur der Erinnerung an Renan und Quatrefages, um dieselbe Krankheit zu constatiren.) Und ebenso setzt sich diese mangelhafte sittliche Werthschätzung innerhalb der einzelnen durch soziale und historische Schranken von einander geschiedenen Stände und Berufsklassen mit derselben Zähigkeit fort, so daß das Uebel jeder Abhilfe spottet. „Bleiben wir dabei, daß das eigentliche Vorurtheil immer national (endemisch) sei, so folgt daraus doch nicht, daß es nur von Einem auf den Anderen übertragen, niemals aber selbstthätig erzeugt werde. Vielmehr wird gar häufig aus der allgemeinen Lage der Verhältnisse dasselbe Vorurtheil in den Einzelnen immer neu durch eine gewisse generatio aequivoca hervorgebracht. Aehnliche historische Lagen erzeugen im Einzelnen selbständig ähnliche Vorurtheile. Darum ist ihre Widerlegung reine Danaiden-Arbeit. Das neunundneunzig Mal als falsch Erwiesene sind vom Hundertsten als etwas Neues vorgetragen, als weltrettende That!“ (S. 227.)

In einer dritten Gruppe von Abhandlungen endlich untersucht der feinsinnige Sprachforscher die sittliche und künstlerische Bedeutung, welche für uns heutzutage die Bibel noch beanspruchen kann. Daß sie nicht auf naturwissenschaftliche Wahrheiten geprüft werden darf, versteht sich so sehr von selbst, daß die ganze Verblendung der Orthodoxie dazu gehörte, um diesen in sich hoffnungslosen Versuch zu machen. Um so unzweideutiger und gewichtiger sind für eine unbefangene Auffassung die beiden anderen berührten Momente, obschon man auch hier nicht so stillschweigend an den groben Verstößen des alten Testaments gegen die Forderungen eines gereifteren sittlichen Bewußtseins vorbeigehen sollte, wie unser Verfasser es thut. Dennoch ist namentlich den Propheten eine gewisse Erhabenheit der Gesinnung nicht abzusprechen, und das um so weniger, als sie in ihrer unmittelbaren Gegenwart häufig das directe Gegentheil ihrer gläubigen Ahnungen sehen mußten. Ganz besonders aber verdient das Verhältniß der Natur zur Religion für die Dichtkunst der alten Hebräer eine genauere Prüfung. Zunächst ist zu beachten, daß trotz des ausgesprochenen (wenn auch durch mannigfache Rückfälle in den heidnischen Götzendienst unterbrochenen) Monotheismus sich eine volle Würdigung der Natur und ihrer Erscheinungen findet, aber diese Perspective dient nicht zum Ausdruck bloß ästhetischer Empfindungen sondern vielmehr wesentlich ethischer Gefühle. In dieser Ethisirung der Natur (vom streng ästhetischen Standpunkt vielleicht eine Abirrung) liegt aber unzweifelhaft der erhabene, großartige Zug der Psalmen und prophetischen Gesänge überhaupt begründet. „Je tiefer und klarer, allseitiger und umfassender die Gottheit gedacht wird, um so reicher und mannigfaltiger wird der Inhalt des Erhabenen und um so reiner das Gefühl für dasselbe. Jeder Aberglaube, jede religiöse Beschränktheit bewirkt eine Fälschung der Religion und zugleich des Gefühls für das Erhabene, indem es dasselbe in's Grausen oder in's Gemeine drängt. Wer vor dem Donner und dem Blitz zittert, wer im Regen nur den Nutzen abschätzt, dem ist Alles dies nicht erhaben. So begreifen wir den eigentlichen Grund für die vorzügliche Erhabenheit der Bibel darin, daß die hier gelehrte Gottesidee alle heidnischen Gottheiten weit überragt. Gerade das, was den Heiden so erhaben schien, die Natur in ihrer Größe, sie ist klein und nichtig vor dem Gotte der Bibel und dient nur als unzulänglicher Maßstab seiner Allmacht. Von ihm hat sie ihr Dasein und zu seinem Dienste hat er sie geordnet.“ (S. 41.) Am ergreifendsten aber gestaltet sich die Sache dann, wenn der Dichter mit dem Laute des tiefsten Jammers den Untergang des eigenen Volkes besingt, wie in den sog. Klageliedern Jeremiä, einem Unicum in der Weltgeschichte, dem Troja, Babylon, Ninive, Karthago, Korinth, Rom ꝛc. nichts an die Seite zu stellen haben.

Wir müssen uns mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen und den Leser auf das Buch selbst verweisen, dessen Lectüre ihn jedenfalls nicht gereuen wird.

Graf von Schack als Uebersetzer und Dichter.

„Da die rastlos vorrückende Zeit mich mahnt, solche meiner literarischen Arbeiten, welche ich der Aufbewahrung für würdig erachte, der Oeffentlichkeit zu übergeben, beginne ich die Reihenfolge derselben mit verschiedenen Uebertragungen fremdländischer Dichtungen . . .“ — mit diesen Worten leitet Adolf Friedrich Graf von Schack seine neueste Veröffentlichung ein. Sie führt den Titel: „Orient und Occident“, und es liegen bis jetzt von ihr drei Bände vor.*)

Der erste Band enthält den Liebesroman des persischen Dichters Dschami, Medschnun und Leila. Dschami lebte im 15. Jahrhundert und ist der letzte große persische Dichter. Er schrieb sowohl in gebundener als ungebundener Rede. Seine Prosaschriften sind sehr zahlreich; er behandelte darin die mannichfaltigsten Gegenstände: Geschichte, Sittenlehre, Kunst ꝛc.; seine lyrischen Gedichte sammelte er in drei Diwanen, und seine romantisch-epischen in einem „Fünfer“ — Chamsse — nach dem Beispiel Nisamis (eines Dichters des 12. Jahrhunderts), den er aber später durch Hinzusetzung von zwei neuen in einen „Siebener“ verwandelte. Dieser Chamsse Dschamis ist ganz wie der Nisamis theils aus didaktisch-moralischen, theils aus romantisch-erzählenden Gedichten zusammengesetzt. Den Anfang machen zwei moralische Gedichte: das Geschenk der Gerechten und der Rosenkranz der Gerechten, dann folgen die beiden Romane „Jussuf und Suleika“ (Joseph und die Frau des Potiphar) und „Medschnun und Leila“; den Beschluß macht das Iskendername, oder das Buch Alexanders, welches wiederum mehr lehrhaften Inhalts ist.

Der Schauplatz von Medschnun und Leila ist Arabien. Keis, der Sohn des Fürsten der Ameriten, hört von der wunderbaren Schönheit Leila's, der Tochter eines benachbarten Fürsten und findet nicht eher Ruhe, bis er sie aufgesucht hat. Er wird von ihren Dienern höflich empfangen, und bald kommt Leila.

Und wie sie eintrat, an ihren Wangen
Hing ihm der Blick, die wie Rosenblüthen,
Erst eben der Knospe entstieg'ne glühten.
Die Brauen, die ihre Augen umzogen,
Glichen aus Ambra gebildeten Bogen.
Durchwallt ward im Gezelte die Luft
Von ihrer Lippen würzigem Duft.
Schönlockig war sie und schöngeaugt,
Das Lächeln, das ihren Mund umgaukelt,
Glich der Biene, die, sanft geschaukelt,
Den Blüthen ihren Honig entsaugt.
So weiß nicht, wie ihre Zähne waren
Die Perlen des Meer's, die krystall'nen, klaren.
Der Rose glich ihr Angesicht,
D'rauf Thau noch zittert im Morgenlicht.

Auch Leila fühlt sich in Liebe zu Keis hingezogen, und die Liebenden sehen sich von nun an täglich. Als Leila ihm eines Tages schwört, ihn ewig zu lieben,

Von der Wonne ward der Beglückte
Berauscht, daß Vernunft und Besinnung ihm schwand,
Und hinfort Medschnun, der Verrückte,
Ward er von Männern und Frauen genannt.
Wo er vorbei ging, immer nun
Hört' er den Ruf: „Medschnun! Medschnun!“
Und Freude, wie nichts Andres, schuf
Es dem Verliebten, zu hören den Ruf.

*) Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger.

Digitized by Google

Und solches Namens Melodie
Ist nicht die schönste von allen sie?
Du selber, Dschami, säheſt gern
Die Weisheit erlöschen in deinem Haupte,
Wenn ein Mädchen, ein Schönheitsstern,
Vor Liebe den Verstand dir raubte!

Der Stamm Leila's ist aber mit dem ihres Geliebten verfeindet, und ihr Vater willigt daher nicht in ihre Verbindung mit Medschnun. Er zwingt sie vielmehr, einem anderen Fürsten die Hand zu reichen. Doch auch in der Ehe bleibt Leila Medschnun treu, und ihr Gatte stirbt deswegen aus Gram. Medschnun wird dann todt in der Wüste gefunden; Leila überlebt ihn nicht lange und wird auf ihren Wunsch neben dem Geliebten beigesetzt.

Seit diesem Tage pilgern treue
Liebende immer voll Andacht auf's Neue
An die Gruft der beiden Entseelten,
Nun im Tod für immer Vermählten.
Und wohlgefällig aus seinem Blau
Scheint der Himmel reichlichen Thau
Auf die Blumen hernieder zu gießen,
Die aus dem Staube der Liebenden sprießen.

Das, was wir von einem epischen Gedicht verlangen, steten Fortgang der Handlung und damit verbundene Entwickelung der Charaktere, leistet allerdings der persische Roman nicht. Er besteht vielmehr fast nur aus einer Zusammenfügung einzelner Bilder, die nur sehr lose unter einander verbunden sind und worin sich sogar zahlreiche Widersprüche finden. Aber die Einzelheiten sind durchgängig sehr schön, und der deutsche Bearbeiter verdient unzweifelhaft Dank, daß er das Werk weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Der zweite Band bringt das epische Gedicht des Portugiesen J. B. Almeida-Garret „Camoens". Der Dichter der Lusiaden landet in Portugal mit seinem treuen Malayensklaven Antonio. Am Lande werden er und Antonio von einem Mönch, mit dem sie die Ueberfahrt von Indien her gemacht haben, eingeladen, seine Zelle zu theilen. Als sie am anderen Tage die Kirche besuchen, findet gerade eine Trauerfeier statt. Der Ritter erkennt das Wappen seiner Geliebten am Sarg und folgt erschüttert dem Zug in die Gruft. Nach altem Brauch wird der Sarg noch einmal geöffnet.

Auf thut die Hand den Sarg; ein weißes Kleid
Hüllt eines Weibes zarte Glieder ein,
Die nicht in ihres Frühlings erster Blüthe
Hinweg gerafft ward, nein, auf voller Höhe
Des Lebens. Wenn auch nicht mehr Knospe, doch
So schöner ist die Rose. Tief verhüllt
Ist dieses Weib; doch er erkennt es wohl! —
Wer? — Er, der Krieger. — Wer? — Er, der es liebte.
... Zum letzten Male
Im Sargesdeckel dreht der Schlüssel sich,
Die Platte senkt sich wieder auf die Gruft,
Die unten gähnt. Die Welt der Endlichkeit
Sinkt stumm zurück, die Ewigkeit beginnt.

Am nächsten Morgen gibt sich Camoens dem Mönch zu erkennen, und als er eine geheimnißvolle Botschaft erhält, in der er eine Herausforderung seines früheren Nebenbuhlers erblickt, überläßt er dem Freund den einzigen Schatz, den er besitzt, sein Gedicht, damit dieser es dem König bringe. Mit Tagesanbruch macht sich Camoens auf, um der Aufforderung Folge zu leisten. Unterwegs beginnt er die Todtenklage um die Geliebte.

Fließt, meine Thränen, rinnt hinab auf diese
Entfärbten Blüthen! Netzt sie, denn hinweg
Ist über sie des Todes heißer Hauch
Gegangen! Du, der Liebe schöne Rose,
Du purpurne, wer hat zur Grablevkoje,
Zur bleichen Schattenblume dich verwandelt?
... Vertrocknet ist in Mühsal und Gefahr
Des grausen Krieges meiner Jahre Saft.
... Doch in dem Allen hat mich eine Hoffnung
Aufrecht erhalten, die von Neuem stets
Mich floh, wenn eben ich erfüllt zu seh'n
Sie glaubte. Du, der Liebe schöne Rose,
Du purpurne, wer hat zur Grablevkoje,
Zur bleichen Schattenblume dich verwandelt?
... Lang auf des blauen Oceanes Fluth
Umhergetrieben, seiner Möwen Krächzen,
Den dumpfen Klagelauten seiner Wogen
Hab' ich gelauscht, und ihnen Antwort gaben
Die Seufzer meines Herzens. In der Nacht,
Der sternenlosen, drangen an mein Ohr
Des Schiffers trauervolle Rufe, der
Nach einem Grab in seiner Heimatherde
Sich sehnt. Und trüber noch als sie, vermengte
Sich meines Herzens Schluchzen all' den Stimmen
Des Wehes. — — Du, der Liebe schöne Rose,
Du purpurne, wer hat zur Grablevkoje,
Zur bleichen Schattenblume dich verwandelt?
... In deinem Schatten nur gedieh,
Gleich einer Ranke, schüchtern meine Hoffnung —
Du schöne Blume. Nun gewelkt ist sie
Im Hauch des eis'gen Nordes. — Königin
Der blüh'nden Flur, wer hat dich unbarmherzig
Geknickt? Warum hat nicht dieselbe Hand
Die schwanke Ranke, welche ohne dich
Nicht leben kann, dem Boden nicht zugleich
Entrissen? — Du, der Liebe schöne Rose,
Du purpurne, ach, nimm an deiner Seite
Mich in der eis'gen Nacht des Grabes auf!

Plötzlich wird er von dem Mönch angeredet, der ihm mittheilt, der König Sebastian wünsche ihn zu sehen, das Gedicht habe er mitgebracht. Der Dichter wird an den Hof geleitet und liest dort unter großem Beifall sein Werk vor. Doch unter den Vorbereitungen zu dem marokkanischen Zuge, der zur vollständigen Vernichtung des portugiesischen Heeres führen sollte, wird der Dichter vergessen und stirbt im größten Elend.

Der Glanzpunkt des Gedichts ist offenbar die Todtenklage, die zu dem vorzüglichsten gehört, was die lyrische Dichtung aller Zeiten und aller Völker hervorgebracht hat. Gleiches Lob aber gebührt auch dem Bearbeiter, dessen Uebertragung zu den Meisterwerken deutscher Uebersetzungskunst gehört. Daneben leidet das Gedicht allerdings auch in empfindlicher Weise an Längen, die für uns noch fühlbarer sind als für die Portugiesen: es sind die Stellen, in denen die Geschichte Portugals dargestellt wird. Graf Schack hat nach seiner eigenen Mittheilung gekürzt, aber wir sind der Ansicht, er hätte noch viel mehr streichen können.

Der dritte Band enthält das Gedicht Kalidasa's, Raghuvansa. Es ist dieses ein höfisches Gedicht, in welchem uns die Geschichte des Herrschergeschlechts der Raghuiden vorgeführt wird. In ziemlich eintöniger Weise werden uns von jedem König die Kriege erzählt, die er unternommen hat, dann wie er sich vermählt und endlich, nachdem er seinem Sohn die Herrschaft übergeben hat, sich in den Büßerwald zurückzieht. Die Herrscher sind, wie sich dies bei einem höfischen Gedicht von selbst versteht, sämmtlich Musterbilder aller Tugenden, und die feindlichen Könige thun in höchstem Grade Unrecht, wenn sie sich der Unterwerfung durch die Raghuiden mit bewaffneter Hand widersetzen. — Kalidasa hat den Hauptinhalt des zweiten großen indischen Epos, des Ramayana, das die Kämpfe der Arier um die Ausbreitung ihrer Herrschaft im südlichen Indien und auf Ceylon darstellt, in sein Gedicht verflochten. Die Stämme, welche sich dem Vordringen der Arier feindlich in den Weg stellten, werden im Ramayana als Dämonen dargestellt, dagegen diejenigen, die sich unterwarfen, als Affen. Letzterer nicht gerade schmeichelhafte Vergleich stammt wohl von der Häßlichkeit her, durch welche sich die Ureinwohner in auffallender Weise von den Ariern unterschieden. Kalidasa hat dies Alles viel einfacher und kürzer in seinem Gedicht behandelt. Obgleich das Raghuvansa an vielen Stellen große Schönheiten aufzuweisen hat, gibt es doch auch Theile darin, die einen europäischen Leser befremden. Hierher gehören unter Anderem die Kämpfe mit den Dämonen, in denen sich die ganze ungeheuere und ungezügelte Phantasie des Inders mit Vorliebe ergeht.

An die Besprechung der drei Bände „Orient und Occident" knüpfen wir die der beiden letzten Bände (7. und 8.) der „Gesammelten Werke" des Grafen Schack (Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger). Wir dürfen dies um so mehr thun, als auch diese morgen- und abendländische Stoffe behandeln. Der siebente Band wird eröffnet durch ein größeres

Digitized by Google

episches Gedicht in 19 Gesängen, „Memnon". Der Verfasser nennt es eine Mythe. Es ist dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, dem Kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen, gewidmet. Die Idee dazu entstand in dem Dichter, als er vor 36 Jahren mit diesem seinem Freunde das hundertthorige Theben durchwanderte „und den von uralten Sagen umspielten Koloß des Memnon im ersten Morgenstrahl leuchten sah". Memnon, der Feldherr des Königs Rhamses, kehrt von einem Eroberungszug aus dem Innern Afrikas zurück und wird glänzend empfangen. Als einzige Gunst erbittet er sich jedoch ein Jahr Urlaub, um sein Weib und seine Kinder, die er in Syene zurückgelassen hat, wiederzusehen. Rhamses erfüllt, obgleich ungern, diese Bitte, und Memnon verläßt mit seinem Freunde Athor den Hof. Bei den Seinen angekommen, fühlt er trotz seines Glückes doch bald Unbefriedigung und klagt es seiner Gattin. Schon als Knaben habe ihn der Sonnenaufgang mächtig ergriffen.

Auch heute noch, so oft durch's Dämmergrau
Sie sich erhebt und ihre Strahlen leuchtend
Hinzittern auf der Wüstengräser Thau,
Nimmt meine Seele auf der Sehnsucht Flügel,
Zu dem Palast der Tageskönigin
Den Flug hin über all' die Sandeshügel,
Und oft denk' ich, ich hätt' aus seinen Thoren,
Aus seinen Gärten, ewig lichtumstrahlt,
Mich früh schon in dies Schattenland verloren.

Von Siamun, einem alten Priester, der ihn als Neugeborenen gefunden und aufgezogen hatte, erfährt er, als er von ihm in die innersten Weihen eingeführt wird, ohne dadurch Antwort auf seine Zweifel zu erhalten, der Schleier, der über seinem Dasein ruhe, werde sich lichten, wenn sie die Todtenstadt aufsuchten. Die Beiden machen sich in Athor's Begleitung auf den Weg und am Ziel angelangt, finden sie in einer der innersten Kammern einen einzeln stehenden Sarkophag. Der Deckel wird abgehoben und Siamun liest, der Name des Todten sei Manetho. Auf seinen Fahrten sei er bis zum Himmelsrand gekommen und dort von Hetho, der Göttin der Morgenröthe, in ihren Palast aufgenommen worden; auch habe sie sich mit ihm vermählt. Die Götter hätten ihn jedoch im Zorn mit seinem Sohn aus dem Reich des Lichts gestoßen.

Des Vaters frevelndes Erkühnen —
Ergangen also ist des Schicksals Spruch —
Vermag der Sohn, zum Mann gereift, zu sühnen.
In Sehnsucht harrt die Mutter sein; er suche,
Ob er sie finde! So erlösen wird
Den Vater er und sich vom Göttersfluche.

Siamun entläßt Memnon mit der Weisung, dem Gebot der Götter zu gehorchen und die Mutter zu suchen.

Den Pfad muß dir dein eig'nes Inn're weisen,
Nicht darf ich ihn verrathen dir; auch nicht
Die Sterne frage drum, die oben kreisen.

Memnon theilt seiner Gattin das Geheimniß mit und verläßt sie, um mit Athor nach Theben zu gehen, wohin die Kunde von einem furchtbaren Aufstand gedrungen ist, der unter den Völkern Asiens ausgebrochen ist. Memnon erblickt darin einen Wink des Schicksals und stellt sich an die Spitze des Heeres, das die Abtrünnigen wieder unterwerfen soll. Sein Heer geht jedoch in Folge der Entbehrungen zu Grunde, aber er dringt, getreu seinem Vorhaben, mit den wenigen Getreuen, die ihm geblieben sind, immer weiter nach Osten vor. Endlich gelangt er nach Indien in das Reich des Raghu. Dessen Gemahlin theilt nach dem Tode ihres Gatten mit Memnon den Thron; aber es bricht eine Empörung aus, die Königin wird erschlagen, Memnon geblendet. Ein Knabe, dessen Vater er aus dem Gefängniß befreit hat, bietet sich ihm als Führer an, und Memnon heißt ihn, den Weg nach Sonnenuntergang einzuschlagen, um wiederum nach Aegypten zu den Seinigen zu kommen. Nach mehrjähriger Wanderung erreichen sie das Ziel. Memnon's Gattin ist gestorben, der Gram hat sie getödtet, aber die Kinder leben. Die Tochter ist vermählt und hat selbst schon wieder Kinder. Memnon lebt jetzt still für sich, und jeder Morgen findet ihn auf einer Felsbank am Nil den Sonnenaufgang erwarten. Einst, heißt es nun, als Memnon wiederum der Morgenröthe entgegenharrt,

Da brach die Windsbraut durch des Osten Thor,
Und mächtig schwoll durch leuchtende Gewölke,
Die sie nach oben trieb, ein Geisterchor.
Und hoch und immer höher aufzuglimmen
Begann der Glanz, und frohen Widerhalls
Ertönten Erd' und Himmel von den Stimmen.
Und jubelvoll des Lichtes Sieg verkündend
Dahin durch alle Räume stürzten sich
Die Feuergeister, Helle ringsum zündend.

Memnon wird sehend.

Es war, als seien alle Sterne, Sonnen,
Milchstraßen aus der Unermeßlichkeit
Herab zu einem Strahlenmeer zerronnen.
Zu immer voll'rer Helle sich zu klären
Rang fort und fort das Licht, als wollte sich
Ein neues rein'res Licht aus ihm gebären.

Hetho tritt dem Sohn entgegen.

Versinken sah indessen Memnon bleich
Die Erde unter sich, und mit der Mutter
Schwebt er von dannen in ihr lichtes Reich.

So reich an einzelnen Schönheiten auch das Gedicht ist, als Ganzes ist es mißlungen. Der Entschluß Memnon's, sich an die Spitze des Heeres zu stellen, kommt vollständig unerwartet, zumal er durch die Leitung des Krieges von seinem wahren Ziel nur abgelenkt wird. Das ist nicht der von seiner Aufgabe, die Mutter zu suchen, völlig durchdrungene Sohn der Göttin, als der er uns an einigen Stellen des Gedichts entgegentritt, der glauben kann, noch dazu unmittelbar nach dem Empfang der heiligsten Weihen, durch Blut und Brand sich den Weg zur Mutter bahnen zu können. Und wer gar, während er zu Hause eine ihn liebende Gattin besitzt, mit einer Giftmischerin die Herrschaft theilen kann (Memnon ahnt es, daß die Königin ihren Gatten vergiftet hat), der hat von dem Geist der Göttin nicht den leisesten Hauch verspürt. Viel angemessener wäre es gewesen, wenn Memnon als Pilger Asien durchwandert hätte und dann am Gestade des Weltmeeres, wo er nicht weiter konnte und die Morgenröthe genau so weit von sich entfernt erblickte, wie in Syene, zu der Ueberzeugung gekommen wäre, er habe sich auf einem Irrweg befunden. Heim zu Weib! heim zu Kind! hätte es dann in ihm geklungen, und er wäre den ganzen beschwerlichen Weg wiederum nach Aegypten zurückgekehrt. So könnte der faustische Charakter des Helden, der bei Schack nur an ganz vereinzelten Stellen durchschimmert, schärfer ausgeprägt werden. Der Schluß könnte so bleiben, nur müßte die Klage um den Verlust der Gattin in ergreifender Weise zum Ausdruck kommen, ebenso wie der Dichter auch den Abschied der Gatten nicht hätte mit so kahlen Worten abthun sollen.

Der größere übrige Theil des siebenten Bandes, sowie die letzte Hälfte des achten wird von kleineren epischen Dichtungen eingenommen, die wegen der glänzenden Sprache und der scharfen psychologischen Zeichnung zu dem Besten gehören, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiet aufzuweisen hat. Nur wird vielleicht die Begeisterung für das griechische Alterthum, die sich in vielen derselben ausspricht, heutzutage, wo es Mode geworden ist, dieses verächtlich über die Schulter anzusehen, bei Manchem ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Aber wie es das Griechenthum gewesen ist, welches die Welt um die Wende des 16. Jahrhunderts aus der Barbarei gerettet hat (Deutschland außerdem nochmals im 18. Jahrhundert, seit welcher Zeit Deutschthum und Griechenthum keine Gegensätze mehr bilden), so wird ihm vielleicht — und möglicher Weise in gar nicht allzu ferner Zeit — wiederum die Aufgabe zufallen, die Menschheit aus den Fesseln eines neuen Barbarenthums zu befreien und zu der Schönheit zurückzuführen.

P. S.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die rechte Ehe.

Von August Strindberg.
Autorisirte Uebersetzung.
(Schluß.)

Sie waren vom Spaziergang auf den Boulevards müde geworden und setzten sich deshalb vor ein Kaffee. Die Frau zündete sich eine Cigarette an. Rasch kam der Kellner und sagte in unartigem Tone, daß hier nicht geraucht würde. Der Baron verlangte Aufklärung, der Kellner sagte, es sei dies ein feineres Lokal und daß man seine Gäste durch „solche Frauenzimmer" nicht verscheuchen wolle.

Sie erhoben sich, bezahlten und entfernten sich. Der Baron raste; die junge Baronin war nahe am Weinen. — O diese Macht des Vorurtheils! Beim Manne war das Rauchen eine Dummheit, bei der Frau ein Verbrechen! Auf, zum Kampf gegen dieses Vorurtheil! Der Baron wünschte nicht, daß seine Frau das erste Opfer würde, auch nicht mit der zweifelhaften Ehre, das Vorurtheil gebrochen zu haben. In Rußland rauchen ja die Damen der Gesellschaft bei großen Diners sogar zwischen den einzelnen Gängen. Die Begriffe änderten sich sonach mit den Breitegraden. Gleichwohl wären solche Kleinigkeiten nicht ohne Bedeutung für das Leben, denn das Leben setzt sich aus lauter kleinen Dingen zusammen. Hätten Männer und Frauen die gleichen Unarten, so würden sie leichter miteinander verkehren, leichter einander kennen und ertragen lernen, als jetzt! Erhielten sie die gleiche Erziehung, dann hätten sie auch die gleichen Interessen und würden während ihres ganzen Lebens sich niemals entgegentreten. — Hier hielt der Baron ein, wie wenn er etwas Dummes gesagt hätte. Die Baronin hatte aber gar nicht aufgemerkt, denn ihre Gedanken weilten noch bei der ihr angethanen Beschimpfung. — Sie war von einem Kellner beschimpft und aus der besseren Gesellschaft gewiesen worden. So einen kleinen Hintergrund hatte das sicher. Man kannte sie wohl doch! Sicher, denn schon früher hatte sie so etwas bemerkt! — Was hätte sie bemerkt? — Ja, daß man sie an öffentlichen Orten geringfügig behandle. Die Leute glaubten nicht, daß sie verheirathet wären, weil sie Arm in Arm gingen und sich artig gegeneinander benähmen. Sie trug schon lange an dieser Last, jetzt vermöchte sie es nicht mehr. Doch was war das Alles gegen die Nachrichten, die aus der Heimath kamen! — Was sie gehört hätte, ohne ihm etwas davon zu sagen! — Schreckliche Dinge! Solche Briefe! Und die Anonymen! — Und den Baron behandle man wie einen Verbrecher! Er hatte aber doch kein Verbrechen begangen! Alle gesetzlichen Forderungen hatte er genau beobachtet, und daher keinen Ehebruch begangen. Er hatte das Reich, wie es das Gesetz verlangt, verlassen; sein Gesuch um Trennung der Ehe war vom königlichen Konsistorium bewilligt worden; die Geistlichkeit hatte ihm die Trennung seiner Ehe auf Stempelpapier bekannt gegeben. Man könne ja ganze Völker vom Eid der Treue entbinden, wenn ein Land erobert würde; weshalb wollte also die Gesellschaft die Entbindung von einem Gelübde nicht anerkennen? War nicht die Gesellschaft dabei gewesen, als das Konsistorium das Recht zur Auflösung der Ehe ausfertigte? Wie konnte da die Gesellschaft sich über ihre eigenen Gesetze stellen? Die Gesellschaft war also im Streit mit sich selbst! Wie einen Verbrecher behandelte man ihn! Hatte nicht der Gesandtschaftssecretär, sein alter Freund, als er ihm seine und seiner Frau Karten sandte, als Erwiderung bloß eine Karte gesandt? Wurde er nicht überall zurückgesetzt? — Nun, die Baronin war noch ärgeren Dingen ausgestellt. Eine ihrer Freundinnen in Paris hielt ihre Thür vor ihr verschlossen, andere wendeten sich bei Begegnungen auf der Straße abseits.

Keiner weiß, wo der Schuh drückt, wenn er ihn nicht an hat. Beide hatten sie jetzt Schuhe an, echte spanische Stiefel, und sie fühlten sich im Streit mit der Gesellschaft. Die Gesellschaft, diese Sammlung von Halbkretins, die im Stillen wie Hunde lebten, einander aber doch Ehre bezeigten, so lange sie nicht Skandal hervorriefen, d. h. ehrlich genug waren, den Contrakt zu kündigen, die Verfallzeit abzuwarten und dann die gesetzliche Freiheit wieder zu gewinnen. Und diese Gesellschaft der Bevorzugten saß da in ihrer Lasterhaftigkeit und vertheilte soziales Ansehen nach einem Gradleiter, auf dem Ehrlichkeit weit unter Null stand. Die Gesellschaft war somit ein Gewebe von Lügen! Daß man das nicht vorher gesehen! Jetzt aber sollte man Untersuchungen dieses schönen Gebäudes anstellen und sehen, wie es mit dem Fundamente stehe.

So einig waren sie lange nicht gewesen, wie heute, nachdem sie in ihrer Wohnung angelangt. Die Baronin blieb zu Hause bei ihrem Kind, ein zweites erwartete sie bald. Dieser Kampf dünkte ihr eben zu hart für sie, und sie hatte denselben herzlich satt.

Alles, Alles hatte sie satt bekommen! In einem elegant möblirten, geheizten Zimmer über entlassene Sträflinge zu schreiben, und diesen auf entsprechenden Abstand die behandschuhte Hand zu reichen, da war die Gesellschaft dabei, aber einem Weibe die Hand zu reichen, die ihre Hand einem geschiedenen Ehemann gereicht, das wollte sie nicht. Weshalb? Die Antwort lag nicht so nahe.

Inzwischen tummelte sich der Baron draußen im Leben herum. In den Kammern, bei Vorträgen, überall vernahm er wilde Ausbrüche gegen die Gesellschaft. Er las die Zeitungen und Zeitschriften, folgte der Literatur, machte Studien. Seine jetzige Frau wurde vom gleichen Geschick bedroht wie die erste: ihm nachzubleiben. Wunderlich genug war es! Sie vermochte nicht den Einzelheiten seiner Untersuchungen zu folgen, sie widersprach in gar Vielem den neuen Lehren, sie fühlte aber doch, daß er recht hatte und für eine gute Sache wirkte. Er war sich stets bewußt, daheim eine „Mithülfe" zu haben, die niemals ermüdete, einen Freund, der ihm wohlwollte. Gemeinsames Geschick hielt sie zusammen, wie erschreckte Tauben beim Unwetter. Das Weibliche an ihr, das jetzt so wenig Achtung erfuhr, und welches doch bloß eine Reminiscenz an die Mutter ist, an die Naturkraft, die der Frau innewohnt, kam nun zum Ausbruch. Wie die Wärme eines Abendfeuers fiel es auf die Kinder, wie Sonnenschein auf den Mann, wie Frieden über das ganze Haus. Er wunderte sich oft darüber, daß ihm die Gefährtin, mit der er über Alles sprechen konnte, nicht fehlte. Aber sie fühlte auch, daß seine Gedanken an Kraft gewonnen, seitdem er aufgehört, sie rasch in Worten auszudrücken; er glaubt viel mehr an stillem Beifall, einem freundlichen Nicken und Händedruck gewonnen zu haben, er fühlt sich stärker als früher und freier von einer Controlle seiner Ideen; jetzt war er allein, vorher vereinsamter, denn da wurde ihm zuweilen widersprochen, und das erweckte Zweifel in ihm.

Es war Weihnachten in Paris, das Umräumen in ihrer kleinen Wohnung besorgt und ein großer Weihnachtsbaum aus dem Wald von St. Germain herbeigeschafft. Der Baron und seine Frau wollten nach dem Frühstück zusammen die Einkäufe für die Kinder vornehmen. Der Baron war etwas nachdenklich gestimmt, er hatte kurz vorher eine Brochüre im Druck erscheinen lassen: „Ist die Societät die Gesellschaft?" Er wußte noch nicht, wie dieselbe aufgenommen werden würde. Sie saßen am Kaffeetisch im Speisezimmer ihrer freundlichen Wohnung, die Thüren zum Kinderzimmer standen offen. Sie hörten, wie die Amme mit den Kindern spielte und die Baronin lächelte vor Glück und Zufriedenheit. So mild und ruhig war ihre Freude! Eines von den Kindern schrie plötzlich auf und sie ging sogleich hinaus, um zu sehen, was los sei. Gleichzeitig kam der Bediente mit der Post. Der Baron riß sogleich zwei Kreuzbänder auf. Das erste enthielt eine große, „angesehene" Zeitung. Er wendete das erste Blatt und entdeckte eine Rubrik mit großen Buchstaben: „Der Wolf im Schafpelz!" Und so las er einige Zeilen. „Weihnachten ist vor der Thür! Dieses schöne Fest, allen lieb, die reines Herzens sind. Dieses Fest, heilig gehalten von allen Völkern der Christenheit, beherrscht die ganze Welt in Frieden und Versöhnung, sogar der Mörder behält sein Messer in der Tasche, der Dieb respectirt das Recht des Eigenthums. Diese Festzeit, welche besonders im Norden auf historische Vorgänge sich gründet u. s. w. Da kommt, wie Gestank aus einer Kloake, ein Individuum, welches es nicht unter seiner Würde hält, das heiligste Band zu zerreißen und seine Bosheiten gegen hervorragende Mitglieder der Gesellschaft auszuspeien, Bosheiten, diktirt von elender Rachsucht . . . . ." Er ballte die Zeitung zusammen und steckte sie in seinen Schlafrock. Dann öffnete er das andere Kreuzband. Das enthielt eine Carrikatur von ihm und seiner Frau. Auch diese Zeitung ließ er in seine Tasche verschwinden, eilig, denn seine Frau kam herein. Er trank seinen Kaffee und begab sich in sein Schlafzimmer, um sich anzukleiden. Danach gingen sie zusammen aus.

Die Sonne schien auf die bereiften Platanen in den Champs Elysées, und die Place de la Concorde öffnete sich wie eine große Oase voll Sonnenschein mitten in der Steinwüste. Er hatte ihren Arm in dem seinigen, doch fühlte er, daß sie ihn stützte. Sie rechneten aus, was sie den Kleinen kaufen wollten, und er antwortete so gut als möglich. Schließlich unterbrach er das Gespräch mit einem: „Apropos, kennst Du den Unterschied zwischen Strafe und Rache?"

„Nein, darüber habe ich noch nicht nachgedacht."

„Wenn ein anonymer Zeitungsschreiber sich rächt, so ist das Strafe, wenn aber ein nicht verkappter Nicht-Zeitungsschreiber straft, dann ist es Rache! Lassen wir uns einzeichnen in die Liste der neuen Propheten!"

Sie bat ihn, doch das Christfest nicht durch seine Gedanken an die Zeitungen zu stören. — „Dieses Fest", wiederholte er sich, „da Frieden und Versöhnung u. s. w."

Sie spazierten unter den Arkaden der Rue de Rivoli, wendeten sich dann den Boulevards zu und kauften ein. Im Grand Hotel frühstückten sie. Sie war bei prächtiger Laune und ermunterte ihn. Er aber blieb gedankenvoll. — Schließlich warf er hin: Wie kann man ein böses Gewissen haben, wenn man recht that? — Das wußte sie nicht! — Erzog uns die Gesellschaft vielleicht deshalb, um ein böses Gewissen zu haben, so oft wir uns gegen sie auflehnen? Vermuthlich! Weshalb hatte sie nicht das Recht die Ungerechtigkeit anzugreifen, die von der Ungerechtigkeit gekränkt ward? Deshalb, weil kein Anderer als der Gekränkte sich unterstehen dürfe anzugreifen, die Gesellschaft wollte aber nicht angegriffen werden. Weshalb trat er nicht gegen die Gesellschaft auf, als er dieser noch angehörte? Aus dem einfachen Grunde, weil er sie damals noch nicht kannte. Ein Bild muß stets aus gewisser Entfernung betrachtet werden! — „Sprich nicht von solchen Dingen jetzt am Christabend." — Das war richtig, es war Weihnachten, „dieses Fest . . . . ."

So fuhren sie nach Hause. Und der Weihnachtsbaum erglänzte und Frieden und Glück strahlte von ihm herab. Die düsteren Zweige aber rochen nach Begräbniß. Des Barons Gesicht war finster. Da kam die Amme mit dem Kleinen und auch sein Gesicht klärte sich. Er dachte, wenn sie erst einmal erwachsen sind, dann werden sie Freude ernten, da wo wir Thränen vergossen; dann werden sie Gewissensbisse haben, wenn sie gegen die Gesetze der Natur sich versündigen, nicht wie jetzt, da wir von Grillen geplagt, unser Wissen mit dem Stock eingebläut ist, wir mit Pfaffengeschwätz ängstlich gemacht werden; alles von der Gesellschaft ausgehend, zum Vortheil der Gesellschaft hergerichtet.

Die Baronin setzte sich an das Pianino, als die Mädchen aus der Küche und der Diener auch im Zimmer waren und spielte alte, wehmüthige Tänze, an denen die Nordländer sich erfreuen. Dann bekamen die Kinder und das Dienstpersonal ihre Weihnachtgeschenke.

Digitized by Google

Nachdem die Freude vorbei, ging die Baronin in den Salon und setzte sich auf einen Sessel. Der Baron saß auf einer Fußbank zu ihren Füßen, sein Haupt ließ er auf ihre Kniee sinken. Es war so schwer, so schwer! Sie aber streichelte seine Stirn, sagte jedoch nichts. — Was! Er weinte? — Ja, das that er. Sie hatte noch nie einen Mann weinen sehen! Das war schrecklich! Es schüttelte nur seine kräftige Gestalt heftig, er gab aber keinen Laut von sich!

„Weshalb weinst Du?"

„Ich bin so unglücklich!"

„Unglücklich mit mir?"

„Nein, nicht mit Dir, und dennoch unglücklich."

„Waren sie boshaft gegen Dich gewesen?"

„O, ja!"

„Konntest Du mir das nicht mittheilen?"

„Nein! Ich will nur hier bei Dir sitzen! Gerade so, wie ich bei meiner Mutter saß, vor langer, langer Zeit!"

Sie hätschelte ihn wie ein Kind! Küßte seine Augen und trocknete sein Gesicht mit ihrem Taschentuch. — Sie fühlte sich so stolz, so wunderbar stark, und sie weinte nicht. Als er sie so sah, faßte er wieder Muth. — Daß er nur so schwach sein konnte! Es war schrecklich, wie schwer die Opposition in Wirklichkeit zu tragen ist! Glaubten seine Feinde wohl selbst, was sie sagten! Schwer zu Legreifen, aber das thaten sie doch. Man sah Steine fest wachsen in den Föhren, weshalb könnten nicht Meinungen im Gehirn festwachsen. — Sie aber glaubte ja, daß er recht habe, daß er das Gute wolle! — Ja, das glaubte sie! Aber er solle nicht böse werden. Fehlte ihm etwa sein Kind, das Kind der ersten Frau? — Gewiß, dem könne aber nicht geholfen werden! Noch nicht! Aber er und Andere, die an der Rettung des Zukünftigen arbeiteten, müßten Hülfe für solche Fälle ausdenken! Noch hätte er keinen Vorschlag gemacht, aber tüchtigere Köpfe als der seine könnten einmal diese Frage lösen, die jetzt unlösbar sei. — Ja, das mußten sie! — Aber ihre Ehe, jetzt, war sie auch die richtige Ehe, wenn er ihr nicht seine Sorgen anvertrauen wollte? War sie nicht auch Prostitution? Nein, sie war schon recht, denn sie liebten einander; das hatten sie vorher nicht gethan! Daß sie sich liebten, konnte sie nicht verleugnen! Nun, dann war es sicher eine rechte Ehe vor Gott und der Natur!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Arbeit."

Schauspiel in vier Acten von Henry Arthur Jones. Deutsch von Fr. W. Wulff. (Berliner Theater.)

Das englische Theater liegt in tiefem Schlaf, unter prächtiger Decke. Virtuose Schauspieler und smarte Manager beherrschen den Markt und beide pflegen bei Shakespeare und Sheridan, wohl auch — wie Irving — beim ebenfalls tantièmefreien Goethe, durch märchenhafte Ausstattungseffecte auf ihre Kosten zu kommen. Von Schauspielern, von David Garrick und den englischen Komödianten, ist die Wiedererweckung Shakespeare's ausgegangen und sie haben die Befreiung der mimischen Kunst von beengendem Regelzwange durch die Welt getragen, das dramatische Evangelium ihres unermeßlichen Berufsgenossen in der Hand. Seitdem hat das englische Theater jedes eigene Leben verloren und jeden Einfluß auf Europa eingebüßt; nur die Operettenburleske ist durch Sullivan und seinen derb satirischen Librettisten Gilbert in neuester Zeit erfolgreich propagirt worden. Hundert Jahre aber muß wenigstens man zurückblättern, um auf Bühnenschriftsteller von einigermaßen ernst zu nehmender Bedeutung zu stoßen. George Lillo, der mit den späteren Diderot und Iffland geistesverwandte Dramatiker der Kleinbürgerlichkeit, und Garrid's Zeit- und Kunstgenosse Samuel Foote, der nationale Schwänkeschreiber, allenfalls noch der unklar mit Shelley schwärmende Browning, dürften beinahe die Letzten sein. Seitdem wird Literatur nicht mehr für das Theater geschrieben; vereinzelte dramatische Versuche des Hoflyrikers und ehemals großen Poeten Tennyson sanken sofort in's Grab. Dasselbe Volk, das den Roman des 19. Jahrhunderts durch Walter Scott, Dickens, Mary Evans in neue Bahnen geleitet, das in Byron der Weltliteratur einen allergrößten Anreger geschenkt hat, scheint für die moderne Dramatik verloren. Der englische Manager, der zumeist auch der virtuose Schauspieler ist, greift zu einem Drama Shakespeare's, stattet es scenhaft aus und dann läuft es ein Jahr oder länger, um später nach Amerika exportirt zu werden. Die solchen Aufgaben nicht gewachsenen Theater begnügen sich mit Werkeltagsstücken, denen durch scenische und mimische Künste ein ähnlich langathmiges Dasein beschieden zu sein pflegt.

Es war interessant, eines dieser Stücke kennen zu lernen, interessant, aber langweilig; mitunter läßt sich das nämlich vereinen. Und ich finde nicht, daß man Herrn Barnay, dem ich gewiß keine übertriebenen Sympathien entgegenbringe, gerade aus dieser Aufführung einen Vorwurf machen darf. Wir mußten viel schlimmere Stücke deutschen Ursprungs in diesem Winter erdulden, und wenn das „Deutsche Theater" der großen literarischen Sünde des Herrn Philippi gastliche Unterstatt gewährte, so darf das minder anspruchsvolle Volkstheater in der Charlottenstraße wohl ein langweiligeres, in seinen „künstlerischen Mitteln" aber unvergleichlich ehrlicheres Volksstück auf die Bühne bringen. Am allerwenigsten haben die unentwegten Förderer des Adolf Ernstthums ein Recht, mit Herrn Barnay zu hadern; denn das Schauspiel „Arbeit" ist tragischer Adolf Ernst und, weil langweilig, nicht entfernt so gefährlich für den Geschmack breiter Volksschichten wie unsere in ihrer verderblichen Wirkung längst noch nicht genügend gewürdigten Normalpossen.

Henry Arthur Jones ist nach Sullivan und Pinero der erfolgreichste Theatermann in Neuengland. Er war früher Stadtreisender und gab diese etwas ermüdende Thätigkeit auf, um kurz entschlossen auf die Bretter zu springen. Sein letztes Drama „Judah" soll bewiesen haben, daß etwas in diesem self-made-man steckt. In England aber, und das wird man nicht ohne heiteres Staunen vernehmen, gilt er harmloseren Gemüthern schon längst für eine literarische Persönlichkeit, für den wahrhaft modernen Sozialdramatiker und für äußerst fin de siècle. Du lieber Himmel! Seine „Arbeit" ist ganz schwacher Lillo, mit den bekannten Surrogaten des englischen Gouvernanten- und Verführungsromans untermischt.

Eine große Porzellanfabrik nahe bei London. Der Besitzer Joseph Foster dankt seinen Reichthum den genialen Erfindungen des einfachen Arbeiters Robert Duncan. Der Arbeiter erhält einen Hungerlohn, der Fabrikant steckt Riesensummen ein. Natürlich entspinnt sich ein Liebeshandel zwischen dem Sohn des reichen und der Tochter des armen Mannes: der Gardekapitän Alfred Foster verführt Miß Mary Duncan. Nebenbei bemerkt, sehen die beiden Dragantpüppchen gar nicht nach so realen Zärtlichkeiten aus. Aber einerlei: Robert wird nach Afrika spedirt und Mary hinterläßt einen romanhaften Selbstmörderbrief. Darob tiefe Trauer im Hause Duncan und charaktervoller Bruch mit dem Hause Foster. Das nun Folgende erinnert an die schönsten Knabengeschichten von Nieritz und Hoffmann. Der alte Duncan findet das verloren gegangene Geheimniß des chinesischen Porzellans, er setzt seinen Ausbeuter von ehedem matt, bezieht sein Schloß und will eben den Triumph seiner Rache auskosten, als, recta aus Afrika zurück, Alfred und die gar nicht todte Mary sich als Verehelichte empfehlen. Gruppe, Vorhang — wie der Regisseur der schlechten alten Zeit wohl sagen würde.

Diese in der Tendenz an den Michel Pauper des Henry Becque erinnernde Apologie der schwieligen Faust trägt den englischen Titel „The Middleman" und soll den wucherischen Zwischenhandel geißeln. In der merkwürdig schlechten und unbehilflichen Uebersetzung des Herrn Wulff ist mit dem Titel auch die Tendenz verwischt worden und nichts blieb übrig als ein blutleeres Theaterstück von melodramatischer Färbung, dem man mit irgendwelchen künstlerischen Maßstäben oder gar mit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung viel zu viel Ehre anthäte. Die Moral, die nach dem Erfolg böser Absicht geht, ist mindestens anrüchig und die Zwischenpausen werden, wie im Circus durch Clowns, durch ein „zweites Liebespaar" ausgefüllt, dessen Geburtsschein wohl von Herrn von Schönthan ausgestellt sein könnte. Auch spielt ein anscheinend äußerst komischer grüner Vorhang mit, hinter dem man lauschen und sich umkleiden kann.

Der „Middleman" hat im Shaftesbury-Theater in London eine Saison und darüber Kasse gemacht. Der Director Villard soll in der Hauptrolle eine glänzende Virtuosenleistung geboten haben und der ganzen Aufführung rühmte man eine erstaunliche Prägnanz nach. Der Haupteffect aber lag in der mise en scène, die einen wirklichen Schmelzofen mit wirklichem Feuer vorführte, aus welchem dann der wundervolle, neuerfundene Porzellantopf hervorgeholt wurde. Eine künstlerisch unerzogene Industriebevölkerung mag an dergleichen Spielereien Vergnügen finden; wir fordern vom Volksstück mehr als so spottbillige Bazarwaare und wir denken zu hoch auch vom praktischen Menschenverstande der Angelsachsen, als daß wir an die Bilderbogengeschichte vom nothleidenden Erfinder glauben und dabei warm werden könnten. Mr. H. A. Jones aber, so hat man mir erzählt, pflegt sich in Wochenschriften als einen Weltverbesserer und Sozialkämpfer hinzustellen. Wenn's den Engländern recht ist, uns soll's auch recht sein.

Im „Berliner Theater" war mit dem Schmelzofen nicht viel Staat zu machen und die Aufführung schlich recht lahm dahin, mit Kunstpausen und Textentgleisungen. Den Ausstattungsrealismus vertrat nur ein zu unbegreiflichem Zeitungsruhm gelangtes Fräulein Hruby, das ein arg beschmutztes Straßenkleid producirte; ich bin ein abgesagter Feind des Toilettenluxus auf der Bühne, der unser heutiges Theater in gefährliche Nachbarschaft von in Preußen noch immer nicht concessionirten Localen für die reifere Jugend zu führen droht; an das Regenwetter mit seinen trüben Lachen aber lasse ich mich auf der Bühne doch nicht gern erinnern. Umso adretter sah Fräulein Odilon aus; gelernt hat die pikante Dame noch nichts und die Endsilben verschluckt sie noch immer, obwohl sie doch kaum zu den hungerleidenden Genies gezählt werden kann. Ihr Partner, Herr Schindler, könnte ein frischer Naturbursche sein, wenn er nicht gar so absichtlich den Herrn Barnay copirte. Den alten Duncan, dem jetzt der prächtige Lobe in Wien einen Gastspielerfolg dankt, spielte Herr Kraußneck, der einzige von den am Barnay-Himmel entdeckten Sternen, der seinen Glanz noch nicht verloren hat. Herrn Stahl, den ein sonderbarer Schwärmer einst dem genialen Bernhard Baumeister verglich, erkennt man heute wohl allgemein als einen liebenswürdigen Routinier ohne eigenartige Begabung und Fräulein Butze, die Ewig-Bürgerweibliche, wird sich an französischen Nervendamen bald zu Tode gesiegt haben. Herr Kraußneck aber ist eine schauspielerische Potenz und im Fache steifnackiger Männer heute bei uns der Erste. Herr Barnay sollte ihm Hebbel's Meister Anton zu spielen geben und Ludwig's Erbförster dazu. Für die Virtuosenrolle des alten Arbeiters ist die Kunst des Herrn Kraußneck zu ehrlich; solche Stücke müssen mit raffinirten, ausgeklügelten Nuancen geputzt werden. Herrn Adolf Klein empfehle ich diese Rolle für seine Gastspielfahrten; das ist etwas für ihn.

Im Zuschauerraum war das Stück wieder ganz ausgezeichnet inscenirt: vier, fünf Hervorrufe nach jedem Actschluß und doch ein unzweideutiger Abfall. Das ist das Geheimniß des Herrn Barnay und er sollte es

Digitized by Google

ängstlich wahren. Denn wenn es ihm einer seiner Vertrauensmänner nachmachen wollte, dann käme der Schauspielerpapa des „Berliner Theaters" in die Lage des Arbeiterpapas Foster, nach Duncan's Entdeckung des chinesischen Porzellanrezeptes.

Das Stück mit dem falschen Titel — es kann nur „Der Ausbeuter" heißen — hat den Vorzug der Kürze. Bald nach halb zehn Uhr war es ausspektakelt und zwanzig Minuten später saß ich wohlgemuth im „Belle-Alliance-Theater", um rasch noch einen fünften und einen sechsten Act zu ergattern. Wieder ein englisches, wieder ein ganz schlechtes Stück: „Richelieu" von Lytton Bulwer. Von der alten, durch Friedrich Haase bekannten Intriguenkomödie ist nichts zu sagen; umsomehr von dem Hauptdarsteller: Ernesto Rossi. Aber ich will das Ende dieses Wunder bringenden Gastspieles abwarten und dann erst von Rossi's noch immer unvergleichlicher Menschenschöpferkunst erzählen. Mit derselben anmuthigen Würde trägt er den Turban Othellos, den Sturmmantel des gehetzten Lear, den Purpur des Kardinals, dessen altfranzösische Geschmeidigkeit er freilich in eine lächelnde Bonhommie, in eine tätschelnde Behaglichkeit umwandelt, die der historischen Gestalt fern lag. Mehr Bismarck beim parlamentarischen Frühschoppen als Richelieu im giftigen Galanteriekriege mit Baradas. Aber auch hier eine Kunst der mimischen Darstellung, der natürlichen und wie selbstverständlichen Hoheit, deren Rezept verloren scheint wie jenes der chinesischen Porzellanmischung.

M. H.

Kunstausstellungen.

Neben einem früher besprochenen Bilde Andreas Achenbach's „Der Schiffsuntergang" hängt jetzt in der Ausstellung von Schulte ein Oswald Achenbach: ein „Sommerabend" aus Rom, gemalt zu Anfang der sechziger Jahre. Die Farben sind von einer starken Steigerung im Ton, der Vortrag hat noch viel von der Glätte der älteren Malerei, er ist „lecker" wie man damals in den Werkstätten sagte, die Composition zeigt noch manche Absichtlichkeit, eine akademisch angehauchte Correctheit. Aber trotzdem ist das Ganze eine wahrhaft großartige Leistung, ein echtes, rechtes Galeriebild, so recht berufen, den Maler in einer öffentlichen Sammlung würdig zu vertreten.

Vorsichtige Leute rathen den Gallerieleitern, sie sollten nie Bilder von der Staffelei des Künstlers kaufen, nie solche bestellen, nie das erwerben, was neu ist; sie sollen vielmehr warten, und die Kunstwerke kaufen, die nach zehn, zwanzig Jahren noch ihren Werth behielten. Das wäre ja auch sehr verständig, wenn man nicht den Gedanken in Erinnerung behalten will, daß die öffentlichen Sammlungen Führer in Geschmacksfragen, nicht die Geführten sein sollen, daß der Leiter von Rechts wegen einen besseren Blick haben müsse als das Publikum, daß der Staat die Aufgabe hat, aufkeimende Talente zu stützen, zumal dann, wenn noch der Unverstand der künstlerisch Zurückgebliebenen gegen sie sich geltend macht. Aber so sehr es Pflicht, namentlich der Nationalgallerie ist, das Neue zu fördern, so sehr soll sie auch die Lücken auszufüllen suchen, welche seiner Zeit in ihrer Bilderreihe entstanden, als sie noch gar nicht in's Leben gerufen war. Die beiden Achenbach's scheinen mir nun so rechte, echte Vertreter der guten Zeit der beiden Düsseldorfer Meister!

Ein älteres Bild von Gude, von 1855, ist auch dort zu sehen, eine im Ton etwas übertriebene, in den Wolkenschatten zu tiefe, in den Lichtmassen zu grelle Darstellung der norwegischen Küste, aber ein feines vornehmes Bild, welches uns wieder so ganz in jene Jugendzeit deutscher Landschafterei zurückversetzt, als man der akademischen Composition und der Ruinenmalerei im Sinne des Claude Lorrain zuerst die volle Naturbeobachtung und die „Stimmung" entgegensetzte, als man Heidebilder zu malen wagte und den Aesthetikern ein Schnippchen zu schlagen begann, welche die Naturnachahmung, das Malen „schöner Gegenden", wie „Zufälligkeiten" verabscheuten und mit lauter Stimme lehrten, der geistige Inhalt, die Beziehung der Landschaft zu bedeutenden Gedanken, das sei am Bilde der werthvolle, von der realen Wahrheit aber habe der Künstler, als von etwas Nebensächlichem, ja Schädlichem zu „abstrahiren".

Kommt man von den tiefgestimmten, trotz alles realistischen Strebens doch noch eng mit Claude Lorrain und dem Rococo verknüpften Landschaften zu jenen der Modernsten, etwa zu M. C. Stremel und P. Baum, welche bei Gurlitt ausstellten, so versetzt es einem etwas den Athem. Dort ist noch der Gedanke obwaltend, der Künstler müsse Herr der Natur sein. Er ordnet sie in seinem Sinne, seinen „höheren" Zwecken angemessen. So ordnete Lenôtre die Natur mit der Gärtnerscheere. Langsam hatte sich in der Renaissance der Gedanke herausgebildet, daß der Künstler die Natur zu verbessern befähigt sei, daß er sie im Grunde genommen doch in tieferer Weise erfaßt habe als der liebe Gott. Und langsam schritt der Gedanke bis zur sklavischen Unterwerfung der Natur unter die bildenden Pläne des Menschen. Und als man erkannte, daß solche menschlich schöne Natur herzlich langweilig sei, so ging man langsam und Schritt für Schritt wieder zurück zur göttlich schönen, unverbesserten Natur. Es kam zunächst zum englischen Gartenbau, der eine natürlichere Natur künstlich herstellen wollte, zur Malerschule, im Sinne eben des Achenbach, welcher dieselbe Absicht zu Grunde lag, bis man hier und da — wie mir scheint zuerst in Kopenhagen — auf die Idee kam, auch in der Landschaft sich nicht über die Natur stellen, sie nicht beherrschen zu wollen, sondern mitten hinein: anschauend, nicht ordnend zu malen. Und damit war die Renaissance und die Klassicität überwunden. Die neue Zeit begann. So wird nach meiner Ansicht einst Kunstgeschichte geschrieben werden müssen, wenn man sich erst klar geworden sein wird, daß Schinkel noch zum Rococo zu rechnen ist, und daß Poussin, Lebrun und Kaulbach einer Schule angehören.

Stremel und Baum sollen, wie ich höre, nicht gemeinsam arbeiten, wie man aus ihren sich so sehr ähnelnden Bildern annehmen möchte. Sie bilden also eher zwei Proben auf dasselbe Malexempel. Und es stimmt! Sonnenschein wollen sie malen, der Glanz des Lichtes ist die Hauptsache, der Gegenstand den sie bescheint, hier Kornfelder oder Blumen, die Nebensache. „Wenn die Sonne auf Schmutz scheint, so bleibt sie doch immer noch die Sonne," sagte schon der alte Diogenes. Die beiden Maler gehen einer Beobachtung nach, die ich schon bei den Malern des Antwerpner Vereins „Als ik kan" vorfand. Sie finden, daß in der Lichtfülle das Grün in das complimentäre Roth überschlägt. Auch Uhde malte dies, wenn ich nicht irre, in seiner Bergpredigt. Damals lachte man ihn aus, und auch Stremel's und Baum's Arbeiten werden ja von den Altsichtigen einfach für „Scheußlichkeiten" erklärt werden, vermöge des Hasses, den das Neue bei solchen erweckt, die ihm nicht mehr zu folgen vermögen. In diesen Skizzen steckt eine starke Beobachtung und der energische Wille, das Erkannte auch zur Geltung zu bringen. Hierin liegt zwar noch keine Kunstvollendung, aber ein Anfang zu einer uns eigenartigen, nicht renaissancistischen Kunst — und darum erscheint mir ein solches Bild als eine größere That wie viele Quadratmeter Leinwand, die „ganz im Geiste Rafael's geschaffen" sind. Hier ist etwas, was selbst Werth hat, dort etwas, dessen Werth nur entliehen ist.

Ein sehenswerthes Bild ist das Schönleber'sche bei Schulte: Weiden im Hochwasser, im Hintergrund ein Städtchen mit altem Thorthurm. Der graue Ton der wasserschwangeren Luft, die bräunlich gefärbte Fluth, die dürren Weiden, all' dies zeigt eine trübe, unheimlich wahre und mit sicherer Hand festgehaltene Gesammtstimmung, Vorzüge, die man an dem Meister zu finden sich bereits gewöhnt hat — ja, vielleicht schon zu sehr gewöhnt hat.

Stimmung hat auch der Böcklin bei Gurlitt: Herbstgedanken. Es ist eines jener Bilder, welche die Opposition des Kunstphilisteriums nicht unmittelbar weckt oder doch Accorde anschlägt, die ihm Böcklin selbst schon geläufig machte: Birken und Weiden am Bach, ein Stück tiefgrünen Wiesenabhang, eine beschaulich dastehende Figur, das ist das ganze Bild. Aber es ist wieder einmal so ganz aus dem Empfinden heraus geschaffen, so sehr das Ergebniß einer in sich gereiften individuellen Naturbeobachtung, daß man auch hier mit voller Freude genießen kann. Denn auch hier ist ein durchaus moderner Mensch das Mittelglied zwischen Natur und Beschauer, nicht eine alte Kunstweise. Bei Böcklin liegt die schöpferische Anregung in einem inneren Schauen der Welt; bei den Freilichtmalern ist sie äußerlicher, aber eindringlicher. Bei beiden ist aber die Natur umgestaltet nach der Individualität des Schauenden. Die Person des Malers tritt in den Bildern der „sklavischen Kopisten" ebenso kräftig hervor wie in jenen der Schweizer Idealisten.

Bei Schulte sieht man auch eine Reihe Handzeichnungen von Hans Mayer, einen Todtentanz. Ich habe so viel Rühmendes vom Geist dieser Arbeiten in der Tagespresse gelesen, daß ich — offen gestanden — recht voreingenommen an die Arbeit herantrat. Es erwies sich denn auch, daß, so wie sie vorlag, ihr Genuß zum Mindesten erschwert war. Es sind Blätter mit gereimten Unterschriften, die man in die Hand nehmen können und für sich genießen muß. Was ich an den Mayer'schen sah, zeigte Anklänge an Rethel bei moderner Auffassung des Landschaftlichen. In kräftiger Strichmanier in Holz geschnitten, mag die künstlerische Wirkung der Blätter eine recht erfreuliche sein. Mir will aber doch scheinen, als fehle dem Ganzen der innerste Drang, als sei es mehr ersonnen als geistig erlebt. Rethel halte ich für der Größten Einen im gesammten Gebiet der Kunst: Sein Tod als Erlöser und seine Cholera auf dem Maskenball, sowie seine Revolutionsbilder sind aus unmittelbar auf ihn wirkende Anregungen hervorgegangen. Daher wirken sie auch unmittelbar auf Andere. Von dieser starken männlichen Sprache Rethel's haben die Mayer'schen Blätter unverkennbar einen Widerhall. Vielleicht vernimmt man ihn kräftiger, wenn man erst die schlichten Blätter ohne störende Umgebung wird sehen können.

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Theodor Wibaux, Zuave und Jesuit. Von C. du Coëtlosquet. Autorisirte Uebersetzung von Prinzessin zu Löwenstein. (Wien, Austria Drescher & Co.) — Das Buch ist nicht, wie etwa der Titel glauben machen könnte, ein Roman, sondern die sehr ausführliche, mit Tagebuch- und Briefauszügen reich versehene Lebensgeschichte eines Nordfranzosen, der, in einer strengkatholischen Familie aufgewachsen, dem Rath des bekannten ultramontanen Pariser Journalisten Veuillot folgt und als zarter Jüngling päpstlicher Zuave wird, um die Ehre Frankreichs zu retten, das damals (1866) seine Truppen aus dem Kirchenstaat zurückzog. Anziehend ist das „fromme" Garnisonleben der vaticanischen Truppe in Rom, Ariccia ꝛc. geschildert, und auch bei Mentana ist der fanatische Zuave dabei, um für die Wunder des Chassepot zu schwärmen. Doch die Einnahme Roms durch die „Buzurri" macht dem „bequemen Leben" ein Ende, und auch gegen die „deutschen Barbaren" kann er sich keine Lorbeeren holen. Es überrascht also den Leser mit nichten, wenn Zuave Wibaux plötzlich Jesuit wird. Ueber seine Thätigkeit als solcher meldet er auffallend wenig, bis auf eine Lustreise in die savoyischen Alpen, „die durch den beständigen Gedanken an Gott geheiligt wird". Der streitbare fromme Bruder stirbt 33 Jahre alt 1882. Das Buch ist hoffentlich nur für glaubensstarke Katholiken bestimmt. Protestantische Leser dürfte es schwerlich für die eben angestrebte Rückkehr der Jesuiten begeistern.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Soeben erschienen:

Iris.

Erzählungen und Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—.
In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Lustspiele.

I. **Ein Hofstaat.** — II. **Ein Volksfest am Aetna.** — III. **Der Magier.** — IV. **Willy.** — V. **Menschen und Affen.** Modernes Satyrspiel.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—.
In geschmackvollem Einband ℳ. 4.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Georg Weiss in Heidelberg.

Die

Positive Philosophie

von

August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**
übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**
2 Bände. 17 ℳ.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Lessing, Werke, Göschen's Original-Ausgabe. 1890, in 12 eleg. Halbfranzbänden, gr. 8°, statt 33 Mark **nur 18 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Soeben erschien im Verlag von

1888 bis 1891 **Friedr. Pfeilstücker Berlin, W.**

Soziale Briefe aus Berlin.

Von

Otto von Leixner.

Preis 4 M. geb. 4,75 M.

In klarer, anschaulicher und stets sachlicher Weise gibt der Verfasser ein wahres Bild der Berliner sozialen Zustände und Strömungen. Nie doktrinär, vielmehr unterhaltend und fesselnd von Anfang bis zu Ende, bildet sein Buch einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte und besonders zur Psychologie der Sozialdemokratie. Leixners Werk ist geeignet, manches Vorurteil zu beseitigen und vielerlei Dinge von der rechten Seite zu beleuchten. Die Lektüre wird auf den Gebildeten jeder Partei anregend wirken.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Redaction: Berlin W., Großgörschenstr. 23.

Soeben erscheint im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig:**

Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften

von

Dr. Carl Freiherr du Prel.

2 Bände in 8° eleg. brosch. à Band ℳ 4.—.

Der I. Band: „Thatsachen und Probleme" behandelt verschiedene kulturhistorische und psychologische Probleme, die bisher für unlösbar gehalten wurden. Der II. Band: „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik" liefert die experimentelle Bestätigung. Die Gegner der übersinnlichen Weltanschauung werden dem hier angehäuften Thatsachenmaterial wenig entgegenstellen können, der Sache des Mysticismus aber wird das interessante Werk zahlreiche neue Freunde zuführen.

Neu! **Neu!**

C. du Coëdlosquet, S. J.
Theodor Wibaux,

Zuave und Jesuit.

Autorisirte Uebersetzung von **Prinzessin Franziska zu Löwenstein.**

Preis fl. 3.50 broschirt.

Zu haben in jeder Buchhandlung oder im
Verlag **Austria, Drescher & Comp. in Wien.** VII. Schottenhofgasse 3.

Georg Weiß, Verlag in Heidelberg.

Vor Kurzem erschien:

Sudermann's „Ehre" — Kunstwerk oder Mache?

Eine zeitgemäße Betrachtung von **Ernst Traumann.**

Preis 75 ₰.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe der „Eisenbahnreform".

Von

Eduard Engel.

Der Zonentarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs".

Kaiser Wilhelm II.
am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 Mk. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**
8. Geh. 6 ℳ. Geb. 7 ℳ.

Neueste belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der arme Dichter.

Roman von

August Niemann.

2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Vaterland.

Roman von

Reinhold Ortmann.

2 Bände. Preis geh. M. 7.50; fein geb. M. 8.50.

Gräfin Ruth.

Roman von

Emilie Erhard.

Dritte Auflage.

2 Bände. Preis geheftet M. 8.—; fein geb. M. 9.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Episode Windthorst. Von Martin Hildebrandt. — Zur Marinedebatte. Von F. — **Literatur und Kunst**: Wilhelm Jordan und der Optimismus. Von Hieronymus Lorm. — Zur Geschichte des deutschen Romans. Von Z. — Gyp. Von Oskar Welten. — Die s-Kräze in unserer Sprache. — **Feuilleton**: Der Drehorgelspieler. Von M. Day. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die Episode Windthorst.

Von Martin Hildebrandt.

„Ein todter Feind riecht immer gut." Was Wunder, daß die Nekrologe, welche die nicht im Dienste der Centrumspartei stehende Presse der „kleinen Excellenz" gewidmet hat, nicht minder rühmend lauten, als diejenigen, welche in den katholischen Blättern zu finden sind. Man ist sich über die Bedeutung des Dahingeschiedenen einig. Man erinnert sich gerne noch einmal der schalkhaft-liebenswürdigen Art und Weise, in welcher der kluge Diplomat den Gegnern am Regierungstische seine Ueberlegenheit zeigte. Man quittirt ihm dankend die kleinen Dienste, die er sich selber leistete, wenn er seinen schwarzen Heerbann gelegentlich auf diese oder jene Seite stellte. Und da er überall herumgekommen ist und mit jeder Parteifirma ebenso gerne Geschäfte machte, wie mit der Regierung, so hat man überall eine Erinnerung an ihn, die sich zu einer sympathischen Charakterzeichnung wohl verwerthen läßt.

Und dieses Wohlwollen gegenüber dem streitbaren Kämpen Roms erhöht sich durch die stille Hoffnung auf seine reiche Hinterlassenschaft. Eine stolze, ruhmbedeckte, ausschlaggebende Partei steht da, eines Führers beraubt, der die große Kunst besaß, alle widerstrebenden Elemente, die sich in ihr zusammenfanden, unter seinen Willen zu beugen; der eine Disciplin aufrecht zu erhalten wußte, an der jeder Versuch eines „divide et impera" scheiterte. Nur der Tod vermochte den siegreichen Führer von seiner Schaar zu trennen.

Wird sie nun zusammenhalten, wird sich ein zweiter Windthorst finden, der etwaige Selbständigkeitsgelüste nieder zu zwingen versteht? Das ist die große Frage der Herren von links und rechts, die sich auf einen kleinen Erbtheil Hoffnung machen.

Und so lange diese Frage nicht ihre Antwort findet, so lange ist es natürlich klug und weise, das Erbe und den Erblasser mit zarter Rücksicht zu behandeln. Damit ist zur Genüge erklärt, wenn an der frischen Gruft des Verstorbenen nur das gesprochen wird, was zu seinem Ruhme gesagt werden kann: Er war der bedeutendste und glücklichste Verfechter der Interessen der katholischen Kirche in Deutschland.

Er war es. Er hat Rom von Triumph zu Triumph über uns, über die Sache des deutschen Volkes geführt, und sein Geschick wollte, daß auch der Cultusminister, der nach Falk berufen war „den berechtigten Forderungen des katholischen Deutschland Rechnung zu tragen", vor ihm noch von der Bildfläche verschwinden mußte. Noch über den sterbenden Windthorst fiel der sparsamer gewordene Herr von Goßler. Fürwahr, die „kleine Excellenz" ist heimgegangen wie ein Feldherr, den im Angesicht des überwundenen Feindes der Tod beschleicht. Bis an sein Ende war der Sieg bei seinen Fahnen. In seiner Ruhmeshalle steht die geborstene Canossasäule und die Schatten Falk's und Bismarck's huschen mitternächtig um sie herum. Nur die feierliche Einholung der vertriebenen Jesuiten hat er nicht erleben sollen.

Unangenehme Erinnerungen drängt man gern zurück und so ist man denn wohl voll von der Größe Windthorst's, aber man vermeidet es zu erwähnen, daß das deutsche Volk es ist, welches die Kosten seiner Größe trägt, welches verurtheilt wurde sie zu tragen. Sein Heimgang ist das Gegentheil eines nationalen Verlustes.

Den Sockel, auf dem die Größe Windthorst's sich erhebt, hat unsere nationale Halbheit aufgebaut. Der Culturkampf wurde vom deutschen Volke und seinen „nationalen" Staatsmännern wohl mit vielem Geräusche aber mit recht dürftigen Waffen geführt. Eine wahrhaft nationale Regierung konnte den römischen Machtgelüsten nur dadurch begegnen, daß sie mit dem Begriff der Staatskirche überhaupt aufräumte und nicht nur die katholische, sondern auch die protestantische Kirche sich selber überließ, jeden Religionsunterricht aus der Schule verbannte und eine Jugenderziehung in die Wege leitete, welche die Resultate der freien wissenschaftlichen Forschung rückhaltlos bekannte. Allein dazu besaß man nicht den Muth, der heutige Staat glaubte die Kirche als Helfershelferin nicht entbehren zu können und Herr Windthorst kannte ganz genau das Schilf, in dem seine Gegner ihre Pfeifen schnitten. Er hatte selbst lange genug darin gesessen, er war zudem überzeugt, daß sich die Autorität des heutigen Staates nur mit den Mitteln aufrecht erhalten läßt, die ihn begründeten. Er hatte die Trümpfe in seinen Händen und konnte warten, wie weit man „den Selbstmord" treiben werde.

Und er hatte ganz richtig calculirt. Fürst Bismarck hätte etwas Schönes einrühren können, wenn er der nationalen Entwickelung nicht ein Ende bereitet, Herrn Falk verabschiedet und Herrn Goßler zur Leitung eines verschämten Rückzuges berufen hätte. Sein eigenes Werk, das Deutsche Reich, welches er meinte, hätte darüber aus den Fugen gehen können. Das einmal erwachte nationale Empfinden hätte am Ende sich auf germanische Traditionen besinnen können und ein solcher „Reactionär" wollte Herr von Bismarck doch nicht sein. Das jüngere „l'état c'est moi" entsprach seinen Anschauungen vom Staat viel mehr und diese Anschauung aufrecht zu erhalten, dazu braucht man Helfershelfer, welche das Volk in dem Glauben an die unantastbare Rechtmäßigkeit dieses Zustandes erhalten. Er hatte es in der That recht leicht, der alte Herr,

Digitized by Google

schalkhaft zu sein und dem Fürsten Bismarck lächelnd mit dem Finger zu drohen: Otto, Otto, du sägst am Aste, auf dem du sitzest!

Und das hat „die Regierung" denn auch eingesehen. Man schloß mit Rom den Frieden, aber allzu kläglich konnte man sich nicht unterwerfen — das hatte auch nicht im Sinn des alten Fuchses Windthorst gelegen, denn ein allzu schnelles Versöhnen hätte den deutschen Michel am Ende kopfscheu gemacht. So spielte man denn ein Jahrzehnt die parlamentarische Komödie, in welcher „dem Hund", damit es ihm nicht allzu wehe thue, immer nur ein Stück von seinem nationalen Schwänzchen abgeschnitten wurde und in welcher Herr von Windthorst immer die Pose des Triumphators einnehmen konnte. „Der Hund" wußte es schließlich nicht anders, er wunderte sich höchstens, wenn die bekannte Operation einmal zu lange ausblieb.

Vielleicht faßt man jetzt, da die „kleine Excellenz" heimgegangen ist, den Muth, das übrig gebliebene „Jesuitenstürzelchen" stehen zu lassen, als Andenken an die „nationalen Verirrungen", in die man sich im ersten Einheitsrausch verlieren wollte.

Hätte Fürst Bismarck dem Drange des deutschen Volkes nach geistiger Freiheit Raum gegeben und der verehrten Römerei in Kirche, Schule und Recht ein Ende machen helfen, der kleine Windthorst wäre wohl nicht so groß geworden, denn er stände nicht auf jenem Piedestal, das ihm Fürst Bismarck in eigener Person geliehen hat. An der nationalen Weiterentwickelung hat sich das deutsche Volk damit den Magen gründlich verdorben. Es hat sich dafür der sozialen Strömung anvertraut, die schließlich zu demselben Ziel führen wird, leider aber Umwege einschlägt und Hindernissen begegnet, die jene nicht gefunden hätte. Die Aufgaben, die ein Volk zu lösen hat, bleiben ihm bestehen. Nur können die Staatsmänner, die nicht den Blick für diese Ziele haben oder die nicht wollen, ihm die Arbeit recht erschweren. So hat Herr Windthorst durch den Fürsten Bismarck Gelegenheit erhalten, eine Episode in der deutschen Geschichte zu spielen, aber weiter nichts. Er hat das Römerthum im deutschen Volke noch einmal zu Ehren gebracht, zu letzten Ehren hoffentlich, denn schon beginnen die sozialen Wogen auch den Felsen Petri zu umbranden, so weit er noch auf deutschem Boden steht, und ihrem Ansturm wird er endlich weichen. So mag denn Rom am Grabe Windthorst's trauern, das deutsch gesinnte deutsche Volk hofft auf den Tag, an dem es die Niederlage, die ihm die „kleine Excellenz" bereitete, wett machen kann.

Zur Marinedebatte.

Zur näheren Beurtheilung der erst „uferlosen", dann allerdings etwas begrenzter auftretenden Pläne des Staatssecretärs Admiral Hollmann, sowie der Debatten in der Commission und im Reichstag sei es gestattet, auf einige Momente hinzuweisen, von denen das eine unseres Erachtens nach in zu geringem Maße, das andere jedoch unseres Wissens so gut wie gar nicht berührt worden ist. Es ist dies der ausführliche, eingehende Vergleich der Streitkräfte der deutschen Marine mit den Seestreitkräften der anderen Seemächte, welche in erster Linie den Maßstab für die Vermehrung der ersteren bilden muß und der Hinweis auf die eminente Verstärkung, welche der deutschen Kriegsflotte mit dem nicht mehr fernen Augenblick erwächst, in welchem es in Folge der Vollendung des Nord-Ostseecanals (1895?) möglich sein wird, ihre Kräfte nach Belieben, ungehindert durch einen Gegner, in der Nordsee oder Ostsee im gebotenen Moment zu vereinigen und mit vereinter Macht einer feindlichen Flotte gegenüber zu treten. Endlich aber müssen doch auch die Verhältnisse der Gruppirung der Seestreitkräfte des Dreibundes, dessen Dauer ja allem Anschein nach auf längere Zeit gesichert ist — wenigstens von der Leitung der betreffenden Staaten als fest beabsichtigt erklärt wurde — in Rechenschaft gezogen werden.

Ein Vergleich der maritimen Streitkräfte Deutschlands und der der beiden anderen Mächte des Dreibundes mit denjenigen der beiden anderen hierbei in Betracht kommenden Seemächte: Frankreich und Rußland, ergibt hinsichtlich der Panzerflotten dieser Mächte, auf welche es in erster Linie ankommt, die folgenden auf die neuesten Flottenlisten und diesbezüglichen anderweitigen Publikationen gestützten Daten:

Zur Zeit sind die vereinigten Schlachtflotten der Mächte des Dreibundes in der That, wie wir nachweisen werden, der französischen Panzerflotte wesentlich überlegen und werden es nach Beendigung ihrer allerseits beabsichtigten und zum Theil schon in der Ausführung begriffenen Vermehrung voraussichtlich auf längere Zeit bleiben.

Der Stand der französischen Panzerflotte ist im gegenwärtigen Zeitpunkt der folgende: Dieselbe besteht aus sieben Schlachtschiffen ersten Ranges: dem Redoutable, Admiral Duperré, der Devastation, dem Courbet, Admiral Baudin, Formidable und dem jüngst vollendeten Hoche. Dieselben haben 14—16 Knoten Fahrgeschwindigkeit. Diesen sieben französischen Panzerschiffen ersten Ranges schließt sich eine Gruppe von Panzerschiffen zweiten Ranges an; es sind die Panzerschiffe von unter 14 Knoten Fahrgeschwindigkeit und zwar die beiden eisernen Panzerschiffe Friedland und Héroine und die sechs hölzernen Panzerschiffe: Océan, Suffren, Marengo, Colbert, Richelieu und Trident. Die beiden eisernen Panzerschiffe sind französischerseits im Wesentlichen zum Küstenschutz gegen schwacharmirte Kreuzer, welche ein Bombardement versuchen wollen, bestimmt. Die sechs hölzernen Panzerschiffe sind sämmtlich zu alt und mangelhaft geschützt, um im Kampf gegen die heutigen eisernen und stählernen Panzerschiffe verwandt werden zu können. In Folge ihres Mangels an Compartiments können sie leicht zum Sinken gebracht und, da sie von Holz sind, leicht in Brand geschossen werden, und die französische Marine verspricht sich von ihnen nur unter außergewöhnlich günstigen Umständen Nutzen.

An gepanzerten Kreuzern besitzt die französische Flotte neun, von denen nur zwei, der Duguesclin und der Vauban, von Eisen, die übrigen sieben, der Bayard, Turenne, die Victorieuse, Triomphante, Galissonnière, Montcalm und die Thetis, in Holzconstruction gebaut sind. Den beiden gepanzerten Kreuzern macht man den Vorwurf zu geringer Geschwindigkeit und bezweifelt, daß sie als Kreuzer und Eclaireurs der schnelleren Panzerschiffe zu dienen vermögen. Die hölzernen Kreuzer sind im Krieg zum Schutz von Transportflotillen gegen feindliche Eclaireurs und Kreuzer und zur Ueberwachung der Handelsstraßen bestimmt. Im Frieden leisten sie in den entfernten Stationen und den Colonien Dienst.

Im Bau begriffen sind in Frankreich vier große Panzerschiffe ersten Ranges: der Marceau, Neptune, Magenta und Brennus, von denen die beiden ersteren in diesem Jahre, der Magenta in 2—3 Jahren und der Brennus in 5—6 Jahren vollendet sein werden. Außerdem ist der Bau von vier neuen gepanzerten Küstenschutzfahrzeugen von 6000 Tons Gehalt begonnen.

Man hält in Frankreich selbst, wie aus dem hervorragenden Werke des Deputirten für Paris J. L. de Lanessan: la marine française en 1890 hervorgeht, die französische Panzerflotte sowohl an Zahl ihrer Schiffe, wie an Fahrgeschwindigkeit und Ausrüstung mit Geschützen schwersten Calibers der der ersten Seemacht des Dreibundes, der italienischen Panzerflotte, nicht überlegen, geschweige denn zweien oder den vereinigten Panzerflotten der Mächte des Dreibundes gewachsen.

Italien, welches in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht hat, um eine seiner vorherrschend maritimen Lage entsprechende Kriegsflotte zu bilden, besitzt zur Zeit 7 Panzerschiffe ersten Ranges: den Duilio, Dandolo, Lepanto, Ruggiero di Lauria, Francesco Morosini, Andrea Doria und die Italia.

Die überwiegenden Vortheile der italienischen Panzerschiffe gegenüber den französischen bestehen in ihrer beträchtlich größeren Fahrgeschwindigkeit von 15—18 Knoten und in ihren mächtigeren Geschützen schweren Calibers, ihre Nachtheile in ihrem geringeren Seitenpanzerschutz, ihrer schwachen

Digitized by Google

Panzerung des Decks und ihrer schwächeren Ausrüstung mit Geschützen mittleren Calibers.

An kleineren Panzerschiffen besitzt die italienische Flotte 5, welche mit den französischen gepanzerten Kreuzern verglichen werden können: den Castelfidardo, San Martino, Affondatore, die Maria Pia und die Ancona. Drei andere Fahrzeuge, der Formidabile, Terribile und Varese, sind minderwerthig wie jene und kaum noch als Schlachtschiffe zu rechnen, während die 3 gepanzerten Holzschiffe Roma, Palestro und Amadeo in Folge ihrer tüchtigen Ausrüstung mit Geschützen mittleren Calibers vielleicht mehr Werth wie jene besitzen.

In 3—4 Jahren wird das italienische Panzergeschwader um 3 Panzerschiffe ersten Ranges, den Re Umberto, die Sicilia und die Sardegna, welche sich noch im Bau befinden, vergrößert sein. Alsdann wird Italien 10 Panzerschiffe ersten Ranges besitzen, denen Frankreich dann nur 11 entgegenzustellen vermag, während ihm gleichzeitig nicht nur, wie Italien, der Schutz seiner Mittelmeerküsten, einschließlich Algier, sondern auch der des Atlantischen Oceans und Kanals auf eine Länge von über 2000 km obliegt.

Diejenige Macht des Dreibundes, deren Flotte im Verein mit der italienischen zunächst im Mittelländischen Meere der französischen Flotte gegenüber in Betracht kommt, Oesterreich, besitzt keine derartig gewaltigen Panzerschiffe, wie Frankreich und Italien, allein sie verfügt über sechs tüchtige Panzerschiffe zweiten Ranges. Es sind der Tegethoff, Custozza, Erzherzog Albrecht, Don Juan d'Austria, Kaiser Max und Prinz Eugen. Drei alte gepanzerte Holzschiffe, der Habsburg, Lissa und Kaiser, können nicht mehr als kriegstüchtig gelten. Drei tüchtige stählerne Panzerschiffe sind dagegen im Bau, der Kronprinz Rudolf, Erzherzogin Stefanie und Ferdinand Max.

Die österreichische Panzerflotte vermag zur Zeit allein der französischen oder italienischen Panzerflotte nicht die Spitze zu bieten; allein sie nimmt unter den Seemächten zweiten Ranges eine sehr beachtenswerthe Stelle ein und würde an der Seite der italienischen Panzerflotte derselben ein unbestreitbares starkes Uebergewicht über die französische verleihen, indem sie entweder in der Schlacht mit jener vereint gegen dieselbe auftritt, oder die Küsten Italiens gegen die an sie entsandten französischen Panzerschiffe schützt und derart der italienischen Panzerflotte freies Operiren im Mittelmeer gestattet.

Frankreich erstrebt jedoch nicht nur im Stande zu sein, im Mittelländischen Meere den vereinigten Flotten Italiens und Oesterreichs die Spitze zu bieten, sondern auch die Vereinigung der deutschen Panzerflotte mit den beiden alliirten Geschwadern zu verhindern. Zur Zeit vermag es weder das eine noch das andere; denn das vereinigte italienisch-österreichische Schlachtschiffgeschwader zählt 13 Panzerschiffe. Im Atlantischen Ocean und Kanal aber besitzt Frankreich nur 3 alte hölzerne Panzerschiffe und einige Küstenschutzfahrzeuge, welche nicht im Stande sind, das schnellere, besser armirte und geschützte deutsche Panzergeschwader aufzuhalten.

Die russische Panzerflotte besitzt nur ein einziges Panzerschiff ersten Ranges; es ist der Peter der Große. Die übrigen russischen Panzerschiffe sind nach Abmessungen, Panzerschutz und Armirung mit den französischen gepanzerten Kreuzern zu vergleichen. Es sind der Admiral Nakhimoff, Dimitry-Donskoy, Wladimir-Monomach, Minin, Herzog von Edinburgh, General-Admiral, Admiral Tschitschakoff, Admiral Greigh, Admiral Lazareff und Knäs-Pozarsky. Die letzteren vier Schiffe sind nur zum Küstenschutz oder im Frieden als Kreuzer zu verwenden. Die genannten Schiffe bilden die baltische Flotte, welche der deutschen gegenüber allein in Betracht kommt, da die russische aus den drei stählernen Panzerschiffen: Katharina IV., Sinope und Tschesme bestehende Panzerflotte des Schwarzen Meeres dort genügend beschäftigt und durch die von der Türkei beherrschte Durchfahrt des Bosporus und der Dardanellen vom mittelländischen Meere abgesperrt ist.

Rußland hat augenblicklich in den Ostseehäfen fünf starke Panzerschiffe: den Alexander II., Admiral Arkäs, Kaiser Nikolaus I., Alexander Newsky und die Pamiaty Azowa im Bau. Zur Zeit ist jedoch die russische Panzerflotte der Ostsee, auf welche es für Deutschland allein ankommt, mit ihrem einen Panzerschiff ersten und sechs Panzerschlachtschiffen zweiten und dritten Ranges der deutschen zehn Panzerschlachtschiffe zählenden Panzerflotte keineswegs gewachsen, und wird dies auch, wenn der deutsche Flottenbauplan von 1889 inne gehalten wird, auf lange Zeit nicht sein; jedoch vermag die russische Ostsee-Panzerflotte Frankreich in den nordischen Meeren eine wirksame Unterstützung zu gewähren; indem sie die Bewegungen der deutschen Panzerflotte hemmt oder gegen die deutschen Küsten operirt, oder wenn die deutsche Flotte im mittelländischen Meere engagirt ist, die deutschen Ostseehäfen blockirt.

Die Panzerflotte Deutschlands besitzt nur ein einziges Schiff, welches mit den sieben großen französischen Schlachtschiffen verglichen werden kann, es ist der etwas alte König Wilhelm. Die beiden nächstgrößten deutschen Panzerschiffe, der Kaiser und der Deutschland, sind nur mit den französischen Panzerschiffen zweiten Ranges, dem Friedland und der Héroine, zu vergleichen. Beide Fahrzeuge sind den französischen gepanzerten Kreuzern und mehr noch den hölzernen Panzerschiffen des französischen Nordgeschwaders überlegen. In dieselbe Kategorie wie der Kaiser und der Deutschland sind die Panzerschiffe Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und Oldenburg zu rechnen. Sie sind den französischen Panzerschiffen zweiten Ranges gewachsen, den hölzernen Panzerschiffen und gepanzerten Kreuzern überlegen und vermögen in Folge ihrer Geschützausrüstung auch für die französischen Panzerschiffe ersten Ranges beachtenswerthe Gegner zu werden. Die Panzerschiffe Friedrich der Große und Preußen, sowie Kronprinz und Friedrich Carl kommen den französischen gepanzerten Kreuzern an Leistungsfähigkeit gleich.

Das deutsche Panzergeschwader besteht daher zur Zeit aus einem Panzerschiff ersten und sechs Panzerschiffen zweiten Ranges und vier den französischen gepanzerten Kreuzern gewachsenen Panzerfahrzeugen. Die deutsche Panzerflotte ist daher der französischen auch nicht annähernd gewachsen, und vermag es auch bei einer Küstenentwickelung Deutschlands von nur ca. 173 Meilen und einer solchen Frankreichs von ca. 390 Meilen (excl. Algier) und besonders einem Einnahmebudget Frankreichs von $3^1/_2$ Milliarden gegenüber demjenigen Deutschlands von nur wenig über $1^1/_4$ Milliarde nicht zu sein, und ohne eine ganz unverhältnißmäßige Belastung des letzteren auch nicht zu werden.

Die deutsche Panzerflotte vermag jedoch nach der Ansicht von Autoritäten der französischen Marine, selbst wenn die französische Mittelmeerflotte im Mittelmeer beschäftigt ist, vermöge ihrer Ueberlegenheit an Schnelligkeit, Armirung und Panzerschutz den Canal zu passiren, ohne von dem französischen Nordgeschwader aufgehalten werden zu können und sich mit dem italienischen Geschwader im mittelländischen Meere zu vereinigen und demselben, ganz abgesehen von dem Hinzukommen des österreichischen Geschwaders, die ausgesprochenste Ueberlegenheit über die französische Panzerflotte zu sichern.

Bei einer derartigen Lage der Dinge aber ist nicht einzusehen, weshalb eine das Programm des Flottenbauplans von 1888 überschreitende Vermehrung der deutschen Panzerflotte erforderlich ist. Dieselbe befindet sich zur Zeit bereits in derart Achtung gebietender Stärke, wie aus der angegebenen Aufzählung hervorgeht, welche ihre Mitwirkung als Verbündeter sehr erwünscht erscheinen läßt. Die deutsche Panzerflotte steht bereits jetzt an dritter Stelle unter den Panzerflotten der Seemächte. An erster Stelle befindet sich England mit zur Zeit 14, nach Beendigung seines Flottenvermehrungsplanes 26 Panzerschiffen ersten Ranges, an zweiter Frankreich und Italien mit je 7 Panzerschiffen ersten Ranges; alsdann folgt die deutsche Panzerflotte mit 1 Panzerschiff ersten, 6 Panzerschiffen zweiten und 4 Panzerschiffen dritten Ranges. Die maritime Lage und Verhältnisse, und ihre weit größere Küstenentwickelung wie die deutsche verweisen jene drei ersten Mächte gebieterisch auf die Behauptung einer hervorragenden Machtstellung zur See hin. Deutschland, auf drei Seiten von mächtigen Nachbarn zu Lande umgeben, findet und muß schon deshalb den Schwerpunkt seiner Wehrkraft in seinem Landheere finden. Um seinen

Digitized by Google

Colonien und den kleineren Seemächten gegenüber seine Autorität zu wahren, sowie zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit den ersteren besitzt es Schiffe genug. So erwünscht nun auch eine Vermehrung seiner Flotte zum Schutz seines Handels besonders an schnellen Kreuzern von starkem Deplacement (über 3000 Tonnen) wäre, so ergibt dennoch eine objective Beurtheilung, daß, wenn ein Conflict mit irgend einer Seemacht entsteht, es sich für die Entscheidung desselben zur See in erster Linie um die Stärke der beiderseitigen Panzerflotten handelt; in dieser Hinsicht aber sind für Deutschland, wie erwähnt, durch die Verhältnisse ganz bestimmte Grenzen gezogen, über die dasselbe nicht hinausgehen darf, ohne das Land finanziell außerordentlich zu überlasten.

Was nun aber die vielfach in den Vordergrund gestellte Aufgabe des Schutzes der deutschen Küsten betrifft, so ist doch auch sehr zu berücksichtigen, daß derselbe auch durch zweckmäßig angelegte Strandbatterien, Torpedosperren ꝛc. bewerkstelligt zu werden vermag, und daß wohl zweifellos nicht nur unsere wichtigsten Handelsemporien an der See, bei denen dies bereits durchweg der Fall ist, sondern auch kleinere Uferplätze derart billiger wie durch kostspielig zu erbauende und zu unterhaltende Schiffe geschützt zu werden vermögen.

Was ferner die durch eine Vermehrung der Flotte zu verhütende Gefahr feindlicher Landungen betrifft, so ist dieselbe in Anbetracht der ungemeinen Schwierigkeiten einer jeden Landung, die beispielsweise in der Nordsee fast unüberwindliche sind, und gegenüber den zahlreichen zum Küstenschutz zur Verfügung stehenden Landwehr-, Landsturm- und sonstigen Besatzungsformationen eine vollkommen illusorische, und werden der heute nach Millionen zählenden Feldarmee durch eine derartige Verwendung dieser Besatzungstruppen keineswegs irgend wie in Betracht kommende Streitkräfte entzogen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß zur Landung nur eines einzigen Armeecorps von 30,000 Mann gleichzeitig der Transport von 90—100 Geschützen, von gegen 2000 Kriegsfahrzeugen und ca. 5000 Pferden und eines gewaltigen Materials an Vorräthen aller Art gehört, und daß dazu das Gros der feindlichen Panzerflotte und eine ungemein starke Transportflotte sowie der Schutz der Verbindungen einer derartigen Expedition erforderlich wird, sowie daß diese vielleicht durch die Umstände begünstigte, glücklich erfolgte Landung der 30,000 Mann doch nur einen heute verhältnißmäßig unbedeutenden Heerestheil an die feindliche Küste setzt, der, des schnellen Nachschubes und der Verstärkung entbehrend, rasch von allen Seiten vom Gegner mit überlegenen Kräften angefallen und zweifellos geschlagen werden würde, so wird man sich hinsichtlich der Gefahren einer Landung, welche Frankreich 1870 trotz aller Ueberlegenheit zur See wohlweislich unterließ, beruhigen. Was es aber mit einer derartigen Landung auf sich hat, geht aus der Thatsache hervor, daß das flottengewaltige England die einzige Seemacht ist, welche sich rühmen kann, in der Lage zu sein, im gegebenen Moment eine complette Heeresdivision aller Waffen an jeden beliebigen, einer Landung zugänglichen Punkt der Welt zu senden. Gegen kleinere überraschender auftretende Landungsunternehmungen und deren Contributionsbeitreibungen ꝛc. sich zu schützen, wird allerdings weit schwieriger sein, allein auch mit zahlreichen Schlachtschiffen und Kreuzern vermag man sich derselben nicht völlig zu erwehren. Gegen das Bombardement der Hafenstädte aber schützen zweckmäßig angelegte Strandbatterien, und die wichtigsten derselben sind, wie erwähnt, bereits befestigt. Der umfassende Schutz aber eines jeden Punktes und Ortes unserer ca. 173 Meilen langen Küste durch Panzerfahrzeuge und Kreuzer würde uns unbedingt theurer zu stehen kommen, wie es die zu schützenden Objecte werth sind.

Wir resumiren: die geographischen, nationalöconomischen und militärisch-politischen Verhältnisse verweisen Deutschland auf das stricte Innehalten einer gewissen Grenze für seine maritime Entwickelung, welche überschreiten zu wollen über eine gesunde rationelle und seinem Leistungsvermögen proportionirte Entfaltung seiner Machtmittel hinausgehen und sich empfindlich rächen würde.

Sein Flottenzuwachs möge dahin zielen, stets der russischen Flotte überlegen zu bleiben und für die italienische und jede andere ein in's Gewicht fallender Bundesgenosse zu sein, sowie einen ausreichenden Schutz seines Handels, seiner Colonien und Küsten zu gewähren; alle überstürzte treibhausartige Entwickelung aber der deutschen Wehrkraft zur See, welche über die Leistungsfähigkeit und die politischen Aufgaben des Landes hinausgeht, entspricht nicht einer klaren, ruhigen, maßvollen, den Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung angemessenen Politik. F.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Jordan und der Optimismus.

Von Hieronymus Lorm.

Sehr viel Optimismus gehört dazu, in Deutschland Erfolg von einem Werk zu erwarten, dessen Erscheinen als Buch nicht eigentlich den Verfasser, sondern im Grunde nur den Buchbinder zum Urheber hat. Dies ist bei all' den Sammlungen von vermischten Aufsätzen, Feuilletons und Essays der Fall, bei denen der „rothe Faden", welchen Goethe symbolisch aus dem englischen Tauwerk herausgezogen hat, sich höchst materiell und leibhaftig nur als der Faden der äußerlichen Zusammenheftung darstellt. Unzählig sind die Sammlungen dieser Art, und unzählig sind auch in Deutschland die Leser dafür, aber nur in dem Sinne, daß, was nicht vorhanden ist, auch nicht gezählt werden kann. Gleichwohl sei Wilhelm Jordan nicht getadelt, daß er den Muth hat, mit seiner neuesten Publikation*) zu diesen Bibliotheken ungenossenen Geistes beizusteuern. Den Optimisten leitet dabei vielleicht die Hoffnung, sein Name werde dem Leser jenen inneren Zusammenhang liefern und den erwähnten äußerlichen Faden der Zusammenheftung geistig beseelen. Man hat wahrhaftig, abgesehen von allen philosophischen Deductionen, nicht Ursache, beim Hinblick auf das Verhalten des deutschen Publikums zu seiner Literatur und namentlich zu den Sammlungen der bezeichneten Art, zum Optimisten zu werden. Einst schrieb mir ein namhafter deutscher Buchhändler ein in dieser Beziehung charakteristisches Bekenntniß. Er hatte seine Lehrjahre in England durchgemacht und zwar im Geschäft des Verlegers von Macaulay's „Essays". Der ungeheure lucrative Erfolg dieser Sammlungen vermischter Aufsätze hatte für den Lehrling zur Folge, daß, als er fertig zu seinem Geschäft ausgebildet nach Deutschland zurückgekommen und in den Stand gesetzt war, eine eigene Verlagsbuchhandlung zu gründen, dieselbe nicht besser glaubte in Fluß bringen zu können, als durch die Herausgabe von Essays aus der Feder der zu jener Zeit am meisten genannten deutschen Schriftsteller, wie Adolf Stahr und Andere. Das Ergebniß war ein so erschreckendes, daß der junge Verleger, um seine Fonds nicht gänzlich zu erschöpfen, eiligst auf einen anderen Zweig des Verlagsgeschäftes sich werfen mußte.

Nicht England allein beschämt uns hierin als leuchtender Gegensatz; das zweite große Culturland, hinter welchem wir hinsichtlich der leidenschaftlichen Hingebung an die schaffenden Geister der Nation weit zurückstehen, ist Frankreich. Ein überwiegend großer Theil des Ruhms der französischen Literatur seit 60 Jahren, seit der Herrschaft der Orleans, welche in Rücksicht auf Kunst und Poesie und besonders auf den eigentlich literarischen Geist die für Frankreich segensreichste Periode in diesem Jahrhundert war, geht von den Sammlungen der Zeitungsaufsätze berühmter Schriftsteller aus. Man braucht nur St. Beuve zu nennen, um keinen Widerspruch gegen diese Behauptung fürchten zu müssen. Allein selbst minder hochgestellte Intelligenzen, deren Name kaum über das Land hinausreichte, wenn sie sich einmal auf journalistischem Wege eine

*) Episteln und Vorträge. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag.

Digitized by Google

irgendwie hervorragende Geltung erworben hatten, kamen den eifrigsten Wünschen der Nation entgegen, sobald sie ihre äußerlich zerstreuten Leistungen zum Buche vereinigt darbrachten. Nicht einmal eine allgemein mißliebige politische Gesinnung des Autors konnte seinem diesbezüglichen Erfolg Eintrag thun, falls nur einmal die Eigenthümlichkeit seiner rein geistigen Bedeutung festgestellt war. So hat selbst der Legitimist Pontmartin seinen in so vielen Bänden vereinigten Theaterkritiken ein dankbares Lesepublikum erworben, und wie haben erst die „Guêpes“ von Alphonse Karr und die „Lettres parisiennes“ von Vicomte de Launay zum Ruhm der französischen Literatur beigetragen!

Die Ersteren waren ursprünglich eine Zeitung in zwanglos erscheinenden Heften und man kann getrost behaupten, daß die intime Geschichte des Pariser Lebens im Zeitalter Louis Philippe's eindringlicher darin abgespiegelt ist, als in manchem großen Geschichtswerk. Vicomte de Launay ist aber Niemand Anderer als die hochbegabte, mit ihren Romanen und Dramen („La canne de Mr. de Balzac“; „Marguérite“; „Lady Tartuffe“ etc.) in ganz Europa bekannt und beliebt gewesene Madame Emile de Girardin. Unter dem erwähnten Pseudonym schrieb sie ihre Pariser Briefe als Feuilletons für die von ihrem Gatten gegründete tägliche Zeitung „La Presse“, die, nebenbei bemerkt, durch ihre geniale technische Organisation eine Stelle in der Geschichte des Zeitungswesens verdient. Die Briefe sind Sittenbilder einer bestimmten Epoche und deshalb von historischem Werth; sie sind aber auch belletristische Gewebe, die von Witz und guten Einfällen wie von Diamanten funkeln, sie sind über und über mit jenen höher gearteten Anekdoten bedeckt, deren Pointe wie ein Blitzstrahl die dunkelsten Stellen im politischen und sozialen Getriebe ihrer Zeit beleuchtet. Alle diese verschiedenen „Sammlungen“ sind scheinbar auch nur äußerlich zusammengenäht, da sie die heterogensten Stoffe neben einander behandeln; die Bedeutung des Geistes, der sie schuf, gibt ihnen jedoch für den Leser einen geistigen Zusammenhang, eine untrennbare Einheit.

Damit soll aber keineswegs ein größeres Lob der französischen Literatur ausgesprochen werden, als die deutsche verdiente, vielmehr nur ein größeres Lob der intellectuellen Aufnahmefähigkeit der Nation. Denn den deutschen Sammelwerken dieser Art fehlt nichts als die Verbreitung, die Weltwirkung, um in erster Reihe zu stehen. Eine überaus lange Liste von Titeln deutscher Essays, gesammelter Feuilletons und dergleichen mehr ließe sich anführen, die schon todt waren, bevor sie noch gelebt hatten, da sie gleich nach ihrer Geburt vereinzelten Bibliotheken wie einer Gruft überantwortet wurden, ohne jemals in die Welt gedrungen zu sein. Wie viele verlorene Güter des Geistes! Auch Bücherdeckel sind zuweilen Sargdeckel, die sich niemals mehr öffnen, obgleich sie nicht eines Menschen sterbliche, sondern seine unsterblichen Reste umschließen.

Ist damit eine Wunde am Körper des deutschen Literaturlebens bloßgelegt, so ist sie nicht die einzige. Eine ebenso tiefe wie die Unempfänglichkeit schlägt ihm die falsche Empfänglichkeit, unter der sich jene zu verbergen sucht. Dahin gehört der erheuchelte Cultus, welcher den Genien der Dichtkunst durch die Illustrationen gewidmet wird, eine Betrachtung, die zu dem vorliegenden Buche von Jordan zurückleitet. Es enthält einen Aufsatz: „Bild und Wort“, und er ist seinerseits wieder geeignet, zu den literarischen Verschollenheiten zurück zu leiten, deren ich eben gedacht habe. Seit 15 Jahren liegen die Essays: „Literarische Herzenssachen“ von Ferdinand Kürnberger der Welt vor und sie hat dieselben vergessen, bevor sie ihrer noch gedacht hat, denn sie sind nicht gekauft worden. Unter diesen durch Schärfe der Satire und eindringliche Formulirung der Gedanken oft bewundernswerthen Aufsätzen ist auch einer mit dem Titel „Bücher-Frou-Frou“, der, anknüpfend an die vor fast hundert Jahren von Jean Paul veröffentlichte „Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher“ denselben Kampf gegen das Illustriren aufnimmt, wie Jordan's Aufsatz, nur, offen gestanden, zu größerer Ergötzung des Lesers. Indessen sei dem Autor des vorliegenden Buches das Verdienst nicht bestritten, „die Reichsgrenzen zwischen der bildenden Kunst und der Poesie“, d. h. Lessing's „Laokoon“ den Zeitgenossen wieder in's Gedächtniß zu rufen, obgleich der moderne Schaden, den die läppische Veräußerlichung des Geistes durch den Griffel erleidet, dadurch nicht erschöpfend gebrandmarkt ist.

Viel Vergnügen glaubt man von denjenigen Aufsätzen Jordan's erwarten zu dürfen, welche das Theater berühren. Allgemein erzählt man von seinen Lustspielen („Tauschent täuscht“; „Liebesleugner“; „Durch's Ohr“), daß sie von jenem Esprit durchdrungen seien, den ein talentvoller Deutscher werkthätig in seine Sprache übersetzen kann, während das Wort selbst, bei aller Neigung zur Sprachreinigung unübersetzt bleiben muß, wenn uns nicht mit dem Worte selbst ein köstlicher Begriff verloren gehen soll. Denn die Franzosen bezeichnen mit „Esprit“ eine Vereinigung von Verstand, Witz und Grazie, aus welchem Bunde jedoch die Tiefe ausgeschlossen ist, auf welche die deutsche Bezeichnung „Geist“ hindeutet.

Diesen Esprit der Theaterstücke Jordan's wird Niemand in seinen das Theater berührenden Aufsätzen wiederfinden. Die Epistel „An eine berühmte Schauspielerin“ ist von einem sehr mageren Gedanken getragen, der dadurch nicht fetter wird, daß er weitschweifige, aus Bildern zusammengesetzte Gewänder trägt. Es handelt sich um die Abwehr des brutalen Verfahrens, Gegenstände der unmittelbarsten Wirklichkeit zu künstlerischen Effecten verwenden zu wollen. Den Widersinn nachzuweisen gebraucht Jordan in weitläufiger Rede Beispiele wie ein Jagdbild aus dem Danziger Artushof, das sich eines wirklichen Hirschkopfes bedient ꝛc. Ludwig Börne in seinen Dramaturgischen Blättern hat bei Besprechung des Houwald'schen Rührstückes „Das Bild“ den Unsinn kurzweg mit dem Vergleich abgethan: ein Landschaftsbild, dessen Bäume mit wirklichen grünen Blättern beklebt wären. Seine Mahnung richtet Jordan deshalb an eine junge und schöne Schauspielerin, damit sie nicht wähne, daß die von der Natur überkommene Jugend und Schönheit schon hinreichend wären, um diese Eigenschaften auch im dramatischen Kunstwerk auf der Bühne zu versinnlichen. Eine Déjazet oder Mars in Paris hätten noch mit 70 Jahren jugendliche Mädchen erfolgreich dargestellt und im Wiener Burgtheater hätte das Publikum an den Lebensjahren einer Schauspielerin niemals Anstoß genommen. Ich will das Letztere dahingestellt sein lassen, jedenfalls aber ist die Illusionsfähigkeit, die sich über die Naturmängel hinwegsetzt, wenn die seelischen Kunstmittel dafür Ersatz bieten, eine Mahnung und Lehre für das Theaterpublikum und nicht für eine Schauspielerin. Eine solche wird sich immer geeignet glauben, auch als Großmutter, die Jungfrau von Orleans zu spielen. Die Wendung des Briefes, wodurch er der Künstlerin zu Herzen gehen soll, lautet nicht viel anders als die Aufforderung, nicht mehr jung und schön zu sein; sie soll nämlich dazu beitragen, daß ihr das Publikum, wenn sie einmal gereiften Alters sein werde, die verbrauchten Jahre der Ausbildung nicht zu Vorwürfen mache. Ja, aber wie man auch immer von der Beschränktheit des Publikums denke, Jugend und Schönheit allein hat ihm noch immer nicht für die Kunst selbst gegolten und wenn die Adressatin als berühmte Künstlerin angesprochen wird, die schon Vollendetes leistet, was kann die Aufforderung sonst bedeuten als den Imperativ: Bleibe Künstlerin! Man sieht, die Logik dieser Epistel ist ein wenig verschroben.

Ein zweiter das Theater berührender Aufsatz betitelt sich „Die Neige der Tragödie“. Der Grundgedanke wäre richtig und scharfsinnig, so weit er sich darauf beschränken würde, nicht bloß die edlen Triebe der Menschennatur als die Beweggründe unseres Wohlgefallens am Trauerspiel gelten zu lassen. „Geflissentlich,“ sagt der Verfasser, „hat man den Dämon in unserem Herzen verschleiert, für dessen böses Gelüst Sättigung zu finden einen wesentlichen Theil des Vergnügens am Tragischen ausmachte.“

In der Voraussetzung, daß die Lust am Greuelhaften unserer Zeit verloren gegangen wäre, rechnet ihr der Verfasser die Abneigung gegen die Tragödie zum Lobe an. Allein wie das Wesen der Individuen bleibt auch das der Menschheit im Grunde unverändert und nur die Formen, in welchen das

Digitized by Google

immerdar gleichmäßig Verlangte dargeboten werden soll, können geschmackvoller oder auch nur der Verweichlichung gefügiger werden. Der Massenmord auf der Bühne, die unseren entsetzten Nerven sichtbar vorgeführten Augenblendungen, mögen wir immerhin zurückweisen; die Lust am Greuelhaften aber befriedigt sich nicht minder, wenn es in das Innere der Menschen, in ihre Motive und Willensbestrebungen verlegt wird. Wie die Gladiatorenspiele, die Stierkämpfe, selbst die Autodafés heute noch überall den massenhaften Zudrang des „süßen Mob" fänden, so daß die Beseitigung nur der in die leitenden Geister eingedrungenen Gesittung zu danken ist, so hat sich die Lust am Greuelhaften, wo dieses nicht in Wirklichkeit, sondern nur als Bühnenspiel auftritt, nicht vermindert, vorausgesetzt, daß es uns nicht als Spektakel und widerwärtige körperliche Leiden belästigt. Jordan selbst geräth in einen Widerspruch gegen seine Annahme, daß unsere Zeit die Lust am Schrecklichen und damit zugleich die Neigung zur Tragödie abgelegt hätte. Denn indem er sich gegen „die Stützen der Gesellschaft" von Ibsen wendet, nur daß es der Optimist unter seiner Würde hält, das dramatische Werk des Pessimisten oder diesen selbst mit Titel und Namen zu bezeichnen, und die inneren Greuel, die da vorkommen, seiner Verdammniß unterwirft, muß er doch die erschütternde Wirkung, die es übt, und den allgemeinen Beifall, den es fand, zugestehen. Einen zweiten Grund, die Abneigung unserer Zeit gegen die Tragödie zu loben, liegt für den Verfasser in der siegreich gewordenen Herrschaft des gewaltigen Menschengeistes über das Schicksal, das ihm nicht mehr den Untergang bereiten soll. Er weist darauf hin, daß mit dieser Entzweiung von Geist und Schicksal, die der antiken Tragödie so ferne lag, in der „Antigone" ein vereinzelter Anfang gemacht worden wäre, so daß Sophokles mit dem bezüglichen Chor seinem Zeitalter um Jahrtausende voraus gewesen wäre. Allein diese Jahrtausende schließen höchstens noch das vorige, aber nicht mehr das gegenwärtige Jahrhundert mit ein, in welchem sich vielmehr auf einer höheren Stufe des Bewußtseins Menschennatur und Schicksal wieder zur Identität zusammenfinden. Das furchtbare, geheimnißvolle, aus unnahbaren Wolken dräuende und auch die Götter bezwingende Fatum der Antike, welches selbst dem Zeus die Rettung seines Sohnes Sarpedon vom Tode versagte — dieses Fatum hat sich für uns in etwas zwar gleich Furchtbares, aber keineswegs Geheimnißvolles, sondern dem Verstande Naheliegendes verwandelt, in den unlöslichen Causalverband aller Dinge, der keine Lücke für die Freiheit des Geistes bietet und in welchem alle Geschehnisse mit unausbleiblicher, unerbittlicher, von keinem Jupiter zu erweichender Nothwendigkeit erfolgen.

Wenn man nicht auf chimärischer „Willensfreiheit" Fuß faßt, so gibt es keine anderen als Schicksalstragödien. Denn auch der Charakter des Menschen ist ein Product unlenkbarer und unbestimmbarer Naturmächte, welche wir der mythischen Beschaffenheit und der mythologischen Eigenschaften des Fatums durch die Wissenschaften entkleidet haben, um sie als eherne Causalität in ihrer Alleinherrschaft nur noch zu befestigen. Die Argumentation des Herrn Jordan jedoch läuft auf veralteten, brüchig gewordenen Rädern.

Hingegen ist der erwähnte Esprit der Lustspiele in den Aufsätzen „Vom Leihlesen" und „Uebler Unwitz" zur Unterhaltung des dankbaren Lesers wiederzufinden. Erstaunlich ist der behauptete Optimismus gerade bei einem deutschen Schriftsteller, der sich, wie es hier geschieht, über so viele Unsitten und Ungezogenheiten, die in Deutschland seinem Berufe verderblich sind, bedauernd und trauernd beklagen muß. „Alleweil kreuzfidel, und wenn der Bettelsack sieben Löcher hat", singt man in Schwaben.

Im „Leihlesen" wird einer reichen Commerzienräthin, die sich zum Lesen mit vertheilten Rollen einige Exemplare der „Liebesleugner" für ganz kurze Zeit vom Verfasser ausleihen will, der Vorschlag gemacht, ihm ihre Staatsschuldverschreibungen für ganz kurze Zeit zu leihen; er werde sich nur die nächst fälligen Coupons davon abschneiden. In „Uebler Unwitz" wird der sich selbstgefällig belachende Blödsinn, Namen von Personen zu Kalauern zu gebrauchen, gekennzeichnet und die wilde geschmacklose Hetzjagd der Witzblätter und Possenschreiber auf „Schwiegermütter" mit Recht als eine Ruchlosigkeit verdammt. Nur in Deutschland erlebt man, daß ein Einfall, den man sich ein einziges Mal gefallen lassen kann, unaufhörlich zu Tode gejagt wird. Auch die Geißel gegen die „Lockfragen", wie beispielsweise nach den besten hundert Büchern oder nach den Motiven, Schriftsteller zu werden, ist der Anerkennung werth, während „Ambidexter" nur ein physiologisches Interesse bietet, der Aufsatz über den Versbau aber bloß für einen sehr kleinen Kreis anziehend sein kann.

Mit Absicht übergehe ich die Abhandlungen über Dante, über das Nibelungenlied und den die gleiche Richtung betreffenden „Anhang". Bei der schnöden Vernachlässigung der modernen Literatur ist es noch immer nicht erlaubt, die vergangene zu sehr hervorzuheben und namentlich zur Galvanisirung der Skelette beizutragen, die man aus den Leichenfeldern der altgermanischen Sagen und Mythen ausgegraben hat. Schätzen wir uns glücklich, daß das Interesse dafür ausschließlich der Musik Richard Wagner's überantwortet wurde.

Somit bleibt von dem Buche nur noch die Hauptsache zu erwähnen übrig, insofern sie an das Haupt dieser „Episteln und Vorträge" gestellt ist, die „Begegnungen mit Arthur Schopenhauer". Da stoßen wir denn zunächst auf die neue große Offenbarung, daß der Pessimismus nichts weiter als Krankheit sei oder wie Herr Jordan sich ausdrückt: „daß dem Pessimismus zu wehrloser Beute niemals andere verfallen als schadhafte Menschen."

Ich übergehe die indische Philosophie, weil sie noch immer zu wenig auf die Cultur des Abendlandes eingewirkt hat, obgleich Saft und Kraft ihrer Thesen auf wunderbare Weise in Kant wiedergeboren wurden, ohne daß er bei dem damaligen Zustande des Sanskritstudiums in Deutschland eine Ahnung davon gehabt hätte. Die nach den Lehren des Buddha zunächst älteste Urkunde des Pessimismus ist das Buch Kohélet, auch als der „Prediger Salomo's" bezeichnet und dem König Salomon selbst authentisch zugeschrieben. Er war bis in das höchste Alter von einer Kraft und Gesundheit, wie sie außerbiblisch nicht mehr anzutreffen sind, und schwelgte ohne Erschlaffung in den Erdenfreuden so ausgedehnter Art, wie sie nur der Luxus und die Genußsucht des Orients herbeischaffen konnten. Im Besitz alles dessen, was als das höchste irdische Glück gelten kann, hat er mit dem Buch Kohélet das Elend des Daseins der Welt aufgethan, ihr die wahre Bibel des Pessimismus geliefert, selbst ohne den Trost der Religion beizufügen, da er in diesem Buche mit Bewunderung und Verwunderung erregender Skepsis über die Glaubenslehren seines Volkes hinausgreift. Nach Herrn Jordan aber saß Salomon der Weise nicht auf dem üppigsten Throne der Welt, sondern lag krank im Hospital.

Die Evangelien sind ganz und gar auf Pessimismus gegründet, unausgesetzt verkünden sie, daß diese irdische Welt zum Untergang reif sei, und enthalten das erhabenste Wort Christi, welches Jahrtausende hindurch den edelsten Menschengeistern bei der Abkehr vom Erdenleben vorgeleuchtet hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Nirgends aber steht geschrieben, daß der Stifter des Christenthums körperlich schadhaft gewesen wäre.

Von den Weisen und Schriftstellern des Mittelalters muß ich schweigen, weil mir über ihre Gesundheitszustände keine ärztlichen Bulletins vorliegen. Wer aber war unter den geistigen Heroen der neuen Zeit der entschiedenste Apostel des Pessimismus? Ein Mann, der notorisch niemals krank gewesen und die von der Bibel gesetzte Grenze des Menschenlebens in derselben vollen Gesundheit des Leibes überschritten hat, wie die seines zu unsterblichem Ruhm gelangten Geistes war, kein Anderer nämlich als Immanuel Kant. War er ein zu großer Weltweiser, als daß es ihm wie seinen Nachfolgern hätte einfallen können, den Pessimismus zur Grundlage einer philosophischen Theorie zu machen, so ließe sich doch aus seinen rein biologischen Betrachtungen die reichste Blüthenlese

Digitized by Google

pessimistischen Geistes zusammenstellen, so daß Herr Jordan bedauern würde, Kant nicht mehr den Puls fühlen zu können.

Von Tolstoj und Ibsen ist es auch nicht bekannt geworden, daß sie jemals ihre Feder in die Medizinflasche tauchten. Wie bewährt sich nun die neue große Offenbarung — Pessimismus ist Krankheit — an Schopenhauer, der in voller Rüstigkeit ein hohes Greisenalter erreicht hat? Zunächst feiert ihn Herr Jordan mit aufgelesenen Zeitungsgemeinplätzen und nennt ihn den „ebenbürtigsten Fortsetzer Kant's", ohne in seiner philosophischen Unschuld zu ahnen, daß Schopenhauer mit seiner mehr ästhetischen als spekulativen Denkungsweise weit hinter Kant bis zum „Willen" des Jakob Böhme, ja noch weiter bis zum haltlosen undefinirbaren Nichts der mittelalterlichen Mystiker zurück geschleudert wurde. Eine hübsche Fortsetzung Kant's! Dann wird ebenso zeitungsgerecht die „trostlose" Philosophie beklagt, was in Betracht, daß Philosophie immerhin eine Wissenschaft, ebenso komisch wirkt, als ob Einer, der hundert Thaler bezahlen soll und ausrechnet, daß er nur fünfzig besitzt, die Mathematik eine „trostlose" Wissenschaft nennen würde. Erklärt wird endlich, weil keine Krankheit aufzutreiben ist und um dennoch der neuen Offenbarung treu zu bleiben, der Pessimismus Schopenhauer's durch das Mißverhältniß zwischen dem großen Kopf und der kleinen Gestalt! Fortan wird man, um Philosophie studiren zu dürfen, sich einer militärärztlichen Untersuchung unterziehen müssen.

Vergeudung der Gedanken wäre es, bei so armseliger Gelegenheit zu begründen und zu entwickeln, daß allerdings der aus zufälligen Erfahrungen sich ergebende Pessimismus ebenso wenig wie der dem Temperament entspringende Optimismus dazu ausreicht, das metaphysische Prinzip für eine wissenschaftliche Weltanschauung abzugeben. Gleichwohl werden beide Richtungen die Dauer der Weltexistenz theilen. Unsterblich ist auf der einen Seite der Schmerz derjenigen, die für ihre Person die Welt überwunden haben, sich aber nicht darüber trösten können, daß Millionen Creaturen, menschliche wie thierische, auf das Rad einer leidvollen und sinnlosen Existenz geflochten sind; unsterblich, d. h. nicht umzubringen ist auf der anderen Seite der Optimismus, wie er sich hier darstellt, das Einverständniß der satten Beschränktheit mit dem zufällig nicht persönlich niederdrückenden Weltgang.

Zur Geschichte des deutschen Romans.

Die Ahnung einer neuen Zeit und einer neuen Kunst hat unser Schriftthum erfaßt. Noch gährt es chaotisch in den Köpfen, noch verliert man seine beste Zeit mit dem Austausch ästhetischer Redensarten, statt das Kunstwerk selbst hinzustellen, aber daß etwas Neues sich gestalten will und muß, ist nicht mehr hinwegzuleugnen. Die Kämpfe über literarische Fragen erwecken ein allgemeineres Aufsehen, und schon die bloße Thatsache dieses Antheils ist ein erfreuliches Zeichen. Es gibt wieder ein literarisches Publikum und literarische Interessen. Unsere Dichtung wird vom Sturme des Tages ergriffen. Sogar die Lyrik, die ehedem kein Wässerchen trübte, füllt sich mit ganz bedenklichem sozialpolitischen Zündstoff und geberdet sich revolutionär in Form und Inhalt. Im Drama stürmen die Realisten und Naturalisten vergeblich gegen die feste Position der Bühnenmache; so lange das Theaterpublikum nervös, empfindsam und empfindlich ist, werden sich die rüden Stücke eines Zola und Goncourt, die langweiligen Schrullen Ibsen's, die spitzfindigen Auseinandersetzungen Strindberg's nur vorübergehende Modeerfolge holen. Das Theater, das nun einmal ganz auf die Convention gestellt ist, verhält sich allen Neuerungen gegenüber ablehnend. Welche Stücke der ähnlich als Neuerer auftretenden Jungdeutschen von Anno 40 haben sich bis heute auf der Bühne halten können? Nur jene, die gar nichts Reformatorisches und Kraftgenialisches haben: Gutzkow's „Uriel Acosta", Laube's „Essex" und vom ganzen Hebbel höchstens „die Nibelungen" und etwa Ludwig's „Maccabäer". Viel leichter gelingt es den Stürmern mit dem Roman, denn seine freie Kunstform schmiegt sich jedem neuen Inhalt an. Der Theaterzuschauer hängt am Alten, der Leser aber ist ein geduldiger und neugieriger Mann.

Was wollen eigentlich die Jungen und Jüngsten? Die Wahrheit, sagen die Einen. Die Seele, sagen die Anderen, und sie erstreben damit nichts Neues, denn im Grunde wollten die Klassiker beides ebenfalls. Aber auch die Schönheit. Von dieser wenden sich die Jungen ab. Wenn wir ihr Wollen und Streben in die Formel zusammenfassen: Ein Theater ohne Theater (Theatralisches), einen Roman ohne Roman (Romanhaftes), so haben wir wohl den Kernpunkt getroffen. Alles Uebrige ist Nebel und Rauch.

Nicht weniger als drei neue Bücher zugleich, welche den deutschen Roman der Gegenwart behandeln, legen Zeugniß von dem wachsenden Ansehen ab, das der Halbbruder des Dichters bei uns genießt. Eine Geschichte des neuesten deutschen Dramas oder der Lyrik würde sich kaum lohnen; der Roman aber ist bis in seine jüngsten schiefgewachsenen Ausläufer fesselnd und lehrreich. Sogar ein Franzose ist unter diese Geschichtschreiber des deutschen Romans gegangen, und wenn er sich auch zunächst nur mit den Alten Herren Spielhagen, Freytag, Heyse und Raabe beschäftigt, so ist doch sein tapferes und geistvoll geschriebenes Buch eine Huldigung, die wir uns schon gefallen lassen können.*) Es darf auch nicht mit ein paar Höflichkeitsphrasen abgethan werden, denn es ist eine ganz ernst zu nehmende Studie, eine von Wohlwollen und Verständniß zeugende Arbeit. Besonders vergnüglich ist es zu sehen, wie dieser Franzose für deutsches Wesen schwärmt und bei jeder Gelegenheit seinen Landsleuten etwas am Zeuge flickt. Vor ihm gibt es keinen Chauvinismus, und wir möchten ihn gerade jetzt gar gern über die jüngsten Pariser Dummenjungenstreiche wettern hören. Wie schön schreibt er über die beiden feindlichen Nachbarvölker!

„Es gibt kaum zwei Rassen auf der Welt, die einander so trefflich vervollständigten, und doch fließt zwischen den beiden Rheinvölkern seit Jahrhunderten nur Blut. Wenn sie einmal des Würgens müde sich verstehen lernen, dann wird das der Frieden Europas, der Frieden der Welt sein. . . . O, wer wird es wagen, das erhabene Wort Schiller's zu ergänzen, die falsche Auffassung des Begriffes Vaterland, wie die falsche Idee der Religion von sich zu weisen und zu rufen: Zu welchem Vaterland ich mich bekenne? Zu keinem! Aus welchem Grunde? Aus Vaterlandsliebe."

Seinen Landsleuten sagt er gar bittere Wahrheiten, ihnen, die sonst gewohnt sind, nur die Lockpfeife des Schmeichlers zu vernehmen. Er spottet über ihre rhetorische Schulung, ihre Sucht, schön zu sprechen und schön zu schreiben. „Die französische Lüge: Le style c'est l'homme wird in Deutschland, wo der individuelle Stil herrscht, zur vollen Wahrheit." Da warfen sie sich nach dem letzten Kriege auf die Erlernung der deutschen Sprache, aber es scheint damit nicht weit her zu sein, denn Herr de Morsier bestätigt unsere Wahrnehmung, daß unsere Bücher, Dramen wie Romane, für die Franzosen nur vorhanden zu sein pflegen, wenn sie übersetzt sind. Er hält mit seiner Vorliebe für unsere Sprache gar nicht hinter dem Berge, und geradezu pathetisch wird er, wenn er von unserer Sprache redet und sie mit der französischen vergleicht.

„Die Gedanken Aller drückt man nur im Französischen mit Bündigkeit und Glanz aus; seine eigenen Gedanken gibt man mit Kraft und Wahrheit nur im Deutschen wieder. Die französische Sprache eignet sich vorzüglich zum Ausdrücken allgemeiner Wahrheiten; sie ist die vollendete Sprache der Rhetorik und der Gemeinplätze. Das Deutsche ist ganz vorzüglich geeignet, den persönlichen Gedanken wiederzugeben, es ist die erhabene oder lächerliche Sprache der paradoxen Albernheiten, der verworrenen und dunklen Erörterungen oder der seltsamen und tiefen Wahrheiten. Im Französischen ist es sehr leicht, wie alle Welt und dem zu Folge für alle Welt zu schreiben; im Deutschen schreibt Jeder für sich und in der ihm eigenen Sprache. Wir halten eben in der Sprache vor Allem auf die Form, und sie, sie sind aus-

*) Romanciers allemands contemporains. Par Edouard Morsier. Paris, Perrin & Cie.

Digitized by Google

schließlich um das Wahre besorgt; wir sind eben auch da ein Volk von Künstlern und sie, sie sind Denker.... Ihre Dichter und Denker sind es ebenso sehr wie Herr von Bismarck, die das gegenwärtige Deutschland gemacht haben. Jetzt, da das große Ziel erreicht ist, da das Vaterland einig und stark ist, haben die Schriftsteller das Feld frei und verbreiten sich nach allen Seiten, um ihren verschiedenen Talenten die Zügel schießen zu lassen; aber seit 1813 bis 1871 sind sie es, die deutschen Dichter, die immer die ersten auf der Bresche waren und die beharrlichsten auf den öffentlichen Plätzen, um das Volk zu berathen und zu ermuthigen. Sie haben gearbeitet und gekämpft, um die glorreiche Zukunft des Vaterlandes vorzubereiten, und nachdem sie im Joche gestanden, verdienten sie nun wahrlich in Ehren zu stehen!"

Vortrefflich zergliedert er die Werke seiner vier deutschen Lieblingserzähler. Erst wendet er sich zu Spielhagen, „dem beredten Dolmetscher der moralischen und philosophischen Wahrheiten, dem geschworenen Gegner der Theorie: Die Kunst für die Kunst, die er für scheinheilig und anfechtbar hält, dem begeisterten Apostel der sozialen Sendung der Kunst". Treffend ist seine Parallele zwischen Spielhagen's sozialen Romanen und den „Kindern der Welt", wobei er Heyse nur zu geringschätzig einen Feuillet nennt, der mit Proudhon's Wortschwall deklamiren will. Ja, dessen Meisterschaft in der Novelle verleitet zur Ungerechtigkeit, indem de Morsier behauptet, Frankreich, also das Land von About, Mérimée, Maupassant, kenne die Novelle nicht, wie wir sie verstehen! Auch ist das Erzählertalent bei uns lange nicht so allgemein, wie er meint. Beweis die vielen schlechten Romane und Novellen, die alljährlich unseren Büchermarkt überschwemmen. Das Niveau steht im heutigen Frankreich entschieden höher. Als Erzähler und Plauderer sind unsere Nachbarn uns durchgängig überlegen. Raabe kommt ziemlich schlecht weg, denn in dem ihm gewidmeten Kapitel ist mehr vom Humor im Allgemeinen und dem Natursinn hüben und drüben die Rede. Fast noch schlimmer ergeht es Freytag, obwohl er dessen Werke analysirt, aber er ist ihm nicht sympathisch. Er vermißt „den göttlichen Fieberrausch des Genies, das den Zeiten vorauseilt und die Zukunft verkündet". Und zwischen dem „Hungerpastor" und „Soll und Haben" sieht er sogar „la différence entre un poëte et un homme qui ne l'est pas". Dann einige kleine Irrthümer. Die „rothe Erde" Schücking's, Immermann's und anderer Schilderer Westfalens befindet sich nichts weniger als „zwischen München und Augsburg". Karl Stieler hat keine charmanten Dialektnovellen geschrieben; zu der Behauptung: les yeux noirs passent pour chics en Allemagne machen wir ein bescheidenes Fragezeichen; auch möchten wir bezweifeln, daß wir Rom besser kennen als Altgriechenland, „das keinen Mommsen, keinen Niebuhr gefunden". Nein, aber einen Ernst Curtius.

Spielhagen ist auch der Brennpunkt in dem scharfgeschliffenen Spiegel, den Hellmuth Mielke, unseres Wissens Redacteur des Braunschweiger Tageblattes, dem deutschen Roman vorhält. Er hat sein Buch*) dem Dichter der Problematischen Naturen als „dem Meister des deutschen Romans" gewidmet. Es ist Alles in Allem eine gute und schöne Arbeit, mag man auch im Einzelnen nicht immer mit seinen kritischen Urtheilen einverstanden sein. Selbständigkeit und große Belesenheit wird ihm Niemand absprechen. Kein irgend bedeutender Name wird vermißt, im Gegentheil sind manche Autoren aufgeführt, die solche Ehre kaum verdienen. Die neuesten Strömungen aus Paris, Rußland und Skandinavien hätten eine eingehendere Betrachtung verdient, weniger ihre deutschen Nachahmer. Es hätte sich auch ein Wort sagen lassen über die veränderte Technik des Romans. Dieser Zwitter, der kein Epos mehr und doch kein Drama ist, scheint neuerdings die gute alte epische Erzählungsmanier der klassischen Zeit aufzugeben und sich zumal unter französischem Einfluß mehr dem Drama zu nähern. Er erzählt nicht mehr im behäbigen Nacheinander, sondern stellt dar und gestaltet, während den epischen Einschlag die Schilderung von Umwelt und Charakteren einnimmt.

*) Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (Appelhans & Pfenningstorff).

Ein so feiner und allumfassender Denker wie Eduard von Hartmann wußte ganz genau was er sagte, als er den Roman die Höhe dichterischer Production nannte. Gewiß hat er die Weite und Tiefe des Weltbildes, den Puls seiner Zeit, und der Dichter kann sich darin ausleben. Auch die Form ist nichts weniger als undichterisch. Eine Seite von Spielhagen's oder Freytag's Prosa wiegt manches der besten Lieder auf. Dieser Halbbruder, der sich an die Stelle des alten vornehmen Epos gesetzt hat, ist der echteste Sohn unserer Zeit. Und der moderne Roman und die moderne Gesellschaft sind so eng mit einander verwachsen, daß eine bloß literarhistorische Würdigung, wie sie Mielke liefert, ihm nie ganz gerecht wird. Eine Geschichte des Romans sollte eine Geschichte unserer Gesellschaft, unserer Cultur sein. Jules Claretie, der jetzige Director des Théâtre français, sammelte vor zwei Jahrzehnten seine Theaterberichte unter dem Titel: La vie moderne au théâtre. Noch viel besser könnte man eine moderne Culturgeschichte nur nach den Romanen der letzten hundert Jahre schreiben. Freilich, unseren Chauvinisten ist die Entdeckung schmerzhaft, daß unser Roman, getreu seinem gleichsam internationalen Beruf, fast noch mehr als das Drama unter der Einwirkung fremdnationaler Einflüsse steht. Welch' unermeßlichen Einfluß übten nicht Scott und noch bis in unsere Zeit für den Salonroman Bulwer, den Mielke gar nicht nennt, während sein Pelham-Typus noch heute in unserem Gesellschaftsroman spukt; dann der alte Dumas, der sozialistisch angehauchte Eugène Sue (siehe Gutzkow's „Ritter vom Geist"!), endlich die Sand in den Frauenromanen der Hahn-Hahn und Lewald, der englische Sensationsroman von der Paalzow bis zur Marlitt ꝛc. Mielke tröstet sein patriotisches Gewissen mit folgender übrigens nicht unrichtigen Erwägung:

„Das muß unserem Roman nachgesagt werden: so bereitwillig er fremde Bahnen einschlug, fremde Motive auf einmal ausnutzte, fremde Ideen zu den Seinigen machte, was der deutschen Natur widerstrebte, ist von ihr rasch wieder abgestoßen worden, und für das, was sie an fremdem Gut wirklich gewann, wird sie sich nur dankbar erweisen können. Das Beste von Allem war vielleicht die Form des Romans selbst, die in der deutschen Ursprünglichkeit nur mit einem gewissen Ungeschick gehandhabt wurde; auch hierin haben wir wie im Drama zwischen der französischen und der englischen Technik die Mitte zu wahren gesucht, am meisten freilich der letzteren verpflichtet, bei welcher die verwandte Stammesart uns von vornherein anziehen mußte. Mit der Form kamen zugleich die Ideen über den Rhein und den Canal zu uns und wohl läßt sich die Behauptung begründen, daß keine Gattung der Poesie in dem Maße die großen geistigen Strömungen in sich aufgenommen, welche durch die moderne Cultur gehen, wie der Roman. Man kann ihn geradezu einen Pionier der Cultur nennen; er ist eine von den unermüdlichen Mächten, die daran arbeiten, die Sperren und Dämme nationaler Vorurtheile niederzureißen, Licht und Freundschaft in die Herzen der Völker zu tragen, sie in gemeinsamen Gedanken zu dem großen Werk der Humanität zu verbinden, für das doch in letzter Reihe allein die Nationen in die Welt gekommen sind. Die schöne Stunde, in der wir uns in die poetische Schöpfung eines fremden Dichters vertiefen, bringt uns auch seinem Volke nah, und um so näher, wenn wir hier es selbst in lebendiger Tüchtigkeit ringen und sich mühen sehen. Das Loos gemeiner Menschlichkeit ist überall gleich: wer es in reinen und getreuen Zügen schildert, bewegt heutzutage die Herzen der gesammten Culturwelt. Die Menschheit lauscht seinen Worten."

Aehnlich urtheilt auch ein drittes Buch über den deutschen Roman von Anton Rehorn, der keine zusammenfassende Geschichte gibt, sondern bloße historische Rückblicke und kritische Streiflichter.*) Der Zeitroman von Spielhagen und Auerbach liegt dem Verfasser viel weniger am Herzen, als Herrn Mielke, dem er mit Recht als die Spitze des deutschen Romans erscheint. Auch in den genanntesten und gelesensten Vertretern erweckt er Herrn Rehorn Bedenken, ja er hat gute Lust, ihn für die Sünden des Colportageromans verantwortlich zu machen! Seine Sympathie hat bloß der geschichtliche, der archäologische, der Professorenroman. Ebers und seine Nachahmer, Freytag's

*) Köln, Albert Ahn.

Digitized by Google

„Ahnen", Dahn's „Kampf um Rom" sind für ihn der Höhepunkt der heutigen Dichtung.

„Der historische Roman hat in der deutschen Literatur der Gegenwart eine Vollendung gewonnen, welche bei keinem unserer Nachbarvölker, auch nicht in der Vergangenheit unserer einheimischen Literatur gefunden werden kann. Die Poesie in ungebundener Rede hat die hergebrachten poetischen Formen überflügelt, die dramatische Dichtung ist steuerlos geworden; die in Verse gekleidete Epik hat Bewunderungswürdiges geleistet, aber ihre besten Erzeugnisse sind nicht in's Volk gedrungen; für die Lyrik, so reich und schön sie auch erblüht sein mag, ist der Lebensgang unseres Volkes zu rasch und zu ernst. Aber auf die Blüthe des historischen Romans darf unsere Gegenwart mit Stolz blicken. Seine Zukunft ist in feste Bahnen geleitet; auf seine glückliche Weiterentfaltung dürfen wir hoffen, so lange das deutsche Nationalgefühl, welches mit seinem Erwachen auch den historischen Roman in's Leben rief, das Bewußtsein seiner Stärke und seiner Würde sich bewahren wird."

Das ist nun freilich cum grano salis zu verstehen. Unser neuer historischer und archäologischer Roman ist nichts weniger als „Eigengewächs". Der Hinweis auf Bulwer's „Pompeji" und Kingsley's „Hypatia" genügt, um auch hier die ausländische Anregung anzudeuten. Und was den künstlerischen und wissenschaftlichen Werth betrifft, so wiegt der einzige „Salammbô" alle Völkerwanderungen von Dahn und ägyptischen Maskeraden von Ebers auf. Nur das Eine kann zugegeben werden, daß der archäologische Roman es ziemlich gut verstanden hat, die fremden Anregungen in Fleisch und Blut aufzunehmen, im nationalen Charakter umzuwandeln. Wie prächtig Willibald Alexis kein Scott-Nachahmer mehr, so sind auch die „Ahnen" durch und durch deutsch. Aber auch im Zeitroman ist nicht Alles Nachahmung fremder Muster. Lange vor Flaubert und Zola schrieb Otto Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde" keine „kleine Novelle", wie Mielke sie nennt, sondern einen goldechten realistischen Roman, der eine Perle der Weltliteratur bleiben wird.*) Noch deutscher im Kern ist der humoristische Roman, der von Jean Paul abstammt und in Wilhelm Raabe und Fritz Reuter seine Blüthe erreicht.

Sehr richtig bemerkt Hellmuth Mielke:

„Vom Anfang unseres Jahrhunderts bis zu den Jungdeutschen dominirt im Roman der Mann; er liebt und die Jungfrau wird geliebt, sein Schicksal erregt den höheren Antheil. Die jungdeutsche Periode bis 1848 stellt dagegen mit einem Mal das Weib in den Vordergrund, das seine Rechte von der Gesellschaft verlangt, und da sie die Gesellschaft verweigert, so gewährt sie der Roman. Wie die Helden in den Romanen Frauen sind, so sind es auch Frauen, die jetzt die Feder des Romanschriftstellers in die Hand nehmen. Dann kehrt sich das Verhältniß von Neuem um, und in unseren Tagen seit den siebziger Jahren hat es sich leider wieder so gewandt, daß im Allgemeinen die Frau im Roman den Ton angibt, ihn schreibt, ihn liest und sich zu seiner Heldin macht. Es ist eine weibliche Romanepoche, die unserige, wie die Zeit von 1848 bis 1870 eine männliche war, aber alle Anzeichen sind vorhanden, daß jene bald einer männlichen wieder weichen wird."

Auch Anton Rehorn constatirt, daß der Kreis der Romanleser sich gewaltig verschoben hat. Die Zeiten sind noch unvergessen, da es für unwürdig eines ernsten Mannes galt, die Romanliteratur zu verfolgen. Wird auch kein philosophisch Angelegter oder wissenschaftlich Gebildeter seine Weltanschauung oder Geschichtsauffassung aus der Romanlectüre schöpfen wollen, so wird er doch nicht umhin können, in die Geistesnahrung von vielen Tausenden unserer Mitlebenden Einblick zu nehmen. Möge der Feminismus im Roman wie im Romanpublikum zum Segen der Literatur immer mehr verschwinden! Z.

*) Er erscheint soeben wieder im ersten Band der Gesammelten Werke von Otto Ludwig, die bei W. Grunow in Leipzig in schönster Ausstattung herauskommen.

Gyp.

Von Oskar Welten.

Es erregte in literarischen Kreisen großes Aufsehen, als bekannt wurde, daß die Pariser Schriftstellerin Gyp von der „Revue des deux mondes" als Mitarbeiterin angenommen sei. Der schwerfällig-pedantische Standpunkt, welchen die „Revue" bei der Wahl ihrer Mitarbeiter geltend macht und welcher durchaus nicht frei ist von ästhetisch-reactionärer Parteilichkeit, schließt an und für sich schon die Anerkennung derjenigen künstlerischen Vorzüge aus, welche den Charakter genialer Ungebundenheit haben. Wenn nun aber diese geniale Ungebundenheit sich noch vereinigt zeigt mit einer hervorragenden Neigung zu Spott und Ironie, mit einem zersetzenden Geist und mit kecker Rücksichtslosigkeit, wie dies bei Gyp der Fall ist, und wenn vollends ein Weib all' diese fatalen Eigenschaften in ihren Schriften offenbart, dann hätten wohl die ehrenwerthen Redacteure der „Revue" alle Ursache, diese Schriftstellerin als Mitarbeiterin nicht zu wünschen. Es waren also unzweifelhaft persönliche und dabei schwerwiegende Rücksichten maßgebend, wenn Gyp bei dem Blatte überhaupt als Mitarbeiterin in Erwägung gezogen wurde, und diese persönlichen Rücksichten waren auch stark genug, die Fülle ästhetisch zopfiger Bedenken gegen ihre Aufnahme zu besiegen.

Damit will aber nicht gesagt werden, daß Gyp um ihrer künstlerischen Vorzüge willen die Mitarbeiterschaft an der „Revue" fordern dürfte, wenn man einen vorurtheilsfreien Standpunkt ihr gegenüber einnimmt und ihr Schaffen streng sachlich würdigt. Dies ist nicht der Fall. Denn die Gabe scharfer Beobachtung der durchaus seichten Lebensäußerungen einer durchaus seichten Gesellschaft: und die weitere Gabe eines scharf zugespitzten Plaudertons, — das genügt noch nicht, um eine Schriftstellerin bedeutend erscheinen zu lassen, mag auch immerhin in der ganzen Art und Weise dieser Schriftstellerin sich eine gewisse bestechende, geniale Ungebundenheit äußern, und mag auch eine spöttische Ueberlegenheit, wie Gyp sie häufig in ihren Schilderungen offenbart, dem Leser imponiren. Wer genauer hinsieht, wird bald wahrnehmen, daß Gyp selbst ebenso wenig wirkliche Tiefe besitzt, wie die ganze Gesellschaft, welche sie kennzeichnet, und wer noch genauer hinsieht, wird sich die Ueberzeugung verschaffen, daß Gyp's ganzes Können sich in diesem engen Kreise erschöpft, daß es ihr ebenso wie an Tiefe auch an Weite des geistigen Blickes fehlt. Gyp's Frauen — man thut ihr eigentlich zu viel Ehre an, wenn man in der Mehrzahl spricht — sind allesammt eitle Närrinnen, bis zur Schamlosigkeit kokett, und von jener hysterisch-schwächlichen Sinnlichkeit, welche im Wechsel Befriedigung anstrebt, weil sie der Befriedigung nicht fähig ist. Dabei aber haben diese Frauen doch noch einigermaßen Geist und Witz, wenn auch sehr anrüchiger Natur, und Gyp selbst kennt ihr eigenes Geschlecht genug, um uns das geheimste — seichte — Empfinden und Denken dieser Frauen zu offenbaren. Und das ist's, was uns an ihr fesselt, diese feinen und intimen psychologischen Züge weiblicher Eigenart, deren ihre Bücher eine ganze Fülle bieten, sind die Goldkörner im Sande, die wir nur gar zu gerne in einer einzigen Schale gesammelt sähen. Gyp aber verstreut diese Goldkörner in zwanzig und mehr dickleibigen Bänden, und wir müssen sehr viel Sinn für Gold haben, um sie da zu suchen. — Die Männer aber, welche uns Gyp schildert, sind durch die Bank so jämmerliche Gesellen, daß wir zur Ehre der Franzosen annehmen müssen, hier einem Pessimismus der Verfasserin zu begegnen, welcher nicht nur ihren Blick trübt, sondern auch ihre Fähigkeit, zu gestalten und zu charakterisiren, in empfindlicher Weise beeinträchtigt. Die Männer, wie sie Gyp uns vorführt, sind selbst für die Gyp'schen Frauen zu erbärmlich, und es ist völlig ausgeschlossen, daß sich in der Pariser guten Gesellschaft nicht auch andere, sondern nur solche Strohpuppencharaktere finden sollten. Und indem die Verfasserin in so zahlreichen Bänden immer und immer wieder nur solche Strohpuppencharaktere zeichnet, bleibt sie uns mehr schuldig, als

Digitized by Google

wir bei einer Schriftstellerin missen können, der wir Bedeutung zusprechen sollen. Naturgemäß verfällt Gyp bei so einseitiger Auffassung oder Wahrnehmungsfähigkeit des männlichen Charakters noch mehr der Schablone, sobald sie Männer schildert, als dies schon bei ihrer Schilderung des weiblichen Geschlechts der Fall ist, und da ihr hier die feinen psychologischen Züge nicht so zu Gebote stehen, so macht sie mit diesen Schilderungen vollends Bankerott.

Da nun aber das, was uns Gyp erzählt, genau genommen immer dasselbe ist, — die Geschichte der gemüthsleeren und darum sehr rasch auch an Sinnenfreuden baaren vornehmen Ehe, in welcher die noch junge, nur zum männlichen Spielzeug erzogene Frau bald nach den Freuden des Ehebruchs zu seufzen beginnt —, eine Geschichte, die sich ja naturgemäß immer wiederholen muß, weil sich die Charaktere immer wiederholen: so tritt diese fatale Schablonenhaftigkeit der Gyp'schen Schriften noch mehr hervor, und sehr bald gewinnt man die Ueberzeugung, daß man von Gyp im Grunde Alles gelesen hat, wenn man einen Band von ihr gelesen hat. Jedenfalls kennt man sie dann schon in ihrer ganzen Eigenart. Und weil diese Eigenart nicht ohne Reiz ist, liest man auch weitere Bände von ihr; je mehr man aber liest, desto weniger gewinnt Gyp dabei: denn man empfindet immer deutlicher, daß, wie ihre Gestalten Schablonen und ihre Geschichten immer die gleichen sind, so auch ihre Eigenart zur Manier erstarrt ist. Manier aber ist nichts Anderes als die Schablone in der Darstellungsweise.

Dieser Gyp'schen Darstellungsweise, durch welche sie wohl zum Theil ihre Erfolge erzielte, möchte ich hier noch ganz besonders gedenken, da ich dieselbe nichts weniger als loben kann, sondern vielmehr als durchaus dilettantisch bezeichnen muß trotz der unleugbaren Virtuosität, welche Gyp darin bekundet. Gyp schreibt nämlich nur in dialogischer Form, und macht dabei von allen Rechten des dramatischen Schriftstellers Gebrauch, das heißt: sie beschränkt sich bei der Schilderung der Oertlichkeiten sowohl, wo ihre Personen sich befinden, als auch bei der Schilderung des Aeußeren, des Alters und des Standes ihrer Personen, sowie endlich bei Angabe dessen, was ihre Personen gerade thun, auf jene dürftigen Angaben, welche der dramatische Dichter in Klammern verzeichnet und welche meist auch mit kleineren Lettern gedruckt werden. Sie geht sogar so weit, auch diese Form der Klammern und des kleinen Drucks für sich als gutes Recht in Anspruch zu nehmen. Nach meiner Ansicht aber thut sie dies Alles sehr zu Unrecht, denn sie schreibt keine Stücke, sie componirt nicht in dramatischer Form, sondern in epischer, sie denkt nicht daran, daß ihre — Bücher aufgeführt werden, sie ist durchaus gemächliche Erzählerin, welche in der Entwickelung ihrer Handlung auf die bewährte Geduld des Lesers baut, weit entfernt davon, die bekannte und gefährliche Ungeduld des Zuschauers in Betracht zu ziehen. Sobald Gyp aber Erzählerin ist — und daß sie nur dies ist, kann sie nicht leugnen —, hat sie die Pflicht, in erzählender Form darzustellen, das heißt, uns ein erschöpfendes, stilistisch durchgearbeitetes Bild von Oertlichkeit und Menschen zu geben. Wenn der dramatische Dichter in einem Stücke schreibt: „Ein Salon. Rechts und links Thüren. Vorne rechts eine blaue Garnitur. Vorne links ein Spieltisch. Im Hintergrund ein Balcon mit dem Blick in den Garten —", so sind das Angaben für die Darstellung, für den Regisseur, für den Schauspieler, eben nur Angaben, die jeder künstlerischen Form entbehren und entbehren dürfen. Diese Angaben existiren aber für den Zuschauer nicht, für den Zuschauer, dem das Werk in derjenigen Form vorgeführt wird, in welcher der Dichter es sich gedacht hat, in der Darstellung. Hier sieht der Zuschauer in voller Körperlichkeit Alles, was im „Stück als Buch" nur Angabe ist, er erhält also das volle Bild. Und dieses volle Bild ist jeder Künstler verpflichtet in derjenigen Form zu geben, in welcher er sein Werk verfaßt, das heißt also der Erzähler in erzählender Form. Er hat daher durchaus kein Recht, knappe Angaben zu bieten wie der dramatische Schriftsteller, weil dies einer groben Vernachlässigung der erzählenden Form gleichkommt, und er wird auch außer Stande sein, dieses angemaßte Recht in irgend welcher stichhaltigen Weise zu begründen. Wohl aber werden tausend künstlerische Gründe gegen diese Anmaßung in's Feld geführt werden können. Der erzählende Schriftsteller hat nicht einmal das Recht, auch nur in einem kurzen Zwiegespräch zwischen zwei Personen bloß die Namen anzuführen und dann ihre Reden. Sobald er seine Menschen im Gespräch vorführt, hat er die Verbindung des Gesprächs in erzählender Form zu bringen und in dieser Form auch die augenblicklichen Zustände und Verrichtungen dieser Menschen zu schildern. Denn all' das sind Verpflichtungen, welche die erzählende Form auferlegt. Die berühmten klassischen Dialoge eines Plato u. s. w. sind hier durchaus nicht als Gegenbeweis anzuführen, denn dort handelte es sich ausschließlich um die möglichst knappe und scharfe Wiedergabe eines Gedankengehaltes, nicht aber um Darstellung von Menschen in ihrer Erscheinung, ihrem Thun und Lassen, ihrem Fühlen und Empfinden, nicht um die Darstellung einer Reihe von zusammenhängenden Begebenheiten, die sich aus einander entwickeln.

Gyp wendet also, wie wir sie bis jetzt überhaupt nur als äußerliche Schriftstellerin kennen gelernt haben, auch die dramatische Form nur in ihren Aeußerlichkeiten an, sie mißbraucht dieselbe gegen alles künstlerische Recht und Gesetz und bleibt uns dabei die Annehmlichkeiten der erzählenden Form schuldig, auf die wir durchaus Anspruch erheben dürfen. Und wie weit sie sich in dieser Beziehung gehen läßt oder vergißt, wie wenig sie sich Rechenschaft gibt von dem, was sie da eigentlich thut, beweisen jene zahlreichen Stellen in ihren Dialogen, wo sie bloß den Namen einer Person anführt und dann eine Reihe Punkte folgen läßt. Ich führe eine Stelle aus dem Buche: „Autour du mariage" und der Scene: „Chez le tailleur" an.

Madame X... (à une des demoiselles). Avez vous inscrit la robe pour Madame la Duchesse de la Pavane?

La Demoiselle. Non, Madame, pas encore.

Madame X... Eh bien, inscrivez: „Une robe Diane de Poitiers, damas blanc, le dessin à grands pavots, chaine carrée, garniture dentelle perlée, perle fine, l'essayer jeudi, 1.625 frc."

Paulette (narquoise). C'est pour rien.

Madame X... (sans rire). Mais ce n'est pas cher... Il faut beaucoup de garnitures...

Paulette. Et pas mal d'étoffe! elle n'est pas de celles qu'on habille d'un rien, cette bonne duchesse.

Madame X... — — — — — — — — — — — — — —

Da haben wir die Punkte, von denen Gyp überall dort so gerne Gebrauch macht, wo ihr „das rechte Wort zur rechten Zeit" nicht einfällt. Der Leser möge die Güte haben und sich da etwas hindenken. Leicht wird es ihm allerdings nicht werden, denn das muß man Gyp nachrühmen, daß sie in ihren Gesprächen sehr schlagfertig ist. „Tant pis!" wenn ihr mitunter die Pointen fehlen. Wir haben durchaus nicht die Pflicht, uns das gefallen zu lassen. Und auf schauspielerische Kräfte, deren Beruf es wäre, ihr in solchen Fällen der eigenen Unzulänglichkeit als Dolmetsche zu dienen, hat sie bei der Zwitterform ihrer Producte keinen Anspruch. Diese Zwitterform aber ist es, welche ich um so schärfer zu verurtheilen Anlaß nehmen mußte in einer Zeit, wo gerade bei uns in Deutschland unter dem Vorwande „naturalistischer Kunstübung" die Form nur zu oft in bedauerlichster Weise vernachlässigt wird. Die naturalistische Kunstübung im wahren Wortsinn, d. h. als Ringen des Künstlers nach höchster Naturwahrheit in der Gestaltung — was immer er gestalten möge — ist untrennbar verbunden mit meisterhafter Beherrschung der Form, und wer die Form vernachlässigt, in der Formgebung unfertig oder unklar ist, wird auch niemals naturwahr gestalten können. Gyp selbst bietet hierfür den Beleg, denn nicht allein ihre Neigung, sondern auch die Zwitterform ihrer Schriften führt sie auf die fatalen Bahnen der Seichtheit, der Oberflächlichkeit, der Schablone und Manier, während ihre nicht zu unterschätzenden geistigen Fähigkeiten ganz unzweifelhaft zu vertieftem Ausdruck gelangen würden, wenn sie es versuchen wollte, sei es nun in wirklich dramatischer, sei es in wirklich epischer Form ein Werk zu schaffen. Gyp's Natu-

Digitized by Google

ralismus ist ein Naturalismus der Form im falschen Wortsinn, und zu vergleichen mit dem Schwimmen eines sogenannten „Naturschwimmers", der die Schwimmbewegungen eines Pudels macht. In der Kunst aber taugt die Naturschwimmerei noch weniger als im Wasser, — da sind die regelrechten Tempos ein unabweisliches Gebot.

Ich habe dieser Charakteristik nur noch hinzuzufügen, daß Gyp um ihrer Vorzüge und Fehler willen sich gerade in den leichtlebigen Gesellschaftskreisen von Paris als Modeschriftstellerin einer großen Beliebtheit erfreut, was auch darin seinen Ausdruck findet, daß einzelne ihrer Bücher bereits fünfunddreißig und mehr Auflagen erlebt haben. Es ist daher begreiflich, daß Gyp nicht daran denkt, ihr Talent in den Dienst einer ernsten und gediegenen Kunstübung zu stellen. Sie kann also selbstverständlich auch nicht als Schriftstellerin von wirklicher Bedeutung bezeichnet werden, sondern nur als ein bedeutendes, aber verbummeltes Talent. Wer aber bessere Proben dieses ihres Talentes kennen lernen will, dem empfehlen wir die folgenden kürzeren Stücke zur Lectüre: „Sous bois" und „Mademoiselle Ève" in dem Bande „Sans voile" (Gyp hat auch die der Hülflosigkeit entspringende Unart, einen ganzen Band nach einem kleinen Stück in dem Band zu betiteln), und „Ce que femme veut" in dem Bande gleichen Namens. In diesen Stücken finden wir, was der Verfasserin sonst völlig fremd ist, ein Etwas wie Gemüth, einmal in einem Weibe, einmal in einem Manne zum Ausdruck gebracht. Dieses Weib und dieser Mann sind mir aber Beweis genug dafür, daß es um Gyp — schade ist. Von Beginn an in andere Umgebung gestellt, in tieferer Weise zur Gestaltung angeregt, wäre sie naturgemäß dazu gelangt, ihr Talent zu vertiefen und für den vertieften Inhalt dessen, was sie darstellen wollte, auch die edle geeignete künstlerische Form zu finden. Jetzt ist es dazu viel zu spät, denn — Frauen haben noch viel weniger die Fähigkeit, sich zu ändern, als Männer. Und hier gälte es vollends eine Bahn zu verlassen, auf welcher ihr die reichsten Erfolge zu Theil werden von Seiten derselben Gesellschaft, der sie in ihren Schriften einen so wenig schmeichelnden Spiegel vorhält.

Die s-Krätze in unserer Sprache.

Die s-Krätze! Der Titel ist nicht schön, aber treffend und rührt von einem Meister. Im Jahre 1817 ließ Jean Paul im „Stuttgarter Morgenblatt" zwölf grammatische Briefe erscheinen, worin er sich gegen den immer weiter greifenden Unfug des verbindenden s in zusammengesetzten Wörtern wendete, zumal die abscheulichen ungs-, heits-, schafts-, ions-, und zu ihrer Bekämpfung aufforderte. Und weil gleich doppelt besser hält, ging er mit gutem Beispiele voran und tilgte in der damals erscheinenden zweiten Auflage seines „Siebenkäs" jedes ihm unberechtigt vorkommende Composition-s. Aber die Zünftigen, die sich in ihrem Buchstabendünkel stets über die schaffenden Schriftsteller und Dichter gestellt, bestraften gar bald das Unterfangen des „Laien". Sogar Jacob Grimm hielt seine schützende Hand über jedes angegriffene s, weil Jean Paul — natürlich! — „den Ursprung und Fortgang der Sprache zu verstehen nicht im Stande sei," und schloß mit dem Wunsche, daß sich die zweite Auflage des „Siebenkäs" bald vergreife, um einer dritten Platz zu machen, worin die Lesarten der ersten wiederhergestellt werden. Ganz wohl wurde dabei dem großen Sprachmeister freilich nicht. „Ich will nicht leugnen, daß es etwas Barbarisches an sich habe," sagt er vom Composition-s in seiner Grammatik. Indessen beharrte der große Humorist mit vollständigem Recht in seinem „Irrthum", gab 1820 seinen Briefen als Buch noch zwölf neue „Postscripten" hinzu, und ließ das böse s in seine späteren Schriften gar nicht erst hinein. Trotzdem ging der s-Unfug immer weiter, besonders in unseren Tagen. Der „Gewährsmann" und die entsetzliche „Einheits-(Einheiz?)schule" ist die neueste Errungenschaft, die frühere Milk Street auf Helgoland wurde soeben amtlich in „Melkersweg" verballhornt; das Zeitungendeutsch nimmt sich väterlich der Mißbildungen wie Schamesröthe, Geschwürsbildungen, Namensschatz, vertragsschließend, einwandsfrei, an; am Rhein hört man Nachtswächter, Schlüsselsloch, Stiefelsknecht, Eisenbahnswagen, Zehnpfennigsmarke; in Hamburg haben sie einen Stadtsgraben; aus Friedrichroda und Inselberg wird immer häufiger Friedrichsroda und Inselsberg gemacht; die Leipziger Buchhändler empfehlen allweihnachtlich Geschenkswerke, und wenn man ein deutsches Schulbuch oder eine neuere Anthologie in die Hand nimmt, um sich an Schiller's „Glocke" zu erfreuen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß der schulmeisternde Verfasser sich erdreistet hat, die segenreiche Himmelstochter und die liebe Heimathhütte zu verschlimmbessern. Auch in neuer Zeit hat es nicht an Männern gefehlt, welche gegen das Verbindung-s in Wort und Schrift, durch grammatische Belehrung und schriftstellerndes Beispiel aufgetreten sind. Es waren meist Süddeutsche, die allerdings den Unfug, der im Oberdeutschen kaum vorkommt, schärfer fühlen mußten. Vor Allem Johannes Scherr, der folgerichtig immer Geschichtschreibung oder Geschichteschreibung ꝛc. schrieb. Auch Friedrich Vischer wurde rasend, wenn er das Composition-s fand, und machte vor Allem die schlimmen Berliner für die Pest verantwortlich. Systematisch und mit dem ganzen Rüstzeuge des Germanisten ging aber erst in unseren Tagen der Bonner Professor M. Trautmann der s-Seuche zu Leibe. „Wenn es so fortgeht," schreibt er im ersten Wissenschaftlichen Beiheft zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, „wird sich unsere Sprache bald solcher Gebilde wie Reitspferd, Hängeslampe, Sachskenntniß, Wandsuhr, Luftsdruck, Hoses- oder Hosensschnalle, vielleicht gar solcher wie Vollkommensheit und Frühsjahrsüberziehers lager rühmen können!"

Der genannte Gelehrte hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Krankheitgeschichte des Verbindung-s aufzuspüren und niederzuschreiben. Im Neuhochdeutschen sind die s in zusammengesetzten Wörtern, in Gefügen, sehr viel häufiger als im Alt- und Mittelhochdeutschen und dies kommt zunächst daher, daß die neuere Sprache viel öfter als die ältere mit dem Genitiv zusammensetzt, statt mit dem bloßen Stamm. Das Mittelhochdeutsche sagte z. B. Volcdegen, Volcsturm, während wir es heute bei Volk, Reich ꝛc. ohne das falsche s gar nicht mehr thun: Volksheer, Reichstag ꝛc. Luther sagt noch Amtsorge, Bischoflarven, Eselgeschrei, Friedefürst, Gerichtamt, Geschlechtregister, gottfürchtig, Rathherr ꝛc. und bei ihm gibt es weder ungs-, heits-, schafts-, noch ions- und täts-. Der Unsinn erreicht den Gipfel, indem das s an männliche und sächliche Wörter gesetzt wird, ohne daß ein Genitivverhältniß statthat, zweitens an weibliche Wörter, obwohl solche im Hochdeutschen den Genitiv auf s nicht bilden, noch in geschichtlicher Zeit gebildet haben. Gefüge wie Bürgersmann, engelsgut, Weibsvolk gibt es im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht, ebenso wenig wie Liebesbrief, Miethsvertrag, Geschichtswerk, hoffnungsvoll, Freiheitsberaubung. Jean Paul hat das s bekämpft, weil es ein Uebellaut, ein Ueberfluß, ein Verstoß ist. Luther's Ackermann und Schiller's Heimathhütte sind gewiß ebenso verständlich, als mit dem heute eingeschobenen s. Nur in Landmann und Landsmann gibt das s einen Unterschied. Und dann die Unfolgerichtigkeit! Weshalb Bluthund und Blutbad, aber Blutsfreund und blutsverwandt? Weshalb Hundestall, aber Hundsfott, Eseltreiber neben Eselsmilch, Schafnase neben Schafskopf, Rathhaus gegen Rathsherr, Landesdirector und Landsknecht gegen Landrath und Landwehr? Felix Dahn schreibt in seinen neuesten Erinnerungen: „ich schlug durch meine armsdicke Eichenkeule einige fingerlange Nägel." Warum nicht umgekehrt armdick und fingerslang? Abscheulich fehlerhaft sind die s an weiblichen Wörtern, weil sie gegen die hochdeutsche Regel verstoßen. Dann in Mönchskloster, Namensverzeichniß, Freundeskreis, weil es Plurale, aber keine Genitive sind. Aber das unsinnige und fehlerhafte s ist, wie Jean Paul mit Recht hervorhebt, auch übellautend, weil es unsere ohnehin an wohllautenden Vocalen arme und an Consonanten überreiche Sprache noch mehr mit zischenden

Digitized by Google

Lauten belastet. Man frage nur einen Redner, einen Schauspieler, der ein feines Gehör hat, wie oft er schon die übelklingenden Wörter verwünscht hat. Stiftfräulein, Geburtstunde, Zukunftstaat sind unschöne Wörter, aber Stiftsfräulein, Geburtsstunde, Zukunftsstaat, das kratzt und pfeift noch viel mehr, wie Trautmann mit Recht bemerkt.

Auf seiner Suche nach der Quelle dieser Krankheit ist der Bonner Sprachwart zum Ergebniß gelangt, daß sie alle aus dem Niederdeutschen stammen. Wie könnten sie sonst, fragt er, in den niederdeutschen Mundarten so reich vertreten sein, während sie in den oberdeutschen mangeln? Auch das sich unrechtmäßig an weibliche Wörter hängende s ist niederdeutschen Ursprungs. So sind denn auch fast alle neuhochdeutschen Schriftsteller, bei denen sich die s-Wuth zuerst oder besonders stark zeigt, Niederdeutsche, wie Klopstock, Herder, Voß, Immermann. Sie nimmt bei Goethe nach seiner Uebersiedelung nach Weimar immer mehr überhand, während Schiller, dem sie als Schwaben ein Greuel sein mußte, bis zuletzt ziemlich gefeit dagegen war. Wer weiß aber, ob er bei längerem Leben und gar, wenn es zur Uebersiedelung nach Berlin gekommen wäre, noch länger Widerstand geleistet hätte. Auch die norddeutschen Grammatiker klagt Trautmann an. „Nicht zwar haben Gottsched, Adelung ꝛc. die ungs-, heits-, schafts-, ions-, Geschichts-, Hülfs- ꝛc. in ihren Lehrbüchern bestätigt und empfohlen, sie haben sie nur mittelbar und zwar dadurch gefördert, daß sie kein Wörtlein gesagt haben über oder gegen eine Barbarei, die sie als Niederdeutsche nicht fühlten.“*)

Das Niederdeutsche ist noch an einem anderen s-Unfug schuld. Im Alt- und Mittelhochdeutschen gab es keine Mehrzahlformen auf s, während sie im Neuhochdeutschen immer häufiger zu werden drohen. Auch da sind die lieben Berliner und ihre Leiborgane voran: die Krachs, die Schmucks, die Hochs, die Fracks, die Bestecks, die Quantums, die Onkels, die Echos, die Wenns und Abers, die Papas und Mamas. Gerade so wie die Plattdeutschen von Jungens und Mäkens, Engels und Damens reden. Dann die unoberdeutschen und nicht schriftgemäßen Genitive: Mutters, Tantens, von den wundervollen Dativen und Accusativen: bei Muttern, Vatern ꝛc. ganz zu schweigen. Das unsinnige Diebesgesindel, Freundeskreis ꝛc. soll ja auch gewiß kein falscher Genitiv sein, sondern ein logisches niederdeutsches, aber unhochdeutsches Plural-s. Dazu gesellen sich die stammverwandten Plurale: die Vogels, die Meyers. In Oberdeutschland sagt man 's Meyers, und das ist eine Genitivform, wie das Allemannische beweist: 's Herr Meyers = die Familie des Herrn Meyer. Das Englische und Französische hat hier mitgewirkt. Ein abscheulicher Gallicismus ist das oftgebrauchte: „die Schillers, die Goethes und die Lessings“. Als vor Jahren Augier's „Les Fourchambault“ (ohne s) im Wiener Stadttheater gegeben werden sollte, hing Laube ihnen auf seinem Theaterzettel das unvermeidliche s an: Die Fourchambaults. Der Uebersetzer, um dem Streit auszuweichen, setzte aber den Titel durch: Haus Fourchambault. Laube kühlte um so bälder darauf sein Müthchen, indem er Dumas' „Les Danicheff“ mit: Die Danischeffs übersetzte, und so gingen die Barbaren über alle deutschen Bühnen. Gerade wie: Die Quitzows, wofür wir uns schönsteus bei Wildenbruch bedanken.

Was können wir nun gegen das Uebel thun? Trautmann schüttet das Kind mit dem Bade aus, wenn er alle Binde-s für vogelfrei erklärt. Manches hat sich so fest eingebürgert und ist durch Goethe und unsere Großen klassisch geworden, daß es eine vergebliche Mühe wäre, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Aber gerettet muß werden, was noch zu retten ist. Also fort mit allen s, die nicht bereits ganz fest sind, vor Allem mit den Anhängseln an weibliche Wörter! Fort mit allen Mieths-, Ausnahms-, Hilfs-, Geschichts-! Schreiben wir also, so lange es noch Zeit, immer allgemeiner Weihnachtspiele, Heimathjahre, arbeitfähig, Ohnmachtfall, hoffnungreich, überzeugungtreu, freiheitbegeistert, wahrheitliebend, Freundschaftbund, Namenverzeichniß, Eselohren, Schweinebraten, seelengut, hageldicht. Man stehe zu Mönchekloster, Freundekreis, Anwältetag, Gastwirthegewerbe, Ortenamen, Geschäfteschilder. Statt Prüfungszeit schlagen wir Prüfzeit (wie Prüfstein), auch Ausgrabearbeit vor, da die von Trautmann befürwortete umschreibende „Arbeit der Ausgrabung“ schwerfällig ist und die häßlichen Wörter auf ung und heit möglichst einzuschränken sind. Das „Reichs-“ werden wir doch lassen müssen stahn, denn der Vorschlag das österreichische: reichischer Beamte ꝛc. zur Aufnahme zu bringen, dürfte kaum mehr Erfolg haben.

In dem Blatte, das Friedrich Vischer zum Veröffentlichen seiner prächtigen Aufsätze über die Leiden des armen Buchstaben R gewählt, gerade in Berlin, „im Centrum des deutschen Aussprache- und Sprachverderbs“, ist auch dieser Protest gegen den s-Unfug am richtigen Platz. Möge er seinen Zweck erreichen!

*) Neulich hat Heinrich Ehrlich die Preisfrage gestellt: heißt es der Menuet oder die Menuet? Beide Formen sind in unseren Lexica empfohlen. Der Sprachgeist antwortet: keines von Beiden. Le menuet und il minuetto heißt das Menuett, wie wir le sonet und il sonetto mit das Sonett wiedergeben. Und das bringt uns auf ein neues Schulmeisterstückchen. Früher sagte man und alle unsere Klassiker mit Goethe voran: die Tiber, die Rhone, die Sphinx, bis eines Tages die Pedanten kamen und bewiesen, es heiße der Tiber, der Rhone (kann man sogar im trefflichen Gsell-Fels finden, einem deutschen Schweizer!), der Sphinx. Mit Verlaub, das sündigt wider den Sprachgeist, der die Weser, die Elbe, die Saale, die Aare sagt und an die Brüste und den Weiberkopf der Sphinx denkt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Drehorgelspieler.

Von M. Day.

Dicht bei der denkwürdigen Sachsenstadt Quedlinburg und zu dieser gehörig liegt auf dem jäh abfallenden Hang einer Hügelkette ein fest in einander gedrängtes Häuschen, der Münzenberg genannt. Wie ein Vogelnestchen hockt das seltsame, alte Gemäuer auf der Felshöhe. Die kleine Ansiedelung, die ihren Namen nach einem früher hier vorhandenen Zionskloster (mons Zion) trägt, in dessen verfallene Ueberreste die ärmlichen Behausungen auf's Wunderlichste hinein geflickt sind, wird von ihrer Umgebung mit Mißtrauen und vornehmer Geringschätzung betrachtet. „Münzenberger“ — in der Bedeutung von bohemien — ist ein geläufiger Schimpfname im Munde der Quedlinburger Schuljugend und drückt die ganze Verachtung des landgesessenen Sachsen gegen das zusammengelaufene Völkchen aus, das sich in fernen Zeiten voll Kriegswirren und Wandernoth zwischen diesen Steinen und halb zerstörten Mauern ansiedelte. Woher sie gekommen, weiß man nicht. Von hier, von da – woher kommen die Vögel, die ihr Nest an unser Haus bauen? Fast möchte man meinen, es ränne in ihren Adern ein Tröpfchen echten Zigeunerbluts; denn sie zeichneten sich von jeher durch besondere Anlage und Vorliebe für die Musik aus, und ältere Leute erinnern sich sehr wohl der Zeit, da die Münzenberger als gern gesehene Spielleute auf Jahrmärkten und Freischießen herumzogen und kein anderes Handwerk betrieben, denn das des Musikanten. Und noch heute, wo das fremdländische Wesen, nebst Kunst- und Wandertrieb, durch Nothdurft, Gewöhnung und Vermischung mit den Landgeborenen sich gelegt hat, trifft man dort oben auf so feingliedrige Gestalten, so braune Gesichter und dunkle Gluthaugen, dergleichen man sonst im ganzen Sachsenlande nicht findet.

Im Uebrigen ist es heute auf dem Münzenberg nicht anders als überall in der Welt: reputirliche Leute und unreputirliche wohnen dicht neben einander. Leider ist die Herkunft unseres Helden nicht die allerreputirlichste. Seine Eltern hat er nicht gekannt, einen Vatersnamen nie geführt. Sie nannten ihn den Leierjosef; denn er wanderte als Drehorgelspieler im Lande umher, Mittwochs und Sonnabends in den Gassen Quedlinburgs, an den anderen Tagen in den umliegenden Dörfern, schmuck angethan mit blauer Jacke und Kniehosen, rosenrothen Strümpfen und Ledergamaschen, den spitzen Filz mit der Hahnenfeder keck in die Stirn gedrückt. Ein Schnurrbart wie ein Prinz! Sein hübsches, schwarzhaariges Weib in rothem Mieder und weißen Hemdärmeln begleitete ihn, schlug das Tambourin und sang mit glockenheller Stimme schöne Lieder, „neu gedruckt in diesem Jahr“.

Zur Nacht hausten sie in dem winzigen Stübchen, das gleich einem Schwalbennest in einem Bogen des ehemaligen Kreuzganges hinein geklebt war; die vier Wände wölbten sich kuppelförmig in die Höhe und liefen oben in der gut erhaltenen Kreuzblume zusammen.

Das Weib stammte nicht vom Münzenberg. Der Mann hatte sie von einer seiner Wanderungen mitgebracht, vom Seiltanz, aus der Schaubude – Keiner fragte danach. Sie lebten in glücklichster Ehe, obwohl ohne den Segen der Kirche. Das Weib war des Mannes Abgott. Beim

Digitized by Google

ersten Morgengrauen entschlüpfte er heimlich der warmen Lagerstätte, schlich auf nackten Füßen zum Herd, zündete das Feuer an und brachte der verschlafenen Liebsten die warme Morgensuppe. Dann wanderte sie neben ihm her, auf weichen und harten, auf trockenen und nassen Wegen; denn eine Trennung von einem ganzen Tag hätte den Beiden unerträglich gedünkt. Aber bei Schnee- und Regenwetter oder in herber Kälte ließ er sie in der warmen Schenke niedersitzen, während er selbst geduldig den schweren Leierkasten von Ort zu Ort schleppte. Kamen sie Abends heim, so kroch die Frau ermüdet in's Bett; er aber säuberte ihre Schuhe, wusch ihre weißen Hemden, scheuerte den Fußboden, ja, einmal strich er sogar die glitzerigen Steinwände, sammt der Kreuzblume darüber, mit schöner, blauer Farbe licht an, so daß das junge Weib am Morgen glückselig-staunend, wie unter dem Himmelsgewölbe, erwachte.

Der Münzenberg nahm an ihrem Zusammenleben keinen Anstoß, und was der Pastor darüber dachte, bekümmerte sie nicht, denn sie gingen niemals zur Kirche. Sie brauchten das nicht; ihr ganzes religiöses Bedürfniß befriedigte die Sonne. Wenn sie in der Morgenfrühe von ihrem Berg herabstiegen und das strahlende Gestirn aus den blauen Wellenlinien der Harzberge empor tauchte, die alte Heinrichsstadt mit ihren geschwärzten Dächern und Giebeln, den zierlich-spitzen Kirchthürmen und dem trotzig emporspringenden Schloß der Aebtissinnen in Gold und Glanz einhüllend, blieben sie stehen, faßten sich bei den Händen und schauten bewegten Gemüths in die Wunderherrlichkeit hinein. Das war ihr Morgengebet. Kehrten sie des Abends heim, so hingen ihre Blicke und Herzen wieder in stiller Andacht an der glühenden Kugel, wie sie, friedlich und sanfter gefärbt, über Felder und Wiesen dahin schwebte, als leuchtender Segensgruß die Wipfel der Bäume und die Dächer der Häuser küßte, um dann, von rosigen Purpurwölkchen, gleich zarten Englein umtanzt, hinter dem blauen Gewände zu versinken. Das war ihr Abendgebet.

Zwei, drei Jahre waren ihnen so in einträchtigem Beieinandersein dahin geschwunden; sie hatten nicht gerechnet. Da verspürte das Weib eines Morgens ein großes Weh in den Gliedern und konnte sich vor Mattigkeit nicht vom Lager erheben. „Bleib' nur liegen und halt' Dich warm," sagte der Mann, „ich komme zum Mittag nach Dir sehen." Aber als er Mittags heimkehrte, fand er die Nachbarinnen in der Stube versammelt, im Bett ein schreiendes Knäblein, das Weib daneben im hitzigen Fieber.

„Das Kind ist zu früh geboren, wird kaum am Leben bleiben können," sagte die Hebamme. — „Mag es sterben, wenn es nicht leben will," rief der Drehorgelspieler wild und stürzte auf sein Weib zu. Die Nachbarinnen rissen ihn von der Bewußtlosen. „Bist von Sinnen? sie liegt im Kindbettfieber." Die Hebamme nahm ihn bei Seite. „Nimm Vernunft an, Josef. Wenn die hier aufkommen soll, muß ein Wunder geschehen und meinst Du, daß unser Herrgott seine Wunder an Leute verschwendet, die ihm nichts nachfragen? Ihr seid in keiner Kirche getraut, da thut der Himmel allemal Einspruch, schon um des bösen Beispiels willen. So oder so, er reißt es aus einander. Und wenn ich Dir rathen soll, geh' zum Pastor von S. Servatii, der ist ein guter Herr. Stellst Du ihm Deine Noth recht herzlich vor, so traut er sie wohl noch auf dem Krankenbett. Vielleicht mag sie Dir dann erhalten werden und das Kind ist auch ehrlich und wird christlich getauft.

Am selben Abend ging der Leiermann zum Pfarrer von S. Servatii. Die würdige Pfarrköchin, die ihm die Thür öffnete, musterte den fahrenden Gesellen mit mißtrauischen Blicken. Hat das auch einmal ein Anliegen an die Kirche? Dem Manne brannte der Boden unter den Sohlen; es fehlte nicht viel, so wäre er wieder davon gerannt. Aber er dachte an das fiebernde Weib daheim, das der Herrgott ihm entreißen wollte — vorwärts Josef! Der milde Pfarrer von S. Servatii, den ein langes Amtsleben mit aller Art Menschennoth vertraut gemacht hatte, nickte gütig mit dem grauen Haupt und ersparte dem Schmerzverwirrten jegliche Bußpredigt. „Gottes Wege, mein Sohn," sprach er liebreich, „Gottes Fügungen. Kommst Du nicht zu mir, spricht der Herr, so komme ich zu Dir. Erkenne seine Güte, seine Fürsorge. Ja, Du bist auf rechtem Wege, mein Kind, und was an mir ist, soll geschehen, Dich und Dein Weib vom zeitlichen und ewigen Tode zu retten und Euch der Kindschaft Gottes zurück zu geben."

Schon am anderen Morgen fand die Trauung statt. Doch das kranke Weib erlangte kaum so viel Besinnung, um den Sinn der heiligen Ceremonie zu verstehen, und in derselben Nacht erlag sie dem Fieber.

Der Josef raste wie ein Verzweifelter, wüthete gegen die Hebamme, die ihm den schlechten Rath gegeben und gegen den Herrgott, der ihn zum Narren gehalten. „Das ist ein Gott!" schrie er erbost, „zum Katholischen hätt' ich gehen müssen, da haben sie die heiligen Fürsprecher und die Muttergottes. Die hat selbst ein Kind gehabt und hätt' gewußt, was ihr noth thut." Die hülfreichen Nachbarinnen trieb er zur Stube hinaus.

Am Nachmittag kam die Pfarrköchin, von ihrer Frau mit Linnen für das Kind und einem Töpfchen Wochensuppe für die Neuvermählte herauf geschickt. Sie fand das Hauswesen in arger Verwirrung. Den Josef ganz unzurechnungsfähig, die Leiche unbesorgt, das Knäblein hungrig und schreiend. In thätiger Nächstenliebe machte sie sich flink an's Werk, fütterte das Kind, sorgte für die Einkleidung der Leiche; das Herz des Wittwer's aber rührte sie mit tröstlichem Zuspruch: „Selig sind, die in dem Herrn ruhen," sagte sie. „Du kannst dem Schöpfer danken, daß dies nicht einen Tag früher geschehen ist. Nun ist sie in Gottes Segen verschieden."

„Was hat ihr Gottes Segen genützt?" schrie der Drehorgelspieler. „O Du gottvergessener Heidenmensch!" rief die Köchin entrüstet. „Das bedeutet, daß sie nun der ewigen Verdammniß los und ledig ist und in Freuden eingehen wird in die ewigen Hütten. Solch' ein armer Heid', wie Du, weiß gar noch nicht einmal, wie's im Himmel beschaffen ist. Wie's da schön und freundlich zugeht, in eitel Freud' und Seligkeit und die gerechten Seelen mitsammt den lieben Englein um den Allerhöchsten jubiliren. Schau, an dem guten Ort ist die da jetzt, und wenn Du Dich von der Gottlosigkeit wendest und rechtschaffen lebst und Sonntags hinunter zur Kirche kommst, kannst Du auch da eingehen und am jüngsten Tag mit ihr zusammen aus dem Grab auferstehen und im neuen, verklärten Leibe mit ihr vereinigt leben, bis in alle Ewigkeit, Amen."

Wie sie so sprach, blickte der Leiermann in wehem Schmerz nach der geliebten Leiche; die lag friedlich da im weißen Hemd und leuchtenden Mieder; auf dem unlängst so wild verzerrten und jetzt sanft geglätteten Gesicht gaukelte ein Strahl der Nachmittagssonne und erfüllte es mit neuem, überirdischem Leben. Das fuhr dem Josef in's Herz und seine Wildheit löste sich in leises Weinen auf. Die Pfarrköchin, stolz des errungenen Erfolges, drang noch mit manchem herzhaften Bibelsprüchlein auf ihn ein, und als er ganz zahm geworden war, ermahnte sie ihn eindringlich, den Buben recht bald zur christlichen Taufe zu schicken, dagegen wolle sie ein gutes Wort einlegen, daß der Herr Pastor der Todten die letzte Ehre erweise, wodurch ihr gutes, himmlisches Fortkommen ganz außer Frage gestellt sei und auch, so fern er es begehre, ein Pathenamt bei dem Knäblein übernehmen.

Drei Tage später stieg denn auch wirklich der gute, alte Pfarrer von S. Servatii den steilen Münzenberg in die Höhe und hielt zu allgemeiner Erbauung der fremden, todten Frau die Leichenrede. Darnach begrub man sie unter allem üblichen Pomp auf dem hochgelegenen Brühlkirchhof, wo die Gräber der Todten weit über das blühende Land der Lebenden hinwegschauen. „Da liegt sie in Sonne und frischer Luft", dachte der Drehorgelspieler, und der ganze Münzenberg hatte Ehre und Freude von dem schönen Begräbniß.

Die Pfarrköchin verabschiedete sich als letzte von dem trauernden Wtttwer. „Sei ruhig," tröstete sie ihn, „Du kriegst schon wieder eine andere. Denn ich seh', Du bist ein guter Mensch. Nach dem Kind werd' ich sehen, so oft ich abkomm'. Versäum' nicht in die Kirch' zu kommen und für die Ruhe der Abgeschiedenen zu beten."

Die fromme Seele ließ sich die Bekehrung des Drehorgelspielers recht angelegen sein. Magdalena hieß sie, wie die große biblische Sünderin; aber sie hatte nichts mit jener gemein als den Namen. Sie war eine tugendhafte Jungfrau, ohne Fehl und Sünde, von wenig verführerischem Aussehen und über die Lehre jugendlicher Anfechtung in Ehren hinüber. Jeden Sonntag Abend erschien sie im schwarzen Kirchenkleid auf dem Münzenberg, gute Gaben mit sich führend, wie eine Fee aus besseren Welten. Wärmende Kleidungsstücke für das Pathenkind, leckere Kostehäppchen für den Vater.

Sie saß in der Behausung des Drehorgelspielers, die vornehme Person, ganz als ob sie dazugehörte, das verwaiste Kleine in den Armen wiegend, dem Wittwer Trost und Muth zusprechend. Er faßte allmählich ein rechtes Zutrauen zu ihr; ihm war, als sähe er sein todtes Mütterlein aus unbekannten Fernen herab fliegen, um ihm in seiner Verlassenheit beizustehen. Da er nichts anderes zu thun wußte, um der hochstehenden Trösterin ihre Gutheit zu vergelten, putzte er in kindlicher Dankbarkeit an jedem Samstagabend sein Stübchen für den erwarteten Besuch blitzblank, sorgte für saubere Bettwäsche, hing auch zur höheren Feier klare, weiße Vorhänge an die kleinen Guckfenster, wodurch das blaue Nestchen ein festliches und trauliches Aussehen erhielt. Schaute die Lene dann befriedigt um sich und sprach wohl gar ihren Beifall über seinen Fleiß und die Reinlichkeit aus, so lächelte der Josef in demüthiger Freude, gerad' wie ein Kind, wenn das Mütterlein es lobt.

Ihre Unterhaltung drehte sich meist um geistliche Dinge; in beweglicher Rede wußte die Köchin die Wonnen des Himmels und die Schrecken der Hölle auszumalen; nur der Auferstehung des Fleisches gedachte sie immer seltener.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Thermidor." Drama in vier Acten von Victorien Sardou. (Lessing-Theater.) — „Unsichtbare Ketten." Schauspiel in vier Acten von Wilhelm Meyer. (Königliches Schauspielhaus.) — „Doppelselbstmord." Bauernposse von Ludwig Anzengruber. (Freie Bühne.)

Théodore de Banville ist gestorben und Victorien Sardou ist höchst lebendig. Der Todte sollte mich eigentlich hier nichts angehen, denn der nicht übermäßig starke Dramatiker Banville, der doch die herrlichen Phantasien von „Deïdamia" und „Diane au bois" geträumt hat, ist auf deutschen Bühnen nur durch die poetische Anekdote vom armen Gringoire vertreten; aber es thut so wohl, vor dem Strafgericht über den bösen Thermidormann einen kurzen Augenblick auf dem frischen Grabe eines Dichters zu verweilen, der — in ausgesprochenem Gegensatz zu dem stilistischen Sünder Sardou — ein Sprachkünstler vom ersten Range war und der mit seinem Bewunderer Zola sich zu dem schönen Satze bekannte: „Une phrase bien faite est une bonne action." An solchen guten Werken hinterläßt Banville ein reiches Erbe: er hatte den Segen Gottes und Sardou hat — wie Shylock — genug.

Irgendwo ist gesagt worden, Banville sei der Stifter des Bundes

Digitized by Google

der Parnassiens gewesen. Offenbar liegt hier eine Verwechselung mit einem anderen Stilvirtuosen vor, mit Catulle Mendès, dem Baudelaire fin de siècle. Théodore de Banville war schon der allgemein bewunderte Lyriker und ein betagter Herr, als gegen die Neige der siebziger Jahre die neuromantischen Parnassiens sich als die überzeugten Herolde der Zukunft auf den Schild schwangen. Daß er ihnen freundlich entgegen kam, will ich gern glauben; denn das eben war das Wundervolle an ihm und das hebt ihn hoch über unsere Alten, die mit den Jüngsten in Unduldsamkeit wetteifern, daß er immer für die Bestrebungen der stürmenden Jugend zu haben war. In der Vorrede zu seinen berühmten Odes funambulesques hatte er 1857 seine Geringschätzung des modernen Theaters offen ausgesprochen und fast mit denselben Worten, die heute unsere Heyse und Jordan und Martin Greif im Munde führen, hatte er erklärt, im Schauspielhause wolle er die kleinliche Alltagsmisère vergessen und die Hausapotheke der engen Pfahlbürgerlichkeit. Da sprach der Spätromantiker, dem die Wirklichkeitsdarstellung nicht einen Heller werth schien. Als aber dreißig Jahre später das Théâtre Libre entstand, mit seinen rücksichtslos kunstrevolutionären Zwecken, da prangte der Name Banville unter den ersten Protektoren und schon die fünfte Vorstellung brachte sein melodiöses Kleinod Le baiser, das dann auf alle französischen Bühnen überging. Er war der Alte geblieben, er träumte in's ewig blaue Reich unirdischer Schönheit und die Götter Griechenlands beherrschten seine weite Welt; seine Ehre aber setzte er darein, alles ernste Streben anders Denkender mit seinem Ansehen zu unterstützen. Ihm selbst war die Realität nicht dichtungswürdig; anstatt aber, wie jetzt Wilhelm Jordan in trutzigen Parabasen thut, die Emporkömmlinge mit stacheligen Epigrammen zu begrüßen, stand er ihnen, den Schwachen, nach Anerkennung Ringenden, hilfreich zur Seite. So hat er als Dichter und als Theaterkritiker des „National" gethan und heute legen ihm, dem Zola überschwängliches Lob gespendet, mit den Alten auch die Jungen den ehrlich verdienten Lorbeer auf das Grab. Nicht mit zu hassen: mit zu lieben war er da.

Für Sardou freilich wird er kaum viele gute Worte übrig gehabt haben; der schrieb ihm zu schlecht und das große Talent des Gesellschaftsdramatikers unterschätzte er wohl nicht weniger, als es die Mehrzahl der deutschen Kritiker thut. Vermuthlich hat er der Generalprobe des Thermidor beigewohnt und das mag dann dem Stilschwärmer den Rest gegeben haben. Es ist auch wirklich fürchterlich, was da sprachlich verbrochen wird, so fürchterlich, daß es in einer Zeit literarischer Schreckensherrschaft mit der Guillotine gesühnt werden müßte. Aber die Welt ist eben ungerecht: André Chénier, Banville's Ahnherr, fällt als ein Opfer des Thermidor, und Sardou tänzelt graziös über die Abgründe des Terrorismus hinweg. Und doch konnte Chénier, als er den Kopf darbot, mit einigem Recht sagen: „J'avais quelque chose là-dedans!"

Sardou schreibt gern offene Briefe, die dann von den Zeitungen als gute Beute ausgehandelt werden; Herr Blumenthal weiß davon zu erzählen. Nicht von Sardou's letztem und allerletztem Brief möchte ich zunächst berichten, in denen er sich als echten Franzen bekennt, der keinen Deutschen leiden, seine Tantièmen aber gern einsäckeln mag, sondern von zwei alten, längst vergessenen Briefen, die heute fast wie eine ahnungsvolle Vorrede zum „Thermidor" klingen. Lang, lang ist's her; Offenbach war noch Director der Gaité und „Orpheus in der Unterwelt" war eben abgespielt, da wurde in demselben Theater das historische Drama „La haine" recht unsanft aufgenommen. Mit allen Mängeln gehört das Stück zweifellos zum Besten, das Sardou geschaffen hat, aber die Pariser wollten es nicht. Am anderen Tage veröffentlichten die Blätter einen Brief, in dem der Verfasser sich hoch und theuer verschwor, nie wieder ein gutes Drama zu schreiben, und Zola war boshaft genug, nach Jahren dem Dichter des „Daniel Rochat" die getreue Erfüllung dieses Gelübdes zu bestätigen. Das war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich. Denn nachdem Sardou eine ganze Reihe erfolgreicher, aber literarisch nur selten achtbarer Stücke verfaßt hatte, wollte er sich rechtfertigen und wiederum schrieb er einen Brief, in dem es heißt: „Woher kommt das Fehlen jeder ernsten Aufmerksamkeit, das krankhafte Verlangen nach einer fieberhaft eiligen Handlung, die hastig zum brutalen Geschehniß führt, zum Skelett des Stückes, und die uns das Fleisch, das Blut, das Leben vorenthält, die Entwickelung der Gedanken, der Gefühle, der Charaktere?" Und die Antwort lautet, daß nur die späte Speisestunde an alledem die Schuld trägt und daß die armen Dramatiker nichts Lebendiges gestalten können, weil sie auf die Verdauung des hochwohllöblichen Publikums Rücksicht nehmen müssen. Wer weiß, welche poetische Thaten Sardou gethan hätte, wenn die Franzosen sich entschlossen hätten, früher zu diniren? Da sie dieses patriotische Opfer aber nicht brachten, so blieb er seinem Haine-Schwur treu und schrieb schlechte historische Stücke, bis er über „Patrie", „Theodora", „Cleopatra" beim „Thermidor" anlangte, der Nachtischtragödie par excellence.

Wenn der mehr zitirte als gekannte Aristoteles der Philister gewesen wäre, zu dem ihn die Puderbeutel- und Allongedichtung stempeln wollte, dann hätte er am Thermidor jedenfalls bessere Freude erlebt, als etwa Banville, denn dieses sogenannte Drama wahrt ängstlich die Einheit der Zeit und beinahe auch des Ortes. Am Ufer der Seine finden wir die junge Nonne Fabienne Lecoulteux, wir sehen sie aus den Händen der Megären des Waschplatzes befreit und mit dem Umweg über das Haus eines Lampenhändlers und über die Tuilerien folgen wir ihr bis auf den Hof der Conciergerie, hinter deren Mauern mit freundlichem Blinken die Guillotine winkt. Denn es stirbt, das arme Mädchen im weißen Unschuldskleidchen, es stirbt, obgleich der Liebste und sein guter Freund ex machina alle unrechten Hebel zu seiner Rettung in Bewegung setzt. Fabienne ist eben ein Pechvögelchen. Erst hält sie ihren Bräutigam, den schönen Kapitän Hugon für todt und verlobt sich dem Himmel; aber der Kapitän kommt und die Verlobung geht zurück. Dann möchte sie mindestens ihren frommen Schwestern höflich Lebewohl sagen; aber der Abschiedsbrief wird aufgefangen und verräth sie. Und zu allem Unglück hat sie auch noch beim schlimmen Hérault Hülfe gesucht und wird von diesem, den Marat's Ruhm lockt, für eine zweite Charlotte Corday ausgegeben. Was soll das arme Kind anfangen? Schwangerschaft wäre ein mildernder Umstand, aber eine Nonne lügt sich doch nicht gern in die Hoffnung und im Wahlkampf zwischen Samson und Hugon entscheidet sie für den Ersten, während den Zweiten eine mitleidige Kugel aus dem Gewehr eines Sansculotten hinstreckt. Der ist nun auch todt. Die ganze Geschichte aber trägt sich an jenem 9. Thermidor des Jahres II zu, der den Sturz des Robespierre sah.

Der tugendhafte, fleckenlos correcte Robespierre betritt die Bühne nicht; um so mehr aber wird auf ihn geschimpft. In diese dankbare Aufgabe theilen sich der Kapitän aus Carnot's Armee und der Schauspieler Labussière, der — wie sein berüchtigter Kollege Collot d'Herbois — zum Wohlfahrtsausschuß übergegangen ist. Mitunter schimpft auch die sanfte Nonne mit. Das sind die „sympathischen Charaktere" des Stückes: eine fromme Royalistin und zwei angebliche Republikaner, die in jedem Worte gegen die Demokratie und für das monarchische Prinzip Stimmung machen. Zu diesem Zwecke müssen sie lange Reden halten, deren stilistische Lüderlichkeit sich doch nur an das Publikum richten kann, da sie den Betheiligten ja nichts Neues sagt. Man kennt diese schlechte Technik, die ihre Tiraden unfehlbar mit den Worten beginnt: Du weißt ja Alles, was ich Dir jetzt erzählen will, aber ich erzähle es Dir doch, denn da unten sitzen zweitausend Leute, die es auch gern wissen möchten. Das spinnt sich denn so durch drei Bilder hin, ohne eine Spur menschlichen Interesses, und zum Actschluß stellt sich immer eine gefällige Massenwirkung ein: Heulchor der Wäscherinnen im ersten, Carmagnole und Nonnenchoral im zweiten, Jubelfinale über den Sturz der Bergpartei im dritten Act. Und im vierten wird überhaupt nur noch gebrüllt, denn die Conciergerie speit ihre Gefangenen aus und der Schreckenspöbel johlt nach Blut. Uebrigens ist hier das Milieu getreulich dem des letzten Actes der „Patrie en danger" von den Gebrüdern Goncourt nachgebildet, nur daß anstatt des préau du Port-Libre das préau de la Conciergerie gewählt ist. Sonst möchte ich selbst dieses dramatisch schwache, in der Sittenschilderung aber ungewöhnlich feine Werk nicht mit dem Thermidor in einem Athem nennen, aus Rücksicht für die Herren Goncourt.

Soviel ist seit Wochen und Monaten über das schicksalreiche Schaustück des behenden Sardou gesprochen und geschrieben worden, daß ich wohl nicht mit Unrecht eine gewisse Uebersättigung bei meinen nachsichtigen Lesern voraussetze. Sie haben die Pariser Kammerverhandlungen, die gesammelten Briefe der Herren Sardou nnd Blumenthal nebst allerlei Glossen gelesen, sie kennen aus den nach bekanntem Rezept angefertigten Kritiken den Inhalt der vier Bilder, ihr Herz begehrt kaum mehr. Auch wird man, bevor noch diese Zeilen erscheinen, vernommen haben, daß Thermidor auch für Paris wieder frei ist: Sardou hat die note patriotique verstärkt, die Minister Freycinet, Constans und Bourgeois sind zufrieden und die Pariser werden sich vermuthlich bereits in den verfänglichen ersten Apriltagen davon überzeugen können, daß man wieder einmal viel Lärmen um Nichts gemacht und einem vorwiegend langweiligen Spektakelstück eine Bedeutung gegeben hat, die es in keiner Beziehung verdient, nicht als Sittenbild und noch viel weniger als künstlerische Leistung. Dieser Ausgang beweist, daß es im heutigen Frankreich doch immerhin etwas besser zugeht als unter den Schreckensmännern von 1794. Auch damals wurde nach den ersten Aufführungen ein Stück verboten — ich weiß im Augenblick nicht genau, ob es der Ami du peuple von Laya war —, und als der Autor sich beschweren wollte, sagte ihm Barère, der Clemenceau des Convents: „Erhebe keinen Einspruch; in diesen Zeiten thut man nicht gut, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Stehen wir nicht Alle am Fuße der Guillotine? Alle, bei mir angefangen." Und als man zwanzig Jahre später denselben Barère fragte, was denn das eigentliche Ziel des Wohlfahrtsausschusses gewesen sei, da antwortete er: „Wir hatten nur einen einzigen Gedanken: die Selbsterhaltung, die Rettung des Daseins, das Jeder von uns bedroht glaubte. Man ließ seinen Nachbar guillotiniren, um nicht von ihm guillotinirt zu werden."*)

Von einer bedeutenden Auffassung des revolutionären Geistes findet man bei Sardou keine Spur. Es ist sein gutes Recht, die Schreckenswirthschaft in den Abgrund zu donnern, aber er hält sich bei ödem Gezeter gegen Robespierre auf, der doch nur der Ausdruck der durch die Ereignisse vorbereiteten Stimmung war, nicht der Schöpfer, nicht einmal der Führer, nur der advokatorisch und literarisch eitle Dogmatiker des Schreckens. Die durch Jahrhunderte angesammelte Wuth gegen die Unterdrücker mußte austoben, und wer sich ihr entgegenwerfen wollte, den traf das Schicksal der Girondisten. Als Danton nicht mehr mitthun mochte, als er aus dem blutigen Sumpf sich auf's Land rettete, war er ein todter Mann. Wer heute ein historisches Drama schreibt und ein Drama aus so nahe liegender Zeit, von dem fordern wir doch mindestens historisches Empfinden, und wenn er uns mit leeren Tiraden abspeist und mit allgemeinen Humanitätsphrasen, dann wenden wir ihm verstimmt den Rücken.

Was Sardou an Typen aufbringt, ist von erschreckender Dürftigkeit. Samson ist ein Statist, die Beamten des Wohlfahrtsausschusses sind Mitläufer ohne Individualität, die Waschweiber stammen von der braven Madame Angot ab, und der furchtsame Maulheld von Lampenhändler ist längst in allen Revolutionsstücken abgepeitscht worden. Aber die banale Liebesgeschichte hat auch mit der Revolution gar nichts zu thun und die edle Fabienne fällt wirklich nicht der terreur zum Opfer, sondern der

*) Taine, Origines de la France moderne. Tome II. Paris, Hachette.

Digitized by Google

Pruderie, die in erregten Zeiten wie jeder andere Luxusgegenstand gefährlich werden kann. Sardou ist eben beständig auf der Jagd nach der Actualität, und da man etwas geräuschvoll in Paris die Jahrhundertfeier der großen Revolution beging, wollte er natürlich auch mit dabei sein. Conservativ und fromm, wie er nun einmal ist, war ihm 1794 lieber als 1789. Er vertiefte sich in die Dokumente, und seiner Findigkeit begegnete alsbald die historische Gestalt des Schauspielers Labussière, der als Kanzlist des Convents durch die Vernichtung ihrer belastenden Personalacten einigen seiner Kollegen von der Comédie Française das Leben gerettet haben soll. Das war's, was der schlaue Theatermann brauchte, denn der ältere Coquelin quälte ihn längst um eine Paraderolle. So entstand um den Labussière der Thermidor, wie für die unersättlichen Rollenbedürfnisse der Sarah Bernhardt die Theodora entstanden war und die Cleopatra.

Das Lessingtheater hat keinen Coquelin und Herr Klein, der sonst in schlechten Stücken immer gut ist, versagte diesmal völlig; wo er den Narren spielen sollte, machte er schüchterne Versuche zum Stottern, die an einem stadtbekannten Schauspieler doch sofort verdächtig erschienen wären, und das sprühende Temperament sollte ein rasches Redetempo ersetzen. Von den Darstellern des Liebespaares möchte ich lieber schweigen, denn Herr Ranzenberg mühte sich redlich, und die schöne Frau Petri war indifferent und seelenlos wie immer; nur in Berlin konnte diese holde Unbedeutendheit zwei Jahre hindurch für eine große Schauspielerin gelten. Die Ausstattung war reich und stilgerecht wie die Inscenirung, die es, ganz im Sinne des einem Componisten entgegenharrenden Librettos, ausschließlich auf lärmende Operneffecte abgesehen hatte. Das Publikum benahm sich musterhaft, wie sich etwa die Theilnehmer am Fest des höchsten Wesens, sechs Wochen vor dem 9. Thermidor, benommen haben mögen. Es verlief alles programmgemäß. Das Stück sollte gefallen und es gefiel. Da der triviale Liebeshandel selbst die Wohlwollendsten nicht interessiren konnte, hielt man sich an die großen Reden über und gegen die Schreckensherrschaft. Es ist für die den höheren Steuerstufen Angehörigen immer ein Labsal, wenn auf den Pöbel geschimpft wird, auf den Pöbel natürlich, der kein Geld hat, denn wer Geld hat, o, der gehört ja der Elitemenschheit an. Darum war Thermidor auch in diesem von der Plutokratie bevorzugten Hause besser als in irgend einem anderen Theater am Platze.

Schlimmer als dem etwas müden Franzosen erging es in dieser Woche einem jungen deutschen Dichter. Der hatte seine noch ganz unreife Kraft an einen modernen Stoff gesetzt und ein unbegreifliches Ungefähr verschlug sein fertiges Stück in's königliche Schauspielhaus, zu den Kanzleiräthinnen und ihren tonangebenden Töchtern. Es war entsetzlich, und wenn die Abonnenten einen Generalausstand beschließen sollten, mich würde es nicht weiter wundern. Was konnte man nicht in den Corridoren vernehmen! Es ging zu wie in einem gut verschlossenen Bürgerhause an dem Tage, wo der erste Pockenkranke liebevoll exmittirt wird. Einzelne wollten schon den Naturalismus wachsen hören. Und das hat mit seinem Schauspiel „Unsichtbare Ketten" der blutjunge Herr Wilhelm Meyer gethan.

Es mögen schon einige Monate darüber vergangen sein, da wehte mir der Zufall ein vieractiges Trauerspiel „Unschuldig" in's Haus. Ich las es und fand unter wild wucherndem Gestrüpp frömmelnder Romantik ein ausgesprochen dramatisches Talent, das, von keiner beengenden Theorie angekränkelt, eigene Wege unsicher tastend suchte. Die bevorstehende Aufführung des Volksschauspiels „Schuldig" von Richard Voß wird die Gelegenheit zu einer nicht uninteressanten Parallele bieten. Ein heißblütiger Mann geräth in den Verdacht, einen Offizier erschlagen zu haben, der seinem Mädchen nachstellte. Vergebens bemüht sich der eigene Bruder, als Vertheidiger die Unschuld des Angeklagten zu beweisen: alle Anzeichen sprechen für die Schuld des jungen Arztes und man schleppt ihn in's Zuchthaus. Nach fünf Jahren kehrt er, durch das späte Geständniß des wirklichen Thäters befreit, in's Vaterhaus zurück, aber die Krähwinkelei der Kleinstadt wendet sich von dem Bemakelten ab, und als er, des kleinlichen Kampfes müde und abgehetzt von der Philister Geschrei, entdeckt, daß sein junges Weib im Herzen dem Bruder angehört, da erwürgt er, in jäher Wuth über sein zerstörtes Leben, die Frau und, seinem finsteren Geschick starr in's Auge schauend, schließt er ab: „Ja wohl. Nun schuldig." Man wollte in ihm einen Verbrecher sehen, er wurde zum Verbrecher.

Es ist nicht dasselbe Stück, das wir nun im Schauspielhaus gesehen haben; der Verfasser hat sich zu einer Umarbeitung herbeigelassen, er hat sein eigenes Kind geköpft. Die Titeländerung mag hingehen, auch die breitspurige These von der nothwendigen Märtyrerschaft unschuldig Verurtheilter nähmen wir allenfalls in den Kauf, aber aus dem Trauerspiel ist ein Schauspiel geworden, mit einem sogenannten versöhnlichen Schluß, der zu dem Rumpf paßt wie ein kräftiges modernes Drama in's Schauspielhaus. In der vorgeführten Gestalt kann das Drama zwar dem Einsichtigen ein starkes Talent enthüllen, durch seine Verworrenheit aber muß es zunächst irreführen und dann direct abstoßen. Ueberdies ist die Umarbeitung rein äußerlich bewerkstelligt worden und auf Schritt und Tritt stößt man auf die nicht ausgereuteten Wurzeln der ersten Fassung. Es ist bedauerlich, daß es den deutschen Bühnen an dichterisch empfindenden Dramaturgen fehlt, die einen Neuling erziehen könnten, ohne ihm seine Mähne mit dem Scheitelkamm fein glatt zu striegeln.

Es geht ein Mädchen durch das verunstaltete Stück, und weil dieses Mädchen etwas absonderlich ausschaut, ward es von kundigen Thebanern unter die Nachkommenschaft Ibsen's einregistrirt. Ich glaube kaum, daß Herr Meyer zu den Bewunderern des Norwegers gehört, er soll vielmehr dem modernen Literaturtreiben ganz fern stehen, und ich finde gerade seine Selbständigkeit rühmenswerth. Hat es nicht lange vor Ibsen in der Dichtung schwache Weiblichkeit gegeben, die es zu männlicher Kraft zieht? Steht nicht Judith da, ein lebenstrotzendes Beispiel? Diese arme, bedrückte Luise, die den schwächlich Entsagenden verachtet und nur dem Starken sich eignen will, die den Mann sucht und den Gebieter, die stolz ist und doch so gern sich beugen will, sie steht zwischen den mit größerer oder — meist — geringerer Geschicklichkeit zurechtgekünstelten Theaterfiguren des Herrn Meyer als die einzige lebendige Gestalt, und der sie schaffen und auf den ersten Wurf eine Exposition aufbauen konnte, wie sie der erste Akt dieses neuen Schauspieles bringt, der ist ein Dramatiker. Leider folgen — auch in der ersten Fassung — diesem besten drei recht mangelhafte Akte, in denen wir von einem Motiv zum anderen gezerrt werden, ohne über die Wegrichtung des poetischen Führers Klarheit zu erhalten. Ein verfehltes Stück, von dem nicht viel zu sagen ist, aber die Kraftprobe eines echten Talents und eines heißen Theatertemperaments, dessen Wurzeln vielleicht tiefer reichen als die robustere Begabung und die Geschicklichkeit des Herrn Sudermann — vielleicht! Gelingt es Herrn Meyer, die unsichtbaren Ketten der Konvention abzustreifen, läßt er in Zukunft unseren Herrgott und die alte romantische Bildersprache aus dem Spiel, dann wird man noch von ihm zu reden haben. Aber zum Talent gehört auch Charakter und Festigkeit gegen Versöhnlichkeitswünsche „maßgebender" Persönlichkeiten.

Ob die Leitung des Schauspielhauses an der Verunstaltung die Schuld trägt, das weiß ich nicht; jedenfalls verdient der Oberregisseur Grube Dank dafür, daß er das anscheinend schon vor seinem Amtsantritt beachtete Drama aufgeführt und damit den altjüngferlichen Bann gebrochen hat, der allzu lange über dem Schillerplatz lastete. Schließlich werden auch die braven Abonnenten einsehen, daß die Tage der Benedix und Töpfer unwiederbringlich dahin sind und daß auch in Stücken ohne klassisches Deckblatt etwas wirklichkeitswüstes Leben pochen und toben darf.

Nach dem stürmischen Abend im Schauspielhause, wo man ganz wider Takt und Sitte zischte und höhnte, lachte uns Mitgliedern der „Freien Bühne" ein heiterer Morgen. Ludwig Anzengruber's „Doppelselbstmord" wurde flott aufgeführt, jene derbblustige Bauernposse, auf die ich schon vor Monaten unsere Theaterdirektoren an dieser Stelle hinwies. Die Freunde des großen Volksdichters kennen das heitere Stück, und wenn sie es auch gewiß nicht in die erste Reihe seiner Werke stellen, so werden sie es doch gern hören, daß dieser ausgelassen lustigen Variirung des durch Shakespeare und Gottfried Keller geadelten Romeo und Julia-Motiv's nach siebenzehnjährigem Harren endlich die Bühne gewonnen wurde. Die Aufführung des nach den ewig giltigen Menschheitskomödien von den Kreuzelschreibern und vom G'wissenswurm entstandenen Bauernpossenspiels lag nicht auf dem Wege der freien Bühne, aber sie verhalf einem kerngesunden und bei allem Erdenleid kreuzvergnügten Theaterdichter zu seinem guten Recht.

M. H.

Notizen.

Schule und Leben. Novellen von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — Noch rechtzeitig zum 60. Geburtstage des allverehrten Dichters, der vergangene Woche unter reger Betheiligung der weitesten Kreise in Berlin gefeiert wurde, ist dieser neueste Novellenband erschienen, der den Verfasser des „Heinrich von Plauen" und der Littauischen Geschichten in seiner liebenswürdigen Eigenart zeigt. Während „Der zureichende Grund" in unseren Tagen in einer alten Hansastadt (Lübeck?) spielt, versetzt uns „Glaube und Liebe" mitten in das theologische Gezänk der Nachfolger Luther's, das dem Liebesglück zweier Verlobten verhängnißvoll zu werden droht. „Alberta Clementina", worin die heutige Schulfrage spielt, dürfte der episch ausgeführte Vorwurf eines reizenden Einacters sein, in denen der Verfasser des „Schrittes vom Wege" excellirt. Darauf deuten die Scenenführung, die komischen Charaktere (der halsstarrige Rector und die lustige Figur eines gelehrten Buchbinders), die freundliche Lösung nach der geschickten Steigerung des Conflicts, ja sogar einzelne Motive, wie z. B., daß der Heirathsantrag just im Augenblicke des schwiegerväterlichen Zornes erfolgt, und die echt theatermäßige Verwechslung der Clementina-Schule mit dem Mädchen. Die Weihnachtsgeschichte aus großstädtischen Arbeiterkreisen zeigt den Verfasser unter dem Einflusse neuerer Literaturströmungen.

Die Bestimmung des Menschen im Lichte seines Ursprungs. Betrachtet von John Fiske. Uebersetzt von Fr. Kirchner. (Leipzig, Quandt & Händel.) — Licentiat Kirchner, dem wir das treffliche Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe (Heidelberg, Weiß), sowie manche Uebersetzung fesselnder moralphilosophischer Werke wie Blackies Selbsterziehung verdanken, gebührt auch für die Vermittelung der vorliegenden Schrift alle Anerkennung. Sie ist erfüllt von jener klaren, gemeinverständlichen Lebensweisheit, die auch den Leser von Smiles' bekannten Büchern gestärkt und erhoben hat. Die Uebertragung ist meisterhaft. Man wird so geistvolle Versuche, Glauben und Wissen mit einander zu versöhnen, umso mehr willkommen heißen, als der Verfasser durchaus auf dem Boden der neuesten naturwissenschaftlichen Forschung steht. Seine Gedanken über den Ursprung des Menschen und dessen Stellung im Weltall sind ebenso originell, als seine Antwort auf die Frage nach einem künftigen Leben trostreich und erhebend.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin W.,
Culmstrasse 7.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Theatergeschichtliche Forschungen.

Herausgegeben von **Berthold Litzmann.**

I.

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung

1791—1817.

Bearbeitet und herausgegeben von

Dr. C. A. H. Burkhardt

Großh. Sächs. Archivdirektor.

M 3.50.

Ferner erschien vor kurzem:

Beiträge zur Ästhetik.

Herausgegeben von

Theodor Lipps u. **Richard Maria Werner.**

II.

Der Streit über die Tragödie

von **Theodor Lipps**

Professor der Philosophie in Breslau.

1891. *M* 1.50.

Früher erschien:

I. **Lyrik und Lyriker.** Eine Untersuchung von Dr. **Richard Maria Werner,** o. ö. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der k. k. Kaiser-Franzens-Universität Lemberg. 1890. *M* 12.—.

Soeben erschien:

Heinrich v. Treitzschke

als Erzieher.

Von * * *.

Preis 80 Pf.

Verlag von **Georg C. Bürkner, Berlin,** Schmidstr. 21.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.) Preis 2 *M*.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Episteln und Vorträge

von

Wilhelm Jordan.

Broschirt 4 *M*, gebunden 5 *M*.

Frankfurt a. M.

W. Jordans Selbstverlag.

Soeben erschien bei **Hermann Grüning** in **Hamburg** und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Johannes Wedde

Biographie nebst Auszügen aus dessen Briefen, Dichtungen u. Prosaschriften.

196 S. 8° m. 2 Lichtdruckbildern in saubersterAusführg. geh. 1 *M* 40 *Pf*, eleg. geb. 1 *M* 80 *Pf*, Liebhaberband 2 *M* 70 *Pf*.

Ein Buch von reichstem, wertvollstem Inhalt, fesselnd vom Anfang bis zum Ende. — **Fürst Bismarck** schrieb dem Verleger unterm 9./1. 91 u. A.: „Die Biographie Weddes, welche Sie die Freundlichkeit hatten, mir zu übersenden, habe ich gelesen und die Schilderung des Sachsenwaldes, welche auch für mich manches Neue enthält, hat mein besonderes Interesse erweckt. Zwar ist die Erzählung des „alten Brandt" in der gegebenen Form nicht ganz richtig."

Von

Karl Frenzel's Gesammelten Werken

liegen in abgeschlossenen — einzeln käuflichen — Bänden vor:

Erinnerungen und Strömungen. In 8°. 30 Bogen. Preis br. *M* 4.50 *Pf*., eleg. gebdn. *M* 5.—.

Deutsche Kämpfe. In 8°. 34 Bgn. Preis br. *M* 4.50 *Pf*, eleg. gebdn. *M* 5.—.

Vanitas. Roman in 8°. 37 Bgn. Preis br. *M* 5.50 *Pf*, eleg. gebdn. *M* 6.—.

Ganganelli. Roman in 8°. 38 Bgn. Preis br. *M* 5.50 *Pf*, eleg. gebdn. *M* 6.—.

Karl Frenzel's Essay's und Romane bieten den künstlerisch vollendetsten, menschlich bedeutendsten und geistvollsten Ausdruck unserer Zeit.

Soeben erscheint:

„Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen." Heft I: **Karl Frenzel** von Ernst Wechsler. Mit Frenzel's Portrait. In 8°. 4 Bgn. 50 *Pf*.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Soeben erschienen:

Iris.

Erzählungen und Dichtungen.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet *M* 3.—. In geschmackvollem Einband *M* 4.—.

Lustspiele.

I. **Ein Hofstaat.** — II. **Ein Volksfest am Aetna.** — III. **Der Magier.** — IV. **Willy.** — V. **Menschen und Affen.** Modernes Satyrspiel.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet *M* 3.—. In geschmackvollem Einband *M*. 4.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 Mk. 80 Pf.

Verlag von **Paul Hüttig, Berlin,** Anhaltstr. 6.

Höchst zeitgemäße Novität.

Natur und Menschengeist

im Lichte der Entwickelungslehre.

Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion

von **Dr. R. Koch.**

Preis: 266 S. gr. 8° eleg. geh. *M* 4.50.

MURET

encyklopädisches

WÖRTERBUCH

der engl. u. deutschen Sprache.

(Ein Parallelwerk zu „Sachs-Villatte")

Muret ist das **neueste, reichhaltigste** u. **vollständigste** aller engl.-dtsch. Wörterbücher. Es ist das **einzige** dtsch.-engl. Wörterbuch, das in **neuer** deutscher **Rechtschreibung** erscheint u. die **Aussprache** nach dem **Toussaint-Langenscheidt**schen System giebt; ferner die **Gross-** und **Kleinschreibung** der Wörter, die **Konjugation** bei jedem Verbum, etc. etc.

Teil I:	Teil II:
Engl.-deutsch	**Deutsch-engl.**
von	von
Prof. Dr. Ed. Muret.	Prof. Dr. D. Sanders.

Lieferung 1 à 1 M. 50 Pf. soeben erschienen.

Langenscheidtsche Verlagsb., Berlin SW 46.

Verlag von **Georg Weiss** in **Heidelberg.**

Die

Positive Philosophie

von

August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,** übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**

2 Bände. 17 *M*.

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman von

Theophil Zolling.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Zukunft Oesterreichs. Von Paul Dehn. — Die Bewegung am Silbermarkt. Von Moritz Meyer. — **Literatur und Kunst**: Ein Bekenntniß der „Moderne". Von Moriz Carriere. — Prof. Hermann Grimm contra Galeriedirector Bode. Von W. Koopmann. — Die Meininger. Von Z. — **Feuilleton**: Der Drehorgelspieler. Von M. Day. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt**: Berliner Musterzeichner. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Techniker und die Schulfrage. Von Ds. — Notizen. — Inserate.

Die Zukunft Oesterreichs.

Von Paul Dehn.

Vom Kaiser von Oesterreich hat Fürst Bismarck einmal gesagt: es genüge, daß er zu Pferde steigt und alle seine Völker folgen ihm. Die Wahrheit dieses Wortes würde kund werden, wenn, was Gott verhüte, ein Krieg ausbräche; sie wäre aber schon in Friedenszeiten zu erkennen, wenn inmitten der inneren politischen Wirren der Kaiser zu Pferde stiege d. h. wenn er sich nicht als streng constitutioneller Fürst von den Kämpfen der Nationen und Parteien fernhalten, wenn er sich vielmehr entschließen würde, mit der Macht seiner Initiative einzugreifen und als Hüter des Staatsgedankens, als Richter über den Parteien, als sozialer König hervorzutreten.

Oesterreich ist ein konstitutioneller Staat. Aber in Folge des Interessenwahlsystems, der Verwaltungsmacht, inmitten der eigenthümlichen Partei- und Nationalitätsverhältnisse ist die Stellung der Regierung gegenüber der Volksvertretung eine unabhängigere, gefestigtere und leichtere als in Deutschland. Zu einer geschlossenen Mehrheit und daher zu einem bestimmenden Einfluß auf die Regierung kann es die Volksvertretung nicht bringen. Ihre Mehrheit wird aus verschiedenen Gruppen gebildet, unter Führung der Regierung, dauernd oder von Fall zu Fall, je nach Bedarf. In erster Reihe entscheiden nationale Rücksichten. Oesterreich zählt neben 8 Millionen Deutschen 7 Millionen Slaven ausschließlich der von den Polen unterdrückten Ruthenen. Dazwischen stehen oscillirend und diplomatisirend 3 Millionen Polen. Diese nationale Zusammensetzung hat sich im Wesentlichen auf die Volksvertretung übertragen. Bis 1880 stützte sich die deutschliberale Regierung auf die Deutschen und Polen, seither das konservative Ministerium auf die Slaven und Polen. Die Polen sind das Zünglein an der Waage, jede Regierung und jede Partei muß mit der „polnischen Delegation" rechnen und für jede ist sie zu haben gegen besondere Zugeständnisse für Galizien. So wird es auch in nächster Zukunft sein. Die Polen machen dabei die besten Geschäfte und erscheinen äußerlich als die staatserhaltende Partei ersten Ranges, obwohl sie nur bedingte Oesterreicher sind, nur unter der Voraussetzung, daß sie sich auf diesem Umwege der Verwirklichung ihres nationalen Staatsideals nähern.

In diesen Verhältnissen haben die jüngsten Neuwahlen zur Volksvertretung nichts Wesentliches geändert. Es ist möglich, daß die Regierung die Slaven bei Seite schiebt und sich auf die Deutschen und Polen stützt, aber eine zwingende Nothwendigkeit liegt dazu nicht vor.

In der bisherigen slavischen Mehrheit hat sich freilich eine Aenderung vollzogen. An die Stelle der opportunistischen Alttschechen sind die Jungtschechen getreten, radikale Elemente neuhussitischen Geistes, national und kirchlich mit Rußland cokettirend. Aber von derartigen Gesinnungen waren die Alttschechen auch erfüllt, als sie noch in der Opposition standen, und wer die tschechischen Politiker kennt, wird wissen, wie gern und leicht sie sich unter einer entgegenkommenden Regierung aus Radikalen in Opportunisten umwandeln. Es erfordert keine große Mühe und nur einige, vielleicht mehr persönliche als nationale Zugeständnisse in Böhmen, um die wilden Jungtschechen zu zähmen und zu gefügigen Stützen der Regierung zu machen. Von höchster Stelle sind sie freilich wiederholt scharf gerügt worden, aber dort sind auch die deutschliberalen Führer keine angenehmen Persönlichkeiten. Als Mitte 1889 in Böhmen die nationalen Gegensätze schärfer als je hervortraten, als von den Jungtschechen das tschechische Staatsrecht und die Krönung des Kaisers zum König von Böhmen gefordert und im tschechischen Volk der hussitische Geist neu entflammt wurde, als in Folge dessen die deutschen Abgeordneten Miene machten, auch aus dem Reichsrath auszutreten und zu einer allgemeinen Abstinenzpolitik zu schreiten, da ward auf Veranlassung von höchster Stelle der sog. deutsch-böhmische Ausgleich in Angriff genommen, dessen Durchführung noch nicht gelungen ist. Der Kaiser wünscht die Durchführung einer wirklichen Versöhnungspolitik auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse. Ein Eingreifen von höchster Stelle zu Gunsten einer deutschliberalen Parteiregierung steht nicht in Aussicht.

Alles in Allem kann sich die österreichische Regierung so gut und vielleicht noch besser als bisher „fortfretten", wenn sie sich kein höheres Ziel setzt, als in unzulänglicher Thätigkeit und erfolglos zu versöhnen d. h. zu vermitteln und nach den Grundsätzen eines herkömmlichen Liberalismus nationale oder partikularistische Sonderinteressen zu fördern. Diese Politik hat ihre bedenklichen Seiten, sie muß in einem Staate wie Oesterreich, wo Staat und Nation nicht identisch sind, die Macht des Staatsgedankens schwächen und die Nationalitäten zu der Auffassung verleiten, als ob der Staat nicht ihr Daheim, sondern nur ihr Gasthof sei.

„Männer sind Alles, Maßregeln verhältnißmäßig Nichts!" hat einmal Canning ausgerufen, „fort mit dieser nichtigen Behauptung, die Stränge seien es und nicht die Pferde, welche den Wagen ziehen." Mehr als anderwärts sind in Oesterreich Persönlichkeiten erforderlich, Männer von liebenswürdigen Formen, reinem Charakter und umfassenden Kenntnissen. Ein solcher Mann scheint nach langem vergeblichen Suchen in der

Digitized by Google

Person des neuen Finanzministers Dr. Steinbach gefunden zu sein. Er vereinigt in sich jene Eigenschaften und ist in jeder Hinsicht das Gegenspiel seines Vorgängers, des Herrn Dr. von Dunajewski. Ich habe in meinem Buche „Oesterreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht" das unheilvolle Wirken dieses polnischen Politikers angedeutet, insbesondere die polnische Wirthschaft und die polnische Corruption unter seiner Verwaltung. Die Polen, die Börse und die Banken haben sich bereichert, er selbst ist aus einem überschuldeten Professor ein mehrfacher Millionär geworden, aber Staat und Volk sind dabei finanziell und moralisch zu Schaden gekommen. Was wäre aus der Postsparkasse mit ihrem so rasch entwickelten Checkverkehr für Oesterreichs Finanz- und Sozialpolitik geworden, wenn nicht der polnische Ministerspeculant im Interesse der Wiener Hochfinanz den genialen Gründer der Postsparkasse, den Sectionschef Dr. Coch, einen geborenen Kurhessen, diesen größten und glücklichsten Finanzpolitiker Oesterreichs aus neuerer Zeit, mitten im Schaffen verdrängt haben würde? Coch ist ähnlich wie Bruck am gebrochenen Herzen gestorben, Oesterreich schuldet ihm noch Dank und Denkmal. An diesen kühnen Finanz- und Sozialpolitiker der That mit seiner umfassenden Welt- und Menschenkenntniß erinnert in mancher Beziehung der neue Finanzminister Dr. Steinbach. Möge seine Thätigkeit gleich fruchtbar, sein Schicksal aber ein freundlicheres sein!

Oesterreichs künftige innere Entwickelung hängt davon ab, ob die Regierung sich entschließen kann, die Bahnen einer zweckmäßigen Sozialreformpolitik zu beschreiten. Steinbach's Berufung deutet darauf hin, daß eine Schwenkung nach dieser Richtung hin beabsichtigt wird. Zunächst ist ihm die Abfassung der Thronrede übertragen worden. Auch die amtliche Begründung der Auflösung des Reichsraths mit ihrem Hinweise auf die sozialen Zeichen der Zeit dürfte seiner Feder entflossen sein. Ein unparteiisches fachmännisches Beamtenministerium würde, wenn es die nationalen Streitigkeiten in den Hintergrund zu drängen wüßte, bei allen Parteien Unterstützung finden, ohne sich den sozusagen berufsmäßigen Führern derselben unterwerfen zu müssen. Denn in allen Parteien, insbesondere bei den Deutschliberalen, Polen und Jungtschechen, finden sich zahlreiche Abgeordnete, welche die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Socialreformpolitik anerkennen und mit ihnen ist unter Hinzunahme der conservativen Gruppen eine ausreichende Mehrheit zu bilden. Diese Politik würde insbesondere eine Trennung der großen deutschliberalen Partei in eine doctrinärmanchesterliche Fraction unter Plener's Führung und in eine sozialreformfreundliche Gruppe mit dem Großgrundbesitz zur Folge haben. Sollte wider Erwarten Plener in das Ministerium berufen werden, so wird jene Wendung nicht erfolgen, sondern eine sog. deutschliberale, national und sozial „innerlich geflickte" und unzulängliche Parteiregierung wie vor 1880 an's Ruder kommen, sich aber keinesfalls lange halten können.

An der Entwickelung der inneren Verhältnisse Oesterreichs ist Deutschland gänzlich uninteressirt; es verläßt sich auf die Bundestreue des Kaisers und der ungarischen Reichshälfte und kann über die offene Deutschfeindlichkeit der Jungtschechen, über die geheime Deutschfeindlichkeit der Polen und Alttschechen und über die laue Deutschfreundlichkeit der Deutschliberalen, welche nebenbei die wirthschaftlichen Gegensätze gegenüber Deutschland als Interessenvertreter der österreichischen Großindustrie verschärfen, mit Gleichmuth hinweggehen. Nur die Deutschnationalen sind als treue und zuverlässige Freunde des Bündnisses zu betrachten.

Oesterreich ist kein Nationalstaat, sondern nur ein Nationalitätenstaat. In den Nationalstaaten wird das Parteigetriebe umwallt von der nationalen Zusammengehörigkeit des Volkes. Dieses in neuerer Zeit zum Bewußtsein gesteigerte Gefühl fehlt dem Nationalitätenstaat. Der österreichische Staatsgedanke ist den verschiedenen Nationalitäten erst künstlich und nicht immer erfolgreich eingeimpft worden. Es fehlt dem Reiche an innerer Festigkeit. Zwar schlingt sich das Band des habsburgischen Herrscherhauses um die verschiedenen Nationalitäten, aber behufs Kräftigung dieses Bandes und zugleich des Staatsgedankens, behufs Dämpfung der nationalen Reibungen, muß zu einer neuen staatserhaltenden, staatsconservativen inneren Politik geschritten werden. Will eine Regierung in Oesterreich die von der Natur getriebenen, ziellos und ungefügig aufeinander drängenden Nationalitäten harmonisch zusammenführen, so muß sie an die Schaffung von Organisationen gehen, welche den verschiedenen Nationalitäten ihre Eigenart belassen, dabei aber das mangelnde natürliche Band der nationalen Zusammengehörigkeit durch ein anderes, künstlich zu webendes, nicht minder fest zusammenhaltendes Band ersetzen, und zwar auf dem Gebiete der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Wohlfahrt, wo die Interessen aller Stämme zusammenlaufen, durch die Herstellung einer staatsbürgerlichen Interessengemeinsamkeit in Gestalt einer staatsbürgerlichen Verwaltung, welche es sich zur obersten Aufgabe stellt, alle jene Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens zu schaffen, die bisher inmitten des modernen Kampfes einiger weniger verbundenen Starken gegen Millionen vereinzelter Schwachen schmerzlich vermißt worden sind und noch immer nothwendig erscheinen. Es genügt nicht, die unwürdige Abhängigkeit der Staatsgewalt von den großen Geldmächten mit ihrer Corruption zu beseitigen und nach dieser Richtung hin den Staatsgedanken vor weiterer Schwächung zu schützen. Auch durch positive Maßnahmen muß inmitten der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Anarchie der zerrüttete allgemeine Volkswohlstand wieder gefestigt und gehoben werden, hauptsächlich durch die Wiederbelebung des corporativen Geistes in moderner Gestalt, durch die Schaffung genossenschaftlicher Organisationen.

Angesichts der nationalen und sozialen Kämpfe in Oesterreich hat sich innerhalb wie außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle vielfach die Meinung gebildet, es stehe dieses Reich vor dem Zerfall. Manche Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, aber schon das zähe Leben großer niedergehender Reiche, wie es beispielsweise die Türkei bekundet, spricht gegen jene Meinung. Oesterreich ist zudem eine europäische Nothwendigkeit und auch nach innen hin durch eine gemeinsame vielhundertjährige Entwickelung fest genug gefügt, um selbst größere Stürme überdauern zu können. Fürst Bismarck hat von seiner Höhe das Richtige getroffen, als er sagte, Oesterreich sei dem Verfall nicht so nahe als man denke, sein ganzer Jammer liege in der Schwäche des monarchischen Prinzips und in der vierhundertjährigen schlechten Verwaltung. Das soziale Königthum wird im Stande sein, das monarchische Prinzip zu kräftigen und die Verwaltung zu reorganisiren. Es bleibt da keine andere Wahl und wenn man es jetzt nochmals mit dem Parlamentarismus versucht, so wird man, nachdem derselbe auf's Neue versagt hat, zum Betreten jener Bahnen, wie sie die moderne Sozialreformpolitik weist, durch den steigenden Ernst der Lage schließlich dennoch gezwungen werden.

Die Bewegung am Silbermarkt.

Von Moritz Meyer.

Es gibt kaum eine Waare, die unentbehrlichsten Nahrungsmittel und Rohstoffe ausgenommen, welche eine wichtigere Rolle auf dem Weltmarkt spielt, als das Silber. Gold ist kostbarer, weil seltener, edler und vornehmer, aber Silber ist überall auf der Welt zu Hause und in großer Fülle vorhanden, die Natur stellt es uns in ausgiebigster Weise zur Verfügung, es dient den mannichfachsten Zwecken und ist namentlich als Stoff für Geräthe und Kunsterzeugnisse in den Familien der Wohlhabenden in reichster Verwendungsart anzutreffen. Schon diese Momente werden dem Silber stets und überall eine große Bedeutung auf dem Weltmarkte als Waare sichern und sowohl die Blicke der Erzeuger wie der Verbraucher stets auf die Bewegung der Silberpreise mit Aufmerksamkeit gerichtet halten.

Diese Bedeutung des weißen Metalls wird noch erheblich gesteigert durch die Thatsache, daß Silber auch in vielen Staaten sich von dem Begriffe eines bloßen Handelsartikels zu dem der Valuta, d. i. des Geldes im staatlichen und Rechtssinne, erhebt. Man darf im Allgemeinen sagen, daß

Digitized by Google

alle Länder mit extensiver Wirthschaft und auf niedrigerer Culturstufe sich des Silbers als des Währungsgeldes bedienen. Eine gewisse Ausnahme machen auch diejenigen Staaten mit intensiver Wirthschaft, reichem Kapitalvermögen und entwickeltem Weltverkehr, welche die sog. Doppelwährung angenommen haben, d. i. jene Währung, welche gesetzlich die Zahlungen sowohl in Gold, wie in Silber gestattet. Zu diesen Ländern gehören in erster Linie: der lateinische Münzbund (Frankreich, Belgien, Schweiz und Italien), sodann auch in gewissem Sinne die Nordamerikanische Union, ja man könnte auch Deutschland, solange nicht die Goldwährung durch Beseitigung der Thalerstücke (gleich 3 Mark in Gold) strikte durchgeführt ist, zu diesen Doppelwährungstaaten zählen. Jedenfalls hat man es in den beiden zuletzt genannten Ländern, in denen dem Silber gesetzliche Zahlkraft eingeräumt ist, mit einer „hinkenden" Währung zu thun, die sich dem Begriffe der Doppelwährung nahe verwandt zeigt. Man sieht, daß dem Silbergelde ein sehr großer Weltkreis angehört und daß in diesem ungeheuren Verkehrs- und Produktionsgebiet Veränderungen des Silberwerthes, sei es durch die natürlichen Preisfaktoren oder künstlich durch Acte der Gesetzgebung, von größtem Einfluß auf die Werthbemessung des Geldes und damit aller übrigen Waaren der Volkswirthschaft werden müssen. Daß in den Ländern der Doppelwährung die Fixirung eines permanenten Werthverhältnisses zwischen Gold zu Silber mittelst Gesetz gegen Fluktuationen des Silberwerthes nicht schützt, lehrt die Erfahrung. Ueberall wird dem Golde gegenüber das minderwerthige weiße Metall — denn nur von einem Sinken des Silberwerthes konnte im bisherigen Verlauf der Münzgeschichte gegenüber dem Golde die Rede sein — seinen Platz im Verkehr behaupten müssen, da das schlechte Geld das gute verdrängt und das Sinken des herrschenden Zahlungsmittels zu einer Steigerung aller übrigen Waaren und der Dienstleistungen führen muß. Es läßt sich kaum ermessen, wie weitgreifend und einschneidend diese Wirkungen einer entwertheten Valuta sein werden: Alle diejenigen, welche Forderungen haben, in erster Linie der Staat selbst, sodann die sog. fixirte Bevölkerung (mit festem Einkommen), die Kapitalisten und nicht zuletzt auch die Arbeiter, im weitesten Sinne alle diejenigen, welche Lohn empfangen, müssen beim Sinken des Geldwerthes Verluste erleiden, alle Schuldner dagegen gewinnen. Jeder der eine Zahlung zu leisten hat wird sie in dem minderwerthigen Metalle leisten, man wird daher auch nur Silber prägen lassen und Silber wird die einzige Münze sein, mit der noch die Verkehrsadern gefüllt bleiben. Das Gold wird auswandern, Silber wird dafür eingetauscht werden und sich diese Manipulation als gewinnbringend erweisen. Wenn als festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber durch das Gesetz beispielsweise $1:15^1/_2$ angenommen wurde, d. h. daß 1 Kilogramm Gold gleich $95^1/_2$ Kilogramm Silber sein sollen und die Münzprägungen auf dieser Basis zu geschehen haben, so braucht man, um eine Schuld von einem Kiligramm Gold zu zahlen, dies nur gegen Silber umzutauschen, um einen ansehnlichen Gewinn zu machen, da man für 1 Kilogramm Gold möglicherweise 20 Kilogramm Silber erhält, von denen $15^1/_2$ Kilogramm schon genügen, um die Schuld von 1 Kilogramm Gold zahlen zu können. In tief einschneidender Weise äußert sich die Entwerthung des Geldes auf die Producenten. Da die Waarenpreise gestiegen sind durch die Entwerthung des Geldes, so schreiten die Producenten zu einer Ausdehnung ihrer Unternehmungen, zumal auch der Leihwerth der zu ihren Geschäften nöthigen fremden Kapitalien sich vermindert hat; es kommt auf diese Weise eine Tendenz zur Ueberproduction in alle Unternehmungen, die in nicht allzu langer Zeit zur Absatzkrise führen muß.

Wir konnten im Vorstehenden nur in kurzen Zügen die Wirkungen skizziren, welche aus einer Veränderung des Silberpreises in den Ländern mit Silber- und Doppelwährung sich einstellen müssen. Wenn diese sich auch nicht in allen solchen Ländern eingestellt haben, beispielsweise nicht in Frankreich und Belgien, trotzdem der Silberwerth in den letzten Decennien fast um 25 Proc. gefallen ist, so hat dies andere Gründe, es sind Faktoren da, die ein Gegengewicht ausübten. In Frankreich kann dies Verdienst für die letzte Phase der Silberentwerthung der Maßnahme zugeschrieben werden, daß seit Ende der siebziger Jahre die Ausprägung von Silbercourantgeld (5 Francsstücke) sistirt wurde und daß andererseits die Bank von Frankreich mit Erfolg bemüht war, Gold in genügender Menge zur Aufrechterhaltung der Goldzahlungen im Inlande, herbeizuschaffen und festzuhalten. Gerade den umgekehrten Weg, darf man sagen, hat die nordamerikanische Gesetzgebung in der letzten Zeit eingeschlagen: Man hat dort Alles gethan, um dem Golde das Bereich seiner Zahldienste zu verengern, um Silber auf den Herrscherstuhl zu erheben, eine Bewegung, die noch nicht abgeschlossen ist und die bereits zu tiefen Erschütterungen in wirthschaftlicher und finanzieller Hinsicht geführt hat.

Bekanntlich wurde die in den Vereinigten Staaten im Jahre 1873 eingeführte Goldwährung (Silber gilt nur als Scheidemünze) bereits im Jahre 1878 schwer beeinträchtigt durch die sog. Blandbill, wonach das Schatzamt angewiesen wurde, alljährlich Silber im Betrage von 2—4 Mill. Doll. zu kaufen und auszumünzen, welche Silberdollars gleichberechtigt mit dem Golde sein sollten. Legte schon dieses Gesetz Bresche in die Goldwährung, da Jeder in dem billigeren Silber zu zahlen suchte und Gold im Kleinverkehr namentlich seltener wurde, so ward der Bruch mit der Goldwährung vollendet durch die neueste amerikanische Heldenthat auf dem Gebiete der Währungspolitik, nämlich durch die Windombill vom 14. Juli 1890, wonach monatlich $4^1/_2$ Mill. Unzen feines Silber anzukaufen sind und zwar gegen Schatznoten, die als gesetzliches Zahlungsmittel gelten sollen. Diese Gesetzesacte haben eine außerordentliche Bewegung des Silberpreises zunächst hervorgerufen. Während der Herrschaft der Blandbill sank der Silberpreis von $52^9/_{16}$ Pence auf $42^{11}/_{16}$ Pence im Durchschnitt der Jahre, um sich dann aus Anlaß der Windombill in wilden Sprüngen zuerst nach Oben bis auf $54^1/_2$ Pence zu heben, sodann wieder bis auf 46 Pence zu ermäßigen. Die Silberprägungen hatten sich nämlich von rund 28 Mill. Doll. im Jahre 1878 auf rund 39 Mill. Doll. im Jahre 1890 gehoben. (Wir bemerken, daß dem zumeist angenommenen Werthverhältnisse von $1:15^1/_2$ ein Preis des Silbers von $60^7/_8$ Pence per Unze Standardsilber entspricht.)

Als die nächste Wirkung dieser außerordentlichen Fluktuationen des Silbers, das zugleich Währungskraft in den Vereinigten Staaten besitzt, müssen wir es bezeichnen, daß Handel und Verkehr unausgesetzt starken Preisschwankungen unterliegen, namentlich der Kleinverkehr und daß also die ärmere Bevölkerung, speziell die Arbeiter unter diesen Fluctuationen vorzugsweise zu leiden haben. Der Großverkehr wußte sich gegen die Zahlungen in Silber und die Werthschwankungen zu schützen, da ihnen Mittel und Wege zu Gebote standen und da namentlich auch gleichzeitig mit der vermehrten Silberausprägung die Goldausprägungen gewachsen sind. Während am 1. October 1870 schätzungsweise nur rund 79 Mill. Doll. in Gold im Umlauf waren, belief der Goldumlauf am 1. October 1891 auf rund 387 Mill. Doll., so daß dem Großverkehr Gold genügend zur Verfügung stand. Es ist indeß nicht abzusehen, ob sich ein gesundes Verhältniß zwischen Gold- und Silbergeld nach längerem Inkraftsein der Windombill erhalten lassen wird, da kaum sich voraussetzen läßt, daß der Silberpreis sich wieder heben werde, trotz der bedeutend erhöhten Ankäufe, welche das Gesetz vorschreibt. Alle Kenner stimmen nämlich darin überein, daß die Hoffnungen derjenigen getäuscht werden dürften, welche eine völlige oder doch annähernde Rehabilitirung des Silberpreises ($60^7/_8$ Pence) in Aussicht nehmen. Die Steigerung der Produktion des Silbers, die Importirungen von Silber aus Europa und Asien nach Amerika, dies sind schwerwiegende Momente, die einem Steigen des Silberpreises entgegenwirken. Daran dürfte voraussichtlich auch die „freie Silberprägung", welche das münzpolitische System krönen soll, nicht viel ändern.

Als eine zweite Wirkung der Silberpreisbewegung müssen wir die kritischen Verhältnisse betrachten, in welche die Finanzwelt in New-York und London zeitweilig versetzt wurde, ja in

Digitized by Google

denen sie sich noch theilweise befindet. Die rapide Aufwärtsbewegung des Silberpreises, seitdem die Windombill in Sicht getreten war, hatte zu weitausgreifenden Haussespeculationen geführt, an denen die ersten Finanzhäuser sich betheiligten, die zu einem „Silberpool" zusammentraten, Zwecks Auf- und Ankaufs großer Mengen von Silber, das man zu den höheren Preisen, welche das New-Yorker Schatzamt zahlen würde, wieder mit Nutzen abzustoßen gedachte. Diese Voraussetzungen sind gröblich zu Schanden geworden und da gleichzeitig mit dem Platzen dieser Seifenblasen in Südamerika politische Bewegungen einsetzten und die veränderte Zollgesetzgebung Amerikas (Mac Kinley-Bill) den Export Europa's dorthin arg zu schädigen drohte, so krachte das Silberhaussesyndikat in allen seinen Fugen zusammen. Große Summen, die nach Millionen zählen, sind in New-York und London, auch anderswo noch, verloren gegangen. In London namentlich führte der Fall des Welthauses Baring Brothers, dies im Zusammenhang mit dem knappen Geldstand gegen Schluß des vorigen Jahres, den Revolutionen in Argentinien ꝛc., zu einer acuten Finanzkrise, die nur durch die rasche Intervention der Bank von England und der ersten Finanzkräfte des Landes behoben werden konnte, um große und schwere Erschütterungen aller Geldcentren zu vermeiden. Es ist noch im frischen Gedächtniß, daß die Bank von England sich genöthigt sah, den Discont auf 6 Proc. zu setzen und ein paar Millionen Pfd. Sterl. in Frankreich bei der Bank zu borgen. Selbst jetzt noch tauchen an der Themse zeitweilig dunkle Gerüchte von bestehenden Finanzschwierigkeiten auf, herrscht noch ein gewisses Mißtrauen, das als die Folge jener Ereignisse im November v. J. anzusehen ist.

Hat auch Deutschland mit all' diesen Dingen unmittelbar nichts zu thun, so ist es doch von denselben nicht ganz unberührt geblieben. Vor Allem interessirt Deutschland der Silberpreis, da es bemüht sein muß, seine Silberthaler (ca. 400 Mill. Mark) nach und nach aus dem Verkehr zu ziehen und der Durchführung der reinen Goldwährung die Wege zu bahnen. Natürlich kann diese Operation, welche leider sehr zum Nachtheil unseres Währungswesens so lange verschoben worden ist, leichter gelingen, je höher der Silberpreis steigt, oder doch je leichter das Silber ohne größere Einbuße abzustoßen ist. Aus diesem Gesichtspunkte könnte auch Deutschland ruhig zusehen, wenn selbst die Silberprägung in Amerika ganz frei gegeben würde, zumal die bimetallistische Agitation, wie wir fest glauben, aus einem solchen Vorgehen keinen Nutzen ziehen würde. Auch die freie Silberprägung dürfte nämlich nach Lage der Productionsverhältnisse und der verfügbaren Bestände von gemünztem Silber in Europa und Asien den Silberpreis nicht wieder auf seine normale Höhe auf die Dauer zurückführen können. Mehr aber — und das ist zu bedenken — als der verhältnißmäßig geringe Gewinn, den Deutschland aus einer höheren Verwerthung seiner Silberbestände ziehen würde, fiele in's Gewicht, daß die Wirkungen einer grandiosen Silberinflation in Amerika auf das gesammte Wirthschaftsleben auch für Deutschland nicht ohne tiefe Schädigungen bleiben könnten.

Literatur und Kunst.

Ein Bekenntniß der „Moderne".

Von Moriz Carriere.

Die Moderne — so nennt sich doch wohl die neue naturalistische Richtung in der Literatur im Gegensatz zur Antike; die Jüngstdeutschen, die Gründeutschen, die Stürmer und Dränger fin de siècle und andere Bezeichnungen sind wohl minder willkommen, ein allgemein angenommener Name aber ist mir nicht bekannt. Das Selbstbekenntniß nun lautet: „Ein Jahrzehnt hat man sich mit der verworrenen Frage »Wahrheit oder Schönheit« abgequält, um endlich zu entdecken, daß die Frage falsch gestellt war."

Da hatten wir also recht, daß wir uns nicht verblüffen ließen. Ich schrieb gleich damals einen Zusatz zu meiner Aesthetik, der in der dritten Auflage erschien: „Neuerdings gibt in Italien, Frankreich, Deutschland der Naturalismus die Parole aus: Wahrheit, nicht Schönheit! Der Gegensatz beweist schon, daß er das Niedrige, Widrige, Ordinäre oder Absonderliche als das Wirkliche nimmt, als ob der frische, klare Quell minder wirklich wäre wie die stinkende, trübe Gosse, die blühende Rose, die reife Traube minder wirklich als der Schierling. Nicht die einzelne Thatsache, sondern die Zusammenfassung, die Summe von Wirklichkeiten unter der Herrschaft des Gesetzes ist Wahrheit. Der falsche Naturalismus stellt das Physische dem Seelischen voran, ja, er setzt es an die Stelle desselben, und macht das Viehische im Menschen zum Prinzip, während echter Naturalismus auch das Geistige anerkennt und die Größe, Schönheit, Folgerichtigkeit im Universum betont."

Kurt Pfütze-Grottewitz ist uns mit jenem Bekenntniß entgegengekommen. Nicht um Schönheit oder Wahrheit, sagt er, gelte der Kampf, sondern um alte und neue Schönheit, alte und neue Ideale. Statt neue Gefühlswerthe zu schaffen, sei man auf den Holzweg der Jagd nach neuen Formen gerathen. — Form und Stil entwickelt sich beim echten Künstler stets von innen heraus, der Gedanke, der lebendige Stoff organisiren sich in der Form als dem selbstgesetzten Maß innerer Bildungskraft. Die von den Meistern gefundenen Formen aber werden bei Nachahmern gar leicht zu todten Schablonen, zu einer leeren, hohlen Eleganz und dagegen eifert mit Recht ein neues Geschlecht, und dem unwahren Idealismus stellt sich der Naturalismus entgegen und hält sich leicht auch an das Häßliche und Abnorme, bis ihm die Einsicht aufgeht, daß Schönheit und Wahrheit keine Gegensätze sind, die wahre Schönheit schöne Wahrheit ist. Diese Einsicht ist also bei Kurt Pfütze-Grottewitz durchgebrochen und so fordert er gegenüber dem „überladenen Schwülstigen und Gemeinen" im Stil eines oder anderen der von ihm genannten Genossen, der „in's Klobige, Gemeine, Straßenjungenhafte" ausarte (er sagt es selbst), einen einfachen, klaren, mannhaften Zukunftsstil.

Mit dieser Forderung bin ich vollkommen einverstanden, und da sich auf diese Art ein Sprecher der Jungen doch der „veralteten" Aesthetik wieder nähert, so hören sie vielleicht auch ein wohlwollendes Wort derselben in Bezug auf ihre frische Losung: „Neue Schönheitsideale auf Grundlage der naturwissenschaftlichen Darwinistischen Weltanschauung."

Hier möchte ich nun darauf aufmerksam machen, daß die Naturwissenschaft den Geist nicht leugnet, nicht zu einem Erzeugniß des Stoffwechsels macht, sondern offen bekennt, daß der Naturmechanismus, die analytische Mechanik nicht ausreicht, um das Selbst, die Empfindung, das Freiheitsgefühl, die sittliche Welt zu erklären, und daß dies Alles gerade die unleugbaren und unmittelbar gewissen Thatsachen der Erfahrung sind, zu deren Verständniß wir die Außenwelt voraussetzen, die sich auf materieller Grundlage vollziehen, aber über dieselbe sich erheben. Die Empfindung Roth ist etwas Anderes, als 500 Billionen Aetherschwingungen in der Sekunde, die uns zu ihr erregen, und unser Wille setzt die Spannkräfte unserer Nerven und Muskeln in Thätigkeit. Wie die Philosophie, so wird also auch die neue Poesie die Ergebnisse der Naturwissenschaft freudig annehmen und verwerthen, und an der Stelle von Phantastereien und abenteuerlichen Einbildungen die Wahrheit des Wirklichen erstreben.

Was Darwin angeht, so ist ja der Gedanke einer aufsteigenden Entwickelung des Lebens seit Goethe und Kant der Poesie wie der Philosophie (auch der Aesthetik) eigen; Darwin hat ihn erfolgreich in den Mittelpunkt der Biologie gestellt und dem Volk zum Bewußtsein gebracht. Im Kampf um's Dasein, im Ueberleben des Lebensfähigeren hat er den großen Hebel des Emporgangs in Natur und Geschichte erfaßt. Er sagt ganz vortrefflich: „So geht aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Tod, unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, der Erzeugung immer höherer, vollkommener Wesen. Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens,

Digitized by Google

das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form (Zelle) eingehaucht habe, und daß, während unser Planet, den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfang eine Reihe immer schönerer, immer vollkommener Wesen sich entwickelt hat und noch fort entwickelt."

Ich meine, diese Lebensansicht wird den trübseligen Pessimismus unserer jungen Literatur überwinden und die Freudigkeit eines in sich gesunden Lebens an seine Stelle setzen, sobald eben die Einsicht durchdringt, daß die Noth ja da ist, aber daß sie „die große Meisterin" ist, welche die Kräfte erweckt und zur Entfaltung bringt; die verlotterten, erblich belasteten, verkümmerten Existenzen werden Gestalten Platz machen, welche sich im Kampf um's Dasein behaupten und sich und die Menschheit zu schöneren Formen des Lebens hinanführen. Ist einmal in der Natur die Richtung auf das Vollkommene erkannt, so erscheint die Wirklichkeit nicht mehr sinnlos, zwecklos; so wird man nicht mehr hören: sie wäre besser gar nicht da; so gewinnt sie einen Werth und eine Bestimmung, und das besagt ja auch das Verlangen von Herrn Pfütze nach der Schöpfung neuer Gefühlswerthe, Darwin hat großes Gewicht gelegt auf die Einwirkung der äußeren Einflüsse und auf die Anpassung der Organismen an ihre Umgebung. Wenn diese Anpassung nicht wieder bloß von außen gemacht, wenn sie von den Organismen selbst geleistet wird, so setzt das einen Bildungstrieb in ihnen selbst voraus, welchen auch Darwin niemals geleugnet hat; aber man hat vielfach gemeint, daß die organischen Formen von außen hervorgezerrt oder zurechtgepreßt würden, man hat auf das Gemachtwerden von außen — auf das beliebte Milieu — zu ausschließlich, auf das Bilden von innen zu wenig Bezug genommen. Die neue Poesie wird also wohl wieder die originale Triebkraft auch der Menschen, auch der Charaktere betonen, und ihre Ideale in sich selbstbestimmenden, selbstbehauptenden Persönlichkeiten gewinnen, welche mit Horaz und nach Aristippos sagen: Mihi res, non me rebus submittere conor.

Die neuere Naturforschung hat, um den Thatsachen der Erfahrung gerecht zu werden, es betont, daß bloße zufällige Veränderungen, auch wenn sie fest und vererbt werden, zum Verständniß der aufsteigenden Entwickelung nicht ausreichen. Nicht bloß an Einem Auge, Einem Fuß oder Finger tritt eine Veränderung ein, sondern ganz symmetrisch auch am entsprechenden Glied der anderen Seite; die Veränderung der Zehen, ob sie Klauen erhalten oder im Hufe verwachsen, bringt auch eine Aenderung der Zähne wie des Magens mit sich. Dies Correlationsgesetz und jene Symmetrie deutet auf ein inneres Organisationsprinzip als nothwendigen Factor der Entwickelung. Namentlich die Amerikaner haben, gestützt auf die zahlreichen Formen versteinerter Thiere, dargethan, daß eine zusammenhängende Reihe besteht, in welcher kleine Aenderungen an einzelnen Gebilden hervortreten ohne irgend einen Nutzen für das Thier, daß in folgenden Generationen auch diese neuen Formen sich ändern und dann erst ein fertiges Gebilde hervortritt, das nun als höhere Lebensform erhalten wird, und von dieser aus sind dann auch die vorhergehenden Gestaltungen verständlich; die organische Natur erscheint da „zielstrebig". Das Zweckmäßige erhält sich nicht bloß, es ist auch das Ziel der Entwickelung.

Darwin sprach vom Schöpfer; die aufsteigende Entwickelung des Lebens, denk' ich, zeigt uns, daß nicht „seine Majestät der Zufall", daß nicht der blinde Wille Schopenhauer's — woher nimmt er doch die Platonischen Ideen als Organisationsstufen, wenn er sie nicht in sich trägt? — sondern daß ein zwecksetzendes Weltprinzip den Emporgang des Lebens aus sich hervorbringt und leitet. Da ist wieder, wie Hegel lehrte, Vernunft in der Welt und die Poesie hat die Aufgabe, dieses Vernünftige und Wirkliche für Gefühl und Anschauung darzustellen. Statt des sinnlosen Waltens roher Kräfte organische Selbstgestaltungen, statt blinder Geschicke die Herrschaft der Gesetze, der Weltgesetze, die zugleich die Denkgesetze sind! Auf der Grundlage des Naturmechanismus die sittliche Weltordnung! Das wollte schon Homer und Aeschylos, Cervantes, Shakespeare, Goethe, das ist das Erquickliche ihrer Poesie und hoffentlich auch statt des Peinigenden, Uebelmachenden das Herrschende wieder in der Poesie der Zukunft. Das Leben hat Uebel genug, wir brauchen eine Kunst, bei welcher uns wohl wird. „Schönheit! Ein Jahrzehnt ist der Name verlästert worden von uns jungen stürmischen Geistern; wir sehnen uns wieder nach Schönheit!" So schreibt Kurt Pfütze-Grottewitz. Er wird es uns nicht verargen, daß wir die Schönheit nicht auch verlästert, sondern in der „veralteten Aesthetik" gepriesen und für die Aufgabe der Kunst erklärt haben.

Ja, „die dichterische Gestaltung dessen, was einen gesunden entwickelungsfähigen Keim für die Zukunft besitzt und neue poetische Gefühlswerthe zu geben verspricht" — das wollen wir Alten auch und werden freudig die Jungen begrüßen, wenn sie uns das bieten.

Aber vor Einem möchte ich warnen, und doch wird das wohl vergeblich sein, denn die Geschichte liebt es einmal, durch Gegensätze voranzuschreiten — vor dem Umschlag aus einem Extrem in's andere, ich meine nicht vor dem Rückfall in eine leere Eleganz und zahme Lebensauffassung, sondern vor dem einseitigen Betonen starkgeistiger, rücksichtsloser, selbstsüchtiger Charaktere, als ob die dem Weltgesetz trotzig sich gegenüberstellende Persönlichkeit das Berechtigte, das Allsieghafte wäre, während doch ihr größter Vertreter in der Neuzeit, Napoleon, bei all' seiner Genialität auf dem einsam fernen Eiland seine Ueberhebung büßte und einem immer schärfer verurtheilenden Gericht der Nachwelt verfällt. Die Tragödie erfüllt auch hier den Wunsch ihres großen Schöpfers und ersten Meisters: τὸ δ' ἐν νικάτω. (Das Gute soll siegen, wie der Chor in Aeschylos' „Agamemnon" refrainartig wiederholt.)

„Wir haben," sagt Herr Kurt Pfütze, „die Stürmer und Dränger zum Muster genommen, zu vollendeten Künstlern gestempelt, anstatt sie wie Vorläufer von Goethe's und Schiller's Classicismus zu betrachten." Damit nimmt er also die gegenwärtige Bewegung auch als Uebergang vom Naturalismus zu neuer Kunst. Goethe und Schiller standen ja selber im Sturm und Drang, Goethe freilich von Anfang an durch seine künstlerische Genialität auch darüber, aber als ihm die Wahrheit den Schleier der Dichtung reichte, da war eben auch eine edlere Weltanschauung in ihm aufgegangen, da ward das trotzige Wort des Prometheus gegen Zeus („Dein nicht zu achten wie ich!) zum Ganymedesruf: Aufwärts an deinen Busen, alliebender Vater! Schiller erhob sich zu seiner Kunsthöhe durch die Philosophie, Herder rettete sich aus der trüben Gährung durch seinen geschichtlichen Sinn, sein so gottinniges, wie dogmenfreies religiöses Gemüth, Klinger durch die sittliche Stärke seines heldenhaften Charakters. So gibt es mannichfache Wege zur wahren Schönheit, der schönen Wahrheit, aber „jenseits von Gut und Böse" hat bis jetzt noch keiner sich dahin erstreckt, denn ein solcher führt in den Abgrund, in die Verleugnung der Freiheit und Liebe, in die Selbstverthierung.

Es liegt eine Gefahr darin, wenn kleinere Kreise ihren Hauptverkehr unter einander haben und dabei in der Umgebung einer großen Stadt mancherlei Widerhall vernehmen. Sie verwechseln sich dann leicht mit der Nation und meinen, daß ihre Entwickelung die des ganzen Volkes sei, und wenn sie jung sind, so meinen sie, daß das Neue für sie auch neu für Alle sei. Es sind jetzt 50 Jahre her, da wimmelte es in Berlin von überwundenen Standpunkten. Strauß überwand mit seinem Leben Jesu die an Hegel sich anlehnenden Orthodoxen, aber schnell schrieb Bruno Bauer seine Evangelienkritik, welche die volksthümlichen Mythenbildung durch schriftstellerische Reflexion ersetzte, bis Karl Marx in der Heiligen Familie von Charlottenburg die Brüder Bauer bei Seite schob. Pochte noch kurz vorher die Hegel'sche Schule den Rationalisten gegenüber auf das Bekenntniß zu der (freilich umgedeuteten) Dreieinigkeit, so erklärte Feuerbach alle Theologie für Anthropologie, Gott für einen Gedanken des Menschen, und nun sollte der Atheismus das Volk frei machen; aber Feuerbach hatte das Herz sprechen lassen, hatte der Menschheit gehuldigt, und das war ein überwundener Standpunkt, da Stirner den Einzigen

Digitized by Google

und sein Eigenthum erscheinen ließ; so setzte sich der Egoismus auf den Thron. Und Arnold Ruge überwand den anfänglichen eigenen Standpunkt des intelligenten preußischen Beamtenstaats durch die Forderung der Constitution, er ging mit, als die „Rheinische Zeitung" die republikanische Fahne aufzog, und schüttelte erst den Kopf, als Bakunin die Anarchie proklamirte. Aber ganz unbekümmert um diese rasche Bewegung arbeiteten die Gauß und Weber, die Liebig, Wöhler und Johannes Müller als bahnbrechende Naturforscher, schrieben Savigny und Eichhorn über römisches und deutsches Recht, Schlosser und Ranke über Geschichte, öffneten Gervinus, Kugler, Schnaase neue Weisen und Wege der Literatur- und Kunsthistorie, und erwuchs die Sprachwissenschaft. Und unberührt von jenem Treiben, das sich für das weltbewegende hielt, rüsteten sich Bismarck, Moltke, Roon für wirklich weltbewegende Thaten.

Ich stehe Berlin zu fern, ich weiß nicht, ob sich jetzt in gewissen Kreisen der Reichshauptstadt etwas Aehnliches abspielt wie damals in der Metropole der Intelligenz. Aber manchmal klingt von dort ein Ton nach auswärts, der an den Baccalaureus im zweiten Theil des „Faust" gemahnt.

„Das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat Einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, Euch zeitig todt zu schlagen."

Als Mephistopheles sich die Einrede erlaubt:

„Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist,"

da gibt Jener zur Antwort:

„Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Ein prächtiger Bursche, dieser Baccalaureus! Im ersten Theil, da er als Fuchs sich von Mephistopheles über das Universitätsstudium und die Facultäten belehren ließ und dem Teufel sein Stammbuch reicht, hat der den Spruch hineingeschrieben: Eritis sicut Deus. Das ist ihm zur Selbstvergötterung ausgeschlagen. Er hat gehört, daß wir Alles in unserem Bewußtsein durch eigene Thätigkeit heranbilden, unmittelbar nur von unserem Bewußtseinsinhalt wissen und unsere Empfindungen objectiviren; wir sehen ja eigentlich die Sterne nicht an dem Himmel, wir sehen sie an den Himmel, indem wir unsere Lichtempfindung außer uns dorthin versetzen, von woher uns die Anregung zu derselben gekommen ist. Aber wie Gott nichts außer sich hat, sondern Alles in sich hervorbringt, so meint nun der Baccalaureus, daß er die Sonne am Himmel hinaufführe, an dem er sie sieht, daß die Welt nicht gewesen, ehe er sie erschuf, und erhebt die Frage:

„Wer, außer mir, entband Euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?"

Mephistopheles erwidert:

„Original, fahr hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Man kann nichts Dummes, kann nichts Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht."

Wenn ich lese, wie Mephistopheles den Eintretenden ankündigt:

Das ist so Einer von den Neusten,
Er wird sich grenzenlos erdreusten —

so fallen mir immer meine eigenen Flegeljahre ein und ich glaube, das ist auch bei Goethe der Fall gewesen, denn er hat ja selber bekannt:

„Sag' nur, wie trägst du so behäglich
Der Jugend anmaßliches Wesen?
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen."

Und so schließt ja der Dichter die lehrreich ergötzliche Scene mit dem versöhnenden Spruch:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein."

Prof. Hermann Grimm contra Galeriedirector Bode.

Von W. Koopmann.

Die Entstehung des Kunstwerkes ist so mannigfach bedingt, die Formen desselben sind so überaus verschiedenartig, daß man annehmen kann, es werde auch verschiedene Arten geben, wie das Kunstwerk kunstwissenschaftlich zu behandeln sei. Man kann z. B. als selbstverständlich voraussetzen, daß der Dozent in der Vorlesung den Gegenstand in anderer Weise anfassen muß als der Director einer Galerie. Der erstere gibt eine zusammenhängende Darstellung der verschiedenen Kunstepochen nach Maßgabe der erhaltenen Kunstdenkmäler, wo immer sich dieselben befinden mögen, ob in Deutschland oder in Italien, ob in Europa oder in anderen Welttheilen. Der Galeriedirector dagegen verfügt über eine beschränkte Zahl von Kunstwerken, für deren Echtheit er eintritt, die er so aufstellt, daß sie die günstigste Beleuchtung bekommen, die er durch geeignete Ankäufe zu ergänzen sucht. — Wenn der Dozent und der Galeriedirector nach demselben Ziele streben: Kunst zu kennen, Kunstdenkmäler zu pflegen, zu erklären und ihrem wahren Werthe nach zu würdigen, werden sie sich in höchst wünschenswerther Weise ergänzen.

Oeffentliche Galerien sind eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts; sie sind ein wichtiges Zeichen einer Zeit höherer geistiger Cultur nach Jahrhunderten des Kunstverfalls; sie haben die Folge gehabt, daß Kunstverständige Staatsbeamte wurden, als Leiter der Galerien; sie haben die weitere Folge gehabt, daß Professuren für Kunstgeschichte eingerichtet sind, um ein besseres Kunstverständniß allgemein zu machen.

Winckelmann nennt man den Vater der Kunstwissenschaft, weil er die Archäologie geschaffen hat; er zuerst nahm eine systematische Prüfung der Kunstwerke des Alterthums vor, um ihren Werth und Unwerth sowie ihre Bedeutung für die Culturgeschichte des Alterthums festzustellen. Winckelmann wurde durch seine Kenntniß der alten Literatur veranlaßt, sich mit der bildenden Kunst Griechenlands zu beschäftigen; der Erfolg dieser Thätigkeit war epochemachend, weil er eine eminente Begabung für die kritische Beurtheilung von Kunstwerken hatte, aber erst in Rom ist er geworden, was er geworden ist.

Seit seiner Zeit haben vorzugsweise Historiker und Philologen das Studium der Kunstgeschichte mit in ihren Bereich gezogen, selbst wenn ihnen die Kenntniß der Kunstwerke fehlte; man hielt sie wegen ihrer Kenntniß der einschlägigen Literatur für geeignet, das zu besorgen, was jetzt vom Professor für Kunstgeschichte verlangt wird. Für die Beaufsichtigung der Kunstwerke in den Schlössern der Fürsten und in Privatsammlungen, namentlich auch für Ankäufe, war man von jeher vorsichtiger und suchte sich dazu Vertrauenspersonen aus, welche praktische Erfahrung in der Behandlung der Kunstwerke hatten: man gab meistens Malern den Vorzug und verzichtete auf gelehrte Kenntnisse.

Die Zeit der ausschließlichen oder überwiegenden Bewunderung für antike Kunst ist jetzt vorüber, die Cultur der Renaissance unterliegt wie die Gothische und andere Stilperioden einem ebenso begeisterten Studium, wie das einst bei den Nachfolgern Winckelmann's mit griechischer Kunst der Fall war. Es sind nicht mehr die Historiker und Philologen, welche durch Fachstudien das Vorzugsrecht in Anspruch nehmen können, sich nebenher mit Kunst zu befassen, sondern eine neue Klasse von Gelehrten hat sich gebildet, welche nie ohne Geschichte und Literaturkunde arbeiten kann, welche aber als vornehmste Grundlage ihrer Thätigkeit Kenntniß der einzelnen Kunstwerke ansieht.

Das von Winckelmann begonnene Werk ist durch eine Reihe zünftiger Archäologen fortgesetzt. Aber die Zahl derselben ist verschwindend klein im Verhältniß zur Zahl derjenigen Schriftsteller, welche seit Winckelmann über Kunst geschrieben haben. Interesse für Kunst, lediglich durch Belesenheit geweckt und unterhalten, gibt keine Befähigung, über Kunst und Kunstwerke zu urtheilen; wenn Uebung für kritische Beurtheilung der Kunstwerke fehlt, kann durch solche Arbeiten

Digitized by Google

Förderliches für die Kunstwissenschaft nicht erwartet werden, sondern sie führen leicht zu einer mehr oder weniger überschwänglichen Schönrednerei über Kunst, welche wesentlich dazu beigetragen hat, daß solche Erörterungen und Altweibergeschwätz von vielen ernsteren Menschen für ziemlich gleichwerthige Begriffe angesehen wurden. Diese Art der Kunstschriftstellerei ist neuerdings seltener geworden, ohne daß man sagen könnte, sie sei ganz verstummt.

Die Kunstwissenschaft der Archäologen hat aber ein ganz anderes Gepräge bekommen, seitdem es anerkannt ist, daß die Renaissancekünstler den Alten an künstlerischer Leistungsfähigkeit ebenbürtig sind. Es gibt nicht nur eine Skulptur, sondern auch eine Malerei der Renaissance, die kunstwissenschaftliche Arbeit ist umfassender geworden und ist in besonderer Weise vermehrt, seitdem sich herausgestellt hat, daß sich berühmte Malereien durch Uebermalung und Vernachlässigung in einem verkommenen Zustande befinden, daß Copien und Schülerarbeiten für Meisterwerke gehalten werden, mit anderen Worten, seitdem man zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß zur Würdigung der Kunstwerke aus neuerer Zeit zunächst der Bestand an erhaltenen echten Kunstdenkmälern festzustellen sei. Eine ungeheure Arbeit ist zu bewältigen, um in den neueren Kunstschulen das Gute vom Schlechten, das Echte vom Unechten zu trennen.

Kritik der erhaltenen Kunstdenkmäler aus den christlichen Kunstepochen beschäftigt die Gegenwart vorzugsweise. Von eigentlicher Kunstwissenschaft, von einer philosophischen Begriffsbestimmung des Wesens der Kunst, selbst von einer culturhistorischen Würdigung des Kunstwerkes kann so lange gar nicht gesprochen werden, als die besten Vertreter der Kunstkritik uneinig darüber sind, was ein echtes Werk von Dürer ist oder nicht, was als eigenhändige Arbeit Leonardo's angesehen werden darf und was nicht. In absehbarer Zeit ist die Möglichkeit nicht gegeben, daß die wichtigsten derartigen Fragen zum Abschluß kommen. Hauptvertreter dieser mühevollen Untersuchungen sind die Dozenten für Kunstgeschichte und die Galeriedirectoren, von denen man erwarten darf, daß sie nicht nur Geschichte und die zeitgenössische Literatur der Kunstepochen kennen, sowie das, was Andere über Kunst geschrieben haben, sondern daß sie ganz besonders befähigt sind, echt und unecht von einander unterscheiden zu können; daß sie ihre Lebensaufgabe darin sehen, dem einzelnen Kunstwerk zu seinem Rechte zu verhelfen und die Kunstfreunde vor dem höchst verderblichen Enthusiasmus für das Gefälschte und Werthlose zu bewahren. Kenner sollten beide sein, Director und Dozent. Alles, was dieselben thun, hat den höchsten Zweck, die Bedeutung des Kunstwerkes für höchste geistige Cultur durch Belehrung und Hebung des Kunstinteresses zur vollen Geltung zu bringen. Zur Erreichung dieses Zieles ist (eine nothwendige Voraussetzung) das Vertrauen des unkritischen Volkes zum Director, wie des unerfahrenen Hörers zum Dozenten — und ohne dies Vertrauen werden alle Veranstaltungen zur Hebung des Kunstinteresses nur halbe Erfolge haben können.

So selbstverständlich dies ist, umso mehr muß es befremden, wenn in der Reichshauptstadt der erste Dozent für Kunstwissenschaft gerade in dem Augenblicke, wo der neue Director sein verantwortliches und schwieriges Amt antritt, demselben in aller Form öffentlich ein Mißtrauensvotum ausstellt. Wenn dies Mißtrauen im Ton eines von innerer Entrüstung getragenen Widerspruchs gegen die Person des Directors Bode vorgebracht wird, ist eine öffentliche Klarlegung der Gründe des Conflicts unabweisbar.

Die königliche Gemäldegalerie in Berlin und die seit kurzer Zeit erst in jetzigem Umfange aufgestellte Sammlung von Renaissancekulpturen sind öffentlicher Besitz. Nicht nur Vergnügungsreisende, sondern gerade Kunstfreunde im engeren Sinne des Wortes, sowie Kunstgelehrte aus ganz Europa kommen jedes Jahr der Museen wegen nach Berlin und trotz einzelner Widersprüche, trotz abweichender Ansichten und selbst Zeitungsfehden ist alle Welt darüber einig, daß die Berliner Galerie namentlich in den letzten 15—20 Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Derselbe hat mit schweren Opfern erkauft werden müssen und wäre ganz unmöglich gewesen, wenn nicht Kaiser Friedrich III. in hochherziger Weise als Kronprinz der Galerie sein hohes Wohlwollen geschenkt hätte.

Der Ruhm der alten Galerie waren die Meister des Quattrocento, welche durch Waagen, Rumohr und eine ganze Reihe anderer Männer erworben sind, denen es zur Ehre angerechnet wird, daß sie diese seltenen Werke zu einer Zeit zu schätzen wußten, als dieselben auf dem Markte noch keine Rolle spielten, also um verhältnißmäßig niedrigen Preis zu erwerben waren. Es fehlten aber der alten Galerie die großen Meister aller Schulen, die meist in festen Händen oder nur für Preise zu haben sind, an deren Aufwendung für Kunstzwecke in Berlin bis vor wenigen Jahren Niemand zu denken wagte. — Jetzt sind einige der empfindlichsten Lücken ausgefüllt. Werke von van Eyck, Dürer, Rembrandt, Rubens, Velasquez, Tizian, Sebastian del Piombo, um nur die wichtigsten zu nennen, dazu die kostbaren Zeichnungen des Botticelli zur Göttlichen Komödie sind der beneidete Besitz der Berliner Galerie. Wenn es sich um Ankäufe von Gemälden und Renaissancekulpturen für Berlin in den letzten 20 Jahren gehandelt hat, sind die Verhandlungen durch den jetzigen Director geführt. Wenige ahnen, wie schwierig solche Geschäfte sind, wenn Händler und Zwischenhändler, Käufer und Scheinkäufer, Fälscher und Betrüger im Kunsthandel ein weites Feld für dunkle Thaten finden. Der Verkehr mit Menschen, welche Kunstwerke geschäftsmäßig verwerthen, hat nicht nur Kenntnisse, sondern auch viel Klugheit und Lebenserfahrung zur Voraussetzung. Erfolg in solchem Handel zu haben, der bei Meisterwerken ersten Ranges zu einer Sache der Ehre und des Ansehens für die europäischen Staaten und Finanzgrößen wird, sodann die Verausgabung anvertrauter Gelder, wenn es oft auf ein schnelles Zugreifen ankommt und es sich oft um Hunderttausende handelt, das sind Dinge, welche einen Mann fordern, der ganz gewiß noch niemals vom Dozenten in Vorlesungen großgezogen ist.

Gerade auf diesem Gebiete hat sich des neuen Directors frühere Thätigkeit bewährt, und nun wird dieselbe von Prof. Hermann Grimm einer höchst absprechenden Kritik unterzogen und zwar glaubt derselbe, das ganze Verfahren des Directors bei Amtshandlungen nicht besser charakterisiren zu können, als wenn er sagt: er handle wie ein reicher, unterrichteter Kunstfreund, der ohne öffentliche Zwecke das ihm Zusagende erwirbt und es dann nach seinem Geschmack aufstellt. Glücklicherweise stempelt der Dozent selber seinen Vorwurf zu einem Act persönlicher Gereiztheit, wenn er im blinden Eifer über's Ziel hinausschießt; oder fordert derselbe allen Ernstes, daß der Director gerade solche Sachen kaufen solle, welche ihm nicht zusagen und daß er sie so aufstellen muß, wie es seinem Geschmack nach gerade nicht sein sollte? Trotzdem bleibe der Vorwurf bestehen, daß Director Bode öffentliche Mittel, und zwar reich bemessene, zu seinem Privatvergnügen ausgibt; daß derselbe ohne Rücksicht auf Museumszwecke Ankäufe mache, also in unverantwortlicher Weise Alles vernachlässigt, was man von einem pflichtgetreuen Beamten erwarten darf.

Das erhöhte Ansehen der Berliner Galerie unter Mitwirkung des Directors auf der einen Seite — der schwere Vorwurf des Dozenten auf der anderen Seite — sind unlösliche Widersprüche. Eines von beiden kann nur richtig sein, aufgeklärt muß werden, ob durch diese Vorwürfe der Director bloßgestellt ist oder der Dozent; man darf fragen, welche Ansprüche der letztere erheben kann, um über den Bestand der königlichen Galerie vor aller Welt in solcher Weise zu Gericht zu sitzen; ob derselbe Grund hat, Sachkenntniß vorzuschützen, weil ihm einzelne Bilderbestimmungen unrichtig erscheinen.

Wenn die Berliner Galerie seit 20 Jahren die größten Anstrengungen macht, Vorzügliches zu erwerben, wenn sich zu einem erfolgreichen Kunststudium als erste Voraussetzung Kennerschaft herausgestellt hat, wird der Director der Galerie erwarten können, daß die Studenten der Kunstwissenschaft einen ausgiebigen Gebrauch von der Erlaubniß machen, den Inhalt der Galerie studiren zu dürfen. Auffallender Weise hat sich

Digitized by Google

aber herausgestellt, daß die Galerie zu Lehr- und Lernzwecken seitens der Universität fast gar nicht benutzt wird; Hermann Grimm hat in der „Deutschen Rundschau" eine ausführliche Begründung veröffentlicht, weshalb ihm die Galerie zu Kunststudien ungeeignet erscheine. Es liegt im allgemeinen Interesse, die Richtigkeit dieser Gründe auf die Probe zu stellen. Was hat der Dozent vorzubringen?

Er beklagt sich zunächst, daß Giotto in der Berliner Galerie nicht vertreten sei, und darin hat er Recht, Originale Giotto's sind nicht vorhanden. Aber in der ganzen Welt würde nicht über Kunstgeschichte gelesen werden können, außer in der Capella dell' Arena in Padua und in der Unterkirche des heiligen Franciscus in Assisi, nur unvollkommen in der Florentiner Akademie, wenn die Werke Giotto's im Original Bedingung für Vorlesungen wären; es heißt nichts Anderes, als auf die Unkenntniß der Lesewelt rechnen, wenn das Fehlen der Werke Giotto's in Berlin als eine Sache hingestellt wird, welche den Werth der Galerie zu Unterrichtszwecken herabsetzt.

Von Leonardo ist auch nichts da, heißt es weiter. Allerdings gibt es wohl ein halbes Dutzend zum Theil nur untermalter Gemälde von diesem Meister, dieselben sind aber im Besitz von Galerien, sind also unverkäuflich; das Abendmahl ist wegen seines zerstörten Zustandes zu Unterrichtszwecken ganz unbrauchbar und ist gleichfalls unverkäuflich; man würde also wiederum von kunstwissenschaftlichen Vorlesungen überhaupt absehen müssen, wenn Originale von Leonardo für dieselben unentbehrlich wären.

Nicht besser steht es mit Raffael nach Ansicht Grimm's, von dem Berlin nicht mehr und nicht weniger als vier Gemälde besitzt; auf diesen Punkt kommen wir noch zurück.

Von Michelangelo ganz zu schweigen; „es kommt auf die Gemälde der Sistina an", sagt der Dozent. Dann ist ihm allerdings nicht zu helfen.

Die Alt-Niederländer, eingeschlossen der Genter Altar, Rogier van der Weyden u. A. werden in einem halben Satz halbwegs hingenommen, in der anderen Hälfte des Satzes aber mit einem geringschätzigen Seitenblick als unbrauchbar über Bord geworfen.

Rembrandt und Rubens, von denen eine Reihe von Meisterwerken ersten Ranges vorhanden ist, taugen auch nichts, denn sie haben nur „bei voller historischer Begründung aus dem Ganzen" Werth für den Dozenten. „Mit Correggio, Rubens, Tizian sind wir besser dran", räumt Grimm wohl ein, „aber nur für den, der sie von anderswoher kennt; man muß den Anfänger warnen, die wenigen Proben für das Maßgebende zu halten."

Bilder von Dürer, darunter der Holzschuher, werden demgemäß gar nicht erwähnt.

„Der Berliner Museumsbeamte hat das Recht, selbst die Pflicht, sich an dem zu begeistern, was seiner Fürsorge anvertraut ist!"

Diese Perle kunstkritischer Vornehmheit, diese Probe eines durch Nichts begründeten Gelehrtendünkels läßt die innere Unwahrhaftigkeit desselben, bei einem bedauerlichen Mangel an Allem, was Standesgefühl heißt, unverhüllt zum Vorschein kommen.

Aber ein Bild kennt der Dozent in der Berliner Galerie, von dem spricht er, denn vor dem hat er seine Zuhörer gewarnt, eine Auferstehung Christi, welche aus den Magazinen wieder hervorgeholt und seit einiger Zeit unter dem Namen Leonardo's aufgestellt ist. Wenn der Dozent diese Bestimmung für falsch hält, braucht er den Director nur zu widerlegen, um Wandel zu schaffen. Die Florentiner Zeichnung mit dem Kopf des heiligen Leonhardt von der Gegenseite ist bestimmt echt, der unmittelbare Zusammenhang mit Leonardo ist also erwiesen. Es wäre eine des Dozenten durchaus würdige Aufgabe, die Sachlage aufzuklären, er gerade wäre verpflichtet, in sachlicher Erörterung Gegengründe gegen die Ansicht des Directors vorzubringen; er würde sich dadurch um Leonardo wie um die Galerie verdient machen. Wenn er aber nichts kann als nein sagen, hat er auch nur das Recht still zu schweigen. Hermann Grimm genügt es aber, nur nein zu sagen, um zugleich die ganze Galerie herabwürdigen zu können, um seine Zuhörer vom Besuch zurückzuhalten, um die Galerie dem großen Publikum als einen „Aufbewahrungsort von Seltenheiten" vorzustellen. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens nennt man das ein Raritätenkabinet, das sich von der Folterkammer in Castan's Panoptikum nur durch die Kostspieligkeit der Gegenstände unterscheidet.

„Das Gesagte genügt, um den pädagogischen Werth der Berliner Sammlung zu kennzeichnen", sagt der Dozent; es wird sich zeigen, daß das Gesagte genügt, um die pädagogische Unfähigkeit des Dozenten zu beweisen.

Wohl noch niemals hat bittere Galle einen Menschen so blind gegen alle Regeln der Klugheit gemacht, wie Hermann Grimm, als er seinen Artikel für die „Rundschau" schrieb. Es gibt doch außer ihm noch andere Leute in Berlin, die sich um Kunstwissenschaft bekümmern, bekannte Namen, weiß Niemand von ihnen, was in der Galerie vor sich geht, oder wie stellen die sich zum Dozenten und zum Director?

Der Dozent rechnet selber nach, was in Berlin ohne seine, aber unter Mitwirkung des Directors geschieht. Nagler's Künstlerlexikon wird fortgesetzt; es werden Jahrbücher herausgegeben; der Staat unterstützt ein in Bezug auf die Herstellung der Blätter mustergültiges Handzeichnungenwerk; es ist ein aufblühender Verein für Kunstwissenschaft gegründet worden. Der Dozent, der bei all' diesen Sachen an der Spitze stehen sollte, ist nicht dabei. Wollte er etwa nicht? War es ihm nicht der Mühe werth? Er wollte wohl, aber wenn er wollte, wollten die Anderen nicht; die übrigen Mitwirkenden waren entschieden der Ansicht, daß der Dozent lieber nicht dabei sein sollte. Fürchteten sie etwa sein überlegenes Urtheil in Kunstfragen? Derselbe wäre unentbehrlich bei all' diesen Unternehmungen, wenn er ein Urtheil hätte. Daß man endlich hinter seinen vollständigen Mangel an Kunstverständniß gekommen ist, das ist es, was die gallige Stimmung zu Wege gebracht hat.

Selbst wenn die Berliner Galerie nur die Hälfte oder ein Viertel von dem böte, was sie bietet, hätte Grimm doch nicht das Recht, den Bestand derselben in der von ihm beliebten Weise herunterzureißen. Gerade daran würde er seine Tüchtigkeit beweisen, wenn er aus Wenigem Viel zu machen verstände, wenn er in Ermangelung großer Meister seine Hörer an geringeren Meistern auf das vorzubereiten wüßte, was sie in reicheren Galerien zu erwarten haben.

Der Dozent hebt es doch selber hervor, daß die berühmtesten Lehrer für Kunstgeschichte keine oder nur eine unbedeutende Galerie zu ihrer Verfügung haben? Er nennt Burckhardt, Justi, Kraus — gibt es Niemanden sonst, der es versteht, trockene Buchgelehrsamkeit in eine lebende Quelle kunstwissenschaftlicher Belehrung zu verwandeln, der es versteht, ohne Galerie für Kunststudien zu begeistern? Sollte dem Dozenten der Name Anton Springer ganz unbekannt sein? Sollte er dessen Bücher nicht kennen? Auch nicht den Raffael und Michelangelo? Sollte er nie Bücherkritiken von ihm gelesen haben?

Natürlich kennt er das Alles, aber daß er Springer's Namen nicht nennt, ist ein Beweis, wie sehr seinem ganzen Artikel eine äußerst beschränkte, weil rein persönliche, durch Eifersucht getrübte Auffassung der Dinge zu Grunde liegt. Dieser kleinliche, nörgelnde, zum Todtschweigen der Verdienste Anderer geneigte Hermann Grimm hat niemals den befreienden Eindruck eines großen Kunstwerkes erfahren, wäre er für solche Empfindungen zugänglich, würde ihm ein Dutzend Bilder aus der Berliner Galerie genügen, seinen Hörern die ganze italienische Kunstgeschichte zu entwickeln. Die intime Bekanntschaft mit dem Kunstwerk, die Liebe zum Kunstwerk, die sich durch immer erneute Betrachtung desselben kundthut, ohne die das gesprochene Wort im Winde verweht und ohne welche keine Kunstkennerschaft möglich ist, die fehlt dem Berliner Dozenten gänzlich.

Der Beweis für diese Behauptung — wenn man es nicht schon wüßte — ist im Artikel der „Rundschau" niedergelegt.

Denn in der ganzen Kunstgeschichte gibt es keinen Ab-

Digitized by Google

schnitt, der in seiner geschichtlichen Entwickelung genauer zu verfolgen wäre und durch Jahrhunderte hindurch ein reicheres Material an erhaltenen Kunstdenkmälern aufwiese, als die Zeit der Florentiner Frührenaissance. Was im 13. und 14. Jahrhundert angebahnt wurde, nimmt im 15. Jahrhundert bestimmtere Formen an, um sich dann zur italienischen Hochrenaissance zu entwickeln. Wie ein Kind, das sprechen lernt, erst unartikulirte Laute hervorbringt, dann Worte, dann Sätze, so liegt die Kunstgeschichte der Florentiner Renaissance erst stammelnd, dann redend vor uns; sie hat eine ganze Literatur für sich, und noch viele Jahre gibt es Arbeit in Fülle, ehe die Geschichte dieser Epoche zu einem vorläufigen Abschluß gebracht sein wird.

An dieser Arbeit hat der angegriffene Director Bode einen hervorragenden Antheil genommen; er hat namentlich die Bildhauer und natürlich auch Donatello zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Die reiche Sammlung von Renaissanceskulpturen im Berliner Museum ist auf sein Betreiben wesentlich vermehrt, man braucht nur an die herrliche Madonna von Benedetto da Majano zu denken und die neu erworbene Madonna von Desiderio da Settignano; das Ansehen des Directors bei den Berliner Sammlern hat kostbare Geschenke für diese Abtheilung zur Folge gehabt; man kann die Frage des Giovannino ganz unerörtert lassen und wird doch nur Worte der Anerkennung für das finden, was bisher geschehen ist. Von dem werthvollen Bestand an Gemälden aus dem Quattrocento ist schon die Rede gewesen; es vergeht kein Jahr, ohne daß Neues hinzukäme; mit Recht kann gesagt werden, daß man in keiner europäischen Galerie so gute Gelegenheit hat sich auf eine Studienreise nach Italien vorzubereiten, wie in der Berliner. Der Director war also vollkommen dazu berechtigt, auf dies vorzügliche Studienmaterial hinzuweisen. Dem Dozenten Grimm dagegen ist die Erfindung Guttenberg's gerade gut genug, um öffentlich das Ansehen der Galerie zu schädigen gegenüber einer leider viel zu ungenau unterrichteten Lesewelt, die nicht wissen kann, wie viel kindische Thorheit in seinen Sätzen niedergelegt ist.

Donatello, den Meister des von seinen feinsinnigen Zeitgenossen wie von den Kennern aller Jahrhunderte gepriesenen St. Georg in der Wandnische von Or San Michele, den Meister des Gattamellato und anderer berühmter Bildwerke, rechnet der Dozent unter die „Meister beschränkter Art", deren Arbeiten „im besten Fall zu denjenigen der unzureichenden Versuche" gezählt werden können. Donatello ist der emporgeschraubte Liebling der heutigen kunsthistorischen Modebegeisterung"! Das Wort muß festgenagelt werden, damit künftige Zeiten wissen, aus welchem Holz nach 1891 Lehrer der Kunstwissenschaft in Deutschland geschnitzt sein durften. Ein Mann, der verständnißlos einem Künstler ersten Ranges gegenüber steht, darf es wagen, die Ankäufe für die Berliner Galerie für Modethorheit zu erklären; er verlangt Sternchen und Fragezeichen bei den Künstlernamen unter den Bildern, wenn er mit der Bestimmung nicht einverstanden ist!

Eine Ehrenrettung Donatello's, des ersten Bildhauers vor Michelangelo, wäre *wohl* überflüssige Mühe, wichtiger ist es, ein anderes Wort des Dozenten der Vergessenheit zu entziehen, welches die kunstwissenschaftliche Höhe des kundigen Berliners in vollem Glanze erscheinen läßt; es lautet: „Ohne Hinblick auf die Größten sind die Quattrocentisten inhaltlos." Also wenn die italienische Kunst mit 1480 oder 1490 abbräche, wären ihre Leistungen für die Kunstgeschichte nicht zu verwerthen!

Kann ein skythischer Barbar mehr von den Musen verlassen sein? Gerade das Umgekehrte ist richtig, ohne die Quattrocentisten hätten wir keinen Maßstab, um das Können der „Größten" beurtheilen zu können. Ohne Donatello und die Seinen, ohne Verrocchio, den Schöpfer des Colleoni, ohne Ghiberti, den Schöpfer der Broncethüren des Baptisteriums, und die vielen anderen, welche zu nennen hier der Raum fehlt, würden die Größten ganz undenkbar sein; diese Meister stehen Schulter an Schulter mit den „Größten". Aber von Kunstwissenschaft ganz abgesehen, wer könnte die Stunden reinsten Kunstgenusses vergessen, die er trotz mancher herben Form gerade vor den Werken der Vorläufer verlebt hat, vor den Fresken Ghirlandajo's, in der Kapelle von San Miniato al Monte und an so vielen anderen Plätzen; wer kann die Einfalt, die Strenge, die ehrliche Aufrichtigkeit, die Tiefe der Empfindung, die meisterhafte Arbeit, die leuchtenden Farben der Quattrocentisten, wer kann mit kurzen Worten alle die Eindrücke schildern, welche Tausende empfunden haben, nur nicht der erste Dozent für neuere Kunstgeschichte an der Berliner Universität!? Er stellt die Sache so dar, als wäre Kunstgenuß vor den Werken des Quattrocento eine künstlich gemachte Empfindelei, Futter für den überreizten Gaumen überbildeter Feinschmecker, der „zartfühlenden, einsamen Kunstfreunde, die sich in die Vorzüge dieser Meister hineingesehen haben".

Wer wird den Dozenten nach solchem Glaubensbekenntniß noch für aufrichtig halten, wenn er mit gespreizter Wichtigkeit von Giotto redet, als läge ihm der ganz besonders am Herzen! Wer für Masaccio, für Fra Angelico, Filippo Lippi, die Pollajuoli und ganz besonders für Botticelli, wer für Signorelli, Mantegna und Tura blind ist und für die vielen anderen Meister, welche in Berlin meist mehrfach und vorzüglich vertreten sind, der ist auch ganz unfähig, Giotto schätzen zu können, noch weniger ist er in der Lage, Giotto für Lernende verständlich zu machen, dieselben für die einfachen Formen einer gebundenen Kunst zu erwärmen; auch Dante kann da nicht helfen; die schönsten Citate werden nur dazu dienen, das Schellengeläut lauter zu machen.

Also mit den Quattrocentisten weiß Hermann Grimm ganz und gar nichts anzufangen; aber „die Größten", die haben es ihm angethan; wir werden uns sofort überzeugen, wie der Dozent „die Größten" zu behandeln versteht.

Wenigstens zwanzig Jahre seines Lebens, wahrscheinlich noch viel längere Zeit, hat derselbe darauf verwendet, die Brocken für ein Leben Raffael's aus der Literatur zusammen zu lesen. In der Berliner Galerie hängen aus der Jugendzeit Raffael's drei Werke, von denen das Dreifigurenbild in der blumigen Farbenschönheit seiner frühesten Zeit gemalt ist; die Madonna Solly vertritt die Lehrzeit Raffael's bei Perugino; die Madonna Terranuova ist noch in Perugia gemalt, aber nachdem Raffael Florentiner Kunst aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Man findet also die Entwickelungsgeschichte eines der „Größten" in nuce an einer einzigen Wand der geschmähten kleinen Kabinette. Wer das als Dozent nicht zu verwerthen weiß, wird mit allen Galerien der Welt, auch wenn sie mit allen Fresken in Berlin vereinigt wären, doch nichts anfangen können.

Welches ist nun das Ergebniß der mehr als zwanzigjährigen Bemühungen des Dozenten um Raffael? Man wird es kaum glauben, aber es ist wirklich wahr, daß derselbe diese drei Gemälde Raffael's sämmtlich für unecht erklärt hat. Er muß doch auch einmal etwas sagen, was noch nicht in allen Büchern gestanden hat, er will einmal für einen Kunstkenner gelten, und da es ihm auf positivem Wege nicht gelingen will, greift er zum negativen Verfahren, und darin sucht er allerdings seines Gleichen! Was Wunder, daß in 21 Jahren nur einer oder zwei von 3—400 Hörern im Semester in Berlin ihren Doctor für Kunstwissenschaft haben machen wollen?

Glücklicher Weise ist noch eine vierte Madonna von Raffael in Berlin, die ist auch in den Augen des Dozenten echt, nun endlich stehen wir vor einem Werke eines „der Größten", nun endlich wird das Schmähen und Verkleinern aufhören, nun werden milde Worte an Stelle der galligen Bitternisse treten; der Dozent wird ein Wort der Anerkennung für die Berliner Galerie finden. Aber weit gefehlt. Von dieser Madonna sagt der Dozent: „*Wenn sie überhaupt fehlte, wäre keine Lücke in Raffael's Entwickelung!*"

Hans und Grete können über Raffael'sche Madonnen denken, was sie wollen, wenn sie dieselben nicht leiden mögen, ist es um so besser für sie, wenn sie es offen aussprechen. Aber für den Dozenten der Kunstgeschichte liegt die Sache doch anders, von dem man verlangen kann, daß ihm das eigenhändige Werk eines großen Künstlers unter allen Um-

Digitized by Google

ständen ehrfurchtsvolle Achtung einflößt. Wenn der Dozent ein Geschäft daraus macht, seine Hörer und die Galeriebesucher dadurch zu verwirren, daß er ein Meisterwerk als gleichgültige Sache behandelt, beweist er nur zu sehr, daß man den Bock zum Gärtner gemacht hat; daß seine Kunststudien keinen anderen Zweck haben, als der persönlichen Eitelkeit Vorschub zu leisten; daß ihm das Kunstwerk als solches ganz gleichgültig ist. Das ist die Gesinnung des Herostrat, der zum Feuerbrand griff, um die Leute von sich reden zu machen; mochte der Tempel brennen, wenn sein Name nur genannt wurde.

Mit froher Zuversicht darf man sich der Erwartung hingeben, daß die Ideen des Dozenten von einem Museum für kunstwissenschaftliche Vorlesungen niemals sinnlich wahrnehmbare Formen annehmen werden. Ausführbar wären dieselben nur, wenn reitbahnartige Räume in der ungefähren Ausdehnung von Berlin bis Spandau hergestellt würden, deren Benutzung Eisenbahnbetrieb, Telegraphensignale und telephonische Verbindungen erforderlich machen würde. Auf die Studenten im ersten Semester würden diese Vorlesungen gewiß eine große Anziehungskraft ausüben. Man denke sich allein die deutsche Kunst als „Totalität“ in Oelcopien der sämmtlichen Gemälde, in Reproductionen nach sämmtlichen Handzeichnungen und in Gypsabgüssen von den Wechselburger Skulpturen an bis zum Niederwalddenkmal. Der Dozent vergaß ganz, daß er selber ziemlich überflüssig geworden ist, wenn der Gypsabguß des Niederwalddenkmals so lichtvoll und frei im Raume dastehen wird, wie er sich das ausmalt, denn seine Stimme wird in diesen Räumen klanglos verhallen, und das wäre noch das Beste an der ganzen Sache.

Das vom Dozenten geplante Museum ist eine Ungeheuerlichkeit, wie sein Urtheil über Donatello und die Quattrocentisten. Man sieht wohl, daß alle vorhandenen Mittel dem Director der Gemäldegalerie zugewendet werden müssen.

So sehr es zu beklagen ist, daß ein eigentliches Verständniß beim Volke für Kunstformen höherer Ordnung noch nicht vorausgesetzt werden kann, so ist es doch ein Gewinn und ganz außer Frage, daß die Museen eine große Anziehungskraft auf das Volk ausüben. Es ist nicht immer gleich nachweisbar, wann das Kunstwerk bei dem Einen so, bei dem Anderen anders einen dauernden Eindruck hinterlassen hat; eine allgemeine Erziehung zum Kunstverständniß und Kunstgenuß wird erst den Nutzen der Museen zu voller Geltung kommen lassen.

Es ist in letzter Zeit über die Bedeutung der Museen und die Art ihrer Einrichtung mancherlei Ansicht laut geworden. Es ist nicht zu übersehen, daß dieselben zuerst und vor allen Dingen die Stelle sind, an welcher Kunstdenkmäler, als höchste Bethätigung menschlicher Geistesarbeit und technischen Könnens, in ehrenvoller Weise aufgestellt werden, damit sie vor den Unbilden der Zeit und der Menschen geschützt sind. Sodann sollen die Museen dem Kunstgenuß des Volkes dienen; zu Erreichung dieses Zweckes ist die Art der Aufstellung der Kunstwerke von entscheidender Bedeutung; die Wirkung derselben wird am günstigsten sein, wenn den großen Räumen der Charakter eines Festsaals gegeben wird, wenn in den kleineren Räumen der Charakter behaglicher Wohnräume getroffen wird, wenn von einer militärischen Anordnung, in welcher die Schulen und die Werke der einzelnen Meister compagnieweise antreten, möglichst abgesehen wird. Die Sicherheitsvorrichtungen zum Schutz der Kunstwerke, welche nicht zu umgehen sind, werden in Bezug auf den Eindruck häuslicher Gemüthlichkeit immer hinderlich sein; von um so größerer Wichtigkeit ist die Ausstattung der einzelnen Wände mit Kunstwerken. Es ist bekannt, daß man Bilder so aufhängen kann, daß sie sich gegenseitig todt machen und daß sie sich eins das andere in's bessere Licht stellen, für diesen Unterschied ist auch der unkritische Beschauer außerordentlich empfindlich, deshalb wird auch in größeren Galerien ein strenges Ordnen nach Schulen nicht möglich sein, es wird vorkommen können, daß z. B. Holländer und Vlamen durch einander hängen; in dieser Beziehung muß dem persönlichen Geschmack des Directors volle Freiheit eingeräumt werden.

An dritter Stelle kommt erst die Rücksicht auf den Dozenten und seine Schüler in Betracht. Nur ganz ausnahmsweise werden Vorträge in der Galerie gehalten werden können, wenn der Dozent vor einer kleineren Zahl begabterer Schüler angesichts der Originale seine Ansichten besser klar machen kann. Der Werth der Galerie für Unterrichtszwecke liegt in einer ganz anderen Richtung; sie bietet dem Lernenden Gelegenheit mit den Merkmalen des Kunstwerkes bekannt zu werden, die bei jedem Künstler andere sind und selbst bei Werken aus verschiedenen Lebensabschnitten der großen Künstler Verschiedenheiten erkennen lassen. Vergleichende Studien an den Kunstwerken sind für den Lernenden gerade ebenso nothwendig wie die Vorlesungen. Deshalb ist es eine Pflicht des Lehrenden, seine Schüler zum Besuch selbst einer unvollständigen Galerie anzuhalten; er muß es wie etwas Selbstverständliches voraussetzen, daß sie keinen Tag hingehen lassen, ohne wenigstens ein Bild, eine Statue oder was sie am meisten interessirt, betrachtet zu haben. Dem Anfänger wird der Werth des einzelnen Kunstwerkes nicht gleich verständlich sein, aber nur durch tägliches Betrachten desselben kann ein allmähliches Verständniß erzielt werden; ohne dasselbe sind die Vorlesungen allein ohne Nutzen und deshalb war er wohl berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob an allen kleinen Universitäten ohne Galerie Professuren für Kunstgeschichte eine Nothwendigkeit seien.

Das Verständniß des Kunstwerkes kann nicht gelehrt werden, sondern beruht auf persönlicher Begabung und allmählich reifender Erfahrung des Einzelnen. Deshalb ist es unverantwortlich vom Dozenten, wenn er seine Hörer mit Mißtrauen gegen die Galerie erfüllt; wenn er ihnen nicht immer wiederholt, daß ihre Bemühungen für Kunstgeschichte vergeblich sein werden, so lange nicht das Kunstwerk eine verständliche Sprache für sie redet.

Der jetzt zwischen dem Dozenten und dem Director in so gehässiger Weise zu Tage getretene Conflict beruht im letzten Grunde auf der Rathlosigkeit des Ersteren, der gewiß viel mehr Bücher gelesen hat, als der Director, der sich aber von Allen verlassen sieht, weil er die Sprache nicht gelernt hat, welche das Kunstwerk redet.

Es ist sehr bezeichnend für seinen Kunstsinn wie für seine hohe Auffassung von der Bedeutung des Kunstwerkes, wenn Prof. Hermann Grimm durch den Besuch des Volkes in den Galerien unangenehm berührt wird; er möchte im erhabenen Gefühl seiner größeren Belesenheit allein vor den Raffaels stehen, um sie so lange ungestört betrachten zu können, bis sie ihm alle unecht zu sein scheinen. Wenn ihm das glücklich gelungen ist, darf er das profanum volgus aus tiefster Seele verachten. Glücklicher Weise leben wir nicht mehr in einer Zeit, da gelehrte Citate aus allen lebenden und todten Sprachen den Stolz des Kunstschriftstellers ausmachen durften; auch nicht mehr in einer Zeit, da man das Kunstwerk für ein Vorrecht der gesellschaftlich Bevorzugten ansieht; das Mißfallen des gelehrten ἄμουσος wird an den bestehenden Einrichtungen nichts mehr ändern.

In absehbarer Zeit, hoffentlich noch im Lauf dieses Jahrhunderts, werden die Um- und Neubauten auf der Museumsinsel in Berlin eine neue Umgebung für den kostbaren Besitz der Museen bilden, je vollständiger das große Werk gelingt, um so mehr wird es von guter Vorbedeutung für ein „fin de siècle“ nach deutscher Art sein. Der Kurs in der Leitung der Museen braucht nicht geändert zu werden.

Die Meininger.

In der Geschichte der deutschen Schaubühne wird das vergangene Jahr durch die unwiderruflich letzte Gastspielreise des Herzoglich Meiningen'schen Hoftheaters denkwürdig sein, weit mehr noch als der Streit Bühnengenossenschaft wider Bühnencartellverein und sogar das ewig merkwürdige Schauspielerjubiläum des Herrn Ludwig Barnay. Der freie Entschluß der „Meininger“, die Gastspiele für immer einzustellen, ist von keiner drohenden Concurrenz, keinem Mißerfolg, keinem

Digitized by Google

Niedergang dictirt, sondern einfach von der weisen Selbsterkenntniß, daß die weltberühmte Wanderbühne ihre Mission erfüllt hat. Der Entschluß ist unerschütterlich, und die neueste Nachricht, daß einige Mitglieder der Truppe künftig auf eigene Rechnung und Gefahr zusammen auf Reisen gehen, wurde sofort von autoritativer Seite bündig widerrufen. Und mit Recht, denn jede halbe Fortsetzung der Tradition wäre schädlich. Unter den „Meiningern" verstehen wir das ganze Ensemble von Schauspielern und Statisten, Decorationen und Costümen, nicht aber ein virtuosenhaftes Spiel einiger „Sterne". Sint ut sunt, aut non sint.

Es gilt also für immer Abschied zu nehmen und noch einmal die Erinnerung an das Gewesene an dem inneren Auge vorüberziehen zu lassen. Bunte Bilder, ragende Helden, wildbewegte Scenen, das Getöse des Volkes, das Dichterwerk. Wir gedenken des ersten, entscheidenden Triumphes der kleinstaatlichen Neuerer 1874 im Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, der kritischen Fehden in den Zeitungen, dem Zwiespalt der Meinungen in den Salons, aber immer lauter und entschiedener wurde der Sieg der unter genialen Führung kämpfenden Schauspieler. Wir erinnern uns jener ersten Aufführungen des „Julius Cäsar", der staunend erschauten Farbenbilder aus der altrömischen Welt, der Ermordung des Helden mit dem einzigen markerschütternden Aufschrei der Massen, der wildbewegten Forumscene, wo zum ersten Male vielleicht das Volk auf der Bühne lebendig wurde, der Schlacht bei Philippi, wo in mondbeschienener Felsenschlucht der letzte Römer starb. Für uns ist und bleibt die Cäsar-Aufführung die Glanzleistung der Meininger, die von keiner späteren aufgewogen wurde. Nicht von ihrem letzten Berliner Triumph mit der „Jungfrau von Orleans", nicht vom „Käthchen von Heilbronn", wo die duftig-phantastische Volksmärchenstimmung bewunderungswürdig getroffen wurde, nicht von der „Ahnfrau", in der man bei Geisterspuk das Gruseln lernen konnte, nicht von der herben deutschen Waldromantik des „Erbförsters", noch von dem päpstlichen Renaissance-Prunk in Mindings Sixtus V. . . . Wir sind für die Mängel der „Meininger" wahrlich nicht blind: die zum Theil mittelmäßigen Einzelleistungen, die Vordringlichkeit der Statisterie, die Betonung der antiquarischen Echtheit und das Uebergewicht des Regisseurs über den Dichter, aber Alles in Allem wurde doch nicht bloß der Schausinn befriedigt und auch das Wesen der Dichtung kam in diesen Darstellungen nicht selten zum vollendeten Ausdruck. Wer sie gesehen, wird sie nicht wieder vergessen.

Und weil mit den „Meiningern" eine wichtige Erscheinung von bleibender Bedeutung aus unserem Kunstleben verschwindet, so gebührt es sich, daß auch die Literatur ihnen ein Denkmal setze. Zwar haben sie ihren Historiographen noch nicht gefunden, denn die kleine Schrift von Robert Prölß: „Das Herzoglich Meiningen'sche Hoftheater und die Bühnenreform,"*) liefert nur Bausteine zu einer Geschichte der berühmten Wanderbühne. Die große Geschichte bleibt noch zu schreiben, und nur ein Berufener sollte die Aufgabe lösen. Vielleicht Prof. Karl Werder, der dramaturgische Beirath des Herzogs, wie ihn Victor Hehn in seinen Briefen nennt, jedenfalls ein Kenner der Meininger, wie kaum ein Zweiter. Am Material fehlt es nicht, und gerade jetzt kommt bei Conrad in Leipzig ein Buch des Meininger Regisseurs Paul Richard heraus: „Chronik sämmtlicher Gastspiele des Herzogl. Sächs. Meiningenschen Hoftheaters während der Jahre 1874—1890." Dieser statistischen Uebersicht entnehmen wir einige interessante Zahlen. Von 1874 — 90 fanden 2591 Vorstellungen in 81 Gastspielen statt, welche die Truppe durch das deutsche Reich von Metz, Straßburg und Freiburg bis nach Königsberg führte, nach Holland und in die Schweiz (Basel), nach Belgien und Oesterreich-Ungarn, Rußland (Kiew, Odessa, Moskau, Petersburg, Warschau), Kopenhagen, London, Stockholm. Sie waren in Berlin und Breslau je acht Mal mit 385 resp. 269 Vorstellungen, in Wien drei Mal. Die Gesammteinnahmen der 2591 Gastvorstellungen betragen 6,322,978 Mk. 47 Pf., die Wohlthätigkeitsvorstellungen auf Reisen erzielten eine Einnahme von 137,987 Mk. 82 Pf. Am Meisten gegeben wurde Julius Cäsar 330, Tell 223, das Wintermärchen 223 Mal. Daran reihen sich: Jungfrau von Orleans 194, Wallensteins Lager 176, Piccolomini 161, Fiesko 152, Wallensteins Tod 140, Hermannsschlacht 101, Käthchen von Heilbronn 83, die Ahnfrau 79, der Prinz von Homburg 38 Mal. Aus dieser Aufstellung ist zu ersehen, daß auch problematische Theaterstücke durch die Meininger zu Kassenmagneten wurden. Zwar an „Sixtus V.", dem „Erbförster", Ibsen's „Kronprätendenten" und „Gespenstern" scheiterte ihre rettende Kunst, aber welche Verdienste erwarben sie sich um Kleist! Auf Dingelstedt's dramatischem Courszettel ist das Käthchen von Heilbronn gestiegen notirt, die Hermannsschlacht selten begehrt, der Prinz von Homburg flau notirt, und doch wurden sie für die Meininger Zugstücke. Minder wohlthätig waren die Gastspieler der neueren Dichtung, aber es ist ihnen kaum zu verdenken, wenn sie sich auf die Erprobung neuer Stücke nicht gern einließen, wo jede Novität ein sicherer Treffer sein mußte, wenn nicht das Ganze gefährdet sein sollte. Der Durchfall von Minding's Sixtus war ihnen verhängnißvoll, und eigentlich nur der Erfolg von Fitger's „Hexe" entsprach von allen neuen Stücken den aufgewendeten Mühen und Kosten. Ungern vermissen wir auch im Spielplan den ganzen Faust. Auch nach dem gelungenen Burgtheaterversuche Wilbrandt's und der Verballhornung im Deutschen Theater war es fast eine Ehrenschuld der Meininger, uns die gewaltige Dichtung auf ihrer Bühne zu zeigen.

Ein noch lebendigeres Bild als die dürren statistischen Zahlen bietet uns der Stift eines genialen Künstlers. Die entschwundenen Gastspieler finden wir in der prächtigen Mappe: Die Meininger von C. W. Allers*) wieder. Manche Scene ist da von dem flinken Stift des Zeichners festgehalten. Die Gesichter, meist im Profil aufgenommen, haben eine erstaunliche Portraitähnlichkeit. Da ist jene von Goethe bewunderte Scene, wo der eingebildete Kranke die kleine Louison über das Treiben im Hause ausfragen will. „Ist das Alles? Mein kleiner Finger sagt mir Nein." — „Dann lügt Dein kleiner Finger."... Hier der Diener, der im Zwischenact desselben Stücks, denn der Vorhang fällt nie, Argans Stube ausräuchert. Wir hören noch das Gelächter des Publikums. Aber wir sehen auch mehr als der Zuschauer sah. Der immer seltsam reizende Blick hinter die Coulissen ist uns gestattet. Drüben wird die „Jungfrau von Orleans" agirt, aber hier sitzen die Statisten verschlafen auf den practicablen Treppen, Sandsäcken und Versatzstücken. Die zwei Garderobegewaltigen nehmen behaglich eine Prise, die Prozession mit weihrauchschwingenden Ministranten und Kerzen tragenden Betern, mit Bischof und Herold, sie alle warten auf das Stichwort, während die Choristinnen im Kostüm mit ihren hohen Hauben noch leise mit einander plaudern. Der Requisiteur, selbst in Pagenkleidung, schleppt Mandolinen, Schwerter, Kissen, Bücher der Bühne zu. Ein Klingelzeichen, und Alles wird die weltbedeutenden Bretter betreten und den genau vorher bezeichneten Platz einnehmen. Ein anderes Mal sind wir im „Julius Cäsar" und sehen, wie der Inspizient die Cohorten zur Schlacht instruirt und sogar den „Sternen" Schweigen gebietet: „Bssst! ich muß Sie sonst aufschreiben!" Und da schreibt der Gestrenge wirklich etwas auf die Tafel an der Wand, umstanden von Herren und Damen in Kostüm und Civil. Schon wieder eine Probe! Und die Gesichter werden merklich länger. Und dann dringen wir mit dem Zeichner in die Damengarderobe und belauschen dort die Strümpfe strickenden Pagen — ein entzückendes Stillleben! — oder die Gartenscene der „Räuber" von rückwärts. Amalie singt in der Laube ihr überschwängliches Lied: „Schön wie Engel" . . . oder vielmehr eine Sängerin hinter ihr singt für sie, während drei Orchestermitglieder daneben die Begleitung auf ihren Guitarren zupfen, und das liebe Publikum dort drüben im Ring merkt von dem frommen Betrug nicht das Geringste. Oder wieder die Damengarderobe, wo die Damen

*) Erfurt, Bartholomäus, jetzt bei Fr. Conrad in Leipzig.

*) Leipzig, Conrad.

Digitized by Google

vor dem Toilettentisch sitzen und sich pudern und schminken, indeß drüben bei den sich gleichfalls umkleidenden Herren der stets unzufriedene Herzog von York („Rose von Tyborn") sich über seine unbequemen Pumphosen wundert, bis ihn der Friseur, den Kamm kühn in der Tolle, mit dem wichtigsten Meininger Schlagwort beruhigt: „Das ist historisch!!" Ruhiger geht es schon im Conversationszimmer zu, wo die sentimentale Liebhaberin thront und gerade die Einladung eines herzoglichen Dieners „zur Frau Baronin" (Freifrau von Heldburg, die morganatische Gemahlin des Herzogs) entgegennimmt. Alle Wetter, da gibt es wieder werthvolle Winke und Lehren für die Auffassung einer Rolle, denn die ehemalige treffliche Schauspielerin Ellen Franz studirt alle Parte höchstselbst mit den Damen ein. Sogar in's Privatleben dringt der unermüdliche Zeichner. Da liegt der angeblich influenzirte „Schönste der Meininger" Alexander Bartel zwischen dem alle Wände und Tische bedeckenden Grünzeug des Ruhmes in seinem Zimmer und empfängt unwirsch den Besuch des die Probe ansagenden Theaterdieners, oder endlich ein Stück Schauspielerwanderleben, aber nicht im holperigen Thespiskarren, sondern im warmen Coupé erster Klasse, wo die Herren Skat klopfen und die Damen klatschen.

Nur von Einem schweigt der Statistiker wie der Zeichner: wir meinen den Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen, den ureigensten Schöpfer seiner weltberühmten Bühne. Bei seinem Regierungsantritt 1861 fand er ein kleines und unbeliebtes Theater in seiner Residenz, das in Oper und Schauspiel gleich Mittelmäßiges leistete. Das Erste war, daß der kunstsinnige Fürst Oper und Operette abschaffte und sich meist auf das klassische Drama beschränkte. Von 1867—1869 war Friedrich Bodenstedt Intendant, und schon unter seinem Regiment begannen die Vorstellungen sich künstlerisch zu runden, obwohl er als echter Poet das Hauptaugenmerk nur auf das Dichterwort richtete. Uns ist eine Aufführung von „Romeo und Julia" erinnerlich, worin der Text mannigfache Verbesserungen enthielt, so z. B. das Liebesduett auf dem Maskenball in knapperer Form als bei Schlegel, eng angeschlossen an das Shakespeare'sche Original.

> . . . „Zwei Pilger nahen meine Lippen Dir,
> Den herben Druck im Kusse zu versüßen."
>
> „Doch haben Heil'ge nicht auch Lippen?"
>
> „Ja,
> Geliebte, um Gebete auf zu senden."
>
> „O, dann bring' Lippen mir wie Hände nah,
> Sonst wird mein Glaube in Verzweiflung enden."

Erst nach dem Verschwinden des komischen alten Intendanzrathes Grabowsky und dem Eintritt von Ludwig Chronegk als Darsteller und Regisseur begann die neue Aera. In ihm fand der Herzog den Mann, der seine Gedanken und Absichten verstand und auf der Bühne verkörpern ließ. Freilich, so genial und künstlerisch reich angelegt der Herzog auch ist, er folgte im Wesentlichen Anregungen aus Paris und London, doch vermied er die Klippe der englischen Shakespeare-Ausstattungsstücke und wußte den fremden Anstoß in nationaler, echt deutscher Art zu verwandeln. Bald erweiterte sich der Kreis der darstellenden Kräfte und der Spielplan. Man wuchs mit seinen höheren Zielen. Es war Tag und Nacht eine emsige fünfjährige Bühnenarbeit im stillen Meiningen. Der kunstbegeisterte, aber strenge Herzog auf allen Proben, wo jeder Tadel schweigend mit einer Verbeugung entgegengenommen werden mußte. Nur selten drang das Gerücht über die Grenzen dieses eigenartigen Bühnenstaates, daß in der kleinen Stadt künstlerisch ganz Außerordentliches geleistet werde. Werder und Karl Frenzel gebührt das Verdienst, den Herzog veranlaßt zu haben, mit seiner Schöpfung in die weitere Oeffentlichkeit hinauszutreten. Es war auch eine materielle Nothwendigkeit. Die stilvollen Darstellungen verschlangen hier im kleinen Kreise von Meiningen und Bad Liebenau solche Summen, daß man auf eine Erhöhung der Einnahmen bedacht sein mußte. So wagte man das erste Gastspiel, das mit einem glänzenden künstlerischen und pecuniären Erfolg endete. Von da an war es ein ununterbrochener sechzehnjähriger Triumphzug durch halb Europa bis zu dem schließlich freiwilligen Verzicht, womit die Weltbühne wieder zum kleinen Hoftheater wird.

Fragen wir nun: lassen die Meininger etwas Anderes zurück, als verblassende schöne Erinnerungen? O viel mehr! Sie haben bei uns eine Reform eingeleitet und auch unter den Schauspielern Schule gemacht. Wie in Zola's L'Oeuvre der auf den Tod getroffene Claude alle die dunklen Bilder des Salons unter dem Einfluß seiner Freilichtmalerei sich erhellen sieht, so erkennen die abtretenden Meininger überall auf der deutschen Bühne die Einwirkung ihres künstlerischen Strebens. Berlin allein besitzt drei Bühnen, wo das klassische Drama nach Meininger Muster gepflegt wird. Leider hat der Herzog keine großen Schauspieler aus der Erde zu stampfen vermocht, und die Virtuosen hielten es nie lange bei ihm aus. Was sollten diese Genies bei diesem Theater mit seiner eisernen Disciplin, seinen Wandermühen, seinem undankbar kleinen Repertoire, ohne Rollenmonopol und Spielhonorar! Sie betrachteten also Meiningen nur als Durchgangstation und wurden ihm bei nächster Gelegenheit untreu. Doch den kleineren Herren wuchsen hier Flügel. Das Hauptgewicht lag ja auf dem Zusammenspiel, nicht den Einzelleistungen, und so lernten sie künstlerische Zucht, Unterordnung und legten die Coulissenreißerei ab, welche die künstlerische Harmonie gestört hätte. Sogar Ludwig Barnay, der Unverbesserliche, lernte hier einige schlichte Töne und Verständniß für Ausstattung und Ensemble, was noch heute mitten in den opernhaften Darbietungen seines „Berliner Theaters" etwas von der Herzogsschule verräth. Aber ganz schätzbare Künstler zweiten Ranges sind viele aus den Meiningern hervorgegangen, und sie nehmen auf allen möglichen Bühnen achtenswerthe Stellungen ein. Das einzige Königliche Schauspielhaus weist die Meininger Namen Grube, Nesper, Hellmuth-Bräm, Bartel, Arndt ꝛc. auf, und wenn die übrigen deutschen Bühnen von Meiningen auch keine Genies bezogen, so war es doch ein gesundes Blut, das noch heute lustig kreist. Einige ausgezeichnete Einzelleistungen der Meininger werden den Besuchern der Reisevorstellungen immerhin unvergeßlich bleiben. Weilenbeck's Sixtus, Hellmuth-Bräm's Erbförster, Arndt's Isolani, Weiser's Illo, Teller's Geßler, Nesper's Wallenstein und Macduff, Fräulein Pauly's Käthchen und fast sämmtliche Gastspielrollen von Frau Moser-Sperner ꝛc. ragten weit über das Mittelmaß hinaus. Noch segenreicher wirkte die Anregung der Meininger darin, daß sie in ihrem Repertoire auf die berüchtigten Bühneneinrichtungen der Bearbeiter (Holbein, F. L. Schmidt, Genée ꝛc.) verzichteten und sich strenger an den Originaltext hielten, wodurch manche Scene und manches schöne Dichterwort gerettet wurden.

Alle diese Kunststücke werden ihnen heute auf deutschen Theatern nachgemacht, aber meist ohne ihren malerischen Sinn, ihr feines Verständniß, ihre opferfreudige Hingebung. Bei ihnen war die jedem Stück eigene Stimmung immer genial getroffen und meisterhaft festgehalten: der prunkvolle altrömische Geist im „Cäsar", das nüchtern Preußische mit einem Stich in's Phantastische des „Homburg", die altnordische wilde Größe „Zwischen den Schlachten", das Mondscheinduftige in Shakespeares Märchenspielen, Molières Genie und Zeit im „Eingebildeten Kranken": das war Alles bewundernswürdig und wird von keinem Nachahmer erreicht. Diese halten sich meist an Aeußerlichkeiten. In den stilvoll prächtigen Decorationen die geschlossenen Zimmer, die sich der Herzog von Paris herüberholte, die monumentale Freitreppe zum Zusammenziehen der Scenen — eine Londoner Erfindung —, die Thüren mit wirklichen Klinken . . . Dann die Echtheit der Costüme und der Drill und Lärm der Statisten, die Uebertreibungen der „Meiningerei". Die geniale Massenbehandlung wird zum Flüster- und Schreichoristenthum mit Blechgerassel und Lärm, der das Dichterwort verschlingt, die historischen Kostüme zum bunten Trödelkram des Ausstattungsluxus, die farbenprächtigen Bilder voll Localcolorit zu opernhaften Aufzügen der Tapezierdramatik, und nur selten wird der eigene Hauch

Digitized by Google

des Kunstwerkes im Innern erfaßt. Der odiöse Zwischenvorhang zerreißt mehr als je den Organismus der Stücke, die Pausen werden nach Pariser Art immer länger, weil die complicirten Decorationen erst abgeräumt und neu gestellt werden müssen, und die halsbrecherische Freitreppe wird zum allgemeinen Paradestück. Solchen Ausschreitungen gegenüber, wie wir sie täglich in Berlin sehen können, zweifeln wir fast an dem guten Einflusse der Meininger und fragen uns schon, ob der rauhe Laube mit seiner Theorie: Hörspiel, nicht Schauspiel! und seiner dürftigen Einrichtung nicht im Rechte war. Aber die Geschmacklosigkeiten der Nachäffer sollen uns nicht ungerecht gegen die Urheber dieser Bühnenreform machen. Die Wiederbelebung des klassischen Drama's ist ihnen schön gelungen, und das bleibt ihnen im Andenken ihrer Zeitgenossen und in den Annalen des deutschen Theaters unvergessen. Z.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Drehorgelspieler.

Von M. Day.

(Schluß.)

Eines Abends, als es schon gegen den Herbst ging, fragte die Köchin den Drehorgelspieler, ob er sich nicht lieber nach einem festen Gewerbe umsehen wolle. „Du mußt mehr um das Kind sein," sagte sie, „es verkommt. Der Winter steht vor der Thür, und ich werd' nicht mehr heraufkommen können. Einmal der Kälte wegen nicht und zum anderen wegen des Geredes der Leute." Und sie begann zu erzählen, ein langes und breites von den bösen Zungen der Menschen, wie sie das Reinlichste und Ehrbarste in der Welt verlästern und nun gar sie, die sich der frömmsten Absichten bewußt sei, mit dem Wittwer in ein anstößiges Gerede gebracht hätten. „Zum ersten Mal, so lang ich leb', bin ich in der Leute Mäuler; das hat man zum Dank". Sie wischte sich an den Augen, als ob sie weinen wollte.

Der Drehorgelspieler gerieth in hilflose Verwirrung. Nein, das ist nicht zu denken! Diese Menschen! Das ist zu schlecht! Er und die Lene — sein gutes Mütterchen, gegen die er die ehrerbietigsten Kindsgefühle im dankbaren Herzen hegte — Alles müssen sie ihm verstören und verlästern. Was soll nun werden?

„Ja, Dir ist nicht zu helfen," entgegnete die Köchin. „Ich wüßt' nur eins. Du mußt wieder freien, biſt's schon dem Wurm da schuldig." — Er seufzte tief. Ja, wen denn, wen? — „Du bist brav und reinlich," fuhr die Pfarrköchin fort, „und die Vergangenheit hast rechtschaffen bereut. Ich denk schon lang daran, mich selbständig zu machen; hab' das meinige bei Seit' gelegt und auf's Kochen versteh' ich mich besser als die Frau Pfarrerin selber. Im Verruf bin ich nun einmal mit Dir, da wär' schon das Beste, wir machten zu Neujahr Hochzeit. Ich annoncir' mich als Kochfrau und Du stehst mir bei; für das Wurm wird bestens gesorgt werden. Was meinst?" Sie hielt ihm mit breitem Lächeln die mannhafte Rechte entgegen; er schlug zaghaft ein, ganz verstört und fassungslos. Was blieb ihm anderes übrig? O, wer hätte das je gedacht!

Das Aufgebot des ungleichen Paares erregte Aufsehen, weit über den Münzenberg hinaus. Der Bräutigam wußte sich in die neue Lage nicht recht zu schicken; die Braut aber trumpfte mit ihren hilfreichen Bibelsprüchen jegliche Einrede nieder. „Ist denn im Himmel nicht mehr Freude über einen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte, die der Buße nicht bedürfen?"

Am Neujahrstage wurden sie mit allen Ehren in S. Servatii getraut; der Knabe der fahrenden Frau aber wartete die guten Tage, die nun für ihn hereinbrechen sollten, nicht ab, sondern starb am Tage nach der Hochzeit. Die Mutter hat ihn geholt, flüsterte man auf dem Münzenberg.

Sie mietheten eine Stube unten in Quedlinburg in den Augustinern; denn auf dem Münzenberg mochte die junge Frau nicht wohnen. Da sie angesehene Bekannte und Gönner in der Stadt hatte, erfreute sie sich bald einträglicher Kundschaft. Der Gatte ging ihr fleißig zur Hand, machte Gänge, besorgte den Haushalt und erhielt durch die Verwendung der Frau manchen guten Verdienst in den Häusern, für die sie zu thun hatte. Da war Holz klein zu machen, im Garten zu graben, dürre Aeste auszusägen, die Höfe in Ordnung zu halten, Gras zu mähen — alle diese Geschäfte verrichtete er mit Umsicht und Geschick. Mit seinem äußeren Menschen war eine große Veränderung vorgegangen. Der steckte jetzt in langen, ehrbaren Hosen, die rosigen Strümpfe waren verschwunden, der kecke Filz niedergedrückt, der flotte Schnurrbart gestutzt. Die ungewohnte Kleidung beengte ihn, machte ihn eckig und ungeschickt. Wenn er in gezwungener Haltung mit niedergeschlagenen Augen neben der strengen Ehehälfte in der Kirchenbank saß, sah ihm Niemand mehr an, wie leicht und schmuck er vor wenig Monaten über Berg und Thal gewandert war.

Mit der äußeren Krankheit schien auch die innere geschwunden. Scheu und gedrückt schlich er umher und schwere Gedanken verdüsterten ihm den leichten Sinn. Alle Welt meinte, er hätte ein großes Glück gemacht. Gewiß, er glaubte es auch! Denn die Küche blinkte vom Kupfer der Kessel und Tiegel, im Spind drängten sich Teller und Tassen; das Bett strotzte von weichen Federn, und die Kommode konnte die kräftige Leinwand kaum bergen; in der Sparbüchse aber klapperten harte Silberthaler. Dazu war er ein ansässiger, geachteter Mann geworden. In den frömmsten und ansehnlichsten Häusern zollte man seiner Bekehrung theilnehmende Anerkennung. Aber gerade die herablassende Freundlichkeit, der er überall begegnete, bedrückte ihn. „Wir tragen Dir Deine Vergangenheit nicht nach, Sünderlein!" las er in diesen sanften Mienen. Unter all der Sündlosigkeit, die ihn umgab, kam der Arme sich vor, wie ein unwerthes, räudiges Schäflein, das nur so um Gottes Willen in den reinlichen Stall aufgenommen ist, in dem die ehrbaren fetten Schafe ihr Heimathsrecht haben.

„Die Lene hat's besser," dachte er oft, „die hat ihr halbes Leben unter den Heiligen verbracht, ja die hat es leicht, den Kopf hoch zu tragen!" Ihn aber drückt die Vergangenheit im Nacken. Das lose Umherstreichen, die Freischießen und Jahrmärkte, wilde Gesellschaft, tolle Cumpane, die ganze Gottlosigkeit seines verflossenen Lebens. Wenn sie das wüßten, wenn sie das Alles wüßten!

Das Grab auf dem Brühlkirchhof grünte und blühte. An Sonntagnachmittagen besuchte es der Josef in Gesellschaft der neuen Ehegattin. Die Lene riß mit kräftiger Hand das emporschießende Unkraut aus; Niemand sollte ihr nachsagen, daß sie die Ruhestätte der Vorgängerin verwahrlosen lasse. Der Mann stand still daneben und hatte ein Gefühl, als ob er das neue, fromme Leben zum Heile der Abgeschiedenen ertrüge.

Wenn sie dann nach Hause kamen, drückte er sich verstohlen um die Drehorgel herum, die stumm und verstäubt in einer Küchenecke stand. Um sein Leben gern hätte er einmal gespielt; aber er wagte es nicht. Er durfte das der Lene nicht anthun, die gern von dem „neuen Menschen" sprach, den er angezogen hatte. Das alte „Gerümpel" war ihr längst anstößig und verhaßt. „Zum Kleers werden wir sie verkaufen," sagte sie und warf mißliebige Blicke auf das Musikwerk.

Der berühmte Herbstjahrmarkt der Quedlinburger, nach der großen Kleerswiese, auf der er stattfindet, schlechtweg Kleers genannt, war gekommen. In allen Häusern wurde gebacken und gebraten; die ganze Stadt roch nach frischem Pflaumenkuchen. Denn der Kleers ist kein Jahrmarkt, wie irgend eine andere, gewöhnliche Veranstaltung des wohlweisen Magistrats zu vortheilhaftem Ein- und Verkauf; er ist ein Volksfest und liegt den Leuten im Geblüte. Von nah und fern reisen die Landleute herzu; die Harzbauern kommen von ihren Bergen herunter; der bedächtige, sparsame Sachse überläßt sich verschwenderischer Freigiebigkeit, und die sonst festgeschlossene Faust greift tief in die Tasche. Beim Kleers mag was draufgehen!

Schulter an Schulter drängt es sich auf der weiten Kleerswiese, hochgewachsene, breitschulterige Gestalten; es ist ein kräftiges Geschlecht, das, gleich stämmigen Eichbäumen, in jenen Bergen emporsprießt. Alle Lebensalter und Stände in buntem Durcheinander. Neben dem modischen Gehrock die blaue Leinwandblouse des Harzers, neben dem seidenen Damenjäckchen der breite, steifgestärkte Kattunmantel der Arbeitersfrau.

Den schweren Kasten auf dem gebeugten Rücken durchkreuzt der Leierjosef das lärmende Gewoge, langsam, mit müden Schritten, mehr gestoßen und geschoben, als aus eigenem Willen vorwärts getrieben. Denn er geht einen sauren Gang. Seine Drehorgel, die treue Gefährtin seiner Jugend, soll heute von ihm scheiden. Nur ungern hat ihm die Lene das Geschäft des Verkaufs allein überlassen; doch sie ist für einige Tage zu einer Hochzeit auf's Land berufen worden und mochte sich den Verdienst nicht entgehen lassen. „Daß Du Dich nicht über's Ohr hauen läßt!" hat sie ihn zum Abschied ermahnt.

Nun steht er bekümmerten Herzens mitten in dem jubelnden Gedränge. Sonst war der Kleers der Freudentag seines Lebens. An der Seite des geliebten Weibes lief er zwischen den Leinwandzelten umher und kaufte von den schimmernden Herrlichkeiten, die dort vor entzückten Blicken auslagen, die rothen Perlenketten des Italieners, die glitzernden Ringe des Steinschleifers, die bezuckerten Herzen der Pfefferküchler. Mit dem Lächeln der Eingeweihten strichen sie um die geheimnißvollen Buden, vor deren verschlossenen Wundern sich Gruppen von Gaffern in staunender Scheu ansammelten. O, sie kannten sie Alle — die Riesendame und den Feuerfresser, den stärksten Mann der Welt und die fünffüßige Ziege, die Königin der Luft und den Bulgarenfürsten in Wachs, und nichts glich ihrer Befriedigung, wenn beim Eintritt der Vorhang hinter ihnen zufiel und sie vor den bewundernd-begehrlichen Blicken der Draußenbleibenden in dem zauberhaften Dunkel verschwanden.

Und dann der Seiltanz, die Schießbuden — die alten Kameraden und Wandergenossen! Welche Begegnungen, welche Erlebnisse! Sie erkennen ihn auch heute in seiner trostlosen Verkümmerung und drängen sich an ihn, um ihn zu begrüßen. Der Luftballonhändler, umflogen von seiner leichten Waare, schüttelt ihm theilnehmend die Hand; der Verkäufer der kleinen, gelben, in grünen Ringen hüpfenden Canarienvögel betrachtet ihn neugierig und fragt nach seinem Ergehen; der Türke mit dem rothen Fez bietet ihm seinen zähen, klebrigen Honig an. Unter den alten Freunden erlangt er ein Restchen seiner ehemaligen Verwegenheit wieder. Er renommirt wie toll von dem verheiratheten Wohlstand, schneidet auf, daß er sein Weib und die ganze Geistlichkeit an der Nase herum führe und zahlt Jedem ein Seidel.

Allmählich dringt er zur Mitte des Platzes vor, wo dröhnende Paukenschläge und schrille Leierklänge das Publikum mächtig anlocken. Das große zweitägige Carroussel ist das Ziel seiner Wanderung; der

Digitized by Google

Besitzer ist sein guter Freund, von ihm erhofft er Rath behufs Unterbringung der Drehorgel. Bewundernd schaut er in die rothen, flittergestickten Vorhänge. Wie zierlich die scheckigen Pferdchen, wie stolz die weißen Schwäne, wie wild die anspringenden Tiger, wie grimmig die zähnefletschenden Löwen! Wie das kreist und sich dreht, ein toller Wirbel gespenstiger Ungeheuer, wie das funkelt und sprüht, eine schimmernde, rosig-silberne Masse.

„Jesus, der Josef," schreit der Carousselbesitzer, als er des Leiermanns ansichtig wird. „Ja, wie schaust denn aus? Hab' schon was von Dir verlauten hören. Zu 'nem sauberen Kerl haben die Weiber und die Pfaffen Dich verunstalt't, das muß man sagen."

„Ich hab' mein Glück gemacht," erklärt der Drehorgelspieler trotzig. Ueber die Drehorgel werden sie bald einig; der Carousselbesitzer möchte sie selber erwerben. „Probir mal," verlangt er und hilft dem Josef den Kasten von der Schulter absetzen. „War immer ein braves Werk. Haben es hoffentlich nicht verstimmt, wie Dich selber."

Der Leiermann stellt den Kasten mit zitternden Händen zurecht und beginnt zu drehen.

„Er soll dein Herr sein, wie stolz das klingt." Voll und rein quellen die Töne aus der lange verschlossenen Brust der treuen Gefährtin; ihm ist, als ob eine heißgeliebte todte Stimme zu neuem Leben erwache. Thränen feuchten seine Augen; er dreht weiter, immer weiter. „Denke dir, mein Liebchen" — „Mein Schatz ist Kapitän" — „Anna, zu dir ist mein liebster Gang" — „Komm herab, o Madonna Theresa" — die blühenden Melodien lösen sich ab, wiederholen sich, schlingen ihre üppigen Klänge gleich einem Reigen lockender Erinnerungen in einander. Der Leiermann ist von seligem Rausch umfangen. Vor seinen bethörten Sinnen gaukeln die Bilder der Vergangenheit, nicht wie sie sich in der dürftigen Wirklichkeit dargestellt haben, sondern in jenen reizvollen Farben, mit welchen die menschliche Phantasie das Unwiederbringlich-Verlorene zu verklären strebt. Ahnungen höchster irdischer Lebensgüter, der Freiheit, der Liebe, der Schönheit tauchen in seiner armen, sehnsüchtigen Seele auf. Mit einem klagenden Ton verstummt die Leier, der Arm sinkt ihm schlaff herab; sein Kopf fällt hart gegen das polirte Holz des Kastens; er bricht in lautes Weinen aus.

„Armer Kerl!" flüstert der Carousselbesitzer gerührt.

Die Thränen erleichtern das Gemüth des Drehorgelspielers; er findet Worte, um dem alten Freund seine Noth zu klagen. Wie schwer man an solch' einem Glück zu tragen habe, wie das gute Leben nicht auszuhalten sei, wie die heilige Umgebung Einen bedrücke und ängstige. „Niemals mehr hungern, niemals mehr frieren, niemals ein ehrliches Schimpfwort hören — das halt' der Teufel aus! Dazu festgewachsen sein, wie das Kraut in der Erde — nein, ich geh' nicht mehr heim, nimmer geh' ich heim!"

„Dazu kann Rath werden," lachte der Carousselbesitzer. „Ich nehm' Dich mit, sammt Deiner Drehorgel. Glaub' es wohl, daß das seßhafte Leben Dir nicht taugt. Ein Quitschenbaum trägt im Leben keine Kirschen."

Der Drehorgelspieler fiel ihm um den Hals, lachte und weinte vor Freude. Dann überkam ihn die Angst. „Wenn sie nur nicht inzwischen nach Hause kommt, Du kennst die Frau nicht. Einschließen thät sie mich und mir die Kleider verbergen, wenn sie es wüßt."

„Ei, bis sie zurück kommt, sind wir über alle Berge," beruhigte ihn der Carousselbesitzer. „Morgen Nacht schon geht die Reise weiter. Die findet Dich nicht mehr auf. Und wenn sie Dich findet, was weiter? Du bist der Mann, darfst befehlen, sie ist das Weib, muß gehorchen. Hat sie drein zu reden, wenn es Dir gefällt, Dein altes Gewerb' wieder aufzunehmen?"

Der Drehorgelspieler nickte beipflichtend; aber er sah merkwürdig verschüchtert dabei aus. Besser schon, sie findet ihn nicht!

Der Abend war vorgeschritten; farbige Lichter tauchten auf und warfen grüne und röthliche Schimmer über die abenteuerlichen Buden; strahlende Helle ergoß sich auf die dicht gedrängte, stärker jubelnde Menge. Der Carousselbesitzer zündete die Lampen mit den spiegelnden Blenden an und herrlicher als zuvor, unter dem verdoppelten Glimmern und Gleißen der Perlen und Flitter begannen die Zauberthiere von Neuem ihren unermüdlichen Lauf. Ganz verzückt stand der Leiermann inmitten des magischen Kreises.

Zwei Tage später rüstete Magdalene sich zur Heimkehr, überzählte angelegentlich die blanken Silberstücke, die sie erhalten, packte die aufgesparten Kuchen sorgfältig in kleine Packete und allerlei gutes Eßwerk in die mitgebrachten Töpfchen und Näpfe. Die Bäuerin gab ihr das Geleit bis zur Hausthür, drückt ihr die Hand und sprach ihre Anerkennung über die gelungenen Leistungen aus. Die Köchin blickte stolz um sich. Ueberall, wo sie hinkam, war sie die wichtigste Person im Haus. Dann überflog ein Lächeln ihr hochmüthiges Gesicht. Was der Josef sagen wird, wenn er den neuen Reichthum sieht? So hat man sie noch nirgend honorirt; man hat ihr die Gefälligkeit, auf den Kleers zu verzichten, hoch angerechnet. Ob er die Drehorgel wohl verkauft hat? Lieber wäre es ihr schon, sie hätte es ihm gar nicht aufgetragen. Er ist so leicht zu betrügen, der liebe, dumme Mensch!

Zwei schwere Gefährte ratterten auf der Dorfstraße an ihr vorüber. Vorn ein Leiterwagen voll bunt gefärbter, hölzerner Thiere; die steifen Köpfe hingen zu beiden Seiten über die Leitern und glotzten sie mit dummen Augen an. Ein behäbiges, fahrendes Häuschen mit grünen Fensterläden und rauchendem Schornstein kam hinterher. „Wieder so ein nichtsnutziges Carousselt," dachte die Köchin, indem sie verächtlich den Blick abwandte. „Pfui über die Tagediebe!"

In dem Häuschen aber, das da so behaglich dahin fuhr, hockte ihr Ehegatte und sah ängstlich-verstohlen durch die grünen Jalousien.

Aus der Hauptstadt.

Berliner Musterzeichner.

Unter den englischen Künstlern, welche nach den Zeitungsberichten die Berliner Internationale Ausstellung beschicken werden, befindet sich auch Walter Crane. Er ist einer der wenigen, deren Name in Deutschland bekannt ist. Aber man weiß nur von dem Illustrator, dessen Kinderbücher neben jenen der Kate Greenaway und des Randalph Caldecott auch bei uns in Tausenden von Abzügen von Haus zu Haus wandern. Crane ist ein Stilist, ist echt englisch, echt präraffaelitisch, der rechte Schüler des Rossetti und Burne Jones auch hinsichtlich der eigenartigen Herbheit der Naturauffassung. Das spricht sich am deutlichsten an dem ornamentalen Schmucke aus, der seine Illustrationen umgibt. Er gehört keinem Stile vergangener Zeiten an — er ist modern in schönstem Sinne; naturalistisch und stilvoll zugleich. Crane ist aber auch in seiner Heimath dafür bekannt, ein Ornamentist ersten Ranges zu sein, er steht an der Spitze der Musterzeichner Englands und hat dies erst unlängst bewiesen, als er in London eine Ausstellung von Arbeiten englischer Zeichner mit großem Erfolg veranstaltete.

Etwas Aehnliches habe ich vor einigen Tagen in Berlin zu sehen bekommen. Und weil ich der Einzige bin, der diese Ausstellung sah — außer den unmittelbar Betheiligten — so will ich kurz über sie berichten.

Wir haben in Deutschland seit 10—20 Jahren Kunstgewerbeschulen und an diesen zahlreiche, zum Theil hervorragende Lehrer. Alle Fächer des Gewerbes finden eine genügende Vertretung, nur die nicht, welche nach meiner Ansicht die wichtigsten sind: nämlich die in Massenartikeln arbeitenden. Es hilft uns alle Begeisterung und alle künstlerische Anstrengung nichts — das 16. Jahrhundert ist vorüber, die Einzelarbeit muß der Maschine weichen, es ist ein Fehler, wenn die Leiter der Schule die alten den neuen Techniken vorziehen und den Gang der Entwickelung stilistisch und durch literarische Herabsetzung aller Massenwaare aufhalten wollen. Aber es ist einmal die Richtung des „höheren" Kunstgewerbes in Deutschland, vor allen Dingen stilvoll, d. h. unmodern sein zu wollen. Die Mode, der allgemein gültige Geschmack, ist ja gerade das, was zu bekämpfen für „höhere" Kunst gilt. Als wahrhaft idealer Fabrikant erscheint den Directoren unserer Gewerbeschulen jener, der ihre ideal schönen Muster ausführt, unbekümmert darum, ob ein Mensch sie kauft, aus dem leidigen Idealismus!

So wird denn an unseren Schulen sehr Vieles sehr sachgemäß gelehrt, nur nicht das Fach, welches nach meinem Ermessen das wichtigste im ganzen Kunstgewerbe ist, das Zeichnen für Stoffe, Tapeten, Spitzen, Stickereien u. dergl. An der Berliner Kunstgewerbeschule gibt es meines Wissens keinen einzigen Mann, der in diesem Gebiete praktisch sich bethätigt habe. Das „Flachornament" wird von Architekten gelehrt. Das ist ja sehr schön und gut und für manche Gewerbezweige gewiß durchaus wichtig. Das Musterzeichnen braucht aber eine tiefere Ausbildung, als der Architekt ihm zu geben vermag. Unter allen Schülerarbeiten, die ich in den letzten Ausstellungen der Berliner Kunstgewerbeschule sah, befand sich nicht eine, welcher man nicht die Unkenntniß der Anfangsgründe der praktischen Vorbedingungen angemerkt habe; aber nicht eine Unkenntniß bloß bei den Schülern, sondern auch bei manchem Lehrer.

Auf meine Frage, woher diese geringe Beachtung des Musterfaches komme, warum nicht in Berlin ein Musterzeichner und wo möglich der beste, den es gäbe, das Musterzeichnen lehre, habe ich stets die Antwort bekommen, Berlin habe kein Bedürfniß für Textilzeichner, die seien am Rhein und in Sachsen zu Hause, die Schule in Krefeld genüge dem Bedürfniß für Preußen, während in Sachsen das Zeichnerfach in Dresden und Plauen, in Oesterreich fast an jeder Fachschule sachgemäß gelehrt wird.

Nun habe ich vor einiger Zeit in einer kleineren Schrift*) versucht, eine Geschichte des Musterfaches in Deutschland zu geben und die hervorragendsten Zeichner kurz zu charakterisiren. Ich hatte nämlich beobachtet, daß die Zeichner so gut wie gar nicht in weiteren Kreisen bekannt waren, daß sie sich nicht einmal untereinander kannten. Der Fabrikant, welcher eines guten Zeichners habhaft geworden ist, hält es für eine der ersten Regeln des Geschäftsvortheils, zu verhindern, daß irgend Jemand die Quelle seiner gangbaren Entwürfe erfahre. Den Zeichner zu drücken, ihn in einer seiner geistigen Thätigkeit unangemessenen Abhängigkeit zu erhalten, ihm somit die Fähigkeit zu glänzenderer Entfaltung seines Könnens zu nehmen — das ist ein Grundsatz der großen Mehrzahl unserer Industriellen, sehr im Gegensatz zu Frankreich, wo der Zeichner öffentlich auftritt, bekannte Ateliers einrichtet, ein selbständiges Glied im Getriebe der Industrie bildet. Mir kam es darauf an, diesen Schleier, der über die geistige Arbeit der Zeichner gebreitet wird, thunlichst zu zerreißen und auf die Männer hinzuweisen, welche thatsächlich der Industrie meiner Ansicht nach größere Dienste leisten als viele Professoren unserer Kunstgewerbeschulen.

Daher wendete ich mich, als ich über die Berliner Verhältnisse etwas zu erfahren strebte, an den Berliner Kunstgewerbeverein, hielt dort einen Vortrag über die Frage und bat um Aufschluß. Als Antwort erklärte mir ein Fabrikant, es werde solche aus Geschäftsrücksichten nie geben. Aus der Mitgliederliste des Vereins ersah ich denn auch, daß die Musterzeichner fast ganz fehlten. Sehr viele Freunde des Kunstgewerbes waren da verzeichnet, Gelehrte, Beamte, Großindustrielle, aber jener so wichtige

*) Die deutsche Musterzeichnerkunst und ihre Geschichte. Darmstadt, Koch.

Digitized by Google

Zweig des Gewerbes hatte nur vereinzelte Vertretung. Auch hier bedeutete man mir, daß das Zeichnerfach in Berlin keine hervorragende Stellung einnähme.

Auf Umwegen erfuhr ich erst, daß sich in Berlin ein Musterzeichnerverein gebildet habe. Erst als meine Broschüre erschienen war, schrieb dessen Vorsitzender an mich. Meine Umfragen bei mir bekannten Zeichnern am Rhein und in Sachsen hatten gar kein Ergebniß gebracht. Niemand wußte dort etwas von den in Berlin Schaffenden. Nun aber bot sich mir eine gern benutzte Handhabe, um einmal zu sehen, nach welcher Richtung diese Männer thätig seien. Denn der Vorstand hatte die Güte, jedes Mitglied des Vereins zu veranlassen, das, was er an Arbeiten gerade an der Hand hatte, einen Abend zu einer Ausstellung zu meiner Belehrung zu vereinigen. Man scheute sich, an Viele Einladungen ergehen zu lassen, da, wie die Verhältnisse liegen, der Zeichner gezwungen ist, mit den Fabrikanten zu rechnen, die ihm ihre Kundschaft aufsagen, sobald der Name des Entwerfenden an die Oeffentlichkeit tritt. Nur Wenige haben es zu einer hinreichend sicheren Stellung gebracht, um des Zuspruches sicher zu sein, auch wenn sie es wagen, ihre Muster auf anderen Wegen als auf den Hintertreppen der Fabriken zur Schau zu bringen.

Nach dem absprechenden Urtheil der Berliner Autoritäten, wie der auswärtigen Zeichner hatte ich wenig von jener Ausstellung erwartet. Ich gestehe gern, daß ich mich gründlich getäuscht habe. In den bekannten Hauptfächern des Zeichnens, jenem für Tapeten, Teppiche, Maschinenspitzen, Gardinen, sah ich eine Reihe sehr hervorragender Arbeiten; und zwar solche, welche den stilistischen Ansprüchen der Museumsleiter durchaus entsprechen würden neben solchen, deren Verdienst in anderer Weise zu berechnen ist. Wenn z. B. von einer Tapete, derbe Blumen auf sehr glänzendem Goldgrund, in zwei Jahren 200,000 Rollen zu je 8 Meter Länge verkauft wurden, wenn also nach einem Entwurf eine Tapetenbahn in der Länge des Weges von Berlin nach der Insel Sicilien hergestellt werden mußte, eine Fläche, die fast ganz Schaumburg-Lippe bedeckt — nun dann ist das auch ein Erfolg künstlerischer Art, wenn gleich sicher das Muster und die Waare nicht von erster Feinheit sein kann, um eine solche Nachfrage zu wecken. Mir scheint der Mann, der den Geschmack der Menge so geschickt zu treffen wußte, der der Massenwaare einen solchen Absatz verschaffte, mindestens ebenso interessant, als der, welcher eine Adresse malt, ein Stück, das heute bewundert, morgen als nutzlos in irgend einem Kasten verschwindet, und in wenigen Jahren doch auch veraltet ist.

Ganz verächtlich sieht man im offiziellen Kunstgewerbe auf die Zeichner, die sich mit der „Confection" beschäftigen. Dies abscheuliche Wort birgt für Berlin eine sehr wichtige Sache. Die Herstellung der Frauenkleider wird ja hier in großartigstem Maßstabe betrieben. Tausende von neuen Stoffen erscheinen alljährlich auf dem Markt. Jeder Stoff soll eine neue Idee enthalten, oder doch eine Umbildung einer alten. Immer wieder ändert sich das Bedürfniß nach schmückendem Aufputz. Wer nun schafft diese Dinge? Die Damen meinen vielfach noch, sie selbst hätten in den Modefragen irgend etwas mitzureden. An diese Illusionen denkt kein Fachmann mehr. Die Mode macht der Fabrikant in Verbindung mit dem Zeichner. Und zwar ist es der Zeichner, der dem Fabrikanten die Skizzen vorlegt, der somit die wichtigste geistige Arbeit leistet. Denn das Schaffen ist schwerer als das Wählen. Nach neuer Mode trägt jede Dame auf Mantel, Kleid und Jacke Verschnürungen in reichen Mustern. Sie ahnt nicht, daß diese Arbeit schon eine eigene Literatur hat, daß zahlreiche Zeichner damit beschäftigt sind, die Schwierigkeiten der Ausführung zu überwinden, daß nämlich das ganze Muster eine fortlaufende Linie bilden muß.

Wenn ein Geburtstag in der Familie droht, eilt das Töchterchen des Hauses in's Posamentiergeschäft, und wählt: Hausschuhe in Kreuzstich, gehäkelte Nachtmützen, Cigarrentaschen mit Perlstickerei hat Papa schon. Was, um Gottes Willen, soll man ihm anbieten? Schlummerrollen liebt er nicht, Kissen sind in Ueberfülle vorhanden, vom Brautkissen bis zum Wonneklos. Wer rettet, wer erfindet die gänzlich unnützen Dinge, die nur den Zweck haben, eine Handarbeit darzustellen. Wieder ist's der Musterzeichner. Ich frug, ob es oft vorkäme, daß eine Kundin, eine dem Geschäft fernstehende Dame Anregung zu Neuem gäbe. „Nie"! tönte es einstimmig mir zu. Auch hier, wie in der Mode ist es so, daß die Frau, die einen eigenen Gedanken durchführen möchte, dem Geschäftsmann nur unbequem ist. Der Musterzeichner denkt und entwirft, der Fabrikant wählt und beschafft die Ware, die Käuferin hat nur unter den wenigen, ihr vorgelegten Dingen die Wahl. Je einseitiger das Geschäft ist, je mehr es gelingt Vielen dasselbe aufzubinden — um so nutzbringender ist es.

Aber gezeichnet müssen alle jene Dinge werden und wir Alle haben Grund zu wünschen, daß sie so gut als möglich gezeichnet werden, daß der Musterzeichnerstand ein solcher werde, dem sich die Talentvollsten zuwenden. Dazu braucht er, wie jede Kunst, die öffentliche Anerkennung. Das stolze Bewußtsein allein, daß der Fabrikant mit seinem Muster große Verdienste mache, kann ihm auf die Dauer nicht Ersatz für die gänzliche Namenlosigkeit sein, in die er zurückgesetzt wird.

Wäre es daher nicht an der Zeit, dem Beispiele Walter Crane's zu folgen und einmal eine Ausstellung der Arbeiten der Musterzeichner zu veranstalten, einmal mit der Fackel der Oeffentlichkeit in das Getriebe dieses so wichtigen und so wenig beachteten Faches hinein zu leuchten?

Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Techniker und die Schulfrage.

Geehrter Herr!

Auf den Artikel in Nr. 6 möchte sich ein alter Bauinspector nur den Einwurf erlauben, daß es gar nicht nöthig oder wünschenswerth ist, daß die Schule auf einzelne Berufszweige in besonderer Weise Rücksicht nimmt, weder auf die Theologie mittelst des Hebräischen noch auf die Technik mittelst des Zeichenunterrichts. Die bekannte Erklärung der technischen Hochschullehrer ist auch nach den neuerdings dazu abgegebenen Erläuterungen lediglich in dem Sinne aufzufassen, daß sie von der Schule die Ausbildung in der zeichnerischen Handfertigkeit nur in einem solchen, bis jetzt allerdings nicht erreichten Grade verlangt, wie er für jeden späteren Geschäftsmann oder Beamten ebensogut wie die Lese-, Rechen- und Schreibfertigkeit verlangt werden muß. Die Schule einschließlich der Prima soll und kann im Vergleich mit den höheren Bildungsanstalten keine großen Wissensschätze für den zukünftigen Beruf mitgeben, sondern sie soll und wird auch in Zukunft in erster Linie den Charakter und zwar für alle Lebensberufe gleichmäßig ausbilden. Die Behauptung, daß man jedem Menschen seine Kinderstube anmerken könne, trifft auch bezüglich der Schulstube zu. Nicht daß die eine Kinderstube und die eine Schulstube deshalb vor der anderen den Vorzug zu haben braucht, aber das geschwisterliche Bewußtsein, die Jugendbeziehungen, die auf die Charakterausbildungen vornehmlich einwirken, sie werden nur in stetem Zusammensein gefördert, wie andererseits sich der Klassen- und Standesgegensatz gerade im kindlichen Gemüth am schärfsten ausbildet und für spätere Zeiten festsetzt. Wenn es schon jetzt dem Gymnasiasten, der demnächst eine technische Hochschule besucht, schwer wird, in den Augen der gewöhnlichen Durchschnittsmenschen (der sogenannten Gesellschaft) gegenüber dem auf einer Universität weiter gebildeten Gymnasiasten seine Gleichberechtigung zu wahren, so wird dies später dem aus ganz anderer Schule hervorgegangenen Techniker noch weniger möglich sein. Einheitschule — das verlangt die überwiegende Mehrheit der Techniker wie der übrigen Staatsbürger. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit soll so lange wie irgend möglich unter den in der Ausbildung befindlichen jungen Leuten gewahrt werden. Die Frage, auf welchem Wege die Technik als solche zu den höchsten Leistungen gelangen kann, ist für die Beurtheilung der Schulreform ganz gleichgültig. Die Technik hat wie jede andere Berufsart so viele einzelne Gebiete, daß jedes derselben nur durch eingehende Sonderarbeiten weiter erforscht werden kann. Aber wenn auch die höchsten Spitzen jede auf besonderem Pfade erklommen werden müssen, so gehen doch die aus den weiten Thalebenen herankommenden Wanderer nicht jeder für sich von ihrem Heimathsorte aus bis nach ihrem Bergziele einen besonderen Weg in gerader Richtung, sondern sie alle wandern bis zum Anfangspunkte des eigentlichen Aufstiegs die gemeinsame breite Heerstraße. — Daß die deutschen Architekten- und Ingenieurvereine sehr wohl bestrebt sind, für die weiteren Ziele der Technik die Wege zu ebnen, geht daraus hervor, daß der Berliner Verein fast unmittelbar nach der Berathung der Schulfrage die Bildung von besonderen Fachgruppen innerhalb des Rahmens des großen Vereins beschlossen hat. Ds.

Notizen.

Die Hörigkeit der Frau. Von John Stuart Mill. Deutsch von Jenny Hirsch. 3. Auflage. (Berlin, F. Berggold.) — Die berühmte Schrift des englischen Nationalökonomen ist schon mehrfach in's Deutsche übertragen worden, die vorliegende Uebersetzung ist aber weitaus die beste. Gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo August Bebel's Buch: „Die Frau und der Sozialismus" so viel Staub aufwirft, ist ein Vergleich mit der „Subjection of women" anregend und lehrreich. Es bleibt die klassische grundlegende Schrift der Frauenemancipation, und wer auch mit dem geistreichen Verfasser die äußersten Folgerungen nicht zuläßt, wird doch die meisten Vorschläge zur Hebung der sozialen Stellung und Erwerbsfähigkeit der Frau gutheißen.

Die Schule und die soziale Frage. Von G. Völcker. (Schönebeck, Otto Senff.) — Eine sehr beherzigenswerthe kleine Schrift aus der Feder eines altbewährten Schulmanns. Seine Vorschläge für die äußere Gestaltung des höheren Schulwesens haben Hand und Fuß. Von besonderem Interesse ist das Kapitel über die Volksschule und den gewerblichen Unterricht in Frankreich auf Grund der bekannten Weigert'schen Untersuchung. Ein Hauptpostulat des Verfassers ist, daß die staatliche Fürsorge für die Zöglinge der Volksschule mit dem 14. Lebensjahre nicht aufhöre. Dieselbe soll vor Allem den wahren Bedürfnissen der praktisch schaffenden Berufsarten (95% der Reichsbewohner) gerecht werden.

Digitized by Google

Inserate.

Unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

INTERNATIONALE KUNST-AUSSTELLUNG BERLIN 1891

1. Mai bis 15. September.

Belletristische Neuigkeiten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wahre Liebe.
Roman von
A. von der Elbe.
2 Bände. Preis geheftet M. 6.—, fein geb. M. 7.—.

Die Reise nach dem Nordkap.
Novelle von
G. Hermstein.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Auf Irrwegen der Liebe.
Drei Novellen
(Madelon — Eva — Angela)
von
Anton Freiherrn von Perfall.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M 5.—.

Siebenkäs
von
Jean Paul.
Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.
2 Bände. Preis geh. M. 4.50; fein geb. M. 6.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Konversations-Lexikon.
3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellung durch die Expedition der **„Gegenwart", Berlin,** Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in Leipzig.

EDUARD von HARTMANN:

Das sittliche Bewusstsein. Eine Entwickelung seiner mannigfaltigen Gestalten in ihrem Zusammenhange mit besonderer Rücksicht auf **brennende soziale und kirchliche Fragen.**

Zweite durchgesehene Auflage. 700 S. in gr. 8°. Preis br. M. 6.—, eleg. in Halbfrz. geb. M. 8.—

Inhalt: Die egoistische Pseudomoral. — Die heteronome Pseudomoral (Das Moralprinzip der Heteronomie, der Familienautorität, der staatlichen Gesetzgebung, der Sitte, der kirchlichen Autorität, des göttlichen Willens, der sittlichen Autonomie). — Die Triebfedern der Sittlichkeit (Die Geschmacksmoral, die Gefühlsmoral, die Vernunftmoral). — Ziele der Sittlichkeit (Das sozial-eudämonische Moralprinzip, das evolutionistische Moralprinzip, das Moralprinzip der sittlichen Weltordnung). — Der Urgrund der Sittlichkeit (Das monistische, religiöse und absolute Moralprinzip, das Moralprinzip der Erlösung).

In fast noch höherem Grade als die „Philosophie des Unbewussten" hat dieses zweite Hauptwerk des Verfassers Aufsehen erregt und sich nach allen Seiten Gegner wachgerufen. Aber alle diese Gegner der verschiedensten Richtungen erkennen die Grossartigkeit der Anlage und Durchführung, die ungewöhnliche kulturhistorische Wichtigkeit der Erscheinung, die Weite des Gesichtskreises und die seltene Schärfe und Klarheit des Einblicks in das Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit an, und alle stimmen darin überein, dass der Verfasser mit diesem Werke die „Philosophie des Unbewussten" übertroffen hat, sowohl was die Schönheit der Darstellung als was die praktische Bedeutung des Ganzen und das stoffliche Interesse der Einzelausführungen betrifft.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe in der Schweiz.

Eine Studie zu Goethes Leben.

Von

J. Herzfelder.

8. Preis geheftet: ℳ 3.60.
Elegant cartonnirt: ℳ 4.20.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berliner Autoren.

Von

Ernst Wechsler.

8°. (323 S.) Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, das moderne litterarische Leben der Hauptstadt des deutschen Reiches in weitausschauenden, gedankentiefen, formvollendeten Einzeldarstellungen widerspiegeln zu lassen, und jedermann wird, selbst nach flüchtigstem Einblick in dieses originelle Buch zugestehen, daß der Verfasser seine Aufgabe glänzend gelöst hat.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von **Quandt & Händel** in **Leipzig.**) Preis 2 ℳ.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Katechismus
der
Moral und Politik
für das deutsche Volk.

436 Seiten gr. 8°.
Preis brosch. ℳ 3.60,
elegant gebunden ℳ 4.80.

Soeben erschien:

Fürst Bismarck als Redner.

Eine rhetorische Studie von
Professor Dr. Gerlach.
3. Auflage. 50 ₰.
Rich. Kahle's Verlag, Dessau-Leipzig.

Im Verlage von **Otto Senff,** Schönebeck, erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schule und die soziale Frage
von
Dr. G. Völcker.
Preis 1 ℳ.

Hierzu eine Beilage von Hermann Hurwitz & Co. in Berlin C.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zu Bismarck's Geburtstag. Von Georg Winter. — **Literatur und Kunst:** Zu Heinrich Leuthold's Biographie. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen. Von Adolf Wilhelm. — Oscar Linke's Dichtungen. Von Eduard von Hartmann. — Aus Ranke's Briefen und Tagebüchern. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Die Tante. Von J. Loewenberg. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zu Bismarck's Geburtstag.

Von Georg Winter.

Wie oft ist nicht von den Anhängern einer rein mechanisch-demokratischen Weltanschauung behauptet worden, daß die Entwickelung der Völker sich streng nach den ihr innewohnenden Gesetzen vollziehe, daß den einzelnen großen Persönlichkeiten dabei bei Weitem nicht der große Antheil gebühre, der ihnen von einer gedankenlosen Hofhistoriographie in blindem Heroencultus zugeschrieben werde. Nun kann allerdings nicht geleugnet werden, daß diese Behauptung nur eine zu weitgehende Verallgemeinerung und Uebertreibung eines an sich richtigen Gedankens ist, des Gedankens nämlich, daß die geschichtliche Entwickelung eines Volkes für die Dauer nicht auf einzelnen, wenn auch noch so kraftvollen Persönlichkeiten, sondern auf den großen politisch-sozialen Instituten beruht, welche dem Leben der Gesammtheit seine Form und seine Richtung geben. Und doch ist der in der Geschichtschreibung von Anbeginn an vorwaltende „Heroencultus" kein blinder, jene „Hofhistoriographie" keine gedankenlose. Die, welche das behaupten, vergessen vor Allem, daß jene Institute selbst, auf denen das organische Zusammenleben der Gesammtheit beruht, zumeist gerade die Schöpfungen einzelner besonders kraftvoller und genialer Menschen sind, welche der Fortentwickelung ihres Volkes oft für lange Zeit Maß und Richtung geben, ja daß oft gerade die großen kritischen Wendepunkte der Culturentwickelung, daß vollkommen neue Phasen der geschichtlichen Bewegung oft durch die Gedankenarbeit Einzelner angebahnt und eröffnet werden. Gewiß bleiben auch diese einzelnen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten Producte ihrer Zeit, mit tausend Fasern an dieselbe gefesselt; gerade darin liegt ihre weltgeschichtliche Größe und Bedeutung, daß sie die leitenden Ideen ihres Volkes und ihrer Zeit wie in einem Brennpunkte in sich vereinigen und dann zur Durchführung bringen, was unklar und unverstanden in der Gesammtheit gelebt und gewirkt hat. Nicht darin liegt ihre Größe, daß sie den organischen Zusammenhang der geschichtlichen Bewegung in souveräner Willkür jäh durchbrechen, sondern gerade darin, daß sie die in der Gesammtheit lebenden Kräfte richtig erkennen und den in ihr wirkenden Ideen zur Durchführung verhelfen; sie sind nicht absolute souveräne Neuschöpfer, sondern gleichsam die Geburthelfer einer neuen Zeit, die Former und Gestalter ihres Gedankeninhalts, der ohne sie eben — Gedankeninhalt geblieben wäre. Gewiß werden die Geschicke der Völker in erster Linie durch die in ihnen lebenden und wirkenden Ideen bestimmt, die in ruhigen Zeiten sich gleichsam mit innerer Nothwendigkeit fortentwickeln, aber diese Ideen bedürfen der Verkörperung und Verwirklichung, die ihnen in den meisten großen Krisen der Völkergeschichte nur durch einzelne, kraftvolle und geniale Persönlichkeiten zu Theil geworden ist. Was wäre die neuere Geschichte unseres Vaterlandes ohne Luther, Friedrich den Großen und Bismarck! Diese drei Männer bezeichnen gleichsam die Culminationspunkte der geschichtlichen Bewegung, Jeder für sich durchaus ein Kind seiner Zeit, bestimmt und erfüllt von deren Gedanken und Zielen, und jeder gerade dadurch, daß er diesen Gedankeninhalt voll in sich aufnahm und verwirklichte, der Begründer einer neuen Epoche, der Schöpfer einer neuen Form für die weitere geschichtliche Entwickelung. Jeder von ihnen fand in der Idee schon vor, was er durch die That verwirklichte, dadurch aber wird ihr Ruhm nicht verringert, sondern vergrößert; denn nur die Schöpfungen können segenreich und von Dauer sein, welche dem wahren und von Allen empfundenen Bedürfniß ihrer Zeit entsprechen. Nur wenn dies der Fall ist, werden sie die lebendige Theilnahme der Gesammtheit finden, ohne die auch die kühnste That der gewaltigsten Persönlichkeit nicht von dauerndem Bestande sein kann. Napoleon's ideenlose Eroberungsschöpfungen zerfielen in Nichts und mußten zerfallen, weil sie dem Ideeninhalt des geschichtlichen Lebens der Völker widersprachen; Luther's, Friedrich's des Großen und Bismarck's weltgeschichtliche Thaten aber schufen neue Formen und Bahnen für die geistige und politische Entwickelung ihres Volkes und der Welt, weil sie diesem sittlich-politischen Ideengehalt entsprungen waren, weil sie verwirklichten, was Tausende und aber Tausende dunkel geahnt und ersehnt hatten, weil sie die geschichtliche Entwickelung nicht freventlich aufhoben und vernichteten, sondern mit liebevollem Verständniß durchdrangen und weiter entwickelten. Jener war ein leuchtendes Meteor, welches plötzlich aus dem Dunkel hervortauchend die Welt mit dem furchtbaren Glanze seines Lichtes erfüllt und erschreckt, diese sind dem Glanze der Sonne vergleichbar, welche die Welt mit ihrem lebengebenden Strahle erleuchtet und erwärmt.

Aus dem Gesagten erhellt, in welcher Begrenzung auch wir jenem vielgeschmähten Heroencultus huldigen, welcher das Kennzeichen einer gedankenlosen Hofhistoriographie sein soll. Während wir auf der einen Seite auch unsererseits die Gewähr für die Dauer und Stetigkeit der geschichtlichen Entwickelung nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend in den leitenden Persönlichkeiten, sondern in den bleibenden organisatorischen Formen, in denen sich das Leben der Gesammtheit vollzieht, sehen, schreiben wir auf der anderen Seite gerade für die entscheidenden Wendepunkte des historischen Lebens dem schöpferischen Wirken des Individuums einen großen, ja

Digitized by Google

den bestimmenden Antheil an der Fortentwickelung jener organischen Gestaltungen zu, sehen wir in den großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten die genialen Bildner der Formen, welche eine Weiterentwickelung auch dann ermöglichen, wenn der geniale Schöpfer sie nicht mehr überwacht. Diese schöpferischen Persönlichkeiten sind gleichsam Verkörperungen der in ihrem Volke lebenden und wirkenden Ideen und Kräfte, denen sie zur Verwirklichung verhelfen und Maß und Richtung der Weiterbildung vorzeichnen. Sie hoch in Ehren zu halten, ihr Gedächtniß dankbar zu wahren, ist Ehrenrecht und Ehrenpflicht der Völker. Indem es seine großen Männer ehrt, ehrt ein Volk sich selbst. Die Gefahr, in einen maßlosen Heroencultus zu verfallen, liegt wahrlich bei uns Deutschen nicht vor; eher könnte man uns des gegentheiligen Fehlers zeihen. Welche Thatsache könnte hierfür bezeichnender sein, als daß des deutschen Vaterlandes größter Sohn, des Deutschen Reiches Schöpfer und starker Hort, der das Sehnen und Hoffen der Besten seines Volkes erfüllte, es in dem von ihm begründeten nationalen Staate doch niemals zu einer festgeschlossenen Parlamentsmehrheit bringen konnte!

Damit soll nun aber keineswegs gesagt sein, daß das deutsche Volk völlig undankbar gegen seine großen Männer wäre; im Gegentheil, wir sind vollkommen überzeugt, daß sich heute am Geburtstage des eisernen Kanzlers Millionen deutscher Herzen in dem Gefühle innigen Dankes und warmer Bewunderung für ihn vereinigen. Nur an Beweisen dieses Dankes *durch die That* haben wir es, so lange der große Mann an der Spitze der Geschäfte stand, nicht selten fehlen lassen. Wie würden andere Völker, wie würden Franzosen und Engländer einen Bismarck geehrt und auf den Händen getragen haben, wenn er ihr eigen gewesen wäre. Der ingrimmige Haß, mit dem die Franzosen den Begründer des einigen und mächtigen Deutschen Reiches grollend betrachteten und betrachten, gibt einen Gradmesser ab für die Liebe, die sie ihm entgegengebracht haben würden, wenn er der ihrige gewesen wäre. Wie haben dereinst die von den Freiheitsstürmen der Revolution berauschten und fanatisirten Franzosen jubelnd auf die eben errungene politische Freiheit verzichtet, als Napoleon den französischen Namen mit dem verführerischen Zauber der Unüberwindlichkeit und der Gloire erfüllte. Und doch hatte es ihnen nur äußeren Ruhm und endlose Kriege, nicht aber Glück und Wohlergehen in innerer Freiheit bescheert, während Bismarck das deutsche Schwert nur geschliffen und gebraucht hat, um seinem Volke ein einiges und freies Vaterland zu schaffen. Und wie haben die auf ihre parlamentarische Freiheit stolzen Briten willig ihrem Pitt eine fast unumschränkte Dictatur eingeräumt, weil sie sahen, daß seine Politik ihnen Ehre, Vortheil und Ansehen im Rathe der Völker verschaffte. Bismarck hat für sein Volk unendlich Größeres geleistet als Napoleon und Pitt für die ihrigen, und doch hat er sich niemals zu jenem Verzicht, niemals auch nur zu einer rückhaltlosen Unterstützung seiner unvergleichlichen Politik entschließen können. Die Schuld daran aber trifft nicht allein, ja nicht einmal vorwiegend die deutschen Zeitgenossen Bismarck's, sie ist vielmehr ein Ergebniß der geschichtlichen Entwickelung, wie sie sich nun einmal gestaltet hatte, ein Ergebniß zugleich der Schwächen und der größten Vorzüge, welche der deutsche Charakter durch die deutsche Vergangenheit angenommen hatte. Um zu einer richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen Bismarck und seinem Volke zu gelangen, muß man es sich immer gegenwärtig halten, daß die Träger der Ideen der deutschen Einheit in unserem Volke und der große Staatsmann, der diese Ideen zur Durchführung brachte, ursprünglich verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Lagern angehörten. Von dem Untergange des alten Reiches und den ersten Regungen eines bewußten Einheitdranges an war es, das darf nie vergessen werden, der Liberalismus, der allein folgerichtig die nationale Idee hochhielt und im Volke zu hegen und zu pflegen suchte. Da nun aber die Mehrheiten der deutschen Regierungen im Gefolge der Metternich'schen Politik den Liberalismus als eine revolutionäre und staatsfeindliche Richtung bekämpften, so entstand jener verhängnißvolle Conflict zwischen den Vertretern der deutschen Einheitidee und den Inhabern der realen Machtmittel zu deren Verwirklichung, jener Conflict, der Jahrzehnte hindurch unser innerstaatliches Leben bedingt hat. Die nationale Idee lebte mächtig und unüberwindlich in den Herzen des Volkes, aber es fehlte ihr an den Machtmitteln einer realen Politik. Dadurch bekam der Liberalismus jene idealistisch-unpraktische Richtung, die ihn oft in den entscheidenden Augenblicken verhindert hat, die Gelegenheit kühn am Schopfe zu ergreifen, daher schreibt sich jenes sein Mißtrauen gegen die Regierungen der Bundesstaaten, die er in vielen seiner Vertreter niemals völlig abgelegt hat, auch dann nicht, als der Charakter der Regierungen ein ganz anderer geworden war als zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse und der Mainzer Central-Untersuchungscommission.

Diese Sachlage trat hervor und mußte hervortreten, als Herr von Bismarck-Schönhausen die Leitung der preußischen Politik in die Hand nahm. In seinem ersten öffentlichen Hervortreten hatte er sich als einen schneidigen Gegner des Liberalismus in seiner damaligen Form gezeigt. Seitdem galt er diesem als der feudal-reactionäre Junker, von dem nichts Gutes kommen könne. Diese Vorstellung blieb in den damals die gesammte öffentliche Meinung beherrschenden liberalen Kreisen die vorwaltende, auch als Bismarck längst über die Schranken der hochconservativen Junkerpartei ellenhoch hinausgewachsen war, sie blieb auch vorwaltend, als Bismarck mit genialem Scharfblick die hohe Bedeutung der nationalen und liberalen Idee erfaßt und beschlossen hatte, sie in seiner Weise zur Durchführung des nationalen Staates zu verwerthen. Aber während Bismarck sich von dem Augenblicke an, wo er sich dieses unverrückbare Ziel der Politik gesteckt hatte, in diesem Ziele mit seinen bisherigen liberalen Gegnern einig wußte, fehlte den Letzteren diese Erkenntniß, sahen sie in Bismarck noch lange Zeit ihren Gegner, als er längst, freilich in anderer Weise, als sie es geträumt hatten, auf ihr eigenes Ziel lossteuerte. Der Liberalismus erkannte nicht und konnte nicht erkennen, daß die Idee, die er vertrat, nur verwirklicht werden konnte, wenn es gelang, die Machtmittel einer realen Politik für sie zu gewinnen, und daß diese Möglichkeit einer Verschmelzung der reinen Idee mit der politischen Macht eben damals von Bismarck angebahnt wurde. Von Neuem offenbarte sich damals der alte Erfahrungssatz, daß eine große politische Idee nur dann erfolgreich durchgesetzt werden kann, wenn ein ursprünglicher Gegner derselben sich an die Spitze ihrer Vertreter stellt. Einem Liberalen von Haus aus wäre es niemals gelungen, das Mißtrauen der Regierungen gegen den Liberalismus zu überwinden und damit die politische Macht in den Dienst der nationalen Idee zu stellen. An dieser Unmöglichkeit ist im letzten Grunde die nationale Bewegung des Jahres 1848 gescheitert. Erst als ein Conservativer von unvergleichlicher Genialität sich von den Fesseln seiner Parteianschauung loslöste, als ein Staatsmann, der bis in's Mark hinein monarchisch war, mit klarem Scharfblick erkannte, was die nationale Idee für eine nationale Monarchie zu leisten vermöge, wurde es möglich, den einzigen deutschen Staat, der die große Aufgabe lösen konnte, den preußischen, endgültig für das Ziel des Liberalismus zu gewinnen. Aber während Bismarck schon mit einer Genialität und rücksichtlosen Folgerichtigkeit ohne Gleichen mit Riesenschritten auf dies Ziel losging, fehlte dem Liberalismus noch jedes Verständniß für die großartige Realpolitik dieses Mannes, sah er in den Erfolgen derselben nur Gewaltschritte, die man bekämpfen müsse. Es ist fürwahr ein tragischer Anblick, zu beobachten, wie die Männer, die ihr Alles an die Durchführung der sie beherrschenden nationalen Idee zu setzen bereit waren, ihre höchste Aufgabe in der Bekämpfung des Mannes erblickten, der berufen war, ihr Sehnen zu erfüllen, wie dem Schöpfer der deutschen Einheit von denen, welche am meisten derselben vorgearbeitet hatten, drohend zugerufen wurde: „Diesem Ministerium keinen Groschen.“ Bismarck aber soll schon damals mit dem kühnen Selbstvertrauen, welches dem Genius eigen ist, geäußert haben: „Ich werde noch einmal der populärste Mann Europas werden.“

Digitized by Google

Und in der That, er ist es geworden! Welcher andere, nicht auf dem Thron geborene Sterbliche könnte sich an Popularität mit ihm messen? Auch die, die ihn haßten und bekämpften, konnten sich dem unvergleichlichen Zauber seiner Genialität nicht entziehen. Sein alter innerer Gegner, der Liberalismus, aber wurde, als er einmal das Ziel, auf welches Bismarck lossteuerte, klar erkannt hatte, in seinen gemäßigten Vertretern der selbstloseste und treueste Anhänger des genialen Mannes, der sein langes Sehnen und Streben erfüllt hatte. Freilich, ganz überwunden wurde der alte Gegensatz niemals; nicht nur der entschiedene Liberalismus verblieb in schmollender Opposition und konnte sich bei aller Anerkennung der äußeren Erfolge der Bismarck'schen Politik doch niemals zu einer thatkräftigen Unterstützung derselben entschließen — zum Theil aus Gründen, die von seinem Standpunkte aus berechtigt waren —, auch von den früheren Gesinnungsgenossen standen viele, denen der Reichskanzler in der Annäherung an die liberale Idee zu weit gegangen war, grollend seitwärts. Trotz aller unvergleichlichen Erfolge, trotz aller Begeisterung der großen Mehrheit des Volkes wollte eine Bismarck-Partei im deutschen Parlament nie zu Stande kommen, eben weil der geniale Mann in keine Parteischablone passen wollte. So kam es, daß er genöthigt war, seinen eigenen kühnen Weg zu gehen und die parlamentarischen Mehrheiten zu nehmen, wo er sie fand, so wurde er gezwungen, die innere Politik gleichsam nach der Methode der Diplomatie zu handhaben, durch geschicktes Laviren zwischen den Parteien seine Zwecke zu erreichen. Ohne Frage hat diese Methode, sich bald auf diese, bald auf jene Partei zu stützen, ihre schweren Bedenken; sie hat nicht wenig zu der Zerreißung unserer inneren Parteien in eine nur zu große Zahl von Fractionen und Fractiönchen beigetragen. Aber wer wollte dem großen Mann einen schwerwiegenden Vorwurf daraus machen? Ein solcher trifft ihn ebensowenig wie die Parteien, welche sich ihm bald in dieser bald in jener Einzelfrage entgegenstellten. Beides lag eben an der Verschiedenheit der Ausgangspunkte, von denen aus man sich dem Ziele zu nähern versucht hatte.

Bismarck selbst, dem conservativen Verwirklicher der liberalen Idee, hat immer eine Vereinigung der gemäßigt liberalen mit den gemäßigt conservativen Elementen zu einer großen Mittelpartei als Ziel vorgeschwebt. Die Bildung einer solchen wollte nie gelingen, die beiden in Betracht kommenden Parteien haben dauernd eine Mehrheit, die Bismarck's innerer Politik dieselbe Stetigkeit verliehen hätte wie seiner äußeren, nicht zu erringen vermocht. Zum Theil lag das an der Existenz jener großen, vorwiegend von kirchlichen Gesichtspunkten geleiteten Partei des Centrums, die das schwerste Hinderniß einer wirklichen Gesundung unserer Parteiverhältnisse gewesen ist und noch ist. Der einzige Versuch, eine compacte nationale Mehrheit zu bilden, der in der Begründung des Cartells zwischen den gemäßigt Liberalen und allen Conservativen unternommen wurde, war nicht von dauerndem Erfolge begleitet und konnte es nicht sein, weil er zu verschiedene Elemente zu einer Einheit verschmelzen wollte. Und doch wäre die Bildung einer solchen festen nationalen Mehrheit, die, volle Meinungsfreiheit im Einzelnen vorbehalten, mit der Regierung in der Hauptsache einverstanden, ein unerschütterliches Bollwerk gegen jede Reaction und Revolution abgegeben hätte, der beste Dank gewesen, welchen das deutsche Volk dem Begründer seiner Einheit hätte darbringen können. Es wäre zugleich eine politische That und eine That des nationalen Dankes gewesen, es wäre ein Beweis dafür gewesen, daß das deutsche Volk, nachdem es Bismarck, wie er selbst es einmal ausgedrückt hat, in den Sattel gehoben hatte, auch selbst reiten könne. Zugleich hätte in einer solchen nationalen geschlossenen Mehrheit die Gewähr dafür gelegen, daß die Grundgedanken der Bismarck'schen Schöpfung auch über sein persönliches Leben hinaus erhalten worden wären. Denn daran kann heute kein Zweifel sein, daß, was der „neue Kurs" im Einzelnen auch bringen möge, dauernder Segen dem deutschen Volke doch nur erwachsen kann, wenn die Grundlagen des von Bismarck geschaffenen Werkes erhalten werden. Denn, wie wir am Anfang ausführten, gerade darin liegt seine weltgeschichtliche Größe, daß er nicht einen allein auf ihn selbst zugeschnittenen Bau geschaffen hat, sondern daß er den Grund zu Institutionen gelegt hat, welche die Weiterbildung des Baues auch nach seinem Scheiden ermöglichen.

Aus diesen Gründen sind wir an dieser Stelle seit Jahren immer und immer wieder für die Begründung einer solchen großen Mehrheitspartei, der wir den Namen „nationale Verfassungspartei" zu geben vorschlugen, eingetreten (vergl. namentlich „Gegenwart" 1888 Nr. 17 und 1890 Nr. 12). Wir können und wollen heute nicht auf die Einzelheiten dieses Vorschlags, wie er damals unterbreitet wurde, eingehen, aber wir wollen Bismarck's Geburtstag nicht vorübergehen lassen, ohne noch einmal an diese Ehrenschuld, die wir dem großen Manne schuldig sind, zu mahnen. Wir sind damals für diese Idee mit geschlossenem Visir eingetreten, weil wir der Meinung waren, daß es nur auf die Sache, nicht auf die Person dessen, der sie vorschlage, ankomme. Praktischen Erfolg hat der Vorschlag bisher leider nicht gehabt. Wohl aber hat der Verfasser die Freude gehabt, daß sich eine Reihe bedeutender, auch politisch hervorragender Männer nach ihm erkundigten und ihm brieflich und mündlich ihre warme Zustimmung zu erkennen gaben. Nachdem er sich diesen Anfragen gegenüber als Verfasser zu erkennen gegeben hat, liegt kein Grund mehr vor, die Anonymität zu bewahren. Indem wir, durch diese zahlreichen Zustimmungen ermuthigt, noch einmal auf jenen Vorschlag zurückkommen, geben wir uns nicht der Täuschung hin, daß er jetzt sogleich praktischen Erfolg haben werde, wohl aber vertrauen wir dem gesunden staatlichen Sinn unseres Volkes, daß es sich für die Dauer der Nothwendigkeit dieses Schrittes gegenüber den Gefahren der sozialen Revolution nicht verschließen wird. Bismarck mag es in seiner in Jahrhunderten einzig dastehenden Genialität verstanden haben, mit stets wechselnden Mehrheiten Ein großes Ziel unverrückbar im Auge zu behalten und seiner Politik trotzdem die erforderliche Continuität zu wahren. Unter minder gewaltigen und genialen Nachfolgern wird sich diese Continuität und Stetigkeit nur wahren lassen, wenn sie getragen ist von der geschlossenen Mehrheit einer freien und zielbewußten Nation. Der große Staatsmann selbst freilich vermag, durch die Erfahrungen seiner langen politischen Wirksamkeit skeptisch geworden, nicht recht mehr daran zu glauben, daß es gelingen könne, dieses eigensinnige und doch so hochherzige Volk zu einem Verzicht auf die Geltendmachung abweichender Meinungen im Einzelnen zu Gunsten des Wohles des großen Ganzen zu vermögen. Er hat diese Meinung dem Verfasser in einem Schreiben kundgegeben, in welchem er für die einige Monate nach seinem Rücktritt erfolgte Zusendung jener Aufsätze über die Begründung einer nationalen Verfassungspartei und über die durch seinen Rücktritt geschaffene politische Lage dankte. Er hat es darin ausgesprochen, daß er für jenen Vorschlag zwar warme Sympathien habe, daß er aber an seine Durchführung nicht wohl glaube, ihn vielmehr für einen „frommen Wunsch" halte und daher seine Aufgabe vornehmlich in der Aufrechterhaltung der Einheit der Dynastien gesehen habe. Immerhin hat er doch reges Interesse für die Sache gezeigt und mich dadurch trotz seiner Zweifel ob des Gelingens in dem Festhalten an dem Vorschlage, dem in der Sache die größte politische Autorität des Jahrhunderts zustimmt, ermuthigt. Ich lasse das bisher von mir in meinem Schreibtisch verborgen gehaltene Schreiben, welches wohl bei unseren Lesern auf allgemeine Theilnahme rechnen darf, hier folgen:

Varzin, den 28. Nov. 1890.

Euer Hochwohlgeboren

danke ich verbindlichst für die Uebersendung Ihrer Artikel aus der „Gegenwart" und für die freundlichen Zeilen vom 19. d. M., mit welchem Sie dieselben begleiten.

In der Stetigkeit, mit welcher unsere politischen Institutionen nach meinem Ausscheiden aus dem Dienst ungestört fortwirken, liegt der volle Beweis für die Unrichtigkeit der von meinen Gegnern so oft ausgesprochenen Behauptung, daß die deutsche Reichsverfassung nur auf mich und meine Ansichten

Digitized by Google

zugeschnitten worden sei und durch mein Ausscheiden geschädigt werden würde.

Den Wunsch nach Herstellung einer großen homogenen Parlamentsmajorität theile ich mit Ihnen, halte ihn aber für einen „frommen", der nach den mir verbliebenen Eindrücken auch in der Zukunft nicht mehr Aussicht auf Erfüllung hat, als ich in der Vergangenheit gewinnen konnte. Ich bin froh, daß mir so lange gelungen ist, die Einigkeit der Dynastien zu erhalten; die der Parteien bis zu einer constanten Mehrheit herzustellen, war nicht möglich und wird es schwerlich werden. Ihre Darlegungen habe ich gern gelesen; sie waren mir interessant und werthvoll, und ich bitte Sie, den Ausdruck meines Dankes wiederholt entgegen zu nehmen.

gez. v. Bismarck.

Gewiß klingt aus diesen Worten trotz der Betonung der Stetigkeit, mit welcher sich unsere Institutionen entwickeln, eine gewisse Resignation, der Verzicht darauf, im Volke selbst eine dauernde und zielbewußte Unterstützung seiner Lebensarbeit zu finden; der Schöpfer der deutschen Einheit sieht die vornehmste Gewähr für die Dauer seines Werkes nicht in den Parteien des Volkes, sondern in der Einheit der Dynastien. Soll er darin wirklich Recht behalten? soll wirklich die aus dem tiefinnersten Sehnen des deutschen Volkes hervorgegangene Einheit ihre Hauptstütze nicht in diesem selben Volk, sondern in den Dynastien finden, die lange Zeit der nationalen Idee nur zu feindlich gegenüber gestanden haben? Das wäre wahrlich eine schlimme Diagnose für unseren nationalen Staat gegenüber den Gefahren, welche demselben durch äußere Feinde und durch innere Umsturzbestrebungen drohen. In dieser Beziehung befinden wir uns in einem unzweifelhaften Gegensatz zu dem großen Staatsmann, zu dessen Schöpfung wir bewundernd aufschauen. Wie der nationale Staat ohne die lebendige Theilnahme Aller selbst durch einen Bismarck nicht hätte geschaffen werden können, wie es vor Allem die nationale Begeisterung der Massen war, die die Begründung der Einheit zugleich stürmisch forderte und stützte, so kann diese Einheit auch in Zukunft nur erhalten werden, wenn sie von der lebendigen Theilnahme Aller getragen wird; denn nur durch dieselben Kräfte, durch welche die Staaten begründet werden, können sie auch erhalten werden. Beruhte unser nationaler Staat wirklich nur auf der Einheit der Dynastien, so würden wir, so hohe Anerkennung wir deren gegenwärtiger Haltung zollen, doch für seine Zukunft zittern. Denn wer bietet die Gewähr dafür, daß diese Einheit in Zeiten äußerer und innerer Krisen stets dieselbe bleiben wird wie gegenwärtig? Nur wenn die Nation selbst mit Allem, was sie ist und hat, zielbewußt an ihrer Einheit festhält, ist diese für alle Zeiten gewährleistet. Und in dieser Beziehung urtheilen wir minder pessimistisch als der große Staatsmann; wir sind überzeugt, daß wenn einmal in Zeiten der Gefahr der Ruf „Hie Kaiser und Reich" wieder ertönen sollte, auch unsere gegenwärtigen Parteien, so weit sie nicht einen ausgesprochen internationalen bezw. antinationalen Charakter tragen, sich einmüthig um dieses Banner schaaren würden zur Wahrung des köstlichsten Gutes, welches ein Volk besitzen kann: der nationalen Freiheit und Unabhängigkeit nach außen und innen. Aber ein großer Segen und der beste Dank, den wir dem großen Begründer des Reiches darbringen könnten, wäre es, wenn es, noch ehe eine gefahrvolle Krisis es zur zwingenden Nothwendigkeit machte, gelänge, alle wahrhaft national gesinnten Elemente unseres Volkes, die für eine Aufrechterhaltung der Grundlagen der Bismarck'schen Schöpfung einzustehen gewillt sind, zu Einer großen Partei zusammen zu schließen, die unter Verzicht auf die Geltendmachung abweichender Meinungen in Nebenfragen sich in der Hauptsache einig und bereit wüßte, zusammen zu wirken zur Lösung der großen nationalen und sozialen Aufgaben, die dem modernen Staate gebieterisch gestellt sind. Die Elemente zu einer solchen großen nationalen Partei sind vorhanden; es gilt nur, sie zu einem großen Entschluß, zu einer politischen That fortzureißen, die den Beweis liefern würde, daß wir selbständig zu reiten gelernt haben, daß unser Lehrmeister nicht vergeblich für uns gewirkt hat. Den Staatsmann ehrt, wer sein Vermächtniß pflegt. Indem wir das thun, bringen wir dem großen Sohn des Vaterlands das Geburtstagsgeschenk dar, welches ihm unter allen Gaben die willkommenste sein würde. Vielleicht wird der langjährige Leiter der Geschicke des Vaterlandes demnächst als schlichter Vertreter des Volkes in den Reichstag einziehen; vielleicht gelingt ihm dann als Abgeordnetem, was dem Minister nicht gelingen wollte: die Herstellung einer großen nationalen Mehrheit. Mag sie dann Bismarck-Partei oder nationale Verfassungspartei oder wie auch immer heißen: die Hauptsache ist, daß sie zu Stande kommt als sichere Gewähr dafür, daß sich unser nationaler Staat in den segenbringenden Bahnen weiter bewegen wird, die ihm sein Schöpfer mit genialer Klarheit vorgezeichnet hat.

In diesen Gesinnungen mögen sich heute alle Deutschen, mag sie sonst in Einzelfragen von ihrem großen Volksgenossen was auch immer trennen, einig zusammen finden in einem innigen Glück- und Segenswunsch für den eisernen Kanzler, der die widerstrebenden Elemente seines Volkes zusammen geschmiedet hat zu dem festen Bau der nationalen Einheit, deren wir uns nach Jahrhunderte langer Ohnmacht und Zerrissenheit erfreuen.

Literatur und Kunst.

Zu Heinrich Leuthold's Biographie.

Mit ungedruckten Gedichten und Briefen.

Von Adolf Wilhelm.

Wenn man mit Heinrich Leuthold's Lebens- und Werdegang näher vertraut ist, so wird man versucht, auf diesen Dichter das Wort des mit ihm in mancher Hinsicht seelen- und geistesverwandten Lenau anzuwenden: „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke." Die grundursächlichen Quellen und Bedingungen, aus denen sich die Leidensgeschichte und das tragische Ende unseres Poeten zusammensetzen, sind theils verborgen, theils offenkundig; theils liegen sie in dem Wesen Leuthold's, theils entspringen sie den ungünstigen Verhältnissen, unter deren Druck der Schweizer Dichter zu leben hatte. Zu diesen letzteren gehört schon seine Jugendzeit. Im elterlichen Hause hielt man den Knaben für ein lästiges Familienmitglied, für einen unnützen Brotesser: seine Mutter nannte ihn lebenslang den „g'schäftigen Müssiggänger", weil er sich im Gegensatze zu seinen drei Brüdern für praktische Verrichtungen, wie sie das Dorfleben erheischt, nicht eignete, einen schwachen Körper und einen unleugbaren Hang zur Einsamkeit und zu Träumereien besaß. Wegen seines scheuen, linkischen Wesens mußte er manche Spöttelei und Verhöhnung von Seiten seiner Altersgenossen erleiden, wodurch sich sein Gemüth schon früh verfinsterte und verschloß. Zu bedauern bleibt es ferner, daß in der häuslichen Erziehung, wenn von einer solchen bei Leuthold überhaupt geredet werden kann, ein kräftiges männliches Element fehlte, durch dessen Vermittelung er in ernster, zielbewußter Weise auf das spätere Leben hätte vorbereitet werden können. Denn der Vater, welcher eine Sennerei betrieb, starb früh; die Mutter, die wegen irgend eines „Händeli" oder „G'schäftli" sehr häufig von Hause abwesend war, mußte die Erziehung der vier Kinder der Großmutter überlassen. Dieser feinfühlenden Frau verdankt Leuthold sehr viel, und wenn er sich seiner Knabenzeit erinnert, so denkt er vorzugsweise an seine Großmutter, welcher er in seinen Gedichten manch' Denkmal rührender Pietät gesetzt. (Vergl. z. B. Gedichte S. 155: „Auf meine Großmutter".) Bezeichnend für dieses Verhältniß ist es, daß Leuthold in ernsten, heiligen Augenblicken stets dieser frommen Frau gedenkt. So sagt er in einem Briefe an Lina T., seine getreue Lebensgefährtin:

„Ich habe sie gesehen, diese vom Todeskampf verzerrten und entstellten Züge meiner Großmutter. Diese Züge, die mir einst so fromm und lieblich entgegen lächelten, wenn mich ihre nun verschrumpften, gelbblassen Hände auf dem Schoße hielten und mich der weiche, sanfte Ton ihrer Stimme beten lehrte. O, sie hat mich so sehr geliebt, die gute,

Digitized by Google

fromme Großmutter. — O, mir ist so geweiht, so heilig zu Muthe. — Und in diesem hehren und heiligen Augenblick ist all' mein Sinnen und Denken bei Dir. Hier am Todtenbett meiner Großmutter, die mir den ersten Sinn für's Edle, Große und Heilige im Gewand der Religion beibrachte, die so manches Gebet zum Himmel schickte für mein Glück und Wohlergehen, hier möchte ich knieen mit Dir und Dir ewige Treue schwören. — Aber ach! sie würde mein Glück nicht mehr sehen und hören, sie liegt da kalt und todt. So sterben sie dahin, die mich noch etwa lieb haben."

So lassen sich in der Kindheit Leuthold's schon manche Faktoren nachweisen, die für die spätere Katastrophe nicht ohne Bedeutung sind, ja, die sein Schicksal mit vorbereitet haben. Dazu rechnen wir namentlich die mangelhafte leibliche Ernährung und die Verständnißlosigkeit, die er in der Familie und bei seinen Jugendgenossen fand. Ein Segen erblühte ihm jedoch aus dieser Periode. Denn, wuchs er auch in einem Hause auf, dessen Atmosphäre von keinem Strahl echter Familienhaftigkeit durchsonnt, sich wie ein kalter Frühreif auf die jugendliche Seele legte, lastete auch die Enge und Beschränktheit des dörflichen Kleinlebens schwer auf ihm, so wurde ihm die Natur seiner Heimath, die gigantische Alpenwelt mit ihren schneeglitzernden, eisgekrönten Bergkuppen und Hochlandsfirnen, mit ihren lieblich blauenden Seen und üppig blühenden Gefilden, mit ihren kräuterduftigen Matten und funkelnden Weingeländen zu einer Quelle erhebenden Genusses. Die Jugendeindrücke, welche seine Seele in diesem Tempel der Natur sammelte, prägten sich ihm tief ein; sie weiteten sein Herz und richteten seinen lebhaft interessirten Geist auf das Gewaltige, Erhabene, und es ist zweifellos, daß er in diesem Lande, welches seit altersher die Freiheit mit allmächtigem Flügelschlage durchrauscht, den Sinn für Recht und Freiheit empfing, daß sich ihm in dem Lande eines Tell und Winkelried der Haß gegen Despotie und Geistesknechtung in die Seele pflanzte, wie er später in seinen Poesien in so grimmiger Weise zum Ausdruck gelangt. Schwerlich hätte unser Dichter später es in seinen Poesien verstanden, die Natur so träumerisch zu beseelen, das geheimnißvolle Leben und Weben in der großen Werkstatt der Schöpfung so prägnant und sicher zu schildern, hätte er nicht Gelegenheit gehabt, schon in der Jugend seine Seele mit unvergänglichen Vorstellungen zu füllen. Seine „Gedichte" liefern fast auf jeder Seite Belege für diese Behauptung, und auch das folgende, bisher ungedruckte Gedicht, welches aus dem Jahre 1853 stammt, zeigt, so kurz und schlicht es auch ist, daß Leuthold es versteht, mit wenigen träumerisch hingehauchten Einzelklängen ein stimmungsvolles Totalbild vor unseren Geist zu zaubern:

Rings um mich keines Menschen Spur,
Zuweilen ferne Schläge nur
Der Nachtigallen durch die Föhren;
Sonst tiefe Stille weit und breit.
Man glaubt durch diese Einsamkeit
Den Odem der Natur zu hören.

Ein Hauptunglück, das zu der unglückseligen Verquickung von selbstverschuldeten und unverdienten Leiden, die Leuthold's Lebensgang charakterisirt, wesentlich beitrug, liegt ferner darin, daß er Schweizer war, dagegen vorwiegend in Deutschland lebte. Es ist bekannt, daß Leuthold nach allerlei auf den drei schweizerischen Universitäten betriebenen Studien, welche sich durch Plan- und Ziellosigkeit, durch unsicheres Hin- und Hertasten kennzeichnen, unvermittelt nach dem Süden Europas aufbrach und die schönsten, hoffnungsvollsten Jahre des Lebens in thatenloser Ruhe verträumte. Später hat er diesen Schritt allerdings bitter genug bereut und mit seinem Herzblut sühnen müssen! Er kehrte dann für kurze Zeit nach der Schweiz zurück, wo es ihm jedoch nicht gelang, eine auskömmliche Lebensstellung zu erlangen. Aus Briefen und sonstigen Belegen erhellt, daß er schon vor seiner Reise nach der Riviera sich um eine feste Anstellung in seinem Vaterlande bewarb, daß aber mancherlei ihm absichtlich in den Weg gelegte Schwierigkeiten, ja sogar Intriguen und Gehässigkeiten ihn von dannen trieben. In seinem Groll und Unmuth ließ er sich zu bitteren Anklagen gegen die Schweiz hinreißen, wie es beispielsweise aus dem schwungvollen, trotzig-stolzen Gedicht „Entsagung" hervorgeht. Jedoch hat er seine Anhänglichkeit und Liebe zum Geburtslande nie verleugnen können. So bekennt er in einem Gedicht, Vieles habe ihn zwar ehemals in seiner Heimath erbittert, sie habe ihm gegrollt und sein offenes, ehrliches Herz nicht kennen wollen.

„Doch seit ob meinem Land die Wolken schweben
Wie freudig würd' ich nun mit einem Male
All' meinen kleinen Feinden dort vergeben —
Könnt' ich nach heißem Kampf beim Abendstrahle
Aushauchen für das Vaterland mein Leben
In einem heimathlichen Alpenthale."

Und „In der Fremde" singt er:

„O, Heimath, du süße!
Möcht wieder dich sehn,
Deine grünenden Auen
Und lachenden Seen;
Da fände ich Frieden,
Da fände ich Ruh':
O, Land meiner Väter,
Wie lieblich bist du!

Das Weh, das allmählich
Das Herze mir bricht;
Die Menschen, die fremden,
Begreifen es nicht.
O, lasset mich singen
Und weinen dazu:
Du Land meiner Väter,
Wie ferne bist du!"

Nachdem Leuthold von dem südlichen Europa zurückgekehrt war, hielt er sich nicht lange in der Schweiz auf. Seine juristischen Fachstudien, die er stark vernachlässigt und dagegen philologische, philosophische und literaturgeschichtliche Collegien gehört hatte, waren nicht zum Abschluß gebracht, eine passende, seinen Neigungen und Talenten angemessene Stelle konnte oder wollte ihm die Schweiz nicht gewähren — so folgte er dem Rathschlag seines von ihm hochverehrten Freundes und einstigen Lehrers, des Professors Jakob Burkhardt, der Jurisprudenz für immer zu entsagen und sich dauernd in Deutschland anzusiedeln, um sich ganz der Literatur zu widmen. Das Jahr 1857, wo unser Dichter sich in der bayerischen Hauptstadt niederließ, bezeichnet einen Hauptwendepunkt in seinem Leben. Durch diesen Aufenthaltswechsel wurden intime Bande, die ihn an seine schweizerische Heimath fesselten, gelöst, Leuthold einer ungewissen Zukunft anheim gegeben. So mußte er das Loos der vielen Schweizer theilen, „die im Auslande Ruf und Ruhm ernteten, daheim aber fast vergessen und den »unbekannt Abwesenden« eingereiht wurden". Seine späteren Versuche, in der Schweiz ein Amt zu erwerben, wurden vielfach unberücksichtigt gelassen, indem man sagte: was kümmert uns Leuthold, der lebt ja in Deutschland! In Deutschland hieß es: Leuthold gehört ja gar nicht zu uns, der ist ja ein Schweizer! Dieser Zwiespalt bezeichnet ein weiteres Glied in seiner Leidenskette. Dazu kamen die redactionellen Unannehmlichkeiten mit deutschen Zeitungen. Allerdings trägt Leuthold durch die Zerfahrenheit und Unbeständigkeit seines Wesens, durch das Unvermittelte in seinen Handlungen nicht wenig Schuld an seinem labyrinthischen Erdengange, und es hieße ungerecht sein, wollte man nur der Schweiz die Schuld für Leuthold's leidgesättigtes Leben beimessen. Er lebte in Deutschland in engem Kreise, er verkehrte mit keinerlei Notabilitäten, er besaß nicht das Talent, hoch gestellte, einflußreiche Personen oder Fürsten für sich zu interessiren, hatte nur zuzusehen, wie andere Persönlichkeiten aus königlichen Kassen dotirt wurden oder von der Schillerstiftung Spenden resp. einflußreiche Stellen erhielten — für ihn existirte dies Alles nicht: er war ja ein Schweizer. Ist es in Anbetracht dieser Thatsachen nicht menschlich erklärlich und fast zu entschuldigen, wenn sich der ursprünglich nur schwach ausgeprägte mephistophelische Zug in seinem Wesen mehr und mehr entwickelte, und er es oft nicht unterlassen konnte, solchen vom Schicksal begünstigten Sterblichen hier und da „einen Dorn in's blühende Fleisch zu setzen", besonders dann, wenn er sich sagen mußte, daß es Menschen seien, denen er mindestens geistig ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sei? Es gehört eben mehr als ein Heiliger und nicht viel mehr als ein Heuchler dazu, mit grollendem Herzen und leerer Tasche den Satten, ja oft Uebersättigten zu liebkosen und zu umschmeicheln.

Von der Schweiz aus war es allein sein Studiengenosse, der spätere Regierungsrath J. C. Sieber, welcher sich als wahrhaft treuer Freund redlich bemühte, ihm eine passende Stelle in der Heimath zu verschaffen, leider aber ohne Erfolg. Denn eine Redacteurstelle in Bern, die er für Leuthold er-

Digitized by Google

mittelt hatte, wäre nebst geringer Dotation ein zu aufreibender Posten für den Dichter gewesen, der seine ohnehin schwache Gesundheit bereits durch andere Redacteurstellen (München, Frankfurt a. M., Stuttgart) bedenklich geschädigt hatte. Wenn Leuthold aber in den Staatsdienst hätte eintreten wollen, so hätte er — um einen vulgären, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen — von der Pike auf dienen müssen, was er jedoch, da er damals schon im reiferen Mannesalter stand, seinem Stolz und seiner Selbstwürde nicht abzugewinnen vermochte. Auf eine Bibliothekarstelle oder einen anderen ruhigen Posten, wie ihn Leuthold zeitlebens ersehnt hat und der auch seiner würdig gewesen wäre, verfielen seine Landsleute nicht. Vielleicht hätte man ihm am Ausgang seines Lebens in der Irrenanstalt einen solchen zu verschaffen gesucht; aber eine Genesung war trotz der aufopferndsten Pflege der Aerzte nicht mehr möglich. „Der Käfig ist fertig und der Vogel ist todt" sagt das Sprichwort. Leuthold hoffte und hoffte — ein Grab konnten ihm seine Landsleute verschaffen und zweijährige Pflege im Irrenhaus, mehr haben sie ihm nicht geboten. Und wie ist diese zweijährige Pflege im ganzen Lande ausposaunt und von allen Blättern und Blättchen bis auf's Aeußerste ausgebeutet worden!

Leuthold hätte eben bei seiner zu energischem Handeln unfähigen Natur, deren jäh hereinbrechende Passivität in späteren Jahren durch seine Lungenerkrankung noch verstärkt wurde, eines aufopfernden, thatkräftigen Freundes bedurft, der für ihn Schritte that. Wo aber war ein solcher?! Dazu kommt ferner die unglückliche Naturanlage des Dichters, die sich ihm treuherzig darbietende Freundeshand schroff zurückzuweisen, ja, sich seine Gönner und Förderer durch bitteren Sarkasmus und verletzende Spötteleien zu entfremden, sie zu beleidigen, wie seine thatsächlichen Gegner und Feinde. Er hat oft selbst diesen unglückseligen Hang beklagt, weil er häufig sein Unrecht fühlte und zugab, daß er mit Niemandem auskommen könne. Milderungsgründe für diese zeitweise unerträgliche Eigenthümlichkeit waren eben seine Lungenschwindsucht, seine Hypochondrie, seine zerrütteten Familienverhältnisse, unter denen er in München unsäglich zu leiden hatte, seine Aussichtslosigkeit in die Zukunft und die immer wieder erwachenden nagenden Gewissensbisse wegen der falsch angewandten Jugendzeit. Aus diesem verhängnißvollen Hang resultirt auch Leuthold's sonderbares Benehmen der aristokratischen Welt gegenüber. Sein bissiges Epigramm:

„Das ist ein Fürst, der das Talent
Huldreich verschont; wem keins geworden,
Dem deckt er gnädig und decent
Die Lücke zu mit einem Orden"

zeigt uns Leuthold's Verachtung des Adels. Die exclusive Vornehmheit der adeligen Welt war ihm gründlich verhaßt. Aber er war darin sein eigener Widerspruch: er verlachte und bewitzelte oft adeliges Wesen und adelige Manieren, hatte aber doch eine unleugbare Neigung zu edelmännischem Glanze und die — vielen Schweizern eigenthümliche — Schwäche, alles Vornehme, Aristokratische zu lieben. So hegte Leuthold, das vollendete Kind des Volkes, für A. von Schack, den vollendeten Aristokraten, mit dem er in der Münchener Dichtergesellschaft der „Krokodile" bekannt wurde, trotz dieser Gegensätze hohe Verehrung. Wo sich überdies, wie bei Graf Schack mit der distinguirten Außenseite auch adeliges Gewissen und adelige Gesinnung verbanden, war diese Vorliebe auch wohl berechtigt. Sehr hoch schätzte er ferner auch den Fürsten von Hohenlohe, den Statthalter von Elsaß-Lothringen, dessen Bekanntschaft er der Baronin Alexandra von Hedemann verdankte, der er in den letzten Jahren seines Lebens sehr nahe stand. Er sagt darüber in einem an diese Frau gerichteten Briefe:

„Herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir durch die kostbare Bekanntschaft Hohenlohe's bereiteten. . . . Ich glaube jetzt an elektrisches Fluidum und magnetischen Rapport; der Mann imponirt mir mit seinen durchgeistigten Augen. Aber mehr denn je fühle ich, wie mein unvermeidliches Geschick sich wie ein eiserner Reif um mich zusammenzieht. Ich habe die Empfindung, als habe man mir einen Nerv im Fleisch bloßgelegt. Aber ich bin gerecht und stelle Hohenlohe über mich. Ein Gesicht wie das meinige, auf welches das »Glück« seine Sonnenlichter niemals fallen ließ, hat keinen Reiz."

Wie sehr er diesem geistig hochbedeutsamen Mann, der seinen wichtigen Posten nicht nur dem äußeren „noblesse oblige", dem Geburtsadel, sondern vor allen Dingen dem Adel seiner Seele verdankt, verehrte und seine Bedeutsamkeit für unser staatliches Leben anerkannte, erhellt aus den folgenden Strophen, welche er als Begleitworte zu einem Lorbeerkranze, den man dem Fürsten zu seinem Wiegenfeste darbrachte, verfaßte:

An den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe.
Auf dessen Geburtsfest, 31. März 1876.

Ich fühle tief, indem ich diesen Kranz
Von Lorbeer um den ruhmgekrönten Scheitel
Dir wind', dem Dankgefühl des Vaterlands
Und eig'nem Drange folg', wie arm und eitel,
Wie ungenügend diese Blätterzier
Dem großen Mann ist, der im Angesichte
Der großen Zeit — selbst stehend über ihr —
Die Blätter schreibt in's Buch der Weltgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Oscar Linke's Dichtungen.

Von Eduard von Hartmann.

Oscar Linke veröffentlicht soeben zwei Bände dramatischer und lyrischer Dichtungen*), welche geeignet sind, das Bild seiner dichterischen Individualität zu vervollständigen und schärfer als seine früheren Publikationen zu modelliren. Der im Jahre 1854 geborene Linke promovirte 1877 mit einer Abhandlung „Grundzüge einer Kunstwissenschaft im Sinne Goethe's", welche ohne Zweifel eine bessere Zusammenstellung der ästhetischen Grundansichten Goethe's bietet, als der bezügliche Abschnitt in Schasler's „Kritischer Geschichte der Aesthetik", der bis dahin so ziemlich der einzige erwähnenswerthe Versuch dieser Art gewesen war. Bis die von Rudolf Steiner in Aussicht gestellte ausführliche Darstellung der Goethe'schen Aesthetik erschienen sein wird, bleibt die Linke'sche Dissertation die beste Einführung in den ästhetischen Gedankenkreis Goethe's. Schon ein Jahr vorher hatte er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Blumen des Lebens" herausgegeben, deren Widmung an Robert Hamerling erkennen ließ, welchem Vorbild der jugendliche Lyriker nachstrebte. Uebrigens führt er diese Erstlinge seiner Muse nicht mehr in dem Verzeichniß seiner Werke auf, vermuthlich weil sie ihm gegenwärtig nicht mehr correct genug in der Form sind. Es folgte dann eine epische Dichtung „Jesus Christus", in welcher ein junger Geistlicher von seiner politischen Agitation zu Gunsten erweiterter Machtstellung der Kirche zur Bethätigung christlicher Liebe dadurch zurückgeführt wird, daß das Christusbild eines Crucifixes in seinem Traum zu ihm herabsteigt und ihn nach dem Muster des Dante'schen Virgil's oder des hinkenden Teufels von Le Sage durch die verschiedensten Scenen großstädtischen Elends und Lasters führt. Wenn die Erstlingsgedichte ziemlich spurlos und unbemerkt geblieben waren, so erregte diese epische Dichtung, welche sich in ihren Schilderungen ebenfalls an das Hamerling'sche Vorbild anschloß, die Aufmerksamkeit literarischer Kenner und wurde z. B. von Rudolf von Gottschall als Probe eines bedeutenden Talents gerühmt.

In weiteren Kreisen wurde Linke's Name erst durch die im Jahre 1881 erschienenen „Milesischen Märchen" bekannt, weil er darin mit einem glücklichen Griff die fast vergessene ursprüngliche Form der kurzen Novelle nach Art des Boccaccio oder Giraldi erneuerte. Mit dem Titel „Milesische Märchen" knüpfte er an die althellenische Novellistik an, und er durfte dies, weil er trotz ihrer wesentlich modernen Stimmung seine kleinen Erzählungen auf klassisch hellenischem Boden spielen ließ. Schon im folgenden Jahre ließ er eine zweite Sammlung „neuer milesischer Märchen" unter dem Titel „Das Bild des Eros, erster Band" folgen, zu welchem bis heute der zweite

*) Als die Rosen blühten. Romantischer Schwanengesang. (Berlin, Hans Lüstenöder.) — Triumph der Liebe. Drei weltgeschichtliche Bühnenspiele. Brüderlichkeit! Gleichheit! Freiheit! (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Digitized by Google

Band fehlt. In beiden Sammlungen zeigte sich wiederum der Hamerling'sche Einfluß, diesmal in Gestalt des Romans „Aspasia". Der Schauplatz seiner Novelletten und seine Culturatmosphäre gestattet dem Dichter manche Freiheiten in der Behandlung der Probleme; aber die psychologischen Probleme in Form einer poetischen Idee und die lyrische Stimmung in ihrer dichterischen Behandlung bleiben ihm immer Zweck, und niemals läßt er sich dazu verleiten, die Schilderung freier Situationen zum Selbstzweck zu machen oder gar in Boccaccio'sche Frivolität und Lascivität zu verfallen. Der Werth der Erzählungen ist natürlich verschieden. Als besonders gelungen möchte ich hervorheben „Hermione" aus den Milesischen Märchen und „Das Mädchen von Korinth" aus dem Bild des Eros. Die erstgenannte Novellette ist besonders anziehend durch die herbe Jungfräulichkeit des heldenhaften Spartanermädchens, die letztere durch die wunderbare lyrische Stimmung, die über der traumhaften Handlung ausgegossen liegt.

Wie gewöhnlich der erste Erfolg einem Schriftsteller seinen Stempel aufprägt, so gilt auch heute noch Oscar Linke zumeist als der Autor der „Milesischen Märchen", oder, wenn es hoch kommt, als der Romancier des alten Hellas. Das Publikum liebt es schon aus Bequemlichkeit, solche einmal aufgeklebte Bezeichnung an einem Autor haften zu lassen, unbekümmert darum, daß er vorher und nachher sich auch nach ganz anderen Richtungen bethätigt hat. War doch schon die Dichtung „Jesus Christus" ganz und gar aus dem modernen Leben, aus Berlin N., der Heimath und Wohnstätte des Dichters, geschöpft, ebenso wie seine Erstlingsgedichte einen durchaus modernen Charakter zeigten. Die im Jahre 1884 erschienenen „66 Präludien" bewiesen, daß er die Form der Novellette, des skizzenhaften Impromptus und des impressionistischen Augenblicksbildes auch auf ganz actuelle Vorwürfe anzuwenden versteht und nicht bloß zu Stimmungsbildern, sondern auch zu Capriccios und grotesken Phantasien zu gestalten weiß. Freilich waren diese „Blätter aus seinem Skizzenbuche" mehr dazu angethan, Erwartungen zu erregen als zu befriedigen, wie er selbst in dem Titel „Präludien" einzugestehen scheint. Was er an ausgeführten Werken darbot, bewegte sich in der That zunächst noch weiter auf klassischem Boden und mußte deshalb in der vorgefaßten Meinung eher bestärken.

Der dreibändige Roman „Leukothea" (1884) schildert eine stolze athenische Jungfrau, die sich der Liebe verschließt, weil sie nur der höchsten Gestalt der Liebe nachjagt und die in dem jugendlichen Macedonierkönig Alexander die Erfüllung ihres Ideals gefunden zu haben glaubt, bis sie nach verfrühtem Genuß erkennt, daß auch dies nicht ihrem idealen Streben genug thut. Die Erhabenheit dieser herb jungfräulichen und doch zur Hingebung an den Ueberwinder so bereiten Gestalt hat etwas stark Modernes; aber man darf nicht vergessen, daß das damalige Athen ebenso wie das kaiserliche Rom den „problematischen Naturen" in ihrer Art eine ebenso günstige Stätte bot wie das jetzige Jahrhundert. Im Ganzen ist die Culturatmosphäre und das Localcolorit in den hellenischen Dichtungen Linke's gut getroffen, ohne daß sich Culturschilderungen hervordrängen, die nicht zur Dichtung nothwendig gehören; das Beiwerk des gelehrten Wissens ist sogar in höherem Grade vermieden als z. B. in Hamerling's „Aspasia". Aber die geflissentlich herausgestellte Erhabenheit der in sich doch recht unklaren Heldin thut der Sympathie des Lesers einigen Eintrag, zumal die Darstellung sich manchmal zu sehr in die Breite ergeht und die Handlung der Erzählung weder reich, noch spannend ist. Für diese Mängel wird durch höchst anziehende idyllische Episoden eine reichliche Entschädigung geboten.

Wie der Roman „Leukothea" die Liebe unter dem Gesichtspunkt des Erhabenen, so stellt die längere Novelle „Liebeszauber" (1886) dasselbe Motiv unter der Kategorie des rein Schönen dar. Die Erzählung feiert den Sieg der Liebe, die selbst das Hetärenthum adelt, also ungefähr das Nämliche, was neuere französische Dichter uns in den verschiedensten Wendungen glaubhaft zu machen gesucht haben. Linke verlegt auch hier die Handlung auf klassischen Boden und hat es dadurch leichter, die Fabel und die Charaktere in eine ideale Sphäre emporzuschrauben. Wer aber durch die modernen französischen Erzählungen und Romane nicht von der Wahrheit des zu Beweisenden überzeugt worden ist, der wird auch unserem Linke schwerlich glauben, daß das Hetärenthum in Hellas etwas wesentlich Anderes oder Vornehmeres oder Idealeres war als in der Gegenwart. Man wird dem Dichter seinen idealen Glauben an die läuternde Kraft der Liebe verzeihen und gönnen, auch wenn man ihn nicht in dem Grade theilen kann, um eine seelische restitutio in integrum für möglich zu halten.

Neben diesen Dichtungen in prosaischer Diction hat Linke auch mehrere in Versen geliefert, die uns auf klassischen Boden zurückversetzen. „Das Veilchen vom Kephissosthal" ist trotz seiner verspäteten Veröffentlichung (1890) schon vor der Leukothea gedichtet; es ist ein ziemlich anspruchsloses aber stimmungsvolles Idyll in Hexametern, das die aufkeimende Liebe einer athenischen Gärtnerstochter zu ihrem Pflegebruder behandelt. Es ist ziemlich leer an Handlung, da den Liebenden eigentlich gar keine Hindernisse entgegenstehen; aber die saubere Form und die lyrische Zartheit der Behandlung gewährt sinnigen Lesern, die nicht an Stoffhunger leiden, reichlichen Ersatz. Bedeutender ist die in fünffüßigen Jamben geschriebene Dichtung „Antinous, des Kaisers Liebling", die uns in die Zeit Hadrian's führt. Dem Problem, das in dem Tode des Antinous liegt, gewinnt Linke eine neue Seite ab, ohne damit das Problematische, das über dem eigenthümlichen Vorgang liegt, völlig aufzulösen. Das ist auch offenbar gar nicht die Absicht des Dichters; ihm kommt es wesentlich darauf an, die Liebe in einer neuen Beleuchtung zu zeigen, nämlich als den Eros, der die Seele des reifen Mannes mit der des noch halb knabenhaften Jünglings verknüpft. Der Kaiser sowohl wie sein Liebling sind problematische Naturen, die sich leidenschaftlich an einander schließen und doch sich selbst und einander undurchsichtig sind, so daß es zu Mißverständnissen und überspannten Entschlüssen kommen kann.

Einen besonderen Reiz mußte auf einen so veranlagten Dichter das Märchen des Apulejus von Eros und Psyche ausüben. Die Geistesverwandtschaft mit Hamerling zeigt sich auch darin, daß beide Dichter diesen Stoff ungefähr zu gleicher Zeit aufgriffen und bearbeiteten, ohne von einander zu wissen. Linke's Nachdichtung kann den Vergleich mit derjenigen Hamerling's wohl aushalten. Sie ist bedeutend freier gehalten, als die letztere, die sich enger an das Vorbild des Apulejus anschließt, und bemüht sich, das Wesentliche und für den idealen Gehalt Wichtige herauszuheben und von den Zufälligkeiten eines abenteuerlichen Fabulirens zu reinigen. Sie erscheint deshalb moderner, symbolischer und stärker durchgeistigt, und dürfte zu den besten Erzeugnissen des Autors zu zählen sein.

Für einen Dichter, dem die Liebe in jeder Bedeutung als das Ur- und Grundproblem erscheint, ist nur ein Schritt von der Aphrodite Urania zur Madonna, von Eros zu Christus, und er besingt die Verwandtschaft dieser verschiedenen Personifikationen des Ideals der Liebe in mehreren seiner Gedichte. Antinous und das Märchen von Eros und Psyche entstammen beide dem hellenistisch-römischen Boden und einer nachchristlichen Zeit und es bedarf eines Schrittes rückwärts, um zum Leben Jesu im Jordanthal zu gelangen. Das Idyllische in diesem Leben, wie es besonders von Renan herausgearbeitet ist, mußte einen Dichter besonders anziehen, der sich mit einer gewissen Vorliebe im Kreise des Idylls bewegte. So erklärt es sich, daß Linke den Plan faßte, „Das Leben Jesu" als Roman zu behandeln (erschienen 1888). Das Stimmungsvolle des lyrischen Colorits ist dem Dichter auch hier wohl gerathen und die vornehme und fein abgetönte prosaische Diction dient seiner poetischen Absicht auf's Beste. Selbstverständlich hat er als Dichter nur das rein Menschliche der Erscheinung Jesu behandeln und dem gläubigen Christen damit nicht genug thun können; die göttliche Hoheit, Reinheit und Idealität der Erlösergestalt ist auf das Sorgfältigste gewahrt, aber nur als eine dem Menschensohn immanente. Vieles in der Landschaftsschilderung und in den Nebenfiguren ist vortrefflich gelungen,

Digitized by Google

und trotz alledem bleibt der Gesammteindruck hinter den Intentionen des Dichters und der auf ihre Verwirklichung verwandten Mühe zurück.

Ich glaube, daß die Aufgabe, die Linke sich hier gestellt hat, unlösbar ist, und daß jeder Dichter, auch der größte, an ihr scheitern müßte. Ich sehe ab von der Unmöglichkeit, dem Gläubigen dichterisch genug zu thun, und ebenso von der Schwierigkeit, die etwaige Abneigung des vom Glauben abgefallenen Lesers gegen die biblische Handlung poetisch zu überwinden. Ich meine nur, daß es aussichtslos ist, mit der poetischen Kraft und Eindringlichkeit der naiven chronikalischen Erzählung der Evangelien zu wetteifern, daß die bloße Wiederholung des dort Gebotenen keine literarische Daseinsberechtigung hat, und daß das freie Hinzuerfinden neuer Handlungen und Reden Jesu hoffnungslos ist. Die epische Nachdichtung des Lebens Jesu scheint leichter zu sein als die dramatische, welche stets an der Verbindung von Passivität und Naivität im Helden scheitern muß; aber sie ist eine ebenso unlösbare Aufgabe. Hinzuerfundene Handlungen und Reden sind nur bei den Nebenfiguren der evangelischen Geschichte erträglich, nicht bei Jesus selbst, und darum sind nur solche Dichtungen aussichtsvoll, die eine Nebenfigur der evangelischen Geschichte zum Helden machen und Jesus nur als Nebenfigur im Hintergrunde lassen. In dieser Richtung sind in neuerer Zeit verschiedene Versuche mit mehr oder weniger Glück unternommen worden, z. B. Arthur Drews' „Judas Ischarioth". Linke steckte sich das höchste Ziel, et in magnis voluisse sat est.

Wenn schon die drei letztgenannten Dichtungen eine stark romantische Färbung zeigen, so führt uns mitten in die Romantik hinein „Die Versuchung des heiligen Antonius" (1885). Linke nennt diese Dichtung im Vorwort einen dem Dämon abgerungenen „tollen Sang, so mannichfaltig, wunderlich gemischt, ein Räthselbild für Manchen — indeß mein tiefstes Denken, Sinnen, Träumen wird ihm aus diesem Lied entgegenschäumen". Die romantische Neigung zum Phantastischen, Grotesken, Launenhaften, Abenteuerlichen und Satirischen, die sich schon in den „66 Präludien" offenbart hatte, macht sich hier in übermüthiger Weise Luft. Wer keinen Sinn für Humor hat, möge das Buch ungelesen lassen; aber auch wer sich solchen Sinn zutraut, wird manchmal verwundert den tollen Sprüngen dieses Humors zuschauen. Aeußerlich lehnt die Form dieser Dichtung sich an Heine an, innerlich ist sie grundverschieden von ihm und geistesverwandt mit dem erst später erschienenen „Homunkulus" Hamerling's. Während bei Heine der ideale Aufschwung halb romantische Anempfindung, halb ohnmächtige Velleität ist und dem frivolen oder cynischen Absturz das letzte Wort läßt, ist bei Linke die Ironie und Satire, der farbenprächtige Sinnenrausch und der asketische Katzenjammer nur Mittel des souveränen Humors, der in einen dithyrambischen Aufschwung zur idealsten Begeisterung ausklingt. Er liebt es, dem Leser mehr Räthsel aufzugeben, als dieser rathen kann, und in echt romantischer Manier alle Augenblicke in eigenster Person vor den Vorhang zu treten, um über alles Mögliche zu spotten und Aufklärungen zu geben, die bloß noch mehr verwirren. In diesen satirischen Intermezzos wäre eine größere Beschränkung entschieden von Vortheil gewesen, wie denn überhaupt durch Beschneidung und Beschränkung der Gesammteindruck gewinnen würde. Vielleicht hat Linke sich durch die Absicht zu weit fortreißen lassen, dem Publikum zu zeigen, daß seine Muse den kühnsten Ritt in das romantische Land nicht scheut, obwohl sie einer einseitigen hellenisirenden Klassicität bezichtigt werde.

Wie stark die satirische Ader in Linke vertreten ist, zeigt auch sein neuer Xenionalmanach „Die Bienen" (1887), welcher nur einen Theil der von 1875—1885 in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Epigramme zu einem Buche vereinigt. Die Leser der „Gegenwart" erinnern sich vielleicht noch eines Feuilletons, in welchem Linke angebliche Proben aus dem Autographenalbum einer Dame mittheilte. Der Stil und die Gedankenkreise einer Menge bekannter Schriftsteller waren in dieser Zusammenstellung so glücklich nachgeahmt, daß mehrere meiner Bekannten sich täuschen ließen und den fein karikirenden Charakter der Nachbildungen übersahen. Leider hat Linke in seiner Sammlung eine Menge solcher Epigramme aufgenommen, die gegen bestimmte Personen gerichtet sind, ohne doch die Personen namhaft zu machen; es wird dadurch für die Betroffenen der Stachel schwerlich abgebrochen, für die Leser aber manches unverständlich und seines Interesses beraubt. Uebrigens sind diese Epigramme nur da scharf, wo sie rein sachlich sind, und fern von aller persönlichen Gehässigkeit. Wirklich ungerecht scheint er mir nur gegen Paul Heyse als Dramatiker. Uebrigens ist ein großer Theil dieser Epigramme der pointirten Fassung geistvoller Aperçus und sinniger Lebensweisheit gewidmet, und in dieser Eigenschaft von der ephemeren Bedeutung fern, zu der alle Polemik unweigerlich verurtheilt ist.

Das moderne Stoffgebiet, das Linke schon in den „Präludien" gestreift hatte, betritt er in drei Berliner Novellen in Versen unter dem Gesammttitel „Die Fürstin dieser Welt" (1887). Die dritte dieser Novellen schildert in halb humoristischer Weise die Scheidungsgeschichte eines alternden Gatten, der die Liebe seines jungen Weibes verscherzt und sie durch eigene Schuld dem jüngeren Manne in die Arme treibt. Die zweite ist eine unerquickliche, dämonisch-brutale Verführungsgeschichte mit tragischem Ausgang. Die erste führt dem Leser das oft geschilderte Sinken des Weibes von Stufe zu Stufe an einer Berliner Bierkellnerin vor, mildert aber das Trübselige der Handlung dadurch, daß er sie nur in den lyrischen Reflexen schildert, welche sie in die Seele eines sie berichtenden „Ich" wirft. Dieser „Ich" hat das Mädchen zuerst platonisch geliebt und begegnet ihr dann von Zeit zu Zeit wieder auf ihrem Wege, bis es in der Nacht vor ihrem Selbstmord wehmüthig von ihm Abschied nimmt. Die satirisch-humoristischen Reflexionen, welche in diese drei poetischen Erzählungen eingeflochten sind, contrastiren mit dem Inhalt der Handlungen in einer offenbar beabsichtigten Weise, die aber hier bei dem meist unerquicklichen Inhalt der Fabel die poetische Wirkung nur noch mehr stört. Am besten wirkt noch die erste Erzählung, wo die spöttische Laune am meisten gezügelt ist; wenn es auch hier zu keiner rechten Tragik kommt, so ist doch das Traurige in dichterischer Weise zum Wehmüthigen gedämpft und verklärt. Eine Prosanovelle „Satan" (1888), welche sich diesen Berliner Novellen aus der Gegenwart anschließt, greift auf das soziale Gebiet hinüber, und sucht den ethischen Triebfedern des Mitleids und der Liebe ihr Recht auch im mechanischen Getriebe des modernen Erwerbslebens zu retten. Die Form des Erscheinens und die Zusätze auf dem Titelbatt erregen größere Ansprüche, als die Erzählung zu erfüllen vermag.

Auch in seinen dramatischen Dichtungen (1891) hat Linke sich durch seine Vorliebe für symbolische und vielversprechende Titel verleiten lassen, zu hohe Ansprüche zu erregen, was die Leser natürlich zu strengerer Beurtheilung anleitet. Am wenigsten gelungen ist das dritte, vorwiegend lyrische Drama, das einen indischen Stoff mit wenig Handlung, aber mit vielen Kämpfen auf der Bühne behandelt. Besser ist schon das erste, welches das Umsichgreifen des Christenthums im Rom des Nero und das Marthyrium der jungen Christengemeinden schildert. Hier sind manche Theile schon wirklich dramatisch ausgestaltet, wenngleich das Ganze den Ansprüchen der Bühne kaum genügen dürfte, und die Rolle des Paulus Bedenken erregt. Weitaus das beste der drei Dramen ist das zweite, mit dem jede Bühne den Versuch der Aufführung wagen könnte, da es eine hinreichend concentrirte, folgerecht fortschreitende Handlung, scharf gezeichnete und gut gegeneinander contrastirte Charaktere und einen meist geschickten Scenenbau besitzt. Es spielt in der französischen Revolution und schildert den Conflict eines freiheitschwärmenden Edelfräuleins mit ihrem legitimistisch gesinnten Vater, ihre Verbindung mit einem Revolutionshelden aus niederem Stande und den Zusammenbruch ihrer Ideale und ihres Lebensglücks. Eine Trilogie im gewöhnlichen Wortsinn bilden übrigens diese drei Dramen nicht, und diese Bezeichnung im Titel wird auch durch den Zusatz „Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit" nicht genügend motivirt.

Digitized by Google

Charakteristisch für die Eigenart der Linke'schen Phantasie ist es, daß er den drei Dramen drei Mysterienspiele nachfolgen läßt: „Der göttliche Orpheus", „Der irdische Buddha" und „Weltende." Die beiden ersten sind als pantomimische Ausstattungsstücke mit fortlaufender Musikbegleitung und zeitweiligen Chorgesängen gedacht, und wollen vermuthlich eine Regeneration des Ballets im Dienste einer idealen Symbolik anbahnen, ein Versuch zu dem sich schwerlich eine Bühnenleitung unter den heutigen Theaterverhältnissen aufraffen wird. Das dritte dagegen ist ein Dialog zwischen Faust und Ahasver, in den sich zum Schluß noch Tod, Teufel, Weltheiland und Chor einmengen. Hier zeigt sich die dichterische Phantasie Linke's auf ihrer Höhe und wieder einmal in ihrer nahen Verwandtschaft mit Hamerling. Es bedarf kaum des Hinweises darauf, daß dieses Nachspiel nur für die Lectüre und nicht für eine Aufführung bestimmt ist. Alle drei Mysterienspiele haben mit den drei Dramen keinen inneren Zusammenhang, obwohl die ihnen gegebene Stellung dazu verleitet, nach einem solchen zu suchen. Sie haben die Idee gemein, den Triumph des Geistes über die Natur zu feiern. Während aber die beiden ersten dies mehr unbestimmt in phantastisch-mythologischer Einkleidungausdrücken, leiht das dritte dem Gedanken Ausdruck, daß dem Willen zum Leben das Leben ohne Ende (Ahasver), aber in stetem Wechsel zwischen Leben und Tod, gewiß ist, und daß nur die Selbstüberwindung des Geistes zur Ueberwindung der Natur und ihrer Fesseln führen kann.

Was nun Linke's lyrische Productionen betrifft, so nehmen wir von der Betrachtung seiner Erstlingsgedichte Abstand und beschränken uns auf die drei Bändchen „Aus dem Paradiese" (1885), „Ergo bibamus" (1886) und „Als die Rosen blühten" (1891). Ergo bibamus ist eine Gratulationsschrift zum halbtausendjährigen Bestehen der Universität Heidelberg. Linke nennt sie ein „humoristisches Intermezzo", was nur insoweit richtig ist, als eine größere Zahl humoristischer Gedichte in die Sammlung Aufnahme gefunden hat. Wo der Studentenhumor zu seinem Recht kommen soll, wird man das Scheffel'sche Vorbild kaum vermeiden können, und das zeigt sich auch in der ersten Abtheilung „Culturgeschichtliche Lieder" und in den scherzhaften Bestandtheilen der dritten Abtheilung „Scherz und Ernst." Ich muß gestehen, daß ich die ernsten patriotischen Gelegenheitsgedichte seinen Nachbildungen Scheffel'scher Weisen vorziehe, und daß ich der zweiten Abtheilung „Klassisches Intermezzo" in diesem Bande den Preis ertheilen würde. Schon in seinen hellenischen Novellen und Romanen hatte Linke meisterhafte Nachbildungen altgriechischer Lieder und Oden eingestreut, bei denen klassische Reinheit und marmorne Glätte der Form sich mit schönheitsseliger antiker Stimmung und ebenso naivem wie zartem und keuschem Gehalt deckt. Es wäre zu wünschen, daß er mehr Gedichte dieser Art zu Tage förderte, da in dem „Ergo bibamus" und in dem neuesten Bande doch nur Proben dieser Gattung enthalten sind.

Das beste, was Linke bisher veröffentlicht hat, finde ich in seinen beiden Sammlungen „Aus dem Paradiese" und „Als die Rosen blühten." Die erste ist nur ein kleines Heftchen, das besser dem letztgenannten Bande eingefügt worden wäre, da es mit ihm innerlich zusammengehört. Erst als Lyriker steht Linke auf der Höhe seines Könnens, erst hier deckt sich vollständig das Wollen und Vollbringen, während er in der Epik und Dramatik es liebt, sich die höchsten Ziele zu stecken, denen sein Talent nicht voll und ganz gewachsen scheint, oder die überhaupt der Dichtung unerreichbar sind. In der Lyrik kommen alle Vorzüge der Linke'schen Dichteranlage zur vereinigten Wirkung. Ob er im Volkston singt, oder im dithyrambischen Schwung erhabenster Gedankendichtung einherstürmt, ob er sich in freien Vierzeilern oder in kunstvoll verschlungenen Versmaßen bewegt, immer trifft er mit sicherem Tact die rechte Form für den gewählten Inhalt und die zu beiden passende Diction. Er versenkt sich mit gleicher Zartheit und Innigkeit der Nachempfindung in die Seele des Kindes oder des greisen Mütterchens, wie in das Leben der Pflanze und des Helden. Oefters erinnert er in der Ausdrucksweise des pantheistischen Allgefühls an Hölderlin, dann wieder bringt er eine Romanze, die Uhland geschrieben haben könnte, oder eine kurze poetische Erzählung in ungereimten Jamben nach Art der neueren Italiener; aber niemals hat man den Eindruck absichtlicher Nachahmung, sondern stets den, daß der eigenthümliche dichterische Gehalt sich die ihm angemessene Form organisch angebildet hat. Am engsten zeigt sich auch hier die Verwandtschaft mit Hamerling, der ja auch mit gleicher Formvollendung die verschiedenen lyrischen Stilarten beherrscht; die Aehnlichkeit fällt mehr auf, wenn man Hamerling's spätere Sammlung „Blätter im Winde", als wenn man seine früheren Gedichte mit Linke's Lyrik vergleicht.

Ueberblicken wir das Gesammtbild dieser dichterischen Individualität, so sehen wir eine vornehme, in sich gekehrte, zartbesaitete, um den Lärm der Welt und ihren Tadel und ihr Lob unbekümmerte, ruhig ihren Weg gehende Natur, die mit offenem Blick und intimer Nachempfindung in's Leben schaut, mit den edelsten Vorbildern aller Zeiten wohl vertraut ist, auf der Höhe der modernen Geistesbildung steht und den idealsten Zielen nachstrebt. Die Zahl der vorliegenden Veröffentlichungen im Vergleich zu seinem Lebensalter zeigt, daß der Autor es auch an Fleiß und beständiger Arbeit, die zugleich stetige Arbeit an sich selbst ist, nicht hat fehlen lassen. Die Dichtungsarten, in denen er sich bewegt hat, bekunden zur Genüge, daß er es bisher verschmäht hat, durch Anpassung an den Geschmack des Leserpublikums oder durch Anschluß an Zeitströmungen, die gerade in der Mode sind, wohlfeile Lorbeeren und materielle Erfolge zu erzielen. Es erklärt sich aus diesem Verhalten zur Genüge, wenn Linke's Namen nicht zu den bekanntesten gehört und seine Dichtungen nur in einem engeren Kreise Beachtung gefunden haben. Der stofffhungerige und spannungslüsterne Leser findet in Linke's Romanen und Novellen ebensowenig seine Rechnung, wie der Kritiker, der sie am ästhetischen Codex des naturalistischen Realismus bemißt. Linke ist kein flotter Fabulirer, kein packender und schlagkräftiger Dramatiker, sondern ein geborener Lyriker von zarter Empfindung und hochfliegender Phantasie, der seine poetische Stimmung auch in der epischen und dramatischen Form mit Glück und Geschick zu verwerthen weiß. Er ist durchaus Idealist, aber kein abstracter Idealist, der uns Gedanken statt dichterischer Anschauungen bietet, sondern ein Symbolist, der seine philosophischen Ideen in poetische Bilder einkleidet und oft genug unter ihnen bis zur Räthselhaftigkeit verhüllt. Wenn es wahr ist, daß in Frankreich der Naturalismus bereits abgewirthschaftet hat und nun der lyrischen Subjectivität des Symbolismus weichen muß, so dürfen wir, die wir die ausgetretenen Schuhe der Franzosen noch immer nachzutreten lieben, erwarten, daß in etwa zehn Jahren auch bei uns der Symbolismus den Naturalismus verdrängen wird. Dann wird auch für Linke's Dichtungen eine Zeit kommen, wo sie mehr Würdigung und Verbreitung als bisher finden, wenn sie auch das große Publikum im weiteren Sinne vielleicht niemals gewinnen, sondern nur auf Kreise von gewählterem Geschmack beschränkt bleiben mögen.

Aus Ranke's Briefen und Tagebüchern.

Von Bruno Gebhardt.

Als Schlußband der sämmtlichen Werke Ranke's gibt Alfred Dove unter dem Titel „Zur eigenen Lebensgeschichte" *) eine Sammlung von Selbstbiographien, Briefen, Tagebuchblättern und Aufsätzen heraus, die trefflich geeignet sind, uns den großen Forscher menschlich nahe zu bringen und dem Leser und Kenner seiner Werke, dem Bewunderer der in ihr enthaltenen Lebensarbeit zu zeigen und zu sagen: aus ihnen erkennst du den Gelehrten, aus diesem letzten Bande den Menschen. Ein wunderbar fesselndes Buch von Anfang bis zum Schluß! Hat es an sich schon Reiz genug Briefe und Tagebücher, die Zeug-

*) Leipzig, Duncker & Humblot.

Digitized by Google

nisse eines individuellen Lebens, zu durchmustern, um wie viel mehr, wenn sie aus der Feder eines Mannes stammen, der zu den ersten Männern des Jahrhunderts, zu den ersten Größen seiner Wissenschaft in allen Zeiten gehörte, dem es vergönnt war in Frische und Kraft sein Leben über das gewöhnliche Maß hinaus zu verlängern und den in den Weltgeschicken handelnden Persönlichkeiten vielfach nahezutreten. Aber mehr und höher als was das Buch über andere bietet, gilt uns das, was es über ihn selbst, sein inneres und äußeres Leben, sein Sein und Denken mittheilt. Wie Wenige haben Ranke so gekannt, wie er sich hier darstellt. Diese Gemüthstiefe, diese reine Religiosität, diese Lauterkeit der Gesinnung, diesen innigen Familien- und Freundessinn, das liebevolle Eingehen auf das Kleinste und Unbedeutendste, wenn es nahestehende liebe Menschen betrifft — und dann wieder dieses unermüdliche Streben des Einzelnen zur Höhe der allgemeinen Betrachtung zu erheben, das Vorkommniß des Tages in den Gang des Ganzen einzufügen, aus dem Blick nach rückwärts Hoffnung für das Vorwärts zu schöpfen. Leben und Historie haben in ihm politische und religiöse Prinzipien geboren und gefestigt, aber daneben besitzt sein Urtheil auch über Tagesereignisse und Männer des Tages die besonnene, vorurtheilslose Objectivität, die eine der Vorzüge seiner Geschichtschreibung ist. So kühl, so gleichmäßig, so leidenschaftslos er in dieser erscheint, getreu seiner Absicht die Dinge zu zeigen wie sie waren, so warm ist doch seine Seele erfüllt von allem Guten und Schönen, so innig nimmt er an allem Großen und Erhabenen theil. Der Mann der Wissenschaft blieb er zeitlebens und trat nie auf den lauten Markt hinaus, aber innerlich wurde er von allem bewegt, was in der Welt und besonders im Vaterlande sich zutrug.

Ranke wurde, was er war, aus sich selbst heraus. Zwar waren die Jugendeindrücke immer lebhaft in ihm vorhanden und wirksam, aber die Zeit, die besonders auf den Mann der Wissenschaft sonst von überwiegendem Einfluß ist, die Zeit der akademischen Studien verlief ohne große Einwirkung irgend eines Lehrers. So einflußreich er selbst Schule gemacht hat, so isolirt steht er in seinen Werken da. Viermal setzte er an, um eine Autobiographie zu schreiben: während eines Aufenthaltes in Venedig 1863, führte er sie bis zum Antritt seines Frankfurter Schulamtes (Herbst 1818), im Mai 1869 setzte er sie mit einer Schilderung dieser Zeit fort. Als Achtzigjähriger im December 1875 rekapitulirt er kurz die frühere Zeit und entwirft in raschen Zügen die Weiterentwickelung bis 1870, bis ebendahin führt das vierte Dictat vom November 1885. Beim Vergleich dieser Stücke fallen besonders die Wiederholungen auf, denn sie zeigen, was besonders eindrucksvoll in ihm lebt, was er als vorzüglich fortwirkend erkannte. Der Donner der Schlacht von Auerstädt, der Aufenthalt in den Klosterschulen zu Donndorf und Schulpforta, die Kunde vom Siege bei Leipzig, die General Thielmann den vor der Schule versammelten Schülern zurief. Von seinen Universitätsjahren erzählt er im letzten Dictat:

„Zu dieser Zeit bezog ich die Universität Leipzig. Es machte mir doch Eindruck, wissenschaftliche Vorträge im Zusammenhang zu vernehmen; philosophische und hierauf historische Studien kamen erst jetzt an die Reihe. Es ist wahr, was man öfter gesagt hat, daß ich die Universität früher als gewöhnlich bezog, um mehr Zeit und Raum für meine eigentlichen Studien zu finden. Selbst die Vorlesungen Gottfried Hermann's konnten mich doch nicht vollkommen befriedigen, da er auf die Metrik einen Werth legte, den ich niemals recht begriffen habe. Unvergeßlich aber sind mir seine Vorlesungen über Pindar, den ich nun erst verstehen lernte, über Hesiod und die griechische Mythologie und beinahe am meisten die Vorlesung über griechische Grammatik, welche ein volles Verständniß der Gesammtheit der Sprache athmete, eine logische Begründung der grammatischen Regeln enthielt, die den Geist befriedigt. Die Vorlesungen Krug's waren mir durch dialectische Bestimmtheit nützlich, aber mich dürstete, von dem Kantianer zu Kant selbst und dessen berühmten Nachfolger überzugehen; ich schaffte mir Kant's Kritik der reinen Vernunft an und studirte viel bei meiner Lampe. Den größten Eindruck macht mir Fichte, freilich am meisten dessen populäre Schriften, die mit Religion und Politik in Verbindung stehen. Den Reden an die deutsche Nation widmete ich eine unbegrenzte Bewunderung. Noch immer aber stand ich der Historie ziemlich fremd gegenüber. In den Handbüchern sah ich nur eine Unzahl von Notizen, deren Unverständlichkeit und Dürre mich abschreckte. Den größten Einfluß auf meine historischen Studien hatte dann Niebuhr's römische Geschichte. Die Nachahmungen und Wiederholungen aus Livius und Dionysius und die Darstellungen Niebuhr's selbst, die an manchen Stellen einen echt klassischen Geist athmen, flößten mir die Ueberzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne. Ueber Allen schwebt in jener Epoche der Name Goethe, der auch selbst eine moderne Classicität in das Leben und die Studien eingeführt und zur Bildung des nationalen Sinnes in dieser Beziehung unendlich viel beigetragen hat; er stand damals im Zenith seines Ruhmes. Ich war unter meinen Commilitonen sein größter Bewunderer, aber ihn nachzuahmen hatte ich schon damals nicht den Muth, noch auch den rechten Impuls gehabt: er war mir wirklich zu modern. Schon damals suchte ich nach älterer, noch mehr in der Tiefe der Nation liegender sprachlicher Form. Ich ergriff Luther, zuerst nur, um von ihm Deutsch zu lernen und das Fundament der neudeutschen Schriftsprache mir zu eigen zu machen; aber zugleich wurde ich dann doch von dem großen Stoff und seiner historischen Erscheinung selbst ergriffen. Im Jahre 1817 habe ich wirklich den Versuch gemacht, Luther's Geschichte in seiner Sprache zusammenfassend darzustellen. Man begreift, daß mich da auch die theologischen Fragen in tiefer Seele beschäftigten. Die theologischen Studien hatte ich nie aufgegeben. Die kirchenhistorischen Vorlesungen von Tzschirner gehörten zu denen, denen ich das meiste verdanke. Und wenn ich fortfuhr, griechische Autoren zu übersetzen, so fügte ich dem auch Verdeutschungen des hebräischen Textes hinzu."

Von Luther-Studien nahm Ranke seinen Ausgang; sie führten ihn in die Geschichte der Reformationszeit; einen nicht unbedeutenden Einfluß übte auch die Lectüre Walter Scott'scher Romane aus; der Kern, aus dem sein erstes Buch und seine Auffassung der Geschichtschreibung hervorgeht, findet sich in den Worten: „Bei der Vergleichung (Scott's mit den geschichtlichen Darstellungen) überzeugte ich mich, daß das historisch Ueberlieferte selbst schöner und jedenfalls interessanter sei, als die romantische Fiction. Ich wandte mich hierauf überhaupt von ihr ab und faßte den Gedanken, bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Thatsachen zu halten."

Diese Studien und die Entstehung dieser Ideen gehören der Frankfurter Zeit an, die die Epoche der Vorbereitung war (1819—1825). Merkwürdiger Weise ist der der Zeit nach erste Brief an einen unbekannten Empfänger eine Ehrenrettung Jahn's und eine scharfe Verurtheilung der damaligen Reaction, die ihre Angriffe auf Arndt, Schleiermacher, Reimer u. A. richtete. Zu Jahn stand Ranke durch seinen jüngeren, für das Turnwesen begeisterten Bruder Heinrich in gewisser Verbindung; an einem von Jahn herstammenden Pult hat er bis an sein Lebensende gearbeitet. An Heinrich Ranke, den nachmaligen Erlanger Theologieprofessor, sind die meisten Briefe dieser Epoche gerichtet. Von der romantischen Gefühlsschwärmerei der Zeit ist auch Ranke nicht unberührt geblieben; sein Verhältniß zum Bruder und zu den Freunden ist vielfach schwärmerisch. So schreibt er an den Ersteren von einem Abend, den er mit seinem Kollegen Heydler verlebte: „Da redeten wir unter einander von verschiedenen Erscheinungen Gottes, und daß der Mensch Gottes Sohn, und daß dies aller Zeiten und Jahrhunderte seligmachender Glaube gewesen, und wie wir Alle zum Tode bestimmt sind, damit der Gott frei werde. Ich stand am Ofen, war sehr bewegt; er ging in der Stube auf und ab. Ich hörte auf zu sprechen. Rede weiter, weiter, sagte er; zuletzt fielen wir uns in die Arme; schieden mit dreymaligem Gut Nacht." Auch Träume und Visionen finden mancherlei Erwähnung, der Gedanke an den Tod kehrt oft wieder. Der Gang seiner Studien läßt sich aus Bücherbestellungen entnehmen, aber wie wenig er sich und seine Neigungen und Aufgaben kannte, zeigt eine Aeußerung: „Ich habe mir vorgenommen, niemals die Zeit mit Bücherschreiben zu verderben, sondern jenen Einsichten nachzustreben, die den Menschen zugleich gut machen und erleuchten," und „Ich werde nun 28 Jahre. Lieber Gott! für meine Thaten Jahre genug! Doch wer ändert's?" Allerdings, kurze Zeit darauf, als Reimer sein Buch „Geschichte der romanischen und germanischen Völker" in Verlag nahm, äußerte er: „Will ich anders mein Leben nicht ganz verlieren und verderben, so muß diese Schrift sich und mir Freunde und Unterstützung suchen. . . . Gewiß ist, daß ich zum Studiren geboren bin und auf der Welt zu weiter gar nichts tauge; nicht so gewiß ist freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle

Digitized by Google

meine Seele dabei selig, zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten." Dieser selbe Brief vom 18. Februar 1824 ist übrigens für die Geschichte dieses ersten Werkes äußerst wichtig; wie ein echter Gelehrter ist er damit unzufrieden, bis zur Verzweiflung daran, und in der That überraschte ihn ja die Drucklegung desselben. Als es erschienen war und den großen verdienten Beifall fand, schrieb er dem Bruder: „Ich bin gegenwärtig in einer Stimmung, daß ich mir tausendmal schwöre, mein ganzes Leben in Gottesfurcht und Historie zu vollbringen; das wirst Du mir glauben, mit Deinem Gebete wirst Du mir helfen; Irrthum wird nach und nach schwinden. Ich sehe, welch' ein schweres Geschäft die Arbeit meiner Tage sein wird. Laß mich denn glauben, daß auch in dem ersten glücklichen Beginn meines Eintritts in die Welt Gottes Hand ist."

Seine ersten Berliner Jahre scheint der neue Professor sehr zurückgezogen verbracht zu haben. Sein vorzüglichster Umgang war Varnhagen. In die Zeit fällt auch ein Streit mit Heinrich Leo über Macchiavelli, der von Letzterem so hitzig geführt wurde, daß Ranke meinte, es bliebe nichts übrig als ihn zu fordern. Er hatte inzwischen weitere Bekanntschaften gemacht, so mit Bettina, von der er schreibt: „Diese Frau hat den Instinkt einer Pythia: eine so strömende wahre Beredsamkeit in bewegten oder geistigen Augenblicken ist mir noch nicht vorgekommen; wer wollte ihr aber Alles glauben? Sie hat Anmuth und Eigensinn, Liebenswürdigkeit und nicht"; von A. W. Schlegel heißt es: „Dieser Mensch zeigt auch in der Gesellschaft das Talent, das ihm besonders eigen ist, die Sachen auf eine anmuthende Weise anzufassen. Doch in alle dem Amusanten, das er vorbringt, schwimmt eine gewisse Leerheit durch, die sich selber gar nicht inne wird: Wenn ich so alt werde, mag ich nicht so sein." Von seinem zweiten Buche „Fürsten und Völker von Südeuropa" äußert er: „Eigentlich leiden meine Sachen sehr an der Gelehrsamkeit. Sie sind unfähig, eine allgemeine und verbreitete Lectüre zu werden, und wer weiß, ob sie dem lohnen, der sie genauer studirt. Ich hoffe noch einmal ein Werk zu schreiben, welches Jedermann lesen kann, und welches doch die Fülle des geistigen Lebens der Geschichte enthält." Nach Erscheinen des Buches trat er 1827 seine Studienreise nach Wien und Italien an, von der zahlreiche Briefe besonders an Heinrich Ritter Kunde geben. Den ungehobenen archivalischen Schätzen gegenüber fühlte er sich außerordentlich in seinem Element; von Wien schreibt er: „In diesen Dingen lebe ich hier. Die Gesellschaft, die ich gefunden, ist ganz gut, d. i. erträglich. Für die haute société bin ich nicht gemacht; es müßte etwa eine noch bessere geben als die ich kennen gelernt. Ich bin zur Einsamkeit prädestinirt. Wo ich auch bin, werde ich allein sein." Die Ausbeute dieser bis 1831 ausgedehnten Studienreise ist bekannt genug; sein vollendetstes Werk „Die römischen Päpste" beruht auf dem dort gesammelten Material. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er ordentlicher Professor. Charakteristisch für Ranke's religiöse Auffassung — und er sagt selbst, von philosophischem und religiösem Interesse aus sei er zur Historie gekommen — ist seine Ansprache im Kolleg nach dem Tode Schleiermacher's. „Sein ganzes Sein, sein Streben, Thun und Leben war auf Versöhnung gerichtet; was er in sich selbst geschaffen, für die Welt zu wirken, war sein schönes Ziel. Theologie und Philosophie, in ihm zur höchsten Vollkommenheit geeint, hatten ihn dahin erhoben, daß seine Einsicht Tugend, seine Tugend Einsicht war; wie sein Denken war sein Leben: das Bild des schönsten Gleichmaßes. Sein Name ist auf ewig gegründet; wohl niemals wieder wird, wer ihm gleicht, geboren. Ein unvergängliches Denkmal ist seine Dogmatik, wo er das über allem Streit liegende, die gemeinsame hohe Wahrheit des Christenthums uns so herrlich entwickelt und sein Wort zur Wahrheit zu erheben sucht. Die Kirche ist ein Schiff, so groß und weit, daß wir Alle darin Platz finden. Seine Erinnerung sei uns heilig, und stets weile sein Geist auf diesem Lehrstuhle!" Ein Vorwurf, der oft bei Lebzeiten Ranke's gegen ihn erhoben wurde, war, daß er zu sehr Hofmann sei. Als der blinde Thronfolger Georg von Hannover bei ihm Vorträge hören sollte, äußerte er, er habe nach langem Bedenken angenommen, „wahrlich nicht des Geldes oder der Ehre oder einer Absicht halber. Geld habe ich soviel ich brauche; Höfe fliehe ich eher als daß ich sie suchen sollte; und meine einzige Absicht für dieses Leben ist, meine wissenschaftliche Idee durchzusetzen."*) Rührend ist der Trostbrief an die Mutter nach dem Tode des Vaters, wie sein Familiensinn überhaupt sehr lebhaft war und sich bald bethätigte, als er eine eigene Familie gründete. 1843 heirathete er Clara Graves, eine Irländerin, und lebte in überaus glücklicher Ehe. An sie ist nun von seinen Reisen aus der Briefwechsel gerichtet; wie er selbst Großes und Kleines mittheilt, sucht er von Hause auch das Unbedeutendste zu erfahren. Besonders reizvoll sind die Briefe aus Berchtesgaden, wo er wiederholt als Gast des Königs Maximilian weilte, an den auch mehrere Briefe gerichtet sind; diejenigen an seine Kinder und an den Kreis seiner wissenschaftlichen Freunde wie Sybel, Waitz und Giesebrecht. Um all' das Fesselnde und Interessante daraus mitzutheilen, fehlt es uns an Raum; nur auf die Tagebuchblätter hinzuweisen sei noch gestattet. Da finden sich feinsinnige Bemerkungen über historische Forschung und Philosophie der Geschichte, über die Divina commedia und Goethe, da wird der Hof zu Weimar im Jahre 1837 geschildert, neben Andeutungen über Friedrich Wilhelm III. stehen eine Unterhaltung mit Thiers 1841, Paris 1843, eine Audienz bei König Leopold von Belgien 1853. Einem kurzen Nekrolog auf Alexander von Humboldt fügte er 1860 nach Erscheinen von dessen Briefwechsel mit Varnhagen die Worte zu: „Der Mann zweier Welten, der Sklave seines Bedienten, seinem Könige eine Schlange am Busen. Er beging einen posthumen Selbstmord. Denn daß er so ganz in den Ideen von 1789 lebte, hätte doch Niemand geahnt." Er vergleicht sie mit Voltaire's Schandschriften gegen Friedrich, mit Cölln's Feuerbränden. Andeutungen einer Audienz beim Prinzregenten stehen neben der Mittheilung jener berühmten Gespräche mit Thiers in Wien 1870, und so in bunter Reihenfolge noch zahlreiche andere Aeußerungen, Erinnerungen, Mittheilungen öffentlicher, wissenschaftlicher und privater Natur. Wer so lange lebt wie Ranke, überlebt so Viele, und Manchem hat er ein treffendes Wort nachgerufen; wir erwähnen nur Roon, Giraud, Senfft von Pilsach, Chambord, Manteuffel. Viel bemerkt wurden auch seine Aufzeichnungen über die Geburtstagsfeiern in den letzten Jahren und besonders über seine Unterhaltung mit Forckenbeck nach Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs. So bietet das Werk überaus viel, was an sich und um des großen Mannes willen, dessen Andenken es geweiht ist, werthvoll und dauernd ist.

*) Auch über den später verliehenen Adel scheint er kühl genug gedacht zu haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Tante.

Von J. Loewenberg.

„Tante Dorchen, erzähl' mir eine Geschichte!"

„Ich hab' jetzt keine Zeit, Kind."

„Du sollst aber Zeit haben! Laß das dumme Bügeln, es ist doch schon beinahe dunkel und Du verbrennst das Zeug."

„Die Wäsche muß noch heute Abend abgeliefert werden. Es geht nicht, Lorenz."

„Du willst nur nicht, Du thust mir nie einen Gefallen. Eine ganz kleine Geschichte, Tante Dorchen!"

„Nun gut, Du Quälgeist, sobald das Eisen kalt ist."

„Das ist schon kalt genug, jetzt mag ich nicht mehr länger warten, sonst will ich sie gar nicht hören."

„Ich bin schon fertig. Komm her!"

Tante Dorchen setzte sich auf einen Schemel. Der etwa neunjährige Knabe sprang ohne Weiteres auf ihren Schoß, legte sich bequem in ihren Arm und, indem er sie an der Nase zupfte, sagte er: „So, Tante, jetzt!"

Tante Dorchen erzählte die Geschichte von der Wasserfee und dem Grafen Dietrich. Die Wasserfee hatte den Grafen in die Tiefe gelockt:

Digitized by Google

Dietrich, lieber Grafe mein,
Sollst mein herzliebster Buhle sein,
Sollst mit in mein krystallen Schloß,
Soll ruhen dein Haupt in meinem Schoß.

Tante Dorchen war häßlich, sie hatte einen Buckel. Ihr hageres, vergrämtes Gesicht mit den harten, finsteren Zügen und den großen, tiefliegenden Augen ließen sie wie eine Vierzigerin erscheinen, obgleich sie kaum dreißig alt war. Wie sie aber nun dasaß in dem Dämmerschein des klaren Wintertages, den großen Knaben auf ihrem Schoß und ihn mit leuchtenden, liebenden Augen anblickte, veredelten sich ihre Züge und gewannen etwas Jugendliches, Weiches, Madonnenhaftes.

„Als nun der Hochzeitstag kam und der Graf mit der schönen Königstochter in der Kirche war, da stand plötzlich neben dem Altar noch eine Dritte, nur der Graf sah sie — das war die Wasserfee. Und just in dem Augenblick, da er Ja sagen wollte, umschlangen ihn ihre Arme, so wild und kalt, daß er todt am Altar niedersank."

„Tante Dorchen, war die Wasserfee sehr schön?"

„Sehr schön."

„So schön wie meine Mutter?"

„Ebenso schön, aber nicht so gut."

„Ist es wahr, Tante Dorchen, müssen alle guten Kinder sterben?"

„Wie kommst Du darauf, Lorenz?"

„Die Großmutter hat es gesagt zu der Schustersfrau. Ja, die guten Kinder sterben Einem immer weg, hat sie gesagt, meine Line mußte auch so jung unter die Erde. Tante Dorchen, Du bist nicht gut."

„Du auch nicht, Taugenichts."

„Heute in der Schule habe ich auch an Dich gedacht, Tante."

„Wirklich, mein Kind?" Ihre Augen leuchteten auf, fast hätte sie ihn geküßt.

„Gewiß, Tante. Unser Lehrer hat uns vom Kameel erzählt und da habe ich mir gedacht, Du bist auch ein Kameel, Du hast ja auch einen Buckel."

„Lorenz!"

„Der Lehrer hat gesagt, man könne auf dem Kameel reiten und das wäre gerade so wie auf einem Schiff. Ich bin noch nie auf einem Schiff gewesen, Tante, laß mich doch einmal auf Deinem Buckel reiten!"

Sie stand empört auf und ließ den Knaben zur Erde gleiten. Der aber sprang empor, versuchte auf ihren Rücken zu klettern und rief: „Tante Kameel, ich will reiten!"

„Frecher Bube!"

Sie schüttelte ihn von sich und eine schallende Ohrfeige belohnte die mißglückten Reitversuche.

„Das sage ich der Großmutter wieder!" rief Lorenz und nun begann er ein gellendes Geschrei und Gewimmer.

Die Großmutter stürzte aus der Küche herein.

„Was ist passirt?" rief sie ängstlich.

„Das alte Buckel hat mich geschlagen, oh! oh!" jammerte der Knabe und barg sein Gesicht in die Falten der großmütterlichen Schürze.

„Habe ich Dir nicht ein für allemal verboten, das Kind anzurühren? Was geht Dich der Junge an, Du liederliches —"

„Mutter!"

„Du sollst Dich nicht um ihn bekümmern, gar nicht, gar nicht hörst Du?"

Sie wurde immer erregter. Da kam ihr Mann aus der Werkstätte, den Hobel in der Hand.

„Was gibt es, Mutter? Du bist ja gewaltig in Rage. Natürlich, der dumme Junge wieder."

„Der dumme Junge! mußt auch noch bei ihr halten. Er hat ja keinen Augenblick Ruhe vor ihr, das arme Wurm!" Sie drückte ihn fest und zärtlich an sich.

„Du verziehst ihn, Mutter," sagte Dorchen halblaut. „Es ist kein zweites Kind im ganzen Ort, das so frech und ungezogen ist wie er." Lorenz hielt sich die Augen zu und machte eine schmollende, beleidigte Miene. Gleich darauf aber fand er es für rathsamer und discreter, sich bei den Erörterungen über seine Charaktereigenthümlichkeiten zu entfernen und inzwischen in der Werkstätte zu spielen.

„Ungezogen!" wiederholte die Großmutter, „er ist so lieb und gut wie nur ein Kind sein kann. Dir ist er freilich überall im Wege, weil Du ihm nicht ehrlich in's Auge schauen kannst. Aber das unschuldige Kind soll für Deine Sünden nicht büßen."

„Mutter, Du thust mir unrecht. Du weißt, wie lieb ich ihn habe, aber ich will nicht, daß er schlecht werde."

„Hättest für Dich selber sorgen sollen!"

„Das ist vorbei und ich trage schwer genug daran. Ihr aber thut nicht gut, daß ihr das Kind gegen mich aufhetzt, ich bin doch immer seine —"

„Schweig still! Sie können es noch früh genug auf den Gassen schreien. Geh' an Deine Arbeit und rühre mir das Kind nicht mehr an, hörst Du?"

— — Tischler Frünt war vor etwa sieben Jahren mit Frau, Tochter und Enkelkind aus dem Hannöverschen in das kleine, holsteinische Städtchen gezogen. Die ordentlichen, ruhigen Leute waren bald bei Nachbarn und Bekannten beliebt geworden. Der alte, schon ergraute Mann war noch immer thätig und fleißig und auch die Frau war, trotzdem sie fortwährend kränkelte, von morgens früh bis spät rührig bei der Arbeit. Kein Wunder, wenn sie anfangs oft traurig war. Kurz bevor sie hierher verzogen, war ihre jüngste Tochter, ihr Lieblingskind, gestorben, „ein Bild von einer Frau, ein Engel von Güte und Frömmigkeit". Sie war mit einem Verwandten ihres Mannes, einem Maurermeister, verheirathet gewesen und die Großeltern, so hieß es, hatten ihr einziges Kind, den Lorenz, zu sich genommen. Da sie selber nie einen Sohn gehabt, so war es um so begreiflicher, wenn sie dem Knaben mit der größten Liebe zugethan waren und darüber fast vergaßen, daß sie noch ein eigenes Kind hatten. Das war das Dorchen. Sie sah jetzt schon alt und vergrämt aus, aber man merkte ihr dennoch an, daß sie einmal schön gewesen sein mußte, trotzdem sie etwas verwachsen war. Wie alle Leute, die an einem körperlichen Gebrechen leiden, schien auch sie mißtrauisch, launenhaft und verschlossen zu sein. Nie erzählte sie von ihrem früheren Wohnort, nie von ihren jungen Jahren. Nur wenn sie auf ihre todte Schwester zu sprechen kam, ward sie redselig und konnte sich nicht genug des Lobes thun. Wie merkwürdig darum, daß sie den Jungen nicht leiden mochte und fortwährend mit ihm im Streit war. Freilich, es war ein wilder Racker und außerdem stand zu befürchten — die klugen Leute hatten das bald heraus — daß bei der Vorliebe der Großeltern für ihn ihr eigenes Erbtheil geschmälert würde; aber es war doch immer ihrer Schwester Kind.

Frünt's Dorchen war bald im ganzen Orte bekannt. Sie war ein Ausbund von Geschicklichkeit und Anstelligkeit und zu Allem verwendbar. Sie nähte, wusch und bügelte vorzüglich, war eine ausgezeichnete Köchin, eine flinke Aufwärterin und eine zuverlässige Krankenpflegerin. Die Honorationen des Städtchens: Bürgermeisters, Oberförsters, Pfarrers, Doctors, Postmeisters u. A. suchten ihre Dienste und Einer holte sie dem Anderen aus dem Hause.

Am Tage nach dem eben erzählten Vorgang war bei Rentmeisters große Abendgesellschaft und Dorchen hatte die Küche übernommen. Sie war gerade im Begriff den Pudding zu verzieren, als Lorenz wie athemlos hereinstürzte: „Tante, Tante, sollst einmal schnell nach Hause kommen."

„Warum denn, Lorenz?"

„Schnell, schnell, das wirst Du schon sehen."

Dorchen übergab die kochenden und brodelnden Gerichte der Obhut der alten Trine und folgte dem Knaben, der schon voran auf die Straße geeilt war. Eben hatte sie das Haus verlassen und wollte um die Ecke in die nächste Gasse biegen, als eine Rotte wilder Jungen unter Anführung des Lorenz sie umzingelte und mit dem Rufe: Buckeldorchen! Buckeldorchen! sie kunstgerecht von allen Seiten mit Schneebällen bombardirten.

„Weißt Du nun, was Du zu Hause sollst, altes Buckel?" schrie Lorenz.

Dorchen wandte sich nach ihm um und suchte ihn zu ergreifen. Der Knabe aber war gewandter als sie und während sie ihn vergeblich verfolgte, lief die ganze Rotte johlend und schneeballwerfend hinter ihr her, bis sie um den ganzen Häusercomplex eine regelrechte Rundreise gemacht und athemlos von der anderen Seite wieder vor Rentmeisters Haus ankamen. Gerade als sie in die Thüre eintrat, flog ihr noch ein wohlgezielter Ball an den Kopf und Buckeldorchen! Buckeldorchen! scholl es ihr nach. Dorchen blieb noch eine Weile auf dem dunklen Flur stehen. Sie mußte sich erholen. Grimm und Wuth und bitteres Weh kämpften in ihrem Herzen.

„Es kann nicht gut enden, kann nicht!" seufzte sie und wischte sich die Thränen aus den Augen. Dann trat sie in die Küche, als ob nichts geschehen.

„Der nichtswürdige, ungezogene Schlingel!" sagte die Trine, „ich habe es wohl gesehen, er hat Euch angeführt. An dem ist auch Hopfen und Malz verloren, der endet noch einmal an dem Galgen," fügte sie dann tröstend hinzu. Dorchen schrak zusammen. „Er ist nicht so schlecht, Trine," sagte sie mit zitternder Stimme, „nur wild und verzogen."

„Ihr kommt doch mit allen Leuten so gut aus, Dorchen, warum denn just mit dem Schlingel nicht?"

„Ist meine eigene Schuld, ich kann nun einmal die Kinder nicht leiden."

„Und den wohl besonders nicht, weil er seiner Mutter das Leben gekostet."

Dorchen schwieg und drehte den Braten um. Wie das brodelte und sprühte und zischte!

— — Es ist gut, daß nicht die Erziehung allein den Charakter bestimmt; es würden sonst viel mehr mißrathene Menschen auf der Welt umherlaufen. Lorenz wurde trotz aller Verzärtlichung der Großmutter, trotz der vielen Strafreden des Großvaters das, was man einen guten Jungen nennt. Seine Lehrer hatten ihn gern, seine Mitschüler suchten seine Freundschaft, seine Großeltern vergötterten ihn. Nur mit der Tante konnte er sich noch immer nicht verstehen. Wenn er sie sah, zuckte es ihm um den Mund, sie zu verhöhnen, prickelte es ihm in allen Fingern, sie zu zupfen, zu zerren, zu necken. Seitdem er so groß geworden, gab sie allen Widerstand gegen ihn auf und ertrug jeden seiner Streiche so gleichmüthig, als müßte es so sein. Sie war ihm nach und nach geradezu zum Spielzeug geworden, zu einer Sache, an der er seine Schelmerei, seinen Uebermuth, ja selbst seinen Groll auslassen konnte. Nur zuweilen, wenn er es gar zu arg trieb, traf ihn ein so vorwurfsvoller, schmerzerfüllter Blick, daß er einen Augenblick erschreckt inne hielt, um sich gleich darauf desto lustiger über sie zu machen. „Tante Buckel, was machst du für große Augen? Daß ich dich besser fressen kann. Ei, so friß mich doch einmal!"

Aber sie that ihm nichts, verklagte ihn weder bei den Großeltern noch bei den Lehrern, und entzog ihm niemals ihre Dienste. Nach wie vor packte sie Abends seinen Schulranzen, weckte ihn früh Morgens, wenn er noch zu arbeiten hatte, kaufte ihm Hefte und Schreibzeug und flickte ihm heimlich die zerrissenen Hosen. Nie fehlte ihm in der Schule ein Buch oder ein Heft, Tante Dorchen kannte genau seinen Stundenplan; nie kam er zu spät, Tante Dorchen wußte die Minute, wann er fortzugehen hatte. Ohne daß er es merkte oder ahnte, half sie ihm über manche Schwierigkeit hinweg und förderte ihn in all' seinem Thun. Der Großvater und auch die Tante wünschten, daß Lorenz die Tischlerei erlernen sollte, er selber hatte auch Lust dazu. Die Großmutter aber meinte, es

Digitized by Google

sei schade um den Jungen, er sei zu etwas Besserem bestimmt, und da er gut rechnen und schreiben konnte, so beschloß man auf ihren Rath, daß er Kaufmann werden solle. Sobald er Ostern confirmirt war, wurde er zu einem Manufacturisten in der nächsten größeren Stadt in die Lehre gethan. Alle vierzehn Tage, am Sonntag, kam Dorchen zu ihm, um seine Wäsche zu holen und ihm die früher mitgenommene sauber gewaschen und fein gebügelt wieder zu bringen. Ja, fein gebügelt, sogar der Herr Commis wunderte sich darüber und fragte einst, wer ihm das besorgt habe. „Unsere Magd," antwortete Lorenz, wurde aber doch roth und wandte sich verlegen um.

Einmal hörte es Dora selber, daß er sie so bezeichnet haben mußte. Das Dienstmädchen wollte ihre Ankunft melden und rief laut: Herr Lorenz, die bucklige Magd ist da! Dora wurde leichenblaß. Sie wußte nun, warum er sie immer im Beisein Anderer kurzweg Dorchen anredete, er schämte sich ihrer. Sie wollte ihn erst zur Rede stellen, wollte ihm vorhalten, wie schändlich es sei, zu lügen, aber dann dachte sie wieder, was bin ich denn selber anders als eine fortwährende Lüge, und als er kam, sagte sie ihm kein Wort. Sie stellte den Korb hin und ließ ihn gegen ihre Gewohnheit die Sachen selber auspacken. Der Knabe legte schnell die Wäsche zur Seite, er wußte, das Beste für ihn lag auf dem Grunde des Korbes. Richtig, da gab es wieder eine Ueberraschung: Wurst und Kuchen und Aepfel. Aepfel! noch um diese Jahreszeit! „O die gute Großmutter!" rief er entzückt, „sage ihr vielen, vielen Dank. Sie ist doch wohl? Nun halte dich aber nicht mehr länger auf, Dorchen."

„Tante Dorchen!"

„Gut, Tante Dorchen; Großmutter wartet gewiß auf dich, und du kannst ihr noch im Haushalt helfen."

Da ging Dora ihres Weges heim, ohne selber ein Dankeswort, einen Händedruck empfangen zu haben. Und doch freute sie sich immer wieder von Tag zu Tag, von Woche zu Woche auf den Sonntag, da sie zu Lorenz gehen konnte. Selbst die Stunden, in welchen sie mit seiner Wäsche beschäftigt war, stimmten sie schon froh. Sie hatte früher gar nicht geahnt, daß Einem das Bügeln so viel Freude machen könne. Wie vorsichtig benetzte sie das Zeug, wie sorgfältig regierte sie das Eisen, daß es ja kein Fältchen gäbe und der rechte Glanz herauskäme. Und war das Stück gelungen, dann hielt sie es lächelnd gegen das Licht und fuhr mit der Hand sacht tastend über die Rückseite. Kam dann endlich der ersehnte Tag, so schritt sie froh und leicht den weiten mühsamen Weg durch Wald und Feld. Ob er wohl wieder gewachsen ist? fragte sie sich selbst. Ob ihm auch nichts fehlt? Der arme Junge muß sich so plagen. Ob sein Prinzipal wohl noch mit ihm zufrieden ist? O gewiß, er ist ja brav und fleißig. So zog Hoffnung und Bangen durch ihre Seele, und hatte sie endlich ihr Ziel erreicht, so war sie zufrieden, wenn sie ihn nur sah. Aber auch das geschah nicht immer. Manchmal ließ er ihr sagen, er sei zu sehr beschäftigt, sie solle die Sachen nur auf seine Stube stellen und wieder fortgehen. Dann ward ihr doch weh um's Herz. Sie zögerte und wartete noch, und endlich, wenn es anfing zu dämmern, schritt sie in trübem Sehnen und Sinnen heimwärts der dunklen Nacht entgegen.

— — Zu Weihnachten sollte Lorenz die Großeltern zum ersten Mal besuchen. Es lag tiefer Schnee, und man befürchtete, daß der Weg nicht gebahnt sei. „Ich werde ihn holen," sagte Dora, „ich kenne den Weg, wir Beide kommen schon durch." Aber am Tage vor Weihnachten kam ein Bote mit der Nachricht, der Lorenz könne nicht kommen, er sei nicht recht wohl. „Er ist krank, schwer krank, ich weiß es," rief Dora, „ich gehe mit, ich muß ihn pflegen." Und sie ging mit.

„Ihr müßt nicht so eilen," sagte der Bote, als sie unterwegs waren, „Ihr mit Euren leichten Füßchen habt gut über den Schnee wegtrippeln, aber ich plumpse immer ein." Er hatte wirklich große Mühe, Schritt mit ihr zu halten, und als die Stadt in Sicht kam, blieb er immer weiter hinter ihr zurück. „Diese Frauenzimmer", murmelte er ärgerlich vor sich hin, „sie haben es immer eilig zum Guten und zum Bösen."

Dora's Befürchtung bewahrheitete sich, Lorenz war krank und lag in schwerem Fieber. „Es kann vielleicht Typhus werden," sagte der Arzt, und am nächsten Morgen bestätigte er es: „Es ist Typhus." Man wollte eine barmherzige Schwester zur Pflegerin nehmen, aber Dora bestand darauf, seiner selber zu warten. „Ich habe ihn als ganz kleines Kind auf dem Arm getragen," meinte sie, „ich weiß am Besten mit ihm umzugehen."

Da saß sie nun am heiligen Abend vor dem Bette des kranken Knaben und dachte an den Weihnachtsbaum, den sie geschmückt, an die schönen Dinge, die sie ihm selbst gearbeitet oder gekauft hatte, und an seine Freude, die sie sich so oft ausgemalt. Wie matt und hülflos er nun vor ihr lag! Nicht einmal erzählen durfte sie von Allem, was sie und die Großeltern ihm zugedacht. Nur nicht aufregen! hatte der Arzt gesagt. Sie lauschte von Tag zu Tag auf seine Anordnungen wie auf die Worte eines Heiligen, und jedes Mal, wenn er fortging, fragte sie: „Nicht wahr, es ist nicht gefährlich?" „Bis jetzt noch nicht." Sie lohnte ihm das Wort mit einem dankbaren Blick und wandte sich mit froher Hoffnung den schweren Pflichten ihres Amtes zu. Aber das Fieber wollte nicht weichen. Dora ging nicht aus dem Krankenzimmer. Nur am Tage, wenn das Fieber minder hoch war, gestattete sie, daß man sie ablöste, und gönnte sich wenige Stunden Schlaf. Es war in der dritten Woche, welche die Entscheidung über den Verlauf der Krankheit bringen sollte, eine kalte, klare Winternacht. Drinnen im Hause und draußen auf der Gasse tiefe Stille. Nur zuweilen knisterte und knirschte es draußen leise, als ob die Erde selber vor Frost erzittere unter der eisigen Schneedecke. Und hier drinnen im Kämmerlein wälzte sich der Kranke in heißen Fieberschauern, und seine Pulse flogen in beängstigender Schnelle.

Seit gestern hatte er die klare Besinnung verloren. Dora saß wie immer an seinem Bette, sie hielt den schlaffen Arm des Kranken in ihrer Hand und zählte den Pulsschlag. Sie lauschte auf jeden Athemzug, sie horchte auf jeden Laut und wandte keinen Blick von ihm. Und dennoch war ihre Seele anderswo. Erinnerungen, die sie lange zurückgedrängt, Gedanken und Zweifel, die sie oft bekämpft, kamen immer und immer wieder. War es recht, was sie gethan? Um ihrer Eltern, ihrer selber willen hatte sie ihr Kind verleugnet, hatte es fern der Heimath für das der Schwester ausgegeben. War es recht gethan? Sie hatte ihren Fehltritt schwer genug gebüßt, aber kann man mit der Lüge im Herzen, mit dem Betrug auf den Lippen büßen? Nur Wahrheit ist Buße. Und nun mußte das arme unschuldige Kind vielleicht für ihre Sünde leiden. Sie hatte ihm in ihrer verstorbenen Schwester eine Mutter erdichtet, hatte sie ihm ausgeschmückt mit aller Güte und Schönheit, daß das Kind sie wie eine Märchengestalt liebte und verehrte. Und die eigene Mutter? Die hatte es oft verachtet, geschimpft, geschlagen, und doch heißt es: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit Du lange lebst auf — „O, barmherziger Gott, laß ihn nicht darum sterben? Es ist ja nur meine Schuld, nur meine, meine!"

„Buckeldorchen! Buckeldorchen!" rief plötzlich der Knabe.

Ein Schreck durchschauerte ihre Glieder, sie sprang empor und ballte entsetzt wie gegen einen unsichtbaren Feind die Hand. Dann beugte sie sich über den Kranken, reinigte ihm den Mund und flößte ihm etwas zu trinken ein. Es pochte und hämmerte in ihr, als ob sie selbst fieberkrank sei. Einen Augenblick ging sie vom Bette fort und drückte die heiße Stirn gegen die kalten Fensterscheiben. Wie schimmerte der Schnee so rein, wie glitzerten und funkelten die Sterne so hell! „Ich thu' es, ich thu' es," rief sie mit einem Male, „wenn Gott ihn mir läßt, soll er Alles erfahren!"

Auf dem Gesims standen Schulbücher und Hefte des Knaben. Sie riß aus einem derselben ein Blatt Papier, setzte sich an die Kommode, wo das Nachtlicht stand und schreib mit bebender Hand:

Lieber Lorenz! Du liegst in Deinem Bett und bist schwerkrank, und ich allein bin bei Dir. Und ich meine, ich allein könnt' Dir helfen, wenn ich Dir Alles sage. Du hast mich nie lieb gehabt, hast mich oft geschimpft und nach mir geschlagen, und es war eine schwere Sünde, aber Du konntest nichts davor, ich selber hab' sie begangen. Du wußtest ja nicht, daß ich Deine Mutter war. Meine Schwester Therese war schön und gut, und Alles, was ich Dir von ihr erzählt habe, ist wahr. Ich war nicht schön und nicht gut, aber ich bin doch Deine Mutter. Im Walde kam ich zum ersten Mal mit Deinem Vater zusammen. Ich hatte in der Schonung, wo es verboten war, gekrautet. Da faßte er mich ab, der junge Forstgehilfe und sagte: Das kostet schwere Strafe. Und wie ich bange ward und zitterte, da setzte er hinzu: Aber wenn Du mir einen Kuß gibst, dann zeige ich Dich nicht an.

„Buckeldorchen! Buckeldorchen!" schrie der Knabe wieder. Er hatte sich halb im Bette aufgerichtet und starrte mit den großen tiefliegenden Augen in den Schein der Lampe.

Dora sprang empor und indem sie ihn sacht niederlegte flüsterte sie: „Kind, Kind, das mußt Du nicht wiedersagen." Sie bettete ihm das Kissen zurecht, gab ihm wieder zu trinken, legte ihm die Kompressen auf die Stirn und blieb vor dem Bette sitzen, bis er beruhigt weiter schlummerte. Dann fuhr sie fort zu schreiben:

Er war ein schöner Mann, Dein Vater, und ich wußte wohl, daß er die arme Buckelige nicht heirathen konnte, aber ich hab' ihn nun einmal so lieb gehabt. Noch eh' Du zur Welt kamst, ging er fort. Bald darauf kam der französische Krieg, und da soll er gefallen sein. Die Eltern hatten viel von meiner Schande zu leiden. Und als die Therese in ihrem ersten Kindbette starb, und ihr Mann nach Amerika ging, da sind wir fortgezogen und haben Dich für ihr Kind ausgegeben.

Nun weißt Du Alles, Lorenz, und nun mußt Du mich nicht mehr verachten und schimpfen, ich bin ja nun einmal Deine Mutter.

Sie faltete das Papier zusammen und legte es in ein Kästchen, in welchem der Knabe seine kleinen Kostbarkeiten zu verwahren pflegte.

Erleichtert und beruhigt setzte sie sich wieder vor das Bett und griff sanft nach der Hand des Kranken.

„Tante Dorchen eine Geschichte!" stammelte er mit heiserer, bebender Stimme.

Da stürzten ihr die Thränen aus den Augen, sie beugte sich über den Knaben, küßte ihn auf Mund und Wange und schluchzte: „Mein Lorenz! mein Kind!"

— — Lorenz war wieder genesen, aber Dora selber erkrankte am Typhus, so unerwartet und schnell, daß man sie nicht mehr aus dem Hause bringen konnte, und sie im Zimmer des Knaben gebettet werden mußte. Der alte Tischler kam herüber und versprach, alle Kosten für seine kranke Tochter zu bezahlen. Er wollte Lorenz mit nach Hause nehmen, aber der Knabe bestand trotz aller seiner Bitten, trotz der Vorstellungen des Arztes so flehentlich darauf, bei der kranken Tante zu bleiben, so daß man ihm willfahren mußte. Soweit es ihm bei seinen schwachen Kräften möglich war, suchte er ihre Dienste zu vergelten, und ungeachtet des ärztlichen Verbotes saß er oft stundenlang vor dem Bette der Kranken.

„Nicht wahr, Tante", sagte er wiederholt, „Du bist mir nicht mehr bös'?"

„Ich bin es nie gewesen, Du hast mir immer viel Freude gemacht", war ihre regelmäßige Antwort.

Ihre Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, und der Arzt schüttelte immer bedenklich den Kopf, wenn die Kaufmannsfrau sich nach dem armen Mädchen erkundigte. „Sie hat zu wenig zuzusetzen", meinte er.

Eines Nachmittags sagte Dora zu Lorenz: „Wenn Du kannst, so komm' heute Abend noch einmal wieder, mir ist so sonderbar zu Muthe."

Der Knabe kam und fand die Kranke ruhig schlummernd. Er

Digitized by Google

setzte sich vor sie hin, und während er das bleiche Gesicht betrachtete, sagte er unwillkürlich: Wie schön doch die Tante ist! Nach einer Weile schlug sie die Augen auf. „Du hier mein Kind?“ fragte sie leise, „bist doch gut!“ und dann schlummerte sie schon wieder ein. Aber nur auf Augenblicke. Da ward sie unruhig, und als ob die Stille mit der Mattigkeit kämpfe und sie besiege, öffnete sie gewaltsam die Augen und sagte: „Lorenz, dort in der Kommode, in Deinem Kästchen, ganz unten, unten, liegt ein Papier. Nimm es einmal her.“

Der Knabe holte das Blatt.

„Lorenz, wenn ich sterben sollte, und Du das liest, dann mußt Du nicht denken, Du hättest mir viel Kummer —“

Ein neuer Gedanke schien sie plötzlich zu ergreifen und zu beherrschen, sie hielt inne, richtete sich halb auf und sagte mit lauter fester Stimme: „Nein, mein Lorenz, das nicht, das nicht! Um Gotteswillen öffne die Ofenthür und schnell das Blatt in's Feuer!“

Der Knabe gehorchte, und wie die Flammen das Blatt erfaßten und die kleinen schwarzen Theilchen leichtbeschwingt hinausflogen, da leuchteten die Augen der Kranken auf in lichter Gluth.

Lorenz stand erstaunt und mit fragender Miene vor ihr. Da langte sie nach seinen Händen, schaute ihn mit verzehrendem Blick an und sagte mit zitternder, verhallender Stimme: „Kind, Du hast mir viel Freude gemacht, und ich, ich hab' Dich immer so lieb gehabt, so lieb, wie eine -- sag's einmal, nur einmal, mein Kind, wie eine Mutter.“

„Mutter!“ rief der Knabe.

Ueber das Gesicht der Kranken flog ein seliges Lächeln. Sie fiel zurück, ihre Augen schlossen sich, noch ein kurzes, leises Athemholen — sie war todt. Der Knabe sank nieder an das Bett, drückte die kalte Hand an seine Lippen, und halb unbewußt, halb ahnungsvoll schluchzte er: „Mutter!“

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Schuldig.“

Volksdrama in drei Acten von Richard Voß.

(Berliner Theater.)

„Gestatten Sie mir, Ihnen nochmals für die überaus liebenswürdige Aufnahme zu danken, die Sie einem Werke bereitet haben, das aus dem tiefsten Herzen eines echten Dichters entsprungen ist.“

So ungefähr lauteten die Worte, mit denen Herr Director Barnay am vergangenen Sonnabend sein Publikum entließ. Man mag über den Geschmack, der aus solcher Directorialkritik spricht, verschiedener Meinung sein; wir haben im „Berliner Theater“ uns an Vieles gewöhnen lernen, wir werden auch das verschmerzen. Wer aber an jenem Abend unbefangenen Sinnes den Dingen zugesehen hat, der wird nicht daran zweifeln können, daß die Gefühle, denen der beredte Herr Director Ausdruck gab, von der Mehrheit im Zuschauerraum getheilt wurden. Diesmal hat nicht die Claque allein den Erfolg gemacht; die Berufsklatscher, denen offenbar nicht immer die genauen Stichworte gegeben waren, haben sogar mehrfach gestört und geschadet. Das Publikum war ergriffen, die Taschentücher waren in Bewegung und die schöne Geschichte vom tiefsten Herzen eines echten Dichters fand ein geneigtes Gehör. Man hatte das dreiactige Volksdrama „Schuldig“ von Richard Voß aufgeführt. Die Straßenplakate weisen hinter dem „Schuldig“ ein Ausrufungszeichen auf, das der Theaterzettel unterdrückt. Ich entscheide mich für die Straße und möchte dasselbe Zeichen auch hinter dem Namen des Dichters noch einmal sehen. Schuldig! Von Richard Voß! Er ist der Poet der Ausrufungszeichen.

Richard Voß ist von langer und schwerer Krankheit genesen: dieser Thatsache werden sich alle Freunde des immer talentkränklichen Spätromantikers aufrichtig freuen. Das Drama, das der Genesene uns gab, steht gänzlich außerhalb jeglicher Kunst und auf der untersten Stufe einer groben und rohen Mache: das ist sehr zu bedauern und es fragt sich nun, ob man künstlerischen oder persönlichen Erwägungen den Vorrang lassen, mit anderen Worten: ob man aus zärtlicher Rücksicht auf den sensiblen Reconvalescenten das öffentliche Urtheil fälschen soll. Das Publikum, auch das muß gesagt werden, ließ sich nicht durch Pietätsbedenken leiten; in Deutschland wird man auf literarische Persönlichkeiten für gewöhnlich erst dann aufmerksam, wenn sie in sensationelle Ereignisse irgend welcher Art verwickelt werden, und es konnte daher nicht weiter überraschen, daß viele gute Leute den Dank sagenden Hülfsregisseur des „Berliner Theaters“ für den Dichter hielten. Was nun die Kritik anbetrifft, so meine ich erstens, sie sollte von jeder persönlichen Rücksichtnahme auf private und familiäre Verhältnisse Abstand nehmen und streng das Interesse der Kunst wahren; und ich meine zweitens, sie erweist einem Dichter unter allen Umständen den besten Dienst, wenn sie ihm unerschrocken die Wahrheit sagt und sich nicht auf die subalterne Aufgabe eines Bestätigungsamtes beschränkt. Francisque Sarcey, ein Mann, der kein bedeutender Literaturkritiker, aber einer der besten Theaterkenner in Europa ist, hat vor einigen Jahren im „Temps“ den beherzigenswerthen Satz ausgesprochen: „La sottise de beaucoup d'auteurs est de croire que l'approbation soit la seule forme et la meilleure de la bienveillance.“ Ein besseres Motto ließe sich für die heutige Betrachtung kaum finden.

Ein Volksdrama hat Richard Voß sein neues Stück genannt; früher hätte ein älterer Voß wohl die uns Allen vertraute Bezeichnung Melodrama gewählt. Denn es ist schlechter d'Ennery, was wir da gesehen haben und man muß schon auf den berüchtigten „Courier de Lyon“ und auf die „Tour de Nesle“ zurückgehen, um passende Pendants zu dieser Criminalgeschichte zu finden, die juristisch genau so unmöglich ist wie menschlich. Daß dergleichen brutale Machwerke auf das „Volk“, das heißt doch wohl: auf den einfachen, vom dumpfen Gefühl mehr als vom Intellect beherrschten Menschen nur den verderblichsten Einfluß üben können, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Auch die geistige Vergewaltigung ist ein Verbrechen gegen die Sittlichkeit.

Es gibt ein vielgelesenes englisches oder amerikanisches Schauerblatt, „Police News“ genannt, das in plumpen Illustrationen die tollsten Criminalfälle vorführt. Dieses von Damen und solchen, die es sein sollten, bevorzugte Journal könnte aus dem Voßischen Drama eine „gute Nummer“ machen, wie der Operettenschließer des Stückes sagen würde. Erstes Hauptbild: Vor den Gerichtsschranken stehen der unschuldige Zuchthäusler und der im Sterben geständige Mörder sich gegenüber. Zweites Hauptbild: Der freigelassene Sträfling hat mit der Axt „den Schänder seines Weibes und seiner Ehre“ erschlagen; ihn umringt seine jammernde Familie und mit flackernden Lichtern dringt eine wüste Ballgesellschaft in die Spelunke der That; hinten ein Schutzmann, vorn ein Assessor. Zwischen diesen Haupttreffern ließen sich noch allerlei hübsche Genrebilder anbringen: Der Gewissensbiß des Staatsanwaltes; der illegitime Stiefvater als legitimer Kuppler; Vater und Sohn beim Schnaps ꝛc. Eine gute Nummer. Aber dem „Volk“ möchte ich diese gute Nummer nicht gerade in die Hände geben, und daß ihre Vorführungen dem tiefsten Herzen eines echten Dichters entsprungen sind, das würde am Ende selbst Herr Barnay nicht glauben.

Richard Voß ist einer der unmodernsten Menschen, die sich denken lassen; das moderne Leben wird ihm erst da interessant, wo es mit dem Mordgewehr zu spielen anfängt oder sonst irgendwie mit dem Strafgesetz in Collision geräth. Der müde Mann sammelt in Zuchthaushöfen die Scherben menschlicher Existenzen. In „Eva“, in „Alexandra“ ließ er seine beautés de nuit, die keinen Schimmer hellen Tagelichts vertragen können, schuldig werden; dieses Mal hat er sich über den unschuldig Verurtheilten hergemacht, der schon in ungezählten Melodramen der schlechten alten Zeit sein lermoyantes Wesen trieb. Ein braver Mann soll gemordet haben, sein bester Freund belastet ihn, der Indicienbeweis ist lückenlos, der brave Mann kommt in's Zuchthaus, oder wie Voß sagt: in's „Criminal“; wer mag das Kind beim rechten Namen nennen? Nach zwanzig Jahren hat sich Nummer 37 zu einer „angenehmen, commoden Nummer“ heraufolirt und nun bringt das Bekenntniß eines Sterbenden — „die alte Geschichte“, sagt der vorsichtige Dichter — die Wahrheit an die Sonnen. Nummer 37 ist unschuldig, der befreundete Belastungszeuge hat den Mord begangen. Der Raubmörder Wilhelm Schmidt hat das außerordentlich schlaue Incognito eines William Smith gewählt, aber nun kam ihm das Sterben an und das Beichten und nun war es aus. Man reißt und schleppt ihn vor den Richter, die Scene wird zum Tribunal und es gesteht der Böse-wichter, getroffen von der Rache Strahl. „Vor Zeugen!“ schreit mit einem schönen Ausrufungszeichen der pathetische Erste Staatsanwalt und ein gerührter Assessor fügt mit derselben Interpunktion hinzu: „Und diesmal ohne Widerruf!“ Denn nun ist Schmidt-Smith ganz todt; vorher hatte er eine Weile den wilden Mann gemacht. Daß ihn ein Mulatte und eine barmherzige Schwester escortirten, wird für den Zeichner der Police News erfreulich sein.

Ort der Handlung: Eine große norddeutsche Stadt. In dieser großen norddeutschen Stadt gibt es ein „Criminal“, dessen Director die Gefangenen in berechtigter Eigenthümlichkeit ausnahmelos als „Canaillen“ bezeichnet und dessen Schließer die Sprache des seligen Frosch aus der „Fledermaus“ spricht. Ein fideles Gefängniß. In dieser großen norddeutschen Stadt reden die Ersten Staatsanwälte wie die Helden aus den Romanen der Elisabeth Bürstenbinder (sprich: E. Werner) und die adligen Assessoren trocknen sich jüngferliche Thränen ab. In dieser großen norddeutschen Stadt werden die Sterbenden aus ihren warmen Hotelbetten geholt, um ein Geständniß abzulegen; fast hätte ich gesagt: um einen Actschluß herbeizuführen. Ort der Handlung: Zwischen der ersten und dritten Coulisse. Zeit: Zwischen sieben und zehn. Aber es kommt noch besser.

Vom Criminal in die Destillation. Der gerührte Assessor geleitet die kindergemüthliche Nummer 37 zu ihrer Familie. So machen sich in den großen norddeutschen Städten diese Dinge: man benachrichtigt die Angehörigen eines nach knapp zwanzigjähriger Zuchthaushaft Freigelassenen nicht, sondern irgend ein Assessor gestattet sich das besondere Plaisir, die nummerirte Canaille in ihr stilles Heim zu geleiten. Still ist's in der Destillation. Mutter 37 hat aus bitterer Noth einen Zuhälter genommen, der sie tyrannisirt und nebenbei in schwerer Kuppelei arbeitet. Aus welchen geheimen Gründen der durch die Redensart „immer coulant, immer coulant“ fein und bündig charakterisirte und qualificirte Kuppler zu dem alternden Weibe hält, das erfahren wir erst, wenn das Stück sich endet: er ist nämlich so, der immer Coulante, er hat seine Lust am Quälen und läßt sich's auch was kosten. Im Uebrigen kriechen noch die Kinder von Nummer 37 umher: Der Sohn Sozialist und Süffel, besondere Kennzeichen: nennt das Leben eine Bestie und den Branntwein seinen treuesten Kameraden; die Tochter angehendes Dirnchen, aber sonst gut, edel und schön; singt Gassenhauer und ist höchst fromm; goldblonde Haare, tanzt gern, sieht mehr auf gute Behandlung als auf schlechtes Essen; Gesichtsbildung: gewöhnlich; Temperament: dreieckig ausgeschnitten. Mutter und Kinder leiden bitterlich unter der Schmach der Zuhälterei. Viele Ausrufungszeichen. Es liegt in der Luft wie Weihrauch, Petroleum

Digitized by Google

und Fusel. Von Zeit zu Zeit wird eine süßlich vermoderte blaue Blume hervorgekramt. Durch die Fenster sieht man, wie wirkliche Menschen an der „Destille" vorüber gehen. Es gibt also wirkliche Menschen. Käme doch Einer herein, Ausrufungszeichen. Aber dann wäre das Stück aus und wir haben erst zehn Minuten nach acht.

Es hält ohnehin schon schwer genug, die zwei fehlenden Stunden ohne Anstand auszufüllen. Denn eigentlich ist um halb neun spätestens bereits alles in schönster Ordnung. Ein wackerer Mann, ein Mann mit Geld, also ein guter Mann, hat sich in der Eile mit dem goldblonden Dirnchen verlobt und damit sind Siebenunddreißigs gerettet; sie brauchten nur ihre Sachen zu packen und den Coulanten allein weiter kuppeln zu lassen. Daran aber denkt kein Mitglied der feinen Familie, denn die Herrschaften haben sämmtlich ihre Rollen gelernt und in denen steht noch manches Ausrufungszeichen. Endlich ist es so weit. Der Assessor, der nur 'mal schnell in's Criminal gegangen ist, verspätet sich und Nummer 37 benützt diese gute Gelegenheit, um dem in der besten Quällaune befindlichen Zuhälter den Kopf zu spalten. Die dazu erforderliche Axt hatte ihm sein Sohn vorsorglich bereit gelegt. Denn noch vor dem Vater wollte der Sohn spalten und zwar denselben Kopf. Diese löbliche Absicht entsprach zwar nicht seinem Charakter, aber schließlich mußte die Axt doch auf irgend eine anständige Art herbeigeschafft werden. Immer coulant, meine Herren, immer coulant.

Das zweite Opfer liegt, die Gäste vom Kuppelball steigen nieder, das zweite Hauptbild aus der „Police News" wird gestellt, und während sich pünktlich nun auch der Assessor einfindet, erklärt Nummer 37, die „unschuldige Verurtheilung" habe einen veritablen Mörder mehr gemacht. Das Publikum tobt Beifall, ein Herr im Frack fragt, ob er an Voß telegraphiren dürfe, in der Garderobe entstehen durch Nummer 37 die ärgsten Irrungen und Wirrungen und vor dem Soufleurkasten enthüllt der Director — nicht der vom Zuchthaus, sondern der vom Theater — das tiefste Herz eines echten Dichters. Letztes Ausrufungszeichen. 9 Uhr 57 Minuten.

Vielleicht hat der kalte Regen des Osterheiligabends den Einen oder den Anderen aus dem Publikum zur Besinnung gebracht. Dann wird sich der Eine gesagt haben, daß Nummer 37 nicht durch den verhängnißvollen Justizirrthum, sondern nur durch den Wortlaut ihrer Rolle zum Todtschlag geführt wurde; und der Andere, daß er drei Stunden hindurch einer unerhört charakterlosen Colportageromansprache andächtig gelauscht hat. Und wenn sie denselben Weg hatten, werden sie sich bald darüber geeinigt haben, daß der Verfasser des Volksdramas in gröblichster Weise Tendenz gemacht und äußerst treffend — daneben gehauen hat.

Auf die Tendenz möchte ich nicht weiter eingehen. Die Gelehrten der Criminalprozeßordnung mögen entscheiden, ob Vossens Verdammung jedes nur auf den Indicienbeweis gegründeten Urtheils berechtigt ist. Soweit einfacher Menschenverstand aus dem aufgebotenen Phrasenschwulst überhaupt klug werden konnte, schien ihm eine Lehre gepredigt zu werden, die etwa so gerechtfertigt aussah, wie ein Verbot, Häuser zu bauen, weil ein vom Gerüst herabfallender Balken einen Menschen erschlagen könnte. Sprechen wir nicht mehr davon. Aber muß Nummer 37 denn wirklich morden; gibt es kein anderes Mittel, die durch zwanzig Jahre des Ernährers beraubte Familie zu retten; trägt die mangelhafte Rechtsordnung die Verantwortung des Todschlages? Richard Voß sagt: Ja! Ich erlaube mir zu antworten: Nein. Der Sträfling ist frei, von den Seinen geliebt, die Tochter ist glückliche Braut, nur ein Mittel gibt es, die ganze Herrlichkeit zunichte zu machen, und Nummer 37 greift zu diesem einzigen Mittel: sie mordet. Daß der Unschuldige seiner gewaltthätigen Natur folgt, würden wir gern glauben; daß er als Opfer der Justiz zum Mörder wird, lassen wir uns nicht einreden.

Mit ungleich größerer Feinheit hat kurz vor Voß der junge Herr Wilhelm Meyer in seinem Trauerspiel „Unschuldig"*) denselben Stoff behandelt. Da bleibt die Criminalgeschichte im Hintergrunde und unsicher noch tastet sich eine selbständige Begabung zu einem Stückchen Menschlichkeit vorwärts. Das Trauerspiel wurde abgelehnt und der Tantenchor fand es „kraß". Nun überrennt Voß jedes gesunde Denken und Fühlen und seinem mit der Axt zusammengehauenen Volksdrama lacht der Erfolg. Es ist die alte Melodramenerfahrung: so lange das Publikum nicht Menschen sieht, sondern nur declamirende Marionetten, so lange nimmt es alles willig in den Kauf. Richard Vossens Bretter bedeuten keine Welt und darum ließen sich selbst die prüdesten Philister eine Schauercomödie gefallen, in der die folgenden Gesetzesverletzungen aufgehäuft sind: Raubmord, Meineid, Widerstand gegen die Staatsgewalt, fahrlässige Tödtung durch die gerichtliche Vorladung eines schwer Kranken, qualifizirte Kuppelei, Bedrohung mit körperlicher Mißhandlung, Concubinat, Beleidigung der geltenden Rechtsordnung, Todtschlag. Für drei obendrein noch mit Zuchthausluft, Dirnenparfum und Schnapsdunst geschwängerte Acte der Rohheit ist das am Ende genug. Aber Niemand ist empört, nicht im Parquet, nicht in den Logen: „Sie spaßen nur, vergiften zum Spaß," sagt von der Ermordung des Gonzago der zum Theaterkritiker geborene Dänenprinz.

Der Erfolg des Ausrufungsdramas bedeutet einen weiteren Schritt zur Verrohung unseres Theaterpublikums und deshalb bedaure ich ihn; aber dieser Erfolg ist auch geeignet, einen Dichter zu Grunde zu richten, und deshalb muß das öffentliche Gericht in diesem Falle jede Schonung verbannen. Richard Voß sollte das Theater gänzlich meiden und besonders von modernen Stoffen sich ängstlich fern halten. Er kennt das Leben nicht und erträumt sich Zuchthäuser und Destillationen, die noch kein sterbliches Auge sah, und was sich nie und nirgends hat begeben, das speculirt er in den greifbaren Rahmen einer großen norddeutschen Stadt hinein. Er hat auch nicht die Gabe der Individualisirung und so sprechen alle seine Homunkel männlichen und weiblichen Geschlechtes die gleiche unpersönliche Vossische Sprache, auf deren verstiegenen Perioden der Staub ungelüfteter Leihbibliotheken dick und schwer lastet. Falsche Gefühle, falsche Moralbegriffe, falsche Worte, darüber ein verschlissener Theatermantel, dessen fahle Pracht allerhand bunte Flicken entstellen. Früher versöhnte mit diesem glänzenden Trödel der echte Leidenschaftsschrei „aus dem tiefsten Herzen eines echten Dichters". In dem neuen Drama schreit die Leidenschaft nicht mehr, sie ruft aus. Was hat der Dichter der römischen Novellen und des Convertitenromans auf dieser Galeere zu schaffen? Will er nicht lieber ein ganzer Poet sein für Wenige als ein gefeierter Theaterkritiker für Alle, für die ewig unveränderlich blöde Gemeinheit? Auf dem Wege, den Richard Voß jetzt eingeschlagen hat, ist er über die äußerste Grenze der Kunst hinausgelangt, in jene Vorstädte der Dramatik, wo der Mensch erst beim geschminkten Zuchthäusler anfängt. In dem schwärzlichen Gewimmel der Melodramatiker wird auch Voß einst nur noch eine Nummer sein, aber keine angenehme, keine commode Nummer.

Für die Schauspieler war es ein Festtag, wie er seit den Zeiten der Mama Birch-Pfeiffer auf besseren Bühnen nur selten noch sich bietet. Complicirte Menschen darstellen ist schwer, dankbare Rollen spielen ist leicht; und hier war jeder Zoll eine Rolle. Ganz bezaubert und berauscht vom Phrasenschall gab sich Fräulein Butze einer hohl tönenden Declamation hin und die gute Lunge weckte laute Hände. Die Herren Suske und Weiß ließen durch ihren jung- und altczechischen Dialect „Heimath böhmische" zu Ehren kommen und die kleinen Mädchen des Fräulein Odilon lispeln zwar nicht englisch, aber sächsisch, wenn sie Gefühle lügen. Nummer 37 war Herr Barnay; der Herr Director hatte sich selbst bemüht und er hat vielleicht einen neuen Zug Kean gefunden. Vossens schlechte Kunst kommt aus einem überhitzten Temperament, die ausgezeichneten Künste des Herrn Barnay kommen aus einem scharfen Theaterverstand; die Schlauheit konnte die Brutalität controliren und so gab es einen fein berechneten Effect in drei Acten. Salvini, Sonnenthal, Possart haben die Sträflingsschablone festgestellt: den schwankenden, schlürfenden Gang, die monoton in's Leere hallende Rede, die unfreien Bewegungsversuche der Arme und Hände. Wie ein Meister hat Herr Barnay mit diesem Handwerkszeug gewirthschaftet. Seine Thränen sind unecht wie sein durch einen fanften Kehlkopfdruck charakterisirtes Kindergemüth und nie hat er einen glaubhaften Menschen auf die Beine gestellt. Aber was thut das hier? Wo es gilt, eine blendende Theaterfigur in äußerliche Bewegung zu setzen, da steht Herr Barnay seinen Mann, und jene die Hörer foppende Talminatürlichkeit, in der er excellirt, eignet sich trefflich für den Vossischen Pseudorealismus. Herr Barnay ist vielleicht der letzte große Melodramenspieler in Deutschland und sicher der schlaueste Effectberechner. Er hält es mit der Mehrheit und die Mehrheit hält zu ihm; er steht zur Kunst in einem, durch die lange Dauer beinahe schon legitimirten Concubinatsverhältniß, und die Himmelstochter, die ihn mit Butter versorgt, muß manchen Puff erleiden. Aber denen im Parterre gefällt's, denn sie merken, daß der interessante Herr da oben sich nur ihretwegen in solche Unkosten stürzt. Oder bedenkt Herr Barnay nicht, daß er mit der Mordaxt schön aussehen muß, wenn er im Wirbelwind der Leidenschaft plötzlich die unkleidsame Mütze vom Kopfe streift? Ein Mensch würde in solchem Augenblick nicht an seine Mütze denken, aber der Schauspieler denkt an seine neue weiße Perrücke. O, Herr Barnay ist schlau und höflich, und was er gibt, das kommt aus dem tiefsten Herzen eines echten Künstlers. Mit der Nummer 37 ist ihm ein Haupttreffer in den Schooß gefallen: endlich wieder eine Rolle, in der man sich photographiren lassen kann. Ausrufungszeichen wonnigsten Entzückens. M. H.

*) Leipzig, Rauert & Rocco.

Notizen.

Gift und Gegengift. Roman von Anton Freiherrn v. Perfall. (Stuttgart, Deutsche Verlags Anstalt.) — Das Buch beginnt sehr stimmungsvoll mit einer Reihe leidenschaftlich bewegter Ergebnisse, die sich während einer Ueberfahrt nach Amerika auf einem Oceandampfer „Hamonia" entspinnen. Der verbummelte Sprößling eines alten Grafengeschlechts, der, von seiner Familie aufgegeben, sich als Heizer auf dem genannten Dampfer verdingt, um in der neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, steht im Mittelpunkte der Handlung. Der Verfasser führt uns mit seinen Helden nach Californien, das er offenbar mit genauer Kenntniß von Land und Leuten schildert. Spannung um jeden Preis ist Perfall's Losung, auch um den Preis der Geschmacklosigkeit. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit werden mißachtet, wenn es nur wirkt, verblüfft, sensationell wirkt. Trotzdem sich der Autor in seinen Beschreibungen stark von Zola beeinflußt zeigt, so ist das ganze Buch doch in einem sehr schnodderigen und flüchtigen Stil geschrieben. Besonders naiv geht er gegen seine Figuren vor, sobald sie ihm unbequem werden: er läßt sie einfach eines ebenso plötzlichen, als räthselhaften Todes sterben, so hier die Gräfin und den Grafen. Es fehlt der künstlerische Ernst, der durch keine Fingerfertigkeit ersetzt wird.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Katechismus
der
Moral und Politik
für das deutsche Volk.

436 Seiten gr. 8°.
Preis broschirt ℳ 3.60,
elegant gebunden ℳ 4.80.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Karl von Hase's
Gesammelte Werke.

24 Halbbände zu je ℳ 5.—.

Erschienen: Kirchengeschichte 1—4. Geschichte Jesu 1. Polemik 1/2. Jugenderinnerungen. **Unter der Presse:** Geschichte Jesu 2. Annalen meines Lebens. Reden an die Jünglinge der freien deutschen Hochschulen.

Zeitschrift gesucht.

Ein junger Verlagsbuchhändler sucht eine gut eingeführte, entwicklungsfähige belletristische oder literarische Zeitschrift oder Romanzeitung zu kaufen. Offerten mit allen nöthigen Angaben unter **„Zeitschrift"** an die **„Gegenwart", Berlin W.,** Culmstr. 7.

Soeben erschien in der meisterhaften Übersetzung aus dem Russischen von Wilh. Henckel die **dritte, wohlfeile Auflage**
des
Raskolnikow Roman von **F. M. Dostojewskij.**
2 Bde. eleg. Ausst. M. 8.—.

„Dostojewskij hat in diesem Roman eine Meisterschaft psychologischer Detailmalerei bekundet, wie wir sie bisher noch nicht angetroffen haben."
Nationalzeitung.

☛ *Die mehr oder minder schlechten Übersetzungen der Konkurrenz geben auch nicht annähernd dieses grossartige russische Werk wieder, es ist daher ausdrücklich die Henckelsche Übersetzung zu fordern.*

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Soeben erscheint im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig:**

Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften
von
Dr. Carl Freiherr du Prel.

2 Bände in 8° eleg. brosch. à Band ℳ 4.—.

Der I. Band: „Thatsachen und Probleme" behandelt verschiedene kulturhistorische und psychologische Probleme, die bisher für unlösbar gehalten wurden. Der II. Band: „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik" liefert die experimentelle Bestätigung. Die Gegner der übersinnlichen Weltanschauung werden dem hier angehäuften Thatsachenmaterial wenig entgegenstellen können, der Sache des Mysticismus aber wird das interessante Werk zahlreiche neue Freunde zuführen.

Georg Wriß, Verlag in **Heidelberg.**

Vor Kurzem erschien:
Sudermann's „Ehre" — Kunstwerk oder Mache?
Eine zeitgemäße Betrachtung von **Ernst Traumann.**
Preis 75 ₰.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe in der Schweiz.

Eine Studie zu Goethes Leben.
Von
J. Herzfelder.

8. Preis geheftet: ℳ 3.60.
Elegant cartonnirt: ℳ 4.20.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Episteln und Vorträge
von
Wilhelm Jordan.

Broschirt 4 ℳ, gebunden 5 ℳ.

Frankfurt a. M.
W. Jordans Selbstverlag.

Soeben erschien:
Heinrich v. Treitzschke
als Erzieher.
Von * * *.
Preis 80 Pf.
Verlag von **Georg C. Bürkner,**
Berlin, Schmidstr. 21.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berliner Autoren.
Von
Ernst Wechsler.

8°. (323 S.) Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, das moderne litterarische Leben der Hauptstadt des deutschen Reiches in weitausschauenden, gedankentiefen, formvollendeten Einzeldarstellungen widerspiegeln zu lassen, und jedermann wird, selbst nach flüchtigstem Einblick in dieses originelle Buch zugestehen, daß der Verfasser seine Aufgabe glänzend gelöst hat.

Unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

INTERNATIONALE KUNST-AUSSTELLUNG BERLIN 1891

1. Mai bis 15. September.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Lage der Sozialdemokratie. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — Rußlands Friedensbedürfniß. Von Wilhelm Henckel. — **Literatur und Kunst:** Die architektonische Erbschaft des Jahrhunderts. Von Theodor Unger-Hannover. — Zu Heinrich Leuthold's Biographie. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen. Von Adolf Wilhelm. (Fortsetzung.) — **Feuilleton:** Zwei Kinder. Von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Vom deutschen Schriftstellerverband. Ein Präludium zum Schriftstellertag in Berlin. Von Martin Hildebrandt. — Rossi und Sonnenthal. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die Lage der Sozialdemokratie.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Am 1. April war ein halbes Jahr vergangen, seit das Sozialistengesetz außer Kraft getreten ist. Der Zeitraum ist zu kurz, um ein abschließendes Urtheil über die Wirkung dieser Veränderung zu gestatten. Aber von Nutzen ist es doch, ab und an genauer zuzusehen, wie sich die Lage der Sozialdemokratie inzwischen gestaltet hat. Denn die Sozialdemokratie ist nun einmal ein Factor, welcher bei keiner wichtigen politischen Maßnahme außer Acht gelassen werden darf. Höchst unberechtigter Weise hat man dem Reichskanzler v. Caprivi, weil er neulich im Reichstage diese Thatsache offen anerkannte, den Vorwurf gemacht, der Partei eine Bedeutung gegeben zu haben, welche sie in Wirklichkeit nicht besitze. So lange der soziale Wandlungsprozeß, welchen die im Laufe dieses Jahrhunderts vollzogene Umwälzung der wirthschaftlichen Productionsweise hervorgerufen hat, nicht zu einem befriedigenden Abschlusse gekommen ist, wird die Sozialdemokratie — und zwar in Deutschland mehr als in irgend einem anderen Lande — die größte Gefahr für die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung bleiben. In erster Linie ist sie das stärkste Hinderniß der Herstellung eines ersprießlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Ohne Zweifel hat sich ein großer Theil der Arbeitgeber den Verschiebungen, welche dies Verhältniß durch die moderne Gestaltung der Industrie naturnothwendig erfahren mußte, allzu lange mit hartnäckiger Verblendung widersetzt, aber nimmermehr hätte es zu so schroffen Gegensätzen kommen können, wie wir sie thatsächlich vor Augen sehen, wenn nicht die utopistische Vorspiegelung einer absoluten sozialen Gleichheit dazwischen getreten wäre und das ehrliche Streben, auf dem Boden des Möglichen zu einem Ausgleiche zu gelangen, durchkreuzt hätte — eine Vorspiegelung, welche im Lande der allgemeinen Schulbildung und bei der Empfänglichkeit des Deutschen für phantastische Speculationen doppelt verhängnißvoll wirken mußte. Gelingt es der Sozialdemokratie, sich so mit ihren Theorien und Versprechungen als Keil zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern zu behaupten, so verlängert sie damit in's Unabsehbare einen Zustand der Ungesundheit, der mit der Zeit ein unheilbarer Krebsschaden werden müßte. Was sollte es nützen, diese Gefahr zu vertuschen? Im Gegentheil, sie kann nicht oft genug zum Bewußtsein gebracht werden. Nur ist es von Interesse, zu beobachten, ob sie größer oder geringer wird.

Ueberblickt man diese letzten sechs Monate, so kann man nur sagen, daß diejenigen, welche von dem Ablauf des Sozialistengesetzes eine wüste demagogische Springfluth für ganz Deutschland befürchteten, angenehm enttäuscht sein müssen. Freilich hätte die Sozialdemokratie einen größeren Fehler gar nicht begehen können, als wenn sie von den ihr plötzlich wieder zugefallenen Freiheiten einen Gebrauch gemacht hätte, der wie eine Herausforderung der Staatsgewalt erschienen wäre. Man wußte recht wohl, daß die $1^1/_2$ Millionen Wähler vom 20. Februar 1890, auf denen so ziemlich das ganze Prestige der Sozialdemokratie beruht, bei Weitem nicht alle überzeugte Anhänger der Partei seien; die zahllosen „Mitlaufenden" und die „Halben" würde man durch eine Action von unzweideutig revolutionärer Färbung vielleicht auf immer von sich abgestoßen haben. Sodann hatte man Grund, doppelt behutsam aufzutreten in einem Augenblicke, da man sich anschickte, das platte Land zu erobern. Mußten doch diesem Zwecke zu Liebe selbst die altgewohnten gotteslästerlichen Reden der sozialdemokratischen Atheisten verstummen! Andererseits war als Antwort auf jede provocatorische Agitation eine neue Verschärfung der staatlichen Abwehrmaßregeln zu befürchten. Zu lange aber hatte man die freiere Bewegung ersehnt und zu große Hoffnungen hatte man auf dieselbe gebaut, als daß man sie, nun man ihrer endlich theilhaftig geworden, wieder hätte auf das Spiel setzen sollen. Darum wandten die Führer Alles daran, die Ungeduld der „Jungen" zu beschwichtigen und einer Taktik der Mäßigung die Oberhand zu verschaffen.

Erwiesen sich so die Befürchtungen, welche man vielfach an den Wegfall des Sozialistengesetzes geknüpft hatte, als unbegründet, so gingen aber auch die Erwartungen der Sozialdemokratie nicht in Erfüllung. Sie hatte schon vorher durch den 1. Mai einen schweren Schlag erlitten. Die klägliche Zerfahrenheit, mit welcher die Anfangs so pomphaft angekündigte Demonstration zur Ausführung kam, mußte ihr Ansehen empfindlich schädigen. Auf der anderen Seite brachte die entschlossene Erhebung, zu welcher das Bürgerthum aufgerüttelt ward, weiten Arbeiterkreisen zum ersten Male den ganzen Ernst des Kampfes zum Bewußtsein, zu welchem sich fortreißen zu lassen man im Begriffe stand. Damit war der Propaganda die Aufgabe in ungeahntem Maße erschwert, und selbst unter den Anhängern der Partei war vielfach, wenn nicht Fahnenflucht, so doch Unentschlossenheit und Muthlosigkeit die Folge. Dazu gesellte sich der ungünstige Ausgang zahlreicher Arbeitseinstellungen, insbesondere der beiden großen Hamburger Strikes, deren siegreiche Durchfechtung von der Parteileitung notorisch als eine Ehrensache, ja als eine Lebensfrage der gesammten deutschen Sozialdemokratie betrieben wurde, und die, nachdem sie ungeheure Summen verschlungen hatten, mit der vollständigen Niederlage der Arbeiter endeten. Man versuchte, sich derartigen

Digitized by Google

betrübenden Erfahrungen gegenüber zu trösten mit dem Hinweise auf die eingetretene wirthschaftliche Depression, die ja den Strikes erfahrungsmäßig niemals günstig sei. Aber nicht minder unglücklich war die Sozialdemokratie mit ihren Unternehmungen auf politischem Gebiet. Mit den kühnsten Hoffnungen stürzte sie sich während des letzten halben Jahres in eine Reihe von Wahlkämpfen, indeß, obgleich sie sich eines Maßes von Versammlungs- und Preßfreiheit wie nie zuvor erfreuen durfte, hat sie nirgends ihr Ziel erreicht. Mit besonderer Emphase war im Herbst auf dem Congreß in Halle die Ausdehnung der Agitation auf das platte Land beschlossen worden, aber noch heute stehen die Führer rathlos, wie die Lösung dieses Problems anzufassen sei. Ueber die Dörfer im unmittelbaren Umkreise der großen Städte hinaus ist man noch nicht vorgedrungen, und auch hier sind die Erfolge keineswegs glänzend gewesen. Besonders bezeichnend aber ist die Erscheinung, daß in den Städten selbst der Geschmack an den Versammlungen mehr und mehr schwindet. Und Hand in Hand mit diesem Erkalten des Interesses geht das Nachlassen der Geldbeiträge. Nicht allein die Generalstrikecommission klagt über das Geringerwerden der finanziellen Leistungen der Gewerkschaften, sondern auch Herr Bebel muß ein Entschluß, der ihm sicherlich nicht leicht gefallen ist — im Namen des Parteivorstandes öffentlich die Thatsache constatiren, daß die Pflichten gegen die Parteikasse in höchst bedenklichem Maße vernachlässigt werden.

Die früher in den parlamentarischen Debatten so oft gehörte Behauptung, daß das Sozialistengesetz der Sozialdemokratie zum Nutzen gereiche, hat ein starkes Körnchen Wahrheit enthalten. Der Ausweisungsparagraph zumal umgab die Partei mit dem Glorienscheine des Märtyrerthums, und diesen verstand eine geschickte Agitation trefflich zu verwerthen, um die Herzen der Arbeiter bis zum Oeffnen auch des magersten Geldbeutels zu rühren. Insofern ist das Verschwinden des Sozialistengesetzes für die Sozialdemokratie in der That ein Verlust gewesen. Aber man darf überzeugt sein, daß die heutigen Führer es nicht darauf anlegen werden, in die Märtyrersphäre zurück zugelangen. Dazu sind sie zu alt und zu bequem geworden. Nur wird die Frage sein, ob die innerlich unwahre Taktik, die sie sich ausgeklügelt haben, sie auf die Dauer über Wasser zu halten vermag. Diese Unwahrheit kann doch auch dem blödesten Auge nicht länger verborgen bleiben. Eine Revolution erstreben, wie sie durchgreifender die Geschichte aller Zeiten nicht gesehen hätte, und daneben glauben machen wollen, daß man alle gewaltsamen Mittel zum Ziele verabscheue, ist eine Unmöglichkeit, welche denjenigen, der sie fortgesetzt behauptet, mit der Zeit selbst bei seinen Anhängern um alles Ansehen bringen muß. In dem Dunstkreise der sozialdemokratischen Parteileitung scheint man sich zwar eine starke Geringschätzung der sonst allgemein gültigen Moralitätsbegriffe angewöhnt zu haben. Hat man es doch sogar von der Tribüne des Reichstags aus fertig gebracht, die Arbeiter unter gewissen Umständen zur Heuchelei und Lüge gegenüber ihren Arbeitgebern zu ermuntern! Vielleicht verrechnet man sich damit aber doch in dem sittlichen Gefühle der großen Massen. Zum Mindesten können die Vertreter einer Taktik, welche so sehr den Muth der eigenen Meinung vermissen läßt, diesen Massen nicht mehr imponiren. Sicherlich ist das auch ein Factor, der neben Gründen der wirthschaftlichen Lage zum Erkalten des Eifers der „Genossen" mitgewirkt hat. Eine revolutionäre Volkspartei will auch eine revolutionäre Sprache hören. Wird ihr diese von der eigenen Leitung vorenthalten, so wird entweder die Leitung durch eine andere ersetzt werden, oder die Partei wird auseinander fallen müssen.

In welcher von diesen beiden Richtungen sich die Sozialdemokratie demnächst entwickeln wird, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß das Bild, welches sie heute auf dem Untergrund der Erfahrungen dieser sechs Monate bietet, trotz aller forcirten Großsprechereien der Führer nicht geeignet ist, zu begeistertem Glauben an den demnächstigen Sieg der von ihr erstrebten Revolution zu entflammen. Aber darum hat man doch noch keine Veranlassung, mit dem Stand der Dinge nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes höchlich zufrieden zu sein. Der verderbliche Einfluß, welchen die sozialdemokratische Agitation auch da, wo sie keine Parteigenossen gewinnt, insbesondere durch ihre Presse ausübt, ist eine Gefahr, welche unausgesetzt die ernsteste Beachtung erheischt. Es ist wahr, bisher hat sich diese Presse in der Anfeindung der Staatsordnung oder der dieselbe vertretenden Regierung eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, aber lediglich deshalb, weil sie in der bequemen Lage war, den Fürsten Bismarck sammt Allem, was derselbe geschaffen, straflos in der niedrigsten Weise beschimpfen zu dürfen und damit die Ehrerbietung vor den staatlichen Einrichtungen, ja selbst das monarchische Gefühl indirect untergraben zu können. Immer aber wird das nicht fortdauern, und die Reihe wird dann an die active Regierung in ihrem ganzen Umfange kommen. Glaubt man auch dann noch, und zwar auf die Dauer, sich mit den gegenwärtig zur Verfügung stehenden Abwehrmitteln begnügen zu können? Daneben aber predigt die sozialdemokratische Presse ohne Unterlaß den Klassenhaß mit allen Künsten der raffinirtesten Hetzmethode. An dieser Stelle liegt der wundeste Punkt. Wenn das Endziel unserer Sozialpolitik die Herstellung des sozialen Friedens ist, so verlangt die gesunde Vernunft vor allen Dingen die Unterbindung einer Agitation, welche lediglich darauf ausgeht, das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter noch mehr zu vergiften. Daß aber die bestehende Gesetzgebung dieser Forderung genüge, wird der unbefangene Beurtheiler schwerlich behaupten können.

Rußlands Friedensbedürfniß.

Von Wilhelm Henckel.

Friedensstimmen aus Rußland sind stets willkommen, auch wenn sie uns durch sonderbare und paradoxe Motivirungen theilweise unsympathisch berühren; sie sind uns auch deshalb willkommen, weil sie beweisen, daß das chauvinistische Hetzen eines großen Theils der russischen Presse nicht durchweg gebilligt wird und daß auch in Rußland die Vernunft sich immer mehr Bahn bricht. Bei Gelegenheit der Anwesenheit des Erzherzogs Franz Ferdinand in Petersburg fanden wir in einer russischen Zeitung Betrachtungen, die wir mit Genugthuung registriren wollen, obschon wir ihnen manches große Frage- und Ausrufungszeichen anhängen möchten. Da wir aber unmöglich erwarten können, daß die Russen ihrer absonderlichen Weltanschauung und ihrem verkehrten Urtheil über die politische Lage Europas plötzlich untreu werden sollen, so müssen wir solche Eigenthümlichkeiten mit in den Kauf nehmen und es der Zukunft überlassen, unseren östlichen Nachbarn die Augen zu öffnen.

Die Ausführungen der russischen Zeitung lauten ungefähr folgendermaßen: Weshalb ist denn eigentlich zwischen uns und Oesterreich-Ungarn nur ein „schlechter" Friede denkbar? Was müssen wir denn thun, um einen soliden Frieden herzustellen? Oesterreichs feindliches Verhalten uns gegenüber ist keine vereinzelte Erscheinung; ganz Europa theilt diese Gesinnung, auch Frankreich nicht ausgenommen, dessen Freundschaft nur auf Berechnung beruht und durch die gegenwärtige Lage Europas bedingt ist. Und Europa hat Ursache uns feindlich gesinnt zu sein. Abgesehen von der furchterweckenden Macht und Größe Rußlands, und seinem Rückbleiben in der Cultur, braucht man nur unsere Geschichte zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß der wuchtige Spieß des heiligen Siegbringers Georg fast stets gen Westen gerichtet war. Während der letztvergangenen drei Jahrhunderte haben wir in einer ununterbrochenen Reihe von Kriegen drei große europäische Reiche zertrümmert, von denen ein jedes mindestens dreiviertel seines Territoriums einbüßte — das eine sogar seine ganze Existenz. Wäre nicht seit Peter dem Großen der deutsche Einfluß bei uns so mächtig geworden, so würden auch Deutschland und Oesterreich von ähnlichen Schicksalen nicht verschont geblieben sein. Wir brauchen nur an den siebenjährigen Krieg, an

Digitized by Google

Katharinas II. Schalten und Walten in Deutschland, an unsere Rettung Deutschlands während der Napoleonischen Kämpfe, an Oesterreichs Rettung im Jahre 1849 und endlich an unsere machtvolle Unterstützung bei der Errichtung von Deutschlands Einheit zu erinnern. Das Prestige ihrer Cultur schuf den Deutschen in Rußland anstatt eines furchtbaren Feindes, einen ergebenen Diener und es hätte uns nicht an Gelegenheiten gefehlt, auch der zweiten Linie unserer Nachbarn gefährliche Schläge zu versetzen. Europa weiß das und deshalb fürchtet es uns. Jetzt ist die Gefahr für Europa längst vorüber; wir sind nicht mehr so stark wie früher, denn Europa hat sich im gegenwärtigen Jahrhundert sowohl wirthschaftlich, wie auch culturell und militärisch mächtig entwickelt und zwar, wie gesagt, mit unserer Beihilfe. Deutschland ist eine furchtbare Macht geworden. Schon diese Veränderung genügt, um Europas Feindseligkeit gegen uns unmotivirt erscheinen zu lassen. Wozu sollten wir auch jetzt im Westen noch Krieg führen? Was in Europa uns gehört, haben wir uns genommen und zwar überreichlich --- höchstens könnte uns noch ein Stückchen Galizien reizen —, nur dürfen wir uns nicht durch slawophile Phantasien in Bezug auf die slawischen Länder und Byzanz benebeln lassen. Folglich hat Europa durchaus keinen Grund mehr uns zu fürchten und auch wir brauchen uns nicht vor Europa zu fürchten, denn es hat bei uns nichts zu suchen. Eine Angriffsliga gegen uns ist überhaupt undenkbar, weil ein Bündniß, wie die Friedensliga, nur zum Zwecke der Vertheidigung geschaffen werden kann. Ein Krieg wäre jetzt für beide Theile unvortheilhaft, folglich müßte doch ein dauernder Friede im Bereich der Möglichkeit liegen. Hält man aber den Krieg für ein nothwendiges Uebel, so muß man trachten, ihn dort zu führen, wo er den wenigsten Schaden stiftet, wo der geringste Widerstand zu erwarten ist. Für uns wäre das der Südosten, wo im Bereich der schlechtregierten iranischen Völker Eroberungen eine Wohlthat sein würden. Die militärische und culturelle Schwäche unserer asiatischen Nachbarn sichert uns ziemlich leichte Erfolge und die schwachbevölkerten, unabsehbaren Flächen jenes gesegneten Himmelsstrichs könnten ein Reservoir für uns sein, falls wir später ein solches brauchen sollten. Behauptet doch Réclus, daß Kleinasien und Persien in 100 bis 200 Jahren von russischen Colonisten überfluthet sein werden. Wir segnen Peter den Großen, daß er uns in 25jährigen Kämpfen einen kleinen Theil der finnischen Küste eroberte, folglich wird wohl unser Sehnen nach dem jetzt nicht mehr allzufernen Ufer des südlichen, eisfreien Oceans, welches für unser Turkestan eine Nothwendigkeit ist, und eigentlich Niemandem angehört, auch nicht ganz unerfüllbar sein.

Um aber in Asien, „wo unsere ganze Zukunft ruht" (wie schon Dostojewski sagte), unsere großen Ziele erreichen zu können, müssen wir in Europa eine zielbewußte, friedliche Politik verfolgen; Asien, nicht Europa, muß künftig unsere Front sein. Die Verhältnisse sind für uns günstig, obschon wir gar viele Fehler gemacht haben. Die europäische Türkei ist schon in sechs kleine Staaten zerfallen; in Oesterreich beginnt sichtlich der nämliche Prozeß, auch dieses Reich wird in sechs kleinere Staaten zerfallen; Deutschland ist durch Frankreich gebunden, es ist auch ohnehin nicht gefährlich, da es sich gleichfalls auf dem Wege einer föderativen Entwickelung befindet, wodurch seine agressive Politik paralysirt wird. Ein ähnlicher Prozeß des Zerfalls vollzieht sich auch in Großbritannien; aus dem dreieinigen Königreich entsteht ein dreigetheiltes, und das britische Colonialreich wird nach und nach zu einer Colonialföderation. Diesen allmählichen, friedlichen Zersetzungsprozeß politischer Mißgeburten dürfen wir nicht verhindern, wie im Jahre 1848, sondern müssen ihn begünstigen, und zwar durch eine passive Politik, denn eine active würde sogar feindliche Elemente einander nähern, wie wir das bei den Italienern, Oesterreichern und Preußen jetzt sehen. Proclamiren wir aber das Prinzip der Nichteinmischung und beschränken wir uns auf eine rein defensive Politik in Europa, so befördern wir die centrifugalen Bestrebungen der verschiedenen Völkerschaften, versetzen dadurch unseren übelwollenden Nachbarn den härtesten Schlag und schaffen uns eine Menge kleiner Freunde auf der Balkanhalbinsel und im österreichisch-ungarischen Staate, die uns jetzt fürchten und daher auch hassen. Die Griechen, Türken, Bulgaren, Serben, Rumänen, Ungarn, Tschechen und Polen, welche vereinzelt schwach sind und sich gegenseitig befehden, werden, sobald sie von unserer Uneigennützigkeit überzeugt sind, uns künftig im Westen den Frieden verbürgen. Für unser wirthschaftlich und culturell ärmstes Land in Europa ist der Friede am allernothwendigsten, denn wir müssen die Mittel zum Krieg unserer dürftigen und nothleidenden Bevölkerung entziehen, während andere Staaten aus ihrem Ueberfluß schöpfen können. Auch kann Rußland die Besserung seiner wirthschaftlichen Lage nur von einem dauerhaften Frieden erhoffen. Wir glauben daher, daß unser erlauchter Gast die Ueberzeugung mit nach Hause nehmen wird, daß Rußland durchaus friedlich gesinnt ist und zwar um so mehr, weil der Friede unsere beste Waffe im Kampfe gegen sein Vaterland ist; das Endziel dieses Kampfes ist aber nicht Eroberung, sondern dauerhafte Versöhnung.

Ein Commentar zu diesem Gedankengang des russischen Journalisten ist wohl überflüssig. Wollten wir kritisiren, so fänden wir kein Ende. Es genügt daher zu constatiren, daß ungeachtet mancher Ungereimtheiten und sonderbarer Behauptungen, das Resultat befriedigend lautet. Rußland will den Frieden und bedarf seiner, es hofft sogar uns und Oesterreich-Ungarn durch seine Friedensliebe zu schädigen. Sein Mittel ist uns willkommen; ob es den ersehnten Zweck erreichen wird, ist eine andere Frage. Die Absicht, uns durch die Perspective eines inneren Zerfalls der europäischen Großstaaten, dieser „politischen Mißgeburten", zu schrecken, wird wohl nur ein skeptisches Lächeln hervorrufen.

Literatur und Kunst.

Die architektonische Erbschaft des Jahrhunderts.

Von Theodor Unger-Hannover.

Das Jahrhundert geht zur Neige. Wird es dem kommenden eine „Kunst" hinterlassen? Hat es eine Architektur geschaffen, welche „die Achse der bildenden Kunst" ist und als solche wieder das gesammte Kunstschaffen der Zukunft bewegen könnte? Die Gelehrten sind sich darüber nicht ganz einig. Die meisten unserer Kunstkritiker belehrten uns schon seit Jahr und Tag darüber, daß wir mitten in einer höchst bedeutsamen Entwickelungsperiode der deutschen Kunst uns befänden, deren große Zeit nun unbedingt und sogleich anheben werde. Und je mehr wir in den, unserem dekadisch geordneten geschichtlichen Fühlen so wichtig scheinenden Zeitabschnitt eintreten, den man beharrlich „fin de siècle" nennt, desto fieberhafter wird das Bemühen der Fachliteratur, wenigstens noch irgend welche Formen als diejenigen der neuen Kunst unter Dach und Fach ihrer Approbation zu bringen.

Der „Rembrandt-Deutsche" begann dagegen sein vielverlästertes und merkwürdiger Weise noch viel mehr gelesenes Buch mit den Worten: „Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß es augenblicklich keine deutsche Architektur gibt."

Wer hat Recht?

Beide Stimmen kommen von Kunstschreibern, nicht von Künstlern. Letzteren wird dabei eine Rolle zugewiesen, wie etwa der bekannten „Partei der Väter" in der Schulfrage. Und das nicht ganz zu Unrecht! Wie noch nie vordem sind die Kunstbewegungen in unserem Jahrhundert von den jeweiligen Meinungen und persönlichen Neigungen der Künstler erfüllt und geleitet worden; dabei haben diese aber in Bezug auf die Kunstformen so wenig einiges Wollen an den Tag gelegt, daß man ein die Frage klärendes, die Zwiespaltigkeit der Ansichten über dieselbe minderndes Urtheil von ihnen nicht erwartet.

Es gibt ja manche Architekten, die wirklich ernstlich davon

Digitized by Google

durchdrungen sind, daß das, was sie schaffen, und die Form, in welcher sie arbeiten, die wahre Kunst unserer Zeit sei oder wenigstens werden könne. Viel mehr aber gibt es deren, die solches behaupten, ohne selbst daran so recht zu glauben, und der große Haufe schwimmt mit dem jeweiligen Strome der Zeit und liefert, was opportun erscheint, gestern gothisch, heute barock, morgen japanisch.

Die nicht gerade zahlreichen Künstler der ersten Gruppe stehen zumeist wie alte verwitterte Säulenschäfte verlassener Ruinen da, vereinzelte Zeugen vergangener glücklicherer Zeiten, da über ihnen noch der stolze, wohlgefügte Bau einer Architekturschule sich wölbte. Die zweite Gruppe müßte, wenn sie ehrlich sein wollte, eingestehen, daß die Formen ihrer Kunst in der Zeiten schneller Flucht mindestens außerordentlich wandelbar gewesen sind. In Wirklichkeit haben auch sie diese Formen weit häufiger und intensiver gewechselt, als zur selben Zeit der Schneider unserem Rock anderen Schnitt beizubringen vermochte.

Und so drängt sich denn das vielleicht hart klingende, aber leider zutreffende Wort von selber auf: Die Architektur ist in ihren Formen thatsächlich heute zur Mode herabgedrückt!

Ist sie deshalb selbst auch nichts weiter, denn eine Mode?

Jeder ernster denkende und tiefer veranlagte Künstler wird dieser Frage ein zehnfaches und entrüstetes Nein entgegensetzen! Wohl war die Architektur, wie alles menschliche Können und Wissen, zu allen Zeiten dem Wandel unterworfen, welchen ihr enger Anschluß an die Culturbewegungen der Jahrhunderte, wie an die wechselnden Lebensbedingungen der Völker ihr auferlegte. Ein weiter Abstand liegt aber zwischen solchem Wandel und dem Wechsel der Mode. Diese setzt unvermittelt, kraß, bizarr, launenhaft das Eine auf das Andere. Die wahre Architektur kann nicht einer Laune entspringen. Sie baut auf — und dieses Bauen ist des Schweißes der Edlen werth, der ihr zu allen Zeiten vergossen ward!

Jede große Kunstperiode der Vergangenheit trug noch diese Signatur des fleißigen Weiterbauens der Künstler auf ererbten Fundamentalsätzen, der ruhigen, langsamen, aber stetigen Entwickelung von der primitiven Naturform zur durchgebildeten Kunstform.

Jahrhunderte vergingen, bis aus dem, von der getragenen Last gleichsam noch brutal in den Boden gedrückten dorischen Schafte die ihre Function des Tragens so edel versinnbildlichende jonische, und endlich die jede Last spielend auf sich nehmende korinthische Säule erwuchsen. Und jede einzelne der nach ihnen bestimmten, unter sich so eng verwandten „Ordnungen" sah wieder Geschlechter kommen und vergehen, ehe ihre Urformen zur künstlerischen Vollendung heranreiften.

Nicht anders im Mittelalter, wo in einem Zeitraum von mehr als einem halben Jahrtausend dem altchristlichen Blüthenansatz die romanische Knospe entsproß, und aus dieser endlich die herrlich entwickelte Blüthe der Gothik sich entfaltete. Auch innerhalb aller dieser innig verknüpften Epochen nur wieder stufenweises langsames Fortschreiten der Entwickelung vom Keime bis zur Reife.

Das war der Weg, auf dem die uns vorangegangenen Culturvölker und unsere eigenen Väter es zu einer eigenen und bedeutenden, weil eigenartigen und consequenten Kunstform brachten.

Ebenso waren die gewaltigen und mehr oder weniger gewaltsamen Umwälzungen, welche die Kunstperioden trennten, vordem noch nie hervorgerufen und beeinflußt durch Launen oder gar vom Interessenstreit der Künstler. Vielmehr sind sie noch immer bedingt gewesen entweder durch den Einfluß von Außen in Folge mächtiger historischer und Culturwandlungen, oder durch die innere Nothwendigkeit, weil die entwickelte Frucht einer Kunstepoche zur Ueberreife gelangte und abfiel, um neuen, von veränderten Lebensbedingungen erzeugten Keimen Platz zu machen.

Welchen Gegensatz zeigt nun ein Rückblick auf die Geschichte der Architekturformen unseres Jahrhunderts und ganz besonders unserer Tage! Ist da von einer selbständig und ruhig, stetig und consequent fortschreitenden Entwickelung überhaupt noch die Rede?

Die letzten Schöpfungen der die Welt beherrschenden französischen Kunst des 18. Jahrhunderts, die Formen des „Empire", in welchen sie auslief, großprahlerisch und ohne innere Wärme, waren nichts anderes als eine jener überreifen Früchte einer vergangenen Blütheperiode der Kunst. In ihnen hatte die Renaissance, welche als selbständige Kunst beinahe vier Jahrhunderte erfüllte, ihren letzten Sproß getrieben. Dem völligen Absterben des einst so herrlichen, jetzt durchhöhlten Baumes glichen die Kunstzustände in Deutschland zu Beginn des neuen Jahrhunderts. Es hatte in der Architektur gleichsam eine Negation allen lebendigen Formengefühls ererbt, und es hub an mit einer Zeit nicht des Schaffens, sondern des Ausgrabens, der historischen Rückschau, des wissenschaftlichen Forschens und Suchens in der Vergangenheit.

Und es ist, als ob dieser verhängnißvolle Anfang des Rückwärtsschauens und Rückwärtswendens der ganzen Geschichte der Kunstformen des Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt habe!

Von vornherein nicht das Treiben junger Keime neuen Lebens, sondern mühseliges Zusammenlesen der Früchte längst begrabener Culturen; vom Anbeginn nicht frisch sprudelnder Schaffensquell, sondern der Studirstube entstammendes Copiren und Compiliren, von dem das erste Viertel des Jahrhunderts zehrt.

Die in dieser Zeit so mächtig geförderte Wissenschaft der Archäologie wurde zur Mutter der sogenannten Architekturschulen, die als solche der Hellenen, der Renaissancisten und der Romantiker in der folgenden Periode scharf von einander sich absonderten, ja bitter befehdeten, weil jede beim Forschen den Stein der Weisen gefunden zu haben wähnte.

Immerhin geht aber durch diese Zeit noch eine gewisse Zuversicht des Lehrens und Schaffens. Das redliche Arbeiten, das Ringen im Kampfe der Schulen stählte ihre Kräfte. Der Corpsgeist jeder einzelnen schwellte ihrer Meister und Jünger Muth, und Ueberzeugung zeugte die Hoffnung auf endlichen Sieg. So ward, wenn wir von der Episode des Münchener „architektonischen Carnevals" aus der Zeit des Königs Max absehen, der Zeitabschnitt des stärkst entwickelten Streites um die Mitte des Jahrhunderts zu seiner erfreulichsten Periode bewußten Strebens, wenn auch nicht der Gesammtheit nach einer Richtung, so doch der getheilten Gruppen nach den verschiedenen Sonderzielen.

Die dereinstigen, nun sämmtlich dahingeschiedenen Gruppenführer: Schinkel, Klenze, Semper, Hansen, Ferstel, Schmidt*) sind zugleich die größten deutschen Architekturmeister des Jahrhunderts geworden und geblieben. Schinkel's Museum und Schauspielhaus, Klenze's Galerien, Semper's Zwingerbauten und abgebranntes, in seiner einfachen Schönheit leider nicht ersetztes Theater, Hansen's Ringstraßenpaläste, Ferstel's Votivkirche, Schmidt's Burgen und erste Kirchen sind diejenigen Kunstschöpfungen des Jahrhunderts, welche seine größte architektonische Ruhe verkörpern, welche noch nicht durch sein nervöses Hasten und wirres Formensuchen, wie es unsere Tage erfüllt, berührt sind. Es sind zugleich solche Architekturen, mit welchen die Meister bestimmt, bewußt und unverhohlen auf den Boden entweder der Antike oder der Renaissance oder der Gothik sich stellten und damit in ihrem subjectiven Empfinden hinsichtlich der architektonischen Formengebung noch die schärfste Absonderung von einander bekundeten.

Erst mit dem Beginn des letzten Drittels des Jahrhunderts schien auch in diesem Zustande der Absonderung von einander ein Wandel sich anzubahnen. Zeitlich, vielleicht auch ursächlich zusammenfallend mit der politischen Einigung Deutschlands schien in den verschiedenen Stilschulen zum ersten Male das Bestreben hervorzutreten, sich gegenseitig zu verstehen, von einander zu lernen, die äußersten Consequenzen der

*) Das in so kurzer Frist der letzten Wochen erfolgte Abscheiden zweier weit getrennter Gruppenführer: Frdr. v. Schmidt's und Theophil v. Hansen's wurde mit zur Veranlassung dieses Rückblicks.

Digitized by Google

Schemen und Systeme zu mildern, um auf der Basis gleicher Constructionsweise, die ihrerseits durch die Fortschritte der Technik mächtig gefördert war, den Versuch des Ausgleichs zu machen.

In diesem Annäherungsversuche gingen zunächst die Berliner Klassizisten am weitesten, indem sie plötzlich gewisse Grundsätze übernahmen und bethätigten, welche von den Gothikern als unwandelbare aller Architektur bezeichnet, von deren Gegnern aber mehr als doctrinäre bisher behandelt waren, nämlich diejenigen der künstlerischen Wahrheit und Ehrlichkeit, vor Allem der Echtheit im Material, der Aufrichtigkeit in den Constructionsmitteln, der materialgerechten Durchbildung der Form und ihrer Verschmelzung mit der Construction. Und in weiterer Folge wurden die zwanglose, schemenfreie Grundrißgestaltung, die malerische Gruppirung der Baukörper, der wirkungsvolle Farbenwechsel im Material, die Freude an gegliederten Giebelbildungen, an reizvollen Dach-, Erker- und Thurmgestaltungen, an Zwischentheilungen der Fensteröffnungen u. s. w., Alles bisher mehr als romantische Spielereien betrachtet und oft belächelt, mit einem Male Gemeingut aller Architekturschulen.

Nur vermochten die so plötzlich Bekehrten nicht auch in Bezug auf die stilistische Formenbildung ihre Vergangenheit zu verleugnen. Der Ausgangspunkt ihrer Studien, die antike Formengrundlage und ihre Umbildung zur Renaissance war ihnen doch zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß sie auch der consequenten mittelalterlichen Formengebung sich anzubequemen vermocht hätten. In diesem Zwiespalt des Wollens und Könnens fanden sie dann die sog. „deutsche Renaissance" wieder auf, in welcher jene im Grunde sehr vernünftigen Prinzipien und die malerischen Vortheile der mittelalterlichen Kunst auch vertreten zu sein schienen, alles das aber mit der Formenbildung der Renaissance verquickt sich bot.

Unleugbar standen diesem Unternehmen, begünstigt durch die zur Zeit der politischen Hochfluth und der Milliarden namentlich im jungen Deutschen Reiche gewaltig gewachsene Zahl neuer architektonischer Aufgaben, große Erfolge zur Seite. Und diese Erfolge reizten selbst auch manche der Gothiker, in der neuen Richtung sich zu versuchen. Ein kritischer Vergleich der beiderseitigen Leistungen dürfte sogar nicht zu der Gothiker Ungunsten ausfallen. Das „Deutsche" in der deutschen Renaissance ist eben ihr in der spätmittelalterlichen Kunst fußender Organismus, die „Renaissance" darin mehr nur das Gewand, welches trotz aller Umbildung schließlich doch dem griechischen und italischen Boden der Antike entlehnt ist. Die Renaissancisten wußten dies Gewand meisterlich zu schneiden, formengewandt zu drapiren, farbenfreudig und ornamentprächtig zu besetzen, aber auf den Organismus verstanden sich häufig diejenigen besser, die sein eigentliches Wesen aus dem strengen Studium der mittelalterlichen Kunst kennen gelernt und diesem ihre höhere architektonische Ausbildung zu verdanken hatten.

Immerhin berechtigte indessen dieses Begegnen zweier Kunstrichtungen auf einem Punkt zu ganz besonderen Hoffnungen diejenigen, welche es noch für möglich hielten, daß aus der Zeit der archäologischen Ausgrabungen und der ihnen folgenden Kämpfe der Stilschulen endlich die eine, einige und eigenartige Kunst des Jahrhunderts hervorwachse. Es gab eine Zeit, da diese Zuversicht thatsächlich den Muth der Besten unter den Künstlern und Kunstgelehrten beseelte.

Die Sache hat indessen einen ganz anderen Verlauf genommen!

Jene plötzliche Uebernahme bisher bespöttelter Grundsätze und Folgerungen durch die an Zahl sehr große und schon deswegen eigentlich herrschende Partei der Klassizisten war vorzugsweise nur eine Folge gewesen des Ueberdrusses von Künstlern und Publikum an den langweilig gewordenen, weil so recht keiner Umbildung mehr fähigen Formen der hellenischen Schule. Das Publikum, von welchem den Leistungen des kleinen Häufleins der Gothiker bislang nur in Kirchen und Rathhäusern ehrfurchtsvolle Hochachtung bezeigt war, hatte angefangen, auch an manchen neueren gothischen, reizvoll gruppirten Villen und ihrer ebenso gemüthlichen, als gediegenen inneren Ausstattung Geschmack zu finden. Weitere Uebergriffe der Gothiker in diese Domäne des Schlösser- und Villenbauens standen zu befürchten. Und die Hervorholung der „deutschen Renaissance" bot sich als ein geeignetes Mittel dar, einerseits etwas der veränderten Geschmacksrichtung Zusagendes und doch wiederum Neues dem Publikum bieten, andererseits vieles von der bisher bekämpften Schule schon Vorgearbeitetes als reife Frucht abnehmen zu können, ohne dabei das eigene Studium allzusehr verleugnen und der in ihm gewonnenen Handfertigkeit allzu starken Stoß in entgegengesetzte Bahnen versetzen zu müssen.

Der ganze Vorgang hatte demnach seinen Ursprung weniger in einer naturgemäß fortschreitenden Entwickelung der Kunst, als in einer durch Opportunitätsrücksichten veranlaßten speculativen Schwenkung der Künstler, beeinflußt und bestimmt durch deren Ausbildungsgang, Neigung und Können. Zum ersten Male war so das persönliche Moment, das Interesse der Künstler selbst als ein maßgebender Factor in die Kunstentwickelung des Jahrhunderts hineingetragen. Und unter diesem, etwas vom Fluche des Jahrhunderts in sich tragenden Zeichen brach dann bald das Verhängniß herein, welches in unseren Tagen die Architekturformen zum Gegenstande der wechselvollen Mode und der Speculation gemacht hat.

Der mit so vielen Hoffnungen betretene neue Weg zeigte sich nach wenigen Jahren schon als ein stark abschüssiger. Losgelöst von den festen Banden der Schule, gehetzt durch die Fülle der sich bietenden neuen Aufgaben, zumeist auch getrieben durch den Kampf um's Dasein, überboten sich die Verkünder der neuen, im Reize der Freiheit verführerischen Richtung der deutschen Renaissance der Eine den Anderen. Der Otto-Heinrichs-Bau war bald ausgeplündert, von ihm zum Friedrichs-Bau waren nur wenige Schritte, und als auch seine Zeit keine Formenabsonderlichkeit mehr lieferte, welche nicht von der Concurrenz schon passende Verwendung gefunden hatte, da kamen Barock und Rococo an die Reihe, von denen das erstere immer mehr zur Oberherrschaft gebracht wurde, ohne jede Rücksicht darauf, daß seine Formen weder deutschen Ursprungs, noch unserer im Ganzen wenig prunksüchtigen Lebensart und noch weniger bombastischen Lebensanschauung angepaßte sind.

Von besonders gefährlichem Einfluß zeigte sich dabei auch die plötzliche Entfaltung des Kunstgewerbes, welches naturgemäß den Kreis der nach verwendbaren Motiven zu durchsuchenden Kunstperioden und Länder noch viel weiter ziehen und alle die sich folgenden Phasen der Mode noch viel rascher durchlaufen konnte.

So wurde stetes Drängen, Treiben, Hasten nach neuen Motiven, Ueberbieten und Uebertrumpfen in überraschenden, verblüffenden Formengebungen immer mehr zu einem der charakteristischen Zeichen der deutschen Architektur in den abgelaufenen $1^1/_2$ Jahrzehnten. Sie hat im Wohnhausbau thatsächlich schon den ganzen Kreislauf von der Renaissance zum Zopf durchlaufen, um nun wieder vor dessen dereinstigem Ende und zugleich dem Ausgangspunkte der Kunst des Jahrhunderts, vor dem „Empire" anzugelangen.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn in ihm eine nach dem allgemeinen Taumel nur zu natürliche Ernüchterung zusagenden Ausdruck suchte und fände. Noch scheut man aber wohl davor zurück, auch diese letzte Consequenz zu ziehen, und so scheint augenblicklich mehr ein Zeitpunkt der Verlegenheit eingetreten zu sein, in welcher man nicht recht weiß: Wohin nun weiter?

Nur darin ist man anscheinend einig, daß im laufenden letzten Jahrzehnt die Ansätze einer ruhigeren Formenentwickelung auch auf den Gebieten der Architektur, wo ein ungestörteres Arbeiten der Architekten solche noch zeitigen konnte, zu vernichten seien, um dem kommenden Jahrhundert vollständig tabula rasa zu hinterlassen.

Nicht anders dürften die jüngsten Concurrenzergebnisse im

Digitized by Google

Kirchenbau zu verstehen sein. Derselbe war der einzige Zweig der Architektur, welcher bislang noch der stets umstürzenden Bewegungen einigermaßen sich erwehren konnte. Seit 50 Jahren war ihm allein der Segen eines stetigeren, stufenweisen Fortschreitens beschieden, das, fußend auf mittelalterlicher (frühgothischer) Grundlage, doch in neuzeitlichem Sinne erfolgte, indem es die Vortheile der neueren Technik nicht zurückwies und stets willig den berechtigten heutigen Ansprüchen, insbesondere z. B. auch den verschiedenen und geänderten confessionellen Formen des Gottesdienstes ꝛc. Rechnung zu tragen suchte. Auch war es auf diesem Gebiete zu einer eigenartigen, stilconsequenten und doch fortschrittlichen Materialbehandlung und Formenumbildung schon gekommen. Die sogen. „moderne Gothik" ist überhaupt viel weniger, als man in der Regel annimmt, abgeneigt, von den Errungenschaften anderer Stilschulen sich beeinflussen zu lassen und zu weiterer Annäherung im Sinne einer Verschmelzung der Architekturformen die Hand zu bieten (vergl. Schmidt's Rathhaus und Fünfhauser Kuppelkirche, Oppler's letzte Villen, Otzen's Kirchen ꝛc., welche gothische Bauten den verflossenen zwei Jahrzehnten angehören).

Aber auch diese letzte Hochburg der conservativen Anschauung, daß mit solchen Bestrebungen die Mode nichts gemein habe, sollte den Ansturm erfahren. Seit einem Jahre ist er mit aller Wucht auch auf dem Gebiete des Kirchenbaues erfolgt.

Zuerst war es die natürliche, wohlthuende Symmetrie des dreischiffigen Grundrisses, dann die strenge Consequenz in der Durchführung des constructiven Aufbaues, dann die gothische Form überhaupt, welche den Angriff erdulden, den Vorwurf veralteter Schemen bezw. unberechtigter Herrschaft im Kirchenbau über sich ergehen lassen mußten. Nicht mehr in der festen Anlehnung an unumstößliche Grundsätze allen architektonischen Schaffens (wonach z. B. ein mit venetianischen Balkons behängter Rathhausthurm etwas anderes ist, als ein deutscher Kirchthurm), nicht in der liebevollen Pflege der Errungenschaften bisheriger Entwickelungen, nicht in dem ernsten Streben nach Durchdringung der alten Form mit modernem Geist, sondern im leichtfertigen oder speculativen Garniren eines gothischen Kirchengerüstes mit Renaissanceäußerlichkeiten, als Obelisk-, Kugel-, Schnecken- und Zwiebelendigungen ꝛc., im willkürlichen Vermengen kirchlicher und profaner Baumotive und im mechanischen Mischen früher und später Stilformen wurde plötzlich das Heil der Kirche der Zukunft von den Bewerbern gesucht, von den Preisrichtern gefunden, von den Kritikern der Kunstwelt verkündet.

So noch vor kaum einem halben Jahre. Heute verlangt es die nimmer rastende Mode schon wieder ganz anders! Sie ist inzwischen auch über diese Art des Arbeitens hinweggeschritten und scheint sich nun plötzlich wieder einem äußersten, nämlich dem weitest zurückliegenden Extreme der romanischen Kirche zuzuwenden.

Um ein recht deutliches Bild von dem so auch in das Gebiet des Kirchenbaues eingedrungenen Experimentalschaffen der Jetztzeit zu erhalten, von der Auflösung aller Formenstetigkeit und ihrem Zersprengen nach den entgegengesetztesten Richtungen, genügt ein Blick auf die Ergebnisse der jüngst abgehaltenen engeren Concurrenz für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche. In ihr sind von den zum Mitbewerbe eingeladenen hervorragenden Architekten — unter denen sich einige erste Meister des Kirchenbaues allerdings der Aufgabe entzogen haben, weil die Formen des Wettbewerbes recht ungewöhnliche waren — romanische Basiliken und Centralkirchen neben spätest-gothischen Hallen, Kuppelkirchen der Hochrenaissance neben Phantasien in einem neuerdings gepriesenen, noch etwas undefinirten, aber den Malern unter den Architekten anscheinend besonders zusagenden sogen. „Massenstile" geliefert, und unter den ausgewählten Entwürfen hat schließlich eine rheinisch-romanische Kirche den allerhöchsten Beifall errungen. —

Es ist kein freundliches und erfreuliches Bild, welches sich in der vorstehend versuchten Charakteristik der architektonischen Formengeschichte des Jahrhunderts bietet. Vielleicht wird es als ein pessimistisch gezeichnetes gescholten werden. Glücklicherweise aber — und damit sei schließlich die Hand zu versöhnendem Ausgleiche geboten — besteht die architektonische Erbschaft des Jahrhunderts noch aus etwas anderem, als aus den Ergebnissen seiner krausen Formengeschichte!

Dieselben Ursachen, welche die Formenentwickelung unserer Zeit in einen Gegensatz zu derjenigen aller früheren Kunstperioden brachten, indem sie auf allen möglichen Elementen, nur nicht auf einer sicheren Grundlage aufbaute und auf den verzweigtesten Wegen nach den verschiedensten Richtungen, nur nicht auf ein bestimmtes Ziel lossteuerte, sind es, welche in anderen Beziehungen der Architektur unleugbar gewaltige Fortschritte verschafften. Solche Ursachen sind einerseits die Vielgestaltung des modernen Culturlebens, die daraus hervorgegangene Vermehrung der architektonischen Aufgaben und der Mittel, sie technisch zu bewältigen, andererseits die heute völlig veränderte Art der Ausbildung des Architekten und der Einfluß des Publikations-, Ausstellungs- und Concurrenzwesens auf sein Schaffen.

Die alte Cultur verlangte von den Architekten neben dem Wohnhause kaum mehr als den Tempel, das Amphitheater, Thermen, Mausoleen und das, was man mit dem nicht ganz geklärten Sammelausdruck „Gymnasium" bezeichnet, das Mittelalter beschränkte sich fast auf die Kirche, die Burg und das Rathhaus, die Renaissance fügte nicht viel mehr als den städtischen Palast hinzu. Wie ungemessen steht die Zahl der heutigen Aufgaben des Architekten dem gegenüber! — Und es unterliegt ja keinem Zweifel: in der Bewältigung aller der zahllosen Aufgaben in Bezug auf die eigentlich bauliche Gesammtanlage haben die heutigen Architekten Staunenswerthes geleistet. Die Ausbildung der jeder Gebäudeart angepaßten Grundrißtypen, die Raumdisposition und die Beherrschung des inneren Ausbaues, die Vermehrung der technischen Hilfsmittel an Material und Construction — das sind Gebiete, auf denen nicht nur die unvergleichliche Energie und der unendliche Fleiß des Jahrhunderts, sondern auch eine gewisse Stetigkeit des Strebens gewaltige Fortschritte gezeitigt haben.

In nicht minderem Maße ist der Umfang des Wissens der Architekten durch die in unserem Jahrhundert erfolgte Ordnung und Gliederung des technischen Unterrichtes gesteigert. Was früher an technischem Wissen von Vater auf Sohn, vom Meister auf den Lehrling sich vererbte, das konnte nur in eingeschränkteren Grenzen sich bewegen und mußte in gewisser Einseitigkeit verharren; heute nehmen die Grenzen des technischen Wissens mitunter schon Dimensionen an, welche den Grenzen der Menschheit in fast beängstigender Weise sich zu nähern scheinen. Auch das Können der Architekten im allgemeinen Sinne steht nicht etwa hinter demjenigen ihrer Vorgänger in ferner und naher Vergangenheit zurück, ist ihm in manchen Beziehungen sogar überlegen. Dazu haben neben der technischen Schule und neben der außerordentlichen Vermehrung architektonischer Publikationen (Photographie) nicht zum wenigsten das Concurrenz- und das Ausstellungswesen beigetragen. Sie haben eine Fertigkeit im Zeichnen und Vielseitigkeit in den architektonischen Darstellungsmethoden erzeugt, eine bewunderungswerthe Leichtigkeit und Gewandtheit der Architekten in der Anwendung überlieferter Kunstformen großgezogen, wie sie vergangene Kunstperioden nicht kannten.

Nichts von alledem kann oder soll geleugnet werden! Aber gerade dieselben Umstände zeugten auch die Gefahren, welche abzuwenden oder zu überwinden, die Künstler der Jetztzeit sich nicht gewachsen gezeigt haben. In allen den genannten Momenten des Fortschritts zeigt sich zugleich das Gepräge unserer Zeit: das „Zu viel" und „Zu schnell". Die Aufgaben sind zu plötzlich zu der riesigen Zahl gewachsen, und die Architekten haben mit deren technischer Bewältigung vielleicht noch zu viel zu schaffen gehabt, während sie bezüglich der Architekturformen hin und her tasteten und schwankten. Wissen und Können der Architekten sind zur selben Zeit zu sehr und zu rasch in die Breite gegangen; die Vertiefung kam dabei zu kurz. Der Architekt, der gestern ein antikes Theater oder ein Stadthaus in deutscher Renaissance vollendete, soll heute

Digitized by Google

ein Boudoir in irgend einem Haremsstile decoriren und morgen eine romanische Kirche entwerfen; derselbe, der in den strengen Formen der gothischen Kunst großgezogen ist und noch gestern darauf schwor, glaubt heute in einer Concurrenzarbeit nur mit virtuoser Vorführung des vorgeschrittensten Barocks oder etwas noch nie dagewesenen seine Mitbewerber aus dem Felde schlagen, zugleich aber — und das ist zumeist wohl die Hauptsache — dem baulustigen Publikum einen Beweis liefern zu können, wie vielseitig er und sein Bureau doch gebildet sind. Ein solch' unstätes und pietätverzehrendes Arbeiten der Architekten kann nicht zur Vertiefung der Architektur führen!

So ist es gekommen, daß das Jahrhundert nicht etwa, wie der „Rembrandt Deutsche" sagt, keine Architektur hat, sondern, daß es in derselben Vieles und Großes, aber nicht das Eine geschaffen hat, die Eigenart und Einheit der Kunstform! In dieser Beziehung wird seine Erbschaft allerdings mit einem Deficit belastet bleiben, wie es keiner seiner Vorgänger hinterließ.

Zu Heinrich Leuthold's Biographie.

Mit ungedruckten Gedichten und Briefen.

Von Adolf Wilhelm.

(Fortsetzung.)

Die „große Zeit", von welcher der Dichter in diesem Widmungsgedichte spricht, bedeutete für Leuthold eine Periode hoher Schaffensfreude und geistiger Regsamkeit, von der wir gleich reden werden. Eine ähnliche freudenreiche, schaffensfrohe Lebenszeit war dem Dichter zu Anfang der fünfziger Jahre beschieden worden, als er in sorgenloser Heiterkeit seine Tage an der duftig blauen Riviera verträumte und in dem Genusse dieses von der Natur mit reizvollen Schönheiten verschwenderisch gesegneten Himmelstriches schwelgte. Damals stand er in der blühendsten Manneskraft, im Lebensfrühling, der durch die Liebe eines feinsinnigen, edlen Weibes Licht und Duft empfing. Was Wunder, daß Leuthold im Banne der mächtigen Liebesleidenschaft, im Banne dieser „dämonischen" Naturreize, wie sie der Süden seinem schönheitstrunkenen Auge in Fülle darbot, zu einem regsamen Kunstschaffen begeistert wurde und seine bestrickenden „Lieder von der Riviera" schuf, einen Liedercyklus, dessen sinnberückender, einschmeichelnder Musik sich kein für die Poesie empfängliches Gemüth wird entziehen können. Leuthold durchzog die französische Schweiz, Italien und Südfrankreich, legte dadurch den Grund zu seinen erstaunlichen Sprachkenntnissen und war in Kürze mit den Literaturen dieser Länder vertraut, eine Fähigkeit, die ihm später in München von großer Bedeutung werden sollte. Manche von den in dieser Zeit entstandenen Poesien - namentlich die „Lieder von der Riviera" und die „Sonette" (1855 57) kommen hier in Betracht sind in seinen „Gedichten" enthalten und daher jedem hierfür Interessirten zugänglich. Von den folgenden Poesien, die bisher der Oeffentlichkeit vorenthalten waren, spiegelt das Gedicht „Neapel" mit seinen von leichtem Spott durchhauchten Stellen und seiner überraschenden Spitze den echten Leuthold wieder:

Neapel.

Den Vesuv, doch ohne Feuer,
Sah ich; aber leider solo;
Auf dem vielberühmten Molo
Wandle ich ohn' Abenteuer.
Auch Gesindel hier, doch ohne
Jenen genialen Funken.
Hier und da nur schlafestrunken
Grinst mich an der Lazzarone.

In der Ferne meerumschlungen
Ragt dort Capri's felsig Eiland,
Wo Sirenen hausten weiland
Und wo Platen einst gesungen.
Eine Barke zieht vom Stapel.
Gähnend schau ich die Gesichter,
Zum Beweis, daß selbst ein Dichter
Sich gelangweilt in Neapel.

(17. XI. 1853.)

Träumerische Naturbeseelung und weiche lyrische Vollklänge zeigen das Stimmungsbild:

Abend.

Es dämmert schon; der Wein der Abendröthe
Farbt purpurn noch die weißen Wolkenflocken,
Hinsterbend sanft verhallt der Ton der Flöte
Und fern erklingt der Schall der Herdenglocken.
Im Busch auch schweigt die liederreiche Kehle
Der Drossel; oben funkeln schon die Sterne
Und schmerzlich süß zieht durch die müde Seele
Die Sehnsucht nach dem Liebchen in die Ferne.

In einem munteren, flotten Ton geschrieben, der uns an die später entstandenen herrlichen Trinklieder Leuthold's erinnert, ist das Lied:

In den Alpen.

Wie ist so schön dein Angesicht,
Wie hell deine Augen glänzen!
Du holde Maid, und willst du nicht,
Den schäumenden Wein mir kredenzen?
Es flattert um der Schenkin Stirn
Das Gold der Haare lose,
Sie setzt sich zu mir, die schlanke Dirn,
Die blühende Alpenrose.
Und unter Scherz und Weingenuß
Die raschen Stunden schwinden; —
Ein Becher Wein, ein süßer Kuß
Sind überall zu finden.

Bis 1857 hielt sich Leuthold in dem „göttlichen Süden" auf. So daseinsfroh und einem beschaulichen Lebensgenuß huldigend auch die Mehrzahl der in dieser Zeit entstandenen Lieder sind, so wird der Grundaccord der Freude doch zuweilen durchzittert von leiser Wehmuth über die vertändelte, unnütz verschwendete Jugendzeit, in welcher sich der Dichter wohl eine Fülle von gediegenen Kenntnissen, aber keine materiell gesicherte Lebensstellung erwarb. Diese leise Schwermuth, welche sich in seinen späteren Poesien zum titanenhaften Groll steigerte, tönt uns namentlich aus dem Gedicht „Das Mädchen von Recco" entgegen. Eine ähnliche elegische Stimmung zeigt das folgende ungedruckte Gedicht:

Jäher Sturz.

Hier hemmt den Waldpfad, den ich geh',
Mir eine sturmgebroch'ne Eiche,
Fast thut mir dieser Anblick weh',
Als säh' ich eine Menschenleiche.
Die leichtgebog'nen Sträucher all'
Sind wieder frisch emporgeschossen
Und schau'n verwundert nach dem Fall.
Des schlanken, mächtigen Genossen.
Bei diesem früh geknickten Schaft,
Denk' ich mit bangem Herzenspochen,
Wie oft des Sturmes wilde Kraft
Ein starkes Menschenherz gebrochen. (1853.)

Wie zu Anfang der fünfziger Jahre, so erlebte der Dichter auch in den ersten siebziger Jahren eine glückliche Periode. Zwei Momente spielen in das Leben Leuthold's während dieser Zeit bedeutsam hinein, ja, sie verleihen diesem Lebensabschnitt ein charakteristisches Gepräge. Zunächst ist es als eine Gunst des Schicksals zu betrachten, daß Leuthold die Einigung und Verjüngung des Deutschen Reichs noch erlebte, und zweitens trat er ungefähr um dieselbe Zeit mit der Baronin Alexandra von Hedeman in Verkehr.

Schon während seines ersten Münchener Aufenthalts (von 1857 an) hatte Leuthold dem politischen Leben der deutschen Staaten ein tief gehendes Interesse dargebracht, welches an Intensität allmählich so zunahm, daß er in die Redactionen politischer Tageszeitungen eintrat. Leuthold erkannte eben, welcher wichtige Factor in der Periode der sechziger Jahre die Politik war und wollte nicht seine Menschenwürde durch blasirte Vornehmthuerei und Reservirtheit in politischen Fragen erniedrigen, zumal er den inneren Zusammenhang zwischen dem staatlichen und geistigen (literarischen) Leben klar erschaute. „Politik und Literatur sind die normalen Bahnen öffentlicher Bethätigung" sagt Hieronymus Lorm nicht mit Unrecht. Die Gründung des Nationalvereins (1859) begeisterte Leuthold derartig, daß er 1861, als die erste bedeutendere Zeitung der nationalen Partei in's Leben gerufen wurde, nicht nur Mitarbeiter am Feuilleton und politischen Theil dieses Organs, der „Süddeutschen Zeitung", wurde, sondern zeitweilig sogar Chefredacteur derselben war und 1862, als diese Zeitung nach Frankfurt a. M. verlegt wurde, gleichfalls nach der Mainstadt übersiedelte. In dieser, wie später auch in der „Schwäbischen Zeitung", hat er eine Menge von Artikeln, die sich über brennende politische Zeitfragen verbreiteten, veröffentlicht, Aufsätze,

Digitized by Google

welche durch ihren geistvollen Inhalt verriethen, daß ihr Verfasser über ein treffendes Urtheil in politischen Angelegenheiten verfügte. Bis an sein Lebensende hat Leuthold die Fahne eines von Engherzigkeiten und Unduldsamkeiten freien Liberalismus hoch gehalten und für sie gekämpft. Durch den Einfluß des gesinnungstüchtigen Karl Brater, des Gründers der „Süddeutschen Zeitung", namentlich wurde er für die Politik gewonnen. Es ist derselbe Mann, den Leuthold später (1874) in einer Ode feiert.

Wenn man erwägt, daß Leuthold von Geburt ein Schweizer war, daß er aber auch in Deutschland bei Weitem nicht die Anerkennung — wenigstens damals noch nicht — gefunden, die er verdiente und ersehnte, so muß jeder Deutsche in Leuthold einen begeisterten Herold der deutschen Kaiseridee liebgewinnen. Denn in den großen, weltbewegenden Tagen von 1870 und 71, als die deutschen und französischen Heere miteinander auf Leben und Tod rangen und als dann der vielhundertjährige Traum des deutschen Volkes in Erfüllung ging, da entströmten dem deutsch empfindenden Innern Leuthold's begeisterte und begeisternde Triumphgesänge, da zeigte es sich, daß der Dichter, der den Keim des Todes schon in sich trug, der in das Joch materieller Sorgen eingepfercht und von der traurigsten Familienmisere bedrückt war, sich den Hochflug seiner Seele gewahrt, daß er sich über das staubige Erdenleben erheben und neidlos an dem deutsch-nationalen Freudenrausch theilnehmen konnte.

Allerdings wurden seine hochfliegenden Erwartungen und kühnen Träume, die er an die Wiederaufrichtung der deutschen Einheit geknüpft, bald auf ein bescheidenes Minimum herabgestimmt. Als er fast unmittelbar nach den auf dem Schlachtfelde verrichteten weltgeschichtlichen Großthaten das kleinliche und gehässige Treiben und auf Sonderinteressen gerichtete unwürdige Streben gewisser Parteien sah, die — statt über Deutschlands Wohlfahrt zu berathen und das eben neu gegründete Reich im Innern auszubauen und zu kräftigen sich in leidenschaftlich verbitterte Kämpfe verrannten, da flammte der Zorn in seiner Seele auf. Namentlich haßte er das Wühlen und Hetzen der damals entstandenen „Centrums"partei, die römische Priesterpolitik und die anmaßende, die Staatsautorität lähmende Papstkirche, die „mit tausend und abertausend Polypenarmen den Körper der Gesellschaft umklammert hielt", da schrieb er kampfbefeuert manche geistsprühende Epigramme nieder. Die Schleusen seines Spottes und Hasses ergossen sich namentlich über die Jünger der „Gesellschaft Jesu", deren unheilschwangeres Wirken, deren antimonarchische Bestrebungen und hierarchische Gelüste er nur zu wohl kannte. Beißende Invectiven richtete er gegen sie. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die folgende Briefstelle (aus einem an die Baronin von Hedemann gerichteten Schreiben), worin es heißt:

„Wenn Sie den Jesuiten einladen, so, bitte, dispensiren Sie mich. Ich will aus Liebe zu Ihnen Muhamedaner, Semit werden oder die Lehren des Confucius annehmen, auch Katholik werden, aber ich will mit dem Jünger des Ignatius von Loyola nichts zu thun haben,"

und in einem anderen Briefe sagt er:

„Sie waren wieder nicht zu Hause und da habe ich Ihre Lectüre durchblättert. Wie kann eine Frau von Ihrer Bildung Legenden der Heiligen lesen! ... Ich schicke Ihnen hier Etwas, bitte, lesen Sie es — Ihr Urtheil ist mir werthvoll — und dann liegt mehr Moral und Poesie darin, als in den Handlungen aller Heiligen, die fast Alle zuerst fallen müssen, um dann heilig gesprochen zu werden."

Den „Partikularisten und Ultramontanen" rieb er die folgende Schmeichelei unter die Nase:

„Eins haben sie vor euch voraus:
Den Vortheil des weitern Horizontes;
Ihr seht nicht über den Kirchthum hinaus,
Sie aber schauen ultra montes."

Aus Groll und Unmuth über das erbärmliche Parteigezänk, welches das kaum aus der Feuerprobe hervorgegangene Kaiserthum bedrohlich gefährdete, dichtete er die folgende hinsichtlich des Inhaltes und der Form überaus originelle bisher unveröffentlichte Allegorie, die eine verkappte Darstellung des politischen Parteigetriebes in den siebziger Jahren enthält:

Waldsturm.

Es blasen und rasen
Die Winde daher.
Erfassen die Massen
Des Walds wie ein Meer,
Umtoben hoch oben
Dem Adler den Horst,
Umheulen die Säulen
Im stämmigen Forst!
Zerzausen mit Brausen
Was niedrig und dicht,
Und schonen die Kronen-
Gewaltigen nicht.
Nun einen den Kleinen
Sich Große zum Rath,
Zu wehren den schweren
Gefahren im Staat.
Die Tannen verbannen
Jetzt Hoffart und Trutz,
Die Linden empfinden
Bedürfniß nach Schutz;
Es suchen die Buchen
Sich Stütze und Halt,
Es wiegt sie und biegt sie
Des Windes Gewalt.
Die Eichen, sie reichen
Trotz fürstlichem Stand
Dem niederen, biederen
Pöbel die Hand;
Sie fassen und lassen
Im Sturmesgetos
Geschüttelt, gerüttelt
Mit Seufzen sich los.

Sie recken und strecken
Auf's Neu das Geäst,
Die Wipfel und Gipfel,
Sie halten sich fest. --
Und alle, vom Falle
Gemeinsam bedroht,
Sie jammern und klammern
Sich an in der Noth.
Doch scheidet und meidet
Sich Alles im Reich
Des Waldes, sobald es
Gerettet, sogleich —
Die Wipfel und Gipfel,
Der Busch und der Baum,
Sie trennen sich ... kennen sich,
Grüßen sich kaum!
Die Eichen zum Zeichen
Der Macht, wie zuvor,
Sie ragen und tragen
Die Kronen empor!
Es richten die Fichten
Sich vornehm und kühl
Nach oben, gehoben
Vom Standesgefühl!
Und jeder, der weder
Geknickt noch zerfetzt,
Hebt wieder die Glieder
Und brüstet sich jetzt,
So protzig und trotzig
In herrischem Stolz — — —
Und dehnt sich und wähnt sich
Von besserem Holz!

Aus allen diesen Darlegungen wird man zur Genüge ersehen, welch' innigen Antheil der Sohn der Schweiz an der Wohlfahrt unseres Vaterlandes nahm.

Das andere Moment, welches wir oben andeuteten und das für diese Lebensperiode des Dichters von nicht zu unterschätzender Bedeutung war, ist der in diese Zeit fallende Verkehr mit der Baronin von Hedemann. Wir haben an einem anderen Orte ausführlich darüber zu sprechen und geben deshalb für diese biographischen Einzelheiten nur das Wichtigste über diese Frau.

Frau Alexandra von Hedemann, die Großnichte unseres unvergeßlichen Alexander von Humboldt, war eine wegen ihrer großen Schönheit, wie auch wegen ihres Geistes bewunderte Frau und eine Gönnerin der Dichter und Künstler. Sie verkehrte viel in den Künstlerkreisen Münchens und trat durch einen Zufall mit unserem Schweizer Dichter in persönliche Beziehung, als Leuthold einst anläßlich einer Gesellschaft bei der Baronin K. einzelne Partien aus seinem großartig concipirten und künstlerisch durchgeführten Epos „Penthesileia" und einige seiner gluthvollen Gedichte recitirte. Der Einfluß dieser Baronin, einer „penthesileiahaften Erscheinung mit wogendem Kastanienhaar", auf den Sänger des „Liedes mit dem tönenden Reim" ist außer manchen anderen unwiderlegbaren Beweisen schon aus der Menge der in dieser Zeit entstandenen Poesien ersichtlich. Von den in Leuthold's „Gedichten" enthaltenen, mit dem Entstehungsjahr bezeichneten Liedern ist die überwiegende Mehrzahl in den Jahren nach 1870 entstanden. Dem knospenden Liedersegen des Lebenslenzes folgte ein reicher, früchtebringender Herbstsegen. Die aus dieser Periode stammenden lyrischen Gedichte, epischen Dichtungen und Epigramme zeigen uns eine künstlerische Befähigung, eine geniale Beherrschung der Form und eine Souveränität über das „dichterische Wort", Eigenschaften, wie wir sie an Schöpfungen aus früherer Zeit nur vereinzelt und weniger auffallend antreffen. Leuthold hat sich in dieser Epoche zu einem werktüchtigen Kunstschaffen emporgeschwungen. Der Höhepunkt des Verkehrs zwischen Leuthold und der Baronin von Hedemann fällt allerdings einige Jahre später, nach 1872. Leuthold drang in die Baronin, deren erste Ehe — namentlich wegen des zu großen Altersunterschiedes der Gatten — geschieden war, ihm ihre Einwilligung zur Heirath mit ihr zu geben, er wollte sich um eine Professur bewerben. Aber brausende Lebensstürme hatten den Hoffnungsbaum der Baronin schon stark entblättert, die Schwingen ihres Lebens waren schon gelähmt, als Leuthold sie kennen lernte, so daß er ihr

Digitized by Google

oft sagte, „sie sei ihm erschienen, als trüge sie unsichtbare Dornen um die Stirn gewunden". Schon aus Liebe zu ihren Kindern hätte sie sich nie zu einer zweiten Ehe entschließen können. So blieb Leuthold ihr Freund und Verehrer, ist aber nicht ihr Gatte geworden. Und wenn man die früheren Herzenserlebnisse Leuthold's kennt, seine Neigung zu Emma Brenner und später zu seinem „Lineli", den Verlauf und das hoffnungzerstörende Ende dieser Verhältnisse in Erwägung zieht und dabei das aus den fremdartigsten Elementen, aus unversöhnbaren Widersprüchen zusammengesetzte Wesen und unstete Temperament Leuthold's im Auge hat, so erkennt man, daß Leuthold nicht die Kraft und die Fähigkeit hatte, in die doch vielfach einförmigen Bahnen ehelichen Zusammenlebens einzulenken, zumal man weiß, daß „sein Herz eine wilde Rose mit scharfem Dorn" war, wie er es auch in dem leidenschaftdurchlohten „Eglantine" gesteht.

Nach all' diesen Erwägungen wird man es dem Sänger der „sehnsuchtweckenden Nachtigall" gern glauben, wenn er einmal äußerte: „Ich habe kein Talent mehr zur Ehe, wen oder was sollte ich auch heirathen?"

Einen der letzten Lichtblicke in Leuthold's vorwiegend düsterem und leidumwölktem Leben bildet die Goethe-Feier am 27. und 28. August 1876 zu Clausen im südlichen Tirol, in welches Land sich der lungenkranke, nervös höchst reizbare Dichter in diesem Jahre zur Kräftigung seines zerrütteten Organismus begeben hatte. Aus dem Anfang des in Rede stehenden Jahres stammt das folgende, hier zuerst mitgetheilte Gedicht, welches der Poet anläßlich der Ueberreichung des „Münchener Dichterbuches" an Alexandra von Hedemann als Widmung beigesteuert hat. Zum Verständniß möge erwähnt werden, daß Leuthold durch das von Geibel herausgegebene „Münchener Dichterbuch" (1862) Gelegenheit gegeben wurde, seinen Namen in weiteren Kreisen vortheilhaft bekannt zu machen, indem der mit Leuthold intim befreundete und ihn fördernde Geibel dreizehn Gedichte unseres Schweizers aufnahm, die sich durch innige Empfindung und anmuthende Formenschönheit auszeichneten. Fast alle diese Poesien sind unter südlichem Himmel entstanden. Das Widmungsgedicht, welches auch insofern von Bedeutung ist, als Leuthold es ein Jahr vor seiner Uebersiedelung in die Irrenanstalt Burghölzli verfaßte, ist in Anbetracht der bereits constatirten geistigen Erkrankung des Verfassers erstaunlich gelungen, ja fast schwungvoll zu nennen. Es lautet:

An Alexandra von Hedemann.
(Mit dem Münchener Dichterbuch, 1. Januar 1876.)

Wenn dieses Buch dein Aug' durchfliegt
Und wenn der umfangreiche Band
Des zweifelhaften Schönen liegt
In deiner allerschönsten Hand,
Dann nimmst du flüchtig blätternd auch
Von meinen Liedern mit in Kauf
Den kleinen, wilden Rosenstrauch ...
Im fernen Süden schoß er auf.
Dort weckt die Blüthen jeder Kunst
Ein Himmel ewig rein und blau,
Vergleichbar einem Blick der Gunst
Aus deinen Augen, schöne Frau!

1876 wohnte Leuthold in dem Buchhofe auf dem ungefähr eine halbe Stunde von Innsbruck entfernt gelegenen Berge Isel. In seiner Nähe wohnten Baronin von Hedemann mit ihren Kindern, eine ihr befreundete Familie, sowie ein Major nebst Gattin aus Wien. Die Stätte war gut gewählt. Ländliche Abgeschiedenheit paarte sich mit Waldesnähe, dazu herrliche Aussicht auf das Thal und die zu Füßen liegende Landeshauptstadt. War der Dichter der Einsamkeit überdrüssig und sehnte sich nach geselligem Verkehr, so stieg er nach Innsbruck nieder, was er um so häufiger that, je mehr er ihm congeniale, sympathische Personen fand. Charakteristisch für des Dichters Seelenstimmung und Hoffnungsbewußtsein in dieser Epoche, in dem er allerdings kurze Zeit darauf bitter genug enttäuscht werden sollte, sind die Worte aus einem Briefe an Baronin von Hedemann:

„Meine Wanderungen sind zu Ende, mein Anker ist geworfen, mein Hafen gefunden, ich kaufe G.! Dort im schönen Lande Tirol will ich bleiben, bis meine Schmerzensuhr abgelaufen ist, und noch glücklich, glücklich sein! — Ich sehe im Geiste ein altes Schloß — ein anheimelndes Zimmer — ich ruhe im tiefen Sessel — unweit von mir in Sammet gehüllt stehen Sie! mit einem lauschenden Ausdruck im Gesicht. Was vernehmen Sie? Greifen Sie die Töne meiner Lieder an, oder die laute Sense, die der Mäher vor dem Fenster schwingt? ..."

Viel verkehrte er in Innsbruck mit Balthasar Hunold, seinem Landsmanne und Custos am dortigen Museum, der sich auch durch seine gemüthreichen Poesien*) Achtung erworben hatte. Trotz mancher verwandten Züge zeigten sich zwischen den beiden Schweizer Dichtern große Gegensätze: Leuthold sprach rasch, sprudelte von Geist und Laune über, Hunold äußerte sich langsam, ja träge, doch nicht ohne Humor; ersterer sprach wie ein Lyriker, letzterer war oft lange schweigsam und in Nachdenken versunken.

Durch Prof. Zingerle wurde Leuthold zu der in Klausen stattfindenden Goethe-Feier eingeladen und gebeten, es mit einem Gedichte zu verherrlichen. Ueber diese schöne Feier, bei deren Schilderung wir uns des Raumes wegen auf das Wichtigste beschränken, möge Folgendes mitgetheilt werden: Am Abend des Goethe-Tages saßen Leuthold und die Festgenossen vor Beginn der Feier im stillen Walther-Garten (nach Walther von der Vogelweide, dessen Heimathort in der Nähe gewesen sein soll, so genannt). Man sprach über „die dämonischen Reize" dieser Gegend, und Leuthold, welchem die balsamweiche Luft zusagte, äußerte: „Diese göttliche Luft sollte man nicht trinken, sondern nur schlürfen." Gegen sieben Uhr füllte sich der mit breitblättrigem Birnepheulaub, mit Schildern und Sprüchen aus Goethe's Gedichten, sowie mit dem lebensgroßen Bilde des Dichters geschmückte Saal. Außer den zahlreichen Festgästen Klausens waren Theilnehmer aus Bozen, Brixen und Innsbruck erschienen. Professor Michaeler aus Bozen eröffnete die offizielle Feier mit einer tiefdurchdachten, begeisterungsvoll aufgenommenen Festrede. Dann trug Leuthold, trunken von Enthusiasmus und tief ergriffen, sein klassisches Festgedicht vor:

Auf eine Goethefeier in Klausen.
(27. August 1876.)

Hier, wo noch um die Bergtitanen
Das Volkslied rauscht, frei wie der Wind,
Wo noch am Grenzstein der Germanen
Des Volkes große Sängerahnen
Gewürdigt und gefeiert sind;

Hier, wo der Dichter, der die „Xenien"
Und „Faust" schuf, einst im großen Stil
Die letzte Hand an „Iphigenien"
Gelegt, hier blieb bis heut' den Genien
Der Dichtung noch ein letzt' Asyl.

Auf dieser Land- und Völkerscheide,
Wo eines Sängers Wiege stund,
Wo Walther von der Vogelweide –
Und Goethe weilte, laßt uns — Beide
Hochpreisend — schließen einen Bund.

Wir halten, trotzend dem Verhöhnen
Des Ideals, der Nüchternheit
Des heutigen Geschlechts — den Söhnen
Germaniens hoch den Schild des Schönen
Und harren einer bessern Zeit.

Wohl habt ihr längst uns kund gegeben,
Euch binde hier ein seelisch Band
An Walther noch, Leuthold von Säben,
Der Minnesänger Geister schweben
Noch segnend über diesem Land!

Drum treibt es jährlich über'n Brenner
Aus Sehnsucht, Neugier und Vernunft
Selbst Dichter, Freunde oder Kenner,
Touristen her, gelehrte Männer
Und Größen jeder Dichterzunft.

Doch fehlt noch manche Sängerfeier — —
Hier, wo vom Inn- zum Eisackthal
Manch' Einer, groß durch Stift und Leyer,
Erstand wie Gilm und Fallmerayer,
Bleibt noch zu setzen manch' ein Mal.

*) Wir entnehmen etliche der nächstfolgenden Notizen den mit fesselnder Frische geschriebenen interessanten „Schildereien aus Tirol" (2. Band, 1. Kap.) von Prof. Jg. V. Zingerle, dem wir auch für seine brieflichen Mittheilungen zu Dank verpflichtet sind.

Digitized by Google

Macht hier, wo frei die Adler hausen,
Und frei das Lied entströmt dem Mund,
Nie längere als Jahrespausen,
Laßt uns erneu'n im schönen Klausen
Alljährlich diesen schönen Bund!
In dieser Hoffnung laßt mich heben
Als Gast das Glas auf's Landeswohl ...
Das Land der Alpen und der Reben,
Der Dichter Heimath lasset leben ...
Es lebe hoch das Land Tirol!

Wir haben das Gedicht, das wir der Güte von des Verfassers Verwandten verdanken, deshalb hier ganz mitgetheilt, weil es weder in Leuthold's „Gedichten" steht, noch sonst in Deutschland — soviel wir wissen — bekannt geworden ist. Und doch ist es werth, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Abgedruckt sein soll das Gedicht in dem Büchlein „Das Eisackthal in Lied und Sage", welches aber — nach unseren Erfahrungen zu urtheilen — vermuthlich vergriffen ist, nachdem es kaum über Tirols Grenzen gedrungen sein dürfte. Im Gasthause zum Lamm in Klausen hängt es zum Andenken an Leuthold in schöner Schrift und umrahmt.

Die Goethe-Feier bezeichnet — wie bereits bemerkt — den letzten sonnigen Punkt in Leuthold's Leben. Bald darauf kam der Wahnsinn zum Ausbruch, und ein Jahr später war Leuthold hinter den Mauern einer Irrenanstalt begraben, bis ihn der mitleidige Tod in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli 1870 von seinen qualvollen, grausigen Leiden erlöste. Leuthold gehörte — wie Vischer sie nannte — zu jenen tragischen Seelen, deren Abwelken und Dahingehen sozusagen noch in sommerlicher Gluth, bevor der reifende, fruchtsammelnde Herbst gekommen, um ihrer selbst willen nicht, doch im Interesse der Kunst, der Poesie, zu deren berufensten Jüngern sie zählten, um so mehr zu beklagen bleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zwei Kinder.

Von Paul Bourget.

Autorisirte Uebersetzung.

In früheren Zeiten unterhielt ich mich leidenschaftlich gern mit Frauen. Große oder kleine Damen, ehrsame Bürgerfrauen oder flotte Künstlerinnen, Mädchen im Bierhaus oder im Atelier, Dienstmädchen oder Modelle, jede Schürze war mir gut genug, mit ihr zu sprechen, und ich hatte das Glück, mit einem Freund von denselben Neigungen zu verkehren, jenem phantastischen Barbey d'Aurevilly*), mit dem ich so viele vergnügte Stunden verlebt habe! Und wie verstand er die Kunst, mit ihnen zu sprechen, mit Allen — von der Verkommensten bis zur Idealsten — dieser reizende, in Lebenslust fiebernde Gefährte! Wir brachten damals — es war im Sommer 1875 und 1876 — köstliche Abende im Circus der Champs-Elysées zu, wo sich eine Akrobatin Namens Oceanah, in welche Barbey rasend verliebt war, auf dem gespannten Seil producirte.

„Ihre Augen scheinen über ihren Beruf zu klagen," sagte Barbey mit einem jener treffenden Worte, die ihm immer zur Verfügung standen. Wenn Oceanah abtrat, gingen wir ebenfalls. Und so schritten wir denn in einer jener lauen Sommernächte festen Fußes die lange Allee hinab, und d'Aurevilly ließ sich von allen Zärtlichkeitshändlerinnen ansprechen, die auf den Trottoirs umherirren, und verschwendete ebenso viel Geist daran, ihnen witzige Bemerkungen zuzuwerfen, wie in den zwei oder drei Salons, die er zu besuchen pflegte. Diese Unglücklichen, wenig daran gewöhnt, daß ihnen die Vorübergehenden uneigennützige Reden hielten, verrechneten sich bisweilen arg bezüglich meines alten Freundes, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen an eine Scene, die sich in jener selben Nacht abspielte. Er war eben im besten Zug, mit zweien dieser Nomadinnen zu schäkern, als die eine von ihnen der anderen ihren Sonnenschirm übergab — einen mit einem ungeheuren Hundskopf gezierten Schirm, und plötzlich ausrief: „Gott! wie er mir gefällt, dieser Mexikaner!..." Und sie faßte meinen Gefährten um den Leib und hob ihn in die Höhe!... Ich liebte d'Aurevilly so sehr, ich verehrte so sehr in ihm den trefflichen Schriftsteller, den vollkommenen Ehrenmann, den bienbenden Gesellschafter, daß ich angesichts dieser seines Alters und Genies so vollkommen unwürdigen Scene in die schrecklichste Verlegenheit gerieth. Er aber machte sich einfach los, wandte sich mit jener gewissen gutmüthigen und zugleich vornehmen Miene zu mir, die nur ihm in gewissen Augenblicken eigen war, berührte mit der Reitpeitsche, die er immer bei sich trug, leicht die Schulter des Mädchens und sagte:

„Sie ist gemüthlich..." und ließ sie ihre Geschichte erzählen. Gott, wie fern, wie so fern erscheinen mir diese Abende vor zwölf Jahren! Und wie fern der alte „laird", wie wir ihn nannten, und wie fern das Säuseln seiner Stimme, wenn er mir sagte: „Die Frauen, müssen Sie wissen, sind außer einigen guten Freunden die einzigen Wesen, die werth sind, daß man mit ihnen spricht... Und alle kennen das Leben, weil jede sich das ihre schaffen mußte... Und dann, da Sie immer von der Vererbung sprechen — nur die Frauen kennen die Geheimnisse derselben, weil nur sie wirklich wissen, von wem ihr Kind ist, wenn sie eins haben... Und daher," fügte er hinzu, „ist die kirchliche Beichte das einzige Mittel, sie bezüglich der Erziehung dieser Kinder in die richtigen Bahnen zu lenken... Ein Kind der Liebe und ein Kind der Pflicht erheischen nicht minder eine verschiedene Behandlung, als zwei wesentlich verschiedene Pflanzen... Wenn man so das menschliche Leben durchstreift, findet man immer mehr Gründe, den Katholicismus zu bewundern..., verstehen Sie, Herr Doctor?..." Ich war in der That damals tief im Religionszweifel befangen. „Und," fügte er weiter hinzu, „wenn ich nicht Katholik aus Ueberzeugung wäre, so würde ich es aus Verachtung für diese traurige Zeit werden, um einen Balkon zu haben, von dem ich auf dieses Volk herunter spucken kann..."

— — Sie kamen mir wieder in's Gedächtniß zurück diese Sätze, als ich mich anschickte über das Loos der Kinder zu schreiben, welche die Leidenschaft überleben, deren Ausgeburt sie sind, und ich erinnere mich, daß ich seither viele Unterredungen mit Frauen gehabt habe, gerade über diese schmerzliche Frage der Kinder der Liebe; aber keine davon hat mich so gerührt, wie eine Unterredung mit einer bereits verstorbenen Frau von S... Ich hatte sie in Paris in der großen Welt kennen gelernt und sie dann wieder im April 187. in Florenz getroffen. Sie war da mit ihrer Tochter, einem siebzehnjährigen Mädchen mit unschuldigen grauen Augen, deren Farbe sich in der Erregung zu dem Blaugrau der Augen ihrer Mutter verdunkelte. Diese war Wittwe geblieben und hatte, obwohl sie trotz der nahenden Vierzig noch sehr hübsch war, etwas in ihrem Wesen, das absolut die Möglichkeit ausschloß, ihr den Hof zu machen. Sie reiste in Italien wegen der Gesundheit ihrer Tochter und besaß noch einen um vier Jahre jüngeren Sohn, der seine Studien in einem Lyceum zu Paris fortsetzte. Ich hatte so viel Verstand, um schon vom ersten Tage an zu begreifen, daß ich mich umsonst abmühen würde, ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, und behandelte sie, wie sie mich behandelte, als gute Freundin. Wir besuchten mit einander die Museen, wo die Nymphen Botticelli's auf dem lichtgrünen Rasen tanzen, die Kirchen, in welchen die einfachen toskanischen Bürger des Ghirlandajo in Betrachtung versunken sind, die Klöster, in denen die Engel des Fra Angelico, mit ihren goldgesprenkelten Flügeln, ihren Herrn und Meister anbeten, oder wir fuhren im leichten Wägelchen die rosenumsäumten Straßen entlang, bis zu der so schweigsamen und doch so frischen Karthause Emma oder zu einer der bunten Villen mit ihren blühenden Gärten und weißen Statuen und düsteren Cypressen. Wenn das Mädchen mit uns war, sprachen wir fast nur von der Kunst, für welche sie bereits ein sehr sicheres und feinsinniges Gefühl besaß; wenn wir dagegen des Nachmittags zu zweien lustwandelten oder längs des fahlen Arno ein Wind von den Appenninen herwehte, zu rauh für die schwache Brust Mariens — so hieß die kleine Kranke — gesielen wir uns, die Mutter und ich, darin, immer und immer wieder die unlösbaren Probleme des Herzens zu besprechen, die vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre so grausame Qualen bereiten und so bitteren Kummer zurücklassen. An einem jener Florentiner Frühlingstage, als ein scharfer Wind, nur selten von der lachenden, glühenden Sonne gemildert, durch das Thal daherstob, erzählte mir diese Frau mit dem süßen Lächeln, stets so sanft, bisweilen so traurig, die folgende Geschichte. Nach meiner bescheidenen Meinung sagt sie mehr über die Schwermuth, die gewissen Verhältnissen folgen kann, als lange Abhandlungen.

„Sie war meine beste Freundin," begann Frau von S..., wir hatten an jenem Tage von den erlebten Romanen gesprochen, die seltsamer sind, als alle geschriebenen, und sie hatte mir einen angekündigt — „sie war meine beste Freundin, und ich hätte geschworen, daß sie nie ein Abenteuer haben werde, so fest entschlossen war sie, von ihrer Verheirathung an eine ehrbare Frau zu bleiben. Gestatten Sie mir, ihr sogar einen falschen Namen beizulegen, damit kein Zufall Sie je den wahren erfahren lasse. Nehmen wir also an, sie hätte Marthe geheißen. Marthe hatte ein Kind, einen Sohn aus dem ersten Jahre ihrer Ehe — ein weiterer Grund, nicht wahr, der sie für immer vor jedem Fehltritt hätte bewahren sollen... Aber sie besaß ein leidenschaftliches Herz, ihr Gatte war brutal, verständnißlos und gleichgültig gegen sie. Kurz, es ist die alte, ewig neue Geschichte. Sie traf auf Jemanden, der sie liebte, der es ihr zu sagen wußte. Verschiedene Umstände, die diese Vertraulichkeit ganz besonders gefährlich gestalteten, gaben ihm Gelegenheit, auf sie einzustürmen. Sie verlor den Kopf. Sie wurde seine Geliebte, und hatte einen zweiten Sohn von ihm."

„Ja," erwiderte ich, da sie schwieg, „es ist eine alte Geschichte; aber, wie es Heinrich Heine in einem so hübschen Liede erzählt, der Held derselben geht gebrochenen Herzens daraus hervor. Ich möchte sehr gern die Empfindungen einer Frau kennen, die etwas werth ist, wenn sie so zwischen zwei Männern steht, deren einer der wirkliche Vater ist, der andere sich für den Vater des Kindes hält!... Es muß sich da eine Tragödie in drei Acten abspielen, vorher, währenddem und nachher, die schrecklich ist, wenn sie nicht sehr komisch ist..."

„Schrecklich," sagte Frau von S... den Kopf schüttelnd, „und Marthe hätte die Scenen dieser Tragödie nicht ertragen, wenn sie nicht

*) Der excentrische Romandichter und Kritiker, in Deutschland durch ein berüchtigtes Buch gegen Goethe bekannt.

Digitized by Google

ihr erstes Kind gehabt hätte ... Das ist etwas, was Ihr Romanschriftsteller nicht genügend begreift, jene contrastirenden Gefühle, welche eine Frau in ihrem Doppelleben als Weib und als Mutter bewahren kann und muß. Ihr erstes Kind hatte Marthe an dem Tage, da sie es gebar, nicht mit jener blinden, glühenden, halb thierischen Liebe geliebt, welche bei der Mehrzahl von uns den Anfang der Mutterschaft bildet ... Sie war mehr überlegt als dem Instinct unterworfen, mehr verständig als ihrem Antriebe gehorsam. In dem Augenblicke, wo sie sich zum zweiten Male Mutter fühlte, liebte sie erst ihren Erstgeborenen wirklich mit einer zärtlicheren Leidenschaft, da sie an das Unrecht dachte, welches sie ihm zufügte, indem sie ihm einen Bruder gab, der nicht ganz von seinem Blute war ... Ich bin keine Gelehrte, aber ich bin dessen sicher, was ich Ihnen sage, obwohl ich es Ihnen nicht erklären kann, und ich glaube auch an die Aufrichtigkeit Marthe's, die mir erzählte, daß sie am Morgen der Geburt des zweiten Sohnes den ersten unter Thränen umarmt habe, mit einer Liebe, deren sie sich für dieses arme kleine Wesen nie fähig gehalten hätte ..."

„Das ist ein sehr merkwürdiger Fall," antwortete ich, „denn man behauptet gewöhnlich das Gegentheil, daß eine Frau immer den Kindern der Liebe eine bessere Mutter ist als den anderen ... Und das erscheint natürlich, da ihr die Kinder der Liebe die Erinnerung an das selbstgewählte Glück wecken, während die anderen ..."

„Sarà, wie man hier sagt," fuhr Frau von S ... fort, „das mag für andere richtig sein, hindert aber nicht, daß bei Marthe jenes erste Gefühl außerordentlicher Zärtlichkeit gegen ihren ersten Sohn sehr bald ein Gegenstück in einem anderen Gefühle fand, nämlich in einer sehr schmerzlichen Empfindung mit Bezug auf den zweiten Sohn ... Hören Sie, wieso: der Mann, dem sie sich hingegeben — ich nenne auch hier keinen Namen, um Ihnen nicht ein Geheimniß zu überantworten, das Sie nicht wissen dürfen — dieser Mann also führte das Leben eines reichen Nichtsthuers, deren es leider so viele gibt. Er gehörte zwei sehr eleganten Clubs an, hielt Pferde, einen Rennstall, spielte. Als ihn Marthe liebte, besaß er eines jener reizenden fünfundzwanzigjährigen Gesichter, die gleich verführerisch sind, mögen sie einem Manne oder einer Frau angehören. Dazu noch die natürliche Anmuth der Bewegungen, sein artiges Benehmen, seine freundliche Weise zu sprechen, alles gleichsam ein letzter Abglanz des Jünglingalters, der den jungen Mann schmückt. Ich glaube, daß es kaum eine größere Gefahr für einen schwachen Charakter gibt, als die Verwöhnung, die durch solche Eigenschaften in der Regel großgezogen wird. Der junge Mann beginnt schließlich, da er überall der bereitwilligsten Nachsicht begegnet, zu glauben, daß er sich Alles erlauben kann, und daß es nichts gibt, was ihm nicht verziehen würde. Er wird so nach und nach in der That zum verwöhnten Kinde. Aber ein verwöhntes Kind von dreißig Jahren ist die Quintessenz des Egoismus, und oft noch etwas Schlimmeres! ... Dieser, der Geliebte Marthe's, war mit vollen Segeln in jenes berauschende Pariser Leben hineingesteuert, und hatte deren zu viele aufgesetzt ... So pflegen Sie das auszudrücken, nicht war? — Er hatte über seine Verhältnisse gelebt, und sein Kapital angegriffen. Er wollte das Verlorene wiedergewinnen, und ergab sich immer leidenschaftlicher dem Spiele. Er gewann. Er verlor. Er gewann von Neuem, dann verlor er wieder, immer mehr, immer mehr, bis er eines Tages seiner Geliebten gestehen mußte, daß er zu Grunde gerichtet sei, wenn sie ihm nicht mit ihrer Börse helfe — und sie half ihm ..."

„Gestatten Sie mir," unterbrach ich sie lächelnd, „nicht in so hohem Grade entrüstet zu sein, wie Sie ... Derartige kleine Streiche kommen bei jungen Leuten, die lustig leben, zu häufig vor, und wenn man alle die, welche jetzt, in dieser Stunde, in den Champs-Elysées ihren Kutschirwagen lenken, mit einem Pferde für dreihundert Louis davor, auf ihr Gewissen befragen wollte ..."

„Gestatten Sie mir," unterbrach sie mich ihrerseits, „Ihnen zu sagen, daß Sie nicht wissen, was das Herz einer Frau ist, und in wie hohem Grade sie das Bedürfniß fühlt, den nicht zu verachten, den sie liebt, und wie schwer sie sich der Achtung für ihn entschlägt. Nein, Marthe war nicht darüber entrüstet, daß sie ihr Geliebter bat, ihm aus einer Verlegenheit zu helfen ... Sie liebte ihn darum, und wollte ihn darum noch mehr lieben. Aber sie forderte von ihm einen jener Schwüre, die von solchen Männern zu verlangen die zartsinnigen Frauen noch immer naiv genug sind. Sie wollte, daß er ihr auf das Haupt des Kindes, daß sie mit einander gehabt, schwöre, keine Karte mehr anzurühren. Er schwor ... Es waren keine zwei Monate vergangen, da kam er wieder, gestand ihr einen neuen Verlust ein, und flehte sie von Neuem um Hülfe an ... Sie gab ihm von Neuem Geld. Sie besaß werthvollen Schmuck, auf den sie ein Darlehen nahm. Diesmal aber hatte die Verachtung bei ihr Eingang gefunden und verließ sie nicht mehr ... Brauche ich Ihnen mehr zu sagen?" fuhr Frau von S ... mit vor Abscheu zitternder Stimme fort; „die arme Frau mußte die Schande über sich ergehen lassen, diesen Mann, den sie geliebt hatte, immer und immer wiederkommen und immer dasselbe von ihr verlangen zu sehen. Und an dem Tage, an dem sie nein sagte, mußte sie es erleben, daß ihr dieser Vater ihres zweiten Sohnes mit Drohungen entgegentrat, von ihren Briefen sprach, die in seinen Händen waren und durch die er sie verderben konnte, und die sie loskaufen mußte ... Ja, sie mußte sie loskaufen, und das Geld dazu erbetteln, indem sie ihrer Mutter Alles eingestand, nur um endlich dem Manne, für den sie ihre heiligsten Pflichten verrathen hatte, wie einem Bedienten die Thüre weisen zu können ... Man lebt weiter nach solchen Folterqualen ... Wie? Durch welche übermenschliche Seelenstärke, die man sich nie zugetraut hätte? ..."

„Was diese Seelenstärke betrifft, ist die Sache sehr einfach," sagte ich, „Marthe mußte sie in ihren beiden Kindern finden."

„Nein, mein Freund." — Ich glaube, daß mich Frau von S ... nie zuvor mit diesen Namen bezeichnet hatte. Wenn ich daran denke, daß ich erst später begriff, warum diese Erzählung die empfindlichsten Saiten ihres Herzens berührte! — „Nein," erwiderte sie, „eines dieser beiden Kinder, das zweite, wurde für sie, statt ihr in ihrem Schmerze ein Trost zu sein, die Ursache eines noch viel tragischeren Kummers ... Dieser Sohn glich seinem ehrlosen Vater mit einer jener absoluten, totalen Aehnlichkeiten, welche Jedem, der ein solches Kind der Sünde etwas aufmerksamer betrachtet, die Wahrheit in's Gesicht schreien, und der Mutter in jedem Augenblicke, wo sie es ansieht, das Herz erstarren machen. Aber man gewöhnt sich auch an diese Empfindung, wofern man nicht, wie Marthe, den ehemaligen Geliebten gar zu sehr verachtet. Denn in diesem Falle bringt diese Aehnlichkeit eine andere, in ihrer Art einzige Qual hervor. Die Mutter kann sich ihres Schauders nicht erwehren, wenn sie an ihrem Sohne die Augen, den Mund, die Haare, die Bewegungen, die Seele des Mannes wiederfindet, der ihr eine so furchtbare Verachtung eingeflößt hat. Anfangs schämt sie sich dieses Gefühls ... Ist es die Schuld des Kindes, daß es seinem Vater gleicht? Muß ich auch meinen Sohn verachten? Welch' ein Ungeheuer ich bin! ... Das sind die Gedanken, welche das Gehirn der armen Frau kreuzen, und welche sie dadurch zu verscheuchen sucht, daß sie ihren Sohn um so zärtlicher umarmt. Aber die unglückselige Aehnlichkeit bleibt bestehen, und verursacht bei ihr eine Art Besessenheit. Und nun drängt sich ihr ein neuer, schrecklicher Gedanke auf. Wenn diese Aehnlichkeit eine vollständige würde, wenn sie sich von den Gesichtszügen auf das Herz ausdehnte, wenn dieser Sohn ein Schurke würde, gleich seinem Vater? ... Ich muß, um Marthe vor Ihnen von jedem Vorwurfe freizusprechen, hinzufügen, daß ihr ehemaliger Geliebter nach dem Bruche tiefer und immer tiefer gesunken war. Er hatte sich zunächst jenen unbestimmten Ruf eines Industrieritters erworben, der in Paris für einen Mann kein Hinderniß bildet, noch überall empfangen zu werden; aber Jedermann fühlt, daß es eine Unklugheit wäre, sich tiefer mit ihm einzulassen. Man sagt: »Es ist komisch. Wovon mag der Mann leben?« Man fügt hinzu: »Uebrigens geht es mich ja nichts an.« Dann fängt man an, ihm Verschiedenes zur Last zu legen, zuerst leise, dann lauter. Man erzählt sich Anekdoten von Ungehörigkeiten, die er sich zu schulden kommen ließ. Der Mann, der fühlt, daß er in Verruf geräth, sucht durch Unverschämtheit zu imponiren. Er sucht Händel. Er findet sie. Aber die vertrauten Freunde seines Gegners sagen: »Sie haben Unrecht, mein Theurer, es gibt gewisse Leute, mit denen man sich nicht schlägt ...« Und diese Behauptung macht die Runde in den Clubs und in den Salons. Und eines Tages wird der Industrieritter bei irgend einer schmutzigen Handlungsweise betreten, wie es bei dem Geliebten Marthe's der Fall war. — Dieser Mann ließ sich verleiten, im Spiel zu betrügen ... Er wurde ertappt. Man vertuschte die Geschichte. Aber der Gauner verschwand auf Nimmerwiederkehr ..."

„Arme Marthe!" rief ich fast unwillkürlich aus.

„Ja! ärmer als Sie sich je vorstellen können," sagte Frau von S ..., den Kopf schüttelnd. „Damit Sie ihr ganzes Martyrium verstehen können, müssen Sie wissen, daß sie wieder eine sehr ehrbare Frau geworden war. Sie war eine von jenen, die das Sprüchwort Lügen strafen, und für welche die erste Liebe die letzte ist. Gewisse Erfahrungen bewahren vor Rückfällen — für immer ... Marthe war vor ihrem Fehltritt fromm; sie wurde es in der Folge noch mehr. Sie konnte sich der Vorstellung nicht erwehren, daß Gott sie für diesen Fehltritt in dem Kinde des Ehebruchs strafen werde, das indessen aufwuchs, und dessen unheilvolle Aehnlichkeit mit seinem Vater von Tag zu Tag größer wurde. Schon in seiner ersten Jugend besaß dieser Knabe fast vollkommen ausgebildete Laster des Herzens, die traurigen Laster, welche die Mutter an ihrem furchtbaren Geliebten kennen gelernt hatte. Er war falsch und heuchlerisch, sinnlich und schwach, und besaß jenen von Schmeichelei begleiteten Egoismus, welchen die Unglückliche nur zu wohl kannte! Sie hatte so schrecklich unter dem Charakter des Mannes gelitten, dessen Züge sie jetzt im Kleinen an ihrem Kinde wiederfand! Ihre Pflicht war vorgezeichnet, nicht wahr? Sie mußte versuchen, dieses Kind zu erziehen, und im voraus die Fehler des künftigen Mannes zu bekämpfen ... Aber, und das ist das Beklagenswertheste in ihrer Geschichte, sie vermochte es nicht. Sie war verheirathet, und ihr Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß die Erziehung dieses Sohnes ihm zukomme. Eine Art grausamer Ironie wollte es, daß er dieses zweite Kind anbetete, und daß er, anstatt die männliche Energie zu entwickeln, die nöthig gewesen wäre, es auf eine Weise behandelte, die jener, welche diese Natur gebieterisch erforderte, gerade entgegengesetzt war. Es gab also zwischen ihr und ihrem Manne bezüglich dieses Sohnes unaufhörliche Scenen, des Sohnes, der nur ihr gehörte, und dessen Zukunft sie wie mit feurigen Lettern in dem Geschicke des Frevlers geschrieben sah, der ihr Leben vergiftet hatte. Das Schlimmste war, daß Marthe inmitten dieser geheimen Seelenangst, dieser Gewissensbisse, dieser Scenen, ihre Zärtlichkeit für dieses zweite Kind von Tag zu Tag mehr ersterben fühlte, während ihre Liebe zu dem ersten, welches ihr glich, und in welchem sie bereits die zarte Empfindsamkeit, die sie liebte, aufknospen sah, in demselben Maße zunahm ... Glauben Sie, daß es viele geschriebene Romane gibt, die dramatischer sind als der Lebensroman dieser Frau, und die Sittentragödie, welche sie durchgemacht hat? ..."

„Und die Lösung?" rief ich aus.

„Es gab keine," sagte sie mir, „das Kind starb zu jung."

— — Ich hatte diese Geschichte fast mit denselben Worten aufgezeichnet, wie ich sie eben wiedergegeben habe, und sie hatte mich so gerührt, daß ich sie eben jenem d'Aurevilly erzählte, als wir eines Abends vom Circus heimgingen. Ich sehe ihn noch, wie er stehen blieb und zu mir sagte:

Digitized by Google

„Und Sie haben nicht errathen, daß dies ihre Geschichte war?"

„Nicht möglich," sagte ich.

„Spaß bei Seite," erwiderte er, indem er seine Hand mit einem jener schwarzen, goldgestickten Handschuhe, wie er sie bei diesen Abendausgängen zu tragen pflegte, auf meine Schulter legte, „glauben Sie wirklich, daß ihr eine Freundin diese Enthüllung gemacht hätte? Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen sage: es gibt keine Frau, die genug Vertrauen zu einer anderen Frau hätte, um ihr die Geburt eines Kindes zu enthüllen, die unter solchen Umständen erfolgte ... Und was ist aus Frau von S... geworden?"

„Sie ist ebenfalls todt."

„Ja ... Aber der Sohn lebt ohne Zweifel. Sie wollte Sie offenbar zweimal auf falsche Fährte bringen, indem sie das Geschlecht des ersten Kindes änderte, und das zweite für todt ausgab ... Suchen Sie ihn wiederzufinden, und Sie werden in der Sache klar sehen. Wir sprechen noch darüber ..."

Ich antwortete meinem großen Freunde mit ich weiß nicht mehr welchem Scherze über die Gabe des zweiten Gesichts, deren er sich rühmte.

— — Jahre waren vergangen. Ich befand mich eines Tages oder vielmehr eines Nachts bei Philipps, in jener berühmten Schenke, wo ich mit einigen meiner tollen Kameraden — um den Engländer und den Sportsmann zu spielen ... o! über die Naivetät! — Alkohol zu trinken pflegte. Da schlug der Name S..., der meiner todten Florentiner Freundin, an mein Ohr. Der Angerufene war ein sehr hübscher Junge von 22 Jahren — mit einem Seidenhut, glänzend wie Metall, gefälteter Hemdbrust, einem kleinen Sträußchen von Farrnkraut und Maiblumen im Knopfloch des offenen Ueberziehers — kurz, ein vollendeter moderner Dandy, um ein veraltetes Wort anzuwenden, das d'Aurevilly so gern gebrauchte. Und während er einen cock-tail verschlang, der nach dem Tone, in welchem sich die Herren unterhielten, zu schließen, wohl der fünfte sein mochte, sagte er:

„Wir haben ihm gut zugesetzt ... Sechs Banken zu tausend Louis ... Er wird wohl in die Luft fliegen! ..."

Ich fühlte nun, da ich diesen Jungen ansah, den die ganze Schönheit eines Kindes der Liebe wie ein Glorienschein umgab, wie richtig d'Aurevilly gesehen hatte. Frau von S... und Marthe waren eine Person. Ja, meine Florentiner Freundin wollte mich auf eine falsche Fährte lenken, indem sie jener angeblichen Marthe anstatt einer Tochter einen älteren Sohn zuschrieb — und ich hatte den Sohn jenes Spielers vor mir. Leider kann ich mit meinem theuren d'Aurevilly nicht mehr über die nahende Lösung sprechen, denn er ist todt. Ich habe seit jenem Abende bei Philipps neue Erkundigungen eingezogen, und bin sicher, daß ich morgen, übermorgen, in einigen Tagen erfahren werde, daß dieser junge Mann wie sein wahrer Vater geendet hat! Arme, arme Marthe!

Aus der Hauptstadt.

Vom Deutschen Schriftstellerverband.

Ein Präludium zum Schriftstellertag in Berlin.

Was den Männern der schwieligen Faust geholfen, was dem speculirenden Unternehmerthum die Geldsäcke gefüllt, was jeder Zunft und Kaste ihre Privilegien eingetragen — die Vereinigung der Kräfte zur Förderung der gemeinsamen Interessen — das, meinten die deutschen Schriftsteller, müsse auch ihrer vielgeklagten Noth ein gründliches Ende bereiten. Sie dachten es, und gründeten vor Jahren den „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverband", dem man, wie allen Todten, nur Gutes nachrühmen soll. Ich will darum die Thatsache nicht verschweigen, daß der selig Entschlafene ungefähr einem Dutzend deutscher Bürgermeister die angenehme Abwechselung verschafft hat, an Stelle der sonst von ihnen erforderten Reden über Canalisation, Pflasterung und Beleuchtung einmal einen Toast auf die deutsche Literatur und ihre zeitgenössischen Vertreter zu schwingen. Du lieber Gott, das war die erste Zeit des jung erwachten Selbstbewußtseins, die wollte man nicht mit gemeinen Interessenfragen entweihen, die sollte ganz dem idealen Streben des deutschen Schriftthums gehören und sie — gehörte ihm. Man kam — nebenbei gesagt, wenn man nicht zu den nothleidenden Schriftstellern gehörte, denen geholfen werden sollte — alljährlich auf dem „Deutschen Schriftstellertag" zusammen. Man hielt — damit das Ding einen Anstrich hatte und wenigstens so aussah, als wäre es etwas — ein paar Reden, vornehmlich über internationales Verlagsrecht. Man ließ sich von der beglückten Stadt ein Festmahl geben. Man lauschte den Worten des hochwohlweisen Herrn Bürgermeisters. Man ließ leben, was einem vor das Weinglas kam. Man machte einen gemeinschaftlichen Ausflug und fuhr endlich, zwar etwas vom Kater beeinflußt, aber doch von dem Bewußtsein gehoben „auch ein Dichter" zu sein, nach Hause.

Das that man, so lange der Sinn für das Ideale dem deutschen Schriftstellergemüth bewahrt blieb. Allein, es gab doch einige unter den deutschen Schriftstellern, die den „Allgemeinen Verband" ernst nahmen und von ihm forderten, daß er wirklich etwas für den deutschen Schriftsteller thue. Diese seriösen Herren wollten sich durchaus nicht mit dem äußeren Schein, den man ihnen vormachte, zufrieden geben. Sie hatten wohl kein Augurentalent und nahmen die tönenden Worte der Verbandsatzungen für ein heiliges Gesetz, dem man nachzustreben habe. Sie blickten wohl auch neidvoll auf die zum Theil mächtigen Coalitionen der deutschen Arbeiter und schämten sich, als höhere Kaste der geistigen Arbeiter für sich und ihre Zunft nichts weiter erreicht zu haben, als öde Phrasendrescherei. Sie wollten endlich Thaten sehen und schlossen sich darum, als Professor Joseph Kürschner in Stuttgart sich zum Organ aller dieser Wünsche und Beschwerden machte und seine kampfesfrische Schriftstellerzeitung herausgab, diesem und seinem „Deutschen Schriftstellerverein" an. Der Erfolg war bei der Opposition. Nach kurzer Zeit sah sich der „Allgemeine deutsche Schriftstellerverband" gezwungen, sich mit dem Schriftstellerverein zu dem „Deutschen Schriftstellerverband" zu verschmelzen. Das goldene Zeitalter sollte für den deutschen Schriftsteller hereinbrechen, er sollte Kranken-, Alters-, Sterbe-, Wittwen- und Waisenkassen und sein hungernder Pegasus kräftiges Futter erhalten. Er sollte, aber er erhielt es nicht. Denn der Verband mit den großen Hoffnungen auf die bessere Zukunft blieb genau so unfruchtbar, wie seine beiden Vorgänger. Er setzte die interessanten Schriftstellertage fort, sie wechselten nur ihren Namen, er unterstützte nothleidende Kollegen genau so, wie der alte „unterstützt" hatte — d. h. er vertheilte aus Verbandsgeldern einige Almosen, er unterhielt, wie der alte, ein „Syndikat", das jahrsüber einige Prozesse gegen Verleger zu führen bekam und, wie der Verein, gab er ein Wochenblatt zur Verstimmung seiner Mitglieder heraus.

Er that indeß noch eins. Er begründete ein „Literarisches Bureau" zum Vertrieb der Manuskripte seiner Mitglieder. Dieses letztere hätte sich nun vielleicht als ein recht nützliches Institut erweisen können, wenn man ihm eine praktische Organisation gegeben oder aber auf sein Bestehen bei der Auswahl der Mitglieder des Verbandes Rücksicht genommen hätte. Indessen keines von Beiden geschah. Das „Bureau" wurde satzungsgemäß verpflichtet, „alle ihm von Verbandsmitgliedern zugehenden Manuskripte zu »vertreiben«", d. h. den Buch- bezw. Zeitungsverlegern zum Ankauf anzubieten, und in den Verband wurde (unter der Bedingung, von zwei Gewährmännern vorgeschlagen zu sein) aufgenommen, was irgendwie den Drang in sich verspürte, deutscher Schriftsteller zu sein oder werden zu wollen. Hatte man sich früher begnügt, seinen lyrischen Hausbedarf zu decken oder, in einem „Eingesandt" an das Ortsblatt, seiner politischen, sozialen oder ästhetischen Meinung Ausdruck zu geben, mit dem Augenblick der Aufnahme in den Deutschen Schriftstellerverband, durch welche man sich als deutscher Schriftsteller gewissermaßen offiziell anerkannt sah, hörte das auf. Der „Beruf" verpflichtete zu literarischem Schaffen und — das Bureau erhielt die beneidenswerthe Aufgabe, alle die unreifen Geistesproducte der künstlich gezeugten „Collegen" auf die Rundreise durch die Zeitungsredactionen und Verlagscomptoire zu schicken, denn ablehnen durfte es nicht. Ihm ward ja nur ein Amt, nicht eine Meinung. Wenn sich das Verbandsbureau damit zum Schreckensinstitut der Redactionen und Verlagsgeschäfte herausgebildet hat, wenn es fortgesetzt nichts weiter thun darf, als sich discreditiren, so kann das vernünftige Leute nicht Wunder nehmen. Der Effect des Bureaus ist denn auch der, daß es durch die ihm zustehenden Procente bei Weitem nicht im Stande ist, seine Kosten zu decken, sondern einen Zuschuß aus Verbandsmitteln verlangt, der so erheblich ist, daß er die Verbandseinnahmen zum großen Theil verschlingt, nicht nur für nichts, nein zur eigenen Schädigung.

So ist es mit dem Bureau bestellt und eine Quelle gleicher Leiden ist das „Organ", von dem vorher schon gesagt wurde, daß es lediglich dem Zwecke diene, zu verstimmen. Warum? Weil es unter dem Niveau des simpelsten Fachblattes steht. Man sollte meinen, daß Leute, die das Zeitungsschreiben und -machen berufsmäßig besorgen, im Stande sein müßten, das eigene Fachorgan zweckdienlich zu gestalten. Eigentlich sollte ihr Organ das Muster eines Fachblattes sein und doch ist das gerade Gegentheil beschämende Thatsache. Ein paar „amtliche" Nachrichten der Verbandsleitung und dann, ziel- und planlos, Artikel, die zur Lösung der internen sozialen Frage des deutschen Schriftstellers meist unfreiwillig humoristische Beiträge sind. Der Schutzzoll gegen Leihbibliotheken, Schutzzoll gegen die Einfuhr ausländischer Literatur, wurde da oft mit einer Ernsthaftigkeit gefordert, die einer in ihren althergebrachten Rechten schwer bedrohten Schreiberzunft alle Ehre gemacht hätte. Im besten Falle kam man aus Kleinlichkeiten und Zänkereien nicht heraus und wenn sich schließlich nirgends Lust mehr zeigte, dergleichen Fachsimpeleien zu fabriciren, so mußten kritische Feuilletons, die ihren Weg in die literarische Presse verfehlt hatten und die durch ihre Ungehörigkeit noch mehr verstimmten, die Lückenbüßer abgeben. Zu einer objectiven Berichterstattung über alle beruflich interessirenden Thatsachen, die sich dem Schriftsteller sonst nicht bietet und die ihm darum äußerst willkommen wäre, hat man in dem „Organ" niemals einen Versuch gemacht. Und eine solche ist doch naturgemäß das Skelett jedes Verbandsorgans, an das sich das Fleisch der Polemik über die einzelnen Tagesfragen beinahe von selbst ansetzt, da durch die Mittheilung des sich darbietenden, sagen wir actenmäßigen Materials die Meinungen herausgefordert werden. Das Organ des Schriftstellerverbands hat es dagegen verstanden, immer noch zu allen Fragen des Standesinteresses, welche öffentlich aufgeworfen wurden, zu schweigen und immer nur zu schweigen.

Das Syndikat des Verbands ist vielleicht die einzige gute Einrichtung, die der Verband besitzt, denn man hört nichts von ihm; höchstens könnten die Erfahrungen mit den übrigen Verbandsinstitutionen davon abmahnen, sich im Ernstfalle ihm anzuvertrauen. Die Unterstützungseinrichtungen des Verbandes an sich sind insofern belanglos, als der Verband sich nicht das Ziel eines Almosengebers stellte, der fremde Noth zu lindern strebt, sondern vielmehr das Ziel, seinen Mitgliedern gegenüber in Krankheit- oder sonstigen Nothfällen bestimmte Leistungen zu übernehmen, deren Charakter der einer rechtlichen Verpflichtung, nicht der eines Almosens ist.

Digitized by Google

So hat denn auch der Verband bisher alle Hoffnungen getäuscht, die er bei seiner Gründung erweckte oder die man in ihn setzte. Wie der selige „Allgemeine" besitzt er nur den einzigen Zweck, den Leuten, die an seiner Spitze stehen, zur Folie zu dienen und bei etwaigen Jubiläumsbanketten die begeisterte Corona zu stellen. Jedes praktische Ziel ist ihm bisher unerreicht geblieben und dürfte ihm unerreichbar bleiben, wenn nicht eine glückbegünstigte Opposition mit dem alten Schlendrian und den alten Schlendrianen im Verbande gründlich aufräumt.

Der objective Beurtheiler dieser Zustände wird, nach dem Gesagten, mit Hans Dampf vielleicht geneigt sein, zu behaupten, nichts sei leichter als das. Es gelte ja nur die Organisirung und Dotirung einiger Hilfskassen, für die es an bewährten Mustern nicht fehle, es gelte nur, dem Literarischen Bureau des Verbandes die Befugniß auszuwirken, unter den ihm zum Vertrieb gestellten Manuscripten eine fürchterliche Musterung zu halten, es gelte nur, Grundsätze zu finden, nach denen in Zukunft das Verbandsorgan zu leiten sei. Gewiß, es gilt nur das. Allein der Verband ist bei seiner Gründung mit einer so herrlichen Organisation gesegnet worden, daß es leichter erscheint, die Chinesen zur Völkerwanderung anzustiften, als ihn zu einer gesunden Thätigkeit zu bewegen. Der Verband, dessen Mitglieder über das ganze deutsche Sprachgebiet und zum geringen Theil über das Ausland zerstreut sind, gliedert sich in sogenannte Bezirksvereine, die an den Hauptcentren unseres geistigen Lebens, in Berlin, Wien, Leipzig, München, Dresden, Frankfurt, Breslau ꝛc. domiciliren. Diese Gliederung wäre eine vernünftige, wenn die Bezirksvereine, die leicht in der Lage sind, den Hauptstamm ihrer Mitglieder zusammenzufassen, in einem organischen Verhältniß zum Verbande ständen. Das ist aber leider nur insofern der Fall, als ihre Vorsteher den Gesammtvorstand des Verbandes bilden helfen und ihre Schatzmeister verpflichtet sind, der Verbandkasse den Theil der Mitgliederbeiträge zuzuführen, auf den sie Anspruch erhebt. Sie zu einer Art von Vorparlamenten zumachen, die durch ihre Delegationen die beschließende Körperschaft des Verbandes bilden würden, hat man unterlassen. Die Folge davon ist, daß eine Fühlung der Bezirksvereine unter einander nicht besteht und, wie beim Thurmbau zu Babel, ein Jeder seine eigene Sprache spricht. Keine Verständigung über gemeinsame Bedürfnisse, sondern ein buntes Durcheinander entgegengesetztester Bestrebungen. Was immer einem Bezirksverein am Herzen liegt, es bleibt bedeutungslos für das Ganze, es ist leeres Stroh, das er zu dreschen hat. Denn der Verband beschließt endgültig nur auf der sogenannten „Allgemeinen Versammlung", die jährlich an einem wechselnden Orte stattfindet und zu welcher jedes Verbandsmitglied kommen kann, das die Mittel zu solcher Vergnügungsreise besitzt. Damit setzt sich die „Allgemeine Versammlung" aus Leuten zusammen, denen weniger an den Verbandsgeschäften, als an den Ehrbezeugungen liegt, die sich bei dieser Gelegenheit einheimsen lassen. Die sachlich interessirten Collegen, die nicht mit ausreichenden Glücksgütern gesegnet sind, müssen zu Hause bleiben und Beschlüsse über sich ergehen lassen, gegen die sie machtlos sind.

Doch nein — sie sind in der glücklichen Lage sich „vertreten" zu lassen. Sie können ihre Stimme einem der Theilnehmer übertragen, d. h. sie können ihr „Ja" und „Nein" zu allen Punkten der Tagesordnung mit auf die Reise geben, die sich in der Debatte meist erst klären sollen. Da das vernünftiger Weise unmöglich ist, bleibt nur das Vertrauensmandat übrig, welches seinem Träger gestattet, zu thun und zu lassen, was ihm beliebt. So spielt sich denn vor jeder „Allgemeinen Versammlung" das Schauspiel einer Stimmenjagd ab, der auf der Versammlung selbst der reine Stimmenschacher folgt. Da nämlich jedes Mitglied inclusive der eigenen Stimme nur zehn Stimmen vertreten darf, so wird das Plus einem weniger „stimmbegabten" Genossen überlassen, von dem man hofft, daß er im eigenen Sinne stimme, der aber die eben erhaltenen Stimmen eben so gut benutzen kann, seiner plötzlich abweichenden Meinung ein größeres Gewicht zu verleihen. Was dabei aus dem Unglücklichen wird, der seine Stimme zu einer solchen Komödie bietet, braucht nicht erst gesagt zu werden. So kommen denn meist Beschlüsse zu Stande, die selbst für die Theilnehmer der „Allgemeinen Versammlung" ein Gegenstand der Ueberraschung sind. Die ganze Versammlung ist in der Regel ein großes negatives Resultat und mit jeder Versammlung erweist sich ein ganzes Jahr möglicher Entwickelung verloren.

Nachgerade hat man im Deutschen Schriftstellerverband diese Farce satt bekommen und eine Opposition macht sich wiederum geltend, die auf dem diesjährigen Schriftstellertag, der gleichzeitig mit dem internationalen Schriftstellertag in Berlin zusammentreten wird, zu scharfem Ausdruck kommen dürfte. Hoffentlich ist sie so weit siegreich, die Bezirksvereine zu lebensvollen Gliedern des Verbandes umzugestalten und die zu positiver Leistung unfähige „Allgemeine Versammlung" durch eine aus den Delegationen der Bezirksvereine zu bildende endgültig beschließende Körperschaft zu ersetzen. In seiner gegenwärtigen Organisation hat sich der deutsche Schriftstellerverband unfähig zu jedem praktischen Wirken gezeigt. Möge es ihm, in einer besseren Gestaltung, endlich gelingen, das zu erreichen, was die simpelsten Gewerkschaftsverbände für sich bereits verwirklicht haben. Das ist: wirksamer Schutz in Fällen der Noth und Erwerbsunfähigkeit und eine zuverlässige Vertretung der allgemeinen Berufsinteressen.

Martin Hildebrandt.

Rossi und Sonnenthal.

Als am 22. April 1767 das durch seinen Dramaturgen berühmt gewordene Hamburgische Theater eröffnet wurde, da stritt man um die Berechtigung einer Stelle in dem von Madame Hensel „mit einschmeichelnder Verbindlichkeit" gesprochenen Epilog. Es hieß da:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunst nur kaum beginnt,
In welcher tausend Quins für einen Garrick sind."

Quin, meinten scharfe Kritiker, sei kein schlechter Schauspieler gewesen und Lessing erwiderte ihnen: „Nein, gewiß nicht; er war Thomson's besonderer Freund, und die Freundschaft, in der ein Schauspieler mit einem Dichter wie Thomson gestanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für seine Kunst erwecken. Auch hat Quin noch mehr als dieses Vorurtheil für sich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde gespielt; daß er besonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leisten gewußt; daß er, im Komischen, die Rolle des Falstaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieses macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverständniß liegt bloß darin, daß man annimmt, der Dichter habe diesem allgemeinen und außerordentlichen Schauspieler einen schlechten, und für schlecht durchgängig erkannten, entgegensetzen wollen." Unser Dramaturg erinnert dann an die berühmte Anekdote aus dem Meisterroman Fielding's, an die lehrreichen Erfahrungen, die Tom Jones mit seinem Diener in der Hamlet-Vorstellung machte. Garrick war Hamlet und irgend ein Quin mimte des König Claudius lächelnde Lumpenmajestät. „Was?" läßt der Satiriker den Bedienten urtheilen, „Garrick der größte Acteur? Er schien ja nicht über das Gespenst erschrocken, sondern er war es. Was ist das für eine Kunst, über ein Gespenst zu erschrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geist gesehen hätten, so würden wir eben so ausgesehen und eben das gethan haben, was er that. Der Andere hingegen, der König, schien wohl auch etwas gerührt zu sein, aber als ein guter Acteur gab er sich doch alle Mühe, es zu verbergen. Zudem sprach er alle Worte so deutlich aus, und redete noch einmal so laut als jener kleine, unansehnliche Mann, aus dem ihr so ein Aufhebens macht."

Aehnliche Einreden kann man noch jetzt jeden Tag hören; noch immer werden die Quins von der tonangebenden Domestikenmehrheit höher geschätzt und heißer bewundert als die Garricks; noch immer kettet sich der Beifall an jene Schauspieler, die weder in Gang noch in Haltung, weder in Sprache noch in Aussehen an wirkliche, lebendige Menschen erinnern und an die Bescheidenheit der Natur. Wir haben in Berlin Beispiele genug dafür. Zwar einen Garrick besitzen wir nicht, aber eine stattliche Anzahl vortrefflicher Quins und etwa vier, fünf ernste Schauspieler, die sich bemühen, der natürlichen Menschendarstellung möglichst nahe zu kommen. In der Gunst der Menge aber nehmen nicht diese, nicht die Herren Reicher, Pohl, Kraußneck, Nissen, die erste Stelle ein, sondern Herr Barnay und Herr Klein, die großen Künsteler. Besonders Herr Klein schmeichelt dem Auge wie dem Ohr: seine raffinirten Masken, seine unwahrscheinlichen Röcke, der überdeutliche, immer selbstbewußte Vortrag, die tadellos studirten Bewegungen, der auch in rückwärtiger Richtung balletmäßig sichere Gang: alle diese Dinge, die eine nie gesehene Gestalt zusammensetzen, gewinnen ihm das Publikum, wie der Acteur des Claudius sich durch ähnliche Vorzüge des biederen Rebhuhn Herz gewann. Nicht nur den Einfachsten schlägt Herr Klein, nicht nur den „kleinen, unansehnlichen" Reicher, der gewiß kein Garrick, aber sicher unser stärkster moderner Menschendarsteller ist; er trägt auch in der öffentlichen Anerkennung über das genialische Sprudeltalent des excentrischen Mitterwurzer den Sieg davon. Und ich bin nicht sicher, ob die außerordentliche Zurückhaltung des ältesten Coquelin — es gibt ihrer jetzt drei im Hause Molière's —, ob seine discrete Kunst, die jeder absichtlichen Wirkung fein aus dem Wege hüpft, in Berlin aufrichtigen Beifall finden würde. An seinem unvergleichlichen Figaro könnte man das revolutionäre Pathos, an seinem Don César de Bazan das rechte Kavalierlängenmaß vermissen, und wenn er gar im „Thermidor" den Labussière spielte, blitzflink und behend wie ein guter Kobold, mit geläufiger, nimmer verweilender Zunge und raschen, humoristischen Lichtern — wie schmerzlich würde man da die würdige Eleganz entbehren und die sauber unterstrichenen, sicher berechneten Pointen, mit denen Herr Klein klug und nicht geizig doch zu wirthschaften weiß. Die Mehrheit will eben niemals vergessen, daß sie im Theater ist und selbst ein Löwe stimmt sie erst dann freundlich, wenn er die Mähne lüftet und als Zettel, der Weber, sich einem hohen Adel und verehrlichen Publiko submissest empfiehlt.

Von den beiden berühmten Schauspielern, die in diesen Wochen Berlin besucht haben, läßt nur der Eine sich den Sternen des altenglischen Theaters vergleichen, die der Hamburgische Dramaturg so knapp und so rund doch als Typen zu charakterisiren wußte. Daß ich den David Garrick nicht selbst gesehen habe, wird man mir hoffentlich nicht weiter nachtragen; daß er größer war als Ernesto Rossi, glaube ich nicht, aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil mir ein höher ragender Gipfel der Schauspielkunst überhaupt unerreichbar erscheint und undenkbar fast. Man kann anders, man kann nicht mächtiger schaffen als der toskanische Menschenerwecker. Darum wird nur die äußerste Thorheit die Kunst Rossi's heute veraltet nennen und überholt durch modernere Errungenschaften mimischer Künste. Veralten kann an Shakespeare und Rossi nur, was der Zeit gehört: Kleid und Sitte, niemals aber der rein menschliche Gehalt. Der Britannicus und der Theseus des Racine sind heute rococo: Oedipus, Sakuntala, Lear sind jung wie am ersten Schöpfungstage. Und jung ist auch noch die Kunst Ernesto Rossi's, indessen auf die feinen Figuren, die Adolf Sonnenthal durch den warmen Hauch seines

Digitized by Google

liebenswürdigen Temperaments beseelt, schon leise ein Wölkchen von Puder und Staub sich zu legen beginnt. Auch Sonnenthal ist nicht der erstbeste Quin; zwar knüpfen auch ihn freundschaftliche Bande an modische Dichter und Herr Adolf Wilbrandt hat ihm manches klingende Gedicht nicht zurückhalten können, aber er stellt nicht einen von der gewöhnlichen Sorte dar, wie man sie alle Tage sieht; „einen Mann, der überhaupt seine Sache so gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden ist; der auch diesen und jenen Charakter ganz vortrefflich spielt, sowie ihm seine Figur, seine Stimme, sein Temperament dabei zu Hülfe kommen." Ueber diese von Lessing geschilderte Schaar ragt Sonnenthal hinaus; wie hoch sein künstlerischer Wuchs reicht, das soll erst sein Wallenstein uns bezeichnen; denn bisher hat der gefeierte Burgschauspieler nur in den ganz schlechten Stücken von Daudet („Fromont und Risler"), Dumas („Vater und Sohn") und Wilbrandt („Die Tochter des Herrn Fabricius") geglänzt. Auch das ist charakteristisch. Rossi hält sich fast ausschließlich an Shakespeare und nur ganz selten greift er zu jenen mittelmäßigen Stücken, die nur beibehalten werden, „weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann." Sonnenthal dagegen pflegt auf Gastspielen wenigstens recht häufig einen üblen Rollengeschmack zu zeigen; den verarmten Edelmann des ihm im Geiste verwandten Octave Feuillet führte er lange spazieren, den Marquis von Villemer hat er nach George Sand ungeschickt bearbeitet, und in Berlin, wo er gewiß sein Bestes zeigen wollte, kam er uns als Risler, als père prodigue, als Fabricius.

Rossi's Gastspiel ist vor leeren Bänken spurlos vorübergegangen, Sonnenthal wurde von Tausenden bejubelt; Rossi thaten die Herren Mitternachtkritiker mit kargem Zeilenlob ab, für Sonnenthal stiegen Lobhymnen zum Himmel empor; nur von seinen Landsleuten wurde dem Italiener gehuldigt, dem österreichischen Hofdamenliebling rüstete der Verein „Berliner Presse" ein geräuschvolles Festmahl. Sonnenthal hat diesem Verein nämlich die Einnahme eines Abends, also etwa 3000 Mark, milden Herzens geschenkt und in öffentlicher Rede pries man ihn deshalb als den Wohlthäter der Presse. Bei solchen Anlässen, wo die Tributpflichtigkeit des Theaters gegenüber der Presse deutlich, wenn auch noch in verhältnißmäßig angenehmen Formen zu Tage tritt, darf man es doch nicht unterlassen, der mißtrauischen Menge immer wieder mitzutheilen, daß der Verein „Berliner Presse" mit der Berliner Presse ohne Anführungsstriche durchaus nicht identisch ist. Es gibt unter den Berliner Journalisten sicherlich manchen armen Teufel, der nicht sich selbst, nicht seine Wittwe und Waisen auf Kosten eines Klugheit mit Wohlthätigkeit verbindenden Gastspielers erhalten zu sehen wünscht und lieber mit lächelndem Stolz ein Hungercandidat genannt werden will als ein Almosenempfänger.

Rossi hat uns verlassen und er wird nicht zurückkehren. Noch einmal hat er, von zum Theil unzulänglichen Helfern unterstützt, in einer bis zur Lächerlichkeit stimmungslosen scenischen Umgebung, uns durch seine Shakespeare-Galerie geführt, vorbei an den unvergeßlichen Bildern des Lear, Macbeth, Hamlet, Othello. Seinen glühend närrischen Romeo, an dessen Funken sich das Knabentemperament des Herrn Kainz entflammte, bevor es in unerträglicher Manier erstarrte, sahen wir nicht mehr; die üppige Leibesfülle und das gelichtete Haupthaar trieben Ernesto Rossi zu anderen Schöpfungen: Bulwer's Richelieu führte er uns vor und den schrecklichen Iwan aus dem ersten, bis zur Unkenntlichkeit entstellten Theil einer im guten Sinne historischen Trilogie des Grafen Alexei Tolstoi. Auch seinem Kean durften wir Lebewohl sagen, diesem himmlischen Bummler in allen Leidenschaftgassen, der mit dem geschniegelten Tragikomödianten, der im Barnay-Theater allwöchentlich umgeht, nichts als den Namen gemein hat.

Wer von dem Toskanen nichts als den ersten Auftritt des Lear gesehen hat, der muß, wenn er nicht zur Rebhuhn-Familie gehört, empfunden haben, daß hier ein dichterisch mitschaffender Schauspieler vor ihm erschien. Mit dem Bewußtsein ihrer Majestät pflegten früher die großbritischen Fabelkönige einherzuschreiten, mit erhobenem Haupt, jeder Zoll ein Opernmonarch. Warum Ihre Majestäten dann allsogleich allergnädigst Ihre beste Tochter zu verstoßen geruhten, darum bekümmerten sich die Herrschaften nicht; wahrscheinlich hatte der alte Shakespeare ein wenig geschlafen. Da kam Rossi und Shakespeare durfte wieder munter geworden sein. Der Hof ist versammelt und selbst die eitlen Prinzessinnen neigen in Demuth ihre Häupter, als mit unruhig wankendem Schritt ein Greis hereinhastet und nach hochfahrend-herablassendem Gruß sich zum Thron hinaufarbeitet. Da sitzt er, es flackert sein herrischer Blick, das buschige, struppige Weißhaar umrahmt das Bild Anbetung heischenden Machtwahns. Auch ein Shakespeare-Fremder müßte vor diesem Anblick die sich vorbereitende Tragödie ahnen. Ach, armer König, wie wird es dir ergehen, wenn mit der Macht die Schmeichler verschwunden sind und der Höflinge glattes und plattes Gesindel! Dann wirst du toben und über den Undank der Welt fluchen und die Welt wird dich für wahnwitzig ausschreien und die maßvoll Correcten werden den weisen Kopf schütteln, weil du nicht mit der gehörigen Würde gefallen bist und, wie es so schön heißt, deinen „Ruhm entblättert" hast. Das war ehedem paradox, aber jetzt bestätigt es die Zeit.

Die Tragödie der Undankbarkeit hat man den Lear genannt. Natürlich, zwei Töchter sind undankbar und der Vater wird in Nacht und Sturm gejagt, also: die Tragödie der Undankbarkeit. Auch diese Oberflächlichkeit hat Rossi hinweggefegt; er bringt den Dämon gleich mit sich, in seiner Brust sind seines Schicksals Sterne, und nicht die bösen Mädchen: die eigene Schuld und die eigene Herrschsucht reißen ihn in's Verderben. Wie wettert er in Goneril's Hause mit der langen Jagdpeitsche umher, wie lärmt er um seine Mahlzeit. Er sollte den alten, guten Onkel spielen, mit Schlafrock und Hauskäppchen, und nun wirbelt er thatenlustig und rücksichtlos durch die Hallen. Er hätte sich um einen Sitz im Haus der Gemeinen bemüht, wäre die hohe Schule der Eloquenz damals schon eröffnet gewesen. Noch in grauser Geisteszerrüttung hält er Gericht und Cordelia, die den Vater kennt und ihm dennoch wahrhaftig war, weiß den zermorschten Greis mit dem holden Wort zu umschmeicheln, er dürfe nun Frankreich als sein eigenes Königreich betrachten. Das glückliche Lächeln, das da über Rossi's Züge irrt, ersetzt ganze Berge von Commentaren. Und wie er gelebt, von dem Moment an, wo er sich der Macht, nicht des Wahns entkleidete, bis zu dem bei aller physiologischen Ausführlichkeit doch wundervoll vergeistigten Erwachen im Palast der Tochter, so stirbt dieser König; noch dem Tode trotzt der mächtige Greis einen letzten Affect ab und in wilden Anklagerufen strömt sein Lebensrest dahin. Die Schauspielkunst kann nichts Größeres schaffen als dieses gewaltige Bild eines vom Größenwahn und vom Greisenverfall zerstörten Cholerikers, der nur einmal, unter der Suggestion des den Wahnsinn simulirenden Edgar, zu tiefer dringender Selbstschau geführt wird. In jedem Zuge ein Mensch und in jedem Wort, in jeder Bewegung, die unverkennbare Individualität dieses einen, in sich und durch sich bestimmten Menschen.

Und Hamlet schleicht müde heran, nicht zwar der schlanke Fürstensohn mit dem langen, wie von tausend Seufzern durchfurchten Hals, mit den abgründigen Märchenaugen und der dünnen Haut über den kranken Nerven, wie ihn uns Edwin Booth, in dieser einen Aufgabe unerreichbar, vorgeführt hat: er ist fett, dieser Hamlet Rossi's, und kurz von Athem, weichlich und liebenswürdig, gleichsam für schmerzlich bewußte Schwäche Vergebung erschmeichelnd. Nicht eine einzige Geste, nicht der leiseste Ton dieser süß klagenden Stimme erinnert noch an den Lear, läßt schon den Macbeth ahnen, den blonden, getreuen Nordlandrecken, der beinahe dem, ach, auch entschwundenen Tristan Albert Niemann's gleicht. Keine lächerlichere Farce läßt sich denken, als die Darstellung der Hexen und Geistererscheinungen in dem Berliner Vorstadttheater, das dieser Macbeth beschritt; aber Rossi sah die grauen Weiber, er entsetzte und berauschte sich an ihren Trugbildern, er starrte den mahnenden Gast beim prunkenden Königsbankett aus so gramvoll verstörten Augen an, daß alles scenische Possenspiel versank und man die düstere Geisterwelt glauben mußte, mochte auch Banquo nicht mehr sein, als ein ungeschickter Statist. Trotzig seiner Berufung vertrauend, ging dieser Macbeth seinen blutigen Weg; ihn überwindet Keiner, den ein Weib gebar. Als aber Macduff die Prophezeihung mit mörderischem Humor zunichte macht, da ist es aus mit des Usurpators Stärke: er glaubt nicht mehr an sich, er ist verloren, ob er auch wie ein Verzweifelter um jedes letzte Stück Leben sich wehrt. So kämpft, mit Schwert und Schild und Dolch, nur Macbeth, nur der am Fatum Verzweifelte ringt so, der Niederlage gewiß, mit Nägeln und Zähnen. Ganz anders fiel, in äußerlich doch fast gleicher Lage, Rossi's dritter Richard, dieses prachtvolle, nur durch den Zusatz grotesk-romantischer Elemente etwas entstellte Scheusal von Dämons Gnaden; der stach noch im Sterben heimtückisch nach des flachen Richmond schöngeformtem Bein. So feine und tiefe Unterscheidungen findet nur ein nachschaffender Künstler von höchstem Beruf.

Des Italieners bekannteste Schöpfung ist sein Othello. Die Jahre haben den Mohren verändert; früher ganz auf Wildheit, mitunter auf Bestialität gestellt, ist er heute nicht mehr der unbändige Mohr, sondern der Fürstensprößling und der Feldherr von Venedig; die feierliche Würde des Orientalen paart sich mit der edlen Einfalt des Naturmenschen von adliger Abkunft. Ein melancholischer, gealterter Löwe anstatt des prächtig gefleckten Königstigers von ehedem. Nicht um ihrer sinnlichen Schönheit: um ihres Mitleidens willen liebt der leider gar zu hellbraune Mann von fünfzig Jahren Brabantio's allzu weibliche Tochter, und nicht mehr die heiße Brunst spricht aus dem lächelnd geflüsterten „Andiamo!" des bräutlichen Wiedersehens auf Cypern, sondern eine fast eitle Befriedigung über die eigene Kraft, die dem Mohren gestattet, das Weib zu beglücken, wenn auch seine Jahre schon sich abwärts neigen. Diese melancholische Auffassung gibt der Tragödie einen neuen Reiz. Wie ein verendendes starkes und edles Thier stöhnt, unter des Verleumders bohrenden Worten, der stolze Sieger in mancher Schlacht und gleich einem altbiblischen Richter tritt er an Desdemonens Bett, in ruhigem, geläutertem Schmerz, überzeugt von der Schmach und zur Sühne bereit und enschlossen. Die wunde Stelle in seinem Herzen hatte er uns auf der Höhe des Liebesglückes schon enthüllt durch die schmerzliche Angst, die dem warnenden Vater entgegenrief: „Mein Kopf an ihre Treu'!"

Hier wurzelt die merkwürdige Begabung dieses Künstlers. In der klassischen Diction erreicht ihn Salvini, an geistreichen Details ist ihm Booth oft überlegen, aber nur er allein — und vielleicht noch seine Meisterin Adelaide Ristori — weiß mit so unfehlbarem Instinkt immer den tiefsten Punkt in dem darzustellenden Charakter aufzufinden und von ihm aus den ganzen Menschen zu beleuchten. Auch er kann und mit besserem Recht, das Wort des Wallenstein sich zu eigen machen: „Hab' ich des Menschen Kern untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Weil er diesen Kern immer trifft, nicht nur in seinen Shakespeare-Gestalten, auch als orthodoxer Slavendespot Ivan, als verbummeltes Theatergenie Kean, als hoheitvoll-graziöser Cardinal Richelieu, darum gibt es bei ihm keine Inconsequenzen und Charakterbrüche. Wollen und Handeln seiner Menschen kennt er, und da er spielend alle Ausdrucksmittel seiner Kunst beherrscht, so entstehen ihm Bilder von unvergeßlich mächtigem Reiz. Wie gern würde ich in diesem Kunsthaal, vor der Fülle der reich und fein individualisirten Typen verweilen; aber der berühmte Fahnenträger des Burgtheaters ruft zur Pflicht.

Zweierlei ist mir durch das Gastspiel des Herrn Adolf Sonnenthal ganz klar geworden. Zuerst, daß eine besonders glückliche Fügung diesen Künstlers von der definitiven Leitung des Hofburgtheaters fern hielt. Herr Dr. Max

Digitized by Google

Burckhard, der ehemalige Jurist, mag kein guter Director sein, obgleich er für das Repertoire dieser literarisch versumpften Bühne schon viel in kurzer Zeit gethan hat; der Schauspieler Sonnenthal, der auf Gastspielfahrten den übelsten literarischen Geschmack bekundet, wäre ein noch viel schlimmerer und gefährlicherer Director gewesen. Und zweitens habe ich plötzlich verstanden, was Mitterwurzer von der Burg forttreiben mußte, in ein verderbliches Kunstvagantenleben hinein, das seine zur Verschwendung neigende Begabung fast schon zerstört hat. Ein Mensch und ein Künstler von dem Temperament und dem Talent Mitterwurzer's konnte auf die Dauer nicht mit einer zweiten Stellung neben Herrn Sonnenthal vorlieb nehmen; man denke sich Bismarck als Staatssecretär des Auswärtigen unter dem Reichskanzler von Caprivi, das stürmende Genie der vornehmen und biederen Correctheit untergeordnet.

Denn Sonnenthal ist kein großer Schauspieler und an Stelle des vom Genius ausgestellten Adelsbriefes hat er nur das Diplom vom Orden der eisernen Krone aufzuweisen. Neben Rossi nun gar schrumpft er als Persönlichkeit und als historische Erscheinung zusammen. Der Italiener hat in der Geschichte deutscher Schauspielkunst eine Epoche gemacht und lange noch werden seine kühnen Anregungen fortwirken; besonders deutlich ist sein Einfluß in der Darstellung der sogenannten klassischen Dramen geworden, die er als der Erste ganz naiv und von keiner lastenden Tradition beengt durch ein modernes Künstlertemperament anschaute. Sonnenthal hingegen kann man aus der Entwickelung der Schauspielkunst fortdenken; nichts wird dann verändert sein, es wird nur einen vortrefflichen Schauspieler weniger geben. Er ist, im ernsten Drama von den Italienern, im Lustspiel von den Franzosen entscheidend beeinflußt, ein außerordentlich liebenswürdiger Plauderer, ein vornehmer Cavalier mit tadellosen Manieren und edler Gesinnung, eine warme sympathische Natur, aber seine beste Conversationskunst, seine auf der Bühne natürlich, im Leben theatralisch erscheinenden Unterhaltungsgaben verblassen neben dem einzigen Liebesgetändel, das Rossi aus dem Plunder der Garderobenscene im schrecklichen Kean hervorzuklopfen vermag.

In drei spottschlechten Stücken haben wir Sonnenthal gesehen; aber in jedem dieser Stücke ist Raum für einen großen Schauspieler. Nach meinem Empfinden hat Sonnenthal diesen Raum nicht benützt. Was er uns gab, war feinstes Hofschauspiel; eine ungewöhnliche oder gar gewaltige Persönlichkeit trat bisher wenigstens nicht vor uns hin.

Heinrich Laube, über dessen literarische und dramaturgische Verdienste ich höchst ketzerisch denke, der aber ohne Zweifel einer der feinsten Erkenner schauspielerischer Talente war, schrieb einst über Sonnenthal's Hamlet: „Sonnenthal ist eine liebenswürdige Natur, aber er ist keine tragische Hamlet-Natur. Er ist ein Hamlet, wie ihn Schröder brauchte, einer, der am Leben bleiben kann, nicht aber einer, der dem tragischen Tode geweiht ist." Er ist auch ein Risler, der am Leben bleiben kann und es ist nicht verwunderlich, wenn er der rohen Dramatisirung eines feinen Romans einen „versöhnlichen" Schluß gibt. Sein älterer Risler ist zuerst ein vertrottelter épicier mit merkwürdigem Bart, nicht ein ernster, bis zur Selbsterniedrigung liebender Mann; die Charakteristik setzt nicht fest und kräftig da ein, wo sie sollte, bei der tragischen Leidenschaft eines stillen Arbeitsmenschen für eine kaltstrebende cabotine der Luxuswelt, sondern sie verliert sich in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten. Die Wirkung eines ganzen Auftrittes muß ein Frackärmel bestreiten, den der zerstreute Risler nicht finden kann. Wie reizend und wie mesquin! Später ist alles da, echte Leidenschaft und stilvolle Einfachheit; aber es ist nicht ein uns bis in seine leisesten Seelenregungen vertrauter Mensch, der ersticken will an der Schmach und dann ausbricht in rasenden Zorn, nicht der drollige Mensch, den wir vier Acte hindurch sich abzappeln sahen, ohne daß ein heißer Blick, ein tief tönendes Wort seine tolle Liebe verrieth.

Die Rolle des verschwenderischen Papa in des jüngeren Dumas kindlichem Lustspiel liegt ganz auf der Oberfläche virtuoser Schauspielkunst. Herr Sonnenthal spielt diese Rolle zum Entzücken aller Damen und auch die Männer können dieser charmanten Theaterfigur nichts am untadelhaft sitzenden Zeuge flicken. Alle guten und die wenigen schlimmen Gaben Sonnenthal's unterstützen ihn hier: die elastische Wärme seiner Natur, wahrhaft aristokratische Allüren, die etwas singende Art der Wiener Konversation und die späte Koketterie eines alternden Beau. Es gibt da allerfeinste Feinheiten, und wenn keine rechte Einheit in den Charakter kommen will, wenn die gehaltene Männlichkeit plötzlich aus einem fremden Register zu stammen scheint, so mag der Dichter die Schuld tragen, der einem verlüderten Weltmann das edle Pfefferkuchenherz eines Roman-Idealisten in die Tasche steckte.

Dann aber gab's eine Enttäuschung in mehreren Acten: Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius". Nicht das vom verständigen Publikum derb ausgelachte Stück brachte diese Enttäuschung; von der unsäglichen Thorheit dieses talentlosen Machwerkes konnten nur die überrascht sein, die, durch die Fälscherkünste einer gefälligen Clique irregeleitet, den nicht einmal das nothwendigste Handwerkzeug beherrschenden Theaterschriftsteller Wilbrandt noch immer, per tot discrimina rerum, für einen ernst zu nehmenden Dichter hielten. Ich gehe dem Stück, das eine einzige Parodie auf jede Art der Verbrecherdramatik ist, sorgfältig aus dem Wege. Aber ich weiß auch aus der Erinnerung an Ernst Possart, an Karl Mittell und Albin Swoboda, welche Wirkungen ein starker Schauspieler diesem bretternen Ungethüm entringen kann. Und da lag für mich die schmerzliche Enttäuschung. Der Fabricius des Herrn Sonnenthal ist ganz auf monotones Schluchzen gestellt und auf körperliche Gebrochenheit, die ihn mehrfach zu Falle bringt. Eine grelle Maske, gelbe, schwammige Gesichthaut und rothe, frische und feine Hände, ein an die Caricatur streifendes verlumptes Vagabundenkostüm, malerische Posen auf dem Erdboden — nein, hier war auch der sichere und jedem üblen Effekt abholde Schauspielergeschmack nicht mehr zu entdecken, dem die Gestalten des Herrn Sonnenthal sonst ihr Bestes verdanken. Solch ein edler Zuchthäusler, das wissen die Mimen, spielt sich in seinem geflickten Jammer von selbst. Von Sonnenthal hatte ich überwältigend echte Gefühlausbrüche erwartet und eine ganz und gar individuelle Gestalt, der auch die früheren gewaltthätigen Neigungen des Mannes noch verschüchtert aus ängstlichen Augen gucken mußten. Anstatt dessen bot er uns die hochachtbare Durchschnittleistung eines fein erzogenen Schauspielers. Herr Pohl, Herr Kraußneck vielleicht, hätte die Rolle tiefer gepackt, die Herren Barnay und Klein hätten sie mit mehr Raffinement aber auch mit äußerlich stärkerer Wirkung gespielt; von Reicher ganz zu schweigen, denn der ist mit seiner den Menschen ergründenden Kunst nicht auf so verdorbene Marktwaare angewiesen.

Den überaus edlen Fabricius hat diesmal keiner von den besten Quins gespielt. Aber auch die beiden anderen Rollen, die Herr Sonnenthal in seinem Gastspielkoffer mit sich brachte, ließen uns mehr eine feine, geschmackvolle und reife Kunst bewundern als eine außerordentliche Persönlichkeit. Wir stehen vor einer gut geölten, tadellos funktionirenden Maschine, deren subtile Einzelnheiten uns ein liebenswürdiger und vornehmer Mann mit warmer Beredsamkeit erklärt. Ein anziehender und anregender Genuß. Wie uns aber der Schauspieler unendlich höher steht, der seine Kunst in den Dienst eines Dichters stellt, als jener andere, der nach „guten Rollen" kokett lächelnd Umschau hält, so flieht auch von untadeligster Correctheit, die nie etwas versieht, unsere Theilnahme zu den brausenden Künstlertemperamenten, zu den im Treffen und Verfehlen starken Naturen, zu Baumeister und Mitterwurzer, zu Hedwig Niemann und Auguste Hartmann. Die sauberen und sich sanft einschmeichelnden Gestalten des Herrn Sonnenthal sind nicht von bezwingender Macht, nicht lebendige Individualitäten mit deutlich erkennbaren Wesenszügen; es sind die Resultate sorgfältiger und umfassender Studien in aller Herren Länder, Studien, die eine weiche und anmuthige Natur sich mühelos angeeignet hat. Den feinen, legitimen Vertreter des einfachen und edlen Burgtheaterstils haben wir kennen gelernt; wenn uns nun der Wallenstein endlich einen großen Schauspieler enthüllt, dann wird Herr Sonnenthal in Berlin nicht nur für den Verein „Berliner Presse", sondern in erster Reihe für den eigenen Ruhm wohlthätig gewirkt haben. M. H.

Notizen.

Marieles. Eine Erzählung von Franz Treller. (Kassel, M. Brunnemann.) Paul Heyse hat diese anmuthige Dorfgeschichte empfohlen, und auch wir können ihr nur Lob spenden. Die Schlichtheit des Vortrags und der Empfindung ist nicht gemacht und gesucht, wie bei Auerbach und seinen Nachfolgern, und keine Reflexion des modernen Bildungsmenschen stört die zarten Linien der Natürlichkeit und intimen Wahrheit. Wir haben die Ueberzeugung, daß der Verfasser auch in größerem Rahmen Vortreffliches leisten könnte und sehen seinem nächsten Wurf in dieser sicheren Erwartung entgegen.

Goethe in der Schweiz. Eine Studie zu Goethe's Leben von J. Herzfelder. (Leipzig, S. Hirzel.) — Nach Mörikofer's „Klopstock in der Schweiz", Zolling's „Heinrich von Kleist in der Schweiz", sei uns nun auch der vorliegende Band willkommen, der nach Ludwig Hirzel's Vorarbeiten Goethe's Reisen in und Beziehungen zur Schweiz behandelt. Für den Goethe-Kenner enthält sie fast nichts Neues, aber sie faßt das Bekannte geschickt und mit künstlerischem Gefühl zusammen und übersieht auch die neuesten und verborgensten Quellen wie Heß-Schweizer, Bertheau, C. F. Meyer, Neujahrshefte und Dissertationen nicht. In den treffenden ästhetischen Bemerkungen zu den in der Schweiz entstandenen oder angeregten Werken verräth sich der Verfasser als ein Poet, der selbst „zum Bau" gehört. Obwohl er in der Schweiz den Spuren Goethe's sorgsam folgte, ist er als Mann von Geschmack verständig genug, um den „Fetischdienst" und die Denkmalsucht der „Goethe-Pfaffen" zu verspotten, die z. B. am Hotel Deßer in München, am Goldenen Adler in Innsbruck, am Brenner Wirthshause und am Walchensee, wo der Dichter flüchtig gerastet, Denktafeln anbringt und Säcularfeiern veranstaltet, weniger um Goethe zu ehren, als für sich selbst Reklame zu machen. Ebenfalls bei S. Hirzel erscheint gleichzeitig von dem Berner Professor Ludwig Hirzel eine verwandte Schrift: Wieland und Martin und Regula Künzli, die zwar weniger allgemein interessant ist, aber in ihren ungedruckten Wieland-Briefen und wiederaufgefundenen Actenstücken literar-historischen Werth hat. Martin war Rector in Winterthur und von Bodmer's Generalstab, ein witziger und philosophischer Kopf ohne dichterische und künstlerische Bedeutung. Seine Schwester Regula gehörte zu des jungen Wieland platonischen „Serail" und war eine vierzigjährige alte Jungfer, die sich gern von dem Biberacher Genie anbeten und andichten ließ, bis er sich über Hals und Kopf in Julie Bondeli verliebte. Doch war sein Bruch mit den Winterthurer Freunden schon vorher erfolgt. Nicht unwichtig ist Hirzel's Nachweis, daß die bisher Wieland zugeschriebene „Grandison's Geschichte in Görlitz" Bodmer zum Verfasser hat und von dessen jüngeren Freunden nur „adoptirt" worden ist.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wieland
und
Martin und Regula Künzli.

Ungedruckte Briefe
und wiedergefundene Actenstücke.
Von
Ludwig Hirzel.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant in Halbfranz gebunden ℳ 7.25.

Soeben erschien:

Marielies.

Eine Erzählung von
Franz Treller.

Preis geh. ℳ 1.50; fein geb. mit Goldschnitt ℳ 2.50.
Kassel, Verlag von Max Brunnemann.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.

Von
Karl Bitz.

250 Oktav-Seiten. Preis brosch. 4 Mk.

Inhalt: Vorwort. — Über den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland. — Über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. — Zur Geschichte des Liedes: Wenn mein Stündlein vorhanden ist. — Minnesang und Kirchenlied. — Wer hat die erste deutsche Bibel gedruckt? — Fragen und Probleme, die deutsche Bibelübersetzung betreffend. — Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Aussprüche unserer Klassiker über Publikum und öffentliche Meinung. — Die neueste Biographie Knebels. — Wer von Beiden ist der Klügere? — Mime oder Schauspieler? — Eine Othellovorstellung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin. — Eine Lindau'sche Première im Königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart"**, **Berlin** W., Culmstraße 7.

Zeitschrift gesucht.

Ein junger Verlagsbuchhändler sucht eine gut eingeführte, entwicklungsfähige belletristische oder literarische Zeitschrift oder Romanzeitung zu kaufen. Offerten mit allen nöthigen Angaben unter **„Zeitschrift"** an die **„Gegenwart"**, **Berlin W.**, Culmstr. 7.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Soeben erscheint:

Geschichte des neueren Occultismus.

Geheimwissenschaftliche Systeme
von Agrippa von Nettesheym bis Carl du Prel
von
Carl Kiesewetter.

In gr. 8° 52 Bgn. mit vielen Illustrationen eleg. brosch. M. 16.—.

Magnetismus, Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritismus; — Diese Worte sind heute in aller Munde. Es kann sich kein Gebildeter mehr den Fragen entziehen: Was wurde in Sachen des Occultismus gelehrt? Welches empirische Thatsachenmaterial liegt vor? Diese Fragen finden ihre ausführliche Beantwortung in obigem interessanten Werk.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

= Soeben beginnt zu erscheinen: =

BREHMS

dritte, neubearbeitete Auflage
von Prof. *Pechuel-Loesche*, Dr. *W. Haacke*, Prof. *W. Marshall* und Prof. *E. L. Taschenberg*,
mit über 1800 Abbild. im Text, 9 Karten, 180 Tafeln in Holzschnitt u. Chromodruck von *W. Kuhnert, Fr. Specht* u. a.
130 Lieferungen zu je 1 M. = 10 Halbfranzbände zu je 15 M.

TIERLEBEN

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Verlag von **Leopold Voß** in **Hamburg**, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Theatergeschichtliche Forschungen.

Herausgegeben von **Berthold Litzmann.**

I.

Das Repertoire des Weimarischen Theaters
unter Goethes Leitung
1791—1817.

Bearbeitet und herausgegeben von
Dr. C. A. H. Burkhardt
Großh. Sächs. Archivdirektor.
ℳ 3.50.

Ferner erschien vor kurzem:

Beiträge zur Ästhetik.

Herausgegeben von
Theodor Lipps u. **Richard Maria Werner.**

II.

Der Streit über die Tragödie

von **Theodor Lipps**
Professor der Philosophie in Breslau.
1891. ℳ 1.50.

Früher erschien:

I. **Lyrik und Lyriker.** Eine Untersuchung von Dr. **Richard Maria Werner**, o. ö. Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der k. k. Kaiser-Franzens-Universität Lemberg. 1890. ℳ 12.—.

Verlag von J. Kühtmann's Buchh., Bremen.

Bleistift-Skizzen.

Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung.
Von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Eleg. geh. ℳ 1.50, orig. geb. ℳ 2.25.

Belletristische Neuigkeiten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wahre Liebe.

Roman von
A. von der Elbe.
2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Die Reise nach dem Nordkap.

Novelle von
G. Hermstein.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—.

Auf Irrwegen der Liebe.

Drei Novellen
(Madelon — Eva — Angela)
von
Anton Freiherrn von Perfall.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Siebenkäs

von
Jean Paul.
Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.
2 Bände. Preis geh. M. 4.50, fein geb. M. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KUNSTHALLE BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Krieg oder Friede? Von Politicus. — Zur Gymnasialreform in Bayern. Von G. Ss. — **Literatur und Kunst**: Lautliche Fingerzeige. Von Rudolf Kleinpaul. — Zu Heinrich Leuthold's Biographie. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen. Von Adolf Wilhelm. (Fortsetzung.) — **Feuilleton**: Aus meinem ärztlichen Berufe. Von Fr. Brosin. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die französische Kunstausstellung bei Gurlitt. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Krieg oder Friede?

„Wenn der Frühling von den Bergen steigt" beginnt für die Männer der auswärtigen Politik und für die Männer der Presse die Zeit, da in Erwägung zu ziehen ist, ob für den Rest des Jahres der Friede gesichert bleiben wird oder nicht. Denn trotz aller Hülfsmittel moderner Kriegführung und modernen Verkehrs ist der Sommer immer noch die zum Kriegführen geeignetste Zeit und wenn auch heute nicht mehr, wie früher, die Heere im Winter heimkehren oder in gemüthlicher Ruhe und ohne große Furcht vor Störungen Winterquartiere beziehen, sondern das männermordende und landverwüstende Handwerk fortsetzen, so gut oder so schlecht es eben geht, so wird doch ohne große Noth mitten im Winter keiner mit seinem Nachbar Händel anfangen, sondern lieber bis zum Anbruch des Frühlings warten und dann rasch losschlagen, um möglichst bis zum Winter fertig zu werden.

Ein Theil der Kriegsgerüchte in der Tagespresse ist also wohl dem kommenden Frühling in die Schuhe zu schieben. Andererseits aber läßt sich auch nicht leugnen, daß die Lage eine ernste ist, ernster vielleicht als in den letzten Jahren jemals. Noch immer sind Rußland und Frankreich kriegslustig, letzteres vielleicht mehr als je, da es sich nahezu gerüstet glaubt und auch ersteres hält sich für fertig zum Angriff. Jedermann weiß, wie eifrig nicht nur das chauvinistische, sondern auch das offiziöse Frankreich um die russische Freundschaft geworben hat, allerdings ohne in russischen Regierungskreisen viel Unterstützung zu finden. Das scheint nun anders zu werden. Die Ordensverleihung an Carnot ist wohl etwas mehr als ein Act internationaler Höflichkeit, der Zar hat den Präsidenten damit und gerade durch die Eigenart des Ordens als einen Gleichberechtigten, als einen Regenten hingestellt, denselben Präsidenten, der vor wenigen Monaten nicht einmal die Macht hatte, die deutsche Kaiserin-Mutter, die als Gast nach Paris kam, vor Unglimpf zu schützen. In Frankreich hat man diese Ordensverleihung auch zu schätzen gewußt, ja, man hat sie vielfach überschätzt und als erste Etappe eines dem Abschluß nahen französisch-russischen Bündnisses bezeichnet und verkündet.

So schlimm scheinen uns die Verhältnisse nun kaum zu liegen. Rußland kann eben seinen alten Groll gegen Bulgarien nicht verwinden und muß zu seinem großen Schmerz wahrnehmen, daß selbst der sonst allmächtige Rubel die Ruhe Bulgariens nicht ernstlich gefährden kann. Wie viele Putsche hat man direct oder indirect unter russischem Einfluß schon in Bulgarien versucht und sie sind alle in's Wasser gefallen. Bulgarien will weiter nichts als Ruhe unter dem selbstgewählten Fürsten und läßt sich weiter keine grauen Haare darüber wachsen, daß dieser Fürst nicht genau nach dem im Berliner Vertrag festgesetzten Ritus gewählt wurde. Auch Rußland richtet sich nicht strikte nach den Festsetzungen dieses Vertrags und hätte wenig Grund, wegen ähnlichen Verhaltens mit Bulgarien zu schmollen. Aber wenn auf der Balkanhalbinsel die Dinge sich friedlich gestalten und Rußland keine Ursache zum Eingreifen erhält, so wird es auch die Gelegenheit nie bekommen, am goldenen Horn den Halbmond an der Hagia Sophia zu entfernen und das Kreuz dort aufzupflanzen. Mit anderen Worten: Rußland wollte die Balkanvölker nicht befreien, um sie selbständig zu machen, sondern unter seinem Scepter sollten sie sich beugen. Daß sie das nicht wollen, daß sie vielmehr gezeigt haben, sie könnten sich auch selber regieren: das verstimmt Rußland. Es hatte gedacht, die Balkanstaaten würden ihm eines Tages wie reife Aepfel in den Schoß fallen und das geschieht nicht.

Man wolle, um die Gereiztheit Rußlands gegen Bulgarien zu begreifen, immer bedenken, daß die Panslavisten, in deren Fahrwasser die russische Regierung nothgedrungen segelt, es auf einen Bund aller Slaven unter Rußlands Führung abgesehen haben und daß sie diesem Bund die Vorherrschaft in Europa erkämpfen wollen. Aus diesem Grunde kann es ihnen natürlich nicht recht sein, wenn ein südslavischer Stamm sich der russischen Hegemanie mit Erfolg entzieht. Daß Rußland an dieser Entfremdung die Hauptschuld tragt, fällt den Russen natürlich nicht ein und doch ist dem so. Die Russen kennen kein anderes Mittel, um die Völker sich gefügig zu machen, als die Knute. Daß die Bulgaren sich unter dieselbe nicht schmiegen wollten, wird heute von russischer Seite als Undank bezeichnet. Vor einem Jahrzehnt hätte Rußland es in der Hand gehabt, aus Bulgarien wenn nicht einen nominellen, so doch einen thatsächlichen russischen Vasallenstaat zu machen. Damals hat es das Eisen nicht zu schmieden verstanden und heute richtet es mit allen Aufwiegelungsversuchen weiter nichts aus, als daß alle wahren Patrioten Bulgariens nur noch mit Ingrimm und Abscheu an ihren Befreier zu denken vermögen.

In der russischen Presse bekommt man allerdings tolle Dinge zu lesen von den unsicheren Verhältnissen in Bulgarien, von der Gewaltherrschaft des Fürsten Ferdinand und seiner Räthe und von dem unerträglichen Druck, unter dem Bulgarien seufzen soll. Glaubt man dieser Presse, so hegen die Bulgaren nur den einen Wunsch, frei zu werden von dem Fürsten Ferdinand. Nun sprechen gegen diese russischen Preßstimmen nicht allein die stetige Fortentwickelung Bulgariens und die günstigen Nachrichten, die man fast allgemein von Bulgaren und Frem-

Digitized by Google

den über die Zustände des Fürstenthums hört, sondern es spricht dagegen vornehmlich der Umstand, daß nicht einmal der russische Rubel Unruhen ernster Art hervorzurufen vermag. Von wenigen in russischem Solde stehenden Unzufriedenen, vielleicht zum Theil von Leuten, die gar nicht in Bulgarien wohnen, rühren die ungünstigen Berichte in der russischen Presse her. So viel ist sicher, könnte Bulgarien verhältnißmäßig ebenso viel Geld zur Erregung innerer Unruhen nach Rußland werfen, als Rußland zu dem Zweck nach Bulgarien wirft, dann hätten wir in Rußland in kürzester Frist die Revolution. Es folgt daraus, daß die inneren Zustände Bulgariens weit geregelter sind als die russischen und daß Rußland einstweilen wohl etwas Anderes zu thun hätte, als sich um die bulgarischen Verhältnisse zu kümmern.

Und doch scheint es, als wenn Rußland gerade in diesem Augenblick nicht übel Lust hat, die bulgarische Frage wieder ernstlich auf das Tapet zu bringen. Als Beweis dafür führen wir nicht nur die gereizte Sprache der russischen maßgebenden Presse an, die freilich stets auf der Lauer liegt, um den Bulgaren etwas am Zeug zu flicken, sondern auch die Zusammenziehung russischer Truppen an der West- und Südwestgrenze des Reichs und die Conferenz der Armeebefehlshaber in Petersburg. Was da berathen worden ist, darüber werden allerdings nur Muthmaßungen laut werden, aber daß von einem Ernstfall die Rede war, darf nicht bezweifelt werden. Vorläufig wird auf diplomatischem Wege gegen den Koburger vorgegangen. In Folge der Ordensverleihung, von der wir oben sprachen, und um Frankreich und Rußland einander möglichst nahe zu bringen, auch unter dem Druck des französischen Chauvinismus stehend, wird die Pariser Regierung Rußland in allen Punkten unterstützen. Auch schmeichelt man sich in Rußland damit, daß man weder in Berlin noch in Wien besonders viel mit dem Koburger im Sinne hat.

Nach unserer Auffassung ist es falsch, den Fürsten Ferdinand deswegen zur Abdankung zu zwingen, weil er nicht den Bedingungen in allen Punkten entspricht, die der Berliner Vertrag von einem Fürsten von Bulgarien verlangt. Daß die Großmächte nicht sofort den Koburger als Fürsten von Bulgarien anerkannten, ist begreiflich, denn es war fraglich, ob er seiner schweren Aufgabe gewachsen war. Heute weiß jeder Vorurtheilsfreie, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist und daß die Partei der Unzufriedenen nur durch den Rubel lebensfähig zu erhalten ist. Wenn man jetzt noch mit der Anerkennung des Fürsten Ferdinand zögert, so geschieht das nur, weil man fürchtet, Rußland möge aus dieser Anerkennung einen Kriegsfall machen und für das bischen Bulgarien möchte man den Weltfrieden nicht preisgeben. Verlangt aber Rußland jetzt kategorisch und unter Androhung von Gewaltmaßregeln die Entfernung des Fürsten, so kann Europa, mit Ausnahme des in den letzten Jahren fast zu einem russischen Vasallenstaat herabgesunkenen Frankreich, dem Verlangen nicht nachgeben. Geht der Fürst Ferdinand, so gibt es auf der Welt nur einen Mann, der die Ruhe im Lande aufrecht halten kann, der dem Zaren noch mehr verhaßte Battenberger, der auch nach seiner nicht standesgemäßen Verheirathung der populärste Mann in Bulgarien ist und von Heer und Volk mit offenen Armen aufgenommen werden würde, wenn er Verlangen nach der Bulgarenkrone tragen sollte. Jede Neuwahl, die nicht zu Gunsten eines russischen Schützlings, einer russischen Puppe ausfällt, wird vom Zaren als nicht rechtmäßig vor sich gegangen bezeichnet und nicht anerkannt werden. Eine Neuwahl zu Gunsten Rußlands aber wird heute auch unter dem stärksten Einfluß des russischen Geldes in Bulgarien nicht möglich sein; Rußlands Actien stehen in Bulgarien schlecht. Aber es ist alle Aussicht vorhanden, daß die Neuwahl eines Fürsten in Bulgarien ohne Zwiespalt und Blutvergießen nicht abgeht. Kommt es aber dazu, so ist es sicher, daß Rußland irgend einen Vorwand zum Einmarsch in Bulgarien finden wird und das ist der Krieg, der gefürchtete Weltkrieg.

Aengstliche Gemüther prophezeihen übrigens, daß Rußland schon das Nichteinwilligen der Kabinete von Berlin und Wien in die Entfernung des Koburgers einen Kriegsfall schaffen werde. Die Befürchtung theilen wir nicht, wenn wir auch wissen, daß Rußland gerade in den letzten Monaten stark auf den Ernstfall rüstet. Rußland hat so lange sich mit halben Zugeständnissen und ausweichenden Antworten hinhalten lassen, daß es gar nicht anzunehmen ist, es werde nun plötzlich Ernst machen. Nur betreibt es die bulgarische Frage mit etwas mehr Hochdruck und meint jedenfalls mit der energischen Unterstützung Frankreichs etwas mehr ausrichten zu können, zumal da in Berlin Altmeister Bismarck nicht mehr am Ruder ist und es mit zweifelhafter Gewißheit von dessen Nachfolger ein gefügigeres Entgegenkommen glaubt annehmen zu dürfen und da in Oesterreich seit dem freundlichen Empfang des Thronfolgers beim russischen Hofe eine russenfreundlichere Stimmung herrscht. Aber Rußland irrt sich. Man wird nicht die augenblickliche Ruhe, die eine ruhige Zukunft verspricht, mit einer steten Kriegsgefahr vertauschen wollen.

Der kriegerische Ton Rußlands und das Waffengeklirr an der West- und Südwestgrenze des russischen Reichs hat natürlich bei unseren lieben Nachbarn im Westen ein begeistertes Echo gefunden. Die sog. elsaß-lothringische Frage ist in den letzten Tagen in der französischen Presse fleißig besprochen worden und es sind schöne Sachen dabei an's Tagelicht gekommen. Gewundert haben wir uns eben nicht darüber, daß die Franzosen wieder einmal von ihrem unbezweifelbaren historischen Recht auf die beiden Provinzen redeten. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß der Franzose keine Geschichte weiß, auch der sog. Gebildete nicht. Was der von Geschichte vernommen hat, beschränkt sich auf einige Lobhudeleien der eigenen Nation und ihrer wirklichen oder angeblichen großen Männer. Sogar Männer, die sich zu Geschichtschreibern berufen fühlen, bekunden oft auf dem Gebiete der außerfranzösischen Geschichte eine geradezu glänzende Unwissenheit. So dürfen wir denn annehmen, daß die französischen Revanchemänner und Leitartikel diesmal unschuldig sind und wirklich nicht wissen, daß Frankreich dem deutschen Reich die beiden Provinzen genommen, zum Theil geradezu gestohlen hat; eine andere Ausdrucksweise ist für die Besetzung Straßburgs durch Frankreich nicht zulässig. Allerdings thäten die Leitartikler in Frankreich gut, ein wenig Geschichte zu studiren, um sich nicht vor Europa mit dem historischen Recht auf Elsaß-Lothringen lächerlich zu machen.

Etwas mehr als einfache Verdrehung geschichtlicher Thatsachen, offenbare Geschichtverdreherei liegt vor, wenn von französischer Seite verlangt wird, Deutschland solle Elsaß-Lothringen aus freien Stücken zurückgeben, dann könnten Frankreich und Deutschland als die besten Freunde mit einander leben, sie hätten dann keine trennenden, nur gemeinsame Interessen. Bis 1870 war Frankreich im unbestrittenen Besitz von Elsaß-Lothringen. Obwohl in Deutschland die Sehnsucht nach den geraubten Provinzen nicht erloschen war, hatte man doch wenig Lust, einen Krieg wegen derselben zu beginnen. Frankreich hat uns das Schwert in die Hand gedrängt, und daß wir um uns zu schlagen verstanden und die günstige Gelegenheit benutzten, uns wieder in den Besitz des Geraubten zu setzen, wird man in Frankreich bei halbwegs vernünftiger Ueberlegung doch wohl natürlich finden. Hätte Frankreich gesiegt, es hätte uns ohne viel Federlesen das linke Rheinufer abgenommen, und würde uns gröblich ausgelacht haben, hätten wir jetzt die freiwillige Herausgabe verlangt. Als Frankreich Elsaß-Lothringen besaß, verlangte es das ganze linke Rheinufer. Oder haben die Franzosen vergessen, daß vor 50 Jahren jeder französische Schüler den Satz lernen mußte, daß das linke Rheinufer naturgemäß zu Frankreich gehören und französisch werden müsse?

Wenn Deutschland wirklich so schwach wäre, aus purer Menschenfreundlichkeit Elsaß-Lothringen an Frankreich abzutreten, so wäre Frankreich doch nur höchstens ein paar Jahre zufriedengestellt. Ja, es wäre möglich, daß es sofort wie im Fieber wegen der deutschen Schwäche Mehrforderungen an Deutschland stellte. Sicher aber würde die Sehnsucht nach dem linken Rheinufer bald nach der Abtretung Elsaß-Lothringen's in Frankreich wieder lebendig werden. Wir kennen in

Digitized by Google

Deutschland etwas mehr von der Geschichte als unsere Nachbarn in Frankreich. Wir wissen, daß zwischen Deutschland und Frankreich eine Art Erbfeindschaft besteht, und daß Frankreich seit einem Jahrtausend mit mehr oder minder Glück, aber im Ganzen mit Erfolg bemüht gewesen ist, sich auf Kosten Deutschlands nach Osten hin auszudehnen. Der unbewußte Drang nach Osten, schon von den keltischen Galliern ererbt, kommt den Chauvinisten und Revanchemännern augenblicklich gut zu statten, würde aber nicht durch Elsaß-Lothringen zu befriedigen sein. Hier muß man Chauvinismus und nationalen Drang unterscheiden, die freilich gern ein Bündniß mit einander eingehen, und nicht nur in Frankreich.

Irgend ein Bierbankpolitiker oder Herr vom grünen Tisch hat zum ersten Male den Vorschlag gemacht, auch Elsaß-Lothringen ein eigenes neutrales Fürstenthum, von Deutschland und Frankreich unabhängig, zu machen. Die beiden feindlichen Brüder wären dann durch eine Zone neutraler Staaten von einander getrennt und könnten sich nicht so leicht in die Haare kommen. Frankreich hat auch mehr als einmal die Versicherung gegeben, auch in diesen Tagen noch, daß es auf einen Vorschlag nicht eingehen könne. Nun, es kann sich beruhigen, wir hier in Deutschland können das auch nicht. Ein neutrales Elsaß-Lothringen würde doch nie etwas anderes als ein Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen deutschem und französischem Einfluß. Soll ein neutraler Zwischenstaat geschaffen werden, so kann das nur nach dem Zukunftskriege und hauptsächlich auf Kosten Frankreichs und dadurch geschehen, daß ein dem alten Burgund ähnlicher Staat geschaffen wird. Ob die übrigen Großmächte wirklich so energisch für den gegenwärtigen Besitzstand eintreten werden, wie französische Politiker und Leitartikler uns glauben machen wollen, wissen wir nicht. Wir möchten den Franzosen aber bemerken, daß Europa wohl erfahren haben kann und wird, wie ein mächtiges Deutschland dem Weltfrieden weit weniger gefährlich ist, als ein mächtiges Frankreich. Das lehrt die Geschichte auch der letzten Jahre genügend.

Wichtig für die Erhaltung des Friedens ist natürlich der Umstand, ob ein französisch-russisches Bündniß abgeschlossen worden ist oder demnächst zum Abschlusse gelangt. Bekanntlich glaubt man in manchen Kreisen, daß ein solches Bündniß nunmehr in aller Form vorliegt, und daß die Ordenverleihung an Carnot gleichsam die Besiegelung desselben ist. Wir wissen aus guter Quelle, daß man noch nicht soweit ist und zwar lediglich weil es dem Zaren widerstrebt, sich mit Frankreich so intim zu stellen, und weil er in Frankreich noch die Heimath der Revolutionen erblickt und einen nachtheiligen Einfluß auf die vielen Unzufriedenen in Rußland fürchtet. Frankreich hat bereits bald nach dem Bekanntwerden des Dreibundes unter der Hand einen französisch-russischen Gegenbund angeregt, ist aber ein Bischen sehr kühl und von oben herab behandelt worden. Es ließ aber mit seinem Liebeswerben nicht locker und fand im Laufe der Jahre ein freundlicheres Entgegenkommen. Man weiß jetzt in Paris, daß man in Rußland ein derartiges Bündniß nicht ungern sieht und es haben allerdings in jüngster Zeit Besprechungen über die näheren Bedingungen eines solchen Bundes stattgefunden. Aber ein formelles Bündniß ist noch nicht da, wenn es nicht in den letzten Tagen abgeschlossen wurde, was aber nicht wahrscheinlich ist. Die Ordenverleihung hatte mit diesen Verhandlungen nichts zu thun und sollte lediglich Rußland die volle diplomatische Unterstützung Frankreichs sichern. Uebrigens meint man in Rußland vielfach, es bedürfe keines formellen Bündnisses mit Frankreich, dieses werde schon von selber den Krieg erklären, wenn Rußland vorangehe. Und damit hat es wohl seine Richtigkeit.

Die offiziöse und sich offiziös geberdende Presse aus aller Herren Länder stößt allerdings augenblicklich wieder mächtig in die Friedenstrompete und beweist an allerlei ziemlich gleichgültigen oder wenigstens fragwürdigen Dingen, daß Niemand an einen Friedensbruch denke und denken könne. Auch wir hoffen, daß der Friede erhalten bleiben wird und zwar weil wir hoffen, daß Rußland nichts unternehmen wird, bevor es die Kosten richtig überschlagen hat. Auf eigene Hand aber wird Frankreich nicht losschlagen. Aber, daß die Lage eine ziemlich ernste ist, und daß die Diplomatie viel wird anwenden müssen, um alle schwebenden Fragen aus der Welt zu schaffen oder zu vertagen, läßt sich nicht leugnen. Es wird das auch dadurch bestätigt, daß alle Diplomaten von Fach gegenwärtig auf ihrem Posten sind oder doch demnächst zurückkehren.

Politicus.

Zur Gymnasialreform in Bayern.

Auch Bayern, der zweitgrößte deutsche Staat, wie man hierzulande gerne betont, hat nunmehr offiziell die Reformbedürftigkeit seines höheren Schulwesens zugestanden. Nachdem die verstorbene Excellenz von Lutz in meisterhafter Unthätigkeit so häufig und entschieden völlige Befriedigung über das Bestehende ausgesprochen hatte, mußte sein Nachfolger angesichts der Initiative in Preußen doch auch etwas thun. Der Hohe Rath ist aufgeboten worden. Die Existenz eines Vereins für Schulreform in Bayern hätte dazu noch nicht veranlaßt. Freilich, der große Ernst der Culturfrage, ob die centrale Stellung der lateinischen und griechischen Schulung auch noch für das 20. Jahrhundert aufrechterhalten werden kann, oder ob sie zu einer Art Luxus der individuellen Bildung erklärt werden muß, früher oder später, ist gar nicht discutirt worden. Die ehrwürdige Körperschaft des obersten Schulrathes konnte von vornherein nicht in den Verdacht so revolutionärer Gedanken kommen. Theils Würdenträger des Lehrfaches, theils Universitätsprofessoren, die ohne Entlohnung gelegentlich berufen werden, um dem Minister in persönlichen oder sachlichen Fragen Rath zu ertheilen, ohne irgendwie amtliche Verantwortung dafür zu tragen, bildet dieser oberste Schulrath selbst eine bayerische Eigenthümlichkeit. Bei seinen diesmaligen Berathungen handelte es sich denn auch nur um die Frage, in welchen Dingen die Gymnasien der erregten öffentlichen Meinung Zugeständnisse machen sollten. Im Volksmunde trägt Bayern den scherzhaften Namen des „Probirlandls", so kann ja auch ein Bischen Naturkunde, ein Bischen mehr Zeichnen, eine kleine Abänderung der Maturitätsprüfung, der häuslichen Aufgaben u. dergl. als Schulreform bezeichnet werden.

Man that sich ja schon darauf etwas zu Gute, daß Bayern den lateinischen Aufsatz, um dessen Beibehaltung in Preußen gekämpft wurde, nicht kennt. In Wirklichkeit spielten die Feinheiten der lateinischen Stilistik in Bayern seit Jahrzehnten eine viel größere Rolle. Die lateinische Stilistik für Deutsche von dem Erlanger Professor Nägelsbach beherrscht die Bildungsideale der Gymnasiallehrer und der Gymnasien; die Mühseligkeit, ein deutsches Stück in die lateinische Denk- und Schreibart umzugießen, gilt als die echte Gymnastik des Geistes. Eigentlich ist es nur Verrenkung des Denkens, werthloses Kunststück. Man braucht nur etwa den Ausspruch Bismarck's zu übersetzen: „Der Appell an die Furcht findet kein Echo in deutschen Herzen", um sich klar zu werden, ob der lateinische Aufsatz leichter oder schwerer ist. Wenn die Schwierigkeit, mit den geringeren Mitteln des Lateinischen der Vielseitigkeit des Deutschen nachzukommen, die bildende Kraft darstellt, dann sollte man eigentlich hebräische Stilübungen verlangen.

Aber in Bayern wie sonst in der Welt ist die Schulorganisation nur durch die Wechselwirkung mit den Zuständen der Gesellschaft zu verstehen. Das philologisch-humanistische Bildungsideal, das seit Thiersch zu Anfang des Jahrhunderts die Gymnasien des bayerischen Königreiches beherrscht, hat deshalb noch nicht die Unterschiede des protestantischen altfränkischen und des urbayerischen katholischen Gymnasiums beseitigen können. In Gebieten, wo die Landwirthschaft fast ausschließlich herrscht und das Bildungsstreben der überzähligen Söhne durch die Aussicht auf den Beruf des „geistlichen Herrn" — in Schwaben das Herrle genannt — geregelt ist, wird die gleiche Organisation doch anders wirken als auf Gelehrtenschulen, die die Traditionen ihrer Gründung zur Re-

Digitized by Google

formationszeit pflegen. Freilich in den Acten wird der Unterschied nicht stehen, und damit besteht er auch für die Bureaukratie nicht.

Die hochgespannten Erwartungen, die man an das Eingreifen der Staatsgewalt in das Unterrichtswesen sich knüpfen sieht, sollten doch eigentlich jeden Unbefangenen zur Prüfung veranlassen, wieviel er selbst dem Gymnasium verdankt. Denn um dessen Vorrechte in sozialer Hinsicht handelt es sich schließlich. Das Hin- und Herziehen an dem Strick ist eine sehr nützliche und lustige Turnübung; aber der daran erinnernde Streit, in welcher Dosis klassische Bildung nothwendig ist, wird oft in einer Weise geführt, als ob jedes Mittel durch den Zweck gerechtfertigt wäre.

Fern von solcher Einseitigkeit wollen wir in flüchtigen Strichen das Bild eines protestantischen Gymnasiums in einer ehemaligen fränkischen Reichsstadt entwerfen, aus den ersten siebziger Jahren, in Manchem bereits der culturgeschichtlichen Vergangenheit verfallen. Um zwei Klosterhöfe herum, die sich zwischen der Kirche und dem ehemaligen Kloster befinden, liegen die Lehrzimmer, halb alterthümlich an den Kreuzgängen, halb hinzugebaut. Ebenso ist auf die altprotestantische lateinische Schule der Humaniora der bureaukratisch-jesuitische Apparat gesetzt, der die Leistungen der Schüler genau in Ziffern klassificirt, die am Ende des Schuljahres zusammengezählt und im Durchschnitt berechnet das gedruckte Schülerverzeichniß dem Einen zum Herold seines Ruhmes, dem Anderen zum Verräther seiner Trägheit oder Dummheit machen. Es enthält auch die Namen derer, die wegen ihres Vorrangs mit Preisen, Büchern in blauem Einband, belohnt, diese in feierlicher Versammlung aus den Händen des Rectors entgegennehmen. Das höchste Ziel der Schülerlaufbahn, der Lohn dessen, der stets die erste Note sich errungen, ist eine goldene Medaille beim Abgang von der Schule. Jede der schriftlichen Probearbeiten, in der die Fehler gegen Grammatik und Stil als ganze, halbe oder viertel gezählt werden, wird so eine Sprosse der langen Leiter, die zum Gipfel der Bildung emporführt. Die Uebersetzung deutscher Sätze in's Lateinische, in's Griechische ist die maßgebende Probe der Befähigung; Cäsar und Cicero, Xenophon und Lysias sind die Muster des Ausdrucks und Satzbaus, der dem Gedächtniß überliefert werden soll. Doch empfahl uns der Rector auch die Aneignung besonders lateinischer Verse, weil man so die Länge oder Kürze der vorletzten Silbe gefährlicher Wörter am sichersten sich einpräge. Im Uebrigen war auch die Lectüre lateinischer oder griechischer Schriftsteller Einübung der fremden Grammatik und Stilistik. Das Verständniß des Inhalts ging nicht weiter als zur Niederschrift einer Uebersetzung in's Deutsche, wie sie im Unterricht festgestellt worden war, in so kleinen Abschnitten, daß die häusliche Arbeit nur wenige Minuten erforderte. Gedruckte Uebersetzungen zur Erleichterung des Verständnisses zu benutzen war untersagt; gleichwohl bildeten sie einen allgemeinen Besitz, da das als Vorbereitung geforderte Herausschreiben der unbekannten Wörter aus dem Wörterbuch wenig beliebt war. So ging es im angestrengtesten Schneckengange vorwärts, ohne daß man über Bruchstücke der Schriftsteller hinauskam.

Neben den lateinischen und griechischen Sprachübungen spielten die anderen Fächer eine unbedeutende Rolle, wenn sie auch für die Berechnung des Fortgangs nach einer gewissen Verhältnißzahl in Betracht kamen. Die deutschen Stunden wurden meist zu zusammenfassenden Repetitionen des Inhalts der lateinischen oder griechischen Lectüre gebraucht; gelegentlich wurden Gedichte Schiller's oder Hermann und Dorothea Zeile für Zeile durchgenommen. Lessing's „Laokoon" wurde vom Rector selbst mit uns gelesen; als das Wichtigste erschien dabei die Uebersetzung der griechischen Citate. Von einer Abbildung der Gruppe selber war davon so wenig die Rede, als überhaupt je von der griechischen Kunst etwas Anderes als die Namen uns bekannt wurden. Als ein Professor der Archäologie zur Inspection des Gymnasiums abgeordnet wurde, bezeichnete ihn der Klassenlehrer als hochgebildeten Laien, der vom Gymnasium eigentlich Nichts verstehe!

Der Geschichtunterricht bestand in dem Abhören eines zum Auswendiglernen aufgegebenen Stückes aus einem unglaublich pedantischen und salbungsvollen Buche. Nur ein Lehrer glaubte durch akademische Vorträge aus seinen Universitätsheften selbständig sein zu müssen. Der nachfolgende suchte bei geöffnetem Buch dessen Inhalt in den Anschein eines eigenen Vortrages zu bringen, verwirrte sich aber dabei stets entweder im Satzbau oder in den Thatsachen und hielt sich dann genau an den Wortlaut. Der Rector bestand auf genauem Auswendiglernen, besonders der bayerischen dynastischen Geschichte. Es blieb uns nicht erspart, die Anzahl der Eier, Ochsen ꝛc. zu lernen, die bei einer Hochzeit des 16. Jahrhunderts verzehrt worden.

Wie hätte dies auch anders sein können. Die Lehramtsprüfungen erstreckten sich kaum viel weiter als auf lateinische und griechische Stilistik und Uebersetzungsfertigkeit. Der Geschichtunterricht war meist in den Händen der Religionslehrer; das ist jetzt noch Forderung der Ultramontanen in dem bayerischen Landtag.

Das Französische wurde in dieser Zeit vielfach von Ausländern gelehrt, man hielt dies für einen Vorzug für die praktische Aneignung. Die Zulassung zum Lehramtsexamen hierin war an keinerlei Vorbildung geknüpft, die Jugend lernte von den Philologen die Verachtung des Lehrers und des Französischen sehr bereitwillig.

Nur etwas höher stand die Mathematik. Ein Verständniß für sie gewannen freilich nur die Wenigsten. Da es zum Mitkommen in diesem Fach nur auf die Ergebnisse der schriftlichen Probeleistungen ankam, war ein gefälliger Nachbar bei diesen unter Umständen sehr wichtig. Gingen doch die Anforderungen über Rechnungen und Formeln kaum hinaus; auch in der mathematischen Geographie waren Osterberechnungen u. dgl. die Hauptsache.

Wenn wir noch erwähnen, daß auch der Religionsunterricht theilweise durch die Lectüre des Neuen Testaments in der Ursprache, zum anderen Theil durch die mit zusammengesuchter Gelehrsamkeit verbrämte handfeste Dogmatik der Erlanger Richtung ausgefüllt war, und daß die Herstellung lateinischer Hexameter zu den regelmäßigen häuslichen Aufgaben gehörte, so vollendet sich das Bild einer Gelehrtenschule, die anscheinend eher für das 16., als für das 19. Jahrhundert erziehen wollte. Aber freilich eine Einführung in die Vergangenheit der Stadt selbst fiel nicht in den Bereich des Unterrichts; die Steine mußten selbst reden, da der unversehrt erhaltene Ring der Stadtmauer, die altersgraue Burg, die sich über die Fabrikschlöte erhob, noch fortlebendes Mittelalter waren.

Trotz alledem war es ein Gymnasium, das zu den besten gezählt werden mußte; der Rector, als Philologe und Schulmann hoch geehrt, ein echter Humanist. Allerdings gegenüber der Einseitigkeit der philologischen Abrichtung machte er auf den Gymnasiasten einen erstaunenden Eindruck, als ihm die Schrift eines Berliner Gymnasialprofessors, eine kurze systematische Darstellung der Lehren Darwin's, in die Hände fiel. So wenig aber auch der Unterricht und das Vorbild der Lehrer im Stande waren, das klassische Alterthum, seine Literatur und Kunst zur bestimmenden Macht der jugendlichen Entwickelung zu erheben, so waren doch auch die geistigen Anforderungen eben deshalb nicht erdrückend. Freilich schwach Begabte hatten genug zu thun, Anderen blieb Spielraum genug für Musik oder Liebhabereien, in denen die Individualität Befriedigung suchte. Die Frage der Ueberbürdung scheint ja doch vielfach von dem sozialen Vorurtheil herzurühren, das die erschöpfte Nachkommenschaft der verbrauchten Familien höherer Berufe und Klassen in die Thätigkeit der Väter hineindrängen möchte. Dieses Mißverhältniß wird durch keine Schulreform beseitigt werden können.

Andererseits entscheidet ja die Thatsache, daß bisher das Gymnasium fast ausschließlich die besseren Köpfe an sich gezogen hat, nicht darüber, ob nun auch deren Schulung die beste war. Den Bestrebungen der Schulreform liegt der seltsame Irrthum zu Grunde, daß die Schule durch die Stoffe des Unterrichts dem jungen Menschen das Gepräge aufdrücken könne. Je mehr sich diese Absicht verräth, desto

Digitized by Google

stärker wird der natürliche Widerspruch sich regen. Je milder und zwangloser die Einwirkung ist, desto vortheilhafter wird sie für die Erstarkung der Individualität sein. Hierin scheint uns der große Vorzug der Gymnasien zu liegen, daß selbst der einseitigste Betrieb der Grammatik die größere Leichtigkeit des Verständnisses lateinischer und griechischer Schriftsteller nicht vernichten konnte, während ein mathematischer und naturwissenschaftlicher Lehrgang die jugendlichen Geisteskräfte einschnürt und niederhält. Wir scheuen nicht vor der Paradoxie zurück, daß in diesem Sinne schlechtere Schulen gewissermaßen die besseren sind. Die bekannte Forderung: Kegelschnitte und kein griechisches Skriptum beruht auf dieser Verwechselung vom absoluten Werth des Wissens, von seiner Brauchbarkeit für Leben oder Beruf, mit einer Beschäftigung der sich erst bildenden Geisteskräfte, die sie ohne Zwang stärkt. Leider liegt es nur dem Gymnasiallehrer so nahe, die gleiche Verwechselung des Werthes seiner Berufskenntnisse mit der relativen Einfachheit klassischer Schriftwerke zu begehen und die Vorbildung von Philologen anzustreben. Das Vorurtheil vom bildenden Werth der Grammatik dürfte — bei den schönsten Zielen einer Schulreform — in deren Ausführung sich als fast unüberwindliches Hinderniß erweisen für eine Umbildung des Gymnasiums in eine literarisch-ästhetische und historische Bildungsanstalt. Das zu viel ist in der Erziehung der Jugend noch weit nachtheiliger als das zu wenig.

Kann man bis jetzt hoffen, daß die Ergebnisse der offiziellen Berathungen über Schulreform auf diesen Weg führen werden? Wer verbannt das Streberthum, das sich Ueberbietenwollen an nachweisbaren Leistungen, aus der höheren Schule? Läuft nicht der ganze Anspruch der Realschulen aller Art auf das Angebot hinaus? „Bei uns lernt man mehr!“ Das Ideal wäre schließlich analog der Erzeugung der Straßburger Gänselebern durch Nudeln. Nur einen praktischen Ausweg wüßten wir. Man mache das Aufsteigen und Absolviren der höheren Schulen nur von der Stufe der geistigen Entwickelung abhängig, also bei Gymnasien zunächst von der Ausbildung im Deutschen, Lateinischen und Griechischen oder in Geschichte, aber nach anderer Methode als jetzt, und mache alles auf praktische Verwendbarkeit berechnete Wissen, wie die neueren Sprachen, die Geographie ꝛc., zu Gegenständen eines facultativen Unterrichts, wie Hebräisch oder Stenographie. Denn daß der praktische Gebrauch einer lebenden Sprache keinen nothwendigen Zusammenhang mit der allgemeinen Bildung besitzt, zeigt jeder Fremdenführer oder Kellner. Oder hätte ein Realschüler je nach der Lage seiner Heimath nicht vielleicht mehr Anlaß, Italienisch oder Russisch zu lernen als Englisch? Ist denn nicht Lernzwang und Bildung zweierlei, das man nur zu trennen brauchte, um der Schule zu geben, was der Schule gehört, und dem Leben, was ihm gehört?

G. Ss.

Literatur und Kunst.

Lautliche Fingerzeige.

Von Rudolf Kleinpaul.

Meine Leute sprechen gut deutsch, das Mäulchen geht wie eine Klappermühle, es ist, mit dem Psalmisten zu reden, glätter denn Butter, ihre Worte sind gelinder denn Oel; und dennoch, als ob es noch nicht recht zöge, bieten sie Hand und Fuß auf, um das Gesagte eindringlich zu machen, die Fassungskraft des Hörers zu unterstützen und seinem mangelnden Verständniß nachzuhelfen. Die Goldmenschen! Sie können sich nicht genug thun, sie müssen mit den Fingern zeigen, mit den Augen blinzeln, mit dem Kopfe wackeln, mit dem ganzen Körper arbeiten und streben, das Corpus delicti angreifen, erheben, den Nachbar mit der Nase darauf stoßen, damit er's nur gewahr werde, damit er's nur endlich merke. Seht den alten Nathan! Er erzählt David die Parabel von dem Schäflein des armen Mannes, dann schmettert er den König nieder: Du bist der Mann! — und dabei streckt er gewiß den Zeigefinger aus. Seht unseren Herrn Amtmann! Er theilt uns so im Vorübergehen mit, daß seine Schwester eine Zeit lang am linken Arm gelähmt gewesen sei; er thuts nicht, ohne seinen eigenen Arm erläuternd zu berühren. Wie Gottvater in der Sixtinischen Kapelle den am Ufer der Erde hingestreckten Menschen mit der Spitze seines Fingers electrisirt, so beleben wir alle den alten Adam mit den Funken, die unserer Hand entstieben; der Finger, der vom Zeigen den Namen hat, der Index kommt gar nicht zur Ruhe, er wird von dem vielen Weisen so steif wie ein hölzerner Wegweiser oder wie die Zeigehand an einer Ladenthüre; er dreht sich wie der Zeiger einer Uhr von einer Person, einer Nase, einer Ecke, einer Straße zur anderen. Additando le cose, fingerlnd, wie der Italiener sagt, co' dossi delle man facendo insegna, wie Dante von den Seelen im Fegefeuer (III, 102) sagt: sie winken, wie man in Italien winkt, wo man bei Einladungen nicht mit dem Zeigefinger auf sich zu, sondern mit der ganzen Hand abzuwinken pflegt. Die Flammen des Fegefeuers hindern die Guten nicht zu fingerln; und wenn sie wie jene zänkische Schneidersfrau in's Wasser geworfen würden, sie machten ihr Knippscherchen; und wenn ihnen die Hände gebunden würden, so blickten sie noch vielsagend; und wenn sie auch das nicht mehr dürften, so würden sie doch noch mucksen.

Es kommt wohl vor, daß wir uns mit einem Fingerzeig den mündlichen Hinweis sparen, den wir aus irgend einem Grunde nicht geben wollen oder können. „Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des Deutschen Reichs verdanken, dann blicken Sie dahin!“ — rief Fürst Bismarck eindrucksvoll in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1885, mit der Hand auf Moltke zeigend, der nicht mit der Wimper zuckte. Bismarck hätte ebensogut sagen können: Blicken Sie auf den Generalfeldmarschall. Ein andermal verbietet sich die namentliche Nennung aus einer gewissen Rücksicht, die man bei gewissen Dingen zu nehmen hat. Graf Hartmann ist verdammt, in dem alten Schlosse Rummelsburg an der niederländischen Grenze so lange umzugehen, bis ihn ein Wanderer unaufgefordert, ungeheißen glatt und kahl geschoren haben wird, wie er einst einen frommen Pilgrim schabernackend geschoren hat. So oft nun ein Reisender in der Rummelsburg übernachtet, rasirt er ihn stillschweigend, geht dann fort, sieht sich aber mit trauriger Geberde nach seinem Kunden um und streicht sich mit der flachen Hand mehrmals über seinen schwarzen Bart, womit er denn auch endlich nach dreihundert Jahren von einem in „stummer Liebe“ erfahrenen Bremer Kaufmann verstanden wird. So streicht sich der Trunkenbold über den Rücken, auf den er Schläge bekommen hat, das Mitleid zu erwecken; so fragt der stumme beredte Blick des verlorenen Kindes im Gewühl der Großstadt besser als es die Lippen vermöchten: Wo ist die Mama? —

Die Medizeische Venus, die nichts verdecken, sondern die zeigen will, hält, eine göttliche Exhibitionistin, die linke Hand auf ihr Wesen, ihr Heiligthum, ihr Wunder, in demselben Sinne, in welchem sich die Baubo entblößte, um die trauernde Demeter in Eleusis zu erheitern und sie an die Reproduktionskraft der Erde zu gemahnen; oder in welchem die Ephesische Artemis, die Lebensmutter, der Menschheit ihre strotzenden Brüste zeigt.

Oft ist es nur die Furcht, was die Leute nicht reden, aber deuteln und blinzeln läßt; aus reiner Feigheit wird der Wink gegeben, der ebenso deutlich, ebenso verrätherisch und doch für das Gewissen nicht so drückend ist wie das ausgesprochene Wort. Im Gudrunliede haben die Hegelingen die Normannenburg gestürmt; Wate der Starke hat die arge Königin Gerlinde gesucht und nicht gefunden — sie barg sich hinter den Frauen Gudruns. Drohend tritt der Alte näher, die Mägdlein zittern vor seinem Grimm: da gibt ihm eine aus der Schaar ein Zeichen mit den Augen, daß er das böse Weib herauserkennt. Konnte sie ihm nicht auch ein lautes Zeichen geben, konnte sie nicht mucksen, giepsen, husten als Wate auf der richtigen Fährte war? — Natürlich konnte sie's, das thun ja die Menschen fleißig, eben indem sie sprechen, sie mummeln

Digitized by Google

unabläſſig bei dem Geſchäft — alle Pronomina ſind ſo eine Art von Muckſen oder Mummeln, das Pronomen der erſten Perſon enthält ſogar den charakteriſtiſchen Anfangslaut.

In der mündlichen Ausſprache ſelbſt können wir eben das Zeigen, das Deuteln, das Fingerln gar nicht laſſen, wohl auch nicht entbehren: wir ſagen kein Wort und nennen keinen Namen, ohne durch Laute, die an ſich keinen Inhalt haben, die Aufmerkſamkeit des Hörers expreß darauf zu lenken, wir beißen mit ſolchen Lauten, auf uns ſelber weiſend, den erſten primitiven Satz heraus. Pronomina nennen die Grammatiker dieſe mündlichen Fingerzeige, weil ſie pro nomine, für den Namen ſelbſt, eintreten ſollen; am augenfälligſten thuen das die ſogenannten perſönlichen Fürwörter, für die ja kleine Kinder und Idioten wirklich noch den Eigennamen ſetzen: who gives anything to poor Tom? — fragt der arme Thomas im König Lear (III, 4), gerade ſo wie der Bettler ruft: ein armer Mann bittet um eine kleine Gabe. Auch alte Leute verſchmähen wohl das abgeblaßte Ich und nennen ſich bei ihrem ganzen vollen Namen, um die Sache recht eindringlich und recht objektiv zu machen: denke daran, mein Sohn, der alte Johann hat Dich gewarnt! — und wie die Jungfrau von Orleans Abſchied nimmt, kommt ſie vor lauter Bewegung einmal über das andere vom Namen in das Pronomen und vom Pronomen in den Namen:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort ....

ſelbſtredend hat in den beiden letzten Zeilen das „ich" die Vices von „Johanna" übernommen, wie der gnädige Herr den „Johann" ruft und dann fragt: „haſt Du angeſpannt?" — oder wie ein Schriftſteller einen Roman mit „Johann" anfängt und hierauf fortfährt: „er war von Leiden" — — womit natürlich nicht geſagt ſein ſoll, daß etwa der Eigenname an ſich älter und urſprünglicher ſei als das Fürwort; im Gegentheil das Ich und Du und das Er und Sie ſind viel eher dageweſen, man könnte vielmehr behaupten, daß Johann und Johanna ihre Vices übernehmen. Aber auch die ſogenannten Pronomina demonstrativa müſſen recht häufig vikariren, ſie vertreten im vorliegenden Stande der Sprache gewöhnlich die Stelle eines Namens, mit welchem ſie ſich decken, und zwar ſind Er und Sie offenbar ſelbſt Demonſtrativa, ſo gut wie Der und Jener. Deshalb alſo haben die Grammatiker dieſe Wörtchen Pronomina genannt, und doch iſt das eine erſtaunlich alberne Bezeichnung. Denn ſchon auf „mein Kind" und „der Mann" paßt ſie gar nicht: ſo oft ein Pronomen mit einem Namen verbunden wird, hört es auf ein Pronomen zu ſein; es hat dann nur noch die Beſtimmung, auf den Namen, wie die Zeigehand im Tageblatt auf eine Annonce, hinzuweiſen. Und das iſt die Beſtimmung aller Pronomina, die von Haus aus nur Winke, nur lokale Andeutungen ſind. Die Grammatik möchte uns einreden, die Pronomina ſeien für die Namen gemacht, wie Spielmarken oder Rechenpfennige. Verfehlte Auffaſſung! Die Pronomina ſind für uns gemacht, die wir die Winke verſtehen und hören.

Wie mag es kommen, daß im Deutſchen hier und her, da und dann aus Pronominalſtämmen entſproſſen ſind? Daß im Lateiniſchen das Ortsadverbium hic mit dem Pronomen demonstrativum hic in fühlbarem Zuſammenhange ſteht? Daß cis und citra und das griechiſche ἐκεῖ von dem enklitiſchen -ce abgeleitet werden, das in hic = hice ſteckte und dazu diente die zeigende Kraft des hi, gleichſam: der da, zu erhöhen? Daß der Italiener ſagen kann: a rivederci, auf Wiederſehen, und zugleich: non ci vuole più stare, er will nicht mehr (hier) bleiben? —

Alle Pronomina ſind von Haus aus nur ein Hier und Da; alle Pronomina ſind hinzeigend, demonſtrativ, auch die perſönlichen, dieſe enthalten nur eine ſpecifiſche Hindeutung. Weit entfernt, daß ſie ſchlechte Surrogate des Nomens abgäben, ſchmiegen ſie ſich vielmehr dem Nomen dienſtbefliſſen an, um Reveille dafür zu blaſen und zu trommeln, das Ohr des Publikums zu ſpitzen und zu ſchärfen und Hört! Hört! auszurufen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Dingen, auf die ich mit Fingern zeigen kann, und den Dingen, die ich nenne; dadurch, daß ich den Namen eines Gegenſtandes plötzlich ausſpreche, wird bereits die Aufmerkſamkeit auf denſelben gelenkt, während das Haus, für das ich den Nachbar intereſſiren möchte, ſchon lange daſtand, nicht plötzlich hervortritt und nicht erſt in die Augen fällt, wenn ich's ihm weiſe. Wenn ich alſo „Haus" ſage und zugleich einen Laut ausſtoße, der die Aufmerkſamkeit erregt, ſo beſtürme ich das Ohr des Hörers gewiſſermaßen doppelt und habe großen Anſpruch auf ein liebevolles Verſtändniß von ſeiner Seite. Dafür bin ich in anderer Beziehung gegen den wirklichen Fingerzeig im Nachtheil; meine Laute ſind viel weniger direct, ſie geben viel weniger deutlich die gewollte Richtung an, und da ſie noch dazu unterſchiedlos auf alle Verhältniſſe angewandt werden, verlieren ſie ihre zeigende Kraft vollends. Ein „Dieſer" ohne begleitende Geſte iſt in den Wind geſprochen, mein „Dieſer" haftet nirgends, es trifft nicht, es gleicht einem verſchoſſenen Pfeil. Zeige ich mit dem Finger auf den Dieſen, ſo iſt er feſtgenagelt, aufgeſpießt, erkannt.

Dieſer iſt es, der iſt es, der Mann iſt es. Was in aller Welt will ich mit dem Der? Einen Hinweis geben. Einen lautlichen Fingerzeig. Ach was! Nennt man das nicht Artikel? Muß nicht ſo etwas vor jedem ordentlichen Begriff, jedem bekannten Namen ſtehen?

Der große Cäſar, Staub und Lehm geworden,
Verſtopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.

Der Kaiſer ohne Artikel wäre nicht mehr Kaiſer. Wenigſtens in der Sprache wie ſie jetzt iſt; Latein, Sanskrit, Zend hatten keinen Artikel, und noch jetzt fehlt der Artikel im Slawiſchen. Aber unſer der, das ſich zu dem engliſchen this wie unſer er zu dem lateiniſchen is verhält, iſt gar nichts weiter als ein ſchwaches Demonſtrativpronomen, wie eben daraus hervorgeht, daß man abſolut ſagen kann: der iſt's! — Aus dem hinzeigenden der iſt ſeiner Zeit das relative der geworden, das neben dem ſchwerfälligen welcher heute noch fortbeſteht und ſelbſt ein Fürwort verdienen würde; aus demſelben hinzeigenden der iſt der beſtimmte Artikel entſprungen wie in anderen Sprachen. Wie in den romaniſchen Sprachen, wo man das lateiniſche ille zum Artikel genommen hat; wie im Griechiſchen, wo das Demonſtrativpronomen ὁ Artikel geworden iſt. Noch Homer braucht es als Pronomen, zum Beiſpiel gleich zwei Mal hinter einander:

αὐτὰρ ὁ τοῖσιν ἀφείλετο νόστιμον ἦμαρ.

aber der nahm ihnen den Tag der Rückkehr. Dieſes Zeichen vor dem Hauptwort brauchten die alten Indogermanen nicht, weil bereits eins am Ende des Wortes ſtand, nämlich das (mit dem griechiſchen ὁ identiſche) Demonſtrativpronomen sa, das im Nominativ des Singulars dem Stamm angehängt zu werden pflegte: auf -sa, kürzer auf -s gehen nicht nur die Logos und die Lupus, die alten Freunde, ſondern auch die gothiſchen Tage und Söhne aus (Dags, Sunus). Es war eine Zeigehand wie das moderne der, nur nachträglich angebracht — man hat ſich die Sache etwa zu denken wie in den ſkandinaviſchen Sprachen, wo der beſtimmte Artikel dem Hauptwort nachtritt, wenn kein Adjectiv dabei ſteht, und das Abendblatt: Aftonbladet, das Tageblatt: Dagbladet, der Mann: Manden, der Hauskobold: Dragedukken, aber der große Mann: den store Mand, der tapfere Landſoldat: den tapre Landsoldat heißt. Erſt als die rechte Zeigehand verloren und vom Zahn der Zeit abgenagt worden war, entſchloß ſich das Volk, links eine neue, künſtliche anzuſetzen; ſo ward aus dem gothiſchen Dags: der Tag, aus Sunus: der Sohn, wie aus dem lateiniſchen Lupus: il Lupo oder le Loup.

Die pronominalen Neutra ſchließen in allen indogermaniſchen Sprachen mit einem d; z. B. lautete das Neutrum des griechiſchen Artikels: τόδ, wie id, illud, quod, nachmals τό. Dieſem τόδ entſpricht das engliſche that und das deutſche daß — es iſt das Neutrum des Pronomens der in ſeiner relativen Bedeutung, das wie im Griechiſchen ὅτι, im Lateiniſchen quod

Digitized by Google

und im Französischen que als Conjunction verwendet wird, und unserem das etymologisch vollkommen gleich, das wäre sogar von Rechtswegen: daß zu schreiben — eine Thatsache, die sich wahrscheinlich so manches liebenswürdige junge Mädchen gegenwärtig hält. Das t aber, das im griechischen Artikel, desgleichen in αὐτός und in der zweiten Hälfte des lateinischen iste zu Tage tritt, ein uralter mündlicher Fingerzeig, ist mit dem t der dritten Person des Singulars (er ist, er gibt) identisch.

Noch ursprünglicher, noch natürlicher sind nämlich diejenigen Lautwinke, durch die der Sprechende auf seine Person oder auf die des Unterredners hinweist; durch die ich, lieber Leser, beim Verbum mich und Dich bezeichne. Die dritte Person, Er, braucht nur ein neues Demonstrativpronomen, und da war eben das t(a), das in dem deutschen ist, dem lateinischen est und dem griechischen ἐστί vorliegt, gerade das Richtige; δίδωσι hat sich erst aus δίδωτι entwickelt. Die erste und die zweite Person erfordert eine bestimmte, spezifische Hindeutung, die auf das sprechende Paar gerecht ist. Sie wird für die erste Person mit dem charakteristischen Laut M, für die zweite abermals mit einem T gegeben, welches letztere ursprünglich überhaupt das Nicht-Ich, dann speziell das Visavis vertreten haben mag. Das M, der labiale Nasal, der gleichsam nicht zum Mund herausgelassen, sondern an dem herabhängenden Gaumensegel vorbei durch die Nase getrieben wird, scheint eine rückbezügliche, subjective; das T, ein sogenannter Explosivlaut, der aus einem Verschluß im Mund hervorplatzt, eine expansive, objective Kraft zu haben; daher jenes den Menschen gewissermaßen egoistisch, dieses altruistisch erscheinen mußte. Thatsache ist, daß bis auf den heutigen Tag von den Völkern indogermanischer Zunge ein M-Stamm gewählt wird, um Mich und das Meinige, ein T-Stamm, um Dich und das Deinige zu nennen; dies Gefühl scheinen selbst die Semiten getheilt zu haben. Gerade beim Nominativ des Pronomens der ersten Person ist ein M abgefallen, und auch als es noch existirte, mochte es hier nur Casuszeichen sein (Ich, vorgermanisch Egom = sanskrit Aham); der Stamm ME beherrscht nur die Casus obliqui und das Possessivum mein. Der echte Nominativ zu mir und mich hat sich in den griechischen Verbis auf -μι, z. B. εἰμί, δίδωμι, desgleichen in dem lateinischen sum und amem erhalten — im Englischen haftet er noch unverwüstlich an I am, ich bin, und bei uns ist eben das n in ich bin sein einziges Ueberbleibsel; (ich) bin lautete althochdeutsch bim, es verhält sich dazu wie (den) Fischen zu Fiscum oder wie Besen zu Besem. So daß merkwürdiger Weise gerade bei dem Verbum substantivum der uralte persönliche Fingerzeig in allen Sprachen beharrlich angewendet wurde.

Ebenso sauber wie hier das m hebt sich das t in der zweiten Person Singularis des Präteritums der starken Verba im Gothischen ab, wo (du) gewannst: vant, (du) nahmst: namt, (du) gabst: galt lautete. Können, sollen, wollen, müssen, mögen, dürfen, wissen sind Präterita, die man als Präsentien braucht, sogenannte Präteritopräsentia, sie haben deshalb das einfache t theilweise bis auf den heutigen Tag bewahrt (du weißt, du mußt), bei anderen ist die gothische Form gewichen und klingt sie alterthümlich: Herr, wie du wilt, so schick's mit mir, Lied von Kaspar Bienemann aus dem 16. Jahrhundert — Nicht wie ich wil, sondern wie du wilt, Matthäi 26, 39 — Vater, wiltu, so nimm diesen Kelch von mir, Lucä 22, 42 — Du solt deinen Vater und deine Mutter ehren, 2. Mose 20, 12. Auch im englischen thou art lebt das t noch, das auch hier einen alterthümlichen Klang hat. Denn für gewöhnlich wurde die zweite Person Singularis durch die sogenannte Assibilation getrübt, in Folge dessen sich das t frühzeitig in s verwandelte (althochdeutsch gibis. du gibst, wie lateinisch das und griechisch δίδως), resp. um den Zahnzischlaut bereicherte (althochdeutsch chanst. du kannst). So ist nun im Deutschen und Englischen das Suffix der zweiten Person Singularis, welches dem Du entspricht: -st oder -est. Wie beim Nomen, so wurden auch beim Verbum die Fingerzeige ursprünglich am Schlusse und erst als sie hier verkümmerten, vorn frische angebracht.

Die Pronomina, welcher Art auch immer, sind eins der vielen irrationalen Elemente unserer Sprache, die gleichsam außerhalb des Satzes stehen und nur als Hülfen, als Auskunftsmittel zur Geltung kommen. Sie drücken nichts aus, sie deuten nur schüchtern an was eigentlich gemeint ist, sie könnten recht gut wie das Ich im niederen Kaufmannsstil und bei „bitte", „danke", „geschweige" fehlen, ohne daß der Gedanke darunter litte. Sie haben etwas Unruhiges, Zappelndes, beinahe Aufdringliches, indem derjenige, der sie braucht, es gar nicht erwarten kann, daß man ihn verstehe. Man zeigt in der guten Gesellschaft durchaus nicht gern mit Fingern, es ist sogar gegen den guten Ton, von einer dazu gehörigen Person bloß „der" oder „die" zu sagen, man nennt überall den Namen: Herr Doctor und Frau Baronin. Sollten wir uns nicht auch die lautlichen Fingerzeige abgewöhnen? Vielleicht wird dieser Artikel bei der Schulreform mit berathen.

Zu Heinrich Leuthold's Biographie.

Mit ungedruckten Gedichten und Briefen.

Von Adolf Wilhelm.

(Fortsetzung.)

Aus der Vorrede zu seinen „Gedichten" weiß man, daß Leuthold auch journalistisch und kritisch thätig war. Ja, während seiner Stellung an der „Süddeutschen" und später an der „Schwäbischen Zeitung" befand er sich ganz in der Tretmühle der Journalistik. Wie sehr ihm diese literarische Tagelöhnerei, dieser literarische Frohn- und Herrendienst in tiefster Seele verhaßt war, geht aus seinen Briefen offenkundig hervor. Sein poesiebegabter Schönheitsinn einerseits, der den bekannten Reporterstil und die häufig abrupte Schreibweise der journalistischen Eintagsfliegen verabscheute, und seine alle Geisteskräfte anspannende Schaffensweise andererseits qualificirten ihn nicht für eine derartige Thätigkeit. Dazu gesellte sich seine Zweifelsucht. Sein reiches Talent verschwendete er an diese immerhin doch mehr ephemeren Arbeiten, unablässig glättete und feilte er an der äußeren Form seiner Artikel, so daß dieselben dadurch nicht selten ihren actuellen Werth einbüßten. Als kritischer Richter war Leuthold von unbestechlicher Wahrheitliebe; sein Urtheil war streng, aber nie parteiisch, niemals hat er Kameraderie getrieben. Ein Maler, dessen neuestes Gemälde Leuthold zu kritisiren hatte, schickte Letzterem eine Sendung Wein, um ihn für sich günstig zu stimmen. Leuthold, welcher diese Absicht vermuthete, sandte den Wein zurück und schwieg das mittelmäßige Bild todt. Ein reicher jüdischer Bankier bot Leuthold einst tausend Mark, nur daß dieser sich mit ihm öffentlich zeigte. Leuthold belachte das Ansinnen des Mannes. Er hat sich niemals erkaufen lassen. Doch wollen wir auf die journalistisch-kritischen Arbeiten Leuthold's nicht näher eingehen. Von weit größerer, von literarhistorischer Bedeutung sind seine Essays und Abhandlungen über neuere deutsche und französische Literatur, seine gehaltvollen Aufsätze über Victor Hugo, Auguste Brizeux, Sainte-Beuve, Auguste Barbier, Alfred de Musset. Manche von diesen Arbeiten sind in dem „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" und in dem seiner Zeit von Paul Heyse herausgegebenen „Literaturblatt", das Ende 1858 einging, erschienen.

Während seines Aufenthalts im Süden Europas hatte Leuthold eine solide Kenntniß unter anderen in der italienischen und französischen Literatur erworben und manchen Dichter dieser Nation übertragen. Später (1859) während seines ersten Münchener Aufenthaltes plante er die Herausgabe einer Sammlung von Uebertragungen aus der Lyrik moderner Literaturen, und zwar wollte er mit Dichtern der französischen Schweiz beginnen. Diese Arbeit, in deren Kreis auch Leuthold die italienische (Petrarca, Giusti ꝛc.) und die englische Literatur (Robert Burns, Lord Byron, Thomas Moore ꝛc.) zu ziehen beabsichtigte, wollte er seinen hülfbereiten Freunden Geibel und Heyse widmen. Der Plan kam aber nicht zur

Digitized by Google

Ausführung, als Geibel ihm das Anerbieten machte, mit ihm einen Band metrischer Uebersetzungen aus der französischen Lyrik herauszugeben. Die Sammlung, welche durch glückliche charakteristische Auswahl ein gelungenes Bild von der lyrischen Produktionskraft und Produktionsweise Frankreichs von dem unter der Schreckensherrschaft als Girondist (1794) guillotinirten Odensänger André de Chenier bis zu den Chansonniers der sechsziger Jahre gibt, erschien Ende October 1862 unter dem Titel: „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold" (Stuttgart, Cotta). Das Buch, welches damals berechtigtes Aufsehen errechte, ist zur Hauptsache Leuthold's, nicht Geibel's Werk. Geibel hat ungefähr den dritten Theil der Beiträge hinzugesteuert, aber er hat an manchen Stellen die glättende Feile, die nachbessernde Hand angelegt. Manche Stücke der Sammlung sind durch wiederholt durchbildende, sich gegenseitig stützende und ergänzende Thätigkeit der beiden Freunde zum Gemeingut geworden, ähnlich wie Schiller's und Goethe's „Xenien". Wenn nun auch die von einer süddeutschen Zeitung vor mehreren Jahren gebrachte Notiz: „Geibel hat nur eine einzige Nummer hinzugethan; er lieh dem Unternehmen seinen Namen, das Buch ist Leuthold's Werk" auf einer irrigen Kenntniß des Thatsächlichen beruht, so müssen wir andererseits auf Grund der uns vorliegenden Dokumente (Vertrag mit Cotta, Leuthold's und Geibel's Briefe) mit allem Nachdruck betonen, daß Leuthold mindestens der Löwenantheil gebühre. Die schönsten Erzeugnisse eines Chateaubriand, Alfred de Vigny, Edgar Quinet, Desaugiers, Victor Hugo, Beranger (fast ganz), Auguste Brizeux, Auguste Barbier, Souvestre, Alfred de Musset ꝛc. ꝛc., sowie der sämmtlichen Dichter der französischen Schweiz stammen von Leuthold. Die Auswahl sowohl, wie die Verdeutschung der meisten Poesien verdanken wir unserem Schweizer Dichter; Geibel's Verdienst besteht — außer seinen eigenen Beiträgen, von denen manche sehr werthvoll sind — zur Hauptsache in der strengeren Sichtung und im Nachbessern. So sagt Geibel in einem Briefe an Leuthold: „Ich habe mir die Aufgabe gestellt, alle bedeutenderen Gedichte der bedeutenden Dichter, unter Zuziehung der Originale (noch einmal) so durchzuarbeiten, daß sie sich, ohne der Treue dabei zu nahe zu treten, in Ausdruck, Satzbau, Wortstellung und Versfall vollkommen als deutsche Originale lesen lassen und habe dieses Vornehmen, freilich mit einem großen Aufwande von Zeit, Mühe und Beharrlichkeit, glücklich ausgeführt." Allerdings waren diese Verbesserungen nicht immer nach Leuthold's Geschmack und auch wir müssen gestehen, daß Geibel's Aenderungen zuweilen bei Weitem nicht unseren Beifall finden.

Eine große Anzahl von Poesien aus den „fünf Büchern französischer Lyrik" haben ihren Platz in Geibel's Werken gefunden unter dem Titel: „Uebersetzungen französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage". Die spezifisch Leuthold'schen Uebertragungen hat Geibel bei dieser Aufnahme — wie es in der Natur der Sache liegt — meist unberücksichtigt gelassen, dagegen seine und die mit Leuthold gemeinschaftlich vorgenommenen Uebersetzungen ausgewählt, worauf er in einer den Gedichten vorgemerkten Notiz hinweist, indem er sagt: „Manche der nachstehenden Uebersetzungen sind von mir und Heinrich Leuthold gemeinschaftlich ausgearbeitet. Wo der Hauptantheil dieser Arbeit durch Leuthold ausgeführt wurde, habe ich die Stücke mit L. und G., wo ich selbst das Bedeutendere geleistet, mit G. und L. unterzeichnet." Daraus geht hervor, daß die in Geibel's Werken enthaltenen Uebertragungen — 52 an Zahl — kein richtiges Bild von den 1862 erschienenen „fünf Büchern französischer Lyrik" geben können, auch wohl nicht sollen; letzteres Werk enthält 104, also gerade die doppelte Anzahl Poesien. Leuthold's Originale haben sich erhalten; eine Herausgabe ohne Geibel's Retouchen wäre zu empfehlen.

Unter den Leuthold'schen Epigrammen finden sich drei Grabschriften, von denen die letzte schließt:

„Und da die Kunst sein Leben war,
So ist er auch an ihr gestorben."

Dieses Wort in seiner fast ganzen Bedeutung gilt für den unglücklichen schweizerischen Sänger. Die Kunst war sein Leben, und in der gewaltigen Vehemenz, in dem titanenhaften Unverstande, womit er unter allen Umständen das Palladium der Kunst emporzuhalten und gegen den Materialismus zu beschützen sich berufen fühlte, liegt etwas Don Quixotehaftes. Dazu gesellt sich als ein weiteres für den Dichter verhängnißvolles Moment seine Unfähigkeit, es mit dem realen Leben aufzunehmen und dessen Faktoren in Rechnung zu ziehen. Aus diesen widrigen Verhältnissen resultirt nicht zum wenigsten die unglückselige Verkettung von Selbstverschuldung und unverschuldetem Leid, eine Mischung, die das Leuthold'sche Leben so scharf charakterisirt und es mit dem traurigen Deficit abschließen ließ. Leuthold war eine durch und durch ideale Natur, besaß lebenslang einen auf das Schöne, auf das Ewige gerichteten Geist und anfänglich einen — man möchte sagen — kindlich-naiven Glauben an die Menschheit. Aber schon während seiner Studienzeit, als er von der Enge seiner dörflichen Heimath in das geschäftige Leben und Treiben der großen Welt versetzt wurde, fühlte er es wie Schuppen von seinen Augen fallen. Da sah er mit bitterem Schmerz ein, daß die Welt, wie sein Geist, seine Phantasie sie sich erbaut, eben nur ein Traumgebilde, ein leeres Phantom war. Diese Enttäuschungen, deren Bitterniß durch das unglückliche Herzenserlebniß mit seiner Geliebten Emma Brenner bedeutend verstärkt wurde, ließen in der Seele des einstmals schwärmenden Dichterjünglings einen scharfen Stachel zurück.

„Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen.
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.
Doch Alles ist so klein, so eng,
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu" —

diese Worte gelten mutatis mutandis von Heinrich Leuthold.

Als er das Jagen und Haschen der Menschen nach Genuß und Sinnenrausch sah, als er wahrnahm, wie sie ihr Dasein mit nichtigem Tand und gleißendem Flitter aufputzten, als ihn die Liebe grausam betrogen und es ihm trotz redlicher Anstrengung nicht gelingen wollte, sich in der von ihm heiß geliebten Heimath ein ihm zusagendes Amt zu erwerben, da schlug seine optimistische Stimmung in Weltverachtung um, da suchte er das, was er früher auf positivem Wege vergebens erstrebt hatte, auf negativem Wege zu erreichen, indem er die Erbärmlichkeiten und Hohlheiten unseres Erdenlebens schonungslos an den Pranger stellte, sie mit seinem maßlosen Spott lächerlich machte. Immer aber lebte noch die Hoffnung in ihm, sein erträumtes Ideal dereinst im Leben verkörpert anzutreffen. Und glaubte er es gefunden zu haben, dann umfaßte er es mit der ganzen verzehrenden Gluth seines überschwenglichen Naturells, um bald zu erkennen, daß auch dieses vermeintliche Ideal ein Trugbild war. So gerieth er immer tiefer in die Nacht des Zweifels und der Hoffnungslosigkeit. Zu stolz, um das Mitleid der Welt zu erflehen, verschloß er sich in sich selbst und nährte die Dämonen der Weltverachtung, der Weltverspottung:

„Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt:
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war."

Diese Umstände darf man bei der Beurtheilung Leuthold's nie aus dem Auge verlieren, um ihm gerecht zu werden. Es kommen ja allerdings noch andere verderbenbringende Faktoren hinzu, die in Leuthold selbst lagen; wir haben schon oben auf solche hingewiesen. Durch all dieses gerieth er in Zwiespalt mit sich selbst, sein Glaube an die Menschheit er-

Digitized by Google

starb mehr und mehr, der Trotz bäumte sich in ihm auf und unter dem Einfluß der später über ihn jäh hereinbrechenden harten Schicksalsschläge verlor er den Halt und hatte nicht mehr die Kraft, „in dem Weltgedränge sich selbst zu bewahren". Da, als er den Todeskeim bereits in sich trug, als sein Geist bereits von den düsteren Fittichen des Wahnsinns umschwirrt war, ist er in manche Verirrungen und Extravaganzen gerathen, die in den blöden Augen engherziger Spießbürgerlichkeit wohl verdammenswerth sind, die aber eher vor das Forum des Psychiaters, als vor den Richterstuhl der gesellschaftlichen Moral gehören. Man vergesse nicht, daß diese derben Ausschreitungen, welche in die zweite Münchener Periode fallen, eine Folge der bereits ärztlicherseits constatirten Geistesumnachtung und des von der Lungenschwindsucht schrecklich verheerten körperlichen Organismus waren. Dieser letzte Münchener Aufenthalt ist überhaupt das trübste, das grausigste Kapitel in der Passionsgeschichte Leuthold's. Es ist sehr leicht, über den kranken Dichter den Stab zu brechen; aber nicht so leicht wird es dem Durchschnittsmenschen, sich zu einer Höhe der Beurtheilung emporzuschwingen, von der aus allein ein echt menschliches und gerechtes Urtheil gefällt werden kann. Wenn wir oben das Schiller'sche Wort citiren und auf Leuthold anwenden, so wollen wir dadurch nicht zu dem irrigen Glauben verleiten, als ob der Welt allein für Leuthold's tragisches Geschick die Schuld beizumessen wäre. Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, das manche Quellen für des Dichters Ungemach in seinem Wesen begründet liegen. Um das letztere durch ein Wort treffend zu charakterisiren, erinnern wir an das Citat des Jungdeutschen Gustav Kühne, welcher in einem Briefe sagt: „Unser Naturell ist unser Schicksal, und deshalb liegt eben unser Schicksal in uns. Es liegt immer ein unerklärliches Fatum in der Art und Weise, wie uns unsere Neigung löst und bindet, aber man muß es leidlich auszugleichen suchen; denn der Mensch ist mehr als ein dunkles Fatum. Am Ende führt jede Einsicht, jede Intelligenz nur eben dahin, daß man den Vorfund seines Lebens mit seiner Last so hinnimmt und dem großen Schmerz des Daseins die kleinen Erholungen und Freuden abgewinnt." Diese Kraft des Ausgleichens erlahmte allmählich in Leuthold, und dieser Mangel ist ihm so verhängnißvoll geworden.

Leuthold war gewissermaßen ein Zweiseelenmensch. Die Poesie war sein Götze. Er setzte allen vernünftigen Vorstellungen und nüchternen Verstandesschlüssen, besonders in dem, was er seinen dichterischen Beruf nannte, die ganze eigensinnige Störrigkeit des spanischen Romanhelden Don Quixote entgegen. Einzelne Züge werden diese Behauptung illustriren. Es war Weihnachtsabend; die Bescheerung sollte vor sich gehen. Leuthold's Tochter kündete ihrem Vater, der sich in seinem Arbeitszimmer befand, an, daß die Lichter des Christbaumes angezündet seien. Leuthold aber war gerade von seinem poetischen Dämon besessen, dem er Alles zum Opfer zu bringen pflegte, und so entgegnete er, es seien ihm gerade ein paar gute Gedanken zu seiner „Penthesilea" gekommen, er käme später! Wer aber nicht kam, war Leuthold. Die Lichter waren herabgebrannt, es wurde später und später — die Verwandten begaben sich endlich zur Ruhe. Sie hatten ihren Kummer bereits halb verschlafen, da pochte es energisch — Leuthold rief, sie sollten sich ankleiden und zu ihm herüber kommen, er wolle ihnen einige Stellen aus seiner „Penthesilea", die ihm eben geglückt seien, vorlesen. Es schlug gerade zwei Uhr Nachts. Aber es half nichts. Tochter und Mutter mußten sich ankleiden und wurden, nachdem sie einen erwärmenden Trunk zu sich genommen, wieder mobil. Auch Leuthold begann wieder Mensch zu werden, d. h. er recitirte die Partie aus der „Penthesilea" befragte seine Angehörigen um ihre Meinung und speiste gemüthlich mit ihnen zu Nacht. Dann fand ein Geschenkaustausch statt. Mittlerweile war es Tag geworden, und man legte sich zur Ruhe. Ein originelles Weihnachtsfest! Aber so absonderlich war er eigentlich immer bei seinem poetischen Schaffen. Wenn er dichtete, konnte er absolut nichts essen, er wies Frühstück, Mittag- und Abendessen von sich. Er sagte oft selbst: „Wenn ich halb verhungert bin, kann ich am besten dichten!" Nicht selten kam er dann mitten in der Nacht mit einem wahren Wolfshunger und verlangte Speise und Trank.

Manche von seinen kleineren Liedern dichtete er in überraschend kurzer Zeit; die Gedanken und aparten Reime, auf welche Leuthold großes Gewicht legte, flossen ihm verschwenderisch aus der Feder. Klangreiche, volltönende Reime liebte er ganz besonders, ebenso eine bunte Mannigfaltigkeit in der äußeren Architektonik. Als formaler Dichter ist Leuthold einem Platen, einem Rückert vollkommen ebenbürtig. Einseitig und mithin falsch aber ist es, unsern Dichter ausschließlich als Formalist hinzustellen. Er besaß denn doch noch mehr dichterische Eigenschaften, als ein Formalist derer bedarf. Aber er liebte in den verschiedensten Metren zu schwelgen und sein hohes formales Talent verleitete ihn zuweilen zu halsbrecherischen Kunststücken. Man entsinne sich des oben mitgetheilten Gedichtes „Waldsturm". Wenn man dieses Gedicht zum ersten Male laut liest, so hat man die etwas unbehagliche Empfindung, als müsse der Dichter bei seinen Reimkunsttänzen einen fauxpas thun, und doch vollbringt er diese metrische Gymnastik mit sicherer Eleganz und spielender Leichtigkeit. Die Verwandten Leuthold's entsinnen sich noch sehr wohl des Tages (11. Juni 1872), als der Poet mit diesem Gedicht, das er in überraschend kurzer Zeit vollendete, zu ihnen kam und es vorlas. Als man ihn fragte, was er mit dieser Allegorie besagen wolle, fügte er humoristisch-geheimnißvoll aus dem Stegreif die Zeilen hinzu:

„Ich sehe mit Wehe
Im Loos des Vereins
Der Wildniß ein Bildniß
Des menschlichen Seins!"

Nichts haßte Leuthold, wenn er arbeitete, so sehr, als Besuche. Regelmäßig ließ er sich verleugnen. Gelang es aber dennoch einen Bekannten durch List und Schlauheit die Wächter am Thore (Tochter und Mutter) zu überrumpeln und in des Dichters Musentempel zu bringen, so stieß er jedesmal ein freudiges Ah! der Ueberraschung aus, umarmte den Ankömmling auch wohl herzlichst, so daß derselbe ganz gerührt wurde. Sobald sich aber die Hausthür hinter dem Gefeierten wieder geschlossen, bekamen seine Angehörigen kräftige Worte zu hören, daß sie „den verwünschten Menschen" hereingelassen. Manche Freunde kannten diese Eigenthümlichkeit in dem Leuthold'schen Wesen und wußten durch geschickt abgepaßte Umstände Zutritt zu dem Dichter zu erlangen. Als einmal ein Freund ähnlichen Kalibers („die Rasse sei nicht umzubringen", meinte Leuthold) in die Wohnung eindrang, flüchtete Leuthold, welcher das Nahen des Mannes gemerkt hatte, von einem Gemach in's andere, bis er zuletzt in einem Versteck entdeckt wurde. Aber auch da noch zog er sich mit einem freudigen Ah! und weltmännischer Verbeugung aus der fatalen Verlegenheit.

Aus diesen kleineren Zügen, die für den Dichter Leuthold äußerst charakteristisch sind, wird man des Sängers hohe, ja überschwengliche Auffassung von der Poesie ersehen können. Diese Auffassung tritt uns auch in dem folgenden, dem dichterischen Nachlasse entstammenden, für den Verfasser äußerst bedeutsamen Ghasel entgegen:

„Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst
In meiner Brust gerathen wird,
Ob jemals reife Frucht gedeih'n
Aus diesen jungen Saaten wird.
Zwar acht' ich eine große That
Weit höher als ein tönend Wort,
Obwohl ich zweifle, daß aus mir
Ein Mann von großen Thaten wird.
Doch soll mein Lied nie Dienerin
Des flücht'gen Augenblickes sein,
Damit die Kunst zum Handwerk nicht,
Die Feder nicht zum Spaten wird.
Der Schönheit geb' ich ganz mich hin,
Doch weiß ich freilich, daß aus mir
Ein Goethe nimmer an Gehalt
Und auch an Form kein Platen wird."

Leuthold besaß für alles Kunstschöne eine feine Empfänglichkeit. Ein hoher Sinn für Zeichnen und Malerei war ihm

Digitized by Google

angeboren, und er würde sicherlich ein ansehnlicher Maler geworden sein, wenn sein Talent geschult worden wäre. Das beweisen Zeichnungen aus seiner Knabenzeit, welche er gleichsam als Reliquien mit peinlicher Sorgfalt aufbewahrte. Unter diesen befinden sich Blumenstücke, ein Kosakenhetman in vollem Ritt, Bilder, welche durch saubere Ausführung und schwungvolle Linien beweisen, daß er für diesen Zweig des Kunstschaffens entschiedene Begabung besaß. Neben Franz von Lenbach's Charakterköpfen liebte er besonders die farben- und lebensprühenden Schöpfungen von Papperitz, die Arenabilder (z. B. „Ein Gruß") und das mystische Gretchen von Gabriel Max, die römischen und griechischen Landschaften und prächtigen Sonnenuntergänge eines Ferdinand Knab, sowie die üppigen Centaurenphantasien eines Arnold Böcklin. Aber auch für das Gemüthliche konnte er schwärmen, so für die ländlichen Scenen eines Defregger, die pokulirenden, weinseligen Klosterbrüder Grützner's, und traf er in der Gemäldegalerie auf eines von seinen Lieblingsbildern, und man war nicht gleich ganz verrückt vor Freude, dann hieß es sofort: „Du hast keinen Sinn für echte Kunst" ꝛc.

Für Musik zeigte Leuthold bei Weitem nicht die Begabung und Vorliebe wie z. B. für Poesie und Malerei. Zwar besaß er, wie man aus seinen Gedichten vollauf ersehen kann, für den musikalischen Rhythmus seiner Versmaße ein feines Gehör, auch konnte ihn ein gehaltvolles Musikstück oder seelenvoller Gesang tief ergreifen. Zuweilen sang er selbst mit nicht unschöner Stimme, aber ohne Musikgehör, französische Romanzen. Diese von ihm übersetzten Strophen — es waren streng genommen eher Knittelverse, „nur zum Hausgebrauch", wie Leuthold sagte — componirte er sich auch selbst, aber ohne Noten, und sang sie oft aus Leibeskräften zu seiner eigenen Erbauung und zum Schrecken seiner Nachbarsleute, welche des Dichters „Löwenstimme" nur zu gut kannten. Aber nur innerhalb seiner vier Mauern und nur wenn er in vorzüglichster Laune war, stimmte er seinen fou de Tolède an, nicht ahnend, wie verhängnißvoll einst auch über ihn ein ähnliches Schicksal kommen sollte.

Castibelza, der erste seiner Bande,
Sang seine Pein:
„Hat Jemand gesehen zu Lande
Die Dame mein?
Tanzt, singt, schon sinkt die Nacht auf die Kastanien
Am Berg Falu,
Der Wind pfeift durch's Gebirg und weht aus Spanien,
Mir Wahnsinn zu, ja Wahnsinn zu!"

Während seines zweiten Münchener Aufenthalts versenkte sich Leuthold in das Studium der altklassischen Schriftsteller. Den Mangel einer gut fundirten humanistischen Bildung hatte er schon oft und schmerzlich empfunden und mit einem wahren Wissensdurste berauschte er sich an den unvergänglichen Schöpfungen eines Aeschylos, Sophokles und Homer. Mit solch' anhaltender Begeisterung versenkte er sich in die griechischen Schriftsteller, daß er wochenlang im Hause blieb, sich vom gesellschaftlichen Verkehr abschloß, bis er dann eines besten Tages bleich von der Zimmerluft plötzlich im Kreise seiner Freunde und Bekannten auftauchte, die ihn längst verschollen, ja begraben wähnten. Früchte dieser altklassischen Studien sind eine Reihe Uebersetzungen aus Sophokles, Sappho ꝛc. (vergl. „Gedichte" S. 219 ff.) und das wundervolle Epos „Penthesileia" oder — wie Leuthold mit Vorliebe in seinem Manuskripte schrieb — „Penthesilea". Penthesilea war — wie aus der Heinrich von Kleist'schen Tragödie gleichen Namens bekannt sein dürfte — im griechischen Mythus die Tochter der Amazonenkönigin Otrera und des Ares. Während des trojanischen Krieges eilte sie Priamos zu Hülfe und fiel, nachdem sie manchen griechischen Helden im Zweikampf getödtet, durch Achilleus, der, als sie vor ihm im Sterben lag, in feuriger Liebe zu ihr entbrannte. Häufig trug Leuthold im Kreise von Bekannten aus diesem seinem „Kronenjuwel" einzelne Abschnitte vor und erzielte mit dieser Dichtung stets überraschende Erfolge. Und fürwahr! Wie schön ertönt schon gleich die Anfangsstrophe:

Gefallen war Hektor, der strahlende Held;
Kein Schlachtruf erscholl mehr im offenen Feld;
In Hofburg und Stadt
Wehklagten die Troer und weinten sich satt.

Leuthold sagt in seiner autobiographischen Skizze über diese Dichtung: „Eine Arbeit, die für mich ganz Genuß war und die mich wie keine andere gewissermaßen in einem steten poetischen Rausch erhielt!" Wer „Penthesilea" gelesen hat, der wird sich nicht wenig über das in der Vorrede zu Leuthold's „Gedichten" enthaltene, vom Herausgeber stammende Urtheil über diese Dichtung wundern. Das bringt uns auf Folgendes.

Vor Jahresfrist veröffentlichten wir an dieser Stelle einen Artikel über „Heinrich Leuthold und das kritische Phrasenthum"*), in welchem wir Gelegenheit hatten, dem freundlichen Leser einen Kunstrichter non plus ultra in dem Züricher Universitätsprofessor, dem Herrn Jakob Baechtold, zu präsentiren. Dieser hat die Poesien Leuthold's herausgegeben und mit einer solch wunderbaren ästhetischen Weisheit bevorwortet, daß wir nicht umhin konnten, von diesem aus pikanten Aperçus und geistreichelnden Trivialitäten zusammengebrauten Ragout von „Anklängen", „Entlehnungen", „Anleihen" und sonstigen ehrenwerthen Prädikaten, mit denen der große Kritikus die „Gedichte" seines Landsmannes und „Freundes" dem Lesepublikum aufzutischen beliebte, dem Literaturliebhaber zu kosten zu geben. Die Herausgabe der Leuthold'schen „Gedichte" von Seiten Baechtold's hat denn auch in Fachzeitschriften, wie in der Tagespresse einen Sturm des Unmuths und der Entrüstung hervorgerufen. Und auch in der uns von zuverlässiger Seite mitgetheilten Thatsache, daß Gottfried Keller, dessen Urtheil über Leuthold in der Vorrede abgedruckt ist und der die Gedichte (1. Auflage) mit herausgegeben hat, mit Baechtold wegen seiner schnöden, pietätlosen Behandlung Leuthold's gebrochen hat, liegt eine Bürgschaft für die Stichhaltigkeit der gegen den Professor gerichteten Vorwürfe.

Wir haben schon in dem vorjährigen Aufsatz auf das lächerliche, beschränkte Urtheil Baechtold's hingewiesen, das er über „Penthesilea" zu fällen sich gemüßigt sah. „Man wird sich überzeugt haben, daß Leuthold eben kein Epiker ist, daß dem Ganzen die Klangfarbe bedeutend Eintrag thut" ꝛc. Noch schlimmer ist Baechtold mit Leuthold's zweitem Epos, mit „Hannibal", umgesprungen, von dem er manche Stellen fortgelassen, andere gekürzt und auf diese Weise zwei Gesänge zusammengestellt hat, die in den „Gedichten" publicirt sind. Die einzelnen Rhapsodien sind betitelt: 1. Mago. 2. Im Punierlager. 3. Vor Capua. 4. Maharbal. 5. Zama. Die Gedichte enthalten „Mago" und „Vor Capua". Die drastisch sinnliche Tanzschilderung, welche „Im Punierlager" enthalten ist, hat Baechtold gestrichen. Gewundert haben wir uns, daß der Professor nicht auch diesem Rhapsodiencyklus einige von seinen pietätvollen Begleitworten auf den Weg gegeben. Er sagt nur in der Vorrede (S. XVI): „»Hannibal« ist bloß bruchstückweise vorhanden und der kleine Rest hält keinen Vergleich aus mit den beiden gedruckten Rhapsodien." Wir wollen von den uns für unsere Leuthold-Biographie zur Verfügung gestellten Gedichten, unter denen sich „Im Punierlager" und die beiden Schlußgesänge zum „Hannibal" befinden, den vorletzten hier mittheilen, der — wie wir gern gestehen — nicht gerade am Dichterhimmel Leuthold's culminirt, immerhin aber einen monumentalen Zug aufweist.

Maharbal.

Doch fremd im eig'nen Lager,
Verschollen vor der Welt,
Weilt brütend der Karthager
Heerführer im Gezelt;
Nah'n Boten auch mit reichen
Geschenken, vom Gesicht
Des ernsten Feldherrn weichen
Die Zeichen
Des tiefen Unmuths nicht.

Dem Schmerz entwöhnt und Lachen,
Wie eine Erzfigur
Starrt er und zählt die Wachen
An einer Wasseruhr . . .
Er fühlt, wie zwischen Wollen
Und That die Kluft so weit,
Und zwischen beiden rollen
Mit Grollen
Hört er den Strom der Zeit!

*) Vergl. Nr. 8 des vorigen Jahrgangs.

Digitized by Google

Da scheucht aus tiefem Sinnen
Ihn Wacheruf empor,
Es rauscht des Zeltes Linnen,
Und Maharbal tritt vor.
Leicht beugt sich der Numider,
Das stolze Haupt umwallt
Vom schmucken Straußgefieder,
Und wieder
Hebt hoch sich die Gestalt.
Es funkeln Messerspitzen
Am Saum des Purpurgurts,
Die dunkeln Augen blitzen,
Sein Wort ist knapp und kurz:
„Geziemt sich's," sprach er bitter,
„Daß, eh' die Saat gemäht,
Bei Paukenschall und Zither
Der Schnitter
Das Erntefest begeht?
„An des Vultunums Borden
Ist dein gefürchtet Heer
Zum feigen Troß geworden,
Am Zeltmast lehnt der Speer,
Es fault die Fahnenstange
Vom Lorbeer noch umlaubt,
Und züngelnd wie die Schlange
Schon lange
Hebt nun der Feind das Haupt.
„Beim Mischkrug wird, beim Tanze
Gewürfelt und gekost,
Zum Bratspieß ward die Lanze,
Am Panzer frißt der Rost;
Die einst der Völker Grauen,
Die Krieger streng geschult,
Sind in Campaniens Auen,
Gleich Frauen,
Verweichlicht und verbuhlt.
„Zum Kampfe laß sie führen
Mit Waffen frisch geschärft,
Laß sie die Arme rühren,
Bevor sie ganz entnervt,
Laß sie in Müh'n verschmachten,
Laß kämpfen sie um Brot,
Laß wieder sie in Schlachten
Verachten
Das Leben, wie den Tod.
„Ist nicht dein Name eitel,
Wirf, Barkas, deinen Blitz
Auf deiner Feinde Scheitel
Und triff des Uebels Sitz!
Umgürte deine Lende,
Wir sind der Ruhe satt!
Wirf dich auf's Pferd, vollende
Das Ende
Der stolzen Tiberstadt!"
Doch Hannibal entgegnet:
„Kühn wie du kämpfst im Feld,
So sprichst du. Sei gesegnet,
Du kühner Reiterheld!
Das klingt wie Horngeschmetter,
Wenn du im Schlachtgetön
Den Feind hinwirfst wie Blätter,
Ein Wetter,
Keck, tollkühn, aber schön.
„Nur magst du eins bedenken:
Verlangst du mehr in Rom,
Als nur dein Roß zu tränken
Im gelben Tiberstrom
Und als nach Latiums Rindern
Zu werfen deinen Speer,
Um, wenn die Reih'n sich mindern,
Zu lindern
Die Noth, verlangst du mehr —
„Dann gib dem Heere Flügel,
Mit Gräben, Thurm und Wall
Sind Romas sieben Hügel
Geschützt vor Ueberfall.
Noch haben wir nicht Eile,
Ließ doch in Cannä's Schlacht
Roms Aar die Donnerkeile,
Die Beile
Und Fasces seiner Macht.
„Ein Heer naht aus Hispanien,
Aus Afrika ein Heer,
Apulien nnd Campanien
Sind unser und das Meer!
Gehetzt mit allen Furien
Ist Rom, aus seiner Ruh
Erhebt sich selbst Etrurien,
Ligurien
Und Gallien fällt uns zu.
„Der König Macedoniens
Zog schon das Schwert zum Streit,
Die Flotte kreuzt in Joniens
Gewässern, kampfbereit!
Völker um Lybiens Wüsten,
Die Adria entlang
Und um Sardiniens Küsten
Sie rüsten
Zu Romas Untergang!
„Bald hat die Stadt am Tiber
Die Nemesis ereilt,
Schon ward vom Weltmachtfieber
Dies eitle Volk geheilt!
Das nichts aus sich geschaffen,
Das nur von Hellas zehrt,
Und Alles zu erraffen
In Waffen
Sich wider Alles kehrt.
„Dem Erdkreis zu gebieten
Vermaß sich das Geschlecht,
Wir messen den Quiriten
Mit ihrem eig'nen Recht!
Was auch der Augur deute,
Geworfen ist das Loos,
Ob morgen oder heute
Als Beute
Fällt Rom uns in den Schoß!"
Und wiederum die Tropfen
Der Wasseruhr im Fall
Hört dumpf vernehmbar klopfen
Der Feldherr Hannibal
Und scheint es nicht zu ahnen,
Daß Rom die Zeit gewinnt,
Zu geh'n mit seinen Fahnen
Die Bahnen
Des Ruhms, auf den er sinnt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus meinem ärztlichen Berufe.

Von Fr. Brosin.

I. Droschke 2351.

Eine Geschichte in wenig Worten. Kein Roman, keine Novelle. Nichts aus der „guten Gesellschaft" und nichts für die „gute Gesellschaft". Eine einfache Geschichte aus der Droschke 2351.

Er, der mir gegenüber saß, war von Haus aus Tischler. Ein junger, tüchtiger Tischlergesell — wohlverstanden, vor zwanzig Jahren. Ich habe die Tischler immer gern gehabt; das ist eine Jugendliebschaft von mir. Schuster sind kniffig, Schneider sind windig, Schmiede sind klobig, aber Tischler sind meist kreuzbrave Menschen und es riecht immer so hübsch nach frischen Hobelspähnen bei ihnen.

Also er war Tischler, ein junger, tüchtiger Tischlergesell, so recht für die Arbeit geschaffen. Da brach der große Krieg aus. Er legte Hobel und Winkelmaß bei Seite, hakte den blauen Schurz ab und trat in Reihe und Glied.

„Mir kann Niemand etwas nachsagen, Herr Doctor! Lieutenant Brand und Herr Hauptmann von Putkamer (beide bei Gravelotte gefallen!) können mir das bezeugen. Ich habe das eiserne Kreuz erworben, d. h. man hat es mir verliehen. Und nun solche Geschichten!"

„Es wird ja Alles gut gehen. Ihre Frau hat die acht Geburten glücklich überstanden, da wird es auch dieses Mal glatt verlaufen. Wie viele leben noch von Ihren Kindern?"

„Fünf Stück, Herr Doctor, alle noch ganz klein und in einem Bett, alle fünf, Sie sollen es sehen, alle fünf in einem Bette!"

Pause. — Die Droschke 2351 holpert durch die Linienstraße, daß man sein eigenes Wort nicht versteht. Jeder von uns hat seine stillen Gedanken.

„Pflastersteine sind kantig und hart, aber man behält seine vier gesunden Beine darauf, dagegen das schlüpfrige Asphalt —" denkt das müde Brauchen. Oder haben etwa Droschkengäule zweiter Klasse keine Gedanken?

„Eene Mark fufzig, unter dem jeht's nicht. So mitten in die Nacht und denn man immer: »Fahren sie scharf, Kutscher, wir haben Eile.«"

Auch mein Gegenüber, den jungen tüchtigen Tischlergesellen von vordem, hält eine Gedankenkette gefesselt. „Und nun solche Geschichten," murmelt er wieder halblaut vor sich hin.

Wo meine Gedanken verweilen? Bei der Arbeit natürlich, die mir bevorsteht. Ich halte den Meldezettel zwischen meinen Fingern, den die Hebamme schickte, und denke mir noch einmal klar durch, was ich in diesem Falle voraussichtlich zu thun haben werde. Von meiner Besonnenheit, von meiner Thatkraft und von der Geschicklichkeit meiner Hand wird in wenigen Minuten das Leben zweier Menschen abhängen. Unwillkürlich drückt die linke Hand die rechte, als wolle sie sagen: Deiner Kraft vertraue ich. Die rechte erwidert den Druck: Du wirst mir geschickt zur Seite stehen, auf Dich kann ich mich verlassen.

„Ich hielt es in Leipzig nicht aus, Herr Doctor, als ich hörte, daß es mit meiner Frau so weit sei. Immer rin in den Zug und los nach Berlin."

„Was treiben Sie denn für Geschäfte in Leipzig?"

„Ich reise für die Allgemeine deutsche Tischlerzeitung."

Zweite Pause. Grund: Holpriges Pflaster in der Gollnowstraße.

„Mir kann Niemand etwas nachsagen. Ich hatte eine schöne Stellung bei der Steuer. Einundzwanzig Hundert Mark für's Jahr und von Ostern ab mußten es dreiundzwanzig Hundert sein." (Aha! Also Beamter geworden! Hobelspähne riechen schlecht, wenn man das eiserne Kreuz trägt und 1870—71 seine Korporalschaft geführt hat. Die französischen Weine nicht zu vergessen!) „Ich weiß auch rein gar nicht, wie das so schnell gekommen ist. Dreizehn Jahre lang gut geführt und auch nicht ein Tippelchen hat gefehlt und dann mit einem Male — mir kann Niemond etwas nachsagen, Herr Doctor, und dann habe ich wieder 18 Wochen als Tischlerpolier geschuftet, aber es ging rein nicht. Nee, da lag kein Geschäft drin!" —

Brauchen hat heute nur einen Gedanken: Pflastersteine sind kantig und hart, dagegen das schlüpfrige Asphalt — —, und es setzt seine vier Beine trotz des „fahren Sie scharf, Kutscher", so vorsichtig nieder, als hätte es eins so lieb als das andere, alle vier, und möchte keins gern davon missen.

„Was haben Sie denn auch mit der leidigen Politik zu schaffen gehabt. So etwas war es doch wohl —"

„Ich bin kein Antisemit, Herr Doctor, das kann mir Niemand nachsagen. Ich habe stets für die Juden gelebt und gestrebt (na, na!), aber Sie wissen doch, was dieser Jude, der Straßmann, war, der Stadtverordnetenvorsteher — ich war nämlich bei der städtischen Steuer, müssen Sie wissen."

Ich weiß nichts, aber ich denke, daß der Mann mit dem eisernen Kreuz wegen respektwidrigen Benehmens gegen städtische Behörden seines Amtes bei der Steuer enthoben ist. Mir kommt noch ein anderer Gedanke.

„Haben Sie sich das Trinken nicht schon im Feldzug angewöhnt?"

„Da treffen Sie just das Rechte. Trinken soll ich, und denn man raus aus dem Amte. Aber kein Mensch kann mir so etwas nachsagen."

Also doch! Hobelspähne, Feldzug (französische Weine!), Steuer (Na, so'n oller Landwehrmann wird doch noch 'nen Droppen vertragen können!), Respektwidrigkeit gegen den Herrn Stadtverordnetenvorsteher (im Rausch natürlich) und nun — Zeitungcolporteur und Volksbeglücker. Armes Weib! Arme Kinder (fünf Stück, Herr Doctor, alle noch ganz klein)!

Gewohnheitstrinker werfen in einem gewissen Stadium ihres Leidens ihren Frauen Treulosigkeit und Ehebruch vor. Das ist immer so, und manches Weib hat sich die Augen darüber blind geweint. Zu all' dem Elend auch das noch! Ich frage: „Hält Ihre Frau Ihnen denn auch, während Sie auf Reisen sind, das Bischen Hauskram gut beisammen?"

„Das thut sie, Herr Doctor, Alles was Recht ist, Sie sollen es sehen. Ja, wenn ich meine Frau verlöre! Aber Sie sollen sehen, die kommt durch, für die ist so etwas rein gar nichts, die übersteht Alles."

Meine Diagnose lautet: Gelegenheitstrinker im ersten Stadium. Vertrauen zur Gattin erhalten. Vielleicht noch zu retten. Vielleicht! Kennst Du einen geretteten Trinker, auch nur einen?

„Hobelspähne sind ein sicheres Pflaster, lieber Meister, aber Zeitungcolporteur? Das wahre Asphalt für Sie."

Es poltert und knattert. Die Droschke 2351 wankt und kracht in allen Fugen — keine Angst, da muß man Droschken kennen — sie hält am Fußsteig. „Kleine Markusstraße 11, eene Mark und fufzig."

Erster Hof. Zweiter Hof. — Erste Treppe, zweite, dritte und vierte Treppe. „Fallen Sie nicht, Herr Doctor, es geht ein Bischen gerade rauf." Erstes Zimmer: Kochherd geheizt, Küchengeschirr vollzählig vorhanden. Tisch leidlich sauber. Bett mit fünf Kindern im Kreise unter einer Decke,

Digitized by Google

sämmtlich munter, wollen den Storch sehen. Zweites Zimmer — aber schon sehe ich nichts mehr als eine Frau in Lebensgefahr. Das Auge erfaßt schnell die Sachlage, im Gehirn läuft eine Vorstellungreihe ihre glatte Bahn ab, die rechte Hand verrichtet eine schwere, gefährliche Arbeit, die linke kommt ihr zur rechten Zeit zu Hülfe — „Aeäh" meldet sich Nr. 6 und heult bitterlich und trotzig in diese Welt mit ihren Pflastersteinen, Hobelspähnen, Asphalt und Zeitungcolporteuren.

„Ein Prachtkerl, na, der wird sich schon durch das Leben fressen und wenn die Klötze haushoch auf den Straßen liegen."

Ein Junge!!!

„Kinder, der Storch hat Euch einen Bruder gebracht, der Schlingel hat unterwegs sein Hemdchen verloren und nun schreit er, bis er ein neues bekommt." Acht Kinderaugen lachen den kleinen nackten Schreihals an. Richtig, sein Hemdchen hat er verloren. Nur Elschen lacht nicht, sondern weint zur Gesellschaft mit, als jüngste ist sie ja auch die nächste dazu. „Hemdchen an, Hemdchen an."

„Das ist hier meine älteste Tochter, Herr Doctor, die soll morgen in der Schule eine Prämie bekommen, haben die Lehrer gesagt. Der da heißt Paul, mit dem haben wir auch unsere liebe Noth gehabt, als er zur Welt kam. Zwei Doctor waren dabei, ohne das ging es nicht."

Jetzt sind die Zungen gelöst. „Wir schlafen heute Alle in einem Bette, Onkel Doctor, sieh mal, wir Alle zusammen." „Kinder, was soll das morgen früh werden, wenn Ihr da nur nicht Eure Beinchen verwechselt! Wo kommt aber nun das neue Brüderchen hin, das will doch auch dabei sein? Rückt mal Alle nach links, daß es Platz hat." Alle lachen, nur Betty wird verlegen und steckt den Finger in den Mund. „Betty, Betty, Du weißt gewiß wieder nicht, was links und was rechts ist und magst Dich vor dem Brüderchen nicht blamiren!"

Kinder sind nie anmuthiger, als wenn sie im Bette liegen und hier gleich fünf im Kreise und die Wangen leuchtend vor Freude über das neue Brüderchen!

„Kutscher, zu meiner Wohnung zurück! Aber nun riskiren Sie mal auf den Galopp von vorhin 'nen sanften Schunkelwalzer, daß der Braune nicht naß wird und daß Sie die Zeit für die Doppeltour herausschlagen, sonst genieren Sie sich schließlich noch mir den Thaler abzunehmen!"

Das Braunchen zieht an. Es poltert und kracht, die Droschke geräth in ein bedenkliches Schwanken — keine Angst, da muß man Droschken kennen — die Fahrt geht heimwärts. Jetzt sitze ich allein in der Droschke 2351, allein mit meinen Gedanken.

II. Nachtstunden.

Es ging zur Neige. Vier bange Stunden hatte ich die trügerische Hoffnung wach gehalten und selbst gehofft. Jetzt sprach der Tod ein verständliches Wort und brachte mein überzeugtes und zuversichtliches Trosteinreden zum Verstummen.

„Mein Herz bleibt stehn -- es zieht mir über's Gesicht — seien Sie aufrichtig, Herr Doctor — ich sterbe!"

Ich hatte Nichts zu erwidern, dem Tode soll man nicht in das Antlitz lügen. „Meine Mutter — einen Kuß" — Ich rief die Mutter. Sie küßte ihre Tochter einmal, zweimal, viele Male. Halb ohnmächtig wurde sie von dem alten Sanitätsrath aus dem Sterbezimmer geleitet.

Der Bruder trat herein, derselbe, der meine Hülfe herbeigezogen hatte. Ein ernster, reifer Mann. Er drückte seiner scheidenden Schwester die Hand, küßte sie herzlich auf den Mund — keine Klage, keine Thräne auf beiden Seiten.

Nun kam der Gatte der Sterbenden — der Vater des todtgeborenen Knaben. Schüchtern, fast verlegen stand er vor ihrem Bette. Sie lag mit halbgeöffneten Augen, die Lippen blieben festgeschlossen. „Darf ich Dir keinen Kuß geben?" Ihre Lider hoben sich ein wenig, sie nickte ein kaum merkliches Ja! — Laut schluchzend und jammernd verließ er dann das Zimmer. Ich hörte, wie er nebenan ein Fenster öffnete und hinauslehnte — als ob die kalte dunkle Nacht einem friedlosen Herzen Trost und Versöhnung geben könnte.

Ich blieb allein mit der blassen Dulderin. Die eine Hand hielt die Aorta comprimirt, die andere fühlte den Puls und suchte ängstlich eine leise Blutwelle, die Andeutung einer leisen Blutwelle zu erkennen. Vergebens. Der Tod hatte sein letztes Wort gesprochen. Da drückte ich die weiße, eisige Hand an mein Herz. Ob die todte Hand die Sprache meines Herzens verstand? Ein Versuch, nur ein wehmüthiger Versuch zu lächeln auf dem Gesichte der Sterbenden, eine leichte Bewegung der Lippen, ein leises Neigen des Hauptes. Nun war sie todt, so gut wie todt.

Der alte Sanitätsrath kam und befühlte die spitze, kalte Nase. „Defuncta est! Sie ist todt!"

Noch ein letzter tiefer, seufzender Athemzug entrang sich ihrer Brust, die Lippen bemühten sich Worte zu sprechen, die unverständlich blieben, dann glitt es wie ein verklärender Schein über ihre Züge. Der Engel des Friedens küßte das bleiche Antlitz. Die Dulderin hatte ausgelitten.

III. Das Spatzennest.

Es war ein prächtiges Arbeiterpaar, welches dort draußen in einem der hohen Vorstadthäuser die Mansarde bewohnte. Arm, aber fleißig und zufrieden. Sieben Kinder waren vorhanden. „Eigentlich müßten es ihrer achte sein", erzählte die Mutter traurig, „aber das eine starb ganz klein an den Krämpfen."

Ich hatte die Nacht hindurch am Bette der Frau gewacht. Als der Tag herandämmerte, war ein junger Erdenbürger geboren, und nun besaßen die Eltern wieder ein achtes Kind.

Morgens gegen sechs ging in der Kammer nebenan das Gezwitscher los. Der Arbeiter fütterte mit Großmutters Hülfe seine junge Brut. — Das wahre Spatzennest. Sieben Stück Junge, das älteste kaum zehn Jahre alt, Buben und Mädel, alle mit köstlich munteren und lustigen Spatzenaugen. Jedes der Kinder hielt ein Stück trocknen Brotes in der Hand und eine Tasse dazu. „Für fünf Groschen Brot jeden Tag, was so Kinder doch für Kosten machen!"

Die Kleinen mußten mir der Reihe nach ihren Namen nennen. Sie gaben mir freundlich das rechte Händchen, keins zog ein schiefes Gesicht.

„Ja, jeden Tag für fünf Groschen Brot, aber wenn wir Alten nur gesund bleiben, dann hat es nichts auf sich," meinte Jochen, der glückliche Spatzenvater.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Wallenstein's Tod" im Berliner Theater. — „Des Teufels Weib." Phantastisches Singspiel in drei Acten und einem Vorspiel von Henri Meilhac und A. Mortier, bearbeitet von Th. Herzl. Musik von Adolf Müller. (Wallner-Theater.) — Zwei theatralische Feste.

„Der geniale Mensch ist abnorm, d. h. eine Ausnahme. Aber die Natur liebt keine Ausnahmen, sie läßt sie verschwinden, sie sorgt vor Allem für die Gleichmäßigkeit der Rasse. Sie ist vorwiegend demokratischen, gleichmacherischen Wesens. Die geistige Aristokratie der genialen Häupter liebt sie nicht; sie duldet sie nur unwillig und ist bemüht, diese Hochstreber wieder in Reihe und Glied treten zu lassen."

In einem Aufsatz über die Degenerationstheorie des Cesare Lombroso hat Charles Richet diese Worte niedergeschrieben und sie fielen mir ein, als ich im „Berliner Theater" die mit so ungewöhnlicher Spannung erwartete Aufführung von Wallenstein's Tod sah, eine nur selten ein anständiges Durchschnittmaß erreichende, mit scenischem Firlefanz überladene Aufführung, in deren Mittelpunkte Herr Adolf Sonnenthal stand. Wie die Natur in ihrer demokratisirenden Tendenz, die doch immer wieder vom Communismus zum Absolutismus führte, eine geniale Ausnahme, einen abnormen Hochstreber, vernichtet, wie sie ihn einfach wegwischt, da die Zeit erfüllet ist: das ist recht eigentlich der Inhalt dieses seinen eigenen Maßstab mitbringenden dramatischen Gedichtes. Buttler, der Plebejer, ist das unreine Werkzeug der Natur; er mordet, und er bedient sich noch schmutzigerer Hände dazu, den unwillig geduldeten Ausnahme-Menschen und es ist einer jener tiefen Züge, an denen diese einzige Dichtung so überreich ist, daß gerade dieser Buttler, der hochgestiegene Kriegsknecht, auch wirklich zum Träger radikal demokratischer Gedanken gemacht ist. Er und kein anderer mußte den Wallenstein morden; denn an ihm hat er zwiefach gefrevelt, der große Sünder: persönlich, als er ihn um den Grafentitel betrog, und generell, weil er sich über die Masse, über die Heerde erhob und sein eigener Gesetzgeber wurde, sein eigener Katechismus der Politik und Moral. Das gibt dem Gedicht die symbolische Tiefe und den Ewigkeitswerth, dieser Kampf zwischen dem vermessenen Selbstbestimmer und den zähen Vertretern der geltenden Rechtsordnung. „Man entfernt sich eben nicht ungestraft von dem gemeinen Dasein der gewöhnlichen Menschen." Die Natur rächt sich, sie rächt sich dadurch, daß sie dem Uebermenschen, der sonst nichts glaubt, den stolzen Glauben an das eigene Ich mitgibt auf den gefährlichen Schwindelpfad zu der Menschheit Höhen, den Herrschaftdünkel, den Cäsarenwahn, das Unfehlbarkeitsdogma, das die Verblendung in sich begreift und zu jähem Sturz führen muß. Die sicherste Stunde ersieht sich das trügerische Glück, dem Unbewaffneten sticht es das Messer „listig lauernd, langsam in das Herz". Immer sind sie in sicherster Stunde gefallen, die Großen, Abnormen: die Gestirne stehen günstig für Wallenstein, Indien und den Ganges sieht Napoleon von Moskau aus trunkenen Blickes seiner Macht unterworfen, und derselbe Monarch, in dem er sich einen fanatischen Bewunderer erworben zu haben wähnt, schleudert Bismarck aus seiner Bahn.

Das Wallenstein-Drama ist nicht verstanden worden, als wär's ein Stück von Ibsen. Man muß nur wieder lesen, was Wilhelm Scherer in seinem betäubend prachtvollen Stil über das Gedicht gesagt hat: Unbedeutendheiten sind selten in stolzeren Gewanden einhergeschritten. Auch dieser moderne Mensch sieht nur den äußerlichen Conflikt, die Staatsaction, und er gelangt auf diesem Wege zu dem die Irrpfade der historischen Kritik erschrecklich beleuchtenden Schluß, Schiller sei nur den poetischen Theorien gefolgt, die er von Goethe übernommen hatte, als er „die dritte Welt" mit ihren Träumen, Ahnungen, mit ihrer astrologischen Weisheit in Betracht zog. Wenn das solchem Manne begegnen konnte, dann darf man sich nicht darüber wundern, daß kleine Geister so viel Thorheit zu Markte brachten, daß ein so leidenschaftlich subjectiver Poet wie Otto Ludwig zu beinahe beispielloser Ungerechtigkeit an Schiller's reifster Meisterschöpfung geführt wurde Der Mißverstand ist hier, wie immer, wo es sich um ein Drama handelt, auf zwei eng verknüpfte Ursachen zurückzuführen: dem Dichter und seinen Geschöpfen hat man zu viel und zu leicht geglaubt; nach Schiller's Briefen hat man Schiller's Helden beurtheilt und durch das Temperament seines Max Piccolomini hat man ihn angeschaut. Erst spät aber und von neuer Arbeit umsponnen, pflegt der Dichter, mag er nun Schiller heißen oder nur Ibsen, was er in göttlichem Wahnsinn geschaffen, ganz zu erkennen und nur die Zettelkrämer werden seine Gelegenheitsstimmung zur Norm ihres Urtheiles nehmen. Handelnde Menschen sind, im Leben wie in der künstlerischen Darstellung, einzig und allein nach ihrem Thun zu richten, nicht nach

Digitized by Google

ihren Worten. Wenn man Wallenstein's Thun und Nichtthun betrachtet, dann erst erkennt man klar, daß hier in ironischer Beleuchtung ein großer und darum im gemeinen Sinne charakterloser Mensch vor uns steht, ein Abnormer, über den das demokratisirende Naturprinzip siegreich hinwegschreitet. Es ist das große Verdienst Karl Werder's, daß er in seinen dichterisch empfundenen „Vorlesungen über Wallenstein"*) diesen einfachsten Weg eingeschlagen und uns in das Centrum des Charakters geführt hat, zu dem tiefsten Punkt, wo der Schlüssel seines Wesens ruht.

Wallenstein ist „des Glückes abenteuerlicher Sohn". Das Glück hat ihn getragen, von dem Tage an, da der zwanzigjährige Jüngling „zwei Stock hoch niederstürzte" und unbeschädigt wieder aufstand, bis zu der Stunde, die ihn als Generalissimus an die Spitze des auf seinen Namen geworbenen Heeres stellte. Ihm ist alles gelungen, auch das scheinbar Unmögliche hat er erreicht, er selbst nur ist sich aller Dinge Maß und Zweck, er und sein Glück, er und sein Stern, der nimmer Lügende. Der gestirnte Himmel ist nur da, ihm die Wege zu weisen; er hat „eine Frage frei an das Schicksal"; er steht außerhalb des moralischen Gesetzes und alle Mittel sind durch seinen Zweck geheiligt. Sein Zweck aber ist ein ganz persönlicher, sein Genie bedient das Werk der Selbstsucht, nicht eine große, bleibende Idee, die seinen Tod überleben könnte. Sein Geschlecht löscht mit ihm aus, sein Haus steht verödet und die Gräfin, die einst in entscheidend banger Stunde ihm seine eigenen Gedanken suggerirte, liefert nun des Hauses Friedland Schlüssel aus. Auf einsamer Höhe, nur mit den Sternen Zwiesprache haltend, die nach seinem Wunsch sich fügen, ward er verblendet; er hat das Maß verloren und die Schätzung für Menschen und für Dinge. Die Sterne lügen nicht, ihm nicht: das ist die Prämisse und sie ist falsch. Darum täuscht er sich immer, in seinem Kaiser und in seinem Octavio, in Max und Buttler. Der blonde Knabe ist eben doch der Kaiser, die Macht, die Legitimität, was morgen gilt, weil's heute hat gegolten. Und darum ist der Sternenglaube des Helden nichts Zufälliges, durch poetische Theorien in das Werk Gelangtes, sondern wie Werder sagt: „Das Herz und die Complexion des Charakters, der Quell der Handlung, das Getriebe des Schicksals, hier liegen sie. Eine kolossale Selbstsucht, der auch das eigene Kind nur ein Pfand des Glücks, auch der Freund nur ein willenloses Werkzeug ist, geht an eigenem Verschulden zu Grunde. Die Sterne haben gelogen, Octavio schlägt sich korrekt auf die Seite der sittlichen Mächte und Wallenstein fällt durch den Plebejer, den er mit einer skrupellosen Fälschung sich erkauft zu haben wähnt mit Leib und Seele. Wahn, alles ist Wahn.

Es ist die Tragödie des großen Mannes, der auch nur ein kleiner Mensch ist, jene fürchterlich grinsende Tragödie, die sich immer wieder erneut. Wallenstein hat „mit dem Teufel gespielt"; es hat ihn gekitzelt, zwei Eisen im Feuer zu haben, und als man ihm eines entwinden will, verbrennt er sich an dem anderen. Der Kaiser, dieser Kaiser, der ihm alles dankt, den er übersieht, will ihn der unumschränkten Macht entkleiden; er soll nicht mehr der Allgewaltige sein; den blutigen Lorbeer, den er erkämpfte, will jener in die blonden Knabenhaare flechten — Nein! Lieber alles gewagt, Namen und Nachruhm in die Schanze geschlagen. Das treibt den Zögernden zum Entschluß:

„Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen,
Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswerthe That."

Daß er diese dämonische Größe, ohne ihr auch eine nur der menschlichen Schlacken vorzuenthalten, lebendig machen konnte, daß wir unter dem Prachtmantel einer allzuschönen Sprache doch immer, wenn wir nicht mit Max und Thekla kindisch schwärmen, den festen Knochenbau fühlen, darin wurzelt die unermessene Größe des Dichters, der hier mehr als je zuvor sich von seinen Geschöpfen differenzirt hat. Denn wie der gewaltige Realpolitiker gehen auch die consequenten Idealisten im Drama an schrankenloser Selbstsucht zu Grunde. Wallenstein sucht die Herrschaft, das Leben, die Liebenden suchen, in gleicher subjectiver Verblendung, den Tod um jeden Preis; und in schauerlicher Parallele zu dem Versuch, ein ganzes Heer von der Pflicht fortzuschleifen, steht Maxens Todesritt, der tausend braven Jungen das Leben kostet.

Nur ein großer Dichter kann einen großen Menschen schaffen, nur ein großer Schauspieler kann ihn lebendig vor unseren Blick stellen. Darum sind so viele gut begabte Dramatiker an den Napoleonen gescheitert, darum ist die schauspielerische Aufgabe des Wallenstein selten oder nie bewältigt worden. Und darum war es ein Ereigniß, als Herr Sonnenthal, den man mit dem grundthörichten Titel des „ersten deutschen Schauspielers" geschmückt hat, sich an diese ragende Gestalt wagte. Nun sollte sich's also entscheiden.

Drei Darsteller des Friedländers haben mir Eindrücke hinterlassen: die Herren Mitterwurzer, Barnay, Klein. Mitterwurzer brachte den Dämon mit und das genialisch anziehende Wesen, aber seine Leistung war, wie fast alles, was dieser Künstler schafft, nicht fertig; ein mächtiger, von vielen Seiten aus behauener Block, nicht eine plastische Gestalt; der dunkelsichtige Träumer stand vor uns und Friedland's Sterne glaubten auch wir; die straffe Feldherrnfigur, der frohe, volksthümliche Soldatenvater blieb hinter der Scene. Herr Barnay trifft das Aeußere der Gestalt, das Statuarische, besser als irgend ein Anderer und deshalb ist er in den Piccolomini, als offizieller Wallenstein, nahezu vollendet; wo das Menschliche anfängt, da hören seine Künste auf; er ist kalt und klug, phantasielos und nüchtern, ein glatter Streber nach äußeren Ehren, dem die Gestirne nichts zu sagen haben, Feuillet's eleganter Mann von Eisen, der als Kriegsmann im Koller zum Maskenball geht; den Erfolg aber mindestens konnte man diesem Wallenstein glauben und die Anhänglichkeit der wüsten Lagerbande; seine Pappenheimer freilich hätten ihn bald erkannt. Herr Klein endlich ist ein Rococo-Wallenstein, wie ihn Karl Seydelmann gespielt haben mag; sehr geistreich, oft interessant, als dilettirender Astrologe anziehend wie eine Rarität, eine sehnige, vornehme Erscheinung ohne robuste Größe, ohne zerstörende Leidenschaft. Für die Charaktertragödie kann nur Mitterwurzer's Entwurf zum Friedländer in Frage kommen; alles kann man an Wallenstein vermissen, nur nicht den heißen Heroenwahn, nur nicht die Leidenschaft, die ihn in Schuld verstrickt und reif zur Ernte macht.

Die Leistung des Herrn Sonnenthal bleibt hinter diesen Dreien sehr erheblich zurück. Der Fleiß und das redliche Bemühen verdienen gewiß Anerkennung, aber der Wiener Conversationskünstler trifft nicht einen einzigen Punkt im Wesen des Helden; er gibt nicht das Bild, nicht die Seele, nicht den Staatsmann und nicht den Feldherrn, weder den Abenteurer, noch den genialen Egoisten. Da zeigt es sich, daß Herr Sonnenthal kein großer Schauspieler ist, und wo die geistigen und die körperlichen Mittel nicht ausreichen, da hat auch der vornehme Geschmack abgewirthschaftet, da wird deklamirt und zum Actschluß die Stimme erhoben, den Beifall derb herausfordernd. Es ist aller Ehren werth, daß ein Lustspieldarsteller seinem Talent so viel achtbare Tragik abringen konnte; nur soll man uns ja nicht einbilden wollen, daß wir Wallenstein gesehen haben. Was wir sahen, das war Se. Excellenz, der Wirkliche Geheimrath und Staatsminister a. D. Herzog Hamlet von und zu Friedland, ehemals unumschränkter Gebieter in Koburg-Gotha, in Lippe-Detmold oder sonstwo, jetzt verabschiedet, sentimental, melancholisch und ästhetischen Wallungen zugänglich. Im Uebrigen bon bourgeois bon père de famille, bon garde national etc. Warum man ihn nur so brutal umbrachte? Vielleicht hatte er auch ein Programm aus irgend welchen neunundneunzig Tagen verfaßt. Aber leid konnte er Einem thun, der artige alte Herr, sehr leid, und fürchterlich war er gar nicht. Immer sah hinter der historisch getreuen Maske der feine Herr Hofschauspieler hervor, der uns zuzublinzeln schien: Ich kann wirklich nicht dafür, es steht in meiner Rolle, und die schlimmsten Dinge über Oesterreich habe ich ja auch gestrichen, ich bin kein Empörer, ich nicht. Und das Publikum, in hellem Entzücken, weil es ein Geheimniß war, klatschte, daß die Nähte sprangen an den Handschuhen, und in den Redactionen, wohin man große Männer nicht mitbringen darf, schrieb man: „Ah!! Weiteres folgt Montag Abend." Se. Excellenz wäre sicher sogar in Geestemünde-Otterndorf mit großer Majorität gewählt worden; sie bat so schmeichelnd: O gebt mir Eure Stimmen, süße Stimmen! ... Eine umgängliche Excellenz.

Wie ein verliebter Fant um das Haus der Huldin, scheint Herr Sonnenthal um die mächtige Burg gestreift zu sein, die Wallenstein sich aufgethürmt hat. Das Hauptthor zu bezwingen, durfte der gedankenblasse Herr nicht hoffen, auch die Ausfallpforten widerstanden seinen eleganten Werkzeugen und zu den Minengängen fand er nicht den Weg. Da zeigte sich in mäßiger Höhe, auf einem zur Verzierung nur bestimmten Vorbau, eine Lichtgestalt, ein heller Helmbusch winkte herab und schnell stand nun der Lauernde da oben, schnell hatte der Mann im Rock des Wallenstein seinen Max umarmt. Es sind wundervolle Töne, mit denen Herr Sonnenthal den Pflegling lockt, wundervoll in ihrer Mischung von echter und schlau berechneter Rührung; wie er am Ende Maxen packt und zu sich wendet, das ist ein herrlicher Moment; es bricht etwas in diesem starken Herzen bei dem Wort: „Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann." Und später, wenn der tolle Knabe gefallen ist, da ringt sich in gebrochenen Lauten unter dem Lederkoller das Geständniß schmerzlich los: „Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder." Diese beiden Momente kamen ganz und gar zu ihrem Recht; nie zuvor habe ich sie so schön und wahr zugleich erlebt. Aber das war auch alles und von diesem Erkerchen beherrscht man nicht des Wallensteiners trotziges Schloß.

Herr Sonnenthal legt dem Verhältniß zu Max eine viel zu große Bedeutung bei; er hält sich eben auch an Wallenstein's Worte, an seine Gelegenheitsstimmungen, nicht an sein Thun. Als ein Geschöpf seiner Gunst und Laune ist der junge Oberst dem Feldherrn lieb und werth, in ihm hätschelt der Fürst seine besseren Triebe, an ihm freut er sich, weil er ihn selbstlos zu lieben meint. Aber schon der Hohn, mit dem er die Nachricht von der Werbung um Thekla empfängt, sollte den Darsteller vor Mißverstand bewahren. Die Tochter ist ein gewichtiger Faktor in der Rechnung des großen Rechners, Max ist ihm ein junger Mann, den er gern hat wie einen ästhetisch schönen Luxusgegenstand, in seinem Leben spielt er nur eine dekorative Rolle. Nie hat er daran gedacht, „wie ein weichherz'ger Vater, was sich gern hat und liebt, fein bürgerlich zusammengeben", nie stand ihm der junge Freund so nahe, daß er ihm die „höchste, letzte Münze seines Schatzes" gutwillig ausgeliefert hätte, nur wenn er um den Gefallenen klagt, dann ist ein gutes Theil gekränkter Eitelkeit im Spiel: ihn, den zweiten Vater und den Kriegsgott hat Max verschmäht und raschen Tod gesucht. In das Centrum des Charakters ist die Neigung zu Max nie vorgedrungen und der Augenblick schon, der den Jüngeren mündig macht, trennt für immer die Wege beider Männer.

Den Staatsmann bleibt uns Herr Sonnenthal schuldig und den Feldherrn und den leidenschaftlichen Egoisten. Er erkünstelt eine tiefe Stimme, er zeigt die weichen, schlaffen Manieren eines auf seidenen Kissen geborenen Cavaliers, sein Sternenglaube ist nur eine vornehme Schrulle und er gibt der ganzen Gestalt eine träge Melancholie, die einem General Hamlet wohl zu Gesichte stände, nicht aber dem Friedländer, dem die Soldaten zulaufen, weil's sich bei ihm lustig lebt und weil der Geist, „der in dem ganzen Corps thut leben, reißet gewaltig wie Windesweben auch

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

den untersten Reiter mit." Wer schaffen will, muß fröhlich sein und Sonnenthal zeigt uns einen müden, grämlichen Herrn. Statt des selbstgemachten Mannes, des Abenteurers, steht ein höchst legitimer und besonnener Befehlshaber vor uns, eine verfeinerte Prachtausgabe des Wachtmeisters aus dem Lager. Er ist schreckhaft dieser Wallenstein, er kann sich nicht beherrschen, jeder Wrangel überragt ihn und in der schwersten Kunst, der Menschenbehandlung, darin er Meister sein sollte, ist er ein Stümper. Wenn er, auf seine „tiefste Wissenschaft" gestützt, die Illo und Terzky höhnt, die vor Octavio warnen, dann, in dieser schauerlich ironischen Situation findet er Muße zu einem, für sich betrachtet, bewundernswerthen rhetorischen Kunststück; nicht dem Publikum aber, sondern Illo und Terzky soll er doch den Traum vor der Lützener Schlacht erzählen. Der Schauspieler sprach wirklich Vernunft, hier wie überall, und keine Spur blieb von jenem großen schauerlichen Wahnsinn, in dem der Held, einem Nachtwandler gleich, umhergehen soll. Ludwig Tieck hat von dem berühmtesten Wallenstein, von Fleck, gesagt: „Der Zuschauer erblaßte, wenn er die Worte hörte:

»Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen stundenlang?«

so fühlbar machte uns Fleck die erhabene Ironie des Dichters: dieser Wahnsinn, den seine erzählte Vision Vernunftsprechen nennt, und so mit höhnendem Uebermuth und im ganzen Gefühl der höheren Weisheit sprach er sie." Vor Herrn Sonnenthal erblaßte, für Herrn Sonnenthal zitterte Niemand und Niemand begriff die dämonische Anziehungskraft, die der so gar nicht titanische Mann auf die wilde Soldateska üben sollte. Da oben stand ein guter, sicherer, nur im Ton einfacher Herzlichkeit starker Schauspieler, der mit den Pappenheimern sprach wie mit den Schweden, mit Buttler wie mit Gordon. Der dritte Aufzug, der Wallenstein „im Harnisch" zeigen sollte, versagte völlig; kein Harnisch war zu sehen und kein Held, nur der grandiose Schwung der Dichtung trug über die schwächliche Darstellung hinweg. Und grämlich, trüber Ahnungen voll, ging dieser Herzog auch zur letzten Ruhe, als wüßte er, daß die Mordknechte nahen, er, den „der ungeschwächte Muth noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge treibt", der noch die Hoffnung seine Göttin nennt. Ein mitleidiger Südwest hatte die tragischen Schrecken verweht, die der jähe Sturz eines Großen von schwindelnder Höhe dem Zuschauer erregen sollte, und nur mäßig war das Mißbehagen, als nun Wallenstein zwischen sechs Kränzen in demüthig-weinerlicher Tonart dem „kunstsinnigen" Publikum dankte und der noch viel kunstsinnigeren Presse. Ach, schon vorher hatte der Gestalt jede Größe gefehlt, aller Zauber einer genialisch abnormen Natur. Und noch heute, nach dem redlichen Bemühen des Herrn Sonnenthal, gilt, was Karl Werder vor dreißig Jahren niederschrieb: „In ganz Deutschland existirt zur Zeit kein Schauspieler, der den Wallenstein so, wie er gespielt sein will, zu spielen im Stande wäre. Keiner, so weit die Talente bekannt geworden." Rossi hätte es gekonnt, er allein, früher.

Es heißt, Herr Sonnenthal werde im nächsten Jahre wiederkehren und dann im Residenz-Theater den Lear spielen und den Othello. Die Klugheit sollte den feinen Burgtheaterstilisten von diesem Project zurückhalten, denn ein zweites Mal wird die Pietät kaum ausreichen und der Autoritätsglaube. Interessant wäre es freilich, neben diesem Othello den Jago Reicher's zu sehen. Diesmal blieb Herr Sonnenthal vor gefährlichen Wettkämpfen glücklich bewahrt. Im „Berliner Theater" sind die Talente unglaublich bescheiden. Matkowsky's Max hätte den Herrn von Wallenstein rücksichtslos zertrampelt.

Die Abschiedsrede des Herrn Sonnenthal war — Sonnabend, 11 Uhr fünf Minuten — die letzte in einer an Theaterreden reichen Woche. Vorher hatten noch Fräulein Clara Meyer und Herr Adolf Ernst Dankbarkeitsergüsse nicht zurückhalten können. Es war eine Theaterklatschwoche in des Wortes doppelsinniger Bedeutung und man konnte sich in's vormärzliche Berlin zurückträumen, in dem der junge Heine nichts hörte als den Jungfernkranz und den Namen Henriette Sonntag. Die Folgen der Politik der Langweile.

Clara Meyer hat sich vom Königlichen Schauspielhause verabschiedet, wo sie so lange als die Erste glänzte. Es war kein ganz freiwilliger Abschied, aber ein Abschied mit allen Ehren, ein Begräbniß erster Klasse, und enthusiastisches Menschenvieh zog den Leichenwagen. Die noch immer schöne Künstlerin wurde in allen Tonarten gefeiert, Herr von Wildenbruch leistete ein wirklich hübsches Gelegenheitsgedicht, Herr Professor Taubert fand den Muth, auf „Leyer" — „Meyer" zu reimen und schließlich wurde die Besungene noch zum Ehrenmitglied der Hofbühne ernannt, also gleichsam à la suite des Garderegiments Graf Hochberg gestellt. Das war der Herzogstitel von Lauenburg.

Die Künstlerin z. D. war eine Persönlichkeit, in der sich heitere Weibesanmuth und geistreicher Damenwitz sehr anziehend gemischt hatten. Die extreme Leidenschaft einer Julia Capulet konnte sie nie ganz glaubhaft machen und stärker, skrupelloser Verstand stimmte nicht zu ihrem holden Gesicht. In einem wahrhaft modernen Repertoire, das bewies ihre ganz und gar herrliche Frau vom Meere, hätte sie sich reichlicher entwickelt, bis zu fast Hedda Gabler vielleicht und zu Frau Alving; aber auch auf dem „klassischen" Felde des Schauspielhauses blühten ihr liebliche und lustige Blumen, darunter die schönste: Grillparzer's hellenisches Nonnenblümlein Hero. Leider ließ man sie Iphigenie nicht spielen, für die sie doch die schlanke Gestalt mitbrachte und den feinen, hellen Geist der Priesterin Dianens. Man wird den erwärmenden Reiz, den ganz eigenen charme dieser unermüdlich an sich arbeitenden Künstlerin erst jetzt recht erkennen, da man ihn vermissen muß. Fräulein Meyer glich ein wenig jener Euphrosyne, die unser größter Dichter „jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht".

Die Kunst, die Musen, die reizenden, müssen eiligst verschwinden, denn von Herrn Adolf Ernst soll nun gesprochen werden. Dieser rührige Geschäftsmann, dem Berlin sein abscheulichstes Vergnügungslokal und eine gemeinschädliche Afterkunst verdankt, hat irgend ein Jubiläum gefeiert, mit Saus und Braus, mit grünem und silbernem Lorbeer, und an bekannter Stelle, unter „Kunst, Wissenschaft, Literatur" wurde seiner Verdienste gedacht. Diese Verdienste bestehen darin, daß Herr Ernst, dessen schauspielerische Thätigkeit sich in jämmerlichen Caricaturen der gelenkigen Komik des Herrn Emil Thomas erschöpft, mit Hilfe eigens dazu entdeckter „Dichter" eine Possengattung ersonnen hat, von der selbst die winzigsten Provinzialstädte nichts wissen wollen und der höchstens in der Geschichte des Banausenthums ein Ehrenplatz gebührt. Mit welchen Mitteln, durch welches Corruptionssystem schnödester Art die Erfolge dieses Theaters bewerkstelligt werden, das will ich hier für jetzt nicht erörtern. Aber es muß festgestellt werden, daß in der ganzen hauptstädtischen Presse, soweit ich sie überschauen konnte, nicht eine einzige Stimme sich gegen diesen groben Unfug erhoben hat. Die Thatsache ist tief beschämend, aber sie wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß vor zwei, drei Jahren ein Theaterreferent seine Stellung verlor, weil er Herrn Ernst ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesagt hatte. Um so größere Anerkennung verdient die würdige Zurückhaltung der vornehmen Berliner Bühnen von dem Jubiläumshumbug; diese Zurückhaltung bewies, daß die Künstler mit dem Adolf Ernstthum nichts zu schaffen haben wollten. Nur Herr Director Barney, und auch das gehört zum Ganzen, huldigte seinem „lieben Kollegen", dem er für einen Tag die sämmtlichen Zettel des „Berliner Theaters" in's Haus geschickt haben soll, und in seine Bruderhand legte Herr Ernst das feierliche Gelöbniß ab, „auch fernerhin das Banner der Kunst hoch zu halten". Wie gut noch heute die Auguren das Lachen zu verbeißen wissen, es ist bewundernswerth.

Der Wahrheit gemäß soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß Herr Ernst ein sehr fleißiger und geschickter Regisseur ist. Niemand weiß, wie er, zwölf hübsche Mädchen so sauber zu entkleiden, daß die Familien im zweiten Parquet nichts Böses ahnen und die Herren in den Logen was Gut's in Ruhe schmausen können, durch's Opernglas. Das Recept ist: viel Anstand, mehr Patriotismus und am meisten Fleisch. Menschen von Geschmack pflegt schon vor den Reclamebildern dieses „théâtre chantant" übel zu werden. Die Anderen aber gehen hin und rühmen den Fleiß und die Geschicklichkeit des Possenhändlers. Aber auch ein Banknotenfälscher muß sehr fleißig, sehr geschickt sein und doch sperrt man ihn, kann man ihn fassen, ein. Und eine in der Tendenz schlechte, den ordinärsten Instinkten der Leser gefällig schmeichelnde Zeitung wird durch geschickte Mache nicht besser, nur gemeingefährlicher.

Den gräulichen Garanticerfolgen der Ernstiaden ist es zuzuschreiben, wenn keine wirklich lustige Berliner Posse mehr aufkommen kann und wenn das Wallner-Theater sich von französischen Resten, so gut oder schlecht sie eben ausfallen, ernähren muß. Aber mit dem französischen Vaudeville ist augenblicklich auch nicht viel Staat zu machen; da herrscht nur noch die Verkleidungskunst und die liebe Zote, die an der deutschen Grenze erbarmungslos confiscirt wird oder mindestens bis zur Harmlosigkeit gemildert. Diesmal scheint der Bearbeiter sich dieser Mühe selbst unterzogen zu haben, denn so sah, wie wir es nun erblickten, „des Teufels Weib" gewiß nicht aus, als es von den Pariser Vätern Meilhac — der wohl nur den Namen und einige bewährte Witze lieh — und Mortier in die arge Welt geschickt wurde. Der Einfall ist nicht übel: Der höllische Minister für Corruption und Sittenlosigkeit will, zur größeren Ehre Sr. Majestät des Satans, in der prüden Stadt Upsala die Lust am Ehebrechen züchten, auf daß die heiße Hölle voll werde und der Himmel von Upsala leer. Mit geheimen Fonds reichlich versehen, begibt sich der Herr Minister in die Schwedenstadt, aber sein eifersüchtiges Weib sitzt ihm, unter tausend tollen Verkleidungen, auf dem Nacken, und als er endlich den Kuppelpelz verdient hat, da trägt er seine höllischen Hörner auch auf der Menschenwelt mit Fug und Recht. Das hätte sehr lustig sein können, aber die ängstliche Bearbeitung und eine nur selten herzhaft muntere Musik verdarben den würzigen Brei. Wenn trotzdem viel gelacht wurde, so ist das der prächtigen Komiker ganz persönliches Verdienst. Das Singspiel ist in Wien für die Bedürfnisse der ungarischen Soubrette Ilka Palmay zurechtgestutzt worden; hier setzte das blutjunge Fräulein Glöckner seine scheue Grazie für des Teufels Weib ein. Sehr zierlich und pikant unterstützte die schmächtige Dame den unwiderstehlich komischen Alexander, aber ich glaube kaum, daß diesem erst halb erblühten Talent derartige umständliche Schubladenrollen gut bekommen werden. Vielleicht gibt es in der guten Stadt des Herrn Adolf Ernst doch noch irgendwo einen witzigen Mann, der „Petite Poucette", das Erfolgstück der Renaissance, für das Wallner-Theater und seine junge Soubrette zu bearbeiten versteht.

M. H.

Die französische Kunstausstellung bei Gurlitt.

Der Gedankenaustausch zwischen französischer und deutscher Kunst, der auf dem feierlichen Wege der öffentlichen Ausstellungen nicht in Fluß kommen will, vollzieht sich ohne jede Mühe auf dem Wege des Kunsthandels. Den Markt, welchen deutsche Künstler in Paris für sich suchen, trachten französische Bilder bei uns sich zu erwerben. In der Behrenstraße ist abermals eine Reihe von zwar an Umfang nicht großen, aber an sachlichem Werth um so bedeutenderen Bilder der ersten Meister Frankreichs ausgestellt, ohne daß sich die Diplomatie in die Frage einzumischen, die Boulevardblätter den Kopf zu erhitzen und der Grundbaß deutscher nationaler Entrüstung ihrem gellenden Geschrei zu antworten brauchen. Ja, selbst Detaille ist vertreten, der der Rufer im Streite war, als es für die Pariser Maler galt, sich rückwärts zu concentriren.

Digitized by Google

Es sind freilich nicht die Allerneuesten, welche die Mehrzahl der Ausstellung bilden, sondern die Schule von Fontainebleau gibt wieder, wie vor einigen Wochen, ihre Karte bei uns ab, jene Malerschule, die in Deutschland zwar viel genannt, aber wenig gesehen worden ist. Ihre Kampfzeit, die Tage, in der sie sich ihre Anerkennung erst erringen mußte, liegt für Frankreich etwa dreißig Jahre zurück. Heute ist sie die gefeierte Siegerin in dem Ringen gegen die Romantik und den Classicismus. Sie ist kunstgeschichtlich registrirt und wird nicht mehr beanstandet, ja, sie wird nicht einmal mehr in alter Weise geübt; man hat sie als Vorstufe für das Neuere überschritten, gleichviel, ob jene Stufe den Höhepunkt der Treppe in den Kunsthimmel bildete, wie jetzt Viele von denen glauben, die seiner Zeit auf die neue Richtung nicht genug zu schimpfen wußten, oder ob sie nur ganz einfach ein Glied in der auf- oder absteigenden Linie der Kunstentwickelung bildet. Weiß doch kein Mitschreitender, ob der Weg nach Vorwärts, den wir nun einmal wandern müssen, bergauf oder bergab geht!

Wer wieder einmal einige Dutzend von Landschaften jener Schule beisammen sieht, der erkennt trotz der den Zeitgenossen zuerst auffälligen Eigenart der Meister, trotz des seiner Zeit als gegen die Gesetze des Schönen verstoßend heftig bekämpften Individualismus die große Gemeinsamkeit des geistigen Gehaltes. Eine entscheidende Naturbeobachtung beherrscht Alle: Von der wissenschaftlichen Deutlichkeit und von der ästhetischen Dürre der alten, aus Studien zusammengetragenen Compositionslandschaft strebten sie heraus zur Wiedergabe jenes Eindruckes, welchen die Natur dem nicht forschenden, sondern zugleich nach innen, in die Menschenseele gerichteten Blickes machte. Dupré, Corot, Daubigny, Th. Rousseau erweisen sich auch in der neuen Ausstellung bei Gurlitt, wo jeder Meister durch mehrere Bilder vertreten ist, als Männer, deren feine Kunst in der Beobachtung der Einzelheit, nicht der körperlichen Form, sondern des Stimmungswerthes prüfend nachging. Jede Feinheit des Tones fand in ihrem Auge das tiefste Verständniß. Es war ihnen nicht darum zu thun, das Bildniß irgend einer Gegend zu schaffen, selbst nicht einer idealen, sondern es entstand aus ihren Händen ein Gelegenheitgedicht im höheren Sinne, sie wußten eine Seelenstimmung rein und ganz wieder zu geben, der der dargestellte Gegenstand nur als mehr oder minder gleichgültige Unterlage diente. So ergriffen sie die Kunst in ihrer schönsten Tiefe: Sie gaben im Bilde sich selbst, ihr Denken und Empfinden, sie boten dem Beschauer eine seelische Offenbarung von oft rührender Einfachheit und Größe, aber zugleich einen Einblick in eine Werkstätte von höchster Cultur. Eine Naturfreude spricht aus diesen Bildern, die nicht der schönen Blumen und Gegenden bedarf, um angeregt zu werden, sondern die aus der Fülle des geistig Erschauten heraus um Hütte und Baumstrunk, um Waldweg und Wiesensteg, um die einfachsten Gegenstände ihre Zauber zu legen weiß, die sich bescheidet mit Wenigem, um aus eigener Kraft Vieles daraus zu machen.

Zwei Stimmungen herrschen vor: Zunächst jene des spielenden Lichtes, der blitzenden Effecte, der Auflösung der Massen in ein flimmerndes Spiel der Reflexe und Farben, welches namentlich Troyon und Diaz liebten. Man sehe Troyon's „Dorfweg". Im Gegensatz zu der alten Lehre, daß Licht und Schatten „schön" und in wohlgeordneten Massen im Bilde vertheilt werden mußten, durchfackelten die Maler von Fontainebleau ihre in tiefen Tönen gehaltenen Werke mit eigenthümlichen warmen Lichtwirkungen. Hierin liegt zweifellos viel Manier. Das kalt-grüne Blattwerk auf fast rothen Schattenmassen, die mosaikartige Vertheilung von derben Sonnenblicken, die wirkungsvolle, aber sich oft wiederholende Zusammenstellung grauer Töne mit entschiedenem Gelb — all' das ist nicht rein empfunden und beobachtet, sondern zugleich erklügelt. Es ist ein Rest der raffinirteren älteren Malweise der Romantik, wie sie in der Gurlitt'schen Ausstellung in einzelnen Proben zu sehen ist. Ziem z. B., der dem Engländer Turner nachstrebt, und Hoguet, der sich Turner's Landsmann Prout zum Vorbild gewählt zu haben scheinen, zeigen die in Troyon vereinten Systeme nach getrennt: dort die intensive Licht- und Farbenmalerei, den Pigmentismus, wie ich es nennen möchte, hier die Dunkelmalerei mit einigen Glanzpunkten, das souveräne Braun als Grundton der Stimmung.

Als zweiter Grundton, und zwar als der vollendetere, dauernd in Werth bleibende erscheint bei den Malern von Fontainebleau die Darstellung der Abende und zwar nach Niedergang der Sonne. Selten erscheint das Abendroth noch in letzter Nachwirkung. Nicht das Phänomenale packte die Gemüther, ihnen war es um die größte Ruhe und Schlichtheit der Farbe zu thun. Nach den coloristischen Orgien der Romantiker kommt die farbige Enthaltsamkeit. Man malte nicht die Welt in ihrer strahlenden Buntheit, sondern „entouré d'air", gemildert durch Lufttöne. Es kommt somit freilich etwas Müdes in die Bilder. Sie sind nicht das Werk einer jungen, unbefangenen, anstrebenden Richtung, sondern einer lebensüberdrüssigen, das heißt einer solchen, die des Lebens ihrer Zeit überdrüßig war. Und das war das Leben von Paris während des dritten Kaiserreiches. Diese in die Dörfer um die Hauptstadt sich vergrabenden Einsiedler stellen die gesunde Gegenwirkung des guten Geistes des französischen Volkes gegen die Kaiserwirthschaft und gegen das Hopphei! der romantischen Kunst jener Zeit dar. Von Th. Rousseau ist eine Darstellung seines Wohnhauses in Barbison zu sehen. Es ist in diesem ländlichen Heim nicht eine Spur der Baukunst, noch der Gärtnerei zu sehen. Auch die Darstellung versucht nicht, den Gegenstand uns als kunstvoll anzupreisen. Und doch sieht man im Bilde die volle Liebe des Malers für sein Häuschen: Er will sich selbst zeigen in ihm als ein Mann der auf die Thorheiten der Ueberkultur verzichtet hat, der nicht die Verfeinerung anstrebt, sondern fein genug ist, um die Rohheit der Ueberfeinerung erkannt zu haben.

Fein und einfach ist der Grundton der Bilder. Ein müdes Graublau liegt über ihnen, selbst wenn der Tag dargestellt werden soll. Man sehe Daubigny's Kornfeld neben Pappeln. Der breite Vortrag verbietet jedes Eingehen in Einzelheiten, die Hauptobjekte stehen klar und einfach neben einander, der Ton ist fest zusammengehalten, als sehe man durch ein gefärbtes Glas. Aber in dieser Einheit und Einfachheit offenbart sich eine kostbare Fülle und ein erstaunlicher Reichthum der coloristischen Stimmungswerthe, eine so zarte und empfundene Abtönung, daß das Bild mit jedem Hinschauen weicher und ausdrucksvoller erscheint. Oder man sehe das im Accord Blaugrau stehende Waldbild von Corot mit seinem bei hoher Kraft doch elegischem Tone. Und man vergleiche diese Arbeiten mit der schon 1851 gemalten Arbeit Corot's: La route du village, in der man so recht sieht, daß des Künstlers Freiheit in der Behandlung der Massen nicht aus der Oberflächlichkeit hervorging, sondern daß das angestrengteste Studium des Thatsächlichen ihm erst die Kraft gab über dieses hinaus seinen Bildern ihren merkwürdigen Stimmungsinhalt zu geben.

Wer die Franzosen von ihrer liebenswürdigen Seite studiren will, der sehe die reizende Fantaisie von Carolus Duran — eine Augenblicksschöpfung, die nichts will, als die Meisterschaft dessen zu zeigen, der den Gedanken so farbig fein festzuhalten wußte; oder der vertiefe sich in die Versuche des jüngeren Millet, um Heuschober und Heuwagen immer neue Reize abendlicher Stimmung zu weben; oder lache endlich über die Keckheiten des van Beers. — Man wird zwar in Berlin viele dieser Bilder einfach für „Geschmier" erklären, weil ihnen die platte Deutlichkeit fehlt, die unser Bilderbuchpublikum allein schätzt. Vielen ist's aber gewiß von Vortheil, zu sehen, welche Wege die vornehmsten Geister einer andern Nation gingen. Wir sollen zwar ihnen um Alles in der Welt nicht nachlaufen. Denn wir werden nur etwas leisten, wenn wir deutsch sind und sie sind durch und durch französisch, sie stellen eine Kunst jener für Frankreichs soziales Leben so wichtigen Rentner dar, die sich in emsigem Fleiß und eifrigem Kampf um die Güter des Lebens die Fähigkeit erstritten haben, sorglos ihren Kohl zu bauen, einer Menschenklasse, die bei uns leider so selten geworden ist! — aber wir sollen ebenso aus uns heraus frei zu werden suchen von Geschmack und Neigungen Anderer, von der sich überbietenden Hast, von der Ueberfeinerung des gesellschaftlichen Lebens. Denn ehe wir den Barbaren der Rohheit ganz abgelegt haben, sind wir nur zu sehr geneigt, Barbaren der Eleganz zu werden. Wir schwanken, leider auch in der Kunst, zwischen dem unausgebürsteten Flauschrock der alten Burschenschafter und dem „patenten" Wesen der Corpsstudenten hin und her, obgleich schwer zu sagen ist, wer von Beiden der Bildungsrohere ist.

C. G.

Notizen.

Eheglück. Roman von Adelheid Weber. 3 Bände. (Berlin, O. Janke.) — Das eheliche Glück zweier Leute, eines schon etwas älteren, durch und durch gediegenen Landwirths und seiner feiner veranlagten jugendlichen Frau, wird durch das Zwischentreten eines Verwandten des Mannes, eines leichtfertigen, fast schurkischen Schauspielers, auf eine ernste Probe gestellt, um aber schließlich nach manchen Irrungen und Wirrungen veredelt, vertieft, geläutert wieder aufzuleben. Der an sich einfache und ansprechende Stoff ist nach Art weiblicher Autoren durch lose angeknüpfte Zuthaten und weitschweifige Reflexionen über sein natürliches Maß aufgeschwemmt; doch zeugen viele Einzelheiten von einem großen Talent; das Leben auf ihrem heruntergekommenen polnischen Edelhof, das Treiben in den literarisch-künstlerischen Kreisen Berlins — mit pikanten Streiflichtern auf die „Jüngsten" — sind mit Laune und Grazie dargestellt; die Composition des Ganzen dagegen und die Charakterschilderung lassen besonnene künstlerische Reife gar zu sehr vermissen, als daß der Leser ohne vielfaches Ueberschlagen zum Genuß des Gelungenen kommen könnte. Die Verfasserin hat übrigens im kleineren Rahmen der Novelle schon so Vorzügliches geleistet, wie die Leser der „Gegenwart" wissen, daß wir ihr den wohlgemeinten Rath geben möchten, künftig nicht in's Weite zu schweifen.

b.

Soziale Briefe aus Berlin. 1888—1891. Von Otto von Leixner. (Berlin, Pfeilstücker.) — Eine Sammlung Berliner Correspondenzen aus der Kölnischen Zeitung, ohne neue Gesichtspunkte, aber voll guter Beobachtung und gesunden Menschenverstandes, einheitlich im Ton, wie es sich für ein gutes Buch schickt, und zum Theil ganz unterhaltend und anregend. Wo der Verfasser nicht aus eigener Anschauung berichtet, und dies geschieht hier öfter, als er eingestehen will, folgt er doch guten Quellen oder huscht mit Allgemeinheiten darüber hinweg, so daß nur ein geübteres Auge die Lücken bemerkt. Wir lasen mit Interesse die gesellschaftlichen Schilderungen, die Idyllen der Weltstadt aus Moabit, die wirthschaftlichen Kapitel, über literarische und Künstlerkreise und besonders die Beiträge zur Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise. Leixner ist arbeiterfreundlich, aber ein Feind der giftigen sozialistischen Lehren, die das Reich vernichten und jeden neuen Staatenbau unmöglich machen würden.

Digitized by Google

Inserate.

Liederbuch
für deutsche Studenten.

(Vierte verbesserte und vermehrte Auflage)

12°. Preis eleg. in Wachstuch geb. 1 ℳ, in Lwd. geb. mit Biernägeln 1 ℳ 80 ₰.

Dies Büchlein soll unsere Commersbücher nicht ersetzen. Aber diese sind zu umfangreich geworden. Nur eine kleine Zahl ihrer Lieder wird wirklich auf der Kneipe gesungen. Auch sind die Melodien meist bekannt und leicht gelernt. Hier finden Sie eine Auswahl des Besten und Sangbarsten, ohne Melodien, hübsch gedruckt in leichtem Wachstucheinband für jede Tasche, namentl. auch zum Gebrauch auf Ausflügen geeignet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg.**

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien zu München und Dresden.

Von **Ivan Lermolieff.**

Mit 41 Abbildungen.

8. Geh. 10 ℳ. Geb. 11 ℳ 50 ₰.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart"**, Berlin W., Culmstraße 7.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wieland
und
Martin und Regula Künzli.

Ungedruckte Briefe
und wiedergefundene Actenstücke.
Von
Ludwig Hirzel.

gr. 8. Preis geheftet: ℳ 5.—
Elegant in Halbfranz gebunden ℳ 7.25.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Bei **G. Grimm** in **Budapest** soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Paul Bourget, Lügen. Roman. 3 Mark.

Paul Bourget, Physiologie der modernen Liebe.

3 Mark. (Von der Kritik „eines der allerseltsamsten Bücher" genannt).

Soeben erschien in der meisterhaften Übersetzung aus dem Russischen von Wilh. Henckel die **dritte, wohlfeile Auflage**
des
Raskolnikow Roman von **F. M. Dostojewskij.**
2 Bde. eleg. Ausst. M. 8.—.

„Dostojewskij hat in diesem Roman eine Meisterschaft psychologischer Detailmalerei bekundet, wie wir sie bisher noch nicht angetroffen haben."
Nationalzeitung.

Die mehr oder minder schlechten Übersetzungen der Konkurrenz geben auch nicht annähernd dieses grossartige russische Werk wieder, es ist daher ausdrücklich die Henckelsche Übersetzung zu fordern.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Katechismus
der
Moral und Politik
für das deutsche Volk.

436 Seiten gr. 8°.
Preis broschirt ℳ 3.60,
elegant gebunden ℳ 4.80.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Karl von Hase's
Gesammelte Werke.

24 Halbbände zu je ℳ 5.—.

Erschienen: Kirchengeschichte 1—4. Geschichte Jesu 1. Polemik 1/2. Jugenderinnerungen. **Unter der Presse:** Geschichte Jesu 2. Annalen meines Lebens. Reden an die Jünglinge der freien deutschen Hochschulen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

Soeben erschienen:

Iris.
Erzählungen und Dichtungen.
Von
Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—.
In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Lustspiele.

I. Ein Hofstaat. — II. Ein Volksfest am Aetna. — III. Der Magier. — IV. Willy. — V. Menschen und Affen. Modernes Satyrspiel.

Von
Adolf Friedrich Graf von Schack.

Octav. 224 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—.
In geschmackvollem Einband ℳ. 4.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Zeitschrift gesucht.

Ein junger Verlagsbuchhändler sucht eine gut eingeführte, entwicklungsfähige belletristische oder literarische Zeitschrift oder Romanzeitung zu kaufen. Offerten mit allen nöthigen Angaben unter **„Zeitschrift"** an die **„Gegenwart", Berlin W.,** Culmstr. 7.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

EDUARD von HARTMANN:

Das sittliche Bewusstsein. Eine Entwickelung seiner mannigfaltigen Gestalten in ihrem Zusammenhange mit besonderer Rücksicht auf
brennende soziale und kirchliche Fragen.

Zweite durchgesehene Auflage. 700 S. in gr. 8°. Preis br. M. 6.—, eleg. in Halbfrz. geb. M. 8.—

Inhalt: Die egoistische Pseudomoral. Die heteronome Pseudomoral (Das Moralprinzip der Heteronomie, der Familienautorität, der staatlichen Gesetzgebung, der Sitte, der kirchlichen Autorität, des göttlichen Willens, der sittlichen Autonomie). — Die Triebfedern der Sittlichkeit (Die Geschmacksmoral, die Gefühlsmoral, die Vernunftmoral). — Ziele der Sittlichkeit (Das sozial-eudämonische Moralprinzip, das evolutionistische Moralprinzip, das Moralprinzip der sittlichen Weltordnung). — Der Urgrund der Sittlichkeit (Das monistische, religiöse und absolute Moralprinzip, das Moralprinzip der Erlösung).

In fast noch höherem Grade als die „Philosophie des Unbewussten" hat dieses zweite Hauptwerk des Verfassers Aufsehen erregt und sich nach allen Seiten Gegner wachgerufen. Aber alle diese Gegner der verschiedensten Richtungen erkennen die Grossartigkeit der Anlage und Durchführung, die ungewöhnliche kulturhistorische Wichtigkeit der Erscheinung, die Weite des Gesichtskreises und die seltene Schärfe und Klarheit des Einblicks in das Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit an, und alle stimmen darin überein, dass der Verfasser mit diesem Werke die „Philosophie des Unbewussten" übertroffen hat, sowohl was die Schönheit der Darstellung als was die praktische Bedeutung des Ganzen und das stoffliche Interesse der Einzelausführungen betrifft.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile — Pf.

Inhalt: Bismarck's Nachfolger. Von Paul Dehn. — Die Heilsarmee als Gesellschaftsretterin. — **Literatur und Kunst:** Deutsche und französische Kunst. Von Paul Marsop. — Eine deutsche Gesammtausgabe der Werke des Giordano Bruno. Von Carl du Prel. — Zu Heinrich Leuthold's Biographie. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen. Von Adolf Wilhelm. (Schluß.) — **Feuilleton:** Vorjährige Hyacinthen. Von Rudolf Schmidt. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ernst Brausewetter. — **Aus der Hauptstadt:** Genosse Schmalfeld. Von Apostata. — Die Ausschmückung der Ruhmeshalle. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Bismarck's Nachfolger.

Von Paul Dehn.

Bis vor Jahresfrist war Fürst Bismarck der moderne Atlas, dessen Schultern den europäischen Frieden, die europäische Politik trugen. Welcher Staatsmann, so durfte man fragen, als Fürst Bismarck vom Schauplatz seiner Thaten schied, wird fortan diese gewaltige Aufgabe übernehmen und Europa in friedlichem Gleichgewicht halten? Vielgewandt müßte der Nachfolger Bismarck's sein, an der Spitze einer großen Macht stehen und thunlichst selbständig verfügen können. Allem Anschein ist dieser Mann der europäischen Welt bereits erstanden. An Gewandtheit und Machtstellung den Meisten überlegen und nur Einzelnen nachstehend, ist er zwar kein Fürst, auch kein Minister, dafür aber international und so zu sagen über den Nationalstaaten erhaben, es ist das Oberhaupt des Bankhauses Rothschild.

Seitdem zum Kriegführen noch weit mehr Geld nothwendig ist, als je zuvor, hängen Politik und Finanzen so enge zusammen wie die siamesischen Zwillinge. Der Eine muß wissen, was der Andere thut, und Beide beeinflussen sie sich gegenseitig. Bündnisse sind gut, wenn sie auf geschriebenen Verträgen beruhen, besser, wenn sie von den Sympathien der Völker getragen werden, aber sicherlich am besten, wenn greifbare Interessen sie zusammenkitten. Der festeste Kitt ist aber das Geld. Seitdem russische Papiere zu vielen Millionen von den Franzosen angekauft worden sind, ist zwischen diesen beiden verbrüderungslustigen Nationen eine Interessensolidarität hergestellt worden, welche wirksamer ist als mancher geschriebene Bündnißvertrag, und mit der Uebernahme der neuen russischen 500 Millionenanleihe hat Rothschild dieser Interessensolidarität eine breitere, bleibende Grundlage geschaffen. Der Präsident der französischen Republik imponirt dem russischen Selbstherrscher nicht, wohl aber der König der Börse, der oberste Vertreter jener Macht, von der man behauptet, daß sie die Welt regiert. Rothschild hat dem russischen Reiche nicht nur neue Geldmittel zur Verfügung gestellt, sondern auch zugleich dessen Staatskredit nahezu auf die Höhe des deutschen gehoben, was vor einigen Jahren Niemand geträumt hatte. Diese That ist geeignet, dem russischen Kaiser zu imponiren und ihn mit Dank und Vertrauen zu erfüllen. Als Schuldner des großen Pariser Bankhauses wird er fortan auf die Interessen desselben, die bis zu einem gewissen Grade mit denen seines Reiches zusammenfallen, bei wichtigen Entschlüssen Rücksicht nehmen und gegebenen Falles vertrauliche Besprechungen einleiten lassen. Dazu ist Rußland sogar genöthigt, seit es seinen Kredit der freien Concurrenz der Geldmärkte entzogen und dem Monopol des Hauses Rothschild ausgeliefert hat. Als Vertrauensmann und Vermittler zwischen der russischen und französischen Regierung ist dieses Welthaus sicherlich von politischer Bedeutung; es kann mit seinem gewichtigen Einfluß vielleicht bestimmend auf Krieg und Frieden wirken.

Seit dem Eintritte Italiens in den Dreibund hatte sich das französische Großkapital von den italienischen Werthen zurückgezogen, zum Nachtheil des italienischen Staatskredits, der für seine Papiere auf dem deutschen Markte keinen genügenden Ersatz fand. Auch aus anderen Gründen haben sich Italiens Finanzverhältnisse verschlechtert, es steht vor einem Deficit und wird an eine neue Anleihe denken müssen. Crispi, der warme Freund Deutschlands, ist gestürzt und andere Männer sind an seine Stelle getreten, theils von kühler Bündnißtreue, theils franzosenfreundlich. Zu den Letzteren gehört der Finanzminister Luzzatti, ein Glaubensgenosse Rothschild's. Schon hat er sich beeilt, mit dem Welthause in Verhandlungen zu treten und zu diesem Zwecke seinen Freund Leon Say, den diplomatischen Agenten Rothschild's, zu berufen. Von Paris aus hat man Herrn Luzzatti zu verstehen gegeben, daß Italien auf Rothschild rechnen könne, wenn es — selbstverständlich gegenüber Frankreich — friedlich gesinnt sein wolle. Der Diplomat der Hochfinanz ist nicht so thöricht, Italiens Austritt aus dem Dreibund zu verlangen, dadurch würde er nur den König zur Einsprache reizen und mit Mißtrauen erfüllen. Klug begnügt er sich damit, zunächst das Ministerium zu gewinnen, ihm französische Hülfe und französisches Geld anzutragen, daneben eine handelspolitische Wiederannäherung in Aussicht zu stellen und die weitere Entwickelung dieser Anläufe der Zukunft zu überlassen. So erscheint auch in den verschlungenen und wichtigen Beziehungen zwischen Italien und Frankreich Rothschild als der beiderseitige Vermittler und Vertrauensmann.

Es ist ein eigenthümliches Bild, diese Gruppirung der Großmächte unter Rothschild's Vermittelung, aber es bedarf noch der Vervollständigung.

Ein Haus Rothschild besteht auch in Wien als der monopolisirte Staatsbankier Oesterreichs wie Ungarns, und zwar in so mächtiger Stellung, daß man daselbst von einer finanziellen Nebenregierung Rothschild's gesprochen hat. In der That ist sein Einfluß in Wien wie in Budapest nicht zu unterschätzen, er ist der Träger des Staatskredits, er hält die Kurse der Staatspapiere, er steht mit den maßgebenden Kreisen in engen Beziehungen und hat vor einiger Zeit sogar die Hoffähigkeit erlangt. Sollte der Wiener Rothschild indessen hoffen, auf Grund seiner Finanzsouveränetät die habsburgische Monarchie

Digitized by Google

in die Gruppirung seines Pariser Vetters hinüberführen zu können, so wird er sich auf Enttäuschungen gefaßt machen müssen. Immerhin hat er die Macht, durch Bedrückung oder Erschütterung des österreichisch-ungarischen Staatskredits die Anstrengungen auf Stärkung der Wehrkraft dieser Monarchie zu durchkreuzen, ihre Actionsfreiheit zu hemmen und ihre Leistungsfähigkeit im Kriegsfalle von der finanziellen Seite her zu schwächen.

Auch in England und Deutschland besteht das Haus Rothschild, in London nach dem Sturze Baring's als mächtigste, den Geldmarkt beherrschende Bank mit vielfachen Beziehungen zu Regierungskreisen, in Frankfurt a. M. als ein beachtenswerthes Vorwerk auf deutschem Boden und verbündet mit einigen sogenannten Ersten Bankhäusern in Berlin, trotzdem aber ohne Berührung mit den maßgebenden Kreisen der Reichsregierung.

So gruppiren sich die europäischen Mächte vom Standpunkte Rothschild's. Frankreich und Rußland hat er zusammengekittet, Italien lockt er an, Oesterreich-Ungarn hält er in Schach, England steht in seiner Interessensphäre, Deutschland wird von ihm beobachtet, scharf, aber keineswegs freundlich.

In den großen von Rothschild beeinflußten Tagesblättern von Paris, Petersburg, Rom, Wien, Budapest und London findet man beständig offene und versteckte Anfeindungen und Verdächtigungen Deutschlands, insbesondere wird es als diejenige Macht dargestellt, welche alle Staaten in steter Kriegsfurcht halte und sie zu erschöpfenden Rüstungen zwinge, anderer kleinerer, zahlloser Angriffe nicht zu gedenken. Woher dieser Haß? Weshalb diese Abneigung? Weil Deutschland nach innen und außen hin sich zu einem starken und mächtigen Staatswesen entwickelt hat, wo Parlamentarismus und Corruption ohnmächtig sind, wo das Großkapital trotz aller Anstrengungen weder auf die Finanzverwaltung noch auf die Leitung der auswärtigen Politik Einfluß, ja nicht einmal Einblick in die Absichten der maßgebenden Kreise erlangen kann. Weil Deutschland berufen erscheint, die Gesellschaft zu organisiren, nachdem durch die Zersetzung derselben die goldene Internationale mächtig geworden ist, weil diese sich in ihren Interessen gefährdet fühlt durch die ernste und tiefe Auffassung der sozialen Fragen in Deutschland, durch die dort angebahnte Sozialreformpolitik, welche mit ihrer sittlichen Kraft von Deutschland aus auf die übrigen europäischen Staaten übertragen werden wird. In diesen Fragen ist Deutschland das lebendige Gewissen für alle Völker und wird daher von jener Seite her gefürchtet und gehaßt. Von dieser seiner weltgeschichtlichen Mission wird indeß das deutsche Volk niemals abdanken können.

Rothschild ist kein Atlas, er trägt nicht die Erdkugel auf seinen Schultern. Aber von seinem Zimmer aus hält er mit seinen feingesponnenen Fäden manchen Staatsmann und greift in die Geschicke der Völker oft bestimmend ein. Vielfach ist man geneigt, seinen Einfluß zu unterschätzen. Dieser Meinung sucht Rothschild selbst in seinem Interesse nach Kräften Vorschub zu leisten, da er sehr wohl empfindet, wie das Geheime seiner Stellung und das Gehässige seiner Geldmacht den Völkern in der Seele zuwider ist. Man lasse sich daher nicht in Schlummer wiegen. An und für sich ist zwar Rothschild keine Kriegsgefahr, aber er will auch nicht unbedingt den Frieden, für ihn ist einzig und allein sein Sonderinteresse ausschlaggebend und wo ihm dasselbe gefährdet erscheint, wird er nichts unversucht lassen, um die nationalen, politischen und sozialen Bestrebungen der europäischen Staaten und Völker zu durchkreuzen und zu verwirren. Erst wenn der Krieg erklärt und der erste Schuß gefallen ist, verschwindet der Oberherrscher der Papierwerthe, aber auch dann nur, um rasch wieder hervorzutreten, sobald ein Waffenstillstand abgeschlossen worden ist.

Die Heilsarmee als Gesellschaftsretterin.

Die wachsenden Erfolge der Heilsarmee bei dem Proletariat der englischen Metropole, die wohlwollende Aufnahme, welcher ihre Bestrebungen auch in überseeischen Ländern englischer Zunge begegnet sind, haben den Gründer der Armee, „General" Booth, der soeben seine Propaganda in Person durch Deutschland trägt, zuversichtlich gemacht. Er hält es für möglich und hält sich und sein Gefolge dazu berufen, ein gut Theil alles Elends aus dieser Welt fortzuschaffen. Ein zweiter Stanley, hat auch er einen „dunklen Welttheil" durchforscht, den wir allerdings nicht unter den Sonnenstrahlen der heißen Zone, sondern unter der Nebelatmosphäre des Ostends von London zu suchen haben. Ein kürzlich vom „Hauptquartier" der Heilsarmee herausgegebenes Buch „In Darkest England, and the Way Out", welches uns mit jenen unwirthlichen Regionen bekannt macht, erhebt zugleich, wie schon aus dem Titel ersichtlich, den Anspruch, einen Weg zu zeigen, auf welchem die Bewohner dieser Regionen aus ihrer Verkommenheit heraus auf eine bessere Stufe der moralischen und materiellen Existenz geführt werden können. Seit Wochen wird der Plan des Generals Booth drüben in England mit Eifer discutirt; hervorragende Vertreter der Gesellschaft wie der öffentlichen Meinung lassen ihre Stimme für oder gegen denselben vernehmen, und so dürfte es wohl von Interesse sein, demselben, obschon es zunächst auf englische Verhältnisse berechnet ist, auch an dieser Stelle eine Betrachtung zu widmen.

Herr Booth macht kein Hehl daraus, daß ihm als eigentliches Ziel die „Rettung" der Massen vorschwebt, d. i. die Bekehrung derselben zu jener sonderbaren religiösen Auffassung, welche in den lärmenden Prozessionen der Heilsarmee ihren unsympathischen Ausdruck findet. Allein im Gegensatz zu anderen Reformatoren, welche die Ursache alles Elends in dem Mangel an Religion erblicken, hält er es für müßig, einem Menschen, welcher von dem Kampf um die primitivsten Lebensbedürfnisse völlig in Anspruch genommen ist, Moral zu predigen. Der „Rettung" der Seele soll also diejenige des Leibes vorausgehen; und da General Booth versichert, es solle einem Jeden, dem jener erste Schritt durch die Hülfe der Heilsarmee gelungen, völlig freistehen, ob er auch den zweiten mitmachen wolle oder nicht, so glaubt er auf Unterstützung auch an solcher Stelle rechnen zu können, wo seine religiösen Ansichten nicht getheilt werden. In der That haben sich denn auch Männer aller Berufsarten, selbst hervorragende Geistliche der anglikanischen Kirche, lebhaft für die Vorschläge des „Generals" interessirt, ohne sich durch die mit Unwissenheit gepaarte Selbstüberhebung, mit welcher dieser alle bisherigen Bestrebungen zur Besserung des Looses der Massen ignorirt, abhalten zu lassen. Dem unkundigen Leser freilich könnte das vorliegende Buch den Eindruck erwecken, als habe man vor General Booth keine soziale Frage gekannt und als habe er überhaupt erst das Ostend von London „entdeckt".

Doch dürfen solche Fehler nicht von einer vorurtheilsfreien Prüfung des Planes abhalten. Denn darin wird ein Jeder Herrn Booth beistimmen, daß die heutige Lage breiter Bevölkerungsschichten unbedingt der Verbesserung bedarf. Vorläufig wäre er schon damit zufrieden, wenn jeder Mensch in London es nur ebenso gut hätte, wie ein Droschkengaul. Fällt ein solcher auf der Straße, so sind sofort Leute bei der Hand, um ihm aufzuhelfen, ohne vorher über die Ursache seines Falles zu discutiren. Der Londoner Droschkengaul hat ferner, solange er nur zu arbeiten willig ist, Nahrung und Unterkommen sicher, während für sehr viele Menschen in London eine solche Sicherheit leider nicht besteht. Der Anspruch eines Jeden in dieser Richtung ist zwar durch die vorhandenen Arbeitshäuser anerkannt, aber nur gegen Leistungen, welche den Einen als zu schwer, Anderen als entwürdigend gelten. General Booth will nun die Speise- und Unterkunftshäuser, welche die Heilsarmee schon besitzt, derart erweitern, daß ein Jeder, der es wünscht, gegen Entrichtung von vier Pence darin für die Nacht eine Streu zum Lager in geheizten Räu-

Digitized by Google

men, Abends und Morgens Kaffee und Brod erhalten könne. Der genannte Betrag soll hinreichen, um die Kosten zu decken, und diejenigen, welche ihn nicht besitzen, sollen ihn in Form einer mäßig bemessenen Arbeit entrichten. Hat der Ankömmling einmal die Süßigkeiten der Arbeit gekostet, so meint General Booth, er werde sich auch einer definitiven Rettung nicht widersetzen; für diese sollen nun drei „Kolonien" zusammen wirken, in der Stadt, auf dem Lande und jenseit des Meeres.

Die Insassen der städtischen Colonie sollen zunächst durch die gleiche Arbeit, wie Holzspalten, Korbflechterei ꝛc., welche auch in den Asylen gefordert wird, ihr Brot verdienen; hauptsächlich jedoch sollen dieselben eine Organisation bilden, welche die Aufgabe hat, regelmäßig von Haus zu Haus all' die Abfälle zu sammeln, welche bisher selbst in sparsameren Haushaltungen achtlos verloren gingen: diese Abfälle werden dann an die Arbeitercolonie auf dem Lande, das zweite Glied im Plane des Generals, geschickt. In geeigneter Entfernung von London soll eine Ackerbaucolonie entstehen, um den Ueberschuß der Londoner Bevölkerung aufzunehmen, nachdem derselbe in den geschilderten Anstalten in der Stadt bereits eine gewisse Schulung erhalten und den Willen und die Fähigkeit zur Arbeit bewiesen hat. Beides ist in der That nothwendig, denn neben dem Ackerbau, welcher in erster Linie betrieben werden, neben der Blumen- und Gemüsezucht, welche weiblichen Händen Beschäftigung bieten soll, gibt es noch eine Menge anderer Dinge zu thun. Die Colonisten sollen ihre Wohnungen selbst errichten, überhaupt für all' ihre Bedürfnisse möglichst selbst sorgen, dann für all' das Material, welches ihnen von der Stadt geliefert wird, eine geeignete Verwendung finden. Die Speisereste können, soweit sie nicht mehr zur menschlichen Nahrung geeignet sind, als Viehfutter dienen — speziell wünscht Booth eine ausgedehnte Schweinezucht und die damit verbundenen Industrien in's Leben zu rufen — Fettabfälle können auf Seife, Knochenreste zu Knöpfen oder Dünger verarbeitet werden; altes Papier geht in eine Papiermühle, deren Hauptabnehmer die Heilsarmee selbst sein wird, das Weißblech der Sardinenschachteln und anderer Conservenbüchsen endlich liefert Spielsachen und kleine Gebrauchsgegenstände. Kurzum, auf dem Arbeiterdorfe entwickelt sich, so hofft General Booth, eine rege Industrie, deren Erzeugnisse wiederum durch Vermittelung der städtischen Colonie an den Mann gebracht werden sollen. Freilich, mit klingender Münze glaubt selbst der sanguinische General die Arbeit seiner Schützlinge in der Regel nicht belohnen zu können; dieselben müssen damit zufrieden sein, daß sie ihren Unterhalt bekommen und daß die Sorge um denselben von den Schultern des Einzelnen auf diejenigen der Gesammtheit übertragen ist. Mit der Ackerbaucolonie und dem Arbeiterdorfe soll das Rettungswerk aber auch noch keineswegs als vollendet gelten. Sie bilden dem General nur die Schule, nach deren Zurücklegung Alle, die dafür geeignet erscheinen, den heimathlichen Boden Altenglands verlassen sollen, um in einer überseeischen Colonie — etwa in Südafrika - nach einer abermaligen Vorbereitungszeit auf einem von der Heilsarmee verwalteten Terrain allmählich zu freiem Besitz eigenen Bodens zu gelangen. Erst dann gilt ihre Rehabilitirung zu unabhängigen und nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft als vollendet. Die Kosten, die gerade für diesen letzten Theil sehr erheblich sind, hofft General Booth dadurch bedeutend zu vermindern, daß für die Ueberfahrt eigene Schiffe gemiethet werden, auf welchen die Auswanderer selbst einen Theil des Dienstes versehen und anderweitige nutzbringende Arbeit verrichten können. Den Rest der Kosten soll der definitiv installirte Colonist der Armee ratenweise zurückerstatten. Auf solche Weise gedenkt General Booth nach und nach den ganzen Ueberschuß der Bevölkerung von England aus den gedrückten Verhältnissen des alternden Europa in die freie Atmosphäre eines jugendfrischen Erdtheils zu verpflanzen.

Aber auch die Daheimbleibenden sollen darum der Fürsorge der Heilsarmee nicht verlustig gehen; dieselbe wird ihre Sorgen theilen, ihre Leiden zu mindern suchen, kurzum der wahre Anwalt des armen Mannes sein. Es würde uns zu weit führen, den Plan in all' seine Einzelheiten zu verfolgen; auch wollen wir — wennschon z. B. der Name „Arbeitercolonien" keinem unserer Leser neu sein dürfte — mit dem General nicht darüber rechten, wieviel von dem ganzen Plane er überhaupt als sein Eigenthum beanspruchen kann; sicher scheint, daß kein anderer Weltbeglücker bisher den Muth hatte, der Gesellschaft einen so umfassenden und zugleich so sehr in's Einzelne ausgearbeiteten Plan zu ihrer Rettung vorzulegen. Dafür sind aber auch der Kritiken nicht wenige.

Da wird z. B. geltend gemacht, daß diejenigen, welche sich an die Asyle der Heilsarmee wenden und willens sind, hier durch Arbeit ihr Brot zu verdienen, zumeist durch Alter, schlechte Ernährung, auch durch Ausschweifungen bereits derart geschwächt sind, daß sie keine richtige Arbeit mehr leisten können. Die Beamten der Asyle, die hauptsächlich mit solchen Personen in Berührung kommen, werden hiernach bald auch ihre Anforderungen herabsetzen und eine Nachwirkung auf die durchschnittliche Leistung auch der Gesunden kann nicht lange ausbleiben. Hat man doch auch in Frankreich mit den atéliers nationaux, in Holland mit den Bettlercolonien in dieser Hinsicht schlechte Erfahrungen gemacht. Und wenn die Arbeitsforderung in den Asylen nicht eher abschreckend als anziehend ist, so muß der Zulauf namentlich im Winter überhand nehmen, und von einer stabilen Organisation kann, da Niemand zum Bleiben gezwungen ist, überhaupt nicht die Rede sein. Dazu noch das Prinzip des unbedingten, stillschweigenden Gehorsams, welches Booth des öftern mit Stolz hervorhebt: es läßt sich wohl bezweifeln, ob die Offiziere der Heilsarmee im Stande sein werden, diesen Gehorsam allenthalben zu erzwingen, zumal die Disciplin überaus strenge ist. Ist doch in den Anstalten der Heilsarmee nicht nur z. B. der Genuß geistiger Getränke völlig verboten, sondern man will sogar die Gegenstände der Unterhaltung, die Ausdrücke der Insassen unter Controle stellen! Geringere Vergehen ziehen zunächst nur eine Verwarnung nach sich, bei Wiederholung jedoch, in schweren Fällen auch sofort, soll Ausweisung erfolgen. Es ist nicht abzusehen, wie man den von einer Anstalt Ausgewiesenen verhindern will, der Reihe nach bei allen Schwesteranstalten sein Glück zu versuchen.

Und so ließe sich die Liste der Kritiken noch lange fortsetzen. Doch handelt es sich bis jetzt nur um Einzelheiten, die vielleicht zu verbessern wären und denen von anderer Seite auch bereits Erfolge gegenüberstehen, so daß ein Versuch wohl am Platze wäre. Auch die Geldfrage dürfte keine entscheidende Rolle spielen. Zwar hält General Booth, um das Werk in all' seinen Theilen in's Leben zu rufen und zu erhalten, eine einmalige Summe von 100,000 Pfd. Sterl., an dauernden Ausgaben jährlich 30,000 Pfd. Sterl. für nothwendig; die Sammlungen haben bis jetzt nicht seinen sanguinischen Erwartungen entsprochen, immerhin aber eine Summe ergeben, mit welcher sich wohl ein Anfang machen ließe. Nun wird aber die Frage aufgeworfen, ob es denn überhaupt gerathen sei, diesen Anfang zu machen und der Heilsarmee ein so großes Unternehmen anzuvertrauen.

Das ging folgendermaßen zu. Ein ungenannter Philanthrop beabsichtigte das Rettungswerk des Generals Booth mit einer bedeutenden Summe zu unterstützen, wünschte aber zuvor die Meinung eines unparteiischen Richters über dasselbe zu hören. Er wendete sich deshalb an den bekannten Naturforscher F. H. Huxley und dieser ist nach eingehender Prüfung zu einem durchaus ungünstigen Verdict gelangt. Seine Gründe, die er in einer Reihe von Briefen an die „Times" auseinandersetzte, haben in der That so manchen stutzig gemacht; sie enthalten eine scharfe, vielfach zutreffende Kritik des ganzen Unternehmens und es dürfte von Interesse sein, sie auch an dieser Stelle näher zu betrachten.

In einem Punkte sind Prof. Huxley und General Booth der gleichen Ueberzeugung: es kann unmöglich noch länger so fortgehen wie bisher, wenn nicht die Massen der Erwerbslosen, der physisch und moralisch Verkommenen unserer modernen Gesellschaft dasselbe Ende bereiten sollen, welches den

Digitized by Google

früheren Civilisationen zu Theil geworden ist. Und auch das erkennt Prof. Huxley an, daß wenigstens ein beträchtlicher Theil des heute vorhandenen Elends durch geeignete Mittel zu beseitigen sein muß. Aber welches sind diese Mittel? Hierüber denkt der Naturforscher wesentlich anders als der General, der kein Hehl daraus macht, daß er die Lage des Arbeiters eigentlich nur deshalb bessern will, um diesen den Bekehrungsversuchen der Heilsarmee zugänglich zu machen; seinen eigentlichen Zweck sieht Booth erst dann erreicht, wenn die unteren Bevölkerungsschichten definitiv „gerettet", d. h. zu religiösen Anhängern, womöglich zu thätigen Soldaten der Heilsarmee geworden sind. Die von dem General Booth geschaffene Organisation könnte für den gedachten Zweck in der That kaum besser sein: eine militärische Hierarchie, in welcher jeder seinem Vorgesetzten, schließlich also dem „General" zu unbedingtem, stillschweigendem Gehorsam verpflichtet ist, während der Ehrgeiz durch die Verleihung militärischer Grade angefacht wird. Daß die Leitung des Ganzen durch einen mächtigen, unverantwortlichen Einzelwillen erfolgt, ist auch nur von Vortheil; spöttisch bemerkt General Booth seinen Kritikern, die Arche Noah's, hätte ein Comité sie erbauen sollen, wäre kaum je zu Stande gekommen. Mit Stolz kann er darauf hinweisen, daß Gehorsam nicht nur gefordert, sondern auch erreicht werde, daß ein Wort von ihm genüge, um seine Offiziere über den ganzen Erdkreis zu senden. Daß Niemand durch Versprechen oder Eid gebunden ist, beweist nur den psychologischen Tact des Generals, der wohl weiß, daß ein freiwilliger Sklave zehn gezwungene aufwiegt. Und so ist der Erfolg der Heilsarmee dem General Booth ein Fingerzeig, daß seine Wege und Ziele von der Vorsehung selbst gebilligt sind, daß er ausersehen ist, um der Welt das ersehnte Heil zu bringen. Hören wir, wie Prof. Huxley über diesen Punkt denkt.

„Der Erfolg des Generals Booth erscheint mir keineswegs bemerkenswerther als der von Franz von Assisi, von Ignatius Loyola oder selbst in unseren Tagen von den Mormonen errungene; es läßt sich aber kaum annehmen, daß der himmlische Beistand so grundverschiedenen Bestrebungen in gleicher Weise gewährt worden sei ... Und was ist aus diesen Bestrebungen geworden? Wenn es eine Regel gab, auf die der Gründer des Franziskanerordens Nachdruck legte, so war es die der Armuth; und doch sehen wir schon zu seinen Lebzeiten einen Theil des Ordens von dieser Regel abweichen und wenige Jahrzehnte nach seinem Tode waren die Franziskaner schon zu einer der mächtigsten, reichsten und weltlichsten Organisationen geworden, die auch vor sozialer und politischer Corruption nicht zurückschreckte, sofern nur für den Orden ein Vortheil daraus zu erzielen war ... Wir wissen ferner, was aus Loyola's Versuch geworden. Zwei Jahrhunderte lang bildeten die Jesuiten die Hoffnung der Feinde des Papstthums, welches sie, wenn es zu mächtig zu werden begann, jedesmal zu Falle zu bringen wußten. Man sieht hier, was aus Institutionen, die von edlen Männern mit hohen Absichten gegründet wurden, unter anderweit gearteten Nachfolgern werden kann; und solchen Beispielen gegenüber muß die gewöhnlichste Vorsicht fragen, welche Garantie dafür besteht, daß der »General« seine Macht stets nicht nur ehrlich, sondern auch weise anwenden wird? Wird er doch, wenn die bisherige Zunahme fortdauert, in 30 Jahren über ein Heer von 100,000 Offizieren gebieten, die, zu blindem Gehorsam verpflichtet, allent halben unter den ärmeren Klassen verbreitet sind, jeder mit dem Finger am Drücker einer Mine, die reichlich mit dem Zündstoff der Unzufriedenheit und des religiösen Fanatismus geladen ist! Wer kann sagen, daß es der Heilsarmee im Jahre 1920 nicht ebenso ergehen wird, wie dem Franziskanerorden schon im Jahre 1260 und daß der Führer, welcher die uncontrolirte Verfügung über eine so ungeheure Macht an Menschen und Kapital hat, diese immer nur zu philanthropischen und religiösen Zwecken verwenden wird, auch wenn General Booth nur solche Zwecke im Auge hat? Der persönliche Charakter und die Absichten der Gründer solcher Organisationen haben nur wenig Einfluß auf die Zukunft der Letzteren ... General Booth sagt von den wohlthätigen Plänen Anderer, daß sie doppelt so viel Uebles als Gutes stiften, aber in Wahrheit gilt dies gerade von seinem eigenen Vorschlag. Wenige soziale Uebel sind schlimmer als unwissender und ungebändigter religiöser Fanatismus und keine Gewohnheit wirkt schädlicher auf Gewissen und Verstand als blinder Gehorsam gegenüber einer unbegrenzten Gewalt. Schlimm sind ohne Zweifel Unsittlichkeit und Trunksucht und hart ist es, Hungersnoth zu leiden, aber die Preisgebung von Verstand und Gewissen, die Verkürzung des Menschenthums ist ein größeres Unglück."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die Kritik eingehen, welche Huxley im Einzelnen an den Vorschlägen und Handlungen des Generals übt. Allem Anscheine nach hat dieselbe das englische Publikum stutzig gemacht. Sehr ungelegen mag es dem General auch kommen, daß gerade jetzt einer der Höchstgestellten in der Heilsarmee und sein fähigster Mitarbeiter, der „Commissär" Frank Smith, der als der eigentliche Verfasser von „In Darkest England" gilt, aus der Heilsarmee ausgetreten ist. Die Gründe, die er für diesen Schritt angibt, sind dazu angethan, das Vertrauen des Publikums noch mehr zu erschüttern. Allerdings konnte General Booth bisher immer seinen Kritikern die Frage entgegenhalten, welchen Plan sie denn an Stelle des seinen zu Gunsten der Nothleidenden setzen wollen? Und diese Frage ist ernst genug. Auf sie mit allem Nachdruck hingewiesen zu haben, ist jedenfalls ein Verdienst des Buches des Generals Booth; an seinen Kritikern ist es jetzt, mit der Antwort hervorzutreten.

Literatur und Kunst.

Deutsche und französische Kunst.

Von Paul Marsop.

War Lessing ein Chauvinist?

Ein Franzose, welcher geneigt ist, in jeder Abwehr einen versteckten Angriff zu wittern, in jedem Versuche eines Nicht-Franzosen, sich von gallischer Denkweise frei zu machen, einen Rückfall in die Barbarei zu sehen, würde ohne viel Bedenken mit „Ja" antworten. Und die Vorkämpfer der „Moderne" in Deutschland, die Leute mit den zerrütteten Nerven, die Nachbeter der Zola und Manet dürften kaum lange zögern, diesem Ja ihr Amen anzufügen. Also gebietet es die internationale Höflichkeit, also vermeidet man den Schein, bei auswärtigen Privatfreunden für einen schwerfälligen deutschen Philister zu gelten, also will es schließlich die liebe, alte Gewohnheit, alles, was von jenseits der Vogesen kommt, mit besonderer Verehrung aufzunehmen. Frankreich wird sich niemals einen zuverlässigeren Alliirten gewinnen als diese „deutsche" Gewohnheit.

Es steht nun allerdings einem Jeden frei, der Meinung des Franzosen und des Halb-Franzosen über den Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie beizupflichten. Auf der anderen Seite jedoch möchte vielleicht das internationale, allen Menschen angeborene Gerechtigkeitsgefühl bescheidentlich dafür eintreten, auch die Meinung derjenigen zu hören, welche sich auf einen ausgesprochenen teutonischen Standpunkt stellen — wozu, nebenbei bemerkt, ein wenig mehr Muth gehört, als mit der französisch-cosmopolitischen Modeströmung des Tages zu schwimmen.

Es war für Lessing keineswegs die höchste Genugthuung, den Franzosen Eins, oder bei guter Gelegenheit auch ein Mehreres versetzen zu können; vielmehr wurde er durchaus von dem sachlichen Bestreben geleitet, nachzuweisen, daß die von den Franzosen aufgestellten Kunstregeln Angriffspunkte in Hülle und Fülle böten und um so weniger für andere Nationen maßgebend sein könnten, als selbige Kunstregeln dadurch ausgebildet worden seien, daß die Franzosen nichtfranzösische, griechisch-klassische und shakespearische Kunst mißverstanden. Lessing hat, bei aller Anerkennung der besonderen künstlerischen Veranlagung der Franzosen, die tiefe, die ungeheuere Kluft zwischen romanischem und germanischem Kunstempfinden aufgedeckt; er hat nachgewiesen, daß die Besonderheit der Geistesfrüchte, welche ein Land zeitige, durch Boden, Klima und individuelle Pflege bedingt sei. Aber er war weit entfernt davon, den Franzosen einen Vorwurf daraus zu machen, daß die Natur ihnen nicht alles Erdenkliche zu Theil werden ließ; wußte er doch, daß auch die Freigebigkeit, mit welcher sie uns Deutsche ausstattete, ihre Grenzen hatte. Er unterschlug weder

Digitized by Google

eine gute Eigenschaft der Franzosen, noch ging er darauf aus, einen dem Deutschen mangelnden Vorzug demselben anzudichten. Er that nichts anderes, als daß er die Bilder des Deutschen und des Franzosen, zu greifbarer Deutlichkeit ausgeführt und frei von allem zufälligen Kram des Tages, einander gegenüberstellte; beide erhielten gleiches Licht. Seht, sagte er: der eine muß zu Shakespeare's Banner schwören — der andere kann es nicht, selbst wenn er wollte.

Nun bleibt, unseres Erachtens, den Heutigen, sofern sie nicht selbst Lessinge sind, nichts übrig, als dem großen Meister nachzueifern, wenn es gilt, Klarheit in eine Kunstfrage zu bringen — selbst auf die Gefahr hin, den Vorwurf des Autoritätsglaubens auf sich zu ziehen, mit welchem die Modernen Jedem gegenüber, der sich dem wahrhaft Bedeutenden pietätvoll unterwirft, so eilfertig bei der Hand sind. Sollte jedoch hierauf eingewendet werden, daß unsere Zeit nicht diejenige Lessing's und daß man inzwischen in der allgemeinen Menschenverbrüderung allzu weit vorgeschritten sei, um sich in der Weise der unerbittlich strengen, vor keiner Consequenz zurückschreckenden Lessing'schen Analyse zu versuchen, so wäre dem entgegen zu halten, daß, wenn man die Art des streitbaren Lessing bereits als veraltet ansehen würde, man insgleichen auch über die des friedfertigen, die des „Nathan", zur Tagesordnung übergehen könne. Das wollen jedoch die Teutonen ebenso wenig wie die Anti-Teutonen. Deshalb werden die Letzteren sich wohl oder übel darauf einzulassen haben, auch mit der Methode Lessing aus der schärferen Tonart zu rechnen, zum mindesten aber sich damit abfinden müssen, daß die Einen sich an dem Musterbeispiel nationaler Kritik, an dem eines Lessing, ebenso nach Kräften heranzubilden bemühen, als die Anderen an dem einer kosmopolitischen, an dem des „Courrier de Paris".

Indessen sind wir, gerade als Lessingianer, sehr gern bereit zuzugeben, daß eine chinesische Mauer auch für den ästhetischen Weltverkehr ebenso unbequem als an sich stillos und daß der Chauvinist eben ein chinesisches Mauerblümchen sei. Ganz recht. Es kommt eben nur darauf an, wer ein Chauvin ist. Unsere Epoche hat eine neue Gattung solch' leicht erregbarer Herren gezeitigt: die Chauvins des Kosmopolitismus. Sie sind Fanatiker der Toleranz: daß nur ja Niemand von der Toleranz sich eine von der ihrigen um ein Haar breit abweichende Vorstellung mache: sonst geht es ihm an den Kragen — trotz Freiheit und Gleichheit! Wehe dem, welcher sich herausnimmt, gegen eine französische Excentricität in Literatur und Kunst sich aufzulehnen: die Franzosen sind ja unsere Brüder! Wehe dem, der gar seine Stimme dagegen erhebt, daß jede Pariser Augenblicksmode von deutschen Malern und Schriftstellern nachgeäfft wird: stört man doch damit den internationalen Gedankenaustausch, der das kommende Reich des großen Weltfriedens heraufführt.

Wir Anderen, die wir noch nicht so gut und human sind, um unser künstlerisches Nationalbewußtsein auf dem Altar eines verwaschenen Kosmopolitismus zu opfern und die wir zu viel Hochachtung für die berechtigte Naturanlage und Eigenart fremder Nationen hegen, um ihnen die gleiche Kraft im Entsagen zuzumuthen, wir fragen danach, was ein Volk unter gegebenen Umständen geleistet hat, was es gegenwärtig zu leisten im Stande ist und gestatten uns auf Grund dessen den Schluß zu ziehen, daß es wohl in künftigen, absehbaren Zeiten dieses schaffen und jenes nicht schaffen werde. Hierbei haben wir sorglich zu unterscheiden, ob sein etwaiges Unvermögen, einer Sache beizukommen, durch bösen Willen oder durch Naturanlage bedingt sei. Wir meinen: die auf festgegründetem historischen Boden erwachsene Kunst eines Volkes ist einem edlen Fruchtbaum zu vergleichen, dem die vom Nachbargarten herüberrieselnde Quelle wohl zu Statten kommen möge, auf den aber nimmermehr das Reis einer anderen Art zu pfropfen ist. Wer wäre so leichtgläubig, zu erwarten, daß ein Kirschbaum Aepfel trage?

Mögen die naturalistischen Gassenbuben auch der ehrwürdigen Matrone Historie ein Schnippchen schlagen: die Erfahrungssätze der wissenden Frau bleiben darum doch in Kraft. Ebensowenig, wie das parlamentarische Werdeleben eines Volkes für irgend ein anderes schlechthin vorbildlich sein darf, ebensowenig ist eine Nation im Stande, aus den Resultaten der künstlerischen Evolutionsprozesse einer anderen, unbeschadet ihrer eigenen Vergangenheit, ohne Weiteres Nutzen zu ziehen. Es muß ein jedes sich selbst durchkämpfen und für sich einen Schatz von Erfahrungen sammeln: jeder Einzelne, jedes Volk, jede Kunst. Gewiß mag nicht allein, sondern soll der Eine vom Anderen lernen, aber nur, insoweit dies ohne Schädigung des Werthvollsten, seiner Individualität, wie sie, aus eigenartigem Keime erwachsen, im Laufe der Zeit sich herausgebildet hat, geschehen kann.

Es ist den Deutschen nichts zuzumuthen, was über die Grenzen ihrer natürlichen Veranlagung hinausgeht. Wir möchten keinen einheimischen Autor dazu veranlassen, ein feines Lustspiel oder eine komische Conversationsoper zu schreiben. Es ist freilich zu bedauern, daß Lessing's „Minna" ein Unicum bleiben mußte. Doch, wenn irgendwo, so spricht hier die Ausnahme für die Regel und diese heißt: der Deutsche hat keinen Salon — und demzufolge auch weder ein Salonstück noch eine Salonoper. Dafür besitzen wir, als echtes, unverlierbares Eigenthum, die Shakespeare'schen Komödien und die Idealposse: Kleist's „Zerbrochenen Krug", das deutsche Singspiel: Hiller, Dittersdorf und Mozart („Entführung"), endlich ein heiteres lyrisches Musikdrama: Wagner's „Meistersinger". Auf dem Boden der Molière und Boieldieu, der Auber und Sardou können dagegen weder unsere producirenden noch unsere reproducirenden Kräfte heimisch werden. Ebensowenig Sinn hat es, wenn der deutsche Maler den selbstgefällig in seiner Widrigkeit sich spreizenden Lumpenrealismus der Courbet, Millet und der anderen gallischen Häßlichkeitsapostel nachzuahmen, wenn er den Impressionismus Corot's und seiner heutigen landsgenössischen Verwässerer mit gutem Willen und wenig Temperament zu übertrumpfen sucht. Man mache sich doch klar, daß derartige Richtungen einzig und allein durch die Eigenart des gallischen Charakters bedingt sind. Natur und Menschen mit „schlichter Treue", in der Art der Holbein, Menzel, der in ihrer Vortragsweise gemäßigten altniederländischen Kleinmeister wiederzugeben, ist der Franzose nicht befähigt. Will er Ernsthaftigkeit und Tiefe an den Tag legen, so versetzt er sich in eine künstliche Erregung. Er berauscht sich dann entweder an großen Worten und malerischen Phrasen und wird akademisch-pathetisch wie Racine, Poussin, J. L. David. Oder er geräth in eine nervöse Ueberreizung: ohne es recht zu wissen, übertreibt und carikirt er wie Courbet und Victor Hugo, arbeitet er sich in die Wahnvorstellungen des in seiner Gesundheit zerrütteten Décadent hinein, verwechselt er die Methoden der wissenschaftlichen Analyse mit denen der künstlerischen, redet er sich ein, eine neue Farbenscala und ein neues Compositionsprinzip entdeckt zu haben, erblickt er in der Frau nur mehr die werdende, die fertige Dirne und im Mann den Zuhälter derselben, sieht, malt und beschreibt er, der Kranke, Krankhaftes für eine kranke Generation — Schemen und Todtengesichter, Unrath und Gemeinheit — wie die Nachfolger Manet's und die Zolaisten. Was sollen wir mit all' dem? Was haben wir mit den Auswüchsen einer im Niedergang befindlichen Cultur zu schaffen? Nietzsche behauptet zwar, wir Heutigen seien allesammt „Décadents" — und derjenige, welcher die Zustände in der deutschen Gesellschaft mit kühler Besonnenheit betrachtet, kann sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß das Fin de siècle-Gift sich auch in unser Familien- und öffentliches Leben einzufressen droht. Aber so weit sind wir doch noch nicht, daß die geistig Rückenmarksleidenden bei uns den Ton angeben sollten.

Der Franzose ist am glücklichsten in skizzenhaften Darstellungen; er ist eine impulsive Natur und so geräth ihm am besten, was er im Feuer der ersten Erregung, unter dem unmittelbaren Einfluß des Nervenreizes wiedergibt: er vermag sein sarkastisch trockenes, klang- und gemüthloses Lachen wie in einem Schallkasten festzuhalten, er kann die Thräne in seinem eigenen Auge photographiren. Der Deutsche hingegen ist bedächtig; er wird nicht so leicht gerührt und ist nicht so

Digitized by Google

rasch mit dem künstlerischen Durchdenken einer Sache fertig. Gefühltes und Geschautes muß bei ihm erst durch das Medium eines still-behaglichen Abwägens hindurchgehen — das sogenannte deutsche Träumen. Seine Stärke liegt nicht in der geistreichen Skizze, sondern in der gediegenen Ausführung; je länger er arbeitet, um so klarer ringt sich die herrschende Idee heraus, um so mehr gewinnt sein Werk an künstlerischer Wahrheit, um so näher kommt er der großen Objectivität, welche die große Kunst zeitigt, um so mehr verwandt zeigt er sich Shakespeare, der den großen Pan und den kleinen Menschen mit dem Auge betrachtet, das „jenseits von Gut und Böse" ist. Die Melodie Auber's ist ein allerliebster Einfall, im Augenblicke erfunden und empfunden; das symphonische Motiv Beethoven's, das dramatische Schiller's gewinnt oft erst auf der vierten Seite des Skizzenbuches, bei der zehnten Umschmelzung seinen endgültigen, plastischen Charakter. Die Komödie improvisirt sich, die Tragödie muß ausreifen.

Dem entsprechend sagen wir in aller Freundschaft zu den Franzosen: Bemüht Euch nicht um die Gunst Melpomene's! Ihr seid nun einmal nicht dafür veranlagt, das, was wir die hohe Tragik nennen, zu schaffen oder in Euch aufzunehmen. Wir mahnen Euch in Euerem Interesse: vergeudet die Zeit nicht mit unfruchtbaren Anstrengungen! Warum ist Euch denn, trotz alles heißen Bemühens, die Antike ein Buch mit sieben Siegeln geblieben? Warum liefert jede der keineswegs von den talentlosesten französischen Schriftstellern vorgenommenen Shakespeare-Bearbeitungen, warum die Aufnahme von solchen bei dem Publikum und der Kritik der Seinestadt den Beweis dafür, daß sich all' diesen Factoren der Geist des Löwen des Dramas nun einmal nicht offenbart? Warum erhärten es alle Aufführungen einer „Eroica" und „Neunten Symphonie" in Paris zwar immer, daß die Violinisten französisch-belgischer Schule den deutschen in der Technik überlegen sind, aber niemals, daß der heilige Beethoven die conservativen und fortschrittlichen Dirigenten Frankreichs bereits erleuchtet habe — Dinge, welche ein deutscher Musiker, wenn anders er nur etwas Fähigkeiten und Kenntnisse hat, mit oder gegen seinen Willen heraushören muß? Warum ist denn, von den Arbeiten des Pseudofranzosen Cherubini abgesehen, drüben noch kein Streichquartett von wirklichem Werth componirt worden? Warum hat jede Pariser Concert-Darbietung Wagner'scher Scenen, warum endlich auch die Lohengrin-Aufführung im Eden-Theater es für den Vorurtheilslosen schlagend nachgewiesen, daß der in das Französische übertragene Wagner ein Unding sei und daß die ehrenwerthen und fleißigen Gesangskünstler des tapferen, aber in seinem Vorhaben nicht ganz zielbewußten Herrn Lamoureux diesem Halbfranzösisch und Viertelsdeutsch mit ängstlicher Unbehülflichkeit gegenüberstanden? Warum all' dies und noch so unendlich viel verwandte Erscheinungen?

Weil die Natur hier einen großen Riegel vorgeschoben hat.*) Wer also mit Frankreich hadern möchte, weil es das klassische Land der Comödie und des Sittenschauspiels, der Momentmalerei und des feuilletonistischen Romans, der Rococo-Arabeske, der Miniatur-Bronzen und der Instrumental-Nippeskunst sein und bleiben wird, wäre gerade so thöricht, wie der, welcher mit der Natur darum Händel anfangen würde. Es ist ebenso unbillig, einem deutschen Bühnenhelden zuzumuthen, daß er einen Frack trage, als einem französischen Mimen anzusinnen, daß er Macbeth's Rüstung anlege oder sich mit Siegmund's Bärenfell costümire. Wer das nicht merkt, der hat kein Gefühl für das Lächerliche und thäte gut daran, in der vergleichenden Völkerpsychologie einen Elementarkurs durchzumachen.

Weshalb aber heischt gegenwärtig das kleinste Boulevardblättchen „seinen Wagner?" Nun, der Franzose schwebt jetzt beim Anhören des Tristan-Vorspieles im siebenten Himmel des Entzückens, weil Wagner für ihn etwas Neues, weil er in die Mode gebracht worden ist. Das gibt uns den Schlüssel zur Sache. Friedrich der Große, welcher sicherlich französisches Kunstempfinden antheilvoll berücksichtigte, hat sich am schlagendsten über die gallische Cupido rerum novarum geäußert. „Das Geheimniß, in Frankreich Beifall zu finden, besteht darin, neu zu sein." Wagner's Ruhm jenseits der Vogesen ist von jungem Datum: also ist der Dichtercomponist „épatant". Brünhilde ist épatante, der Drache Fafner ist épatant. Aber auch der jüngste Schützling des Herrn Albert Wolff, welcher gestern eine absonderliche malerische Schnurre ausgeheckt und auf Grund dessen eine Pariser Eintagsfliegen-Berühmtheit erlangt hat, gilt für „épatant" und desgleichen das um zwei Sous zu erstehende Spielzeug des Tages, welches in den letzten Weihnachtswochen zwischen der Madeleine und dem Gymnase auf den Markt gebracht wurde.

Ganz wohl. Der Franzose braucht jedes liebe Jahr eine neue Regierung, einen neuen Harlekin, eine neue Kunstmode. Möge er sich daran erbauen; was schadet das uns? Es dünkt uns zwar verwunderlich, wenn er, dem Sebastian Bach, Shakespeare und Goethe wesensfremd sind, sich jetzt mit dem germanischen Geiste der Werke Wagner's zu schaffen machen will: doch darum bleibt es uns ja unbenommen, Wagner zu spielen, wie wir ihn verstehen. Verwahrung einlegen aber wollen wir dagegen, daß jeder kecke Atelierwitz, den drüben Niemand ernst nimmt und der höchstens dem findigen Pariser Chronisten und seinem Confrère, dem speculativen Kunsthändler Gelegenheit gibt, sich in's Fäustchen zu lachen, alsbald in Deutschland als neues Heilsevangelium ausposaunt und mit einem Wust unklar theoretisirenden Geredes verbrämt wird. Einspruch erheben wollen wir, wenn nach wie vor naturalistische und sonstige sexuell-philosophische Studien der problematischen Nation von deutschen Schriftstellern mit ebenso viel Eifer als Ungeschick nachgeahmt werden. Geißeln müssen wir es, daß jede über eine Pariser Bühne schnell dahin huschende Zote auf deutschen Brettern breitgetreten und vergröbert wird. Zu verspotten haben wir es, wenn ein deutscher Componist, anstatt aus der unversiegbaren Quelle Haydn'schen Frohsinns einen stärkenden Trunk zu thun, uns ein Ragout aus dem Schmause der Délibes und Lecocq zusammenbraut: wir brauchen ehrliche Hausmusik, keine Salonmusik. Die Deutschen haben wahrlich Kern genug in sich, um in Ernst und Scherz etwas Eigenfrisches zu erzeugen. Darum hinaus mit dem Halbweltsgeschmack! Das „Mädchen aus der Fremde" ist für uns nicht die französische Abenteurerin, sondern der liebliche, keusche, aus fernen dämmerigen Waldtiefen in unserer Mitte erschienene Genius Friedrich Schiller's.

Frei herausgeredet: was liegt Euch denn eigentlich im Sinne, Euch, den Gefolgschaften der freien Bühnen, den Bannerträgern der „Moderne", den Vorkämpfern des Ungesunden in der Malerei? Die Kunst von den Fesseln „überwundener" Conventionen zu erlösen? Das möchte man sich wohl gegenseitig einreden. Nein: die Cocotte der Rue Bréda und die Polyandrie! Das ist es, meine Damen und Herren! Habt Ihr aber einmal diesen Geschmack, so wendet Euch doch verständigerweise gleich dorthin, wo Ihr denselben am Besten ausbilden könnt. Ueberschreitet recht bald die Grenze und verderbt uns die reine deutsche Luft nicht mit Eurem unlauteren Athem!

Wir laufen darum gewiß noch nicht Gefahr, einseitig zu werden, wenn wir das Afterfranzosenthum mitsammt seinen Anhängseln, den neuskandinavischen und neurussischen Hinterlandsmoden, kräftig von uns abschütteln. Von dem, was gut, liebenswerth und dauerbar im französischen Charakter ist, von dem, was das Beste eines Molière und Diderot ausmacht, haben wir, nach wie vor, viel zu lernen; an dem, was uns ein Grétry und Boieldieu, was uns ein Diaz und Th. Rousseau, was uns ein Musset und Béranger bieten, mögen wir uns herzlich erfreuen. Die Franzosen waren einst das führende Culturvolk: ehren wir in ihnen ihre bedeutsame Vergangenheit, hoffen wir für sie auf eine gedeihliche Zukunft. Die Losung sei: achten wir die Franzosen, aber bekämpfen wir — das Französeln!

*) Der ausgezeichnete Kritiker des „Temps", J. Weber, schreibt ebenso aufrichtig als verständig: „L'Olympe scandinave ne nous séduit pas et sa chute ne nous arrache pas de larmes." (30. Juni 1890.)

Digitized by Google

Eine deutsche Gesammtausgabe der Werke des Giordano Bruno.

Von Carl du Prel.

Die Heroen des Willens und der That ernten ihren Ruhm zu Lebzeiten; die Heroen des Gedankens nicht immer, ja Schopenhauer meint sogar, die Dauer ihres Ruhmes verhalte sich umgekehrt, wie die Bälde seines Eintrittes. Thatsache ist, daß diejenigen, welche die Fundamente einer neuen Weltanschauung legen, erst dann im historischen Bewußtsein der Menschheit ihre Würdigung finden, wenn diese Weltanschauung zum Durchbruch gekommen ist und daraus das Bedürfniß entsteht, ihrer Genesis nachzuspüren.

Ein Gedankenheros dieser Art ist Giordano Bruno (1548 bis 1600). Noch steht sein Bild nicht festgemeißelt im Bewußtsein der heutigen Generation. Das hat sich erst kürzlich gezeigt. Als nämlich das am 17. Februar 1600 auf dem Campo dei fiori in Rom begangene Verbrechen — der Feuertod Giordano Bruno's — dadurch gesühnt wurde, daß ihm am 9. Juni 1889 ein Denkmal an eben jener Stelle errichtet wurde, wo sein Scheiterhaufen gestanden war, da gab es Leute, welche in einer merkwürdigen moralischen Begriffsverwirrung umgekehrt diese Sühnfeier durch Sühnmessen sühnen zu müssen glaubten. Es gibt also noch heute Leute, die dem Märtyrer Bruno den Ruhmeskranz vorenthalten, und mir selbst schrieb damals einer derselben, entrüstet darüber, daß in einer mir nahe stehenden Zeitschrift Bruno verherrlicht sei, dem doch das Verbrechen der Apostasie anhafte. Was ich antwortete lag sehr nahe: Die Apostasie kann nicht unter allen Umständen ein Verbrechen sein. Die Kirche selbst betreibt ja durch ihre Missionsanstalten die Verführung zur Apostasie systematisch. Angenommen aber selbst, wenigstens die Apostasie eines Christen wäre ein Verbrechen, so ist es doch unbestreitbar ein viel größeres Verbrechen, einen Apostaten einfach zu braten. Uebrigens war Bruno zwar im Sinne der Kirche Apostat, aber nicht im Sinne der christlichen Religion, und sein Verbrechen bestand nur darin, diese Religion viel tiefer und edler aufzufassen, als seine sämmtlichen Zeitgenossen und als speziell seine Richter, denen er, als sie ihn verurtheilten, das Wort in's Gesicht schleuderte: „Mit größerer Furcht vielleicht verkündet ihr dies Urtheil, als ich es empfange!"

Bruno ist, mehr sogar als Platon, ein Philosoph, der seinen tiefsinnigen Conceptionen oft das dichterische Gewand umlegte. Seine Weltanschauung gleicht einem imponirenden Rohbau von großartigen Dimensionen. Sie kennen zu lernen ist nicht nur von historischem, sondern heute nach 300 Jahren noch von actuellem Interesse; denn Bruno hat jene Weltanschauung in großartiger Weise antecipirt, die sich einst ergeben wird, wenn Philosophie und Naturwissenschaft nach langer Trennung ihre Wiedervereinigung gefunden haben werden. Mit Recht sagt daher de Sanctis, daß wir an der Schwelle der neuen Weltanschauung der Kolossalstatue Bruno's begegnen.

Aus der Verfolgung, welcher Bruno's Schriften nicht minder unterlagen, als seine Person, erklärt es sich, daß so lange Dunkel über ihm schwebte; daß Philosophen, wie Spinoza und Leibnitz, aus ihm schöpften, ohne den Muth zu haben, die Quelle anzugeben, ja daß noch heute über ihn Unkenntniß herrscht. Ist es ja doch vorgekommen, daß Feuerbach und und Büchner Bruno als einen der Ihrigen reklamirten, wofür er sich schönstens bedanken würde! Es ist das Verdienst Moriz Carriere's, auf die hohe Bedeutung dieses Philosophen zuerst in ausführlicher Weise hingewiesen zu haben. In einer Zeit, in der Philosophie wie Naturwissenschaft auf eine monistische Weltanschauung hindrängen, sollte man sich jenes Philosophen erinnern, dem wir den ersten und großartigen Entwurf eines solchen Weltbildes verdanken, ja an dem wir uns für unsere künftige Arbeit noch immer zu orientiren vermögen. Bisher sind nur einzelne seiner theils lateinischen theils italienischen Schriften in deutscher Uebersetzung vorgelegen; jetzt aber hat es die Verlagsbuchhandlung von Rauert & Rocco unternommen, eine Gesammtausgabe herauszugeben, und den Hauptbestandtheil der Uebersetzungsarbeit hat Dr. Kuhlenbeck übernommen. Er ist ein großer Verehrer unseres Philosophen und das garantirt uns die große Pietät, womit er sich seiner Aufgabe unterziehen wird. Dies zeigt schon der erste vorliegende Band: „Die Reformation des Himmels" und daneben die kleinere, mit einem vorzüglichen Bilde des Märtyrerphilosophen geschmückte Schrift „Lichtstrahlen aus Giordano Bruno's Werken". Die „Reformation des Himmels" läßt in allegorischer Form und unter vielfachen Anspielungen auf religiöse und politische Zeitverhältnisse erkennen, welche Weltanschauung Giordano Bruno in seiner Zeit vorfand, und wie er an deren Stelle eine andere setzen wollte, die an Weite und Tiefsinn ihres Gleichen noch nicht hatte. Die zahlreichen Anmerkungen, in welchen Kuhlenbeck den Text erläutert, zeigen ihn seiner historischen und philosophischen Aufgabe vollkommen gewachsen; er ist vertraut mit allen philosophischen Systemen, in welchen Brunonische Grundgedanken entweder vorausgeahnt wurden, oder bei den Nachfolgern in bewußter oder unbewußter Anlehnung weiter ausgeführt wurden.

Kant sagt, der gestirnte Himmel über uns und das Sittengesetz in uns seien die beiden Probleme, in welche sich zu versenken der Philosoph immer wieder sich angetrieben fühle. Das ist auch Bruno's Fall. Vielleicht hat aber noch kein Philosoph das auszeichnende Merkmal des Menschen „ad sidera tollere vultus" in so hohem Grade gezeigt, wie Bruno. An die Anschauungen des Copernikus, die als Fundament des heutigen Monismus bezeichnet werden können, schließt er sich rückhaltlos an, ja er führt sie im Sinne der modernen Astronomie noch weiter aus, und das war zu seiner Zeit ein sehr gewagtes Unternehmen. Aus dem Sternenhimmel schöpft Bruno seine tiefen Gedanken, in welchen ihm der Gegensatz von Theismus und Pantheismus zur Versöhnung gelangt; die Idee von der Mehrheit bewohnter Welten ist es, die ihn zur Anerkennung des metaphysischen Individualismus drängt. Die werthvollsten, und zwar nicht nur seither nicht überholten, sondern noch immer nicht erreichten Aufschlüsse über das Problem der Seele dürften in seinen Schriften „de anima" und „de magia" liegen. Daß sein Senkblei sehr tief in dieses Problem gedrungen, dürfte schon daraus hervorgehen, daß er das magische Wirken aus derselben Quelle herleitet, wie die Liebe und die Kunst. Daraus läßt sich vermuthen, daß er seinen Seelenbeweis nicht aus der Bewußtseinanalyse zu gewinnen trachtet, sondern aus jener tiefen Region des Unbewußten, wo die Seelenlehre zu einer monistischen wird, weil das organisirende Prinzip mit dem Träger nichtsinnlicher Vorstellungen und magischer Fähigkeiten zu einem transcendentalen Subjekt vereinigt ist. Unser dünkelhafter Rationalismus hat es aber leider verschuldet, daß gerade die erwähnten lateinischen Schriften, aus welchen wir Bruno's Seelenlehre erkennen würden, noch bis heute ungedruckt geblieben sind und in den Bibliotheken von Moskau und Erlangen begraben liegen! Es wäre wahrlich Zeit, daß diese Inedita endlich herausgegeben würden, um alsdann der Gesammtausgabe von Kuhlenbeck noch einverleibt werden zu können. Man braucht nicht zu fürchten, daß Bruno dadurch sich als Kind eines abergläubischen Jahrhunderts erweisen wird; wohl aber wirkt es geradezu verblüffend, wenn wir bei ihm Gedanken von so modernster Art ausgesprochen finden, daß sie sehr wohl einem Hypnotiseur aus der Schule von Nancy in den Mund gelegt werden könnten. Die Professoren Liébault, Bernheim und Liégeois werden ganz damit einverstanden sein, wenn Bruno — der immer bis in das Gebiet der Mystik vordringt, ohne je aufzuhören, in der Mystik wissenschaftlich zu sein — die Stigmatisation durch Autosuggestion erklärt. Er würde nur gelächelt haben über die Ablehnung des „Wunders" der Louise Lateau, welche dreihundert Jahre nach ihm Virchow versucht hat. Bruno's eigene Worte mögen aber beweisen, wie weit entfernt er war, für die religiöse Gefühlsmystik einzutreten. Er sagt in Bezug auf das autohypnotische Stigma: „Wir wissen, daß Einzelne es in dieser Art von Geistesverwirrtheit so weit gebracht haben, daß sie die Wundmale jener durchbohrten Gottheit, deren Gestalt sie

Digitized by Google

ihrer Einbildungskraft eingedrückt hatten, auch an ihrem eigenen Körper durch die Gluth ihrer brennenden Phantasie hindurchscheinen ließen." In eben so verblüffender Weise verräth er aber seine ganze Vertrautheit mit thierischem Magnetismus, Hypnotismus und Suggestion in den Worten: „Ich weiß nicht, was für eine besondere geheimnißvolle Kraft in der Hand schlummern mag, welche es vermag, in einem mäßigen und nüchternen Menschen göttliche Traumgesichte zu erwecken, den Seherblick anzuregen und die Erinnerung der Gesichte zu bewahren oder zu rauben. Man hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß Einem nicht beliebig fremde Hände den Kopf berühren!" Es ist nur zu wünschen, daß derjenige Neuphilologe, der einmal die Manuskripte Bruno's in Moskau und Erlangen zur Hand nehmen wird, in den Geheimwissenschaften so bewandert sei, wie Bruno, der sich mit ihnen praktisch beschäftigt hat; denn ein rationalistischer Neuphilologe würde die Manuskripte nur wieder zurücklegen, damit sie noch ein weiteres Jahrhundert hindurch verstauben. Und doch bringt Kuhlenbeck in seinen „Lichtstrahlen" eine ganze Sammlung von Aussprüchen Bruno's über Geheimwissenschaften, welche beweisen, daß ihm Gedanken geläufig waren, die jetzt als die glorreichsten Entdeckungen der modernen Medizin Staub aufwirbeln.

Für kein Volk ist die Verpflichtung, Bruno's Werke mit Einschluß der Inedita allgemein zugänglich zu machen, so groß, wie für das deutsche Volk; denn von keinem anderen hat Bruno mit so großer Achtung und Bewunderung gesprochen. Möge daher das Unternehmen Kuhlenbeck's und der Verlagsbuchhandlung von Rauert & Rocco beim deutschen Publikum dasjenige Entgegenkommen finden, wodurch ein gedeihlicher und rascher Fortgang dieses literarischen Unternehmens gesichert wird.

Zu Heinrich Leuthold's Biographie.

Mit ungedruckten Gedichten und Briefen.

Von Adolf Wilhelm.

(Schluß.)

Es ist nicht genug zu bedauern, daß es Leuthold nicht vergönnt war, die Herausgabe seiner Poesien selbst zu besorgen. Denn die Auslassungen, Umstellungen, Zusammenziehungen — man möchte sagen: Verstümmelungen, die vorzunehmen Baechtold sich gestattete, würde Leuthold niemals gutgeheißen haben. Der pedantische Herausgeber ist geradezu willkürlich, ja zuweilen unverständig mit dem ihm anvertrauten Schatz umgesprungen. So hat Leuthold, wenn er sein schwungvolles Gedicht „Entsagung": „Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte" ꝛc. recitirte, nach Zingerle's Zeugniß stets den Refrain: „Mein stolzes Herz, sei du dir selbst genug!" statt des matten: „Verlangend Herz, sei du dir selbst genug!" gebraucht. Zingerle fügt hinzu: „Ein Herausgeber muß diese entschiedene Besserung des Textes berücksichtigen." Dieser Kehrreim paßt auch zu dem ganzen herbtrotzigen, stolzen Inhalt des Gedichts viel besser und spiegelt den echten Leuthold viel klarer wieder.

Das duftige Stimmungsbild „Ave Maria" ist nur halb in die Gedichtsammlung gekommen. Die ursprüngliche Form, wie es von Leuthold's Hand in einem Buche geschrieben steht, ist die folgende:

Ave Maria.

Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,
Auf leichten Sohlen schleicht sie mild einher,
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels stille Pracht
Ausspannt sie langsam über's Mittelmeer. —
Vom Kirchlein, einsam auf dem Fels am Strand,
Weht leises Läuten über Meer und Land.
Sonst Alles still; nur durch das Schilf spielt lind
Der Abendwind.
Ave Maria!
Nun lehnt der braune Schiffer stumm am Mast,
Und sinnend starrt er in die off'ne See;
Er denkt der Seinen bei der Abendrast,
Und ihn, des Meeres steten, rauhen Gast,
Erfaßt ein banges, ungewohntes Weh.
Ob er sie wiedersieht im Abendlicht,
Die ferne Heimath, ach, er weiß es nicht;
Er betet leis — und Thränen rieseln lind
Für Weib und Kind.
Ave Maria!
Der finstere Bandit im Apennin
Läßt ruh'n die Beute, wie er sie geraubt,
Das Abendläuten, fremd ergreift es ihn;
Er schlägt das Kreuz, liegt reuig auf den Knien,
Geneigt sein trotziges, verfehmtes Haupt.
Des Tages Mühen warf er über Bord;
Die Hände, die noch blutig sind vom Mord,
Er streckt sie himmelwärts, durch seine Seele geht
Ein stumm Gebet
Ave Maria!
Ich aber steure lässig meinen Kahn;
Des Weltengeistes Odem lauscht' ich stumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnsucht stillen Ocean;
Die Liebe sei mein Evangelium —
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein.
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poesie,
Sei gegrüßt Marie!

Hiervon finden sich in der Sammlung nur die Anfangs- und Endstrophe. Jedoch däucht uns, daß Leuthold, indem er das Leitmotiv in der zweiten und dritten Strophe in so geschickter Weise variirt, dadurch den in der Schlußstrophe ausgesprochenen Gedanken prägnanter, wirksamer gestaltet; auch wird dadurch das „aber" der letzten Strophe (erste Zeile: „Ich aber steure lässig meinen Kahn") viel berechtigter, als in der in den „Gedichten" stehenden Form.

Ferner enthält die Leuthold'sche Gedichtsammlung eine „Elegie aus dem Süden". Gewiß sprechen auch die beiden nachstehenden Elegien an, welche die Fortsetzung zu der eben genannten bilden.

Zweite Elegie.

Gib mir den Arm, o Freund; schon senkt sich die Sonne; vom Kloster
Mahnte der silberne Mund Gläubige schon zum Gebet.
Sieh nur, verschleiernd bereits die lieblich geschwungenen Linien,
Ueber'm Sabinergebirg' dämmert ein bläulicher Duft;
Auf den Ruinen und um das versunkene Marmorgebälke,
Leben verbreitend um Tod, wuchert das Epheugelock.
Immer den Bergweg fort durch den Hain der Orangen; wie würzig,
Nordischen Sinnen wie fremd, duftet im Süden die Nacht!
Hörst du die Schüsse der Böller, dazwischen den Klang der Guitarre,
Klirren des Tamburins und der Raketen Gezisch?
Lärmen des Festes ist's, das hier im entlegenen Felsnest
Irgend ein mythischer Brauch jährlich zu feiern gebeut.
Christlichen Ursprungs nennt es der Prete. Als heiligen Joseph
Neben dem Eselein ehrt er den Schlemmer Silen.
Mythische Deutung gibt dem Feste das Volk; es entstamme
Uralt heidnischem Dienst eines vergessenen Gott's;
Denn es wechseln die Götter; dem Cultus der Freude nur bleibst du
Mühsalduldend Geschlecht sterblicher Menschen getreu.
Unscheinbar ist der Ort, doch triest er vom Segen der Götter,
Wein- und rosenberühmt sind die Gelände umher.
Festschmuck prangt an den Häusern, Guirlanden von Blumen und Epheu,
Gräßlich — in Fresko gemalt — auch wohl ein „Santo" dabei.
Schwärmer durchschwirren die Luft . . . es schweifen an Rosengehegen,
Taghell beschienen vom Mond, glückliche Paare dahin.
Hier wird Morra gespielt; dort kämpfen improvisatori;
Wogend im Wechselgesang tönt die melodische Schlacht.
Alles ist hier osteria . . . albergo der „marinari",
— Wo ihm der „Schiffbruch" droht — nannte mir Cecco den Schank.
Sieh, dort glitzert ein Schild und drüben, entfesselt im Tanzraum
Nur noch der Thyrsus fehlt — rast die bacchantische Schaar.
Hierher wende den Schritt . . . hier sind die „gebildeten Klassen",
Honoratioren des Orts, Künstler und städtisches Volk.
Schau, wie den lockigen Knaben, die Kunst labyrinthischen Tanzes
Uebend, die Töchter des Lands neckisch sich nahen und flieh'n.
Schön vor Allen jedoch ist Annina, wie reizend die Büste
Wölbig und schlank zugleich über den Hüften sich wiegt!
Hoheit thront auf der Stirn, wenn sie naht, und unendliche Anmuth,
Wenn sie geschmeidigen Leibs wieder dem Arm sich entzieht.
Sieh, nun führt sie den Chor . . . voll Adel ist jegliche Wendung,
Rhythmischen Wohllauts voll jede Bewegung an ihr,
Alles an ihr ist Seele vom Haupt bis zum niedlichen Füßchen,
Alles ist Leben und doch plastische Ruhe an ihr.

Endlich verstummen Guitarre und Trommel . . . nun komm mit den Mädchen,
Cecco — den heimlichsten Platz hab' ich gefunden für euch,
Dort am äußersten Ende der rebenumrankten Veranda,
Luftig . . . und frei den Blick über das leuchtende Meer.
Aber du lächelst, Annina, und schweigst . . . in etruskischen Krügen
Bringe der Schenke des Weins, welcher die Zunge dir löst!

Digitized by Google

Laßt uns die Mondnacht denn mit Gesang und mit Reigen durchschwärmen! . . .
Bis der Okeanos Fluth Eos, die Göttin, entsteigt
Und im ambrosischen Reiz mit den rosigen Fingern des Tagwerks
Allzeit nüchternen Pfad Sterblichgeborenen weist,
Feiern wir Eros, den Schalk, und den Spender der Lust, Dionysos,
Wein- und rosenberauscht, wie sie Anakreon sang.

Dritte Elegie.

Anakreon.

Hier erst lernt man die Alten versteh'n, wo das Meer und der Himmel,
Sprache und Bildung des Volks, Alles an Hellas uns mahnt.
Wem, der die Küsten und Inseln umschifft, wem hat das Gemüth nicht
Mächtig dein Zauber berührt, göttlicher Alter, Homer?
Aber im Herbst, wenn die Traube gereift, und die Vignen vom Bergwald
Bis in die Gassen der Stadt duften vom köstlichsten Most,
Wenn von dem Jubel der Winzer der Tag und vom Klang der Guitarre
Oder des Tamburins tönt die ambrosische Nacht,
Reih'nanordnenden Rufs, die Leier umwunden mit Epheu,
Wankst du im Tanzschritt dann, teischer Sänger, daher.
Aber schon sah dich ein Schwarm schönfüßiger Mädchen; mit Ketten
Duftender Rosen bereits singend umtanzt dich der Chor:
„Sei uns vor Allen gegrüßt, du schmachtender Sänger der Liebe,
Liedergesegneter Mund, welchen die Charis geküßt!"
Süßer jedoch als der Seim der Bienen vom Berge Hymettos,
Würzig wie samischer Wein trieft dir vom Munde das Lied:
„Mädchen, o gebt mir des Weins in durstigen Zügen zu trinken,
Ach, ich verlechzte beinah' unter der Hitze des Tags.
Kränzt mich mit Blumen des Bacchos; sie kühlen die glühende Stirn mir;
Doch wie — Mädchen, o sagt! — still' ich im Herzen die Gluth?"

Ferner müssen wir noch eines Vorwurfs Erwähnung thun, den man gegen Leuthold erhoben hat. Man hat nämlich behauptet, daß Leuthold's Schönheitideal sich nahezu ausnahmlos in einem einseitigen Wohlgefallen an der bloß äußeren schönen Erscheinung ausspreche, daß die Schönheit, wie Leuthold sie feiert, nichts von ihrer edleren Schwester, der Sittlichkeit, wisse. Ernst Ziel hat diese Behauptung aufgestellt und sich dabei vorwiegend auf die Gedichte: „Einer Italienerin", „Auf eine Todte" und namentlich auf die Schlußstrophen von „Auf den Tod eines jungen Dichters" gestützt. Wie man aber aus diesen Strophen irgend etwas in ethischer Beziehung Anstoßerregendes herausconstruiren kann, will uns nicht einleuchten. Das Gedicht stammt — wie wir stark vermuthen, wenngleich wir es nicht bestimmt behaupten können — aus der Zeit des Aufenthalts Leuthold's im Süden Europas — ein Moment, das wir festzuhalten bitten, weil es bei den folgenden Erörterungen von Bedeutung ist. Es zeigt uns den Sieg des Kunstschönen („Maß" und „Anmuth") über die Sinnlichkeit, es enthält zwar eine gute Dosis Sinnlichkeit, aber nichts Gemeines, sondern idealisirte Sinnlichkeit, wie sie in den unsterblichen Liebesliedern eines Goethe, eines Hamerling, in vielen Gedichten der edelsten Dichter aller Nationen lebt. Weit schwerer jedoch ist der Vorwurf, den Ziel auf Grund des Gedichtes „Auf eine Todte" gegen Leuthold erhoben hat, indem er sagt: „Geradezu eine Entthronung der Sittlichkeit zu Gunsten der Schönheit aber enthält die nachstehende für Leuthold typische Verherrlichung des Hetärenthums."

— — Die Welt tritt zischelnd an den Todtenschrein
Und wirft, gebläht von stummem Eigenruhme,
Herzlos auf die Gefall'ne Stein um Stein,
Verhöhnend die so früh geknickte Blume.
Ich aber starr' auf diesen Tempel hin,
Der, lang entweiht, verfallen der Vernichtung;
Und um den Leib der schönen Sünderin
Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

Dieses Gedicht stammt aus der Jugendperiode des Dichters, aus dem Jahre 1853. Die hier Gefeierte war eine durch und durch Unglückliche, eine Näherin, welche jung, von wunderbarer Schönheit und schwindsüchtig war und ihre Mutter zu ernähren hatte. Das tragische Ende des unglücklichen Geschöpfes, deren Tod das Zischeln und Tuscheln der Welt hervorrief, ergriff Leuthold tief und ließ ihn die poetische Verklärung schreiben. Gewiß, wir geben zu, daß Leuthold sich an ein Sujet gewagt hat, welches heikler Natur ist und eine gewaltige Souveränität über die bloße Materie erheischt. Manches geringere Dichtertalent wäre bei der Behandlung eines derartigen Vorwurfes aber erlahmt und hätte ein grausiges Bild der Häßlichkeit, der Gemeinheit gemalt, während Leuthold's dichterischer Genius über dem Stoffe schwebt, ihn seiner Erdschwere enthebt und in den Tempel „gottentstrahlter" Schönheit rückt. Auch übersehe man nicht, daß der Dichter ausdrücklich den Leib „lang entweiht" nennt — wie kann man das eine „typische Verherrlichung des Hetärenthums" nennen, zumal in dem ganzen Gedichte eine Feinheit, fast möchte man sagen: eine Vergeistigung der Empfindung lebt, die nicht im Geringsten am Körperlich-Sinnlichen haftet. Was endlich das Gedicht „Auf den Tod eines jungen Dichters" anbetrifft, so lautet das zweite, aus dessen Schlußdissonanz Ziel seine Behauptung herleitet, in der ursprünglichen Form ganz anders, als in der späteren Bearbeitung, die in den „Gedichten" steht. Die ursprüngliche Form dagegen, wie Leuthold diese Gedichte eigenhändig in ein Buch schrieb, lautet: „Auf den Tod eines jungen Dichters" nur im ersten Theil gleich, bis auf das bisher unbekannte Motto:

Es ist ein unbarmherz'ger Gott,
Der diese Bahn den Armen wies,
Der auf das Kind des Elends noch
Den Fluch geworfen des Genies.

Der zweite Theil lautet:

Sie kam zu ihm in stiller Nacht,
In lichter, gottgeweihter Stund,
Und schlang um ihn die Arme sacht
Und küßt ihn leise auf den Mund.
Wie eine keusche, hohe Braut,
Mit reinem Feuer liebt er sie,
Von seinen trunk'nen Lippen thaut
Der Perlenquell der Poesie.
Der Zeisig lockt, die Lerche schlug
Und um ihn duftete der Lenz; —
Da schreckt die Noth, die Noth ihn auf,
Der schwere Kampf der Existenz.
Und seine Braut soll dienen geh'n,
Die Muse, dieses edle Weib,
Feil bieten auf dem off'nen Markt
Den schlanken, lilienschönen Leib?!
Nein, nimmermehr! ha, wie der Zorn
Auf seiner Stirne da geloht!
Groß war sein Stolz, doch müd' sein Geist,
Und größer, größer ward die Noth.
Der Nahrungssorge ekler Wurm
Schlang würgend sich um sein Genick;
So litt dein Kind, so starb dein Kind,
Du Volk der freien Republik!
Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnte dein Poet!
Ein Fluch auf seine Armuth war
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.
Und wieder ruht er in der Früh,
Den jäh das Schicksal übermannt,
Ein lichter, gottestrunk'ner Geist,
Den seine Heimath nicht erkannt! (1851.)

Merkwürdigerweise ist der in den „Gedichten" enthaltene Theil von Baechtold erst in späterer Auflage hinzugefügt worden. Der dort enthaltene zweite Theil, welcher viel später (17. November 1870), in den Jahren traurigster, geistiger Verstimmung und Niedergeschlagenheit verfaßt worden ist, bildet zum ersten gedruckten Theile eine schrille Dissonanz. Die Verschiedenheit des Versmaßes und der Mangel innerer harmonischer Verschmelzung der beiden in den „Gedichten" enthaltenen Theile sind es, welche Zweifel aufsteigen lassen, ob das zweite Gedicht wirklich von Leuthold selbst als eine Fortsetzung von „Auf den Tod eines jungen Dichters" gemeint war.

Wie sehr man im Irrthum ist, wenn man meint, Leuthold sei ein Verherrlicher des Hetären- und Grisettenthums, erhellt aus dem folgenden Briefe Leuthold's, in welchem es heißt:

„Das französische Leben, das ich hier etwas genauer kennen zu lernen Gelegenheit habe, gefällt mir immer schlechter. Wohl stößt man hier nicht bei jedem Schritt auf deutsche Dummheit und Plumpheit, aber man sucht auch die deutsche Gemüthlichkeit und Ehrlichkeit vergeblich. Ob ich gleich kein Moralist bin, mir ekelt vor diesem französischen Treiben: überall krasser Materialismus und Schmutz; das Uebrige reducirt sich auf Schein und Flitter. Im Gebiet der Wissenschaft vermißt man hier ganz die deutsche Gründlichkeit und Tiefe; überall nur Form, Aeußerlichkeit, Haschen nach Effect. —

Im Privat- und Familienleben stößt man hier auf die erbärmlichste Prosa. Auch das Grisettenleben der Studenten, das ich so voll romantischer Nüancen wähnte, entbehrt durchaus aller Poesie. Diese Grisetten sind in der Regel Geschöpfe ohne alle Bildung, ohne Sinn für Kunst,

Digitized by Google

ohne Gemüth, ohne Gefühl: nur ihre Frivolität ist zuweilen interessant, weil naiv und originell, öfter aber besitzen sie auch in dieser Beziehung nichts als die gemeinste Genußsucht.

Wie anders habe ich mir dieses französische Leben vorgestellt! Aber allmählich fallen mir die Schuppen von den Augen. Der Gedanke, der meiner „Magdalene" zu Grunde liegt, ist leider nur eine poetische Illusion, ohne alle Wahrheit. Ich glaube nicht, daß je eine französische Sünderin über ihre Lebensart Gewissensbisse empfunden, sie sei denn alt oder häßlich und daher zurückgesetzt, verschmäht, oder aber durchaus blasirt gewesen.

O, wie sehne ich mich wieder nach der gemüthlichen Langeweile und der dummen Geradheit, die immer noch im Vergleich mit Frankreich ergiebig genug auf deutschem Boden wächst!"

Diesen Brief schrieb Leuthold in Straßburg am 2. Januar 1854. Er stammt also ungefähr aus der Periode, in welcher fast alle hier in Betracht kommenden Gedichte, die für Leuthold's Sittlichkeit so gravirend sein sollen, entstanden sind. Einen Commentar brauchen wir dem Schreiben nicht anzuhängen. Aber auf ein anderes Moment müssen wir hinweisen. Nicht mit Unrecht hat man von manchem erotischen Gedicht Leuthold's behauptet, daß demselben Innerlichkeit fehle, daß es mehr akademische Phantasiestudie, als der Ausfluß von des Dichters eigenstem Innern sei. Diese Behauptung ist nicht ohne Berechtigung. In Zeiten, wo der Dichter sich von der Außenwelt angeekelt fühlte, wo er sich vom geselligen Verkehr zurückzog, flüchtete er sich in eine erträumte Welt, die er mit den Gestalten und Gebilden seiner Phantasie bevölkerte. In solchen Augenblicken, in solcher Zwitterstimmung, wo er einerseits sich herb-trotzig von der Außenwelt abschloß und sich andererseits in ihm ein unwiderstehlicher Drang nach dem Glücke, nach dem Lebensgenusse — oder wie man's nennen will — regte, spann er sich in verlockende Träume ein, die seine Phantasie ihm vorgaukelte. Das in allererster Hinsicht ist der Grund, warum manche von Leuthold's Poesien in das Ueppige hinüberspielen und zuweilen in sybaritischen Genüssen zu schwelgen scheinen. Denn einen so hochfliegenden Geist unser Schweizer Dichter auch besaß, so verleugnete er andererseits auch nicht seine leibliche Natur. Einen ähnlichen Gedanken spricht Leuthold in dem folgenden, dem Nachlaß entnommenen Sonett aus:

„Wer mag dem Drang der Jugend widersteh'n?
Wie Knosp' und Blüth' im Frühling sich entfalten,
Vermag ich nicht den Trieb zurückzuhalten
In Liebesgluth zu schmachten, zu vergeh'n.
Oft lieb' ich meine Verse zu durchspäh'n
Und kann mich dann des Lachens kaum enthalten
Bei jenen sinnlich-üppigen Gestalten,
Die ich nie anders als im Traum geseh'n.
Ein einzig volles Glück, das ich durchlebte,
Es machte wohl mein Lied ätherisch rein,
Wenn wonnetrunken mir das Herz erbebte.
Vielleicht auch, daß ich nach dem Höchsten strebte,
Wär' solche selt'ne Wunderblume mein,
Nicht haltlos mehr in leeren Träumen schwebte.

Auch dieses Gedicht stammt aus dem Anfang der fünfziger Jahre. Es ist ein Beweis dafür, daß Leuthold — man möchte sagen — eine mehr ideale, denn reale Don Juannatur war. Die Gedichtsammlung enthält zum Beweise für des Dichters feines Gefühl für das Echt-Weibliche genug Poesien. Und das kindlich-fromme, unschuldig-naive Gedicht „Meines Kindes Abendgebet" würde ein wirklicher Verehrer des Hetären- und Grisettenthums, in dem faunische Genußliebe lebt, schwerlich haben verfassen können. Dieses Gedicht ist im Jahre 1857 entstanden, also wiederum in der hier wichtigen Epoche. Endlich wollen wir, um nur einen Beweis dafür zu geben, daß Leuthold auch in seinen letzten Jahren weibliche Tugend hochschätzte, ein noch ungedrucktes Gedicht mittheilen, welches er im Jahre 1870 verfaßte:

In ein Mädchenalbum.

Blumen, liebliche Symbole,
Seh' ich hier sich reich entfalten,
Wünsche, die zu deinem Wohle
Sinnig sich zum Wort gestalten.
Zwar den Lenz kann rauhes Wetter,
Uns die Zukunft rauh berühren,
Mancher Sturm kann zarte Blätter
Und der Blüthen Duft entführen.
Aber keiner Zeit zum Raube
Haucht in's Herz mit sanfter Mahnung
An die Tugend dir der Glaube
Eines ewigen Frühlings Ahnung.
Reife diesem Lenz entgegen
Im Empfinden, Denken, Handeln,
Und auf allen Lebenswegen
Wirst du wie auf Blumen wandeln. (1870.)

Nochmals bemerken wir, daß Leuthold in den letzten Jahren, in diesem grausig düstern Lebensabschnitt, sich zu derben Ausschreitungen hat hinreißen lassen, um deretwillen ein engherziger Tugendritter ihn verurtheilen würde. Derartige Extravaganzen fallen aber stets mit einem Anfall seiner seelischen und leiblichen Erkrankung zusammen; deshalb ist Leuthold für dieselben nicht verantwortlich zu machen. Diejenigen Glücklichen allerdings, welchen ein gütiges Schicksal den Lebenspfad geebnet hat, mögen mit Gleichgültigkeit, mit pharisäischem Hochmuthe, vielleicht auch mit Verachtung auf den von rauhen Lebensstürmen, in der Jugendkraft gebrochenen Wanderer hinabsehen, dessen „Lebensbahn mit Trümmern" übersäet ist, der es in der Welt nie „zur Einheit" gebracht. Manch früherer Genosse und Freund Leuthold's, der einst mit dem Dichter manche Nacht hellenisch durchschwärmt, hat jetzt, da er sich rechtzeitig auf den Sockel materieller Wohlhabenheit gerettet, den unglücklichen Dichter vergessen, ja, er lauscht, gehüllt in die eigene, seiner Ansicht nach rein gebliebene Toga, mit nicht geringer schadenfroher Genugthuung, wenn sich hin und wieder eine Stimme gegen den „lasterhaften" Genossen erhebt. Um so mehr erquickt es die wahren Freunde Leuthold's zu wissen, daß es unter den Personen, welche Leuthold nahe gestanden, eine nicht unerhebliche Anzahl gibt, die unserm Poeten auch noch über das Grab hinaus treu ergeben sind. Und da sei es uns gestattet, zum Schlusse dieser Arbeit, einige Worte des nun 74jährigen Sohnes Justinus Kerner's, des Hofraths Dr. Theobald Kerner anzuführen, welcher uns über Leuthold schreibt:

„... Ich hatte Leuthold gerne; seine Erscheinung und sein ganzes Wesen war mir sympathisch. Die Seherin von Prevorst hätte von ihm gesagt: »Er hat einen guten Sternengeist«. Durch die vielen großen und kleinen Geisteslichter, die im Kernerhause wie Leuchtkäferchen in den Julinächten scharenweise aus- und einflogen, wurde ich bald gegen äußere blendende Erscheinungen abgestumpft und habe frühzeitig erkannt, daß die leuchtendsten hinter dem Sonnenlichte schwarz und nichtsbedeutend waren ...; trotzdem daß sie so golden zu schillern wußten, war der Revers der Medaille fleckig und grünspanüberzogenes Tombak.

Der gute Leuthold aber war wie Freiligrath, ohne äußeren gemachten Schein, eine ehrliche, biderbe Natur, nichts Schauspielerisches, Gekünsteltes, Gemüth und Geist im schönsten Einklang. Mit seiner hohen strammen Gestalt und in seinem einfachen schlichten Wesen erschien er mir oft wie ein braver Landsknecht, der sich tapfer durch's Leben zu kämpfen weiß, ohne den prunkenden Namen eines Ritters vom Geiste zu beanspruchen.

Ich lernte Leuthold — so viel mir erinnerlich — zuerst in Stuttgart in der Künstlergesellschaft »Bergwerk« kennen, kam von da an oft mit ihm zusammen. — Als ich nach Weinsberg von Cannstatt übergesiedelt war, kam er mit Moritz Hartmann zur Einweihung des Denkmals meines Vaters nach Weinsberg. Auf dem Aeolsharfenthurm der Weibertreue habe ich seinen Namen neben dem von Moritz Hartmann in die Mauer graviren lassen.

Ich bin bald 74 Jahre alt, da schwimmen die lichten Erinnerungen meiner Jugend wie die Sterne der Milchgasse wirr durcheinander — aber ich weiß, daß ich Leuthold recht lieb hatte und er diese Liebe vollauf verdiente."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vorjährige Hyacinthen.

Von Rudolf Schmidt.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ernst Brausewetter.

Es war an einem Sonntag Vormittag, das Frühstück war vorüber; aber da das Bureau heute nicht geöffnet wurde, war der Postmeister in der Wohnstube geblieben. Er war in dieser Zeit nicht sonderlich beweglich; sein auf einem niedrigen Rohrstuhl ausgestrecktes Bein schmerzte ganz unerträglich. Wenn die Luft anfing Triebkraft zu zeigen, machte sich die alte Wunde vom Kriege her meist einige Tage lang von Neuem bemerk-

Digitized by Google

bar. Der Postmeister wußte das sehr gut; aber es gibt Dinge, an die man sich niemals gewöhnt, und jede Wiederholung der alten Tage machte ihn bitter und verstimmt.

Und trotzdem! Wie er da saß und den Blick über den so überaus freundlichen Raum der Wohnstube hinschweifen ließ, mußte er bei sich selbst gestehen, daß es noch vor einem Jahre, als er noch nicht verheirathet war, ganz anders ausgesehen hatte. Die Möbel waren freilich größtentheils dieselben: die Postmeisterstelle in Lyngkjöbing war knapp besoldet und die Hochzeit, sowie der kurze Aufenthalt in Kopenhagen hatten eine Ausgabe von drei bis vierhundert Kronen mit sich gebracht; daher waren keine Mittel da, das alte ausgediente Hausgeräth neuherauszuputzen oder es, wie es wohl nöthig sein konnte, durch Neues abzulösen. Nichtsdestoweniger sah Alles so auffallend neu aus. In dem leeren Winkel zwischen dem Fenster und dem Secretär war ein netter, altmodischer Blumentisch mit Vergoldung in den Einschnitten der weißgestrichenen Flächen aufgestellt — derselbe war einige Tage vor der Hochzeit auf einer Auction für einen Spottpreis gekauft und füllte die breite, offene Lücke, über die sich der Postmeister in seinen Junggesellentagen oft geärgert hatte, ohne sich jedoch jemals den Kopf zu zerbrechen, wie er dem Mangel abhelfen sollte, auf das Glücklichste aus. Einige Kupferstiche und Photographien nach berühmten Meisterwerken belebten die dürftige graue Tapete der Wand in dem Grade, daß sie nicht mehr wiederzuerkennen war; sie waren das private Eigenthum seiner Frau und von ihr mit in's Haus gebracht. Dann war da der alte Lehnstuhl, dessen häßlicher Roßhaarstoffbezug seit vielen Jahren zerrissen und zerborsten war — wie strahlte er nicht in dem neuen Ueberzug von dunkelgrünem Granité, dessen prachtvolle Längenstreifen längs der Mitte der Rücklehne und des Sitzes sie mit eigenen Händen in einem wundersam aussprechenden Muster gestickt hatte. Zur Beschaffung eines neuen Bezuges für das Sopha und die übrigen Stühle hatten die Mittel vorläufig nicht ausgereicht; aber sie waren wie übersponnen mit hübschen Filetarbeiten und die zerrissenen Stellen so sinnreich mit kleinen niedlichen Deckchen aus cremefarbenem, spitzenbesetzten Zeug, mit Schlummerrollen mit großen gestickten Schleifen, und Gott weiß was verdeckt.

Wie das Licht in einem breiten Streifen über die gemalte Bastmatte hineinfiel, die jedes Vermissen eines Bodenteppichs so völlig zum Schweigen brachte, konnte der Postmeister nicht leugnen, daß sein dürftiges Heim einen Hauch der Gemüthlichkeit und Schönheit erhalten, den er früher eigentlich niemals für möglich gehalten, und alles dies verdankte er seiner Jugendneigung, die in stiller Beschäftigung da vor seinen Augen herumhantirte. Ganz unerwartet hatte er sie draußen auf Lindbyholm getroffen, als er sich endlich einmal bequemte, der alljährlich wiederholten Einladung des Jägermeisters zu der großen Gesellschaft nachzukommen, die derselbe nach altem Brauch an jedem Neujahrsabend gab.

Das Wiedersehen hatte auf ihn überwältigend gewirkt, besonders da er erfuhr, daß es nur von ihm abgehangen hatte, seine alte Liebe aus den lustigen Studententagen um Jahr und Tag früher zu sehen; denn es war ja doch eigentlich mehr Brummigkeit, Mangel an Aufgelegtheit, eine ausgesprochene Unlust, den alten, mit Wolfsfell gefütterten Pelz anzuziehen und sich auf schlechten Wegen in einem Wagen zwei bis drei Stunden durchschütteln zu lassen, als die Schmerzen in der bei Düppel erhaltenen Wunde, die immer als Grund für seine Absage gedient hatte. Eigentlich war die Wunde verschiedene Jahre lang ziemlich manierlich gewesen; erst jetzt, da er verheirathet war und so gute Pflege so nahe bei der Hand hatte, hatte sie sich wieder ernstlich gemeldet — gleichsam zur Strafe, weil er sie so oft als Vorwand gebraucht hatte; denn die Neigung, Abends mürrisch und verdrießlich in seiner Höhle und bei dem Licht einer qualmenden Petroleumlampe zu sitzen, die niemals ordentlich brannte, an einem Whisky-Toddy zu nippen, der in einem Glase mit hohem Fuß vor ihm stand, hatte im Laufe der Jahre eine wunderliche Macht über ihn erlangt, obwohl er sich jeder Zeit ehrlich eingestanden hatte, daß „die Höhle" durchaus nicht einladend war.

Die Ungemüthlichkeit derselben, die Schicht von Staub, die auf allen Möbeln lag, die kleinen aufgesparten Häufchen Schmutz in den Winkeln, die zerlumpte Unsauberkeit der Tischdecke und der Gardinen — all' die auffälligen Kennzeichen von der gebieterischen und doch so unglaublich nachlässigen Leitung des Hauses durch die alte Karen waren ihm in einem Grade auffallend, wie niemals früher, als er spät des Nachts, gut ein paar Stunden in das neue Jahr hinein, von dem lustigen Abschiedsfeste für das alte bei dem Jägermeister heimkehrte. Er konnte es in der Wohnstube geradezu nicht aushalten, und in's Bett zu gehen hatte er auch keine Lust. So setzte er sich denn in das Bureauzimmer, in dem es hundekalt war, und nahm in dem alten gebrechlichen Korbstuhle Platz, in dem er seine dienstlichen Obliegenheiten zu erledigen pflegte.

Eines gab es, was die alte Karen niemals versäumte, wenn ihr Herr ausnahmsweise Abends aus war: nämlich den Kochapparat hinzustellen, Wasser in den Kessel zu füllen und die Whiskyflasche daneben zu stellen. Sie hielt selbst allzuviel von einem Gläschen, um in diesem Punkte Vergeßlichkeit zu zeigen. Und selbst wenn der Postmeister in den Häusern, in denen er auf Besuch gewesen, gut bewirthet war, pflegte er sich immer einen solchen kleinen Schlaftrunk zuzubereiten und ein Stündchen in dem seltsamen grübelnden Dusel zuzubringen, der ihm nun einmal zur Gewohnheit geworden war.

Unwillkürlich hatte er die Streichhölzchen ergriffen, um die Flamme unter dem Kessel zu entzünden; aber mit plötzlicher Verschämtheit legte er die Schachtel wieder fort. Es leuchtete plötzlich in seiner Seele wie ein Festlicht. Das unerwartete Wiedersehen bekam so ganz und vollständig Macht über ihn. Freilich waren ihre Wangen ein wenig hohl geworden, freilich hatten ihre Augen, für die er bis zur Raserei geschwärmt hatte, diese wunderbaren kornblauen Augen, ihren strahlenden Glanz verloren; aber den rührenden, treuen Blick besaßen sie doch noch immer, und wie sie eifrig bemüht war, darüber zu wachen, daß die Diener und Mädchen ihre Pflicht thaten, hatte er Gelegenheit gefunden sich zu überzeugen, daß ihre Gestalt, wenn auch in reifer weiblicher Fülle entwickelt, doch noch fast dieselbe luftige Anmuth besaß, wie vor zwanzig Jahren, als er sie in taumelnder Freude, als öffnete sich der Himmel über ihm, auf dem Ball des Agenten im Tanze geschwungen.

Und die Hingebung und Rücksicht, welche ihr, trotz ihrer untergebenen Stellung, von der kränklichen Frau des Jägermeisters, deren rechte Hand sie war, erwiesen wurde, die Liebe, mit der die beiden bald erwachsenen Töchter sich so offenbar ihr angeschlossen, trugen von Neuem dazu bei, den alten Glorienschein um ihr goldiges Haar zu legen; als junger Student hatte er zu ihr wie zu einem höheren Wesen emporgeblickt — diese alte Stimmung war nun wie durch ein unbegreifliches Wunder wieder zurückgekehrt. Nur wenige nichtssagende Worte waren zwischen ihnen gewechselt; dennoch hatte er bemerkt, daß sie froh darüber war, ihn wiederzusehen, recht von Herzen froh.

Und er? Ja, erst jetzt merkte er, wie ergriffen er eigentlich war. Die festlichen Lichter in seinem Innern schimmerten mit ständig stärkerem Glanz. Töne brausten durch sein Gemüth; es war, als wenn die geschwärzte Decke des Bureaus plötzlich hoch, hoch emporgehoben würde und die kräftigste Resonanz gab. In einem Nu verstand er sich selbst viel gründlicher und besser, als früher.

Sein einsames, mürrisches Brüten war eine Vorbereitung zu dem gewesen, was nun gekommen war — eine Vorbereitung, das war das rechte Wort. Ganz gewiß hatte er gern gesessen und die Gedanken in einem unbestimmten Nebel umherschweifen lassen und war im Grunde genommen nicht so ganz unzufrieden gewesen, wenn er als Nachwirkung des Whisky-Toddy eine gewisse Schwere im Kopf gespürt hatte, die ihn gefangen hielt, während er mit besonderer Aufmerksamkeit auf das taktmäßige „Singen" der Petroleumlampe horchte, welches in dem todtenstillen Zimmer so merkwürdig laut tönte. Aber in diesem Dusel war die Erinnerung daran, einst beim Anblick einer hohen, schlanken Mädchengestalt von einem bald freudigen, bald peinvollen, aber immer wunderlich erhebenden Gefühl erfüllt worden zu sein, im Verborgenen zugegen gewesen — das merkte er nun. Die Unlust, welche mehr und mehr über ihn gekommen war seit dem Augenblick, da er vor einer Reihe von Jahren in dieser abgelegenen jütischen Provinzialstadt, die sich durch weiter nichts als ihren ungewöhnlich lebhaften gesellschaftlichen Verkehr auszeichnete, vor Anker gegangen war — diese Unlust, diese ständig wachsende Abneigung sich vom Flecke zu rühren, die bisweilen sogar ihn selbst in schwache Verwunderung versetzt hatte: sie erschien ihm nun wie ein dunkler, unbewußter Drang über die beste und lichteste Erinnerung seines Lebens zu brüten und sich den Teufel um Rittergutsmittage, Klubabende und L'Hombrepartien sowie all' die übrige Herrlichkeit zu kümmern, die das dumme kleine Lyngkjöbing zu bieten hatte.

Aber aus der Ferne des Gedenkens war sie ihm nun gesund und lebenskräftig, voll Thatkraft und Eifer, vergöttert von einem ganzen Kreise, wie er selbst sie seiner Zeit vergöttert hatte, entgegengetreten. Und plötzlich überkam ihn das Gefühl, daß er der elendeste Lump sein müßte, wenn er nicht eine Schlacht schlug, um den Besitz des Schatzes zu erringen, den er als junger Student begehrt, sich aber vielleicht hauptsächlich durch augenblickliche Bestürzung und schwächliche Furcht hatte entgehen lassen. Ganz gewiß kam einen Augenblick wieder ganz dieselbe Furcht in ihm empor und durcheilte sein Herz mit tödtlicher Kälte. Seit einigen Jahren hatte sie in seiner Nähe gelebt und es geradezu vermieden mit ihm zusammenzutreffen, was ihr doch so leicht gewesen wäre. Wenn sie ihn nun nicht haben wollte, wenn seine Werbung abgewiesen würde? Ja, dann würde ihm der Aufenthalt in Lyngkjöbing unerträglich gewesen sein, und selbst, wenn es ihm glückte, versetzt zu werden, würde er für den Rest seines Lebens ein unseliger Mensch sein. Unwillkürlich sah er die Whiskyflasche an und schauderte bei dem Gedanken, daß sie in vollem Ernst sein einziger Trost werden sollte.

Aber auf der anderen Seite: unterließ er es zu freien, würde er ein Leben voll Ungewißheit und Spannung zubringen und die Angst davor, wie es gehen würde, wenn er einmal den Muth faßte, den entscheidenden Schritt zu wagen, würde ihm das Blut aus dem Herzen saugen und ihn mit ihren Schreckbildern Tag und Nacht verfolgen. Nein, der Versuch mußte gewagt werden, und zwar sogleich; es galt, wie ein muthiger Kerl draufzugehen.

Drauf! Das war das Wort seines Obersten, als er an jenem unglücklichen Junitage das achtzehnte Regiment zu dem blutigen, heldenmüthigen Kampfe um die Landstadt Kjaer führte; er hatte in diesen Worten eine elektrisirende Macht empfunden, sie selbst in dem Augenblick gefühlt, als er von zwei preußischen Kugeln zugleich getroffen, am Rande der Schanze umsank. Wieder wirbelten die Trommeln vor seinen Ohren, wieder hörte er das schmetternde Hurrah! womit die geschlossenen Reihen im Sturmschritt auf dem Landwege daherstürmten. „Drauf!" Jawohl, er wollte sogleich, stehenden Fusses an sie schreiben.

Und er ergriff einen Bogen Papier der Art, wie er sie zu dienstlichen Meldungen zu brauchen pflegte, und schrieb ihr mit fester Hand, daß er sie vor zwanzig Jahren bis zur Vergötterung geliebt hatte und lebhaft fühlte, er liebte sie noch. Er hätte in seinen jungen Tagen ein lockeres Leben geführt, das wollte er ihr offen sagen; aber selbst in der Zeit hätte sie in seinen Gedanken gelebt. Nur kleine und dürftige Verhältnisse vermöchte er ihr zu bieten; aber nach diesem Zusammentreffen, das er so wenig geahnt und erwartet hätte, konnte und wollte er nicht unterlassen, den Schritt zu thun, den er hiermit machte. Es käme nun darauf an, ob die alten Erinnerungen in ihr noch lebendig genug wären, um ihr Schicksal gern an das seinige zu knüpfen.

Digitized by Google

Sobald er fertig war, klebte er den Umschlag, ohne das Geschriebene noch einmal durchzulesen, zu, setzte die Freimarke darauf, stempelte den Brief mit dem Stempel vom 1. Januar 1884 und legte ihn dann in die Posttasche des Jägermeisters, die, wie er wußte, morgen früh geholt wurde. Dann ging er in sein Schlafzimmer und entkleidete sich, ohne Licht anzuzünden. Als sein Kopf das Kissen berührte, seufzte er tief auf und schlummerte fast augenblicklich mit einem wüsten, aber gleichwohl unsäglich wohlthuenden Gefühl davon ein, daß es eine Macht über uns gibt, welche Alles lenkt.

Als er erwachte, war das Erste, was er that, den Kopf zum Schlafzimmerfenster hinauszustecken und den Postknecht, der im Begriff war, die Postkutsche für die Eisenbahnstation herauszuziehen, zu fragen, ob die Tasche für Lindbyholm geholt wäre. Er wußte, daß es der Fall sein mußte, athmete aber doch mit einem Gefühl der Erleichterung und Befreiung auf, als er von dem Knecht den Bescheid erhielt, daß Jägermeisters Ole wie gewöhnlich um halb acht Uhr nach der Tasche dagewesen war.

In wahrer Feststimmung setzte er sich um neun Uhr an seinen gewöhnlichen Platz. Die Leute, die sich im Bureau einfanden, wunderten sich im Stillen über die rücksichtsvolle, ja fast feierliche Behandlung, die ihnen zu theil wurde; denn der Postmeister hatte von seinem militärischen Leben gewisse freimüthige Manieren mitgebracht, und namentlich wenn sein Bein schmerzte, stand er nicht gerade in dem Ruf, sehr rücksichtsvoll zu sein.

Natürlicher Weise kehrte die Furcht von der vorigen Nacht ruckweise zurück; verzog sich aber stets sogleich wieder in demselben Augenblick, da sie sich gemeldet hatte. Wenn auch das Gefühl, daß sein Leben vielleicht binnen Kurzem unwiderruflich zerstört sein könnte, ab und zu wie mit Eisenklauen in seine Brust einschlug, war sein Gemüth doch feierlich gestimmt und gefaßt. Er hatte gehandelt, wie er mußte, und nun mochte es gehen, wie es droben bestimmt war.

Sonderlich lange sollte er übrigens nicht in Ungewißheit sein. Um halb zwölf Uhr rumpelte ein Wagen durch die Gasse und hielt vor dem Hotel schräg gegenüber. Aus dem Wagen stieg der Jägermeister aus Lindbyholm heraus, und seine runden Augen funkelten, wie ein paar blanke blaue Kugeln, während gleichzeitig seine weißgelben buschigen Augenbrauen im Takt mit seinem struppigen eisgrauen Schnurrbart bebten, den ein verheißungsvolles Lächeln umspielte, während er, so schnell es seine dickbäuchige Gestalt irgend gestattete, auf podagristischen Füßen die schmutzige, schlecht gepflasterte Gasse überschritt.

„Teufelskerl, der kommt, sieht und siegt," brach es aus ihm hervor, sobald er die Thüre des Bureaus hinter sich geschlossen hatte. „Wer hätte glauben sollen, daß Ihnen ein solches Schweineglück beschieden war, Sie alter Don Juan! Na, aber derartigen Burschen pflegt das Glück ja immer zu folgen. Da — nehmen Sie! ich habe ihr Ja in der Brieftasche; — derartige Dinge läßt man nicht durch die Post gehen, selbst wenn es der Postmeister in Lyngkjöbing ist, an den man schreibt. — Ja, die Hochzeit, das besorge ich nun, und das alte Lindbyholm soll um und um gekehrt werden."

Dann folgte in geordneteren Worten eine Erklärung, wie das Ganze zugegangen wäre. Die Jägermeisterin hätte Fräulein Iversen wirklich aufrichtig gern und sah es für eine wahre Fügung an, daß sie in ihrem kränklichen Zustand di ses Mädchen in ihr Haus bekommen hatte; aber trotzdem sie ihre stille, selbständige Haushälterin für einen Schatz erklärte, den sie um keinen Preis verlieren wollte, hatte sie doch eifrige Versuche gemacht, den Schatz an all' die männlichen Liebhaber loszuwerden, die im Laufe von drei Jahren in ihren Gesichtskreis gekommen waren. Wenn das Fräulein trotzdem auf Lindbyholm geblieben, war ausschließlich ihre entschiedene Abneigung, sich dem Rath und den Anweisungen der Jägermeisterin zu fügen daran schuld. Zur Zeit hätte diese ein Auge auf den jungen Gutsherrn auf Blidstrup, der kürzlich vom Auslande heimgekehrt und am vorhergehenden Abend ebenfalls ein Gast des Hauses gewesen, und sie war gerade im Begriff, Fräulein Iversen in allem Ernste vorzuhalten, daß sie um des Himmels willen doch dieses Mal ihrem Glücke nicht im Wege stehen möchte, als die Post gebracht wurde. Nachdem Fräulein Iversen flüchtig den für sie eingelaufenen Brief durchgelesen, hatte sie dann, um alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden, bekannt, daß der Postmeister um sie gefreit hätte und sie fest entschlossen wäre, Böses und Gutes mit dem Freunde ihrer ersten Jugend zu theilen. In überströmender Rührung hatte die Jägermeisterin sie an ihren üppige.: Busen gedrückt und war in momentanem Vergessen aller möglichen Kränklichkeit davongeeilt, um das Ganze vor dem Jägermeister auszuplaudern, was eigentlich nicht die Absicht des Fräulein gewesen war. Aber nachdem er nun einmal dahin gekommen war, zu den Eingeweihten zu gehören, hatte er, um dem Ganzen einen feierlichen Schwung zu verleihen, sich erboten, selbst nach Lyngkjöbing mit den wenigen Zeilen zu fahren, die sie zur Antwort schrieb, und genoß natürl ch wie einen Bissen vom Himmelreich den Gedanken, in einem Alter von fünfundsechzig Jahren und mit einer Figur, von deren Aussehen er sich keine sonderlichen Illusionen machte, als Postillon d'Amour fungiren zu sollen.

Der Jägermeister war so gut wie sein Wort: Lindbyholm war gelegentlich der Hochzeit um und um gekehrt worden. Die Jugendliebe des Postmeisters war zu ihm gezogen, und das Regiment der alten Karen hatte ein jähes Ende genommen. Der Postmeister hatte die lebhafteste Empfindung, daß ganz anders für ihn gesorgt wurde, als früher. Er war gleichsam ständig von dem Gefühl erfüllt, daß gerade das geschehen wäre, was geschehen sollte. Wenn der Jägermeister gelegentlich bei ihm heineinguckte, klopfte er ihm immer auf den Bauch und sagte, nun müßte er doch seelenfroh sein; und dem Jägermeister gegenüber räumte er immer mit einem gewissen Eifer ein, daß er es wäre.

So oft er indessen für sich im Stillen das Wort des Jägermeisters wiederholte, tauchte ein sonderbares, unbestimmtes Gefühl auf, welches bei ihm zur selben Zeit Unruhe und Verwunderung erregte. Es war ihm unmöglich, sich klar zu machen, was das eigentlich bedeutete; aber soviel stand fest, wirklich seelenfroh fühlte er sich durchaus nicht. Eher lauerte in einem Winkel seiner Seele ein bitteres Gefühl, das nur unvollständig in den kleinen Reibereien des häuslichen Lebens Luft bekam; es rührte sich in ihm ein knurrender Trotz gegen einen Einfluß, der zwar mit Maß und Vernunft ausgeübt wurde, aber zum Entgelt um so entschiedener darauf rechnete, daß er sich ihm beugen müßte. Er stand einer Persönlichkeit gegenüber, welche im Leben ihre fertiggegossene, unveränderliche Form erhalten hatte, an der sich nichts umformen ließ.

Aber er? Freilich wurden seine Gewohnheiten in größtem Maßstabe respectirt, theilweise sogar gehätschelt. Sie bereitete ihm Abends mit eigener Hand seinen Whisky-Toddy und sie hatte die von ihm hochgeschätzte Verbesserung eingeführt, daß ein Eidotter hineinkam. Wenn der Toddy aber zubereittet war, wurde die Flasche indessen unwiderruflich in den Eckschrank hineingestellt, und er fühlte, jeder Versuch sie zu weiterem Gebrauche neben der Kanne mit heißem Wasser hervorzuholen, würde absolut hoffnungslos sein. Na, darin fügte er sich; er hatte sich eigentlich niemals etwas daraus gemacht, jeden Abend mehr als ein Glas zu sich zu nehmen, und wenn er zwei oder drei getrunken, war das eher ein Zufall, obgleich es sich freilich auffallend häufig wiederholt hatte. Was an ihm nagte, war der Umstand, daß sie hier, wie bei anderen Gelegenheiten, so deutlich die Auffassung an den Tag legte, daß er ein Stück weiches Wachs wäre, das sich ohne besondere Schwierigkeit umformen und kalfatern ließ. Er hatte immer gemeint, ein ausgeprägter Charakter mit scharfen Ecken zu sein. In der Postwelt galt er für schroff; er war nicht der Mann, der sich so leicht drehen und wenden ließ. Nichtsdestoweniger wurde er gewendet und gedreht, das mußte er sich selbst eingestehen, und fuhr er auf, flößte es ihr, merkwürdig genug, niemals Furcht ein. Die alte Karen hatte zwar auch ausschließlich gethan, was sie wollte — das sah er nun ein — aber wenn es ihm einfiel, den „Bärbeißer" zu spielen, hatte sie immer mit großem Geschick gethan, als fürchtete sie sich.

Diese Sicherheit peinigte und reizte ihn. Und eigentlich erregte sie auch seine Verwunderung.

Sie war ja doch in ihren jungen Jahren hingegangen und hatte sich mit einem Schulkameraden von ihm verlobt; natürlich, sie war frei und ungebunden; aber dennoch! Hätte sie ihn bereits damals von Herzen gern gehabt, wie sie in ihrer kurzen Antwort auf seinen Freierbrief ausdrücklich gesagt hatte, dann war damals eigentlich an ihm ein Raub begangen. Ein wenig Reue wäre nicht so außer Wegs gewesen, eine Spur von Scham dürfte am rechten Platze gewesen sein, eine größere Rücksichtnahme meinte er geradezu als sein Recht fordern zu können. Ab und zu war eine dunkle Eifersucht in ihm emporgestiegen und stark genug gewesen, sich in kleinen Andeutungen Luft zu machen. Bei solchen Gelegenheiten war er indessen so kalt, so überlegen zurückgewiesen worden, daß es ihn förmlich verblüfft hatte. Diese Zuversicht, welche über ihrer hohen, stattlichen Gestalt ruhte, wie sie da einzig in der stillen Wohnstube auf und abging, während das hineinströmende Sonnenlicht förmlich wie verliebt in ihrem blonden Haar festhing! Was war es, was sie da vor hatte? Sie vertheilte wohl die Blumen zwischen dem Blumentisch und dem Fenster in neuer Aufstellung, sie ging offenbar nach einem im Voraus entworfenen Plan zu Werke, dessen Einzelheiten sie nicht für nöthig befunden hatte, ihm mitzutheilen. Wenn sprach sie überhaupt zu ihm von dem, was sie vorzunehmen beabsichtigte? — Wie es in seinem Bein zuckte! — Ja, es geschahen Eingriffe in seine Rechte als Mann, das war entschieden. Wie gerade und schlank sie nicht war, wie sie da stand und sich über den Blumentisch beugte! Um diesen schlanken Leib hatte ein Anderer seinen Arm gelegt! — Wieder diese zuckende, unerträgliche Pein! — Nicht ein Wort, nicht eine Bemerkung hatte sie für ihn übrig. Allerdings war er vorher gegen sie bissig gewesen; aber auf ein wenig Schonung konnte er doch wohl Anspruch machen. — Anspruch? Er wurde gepflegt — ausgezeichnet gepflegt, das mußte er einräumen; aber war er jemals wie eine Person behandelt worden, die etwas zu beanspruchen hatte?

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Genosse Schmalfeld.

„Es gab eine kleine Pferdepartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.
Als Einer jedoch die Kandidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr
Und schrie: »Du bist ein Verräther!«"

Seit einigen Wochen will mir es nicht mehr aus dem Sinn, unseres einzigen Heinrich Heine hohes Lied von den Wahleseln. Es steht unter den letzten Gedichten im 18. Bande der Campe-Ausgabe, es ist vor rund 34 Jahren geschrieben, aber es gibt eine erschöpfende Geschichte der Vorgänge, die sich zum Gaudium des Auslandes, zwischen Elbe und Weser

Digitized by Google

zugetragen haben und die ein so wundervoll langgezogenes Echo aus dem Kreise der Alt-Langohren und Verlagspolitiker fanden. Sehen wir uns die Geschichte einmal an.

Am 16. April 1871 wurde in dem durch Otto Bismarck geschaffenen Reich die Verfassung beschlossen; am 15. April 1891 erhielt derselbe Bismarck nach amtlicher Feststellung 7365 Stimmen und am 30. April 1891 wird er mit dem Cigarrenarbeiter Schmalfeld einen nicht ungefährlichen Stichwahlkampf zu bestehen haben. Das sind die Thatsachen. Aber erst die Kommentare, die ihnen von der Presse, der Vertretung der öffentlichen Meinung, beigefügt wurden, geben diesen Thatsachen ihren Reiz. Da faselt ein so zu sagen liberaler Byzantiner, dessen urkomische Bauchwellen am politischen Trapez den Trübsinn ganzer Geschlechter schon aufgehellt haben, von einem verfehlten Plebiscit, als ob Otto Bismarck sich in Geestemünde, Balje, Büßfleth, Otterndorf ein Reifezeugniß zu holen brauchte; da verhöhnen die „Freisinnige Zeitung" und die „Germania", in deren Augen der selige und bald wohl auch heilige Windthorst, dieser glänzendste Ausdruck schlauer Trivialität, ein großer Mann ist, den „Heros der Nation", der „nur mit Ach und Krach, als Lehnsmann anderer Parteien hereinhumpelnd auf fremden Wahlkrücken", in den Reichstag gelangen könne; da schreibt das Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der 15. April bedeute „das Ende des deutschen Boulanger und der deutschen Boulanger-Legende". Diese Proben genügen wohl, um die spöttische Geringschätzung zu erklären, mit der man von allen Seiten der bewohnten Erde nach dem jetzigen Deutschland herüberblickt. Es ist hohe Zeit, eine starke Pferdepartei zu gründen im Reiche der Alt-Langohren.

Zunächst möchte ich die bescheidene Ansicht aussprechen, daß die Stimmenzahl für Bismarck eine überraschend große gewesen ist — unter den gegebenen Umständen. Er hat drei Mal mehr Stimmen bekommen als der freisinnige Bierwirth, der ihm gegenüber stand, und er ist dem Genossen Schmalfeld um fast 4000 Stimmen voraus. Wenn man bedenkt, wie seit Monaten gegen Bismarck von oben und von unten gearbeitet wird, wie selbst ganz gleichgültige und persönliche Dinge, z. B. das Ausbleiben einer kaiserlichen Geburtstagsgratulation, im Wahlkampf von angeblichen Demokraten ausgebeutet wurden, dann muß man sagen: die Niedersachsen haben sich tapfer gehalten, so tapfer, daß selbst Herr Langbehn mit ihnen zufrieden sein kann. Gesiegt haben im 19. hannoverschen Wahlkreis nur die Sozialdemokraten und sie haben bewiesen, daß sie, allen reformatorischen Wunderdoctoren zum Trotz, mit jedem Tage gefährlicher werden; eine Partei, in deren offiziellem Organ Bismarck mit Boulanger gleichgestellt werden kann, ist eine außerordentliche Gefahr für die gesammte Culturmenschheit, weil sie den Muth der Dummheit in bisher unerhörtem Maße besitzt. Das Schauspiel aber, das sich in einem großen Theil der deutschen Presse uns bietet, bedeutet einen rauschend instrumentirten Triumph des Banausenthums, jenes fürchterlichsten Gegners aller ausgewachsenen Persönlichkeiten. Deshalb sollten die wenigen Menschen, die da oder dort etwa noch verstreut in Deutschland leben, sich doch recht ernstlich besinnen, ehe sie den 15. April 1891 als einen Nationalfesttag in den Kalender aufnehmen.

Politik bei Seite. Man sagt und schreibt, Bismarck dürfe nicht in den Reichstag kommen, weil er ein Gegner des deutsch-österreichischen Handelsvertrages, des Arbeiterschutzgesetzes und der neuen Landgemeindeordnung sei. Das klingt ganz plausibel, beweist aber gar nichts. Denn — ganz unter uns! — alle diese schönen Dinge, mit deren Erörterung uns die an chronischer Gedankenarmuth leidenden Zeitungen tagaus, tagein langweilen, alle diese Reformen, die wie eine Chokoladetafel aus dem Automaten hervorschnellen, dieses ganze Geschwafel von einer neuen Aera: das ist ja alles herzlich unwichtig und bedeutungslos. Das Brot wird nicht um einen halben Pfennig billiger, wenn der Getreidezoll künftig 3,50 Mk. anstatt 5 Mk. beträgt; nicht einen einzigen zufriedenen Menschen mehr schaffen die staatlich geregelten Fabrikordnungen und die Junker werden auf dem platten Lande den Ton angeben, gleichviel, wie die Gemeinden zusammengelegt, die Stimmrechte vertheilt und die Abgaben geregelt werden. Das sind Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsfragen, mit denen sich die Fachmenschen abplagen mögen, die Eugen Richter, die, mit dicken Scheuklappen versehen, ihr Leben damit hinbringen, am Budget einige Abstriche zu machen, die von der nächsten Militärforderung zehnfach überholt werden. Für subalterne Geister ist das eine sehr ehrenwerthe und hochachtbare Thätigkeit, nur soll man uns nicht einbilden wollen, daß sie für die Menschheit auch nur die allerbescheidenste Bedeutung hat. Deren Interesse steht erst in Frage, wenn die blöde, brutale Barbarenmasse die große Persönlichkeit niederzuzwingen versucht, wenn die Individualität gefährdet ist und bedroht. Dann nahen die Hunnen und: gute Nacht dann, Cultur!

Darum handelt es sich hier. Daß Bismarck vielfach einen unheilvollen Einfluß geübt hat, daß sein Rücktritt nothwendig geworden war, glaube ich gern; auch das ist wahr, daß er heute nur erntet, was er selbst säte: sein schwerer Stiefel trat jede Selbständigkeit nieder und den im Rückgrat Verkrüppelten gilt heute schon ein gut berittener Kavallerist mehr als der durch einen Wink aus dem Sattel geschleuderte Riese, den man früher nur bäuchlings bewundern durfte. Aber er hat ja die Macht nicht mehr und ohne den Apparat der Gewalt will er sich seinen Gegnern zu letztem Kampfe stellen, Mann gegen Mann. Können sie mehr verlangen? Er will sich aussprechen, der Abrechnung sich nicht entziehen und man ruft ihm zu, er möge gefälligst auf seinem prächtigen Postamente bleiben und nicht „seinen Ruhm entblättern." Nein, wirklich, er hat Recht: „Niemals ist mir eine größere Dummheit vorgekommen, als diese unerhörte Forderung". Die einfachste Logik hätte seinen Gegnern gebieten müssen, ihm mit allen Kräften die Wahl zu erleichtern, anstatt ihn mit zum guten Theil würdelosen Mitteln zu befehden. Aber es ist auch gar nicht seine politische Haltung, die ihm diese Legion von Hassern verschafft hat, es ist nicht der konservative Machtpolitiker, den man bekämpft, sondern einzig und allein die große Persönlichkeit. Vor ihr wird den Kleinen allen, den Vielzuvielen, bange und deshalb möchten sie, so fern ihnen auch der Sozialismus steht, so viel Schrecken er auch ihren bourgeoisen Nerven erregt, doch lieber „das kleinere Uebel" wählen. Das kleinere Uebel, das ist der Genosse Schmalfeld.

Es wäre außerordentlich thöricht, den obskuren Cigarrenarbeiter hier dem Begründer des Deutschen Reiches zu vergleichen. Nicht von dem Reichsbegründer ist die Rede, denn, darin haben die Freisinnigen Recht, Reichstagsmandate sind keine Belohnungen für geleistete Dienste. Aber ist denn Bismarck wirklich nichts weiter, als der Begründer des Deutschen Reiches? Ich dächte doch, er ist nebenbei noch eine Individualität von ganz märchenhafter Pracht und Fülle, er ist — Bismarck. Die Begründung des Reiches war sein Werk und sein Erfolg; wenn er aber dieses Werk nicht geschaffen, diesen Erfolg nicht erzielt hätte, er bliebe derselbe, der er ist, der geniale Mensch, die unermeßlich reiche Natur. Wie oft ist Lessing's Wort von dem ohne Hände geborenen Raphael citirt, wie selten ist es verstanden worden. Wenn Bismarck's Thätigkeit überhaupt keine greifbaren Spuren hinterlassen hätte, wenn nichts von ihm übrig bliebe als seine Reden und seine Briefe, meinetwegen die unpolitischen nur, nur die an seine Frau: sein Name würde nicht vergessen werden. Wer möchte die Reden Windthorst's heute noch lesen, diese geschickt auf die Augenblickswirkung berechneten, mit Witzchen und Pointen zierlich gesäumten Banalitäten, in denen nicht ein Gedanke zu finden ist und nicht die dumpfe Ahnung einer höheren Auffassung der Dinge? Diese Kost schmeckt nur, wenn sie frisch weggegessen wird, in einer großen Versammlung, wo alles Individuelle ausgewicht ist und nur die derben, anspruchslosen Masseninstincte gelten. Für breite Bettelsuppen versprach schon Mephisto den höllischen Köchen ein großes Publikum. Und als an des schlauen und honetten Windthorst Bahre das große Loben anhob, als selbst seine Gegner buschiges Lorbeergemüse zu Markte brachten, da galt die Huldigung im Grunde viel weniger dem Todten und seinen zweifelhaften Verdiensten, als der Geschicklichkeit, mit welcher der Unermüdliche immer wieder die leicht verdaulichen Speisen zusammengequirlt hatte, den Appetit der Dürftigen zu stillen. Einer hübschen Frau ein groteskes Compliment, einem Minister eine niedliche Malice, einem lachlustigen Abgeordneten einen die Session füllenden Witz, einem lungernden Reporter eine in Zeilen umzusetzende Anekdote: wer solche Gaben auszustreuen weiß, dessen Nekrolog wird köstlich sein und er ist ein großer Mann in allen Volksküchen des Geistes.

Aber der Genosse Schmalfeld ist ihm doch noch „über". Denn der ist eben gar nichts, nichts als der sechsunddreißigste Sozialdemokrat im deutschen Reichstag, kein bedeutender, nicht einmal ein amusanter Mann. Und darum möchten sie ihn alle so gern haben, ihn, nicht den Großen, Unbequemen, der einen so breiten Schatten wirft, der das Niveau der Debatten am Ende gar erhöhen könnte. Es ist oft genug zum Erbarmen niedrig, dieses Niveau, und es sitzen doch einige geistvolle und ein Paar Dutzend kluger Männer in den Parlamenten. Durch Instinct und Gewöhnung werden sie herabgedrückt, denn Erfolge können sie doch nur haben, wenn sie genau das sagen, was ihre Partei und die Gegner ihrer Partei von ihnen erwarten. Da wurde neulich über die Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen verhandelt. An keinem besseren Theetisch hätte man mit den öden Trivialitäten wirthschaften können, die da feierlich von der Tribüne herab verkündet wurden; jede einigermaßen verständige Frau wäre mit diesen stolzen Männern fertig geworden und selbst Herr Bebel, der über diese Dinge ein vortreffliches Buch geschrieben hat, wagte sich im Kreise seiner Genossen nur mit Gemeinplätzen hervor, wie sie schließlich auch der als Proletarier maskirte Kommerzienrath Singer geleistet hätte. In den Parlamenten, so scheint es, werden die stärksten Intelligenzen allmählich zerrieben, genau wie in den Vereinen für Vogelzucht, Literatur oder Kaninchennahrung. Und Niemand ist deshalb dort so beliebt wie der Genosse Schmalfeld, der manchmal Meyer, mitunter aber auch von Schultze heißt.

Schmalfeld, Meyer und von Schultze: das sind Gattungsnamen von gutem Klange im heutigen Deutschland. Sie geben den Ton an und es sieht beinahe so aus, als würde überhaupt nur noch für sie bei uns gearbeitet, mit großen Worten und klingenden Phrasen, mit viel Geschrei und wenig Wolle. Wir sollen, eins, zwei, drei, glücklich gemacht werden, durch ein neu entdecktes feudal-modern-patriarchalisch-sozialistisch-absolutistisch-romantisches Allheilmittel, jede Stunde einen Theelöffel voll, mit reichlichem Wasser verdünnt, wir sollen so glücklich gemacht werden, wie Schmalfeld, Meyer und von Schultze es nur irgend wünschen können. Eine beneidenswerthe Aussicht. Und während ob solcher herrlicher Hoffnung alles in bezechter Wonne schwimmt, während das ganze heilige römische Reich deutscher Nation sich bei einem großen Banausenkommers in Permanenz erklärt, kommen die fatalen Friedenstörer und wollen uns einen großen Mann, einen ohne Gattungsnamen, wieder auf den Nacken laden, kaum, daß wir ihn glücklich losgeworden sind, diesen unangenehm großen Mann mit den prachtvollen Tragödienfehlern und dem einzig gearteten Künstlertemperament. Kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden.

Darum schnell eine neue große Wahlversammlung einberufen. Nieder mit der Bismarckpartei, mit der Partei, die in Bismarck nicht den Schutzzöllner, nicht den Kartellpapa, nicht den Diplomaten, auch nicht einmal den Reichsschöpfer bewundert, sondern die mächtige, gewaltig an sich fesselnde Individualität, die auf die Sozialreformautomaten beinahe beleidigend herabschmunzelt. Die Genossen Schmalfeld, Meyer, von Schultze haben das Wort, zur Bekämpfung der Pferdekandidatur, und sie rufen:

Digitized by Google

„Und weil ich ein Esel, so rath' ich euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

Wir alle sind Esel! J—A! J—A!
Wir sind keine Pferdeknechte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, Hurrah!
Der König vom Esel-geschlechte!"

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national
Und stampften mit den Hufen.

Apostata.

Die Ausschmückung der Ruhmeshalle.

Die beiden großen Bauten der Zeit König Friedrich's I. sind jetzt in mehr als einer Beziehung der allgemeinen Aufmerksamkeit besonders nahe gerückt. Der Gedanke, das Schloß umzubauen, der durch Kaiser Friedrich III. angeregt, von Raschdorff geplant war, soll, wie man hört, jetzt durch Hofbaurath Ihne verwirklicht werden. Der Schwesterbau, das Zeughaus, ist soeben in seiner Umgestaltung vollendet worden. Wir haben an ihm Gelegenheit, unsere Befähigung, das Alte erfassend, Neues aus ihm zu bilden, erkennen zu lernen.

Das Zeughaus ist nicht das Werk einheitlicher Planung. Das ist durch die neueren Untersuchungen mit Sicherheit erwiesen. Im Jahre 1700 hatte es noch eine hohe Attika und dahinter wahrscheinlich einen dritten Stock, fehlten der bildnerische Schmuck, der jetzt auf der niederen, noch 1701 angelegten Attika steht. Diese zum Theil sehr manirirten, zum Theil auch recht schwachen Arbeiten sind wohl zweifellos nicht das Werk Schlüter's, wie denn dessen Einfluß auf die Gesammtansicht des Baues sehr gering gewesen zu sein scheint. Klassische Strenge im Architektonischen und barocke Formhäufung im Bildnerischen stehen am Bau in einem ziemlich harten Gegensatze zu einander.

Nun ist die neue Zeit mit einer dritten Abänderung hinzugetreten. Der offizielle „Führer durch das Königliche Zeughaus" sagt, Hitzig, der Schöpfer dieser Abänderung, habe seine Aufgabe „mit seltenem Geschick gelöst". Ich bin ein zu guter Deutscher, um an der Richtigkeit dessen zu zweifeln, was mir offiziell mitgetheilt wird. Hätte ich aber diese Nachricht nicht aus einem Buche, an dessen Kopf der preußische Adler steht, so würde ich schwerlich zu dieser Ueberzeugung gekommen sein.

In das Gefüge des Zeughauses sollte ein Schmuckraum eingefügt werden, „bestimmt zur Aufstellung von Standbildern der Herrscher Preußens, der Standbrustbilder preußischer Feldherrn und zur Herstellung von Wandgemälden, darstellend die bedeutsamsten Vorgänge aus der preußisch-brandenburgischen Geschichte." So steht in offiziellem Deutsch wieder in jenem Buche.

Der Grundriß des Zeughauses bestand nun aus vier um einen rechtwinklichen Hof gelegten Flügeln, die je durch zwei Pfeilerreihen in drei Schiffe abgetheilt waren. Das Schema war sehr klar, sehr nüchtern, aber sehr zweckdienlich für ein Lagerhaus von Geschützen und Gewehren, Patronentaschen und anderem Lederzeug, aber für zur „Herstellung von Gemälden" geeignete Räume gab es in dieser Anlage keinen Platz. Dieser wurde im oberen Geschoß dadurch geschaffen, daß man vier Pfeiler in der Mitte des Hinterflügels herausbrach, die Fenster zumauerte und so einen quadratischen Saal schuf, der mit einer lichtspendenden Flachkuppel überdeckt wurde. Hierin bestand das „seltene Geschick" Hitzigs.

Durch eine Freitreppe, die in dem überglasten Hof angebracht wurde, gelang man zu der Höhe dieses Obergeschosses. Prof. Dr. Steche in Dresden fand neuerdings alte Originalpläne jenes Architekten de Bodt, welcher das Zeughaus fertig gebaut und ihm 1700—1706 seine bis 1880 unberührt erhaltene Gestalt gab, worin auch dieser eine ähnliche, nur meinem Ermessen nach in den Formen minder günstige Treppe plante. Der Gedanke war also ein nahe liegender. Außerdem bestehen nur zwei runde Ecktreppen, die auch erst von Bodt angelegt, allein von dessen Plan zur Ausführung gelangten. Vielleicht empfand man in der Zeit des „Zopfstiles" so: der Besucher, der das Zeughaus betritt, bewegt sich durch die Arkaden des Vorderflügels in den so ungemein schönen und großartig einheitlichen Hof. Durch die Treppe wird diesem das Wesen des Centralraumes genommen, er wird eine Art gewaltigen Stiegenhauses. Das wollte Bodt der schönen Schöpfung nicht anthun. Darum verzichtete er kluger Weise auf seinen Einbau in den Hof. Ersteigt man dann die Treppe, so erwartet man Größeres, Gewaltigeres als den Hof selbst zu sehen. Dieser Wunsch ist ein noch berechtigterer geworden, seit das aufdringlich ausgestaltete Glasdach dem Hof das Wesen eines Vorraumes in noch höherem Maße gegeben hat. Tritt man nun von der Treppe unmittelbar in die Herrscherhalle, so steht man unter dem Eindrucke, in einen prächtigen Vorraum für den gewaltigen Hauptsaal zu gelangen: Aber leider ist der Bau nun zu Ende! Man hat ihn aus einer concentrischen Anlage zu einer solchen gemacht, der sich nach einem Schlußpunkt zu steigert. Aber man hat diesen eigentlichen Schlußpunkt zu schaffen vergessen, der über die Vorräume an Masse und Wirkung hinausreiche.

Bodt hat seine Treppe nicht ausgeführt und er that nach meiner Ansicht wohl daran. Ohne Gewaltsamkeit ließ der als Lagerhaus gedachte Bau sich anderen Zwecken nicht aufdrängen.

Die Halle öffnet sich nach beiden Seiten mit drei Bogen gegen die alten Arkaden des Zeughauses. Man hat die Bogen durch Vorhänge abgeschlossen — ich weiß nicht aus welchem Grunde. Sicher nicht, weil das Gesammtbild zu einheitlich gewirkt hat, sondern doch wohl, weil der durch die Halle in den Bau getragene Zwiespalt zu augenfällig wurde. So guckt denn an jeder Ecke der Herrscherhalle ein Feldherr der Feldherrenhalle — darunter Bismarck — in die erstere hinein.

Sie sind künstlerisch nicht eben ein Segen in dem Raume. Da steht in der Achse eine mächtige Siegesgöttin von Marmor, das Werk Schaper's. Wesentlich kleiner sind die Broncebildwerke des großen Kurfürsten und der folgenden preußischen Könige. Der Maßstab wechselt, indem die Büsten wieder etwas größer im Verhältnisse sind als diese Statuen. In den umfangreichen Bildern, die in die Arkaden der Seitenwände eingefügt sind, wurde der Maßstab wieder etwas kleiner gewählt, in den riesigen Lunettengemälden darüber etwas größer. Die sehr schweren Rundbilder der Zwickel haben wieder ihre Dimensionen für sich. Und all diese Kunsterzeugnisse stehen in einem unmittelbaren Verhältniß zu einander, sind nur durch wenige architektonische Glieder von einander getrennt. An Aufwand von Kunst ist nicht gespart — ob der künstlerische Eindruck aber dem entsprechend ist — das bleibt eine offene Frage.

Die Kunstwerke sind durchgehend farbig, selbst Schaper's Marmorfigur hat einen Ton erhalten. Die schönste Farbe aber haben die Pilaster in braunrothem Stuckmarmor. Da ist eine Kraft des Tones, gegen die kein Bild aufkommen kann. Alles Andere sieht neben diesem funkelnden Steinton und der blitzenden Broncefarbe, mit der die Gipscapitäle angestrichen sind, todt und stumpf aus, trotz der großen malerischen Anstrengungen. Am Augenfälligsten ist dies in den Feldherrenhallen, wo das Licht aus kleinen Oberlichtern in den Gewölbkappen stammt und man fast den Eindruck gewinnt in einem Kellerlokale sich zu befinden. Die Fenster sind ja vermauert, um die Räume „zur Herstellung von Bildern" geeignet zu machen! Es zeigt sich in der Architektur einmal ganz jener Plunderreichthum, den man jetzt dem Reichstagsgebäude anzuthun beabsichtigt: protziger Stuck statt Stein und Goldfarbe statt Bronce. Das unrühmlichste Material der Welt in Preußens Ruhmeshalle! Und man wehrt sich in Berlin nicht einmal gegen die Zumuthung, solche unechte Kunst an hervorragender Stelle sehen zu müssen! Man findet das ganz in Ordnung, es fehlt noch der Sinn für das Echte, Monumentale so ganz, daß man in dieser Pracht sich ganz wohl fühlt!

In mir ist, trotz der offiziellen Versicherung, daß all diese Lösungen von „seltenem Geschicke" zeugen, ein alter Wunsch beim Durchwandern der neuen Schmuckräume wieder mächtig geworden: Man lasse doch endlich das gute Alte in Ruhe und schaffe, wenn man schaffen will, Neues. Die „Verschönerung" eines historischen Baues, die wirklich eine solche ist, möchte ich erst noch sehen! Bis jetzt habe ich noch keine gefunden. Das Zeughaus hat mich von meiner Abneigung gegen alle künstlerischen „Restaurationen" nicht geheilt. Seine Umgestaltung ist unhistorisch im Sinn der Zeit Schlüter's und ebenso im Sinn unserer Zeit, ein Flickwerk! Der Zwiespalt zwischen altem Wesen und neuer Absicht tritt immer wieder zu Tage, mag der Künstler noch so „echt" zu schaffen bemüht sein. Ja gerade mit je mehr Kunst dieser Zwiespalt versteckt werden soll, um so deutlicher und peinlicher macht er sich dem feineren Empfinden geltend.

Die Halle, wie sie nun ist, hat den Malern schwere Aufgaben gestellt. In geringerem Maße ist dies der Fall mit den großen Geschichtsbildern in den Arkaden. Sie werden gewiß von dauernder Bedeutung bleiben, namentlich jene, welche als zeitgenössische Darstellungen großer Vorgänge späteren Jahrhunderten das Bild großer deutscher Erfolge festhalten sollen. Ich schätze darunter vor Allem Anton von Werner's „Kaiserproclamation". Da geht ein ganz vom Geiste des Preußenthum durchdrungener Mann fest und sicher auf sein Ziel los. Das Bild ist bis in die Wurzel echt im Stil, ganz im Geiste der Wilhelmischen Zeit: Grad zu, von aufrichtiger Begeisterung eingegeben, aber von einer im kategorischen Imperativ sich gipfelnden, soldatischen, in strenger Zucht gehaltenen Begeisterung. So reglementwidrig die Generale auch die Helme schwenkten — man sieht ihnen an, daß sie erst zu jubeln sich erlaubten, als dem die Dienstvorschriften kein Hinderniß mehr entgegensetzten. Ein kurzer Moment vordringender Menschlichkeit! — dann folgt unmittelbar darauf wieder der Hacken-Zusammennehmen und die stramme Haltung. So bedeutend auch die malerischen Verdienste der anderen Bilder sind — es fehlt ihnen der Zug dieser echtesten Wahrheit. Sie haben etwas vom Costümfest, von Verkleidung: Moderne Menschen in alter Tracht. Dem Friedrich der Große, der die schlesischen Stände seinen Degen statt des Reichsschwertes küssen läßt, merkt man nicht an, daß er im innersten Herzen skeptisch über den ganzen Vorgang lacht und der Königin Sophie Charlotte glaubt man nicht, daß sie bei jener Selbstkrönung Friedrichs I. in aller Gemüthsruhe eine Prise Tabak nahm. Es ist eben nicht möglich, sich in den Geist der Zeiten völlig zu versetzen. Man sieht der modernen Herren eigenen Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Und kommende Zeiten werden das noch sehr viel deutlicher sehen.

Die unzweifelhaft malerisch bedeutendste Leistung sind Geselschap's große Lunettenbilder.

Ich habe eine aufrichtige Freude an ihnen gehabt. Daß sie unglücklich schwer auf den anderen Bildern auffitzen, daß die Architektur die Malereien nicht gehörig trennt, daß man bei den rahmenlos beginnenden Lunetten, namentlich dort, wo die unteren Theile perspectiv sich verjüngende Fußbodenplatten darstellen, den Eindruck bekommt, als knicke die Wand um, daß die Ecken leer, die Kuppel lastend wirkt — das sind Dinge, die zwar alsbald in's Auge fallen, über die man aber bald hinwegzusehen lernt. Es ist in den Bildern ein Zug der Cornelianischen Größe und Tiefe, der jeden unbefangen Urtheilenden erquickend anwehen muß. So wenig ich meinem Empfinden nach dieser Kunstrichtung zuneige, so sehr muß ich gestehen, daß sie — mit solcher Wucht vorgetragen — ihre volle Berechtigung sich zu erstreiten weiß. Es ist eine Thatsache von hoher Bedeutung, daß wir noch einen Künstler dieser Art in Deutschland besitzen und es ist durchaus wünschenswerth, daß seine im guten Sinne akademische Kunst nicht mit ihm ende. Sie stellt eine Zuchtschule für die entgegengesetzte Richtung dar, ein Vorbild zeichnerischer Vollendung, dessen

Digitized by Google

lebendige Wirkung sehr wichtig für unser Gesammtschaffen ist. Die mühsam von den Jüngeren erstrittene Freiheit, die Welt so zu malen, wie sie sie sehen, soll wahrlich nicht zur Zwangsjacke für anders Empfindende werden. Die Kunst ist lang und hat Raum für Viele!

Räthsellösen ist eine recht hübsche Beschäftigung, aber ich betreibe sie nicht gern angesichts von Werken, die mich tief innerlich ergreifen. Auch lese ich nicht gern, wenn ich solchen gegenüberstehe. Als früherer Museumsbeamter habe ich alle Kataloge hassen gelernt. Die Besucher lesen und lesen und betrachten die Kunstwerke nicht, sondern überzeugen sich nur davon, ob die im Buch beschriebenen auch wirklich da sind. Mir wären daher die Bilder lieber, wenn sie minder geistreich wären, weniger zu lösen und zu lesen böten. Da steht zum Beispiel ein kaiserlicher Greis vor einem Strahlenkranze zwischen zwei Knaben. Ich hielt ihn für Kaiser Karl den Großen. Erst zu Hause erfuhr ich aus dem „Führer", daß ich umsonst mich an dem Riesen erfreut hatte, der den Eingang deutscher Kaisergeschichte behütet. Es war nur der „verkörperte Gedanke eines einigen Deutschen Reiches, begleitet von Knaben, der wieder erstandenen Jugendlichkeit!"

Das that mir weh! Ich sah in den Bildern Sachlichkeit, fest umrissene Menschen, eine Farbe, die mit großer Meisterschaft zwischen erstrebter Wahrheit und einem decorativen Tone die Mitte inne hält, ich sah einfache Composition und zwar eine solche, bei welcher die Regelrichtigkeit Einem nicht allzu dick auf's Brod gestrichen wird: Und nun sollte das Alles nur Allegorie, farblos, speculativ und zum Speculiren herausfordernd sein.

Es sind also in jenen Bildern Räthsel aufgegeben, die schwerlich Jemand ganz richtig herausbringen wird. Das ist nach meiner Ansicht die schwache Seite der Bilder. Wir haben keine klare, aller Welt verständliche allegorische Sprache, wie sie die katholische Kirche und die Antike besaßen. Unser protestantischer Himmel hat keine Heiligen und unsere christliche Weltanschauung keine Naturgottheiten. Unsere Kunst kann nur Menschen und die Natur darstellen, wenn sie verstanden sein will. Wer über dieses Gebiet hinausgeht, muß sich an alte, das heißt an veraltete Anschauungen halten oder einfache Fabeln dichten wie Böcklin. Sonst kommt er von der lebendigen Kunst in die gelehrte, von der Frische in die Dürre.

Nicht der Inhalt ist es also, der mich für Gesellschap's Werk so einnimmt, sondern die sichere Meisterschaft des Thatsächlichen. Mir ist's ziemlich gleichgültig was jene Gestalten in letztem Gedanken darstellen — daß sie leben und gewaltig wirken, das macht sie mir zu wahren Kunstwerken. Ich sehe wohl hier und da noch Härten in Zeichnung und Ton namentlich im „Nachruhm" — die an die Darstellungsweise des Cornelius erinnern, oder im „Krieg" wohl absichtliche Anlehnungen an dessen apokalyptische Reiter, aber ich sehe selbst dies Entlehnte durchdrungen von dem Schaffensgeiste eines ganzen Mannes, der etwas kann und will, und der sich als eine starke Person kräftig und eigenartig in der Kunst äußert. Alle Achtung vor ihm, meinem Gegner in der allgemeinen Kunstanschauung.

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Zu der nun vollständigen neuen Auflage von Meyer's Conversationslexikon beginnt jetzt ein sich bis auf die jüngsten Tage ergänzendes Jahressupplement (Leipzig, Bibliographisches Institut) zu erscheinen, das jedem Besitzer der großen Ausgabe willkommen sein wird. In Art, Umfang und Form genau den Bänden des Hauptwerkes angepaßt, hat dieses Supplement den Zweck, über alle seit Erscheinen des Hauptwerkes aufgetauchten Fragen und Neuerungen zu unterrichten und somit das kostbare Werk vor dem Veralten zu bewahren. Wir finden da u. A. folgende zeitgemäße Artikel: Bedingte Verurtheilung, Neuere Bahnhöfe (mit Tafel), Bellamy, Boulanger, Branntweinsteuer, Brasilien, Bremse, Chirurgencongreß, sodann einzelne Nachtragsbiographien, wie die unseres Mitarbeiters Carl Abel, des bekannten Sprachforschers. Der erste Halbband ist soeben zur Ausgabe gelangt.

Aus der Broschürenfluth, die sich seit einiger Zeit über die deutschen Leser ergießt, heben wir zwei bemerkenswerthe Flugschriften heraus. „Tolstoi, Prophet oder Popanz? von Friedrich Dukmeyer" (Berlin, Ed. Rentzel) gehört zum Besten, was über oder vielmehr gegen die „Kreutzersonate" veröffentlicht wurde. Der geistvolle und belesene Verfasser, unseres Wissens ein Liefländer und Journalist in Petersburg, zeichnet sich vor den landesüblichen Russenkennern schon dadurch aus, daß er Tolstoi und sein Publikum an Ort und Stelle Jahre lang studirt hat und interessante Aufschlüsse über beide zu geben fähig ist. Nicht verschweigen wollen wir, daß wir im Gegensatz die „Macht der Finsterniß" für ein echtes Dichterwerk halten und im Verfasser der „Anna Karenina", der „Kreutzersonate" zum Trotz, keinen Verächter der Ehe erblicken können. Dukmeyer sollte schärfer zwischen dem hochherzigen Tolstoi und den lärmenden Tolstoianern unterscheiden. Uebrigens ist seine scharfe Polemik, die etwas ruhiger und citatenärmer sein dürfte, sehr fesselnd und kann als eine satirische Gegenschrift zu Raphael Löwenfeld's eben erschienenen trefflichen „Gesprächen über und mit Tolstoi" (Berlin, Wilhelmi) empfohlen werden. Das nämliche gilt auch von der Broschüre: „Sudermann's »Ehre« — Kunstwerk oder Mache? von Ernst Traumann" (Heidelberg, Georg Weiß). Der Verfasser beantwortet die selbstgestellte Frage im Sinne der unabhängigen und tiefer bohrenden Kritik und seine Verweise auf die nicht geringen Mängel des erfolgreichen Werkes zeugen von scharfer Urtheilskraft. Er vergißt nur, daß gerade die Mache es ist, was dem unverbesserlichen Theaterpublikum imponirt. Hätte der begabte Dramatiker des Verfassers Besserungsvorschläge befolgen können, so würde dem Drama höchstens das zweifelhafte Schicksal von „Sodoms Ende" geblüht haben und die deutsche Bühne wäre um ein zugkräftiges Stück ärmer.

Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetano Casati. 2 Bde. (Bamberg, Buchner.) — Der Leidensgefährte von Emin Pascha enttäuscht uns in mancher Beziehung, doch trägt sein Mißgeschick, das ihn seiner Aufzeichnungen beraubte, die Hauptschuld daran. Da er sich nur auf sein gutes Gedächtniß verlassen mußte, so fehlt es nicht an offenbaren Unrichtigkeiten und Lücken. Auch die von der Verlagshandlung angekündigte Ehrenrettung Emin's ist sehr fragwürdiger Natur. Zwar nimmt Casati für Emin gegen Stanley Partei und seine Berichte über den sonderbaren „Retter" sind für diesen geradezu vernichtend, aber auch Emin's Zaudern wird scharf verurtheilt. Noch bleibt so Vieles über die Katastrophe in Wadelai dunkel und unaufgeklärt, so daß man es tief beklagen muß, daß Emin noch nicht gesprochen hat. Uebrigens ist dieses Buch unterhaltend von Anfang bis zu Ende, wenn auch von geringem wissenschaftlichen Werth. Casati steht als Erzähler und Schilderer hoch über Stanley, Peters und Wißmann; namentlich der letztere wirkt mit seinem nüchternen Vortrag oft ermüdend, während der Italiener immer von Temperament und dramatischem Leben erfüllt ist. Die Schilderung seiner Leiden beim König Tschua liest sich spannend wie ein Roman. Der Schluß mit der Rückreise fällt leider ab. Die Uebersetzung vom Münchener Professor v. Reinhardstöttner, dem trefflichen Romanisten, ist gut und fließend, die Illustrationen sind etwas allzu auf den Effect, aber künstlerischer als in den anderen Afrikabüchern, die Karten und Beilagen dagegen ohne hervorragenden Werth.

Seerosen. Neue Dichtungen von O. Malybrok-Stieler. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — Ein anmuthiges und echtes Dichtertalent voll warmen Herzens und sonnigen Gemüths ist diese Schwester des unvergeßlichen „Stielerkarl". Die liebenswürdige Gabe hätte durch eine strengere Sichtung gewinnen können, aber mit manchem unbedeutenden Lied versöhnen uns Perlen wie Die Verwaiste, Frage, Erinnerung. Die sinnige Art kennzeichnet am schönsten die schlichte „Schlüsselblume":

Mit dem kleinen goldnen Schlüssel
Bist die Ausgewählte du;
Schließest auf im Lenz das Leben
Und im Herbst es wieder zu.

Der durch seine möglichst „ungestrichenen" Zola-Ausgaben bekannte Verlag von Gustav Grimm in Budapest veröffentlicht eine vortreffliche Uebersetzung von Paul Bourget's „Lügen". Der erfolgreiche psychologische Romandichter gibt hier die analytische Geschichte einer unerquicklichen Liebschaft, wobei die ehebrecherische Frau lustig sündigt und dem sie ernst nehmenden Galan, einer meisterhaft gezeichneten fin de siècle-Natur, das Herz fast entzwei bricht. Was wir an dieser Darstellungskunst vermissen, ist das Dichterische, Plastische, so interessant auch Alles sein mag. Im Bewußtsein seiner Schwäche fordert denn auch Bourget vom modernen Romanschreiber, daß er in erster Linie Kritiker sein soll! Diese Unzulänglichkeit stört uns in der philosophischen Fortsetzung des Romans „Physiologie der modernen Liebe" (Uebersetzung von C. Dittrich) viel weniger, denn der traurige Held der „Lügen" oder vielmehr deren Verfasser darf sich hier ganz als Raisonneur geben, doch sind die paar eingestreuten Geschichten, von denen wir unseren Lesern Proben gaben, gut und interessant. Hier sind die kokett sich vordrängende Subjectivität, das absolute Geistreicheln, der frömmelnd weltmännische Ton, der uns den Schluß der „Lügen" verdirbt, und die ganz und gar nicht individualisirte Sprache aller Personen viel mehr am Platz. Neben den Liebesphysiologien von Stendhal, Balzac, Goncourt, Michelet und Mantegazza wird sich Bourget's elegante Studie mit Ehren behaupten.

Von Wilhelm Hauff's Werken erscheint soeben in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart eine reich und geschmackvoll illustrirte Prachtausgabe, die sich dem illustrirten Goethe, Schiller und Shakespeare würdig anschließen dürfte. Sehr richtig beginnt die Ausgabe nicht mit den zum Theil verblaßten Gedichten und Novellen, sondern der liebenswürdigen Meisterschöpfung in Walter Scott's Art, dem unvergänglichen „Lichtenstein". Unter den wenigen wirklich geborenen Erzählern unserer Literatur nimmt der ewig junge Hauff eine erste Stelle ein. Diese Ausgabe wird uns dies abermals klarlegen.

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Von Dr. med. Hermann Klencke. (Leipzig, Ed. Kummer.) — Von diesem wahrhaft klassischen Familienbuch, das hoch über Bock's polterndem „Buch vom gesunden und kranken Menschen" steht, erscheint soeben die achte vermehrte Auflage, bearbeitet von einem praktischen Arzt, der sich aus übel angebrachter Bescheidenheit nicht nennt. Nach den ersten Lieferungen zu urtheilen, hat er seine Aufgabe richtig aufgefaßt und das mit Recht volksthümliche Buch auf die Höhe der heutigen medizinischen Erfahrungswissenschaft gehoben, ohne pietätlos Klencke's Darstellung umzuarbeiten.

Die positive Philosophie. Von August Comte. Im Auszug von Jules Rig. 2 Bde. (Heidelberg, G. Weiß.) — In Nr. 9 brachten wir eine ausführliche Darlegung der noch immer hochinteressanten und wichtigen Comte'schen Philosophie und vergaßen dabei diese meisterhafte Verdeutschung J. H. v. Kirchmann's zu empfehlen, die einen lichtvollen Auszug des ganzen Systems enthält. Es sei hiermit nachgetragen.

Digitized by Google

Inserate.

Für Autoren!

Eine größere Verlagsbuchhandlung in Leipzig übernimmt Manuscripte behufs Drucklegung u. Kommissionsverlag. Strenge Discretion und günstige Bedingungen, sowie reger u. sachgemäßer Vertrieb werden zugesichert; eine Prüfung der Manuscripte bleibt vorbehalten. Angebote unter **W. 2101** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

Bei **G. Grimm** in **Budapest** soeben erschienen und in Buchhandlungen vorräthig:

PAUL BOURGET

Lügen. Roman. 3 Mark.

Physiologie der modernen Liebe. 3 Mark.

(Von der Kritik „eines der allerseltsamsten Bücher" genannt.)

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tolstoi

Prophet oder Popanz

von

Friedr. Dukmeyer.

Preis 75 Pf.

Die kleine Schrift erregt in allen literarischen Kreisen gerechtes Aufsehen, bitte die Kritik in der heutigen Nummer zu beachten.

Berlin W. 57, Yorkstraße 48.

Eduard Rentzel,
Verlagsbuchhandlung.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rahrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schopenhauer-Register.

Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind.

Bearbeitet von **W. L. Hertslet.**

8. Geh. 6 *M.* Geb. 7 *M.*

Bad Nauheim

bei **Frankfurt a. M., Stat. der Main-Weser-Bahn**

Badezeit vom 1. Mai bis 1. October. Abgabe von Bädern auch vor und nach dieser Zeit. Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, Sprudelbäder, Strombäder, Douchen, electrische Bäder, Inhalation ꝛc. Salinische Trinkquellen, alkalischer Säuerling, Gradirluft, Ziegenmolke. Angezeigt besonders gegen Scrophulose, Rachitis, Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Rückenmarkleiden, Frauenkrankheiten ꝛc. — Vorzügliche Kurkapelle, Theater. Ausgedehnter Park mit großem Teich ꝛc.

Großherzoglich hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Soeben erscheint:

Geschichte des neueren Occultismus.

Geheimwissenschaftliche Systeme

von Agrippa von Nettesheym bis Carl du Prel

von

Carl Kiesewetter.

In gr. 8° 52 Bgn. mit vielen Illustrationen elgt. brosch. M. 16.—.

Magnetismus, Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritismus; — Diese Worte sind heute in aller Munde. Es kann sich kein Gebildeter mehr den Fragen entziehen: Was wurde in Sachen des Occultismus gelehrt? Welches empirische Thatsachenmaterial liegt vor? Diese Fragen finden ihre ausführliche Beantwortung in obigem interessanten Werk.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Belletristische Neuigkeiten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wahre Liebe.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb M. 7.—.

Die Reise nach dem Nordkap.

Novelle von

G. Hermstein.

Preis geheftet *M* 3.—; fein gebunden *M* 4.—.

Auf Irrwegen der Liebe.

Drei Novellen

(Madelon — Eva — Angela)

von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Siebenkäs

von

Jean Paul.

Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.

2 Bände. Preis geh. M. 4.50; fein geb. M. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Zeitschrift gesucht.

Ein junger Verlagsbuchhändler sucht eine gut eingeführte, entwicklungsfähige belletristische oder literarische Zeitschrift oder Romanzeitung zu kaufen. Offerten mit allen nöthigen Angaben unter **„Zeitschrift"** an die **„Gegenwart", Berlin W.,** Culmstr. 7.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.

Von

Karl Bitz.

250 Oktav-Seiten. Preis brosch. 4 Mk.

Inhalt: Vorwort. — Über den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland. — Über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. — Zur Geschichte des Liedes: Wenn mein Stündlein vorhanden ist. — Minnesang und Kirchenlied. — Wer hat die erste deutsche Bibel gedruckt? — Fragen und Probleme die deutsche Bibelübersetzung betreffend. — Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Aussprüche unserer Klassiker über Publikum und öffentliche Meinung. — Die neueste Biographie Knebels. — Wer von Beiden ist der Klügere? — Mime oder Schauspieler? — Eine Othellovorstellung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin. — Eine Lindau'sche Première im Königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Soeben erschien:

Marielies.

Eine Erzählung von

Franz Treller.

Preis geh. *M* 1.50; fein geb. mit Goldschnitt *M* 2.50.

Kassel, Verlag von **Mar Brunnemann.**

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe in der Schweiz.

Eine Studie zu Goethes Leben.

Von

J. Herzfelder.

8. Preis geheftet: *M* 3.60.

Elegant cartonnirt: *M* 4.20.

Hierzu eine Beilage von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zur handelspolitischen Lage. Von A. Eschenbach. — **Literatur und Kunst**: Friedrich Nietzsche und der Naturalismus. Von Ola Hansson. — Das Geld und Tolstoi. Von Arnold Roeckner. — Der belgische Shakespeare. (Maurice Maetterlinck.) Von Clemens Sokal. — **Feuilleton**: Vorjährige Hyacinthen. Von Rudolf Schmidt. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ernst Brausewetter. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt**: Das Wort des Chilon. Von Apostata. — Die internationale Ausstellung. I. Von Cornelius Gurlitt. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zur handelspolitischen Lage.

Von A. Eschenbach.

Bereits im Sommer 1889 wurde an dieser Stelle (in Nr. 35) auf die handelspolitische Constellation hingewiesen, welche jetzt sich thatsächlich zu entwickeln im Begriff ist. Schon damals machten wir auf die außerordentliche Wichtigkeit des Umstandes aufmerksam, daß mit dem Jahre 1892 die meisten der gegenwärtig in Europa und außerhalb Europas geltenden Handelsverträge ablaufen würden und daß zugleich hiermit eine gänzlich andere volkswirthschaftliche und handelspolitische Situation würde geschaffen werden. Und auch unsere weitere Voraussage, daß es nicht unmöglich sei, daß bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit das System der Handelsverträge überhaupt wesentlich eingeschränkt werden würde, ist betreffs ihres Eintritts zur Zeit nichts weniger als in sich unmöglich geworden.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, was seit jener Zeit in handelspolitischer und volkswirthschaftlicher Beziehung geschehen ist.

In erster Linie steht hier der ungeheure Umfang, welchen das Kartellwesen in den einzelnen Industrien und Handelszweigen angenommen hat, eine Erscheinung, welche vor allen Dingen besonders in Deutschland zu Tage getreten ist und die nur sehr beschränkt oder vielleicht gar nicht möglich gewesen sein würde, wenn ihr nicht durch hohe Schutzzölle der Weg dazu geebnet worden wäre. Sodann war weiter das Jahr 1889 ganz besonders das eines wirthschaftlichen Aufschwunges, wie wir ihn seit etwa 15 Jahren nicht gehabt hatten. Aber dieser Aufschwung hatte eben etwas künstlich forcirtes an sich, er glich einer Treibhauspflanze; denn er wurde nicht hervorgerufen durch den Wunsch und die Nothwendigkeit, einem solchen allgemein gestiegenen Consumbedürfniß zu genügen, welches die Garantie der Stetigkeit in sich trug, sondern die außerordentliche Thätigkeit auf den verschiedensten wirthschaftlichen Gebieten war zu einem leider nur zu großen Theil die Folge der kolossalen Kriegsrüstungen, der durch die neue Waffentechnik hervorgerufenen Veränderungen im Armeebedarf und die Erledigung plötzlich aufgetauchter, unerwarteter anderweitiger Staatsaufträge, namentlich auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, welche aus Gründen einer zweifellos anfechtbaren fiskalischen Eisenbahnpolitik wohl nur zu lange zurückgestellt worden waren. So kam es, daß die deutsche Handelsbilanz mit einem Deficit von 800 Mill. Mark für das Jahr 1889 schloß, eine Erscheinung, die gewiß im höchsten Grad zum Nachdenken anregt, zumal es zweifellos feststeht, daß leider die Exportverhältnisse Deutschlands immer ungünstiger sich gestalten.

Mit der Erledigung der erwähnten Staatsaufträge, welche die Industrien vor Allem für den Inlandsbedarf arbeiten ließen, ergibt sich auch die Nothwendigkeit, nunmehr wiederum ungleich mehr der Pflege des Exports sich zu widmen, von der es bis jetzt noch nicht feststeht, mit welchem Erfolg sie gekrönt sein wird.

In die allgemeine wirthschaftliche Decadenz des Jahres 1890 schlugen dann noch wie ein Wetterstrahl ein die Gesetze, welche auf Veranlassung des Herrn Mac Kinley in Nordamerika gegeben wurden und die zwar wohl auch die Industrien der anderen europäischen Länder, vor Allem aber diejenige Deutschlands trafen. Welchen endgültigen Einfluß diese Gesetze nun freilich auf den deutschen Export nach Amerika haben werden, steht zur Zeit noch nicht fest, da einmal kurz vor ihrem Zustandekommen noch ungeheure Waarenmassen nach jenseits des Oceans verschifft wurden, und andererseits auch die amerikanischen Lohn- und Productionsverhältnisse eine Prognose außerordentlich erschweren.

Aber mit diesen Mac Kinley'schen Gesetzen scheint doch der Zenith der schutzzöllnerischen Periode überschritten zu sein, wie schon für Amerika selbst das Resultat der Wahlen vom 4. November 1890 leise ankündigte, und als eine Etappe auf diesem Wege ist auch der deutsch-österreichische Handelsvertrag zu betrachten, an dessen Zustandekommen zur Zeit die beiden Regierungen arbeiten. Auf einige spezielle der durch diese Verhandlungen angeregten Fragen werden wir noch weiter unten zurückkommen.

Die gegenwärtig bestehende handelspolitische Situation ist nun die, daß wir mit fast allen Nationen der Welt in Verträgen stehen, welche gegenseitig die Meistbegünstigungsklausel garantiren, einzig und allein Rußland ausgenommen. Und wenn auch die meisten dieser Handelsverträge im Jahre 1892 ablaufen, so daß eventuell einer vollständig autonomen Handelspolitik nichts im Wege stände, so ist doch betreffs Frankreichs der Art. 11 des Frankfurter Friedens hierfür von der größten Wichtigkeit, da derselbe den beiden vertragschließenden Nationen die Meistbegünstigung garantirt. Denn darüber ist kein Zweifel möglich, daß eine anderweitige Auslegung dieses Art. 11, wie sie wohl versucht worden ist, unter allen Umständen zurückgewiesen werden muß. Und dieser Art. 11 wird um so wichtiger, wenn man ihn betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Zustandekommens eines deutsch-österreichischen Handelsvertrages.

Um noch kurz der französischen Zustände zu gedenken, so sei erwähnt, daß im Herbst 1890 der französische Oberhandels-

Digitized by Google

rath zusammenberufen wurde und derselbe sich durchaus im schutzzöllnerischen Sinn für eine Neuregelung der wirthschaftlichen Verhältnisse äußerte. 104 Kammern, 50 Consultativkammern und 300 gewerbliche und kaufmännische Genossenschaften sind in Bezug auf das Erlöschen der französischen Handelsverträge um ihre Ansicht befragt worden und es haben sich 96 Handelskammern und 45 Consultativkammern für Kündigung der bestehenden Verträge ausgesprochen. Ebenso ist die überwiegende Mehrheit der Genossenschaften für Kündigung der gegenwärtigen und gegen Abschließung von neuen Verträgen vorstellig geworden.

Und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß inzwischen, namentlich mit Unterstützung der Regierung selbst die extrem-protectionistische Richtung jenseits der Vogesen wesentlich eingeschränkt worden ist, so ist doch noch immer unsererseits mit der Thatsache zu rechnen, daß Frankreich einen Maximal- und einen Minimaltarif plant. Der Maximaltarif soll gegen solche Länder angewendet werden, welche sich für den französischen Export besonders ungünstig stellen, während der Minimaltarif denjenigen Nationen gegenüber zur Anwendung kommen soll, welche die französische Einfuhr begünstigen. Unter allen Umständen wird Deutschland allerdings die Anwendung des Minimaltarifs für sich in Anspruch nehmen können.

Wenn nun auch, wie erwähnt, allerdings im großen Ganzen namentlich in Deutschland die Erkenntniß immer weitere Kreise durchdringt, daß für manche unserer wirthschaftlichen Gebiete ein gleich hoher Schutzzoll, wie er besteht, nicht wird aufrecht erhalten werden können, so ist es doch klar, daß dieser Wunsch nicht so weit gehen kann, fast alle zu importirenden Gegenstände zollfrei in Deutschland einzulassen, ohne daß auch für die deutsche Ausfuhr in den betreffenden Ländern die gleichen Bedingungen beständen. Die absolute Handelsfreiheit ohne Retorsion gegen etwaige fremde Beschwerungen betreffs der eigenen Güter gehört in das Gebiet der Theorie und kann in der praktischen Handelspolitik nur sehr bedingte Anwendung finden.

Wenn wir uns nun speziell der actuellen Frage eines Handelsvertrags zwischen Deutschland und Oesterreich zuwenden, so ist dabei vor Allem in Betracht zu ziehen, daß dieser Vertrag der schwierigste von allen ist, weil es sich dabei um die Aussöhnung von durchaus einander gegenüberstehenden Interessen handelt. Oesterreich hat ein Interesse an der Herabsetzung der deutschen Korn-, Deutschland ein solches an derjenigen der österreichischen Industriezölle, und diese beiden Schwierigkeiten werden noch dadurch erhöht, daß innerhalb der beiden vertragschließenden Länder sich wiederum durchaus entgegengesetzte Strömungen vorfinden, welche für die betreffenden Regierungen gegen einander abzuwägen außerordentlich schwer ist.

In dieser Beziehung ist nämlich festzuhalten, daß Ungarn zwar sich gegen einen verbilligten Import deutscher Industrieerzeugnisse ungleich weniger sperrt, als wie das industriereiche Deutschösterreich, und daß umgekehrt bei uns die Landwirthschaft von einer Ermäßigung der Agrarzölle absolut nichts wissen will, während die Industrie solche im Interesse einer billigen Ernährung der Arbeitermassen wünschen muß. Einen glücklichen Ausweg aus diesen Dilemmen zu finden, ist demnach wohl eine Aufgabe, wie sie zwei Regierungen in gleicher Weise bislang wohl nicht gestellt worden ist. Diejenige der deutschen Regierung ist aber noch um so schwerer, als es immerhin recht fraglich erscheinen muß, ob thatsächlich ein bedeutender Aufschwung der deutschen Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn selbst bei Ermäßigung einiger Industriezölle seitens Oesterreichs möglich sein wird, und zwar deshalb, weil gar nicht wenige deutsche Firmen jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle während der letzten Schutzzollperiode Filialen und Zweigfirmen errichtet haben, zu welchen sie durch die hohen österreichischen Zölle veranlaßt wurden.

Von gleich großer Wichtigkeit ist für Deutschland aber sodann die Frage, welche Einwirkung etwaige Differentialzölle unter dem Gesichtspunkt unseres Verkehrs mit Rußland haben würden. Ist auch durch die absolut autonome Zollpolitik Rußlands leider der deutsche Export nach dem Osten zwar schon wesentlich eingeschränkt worden, so beträgt derselbe doch noch immerhin gegen 200 Mill. Mark pro Jahr; wenn nun aber gegen Oesterreich eine Ermäßigung der Kornzölle stattfände, so kommt nach dieser Richtung hin vor Allem der Zoll für Roggen in Betracht. Gesetzt den Fall, daß derselbe von 5 Mark auf 3 Mark für den Doppelcentner gegen Oesterreich herabgesetzt würde, so ist vor allen Dingen die Frage dann die, welchen Einfluß eine derartige Maßregel auf die deutschen Kornpreise ausüben würde. Nach dieser Richtung hin aber steht positiv fest, daß die gesammte Ermäßigung überwiegend den österreichischen Roggenproducenten zu Gute kommen würde, ohne daß für uns selbst eine wesentliche Verbilligung des Roggens erwartet werden könnte. Denn den weitaus überwiegenden Theil unseres nothwendigen Roggenimports beziehen wir aus Rußland und nur den Rest aus Oesterreich. Es ist also klar, daß der Preis des einzuführenden österreichischen Roggens wesentlich beeinflußt werden muß von dem Zoll, welcher auf dem russischen, bei uns zur Einführung gelangenden Roggen liegt. Es würde somit ein annähernd die Höhe der Zollunterschiede ausmachendes Geschenk an die österreichischen Roggenproducenten sein, wenn wir den österreichischen Roggen um zwei Mark billiger als den russischen über unsere Grenze einführen lassen.

Zu dieser Schwierigkeit kommt noch ferner, daß mit ziemlicher Sicherheit vorausgesagt werden kann, es werde eine derartige Unterscheidung von den allergrößten Folgen begleitet sein für eine gar nicht abzusehende Umwälzung unseres ganzen Kornhandels und auch unserer Mühlenindustrie. Denn da bei Korn der Ursprung so gut wie gar nicht festzustellen ist, so wird ein großer Theil des russischen Roggens, welcher jetzt über die Ostseehäfen zur Ausfuhr gelangt, nach Süden gedrängt werden und von hier — bei der Leichtigkeit, denselben als österreichischen Roggen zu verschiffen — alsdann auf dem Seeweg zur Einfuhr nach Deutschland gelangen, da die großen südrussischen Ströme und die bis nach Oesterreich hinein schiffbare Donau hierzu den denkbar günstigsten Anreiz abgeben werden.

Damit aber ist zugleich eine wichtige Veränderung geschaffen für unsere gesammte Mühlenindustrie, da auf diese Weise das russische Korn in die Gegenden der großen centraleuropäischen Einfuhrhäfen geleitet werden wird und zwar sowohl für Ost-, wie für Westdeutschland. In Belgien und Holland werden für die Rhein-, Weser- und Elbemündungen, in Dänemark für das ganze Odergebiet Mühlen entstehen, welche, da bei Mehl das Ursprungsland noch schwerer nachzuweisen ist, wie bei Korn, den auf diesem Umweg ihnen zugeführten russischen Roggen vermahlen und uns zuführen werden, natürlich aber zu dem Inlandspreise, der eben, wie nachgewiesen, sich nach dem Weltmarktpreise unter Berücksichtigung des auf dem russischen Korn- und Mehlexportes liegenden deutschen Zolles regeln wird.

Wie außerordentlich schwierig eine Behandlung von solchen Handelsverträgen ist, dürfte aus dem am 26. August 1890 unterzeichneten Handelsvertrage zwischen Deutschland und der Türkei hervorgehen, auf welchen bei dieser Gelegenheit noch ein Blick geworfen sein mag. Die betreffenden Unterhandlungen haben thatsächlich über sieben Jahre gedauert, da sie bereits zu Anfang des Jahres 1883 begannen. Und wenn sie schließlich zu einem für beide Theile durchaus zufriedenstellenden Resultat führten, so ist dies in erster Linie der außerordentlich geschickten Leitung des deutschen Generalconsuls in Konstantinopel zu verdanken.

Das Gleiche gilt auch von dem deutsch-marokkanischen Handelsvertrag, welcher ebenfalls in der Hauptsache auf die Geschicklichkeit des deutschen Vertreters am Hof von Tangea zurückzuführen ist.

Wenn nun auch, wie wir zu Anfang ausgeführt haben, thatsächlich eine Erleichterung in der deutschen Ausfuhr nach dieser oder jener Richtung hin bei einzelnen Staaten mag erreicht werden können, so wird sich doch als nicht minder wichtig herausstellen, daß vor allen Dingen es der Anspannung aller Kräfte bedarf, um möglichst viel Absatzgebiete im Ausland sich

Digitized by Google

zu sichern. Und hierzu wird es sich leider auch nicht umgehen lassen, daß die Unternehmer sich mit einem geringeren Nutzen begnügen müssen, als es bisher vielfach der Fall gewesen ist. Die Thatsache, daß der Unternehmergewinn, der früher freilich wohl in nicht seltenen Fällen im Verhältniß zu den Löhnen der Arbeiter außerordentlich hoch war, im Sinken begriffen ist, erscheint eben als eine Folge unser ganzen wirthschaftlichen und sozialen Entwickelung, gegen welche sich unter allen Umständen zu stemmen nicht gerade als ein Zeichen besonderer Weitsichtigkeit gelten kann.

Zum Schluß mag noch kurz angegeben sein, daß die bisherige deutsche Ausfuhr nach Frankreich etwa 220 Mill. Mark pro Jahr ausmachte, die französische Einfuhr nach Deutschland etwa 217 Mill. Mark, während die österreichisch-ungarische Einfuhr nach Deutschland rund 460 Mill. Mark, umgekehrt der Werth der deutschen Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn 320 Mill. Mark im Durchschnitt während der letzten Jahre betragen hat.

Literatur und Kunst.

Friedrich Nietzsche und der Naturalismus.

Von Ola Hansson.

I.

Es ist eine ebenso in die Augen fallende, wie unbegreifliche Thatsache, daß innerhalb der Bestrebungen zur Hervorbringung einer neuen Literatur, die in den letzten Jahren in Deutschland hervorgetreten sind, Friedrich Nietzsche gar keine Rolle zuerkannt wird. Man ist im Westen, im Osten und im Norden über die Grenze gegangen, um mit Interesse und Verständniß sich die großen Dichter der Nachbarvölker und die neugebärenden Elemente in ihrer Dichtung anzueignen; aber an dem eigenen Landsmann ist man vorüber gegangen. Man hat Zola, den repräsentativen Gallier, den schwitzenden Arbeiter im Weinberg der Schönliteratur und Pseudowissenschaftlichkeit, den großen Einäugigen herbeigeholt, dem selbst ebenso wenig wie seinen ausländischen Bewunderern die Augen darüber aufgegangen sind, daß seine Größe in der üppigen, schwellenden Phantasiesymbolik liegt, die wild über dem Schulnaturalismus seiner Werke hinwuchert. Man hat Ibsen, den repräsentativen Skandinaven, herbeigeholt, auch er ein pedantisch gewissenhafter Arbeiter im Weingarten, ein unvergleichlicher Constructeur, welcher Alltagsschilderung mit übernatürlichen Personen nachahmt, ein gewandter und stilvoller Erklärer des gegenwärtigen Culturkampfes, dessen moderne Dramen einem Wachscabinet typischer Zeitgedanken, die mit Gesichtern und Körpern versehen und durch einen geschickt versteckten Mechanismus in Bewegung gesetzt sind, gleichen. Man hat Tolstoi herbeigeholt, den repräsentativen Russen, den chaotischen Kopf und genialen Instinkt, als Intelligenz Barbar und Asiat, als psychologischer Visionär ein Sohn der jungfräulichen Erde. Nietzsche dagegen, den repräsentativen Deutschen, die Zarathustragestalt mit dem Adler und der Schlange, gegen den Zola ein wissenschaftlicher Dilettant, Ibsen ein moralischer Spießbürger, Tolstoi ein confuser Ignorant, gegen den sie alle Drei als Geister Pygmäen sind, hat man in seiner Alpeneinsamkeit sitzen lassen. Das Ideal, das Zola zu verwirklichen versucht, aber nicht vermocht hat: die Verschmelzung von Wissenschaft und Kunst, hält Nietzsche in seiner Hand wie eine reife Frucht; was Ibsen objectiv und für die Oberfläche gethan, nämlich in concreter Form und übersichtlicher Gruppirung die sich ihrer selbst noch nicht vollbewußten Culturströmungen zu präcisiren, das hat Nietzsche aus ganz anders subjectiven Tiefen und von ganz anders beherrschenden Alpen aus unternommen; und während in Tolstoi der Culturreformator den Dichter zerstört oder paralysirt, haben sie beide in Nietzsche ihre vollendet harmonische Vereinigung erreicht – eine symbolische Parallelentwickelung in dem Revolutionär nach rückwärts und dem Revolutionär nach vorwärts. Und will man den Menschen betrachten, der hinter dem Culturheroen steht und ihn aufrecht hält — ist nicht Zola, der eine bestimmte Anzahl Seiten per Tag fabricirt, Ibsen, der jedes zweite Jahr ein Drama mit derselben Pünktlichkeit fertig macht, mit der er täglich zur bestimmten Zeit dieselben Straßen durchwandert, um in demselben Wirthshaus sein unveränderliches Bierseidel zu leeren, und Tolstoi, der das Adelsglück des Lebens darin gefunden, selbst seine Stiefel zu flicken — sind sie nicht alle Drei: der pedantische Schreiber in Médaa, der apokalyptische Ehrenmann in München und der fanatische Bauer auf dem russischen Gut, allzumenschliche Lilliputaner gegen den Einsiedler von Sils-Maria, den Freund der Bergluft und Vormittagssonne?

Weshalb ist er denn allein vergessen, während die anderen Drei zu den vielen sidera minora am Himmel versetzt sind? Vielleicht deshalb, weil er den brutalen und unversöhnlichen Contrast gegen die ganze gegenwärtige Literatur bezeichnet und in dieser seiner Eigenschaft seine Zeit abwarten mußte? Denn das ist Nietzsche's Stellung als Dichter: er bildet den Gegenpol des Naturalismus: ein subjectiver Lyriker, ein intuitiver Zukunftseher, ein Prophet in alttestamentlichem Stil mitten im Jahrhundert der Börse und des Nutzens, der er ist.

II.

Diese seine antipodische Stellung gegenüber dem Naturalismus in der Kunst hat Nietzsche selbst unmißdeutbar in den meisten seiner Schriften theoretisch-polemisch markirt. Unter all' den tiefgehenden Metamorphosen, die sein Geist durchgemacht und von denen seine Production Zeugniß gibt, ist er Antinaturalist in der Kunst geblieben, bis endlich dieser innerste Gegensatz gegen die allbeherrschende Richtung seine positive Rückseite hervorkehrte und in einer gesegneten Stunde in Blüthe ging in: „Also sprach Zarathustra."

Das erste Stadium von Nietzsche's Entwickelung wird bekanntlich durch seine Anhängerschaft an Schopenhauer und Wagner bezeichnet. Seine damalige Theorie von der Kunst legte er in seiner Erstlingsarbeit: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" nieder.*) Als Fachmann in der Philologie der alten Sprachen und als intimer Kenner der griechischen Literatur stellte er sie unter der Form einer Hypothese über den Ursprung der griechischen Tragödie auf. Das Ursprüngliche in dieser Tragödie, der Embryo, aus dem das ganze Kunstwerk successiv und organisch hervorwuchs, war, nach Nietzsche's Hypothese, sein musikalisches Element: der Chor. Es gab in der Kunst zwei Götter: Dionysos und Apollo, und in der Tragödie dem entsprechend zwei Elemente: ein dionysisches, der Chor, und ein apollinarisches, das eigentliche Drama. Das Erstere war der unmittelbare Ausfluß aus dem Alllebenscentrum, die directe Abspiegelung des „Dings an sich", der Schopenhauer'sche Allwille als ein Wille zum tönenden Dasein. Das Letztere war auch eine Offenbarung desselben Inhalts, aber in anderer Form, ein Phänomen aus zweiter Hand, Scheingestalten, die hervorsprangen durch die Brechung des dionysischen Urwesens im Prisma der Individuation. Auf diese Weise wurde der Chor für Nietzsche das Centrale in der griechischen Tragödie, während das ganze eigentliche Schauspiel weder selbständiges Dasein noch Bedeutung hatte. Ersteren wegnehmen, hieß das Herz aus einem Körper, den Keimtrieb aus einer Pflanze schneiden. Das geschah, meint Nietzsche, durch Euripides, und Euripides, fügt er hinzu, war der erste Naturalist in der griechischen Tragödie. Die ältere Tragödie unter Aeschylos und Sophokles war ein Mysterium: die Weltseele, die erst unter Gott Dionysos' Geist ihr fruchtbares Chaos in Musik austönte, um später, unter Apollo, der Gottheit des Individuationsprinzips, ihre Befreiung in einer Scheinwelt zu feiern, nämlich in den Personen, Conflicten und was sonst zur Tragödie gehörte, in die der Chor sich differentirt hatte. Mit Euripides verlor die griechische Tragödie ihre Festgewurzeltheit in der eigentlichsten, der einzigen Wirklichkeit: dem Daseinsmysterium; mit ihm verlor der griechische Tragödienverfasser die frühere instinktmäßige

*) Leipzig, Th. Fritzsch.

Digitized by Google

Einsicht in den organischen Ursprung des Werkes; er ließ den Chor einschrumpfen und hinschwinden, und nachdem er so weit gelangt war, hatte er nichts Anderes zu thun, als die echten Personen der Tragödie — die kein anderes Leben besaßen, als das, welches sie aus dem musikalischen Embryo des Dramas empfingen und das demzufolge mit diesem hinsterben mußte — durch andere, aus dem täglichen Leben auf die Scene gebrachte Personen zu ersetzen.

„Und weil du Dionysos verlassen, so verließ dich auch Apollo," in diese Worte, die Nietzsche dem Dichter zuruft, der nach seiner Meinung der Mörder der echten griechischen Tragödie gewesen, formulirt er den Antinaturalismus seiner ersten Epoche. Der Dichter, der das verknüpfende Band mit dem Weltmysterium verloren, der nicht in dem schöpferischen Augenblick so zusammengeschmolzen mit ihm ist, daß dieses selbst aus seiner Dionysos-trunkenen, Dionysos-seligen Seele redet und seines Leidens und Jubels Chaos und Wildheit auf ihr spielt — er wird in der apollinarischen Kunst der Menschendarstellung nie Anderes erreichen als Masken und Rhetorik: „Jage alle Leidenschaften von ihrem Lager auf und banne sie in deinen Kreis, spitze und feile dir für die Reden deiner Helden eine sophistische Dialektik zurecht · auch deine Helden haben nur nachgeahmte maskirte Leidenschaften und sprechen nur nachgeahmte maskirte Reden."

III.

Dieser Wagnerianische Mystiker häutet sich in einer langen beschwerlichen Krise, aus der sein Geist hervorgeht in eine gewisse helle und kühle Skepsis gehüllt. Neue Perspektiven, neue Proportionen. Die Kunst besonders hat ihre frühere Vordergrundstellung verloren, um einen ganz anders bescheidenen Platz in der menschlichen Cultur angewiesen zu bekommen. Der Verfasser von „Richard Wagner in Bayreuth" hatte die Kunst als etwas für den Menschen Unentbehrliches, eine gute Freundin, eine Trösterin, die man nicht missen konnte, betrachtet. Die Kämpfe, die sie darstellte, waren Vereinfachungen der wirklichen Kämpfe des Lebens: und gerade darin lag ihre Größe und Unentbehrlichkeit, daß sie den Schein einer einfacheren Welt, einer kürzeren Lösung des Lebensräthsels hervorrief. Ein Zustand der Menschheit in Gesellschaft und Sitte, in dem sie des Künstlers entbehren konnte, war vielleicht keine vollständige Unmöglichkeit; aber dieses „vielleicht" gehörte zu den verwegensten, die es gäbe. Der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches" betrachtet dieses, sein eigenes „Vielleicht" mit der Brutalität eines intellectuellen Cynikers. Der höchste Culturheros soll eine Art von geistigem Chemiker sein: „Alles, was wir brauchen, ist eine Chemie für die moralischen, religiösen, ästhetischen Vorstellungen und Empfindungen; vielleicht daß diese Chemie das Schlußresultat ergäbe, daß auch auf diesem Gebiet die herrlichsten Farben aus einfachen und verachteten Stoffen gewonnen werden?" Es ist das Kennzeichen einer hohen Cultur, die kleinen unsichtbaren Wahrheiten, die auf streng methodischem Wege gefunden werden, höher zu schätzen, als die beglückenden und blendenden Irrthümer, die von metaphysischen und künstlerischen Zeitaltern und Menschen herstammen. Auf der einen Seite stehen die Philosophie, die Metaphysik, die Kunst, die als nach ihrem eigentlichen Ziel danach streben, dem Leben die größtmögliche Tiefe und Bedeutung zu geben; auf der anderen die Spezialwissenschaften, in denen man Kenntnisse und nichts weiter sucht, ohne nach dem Nutzen zu fragen; und es ist gerade dieser Glücksgesichtspunkt, mit dem man die Blutadern der wissenschaftlichen Forschung unterbunden hat. Wie der Mensch in früheren Zeiten, auf einem niedrigen Culturniveau, um eine Wirkung zu erklären, das erste beste Phänomen als Ursache annahm — wie der Wilde noch heute thut, wie wir selbst, wir Culturmenschen, in atavistischen Rückfällen noch im Traume handeln — so schiebt auch der Dichter, der Künstler, seinen Stimmungen und Zuständen Ursachen unter, die weit entfernt sind die wirklichen zu sein. Die einzige Rolle der Kunst in der menschlichen Cultur ist die, ein Verbindungsglied, ein Uebergangsstadium zwischen den Epochen der Religion und der Wissenschaft zu sein; der directe Sprung von der ersteren in die letztere hinüber ist zu schwierig für die Menschheit. Nietzsche's altes „Vielleicht" ist hier mit einem resoluten „Sicherlich" vertauscht worden; es gibt nichts in dem Wesen der Kunst oder der Natur des Menschen, was die Unentbehrlichkeit der ersteren bedingte; es ist bloß eine Zeitfrage, wann die Menschheit dieses Kinderkleid ablegen wird; es wird geschehen, wenn sie ihrer weiblichen Epoche, ihrer Schwachheitsepoche entwachsen ist, in der sie der surrogatartigen Umdeutungen des Lebens durch die Religion bedurfte, und in eine mehr männliche getreten ist, in der sie einzusehen wagt, daß die psychologische Betrachtung des Menschen eine Nothwendigkeit, wenn auch eine harte ist, bei der man ganz davon absieht, ob sie Nutzen oder Nachtheil bringt.

Der Künstler, dieser Verherrlicher der religiösen und metaphysischen Vorurtheile der Menschheit, ist solchermaßen halb ein Kind, halb ein Taschenspieler. Gleichwie der Mensch embryonisch die Entwickelungsphasen der organischen Welt durchläuft, so durchläuft er auch als geistiges Individuum die verschiedenen Phasen der Culturentwickelung der Menschheit: die religiöse, die künstlerische und metaphysische, die wissenschaftliche; das Individuum rekapitulirt während seiner ersten dreißig Jahre das ganze enorme Pensum, mit dem die Menschheit vielleicht dreißigtausend Jahre zugebracht. Der Künstler ist ein Gegenwartsmensch, der bei dieser Rekapitulation auf dem halben Wege stehen geblieben, und solchermaßen, geistig gesehen, ein Kind, oder ein Jüngling verblieben ist, dessen Seelenleben in einer näheren Verwandtschaft mit früheren Jahrhunderten, als mit dem gegenwärtigen steht. Aber dieses Kind ist zugleich ein großer Schelm. Der Wahrheit gegenüber hat er eine sehr niedrigstehende Moralität: für ihn ist die Hauptsache, das für seine Kunst Werthvollste herauszuheben. So z. B.: Da er weiß, daß sein Werk erst dadurch zur vollen Wirkung kommen kann, wenn er den Glauben an Improvisation hervorruft, so unterstützt er diese Illusion durch die Theorie von der „Inspiration" und dem „Genie", obgleich er selbst am Besten weiß, daß das eine wie das andere eine bloße Fiction und das Kunstwerk ein Product mühsamer, oft mechanischer Arbeit, und daß die Wirksamkeit des künstlecischen Genies durchaus nicht wesensverschieden von der des mechanischen Erfinders oder des gelehrten Astronomen ist.

Indessen, solange die Künstlernatur noch nicht in die künftige und höhere Existenzform aufgegangen ist, die von dem wissenschaftlichen Menschen bezeichnet wird, müssen wir sie als einen Culturfactor mit in Rechnung nehmen und das absolut Böse in etwas relativ Gutes zu verwandeln suchen durch Hervorbringung des Idealtypus. Der Idealtypus, den Nietzsche aufstellt, ist auf diesem Stadium, wie auf dem vorhergehenden, möglichst antinaturalistisch. Im ersten Augenblick dürfte das überraschen als eine Inconsequenz; man sollte glauben, daß der neue Nietzsche mit seinem Cultus des Verstandesmäßigen und fachwissenschaftlich Nüchternen, des Klaren, Detailkleinen und Begrenzten, in der Kunst der Gottheit des objectiven Naturalismus huldigen würde. Er stellt indessen ein Ideal auf, das ungefähr der Gegensatz davon ist; die Griechen sind jetzt wie früher seine Muster, aber während er früher die mystischen Tiefen, das Dionysische in der griechischen Dichtung betont, das, was mit der deutschen Romantik und Wagner's Musik verwandt war, legt er jetzt den Hauptnachdruck auf das Einfache, Klare, Bestimmte, die Form und die Linie, das Apollinarische in ihr, auf das, was als Tradition und Schule im französischen Klassizismus und in Goethe fortgelebt hat.

Versucht man die Ursachen zu simplifiziren und zu fixiren, weshalb dieser, durch gewaltsame Reaction in Nietzsche hervorgetriebene Wirklichkeitssinn sich gerade dieses literarische Ideal wählte, so könnte man als solche vielleicht theils sein aristokratisches Naturell, theils sein strenges Isoliren der Kunst von anderen Culturgebieten, von Moral, Wissenschaft, den sozialen Fragen, theils schließlich seine antike Gesinnung angeben, die sich selbst unübertrefflich in folgenden Worten charakterisirte: „Diese Gegend hat bedeutende Züge zu einem Gemälde, aber ich kann die Formel für sie nicht finden, als Ganzes bleibt

Digitized by Google

sie mir unfaßbar. Ich bemerke, daß alle Landschaften, die mir dauernd zusagen, unter aller Mannigfaltigkeit ein einfaches, geometrisches Linienschema haben. Ohne ein solches, mathematisches Substrat hat keine Gegend etwas künstlerisch Erfreuendes. Und vielleicht gestattet diese Regel eine gleichnißhafte Anwendung auf den Menschen." Dieses ästhetische Naturell kann zuweilen Nietzsche mit seiner leeren Einseitigkeit so ganz und gar beherrschen, daß er literarische Ideale wie die folgenden aufzustellen vermag: „Nicht Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken; keine Wirklichkeit, sondern eine allegorische Allgemeinheit; Zeitcharaktere, Lokalfarben zum fast Unsichtbaren abgedämpft und mythisch gemacht; das gegenwärtige Empfinden und die Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft auf die einfachsten Formen zusammengedrängt, ihrer reizenden, spannenden, pathologischen Eigenschaften entkleidet; in jedem anderen, als dem artistischen Sinne wirkungslos gemacht; keine neuen Stoffe und Charaktere, sondern die allerlängst gewohnten in immer fortwährender Neubeseelung und Umbildung: das ist die Kunst, so wie sie Goethe später verstand, so wie sie die Griechen, ja auch die Franzosen übten."

Abgesehen von einer solchen Ausnahmestelle, in der vom Schönheitstypus bloß das nackte Gerippe noch übrig ist, tritt derselbe im Allgemeinen in den Aphorismen in einer ganz anders harmonischen Fülle hervor.

Das echte Kunstwerk, sagt Nietzsche, darf nur mit höchstens dreiviertel der Kraft seines Urhebers hervorgebracht sein; alle guten Dinge haben etwas Lässiges und liegen wie Kühe auf der Weide. Der im guten Sinne anspruchsvolle Künstler soll niemals daran denken, die Hungrigen an seine Tafel zu laden; denn er weiß, daß den Hungrigen die feinere Speise durchaus nicht besser als die allergröbste mundet. Neben den echten Gattungen der Kunst, der der großen Ruhe und der der großen Bewegung, gibt es Abarten, die ruhesüchtige, blasirte Kunst und die aufgeregte Kunst: beide wünschen, daß man ihre Schwäche für Stärke nehme. Jedes gute Buch hat einen herben Geschmack, wenn es erscheint: es hat den Fehler der Neuheit. Jedes gute Buch ist für einen bestimmten Leser und für seine Gattung von Lesern geschrieben; das mittelmäßige oder schlechte Buch ist es gerade deswegen, weil es Vielen zu gefallen sucht und Glück damit hat. Jedes gute Buch ist im Bewußtsein geschrieben, daß jedes Wort seinen besonderen Geruch habe und daß es sowohl eine Harmonie wie eine Disharmonie der Worte und Gerüche gäbe. Der gute Schriftsteller wird einen geringeren Wortvorrath haben, als die Menge, aber das Wenige, was er hat, wird besser sein, als das, was die Menge hat. Die gewagten Bilder könnten ein Beweis vom Muthwillen des Verfassers sein; aber sie können auch ein Beweis von seiner erschöpften Phantasie sein; in jedem Falle sind sie ein Beweis von seinem schlechten Geschmack. Die Meister ersten Ranges geben viel dadurch zu erkennen, daß sie im Großen wie im Kleinen auf eine vollkommene Weise das Ende zu finden wissen, sei es das Ende einer Melodie oder eines Gedankens, sei es der fünfte Act einer Tragödie oder Staatsaction; die nächstbesten werden immer gegen das Ende hin unruhig und fallen nicht in so stolzem ruhigen Gleichmaße in's Meer ab, wie z. B. das Gebirge bei Porto fino — dort, wo die Bucht von Genua ihre Melodie zu Ende singt.

Die gemischten Gattungen in den Künsten legen Zeugniß über das Mißtrauen ab, welches ihre Urheber gegen ihre eigene Kraft empfanden; sie suchten Hülfsmächte, Anwälte, Verstecke — so der Dichter, der die Philosophie, der Musiker, der das Drama, der Denker, der die Rhetorik zu Hülfe ruft. Wenn ein Künstler mehr sein will als ein Künstler, z. B. der moralische Erwecker seines Volkes, so verliebt er sich zur Strafe zuletzt in ein Ungethüm von moralischem Stoffe — und die Muse lacht dazu: denn diese gutherzige Göttin kann aus Eifersucht auch boshaft werden.

Sicherlich ist die Wirklichkeit das Höchste, das Erste und das Letzte, das einzige wirklich Werthvolle; darum soll auch der Künstler sich an dieselbe halten; für einen Dichter, der nicht in die Wirklichkeit verliebt ist, wird die Muse eben nicht Wirklichkeit sein und ihm hohlängige und allzu zartknochichte Kinder gebären. Wie der gute Prosastil nur Worte gebraucht, die der Umgangssprache angehören, doch lange nicht alle Worte derselben, so wird der gute Dichter der Zukunft nur Wirklichkeit darstellen, aber lange nicht alle Wirklichkeit, sondern eine gewählte Wirklichkeit. Den Gärten der heutigen Poesie merkt man es an, daß sie großstädtischen Kloaken zu nahe liegen: mitten in den Blüthenduft mischt sich etwas, das Ekel und Fäulniß verräth. Die für die Gegenwart charakteristischen Dichter lieben es, ihre Gemälde auf einen roth, grün, grau und goldig flackernden Grund aufzutragen, auf den Grund der nervösen Sinnlichkeit, was zur Folge hat, daß auch die größten Gestalten etwas Flimmerndes, Zitterndes, Wirbelndes an sich zu haben scheinen. In unseren Tagen sind die größten Künstler meistens Entfesseler des Willens und eben dadurch zuweilen Befreier des Lebens; ihr Ruhm liegt im Abschirren, Kettenlösen, Zertrümmern. Es gab indessen auch eine Zeit, in der Dichter und Künstler lebten, deren Seele über die Leidenschaften und deren Krämpfe und Entzückungen hinaus war und die deshalb an reinlicheren Stoffen, würdigeren Menschen, zarteren Verknüpfungen und Lösungen ihre Freude hatte: Willensbändiger, Thierverwandler, Menschenschöpfer und überhaupt Bildner, Um- und Fortbildner des Lebens.

Und hierin liegt für Nietzsche der ideale Charakter und das Ziel der Kunst. Sicherlich ist für gewisse Lebenszeiten eine Kunst der Ueberspannung, der Erregung, eine Kunst, die dem Widerwillen gegen das Geregelte, Eintönige, Einfache, Logische Ausdruck gibt sowohl im Leben des Individuums, wie der Generation Bedürfniß. Aber diese Kunst steht unter den höchsten Typen, wie der Jüngling unter dem Manne, wie Eva unter Adam, wie ein chaotisches und zerrissenes Zeitalter unter einem harmonischen steht. Eine Kunst, wie sie aus Homer, Sophokles, Theokrit, Calderon, Racine, Goethe ausströmt als Ueberschuß einer weisen und harmonischen Lebensführung — das ist die rechte und echte. Des Künstlers letzte und schwerste Aufgabe ist die Darstellung des Gleichbleibenden, in sich Ruhenden, Hohen, Einfachen — also in Hinsicht auf den Menschen als Schilderungsgegenstand die Darstellung des zugleich einfachsten und vollsten Menschen.

Wie in einen kostbaren Essenztropfen, aus vielen Blumenblättern gepreßt, schließt folgender Passus den Saft aller Aphorismen, die Nietzsche der Kunst in „Menschliches, Allzumenschliches" widmet, ein: Der Dichter als Wegzeiger für die Zukunft. Alle die überschüssige dichterische Kraft, welche noch in den jetzigen Menschen vorhanden ist, welche bei der Gestaltung des Lebens nicht verbraucht wird, sollte ohne jeden Abzug Einem Ziele sich weihen, nicht etwa der Abmalung des Gegenwärtigen, der Wiederbeseelung und Verdichtung der Vergangenheit, sondern dem Wegweisen für die Zukunft — und dies nicht in dem Verstande, als ob der Dichter gleich einem phantastischen Nationalökonomen günstigere Volks- und Gesellschaftszustände und deren Ermöglichung im Bilde vorwegnehmen sollte. Vielmehr wird er, wie früher die Künstler an den Götterbildern fortdichteten, an dem schönen Menschenbilde fortdichten und jene Fälle auswittern, wo mitten in unserer modernen Welt und Wirklichkeit, ohne jede künstliche Abwehr und Entziehung von derselben, die schöne, große Seele noch möglich ist, dort wo sie sich auch jetzt noch in harmonische, ebenmäßige Zustände einzuverleiben vermag, durch sie Sichtbarkeit, Dauer und Vorbildlichkeit bekommt und also durch Erregung von Nachahmung und Neid die Zukunft schaffen hilft. Dichtungen solcher Dichter würden dadurch sich auszeichnen, daß sie gegen die Luft und Gluth der Leidenschaften abgeschlossen und verwahrt erschienen: der unverbesserliche Fehlgriff, das Zertrümmern des ganzen menschlichen Saitenspiels, Hohnlachen und Zähneknirschen und alles Tragische und Komische im alten gewohnten Sinne, würde in der Nähe dieser neuen Kunst als lästige, archaisirende Vergröberung des Menschenbildes empfunden werden. Kraft, Güte, Milde, Reinheit und ungewolltes, eingebornes Maß in den

Digitized by Google

Personen und ihren Handlungen: ein geebneter Boden, welcher dem Fuße Ruhe und Lust gibt: ein leuchtender Himmel auf Gesichtern und Vorgängen sich abspiegelnd: das Wissen und die Kunst zu neuer Einheit zusammengeflossen: der Geist ohne Anmaßung und Eifersucht mit seiner Schwester, der Seele, zusammenwohnend und aus dem Gegensätzlichen die Grazie des Ernstes, nicht die Ungeduld des Zwiespalts herauslockend: dies Alles wäre das Umschließende, Allgemeine, Goldgrundhafte, auf dem jetzt erst die zarten Unterschiede der verkörperten Ideale das eigentliche Gemälde — das der immer wachsenden menschlichen Hoheit — machen würden."

(Schluß folgt.)

Das Geld und Tolstoi.

Von Arnold Roeckner.

Alle Nationalökonomen älterer und neuester Zeit sind sich über die Bedeutung des Geldes für die Volkswirthschaftslehre so ziemlich einig; nur in geringfügigen Kleinigkeiten dürften die zahlreichen Erklärungen über den Begriff des Geldes von einander abweichen. Nach ihnen Allen ist das Geld nicht Zweck, sondern nur ein Mittel des Wirthschaftslebens; es dient dem menschlichen Verkehr als Tauschwerkzeug und Werthmesser. Die bekannten französischen Nationalökonomen Chevalier und Bastiat, der Italiener Verri, die Deutschen Hoffmann, Knies und Max Wirth, sowie der Engländer Jevons, Alle kommen sie in ihren Definitionen des Geldes darauf hinaus, daß dasselbe anzusehen sei als eine allgemein beliebte Waare, welche zur Vermittelung der verschiedenen Tauschgeschäfte und als bequemer Werthmesser oder als Mittel zur Preisausgleichung allgemein angewendet wird und in sich selbst einen Gegenwerth hat.

Wie kommt es nun aber, daß dieses allgemein beliebte Tauschwerkzeug eine so ungeheure und unheilvolle Rolle in der Gesellschaft spielt, daß, was nur ein Mittel des Verkehrs sein sollte, so augenscheinlich zum Selbstzweck geworden, wie es das Geld in unserer heutigen Gesellschaftsorganisation ohne Frage ist? Hängt das allgemeine, rastlose Streben nach dem Besitz des Geldes nur mit seiner Bedeutung als Tauschmittel zusammen, ist der immense Einfluß, welchen heutzutage das Geld auf alle sozialen, staatlichen und politischen Verhältnisse ausübt, wirklich nur aus den höchst verwickelten Bedingungen des ökonomischen Lebens der Völker zu erklären? Daß heute „das Geld die Welt regiert" wird wohl allseitig zugegeben, aber das soll nach der Meinung der Nationalökonomen nicht nothwendig in der Natur des Geldes selbst liegen, sondern vielmehr auf Rechnung der menschlichen Natur gesetzt werden müssen. Das Geld an sich soll etwas durchaus Unschädliches, ja geradezu die nothwendige, nicht genug zu rühmende Grundlage unseres gesammten sozialen Lebens sein. „Vor der Anwendung des Geldes," so argumentirt die heutige Volkswirthschaftslehre, „bewegt sich das Wirthschaftsleben in den schwerfälligen Formen der Naturalwirthschaft, die sich dadurch charakterisirt, daß man meist nur Naturerzeugnisse gegen einander austauscht, daß man für seine Arbeit nicht Geldlohn, sondern Naturallohn, d. h. Beköstigung und etwa Wohnung erhält. Erst der Geldlohn hat den Arbeiter befreit und überhaupt jeden Nichtgrundbesitzer von der früheren Herrschaft des Grundbesitzes emancipirt. Der Arbeiter kann jetzt über den Gebrauch seiner Kräfte weit freier verfügen, er kann sich selbst beköstigen, selbst seine Wohnung miethen und das dabei Ersparte als Fonds zum Vorwärtskommen benutzen. Der Geldlohn kann allerdings viel leichter gemißbraucht und mit einem Mal vergeudet werden. Aber die Möglichkeit des Mißbrauchs hebt den Segen des Gebrauchs nicht auf."

Ist diese Theorie vom Geld wirklich eine vollkommen unbezweifelbare und einwandfreie? Da ist vor Kurzem eine kleine Broschüre erschienen, in welcher die oben skizzirte Hypothese von der Rolle und Bedeutung des Geldes in der menschlichen Gesellschaft als durchaus hinfällig und unrichtig darzustellen versucht wird. Der Name des Verfassers jener Broschüre*), des russischen Dichters und Schriftstellers Grafen Tolstoi, hat einen so guten Klang, daß man an Aeußerungen desselben über ein so wichtiges Thema, wie es das vorliegende ist, nicht gut vorübergehen kann, ohne denselben einige Beachtung zu schenken. Tolstoi muß Jedermann so besonders sympathisch erscheinen durch die Güte und Reinheit seines Gemüths, durch die Stärke und Wärme seiner Empfindung, durch den Muth, mit welchem er für seine Ueberzeugung eintritt. Er ist im besten Sinne des Wortes ein Charakter und übt deshalb eine starke, unwiderstehliche Wirkung selbst auf den aus, welcher mit der Tendenz seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit nicht einverstanden ist. Sehen wir also einmal zu, wie Tolstoi sich zu der bisher allgemein als richtig anerkannten Beurtheilung des Geldes, seiner Wirkung auf den Gesellschaftsorganismus und seiner Bedeutung stellt.

Tolstoi beginnt seine Ausführungen mit dem Bekenntniß, daß auch er lange Zeit der allgemeinen Ansicht über die Definition des Begriffes Geld gehuldigt habe. „Ich wollte jedoch von Grund aus erforschen, was denn eigentlich das Geld sei, und um das zu erfahren, wandte ich mich an die Wissenschaft." Die Antwort aber, die ihm von der Wissenschaft zu Theil wird, genügt ihm nicht, da sie in seinen Augen keine Antwort ist. Hören wir ihn in Bezug darauf selbst: „Die Kernfrage der ganzen ökonomischen Wissenschaft lautet: Woher kommt es, daß diejenigen, welche den Grund und Boden und das Kapital besitzen, alle diejenigen, welche keinen Grund und Boden und kein Kapital besitzen, in Knechtschaft erhalten können? Die Antwort, welche der gesunde Menschenverstand auf diese Frage gibt, lautet, daß dies von dem Gelde kommt, welches die Eigenschaft besitzt, die Menschen zu unterjochen. Die Wissenschaft aber bestreitet das und meint, es komme durchaus nicht von jener Eigenschaft des Geldes, sondern es komme daher, daß die Einen Grund und Boden und Kapital besitzen und die Anderen sie nicht besitzen. Wir fragen, wie es kommt, daß diejenigen, welche Grund und Boden und Kapital besitzen, die Anderen unterjochen können, und man antwortet uns, es komme daher, daß jene Grund und Boden und Kapital besitzen; man gibt uns also einfach unsere Frage zurück." Das Leben aber, sagt Tolstoi, hört nicht auf, die Frage immer schärfer und schärfer zu stellen, und auch die Wissenschaft wird schließlich nicht umhin können, sich um eine ernstliche Antwort auf dieselbe zu bemühen, ein Bemühen, das freilich vorläufig ohne allen Erfolg geblieben ist, so daß sich bis jetzt die Wissenschaft in ihrem Zauberkreise gleichsam beständig um sich selbst dreht. Dem schlichten Menschenverstand erscheint es unzweifelhaft, daß die Ursache der Unterjochung der Einen durch die Anderen das Geld ist. Die Wissenschaft aber, welche dies bestreitet, behauptet, daß das Geld lediglich ein Tauschmittel sei, das mit der Unterjochung der Menschen nichts gemein habe. Und da ihn, wie gesagt, jene Antwort der Wissenschaft nicht befriedigt, macht er sich nun selbst daran, mit Hülfe seines schlichten Menschenverstandes die Frage zu untersuchen: Welches ist der Ursprung des Geldes?

Die Antwort auf diese Frage erhält Tolstoi, indem er es festzustellen sucht, unter welchen Lebensbedingungen ein Volk ohne den Gebrauch des Geldes zu existiren vermag und unter welchen Bedingungen andererseits das Geld in Existenz und Wirkung tritt. Wir sehen, so führt Tolstoi aus, in Afrika und Australien verschiedene Volksstämme noch heute ebenso leben, wie im Alterthum die Scythen und andere Völkerschaften gelebt haben — wir sehen sie mit Ackerbau, Viehzucht und Gartenbau beschäftigt. Von ihrer Existenz erfahren wir erst dann, wenn ihre Geschichte beginnt, ihre Geschichte aber beginnt mit dem Einfall von Eroberern. Die Eroberer thun zu allen Zeiten ein und dasselbe, sie nehmen dem Volke, in dessen Land sie eingefallen sind, Alles, was sie nur irgend ihm nehmen können: Vieh, Getreide, Gewebe, sogar Menschen

*) Graf Leo Tolstoi, Geld! Soziale Betrachtungen. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

nehmen sie und führen sie fort. Nach einigen Jahren kommen die Eroberer wieder, aber das heimgesuchte Volk hat sich von seinen Verlusten noch nicht erholt, es gibt bei ihm so gut wie nichts wegzunehmen, und die Eroberer sinnen auf eine andere, bessere Methode, die Kräfte dieses Volkes auszunützen. Diese Methode ist sehr einfach und kommt allen Menschen ganz von selbst in den Sinn. Sie kann zunächst in der Form der persönlichen Knechtschaft zu Tage treten. Aber diese Form hat die Unbequemlichkeit, daß sie eine umständliche Ueberwachung der sämmtlichen Arbeitskräfte des Volkes und die Ernährung derselben nothwendig macht, und so verfallen die Eroberer alsbald ganz naturgemäß auf eine zweite Form: sie lassen das unterworfene Volk auf seinem Grund und Boden, erklären denselben für ihr Eigenthum und vertheilen ihn unter ihre Kriegsleute, um durch deren Vermittelung die Arbeitskraft der Unterworfenen auszubeuten. Doch auch diese Form der Methode hat ihre Unbequemlichkeiten: die Kriegsleute müssen sich um die Verwerthung der sämmtlichen Erzeugnisse des unterworfenen Volkes bekümmern, und so tritt denn eine dritte Form der Ausbeutung in Wirksamkeit, welche ebenso primitiv wie die erste und zweite ist: die Erhebung eines ständigen Tributs, den die Unterworfenen zu bestimmten Fristen zu leisten haben. Die Absicht der Eroberer zielt darauf hin, von den Unterworfenen so viel Arbeitserzeugnisse als möglich zu erhalten. Um diese Absicht zu erreichen, müssen sie naturgemäß solche Gegenstände nehmen, die von den Unterworfenen besonders geschätzt werden, die dabei nicht schwer zu transportiren und leicht zu verwahren sind, z. B. Pelzwerk oder Gold. So bestimmen sie denn die Höhe des Tributs gewöhnlich in Pelzwerk oder Gold, vertheilen ihn je nach Familien oder Geschlechtern und ziehen mit Hülfe dieses Tributs auf höchst bequeme Weise von den Arbeitsmitteln des unterworfenen Volkes ihren Nutzen. Nun ist aber alles Gold und Pelzwerk rasch aus dem Besitze der Unterworfenen in denjenigen der Eroberer übergegangen, und so müssen denn jene alles, was sie besitzen, ihr Hab und Gut, ihre Arbeit theils an wohlhabendere Stammesgenossen, theils an die Eroberer veräußern, um sich dafür das von ihnen geforderte Gold zu verschaffen. So war es im Alterthum und im Mittelalter und so ist es jetzt noch. Im Alterthum war bei den häufigen Kriegszügen, welche ein Volk gegen das andere unternahm, und dem mangelnden Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit der Menschen die persönliche Knechtschaft die verbreitetste Form der Unterjochung. Im Mittelalter löst das Feudalsystem, d. h. das Eigenthum an Grund und Boden nebst der damit verbundenen Leibeigenschaft, die Sklaverei des Alterthums theilweise ab, und der Schwerpunkt des Unterjochungsverhältnisses wird von der Persönlichkeit auf den Grund und Boden übertragen; in der Neuzeit, seit der Entdeckung Amerikas, der Entwickelung des Handels und der Ueberfluthung Europas mit amerikanischem Golde, welches mehr und mehr als allgemeines Tauschmittel in Aufnahme kam, ist die staatlich gewährleistete Geldabgabe das Hauptmittel der Unterjochung der Menschen, und auf ihr beruhen alle ökonomischen Beziehungen der heutigen Gesellschaft.

Diesen rein theoretischen, aus seinem Studium der Culturgeschichte geschöpften Ausführungen läßt dann Tolstoi als Beleg dafür, daß thatsächlich heute die obligatorische Geldabgabe zum Hauptmittel der Unterjochung der Menschen geworden ist, die Schilderung eines geschichtlich beglaubigten Geschehnisses aus unseren Tagen folgen, in welchem ein ursprünglich freies, unabhängiges und in seiner Anspruchslosigkeit glückliches Inselvolk — die Fidschi-Insulaner — in der schnellen Zeitfolge von 15 -20 Jahren alle oben beschriebenen Formen der Knechtschaft und Unterjochung der Reihe nach durchgemacht hat. „Diese tragische Episode aus dem Leben der Fidschi-Insulaner", sagt Tolstoi, „ist die deutlichste und beste Illustration zu der Frage, was denn eigentlich das Gold ist und worin seine wirthschaftliche Rolle besteht. In dem Schicksal dieser Inselbewohner haben alle Mittel der Unterjochung nach einander und neben einander eine Rolle gespielt: Kanonen, Drohungen, Mord, Landberaubung und zuletzt das Hauptmittel: das Geld, welches alle übrigen abgelöst hat. Was sonst in der historischen Entwickelung der ökonomischen Verhältnisse der Völker durch Jahrhunderte verfolgt werden muß, concentrirt sich hier, nachdem bereits alle Gewaltformen des Geldsystems ihre vollkommene Ausbildung erlangt haben, in einem einzigen Jahrzehnt."

Aus all' diesen Untersuchungen leitet nun Tolstoi im Gegensatz zu den bisherigen Anschauungen der Volkswirthschaftslehre vom Gelde die Folgerung ab, daß das Geld ein rechtmäßiges und unschädliches Tauschmittel nur so lange sei, als seine Wirksamkeit, seine Circulation und seine Eintreibung in Gestalt von Steuern und Abgaben nicht durch Mittel des äußeren Zwanges unterstützt und aufrecht erhalten wird. Sobald es unter Androhung von Gewalt gefordert wird und Kanonen die Forderung unterstützen, wiederholt sich „ganz unvermeidlich" dasselbe Schauspiel, das sich auf den Fidschi-Inseln abgespielt hat. Wer die Macht besitzt, dem Andern zu schaden, kann diese Macht heutigen Tages dadurch am einfachsten ausüben, daß er unter Androhung von Zwangsmitteln so viel Geld von dem Andern verlangt, als nothwendig ist, daß dieser, wohl oder übel, in sklavische Abhängigkeit von dem Machthaber gerathe. Das Geld, sagt die heutige Volkswirthschaftslehre, dieses unschuldige Tauschmittel, ist den Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen unentbehrlich. Weshalb aber, fragt Tolstoi, hat es dort, wo keine mit Zwang und Gewalt verbundenen Geldabgaben existirten, niemals ein wirkliches Geld in der heutigen Bedeutung des Wortes gegeben? Weshalb gab und gibt es bei den Fidschianern, den Kirgisen, den Afrikanern, den alten Phöniziern und überhaupt bei allen Völkern, welche keine Geldsteuern kennen, entweder nur einen Tausch von Waare gegen Waare oder höchstens zufällige Werthzeichen und Tauschmittel, als da sind: Schafe, Pelzwerk, Häute, Muscheln? Eine bestimmte Geldsorte, welche auch immer es sei, gelangt nur dann bei einem Volke in Umlauf, wenn sie von allen unter Gewaltandrohung verlangt wird. Dann erst wird das Geld für Jedermann unentbehrlich als das Mittel, sich von der Vergewaltigung loszukaufen, dann erst erhält es seinen bestimmten Tauschwerth. Und zwar bestimmt sich sein Werth nicht dadurch, daß es den Tausch erleichtert, sondern dadurch, daß es durch die Gewalthaber, die Regierungen verlangt wird. Verlangt die Regierung Gold, so wird das Gold einen Werth haben, verlangt sie bunte Steinchen, so werden diese einen Werth haben. Wenn die Sache sich anders verhielte — so fragt Tolstoi — weshalb wäre es denn zu allen Zeiten ein besonderes Vorrecht der Gewalthaber gewesen, jenes Tauschmittel in Umlauf zu setzen?

Der fundamentale Unterschied zwischen Tolstoi und den Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft ist also kurz gefaßt der, daß Tolstoi die Behauptung aufstellt, allem Gelde wohne der Begriff des zwangsweise Eingeführten bei, das Geld im heutigen Sinne des Wortes sei ohne Zwang überhaupt nicht denkbar, während die Nationalökonomen nur dem Papier- oder Creditgeld den Charakter des Zwangsgeldes zuerkennen wollen. Die volkswirthschaftlichen Folgerungen, welche man aus der einen oder der anderen dieser beiden Annahmen ziehen kann und muß, werden natürlich grundverschieden sein. Wird nun die moderne Volkswirthschaftslehre zu der Theorie Tolstoi's vom Gelde Stellung nehmen und auf dieselbe eine klare, runde Antwort ertheilen? Sofern sie wirklich eine ernsthafte, ehrliche und unabhängige Wissenschaft ist, die sich nicht — nach Tolstoi's Ansicht — nur dieselbe Aufgabe stellt wie alle juridischen Wissenschaften, nämlich eine Apologie der Gewalt zu liefern, wird sie es wohl oder übel thun müssen.

Digitized by Google

Der belgische Shakespeare.

(Maurice Maetterlinck.)

Von Clemens Sokal.

Paris ist der Ort, wo man entschieden am besten Berühmtheiten zu fabriciren versteht. Es werden dort mit spielender Leichtigkeit die verschiedensten Sorten von Ruhm zu Stande gebracht; dauerhafter und vorübergehender, politischer und literarischer. In letzterer Beziehung besonders sind die mächtigen Wirkungen, welche in der Seinestadt mit dem einfachsten Apparat hervorgebracht werden, nicht genug zu bewundern. Es geht dort ungefähr zu wie in einem gewaltigen Schalltrichter, der die leisesten Geräusche auffängt, verbindet und für unser Ohr zu deutlichen Tönen anschwellen läßt. Ein armer deutscher Schriftsteller braucht Jahre lang seine Lungenkraft dazu, um der Welt die Ueberzeugung von seiner Wichtigkeit beizubringen; der Lärm, den er und seine Coterien mit aller Anstrengung hervorbringen, verhallt ungehört, weil unsere Oeffentlichkeit eben nicht akustisch genug gebaut ist. In Frankreich reicht es dafür aus, daß Sarah Bernhardt, wie wir es vor nicht gar zu langer Zeit erlebten, den Gästen, die sie bei sich versammelt, ein von ihr entdecktes Genie vorstellt, und nachdem dieses Genie die Versammlung mit der Lectüre seines bis dahin unbekannten Werkes überrumpelt hat — sind Werk und Verfasser am selben Tage Berühmtheiten ersten Ranges.

Diese erstaunliche Leichtigkeit, mit welcher der Mechanismus des literarischen Ruhmes functionirt, hat jedoch bekanntlich auch ihre fatalen Seiten. Wir haben bei uns das klägliche Schauspiel des Talents, welches sich verkannt wähnt, Frankreich hat dafür den noch kläglicheren Anblick von Talenten, welche während eines Tages berühmt waren und den Verlust dieses Glückes ihr Leben lang nicht verschmerzen können.

Von der Bitterkeit dieses Loses mag auch der junge Autor eines vor Kurzem erschienenen Buches bereits einen Vorgeschmack erhalten haben. Maurice Maetterlinck ist in der jüngsten Zeit auf eine Weise in die Oeffentlichkeit eingeführt worden, wie sie ein französischer Literat in seinen kühnsten Träumen sich nicht glänzender ausmalen kann. Ein Weltblatt, das meistgelesene Blatt Frankreichs widmete ihm seine ersten Spalten. Der angesehene Kritiker des „Figaro", Octave Mirbeau, stieß für ihn selbst in die Posaune und zwar mit vollen Backen.

Wer Maurice Maetterlinck ist? hieß es dort ungefähr — wir wissen es nicht, eben so wenig wie unsere Leser. Aber wir haben sein Buch gelesen und wissen daraus das Eine, daß er ein Genie ist, dessen Gleichen die französische Dramatik seit Langem nicht hervorgebracht. Um ihm einen Namen an die Seite zu stellen, der seiner würdig wäre, müßten wir auf Victor Hugo, ja über diesen hinaus, auf Shakespeare zurückgreifen.

Man wird zugeben, daß dies kein karg zugemessenes Lob ist und daß ein solcher Empfang ein junges Autorherz aus seinem Gleichgewicht bringen kann. Seit dieser Zeit nun ist in der französischen Presse kein Wort mehr über diese neuentdeckte literarische Größe erschienen. Der Ruhm Maurice Maetterlinck's hat bisher genau einen Tag lang gedauert.

Diese vollständige Gleichgültigkeit nach dem kurzen Enthusiasmus gewährt in diesem Fall ein um so traurigeres Schauspiel, als sie in der That ungerecht ist. Der französische Dramatiker mit dem germanischen Namen ist gewiß kein ebenbürtiger Genosse Shakespeare's, aber er ist ebenso gewiß, trotz all' der Bizarrerien, die uns sein Werk zeigt, ein echter Dichter und ein solcher ist heutzutage an und für sich eine seltene Erscheinung. Er ist dies vor Allem in der dramatischen Literatur unserer Zeit, welche bekanntlich von allen Seiten mit guten Rathschlägen, wie sie es zu machen und wie sie es nicht zu machen habe, überreichlich versehen wird, aber an Leuten, die es „machen" könnten, erschreckenden Mangel leidet. Er ist dies mehr als anderswo in Frankreich, wo trotz aller theoretischen Rezepte, welche Zola und seine Schule für die Wiedergeburt der Bühne vorbereitet haben, der Erlöser, welcher die Wunderkur vollbringen soll, bis zur Stunde ausgeblieben ist und das Theater unbestritten Jenen gehört, die es nach der alten Methode und ohne großen Aufwand an poetischen Mitteln amusant zu machen wissen. Maetterlinck ist nun allerdings nicht der Messias, dessen die modernen Schulen harren. Die Bahn, die er betreten, liegt dazu viel zu abseits vom modernen Leben, aber gerade wegen ihrer Eigenthümlichkeit verdient diese Bahn wohl aufgezeichnet zu werden.

Wer Maurice Maetterlinck ist, diese Frage vermögen wir ebenso wenig zu beantworten, wie der französische Kritiker, der ihn in so geräuschvoller Weise zuerst der Welt vorgestellt. Wir haben ihn einen jungen Autor genannt, weil die sorglose Kühnheit, mit der er sich der Eigenthümlichkeit seines Talents hingibt, die ungestüme Absichtlichkeit, mit der er uns seine Bizarrerien manchmal aufdrängen will, für diese Vermuthung sprechen. Das Titelblatt seines Werkes*) gibt uns übrigens den Anhaltpunkt für eine zweite Annahme. Das Buch ist nicht in Paris, sondern in Brüssel erschienen; wir haben hier also den ziemlich seltenen Fall, daß ein junger Poet außerhalb Frankreichs sich seinen Platz in der französischen Literatur zu erobern versucht.

Daß wir es hier mit der originellen Erscheinung der Literatur eines französischen Zweiglandes zu thun haben, dafür spricht auch der Stoff des Dramas. Er ist aus uralter Vergangenheit entnommen, aber nicht aus der Vergangenheit Frankreichs, sondern aus der Fabelzeit Hollands.

Eine seltsame Atmosphäre umgibt uns sofort beim Eintritt in die eigenthümliche Dichtung. Es ist dies der frische Erd- und Waldduft, der uns aus einer alten Ballade entgegenweht. Wir fühlen es sofort, daß wir nicht in einer Scheinwelt sind, wie sie uns die alterthümelnde Poesie in schwächlicher Nachahmung zu construiren pflegt. Wir sind im alten Holland, wo zwischen dunklen Wäldern und unübersehbaren Morästen ein mythisches Volk unter mythischen Königen lebt. Wohin wir blicken, finden wir die Natur und die Menschen in jenem trüben, melancholischen Licht, welches einer nordischen Volkserzählung eigen ist. Alles ist in jene naive Wehmuth eingehüllt, wie in einen feuchten Nebelschleier; nur hier und da fällt ein unheimlich gefärbter Strahl auf jene Gestalten, welche die bösen Mächte dieser Welt vorstellen und läßt sie in dämonischer Beleuchtung deutlicher hervortreten, als die farblose Menschheit, die sie umgibt.

Die merkwürdige Treue, mit welcher Maetterlinck diesen echten Balladenton in seinem Drama wiedergegeben, bildet zugleich den Vorzug und die Seltsamkeit des Werkes. Er hat mit dem Stoff, den er im Volkslied gefunden, auch die Form der Erzählung herüber genommen, vor Allem jene wirre Menge von Ahnungen, welche uns in jedem Augenblick den düsteren Abschluß voraussehen lassen. Die unbedeutendsten Ereignisse werden auf diese unheimliche Weise verknüpft und so besteht denn die Handlung des Stückes zur Hälfte aus Unglück, zur Hälfte aus Unglücksahnungen.

Gleich zu Beginn wird schon aus aller Kraft geahnt. König Hjalmar, der Beherrscher einer Hälfte von Holland, will seinen Sohn Hjalmar an die Tochter seines Nachbars Marcellus, die schöne Prinzessin Maleine, verheirathen und im festlich beleuchteten Schlosse des Königs Marcellus zu Harlingen wird die Verlobung gefeiert. Aber der alte König Hjalmar ist seit längerer Zeit nicht mehr Herr seines Wollens und Handelns. Er hat die vertriebene Königin Anna von Jütland in seinem Schlosse zu Yßelmond aufgenommen und diese Gastfreundschaft ist verhängnißvoll für ihn geworden. Die böse Zauberin hat ihn umgarnt, ihre üppige Schönheit hat seine greisenhafte Sinnlichkeit entfacht und während die verspätete Leidenschaft seine Kräfte verzehrt, folgt er willenlos und halb kindisch den Wünschen des dämonischen Weibes. Königin Anna will jene Heirath nicht. Sie selbst will den jungen Hjalmar für sich haben; sie verfolgt den schwächlichen Jüngling mit ihrer Gluth, während sie seinem greisen Vater

*) La princesse Maleine, drame en cinq actes. Bruxelles, Paul Lacomblez.

Digitized by Google

das Mark aussaugt. So geschieht es denn durch ihren dunklen Einfluß, daß der alte König Hjalmar bei dem Verlobungsfest mit seinem Nachbar Streit sucht, die Verbindung abbricht und dem König Marcellus den Krieg erklärt. Er bleibt Sieger, das Land des unglücklichen Marcellus wird in Asche gelegt, er selbst mit seinem Volke bis zum letzten Mann niedergemetzelt und der allgemeinen Vernichtung entrinnt durch Zufall bloß ein Wesen — die schöne Prinzessin Maleine „mit dem bleichen Gesicht und den weißen Wimpern".

Maleine kommt unerkannt an den Hof von Yſſelmond, wo nun die Verlobung des jungen Hjalmar mit Uglyane, der Tochter der Königin Anna gefeiert werden soll. Ein dumpfer Druck lastet auf diesem Hofe; man sieht es scheu an, wie unter den bösen Künsten der jütländischen Fürstin der alte König dahinschwindet und wie der junge Prinz bereits der Macht ihrer Verführung zu erliegen beginnt. Der junge Hjalmar denkt nicht an seine frühere Verlobte; er hat Maleine nur flüchtig gesehen und vergessen. Aber die arme Prinzessin ohne Land liebt ihn und will sich ihm entdecken. Sie ist unter die Dienerschaft Uglyane's aufgenommen worden und als ihre Herrin in einer dunklen Nacht im Schloßgarten mit Hjalmar zusammenkommen soll, schleicht sie sich an ihrer Stelle hin.

Die eigenthümliche Erkennungsscene, die nun folgt, verdient mit den Worten des Stückes zum Theil wenigstens wiedergegeben zu werden. Der junge Prinz hält die zitternde Maleine umfangen, die er für Uglyane hält:

Hjalmar. Woran denkt Ihr?
Maleine. Ich bin traurig!
Hjalmar. Ihr seid traurig? Woran denkt Ihr, Uglyane?
Maleine. Ich denke an die Prinzessin Maleine.
Hjalmar. Ihr sagt?
Maleine. Ich denke an die Prinzessin Maleine.
Hjalmar. Ihr kennt die Prinzessin Maleine?
Maleine. Ich bin die Prinzessin Maleine.
Hjalmar. Was?
Maleine. Ich bin die Prinzessin Maleine.
Hjalmar. Ihr seid nicht Uglyane?
Maleine. Ich bin die Prinzessin Maleine.
Hjalmar. Ihr seid die Prinzessin Maleine? Ihr seid Maleine? Aber sie ist ja todt!
Maleine. Ich bin die Prinzessin Maleine. (Hier tritt der Mond zwischen den Bäumen hervor und beleuchtet Maleine.)

Naiver können die Worte für diese Situation wohl nicht gewählt werden. Aber in dieser übertriebenen Naivetät steckt auch die Bizarrerie des Dichters. Er übertrumpft die Natürlichkeit, er hat sich einen eigenthümlichen Realismus für seinen Märchenstoff zurecht gelegt und läßt seine Personen mit kindlicher Einfachheit sprechen und die ein Mal gebrauchten Worte vier oder fünf Mal nach einander wiederholen. Dies berührt uns manchmal wie Affectation, aber oft ruft es auch einen seltsam traumhaften Eindruck bei uns hervor, wie eben in der Liebesscene, welche auf jene Erkennung folgt. Dieser Eindruck wird durch die verwirrende Menge von Ahnungen verstärkt, die hier mit wahrhafter Verschwendung gehäuft sind. Der Strahl des Springbrunnens benetzt die Liebenden mit einigen Wassertropfen und es scheint ihnen, daß Jemand neben ihnen weint, ein Käuzchen läßt seinen unheimlichen Ruf erschallen und als Hjalmar nach dem Unglücksvogel eine Erdscholle wirft, fällt dieselbe auf die zusammenschauernde Maleine, schließlich erstirbt der Springbrunnen mit einem seltsam schluchzenden Laut und die beiden Königskinder eilen erschreckt davon.

Aber dem düsteren Schicksal, das ihrer jungen Liebe beschieden ist, können sie nicht entrinnen. Königin Anna, welche Hjalmar sich und ihrer Tochter entrissen sieht, hat schon den Tod Maleinens beschlossen. Ein Gifttrank läßt die arme Prinzessin mitten in ihrem neugefundenen Glück langsam dahinsiechen und als dies für die Ungeduld ihrer Feindin nicht ausreicht, schleichen in einer stürmischen Nacht Anna mit dem alten Hjalmar durch die Korridore des Königsschlosses nach der Kammer der kranken Maleine, um sie zu tödten.

In der Schilderung dieser Schreckensnacht erreicht die dichterische Kraft des Werkes ihren Höhepunkt. Aus jeder Zeile strömt ein überwältigendes Entsetzen und zwar wieder jene eigenthümliche Art des Entsetzens, wie es uns manchmal in einem unheimlichen Traum überkommt, den Athem in unserer Brust zurückdrängend und alle Glieder an uns lähmend.

Wir werden zuerst in die dunkle Schlafkammer geführt, wo Maleine auf ihrem Lager mit fieberhafter Erregung in die Umgebung hinausstarrt, beim leisesten Geräusch zusammenfährt und ihr banges Gefühl mit kindlichen Selbstbeschwichtigungen vergebens zum Schweigen bringen will. Draußen schleichen sich die beiden Mörder immer näher heran, der schwache alte König, dem das Grauen vor der Blutthat jeden Gedanken benimmt, willenlos fortgezerrt von seiner furchtbaren Gefährtin. Sie treten endlich in's Zimmer, wo Maleine, unfähig einen Laut hervorzubringen, sie von ihrem Bette stumm anblickt.

Der König. Sie ist todt! Gehen wir fort!
Anna. Sie hat Furcht.
Der König. Gehen wir fort! Ich höre ihr Herz bis hierher schlagen.
Anna. Tretet näher; werdet Ihr toll?
Der König. Sie blickt uns an, o! o!
Anna. Es ist ja nur ein kleines Mädchen. Guten Abend, Maleine. Hört Ihr mich nicht, Maleine? Wir kommen Euch guten Abend zu sagen. Seid Ihr krank, Maleine? Hört Ihr mich nicht? Maleine! Maleine! (Maleine nickt bejahend.)
Der König. O!
Anna. Ihr seid erschreckend, Maleine! Maleine! Habt Ihr die Stimme verloren?
Maleine. Guten — Abend —
Anna. O, Du lebst noch; hast Du auch Alles, was Du brauchst? Ich will sehen. O, dieses Kissen ist ziemlich hart. Ich will Dir dein Haar ordnen. Aber warum siehst Du mich so an, Maleine? Maleine? Ich will Dich bloß ein wenig hätscheln. Du zitterst ja, als wenn Du sterben solltest, Du machst das ganze Bett zittern. Ich will Deine Haare ordnen. Hebe ein wenig den Kopf, ich will sie damit binden. So — — (Sie legt ihr eine Schlinge um den Hals.)
Maleine (springt aus dem Bett). O! was habt Ihr mir um den Hals gelegt?
Anna. Nichts, es ist nichts! schreit nicht! Haltet sie, haltet sie!
Der König. Was?
Anna. Haltet sie! Sie wird schreien.
Der König. Ich kann nicht. (Setzt sich kraftlos.)

Dieses kleine Bruchstück gibt wohl keinen Begriff von der Macht dieser Scenen, aber es zeigt uns wieder, wie der französische Poet mit deutlicher Absicht für jede Situation das naivste Wort wählt. Der triviale Lakonismus, den er anwendet, wirkt origineller als die künstlichsten Effecte. Es gelingt ihm sogar damit, dem Schlusse seines Werkes ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen, obgleich dessen Inhalt in fataler Weise an unzählige blutdürstige Tragödienschlüsse erinnert.

Maleine stirbt unter den Händen der unbarmherzigen Königin Anna. Dieses gräßliche Schauspiel bringt den schwachen Verstand des alten Königs vollends aus den Fugen, er vermag das blutige Geheimniß nicht zu bewahren und als die Leiche Maleinens gefunden wird, klagt er selbst ihre Mörderin laut an. Prinz Hjalmar rächt seine Braut, er tödtet die Jütländerin und gibt sich darauf, vom Schmerz überwältigt, selbst den Tod.

So ist denn zum Schluß Niemand mehr da, der einen Anderen umbringen oder umgebracht werden könnte und unter den Zeugen all' dieser Schrecken spricht der Freund des todten Prinzen, Angus, die einfachen Endworte: „Noch eine solche Nacht und wir sind Alle ergraut."

Diese Bemerkung gilt ebenso gut für das Publikum wie für die Leute auf der Bühne. Fragen wir nun, wozu all' dies Gruseln ist, das wir durchgemacht haben, so bleibt uns das Stück die Antwort darauf schuldig. Es enthält an keiner Stelle auch nur die Spur davon, was man dichterische Idee nennt und als Entgelt für die Schrecken einer Tragödie beanspruchen kann. Und dennoch wäre es wohl unrecht, dem Werke Maeterlinck's gegenüber jene fatale Frage aufzuwerfen, zu welcher wir leider so oft Gelegenheit haben: wozu ist das Stück eigentlich geschrieben worden? Es ist eben das Werk eines echten Dichters und ein solches hat immer seine Daseinsberechtigung.

Ob der junge Poet, den der Enthusiasmus eines Kritikers so voreilig an die Seite Shakespeare's gestellt hat, zu Größerem berufen ist, als er in seinem wilden Erstlingswerk geleistet, das läßt sich nicht voraussehen. Aber es bleibt immerhin

Digitized by Google

interessant, zu bemerken, daß mitten im Wirbel moderner Lebens- und Dichtungsströmungen ein junges Talent aufersteht, welches den Muth hat, einen Stoff zu wählen, der von unserer Zeit um ein paar Jahrtausende entfernt ist — ein Dramatiker, welcher mit einem Fuß in tollster Romantik, mit dem anderen im nüchternsten Realismus steht und vor Allem ein Dichter, der wahre Poesie auf seine eigene Art macht. Dies sind Eigenschaften, welche Maurice Maetterlinck auch für uns der Aufmerksamkeit würdig erscheinen lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vorjährige Hyacinthen.

Von Rudolf Schmidt.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ernst Brausewetter.

(Schluß.)

Selbst die tiefe Stille, welche durch das kräftige Sonnenlicht noch gleichsam verstärkt wurde, begann auf den Postmeister aufregend zu wirken. Ständig wanderte sie hin und her, so stattlich und ruhig, so fest entschlossen, sich nicht im Geringsten darum zu kümmern, was ihm einfallen könnte zu sagen. Seine bittere Stimmung nahm mehr und mehr zu, er bedurfte einer Entladung; es mußte an diesem ruhigen Sonntagvormittag zu einer Schlacht kommen, zu einem Hauptschlage, der durch seine dauernden Folgen einen neuen und besseren Zustand schaffen konnte. Nun würde sie wohl etwas sagen — sie sollte aber eine Antwort bekommen, die Hand und Fuß hatte. Nein, sie sagte Nichts, sondern stand nur mit dieser empörenden Ruhe und beschäftigte sich am Fenster. Ja, ein ernstes Wort mit ihr zu reden, das wollte er jetzt; es kam nur darauf an, eine Gelegenheit zu finden.

Plötzlich blitzte es in seinen Augen; die Gelegenheit war gefunden.

„Was sind das für merkwürdige Gewächse, die Du da in dem Zwiebelglase hast?"

„Das ist ein halbes Dutzend vorjährige Hyacinthenzwiebeln. Gärtner Olsen überließ sie mir für eine Krone."

„Da hat Olsen ein gutes Geschäft gemacht."

„Ich meinte eigentlich, ich hätte ein gutes Geschäft gemacht."

„Dann mußt Du mehr Geld haben, als ich weiß."

„Du kennst vollständig meine Vermögensverhältnisse; sie sind nicht schwer zu überschauen."

Ein paar tausend Kronen hatte sie gehabt, in die aber ein gründliches Loch hinein gemacht war. Wollte sie ihm nun auch das vorwerfen?

„Wenn es so ist, kann ich es unmöglich ein gutes Geschäft nennen, eine Krone für den Jux auszugeben?"

„Ich halte sie nun nicht für Jux."

„Du hast Deine Eigenheiten, Johanna."

„Allerdings, und sie lege ich nicht ab."

„Nein, das habe ich bemerkt."

„Beklagst Du dich, Gerhardt?"

Ihre Augen trafen sich — seine scharfen, grauen Augen, welche Postknechte und Postkutscher so schwer aushalten konnten, und ihre ruhigen, ganz dunkelblauen, die seinen scharfen Blick mit einer Unerschütterlichkeit ertrugen, welche ihn beinahe zur Verzweiflung brachte. Er war nahe daran, mit einer recht anzüglichen Bemerkung aufzubrausen; aber eine plötzliche Scham schloß seinen Mund, bevor die bitteren, ungerechten Worte sich den Weg gebahnt hatten.

Und da stand sie noch immer mit dieser etwas neugierigen Frage in diesen wunderlich ruhigen Augen, für die er in seinem zwanzigsten Lebensjahre geschwärmt hatte und welche in der starken Vormittagsbeleuchtung noch so merkwürdig schön waren, wenn auch schwache rothe Linien um die feingeformten Lider lagen. Er versuchte abzulenken.

„Ich begreife nur nicht, was Du mit einer solchen Reihe verkrüppelter Kerle willst."

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an.

„Es ist gerade diese Verkrüppelung, die mir gefällt; ich nahm sie nicht nur der Billigkeit halber. Die üppige Krone, welche sie voriges Jahr hatten, ist fort, von dem starken Duft, welcher die ganze Stube erfüllt haben würde, ist gerade nur noch eine Erinnerung übrig, aber die Anstrengung, selbst das Vergangene in der Erinnerung hervorzurufen, ergreift mich so wunderlich. Vielleicht habe ich Unrecht; aber diese wenigen dürftigen Glöckchen scheinen mir eine feinere Farbe zu haben, und selbst in dem Duft, der ja freilich äußerst schwach ist, ist etwas Veredeltes, etwas Unbeschreibliches, das auf mich wohlthuend wirkt. Rieche einmal mit Deiner mürrischen Postmeisternase an dieser hier!"

Sie hielt ihm ein Exemplar entgegen, an dessen Stengel sieben bis acht rosa Glöckchen mühsam hervorgebrochen waren und Angst über die Kühnheit zu empfinden schienen, mit der sie des Tages Licht gesucht hatten.

Er roch daran mit kurzem Schnüffeln.

„Ich will ein Esel sein, wenn ich da etwas Besonderes riechen kann."

„Desto schlimmer für Dich."

Sie stellte das Hyacinthenglas mit einer gewissen nervösen Hast in das Fenster zurück. Die Röthe war ihr in die Wangen geschossen.

Aber dieses, daß sie nicht ihre gewöhnliche Ruhe bewahrte, sondern förmlich Zeichen einer Reizbarkeit verrieth, brachte den zurückgedrängten Zorn des Postmeisters wieder zum Aufflammen.

„Du hast Deinen eigenen Geschmack; das ist gerade derjenige, den ich niemals habe begreifen können."

„Es ist mir auch immer schwer gefallen, den Deinigen zu verstehen."

Die Worte wurden ganz sanft gesprochen; aber man merkte einen zurückgedrängten verschleierten Hohn darin.

„Was meinst Du mit den Worten, Johanna?"

„Du mußt wohl wissen, was Du selbst meintest. Ich meine genau dasselbe wie Du."

„Es soll also eine Hindeutung sein?"

„War vielleicht in dem, was Du sagtest, eine Hindeutung?"

Au, nun war er gefangen!

Eine Hindeutung war es gerade gewesen. Es war die Verlobung mit diesem trockenen Juristen, die ihm ständig wie eine Bremse im Kopfe herumsummte. Aber anstatt ihm aus dem Wege zu gehen, hatte sie ihm den abgeschossenen Pfeil zurückgesandt, auf den dunkelsten Punkt seines Lebens angespielt. Und während es in ihm kochte, stand sie so ruhig mit Halbhandschuhen da und betrachtete die lange Reihe invalider Hyacinthen, als wenn nichts im Wege wäre. Nein, was da auch kommen mochte, nun mußte er sich Luft machen. Und außerdem reizte ihn die Neugier, er hätte sie gern dahin gebracht, einmal etwas von der Verlobung zu erzählen.

„Ich will es offen sagen; ja, es war eine Hindeutung. Daß Du dich mit dem Menschen verloben konntest, ist mir eine vollständige Unbegreiflichkeit. In der Schule galt Hammelef unter uns Allen für eine Holzpuppe."

„Er saß in der Klasse doch wohl immer über Dir."

„Ich war nicht dazu geschaffen, über den Büchern zu hocken. Das Kriegsleben — sich immer schlagen, das wäre etwas für mich gewesen! Dieser Hammelef war ein Bücherwurm, eine reine Schlafmütze."

„Dennoch wurde ein tüchtiger Soldat aus ihm; er holte sich im Kriege das Brustleiden, an dem er starb."

„Es war nicht meine Absicht, ihm alle guten Eigenschaften abzusprechen. Aber daß Du hingehen und Dich mit diesem Menschen verloben konntest, das ist mir ein unlösbares Räthsel."

„Als Du um mich freitest, wußtest Du ja, daß ich verlobt gewesen war?"

„Ja, gewiß wußte ich das."

„Welches Recht hast Du denn nun, solche Fragen zu stellen?"

„Soll Alles zwischen uns nach dem Maßstabe des Rechtes festgesetzt werden, Johanna?"

„Wenn Du sprichst, wie Du es thust, allerdings."

Es trat eine Pause ein. Die Postmeistersfrau fuhr ruhig fort, sich mit ihren Blumen zu beschäftigen; aber ihre Hände bewegten sich mit seltsam fieberhaftem Eifer, der bewies, daß ihre Ruhe diesmal nicht ganz echt war. Die Augen des Postmeisters folgten ihr; er wunderte sich im Geheimen darüber, wie viel von der Schönheit der ersten Jugend ihre schlanke Mädchengestalt im Grunde noch bewahrt hatte. Es fiel ihm von Neuem ein, wie er sie geliebt und angebetet hatte; seine harten Augen bekamen einen feuchten Glanz. Mit weicher Stimme sagte er:

„Johanna!"

Sie wandte sich, still und abwartend, gegen ihn um.

„Entsinnst Du dich des letzten Balles bei dem Agenten, an dem Abend, bevor ich fort sollte nach Düppel? Ich war Reserveoffiziersaspirant und erschien in Uniform. Sie war häßlich und plump; aber ich fühlte mich in ihr stolz und sicher meines Sieges. Es war mein fester Entschluß, um Dich zu freien, selbst wenn es mitten auf dem gebohnten Boden des Agenten geschehen sollte. Sobald ich Dich aber in dem weißen Spitzenkleid mit Danebrogsschleifen im Haar und auf der Brust sah, war es, als wenn meine Kehle mit Macht zugeschnürt würde. Ich vermochte kaum mit Dir zu reden; ich habe so etwas niemals, weder vorher noch nachher empfunden. Als der Kehrausgalopp getanzt werden sollte, sagte ich zu mir selbst, nun müßte es geschehen, aber dann stieg der Gedanke von der ungewissen Zukunft, der ich entgegen ging, vor mir gleich einem Schreckbild empor — ich begriff nun, warum mir die ganze Zeit so bange gewesen war. Daß Du mich liebtest, hoffte ich mit Bestimmtheit; aber gerade darum schien es mir unverantwortlich, Dich an mich zu binden. Ein Amtsexamen machen wollte ich nicht, darüber war ich seit dem ersten Tage, an dem ich die Uniform anzog, mit mir einig; in einigen Tagen würde ich vielleicht mit der Nase in der Luft in einem der Laufgräben dort oben liegen, und kehrte ich zurück, würde es als ein armer Kerl ohne Aussichten und ohne Erwerb, vielleicht verstümmelt und für Lebenszeit zu Grunde gerichtet geschehen — na, das Letztere traf ja auch halbwegs ein! Nun weißt Du, was ich meinte und nun weißt Du auch, warum ich schwieg."

Während er sprach, hatte sie sich dicht an seinen Lehnstuhl gestellt. Als er ausgesprochen hatte, sah sie ihm beinahe mit Strenge in die Augen.

„Hättest Du an dem Abend nur Muth und Mannesherz gehabt zu reden, es wäre ein wahres Glück gewesen, sowohl für Dich, als für mich."

„Liebtest Du mich denn wirklich, Johanna?"

„Hätte ich Dich sonst wohl jetzt genommen?"

„Aber wenn ich im Kriege gefallen wäre?"

Digitized by Google

„Dann hätte ich einen reinen Kummer zu tragen gehabt, eine lichte Erinnerung zu hegen. Es wäre besser als das, was darauf folgte."

„Als ich zurückkehrte, warst Du ganz aus meinem Leben verschwunden."

„Ich war nach Prästö gegangen! Lag die Stadt so fern?"

„Die langsam geheilte Wunde hatte meinen Muth gebrochen, Johanna; ich war mittellos und, ganz wie ich es vorausgesehen hatte, aller Aussichten beraubt. Außerdem erzählte man mir im Hause des Agenten, Du wärst halbwegs mit Hammelef verlobt, der ja gleich, nachdem er den Soldatenrock abgeworfen, als Amtsbevollmächtigter angestellt war. Diese Nachricht brach mich völlig und brachte mich dazu, ein wüstes Leben zu führen."

„Ich hörte davon; Du erzähltest mir in Deinem Freierbrief nichts Neues."

„War es vielleicht Hammelef, der es Dir sagte?"

„Hammelef war ein grundehrlicher Charakter. Wenn er hier und da einmal Deinen Namen nannte, geschah es, um dem Muth, den Du im Kriege bewiesen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nein, es gab in Prästö Andere, welche Dich kannten. Im Hause des Bürgermeisters bekam ich durch einen Zufall Alles zu wissen, was dort erzählt wurde. Als ich von Deinem Verhältniß mit der Tingeltangelsängerin hörte, gab ich Hammelef mein Jawort."

Der Postmeister fuhr zusammen.

„Ist das wirklich die volle Wahrheit, Johanna?"

„Ich habe niemals gelogen, Gerhardt, und am wenigsten würde ich es jetzt thun. Wärest Du nach Prästö gekommen und hättest um mich gefreit, so wahr ein Gott lebt, ich hätte Dich genommen, so arm und aller Aussichten bar Du auch warst."

„Es gab wirklich Augenblicke, Johanna, in welchen ich daran dachte."

„Aber dann zogst Du diese — Thekla Holm vor?"

„Du kennst ihren Namen?"

„Er war seiner Zeit bekannt genug. Ich mache Dir keine Vorwürfe; eine Verbindung der Art paßt euch Mannsleuten nun wohl einmal. Aber wenn Du selbst auf eine solche Erinnerung zurückzublicken hast, solltest Du es unterlassen auf meine Verlobung mit Hammelef zu sticheln. Er war die Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit selbst und jedes brave Mädchen würde ihm mit Stolz seine Hand gereicht haben."

„Ich will Dir ein Bekenntniß ablegen, Johanna, bei dem lebendigen Gott, es ist Wahrheit, was ich sage! Sie — diese Thekla, ähnelte Dir; sie besaß Deine Haltung, Dein blondes Haar und selbst ihr Lächeln, wenn sie ihre frischen, kreideweißen Zähne zeigte — Du magst das vielleicht nicht hören; aber es ist Wahrheit, buchstäblich Wahrheit, was ich sage! — selbst ihr Lächeln ähnelte so ganz dem Deinigen. Möglicher Weise versteht Ihr Weiber das nicht; aber entschieden ist es, daß, wenn eines Mannes Herz vor Kummer vergeht, dann ergreift und überwältigt ihn eine solche Aehnlichkeit. Er weiß, es ist eine Fälschung, eine nachgeahmte Waare, was er küßt und umarmt; aber er küßt und umarmt sie dennoch und denkt die ganze Zeit an diejenige, die er in seinem Herzen trägt. Uebrigens suchte ich nicht Thekla — sie warf sich mit ungestümer Leidenschaft in meine Arme; so wurde ich ihr Liebhaber, weil ich Dich liebte."

„Gerhardt!"

Ihre Stimme klang weich, fast abbittend. Sie trat zu ihm hin und reichte ihm beide Hände, die er in den seinigen behielt.

„Es währte nicht sonderlich lange, so fühlte ich mich von Scham und Verzweiflung gemartert. Thekla war ein gutmüthiges Geschöpf; es war nicht ein böser Blutstropfen in ihr, sie folgte nur ihren Eingebungen und war in Einem wie in Allem ein Product der unglücklichen Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen. Sie sagte mir wiederholentlich, es könnte nichts nützen, wenn ich sie umwandeln wollte, und sie hatte Recht. Ihr Bühnenleben wollte sie nicht aufgeben; ich war außerdem außer Stande sie zu versorgen; mein Leben wurde allmählich eine wahre Hölle für mich. Unglücklicher Weise war sie Mutter eines kleinen Mädchens geworden, so daß ich an sie mit unlösbaren Banden geknüpft war. Auch das kleine Mädchen erinnerte mich so lebhaft an Dich. Wenn es in der Wiege lag, seine großen Augen auf mich gerichtet, war es, als machte es mir Vorwürfe, daß es das Licht der Welt erblickt hatte. Wenn dann die Mutter sich mit thränenreichen Liebkosungen über die Kleine warf, schauderte ich bei dem Gedanken an die Zukunft, der sie entgegen ging. Zu allem Glück nahm sie der liebe Gott bald zu sich. Ich gestehe, daß ich an dem Tage, da der kleine Sarg auf dem Friedhof in die Erde gesenkt wurde, erleichtert aufathmete."

„Du brachst doch nun wohl nicht mit der Mutter?"

„Nein, gegenüber Thekla habe ich mir nichts vorzuwerfen. Ihr Schmerz war so wild und gewaltsam, daß er mein Mitleid erregte; ich sagte vorläufig nichts. Aber ehe zwei Wochen verflossen waren, erkor sich ihr ungezügelter Sinn einen neuen Gegenstand. Eines schönen Tages war sie verschwunden — nach Rußland gereist mit einem englischen Zauberkünstler, der es vorzüglich verstand, einen Teller auf der Spitze einer Reitpeitsche herumschnurren zu lassen. Nicht eine geschriebene Zeile hatte sie für mich hinterlassen Mein alter Chef wußte, daß meine militärische Carrière durch die Wunde vernichtet war; er hatte Mitleid mit mir und erwirkte, daß ich eine Anstellung bei der Post erhielt. Um zu beweisen, daß ich ein Mensch wäre, der nicht ganz verrottet war, nahm ich meinen Dienst mit äußerster Gewissenhaftigkeit wahr. Die Pflichterfüllung wurde nach und nach meine andere Natur, Strammheit und Strenge mein Ein und Alles. Ich avancirte ziemlich rasch und ging hier in Lyngtjöbing vor Anker, wo Du in meiner Nähe lebtest, Du böses Mädchen, ohne Dich mir zu zeigen."

Sie beugte sich nieder und küßte ihn.

„Du willst doch wohl nicht, daß ich hier in's Bureau hätte zu Dir hineinkommen und um Dich freien sollen?"

„Nein, es ist schon viel, daß Du so treu wartetest, obschon die Jägermeisterin Dir Freier scheffelweise anbot, die weit besser gestellt sind als ich."

Sie ergriff wieder seine Hände, hob sie zu ihrer Brust empor und sah ihm mit einem langen Blick in die Augen.

„Nun will ich auch Dir ein Bekenntniß ablegen, Gerhardt."

„Du?"

Es lag eine Todesangst in dem einen Wort.

Sie lächelte schwach.

„Du dummer Postmensch, habe keine Furcht; von einem zweiten Zauberkünstler ist nicht die Rede! Du sagtest, diese Thekla ähnelte mir. Hammelef ähnelte Dir in keiner Beziehung; das war der Grund daß ich ihm mein Jawort gab. Ihr waret an Gemüth, Aussehen und Charakter so völlig verschieden: Du vierschrötig, blauäugig, rothwangig, voller Leben und Einfälle, er groß, brünett, ernst und bleich. Das war es gerade, was ich wollte; jedes Wort, jeder Blick, jede Mine erinnerte mich daran, das ich eine Wahl getroffen hatte, die ich mir vom Schicksal auferlegt wähnte, und mich an einen anderen Mann gebunden als den, welchen mein Herz erwählt hatte."

„Meine liebe Johanna!"

Er küßte ihr die Hände.

„Es steht bei einem Dichter, daß, wenn nur der eine Theil den anderen wirklich liebt, das Zusammenleben ein gutes werden wird, und sobald das Herz des anderen Theiles frei ist, glaube ich, hat er Recht. Hammelef liebte mich mit einer Liebe, die so bescheiden, so zärtlich, so ritterlich war. Sehr häufig fühlte ich, daß, wenn Du nicht in meinem Sinne wohntest, dann würde das Gefühl, sein Ein und Alles zu sein, eine warme und aufrichtige Hingebung erzwungen haben, welche schließlich vielleicht Liebe geworden wäre. Nun peinigte und marterte seine Liebe mich oft; sie rief eine Unruhe und Selbstanklage hervor, welche ich nur schlecht zu verbergen vermochte. Er sagte niemals etwas; aber in seinem ehrlichen Gesicht war der stumme Schmerz so deutlich zu lesen. Sein heimlicher Kummer ist vielleicht mit eine Ursache gewesen, daß sein Brustleiden plötzlich so furchtbar zunahm. Ich hatte so unglaublich gelitten, es war mir fast ein Trost, ihn bleich und abgezehrt auf seinem Krankenlager liegen zu sehen; nun sah ich so deutlich meine Pflicht: ihn zu pflegen und mit aller Macht und Allem, was ich vermochte, gegen den Tod anzukämpfen. Aber bei der Pflege, die ich ihm zu Theil werden ließ, glaube ich freilich, daß sein Gram nur zunahm. Seine fieberglühenden Augen sahen mich oft mit einem so wunderbaren Blick an. Kurz bevor er starb, preßte er seine beiden abgemagerten Hände fest um meine Rechte und sagte: Ich habe Dir oft Deine Freiheit zurückgeben wollen, Johanna; aber ich war zu schwach und feig. Nun bekommst Du sie zurück. Dank für alles Gute! Eine halbe Stunde später war er todt, ohne meine Hand losgelassen zu haben."

„Ich habe es mir niemals so gedacht. Kannst Du mir meine Rohheit vergeben, Johanna?"

„Es war gut, daß wir uns einmal aussprachen."

„Es war ohne Zweifel so bestimmt, daß wir uns hier treffen sollten, nachdem Jeder das Seinige durchlebt hatte."

„Es war mein fester Glaube innerhalb der beiden Jahre, die verliefen, ehe Du Lindbyholm mit Deiner Anwesenheit beehrtest, Du böser Mann."

„Wir können noch ein hübsches Leben zusammen verbringen, Johanna."

„Das glaube ich ganz gewiß auch, aber —"

„Ich weiß, was Du sagen willst. Wir sind Jeder für sich, wie uns das Leben geschmiedet hat. Dennoch sollst Du sehen, es geht schon. Aber Johanna —"

Er hielt inne und drückte die Hand gegen die Augen, wie in plötzlichem Nachdenken versunken. Sie stand geduldig und wartete.

„Johanna!" sagte er schließlich und hob langsam sein Haupt empor. „Hätten wir einander damals gefunden, wie würden wir dann einander geliebt haben. Mag unser Leben noch so hübsch werden, es wird doch nur eine blasse Erinnerung an eine ganz unbekannte Welt von Licht und Glück, die für uns verloren gegangen ist."

Er sah wehmüthig zu ihr empor. Sie beugte sich mit Thränen in den Augen über ihn und sagte: „Du thörichter Mann, verstehst Du nun, warum ich vorjährige Hyacinthen pflanze?"

Aus der Hauptstadt.

Das Wort des Chilon.

Seiner Bildungsmühen darf sich ein Jeder dreist rühmen. Ich hatte vergessen oder, was wahrscheinlicher ist, ich hatte nie gewußt, von wem und von wo das sattsam bekannte Wort eigentlich stammt: De mortuis nil nisi bene. Nun braucht' ich es und zog den Büchmann zu Rathe. Und fand auch richtig die Quelle, den durch Diogenes Laërtius überlieferten Ausspruch des Chilon: τὸν τεθνηκότα μὴ κακολογεῖν. Und um anderen im klassischen Namengedächtniß Schwachen des Nachschlagens Sorge zu ersparen, um zugleich auch als ein mittheilsamer und gar nicht bildungsprunksüchtiger Mann vor den Gefährten zu glänzen, gab ich

Digitized by Google

Urort und Genesis meiner Erkenntniß genau an und überschrieb diese flüchtige Betrachtung: Das Wort des Chilon.

Die Nekrologe über Moltke nämlich hatte ich gelesen, an die zwei Dutzend wohl, eifrig und aufmerkend, und sie hatten mich arg verstimmt. Nicht deshalb, weil sie mit großen und größten Worten wirthschafteten und die historische Phrase ohne bange Scheu nahmen, wo nur sie zu finden war: das ließ der Anlaß begreiflich erscheinen, und wohl berechtigt. Denn ein großer Mensch ist uns gestorben, der Einer war und gewesen wäre, auch wenn den hohen Sechziger nicht später Ruhm mit silbernem Glanze gekrönt hätte. Aber von diesem Großen, eben von diesem Menschen hätte so gern ich etwas gehört, von seiner Individualität und von alledem, was ihn eigen gemacht hatte und stark und besonders. Nichts sagte davon der papierne Haufe. Die Todtenglocke wurde kräftig geschwungen, dicker Weihrauch stieg qualmend empor, mit allem Pomp ward ein feierliches Hochamt celebrirt und die Priester sprachen ihre Litancien. „Ein welthistorisches Ereigniß hat sich vollzogen"; „seiner edelsten Söhne einen hat Deutschland verloren"; „der Sieger in drei gewaltigen Kriegen ist endlich nun auch besiegt worden, vom mächtigen Schnitter Tod." Dazu das Gelöbniß unverlöschlicher Dankbarkeit, der Blick auf das Denkmal, dauernder denn Erz und zum Schluß die muthige Zuversicht auf das durch den Wechsel der Zeiten hoch und heilig ragende Vermächtniß des Verblichenen, mit auf den gedämpften Ton der Trauersalven abgestimmten Hurrahrufen zweckgemäß untermischt. Das wurde, bald kürzer, bald länger, ungeschickt häufig und nur selten geschickt, nach alter Regel sacht ausgesponnen und am Ende war nichts gesagt, was nicht ein mäßig begabter Durchschnittempfinder sich selbst hätte sagen können. Von den lang hallenden publizistischen Salven, die über das offene Grab hin dröhnten, blieb nichts uns zurück als ein Wölkchen Rauch, in dessen rasch zerfließenden Gewanden das Bild des großen Todten allmählich jede plastische Klarheit verlor und alle festen Conturen. Weihrauch und unnützlicher Pulverdampf erstickten die Individualität.

Vieles gewiß muß die Eile entschuldigen, die den Nekrologisten auf den Fersen brannte. Die Setzer warten und, man denke das Unglück, wenn der Trauerartikel um zwölf ganze Stunden erst später erschiene, wenn die Leser nicht vor dem Abendessen schon mit ihrer Moltke-Betrachtung fertig sein könnten. Lang soll es und schnell muß es geliefert sein, das werthlose Muster eines Jubel-, Geburtstags- oder Trauerartikels. Mit diesen üblen Sitten einer Drahtberichtzeit muß man rechnen und das Urtheil wird sich gleich dann sänftigen. Auch die groben Geschmacklosigkeiten, die wohl mit unterlaufen, die verschämten und die unverschämten Reklämchen darf man schweigend in den Kauf nehmen, so lange sie nicht gar so widrig und brutal werden wie die von einem Coulissenblättchen weiter gegebene Notiz eines berüchtigten Kunstbudenhändlers, dem selbst der todte Moltke nicht heilig war, um für seine Kean-Geschäfte als ein Leichenräuber noch geruchloses Kapital zu schlagen. Das ist der Sippe so der Brauch, und wen es interessirt, daß Moltke starb, bevor er ein miserables Komödiantenspiel gesehen hatte, der mag es geruhig lesen und auch darum den Helden glücklich preisen, daß er dahin ging, ohne die vornehme Persönlichkeit an theatralischem Unfug geärgert zu haben.

Die Hast aber und der Herren Setzer ungeduldiges Drängen thun es nicht allein. Den größten Theil der Verantwortung trägt doch das Wort des Chilon, das übel verstandene, falsch ausgedeutete. Gäbe es wirklich einen altklassisch ehrwürdigen Spruch, der da befiehlt, von dem Todten nur das Gute zu sagen, nur seiner allgemein als gute anerkannten Eigenschaften zu gedenken, dann würde dessen pünktliche Anwendung in Wahrheit unseren Verstorbenen in ein Schattenreich befördern; denn nur aus gemischten, aus guten und schlimmen Gaben setzt sich ein sterblicher Mensch zusammen und eine ganze Persönlichkeit. Gut und edel in allen Stücken, vollkommen im Sinne kindlicher Idealbegriffe, sind einzig die Englein mit den Flüglein und die bekommt der Erdenrestträger nicht zu Gesicht, auf daß er nicht verwöhnt werde und allzu anspruchsvoll. Am wenigsten aber würde solch ein englisches Dogma an der Bahre des Mannes taugen, der vor seinem lothringischen Schlachtendenkersiege schon gesagt hat: „Ich habe eine Antipathie vor Lobhudeleien, wie ... nun, wie gewisse Leute vor gewissen Thieren haben. Es macht mich für einen ganzen Tag verstimmt, so etwas zu hören ... Wenn ich jetzt jene grenzenlosen Lobhudeleien, die das Publikum mir spendet, mit anhöre, so verläßt mich keinen Augenblick der Gedanke: wie würde es sein, wenn der Erfolg, dieser beispiellose Erfolg, unser Werk nicht gekrönt hätte? Wären dann diese unverdienten Lobeserhebungen nicht ebenso viele unverständige Kritiken, unverdiente Tadel geworden?" Der ganze Mann ist in dem Wort: sein bescheidener Stolz und seine tief wurzelnde Leuteverachtung, die ihn zum Schweiger gemacht hat und zum einsamen Menschen, die ihn zeitig schon und auf der Woge des Glückes erkennen ließ, wie die Menge immer nur und ewig dem Erfolg Beifall brüllt und niemals das Wollen versteht und des Geistes hochfliegendes Streben.

Der Erfolg ist Moltke treu geblieben und seine Sonne that keinen Wank. So blieb unverdienter Tadel ihm denn auch erspart, aber das unverständige Loben verstummte nicht am letzten Lager des glücklich Ruhenden. Auf den Chilon berufen sie sich, die eilfertigen Lober, und auf andere unzweifelhaft klassische Zeugen. Aber, so darf man wohl fragen, geben denn die ihnen Recht? Den Todten sollst du nicht lästern, spricht Chilon, und der lateinische Spruch empfiehlt, von den Todten nur gut zu reden, nur gut — nicht: nur Gutes. Einem philologischen Streit fühle ich mich nicht gewachsen und weder das κακολογεῖν will ich daher noch das bene gelahrt commentiren. Der einfache Verstand reicht hin, um die Gewißheit zu geben, daß Grieche und Römer eine Anstandslehre geben wollten, nicht ein Fürwort eitler Lobrederei. Nicht das Individuelle, das uns den Menschen erst gibt, sollte verschwiegen und das allgemein als das patentirt Gute Anerkannte nur erwähnt und gepriesen werden: gut, gerecht nämlich und wahr, ohne kleinliche Gehässigkeit, wünschten der Todten Gedächtniß sie begangen zu sehen. Weise wußten sie, daß über den Lebenden ganz selten nur ein kluges, gerechtes und mildes Wahrwort gesprochen wird, und dem Abgeschiedenen mindestens ersehnten sie so schönste Feier. Echte Edelmenschen haben nach ihrer Lehre gehandelt und Antonius wird uns erst recht liebenswerth, da er, der den lebenden Brutus als einen wie alle ehrenwerthen Mann zu gassenpolitischen Zwecken gehöhnt hat, dem gefallenen Gegner die Grabschrift spricht, die prachtvoll prägnante, die so wunderherrlich auch für Helmuth Moltke passen würde, auf den Stein des selbstlosen Kriegers mit dem sanften Sinn des lärmscheuen Gelehrten. Doch auch Marc Anton erkennt, wie im Brutus die Elemente sich mischten, und diese Mischung hätte er uns zu deuten versucht, wäre er ein Zeitungschreiber gewesen und nicht der gelben Nilschlange künftiger Liebegewährer.

Zu viel Theorie, ruft man mir zu, Suppe zu viel und zu wenig Fleisch; was hat denn, du grämlicher Besserwisser, dir an den Moltke-Nekrologen gefehlt, daß du so schrill uns in die Feierstimmung hineinkreischest? — Längst war ich auf diese Frage bereitet und in gebührender Kürze sei sie beantwortet, schwarz auf weiß, und mit aller Bescheidenheit, die dem irre Gewordenen ziemt und dem nicht mehr Verstehenden.

Als Bluntschli Umfrage hielt über den Völkerfrieden, da schrieb Moltke: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum." Und Die auch, die für diesen nicht einmal schönen Traum unermüdet zu schaffen vorgeben und zu wirken, sie finden an dem Todten keinen Fehl, nicht den Schein auch nur militärischer Einseitigkeit, sie gehen über die den Helden scharf beleuchtende Thatsache schweigend hinweg, denn: de mortuis nil nisi — bonum. Die conservativen Parteien, so hören wir jeden Tag, bestehen aus reaktionären Junkern, die rücksichtslos sich bereichern, und aus gouvernamentalen Strebern, die rücksichtsvoll einträgliche Stellen im Staate erjagen wollen. Moltke war ein hochconservativer Mann und der Liberalismus preist ihn, summarisch und superlativisch, ohne geringste Einschränkung. Die Schutzzölle, die Liebesgaben und Grenzsperren, so sagt man, hat nur schnöder Eigennutz, die Ausnahmegesetze nur mittelalterlicher Feudalhochmuth ersonnen. Moltke hat alle diese Dinge gebilligt und bewilligt, aber man spricht nicht davon. Der Uebel Größtes aber, auch das sagt man uns, ist und bleibt Stöckerei und Stadtmission nebst allem übrigen Zubehör. Kirchlich und confessionell stand Moltke Herrn Stöcker sehr nahe, von Stöcker oder von Kögel wünschte er seinen Leib eingesegnet, ein streng orthodoxer Mann und ein stets vornehmer platonischer Antisemit bis an's Ende. Aber man spricht nicht davon, denn: de mortuis nil nisi — bonum.

Wo in diesen Dingen das bonum liegt, wo das malum, wo gut und schlecht, da von Bösem nicht hier die Rede sein darf, sich scheiden: das wage ich nicht zu entscheiden. Unmöglich dünkt mir nur, daß alle beide Recht haben sollten: die unverständigen Tadler der Lebenden und die unverständigen Lober des Todten. Wenn die Kriegsbereiter, die Agrarier und Junker, die Schutzzöllner und die orthodoxen Sünder uns insgesammt als der leibhaftige Beelzebub angekündigt werden, dann kann auch der größte Mann, da er zu ihnen gehörte, nicht sonder Tadel bleiben und fleckenlos, noch gemeiner, weil allen gemeiner Anschauung. Diese Flecken aber soll man uns nicht fortretouchiren, denn, was dem Dogma als Flecken gilt, das erst gibt uns die Individualität eines Menschen. Die Schönmalerei, die aus einem Windthorst einen Ritter für Wahrheit, Freiheit und Recht zu machen sich ärmlich müht, die sagt und nützt uns gar nichts. Mit der Bedeutung des Modells sollte auch der Wahrheitsmuth des nachschaffenden Künstlers wachsen und den hell muthigen Moltke sollte man nach dem Leben malen und nicht nach alter Schönheitsschablone. Nicht einen einzigen der tiefen Risse und keine der Furchen in Moltke's wetterfestem Denkergesicht können und wollen wir missen, und die fahl braune Perrücke selbst, die den Lebenden vor Kälte bewahrte, braucht der Todte nicht mehr.

Den Abgeschiedenen kränkt auch der ungerechte Tadel nicht mehr und sein Charakterbild klärt bald die Geschichte. Tausendfach aber leidet an jedem Tage der Lebende unter dem lieblos gehässigen Spruch der mit ihm aus gleichem Stoff Gezeugten. Das ist ein Schimpfen und Schreien, ein Verläumden und Ketzerrichten, hinüber und herüber, daß im Anblick der vergifteten Waffen den Betrachter bange Sorge beschleicht um die Edelfähigkeit des aufrechten Vierfüßlers. Kaum aber ist einer todt aus den Reihen der Gegner, da geht das Loben an und das gräßlich unpersönliche Hudeln und es gilt die heuchlerische Weisheit, die Delavigne seinem scheusäligen elften Ludwig auf die Frömmlerlippe gelegt hat:

„Mais tout ressentiment s'éteint sur un cercueil,
Il était mon cousin — la cour prendra le deuil."

Der Hof legt Trauer an und die ganze Klerisei schwingt das Rauchfaß, ob auch Hof und Klerisei dem Entseelten vielleicht das Leben nach bester Kraft vergiftet haben. Und es gibt auch politische, gesellschaftliche und nicht zuletzt literarische Höfe und Kleriseien.

Das unehrliche Leben pflegt da anzufangen, wo das unehrliche Tadeln aufhört. Die Grenze braucht nicht immer vom Tod bezeichnet zu sein: ein Altersjubiläum genügt schon, das den Greisen aus der Liste der Concurrenzfähigen hinausbankettirt, ihm die historischen Weihen gibt. Den Gefeierten sargt man und balsamirt man mit viel schönem Reden ein, mit stattlichen Kränzen schmückt man den Sarkophag — mag der mit Lorbeer Gekrönte nun schlafen, wir sind seiner ledig. Und — wehe nun den Lebenden, den noch nicht Jubiläumsreifen! Wehe auch denen, die nicht still liegen wollen auf festlich prunkendem Lager! Erbitterte Wuth ruft ihnen zu, bis in die Tiefe des schattigen Sachsenwaldes: Willst Du denn ewig leben, Du erster Klasse Begrabener?!

Die schlichte Größe eines Moltke spottet gemeiner Maßstäbe. Den

Digitized by Google

Mann, der nicht der größte moderne Feldherr nur und der Schöpfer moderner Kriegswissenschaft, der auch ein feiner, hell getönter Geist war und eine in jedem leisesten Zug seiner ganz und gar unmodern stillen Natur eigen geartete individuelle Erscheinung, ihn am wenigsten darf man mit billigem Bazarlob abspeisen. Und an seinem Grab sollte man versuchen, dem Wort des Chilon fest in's Auge zu schauen und ihm seinen guten Sinn, seine weise Bedeutung wieder zu geben: Sprich als ein Guter vom Todten, da von dem Lebenden schon Du es so halten vermagst, doch verweile nicht träge bei dem, was für gut von dem Chorus Deiner Partei einmal anerkannt ist, denn der Menschheit gehört der bedeutende Mensch, nicht seinen Sippen und Magen, und als Mensch nur kann er der Menschheit ein Vorbild sein und ein Beispiel in Gutem und Schlimmem, nicht als ein im Nebelbild idealisirtes Phantom.

De mortuis nil nisi bene. Mein Büchmann nennt neben dem Chilon noch eine andere Quelle: des Thucydides Wort: den Nichtfeienden pflegt ein Jeder zu loben. Wenn ich umherschaue nach den Bräuchen der Gesellschaftswelt, dann kommt mir die Furcht, ich möchte den Chilon umsonst bemüht und dieser Betrachtung einen trügenden Grund gelegt haben. Hat der Thucydides Recht und lobt man den Todten, nicht, weil man seinen Verlust beklagt, im Ueberschwang der Trauer, vielmehr in dem Erlösungsgefühl, daß er nicht mehr ist und wieder ein Wettringer hinweggerückt ward aus dem unerbittlichen Kampf um's Dasein? Nicht an Moltke's Ruhstatt kann diese skeptische Frage gelichtet werden, denn dieser Todte stand außer Vergleich und Knorr und Knubben, jedes Gipfelchen selbst, huldigte seiner nicht zu ermessenden Größe, der Größe eines ganzen und fest begrenzten Menschen, den die papiernen Geschosse der Trauersalven uns nicht noch einmal begraben sollen. Apostata.

Die internationale Ausstellung.

I.

Es ist nicht leicht, ein Urtheil über die gewaltige Menge von Kunstwerken abzugeben, welche jetzt in Berlin vereint sind, nicht leicht im Besonderen und noch weniger im Allgemeinen. Ich möchte wenigstens den Mann sehen, der die Fähigkeit besäße, all' den zahllosen Einzelerscheinungen gerecht zu werden, die sich uns hier entgegendrängen. Ich glaube, es wird nie Jemand geben, der solchem Darstellen der Ideale der verschiedensten Nationen gegenüber die Größe der Seele besitzt, mit dem Germanen, dem Romanen und dem Slaven gleich warm und gleich tief zu empfinden. Und es bedarf doch dieser Fähigkeit, in das Wesen der einzelnen Völker und deren Künstler einzudringen, um zu verstehen und gerecht zu würdigen. Gäbe es ein anerkanntes Schönheitsideal, dem jeder Künstler verpflichtet sei nachzustreben, und könnte man die Bedeutung seines Werkes danach berechnen, wie groß der Raum von der Spitze des Erreichten bis zum Ziel sei, so wäre der Maßstab für diesen Raum ja wohl zu finden. Aber eben so weit wie das Können geht das Wollen aus einander. Das, was des Einen Ziel ist, verlacht schon sein Landsmann, lernt der Fremde nur auf dem Wege liebevollen Versenkens verstehen. Wer also die Kunst unserer Zeit in ihren verschiedenen Zweigen nicht kennt, der mag sich hüten, vorschnell zu urtheilen. Der Geschmack ist wandelbar, nicht nur der schlechte, sondern auch der, den die angeblich Sachverständigen für den guten halten. Und nur zu leicht begegnet Einem das Unglück, daß man lachend und höhnend vor einem Werke steht, von dem man morgen erkennt, daß es sehr ernst und übermorgen, daß es sehr schön sei!

In mancher Herren Länder habe ich mir moderne Kunst und Kunstschaffen ziemlich genau angesehen. Die Berliner Ausstellung bietet Einem, der den Salon, die Royal Exhibition und die römischen Kunsttrödelbuden kennt, wohl viel Neues, doch nur eine Fortbildung des Bekannten. Aber selten sah man so viel Gutes zusammen, selten findet man es so klar und vornehm angeordnet, wie jetzt in Berlin. Man muß dem Berliner Künstlerverein das höchste Lob spenden für sein sachgemäßes und vortrefflich organisirtes Vorgehen.

Unwillkürlich drängt sich die Frage beim Durchwandern auf, welchem Volk der Siegespreis zuzuertheilen sei. So groß die Schwierigkeit ist, einen gerechten Maßstab zu finden, so wenig die Bilder, die nun einmal in Berlin sind, den völlig umfassenden Untergrund zur Beurtheilung des Schaffens der Völker bieten, immer wieder ertappt man sich selbst bei diesem Vergleich.

Ein Maßstab möchte sich aber doch wohl finden lassen. Es ist dies der geschichtliche: Von wem gingen die leitenden Gedanken aus? Wandert man durch die Ausstellung, so findet man bei fast allen Nationen einen gewissen Kampf der Parteien. Die Männer des schönen Tones im Bilde streiten mit jenen des wahren Tones. Ich will damit nicht sagen, daß der schöne nicht wahr und der wahre nicht schön sei — nur ist der Schwerpunkt des coloristischen Erfassen der Natur verschiedenartig gelegt. In der Ausstellung verrückt er sich nun im Allgemeinen sehr zu Ungunsten des schönen Tones. Man kann geradezu sagen, die Schule, auf die Deutschland noch vor zehn Jahre, so stolz war, die ihr zum Theil Amerika, Norwegen, Dänemark, die östlichen Nachbarländer eroberte, die Schule, an deren Spitze Piloty, Makart, Achenbach, Lessing, Knaus standen, ist zu Ende. Es leben noch viele ihrer berühmten Vertreter, aber hinter diesen steht keine künstlerische Jugend mehr. Mag man nun darüber klagen oder jubeln: die Münchener und Düsseldorfer Schule alter Tendenz ist abgeschlossen. Ueberall dringen neue Ideale, neue Formen, neue Farben durch. Die kommende Generation wird die Natur mit anderen Augen betrachten, als wir es thaten. Sie wird eine neue Schönheit in ihr suchen und finden. Und so ist es recht! Auch in der Kunst, und wäre es auf ihrem schönsten Punkt, ist Stillstand Rückschritt.

Dieser Zug nach dem vorwiegend Wahren geht durch alle Nationen. Noch am Meisten im alten Fahrwasser sind wohl die Ungarn. In Pest ist jetzt der Hauptsitz der Pilotyschule. Man malt dort Bauern und farbentiefe Portraits, man malt sie mit viel Braun und mit viel Nationalgefühl, gleichviel ob der Maler ein echter Magyar ist oder ein solcher, der sich den magyarischen Namen für fünfzig Kreuzer kaufte. In Wien ist auch noch viel von der großen Zeit Makart's und Canon's übrig. Doch sind Wiener Bilder noch nicht in Berlin eingetroffen.

Geht man sonst durch die Ländergruppen hindurch, so findet man überall — nur vielleicht mit der einen Ausnahme Englands — das Hervortreten bestimmter gemeinsamer Bestrebungen. Die Spanier und Amerikaner, die Niederländer und Norweger, sie alle wetteifern in deutlich erkennbarer Weise in der Lösung derselben coloristischen Probleme. Die Deutschen greifen mächtig und sehr eigenartig in dieses Ringen mit ein. Sieger aber sind doch wohl zweifellos diejenigen, die die Frage zuerst aufwarfen und zuerst in ihrer Weise lösten. Und das sind unverkennbar die — Franzosen.

Sie sind bis auf wenige Männer, die an ihrem dem Berliner Comité gegebenen Worte nicht deuteln wollten, nicht vertreten. Aber man sieht sie überall: Hier Courbet, dort Manet, dort Bastien-Legage, dort Corot. Gerade als Deutscher soll man das aussprechen. Wir, die Sieger in Fragen der Politik und der Waffen, Sieger durch die Gnade Gottes aber auch durch die Thaten Bismarck's und Moltke's, wir haben unsere hohe Stellung im geistigen Leben der Nationen auszufüllen, wollen wir zu Recht an unserem Orte unter den großen Völkern stehen. Wir werden zwar gut thun, alle Zeit neben die Kelle das Schwert zu legen, wie weiland die Juden beim Bau von Jerusalem. Aber wir werden begreifen lernen müssen, daß das Schwert der Kelle zu dienen hat, daß das Schwert seinen Werth erhält nach dem, was es schützt. Der Mann, das heißt, der ein ganzes, eigenartiges Wesen bildende ist die Hauptsache, nicht die Waffe. Er soll der Herr der Waffe, nicht bloß ihr Träger sein.

Es wird gut sein, wenn wir uns keine Illusionen machen darüber, wie sehr Frankreich wieder das tonangebende Land in der Kunst Europa's geworden ist. Das mögen namentlich die bedenken, die immer wieder nach einer Weltausstellung in Berlin schreien. Wir haben eine treffliche Stellung inne gehabt, als eine Zeit lang die nationale Begeisterung uns zu einem bestimmten Stil hinführte. Aber wir sind im Begriff sie wieder zu verlieren. Damals war die deutsche Kunst eigenartig und befähigt, auf fremde Nationen vorbildlich zu wirken. Aber wir haben uns in fauler Gründlichkeit zu tief in die Deutschthümelei hineingearbeitet und den Weg nach vorwärts nicht kräftig genug eingeschlagen. Wir haben das nicht erreicht, was anderen Völkern leichter wird: Das innerste Wesen rücksichtslos und ehrlich herauszukehren. Wir waren eben Idealisten, leider aber solche mit angelernten Idealen. Jene Zeit hat uns aber gezeigt, daß wir sehr wohl die Fähigkeit haben, Führer der Nationen auch in Kunstfragen zu werden. Dazu bedarf die Kunst einer sorgfältigen Pflege. Wer aber die Reden liest, die z. B. im Reichstage über Kunstfragen gehalten werden, wer sich ferner vergegenwärtigt, daß es bei uns eine Frage dessen ist, was die Parteimänner hohe Politik nennen, ob unser einziger wahrhaft monumentaler Bau, der Reichstag, mit angestrichenem Gyps oder mit echten Stoffen bekleidet werden soll — der erkennt an solchen Symptomen, daß unserem in Wissenschaftlichkeit erstickten Volke noch viel von der Kunst fehlt, den Preis seiner siegreichen Schlachten, der Blüthen des nationalen Lebens kräftig und selbstbewußt sich zu erfreuen.

In unserem Volke steckt sicher der Stoff für eine wahre Kunstblüthe. Aber Kunst will Sonne, Licht und Wärme, soll sie aufleben. Wer die Münchner Kunst mit der Berliner vergleicht, der sieht was sich machen läßt, nicht etwa durch gewaltsame „Unterstützung", sondern durch ein wahres, tiefgehendes Interesse. München ist im Begriff an Stelle seiner Pilotyschule eine neue zu setzen. Und war Piloty deutsch, obgleich er nach Antwerpen und Paris in die Lehre gegangen war, so sind es die neuen Münchner Leute nicht minder, obgleich sie die coloristischen Anregungen der Franzosen aufnehmen. Sie wagen es sich selbst im Bilde zu zeigen, weil sie nicht, wie anderwärts, von Besserwissern ausgelacht werden, wenn sie neu und eigenartig sind. Darin liegt ein sehr merkwürdiger Unterschied zwischen Berliner und Münchner Kunst! An der Isar arbeitet sich das Besondere zur Anerkennung durch, an der Spree wird die Meisterschaft vor Allem gefeiert. In München bildet sich das Neue, in Berlin wird es verallgemeinert, in München ist das angestrengte Lernen die Hauptsache, in Berlin das abgeschlossene Können: dort der ringende Mann, hier das fertige Werk, dort der Anerkennung Suchende, hier der in Anerkennung Gesättigte.

Sehr erfreulich ist neben Düsseldorf und Weimar, die ihre alte Stellung behaupten, auch junge Kunststädte aufblühen zu sehen: Karlsruhe und Stuttgart haben sehr beachtenswerthe Leistungen hervorgebracht.

Eine Kunststadt nannte ich nicht — und zwar die, welche mir persönlich vielleicht am meisten am Herzen liegt — Dresden. Es ist ein wahrer Jammer zu sehen, wie trotz einzelner achtenswerther Leistungen die Kunst in einer Stadt, in welche vor einem Menschenalter Semper und Richter, Rietschel und Hähnel, Schnorr und als der größte von allen: Rethel schufen, so ganz und gar in Verfall gerathen ist, gestorben, verdorben an einer unheilbaren Krankheit — am Idealismus, an der Begeisterung der nie frei werdenden Schüler für den „Meister", für die Kunst von gestern. Und doch ist die Stadt so recht eigentlich dafür da, ein Künstlerheim zu werden!

Großartig vertreten sind in Berlin die Spanier und namentlich die Italiener. Diesen letzteren dürfte wohl der Lorbeer aus der ganzen Aus-

Digitized by Google

stellung gereicht werden. So erbärmlich das mittlere Schaffen in Italien sich auf allen Ausstellungen des Landes breit macht, so sehr haben sich einzelne Talente zu frischer Kunst herauszuarbeiten verstanden. In einem Lande, in dem der Fremde durch die Fülle der alten Meisterwerke fast erdrückt wird, haben die Einheimischen sich ihren eigenen Stil zu schaffen verstanden. Dieser Stil ist vielleicht nicht sehr vornehm, aber er ist im höchsten Grade volksthümlich. Schließlich zeigen uns die Italiener doch am besten, wie Italien aussieht, seine Luft, sein Licht, seine Leute. Und wenn man gewöhnlich einen kleinen Schüttelfrost bei dem Gedanken bekommt „Bilder aus dem italienischen Volksleben" mit ansehen zu müssen, wenn man schaudernd an die ganze süße Briganten- und Lazzaroniduselei von Robert und Geistesgenossen zurückdenkt — so wissen einem die Italiener das helle Lachen wieder auf die Lippen zu bringen, das man dort unten nur von Land und Leuten anzunehmen braucht, wo es so gern und reichlich geboten wird.

Die Spanier sind ernster, feierlicher, ihr Schaffen ist vielleicht minder individualistisch und stärker national-eigenartig. Aber eine Feinheit der Beobachtung, eine erstaunliche geistige Cultur zeigt sich in ihren Bildern, eine Vornehmheit, die zugleich lebensfroh, farbig, von sinnlichem Glanz ist. Auch sie sind im Wesentlichen abhängig von Frankreich, mehrere ihrer besten Maler leben in Paris, andere in Rom. Aber doch finden sie sich zu einer geistigen Heimath zusammen, so daß auch jetzt ihre Säle, deren Bilder aus drei verschiedenen Landeshauptstädten eintrafen, ein durchaus einheitliches Gepräge zeigen.

Von Belgien kann man dies nicht sagen. Auch dort ist die Renaissancemalerei des Gallait gründlich überwunden. Es blieb nur der Einfluß von Lys in einigen sehr bemerkenswerthen, dem englischen Präraffaelismus verwandten Arbeiten, jene feine, zeichnerisch streng die Formen umreißende Kunst, welche in letzter Linie auf die heimische Weise des 15. Jahrhunderts zurückgeht. Was sonst in Belgien und in Holland gemalt wird hat ganz die historische Fessel abgestreift. Man knüpft da an, bis wohin die niederländische Malerei im 17. Jahrhundert selbständig gewesen war, an Rembrandt. Aber man folgt nicht dem Beispiel seiner Kunst, sondern dem seines Kunstdenkens. Man sucht nicht nach Rembrandt'schen Motiven in der Natur, sondern nach solchen, die das eigene Auge ansprechen. Vielen Beschauern werden die niederländischen Kunstwerke entschieden nicht gefallen, andere werden sich hineinsehen lernen. Ist doch auch Rembrandt vielen seiner Zeitgenossen als „Schmierer" erschienen.

Die Skandinavier bieten wieder eine eigenthümliche Gruppe. Vieles, was die Dänen ausstellten, scheint älteren Ursprunges zu sein. Im Geist und im Ton erscheint es als etwas kleinbürgerlich und eng. Von den Norwegern verleugnen die Aelteren nicht die Hinneigung zu Düsseldorf. Die jüngste Schule ist nach Paris abgeschwenkt und hat sich mit einer wahrhaft erstaunlichen Leidenschaftlichkeit den letzten Problemen des Naturalismus in die Arme geworfen.

Eine merkwürdige Gruppe bilden die Polen. In Matejko haben sie einen starken Führer, welcher der Krakauer Akademie eine nationale Bedeutung gab. Aber auch für sie hat München die größte Anziehungskraft: Durch Jahrzehnte waren die besten polnischen Künstler an der Isar heimisch. Nun ist auch hier wieder Paris bevorzugt. Aber trotz dieser Anlehnungen an fremde Kunststätten ist es sehr erfreulich, in den meines Wissens hier zuerst einmal national geeinten Polen einen starken Zug der Gemeinschaftlichkeit zu erkennen, namentlich eine starke formalistische Begabung.

Die Amerikaner, die einst Leutze und Andere an Düsseldorf fesselten, haben sich jetzt in Paris, Rom und London heimisch gemacht. Auch sie erkennen wohl, daß die drüben so heiß ersehnte und noch so wenig erreichte amerikanische Kunst sich nicht durch Anlehnung an Altes, sondern durch frischen Blick in's Leben finden lasse. Cornelius Gurlitt.

Dramatische Aufführungen.

Vom Schillerpreis. — „Der Sumpf." Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius Hart. (Deutsche Bühne.) — „Doctor Jojo." Schwank in drei Acten von Albert Carré. Deutsch von Carl Lindau. (Residenztheater.) — „Gastspiel von Friedrich Haase."

Ein deutsches Drama wurde gesucht, ein deutsches Drama für den zwiefach fälligen Schillerpreis, der schon 1887 nicht zur Vertheilung gekommen war, so daß anstatt des Einen recht eigentlich zwei deutsche Dramen gesucht wurden, für zwei Preise und je 150 Doppelkronen. Und mit der Laterne zog eine gar fürnehme Gesellschaft durch die Lande: ein alter Geschichteschreiber und ein junger Germanist, ein Intendant mit seinem entlassenen Director, und unter anderen Gutedelen sogar zwei leibhaftige Dichter, der sittsame Bürgersmann Gustav Freytag und der spirituell verhätschelte Heide a. D. Paul Heyse. Nur zu suchen, war die stolze Schaar ausgeschickt, nicht auch zu finden; denn, wie sich's ziemt in einem wohlorganisirten Staatswesen, auch in poetischen gibt und in plastischen Preisräthselfragen doch am Ende die Stimme des Landesherrn den Ausschlag. So will es die Ordnung, so ist es das Recht. Aber des Suchens Mühe auch war umsonst. Reinhold Begas hat noch kein Stück geschrieben und Ernst von Wildenbruch hat ihn schon, den Schillerpreis nebst Krone und Doppelkronen. Für des „neuen Herrn" neu ausgestattete Herrlichkeit eine Ausnahme zu machen und seinen Verdichter nochmals zu krönen: das ging nicht wohl an. Doppelt hält gut, aber es könnte Schillern doch einmal einfallen, dem Schauspielhause nicht länger mehr den marmornen Rücken zu kehren und zu dem neuen Herrn sich heran zu begeben; dann wäre von ihm eine submisseste Eingabe zu gewärtigen mit der hofräthlichen Bitte, hinfüro förderſamſt von einem Wildenbruch-Preise zu reden und die Räuber gefälligſt Räuber sein zu lassen. Dem konnte man sich nicht aussetzen, und da, wunderbar genug, Niemand auf den doch so nahe liegenden Einfall kam, Reinhold Begas als Schöpfer des Schiller-Denkmals und also indirecter Förderer der deutschen Dichtung zu bepreisen, war guter Hof-Rath wieder einmal theuer.

Der Fall war schwierig und groß die Noth. Und da auf Erden doch alles einmal ein Ende haben muß, selbst eine Preisrichtersession, so lauschte man schließlich frohwillig einem Daniel, der also anhob: Wildenbruch sollen wir krönen, aber wir wollen nicht; Hauptmann müßten wir eigentlich krönen, aber wir dürfen nicht; Sudermann könnten wir vielleicht krönen, aber wir möchten nicht. (Sehr richtig!) Wie wäre es, wenn wir um das deutsche Drama uns sacht herumdrückten und, schon der Abwechselung halber, einmal durch zwei echte, große und eben darum längst noch nicht genügend anerkannte Poeten den Preis ehrten, den nicht selten verdandelten und verschandelten? Diese Rede de corona schlug ein, Mehrheit setzte durch und die herrlichen Geronten Theodor Fontane und Klaus Groth gingen gekrönt hervor, aus dem heißen Streiten sechs höllenbanger Monate, der balladeske märkische Wanderer und modernste Romancier und der Schöpfer aus dem Quickborn kräftiger Männerlyrik.

Den Finder und Erfinder des erlösenden Gedankens kenne ich nicht, aber ich billige ihn, den Gedanken nämlich, durchaus. Das neue deutsche Drama war nur in seinem literarisch würdigsten Vertreter zu ehren, in der Person des jungen Herrn Gerhart Hauptmann, der, mit stets ehrlichen Waffen, vergebens sich um die Eroberung der Bühne bemüht. Mancherlei undiscutirbare Gründe verboten diese Entscheidung und von allen Ecken schrie denn auch ein gut einstudirter Chorus den Namen: Sudermann. Die „Ehre" sollte die Ehre haben. Daß es nicht dazu kam, dessen freue ich mich aufrichtig, so gern ich dem aus schweren Anfängen durch eigene Kraft emporgekommenen Schriftsteller persönlich den Preis gegönnt hätte. Zunächst war es unmöglich, dem Verfasser der schwachen und lüderlich gearbeiteten Komödie von „Sodoms Ende" den Schillerpreis zu geben, unmöglich ganz und gar. Und was die „Ehre" angeht, da sind wir heute wohl alle einig: ein brillantes Theaterstück von ungewöhnlich starken Qualitäten, aber ohne weiter reichende dichterische Bedeutung, ein Compromißstück, das von einer außerordentlich zweifelhaften Sittlichkeitsauffassung ausgeht, das nicht selten mit Trivialitäten und üblen Bühnenmogeleien wirthschaftet und dessen glücklich begabter Verfasser, wie ich schon nach der ersten Aufführung hier erklären mußte, unsere literarische Achtung sich nicht erwarb. Später hat der neueste und wahrscheinlich reifste Ibsenbewunderer Ludwig Speidel, den geschwätzige Klippschüler schon in's alte Eisen werfen wollen, wörtlich beinahe dieses Urtheil durch seine Autorität bestätigt. Inzwischen ist das Drama wohl von einer halben oder auch ganzen Million von Theaterbesuchern gesehen und beklatscht worden, Ruhm und Gold hat es in reichlichster Fülle seinem Autor eingebracht und der künstlich von publizistischen Lohnlakeien gesteigerte Glanz dieses einen Erfolges hat auch die epischen Leistungen Sudermann's in hellstes Licht gerückt. Der braucht keinen offiziellen Preis, dem solche Massenerfolge in den Schoß fielen; Denen gebührt solcher Preis, die weitab vom lärmenden Beifall des Marktes zu reinen Kunstzielen rüstig gestrebt haben, und billig nur war es und recht, daß auf Fontane die Wahl fiel und auf Groth. Ob dieser Ausweg durch eine Nebenbestimmung gefunden wurde, ob nicht, das ist völlig gleichgültig. Die einzige Bestimmung des auf Schiller's unvergänglichen Namen getauften Preises ist und kann nur sein, die deutsche Dichtung zu fördern und Den zu krönen, der in dieser Wirkung voransteht. Das sollte zunächst ein dramatischer Nachfahre Schiller's, kein Epigone, kein trister, sein. Ist der nicht zu entdecken, so mag es ein Epiker, mag es ein Lyriker sein, dem unsere Dichtung förderndes Eigenschaffen verdankt. Hat etwa Schiller nur für das Theater geschaffen, nicht auch für freiere Sittlichkeit, für höhere Moral und edlere Cultur? Ein großer Kritiker selbst, ein ganz „unproductiver", könnte im Geiste Schiller's für das Fortschreiten deutscher Dichtung wirken, im Geiste Schiller's gekrönt werden und eher sollte man ihm den Kranz reichen als dem erfolgreichsten Theatermann und dem geistreichsten Bühnenhandwerker. Die Theatraliker sind heute in jeder Beziehung so günstig gestellt, daß sie wahrlich neidlos den literarischen Genossen die Staatspreise lassen können; man beachtet und belohnt sie ohnehin schon oft genug weit über Verdienst, während der Epiker häufig im Dienst der Familienblätter sich abfrohnden muß und dem Lyriker nichts winkt als unbeachtete Noth und am Ende höchstens — der Weihnachtstisch.

Ein deutsches Drama wurde gesucht, gesucht vom Verein „Deutsche Bühne", dem Verein mit dem streng nationalen Schutzzollprogramm und der Freihandelsklausel für Oesterreich-Ungarn. Auch hier war des Suchens Mühe wieder umsonst. Die Herren Alberti, Bahr, Bleibtreu, Müller-Guttenbrunn erwiesen sich als dramatische Nieten und zu stattlichem Haufen schichteten sich die unbrauchbaren Manuskripte. Diesmal war die Reihe an Julius Hart und an seinem Schauspiel „Der Sumpf". Ein vor acht Jahren entstandenes Jugendstück, das in gänzlich undramatischer Breite und mit erschrecklich dilettantischen Seitensprüngen schildert, wie ein aus kleinstädtischer Philisterei herausstrebender Künstler elendiglich zu Grunde geht, im großstädtischen Sumpf, in den Fesseln schwüler Dirnenliebe. Mit resoluter Entschiedenheit ist die Sinnlichkeit in die Mitte gerückt, als einzig den malenden Schwächling treibendes Motiv, und die unausstehlich frostige Sittsamkeit eines holden Kindes wie ein für die hehren Ideale begeisterter Philister sind fein und glücklich charakterisirt. Das Drama als Ganzes trägt alle Zeichen der Kinderkrankheit und wäre auch durch eine würdige Darstellung nicht zu retten gewesen. Aber es ist die Kinderkrankheit eines Poeten, der auch in diesem ungelenken Bühnen-

Digitized by Google

kletterversuch Proben eigener Begabung gibt und der es gewiß nicht verdient hat, von den Bewunderern der Lublinerei mit frechem Spott abgethan zu werden. Julius Hart ist unter dem jungen Geschlecht einer der feinsten Stilisten und beinahe der stärkste Lyriker. Da er aber nicht zum Klüngel gehört, kennt man sein schönes Gedichtbuch „Homo sum“*) nicht und jeder klebrige Momentkritiker hielt sich also berechtigt, nach langer Lobhudelei vor den Götzen des Tages nun auch einmal einem echten Talent seinen schmierigen Absatz zu zeigen. Hart hat wohl Humor genug, über das Schicksal seiner zu Unrecht ausgegrabenen Jugendsünde zuerst und am hellsten zu lachen und mit neuem Muth in gereifter Kraft an neue Arbeit zu gehen.

Im „Residenztheater“ hat man es gut: da braucht man nach deutschen nicht, nur nach französischen Stücken zu suchen, und die lassen sich immer finden. Ein für Deutschland neuer Possenersinner trat diesmal auf den Plan: Monsieur Albert Carré, und sein „Doctor Jogo“ weckte unbändige Heiterkeit. Von dem Inhalt des mit nahezu rabelaisischer Tollkühnheit in geschlechtlichen Schwänken wühlenden Stückes darf ich mit Rücksicht auf zarte Leserinnen und prüde Leser hier nichts verrathen und von dem Verfasser habe ich nichts zu berichten. Eine Persönlichkeit habe ich in ihm nicht entdeckt; daß er aber ein zur Meisterschaft erzogener Kunsthandwerker ist, hat er sofort bewiesen. Allerdings arbeitet er gern mit den Werkzeugen der Anderen, mit der Berechnungskomik des Bisson, mit der verwirrenden Hetzjagd des Labiche, mit den Situations- und Wortwitzen der Blum und Toché, deren für Deutschland verbotenes „Parfum“ den „Doctor Jogo“ stark beeinflußt hat. Was sich aus drei Thüren, aus zwei Cocotten, einer Douche und einem Paar Ohrfeigen machen ließ, das hat Herr Carré redlich gemacht, als ein unheimlich geschickter Arbeiter. Gute Arbeit aber und saubere Ausführung sind in den Künsten viel, viel sittlichere Dinge als der reinlichste Stoff, wenn ihn dilettantische Lüderei beschmutzt. Die neue Posse leistet an Zoten das Aeußerste, sie geht fast so weit wie das Gespräch tadellos correcter Herren im stilvollen Rauchzimmer, als Kunsthandwerkerarbeit aber hat sie ungleich höheren Anspruch auf unsere Achtung als etwa die harmlose Nichtigkeit des Herrn Sigmund Schlesinger, die den tollen Abend gar so unverfänglich begann. „Wer das Größere nicht ehrt, ist das Kleinere nicht werth,“ so scherzt Herr Schlesinger in grammatischem Wagemuth, und das Größere soll die Tochter, das Kleinere die Nichte eines wohlhabenden Kaufmanns sein. Aber der Spruch taugt auch für den in den Abgrund verdammten „Doctor Jojo“, nur daß hier das Können das Größere ist und das Kleinere die Moral. Seien Sie recht sittlich in Ihren Unterhaltungen, meine Herren, und in Ihren Handlungen; vor den Handwerken eines ehrlichen Künstlers aber unterdrücken Sie gefälligst Ihre prüden Bedenken und gestatten Sie milde, vor keuschen Ohren zu nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können.

Beide Stücke wurden glänzend gespielt, so glänzend, daß die ohnehin schwache Erinnerung an Friedrich Haase's Gastspielerthaten im „Lessing-Theater“ mir gänzlich verblaßt ist. Am ersten Abend versuchte Herr Haase, der noch immer tadellos schön und fein aussieht, sich an der Rolle des Mortemer in Sardou's „alten Junggesellen.“ Das ging nicht, denn Mortemer ist ein Mann, und sehr sogar, und Herr Haase ist oft weibisch und immer gräßlich kokett; auch ist er selbst zu gerührt, um durch seine tragikomischen Verrenkungen die beabsichtigte Wirkung erreichen zu können. Dann kamen die alten Nummern, die von früheren Haasenjagden jeder hinlänglich kennt, und der Gastspieler blieb immer Sieger, wo eine derbe Caricatur, nicht ein glaubhafter Mensch, zu gestalten war. Das Beste war natürlich wieder die „Partie Piquet“, das Schlimmste der alte Diener in der „Furcht vor der Freude“. Dieses unerhebliche Thränentuchstück der Frau von Girardin bietet zwei Schauspielern glänzende Darstellungsmomente, die von Madeleine Brohan und vom alten Montrose in der Comédie française mit vollendeter Meisterschaft ausgenützt worden sein sollen. Wir sahen Frau von Pöllnitz mit den Schritten einer nie Besiegten die Bretter messen und wir sahen Herrn Haase eine Conversation über die Rampe hinweg anbandeln und später nach Rührung und Luft schnappen und zappeln. Es war schrecklich.

Die lustigen Chargen Friedrich Haase's haben hohen Marktwerth und bei lebendigem Leibe ist der glückliche Virtuose in die Theatergeschichte gelangt. Für meinen ganz persönlichen Geschmack überragt ihn, um von Vollmer und Engels ganz zu schweigen, auch in seinen famosesten Caricaturen unser Pagay, ja, Herr Pansa sogar, der doch auch in lustiger Manirirtheit nach der Kunst sündigt. Daß Haase je ein bedeutender Schauspieler war, müssen wir auf Treu' und Glauben hinnehmen: Dingelstedt sagt es und andere kluge Männer haben es desgleichen gesagt. Daß er heute noch künstlerisch erfreuliche Eindrücke uns weckt, wird man höchstens im engeren Kreise des Vereins „Berliner Presse“ zu behaupten wagen, für den auch Herr Haase nun eine gute Frucht verheißendes Almosen edelmännlich zugesagt hat. Je nachdem der Tribut von Zamora diesmal zwei- oder dreitausend Mark betragen wird, werden die Herren Vereinskritiker zwei- oder dreitausend gut klingende Gründe haben, Herrn Haase als einen Meister zu preisen deutscher Schauspielkunst und als einen „Wohlthäter der Presse“. Thust Du mir wohl, so thu' auch ich Dir wohl, oder: Eine Hand wäscht die andere. Zeitgemälde in unzähligen Acten wechselseitiger Dankbarkeit mit einem Vor- und einem Nachspiel: Der Gastfreund und: Das goldene Vließ. M. H.

*) Großenhain, Baumert & Ronge

Notizen.

Die Vorfahren der Säugethiere in Europa. Von Albert Gaudry. (Leipzig, J. J. Weber.) — Das Büchlein des französischen Gelehrten, von Professor William Marshall übersetzt, bildet den ersten Band einer neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek, die sich damit gut einführt. Von besonderem Interesse auch für ein Laienpublikum sind hier die Berichte des Paläonthologen über seine Ausgrabungen in Pikermi am Fuße des Pentelikon, der größten bekannten Lagerstätte fossiler Knochen und Thierreste aus dem oberen Miocän, wobei der genetische Zusammenhang der Säugethiere in den geologischen Zeitaltern erwiesen wird. Die von Anfang bis Ende fesselnde Schrift ist mit erklärenden Abbildungen geschmückt. Der nämliche Verlag gibt gleichzeitig eine Monographie heraus: Gabriel Max von Nicolaus Mann, eine Gedenkschrift zum 50. Geburtstag des genialen Malers, mit Biographie und feinsinniger ästhetischer Würdigung seines Werkes, dessen Bestes in schönen Holzschnitten wiedergegeben wird.

Schiller als Komiker. Von Kuno Fischer. (Heidelberg, Winter.) — Die bekannte klassische Studie erscheint hier in 2. umgearbeiteter Auflage. Die humoristische Ader, die bei Schiller in den Jugendschriften bis zum Wallenstein so lustig sprang, um dann plötzlich zu versiegen, wird hier in den Gedichten der Anthologie und des Musenalmanachs, den komischen Charakteren des Hofmarschalls von Kalb, Spiegelbergs, des Muley Hassan, Millers, der Wallensteiner und der ganz dem Shakespeare nachempfundenen Mörder Deveroux und Macdonald nachgewiesen, wobei Schiller's komische Plastik kritisch analysirt wird.

Buntes Laub. Gedichte von Maria Nowack. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Maria Nowack ist eine kenntnißreiche und in der deutschen Literatur der älteren und neueren Zeit wohl belesene Dame. Sie hat ihren großen Mustern die künstlerischen Eigenheiten mit tiefem Verständniß abgelauscht und dichtet ihnen mit Geschick und Leichtigkeit nach. Wenn sie auch nicht durch Originalität oder Leidenschaft der Empfindung mit sich fortreißt, so spricht sich doch in ihren Liedern eine für das Schöne und Edle empfängliche Seele aus, die stets für sie einnehmen und Sympathie erwecken wird. Die Form ihrer Dichtungen verdient alles Lob, ihre Sprache ist gewählt und verfällt niemals in's Platte.

Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Das französische Original dieses Romans erschien im Jahre 1834 in Paris. Der Verfasser, der später besonders auf dem Boden der elsässer Geschichtsforschung thätig war, war daneben bestrebt, durch Wort und Schrift Frankreich die Schätze deutscher Dichtung näher zu bringen. Er stand mit dieser vermittelnden Thätigkeit in der ersten Reihe jener im Sinne eines geistigen Ausgleichs wirkenden Elsässer, die sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt hatten, überrheinische Philosophie, Wissenschaft und Literatur für Frankreich fruchtbar zu machen. Die Stätten der Jugendjahre des Dichters am Rhein, in der Schweiz und Paris bilden den Schauplatz des Romans. Die geschilderten Menschen, Verhältnisse und Vorgänge halten Urbilder, die den Zeitgenossen noch in frischer Erinnerung waren; dieses und die für allzu frei erachteten Sittenschilderungen erregten beim Erscheinen des Buches im Elsaß vielfach Anstoß. Spach hat die geschichtlichen Ereignisse der Jahre 1810—1817, während welcher Zeit der Roman spielt, und deren Augenzeuge der Verfasser in seiner Heimath gewesen war, auf geschickte Weise in die Erzählung verwebt.

Reichsstadtnovellen. Von G. Böhm. (München, Beck.) — Der Verfasser, der namentlich durch eine Reihe Novellen unter dem Titel „Das Glück der Erde“ sich bekannt gemacht hat, bietet hier acht Erzählungen aus den vergangenen Tagen einer alten Reichsstadt. Es sind meist grausige Stoffe, jedoch verklärt durch einen Zug versöhnenden Humors; besonders verdient hervorgehoben zu werden „Das Meisterstück des letzten Schindinger“, eine eigenartige Hexengeschichte, in welcher die „Hexenkönigin“ durch einen unglaublich verwegenen, auf die Leichtgläubigkeit des Zeitalters berechneten Streich des in sie verliebten Scharfrichtersohnes gerettet wird. Ein eigenthümlich prickelnder Reiz strömt von diesem wie von den übrigen Stücken der Sammlung aus.

Die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches seit 1868 und deren nächste Zukunft. Von A. von Matlekovits. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der tüchtige Verfasser war, ungefähr bis 1889 oder 1890, Staatssekretär im ungarischen Handelsministerium. Sein neues, umfangreiches Werk hat einige untergeordnete Mängel. Eins der besten und neuesten Plaidoyers für die Zolleinigung beider Kaiserstaaten, das vom Wiener Professor A. von Miaskowski gelieferte, wird z. B. vom unionsfreundlichen Verfasser nicht erwähnt. Hinsichtlich der Namen finden sich hier und da Druckfehler u. s. w. „Bergemann“ soll wohl den bekannten Elsässer G. A. Bergmann bedeuten. Statt „Dr. Welker (Berlin)“ muß es „Dr. Walcker (Leipzig)“ heißen. Trotz solchen und anderen Mängeln ist das interessante, mit Geschick und politischem Takt geschriebene Buch von Matlekovits allen Gebildeten, Freunden wie Gegnern des Freihandels und der Zolleinigung, zu empfehlen. Es ist besonders zeitgemäß, weil gegenwärtig zwischen beiden Kaiserreichen Verhandlungen über einen Handelsvertrag schweben.

Digitized by Google

Unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

INTERNATIONALE KUNST-AUSSTELLUNG BERLIN 1891

1. Mai bis 15. September.

Soeben erschien in meinem Kommissions-Verlage:

Eduard Mohr,

Eveline

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Preis 2 Mark.

Georg Barth, Buchhandlung, Kreuznach.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berliner Autoren.

Von

Ernst Wechsler.

8°. (323 S.) Preis brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—

Zum ersten Mal wird hier der Versuch gemacht, das moderne litterarische Leben der Hauptstadt des deutschen Reiches in weitausschauenden, gedankentiefen, formvollendeten Einzeldarstellungen widerspiegeln zu lassen, und jedermann wird, selbst nach flüchtigstem Einblick in dieses originelle Buch zugestehen, daß der Verfasser seine Aufgabe glänzend gelöst hat.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Für Autoren!

Eine größere Verlagsbuchhandlung in Leipzig übernimmt Manuscripte behufs Drucklegung u. Kommissionsverlag. Strenge Discretion und günstige Bedingungen, sowie reger u. sachgemäßer Vertrieb werden zugesichert; eine Prüfung der Manuscripte bleibt vorbehalten. Angebote unter **W. 2101** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

Hannov.-Altenb. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Soolbad und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten, sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Soeben erscheint im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig:**

Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften

von

Dr. Carl Freiherr du Prel.

2 Bände in 8° eleg. brosch. à Band ℳ 4.—.

Der I. Band: „Thatsachen und Probleme" behandelt verschiedene kulturhistorische und psychologische Probleme, die bisher für unlösbar gehalten wurden. Der II. Band: „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik" liefert die experimentelle Bestätigung. Die Gegner der übersinnlichen Weltanschauung werden dem hier angehäuften Thatsachenmaterial wenig entgegenstellen können, der Sache des Mysticismus aber wird das interessante Werk zahlreiche neue Freunde zuführen.

Liederbuch für deutsche Studenten.

(Vierte verbesserte und vermehrte Auflage)

12°. Preis eleg. in Wachstuch geb. 1 ℳ, in Lwd. geb. mit Biernägeln 1 ℳ 80 ₰.

Dies Büchlein soll unsere Commersbücher nicht ersetzen. Aber diese sind zu umfangreich geworden. Nur eine kleine Zahl ihrer Lieder wird wirklich auf der Kneipe gesungen. Auch sind die Melodien meist bekannt und leicht gelernt. Hier finden Sie eine Auswahl des Besten und Sangbarsten, ohne Melodien, hübsch gedruckt in leichtem Wachstucheinband für jede Tasche, namentl. auch zum Gebrauch auf Ausflügen geeignet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg.**

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin, zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu

Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen

von

H. Steinthal, Dr.

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.

4 Mk. 80 Pf.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tolstoi

Prophet oder Popanz

von

Friedr. Dukmeyer.

Preis 75 Pf.

Die kleine Schrift erregt in allen literarischen Kreisen gerechtes Aufsehen, bitte die Kritik in der vorigen Nummer zu beachten.

Berlin W. 57, Yorkstraße 48.

Eduard Rentzel,
Verlagsbuchhandlung.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Episteln und Vorträge

von

Wilhelm Jordan.

Broschirt 4 ℳ, gebunden 5 ℳ.

Frankfurt a. M.
W. Jordans Selbstverlag.

Soeben erschien:

Heinrich v. Treitzschke als Erzieher.

Von * * *.

Preis 80 Pf.

Verlag von **Georg C. Bürkner, Berlin,** Schmidstr. 21.

Hierzu eine Beilage von R. Oldenbourg in München und Leipzig.

Redaction Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das menschliche Gesicht. Von Paul Michaelis. — **Literatur und Kunst**: Zum gefälschten Darwinismus. Von Hieronymus Lorm. — Die deutsche Emin-Pascha-Expedition nach Peters' eigener Erzählung. Von Harry Denicke. — Friedrich Nietzsche und der Naturalismus. Von Ola Hansson. (Schluß.) — **Feuilleton**: Der Trinker. Von H. Wernicke. — **Aus der Hauptstadt**: Decadente Majestät. Von Apostata. — Die internationale Kunstausstellung. II. Von Cornelius Gurlitt. — Inserate.

Das menschliche Gesicht.

Von Paul Michaelis.

Im letzten Winter trat in Berlin ein Amerikaner Namens Bowditsch, Professor am Howard-College in Boston, auf, dessen Demonstrationen viel Interesse erweckten. Es handelte sich um physiognomische Untersuchungen, die mit Hülfe von Photographien angestellt wurden. Professor Bowditsch hatte nach dem Vorgange mehrerer englischer Gelehrten den Versuch gemacht, den Allgemeintypus einer bestimmten Berufskategorie und weiterhin den Typus einer ganzen Rasse aufzufinden und festzulegen. Er verfuhr dabei in der Weise, daß er sich zunächst eine Reihe von Photographien verschaffte, die in der Größe und in der allgemeinen Kopfhaltung der Abgebildeten übereinstimmten. Diese Photographien wurden dann abermals auf einer empfindlichen Platte fixirt und zwar derart, daß jede Photographie nur einen kleinen Bruchtheil der gesammten Expositionsdauer auf dieselbe einwirkte. Nehmen wir an, daß er die Bilder von zwanzig Aerzten hatte, alle in gleicher Größe und gleicher Kopfhaltung und weiter, daß er aus diesen zwanzig Bildern ein einziges typisches Bild zusammensetzen wollte, endlich, daß die gesammte Dauer der Lichteinwirkung auf die Platte eine Minute dauern sollte: so wird ein jedes der zwanzig Negative der Platte drei Sekunden gegenübergestellt. Dadurch wird dann eine neue Photographie zu Stande kommen, an der ein jedes der Bilder zum zwanzigsten Theile beigetragen hat. Die Folge wird dann sein, das dasjenige eines Gesichts, welches ihm allein eigenthümlich ist — das charakteristischste an ihm — weil es sich nicht wiederholt, nur schwach einwirkt, demnach leicht verdeckt wird und unter Umständen verschwindet. Dagegen wird das Allen Gemeinsame sich stark ausprägen, das gewonnene Portrait wird so ein typisches sein und den Allgemeincharakter sämmtlicher Bilder zeigen.

Konnten diese theoretischen Ausführungen noch Zweifel lassen an der praktischen Ausführbarkeit, so wurde derselbe vollständig behoben durch eine Reihe von Photographien, die auf solche Weise zu Stande gekommen waren. Prof. Bowditsch hatte z. B. ein Dutzend Aerzte zu einem Gesammtbild vereinigt, das in erstaunlicher Weise den ärztlichen Gesammtcharakter zum Ausdruck brachte. Es war das Bild eines sehr gebildeten, ältlichen Mannes, voll Klugheit und Energie und zugleich von auffallender Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. In ähnlicher Weise sah man an dem zusammengesetzten Bild von Pferdebahnconducteuren und -Kutschern die geringere Durchbildung und den niedrigeren intellectuellen Standpunkt. Ebenso fesselten Typusbilder von Geistestranken, Melancholikern, Brustkranken, Krankenwärterinnen, die das eigenthümliche Merkmal des geistigen oder leiblichen Zustandes oder des besonderen Berufes in hohem Maße zeigten. Es zeigte sich hierbei, daß der besondere Beruf und die Lebensstellung sich in den Gesichtszügen in ganz bestimmter Weise ausprägen, und daß es deshalb auf ganz bestimmten physiognomischen Merkmalen beruht, wenn wir Jemandem seine Thätigkeit vom Gesicht ablesen.

Weiterhin hat dann Professor Bowditsch diese Versuche noch dahin vervollkommnet, daß er aus einer Reihe von typischen Bildern in der beschriebenen Weise wieder ein Gattungsbild zusammensetzte. So hatte er aus den Portraits von mehr als 400 Studenten schließlich den Typus des gebildeten jungen Amerikaners gewonnen, ein Bild, das sich durch Schönheit der Züge und durch die freie Haltung als ein sehr günstiges Document der Rasse darstellte. Demgegenüber zeigte ein ähnliches Gesammtbild amerikanischer Studentinnen eine so unverkennbare Aehnlichkeit, daß Professor Bowditsch die beiden Portraits nicht unzutreffend als Bruder und Schwester bezeichnen konnte.

Diese Untersuchungen sind bisher im Wesentlichen auf England und Amerika beschränkt geblieben. Es wäre indessen zu wünschen, daß sie auch bei uns angestellt würden, daß man auch hier die typische Ausprägung, die der besondere Berufskreis und die Lebensthätigkeit dem Individuum verleiht, festlegte, um so gleichsam das Idealbild einer bestimmten Gruppe von Menschen zu erhalten. Weiterhin ließen sich dann daraus wirklich empirisch gefundene Rassenbilder zusammensetzen, unähnlich den heute üblichen, die einer mehr oder minder regen Phantasie ihren Ursprung verdanken und mit der Wirklichkeit oft wenig gemein haben.

Diese modernen physiognomischen Untersuchungen sind indessen keineswegs etwas ganz neues. Sie reihen sich vielmehr einer langen Kette von Forschungen an, die sich bis auf das Alterthum zurück verfolgen lassen. Das menschliche Gesicht in seiner wunderbaren Verschiedenheit war von jeher ein Gegenstand des Studiums; und wie man nicht zweifeln konnte, daß irgend ein Zusammenhang zwischen dem Charakter des Menschen und seiner äußeren Darstellung bestehe, so suchte man mit Eifer nach den Gesetzen, die Aeußeres und Inneres verbinden. Allerdings sind diese Versuche bisher nur wenig von Erfolg gekrönt worden und vielleicht lassen sich die Gesetze, nach denen eine Physiognomie sich bildet, überhaupt nicht durch Worte ausdrücken. Immerhin aber ist es interessant, den Forschungen des menschlichen Geistes auch auf diesem Gebiete zu folgen und besonders die Versuche, die im vorigen Jahrhundert durch Lavater gemacht wurden, zu beachten.

Es ist dabei charakteristisch, wie sich das 18. und das 19. Jahrhundert unterscheiden. Während Professor Bowditsch

Digitized by Google

nach den Typen sucht, nach dem, was einer Klasse von Menschen gemeinsam ist, ist es dem Sohn des vorigen Jahrhunderts gerade um den Einzelmenschen zu thun. Während jener die Rasse darstellen will, sucht Lavater das Individuum zu begreifen; Beide darin ihrer Zeit getreu, die damals den Einzelnen suchte und verherrlichte, während sie heute die Gattung als das grundlegende Element ansieht.

Der Züricher Pfarrer Johann Kaspar Lavater war einer der wunderlichsten Käuze seiner Zeit; trotz aufrichtigster Frömmigkeit und kirchlicher Gläubigkeit von außerordentlicher Empfänglichkeit für neue und neueste Gedanken. Die widersprechendsten Gegensätze fanden in seinem Herzen neben einander Platz. Er erkannte die Bedeutung Goethe's schon aus den ersten Proben, die der jugendliche Dichter in die Welt warf, er war Menschenkenner und Menschenbeurtheiler vornehmsten Ranges und dabei ließ er sich von den abgeschmacktesten Betrügern, wie dem Teufelsbanner Gaßner, hintergehen, pfuschte selbst in Magnetismus und Exorcismus und betheiligte sich an allen Modethorheiten seiner Zeit. Es läßt sich heute nur schwer beurtheilen, worin eigentlich die Anziehungskraft seiner Person begründet war. Aber jedenfalls ist gewiß, daß Lavater zu den gefeiertsten und beliebtesten Männern seiner Zeit zählte. Wenn er seine Reisen nach Deutschland unternahm, so drängten sich die Leute hinzu, als handelte es sich um den Triumphzug eines Königs. Die vornehmsten Häuser und Schlösser schätzten sich glücklich, ihn beherbergen zu können und ließen ihn nur ungern weiter ziehen, nachdem sie seinen Wagen mit Gastgeschenken überladen hatten. So verehrten ihm die Bürger der freien Reichsstadt Bremen, die ihn am liebsten überhaupt nicht wieder fortgelassen hätten, nachdem er ein Geldgeschenk von 10,000 Thalern ausgeschlagen hatte, einen neuen schönen Reisewagen und der Senat fügte ein Stückfaß Rosewein aus dem berühmten Rathskeller hinzu, eine Ehre, die man nur Fürsten und Königen zu erweisen pflegte.

Man muß gestehen, daß Lavater nicht bloß der rechte Mann für eine Halbwissenschaft wie die Physiognomik war, sondern daß er auch das Zeug dazu hatte, sie unter die Leute zu bringen. Jedenfalls muß seine Persönlichkeit mit in Betracht gezogen werden, wenn man die Theilnahme und Begeisterung verstehen will, mit der seine physiognomischen Untersuchungen von aller Welt begrüßt und nachgemacht wurden.

Es war im Jahre 1775, als der erste Band seiner „Physiognomischen Fragmente" erschien, ein Werk, das mit den drei folgenden Bänden, die im Laufe der nächsten Jahre herausgegeben wurden, noch immer die Grundlage für jede Forschung bilden muß, die sich eingehender mit Physiognomik beschäftigen will. Diese vier Quartbände, heute ein kostbares Stück für jeden Sammler, in prächtiger Ausstattung, mit zahlreichen Kupferstichen, Bildern, Silhouetten und Portraits, zeugen von einem außerordentlichen Fleiß und von einem Sammeleifer, der keine Mühe scheute. Allerdings liegen heute die Mängel, die dem Werke anhaften, an vielen Orten zu Tage. Man braucht dabei noch nicht einmal viel Gewicht auf die geringe Beweiskraft einer Reihe von Bildern zu legen. Oft genug war der Griffel des Bildners nicht im Stande, alle die Feinheiten eines Gesichts wiederzugeben, die das geschärfte Auge des Physiognomisten thatsächlich beobachtet hatte. Die Nachbildung bleibt eben immer hinter dem Original, hinter der Wirklichkeit zurück. Lavater sagt selbst über diese Grenze der Reproductionsmöglichkeit: „Welch' ein Unterschied, das bewegsame Fleisch und das harte und zähe Kupfer! Welch' ein Unterschied, die Wölbung eines Muskels, der aus wallendem Licht und Schatten zusammenschmelzende Zug der Augen oder der Lippen — und eine wie mit einer Pflugschaar gezogene oder mit einschneidendem Aetzwasser ausgefressene Furche! — und dann noch Leben und Leblosigkeit! Ein Punkt, und Millionen sich fort bewegende Punkte!" Und dieser Zwiespalt mußte um so mehr hervortreten, da Lavater wohl tüchtige Kräfte zur Verfügung hatte, aber doch nicht Künstler allerersten Ranges. Indessen kann schon die Phantasie hier ein wenig eingreifen; die Phantasie, die überhaupt beim Studium dieses Buches ihre Rolle spielen muß, schon deshalb, weil wir Modernen gewöhnt sind, die Physiognomien von vorn zu betrachten, während im vorigen Jahrhundert, wo die geschnittene Silhouette an Stelle der Photographie stand, die Profilansicht bevorzugt werden mußte.

Schlimmer ist aber eine gewisse Planlosigkeit des Urtheils. Lavater hatte zu viel Temperament, um gerecht zu sein. Oft genug merkt man dem erläuternden Text an, daß nicht der strenge Kritiker die Feder geführt hat, sondern der begeisterte Verehrer oder der entrüstete Sittenrichter. Dadurch erhält das Werk etwas Ungleiches, Subjectives. Neben Stellen, die in ihrer Art zu dem vorzüglichsten gehören, was überhaupt über Physiognomik gesagt worden ist, finden sich schroffe Einseitigkeiten, ja offenbare Fehler. Aber auch so bleibt das Werk hochbedeutend, ein Denkmal echten Sammeleifers und Forschungstriebes. Und wenn noch etwas besonders lobwürdiges darüber gesagt werden soll, so ist es, daß der junge Goethe, damals Lavater's begeisterter Freund und Gesinnungsgenosse, verschiedene Abschnitte der „Fragmente" selbst geschrieben hat, Abschnitte, die sich durch Klarheit und einen prächtigen, ungestümen Stil vortrefflich in das Charakterbild des genialen Jünglings einreihen.

Indessen werden die Mängel der „Physiognomischen Fragmente" durch die Vorzüge dieses Werkes bei Weitem aufgewogen. Lavater war eben seiner ganzen Naturanlage nach geeignet, auf diesem Gebiet die Bahn zu brechen. Er war von einer außerordentlichen Sensibilität; sein Nervensystem war auf das Zarteste und Feinste ausgebildet. Von Jugend auf hatte er einen starken Sinn für menschliche Gesichter. Er erzählt darüber, daß der Anblick eines Gesichts, das von besonderem Ausdruck war, oft Tage lang in ihm nachgewirkt und seine Nerven in Unruhe versetzt habe. Dazu kam dann, daß er sich selbst viel mit Portraitmalen abgegeben hatte und dabei ganz besonders sein Augenmerk auf das Charakteristische eines Gesichts gerichtet hielt. Nachher, da er ein berühmter Prediger geworden war, kam er dann mit fast allen bedeutenden Männern seiner Zeit in persönliche Berührung. Und immer war dann er selbst oder einer der Maler, die in seinen Diensten standen, bereit, eine Zeichnung der betreffenden Persönlichkeit aufzunehmen. „Ich ließ rechts und links Versuche von Zeichnungen aller Art machen," erzählt er; „ich betrachtete und verglich unzählige Menschen und allerlei Art menschlicher Bildnisse. Ich bat Freunde, mir behilflich zu sein. Die häufigen, täglichen Fehler meiner Zeichner und Kupferstecher waren die kräftigsten Beförderungsmittel meiner Kenntnisse. Ich mußte mich über Vieles ausdrücken, Vieles tadeln, Vieles vergleichen lernen, was ich vorher noch zu sehr überhaupt bemerkt hatte." Außerdem sammelte er, was irgend an Bildern und Kupfern aufzutreiben war, so weit es sich um die Darstellung des menschlichen Gesichts handelte. So ging er endlich an sein Werk zugleich mit eigenem, ungewöhnlichem Verständniß und einem ungeheueren Material von Beobachtungen und Zeichnungen, wie es vielleicht nie wieder auf einem Punkt beisammen gewesen ist.

In der Verbindung mit der Wirklichkeit liegt Lavater's Stärke. So weit er sich an thatsächliche Vorlagen hält, fällt er die treffendsten Urtheile und überrascht durch die Sicherheit und die Schärfe seines Blickes. Wo er darüber hinaus geht, da fängt auch das mangelhafte, ja fehlerhafte seiner Theorie an. Er unterscheidet nämlich eine empirische und eine philosophische Physiognomik. Im Allgemeinen sei Physiognomik die Wissenschaft, den Charakter (nicht die zufälligen Schicksale) des Menschen aus seinem Aeußeren zu erkennen. So vielerlei verschiedene Charaktere der Mensch zugleich haben kann, das ist, aus so vielen Gesichtspunkten der Mensch betrachtet werden kann, so vielerlei Arten von Physiognomien habe ein und derselbe Mensch. Diese zusammen geben dann den Totalcharakter. Man könne nun sich entweder damit begnügen, den Charakter aus dem ihm entsprechenden Ausdruck zu erkennen, oder man suche nach der Ursache, nach dem Grunde, man zeige den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ausdruck und dem Charakter selbst. Jenes sei dann die empirische, dies die transscendente Seite der Physiognomik.

Digitized by Google

Gerade von der Ausbildung der letzteren Seite verspricht sich Lavater die wohlthätigste Umwälzung des menschlichen Zusammenlebens. Denn mit dieser Erkenntniß hätten wir den Schlüssel zu allen Tiefen der menschlichen Natur. Die Physiognomik werde zu einer Quelle der feinsten und erhabendsten Empfindungen, sie verschwistere Herzen und Herzen, sie erhöhe das Vergnügen des Umganges, sie zeige dem Herzen an, wo es reden und schweigen, warnen und ermuntern, trösten und strafen soll. Aber was Lavater dazu beibringt, um diesen idealen Zustand zu verwirklichen, das ist doch recht mangelhaft und ungenügend. Er hat zwar hundert physiognomische Regeln verfaßt, mit deren Hülfe man im Stande sein soll, einen jeden einzelnen Menschen zu beurtheilen: welche Bedeutung diese und jene Nasenform habe, wie das Kinn, die Stirn und die Lippen beschaffen sein müssen, um einen bestimmten Charakter anzudeuten. Aber diese Regeln sind in ihrer Allgemeinheit ohne jeden Werth, ja sie sind viel eher geeignet, seine ganze Lehre um ihren Credit zu bringen. Es kommt eben alles auf den besonderen Fall an; die Unterschiede sind so fließende, die Gegensätze oft nur so leise angedeutet, daß es nicht bloß lächerlich, sondern gefährlich wäre, nach dieser Theorie einen Menschen beurtheilen zu wollen. Die empirische Physiognomik ist zugleich die einzige; und Lavater's Bedeutung geht genau so weit, als er hierzu Beiträge und Hülfsmittel zur Verfügung gestellt hat. Alles, was darüber ist, ist vom Uebel.

Es wird uns schwer, uns in jene Zeit zurückzuversetzen, wo durch Lavater angeregt alle Welt für nöthig fand, sich theoretisch und praktisch mit der Physiognomik zu beschäftigen, sich dafür oder dawider auszusprechen. Denn es fehlte allerdings nicht an heftigem Widerspruch, an Spottversen, an satirischen Darstellungen und Protesten gegen eine Lehre, die mit dem Anspruch auftrat, das ganze menschliche Leben umgestalten zu wollen. Doch überwog im Allgemeinen die Bewunderung. Man erklärte Lavater's Werk für „eins der größten Werke des Genius und der Moral, die jemals auf Gottes Erdboden erschienen sind". Ueberall tauchten Physiognomiker auf, die sich einen Beruf daraus machten, die Gesichter ihrer Mitmenschen zu studiren. Man suchte nach besonderen Kennzeichen, nach eigenthümlich geformten Nasen und Stirnen, man studirte Ohren und Lippen, so daß es, wie ein damaliger Schriftsteller humoristisch bemerkt, für jeden, dessen Gesichtszüge von der Alltäglichkeit abwichen, gefährlich war, sich öffentlich zu zeigen.

Allmählich ist es dann stiller geworden, wozu verschiedene Gründe beitrugen. Einmal wurden die politischen Verhältnisse durch die französische Revolution, zu deren Opfern auch Lavater gehörte, gänzlich umgestaltet, und ein größerer Ernst der Lebensauffassung mußte sich von der Physiognomik wie von einer Spielerei abwenden. Dann aber lenkte wohl auch das Auftreten des österreichischen Arztes Gall, des Begründers der Phrenologie, die Theilnahme ab. Es kam nun eine Zeit, wo man mit derselben Begeisterung die Schädel untersuchte und in den Kopfformen die Charaktereigenschaften suchte, die man einst in der verschiedenen Ausprägung des Gesichts zu finden meinte. Doch ist unterdessen die Forschung nicht müßig gewesen; und gerade die Naturwissenschaften haben neues Material auch den physiognomischen Studien gegeben. Ich weise hier nur auf die Untersuchungen des Turiner Professors Lombroso hin, der auf Forschungen in der Völkerkunde gestützt, die Gefängnißinsassen Italiens untersuchte und aus zahlreichen Beobachtungen einen besonderen Verbrechertypus construiren konnte; und der so wenigstens an einer bestimmten Menschenklasse exakt bewiesen hat, daß Charakter und Naturbeschaffenheit des Menschen in Verbindung stehen und daß besonders das Gesicht ein, wenn auch nicht ungetrübter, Spiegel der Seele ist.

Literatur und Kunst.

Zum gefälschten Darwinismus.

Von Hieronymus Lorm.

Wäre die Statistik nicht eine so strenge Wissenschaft, daß sie ausschließlich politischen, volkswirthschaftlichen, culturgeschichtlichen und anderen höchst ernsthaften Gebieten zu dienen die Bestimmung und die Zeit hat, sie könnte mit ihren trockenen Ziffern köstlich unterhalten, wenn sie sich den phantastischen Bestrebungen der armen Menschheit näherte, durch allerlei extravagante Versuche der quälendsten Bedürfnisse des Lebens Herr zu werden. Wie groß war die Zahl der Ausüber und Gläubigen der Goldmacherkunst seit Beendigung des dreißigjährigen Krieges, als die Fürsten, die immer nothwendiger Geld brauchen denn der ärmste ihrer Unterthanen, an den erschöpften Völkern vergebliche Erpressungsversuche machten, bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein? Wie groß war die Zahl derjenigen, welche die sicherste Flugmaschine oder das untrügliche perpetuum mobile erfunden haben? Glaubt man, daß dieses phantastische Ringen des Menschengeistes mit der Unmöglichkeit im Angesicht unseres von Naturwissenschaft durchtränkten Zeitalters ein Ende genommen habe?

In unzähligen Beispielen widerlegt sich diese Ansicht, wenn man auch nur die Versuche betrachtet, die Wünsche, die Phantome, die Gefühle des Glaubens in greifbares, wissenschaftliches Gold zu verwandeln oder den unerschwinglichen Himmel auf dem materiellen Flugapparat der erfahrungsmäßig sicheren Naturkunde zu erreichen, oder haarklein zu construiren, was ohne weiteren mechanischen Anstoß die Menschheit ewig bewegen müsse, kurz, die Vereinigung, die Verschmelzung, die Identität von Wissen und Glauben ausfindig zu machen.

In unseren Tagen haben Frohschammer („Der neue Glaube und das neue Wissen") und Moriz Carriere („Die sittliche Weltordnung") durch Geist, Scharfsinn und Kenntnisse das Möglichste im Bereich des Unmöglichen geleistet. Man kann solchen Bestrebungen mit dem unbefangenen Lächeln der Objectivität wie einem Theaterstück zusehen, dessen Fabel uns wie eine Wirklichkeit gefangen nimmt, obgleich wir keinen Augenblick vergessen, daß wir es nur mit einem Phantasiebild zu thun haben. Man kann auch den Uebungen geistiger Akrobaten Bewunderung zollen, welche gleichsam die Gliedmaßen des Intellects zu Diensten verwenden, von denen ihre Naturbestimmung keine Ahnung hatte. Mit der Spitze des Fußes sich hinter dem Ohre zu kratzen, ist nicht Jedermanns Sache. Ungeachtet des Staunens und der Bewunderung über diese außerordentlichen Kunststücke des Geistes bleibt die platte und gemeine Wahrheit, daß Wissen und Glaube unvereinbar seien, aus zwei Gründen wie auf zwei Beinen unerschütterlich fest stehen; erstens: was ich weiß, das brauche ich nicht erst zu glauben, zweitens: wo das Wissen gänzlich aufhört, dort erst fängt der Glaube an. Wie soll dasjenige, was seine bewegende Thätigkeit einstellen mußte, demjenigen die Hand reichen, was erst nachher sich zu bewegen anfängt?

Die Vereinigung wäre demnach das pure Wunder. Aber, siehe da! das Wunder vollzieht sich und zwar in der Unerforschlichkeit des menschlichen Gemüthes und in ausschließlich individueller Erscheinung. In Wien gibt es einen hochgestellten Gelehrten, einen Präsidenten wissenschaftlicher Institute, der alle philosophischen Ergebnisse des Unglaubens an den Fingern herzählend nicht ahnen läßt, daß er mit denselben nicht einverstanden wäre — und täglich in die Kirche geht. Ich selbst kannte den vor etwa zehn Jahren verstorbenen Freiherrn von Stifft, einen Enkel des berühmten Leibarztes des Kaisers Franz und ein überaus eifriges Mitglied der revolutionären und atheistischen Journalistik Wiens mitten in der Unsinnsblüthe des Jahres 1848. Seine Artikel löschten alle „ewigen Lichter" aus und wenn man sie gelesen hatte, sah man in den Kirchthürmen nur Haare, die dem erschreckten Erdboden zu Berge stünden. Derselbe Baron Stifft besuchte täg-

Digitized by Google

lich in den frühesten Morgenstunden, wenn ihn kein Bekannter sehen konnte, die Stefanskirche und verrichtete vor dem Muttergottesbild knieend inbrünstig seine Andacht. Eine Erklärung solchen Wunders ist geradezu undenkbar, weil es sich in den unenthüllbaren Tiefen des Gemüthes vollzieht und sich jeder irdischen Einsicht durch Begriffe und Worte absolut widersetzt. Die Bücher aber, welche das Wunder der Vereinigung von Wissen und Glauben als naturgemäß darstellen wollen, müssen sich zu diesem Zwecke der Begriffe und Worte bedienen, das will sagen, mittelst philosophischer Argumente den Voraussetzungen des Glaubens die Sicherheit oder mindestens den Anschein wissenschaftlicher Erkenntnisse verleihen.

In diesem Ringen mit der Unmöglichkeit haben, wie bemerkt, Frohschammer und Carriere schon das Aeußerste geleistet, und wenn sich ihnen nun mit einem Herrn Dr. Koch*) ein neuer Kämpfer zugesellt, so muß man zunächst nach dem neuen Ausgangspunkt fragen, falls man in Rücksicht auf das bereits Geleistete die Schrift nicht im Voraus für ganz überflüssig halten soll.

In philosophischer Beziehung wird man vergebens nach der Existenzberechtigung des Werkes suchen. Sein hauptsächlichster Inhalt ist die Zusammenstellung der modernsten Ergebnisse der Naturwissenschaften, was mit einem geschickt angeordneten und populär gehaltenen Vortrag, wie ihn der Verfasser in der Gewalt hat, immerhin schätzenswerth wäre, namentlich, weil zu einem entschiedenen Nachweis zugespitzt, wie unhaltbar die Bibelherrschaft und der Offenbarungsglaube unter dem Gewicht der Naturerkenntniß zusammenbrechen. Leider hat sich der Verfasser mit diesem negativen Verdienst nicht begnügt, sondern knüpft daran die positive Forderung, aus den letzten Ergebnissen der Wissenschaft auf die Wahrheit einer theistischen Weltanschauung zu schließen. Dies geschieht weniger durch logische Begründung als in der Form eines an das Gefühl gerichteten Imperativs, den sich unsere Zeit aber am wenigsten gefallen läßt, wenn er ein philosophisches Beglaubigungsschreiben nicht beizubringen vermag.

Mit diesem Beglaubigungsschreiben sieht es jedoch äußerst dürftig aus. Nachdem der Verfasser auf S. 20 Kant vorgeworfen hat, daß dessen Erkenntnißtheorie aus bloßem „Grübeln" auf rein speculativem Wege, statt aus Naturforschung entstanden sei, beruft er sich zur Bekräftigung dieses Vorwurfes auf F. A. Lange, den orthodoxen Kantianer, den Begründer des Neu-Kantianismus, dessen unvergleichlich geistreiche „Geschichte des Materialismus" alle Ergebnisse der materialistischen Naturforschung aller Zeiten gleichsam der „Kritik der reinen Vernunft" huldigend zu Füßen legt. Was F. A. Lange jener Psychologie vorwirft, die sich auch nach Kant einer dogmatischen Metaphysik nicht entschlagen konnte, dient Herrn Koch zum Beweise gegen Kant, der eben jener Metaphysik den Todesstoß versetzt hat. Ist das Unwissenheit oder Fälschung?

Lobend wäre anzuerkennen, daß der Verfasser Wissen und Glauben streng auseinander hält und unausgesetzt betont, wie das erfahrungsmäßige Erkennen nicht durch Ideen bestimmt werden könne, diese vielmehr dem Reich der Natur nur als ein Reich der „Ahnung" zur Seite stünden. Der Leser wird dadurch vor der in ähnlichen Werken so oft vorkommenden Zumuthung bewahrt, irgend eine theologisch-mystische Willkür in den Mechanismus der Natur eingreifen zu sehen. Was hilft jedoch dem Verfasser seine prinzipielle Auseinanderhaltung des Unvereinbaren, wenn er zuletzt doch wieder auf die Vereinigung im Menschengemüthe ausgeht? Er muß dadurch bei unphilosophischen, unbeweisbaren Dogmen anlangen, wie dies in solchen Fällen immer geschieht.

„Naturwissenschaft und Philosophie," sagt der Verfasser, führen bei folgerichtigem Denken allemal auf Gott als die letzte Ursache der Dinge nothwendig zurück." Die Wahrheit ist, daß Naturwissenschaft und Philosophie zuletzt zu nichts Anderem zurückgeführt werden als zu einer verschlossenen Pforte. Hinter derselben die Existenz der letzten oder auch der ersten Ursache aller Dinge anzunehmen, ist nicht im Entferntesten eine „Ahnung", wozu gar kein Datum gegeben, sondern lediglich ein Wunsch, der Wunsch, aus der ewigen Unruhe der causalen Weltbewegung zu einem Anhaltspunkt für die innere Ruhe zu gelangen. Wie im gemeinen Leben der Wunsch gerne als Erfüllung betrachtet wird, so gilt auch hier auf dem Gebiet des eigentlichen Glaubens vollauf das Volkswort: „Was der Mensch wünscht, das glaubt er".

Der ganze Theismus in seinen sämmtlichen drei Emanationen, nämlich als Offenbarungsglaube, als Deismus, und als Pantheismus beruht darauf, wie ich in meiner Schrift „Natur und Geist" bei Betrachtung Spinoza's ausgeführt habe, daß das Ersehnte für das Erreichte ausgegeben wird. Daraus folgen alle weiteren Dogmen und als Mittel, sie glaubwürdig zu machen, dient im vorliegenden Falle Darwin's Selectionstheorie.

Dieser Umstand ist es eben, der mich veranlaßt, das in philosophischer Beziehung werthlose Buch in Betracht zu ziehen. Durch die gefälschte Ausnützung, durch die Uebertragung einer Lehre, welche einen unermeßlichen Fortschritt der exacten Wissenschaften bedeutet, auf das nur künstlich damit in Verbindung gebrachte speculative Gebiet wird das vorliegende Buch typisch für die Bestrebungen bekehrungssüchtiger Frömmler oder verspäteter Hegelianer. Man benützt die Lehre, entweder um das Incommensurable, womit sich überhaupt nicht rechnen läßt, die Jahrmillionen, zum Factor einer Bemessung künftiger Organisationen und Ziele der Menschheit zu verwenden oder man überträgt, wie es das vorliegende Buch schon auf dem Titelblatt verkündet, die Entwickelungslehre auf das Reich der Ideen, welche überhaupt keiner Entwickelung fähig sind.

So spricht der Verfasser zunächst von der Entwickelung der religiösen Ideen. Entwickeln kann sich überhaupt nur, was auf eine stoffliche Grundlage zurückzuführen ist, deren Qualitäten uns folglich auf dem Wege der Erfahrung zugänglich sind, so daß wir auch die Vergrößerung der Fähigkeiten und die Erweiterung der Lebensbedingungen, was eben die Entwickelung ausmacht, im Vergleich mit dem ursprünglichen Grundstoff constatiren können. Die Ideen jedoch, deren ursprüngliche Wesenheit sich allem Berechnen und Bemessen entzieht, entwickeln sich nicht, sondern verändern sich nur und zwar ausschließlich nach zufälligen, keiner Regel unterworfenen Anlässen. Zwischen der göttlichen Verehrung, welche die Siamesen dem „weißen Elephanten" darbringen, und den Wallfahrten der Wundergläubigen zum Gnadenbild von Lourdes ist kein Unterschied der Entwickelung, sondern nur der Formen.

Aus der unbestreitbaren Wahrheit, daß das Sittengesetz mit seinem vereinzelten und verschiedenen Inhalt, der nach Maßgabe der historischen Schicksale eines Volkes wechselt, nicht von der Natur gegeben sein kann, gelangt der Verfasser zu dem himmelschreienden Irrthum, daß auch das Gewissen ein Ergebniß der Entwickelung wäre. Er sagt wörtlich: „Das Gewissen, dieser Richter unserer Handlungsmotive, ist nichts angeborenes, sondern ein Culturproduct und ein Resultat der Erziehung. Gäbe es ein absolutes Sittengesetz, so müßte es schon beim Kind und beim Wilden auf seiner vollen Höhe stehen."

Die absolute Unrichtigkeit ergibt sich einfach aus dem Umstand, daß, wie der Verfasser nicht leugnen wird, Wille und Intellect dem Menschen angeboren sind. Das Gewissen ist aber nichts Anderes als das Peingefühl eines vollzogenen Bruches zwischen Intellect und Willen, zwischen Einsicht und Leidenschaft, zwischen Kopf und Herz. Sobald dem Intellect irgend eine Vorschrift als solche eingeprägt ist und der Wille dagegen verstößt, schlägt das Gewissen. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob die bezügliche Vorschrift den primitivsten Stadien der Uncultur oder der höchsten Bildungsepoche entspringt. Die Gewissenspein des Kindes, welches ein Gebot nicht befolgt hat, ist nicht zu leugnen: Dem Chinesen schlägt das Gewissen, wenn er sich in Europa aus Eitelkeit den Zopf abgeschnitten hat. Dem menschenfressenden Indianer schlägt das Gewissen, wenn er aus Trägheit oder Mitleid einen Feind nicht er-

*) Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion. Berlin, Paul Hüttig.

Digitized by Google

schlagen, eine ihm als Vorschrift aufgetragene Skalpirung nicht vollzogen hat. Dem Räuber schlägt das Gewissen, wenn er ein Verbrechen, zu dem ihn die Bande verpflichtete, nicht begangen hat. Es liegt auf der Hand, daß zwar das Sittengesetz, weil aus concreten Verhältnissen herausgewachsen, aber nicht das Gewissen von einer geschichtlichen Culturentwickelung abhängig ist.

Ich will den Verfasser nicht weiter bei seinen mangelhaften Deductionen begleiten, die natürlich auch von der „Willensfreiheit" sprechen, ohne welche es in so schönseligen Versöhnungsversuchen zwischen Wissenschaft und Religion nicht abgehen kann, mag immerhin, nachdem die Beschaffenheit des Willens dem von der Natur gegebenen Charakter entspringt, freier Wille so undenkbar sein wie ein Mensch, der sich selbst gezeugt hätte.

Das Ende dieser haltlos in der Luft schwebenden Entwickelungslehre ist der Hinweis auf die Nothwendigkeit — einer neuen Religion. „Das deutsche Volk," heißt es hier, „verlangt eine Religion, die es mit seiner Vernunft in Einklang bringen kann, und es scheint Pflicht, ihm an Stelle überlebter Dogmen einen frischen Quell echten Lebenswassers zu reichen."

Es ist eine üble Gewohnheit deutschen Schrifthums, bei Anlässen, die nur von einzelnen Gebildeten, nur von einer verschwindend kleinen Minorität denkender Individuen empfunden werden, den Mund sogleich weit aufzuthun zu dem großen Worte: „Das deutsche Volk!" Was gibt der Centrumspartei im Reichstag ihre Macht und ihren Einfluß? Daß Millionen und aber Millionen dogmatisch gläubiger Massen hinter ihr stehen. Hat es an diesen Millionen frommer Kirchengänger gefehlt, als vor zwei Jahren der päpstliche Stuhl für alle Diöcesen katholischer Christenheit eine „Sühnungsmesse" anbefahl, weil man in Rom durch ein Denkmal den Geist und das Leiden des edlen Märtyrers Giordano Bruno in Erinnerung brachte, den eine fanatische Kirchenmacht Jahre lang unmenschlich gequält und endlich dem grausamen Feuertod überliefert hat, was, nebenbei bemerkt, auch eine schöne „Entwickelung" der religiösen Ideen bedeutet? Diese vielen Millionen verlangen keineswegs der Bibelherrschaft und dem Buchstabenglauben entrissen zu werden, und an solchen Millionen fehlt es auch im Protestantismus nicht. Die einzelnen Gebildeten aber, die man emphatisch „das deutsche Volk" nennt, mögen mit ihrem Bedürfniß nach einer neuen Religion zu F. A. Lange flüchten, der das vorliegende Buch völlig überflüssig macht, da er seine „Geschichte des Materialismus" mit einem begeisterten Hymnus auf die Phantasie und die Dichterkraft des Einzelnen schließt, dem es ermöglicht ist, sich die Brücke zum Himmel selber zu bauen.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition nach Peters' eigener Erzählung.*)

Von Harry Denicke.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition nimmt, wie wir jetzt an der Hand des vorliegenden Peters'schen Berichtes deutlich erkennen können, unter allen bisherigen Unternehmungen im tropischen Afrika eine ausgeprägte Sonderstellung ein. Nach Zweck und Verlauf. Der erstere lag in dem Entsatz Emin Pascha's. Was bedeutete der Mann? Er hatte im oberen Nilgebiet in zehnjähriger hingebender Thätigkeit die Anfänge einer europäischen Cultur geschaffen: war das an sich schon etwas sehr Nützliches und Segensreiches, so hatten diese territorialen Erfolge noch insofern eine weiter reichende Bedeutung, als sie unter glücklichen Verhältnissen auch für die umliegenden, in der Nacht islamitischer Barbarei begrabenen Länder der Ausgangspunkt civilisirender Einflüsse werden konnten. Alle, die an der Erschließung des inneren Afrika ein äußeres Interesse hatten oder menschlichen Antheil nahmen, mußten demnach wünschen, wenn irgend möglich den Begründer jenes aussichtsreichen Culturheerdes auf seinem Posten erhalten und gefördert zu sehen. Darum wurde in der ganzen gebildeten Welt die Nachricht von dem Hilfszug Stanley's mit Freuden begrüßt. Wie schnöde aber betrog der über Gebühr gepriesene Amerikaner die auf ihn gesetzten vertrauensseligen Hoffnungen. Nicht um Emin und seine Culturschöpfung zu retten zog er aus, sondern um ein großartiges Handelsgeschäft in Elfenbein zu machen und nebenbei für eine englische Erwerbsgesellschaft die Früchte der ausdauernden Arbeit Emin's kurzer Hand durch Annexion seines ganzen Gebietes einzuheimsen. Als ihm aber beides mißlang, beliebte er gar die gewaltsame Rückführung seines angeblichen Schützlings, um so sein verfrachtes Unternehmen wenigstens mit einem oberflächlichen Schein des Erfolges auszuputzen, was er dann in seiner wohlklingenden Sprache „Rettung und Rückzug Emin Pascha's" nannte. Diese Anklage ist so ungeheuerlich, daß man verstehen kann, wie gutmüthige Menschen nicht daran glauben mögen. Und doch ist sie buchstäblich wahr. Auch der hartnäckigste Zweifel muß vor der vernichtenden Einstimmigkeit aller Zeugen, Casati's, Schynse's und vor Allem Emin's selber verstummen, anderer Eideshelfer ganz zu geschweigen. Ja, wer aufmerksam liest, wird aus Stanley's eigenem Reisewerke unschwer die Bestätigung entnehmen. Wir haben allen Respekt vor dem Entdecker des Congo, aber die Bewunderung seiner zugreifenden Energie kann uns nicht über die Thatsache hinwegtäuschen, daß sein letzter Zug einfach ein Verrath an der Cultur war. Um so heller hebt sich das deutsche Unternehmen dagegen ab. Hier waren die schönen Zwecke der Humanität und Civilisation, in deren Namen es vorbereitet wurde, kein bloßes Aushängeschild, um leichtgläubige und zahlungsfähige Leute heranzulocken, hier waren sie redliche Wahrheit, ob sie gleich unterstützt wurden von den Forderungen eines weitsichtigen Patriotismus, der auch über See auf dem vielumworbenen Boden Afrikas durch Thaten die Concurrenzkraft des jungen Deutschland mit Old England beweisen wollte. Die Geschichte hat sich diesmal als gerechte Richterin erwiesen. Das Stanley'sche Unternehmen hat seinem Träger in den Augen aller Urtheilsfähigen überwiegend Unehre eingetragen und dem deutschen Unternehmen den Vorzug verschafft, an ihm eine wirksame Folie des wohlverdienten eigenen Ruhmes zu finden.

Gereicht die Reinheit des Zieles allen Mitgliedern des deutschen Ersatzcomités zur Ehre, so war für den Verlauf der Expedition selbst die Person des Führers entscheidend. Es war ihnen gelungen, den Neidern und Hetzern allen, den erfolgreichsten unserer Colonialpolitiker in der öffentlichen Meinung immer mehr als ruhmredigen Phantasten herabzuwürdigen. Viel Feind, viel Ehr! Gerade die Schärfe seiner nationalpolitischen Ueberzeugungen und der Nachdruck, mit dem er sie von jeher vertreten hatte, zog ihm die massenhafte Gegnerschaft zu, die sich nun nach den Anstandsregeln deutscher Zeitungspolemik mindestens ebenso viel unehrlicher wie ehrlicher Waffen bediente. Aber wie Peters es von Anfang an verstanden hat, einen festen Stamm opferwilliger Freunde um sich zu sammeln, eine Fähigkeit, die noch immer ein Geheimniß politischer Erfolge gewesen ist, so blieben ihm auch in der kritischen Zeit der Freunde genug, die ihn besser kannten als seine schreienden und schreibenden Gegner ihn kennen wollten. Genug, er ward wieder vor eine bedeutende, von ihm selbst gutentheils angeregte Aufgabe gestellt und damit seiner drängenden Thatkraft die willkommene Gelegenheit geboten, sich auf's Neue und wenn nicht so erfolgreich, so doch noch glänzender zu bewähren, als sie sich im Jahre 1884 mit dem Erwerb Deutsch-Ostafrikas bewährt hatte.

Herkules dankt im Himmel der Juno für ihre Feindschaft: denn sie habe ihn doppelt angespornt, und in gleichem Maße sei sein Verdienst gewachsen, als sie es ihm erschwerte. Der Vergleich mag kühn sein und hinken, aber es bleibt doch wahr, daß die Geschäftigkeit seiner Feinde Peters nur zu größeren persönlichen Triumphen verholfen hat. Die heimische Zeitungsfehde hatte zwar keine Bedeutung mehr, als das Unternehmen pekuniär sicher gestellt war: aber traurig ist

*) Carl Peters, Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München, R. Oldenbourg.

Digitized by Google

es zu sagen: auch die dermalige Regierung spielte in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" dieselbe Melodie, die wohltönend aus den Spalten der „Freisinnigen Zeitung" hervorklang. Was aber das Schlimme war, sie hatte die Macht, die Expedition fast bis zur Vernichtung zu schädigen, und sie hat diese Macht unbedenklich gebraucht. Wie erklärt sich dies auffällige Verhalten? oder vielmehr dieser plötzliche Umschwung? Denn man muß sich erinnern, daß anfangs Kaiser und Kanzler das Unternehmen als ein patriotisches bezeichnet hatten. Es bleibt nur eine Lösung: das Mißtrauen der Regierung nicht zwar in Peters' Brauchbarkeit als Expeditionsführer, sondern in die Unverfänglichkeit seiner Absichten. Man versah sich von ihm, der immer die Gleichberechtigung Deutschlands mit England in Afrika gefordert hatte, während unsere Regierung gegenüber dem begehrlichen, auf ein vermeintliches Kolonialmonopol gestützten Nebenbuhler doch nur Abschlagszahlungen durchbringen zu können meinte, allerlei Reibungen mit dem englischen Nachbarn, und dazu gesellte sich wohl überdies eine persönliche Gereiztheit im Auswärtigen Amt. Noch vor Aufbruch der Expedition gab die deutsche Regierung der englischen die vorläufig geheime Erklärung, auf die nördlichen Umgebungen des Viktoriasees keinerlei Ansprüche zu erheben. Damit waren alle territorialen Errungenschaften, die vielleicht als Nebenfrucht der Expedition abfallen mochten, von vornherein preisgegeben. Was man aber auch von dieser Verzichtleistung halten möge, war es loyal, einer von angesehenen Patrioten ausgerüsteten Expedition, die sich anschickte, in jene Gebiete vorzudringen, davon nicht einmal Kenntniß zu geben? — Verständlicher war das Verbot, den Weg durch unsere im Aufstand begriffene Kolonie zu nehmen, obschon ich es für ausgemacht halte, daß eine so starke Expedition, als welche die Peters'sche geplant und vorbereitet wurde, allen arabischen Velleitäten gewachsen gewesen wäre und statt, wie es hieß, die Kriegsgefahr durch Darbietung eines verführerischen Beuteobjekts an Waffen und Munition zu vergrößern, die gleichzeitige Reichsaktion sehr wirksam hätte unterstützen können. Zugleich aber wies die Regierung ihre Organe in Sansibar an, sich dem Peters'schen Unternehmen gegenüber völlig gleichgültig zu verhalten, es möge kommen, was da wolle. Für die Engländer war das eine hinreichende Aufforderung und Legitimation zu rücksichtslosestem Vorgehen. Wir meinen damit nicht, daß sie sich den Marsch durch ihr Interessengebiet, obwohl hier kein Krieg herrschte, verbaten. Daß die britisch-indische Dampfergesellschaft aber Fahrkarten nach Lamu an Peters' Mannschaften ausgab, um sie dann absichtlich an diesem Platze vorüberzuführen und so Zeit und Geld der fremden Expedition zu verschwenden, daß ferner der englische Konsul den Sultan von Sansibar dazu aufwiegelte, jeden mit Todesstrafe zu bedrohen, der sich als Träger an Peters verdingen würde, daß dieser selbst auf einem englischen Dampfer gewissermaßen gefangen genommen und die Somalküste hinaufgefahren wurde, statt an seinem Bestimmungsorte kontraktmäßig ausgesetzt zu werden, daß ihm persönlich der englische Admiral überhaupt den Besuch der Insel Lamu verbot, wo seine Leute und Vorräthe lagerten, und ihn schließlich seinem ausdrücklichen Versprechen zuwider auch noch über die Blokadezone und das englische Gebiet hinaus, also auf neutralen Boden verfolgte, das sind so einige Kraftanstrengungen, an denen der englische Haß gegen den unbequemen Rivalen sich gütlich that. Aber hier an der Küste ward ihm der erste Triumph: er täuschte die freilich einigermaßen schläfrige Wachsamkeit des ihm nachsetzenden englischen Kriegsschiffs, obwohl der kommandirende Admiral sich in höchsteigener Person an Bord befand. — Inzwischen schien seine Lage trotz der geglückten Landung verzweifelt genug. Träger und Proviant waren für ihn fast gar nicht zu haben; dafür sorgten die Intriguen der Engländer und der ihnen verbündeten Araber. Besonders schwer traf ihn ein neuer Gewaltstreich. Sein Dampfer „Neera", der ihn hergebracht hatte, wurde nachträglich vom englischen Geschwader beschlagnahmt aus keinem weiteren Grunde, als den einer kleinlichen Revanche für die erlittene Blamage. Eine schlimme Folge davon war, daß nun die für das obere Tanagebiet benöthigten Tauschwaaren ausblieben. So mußte sich Peters zur Zweitheilung seiner Kolonne entschließen, um selber mit einer kleinen Schaar vorzudringen und der Nachhut unter Rust's und Borchert's Befehl den Erwerb neuer Träger und Tauschartikel zu überlassen. Dazu kamen allerlei andere Mißlichkeiten, vor Allem das regelwidrige nochmalige Einsetzen der Regenzeit, die ihm die als Nothbehelf für die mangelnden Träger eingestellten Kameele verdarb, und noch bedenklicher seine eigene schwere Erkrankung. Aus diesen bösen Tagen von Engatana erhielt ich von ihm einen Brief, der, so viel Muth und Selbstvertrauen er auch athmete, doch eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem Abschiedsbriefe hatte. Aber sein stahlfester Körper versagte auch diesmal nicht trotz Hunger und Strapazen. So schiebt er denn, rasch genesen, seine Vorhut vor bis Oda Boru Ruwa. Dort kommt es zu den ersten siegreichen Kämpfen mit den wortbrüchigen Eingeborenen. Woche aber auf Woche verrinnt und immer noch keine Nachricht von der hier erwarteten Nachhut. Die Zeit drängt: er entschließt sich zum Weitermarsch. Man denke sich an der Hand seines eigenen Berichtes einmal lebhaft in seine Lage. Fast ohne alle Tauschmittel, mit 12 allerdings wohlgeschulten Soldaten, etwa 60 Trägern und 10 Kameelen steht er an der Schwelle eines völlig unbekannten Landes, hinter dem die Massai wohnten, die wegen ihrer Raub- und Mordlust aus den Reiseschilderungen Thomson's und den Erfahrungen so vieler Expeditionen nur zu wohlbekannt waren. Sollte und durfte er mit diesem Häuflein Getreuer den Vorstoß wagen? Aber hinter sich vernahm er mit ahnendem Ohr das tausendfache Hohngelächter seiner europäischen Feinde, vor sich sah er das ferne lockende Ziel, und vorwärts trieb es den Kühnen in die todbrohenden Länder hinein. Wir können ihm hier im Einzelnen nicht folgen. Fast mit jedem Stamm, den er durchzog, mußte er kämpfen, am schwersten mit den Massai. Und worin lag seine Rettung? Erkaufen konnte er sie nicht. Und wenn ihm nun vom ungefährdeten Redactionstisch aus nörgelnde Kritiker das viele Kämpfen und Blutvergießen zum Vorwurf machen wollen, so versehen sie es nur mit der Adresse: hätten die Engländer ihm an der Küste seine genügende Ausrüstung nicht unmöglich gemacht, so hätte sich sein Zug entschieden friedlicher gestaltet. Daß er aber in diesem beständigen blutigen Kampf um's Dasein sich behauptete, dankt er hauptsächlich seiner angriffsmuthigen Tactik. Wenn er sah, daß ohne Kampf nicht durchzukommen war, aber auch nur dann, da nahm er die Initiative, so bei jenem Sturm auf das Massaikraal Elbejet in jener hochgelegenen gespenstischen Landschaft am Kenia, durch dessen glücklichen Ausgang er sich den Weiterweg ertrotzte und dessen rasch verbreiteter Ruf ihm noch weithin eine gute Aufnahme bei den massaifeindlichen Stämmen sicherte. So gleich zuerst bei den benachbarten Wa-Kawirondo und dann den Wasoga. Hier traf ihn durch einen rechtzeitigen Zufall die niederschmetternde Nachricht von dem Abzug Emin's. Was nun? Sollte er nur darum bis an die Thore der Aequatorialprovinz vorgedrungen sein, um den allerdings schlagenden thatsächlichen Beweis zu erbringen, daß Stanley sich in seiner Marschroute congoaufwärts gründlichst vergriffen hatte, und allenfalls noch um die hämischen Anzweiflungen seiner Leistungsfähigkeit von Seiten seiner deutschen Gegner zu widerlegen? Das also der Preis aller Mühen und Entbehrungen und kein sachlicher, bleibender Nutzen! Das mochte und konnte er nicht glauben. Man versteht es, wenn er sich in einem späteren Dankschreiben an den Fürsten Hohenlohe dazu bekennt, daß ihm aus dem oft erfahrenen sichtlichen Schutz der Vorsehung ein zuversichtlicher Glaube an den realen Werth seines Unternehmens erwachsen sei. So fand denn auch seine erfinderische Thatkraft bald ein neues Ziel. In Kawirondo lagerte eine große englische Karawane unter dem Befehl Jackson's und gleichfalls unter der Firma eines Entsatzzuges für Emin Pascha. Aber die wildreiche Umgebung ließ den sportlustigen Engländer nicht los. Außerdem war es eine heikle Sache, im Zusammenwirken mit Stanley durch Uganda vorzudringen. Dort tobte ein verheerender Bürgerkrieg zwischen der vom König Muanga geführten christlichen Partei und dem arabischen Anhang seines

Digitized by Google

Bruders Karema. Genug, Jackson gönnte sich eine reichlich bemessene Wartezeit, die sich mit Jagdausflügen auf Elephanten gar angenehm vertreiben ließ. Allen Einladungen der bedrängten Christenpartei gegenüber blieb er taub.

Ohne viel Besinnen nahm dagegen Peters die gefahrvolle Gelegenheit wahr. Er spielte wieder einmal va banque. „Wer bürgte uns dafür," heißt es in seinem Buche, „daß wir nicht hinter jedem der zahlreichen das Land durchsetzenden Höhenzüge von den Felsen aus, an denen wir vorbei zu marschiren hatten, plötzlich mit den Salven der arabischen Anhänger Karema's empfangen wurden? Wer hätte dafür gut stehen können, von fünf zu fünf Minuten, bei Tag oder bei Nacht, auch nur noch am Leben zu sein?" Waren die bisher durchzogenen Stämme mit vergleichsweise harmlosen Waffen, mit Speer und Bogen versehen, so kam man jetzt in den gefährlichen Bereich der Feuerwaffen und zugleich einer gewissen Halbcultur, die sich auch in der fortgeschrittenen Kriegführung äußerte. Aber welche Aussichten thaten sich anderseits auf! Der deutsche Hilfszug war aus dem allgemeinen Gesichtspunkt der Humanisirung von Innerafrika unternommen worden: der Entsatz Emin's erschien nur als nächstes Mittel zu jenem umfassenderen Zweck. Ergab sich nun, daß es durch Stanley's Verrätherei zunichte geworden, so war doch der Geist des Unternehmens gerettet, wenn es gelang statt der preisgegebenen Aequatorialprovinz das südliche, recht eigentlich im Herzen Afrikas gelegene Nachbarland zu einem widerstandsfähigen Vorposten christlicher Gesittung zu machen. Man wird allgemein anerkennen, daß Peters, indem er diesen Versuch machte, die Consequenz seiner ursprünglichen Aufgabe richtig erfaßte, ebenso, daß er in Ansehung seiner geringen Mittel das Menschenmögliche geleistet hat. Unter dem moralischen Eindruck seines bloßen Erscheinens wagte Muanga die Rückkehr in seine Residenz, und sein nach Norden ausgewichner Gegner Karema ließ sich vorerst nicht mehr blicken. Wie gern hätte Peters ihn in seinen Schlupfwinkel verfolgt! Aber wenn er sich diesen Wunsch versagen mußte, so mag der Freund afrikanischer Civilisation sich wieder bei den Generalpächtern der Humanität, bei den Engländern bedanken, die seine Kolonne an der Küste dermaßen geschwächt hatten. Ja Mr. Jackson entblödete sich nicht, gar einen Verhaftsbefehl gegen Peters an den König zu schicken; natürlich wenn so ein kleiner Gernegroß etwas nicht kann und einen sieht, der es kann, so wird er neidisch und macht dumme Streiche; inzwischen fand das saubere Schriftstück, wie der geneigte Leser bei Peters nachsehen mag, seitens des Empfängers auch die sauberste Aufnahme. — Dankbar ließ sich sodann der gerettete König zu zwei bedeutsamen Abmachungen bereit finden. In der einen trat er den auf der Congoconferenz für Afrika festgestellten internationalen Verkehrsgrundsätzen bei, und in der andern verpflichtete er sich, den Sclavenhandel in seinen Ländern zu beseitigen. Derlei Erklärungen haben gewiß oft nur eine papierene Bedeutung, allein wir dürfen nach dem Zeugniß dort heimischer Missionare und dem persönlichen Eindruck von Peters mit Sicherheit annehmen, daß sie in diesem Fall nicht bloß flüchtige Anwandlungen, sondern in der That einen praktischen Fortschritt mittelafrikanischer Civilisation bezeichnen. Es schien nunmehr doppelt wichtig, die Stellung des Königs zu befestigen. Zu dem Ende unternahm Peters in seinem Auftrag an der Spitze eines sehr stattlichen Kahngeschwaders eine Aktion gegen die im Westen des Sees ansässigen aufrührerischen Araber, und wenn er sich, wie wir sahen, an einen Waffengang mit dem Gegenkönig Karema nicht heranwagen durfte, so hatte er gegen diese seine Bundesgenossen einen vollen Erfolg: sie stoben bei seiner bloßen Annäherung in schleuniger Flucht auseinander. Auf der Ueberfahrt über den See begegneten ihm einige Missionare, die von der Küste kamen, und hier vernahm er nun zum ersten Mal die seltsame Kunde, daß er in Europa allgemein als todt gelte! Neue erhebliche Schwierigkeiten schien die Heimreise, die er im Gefühl, seine Schuldigkeit gethan zu haben, nunmehr antrat und antreten mußte, kaum zu bieten. Indeß gefiel es ihm, sie durch Aufsuchung einer neuen kürzeren Route nach der Küste einigermaßen zu erschweren, und dann traf er noch einmal im Lande der Wagogo auf massenhaften aber leicht überwundenen Widerstand. Noch eine große Ueberraschung brachte ihm der Rückweg. Am 18. Juni 1890 traf er mit Emin Pascha, der nun in deutschen Diensten in's Innere zurückkehrte, in Mpuapua zusammen. Dieser Scene bemächtige sich ein Dichter, aber auch wir können uns vorstellen, welche Fluth widerstreitender schmerzlich-freudiger Empfindungen die Seelen der beiden Männer bewegte. Nach dreitägigem freundschaftlichen Zusammensein brachen beide in entgegengesetzter Richtung auf, und am 15. Juli sah Peters, nicht ohne im Nachgefühl der überstandenen Mühsale im Tiefsten ergriffen zu sein, den Indischen Ocean wieder zu seinen Füßen, nachdem er „genau ein Jahr, einen Monat und einen Tag mit der Durchführung seiner Expedition beschäftigt gewesen war".

Es ist hier die Stelle, auf den technischen Betrieb der Expedition einen kurzen Blick zu werfen. Auch er bietet mancherlei Eigenartiges. Die Einstellung und immerhin erfolgreiche Verwendung von Kameelen, ein Novum in der Geschichte mittelafrikanischer Reisen, erwähnte ich schon, desgleichen Peters' grundsätzliche Offensive, überall da, wo der Kampf unvermeidlich schien. Einen glücklichen Griff that er aber auch mit dem Engagement von Somal. Es war, wie der Gang der Expedition bewiesen hat, das beste Soldatenmaterial, was im Osten Afrikas nur zu haben war. In das Verdienst ihrer Disciplinirung, einer nicht eben leichten Aufgabe, theilt er sich mit seinem treuen, ihm schließlich allein gebliebenen Reisegefährten Herrn von Tiedemann. Auf strengsten Wachtdienst ward unbedingt gehalten, andrerseits die größtmögliche Schnelligkeit in der Vorwärtsbewegung angestrebt. Nicht zum wenigsten aber hing der Erfolg der Expedition, wenn ich recht sehe, auch von ihrer ausgezeichneten Bewaffnung ab: ohne Repetirgewehre — wer weiß, welchen Verlauf sie genommen hätte. Im Uebrigen aber war es im Kleinen wie im Großen die Sicherheit und Entschlossenheit der Leitung, die aus allen Fährlichkeiten heraus zum Ziele führte. So ist es denn gekommen, daß eine der kleinsten Expeditionen, die je in's Innere des tropischen Afrika eingedrungen sind, vielleicht mit den größten kriegerischen Lorbeern wieder herausgekommen ist. Die Schablone der wohlausgerüsteten und vielköpfigen, langsam vordringenden und vielfach um Durchzug feilschenden Expeditionen ist hier glänzend übertrumpft worden durch die kraftvolle Originalität eines genialen Menschen.

Aber damit es nicht heiße, daß ich zu helle Farben liebe. Man kann heute in Afrika schneller berühmt werden als irgendwo sonst. Wer sich auf dieser Bühne bewegt, spielt eine dankbare Rolle, und ist sie gar bedeutend, so hat er am Ende gleich die alte und die neue Welt zum Publikum. Auch denke ich mir, es ist leichter ein Held zu sein, wenn man gehoben und getragen wird von dem Bewußtsein, daß die Augen der ganzen gebildeten Welt auf einen gerichtet sind. Ueberdies sah Peters, wie die Dinge einmal lagen, die Brücken hinter sich abgebrochen, als er Europa verließ; seine moralische Existenz stand auf dem Spiele: er wußte nur zu gut, daß die Spottlust und Schmähsucht lieber Landsleute darauf brannten, mit giftigen Zungen über ihn herzufallen, wenn er unverrichteter Dinge umkehren sollte; für seinen Stolz gab es demnach nur eine Parole: siegen oder sterben. Aber wiederum: es muß sich auch schöner und leichter sterben lassen als weithin gesehener Vorkämpfer einer großen Sache.

An der Küste war das Erste, was er vernahm, die niederschmetternde Nachricht, daß das deutsch-englische Abkommen alles für Deutschland von ihm Errungene einfach ausgestrichen hatte. Freilich wird England keinen leichten Stand mit seiner diplomatischen Beute haben: sie will erst thatsächlich erworben sein; das aber dürften ihm die von Peters in Uganda geschaffenen starken Sympathien für Deutschland einigermaßen schwer machen. Vorerst mag es genügen, daß die Jackson'sche Expedition mit ihren 500 Mann und ihrem riesigen Kostenaufwande durch Peters' Eingreifen völlig gescheitert ist und selbst Stanley es nicht gewagt hat, mit seiner Riesenkarawane sich in die Händel Ugandas einzumischen. Nach allem, was neuerdings aus dem Königreiche verlautet, haben wir auch jetzt noch gute Aussicht, wenigstens einen merkantilen Vorsprung

Digitized by Google

am Viktoriasee zu gewinnen, wenn wir mit unsern Dampfern zuerst auf dem Plane sind. In dieser Richtung wirken die beiden Comités für die Peters- und Wißmannstiftung.

Allein in diesen nachträglich weggewischten Erfolgen erschöpft sich die Bedeutung der Expedition mit nichten. In der christlichen Culturentwickelung Ugandas beginnt mit ihr eine neue und glücklichere Epoche. Sie hat ferner das entschiedene Verdienst, den Negerstämmen, insbesondere dem übermüthigsten von allen, den Massai, einmal einen heilsamen Respect vor europäischen Gästen eingeflößt zu haben. In diesem Punkte haben die Vorgänger in diesen Gebieten, vor allen Thomson, aber auch Stanley vieles gesündigt. Geradezu erfrischend ist es, des Ersteren Art mit der Peters' zu vergleichen. Den Engländer sehen wir fast überall trotz seiner starken Begleitung demüthig und oft narrenhaft auftreten, um so die Leute bei guter Laune zu erhalten, während unser Landsmann, da sie in freilich sehr verzeihlicher Barbarei von dem Recht friedlichen Völkerverkehrs sich gutwillig nicht überzeugen wollten, ihnen mit seinen dürftigen Mitteln eine gründliche Lection nach der andern ertheilt. Er hat kaum irgendwo Tribut gezahlt, zunächst einfach darum nicht, weil er, ausgeplündert von den Engländern, nicht zahlen konnte. Aber auch grundsätzlich hätte er sich kaum dazu verstanden, den durch keinerlei Gegenleistungen gerechtfertigten, unverschämten Zollansprüchen der afrikanischen Zwergkönige nachzugeben. Indem jene früheren Reisenden sie durch allzu große Nachgiebigkeit verwöhnten, haben sie dies afrikanische Wegelagererthum erst recht groß gezogen. Wenn nun einige Dutzend Scharmützel die Folge der stets von Peters vorausgeschickten, aber ergebnißlosen Verständigungsversuche waren, so läßt sich ermessen, welche moralische Wirkung weithin das regelmäßige Siegen des Europäers auf diese Wilden ausüben mußte. Und sie haben sicherlich gerade bei der Seltenheit solcher europäischen Berührungen dafür auch ein gutes Gedächtniß. Die Wagalla, Massai, Wagogo und Andere werden den „Kupando Scharo" (Erstürmer der Städte), mit welchem Titel die Somal ihren Führer begrüßten, so bald nicht vergessen.

Auch die Wissenschaft hat Ursache genug, Peters dankbar zu sein. Berufene Organe derselben, wie die geographischen Gesellschaften in Manchester, Rom und Neapel, haben das bereitwilligst durch persönliche Auszeichnungen anerkannt. Die deutsche Schwerfälligkeit hinkt vielleicht noch nach. Begreiflicher Weise standen die wissenschaftlichen Interessen erst in zweiter Linie. Peters beansprucht überhaupt kaum, als geographischer Forscher im eigentlichen Sinne zu gelten. Er ist Politiker, er sucht und schafft praktische Resultate. Und gut, daß dem so ist. Wir verdanken dieser Charakterrichtung den Besitz von Deutsch-Ostafrika und jetzt wieder alles, was die letzte Expedition zur Mehrung deutschen Ansehens in Europa wie Afrika hat wirken können. So denn auch eine wesentlich bereicherte Kenntniß der durchreisten Gebiete. Ich begnüge mich mit einer flüchtigen Aufzählung: von der Expedition ist zum ersten Male der ganze Tanalauf festgelegt und seine Uferumgebung, durchweg mit deutschen Namen, in die Karte eingetragen worden. Ueber das glückliche Ländchen Usoga am Viktoriasee fehlte bisher jede nähere Kunde: der einzige Europäer, der sie hätte geben können, der Bischof Hannington, hatte (1885) allen Warnungen zum Trotz vorgezogen, an der Westgrenze des Landes mit sehenden Augen in den sicheren Tod zu rennen. Der neuerschlossenen kürzeren Marschlinie vom Viktoriasee zur Küste geschah schon Erwähnung. Auch ethnographische Aufschlüsse ertheilt Peters in reichlicher Fülle. Wer noch mehr erwartet, mag bedenken, daß gerade eine seiner tüchtigsten Eigenschaften als Expeditionsführer, nämlich seine Schnelligkeit, eine verweilende und eindringendere Betrachtung von Land und Leuten während des Marsches ausschloß. Wo er aber liegen bleiben mußte, wie in Uganda, da überrascht er uns durch eine Fülle scharfer Beobachtungen und durch den Weitblick historischer Combinationen. So hat er die Erstreckung uralter ägyptischer Bildungseinflüsse bis zu dem Quellgebiet des Nil überzeugend nachgewiesen und mit ungleich besseren Gründen als Stanley auch die Oertlichkeit des fabelhaften Mondgebirges festzustellen versucht.

Nun zum Schluß noch ein kurzes Wort über seine schriftstellerischen Eigenschaften, wie sie in seinem Reisewerk uns entgegentreten. Wie so oft, trifft auch hier das Wort zu: der Stil ist der Charakter. Dieselbe Ursprünglichkeit, Klarheit und Energie, die sein Handeln auszeichnet, weht uns aus diesen Blättern entgegen. Und wir dürfen hinzusetzen, auch dieselbe Ehrlichkeit. Was hat Stanley der staunenden Welt nicht alles vorgeschwindelt! Ein nettes Pröbchen beliebe man bei Peters S. 447 nachzulesen. Er hat ein volles Recht in der Vorrede für seine Aufzeichnungen „den Werth gewissermaßen von wahrheitsgetreuen photographischen Momentaufnahmen" in Anspruch zu nehmen. Den größten Reiz des Werkes aber erkenne ich nicht in der Darstellung äußerer Geschehnisse, der zahlreichen Kämpfe und Abenteuer, der Anstrengungen und Entbehrungen aller Art. Mehr noch als diese wilde Romantik afrikanischen Reiselebens fesselt der Reichthum inneren Lebens, der an so vielen Stellen der Erzählung ungezwungen hervorbricht. Bald ist es die kochende Leidenschaft eines nach thatsächlichen Erfolgen ringenden Willens, bald die träumerische Hingabe an die überwältigenden Reize einer fremdartigen Natur, bald die sehnliche Hinwendung zu den höchsten Problemen unseres Daseins, die den Leser mit bewundernder Theilnahme für diesen im Wollen und Denken gleich groß angelegten Charakter erfüllt. Man wird, um nur eins herauszugreifen, selten eine so köstliche Naturschilderung lesen, wie die, die Peters von der unheimlichen vulkanischen Landschaft gibt, die sich zu Füßen des eisumpanzerten Bergriesen Kenia ausbreitet. Aber sehen wir näher zu, so ist es nicht eine sonderliche Fülle einzelner kleiner Züge, aus denen sich mosaikartig das Gesammtbild zusammensetzte, sondern die sicher ergriffene Totalansicht, deren knappe Wiedergabe aus dem warmen Eindruck des Darstellers heraus unsere Phantasie zur eigenen Ergänzung des Bildes ebenso anreizt wie befähigt.

Seine Weihe aber empfängt das Buch durch den echten Nationalstolz, der hier zu Worte kommt, wie er in dem Unternehmen selbst sich zu kühnstem Wagniß erhob. Es ist erfreulich zu sehen, wie immer weitere Kreise unseres Volkes dem vielgeschmähten Manne gerecht werden. Der Haß seiner Feinde hat ihn von jeher weniger wegen seiner einzelnen Erfolge bekämpft, als wegen der Richtung, die er vertritt, und der Fülle neuen gesunden Lebens, die sie bei fortgesetzter energischer Vertretung verheißt. Diese Richtung, die sich in den letzten Tagen, wieder auf eine Anregung von Peters, ein neues Organ in dem „Allgemeinen deutschen Verband" geschaffen hat, hat dem immer noch erheblichen Rest deutscher Michelei den Tod geschworen: sie will im Inneren eine Versöhnung der staatserhaltenden Parteien insoweit, daß sie ihre Sonderwünsche den großen nationalen Gesichtspunkten unbedingt unterordnen, und nach außen die Durchführung einer energischen Interessenpolitik, wie England und Rußland, die beiden bedrohlichsten Rivalen des Deutschthums in dem großen unerbittlichen Rassenkampf der Weltgeschichte, sie längst befolgen. Noch manche patriotische Hoffnung rankt sich an dem jungen Manne empor, der vom frühen Anfang seiner politischen Laufbahn an in That und Wort sich treu zu dieser Fahne bekannt hat.

Friedrich Nietzsche und der Naturalismus.

Von Ola Hansson.

(Schluß.)

IV.

Es ist leicht zu merken, daß das Angeführte sich aus einer Uebergangsperiode herschreibt, in der noch nicht Alles zur Klarheit gelangt, oder auch, obgleich zur Klarheit gelangt, sich noch gegenseitig widerstritt, in der noch nicht Alles die ausgewachsene abgerundete Form erhalten hatte, oder auch, soweit es sie erhalten, wieder auseinanderfiel. Der romantische Mystiker, der intuitive Metaphysiker hatte durch die Heftigkeit der Krisis, die er durchgemacht, durch die Bitterkeit der Enttäuschung, durch den Ekel gegen die Ideale, vor denen er im

Digitized by Google

Staube gelegen, sich auf einmal als Feueranbeter der kleinen Wirklichkeit entpuppt. Aber es war nicht sein ganzes Wesen, das von dieser Metamorphose betroffen worden war; die Intelligenz schränkte mit kaltem Eigensinn, mit beharrlichem Trotz, mit einer Art Triumphgefühl dem alten, so kläglich dupirten Ich gegenüber ihren eigenen Gesichtskreis ein; aber die eigene Farbe und den Klang der Persönlichkeit konnte sie nicht verhindern, wenn auch blaß und gedämpft, sich über Alles zu legen, durch Alles zu dringen. Zuerst und vor Allem war in Nietzsche solch' eine ausgeprägte Persönlichkeit vorhanden, deren Eigenart in seiner Seelenthätigkeit Ellenbogenraum haben wollte. Demnächst war diese Individualität so durchdrungen von Mystik, Lyrik, Sehergeist, daß sie bloß in einem Augenblick der Selbstverleugnung ihren Mann der objectiven, unpersönlichen Forschung, aber auch in diesem einen Augenblick nicht der objectiven, unpersönlichen Dichtung huldigen lassen konnte. So läßt sich der Widerspruch zwischen Nietzsche's Theorie von der Reducirung der Cultur zu einer geistigen Chemie und sein dithyrambischer Passus über den echten Dichter, der Widerspruch in seiner Auffassung des künstlerischen Vermögens als eines atavistischen Rudiments und zugleich als eines zukunftschöpferischen Embryos im Menschen erklären.

Es waren, scheint es, in Nietzsche zwei gleich ursprüngliche, gleich tiefgehende, gleich starke, aber einander so entgegengesetzte Grundtriebe vorhanden, daß sie verurtheilt waren, eine Zeit lang auf Leben und Tod um die Oberherrschaft zu kämpfen, ehe die innerliche Zusammenschmelzung, die sich im Dichterphilosophen in „Also sprach Zarathustra" vollzog, zu Stande kommen konnte. Der eine ist eine dionysische, mystische, weitumfassende, abenteuerlustige Phantasie, das Bedürfniß der Vogelperspective vorwärts und rückwärts über die Zeiten, die Titanenlust, mit der Weltgeschichte so herumzuwirbeln wie mit der kleinen Stunde, die du in deiner Hand hältst, die Freude daran, das Entwickelungsleben der Jahrhunderte in ein paar Alles dominirende Contraste zu simplifiziren. Der andere ist ein apollinarisches Bestreben, dieses Chaos in alle seine Elemente aufzulösen, jedes derselben zu condensiren und es mit Linien zu umziehen, ein antikes Behagen an dem Vormittagsstillen, Marmorkühlen, dem Harmonischen und Einfachen — in der Wissenschaft an den sicheren Griffen, den aus dem Stein gehauenen Facten, die nicht verwittern können; in der Kunst: an dem plastischen Gang, der reinen Contour, gleich Alpenkämmen am Abend- oder Herbsthimmel, der reinen Farbe, gleich der Marmorweiße, dem Sonnengold, der Himmelsbläue, den Togafalten, der vornehmen Einfachheit der Sprache, der beseelten Ruhe der Stimmung. In der „Geburt der Tragödie" hatte der erstere das Uebergewicht gehabt: wie fest im Guß und feingeschwungen die Sprache auch war — sie erinnert Einen an altdeutsche Kunstschmiedearbeit — das Material war und blieb doch allzu wenig consistente Forschung, allzu sehr metaphysische Hypothese, als daß die Arbeit das doppelte Wesen ihres Urhebers befriedigen konnte. Noch weniger ließ sich das erreichen, als das andere Element die Oberhand gewonnen und sein leichterkauftes Siegerglück dazu benutzen wollte, die Wissenschaft mikroskopisch und die Dichtung zum Maskenspiel zu machen. Dieses Stadium war wie eine kleine Welle, welcher eine weit größere dicht im Rücken folgt.

Indessen: auch die kleinen Wellen können kostbares Wrackgut an den Strand werfen. Nietzsche brachten sie zweierlei: den Stil und die psychologische Analyse. Von diesem Augenblick an ist er im vollen Besitz der Sprache, die mit ihrem gezähmten Ueberschwang, ihrem gezügelten Pathos, ihrem mächtigen, rhythmischen Gewoge und ihrer Berglustschärfe einzig und unvergleichlich ist. Vom selben Augenblick an ist er auch im Besitz des raffinirt geschärften und doch so gesunden Blicks, mit dem er Herzen und Nieren durchforscht, um später unter allen sog. einfachen Stoffen den einzigen Grundstoff in der Seelenchemie zu entdecken: den Willen zur Macht, von dem alle anderen bloße Modificationen sind.

Wenn man diese beiden Grundtriebe, die ich als die vorherrschenden in Nietzsche's Naturell fixiren möchte, vor Augen hat, versteht man ohne Schwierigkeit, wie der Typus gestaltet sein mußte, der für ihn der Inbegriff des Culturheros war. Der mußte es sein, der künstlerisch die höchste Wissenschaft über Mensch und Dasein zu handhaben verstand; der tiefe Vereinfacher des Lebens und der Erscheinungen; der, welcher in seiner eigenen Seele das Chaos aller Dinge, das Vergangene und das Kommende umschloß, aber zugleich ein Ordner desselben, ein wissenschaftlicher Gruppirer, ein künstlerischer Bildner; der, welcher in sich selbst, in Blut und Nerven, in Herz und Hirn, Alles besitzt, was die Menschheit in jahrtausendalter Culturarbeit sich erworben, und der zugleich Alles so für sich zurechtgelegt hat, daß es ihm zu einem vielsaitigen Instrument geworden ist, auf dem er die verwegensten Zukunftsstücke spielen kann; mit anderen Worten und in Anschluß an Nietzsche's eigene culturhistorische Epochenscala: der Künstler, der sich aus der Larve des Forschers als Zukunftssommer-verkündender Schmetterling erhoben hat.

Den Weg zu diesem letzten und höchsten Stadium, in dem der ehemalige Gegensatz zwischen Forscher und Künstler, geistigem Chemiker und Metaphysiker seinen Sinn verloren, tritt Nietzsche in „Die fröhliche Wissenschaft" an — eine Arbeit, die mit einem luftigen Portal zu den Regionen zu vergleichen ist, in denen Zarathustra weilt.

„Fröhliche Wissenschaft" — schon in der Wortzusammenstellung liegt ja das neue Ideal.

Nietzsche wendet sich nun direct polemisch gegen den Naturalismus. Es heißt im Abschnitt: „An die Realisten": „Ihr nüchternen Menschen, die ihr euch gegen Leidenschaft und Phantasterei gewappnet fühlt und gern einen Stolz und einen Zierrath aus eurer Leere machen möchtet, ihr nennt euch Realisten und deutet an, so wie euch die Welt erscheine, so sei sie wirklich beschaffen: vor euch allein stehe die Wirklichkeit entschleiert und ihr selber wäret vielleicht das beste Theil von ihr — oh ihr geliebten Bilder von Sais! Aber seid nicht auch ihr in eurem entschleiertsten Zustande noch höchst leidenschaftliche und dunkle Wesen, verglichen mit den Fischen, und immer noch einem verliebten Künstler allzu ähnlich? — und was ist für einen verliebten Künstler »Wirklichkeit«? Immer noch traget ihr die Schätzungen der Dinge mit euch herum, welche in den Leidenschaften und Verliebtheiten früherer Jahrhunderte ihren Ursprung haben! Immer noch ist eurer Nüchternheit eine geheime und unvertilgbare Trunkenheit einverleibt! Eure Liebe zur »Wirklichkeit« z. B. — oh das ist eine alte, uralte »Liebe«! In jeder Empfindung, in jedem Sinneseindruck ist ein Stück dieser alten Liebe: und ebenso hat irgend eine Phantasterei, ein Vorurtheil, eine Unvernunft, eine Unwissenheit, eine Furcht, und was sonst noch Alles! daran gearbeitet und gewebt. Da jener Berg! Da jene Wolke! Was ist denn daran »wirklich«? Zieht einmal das Phantasma und die ganze menschliche Zuthat davon ab, ihr Nüchternen! Ja, wenn ihr das könntet! Wenn ihr eure Herkunft, Vergangenheit, Vorschule vergessen könntet — eure gesammte Menschheit und Thierheit! Es gibt für uns keine »Wirklichkeit« - und auch für euch nicht, ihr Nüchternen — wir sind einander lange nicht so fremd, als ihr meint, und vielleicht ist unser guter Wille, über die Trunkenheit hinauszukommen, ebenso achtbar als euer Glaube, der Trunkenheit überhaupt unfähig zu sein."

Andererseits zeichnet Nietzsche schon mit apollinarischer Formbestimmtheit diesen dionysischen Zarathustra, dessen Lichtgestalt sich am Horizont als das neue Ideal des Kulturheros erhoben.

Er ist die schöpferische Kraft im Leben, er ist es, der beständig Alles aus einem Nichts hervorbringt: die ganze, ewig wachsende Welt von Schätzungen, Farben, Accenten, Perspektiven, Stufenleitern, Bejahungen und Verneinungen; er ist es, der der Urheber jener Dichtung ist, die fortwährend von den sog. praktischen Menschen eingelernt, eingeübt, in Fleisch und Wirklichkeit, ja Alltäglichkeit übersetzt wird. Was nur Werth hat in der jetzigen Welt, das hat ihn nicht an sich, seiner Natur nach — die Natur ist immer werthlos: — sondern es hat ihn erhalten und er ist der Geber gewesen; er war es, der die Welt schuf, die den Menschen etwas angeht. Für

Digitized by Google

ihn ist das Leben nicht eine Pflicht, nicht ein Verhängniß, nicht eine Betrügerei, sondern ein Experiment für einen Erkennenden; und die Erkenntniß selbst ist für ihn nicht ein Ruhebett, oder der Weg zu einem Ruhebett, oder ein Müssiggang, sondern eine Welt von Gefahren und Siegen; und es ist vor Allem dieser Gedanke: das Leben ein Mittel der Erkenntniß, der der große Befreier ist und mit dem im Herzen man nicht nur tapfer, sondern auch fröhlich leben kann. Er ist der Starke, der keinen Glauben irgend welcher Art nöthig hat, weder einen religiösen noch einen metaphysischen, auch nicht einen wissenschaftlich-positivistischem; er ist der „freie Geist" par excellence, der keiner Gewißheit bedarf, um sich im Leben aufrecht zu erhalten, und keinen Wunsch darnach hegt, geübt, wie er ist, sich auf leichten Seilen und Möglichkeiten halten zu können, handelte es sich auch darum, über einem Abgrunde zu tanzen. Er kann, wenn es sein muß, über Allem stehen, auch über der Moral, auch über seinem eigenen Ich, von oben auf beide herabsehen, über den steifbeinigen, mürrischen Ernst der ersteren ebensowohl lachen, wie über den Narren, der sich in seinen eigenen Leiden versteckt. Er ist keiner von den flachen Denkern, in denen alle Sterne sich in cyklischen Bahnen bewegen; wenn er in sich hineinsieht, sieht er in einen Weltraum mit Milchstraßen, unregelmäßig wie alle Milchstraßen, die bis in's Chaos und Labyrinth des Daseins hineinführen. Er ist die Persönlichkeit par préférence: alles wird für ihn eins mit seiner Persönlichkeit: Welt, Kunst, Wissenschaft, Moral; er steht als Denker in einem persönlichen Verhältniß zu seinen Problemen, so daß er in ihnen sein Schicksal, seine Noth und auch sein bestes Glück hat; denn er weiß, daß die großen Probleme sich nur so fassen lassen, daß sie sich nicht von Fröschen und Schwächlingen fassen lassen, das ist ihr Geschmack seit Ewigkeit — ein Geschmack, den sie übrigens mit allen wackern Weiblein theilen. Er ist der ununterbrochen und ewig Wachsende: er wächst fortwährend, er stößt alle Rinden ab, er häutet sich mit jedem Frühjahr, er wird immer jünger, zukünftiger, höher, stärker, er treibt seine Wurzeln immer mächtiger in die Tiefe — in's Böse — während er zugleich den Himmel immer liebevoller, immer breiter umarmt, und dessen Licht immer durstiger mit allen seinen Blättern und Zweigen in sich hineinsaugt; er wächst wie der Baum, nicht an einer Stelle, sondern überall, nicht in einer Richtung, sondern ebenso hinauf, hinaus, wie hinein und hinunter — seine Kraft treibt zugleich in Stamm, Aesten und Wurzeln, es steht ihm gar nicht mehr frei, irgend Etwas einzeln zu thun, irgend etwas Einzelnes zu sein. Er ist nicht wie die alten Philosophen, welche glaubten, durch die Sinne aus ihrem, dem kalten Reiche der „Ideen" in ein gefährliches, südlicheres Eiland weggelockt zu werden, wo ihre Philosophentugenden wie Schnee in der Sonne wegschmelzen würden; er theilt nicht ihren alten Philosophenaberglauben, daß alle Musik Sirenenmusik ist; er ist vielmehr ein Sensualist, der geneigt ist zu glauben, daß die Ideen schlimmere Verführerinnen sind, als die Sinne, mit allem ihrem kalten, anämischen Anschein. Vor Allem ist er der Gesunde, der in einem ungekanntem Sinn Gesunde: „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gewitzteren, zäheren, verwegeneren, lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt, und alle Küsten dieses idealischen „Mittelmeers" umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Wahrsager, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst Eins nöthig, die große Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgibt, preisgeben muß! — Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehen hat, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Fruchtbarem und Göttlichem, daß unsere Neugierde ebenso wohl, wie unser Besitzdurst außer sich gerathen ist."

So ist er, der neue Culturheros, der Erste seiner Zeit, das Vorbild für den kommenden Menschen, der Prototyp für die kleine Schaar „guter Europäer", die sich bereits rundum in den Ländern verstreut vorfinden. Er ist ein Contemplativer, der aus sich alle die Zukunftsstücke heraushorcht, die leise in ihm tönen, aber erst in der großen Einsamkeit vernehmbar werden. Deshalb bedarf er in den großen Städten der stillen, freien, weitgestreckten Plätze zum Nachdenken, Plätze wie die Kirchen es für die religiösen Menschen gewesen und wie die Antike sie kannte, Plätze mit hohen, langen Hallen, gegen schlechtes, oder allzu sonniges Wetter geschützt, wohin kein Lärm von Wagen und Ausrufern dringt und auf denen ein wählerischer Geschmack auch dem Priester das lautgewordene Gebet verbieten sollte. Aber in Erwartung dieser Asyle gegen Pöbelgedränge und Pöbellärm geht Zarathustra hinauf in den großen gefriedeten Platz der Natur selbst, in die Bergeinsamkeit.

V.

Eines Tages ging ich auf einem der großen Pariser Boulevards und studirte das Leben, das sich zwischen den Häusermauern und dem Rinnstein vorbeitrieb. Das Gewimmel erschien mir wie ein einziger bunter Fluß, der beständig in Bewegung, beständig sein Aussehen wechselte und doch immer sich gleich blieb; das Ganze ungreifbar in seiner ganzen Monotonie. Und dem Ohr gab es dieselbe Empfindung, wie dem Auge: ein einziger, brausender, rollender Strom von Tönen, wechselnd, zusammengesetzt und ermüdend monoton. Dann und wann hebt sich dieser, oder jener Gegenstand aus den ruhelos, sinnlos, athemlos sich vorwärtswälzenden Massen hervor; ein Gesicht, eine Bewegung, ein Blick, ein ganzes, kleines Interieur, ein Wort löst sich von der vorwärtsgleitenden, vorbeigleitenden, fortgleitenden Einförmigkeit ab, hält sich einen Augenblick zitternd auf der Wellenfläche und wird wieder von den Brandungen verschlungen. Aber in diesem einen Augenblick, diesem Sekundenbruchtheil ist das Bild von meinen Sinnen photographirt und im großen Speicher des Gedächtnisses auf Lager gelegt worden. Die eine Platte nach der anderen wird abgezogen, die eine matter und schlechter, die andere mit den scharfen Linien der Wirklichkeit selbst. Und ich selbst bin wie aufgelöst in diesem fließenden Milieu; alle meine Fähigkeiten strecken sich nach außen, wie Fühlhörner, wie Arme, die greifen und von sich abwehren wollen; der ganze feste Mittelpunkt in mir, den ich mein Ich nenne, strahlt durch meine Sinne aus; meine Seele ist wie ein Ding, das hin- und hergeworfen wird von den Wellen. Mein Geist will mit sich selber arbeiten, aber muß, wie mein Körper, die Augen offen und die Ellenbogen bereit halten. — Und wenn er später, am Abend, in der Einsamkeit des Zimmers ruhend liegt in Betrachtung dessen, was der Tag gebracht hat an Empfindungen, Gefühlen, Einfällen, Gedanken, läuft der Lärm, der gedämpft von der Straße hereindringt, wie ein Wellenschlag unter allem hin, auf dem alles tanzt, von dem alles durcheinander geworfen wird, in dem es verschwindet, während der Geist selbst, das Ich, beständig mechanisch aus seiner ungewohnten Lage auffährt, mit gespannten Nerven sich nach außen reckend mit allen Armen und Fühlhörnern, um zu prüfen, um sich zu wehren aus Gewohnheit und Reflex. Das Material fällt dem Ich aus den Händen; das Ich hat kaum Zeit, es ganz oberflächlich zu ordnen; der Brennpunkt, in dem es zu einer Masse zusammengeschmolzen werden sollte, steht ohne Feuer, während dieses durch alle Sinne ausstrahlt.

Am Tage darauf liege ich in einer schweizer Alpenlandschaft, einsam. Die Menschen sind weit weg: es ist, als wäre auch die Bewegung aus dem Dasein weggeschnitten; und es

Digitized by Google

dringt nicht in meine Gedanken, daß das kleine Steingeröll unter mir Städte sind — mit Bewegung, mit Menschen. Ich empfinde bloß den Stein im Berg, hinter mir, vor mir, rund um mich herum, und den ewigen Schnee auf ein paar Kämmen; und der Stein lag so lange bewegungslos da, wie der Schnee, und keiner von beiden kann sich soweit zurückerinnern bis zur Zeit, da der eine floß und der andere fiel, und die Luft, die um sie herum, um mich herum ruht, hat darüber geschwiegen, bis sie die Sprache verloren. Mein Auge hat nichts zu thun, mein Ohr hat nichts zu thun; nichts vibrirt vor dem einen, nichts zittert vor dem andern; das Auge sieht nur den Stein und den Schnee, und das Ohr hört nur die Lautlosigkeit, und Stein, Schnee, Luft sind wie eine Dreieinigkeit der Unbeweglichkeit. Es drängt sich heran von innen heraus, in mein Ohr, in mein Auge, durch alle meine Sinne; es ist das Ich, das aus Gewohnheit oder Reflex sich nach außen streckt; mein Blick irrt umher und mein Gehör spannt sich stramm, aber ich sehe bloß die Unbeweglichkeit, höre bloß die Lautlosigkeit. Da erwacht eine einzige, das ganze Wesen durchdringende Empfindung von Ruhe: die nervösen zitternden Reflexbewegungen des Ichs nehmen ab; und es sinkt zurück in die Tiefe, zur Ruhe in seinem Nest, unbeweglich wie der Stein, wie der Schnee, wie die Luft, aber mit weitoffenen Augen, denkend, träumend, lebend; unergründliche Augen, in denen das All sich abspiegelt, wie man eine Landschaft sich abspiegeln sehen kann in einem großen Thierauge — das All, die sichtbare Welt, die Welt der Träume, die Gedankenwelt — kolossal wie die Alpen, sich vertönend wie die weiße Farbe des ewigen Schnees und unendlich wie das Luftgewölbe, aber doch umzogen von derselben messerschneidescharfen Linie, mit der die zackigen weißen Bergkämme sich vom Himmel abheben.

Dies als Beitrag zur Werdegeschichte der modernen Dichtwerke. Ein objectiv-naturalistischer Roman von Zola'scher Art, ein objectiv-naturalistisches Drama von Ibsen'scher Art entsteht unter psycho-physiologischen Bedingungen und Prozessen, die denen entgegengesetzt sind, die wirksam waren beim Werden eines Gedichts wie: „Also sprach Zarathustra."

Was ist dieses Buch, was bezeichnet es und welche Stellung nimmt es in der gegenwärtigen Literatur ein?

Zola behandelt die wissenschaftlichen Facten und Hypothesen, auf denen er seinen großen Romancyclus auferbaut hat, objectiv, unpersönlich; seine Personen gehorchen alle der Erblichkeitstheorie, wie der fallende Stein dem Gesetz der Schwere, und diese Theorie affizirt seine Sensibilität ebenso wenig wie diese Personen; er steht diesem Factum ebenso affectiv unberührt gegenüber wie jedem anderen, weder mehr noch minder interessanten Factum, z. B. einem der Axiome der Geometrie. Ibsen behandelt ganz auf dieselbe Art die gleichzeitigen Culturströmungen, objectiv, unpersönlich; er constatirt die eine heute, die andere um zwei Jahre u. s. w. immer auf dem neutralen Gefrierpunkt, weder mit der Wärme der individuellen Sympathie, noch mit der Kälte der individuellen Feindschaft, immer den Ausdruck des eigenen Blickes hinter der Brille verbergend, immer mit demselben tiefsinnig-ohnmächtigen Fragezeichen schließend. Nietzsche schlägt sie beide in eins zusammen, dem gegenüber er seinen gegensätzlichen Standpunkt behauptet: die Forschungsresultate und die Culturideale, die er vorführt, können nicht aus dem Grunde seiner Persönlichkeit weggenommen werden, sie sind eins mit jenem entblößten Punkt seines Ichs, der die Sensibilitätsart ist; er nährt sie, seine eigenen Kinder, mit seinem eigenen Herzblut, wie der Pelikan seine Jungen.

Der wissenschaftliche Ballast in Zola's Dichtung ist eine Theorie, welche seit lange commune bonum gewesen, seit lange von Vulgus' breiten Füßen platt getreten und versudelt worden ist. Die Culturmächte und Culturideale, die Ibsen in gegenseitigem Streit und gegenseitiger Beleuchtung hervorgehoben, gehören dem Miniaturformat der „brennenden Fragen" und Tagesprobleme an — das tritt am unmißdeutbarsten hervor, wenn er, wie in „Rosmersholm", dasselbe Problem wie Nietzsche behandelt: den aristokratischen Individualismus. Nietzsche's Moralgenealogie ist neu, wie jeder Organismus neu ist; und der Gegensatz feindlicher Culturströmungen, den er aufstellt, umspannt die Entwickelungsgeschichte der ganzen Menschheit; Zarathustra steht mit dem einen Fuß tief in der thierischen Vergangenheit, mit dem anderen weit in der „übermenschlichen" Zukunft.

In organisch bedingter Ergänzung dieser Verschiedenheit in der Dichtungsart Zola's und Ibsen's auf der einen und Nietzsche's auf der anderen Seite, steht die Verschiedenartigkeit ihrer Form. Die Heroen des objectiven Naturalismus wählten den Roman und das Drama zur Gestaltungsform ihrer Schöpfungen mit derselben Nothwendigkeit, wie Nietzsche den lyrischen Monolog für die seinige. Dieser letztere ist die sich spontan bildende Hülle einer Dichtung, die allerdings alle Conflicte des Daseins, der Geschichte und Cultur in ihrer Mannigfaltigkeit enthält, aber doch Alles aufgegangen und umgesetzt in eine einzige Persönlichkeit, die das Vergangene in säftestarker Condensirung und das Kommende in nuce enthält.

Der erste Dolmetscher der Subjectivität in der modernen Literatur und in dieser seiner Eigenschaft der positive Wertheschaffer, dessen Werk der Zukunftsbrief der Menschheit ist — das ist der Dichter Nietzsche.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Trinker.

Von H. Wernicke.

Der Telegraphist Bielski lag lang ausgestreckt auf seinem Bett, trotzdem es lichter Nachmittag war, und trotzdem draußen auf dem Marktplatz Scharen von Kindern spielten und lärmten. Er war in eine etwas liederliche Uniform gekleidet; mit den Absätzen seiner langen Stiefel hämmerte er, zu seiner Unterhaltung oder aus Ungeduld, auf der Bettwand umher, die unter den wuchtigen Stößen erdröhnte. Neben dem Bett stand eine Flasche, aus der er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm. Ein kräftiger Geruch von Leder und Schnaps erfüllte das Zimmer.

Dieses Stillleben wurde unterbrochen durch den Eintritt eines jungen, stark brünetten, ebenfalls uniformirten Mannes, der einen offenen Brief in der Hand hielt. Es war sein Kollege und Zimmergenosse Lorat, welcher, als er seinen Freund auf dem Bett und die Flasche neben demselben sah, sichtlich stutzte.

„Mensch, Du trinkst ja wieder!" rief er.

Der Angeredete wandte seine Augen von der Zimmerdecke, welche ihm ein unlösliches Räthsel zu sein schien, da er sie bereits seit Stunden beharrlich anstarrte, nicht ab. „Ja," sagte er, „ich trinke wieder."

Lorat, der sonst alle Zeit Heitere, gerieth fast in Zorn.

„Du hast also Dein Gelübde gebrochen? Hattest Du das Trinken nicht verschworen? Mit den gräßlichsten Eiden hast Du mir zugeschworen —"

„Dies Gelübde habe ich gehalten — drei Tage lang. Drei Tage ist kein Tropfen Branntwein über meine Lippen gekommen. Das waren drei schlimme Tage, aber, Freundchen, eins habe ich in ihnen gelernt: das Leben ist unerträglich langweilig ohne den Branntwein. Ja, unerträglich!"

„Aber, Mensch, ich ertrage es doch, tausend, millionen Menschen ertragen es —"

„Ja, Du," seufzte Bielski, „Du hast eine Braut, etwas, woran Du denken, wofür Du leben kannst. Aber was habe ich? Nichts, Niemand, keinen Menschen! Und dann das Leben in diesem elenden, verwünschten Nest! Ein Tag immer öder als der andere! Ach was, laß mich, ich trinke!"

„Dann hat meine Mutter also doch Recht, dann hat sie also Recht!" erwiderte der junge Lorat, indem er den Brief in seiner Hand zerknüllte, an die Erde warf und mit den Füßen bearbeitete.

„Was sagt Deine Mutter?"

„Daß Du ein unverbesserlicher Säufer bist!"

„Steht das in dem Briefe?"

„Ja."

Bielski that einen tiefen Zug aus der Flasche und begann dann wieder, schweigend die Decke über seinem Haupte anzustarren, während sein Freund sich auf einen Stuhl warf, die Arme verschränkte und den Kopf auf die Brust sinken ließ, wie Jemand, der jede Hoffnung hat fahren lassen. Doch lange konnte der lebhafte junge Mann nicht stillsitzen und schweigen. Er sprang auf, nahm den mißhandelten Brief vom Fußboden, glättete ihn und steckte ihn in die Tasche. „Valeria, arme Schwester!" sagte er traurig.

Bielski wurde aufmerksam. „Was ist mit Deiner Schwester?"

„Höre, Bielski, Du sprachst vorhin von meiner Braut."

„Nun?"

„Du kannst auch eine haben."

Digitized by Google

„Eine Braut?“ — „Ja.“

„Wer sollte das sein?“ fragte Bielski mißtrauisch. — „Valeria.“

„Valeria!“ Bielski war mit einem Satz aus dem Bette und stand mitten im Zimmer in seiner ganzen stattlichen Größe.

„Höre,“ sagte Lorat und zog den Brief aus der Tasche, „ganz im Vertrauen, was meine Mutter schreibt. Sie kommt nämlich morgen Nachmittag mit Valeria von Warschau herüber mich zu besuchen, auf eine Stunde oder so etwas. Sie schreibt: Ich wollte Valeria nicht mitnehmen, aber sie will mich durchaus begleiten. Sie sagt, sie müsse sich doch einmal ansehen, wie Du wohnst. Aber das ist nicht der wahre Grund, den kenne ich sehr wohl. Sie hat sich Deinen guten Freund, den Bielski, in den Kopf gesetzt und möchte ihn wiedersehen. Ich habe ihr gesagt, daß er ein unverbesserlicher Säufer ist. Sie will es nicht glauben. Sie sagt, es sei Irrthum, Verleumdung, alles Mögliche, nur nicht Wahrheit. Du wirst ihr nun, da sie mir nicht glauben will, sagen, daß es sich wirklich so verhält —“

„Thue das nicht, o thue es nicht!“ rief Bielski mit flehend gefalteten Händen. „Ich bitte dich, thue es nicht.“ Lorat sah ihn streng an.

„Aber es ist wirklich so! Du bist unverbesserlich!“

„Nein, nein, gewiß nicht, mein Wort darauf!“

„Dein Wort hast Du schon einmal gebrochen.“

„Ah, laß das! Die Langeweile, dies trostlose Leben, das ewige Einerlei! Kannst Du dich darüber wundern! Aber jetzt — theure Valeria!“ Er breitete entzückt die Arme aus, umschlang in Ermangelung einer anderen, nicht anwesenden Person den Freund und drehte sich mit ihm ein paar Mal im Kreise herum.

„Du wirst also noch einmal versuchen, den Branntwein zu lassen?“ fragte der athemlose Lorat, der nur mit Noth dem Schicksal, erdrückt zu werden, entronnen war.

„Wenn ich je wieder einen Tropfen trinke, so will ich —“

„Still, still!“ unterbrach ihn der Andere. „Mir sind Deine Schwüre noch ganz frisch in Erinnerung.“

„Gut, ich sage nichts weiter, Du wirst es ja sehen. Keinen Tropfen!“ Er nahm die Flasche, goß den Inhalt auf die Straße und zerschmetterte sie an der Wand des Zimmers. Der sanguinische Lorat war nun überzeugt.

Am nächsten Tage beschäftigten sich die beiden Freunde eifrig damit, der Wohnung ein festliches Ansehen zu geben. Das war durchaus nicht leicht, denn die drei Zimmer, in denen sie ihr Heim aufgeschlagen hatten, sahen für gewöhnlich außerordentlich kahl und schmutzig aus. Es wurde beschlossen, sie vorerst gründlich reinigen zu lassen. Man rief nach Theodor. Das war ein schlafsüchtiger, im Hinterhause wohnender Jüngling, der für ein Billiges die Bedienung der beiden Herren übernommen hatte. Nach vielem Fragen, Forschen und Rufen entdeckte man ihn unter der Treppe, wo er sich einem sanften Schlaf hingab.

Er zeigte sich nicht im Geringsten erfreut über die ihm in Aussicht gestellte Arbeit. Doch, nachdem er die Bemerkung hatte fallen lassen, daß seine frühere Herrschaft niemals so verrückte Anforderungen an ihn gestellt habe, und daß es vollkommen genüge, wenn ein Zimmer alle paar Jahre ein Mal gereinigt werde, überwand er mit männlicher Kraft die ihm innewohnende Scheu vor jeder Säuberung und machte sich, wenn auch mit Widerwillen, an's Werk. Bielski und Lorat leisteten ihm thätigen Beistand, und für die nächste halbe Stunde verschwand Alles unter einer undurchdringlichen Staubwolke. Nachdem der Staub in die Flucht geschlagen war, räumten die Freunde Alles, was der Wohnung nicht zur Zierde gereichte, aus den beiden zum Empfang bestimmten Zimmern in das dritte Gelaß und zwar so nachdrücklich, daß in den ersteren außer einem Tisch und einigen Stühlen nicht viel mehr zurückblieb. Doch halt! Da war der Samovar und der dazu gehörige Kohlenkasten. „Es kommt nun darauf an,“ sagte Lorat, „diese beiden Gegenstände so in den Salons zu vertheilen, daß sie möglichst in's Auge fallen. Wie wär es, wenn wir in die erste Stube den Samovar und in die zweite den Kohlenkasten stellten, damit das Eine nicht die Wirkung des Anderen beeinträchtigt, oder wäre es vortheilhafter, beide Stücke neben einander zu stellen, um so zu sagen durch die Masse zu wirken?“

In diesem Augenblick der Ueberlegung zeigte sich ihr guter Bekannter, der Postmeister, in der offenen Thür. Es war ein großer Mann von einer schwammigen Leibesfülle, mit roth gedunsenem Gesicht und imponirend langem Bart.

„Ich habe gehört, Sie bekommen heute Besuch,“ sagte er. „Sie putzen deshalb wohl ein wenig?“

„Ja wohl,“ erwiderte Lorat, „wie gefallen Ihnen die Zimmer?“

„Nun, sie sind recht hübsch, indessen — ein wenig kahl; ich möchte beinah sagen, sie machen den Eindruck, als wären sie gar nicht möblirt.“

„Ach, sehen Sie doch hier den blank geputzten Samovar!“

„Na ja, es ist ja recht nett, gewiß, aber ein paar Sachen mehr könnten nicht schaden. Ich habe zu Hause einen neuen Wandteppich, großer gelber Löwe auf rothem Feld. Wenn Sie den an diese Wand nagelten, da über den großen Fleck, was meinen Sie?“

„O vortrefflich!“ rief Lorat, und da Theodor wieder spurlos verschwunden war, erklärte sich Bielski bereit, den Teppich zu holen.

Er begab sich mit dem Postmeister in dessen Wohnung. Der Postmeister war ein Verehrer und Kenner geistiger Getränke und hatte stets eine reiche Sammlung feuriger Flüssigkeiten in seinem Wandschrank. Er schritt denn auch sogleich zu diesem Möbel, dem er eine Flasche und zwei Gläser entnahm; indem er die erstere entkorkte, zwinkerte er Bielski wohlgefällig zu. — „Etwas Feines.“

„Ich trinke nicht, danke,“ erwiderte Bielski, „keinen Tropfen!“

„O warum denn nicht? Nur einmal kosten! Er ist ausgezeichnet.“ Er füllte ein Gläschen, hielt es gegen das Licht und betrachtete es mit seligem Lächeln.

„Nein, nein,“ sagte Bielski. „Geben Sie mir den Teppich.“

„Oder,“ meinte der Postmeister, noch immer selig lächelnd, „wenn Ihnen dieser hier nicht zusagt, so habe ich noch etwas anderes auf Lager,“ und er förderte eine zweite Flasche ans Licht.

„Ich trinke nicht! Nicht diesen und keinen anderen!“ versicherte Bielski hastig. „Geben Sie mir den Teppich.“

„Aber kosten Sie doch nur erst einmal!“

„Den Teppich, schnell!“ drängte der Versuchte.

„Er liegt dort in der Ecke,“ sagte der Postmeister, hielt das Glas wieder gegen das Licht, lächelte wonnig und goß es sich in den Schlund.

Diesen Augenblick benutzte Bielski, um mit seiner Beute zu entfliehen.

Kaum war er zehn Schritte die Straße hinunter gegangen, so hängte sich jemand an seinen Arm.

„Bielski, komm' mit in die Schenke!“ sagte der Neuangekommene.

„Nein,“ erwiderte Bielski. — „Doch!“ sagte der Andere. „Auf meine Kosten. Es ist ein Freudentag heute.“

„Laß mich; ich muß nach Hause.“

„Im Gegentheil, Du mußt mit mir feiern, und weißt Du auch warum? Ich habe eine Erbschaft gemacht. Denke Dir, ein Pechvogel wie ich und Erbschaft! Was ist denn das für ein Riesenpacket? Gehst Du etwa hausiren? Rechts ab geht's ja zur Schenke.“

„Ich geh' nicht mit. Lorat bekommt heute Besuch von seiner Mutter.“

„Was kümmert denn Dich das?“ — „Laß los, ich will nach Hause.“

„Ach, Spaß? Erbschaften werden nicht alle Tage gemacht. Rechts ab, sage ich!“

Bielski gab seinem Versucher einen Stoß, der denselben auf die andere Seite der Straße beförderte. Dann eilte er davon.

Der Abgeschüttelte sah ihm erbost nach. „Warte, ich tränke es Dir ein!“ murmelte er; doch das war eine leere Drohung, denn Bielski war wegen seiner Riesenkraft überall gefürchtet.

Der Teppich wurde angebracht und trug wesentlich zur Verschönerung der Wohnung bei. In wenigen Stunden mußten die Reisenden anlangen. Bielski und Lorat gingen in freudiger Unruhe in den Zimmern umher. Am glücklichsten und unruhigsten war Bielski. Wie hatte sich Alles verändert seit gestern! Die Welt mit Allem, was sie enthielt, erschien ihm in einem rosigen Licht. Valeria! Eine ganze lange goldene Zukunft! Lorat unterbrach die glücklichen Gedanken seines Freundes. „Weißt Du, was noch fehlt?“ fragte er.

„Nun?“ — „Blumen!“

„Blumen!“ schrie Bielski überlaut. „Natürlich, Blumen! Ich hole gleich welche; von dem Gärtner neben der Schenke. Der hat die schönsten!“ Er stürzte sofort aus dem Zimmer.

„Aber, höre, Bielski —“ rief Lorat ihm nach, doch der hörte nicht mehr. Elastischen Schrittes ging er über den Markt, groß, breitschulterig und stattlich, mit lächelndem Gesicht, und mancher sah dem kräftigen jungen Mann voll Wohlgefallen nach. Ein recht angenehmer Mensch, dieser Bielski, aber —!

Bielski's Vater war ein Säufer. In der Trunkenheit machte er seinem Leben ein Ende. O das elende trostlose Familienleben, in dem Bielski aufgewachsen war! Die Mutter bat den Sohn noch auf dem Sterbebette, jenem schrecklichen Laster fernzubleiben.

„Hüte Dich vor jenem fluchwürdigen Getränk! O mein goldener Liebling, widersteh der Versuchung! Hüte Dich vor dem Anfang! Der Anfang ist —“ die Stimme erlosch, und Bielski schwur mit der Hand auf ihrem erkaltenden Haupte, nie einen Tropfen dieses vergifteten Getränkes über die Lippen zu bringen.

Schwüre sind Worte. Sie werden mit der Zeit vergessen. Er war ein Trinker geworden wie sein Vater. Wie dies gekommen war, wußte er selbst nicht, so ganz allmählich, hier ein Gläschen, da ein Gläschen, ganz allmählich —

Lorat sah nach der Uhr. Bielski kam immer noch nicht zurück. Der Gärtner band lange an den Bouquets. Es war Zeit, nach der Bahn zu gehen. Inzwischen traf auch wohl Bielski mit den Blumen ein.

Valeria war wirklich mitgekommen. Sie hatte ein weißes gesticktes Kleid an, ihr bestes und kleidsamstes. Frau Lorat winkte und blinzte dem Sohn hinter dem Rücken des jungen Mädchens zu. Lorat that, als begriffe er nichts.

„Und wie geht es denn Deinem Freunde Bielski?“ fragte Valeria auf dem Wege vom Bahnhof in einem Ton, als erinnerte sie sich erst in diesem Augenblick der Existenz eines derartigen Menschen.

„Recht gut. Er spricht sehr viel von Dir.“

„Wirklich?“ fragte Valeria glücklich.

„Wahrscheinlich, wenn er betrunken ist,“ meinte Frau Lorat.

„Mutter!“ rief Valeria. „Man sagt, daß er trinkt?“ fragte sie ihren Bruder zitternd und ängstlich.

„Warum sollte er nicht trinken, wenn er Durst hat? Wir haben sehr gutes Wasser auf dem Hofe,“ entgegnete dieser unschuldig.

„Siehst Du!“ rief Valeria triumphirend. „Ich wußte es ja. Es ist Verleumdung.“

Als sie in der Wohnung anlangten, war noch kein Bielski da. Lorat sah heimlich nach der Uhr. „Wo kann er denn stecken?“ dachte er. „Er wird doch nicht — Herrgott — sagte er nicht, der Gärtner wohnt neben der Schenke?“ Lorat war mit einem Mal sehr zerstreut und unruhig.

Nachdem Frau Lorat den Wandteppich bewundert hatte, entdeckte sie sofort die Thür zu dem dritten Zimmer, das vorübergehend zur Rumpelkammer eingerichtet war, und dessen Inneres ihren Augen verborgen bleiben sollte. Sie drang natürlich in dasselbe ein und unterzog seine Schätze einer gründlichen Besichtigung. Fast hätte sie jedoch vor Schreck der Schlag gerührt, als sie in der dunkelsten Ecke aus einem bunten

Digitized by Google

Durcheinander von Wäsche, Kleidern, Stiefeln und Zeitungen einen ungekämmten und ungewaschenen Jungen herausgrub, welcher sich augenscheinlich im Zustande des tiefsten Schlummers befand. Es war der ihr gänzlich unbekannte Theodor, welcher sich dort von den Mühen des Tages erholte.

Valeria hatte inzwischen zehn Mal aus dem Fenster und ebenso oft aus der Thür geschaut. Sie liebte Bielski und sehnte ihn herbei; nur seinetwegen war sie hierher gekommen, seinetwegen hatte sie das hübsche Kleid angethan und eine Rose in's Haar gesteckt. Was war das für ein edler und liebenswürdiger Mann, dieser Bielski! Unter allen Männern der Welt konnte sich keiner mit ihm messen. Sie hatte ihn ein paar Mal flüchtig in Warschau gesehen und auf den ersten Blick in ihm ihr Ideal erkannt.

Da, ein furchtbares Poltern auf dem Flur! Es war, als wenn Jemand die Mauer einrannte. Dann erschien Bielski in der offenen Thür, ohne Mütze, mit schiefzugeknöpftem Rock und erhitztem Gesicht. Ein Geruch von Fusel und schlechtem Tabak kam mit ihm herein.

„Valeria, mein Schatz," lallte er und streckte die Arme aus, um sie an sich zu ziehen.

Valeria ließ es geschehen; sie war regungslos. Die dunklen Augen schienen noch dunkler in dem todtblassen Gesicht. Dann schrie sie gellend auf. „Betrunken!!" Sie stieß ihn mit der Hand vor die Brust und stürzte davon. Der Riese taumelte von dem leichten Stoß bis zur nächsten Wand. Durch diesen Stützpunkt gehalten, blieb er stehen, thierisch vor sich hinstarrend.

Valeria entfloh in wahnsinniger Hast, fort, fort! Ihr weißes Kleid flatterte um sie herum, und die Rose fiel aus ihrem Haar mitten auf den Marktplatz; dort wurde sie zertreten — — —

Am anderen Tage lag Bielski wieder auf dem Bett, eine Schnapsflasche im Bereich seiner Hand. Er lag ganz still, nur manchmal rührte er sich, um einen Schluck zu nehmen. Draußen rieselte eintönig der Regen herab. Der Marktplatz war verödet und mit Pfützen bedeckt, das Zimmer dunkler und trübseliger als gewöhnlich. Von dem Fenster tropfte es auf das Fensterbrett, ein Tropfen nach dem anderen, schwer und gleichmäßig.

Bielski starrte unverwandt zur Zimmerdecke hinauf. Er hatte einen Punkt dort in's Auge gefaßt; dieser schmutziggraue Punkt schien zu wachsen und sich zu dehnen, immer größer und größer, er wölbte sich zu einer riesigen Kuppel, er wurde zum Weltall. Und in diesem Weltall konnte der Unglückliche nirgends ein heiteres Wölkchen, einen lichten freundlichen Schimmer entdecken, alles war grau, trübe und leer —

Er tastete nach der Flasche und führte sie an die Lippen.

Aus der Hauptstadt.

Decadente Majestät.

Im preußischen Herrenhause beschwor jüngstens, in währender Berathung der progressiven Einkommensteuer, ein verängsteter Peer von Pommern oder Posen den blutigen Schatten von 1789 herauf. Der Wortlaut ist gleichgültig wie die Spezialfrage, um die sich die Debatte drehte. Ich glaube, es handelte sich darum, ob die mit einem Jahreseinkommen von mehr als 100,000 Mark Begnadeten künftig drei oder vier Procent an den Steuerfiskus abliefern sollten. Und da von den Millionären zur sozialen Revolution nur ein Schritt ist, warf man der Regierung einen spielerischen Hang zu revolutionirenden Tendenzen vor. Herr Miquel, der sein Portefeuille mit der Würde eines geistreichen Mannes trägt, zeigte sein glänzendes Budgetlächeln und meinte, derlei Redewendungen hörten sich zwar recht schön an, man müsse sich aber hüten, sie ernst zu nehmen. Ach, er hatte ja so Recht, der kluge und himmlisch skeptische Herr. Weit, so weit fast wie die preußische Staatsregierung von subversiven Gelüsten, ist heute die Weltstimmung von der Disposition der Schreckenszeit entfernt. Daß Ruhe die erste Bürgerpflicht, erkennen selbst die Maifeiernden in nüchterner Gelassenheit an. Danton heißt heute Singer und studirt den Kurszettel, Robespierre nennt sich Bruno Wille und ist ein blonder, sanfter Märchenpoet. Der Adel selbst strebt kaum noch nach Herrenrechten, um's Geldverdienen ist es ihm mehr als um die Ausnahmestellung zu thun und dann nur citirt er das rothe Gespenst, wenn man ihn zwingen will, sein Getreide, seinen Branntwein und Zucker in Zukunft billiger zu verkaufen oder höhere Abgaben zu zahlen. Herr von Hammerstein zeichnet, Herr von Helldorf möchte als verantwortlicher Redacteur zeichnen und Lord Randolph Churchill läßt sich von einem englischen Blatte ein Honorar von 2000 Mark für jeden afrikanischen Reisebrief bezahlen. Das sind gewiß fin de siècle-Erscheinungen, aber mit der Erinnerung an 1789 kommt man ihnen nicht bei. Der sechzehnte Ludwig hatte, als man ihn verhaftete, nur die Zahl der geschossenen Rehböcke sorglich verzeichnet. Auch heute noch lieben die Landesväter das ritterliche Vergnügen des Böckeschießens, daneben aber bauen die Könige so fleißig und so rasch, daß die Kärrner kaum noch mitthun können. Und wenn man vor hundert Jahren eine schöne Königin höchst respectvoll zu köpfen sich erlaubte, so erleben wir es jetzt, daß man eine beinahe noch schönere Königin mit ausgesuchter Höflichkeit aus dem Lande hinauscomplimentirt, dessen König ein Kind und dessen König a. D. ein geistig Erkrankter ist. Nein, wirklich, die Herren Herrenhäusler mögen sich beruhigen, gleichviel, ob drei oder vier Procent beschlossen werden: zu 1791 verhält sich 1891 höchstens wie die Echternacher Springprozession zu einem Flagellantenzuge, wie eine geräuschvolle Operette zur blutrünstigen Tragödie, in der es um Kopf und Kragen geht, und jener Henker, der die Theatercarrière einschlug, hat seine Zeit am besten verstanden.

Wäre in alter Zeit ein königlicher Ehezwist ausgebrochen, mit Gift und Dolch hätte man sicherlich operirt, Banden hätten sich für jeden der streitenden Theile bewaffnet und ein Bürgerkrieg wäre wahrscheinlich nicht vermieden worden. Dem König hätte die Königin, der Königin der König nach dem Leben getrachtet und das Historiendrama wäre um einen verwendbaren Stoff reicher gewesen. Heute, da die decadente Poesie den großen Stiletstil abgelöst hat, gibt es, in den interessanten Ländern wenigstens, auch schon decadente Majestäten, und wenn sich ein Königspaar zankt, dann wird mit Polizei, mit diplomatisch chiffrirten Telegrammen, mit Druckerschwärze gearbeitet. Ja wohl, auch mit Druckerschwärze: Se. Majestät geruhen Allerhöchst sich interviewen zu lassen und Ihre Majestät haben die Gnade ein Buch zu schreiben und delicate Briefe zu veröffentlichen, als handle es sich nur um eine Königin der Bretter und um einen papiernen Usurpator. Wer das nicht glauben will, dem sei ein kürzlich erschienenes Buch empfohlen, das ihn eines Besseren belehren wird. Ein hübscher gelber Band, der den pikanten Titel trägt: „Mémoires de Nathalie Reine de Serbie. Publiés avec l'autorisation de Sa Majesté."*) Da der Name des Buchmachers nicht genannt ist, muß die kitzliche Frage, wem der französische Verleger honorarpflichtig ist, unentschieden bleiben. Vielleicht ist Lord Churchill noch nicht einmal der Höchstgestellte, der seine literarischen Talente zu einer ergiebigen Einnahmequelle macht....

Das Buch enthält das von der Königin Natalie der serbischen Skuptschina überreichte Memorandum nebst 24 Actenstücken und unzähligen Brieffragmenten. Es erzählt die Geschichte einer verbannten Königin, einer Mutter, die mit verzweifelter Kraft um ihr Kind kämpft, einer schönen und klugen Frau, die durch eine schlimme Ehe gebrochen wurde und doch die Ehe nicht brechen, nicht gelöst sehen wollte. Eine traurige Geschichte, deren Einzelnheiten in ganz Europa geläufig sind. Aber das Buch ist dennoch ein lustiges Buch, aus dem ein neuer Offenbach im Bunde mit witzigen Librettisten etwas machen könnte, denn wundervolle Typen führt es uns vor und die reiche Schatzkammer der verlogenen offiziellen Phraseologie schließt es unserem heiter staunenden Blick auf.

Da ist zunächst Milan, von Gottes Gnaden König von Serbien. Ein lustiger Lebeherr, sehr galant, sehr vergnügungsbedürftig, sehr leutselig im Verkehr mit Fiakern und minorennen Damen ohne Vorurtheile. Seine Gattin, die er verstoßen hat, der er das Vaterland verschließen will, der er fast grobe Briefe schreibt, nennt ihn nicht anders als „mon auguste époux", selbst da, wo sie ihn schlankweg der Lüge bezichtigt. Das ist die Höflichkeit der Könige. Der erste Regent, Herr Ivan Ristitsch, bezeichnet Se. Majestät als „mentalement malade" und vereinigt sich mit seinen Regentschaftsgenossen in dem begreiflichen Wunsch, den hohen Patienten so bald und so definitiv wie möglich loszuwerden. Als Majestät aber endlich Allergnädigst geruhen, gegen Bewilligung einer Monatsrente von 30,000 Francs Ihrem Thron zu entsagen und das Versprechen abzulegen, im Ausland nur unter dem nicht compromittirenden Namen eines Grafen von Takovo galant zu sündigen. Da wird dem getreuen Volke, das die Zeche bezahlt, folgendes Manifest versetzt: „Die Regenten des Königreiches erachten es für ihre Pflicht festzustellen, daß die Abdankung Sr. Majestät des Königs Milan freiwillig und aus eigenstem Entschlusse Sr. Majestät hervorgegangen ist, trotz den von den unterzeichneten Regenten gemachten Anstrengungen, den König von diesem

*) Paris, E. Dentu.

Digitized by Google

Schritte abzubringen und ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, gerade in dem jetzigen Augenblick auf dem Thron seiner glorreichen Ahnen zu verharren, wo er seinem geliebten Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten vermag, Dank seiner großen Erfahrung in der Leitung der Staatsgeschäfte und Dank der hohen Intelligenz, mit der ihn die Vorsehung in so reichem Maße begnadet hat. Die Regenten können sich nicht versagen, ihr schmerzliches Bedauern darüber auszusprechen, daß alle ihre Bemühungen, den König Milan I. von seinem Entschlusse abzubringen, vergebliche gewesen sind." Ausgefertigt zu Belgrad am 22. Februar 1889. Von einem Protest der Vorsehung ist in den zwei Jahren nichts bekannt geworden, wohl aber haben Se. Majestät mehrfach eine Erhöhung Allerhöchstihres Taschengeldes zu beantragen und durchzusetzen und in allerneuester Zeit mit einem runden Milliönchen sich auf die Wanderschaft zu begeben geruht. Die Kosten trägt das Vaterland, das geliebte, und es glaubt noch billig wegzukommen, wenn es den König nicht sieht, den theuren.

Schlechter ist es um die Finanzen Ihrer Majestät bestellt. Wie ein gewöhnlicher Staubgeborener findet Natalie von Serbien, die zu des Thrones stolzem Sitz erhöhte Tochter eines russischen Millionärs, den Aufenthalt in Nizza „weitaus zu kostspielig für unsere Verhältnisse" und aus ökonomischen Rücksichten scheidet die jedem Scheiden Abgeneigte von der schönen Riviera, deren milde Luft heutzutage jeder einigermaßen erfolgreiche Sozialdramatiker sich bezahlen kann. Und man beneidet sie noch, die armen Opfer der Landesbemutterungspflichten. Im Uebrigen sind die gewechselten Briefe recht vergnüglich zu lesen. Kleine und große Bosheiten findet man auf jeder Seite. Milan glaubt, auf die Discretion seiner Gemahlin überall rechnen zu dürfen — wo es sich um die Interessen ihres Sohnes handelt; und Natalie ist allzuweiblich genug, den schroffen Eheherrn an den im serbisch-bulgarischen Kriege prästirten Heldenmuth zu gemahnen. Und noch ein lustiges Detail: Sie nennt ihn Du, Er nennt sie Sie! Er ist, wenn er nicht gerade sackgrob sein will, stets der höfliche und höfische Cavalier, und wenn er seiner viel schöneren Hälfte mittheilt, es müsse nun geschieden sein, von wegen der unüberwindlichen gegenseitigen Abneigung, dann drückt er seine Absicht gar zierlich aus: „Ich beehre mich Ihnen anzuzeigen, daß ich unter dem heutigen Datum bei unserer heiligen Nationalkirche den Antrag auf Trennung unserer Ehe gestellt habe." Berücksichtigt man, daß in der hier erwähnten Scheidungsklage der armen Natascha Mangel an Gatten- und Mutterliebe, Ungehorsam und Hang zur gemeingefährlichen politischen Intrigue aufgelastet wird, dann muß man jedenfalls zugeben: in seinem Scheidebriefe hat Milan sich höchst königlich bewährt. Aber auch die Königin bekennt sich zu dem erhabenen Sittlichkeitsprogramm: „Die wahre Würde besteht darin, daß man den Schein wahrt und der Welt nicht zeigt, wie man seine Frau verabscheut." Außerdem, mein lieber Milan, „ist Serbien nicht das Land, wo man seine Frau verlassen kann, wie man eine lästig gewordene Maitresse fortschickt". Das gibt es nicht, Majestät.

Indessen Se. Majestät kannten die Stützen der serbischen Gesellschaft besser als dero Gemahlin, welche auf alle Doppelzüngigkeiten der kirchlichen und staatlichen Großwürdenträger hereinzufallen geruhten. Es sind spaßhafte Herrchen, die Männer auf itsch und atz, und die so zu sagen Radicalen scheinen noch geriebenere Schwei . . . swedler zu sein als die südosteuropäischen Fortschrittler. Die 24 Actenstücke geben recht ergötzliche documents humains über diese Metropoliten, Bischöfe, Regenten, Minister, Geberdenspäher und Geschichtenträger und ein serbischer Zola könnte auf diese Grundlage leicht eine naturalistisch-soziologische Geschichte der Familie Obrenowitsch-Keschko aufbauen. Besonders nett ist ein Metropolit, der in Gemeinschaft mit einem frommen Patriarchen dem ungeduldigen Milan räth, nach dem berühmten Muster der byzantinischen Kaiser durch Allerhöchsten Ukas die Scheidung auszusprechen und der Kirche gegen eine entsprechende Stempelgebühr besagten Ukas zur Bestätigung zu unterbreiten. Denn, meint der Metropolit, wenn ein König schwindelt, so ist das ein königlicher Schwindel, ein Schwindel von Gottes Gnaden; und, sagt der Patriarch, wenn die Kirche fälscht, so ist das eine gottgefällige Fälschung, an der die lieben Englein ihre helle Freude haben, sagt der Patriarch. Leider sind sie nicht immer so einig, die Frommen im interessanten Lande: Während Theodosius, auch ein Metropolit, unter Berufung auf die Satzungen der heiligen Schrift, die Scheidung im Namen der autokephalen serbischen Landeskirche ausspricht, erklärt 18 Monate später der neueste Metropolit unter abermaliger Berufung auf die heilige Schrift und wiederum im Namen der immer noch autokephalen Landeskirche die Scheidung für null und nichtig, den Brief seines Amtsvorgängers für illégale et irrégulière et donné sans aucune base légale. In dem Irrgarten dieser gottseligen Metropolitik findet der beschränkte Unterthanenverstand sich nicht zurecht und die Vermuthung liegt nahe, daß Milan und Natalie selbst nicht ganz genau wissen, ob sie augenblicklich noch verheirathet oder schon geschieden sind.

Die Herren Eltern können diesen zweifelhaften Rechtszustand am Ende noch ertragen und besonders der Graf von Takovo soll schon längst aus feinem Tactgefühl von seinem Trauring keinen Gebrauch gemacht haben, wenn er bei Ronacher oder in Danzer's Orpheum Erfahrung in der Leitung der Staatsgeschäfte sammelte oder in einer Singspielhalle die hohe Intelligenz übte, mit der ihn, nach dem werthvollen Zeugniß der Regenten, die Vorsehung in so reichem Maße begnadet hat. Fatal ist die Sache nur für den armen Jungen, den jetzt die Würde eines Beherrschers aller Serben schmückt. Der gute Sascha der Erste war nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Allerhöchsten Eltern und in einem Alter, wo andere Jungen noch kaum die großen Sorgen des kleinen Plötz kennen, müssen Se. Majestät Alexander I. Sich bereits mit dem Wechsel alles Irdischen das gekrönte Köpfchen beschweren. Papa und Mama haben eine unüberwindliche Abneigung gegen einander; Papa und Mama sind geschiedene Leute, sagt der Metropolit Theodosius; Papa und Mama leben in einer wahren Ehe, sagt der Metropolit Michael; Mama soll mit Polizeigewalt über die Grenze geschafft werden, die Papa schon überschritten hat, um als Graf von Takovo die erlauchten Traditionen jenes Grafen von Luxemburg fortzusetzen, der, auch ein gekröntes Haupt, dennoch all' sein Geld verjuckt, juckt, juckt hat. Rechnet man dazu nun noch die Schwierigkeit der unregelmäßigen Verba, die ein getreuer Sohn der griechischen Kirche doch immerhin kennen muß, und die Last der Regierungsgeschäfte, dann wird man Majestät Sascha menschlich-unterthäniges Mitleid nicht versagen dürfen.

Ein süßer Trost aber ist dem Aermsten geblieben: er ist ein talentvolles Königskind, er hat natürliche Anlagen zum Kronenträger und das ersetzt einigermaßen die Routine, namentlich im Balkan, wo man keine großen Ansprüche machen darf und mit dem vorhandenen Majestätenmaterial vorlieb nehmen muß. Die folgende Censur hat Alexander I. im vorigen Jahre erhalten: „Sowohl die Regenten als auch die Minister loben unseres jungen Königs Majestät als ein sehr intelligentes, ernsthaftes und gehorsames Kind. Er repräsentirt schon sehr gut und gewinnt durch heitere Liebenswürdigkeit alle Herzen im Fluge." Heil dem Lande, dessen König ein intelligentes, ernsthaftes, gehorsames, gut repräsentirendes und die Herzen im Fluge gewinnendes Kind ist! Wenn Se. Majestät auch fernerhin mit so guten Censuren in die Ferien gehen dürfen, dann werden Sie, wie weiland Ihres nunmehr pensionirten Papas decadente Majestät, würdig und vor allem Volke berufen sein, auf dem Thron Ihrer glorreichen Ahnen niederzusitzen und der dankbaren Mit- und Nachwelt, neben anderen hoffentlich eben so segensreichen Reformen, auch die bequemere Scheidung durch Allerhöchsten Ukas wieder zu geben. An gefälligen Metropoliten und Patriarchen wird es nicht fehlen, denn die sind vom Stamme Jener, so da nie alle werden. Und die zweite Serbenkönigin wird dann, um die Continuität der dynastischen Grundsätze festzuhalten, nicht umhin können, auch ihren Eheroman auf dem dann nicht mehr ungewöhnlichen Wege des majestätischen Buchhandels dem europäischen Lesepublikum zugänglich zu machen, zum Ladenpreis von 3,50 Mk. Die Firma Dentu ist mit Bedacht gewählt, denn im Wappen führt sie das verheißende Wort: Candidi ac tenaces. Apostata.

Die internationale Kunstausstellung.

II.

Die feierliche Eröffnung der internationalen Kunstausstellung ist nun vorüber. Ehe dies Blatt in die Hände seiner Leser kommt, haben diese aus der Tagespresse längst in allen Einzelheiten erfahren, wie das

Digitized by Google

Fest verlief, während mir, indem ich dies schreibe, nicht einmal der Wortlaut der einzelnen Reden vorliegt.

Das Deutsche Reich hat den Künsten seine Huldigung dargebracht. Es hat es nicht fehlen lassen an glänzenden Truppenaufmärschen, an reich geschmückten Großwürdenträgern. Die kaiserlichen Herrschaften und die Prinzen waren, soweit sie in Berlin sich befanden, so vollzählich erschienen, daß man dankbar die Absicht erkannte, daß der Bedeutung der Kunst eine offenkundige Würdigung von oben herab dargebracht werden sollte.

Ich stand zwischen ausländischen Delegirten, mit welchen die letzten Tage mich zusammengeführt hatten, Männern von allseitiger Bildung und weitem Blick, zugleich Leuten, die mit aufrichtiger Bewunderung auf unser Reich hinblicken. Und in ihrer Gesellschaft fiel mir erst auf, wie arm uns die letzten Jahre gemacht haben! Ich zeigte ihnen unsere politischen und militärischen Größen: Sie sehen die blitzenden Orden, die breiten Bänder, die wehenden Helmbüsche — aber sie kannten all' die Namen nicht. Sie frugen nach unseren Parlamentariern. Ja, die waren nicht da, der Reichstag und der Landtag gehören nur so nebenbei zum offiziellen Deutschland. Und wen hätte ich zeigen sollen: Richter? Bebel?? — das waren die einzigen Namen, für die sie ein Interesse hatten, wenn gleich kein eben freundliches.

Moltke ist todt. Meine neuen Freunde hatten mit mir unter der großen Glaskuppel des Landesausstellungspalastes gestanden, als der Beethoven'sche Trauermarsch von drüben, vom Lehrter Bahnhof, erklang und der Donner der Kanonen verkündete, daß unser großer Feldherr das Generalstabsgebäude, seinen ruhmvollen Sitz, für immer verlassen habe. Einer von den Herren nahm den Hut ab und faltete die Hände, wie man bei ihm in der Heimath thut, wenn ein Leichenzug vorbei geht. Und wir folgten seinem Beispiel. Da draußen trägt man einen Hauptzeugen deutscher Heldenzeit von uns hinweg. Nun ist nur noch einer da: der Reichskanzler.

Jener Reichskanzler, der der erste in seinem Amte war und der kurzweg der Reichskanzler bleiben wird, lebt er nun in der Wilhelmstraße oder im Sachsenwalde. Gerade die Fremden sahen den Fürsten überall im Geist. Und daß er nicht körperlich anwesend war, auch wohl nicht gekommen wäre, befände er sich noch im Amt — das machte ihn geistig erst recht gegenwärtig. Man kann es da draußen nicht verstehen, daß ein Volk einen Bismarck haben und von ihm keinen Nutzen ziehen wolle!

Beim Festmahl saßen zu beiden Seiten des Herrn von Werner, als des Leiters der Ausstellung, zwei Cultusminister, der neue und der alte, Herr von Zedlitz-Trützschler und Herr von Goßler. Ich weiß nicht, ob sie sich ganz wohl neben Anton von Werner befanden. Denn so sehr dieser in seiner tiefsten Wurzel Preuße ist, so hat er doch herzlich wenig von der Würde eines echt preußischen Präsidenten. Im Gegentheil, man könnte ihn für einen Süddeutschen oder gar für einen Franzosen halten. Mit dem Tischmesser lebhaft herumfuchtelnd, bald vor Freude auf den Tisch schlagend, bald auf dem Stuhl stehend, die Musik scheinbar selbst dirigirend, so war Werner in fortwährender Bewegung, glücklich im Ausdruck bei seinen Reden, witzig, schlagfertig — kurz, ein wirklich interessanter Mensch, nicht bloß ein Vorsitzender. Dies Durchschlagen der Künstlernatur in ihm, seine Geschicklichkeit, aus dem Festessen der Künstler ein Künstlerfest zu machen und sich von den vielen unter die frohe Menge verstreuten Geheimräthen in seiner frischen Fidelität nicht stören zu lassen — das hat mir an Werner sehr gefallen, hat mir bewiesen, daß er mehr ist als ein trefflicher Künstler, nämlich — wenn es auch mir gestattet sei, künstlermäßig zu sprechen — ein ganzer Kerl!

Nicht weit von ihm saß der Architekt Hoffacker, der Mann, auf dessen Schultern wohl die schwerste Last bei der Ausstellung lag: Er war überall während der letzten Wochen, er hat gebaut und angeordnet, Plätze vertheilt und die widerstrebendsten Ansichten versöhnt, er hatte für jeden ein freundliches Wort, einen praktischen Rath. Er gehört zu jenen Leuten, die sich willig opfern für einen großen Gedanken, für ein der Allgemeinheit dienendes Werk. Sein Lohn ist ein äußerlich bescheidener. Da jeder im Comité seine Pflicht gethan haben mag, so scheint es unbillig, einen besonders zu beloben und zu feiern. Aber bei der Festtafel sagte es einer dem anderen zu: Hoffacker sollte eine besondere Ehrung erfahren!

Mit großer Spannung erwartete man den neuen Cultusminister und seine Rede. Sie wurden Beide höchst beifällig aufgenommen. Julius Cäsar wollte keine mageren Leute um sich haben. Auch er hätte sich Herrn von Zedlitz zum Cultusminister wählen können, denn „verknöchert" sieht der sehr stattliche Mann mit dem prachtvollen Organ nicht aus. In einem Kreise von Leuten, die zu sehen und Psychologisches aus der Erscheinung zu lesen gewohnt sind, hatte er alsbald die Herzen für sich. Seine Rede war gewandt und erhielt namentlich in einem Punkte lebhaften Beifall. Als er rühmte, welche Erfolge die Kunst in Berlin durch das genossenschaftliche Auftreten der Künstler erreicht habe. Nun ist ja die diesjährige Ausstellung im Gegensatz zu den früher von der königl. Akademie veranstalteten, das Werk eines Zweiges der deutschen Kunstgenossenschaft, des Vereins Berliner Künstler. Im Gegensatz zur Regie der älteren Herren, der fertigen, mit ihrer Richtung abschließenden, staatlich berufenen Künstler trat dies aus freier Wahl hervorgegangene Comité. Es ist also das Gelingen der Ausstellung ein Sieg der Jungen über die Alten. Ein Sieg in der Kunst bedeutet nach Anton von Werner's Rede, „nicht die Niederlage und die Vernichtung der Anderen". Aber ich sah an der Festtafel einzelne Gesichter, die mir doch nicht eben theilnehmend froh aussahen, als von offizieller Stelle der Sieg des genossenschaftlichen, freien Schaffens verkündet wurde.

Einen Ehrentag hatte Herr von Goßler. Sobald sein Name genannt wurde, traf der Beifall pünktlich als ein sicheres Echo ein.

Was er sagte, macht es doppelt bedauerlich, daß es von einem „freien Mann", von einem „in völlig unabhängiger Stellung Befindlichen" gesprochen wurde. Er brachte einen Gedanken vor, der von Vielen in kleinem Kreise schon besprochen wurde — den, daß unsere Museen, die so viel Werke der Niederländer und Italiener, Franzosen und Spanier, besitzen, nicht sich darauf beschränken sollen, solche aus der Zeit vor 1800 zu kaufen. Die fremde Kunst soll nicht bloß hin und wieder auf einer Ausstellung bei uns zu Besuch sein, sondern hier eine dauernde Stätte finden. Neben der Nationalgalerie fehlt uns eine Internationalgalerie.

Noch mehr Museen also! Ich kann mir nicht denken, daß dies die Absicht des Herrn von Goßler eigentlich sei. Nur eine andere Auffassung der Art, wie die bestehenden Museen geleitet werden sollen.

Ich habe unlängst mit einem der Direktoren einer unserer Kunstsammlungen über die Frage gesprochen, ob Künstler zur Leitung von Museen berufen seien. Dieser Streit, den ich um Gotteswillen nicht wieder vor der Oeffentlichkeit auspacken möchte, der alte Streit Anton von Werner's gegen die Berliner Museumsdirektoren, fand dadurch in meinem Falle seine Erledigung, daß der Herr Direktor mir sagte und zwar mit der Bekräftigung, ich möge es als seine Meinung drucken lassen: „Künstler sind Handwerker, mit denen ich nichts zu thun haben will!"

Auf meinen Einwand, daß das ganze Leben eines Museumsdirektors ja der Kunst und der Erforschung der Künstlererscheinungen gewidmet sei, sagte er mir alles Ernstes:

„Lassen Sie die Leute nur erst todt sein, dann will ich mich schon für sie interessiren!"

Das ist zum Glück nicht aller Museumsdirectoren Ansicht, namentlich ist es nicht die Jordan's, des trefflichen und feinfühligen Leiters der Nationalgalerie. Aber der Zug des Antiquarischen, eine gewisse Freude an dem schon Abgestorbenen, eine Lust sich für Leute zu begeistern, von denen man sicher ist, daß sie einem nicht etwa einmal entgegentreten und sagen, man habe ihre Kunst gar nicht richtig aufgefaßt — die macht sich als typische Eigenthümlichkeit bei vielen unserer Museumsbeamten bemerkbar. Sie möchten die Maler immer auf die Alten hinweisen, während diese sich zum Glück außer nach der Natur, nur nach den Neuen zu bilden trachten. Sie wollen der Kunst jene Gestalt des geohrfeigten Dieners Münchhausen's geben, daß sie mit nach hinten gerichtetem Kopf vorwärtsschreitet. Selbst unproductiv, ja jedes frische Produciren mit mißgünstigem Blick betrachtend, verstehen sie die gerade zugreifende, lebenskräftigere, derbere Art des echten Künstlers nicht, der ja freilich ein Handwerker ist, aber nicht in einem zu bespöttelnden, sondern im besten und edelsten Sinne.

So haben denn unsere Museen den Grundsatz aufgestellt, es sei wissenschaftlich nothwendig unmodern zu bleiben. Das hat ja seine Vorzüge: Von den Alten weiß man, ob ihre Werke kunsthistorisch beachtenswerth sind, weil man ihr Verhältniß zur Folgezeit beurtheilen kann. Bei den Modernen ist dies nicht so leicht. Nun ist das Prophezeien zwar stets eine sehr beliebte Sache gewesen, aber sie war immer eine mißliche, wenn die Prophezeiung für die Zukunft festgelegt wird. Die Museumsdirektoren zogen es daher vor, nach Art der sterbenden Helden im historischen Romane die Zukunft zu verkünden: nämlich nur dann, wenn fest steht, daß die verkündete Zukunft in der Vergangenheit wirklich bereits eintraf. Das ist wissenschaftlicher, weil der Irrthum ausgeschlossen ist.

Wir möchten aber gern an der Spitze der Museen Leute sehen, die den Muth haben, ein Werk aus einer Ausstellung, wie die Vorliegende, herauszugreifen, obgleich dort etwa deren 5000 um die Palme der Unsterblichkeit ringen und man nirgends darüber nachlesen kann, wem sie sich endlich zuneigen werde; ein Werk, welches vorbildlich für das ganze Schaffen, oder doch für einen Theil desselben in Zukunft werden könnte; ein modernes Werk, einen nach draußen, in das Reich des Unbekannten hinausgeworfenen Anker, zu dem wir unsern Nachen stromauf zu winden vermögen.

Nur ein Museum haben wir, in welchem ein Theil der ausländischen modernen Kunst systematisch gesammelt wurde. Es ist dies die Kunsthalle zu Hamburg, wo durch die Vermittelung eines reichen, in England lebenden Kunstfreundes die englischen Maler gut vertreten sind.

Die eben eröffnete internationale Kunstausstellung hat wieder Jedem klar vor Augen geführt, daß die Abschließung keinem Volke zum Segen gereiche. Wechselseitige Befruchtung thut Allen noth. Nie hat es eine rein nationale Kunst gegeben. Selbst dem Hellenismus hat man seine fremden Quellen nachgewiesen. Also auch wir werden nicht in Einsamkeit leben können. Wir müssen unsere Grenzen aufthun, annehmen, um geben zu können. Insofern ist die Anregung, die Herr von Goßler gab, sehr dankbar aufzunehmen.

Er sprach davon, daß im märkischen Sande ein kräftiger Baum schwer Nahrung fände, aber einmal fest gewurzelt, um so sicherer stehe. Als er dies in Hinblick auf die nun in Berlin fest sich wurzelnde Kunst sagte, saßen Menzel und Werner neben ihm. Das waren zwei treffliche Bestätigungen seines Wortes. Auch ich glaube, daß im märkischen Sande die Kunst festen und sicheren Boden finden kann und finden wird. Aber ich sehe in Berlin keinen solchen Sand mehr — hier ist der Boden entweder mit Granit gepflastert oder mit mehr oder minder ärmlichem Culturboden bedeckt. Wäre der Sand, der volksthümliche brandenburgische Geist, das kernhafte, derbe, gesunde Preußenthum der Boden, in dem die Kunst ihre Wurzeln legen sollte — dort würde eine vielleicht nicht eben sehr zarte und feine, eine etwas knorrige, aber lebensfreudige Pflanze entstehen — man sehe Menzel! Aber nun sind wir gebildet, haben viel gelernt, sogar studirt, wir haben auch in künstlerischen Dingen Grundsätze und vor Allem sind wir Großstädter, d. h. Leute mit vollendetem savoir vivre, denen nichts fataler ist als ein Mensch, der nicht Manieren hat und sich originalisch gebärdet: Lieber ein Dummkopf als ein Kleinstädter, lieber ein Narr als ein Bauer!

Cornelius Gurlitt.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben ist im Verlage von **M. Breitenstein, Wien,** Währingerstrasse 5 erschienen und ist daselbst sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Staatsromane.

Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus

von

Dr. Friedrich Kleinwächter

Reg.-Rath u. Prof. der Staatswissenschaften in Czernowitz.

Preis 3 Mark.

Hochinteressante Novität!

Soeben erschien im Verlage von **Fr. Richter** in **Leipzig:**

Aus dem Feldzuge 1866.

Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde. Von Prof. D. G. **Fricke**, Leipzig.

Eleg. Ausstattung. Preis geh. 3 Mk., geb. m. G. 4 Mk.

„Ein fesselndes Memoirenwerk von bleibendem Werte! Die scharfen und treffenden Streiflichter, welche diese Briefe auf den Krieg und jene welthistorische Zeit werfen, machen das Werk zu einem in den weitesten Kreisen Interesse erregenden. Die beigefügten Kasualreden voll Gedankentiefe und warmer Beredtsamkeit sind eine Perlenschnur evangelischer Homiletik, die zu dem Edelsten gehört, was in dieser Art geredet und gedruckt worden ist. Man legt das Buch nicht aus der Hand, bis man es ganz gelesen."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages liefert portofrei die Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien in meinem Kommissions-Verlage:

Eduard Mohr,

Eveline

Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Preis 2 Mark.

Georg Barth, Buchhandlung, Kreuznach.

Soeben erschien:

Zeitgemässe Kapitalanlagen.

Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirte

von

Dr. Karl Walcker,

Dozenten der Staatswissensch. an der Univ. Leipzig.

V u. 47 Seiten. Preis ℳ 1.50.

Der bekannte Verfasser wird in W. Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Bei **G. Grimm** in **Budapest** soeben erschienen und in Buchhandlungen vorräthig:

PAUL BOURGET

Lügen. Roman. 3 Mark.

Physiologie der modernen Liebe. 3 Mark.

(Von der Kritik „eines der allerseltsamsten Bücher" genannt.)

Für Autoren!

Eine größere Verlagsbuchhandlung in Leipzig übernimmt Manuscripte behufs Drucklegung u. Kommissionsverlag. Strenge Discretion und günstige Bedingungen, sowie reger u. sachgemäßer Vertrieb werden zugesichert; eine Prüfung der Manuscripte bleibt vorbehalten. Angebote unter **W. 2101** an **Rudolf Mosse, Leipzig** erbeten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

du Prel, Karl, Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geh. ℳ 7.—. In einem geschmackvollen Einband ℳ 8.—.

Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—. In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Dóczi, Ludwig, Maria Szécchy. Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Ludwig Dóczi.** 8°. 200 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erscheint:

Geschichte des neueren Occultismus.

Geheimwissenschaftliche Systeme

von Agrippa von Nettesheym bis Carl du Prel

von

Carl Kiesewetter.

In gr. 8° 52 Bgn. mit vielen Illustrationen eleg. brosch. M. 16.—.

Magnetismus, Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritismus; — Diese Worte sind heute in aller Munde. Es kann sich kein Gebildeter mehr den Fragen entziehen: Was wurde in Sachen des Occultismus gelehrt? Welches empirische Thatsachenmaterial liegt vor? Diese Fragen finden ihre ausführliche Beantwortung in obigem interessanten Werk.

Verlag von **Wilhelm Friedrich,** K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Karl von Hase's Gesammelte Werke.

24 Halbbände zu je ℳ 5.—.

Erschienen: Kirchengeschichte 1—4. Geschichte Jesu 1. Polemik 1/2. Jugenderinnerungen. **Unter der Presse:** Geschichte Jesu 2. Annalen meines Lebens. Reden an die Jünglinge der freien deutschen Hochschulen.

Verlag von **Georg Weiss** in **Heidelberg.**

Die

Positive Philosophie

von

August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**

übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**

2 Bände. 17 ℳ.

Zeitschrift gesucht.

Ein junger Verlagsbuchhändler sucht eine gut eingeführte, entwicklungsfähige belletristische oder literarische Zeitschrift oder Romanzeitung zu kaufen. Offerten mit allen nöthigen Angaben unter **„Zeitschrift"** an die **„Gegenwart", Berlin W.,** Culmstr. 7.

Belletristische Neuigkeiten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Wahre Liebe.

Roman von

A. von der Elbe.

2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Die Reise nach dem Nordkap.

Novelle von

G. Hermstein.

Preis geheftet ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

Auf Irrwegen der Liebe.

Drei Novellen

(Madelon — Eva — Angela)

von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Siebenkäs

von

Jean Paul.

Bearbeitet von einem Enkel des Dichters.

2 Bände. Preis geh. M. 4.50; fein geb. M. 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt:

Feldmarschall Moltke. — Zur Schulfrage. Von einem Beamten der höheren Verwaltung. — **Literatur und Kunst**: Carlyle und Jean Paul. Von Hermann Conrad. — Zola's „Geld". Von Z. — Die Frau im Bebel'schen Sozialismus. Von M. v. H. — **Feuilleton**: Liebe und Brod. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt**: Die internationale Kunstausstellung. III. Die Italiener und Spanier. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Feldmarschall Moltke.

Noch ist die großartige, den hohen Verdiensten des Entschlafenen würdige, ihn zum letzten Mal zu ehren, veranstaltete Todtenfeier in Aller Erinnerung, noch sinnt man im Volke in Schrift und Bild darauf, den schicksalreichen Lebensgang des dahin geschiedenen Helden in seinen einzelnen Zügen und in seinem Zusammenhang von Neuem zur Darstellung zu bringen und denselben der Nation vor Augen zu führen. Nächst dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms I. und seines gleich unvergeßlichen Sohnes Kaiser Friedrich, der in klarer, durch das nicht immer sonnige Geschick seines Lebensweges geläuterter Erkenntniß der Forderungen einer neuen Zeit, bestimmt schien, deren Durchführung in maßvollem und erleuchtetem Vorgehen anzubahnen, hat der Heimgang keines der Helden jener großen hinter uns liegenden Epoche, weder Prinz Friedrich Carl's, noch Roon's, Werder's, Manteuffel's u. A. die Herzen des Volkes derart bewegt, wie derjenige Moltke's. Nicht kann es unsere Aufgabe sein, den so häufig und im Besonderen noch bei seinem vor wenig Monaten gefeierten 90jährigen Geburtstag geschilderten äußeren Lebensgang Hellmuth von Moltke's, sowie seine Thaten und Leistungen als Stratege hier nochmals vor Augen zu führen; dieselben sind weltbekannt und gehören der Geschichte für alle Zeiten an. Allein wir versuchen aus dem dem deutschen Volke so theuer gewordenen Bild des Entschlafenen noch einzelne charakteristische und fesselnde Züge hervorzuheben, welche uns dieses Bild besonders lieb und werth zu machen und unauslöschlich einzuprägen geeignet sind, und uns noch einmal in den Anblick desselben zu versenken.

Wie kam es, daß General von Moltke trotz seines schweigsamen, stillen, äußerem Hervortreten völlig abgeneigten Wesens, welches nie durch Wort, Geberde oder Blick, wenn er sich öffentlich zeigen mußte, um die Gunst der Menge warb, doch den Herzen des Volkes so nahe trat? Es war nicht der Glanz der wuchtigen, ihr Ziel nie verfehlenden Schläge, mit denen er Deutschlands Feinde zu Paaren trieb, nicht der Entwurf neuer, weitblickender Combinationen auf den Gebieten der Kriegskunst, sei es die umfassende Verwerthung des Eisenbahnnetzes für Kriegszwecke oder die Einführung neuer Waffen, neuer Reglements oder die Anlage neuer Befestigungen oder militärischer Verkehrslinien, welche, so sehr seine unerreichten Leistungen auf diesen Gebieten auch mit höchster Achtung und Bewunderung für ihn erfüllten, den General den Herzen des Volkes nahe brachte, sondern die kleinen Züge aus dem Leben desselben, welche in ihrer Mannigfaltigkeit ein Mosaik bildeten, aus welchem das Bild nicht nur eines großen Feldherrn und Staatsmannes, sondern auch eines edlen und liebenswürdigen Menschen lebendig hervortrat.

Als ein hervorragender unter diesen Zügen erscheint das gemüthvolle, durch die Pflege der schönen Künste verschönerte Familienleben des Entschlafenen, das innige Verhältniß zu seiner zu früh dahingeschiedenen Gattin, an deren Stelle nahe Verwandte des Feldmarschalls traten, um diesen für ihn unersetzlichen Verlust ihm weniger fühlbar zu machen. Wenn der ernste und geniale Lenker so gewaltiger Kriege, wie sie von Moltke an der Spitze des Generalstabes geplant und siegreich zu Ende geführt hatte, beim Anblick eines Andenkens an seine ihm zu früh entrissene Lebensgefährtin, wie berichtet wird, in Thränen ausbrach, so ist dies ein Zeichen seines menschlich und tief fühlenden Herzens, welches dem Entschlafenen zur Ehre gereicht. Die Freude an den Reizen des Landlebens, die Pflege seines ländlichen Heims in Kreisau in der ihm lieb und zur zweiten Heimath gewordenen Provinz Schlesien charakterisirt ihn ebenfalls nach der rein menschlichen Seite hin und documentirt seinen hohen Sinn für Naturschönheit und häusliches Glück. Mit Männern der Wissenschaft, Gelehrten und Künstlern stand Moltke unausgesetzt in regem freundschaftlichen Verkehr, und sein Briefwechsel dürfte, wenn derselbe dereinst zur Veröffentlichung gelangt, ein hohes Interesse bieten und einen noch tieferen Einblick in sein innerstes Wesen gestatten. Auch die Gabe des feinen Humors war dem Manne des Krieges nicht versagt, und wir möchten hier noch einer wenig bekannt gewordenen Aeußerung desselben erwähnen, welche in einer Antwort des Feldmarschalls auf ein Glückwunschschreiben des General von Stiehle in Veranlassung der Gefangennahme Napoleon's und der französischen Armee bei Sedan hervortrat, in welchem Schreiben General von Stiehle den Leiter des deutschen Generalstabes mit den Worten beglückwünscht hatte, „es existire mit der Gefangennahme einer Armee von 175,000 Mann und ihres Feldherrn ein Unicum in der Kriegsgeschichte". Als zwei Monate darauf Metz, vor welcher Festung General von Stiehle unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl die Operationen leitete, sich mit der ebenso starken dort eingeschlossenen französischen Rheinarmee und Marschall Bazaine ergab, schrieb General von Moltke an den Chef des Generalstabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl: „Ew. Excellenz spreche ich zu dem ungemein großen Erfolg meine herzlichsten Glückwünsche aus, es existirt mit demselben »ein zweites Unicum in der Kriegsgeschichte«" ꝛc.

Aus den erst in den letzten Decennien dem großem Publikum bekannter und zugänglich gewordenen, nicht specifisch militärischen Schriften Moltke's, seinen Schilderungen aus der Türkei, dem fernen Orient, Italien, England, Frankreich und

Digitized by Google

Rußland trat ferner der, auch die nicht rein militärischen, sondern zugleich die politischen und culturellen Verhältnisse dieser Länder umfassende geniale Blick Molte's glänzend hervor und gestaltet dieselben auch schon ihres überall klassischen Stils halber zu einer sowohl für die Beurtheilung dieser Länder wie für diejenige des eminenten Verfassers derselben höchst geeigneten anregenden und belehrenden Lectüre. Das Wort le style est l'homme gelangte in den Schriften des Feldmarschalls zu seiner vollsten Vertretung und Geltung. Nichts ist in denselben überflüssig, unschön oder von nicht durchsichtiger Klarheit. Sie entbehren ferner keineswegs einer sehr eleganten und fesselnden Darstellung, und verhältnißmäßig ernste und trockene Dinge werden von ihm in anregendster Weise geschildert.

Ein anderer Zug in Moltke's Wesen war sein Sinn für das Festhalten treuer Freundschaft und für ihm lieb gewordene Erinnerungen und Beziehungen. Dasselbe geht sowohl aus seinen Besuchen in seiner ersten Heimath Parchim, wie aus dem ungeachtet seines Eintritts in die höchsten Stellungen pietätvoll weiter gepflegten Verkehr mit alten Freunden und Bekannten deutlich hervor. Das tiefe Gemüth des gewaltigen Strategen ermangelte selbst nicht der Freude an den Verhältnissen harmloser Kindheit; seine Besuche in der Pflege derselben gewidmeten Anstalten und die Gründung solcher, legten ein redendes Zeugniß dafür ab. Sein tiefer, besonders auch aus jenem an seinem achtzigsten Geburtstage geschriebenen Briefe hervorgehender Sinn für Religion und Pflichttreue, documentirt sich in den Worten desselben: „Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Verharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebniß kaum in die äußere Erscheinung tritt, wird den Werth eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangirung von Hoch und Niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen!" Diese Selbstlosigkeit seiner eminenten Thätigkeit und seines Strebens war es besonders auch, welche ihm nicht nur die höchste Anerkennung seines Monarchen — und Kaiser Wilhelm I. hat wiederholt auf dieselbe öffentlich in ehrender Erwähnung hingewiesen —, sondern auch die Herzen seiner Gefährten im Dienst des Vaterlandes und seiner Untergebenen gewann. Der bekannte verstorbene Geograph v. Sydow, lange Zeit unter Moltke's Befehl Oberst und Abtheilungschef der geographisch-statistischen Abtheilung des großen Generalstabes, äußerte einst dem Schreiber dieser Zeilen über seinen von ihm hochverehrten Chef: „Der General hat, was in so hoher Stellung wohl nie vorkommt, keinen Feind und keinen Gegner; er ist in der That einzig in seiner Art."

Die Anspruchslosigkeit und Bedürfnißlosigkeit Moltke's für seine eigene Person waren mustergültige, und er betonte es wiederholt, daß dem preußischen Offizier eine einfache Lebensführung gezieme. Die schlichteste Ausstattung seines Wohnraums, einige Karten und Bücher genügten für denselben. Diesen Ausspruch bekräftigte der General mit der That, und wenn man seine Arbeitszimmer, besonders dasjenige, welches er in dem früheren Generalstabsgebäude in der Behrenstraße inne hatte, betrat, so erinnerte Nichts an den Prunk, den man im Gemach eines Feldmarschalls hätte voraussetzen können. Der General erhob sich von seinem Sitz am einfachen Schreibtisch, kam jedem Besucher entgegen, erwiderte dessen Verbeugung höflich, und man sah, daß aus den scharf geschnittenen, an den Kopf einer antiken Statue erinnernden Zügen ein ruhiges, durchdringendes, aber ungemein wohlwollend blickendes Auge hervorleuchtete, und in der That versuchte er jedem ihm vorgetragenen Wunsche, soweit es die dienstlichen Interessen gestatteten, gerecht zu werden. Man fühlte, daß er einem Jeden aufrichtiges Wohlwollen entgegenbringe.

Der Grundfactor seiner in vielen Beziehungen unerreicht dastehenden Leistungen bildete nebst seiner eminenten Begabung seine gewaltige nie rastende Arbeitskraft. Es war, als wenn er nur ruhe, Nahrung zu sich nehme, und sich zeitweise eine kurze Erholung gönne, um nur desto intensiver arbeiten zu können. Wenn das Genie in der unausgesetzten Fähigkeit, Ausdauer und Lust zu schwieriger Geistesarbeit besteht, so hat Moltke es im höchsten Maße besessen. Seine gewaltigen Leistungen auf militärischem Gebiet waren daher keine gigantischen, dem persönlichen Ehrgeiz entsprungenen und in ihren Consequenzen nicht genau durchdachten Improvisationen, wie beispielsweise der Feldzugsentwurf Napoleons I. gegen Rußland, sondern das Product der sorgfältigsten, weit vorausblickendsten, umfassendsten Thätigkeit auf Grund klarster Erwägungen und Entschlüsse, aus diesem Grunde ist auch, eine in der Kriegsgeschichte ohne Beispiel dastehende Erscheinung, keine einzige seiner kriegerischen Unternehmungen (bei Nisib war er nur Rathgeber wider Willen) gescheitert. Kein Feldherr der alten und neuen Zeit kann sich dessen rühmen, und mit mehr Recht wie Carnot könnte man Moltke „den Organisator des Sieges" nennen.

Mit höchster Kühnheit der Entwürfe, wir erinnern an den gewagten Einmarsch des preußischen Heeres in räumlich weit von einander getrennten Heeressäulen im Feldzuge von 1866 in Böhmen, paarte von Moltke die äußerste Vorsicht in ihrer Erwägung und bezeichnete als Richtschnur für dieselben das Wort „man müsse möglichst wenig dem Zufall überlassen".

Derart gelang es ihm, den Erfolg an alle von ihm geleiteten Kriegsunternehmungen zu fesseln, und in der Vorbereitung der Armee und des Landes für den Krieg, soweit dieselbe oder deren Anregung in das Ressort des Chefs des Generalstabes fiel, auf diesem Gebiete bisher Unerreichtes zu schaffen. Seine Wissenschaft von der Kriegskunst fußte auf dem Studium der alten und neuen Feldherren, sowie auf demjenigen der alten und neuen Kriegsgeschichte, gab es doch Zeiten, wo sich der Marschall, wie 1868, lebhaft für die Itinerarien Alexanders des Großen in Persien und Indien interessirte; allein er vereinigte die Quintessenz aller Kriegswissenschaften in sich und wußte dieselben den in vielen Richtungen völlig veränderten Verhältnissen der Neuzeit in unerreicht zweckmäßiger Weise anzupassen. Er war der Erste auf dem alten Continent, welcher den Werth der Benutzung des Eisenbahnnetzes für Kriegszwecke in seinem vollen Umfange erkannte, diese Benutzung dementsprechend organisirte und im gegebenen Falle derart zur Anwendung brachte, daß es Deutschland im Jahre 1870 möglich wurde, trotz der concentrirteren geographischen Gestaltung Frankreichs, den Krieg in Feindesland zu tragen. Was auf Moltke's Initiative und unter seiner Begutachtung für die Vorbereitung der Mobilmachung, die Neubewaffnung des Heeres, die neuen Dienstordnungen, die Verwendung des Telegraphen, Telephons, des Luftballons und anderer Erfindungen der Neuzeit geschehen ist, ist zum Theil bekannt, und andererseits würde uns die Erörterung desselben zur Ueberschreitung des Rahmens, dessen Innehaltung wir uns vorgezeichnet hatten, führen. Wir begnügen uns daher mit dieser kurzen Hindeutung auf seine Leistungen auf diesen Gebieten, auf denen er nicht an früher Vorhandenes anknüpft, sondern völlig neue selbständige Schöpfungen in's Leben rief.

Wenn Moltke derartig universell alle für die Kriegführung wichtigen Gebiete mit seiner genialen Thätigkeit umfaßte, und wenn wir die wichtigsten Grundsätze der Kriegskunst der größten Feldherren aller Zeiten in der seinigen repräsentirt finden, so strebte der Marschall dennoch nicht danach, es einem dieser Feldherren etwa als seinem besonderen Vorbilde gleich zu thun, wenn es aber einen gab, dem Moltke als dem ihm sympathischsten seiner ganzen Eigenart nach nacheiferte, so war es Washington, mit dessen Charakter- und Feldherrneigenschaften diejenigen Moltke's die größte Aehnlichkeit aufweisen; und ähnlich dem großen Virginier dürfte auch Moltke als „der Erste im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste in den Herzen seiner Landsleute" neben Kaiser Wilhelm I. für alle Zeiten, „soweit die deutsche Zunge klingt", fortleben.

Zur Schulfrage.

Von einem Beamten der höheren Verwaltung.

In der Bewegung, welche schließlich die kürzlich stattgehabten Verhandlungen der von dem Herrn Cultusminister behuf Reform der höheren Schulen berufenen Conferenz ver-

Digitized by Google

anlaßt und herbeigeführt hat, und die allerdings hauptsächlich gegen die Vorrechte des humanistischen Gymnasiums gerichtet war, ist aus Lehrerkreisen, besonders freilich seitens der Kämpfer gegen jede Einschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen wiederholt mit Schärfe hervorgehoben, daß die ganze Schulfrage vor Allem durch die verwerfliche Einmischung von Nichtschulmännern, der „unberufenen Dilettanten" aufgeregt und in Verwirrung gebracht worden sei. Wo liegt aber hier in Wirklichkeit der Dilettantismus?

Die Ansichten über den Zweck und die Ziele des Unterrichts in den höheren Schulen würden immer danach verschieden sein, je nachdem man sich auf den Standpunkt des Gelehrten oder auf den Standpunkt eines zu praktischer Wirksamkeit im Leben bestimmten Berufes stellt. Als Jurist und Verwaltungsbeamter habe ich in langen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ich zur Ausbildung für meinen Beruf und in meiner praktischen Thätigkeit, z. B. des Griechischen hätte entbehren können. Als meine Söhne aber später das Griechische zu lernen hatten, waren mir ungeachtet des großen für die Erlernung dieser alten Sprache nothwendig gewesenen Zeitaufwandes die auf der Schule erworbenen und, wie ich sagen darf, nicht unbedeutenden Kenntnisse fast vollständig verloren gegangen, meinen amtlichen Collegen war es mit kaum zu zählenden Ausnahmen ebenso ergangen und wenn mir dann der Altphilologe sagt, daß das Studium des Griechischen, auch falls ich dessen nicht bewußt sei und obgleich es mir auch z. B. die Zeit zum Studium der Deutschen Sprache und Literatur der Vorzeit beschränkt habe, für meine allgemeine und folglich auch für meine Fachbildung höchst förderlich und nothwendig gewesen sei, so muß ich allerdings dafür halten, daß ich *selbst* besser im Stande sein muß, dies zu beurtheilen und daß der Altphilologe gewiß nicht in der Lage ist, hierüber ein Urtheil abzugeben. Er wird vielleicht sagen, daß ich nicht habe versäumen dürfen und sollen, meine Kenntnisse im Griechischen zu erhalten und darauf kann ich wieder nur entgegen, daß es mir dazu an Zeit gefehlt und auch mein Fach besondere wissenschaftliche Studien erfordert habe, von denen allerdings der Altphilologe nichts wissen kann.

Will etwa ein Fabrikant eine Fabrik erbauen, so wird der zum Bau berufene Baumeister genaue Angaben darüber fordern, welche Räume für die Fabrik nothwendig sind, wie groß dieselben sein, wie sie zu einander liegen müssen ꝛc. Denn dies Alles kann *er* nicht wissen, sondern kann nur der mit der Fabrikation vertraute Bauherr angeben. Ergeben sich dann hinsichtlich der Ausführung *technische* Bedenken, so wird der Fabrikant sein Bauprogramm entsprechend ändern müssen, niemals aber wird der Baumeister dem Fabrikanten im Uebrigen vorschreiben wollen, wie die Fabrik einzurichten sei, denn hierfür ist nur letzterer der Sachverständige. Sind die Verhältnisse bei der Schule nicht ähnliche? Was für den praktischen Beruf des Juristen, Verwaltungsbeamten, des Technikers und Mediziners ꝛc. an allgemeiner Vorbildung erforderlich und nützlich ist, kann wohl der erfahrene Jurist ꝛc. beurtheilen, im Allgemeinen aber nicht der Schulmann und am wenigsten der Altphilologe, dem, wenn er eine recht gelehrte Wagnernatur ist, die außerhalb seines Studierzimmers und der Schulstube liegende Welt nur zu oft durch altklassischen Nebel verhüllt ist. Es kann daher hinsichtlich der praktischen Berufe in Betreff der Frage, *was* in der Schule gelehrt werden soll und welche Endziele dabei dem Unterrichte zu stellen sind, das Urtheil erfahrener Männer dieser Berufe nicht entbehrt werden, denn dies ist in Wirklichkeit keine Frage der Pädagogik. In *welcher Weise* dann die Gegenstände des Unterrichtes zu lehren sind, ob es z. B. nothwendig ist, behufs der Erlernung der alten Sprachen und Verständnisses der alten Schriftsteller zunächst die für den Knaben nach ihrem Inhalte so völlig interesselosen Schriften des Cornelius Nepos ꝛc. zu lesen, das ist eine *schultechnische* und pädagogische Frage; hierüber zu *bestimmen*, wird jeder Jurist ꝛc. den Schulmännern überlassen und ebenso das *Gutachten* dieser hinsichtlich der *Gegenstände* und des *Endzieles* des Unterrichtes nicht zurückweisen. In ersterer Beziehung werden aber die Schulmänner sich gewöhnen müssen, sich dem Urtheile der „Dilettanten" unterzuordnen und erst auf diesem Wege wird eine den Bedürfnissen wirklich entsprechende Reform der höheren Schulen erreicht werden.

Unter den Männern, welche zu den neulich stattgehabten Conferenzverhandlungen berufen waren, befand sich anerkannt von vorn herein eine Majorität, von der angenommen werden konnte, daß sie möglichst für die Erhaltung der humanistischen Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung und bevorzugten Stellung eintreten würde, insbesondere war dies auch von fast sämmtlichen Universitätsprofessoren, Privatgelehrten und Geistlichen zu erwarten und wenn von diesen abgesehen wird, so befanden sich darunter nur wenige Männer praktischer Lebensberufe. So konnte wohl voraus verkündet werden, daß man sich in Betreff der Frage, wie weit bei den humanistischen Anstalten den Forderungen der modernen Zeit werde Rechnung getragen werden, vor überspannten Erwartungen zu hüten haben werde. Die Majorität der Conferenz würde auch nur wenige Zugeständnisse gemacht haben, wenn nicht das Eingreifen des Kaisers erfolgt wäre.

Nach der Auffassung der Herren Jäger ꝛc., war auch der kaiserliche Redner unter die „Dilettanten" zu verweisen, aber hier mußten diese Herren doch ihre Selbstherrlichkeit beschränken und wenigstens anerkennen, daß die Rede aus dem Munde eines an erster Stelle „berufenen" Dilettanten komme. So haben sie sich gebeugt und ihre Beschlüsse — oft gewiß sehr in Widerspruch mit ihren innersten Anschauungen und Wünschen — den Anforderungen des kaiserlichen Programms angepaßt, aber auch mit Genugthuung die Gelegenheit ergriffen, dem Realgymnasium den Todesstoß zu versetzen, wozu sie sonst wohl kaum den Muth gehabt hätten.

Man kann nun vollkommen damit einverstanden sein, daß die Realgymnasien beseitigt werden, denn für die Schüler, welche auf diesen Anstalten insbesondere gründliche Ausbildung in den neueren Sprachen und den sonstigen Realien suchen, kann die weitere Ausbildung im Lateinischen nur geringen Werth haben, die Einrichtung der Realgymnasien hatte aber hauptsächlich den Zweck, den Schülern noch einen späteren Uebergang auf das humanistische Gymnasium zu ermöglichen und dies würde, wie seit der Conferenz schon vielfach besprochen, mit Aufhebung der Realgymnasien für die Zukunft wieder unmöglich gemacht werden. Freilich ist seitens der Majorität der Conferenz für die Schüler der künftigen lateinlosen Schulen eine ergänzende Prüfung in den alten Sprachen behufs Erlangung der Berechtigungen der Abiturienten der humanistischen Gymnasien in Aussicht genommen, aber kein Altphilologe wird wohl der Ansicht sein, daß es, Ausnahmen ungewöhnlicher Veranlagung für Erlernung fremder Spachen abgerechnet, einem Schüler der lateinlosen Schulen möglich sein werde, nebenher oder in kurzer Zeit hinterher noch eine hinreichende Bildung in den alten Sprachen zu erlangen und ohne Zweifel würde z. B. bei späteren Anstellungen dem Abiturienten des humanistischen Gymnasiums immer ein Vorzug vor dem Abiturienten einer lateinlosen Anstalt, wenn er auch jene Ergänzungsprüfung bestanden hat, gegeben werden. Andererseits ist ein gemeinsamer Unterbau für beide Arten der höheren Schulen auf Grund einer *neueren* Sprache vorgeschlagen und als ausführbar bezeichnet und habe ich keinen Grund dies als unausführbar anzusehen, möchten dann auch vielleicht für den Unterricht in den alten Sprachen noch einige Stunden verloren gehen. So mag dann auch die Hoffnung festgehalten werden, daß bei definitiver Entscheidung über die Schulfrage noch eine Anordnung erfolge, welche dem so sehr dringenden Bedürfnisse eines gemeinsamen Unterbaues der künftigen humanistischen und lateinlosen Schulen Rechnung trägt.

Um aber ein nach beiden Seiten, nicht allein den Schulmännern, sondern auch den doch wohl noch in höherem Grad bei der Sache betheiligten Familien, welche den Anstalten die Schüler zuführen, dauernde Befriedigung gewährendes Ergebniß der Reform zu sichern, wird meines Erachtens dahin gestrebt werden müssen, daß die ganze Frage noch einer weiteren Conferenz zur Begutachtung vorgelegt werde, zu welcher

Digitized by Google

eine größere Zahl von Männern aus den verschiedenen Berufen und Lebenskreisen, für welche die höheren Schulen die Vorbildung geben sollen, zugezogen werden. So ist es seiner Zeit in Elsaß-Lothringen, so ist es auch in Baden geschehen und ein solches Verfahren wird bei der großen Wichtigkeit der Sache zuverlässig auch Allerhöchsten Orts auf kein Bedenken stoßen, wenn es nur von zuständiger Seite vorgeschlagen wird.

Aber werden die Männer des praktischen Lebens nicht die ideale Richtung der humanistischen Anstalten und unseres höheren Schulwesens in Gefahr bringen? — ich glaube diese Frage verneinen zu können. Hat das Ideale nicht zum Theil darin bestanden, daß man grundsätzlich bemüht war, die Unterrichtsgegenstände, welche für das spätere Leben nützlich sein können, fern zu halten und können die Anhänger des Studiums der alten Sprachen und Literatur in dem bisherigen Umfang wirklich behaupten, daß die ideale Geistesrichtung nothwendiger Weise verloren gehe oder auch nur gefährdet werde, wenn die Jugend künftig nicht mehr in solchem Maße wie bisher der Gefahr ausgesetzt werde, die heidnischen Anschauungen und frivolen Lebensauffassungen der Alten, welche schon manches jugendliche Herz vergiftet haben, einzusaugen und wenn sie dagegen die auf christlicher Lebensanschauung und deutschem Ernst beruhenden Schriften unserer deutschen Klassiker gründlicher kennen lerne? Die Zeit, in welcher die Völker der Neuzeit durch die Wiedererschließung der hohen Cultur der Alten zu neuem geistigen Leben angeregt wurden und es, um die Werke der Alten kennen zu lernen und zu verstehen, zunächst nothwendig war, die Sprachen derselben gründlich zu studiren, liegt weit hinter uns und die Werke der neuen Culturperiode stehen der großen Menge der Gebildeten näher als jene der Alten, sie sollen uns auch näher stehen, damit wir auf ihnen weiter bauen und den Gelehrten, sowie den Wenigen, welche neben praktischer Thätigkeit noch im Stande sind, sich gelehrten Studien zu widmen, mag es überlassen bleiben, eine Verbindung mit den Quellen des Alterthums im weiteren Leben zu unterhalten. Für das praktische Leben hat die Fortsetzung des Studiums der alten Sprachen kaum noch einen Werth.

Zuletzt möchten wir noch die Frage berühren, wie durch Controle die Ausführung der zu erwartenden Reform zu sichern sein wird und können dabei den Zweifel nicht zurückhalten, daß hierzu, wie der betreffende Referent unter Zustimmung der Majorität in der Conferenz geäußert hat, die vorhandenen Aufsichtsorgane genügen. In Bezug auf die bisherigen Anordnungen wegen Beschränkung der häuslichen Arbeiten, wegen Beförderung der körperlichen Ausbildung der Jugend u. dgl. ist wenigstens ihre Einwirkung vielfach offenbar nur eine geringe gewesen und erklärt sich dies leicht daraus, daß nicht allein viele Directoren und Lehrer, sondern auch viele Schulräthe solchen Anordnungen wenig sympathisch gegenüber standen.

Als zuerst die Klagen über zu große Belastung der Schüler der höheren Lehranstalten mit häuslichen Arbeiten dringend wurden, erließ der Herr Cultusminister im Jahre 1875 eine Anordnung an sämmtliche Provinzialschulbehörden, worin unter Anderem ausgesprochen ist, daß für schriftliche Hausarbeiten der Schüler der didaktisch nothwendige Grundsatz gelte, daß nur solche aufgegeben werden dürfen, die von dem aufgebenden Lehrer, selbstverständlich außerhalb der Lectionszeit, corrigirt werden. Hausarbeiten als Strafen seien nur in den Fällen aufzugeben, wo die Natur des zu bestrafenden Fehlers es veranlasse, aber nicht als das bequemste Strafmittel anzuwenden. Die Directoren wurden für die Einhaltung dieser Grundsätze verantwortlich gemacht und die Eltern ersucht, wenn die Forrungen der Schule das zuträgliche Maß der häuslichen Arbeitszeit zu überschreiten scheinen, hiervon dem Director oder dem Ordinarius Mittheilung zu machen. Sie sollten dabei überzeugt sein, daß eine solche Mittheilung dem betreffenden Schüler in keiner Weise zum Nachtheil gereichen, sondern nur zu eingehender und unbefangener Untersuchung der Sache führen werde. Damals war an einer Schule das Aufgeben sogenannter schriftlicher Präparationen, die nicht einmal in der Klasse selbst und von den Schülern corrigirt, sondern vom Lehrer nur dahin, ob sie gemacht seien, controlirt wurden, auch war ein beliebtes Strafmittel, nicht gewußte Aufgaben nach den betreffenden Lehrbüchern mehrfach abschreiben zu lassen, sogar z. B. für orthographische Fehler wurden solche Schreibstrafen gegeben und wurde nach jenem Erlaß zunächst mit diesem Verfahren ruhig weiter gearbeitet. Es mag solcher Unfug nach und nach abgestellt, es mag auch dergleichen nur an einzelnen Anstalten vorgekommen sein, aber später ist sogar auf Directorenconferenzen noch über die schriftlichen Präparationen verhandelt und noch heute werden sie aufgegeben. Man wird sagen, daß die Eltern es hätten anzeigen sollen, aber jeder Vater weiß, daß, wenn ein Lehrer nicht gewissenhaft ist — und es gibt auch unter den Lehrern solche Persönlichkeiten — keine Möglichkeit vorhanden ist, einen Schüler gegen Unrechtfertigkeiten des Lehrers zu schützen. Er braucht nur den Schüler nicht mehr zu fragen und im Unterricht zu übergehen, um demnächst mit Grund dahin urtheilen zu können, daß der Schüler zurückgeblieben und nicht zur Versetzung reif sei.

In anderer Weise wurden und werden noch heute jene Anordnungen wegen Verhütung der Ueberbürdung dadurch illusorisch gemacht, daß den Schülern sogenannte Privatarbeiten aufgegeben werden und von ihnen in ausgedehntem Maße Privatlectüre verlangt wird, während diese Beschäftigung bei Berechnung der häuslichen Arbeit außer Betracht bleibt.

Die Directoren sind häufig durch die Schreibereien in Directorialgeschäften und durch eigenen Unterricht so weit in Anspruch genommen, daß schon ihnen der volle Ueberblick über den Betrieb der Schule fehlt, die zeitweisen Revisionen durch die Provinzialschulräthe können aber eine genügende Controle um so weniger gewährleisten, da wenigstens bei den humanistischen Gymnasien ein großer Theil der Lehrer den Reformen, besonders der Einschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen abgeneigt bleiben wird. In Baden ist durch einen großherzoglichen Erlaß vom Mai 1886 für die höheren Schulen ein Beirath eingeführt, welcher aus zwei bis vier Angehörigen des Orts, wo die betreffende Schule sich befindet, wovon wenigstens Einer der Gemeindevertretung angehören muß, dem Director der Anstalt, einem von der Lehrerconferenz vorgeschlagenen Lehrer und einem Arzt des Orts gebildet wird. Zu den Gegenständen, welche dieser Beirath zu begutachten hat, gehören namentlich alle organisatorischen Fragen über Umfang der betreffenden Anstalt und Aenderungen in den Einrichtungen derselben, Maßnahmen für die Gesundheit der Schüler und Berathungen über die Art und Weise der Handhabung der Disciplin. Beschlüsse der Lehrerconferenz, welche die Ausweisung von Schülern betreffen, bedürfen der Zustimmung dieses Beiraths, welcher überhaupt dazu dienen soll, zwischen dem Publikum und den Schulen eine engere Verbindung herzustellen und regere Wechselwirkung zu ermöglichen, sowie andererseits für die gesundheitlichen Verhältnisse zu sorgen.

Ein solcher Beirath wird offenbar in sicherster Weise dahin wirken können, daß nicht allein Ueberlastungen der Schüler nicht weiter vorkommen und Reformen, wie die jetzt in Aussicht stehenden, zur Durchführung gelangen und wenn in der Lehrerschaft die Meinung hervortreten sollte, daß eine derartige Mitwirkung und Controle von Nichtschulmännern eine der Stellung der Schulen und Lehrer unangemessene sei, so möge ihr zur Beruhigung dienen, daß die unabhängigen Richter durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen einer viel weiter gehenden Controle unterstellt sind, ohne daß ihre Unabhängigkeit und Würde darunter leidet. So würde durch eine solche Einrichtung auch das Ansehen und die Wirksamkeit der Lehrer nur gehoben und die im Publikum nur zu oft bestehende Mißstimmung in Betreff der Schulpflege beseitigt werden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Carlyle und Jean Paul.

Von Hermann Conrad.

Daß Jean Paul auf einen Ausländer eine Anziehungskraft ausüben sollte, die er unter seinen Landsleuten gegenwärtig bereits ganz eingebüßt zu haben scheint, ist an und für sich wunderbar. Nicht wunderbar dagegen ist, daß er sie auf einen Menschen von der Naturanlage und dem Werth Carlyle's ausübte, der ihm in so vielen Beziehungen verwandt war. Die Lebensschicksale, die innere Entwickelung beider Männer weisen merkwürdige Aehnlichkeiten auf. Ganz allein und ohne eine andere Stütze als die Kraft ihres eigenen Geistes und Gemüths, die Zähigkeit ihres eigenen Körpers treten sie einer feindseligen Wirklichkeit entgegen und besiegen sie nach langem, hartem, ehrenvollem Kampf. Die Bildungsmittel, welche ihre Zeit ihnen zu bieten hat, verwerfen sie als ungenügend; Carlyle hat in Edinburg ebenso wenig Nutzen aus dem Kollegienbesuch gezogen wie Jean Paul in Leipzig; Beide fühlen sich in gleicher Weise abgestoßen von jedem Fach- und Brotstudium und streben nach Universalität des Wissens, die sie Beide in gleich hohem Maß erreichen. Beide, nachdem sie aus der Idylle ihres Jugendlebens hinausgetreten sind, bringen der Welt, die ihnen etwas ganz Neues, Fremdes ist, denselben Unabhängigkeitssinn, denselben titanischen Trotz entgegen. Sie werden von diesem Fremden nur das sich assimiliren, was sie nach unbefangener, strenger Kritik als besitzenswerth erkennen; nicht Hunger und alle Entbehrungen können ihr starres Freiheitsgefühl zwingen, sich vor irgend einer Forderung jener Welt zu beugen, die sie nicht als berechtigt anerkennen. Mit großer Ausführlichkeit und offenbarer Freude verweilt Carlyle auf jener Leipziger Kleidergeschichte, jenem Kampf Jean Paul's gegen die Mode seiner Zeit, als einem prächtigen Zeugniß seines unbändigen Mannesstolzes. Jenes gewaltige Wort Jean Paul's: „Nicht das Geschick, sondern ich bin zu tadeln für mein Leiden" — ein Satz aus dem „Andachtsbuch", das er sich als Student zu seiner Stärkung selbst zusammengestellt hat — könnte als Motto für den „Sartor Resartus" dienen: ein langsamer, qualvoller Tod ist das Schlimmste, was dem Menschen auf seiner irdischen Laufbahn begegnen kann — wovor also sollte er bangen? — Das ist Carlyle's Trost. — Das Schicksal kann diese Männer zerbrechen, überwinden nicht; es wird von ihnen überwunden und gewährt ihnen schließlich, was es ihnen nicht verweigern kann: hohe Ehre bei Mit- und Nachwelt, den Ruhm, zu den Besten gehört zu haben, die die Tiefen und Höhen unseres Erdenlebens durchmessen.

Es ist gewiß kein bloßer Zufall, sondern in der gleichen Richtung ihrer Naturen begründet, daß sie in der Zeit der Zweifel, der Glaubensverlassenheit Beide nach dem Stoiker Epiktet greifen, der sie zeitweise stärkt und aufrichtet, aber ihnen für die Dauer nicht genügen kann, da er sich keine Mühe gibt, das Welträthsel zu lösen. Nur das Christenthum, das schließlich in seinem Kern und Wesen erkannte, ist im Stande, ihnen Frieden und Glück zu gewähren. Die Dogmen und Gebräuche der verschiedenen christlichen Bekenntnisse schienen Beiden diesem Kern gegenüber ganz nebensächlich: „Sind alle Moscheen, Episkopalkirchen, Pagoden, Filialkirchen, Stiftshütten und Pantheen etwas Anderes, als der Heidenvorhof zum unsichtbaren Tempel und zu dessen Allerheiligstem?" Diesen Ausspruch Jean Paul's citirt Carlyle nicht bloß als charakteristisch für Jenen, sondern offenbar als neuen Grund, warum er den Mann liebt und verehrt. Er vergißt nicht hinzuzusetzen, daß Jean Paul bei aller Unabhängigkeit von Dogmen „im höchsten Sinn des Wortes religiös" ist.

Die „materielle Welt ist Jean Paul in ihrem Leben, ihrem Grunde, ihrem Wesen Geist". Die Natur ist ihm eine Offenbarung Gottes. Er liebt nicht bloß das Malerische in ihr, ihre stille Größe, ihre feierliche Erhabenheit; er liebt sie in ihren Einzelheiten wie in ihrem Ganzen; das unscheinbare Wiesenblümchen, wie der unermeßliche Sternenhimmel — Alles hat seinen Zauber, seine geheimnißvolle Bedeutung für ihn. Er ist glücklich und ruhig in ihr wie ein Kind, das von fremden Menschen in das Haus der Mutter zurückkehrt. In diesem grenzenlosen Tempel verehrt er das große Urbild des Friedens, dem die Erde mit ihrer Fülle angehört. Sie ist das Abbild der Erhabenheit und Schönheit ihres Schöpfers — ein Theil der Gottheit. Und wie die Natur, so ist ihm auch die Geschichte die Offenbarung des unendlichen Geistes, in der wir Menschen lesen können, was seine Hand deutlich an uns geschrieben hat. Gott ist ein Postulat der Natur, die göttliche Vorsehung ein Postulat der Geschichte. Ebenso unerschütterlich ist sein Glauben an die Unsterblichkeit, die er im „Campanerthal" freilich begreiflich machen, beweisen will; während Carlyle von uns den einfachen Glauben verlangt an Etwas, das wir erklären und verstehen nicht können.

Alle diese Ueberzeugungen Jean Paul's sind die Ueberzeugungen Carlyle's — womit keineswegs gesagt sein soll, daß er sie von ihm entnahm und ohne ihn nicht hätte haben können. Diese Ueberzeugungen wuchsen ebenso selbständig aus Beider Gemüth heraus, wie die tiefe Pietät, mit der sie das Andenken ihrer treuen Eltern ehren. „O Gott, ich danke Dir für meinen Vater!" ruft Jean Paul. „Kein Mensch hat bessere Eltern haben können als ich," sagt Carlyle in der Lebensbeschreibung, die er dem einfachen Landmann, seinem Vater, in den „Reminiscences" widmet. Unleugbare Beeinflussung durch Jean Paul zeigt sich im „Sartor Resartus". Der Stil dieses Romans, der sich auffallend von dem der gleichzeitigen Schriften Carlyle's unterscheidet, ist, wenn auch andere Schriftsteller, z. B. E. T. A. Hoffmann und der jugendliche Schiller, gewisse Ingredienzien hinzugegeben haben mögen, im Großen Jean Paul nachgebildet; der Professor Teufelsdröckh ist in seinem Denken, Reden und Thun zu Zeiten ein Schoppe, zu anderen ein Leibgeber. Und die Anregung zu seiner merkwürdigen Kleiderphilosophie scheint, wie Flügel mit Recht vermuthet, eine Stelle aus Jean Paul's Andachtsbuch gegeben zu haben, die Carlyle selbst citirt: „Niemand würde dich im Bettlerkleid achten: was ist eine Achtung, die dem Wollenstoff, nicht dir gezollt wird?"

Es läßt sich erwarten, daß die Seelenverwandtschaft, welche Carlyle mit unserem großen Humoristen zeigt, ihn befähigen wird, neben dem Menschen auch den Schriftsteller und Dichter zu erkennen und darzustellen. Zu drei verschiedenen Malen hat Carlyle die Feder ergriffen, um seine Landsleute immer wieder auf das Studium Jean Paul's hinzuweisen*), und, wie er beim dritten Mal berichtet, hat sein Wirken Erfolg gehabt. Wenn wir das vor einem halben Jahrhundert gefällte Urtheil eines Mannes lesen, der gegen jede Art von falschem Empfinden und schiefem Denken gefeit, ein furchtbarer Feind der Sentimentalität und Unklarheit ist — so müssen wir uns wohl ein wenig schämen, daß wir einen Dichter, dem von solcher Geistesgröße eine so hohe Werthschätzung zu Theil wird, fast gänzlich in Vergessenheit haben sinken lassen. Denn das wird Jeder zugeben müssen, daß ein verständigeres, richtigeres Urtheil über Jean Paul, wie das folgende, nie gefällt worden ist.

Nach Carlyle gehören diejenigen, welche über Jean Paul einfach absprechen, zu jenen oberflächlichen Menschen, die eine Dichtung der bloßen Unterhaltung wegen zur Hand nehmen, und die meinen, daß innere Vortrefflichkeit nicht vorhanden

*) Der erste Artikel über „Jean Paul Friedrich Richter" erschien 1827 in der „Edinburgh Review" Nr. 91 (es war zugleich die erste Arbeit für dieses Blatt) und war angeregt durch die, wie Carlyle sie nennt, „Nicht-Biographie" des Dichters von Heinrich Döring (Gotha, Hennings). — Der zweite wurde verfaßt als Einleitung zu der vierbändigen Uebersetzung deutscher novellistischer Erzeugnisse, die in Edinburg erschien (ebenfalls 1827) unter dem Titel: German Romance: Specimens of its chief Authors; with Biographical and Critical Notices. Von Jean Paul sind hier übersetzt „Quintus Fixlein" und „Des Feldpredigers Schmelzle's Reise nach Flätz." — Der dritte behandelte das Otto'sche Buch „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" (3 Bde. Breslau 1826, 27, 28) und wurde veröffentlicht 1830 in der „Foreign Review" Nr. 9.

Digitized by Google

sein könne hinter einer äußeren Form, die weder Eleganz, noch Durchsichtigkeit zeigt. Andere gestehen ihm ungeheure natürliche Gaben zu, finden aber, daß er weder künstlerische Bildung noch die erforderliche Selbstbeherrschung in der Verwendung jener besitzt. Er ist ihnen voll von ungeheuerlicher Affektation, der hohe Priester des schlechten Geschmacks; ein unsinniger Visionär, ewig in luftigen Träumen schwebend, in denen er unsere feste Erde aus den Augen verliert; ein geistiger Polyphem — ein monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum; ein Schriftsteller, der keine Ahnung hat, daß es eine Kunst des Schreibens gibt.

Und allerdings sind die ersten Eindrücke einer Lektüre Jean Paul's auf jeden Leser ungünstig. Hier sind durchdringende Gedankenblitze, merkwürdige Wahrheiten in ebenso merkwürdige Form gekleidet; dort groteske und oft wirklich komische Schilderungen; daneben pathetische, großartige, weithin tönende Stellen; dann wieder Ergüsse des Witzes, des Wissens und der Phantasie, die schwer unter irgend eine Rubrik der poetischen Formbegriffe gebracht werden könnten — alles Elemente eines herrlichen Geistes, aber wild durch einander gewürfelt zu einem wahren Ideal des Wirrwarrs. Der Stil, der Bau des Buches scheinen gleich unbegreiflich. Die Erzählung wird immerfort unterbrochen, um ein „Extrablatt" einzuschieben, irgend eine tolle Abschweifung auf irgend einen beliebigen Gegenstand, nur nicht den, von dem die Rede ist; die Sprache stöhnt unter unbeschreiblichen Metaphern und Anspielungen auf alle Dinge im Himmel und auf Erden; sie fließt dahin nicht wie ein Strom, sondern wie ein die Ufer überfluthender wirbelnder, tosender Wogenschwall, der uns den eigentlichen Lauf des Stromes nicht mehr erkennen läßt. Wir fühlen uns bedrückt von einem aus Staunen, Benommenheit und Unruhe gemischten Gefühl; und Richter steht vor uns in wolkenhafter Verschwommenheit, eine Riesenmasse von Geist, aber ohne Form, Schönheit und erkennbaren Zweck. Der Leser befindet sich gleichsam in einem mächtigen Irrgarten, in dem er vergebens dem Verfasser nachkeucht, bis er schließlich, verhöhnt und müde, unwillig stehen bleibt oder vielleicht für immer sich entfernt.

Indessen stehen wir eben noch unter dem ersten Eindruck. Treten wir näher heran, so werden die Dinge klarer. In dem eigenen Ideenkreis des Mannes ist Consequenz; je weiter wir darin eindringen, legt die Verwirrung sich mehr und mehr in Ordnung auseinander, bis zuletzt — von ihrem eigenen Centrum aus betrachtet — „seine geistige Welt, nicht mehr eine Reihe entstellter, unzusammenhängender Wolkenlandschaften, einen bestimmten Umfang gewinnt und zu einer ungeheuren, großartigen, mannigfaltigen, von wunderbaren Erzeugnissen angefüllten Scenerie wird, die rauh und unregelmäßig sein mag, aber zugleich prächtig geschmückt, wohlthuend, erhaben ist — blühend im reichsten Grün und Laubwerk, glänzend im hellsten, freundlichsten Sonnenschein."

Jean Paul hat niemals den Gedanken gehabt, daß seine oder irgend welche Dichtungen die Ergötzung des Lesers zum Endziel haben könnten. Die Verkörperungen, die er seinen Gedanken und Empfindungen gibt — wunderbar, bunt und schwankend wie sie sein mögen — können uns seinen wahren Charakter, in dem er uns überall entgegentritt, doch nicht verbergen, den Charakter eines Philosophen und Dichters von sittlicher Tendenz, dessen Studium die menschliche Natur gewesen ist, der alles Schöne, Zarte, geheimnißvoll Erhabene in dem Schicksal oder der Geschichte der Menschen mit Entzücken und heiligen Eifer aufdeckt. Und daß er in diesem seinem Bestreben Visionär sein sollte, verhimmelnder Optimist, ist unrichtig: „Er sieht die feste Erde mit allen ihren Gestalten und Verhältnissen klarer als Tausende von jenen Kritikern, welche nur zu wahrscheinlich nichts weiter sehen können."

Diejenige poetische Eigenschaft, in welcher er in der Weltliteratur unübertroffen dasteht, „gleichsam das Centralfeuer, das sein ganzes Wesen durchdringt und belebt," ist der Humor. Auch diese Eigenschaft, wie alle anderen in ihm, kennt keine Schranken: sein Humor ist oft ausschweifend, titanisch den Pelion auf den Ossa thürmend und mit Planeten spielend wie mit Kindertand, mitunter unwahr und selbst abgeschmackt. Aber im Ganzen ist es doch der echte Humor: der ebenso stark dem Herzen als dem Kopfe entspringt; dessen Wesen nicht Verachtung, sondern Liebe ist; der nicht in Lachen ausgeht, sondern in stilles Lächeln, das viel tiefer liegt. Jean Paul's Humor „ist thatsächlich die Blüthe, der Duft, der reinste Ausfluß einer tiefen, schönen und liebevollen Natur, einer Natur, welche in Harmonie mit sich selbst und ausgesöhnt mit der Welt und ihrer Beschränkung, ihren Widersprüchen ist, ja, die in diesen Widersprüchen selbst neue Elemente der Schönheit wie der Vortrefflichkeit entdeckt." In Jean Paul's Lächeln liegt ein rührendes Pathos verborgen, ein Mitgefühl zu tief für Thränen. Er ist ein Gefühlsmensch im edelsten Sinne des Wortes; als Lebendige liebt er mit dem Herzen eines Bruders. Jede freundliche, edle Regung erweckt in seiner Brust einen Widerhall. Selbst Abneigung ist bei ihm nicht Haß; er verachtet Vielerlei, aber mit Recht und daneben mit Duldsamkeit, mit Milde, ja, mit einer Art von Liebe. Liebe ist die Luft, in der er athmet, das Medium, durch welches er sieht. Sein Geist gibt Leben und Schönheit Allem, das er umfaßt. Die unbelebte Natur selbst ist nicht länger ein gefühlloses Nebeneinander von Farben und Gerüchen, sondern eine geheimnißvolle Persönlichkeit (a myterious presence), mit der er in unaussprechlicher Sympathie verkehrt. Man könnte ihn mit Herder „einen Priester der Natur, einen milden Bramahnen nennen", der in würzigen Hainen, unter einem gütigen Himmel dahinwandelt. Die unendliche Nacht mit ihrer feierlichen Majestät, der Tag und das leise Nahen des Abends und des Morgens sind voll tiefer Bedeutung für ihn. Er liebt die grüne Erde mit ihren Strömen und Wäldern, ihre blumigen Triften und den ewigen Himmelsdom; liebt sie mit einer Art von Leidenschaft, in all' ihren Wechseln von Licht und Schatten; sein Geist schwelgt in ihrer Erhabenheit und Schönheit; verbreitet sich wie ein Lufthauch über Wald und Feld, über Lichtung und Schlucht, Düfte stehlend und gebend.

Seine Charakterzeichnung ist vollkommen überall, wo sein Humor zur Geltung kommen kann, d. h. wo es darauf ankommt, das Kleine, Bescheidene in den menschlichen Verhältnissen, das in der allgemeinen Schätzung meist auf Nichtbeachtung, wenn nicht Verachtung stößt, in seiner Bedeutung, seinem wahren Werthe zu zeigen. In der Behandlung wirklicher Helden ist er weniger glücklich, und in einigen Fällen hat er, wie Carlyle mit Recht meint, offenkundige Mißerfolge zu verzeichnen. Sie wachsen in seinen Händen über das natürliche Maß hinaus zu Uebertreibungen; ihre Art zu fühlen wird zu stark, zu thränenreich, ihre Hochherzigkeit zu übermüthig, zu unvermittelt, zu einseitig; bei allem ihrem Glanze, ihrer Kraft gleichen sie zu sehr jenen rücksichtslosen, hitzigen, vulkanischen Naturen, welche man Romanhelden zu nennen pflegt; sie nennen sich Menschen und thun ihr Aeußerstes, um ihre Behauptung zu beweisen, aber sie können uns nicht bewegen, es zu glauben. Ebensowenig kann der Verlauf der Handlung in jenen ernsten Dichtungen hinsichtlich seiner Naturwahrheit uns befriedigen.

Schließlich vergleicht Carlyle die Schriften Jean Paul's mit einer tropischen Wildniß, voll unendlicher Abwechselung, mit den schönsten Blumen und den erquickendsten Quellen, jetzt uns hoch überwölbend mit schattigem Dunkel, jetzt sich öffnend zu weiten köstlichen Fernblicken. Während wir hindurch wandern, erfreuen wir uns an ihrer wilden Großartigkeit, und schrittweise geht unsere halb verächtliche Verwunderung über ihren Schöpfer in Verehrung und Liebe über. Lange ist uns seine wahre Gestalt verborgen geblieben; endlich zertheilt sich der dichte Nebel, der sie umgab, und vor uns steht er in seinen leiblichen, festgeprägten Zügen: ein kolossaler Geist, ein hoher, origineller Denker, ein echter Dichter, ein hochherziger, treuer, liebenswürdiger Mensch.

Dieses Urtheil, das bei voller Anerkennung der abschreckenden Fehler der Form doch in das eigentliche Wesen der Dichtungen eindringt, den gesunden, herrlichen Kern aus der knorrigen Schale bloßlegt, darf wohl als ein klassisches gelten. Nur in einem Punkt hat Carlyle meiner Ansicht nach zu mild geurtheilt; er spricht Jean Paul von jeder Affektation frei. —

Digitized by Google

Es steht indessen doch über allem Zweifel fest, daß er an unzähligen Stellen den Witz, der sich nicht gutwillig ergeben will, an den Haaren herbeizieht, d. h. witzlose Abgeschmacktheiten sagt; daß er in tausend und abertausend Fällen mit verletzender Gleichgültigkeit Bilder und Metaphern wählt, die den Gegenstand, der poetisch durchleuchtet werden soll, nicht nur vollkommen verdunkeln, sondern den Leser mit derbem Schlag aus dem Gebiet der Poesie hinaus- und in das philologische Haarspalterei hineinstoßen, wenn er anders die Absicht hat, den Sinn der dunklen Orakelrede zu erforschen; daß ihm kein Vergleich zu weit hergeholt, zu schlecht, zu unsinnig ist, wenn er ihm Gelegenheit gibt, irgend eine Minimalität seines encyklopädischen Wissens an den Mann zu bringen; daß er diese Wissensbrocken oft genug, ohne auch nur einen vermeintlichen poetischen Zweck, mitten in die Dichtung hineinwirft und sich nicht im Geringsten darum bekümmert, wie sie dem Genuß suchenden Leser bekommen mögen. Diese Erscheinungen, die mitunter den Eindruck beabsichtigter ästhetischer Rohheiten machen, mögen allerdings nicht einer thörichten Eitelkeit des Dichters ihr Dasein verdanken; er mag sie für eine berechtigte Zuthat, eine schmackhafte Würze seiner Schriften gehalten haben. So müssen auch die Dichter des Elisabethischen Zeitalters, selbst ein Shakespeare, die euphuistischen Formalien für poetisch wirkungsvoll gehalten haben. Nichtsdestoweniger wird man ein derartig falsch gerichtetes Streben, das mit den Zwecken der Poesie in keinem Zusammenhang steht, als Affektation bezeichnen müssen. Und Jean Paul's formale Manirirtheit ist weiter nichts als ein geistig, wissenschaftlich, stellenweise auch gemüthlich vertiefter Euphuismus.

Dieser Euphuismus tritt nun bei Jean Paul nicht vereinzelt auf; er durchsetzt seine ganzen Dichtungen und tödtet immerfort die poetische Wirkung, die nun doch eben nicht durch den Gehalt allein erreicht werden kann. Der encyklopädische Euphuismus ist eine Krankheit seiner poetischen Organismen, sagen wir, eine Hautkrankheit, die Geist und Seele gesund läßt, aber dem Körper die klassische Schönheit nimmt. Wenn Carlyle ihn einen klassischen Dichter nennt, so kann das höchstens in weiterem Sinne gelten; ein Klassiker im engeren Sinn kann Jean Paul wegen seiner ungeheuerlichen Form nicht sein.

Bei alledem bleibt Alles wahr, was Carlyle über den hohen Werth der Jean Paul'schen Dichtungen sagt, und daß derjenige, den das Gestrüpp der Form davon abhält, nach dem Zauberschloß des Gehaltes vorzudringen, das kostbare Kleinod, das dieses birgt, für sein Leben verliert.

Zola's „Geld."

Die „Naturgeschichte einer Familie unterm zweiten Kaiserreich" hat siebzehn Bände hinter sich, und ihr stets wachsendes Lesepublikum folgt dem Erzähler noch immer mit solchem Interesse, daß die Auflageziffer längst die Million um mehrere Hunderttausend überschritten hat. Diese siebzehn Romane enthalten wenigstens vier Meisterwerke der französischen Literatur: L'Assommoir, Germinal, L'Oeuvre, La Bête humaine. Der eben erschienene 18. Band wird ihnen nicht beigezählt werden und nur in zweiter oder dritter Linie stehen. „L'Argent" ist der längst angekündigte Finanzroman. Da sich Zola streng an sein Thema gehalten hat, mußte er scheitern, denn das Geschäftsleben ist ein dürrer, poetisch undankbarer Stoff. Auch Gustav Freytag erkannte dies rechtzeitig, und darum schildert „Soll und Haben" nicht nur den Handel, sondern auch die Landwirthschaft, schiebt Kaufleute, Adelige und — Polen in den Vordergrund und spielt ebenso oft auf herrschaftlichen Gütern und in der Insurrectionsromantik, als im Comptoir und Lager der stark provinzialen Firma T. O. Schröder & Co. Aehnlich verhält es sich mit Dickens' großangelegtem, aber zuletzt verpfuschten Cityromane: „Dombey und Sohn", der mehr eine Familienkatastrophe mit verlogener Versöhnung ist. Zola hat mit der ihm eigenen Energie und Halsstarrigkeit sich nur auf das Geschäftsleben beschränkt und so viel wie möglich alle rein menschlichen Beziehungen zurückgedrängt. In diesem Buche steht kein Wort von Liebe, kann man mit dem Neuen Tannhäuser sagen.

Zola bleibt seiner Welt- und Kunstanschauung getreu, welche die Dinge vermenschlicht und die Menschen verthiert. Der eigentliche Held der Geschichte ist das sachliche, unpersönliche Geld. Es ist das Symbol des Spiels, des Reichthums, des müheloſen Gewinns, der Genußsucht, „das metallene Räderwerk des menschlichen Getriebes," einen schönen Ausdruck Jean Paul's zu gebrauchen. Hunderttausende erhebt es oder stürzt es in's Elend, und man opfert ihm Ehre, Familie, Liebe, das Leben selbst. Es ist ein Dämon. „Il faut tuer, tuer l'argent!" ruft der schwindsüchtige Schüler von Marx, der collectivistische Schwärmer Sigismund Busch aus, als gelte es ein lebendiges Wesen umzubringen, und eine andere Person des Romans vertritt ohne Zweifel die vermittelnde Meinung des Verfassers mit den Worten: „Das Geld ist der Misthaufen, auf welchem die kommende Humanität gedeiht ... Ohne die Spekulation gäbe es keine große, lebendige und fruchtbare Schöpfungen, ebenso wenig als Kinder ohne die Wollust. Diese Ausschweifung der Leidenschaft ist nöthig, all' dies auf niedrige Weise verschwendete und verlorene Leben, um dieses Leben fortzusetzen ... Alles Gute kommt von dem Gelde, das alles Böse thut."

Zola hat es sich sauer genug werden lassen, diese ihm vor Kurzem noch fremde Welt der Börse und der Banken kennen zu lernen. Man merkt auch überall die Mühe, den Schweiß. Mit dem Eifer des Erlerners von gestern kramt der Lehrer von heute seine Weisheit selbstgefällig vor uns aus als gelte es keinen Roman, sondern ein Lehrbuch für Gründer und Börsenspieler. Er setzt beim Leser eine ebenso große Unwissenheit als Lernbegier voraus. Dieser wüste Haufen unzusammenhängender Beobachtungen und Notizen, mit mühseliger Pedanterie zusammengetragen, sind in bekannter Manier zu Gestalten und Scenen verdichtet. Da haben wir den rücksichtlosen Speculanten und an seiner Seite den warnenden getreuen Eckard in Gestalt seiner Geliebten. Dann den idealen Erfinder, der eines Tages ganz erstaunt ist, trotz all seiner guten Absichten in's Zuchthaus zu kommen. Speculanten im Großen und Kleinen, raffinirte und naive Spieler und die Börsenspielerin der großen Gesellschaft, die sich an den „wissenden" Bankier verkauft. Neben dem Haussier aus Temperament der Baissier aus Neigung, neben dem kühnen Fixer der bescheidene Jobber, der sich mit einem täglichen Gewinn von 20 Francs begnügt. Und hinter ihnen her die ganze Meute der Wechselagenten und Coulissiers, der Remisiers und Agioteure, der Börsenjournalisten und Uebersetzer, der Goldschmelzer und Käufer zweifelhafter Forderungen, Wucherer und Erpresser, die Hyänen der Börse. Sie alle überragt der König der Milliarde, ein jüdischer König, fleißig, schlicht, leberleidend, sein Glas Vichy und Milch trinkend, ein guter Familienvater, Descartes' Mensch ohne Affecte. Der Kampf zwischen ihm und dem Schwindler ist ein Duell auf Leben und Tod, dessen endlicher Ausgang nicht zweifelhaft bleibt. Dann der traurige Zug der Opfer, der Düpirten. Ein Seidenhändler, der dreißig Jahre in harter Arbeit verdient, was ihm der Krach mit einem Mal verschlingt, ein geiziger kleiner Rentier, von der Börsentarantel gestochen, geht gleichfalls zu Grunde. Ein Dritter erschießt sich im Angesicht von Weib und Kind, ein Vierter wird zum Verschwender und Dieb ꝛc. Es ist ein fast undurchdringliches Gewimmel von Figuren, voll Leben und Farbe, aber schwer zu unterscheiden, wenn auch Zola Dickens' bekanntes Rezept befolgt und einem Jeden als Kennzeichen ein auffallendes Merkmal mit auf den Weg gibt, eine Lächerlichkeit, einen Tic, eine körperliche Eigenheit, woran jedesmal wieder erinnert wird. Das Sammtauge und eine physische Unfläthigkeit des Einen, der kleine Aristokratenkopf des Andern, das weiße Haar einer Dritten — vergeblich, trotz aller Leitmotive wird der Wirrwarr in diesem ewigen Hin und Her nur größer, die Gestalten verschwimmen, das Interesse zersplittert sich und die Langeweile wächst.

Es wäre auch besser, der Roman hinge mit keinem früheren

Digitized by Google

der Serie zusammen, und Saccard wäre ein bisher ganz unbekannter Sprosse der würdigen Familie Rougon-Macquart. Indem Zola ihn mit dem schuftischen Helden von „La Curée" identificirt, kommt etwas Gezwungenes und Schiefes in die ganze Figur. Denn der Mann in „L'Argent" hat in seinem Wesen mit dem Helden von „Halali" nichts gemein als die Geldgier. Der schurkische Ministersbruder Aristide Rougon, genannt Saccard, ist wohl die Spekulationen des Bankdirectors, aber nicht den Schwung und die Gutmüthigkeit dieses „Königs der Wohlthätigkeit" fähig, so sehr sich auch Zola bemüht, die Aehnlichkeit hineinzuretouchiren. Er läßt Saccard's verweichlichten Sohn Maxime ein Langes und Breites über seinen Vater philosophiren, aber er überzeugt uns nicht, daß dieser und jener Saccard wirklich eine und dieselbe Person sei. „Er ist nicht schlechter als Andere, doch seine Kinder, seine Frauen, kurz seine ganze Umgebung kommt für ihn erst nach dem Gelde... Er ist wirklich der Poet der Million, so sehr macht das Geld ihn verrückt und schurkenhaft, und zwar Schurke im Großen." Das ist Alles eine rein äußerliche Geschichtklitterung. Denn der echte, alte Saccard hätte ohne Zweifel in seiner Lebenskomödie zweitem Theile ganz anders gehandelt. Statt sich den bedenklichen Chancen einer Gründung zu überlassen, würde er gewiß mit dem Gelde der Prinzessin so lange für die Armen gesorgt haben, bis auch für ihn ausgiebig gesorgt gewesen wäre. Die großartigen Stiftungen hätten sich zu seinem beliebten Fischen im Trüben wohl viel besser und bequemer geeignet, als die immerhin gewagte Bankgründung mit ihrer schärferen, vielseitigen Controle und den Strafrechtsparagraphen im Hintergrund. Und wenn Karoline sich dunkel erinnert, daß man ihr schon einmal von Saccard's zweiter Ehe erzählt habe, ohne sich auf den Gewährsmann besinnen zu können, so helfen wir ihrem Gedächtniß gerne nach. „Parbleu, Madame, Sie haben einfach La Curée gelesen."

Meisterlich ist dieses Milieu allerdings geschildert! Die Pariser Börse von innen und außen, von allen vier Seiten und aus der Vogelschau, bei Tag und bei Nacht; das Restaurant der Börsianer (Champeaux); die Eröffnung der neuen Bank; die Verwaltungsrathsitzungen; die Redaction der Börsenzeitung; die Börsenschlacht von Zwölf bis Drei in Hausse und Panik und die Abendbörse auf dem Boulevard vor der Passage de l'Opéra — nur schade, daß diese Bilder alle sich gegenseitig todt machen, wie eine Wand voll bunter Gemälde in einer Ausstellung. Daß sich dabei auch zwei oder drei Sitten- und Unsittenbilder beimischen, die für den deutschen Uebersetzer geradezu unmöglich sind*), versteht sich bei dem niemals prüden Zola von selbst, doch verdient es immerhin Anerkennung, daß „L'Argent" von den Unfläthigkeiten von Nana, Pot-Bouille, La Terre verhältnißmäßig ziemlich verschont blieb. Für sich betrachtet, ist z. B. das folgende Bild aus der hohen Pariser Finanzwelt vortrefflich und von ganz besonderem Interesse, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zu dem Bankier Gundermann kein Anderer Modell saß, als Jakob von Rothschild, der 1868 verstorbene Gründer der Pariser Filiale. Das damals fast patriarchalische Bild des Welthauses in der Rue Laffitte und ihres Chefs soll von größter Naturtreue sein.

„Droben wich Saccard beim Eintritt in's große Wartezimmer unwillkürlich zurück, als er es mit Commissionären und Bittstellern, mit Männern und Frauen, mit dem ganzen Gewimmel einer geräuschvollen Menge angefüllt sah. Unter den Commissionären namentlich war es ein heißer Wettstreit, wer vorgelassen würde, wegen der unwahrscheinlichen Hoffnung, eine Ordre davon zu tragen; denn der große Bankier hatte seine eigenen Agenten. Aber es war schon eine Ehre, eine Empfehlung, wenn man empfangen wurde, und Jeder wollte sich dessen rühmen können. Darum brauchte man auch nie lange zu warten; die zwei Bureaudiener waren fast nur dazu da, den Vorbeimarsch zu ordnen, einen unaufhörlichen Parademarsch, einen förmlichen Galopp durch die auf- und zuklappenden Thüren. Trotz der Menge wurde auch Saccard fast sofort mit der Fluth der Anderen hereingeführt. Das Arbeitszimmer war ein gewaltig großer Raum, von dem Gundermann nur einen kleinen Winkel im Hintergrunde nahe beim letzten Fenster einnahm. Er saß vor einem schlichten Schreibtisch aus Mahagoni und zwar so, daß er dem Licht den Rücken zuwandte und sein Gesicht gänzlich im Schatten war. Schon um fünf Uhr war er auf und bei der Arbeit, während Paris noch schlief; wenn dann gegen neun Uhr die einander stoßenden und drängenden Geldgierigen an ihm vorbeitrabten, war sein Tagewerk bereits vollbracht. Mitten im Arbeitszimmer waren an größeren Pulten zwei seiner Söhne und einer seiner Schwiegersöhne ihm behülflich, die selten sich setzten und inmitten des Hin- und Herwogens einer ganzen Welt von Angestellten fortwährend ab und zu gingen. Hier liefen die Fäden der ganzen Verwaltung des Hauses zusammen. Die ganze Straße ging durch dieses Zimmer und nur zu ihm, dem in seiner bescheidenen Ecke sitzenden Gebieter; Stunden lang fertigte er bis zum Frühstück mit unbeweglichem und düsterem Antlitz die Leute ab, oft mit einem Wink, manchmal mit einem Wort, wenn er sich besonders liebenswürdig zeigen wollte.

Sobald Gundermann Saccard erblickte, wurde sein Gesicht von einem höhnischen Lächeln erhellt: »So, Sie sind es, lieber Freund! Setzen Sie sich doch einen Augenblick, wenn Sie mir etwas zu sagen haben, ich stehe sofort zu ihrer Verfügung.« Dann stellte er sich, als habe er ihn vergessen. Saccard wurde übrigens nicht ungeduldig; ihn interessirte der lange Zug der Commissionäre, die, einander dicht auf den Fersen, mit dem gleichen demüthigen Gruß eintraten, den gleichen Zettel aus ihrem tadellosen Ueberrock herauszogen, ihren Kurszettel, den sie mit der gleichen bittenden und ehrerbietigen Geberde dem Bankier überreichten. So zogen zehn, zogen zwanzig vorüber; jedesmal nahm der Bankier den ihm gereichten Zettel, warf einen Blick darauf und gab ihn zurück. Nichts kam dabei seiner Geduld gleich als sein völliger Gleichmuth unter diesem Hagel von Angeboten.

Bald zeigte sich Massias mit seiner lustigen und doch besorgten Miene eines geprügelten Hundes. Der Empfang war mitunter so schlecht, daß er hätte weinen können. An jenem Tage war wohl seine Demuth zu Ende, denn er erlaubte sich eine unerwartete Zudringlichkeit. »Sehen Sie doch, mein Herr, Crédit Mobilier steht sehr niedrig ... Wie viel darf ich für Sie kaufen?«

Gundermann richtete, ohne die Notirung zu nehmen, seine meergrünen Augen auf diesen so zutraulichen jungen Mann. »Hören Sie 'mal, mein Bester,« erwiderte er rauh, »glauben Sie denn, daß es mir Spaß macht, Sie zu empfangen?«

»Mein Gott! lieber Herr,« versetzte Massias, der blaß geworden, »das macht mir noch weniger Spaß, seit drei Monaten jeden Morgen umsonst zu kommen.«

»Nun, dann kommen Sie nicht wieder!«

Der Commissionär grüßte und zog sich zurück. Saccard fragte sich in der That, welches Interesse Gundermann daran haben könnte, alle diese Leute zu empfangen. Augenscheinlich besaß er eine ganz besondere Fähigkeit, seine Gedanken zu isoliren; er vertiefte sich und überlegte ruhig weiter. Aber abgesehen davon, war wohl eine Berechnung dabei im Spiel, die Absicht, jeden Morgen einen Ueberblick über den Markt zu gewinnen, bei welchem er immerhin einen wenn auch noch so geringfügigen Gewinn herausfand. Sehr knauserig, handelte er einem Makler, der ihn übrigens bestahl, an einer Ordre vom gestrigen Tage 80 Franken herunter. Dann kam ein Raritätenhändler mit einer goldenen Emailbüchse, die angeblich aus dem vorigen Jahrhundert stammte und deren theilweise Unechtheit der Bankier sofort herauswitterte. Hierauf traten zwei Damen ein, eine alte mit einer Nachteulennase, und eine sehr schöne, junge Brünette, die ihn zur Besichtigung einer Kommode im Stil Ludwigs XV. einluden; er schlug die Besichtigung im Hause der Damen rundweg ab. Alsdann kam ein Juwelenhändler mit Rubinen, dann zwei Erfinder, Engländer, Deutsche, Italiener, alle Sprachen, alle Geschlechter. Nichtsdestoweniger ging der Zug der Commissionäre weiter, zwischen die anderen Besuche hinein, ohne Unterbruch, mit der Wiederholung der gleichen Geberde, der mechanischen Vorlegung des Kurszettels. Gleichzeitig kam die Fluth der Angestellten, je näher die Börsenstunde rückte, in größerer Menge durch's Zimmer; sie brachten Telegramme und holten Unterschriften. Der Spektakel stieg auf den Gipfel, als urplötzlich ein fünf- bis sechsjähriger Junge Trompete blasend auf einem Stock in's Zimmer hereinritt; und Schlag auf Schlag kamen noch zwei Kinder — ein Mädchen von drei Jahren und ein anderes von acht — und sie belagerten den Sessel des Großvaters, zupften ihn an den Armen und hingen sich an seinen Hals. Er ließ es kaltblütig geschehen und küßte sie mit jener jüdischen Liebe zur Familie und zu einer zahlreichen Nachkommenschaft, aus der man Kraft schöpft und für die man kämpft.

Plötzlich schien ihm Saccard wieder einzufallen.

»O, bester Freund, Sie entschuldigen mich! Sie sehen, daß ich keinen Augenblick für mich frei habe. Hören Sie, ich will jetzt frühstücken, kommen Sie mit mir hinüber in den Saal nebenan. Vielleicht wird man uns dort in Ruhe lassen.«

Es war der kleine Speisesaal des Hauses, derjenige für das Mittagsmahl, bei dem die Familie nie vollzählig war. An diesem Tage waren nur neunzehn bei Tisch, darunter acht Kinder. Der Bankier nahm die Mitte ein; vor ihm stand nur eine Schale Milch. Einen Augenblick saß er mit geschlossenen Augen und vor Müdigkeit erschöpft da, das Gesicht sehr blaß und verzerrt; denn er war leber- und nierenleidend. Als er hierauf mit zitternden Händen die Schale an die Lippen geführt und einen Schluck getrunken hatte, seufzte er: »Oh, ich bin ganz schachmatt heute!«

»Warum ruhen Sie nicht aus?«

Gundermann wandte ihm erstaunt die Augen zu: »Ich kann ja nicht!« rief er naiv. In der That ließ man ihn nicht einmal in Ruhe seine Milch trinken, denn der Empfang der Commissionäre hatte wieder begonnen. Jetzt trabten sie durch den Speisesaal, während die Familienangehörigen, Männer und Frauen, an dies Gedränge gewöhnt, unter

*) Eine gute Verdeutschung erscheint soeben in Joseph Kürschner's neuer Romanzeitung: „Aus fremden Zungen", Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, wo auch die Buchausgabe herauskommen wird. Eine zweite Ausgabe bereitet G. Grimm in Budapest vor.

Digitized by Google

fröhlichem Lachen dem kalten Fleisch und dem süßen Gebäck kräftig zusprachen, und die Kinder, durch einen Schluck unverdünnten Weines lustig geworden, einen betäubenden Lärm machten.

Saccard, der ihn immer noch anblickte, sah mit Verwunderung, wie Gundermann in so langsamen Schlücken und mit solcher Anstrengung seine Milch hinunterwürgte, daß es schien, als könnte er nie zum Boden der Schale gelangen. Man hatte ihm Milchdiät verordnet, er durfte nicht einmal mehr Fleisch oder Backwerk anrühren. Wozu dann die Milliarde?! Auch die Weiber hatten ihn nie beunruhigt. Vierzig Jahre lang war er seiner Frau auf's Strengste treu geblieben, und jetzt war seine Enthaltsamkeit nothgedrungen, unwiderruflich endgültig. Wozu also um fünf Uhr Morgens aufstehen, dieses gräßliche Handwerk treiben, sich unendlich abmühen, wozu das Leben eines Sträflings führen, ein Leben, welches kein zerlumpter Bettler auf sich genommen hätte — das Gedächtniß mit Zahlen vollgestopft, den Kopf bis zum Bersten mit einer Welt von Sorgen angefüllt? Wozu dieses überflüssige Gold zu so vielem Golde gesellt, wenn man nicht einmal auf der Straße ein Pfund Kirschen kaufen und essen, das erste beste Mädchen in ein Wirthshaus führen darf, wenn man nicht Alles genießen kann, was verkäuflich ist, Trägheit und Freiheit? Saccard fühlte sich von einem gewissen heiligen Schrecken ergriffen, als er diese Gestalt vor sich sah, nicht die des klassischen Geizhalses, der Schätze aufhäuft, sondern des unverbrüchlich pflichttreuen, bedürfnißlosen Arbeiters, der in seinem kränklichen Greisenalter fast zur abstracten Größe geworden war, und der an seinem Thurm von Millionen immerfort hartnäckig weiterbaute mit dem einzigen Wunsch, ihn dereinst den Seinen zu hinterlassen, damit sie ihn noch größer aufbauten, bis er die Welt beherrschte."

Noch mehr Interesse für deutsche Leser hat das folgende symbolische Culturbild von einem Hoffeste während der Weltausstellung von 1867, wo Saccard seine Geliebte, die er für eine Nacht hunderttausend Mark theurer bezahlt als Kaiser Napoleon, an Bismarck vorüberführt.

„Im Hintergrunde des Saales drängte sich die Menge um einen Riesen, angethan mit der Uniform der weißen Kürassiere, strahlend und herrlich. Es war der Graf von Bismarck, dessen hohe Figur auf allen Festen Alles überragte, mit seinem breiten Lachen, die Augen groß, die Nase kräftig, mit einem mächtigen Kiefer, den der Schnurrbart eines barbarischen Eroberers (!) beschattete. Nach Sadowa ließ er Preußen ganz Deutschland verschlucken, die Militärconventionen, lange geleugnet, waren seit Monaten gegen Frankreich abgeschlossen, und der Krieg, der im Mai wegen der Luxemburger Affaire beinah zum Ausbruch gekommen, war nunmehr unausweichlich. Als Saccard wie ein Triumphator mit seiner kaiserlichen Geliebten am Arm, gefolgt von deren Gemahl, durch den Saal schritt, hielt der Graf von Bismarck einen Augenblick im Lachen ein, wie ein zu Scherzen aufgelegter Riese, und sah das Dreiblatt neugierig an ihm vorübergehen."

In diesem Durcheinander von Figuren und Scenen fehlen die Ruhe- und Höhepunkte. Die Herbeischaffung und Verarbeitung des Rohmaterials ist wohl gelungen, aber Zola verarbeitet, verdichtet es nicht. Er gibt uns die Bausteine für den Bau. Es fehlt die Handlung, die Erfindung, die dichterische Arbeit. Gewiß, es ist ganz interessant, wie Saccard das Beispiel des trotz alledem großen Law und etwa der bedeutend kleineren Adele Spitzeder nachahmt und eine katholische Bank gründet, deren Actienkours er auf 3000 treibt, bis er plötzlich von der jüdischen Contremine Gundermann's in die Luft gesprengt wird. Das kann uns aber nicht vierhundert Seiten lang fesseln. Wir wollen Menschen menschlich sehen. Saccard ist ein zu armseliger Wicht, um uns zu erwärmen; ihm mangelt der Humor und die Genialität, und sein naiv ehrlicher Spießgeselle ist zu lange auf Reisen, um uns ans Herz zu wachsen, und die Abwesenden haben immer Unrecht. Wir begreifen ihn höchstens als komische Figur. Noch unglücklicher ist Zola mit den weiblichen Heldinnen. Caroline, die Alles voraussieht und doch Alles geschehen läßt, die sich ohne Liebe Saccard hingibt und ihn eigentlich erst liebt, als sie ihn im Zuchthaus sieht — sie wird immer fröhlicher im Unglück, aber nicht sympathisch oder interessant. Vielleicht hätte die Prinzessin von Orviedo, die ihres Gatten unrechtmäßig erworbene 300 Millionen für wohlthätige Zwecke sinnlos verschleudert, eine tragische Figur ersten Ranges abgegeben, doch sie bleibt zu sehr im Hintergrunde, wie auch die verarmte Gräfin und ihre altjungferliche Tochter, die vor den Augen der Welt in erschütternder Heuchelei noch ihren Rang behaupten wollen und zuletzt in Elend und Schande verkommen. Das Alles ist im Einzelnen sehr lebendig und wahr, aber packt uns nicht. Wir suchen wie Diogenes vergeblich einen Menschen.

Die kulturgeschichtliche Echtheit wird man nicht abstreiten, und doch gibt es auch in dieser Beziehung manchen Vorbehalt. Die Geschichte dieser Banque universelle von 1864 bis 1867 ist gar nichts anderes, als die der verkrachten katholischen Union générale von 1882. Wir glauben aber nicht, daß man in den Sechziger Jahren in Frankreich so viel Geld aufgetrieben hätte, um den Papst zum Herrscher von Jerusalem zu machen, denn damals war der heilige Vater noch kein Märtyrer und seine „Gefangenschaft" beginnt erst mit der Eroberung Roms. Siebzehn Jahre zu früh, Herr Zola! Ein ähnlicher Anachronismus liegt in den antisemitischen Declamationen Saccards. Eduard Drumont, dem jene Ausfälle nachempfunden sind, schrieb seine Bücher erst zwanzig Jahre später.

Ohne die üblichen Uebertreibungen geht es auch diesmal nicht ab. Zola ist ein so verknöcherter Pessimist, daß er in seiner These vom Segen und Fluch des Geldes, den ersteren darzustellen fast gänzlich vergißt. Die Wohlthaten sehen wir einzig im Kinderheim, und auch hier schließt das erfreuliche Bild mit einer Nothzucht und dem Gebete der armen Kinder um die himmlische Belohnung eines Zuchthäuslers. Von Hamelins herrlichen Riesenplänen, die er mit dem Gelde seiner Actionäre ausführen will, den kleinasiatischen Eisenbahnen und Straßen, den Silberminen vom Berge Karmel, der Erschließung des Orients für Frankreich und die Cultur, der Niederwerfung des Judenthums und dem friedlichen Kreuzzug für den Papst als neuem König von Jerusalem, nichts davon wird erfüllt, und Alles endet im furchtbaren Katzenjammer des Börsenkrachs. Dabei ist von einer Sühne der Schuld nirgend die Rede. Zola's Helden haben kein Gewissen und wissen nichts von Reue und Buße. Wie in der „Bête humaine" ein Unschuldiger verurtheilt wird, während der eigentliche Mörder straffrei ausgeht und später zufällig sein Leben einbüßt, so entflieht Saccard hier mit obligkeitlichem Einverständniß aus der Untersuchungshaft nach Belgien, wo er lustig weiter gründen wird. Neben dieser Schwarzseherei spielen noch andere zolaistische Steckenpferde eine große Rolle. Der Symbolismus geheimnißt überall menschliche oder übersinnliche Motive hinein, die Antithesenjagd, bei Victor Hugo ein leeres Spielen mit Worten, wird bei Zola ein nicht minder aufdringliches Verarbeiten von Gegensätzen in den Charakteren, Motiven und Scenen, und seine fixe Idee eines durch keine wissenschaftlichen Thatsachen bestätigten Vererbungsgesetzes, die félure héréditaire, die in allen Rougonbänden bis zum Ueberdrusse citirt wird, kehrt hier in der Nothzuchtmanie von Saccard Vater und Sohn wieder.

Die Composition, sonst Zola's Stärke, ist verfehlt. Auf dem breiten Unterbau, für einen Palast groß und solide genug, erheben sich zahllose kleinere Constructionen, die eine harmonische Gesammtwirkung vereiteln, und das Ganze verläuft im Sande. Die letzten Bogen ermüden uns mit dem Bericht über die Schicksale der zahllosen Nebenpersonen und den sentimentalen Anwandlungen der guten Frau Karoline. Ueberall merkt man, daß Zola diesmal ohne inneren Antheil geschaffen hat. Er erledigt „comme un boeuf de labour" — sein Lieblingsausdruck — das Pensum, womit nun einmal eine Lücke in seiner Familien- und Culturgeschichte nothwendig gestopft werden muß. Manchmal ist er wohl von dem neuen Stoff interessirt, aber niemals gepackt, und dieses Gefühl geht auch auf den Leser über. Es ist ein mühevolles Werk ohne Lust und Liebe, raffinirt ausgeklügelt, mit der Fabrikmarke versehen, „Zuchthausarbeit", wie der Rembrandt-Deutsche sagt, der freilich für Zola's frühere Größe kein Verständniß hat. Z.

Die Frau im Bebel'schen Sozialismus.

Es war vorauszusehen, daß die bedeutenderen Vertreter der sozialdemokratischen Ideen nach Freigebung der darauf bezüglichen Literatur nicht lange auf sich warten lassen würden, um mit Veröffentlichungen hervorzutreten, welche geeignet wären, auch im Lager der Gegner Beachtung zu finden. Das Buch des sozialdemokratischen Abgeordneten Bebel „Die Frau und der Sozialismus"*) hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise

*) Stuttgart, Dietz.

Digitized by Google

schon seit einer Reihe von Jahren auf sich gezogen. Die Vorrede bringt darüber ganz interessante Enthüllungen. Im Lauf der Jahre (die erste Auflage erschien 1879) hat der Verfasser das Bedürfniß empfunden, seiner Polemik in Bezug auf die sozialen Zustände der Gegenwart eine mehr historische Begründung zu geben und sich zu diesem Zweck in ausgedehntem Maße der Werke Bachofens über das Mutterrecht, Friedrich Engel's „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates" sowie Lewis Morgan's „Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery through Barbarism to Civilization" bedient.

Dieser erste Theil des Buches, welcher „die Frau in der Vergangenheit" behandelt, schließt sich ziemlich eng an das im Titel vorgezeichnete Thema an und gewährt in der Zusammenstellung der Ansichten und rechtlichen Verhältnisse der verschiedenen Jahrtausende einen instruktiven Rückblick über die Entwickelung des weiblichen Geschlechts und die Stellung desselben zu den Culturaufgaben der Menschheit. Natürlich verweilt die Darstellung der Tendenz des Verfassers gemäß besonders bei den dunklen Blättern der Geschichte und spürt der Trostlosigkeit des Daseins mit vielem Scharfsinn nach. Das Mutterrecht — jene erst in den letzten Jahrzehnten angebaute Domaine der vergleichenden Rechtswissenschaft, deren Entdecker Bachofen lange Zeit keine volle Anerkennung finden konnte, während jetzt die berühmtesten Rechtslehrer, wie z. B. Josef Kohler, sich der Erforschung dieser von der entferntesten Vergangenheit bis in die Gegenwart reichenden Zustände zugewandt haben — scheint dem Verfasser den Vorzug zu verdienen gegenüber dem Vaterrecht, mit dem nach ihm der Begriff des Privateigenthums zuerst in die Welt trat. Die Sitten und Gebräuche der Zeiten, in denen das Mutterrecht herrschte, Gebräuche, wie man sie nach Professor Kohler's und Anderer Untersuchungen noch jetzt vielfach bei wilden Völkerschaften trifft, besitzen für Bebel, der gleiche geschlechtliche Freiheit für die Frau wie für den Mann anstrebt, wenig Anstößiges, und in der That wäre es bei der neuen Ordnung der Dinge nach seinem Sinne kaum zu umgehen, daß die Verwandtschaftsverhältnisse sich nur auf die Abstammung von der Mutter gründeten, da der Vater in sehr vielen Fällen nicht nachzuweisen sein dürfte. Die Rechtlosigkeit der Frau zu fast allen Zeiten findet in Bebel einen eifrigen Ankläger. Er schildert die Hörigkeit und die Knechtung des weiblichen Geschlechts in den stärksten Farben und hat nur Hohn und Spott für die Formen des feineren geselligen Lebens, in denen sich allenfalls eine Werthschätzung der Frauen ausspricht wie z. B. den Minnedienst des Mittelalters, dessen phantasiemäßige Verstiegenheit auch gar nicht abgeleugnet werden soll. Mit Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Geschichte der Prostitution, welche für ihn hauptsächlich deshalb tadelnswerth ist, weil sie den Männern Freiheiten gestattet, welche den anständigen Frauen verboten sind und einen Theil der Menschheit zu dienstbaren und doch verachteten Werkzeugen eines anderen Theils der Menschheit machen. In allen diesen Auslassungen hält Bebel einen durchaus würdigen Ton inne, hält sich streng an die Sache, vermeidet alle Uebertreibungen, sondern läßt die Thatsachen für sich selber sprechen, so daß der ernste Leser sich der Lectüre dieser unerquicklichen Kapitel ohne störende Nebengedanken in rein wissenschaftlicher Objectivität, wie der Verfasser selbst sie stets anzustreben sucht, hingeben kann. Daß erst mit dem Vaterrecht die Cultur einen höheren Aufschwung nahm, daß ein Volk meistens erst nach Einführung der Einehe den höchsten Gipfel der Macht erstieg, und der Begriff der Familie der höhere ist gegenüber dem Heerdenleben der Urzeit, vermag Bebel nicht einzusehen, da ihm alle Fesseln der Gesetze als dem Naturrecht zuwiderlaufend verhaßt sind.

Je mehr man sich der Gegenwart nähert, um so stärker wird der Schatten in den Schilderungen des Bebel'schen Buches, um so verschwindende: das Licht. In diesem Abschnitt verläßt der Verfasser sehr h..ufig das Gebiet der eigentlichen Discussion, um in Anlehnung z. B. an die Institution der Ehe Streifzüge auf verwandte Gebiete zu machen, wobei er natürlich zu den traurigsten Ergebnissen kommt. Immer mehr spitzt sich die Kritik zu einem Angriff gegen den Kapitalismus zu. Was die geistige und rechtliche Befreiung der Frau von unwürdigen Banden anbetrifft, so muß Bebel gestehen, daß es damit in der letzten Zeit besser geworden ist. Natürlich steht er auf dem Boden der vollständigen Frauenemancipation. In diesem Punkte berührt er sich theilweise mit den Bestrebungen eines Theils der „Bourgeois"-Kreise, welche das Ziel der Freigebung aller männlichen Berufe für das weibliche Geschlecht anstreben. Bebel geht natürlich weiter; auch die Ehe, von der er das schwärzeste Bild entwirft, scheint ihm eine Schranke, welche niedergeworfen werden muß, und er erwartet von der gänzlichen Fesselosigkeit des Weibes die besten Resultate für sein geistiges und materielles Wohl. Es scheint ihm mit den Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, die in ihrer Abstractheit nichts Genaues sagen, aber Alles verheißen, nicht vereinbar, daß einem Theil des Menschengeschlechts eine andere Rolle zugewiesen werden soll als dem anderen. Auf eine tiefer gehende Untersuchung dieser Differenzirung, welche ihm unbequem werden könnte, läßt Bebel sich nicht ein. Was für Gründe er vorbringt, die Gleichstellung der Geschlechter zu bewirken, hat man viel besser schon von den zahlreichen, zum Theil sehr gelehrten Vorkämpfern der Frauenemancipation gehört und kann man täglich in den dieser Bewegung angehörigen Journalen lesen. Während aber die Bourgeoisvertreter dieser Richtung hauptsächlich den unverheiratheten Theil der weiblichen Bevölkerung in's Auge gefaßt haben, will Bebel die Wohlthat der allgemeinen Arbeit auch auf die verheiratheten Frauen ausdehnen, deren natürlicher Beruf zwar als eine wichtige Function des sozialen Körpers angesehen wird und demgemäß soviel Erleichterungen erfahren soll, wie sie der raffinirteste Luxus nur ausdenken kann, der aber durch die Pflege und Erziehung der (vaterlosen) Nachkommenschaft in öffentlichen Anstalten so sehr beschränkt wird, daß allerdings noch Zeit genug zu anderweitiger Arbeit für das Gesammtwohl übrig bleibt.

Bebel ist der naiven Ansicht, daß bei der vollständigen Gleichberechtigung der Geschlechter die Monogamie, auch ohne gesetzliches Gebot, die allgemein als verbindlich anerkannte Form des Zusammenlebens sein würde, übersieht dabei aber vollständig die durch die physiologische Verschiedenheit bedingte psychologische Verschiedenheit der Geschlechter. Wer wie er für alle Menschen die volle Freiheit des Naturtriebes gelten lassen will, muß consequenter Weise die Panmixie als die beste Form der Befriedigung desselben anerkennen, und es ist nur ein Festhalten an ererbten Sitten und Vorurtheilen, wenn er meint, daß die auf der Höhe der Bildung stehende Zukunftsmenschheit die Form der Monogamie beibehalten werde, selbst wenn alle Schranken der Sitte und des Gesetzes gefallen seien. In der That ist eine Einehe mit stetem Wechsel der Frau, wie sie z. B. im heutigen Mohammedanismus gebräuchlich ist, wo der Mann seiner Frau jederzeit den Scheidebrief geben kann, gar keine Monogamie mehr, sondern eine verkappte Form der Polygamie. Zu ähnlichen Zuständen würden wir auch in der sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung kommen, nur mit dem Unterschied, daß sich neben der successiven Polygamie nach Belieben auch die gleichzeitige Polygamie und die Polyandrie breit machen würde, je nach der individuellen Verschiedenheit der Einzelnen, bis eine allgemeine Panmixie das Ende vom Liede wäre. Wer die Ehe allein als Selbstzweck auffaßt, die metaphysische Seite der Geschlechtsliebe verkennt, den Begriff der Familie nebst dem damit innig verbundenen des Privateigenthums verwirft, das über die Befriedigung des Augenblicks hinausweisende ethische Moment, worin allein die Heiligung des Geschlechtstriebes liegt, gar nicht zu deuten weiß, dem ist es nur als eine Inconsequenz anzurechnen, wenn er die Institution der Ehe überhaupt noch beibehält, wenn auch nur als freien, jederzeit ohne Kündigungsfrist lösbaren Vertrag.

Eine ebenso naive Verkennung der Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts, zu dessen Vorkämpfer sich Bebel überall aufwirft, ist es, wenn er meint, mit der Lockerung des Ehebandes den Wünschen der Frauen entgegen zu kommen. Die Frauen haben ein deutliches Gefühl davon, daß sie ihrer Natur nach

Digitized by Google

darauf angewiesen sind, die Einehe trotz ihrer unleugbaren Schattenseiten unter allen Umständen zu begünstigen und wissen es ganz genau, daß sie in dem Zeitalter der freien Liebe eine sehr traurige Rolle spielen würden. Die Reize der Gattin verwelken sehr bald, die Stellung als Hausfrau und Mutter gewinnt aber von Jahr zu Jahr an Ansehen und Achtung, und die Liebe zu der gemeinsam erzeugten zukünftigen Generation kann allein das Fundament abgeben, auf dem die Sittlichkeit des Volkslebens gedeiht. Gegenüber den Mißständen, welche die „freie Liebe" nothwendiger Weise im Gefolge haben würde, kommt es wenig in Betracht, daß der Zwang der Ehe auch bei zunehmender Erkaltung der sinnlichen Liebe den Gatten Selbstbeherrschung auferlegt, sobald in dieser Selbstbeherrschung ein sittliches Moment erkannt wird. Nur in dem einen Punkt hat Bebel Recht, wenn er nämlich eine Organisation des Gesellschaftslebens wünscht, welche allen Menschen in angemessen jugendlichem Alter die Ehe möglich macht. Das Cölibat darf immer nur ein freiwilliges, niemals ein erzwungenes sein und eine Bevorrechtigung des Mannes in geschlechtlicher Hinsicht, wie die Entwickelung der heutigen Wirthschaftsordnung sie mit sich bringt, ist ein Uebelstand, zu dessen Beseitigung viel mehr geschehen müßte. Aber die zu beschneidende Freiheit des Mannes legt auch dem Weibe Pflichten auf. So lange die Natur von der Frau die Erfüllung der Mutterschaft fordert, so lange kann von einer abstracten Gleichheit der beiden Geschlechter nicht die Rede sein; will man naturgemäße Forderungen aufstellen, so sorge man dafür, daß möglichst jede Frau ihrer Natur gemäß leben kann und alle die ungesunden Auswüchse des Gesellschaftslebens werden auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Die Frau lebt aber ihrer Natur nach am gemäßesten in der Form der Einehe und es ist daher eine durchaus verkehrte Auffassung der Sozialdemokratie, ihr durch Aufhebung der Rechtsgrundlage der Einehe ihr eigentliches Element zu entziehen. Der Mann findet in der Vielweiberei seiner physiologischen Veranlagung nach so wenig etwas Widerstrebendes, daß er nach Aufhebung aller Ehegesetze der Frau sehr bald diese Form oktroyiren würde und da ihr keine Rechtsmittel zu Gebote ständen, sich dagegen zu wehren, so bliebe ihr nichts übrig, als sich darein zu finden oder ihre Tage im Cölibat zu beschließen, es sei denn, sie suchte Mittel und Wege, sich auf andere Weise schadlos zu halten. Auf die eine wie auf die andere Art stände es aber um die Sittlichkeit nicht besser, sondern schlechter als jetzt; der angestrebte Culturfortschritt verwandelte sich in sein gerades Gegentheil. Die Sozialdemokratie, die das Wort Fortschritt, Entwickelung fortwährend im Munde führt, muß es sich gefallen lassen, auf Bahnen der Entwickelung aufmerksam gemacht zu werden, die von der scheinbar schnurgeraden Linie der Selbstverständlichkeit des gesunden Menschenverstandes weit ab liegen und eine unbequeme Korrektur herauf zu beschwören im Stande sind.

Interessant ist in dem Kapitel „Bevölkerung und Uebervölkerung" die Polemik gegen einen Gesinnungsgenossen, der es sich in einem Anfall von Pessimismus hat beikommen lassen (Karl Kautsky „Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft"), wie Malthus von einem Gesetz des abnehmenden Bodenertrags zu sprechen, das Bebel natürlich nicht gelten läßt. Dieser ist vielmehr einerseits der Ansicht, daß mit der Hebung des geistigen Niveaus die Bevölkerungszunahme nachlassen werde, andererseits die Steigerung des Bodenertrags im Zusammenhang mit den Fortschritten der Chemie noch für einen ungeheuren Nachwuchs Nahrung zu liefern im Stande sei. Vorläufig sei kein Ueberfluß an Menschen vorhanden, sondern Mangel, und um diese Ansicht zu belegen, wird uns ein höchst interessantes Thatsachenmaterial dargeboten, welches die Behauptung Bebel's, daß noch eine Menge Culturaufgaben, z. B. in der Colonisirung fremder Gegenden ihrer Lösung harren, kräftig unterstützt. Wenn irgend etwas, so ist diese hoffnungsfreudige Zuversicht geeignet, die Sympathien der Leser für sich zu gewinnen. Die Furcht vor Uebervölkerung ist immer das Zeichen einer absterbenden Zeit, die sich in kleinlicher Sorge für das Nächste verzehrt, während ein kräftig vorwärts strebendes Geschlecht auch den Muth hat, selbst einer ernsten Zukunft mit schweren Aufgaben seine Kinder anzuvertrauen.

Allerdings erfährt das Rühmenswerthe des Bebel'schen Optimismus seine Abschwächung dadurch, daß der Ernst des Lebens in dem Zukunftsstaat zum leichten Kinderspiel verflüchtigt wird. Nicht um ideale, jedoch weit ab liegende Ziele zu erfüllen werden nach ihm die Menschen geboren, sondern um möglichst viele Individuen der Glückseligkeit des Lebens theilhaftig werden zu lassen. Nicht um durch Fleiß und Genie Ehre und Ansehen, durch Herrschergaben Herrschaft zu gewinnen, arbeitet der Mensch, sondern einzig und allein, um die Bequemlichkeit des Daseins zu erhöhen, durch Beschleunigung des Productionsprozesses die ohnehin sehr kurze Arbeitszeit, 2—3 Stunden täglich, abzukürzen. Es ist der ungeheuerste Irrthum der Sozialdemokratie, daß sie meint, die wirthschaftliche Gleichberechtigung Aller bilde das Fundament, auf welchem positive Glückseligkeit zu erreichen sei. Materielle Befriedigung, die noch dazu nicht eher als in der Uebersättigung und im Ekel vor dem Genuß ihr Ziel erreicht, schließt noch lange keine geistige Befriedigung ein. Es ließe sich denken, daß selbständige Geister in dem sozialdemokratischen Staate der Zukunft der Versuchung nicht widerstehen könnten, Verbrechen zu begehen, bloß um zu beweisen, daß die „Brüderlichkeit" ein ebenso abstractes Schemen sei wie die „Freiheit", die nur dann ihren Namen voll und ganz verdiene, wenn sie auch die Freiheit zu Verbrechen einschlösse; oder es fände sich vielleicht in der Wüste die Elite der Menschheit zusammen, die es satt hätte, an der Uniformität der Genüsse theilzunehmen, und es vorzöge, sich in Einsamkeit und Einfachheit von dem materiellen Wohlleben zu erholen. Die große Masse selbst der Gebildeten weiß schon in unserer Zeit wenig mit ihren Mußestunden anzufangen; es ist daher ein ganz verkehrtes Streben der Sozialdemokratie, die Arbeitszeit der ganzen Menschheit auf ein solches Mindestmaß zu beschränken, daß nur zwei bis drei Stunden tägliche Arbeitsleistung gefordert würde. Es läßt sich voraussehen, welcher Art die Erholungen und Beschäftigungen sein werden, denen sich die Meisten, eines eigenen Heims mit Aufhebung des Privateigenthums beraubt, hingeben würden; jedenfalls nicht dem Studium der Geisteswissenschaften, deren unmittelbarer Nutzen zu wenig auf der Hand liegt, um die praktische, nur auf Steigerung des Lebensgenusses bedachte Menschheit anzulocken. Aber selbst zugegeben, daß das Leben im Sozialstaat zu ertragen wäre, so lange man noch einen Weg, eine Entwickelung, einen Fortschritt, sei es auch nur einen Fortschritt in der Technik des Comforts vor sich sähe: von dem Augenblick an, wo die Cultur auf ihrem Gipfelpunkt angelangt wäre, muß jedenfalls die Menschheit zu einem tödtlichen Stillstand und mit der Einsicht in die Unentrinnbarkeit des Leides zur Verzweiflung an sich selbst kommen, womit dann der Umschlag gegeben ist. Vielleicht ist ein solcher Weg nothwendig, um die Kurzsichtigkeit der das Glück im äußeren Wohlleben suchenden Menschheit in Klarheit zu verwandeln; die Sozialdemokratie wäre dann nur ein Baustein im Gebäude des Weltganzen, eine Durchgangsphase mit relativer Berechtigung, die durch die Logik der Thatsachen zur Besinnung gebracht und aus dem Wahne ihres materialistischen Culturideals wach gerüttelt werden muß.

A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Liebe und Brod.

Von August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung.

Der königliche Secretär Falk war ganz gewiß nicht vom Stande der Kornpreise unterrichtet, als er zum Major hinausfuhr und um die Hand seiner Tochter anhielt.

„Ich liebe Louise," begann der Secretär.

„Wie viel verdienst Du?" fragte der Alte.

Digitized by Google

„Zwar nur zwölfhundert Kronen, aber wir lieben uns so innig, Onkelchen!"

„Das kümmert mich wenig, zwölfhundert Kronen sind nicht genug."

„Nebeneinkünfte habe ich auch noch; Louise kennt ja mein Herz..."

„Sprich nicht so kindisch — wie viel verdienst Du nebenbei?"

„Wir trafen uns zuerst in Boo auf der Insel Lidingö."

„Wie viel hast Du nebenbei?" fragte er und hantirte mit seinem Bleistift, als ob er ihm damit zu Leibe gehen wollte.

„Und unsere Gefühle, die..."

„Wie viel hast Du nebenbei?" Der Major begann etwas auf das Löschpapier zu kritzeln.

„O, daran fehlt es sicher nicht, wenn wir nur erst..."

„Willst Du mir antworten oder nicht? Wie viel verdienst Du nebenbei? Zahlen will ich, Zahlen und Thatsachen!"

„Ich mache Uebersetzungen für zehn Mark den Bogen, gebe auch französischen Unterricht, Correcturen sind mir zugesagt."

„Versprechen sind keine Thatsachen. Zahlen, mein Junge, Zahlen! So, jetzt notire ich. Was für Uebersetzungen hast Du?"

„Was ich für Uebersetzungen habe? Ja, das kann ich nicht genau sagen."

„Kannst Du nicht? Du hast doch Uebersetzungen anzufertigen, wie Du eben sagtest. Willst Du mir nicht anvertrauen, was für welche?"

„Ich übersetze Guizot's Histoire de la civilisation, 25 Bogen stark, in's Schwedische."

„Zehn Kronen der Bogen macht zusammen 250 Kronen. Und dann?"

„Dann? Ja, das weiß man nicht so im Voraus!"

„Wie, man weiß das nicht im Voraus? Aber das sollte man genau wissen! Du meinst wohl, das Heirathen sei nur dazu da, um sich die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben! Nein, mein Junge, in neun Monaten gibt es Kinder und Kinder wollen Nahrung und Kleidung!"

„Es muß ja nicht immer gleich Kinder geben, wenn man sich so liebt wie wir..."

„Wie, zum Teufel, liebt Ihr euch denn?"

„Wie wir einander lieben?!" Er legt dabei die Hand auf's Herz und verdrehte die Augen.

„Gibt es keine Kinder, wenn man sich so liebt wie Ihr? Spitzbube, der Du bist! Ja, das ist wirklich köstlich! Doch Du sollst ein ordentlicher Bursche sein, deshalb darfst Du Dich verloben. Nütze aber die Verlobungszeit, um Dir Brod zu verdienen, denn schlimme Zeiten sind in Sicht, die Kornpreise steigen!"

Secretär Falk wurde ganz roth im Gesicht, als er diesen Schluß hörte, doch war seine Freude, Louise zu bekommen, so groß, daß er gerührt des Alten Hand küßte. Gott im Himmel, wie war er doch glücklich! Und wie glücklich seine Louise! Als sie zum ersten Mal Arm in Arm auf den Straßen spazierten, schauten sie Alle an. Man konnte glauben, daß die Menschen stehen blieben, um Spalier zu bilden, gewissermaßen als Ehrenwache auf ihrem Triumphzuge. So schwebten sie mit stolz erhobenen Blicken ihres Weges dahin.

Abends kam er dann zu ihr; sie setzten sich mitten in den Salon und lasen Correcturen. Der Alte meinte, er wäre ein tüchtiger Mann. Und als sie fertig waren, sagte der Bräutigam zur Braut: „Jetzt haben wir drei Kronen verdient!" — Ein Kuß besiegelte die That. Am Abend danach aber besuchten sie das Theater und fuhren nach Hause, das kostete zehn Kronen. Zuweilen, wenn er Abends Unterricht zu geben hatte, — was thut man nicht aus Liebe? — ließ er die Lectionen absagen und kam zu seiner Louise. Dann gingen sie aus und spazierten.

Nun ging es der Hochzeit zu, und da wurde es anders. Sie begaben sich nach dem Brunkebergsplatz, um sich Möbel auszuwählen. Mit dem Wichtigsten wurde begonnen. Louise wollte nicht zugegen sein, wenn die Betten gekauft wurden, aber wie es nun so kam, sie ging dennoch mit. Von Wallnuß mußten sie sein, jedes Stückchen von echtem Wallnuß. Und so mußten sie rothgeränderte Matratzen haben, mit Sprungfedern natürlich und Kissen mit Eiderdaunen gefüllt. Auch Jedes seine besondere Decke mit gleicher Füllung; Louise wünschte sich eine blaue, weil sie blond war. Nun gingen sie in Leja's großes Magazin. Zuerst wählten sie natürlich eine rosenfarbige Nachtlampel für das Schlafzimmer und eine Venus von Biscuit, dann das Tischservice, von jeder Sorte geschliffener Gläser ein paar Dutzend; feine Messer und Gabeln mit Namenszug. Schließlich kam das Küchengeräth an die Reihe, aber da mußte die Mama helfen. O, du lieber Gott, was hatte der arme Bräutigam nicht alles zu thun! Wechsel acceptiren, in die Banken laufen, Handwerker herbei holen, Wohnung suchen und Gardinen aufstecken. Mit seinen Arbeiten blieb er im Rückstand, aber wenn er nur erst einmal verheirathet wäre, dann würde Alles das nachgeholt — so meinte er. Für den Anfang wollten sie nur zwei Zimmer miethen, sie hatten sich ja vorgenommen, „vernünftig" zu sein! Weil es aber nur zwei Zimmer waren, so konnte man diese um so hübscher einrichten. So fand er denn auch eine Wohnung mit zwei Zimmern, Küche und Kammer in der Regierungsstraße, eine Treppe hoch, für 600 Kronen. Als Louise die Anmerkung fallen ließ, sie würde eben so gern drei Zimmer und Küche vier Treppen hoch für 500 Kronen nehmen, da wurde er ein wenig verlegen, aber was thut das, wenn man einander nur gern hat. Das meinte Louise schließlich auch. Die Zimmer waren bald eingerichtet, das Schlafkabinet glich einem kleinen Tempel. Die beiden Betten standen neben einander wie zwei Equipagen, in denen die Lebensreise gemacht werden sollte. Und die Sonne schien auf die blaue Decke, die schneeweißen Laken und die Kopfkissen, mit Namenszügen gestickt von einer alten Tante, es waren große Buchstaben aus Rosenranken, die in einander verschlungen aussahen, als ob sie in einer Umarmung begriffen wären. Sie küßten sich hier und da, je nachdem sie in einem Knoten zusammentrafen. Für die Frau war ein kleiner Alkoven mit japanischem Wandschirm hergerichtet, und im Salon, der Speise-, Arbeits- und Empfangszimmer zugleich war, stand ihr Pianino, das 1200 Kronen gekostet hatte. Dort befand sich auch sein Schreibtisch von altem Wallnußholz, ein großer geschliffener Spiegel, Sessel, Spiel- und Speisetische. Es sah aus, als ob hier Leute wohnen sollten, die ein recht bequemes und behagliches Leben führen konnten.

So kam die Hochzeit, es war an einem Samstagabend! Darauf folgte der Sonntagsmorgen. Welch ein Leben! O, wie schön ist es doch, verheirathet zu sein! Welche herrliche Erfindung die Ehe! Man darf da Alles thun, was man will, und dann kommen Eltern und Geschwister obendrein noch, um zu gratuliren! Morgens 9 Uhr war das Schlafzimmer noch dunkel. Der junge Ehemann wollte die Läden dem Tageslicht noch nicht öffnen, er zündete die rothe Ampel wieder an und diese warf ihren bezaubernden Schein auf die blaue Decke und auf die ein wenig zerknitterten weißen Laken. Die Biscuitvenus stand keck und herausfordernd in rosiger Beleuchtung da. Dort lag die hübsche junge Frau, so selig ermattet, aber so glücklich, als ob dies die erste Nacht ihres Lebens gewesen, in der sie gut geschlafen. Kein Fuhrwerk hörte man auf der Straße, es war ja heute Sonntag und die Glocken läuteten so jubelnd, so freudig, als wollten sie die ganze Menschheit zusammenrufen, um dem zu danken, der Mann und Weib erschaffen. Er flüsterte ihr in's Ohr, sie möchte sich umwenden, damit er hinaus gehen und das Frühstück bestellen könne. Sie steckte darauf ihr Köpfchen in die Kissen, während er hinter den Wandschirm ging, um sich nothdürftig anzukleiden. Er betrat den Salon, wo die Sonne einen breiten, strahlenden Streifen über den Boden warf. Im ersten Augenblick wußte er nicht, ob es Frühling, Sommer, Herbst oder Winter war, nur das wußte er: es war Sonntag. Seine Junggesellenzeit fühlte er wie einen dunklen Schatten entweichen, und in seiner neuen Wohnung athmete er den Hauch seines alten Heims und denjenigen seiner werdenden Kinder.

O, wie stark er doch ist! Die Zukunft erscheint vor ihm wie ein herannahender wankender Berg. Er wirft sich ihm entgegen, der Berg bricht wie Sand vor seinen Füßen, er aber setzt über Schornstein und Dachgiebel hinweg, seine holde, junge Gattin auf den Armen. Nun hebt er seine auf dem Boden zerstreut liegenden Kleidungsstücke auf, seine weiße Cravatte entdeckt er an einem Bilderrahmen, wo sie sich festgesetzt hat, wie ein Schmetterling. Er geht in die Küche. O, was das neue Kupfergeschirr so prächtig blinkt und glitzert und die verzinnten Kochtöpfe! Das Alles gehört ihm und ihr! Und so ruft er nach der Köchin, die im Unterrock kommt. Er wundert sich, daß seine Augen nicht auf ihren Blößen haften bleiben. Sie ist geschlechtslos für ihn, für ihn gibt es ja nur noch ein Weib! Er fühlt sich keusch, wie ein Vater vor seinen Kindern. Sie erhält den Auftrag, in der Restauration zu den „drei Römern" ein Frühstück zu bestellen, aber sogleich und brillant sollte es sein. Der Wirth wisse schon Bescheid, sie sollte ihn nur grüßen. Und so geht er an die Schlafzimmerthür und klopft. „Darf ich kommen?"

Ein kleiner Aufschrei, dann: „Nein, mein Lieber, warte noch ein wenig!" Nun deckt er selbst den Tisch. Als die Speisen kommen, füllt er damit die neuen Teller. Die Servietten legt er schön zusammen und wischt die Weingläser. Das Brautbouquet prangt vor dem Gedeck seiner Frau. Und als sie nun in ihrem gestickten Morgenrock herauskommt und die Sonnenstrahlen sie treffen, wird sie ein wenig ohnmächtig, nur ein wenig, so daß er sie in einem Sessel vor den Frühstücktisch schiebt. Rasch ein wenig Kümmel in ein Liqueurglas, ein Caviarbrödchen dazu, das hilft! O, wie herrlich! Man darf ja Alles, was man will, wenn man verheirathet ist. Denke nur, was Mama sagen würde, wenn sie ihre Tochter schnäpseln sähe! Und er bedient sie, läuft und springt, gerade als ob er noch ihr Bräutigam wäre. Welches Frühstück nach solcher Nacht! Und Niemand hat das Recht sich darüber aufzuhalten! Ein köstliches Recht fürwahr, das auch das beste Gewissen beruhigt.

Oft genug war er schon bei derartigen Frühstücken gewesen, aber welcher Unterschied! Unlust, Unruhe, alles das weist er von sich! Und als er zu den Austern ein Glas echten Porter trinkt, da kann er die Junggesellen nicht genug verachten. Denke nur, so dumme Menschen, die nicht heirathen! Solche Egoisten sollten besteuert werden, wie die Hunde! Aber die junge Frau wagt einzuwenden, jedoch so zart und freundlich als möglich, die Armen, die nicht zu heirathen vermöchten, seien doch zu bedauern, könnten sie es, so würden sie gewiß alle heirathen! Das gab dem Secretär einen kleinen Stich in's Herz, er wurde einen Augenblick nachdenklich, nachdem er zuvor so übermüthig gewesen. All sein Glück beruhte ja auf einer ökonomischen Frage, und wenn, wenn ... Bah! Ein Glas Burgunder! Bald soll gearbeitet werden, das soll man sehen! Jetzt kommt ein gebratenes Birkhuhn an die Reihe, dazu köstliche Preißelbeeren und Westeroser Gurken. Die junge Frau, von dem luxuriösen Mahle etwas betroffen, legt ihre zitternde Hand auf seinen Oberarm und sagt:

„Liebes Herz, können wir uns das auch erlauben?" — Sie sagt glücklicherweise wir!

„Ein Mal ist kein Mal!" meint er, — „Hering und Kartoffeln können wir später noch oft genug essen!"

„Ißt Du wirklich Hering und Kartoffeln?"

„Das will ich meinen!"

„Ja, wenn Du ausgewesen bist und mit schwerem Kopf heimkommst und ein Beefsteak à la Chateaubriand nachfolgt."

„Sprich nur nicht so! Dein Wohl! Das war ein tadelloses Birkhuhn! Und solche Artischocken!"

„Nein, bist Du ganz närrisch, Gustav, in dieser Jahreszeit Artischocken! Was wird das kosten?!"

„Sind sie etwa nicht gut? Na, das ist ja die Hauptsache. Und nun ein Gläschen Wein! Mehr Wein! Meinst Du nicht, daß das Leben schön ist; o, herrlich, herrlich ist es!"

Digitized by Google

Präcise sechs Uhr stand ein eleganter Miethwagen vor der Thür. Die junge Frau traute kaum ihren Augen. Und was das schön war, halbliegend, neben einander und leise gewiegt nach dem Thiergarten zu fahren!

„Es ist fast, als ob wir zusammen in einem Bett lägen", flüsterte er seiner Frau in's Ohr, erhielt aber dafür mit dem Sonnenschirm einen Schlag auf die Finger. Bekannte, die am Wege standen, grüßten und Kameraden, die mit der Hand winkten, schienen sagen zu wollen: „Haha, Du Schlaumeier, Du hast Geld erheirathet!" O, was die Menschen da unten klein erscheinen, und wie eben war nicht der Weg, wie leicht die Fahrt auf Federn und Polster. So sollte es immer sein!

Das dauerte so einen ganzen Monat. Bälle, Gesellschaften, Diners Soupers, Theater. Zwischendurch waren sie daheim. Da war es doch am besten! Wie herrlich, nach dem Souper seine Frau von Papa und Mama zu holen, vor ihrer Nase sie in einen geschlossenen Wagen zu setzen, den lieben Eltern zuzunicken und zu sagen: Jetzt fahren wir heim zu uns! Und dort thun wir, was uns beliebt. Und zu Hause folgt noch ein kleines Nachtessen, dann sitzen und plaudern sie bis zum Morgen!

Zu Hause war Gustav immer verständig. Im Prinzip nämlich! Eines Tages wollte die junge Frau es mit Lachsschnitten, gedämpften Kartoffeln und Hafersuppe versuchen. Wie gut das schmeckte! Gustav war indes etwas verstimmt über diesen Küchenzettel. Am nächsten Freitag, als es wieder geräucherten Lachs geben sollte, kam er denn auch mit zwei Schneehühnern heim. Er blieb in der Thür stehen und rief: „Kannst Du Dir denken, Louise, kannst Du Dir so etwas Unerhörtes vorstellen?"

„Nun, was denn?"

„Kaum glauben wirst Du es, was ich sage. Diese beiden Schneehühner habe ich auf dem Munkbromarkt gekauft; rathe um wie viel!"

Die junge Frau war mehr ärgerlich, als daß sie Lust zu rathen hatte.

„Denke nur, eine Krone das Paar!"

Louise hatte einmal Schnechühner gekauft, das Paar um 80 Pfennige, aber, erwähnte sie dabei, um ihren Mann nicht zu verletzen, damals gab es viel Schnee den Winter über.

„Aber Du siehst doch jedenfalls ein, daß sie billig sind!"

Sie mußte zustimmen, nur um ihn vergnügt zu sehen. Abends sollte es Hafergrütze geben, nur zur Probe. Nachdem Gustav aber ein Schneehuhn verzehrt, that es ihm leid, nicht so viel Grütze essen zu können, als er eigentlich gewollt hätte. Gern möchte er ja gezeigt haben, daß ihm Grütze erwünscht sei. Er aß ja auch wirklich ganz gern Grütze, nur Milch dazu konnte er nicht vertragen. Grütze wolle er jeden Abend essen, nur damit seine liebe Frau ihm nicht gram sei. Jetzt hatte es natürlich mit der Grütze ein Ende, er bekam sie niemals mehr.

Sechs Wochen waren verflossen, da wurde die junge Frau krank. Sie bekam Kopfweh und Erbrechen, vielleicht in Folge einer Erkältung. Das Erbrechen hörte aber nicht auf. Hm! Hatte sie vielleicht etwas Giftiges genossen? War das Kupfergeschirr vielleicht schuld? Der Doctor wurde geholt Er lächelte und sagte, es sei Alles in der Ordnung? Was war da in der Ordnung? Etwas Arges? Sprich! Wie wäre das möglich? Nein, das kommt von den Tapeten im Schlafzimmer, da ist sicher Arsenik darin! Schicke nur in die Apotheke, aber gleich, und laß sie untersuchen! Arsenikfrei, schrieb der Apotheker. Das war doch merkwürdig! Kein Arsenik in den Tapeten! Die Krankheit der jungen Frau dauerte fort. Er studirte ein medizinisches Buch und lispelte ihr etwas in das Ohr! Ja, sieh nur, da haben wir's! Haha! Ein warmes Fußbad nur! — Vier Wochen danach erklärte die Hebamme, daß Alles in der Ordnung sei. In der Ordnung, entsetzlich! Ja, das versteht sich, aber es kam so schnell.

Nun, nachdem es einmal so war, so — ach wie hübsch müßte das nicht werden! Denke, ein Kleines! Hurrah! Man sollte Papa und Mama werden! Wie sollte er heißen? Ein Junge natürlich, das war klar. Aber jetzt nahm Louise ihren Mann vor und sprach ernstlich mit ihm. Seit ihrer Verheirathung hatte er sich weder mit Uebersetzen noch mit Correcturlesen befaßt. Das Gehalt allein aber reichte nicht hin. Ja, ja! Man hatte in Saus und Braus gelebt. Herr Gott, man ist ja nur einmal jung! Aber jetzt sollte es anders werden. Am nächsten Tag ging der Secretär zu seinem alten Freund dem Actuar und bat ihn um seine Bürgschaft für ein Darlehen.

„Wenn man im Begriff steht, Vater zu werden, mein Lieber, muß man an die vermehrten Ausgaben denken!"

„Ganz einverstanden, mein Freund," antwortete der Actuar. „Deshalb habe ich auch nicht gewagt zu heirathen. Du bist freilich ein Glücklicher, Du hast das thun können!"

Der Secretär schämte sich doch, auf seinem Ansuchen zu beharren. Wie hätte er auch die Stirn haben können, diesen Junggesellen, der seines geringen Einkommens wegen sich nicht zu verheirathen getraute, um ein Darlehen für sich und sein Kind zu bitten? Nein, das konnte er doch nicht! Als er Abends heimkam, erzählte seine Frau, es wären zwei Herren dagewesen, die ihn gesucht hätten.

„Wie sahen sie aus? Waren sie jung? Trugen sie Zwicker? Es waren gewiß zwei Lieutenants, alte gute Freunde von Waxholm."

„Lieutenants waren es nicht, sie sahen viel älter aus!"

Ja, nun wußte er's. Das waren alte Freunde von Upsala her, vermuthlich Docent P. und Adjunkt L., die sehen wollten, wie der alte Junge es im Ehestande treibe.

„Nein, sie waren nicht aus Upsala, es waren Stockholmer!" Das Mädchen ward gerufen. Es meinte, sie hätten zweifelhaft ausgesehen und Stöcke gehabt.

„Stöcke! Hm! Wer könnte das wohl gewesen sein? Nun, erfahren wird man es schon, da sie ja wieder kommen wollen." Indessen war er auf dem Kornmarkte gewesen und hatte eine Kanne Ananas-Erdbeeren um einen wirklichen Spottpreis erstanden, um einen ganz lächerlichen Preis!

„Denke nur, eine Kanne Ananas-Erdbeeren für 1½ Krone, jetzt zu dieser Jahreszeit!"

„Gustav, Gustav, wo soll das noch hinaus mit uns?"

„Sei unbesorgt! Ich habe heute eine neue Arbeit bekommen!"

„Aber die Schulden, Gustav!"

„Kleinigkeiten! Warte nur, bis ich das große Darlehen bekomme!"

„Ein Darlehen? Das wird dann aber eine neue Schuld!"

„Ja, aber zu welchen Bedingungeh! Laß uns jetzt nicht von solchen Dingen reden! Waren die Erdbeeren etwa nicht gut? Was? Würde es nicht gut sein, ein Gläschen Sherry darauf zu setzen? Was sagst Du? Lina, geh' zum Weinhändler um eine Flasche Sherry, aber echten!"

Nach dem Mittagschläfchen auf dem Sopha bat seine Frau, ein paar Worte sagen zu dürfen. Er solle aber nicht böse werden! Böse? er? Gott bewahre! Wirthschaftsgeld, kann mir's denken!

„Nun ja! Der Specereihändler ist nicht bezahlt, der Fleischer mahnt, der Lohnkutscher will sein Geld, das Alles ist mit einem Wort höchst verdrießlich."

„Weiter nichts? Die sollen ihr Geld auf Heller und Pfennig morgen am Tage haben! So unverschämt, wegen solchen Kleinigkeiten zu mahnen. Morgen werden sie Alles bekommen, damit aber auch einen Kunden verlieren! Aber jetzt wollen wir nicht mehr davon reden, sondern ein wenig spazieren! Keinen Wagen! Wir fahren auf der Pferdebahn nach dem Thiergarten, um frische Luft zu schöpfen."

So fuhr man zum Thiergarten und nahm in der Alhambra ein Separatzimmer. Die jungen Herren im Speisesaale zischelten, sie glaubten, es wäre ein Pärchen auf Abenteuer. So lustig, so verrückt! Der Frau aber gefiel das nicht recht. Und erst die Rechnung! Was hätten sie nicht daheim für das Geld haben können!

Monate vergehen, die Zeit naht! Man braucht eine Wiege, Wäsche und Kleider für das Kleine. Und so viel! Herr Gustav ist den ganzen Tag beschäftigt. Die Kornpreise sind aber wirklich gestiegen, die schlimmen Zeiten nahen. Keine Uebersetzung, keine Correctur! Die Menschen sind so materialistisch geworden, sie lesen keine Bücher mehr, sondern kaufen für ihr Geld Brot. Welche prosaische Zeit, in der wir leben! Die Ideale schwinden und Birkhühner kauft man nicht unter zwei Mark das Paar. Die Lohnkutscher wollen nicht mehr umsonst fahren, denn sie haben auch Frau und Kinder, und der Specereihändler will sogar Geld für seine Waare. O, welche Realisten! Endlich kommt der große Tag, und die Nacht ist nahe! Er muß laufen und die Hebamme holen. Vom Krankenbette muß er auf den Vorsaal hinaus, seine Gläubiger zu empfangen. So trägt er seine Tochter auf den Armen! Da kommen ihm die Thränen; er fühlt die Verantwortung, die schwerer auf ihm lastet, als seine Kräfte es zu tragen vermögen. Und er faßt neue Vorsätze. Aber seine Nerven sind zerstört. Er hat eine Uebersetzung bekommen, kann aber nicht dabei bleiben, denn er muß unaufhörlich in Geschäften fort.

Mit der frohen Botschaft stürzt er zum Schwiegervater, der in die Stadt gekommen ist. „Ich bin Vater!"

„Gut, hast Du auch Brot für Dein Kind?"

„Für den Augenblick nicht, Schwiegerpapa muß helfen!"

„Ja, diesmal noch! In Zukunft aber nicht mehr! Ich habe nicht viel mehr, als Du, und die anderen Kinder müssen auch etwas haben."

Nun soll die Wöchnerin Hühner essen, die er selbst auf dem Heumarkt einkauft, auch echten Johannisberger trinken, die Flasche um sechs Kronen. Die Hebamme erhält 100 Kronen. Weshalb sollten sie auch weniger geben als Andere? Der Hauptmann gab ja auch 100 Kronen!

Die junge Frau ist bald wieder auf den Beinen. Wie ein junges Mädchen ist sie wieder, schlank wie eine Weide, ein wenig bleich, aber das steht ihr gut. Der Schwiegervater kommt und nimmt Herrn Gustav unter vier Augen in's Gebet.

„Jetzt bist Du wohl so gut und kommst mir für's Erste nicht mit mehr Kindern," sagte er, „denn sonst bist Du ruinirt!"

„Welche Sprache von einem Vater! Ist man denn nicht Mann und Frau! Liebt man einander nicht! Soll man keine Kinder haben?"

„Ja, aber auch Brot für die Kinder. Lieben wollen alle jungen Leute gerne, aber die Verantwortung!"

„Auch der Schwiegervater ist Materialist geworden! Welch' schlimme Zeit ohne Ideale!"

Das Hauswesen war unterminirt. Die Liebe ließ sich nicht erdrücken, denn sie war stark, und der Jungen Sinn weich. Der Executor war aber nicht weich. Pfändung stand bevor, der Concurs drohte. Der Schwiegervater kam mit dem großen Reisewagen vorgefahren und holte Tochter und Enkelchen ab. Dem Schwiegersohn aber verbot er, sich eher zu zeigen, bis er Brot habe und seine Schulden bezahlt seien. Zur Tochter sagte er nichts. Als er aber heimfuhr, kam es ihm vor, als ob er eine Verführte nach Hause bringe. Er hatte sein unschuldiges Kind auf ein Jahr an einen jungen Herrn ausgeliehen und nun bekam er es gebraucht zurück. Louise wäre gewiß gerne bei ihrem Mann geblieben, aber auf der Straße konnte sie doch mit ihrem Kind nicht wohnen! So mußte Gustav bleiben und zusehen, wie man sein Heim leerte. Aber, das Alles gehörte ihm ja auch gar nicht, denn es war nicht bezahlt. Die beiden Herren mit dem Zwicker nahmen Betten, Kupfer- und Blechgeschirr, Service, Kronleuchter, Alles, Alles! Und als er allein in den beiden leeren Zimmern stand, wie elendig war ihm da zu Muthe. Wenn nur sie geblieben wäre! Was sollte sie aber in diesen leeren Räumen machen? Es war besser so. Der bittere Ernst des Lebens begann. Er bekam Anstellung bei einer Morgenzeitung als Corrector. Um Mitternacht mußte er auf dem Bureau sein und drei Stunden dort verweilen. Weil es nicht zum Concurs gekommen, blieb er in seiner amtlichen Stellung, von einer Beförderung

Digitized by Google

war er aber ausgeschlossen. Schließlich war ihm vergönnt, Frau und Tochter einmal in der Woche zu sehen, doch nur unter Aufsicht. Nachts schlief er in einer Kammer neben der seines Schwiegervaters. Sonntag Abend mußte er wieder zur Stadt, denn die Zeitung erschien Montags früh ... Dann nimmt er Abschied von Frau und Kind, die ihn bis zur Gartenthür begleiten, und er winkt ihnen noch aus weiter Ferne. Und er fühlt sich so unglücklich, so elend, so gedemüthigt. Und sie?

Er hat berechnet, daß er zwanzig Jahre braucht, um seine Schulden zu bezahlen. Und nachher? Nachher kann er Frau und Kind doch nicht versorgen. Aber worauf ist seine Hoffnung gestellt? — Auf nichts! Stirbt der Schwiegervater, so haben Frau und Kind nichts mehr, darum wagt er es auch nicht, diese einzige Stütze zu verwünschen! O, was das Leben grausam ist! Den Menschenkindern kann es keine Nahrung verschaffen, während es doch allen anderen geschaffenen Wesen Speise gibt! Und daß dieses Leben auch nicht für alle Menschen Schneehühner und Ananas-Erdbeeren bieten kann! Wirklich zu arg!

Aus der Hauptstadt.

Die internationale Kunstausstellung.

III. Die Italiener und Spanier.

Schon vor der Eröffnung der internationalen Kunstausstellung hatte ich einmal in deren Räumen zu thun. Fast in allen Sälen, welche ich mit einem Freund durchschritt, war es noch öde und leer. Bei den Italienern fand ich zuerst Kisten in reichlicher Menge angefahren und Arbeiter, die sie öffneten. Ein Mann von herkulischer Gestalt, eine echte deutsche Künstlererscheinung, stand zwischen ihnen, befehlend, sich hastend, ungeduldig die Säumigen anfeuernd. Es war nicht die Sorge um das Fertigwerden, die ihn trieb, sondern eine wahre Begeisterung für die Schätze, welche seine Kisten bergen.

„Bleiben Sie einen Augenblick stehen — Sie werden etwas zu sehen bekommen! Sehen Sie, diesen Michetti habe ich aus dem Schlafgemach der Königin von Italien" ... er brachte das Bild nicht ohne Mühe und Arbeit aus der Kiste heraus, hielt es vorsichtig, aber fest in seinen starken Händen und sah sich so hinein, daß wir nur von der Seite einen Blick erwischen konnten. „Das ist ein Bild! Die Feinheit im Ton, die Liebe in der Mache — das ist köstlich, köstlich. Die Königin von Italien weiß aber auch mit ungewöhnlichem Verständniß zu schätzen, was sie besitzt — dort der Favretto ist auch ihr Eigenthum. Eine Frau voll Grazie und Verstand ..." Die Begeisterung für die hohe Frau und das Werk flossen zu einem großen Jubelaccord zusammen.

Es war ein liebenswürdiges Bild, diese neidlose Freude an fremder Kunst, dieser Stolz eines deutschen Meisters, seiner Nation das Beste eines befreundeten Volkes zeigen zu können, nachdem er sich als Beauftragter des Comités redlich geplagt hatte, dieses Beste zusammen zu bringen.

„So etwas sieht man nicht allzu oft!" sagte mein Begleiter im Fortgehen zu mir, über das Bild weg auf seinen Erklärer blickend. Aber kaum hatte er dies gesagt, als uns wieder ein deutscher Maler, ein sehr schwarzer, untersetzter Mann, zu fassen bekam und uns in den Saal der Spanier mitzog. Dort hing schon Manches an den Wänden. Und wieder dieselbe Scene, ein wahrer Jubel über jedes einzelne Bild!

„Sehen Sie nur hin, wie das gemacht ist ... Verfluchte Kerle ... Nicht wahr ... Ja, die können was ... Wie das in der Luft steht ... und fein; farbig, bunt und doch so fein. Schade, daß der Villegac schon oben hängt ... Sie hätten das ganz nahe sehen müssen, die Striche sind hingesetzt wie die Felsen; wo sie einmal sitzen, da bleiben sie ohne Wanken. Und dann muß ich Ihnen von der Königin von Spanien erzählen ... Dies Interesse für die Kunst ihres Landes, diese Liebenswürdigkeit und edle Menschlichkeit ..."

Ich war somit für den Süden gut vorbereitet als ich in die fertige Kunstausstellung trat und nun, von Volk zu Volk wandernd, Vergleiche ziehen konnte.

Ja, die Italiener und Spanier haben den Vogel abgeschossen! Wir lernen seit einigen Jahren in Deutschland eine Kunstweise schätzen, an der wir noch vor Kurzem vorbeigingen, ohne irgend welchen Eindruck zu empfangen. An Spanien ist dies wohl erklärlich. Das Land liegt uns fern, Wenige haben es bereist. Aber in Italien gewesen sein, gehört fast schon zur Bildung eines Deutschen, namentlich eines deutschen Künstlers. Wir waren ja Alle drüben, haben nach Bädeker oder Gsell-Fells gereist. In diesen Büchern steht aber leider kein Wort von moderner italienischer Kunst. Wo diese sich durch das übermächtige Alte verdrängt, erscheint sie befremdlich, keck, fast frech. Denn die modernen Italiener haben von ihren Altvordern nichts gelernt, ja, sie wollen nicht einmal etwas von ihnen lernen. Der deutsche Akademiker kommt hinüber, setzt sich in die Uffizien und copirt, copirt, copirt. So muß er doch endlich den großen Meistern hinter die Schliche kommen. Die italienischen Maler, wenigstens die guten, flüchten aus den Museen. Nur um Gotteswillen sich durch die Alten nicht beirren lassen, die Natur sehen wie sie ist, wahr sein ... das ist ihr Glaubenssatz. „Verismo!" heißt der Leitspruch in der modernen Kunst. In diesem Geist schufen, wie sie sagen, die Alten, so wollen es auch die Jungen. Hielt die Renaissance ihre Kunst für die wahre — dann gut. Wir, die Neuen, halten unsere dafür: die Zeiten des Papismus sind vorüber, die Nation ist frei, ist geeint, sie will nicht alte Kirchenbilder, sondern sich selbst im Reflex der Kunst sehen.

Das Leben in Italien ist so wenig wie die Kunst heute noch das Alte. So wie uns Robert und die Lazzaroni- und Ciociarenmaler das Volk darstellte, als sentimentale Reste alter Römerzeit, als in's Naive übertragene Quiriten, so erscheinen sie bei einem Maler wie Paolo Michetti nicht, der doch am liebsten seine Landsleute malt, jene Leute von Francavilla, da unten in Apulien, im Absatz des Stiefels Italien. Auch dort sind sie nicht heruntergekommene Reste der Antike, sondern eine farbenfrohe, etwas buntflitterige, lebenslustige, nicht eben vornehme aber keineswegs rohe Gesellschaft, die nicht daran denkt sich historisch zu geberden und sich ganz unbändig wohl sein läßt, wenn ein Festtag gekommen ist. Und er kommt oft! Jene Rührseligkeit und Romantik hatten wir Nordländer oft in das Volk Italiens hinein gedichtet, dessen Schlapphut und Radmantel uns so poetisch erschien. Nun sehen wir sie in der Kunst wie sie wirklich sind. Das Leben auf der Straße und auf dem Feld, dargestellt ohne Umschweife mit innerer Heiterkeit und Lust, mit einem Behagen und einer Zufriedenheit mit dieser Welt, die sich auf die Beschauer überträgt. Sonne, Licht, Farbe ist in diesen Bildern. Diese tanzenden und aus voller Kehle singenden Bauern und Bäuerinnen, die, auf der Bergwiese am Meere stehend, wie Leuchtfeuer in ihren hellen Kleidern aus dem tiefen Grün und Blau hervorstrahlen, diese winzigen Buben, die zum Feste Corpus domini nackt, nur mit Halsketten versehen, aber in Sonnenschein und italienischer Kinderreife jubelnd aus der Kathedrale hervorkommen, diese hunderte von Personen: der, der den einen Schwärmer abfeuert, jener, der mit lautem Klatschen die Musik dirigirt — All' das ist beobachtet nicht mit dem vornehmen Lächeln des Städters, der sich für die Firlefanzereien, die er malt, eigentlich weit erhaben hält — sondern von einem, der sich mit freut, der mit zu lachen, mit zu zechen, mit zu singen weiß!

Und das haben wir Alle vor wenig Jahren noch für eine Mißgeburt der Kunst gehalten, für nicht „ideal" genug, für unkünstlerisch, weil zu bunt und zu realistisch!? Arme Kunstkritik!

Im Saale hängt ein Bild von Ettore Tito in Venedig, welches in einer der letzten Ausstellungen in München die goldene Medaille erhielt, „Die Wäscherinnen von Garda". Heute erscheint uns diese feine und geistreiche Arbeit völlig überholt. Selbst Giacomo Faoretto in Rom, der liebenswürdige Erzähler des Lebens auf Straßen und Plätzen, der kostbare Schilderer der Lichtwirkungen steht neben Michetti zurück. Man freut sich der geradezu erstaunlichen Sicherheit, mit dem er das Räumliche, die Weite der Straße, das Stehen der Figuren in der Luft zu geben weiß, aber die einst uns so bunt erscheinende Malerei macht auf uns jetzt schon völlig den Eindruck der coloristischen Harmonie. Mit Angelo dall' Oca Bianca in Verona, der dem Passini und Blaas, überhaupt der venetianischen Aquarellistenschule nahe steht, ist ungefähr ebenso der liebenswürdige Antonio Rotta in Venedig und der durch seine „Povera Maria" von der letzten internationalen Ausstellung in Berlin so beliebte Augusto Corelli, alle diese Schilderer des Volkslebens scheinen nur eine Vorstufe zu der ganzen Feinheit und Farbenlustigkeit des Michetti, des unlängst in jungen Jahren verstorbenen apulischen Meisters.

Man fragt sich unwillkürlich, woher diese Kunst stammt? Michetti studirte in den 70er Jahren in Rom bei dem Spanier Fortuni. Dieser war, als er mit Meissonnier und Gérôme in Verbindung trat, bereits ein fertiger Meister. Die Franzosen regten diese Kunst zwar an, aber die Spanier und Italiener bildeten sie selbständig aus.

Denn Fortunis farbenfreudige Weise lebt noch vollkommen frisch unter den Spaniern selbst. Nur tritt dort das Historische mehr in den Vordergrund. Der Maler des Rococo, des etwas zu sehr verfeinerten, zu spitzigen Colorites, der in Italien Francesco Vinea heißt, nennt sich in Madrid Luis Alvarez. Man darf den letzteren geistreichen Künstler nicht nach dem einen vorhandenen Bild beurtheilen. Wohl aber kann man dies bei Gallegos, Villegas und Benlliure y Gil, welche neben der Eigenschaft, daß sie alle drei auf den Namen José hören, noch die besitzen, in enger räumlicher Verbindung mit den Italienern, in Rom, zu leben. Die kostbare Feinheit des Pinsels, die geradezu gewaltige Kraft des Tones auf kleiner Fläche, haben diese Maler mit Michetti gemeinsam. Diese spanischen Meissonniers können mehr als ausschließlich mit spitzem Pinsel malen. Wer sich Benlliure's riesigen „Hexensabath" in der Münchener Ausstellung von 1889 oder Gallego's lebensgroßes Bild „Unterbrochenes Duell" bei Schulte vergegenwärtigt — der sieht, daß diese Kleinmaler nicht aus Unvermögen so bescheidene Leinwandflächen wählen. Während die einen zeigen, wie golden das Gold und wie purpurn der Purpur wirken kann, während sie es in ihren tief gestimmten Sakristeien, in ihren alten Refektorien von tausend kleinen Herrlichkeiten durchblitzen und durchleuchten lassen, zeigen andere, jüngere, daß sie auch im gehaltenen Tone eine sichere Meisterschaft besitzen. Ein Bildchen, wie „Der letzte Rest" von José Limenez Aranda ist für sich allein eine Reise nach Madrid werth für den, der von so hoch entwickelter Feinheit der malerischen Empfindung nicht mit der an Zahl doch nur geringen Auswahl sich zufrieden geben will; Portraits wie das eines Mannes von Santiago Rusiñol, mehr noch das weibliche des Ramon Casas, beide in Barcelona, vor allem aber des letzteren „Bei der Arbeit", eine Dame in Roth, die hinter einer Marquise stickend sitzt — das sind Arbeiten die nirgends überboten werden, so fein stehen sie in der ohne alle Mätzchen einfach hingemalten Umgebung, so sicher nehmen sie ihren Platz im Raume, so vornehm ist die Auffassung von der Farbe wie von der darzustellenden Figur. Nur bei den Amerikanern findet man ähnliche Schaffensart.

Wunderbar reich sind auch die Italiener in der Landschaft. Jeder Einzelne ist eine Individualität für sich: So der wuchtige mit breitem Pinsel und in tiefen Tönen malende Filippo Carcano, der allein etwas von älterer Kunst, von einer Anlehnung an Canaletto verrathende Scipione Vannutelli, der überaus liebenswürdige, in seiner geistigen

Digitized by Google

Lebhaftigkeit, seiner heiteren Laune echt neopolitanische Brancaccio, der das Licht aus vollen Scheffeln über seine Waldwiesen schüttende Lorenzo Delleani, der feinere, vorsichtigere, harmonischer stimmende Guglielmo Ciardi und dann der geradezu erstaunlich selbstherrliche Giovanni Segantini: Jeder ist für sich sofort zu erkennen, nicht nur an der Technik, sondern auch an der Stimmung, an seiner ganzen Stellung zur Natur, in dem was er draußen in der Natur sieht, und wie er es sieht. Da hängt z. B. ein kleines Bild von Segantini in der Maschinenhalle zwischen Werken anderer Nationen: Es leuchtet in seiner trockenen, harten, bläulich durchblitzten Art wie ein offenes Fenster aus dunkler Wand!

Es ist nicht meine Absicht Bild für Bild zu besprechen, sondern nur das, was mir den tiefsten Eindruck machte. Dahin gehören z. B. die großen historischen Darstellungen sowohl der Italiener als namentlich der Spanier weniger. Doch sei mir ferne, Anderen die Freude zu nehmen, sich in sie und in das viele Schöne, was jene Säle bieten, zu vertiefern.

Ich aber erbitte von meinen Lesern hinsichtlich der Berliner Kunstausstellung auf einige Zeit Urlaub. Eine alte Sehnsucht zieht mich über das Meer, nach England. Der englische Saal hat mir es angethan! Ich muß die Werke der individuellsten Nation wieder einmal auf dem Boden sehen, auf dem sie entstanden und den man kennen muß, um sie würdigen zu können. C. G.

Notizen.

Italien in 60 Tagen. Von Th. Gsell-Fels. 4. Auflage. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Gsell's Führer sind die einzigen Italien-Reisebücher, die für den Touristen noch in Frage kommen können, denn sie haben Bädeker und alle anderen Concurrenten in jeder Beziehung überflügelt. Der Reisende hat nur die Wahl zwischen dem großen fünfbändigen Werk, das dem Gebildeten alles wünschenswerthe geschichtliche, culturhistorische und künstlerische Material in reicher, übersichtlicher Weise bietet und dem hier neu aufgelegten einbändigen Auszug, der für den breiten Touristenstrom in Anlehnung an die sechzig Tage gültigen Rundreisebillets bestimmt ist. Auch dieser geschickt ausgezogene Extract, wohlunterrichtet und zuverlässig, wie seine Vorgänger, überrascht uns durch sinnvolle Bereicherungen, die das handliche Buch wieder zu einem wahren Touristenschatze machen. Die in früheren Auflagen zum Theil noch hinter Bädeker zurückgebliebenen Spezialkarten sind neu gestochen, verbessert und vermehrt, weitere Stadtpläne in Meyer's beliebtem Roth- und Schwarzdruck sind dazu gekommen, und die praktischen Wegweiser bekunden eine Redaction, die sich stets auf dem Laufenden hält. Bekanntlich haben Meyer's Reisebücher die Bädeker'schen Sterne, die zuletzt so sehr überhand nahmen, daß sie gar keine Auszeichnung mehr waren, fallen lassen und da und dort durch ein empfehlendes Wort ersetzt, doch wären auch noch Warnungstafeln vor schlechten Absteigquartieren nöthig, um die Leser vor Schaden zu bewahren. Zum Mindesten müßten solche Räuberhöhlen wie gewisse venezianische Pensionen (Kirsch, Petrarca) gar nicht mehr angeführt werden. Eine gute Neuerung ist es, daß das ziemlich dickleibige Buch durch einen einfachen Einschnitt getheilt werden kann. Vielleicht findet sich noch ein Mittel, daß auch einzelne Bogen herausgenommen werden können, ohne daß der Band auseinanderfällt, wie es Bädeker in seinem „Norddeutschland" für die Berliner Pläne mit Glück eingeführt hat. Bei den Haupteintrittrouten darf aber der interessante Weg über Pest, Agram, Fiume unter keinen Umständen mehr fehlen, da er in Folge des Zonentarifs (10 Gulden durch ganz Ungarn) von Norddeutschen stets häufiger gewählt wird und der Brenner-, Semmering- oder Gotthard-Route immer stärkeren Abbruch thut.

Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1891. (Stuttgart, Kürschner's Selbstverlag.) — Der 13. Jahrgang von Joseph Kürschner's unentbehrlichem Vademecum für deutsche Schriftsteller und Solche, die es werden wollen, der liebe Hausschatz aller Literaturfreunde, bereitet uns schon durch seine diesmalige Schlankheit eine angenehme Ueberraschung. Zwar sind der Federmenschen im Deutschen Reiche nicht weniger geworden, aber durch einen kühnen Staatsstreich wurden mit Recht alle diejenigen obscuren Scribenten aus diesem Tempel ausgewiesen, die seit zwei Jahren der Redaction im Besonderen und der Lesewelt im Allgemeinen kein Lebenszeichen mehr gaben. Auch diesmal ist der „Literatur-Kürschner" wieder reich an erstaunlichen Enthüllungen aus dem Reiche des Pseudonyms. So erfahren wir hier, daß der für drei Arbeiten (die Schwestern von Ecouen, Aus deutschem Hause und die talentvolle Cenci-Tragödie) preisgekrönte Arthur Freese, von dem Costenoble in Jena soeben eine treffliche historische Erzählung: „Mark Ravensberg" herausgibt, eine Dame in Berlin ist, die im bürgerlichen Leben den nicht sehr poetischen Namen Frau Steinlein führt. Vielleicht entschließt sich Kürschner, das frühere Orts- und Verlegerverzeichniß, die beide überaus praktisch waren, wieder einzuführen, wofür ihm alle Redactionen Dank wissen würden. Um Platz dafür zu gewinnen, könnte er füglich noch alle diejenigen Collegen und Colleginnen streichen, die keine Buchausgabe auf dem Gewissen haben und keinen offiziellen Posten als Professoren, Redacteure, Bibliothekare ꝛc. einnehmen.

Aus dem Feldzuge 1866. Von G. A. Fricke. (Leipzig, Fr. Richter.) — Der durch seine exegetischen Schriften auch literarisch bekannt gewordene Leipziger Kirchenrath und Professor ist den sächsischen Truppen als Feldprobst nach Böhmen gefolgt und hat als solcher alle Drangsal des Krieges bis zur Königgrätzer Entscheidung miterlebt. Seine Privatbriefe aus dem Felde, bisher nur in Abschriften verbreitet, zeichnen sich durch frische Schilderungen, scharfes Beobachten, gesundes Urtheil (auch in strategischen Dingen) und evangelische Milde aus, so daß ihre Lectüre jeden Leser ansprechen muß. Die beigedruckten Feldpredigten sind Musterstücke der Kanzelberedtsamkeit, volksthümlich, gedankentief und wahrhaft erhebend.

Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig, W. Friedrich.) — Nach den üblen Erfahrungen, die Wechsler mit seinen „Wiener Autoren", wie er in der Einleitung erzählt, gemacht hat, ist es nur zu verwundern, daß er das längst angekündigte Berliner Seitenstück nun doch auf den Büchermarkt bringt, denn dieses wird ihm wohl noch mehr Gegnerschaften und Feindseligkeiten eintragen. Und doch verdient er diesen Haß nicht im Geringsten, denn seine Schrift ist so harmlos und liebenswürdig wie nur möglich und hätte durch eine schärfere Kritik und ein beherzteres Anfassen nur gewinnen können. Aber viele in ihrer Eitelkeit oder ihrem Neid verletzte Autoren werden ihm nicht verzeihen, daß er sie entweder zu summarisch oder den Concurrenten zu eingehend behandelt hat. Mit größerem Recht wäre durchweg zu viel Milde zu tadeln, besonders ein allzu wohlwollendes Verhalten gegenüber persönlichen Beziehungen und die ungleichmäßige Behandlung, die das Buch als einen Sammelband von bestellten großen Feuilletons und kleinen Besprechungen verräth. Daraus erklärt es sich, daß da mancher Autor auf das Piedestal gehoben wird, der für die heutige Berliner Literatur nichts weniger als bezeichnend und maßgebend ist. In einem ersten Bande durfte eine ausführliche Beurtheilung von Spielhagen und Fontane unter keinen Umständen fehlen; wir hätten dafür auf die Hälfte der in Essays gewürdigten Schriftsteller — der Mehrzahl nach Redacteure — gern verzichtet. Wechsler ist nicht frei genug als Kritiker, ein zu vorsichtiger und verpflichteter Mitarbeiter und ein zu guter Freund, um ganz unbefangen und objectiv zu sein. Lieber spricht er von einem Autor, den er tadeln muß, „mit einem gewissen Zaudern", wie von dem Schnelldichter Alfred Friedmann, oder er schweigt ihn todt, wie Conrad Alberti, der bei aller Unreife und Tendenzmacherei an Begabung und Leistungen hoch über seinem Gesinnungsgenossen, dem Dilettanten Karl Bleibtreu, steht, dem über dreißig ernsthafte Seiten gewidmet sind. Am besten gefiel uns die liebevolle Abhandlung über Frenzel und die an zutreffenden Bemerkungen reiche Parallele zwischen Wien und Berlin. Jedenfalls gebührt in unseren literaturfeindlichen Tagen jeglichem zum Bücherkauf anregenden Wegweiser Beachtung und aufmunternder Dank. Möchten die geplanten zwei weiteren Bände nicht ausbleiben und über recht viel Schönes und Bedeutendes zu berichten haben!

Die von Daniel Sanders seit vier Jahren herausgegebene Zeitschrift für deutsche Sprache erscheint vom 1. April ab im Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. Sie hat in unserer Zeit der Sprachverwilderung schon viel Gutes gestiftet und wird auch fürder ein treuer Sprachwart und allen Denen zu empfehlen sein, die auf ein reines Deutsch halten. Die grammatikalischen Bemerkungen zu Goethe werden fortgesetzt, Sprichwörter und Redensarten („Brat' mir 'n Storch") etymologisch erklärt und die Sprachsünden unserer Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Schulmeister tiefer gehängt. Diese warnenden Exempel sind oft recht belustigend und lehrreich. Da fragt Felix Dahn in seinem neusten Roman: „Was kann dich zu mich führen?" Ebers: „er küßte ihr den Mund und die Stirn und die Lippen", Paul Lindenberg entdeckt den Infinitiv: „erkoren"; Vacano österreichelt: „wider seinem Willen" — „ohne Allem?" fragen ja die Wiener Kellner —, Max Kretzer vergrößert sein Sündenregister immer mehr: „gegenüber des riesigen Schildes", „er schreckte zusammen", „seine in der Hand haltenden Papiere", „Deliquent"; August Niemann: „er erblickte zwei Männer zusammenstehen"; Hans Müller von Königswinter: „fleischende Zähne".

Von K. F. Becker's Weltgeschichte erscheint die von Prof. Wilhelm Müller umbearbeitete dritte Auflage im Verlag der Union deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart. Es ist weitaus unsere beste volksthümliche Weltgeschichte, und Müller hat sie nach dem neuesten Stande der Wissenschaft durchgearbeitet und bis in die jüngste Gegenwart im Geiste Becker's fortgeführt. Die zwölf Bände werden einen reichen Schmuck von Karten und authentischen Illustrationen erhalten. Wir können das Werk empfehlen.

Siebenkäs. Von Jean Paul. Bearbeitet von einem Enkel des Dichters. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der treffliche Jean Paul-Biograph Nerrlich hat mit Recht die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Dichter des „Titan" durch einen tapfer streichenden Bearbeiter sehr leicht für unser Lesepublikum wieder genießbar werden könnte. Der vorliegende Versuch ist eine Probe auf das Exempel, wir glauben aber, daß der Rothstift noch mehr vorwalten müßte. Die ewigen Abschweifungen, der einem modernen Menschen auf die Dauer unausstehliche Einschachtelungsstil, die Trivialitäten, Ueberschwänglichkeiten und gelehrten Zöpfchen — das müßte Alles gesäubert werden, am Besten von einem congenialen Meister, wie etwa Wilhelm Raabe. Die gestrichenen Perlen könnten in einem Aphorismentheil am Schluß nachgetragen werden, damit dem Verehrer Jean Paul's nichts verloren geht. Der Enkel des Dichters, dem wir diese sinnige Bearbeitung verdanken, ist Oberstlieutenant Brix Förster, ein Sohn Ernst Förster's, des Waffengefährten Körner's, dem wir schon ein gutes Buch über Ostafrika verdanken.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Zehn Geschichten

von

Fritz Mauthner.

ℳ 3.50.

Verlag von J. H. Schorer, Berlin.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.

Von

Karl Bitz.

250 Oktav-Seiten. Preis brosch. 4 Mk

Inhalt: Vorwort. — Über den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland. — Über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. — Zur Geschichte des Liedes: Wenn mein Stündlein vorhanden ist. — Minnesang und Kirchenlied. — Wer hat die erste deutsche Bibel gedruckt? — Fragen und Probleme, die deutsche Bibelübersetzung betreffend. — Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Aussprüche unserer Klassiker über Publikum und öffentliche Meinung. — Die neueste Biographie Knebels. — Wer von Beiden ist der Klügere? — Mime oder Schauspieler? — Eine Othellovorstellung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin. — Eine Lindau'sche Première im Königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Hochinteressante Novität!

Soeben erschien im Verlage von **Fr. Richter** in **Leipzig:**

Aus dem Feldzuge 1866.

Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde. Von Prof. D. **G. Fricke, Leipzig.**

Eleg. Ausstattung. Preis geh. 3 Mk., geb. m. G. 4 Mk.

„Ein fesselndes Memoirenwerk von bleibendem Werte! Die scharfen und treffenden Streiflichter, welche diese Briefe auf den Krieg und jene welthistorische Zeit werfen, machen das Werk zu einem in den weitesten Kreisen Interesse erregenden. Die beigefügten Kasualreden voll Gedankentiefe und warmer Beredtsamkeit sind eine Perlenschnur evangelischer Homiletik, die zu dem Edelsten gehört, was in dieser Art geredet und gedruckt worden ist. Man legt das Buch nicht aus der Hand, bis man es ganz gelesen."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages liefert portofrei die Verlagsbuchhandlung.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), Mineral-, Sool-, Kiefernadel- und Moor-Bäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymnast. Institut (Electrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militär-Concerte. Theater. Réunions, Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Neueste Erscheinungen und Neuauflagen.

Ludw. Anzengruber, Die Kameradin. Erzählung. 2. Aufl. Geh. ℳ 3.50.
Holger Drachmann, Meerbilder. Dichtungen. Geh. ℳ 1.50.
Fürst Dimitri Galitzin, Der Rubel. Roman aus der russischen Gesellschaft. Geh. ℳ 3.—.
Karl Greg, Der Spuk von Wjolsk. Roman. Geh. ℳ 2.—.
Hans Hopfen, Zum Guten. Geschichte aus Südtirol. 3. Auflage. Geh. ℳ 3.—.
Fritz Mauthner, Der Villenhof. Berliner Roman. 4. Auflage. Geh. ℳ 5.—.
Alex. Baron v. Roberts, „Es" und Anderes. 4. Auflage. Geh ℳ 3.—.
Ossip Schubin, Ehre. Roman. 4. Auflage. Geh. ℳ 2.—.
Anton Smital, Die Familie Kobisan. Ein galizisches Sittenbild. 2. Aufl. Geh. ℳ 2.—.
Richard Voß, Die Auferstandenen. Ein antinihilistischer Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Geh. ℳ 8.—.
Ernst Ziegler, Ehegeschichten. Erzählungen. Geh. ℳ 2.—.
do. Monte Carlo. Ein Spielroman. 3. Auflage. Geh. ℳ 3.50.

Sämmtliche Werke führe ich auch **gebunden**, und zwar in meinem **Originalband**, der Preis derselben stellt sich dann um 1 Mark höher für den Band.

Vorräthig in allen besseren Buchhandlungen; auch direct von der Verlagshandlung zu beziehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

du Prel, Karl, **Das Kreuz am Ferner.** Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geh. ℳ 7.—. In einem geschmackvollen Einband ℳ 8.—.

Fischer, J. G., **Auf dem Heimweg.** Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—. In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Dóczi, Ludwig, **Maria Széchy.** Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Dóczi, Ludwig, **Letzte Liebe.** Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Madách, Emerich, **Die Tragödie des Menschen.** Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Ludwig Dóczi.** 8°. 200 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Von

Karl Frenzel's Gesammelten Werken

liegen in abgeschlossenen — einzeln käuflichen — Bänden vor:

Erinnerungen und Strömungen. In 8°. 30 Bogen. Preis br. ℳ 4.50 ₰., eleg. gebdn. ℳ 5.—.
Deutsche Kämpfe. In 8°. 34 Bgn. Preis br. ℳ 4.50 ₰, eleg. gebdn. ℳ 5.—.
Vanitas. Roman in 8°. 37 Bgn. Preis br. ℳ 5.50 ₰, eleg. gebdn. ℳ 6.—.
Ganganelli. Roman in 8°. 38 Bgn. Preis br. ℳ 5.50 ₰, eleg. gebdn. ℳ 6.—.

Karl Frenzel's Essay's und Romane bieten den künstlerisch vollendetsten, menschlich bedeutendsten und geistvollsten Ausdruck unserer Zeit.

Soeben erscheint:

„Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen." Heft I: **Karl Frenzel** von **Ernst Wechsler.** Mit Frenzel's Portrait. In 8°. 4 Bgn. 50 ₰.

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Gedichte

von

Theodor Storm.

Achte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt des Dichters. Eleg. gebund. mit Goldschnitt 6 ℳ.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** erschien soeben:

Die innere Verwandtschaft

buddhistischer und christlicher Lehren.

Zwei buddhistische Suttas und ein Traktat Meister Eckharts aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Dr. Karl Eugen Neumann.

Preis: ℳ 2.40.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Sozialismus und die Strafrechtspflege. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten. Von Georg Steinhausen. — **Literatur und Kunst:** Zur Geschichte von Jena und Tilsit. Von Georg Winter. — Zur Erinnerung an Charlotte von Hagn. Mit ungedruckten Briefen aus Gustav Kühne's Nachlaß. Von Adolph Kohut. — Staatsromane. Von Leo Munk. — **Feuilleton:** Freiheit, die ich meine. Von C. Laucknер. — **Aus der Hauptstadt:** Gips. Von Apostata. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Giordano Bruno's Inedita. Von Dr. R. Stölzle. — Nochmals der Deutsche Schriftstellerverband. Von Robert Schweichel. — Notizen. — Inserate.

Der Sozialismus und die Strafrechtspflege.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Seit alter Zeit haben die mit reicherer Erfindungskraft als scharfem Denkvermögen ausgestatteten Weltverbesserer bei der Schilderung der zukünftigen staatlichen und gesellschaftlichen Zustände ein ganz besonderes Gewicht darauf gelegt, auch das Verbrechen nur als das Ergebniß der bestehenden Einrichtungen, Sitten und Verhältnisse erscheinen zu lassen und seine Beseitigung in der neuen Gesellschaft als gewiß hinzustellen. Die Staatsromane alter, neuer und neuester Zeit liefern einen vollgültigen Beweis in dieser Hinsicht; in dem Phantasiestaate, den Thomas Morus in seiner „Utopia" beschrieben hat, ist das Verbrechen ebenso unbekannt, wie in dem Sonnenstaate Campanella's und dem Ikaruslande Cabet's; die menschlichen Leidenschaften, welche Verbrechen erzeugen, sind in diesen Idealstaaten bis zur Wirkungs- und Bedeutungslosigkeit abgeschwächt, jeder Anlaß zu strafbaren Handlungen fehlt und die Weissagung von dem messianischen Reiche, allwo Tiger und Leoparden neben Lämmern und Schafen friedlich auf grüner Wiese und saftigen Matten grasen und weiden, hat sich erfüllt, das Reich des Herrn ist auf Erden angebrochen und in demselben für die Strafrechtspflege weder Raum noch Platz. Auch der moderne Sozialismus, dessen Lehren ja in so manchen Punkten an die älteren Staatsromane erinnern, glaubt an die Beseitigung des Verbrechens in der sozialisirten Gesellschaft; schon vor Jahren ist diese Anschauung von italienischen Sozialisten offen vertreten und ausgesprochen worden und bildete in Italien den Gegenstand eines lebhaften Kampfes zwischen dem Hauptführer der anthropologisch-positiven Schule Enrico Ferri und jenen, neuerdings hat sie Bebel in seinem vielgenannten, vielgekauften und vielgelesenen Buche über die Stellung der Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wiederholt; daß dieselbe in den Kreisen, welche auf die Worte des Meisters und die Lehren des Sozialismus schwören, getheilt wird, unterliegt keinem Zweifel. Wenn es nun auch mit der Verwirklichung der sozialistischen Träume und Pläne noch Zeit hat, so erscheint es doch nicht unangemessen, die sich auf die Beseitigung des Verbrechens beziehenden Ansichten in Ansehung ihrer Richtigkeit zu prüfen, wobei wir natürlich von der Voraussetzung ausgehen müssen, daß das sozialistische Ideal in Wirklichkeit besteht und die Sozialisirung der Gesellschaft zur Thatsache geworden ist.

Der Sozialismus sieht in dem Verbrechen lediglich eine pathologische Erscheinung des gegenwärtigen sozialen Lebens, nach ihm entspringt dasselbe aus der Herrschaft des Bürgerthums und des Kapitals, aus der Anerkennung des Privateigenthums an den Productionsmitteln und des Erbrechtes; die Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse, welche durch die Sozialisirung der Gesellschaft bewirkt wird, die Umwälzung, welche die Herrschaft des Bürgerthums zertrümmert, das Privateigenthum und Erbrecht abschafft, den Geldverkehr beseitigt, den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit verschwinden läßt und Arbeit und Genuß in ein angemessenes Verhältniß zu einander setzt, wird nach Ansicht der sozialistischen Lehre auch die Entstehungsursache der Verbrechen tilgen; nach der Durchführung dieser Reformen fehlt es an dem Nährboden, aus welchem die Verbrechen hervorgehen und auf dem sie gedeihen können, die sozialisirte Gesellschaft kann also auf den Luxus eines Strafgesetzbuches verzichten, da dieses keinen Gegenstand hätte, sie braucht deshalb auch keine Strafgerichte; für diese Behörden hat sie ebensowenig Verwendung, wie für andere, gleichviel welches ihr Name und Wirkungskreis ist, die Aufsichtsräthe und Verwaltungsdirectoren, denen die Leitung der sozialisirten Gesellschaft zusteht, werden auch die Gerichte insoweit ersetzen, als in der Welt der Zukunft für richterliche Thätigkeit überhaupt noch eine Gelegenheit gegeben ist. In der neuen Gesellschaft ist der Gegensatz von reich und arm unbekannt, kein Mitglied dieser Gesellschaft leidet Noth, jedes erhält, was es gebraucht; das Geld als Verkehrsmittel ist abgeschafft, es fehlt somit nach Ansicht des Sozialismus bei jedem Menschen an irgend einem Motive für die Begehung eines Verbrechens. Wie wäre in dieser Gesellschaft ein Diebstahl denkbar, in welcher ein Mitglied gerade so viel oder gerade so wenig besitzt, wie ein anderes, wie sollte in ihr ein Raub vorkommen, da ja jede Person in durchaus hinreichendem Maße ihren Bedarf zugewiesen erhält! Verbrechen gegen den Staat können nicht vorkommen, weil dieser mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und die Durchführung der freien Liebe wird nach Ansicht des Sozialismus auch die Verbrechen gegen die Sittlichkeit beseitigen; somit werden in der sozialisirten Gesellschaft nur geistesgestörte Menschen ein Verbrechen verüben, für die im Irrenhause der richtige Platz ist. In der That, ein verlockendes Bild, welches der Sozialismus uns hier vorführt! Wer möchte nicht in einer Zeit leben, in welcher die Normen des Dekalogs von allen Menschen befolgt werden, wer möchte nicht einen gesellschaftlichen Zustand herbeisehnen, in dem die Negation des Rechtes ein überwundener Standpunkt ist, in welchem die dämonischen Leidenschaften und die finsteren Triebe, die in der menschlichen Brust verborgen sind, nicht mehr eine That hervorzurufen vermögen, welche

Digitized by Google

die Gesammtheit nicht dulden kann, ohne die Grundlagen ihrer Existenz auf's Spiel zu setzen! Man wird es wohl begreifen können, daß dieses Zukunftsbild vor Allem in den Massen empfängliche Aufnahme findet, man wird es verstehen, daß dieser Ausblick in die zukünftige Entwickelung der Dinge nicht das am wenigsten taugliche Mittel ist, um Personen, welche sich gerne in Träumen über das gelobte Land der Verheißung ergehen — und ihrer sind in jeder Zeit nicht wenige —, die Vorzüge der zukünftigen Gesellschaft vor der gegenwärtigen in besonders hellem Lichte erscheinen zu lassen. Schade daß es mit der Richtigkeit dieses Zukunftsbildes ebenso schlecht bestellt ist, wie mit derjenigen aller übrigen Perspectiven, die zu dem eisernen Bestand des sozialistischen Programms gehören! Auch die flüchtige Ueberlegung genügt, um jeden Denkfähigen mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß die sozialistische Anschauung über die Beseitigung der Verbrechen in der Gesellschaft der Zukunft nur einen Beweis für die Stärke der Erfindungskraft bietet, deren sich ihre Vertreter zumeist erfreuen. Der Sozialismus geht bezüglich der Ursachen der Verbrechen von einer grundfalschen Ansicht aus; es ist allerdings richtig, daß die Verbrechen zum Theile ein Ergebniß der sozialen Verhältnisse sind, was sich schon als nothwendige Consequenz der Thatsache ergibt, daß das Verbrechen eine soziale Erscheinung ist. Aber völlig unrichtig ist es, wenn man die individuellen Ursachen des Verbrechens verkennt, wie dies der Sozialismus thut; derselbe hat kein Verständniß dafür, daß in der individuellen Veranlagung und Beschaffenheit zahlreicher Personen die Wurzel und Ursache zahlloser Verbrechen liegt und daß diese durch die Umwälzung der sozialen Verhältnisse nicht im Geringsten berührt wird; es ist gleichgültig, ob wir die verbrecherische Veranlagung der Individuen auf Vererbung oder atavistische Rückbildung zurückführen, soviel steht fest, daß sie in jeder Gesellschaft sich geltend macht, und daß der Umstand, daß die Gesammtheit der Productionsmittel im Gesammteigenthum sich befindet, auf sie ohne Einfluß ist. Haß und Rachgier, Sinnenlust und Mordlust, vandalische Zerstörungssucht und Rohheit werden in jeder Gesellschaft Ausschreitungen veranlassen, auf jeder Entwickelungsstufe der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände gibt es Menschen, welche morden und schänden, welche die Ehre und die Gesundheit verletzen. Der Sozialismus müßte von der Durchführung seiner Pläne eine durchgreifende Veränderung der Natur des Menschen erwarten, wenn er ernstlich in Abrede stellen wollte, daß diese Triebe und Leidenschaften auch in der gemeinwirthschaftlich organisirten Gesellschaft wirksame Factoren des Verbrechens sind; nun glauben ja allerdings sowohl ältere wie neuere Vertreter des Sozialismus, daß eine gewisse Aenderung der menschlichen Natur als Folge der sozialen Umwälzung eintreten werde, aber zu der Behauptung, daß diese Veränderung mit einer Beseitigung aller schlechten Leidenschaften und Triebe gleichbedeutend sei, haben sich doch nur diejenigen Zukunftspropheten verstiegen, welche es für angemessen erachteten, von einem Limonadenmeer und ähnlichen schönen Dingen zu träumen; es ist klar, daß solche Perspectiven einer ernsthaften Widerlegung nicht werth sind. Wenn nun die individuellen auf der physischen oder psychischen Veranlagung beruhenden Factoren des Verbrechens in der zukünftigen Gesellschaft ebenso vorhanden und wirksam sind wie in der heutigen, so wird auch die Sozialisirung der Gesellschaft die Verbrechen nicht zu beseitigen im Stande sein. Wir geben zu, daß die Ersetzung des Privateigenthums durch das Gesammteigenthum dieselben in erheblichem Maße vermindern würde, vor Allem die strafbaren Handlungen, welche wir als Vermögensdelicte bezeichnen; wenn für den Bedarf aller Gesellschaftsmitglieder von Gesellschaftswegen gesorgt ist, so fallen natürlich die durch Noth verursachten Delicte hinweg und wenn Niemand ein Sondervermögen besitzt, so kann auch keine Verletzung desselben verübt werden; ebenso fallen die Verbrechen gegen den Staat fort, da diese Institution in der Zukunftsgesellschaft unbekannt ist. Im Uebrigen aber wird diese sozialisirte Gesellschaft ebenso mit der Ahndung von Verbrechen sich beschäftigen müssen, wie die heutige, sie wird sogar ebensowohl strafbare Handlungen gegen die öffentliche Ordnung kennen, wie wir, denn auf eine gewisse Ordnung kann sie natürlich ebensowenig verzichten, wie jede Vielheit von Menschen, die in einer Gemeinschaft lebt und die Weigerung der Gesellschaftsmitglieder, die ihnen zugewiesene Arbeit zu verrichten, kann doch unmöglich ungerügt gelassen werden, sie wird aber auch Strafen gegen Körperverletzungen, Beleidigungen, Zerstörung der öffentlichen Gebäude — andere gibt es ja nicht — gegen Antastungen der weiblichen Geschlechtsehre u. s. w. festsetzen müssen. Es ist haltloser Unverstand, wenn man behauptet, die Verwirklichung der freien Liebe werde die Sittlichkeitsverbrechen ganz beseitigen; glaubt der Sozialismus vielleicht, daß die freie Liebe die Sinnlichkeit der Menschen vermindern wird, glaubt er, daß eine Regelung der Geschlechtsverhältnisse, welche fast alle jetzt bestehenden Schranken hinwegräumt, die dämonische Macht der Geschlechtslust abschwächen oder verringern würde? Man muß schon zu der Hypothese der Umbildung der Menschennatur greifen, um zu solchen Behauptungen kommen zu können, die sowohl mit aller Erfahrung wie mit der Logik in unversöhnlichem Widerspruch stehen. Es liegt uns fern, hier auf die Regelung der Geschlechtsverhältnisse einzugehen, wie sich der Sozialismus dieselben denkt, nur das sei bemerkt, daß dieselbe die Sinnlichkeit in ungeahntem Maße steigern würde; ist der Mann erst einmal in der Lage, das Weib, mit dem er zusammengelebt hat, ohne Weiteres fortschicken zu können, weil es ihm nicht mehr gefällt, so wird er bald zu der Ansicht kommen, daß überhaupt das Weib sein Eigenthum ist und der ungezügelten Befriedigung seiner Sinnenlust seitens der Gesellschaft kein Hinderniß im Wege steht. Der Verbrechen gegen die Sittlichkeit werden also in der sozialisirten Gesellschaft aller Wahrscheinlichkeit mehr sein, als in der heutigen Gesellschaft und das Gleiche gilt von den Rohheits- und Gewaltthätigkeitsverbrechen, insbesondere von den Körperverletzungen. Ueberhaupt kann kaum bezweifelt werden, daß eine Gesellschaftsordnung, in welcher jede Autorität fehlt, in welcher die schrankenlose Freiheit des Individuums den obersten und ersten Grundsatz bildet, den Ausbruch aller schlimmen und bösen Neigungen der Menschen in wesentlichem Maße befördert; wenn des Gesetzes Gespenst nicht mehr im Hintergrunde steht, bricht die ursprüngliche Wildheit und Zuchtlosigkeit der Menschennatur hervor; man räume die Schranken hinweg, welche die Leidenschaften eindämmen und und man wird bald die Erfahrung machen, daß dieselben Alles zu überfluthen drohen. Sollte es dem Sozialismus jemals gelingen, in irgend einem Theile der Welt sein Programm, sei es auch nur ganz vorübergehend, zu verwirklichen, so würde er alsbald sehen, daß die sozialisirte Gesellschaft sich gegen das Verbrechen wesentlich in demselben Maße zu wehren hätte, wie die heutige. Hiernach darf man mit Fug und Recht die sozialistische Anschauung über die Beseitigung des Verbrechens als Folge der sozialen Umwälzung als ein Hirngespinnst bezeichnen.

Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten.

Von Georg Steinhausen.

Die Zeit, in der berufene Vertreter der historischen Wissenschaft der Culturgeschichte jede wahrhaft wissenschaftliche Bedeutung absprachen, über ihre Leistungen hochmüthig die Nase rümpfen oder bedauernd die Achseln zucken konnten, scheint vorüber zu sein. Gegenüber dem handwerksmäßigen Treiben zahlreicher, namentlich jüngerer Historiker, die in einem minimalen Spezialgebiete hausen, und auf welche man Goethe's Worte: „Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle," anwenden könnte - - gegenüber diesem Treiben gewinnt die culturgeschichtliche Arbeit immer mehr an Werth. Die Culturgeschichte ist nicht mehr antiquarischer Trödel, nicht mehr die Wissenschaft von alten Töpfen, sie ist anderseits auch nicht mehr vages Herumreden und geistreiches Geschwätz. Sie hat vielmehr ihre sehr bestimmte und sehr hohe Aufgabe; sie „erwuchs zur Darstellung der gesammten Gesittungszustände

Digitized by Google

der Völker von Periode zu Periode und zur Ergründung der Gesetze, nach denen die Gesittung keimt, blüht, reift und abstirbt" (Riehl); sie will, wie ich meine, die Lebensgeschichte eines Volkes sein, die Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Lebensformen und Lebensäußerungen erforschen und verfolgen.

Freilich ist sie durchaus noch eine aufstrebende Wissenschaft; sie muß um ihren Platz noch gegen die alten bevorrechteten Inhaber kämpfen und um ihre Anerkennung mühsam ringen. Der Hochmuth würde ihr, je weniger sie als Wissenschaft konsolidirt ist, übel anstehen. „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten," sagt derselbe Goethe. Aber andererseits darf sie als junge Wissenschaft nicht müßig sein; sie muß eben kämpfen, solange ihre Gegner zahlreich und mächtig sind. Es gibt noch genug Leute, die von „sogenannter" Culturgeschichte sprechen, und es ist gut, wenn mit diesen Leuten hin und wieder ein Tänzchen gewagt wird. Solche Bücher, wie z. B. „Die Aufgaben der Culturgeschichte" von Eberhard Gothein, sind immer noch sehr nothwendig. Vorwürfe, wie der, daß man eigentlich gar nicht wisse, was „Culturgeschichte" sei, sind einmal unberechtigt, und überdies um so leichter zu ertragen, als sich unter hundert Historikern kaum zwei über den Begriff „Geschichte" einig sind.

Doch auf den Streit um die Berechtigung der Culturgeschichte will ich hier nicht näher eingehen. Ich bin so harmlos, diese Berechtigung als „eine nicht aufzuwerfende Frage" zu betrachten. Und die Zeichen des endlichen Sieges mehren sich. Man kann nicht mehr von dilettantischer Betreibung der Culturgeschichte sprechen. Denn wir haben eine ganze Reihe respectabler wissenschaftlicher Leistungen auf diesem Gebiete nachzuweisen. Die Culturgeschichte gewinnt wieder an allgemeinem Interesse, wie die Neubelebung der „Zeitschrift für Culturgeschichte" darthut. Eine ganze Reihe von „politischen" Historikern nehmen sich auch der Culturgeschichte mehr an. In dem „Lehrbuch der historischen Methode" von Ernst Bernheim wird ein sehr versöhnlicher Standpunkt vertreten.

Bei dieser Lage der Sache ist es „eine wohlaufzuwerfende Frage", wie sich die organisirten Lehranstalten der Wissenschaft, die Universitäten, zur Culturgeschichte stellen.

Zunächst zwei Thatsachen. Erstens: Culturgeschichte wird gelehrt, freilich im allerbescheidensten Umfang, aber sie wird gelehrt, und diese Thatsache bietet ein neues Argument gegen ihre unversöhnlichen Gegner. Zweitens: Ein eigentlicher Lehrstuhl für Culturgeschichte existirt nirgends. Man könnte zwar die Namen Riehl und Biedermann nennen, beide bekannte Culturhistoriker und beide Professoren. Aber Riehl gehört in München zur „Staatswirthschaftlichen Facultät"; er liest zwar ziemlich regelmäßig culturhistorische Collegia, aber sein eigentliches officielles Fach ist die Staatswissenschaft. Biedermann in Leipzig hält ebenfalls culturhistorische Vorlesungen — allerdings nicht so regelmäßig wie Riehl (in den letzten fünf Semestern nur Sommersemester 1889 und Wintersemester 1889/90 deutsche Staats- und Culturgeschichte) — aber als Professor der Literaturgeschichte vorwiegend literarhistorische. Die Gesellschaft, in der er Uebungen abhält, nennt sich „cultur- und literaturgeschichtliche Gesellschaft".

Nach Anführung dieser beiden Thatsachen ist nun eine Betrachtung darüber am Platze, wie weit überhaupt Culturgeschichte gelehrt wird. Es sollen dabei sämmtliche deutschen Universitäten, daneben auch Graz, Prag, Bern, Basel, Zürich ꝛc. berücksichtigt werden. Ich stütze mich auf die Vorlesungsverzeichnisse der letzten fünf Semester, also vom Sommersemester 1888 bis zum Wintersemester 1890/91.

Einzelne dieser Vorlesungsverzeichnisse erkennen die Culturgeschichte als Lehrobject insofern an, als sie dieselbe als Rubrik besonders erwähnen. Königsberg hat eine besondere Rubrik: „Culturgeschichte"; in dem Leipziger Verzeichniß wird eine Abtheilung: „Geschichte (einschließlich Culturgeschichte) und Geographie" genannt; in dem von Zürich heißt es: „Geschichte und Geographie, Cultur- und Kunstgeschichte."

Wo nun Culturgeschichte gelehrt wird, wird sie in der Regel gelegentlich von Fachleuten anderer Wissenschaften gelehrt. In Berlin nennt H. Grimm seine Vorlesungen meistens Kunst- und Culturgeschichte; die Culturgeschichte tritt hier als ein — freilich sehr richtig gewähltes — Appendix der Kunstgeschichte auf. Ebenso liest C. Frey in Berlin „Kunst- und Culturgeschichte"; auch der Kunsthistoriker Nordhoff in Münster las 1889 Culturgeschichte des Mittelalters. Jacob Burckhardt in Basel liest nur Kunstgeschichte. Weiter halten klassische Philologen vereinzelt culturhistorische Vorlesungen, so Mähly in Basel Wintersemester 1888/89 und Wintersemester 1889/90 über „Geschichte der römischen Cultur", Friedländer in Königsberg Wintersemester 1888/89 über „Culturgeschichte der drei ersten christlichen Jahrhunderte". Ebenso lesen Sanskritisten solche Collegia, wie Lefman in Heidelberg Wintersemester 1890/91 über „altindische Cultur- und Literaturgeschichte", Garbe in Königsberg Wintersemester 1890/91 über „Indiens Cultur und Religionen", W. Geiger in München Sommersemester 1888 über „Culturgeschichte Indiens". Literarhistoriker verbinden Cultur- und Literaturgeschichte, wie Geiger in Berlin; der Germanist Bechstein in Rostock hielt Sommersemester 1888 Uebungen ab über deutsche Privatalterthümer mit besonderer Berücksichtigung der Trachten und Waffenkunde. Der Philosoph Paulsen in Berlin kündigt bei seiner „Geschichte der neueren Philosophie" besondere Berücksichtigung der ganzen Cultur dieser Zeit an.

Man sieht, es ist das ein sehr buntes Bild. Von sehr verschiedenen Standpunkten aus wird hier unsere Wissenschaft behandelt. Wie verhalten sich nun die eigentlichen Historiker? Unter ihnen sind zunächst einige, welche wie Jastrow in Berlin Sommersemester 1888 bei seiner „Geschichte der Hohenstaufen", Pöhlmann in Erlangen Sommersemester 1889 bei seiner „Geschichte der althellenischen Welt", Grauert in München Wintersemester 1890/91 bei seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", eine besondere Berücksichtigung der Culturgeschichte ankündigen. Von den übrigen Historikern ferner wurden folgende culturhistorische Collegia gelesen: von Hidber (Bern Wintersemester 1888/89) schweizerische Culturgeschichte; von Lenz (Breslau Sommersemester 1890) Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts; von v. Kap-Herr (Göttingen Sommersemester 1890) Einleitung in die Culturgeschichte des Mittelalters; von v. Zwiedinek-Südenhorst (Graz Wintersemester 1888/89) Geschichte der deutschen Cultur vom Westphälischen Frieden bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts; von A. Koch (Heidelberg Sommersemester 1888 und Wintersemester 1888/89) deutsche Culturgeschichte; von Gindely (Prag Sommersemester 1888) Politische und Culturgeschichte Europas im 18. Jahrhundert; von Kugler (Tübingen Wintersemester 1889/90), Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In Zürich geschieht ziemlich viel. Dort las früher Vögelin häufig culturhistorische Vorlesungen und hielt auch culturgeschichtliche Uebungen ab; außerdem lasen in Zürich Ulrich Sommersemester 1890 Französische Culturgeschichte im Mittelalter, Hartmann Wintersemester 1890 bis 1891 Neuere Culturgeschichte Deutschlands und Heierli Wintersemester 1890/91 Culturgeschichte der Schweiz in helvetorömischer Zeit.

Nimmt man nun dazu die regelmäßigere Thätigkeit Riehl's und Biedermann's, die wirthschaftsgeschichtlichen Vorlesungen Lamprecht's — erwähnt sei hier Höniger's Colleg (Berlin Wintersemester 1890/91) Sociale Geschichte Deutschlands — und diejenigen Gothein's in Bonn (Wintersemester 1890/91: Geschichte des italienischen Volkes und seiner Cultur), so haben wir das gesammte Bild der Lehrthätigkeit auf dem Gebiete der Culturgeschichte.

An einzelnen Universitäten, wie Greifswald, Halle, Jena, Kiel u. a., geschieht gar nichts, an den meisten sehr wenig. Fast nirgends wird die Sache systematisch betrieben.

Indessen stehen München, Leipzig und Zürich noch glänzend den preußischen Universitäten gegenüber da. In Preußen käme höchstens Bonn in Betracht. Der Fehler liegt in dem Mangel eines eigentlichen Lehrstuhls für Culturgeschichte. Es ist sehr traurig, daß auch die große Universität Berlin nicht einen solchen aufzuweisen hat. Man kann in der That nicht

Digitized by Google

sagen, daß in Preußen für die Universitäten nichts geschehe. Im Gegentheil haben dieselben in der letzten Zeit eine so großartige Fürsorge seitens des vorgesetzten Ministeriums genossen, wie niemals vorher. Man darf auch der Ueberzeugung sein, das dasselbe auch diesem Wunsche, sobald seine Berechtigung nachgewiesen ist, nichts entgegenstellen werde. Hermann Grimm hat in Berlin — allerdings mit Hülfe des nachmaligen Kaisers Friedrich — eine Professur für neuere Kunstgeschichte durchgesetzt. Man sollte meinen, daß ein Lehrstuhl für Culturgeschichte, für deutsche Culturgeschichte, ein dringenderes Bedürfniß sei, als einer für neuere Kunstgeschichte. Zur Besetzung geeignete Persönlichkeiten dürften in nicht geringer Zahl zu finden sein, auch außerhalb der eigentlichen Universitätsdocenten. Es wäre dann auch möglich, daß Jemand sich als Privatdocent für Culturgeschichte habilitirte, was jetzt einmal wegen mangelnder Aussicht auf einen Lehrstuhl, zweitens weil dem Betreffenden, wie mir durch einen Fall bekannt ist, sich die politischen Historiker widersetzen würden, nicht möglich ist. Die Begründung eines culturgeschichtlichen Lehrstuhls in Berlin würde auch für die Begründung solcher an anderen Universitäten maßgebend sein, und das wäre ein Segen.

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte von Jena und Tilsit.

Von Georg Winter.

Die jähe und furchtbare Katastrophe, in welcher der preußische Staat im Jahre 1806 dem gewaltigen Ansturm Napoleons I. erlag, hat schon bei den Zeitgenossen zu einer eifrigen Erörterung der Ursachen geführt, durch welche dieser gänzliche Zusammenbruch der staatlichen Schöpfung eines Friedrichs des Großen herbeigeführt worden ist. Auch die schweren Niederlagen, in welche in den vorangehenden Jahren die alten Großmächte Oesterreich und Rußland durch den corsischen Eroberer verwickelt worden waren, hatten den allgemeinen Glauben an die Macht und Widerstandskraft der Monarchie Friedrichs des Großen nicht zu erschüttern vermocht, ja der französische Imperator selbst schien von der Bedeutung und Tüchtigkeit des Friedericianischen Heeres überzeugt zu sein, einen Zusammenstoß mit demselben zu vermeiden und seinen Gewaltsamkeiten, soweit das seiner eigenmächtigen und rücksichtslosen Natur möglich war, Preußen gegenüber Halt zu gebieten. Lange Jahre hatte er ein friedliches Verhältniß mit Friedrich Wilhelm III. aufrecht erhalten, ja Preußen eifrig mit Bündnißanträgen umworben; die preußische Politik allein hatte es dahin gebracht, Napoleon in einer völkerrechtlichen Frage — wegen der gewaltsamen Wegführung des englischen Residenten Rumboldt aus Hamburg — zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Wohl hatte sich Napoleon auch Preußen gegenüber eine Reihe von Uebergriffen erlaubt, aber dieselben waren doch geringfügigerer Art gewesen und hatten immer wieder mit einer einigermaßen leidlichen Beilegung geendigt. Im Großen und Ganzen hatte sich Norddeutschland – mit Ausnahme Hannovers — unter preußischem Schutz seit dem Baseler Frieden von 1795 einer friedlichen Ruhe erfreut, während rings umher eine der alten Mächte nach der anderen dem Ansturm der militärisch organisirten revolutionären Armee Frankreichs erlegen war. Nur wenige ahnten, daß diese ein Jahrzehnt lang unter den gewaltigsten Kämpfen, in denen das alte Europa erlag, aufrecht erhaltene preußische Neutralität nur eine Folge der Schwäche seiner politischen Leitung war, vielmehr erblickte man nach wie vor in dem Staate Friedrichs des Großen den starken Hort einer friedlichen Entwickelung gegenüber der fränkischen Eroberungslust. Der Zauber des Friedericianischen Namens beherrschte noch immer die allgemeine Meinung. Daß dieser junge Großstaat unter den Händen der schwachen Nachfolger seines großen Begründers allmählich seinen Charakter gänzlich verändert hatte, bemerkten nur wenige weiterblickende Zeitgenossen. Um so gewaltiger war der Schreck und das allgemeine Erstaunen, als der preußische Staat sofort dem ersten Anprall der napoleonischen Heerschaaren nicht bloß in offener Feldschlacht erlag, sondern in einer Reihe schmählicher Capitulationen auch moralisch völlig zusammenbrach. Jetzt erst begann man den Gang der preußischen Politik seit dem Tode Friedrichs des Großen und namentlich in den Kämpfen gegen die französische Revolution eingehender zu verfolgen, jetzt erst wurde man deutlicher gewahr, ein wie verhängnißvoller Fehler es gewesen war, daß Preußen den Verzweiflungkämpfen Oesterreichs mit verschränkten Armen zugesehen, daß es sowohl 1799 als 1805 den rechtzeitigen Beitritt zu der großen Coalition gegen Napoleon verweigert und dadurch erreicht hatte, daß es schließlich fast völlig isolirt den gewaltigen Kampf gegen die neuerstandene Weltmacht aufnehmen mußte. Es entstand eine ganze Literatur zum Theil höchst gehässiger und persönlich gefärbter Flugschriften, welche für den Untergang des preußischen Staates nicht die Irrthümer der gesammten politischen Leitung der preußischen Politik, sondern die sittlich verwerfliche Handlungsweise Einzelner verantwortlich machten, ohne die tieferen Ursachen der furchtbaren Katastrophe zu erkennen. Man beschuldigte die einzelnen Persönlichkeiten aus der Umgebung des Königs, welche einen leitenden Einfluß auf denselben besessen hatten, sie seien von Frankreich erkauft gewesen und hätten den preußischen Staat absichtlich dem Verderben entgegengeführt. Vornehmlich waren es der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welcher die verhängnißvollen Verträge zu Schönbrunn (15. December 1805) und Paris (15. Februar 1806) geschlossen hatte, Graf Haugwitz, und der vertraute Geheime Cabinetsrath des Königs Lombard, gegen welche sich die Entrüstung der öffentlichen Meinung in erster Linie richtete. Der Letztere war geradezu mehrmals in Gefahr, der aufgeregten Volksmasse zum Opfer zu fallen. In der That wird Niemand leugnen, daß ein großer Theil der Verantwortung für den verhängnißvollen Gang der preußischen Politik bis zum Ausbruch des Krieges von 1806 die genannten Persönlichkeiten trifft. Wenn aber die erregte Volksmeinung in ihnen bestochene Verräther sehen und einen sittlichen Makel auf sie werfen wollte, so hat sie, wie so oft, von einem richtigen Gedanken ausgehend doch bei Weitem über das Ziel hinausgeschossen. Nicht Verrath, sondern haltlose Schwäche ist es, die man ihnen zum Vorwurf machen kann, ein scheues, ängstliches Zurückweichen vor jedem Conflict mit dem französischen Machthaber. Diese Schwäche und Unsicherheit der Haltung aber haben nicht sie dem Könige eingeflößt; indem man das annahm, hat man ihren Einfluß, namentlich den Lombard's, erheblich überschätzt; vielmehr war es vor Allem der König selbst, der mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit an dem einmal ergriffenen System der Neutralität festhielt, und zwar auch in solchen kritischen Momenten, in denen, wie z. B. 1799 und wieder 1804, selbst Haugwitz zu energischem Vorgehen rieth. Diese Sachlage ist um so klarer hervorgetreten, je eindringender sich die Forschung mit jener Epoche der preußischen Geschichte beschäftigt hat.

Denn jene Erörterung über die Ursachen der preußischen Katastrophe, welche gleich nach dem Eintritt derselben begann, hat seitdem nur vorübergehend geruht, ist vielmehr immer und immer wieder aufgenommen worden. Lange Zeit hat sie noch mehr oder weniger unter dem Eindruck jener gleichzeitigen Veröffentlichungen gestanden und fast ausschließlich die Haugwitz und Lombard für den Untergang des preußischen Staates verantwortlich gemacht, ohne zu bedenken, daß doch auch jene Schwäche der preußischen Politik nur ein Symptom, nicht die Endursache des Niederganges des preußischen Staates gewesen ist. Erst die neuere Forschung hat sich an die Lösung der Aufgabe gemacht, in der Entwickelung der nachfriedericianischen Zeit die tieferen Ursachen des Zusammenbruchs nachzuweisen. Schon Häusser und Treitschke haben hierzu Erhebliches beigetragen, obwohl auch sie noch oft geneigt sind, den persönlichen Einfluß der Umgebung des Königs auf dessen Entschlüsse zu überschätzen. Weitere werthvolle Aufschlüsse brachte die Veröffentlichung der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten und die

Digitized by Google

denselben beigegebene lichtvolle Darstellung Ranke's, welche die geschichtliche Entwickelung zuerst vollkommen über das persönliche Moment heraushob und aus sich selbst zu erklären versuchte. Immer mehr trat dann hervor, daß die letzte Entscheidung in allen kritischen Augenblicken dem König keineswegs von seinen Rathgebern eingeflößt, sondern zumeist der persönlichen Initiative desselben entsprungen ist. Besonders klar hat sich das für das Verhalten Preußens gegenüber der Coalition von 1799 herausgestellt. Zweimal hat damals Haugwitz den energischen Versuch gemacht, den König zum Anschluß an die Coalition gegen Frankreich zu bewegen; beide Male hat Friedrich Wilhelm III. sich anfänglich geneigt gezeigt und die erforderlichen Befehle gegeben; beide Male aber hat er dann aus freier Initiative und sehr wider den Willen des leitenden Ministers seine erste Entschließung zurückgenommen, um zu dem System unbedingter Neutralität zurückzukehren. Für unsere genaue Kunde aller dieser Vorgänge war es dann von entscheidender Bedeutung, daß sich die preußische Archivverwaltung entschloß, die Actenstücke selbst, welche über das Verhältniß Preußens zu Frankreich während jener ganzen Neutralitätperiode vom Baseler Frieden (1795) bis zum Kriege von 1806 Aufschluß geben, zu veröffentlichen, wie das in dem zweibändigen Werke: „Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Correspondenzen, hersg. von Paul Bailleu" (Band 8 und 29 der Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven) geschehen ist.

Diese und andere umfassende Actenveröffentlichungen und Untersuchungen haben die frühere Auffassung der Vorgänge, welche zu der Katastrophe von Jena und Tilsit führten, doch in nicht wenigen und nicht unerheblichen Punkten abgeändert, nicht zwar in dem Urtheil über Art und Bedeutung der preußischen Politik in den Jahren 1795—1806, deren verhängnißvolle Mißgriffe und Fehler vielmehr dadurch noch deutlicher zu Tage getreten sind, wohl aber in Bezug auf den Antheil der einzelnen leitenden Persönlichkeiten. So hatte man, durch die großen und umfassenden Verdienste, welche sich Hardenberg in einer späteren Epoche um den preußischen Staat erwarb, veranlaßt, allgemein angenommen, seine Politik habe von Anfang an in einem ausgesprochenen Gegensatz zu der Haugwitz's gestanden; Haugwitz sei schon im Frühjahr 1804 wegen seiner allzu großen Hinneigung zu Frankreich seines Dienstes entsetzt und durch Hardenberg, von dem man kräftigeres Auftreten gegen Frankreich erwartet habe, ersetzt worden. Thatsächlich entspricht diese Auffassung nach den erwähnten Veröffentlichungen keineswegs der wahren Lage der Dinge. Hardenberg's politische Richtung war anfangs von der Haugwitz's durchaus nicht sehr verschieden. War es doch Hardenberg gewesen, der durch den Abschluß des Baseler Friedens jene Neutralitätspolitik begonnen hatte, die Haugwitz dann auf den Wunsch des Königs weiterführte. Wenn sich im Lauf des Haugwitz'schen Ministeriums eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und dem König herausstellte, so war diese nicht durch eine zu starke Hinneigung Haugwitz's zu Frankreich herbeigeführt, sondern im Gegentheil dadurch, daß er den König veranlassen wollte, zu Gunsten der gegen Frankreich verbündeten Mächte der stricten Neutralitätspolitik zu entsagen. So war es, wie wir sahen, 1799 der Fall und ähnlich lag die Sache auch in dem Augenblick, da Hardenberg an Haugwitz's Stelle Minister wurde. Er hielt, den Intentionen des Königs entsprechend, streng an der Neutralität fest; eine Besserung der preußischen Politik trat nur insofern ein, als Hardenberg mehr Consequenz und Festigkeit zeigte als sein durch und durch leichtsinniger und schwächlicher Vorgänger. Eine gegen Frankreich entschieden feindselige Richtung nahm die Politik Hardenberg's erst an, als er durch die mannigfachen Uebergriffe und Gewaltsamkeiten Napoleon's sich überzeugt hatte, daß ein friedliches Verhältniß zu diesem Mann für die Dauer entschieden nicht aufrecht zu erhalten sei. Erst dadurch, daß er dann durch seine energische Haltung den grimmen Zorn Napoleon's erregte und dessen schroffem Verlangen nach seiner Entsetzung geopfert werden mußte (April 1806), ist er seinen Zeitgenossen schon für jene frühere Epoche als Märtyrer für die Vertheidigung Preußens gegen Napoleon erschienen. Von da an freilich hat er dann vollauf Genügendes geleistet, um den Zorn Napoleons gegen ihn erklärlich erscheinen zu lassen.

Haben so die neueren Darstellungen zu einer richtigeren und darum auch etwas milderen Beurtheilung der Haugwitz'schen Politik mit Ausnahme der unverantwortlichen Schwäche, die er in Schönbrunn und Paris an den Tag legte, geführt, so ist neuerdings auch der Versuch gemacht worden, diese Aenderung des Urtheils auch auf den Mann zu übertragen, welchem fast mehr noch als Haugwitz die öffentliche Meinung die Schuld an den Fehlern der preußischen Politik zuschrieb, auf den Geheimen Kabinetsrath Lombard, dem in Folge seiner Abstammung — er gehörte der französischen Colonie in Berlin an — von jeher am häufigsten und unverhülltesten der Vorwurf gemacht worden ist, er habe in französischem Sold gestanden. Dieser Versuch, nicht zwar die Politik Lombard's zu rechtfertigen, aber die Vorwürfe gegen ihn auf ihr berechtigtes Maß zurückzuführen, ist in einem vor Kurzem erschienenen Buch Hermann Hüffer's*) unternommen worden, in welchem zum ersten Mal auf Grund jener Publikation Bailleu's und einer Reihe bisher unbekannter, vornehmlich dem Nachlaß Lombard's entstammender Materialien eine umfassende und erschöpfende Biographie des vielgeschmähten Mannes gegeben wird, die dann zugleich zu einer Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der preußischen Kabinetsregierung selbst sich erweitert und gerade dadurch, wie mir scheint, neue wichtige Gesichtspunkte für die Beurtheilung jener Epoche eröffnet hat. Denn eben in der verfassungsmäßigen Einrichtung des Kabinets, deren Entstehung und Ausbildung uns hier zum ersten Mal auf Grund der authentischen Actenstücke bis in die Einzelheiten klar gelegt wird, ist ohne Zweifel die letzte Ursache der schwankenden und schwächlichen Haltung der preußischen Regierung zu suchen. Der concurrirende Einfluß des unverantwortlichen Kabinets, welches sich zwischen den König und seine Minister einschob nnd die Maßregeln der Letzteren nicht selten in einem entgegengesetzten Sinne durchkreuzte, ist von verhängnißvoller Bedeutung unter den schwachen Nachfolgern Friedrichs des Großen geworden, während das Kabinet in dessen starken Händen die Concentration aller Geschäfte nur gefördert hatte. Die Kabinetsregierung wie überhaupt die ganze staatliche Organisation des jungen Großstaats war eben viel zu sehr auf die beiden Augen des großen Begründers zugeschnitten. Er hatte es vermocht, persönlich die Fäden der ganzen Staatsmaschine in der Hand zu behalten; eben hierfür waren ihm die Räthe des Kabinets die ausführenden Organe gewesen, die sonst ebenso wenig wie die Minister einen irgend entscheidenden Einfluß auf die Regierung ausgeübt, vielmehr nur dazu gedient hatten, den König des beständigen Verkehrs mit den einzelnen Ministern zu überheben. So lange das Kabinet eben nichts Anderes war als das ausführende Organ des Alles leitenden königlichen Willens, konnte es dazu dienen, diesem eine schnellere Durchführung zu ermöglichen, als es bei einem beständigen Verkehr des Königs mit allen einzelnen Ministern der Fall gewesen wäre. Sobald aber jener energische, Alles beherrschende Wille des Einen genialen Mannes fehlte, mußte das seinem Wesen nach unverantwortliche, weil mit dem König identisch gedachte Kabinet zu einer verhängnißvollen Scheidewand zwischen dem König und seinen Ministern werden, indem es, statt nur den Willen des Königs auszuführen und zwischen ihm und den Ministern die Geschäftsleitung zu vermitteln, vielmehr seinerseits einen mit dem der Minister concurrirenden Einfluß auf den König gewann und die Maßregeln der Ersteren nur zu oft parallysirte, und zwar um so mehr, je weniger gewissenhaft die Personen, aus denen es gebildet war, ihre Aufgabe erfüllten, je mehr sie bereit waren, den persönlichen Neigungen des Königs zu schmeicheln und, sich scheinbar seinem Willen unbedingt unterordnend, ihn thatsächlich zu beherrschen. Gerade diese Strömungen und Gegenströmungen zwischen Kabinet und

*) Die Kabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staats, vornehmlich in den Jahren 1797 bis 1810 von Hermann Hüffer. Leipzig, Duncker und Humblot.

Digitized by Google

Ministerium sind oft in den entscheidenden Krisen von verhängnißvollster Bedeutung geworden. In dieser Art der Organisation der Verwaltung wird man die tiefere Ursache des Niedergangs des preußischen Staats zu suchen haben, der hervortreten mußte, sowie die kräftige Hand, die den Bau begründet hatte, nicht mehr war. Gerade diese Entwickelung, die ein Glied des Organismus, welches nur für die beiden Augen des Einen Mannes berechnet war, verhängnißvoll werden ließ, sobald andere, minder energische Nachfolger an seine Stelle traten, ist ein neuer schlagender Beleg für die geschichtliche Erfahrung, daß die Existenz der Staaten für die Dauer nicht auf einzelnen Personen, sondern auf den großen Instituten beruht, die auch dem minder Begabten die Fortführung des Begonnenen ermöglichen. Das eben hatte Friedrich der Große versäumt: der ganze staatliche Organismus war nur auf ihn zugeschnitten; in der Hand seiner schwächeren Nachfolger versagte er.

In den allgemeinen Grundzügen war diese Sachlage längst erkannt worden: das Verdienst des Hüffer'schen Buches ist es, sie in ihren einzelnen Phasen und Entwickelungstadien nachgewiesen und urkundlich belegt zu haben. (Von den urkundlichen Beilagen, welche Hüffer dem Werke beigegeben hat, bezieht sich ein großer Theil eben auf diese Einrichtung und Entwickelung des königlichen Kabinets.) Wenn aber so die endgültig entscheidende Ursache des Niedergangs des preußischen Staats in der mangelhaften oder fehlerhaften Einrichtung der organisatorischen Institute der Regierung und Verwaltung gesehen werden muß, die ebenso deutlich wie in der Politik auch in dem vielgepriesenen Heerwesen nach dem Tode Friedrichs des Großen zu Tage trat, so wird damit die Verantwortlichkeit der Personen, auf welchen jene Institute beruhten, wohl herabgemindert, aber nicht aufgehoben. Denn es liegt auf der Hand, einmal daß besonders energische und zielbewußte Persönlichkeiten die Mängel der Institute hätten ausgleichen können, dann aber, daß sie, wenn sich das als unmöglich erwies, auf eine Abänderung dieser Institute hätten dringen müssen, wie das Stein und Hardenberg, sowie sie die Reorganisation des Staats in die Hand nahmen, von vornherein mit voller Energie gethan haben. Insofern können natürlich die Haugwitz und Lombard von einem erheblichen Theil der Verantwortung an dem Unheil, das über den Staat hereinbrach, nicht freigesprochen werden.

Aus diesem Grunde kam der Referent dem Werke Hüffer's, da es sich namentlich in der Vorrede mehr oder weniger als eine Ehrenrettung Lombard's gibt, von vornherein, wie er nicht leugnen kann, mit einem gewissen Mißtrauen entgegen, in der Annahme, der Verfasser wolle es versuchen, die gesammte Haltung der preußischen Politik und ihrer Leiter zu rechtfertigen, die gesammte Auffassung über diese Dinge umzuwälzen. Hüffer hatte einen verwandten Versuch über einen Theil der in Frage stehenden Epoche schon früher einmal gemacht. In seinem Werke „Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution" hatte er es unternommen, die wohlbegründete Auffassung Sybel's über die Haltung der beiden großen deutschen Mächte einem umfassenden Angriff zu unterwerfen und vom großdeutschen Standpunkt aus die von Sybel mit Recht gebrandmarkte Haltung des österreichischen Ministers Thugut zu rechtfertigen und alle Schuld an dem verhängnißvollen Gang der Coalitionskriege auf Preußen und seinen durch den Baseler Frieden begangenen „Abfall" zu wälzen. Dieser mit sehr ungenügenden Beweismitteln und oft recht bedenklicher Oberflächlichkeit unternommene Versuch mußte als völlig gescheitert angesehen werden, wie Sybel in einem Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit zur Rechtfertigung seiner Auffassung in glänzender Beweisführung überzeugend dargethan hat. Die Besorgniß lag nahe, daß der Verfasser in dem neuen Werke jenen Versuch wieder aufnehmen bez. für die spätere Periode der Revolutionskriege weiterführen wolle. Dem ist aber keineswegs so. Da der Gegenstand ein Eingehen auf jene alte Streitfrage nicht erforderte — denn Lombard's eigentlich bedeutende Wirksamkeit setzt erst in einem späteren Zeitpunkt ein —, so hat der Verfasser es vollkommen vermieden, darauf zurückzukommen und auch sonst in keiner Weise den Versuch gemacht, die Grundlinien der bisherigen Auffassung über die preußische Politik jener Epoche umzustoßen; vielmehr stimmt er in der Beurtheilung derselben, von Einzelheiten abgesehen, mit Bailleu und Ranke durchaus überein und hat namentlich die Actenveröffentlichungen beider in erster Linie seiner Darstellung der allgemeinen Politik zu Grunde gelegt. Für die Lebensschicksale Lombard's selbst und für die Würdigung der persönlichen Wirksamkeit desselben hat er dann namentlich durch die Verwerthung des Nachlasses von Lombard und weitere Studien im geheimen Staatsarchiv manchen neuen und werthvollen Baustein zu Tage gefördert und in der Verwerthung und Beurtheilung der von ihm gefundenen Resultate eine vorsichtige und weise Mäßigung beobachtet. Er hat es geschickt vermieden, in den gewöhnlichen Fehler der modernen „Ehrenrettungen" zu verfallen und dadurch, daß er zu viel zu beweisen versucht hätte, gar nichts zu beweisen. Die unzweifelhafte Hinneigung zu Frankreich, die Lombard namentlich seit seiner Zusammenkunft mit Napoleon in Brüssel bekundete und die er erst viel später als eine verhängnißvolle Täuschung erkannte, wird nirgends verschleiert; nur bemüht sich der Verfasser, meist mit Recht, nachzuweisen, daß nicht sie, vielmehr die eigene Neigung des Königs es gewesen sei, welche den Ausschlag für die Richtung der preußischen Politik gegeben habe, vor Allem aber, daß jene Hinneigung selbst nicht, wie so vielfach behauptet worden ist, durch französische Bestechung verursacht, sondern ein Product theils von Charakterschwäche und innerer Haltlosigkeit, theils von wirklicher Ueberzeugung, daß für Preußen nur vom Anschluß an Frankreich Heil zu erwarten sei, gewesen ist.

Diese Beweisführung, welche namentlich durch die Darlegung der Schwäche der Organisation der Verwaltung eine mächtige Stütze erhält, wird im Allgemeinen als gelungen bezeichnet werden dürfen, ja zum Theil bringt auch sie nur die Bestätigung dessen, was schon andere neuere Untersuchungen im Gegensatz zu der älteren Auffassung dargethan hatten. So war in früheren Darstellungen schon bei dem ersten Ereignisse, bei welchem Lombard geschichtlich erkennbar hervortritt, bei dem Feldzuge von 1792, der Verdacht der Bestechlichkeit und Verrätherei gegen ihn erhoben worden. Damals war Lombard am Tage der durch Goethe's Schilderung berühmt gewordenen Kanonade von Valmy (20. September 1792) in die Hand der Franzosen gefallen und von Dumouriez gegen einen von den Preußen gefangen genommenen Franzosen, der sich in der Revolution einen Namen gemacht hatte, ausgewechselt worden. Im Anschluß daran war es dann, zu großer Beunruhigung und Entrüstung der französischen Emigranten, die jedes Pactiren mit der Revolution verabscheuten, zu Verhandlungen zwischen dem französischen Heerführer und dem preußischen Hauptquartier gekommen, welche in den Kreisen derer, die eine energische Fortführung des Krieges mit Frankreich wünschten, sehr gemißbilligt wurden. Da lag es dann sehr nahe, für diese Verhandlungen und ihre Folgen den in Gefangenschaft gerathenen Kabinetssekretär des Königs verantwortlich zu machen, und in der That waren namentlich die französischen Emigranten sehr schnell mit der Verdächtigung bei der Hand, Lombard habe sich absichtlich gefangen nehmen und von den französischen Generälen bestechen lassen. Das Irrige dieser Behauptung hatten schon Sybel und Häusser in der Hauptsache zutreffend dargethan. Hüffer hat jetzt zu deren Resultaten noch einige nicht unwesentliche Ergänzungen gebracht, die er einem von ihm im Wortlaut abgedruckten vertrauten Briefe Lombard's an seine Frau, an dessen Zuverlässigkeit kein Zweifel obwalten kann, entnimmt. Aus demselben ergibt sich mit voller Klarheit, daß Lombard sich nicht freiwillig gefangen nehmen ließ, daß er vielmehr sogar bei seiner Gefangennahme in sehr ernste Lebensgefahr gerieth und bei seinen Landsleuten mancherlei bitteren Leiden ausgesetzt war. Die verleumderische Beurtheilung, die Lombard's Verhalten in diesem Falle durch seine Feinde zu Theil wurde, ist gewissermaßen typisch für sein späteres Leben geworden, wie der Verfasser mehrfach nachzuweisen in der Lage ist.

Hier und da, wenn auch nicht gerade häufig, ist es ihm

Digitized by Google

jedoch auch begegnet, daß er in seinem Eifer, Lombard zu vertheidigen, zu weit gegangen ist. Ein solcher Fall liegt meines Erachtens u. A. bei der schon mehrfach erwähnten Darstellung der entscheidenden Vorgänge des Jahres 1799 vor, jener Tage, in denen die Entscheidung darüber getroffen wurde, ob Preußen auf die Bündnißanträge der neuen Coalition eingehen sollte oder nicht. Wir sagten, daß es damals Haugwitz war, der den König zu einer energischeren Haltung gegen Frankreich, d. h. zum Anschluß an die Coalition fortzureißen suchte. Zweimal, in einer Conferenz in Peterhagen im Juni und in Berlin im Juli, war es dem Minister damals gelungen, eine zustimmende Aeußerung zu dem Anschluß an die Coalition vom Könige zu erlangen, beide Male aber nahm Friedrich Wilhelm III. diese Entschließung zurück und ließ zu schwerer Betrübniß von Haugwitz die Verhandlungen abbrechen. Die günstigere Beleuchtung, welche für jene Phase der Entwickelung dadurch auf Haugwitz fällt, sucht Hüffer nun auch auf Lombard auszudehnen, während man diesen schon sehr früh für die zweimalige plötzliche Sinnesänderung des Königs verantwortlich gemacht hat. Nun scheint es allerdings nach den authentischen Acten so zu liegen, daß den Ausschlag in der That der Wille des Königs gegeben hat. Wenn aber Hüffer nun weiter geht und behauptet, Lombard habe persönlich der Auffassung Haugwitz's zugestimmt und sich nur der friedlichen Neigung des Königs gefügt, so scheint mir hierfür seine Beweisführung doch in hohem Maße mangelhaft zu sein. Hüffer gibt selbst zu, daß das entscheidende Schreiben, in welchem der König selbst am 17. Juni seinen endgiltigen Beschluß, die Theilnahme am Kriege abzulehnen, Haugwitz mittheilt, von Lombard nicht nur geschrieben, sondern auch verfaßt ist. Danach scheint es doch wohl unzweifelthaft, daß er dem Könige in seiner Haltung zustimmte, vielleicht sogar ihn in derselben bestärkt hat. Nun hat Lombard allerdings diesem offiziellen Schreiben ein eigenes Privatbegleitschreiben beigegeben, in welchem er die Berechtigung der Haugwitz'schen Auffassung zugibt. Allein wenn Hüffer auf Grund dessen Lombard zum „Gesinnungsgenossen" Haugwitz's macht (S. 109), d. h. annimmt, daß er mit dem Minister, nicht mit dem König übereingestimmt habe, so ist das zum mindesten sehr gewagt. Denn jenes Privatschreiben Lombard's hatte den offenbaren Zweck, den Minister trotz jener Meinungverschiedenheit mit dem König zu bewegen, im Amte zu bleiben; dieser Zweck aber bedingte naturgemäß eine möglichste Annäherung an den Standpunkt des über die Haltung des Königs erzürnten Ministers. Ebenso scheint mir Hüffer die Frankreich gegenüber unverantwortlich versöhnliche Haltung Lombard's nach der Verletzung der fränkischen Neutralität durch Napoleon, wie sie in dem Schreiben Laforest's vom 9. October 1805 (Bailleu II, 395) hervortritt, entschieden zu mild zu beurtheilen. Im Allgemeinen wird man ihm aber zugeben dürfen, daß er in seinem Bestreben, die persönliche Haltung Lombard's in ein minder ungünstiges Licht zu stellen und die Verantwortung für Preußens Unglück mehr der fehlerhaften Einrichtung der Institute als den einzelnen Handlungen des Kabinets Schuld zu geben, innerhalb der richtigen Grenzen der Mäßigung geblieben ist. Wir weisen dabei noch einmal nachdrücklich darauf hin, daß wir gerade in der Darlegung der durch die Einrichtung des Kabinets selbst herbeigeführten schweren Uebelstände, die es nicht selten möglich machten, daß das Ministerium eine ganz andere Richtung verfolgte, als das königliche Kabinet, historisch den Hauptwerth des Hüffer'schen Werkes sehen. Wir verweisen im Einzelnen nur auf die Darstellung der concurrirenden Thätigkeit Hardenberg's und Haugwitz's, die eine Zeit lang neben einander das Ministerium des Auswärtigen inne hatten und nicht selten völlig verschiedene Richtungen verfolgten, neben denen dann noch der Einfluß des Kabinets bestand und jede Festigkeit und Stetigkeit der politischen Leitung unmöglich machte. Von der persönlichen Schuld Lombard's an dem Gange dieser Politik bleibt nach den Darlegungen Hüffer's in erster Linie nur der allerdings schwere Vorwurf zurück, daß er nichts dazu that, eine Aenderung hierin herbeizuführen und auf eine ernergischere Haltung des Königs hinzuwirken.

Nicht minder schwere Anschuldigungen als gegen die politische „Bestechlichkeit" und „Verrätherei" Lombard's sind von Zeitgenossen und Nachlebenden gegen das persönliche Leben desselben erhoben worden. Man hat ihn als entnervten Roué, als Wollüstling, als einen völlig unsittlichen Menschen gebrandmarkt. Und in Bezug hierauf schienen die Stimmen seiner Gegner doppeltes Gewicht zu erhalten, da sich zu ihnen kein Geringerer als der Freiherr vom Stein gesellte, der in jener berühmten Denkschrift, in der er zuerst die Forderung einer Abschaffung des Kabinets energisch erhob, von den Persönlichkeiten der Kabinetsräthe, namentlich Lombard's, eine ganz ungewöhnlich schroffe und nachtheilige Schilderung entworfen hat. Auch diesen Vorwürfen gegenüber hat der Verfasser in dem Versuch seiner Ehrenrettung weise Mäßigung bewiesen, obwohl hier das ihm vorliegende Material sehr zu Gunsten des Angeschuldigten sprach. Es lagen ihm hierfür namentlich die zahlreichen privaten Briefschaften Lombard's, darunter die Correspondenz zwischen ihm und seiner schon im frühen Lebensalter heimgeführten Frau vor, die ein sprechendes Zeugniß eines ungewöhnlich innigen, von warmer, niemals schwankender Liebe erfüllten Familienlebens sind und zu jenen Vorwürfen schlecht stimmen wollen. Gleichwohl hat es Hüffer nicht unternommen, jene Vorwürfe als schlechthin erfunden zu bezeichnen, vielmehr bereitwillig zugegeben, nach anderen Zeugnissen sei es nicht bewiesen, ja „nicht einmal wahrscheinlich, daß er den Verlockungen des Berliner Lebens jederzeit widerstanden habe". Nur das Eine sucht er nachzuweisen, daß nach jenen Familienpapieren diese Vorwürfe zum mindesten als sehr übertrieben zu bezeichnen seien, und dafür spricht in der That das von ihm beigebrachte Material ganz unzweifelhaft.

Einer der schwerwiegensten, ihm nach dieser Richtung gemachten Vorwürfe, daß er der Gräfin Lichtenau nahe gestanden und in dem ihr huldigenden Kreise sich Genüssen hingegeben habe, die seine Gesundheit zerrütteten, wird durch die eigenen Aussagen der Gräfin und das Ergebniß einer strengen Prüfung, der er nach dieser Richtung unter der neuen Regierung unterworfen wurde, hinfällig. Aber auch die harten Anklagen des Freiherrn vom Stein gegen Lombard verlieren doch viel von ihrem schweren Gewicht, wenn man erwägt, daß sie in einem Actenstück enthalten sind, in welchem der leicht erregbare und damals gewiß sehr erregte Mann die Verwerflichkeit der ganzen Einrichtung des Kabinets und die Untauglichkeit der dasselbe bildenden Personen dem König klar zu machen suchte. Mit Recht hat Hüffer auch darauf hingewiesen, daß die Festigkeit, mit der der persönlich reine und tugendhafte König zu allen Zeiten auch den erregtesten Angriffen der öffentlichen Meinung gegenüber Lombard seine volle Gunst bewahrte, dagegen spricht, daß derselbe ein sittlich so verworfener Mensch gewesen sei, wie er in der Regel geschildert wird.

Der Gesammteindruck, den das auf guter Grundlage beruhende und gewandt geschriebene Buch hinterläßt, ist also der, daß das Verderbliche der ganzen Kabinetspolitik, das Verhängnißvolle der ganzen Existenz und ganzen Einrichtung des Kabinets in noch grellerem Licht und in erster Linie als Ursache des Unglücks des preußischen Staats erscheint, daß aber die Schuld, welche die einzelnen Persönlichkeiten, namentlich Lombard, trifft, erheblich geringer ist als man bisher angenommen hat. Nicht als Verräther oder bestochene Handlanger des Feindes erscheinen danach die Haugwitz, Lombard und Andere, nicht eigentlich ein sittlicher Makel ist es, der sie trifft. Ihre Schwäche, ihr Mangel an Energie, ihre Irrthümer, ihre Unterlassungssünden sind es, die neben dem Mangel an Thatkraft auf Seiten des Königs selbst das Ihrige zu der unheilvollen Katastrophe beigetragen haben, deren eigentliche und letzte Ursache die fehlerhafte Organisation des Staatswesens, der Mangel jeder organisirten Theilnahme der Nation an den Geschicken des Staats gewesen ist. Deshalb konnte auch eine Wiederaufrichtung der von dem fremden Eroberer niedergetretenen Monarchie erst erreicht werden, nachdem durch die großartige organisatorische Thätigkeit der Stein und Hardenberg jene Mängel in der Verfassung und Verwaltung durch eine zielbewußte Reformarbeit beseitigt waren. Nur durch die

Digitized by Google

Kraft der gesammten Nation konnte die Wiedergeburt des Vaterlandes ermöglicht werden: sein Sturz war nicht in erster Linie oder doch nicht ausschließlich das Werk einzelner Personen, sondern die Folge der mangelhaften politischen Institute, die sich nur so lange ausreichend erwiesen hatten, als der unvergleichlich geniale König sie handhabte und mit seinem lebengebenden Genius durchdrang, die aber versagten und versagen mußten, als schwächere Hände das Ruder ergriffen und sich Aufgaben gegenüber gestellt sahen, für deren Bewältigung ihre persönlichen Fähigkeiten ohne eine Theilnahme der gesammten Kräfte des Volkes nicht ausreichten.

Zur Erinnerung an Charlotte von Hagn.

Mit ungedruckten Briefen aus Gustav Kühne's Nachlaß.

Von Adolph Kohut.

So ist denn am 24. April endlich auch Charlotte von Hagn, die einst so gefeierte Schauspielerin, die bestrickende Künstlerin, die deutsche „Déjezet" und „Mars" — wie man sie auf der Höhe ihrer Wirksamkeit zu nennen pflegte — dahin gegangen. Nur wenige Leser werden gewußt haben, daß diese Dame noch auf Erden wandelte, denn seit dem 30. März 1846, als sie in Berlin in der Rolle der „Anna von Oesterreich" zum letzten Male auftrat, hat man nichts von ihr gehört. In der Blüthe ihres Lebens — sie wurde am 23. März 1809 zu München als Tochter eines Beamten geboren —, von allen Verehrern der Kunst, welche der ausgezeichneten und feingebildeten Menschendarstellerin zujauchzten, geliebt, verließ sie dennoch im genannten Jahre das Berliner Königliche Schauspielhaus, um dem Manne ihres Herzens, einem deutsch-russischen Rittergutsbesitzer, Alexander von Oven, ihre Hand zu reichen. Obschon ihre Wahl keine glückliche war und sie sich von ihrem Gatten schon nach 5 Jahren trennte, kehrte sie nicht wieder zur Bühne zurück.

Alle Zeitgenossen berichten übereinstimmend, daß Charlotte von Hagn namentlich im Lustspiel und Conversationsstück durch ihre Grazie, ihren schalkhaften Humor und ihre geistreiche Darstellung glänzende Erfolge erzielte. Wie als Schauspielerin so erntete sie auch als Vorleserin lebhaften Beifall; so trug sie z. B. 1841 die baierischen Dialektgedichte ihres Landsmanns Franz von Kobell vor, und ganz Berlin war von der begabten Vorleserin entzückt. In der Tagespresse wurden ihr Hymnen gesungen, von denen ich nur diejenige des Redacteurs des „Gesellschafter", Friedrich Wilhelm Gubitz, erwähnen will, also lautend:

Wie klingt und dringt es in's Gemüth,
Süddeutsches Lied von Dir zu hören!
Dein Schöpfungsathem sprüht und glüht,
Daß Alles rings vom Zauber blüht —
Der starrste Nord selbst wird zum Süd,
Will Deine Seel' ihn so beschwören.

Wie schon damals die Virtuosen und Virtuosinnen der Bühne Gastspielreisen unternahmen, so auch Charlotte von Hagn — und wie heutzutage Alles aufgeboten wird, um gute Kritiken zu erlangen und die Presse zu beeinflussen, so auch in jener „guten, alten Zeit". Unsere Künstlerin sollte 1837 in Leipzig gastiren und sie ließ sich zu diesem Zwecke einen warmen Empfehlungsbrief des Lustspieldichters und Regisseurs Karl Blum an den damaligen berühmtesten und einflußreichsten Recensenten, den Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt", Gustav Kühne, mitgeben. Karl Blum schreibt in diesem sehr interessanten Schriftstück u. A. zum Lobe der Gastin:

„Erlauben Sie mir, meinen unbedeutenden Namen durch Ueberbringerin dieses, Fräulein Charlotte von Hagn, in gewünschte Erinnerung bringen zu dürfen. So wie ich höre, wird sie in Leipzig spielen; Ihr in Ihrem letzten Schreiben ausgesprochener Wunsch, sie einmal dort zu sehen, würde demnach erfüllt sein, und er ist es, der bei mir die Bitte erzeugt, daß es Ihre Zeit erlauben möchte, der mit dem dortigen Geschmack, Verhältnissen und Publikum gänzlich Unbekannten durch freundlichen Rath, den sowohl die ausgezeichnete Künstlerin als das anspruchslose, liebenswürdige Mädchen gleich hochschätzen wird, gefälligst nützen zu wollen.

Unsere Kritik hier ist, mit freilich einigen wenigen sehr ehrenwerthen Ausnahmen, in den Händen der Dame Ignoranz, die mit ihren Karten nach Gefallen spielt, und leider reichen sich an diesem Spieltisch die Künstler, die Autoren und die Kritiker recht brüderlich die Hand, so daß natürlich das Spiel remis bleibt und Keiner gewinnt oder verliert. Wenn man diesem Treiben zuschaut, und so wie ich in Frankreich, England und Italien nicht Monate lang, sondern Jahre lang so manche Erfahrung gesammelt hat, so möchte man wirklich der Kunst für immer Lebewohl zurufen — und auf diesem Punkte steht ebenfalls meine geniale junge Künstlerin, die das Vergnügen hat, Ihnen diese Zeilen zu überbringen. Sie hat nun — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — sehr große Furcht gehabt, in Leipzig zu spielen. Ich habe ihr, da sie vier Mal in Wien und Gott weiß wo sie alles war, immer fleißig zugeredet, denn obgleich sie bei zahlreichen Geschwistern Mutter, deren Erhaltung ihr redlich am Herzen liegt, wohl Ursache hat, auf pekuniären Vortheil zu sehen, so gibt es denn doch außerdem noch andere Gründe, deren Gewalt man weichen muß, und so ist es mir lieb, daß diese endlich gesiegt haben.

Seit der Tod mir meinen unvergeßlichen Jugendfreund Devrient entrissen hat, mit dem ich meine frühere Kunstperiode erst durchträumt, dann später durchlebt habe, ist mir auf allen Bühnen des In- und Auslandes keine so geniale Erscheinung entgegen getreten, als die der Charlotte, und so wenig, nach meiner Meinung, weder Talma, noch Kemble, noch Seydelmann meinen Devrient in seiner Glanzperiode erreicht haben, so geht es mir jetzt mit den Künstlerinnen, wenn ich solche gegen diesen sterblichen Proteus halte. Man schwatzt so viel von der Vortrefflichkeit ihrer Lustspielrollen — ich habe selbst viele für sie geschrieben —, aber ich kann mir nicht helfen, ich stimme einem unserer besten Kunstrichter, dem C. Raabe in Königsberg und dem verstorbenen Schreyvogel, als dem Dichter der „Donna Diana", bei, nämlich: ihren tragischen Leistungen den Vorzug zu geben. Sie haut freilich mit ihrem starken, kräftigen Organ darauf los; indessen spätere Jahre werden das Feuer dämpfen, das meinte Schreyvogel in Wien schon vor sechs Jahren, wo sie kaum 19 Jahre vollendet und es hat sich bedeutend gelegt.

Hier in Berlin schwatzt unser Kritiker in der „Spener'schen Zeitung" viel von Schule und ewig von Schule — aber der Teufel hole alle Schule, wenn nichts herausschaut, wenn sie nichts anbringt als die richtige Kopie dessen, was da war. Die Zeit muß bilden — den Verfasser und den Darsteller. Devrient — welche Tage habe ich mit ihm durchlebt! — wußte nichts von Schule, aber seine Rolle einmal durchgelesen, so stand das ganze Bild des darstellenden Charakters ihm vor, daß nur die Darstellung zu ihm fehlte, um, mit dem Maler zu reden, die höchsten Lichter aufzusetzen; und so ist es mit der Charlotte ebenfalls."

Gustav Kühne nahm die ebenso liebenswürdige wie schöne Künstlerin mit offenen Armen auf und widmete ihrem Gastspiel in seiner Zeitung die wärmsten Besprechungen, führte sie auch in die „Salons" von Leipzig ein. Es entspann sich zwischen Beiden ein sehr freundschaftliches Verhältniß und als Charlotte wieder nach Berlin zurückkehrte, wurden die Beziehungen durch einen fleißigen Briefwechsel warm gehalten.

Aus der Fülle der Zuschriften der Künstlerin an den Letzten vom „Jungen Deutschland" bin ich in der Lage, die nachstehenden — bisher ungedruckten — zwei Briefe, die nicht allein einen persönlichen, sondern auch einen culturgeschichtlichen Werth beanspruchen können, hier mitzutheilen:

1.*)

„Ist es wohl erlaubt, einen ehrlichen weiblichen Menschen so lange in einer unerlaubten Bangigkeit schweben zu lassen? Ihre Zeilen, die mich, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mochten, unendlich gefreut, ich möchte sagen, glücklich gemacht, wenn das nicht wieder — zu einem Manne gesprochen — zu vielsagend wäre (sonderbar, daß man öfter glücklich sein, als sich glücklich gestehen kann!) versetzten mich in einen wahrhaft fieberhaften Zustand. Ich las den Brief wieder und immer wieder; da derselbe aber so kurz war — Vorwurf! —, so wußte ich ihn bald auswendig und bebte vor einem Urtheil, das Ihre Hand gefällt hatte und das in acht Tagen erst publizirt werden sollte. Das Blatt kam. Wie schlug mein Herz, und wie sehr war ich überrascht, für diesmal mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Wissen Sie wohl, die Art, wie Sie mich auf das, was kommen sollte, vorbereiteten, nennt man im Bühnenleben: „Effekthaschen", und ich muß Ihnen nur gestehen — Sie effectuirten ganz ordentlich bei mir. Diese goldenen Worte will ich mir schon zu Nutze machen und hoffe recht bald glückliche Resultate daraus zu ziehen. Sie lehrten mich, mehr in mein Innerstes blicken, und mehr als je ergriff mich der Gedanke, von dem Alltäglichen, Gewöhnlichen in der Kunst mich frei zu machen und Besseres, Größeres zu leisten. Gelingt es mir nur erst, die Verhältnisse zu beherrschen und mein Repertoir von diesen kleinen Lappalien, in denen mich die Menschen hier und leider überall so über alles Verdienst hochstellen, zu säubern und mir ernstere, tiefere Beschäftigung zu verschaffen, so weiß ich gewiß, daß meinem Genius der feste Wille zur Hülfe kommt und er allmählich seine Fittige entfalten wird, da es der Alltäglichkeit, die mich nur zu oft beherrschen muß, wohl hier und da gelang, ihn zu unterdrücken, aber nicht, ihn ganz zu zerstören.

Lächeln Sie nicht über meinen Enthusiasmus, an dessen Aufwall

*) Das Datum fehlt, dürfte aber nicht lange nach der Rückkehr nach Berlin geschrieben sein.

Digitized by Google

Sie selbst schuld sind — aber sehen Sie: ich habe nichts auf der Welt als meine Kunst; das Schicksal wollte, daß mein Leben nach und nach von allen wärmeren Interessen mich entblößte, — was Wunder, wenn ich das eine Schiff, auf dem noch die letzten Reste und folglich mein ganzer Reichthum enthalten, zu retten, mir ihn zu wahren und zu vermehren wünsche? Sie lehrten mich, den hinderlichen Ballast auszuwerfen und ich werde, Wind und Wetter zum Trotz, künftig freier segeln....

Der Director, Commissions- und Confusionsrath Cerf*) hat mit den Actionärs des Königstädtischen Theaters einen Prozeß. Beckmann**) will abgehen, um in Hamburg Engagement zu nehmen, und Seydelmann kommt, zum Schrecken einiger hiesiger Komödianten, zum Januar bestimmt an, worüber ich mich außerordentlich freue, und die dumme Schwabe, die Stuttgarter, nicht begreifen kann, daß sie ihn weglassen.

Adjeu! Ich gebe Ihnen die guten Wünsche für mein Wohl zurück und hoffe, sie sollen Ihnen wohl bekommen.

Charlotte von Hagn."

2.

„Durch einen unseligen Zufall, könnte ich sagen, ist mir Ihr werther Brief und Manuskript erst gestern zugekommen; aber ich will noch einfacher sein und sprechen, durch unverzeihliche Ungeschicklichkeit lag er in Stettin, wo mehrere Briefe ein bereitwilliger Freund in Empfang nahm, um mir die Freude zu machen, persönlich bei mir in Berlin abzugeben. Noch ein Glück für mich, daß der Bereitwillige nicht noch länger in der Welt herumfuhr, ehe er abgab, was mein war!

Dank Ihnen, daß Sie meiner gedenken, doppelten Dank, daß Sie es auf diese Weise thaten. Ich habe Ihre „Isaura von Castilien" mit dem warmen Interesse gelesen, wie sie es verdient, und werde mich glücklich schätzen, wenn mir die Aufgabe zu Theil wird, die mich erheben soll, über alles das Gemeine, Klägliche, Erbärmliche, das uns unbarmherzig oft aufgezwungen wird, was uns hingeworfen wird, um es in uns aufzunehmen, mit der Prätension, aus einem Nichts Etwas zu machen.

Ihre „Isaura" ist ein „Etwas", bei dem es auch den schlechtesten Komödianten nicht gelingen wird, es zu Nichts zu machen! Wundern Sie Sich und tadeln Sie meine Aufgeregtheit nicht — ich bitte darum —, aber sehen Sie: Contraste müssen in uns Zeit haben, sich zu verarbeiten. Ich habe, bevor ich Ihre Isaura las, zwei Stücke — Lustspiele —, die von unserer Intendanz zur Aufführung bestimmt werden sollten, lesen müssen und bin so ungeduldig und so unglücklich darüber geworden, wie ein Gefangener, der eine Arbeit machen soll, die er nicht machen will.

„Isaura" ist schön — sie ist wahr: wer hat Sie so tief in das Herz eines solchen Weibes blicken gelehrt? — Das ist nicht gedichtet, das ist einer großen Natur abgelauscht und schnell niedergeschrieben.

Ich habe nichts gehört, wann es zur Aufführung kommen soll; ich bin in emsigem Kampfe mit unserer Intendanz und wage kaum anzufragen, weil ich befürchte, zu hören: haben Sie die Güte, das Stück: „Die Rosen" und jenes von Cosmar, aus Rücksicht für die Wittwen der beiden, einzustudiren! oder: wie wäre es, wenn Sie: „Mann und Weib" von Elsholz vorbereiteten, der den Grafen***), wie er mir sagte, schon einmal auf Pistolen forderte, weil die versprochene Aufführung nicht erfolgt.

Sie erlauben mir, wenn ich Näheres weiß, Ihnen wieder zu schreiben. Vielleicht hat Berlin die Freude, Sie bei der ersten Aufführung hier zu sehen.

Bitte empfehlen Sie mich dem Doctor Laube†), sagen Sie ihm, daß ich fleißig bin, daß mich die Königin Christine††) sehr interessirt, und daß ich sie mit ihm einstudiren möchte. Es ist eine schöne, aber schwere Aufgabe! „Alles Schöne ist schwer", steht unter Seydelmann's Bild, so muß es wohl wahr sein.

Adjeu! stets Ihre ergebene

Berlin, den 8. März 1812. Charlotte von Hagn."

Ich bemerke, daß das Kühne'sche Drama: „Isaura von Castilien" auch anderen namhaften Künstlern, wie Emil und Eduard Devrient, Julie Rettich u. A. sehr zugesagt hat, ohne daß es auf der Bühne nachhaltigen Erfolg erzielen konnte. Eduard Devrient schreibt u. A.:

„Empfangen Sie meinen besten Dank für die mir gütigst übersandte Tragödie, die ich mit großem Antheil und wahrem Interesse gelesen habe. Es erfüllt mich immer mit der größten Freude, wenn ich sehe, daß bedeutende Talente sich der Bühne zuwenden, denn nur dadurch kann man sich zu einem Aufschwung unserer Kunst Hoffnung geben."

Bis zum Tode Kühne's hielt die Freundschaft zwischen diesen beiden edlen Naturen an.

*) Der ber—ühmte Director des Königstädtischen Theaters.

**) Fritz Beckmann, der bekannte Komiker derselben Bühne, dann Mitglied des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters und Burgtheaters.

***) Graf Redern, langjähriger Intendant der Königl. Theater.

†) Heinrich Laube, mit Kühne sehr befreundet, lebte damals in Leipzig.

††) Die Tragödie „Monaldeschi", 1839 veröffentlicht.

Staatsromane.

Von Leo Munk.

Wie verschiedenartig auch die vom Romandichter zum Gegenstand der Betrachtung gewählten Gestalten sein mögen, die er bald in die Gefilde Ikariens, bald in ein modernes Fabrikgebäude, bald in die ärmlichste Hütte, bald in das Ministerpalais versetzt, so ist diesen Werken, so weit sie der schönen Literatur angehören, doch stets gemeinsam, daß der Mensch, das Individuum, der Einzelne, darin die erste Rolle spielt, mag sein Schicksal noch so sehr durch äußere Umstände, durch die Gesellschaft, die persönliche und unpersönliche Welt beeinflußt werden. Es gibt jedoch auch noch eine Reihe von literarischen Bildnissen, in deren Mitte zwar ebenfalls der Mensch steht, aber nicht der einzelne, sondern nur die Gesammtheit; es sind dies Arbeiten, welche nur zwangweise unter die belletristischen Romane eingeordnet werden könnten, in Wirklichkeit aber eine selbständige Gattung des geistigen Schaffens darstellen. Sie sind nicht Kunstproducte, denn die Schönheit ist ihnen Nebensache. Der erste und einzige Zweck derselben ist vielmehr die Darstellung eines an sich recht nüchternen Gegenstandes, der Wirthschaft, und wenn wir sie nicht unmittelbar der nationalökonomischen Literatur beizählen, so geschieht es nur deshalb, weil sie nicht auf realem Boden stehen, sondern in der volkswirthschaftlichen Phantasie fußen. Dieser Doppelnatur entspricht die denselben beigelegte Bezeichnung „Staatsromane". Sie gehören nicht etwa bloß der neueren, mit nationalökonomischen Theorien der verschiedensten Richtungen überaus reichlich versehenen Zeit an, sondern lassen vielmehr ihre Spur bis in's Alterthum zurück verfolgen, und wenn ein Rückblick sie zusammenfassend fixirt, so bietet er einen Beitrag zur Geschichte der Ideen, insbesondere der wirthschaftlichen Phantasie. Dieser Aufgabe hat sich Dr. Friedrich Kleinwächter in einer als „Beitrag zur Lehre vom Communismus und Sozialismus" bezeichneten Studie*) unterzogen und es mag nicht unzeitgemäß sein, diesem Forscher auf seinem Wege zu folgen.

Der Inhalt der behandelten Arbeit erfordert eine Klarstellung jener Differenzpunkte, welche zwischen den verschiedenen als Communismus und Sozialismus bezeichneten Ideenkreisen bestehen. Kleinwächter unterscheidet den vollen oder Ganzcommunismus, welcher Gemeinsamkeit des Eigenthums an Productionsmitteln und Genußvermögen mit gemeinsamer Wirthschaft, also gänzliche Beseitigung des Individualismus fordert. Diesem zunächst steht der Halbcommunismus, welcher sich mit der Gemeinschaftlichkeit der Production begnügt, das Privateigenthum aber an Genußvermögen beibehalten will, während diesen beiden entgegen der Sozialismus im engeren Sinne das Institut des Privateigenthums beibehält und die wirthschaftliche Ordnung nur an einzelnen Punkten, insbesondere dort, wo es sich um die arbeitende Klasse handelt, einer Aenderung unterzieht. Diese Dreitheilung läßt sich auch auf die Staatsromane anwenden.

Aehnlich wie die Dichtkunst eine entschiedene Lebensauffassung voraussetzt, ohne welche Personen und Umstände nebelhaft erscheinen, kann auch bei den Verfassern der als Staatsromane bezeichneten Werke die Bedeutung des Geistesproducts an dem Maßstab ermittelt werden, ob sich die Bausteine der Ideen fest aneinander gefügt oder nur zufällig in Verbindung gebracht finden; diejenige Richtung, welche heute noch ihr Ziel bald da, bald dort sucht, die sozialistische (im engeren Sinne) hat darum auch auf unserem Gebiet die geringsten Erfolge aufzuweisen. Die große Masse der eigentlichen Staatsromane gehört vielmehr dem Ganzcommunismus an, welcher allerdings zufolge seiner Loslösung von der heutigen Gesellschaft und zwar der wirthschaftenden Gesellschaft die geringste Schwierigkeit für den Autor bietet, seine Schöpfung von den Schlacken des Alltäglichen frei und mit den Geschenken der Einbildungskraft ausgestattet dem Leser vorzuführen. Vorausschicken wollen

*) „Die Staatsromane". Wien, M. Breitenstein.

Digitized by Google

wir, daß die Staatsromane regelmäßig ihre Tendenz zu rechtfertigen suchen. In den älteren Werken, etwa bis zum 18. Jahrhundert, ist es die Zweckmäßigkeit, welche der Beibehaltung des Privateigenthums entgegengestellt wird. Das Eigenthum erzeugt unzählige Verbrechen, folglich muß es beseitigt werden. Die späteren Autoren stehen auf dem prinzipiellen Standpunkt, daß der ausschließliche Besitz mit der Gleichheit der Menschen im Widerspruch steht und umschreiben das Proudhon'sche Wort „La propriété c'est le vol. Allen gemeinsam aber ist entweder ein bis in das Aetherblau reichender Idealismus, der von der Wirthschaftsreform eine Veredelung der Menschheit erwartet, oder eine freiwillige, bis zur Knechtschaft hinabsteigende Unterwerfung des Individualismus unter die Gesammtheit. Es ist in dieser Hinsicht nicht uninteressant, daß schon Plato es für nothwendig hielt, den Zwang seines Reformstaates vor den demselben unterworfenen Bürgern zu bemänteln. Er verlangt nämlich von den männlichen und weiblichen Kriegern, für die allein er in seinen „Zehn Büchern vom Staate" die communistische Wirthschaftsordnung einführen möchte, daß sich die Besten am häufigsten mit den Besten vermählen sollen. Da er jedoch befürchtet, daß diese Staatsmaxime mit den Neigungen der Menschen in Widerspruch gerathen können, verlangt er die Zutheilung der Weiber an die Männer durch eine „schlaue Verloosung", welche die Herrschenden im Darwin'schen Sinne zu leiten hätten.

Man sieht, wie leicht diese Bevölkerungspolitik durch Bekanntwerden des Staatsgeheimnisses zu nichte gemacht werden kann.

Der erste Staatsroman, in welchem wir die Zweckmäßigkeit als Anlaß der Wirthschaftsreform bezeichnet finden, ist die von dem Staatskanzler Heinrichs VIII. von England, Thomas More, im Jahre 1515 edirte und gewöhnlich kurz als „Utopia" benannte Schrift, in welcher Hythlodaeus die Einrichtungen der nova insula schildert. Die Tendenz der Arbeit beruht auf der Anschauung, daß Stolz und Eigenliebe die Wurzeln alles Uebels in dieser Welt seien und deshalb die Noth, mit dieser aber das Privateigenthum beseitigt werden müsse.

Schon in der „Utopia" lernen wir jene mechanische Gleichheit der Menschen und Einrichtungen kennen, welche sich in der ganzen Literatur so häufig wiederholt. Die Zahl der Städte auf der Insel wird mit 45 angegeben. Jede Familie besteht aus 40 Personen (20 Männer und 20 Frauen) und zwei Sklaven. Ueber je 30 Familien waltet ein Director. Alljährlich haben 20 Familienglieder des Meierhofes in die Stadt zurückzukehren und werden durch zwanzig neue Stadtbürger ersetzt. Jeder Utopier lernt ein Gewerbe und zwar in der Regel das der Eltern. Will Jemand ein anderes Gewerbe lernen, so setzt dies die Adoption in eine dieses Gewerbe betreibende Familie voraus. Die Arbeitszeit beträgt 6 Stunden, gleichmäßig auf den Vor- und Nachmittag vertheilt, wobei jedoch die schweren und unreinen Arbeiten den Sklaven, das sind die Verbrecher, und den Dienern, nämlich den eingewanderten Fremden, zufallen. Die Boden- und Gewerbeerzeugnisse werden aus den öffentlichen Magazinen an die einzelnen Bürger gratis ausgefolgt in dem Quantum, wie es die Einzelnen zum Leben brauchen. Das durch Ausfuhr von Landesproducten erzielte Gold und Silber ist zur Besoldung von fremden Miethtruppen für den Kriegsfall reservirt. Bezeichnender Weise hat die Regierung für eine Ausgleichung der Volkszahl zu sorgen. Jedes Haus soll nicht weniger als zehn und nicht mehr als 16 junge Leute beherbergen, jede Stadt nicht mehr als 6000 Familien in sich schließen. Hat eine Familie zu viel Kinder, so wird der Ueberschuß den weniger Gesegneten zugewiesen. In gleicher Weise wird der Ueberschuß einer Stadt den weniger bevölkerten einverleibt. Hier also setzt der Communismus den einschränkendsten Zwang auf die Besiedelung des Landes voraus. Während jedoch Morus sich auf die von Staatswegen erfolgende Veränderung des Wohnsitzes beschränkt, greift Campanella in seiner „Civitas solis" auf die platonische Idee, die Fortpflanzung selbst zu beeinflussen, zurück und geht sogar so weit, die bei dem griechischen Philosophen auf das Kriegergeschlecht beschränkte Maßregel auf die gesammte Bevölkerung anzuwenden. Ihm ist die jeweilige Zusammenstellung der Hochzeitspaare Regierungssache; die Beamten haben darauf zu sehen, daß große und schön gewachsene Individuen mit gleichgearten Individuen verbunden, dagegen aber beleibte mit mageren, leidenschaftliche mit sanften zusammengeführt werden. Die Hochzeit findet zu einer von den Astrologen und Medizinern als günstig bezeichneten Stunde statt. In Bezug auf die aus den vermögensrechtlichen Verhältnissen entspringenden Einrichtungen wird völlige Gleichheit und Gemeinsamkeit gefordert, gemeinsamer Unterricht, gemeinsame Wohnungen, gemeinschaftliche Tafeln; die Kleidung ist zur selben Jahreszeit und bei derselben Beschäftigung für alle Sonnenbürger die gleiche und unterliegt keinem Modewechsel. Die Arbeit wird von beiden Geschlechtern gleichmäßig ausgeführt, dauert nicht länger als vier Stunden täglich und wird zum Theil unter Musikbegleitung vorgenommen. Keine Arbeit gilt als unehrenhaft und deshalb kann auch der Stolz als eines der schwersten Verbrechen hart bestraft werden. Es herrscht Ueberfluß an allen Dingen; freilich kann in einem Staate nicht leicht Mangel eintreten, in welchem der „Regent für Erziehung, Fortpflanzung und Medizinalwesen" immer nur so viele Staatsbürger in die Welt setzen läßt, als eben wünschenswerth erscheint.

Die Schablone, welche wir als charakteristisch für die meisten der Staatsromane bezeichnen konnten, findet aber ihre ausgedehnteste Anwendung in der Schrift „Code de la nature" von Morelly (Amsterdam 1750). Der Widerspruch zwischen dem Titel des Werkes und dem unabänderlichen Grundgesetz, dem eigentlichen Code, ist so merkwürdig, daß wir dem letzteren einiges entnehmen müssen. Das Wirthschaftsgesetz fordert, daß jede Nation in Familientribus und Stadtbezirke oder Provinzen eingetheilt werde. Jede Tribus enthält eine gleiche Anzahl von Familien, jeder Stadtbezirk eine gleiche Anzahl von Tribus ꝛc. Alle Stadtbezirke haben eine gleiche Ausdehnung, der Bauplan ist für alle Städte derselbe, desgleichen der Häuserplan. Die Berufung des Provinzialvorstehers geschieht in der Weise, daß die Chefs der Tribus der Tour nach das Amt übernehmen. Ebenso wird zum Staatsoberhaupt jener Provinzialvorsteher ausersehen, welcher gerade an der Reihe ist. Im Ehegesetze findet sich die Vorschrift, daß jeder Bürger, der in das heirathsfähige Alter tritt, verheirathet wird und zwar jedesmal in der ersten Pentade eines jeden Jahres. Das Unterrichtsgesetz verlangt die ziffermäßige Bestimmung der Personen, welche sich der ausschließlichen Pflege der Wissenschaften und Künste widmen dürfen und zwar für jeden Zweig der Wissenschaft und für jeden Stadtbezirk. Uebrigens wird kein anderes System der Moralphilosophie geduldet als dasjenige, welches dem Geiste des Code entspricht. Die Gleichheit der Bürger, welche der Wirthschaftsreform zu Grunde liegt, macht auffallenderweise im Strafgesetze einer Ungleichheit der Bürger Platz, da nur solche Personen zu Strafanzeigen berechtigt sind, welche irgend eine Würde bekleiden. Von diesem Falle abgesehen läßt der Mechanismus der Morelly'schen „Natur" nichts zu wünschen übrig.

Es ist vielleicht charakteristisch für die Literatur der Staatsromane, daß in dem eben besprochenen Werke der selbständigen Geistesthätigkeit Hindernisse in den Weg gelegt werden. Diese letzteren aber kehren in einem modernen, 1840 zu Paris erschienenen Buche „Voyage en Icarie" von Etienne Cabet vielfach erhöht wieder. In Icarien wird nämlich zur literarischen Thätigkeit nur Derjenige zugelassen, der die Literaturschule absolvirt und die betreffenden Prüfungen mit Erfolg abgelegt hat. Vielleicht wird ein mit unverlangten Büchersendungen geplagter Mann diesen Vorschlag nicht ungern aufnehmen, aber auch der staatlich approbirte Literat darf nicht drucken lassen, was er will, sondern muß seine Schriften einem Comité zur Prüfung vorlegen, und erst wenn dieses zustimmt, kann durch ein Specialgesetz von der Volksvertretung der Druck verfügt werden. Die Preßfreiheit unterliegt aber noch weitergehenden Beschränkungen in Bezug auf die von uns als Organe der öffentlichen Meinung bezeichneten Schriften. In Icarien wird für jede Gemeinde nur eine Communalzeitung, für jede Provinz eine Provinzialzeitung und ferner eine Zeitung

Digitized by Google

für den ganzen Staat geduldet. Die von ihren Mitbürgern gewählten Redacteure dürfen nur Thatsachen mittheilen, aber nicht raisonniren. Diesen Einrichtungen gemäß kann der Staatsbürger überhaupt nur dasjenige lesen, was die Regierung zuläßt, denn der Staat läßt die aus früherer Zeit herrührenden Bücher saisiren und verbrennen, und nur wenige werden als Spiegel ihrer Zeit aufbewahrt.

Den geschilderten communistischen Schriften (der älteren Zeit) stehen zwei Werke, welche die letzten Jahre auf den Büchertisch brachten, schroff gegenüber. Es sind dies „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887" von Edm. Bellamy und „Freiland" von Dr. Theodor Hertzka. Beide Arbeiten sind schon so häufig der Erörterung unterzogen worden, daß wir darauf verzichten können, Inhalt oder Charakter derselben zu skizziren, und wir bemerken nur, daß sie, da in denselben die Aufhebung des Privateigenthums sich nicht auf das ganze Nationalvermögen erstreckt, zu den halbcommunistischen Arbeiten gezählt werden müssen. Mit den vorhergegangenen Publicationen dieser Art haben sie jedoch Eines gemeinsam, daß sie eine radikale Aenderung des Wirthschaftssystems voraussetzen; ob die Consequenzen einer solchen Aenderung sich nach dieser oder jener Richtung äußern, kommt dann weiter nicht in Betracht.

Hier wollen wir noch erwähnen, daß ein gleichfalls vor ganz kurzer Zeit erschienenes Schriftchen „Neu-Wien im Jahre 2000"*) in gebundener Rede ein Bild der Donaustadt in derselben Zeit zu geben sucht, in welche Bellamy seine Schilderung verlegt. In diesem Stadtromane findet sich jedoch von Sozialismus und Communismus keine Spur, aber wenn es die Visionen eines Träumers sind, die uns da erscheinen, hat die Einbildungskraft hier insofern Erhebliches geleistet, als er Frieden und Eintracht der Bevölkerung in der österreichischen Hauptstadt ansinnt.

Wir glaubten den von Kleinwächter eröffneten Einblick in eine Literatur ganz eigener Art für einen größeren Leserkreis erweitern zu sollen, weil diese Schriften ein Bild von dem Geist ihrer Zeit, mögen sie auch in die Vergangenheit zurückgreifen oder in die Zukunft zu blicken suchen, darbieten; was uns aber in höherem Grad noch solche Arbeiten interessant erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie zeigen, wie alle Zeiten in der Oekonomie die Quelle von Glück und Unglück erblickt haben, welche zum Heile der Menschheit auszugestalten die Arbeit der Besten und Fähigsten lohnt.

*) Eine Vision. Von *** Leipzig, August Schulze.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Freiheit, die ich meine.

Von C. Lauckner.

Sie hatten es Alle nicht gewußt, daß seit Jahren ein berühmter Mann unter ihnen lebte. Es gab Viele, die es auch heute noch nicht glauben wollten und dem Oberlehrer Rodemund kopfschüttelnd und halb spöttisch nachsahen, wenn er seine täglichen Gänge an ihren Fenstern vorüber machte. Nein, so konnte kein berühmter Mann aussehen, so gebückt, so schüchtern und so sehr bescheiden. Er grüßte jeden Handwerker mit demselben tiefen Abziehen des Hutes, wie seinen Director, und während die anderen Gymnasiallehrer sich dem Städtchen bei jeder Gelegenheit in ihrer ganzen Wichtigkeit zeigten, gar nicht genug hervorheben konnten, daß sie die Zukunft der Nation in Händen hätten, zog sich Rodemund von dem ganzen kleinen Treiben mehr und mehr zurück und lebte ganz für sich, ohne Weib und Kind, ohne Freunde, ohne an der Geselligkeit in dem Kreise seiner Kollegen Theil zu nehmen. Seine Welt war das große halbdunkle Arbeitszimmer in dem Plath'schen Hause gewesen, in dem er die scharfsinnigen Untersuchungen über den Zusammenhang der englischen, französischen und deutschen Philosophie des vorigen Jahrhunderts geschrieben hatte, durch die er in aller Stille berühmt geworden war. Und auch diese Arbeit hatte er sich erst gestattet, nachdem er mit Gewissenhaftigkeit seinen Geschichtsstoff präparirt, den er in der Prima, Secunda oder Tertia immer so zu wenden verstand, daß eine begeisterte Apostrophe an das deutsche Vaterland den Abschluß seines jedesmaligen Vortrags bildete. Zuweilen ging er etwas weiter darin, als es seinen Schülern verständlich war, aber sie horchten immer hoch auf und fühlten etwas von der heiß aufwallenden Begeisterungsgluth junger Heroen in sich, wenn er so sprach. Dieser und Jener hatte wohl auch etwas davon mit in den Parteienwirrwar seines späteren politischen Lebens genommen und einmal vorübergehend an den alten Rodemund gedacht, meistens aber ohne seinen Namen zu erwähnen. Und nun sollte dieser stille, schlichte Mann, der so ganz außerhalb des allgemeinen Interesses stand, ein Lumen in der wissenschaftlichen Welt sein. In Kürschner's Literaturkalender hatte er längst gestanden — der entwachsene Sohn des Städtchens, der die wunderbare Kunde heimbrachte, der junge Privatdocent Wettner, meinte, das wäre nichts gar so Besonderes, aber er würde in Vorlesungen citirt, in wissenschaftlichen Encyklopädien genannt und in der neuesten Auflage des Conversationslexikons würde man in Kurzem seine Biographie lesen können.

Seine Biographie! Ja, was wußte man eigentlich von ihm? Einer oder der Andere erinnerte sich der Zeit seiner Ankunft, darüber waren fünfzehn oder zwanzig Jahre vergangen, und er hatte damals gerade immer so gelebt wie jetzt, einsam und regelmäßig. Er hatte immer in demselben Hause gewohnt, dem des Schlossermeister Plath, dessen Tochter, die blonde Hedwig, er von klein an zu sich gezogen und die er sich als Famulus förmlich abgerichtet haben sollte, wie die Kollegen behaupteten. Das war Alles, was sie von ihm wußten. Den Schatten hatten sie ihn genannt — nun wollte es ihnen sauer ankommen, diesem Schatten einen Platz einzuräumen, einen wirklichen und sogar hervorragenden, der ihm seiner Anciennität nach gar nicht zukam. Was schrieb denn der Mann eigentlich? Philosophische Abhandlungen. Dabei war er aber doch Historiker, verließ also sein eigentliches Fach, um auf anderen Gebieten herum zu wildern. War das nicht schon von vornherein bedenklich? Mußte es nicht Zweifel an der Gründlichkeit der Arbeit erwecken? Nun, man würde ja sehen, man würde die Abhandlung bestimmt lesen, das heißt gelegentlich. Im Grunde war diese moderne Philosophie doch unfruchtbares Zeug und ohne jeden praktischen Nutzen für die „anvertraute Jugend".

In dem Benehmen der Kollegen gegen Doctor Rodemund, der seine Berühmtheit so lautlos getragen, trat eine kleine Aenderung ein. Sie hatten ihn früher gar nicht beachtet, nun fingen sie an, sich ihm in halb neugieriger, halb ironischer und wohl auch interessierter Weise zu nähern. Das halbe Wohlwollen, mit dem man ihm entgegen kam, begann sich aber allmählich in das Gegentheil zu verwandeln, als der Vielbesprochene eben so steif, träumerisch und zurückhaltend blieb wie vorher. „Er ist hochmüthig," sagte man, „und wir haben unrecht gethan, ihn für schüchtern und bescheiden zu halten," und fing an ihn zu beobachten, ohne den directen Verkehr zu suchen.

In den Klassen war man natürlich am besten unterrichtet. Man wußte genau, was der Director, was der Mathematiker und der Theologe von Rodemund gesagt hatten und je weniger wohlwollend die Urtheile der Lehrer sich gestalteten, desto größer wurde naturgemäß die Verehrung für den Angegriffenen unter den Schülern. In der Prima war auch etwas von wirklicher Hochachtung dabei. In der Prima stecken noch trotz alledem Ideale und zwar ganz „positivistischer" Natur, in der Prima darf man noch voller Begeisterung in die äußere und die innere Welt blicken, man darf große Leute noch bewundern — hofft man doch einmal noch viel größer zu werden. So bewunderte man den Oberlehrer Rodemund augenblicklich wirklich.

— — Auch heute war Todtenstille eingetreten, sowie er die Thür geöffnet hatte. Ausnahmslos waren Alle präparirt, hörten Alle voller Aufmerksamkeit auf seinen Vortrag und als der bewußte patriotische Schluß kam, das ceterum censeo, mit dem er wie Jahr aus, Jahr ein, so auch heute an den Herzen seiner jugendlichen Zuhörer rüttelte, blitzte manch' feuriges Jünglingsauge in schrankenloser, thatendurstiger Vaterlandsliebe auf und es war, als ob die jungen Lippen einen begeisterten Hymnus anstimmen wollten. Der alte Lehrer empfand, daß seine Klasse heute empfänglich war, wie wohl noch nie. Er fühlte sich jung mit den Schülern, auch seine müde geforschten Augen leuchteten auf und ein eigener Glanz breitete sich über sein leicht geröthetes Gesicht. Aber er sprach kein Wort weiter, nichts, gar nichts Persönliches, obgleich ihm das Herz voll war, er sah sich nur noch einmal mit glücklichem Blick unter den jungen Leuten um, nahm seine Bücher und ging hinaus. Er war in so gehobener Stimmung heute wie sonst nur an seinem Schreibtisch, wenn ihm im Grübeln eine Idee aus der anderen Welt, an die er glaubte, das Herz erfüllte.

Es war ein Gefühl von Befriedigung und Glück, mit dem er sich umsah, als er nun auf der sommerlich heißen Straße den gewohnten Weg nach Hause ging. Daß hier und da Gruppen zusammenstanden, daß ihm zahlreiche und ehrerbietige Grüße von Arbeitern zu Theil wurden, die er gar nicht kannte, nahm er nur körperlich wahr. Seine Gedanken waren bei der vollendeten Arbeit, „seines Lebens", sagte er, die seit einigen Tagen der Welt bekannt geworden war und von der er sich Unendliches versprach.

Schon den einfachen Titel wiederholte er sich mehrmals mit Begeisterung: „Ueber die Freiheit!" Wie ein neues Evangelium sollte sie Allen verkündet werden, diese neue, reine Lehre, die wie eine Offenbarung über ihn gekommen war, nachdem er ihre Grundbedingungen unbewußt sein Leben lang erfüllt hatte. Wie anders wird die Welt werden, wenn die Erkenntniß der Freiheit in ihrer ganzen Größe Allgemeingut der Geister geworden ist. Welch' wechselnde Bilder ließen sich an den Gedanken knüpfen.

Rodemund war darüber an seiner Wohnung angelangt, ehe er es gedacht. Sein Arbeitszimmer lag nach dem Garten hinaus und war schattig und still. Das Hämmern aus der Schlosserwerkstatt drang sonst nur wie von ferne hinein. Heute aber war es ordentlich geräuschvoll darin. Die Fenster waren alle geöffnet und das Zimmer hatte eine ganz

Digitized by Google

andere Physiognomie. Ueberall waren Blüthenzweige, Rosen und andere duftende Sommerblumen angebracht. Selbst zwischen den schweinsledernen Bänden, die mit der Gelehrsamkeit vergangener Jahrhunderte angefüllt waren, guckten sie hervor — und wider Verdienst hatte sogar ein Band Schopenhauer sein Theil von der blühenden Sommerherrlichkeit der Welt abbekommen.

„Hede," rief der Doctor gerührt. Und da sprang sie von dem alten Lehnstuhl, in dem sie gesessen, hervor und das rosige Gesicht strahlte in so feiertäglicher Seligkeit, daß dem alten Schulmeister ganz warm um's Herz wurde.

„Was für einen Tag haben wir denn, Kind?" fragte er, eine von beiden Händen, die sich ihm entgegenstreckten, zwischen seine harten, mageren nehmend. „Was hast Du dir denn ausgedacht?"

„Sie haben mit Ihrer »Freiheit« für einen Festtag gesorgt," sagte Hede glücklich. „Hier, sehen Sie da," sie hielt ihm die „Vossische" entgegen. „Hier in der Sonntagsbeilage steht es, daß sie ein großer Mann sind und etwas Außerordentliches geschrieben haben ... und hier, hier, Briefe, sehen Sie, sieben, acht Stück, so viele haben Sie sonst nie. Was mag darin stehen? Sicher lauter Anerkennungen!"

Der Doctor sah lächelnd in das erregte Gesicht seines „Geisteskindes", wie er Hedwig gern zu nennen pflegte. „Du bist doch die rechte Evastochter," sagte er. „Meinst Du denn, daß ein bischen Beifall von draußen mich so sehr erfreuen könnte? Ich bin froh über die Thatsache, daß ich meine Arbeit, an der mein ganzes Leben hängt, in dem Sinn vollendet habe, wie ich es mir wünschte, weil ich hoffe, daß ich eine Gemeinde für meine Lehre finden werde."

„Ja, ohne den Beifall der Leute finden Sie aber doch keine Gemeinde," meinte Hedwig.

Der Doctor hatte nun einen der Briefe geöffnet. Wie elektrisirt sprang er in die Höhe. Eine helle Röthe stieg in seinem Gesicht auf. „Hier, Kind, sieh da, das ist ein Erfolg," rief er glücklich. „Das hat kein Gelehrter geschrieben, der ein geistreiches Dogma loben will ... Ja, das macht mich glücklich."

Hede sah hinein. Es war ein unorthographisch geschriebener Dank an den Doctor für seinen schönen Aufsatz und die Bitte, an einer Versammlung der Mühlenarbeiter, im Tannenkrug, am nächsten Mittwoch gütigst Theil nehmen zu wollen. „Wie kommen die denn zu Ihrer Arbeit?" fragte Hedwig erstaunt. Das ist ja das roheste Volk hier und augenblicklich in einem Strike."

„Liebe Hede, Du sprichst da sehr unfreundlich von diesen armen, unfreien Leuten, die, wie Du siehst, doch das Streben nach etwas Höherem außerhalb ihrer Sphäre haben."

„Ja, das begreife ich eben auch gar nicht," sagte Hede nachdenklich. „Die Mühlenarbeiter sind alle Sozialdemokraten und mit Allem unzufrieden, obgleich sie im Accord arbeiten und viel verdienen ... Herr Gott, wenn unsere Leute es nur halb so gut hätten, wie die ... Freilich, zufrieden sind sie auch längst nicht mehr und ich weiß nicht, was es werden soll, wenn der Werkführer, der Becker, zu Michaeli geht. Der Vater ist fast nie mehr zu Hause ..." In echt weiblicher Art war sie von dem angeregten Thema auf das ihr nahe liegende Persönliche gekommen.

„Hede, Hede," rief da eine tiefe, rauhe Stimme durch das Haus.

„Da ist er ja," sagte sie erschreckend. „Ich komme gleich wieder."

Sie huschte hinaus. In dem Hausflur, in dem selbst im hellsten Sonnenschein eine grüne Dämmerung herrschte, stand der Meister, den Hut in der Hand.

„Wieder bei dem Doctor drinnen," schalt er. „Und die Wirthschaft geht natürlich wieder drüber und drunter dabei. Die Leute haben sich heute wieder über das Gekoche beklagt."

„Nicht weil es schlecht war, sondern weil es nicht reichte," sagte Hedwig. „Ich kann nicht auskommen, Du gibst mir ja auch kein regelmäßiges Wochengeld mehr."

„Dummheiten, Du mußt Dich mit dem einrichten, was da ist. Früher steckteſt Du doch nicht ganz so viel mit dem Doctor zusammen und hattest mehr Interesse für das Haus, das ist die Sache. Aber ich werde dem bald ein Ende machen, verlaß Dich darauf."

Hede schwieg. Aller Sonnenschein war aus ihrem Gesicht gewichen. Sie arbeitete wie sonst in der Wirthschaft und mit demselben Eifer, aber der Vater war anders geworden, Tag aus, Tag ein im Wirthshaus.

„Wünschtest Du etwas Besonderes," fragte sie gedrückt.

„In die Werkstatt sollst Du gehen und dem Becker sagen, daß heute Ueberstunde ist."

„Dringende Arbeit?" fragte Hedwig.

„Gott bewahre, bei den Zeiten," sagte der Meister unwirsch. „Die Sozialdemokraten wollen eine Versammlung abhalten, es ist etwas im Werke. Aber wir werden unsere Gegenmaßregeln treffen ... Du gehst also hinein und richtest meinen Befehl aus."

„Vater ..." warf Hedwig ein.

„Was denn? Du gehst wie sonst. Ich habe mich mit dem Becker und dem Leistner erzürnt und will mich über das widerspenstige Volk nicht noch einmal ärgern."

Er ging hinaus, ohne auf sein liebliches Kind noch einen Blick zu werfen. Er schämte sich vor ihr. Der Auftrag, den er ihr gegeben, war einer, den die Leute von ihm nicht angenommen hätten, vielleicht aber von ihr anhören würden, auf die der Becker, der Werkführer, ja überflüssiger Weise ein Auge geworfen hatte. Im Eingang des Thorwegs stieß er auf den jungen Doctor Wettner, der ihm als Sohn des Bürgermeisters Respekt einflößte. Er grüßte ehrerbietig und ärgerte sich nicht über die nachlässige Art, in der der junge Herr seinen Gruß erwiderte. Das war nun einmal so in der Welt, er grüßte den kleinen Aufkäufer Drossel auch nicht anders. Er täuschte sich aber, wenn er dabei dem jungen Privatdozenten, der jetzt während der Universitätsferien ein täglicher Gast bei Doctor Rodemund war, den gleichen Beweggrund zutraute. Wettner hatte, draußen am Kastanienbaum stehend, die ganze Scene zwischen Vater und Tochter mit angehört und zitterte förmlich vor Erregung über die Rohheit im Ton des Alten — und die Lieblichkeit der Tochter. Nun stand er bei ihr und zog ihr die Hand vom Gesicht, mit der sie die weinenden Augen bedeckt hatte.

„Nicht traurig sein, Hede," bat er und sah ihr zärtlich in's Gesicht, „das Alles dauert ja nicht ewig ... und ..."

Hede schüttelte den Kopf mit den blonden Kraushaaren. Ihre grauen Augen lachten schon wieder. Mit Doctor Wettner, den sie bei dem alten Freund häufig sah, stand sie gewöhnlich auf Kriegsfuß, was fiel ihm denn jetzt nur ein?

„Wie weise," spottete sie. „Natürlich ist der Vater nicht ewig böse, übrigens hat er Recht, wenn Sie doch schon einmal gelauscht haben. In der letzten Zeit ist mir unsere Broschüre über die Freiheit viel interessanter gewesen als die ganze Schlosserei. Lassen Sie mich nur nach der Werkstatt, des Vaters Besorgung ausrichten ... Ja, warum halten Sie mich denn fest," fragte sie ihn erröthend ansehend, „und was haben Sie denn?"

„Sprechen muß ich mit Ihnen, Hede," sagte er ernst. „Nichts was uns anbetrifft, erschrecken Sie nicht, Kind, es handelt sich um den Doctor."

„Etwas Schlimmes?" fragte Hedwig, „Sie sehen gerade so aus, als brächten Sie schlechte Botschaft. Daß ich das auch nicht gleich sah."

„Kommen Sie hinein, Fräulein Hedwig, oder in den Garten."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Gips.

Es war am 9. Mai, Vormittags zwischen zehn und zwei Uhr. Die Koffer waren schon gepackt, denn die großen Ferien für die schlimmen parlamentarischen Schulschwänzer sollten an demselben Tage noch angehen. Vorher waren nur noch die Forderungen für Kamerun, für das Reichsversicherungsamt und für das neue Reichstagsgebäude zu erledigen, ferner war eine Aenderung des Invaliditätsgesetzes, ein Vertrag mit Italien und die Generalacte der Antisklaverei-Conferenz zu genehmigen, endlich die Entscheidung über die Steuern auf Zucker und Spirituosen zu treffen. In vier Stunden war die ganze Arbeit gethan und die Volksvertreter konnten im schönen Bewußtsein der erfüllten Pflicht zu den heimischen Aeckern die kostenfreie Fahrt lenken. Ehe sie aber schieden und das Vaterland verwaist zurückließen, bescheerten sie uns zuvor noch eine lustige Debatte, deren Angedenken für alle Zeiten bewahrt bleiben sollte: Die Gipsdebatte.

Das neue Reichstagsgebäude soll eine Wandelhalle und die neue Wandelhalle soll Ornamente erhalten. Darüber herrscht allgemeine Einigkeit. Aus welchem Stoff aber sollen die Ornamente angefertigt werden? Aus istrischem Kalkstein, sagen die Einen, aus Gips, wünschen die Anderen. Gips ist billig, Kalkstein ist theuer; aber Gips ist auch unechtes und Kalkstein ist echtes Material. So wenigstens dachte man bis zum 9. Mai, Vormittags zwischen zehn und zwei Uhr, denn man erinnerte sich, daß der Kalkstein von der Natur geliefert wird, während Gips ein künstlich verarbeitetes Pulver ist, das vom Stein nur den Schein borgt.

Unter den vielen großen Verdiensten des Herrn von Boetticher ist es vielleicht das größte, daß er diesen Irrglauben endgültig beseitigt hat. Der Herr Staatssekretär im Reichsamt des Innern erhob sich nämlich zu einer oratorischen Gipsverherrlichung von geradezu epochemachender Bedeutung. Für Herrn von Boetticher hat die Bezeichnung „echtes Material" keinen Sinn, denn er kann nicht zugeben, daß „das eine Material echter ist als das andere". Der Sitzungsbericht verzeichnet an dieser Stelle den Zuruf: „Sehr richtig! rechts!" Der Stellvertreter des deutschen Reichskanzlers und die conservativen Parteien des deutschen Reichstags haben also gemeinsam festgestellt, daß zwischen Gips und Kalkstein ein Unterschied überhaupt nicht existirt und daß als Stein zu betrachten ist, was wie Stein aussieht. Ob Herr von Boetticher in jeder Lage seines Lebens bereit gewesen wäre, Alles, was glänzt, auch für Gold zu nehmen — darnach hat ihn leider die Kalksteinpartei nicht gefragt. Hoffentlich holt der Abgeordnete für Geestemünde-Otterndorf im November diese Unterlassung nach. Vorläufig wurde der Herr Minister nur an seinen verstorbenen Kollegen von Goethe verwiesen, der in seiner

Digitized by Google

„italienischen Reise“ mehrfach von unechtem Material gesprochen und der Bezeichnung also doch wohl einen Sinn beigelegt hat. Was aber kümmert Herrn von Boetticher, der nicht nur die festeste Stütze der Reichsregierung, sondern obendrein noch ein Skatspieler von hervorragendem Talent ist, von Goethe und seine italienische Reise? Soll der Vertreter des größten deutschen Bundesstaates vielleicht gar das Gutachten eines Weimaraner Diplomaten einholen, ehe er im Gipsstreit entschlossen Stellung nimmt? Das würde dann wirklich den Triumph des Partikularismus bedeuten. Und was kann von Weimar Gutes kommen? Nein, Herr von Boetticher ist durchaus der Mann, über amerikanisches Schweinefleisch sowohl wie über sogenannte künstlerische Fragen das entscheidende und erlösende Wort zu sprechen, und um ihm eine neue eklatante Genugthuung zu geben, sollte man ihn schleunigst à la suite des allgemeinen deutschen Gipsverbandes stellen.

Aber nicht formell nur, auch in der Sache hat der Herr Staatssekretär das Richtige getroffen. Alle moderne Kunst drängt zum charakteristischen Ausdruck und charakteristisch läßt sich des neuen Deutschen Reiches Geist nur in Gips ausdrücken. Die eiserne Zeit hat Friedrich Spielhagen in einem merkwürdig schlechten Drama vergebens heraufzubeschwören versucht; die bronzene Zeit ist mit Bismarck's Rücktritt und mit Moltke's Tode als abgeschlossen zu betrachten und was jetzt im Anzug ist, kann nichts Anderes mehr sein, als das Gipszeitalter, die Epoche des stucco di lustro. Die ganze neue Herrlichkeit wäre rettungslos compromittirt worden, wenn Herr von Boetticher einen Unterschied zwischen echtem und unechtem Material zugegeben hätte. Als Patriot durfte, als Minister konnte, als vom großen Indiscreten verfolgte Unschuld mochte er das nicht thun. Er plaidirte für den gegipsten Reichstag, er empfing ein „lebhaftes Bravo“ zum Lohn und mit stattlicher Mehrheit wurde die gegipste Volksvertretung beschlossen, für die auch Herr Richter sein korpulentes Ansehen einsetzte. Herr von Boetticher und Herr Richter vereinigten sich in dem weisen Wort: „Wenn der neue Reichstag nur gute Gesetze macht; der Stuck thut es wahrhaftig nicht.“

Und er wird gute Gesetze machen, daran zweifelt nicht, deutsche Bürger und Bürgerinnen, er wird vielleicht noch viel bessere Gesetze machen als der alte Reichstag, der sich nach sechsmonatlicher Arbeitszeit von Schiller's Todestage bis Schiller's Geburtstage Ferien gegeben hat, bis zum 10. November, allwo er wieder, schrecklich, tagen wird. Der neue Reichstag wird Gipsstuck haben, weil auch das alte Schloß nur Gipsstuck hat, weil die Volksvertretung nicht echter ornamentirt sein darf als der Fürstensitz und weil die Welt an des neunzehnten Jahrhunderts Neige unter dem Zeichen des Gipses steht. Erst dann, wenn der bunte Stuck auf sie herablächelt, werden die Reichsboten gestimmt und bereitet sein, die gewaltigen Aufgaben zu lösen, die ihnen die Gesetzgebung der Zukunft nicht ersparen kann. Diese Aufgaben gehörig zu formuliren, kann Niemand geschickter sein als Herr von Boetticher, der Gipsminister, ohne dessen Mitwirkung nach einem treffenden Wort des Herrn Professor Hans Delbrück eine gute Regierung überhaupt nicht denkbar ist und den im Amte zu erhalten alle Parteien mindestens 350,000 ebenso gute Gründe haben.

Gewisse Institutionen freilich werden uns auch fernerhin erhalten bleiben müssen. So wird z. B. auch in Zukunft kein deutscher Bürger wählbar sein dürfen, der aus öffentlichen Mitteln eine Unterstützung empfangen hat. Wer etwa diese Bestimmung für veraltet halten und darauf hinweisen wollte, daß man in nicht so entlegenen Ländern als Almosenempfänger aus öffentlichen Mitteln doch immerhin Staatssekretär und Stellvertreter eines Reichskanzlers bleiben kann, der mag sich durch Herrn von Boetticher darüber belehren lassen, daß zwischen einem Minister und einem Abgeordneten denn doch ein größerer Unterschied besteht als zwischen Gips und Kalkstein. Bei gewissen Summen fängt aber die Geruchlosigkeit an, und wie es — nach Fiesko — groß ist, eine Krone zu stehlen, so ist es beinahe erhaben, mehrere zehntausend Doppelkronen mit Würde anzunehmen, ohne ängstlich nach dem Ursprung zu forschen und zu fragen. Wenn ein großer Gewinn im Skat liegt, warum sollte ein findiger Skatistiker nicht die richtige Karte tourniren? Freuen müßten die Bürger sich vielmehr, daß sie Minister haben, die nicht nur Sozialreformatoren, fett bepfründete Domherren und Welfenfondspensionäre sind, sondern auch Skatspieler von europäischem Ruf.

Etwas neuer als die Wählbarkeitsbestimmung ist schon die Auffassung, die den Corrector für den Inhalt einer Druckschrift verantwortlich machen will, neuer und, ich kann mir nicht helfen, auch bedenklicher. Man überlege nur freundlichst, welche ungeheure Rolle der Corrector und die Correctur im heutigen Deutschland spielen. Am Pfingsttage, so lehrt die Apostelgeschichte, hielten die Jünger des Herrn die erste Predigt mit Zungen, die zertheilet waren, als wären sie feurig; und Parther und Meder und Elamither, und die da wohneten in Mesopotamien und in Judäa, in Cappadocien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphylien, in Egypten und Lybien, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, sie hörten die Apostel mit ihren Zungen die großen Thaten Gottes reden und einen Jeden verstand ein Jeder. Heute feiern wir wieder Pfingsten und wieder wird in feurigen Zungen gar viel geredet; so aber Einer wähnet, die Rede verstanden zu haben, wird ihn am Tage nach Pfingsten der Corrector eines Besseren überführen und einsehen wird der Enttäuschte, daß die Zeiten der ersten Christen, die keiner Correctur bedurften, dahin sind, trotz Tolstoi und Egidy und trotz dem preußischen Cultusminister Grafen von Zedlitz-Trützschler-Tolstoi, der da erklärt hat, zu allen Zeiten seien die größten Verbrecher zugleich auch die gebildetsten Menschen gewesen und nur den Einfältigen gehöre das Himmelreich auf Erden. Allerdings verfiel auch diese Aeußerung des Unterrichtsministers dem Schicksal der Correctur und ward im Reichsanzeiger nicht mehr gelesen. Ohne den Corrector geht es eben nicht mehr, er ist der wichtigste Mann im neuen Staat der feurigen Zungen und man sollte ihm nicht das Leben noch mehr erschweren, da er ohnehin jetzt genug zu verbessern hat und zu streichen. „Sie entsetzten sich aber Alle, und wurden irre, und sprachen Einer zu dem Andern: Was will das werden?“ (Apostelgeschichte 2, 12.)

Es entspricht nur dem Geist der Zeiten, wenn mitunter sehr hochgestellte Personen selbst das Amt des Correctors übernehmen, wie das in dieser Woche just im goldenen Mainz am Rhein passiret ist. Hatten da zwei Offiziere auf offener Straße einen Wehrlosen niedergehauen und die Zeitungen, alles Bösen böse Verbreiter, hatten den Vorfall in einiger petitzeiliger Entrüstung gemeldet. Da trat auf dem gar nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Correctur der Herr Gouverneur von Mainz auf den Plan und verkündete, die Zeitungsdarstellungen hätten zum großen Theil „als sehr übertrieben, gehässig und besonders auch als aufhetzend“ sich erwiesen. Na also! Was ist denn geschehen? Ein Lieutenant ist von einem Architekten schwer beleidigt worden, der Architekt hat die Satisfaction verweigert und so hat ihn denn der Herr Lieutenant eben niedergehauen. Das ist alles und darum das große Geschrei. Ein Glück noch, daß wenigstens die Kreuzzeitung das Recht auf Niederhauen als einen integrirenden Theil der patentirten Offiziersehre mit schönem Idealismus vertheidigt. Die Beleidigungsklage, sagt der Freiherr von Hammerstein, ist für die Tiefenbacher gut, für Gevatter Schneider und Handschuhmacher; der Offizier trägt des Königs Rock, den das Volk bezahlt, er erhält aus den Steuern des Volkes vom König direct seinen Sold, nach dem der Soldat heißt, folglich steht es ihm frei, jedermann aus dem Volke über den Haufen zu stechen, wenn er und sein bunter Rock beleidigt worden. Ist das logisch oder nicht? Recht und Gesetz sind ja wunderschöne Dinge, so lange sie nicht mit den Idealen des modernen Ritterthums collidiren. Recht und Gesetz sind von istrischem Kalkstein, die patente Ritterehre ist aus angestrichenem Gips gefertigt, eine Gesellschaftstütze in stucco di lustro, und ein Unterschied zwischen echtem und unechtem Material besteht nicht, sagt Herr von Boetticher, der im Tourniren und Turnieren Muth und Kraft gestählt hat.

Hier bleibt für die Gipsgesetzgebung der Zukunft noch viel zu thun. Der Begriff der Satisfaction und der Satisfactionspflicht muß künftig unter allen Umständen die Basis der Rechtsstaaten bilden. Ein erster Schritt zu diesem Ziel, auf's Innigste zu wünschen, ist durch die neu belebte Erörterung der Corpsburschenherrlichkeit bereits gethan worden und die Commission zur Ausarbeitung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich wird hoffentlich die hier gegebenen Anregungen nicht in den Wind schlagen und vielleicht den Senior der Bonne. Preußen für ihre Sitzungen kooptiren. Es war hohe Zeit, daß etwas in dieser Richtung geschah, denn die Begriffsverwirrung hatte bereits riesige Dimensionen

Digitized by Google

angenommen. Gab es doch schon Leute, die in dem ganzen Couleurwesen auf deutschen Hochschulen nichts Anderes mehr sahen als ein kindisches Ueberbleibsel aus der schlechten alten Zeit der holden Trunken- und Raufboldenhaftigkeit, die den bunten Cerevismützen, den Kanonenstiefeln, den vielfarbigen Bändern und Bierzipfeln, den Ulmer Doggen und falschen Bernhardinern die Reverenz versagten! Die nicht einsehen konnten oder mochten, daß die Couleurstudenten den farbigen Stuck der Universitäten darstellen und also mit besonderer Hochachtung angeschaut sein wollen, im Gipszeitalter. Das ist nun anders geworden und ernsthafte Blätter beschäftigen sich selbst und ihre Leser heute wieder ernsthaft mit der Frage, ob denn nun die Corps oder die Burschenschaften den Preis verdienen im Wettkampfe der nationalen Jugend. Die Entscheidung ist nahezu eben so schwierig wie die von Heine angeregte Disputation über die besonderen Vorzüge der Kapuziner und der Rabbiner, aber es ist schon die Thatsache mit Freude zu begrüßen, daß im Volke der Dichter und Denker wieder ernste Fragen von ernsten Leuten ernsthaft behandelt werden. Ob man nun die Burschenschaften für das echte, die Corps für das unechte Material ansehen, ob man es umgekehrt halten will, das ist nach dem erlösenden Wort des Ministers von Boetticher, der in den Listen der paukfeindlichen Welfen als alter Herr geführt werden sollte, unter Commilitonen doch ganz egal. Die Hauptsache ist und bleibt die Feststellung, daß die Schmisse den Charakter bilden, und die Erkenntniß, daß nur der Baccalaureus zum Gesellschaftretter taugt. „Dies ist der Jugend edelster Beruf!" Also Excellenz von Goethe in der modernsten Scene des Faust II.

Eine wahrhaft befriedigende Lösung dieser im eminentesten Sinne sozialen Frage wird sich allerdings nur auf dem jetzt mit Recht so beliebten Wege der internationalen Abmachung erreichen lassen. Auch auf dem Gebiet der Satisfactionsgesetzgebung wird Deutschland die Führung übernehmen müssen, und da gedeihliche und ersprießliche Reformen nur von oben kommen dürfen, sollten die Dynastien den Anfang machen. Sie sollten sich zu einem Elitecorps zusammenschließen, einen sorgfältig erwogenen Comment einsetzen, von Zeit zu Zeit einen größeren Renommirbummel durch die europäischen Gaue unternehmen, alljährlich tüchtig commersiren und etwa vorkommende Differenzen Mann gegen Mann, ohne die Völker zu bemühen, an den Landesgrenzen auspauken, natürlich mit Binden und Bandagen, mit Armpolstern und Fechtbrillen wohl verwahrt. Kleine Könige unter 18 Jahren würden dann der Obhut der Fuchsmajore anzuvertrauen sein, bei jeder Krönung würde der Landesvater steigen und die Mütze durchbohrt werden und nur nach dem Kommando des Präsidenten dürfte die Fidelitas anheben. Dabei verstünde es sich von selbst, daß Herrscher von zweifelhafter Legitimität in den Corpsverband nicht aufgenommen und etwa dem bulgarischen Neffen des Herzogs von Koburg und Santa Chiara höchstens die Rechte eines Conkneipanten eingeräumt werden dürften, der, falls er bei dem Senior aller Reußen Aergerniß erregt, sich zu stärken hat und bei etwaigen Selbständigkeitsgelüsten sofort von der Corona in den B.-B. zu erklären ist, ohne übrigens mensurfähig zu sein . . .

Man fabelt jetzt oft und gern von den Vereinigten Staaten von Europa, die den bedrohlichen Wirthschaftskampf mit der nordamerikanischen Union aufnehmen sollen. Die schneidigen Ideale der Gipszeit aber werden erst dann verwirklicht, die Stuckepoche wird erst dann erfüllet sein, wenn man das bisher ganz thöricht für echt gehaltene Material der bürgerlichen Rechtsanschauung zum alten Trödel geworfen haben wird und wenn an die Stelle des europäischen Concertes, dessen Kapellmeisterposten augenblicklich vacant ist, der neue, verheißungsvolle Couleurverband getreten sein wird:

Der europäische K. C.

v. c. f. Apostata.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Giordano Bruno's Inedita.

Geehrter Herr!

In seinem Aufsatz in No. 17 hat Herr Dr. du Prel einige Unrichtigkeiten mitgetheilt, die ich im Interesse der Sache rectificiren muß. Einer Anregung des weit über Italien hinaus bekannten Francesco de Sanctis folgend hat die italienische Regierung vor Jahren eine Gesammtausgabe der lateinischen Werke Giordano Bruno's unternommen. 1879 von dem Philosophiehistoriker Fiorentino begonnen, nach dessen Tod von Imbriani und Tallarigo 1886 fortgesetzt, wurde dieselbe von dem berühmten Philologen G. Vitelli und dem auch deutschen Gelehrtenkreisen nicht fremden F. Tocco in diesem Jahre zu Ende geführt. Diese schön ausgestattete Ausgabe, deren 8 Bände vor uns liegen, ist mit etwas eigenthümlicher Eintheilung in 3 Bände zertheilt, von welchem der erste 4, der zweite 3 Theile enthält, die immer einen selbständigen Band für sich bilden. Den Beschluß bildet Band 3. Dieser ist deshalb von besonderem Interesse, weil er das bringt, was bisher in Inedita Bruno's bekannt geworden ist. Obwohl nun dieser dickleibige Band, der über 700 Seiten füllt ohne die 64 Seiten Einleitung, schon mehrere Monate die Presse verlassen hat (Florenz, Le Monnier Nachfolger), scheint doch über den Inhalt desselben sogar Herrn du Prel recht wenig bekannt zu sein. An erster Stelle finden wir in dem erwähnten 3. Bande eine logisch-methodologische Schrift, welche den Titel: „lampas triginta statuarum" führt. Dieselbe lag handschriftlich in Moskauer Handschrift vor, welche Abraham Noroff dem Museum Rumienzow in Moskau vermacht hat. Dazu kam eine von mir auf der Augsburger Stadtbibliothek entdeckte vollständigere und correctere Handschrift, welche nunmehr die Textgrundlage bildet. Daran reihen sich bisher unbekannte Commentare zu Aristoteles ersten 5 Büchern der Physik, 2 Büchern vom Werden und Vergehen, zum vierten Buch der Meteorologie, Commentare, welche uns in die Lehrthätigkeit Bruno's, aber auch in seine allenthalben durchbrechenden persönlichen philosophischen Anschauungen Einblick gewähren. Ich habe dieselben in zwei Handschriften auf der Erlanger Universitätsbibliothek entdeckt. Nach einer der genannten Erlanger Handschriften und der von Latoslawski ausführlich beschriebenen Moskauer Handschrift liegen nun auch an dritter Stelle gedruckt vor die Schriften: de magia et theses de magia. Diese Werke brauchen also nicht erst herausgegeben zu werden, sie stehen schon zu bequemster Benutzung allen Freunden der Geheimwissenschaften bereit. Und in der That werden diese für ihre Zwecke reiche Ausbeute finden sowohl in den genannten Werken, wie in den folgenden, nämlich in 4) de magia mathematica, 5) de principiis rerum, elementis et causis, 6) Medicina Sulliana, 7) de vinculis in genere. Schriften, welche Kiesewetter in seiner Geschichte des neueren Occultismus offenbar noch nicht verwerthen konnte. — Eine gründliche Einleitung unterrichtet über die wahrscheinliche Abfassungszeit der einzelnen Werke. — Das sind die Inedita Bruno's, so weit sie bis jetzt bekannt sind. Wer das Schriftthum Bruno's genauer kennt, weiß, daß noch Vieles erst aus dem Staube der Bibliotheken und Archive hervorzuziehen ist, so auch die Schrift de anima, welche Herr du Prel zu Unrecht als bekannt voraussetzt.

Hochachtungsvoll

Würzburg, 27. April. Dr. R. Stölzle,
a. o. Prof. der Philosophie.

Nochmals der Deutsche Schriftstellerverband.

Geehrte Redaction!

Wir ersuchen auf Grund des § 11 des Preßgesetzes um Berichtigung der folgenden Angaben falscher Thatsachen über das Literarische Bureau des Deutschen Schriftstellerverbandes in dem Aufsatz „Vom Deutschen Schriftstellerverband" in Nr. 15 der „Gegenwart". Das Verbandsbureau ist niemals „satzungsgemäß verpflichtet worden, alle ihm von Verbandsmitgliedern zugehenden Manuskripte zu vertreiben", sondern es hat dem Leiter desselben stets obgelegen, die Manuskripte zu prüfen und bei Befund der Unmöglichkeit des Vertriebes nach irgend einer Seite hin die Einsender zur Zurücknahme ihres Manuskriptes zu veranlassen. Demgemäß ist der Versand stets nach bestem Ermessen des Leiters, den Anforderungen und Bestellungen der Redactionen und Verleger thunlichst genau entsprechend, erfolgt. Ferner widerstreitet die Behauptung, daß der Verband vorzugsweise aus Dilettanten bestehe, deren Werke das Bureau zu vertreiben habe, den Thatsachen: dasselbe wird vielmehr von sehr vielen ersten Autoren benutzt und gewährt den minder von Talent und Glück begünstigten Berufsschriftstellern — und nur solchen — je nach Maßgabe der mannigfachen Abstufungen des Werkes der eingelieferten Geistesproducte ausgedehnte Unterstützung und jeden gewünschten literarischen Rath und Beistand im schweren Kampf um den Lebensunterhalt, indem es einerseits vor der Ausbeute literarischer Zwischenhändler, andererseits vor den schamlosen Nachdruckern zu schützen bestimmt ist. Es hat somit keineswegs „die beneidenswerthe Aufgabe, alle die unreifen Geistesproducte der künstlich gezeugten „Kollegen" auf die Rundreise durch die Zeitungsredactionen und Verlagscomptoire zu schicken", sondern ist verpflichtet, den eingehenden Stoff zu sichten und planmäßig nach Bedarf und Anforderung zum Angebot zu bringen. Es hat eine entschiedene Meinung über den Werth und Unwerth der Leistungen der Mitglieder, und nicht „nur ein Amt",

Digitized by Google

Weit entfernt, sich zum „Schreckensinstitut" der Redactionen und Verlagsgeschäfte herausgebildet zu haben und „fortgesetzt nichts weiter thun zu dürfen, als sich zu discreditiren", erfreut es sich der angenehmsten Geschäftsverbindungen mit den größten und zahlungsfähigsten Zeitschriften, Zeitungen und Buchverlegern, so gut wie mit dem größten Theil der übrigen Zeitungs- und Verlegerwelt in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. Es hat daher seit den drei Jahren seines Bestehens seinen Umsatz von Jahr zu Jahr verdrei- und vierfacht und der mit der Ueberwachung seines Geschäftsgebahrens betrauten, ausschließlich unterrichteten Verbandsbehörde den Beweis seiner Ertragsfähigkeit bereits erbracht, während der Schreiber jener Zeilen, obwohl Verbandsmitglied, weder jemals in irgend welchen offiziellen oder privaten Beziehungen zu dem Verbandsbureau gestanden hat, auf Grund welcher er erfahrungsmäßig hätte berichten können.

Der Geschäftsführende Ausschuß
des Deutschen Schriftstellerverbandes
Robert Schweichel.

Notizen.

Moltke als Denker. Von Adolph Kohut. (Berlin, S. Gerstmann.) — Es ist dies die neueste und wohl eigenartigste Schrift über den eben verstorbenen unsterblichen Schlachtenlenker. Der Verfasser hat aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des großen Mannes eine höchst interessante Blumenlese veranstaltet. Er ist dabei nicht chronologisch verfahren, sondern hat den geistigen Inhalt der Aeußerungen in erster Linie in's Auge gefaßt. Zum ersten Male erhält hier der Leser einen Einblick in die ganze Welt- und Lebensanschauung des Denkers Moltke. Das Buch ist eine treffliche Ergänzung jeder Biographie, und Adolph Kohut gebührt das Verdienst, dem deutschen Volke ein ebenso sinniges wie werthvolles literarisches Vermächtniß des großen Strategen geboten zu haben.

Rheinlandsgeschichten. Von Conrad Fischer-Sallstein. (Dresden, E. Pierson.) — Gut erzählte Geschichte voll Humor und Localton, harmlos und unterhaltend. Es ist ein gesundes Geschlecht von Schiffern und Fischern, das uns der Verfasser vorführt. Die Vorwürfe sind weder neu noch packend, besonders muß sich der Verfasser vor gar zu märchenhaften Geschichten hüten. Die Millionärin, die aus dem Rhein gefischt wird und zum Aerger ihres Vormunds ihren Retter, den Schifferknecht, heirathet — das kann der Zehnte nicht mehr vertragen.

Herr Moffs kauft sein Buch. Von Heinrich Steinhausen. (Berlin, M. Pasch.) — Eine ganz unwahrscheinliche Verwechselung eines Buches führt zwei Liebende zusammen. Die dürftige Anekdote, die zu einem launigen Feuilleton vielleicht hingereicht hätte, wird da zu einer breiten Novelle verarbeitet, welche die große Gemeine des Verfassers der „Irmela" schwerlich um viele Verehrer bereichern wird.

Die Religion der Religionen. Gedenkschrift zum 25jährigen Jubiläum der Cogitantenallianz von Ed. Löwenthal. (Großenhain, Baumert & Ronge.) — Diese Broschüre enthält das Programm der Cogitantengemeinde, die im Jahre 1865 von Dr. Löwenthal in Berlin gegründet worden ist. Diese Religionsgemeinschaft steht in der Mitte zwischen den geoffenbarten Religionen und den Freidenkern und predigt die Religion des jeweiligen, das heißt des fortschreitenden besten Wissens und Gewissens. j.

Dichtersteckenpferde. Imitationen von Theodor von Sosnosky. (Dresden, H. Minden.) — Bret Harte und Mark Twain haben zuerst diese Stilparodien berühmter Schriftsteller aufgebracht. Die vorliegenden sind namentlich in jenen Stücken gelungen, wo ein und dasselbe Thema in der Eigenart verschiedener Verfasser behandelt wird, wie Jensen, Zola, Storm. Ausgezeichnet ist die Parodie Ibsen's in dem Act: „Die Gans".

Die Pfeifenbrüder. Volksthümliches Festspiel von Ernst Jahn. Zur Feier des 500. Pfeifertages von Rappoltsweiler nebst einem lustigen Nachspiel, genannt Die tapfere Nachtwache. (Rappoltsweiler, S. Brunschweig.) — Mit prächtigem Humor, in liebenswürdigster Laune, mit großer Sprachgeschicklichkeit und Verständniß für die alte Zeit ist dieses lustige Festspiel verfaßt und wird Jedem, der es in die Hand bekommt, vielen Spaß bereiten. Besonders die eingelegten Lieder sind recht nett. g.

Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen Von G. Leuchtenberger. (Berlin, R. Görfner.) — Die beiden Bücher sind der wärmsten Empfehlung werth. Denn sie behandeln die Themata, sei es im Anschluß an Literatur und Lectüre, sei es allgemeinen Inhalts, mit einem derartigen Eindringen in den Stoff, einer solchen Erschöpfung seines Umfanges und einer so großen Klarheit in der Anordnung des Materials, daß in erster Reihe Schüler der ersten Klassen höherer Lehranstalten, aber auch diejenigen, welche der Schule bereits entwachsen sind, aus denselben vieles für Stilistik und Rhetorik, besonders aber für Sichtung und Anordnung von Gedanken lernen können. j.

Wieland, der Schmied. Von Otto Behrend. (Leipzig, Stenger.) — Die vorliegende Nachdichtung nach den Bruchstücken der älteren Edda verdient alles Lob. Der Dichter hat sich mit dem Geist des germanischen Alterthums erfüllt und entwirft mit entschieden poetischer Begabung seine Bilder aus jener Zeit. Die Sprache ist edel und getragen, die alterthümlichen Anspielungen sind mit Geschmack und Geschick gewählt. Kurz, das ganze Gedicht ist eine erfreuliche und empfehlenswerthe Erscheinung. Die äußere Ausstattung steht dem inneren Werth nicht nach. g.

Hans Volkenar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. (Berlin, Kurt Brachvogel.) — Dem Dichter dieses ziemlich umfangreichen epischen Werks fehlt es vor Allem noch an der geläufigen Beherrschung der sprachlichen oder besser poetischen Form Auch würde größere Kürze dem ganzen Werk zum Vortheil gereicht haben. Die eingeflochtenen lyrischen Partien sind Nachdichtungen alter Volkslieder und meistens recht gelungen. Die Handlung spielt in Nürnberg, Venedig ꝛc. des 15. Jahrhundert. Künstler-, Landsknechtswesen, Türkenkrieg kommt zur Darstellung, Alles aber in etwas verblaßter Form. Dem Verfasser ist ein entschiedenes Talent nicht abzusprechen. g.

Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. (Berlin, H. Lüstenöder.) — Statt in beide Welten zu schweifen, bleibt das Buch hübsch in Europa: Italien, Frankreich, England, aber der Verfasser weiß von diesen allgemeiner bekannten Welten höchst angenehm zu plaudern. Einiges davon ist zuerst in der „Gegenwart" erschienen. Wir haben viel zu loben und nur wenig auszusetzen. Zu der kühnen Behauptung z. B., daß Courbet, der Umstürzer der Vendôme-Säule, ein reicher Mann gewesen, machen wir ein recht großes Fragezeichen. Ebenso zu dem angeblich französischen Ausspruch eines hochgestellten Parisers: Le peuple français c'est le plus civilisé de **toute** la terre. Endlich hätte der Vorstand des Allgemeinen deutschen Sprachvereins stilistisch etwas strenger gegen sich sein können, denn es fehlt hier nicht an Flüchtigkeiten von mitunter ganz bedenklicher Art.

Director Oscar Jäger, die Petition um Schulreform und der Realschulmännerverein. Von Director Steinbart. (Duisburg, Mendelsohn.) — Diese Streitschrift gegen Director Oscar Jäger's „Das humanistische Gymnasium" ist aus dem Bedürfniß entsprungen, die Vorwürfe Jäger's gegen den Realschulmännerverein zurückzuweisen, um so mehr, als dieselben weder der Form noch dem Inhalte nach gerechtfertigt zu sein scheinen. Es wäre zu wünschen, daß auf diesem für die Zukunft unseres Volkes so wichtigen Gebiet hüben und drüben der Kampf nur sachlich und ohne alle Nebenabsichten geführt werde und endlich zu einem beide Parteien, Anhänger der humanistischen wie der realistischen Richtung, befriedigende und versöhnende Resultate führe. j.

P. J. Proudhon. Seine Lehre und sein Leben. Von Karl Diehl. (Jena, Gustav Fischer.) — Von diesem gründlichen Werk über den wunderlichen, aber bedeutenden französischen Nationalökonomen ist soeben der zweite Band erschienen, der Proudhon's System der ökonomischen Widersprüche, die Lehren vom Geld, Kredit, Kapital, Zins, Recht auf Arbeit ꝛc., sowie die trotz aller radicalen Uebertreibungen doch merkwürdig praktischen und weitsichtigen Vorschläge zur Lösung der sozialen Frage enthält. Die Schrift ist anregend und fesselnd und in Anbetracht des durchzuarbeitenden Materials von 37 Originalschriften, 14 Bänden Briefwechsel, vielen hundert Zeitungen, Gerichts- und Parlamentsreden ein Werk gelehrten Bienenfleißes. Eine dritte Abtheilung soll die Biographie und Bibliographie enthalten.

Neue Gedichte. Von Marie von Najmájer. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Der Reichthum, den die österreichische Dichterin im Strophenbau und Reim entfaltet, der einschmeichelnde Wohllaut ihrer Verse sind Vorzüge, die an Platen gemahnen. Ihre Stoffe sind dagegen nicht gerade reich an Abwechselung. Die Empfindungen, welche die Natur in ihrer Seele anschlägt, bringt sie am liebsten und am vollendetsten zur Darstellung. Das Erotische liegt ihr ganz fern. Ihre Poesie ist tiefes Schmerzen, aber ihr Schmerz ist ungekünstelt und erweckt den Eindruck, daß er aus ihrer Lebenserfahrung und Weltanschauung heraus sich entwickelt hat. Weniger gelungen als das rein Lyrische ist der Dichterin die Ballade. Hier fehlt ihr die Kraft der plastischen Gestaltung, die lyrische Stimmung herrscht vor, die Sorge um die glatte Form drückt den Inhalt in die Breite. d.

Die Oelmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — In der Erzählung: „Die Folgen einer Flucht" ist ein Oberamtmann Bornberg, der einen Brief seiner Frau an ihren früheren Geliebten auffängt, worin sie ihn zur gemeinsamen Flucht auffordert. Er liest zwar den Brief, kleistert ihn aber sorgfältig wieder zu, um ihn selbst in den Briefkasten zu werfen. Dabei faßt er den Entschluß, erst Nachmittags seinem Schwager, dem Oberförster, von dem Vorhaben Kunde zu geben und sich auch seiner Frau gegenüber „nichts merken zu lassen, nur um sich die Eßlust nicht zu verderben"; auch am Abend „schlägt er, wie immer, trotz seines geheimen Kummers eine vortreffliche Klinge," legt sich dann in's Bett und schläft seelenvergnügt ein, nachdem er sich die Thatkraft seines Schwagers vorgestellt hat, der die Sache schon zu glücklichem Ausgang bringen würde. Der Entführer wird von dem Oberförster erschossen und der Thäter einige Zeit darauf verhaftet. Da stellt sich aber die Schwester dem Gericht und gesteht ein, den Mord selbst vollbracht zu haben. Diese Aufregungen waren für den guten Bornberg zu stark, ein plötzlicher Tod entrückte ihn „allen Enttäuschungen und Kümmernissen dieser unvollkommenen Welt". In seinem Oberamtmann sollte wohl eine komische Figur geschaffen werden, aber das ist dem Verfasser nur halb gelungen. Besser ist die „Oelmühle im Spreewald", stellenweise sogar sehr gut. s.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Über Rembrandt als Erzieher
von einem Erzieher.

Leipzig. Verlag von **Zangenberg & Himly.**
Preis 75 Pf.

Soeben erschien:

Zehn Geschichten
von
Fritz Mauthner.

M 3.50.

Verlag von J. H. Schorer, Berlin.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel, Berlin W., 38.**

Haber, Ernst bei Seite. Gesammelte Humoresken. Geh. 2 *M*, gebd. 3 *M*.
Kalbeck, Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Geh. 2 *M*, gebd. 3 *M*.
Röseler, Die Barbarina. Lustiges aus der Zeit Friedrich's II. Geh. 3 *M*, gebd. 4 *M*.
Stinde, Pienchens Brautfahrt. 14. Auflage. Geh. 3 *M*, gebd. 4 *M* 50 *Pf*.
Wildenbruch, Der neue Herr. Schauspiel. 4. Auflage. Geh. 2 *M*, gebd. 3 *M*.
Wolff, Der Heide. Roman. Geh. 2 *M*, gebd. 3 *M*.
In allen Buchhandlungen vorräthig!

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tolstoi
Prophet oder Popanz
von
Friedr. Dukmeyer.
Preis 75 Pf.

Die kleine Schrift erregt in allen literarischen Kreisen gerechtes Aufsehen, bitte die Kritik in Nummer 17 zu beachten.
Berlin W. 57, Yorkstraße 48.
Eduard Reutzel,
Verlagsbuchhandlung.

Neues Werk von H. Seidel.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Sonderbare Geschichten
von **Heinrich Seidel.**
M 3.— brosch.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Briefen
der
Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans
an die
Kurfürstin Sophie von Hannover.
Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts.
Herausgegeben von **Eduard Bodemann.**
2 Bände Lexikon-Octav. Mit Bildnis der Herzogin Elisabeth Charlotte. 1891. 20 *M*.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.
Neueste Erscheinungen und Neuauflagen.

Ludw. Anzengruber, Die Kameradin. Erzählung. 2. Aufl. Geh. *M* 3.50.
Holger Drachmann, Meerbilder. Dichtungen. Geh. *M* 1.50.
Fürst Dimitri Galitzin, Der Rubel. Roman aus der russischen Gesellschaft. Geh. *M* 3.—.
Karl Greg, Der Spuk von Wjolsk. Roman. Geh. *M* 2.—.
Hans Hopfen, Zum Guten. Geschichte aus Südtirol. 3. Auflage. Geh. *M* 3.—.
Fritz Mauthner, Der Villenhof. Berliner Roman. 4. Auflage. Geh. *M* 5.—.
Alex. Baron v. Roberts, „Es" und Anderes. 4. Auflage. Geh. *M* 3.—.
Ossip Schubin, Ehre. Roman. 4. Auflage. Geh. *M* 2.—.
Anton Smital, Die Familie Kobisan. Ein galizisches Sittenbild. 2. Aufl. Geh. *M* 2.—.
Richard Voß, Die Auferstandenen. Ein antinihilistischer Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Geh. *M* 8.—.
Ernst Ziegler, Ehegeschichten. Erzählungen. Geh. *M* 2.—.
do. Monte Carlo. Ein Spielroman. 3. Auflage. Geh. *M* 3.50.

Sämmtliche Werke führe ich auch **gebunden,** und zwar in meinem **Originalband,** der Preis derselben stellt sich dann um 1 Mark höher für den Band.
Vorräthig in allen besseren Buchhandlungen; auch direct von der Verlagshandlung zu beziehen.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad. **Bad Homburg** Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen-** u. **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymnast. Institut (Electrotherapie, Massage). **Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester.** Militär-Concerte. Theater. Réunions, Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

Soeben erschien in meinem Kommissions-Verlage:
Eduard Mohr,
Eveline
Trauerspiel in 5 Aufzügen.
Preis 2 Mark.
Georg Barth, Buchhandlung, **Kreuznach.**

Soeben ist im Verlage von **M. Breitenstein, Wien,** Währingerstrasse 5 erschienen und ist daselbst sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Staatsromane.
Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus
von
Dr. Friedrich Kleinwächter
Reg.-Rath u. Prof. der Staatswissenschaften in Czernowitz.
Preis 3 Mark.

Soeben erschien:

Zeitgemässe Kapitalanlagen.
Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirte
von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissensch. an der Univ. Leipzig.
V u. 47 Seiten. Preis *M* 1.50.
Der bekannte Verfasser wird in W. Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe in der Schweiz.
Eine Studie zu Goethes Leben.
Von
J. Herzfelder.
8. Preis geheftet: *M* 3.60.
Elegant cartonnirt: *M* 4.20.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN Berlin

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Naturgeschichte des bayerischen Partikularismus. Von Guntram Frank. — Vermögenssteuer. Von Fedor Petiscus. — **Literatur und Kunst:** Das Milieu. Von Moriz Carriere. — Ferdinand Gregorovius' letzte Schrift. Von Albert Dresdner. — **Feuilleton:** Freiheit, die ich meine. Von C. Lauckner. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die beiden Leo. Von Apostata. Berlin im Gesellschaftsanzug. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zur Naturgeschichte des bayerischen Partikularismus.

Von Guntram Frank.

Landesart und Geschichte haben in Deutschland kräftig zusammengewirkt, daß die Einheit der Cultur und des Staates sobald nicht zur Einerleiheit werden, daß keine Hauptstadt wie Paris oder London alle Lebenskraft an sich zieht. Von den vier großen alten Stämmen, der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern hat sich zwar der eine der Franken zu sprachlich weit abstehenden Zweigen entfaltet und Uebergänge gebildet, die so gut wie Friesen oder Thüringer für sich gezählt werden könnten. Aber sonst hat auch die Zersplitterung und Zusammenwürfelung der Territorien die Grundlagen des Volkslebens noch kaum verwischt. Andererseits hat freilich auch die festgehaltene Stammesgemeinschaft der Bayern und Oesterreicher — noch jetzt glaubt man sich in einer altbajuvarischen Ecke zu befinden, wenn die Ofener Spießbürger und Weinbauern im Sauwinkel (verfeinert und verballhornt Auwinkel) vom Joch der magyarischen „Staaatssprache" sich erholend plaudern, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist — die Stammesgemeinschaft hat nicht verhindert, daß schon im 14. Jahrhundert, zur Zeit der Schlachten von Gammelsdorf und Ampfing derselbe Bruderhaß sich zeigt, wie zur Zeit der Bauernschlacht von Sendling. „Lieber bayerisch sterben als österreichisch verderben!" Auch die Tiroler haben darin Partei ergriffen, weder zu Anfang des 18., noch des 19. Jahrhunderts wollten sie bayerisch werden. Jetzt freilich hört man von schlichten Leuten oft ein nachträgliches Bedauern. Die Rollen haben sich etwas verändert; konnte man doch nach 1871 auf unserer Seite der Grenze wohl auch das Schnaderhüpfel hören: Oes hobts a Kaiserthum, —thum, —thum, mir hob'n das Kaiserreich —reich —reich! ꝛc. Mittlerweile hatte aber die Furcht vor der Verschlingung durch Oesterreich die bayerische Dynastie schließlich mit in den Rheinbund hineingetrieben; erst der Verzicht auf solche Pläne und neue Verwandtschaftsbande haben dann die Front zur Wahrung der Selbständigkeit mehr nach Norden kehren lassen, ohne das Gesetz der Gravitation zu beseitigen.

Immerhin ist es ein tieferer Gegensatz der Volksart, der die Bayern und die übrigen Süddeutschen z. B. in der schärferen, härteren Aussprache des Norddeutschen anfremdet, an die sie sich seit 1871 erst allmählich besser gewöhnt haben. Konnte es doch 1866 vorkommen, daß die über den Main vordringenden Mecklenburger nicht nur bei der Landbevölkerung die zweifelnde Frage erregten, ob das auch Deutsche seien. Daß dieser in die Sinne fallende Abstand, dem Schwaben nicht minder stark bemerklich als dem Bayern, Rhein- oder Mainfranken, nicht bei ihnen allen gelegentlich zum Ausdruck kommen sollte, wird wohl Niemand anders erwarten oder gar Anstoß daran nehmen wollen. Es ist nicht minder berechtigt, als die alten Neckereien von den sieben Schwaben oder den Schildbürgern oder Hummelbauern. Solch' harmloser Partikularismus wüßte keine politischen oder materiellen Wünsche vorzubringen. Eine Bedrohung süddeutscher Eigenart ist auch beim Uebergewicht Norddeutschlands oder beim Nachäffen manches spezifisch Preußischen nicht zu fürchten. Wenn man gar um den Bierkrug als Palladium heimischer Art sich scharen möchte oder im rhetorischen Gegensatz auf Preußen als Schnapsland stichelt, so ist dies historisch sehr wenig berechtigt. Verdankt doch Bayern sein Bockbier gerade norddeutschem Einfluß früherer Jahrhunderte, während sein eigentliches Nationalgetränk im Mittelalter neben dem Weine Met oder lit war, wie W. Wackernagel so hübsch nachgewiesen hat. Noch jetzt lebt der Nachklang fort, wenn bei der Firmelung oder Confirmation die Kinder vom Pathen zum Met geführt werden — freilich eine absterbende Sitte. Fast mit mehr Recht konnte man zu Anfang des Jahrhunderts humoristisch den Gegensatz von Nord- und Süddeutschland auf den von Bier und Wein hinausspielen (Reeb, Vermischte Schriften 1817).

Immerhin lag und liegt es nahe genug den naiven Partikularismus gelegentlich als Vorspann öffentlicher Meinung zu politischen Bestrebungen heranzuziehen und aufzustacheln, besonders wenn noch der Gegensatz der Confessionen ausgespielt werden konnte, wie sich in den nächsten Jahren nach der Aufrichtung des Reiches Anlaß bot. In diesem Sinne fehlt es noch heute nicht an Querköpfen, die sich in ihrem Schmerz um die verlorene bayerische Selbstherrlichkeit schön schauen. Es sind die Ueberbleibsel der sogenannten Patrioten, wie sich früher die ultramontane Partei in Bayern nannte, weil die vollständige Unabhängigkeit, die man angeblich als Recht des Herrscherhauses vertheidigte, zugleich die Herrschaft der Kirche hätte bedeuten müssen. Es ist die Vollziehung kirchlicher Anordnungen durch die Staatsgewalt, die Theorie des Mittelalters, die nur vorsichtiger Weise im Hintergrund gehalten wird. Die Veränderung der Firma der Patrioten in die des bayerischen Centrums, ein Name, der hier gar keinen Sinn hat, ist nicht ohne tiefere Bedeutung, es ist die stillschweigende Anerkennung der Unwiderruflichkeit des umfassenderen Staatsverbandes durch die überwiegende Masse der ultramontanen Partei. Zum Rest der Unversöhnlichen, die in dem Eintritt Bayerns in's Reich die Wurzel alles Unglücks sehen, bei denen das Wort Preuß als Schmähwort gilt, gehört das „Bayerische Vaterland", das übrigens wegen seines beißenden

Digitized by Google

Witzes allgemein gelesen, gerade von Unbefangenen besser gewürdigt werden kann, besonders wenn die Lauge des Hohnes über die Häuptlinge des bayerischen Centrums in vollen Schalen sich ergießt.

Der Partikularismus ist aber auch in anderer Spielart schon älter. Die staatliche Selbständigkeit Bayerns, die Ansprüche auf eine Sonderstellung des bayerischen Stammes finden bereits im vorigen Jahrhundert ihre literarischen Vertreter. Schon die Fortdauer des alten Stammesnamens für das Territorium konnte den Anspruch auf höhere Ehrwürdigkeit rechtfertigen, das ehemalige Königreich Bayern erscheint schon 1763 auf dem Titelblatt einer bayerischen Geschichte in mächtigen Foliobänden, die in München gedruckt und verlegt ist, aber nicht einmal von einem Bayern herrührt — der Verfasser ist v. Falckenstein (Anspachischer Hofrath und Mitglied der preußischen Societät der Wissenschaften). Auch die gelehrte Anknüpfung des Namens der Bayern an die alten Bojer kam dieser Eitelkeit des Partikularismus entgegen. Sie lag zu nahe bei der Hand, um nicht schon im Mittelalter aufgegriffen zu werden; die weitere Frage, wie sich nun die Bezeichnung der Bojer als Kelten oder Gallier von Seiten der Römer mit der deutschen Sprache der späteren Bayern vertrage, hatte im 16. Jahrhundert der bayerische Geschichtsschreiber Turmair (Aventin) dahin erledigt, daß auch die Bojer Germanen, Deutsche gewesen seien. Ein halbes Jahrhundert später, bei Welser, galten die Bayern als Bojer und als Gallier. Als dann durch die neugegründete bayerische Academie die Sammlung der Quellen der Landesgeschichte in's Werk gesetzt ward, war der Name der Monumenta boica eigentlich durch den gelehrten Sprachgebrauch schon gegeben. Aber während sonst überwiegend die Bojer allerdings unkritisch als Deutsche genommen wurden, setzte sich in Bayern selbst die Meinung fort, daß eben die Bayern ursprünglich Gallier, Kelten seien. Für ein anonymes Schriftchen von 1784 „Vom Nationalcharakter der Bayern", mit dem angeblichen Druckort Berlin, ist es schon eine ausgemachte Thatsache. Es kennzeichnet freilich das klägliche Machwerk, daß trotzdem des Tacitus Schilderung der Germanen benützt wird. Eine neue (Titel) Auflage ist 1801 erschienen. Die glorreiche Geschichte der Bojer ist fortan der älteste Theil der bayerischen Geschichte. „Die vaterländische Geschichte ist das erste und zuverlässigste Mittel den Geist einer niedergeschlagenen Nation wieder aufzurichten", so sagt der bekannte Westenrieder in seiner „Geschichte von Bayern für Jugend und Volk. Auf höchsten Befehl der kurfürstlichen Durchlaucht. 1785." Die Durchlaucht selbst hätte gleichwohl ohne Skrupel Bayern gegen Belgien vertauscht. Westenrieder hatte sich übrigens um eine tiefere Begründung des sprachlichen Verhältnisses der Bojer und Bayern nicht bekümmert; er hatte als Vertreter der Aufklärungszeit in Bayern seine Landsleute aufgemuntert, sich zusammenzunehmen und den übrigen deutschen Stämmen es wenigstens gleichzuthun. Der Stimmung der Rheinbundszeit war es vorbehalten, die keltische Abstammung weiter zu verfolgen, wie es das wunderliche Buch v. Pallhausen's thut: Garibald, der erste König Bojariens und seine Tochter Theodolinde, erste Königin in Italien oder Urgeschichte der Bayern. Im gleichen Jahre mit Jahn's Buch vom deutschen Volksthum erschienen — 1810 — ist es als dessen Gegenstück der Ausdruck des durch krause Gelehrsamkeit sich rechtfertigenden Partikularismus. Diese ist in Anmerkungen ausgebreitet; vorausgeschickt ist eine im ossianischen Stile abgefaßte historische Novelle von Garibald und seiner Tochter Theodolinde, um die Autharis der Longobardenkönig warb. Pallhausen lehnt zwar einen Nationalstolz ab, der sich auf das Alterthum gründet; doch bemerkenswerth sei es immer, meint er, besonders für einen Vaterländer, daß seine Nation 2400 Jahre sich bemerkbar gemacht habe. Gallien, läßt er den Garibald sprechen, ist der Bojer Ursitz, Sitte und Sprache verräth es, ob wir gleich von den Römern die Schrift, von den Germanen die Sprache uns aneigneten. Die Anmerkungen lassen auch das Letztere nicht uneingeschränkt. Die Endung uari an den alten Bojernamen gehängt, bezeichne die Reste der Bojer, die von den eindringenden Germanen überzogen wurden, aber diese selbst seien ursprünglich den Kelten näher gestanden und als frühere Bewohner Germaniens ihrerseits von den Teutschen unterjocht worden, die Abkömmlinge der Skandinavier gewesen seien. Diese ausgeklügelte Unterscheidung soll freilich nur eine alte Nachricht bei Paulus Diokonus entkräften, daß Alboins, des ersten Königs der Longobarden, Heldenthaten bei Bayern, Sachsen und anderen Völkern derselben Sprache gefeiert worden seien, diese Sprache soll eben die keltische sein. Immerhin ist es seltsam, wie die neueste Theorie von der Herkunft der Arier und Germanen aus Skandinavien hier schon zum Theil sich findet. Die keltische Sprache der Bayern soll nun aber ein sehr zähes Leben bewiesen haben; auf dem dritten Kreuzzug habe man nach einer alten Nachricht in Armenien Völker von bayerischer Sprache gefunden, das seien nichts anderes als Nachkommen der alten Stammesbrüder, der nach Kleinasien gezogenen Galater. Wir müssen uns versagen auf die mittelalterliche gelehrte Sage von der Herkunft der Baiern aus Armenien einzugehen. Noch mehr — Pallhausen erklärt eine Reihe bayerischer Idiotismen aus dem keltischen Wörterbuch als Ueberbleibsel der Grundsprache!

Die Stimmung der Rheinbundzeit, die politische Verknüpfung mit den Franzosen, die sich auch ihrer keltischen Abkunft geflissentlich erinnerten, gab solcher Verworrenheit größere Bedeutung. Der Recensent in der „Oberdeutschen Literaturzeitung", die im königl. bayerischen Zeitungscomptoir erschien, d. h. also offizielle Geltung besaß, sprach mit dem feurigen Beifall auch den Wunsch aus, daß dieses bayerische Epos in den vaterländischen Schulen gelesen würde, statt hexametrischer Romane über die Leiden und Freuden von Pastorsfamilien. Nun so weit ist es allerdings nicht gekommen; es fehlte ja auch nicht an energischem Widerspruch und man mußte auch einräumen, daß die Bojer eben doch, durch eine Ueberzahl von Germanen germanisirt, nur bedingt und theilweise die Stammväter des bayerischen Volkes seien.

Trotzdem blieben die fabelhaften Heldenthaten der alten Bojer das Paradestück des Geschichtsunterrichts in Gymnasien und bis zu den Volksschulen herab, auch als in den höheren Regionen der Wissenschaft bereits der Wind umgeschlagen hatte und Ludwig der „Teutsche" Goethe besuchte, wie ein Dichter den anderen, und mit Chamisso auf dem Parnaß zusammentraf. So langsam sickerten die gegentheiligen Sätze der Sprachwissenschaft und Geschichtsforschung in die tiefer stehenden Köpfe, daß die Bojer nicht nur in Volksschulbüchern der sechziger Jahre ungestört fortspukten, sondern auch noch neuerdings in voller Unbefangenheit wieder in einem Büchlein zum Vorschein kamen, in dem ein altbayerischer Lehrer, und zwar keiner der niedersten Stufe der Schulhierarchie, wiedergab zum Frommen der Jugend, was er einst gelernt und nicht vergessen hatte. Erst als dann einer von der höchsten Stufe der Priester im Tempel der Wissenschaft die Todten noch einmal auf's Haupt schlug, da verdammte die Obrigkeit förmlich und feierlich das verworfene Büchlein. — Es ist manchmal wirklich schwer, ernst zu bleiben! —

Pallhausen's Buch hat uns schon in die Zeit geführt, als der Name Bayern auch auf fränkische und schwäbische Gebiete sich ausdehnte, als in dem bayerischen vielvermögenden Minister Montgelas selbst der Gedanke auftauchen konnte, die Hauptstadt des neuen Königreichs in einem paritätischen Gebiet zu suchen, als man Alt- und Neubayern unterschied. Döllinger hat gelegentlich den Einfall ausgesprochen, daß es statt König von Bayern richtiger König von Franken heißen könnte. Der alte Stammespartikularismus Kurbayerns hätte freilich in dem weit ausgedehnten Gebiet vom Fichtelgebirge bis zum Pusterthal nur eine verschämte Verlegenheitsrolle spielen können; die aufgeklärte Bureaukratie wußte aber auch sonst den Antipathien der Tiroler nur einen ziemlich brutalen „Culturkampf" entgegen zu setzen. In dem wieder eingeschrumpften jungen Königreich begann ein interessanter Zersetzungsprozeß. Zwar die Neueintheilung nach französischem Muster als Isarkreis, Rezatkreis ꝛc. erhielt dann wieder historische Benennungen; aber die Verfassung von 1818 war doch

Digitized by Google

der Schlußstein eines neuen Staatsbaus. Ludwig I., dem man die harmlose Schrulle des y im Namen des Landes längst verziehen hätte, wenn sie nicht die zähe Lebenskraft alles zwecklos Fortdauernden bewiese, wie etwa der Blinddarm des Menschen — Ludwig leitete mit weitem Blick den Uebergang Münchens ein von einer rein katholischen urbayerischen Provinzialstadt zur Hauptstadt eines paritätischen Staates, ja ganz Südwestdeutschlands. Auch die Verlegung der Universität von Landshut nach München war ein richtiger politischer Griff. Allerdings waren schon bei der Gründung der kurbayerischen Akademie vielfach Nichtbayern, besonders Franken, herangezogen worden. Jetzt durchsetzten sie und neben ihnen die Schwaben den Beamtenstand und liefen mehr und mehr, trotz der massenhaften Abgänge von den altbayerischen Gymnasien, deren Zöglingen den Rang ab. Daß sich ihr Uebergewicht gerade in den leitenden Stellungen ganz auffallend zeigt, ist natürlich so wenig Zufall als unbillige Bevorzugung. Gewandtheit, Umsicht, Menschenkenntniß und manches Andere gehört nun einmal im Allgemeinen nicht zur Ausstattung des bayerischen Stammes, heute noch ebenso wenig als im Mittelalter; sonst stünde es auch in Oesterreich anders um das Deutschthum! Es ist die Kehrseite der Gemüthlichkeit, des Lebens und Lebenlassens, des rühmlichen Mangels an spürender Neugier; selbst der Wirth fühlt sich als Grandseigneur oder besser als der angesessene Bauer: „I bin der Wirth, Oes seid's bloß die Gäst'!" schwebt ihm auf der Zunge.

So mag es wohl an gelegentlichen Reibungen der Stammesarten auch im Beamtenthum nicht fehlen, daß der Bayer die beweglichere Art des Franken oder Schwaben als Anmaßung oder geheime Kritik schief nimmt, wie dieser das unbekümmerte Sich-gehen-lassen des Altbayern als Grobheit und Rücksichtlosigkeit empfindet. Aber doch würde heutzutage vergebens die Analogie gesucht werden zu dem Nationalhaß, mit dem nach einer Flugschrift von 1784 die Bayern das Eindrängen der Oberpfälzler betrachteten. Trotz individueller Gegensätze ist das Beamtenthum ein geschlossener Körper und der Träger des bayerischen Staatsgedankens geworden. Im neuen, so vielfach zusammengewürfelten Bayern des 19. Jahrhunderts war eben der dynastische Gesichtspunkt wichtiger als das engere und gegenseitige Stammesgefühl zwischen Fürst und Unterthan im alten Herzogthum und Kurstaat. Nur die bequeme Festphrase konnte später wieder von einem 700jährigen Zusammenhang zwischen Dynastie und Volk reden, von dessen Dauer hier die 450 Jahre feindlicher Trennung der Linien Bayerns und der Pfalz, anderen Orts gar die ganze Geschichte von dem 19. Jahrhundert abzuziehen wären.

Der dynastische Gesichtspunkt forderte andere Mittel; es ist nicht ohne Bedeutung, daß Bayern nächst Spanien die meisten Orden braucht, und daß wieder bei dem üblichsten die ursprüngliche Verpflichtung zur Vertheidigung der katholischen Religion in dem paritätischen Staat stillschweigend sich verflüchtigt hat. Wenn die ultramontane Presse auch daran gelegentlich mäkelt, so zeigt sie nur, wie verständnißlos sie eigentlich tiefgreifenden geschichtlichen Veränderungen gegenüber steht. Nolentem trahunt, volentem ducunt fata. Ludwig I. wußte sehr gut, daß er durch die Pflege der Kunst einen neuen Existenzgrund für Bayern und sein Haus lege, sein Nachfolger setzte sich ebenso die Pflege der Geschichte zur Aufgabe. Sein Wahrspruch war: Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe. Aber schon die Berufung zahlreicher norddeutscher Gelehrter, im Widerspruch zur Volksstimmung, zeigte, daß der edle Mensch und Fürst verständnißvolle Achtung vor der Würde der Geschichte besaß. Ist sie auch nicht international wie Mathematik oder Chemie, so bedarf sie doch der inneren Einheit des Objectes, um auch die Theile richtig zu sehen, und Freiheit von vergänglichen Rücksichten, wenn sie auch bei feierlichen Gelegenheiten in das Hofkleid des Gratulanten schlüpft oder Prunkstücken einige verbindliche Wendungen anhängt. Die partikularistische Wendung wurde dem Ausspruch Maximilians II. erst später gegeben, als in der politischen Rivalität zweier gleich starker Parteien ein leichter Druck von oben auf das Zünglein der Wage die Entscheidung geben konnte. Da verglich man den prächtigen Palast, in dem die deutsche Geschichte lebe, und das dürftige Obdach, das der bayerischen zugerichtet wäre. Wenn das wenigstens wahr wäre! Aber der Gedanke, die bayerische Geschichte als Mittel zur Züchtung eines bayerischen Partikularismus zu betrachten und zu befördern, könnte in die Irre führen. Für eine gewissenhafte Darstellung kann der verbindende Einheitgedanke nur der Zusammenhang des Fürstenhauses mit dem Lande sein, aber wo bleibt die Einheit, wenn dieser Zusammenhang fehlt? Für die frühere Zeit ist die Geschichte des Landes ein leichter Ersatz; aber wo ist der geistige Faden, der die bis in's 19. Jahrhundert selbständigen Stücke mit der Geschichte der bayerischen Wittelsbacher verknüpft? Für sie ist die Abgrenzung zwischen Landesgeschichte und Hausgeschichte gleichgültig, ein bloßer Haufen einzelner Thatsachen, in dem die Uebereinkunft oder die bequeme Gruppirung den Schein der Ordnung und Verknüpfung nach Lust und Kräften herstellen mag. Aber welchen Einfluß sollte das Einprägen abgerissener Notizen haben auf die Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit einer späten, rein willkürlichen Vereinigung von Herzogthümern und Bisthümern, Reichsstädten und Rittergütern und Klöstern? Seltsame Täuschung über Mittel und Erfolg! Muß denn nicht der Protestant das Verhalten der Wittelsbacher zur Reformation ganz anders beurtheilen als der Katholik? Wenn es aber beiden ganz gleichgültig ist, so ist das bloße Wissen von bayerischer Geschichte ebenso viel von Einfluß, wie das von chinesischer! Und dieser Erfolg ist desto sicherer, je mehr man einen anderen erzwingen will. Die freigebigste Belohnung und Aufmunterung der gelehrten Thätigkeit in der bayerischen Geschichte kann das nicht ändern, so wenig als das glänzendste Einkommen des Bischofs den Stand der Sittlichkeit seiner Herde. Es wäre ungerecht, von achtungswürdigen Leistungen, an denen vielleicht die Tendenz gerade das Mindeste ist, im gleichen Athem auf die dynastische Gelegenheitsliteratur überzugehen, die nur durch ihre Tendenz sich empfiehlt. Schon die Alten hatten die Form des Panegyrikus; in Nachahmung und Steigerung wird kaum irgend ein monarchisches Land vor dem anderen etwas voraus haben. Es sind die Purzelbäume der Loyalität, um hohe, höhere und höchste Aufmerksamkeit auf den braven Mann zu lenken — nach dem Muster der strebsamen Jugend von Neapel, die durch solche Kunststücke neben und vor den Wagen ein Geschenk verdienen oder richtiger nach landesüblichem Ausdruck „gewinnen". Die Gesinnung ist ja schwer zu prüfen. Daß jedoch in Bayern auch unzweifelhafte Anhänglichkeit besteht, das zeigt die Zähigkeit, mit der das Volk das Andenken an Ludwig II. festhält, dessen dramatisches Ende die menschliche Theilnahme so tief erregen mußte. Die damals entstandene volksthümliche Auffassung wird noch lange fortwirken — zeigt sie sich doch noch bei öffentlichen Gelegenheiten, etwa durch auffallende Bevorzugung der Prinzen einer jüngeren Linie selbst vor dem thatsächlichen Staatsoberhaupt. Es sind das die Stimmungen der aura popularis, die auch das schönste Comité weder veranstalten, noch überlärmen lassen kann. Höchstens kann man davon schweigen oder sie wirklich nicht bemerken oder beachten. Ob ihnen gerade besonderer Werth zukommt, kann dahin gestellt bleiben. Verständiger Erwägung stehen sie ja fern genug. —

Ihr entstammt desto mehr die Pflege des literarischen Partikularismus, der die staatlichen Grenzen des jetzigen Bayerns auszufüllen strebt. In diesem Sinne ward zunächst schon gleich Aufgabe und Bereich der geschichtlichen Quellensammlung, der Monumenta boica, erweitert, die an Uebersichtlichkeit und Handsamkeit ohnehin nicht viel einzubüßen hat. Dafür ist der ehrwürdige Titel des 18. Jahrhunderts noch neuerdings vor dem Angriff schnöder Neuerungssucht gerettet worden und wird also auch in's 20. Jahrhundert hinein steuern; da die Umtaufung auf Bayerisches Urkundenbuch vergebens verlangt wurde.

Für einen weiteren Leserkreis berechnet war das Sammelwerk über Landes- und Volkskunde von Bayern in seinem heutigen Umfang, das unter dem Titel Bavaria aus der literarischen Umgebung Max II. hervorging. Der Eintheilung des Stoffes und der Bände liegt die der acht Kreise zu Grunde.

Digitized by Google

Es ist eben das Bayern des historischen Zufalls von 1803, 1806, 1815; wenn ein Buch dessen geistige Einheit — oder wie man es sonst nennen will — darzustellen strebte, so konnte es auch nur von der Gegenwart ausgehen. Eine Kritik der schriftstellerischen oder wissenschaftlichen Leistungen zu üben, liegt dem Zweck dieses Aufsatzes ganz fern. Bei allen literarischen Werken dieser Art brauchen Werth und Tendenz oder Wirkung gar nichts mit einander zu thun zu haben — nur von den letzteren ist hier die Rede. Ein jüngeres Unternehmen, die „Bayerische Bibliothek", ist gleichsam die Liquidation der Bavaria. Alle Schwierigkeit der systematischen Eintheilung, der Abgrenzung zwischen Geschichte und Gegenwart, ist vermieden, indem der dort zusammengepreßte Stoff zerfasert wird in eine Reihenfolge von Monographien. Aeußerlich sind sie eine Einheit durch die gleiche Ausstattung zierlichster Bändchen. Die innerliche Zusammengehörigkeit stellt der Begriff „Bayerisch" dar. Volksschilderung, Landschaftsbeschreibung, Culturgeschichte, Localgeschichte, Urgeschichte, Biographie, Literatur, Mundarten, Sammlungen — kurz Alles, was heute zu Bayern irgendwie Beziehung hat, das wird auch historisch nachträglich annektirt und uniformirt. An Stoff für hundert und aber hundert Bändchen, wie an Bearbeitern, wird es also nicht fehlen. Nur eine höhere Gewalt wird dereinst sprechen können: Quo usque tandem.

Aus der gleichen Tendenz des literarischen Partikularismus ist „Das Bayerland" hervorgegangen, eine illustrirte Wochenschrift nach Art der Gartenlaube oder des Daheim, deren novellistische, historische, geographische Stoffe sich auf den Umfang des heutigen Bayerns beschränken. Daß die zu Grunde liegende Berechnung nicht getäuscht hat, beweist ein Erlaß des bayerischen Kriegsministeriums, der die Anschaffung für Unteroffiziersschulen und Soldatenbibliotheken empfahl. Wenn die Ablegung des Raupenhelms, der übrigens selbst kaum älter war als das laufende Jahrhundert, pietätvollen Gemüthern Schmerz und Bedauern über den Verlust eines bayerischen Reservatbesitzes bereitet hat, so mag die literarische Wahrung Oel auf die Wunde gewesen sein.

Die Concurrenz blieb nicht aus. Auf einem echt modernen Gebiet die großbayerische Einheit zum Ausdruck bringend, erstand ein Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs in Bayern, an dessen Spitze ein vielfältig begabter und thätiger Schriftsteller trat. All die localen Gebirgsvereine und Verschönerungsvereine, vom Watzmann bis zum Ochsenkopf, zur hohen Rhön und zu den Rebenhügeln der Rheinpfalz sollten die Gemeinsamkeit ihres Interesses erkennen, die Fremden nach Bayern zu locken. Auch hochstehende Herren förderten durch ihren Beitritt die patriotische Tendenz. Wie hätte das Vereinsorgan fehlen können? Bayerisch Land und Volk genannt, trat es in's Leben. Es ward von vornherein hervorgehoben, daß gute Wirthshäuser zu den anziehenden Kräften des Fremdenverkehres gehörten; so bilden denn auch Listen derselben mit Angaben der Preise und der dafür gebotenen Annehmlichkeiten die Ergänzung des erzählenden, schildernden und empfehlenden Lesestoffes. Welche glückliche und geschickte Interessenverschmelzung! Wie hätte nicht auch die literarische Pflege und Verwendung der Mundarten ganz leise in's partikularistische Fahrwasser gleiten sollen? Zwar hat deren Berechtigung und künstlerischer Zweck ursprünglich mit loyalen Gefühlen nichts zu thun. Ein Karl Stieler hat sich auch im feinen Künstlergefühl auf den Tegernseer Dialekt beschränkt; einem Anderen konnte es durchgehen, daß er den Anwohnern des Ammersees, wo schwäbische Anklänge vorwalten, einen bereits zur Konvention gewordenen, allgemein bayerischen Dialekt unterschob. Freilich arbeitet dieser Literaturzweig mehr für den Export nach Norddeutschland oder wo sonst man die Mache weniger vom Bodenwüchsigen zu unterscheiden in der Lage ist. Doch läßt sich diese literarische Schule recht gern ihre patriotische Löblichkeit nach Sprache oder Stoff bescheinigen und die Localblätter versäumen nicht davon Kenntniß zu geben auf Anregung des geschmeichelten Verfassers. Ganz natürlich ist es gerade die eigentlich bayerische Mundart, oder deren konventionelle literarische Abstraktion, die solchen Tendenzen zu dienen geeignet scheint, da die anderen im Königreich vertretenen sich über dessen Grenzen hinaus erstrecken und literarischer Mittelpunkte überhaupt ermangeln, und deshalb auch zurücktreten.

Wie soll man es auffassen, wenn einige, doch sicher höchst loyale Schulmänner, in der pfälzischen Stadt Ludwigshafen ein Liederbuch für Alpenfreunde zusammenstellen, unter dem Titel: „Sing ma oans"? Liegt die Idee einer gewissermaßen offiziellen Sprache alpiner Gemüthlichkeit der Tiefe der Conception zu Grunde — oder soll es nur recht und echt bayerisch sein? Wir getrauen uns nicht das psychologische Dunkel zu erhellen. Denn andererseits erklärt eine ganz junge Zeitschrift für bayerische Mundarten von vornherein, daß sie sich nicht auf die blauweißen Grenzpfähle beschränken könne, weil dies die Mundarten selbst nicht thun, ja daß sie zunächst auf Beiträge von außerhalb angewiesen sei. Als Werthschätzer jeder deutschen Mundart können wir ihr nur ein fröhlicheres Gedeihen wünschen, als sie seiner Zeit Frommann's Zeitschrift für deutsche Mundarten beschieden war.

Und nun genug! Die Laterne sei geschlossen, nachdem sie einige Streiflichter auf dunkle Strebungen geworfen hat, vielleicht sogar dem Einem oder Anderen recht unangenehme. Rechtfertigen nun unsere ganz unbefangenen Beobachtungen eine Auffassung, wie sie uns ganz neuerdings wieder ein geistreicher Franzose kundgegeben?

Les Bavarois toujours si jaloux de leur autonomie, qu'ils ont payée par tant de sang sous le gouvernement de leur ducs et de leur électeurs — si fiers du grand rôle que leur allié Napoléon leur avait assigné dans la confédération germanique, sont bien englobés dans l'empire d'Allemagne, sous la domination arbitraire et écrasante de la Prusse.

Alfred Quesnay de Beaurepaire
De Wissembourg à Ingolstadt (1891) S. 271.

Sollte ein spontanes Wiedererstarken des bayerischen Partikularismus, ein Rückschlag gegen die Stimmungen von 1871 zu constatiren sein? Wir glauben an keine Gefahr!*) Der

*) Auch wenn der verwunderliche, weit über das Ziel hinausschießende Artikel der „Grenzboten" vom 28. März „Deutsche Einheit" uns nicht erst nach Absendung des Obigen zu Gesicht gekommen wäre, würde er uns nicht veranlaßt haben, an der Darstellung etwas zu ändern. Das Körnchen Wahrheit — das hier doch sicher nicht beschönigt ist — ist in einer Art behandelt, die der Sache nicht dienen kann. Die dort bemäkelte Geburtstagfeier des Regenten war eine offizielle Leistung, deren Umfang das sonst Uebliche kaum überbot. Natürlich fand der Festzug der Volkstrachten als solcher neugierige Zuschauer. Die Feier von Bismarck's 70. Geburtstag war übrigens viel schwungvoller. Nachdem bei dieser Gelegenheit und dann bei Kaiser Wilhelm's 90. Geburtstag Festcommerse stattgefunden hatten, mußten sie auch diesmal sein. Der Geburtstag des jetzigen Kaisers läßt sich nicht in Parallele bringen. Der 27. Januar wäre auch keine Zeit für Straßenjubel. Und der poetische Zauber der Begründer des Reichs ist doch nicht ohne Weiteres zu erben! Wenn man da etwas zurückhält, so hat das mit dem wirklichen Partikularismus gar nichts zu thun. Ebenso ist es ganz ungerechtfertigt von eigentlich französischen Sympathien zu fabeln. Das französisch Sprechen ist allerdings wieder mehr zu beobachten, seit es wieder ein eigentliches Hofleben gibt: die Speisekarten bei Hoffesten sind französisch — d. h. geblieben, trotz des Sprachvereins und sonstigen Vorgangs. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß 1870 die ankommenden Turkos u. dgl. auf dem Bahnhof von den Damen und deutschen Jungfrauen als Versuchsobjecte französischer Conversation gehätschelt wurden — bis der Unwille darüber sich Luft machte. Gerade wie in Berlin und anderwärts. Dieser Mangel an Nationalgefühl ist also nichts spezifisch Bayerisches. Uebrigens kann man ein guter Deutscher sein und doch zugestehen, daß die französischen Bilder im Ganzen besser gemacht sind als die deutschen, daß auch die französischen Bühnenstücke so Vieles voraus haben und daß man überhaupt von den Franzosen gar Manches lernen kann. Mit den geheimen Triebfedern der internationalen Kunstausstellungen hat dies aber sehr wenig zu thun. Hier geht es sehr menschlich zu. Internationale Kunstausstellungen fanden ja schon in den siebziger Jahren statt. Sie jährlich zu veranstalten, dazu trieb allerdings eines Theils der Wunsch, München zum Kunstmarkt neben Paris zu machen, und anderen Theils der, den Nachglanz Ludwigs I. fest zu halten, wie sich der Prinz-Regent selbst zur Aufgabe setzt. Deshalb sucht er den persönlichen Verkehr mit den Künstlern, zieht sie zur Tafel und verleiht massenhaft den Professortitel — theilweise auch zur Entschädigung dafür, daß seine und des Staates Ankäufe stets hinter dem Angebot der Bedürftigkeit zurück bleiben müssen. Dieser Umstand und die anderen, daß die französische und sonst ausländische Concurrenz zum Nachtheil der großen Masse einheimischer Künstler geworden ist, erklärt eine sehr bedeutende Gegenströmung der Unzufriedenheit. So sind die internationalen jährlichen Ausstellungen nur das Werk einer kleineren Anzahl, die sich in den Vordergrund drängt, wie das überall der Fall ist. Und das sind gar

Digitized by Google

literarische Partikularismus — und sei er noch so frei von eigennützigen Hintergedanken — dürfte in weiteren Kreisen kaum Einfluß gewinnen.

Dem Bayern des 19. Jahrhunderts sind durch die an sich zufällige Zusammensetzung seiner Volkselemente, durch seine Lage ganz andere Aufgaben zugewiesen als eine affektirte Selbständigkeit durch kleinliche Mittel stützen zu wollen. Auf zwei Seiten von Oesterreich umklammert, durch seinen Hauptstrom mit ihm verknüpft, ist es einerseits in jeder Beziehung, gebend und empfangend nach Handel, Verkehr, Nahrungsversorgung auf dieses angewiesen. Früher öfter von Oesterreich in seiner Selbständigkeit bedroht als von Preußen — ohne Friedrich den Großen gäbe es heute wohl kein Bayern mehr! — kann es andererseits jetzt und in künftigen Jahrzehnten für Tirol und Böhmen die Brücke zum Deutschthum sein — nicht im Sinne einer Angliederung an das Deutsche Reich, sondern an's deutsche Culturvolk. Ist doch schon heute München für Tirol mehr Centrum in mancher Hinsicht als Wien. Nie wird der Bayer seine nahe Verwandtschaft mit dem Deutsch-Oesterreicher abstreifen; so bildet Bayern die Klammer des für beide nothwendigen Bundes zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reiche. Im Inneren auf der Verbindung dreier Stämme, der Bayern, Schwaben, Franken — ganz abgesehen von der Eigenart der Pfälzer! — beruhend, fördert es deren gegenseitige Durchdringung und Verschmelzung. Nur ist deren höhere Einheit natürlich das Deutschthum, nicht ein künstliches Großbayernthum! Und ebenso fördert es trotz allen Widerstrebens eine Abschleifung der confessionellen Gegensätze. Die Unfruchtbarkeit der ultramontanen Politik wird dies am wenigsten aufhalten können! Wäre Bayern mit Tirol vereinigt geblieben statt mit Franken, so wäre noch die innere Entzweiung wie vor dem dreißigjährigen Kriege. Bayerns freisinnige Verfassung von 1818 bildet ein festes Bollwerk inneren Friedens, in richtiger Empfindung scheut man sich, sie in irgend einem Punkte zu durchlöchern, ihr in erster Reihe ist die verhältnißmäßig rasche Zusammengewöhnung sehr verschiedener Landestheile zu verdanken. Sie gewährt auch dem Beamtenthume eine sehr gesicherte Stellung — trotz dürftiger Bezahlung — und nach seinem Ursprung aus der Aufklärungszeit hat es stets, ohne eigentlich liberal zu sein, ohne hervorragende Talente oder Leistungen, die Ansprüche des Staates vor denen kirchlicher Parteien geschützt. Einzelne Episoden treten zurück.

Hierzu kommt noch die Pflege der Kunst, wie sie nach älteren wittelsbachischen Traditionen Ludwig I. seinem Hause als Erbaufgabe hinterließ. Hier mit richtigem Verständniß anzugreifen, nicht etwa bloß verlangte Geldsummen in Bausch und Bogen bureaukratischem Belieben zu bewilligen, würde freilich eine ganz anders geartete Volksvertretung erfordern als das öde Parteigezänk und die Bevormundung des indirekten Wahlsystems hervorbringt.

Immerhin hat die bayerische Dynastie ratio existendi genug und ein Feld von Aufgaben, die eine andere Verknüpfung der Theile des jetzigen Bayerns unerledigt lassen würde. Ein künstlich aufgepäppelter bayerischer Patriotismus beruht hingegen auf der Verkennung der Kluft, die den alten Kurstaat vom heutigen Bayern trennt. Gerade der herrschende Zweig der Dynastie hat das volle Verständniß für die neue Ordnung der deutschen Dinge gewonnen: vor Allem verdient der Thronfolger, Prinz Ludwig, die wärmsten Sympathien: bayerisch, reichstreu, großdeutsch, das ist ein guter Dreiklang.

nicht lauter Künstler. Auch die Nachahmung des französischen Geschmacks ist theils die Hoffnung, besser zu verkaufen, theils die Sucht, um jeden Preis aufzufallen - eine Folge der massenhaften Züchtung von Malern, die großen Theils am Hungertuch nagen oder den Kunsthändlern frohnden müssen, wenn nicht gar dem Rahmenmacher. Was die Theaterverhältnisse angeht, so hätte der Gewährsmann der „Grenzboten" neben dem Hinweis auf die Franzosen oder Ibsen doch auch beobachten müssen, daß man nicht nur in Martin Greif den bayerischen Nationaldichter poussirt (gerade wie in Berlin Wildenbruch's partikularistische Borussendramen), sondern auch andere Experimente, wie z. B. die Aufführung von Pöhnl's Knittelversdramen, macht.

Vermögenssteuer.

Von Fedor Petiscus.

Nach einer angeblich aus authentischer Quelle stammenden Mittheilung denkt man im preußischen Finanzministerium nach dem Scheitern des Erbschaftssteuerentwurfs daran, die mit diesem Entwurf beabsichtigte stärkere Heranziehung des fundirten Einkommens unter Umständen in der Form einer selbständigen Vermögenssteuer zu erstreben. Diese Mittheilung ist anscheinend nicht überall verstanden worden; die Vermögenssteuer ist in Europa im Allgemeinen praktisch bedeutungslos und außerhalb der wissenschaftlichen Kreise ziemlich unbekannt, obwohl sie in neuerer Zeit in einer nicht geringen Zahl von finanztheoretischen Arbeiten behandelt und mehrfach, so bei Berathung des sächsischen Einkommensteuergesetzes, erörtert worden ist. So meint ein Blatt, offenbar in Folge seiner Unbekanntschaft mit dieser Steuergattung, es solle in der erwähnten Mittheilung statt „Vermögenssteuer" wohl heißen „Capitalrentensteuer". Diese Vermuthung ist falsch. Es handelt sich thatsächlich um eine Vermögenssteuer, wie sie nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch in der Steuerverfassung z. B. der schweizer Kantone Zürich und Bern und verschiedener Einzelstaaten der nordamerikanischen Union existirt. Auf das schweizer Vorbild wird auch in der in Rede stehenden Mittheilung ausdrücklich hingewiesen.

Die Finanzwissenschaft unterscheidet eine reelle und eine nominelle Vermögenssteuer. Bei der reellen Vermögenssteuer bildet das Vermögen im Gegensatz zum Einkommen nicht nur die Bemessungs- oder Veranlagungsgrundlage, nach welcher die Steuer umgelegt, sondern auch die Steuerquelle, aus der sie entrichtet wird. Dagegen ist bei der nominellen Vermögenssteuer das Vermögen nur Bemessungsgrundlage, der Steuersatz wird in einem Bruchtheil des Vermögens ausgedrückt, gezahlt aber wird die Steuer nicht nur thatsächlich, sondern auch dem Willen des Gesetzgebers entsprechend aus dem Einkommen. Die reelle Vermögenssteuer ist auch in früheren Zeiten nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, vor Allem in Kriegsnöthen, theilweise als eine Art Zwangsanleihe vorgekommen, in Preußen zuletzt in den Jahren 1812 bis 1814. Durch Edict vom 24. Mai 1812 wurde gleichzeitig mit einer Einkommensteuer eine Vermögenssteuer eingeführt. Von allem Vermögen, Grund und Boden, Geldkapitalien, Waarenvorräthen, sollten drei Procent des Vermögens selber abgegeben werden. Jedermann sollte unter eidesstattlicher Versicherung sein Vermögen selbst angeben; bei dringendem Verdacht einer zu niedrigen Angabe sollten die niedergesetzten Commissionen eine genaue Untersuchung des Vermögens eintreten lassen, doch kam man dem Geschäftsinteresse der Kaufleute durch eine besondere Art der Abschätzung entgegen. Allen Steuerpflichtigen sollten später zwei Drittel der Steuer, wenn möglich, durch Verkauf der Domänen ersetzt werden. Aus dieser Vermögenssteuer erwartete man einen Ertrag von 25 Millionen Thaler, indem man das gesammte Vermögen des Landes auf 850 Millionen Thaler veranschlagte, beiläufig so ziemlich dieselbe Summe, auf welche in derselben Zeit Pitt bei seiner Steuerreform den Jahresertrag der englischen Volkswirthschaft geschätzt hatte, 102 Mill. Pfd. Sterl. In Wirklichkeit brachte jene preußische Vermögenssteuer nur $4^1/_2$ Millionen Thaler, immerhin noch mehr als 10 Procent des nach jener Schätzung anzunehmenden Jahresertrages neben der fünfprocentigen Einkommensteuer. Freilich berechnete der bekannte Finanztheoretiker J. G. Hoffmann den Werth des preußischen Volksvermögens zu jener Zeit wesentlich höher, indem er allein den Werth der ländlichen Grundstücke auf 840 Mill. Thaler und den jährlichen Erwerb der ganzen Bevölkerung bei Zugrundelegung eines Satzes von 40 Thalern für den Kopf auf mindestens 190 Mill. Thaler veranschlagte.

Eine derartige, den Stamm des Vermögens angreifende reelle Vermögenssteuer hat natürlich in gewöhnlichen Zeiten keinen Platz; auch der fiscalischeste Finanzmann wird sich hüten, die Henne zu schlachten, die ihm die goldenen Eier legt. Für besondere Zeiten und besondere Zwecke wollen sie jedoch Finanz-

Digitized by Google

theoretiker wie Schäffle und Wagner auch in Zukunft als geeignet und angezeigt betrachtet wissen; vor Allem für die rasche Beschaffung großer Geldmittel im Kriegsfall erklären sie eine die größeren Vermögen treffende eigentliche Vermögenssteuer behufs Vermeidung eines plötzlichen Anschwellens der Staatsschuld als durchaus empfehlenswerth, sie wollen dafür auch bereits in Friedenszeiten entsprechende Kataster angelegt wissen. Wagner bezeichnet außerdem eine eigentliche Vermögenssteuer auf die Besitzenden behufs Durchführung großer Reformen zur Hebung der unteren Klassen als sozialpolitisch gerechtfertigt. „Es würde dadurch," so sagt er (Finanzwissenschaft II, 255), „öfters nur ein Theil dessen, was diese (besitzenden) Klassen für sich durch Druck auf die Löhne, durch Ausnutzung von Conjuncturen, die ihnen gewöhnlich allein möglich ist, an Vermögen (Kapital) erworben haben, auch häufig nur ein Theil dessen, was aus Zeiten anderer Rechtsordnung (der Unfreiheit des unteren Volkes, der Privilegien, der Beschränkung der freien Concurrenz zu Ungunsten der Arbeiter) herrührt, den unteren Klassen in solcher Form zurückgegeben."

Daß es sich bei dem jetzigen Eventualplan des Herrn Miquel um eine solche *reelle* Vermögenssteuer nicht handeln kann, liegt auf der Hand. Es kommt natürlich nur die *nominelle* Vermögenssteuer in Betracht, bei welcher das Vermögen lediglich die Grundlage der Bemessung, das Einkommen aber die Steuerquelle bildet, so daß wir es in Wirklichkeit mit einer besonderen Besteuerung des fundirten Einkommens auf Grund des Vermögenswerthes zu thun haben. Diese nominelle Vermögenssteuer war in früherer Zeit, besonders auch in den Städten des Mittelalters, außerordentlich beliebt und gebräuchlich. Als Voraussetzungen, unter denen solche Vermögenssteuern angezeigt erscheinen, bezeichnet Schäffle, daß die Verhältnisse einfach, daß keine starken Unterschiede in der Grundrente vorhanden, daß die Abstände im Vermögen noch nicht grell und daß die Steuersubjecte unstät sind, sowie daß der Immobiliarbesitz den Haupttheil der ziemlich gleichen Vermögen darstellt. Von diesen Voraussetzungen aus überwiegt nach Schäffle die Vermögenssteuer in älterer Zeit, ist sie in selbständigen städtischen und kantonalen Gemeinwesen noch heute beliebt, in den neueren Colonialländern mit beweglicher Bevölkerung und mangelhaftem Steuerorganismus sehr entwickelt. Wagner hebt besonders scharf und zwar mit Recht hervor, man habe zu unterscheiden, ob die nominelle Vermögenssteuer für sich *als* allgemeine Einkommensteuer oder *neben* einer solchen behufs schärferer Erfassung des fundirten Einkommens fungirt. Ersteres ist der Fall in den Einzelstaaten der nordamerikanischen Union. Die hier gemachten Erfahrungen werden nicht als günstig bezeichnet. Prinzipiell würde dies, meint Wagner, nichts gegen die nominelle Vermögenssteuer als reelle Einkommensteuer beweisen, da man bei der amerikanischen Corruption auch mit einer Einkommensteuer im gewöhnlichen Sinn wohl nicht besser auskommen würde; aber thatsächlich könne die nominelle Vermögenssteuer die eigentliche Einkommensteuer nicht ersetzen, weil aus dem Vermögensbesitz auf die Höhe des Einkommens nur unsicher, oft, bei unfundirtem Einkommen, gar nicht geschlossen werden kann. In Bezug auf die Verbindung der nominellen Vermögenssteuer mit der Einkommensteuer behufs schärferer Erfassung des fundirten Einkommens bezeichnet es Wagner als Vortheil, daß mit jener Steuer das Nutzvermögen (im Gegensatz zum Productivvermögen), dessen Art und Höhe auf die Leistungsfähigkeit vielfach mit schließen lasse, mit besteuert werde, was zwar, dem richtigen Einkommenbegriff gemäß, auch bei der Einkommensteuer zulässig, streng genommen nothwendig sei, aber hier größere Schwierigkeiten mache und praktisch regelmäßig unterbleibe; die Besitzer großer Parks, Gemäldegalerien, theurer Pferde ꝛc., Grundstückspeculanten u. dgl. würden thatsächlich sicherer und gleichmäßiger getroffen werden als durch die schwer durchführbaren Luxussteuern. Die Veranlagung der Vermögenssteuer für das Nutzvermögen hat freilich, wie Wagner anerkennt, manches Mißliche, fordert ein Eindringen in die Privatwohnungen ꝛc., er meint aber, sie lasse sich doch leichter leidlich richtig durchführen als manche andere Steuer. Im Uebrigen heben jedoch Wagner und Schäffle hervor, daß die stärkere Erfassung des fundirten Einkommens durch eine besondere Vermögenssteuer bei quantitativ und qualitativ sehr differenzirtem Vermögensbesitz mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde und daß also für den angestrebten Zweck unter solchen Umständen Real- und Ertragssteuern, Kapitalrentensteuer, Erbschaftssteuer oder Verschärfung der Sätze der Einkommensteuer geeigneter seien.

Für die Verbindung von Vermögens- und Einkommensteuer sind besonders der Tübinger Professor Neumann, Dr. Gensel und der verstorbene Adolf Held eingetreten. Auf ihre Befürwortung hin sprach sich der „Verein für Sozialpolitik" im Jahre 1875 für eine allgemeine, in ihren unteren Stufen progressive Einkommensteuer in Verbindung mit einer allgemeinen Vermögenssteuer als hauptsächlichste directe Steuer aus. Dr. Gensel meinte damals, daß man bei der Vermögenssteuer über den Satz von 1 pro mille, höchstens $1^1/_2$ pro mille nicht werde hinauszugehen brauchen, da eine Vermögenssteuer von $1\,^0/_{00}$ bei einem Zinsfuß von $5\,^0/_0$ schon einer zweiprocentigen Einkommensteuer entspreche. In einem zwei Jahre früher erstatteten Gutachten hatte er das Verhältniß von Einkommensteuer und Vermögenssteuer, wie er es sich dachte, erläutert, indem er annahm, von fünf Steuerpflichtigen habe jeder 2000 Thaler Einkommen, während ihr Vermögen von 0 bis 50,000 Thaler anstiege, und die Einkommensteuer bei Jedem 40 Thaler betragen, die Vermögenssteuer aber von 0 bis 50 Thaler, die Gesammtsteuer also von 40—90 Thaler ansteigen ließ.

Was nun das dem preußischen Finanzminister angeblich zur eventuellen Nachahmung vorschwebende Vorbild der Schweiz anlangt, so haben verschiedene Kantone derselben, u. A. Bern und Zürich, die Verbindung von Vermögens- und Einkommensteuer durchgeführt. Eine besonders scharfe Ausgestaltung hat diese Verbindung im *Kanton Zürich* gefunden. Die zürcherische Kantonalverfassung vom Jahre 1869 bestimmt in Bezug auf die Steuergesetzgebung u. A.: „Die Steuer vom Einkommen und vom Vermögen ist nach Klassen zu ordnen nach dem Grundsatze mäßiger und gerechter Progression. Geringe Vermögen arbeitsunfähiger Personen, sowie von jedem Einkommen ein zum Leben unbedingt nothwendiger Betrag sind steuerfrei. Die Progression soll beim Einkommen den fünffachen und beim Vermögen den doppelten Betrag des einfachen Steueransatzes nicht übersteigen . . . Der Staat erhebt eine Erbschaftssteuer progressiv nach der Entfernung der Verwandtschaft und der Größe der Erbschaft." Das auf Grund dieser Bestimmungen neben einem Erbschaftssteuergesetz im Jahre 1870 erlassene „Gesetz betreffend die Vermögens-, Einkommen- und Activbürgersteuer" hat das verfassungsmäßig steuerfrei zu lassende Existenzminimum auf den Betrag von 500 Frcs. bei jedem Einkommen sowie Beträge bis zu 3000 Frcs. vom Vermögen arbeitsunfähiger Personen festgesetzt; ob die seiner Zeit geplante Erhöhung der steuerfreien Beträge durchgeführt worden, ist dem Schreiber dieser Zeilen unbekannt. Des weiteren hat das Gesetz bei der Zwiespältigkeit der Abstufung für Personaleinkommen und Vermögenseinkommen ein Kataster in erster Reihe für das Vermögenseinkommen eingerichtet, um in Anlehnung daran eine besondere Skala für das Personaleinkommen festzusetzen. Zur Durchführung der in der Verfassung vorgeschriebenen Progression wurde statuirt, daß in den unteren und mittleren Stufen nicht das volle Vermögen, sondern nur ein wachsender Theil desselben in das Kataster gesetzt werden sollte, nämlich:

von den ersten	20,000	Frcs. nur	$^5/_{10}$
„ „ weiteren	30,000	„ „	$^6/_{10}$
„ „ „	50,000	„ „	$^7/_{10}$
„ „ „	100,000	„ „	$^8/_{10}$
„ „ „	200,000	„ „	$^9/_{10}$.

Erst was bei einem individuellen Vermögensbestande über 400,000 Frcs. hinausgeht, wird mit seinem vollen Betrage aufgenommen. Die Progression äußert sich also innerhalb der durch die Verfassung gezogenen Grenze der Verdoppelung in einer Erleichterung des kleineren, mittleren und größeren Vermögens mit Abstufungen als sogenannte Degression, welche

Digitized by Google

gleicherweise den entsprechenden Theilen auch der großen Vermögensbeträge zukommt. Bestimmte Steuersätze sind nicht von vornherein festgesetzt, das Gesetz schreibt vielmehr vor, daß auf Antrag des Regierungsrathes jeweilen bei Feststellung des Voranschlages, d. h. jährlich, der Kantonsrath den Betrag der Steuer bestimmt. Anfänglich wurden 3, später 4 vom Tausend erhoben. An die Vermögenssteuerskala lehnt sich die Progressivskala für das Personaleinkommen in der Weise an, daß jedes Hundert des Einkommenkatasters zwei Francs Steuer zahlt, so oft vom Tausend des Vermögenskatasters ein Franc bezahlt wird. Die Skala des Einkommenkatasters ist derartig festgesetzt, daß unter Abrechnung des steuerfreien Existenzminimums von 500 Frcs

von den	ersten	1500 Frcs.	$^2/_{10}$
" "	weiteren	1500	"	$^4/_{10}$
" "	"	3000	"	$^6/_{10}$
" "	"	4000	"	$^8/_{10}$

und der volle Betrag erst von dem die ersten 10,500 Frcs. überschreitenden Theile eines Einkommens in das Kataster gesetzt werden. Während ein großes Personaleinkommen bei dem Satze von 4 vom Tausend nahezu 8 vom Hundert Steuer zahlt, fällt bei diesem Satze auf ein Einkommen von 2000 Frcs. eine Steuer von $1^1/_5$ Procent, auf ein solches von 4000 Frcs. eine Steuer von $2^2/_5$ Procent. Das kleine und mittlere Personaleinkommen wird also entschieden milder herangezogen als das kleine und mittlere Vermögenseinkommen. Bemerkenswerth ist ferner noch die Bestimmung, daß von der Vermögenssteuer ausgenommen sein sollen „die von den Pflichtigen benutzten Kleider, Bücher, Feld- und Handwerksgeräthschaften und der nöthige Hausrath".

Daß Herr Miquel eine so scharfe, in Verbindung mit der Personaleinkommensteuer und den Gemeindezuschlägen theilweise confiscatorisch wirkende besondere Heranziehung des fundirten Einkommens mittels einer nominellen Vermögenssteuer in Erwägung ziehen sollte, wie sie das Zürcher Gesetz vorschreibt, ist Angesichts unserer Verhältnisse natürlich von vornherein ausgeschlossen, eher würde er wohl die viel milderen Sätze des Kantons Bern zum Muster nehmen. Uebrigens gelangen die scharfen Zürcher Bestimmungen in Folge des äußerst mangelhaften Einschätzungsverfahrens thatsächlich nur in weitgehender Abschwächung und mit vielen starken Ungleichmäßigkeiten zur Durchführung, wofür der bekannte Göttinger Professor G. Cohn in einer im Vorstehenden benutzten Abhandlung eine Anzahl höchst bezeichnender Beispiele beibringt.

Literatur und Kunst.

Das Milieu.

Von Moriz Carriere.

Ich behalte das französische Wort für die aus Frankreich verbreitete Sache, die dem deutschen Geist eigentlich fremd ist; aber es scheint, als ob viele unter uns, nachdem das Reich seine politische Selbständigkeit, ja führende Stellung errungen, nun um so eifriger wieder auf idealem Gebiet sich unter die Fremdherrschaft begeben. Deutsch, germanisch ist der Geist persönlicher Selbständigkeit. In Griechenland wie in Rom war die Gemeindegenossenschaft das Erste; nicht ihrer selbst seien die Bürger, sondern des Staats, so lehrten auch Plato und Aristoteles, nachdem Sokrates den Opfertod für das Subjectivitätsprinzip gestorben war, das die eigene Ueberzeugung im Denken und Handeln für das Höchste erachtete. Die Germanen huldigten mit Jesus dem Satze: das Gesetz ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Hier gilt die Persönlichkeit für sich; und die Gemeinschaft soll ihr die Bedingungen und Mittel zur freien Lebensgestaltung bieten. Das Milieu aber verleugnet die Freiheit und macht das Innerlichste des Menschen zum Ergebniß von lauter Aeußerlichkeiten.

So stimmt das Milieu allerdings zur Irrlehre des Materialismus, der das allein unmittelbar und unleugbar Gewisse, unser Selbst, sein Lebensgefühl und Bewußtsein, zum beiläufigen Erfolg seines Stoffwechsels macht, den wir doch erst zur Erklärung unserer Bewußtseinszustände nach dem Causalgesetz in uns erschließen. Man muß es immer wiederholen: wir wissen unmittelbar nur von unseren Empfindungen und Vorstellungen, von unserem Denken und Wollen; wir unterscheiden darin dasjenige, welches wir beherrschen und frei hervorbringen, von dem, was sich uns aufdrängt, was wir empfinden müssen, wir mögen wollen oder nicht, und nehmen nach dem Causalgesetz an, daß solches durch wirkende Kräfte außer uns veranlaßt werde. Dem unbefangenen Selbstgefühl wie der kritischen Philosophie ist darum die Subjectivität, die für sich selbst seiende Wesenheit das Erste, und das Objective ist dasjenige, was sie sich gegenüberstellt, was so gut wie gar nicht da wäre, würde es nicht empfunden, angeschaut, gedacht. Dem Materialismus ist der Organismus ein Haufwerk von Atomen, von Stoffpartikelchen, die in ihrem sich Verbinden und Scheiden nach äußerer Nothwendigkeit ohne ordnende Prinzipien, ohne Sinn und Zweck, durch die Umgebung so zusammengepreßt oder aus einander gezerrt werden. So sind dem Milieu die Werke des Denkers und Dichters das Ergebniß der Verhältnisse, in denen er sich bewegt, und seine Eigenart ist hervorgebracht durch die Einflüsse von Zeit und Ort. Moleschott machte den Menschen zum Product von Eltern und Amme, von Wind und Wetter, von Nahrung und Kleidung; „der Mensch ist was er ißt"; das Milieu stimmt ihm bei und darum heißt es in der Kunst: genau zu berichten, unter welchen Umständen die Eltern einen Menschen erzeugt, unter welcher Umgebung er erwachsen, was die politischen und wissenschaftlichen Einflüsse seiner Zeit waren und so weiter, als ob sich daraus die Seele zusammensetzen und ein Charakter formuliren lasse. Das Erste im Organismus ist immer die Organisationskraft, die ihn sich zum Organ gestaltet, die sich in ihm darstellt, durch ihn wirkt, das Erste im Menschen ist sie als die Seele, die sich selbst erfaßt, sich zum Charakter entwickelt und bestimmt. Jedes Wesen ist etwas Individuelles, Originales; es hat ein gattungsmäßiges Gepräge, es entfaltet sich im Zusammenwirken mit der Welt, aber es wird nicht von außen gemacht, weil Bewußtsein und Freiheit als Selbstbestimmung ihrem Begriffe nach nicht von Anderen gemacht, nicht von außen geschaffen werden, sondern nur durch eigene Willensthat sein können. Nicht die Außendinge, die Farben, die Verse sind das Wesen eines Bildes, Gedichtes, sondern die Seele ist es, die darin sich offenbart.

So ist jeder echte Künstler eine eigenartige Persönlichkeit, die es drängt, in Ton, Wort, Bild sich auszusprechen, die dazu der Technik bedarf und sie erlernt, die dazu der Welt bedarf, um sich mit dem Inhalt der Erfahrung zu erfüllen; aber sie sieht die Welt mit eigenen Augen und gibt gerade durch das, was sie und wie sie es sieht, ihre Innerlichkeit kund. „Ein Stück Wirklichkeit, aufgefaßt durch ein Temperament" — so hat ja wohl auch Zola die Kunst definirt. Sein Temperament, die Schärfe und Weite seines Blicks, die besondere Kraft der Schilderung, das zeichnet seine Werke so vortheilhaft aus vor den Nachahmern, die nun meinen, es gelte alle Außendinge recht breit zu beschreiben und namentlich das Ekelhafte, Widrige, Sinnenkitzelnde, Gemüthpeinigende hervor zu heben. Der echte Künstler läßt uns die Welt mit seinen Augen sehen und mit seinem Herzen uns in die Dinge hineinfühlen, mit seinem Geist ihr Wesen betrachten; er ordnet sich den Erscheinungen nicht unter, sondern er nimmt sie und verwerthet sie für seinen Zweck, und das unterscheidet sein Werk von den Naturgestalten, daß darin der persönliche Geist des Schöpfers waltet, und diesen Geist gilt es in seinem Wesenkern zu erfassen, und man wird einsehen, daß das Milieu nicht die Macht ist, die ihn bildet, sondern das Mittel, dessen er sich bemächtigt, um sich und sein Werk zu bilden.

Der ästhetischen Betrachtung, welche eine Dichtung wie Goethe's „Werther", Lessing's „Nathan", Schiller's „Don Carlos" unbefangen auf sich wirken läßt und sie nach den

Digitized by Google

Gesetzen der Poesie prüft und beurtheilt, hat sich die historische gesellt, die sie zunächst im Zusammenhang mit dem Leben der Dichter auffaßt und unser Verständniß fördert, wie sie dieselben als Früchte dieser eigenthümlichen Geistesart erkennen läßt. Nun lebt der Dichter in seiner Zeit und die historische Betrachtung zeigt uns die sentimentale Stimmung der Wertherepoche, die religiösen Kämpfe der Orthodoxen und des Rationalismus, die Freiheits- und Menschheitbeglückungsideen zur Zeit der französischen Revolution. Sie würde irren, wenn sie daraus die Werke ableiten wollte, denn in Wahrheit waren Goethe, Lessing, Schiller selbst die Träger der Sinnesrichtungen, welche ihre Zeit bewegten, der sie vielmehr ihre melodische Stimme liehen, die sie also machen halfen. Nicht so sehr als Geschöpfe, denn als Schöpfer ihres Zeitgeistes haben die großen Männer zu gelten. Die Ideen verwirklichen sich dadurch, daß sie menschwerden, d. h. dadurch, daß ein wahrhafter Mensch sie erfaßt und seine Kraft daran setzt, sie in sich und durch sich zu verwirklichen. Die, welche meinten, daß Amerika auch ohne Columbus entdeckt worden wäre, mußten ja von ihm lernen, wie man ein Ei auf die Spitze stellt.

Die italienische Kunstgeschichte schildert uns, unter welchem Milieu sich die höchste Blüthe derselben entfaltete. Gift und Dolch werden rücksichtslos gebraucht; Gewaltthat, Eidbruch, Fremdherrschaft an der Stelle der Bürgerfreiheit und ihrer Ordnung, ein Papst, der sich schmunzelnd des Geldes rühmt, das ihm die Fabel von Christo einbringe, sinnliche Ausschweifungen unter Geistlichen und Laien, Ueppigkeit und Frivolität aller Orten — und aus solchem verpesteten Sumpf ersprießt die reine Blume der Schönheit eines Rafael, die sittliche Hoheit eines Michel Angelo! Sollen wir uns daran erinnern, daß neben dem Sumpf auch doch noch Häuser standen, in welchen fromme Zucht und gute Sitte, Glauben und Friede herrschten? Ich denke vor Allem: Nicht auf das Milieu kam es an, sondern darauf, daß geniale Menschen geboren wurden, die den Adel ihrer Seele bewahrten und in ihren Werken ausprägten, und die stanza della segnatura, die Decke der sixtinischen Capelle wie die Madonnen Rafael's offenbaren diese Größe ihrer Meister, indem sie dem, was in ihrer Zeit noch herrlich und preiswerth war, einen unsterblichen Ausdruck gaben.

Wenn nach den Perserkriegen in Athen, wenn nach dem Sieg über die spanische Armada in London die dramatische Poesie sich herrlich entfaltete, so hatte Mancher gehofft und geweissagt: es werde eine solche nun auch nach der Schlacht von Sedan bei uns eintreten. Es war nicht der Fall, wenigstens nicht für die, welchen die Freie Bühne nicht maßgebend erscheint. Aber in Spanien bot die dramatische Poesie gerade im Verfall des öffentlichen Lebens, unter weltlichem und geistlichem Despotismus, dem Volk einen Ersatz für die unerquicklichen Zustände der Wirklichkeit, und in Deutschland ward aus der Kleinstädterei und Kleinstaaterei heraus im Gegensatz gegen sie das Banner des Idealismus erhoben, und von der Poesie Lessing's, Goethe's, Schiller's eine Wiedergeburt des Nationalbewußtseins, ein freieres, schöneres Leben vorbereitet. So sind überall die Persönlichkeiten, nicht die äußeren Umstände das Wesentliche; das Milieu kann fördernd einwirken, aber ebenso gut die Kraft des Genies zum Widerstand und Gegensatz erwecken. Goethe ward vom Leben leicht und hoch emporgetragen und doch sagte er: wenige dächten, wie sauer er sich's habe werden lassen. Der Druck, der auf Schiller lastete, beugte ihn nicht nieder, sondern ließ sich den Löwen auf dem Titelblatt der „Räuber" in tyrannos aufrichten. Schiller selbst hat hierüber ganz vortrefflich in den Briefen über ästhetische Erziehung gesprochen:

„Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter seinem griechischen Himmel ihre Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseit aller Zeit von einer absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinem Kaiser gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämt der edle Sinn des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen, die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbild wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung bildend und erweckend voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch finstere Nacht in den Thälern liegt."

Aus dem Allen folgt, meine ich, für den darstellenden Künstler: daß er die Persönlichkeit in den Vordergrund rückt, daß er von der Seele, von dem sich selbst bestimmenden Willen aus die Welt betrachtet und die Außendinge zum Stoffe nimmt, aus dem oder trotz dem der überwältigende Geist sich seinen Körper baut. Kleider machen Leute, ja, für die Kammerdiener, für die es keine Helden gibt. Das Kostüm soll der Maler beachten und es war gewiß von Piloty wohlgethan, wenn er seine Schüler mahnte: sie sollten immer Alles und Jedes so gut malen, so vollendend ausbilden, als sie es vermöchten; es war nicht seine Schuld, wenn da das Beiwerk gar oft gelungener, ansprechender erschien, als die schwierige Hauptsache, der Ausdruck des Gemüths, die Veranschaulichung des Willens in den Zügen des Angesichts und in Mienen und Geberden. Aber dem Meister war das doch das Ziel der Kunst.

Unser Volk bewundert die Klarheit des Denkens, die Energie des Willens in seinen Helden, einem Bismarck, einem Moltke; aber es läßt sich von Franzosen und Skandinaviern die erblich belasteten, krankhaften, verkümmerten, verkrüppelten Gestalten vorführen und bewundert solches, als ob das die Typen der Menschheit wären, als ob die Freiheit, die Selbstbestimmung des Geistes wirklich ein Wahn, eine veraltete Vorstellung seien; Alles geschähe rein mechanisch, von außen bedingt. Und doch ist unser Freiheitsgefühl, unsere Verantwortlichkeit, unser Unterscheiden von Gut und Böse eine ganz unleugbare Thatsache, unleugbarer, als daß Sonne und Mond am Himmel stehen; denn unmittelbar gewiß sind uns nur die Empfindungen, wie sie durch's Auge vermittelt werden, und aus ihnen entwerfen wir das Lichtbild von Sonne und Mond, und versetzen es an den Himmel; wir schließen aus unseren Empfindungen auf ihre Realität; aber Freiheit, Selbstbewußtsein, Verantwortlichkeit erschließen wir nicht erst, sie sind unmittelbar uns gegenwärtig, und es ist ganz unmöglich, sie von außen zu machen, wir sind nur Selbst, nur Ich, indem wir uns dazu erheben, uns selbst dazu bestimmen. „Jenseits von Gut und Bös" ist das Gestein, ist die anorganische Natur, mit der Freiheit, mit dem selbstbewußten Wollen ist die eigene Entscheidung nach den ethischen Kategorien von Gut und Bös ebenso gesetzt wie die Causalität mit dem Denken, das sich durch folgerichtigen Zusammenhang von den bloßen Vorstellungsassociationen abhebt. Gesunde, freie, ganze Menschen, arbeitend in ihrem Beruf, im Anschluß an die Ordnungen des Lebens diese selbst fortbildend, Frauen und Männer in ihrer Kraft und Würde — wann werden sie wieder die verlotterte, versumpfte, entwürdigte Halbwelt ersetzen, die uns heute vorgeführt wird? Der Künstler kann sie ja schildern, aber im Contrast gegen das Echte und Gesunde, Lebensfrische; er kann und soll ja den Blick vor den Abgründen des Daseins, vor Noth, Elend und Sünde nicht verschließen, aber er soll nicht die ganze Erde zum Lazareth und Secirsaal machen, nicht die Auswüchse und Verkrüppelungen als das Typische hinstellen! Nicht die Zeit macht die Menschen, die Menschen machen die Zeit. Kein schlagenderer Beweis gegen das Milieu, als diese Literatur- und Kunstweise nach der Aufrichtung des Deutschen Reichs durch gesunde Volkskraft, Pflichttreue und Willensenergie aus dem Ringen und Streben des Geistes heraus; sie ist zugleich die Mahnung an uns, die gewonnenen Lebens-

Digitized by Google

güter nun zu bewahren durch dieselben Mittel, durch die sie errungen worden sind. Wer aber mag für Geistesfreiheit fechten, wenn sie ihm ein Wahn dünkt, wenn er sie dem Milieu theoretisch geopfert hat? Zum Glück ist der Wesenkern der Menschen besser als so manche falsche Theorien, mit denen unsere Vorstellungen spielen, während er sich thatsächlich als maßgebend erweist.

Ferdinand Gregorovius' letzte Schrift.

Von Albert Dresdner.

Die großen Kunstgeschichtschreiber dürfen in Deutschland nicht auf ein breites Publikum rechnen. Nur wenn ein Werk ein heftiges Für und Wider der Meinungen erregt, wie Treitschke's „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", oder wenn es mit der politischen Entwickelung des Volkes in unmittelbarem Zusammenhange steht, wie es bei Dahlmann's Revolutionsgeschichten der Fall war, beschäftigt sich die öffentliche Meinung lebhafter mit ihm. Daß sich die französischen Historiker derartige Stoffe mit Vorliebe wählen, darin mag ein Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß sie in dieser Hinsicht besser daran sind als die Deutschen. Bei uns mag ein Geschichtschreiber zufrieden sein, wenn auch nur sein Name und die Titel seiner Hauptwerke weiter in's Volk hinausdringen.

Ich schweige von den Geschichtforschern — von denen, die in mühseliger Arbeit zunächst dem Besonderen nachgehen, die Einzelheiten festzustellen und in Verbindung miteinander zu bringen suchen. Sie haben in der That die Theilnahme weiterer Kreise nicht zu beanspruchen, und sie wissen sehr wohl, daß sie auf diese Freude verzichten müssen. Wenn es nun zweifellos eine ganz nothwendige Entwickelung unserer Wissenschaft ist, daß sie gegenwärtig gerade auf diese Einzelarbeit hindrängt und sich bescheidet, Stoff für die spätere Lösung größerer Aufgaben zusammenzutragen und zu bearbeiten, so ist es auf der anderen Seite doch sicherlich beklagenswerth, daß ihr dadurch die lebendige Berührung mit dem Volksleben verloren geht, die sie zur Zeit der großen Kunstgeschichtschreiber besaß.

Besaß, ja — denn diese Periode beginnt historisch zu sein. Die Zeit der großen Kunstgeschichtschreiber geht zur Rüste. Schon sind Ranke, Droysen, Giesebrecht u. A. aus den Reihen der Lebenden geschieden, und die noch unter uns weilen, zählen meist zu den Greisen. Und nun ist auch Ferdinand Gregorovius gestorben, er, der unter diesen Männern einen doppelt ehrenvollen Platz beanspruchen durfte, weil er einer der feinsten Künstler unter ihnen war, wie er sich denn auch in der Dichtkunst versucht hat. Etwas von der Linien- und Formenschönheit und -Reinheit der italienischen Volks- und Landesnatur, die er so sehr liebte, liegt in seiner ganzen Anschauungs- und Darstellungsweise.

Zwischen Gregorovius und den Einzelforschern von Fach bestand ein gewisser Gegensatz, dem der Gelehrte in Briefen auch unverhohlen Ausdruck gegeben hat. Sie tadelten an ihm die mangelnde Genauigkeit mancher seiner Einzelfeststellungen, ihm war gedankenarme Enge des Gesichtskreises zuwider. Er verkannte die Unvermeidlichkeit der neuesten Wendung der Geschichtwissenschaft und den in ihr liegenden Fortschritt, sie wurden seiner Natur nicht gerecht. Denn Gregorovius war, er mochte bearbeiten, was er wollte, wie Ranke, Universalgeschichtschreiber. Es ist ein sprechendes Zeichen hierfür, wenn er in seinem Hauptwerk sich die Geschichte der Stadt Rom in einem Zeitabschnitte zum Vorwurfe wählte, da sie die Hauptstadt der Welt war und man hier den Pulsschlag der Geschichte am unmittelbarsten und stärksten fühlen konnte. Und als hätte das Schicksal sein endgültiges Visum unter die Formel dieses Gelehrtenlebens setzen wollen, ist seine letzte Arbeit eine Schrift durchaus weltgeschichtlichen Inhalts geblieben. Es ist die schöne Festrede: „Die großen Monarchieen oder die Weltreiche in der Geschichte", die er am 15. November 1890 in der öffentlichen Sitzung der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München hielt. Nicht nur als ein werthes Vermächtniß des Verstorbenen, sondern auch um ihrer selbst willen verdient sie eine allgemeine Beachtung und Würdigung.

Der Begriff der Weltmonarchie spielte in der mittelalterlichen Geschichtschreibung eine große Rolle. Damals theilte man im Anschlusse an das prophetische Gesicht Daniels die gesammte Geschichte in 4 — oder auch in 6 — Weltmonarchieen ein. Es lag darin etwas Richtiges und etwas Falsches. Das Falsche war, daß man im Hinblicke auf die biblische Verkündigung glaubte, das geschichtliche Leben bewege sich in absteigender Linie — dem Ende der Tage zu. Das Richtige war die zu Grunde liegende Anschauung von der Einheit des geschichtlichen Lebens. Diese Anschauung theilen wir noch heute, aber wir sehen zugleich in der Entwickelung und Abfolge der Weltreiche insofern einen Fortschritt, als die in ihnen verkörperten Ideen später wieder aufgenommen, verarbeitet und umgestaltet zu erneuter Geltung gebracht werden.

Denn nicht von geographischen oder politischen Weltreichen spricht Gregorovius, sondern von Weltreichen im sittlichen Sinne. Er beruft sich auf ein Wort von Hegel, daß gewisse Völker Träger der Weltanschauung seien. Ihm ist ein Weltreich die zusammengefaßte Völkereinheit, die den höchsten Grad der Gesittung darstellt, zu dem in ihrer Epoche die Menschheit gelangt war. Allerdings ruht diese Begriffsbestimmung auf der Voraussetzung, daß man das geschichtliche Leben als eine Einheit nur vom Gesichtspunkt der europäischen, abendländischen Gesittung auffaßt, also z. B. die chinesische Cultur zur Zeit des römischen Weltreichs außer Spiel läßt. Aber diese Voraussetzung ist eine erlaubte.

Mit anderen Worten: die Weltreiche sind für Gregorovius Träger von Ideen und zwar der kosmischen Ideen. Da ist nun bemerkenswerth, daß alle wesentlichen Grundformen dieser kosmischen Ideen bereits im Alterthum aufgestellt wurden: die politische Idee des Weltreiches, die moralische der Weltreligion, die philosophische des Weltbürgerthums. Die erste ist ägyptisch, die andere jüdisch, die letzte hellenisch. Freilich ist uns die politische Idee des Weltreiches in der Form, wie sie sich in dem ägyptischen, assyrischen, babylonischen, persischen Massenreiche nach einander verkörperte, innerlich noch durchaus fremd; erst von anderer Seite wieder ergriffen trat sie lebendig wirkend in die abendländische Gesittung ein. Um so näher stehen uns die Gedanken der Weltreligion und des Weltbürgerthums.

Und da zeigt sich denn eine höchst merkwürdige Parallelität in der Entstehung dieser beiden Ideen bei den Hebräern und bei den Griechen.

Beide haben aus engster Beschränktheit heraus ihre großen Gedanken geschaffen. Wenn die Juden zuerst die natürliche und sittliche Einheit der Welt begriffen und ihr einen einigen, einzigen Gott als obersten Regierer setzten, so war und blieb doch dieser Gott für sie zunächst ganz der nationale Schlachtengott und durch „nationale Selbstvergötterung, Fremdenhaß, fanatische Unduldsamkeit" hielten sie sich in starrer Abgeschlossenheit. Aber bei den Propheten, bei Jesaias insbesondere, wird Jehovah zum Friedensgotte der Welt.

Wiederum: wenn bei den Hellenen der Mensch ein politisches Wesen ist, wie bei den Juden ein religiöses, so ist der Begriff „politisch" durchaus an die πόλις, an die Stadt gebunden. Nichts von Menschheitsidealen, nichts von Humanität. Schroff steht dem Hellenen der Barbar, dem Herrn der Sklave gegenüber. „Hellas blieb das Land des Munizipalwesens und der Kleinstaaterei". Aber bei den Philosophen, bei Sokrates, Krates, Zenon und Anderen, entwickelt sich hieraus der unendlich freiere Begriff des Weltbürgerthums.

Endlich eine große Aehnlichkeit in der Verwirklichung beider Gedanken. Das eigentliche Judenthum sowohl, wie das eigentliche Hellenenthum mußten zu Grunde gehen, damit die von ihnen gezeugten Ideen geschichtlich verkörpert werden konnten. Das Judenthum mußte sich im Christenthum auflösen, das den Gedanken der Weltreligion wirksam erfaßte; das alte Hellas mußte von dem jungen Macedonierkönig zerstört werden, damit durch das alexandrinische Weltreich der weltbürger-

Digitized by Google

liche Gedanke der Griechen lebendige Geltung gewinne im Hellenismus, der ersten Welteinheit, wie ihn Droysen genannt hat.

Aber beide Ideen wurden vom römischen Reich im allmählichen Laufe seiner Entwickelung aufgesogen. Die religiöse: denn zuerst genossen die römischen Kaiser göttliche Verehrung im ganzen Imperium, später zog Rom das Christenthum in seinen Bereich und erhob es zur Staatsreligion. Die philosophische: denn der weltbürgerliche Traum der griechischen Philosophen wurde in gewissen Grenzen eine Wirklichkeit, als das Civis Romanus sum ein stolzer Freipaß war vom Aermelmeer bis auf's iranische Hochland. Die höchste Bedeutung jedoch gewann das römische Weltreich, indem es den orientalischen Gedanken der politischen Weltmonarchie mit jenen beiden anderen verschmolz. Denn es „gab der geschichtlichen Erde das erste Bewußtsein gesetzlicher Einheit", und die Forderung der Stoa war der Weltstaat, die Weltreligion und das Weltbürgerthum in sich umfassend.

Die Forderung blieb eine Forderung: das Römerreich zerfiel. Im Osten bildete sich das neue Khalifenreich; aber von den beiden zurückbleibenden Theilen des Imperiums übernahm die westliche, in die die jugendstarken, zur Culturarbeit fähigen Germanen als mächtig schaffendes Element eingetreten waren, wieder den universalen Gedanken, den Gedanken des Cäsarismus. Nur wurde er jetzt auf kirchliche Grundlage gestellt. Denn die Kirche war die eigentliche universale Macht des Mittelalters, wie sie sich ja auch die katholische, die allgemeine, nannte. Von den Päpsten empfingen die fränkischen und dann die deutschen Könige die Kaiserkrone; Rom, die Hauptstadt der Päpste, war auch die eingebildete der deutschen Kaiser. Der verhängnißvolle Dualismus, der hierin lag, führte zum offenen Ausbruch, als das Papstthum seit Gregor VII. seine universale Stellung auch politisch zum Ausdruck zu bringen versuchte. Es durfte sich mit dem Sturz der Hohenstaufen sagen, daß es das Kaiserthum überwunden und seine Form zerschlagen habe; aber die eigenen Ansprüche vermochte es nicht durchzusetzen. Die deutsche Reformation drückte dieser Thatsache den endgültigen Stempel auf.

Seit der Reformation ist die Zeit der Weltreiche im alten Sinne vorüber. Die gleichmäßigere Vertheilung der Gesittung über die geschichtliche Welt verhindert es, daß ein Staat der Inbegriff der Zeitcultur werde. Am nächsten kam Frankreich diesem Ziel, als es die spanisch-habsburgische Massenmonarchie besiegt hatte und mit seiner Sprache, seiner Kunst, seinen Lebensformen das übrige Europa beherrschte, ja tyrannisirte; aber immer verhinderten starke Gegengewichte seine geistige und politische Alleinherrschaft. Und dazu ist auch England nie gekommen, obwohl das von ihm besessene Ländergebiet an Umfang das alte Römerreich um's Vierfache übertraf. An die Stelle der Weltreichherrschaft ist das System des politischen Gleichgewichts, das der Großmächte getreten. Und die einzige Weltherrschaft, die die moderne Geschichte sah, die napoleonische, war ein Anachronismus, der freilich die bedeutsamsten Folgen hatte. Denn unter dem Druck der Fremdherrschaft besannen sich die Völker erst recht auf ihre nationale Eigenart und es begann jenes Ringen um ihre Sicherung und staatliche Zusammenfassung, das sich typisch an den Geschicken Italiens und Deutschlands wiederspiegelt und den Mittelpunkt der Geschichte unseres Jahrhunderts bildet.

Aber mit Recht nennt es Gregorovius ein einziges Schauspiel, wie gerade dies Jahrhundert, dies Jahrhundert der schärfsten Ausprägung und straffsten Organisation der Volksindividualitäten, der ewigen Furcht vor Uebergriffen eines einzelnen Staates, im tiefsten Grunde weltbürgerlich ist — weltbürgerlicher selbst, als es das 18. Jahrhundert mit seiner philosophischen Aufklärung gewesen ist. Weltbürgerlich sind Kunst und Wissenschaft, weltbürgerlich der Verkehr, der Raum und Zeit überbrückt, weltbürgerlich die Formen des internationalen Umgangs; ja, man durfte selbst den Versuch einer Weltsprache nicht ohne einigen Erfolg wagen. Wiederum haben wir unsere Stoa — politische Idealisten und philosophische Völkerrechtslehrer —, die im Menschheitsreiche die Ueberwindung des nationalen Staates erblicken. Gregorovius setzt sich mit diesen Anschauungen nicht kritisch aus einander; ihm genügt mit A. v. Humboldt der Gedanke „der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts", das „als ein großer brüderlicher Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes auftritt". Und mit diesen letzten von ihm geschriebenen Worten klingt ein großes Leben edel und stimmungsvoll aus. Denn hierin wissen wir uns Alle mit ihm einig, auch wenn man das Mittel zur Erreichung dieses Zieles in der natürlichen und freien Entfaltung der Nationalitäten sieht: denn die besonnene und harmonische Ausbildung der eigenen Individualität macht verständnißvoll und empfänglich für die fremde.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Freiheit, die ich meine.

Von C. Lauckner.

(Schluß.)

Hedwig ging ihm schweigend voran. Die obere Terrasse des Gartens, der steil zum Moor abfiel, lag schon im Schatten, aber von unten herauf, aus den kleinen Wasserpfützen, die die weite grüne Fläche unterbrachen, funkelte und blitzte die Sonne. Ihr Widerschein schien sich in den großen gelben Sonnenblumen zu sammeln, die hier und da auf dem Rasen standen. Sie waren Hedwig's Lieblinge, und sie streifte sie auch jetzt mit ihren Blicken, als sie, etwas befangen, den unerwarteten Gast auf den Platz unter der hohen Birke nöthigte, die der Großvater am Tauftage ihres Vaters gepflanzt hatte. Doctor Wettner stützte sich auf den Zaun, der die abfallende Terrasse abschloß, und warf einen träumerischen Blick auf die weite Moorfläche, die am Horizont mit bläulichen Kiefern eingefaßt war. Weiße Dämpfe stiegen vom Boden auf, aber ehe sie noch die schwankenden Schilfblüthen erreicht hatten, zerflatterten sie.

„Lehnen Sie sich nicht gegen den Zaun, er ist ganz morsch," unterbrach Hede ihn in seinen unwillkürlichen Träumen — „und sagen Sie mir, was ist es mit dem Doctor Rodemund?"

Der junge Mann, der mit schwerem Herzen hergekommen war, konnte sich selbst in diesem Augenblick nicht begreifen. Jede Sorge war wie fortgeweht, er empfand nichts, als die berauschende, betäubende Sommerpracht, und das Alleinsein mit dem liebreizenden Mädchen, dessen große graue Augen gespannt an seinem Gesicht hingen.

„Ach Hede," seufzte er, und faßte nach ihrer herabhängenden Hand. Er setzte sich neben sie. Hedwig wurde roth. Ihr Herz schlug heftig — aber sie ließ ihm die Hand . . .

„Aenstigen Sie mich nicht," murmelte sie, und sah ihn scheu an . . .

Sein Gesicht neigte sich zu dem ihren, seine Blicke versenkten sich in die ihren, seine Lippen drängten sich nach ihrem Mund — da sprang sie auf.

In vollem Chorgesang von schönen Männerstimmen drang es von der Straße in den Garten:

„Freiheit die ich meine
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine
Holdes Engelsbild.

Auch Doctor Wettner stand ernüchtert auf. „Das ist der Rest" sagte er erregt . . . „Ach Hede, und ich hatte unsern Freund in Ihrem Zaubergarten vergessen."

„Ein Ständchen für ihn," rief Hedwig entzückt. „Kommen Sie, kommen Sie zum ihm."

„Noch nicht, erst sollen Sie rathen . . . Mit einem Wort, Rodemund wird augenblicklich vom Amt suspendirt, sein Werk über die Freiheit wird mit Beschlag belegt — Sie werden heute noch Haussuchung hier haben."

„Unmöglich," rief Hedwig entsetzt . . .

„Doch," sagte Wettner hastig. „Die »Reform«, ein berüchtigtes Sozialistenblatt hat einzelne Stellen aus seiner Brochüre abgedruckt, die sind als Flugworte benutzt worden, um Unruhen zu stiften . . . Die Wirkung hier bei uns in unserem Fabrikstädtchen ist eine besonders schlimme. Das ganze Nest spricht nichts anderes als davon, daß Rodemund öffentlich Revolution gepredigt hat."

„Aber das hat er doch nicht gethan," rief Hedwig fassungslos. „Mein Gott, er, der ausgesprochene Freund aller Ordnung, der von so glühender Vaterlandsliebe erfüllt ist . . . Sie, ich, die wir seine Schüler waren, wir wissen es doch, und Jedermann weiß es . . .

„Ach, die Vaterlandsliebe ist nur ein ganz winziges Theilchen von der Freiheit, die er meint, Hede. Nur, weil man die meisten jungen Menschen am ersten daran fassen kann, und weil aus einer einmal geweckten und erstarkten unegoistischen Eigenschaft naturgemäß andere entspringen, bis sie sich alle zu der einen . . .

Hedwig machte eine abwehrende Bewegung. „Gehen Sie nach dem

Digitized by Google

Thorweg, sehen Sie, wer da das Freiheitslied singt," sagte sie aufgeregt. „Aber kommen Sie gleich wieder. Mein Gott, was thun wir nur?"

Wettner ging, und kam mit der Botschaft zurück, daß draußen auf dem Hof die Prima stände — der Sohn des Directors an der Spitze — und mit einer Begeisterung sänge —

„Ach Hede, mit einer rührenden, überwältigenden Begeisterung" sagte er, und hatte selbst Thränen in den Augen, „und Rodemund steht am Fenster und sieht verklärt hinaus. Ich glaube, es ist die glücklichste Stunde seines Lebens ... Und dabei haben die Jungen gar keine Ahnung von dem, was er meint, eben so wenig wie die Maschinenschlosser und Mühlenarbeiter, die sich dafür begeistern, oder das Schulcollegium und die Polizei, die sein Buch verbietet."

„Ich habe es auch nicht begriffen," sagte Hedwig.

„Uebrigens haben die Arbeiter schon an ihn geschrieben. Er soll zu einer ihrer schrecklichen Versammlungen kommen. Und er freut sich wie ein Kind darauf ...

„Es ist ihm sicher auch gar nicht denkbar, daß er zum Aufstand gereizt haben könnte. Im Grunde hat er es auch nicht, aber ..."

„Was thun wir, was thun wir nur," rief Hedwig händeringend. „Ihm so in seine Glückseligkeit hineinrufen: Du hast in allem das Gegentheil von dem erreicht, was du wolltest ... — ich habe nicht den Muth, Doctor Wettner."

„Und ich meinte gerade, Sie sollten es ihm sagen. Als ich herkam, um ihn vorzubereiten, und Sie sah, war es mir wie eine Erlösung. Sie sind sein Liebling, das Einzige, was er auf der ganzen Welt liebt, glaube ich."

Hede schüttelte energisch den Kopf. „Nein, darum gerade thue ich's nicht. Und wissen Sie, Sie sollen es auch nicht. Lassen Sie uns bei ihm sein, wenn, wenn es so kommt, wie Sie sagen. Aber die Glücksstunden bis dahin soll er genießen. Ich glaube, er hat nicht so viel in seinem Leben gehabt. Manchmal, wenn er mit mir von seinen Gedanken über die Freiheit sprach, dachte ich mir: Er sagt »Freiheit« und meint eigentlich »Glück«."

„Nein, Hede," sagte Wettner eifrig. „Ich stehe noch unter dem packenden Eindruck dessen, was er schreibt. Ich kann es Ihnen nicht so auseinandersetzen, aber ich habe die Empfindung gehabt: Mit dem Leben verträgt es sich nicht, seine Freiheit ist — der Tod."

Hede schauderte. Ihr junges Herz, so voller Glücksbedürfniß und Hoffnung, fürchtete sich schon vor dem Wort. Ihre Augen sahen um sich, dazu Sonnenschein und blühende Rosen überall, und, als sie in ihrer Erregung einen Halt in dem Gesicht Wettner's suchte, las sie Liebe, zärtlich und leidenschaftlich zugleich in dessen Blicken. Sie sprachen Beide kein Wort, aber sie verstanden sich, und als Ernst Wettner die Arme ausbreitete, warf Hede, die blonde, philosophirende Hede sich hinein, und küßte den sie küssenden Mund wieder und wieder, und sie hatten Beide nur eine überströmende Empfindung in sich, in der sie sich groß fühlten und frei bis zum Selbstvergessen — das Glück.

Aber es dauerte nur einen Augenblick. Der Gesang draußen hörte auf, und damit war es ihnen Beiden, als ob eine drückende, schwüle Stille sich um sie ausbreite. Ohne ein Wort, aber Hand in Hand gingen sie nach der Thür, um Rodemund aufzusuchen. Der kam ihnen schon entgegen. Seine Augen glänzten, sein Gesicht war von Thränen naß, er streckte ihnen beide Hände entgegen.

„Meine Primaner"... sagte er bewegt. „Das war ein Augenblick. Wie sie Alle dastanden in ihrer blühenden Jugend, und vor Bewegung erst kaum singen konnten, und dann, ach, wie ist es mir in's Herz gegangen, das alte confuse Lied ... Kinder, es war mein schönster Augenblick im Leben. Ich habe ja nicht geahnt, daß man so glücklich sein kann ... Kommt, bleibt hier, ich mag nicht in's enge Zimmer, es ist so schön draußen,"

Hede ergriff seine Hand und küßte sie. Er wunderte sich nicht einmal darüber, er zog sie und Wettner mit sich zu dem Platz unter der Birke, an dem er sonst gern des Abends saß, und zusah, wie die Nebel unten im Moor aufstiegen und in dem weißen Mondlicht leuchteten und tanzten, wie Erlkönigs Töchter, von denen das Märchen erzählt. Mit einem großen Blick umfaßte der alte Lehrer Alles um sich her, als ob er es zum ersten Mal sehe, und zugleich Abschied davon nehme.

„Es war doch ein schönes Heim hier," sagte er. „Und Du Hede, wie manche schöne Stunde verdanke ich Dir, und weißt Du, früher auch dem Vater. Ich glaube, viele von den praktischen Erörterungen, in die ich einzelne Ideen meiner Arbeit gekleidet habe, und die ihr gerade Verständniß beim gemeinen Mann verschaffen, verdanke ich ihm ... Was meinst Du, ob er sich freut, wenn ich es ihm sage? Wir sind uns in letzter Zeit so fremd geworden ..."

„Zunächst wollen wir Ihnen noch etwas sagen, Doctor," sagte Wettner entschlossen. „Bei dem Disputiren über ihre »Freiheit« haben wir Beiden, Hede und ich, die unsere aufgegeben. Oder soll ich in Ihrem Sinne sagen, wir sind auf dem Wege sie zu finden, da das Ich sich in dem Du auflöst?"

Wettner wollte scherzend sprechen, aber seine Stimme zitterte und in Hedens Augen standen Thränen.

„Das heißt also — verlobt habt Ihr Euch," rief Rodemund, in überquellender Freude Beide an sich ziehend. „Nun, Ihr lieben Beiden, es überrascht mich nicht gerade, aber daß Ihr's mir jetzt sagt, bedeutet für mich eine Erhöhung meines Glückes."

Er setzte sich wieder. „Hede, mein geliebtes Kind," sagte er bewegt, „ich weiß nicht, ob es ein so unendliches Glück ist, das Euch zu theil wird ... aber wie wünsche ich es ..."

„Ich habe es nie kennen gelernt. Von Klein an, einsam wie ich als ganz arme Waise war, habe ich immer nur dieses Sehnen, Drängen nach Vorwärts empfunden, diesen Wunsch nach schrankenloser Freiheit, die alle Fesseln durchbricht, auch die der körperlichen Welt ..."

Träumerisch starrte er vor sich hin. Hedwig konnte die Thränen nicht zurückhalten und lehnte sich an seine Schulter. Die Pforte ging. Sie blickten alle auf. Da standen ein Dutzend Männer etwa, in Arbeitskitteln und mit rußigen Gesichtern. „Unsere Leute," sagte Hedwig erschreckt. „Was wollt Ihr?" fragte sie. „Becker, was wollen Sie?"

„Von Ihnen wollen wir nichts, Fräulein, aber da der Herr Doctor."

Rodemund sah ihn verständnißlos an. „Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er höflich.

„Sie haben uns schon gedient, Herr Doctor — und wir wollen danken. Die »Reform« hat das gebracht, was Sie über die Blutsauger, die Unterdrücker der Freiheit gesagt haben, und wo Sie Alles was Mensch ist, auffordern, dagegen aufzustehen. So hat noch keiner zu uns gesprochen und wir wollen Sie bitten, daß Sie uns das gelegentlich noch näher auseinandersetzen, so wie es für unser Handwerk paßt."

Rodemund sah den Sprecher groß und freundlich an. „Ja, Becker, von dem Handwerk verstehe ich ja gar nichts."

Becker beachtete den Einwurf nicht und strich verlegen an seinem Schurzfell. „Und nehmen Sie es uns nicht übel, daß wir so von der Werkstatt gekommen sind. Es soll ja eine Deputation abgeschickt werden, aber wir hier aus dem Hause — als wir die jungen Herren auf den Hof kommen sahen, und das schöne Lied von der Freiheit singen hörten — wir sagten: Er hat so lange hier gewohnt, und ist nie zu stolz gewesen uns zu grüßen, da wollen wir auch noch früher da sein, als die andern ... Und nun sollen Sie leben hoch, hoch und nochmals hoch!"

Ein tolles, jubelndes Geschrei erhob sich. Einige der Arbeiter drängten sich an den Doctor und wollten ihn in die Höhe heben — ein paar starke Arme schleuderten sie zur Seite. Mit dunkel geröthetem Gesicht, die Augen funkelnd vor Zorn, stand Meister Plath unter den Leuten. Ein dumpfes Murren erhob sich.

„Hinein," schrie der Meister, und riß Hede beim Arm vorwärts. „Das ist ja das Schönste an der ganzen Geschichte, daß ich mir die Aufrührer im eigenen Hause groß gezogen habe. Hinaus mit Euch Allen! Und Ihr Lumpen an die Arbeit! Mit diesem sauberen Herrn werde ich ein Wörtchen allein reden."

Eine Secunde tiefes Schweigen, aber dann von allen Seiten wildes Geschrei, Gefluche, Drohen.

„Ruhe!" donnerte der Meister.

„Beruhigt Euch, Leute, laßt das Fräulein durch," schrie Wettner, Hedwig um die Schultern fassend.

Man hörte ihn nicht. Die Erbitterung gegen den Meister, die lange schon in den Leuten gegrollt, war in offene Empörung ausgebrochen.

„Lumpen — und nach Feierabend arbeiten — und wo kommt Er her — besoffen wie immer ... Fort von dem Doctor! ..." So schrieen sie durcheinander, von allen Seiten, und drängten sich dicht um den Meister. Der kannte sich in seiner Wuth nicht mehr. Er holte aus und traf einen der Vordersten mit einem Faustschlag, daß er niederfiel. Und das war das Signal zu einem Angriff gegen ihn. Wettner hatte Hedwig hinausgedrängt.

„Hole Hülfe," rief er ihr zu, „ich stehe zum Vater."

„Ihr Hunde könnt' alle zusammenstehen," schrie der, „ich werde mit Allen fertig, zuerst mit Dir, Volksverführer, Heuchler, der mir das eigene Kind abwendig gemacht hat."

Er stürzte gegen den Doctor. Wie in einem wüsten Traum hatte Rodemund dagestanden. Noch tönten die Klänge des Freiheitsliedes in seinen Ohren, noch war seine Seele bewegt von der Ahnung einer hohen, göttlichen Harmonie, von Freiheit und Frieden und nun? Ein schneidender Schmerz stieg in ihm auf, er kam nicht mehr dazu, ihn sich klar zu machen. Einer der Leute, um ihm zu Hülfe zu kommen, schleuderte den Hammer, den er in der Hand behalten, nach dem Meister, der sich eben zur Seite beugte. Das schwere Eisen traf mit voller Gewalt die Stirn Rodemund's, der mit einem ächzenden Wehlaut gegen die schmale Latte zurückwich, welche die Terrasse begrenzte. Sie brach und er stürzte aufschlagend den Berg hinunter.

Als Wettner, der nicht mehr hinausgekommen war, unten anlangte, und den Bewußtlosen aufheben wollte, wimmerte er so schmerzlich, daß er ihn in sitzender Stellung gegen die Bergwand gelehnt lassen mußte. Oben blieb einen Augenblick noch Alles still. Dann kam Hede hinunter.

„Die Polizei ist da ... Becker ist nach dem Arzt," sagte sie tonlos und beugte sich zu dem Doctor. Ein paar Blutstropfen sickerten an dem todtblassen, schmerzlich verzerrten Gesicht ihres alten Freundes herab. „Machen Sie die Augen auf," rief Hedwig außer sich.

Die geliebte Stimme drang durch das schwindende Bewußtsein. Rodemund öffnete die Augen, und sah vor sich hin.

Zitternd strich das Abendroth über die leicht bewegten Wellen, das Schilf flüsterte und ein einsamer Wasservogel streifte mit melancholischem Schrei die goldene Fluth. Da ließ ein plötzlicher Ruck den Körper Rodemund's sich ausdehnen. Die Spuren des Schmerzes schwanden von dem sich glättenden Gesicht und ein unbeschreibliches Lächeln legte sich um den erkaltenden Mund. Aus den nun weit geöffneten Augen brach ein leuchtender Strahl:

Frei ... frei ...

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die beiden Leo.

Sie sehen einander gar nicht ähnlich, die beiden Leo. Hier der feine, kluge Kopf eines weltmännisch erfahrenen Priesters, List und Milde anziehend gepaart; dort ein gramvoll mächtiges Haupt mit feuchten Heilandaugen, die über das Irdische hinaus in mystische Nebel blicken; ein zarter und doch sehniger Körper hier und dort eine stämmige Gestalt von grobem Knochenbau. Fließende Gewande aus köstlichem Stoff kleiden den Einen und die Tiara schmückt seinen Scheitel; in plumpschäftige Stiefel steckt der Andere eine derbe Hose, seinen Leib deckt ein dünnes Hemd, das geglättete Haar eine bäuerische Leinenmütze. Ein großer, verzärtelter Herr und ein leidender, armer Mensch: so treten sie äußerlich vor unseren Blick, der Zauberer von Rom und der Erlöser von Jasnaja Poljana, Leo XIII. und Lew Nicolajewitsch Tolstoi. Und jeder von Beiden verkündet, er habe den rechten, den wahren Glauben und das unverfälschte Christenthum, er allein.

Etwas wie eine Aehnlichkeit wäre vielleicht aufzufinden: Papa und Väterchen, beide umgeben ihr Dasein mit einer Legende. Der dreizehnte Leo spielt den Gefangenen im Vatican und den verfolgten Märtyrer; Leo Tolstoi gefällt sich in der geräuschloseren Rolle eines arbeitsamen Muschik. Im Grunde führen Beide ein recht behagliches Leben, in der schimmernden Palaststadt der Eine, der Andere im schlichten Herrensitz. Die Gefangenschaft besteht in der Einbildung nur und dem Bauern winkt, sobald er will, ein Herrendasein. Sie bedürfen der äußeren Symbole, der legendären Masken, der stolze Kirchenfürst und der demüthige Kirchenfeind. Die Martyrkrone lockt mächtig und die weltliche Depossedirung war für das zermorschte Papstthum ein Glück wie für Tolstoi die Verfolgung durch Pobedonoszew, den slawischen Torquemada. Auch des Herrn von Egidy ernste Gedanken wären ohne Echo verhallt, hätte die sächsische Regierung ihnen nicht durch die Verabschiedung ihres militärischen Verfassers eine freundliche Reclame gemacht.

Weit dehnt sich der Weg zwischen den beiden Leo: nahe dem Mutterlande der Inquisition thront der unfehlbare Papst, nach China und Indien wendet der Apostel von Tula das Auge. Wollten sie zum Zweck einer gelehrten Disputation zusammentreffen, sie könnten kein besseres Stelldichein wählen als das gelobte Land. Reiseroute ab Rom: Brindisi-Suez; ab Tula: Wladiwostok-Suez. Wo Nathan vor Saladin stand, müßte Lew vor Leo stehen, den er dann nicht mit einem parabolischen Märchen abspeisen würde. Solch eine Disputation könnte außerordentlich lehrreich und interessant werden und die heilige Stätte gäbe ihr den stimmungsvollsten Hintergrund. Da sie nun aber Beide nicht reiselustig sind, muß man sich schon mit ihren schriftlichen Bekenntnissen begnügen und gelassen prüfen, was sie der sündigen Welt zu sagen haben.

Papst Leo hat eine Encyklika über die soziale Frage von sich gegeben, ein umfangreiches Actenstück, dessen deutschen Wortlaut die „Germania" zuerst Gläubigen und Ungläubigen mittheilen durfte. Leo Pecci ist schlau und wußte oft sich in die Welt zu schicken; er hat mit Bismarck einen modus vivendi gefunden, mit der französischen Republik seinen Frieden gemacht und noch in der letzten Woche hat er in der Gegend von Toulouse die Fastenzeit durchbrechen lassen, um den Katholiken die Theilnahme an den fetten Festmahlen zu Ehren des in combinirten Rundreisen mit den legitimsten Monarchen wetteifernden Präsidenten Carnot zu ermöglichen. Diesmal aber war doch der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Die soziale Frage, die alle Welt beleckt, wollte er kirchlichen Zwecken dienstbar machen; etwas wie eine Vermählung von Sozialismus und Katholicismus mochte ihm vorschweben und das Ziel zeigen, durch einen Tropfen demokratischen Oeles der Tiara neuen Glanz zu verleihen. An diesem Vorhaben mußte auch der Klügste scheitern. Wenn sieben Cardinäle sich sieben Jahre plagten, sie könnten doch nimmermehr den Beweis für den sozialreformatorischen Beruf der katholischen Kirche erbringen.

In einem aus Gut und Böse, aus Ehrlichkeit und Jesuitismus wunderlich gemischten Buche — „Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk"*) — wird unter hundert anderen auch eine recht hübsche Anekdote vom Papst Benedict XIV. erzählt. Als nach seiner Erwählung der frühere Kapuziner auf die Loggia der Peterskirche hinaustrat und auf das dichte Gedränge zu seinen Füßen hinabsah, da rief er aus: „Welche Menge von Menschen! Wovon lebt nur all das Volk?" „Der Eine betrügt den Anderen," erwiderte ein weltläufiger Kardinal. Und der Papst fand, indessen er segnend die Hände erhob, das selbstzufrieden stolze Wort: „Ed io li buggero tutti! Und ich betrüge sie Alle!"

Mit ungeschwächten Kräften setzt Leo XIII. das Geschäft des vierzehnten Benedict fort. Nur die Firma ist verändert, einige neue Artikel sind angeschafft worden: der Syllabus, das Unfehlbarkeitsdogma, der Unbefleckten Empfängniß, im Uebrigen blieb es der alte Kramladen für zahlungsfähige Fromme ohne Unterschied der Nationalität. Jetzt soll das reich assortirte Lager abermals vermehrt werden, durch billig, zum Selbstkostenpreise abzugebende soziale Heilslehren. So wenig wie Benedict hat Leo eine Ahnung, „wovon all das Volk lebt". Schon in seinem sozialpolitischen Antwortschreiben an Wilhelm II. hatte der Papst den unfehlbaren Irrthum ausgesprochen: „Weil die Gesellschaft die religiösen Grundsätze aus dem Auge verloren, vernachlässigt und verkannt hat, sieht sie sich bis in ihre Fundamente erschüttert." Wie soll auch der Gefangene im Vatican wissen, daß nicht Philosophie oder — was dasselbe ist — Religion den Lauf der Welt zusammenhält, sondern „das Getriebe durch Hunger und durch Liebe"? Wenn er in seiner langathmig leeren Encyklika durch religiöse Arcana die sozialen Kämpfe beschwichtigen will, so hat ihm schon der zum blassen Idealisten verfälschte Schiller die Antwort gegeben:

„Was die Herren da schwatzen! Der Magen und was noch thut Alles,
An zwei Gliedern nur hängt die moralische Welt."

Papstthum und Volkswirthschaft gibt keinen Reim. Unter dem Krummstab hat durch die Jahrhunderte der Hunger gehaust und das heulende Elend, das bezeugt der Blick auf den alten Kirchenstaat und auf das neue Belgien, das schwarze Land der Kutten und Kohlen. Die Päpste und ihre Handlanger haben „sie alle betrogen", sie haben den Betrug in ein System gebracht. Der freien Forschung, der culturförderlichen Wissenschaft haben sie widerstrebt, Thesen haben sie mit Scheiterhaufen, muthige Wahrheiten mit dem großen Kirchenbann beantwortet und daneben doch von allen Culturfortschritten klüglich profitirt, zu eigenem Behagen und in maiorem dei gloriam, zur größeren Ehre ihres mit heidnischen Lappen kunterbunt herausstaffirten Gottes. Friedrich Vischer traf den Nagel auf den Kopf, da er in seinen Aphorismen**) schrieb: „Immer auf's Neue muß ich mich wundern, daß ein eifriger Katholik unsere moderne Tracht tragen, Eisenbahn, Telegraph, Buchdruckerkunst, alle Fortschritte unserer Mechanismen benutzen mag. Alle diese Formen widersprechen schlechtweg den Voraussetzungen, der ganzen Grundlage seines Glaubens und Wollens." Derselbe Widerspruch geht durch die neue päpstliche Encyklika: Der Kirche wird der Vorrang auf dem Gebiete der modernen Sozialpolitik zuerkannt und zwischen den Zeilen steht doch zu lesen, daß die Kirche in den allzu langen Epochen ihrer Allmacht nichts, rein gar nichts zur Linderung der sozialen Noth vermocht hat. Wie es im Mittelalter aussah, das mag man im dichterischen Spiegel Goethe's erschauen: während die empörten Bauern nach Brot brüllen, feiert man in der bischöflichen Pfalz leckere Gastereien. Zu allen Zeiten hat die Kirche einen guten Magen gehabt und niemals hat die Sorge um die Noth der gemeinen Menge ihren süßen Verdauungsschlummer gestört.

Nicht hier aber würde Lew's Polemik gegen Leo einsetzen. Die Culturfeindschaft der Clerisei ist allmählich zum Gemeinplatz geworden, den man nur noch in Leitartikeln verschämt unterbringen kann. Und der Mann von Jasnaja Poljana hat gewiß nicht das Recht oder den Wunsch, mit irgendwem über Culturhaß zu hadern: er haßt sie selbst inbrünstiger denn irgend ein Pfaffe, die „verfluchte Wissenschaft" und in der trotzdem ungeheueren Kreutzersonate hat er ihr Sündenregister aufgestellt. Von dieser

*) Leipzig, C. L. Hirschfeld.

**) Altes und Neues. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Digitized by Google

im Animalischen erschütternden Ehetragödie würden die ehelosen Beamten des Römerthums nichts verstehen, mindestens ex officio nichts verstehen dürfen. Aber sie sollten ihn hören stärker beschwören, wenn Lew Nicolajewitsch den Päpstlichen seine rücksichtslos offenen Gedanken über Staat und Kirche*) vorlesen würde. Da erst möchte sie lustig werden, die Disputation von Jerusalem.

Leo des Dreizehnten Sozialpolitik interessirt die Welt nicht und die hierarchische Anmaßung, die sich über staatliches Recht und Gesetz dreist, doch nicht gottesfürchtig erhebt, ist eine alte Geschichte, die niemals neu war. Spaßhaft ist es nur zu sehen, wie der Pontifex Maximus auf Petri Stuhle der evangelischen Grundlehre direct in's Gesicht schlägt. Nicht nur Lew Tolstoi, selbst August Bebel steht dem Christenthum Christi näher als der Statthalter des Höchsten und wieder muß man an Friedrich Vischer denken und an sein Wort: „Der Katholizismus ist an das Heidenthum anbequemtes, darüber selber Heidenthum gewordenes Christenthum."

Der Papst tritt dem Collectivismus und Communismus weitschweifig noch mehr als nachdrücklich entgegen. Die ersten Christen waren Collectivisten und Communisten. Der Papst empfiehlt eine Reihe von übrigens längst bekannten und meist schon verwirklichten Einrichtungen, die eine Verbesserung im irdischen Looſe der Armen herbeiführen sollen. Auch der Stifter des Christenthums ließ die Mühseligen und Beladenen zu sich kommen, aber nicht irdische Verbesserung verhieß er ihnen, sondern getröstete sie auf reiche Belohnung im Jenseits und pries sie um ihre Leiden, deren jedes ihnen ein Anrecht auf himmlische Ehren erwarb. Wie kommt der Papst unter die Sozialreformatoren? Will er der großen constantinischen Kaiserlüge, die vom Concil von Nicaea an fortzeugend Unheil hat geboren, ein neues, modernisirtes Mäntelchen umthun? Ein vergebliches Bemühen, der Anfang vom Ende. Da der Statthalter Christi sich in eine durchaus materielle Frage verirrte, da er den an sich schon unchristlichen Begriff seiner „Kirche" zur Erreichung irdischen Vortheils offen einsetzte, gab er sich selbst auf und die eigene Daseinsberechtigung. Christlich hätte er gehandelt und die Welt priese ihn als ein religiöses Genie, wenn er den ecclesiischen Schatz den Armen geöffnet, allem Gepränge entsagt und der priesterlichen Völlerei ein Ende bereitet hätte. Billiger freilich und weitaus bequemer ist sein Staatssozialismus, der von allen Besitzenden Opfer heischt, nur nicht von seiner schwarzen Armee und von ihrem Generalstab, von Loyola's wilder, verwegener Jagd. Es mag hingehen, daß ein Papst nicht weiß, „wovon all die Leute leben", daß er von den ökonomischen Lebensbedingungen auch nicht einmal dämmernde Ahnung hat; wenn Rom aber gegen Nazareth mobil macht, wenn es eine Leidensreligion, einen Cultus der Schwachen zu eigensüchtigen Propagandazwecken mit den derben Surrogaten der Arbeiterschutzgesetzgebung verfälschen will, dann bleibt uns nur die Wahl, aus vollem Halse zu lachen oder gegen den Krummstab den Krückstock zu Hülfe zu rufen, den alten Fritzen und rationalistischen Voltairianer mit seinem zornigen Ruf:

„Sors des cendres, Rome païenne,
Va confondre Rome chrétienne
Et ses prêtres ambitieux!"

Ein Glück nur für alle Kämpfer gegen Rom, daß es Preußens größter König war, der wider tous ces frauduleux pontifs gewettert hat. Kein staatlich bestellter Corrector wird dieses Aufbäumen der Wahrheit gegen die pompöse Lüge auszutilgen vermögen.

Der slawische Lew ist ein anderer Kerl als der römische Leo. Es ist sicher, er rechnet mit einem sittlichen Idealismus, der immer der Mehrzahl der Menschen fremd bleiben muß; aber er hat doch wenigstens Ideale, hindostanische meinetwegen, während man in Rom nur praktische und taktische Kniffe und Pfiffe kennt. Tolstoi ist consequent, den unausweichlichen Weg vom unverfälschten Christglauben zum sanften Communismus hat er stracks zurückgelegt. Er widerstrebt nicht dem Uebel, er sucht es auf; er sieht in der hierarchischen ἐκκλησια nur einen pfäffischen Trug: der Begriff „christlicher Staat" ist ihm eben so unfaßbar wie der Begriff „heißes Eis", denn „es gibt entweder keinen Staat oder es gibt kein Christenthum". Mit ihm kann man marschiren, denn man weiß genau, wohin er führt; ihn kann man bestreiten, denn sein Wollen hat er ernst und muthig bekannt. Wer aber will den Zauberer von Rom unter seinen tausend Verkleidungen packen? Mit der katholischen Kirche ist es wie mit den Zeitungen: diese werden von den Abonnenten redigirt, jene wird von den Gläubigen beherrscht, von der Gemeinde. Leo XIII. glaubt zu schieben und er wird geschoben. Wohin? Wer weiß es und — wer sagt es?

Durch die müde Culturwelt geht ein todtwundes Stöhnen nach neuem Glauben. Schon lange währt es, in der Romantik trank es sich einen wüsten Rausch und seiner Katzenjämmerlichkeit großer Poet war Heinrich Heine; in dem bohrte jene piété sans la foi, deren Verkünder heute Jules Lemaitre geworden ist, einer der feinsten Europäer. Neue Opiate sollen jetzt dran und von dem slawischen Aufklärichtfeinde borgt der in Trübsinn verfallene Gallier sein Fläschchen, drin mildflüssig die Mitleidsessenz lockt. Den deutschen Markt überschwemmen theologische Schriften, der Schwache, der Arme, das Weib rüsten zu neuer, zu schrecklichster Tyrannei, eine zweite Reformation kündet vernehmlich sich an. Und die Pfaffen aller Confessionen zetern über den Geist des Unglaubens, spotten ihrer selbst und wissen nicht wie, und der römische Bischof versendet eine soziale Encyklika im Prachtband, die den Tolstoisten und Sozialisten nur ein letztes mitleidiges Lächeln abzwingen kann für den armen, papiernen Papst, der sämmtliche Evangelien und die brenzlige Geschichte des Katholicismus obendrein vergessen hat, über die deutsche Gewerbenovelle.

Apostata.

*) Berlin, Cassirer & Danziger. — Eine in ähnliche Gedankenbahnen vom protestantischen Standpunkt ausgehende Broschüre ist eben erschienen: „Der papierne Papst." Leipzig, Otto Wigand.

Berlin im Gesellschaftsanzug.

Findet dermaleinst das Beispiel Karl Hillebrand's Nachahmung, der vor zwanzig Jahren den Franzosen die Berliner Gesellschaft der Rahelzeit schilderte, dann wird man lustige Dinge zu lesen kriegen. Irgendwo mag vielleicht noch eine Duodez-Rahel im Verborgenen blühen, den Berliner Ton giebt sie jedenfalls nicht mehr an, den bestimmt die Frau Banquier Stern oder die Professorin Dümmler oder ein anderes nach dem östlichen Speisegesetz des Berliner Westens gemästetes Prachtweib. An der Quelle sitzen jetzt die Knaben und schlingen schwärzliche Trüffelpurée und gehen dann hin, sozialkritische Dramen über die Sittenverderbniß in der Thiergartenstraße zu schreiben. Ach, und sie thun ihren milden Gastgebern so bitteres Unrecht, denn sie sind gar nicht sodomitisch, nur öde und magenkrank und gelangweilt. Zur Unsittlichkeit selbst gehört noch ein Rest von Kraft, den auch beim schlechtesten Willen diese schlappe Kaftratengesellschaft nicht auftreiben kann. Darum ist Herrn Ludwig Fulda, dem getrüffelten Schwächling mit den wüthig geballten Kinderfäustchen, noch die beste Satire auf die stilvolle Luxusbudenstadt gelungen, die den viel stärkeren Provinzialen Sudermann mit apokalyptischem Schauder anwehte. Sie sind alle ausgestorben, die Typen, von denen Hillebrand erzählen konnte, und lebendig blieb nur einer aus der Urzeit der Berliner Größe: Der brave Nicolai, der dem jungen Werther eine mit Hühnerblut geladene Pistole in die Hand gab und den Reingewaschenen dann mit Lotten in gediegener Normalehe vereinte. Es ist gut, daß Nikolai jetzt im Thiergarten sein Denkmal besitzt. Da können sie alle ihre Andacht verrichten, die für das Ewigtriviale und das Banale höchst begeisterten Nikolaiten, denen Lessing zu frei, Moses Mendelssohn zu warm und Ewald Kleist eine Ziffer ohne Werth ist. Ihren Friedrich verstehen sie und nicken sich es zu: Denn er war unser.

Der Berliner aus Ganzberlin ist ein sehr merkwürdiges Gewächs, dem ein kundiger Botaniker wohl zu wünschen wäre. Will man inzwischen ihn belauschen, dann muß man seinem Verhältniß zur Kunst nachspüren. Das ist ein Berliner „Verhältniß", in dem die Kunst die Rolle der ausgehaltenen Dame spielt. Man bezahlt sie und dafür soll sie nach Geschäftschluß amusiren. Man verlangt beileibe keine heißen Liebkosungen von ihr, die Verdauungsstörungen und Migräne bewirken könnten — o nein, über schlechte Abendkurse soll sie tändelnd und möglichst „geistreich" hinwegschätern und ja nicht zu laut lachen. Als Entgelt kriegt sie ein anständiges Taschengeld und bei festlichem Anlaß ein Extradouceur. Aber dann muß sie auch sehr schöne Kunststückchen machen, daß man die chronisch matte Tendenz und den portugiesischen Krach vergessen kann bis zum Morgenblatt.

Da feierte in vergangener Woche der Verein Berliner Künstler sein halbhundertjähriges Bestehen. Ein großes Kostümfest — der Einzug Karl des Großen in Aachen — wurde im Ausstellungspark veranstaltet und sie waren sämmtlich erschienen, die Damen und Herren, die zwanzig bis dreißig Mark für eine Eintrittskarte erschwingen konnten, man sah alle die lieben Gesichter, die im schrecklichen „Ehrensaal" der Kunstausstellung so hellfreudig zu erglänzen pflegten. Sie hatten, so war auf der Festkarte ihnen befohlen, den Gesellschaftsanzug angethan und ein Unglück war für den Kundigen deshalb sofort in Sicht. Denn der Ganzberliner im Frack oder im Bratenrock ist ein besonders gefährliches Lebewesen. Der Franzose, der Engländer, der Halbasiat selbst trägt den Frack wie einen

Digitized by Google

selbstverständlichen Schmuck, wie er reine Manschetten und ganze Stiefel trägt. Thut aber der Ganzberliner — nicht der zufällig in Berlin wohnhafte Internationale natürlich — den Frack an, dann erwartet er sich ganz außergewöhnliche Genüsse, dann muß ihm sein bezahltes Mädchen ganz besondere Künste auftischen. Und Wehe! wenn sie von ihm etwa gar eine Betheiligung am „Amusement" verlangt. Er ist ihr schwarz geworden, er hat an der Kasse reichlich abgeladen — so, nun amusire mich, Kleine!

Die Berliner Künstler werden es gewiß nicht bedauern, daß sie dieser für ausgelernte Courtisanen selbst schwierigen Aufgaben nicht gewachsen waren. Das Kostümfest nahm in seinem offiziellen Theil einen ziemlich trübseligen Verlauf. Nicht durch die Schuld der Veranstalter. Zwar war der Gedanke des Festzuges ein dürftiger und verbrauchter — die einziehenden Kaiser haben ihre kostümirte Arbeit gethan und können gehen —, zwar ließ die Regie in dem engen Raum zu wünschen übrig. Die Auswahl der Damen ließ auf die Betheiligung des Männerbundes zur Bekämpfung böser Lüste schließen, und ein sozusagen satirisches Festspiel stand mit seinen thörichten Adolf Ernst-Späßen über Naturalismus und Pleinairismus doch allzu tief unter dem Niveau eines Künstlervereins, der die spärlichen Erfolge seiner lokalberlinischen Ausstellung fast ausschließlich — selbst der Reichsanzeiger giebt das zu — den Jungberlinern der „neuen Richtung" verdankt. Es ist ja nicht ganz leicht, die Bilder Max Liebermann's im Eisenpalast aufzuspüren; hat man sie aber dennoch erreicht, dann athmet man auf: es giebt noch Maler in Berlin, nicht nur Akademieschüler. War also das Festspiel vom Uebel, so war doch bei manchen Mängeln der Festzug eine künstlerische Leistung, die durch gleichgültige Anachronismen in Gewanden und Gewaffen nicht ernstlich beeinträchtigt wurde. Die Herren — und mitunter sogar die Damen — hatten sich redlich bemüht, nicht nur eine karolingische Maskerade aufzuführen, sondern historische Charaktere darzustellen, und wo das gelang, wie bei der ganz herrlichen Gruppe der Muselmanen, da verdrängte das dilettantische Fastnachtvergnügen, das sonst putzsüchtig solche Kostümfeste beherrscht, ein freier Zug echt künstlerischer Feiertagsauffassung, die keck und stolz auf die Verlebendigung einer entlegenen Kulturepoche losging.

Der Berliner im Gesellschaftsanzug hat dafür keinen Sinn. Er will amusirt sein, aber er versteht keinen Spaß. Seine müde Skepsis liebt wohl ein gelindes Kitzeln, doch gar nicht die derben Püffe und Stöße tief gefärbter Tragik oder ausgelassenen Humors. Was gehen ihm die „jrienen Bööme" an, die mittelalterliche Maifeldluft, der Ringeltreihen und der Ringfang? Schöne Kostüme und prunkvoll entkleidete Weiber soll man für seine 20 Mark ihm zeigen, nicht ein belebtes Culturbild von frecher Lustigkeit. Grabesstimmung lastete auf den Tribünen, schlich durch das die Festgasse bildende Spalier, kein Jauchzen, kein froher Ruf ließ sich vernehmen und aus gläsernem Auge gaffte die träge Schaar auf die tolle Lust der Künstlerschaft. Da hatte sich ein Fähnlein mittelalterlicher Strolche zu fideler Wegelagerei aufgemacht, prächtig zerlumpte Kerle von unendlichem Humor; die machten Anfangs schüchterne Versuche im Taschendiebstahl, die finsteren Blicke aber, denen ihr frevelndes Beginnen begegnete, schufen dem spaßigen Unfug gar bald ein jähes Ende. Wer weiß auch, ob so ein Künstlerschlucker, des Ganzberliners Tafelputz und Erbfeind zugleich, nicht in der Eile wirklich Etwas einsteckt und das Zurückgeben vergißt? Und als die karolingischen Pennenbrüder da oder dort einen wohlhabend dreinblickenden Mann zur Schenke schleppten, allwo er mit einer Kanne würzigen Dunkelbieres sich lösen mußte aus Noth und Gefährniß — wie Wenige verstanden den Spaß, wollten ihn verstehen! Das Geld gaben sie ja gern, aber die Handgreiflichkeit war doch unbequem. Das ist Berliner Festgeist. Wenn in der Reichshauptstadt eine Parade, eine Fahnenweihe, ein Monarchenbesuch oder sonst ein Ereigniß von welterschütternder Bedeutung erharrt wird, dann schreitet oder reitet der wackere Schutzmann die Reihen ab und freundlich brummt er: „Noch 'n Bischen zurück da!" Die Mahnung ist dem Berliner allmählich in Fleisch und Blut übergegangen, er liebt seinen Schutzmann und weiß, ihm thut's Noth, correct zu ersetzen: „Noch 'n Bischen zurück da, Ihr Herren Künstler!"

Und doch liegt von allen den vorgeführten alten Bräuchen keiner modern Berlinischem Empfinden so nahe, wie die Tributerpressung bei hellem Tage. Mich haben die wüsten Gesellen ordentlich betrachtsam gestimmt. Welch ein weiter Culturgang von ihrer naiven Beutelschneiderei bis zu den Preßbenefizien gastirender Theaterpotentaten! Wie sacht und behutsam faßt heute man den an, den man in seiner Baarschaft erleichtern will: Deputationen schickt man ihm mit weißen Glacéhandschuhen, und hat man ihm etliche graue Scheine abgeschmeichelt, dann erhält er einen Kranz für mindestes 50 Mark und einen Toast von annähernd 20 Minuten und 40 Lobhudeleien. Als Rabatt obendrein die „humorvoll" von unseren eigenen Witznähmaschinisten erklärte Tischkarte und eine vorsichtig unter Glas zu bewahrende Dankadresse. Du würdest dich wundern, großer Karl, wenn unsere modernen Raubritter und Wegelagerer dir einen realistischen Festzug veranstalten wollten, in deiner elysischen Reichspfalz! Oder weißt du es gar am Ende, wie wir es so herrlich weit gebracht und hast deinen Leuten befohlen, uns auf gut karolingisch zu parodiren? Ach, dann hast du die besten Programmnummern dir entgehen lassen und es wäre zu wünschen, daß bis zum nächsten Künstlerfest in den Gefilden der Seligen ein Stoß Berliner Zeitungen aufgelegt werden möchte.

Unseren geliebten Ganzberlinern wurde erst wieder recht wohl, als sie bei elektrischem Licht, bei gutem Wein und besserem Essen auf der Terrasse des Dreher'schen Restaurants sitzen und die kleine Münze des Alltagsgeschwätzes umsetzen konnten: Geht Maybach wirklich? Der Eisenbahnmarkt schloß fester. Wann ist die Oper von dem neuen Italiener im Lessingtheater? Cohn soll doch eine Stange Gold verdient haben. Sehen Sie mal an: Anton von Werner grüßt die Sommerfels — was hat denn die heute für 'nen Hut auf? Wieder zwei französische Minister vom Zaren decorirt, ich verkaufe meine Russen. Haben Sie Stinde als Erzbischof von Köln erkannt? Daß der Mann noch immer solche Narrheiten mitmacht. Ich bin morgen bei Lubliner zu Tisch. Nu, seine Köchin ist mir lieber wie seine Muse. Schade, daß heute der Hof nicht hier war. Wissen sie noch, beim pergamenischen Fest, wo der Kronprinz noch den Witz machte — — —

Da braucht man keine lästigen Illusionen, die der Berliner wie die muthige Individualität fast scheut. Was soll er sich mit Karl dem Großen „den Kopf verdrehen"? Er weiß, klug wie er nun ist, doch, wer hinter den Masken steckt und läßt sich für sein blankes Geld nicht „uzen". Den letzten Rest von Illusionsfähigkeit legt er ab, wenn er Gesellschaftstoilette macht. Das ganze Leiden unserer theatralischen und festlichen Vergnügungen stammt daher. Nur keine Illusionen, nur echte Kostüme, echte Bühnenausstattung, echtes Bier und echte Doppelkronen. Wie war's auf dem Künstlerfest? Langweilig, aber man ißt sehr anständig bei Dreher. Als ob vor festlicher Freude der das Beste haben kann, der sich nicht gern zum Besten haben läßt.

Aber es gibt auch noch ein anderes Berlin, dem Ganzberliner so unbekannt, wie die Papuas und Duallas, ein Berlin ohne Frack, doch mit Illusionen, das mit dem guten Rock auch die gute Laune hervorholt und den guten Willen zur Fröhlichkeit. Auch dieses Berlin lernt man am besten aus seinem Verhältniß zur Kunst kennen. Das ist ein zärtliches Verhältniß, das Verhältniß des demüthig Empfangenden zur schönen Geliebten, die nicht für Geld ihre geheimen Reize enthüllt, die gebeten vielmehr sein will und mit Mühen umworben. Wie dankbar dieses andere Berlin sein, wie es lachen und weinen kann, das weiß man erst, wenn man die Vorstellungen der „Freien Volksbühne" besucht hat, die jetzt allmonatlich mehr als dreitausend Personen künstlerisch kräftige Kost darreicht, ohne in ihrem löblichen Beginnen bei den Begüterten irgend welche Unterstützung zu finden.

Es ist bedauerlich, daß z. B. der verehrte Doyen der Berliner Kritik, daß Herr Karl Frenzel diesen Aufführungen fern bleibt, denen sein Pariser Kollege Sarcey gewiß sein regstes Interesse schenken würde. Der fette Francisque schwitzt bis in die entlegensten Vorstädte, um das Volk beim Kunstgenießen aufzusuchen; der zarte Frenzel bleibt behutsam daheim und kommt da zu ganz und gar falschen Schlüssen, die man um seiner Person und um seines Amtes willen mit Bedauern erblickt. So schrieb er neulich, das Publikum der Volksbühne langweile sich bei den ihm unverständlichen Stücken von Ibsen, Pisemsky und Hauptmann, und er empfahl Shakespeare als Erzieher der Massen. Ob Shakespeare wirklich leichter verständlich ist, als die bösen Norweger und Russen, das bleibe für heute dahin gestellt; auch über die Kosten einer erträglichen Shakespeare-Aufführung — bei einem Eintrittspreise von mindestens fünfzig Pfennigen! — will ich mit Herrn Karl Frenzel jetzt nicht streiten. Aber er irrt, und das ist bei seiner Zurückhaltung nicht wunderbar, wenn er das Publikum der Freien Volksbühne für dümmer hält als das der Ganzberliner Luxustheater; den hohlen Humbug, der immer bei Adolf Ernst und allzu oft auch bei Altmeister Barnay getrieben wird, würden die intelligenteren Arbeiter und Arbeiterinnen an schönen Sonntagnachmittagen sich nicht geduldig bieten lassen. Und noch viel mehr irrt er, wenn er glaubt, diese Menschen könnten sich langweilen, da sie im Festtagsstaat, mit frommem Schauder, in's Schauspielhaus kamen. Mag es auch manchmal dunkel klingen: eine neue Welt thut sich auf und mit Haut und Haar geben sie ihrem Zauber sich gefangen; im schlimmsten Falle selbst nehmen sie das Bewußtsein mit sich hinweg, eine vornehme poetische Bekanntschaft gemacht und mit einem großen Herrn auf Du und Du gestanden zu haben. Das ist nicht wenig, ob auch das letzte Verständniß vermißt wird. Verstehen denn etwa die Ganzberliner ihre theuer bezahlte Kunst? Sie sind häufig „gebildeter", doch stets weniger naiv und empfänglich als ihre unbekannten Stadtnachbarn im Osten und Norden; der Kunst kommt aber, wie männiglich bekannt, die Naivetät eher bei denn alle Berliner Bildung von Nicolai's Gnaden.

Diesmal hatte die naive Hörerschaar auch ihren naiven Dichter gefunden und das gab denn ein jubelndes Erkennen, ein ganz verzücktes Verstehen. Das hat sich der große und gute Fritz Reuter aus Stavenhagen gewiß nicht träumen lassen, daß sein liebstes Gedicht noch einmal von der Bühne herab sozialdemokratische Arbeiter im neuen Reich zu wahrhaftem Beifallstaumel begeistern würde. Die Freude, hätt' er es erlebt! Fraß es doch ohnehin an ihm, daß man über den Inspector Bräsig fast den jähen Johann Schütt vergaß, über den kernhaften Humor der „Stromtid", die tragische Macht von „Kein Hüsung". An Adolf Wilbrandt schrieb der große und freie Mecklenburger einst: „Ich habe dieses Buch einmal mit meinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben; ich halte es für mein bestes." Seine beste That war „Kein Hüsung" sicher, der zornige Herzensschrei gegen die Menschenschinderei der Feudalwirthschaft, und wie stark auch rein poetisch das herrliche Gedicht ist, das zeigte sich jetzt in der plump zurechtgehauenen Theaterbearbeitung. Die unvergleichlichen lyrischen Schönheiten waren dahin, wichtige Motive verfälscht, andere bis zur Caricatur vergröbert, und doch riß auch den der ungewohnten Mundart schwerer Zugänglichen die Gewalt dieser schlichten Vorgänge unwiderstehlich mit sich fort, und doch ergriff das Geschick des nach Freiheit lechzenden Johann und seines Marieken die Hörer in klammernder Umarmung.

Welche Hörer waren das aber auch. Schließlich war der Zweck der gleiche, auf der Volksbühne und im Ausstellungspark: eine abgeschlossene Culturepoche sollte lebendig werden. Wohl mag dem Berliner Lohnarbeiter die Zeit der mecklenburgischen Leibeigenschaft leichter verständlich sein als dem Börsensportsman die Karolingerei; den Unterschied sollte doch aber die höhere Bildung rasch wett machen. Da nun ward es offenbar: mühelos tastete sich die Naivetät in den immerhin fremden An-

Digitized by Google

schauungskreis des Poeten hinein und gab in Lust und Leid willig sich ihm zu eigen, indessen Ganzberlin im Gesellschaftsanzug nicht einmal den harmlosen Spaß festlicher Künstlerlaune verstand. Sie sollten alle die Mitgliedschaft der Volksbühne erwerben, die flügelmatten Herrchen und Dämchen, um genießen zu lernen und ein selbst ihnen noch neues Schauspiel zu erblicken: ein Publikum, das noch an die Kunst glaubt, noch durch die Kunst freudig sich täuschen läßt.

Reuter's Tragödie hatte ein heiteres Zeitungsvorspiel. Die literaturfremden Bearbeiter hatten sich bemüßigt gefühlt, dem Freiheitsgedicht einen schrecklich patriotischen Act anzuflicken, der zu dem Entrüstungsoptimismus unseres großen Plattdeutschen paßt wie ein Ganzberliner auf ein Künstlerfest. Dieser Act der patriotischen Rohheit war selbstverständlich von den Leitern der Volksbühne entfernt und Reuter's Dichtung war wieder hergestellt worden. Da fanden die gekränkten Verarbeiter in einem Roth-, Wald- und Wiesenkritiker einen grimmgemuthen Vertheidiger. Wüthend, weil es noch immer nicht ernst genommen wird, machte das in allerlei naturwissenschaftlichem Provinzgeschwafel groß gewordene putzige Kerlchen sich auf, den vergewaltigten Reuter gegen die böse Volksbühne zu schirmen. Der heitere Herr hatte natürlich „Kein Hüfung" auf seinem philosophisch-ästhetisch-spectralanalytisch-hypnotischen Bildungswege niemals angetroffen und wähnte nun, man habe — Reuter um einen patriotischen Act verkürzt. Es wurde wieder einmal herzlich über ihn gelacht. So aber sehen die Leute aus, die in „großen deutschen Zeitungen" über Kunst, Wissenschaft, Literatur und verwandte Gebiete zu urtheilen „berufen" sind. Ein engster Kollege des Reuterritters hielt kürzlich erst Anzengruber für einen oberbayerischen Dramatiker, Gottfried Keller für phantasielos und Heine für den Dichter des „Liebesfrühlings". Das ist die Berliner Kritik im Gesellschaftsanzug. M. II.

Notizen.

Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Von Karl Eugen Neumann. (Leipzig, Max Spohr.) Der Titel der Arbeit deutet auf ihren Plan. Neumann gibt zwei buddhistische Suttas und ein Tractat des Dominikanermönches Eckhart in Uebersetzung wieder und schließt aus der großen Aehnlichkeit der zwei buddhistischen Schriften mit der christlichen auf „die Identität beider Lehren in ihrem Gipfelpunkte". Der Schluß des Verfassers ist ein verfehlter; aus der Aehnlichkeit zweier Theile folgt nicht die Gleichheit des Ganzen. Außerdem ist die Lehre des Christenthums und deren mönchische Auffassung nicht ein und dasselbe. Uebrigens was sich aus der Vergleichung der übersetzten Stücke ergibt, daß Buddhismus und Christenthum große Aehnlichkeit in etlichen Punkten aufweisen, das hat nie Jemand geleugnet; behauptet wurde von den Gegnern der buddhistischen Strömung, daß beide Religionen trotz theilweiser Aehnlichkeiten im Wesen verschieden seien, und hiergegen enthält diese Arbeit keine Widerlegung. Der Verfasser hält den Gegnern des Buddhismus vor, so oft etwas Neues, Großes, Ursprüngliches auftrete, fehle es niemals an Leuten, welche demselben entgegentreten, es bekämpfen und womöglich unterdrücken möchten, weil sie es nicht verstehen oder nicht verstehen wollen. Kein Zweifel, da alle orientalischen Religionen gleichen Ursprungs, so haben sie Aehnlichkeiten, und deshalb findet sich im Christenthum manches, was schon im Buddhismus vorhanden war. Das Christenthum ist aber die weitaus höhere und reifere Religion, und wenn die Gegenwart, welche sich dem Christenthum entwachsen dünkt, dem Buddhismus sich zuwendet, so fällt sie in Folge der Sucht nach Fremdem aus dem Jünglingsalter in die Kindheit zurück. Der Verfasser beruft sich sodann auf diejenigen, welche in neuerer Zeit bei Erforschung des Buddhismus thätig waren und schließt aus der ansehnlichen Zahl derselben, sowie aus dem guten Klange ihrer Namen, daß der Angriff der Gegner, sie mögen sich nun gebärden, wie sie wollen: spotten, vornehm thun oder sich auf was immer berufen, sich jetzt nur mehr gegen sie selbst kehre, und sie nothgedrungen allmählich weichen müßten. Das ist falsch. Wenn aber der Verfasser dem Gedanken an die Erlösung, der den religiösen Inder wie den religiösen Christen durchdringt, die eine Aehnlichkeit beider Religionen findet, so stimmen wir hiermit ihm bei. Dieser Pessimismus des Christenthums war es, der so verderbliche Wirkungen hervorbrachte, daß manche über denselben die Segnungen des Christenthums vergessen. Auch den Geist der Askese haben Buddhismus und Christenthum mit einander gemein mit dem Unterschiede, daß er in jenem durchgreifend, in diesem vorübergehend erscheint. Der eigentliche Unterschied zwischen Buddhismus und Christenthum ist aber in der Lage des Schwerpunkts beider Religionen zu suchen: das Christenthum findet denselben in der Nächstenliebe, der Buddhismus im Pessimismus. Herr Neumann sieht in der Liebe des Inders die höhere Liebe; während das Christenthum die Menschheit über die Natur stellt und ihr den Weg zum Fortschritt im engen Zusammenwirken aller ihrer Kräfte zeigt, der Buddhismus hingegen läßt den Menschen in der Natur stehen. Das erklärt uns die verschiedenen geschichtlichen Wirkungen beider Religionen, die schließlich und endlich den einzigen Maßstab zur Beurtheilung ihrer Wesen bilden. Wir verweisen deshalb den Verfasser auf das Wort Professor Hardy's in seinem „Buddhismus nach älteren Päli Werken dargestellt": „Nur seine Geschichte allein kann uns lehren, was der Buddhismus ist, und zwar streng genommen auch diese nur, wenn wir sie in ihrem ganzen Verlaufe betrachten", und geben uns nicht eher besiegt, als bis uns die Identität des Buddhismus und Christenthums aus ihrer Geschichte bewiesen würde. Aber auch dann noch müssen wir uns gegen die von Herrn Neumann ersehnte Einführung des Buddhismus in Europa aussprechen, weil wir nicht einsehen, warum wir uns aus dem fernen Indien erst herholen sollen, was wir schon selbst besitzen. Max Frh. v. Wimpffen.

Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich. Von Albert Möser. (Berlin, Hans Lüstenröder.) — Die Selbstcharakteristik des Dichters Hamerling, die sich unbewußt in den Briefen, welche er seinem poetischen Freunde Albert Möser schreibt — Hamerling unterzeichnet sich am 24. März 1868 „Ihr wahrer und unwandelbarer, weil geborener Freund!" — dürfte in ihrer einfachen Natürlichkeit, die von seiner feurigen Seele wie ein Transparentbild durchleuchtet wird, all den biographischen Auslassungen vorzuziehen sein, welche seit dem Tode Hamerling's durch die Welt flogen. Möser veröffentlicht diese, für die Feststellung von Hamerling's Wesen geradezu entscheidenden Mittheilungen am ersten Jahrestage von dem Tode seines Freundes. Die beiden bedeutenden Männer, deren Briefwechsel ein doppelt werthvolles Geschenk ist, obwohl die Möser'schen Briefe nur im bescheidenen Auszuge gegeben sind, sahen einander nie, wirkten aber erhebend und ermuthigend auf einander; eben das körperliche Fremdsein machte die geistige Bekanntschaft nachdrucksvoller, sie erblickten sich gegenseitig wie Flammenzeichen am Meeresstrande. In der Vorrede sagt Möser mit Recht: „Diese Briefe zeigen Hamerling als Dichter und Menschen von der allergünstigsten Seite. Sie zeigen auf Seiten des Dichters die allerfeinste Einsicht in ästhetische Dinge, und wie sie bedeutsame Urtheile über die verschiedensten Erscheinungen der deutschen Literatur enthalten, so werfen sie namentlich auch die interessantesten Schlaglichter auf Hamerling's beide während dieses Briefwechsels zur Vollendung gelangten Hauptwerke „Ahasver in Rom" und „König von Sion". Die Briefe sprechen fast noch mehr für den Menschen und stellen seinem Charakter und Gemüthe das herrlichste Zeugniß aus. Wie rührend ist sein Freundschaftsbedürfniß und die stets wiederholte Bitte, ihm gut zu bleiben. Ein wie schöner Charakterzug ist die selbstlose Hilfsbereitschaft, die er dem jüngeren Dichter wiederholt beweist. Wie weiß er so ganz und gar nichts von dem Neid den Erfolgen eines dichterischen Genossen gegenüber, der auf dem Gebiete der Lyrik oft genug mit ihm zusammen genannt wurde. Schließlich betont Möser, er glaube auf jede Bemerkung, die wie eine beabsichtigte Würdigung oder Kritik Hamerling'scher Werke ausgesehen hätte, bei dieser Gelegenheit verzichten zu sollen. Hamerling's Monument, wie es ihm in diesem Büchlein pietätvoll errichtet wird, muß sehr viele Fabeleien, welche der Person des Verstorbenen anhaften, niederschlagen. Wir begleiten den kranken Mann mit dem heißen Lebens- und Schaffensdrang in seine Dichterwerkstatt, wir hören ihn über seine Erfolge und Enttäuschungen reden; wir erfahren seine religiösen, seine Berufsansichten — er war Gymnasiallehrer in Triest — seine Herzenseindrücke ꝛc. Hamerling schreibt über Lebensdrang: „Er (Grisebach) sagt mir, er fühle namentlich den Weibern gegenüber einiges Verwandte mit meinem Nero und läßt sich's nicht nehmen, daß auch ich an derartiger Verwandtschaft laborire. Sie (Möser) dagegen halten mich, Ihrem letzten Schreiben zufolge für einen Mann, der »resignirt« hat und dem das »Leben« nicht mehr in erster Reihe steht. Ich verweise Sie auf meine Lieder und Gesänge, die Sie zu gut kennen, um meinen »Lebensdurst« zu unterschätzen. Resigniren möchte ich — aber kann man das? Ich glaube: Es gibt keinen Menschen, der auf Dinge, Menschen und Verhältnisse mit so viel theoretischer Superiorität, mit so scharfem Urtheil blickt und doch in praxi von der Gemüthsseite so sehr durch sie beeinflußt, bestimmt, beseligt und gemartert wird, wie ich. Größeres Liebesbedürfniß gibt es nicht als das meinige; größere Anhänglichkeit und Treue als ich für Alles empfinde, was mir einmal nahe getreten, gibt es ebenfalls nicht. Nichts auf der Welt ist leichter, als mir unentbehrlich zu werden!" Dem schließt sich etwas verblüffend an: Daß in seinem „Tusculum" beim „ersten Fuchswirth" auf der Ries neben den Bildern Nero's und Johann von Leyden's auch das der Tänzerin Pepita de Olivia hängt: „Meinem jugendlichen Sinne wurde sie die erste Offenbarung schönheitstrunkenen Daseins, wahrhaft geistverklärter Sinnlichkeit. Seit ich sie gesehen, bin ich gefeit gegen das Gemeine." Ferner freut er sich des Trostes, den ihm Frau Clothilde, eine Fünfzigerin von so unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit und Heiterkeit gibt, daß ihm die Fortdauer seines Namens bei der Nachwelt keinen Deut gilt, wenn mit demselben nicht der Name dieses Weibes fortlebt. Wer diese brave, alte Beatrice des neuen Dante kennt, bedauert die Nichterfüllung dieses Wunsches weniger. Uebrigens war Hamerling durch nichts an diese Clothilde gebunden. Die Versuchung, einen guten Theil des überaus anziehenden Buches abzuschreiben, darf nicht auf den literarischen Theil, welcher sehr anregend ist, ausgedehnt werden; es folge hier nur noch eine frappante Stelle über Gott und dessen providentielle Fügungen: „Der liebe Gott hat sich immer sehr honett gegen mich benommen. Mein Leben ist ein Elend, aber es liegt so viel System darin, es klappt Alles so gut, es tritt Alles so meisterlich im letzten Moment ein, es hält Alles zwischen dem Zuviel und Zuwenig eine so fein berechnete Mitte, es ist Alles so überraschend combinirt, daß ich an der Plan- und Zweckmäßigkeit des Ganzen nicht zweifeln kann. Ich könnte Wunder davon erzählen, wie alle meine Erlebnisse und Schicksalswendungen immer auf's Präciseste in dem Augenblicke eintrafen, wo sie absolut nöthig waren. Und doch hatten sie den Schein des Zufalls." Man reißt sich schwer aus der Gedankenfülle des kleinen Büchleins los, das von bleibendem Werthe für das deutsche Geistesleben sein wird. E. von Dineklage.

Digitized by Google

Inserate.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „**Gegenwart**", **Berlin** W., Culmstraße 7.

Hochinteressante Novität!

Soeben erschien im Verlage von **Fr. Richter** in **Leipzig:**

Aus dem Feldzuge 1866.

Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde. Von Prof. D. G. **Fricke**, Leipzig.

Eleg. Ausstattung. Preis geh. 3 Mk., geb. m. G. 4 Mk.

„Ein fesselndes Memoirenwerk von bleibendem Werte! Die scharfen und treffenden Streiflichter, welche diese Briefe auf den Krieg und jene welthistorische Zeit werfen, machen das Werk zu einem in den weitesten Kreisen Interesse erregenden. Die beigefügten Kasualreden voll Gedankentiefe und warmer Beredtsamkeit sind eine Perlenschnur evangelischer Homiletik, die zu dem Edelsten gehört, was in dieser Art geredet und gedruckt worden ist. Man legt das Buch nicht aus der Hand, bis man es ganz gelesen."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Gegen Einsendung des Betrages liefert portofrei die Verlagsbuchhandlung.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Gedichte von

Theodor Storm.

Achte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt des Dichters. Eleg. gebund. mit Goldschnitt 6 *M*.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** erschien soeben:

Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren.

Zwei buddhistische Suttas und ein Traktat Meister Eckharts aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Dr. Karl Eugen Neumann.

Preis: *M* 2.40.

Soeben erschien:

Über Rembrandt als Erzieher von einem Erzieher.

Leipzig. Verlag von **Zangenberg & Himly.**

Preis 75 Pf.

Hannov.-Altenb. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Soolbad und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad.

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelmbad.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel- und Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals- und Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymnast. Institut (Electrotherapie, Massage). **Kaltwasser-Heilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester.** Militär-Concerte. Theater. Réunions, Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts.

Herausgegeben von **Eduard Bodemann.**

2 Bände Lexikon-Octav. Mit Bildnis der Herzogin Elisabeth Charlotte. 1891. 20 *M*.

☛ **Neues Werk von H. Seidel.** ☚

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Sonderbare Geschichten

von **Heinrich Seidel.**

M 3.— brosch.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

du Prel, Carl, Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geh. *M* 7.-. In einem geschmackvollen Einband *M*. 8.—.

Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet *M* 3.—. In geschmackvollem Einband *M* 4.—.

Dóczi, Ludwig, Maria Széchy. Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet *M* 4.—. In geschmackvollem Einband *M* 5.—.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet *M* 4.—. In geschmackvollem Einband *M* 5.—.

Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Ludwig Dóczi.** 8°. 200 Seiten. Preis geheftet *M* 4.—. In geschmackvollem Einband *M* 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **C. L. Hirschfeld** in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk.

436 Seiten gr. 8°.

Preis broschirt *M* 3.60, elegant gebunden *M* 4.80.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von **Quandt & Händel** in **Leipzig.**) Preis 2 *M*.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist soeben erschienen:

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur.

Von

Karl Bitz.

250 Oktav-Seiten. Preis brosch. 4 Mk.

Inhalt: Vorwort. Über den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland. Über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. — Zur Geschichte des Liedes: Wenn mein Stündlein vorhanden ist. — Minnesang und Kirchenlied. — Wer hat die erste deutsche Bibel gedruckt? — Fragen und Probleme, die deutsche Bibelübersetzung betreffend. — Beiträge zum deutschen Wörterbuch. — Aussprüche unserer Klassiker über Publikum und öffentliche Meinung. Die neueste Biographie Knebels. — Wer von Beiden ist der Klügere? — Mime oder Schauspieler? — Eine Othellovorstellung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin. — Eine Lindau'sche Première im Königlichen Schauspielhause zu Berlin.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rußland vor zehn Jahren und heute. Von Eduard von der Ihle. — Der gegenwärtige Stand der Koch'schen Frage. Von Dr. med. Julius Levin. — **Literatur und Kunst**: Die Stellung des Pessimismus in meinem philosophischen System. Von Eduard von Hartmann. — Wilhelm Raabe's neues Buch. (Stopfkuchen.) Von Edmund Sträter. — **Feuilleton**: Die Bilanz der Liebe. Von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Offene Briefe und Antworten: Moriz Carriere wider Hieronymus Lorm. — Notizen. — Inserate.

Rußland vor zehn Jahren und heute.

Von Eduard von der Ihle.

Am 2. (14.) März dieses Jahres feierte der Herrscher auf dem russischen Kaiserthron sein zehnjähriges Regierungsjubiläum. In unserer raschlebigen Zeit verdient das erste Jahrzehnt einer neuen Regierung ganz besonders beachtet und gewürdigt zu werden, besonders wenn es sich nicht bloß als die Fortsetzung einer früheren Epoche, sondern als der Beginn einer neuen kennzeichnet. Da wir nun ohne Widerspruch befürchten zu müssen behaupten dürfen, daß das erste Decennium der Regierung Alexanders III. wirklich der Anfang einer neuen Aera für Rußland war, so wollen wir es versuchen, diesen Zeitabschnitt flüchtig zu charakterisiren.

Als Kaiser Nikolaus am 18. Februar (2. März) 1855 starb, war die Lage des russischen Reichs keine beneidenswerthe. Alexander II. bestieg den Thron seiner Väter während zahlreiche Feinde im Süden des Reichs standen. Die starke Feste am Schwarzen Meere war umzingelt und keine Aussicht vorhanden, das ruhmvoll vertheidigte Bollwerk siegreich zu behaupten. In der Ostsee hatten die vereinigten britisch-französischen Flotten die russische Festung Bomarsund zerstört und nur das Eintreten des nordischen Winters mit seinem undurchdringlichen Eispanzer verhinderte die Einfahrt zur Residenz der russischen Kaiser. Kronstadts Befestigungen waren, wie sich später erwies, durchaus ungenügend, um eine Invasion der Alliirten abzuwehren. Unter solchen kritischen Umständen mußte Alexander II. seine Regierung antreten.

Man könnte nun meinen, bei der Nachricht vom Tode des Kaisers Nikolaus müßte sich der Bevölkerung Rußlands ein Gefühl der Panik, der Zaghaftigkeit und der Besorgniß um die Zukunft bemächtigt haben, das war jedoch nicht der Fall. Im Gegentheil, das Land, im Bewußtsein, nun endlich von einem seit dreißig Jahren auf ihm lastenden Alp befreit zu sein, athmete erleichtert auf.

Die Hoffnungen, welche Rußlands Bevölkerungen auf seinen neuen Herrscher gesetzt hatten, wurden nicht getäuscht. Alexander II. sicherte seinem Lande den Frieden und begann dann eine reformatorische Thätigkeit, durch die er sich schon bei Lebzeiten den Beinamen „Zar-Befreier" erwarb und die ihn, als einen Wohlthäter der Menschheit, unsterblich machte. Am 1. (13.) März 1881, als er eben im Begriff war sein Werk zu krönen — dem Volke einen Antheil an der Verwaltung und Gesetzgebung des Reichs zu bewilligen — starb er von Mörderhänden getroffen. Um ihn trauerten nicht nur die 23 Millionen, welche er aus den Banden der Sklaverei befreit, nicht nur das ganze russische Volk, welches seinen Wohlthäter verloren hatte — alle edlen Menschenherzen auf dem ganzen Erdenrund waren tief betrübt und schmerzerfüllt. In den Eindrücken, welche der Tod dieser beiden Monarchen, Vater und Sohn, hervorgebracht hatte, lag klar und deutlich die Würdigung ihrer Regierungsthätigkeit. Jetzt, nachdem seit dem Märtyrertode des Reformators auf dem russischen Kaiserthrone ein Decennium vergangen ist, geziemt sich wohl die Frage, ob sein Nachfolger auf den Bahnen des Vaters fortwandelte, oder ob er den Fußtapfen des Großvaters folgte, welche der Vater verließ, um sein Volk zu einem besseren Dasein, zu einer menschenwürdigeren Existenz zu führen. Es ist bekannt, daß Kaiser Alexander II. während seiner 26jährigen Regierung fortwährend mit zwei Richtungen kämpfte, die einander widerstrebten und sich hartnäckig befehdeten. Die eine Partei wollte auf dem Wege der Reformen, den der Kaiser eingeschlagen hatte, stetig fortschreiten; ihr Ziel war die Willkürherrschaft abzuschaffen, Rußland nach und nach zu der Stufe emporzuheben, auf welcher sich die Culturstaaten Europas befanden, und Auserwählte des Volkes zu berufen, um an der Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches theilzunehmen und mitzuwirken. Die andere Partei behauptete, Rußlands Heil liege in der Erhaltung der unbeschränkten Selbstherrschaft; die westeuropäischen Ideen seien revolutionär und ihnen sei alles Unheil zuzuschreiben, welches der Nihilismus über das Land heraufbeschworen hatte. Ihre Ideale lagen in der Vergangenheit, in der „guten, alten Zeit", welche die Leibeigenschaft zu den berechtigten, historisch-begründeten und für Rußland nothwendigen Einrichtungen zählte. Wenn die Einheit und mit ihr die Wohlfahrt des Landes nicht zu Grunde gehen solle, müsse die Unmündigkeit des Volkes erhalten werden.

Kurz vor seinem Tode hatte Alexander II. seine Wahl getroffen: Die fortschrittliche Richtung war Siegerin geblieben und der Entwurf zur Einberufung eines Semskij Sobor, einer aus Landschaftsvertretern zusammengesetzten Notabeln-Versammlung, war vom Kaiser sanctionirt worden. Aber in dem Moment, als Alexander II. den Entschluß gefaßt hatte, sein während eines Vierteljahrhunderts errichtetes Gebäude zu krönen, trat die Katastrophe ein, welche nicht nur dem wohlwollenden und für das Heil seines Volkes besorgten Herrscher das Leben kostete, sondern die auch das Gegentheil von dem bewirkte, was die Mörder bezweckt hatten. Den Nihilisten war das Tempo der kaiserlichen Reformen zu langsam, diese selbst nicht radical genug; sie glaubten schneller zum Ziele zu kommen, und das Loos des Volkes gründlicher verbessern zu können, wenn sie den „Despoten", wie sie ihren Kaiser nannten, beseitigten. Ihnen war es vorläufig nur um's Niederreißen zu

Digitized by Google

thun, um den Aufbau, der darauf folgen mußte, kümmerten sie sich nicht. Die Folge davon war eine für diese unvernünftige fanatische Mörderbande gänzlich unerwartete Enttäuschung. Man sagt zwar, der dritte Alexander habe die Absicht gehabt, das Vorhaben seines Vaters auszuführen, der Ukas, welcher eine Repräsentativ-Verfassung für das Reich in Aussicht nahm, sei bestätigt und zur Veröffentlichung bestimmt gewesen und nur der ehemalige kaiserliche Erzieher, Konstantin Pobedonoszew, habe die Ausführung verhindert; aber wie dem auch sein mag, Thatsache ist, daß der neue Kaiser den Weg seines Vaters zu verlassen und dem Vorbilde seines Großvaters nachzuahmen beschloß. Am 1. (13.) Mai veröffentlichte der Regierungsanzeiger ein kaiserliches Manifest, in welchem der Selbstherrscher aller Reussen seinen Willen kundthat, Selbstherrscher bleiben zu wollen, „in Gehorsam gegen die Stimme Gottes die Zügel fest zu fassen und im Glauben an die Kraft und Wahrheit der selbstherrschenden Gewalt, diese Gewalt zu befestigen und vor allen Anfechtungen zu bewahren". Wenige Tage später legten die bewährten Rathgeber Alexanders II. ihr Amt nieder und an die Spitze der inneren Verwaltung trat der als „Vater der Lüge" bekannt gewordene Graf Ignatjew.

Eines deutlicheren Programmes der neuen Regierung bedurfte es nicht. Man wußte nun, was man zu erwarten hatte, und die jetzt abgelaufene zehnjährige Regierungsperiode hielt, was man von ihr zu erwarten berechtigt war. Wir müssen den russischen Machthabern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihre Absichten frei und offen, ohne Hinterhalt kundthaten und daß zwischen ihren Worten und Werken sich wohl kaum Widersprüche finden lassen; es ist dies ein Verdienst, das wir ihnen nicht schmälern wollen.

Eine der Folgen, welche aus der Thatsache resultirten, daß im Rathe Kaiser Alexanders III. diejenige Partei die Oberhand gewann, welche den westeuropäischen Ideen abhold war, bestand darin, daß man nicht nur die Stellung und den Einfluß der Deutschen in Rußland bekämpfte, sondern daß man auch einen erbitterten Feldzug gegen alles was deutsch war eröffnete. Die Bevorzugung der Russen in Rußland wäre ja an und für sich ganz natürlich und begreiflich gewesen und niemand hätte dagegen etwas einzuwenden gehabt, wenn man sich darauf beschränkt hätte, nur solchen russischen Elementen den Vorrang einzuräumen, welche nicht nur durch Befähigung, Wissen und Können, sondern auch durch Fleiß, Ausdauer, Ehrlichkeit und Eifer den Deutschen mindestens ebenbürtig waren. Aber um den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Aspirationen einer Unzahl von Strebern freien Spielraum zu schaffen, sah man sich genöthigt weiter zu gehen, als Anfangs vielleicht beabsichtigt war. Alles, was einen deutschen Namen trug, Alles, was nicht der „rechtgläubigen", griechisch-orthodoxen Kirche angehörte, wurde rücksichtslos bekämpft und verdrängt, um das ersehnte Ziel, die Omnipotenz des Russenthums, zu erreichen. In den Ostseeprovinzen, dort, wo das Deutschthum seit Jahrhunderten den Vorrang behauptet hatte, begann der Feldzug. Wie durften diese anmaßenden Deutschen es wagen, gesitteter, wohlhabender, gebildeter und mit ihrem Loose zufriedener zu sein, als die Angehörigen der herrschenden Rasse! Dagegen mußte Abhülfe geschaffen werden. Man hätte nun meinen können, das Zunächstliegende wäre gewesen, das eigene Volk zu ebenso gesitteten, wohlhabenden, gebildeten und zufriedenen Menschen zu erziehen, wie es die Deutschen waren; aber daran wagte man kaum zu denken, denn das hätte jahrzehntelange Anstrengungen, Opfer, Fleiß, Ausdauer und eine mühevolle Thätigkeit erfordert und dazu waren keine Anlagen vorhanden. Solche Eigenschaften und Anforderungen konnte man wohl Deutschen, nicht aber Russen zumuthen. Weit einfacher und zweckentsprechender war es, die verhaßten Deutschen auf das russische Niveau herabzudrücken, denn hierzu bedurfte es nur der rücksichtslosen, physischen Gewalt, über die man in genügendem Maaße verfügte und deren Handhabung nur geringe Mühe verursachte. Es begann nun das Zerstörungswerk in den baltischen Ländern, wo die Deutschen musterhafte Ordnungen geschaffen und, im Vergleich mit der russischen, eine exemplarische locale Verwaltung organisirt hatten. Die verbrieften und beschworenen Rechte der Deutschen, ihre Religion, ihre Sprache, ihre Schulen — Güter, welche einem jeden Volke an's Herz gewachsen sind — wurden angetastet, beschränkt, beseitigt oder aufgehoben. Die lettischen und estnischen Ureinwohner dieser Provinzen, durch die Bande der Religion mit den Deutschen vereinigt, denen sie ihre, im Vergleich mit den Russen, höhere Cultur und günstigeren Lebensverhältnisse verdankten, wurden gegen ihre deutschen Mitbürger durch die verwerflichsten, demagogischen Mittel aufgehetzt. Die Gewissensfreiheit, durch Gesetze gewährleistet, ward zu einer Fiction; Protestanten und Katholiken, und nicht am wenigsten die russischen Sectirer, litten und leiden noch gleich schwer unter dem Fanatismus ihrer Bedrücker. Kurz, die Gesinnungsgenossen des Ministers Tolstoj, des Oberprocureurs Pobedonoszew und des Journalisten Katkow bemühten sich aus allen Kräften das Gebäude, an welchem Deutsche seit fast sieben Jahrhunderten gebaut hatten, niederzureißen. Schon vor mehreren Jahren konnte ein Rigenser schreiben: „Die Ostseeprovinzen gleichen heute einem cultivirten Lande an der Grenze der Wüste, auf dem die schützenden Bäume von den Wüstenbewohnern niedergeschlagen, die Saaten zertreten sind, wo der Wüstensand die Arbeiten von Jahrhunderten zu verschütten droht." Diese Zerstörungsthat ist noch nicht vollendet, aber schon jetzt bedecken Ruinen das ganze, vordem so blühende, zufriedene und wohlhabende Land und es kann nicht mehr lange währen, bis das Ziel, die baltischen Provinzen dem russischen Lande gleich zu machen, erreicht sein wird. Geschieht kein Wunder, so wird man im neuen Jahrundert vom Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen nur noch als von einer vergangenen historischen Thatsache sprechen. Neuerdings ist nun auch in Finland die Russification mit Macht in Angriff genommen worden. Auch hier werden verbriefte Rechte und Gesetze als nicht vorhanden betrachtet, die Staatsraison, wie sie von fanatischen Gleichmachern verstanden wird, ist allein maßgebend.

Wenn wir nun einen Blick auf die materielle, auf die geistige und rechtliche Lage des russischen Volkes werfen und sie mit den früheren Zuständen vergleichen, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, daß auch hier von einer Besserung der Verhältnisse nur in den seltensten Fällen etwas zu spüren ist. Man bringt für die Volksbildung jetzt größere Opfer als früher, das Reich und die Gemeinden verausgaben für Unterrichtszwecke jährlich gegen 50 Millionen Rubel, aber wenn man die bisher damit erzielten Resultate betrachtet, so überzeugt man sich bald, daß sie mit den aufgewandten Mitteln in keinem Verhältniß stehen. Pastor Hermann Dalton sagt in seinem „Offenen Sendschreiben an den Oberprocureur Pobedonoszew", daß in Rußland (ohne die Ostseeprovinzen, Finland und den Kaukasus) auf 3216 Einwohner eine Gemeindeschule kommt, während Livland schon auf 711 und Estland auf 546 Einwohner eine solche Schule besitzt. In den Ostseeprovinzen besuchen 80 bis 100 Procent der schulpflichtigen Kinder Schulen, während in Rußland die Zahl der des Lesens Unkundigen mindestens ebenso viel Prozent beträgt. Dieses Verhältniß mag sich in den letzten paar Jahren etwas günstiger gestaltet haben, die Thatsache aber, daß das russische Volk hinter den Finländern, Esten, Letten und Deutschen in der Bildung noch sehr weit zurück ist, kann nicht bestritten werden. In der Literatur, Bücherproduction und im Zeitungswesen hat Rußland während der letzten zehn Jahre ansehnliche Fortschritte gemacht, ebenso auch in einigen Zweigen der Wissenschaft; aber die Handhabung der Censur ist eine weit schärfere geworden, als zur Zeit der Regierung Kaiser Alexanders II. und daher steht die Qualität der neueren Geistesproducte auf einer niedrigeren Stufe, als vor zehn Jahren. Alexanders III. Regierungsperiode hat noch keinen einzigen Dichter oder Schriftsteller an die Oeffentlichkeit gebracht, der sich auch nur im Entferntesten mit den Koryphäen der sechziger Jahre, mit Turgenjew, Dostojewsky, Pissemsky, Saltykow-Schtschedrin, Gontscharow und Leo Tolstoj vergleichen ließe. Die größere Quantität der erzeugten geistigen Producte kann für ihren geringeren Gehalt keinen Ersatz bieten.

Digitized by Google

Rußlands Finanzen sind in den letzten Jahren anscheinend besser geworden, wenn man den Cours der russischen Werthzeichen als Beweis dafür gelten lassen will. Berücksichtigt man aber, daß die Schulden des Reiches sich ganz bedeutend vermehrt haben und daß, um die Zinsen bezahlen zu können, neue Schulden gemacht werden mußten, daß Rußlands Bevölkerung, und zwar nicht nur die Bauern, sondern auch die Städter und der Adel, von Jahr zu Jahr mehr verarmen, was aus den enormen Steuerrückständen, aus den sich stetig mehrenden Bankerotten und zwangsweisen Gutsverkäufen, aus der Auswanderungssucht und anderen Anzeichen ersichtlich ist, so muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß in einem solchen Lande die Finanzen sich nicht in einem glänzenden Zustande befinden können und daß es nur Finanzkünste sind, die eine scheinbare Besserung herbeigeführt haben. Dabei brauchen wir nicht einmal die Thatsache zu erwähnen, daß die Controle der russischen Finanzwirthschaft eine reine Fiction und daß die Willkür, mit der über das Volksvermögen verfügt wird, eine unbeschränkte ist.

Die Bestechlichkeit und die Veruntreuungen der russischen Beamten sind allbekannt. Auch im letzten Jahrzehnt hat sich in dieser Beziehung durchaus nichts geändert, die öffentliche Moral steht noch auf demselben niedrigen Standpunkte wie früher. Dieses Pestgeschwür am russischen Staatskörper entzieht ihm seine besten Säfte, es hat bisher allen Heilversuchen widerstanden und die hiermit zusammenhängende Corruption scheint daher eine von den tief eingewurzelten Besonderheiten Rußlands zu sein, an deren Ausrottung man fast verzweifeln möchte.

Die russische Rechtspflege ist durch Alexander II. reformirt worden; seit über 25 Jahren ist in Rußland die Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung, die Unabhängigkeit der Richter, die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, die Aburtheilung von Criminalsachen durch Geschworene proclamirt. Alles dies sind unverkennbare Fortschritte, welche Rußland seinem Zar-Befreier zu verdanken hat. Daneben aber besteht noch immer jene verdammenswerthe Praxis, welche den Verwaltungs- und Polizeibeamten das Recht gibt, jeden Verdächtigen oder Angeklagten, ohne ihm die Möglichkeit zur Vertheidigung zu geben, einzukerkern, auszuweisen und zu verbannen. Wenn daher das Rechtsverfahren im Allgemeinen auch besser geworden ist, so wird doch von einem wahren Fortschritt auf diesem Gebiete erst dann die Rede sein können, wenn Niemand mehr seinem ordentlichen Richter entzogen, Niemand willkürlich, ohne Prozeß und Urtheilsspruch bestraft werden kann. Ueber die russischen Gefängnisse und über die Zustände, welche die Verbannungen nach Sibirien begleiten, brauchen wir uns hier nicht weitläufig zu äußern. Es ist bekannt, daß sich das Gefängnißwesen in Rußland auch jetzt noch auf einer sehr niedrigen Stufe befindet; menschenwürdige Einrichtungen in den russischen Haftlocalen sind nur ausnahmsweise vorhanden. Die Enthüllungen des Amerikaners Kennan über die Vorkommnisse beim Transport und bei der Behandlung von Gefangenen in Sibirien haben in der ganzen gebildeten Welt Erstaunen und Entrüstung hervorgerufen und man wird diese Entrüstung um so begreiflicher finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß unter jenen Gefangenen sich sehr viele Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes befinden, denen kein Verbrechen nachgewiesen werden kann und deren ganzes Vergehen darin besteht, den Verdacht und das Mißtrauen einzelner Regierungsbeamten oder Polizeiorgane erregt zu haben.

Von der geistigen Regsamkeit, welche unter Alexander II. in Rußland herrschte, sind nur noch wenige Spuren vorhanden. Es hat sich der ganzen Bevölkerung eine Apathie bemächtigt, die größer ist, als zu Nikolaus' Zeiten. Nur in der herrschenden Partei, welche die für ihre egoistischen Zwecke so günstige Lage nach Kräften auszubeuten sucht, ist eine rege Thätigkeit wahrzunehmen. Der Egoismus ist überhaupt ein hervorragendes Charakteristicum des heutigen Rußlands, im Gegensatz zu den Zeiten Alexanders II., wo nicht nur die Regierung, sondern auch die Gesellschaft ihre Thätigkeit fast ausschließlich gemeinnützigen Zwecken widmete. Allerdings sind auch jetzt Elemente vorhanden, die an den Traditionen einer besseren Vergangenheit festhalten, leider aber haben sie kaum die Möglichkeit sich Geltung und Gehör zu verschaffen. Die Presse ist fast gänzlich von der herrschenden Partei in Beschlag genommen, die wenigen liberalen Organe werden von einer höchst mißtrauischen Censur scharf überwacht, sie müssen daher ihre Worte vorsichtig abwägen und ihre wahren Gedanken und Gesinnungen verschleiern. Man sucht auf jede Weise den dissentirenden Bestrebungen, welche die herrschende Richtung bekämpfen und eine bessere, freiheitlichere Entwickelung herbeizuführen bemüht sind, den Boden zu entziehen.

Die Selbstverwaltung der Städte und Landgemeinden wird fortwährend beschränkt, sie besteht jetzt nur noch scheinbar. Der Regierungsbeamte und die Polizei beherrschen fast schrankenlos die communalen Versammlungen und die aus Wahlen hervorgegangenen Behörden. Industrie und Handel liegen, trotz hoher Schutzzölle, darnieder und das beständige Verlangen nach erhöhtem Schutz bekundet, daß die russische Industrie nicht auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbständig fortzuentwickeln vermag. Auch aus den Reihen der Landwirthschaft und aus den damit zusammenhängenden Gewerben ertönen beständige Klagen: ist die Ernte schlecht, so herrscht Elend und Hungersnoth, ist sie gut, so sinken die Preise so tief herab, daß sie kaum die Productionskosten decken: nur die Zwischenhändler und Kornwucherer bereichern sich, der Bauer sowohl wie der Gutsbesitzer verarmt.

Wir wenden uns nun zur auswärtigen Politik, beschränken uns jedoch ausschließlich auf Rußlands Verhältniß zum Deutschen Reiche. Abgesehen von unwesentlichen und vorübergehenden Mißstimmungen, herrschte seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zwischen der russischen und den deutschen Regierungen vollständige Harmonie. Eine ernste Entfremdung trat erst nach dem Berliner Congreß von 1878 hervor. Rußland behauptete, und seine deutschfeindlichen Politiker behaupten es, trotz augenscheinlicher, factischer Beweise vom Gegentheil, auch heute noch, daß Fürst Bismarck die russischen Interessen damals geschädigt habe. Dessenungeachtet blieb, so lange Kaiser Alexander II. lebte, das bisherige herzliche Einvernehmen zwischen den beiden Regierungen ungetrübt. Alexander III. aber, welcher schon als Thronfolger den Lehren der slavophilen Partei ein geneigtes Ohr geliehen hatte, ließ sich von der Behauptung dieser Faction, daß Deutschland und die Deutschen Rußlands natürliche Antagonisten und Feinde der Slaven seien, daß folglich ihnen gegenüber Mißtrauen die einzig richtige Politik sein müsse, bethören. Die Folge davon war, daß die Sympathien der russischen Diplomatie sich von Deutschland ab- und Frankreich zuwandten. Es trat zwischen Rußland und Deutschland eine Erkältung ein, die seitens der Russen in der bekannten Phrase „der Deutsche ist der Feind" und in fortwährend vermehrten Truppenanhäufungen an der Westgrenze des Reiches ihren Ausdruck fand. Die offene und unverkennbar verletzende Abneigung Rußlands gegen ein politisches Einvernehmen mit Deutschland und die drohenden russischen Truppenverschiebungen führten zu dem bekannten engeren Anschluß Deutschlands an Oesterreich-Ungarn und später auch an Italien. Dieses Bündniß wurde natürlich von den Russen als eine feindliche Manifestation gegen ihr Reich und ihre Regierung gedeutet und die Folge davon war, daß sich die russische Politik, und mit ihr die öffentliche Meinung in Rußland, noch mehr zu Frankreich hinneigte. Trotz mehrfacher Bemühungen Kaiser Wilhelms II., den Zaren von seinen freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen zu überzeugen, steht Rußland auch jetzt noch auf diesem Standpunkt. Es bedarf nun wohl keiner weiteren Erklärung, daß das letzte Jahrzehnt in der Politik Rußlands eine totale Frontveränderung hervorbrachte und daß sich Deutschland, Rußland gegenüber, in einer vollständig veränderten Lage befindet.

Daß Kaiser Alexander III. friedliebend gesinnt ist, wird allgemein versichert und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln. Ebenso sicher aber ist es, daß wie in Frankreich, so auch in Rußland eine starke und rührige Partei zum Kriege

Digitized by Google

drängt. Wie lange noch der Zar dieser Partei Widerstand leisten wird, ist unberechenbar. Diese inhaltsschwere Frage kann nur von der Zukunft gelöst werden. Beobachten wir aufmerksam die unter allen slavischen Völkerschaften vorhandene Gährung, so kommen wir unbedingt zu der Ueberzeugung, daß früher oder später ein Zusammenstoß der slavischen mit der germanischen Welt durchaus unvermeidlich ist; alle Anzeichen deuten darauf hin und Jedermann, der mit offenen Augen den Gang der Ereignisse verfolgt, muß sich sagen, daß die Atmosphäre mit Elektricität so stark geladen ist, daß nur ein fürchterliches Donnerwetter diesem gespannten Zustande ein Ende machen kann.

Rußland hat im verflossenen Jahrzehnt, trotz der veränderten politischen Constellation, die sich während dieses Zeitraumes gebildet hatte, an Macht und äußerem Ansehen nichts eingebüßt. Auf dem Gebiete der Ausbildung, Vervollkommnung und Vergrößerung seines Heeres hat es die größte Thätigkeit entwickelt und die russische Kriegsmacht ist jetzt weit formidabler als nach dem letzten großen Kriege gegen die Türkei. Auch an Umfang und an Seelenzahl hat das russische Reich während dieser zehn Friedensjahre beträchtlich zugenommen; man berechnet den Zuwachs auf etwa 245,000 Quadratkilometer und gegen 6,250,000 Einwohner. Außer den kaum nennenswerthen Kämpfen gegen die Afghanen im Jahre 1885 führte Rußland während dieser Zeit keinen Krieg; die Vergrößerung des Reiches und die Vermehrung der Einwohnerzahl erfolgte daher fast nur auf friedlichem Wege. Patriotische Stimmen aus Rußland weisen wiederholt darauf hin, daß sich der russische Thatendrang von Europa ab- und nach Asien hinwenden solle. Wir wünschen, daß diese Stimmen Erfolg haben möchten: Rußland sollte endlich einsehen lernen, daß es, so lange seine Heeresmassen in unmittelbarer Nähe von Deutschland und Oesterreich-Ungarn stehen, wie ein Alp auf Europa lastet, und daß es, trotz aller Friedensbetheuerungen, sowohl uns, wie auch sich selbst, zu fortwährenden, kaum zu erschwingenden Ausgaben für Rüstungszwecke verdammt, welche das arme russische Volk noch schwerer bedrücken, als die übrigen, verhältnißmäßig wohlhabenderen europäischen Völker. Wenn Rußland kein Bedürfniß und kein Verlangen hat, das freundschaftliche und intime Verhältniß, welches unter Kaiser Alexander II. zwischen uns und ihm herrschte, wiederhergestellt zu sehen, so kann uns Deutschen noch weniger daran liegen; aber wir wünschen und sehnen uns danach, daß der ungerechtfertigte Haß, welchen man in Rußland uns und unseren Stammesgenossen entgegenbringt, endlich aufhören möchte.

Wir haben uns bemüht, die russischen Zustände möglichst objectiv zu schildern und sind nun zu Ende. Mag der Leser selbst entscheiden, ob Rußland im letzten Jahrzehnt vorwärts oder rückwärts geschritten ist. Als Deutsche haben wir nur insofern ein unmittelbares Interesse an dem, was im Inneren Rußlands geschieht, weil es auch die hunderttausende unserer Landsleute, welche dort leben, betrifft, ferner weil die russische Politik und das freundschaftliche oder gespannte Verhältniß zwischen unserer Regierung und der russischen auch auf unser Wohlbefinden und sogar auf unsere materielle Lage einen unverkennbaren Einfluß ausübt. Vor allen Dingen aber dürfen und sollen wir nicht vergessen, daß an der Wohlfahrt und dem Gedeihen des russischen Volkes die ganze Menschheit mitbetheiligt ist; denn wenn ein Glied krank ist, so leidet darunter der ganze Körper.

Der gegenwärtige Stand der Koch'schen Frage.

Von Dr. med. Julius Levin.

Zu den vielen wichtigen Fragen, welche die Jetztzeit bewegen, hat sich seit dem Ende des vergangenen Jahres eine neue gesellt, die Koch'sche. Sie ist eine der bedeutendsten in der ganzen bisherigen Geschichte der Menschheit und ihre Lösung würde nicht minder mächtige Veränderungen in der Welt hervorgebracht haben, als jene großen Entdeckungen und Erfindungen, von denen man als Wendepunkten spricht. Die Koch'sche Frage lautet: Wird es gelingen, die Menschheit von dem Erbfeinde, dem sie alljährlich den fünften Theil ihres Bestandes zum Opfer bringen muß — dem Erbfeinde der Lungentuberkulose zunächst zu befreien, und die ganze Welt einer Verseuchung zu entreißen, oder nicht?

Wenn nun die Entscheidung dieser Frage im positiven Sinne bis zum vorigen Jahre von der medizinischen Welt als ein Ideal betrachtet wurde, von dem man um so mehr sprach, als man es für unerreichbar hielt, so ist sie in verhältnißmäßig beispiellos kurzer Zeit Gegenstand von actuellstem Interesse geworden.

Seitdem Koch in jener denkwürdigen ersten Sitzung des zehnten internationalen medizinischen Congresses die Mittheilung machte, daß es ihm gelungen ist, ein Mittel zu finden, welches Heilerfolge bei Tuberkulose versprach, bemächtigte sich des ärztlichen Publikums eine Spannung, welche bei den Laien zum Fieber ausartete, als die Tageszeitungen über dieses Mittel mehr oder minder richtige Nachrichten brachten, mehr oder minder große Hoffnungen zu erwecken begannen. Ueberall fragte man: Was mag es für ein Mittel sein; wie hat Koch es gefunden; wird es helfen; wird es vorübergehend oder dauernd helfen, und auf welche Weise? Anstatt daß die Zuversicht nachließ, da ganz unglaubliche Nachrichten in das Publikum geschleudert wurden, wuchs sie mit der Größe der eröffneten Perspectiven. Koch, so hieß es, hat ein Mittel gefunden, das alle Tuberkulose heilt, und Schreiber dieses wird im ganzen Leben den Eindruck nicht vergessen, den die von glaubwürdiger Seite gegebene Nachricht machte, daß es Prof. v. Bergmann gelungen sei, in fünf Tagen einen Lupus zum Verschwinden zu bringen, ein Leiden, das, wenn es überhaupt geheilt wurde, sich über Monate und Jahre erstreckte. Man wußte, daß in einer Anzahl öffentlicher und privater Kliniken mit Hochdruck gearbeitet wurde, es fing allmählich an sich ein förmlicher Sagenkreis um das Mittel zu bilden, der Forscher mußte, um die Fluth des Irrthums nicht noch höher ansteigen zu lassen, mit authentischen Erklärungen hervortreten. Es erfolgte die weltberühmte Publikation vom 13. November 1890, welche in dem auf den Menschen bezüglichen Theil folgende Cardinalbehauptungen aufstellte resp. Angaben enthielt:

1. Das Mittel hat die Fähigkeit, wahrscheinlich durch Zerstörung lebenden tuberkulösen Gewebes frische tuberkulöse Erkrankungen einschließlich der Lungenschwindsucht zur Heilung zu bringen.
2. Es tödtet nicht die Tuberkelbacillen.
3. Das Mittel hat diagnostische Bedeutung.
4. Die Versuche mit dem Mittel sind nicht abgeschlossen.

Daß die Laienwelt einen Jubel anstimmte, der, als einem Gelehrten dargebracht, in der Geschichte ohne Beispiel ist, darf nicht Wunder nehmen. Die Kranken sahen nicht nur einen Schimmer von Hoffnung blinken, nein, sie hatten ihre feste Bestätigung in Händen; das nicht nur drohende, sondern sogar sichere Verhängniß sollte von ihnen abgewendet werden. Man konnte von Kranken die bestimmte Behauptung aussprechen hören, daß es jetzt nur noch der Koch'schen Injectionen bedürfe, um dauernd von der Lungenschwindsucht befreit zu werden, von allen Orten pilgerten Kranke nach Berlin, der Stadt der Verheißung, und der Blick, der durch die Kenntniß der bestehenden Verhältnisse nicht geschärft war, verlor sich in's Wesenlose.

Schwerer erklärlich als der Jubel der Laienwelt ist der von klinisch-autoritativer Seite angestimmte. Wir sagen mit Willen nicht „ärztliche", denn ganz entschieden waren die „gewöhnlichen" praktischen Aerzte in der Beurtheilung der Koch'schen Frage skeptischer als die „Kliniker". Begreiflich wird das Geschehene nur deshalb, weil die Publikation von Koch ausging, dem Manne, dem man wissenschaftlich für die außerordentlichsten Aufschlüsse verpflichtet war, dem man bis dahin einen Irrthum noch nicht nachgewiesen hatte und deshalb einzig und allein die Fähigkeit zutraute, sich auch weiter nicht zu irren. Soviel ist sicher, daß die medizinische Welt keinem anderen Forscher ohne jede Kenntniß d. h. Erfahrung von Thatsachen, und ohne jede Erkenntniß zugejauchzt, son-

Digitized by Google

dern sich vielmehr auf den Standpunkt kühlster Kritik, wo nicht ironischen Skepticismus gestellt haben würde. Wäre der Autor nicht eine wissenschaftlich völlig unanfechtbare Persönlichkeit gewesen, so ist sehr die Frage, ob er von dem nicht eben schmeichelhaften Beinamen eines Charlatans wäre verschont geblieben, besonders, wenn man bedenkt, daß es sich im vorliegenden Falle um ein echtes Geheimmittel handelte.

Den Hauptgesichtspunkt aber, von dem aus besonders seitens der Autoritäten gesündigt worden ist, bildet die Verletzung des unantastbaren Prinzipes freier Forschung, welche sich zu verkörpern hat in der Controle Aller über Alle. Wie wenig man sich um sie gekümmert hat, ergibt die Erwägung, daß Alle sich zunächst nicht einmal aufschwangen zur Controle über Einen. Wer Geschmack hat an Allegorien wäre Angesichts der etwas veränderten Sachlage berechtigt zu sagen, daß die freie Forschung, in ihrem Rechte gekränkt, Rache für die Mißachtung ihrer Würde genommen hat.

Man kann von einer Reihe Kliniker sagen, daß sie noch königlicher waren, als der König selbst. Sie waren mit der ganzen Angelegenheit schon im Voraus im Reinen, während Koch selbst seine Versuche als in keiner Weise abgeschlossen betrachtete. Diese Thatsache erscheint um so merkwürdiger, als ein einziger Blick auf die Hauptthesen der Koch'schen Publikation jedem denkenden Arzte Stoff genug zur Ueberlegung, zum Zweifel, ja sogar zur directen Besorgniß bietet. Es wird dort betont, daß das Mittel tuberkulöses Gewebe zum Absterben bringt, daß die Tuberkelbacillen aber weiter leben. Was wird aus dem abgestorbenen Gewebe, was aus den weiterlebenden Tuberkelbacillen?

Wenn wir von vornherein eine Heilung durch das Koch'sche Mittel als perfect annehmen wollen, und die Koch'sche Voraussetzung, daß sie durch Abtödtung von tuberkulösem Gewebe zu Stande kommt, zu Recht bestehen lassen (beides natürlich als objektiv noch unbewiesene Thatsachen), so fragt sich zunächst, kann die Abtödtung der tuberkulösen Gewebe mit Intactbleiben der Tuberkelbacillen allein genügen, eine Heilung herbeizuführen, oder ist zwischen Abtödtung und Heilung ein Bindeglied nothwendig? Daß diese Frage zu bejahen ist, ergibt folgende kurze Erwägung. Die Abtödtung der tuberkulösen Massen hat keinen Einfluß auf die darin befindlichen Infectionsträger, das Ansteckungsmaterial bleibt im Körper, wie soll da von einer Heilung die Rede sein?

Man kann nun sagen, das veränderte tuberkulöse Product werde resorbirt. Erklären wir uns zunächst diesen Ausdruck! Der Körper hat die Fähigkeit, krankhafte Producte mit Hülfe des Stoffwechsels derartig umzugestalten, daß sie von den Blutgefäßen aufgesogen und mittelst des Stoffwechsels ausgeschieden werden. Diesen Vorgang bezeichnet man mit dem Worte Resorption. Die genannte Fähigkeit des Körpers erstreckt sich aber nicht auf alle krankhaften Produkte in gleicher Weise, und besonders ist es der Tuberkel, jene für die Infektion mit Tuberkelbacillen spezifische Geschwulstform, welcher der Resorption trotzt. Auf natürlichem Wege geht er, durch Wasserverlust, in den Zustand der sogenannten Verkäsung über, welcher gleichfalls eine Art Absterbens darstellt, und als geheilt auf natürlichem Wege kann man ihn nur dann bezeichnen, wenn er mit Mineralsalzen durchsetzt, wie es heißt, verkalkt ist. Soviel steht fest, daß der Tuberkel nicht resorbirt wird, wenigstens nicht bis in's Blut hinein, sondern allerhöchstens in die nächstgelegenen Lymphdrüsen und dort festgehalten wird. Dieses geschieht, wie gesagt, nur unter natürlichen Verhältnissen, man könnte nun einwenden, daß das Koch'sche Mittel den Tuberkel für das Blut resorptionsfähig machte, so daß die supponirte Heilung in erster Reihe beruht auf der Abtödtung der tuberkulosen Massen, in zweiter auf dem Uebergange derselben in den Kreislauf und darauffolgender Verbrennung daselbst. Diese Vorstellung ist aber unhaltbar aus folgendem Grunde: Wenn die tuberkulösen Massen resorbirt werden, müssen es auch die in ihnen befindlichen lebenden Infectionsträger; die Folge davon wird aber nicht eine Heilung sein, sondern das Auftreten jener schlimmsten Form der Tuberkulose, der sogenannten miliaren d. h. hirsekorngroßen, jener Form, welche nicht in massenhaften Herden auf einem Platze auftritt, sondern so recht die tuberkulöse Allgemeininfection darstellt, in dem sie sich in hirsekorngroßen Pünktchen über weite Strecken des Körpers verbreitet und in kürzester Zeit, wie der Volksausdruck sagt, galoppirend zum Tode führt.

Ist also die Resorption der tuberkulösen natürlichen Massen einerseits nicht zu erwarten, so ist sie andererseits unbedingt zu verhindern, bei veränderten. Dies geschieht am besten durch Entfernung des beeinflußten Gewebes aus dem Körper. Dies ist die conditio sine qua non für die Heilung, und wie wir diese Anschauung schon hatten, ehe genügende Beobachtungen vorlagen, so wird sie für uns, da Prophezeiungen Angesichts des vorhandenen Materials weder nöthig noch am Platze sind, um so besser bewiesen, je mehr wir die bei den einzelnen Tuberkuloseformen mit dem Tuberkulin erzielten Erfolge betrachten. Es gibt so wenig eine günstige Erfahrung, welche sich auf die besagte Ausstoßung der veränderten tuberkulösen Massen nicht zurückführen ließe, daß man eine ungünstige ohne große Bedenken auf die Behinderung jener Ausstoßung zurückzuführen im Stande ist. —

Schon Koch empfahl zum Studium der Tuberkulinwirkung die Tuberkulose der Haut, den sogenannten Lupus, als die dem Auge sich direct darbietende. Wir machen sie zum Ausgange unserer Auseinandersetzungen, weil bei ihr die Verhältnisse am einfachsten liegen und die Chancen für eine Heilwirkung des Tuberkulins am größten sind. Bereits in der Publikation vom 13. November 1890 spricht Koch von geheilten Lupusfällen, heute weiß man, daß sich die Sache anders verhält. Man kann heute behaupten, daß auch noch nicht ein Lupusfall geheilt ist, wenigstens ist keiner als geheilt zu betrachten, da auch die am günstigsten verlaufenen Rückfälle zeigten. Der erste Eindruck war der der Heilung, denn das oberflächliche tuberkulöse Gewebe, welches durch die Injektion verändert worden ist, wurde abgestoßen und durch gesunde Granulation ersetzt. Anders aber verhielten sich die Herde, welche tiefer in der Haut lagen, diese blieben im Körper und wucherten weiter. Es ist ganz selbstverständlich, daß man zu ihrer Heilung chirurgische Maßnahmen ergreift; und bei diesen Formen tuberkulöser Erkrankungen der Haut hat schon Köhler einige Tage nach der Koch'schen Publikation die Möglichkeit der Heilung ohne Zuhilfenahme chirurgischer Eingriffe wohl mit Recht geleugnet.

Die Wichtigkeit der Ausstoßung jener veränderten tuberkulösen Massen erhellt ganz besonders aus den schlechten Erfolgen, welche bei der Tuberkulose der Knochen und Gelenke zu constatiren waren, eben denjenigen Formen der Erkrankung, bei denen der Sitz derselben sich innerhalb sehr fester oder elastischer Wandungen befindet, welche die Entfernung der krankhaften Producte aus dem Körper verhindern. Schon von vornherein war man diesen Affectionen gegenüber in Bezug auf das Koch'sche Mittel mißtrauisch und man machte sich sofort mit dem Gedanken vertraut, die chirurgische mit der Tuberkulinbehandlung zu verbinden. Es hat wohl heute kein Chirurg mehr ernstlich die Anschauung, daß er durch das Tuberkulin allein den Verlauf einer Knochen- oder Gelenktuberkulose wird vereinfachen können, einen wesentlichen Einfluß hat das Koch'sche Verfahren auf diesen Gebieten niemals ausgeübt; einige Autoren wollen eine schnellere Heilung der operirten Knochen und Gelenke nach der Tuberkulinbehandlung gesehen haben, ihre Angaben ermangeln indeß allgemeiner Bestätigung. So viel steht fest, daß eine alleinige Tuberkulinbehandlung bei der Tuberkulose der Knochen und Gelenke selbst im ersten Stadium als völlig einflußlos zu betrachten ist. Es ist kaum anzunehmen, daß sich das bisher erzielte Resultat wesentlich verändern wird, und diese Aussicht ist für die Anwendung des Tuberkulins um so verhängnißvoller, als man auch vor seiner Einführung den Tuberkulosen der Gelenke in keiner Weise machtlos gegenüber stand. Es waren verschiedene Methoden im Gebrauch, theils chirurgische, theils medikamentöse, theils eine Verbindung beider. Noch auf dem letzten Chirurgencongreß machte von Bergmann die Bemerkung, daß die von Bruns empfohlene methodische Anwendung von Jodo-

Digitized by Google

formglycerininjectionen direct in die tuberkulösen Gelenke eine Heilungsziffer erzielt hat, welche bei der Anwendung des Tuberkulins wohl von keinem Beobachter gesehen worden ist, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Bruns'sche Methode vor der Koch'schen den Vorzug verdient, schon deshalb, weil sie irgend welche Gefahren nicht mit sich bringt. Daß man das von der Tuberkulininjection nicht behaupten kann, zeigen Fälle, in denen z. B. bei Kniegelenktuberkulose trotz deutlicher allgemeiner und localer Reaction nach nöthig gewordener Operation sich auf der Innenseite der Gelenkkapsel massenhafte Tuberkel fanden, welche nicht nur makro- oder mikroskopisch keine Spur von Veränderung zeigten, sondern sogar den Eindruck machten, als wären sie zum Mindesten während, um nicht zu sagen, in Folge der Kur entstanden, oder aber der bekannte Fall des Dr. Israel in Berlin, bei welchem nach operirter Hüftgelenktuberkulose sich das allergünstigste Resultat, nämlich normale Verhältnisse, eingestellt hatten, die aber nach sieben Injectionen, welche der Kranke zur Sicherstellung erhielt, sich so verschlechterten, wie es bei einfacher Operation ohne Injectionen kaum möglich gewesen wäre. Zieht man einen Schluß aus den bis jetzt gemachten Beobachtungen über die Tuberkulininjectionen bei der Knochen- und Gelenktuberkulose, so kann man, ohne nach irgend einer Seite etwas zu übertreiben, sagen: Die Tuberkelinjectionen leisten nichts Gutes, was nicht auch bei einer anderen Behandlungsmethode erreicht worden wäre. Sie stehen in einer großen Anzahl der Fälle an Heilwirkung anderen bis jetzt bekannten Methoden nach. In Bezug auf allgemeine Gefahren sind sie bedrohlicher als die anderen Methoden. Was aus diesen Resultaten für die weitere Anwendung des Mittels sich ergibt, ist nicht schwer zu sagen, obwohl es an sich nicht unrichtig ist weitere Versuche anzustellen.

Die Tuberkulose des Kehlkopfes hat mit derjenigen des Darmes gemeinsam, daß sie unzweifelhafte Heilerfolge durch alleinige Tuberkulininjectionen gezeigt hat. Es kann dieses nach der theoretischen Auseinandersetzung, die wir am Anfang über die Wichtigkeit der Ausstoßung der veränderten tuberkulösen Producte in keiner Weise Wunder nehmen. Die Verhältnisse für diesen Vorgang liegen ja gerade beim Kehlkopf und dem Darm ganz besonders günstig. Der Kehlkopf bildet einen großen Hohlraum, welcher mit der Außenwelt direct in Verbindung steht. Jeder Hustenstoß ist befähigt, ohne weitere Hindernisse das abgestorbene infectionsfähige Gewebe aus dem Körper zu entfernen, so daß schon aus diesem Grunde eine glatte Heilung theoretisch denkbar ist. Wenn nun auch der Patient selbst nicht sehr bedeutend an Kräften gewinnt trotz der Heilung der Kehlkopftuberkulose, so liegt das daran, daß diese Erkrankung fast in allen Fällen mit einer solchen der Lunge und zwar schon vorgeschrittener Natur vergesellschaftet ist. Hieraus folgt, daß in den meisten Fällen von Kehlkopftuberkulose eine selbst vollkommene Heilung der Geschwüre dem Kranken nicht eine Genesung im Ganzen, sondern eine Befreiung von quälenden Erscheinungen bringt, was, so wenig es ist, doch gewiß kein Resultat von zu verachtendem Werth darstellt. Es gibt nun aber eine wenn auch kleine, so doch sicher verbürgte Anzahl von Fällen, in denen nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Tuberkulose von der Lunge auf den Kehlkopf übergeht, sondern vom Kehlkopfe auf die Lunge. Die Heilung dieser letztgenannten Fälle, welche nicht nur als möglich, sondern sogar als wahrscheinlich angenommen werden kann, würde thatsächlich den Körper vor der Infection der Lungen sicher zu stellen im Stande sein, und hier würde sich das Tuberkulin als ein wirkliches Heil- und Schutzmittel zugleich bewähren. Wenn nun diese mit dem Tuberkulin erzielten Erfolge durchaus betont zu werden verdienen, so ist doch auf der anderen Seite nicht zu vergessen, daß man auch in der Zeit vor Koch gegen die Kehlkopftuberkulose in keiner Weise machtlos war. Die Medizin gebietet sogar über eine ganze Anzahl von Mitteln, die alle bei der Kehlkopftuberkulose Erfolge für sich haben, unter denen sich zur Zeit die Milchsäure einer ganz besonderen Achtung erfreut. Dieselbe leistet für nicht zu schwere Fälle manchmal ganz Vorzügliches, ebenso viel wie das Tuberkulin, dieses hat nur vor jenen genannten Mitteln das voraus, daß seine Wirksamkeit auch in schwersten Fällen hervortrat.

Was die bei der Tuberkulose des Darms erzielten günstigen Erfolge betrifft, so haben wir schon oben versucht, sie nach dem von uns aufgestellten Prinzip zu erklären. Sie sind um so merkwürdiger, als man bis jetzt die Darmtuberkulose mit Recht für die allerschlimmste, weil keiner Behandlung zugängliche, Form der Erkrankung angesehen hat. Die Darmtuberkulose äußert sich durch mehr oder minder tiefe Geschwüre, von denen man schon hin und wieder eins hat heilen sehen, deren Heilung im Allgemeinen aber bis zur Koch'schen Periode nicht zur Beobachtung gekommen ist. Mit Hülfe der Tuberkulininjectionen ist es gelungen, die Geschwüre eines völlig mit ihnen durchsetzten Darmstückes so zu verändern, daß man von einer Reinigung bei einem Theile, bei einem anderen von einer definitiven Heilung sprechen konnte. Diese Erfolge sind auf keine andere Weise zu erklären als dadurch, daß der Darm in hervorragendster Art die Fähigkeit besitzt, in ihm befindliche Körper, in diesem Falle die infectionsfähigen, durch die Behandlung veränderten Producte nach außen zu befördern. So bedeutend dieser Erfolg nun ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß er nicht ohne eine locale Gefahr erkauft wird. Die Abstoßung der tuberkulösen Producte kann nämlich unter dem Einfluß der Behandlung so intensiv vor sich gehen, daß es zur Eröffnung des Darms mit Austritt von Darminhalt in die freie Bauchhöhle und darauffolgendem, in solchen Fällen fast stets augenblicklich eintretendem Tode kommt. Außerdem aber ist nicht zu übersehen, daß eine Heilung der Darmtuberkulose nur durchaus theoretischen Werth hat, wenn nicht durch die Tuberkulinbehandlung die fast stets neben der Darmphthise bestehende und sie bedingende Lungenphthise gebessert wird. Das ist nun fast niemals der Fall, und es entbehrte nicht eines gewissen, unbedingt nicht beabsichtigten ironischen Beigeschmacks, als in einer Berliner gelehrten Gesellschaft an einem Präparat die unter Tuberkulinbehandlung erzielte Heilung der tuberkulösen Darmgeschwüre bei einem Patienten demonstrirt wurde, der an Lungentuberkulose zu Grunde gegangen war.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Die Stellung des Pessimismus in meinem philosophischen System.

Von Eduard von Hartmann.

Es ist schon öfter die Bemerkung gemacht worden, daß unter dem Druck der gegen den Pessimismus gerichteten Vorurtheile die Beurtheilung meines philosophischen Systems in allen seinen Theilen und der ihm von den Zeitgenossen vergönnte Einfluß mehr als billig gelitten hat, und es dürfte deshalb angezeigt sein, die Berechtigung dieser Rückwirkung einmal im Zusammenhang zu beleuchten. Ich spreche hier nicht von der Verwechselung meines rein eudämonologischen Pessimismus mit dem evolutionistischen Pessimismus, der in mir den eifrigsten Bekämpfer gefunden hat; ich spreche auch nicht von der Verwechselung meines actionsfreudigen, kraftvoll energischen Pessimismus mit dem quietistischen, wie er aus dem evolutionistischen Pessimismus und Indifferentismus entspringen muß; ich spreche am wenigsten von der großen Masse jener „Gebildeten", die meinen Pessimismus nur vom Hörensagen kennen und von verschiedenen Arten des Pessimismus keine Ahnung haben, aber schon durch das bloße Wort „Pessimismus" gedankenlos von entrüstetem Abscheu, moralischem Ekel und tiefgefühlter Verachtung erfüllt werden. Ich spreche nur von solchen, die meinen Pessimismus in seinen Unterschieden von anderen Arten des Pessimismus richtig verstanden haben, aber ihn trotzdem für irrthümlich und schädlich zu halten fortfahren und sich nunmehr berechtigt glauben, mein ganzes System

Digitized by Google

in allen seinen Theilen zu verwerfen, bloß darum, weil der Pessimismus in ihm eine bedeutende Rolle spielt.

Dem gegenüber scheint es mir nöthig zu betonen und mit Nachdruck geltend zu machen, daß der Pessimismus mit meiner Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie und Geschichtsphilosophie keinerlei angebbare Berührungspunkte hat, daß er in der Aesthetik nur zu den höchsten conflicthaltigen Modifikationen des Schönen (dem Tragischen, Komischen und Humoristischen) eine immerhin beschränkte Beziehung hat, daß er selbst in der Ethik keinen Einfluß auf die Bestimmung der sittlichen Aufgaben und in der Religionsphilosophie keinen Einfluß auf die inhaltliche Bestimmung des religiösen Verhältnisses und des Heilsweges hat, und daß endlich sogar in der Metaphysik die rückwirkende Bedeutung des Pessimismus zwar nicht unwichtig, aber in ihrem Umfang doch sehr beschränkt ist.

Bei der Erkenntnißtheorie liegt die Beziehungslosigkeit zum Pessimismus zu sehr auf der Hand, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Bei der Naturphilosophie kann man wohl zweifelhaft sein, ob zu ihrem Gebiet auch noch die Bestimmung der unteren Grenze gehört, jenseits welcher die Empfindungsfähigkeit aufhört; aber man kann nicht darüber zweifelhaft sein, daß innerhalb der Grenzen der Empfindungsfähigkeit die Untersuchung über die Positivität oder Negativität der Empfindungsbilance nicht mehr zur Naturphilosophie, sondern zur Axiologie oder Werthlehre gehört. Demgemäß bleibt auch die Naturphilosophie als solche davon unberührt, ob die Axiologie bei den niederen, empfindungsfähigen Naturwesen zu einem optimistischen, pessimistischen oder indifferentistischen Resultat gelangt.

Ebenso hat es die Geschichtsphilosophie mit der Entwickelung der Uncultur zur Cultur und der Cultur von niederen zu höheren Stufen zu thun, und allenfalls noch mit den Motiven des Fortschritts, d. h. mit den Unlustgefühlen, welche überwunden, und den Lustgefühlen, welche errungen werden sollten. Ob aber die Bilance der Lust innerhalb jeder Culturstufe positiv oder negativ war, und ob die real vorhandenen Gefühle auf Illusionen oder auf wahren Voraussetzungen beruhten, das geht nur die Axiologie und nicht die Geschichtsphilosophie als solche an. Selbst die Frage, ob der Culturfortschritt mit einem Fortschritt der eudämonologischen Bilance Hand in Hand gehe oder ob beide von einander unabhängig seien oder ob sie im Widerstreit mit einander stehen, selbst diese Frage ist schon nicht mehr rein geschichtsphilosophisch, sondern gehört einer vergleichenden Zusammenstellung von Geschichtsphilosophie und Axiologie an. Die Geschichtsphilosophie hat es nur mit dem jeweilig Verfehlten und Erreichten zu thun, aber nicht mit den eudämonologischen Verlusten und Gewinnen, welche bei diesen Prozessen für das innere Gefühlsleben der Träger der Geschichte abgefallen sind. Sie zählt Schlachten und Siege, Todte und Verwundete, aber nicht Thränen, Seufzer und Lächeln; sie registrirt die Werke des Genius und ihre culturgeschichtliche Bedeutung, aber nicht seine Qualen und Entzückungen in einsamer Kammer.

Was für den rückwärts gewendeten Blick gilt, das gilt auch für den vorwärts gewendeten; der Pessimismus hat keinerlei Platz in meinen Ansichten und Erwartungen über die fernere Entwickelung des staatlichen, kirchlichen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens der Menschheit. Auf allen diesen Gebieten gibt mir vielmehr der Glaube an eine providentielle Leitung des Entwickelungsganges die tröstliche Zuversicht, daß trotz aller örtlichen und zeitlichen Stillstände und Rückschritte im Großen und Ganzen doch zweifellos der höchstmögliche Fortschritt resultiren muß, wenn er auch mit Kämpfen und Leiden der einzelnen wie der Völker bezahlt wird.

Das ganze große Gebiet der Aesthetik steht nur zu der Seite der Idee im absoluten Geist in unmittelbarer Beziehung, und in dieser hat im Allgemeinen der Pessimismus keine Stätte, während die Seite des Willens als solchen, in welcher der Pessimismus gegründet ist, direct in das Schöne nicht eingeht. Nur insofern die Idee im ästhetischen Schein auch die Conflicte des Willens und ihre transcendente Lösung abspiegelt, zeigt sie dadurch, daß die höchsten Formen dieser Lösung auf den Pessimismus hinüberweisen, wie selbst hier die anschauliche symbolische Anticipation der letzten metaphysischen Consequenzen des Pessimismus aus der Idee hervorleuchtet, wenn sie auf ihren Gipfel gelangt ist (vergl. „Philosophie des Schönen" S. 338—341, 377—381, 411—417). Aber diese Beziehung leuchtet erst dann ein, wenn die höchsten Modifikationen des Schönen in ihrer sublimirtesten Gestalt genommen und der Einzelfall als eine symbolische Anticipation der Welttragik und des Welthumors verstanden wird, und betrifft somit schon die höchsten Spitzen der ästhetischen Darstellung und Auffassung, nicht ihren breiten, allmählich aufsteigenden Unterbau, der mit Pessimismus seiner Natur nach keinerlei Berührung hat. In diese höchsten Spitzen aber ist der Pessimismus nicht etwa von mir gewaltsam hineingetragen, sondern er ist überall die stillschweigende, mehr oder weniger unbewußte Voraussetzung, unter welcher allein das Tragische, Komische und Humoristische erklärlich und verständlich wird, und durch welche es erst die mikrokosmische Bedeutung gewinnt, die dem Schönen nicht fehlen soll. Der Pessimismus ist also ästhetisches Postulat der höchsten Modifikationen des Schönen nicht bloß bei mir, sondern bei Jedermann, der für die volle ästhetische Wirkung dieser Modifikationen Verständniß besitzt; dieses Verhältniß habe ich nur aufgezeigt, und diese Aufzeigung nimmt in meiner umfangreichen Aesthetik nur wenige Seiten ein.

Wenn man meine Ethik die des Pessimismus genannt hat, so ist das unrichtig, falls man darunter versteht, daß meine Ethik nach Form und Inhalt ganz durch den Pessimismus bestimmt sei. Es ist nur in dem Sinne richtig, daß meine Ethik zum ersten Mal die Aufgabe wirklich löst, zu zeigen, daß und wie eine wirkliche Ethik in einem philosophischen System von pessimistischer Färbung möglich sei. Die Schopenhauer'sche Ethik zerfällt nämlich in eine esoterische und eine exoterische, die einander widersprechen und von denen die erstere nichts mit dem, was man gemeiniglich unter Ethik versteht, zu thun hat, während die letztere als eine offenbare Inconsequenz im System dasteht. Aehnlich ist es mit der Ethik der pessimistischen indischen Religionen, nur daß dort die Kluft, die bei Schopenhauer nackt zu Tage liegt, durch Mythologie und heteronomen Ritualismus überkleistert ist.

Ich habe stets betont, daß meine Ethik, sofern sie nicht die subjectiven Triebfedern, sondern die objectiven Ziele der Sittlichkeit und ihre Sanction betrifft, sich auf den metaphysischen Monismus und die Teleologie stützt und nicht auf den Pessimismus, weder auf den empirischen, noch auf den metaphysischen („Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. V, 3: „Der Pessimismus und die Ethik" S. 102—112). Ich habe nur behauptet, daß der empirische Pessimismus eine negative Vorbedingung für die praktische Verwirklichung der vom Pessimismus ideell unabhängigen autonomen Sittlichkeit sei, und daß der metaphysische Pessimismus für den Pessimisten (aber auch nur für diesen) ein Verstärkungsmotiv zur persönlichen Hingabe an die sittlichen Lebensaufgaben sein könne. Daß für den in optimistischen Illusionen Befangenen der metaphysische Pessimismus kein Verstärkungsmotiv zur opferwilligen Mitarbeit am sittlichen Weltprozeß sein könne, habe ich nie bestritten und behaupte nur, daß es einem solchen an echter Religiosität fehle, so lange diese optimistischen Illusionen bei ihm vorhalten. Da die Mittelzwecke, an denen allein der Mensch sich sittlich bethätigen kann, nach meiner Auffassung inductiv erschlossen werden und von jeder Art des Pessimismus unabhängig sind, da ferner auch für den Pessimisten der metaphysische Pessimismus nicht das alleinige oder hauptsächliche, sondern nur ein verstärkendes Motiv zur sittlichen Bethätigung neben vielen anderen Motiven ist, so ist auch die praktische Bedeutung des metaphysischen Pessimismus für die Sittlichkeit nur gering, während diejenige des empirischen Pessimismus sehr groß ist.

Denn die autonome Ethik fordert zwar vom Menschen die Selbstverleugnung aus rein teleologischen und monistischen, nicht aus pessimistischen Gründen, ist aber außer Stande, dem Menschen irgend welche Mittel zur Verwirklichung dieser Forde-

Digitized by Google

rung im Kampfe mit der instinctiven Selbstsucht darzubieten und kann ihn nur auf die moralischen Instinkte oder sozialen Triebfedern verweisen, die er auch als natürlicher Mensch schon ohne alle Ethik besitzt, und die sich für gewöhnlich eben als zu schwach erweisen. Will die Ethik sich nicht sophistisch auf egoistische Pseudomoral stützen oder ihre Forderungen durch eine heteronome Autorität beglaubigen, so muß sie den empirischen Pessimismus zu Hülfe rufen, der dem Menschen die Vergeblichkeit der Jagd nach dem Glück aufdeckt und ihn durch diese Einsicht zur Selbstverleugnung befähigt.

Der empirische Pessimismus leistet aber damit für die Sittlichkeit noch nichts Positives, sondern nur die negative Arbeit, die Widerstände des Egoismus zu überwinden und den sittlichen Triebfedern und Interessen freie Bahn zu schaffen. Die Art, wie diese freie Bahn positiv benutzt wird, also der eigentliche Inhalt der Ethik, ist von jeder Art des Pessimismus gleich unabhängig.

Aehnlich wie mit der Ethik ist es auch mit der Pädagogik. Die Erziehung soll zur selbstverleugnenden Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit stark und tüchtig machen. Die Ziele der Pflicht und die Zwecke der Arbeit werden nicht durch den Pessimismus, sondern durch den teleologischen Optimismus gesteckt; aber der Pessimismus ist es, der erst zur Selbstverleugnung befähigt und stark macht zur opferwilligen Hingebung an die drückende Pflicht und die lästige Arbeit. Auch in der Erziehung hat der Pessimismus eine bloß mitwirkende und bloß negative Bedeutung, indem er vor dem sittlich auflösenden, verweichlichenden und depravirenden Einfluß der egoistischen Jagd nach dem Glück schützt.

Alle Religion beruht auf dem Gefühl des Erlösungsbedürfnisses, auf dem Verlangen nach Erlösung nicht nur von der Sünde, sondern auch von dem Uebel. Die Intensität der Religiosität ist proportional der Intensität des Erlösungsbedürfnisses. Wo das Erlösungsbedürfniß fehlt, da kann sich keine Religion entwickeln; wo das Erlösungsbedürfniß schwindet, da muß die bereits vorhandene Religion in todtem Aberglauben und äußerlichem Ritualismus verkümmern. Das Erlösungsbedürfniß setzt aber das Gefühl für die Unerträglichkeit des Uebels und seine Unüberwindlichkeit auf natürlichem Wege voraus, d. h. es ruht auf bewußtem oder unbewußtem Pessimismus. Abstellbare Uebel, oder solche, die von den Gütern dieser Welt überwogen werden, lassen in keinem Menschen Erlösungsbedürfniß und Religiosität erwachsen; das können nur solche Uebel, die das Gute und Angenehme dieser Welt überwiegen und doch durch menschliche Macht unabwendbar erscheinen, d. h. der Glaube an die Wahrheit des empirischen Pessimismus. Somit ruht in der That alle Religion auf dem Pessimismus als auf der unentbehrlichen Voraussetzung ihres Zustandekommens und ihres Bestandes. Der Optimist braucht keine Religion, und wenn er sie sich anschafft, so ist sie für ihn ein überflüssiger Luxus, der ihm nicht zu Herzen geht.

Aber die Religion ist nicht nur bedingt durch die Erlösungsbedürftigkeit dieser Welt, sondern auch durch ihre Erlösungsfähigkeit und durch den Glauben an eine Heilsordnung, welche die Erlösung verwirklicht. Der Einzelne als solcher mag, gestützt auf das religiöse Verhältniß zu Gott, sich mit einer idealen Anticipation der realen Erlösung zufrieden geben; aber diese ideale Vorwegnahme und ihr Genuß wäre eine Illusion, wenn der Glaube an die reale Welterlösung ohne Wahrheit wäre. Dieser Glaube an die Erlösungsfähigkeit der Welt und an die zu ihrer Erlösung führende Heilsordnung ist aber kein Pessimismus mehr, sondern evolutionistischer Optimismus. So gewiß ohne eudämonologischen Pessimismus in formaler Hinsicht keine Religion entstehen und bestehen kann, so gewiß muß der ganze Inhalt der Religion von den Consequenzen dieses evolutionistischen Optimismus eingenommen werden. Die Anknüpfung und Pflege des religiösen Verhältnisses wird motivirt durch den Pessimismus, aber es selbst ist ein optimistisches Verhältniß zu Gott als dem Erlöser oder zu den göttlichen Stellvertretern, die Gott sich zum Zweck der Welterlösung gesetzt hat. Alle zu durchlaufenden Stufen der Heilsordnung sind sowohl für den Einzelnen wie für die Welt Stufen eines evolutionistischen Optimismus, wenn auch zur Erreichung des Endziels der realen Welterlösung der eudämonologische Pessimismus die formale Voraussetzung und der Beweggrund des ganzen religiösen Prozesses bleibt. Erst unter diesem religiösen Gesichtspunkt der Erlösungssehnsucht gewinnt der metaphysische Pessimismus seine Motivationskraft; denn der Religiöse verschmäht ein Fortleben ohne Religiosität und kann doch nur als Erlösungsbedürftiger religiös bleiben, muß also eine Fortdauer über die Welterlösung hinaus als zwecklos von sich weisen. Er muß mit anderen Worten nicht das So- oder Sosein, sondern das von Gott Unterschiedensein überhaupt als Quelle des Uebels und als Gegenstand der Erlösungssehnsucht betrachten, d. h. er muß über den empirischen Pessimismus hinaus zu einem absoluten emporsteigen und die reale Erlösung als Tilgung jeder Spur und jedes Restes einer Verschiedenheit und Getrenntheit von Gott auffassen. Dabei bleibt es aber immer in Kraft, daß jeder Schritt auf diesem Wege ein Stück evolutionistischer Optimismus ist, und daß der ganze religiöse Heilsweg sich aus solchen optimistischen Bestandtheilen zusammensetzt.*)

Was endlich meine Metaphysik betrifft, so würde sie in allen Punkten dieselbe sein wie jetzt, auch wenn ich nicht Pessimist wäre. Die Endlichkeit des Weltprozesses nach Anfang und Ende ist schon durch den Begriff der teleologischen Entwickelung gegeben, und deshalb bedarf das Ende dieser Welt nicht erst des Pessimismus, um metaphysisch denknothwendig zu werden. Das Verhältniß des alleinen Wesens zur Natur und zum bewußten Geist bleibt innerhalb des Weltprozesses dasselbe, mag nun die axiologische Betrachtung der Welt zu einem optimistischen oder zu einem pessimistischen Ergebniß führen. Die Funktionen und Attribute des Absoluten, welche aus seinen Wirkungen in Natur und Geist erschlossen werden können, sind ebenfalls vom Pessimismus unabhängig.

Was ich gezeigt zu haben glaube, das ist, daß die Attribute, die auf diesem Wege von Alters her erschlossen worden sind, zugleich geeignet sind, den thatsächlichen Befund der Welt zu erklären, wie der eudämonologische Pessimismus und evolutionistische Optimismus ihn aufgenommen haben. Das „Daß" der Welt ist eben als ein von Gott geschiedenes schlechter, als ihr Nichtsein wäre, aber das „Was und Wie" des Weltinhaltes ist bestmöglich, wenn das Daß einmal als gegeben hingenommen wird. Diese Sätze sind der metaphysische Ausdruck für das, was religionsphilosophisch die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit der Welt heißt. Der Pessimismus ist im „Daß", der Optimismus im „Was und Wie" der Welt gegründet; die Erlösungsbedürftigkeit der Welt hat ihre Wurzel im Ursprung des „Daß", die Erlösungsfähigkeit im Ursprung des „Was", die erstere im alogischen Willen, die letztere in der logischen Idee des Absoluten. Ich habe nicht nöthig gehabt, zu den überlieferten Attributen des Willens und der Idee etwas hinzuzuthun oder von ihnen etwas hinwegzunehmen, um in ihnen ungesucht die Erklärungsprinzipien des Pessimismus und Optimismus und ihrer Vereinigung zu finden; ich brauchte nur zu zeigen, was in diesen unabhängig vom Pessimismus gefundenen methaphysischen Prinzipien für Consequenzen darinsteckten, die bisher nicht oder nicht genügend und nicht in ihrem Zusammenhange beachtet waren. Wer aber den Pessimismus nicht gelten läßt, der wird natürlich auch diese Aufzeigung nicht gelten lassen, ohne darum an den auf anderem Wege gefundenen und begründeten metaphysischen Prinzipien etwas ändern zu müssen.

Auch die Unbewußtheit der absoluten Funktion als schöpferischer habe ich nicht aus dem Pessimismus erschlossen, wenngleich es als eine weitere Stütze für die Unbewußtheit wenigstens des absoluten Willens gelten kann, daß eine Welt, die zur Wiederaufhebung bestimmt ist und besser nicht wäre, von einem allweisen Gott kaum mit Bewußtsein geschaffen worden sein kann. Aber die Unbewußtheit der absoluten Funktionen als schöpferischer bliebe nach meiner Ansicht auch dann aus-

*) Vergl. meine „Religion des Geistes" Bd. II. 2b, S. 255—268. Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

reichend begründet, wenn dieses aus dem Pessimismus geschöpfte Argument hinwegfiele.

Der Pessimismus, wie ich ihn verstehe, hat sich in allen aufgeführten Gebieten der Philosophie ungesucht in das System eingefügt, sich in völligem Einklang mit demselben gezeigt und dadurch sowohl bestätigend auf viele andere Ergebnisse gewirkt, als auch seinerseits von diesen Bestätigung empfangen. Aber es sind immer nur bestimmte, mehr oder minder wichtige Punkte, in denen die pessimistische Axiologie sich mit anderen Gebieten berührt; weite Strecken bleiben ohne solche Grenzberührung mit dem Pessimismus. Mein System würde ohne Zweifel wesentliche Charakterzüge verlieren, wenn man alles Pessimistische aus ihm herausschälte, aber sein Gerüst würde dadurch nicht eingerissen werden, und viele Theile der Ausführung und Bekleidung würden ganz unverändert bleiben. Gerade die Specialuntersuchungen, der breite Unterbau und der massive Mittelbau würden durch eine Ausscheidung des axiologischen Flügels gar nicht betroffen werden, und diese sind es doch vorzugsweise, welche das Interesse der Zeitgenossen in Anspruch zu nehmen hoffen können.

Meine Asthetik und Ethik hätten mit geringfügigen Auslassungen so veröffentlicht werden können, daß von Pessimismus keine Rede darin war; aber das Schicksal meiner Erkenntnißtheorie und Naturphilosophie, in denen wirklich von Pessimismus keine Rede ist, beweist zur Genüge, daß sie durch solche Selbstverleugnung doch nicht dem Schicksal entgangen wären, als Ausflüsse meines Pessimismus mißachtet zu werden. Meine Religionsphilosophie und Metaphysik, in denen der Pessimismus verhältnißmäßig noch die größte Rolle im Vergleich mit anderen Gebieten spielt, liegt ohnehin dem Interesse der Zeitgenossen am fernsten und sollten deshalb billigerweise das Urtheil über meine sonstigen Leistungen nicht gefangen nehmen. Aber auch in ihnen läßt der pessimistische Beisatz sich leicht ausscheiden oder durch einen indifferentistischen oder optimistischen ersetzen, ohne daß dadurch die übrigen an Zahl und Masse weit überwiegenden Bestandtheile für denjenigen werthlos werden, der sich mit dem Pessimismus in keiner Gestalt befreunden kann.

Wer übrigens die hier nur angedeutete Stellung des Pessimismus erwägt, der wird sich vielleicht gerade dadurch angeregt finden, sein Urtheil über den Pessimismus noch einer genauen Nachprüfung zu unterziehen. So wenig ich den Beurtheilern beipflichten kann, die es mir zum Vorwurf machen, etwas „Pessimismus“ genannt zu haben, was gar kein Pessimismus mehr sei, so wenig wage ich es, denjenigen zu widersprechen, welche behaupten, daß meine gesammte Philosophie einer anderen Aufnahme begegnet wäre, wenn ich das nun einmal mit einem unauslöschlichen Odium belastete Wort Pessimismus vermieden, und durch einen neuen Ausdruck von eigener Prägung ersetzt hätte. Indessen dazu ist es jetzt zu spät für mich, und nur für strebsame Jüngere mag der Wink noch von Nutzen werden können.

Wilhelm Raabe's neues Buch.

(Stopfkuchen.)

Von Edmund Sträter.

Das sechste Heft des laufenden Jahrgangs der „Deutschen Romanzeitung“ brachte den Schluß von Wilhelm Raabe's „See- und Mordgeschichte“. Das war an einem Sonnabend. Am darauffolgenden Montag wurde ich in einem größeren Kreise von Freunden, in dem ich als ein „Raabeschwärmer“ bekannt bin, um meine Ansicht über das neueste Werk des „beliebten“ Braunschweiger Dichters befragt. Die Folge meiner Meinungsäußerung war, daß mein Exemplar bei Allen, welche die Erzählung noch nicht gelesen hatten, die Runde machte. Die Urtheile wichen bedenklich von einander ab. Es fanden sich Manche, die an Dickens und Reuter ihre helle Freude hatten, Stopfkuchen aber nicht wollten gelten lassen. Wir Enthusiasten blieben in der Minderheit. Inzwischen ist die Geschichte bei Janke in Berlin in Buchform erschienen, und das bietet uns willkommene Gelegenheit, unsere Ansicht über das Buch dem Richterspruch des Publikums zu unterbreiten.

Man sagte: „Stopfkuchen“ enthält für seine 284 Seiten zu wenig Handlung. Hier ist sie: Eduard, ein reicher Schafzüchter aus Neutentoburg am Orangefluß, kommt nach langer Abwesenheit auf Besuch in seine Heimath. Am Schluß seines Aufenthalts besucht er seinen Jugendfreund Heinrich Baumann, den seine Kameraden Stopfkuchen nannten, weil er gern Kuchen aß und stopfte, wenn er welchen bekam. Nun hatte er einen großen Kuchen, nämlich die rothe Schanze, einen großen Bauernhof in fruchtbarer Zuckerrübenlandschaft, bekommen und die Tochter des Bauern dazu. Und der Tag, den Eduard bei Stopfkuchen zubringt, bildet die Einheit des Ortes und der Zeit, wie sie Aristoteles nicht besser hätte verlangen können. Stopfkuchens Schwiegervater Quakatz hatte bei seinen Lebzeiten unter dem Verdacht gestanden, Kienbaum's Mörder zu sein. Der Schwiegersohn, der ein Examen auf der Universität nicht hatte zu Stande bringen können, war desto besser der Aufgabe gewachsen, Ruhe und Frieden im Hause zu stiften. Am Tage der Beerdigung des Schwiegervaters entdeckt er den wirklichen Mörder. Zwischen Tod und Begräbniß desselben, will sagen am Abend unseres Tages, entlarvt er ihn. Eduard beschreibt auf seiner Heimreise nach Südafrika die Erlebnisse dieses einen Tages, und sein „Kajütengekritzel“ bildet die Antwort auf die Frage seiner Kinder: „Vader, wat hebt gij uns mitgebracht uit het Vaderland, aus dem Deutschland?“ und bildet unsere Geschichte.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe geht zur Genüge hervor, daß es auf eine spannende Unterhaltung hier nicht abgesehen ist. So sehr es dem Dichter um unseren Antheil zu thun ist, so sorgfältig weiß er es zu vermeiden, daß unser Mitgefühl den Siedepunkt erreicht. Wenn er uns erzählt, wie Stopfkuchen und Valentine sich finden, so läßt er Eduard Zeuge des Liebesgeständnisses sein. Und die Mordscene wird derartig temperirt, daß sie alles Erschütternde verliert. Der Mörder erzählt sie Stopfkuchen, dieser hat sie seinem Freund Eduard erzählt, und von Eduard endlich erfahren wir sie. Diese Beispiele lassen sich aus allen Werken Raabe's in's Zahllose vermehren. Sie beweisen, daß sein Ziel unsere warme, aber gelassene Antheilnahme ist. Und dies ist das Erste, was ihn von den zeitgenössischen Schriftstellern unterscheidet.

Es hängt dies zusammen mit einem zweiten, viel durchgreifenderen Unterschied. Wählen wir die Beispiele auf das Gerathewohl. Dickens legt in seinen Romanen den Finger auf einzelne Schäden des gesellschaftlichen Lebens, ihn interessirt die Schulfrage, Armen-, Waisenhaus-, Gefängnißwesen. Gustav Freytag zeigt, indem er uns in „Soll und Haben“ in das Handelshaus Molinari führt, die culturhistorische Bedeutung der Arbeit in poetischem Licht. Paul Heyse verknüpft und löst die zahllosen Verwickelungen der Liebe. Man könnte seinen Novellen den Gesammttitel geben: Psychologie der Liebe in Einzeldarstellungen. Ibsen löst in „Nora“ das Eheproblem, hält in „Brand“ der Gegenwart die idealen Forderungen des Christenthums als Spiegel vor ꝛc. Alle stimmen darin überein, daß sie ein Einzelproblem zu lösen trachten, eine einzelne Verwirrung, die bei dem Leser um so mehr auf leidenschaftlichen Antheil rechnen darf, weil er ähnliche Verwirrungen aus eigener Erfahrung kennt, weil ihn ähnliche Fragen beschäftigen und beschäftigt haben.

Anders Raabe. Er kennt keine Einzelprobleme, sondern nur ein Haupt- und Gesammtproblem. Seine Werke, so mannichfaltig sie im Einzelnen sind, bilden doch immer nur Variationen desselben Themas. Und dies Thema ist die Eine große Räthselfrage des Lebens. Das ist der zweite Unterschied Raabe's von den zeitgenössischen Schriftstellern.

Wie läßt sich nun diese Frage formuliren? Gehen wir ein wenig zurück. Spinoza's Wort: „Tugend ist nichts Anderes als handeln (selbstverständlich auch: reden, denken, fühlen) nach dem Gesetz der eigenen Natur“ bedeutete die Morgenröthe einer neuen Zeit. Es bedeutet zugleich das Beste, was Goethe von ihm gelernt hat. Seit wir nun wissen, daß die eigene Natur des Menschen ihre Wurzeln in der menschlichen Gesell-

Digitized by Google

schaft hat, können wir genauer sagen und fragen: Tugendhaft lebe ich, wenn ich nach den Gesetzen meiner eigenen und der Natur der menschlichen Gesellschaft lebe. Welches sind diese Gesetze?

Diese Frage stellt und löst Raabe in jedem seiner Werke. Daraus geht hervor, daß er Antheil nur bei denjenigen Lesern erwarten darf, denen diese Frage Lebensfrage ist. Aber wie löst er sie? Als Humorist, d. h. als Idealist und Realist in einer Person. Und in durchaus modernem Sinn.

Unser moderner realistischer Kunststil scheint dem Humor nicht grundsätzlich feind zu sein, denn unsere realistische Zeit hat in Reuter, Keller und Raabe drei der größten Humoristen hervorgebracht. Und alle Drei sind zugleich Realisten. So zeigt denn auch Raabe die Welt, wie sie ist. Aber sie hat ihren Maßstab nicht in sich selber, sondern in dem Ideal. Unser Leben hat relativ wenig Werth, weil es sich im denkbar größten Abstand vom Ideal befindet. Es ist aber unendlich werthvoll, weil es ein unentbehrliches Glied in der Kette bildet, die den Ursprung des Menschengeschlechts mit seinem idealen Ziel verknüpft. So gilt die Thräne des Humors dem vergänglichen, endlichen Irdischen, das Lächeln dem unverlierbaren Ideal, das der Humorist selbst in dem mißglücktesten Werk der Schöpfung, wenn auch nur keimhaft, entdeckt. Diese Ideale sind die Herren und Meister in der Welt, sie geben der Menschheit Hoffnung und Halt, ja inneren Zusammenhang, denn das ist der einzig wahre Inhalt der Weltgeschichte: der Kampf des Ideals um die Herrschaft.

Hier haben wir den Schlüssel zu Raabe im Allgemeinen, zu „Stopfkuchen" im Besonderen. Ueber der rothen Schanze schwebt der Mordgeruch. Daß Stopfkuchen ihn bannt, ist der Kern der Handlung. Schon dem Knaben, der im Gymnasium immer der Oberste von unten war, schwebt dieser Bauernhof als Ideal vor, als Bollwerk gegen die Welt im Allgemeinen und gegen die Oberlehrer im Besonderen. Und als sie sein eigen ist, schreibt er über die Thür sein Lebensmotto: „Gehe heraus aus dem Kasten." Bringt man diese Thatsache auf die allgemeine Formel, so lautet sie: Jeder Mensch hat seinen Kienbaum, sein Skelett im Hause, seinen Unfrieden. Und seine erste und nächste Lebensaufgabe muß es sein, das Gespenst zu bannen. Der Bauer Andreas Quakatz hatte seinen Kienbaum. Was ging ihn die Weltgeschichte an? Stopfkuchen bannt Kienbaum, bringt ihn vollends um und schreibt über seine Thür: „Gehe heraus aus dem Kasten."

Nun sollte man erwarten, er ginge wirklich heraus, in die Welt und verrichtete Großthaten. Das ist aber weder hier noch sonst wo bei Raabe der Fall, denn die Aufmerksamkeit darf von dieser Grundbedingung aller menschlichen Tüchtigkeit, dem Friedensschluß des Menschen mit sich selbst, nicht abgelenkt werden. Das Wesen desselben besteht in der Wahrheit, denn sie ist die Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst.

Und wie die Wahrheit das Grundgesetz jeder einzelnen menschlichen Natur für sich ist, so ist das Grundgesetz, auf dem sich die menschliche Gesellschaft auferbaut, die Liebe. Ja, indem ich diese Wahrheit an den Mann bringe, als wahrhaftiger Mensch in Verbindung mit der Gesellschaft trete, beweise ich schon Liebe. Stopfkuchen hat nichts Anderes gethan, als Kienbaum gebannt. Und dadurch ist er zum höchsten Wohlthäter an seinem Weibe geworden, das er aus Unfrieden und Verzweiflung in den stillen Frieden innerer Ruhe gehoben hat.

Und dieselbe Wohlthat erfährt Jeder, der mit Stopfkuchen in Berührung kommt, selbst der wirkliche Mörder Kienbaum's, der Briefträger Störzer. 27,082 Meilen ist er, wie die Herren von der Post ausgerechnet haben, in seinen 31 Dienstjahren, macht 54,164 Berufsgehstunden, gelaufen, also fünf Mal um die Erde, und konnte doch nicht seinem Schicksal entrinnen. Bei Quakatz' Begräbniß hat ihn Stopfkuchen als den wirklichen Mörder entdeckt. Stopfkuchen's Menschenliebe bewahrt Störzer vor einer Bekanntgebung des wahren Sachverhalts bei dessen Lebzeiten. Und das vom sittlichen Standpunkt aus mit einem gewissen Recht, denn Störzer ist auf recht unschuldige Weise zu seinem Mord gekommen. Die Wahrhaftigkeit aber verlangt, daß er die Lüge, an der er sein ganzes Leben getragen, nicht mit in's Grab nehme und darum bricht unser Held sein Schweigen am Vorabend von Störzer's Begräbniß, nicht ohne für dessen Hinterlassenen zu sorgen. Auch hier gilt das schöne Wort des Dichters aus einer seiner frühesten Erzählungen: „Zu merken ist, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in welchem ihnen das letzte Recht gegeben wird."

Das ist nun in großen Zügen der Ideengehalt der Erzählung. Klarer als in den meisten Raabe'schen Dichtungen leuchtet der symbolische Gehalt überall zwischen den Zeilen hervor. Der künstlerischen Bedeutung thut das nicht den geringsten Eintrag. Raabe's Bücher sind echte Hausbücher, wenn auch für einen verhältnißmäßig kleinen Leserkreis berechnet. Denn sie können immer wieder gelesen werden, ja, sie verlangen ein gewisses Studium und behalten dennoch die eine Eigenschaft klassischer Kunstwerke, die Unerschöpflichkeit. Ein gewisser unaufgelöster Rest bleibt wie bei diesen immer übrig, den kein Commentar lösen kann, der aber immer wieder hinzieht zu diesen weltlichen Erbauungsbüchern. Unaufgelöst bleibt dieser Rest, weil in diesen Büchern wirkliches Leben pulsirt, und darum verschließen sie sich den letzten Fragen des Verstandes, wie es das Leben selbst thut. Wer diesen Menschen einmal tief in's Auge geblickt hat, der vergißt sie sein Lebtag nicht wieder.

Der Grund ist klar. Reicher ausgestaltete Individuen sind in der Weltliteratur selten anzutreffen. Es ist unglaublich, was für eine Fülle von Fäden von Personen zu Personen und Sachen gehen. Die enge Bühne, vor die wir geführt werden, hat eine unendliche Perspektive; zeitlich, denn sie führt über die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo der Prinz Xaverius von Sachsen von der rothen Schanze aus die Stadt und das Gymnasium beschoß, bis in die klassische Zeit der Paläontologie, auf die sich Stopfkuchen geworfen; örtlich, denn wir blicken über die Rübenlandschaft hinaus bis in die gute Stube von Eduard's Gemahlin, wo über einem Teppich aus Löwenfell ein Spitzweg an der Wand hängt.

Wie Rembrandt durch künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten einem alltäglichen Vorgang die höchste Bedeutung geben kann, so Raabe, indem er ihn mitten in die Weltgeschichte stellt, ihn mit den tiefsten Wurzeln menschlicher Cultur verbindet. Das Ergebniß ist hier wie da ein Lebensprozeß. So wunderbar, wie nur ein Vorgang in der Natur es ist, wächst die Stimmung, wachsen wir hinein. Und wenn wir im stillsten Winkel des Hauses das Buch auf uns haben wirken lassen, dann läßt sich die schöne Naturschilderung aus dem Anfang desselben wohl auch auf uns anwenden: „Ein wirklich feiner Morgen . . . draußen im Freien, im »Felde« hatte Mutter Natur dafür gesorgt, daß sich Alles hübsch gewaschen hatte. Ja, sie hatte es selber besorgt, mit Seife und Schwamm, mit Donner und Blitz; und wie frisch gewaschenen Kindern hingen Baum, Busch, Gras und Blume noch die Thränen ob der Operation an den Wimpern, und Manchem sah man es auch recht gut an, wie es sich mit Strampeln und Zappeln gewehrt hatte. Aber einerlei, überstanden war es noch einmal, und hübsch war es doch jetzt so. Die Welt glänzte, und daß ein frisch wohlig Wehen darüber hinfuhr, machte den Morgen auch nicht verdrießlicher."

Raabe hat ein seltsames literarisches Schicksal gehabt. Mit seinem Erstlingswerk, der „Chronik der Sperlingsgasse", erregte er Aufsehen. Dann überließ man ihn seiner Gemeinde. „Langsam, aber sicher" wuchs diese Gemeinde. Und nun erscheint ein Buch nach dem anderen in neuer Auflage, ein Kritiker nach dem anderen widmet ihm anerkennende Worte, stellt ihn thurmhoch über das Mittelmaß der Tagesschriftstellerei. Man hört allmählich auf, die alte Fabel nachzuleiern, als ob der „Hungerpastor" (1862—1863) den Höhepunkt seines Schaffens bedeute.

Der Dichter selbst bleibt von alledem unbeeinflußt. Er hat seine rothe Schanze erobert, unbeirrt geht er seinen Weg. Was wäre er geworden, wenn er der Tageskritik Einspruch

Digitized by Google

verstattet hätte. Kein Dichter, selbst Goethe nicht, stellt sich auf einen vornehmeren Fuß dem Publikum gegenüber. Personen aus dem einen Werk erscheinen im anderen wieder, um dies zu würdigen, muß man jenes kennen. Wie Mancher ist wohl über dem ersten Kapitel gestolpert und hat das Buch unmuthsvoll zur Seite gelegt! Man vergleiche nur den Eingang zum „Odfeld".

Mode wird darum Raabe nie werden, vielleicht weil er moderner ist als die Mode, weil er seiner Zeit voraufwandert Zielen zu, auf welche die Menschheit von Anbeginn ihrer Entwickelung gerichtet war und denen sie zustreben muß, wenn sie sich nicht selbst untreu werden will. Wer diesen Büchern auf den Kern dringt, dem weht ein welterlösender Hauch aus ihnen entgegen. Oft mag der Dichter unmuthsvoll gedacht haben, daß die Welt ihn hinter der Hecke liegen gelassen habe, wie sie seinen jüngsten Helden Stopfkuchen liegen ließ. Es ist aber gute Hoffnung, daß sie ihm selbst noch das Gegentheil beweist. Der Buchhändlerkatalog der letzten Jahre ist mit seinen verhältnißmäßig zahlreichen neuen Auflagen selbst älterer und ältester Werke Raabe's ein objectiver Gewährsmann.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Bilanz der Liebe.

Von Paul Bourget.

Autorisirte Uebersetzung.

Ich verließ eines Abends das Haus, um zweck- und ziellos umher zu irren, und kam zum Théâtre Français. Man gab: „Man scherzt nicht mit der Liebe". Ich ging hinein, um diese göttliche Prosa von Musset zu hören, aber es wurde schlecht gespielt. Nach dem zweiten Acte konnte ich nicht mehr widerstehen und verließ meinen Sitz, um ihn nicht mehr einzunehmen. In der Vorhalle, vor der Büste Balzacs, treffe ich meinen alten Freund, den Baron Desforges.

„Wohin gehen Sie?" fragt er mich.

„Wo ich diese Komödianten nicht mehr höre," antwortete ich.

Er lächelt über meinen Einfall und geht mit mir hinaus. Er nimmt mich unter den Arm, und wir schreiten mit einander dahin. Ich hatte ihn seit Monaten nicht gesehen. Er altert kaum. Zwar ist sein blonder Schnurrbart ganz weiß geworden, und sein Teint etwas röthlich, aber das Auge bleibt lebhaft zwischen den Wimpern, die es umschließen, und obgleich der Baron volle sechszig Jahre zählt, sind seine Glieder Dank der täglichen Massage geschmeidig geblieben, wie aus jeder seiner Bewegungen hervorgeht. Nur keine Cigarren mehr, kein Portwein — und keine Maitresse mehr. Er hat eine letzte Untreue weise benutzt, um „die Bude zu schließen", wie er sagt. Und er muß seine Sache sehr gut gemacht haben, denn er fährt fort, in ihr Haus zu gehen, und hat dort seinen Platz neben seinem Nachfolger. Desforges hat seit diesem Bruche wieder an mir Geschmack gefunden. Und dann höre ich ihm so bereitwillig zu, und bewundere ihn so aufrichtig. Ein Geschäftsmann, der sich die Mühe genommen hat, zu leben — gibt es einen besseren Meister für einen beobachtenden Schriftsteller? Desforges zieht mich unter die Arcaden der rue Rivoli, und fragt mich über meine Arbeiten. Ich setze ihm meine „Physiologie der Liebe" auseinander, den Punkt, auf welchem ich mich befinde, und meine Verlegenheit.

„Allerdings ziemlich schwierig," sagt er. „Haben Sie im Sinne, eine vollständige Theorie der Liebe zu geben?"

„Ich bin nicht so dumm," antwortete ich.

„Nun, dann nehmen Sie doch, anstatt sich im Allgemeinen zu verlieren, einen bestimmten Fall, den Sie genau kennen, eine einfache Geschichte, die sich mitten unter den galanten Intriguen unserer Zeit abspielt ... Was wollen Sie denn eigentlich wissen? Ob das Geschäft gut oder schlecht ist? ... Machen Sie es wie bei einem wirklichen Geschäft. Ziehen Sie eine Bilanz: eine Seite für die Activa, eine für die Passiva. Stellen Sie die Glücks- und Unglücksfälle einzeln durch Ziffern dar, eben so wie die Freuden und das, was die Engländer drawbacks nennen, — die Unannehmlichkeiten, denen man sich aussetzen muß, um jeden Vortheil zu erringen. — Zwei Additionen und eine Subtraction, und Sie wissen, was Sie von dem zu halten haben, was die Leute von heut zu Tage aus der Liebe machen. Es ist damit wie mit der Politik. Man spricht nur davon in Paris und kennt sich darin aus, wie die Schauspieler, die wir so eben Musset recitiren hörten ... Wollen Sie mit mir die Bilanz des Glücks unseres gemeinsamen Freundes Mainterne in seinem Verhältniß mit der Madame de Hacqueville ziehen, ja? Das ist ein ausgezeichnetes Beispiel ... Er, sechsunddreißig Jahre, dreißig Tausend Francs Rente, Tact, Geschmack, hübscher Mann, alle Zähne, alle Haare, keinen Rheumatismus. Sie, achtzehn Jahre, groß, elegant, alter Adel, hundert Tausend Francs Rente in der Familie, einziges Kind. Hacqueville, ein Juwel von einem Gatten, Sie kennen ihn ... Das hat so vier Jahre gewährt. Natürlich, ohne Beschränkung ... Man hat davon gesprochen, aber nicht zu viel ... Endlich, Alles in Allem, eine schöne Erinnerung, das, was ein vernünftiger Vater seinem Sohne wünscht, wenn er in's Leben eintritt, eines jener Verhältnisse, die einen auf die Ehe vorbereiten ... Sie haben keine Eile? ..."

„Lassen Sie mich nur eine Cigarre anzünden ..."

Wir waren vor der Thüre eines Tabackladens.

„Nehmen Sie lieber eine von den meinen," sagte der Baron, ein Etui aus der Tasche ziehend. „Ich rauche nicht, habe aber immer eine meiner guten Cigarren von ehemals anzubieten ... Das gehört Alles zu der Kunst, alt zu werden ..."

Die Havanna dieses liebenswürdigen Mannes war in der That köstlich, und während ich mit Wonne den Rauch von mir blies, hörte ich ihm zu, wie er mir die Kehrseite eines dieser so flotten Romane enthüllte, die sich in der großen Welt abspielen, und den Traum der jungen Leute und der Greise bilden.

„Fangen wir beim Anfang an," sagte der Baron, „ich habe demselben beigewohnt, ich, der ich Ihnen davon spreche ... Lucie und Mainterne kannten sich seit zehn Jahren, ohne sich je um einander gekümmert zu haben ... Da treffen sie Beide an einem Tischchen zusammen, um zu soupiren, bei Frau von Hère, gegen den Schluß eines Maskenballes ... Sie war als Pierrette costümirt, er als Harlekin ... Ich sehe es vor mir, das Tischchen, und seine Augen, eine Flamme der Begierde und der Hoffnung, ein ganzer Mann, der einen starken Nacken und Waden hat, der sie zur Schau trägt, der weiß, daß man ihn ansieht, und der sich sagt: „Da, willst Du?" Und Madame de Hacqueville lachte, lachte ... Gegen sechs Uhr kehrte Mainterne nach Hause zurück. Ich glaube, daß er im Wagen eine Anwandlung guter Laune hatte und sich beiläufig folgende Rede hielt: „Sie würde mir ja ganz prächtig passen, diese hübsche Frau, das ist etwas feines, distinguirtes, jung, unverdorben ... ich wäre der Erste ... ein vornehmes Haus ... gute Küche, wie man sagt ..."

„Ah! Baron! ..." unterbrach ich ihn mit abwehrender Geberde.

„Doch, doch," fuhr er, auf seiner Behauptung beharrend fort, „das kommt Alles in Betracht. Man gesteht es sich nicht immer ein. Das ist der einzige Unterschied zwischen den Schwärmern und anderen Leuten ... Sehen Sie, in Paris, und für einen Mann, der gelebt hat und rechnen kann, wie Mainterne — ich wiederhole Ihnen, daß er damals auf ein Haar dreißig Tausend Frans Rente besaß — muß der Karren der Venus auf seinem Dache die Devise der Möbelwagen tragen: Ich bin gepolstert. Der Wagen Hacqueville war gepolstert, das ist Alles, und Mainterne konnte sich bequem hineinsetzen. Das freute ihn, den Junggesellen, der in seine Junggesellenwohnung zurückkehrte, daß ihn Lucie offenbar reizend gefunden hatte, und es freute ihn doppelt, weil sich ihm, wenn er an die Möglichkeit eines Verhältnisses mit dieser Frau dachte, nur die Aussicht auf köstliche Diners und Soireen in einem prächtigen Salon eröffnete ... Setzen wir also zwanzig auf die Activa Mainternes, für die Ideen, die ihm an jenem und dem folgenden Morgen durch den Kopf schwirrten."

„Hatte er nicht," unterbrach ich, „mit einer Geliebten abzurechnen, jener Leona d'Asti, die er mit dem Banquier Audry theilte? ..."

„Ganz richtig," erwiderte Desforges. „Ah! das war eine ganz ideale Arbeitstheilung, die da Platz griff ... Leona besaß fünfzig Tausend Francs Rente, und ein kleines Haus. Audry gab monatlich sechs Tausend Francs; und Mainterne war das, was ich die »Zugabe« nenne, das heißt, er stellte die Theaterlogen, die Diners im Restaurant, hier und da ein Geschenk bei, und endlich die Heiterkeit. Er liebte die Belustigungen, zu jener Zeit, er brachte Freunde in's Haus und man unterhielt sich! ... Nur war Leona nicht mehr jung, sie war in dem Alter, in welchem, wie einmal irgend Jemand gesagt hat, die kleinen Schelme zu großen Galgenvögeln werden. Zum Schlusse wurden daher ihre Gespräche ziemlich albern. Sie erzählten einander von ihrer Gesundheit, von den Speisen, die sie nicht verdauen konnten, von den Medicinen, die sie nehmen würden, und das in einer Zeit, wo Mainterne an einem Wendepunkte angelangt war, jenem, an welchem man die Liebe kennen lernen will — die Liebe mit einem sehr fettgedruckten L. Um kurz zu sein, dem Souper bei Frau von Hère folgten Besuche bei Lucie. Er macht den Hof, er erklärt sich, sie vertheidigt sich. Und eines schönen Tages, plumps, spricht sie ihm von Leona. Der Frevler hatte gehofft, Beide zu behalten. Das wäre möglich gewesen — wenn er es eingestanden hätte. Die Aufrichtigkeit ist stets im Stande, die Frauen zu entwaffnen. Sie versehen sich derselben nicht, und aus guten Gründen! Anstatt dessen hielt sich Mainterne für listig, wie der Strauß! Er hatte seine Rechnung ohne den Klatsch gemacht, der das Weberschiffchen zwischen der Welt und der Halbwelt bildet. Lucie fordert, daß er abbreche. Sie weiß Alles. Leona übrigens auch. Aber unser Freund begriff dies erst in dem Augenblick, wo er der Letzteren als Abschiedspräsent eine Anweisung auf zehn Tausend Francs brachte. Leona nahm das Papier, rollte es zwischen ihren hübschen Fingern zusammen, und warf es ihm vor die Füße, zugleich mit der höhnischen Bemerkung: „Da hast Du Deinen Wisch, der und Deine große Dame, das macht zwei für Dich ..." Der arme Junge fürchtete sich vor ihrer Rache. Er ging direct in die rue de la Paix, und kaufte für Frau von Asti eine Perlenkette, ein Andenken für mehr als zwei Tausend Louisd'or! Das ist eine Summe, im Verhältniß zu dem Kapital, das er damals besaß ... Setzen wir sie auf den Gewinn- und Verlustconto. Leona, von Audry berathen, hatte ihm einige werthvolle Rathschläge gegeben, sein Vermögen anzulegen ... Aber eine Geliebte zu verlieren, wie diese, geistreich, gutmüthig, mit einer wohlbestallten, sicheren Einrichtung, einem Toilettezimmer im Geschmack des meinigen, nicht einer Verlegenheit, nicht einer Unordnung! Wir können ihm wohl vierzig auf seine Passiva setzen, für diese Dummheit."

Digitized by Google

„Ich buche," sagte ich lachend, „Mainterne: Haben, zwanzig, Soll, vierzig ... Summe, zwanzig Verlust in der Bilanz."

„Seien wir gerecht," fuhr Desforges fort, „dieser Bruch mit Leona war von schönen Tagen gefolgt. Lucie und Mainterne befanden sich in jener köstlichen Periode, wo sich eine Frau beinahe versprochen, und noch nicht hingegeben hat. Sie bietet dem Verliebten alle Freuden der Jagd und der Reise, mit dem Unterschiede, daß es auf der Jagd immer irgend einen ungeschickten Sonntagsjäger gibt, der Ihnen eine Ladung Schrot in die Waden jagt, und im Waggon irgend einen Falschspieler, um Sie auf der Rückreise zu prellen. Was die Reisen betrifft, so begreife ich nur die nach Belgien, wo wir Franzosen in der Regel unsere Duelle aussechten und die der durchgegangenen Kassierer. Die wahre Reise ist die, welche Sie um eine geliebte Frau ausführen, die Sie noch nicht besitzen, die Sie aber morgen, übermorgen, in einer Woche besitzen werden ... Und Sie entdecken eine Welt von Dingen, von hübschen Dingen in ihrem Geist, jenem köstlichen Geist, der bewirkt, daß die Telegraphenboten jeden Morgen wahre Meisterwerke von Anmuth, Bosheit und Coquetterie von einem Ende von Paris zum anderen tragen, in Form kleiner, blauer Depeschen ... Später wird sich die Dame dieses Geistes gegen Sie bedienen. Im Moment gebraucht Sie ihn ganz dazu, Sie zu verführen. Und dann gibt es Abstufungen ihrer Neigungen, die Sie nicht zu ahnen im Stande waren, verschiedene Arten, Ihnen einen Kuß zu verweigern oder zu gewähren, ihren Fuß, ihre Hand vorzuschieben oder zurückzuziehen, den Kopf zu schütteln oder zu neigen, die bewirken, daß Sie mit offenen Munde vor diesem, für Sie einzigen, Wesen dastehen ... Wenn sie Ihnen eine Tasse Thee anbietet, hat sie eine so eigene Art, den Zucker in die Zange zu fassen, daß Sie sie ansehen, wie ein Börsianer auf der Reise den Courszettel ansieht, und constatirt, daß seine Papiere gestiegen sind, und daß er im Handumdrehen zwei Mal hundert Tausend Francs gewonnen hat ... Und dann lehrt Sie jeder Besuch mehr von ihren verborgenen Reizen kennen. Sie erforschen unbekannte Länder, etwas mehr sogar — Ihr zukünftiges Königreich ... Und endlich die Begierde, die wir uns am schwersten verschaffen können, die wir an so vielen Tischen sitzen, und noch immer, wie es im Liede heißt, gesteckt voll davon sind ... Die Begiede! Ich habe einst einen deutschen Juden gekannt, einen fünfzigfachen Millionär, vor dem einer unserer Freunde sich beklagte, daß er bei den Frauen weniger Bewunderung errege, und dem der alte Banquier in einem Tone, den ich Ihnen nicht nachahmen kann, sagte: „Weniger Bewunderung! ... Sie sind sehr artig. Ich kenne nicht einmal mehr die Freude der Ungewißheit ..."

„Ich kann also fünfzig auf die Activa Mainternes schreiben, nicht wahr?" unterbrach ich ihn, „fünfzig weniger zwanzig?"

„Nicht so rasch, junger Mann," erwiderte der Baron, „wir müssen einige andere drawbacks in Abschlag bringen, und zwar zunächst die Nothwendigkeit der Rückkehr in die große Welt ... Als Mainterne der Geliebte Leona's war, wählte er seine Salons. Er machte nicht einen Besuch. Eines seiner Axiome war: »Wenn die Leute empfindlich genug sind, sich durch einen kleinen Mangel an Aufmerksamkeit beleidigt zu finden, ist es besser, sich gleich ganz mit ihnen zu überwerfen,« und das übte er ehrlich aus. Er kam um fünf Uhr in den Club, plauderte, spielte Karten oder Billard bis sieben Uhr. Er kleidete sich dort um, neun Mal von zehn Mal, und dinirte bald im Club, bald in irgend einem Hause, wo er sicher war, sich zu gefallen und selbst zu gefallen. Er hatte immer einige Einladungen, denen er folgte oder nicht folgte, je nach Laune. Wenn es ihm paßte, in der Oper die Runde zu machen, trat er nach Belieben in eine Loge ein oder nicht. Kurz, er war ein unabhängiger Pariser, die sehr selten sind, die Einzigen, die diese unvergleichliche Stadt wirklich genießen ... Von dem Tage an, wo er die kleine Madame de Hacqueville im Kopfe und im Herzen hatte, hatte er sie auch in seinem Leben ... Sehen Sie die Scene? Sie, am Kamin sitzend, nachdem die Vertraulichkeiten dieser Schwesterseelen ausgetauscht sind: »Ich sehe Sie bei Tarnaval, Mittwoch?...« Er, durch einen taubengrauen Seidenstrumpf fascinirt, den er oberhalb der kleinen gestickten Schuhes entdeckt hat, antwortet: »Nein. Sie laden mich nicht mehr ein, ich habe schon so lange meine Karten nicht mehr dort abgegeben ...« — »Nun, dann müssen Sie eben welche abgeben, und Ihren Frieden mit Frau von Tarnaval machen, wenn Sie sie hier treffen ... Sie ist so gut!« Und der gute Mainterne ist gezwungen, die Tarnaval zu schlucken, die er nicht ausstehen kann, und die Ethorel, und die Sermoises, und die Doubé ... Man sieht ihn beim Thee ... Man ladet ihn zu großen Diners ein ... Wissen Sie, dieser drawback zählt für mich fünfzig."

„Armer Mainterne!" sagte ich meinerseits. „Immer noch zwanzig Passiva; er ist allerdings erst bei den Nebeneinkünften."

Wir hatten die Place de la Concorde gekreuzt und schritten auf der linken Seite der Champs-Elysées dahin. Es wurde mir nicht schwer, zu begreifen, daß der Baron, indem er so die Schätze seiner Erfahrung vor mir ausbreitete, die Nebenabsicht verfolgte, sich bis zu seinem Hause begleiten zu lassen. Es langweilte ihn, allein heimzukehren. Aber ich hätte ihn bis zur Brücke von Neuilly begleitet, um ihm zuzuhören, wie er mir mit ironischer Stimme Lucie nachahmte:

„Endlich kommt der feierliche Augenblick, wo ihm Madame de Hacqueville zuschmachtet: »Nun denn, ja, mein Freund, ich will nicht, daß Sie leiden ... ich will Ihnen angehören ...« und der Tag und die Stunde, was auf gut Deutsch heißt, daß der glückliche Mainterne sich auf die Suche nach einem Asyl für sein Glück begeben mußte. Das ist sehr unterhaltend, wenn man 25 Jahre zählt, die Suche nach einem möblirten Paradies. Mit sechsunddreißig ist es bei Weitem weniger heiter. Die Möbel erscheinen verblichen, verblüht, zerknittert, ungastlich. Die Leute sehen Sie mit Gesangslebermienen an. Setzen wir zwanzig auf die Passiva für diese Unannehmlichkeiten, macht vierzig, und besehen wir uns das Rendezvous ... Eine Weltdame, aus der vornehmsten Welt, die noch dazu an ihrem ersten Fehltritt ist, das ist sehr schmeichelhaft für die Eigenliebe — zwanzig auf die Activa für diese Schmeichelei —, aber in der Liebe macht man auf andere Eigenschaften Anspruch, und drei Viertel der Zeit finden Sie eine Unkundige darin, die nichts begreift, und so haben Sie mit dieser Combination von Unwissenheit und Klugheit nicht einen schönen Augenblick, was ich einen schönen Augenblick nenne ... Es ist damit wie mit den Mahlzeiten am Bahnhof, 15 Minuten Aufenthalt, Buffet. Ein Diner, so erbärmlich, daß Sie Ihre Serviette zusammenfalten und die Hälfte davon stehen lassen! ... Und dann noch einige besondere drawbacks. Wenn ihr Mann ihr Jemand nachgeschickt hätte! Und wenn man sie erkennte! Ah! Das wäre ihr lieber. Sie würde Ihnen für das Leben angehören ꝛc. ꝛc. Fünfzig auf die Passiva für dieses erste Rendezvous."

„Fünfzig weniger zwanzig, bleibt dreißig ..., mehr vierzig. Soll Mainterne: siebzig," rechnete ich, „aber es gibt ein zweites, ein drittes, ein viertes Rendezvous, und wie hoch schlagen Sie das Vergnügen an, gerade diese Unschuld zu erwecken, diese Unwissende zu belehren, über alle ihre Scham zu triumphiren und endlich alle diese unschuldigen Empfindungen von ihr geopfert zu erhalten? ..."

„Heda! heda!" rief Desforges im Tone eines Reiters aus, der sein Thier aufhalten will. „Vergaloppiren wir uns nicht. Ich gestehe Ihnen für diese Glückseligkeiten fünfzig auf die Activa Mainterne's zu, obwohl, glauben Sie mir, mich die Erziehung in der Liebe nie sehr gelockt hat. Man arbeitet immer für Andere. Siebzig weniger fünfzig. Die Passiva sinken auf zwanzig herab. Und nun gehen wir zum fünfzehnten dieser Rendezvous über. Wieder ein drawback, und zwar ein schrecklicher! Die voraus bestimmten Tage und Stunden. Als Mainterne der Geliebte Leona's war, ging er zu ihr oder er ging nicht hin. Wenn es ihm unbequem war, verlegte er die Stunde, und damit genug. Aber mit einer Frau, überwacht wie Madame de Hacqueville, die zu ihm kam, um ihm eine Stunde von vierundzwanzig jeden einundreißigsten des Monats zu widmen? ... Da gibt es keine Widerrede, man muß hingehen, wie zum Zahnarzt: »Man wird Ihnen Ihren Zahn um halb fünf ausreißen ...« »Aber mein Zahn thut mir nicht weh.« — »Macht nichts, er wird doch ausgerissen ...« Dieses Glück auf Kommando ist für mich die größte Schattenseite in diesen Verhältnissen mit Damen der großen Welt. Aber seien wir maßvoll: schätzen wir diese Widerwärtigkeit auf fünfundzwanzig; wir hatten Passiva Mainterne: zwanzig, macht also fünfundvierzig, wenn wir schon im Preise heruntergehen müssen."

„Und das Geld?" fragte ich triumphirend. „Zum Mindesten kosten doch die Weltdamen nichts."

„Nur Geduld, es kommt schon an die Reihe," antwortete der ehemalige Gönner der Frau von Moraines, mit vollkommener Ruhe, ohne sich nur im Geringsten durch meine Bemerkung aus der Fassung bringen zu lassen, so daß ich über meine Voreiligkeit erröthete. „Hören Sie folgende kleine Anekdote an: Madame de Hacqueville hat einen Bruder, den kleinen Seldron, jenen, der sich im vorigen Jahre verheirathet hat. Unser Mainterne hatte es für sehr pfiffig gehalten, mit der ganzen Familie Beziehungen anzuknüpfen. Er spielte mit einer alten Tante Besigue, wobei sie ihn betrog! Er lag vor drei alten platonischen Anbetern Luciens auf dem Bauche, von denen sie gesagt hatte: »Die sind meine Freunde, meine wahren Freunde, meine besten Freunde ... Sie werden artig mit ihnen sein! ...« Und Mainterne war artig, artig ..., so artig, daß sie, nachdem sie ihn verachtet hatten, nicht umhin konnten, ihn zu lieben. Sie liebten ihn zu sehr, besonders der Langweiligste unter ihnen. Mainterne konnte nicht mehr ausreiten, ohne von ihm begleitet zu sein. Sie können sich denken, daß er mit dem Bruder auf Du und Du war. Eines Morgens um neun Uhr geht dieser Bruder bei seinem besten Freund vor Anker: »Ah! mein theurer Mainterne, Du siehst einen Unglücklichen vor Dir.« — »Was ist denn geschehen?« antwortete der Andere, den Braten riechend. — »Ich habe gestern im Club gespielt, ich habe verloren ... Wenn ich nicht vor Mittag zahle, komme ich auf das schwarze Brett ...« Ich erspare Ihnen die Unterredung, deren kurzer Inhalt ist: »Fünfhundert Louisd'or oder ich erschieße mich.« Der Kopf des Bruders einer Frau, der man am Abend vorher in einem heimlichen Zimmerchen ewige Liebe geschworen hat, ist geheiligt, nicht wahr? Mainterne zahlt. »Natürlich kein Wort zu meiner Schwester ...« — »Kein Wort ...« Und er hat in der That nie davon gesprochen. Aber ich habe es an seiner Miene erkannt, ich, der ich die Verlegenheit des Bruders kannte, der allenthalben Verpflichtungen hatte, seine Familie und die Wucherer mit eingeschlossen. Diese kleinen Verdrießlichkeiten und andere ähnliche, die Sie sich denken können — so die Nöthigung zu einer ständigen Correspondenz, er, der vor dem Papier, der Feder und der Tinte eine heilige Scheu hat —, die unzähligen Neujahrsgeschenke bei all' den Tarnavals, Ethorels, Doubés, endlich die fünfundzwanzig glänzenden Häuser, wo er den Rest des Jahres als Statist auftrat — das macht wohl vierzig bis fünfzig an drawback aus."

„Sagen wir: dreißig?" unterbrach ich ihn.

„Gut, da sind wir also auf fünfundsiebzig," erwiderte Desforges. „Sie werden erstaunt sein," fügte er nach einer Pause hinzu. „Ich schreibe ihm diese fünfundsiebzig auf die Activa, für die Freundschaft Hacqueville's. Mainterne hatte nicht sobald sechs Monate seinen Sieg genossen, als er, wohlverstanden, der intime Freund des Gatten war. Es ist komisch, aber eine Thatsache: die beiden Männer waren in der That für einander geschaffen. Dasselbe Alter, derselbe Charakter, dieselbe Beschäftigung, dieselben Ideen, derselbe Geschmack. Hacqueville ist Reactionär wie 36 Gensdarmen; Mainterne wie 37. Hacqueville verabscheut die Reisen; Mainterne fühlt sich überall unbehaglich, außer in Paris. Hacqueville ist ein wüthender Sportsman; Sie wissen, wie gut Mainterne zu Pferde sitzt und wie er schießt. Sie lieben dieselben Weine, dieselben

Digitized by Google

Cigarren, dieselben Theaterstücke. Endlich hatten sie denselben Schneider, ohne es zu wissen, und wählten instinctiv dieselben Stoffe ... Sie werden mich fragen, warum Lucie Mainterne nahm, da sie schon Hacqueville hatte? Grausames Räthsel, werde ich Ihnen antworten, Herr Psychologe. Aber gibt es je ein Warum in den Handlungen der Frauen? Sie sind unlösbare Charaden. Und was sagen Sie zu einem anderen Räthsel? Wissen Sie, was für Mainterne das Unerträglichste war? Lucie von Hacqueville sprechen zu hören von seinem zweiten Ich: „Ah! welch' ein Mann, welch' ein Mann,« rief sie ärgerlich aus, »wie unglücklich ich bin! ...« — »Nicht doch,« antwortete er, »Du verkennst ihn ...« Er vertheidigte ihn. Sie bestand auf ihrer Behauptung und warf ihm endlich vor, daß er nur wegen ihres Mannes zu ihr halte. Ich rufe alle Männer von Geschmack zu Zeugen an. Einen ausgezeichneten Freund zu besitzen, dem gegenüber man sich im Unrecht fühlt, den man darum desto mehr liebt, und sich gezwungen zu sehen, eine Frau anzuhören, die ihn nicht versteht und die den ganzen Tag schlecht von ihm spricht, das ist hart, sehr hart. Setzen wir zwanzig auf die Passiva Mainterne's ..."

„Das ist wie im Gänsespiel," erwiderte ich, „man kommt immer wieder auf dasselbe Feld zurück."

„Geduld," hob Desforges wieder an. „Dieser Gatte führt uns zu Laverdin, dem neuen Liebhaber. Mainterne tischt Lucien so oft das Lob Hacqueville's auf und Hacqueville das Mainterne's, daß sie endlich für Beide den gleichen Abscheu empfindet und sie mit besagtem Dummkopf hintergeht. Und von da an wachsen die Passiva Mainterne's und werden immer größer. Anfälle grausamer Eifersucht, Schlag auf Schlag, Verdacht, Scenen ꝛc., fünfzig — Gewißheit, fünfzig — vor ganz Paris lächerlich gemacht, fünfzig. — Verfeindung mit Hacqueville, den seine Frau von dem Momente an, wo sie Mainterne vor die Thür gesetzt, wieder zu Gnaden aufgenommen hat, fünfzig. — Das macht zweihundert Passiva, mehr zwanzig von vorhin und Null Activa. Und wie wollen Sie es hindern, daß Mainterne, wenn man vor ihm von Lucie spricht, das grimmige Lächeln des verletzten Mannes zur Schau trägt, der nichts sagen will, und daß sie den tiefsten Haß gegen ihn nährt? Nur Hacqueville bedauert ihn und sagt: »Der Junge ist entgleist ... Er hat sich recht schlecht gegen uns benommen und doch versichere ich Sie, daß er mehr werth ist ...«"

Wir waren vor dem Hause am Cours-la-Reine. Der Baron reichte mir die Hand zum Abschied.

„Aber das ist nur ein Fall," sagte ich, „und ein sehr vereinzelter."

„Weil Lucie verheirathet war?" antwortete der Baron, „versuchen Sie es doch, dieselbe Rechnung auf alle anderen »Glücklichen« Ihrer Bekanntschaft anzuwenden, von dem Glück, das man mit einer Schauspielerin genießt, bis zu der Seligkeit, die Ihnen die Dirne bietet, wenn Sie sie lieben, nicht zu sprechen von der Wittwe, der geschiedenen Frau oder der gemeinen Buhlerin. Füllen Sie die zwei Seiten des Soll und Haben aus ... Sie werden mir das Resultat mittheilen ..."

„Und doch," erwiderte ich, „gaben Sie selbst zu, daß Leona Mainterne sehr glücklich machte."

„Ja," sagte der Baron, „aber Leona stellte keine Liebe vor, sondern nur eine Gewohnheit ..."

Und er verabschiedete sich endgültig, um die Wirkung dieses Wortes, das er etwas zu stark betont hatte, nicht abzuschwächen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Kronprätendenten". Historisches Schauspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Adolf Strodtmann. (Königliches Schauspielhaus.) — „Der verlorene Sohn". Musikalisches Schauspiel ohne Worte in drei Acten von Michel Carré Sohn. Musik von A. Wormser. (Wallner Theater.)

In sechs kurzen Wochen hat Henrik Ibsen das gewaltige Drama von den Kronprätendenten*) niedergeschrieben. Schwächen und Vorzüge der Dichtung finden in dieser unglaublich klingenden Thatsache ihre Erklärung: Die Verworrenheit im Gedanken, die Mängel der Structur, die strömende Subjectivität im Wollen. Langsam und bedächtig, ein Asket und ein Pedant, pflegt Ibsen sonst zu schaffen, und die kleinste stilistische Münze selbst, dem Geizhalz gleich, ängstlich in wägenden Fingern zu wenden, ehe er sie herausgibt. Als er die Kronprätendenten schuf, 1863, da hielt der „ästhetische Consulent" des Christiana-Theaters bei ruhigem Ueberlegen sich nicht auf, da jagte des Fünfunddreißigjährigen lebendes Flügelroß über alle vorsichtigen Erwägungen hinweg. Ibsen hatte viel auf dem Herzen, er mußte, bevor er den heimischen Staub von den Füßen schüttelte, dem skandinavischen Volke ein politisches Testament hinterlassen. Und wie es immer geschieht, so oft Einer viel zu sagen hat: über den heiligen Inhalt vergaß er die Pflege der Form. Man darf es als Regel festhalten: Die saubersten Stilisten sind, die am wenigsten zu sagen haben.

Daß er schon damals die dramatische Technik sicher beherrschte, das beweisen Ibsens voraufgegangene Schöpfungen, das beweist selbst die wunderliche und für des Dichters sich fester ausprägende Eigenart besonders charakteristische Komödie der Liebe.*) Da war Alles zusammengedrängt, Alles planvoll und weise bedacht, ein langsam und stetig erwachsener Organismus. Nun aber hatte der Dichter zu viel erlebt, zu Bitteres erlitten — dahin war die Ruhe, die gemächliche Beschaulichkeit. Es nahte die Zeit der ausschweifend phantastischen Dichtungen. Die Kronprätendenten stehen am Eingange der Epoche, die mit Kaiser und Galiläer abschließt, der Epoche, da Ibsen's Gedanken den höchsten Flug nahmen, weit hinaus über die engen Schranken der Bühnensatzung. Der politische und der persönliche Ingrimm mußte erst verarbeitet und überwunden werden, bevor die große Reihe der modernen Dramen beginnen konnte und mit ihr die neue Technik. Beiläufig sei bemerkt, daß diese Ibsen-Technik nichts mit der französischen, sehr vieles aber mit der sophokleischen Technik gemein hat.

Was war es nun, das dem Dichter der Kronprätendenten die Ruhe geraubt hat; was mußte er sich von der Seele schaffen, in ein Gedicht? Es war ein politischer und ein persönlicher Ingrimm, dem eine jagende Angst sich quälend gesellte; es war der zornige Schmerz des Skandinaven und der bohrende Zweifel des Dichters. Den Norwegern wollte er den „großen Königsgedanken" mahnend vorrücken und sie an die Zusammengehörigkeit der skandinavischen Stämme erinnern; und eigenen Zweifel am dichterischen Beruf wollte er verscheuchen durch eine kräftige That. „Energisches Produciren ist eine vortreffliche Kur", schrieb Ibsen später an Georg Brandes; solch eine Kur machte er im Sommer 1863 durch, als er die Kronprätendenten schrieb.

Nicht von den Glücklichen, denen spielend Alles gelingt, die im Spazierengehen Kränze sammeln, ist Henrik Ibsen. Nur in schweren Kämpfen hat er, der Heimath und ihrer zagen Beschränktheit zum Trotz, sich durchzusetzen vermocht. Er stand, 1863, vereinsamt, ein geschmähter, verhaßter Mann, in drückende Nahrungssorgen geschmiedet, von heimlich wühlenden Zweifeln belagert. War er der Dichter, von dem er geträumt hatte? In trunkenen Stunden jubelte stolzes Bewußtsein ein helles Ja; aber selten waren und immer seltener wurden diese Stunden und bei nächtlicher Weile zog der Zweifel ein in seine Brust und die Furcht vor der Unfruchtbarkeit seines Schaffens. Schmerzlich hört diese Nachtgeister man stöhnen, wenn König Skule den Skalden Jatgeir fragt: „Glaubst Du jederzeit so gewiß, daß Du Dichter bist?" Wie Jatgeir hatte auch Ibsen „die Gabe des Leides" empfangen, wie der ewige Kronprätendent Skule empfing er die Gabe des Zweifels, blickte er in verzagter Bewunderung auf Hakon Hakonson, den siegessicheren, des inneren Berufes immer bewußten, den glücklichen Helden. Drei symbolische Gestalten, in die des Poeten persönliches Empfinden flüchtete, und denen eine vierte zur Seite tritt: Bischof Nikolas, der Ewig-Krumme, der schwache Herrschsüchtige, der Mann ohne Mannheit, dessen kleinliche Ränkesucht den typischen Norweger repräsentiren soll. Diese ungeheure Beleidigung schleuderte der neue Skalde seinem Stamm in's Angesicht, dann ging er und ward ein Europäer und ein Heimathloser.

Dieser Ursprung schon der Dichtung verkündet, daß die Kronprätendenten nicht als ein historisches Drama betrachtet sein wollen. Das historische Costüm wurde gewählt, weil es bequemere kaum bot zur Unterbringung moderner Gedanken, die nur maskirt auf eine bescheidene Unterstatt rechnen durften. Nicht eine bestimmte Zeit wiederzuspiegeln war des Dichters Ziel, und der vollends mißversteht ihn arg, der ihm den Gedanken an eine Verherrlichung des Gottesgnadenthums im monarchischen Sinne unterlegt. In der Historie lagen die Dinge einfach: Dem jungen König Hakon stellte sich die Fronde des Adels und der Kirche entgegen, er schlug beide auf's Haupt und erzwang sich Souveränetät. Aus genau den gleichen Bedingungen hat Herr von Wildenbruch seinen „neuen Herrn" gestaltet und nichts war leichter als die Gliederung eines Kampfes zwischen Legitimität und feudal-clerikaler Anmaßung. Das Leichte aber und Einfache war niemals Ibsen's Sache: complicirte Conflicte braucht er und sucht er und complicirte Menschen. Complicirte Conflicte wiederum und zugleich echt tragische findet man nur in einer Menschenbrust; complicirte Menschen sind nur die Modernen. Nicht der Sonnenkönig Hakon wurde Ibsen's Held, sondern Skule, Gottes Stiefkind auf Erden; nicht der äußerliche, politische Conflict trat in den Vordergrund, sondern der psychologische, der Zwiespalt von Wollen und Kraft. Ein moderner Held und ein ewiger Conflict.

Nicht des Dichters Schuld ist es, wenn er mißverstanden wurde. Er dachte nicht an eine Verherrlichung der Legitimität und er hat dafür gesorgt, daß ein Zweifel an seiner Absicht nicht aufkommen konnte. Hakon ist nicht der legitime Erbe des Königreichs, ist ein vertauschtes Kind und alle übrigen Thronansprecher haben bessere Rechte als er auf die Krone. Er aber ahnt nichts davon, und wenn der Demetrius nach Schiller's Absicht Zweifel fällen sollte, so ist Hakon stark und unüberwindlich durch sein Vertrauen. Er glaubt an sich und sein Königsrecht, an seinen Königsberuf, den auseinanderstrebenden Völkern die Einheit zu bringen, und dieser Glauben verleiht ihm die Kraft und das Gelingen auf allen Wegen. Naiv ist er, nicht von des Gedankens Bläße angekränkelt und darum glücklich. „Der glücklichste Mann ist der größte Mann. Der Glücklichste vollbringt die größten Thaten, er, dem das Zeitbedürfniß wie eine Fackel in's Hirn flammt, Gedanken erzeugt, die er selbst nicht faßt, ihm den Weg weist, dessen Ziel er nicht kennt, den er aber wandelt und wandeln muß, bis er den Jubelschrei des Volkes hört und sich mit weit aufgerissenen Augen umblickt und mit Verwunderung erkennt, daß er ein großes Werk vollbracht hat." Hakon ist dieser glücklichste Mann, und der das von ihm sagt, ist der unglücklichste: Der Baglerbischof Nikolas.

Große Gaben wurden auch dem: ein scharfer Geist und ein hohes Wollen. Aber die Kraft ward ihm versagt und der Muth und er blieb ein Krüppel, ohnmächtig im wilden Begehren von Weibern und Ruhm, feig in der Schlacht und kraftlos auf heißem Lager. Herrschen wollte

*) Berlin, S. Fischer (Nordische Bibliothek).

Digitized by Google

er und man verspottete ihn, seine Verzagtheit und seinen schrillen Diskant. Er wurde Priester. „König oder Priester muß der Mann sein, der über alle Macht gebieten will.“ Doch des Bischofs Macht verzettelte sich an kleinliche Ränke und an das Bestreben, jedem Anderen den Weg zu jener Größe zu sperren, die des Schwächlings Arm nicht erhaschen konnte. Den im Selbstvertrauen starken König steht der zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilte Bischof gegenüber, dem stolzen Vater von Söhnen und Gedanken der hetzende und wühlende Kastrat.

Zwischen beiden steht Jarl Skule. Sein Geist ist beweglicher und in seiner Unruhe fesselnder als der Hakon's. Auch er hat Muth, hat Gedanken, hat einen Sohn. Aber er ist nicht, wie der Bischof, „im Stande der Unschuld“, er kennt den Unterschied zwischen Gut und Böse und moralische Bedenken kränkeln sein hohes Wollen an. Er wartet und zweifelt und im Warten und Zweifeln zehrt er sich auf. Der Sieg selbst gilt ihm nichts, denn nicht dem Recht danket er ihn, „es ist ein unheimliches Grausen in diesem Siege.“ Und als er Hakon's Königsgedanken gestohlen hat, als er für diesen Gedanken leben und kämpfen will, da sagt es ihm der Skalde, der mit der schamhaften Seele: „Ein Mann kann fallen für das Lebenswerk eines Anderen; aber weiterleben kann er nur für sein eigenes.“ Und Skule fällt für Hakon's Gedanken und im Tode noch huldigt sein Gruß dem Erkorenen.

Georg Brandes, dessen noch unübertroffener Ibsen-Essay an den Kronprätendenten etwas leichthin vorübergeht, wirft dem Skalden Unklarheit vor und meint, man könne recht wohl für fremde Ideen leben, wenn man sie nicht fälschlich für seine eigenen auszugeben versuche. Bei aller Bewunderung des dänischen Essayisten, der sich in neuester Zeit leider durch Lohnarbeiten einigermaßen discreditirt, muß ich in diesem Zwist doch zum Skalden stehen. Ein von starkem Wollen und stürmender Leidenschaft beherrschter Mann kann nicht für die Ideen eines Anderen leben; ein solcher Mann ist verloren, sobald er die eigene Unfruchtbarkeit erkennt, zu erkennen glaubt. Was der kühleren, der leidenschaftlichen Natur Befriedigung giebt, den Philologen und Dutzendministern, das genügt nicht dem Menschen der heißeren Temperamentzone, der nur im Schaffen glücklich ist und lebensmuthig.

Ibsen ist von diesem Problem, dem Problem der Unfruchtbarkeit, nicht mehr losgekommen. Den Kronprätendenten und der um dreißig Jahre fast später geborenen Hedda Gabler hat es den tiefsten Gedanken gegeben, den mißverstandensten Dramen des Norwegers. Wie sich die beiden weit auseinanderliegenden Dichtungen berühren, wie sie im letzten Grunde der Idee aus einer Wurzel keimen, der Nachweis wäre verlockend, wenn nicht schon die Junisonne sengende Strahlen sendete. Jetzt gilt weise Beschränkung. Für mich steht es fest, daß eigenes Erleben, inneres, den Dichter des Zweifels und der Kronprätendenten gemacht hat. Wäre Ibsen zu jeder Stunde seines Berufes gewiß gewesen, er hätte nicht Jarl Skule geschaffen, eine der mächtigsten und menschlichsten Gestalten, die nach Shakespeare einem Poeten gelangen. Es ist nicht zuletzt diese zwingende Subjectivität, die dem Drama seinen unheimlichen Reiz giebt.

Mit gereifter Kraft sind die Männercharaktere gegriffen, die Fürsten und Vasallen, und die Verworrenheit selbst der Vorgänge und sich bedrängenden Ideen kann die frohe Bewunderung so gewaltigen Werkes nicht verkümmern. In Einem aber merkt man die Absicht und wird verstimmt. Ibsen's Frauenglaube hat in dieser Dichtung sich völlig zum Madonnendienst verklärt. Fünf Frauen durchschreiten das Drama, fünf Ideale, beinahe fünf Caricaturen. Die holde Margaretha, die mit Desdemona und Cordelia sich messen kann, nehme ich aus, die Uebrigen aber sind von verhängnißvoller Idealisirung hart betroffen worden. Sie lieben, sie opfern Alles, sie werden vergessen und sind glückselig, dem schuldvollen Manne in finsterster Stunde als Nothbehelf dienen zu dürfen. Es muß ein merkwürdig schönes Land sein, das Land der Kronprätendenten; nur mir fehlt der Glauben an die „wahren Ehen“, die da so absichtlich und tendenziös geschlossen werden.

Durch kräftigere Striche hätte der Regisseur dem großen Gedicht nur genützt. Daß er sich nicht an die Bearbeitung des Burgtheaters hielt, war verständig. Dort hatte man die Geistererscheinung des Bischofs bewahrt, obwohl sie, wie schon Ibsen's Biograph und Landsmann Henrik Jäger*) bemerkt hat, durchaus nicht im Rahmen des Stückes liegt und nur vom politischen Ingrimm dictirt wurde. Die Darstellung lieferte von Neuem den Beweis, daß die Hofbühne jetzt dem kläglichen, aber höchstbeliebten Muster des Barnay-Theaters mehr noch als der Meininger nachstrebt. Auf diese Regiethat kann der neue Herr Grube nicht stolz sein, wenn anderes nicht geistloses Lärmen dramatisches Leben und wildes Gebrüll urwüchsige Kraft bedeutet. Das Schlimmste that dem Stück Herr Arndt, ein kluger, für sympathische Schwäche und für grelle Chargen angenehm begabter Schauspieler, an den durch eine todtsündige Besetzung der arme Jarl gerathen war; im ersten Act schon ging ihm die Gestalt, im vierten auch noch der Bart verloren. Sehr lustig war der Einfall des denkenden Regisseurs, das feurige Schwert, das Skules visionäres Grausen zu Häupten zu schauen wähnt, in transparenter Leibhaftigkeit auf die Leinwand malen zu lassen. Stil und Geist der Dichtung traf nur Herr Ludwig als Skalde. Die lieben Damen sangen und deklamirten recht nach der Kunst und der Bischof des Herrn Grube hätte besser in die Pierrot-Komödie des Wallner-Theaters getaugt als in die nächtige Ibsenwelt.

Diese Pierrot-Komödie ist ein Pariser Treibhausgewächs. Nachdem die in ihren grotesken Künsten genialen Hanlons die Pantomime wiedererweckt hatten, fing zunächst der cercle funambulesque, eine Gesellschaft künstlerischer Gourmands, und dann auch das große Publikum an, Geschmack an der uralten Gattung theatralischer Vergnüglichkeit zu gewinnen. Die Pantomime vom enfant prodigue ist eine geistreiche Travestie tief menschlicher Conflikte, und wenn sie mit excentrischer Ausgelassenheit gespielt würde, dann wäre sie — auch nur den Raffinirten und Blasirten ein Genuß. Im Wallner-Theater war Alles gut eingeübt, aber der Charakter des alten Maskenspieles blieb nicht gewahrt und mit Leichenbittermienen schien das Publikum zu fragen, warum man denn dem nach witzigen Improvisationen lechzenden Herrn Guthery den beweglichen Mund geschlossen hätte. Trotz der fein und hübsch zusammengesuchten Musik des Herrn André Wormser wird der verlorene Sohn voraussichtlich in Berlin nicht lange leben. Die Pantomime ist dem Berliner Geschmack zu hoch, nicht trivial genug.

Pierrot Sohn, dessen galante Laster das Stückchen füllen, hat dem Fräulein Odilon einen fast fabelhaften Zeitungserfolg gebracht. In Zwischenräumen von je drei bis vier Jahren wird diese hübsche Dame auch auf den Brettern immer wieder berühmt, aber die Blüthenpracht dieser victoria regia pflegt stets nur auf eine kurze Spanne Zeit vorzuhalten. Diesmal brauchte Fräulein Odilon nicht zu sprechen und das war gut; sie zeigte auch eine freche Grazie und ein keckes Temperament, aber ihr Narrengesicht blieb leer und ausdruckslos und das ganze zierliche Persönchen fand nicht den Muth zur Caricatur. Eine geschickte und anmuthige Imitation, die man am wenigsten in Berlin überschätzen sollte, denn da lebt die größte und originellste mimische Künstlerin der Welt: Antonietta del' Era. M. H.

*) Henrik Ibsen. Ein literarisches Lebensbild von Henrik Jäger. Dresden, Heinrich Minden.

Offene Briefe und Antworten.

Moriz Carriere wider Hieronymus Lorm.

Geehrter Herr!

Herr Hieronymus Lorm hat mehrmals im öffentlichen Urtheil über mein Denken und Dichten neben Worte der Verwerfung so anmuthig preisende gestellt, daß mir auch die Art der gelegentlichen Erwähnung meiner „Sittlichen Weltordnung“ in Nr. 19 der „Gegenwart“ keine Ueberraschung war. Gestatten Sie mir im Interesse der Sache eine offene Antwort der Frage, die er dort aufwirft.

Herr Hieronymus Lorm, Sie sagen: „Was ich weiß, das brauche ich nicht erst zu glauben; wo das Wissen gänzlich aufhört, dort erst fängt der Glaube an. Wie soll dasjenige, was seine bewegende Thätigkeit einstellen mußte, demjenigen die Hand reichen, was erst nachher sich zu bewegen anfängt?“ Damit wollen Sie beweisen, daß Wissen und Glauben unvereinbar seien. Nun wissen wir doch unmittelbar und unleugbar gewiß nur von uns selbst, von unserem Bewußtseinsinhalt, und erschließen aus unseren Empfindungen und Anschauungen nach dem Causalgesetz erst eine Außenwelt, und wenn der Skeptiker uns diesen Schluß nicht gestattet, so ist er nur dadurch zu bestreiten, daß man auf das Absurde hinweist; und dem zu entgehen *glauben* wir an die Realität wirkender Kräfte außer uns und suchen sie zu erkennen, indem wir ihre Gesetzlichkeit erforschen. So glauben wir an die Atome der materiellen Welt, die wir ja auch nicht sehen. Und so sind Glauben und Wissen untrennbar verwoben, und der Glaube fängt nicht da an, wo das Wissen aufhört, sondern der Wissenstrieb geht über das Gegebene hinaus und fragt nach Grund und Zweck unserer Vorstellungen und der Dinge. Sie sagen, „daß Philosophie und Naturwissenschaft zuletzt zu nichts Anderem zurückgeführt werden als zu einer verschlossenen Pforte“. Mir ist die Welt nirgends mit Brettern vernagelt. Ich sehe sie in einer Entwickelung, welche auf ein Vorher und auf ein Nachher hinweist und die Wissenschaft, die das Causalgesetz befolgt, erschließt kraft desselben die Ursache und das Ziel. Wir stehen Alle vor einem großen X, als Endliche vor dem Unendlichen, das wir mitdenken, sowie wir uns als endlich erkennen, und fragen: wie muß der Grund des Lebens beschaffen sein, um diese Welt der Natur und des Geistes, der Nothwendigkeit und der Freiheit zu bedingen? Da will ich nun keine Dogmen, die sich mit den Thatsachen und Gesetzen der Wirklichkeit nicht vertragen, aber ich will mir auch diese Thatsachen nicht verkümmern und leugnen lassen durch Theorien, die ihnen, wie der Materialismus, nicht gewachsen sind. So halte ich in dem Ihnen längst so anstößigen Buch von der Sittlichen Weltordnung sowohl an der Wirklichkeit des Naturmechanismus, wie an der Thatsache der inneren Erfahrung (und alle Erfahrung ist ja innerlich!) fest, daß ich mich selbst erfasse, mich selbst bestimme, mich frei fühle, zwischen Gut und Bös unterscheide, mich für meine Thaten verantwortlich weiß. Mein Freiheitsbewußtsein ist mir sicherer als die Sonne am Himmel, denn es ist mein unmittelbares Erlebniß, während ich die Sonne erst aus meinen Lichtempfindungen erschließe. Ich zeige, wie wir zum Sittengesetz kommen, wie in der Rechtsordnung, in Kunst und Religion die sittliche Weltordnung verwirklicht wird, denn es kann etwas wirklich sein, wenn es auch nicht materiell da ist, wie die Liebe wirklich ist, das Gute wirklich ist in der Subjectivität des fühlenden, wollenden Geistes. All' das ist thatsächlich und nicht ein Kunststück, das ich den Lesern vormache, sondern die Darlegung von Erlebnissen. Daran mögen Sie sich halten. Nur im Schlußkapitel rede ich von der ersten Ursache und dem letzten Ziel dieses Wirklichen, von Gott, der mir zugleich Naturmacht und Wille der Weisheit, der Liebe ist, weil die Vernunft aus den Wirkungen auf die Ursache schließt, und das ist ja doch wohl ein Gemeinsames in aller Wissenschaft. Vielleicht sagen Sie: aber erst wo das Denknothwendige und das That-

Digitized by Google

sächliche zusammenstimmen, Vernunft und Erfahrung zusammentreffen, da haben wir echte Wissenschaft. Das ist auch meine Ansicht. Und darum sage ich: wir haben von Gott weder den mathematischen Beweis, noch die sinnliche Gewißheit, um unserer Freiheit, um des Guten willen. Das habe ich selbst in meinem Buche dargelegt. Daß Sie das Gewissen nicht für etwas Angelerntes, sondern uns Eingeborenes, also Wesentliches erklären, daß Sie die Literaten aber abmahnen, sich für das deutsche Volk zu halten, das und so vieles Schöne, das Sie geschaffen haben, läßt mich Ihnen freundlich die Hand drücken.

Hochachtungsvoll und ergebenst

München, im Mai 1891. M. Carriere.

Notizen.

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Von Karl Bitz. (Berlin, J. A. Stargardt.) — Die meisten der hier gesammelten Feuilletons und Kritiken sind in der Kreuzzeitung zum erstenmal erschienen; die pièce de résistance: „Ueber den gegenwärtigen poetischen Stil in Deutschland", worin auch den Sprachsünden Richard Wagner's und Wildenbruch's arg mitgespielt wird, veröffentlichte die „Gegenwart" 1889. Der Verfasser hat zumal als Dramaturg im Sinne Lessing's eigene Gedanken und spricht sie mit Schärfe und ohne Rückhalt aus. Eine Autorität ist er besonders auf dem Gebiet unseres Kirchenliedes, und seine einschlägigen Aufsätze über die fürstlichen Hymnendichter und Minnesang und Kirchenlied enthalten viel Neues. Die Bücher- und Premierenberichte sind zu ephemerer Natur, als daß sie den Wiederabdruck verlohnen.

Fürst Bismarck als Redner. Von Professor Gerlach. (Dessau-Leipzig, R. Kahler.) — Gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Schloßherr von Friedrichsruh sich anschickt, den Reichstag wieder zu betreten, um unserem parlamentarischen Leben das Gewicht seines Wortes und den Glanz seiner staatsmännischen Größe zu verleihen, wird diese rhetorische Studie allgemein fesseln. Nach „Büschchens" Vorgang analysirt der Verfasser Bismarck's rhetorische Mittel, seinen Rednerstil, Geist, Humor, seine Schlagfertigkeit und seinen kaustischen Witz. Leider fehlt in dem Bild eine Schilderung seiner leisen, stammelnden, langsamen und oft überhasteten, immer ganz auf den Augenblick und die Natürlichkeit gestellten Vortragsweise. Das Porträt Bismarck's als Redner liegt freilich schon an anderer Stelle in bleibender Bedeutung vor, im Anfangskapitel des Romans: „Der Klatsch" von Theophil Zolling. Kaum noch ein Zug ließe sich dem prächtigen Augenblicksbilde beifügen. b.

Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi. Von H. von Wißmann. (Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.) — Diese Reise im Auftrage des Königs von Belgien ging von der Congomündung über den Tanganyka und den Nyassasee zur Mündung des Zambesi. Den größten Theil des Buches füllen die Schilderungen der „Pest Afrika's", des sklavenhandelnden und mißhandelnden Araberthums. Das Buch des verdienten schneidigen Forschers ist oft von spannendem Interesse und zum Theil gut geschrieben, bis auf einige stilistische Unarten, z. B. „wir waren ... und hatte ich". Die Ausstattung der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung ist ebenso reich als originell, zumal der Einband. Von den 90 Illustrationen hat namentlich der Berliner Maler Hellgrewe künstlerisch bedeutsame Bilder geliefert. Auch die Karten sind vortrefflich.

Der Weg zum Glück. Roman von Robert Byr. 3 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Fabel des neuesten Romans von Byr ist zwar in ihrem Grundgedanken nicht neu, aber der gewandte Verfasser hat es verstanden, ihr manche eigenartige und selbständige Züge abzugewinnen. Die Heldin des Romans, Aranka von Zerényi, ist die Tochter eines verarmten ungarischen Edelmanns, die mit männlicher Willenskraft und zielbewußtem Egoismus nach dem Glanz einer hohen Lebensstellung strebt. Als Erzieherin auf dem Gute des Herrn von Ratkay weiß sie den verlobten Bräutigam der Tochter des Gutsherrn, den Baron Holmossy, in ihre Netze zu locken. Aber kaum hat der Baron seine liebenswerthe Braut verlassen, um dem verführerischen Weibe zu folgen, da erschließt sich dieser eine höhere, erstrebenswerthere Aufgabe. Der Fürst Trietheim geräth in den Bannkreis ihrer berückenden Schönheit, und sie zögert nicht, den kaum geschlossenen Bund mit Holmossy jäh und rücksichtslos zu lösen. Sie wird von dem verwittweten Fürsten als Erzieherin der Kinder aufgenommen, und schon glaubt sie dem Ziele ihrer Wünsche nahe zu sein, schon sieht sie das Fürstendiadem auf ihrer Stirn, als mit einem Schlage das scheinbar so festgefügte Gebäude ihrer stolzen Pläne zusammenstürzt. Durch den Tod eines Verwandten wird der Fürst der Nächste zum Thron. Doch nur unter der Bedingung soll er Erbe der Krone werden, daß er ein bestimmtes Mädchen, die Prinzessin Friederike, als Gemahlin heimführt. Unter diesen Umständen schwankt er nicht lange. Friederike wird seine Gattin, Aranka bleibt, was sie war, die Geliebte des Fürsten. Ihre Lage erfüllt sie bald mit Ueberdruß und Ekel. Zorn und Verzweiflung überkommt sie, für diese Existenz Freiheit, Ehre und Achtung der Menschen geopfert zu haben. Von der jungen Fürstin schnöde in ihre Schranken gewiesen, von dem Manne, den sie liebt, zurückgestoßen, beseelt sie nur noch der Gedanke, sich zu rächen. Ihr teuflisch ersonnener Racheact mißglückt jedoch, sie wird als Anstifterin desselben verrathen und gibt sich den Tod. Byr hat die Heldin mit kräftigen Linien gezeichnet und mit großem Geschick die sonst wenig sympatische Frauengestalt doch auch mit Zügen ausgestattet, die für sie und ihr Schicksal unsere Theilnahme erwecken. Auch die übrigen Gestalten sind individuell und scharf, zuweilen, wie die Harpagon-Natur des alten Ratkay, ein wenig eckig und karrikirt dargestellt. Die Handlung schreitet, wenn uns der Autor glücklich über die Längen der Exposition hinweggeführt hat, lebendig vorwärts. Die Schlußkatastrophe, die Explosion und der Brand des Schlosses ist wirkungsvoll, obschon gewaltsam und romanhaft.

Parias. Fatalistische Geschichten von Ola Hansson. (Berlin, Zoberbier.) — Viel Unheil geschieht auf der Welt; Grausen erfaßt uns, wenn wir von all' den Greueltaten lesen, welche täglich die Spalten der Zeitungen füllen. Man fragt im Allgemeinen nicht viel nach den Ursachen der Verbrechen, sondern verurtheilt die Schändlichen, welche abgewichen von dem geraden Wege der Tugend. Nicht so leichtfertig in seinen Schlüssen wird derjenige sein, welcher sich klar geworden über die Ursachen in des Menschen Thun und Lassen. „Wo läuft jene feine Grenzlinie, auf der die Verantwortlichkeit aufhört und die Unzurechnungsfähigkeit anfängt?" fragt Ola Hansson. „Ist es nicht mit ihr ebenso wie mit der Linie zwischen zwei verschieden besäten Feldern? Man bildet sich wohl ein, sie sei scharf und gerade gezogen, aber sieht man genauer zu, so findet man, daß die beiden Saaten herüber und hinüber durcheinander wachsen." Es ist ein tiefsinniges Wort, welches der Autor da gesprochen, und die Bilder, welche er in kurzer, knapper Weise vor uns entrollt, sind der Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung. Diese Mörder und Diebe, sie sind schuldig und können doch nichts dafür. Wie es kranke Körper gibt, können die Seelen erkranken. Ein stumpfsinniger Geist, getödtetes Empfinden ist nicht verantwortlich zu machen für schlimme That.

o. v.

Der Reichskanzler. Roman von Karl Theodor Zingeler. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Kämpfe, welche König Konrad I., unterstützt von seinem Kanzler, dem Bischof Salomon III. von Konstanz, gegen den Herzog Erchanger von Schwaben und dessen Bruder Berthold führte und die mit der Hinrichtung der beiden Empörer endeten, bilden den geschichtlichen Hintergrund der sehr ansprechenden Erzählung Zingeler's. Hinein spielt eine anmuthige Liebesgeschichte, und eine Menge von lebensvoll gezeichneten Gestalten versetzt den Leser ein Jahrtausend zurück. Auch der Humor kommt zu seinem Recht, wenn es auch im Allgemeinen eine wilde Zeit voll Blut und Greuel ist, die uns vorgeführt wird. Das Buch ist, wie alle Erscheinungen der Verlagsanstalt, auf das Vornehmste ausgestattet und mit guten Holzschnitten geschmückt.

Alton Locke, Schneider und Dichter. Eine Autobiographie von Charles Kingsley. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) — Der Verfasser der „Hypatia", welche bei Brockhaus in einer trefflichen Uebersetzung bereits in fünfter Auflage erschienen ist, hat auch soziale Romane geschrieben, von denen „Yeast" sogar in eine Parallele mit „Wilhelm Meister's Wanderjahre" gestellt worden. Höher steht „Alton Locke", worin im Rahmen eines viel verschlungenen Lebensweges das soziale Problem mit unbeschreiblicher Energie und Wahrheit erfaßt wird. Der Held, durch den starren, in Bigotterie befangenen Sinn seiner Mutter und ihrer Umgebung dem Unglauben in die Arme geworfen, in seinen sozialistischen Ideen durch die Theilnahmlosigkeit und Unwissenheit der besitzenden Klassen gegenüber den Arbeitern bestärkt, muß doch, durch ein hartes Schicksal geläutert, am Ende seiner vielbewegten Laufbahn erkennen, daß nur im echten Christenthum jene „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu erringen ist, welche die wahre Freiheit ausmacht. Die Entwickelung der Ideen des Helden, ihre allmähliche Umgestaltung unter der Macht der Thatsachen ist in so innige Verbindung mit der ergreifenden Geschichte seiner Liebe gebracht, daß auch solche Leser, welche kein tieferes Interesse für die modernen Fragen der Sozialreform, Schulreform u. s. w. haben, den Roman unter größtem Antheil zu Ende lesen werden.

Schriften zur deutschen Heeresreform. I. Die Mißbräuche der militärischen Dienstgewalt und das Beschwerderecht im deutschen Heer. Kritisch beleuchtet von ***. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Der ungenannte, offenbar sehr sachkundige Verfasser dieser lesenswerthen Schrift ist nach einer Notiz der Verlagshandlung ein höherer Offizier. Nach einem kurzen Vorwort folgt der „Authentische Wortlaut der Vorschrift über die Beschwerden im deutschen Heer mit angeschlossener kritischer Beleuchtung". Nicht bloß grundsätzliche Gegner, auch Reformfreunde werden dem verdienstvollen Verfasser für die objectiven, maßvollen und schlagenden Ausführungen dankbar sein.

Bonner Traktat. Sozialpolitische Studien als ebenso viele Beiträge zum Stückwerk unseres Wissens und Weissagens von göttlichen und menschlichen Dingen von Hugo Delbermann. (Leipzig, Otto Wigand.) — De omnibus et multis aliis. Was den Einzelnen und die Gesammtheit bewegt und erregt, bespricht der Herr Verfasser in 27 Paragraphen. Sozialreform, Erziehung und Unterricht, Coloniales, Parlamentarismus, Militärverhältnisse, Strafrecht, sittliche Begriffe, innere Mission, Dogmatisches, Bibelkritik, Unsterblichkeitsglaube, allgemeine Wehrpflicht — über Alles hat er seine Gedanken, sehr eigenartig, so sehr, daß sie oft aufhören überhaupt artig zu sein. Wiedergeben läßt sich da nichts, man muß es selbst lesen. Zweierlei steht fest: Delbermann ist ein Original, und er hat den Muth seiner Ueberzeugung. Wer sich für Originale und Originelles interessirt, dem sei das Büchlein als amüsante Lectüre empfohlen, obgleich der Verfasser es wohl kaum zu dem Zweck geschrieben hat.

—dt.

Digitized by Google

Inserate.

Werke von Wilhelm Raabe.

Verlag von **Otto Janke** in **Berlin**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Hungerpastor. 5. Aufl. Preis geb. 5 *M.*
Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. 3. Aufl. Preis geb. 5 *M.*
Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2. Aufl. Preis geb. 4 *M.*
Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Preis geb. 7 *M.*
Der Dräumling. Preis geb. 6 *M.*

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „**Gegenwart**", **Berlin** W., Culmstraße 7.

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), **Dessau.**

Soeben erschien:

Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.

Ein Gedenkblatt zum 1. Juli 1891
dem zehnjährigen Todestage Lotzes.
Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte, Studierende und die gebildete Welt werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können."

Bei **G. Grimm** in **Budapest** soeben erschienen und in Buchhandlungen vorräthig:

PAUL BOURGET

Lügen. Roman. 3 Mark.
Physiologie der modernen Liebe. 3 Mark.
(Von der Kritik „eines der allerseltsamsten Bücher" genannt.)

Soeben ist im Verlage von **M. Breitenstein, Wien,** Währingerstrasse 5 erschienen und ist daselbst sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Staatsromane.

Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus
von
Dr. Friedrich Kleinwächter
Reg.-Rath u. Prof. der Staatswissenschaften in Czernowitz.
Preis 3 Mark.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Landaufenthalt.

Heinr. Seidel, Gesammelte Schriften. Neun Bände à M. 3.—.

Feldmarschall Graf Moltke schrieb Weihnachten 1890 an den Verfasser: „Nehmen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der neuern 3 Bände Ihrer „Ges. Schriften" die ich mit demselben Vergnügen entgegen genommen habe, wie die vorhergehenden. Es wird mir eine Freude sein, mich mit den neueren Erzeugnissen Ihrer Muse zu beschäftigen, die älteren stehen bei mir in gutem Andenken."

Dichtungen von Rudolf Baumbach.

Zlatorog . .	32. Tausend.	Mein Frühjahr .	10. Tausend.	Sommermärchen	19. Tausend.
Frau Holde .	23. „	Spielmannslieder	13. „	Abenteuer und .	
Pathe des Todes	9. „	Lieder von der		Schwänke . .	9. „
Horand u. Hilde	6. „	Landstrasse .	11. „	Erzählungen und	
Kaiser Max .	9. „	Krug und Tinten-		Märchen . .	8. „
Lied. e. fahr. Ges.	24. „	fass	9. „	Es war einmal .	9. „

Die Höhe der Auflagen spricht von selbst für den Werth und die Beliebtheit dieser Dichtungen in gebundener und ungebundener Form.

Maximilian Schmidts gesammelte Werke. 11 Bände à M. 3.—.

Ein Kritiker hat Max. Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt, und mit Recht; die Gestalten, welche von beiden Künstlern geschaffen worden sind, stehen hier wie dort in unvergleichlicher Natürlichkeit und Echtheit vor uns. Die Erzählung selbst giebt Sch. in hochdeutscher Sprache, aber er macht von dem oberbayerschen Dialekt den ausgiebigsten Gebrauch und er weiss ihn so erfolgreich zu handhaben, dass man die urwüchsige und treuherzige Mundart liebgewinnen muss.
Vossische Zeitung.

Am Küstensaum. Novellen von Th. Justus . . . . . M. 5.—
Aus vergangenen Tagen. Novellen von Th. Justus . . . . . „ 4.—
Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel . . . . „ 3.—
Der heilige Amor. Novelle von Joh. Proelss . . . . . „ 2.—
Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederd. Mundart von F. Stillfried „ 3.—

Ausführlicher und besprechender Katalog auf Verlangen postfrei von der Verlagsbuchhandlung **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** zu beziehen.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen:

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** 2 Bände. Octav-Format. 30 Bogen. Geheftet 8 Mark. In einem Band elegant gebunden 10 Mark.

Genau zehn Jahre nach dem am 15. Mai 1881 erfolgten Tode Franz Dingelstedt's erscheint das obige literarische Denkmal des liebenswürdigen Dichters und genialen Theaterleiters, der noch immer einen ungemein zahlreichen Kreis von treuen Freunden und Verehrern zählt und dessen Schriften einen dauernden Platz in der deutschen Literatur behaupten werden. Mit inni er Liebe, mit herzlichster Freundschaft und feinstem Verständniß für die Natur Dingelstedt's hat Julius Rodenberg das Bild seines berühmten Landsmannes als Mensch wie als Poet gezeichnet, und diese liebevollen Schilderungen, die Dingelstedt als Schüler und Schulmeister, als kosmopolitischen Nachtwächter und Geheimen Hofrath, als Theaterleiter in München, Weimar und schließlich in Wien behandeln, enthalten so viel fesselndes und neues Material, daß sie auf regstes Interesse in den weitesten Kreisen rechnen dürfen, nicht zuletzt wohl bei den früheren Abnehmern der „Gesammelten Werke" Franz Dingelstedt's.

Berlin W., im Juni 1891.
Lützowstr. 7.

Gebrüder Paetel.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Briefen
der
Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans
an die
Kurfürstin Sophie von Hannover.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts.

Herausgegeben von **Eduard Bodemann.**

2 Bände Lexikon-Octav. Mit Bildnis der Herzogin Elisabeth Charlotte. 1891. 20 *M.*

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von **Quandt & Händel** in **Leipzig.**) Preis 2 *M.*

Soeben erschien:

Zehn Geschichten
von
Fritz Mauthner.

M 3.50.

Verlag von **J. H. Schorer, Berlin.**

Soeben erschien:

Zeitgemässe Kapitalanlagen.

Volkswirtschaftliche Betrachtungen für Kapitalisten, Bankiers, Kaufleute, Industrielle, Landwirte
von
Dr. Karl Walcker,
Dozenten der Staatswissensch. an der Univ. Leipzig.

V u. 47 Seiten. Preis *M* 1.50.

Der bekannte Verfasser wird in W. Roscher's Geschichte der Nationalökonomie als „vielseitig und geistreich" bezeichnet.

Verlag von **J. Kühtmann's Buchh., Bremen.**

Bleistift-Skizzen.

Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung.
Von **Bernhardine Schulze-Smidt.**
Eleg. geh. *M* 1.50, orig. geb. *M* 2.25.

Hierzu eine Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. **Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt:

Zur Reform der Gewerbeinspection im Deutschen Reich. Von Kuno Frankenstein. — Der gegenwärtige Stand der Koch'schen Frage. Von Dr. med. Julius Levin. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die neuaufgefundene Schrift des Aristoteles „Ueber den Staat der Athener". Von Richard Bethge. — Lyrik und Lyriker. Von Robert Waldmüller. — Ein Max Bruch-Musikfest. Von Josef Schrattenholz. — **Feuilleton:** Aus den Memoiren eines alten Flügels. Von Carl Ludwig Körner. — **Aus der Hauptstadt:** Musikfeste. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Reform der Gewerbeinspection im Deutschen Reich.

Von Kuno Frankenstein.

Seit Jahren schon hat es im Reichstag wie im preußischen Landtag nicht an Anregungen für eine Reform der Fabrikinspection gefehlt. Diese Anregungen verlangten aber — abgesehen von der inzwischen erfüllten Forderung unveränderter Veröffentlichung der Originalberichte der preußischen Gewerberäthe — zumeist nur eine Vermehrung der Aufsichtsbeamten unter entsprechender Verkleinerung der Aufsichtsbezirke, wenigstens in Preußen, oder die Anstellung von Hülfsbeamten zur Unterstützung der Inspectoren. Die preußische Staatsregierung setzte diesem Verlangen noch bis vor Kurzem unbegreiflicher Weise Widerstand entgegen, und erst als eine Folge der durch die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar v. J. inaugurirten Erweiterung der Arbeiterschutzgesetzgebung ist es zu betrachten, wenn in der preußischen Thronrede vom 12. November v. J. Mittel „für eine erhebliche Vermehrung der Aufsichtsbeamten", welche sich „in Verbindung mit einer Neuregelung der Gewerbeinspection als nothwendig erwiesen" habe, gefordert werden. Daß die angekündigte „Neuregelung der Gewerbeinspection" eine durchgreifende sein werde, läßt sich indessen nach dem, dem Reichstage von den verbündeten Regierungen vorgelegten Gesetzentwurf, betreffend Aenderung der Reichsgewerbeordnung, wie nach den von Seiten der Regierungsvertreter in der sog. Arbeiterschutzcommission abgegebenen Erklärungen und nach den Beschlüssen dieser Commission, ebenso auch nach der Denkschrift der preußischen Regierung und den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags nicht erwarten.*) Ueber die Aufgaben und Befugnisse der Aufsichtsbeamten bestimmt:

Die Gewerbeordnung vom 1. Juli 1883:	Der Gesetzentwurf, betr. Abänderung der Gewerbeordnung:
§ 139b.	§ 139b.
Die Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen der §§ 135—139a (betr. Frauen- und Kinderarbeit), sowie des § 120 Abs. 3 (betr. Anlage und Einrichtung der Fabriken) in seiner Anwendung auf Fabriken ist ausschließlich oder neben den ordentlichen Polizeibehörden besonderen, von den Landesregierungen zu ernennenden Beamten zu übertragen. Denselben stehen bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Fabriken zu. Sie sind, vorbehaltlich der Anzeige von Gesetzwidrigkeiten, zur Geheimhaltung der amtlich zu ihrer Kenntniß gelangenden Geschäfts- und Betriebsverhältnisse der ihrer Revision unterliegenden Fabriken zu verpflichten.	Die Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen der §§ 105a, 105b Abs. 1, 105c bis 105g (Sonntagsruhe), 120a bis 120e (Schutz gegen Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit), 134—139a (Arbeitsordnung, Schutz der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen) ist ausschließlich oder neben den ordentlichen Polizeibehörden besonderen, von den Landesregierungen zu ernennenden Beamten zu übertragen. Denselben stehen bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Anlagen zu. Sie sind, vorbehaltlich der Anzeige von Gesetzwidrigkeiten, zur Geheimhaltung der amtlich zu ihrer Kenntniß gelangenden Geschäfts- und Betriebsverhältnisse der ihrer Revision unterliegenden Anlagen zu verpflichten.
Die Ordnung der Zuständigkeitsverhältnisse zwischen diesen Beamten und den ordentlichen Polizeibehörden bleibt der verfassungsmäßigen Regelung in den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten.	Die Ordnung der Zuständigkeitsverhältnisse zwischen diesen Beamten und den ordentlichen Polizeibehörden bleibt der verfassungsmäßigen Regelung in den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten.
Die erwähnten Beamten haben Jahresberichte über ihre amtliche Thätigkeit zu erstatten. Diese Jahresberichte oder Auszüge aus denselben sind dem Bundesrath und dem Reichstag vorzulegen.	Die erwähnten Beamten haben Jahresberichte über ihre amtliche Thätigkeit zu erstatten. Diese Jahresberichte oder Auszüge aus denselben sind dem Bundesrath und dem Reichstag vorzulegen.
Auf Antrag der Landesregierungen kann für solche Bezirke, in welchen Fabrikbetriebe gar nicht oder nur in geringem Umfange vorhanden sind, durch Beschluß des Bundesraths von der Anstellung besonderer Beamten abgesehen werden.	
Die auf Grund der Bestimmungen der §§ 135—139a,	Die auf Grund der Bestimmungen der §§ 105a bis

*) Diese Annahme hat sich bestätigt, nachdem inzwischen die Verabschiedung des sogenannten Arbeiterschutzgesetzes erfolgt ist. Hierdurch erledigen sich indessen meine an dieser Stelle mitgetheilten und vor Verabschiedung des betreffenden Gesetzes niedergeschriebenen Reformvorschläge nicht im Geringsten, da ihnen keineswegs Rechnung getragen worden ist.

Digitized by Google

sowie des § 120 Abs. 3 in seiner Anwendung auf Fabriken auszuführenden amtlichen Revisionen müssen die Arbeitgeber zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, während die Fabriken im Betrieb sind, gestatten.

105g, 120a bis 120e, 134 bis 139a auszuführenden amtlichen Revisionen müssen die Arbeitgeber zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, während des Betriebes, gestatten.

Wie aus dieser Gegenüberstellung ersichtlich ist, gehen die Aenderungen, welche in dem von der Reichsregierung ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorgesehen sind, darauf hinaus, daß

1. die Aufgaben der Aufsichtsbeamten erweitert werden,
2. die Aufsicht selbst nicht, wie bisher, auf die Fabriken beschränkt bleibt, und
3. ein Dispens der Landesregierungen von der Anstellung besonderer Aufsichtsbeamten nicht mehr als statthaft erachtet wird.

Was die Aufgaben der Aufsichtsbeamten anbelangt, so erstreckten sich diese seither im Wesentlichen

1. auf die Sicherung der Ausführung der Bestimmungen der Gewerbeordnung und der auf Grund dieser erlassenen Vorschriften hinsichtlich der Unfall- und Krankheitsverhütung,
2. auf die polizeiliche Ueberwachung der Fabriken zum Zweck der Durchführung der Bestimmungen über Frauen- und Kinderarbeit, Beschäftigung jugendlicher Personen ꝛc.,
3. auf die sachverständige Berathung der zuständigen höheren Verwaltungsbehörden ꝛc. in allen gewerblichen Angelegenheiten,
4. auf die Vornahme sozialstatistischer Erhebungen und Abfassung von Berichten ꝛc.,
5. auf eine vermittelnde Thätigkeit zwischen Arbeitgebern wie Arbeitern und ihren Verbänden.

Demnach wurde verlangt, daß die Aufsichtsbeamten einmal gute Ingenieure, Techniker und Chemiker wären, gleichzeitig über medizinische und hygienische Kenntnisse verfügten und — last not least — neben humaner Gesinnung, unermüdlicher Energie und großer Arbeitsfreudigkeit den nöthigen Tact im Verkehr mit Hoch und Niedrig und in der Vermittelung zwischen Arbeitgebern und Arbeitern entwickelten, wie überhaupt ein besonderes Interesse und eine besondere Befähigung für die Erfassung und Behandlung von Fragen sozialer und wirthschaftlicher Natur besäßen. Daß nur wenige Beamte alle diese Eigenschaften in sich vereinigten, unterliegt wohl keinem Zweifel und wird von Jedem zugegeben werden, der sich mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut gemacht hat. Dürfte es doch selbst dem aufmerksamen Leser der Fabrikinspectorenberichte nicht entgangen sein, wie in dem einen Bericht die Vorliebe des Beamten für Fragen der Unfallverhütung, in dem anderen für die Frage der Gewerbekrankheiten, in dem dritten für Maßnahmen der Arbeiterwohlfahrtspflege hervortritt ꝛc., während dementsprechend die Behandlung anderer Fragen nur eine geringe Berücksichtigung erfährt! Hieraus kann aber unseren heutigen Fabrikinspectoren weder im Einzelnen, noch in ihrer Gesammtheit ein Vorwurf gemacht werden. Im Gegentheil, es ist anzuerkennen, daß die deutsche Fabrikinspection geleistet hat, was, wie die Dinge lagen, nur zu leisten möglich war. Alle Unzulänglichkeiten hinsichtlich der Ausführung der Arbeiterschutzbestimmungen sind vielmehr lediglich eine Folge der unzureichenden generellen Organisation der Gewerbeinspection, und selbst eine erhebliche Vermehrung der Zahl der Aufsichtsbeamten bei Verkleinerung der Aufsichtsbezirke oder die Anstellung von Hülfsbeamten würde die vorhandenen Mißstände nicht beseitigen. Soll dauernde Abhülfe geschaffen werden, so bedarf es meines Erachtens einer auf zweckmäßiger Arbeitstheilung basirenden Reform von Grund aus. Bei dieser Reform aber würde etwa Folgendes zu beachten sein.

Für die Beurtheilung aller Fragen der Unfallverhütung sind zweifellos die Berufsgenossenschaften die competentesten Organe. Ihnen ist auf Grund des Gesetzes vom 6. Juli 1884 — unbeschadet des § 120 der Gewerbeordnung — die Befugniß gegeben, Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen und deren Durchführung durch Beauftragte überwachen zu lassen, wie nöthigenfalls durch Strafen und höhere Einschätzung zu erzwingen. Da die Berufsgenossenschaften die Kosten der Unfälle tragen müssen, liegt es in ihrem eigensten Interesse, für die Verhütung dieser Sorge zu tragen.*) Mit Rücksicht hierauf scheint es aber unbedenklich, die nach § 139b der Gewerbeordnung anzustellenden Aufsichtsbeamten von der auf die Unfallverhütung bezüglichen Thätigkeit zu entlasten und diese Thätigkeit den Genossenschaften zu übertragen.

Anders liegen die Dinge hinsichtlich der Krankheitsverhütung und der Sorge für die Gesundheit der Arbeiter. Allerdings hat vor Kurzem der Delegirtentag der Berufsgenossenschaften der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Berufsgenossenschaften „auch die geeigneten Corporationen seien, um die hygienischen Vorschriften (in Fabriken) zu überwachen", und die Arbeiterschutzcommission hat am 8. November v. J. einem Antrag des Abgeordneten von Kleist-Retzow zugestimmt, dem zufolge der Erlaß geeigneter Vorschriften für Gesundheit und Sittlichkeit von der Anhörung der Berufsgenossenschaften, unter der — wohl mehr eine decorative Bedeutung besitzenden — Zuziehung der in den §§ 41 und 79 des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 gedachten Arbeitervertreter, abhängig gemacht wird. Allein, es hieße in der That den Bock zum Gärtner machen, wollte man Unternehmerverbänden die Durchführung von Vorschriften zum Schutz der Gesundheit der Arbeiter überwachen lassen. Mit Recht führte Geh. Rath Lohmann in der Commissionssitzung vom 8. November aus, daß die Vorstände der Berufsgenossenschaften a priori „auch gar nicht einmal befähigt seien, geeignete Vorschriften für Gesundheit (und Sittlichkeit) zu erlassen, zumal bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Gewerbszweige innerhalb mancher Berufsgenossenschaften". Um so bedenklicher wäre es, den Forderungen der Fabrikanten zu willfahren. Soll eine größtmögliche Sicherung der Arbeiter gegen die Gefahren für Gesundheit erzielt werden, so wird man auf dem Gebiet der Fabrik- wie der Werkstatthygiene weit energischer vorgehen müssen als seither, und darauf zu verzichten haben, daß die Unternehmer hinsichtlich der Durchführung der hygienischen Maßnahmen die Aufsicht über sich selbst führen.

Die Berufskrankheiten der Arbeiter haben ihren Ursprung einerseits in den Schädlichkeiten, welche aus dem Aufenthalt in den Arbeitsräumen an sich erwachsen, andererseits in den Schädlichkeiten, welche durch die Art des Betriebes bedingt werden. Zu den ersteren zählen Gesundheitsstörungen in Folge Aufenthaltes in ungenügendem Luftraume, in Folge des Einflusses übermäßig hoher oder niedriger Temperatur, schlechter Beleuchtung des Arbeitsplatzes ꝛc., zu den letzteren Einwirkungen der verschiedenen Staubarten, chemisch wirkender Gifte, unathembarer Gase und pathogener Organismen. „Es ist eine große Zahl von Betrieben", so führt H. Albrecht aus**) „die für die in ihnen Beschäftigten Gesundheitsschädigungen erheblichsten Grades bedingen, und ein beträchtlicher Procentsatz aller gewerblichen Arbeiter gehört ihnen und anderen, wenn auch minder, so doch immer noch so stark gefährdeten Betriebsarten an, daß unter dem Einfluß der Beschäftigung die Sterblichkeit gegenüber der Gesammtbevölkerung eine verhältnißmäßig große ist. Wenn wir daher die durch gewerbliche Krankheiten hervorgebrachten Schädigungen an Leben und Gesundheit mit der Gefährdung der arbeitenden Bevölkerung durch Betriebsunfälle vergleichen, so ist unverkennbar, daß letztere in ihrer Bedeutung gegen erstere erheblich in den Hintergrund treten." In Anbetracht dieser Thatsache erweist es sich als dringend nöthig, den Schutz der Arbeiter gegen die Gefahren für Gesundheit im Fabrik- wie im Werkstattbetrieb

*) Vorschriften, welche mehr oder minder in allen Betrieben Anwendung finden könnten, wären vielleicht durch Gesetz oder Verordnung zu verallgemeinern.

**) In Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 1890. S. 149 ff.

Digitized by Google

in energischer Weise zu sichern. Das aber wird meines Erachtens nur dann möglich sein, wenn man die Durchführung des bezüglichen Theiles der Arbeiterschutzgesetzgebung in die Hände besonderer, vom Staate anzustellender und für den speziellen Beruf vorgebildeter Aerzte — Gewerbeärzte — legt. Allein diese werden am besten zu beurtheilen vermögen, mit welchen speziellen Mitteln und Vorschriften spezifischen Gesundheitsschädigungen vorzubeugen ist, auf welche Art und Weise Berufskrankheiten zu heilen sind, und in welchen Erwerbszweigen die Rücksicht auf die Gesundheit die Beschäftigung bestimmter Arbeiterkategorien (z. B. jugendlicher Personen) unthunlich erscheinen läßt. „Das kostbarste Kapital des Staates und der Gesellschaft ist der Mensch. Jedes einzelne Leben repräsentirt einen bestimmten Werth. Diesen zu erhalten, und ihn bis an die unabänderliche Grenze möglichst intakt zu erhalten, das ist nicht bloß ein Gebot der Humanität, das ist auch in ihrem eigensten Interesse die Aufgabe aller Gemeinwesen." In diesen trefflichen Worten, welche vor etwa 3 Jahren Kronprinz Rudolf von Oesterreich zur Begrüßung des in Wien versammelten hygienischen Congresses sprach, liegt trotz ihrer allgemeinen Fassung zweifellos eine weitere Begründung meiner Forderung, den Erlaß und die Ueberwachung der gewerbehygienischen Vorschriften ꝛc. besonders vorgebildeten Aerzten zu übertragen. Auch insofern dürfte die Ausführung meines Vorschlages noch wünschenswerth sein, als solche Aerzte jedenfalls nicht nur die geeignetsten Berather der höheren Verwaltungsbehörden in gewerbehygienischen Angelegenheiten, sondern auch die geeignetsten Personen wären, denen laufende Aufnahmen einer Reihe von wichtigen sozial- bezw. medizinalstatitischen Erhebungen (z. B. der Krankheits- und Sterblichkeitsursachen ꝛc.) als Aufgabe überwiesen, Vornahme von Untersuchungen über die körperliche Entwickelung der Arbeiter zur Pflicht gemacht werden könnten ꝛc. Einer solchen Thätigkeit aber würde ein reichhaltiges Material, gleich wichtig für die medizinische, wie für die sozialen Wissenschaften, und bedeutungsvoll für Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung, entsprießen.

Meine Reformvorschläge gingen bisher darauf hinaus, daß die Aufgaben der nach § 139b der Gewerbeordnung anzustellenden Aufsichtsbeamten hinsichtlich der Unfallverhütung der Berufsgenossenschaften, hinsichtlich der Krankheitsverhütung besonders vorgebildeten, staatlich angestellten Aerzten zu überweisen wären. Nun bliebe noch zu erörtern, wem die Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen über Sonntagsruhe, Schutz gegen Gefahren für die Sittlichkeit, Arbeitsordnung, Beschäftigung jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen ꝛc. am zweckmäßigsten zuzufallen hätte. § 139b will, wie seither, so auch künftig, neben den besonderen von den Landesregierungen anzustellenden Beamten auch den ordentlichen Polizeibehörden die Gewerbeaufsicht überweisen. Das ist meines Erachtens nicht zu billigen; denn einerseits wird zuzugeben sein, daß die Polizeiorgane im Großen und Ganzen gar nicht die Befähigung zu einer entsprechenden Ausübung der in Rede stehenden Thätigkeit besitzen, andererseits wiederum darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die überwachende oder vermittelnde Polizei weder den Unternehmern genehm ist, noch das Vertrauen der Arbeiter besitzt. Auch hieße es die Bedeutung der Gewerbeaufsicht unterschätzen, wollte man dieselbe zu einer reinen Polizeisache machen. Ich halte vielmehr für dringend nöthig, daß die Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen der §§ 105a, 105b Abs. 1, 105c bis 105g, 120b, 120c, 134 bis 139a des Gesetzentwurfes, betr. Abänderung der Tit. VII der Gewerbeordnung, ausschließlich in die Hände besonderer Beamten — Gewerbeinspektoren — gelegt und diesen — ebenso natürlich den Gewerbeärzten — das Recht gegeben werden muß, jeder Zeit Unternehmer, Betriebsbeamte und Arbeiter ihres Bezirkes zu vernehmen und polizeiliche Mandate zu erlassen.*) Die bisher geübte Praxis verwies die Aufsichtsbeamten lediglich auf den Weg „gütlicher Vorstellungen und geeigneter Rathschläge" und nöthigte sie, falls solche nichts fruchteten, „die wahrgenommenen Verstöße den ordentlichen Polizeibehörden mit dem Ersuchen um Herbeiführung des weiteren Verfahrens zur Kenntniß zu bringen" oder die Entscheidung der höheren Verwaltungsbehörde herbeizuführen. Eine solche Praxis aber entspricht weder dem Gesetz, noch der sozialen Stellung der Aufsichtsbeamten. Diese werden sich behufs Durchführung ihrer Aufgaben allerdings in vielen Fällen der Mitwirkung der Polizeiorgane bedienen müssen; allein die letzteren sind immerhin den ersteren unterzuordnen, nicht umgekehrt, wie es seither thatsächlich der Fall war.

Mit Rücksicht auf die bedeutungsvollen Aufgaben der Gewerbeinspectoren ist selbstverständlich zu verlangen, daß diese Beamten entsprechende Qualifikation besitzen, eine gute Erziehung und tüchtige allgemeine Bildung genossen haben, daß sie Männer sind „von humaner Gesinnung, unbestechlicher Redlichkeit, von Energie und Arbeitsfreudigkeit" (Hitze). Man wird fordern müssen, daß die Kräfte, welche sich dem Berufe der Aufsichtsbeamten widmen wollen, über tüchtige volkswirthschaftliche Kenntnisse verfügen, längere Zeit dem Studium sozialer Verhältnisse obgelegen haben und mit der Sozialgesetzgebung der verschiedenen Staaten genau vertraut sind. Ein mehrjähriges Studium der Staatswissenschaften an Universitäten, praktische Uebungen in sozialstatistischen Arbeiten, längerer Aufenthalt in Industriebezirken des In- und Auslandes behufs Kennenlernens der sozialen Zustände, und schließlich längere Zeit andauernde Beschäftigung als Assistent bei älteren Gewerbeinspectoren — all' das wird die Schule unserer künftigen Gewerbeaufsichtsbeamten bilden müssen. Derartig geschulte Leute aber werden ohne Zweifel sowohl die sachverständigsten Berather der höheren Verwaltungsbehörden in allen Fragen sozialer Natur sein, als auch auf Grund ihrer Kenntnisse und Erfahrungen den Arbeitgebern wie den Arbeitern gegenüber eine Vertrauensstellung zu erringen vermögen, welche sie befähigt, zur Herstellung und Erhaltung guten Einvernehmens zwischen beiden mitzuwirken.

Theilt man nun die Gewerbeinspection unter die Vorstände bezw. Vertreter der Berufsgenossenschaften, unter Gewerbeärzte und Gewerbeinspectoren, so wird man diese Aufsichtsbehörden auch zur Erstattung von Berichten über ihre Thätigkeit verpflichten und ihnen die Stelle von Sachverständigen in allen einschlägigen Fragen bei den zuständigen Verwaltungsbehörden einräumen müssen. Ob es sich empfiehlt, die Aufsichtsbeamten eines jeden einzelnen Bezirkes zu einem Collegium zu vereinigen, will ich dahin gestellt sein lassen; wünschenswerth dagegen erscheint die Abhaltung regelmäßiger Conferenzen zum Austausche gegenseitiger, allgemeiner Erfahrungen und zur Verständigung über gemeinsame Grundsätze in der Ausübung der Berufsthätigkeit.

Eine Reform der Gewerbeinspection, wie die von mir vorgeschlagene, würde durchführbar sein, ohne daß es einer wesentlichen Aenderung des § 139b der Gewerbeordnung bezw. des Gesetzentwurfes, betr. Abänderung der Gewerbeordnung, bedürfen würde. § 139b verpflichtet nämlich die Landesregierungen und zur Anstellung besonderer Aufsichtsbeamten, überläßt es im Uebrigen aber dem Ermessen der Einzelstaaten, die Zahl dieser Beamten zu bestimmen, ihnen Hülfskräfte zur Seite zu stellen oder gar eine Arbeitstheilung im Sinne meiner Vorschläge durchzuführen. Nichts destoweniger ist meines Erachtens schon im Interesse einer einheitlichen, wirksamen Ausführung der Arbeiterschutzgesetzgebung zu verlangen, daß reichsgesetzliche Bestimmungen getroffen werden, welche die Durchführung einer gleichmäßigen Organisation der Gewerbeinspection in den einzelnen Bundesstaaten sicher stellen. Durch solche Bestimmungen würden die Rechte der Einzelstaaten eben so wenig verletzt werden, wie durch die von mehreren Seiten befürwortete und zweifellos auch als wünschenswerth zu bezeichnende Errichtung eines Reichsgewerbeamtes, d. h. einer selbständigen obersten Behörde für alle gewerblichen Angelegenheiten. In Verbindung mit einer solchen ließe sich auch ein arbeitsstatistisches Amt schaffen, falls man nicht vorzöge,

*) Stimmt man dem zu, daß die Polizeibehörden mit der Gewerbeaufsicht nicht zu betrauen sind, so ergibt sich natürlich auch eine entsprechende Abänderung verschiedener §§ des Entwurfes, so z. B. des § 120d. von selbst.

Digitized by Google

dem kaiserlichen statistischen Amte eine besonders sozialstatistische Abtheilung zu unterstellen.

Es liegt mir fern, an dieser Stelle auf alle Einzelheiten einzugehen, welche bei einer Reform der Gewerbeinspection zu berücksichtigen wären. Meine Absicht war, lediglich auf die Unzulässigkeit der gegenwärtigen Ordnung der bezüglichen Materie hinzuweisen und in allgemeinen Umrissen eine Darstellung der meines Erachtens zweckmäßigsten Organisation der Gewerbeaufsicht zu geben. Welche Ausdehnung diese Aufsicht aber zu erfahren habe, das hängt naturgemäß von der Gestaltung der Grenzen ab, innerhalb deren man für die gewerblichen Betriebe überhaupt Arbeiterschutzbestimmungen trifft. Wie diese Grenzen zu ziehen seien, das zu erörtern, liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes.

Eine gut organisirte Gewerbeinspection wird viel dazu beitragen können, daß die berechtigten Interessen des arbeitenden Volkes in entsprechender Weise befriedigt werden, daß an Stelle des Kampfes zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ein Friede tritt, dessen Erhaltung von beiden Seiten gewünscht und gefördert zu werden verdient. Möge man das beherzigen, wenn die Frage der Beibehaltung oder Neugestaltung jener Bestimmungen der Gewerbeordnung, welche von der Durchführung des Arbeiterschutzes handeln, im Reichstage auf der Tagesordnung steht!

Der gegenwärtige Stand der Koch'schen Frage.

Von Dr. med. Julius Levin.

(Schluß.)

Schon bei den obengenannten Formen der Tuberkulose haben wir Bezug genommen auf die Lungenphthise, und im Allgemeinen ist sie es, welche nach ihrer Beeinflussung im guten oder schlechten Sinne nicht nur deshalb das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, weil sie die häufigste aller Tuberkulosen ist, sondern weil sie auch, wie wir gesehen haben, andere Localisationen, wie die Kehlkopf- und Darmerkrankung, in den meisten Fällen bedingt. Die auf dem Gebiet der Lungentuberkulose erzielten Erfolge sind die allerwidersprechendsten, und es kann keine theoretische Combination der Möglichkeiten gemacht werden, welche durch die Thatsachen nicht in Wirklichkeit umgesetzt worden wäre. Wenn man die gemachten Erfahrungen rubricirt, so ergibt sich Folgendes:

Sowohl von beginnenden als vorgeschrittenen Fällen ist eine Reihe:

1. gebessert worden,
2. unverändert geblieben,
3. verschlechtert worden.

Die an sich so eigenthümliche Natur der Lungenphthise macht es nothwendig, die eben gebrauchten Bezeichnungen genauer zu bestimmen.

Erklären wir uns zunächst, was man unter den Worten Besserung und Stillstand der Lungenschwindsucht zu verstehen hat, und scheiden wir den Punkt 3, welcher die Verschlechterung betrifft, von der Besprechung vorläufig aus! Wenn man von einer Behandlung sagt, daß nach ihr die Lungenschwindsucht gebessert ist, so meint man damit, daß die Symptome, aus denen sich das Krankheitsbild zusammensetzt, einzeln oder im Ganzen Abschwächungen erfahren haben, ganz besonders, daß sich objectiv und subjectiv das Befinden und der Kräftezustand der Patienten hebt. Diese Veränderungen können bis zum Schwunde aller Symptome getrieben werden, so daß man von einer bedingten Heilung sprechen kann. Von einer unbedingten aber zu sprechen, dürfte vor drei Jahren nach erfolgter heilungsähnlicher Besserung höchst unvorsichtig sein.

Unter einem Stillstande der Lungenschwindsucht versteht man natürlich zunächst jenen Zustand, welcher sich charakterisirt durch ein Gleichbleiben der Symptome und des subjectiven körperlichen Befindens. Da aber die Lungenphthise an sich progressiver Natur ist, so kann man bei ihr auch in dem Falle von einem Stillstande sprechen, in welchem die Symptome erst nach längerer Zeit einen deutlichen Fortschritt zum Schlechteren gemacht haben.

Unter einer Verschlechterung des Zustandes bei Lungenschwindsucht kann man also in Bezug auf ein Mittel nicht sprechen, wenn dieselbe nicht über die Grenzen hinausgeht, welche nach Lage des Falles selbst als die wahrscheinlichen angesehen werden müssen. Von einer Verschlechterung des Zustandes durch ein Mittel, wie in unserem Falle durch das Tuberkulin, kann nur da die Rede sein, wo sich der Zustand des Kranken in unerwartet schneller Weise verhängnißvoll gestaltet und zwar so, daß der Zusammenhang zwischen der Anwendung des Medikaments und dem Eintritte der bedauernswerthen Folgen ein unabweisbarer Zusammenhang besteht oder bestehen muß, ganz besonders aber dann, wenn nach Aussetzung des Mittels ein befriedigenderer Zustand wieder eintritt.

Nach der obigen Rubricirung sind die eben beleuchteten Resultate sowohl bei beginnenden als bei schon vorgeschritteneren Erkrankungen beobachtet worden, und es wird kaum einen Punkt in den Anschauungen Koch's geben, welcher mit Hülfe von Thatsachen so sehr als unrichtig erwiesen wird, als derjenige, wo der Forscher vornehmlich von Heilung beginnender Fälle spricht und vorgeschritteneren eine schlechtere Vorhersage gibt. Wenn in numerisch ziemlich unbedeutender Differenz dieselben Resultate bei beginnenden und vorgeschrittenen Fällen erzielt werden, so kann das Stadium der Erkrankung allein nicht das Maßgebende für den Erfolg sein. Selbstverständlich werden die allergewöhnlichsten äußerlichen Körperverhältnisse schon die Einwirkung der Erkrankung auf die Constitution modificiren, das Hauptgewicht ist aber doch wohl zu legen darauf, ob der Patient die Fähigkeit besitzt, die durch Tuberkulininjectionen veränderten tuberkulösen Producte aus dem Körper zu entfernen oder nicht. In Erwägung der Thatsachen können wir folgende weitere anstellen. Ohne Frage wird das längere Bestehen einer tuberkulösen Lungenerkrankung die Chancen des Patienten mit bestimmen insofern, ob er die Tuberkulinkur überhaupt aushält, oder nicht, in Bezug auf seine Besserung oder Heilung aber kann das Alter der Erkrankung nur in zweiter Linie rangiren, in erster dagegen der anatomische Sitz des oder der Herde. Stellen wir uns zwei Fälle vor, einen beginnenden und einen vorgeschritteneren! Dieser soll die Möglichkeit haben, die durch das Tuberkulin veränderten Massen leicht zu entfernen, jener nicht! Es ist wohl nach dieser Annahme eine einfache logische Folgerung, daß unter genannten Umständen der schwerere Fall größere Aussichten auf Besserung hat, als der beginnende, und aus diesem Resultate werden wir leichter einen Einblick haben in die sonst ganz räthselhafte Thatsache, daß dasselbe Mittel bei im Wesentlichen gleicher Art der Anwendung eine schwere Erkrankung bessert und eine leichtere verschlechtern kann. Ja, wir werden sogar mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten können, daß das Tuberkulin eine ganze nicht geringe Reihe selbst von beginnenden Fällen verschlechtern muß, nämlich alle diejenigen, bei denen die anatomischen Verhältnisse sich so gestalten, daß die Ausstoßung der veränderten Massen verhindert oder erschwert ist.

Setzen wir nun diesen Fall, gleichgültig ob die Erkrankung eine frische oder vorgeschrittene ist. Was wird geschehen? Die durch das Tuberkulin freigewordenen, lebende infectionsfähige Tuberkelbacillen enthaltenden Producte werden zu einer intensiveren Ausbreitung der Krankheit an Ort und Stelle Veranlassung geben, und das ist der günstigere Fall — in der Verschlechterung. Eine ganz verzweifelte Form nimmt sie an, wenn von den freigewordenen Massen Stoffe und besonders Tuberkelbacillen in den allgemeinen Kreislauf gelangen. Die Folge hiervon ist die Verschleppung der Infectionsträger an alle möglichen Stellen des Körpers, und die Folge davon die in hirsekorngroßen Herden auftretende schon Eingangs erwähnte Miliartuberkulose, jene Form der Erkrankung, welche als eine absolut in kürzester Zeit tödtliche anzusehen ist. Sie ist die allerschlimmste Gefahr, welche mit dem Tuberkulin verbunden ist, und ihre Entdeckung wirkte auf einen Theil der Aerzte so erschütternd, daß schon damals die Frage aufgeworfen wurde, ob es Angesichts solcher drohenden Möglichkeiten ge-

Digitized by Google

rathen ist, sich des Mittels zu bedienen. Die Entdeckung der schnell in einer unverhältnißmäßigen Anzahl der Fälle auftretenden Miliartuberkulose wirkte um so entmuthigender, als damit dem Tuberkulin eine Eigenschaft abgesprochen werden mußte, welche man ihm früher zuzuschreiben geneigt war. Schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit der Behandlung war es einigen Beobachtern aufgefallen, daß sich zunächst in der Nachbarschaft erkrankter Stellen kleine graue Knötchen zeigten; man glaubte in Folge dessen dem Tuberkulin die Kraft vindiciren zu sollen, daß es an Orten, welche zwar gesund erschienen, aber schon krank waren, die verborgene Tuberkulose an's Licht brachte. Daß diese klare Erkenntniß der Krankheitszone zuweilen durch den Auftritt von Symptomen erkauft wird, die mindestens nicht zu den wünschenswerthen gehören, lehrte ein in Basel secirter Fall. Der Kranke, der neben einer Lungenschwindsucht symptomlos verlaufende Tuberkel im Gehirn hatte, starb nach Anwendung von Tuberkulin an den Folgen einer tuberkulösen Gehirn- und Gehirnhautentzündung. Eingetreten war die Katastrophe wahrscheinlich dadurch, daß das im Gehirntuberkel deponirte infectionsfähige Material mobil gemacht zu einer Erkrankung der Umgebung geführt hatte. Aehnliche Vorkommnisse zeigten sich bald an anderer Stelle. So konnte ein Berliner Kliniker, der die Impfung an einem mit lokaler Zungentuberkulose Behafteten vorgenommen hatte, sehr bald den Nachweis führen, daß nach der Prozedur in der Umgebung der ersten Erkrankungsstelle in der Zungenschleimhaut miliare Tuberkel sich vorfanden. Da aber hier die Erscheinung derselben mit einer an und für sich nicht nothwendigen Verschlimmerung des Allgemeinzustandes einherging und die Kur in Folge dessen unterbrochen werden mußte, so lag es schon sehr nahe die Meinung aufzugeben, daß das Tuberkulin nur latente Erkrankungen offenbar mache, daß also trotz des Heraustretens neuer Tuberkel der Zustand des Kranken im Allgemeinen sich nicht verändere. Die Möglichkeit, Klarheit in die ganze Angelegenheit zu bringen, trat bald ein, als die klinischen Beobachtungen und die Sectionsberichte sich in die Hände zu arbeiten begannen. Die Obductionen während der Behandhandlung Verstorbener, welche sich mit der Zeit zu häufen anfingen, ergaben mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Folgendes: Die Anschauung, daß das Tuberkulin latente Erkrankungen manifest macht, besteht in keiner Weise zu Recht. Die während der Tuberkulinbehandlung in der Nähe der erkrankten Stellen aufschießenden miliaren Tuberkel sind als eine selbständige Erkrankung, als eine Neuinfection, als eine Vorstufe der allgemeinen Miliartuberkulose aufzufassen. Selbstverständlich brauchen derartige Eruptionen noch nicht gleich eine deutliche Verschlimmerung des Allgemeinzustandes oder gar den Tod herbeizuführen. Unbedingt aber steht soviel fest, daß eine Eruption dieser kleinen Knötchen an einer bis dahin gesunden Stelle eine absolute Nothwendigkeit, die Tuberkulininjectionen zu unterbrechen, mit sich bringt. Ihre Fortsetzung setzt den Kranken mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Gefahr aus, der allgemeinen Miliartuberkulose zu verfallen.

Wenn nun auch ohne Tuberkulin eine Anzahl Fälle von Lungenschwindsucht in Miliartuberkulose übergehen, und es daher den Anschein haben könnte, als ob das Mittel an sich zu der gefürchteten Krankheit nicht nothwendig Veranlassung geben muß, so ist doch aus den gemachten Sectionen in Verbindung mit den Krankheitsjournalen der Beweis geführt, daß das Tuberkulin diese Veranlassung geben kann, und zwar bei Fällen, die im Ganzen sicher von vornherein als der Gefahr der Miliartuberkulose nicht ausgesetzt zu betrachten sind. Wie soll man sich zum Beispiel anders die unzweifelhaft nachgewiesenen sofortigen Verschlimmerungen von Anfangsfällen erklären, die sich eines befriedigenden Zustandes erfreuten und plötzlich so umschlugen, daß sie von verzweifelten kaum zu unterscheiden waren? Wir sagen nicht, daß derartige Wendungen in jedem Falle eintreten müssen, aber garantiren kann ebensowenig Jemand dafür, daß sie nicht eintreten werden. Jeder Fall ist, selbst wenn schon eine Zeit die Tuberkulinbehandlung gut vertragen worden ist, trotzdem der Gefahr plötzlicher Verschlimmerung ausgesetzt, und dieselbe hat sich so handgreiflich herausgestellt, daß man mit Recht die Kranken, welche sich dieser Kur unterwerfen, vorher darauf aufmerksam macht, nicht nur deswegen, weil das Tuberkulin auch jetzt noch in gewissem Sinne Geheimmittel ist. Das Schlimmste ist eben, daß man sich in der ganzen Angelegenheit einstweilen noch mit den Worten „könnte" und „dürfte" behelfen muß, das Allerschlimmste aber ist, daß man sich immer mit ihnen wird behelfen müssen. Wenn man auch nur entfernt wüßte, welche Fälle die Aussicht haben, sich zu verschlechtern, so wäre eine Möglichkeit die ungeeigneten auszuschließen. Dem ist aber nicht so, und wird nie so sein, denn so wie bis jetzt günstige Fälle verschlechtert sind, so werden sie es auch später werden, man kann eben von außen keinem Falle ansehen, ob bei ihm die Bedingungen für die Ausstoßung der veränderten tuberkulösen Gewebe günstige oder ungünstige sind.

Kann nun die gefürchtete Miliartuberkulose niemals mit Sicherheit ausgeschlossen werden, so ist andererseits das Heilresultat bei der Tuberkulinbehandlung kaum ein besseres als bei den Behandlungsmethoden, mit denen man vor der Koch'schen Zeit gearbeitet hat. Es verbanden sich zur Erzielung eines Heilresultates diätetische mit hygienischen Maßnahmen, und es ist ohne Zweifel, daß man mit dieser Art der Behandlung eine Reihe von Erfolgen erzielt hat, welche den mit dem Tuberkulin erzielten in keinem Punkte unterlegen sind. Die Hauptfälle, die sogenannten Paradefälle, sind nicht diejenigen, welche eine Angelegenheit entscheiden, und wenn auf diesen von verschiedenen Seiten, wie man zu sagen pflegt, herumgeritten wird, so muß daran erinnert werden, daß wohl selten ein Arzt über keinen derartigen, auch auf andere Weise zu Stande gebrachten gebietet, und daß überhaupt wohl zu unterscheiden ist, was bei der Tuberkulinbehandlung Erfolg des Mittels ist und was Erfolg der Maßnahmen, die mit der Behandlung verbunden sind. Leyden macht mit großem Rechte die gehobene Stimmung beim Auftreten des Tuberkulins für eine Reihe von Erfolgen verantwortlich. Es ist eine ungeheuer schwierige Aufgabe, Tuberkulöse zu ernähren, denn das Essen ist ihnen oft lästig, besonders, wenn sie sich selbst mit ihrem Schicksale vertraut gemacht haben. Das Auftreten des Tuberkulins, die Hoffnungen, die auf dasselbe gesetzt wurden, waren ein Moment von nicht zu unterschätzender psychologischer Bedeutung, und die gehobene Stimmung der Kranken läßt sehr wohl vermuthen, daß sie sich so zu sagen der Mühe des Gefüttertwerdens leichter unterzogen, als dies unter anderen Umständen der Fall war. Und selbst zugegeben, daß der günstige Erfolg alleiniges Verdienst der Tuberkulinbehandlung ist, was ist damit entschieden? Diesen Erfolgen sind mit anderen Mitteln erzielte gegenüber zu stellen, welche nicht weniger glänzend als jene, nur deswegen keine weitere Beachtung fanden, weil Niemandem daran lag, etwas beweisen zu wollen. Hatte Jemand eine Anzahl von Fällen an der Hand, so fiel es ihm trotzdem noch lange nicht ein, die angewandten Mittel jetzt etwa als das einzig Wahre hinzustellen. Aber selbst wenn das Tuberkulin noch zehnmal mehr Erfolge hätte, als es gehabt hat, selbst wenn diese Erfolge thatsächlich zehnmal weniger anfechtbar wären, als sie es sind, so ist und bleibt die mit ihm verbundene Gefahr der Miliartuberkulose bestehen. So lange man kein Mittel hat, sich vor diesem Feinde zu schützen, ist und bleibt die Tuberkulinbehandlung „ein Glückstopf, aus dem man eben so wohl eine gute Nummer, wie eine Niete ziehen kann", und um beim Bilde zu bleiben, ist es ein Spiel, bei dem das Leben des Patienten den Einsatz bildet. Er kann es vermehrt zurückgewinnen, verliert er es aber, so ist es nicht zu ersetzen, und eine Wiederholung des Spieles ist ausgeschlossen. Das möge über die Tuberkulinbehandlung der Lungenschwindsucht genügen!

Wir wollen unsere Ausführungen nicht schließen ohne ein Wort über die Lungenchirurgie zu sagen, welche in Verfolg des Koch'schen Verfahrens bei Lungenphthise in Aufnahme gekommen ist. Es ist bekannt, daß die Erfolge derselben keine ermunternden waren, und es konnte das leicht vorausgesehen werden. Es ist aber die Lungenchirurgie bei der Tuberkulinbehandlung gerade der Gegenstand, der so recht beweist, welchen

Digitized by Google

Irrthümern man unterworfen ist. Im vorjährigen Chirurgencongreß stellte der Leipziger Professor Tillmanns einen mit Hilfe chirurgischer Eingriffe geheilten Fall von Lungenhpthise vor. Man denke, was man wohl hätte zu hören bekommen, wenn derselbe in die Koch'sche Aera gefallen wäre. Zur Zeit, da aber jener Kranke operirt wurde, wußte man vom Tuberkulin noch nichts, und der gute Erfolg den er hatte, wäre jetzt sicher auf Rechnung des Mittels geschrieben worden. Man merkt, welch' eine Fülle allerwidersprechendster Gesichte auf den Beschauer der Erfolge in der Behandlung der Lungenphthise einstürmt, und erkennt daraus die Schwierigkeit, sich von der Angelegenheit ein Bild zu machen, er wird daher nicht minder merken, wie gewagt es wäre, einem Dinge die Fähigkeit zuschreiben zu wollen, alle diese Gegensätzlichkeiten zur Einigung zu bringen, wie dies von mancher Seite noch augenblicklich mit dem Tuberkulin geschieht. Es ist dieses um so gewagter, als man über jene Wirkungsweise so ziemlich nichts weiß. Daß die Koch'sche Behauptung, es tödte lebendes tuberkulöses Gewebe, unrichtig ist, haben anatomische Untersuchungen ergeben, daß das die Tuberkel einschließende entzündliche Gewebe von ihm angegriffen wird, ist wahrscheinlich, auf welche Weise aber, nicht sicher. Es wird im letzten Grunde darauf ankommen, die Wirkung des Tuberkulins rein anatomisch zu eruiren, um es den Zwecken dienstbar zu machen, denen es gewidmet ist. Auf diese Weise wird man finden, worauf die therapeutischen Mängel beruhen, die ihm noch anhaften, und wie dieselben zu beseitigen sind. Doch darf man auch hierbei nie vergessen, daß nicht alle theoretische Erkenntniß sich wird in praktischen Erfolg umsetzen lassen, und daß das Mittel niemals im Stande sein wird, etwa als eine Panacee der Tuberkulose zu gelten, als welche es von mancher Seite ausgerufen worden ist.

Wissenschaftlich betrachtet ist allerdings die Erfindung des Tuberkulins eine mächtige Großthat, welche eine Perspective eröffnet, wie sie sich in der bisherigen Geschichte der Medizin kaum noch einmal findet. Man hat nämlich im Tuberkulin zum ersten Mal einen Stoff vor sich, der einem Parasiten entnommen, um es ganz allgemein zu sagen, eine Wirkung auf die von dem Parasiten hervorgebrachte Krankheit übt. Daß der von dem Stoffe herbeigeführte Erfolg nicht immer der wünschenswerthe ist, ändert an der wissenschaftlichen Erkenntniß nichts, sondern zeigt nur, daß der bis jetzt gefundene Stoff nicht derjenige ist, welcher dem Ideale nahe kommt, und daß man einen anderen suchen muß; daß das Prinzip aber, dem der Stoff sein Dasein verdankt ein ganz bedeutendes ist. In Folge dessen ist die Koch'sche Entdeckung das Werk eines großen Genie's, dem die Wissenschaft zum größten Danke verpflichtet sein muß, und das sicher nach dem ersten Schritte, den es auf dem neuen Wege gemacht hat, noch weitere machen wird, um zu dem ersehnten Ziele, einer mit möglichst wenig Gefahren verbundenen und möglichst allgemein wirksamen Behandlung der Tuberkulose zu gelangen. Mag Koch selber, oder ein Anderer zu jenem Resultate vordringen, das Verdienst der ursprünglichen Idee bleibt Koch gesichert, und der berühmte Bakteriologe hat seinem wissenschaftlichen Ehrenkranze ein neues, unvergängliches Blatt eingefügt.

Literatur und Kunst.

Die neuaufgefundene Schrift des Aristoteles „Ueber den Staat der Athener".

Von Richard Bethge.

Von den Bereicherungen, die unsere Kenntniß des griechischen Alterthums in den letzten Jahrzehnten durch die Auffindung zahlreicher Inschriften und einiger Bruchstücke alter Papyrusrollen erfahren hat, reicht keine an Umfang und Bedeutung an die seit Kurzem im Besitz des British Museum befindliche, von dem Museumsbeamten Kenyon entzifferte und herausgegebene Schrift des Aristoteles. Es klang wie ein Märchen, als die ersten Nachrichten von dem unschätzbaren Funde die europäischen Zeitungen durcheilten; man wagte kaum an die Möglichkeit zu glauben, daß so kostbare Schätze der alten Litteratur noch ans Tageslicht treten könnten, man dachte an so manche dreiste Fälschung alter und neuer Zeit. Dieser Gedanke freilich, daß die vier großen Papyrusrollen, auf denen die Schrift steht, eine moderne Fälschung sein könnten, mußte seit der Veröffentlichung aus vielen Gründen zurücktreten, obwohl die Art der Erwerbung von der Verwaltung des British Museum einstweilen noch in strengem Geheimniß gehalten wird. Welche Gründe auch immer hierfür maßgebend sein mögen, an der Echtheit der Schrift ist nicht zu zweifeln; und der Inhalt ist ein so verblüffend neuer und reichhaltiger, daß die Gebildeten, die am klassischen Alterthum Interesse nehmen, einen berechtigten Anspruch darauf haben, schon jetzt über das Wichtigste unterrichtet zu werden.

Der „Staat der Athener" bildet den Schluß jenes großen Sammelwerkes „Politeiai" (d. h. Verfassungen), in welchem Aristoteles als Frucht seiner ausgedehnten historisch-juristischen Studien die Darstellung der Verfassungen von mehr als 150 Staaten niedergelegt hatte. Was wir an diesem großartigen Werke verloren haben — nur in Bruchstücken und Citaten kritikloser späterer Schriftsteller sind Reste erhalten — das lehrt uns die nunmehr ans Tageslicht getretene Schrift über die athenische Verfassung. Sie zerfällt in zwei scharf von einander getrennte Abschnitte, einen geschichtlichen und einen systematischen. Der letztere — am Schluß stark verstümmelt — handelt von den Pflichten und Rechten der Bürger, von der Wahl und den Befugnissen der Behörden und — besonders ausführlich — von dem Gerichtswesen; die neuen Aufschüsse, die dieser Theil der Schrift gewährt, sind zahlreich, bieten aber doch im Ganzen nur Interesse für den engeren Kreis der Fachgelehrten. Was uns jedoch der geschichtliche Theil an bisher unbekannten Thatsachen gewährt, übersteigt die kühnsten Hoffnungen, welche die Phantasie des Alterthumsforschers in optimistischer Laune auf die etwaige Auffindung des Büchleins setzen konnte. Keine Periode der athenischen Geschichte, kein Verfassungsinstitut, keine der führenden Persönlichkeiten, auf welche nicht ganz neue, zum Theil wahrhaft verblüffende, oft eigenartig pikante Lichter fallen! Ueber wie viele Dinge glaubten wir so gut unterrichtet zu sein, um nun zu sehen, daß wir nichts wußten! Und über wie viel anderes hatten wir so scharfsinnige, so sichere und zwingend nothwendige Schlußfolgerungen und Hypothesen erdacht; nur schade, daß diese vermeintlichen Lichter sich als Irrwische erweisen, die vor der nun aufgegangenen Sonne in nichts zerrinnen! Denn darüber ist kein Zweifel: wo über hier einschlägige Fragen Aristoteles eine nicht eingeschränkte Aussage macht, zerfällt vor seinem Zeugniß jede entgegenstehende Ueberlieferung des Alterthums wie jede Vermuthung unserer Gelehrten. Ihm stand ein Material zu Gebote, wie keinem vor oder nach ihm, und er hatte das Zeug dazu, um aus demselben alles zu ziehen, was daraus zu ziehen war: reife politische Bildung, glänzenden Scharfsinn, eine Unbefangenheit, die sich durch keine Parteidoctrin das wahre Bild der Dinge verschieben läßt, eisernen Fleiß und jene liebevolle Vertiefung in seinen Gegenstand, die auch am Kleinsten nicht vornehmthuerisch vorübergeht; wie reizend hat er mehrfach die anekdotenhaften Ueberlieferungen verwerthet! Aber nicht bloß die Fülle der einzelnen neuen Belehrungen macht uns diesen geschichtlichen Theil der Schrift werthvoll, unsere ganze Anschauung von dem Wesen des athenischen Staates und Volkes erfährt eine tiefgreifende Umgestaltung: das Unberechenbare, Sprunghafte, Revolutionäre verschwindet zum guten Theil, und wir sehen dafür stetige, mit tausend Fäden an die Vergangenheit anknüpfende, conservative Fortentwickelung. Auch an der attischen Verfassungsgeschichte, die wir bisher in der Beleuchtung — oder vielmehr Verdunkelung — des Biedermannes Plutarch sahen und nun in unvergleichlich echterer Gestalt kennen lernen, bewahrheiten sich jene Gesetze geschichtlicher Ueberlieferung, die Niebuhr an der römischen, Ranke und seine Schüler

Digitized by Google

an der späteren Geschichte aufgezeigt haben: die Uebertragung bahnbrechender Thaten großer Vorgänger auf ihre großen Nachfolger, die Zusammenziehung ganzer Perioden der politischen Arbeit von Generationen in einen dramatisch zugespitzten, zur Illustration eines moralisch-politischen Gemeinplatzes dienenden Bühneneffects, die Ersetzung der wirklich treibenden Ursachen durch Romanmotive. Zu all diesen erfahrungsmäßig in der Geschichtschreibung immer wiederkehrenden Arten der Verdunkelung des geschichtlichen Hergangs bietet die Plutarchische Erzählung Belege, wenn wir sie mit der des Aristoteles vergleichen.

Aristoteles führt uns zwölf aufeinander folgende Verfassungsformen Athens vor, von der Begründung des Staates in der Urzeit an bis auf die für die Folge maßgebend gebliebene Wiedereinsetzung der gemäßigten Demokratie, die nach dem Sturze der Dreißig im Jahre 403 v. Chr. erfolgte. Die Darstellung der beiden urzeitlichen Verfassungen, die an die Namen Jon und Theseus geknüpft sind, ist leider in der Handschrift verloren gegangen; diese setzt ein bei der Entsühnung der Stadt nach dem sog. Kylonischen Frevel; die Darstellung desselben muß jedoch das letzte Glied in einer Gedankenkette sein, die von zeitlich früheren Thatsachen ihren Anfang nahm; denn danach folgen noch Zustände und Ereignisse, die vor die Vertreibung der Alkmäoniden fallen. An die Schilderung des sozialen Gegensatzes zwischen dem adligen Großgrundbesitz und der jenem durch wucherische Ausbeutung seiner Arbeitskraft hörig gewordenen großen Masse des Volkes knüpft Aristoteles die Schilderung der nach der Königszeit geltenden aristokratischen Verfassung. Wir gewinnen ein ganz neues Bild von dem Uebergange der Königsherrschaft in die aristokratische Republik; keine Revolution hat jene gestürzt: die physische und sittliche Entartung des regierenden Hauses machte die Einsetzung eines Polemarchen (d. h. Kriegsherren) mit immer wachsenden Machtvollkommenheiten nöthig; neben ihm erscheint in jüngerer Zeit der „Regent" (Archon), der jedoch erst in späteren Perioden zum eigentlichen Träger der Regierungsgewalt wurde. Der Name „König" selbst ist bekanntlich nie abgeschafft worden, aber er ist seit dem Aussterben des altnationalen Königshauses nur noch das glänzende Etikett auf einem ziemlich leeren Gefäße: der „König" hat im Grunde nur an den prunkvollen großen Festen der Gottheit gegenüber als Vertreter seines Volkes zu erscheinen; sein Amt wird genau wie die wirklich maßgebenden Aemter des „Kriegsherrn" und des „Regenten" besetzt, in ältester Zeit durch den Adelsrath auf dem Areshügel, später durch die Volksgemeinde vermittelst einer Combination von Wahl und Auslosung, ursprünglich auf Lebenszeit, dann mit einer zehnjährigen, endlich mit einjähriger Befristung. Die einjährige Amtszeit wurde jedoch für die drei großen Aemter erst eingeführt, nachdem ihnen eine untergeordnete Behörde, die sechs Nomotheten (d. h. Gesetzgeber), mit von vornherein einjähriger Amtsdauer zur Seite gestellt war. Dies Collegium von neun Männern stellte für alle folgenden Jahrhunderte der athenischen Geschichte die Regierung dar und hieß daher Archonten (d. h. die Regierenden). — Die Strenge der altaristokratischen Verfassung milderte in etwas Drakon, der uns hier in ganz neuem Lichte erscheint. Er hat manches von dem gethan, das bisher auf Solons Namen ging: die Eintheilung der Bürgerschaft in die vier Vermögensklassen der Fünfhundertschaftler, Ritter, Gespannbauern und Tagelöhner — vielleicht fand sogar Drakon diese Klassen schon vor —; die letzte Klasse ausgeschlossen von den Aemtern; die Auslosung eines Rathes von 401 Mitgliedern aus der Gesammtbürgerschaft; die Schöpfung einer Oberinstanz gegen Beamtenwillkür — wahrlich, der bluttriefende Gesetzgeber des Junkerregiments gewinnt ein ganz anständiges Aussehen! Und welche interessanten Dinge hören wir noch weiter! Fast jede Zeile der halben Seite, die unser Autor dem Drakon gewidmet, enthält überraschende Neuigkeiten. Vollbürger ist, wer in eigener Rüstung Kriegsdienste thut; bei der Besetzung der Aemter wird die Cautionsfähigkeit der Bewerber berücksichtigt; das Loos entscheidet zwischen den Berechtigten, die sämmtlich drangewesen sein müssen, ehe derselbe Mann dasselbe Amt zum zweiten Male bekleidet; das politische Leben der Bürgerschaft (man verkenne freilich nicht die aristokratische Beschränkung derselben auf die Vermögenden mit voller Rüstung) wird rege gehalten, indem auf unentschuldigtes Schwänzen der Raths- und Gemeindesitzungen eine nach den Vermögensverhältnissen abgestufte, sehr empfindliche Geldbuße gesetzt ist. Man traut seinen Augen kaum; wahrhaftig, wenn Drakon seine Gesetze mit „Blut" geschrieben hat, muß es Taubenblut gewesen sein.

Wesentlich neue Einsichten gewinnen wir auch in die Gesetzgebung Solons, den Aristoteles mit besonderer Wärme behandelt und aus dessen politischen Gedichten er zahlreiche, z. T. bisher unbekannte Proben mittheilt. Das wirthschaftliche Elend beseitigte er durch die Aufhebung der Schuldknechtschaft und durch die Niederschlagung aller zur Zeit bestehenden Schuldverbindlichkeiten gegen den Staat wie gegen Privatgläubiger. Diese kaum glaubliche, auf's Tiefste in alle wohl- wie übelerworbenen Rechte einschneidende Maßregel, die schon von alten Historikern zu Aristoteles' Zeit für undenkbar erklärt und zu einer bloßen Reduction der Schuldsummen durch die gleichzeitig durchgeführte Veränderung des Münzfußes herabgedrückt wurde, diese Maßregel ist also wirklich von Solon getroffen worden; diese Wahrheit wird durch die ausdrückliche Angabe bekräftigt, daß die — handelspolitischen Gesichtspunkten entspringende — Einführung eines neuen Maß-, Münz- und Gewichtsfußes erst den dritten Act der neuen Gesetzgebung bildete, dem — nach dem allgemeinen Schuldenerlaß — erst noch die Verfassungsänderung und die Codification des Privatrechtes zeitlich voranging. Daß eine solche ungeheuerliche, in der Weltgeschichte beispiellose Maßregel von einem maßvoll gesinnten Staatsmanne durchgeführt wurde trotz aller Uebelstände, die sie im Gefolge haben mußte — im eigenen Freundeskreise Solon's wurde die Bekanntschaft mit dem Project vor seiner Durchführung zu gaunerischen Grundstücksspeculationen benutzt —, daß sie als Wohlthat empfunden und ihrem Urheber zum höchsten Ruhme angerechnet wurde, das muß uns genügen: es war eine revolutionäre That, ein gewaltsamer Rechtsbruch, aber die einzige Möglichkeit, ein ganzes Volk aus unsäglichem Elend zu retten; sie hat den gewünschten Erfolg gehabt. Die Parteikämpfe aber hörten noch nicht auf; es kamen Jahre, in denen es gar nicht zur Einsetzung eines Ministeriums kam, und bald kam auch die Tyrannis, die zu erstreben Solon verschmäht hatte und die nun sein Verwandter Pisistratus — die chronique scandaleuse machte ihn zum Geliebten Solons — aufrichtete, nachdem schon ein paar Jahre vorher ein gewisser Damasias einen mißglückten Versuch dazu gemacht hatte — uns bisher ganz unbekannt. Als neues pikantes Detail aus dieser Zeit sei angeführt, daß jenes Mädchen, das — als Athene ausstaffirt — den vertriebenen Tyrannen in die Mitte seines naiv-gläubigen Volkes zurückgeleitete, nach einer von Aristoteles glaubwürdig befundenen Ueberlieferung eine von Megakles engagirte herkulische Blumenverkäuferin Phye aus dem thrakischen Norden war; wie oft mag die nordische Schöne die Gelage der leichtlebigen vornehmen Herren durch ihre Anwesenheit verschönt haben, ehe sie zur Göttin avancirte . . .! Dem definitiven Sturze der Pisistratiden ging ein bisher unbekannter Versuch eines gewissen Kedon voran, dessen Name im Trinkliede fortlebte:

> Auch für Kedon den Becher zu füllen, o Knabe, vergiß nicht,
> Wo bei frohem Gelag' wackere Männer vereint.

Es folgt die Gesetzgebung des Kleisthenes (508), des genialen Begründers der vollen Demokratie; daran schließt sich eine lehrreiche geschichtliche Uebersicht über die Anwendung des Ostrakismus, der zuerst als discretionäre Ausnahmemaßregel gegen Verwandte und Anhänger der Pisistratiden angewandt (erst 487 zum ersten Male), erst später (zuerst 483) auch gegen andere Politiker gerichtet wurde. Viel neues Licht fällt auch auf die Periode zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Krieg; überaus auffallend und charakteristisch ist die äußerst kühle und kurze — im Grunde genommen, ganz inhaltlose — Behandlung des Perikles, dessen politische Beurtheilung dadurch eine wesentliche Veränderung erfährt, daß

Digitized by Google

er an zwei Maßregeln, die wir bisher für wesentliche Theile seiner Politik hielten, nach Aristoteles gar keinen Antheil gehabt hat; weder das Theatergeld hat er eingeführt, noch dem Areopag die seit der Schlacht bei Salamis usurpirte politische Macht genommen. Der Sturz des Areopag's ist vielmehr wesentlich durch die geriebene Politik des Themistokles herbeigeführt worden. Der Einführung des Richtersoldes, durch welche zu der später grassirenden Bestechlichkeit der Grund gelegt wurde, hat Perikles, nur der Noth gehorchend, aus Rivalität gegen die „tyrannische" Freigebigkeit seines Gegners Kimon zugestimmt. — Kein Kapitel aber ist pikanter als das achtundzwanzigste, in welchem Aristoteles die großen Parteiführer von Solon an Revue passiren läßt. Kleon kommt übel fort: er hat zuerst die Rednerbühne durch Toben und Schmähen entweiht, er redete in seiner Gerberschürze, während die älteren Staatsmänner in full dress zum Volke gesprochen hatten. Gewissenlosen Volksverhetzern ruft Aristoteles ein Mene Tekel zu: wohl ist das Volk leicht einmal zu verführen, aber schließlich haßt es die, welche es zu bösem Thun aufgereizt. — Die aristokratische Gesinnung unseres Autors, die in der geringschätzigen Behandlung des Perikles hervortritt, zeigt sich auch in der Mohrenwäsche, die er an dem Mantelträger Theramenes vornimmt: „Nur, wessen Urtheil durch Nebendinge getrübt ist, glaubt an das Gerede, daß er aus Mißgunst am Sturze aller Ministerien gearbeitet habe. Vielmehr war er ein Mann, der bei jeder Staatsform, wie ein rechter Bürger soll, zum allgemeinen Besten mitzuwirken verstand; deshalb unterstützte er alle Ministerien, so lange sie im Rahmen des Gesetzes blieben, trat ihnen aber rücksichtslos entgegen, wenn sie gesetzwidrig verfuhren." Es ist schon von anderer Seite auf die große Aehnlichkeit dieser Worte mit der Selbstvertheidigung des Herrn von Talleyrand hingewiesen worden. — Wesentlich aus des Aristoteles Sympathie für aristokratische Staatsformen erklärt sich auch die unverhältnißmäßige Ausführlichkeit, mit welcher der oligarchische Verfassungsentwurf vom Jahre 411 mitgetheilt wird, obwohl dieser zu praktischer Geltung nie gelangt ist. Daß aber aristokratische Sympathien den vornehmen Sinn des großen Philosophen nicht blind machten für die großartigen Leistungen der atheniischen Demokratie, zeigt die warme und herzliche Würdigung der nach dem Sturze der Dreißig geschaffenen Staatsform, womit das Ende der historischen Betrachtung erreicht ist.

Nicht allein die — im Vorstehenden weitaus nicht erschöpfte — Fülle neuer Mittheilungen nur macht den Werth dieser der langen Vergessenheit entrissenen Schrift aus; der Verfasser selbst in dem unendlichen Reichthum seines Wissens und seines Genies, wie in den liebenswürdigen Schwächen, durch die auch er der Menschlichkeit seinen Tribut zollt, tritt unserem Gefühl näher, nicht bloß als der in marmorner Majestät thronende „Meister derer, welche wissen", sondern als ein großer Mensch mit warmem Herzen, das allen menschlichen Regungen offen war.

Lyrik und Lyriker.

Von Robert Waldmüller.

„Lyrik und Lyriker", so heißt ein merkwürdiges und trotz seines einigermaßen abschreckenden Umfangs — es hat mehr als sechshundert Seiten — sehr lesenswerthes Buch, dessen Verfasser, Dr. Rich. Maria Werner, seit einigen Jahren Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität in Lemberg ist.*) Merkwürdig nenn' ich es, weil er ein Wagniß unternimmt, von dem man im Allgemeinen angenommen hat, es sei unausführbar, ja wohl auch ungehörig, nämlich nach dem Wesen seines Gegenstandes. Schiller nennt die lyrische Stimmung „gleichsam körperlos". Wegen Ermangelung eines materiellen Anhalts gründe sie sich nur „im Gemüth". Dies spricht ungefähr das Nämliche aus, was der für Lyrik vorzugsweise empfängliche Theil der Menschheit über sein Verhältniß zu ihr und ihren Segnungen fühlt. Sie unter die Loupe gebracht zu sehen, widerstrebt ihm. Wie den Sang der Vögel, das Rauschen des Meeres, das Säuseln der Bäume will er sie genießen. Dennoch haben gerade Dichter häufig das Bedürfniß empfunden, sich von der ihnen innewohnenden Begabung klare Rechenschaft zu geben, und vor Allem Goethe, mit seiner Freude an tabellarischer Anschaulichkeit, hat sich die Mühe von Vorarbeiten für die nunmehr durchgeführten Untersuchungen nicht verdrießen lassen. „Ich bin mir bewußt," sagt Werner, „nach Goethe's Vorschrift von der Bewunderung, dem Staunen ausgegangen zu sein, und mich der Blume freuen zu können, auch wenn ich Blumen zergliederte." Dies trifft in der That zu und erleichtert das Eingewöhnen in die unvermeidliche Trockenheit der lyrischen Tabellen, wird es einem doch bald klar, daß ohne diese bis in's Aeußerste durchgeführte Gliederung der überreiche Stoff nicht zu bändigen gewesen wäre, so wenig wie eine Million Bewaffneter ohne vorausgegangene Einrichtung in einen gegliederten Heerkörper etwas Besseres ist als ein wirrer Haufen.

Mit dieser Seite der verdienstvollen Arbeit wird man also nicht nach persönlicher Abneigung rechnen dürfen. Auf keine andere Weise hätte sich der lange Weg durch das tropische Dickicht der lyrischen Waldung bahnen lassen, und am Ende sagt man sich doch: in den Kauf genommen werden mußte es freilich, wie wären wir sonst durch die Wildniß hindurch gekommen!

Werner erinnert in der Einleitung seines Buches daran, daß zwar die Eintheilung der Poesie in Epos, Drama und Lyrik feststeht, daß wir mit letzterer aber sehr schwankende Begriffe verbinden, ja die neueste Poetik, sagt er, ist schon so weit, die Lyrik eigentlich völlig abseits zu lassen. „Scherer kennt fast nur mehr epische und dramatische Dichtart und theilt die lyrische diesen beiden Gebieten zu."

Doch darüber mögen die Fachmänner sich in ihren Blättern mit einander auseinander setzen. Für einen größeren Leserkreis hat Anderes in dem Buche ausgiebigeres Interesse. Das ist das reiche Material, das die Dichter selbst an Gedanken über das Dichten und die Gegenstände desselben beisteuerten.

Nicht daß Werner Fragebogen umher geschickt hätte, wie es zur großen Bequemlichkeit einiger Büchermacher Mode zu werden beginnt. Seinem Werke zu Liebe hätte er vielleicht nicht verschmähen sollen, diese Unsitte mitzumachen, und es ist vorauszusehen, daß, was er unterließ, nächstens von anderer Seite nachgeholt werden wird. Aber mit großem Fleiße und mit noch größerer Findigkeit hat er ausgespürt und zusammengetragen, was von derartigem Stoff im Laufe der Zeit in Briefen, Lebensbeschreibungen und gedruckten Meinungsaussprüchen dichterisch Begnadeter irgend erreichbar war, und so ist es ihm gelungen, eine reiche Fülle von interessanten Aufschlüssen über jene „gleichsam körperlose" Provinz menschlichen Schaffens mit seinen Untersuchungen zu verweben. Auf diese Weise hat der Leser oder noch besser gesagt die Leserin — denn sie vor Allem darf ja ihr Interesse für die Lyrik frei bekennen — auf diese Weise, sage ich, hat, wer sich in das Buch hineinliest, nicht nur mit dem für die Dichtkunst warm empfindenden Pfadfinder, dem Verfasser, zu thun, vielmehr begegnen ihm als seine Berather auf Schritt und Tritt Goethe, Schiller, Uhland, Mörike, Kerner, Gottfried Keller, Freiligrath, nicht zu vergessen Geibel, dem hier gleich zur Probe das Wort gegeben sei. So äußert er sich einmal über das Dichten:

„Das Merkmal des wahren Dichters ist die Fähigkeit zu corrigiren. Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant, und dieser wird auch in günstiger Stunde um eine leidlich entsprechende Form nicht verlegen sein. Aber nur der Dichter ist im Stande, unabhängig von der vorübergehenden poetischen Stimmung, den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln. Diese Fähigkeit und dies Bedürfniß, alles unwesentliche Beiwerk auszuscheiden, oder auch durch Hinzufügung einer ursprünglich nicht beabsichtigten Pointe dem ganzen Gedichte die künstlerische Abrundung zu geben,

*) Als erster Band in der von Prof. Lips und Werner herausgegebenen Sammlung: Beiträge zur Aesthetik bei Leopold Voß in Hamburg erschienen. Gleichzeitig kam dort als 1. Band von B. Litzmann's Theatergeschichtliche Forschungen: „Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung" von C. A. H. Burckhardt heraus.

Digitized by Google

unterscheidet den wirklichen Poeten vom Dilettanten. Und ohne diese strenge, ernste Arbeit am eigenen Werke bleibt auch der Reichstbegabte am letzten Ende in seiner Kunst ein Stümper."

Sehen wir uns auch nach der Meinung Goethe's um. „Es gibt vortreffliche Menschen," heißt es da, „die nicht aus dem Stegreif, nicht obenhin zu thun vermögen, sondern deren Natur verlangt, ihre jedesmaligen Gegenstände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man selten von ihnen erlangt, was man augenblicklich wünscht; allein auf diesem Wege wird das Höchste geleistet." — „Die Manier," äußerte er ein anderes Mal, „will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahre, große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung."

So kommt es denn auch, daß Improvisationen, wie sehr sie auch im Kreise der Hörer Glück gemacht haben mögen, in den wenigsten Fällen durch den Druck festgehalten zu werden pflegen. Geibel improvisirte gern und leicht, wo es aus freien Stücken geschehen konnte, aber dergleichen ist in seine Gedichtsammlungen nicht oder nur ausnahmsweise übergegangen. Wie wirkungsvoll dennoch der passende Augenblick und die empfängliche Stimmung der Hörerschaft in Sonderheit die Geibel'schen Stegreifgedichte erscheinen ließen, hat Paul Heyse ja in einer Epistel an den Freund dankbar bezeugt.

Zu scheiden mahnt auch uns die Mitternacht,
Doch zwischen Thür und Angel, schon im Geh'n,
Bleibst du, ein flüchtig' Wort erhaschend, steh'n,
Und windest aus dem Stegreif eine Kette
Melodischer Octaven und Sonette,
Elegisch bald, bald humoristisch endend,
Aus deinem Füllhorn unerschöpflich spendend,
Daß der sonoren Verse Klang hinaus
Sich dröhnend schwingt und unten vor dem Haus
Ein später Wandler stehen bleibt und staunt,
Was für ein Spuk da droben rauscht und raunt.

Ist hier die Muse freundlich zur Hand gewesen, weil die Gelegenheit und eine flüchtige Anregung lockten, so beugt sie sich auch hin und wieder mit gebieterischer Forderung über die Schreibtafel der Minderbegabten, und da müssen sie Kühnheiten in Verse bringen, die ihnen, wie es dem guten Castelli geschah, übel zu stehen kommen. „Wer hat's Eana denn g'schafft?" nämlich das Gedicht zu machen befohlen, fuhr ihn Kaiser Franz an; der hohe Herr kannte nur bestellte Arbeit. Er hatte damit nicht Unrecht; nur gibt es auch bestellte Arbeit jener anderen Art.

Adolf Pichler erklärt sich in einem Briefe an Werner über diese unsichtbare Bevormundung in folgender Weise:

„In jeder Epoche meines Lebens beherrscht mich eine gewisse Tonart von Poesie. Diese Epochen sind durch längere stumme Pausen getrennt. Habe ich eine solche Epoche ausgelebt und ausgedichtet, so gehen mir auch die Augen über Werke von Dichtern, welche sich in ähnlicher Richtung bewegten, völlig auf und ich betrachte sie mit ganz anderem Verständniß als früher. Der Eintritt solcher Epochen hängt von Erlebnissen ab ... ich kann sie nicht herbeiführen und auch nicht voraussagen. Ich nehme mir nie vor, etwas zu dichten, die Stimmung überfällt mich wie ein Hauch ... Dann sind mir aber auch Inhalt und Form zugleich gegeben. Es genügt, wenn ich elektrisch geladen bin, ein geringer Anlaß, daß der Funken losbricht, wie ja auch beim kleinsten Anstoß die Krystalle in der gesättigten Lösung anschießen."

Das letztere Bild läßt vermuthen, daß Adolf Pichler im Gegensatz zu Geibel, Goethe, Schiller und Anderen mit dem „Corrigiren" sich nicht mehr zu befassen brauchte, wie der Eingang des oben mitgetheilten Briefes denn auch die Worte enthält „es ist mir nie möglich gewesen, auf irgend eine Gattung von Gedichten, welche ich eine Zeit lang hervorgebracht, später zurückzukommen". Das Nämliche wird bekanntlich dem König Ludwig I. nachgesagt, Graf Schack urtheilt über diese Seite der königlichen Gedichte mit Recht: es fehle ihnen an aller Feile; so wie sie hingeworfen worden, schienen sie in die Druckerei gewandert zu sein.

Auch noch an Emil Kuh's Gedicht „Schöpferstunde" sei erinnert. In demselben schilderte er „wie das Lied in der Menschenbrust durch die Befruchtung der Natur auf einem abendlichen Spaziergange entsteht". Er schilderte also die abendlich purpurne Rose, die blauen Berge und was er sonst noch an Farben zu sehen meinte. Kaum war das Gedicht im Wiener „Wanderer" veröffentlicht, als er auch schon auf's Kriegsgericht citirt wird. Er denkt: selbst im Kriegsministerium hat man also doch noch Sinn für Naturempfindung; man wird den Wunsch haben, daß ich einen Abend nach gewonnener Schlacht dichterisch verherrliche ... Weit gefehlt! Man hatte herausgefunden, daß in der „Schöpferstunde" die Farben der Piemontesischen Trikolore vorkamen. Glücklicher Weise glaubte man seiner Versicherung, daß er sie nicht einmal zu nennen wisse. Aber die Freude an schönen Abendbeleuchtungen und an dem Kriegsministerium war ihm doch vergällt.

Der überreiche Inhalt des Buches, von dem ich plaudere, bringt es mit sich, daß ich bienengleich bald hier, bald dort nasche, vielleicht nicht zum Schaden seiner Charakterisirung, so fest gegliedert der Plan, der ihm zu Grunde liegt, auch ist; denn wie ein vom Zimmermann, zum Einzug der höchsten Herrschaften, sorglich zusammengefügtes Ehrenpfortengerüst ist der Plan des Buches mit Blumen und Blumenkränzen bunt bedeckt. Und zwar keineswegs zu bloßem Schmuck; jeder uns eröffnete Einblick in die Beziehungen des einzelnen Gedichts zu der Lyrik als Ganzes trägt in der That zu der Klärung dieses von der großen Heerstraße gelehrter Untersuchungen bisher weitab liegend gewesenen Gebiets bei.

Nach dieser Seite ist ein dankbares Kapitel, das von den Stimmungen handelnde. Schiller hatte von Goethe Beiträge für den Musenalmanach erbeten. Goethe ist gern bereit dazu, aber woher die Stimmung nehmen!? „Denn da hat mir neulich Freund (Jean Paul) Richter ganz andere Lichter aufgesteckt, indem er mir versicherte (zwar freilich bescheidentlich und in seiner Art sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenspossen seien; er brauche nur Kaffee zu trinken, um, so gerade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzückte." In seiner Geschichte der Farbenlehre kommt Goethe auf sein „wundersames" Verhältniß zur Dichtkunst zu sprechen, wobei er „die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit" seiner Productionen auf das langsame Reifen der auf seine poetische Empfänglichkeit nachhaltig gewesenen Eindrücke zurückführt, „indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem inneren Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreif und gewissermaßen instinktartig auf das Papier fixirte." Aehnlich schreibt er an Schiller, es sei diesem wohl von früher her bekannt, daß „Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauch sich willig finden lassen".

Uhland schreibt an einen Unbekannten: „Es genügt nicht am Drang, an der angeregten Stimmung; der poetische Gedanke muß klar vor dem Geiste stehen, der Gegenstand innerlich gestaltet sein, bevor zum Verse gegriffen wird, sonst gibt es nur Anklänge und verschwimmende Nebelbilder." „Mein Reisebericht," schreibt er ein anderes Mal aus Wien an seine Gattin, „ist freilich ein sehr trockener, aber ich habe nicht die Gabe, solche Anschauungen sogleich wiederzugeben; sie sollen darum nicht verloren sein."

Selbstverständlich kommt sowohl das Alter und die Reife des Dichters, wie auch das Temperament mitbestimmend in Frage, nicht minder wie die größere oder geringere Wucht des Gegenstandes. Als Burns an Dr. Moore auf dessen Wunsch sich über seine frühesten poetischen Stimmungen äußerte, schrieb er: „Ich hatte gewöhnlich ein halbes Dutzend Dichtungen und mehr vor. Ich nahm eine oder die andere vor, welche der augenblicklichen Stimmung meines Innern entsprach, und ließ sie fallen, sobald es mich ermüdete. Meine Leidenschaften, einmal entflammt, rasten wie ebenso viele Teufel, bis sie in Reimen Luft bekamen; und dann pflegte mich das Brüten über meinen Versen wie ein Zauber zu voller Ruhe zu besänftigen ..."

In ähnlicher Weise würden, auf an sie gerichtete Anfrage, ohne Zweifel die meisten jungen Lyriker aller Zeiten Bescheid gegeben haben. Mit Fug und Recht hat der Verfasser sich

Digitized by Google

vorwiegend um die inneren und äußeren Ermittelungen von reiferen Dichtern bemüht, und wenn der Begriff „Lyriker" dadurch um einen Theil seiner Ausschließlichkeit gebracht wird, so tritt der Sammelbegriff „poetisches Schaffen" in eine um so vollere Beleuchtung. Wir haben in unserer Literatur darüber noch keine Arbeit eingehender Art; die vorliegende greift auf die Nachbargebiete Drama und Epos unvermeidlich über und ergänzt solcher Art manche noch bestehende Lücke.

Es lag die Versuchung nahe, wie dies in Bezug auf den Schotten Burns geschehen ist, auch das verstreute Material über die Dichter anderer Nationen heranzuziehen. Namentlich die Engländer haben nach dem Beispiel der Franzosen schon frühzeitig Mannigfaches zu solchem Zweck zusammengetragen. Aber die Ausdehnung des Werkes hätte dadurch eine schier unübersehbare werden müssen. In einer Fortsetzung auf die Dichtkunst anderer Nationen, unter Festhaltung des von dem Verfasser hier eingeschlagenen Verfahrens, zurück zu kommen, bleibt ihm ja unbenommen.

Selbstverständlich kommt auch in gegenwärtiger Fassung der Einfluß der den heimischen Dichtern vorauf gewesenen fremden Dichter zu berechtigtem Ausdruck; ich erinnere an den West-östlichen Divan, der in dem Abschnitt Indirectes Erlebniß zu sehr interessanten Untersuchungen über die verschiedene poetische Verwerthung eines dankbaren Motivs Veranlassung gibt. Zu der an anderer Stelle gezogenen Parallele zwischen Schiller's Handschuh und Langbein's Liebesprobe ließe sich noch die weiter unten mitzutheilende spanische Fassung des Handschuhmotivs fügen. Langbein schließt sein bloß erzählendes Gedicht wie folgt:

Er ging beherzt hinein in's Kampfgegitter
Und hob bey einem Löwen dicht
Den Handschuh auf, kam wieder, warf ihn bitter
Und stumm der Dam' in's Angesicht;
Und von der Stunde schied von ihr der Ritter,
Und sah nach ihren Thränen nicht.

Schiller läßt sich es nicht entgehen uns noch durch Fräulein Kunigunde's gehobene Dankesstimmung zu spannen:

Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirft ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr ich nicht,"
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Hören wir nun, wie Don Manuel, der spanische Handschuhritter, sich benimmt. Zunächst — was weder Langbein noch Schiller zu erwähnen für rathsam halten — zieht er seinen Degen und schlägt den Mantel um seinen Arm. So gesichert, erfüllt er den ihm gewordenen Auftrag, kehrt mit dem Handschuh zu Donna Anna zurück und spricht zu ihr, indem er ihr zugleich mit dem Handschuh einen Backenstreich gibt, „nimm Beides und bringe ein anderes Mal einen braven Edelmann nicht wegen eines elenden Handschuhs in Lebensgefahr". Er stehe, fügt er hinzu, jedem Ritter zu Diensten, der sich der beleidigten Dame annehmen wolle. Aber die Letztere läßt es dahin nicht kommen. Weiterer Beweise seiner Tapferkeit, sagt sie, bedürfe es nicht. „Wenn es Euch genehm ist," setzt sie hinzu, „nehmt mich zur Frau. Ich wünschte mir einen Gatten, der nicht nur Tapferkeit besitzt, nein, der auch zu strafen weiß, wo es nöthig ist. An mir bewährt sich das Sprichwort: wer dich liebt, der züchtigt dich." Eine so verständige Antwort trägt ihren Lohn in sich: Donna Anna wird Don Manuel's Gattin.

Wie man weiß, entlehnten so Langbein wie Schiller ihren Stoff den Essays historiques sur Paris von Saintfois. Die schlichte Art, wie Langbein den Vorgang in Reime bringt, hätte füglich bei dem spanischen Schluß nichts verlieren können, desto mehr der lebhafte, stark erregte Vortrag Schiller's; der ließ kein Wiederanknüpfen des zerschnittenen Bandes zu.

Der schon erwähnte Abschnitt Indirectes Erlebniß, zu welchem die beiden deutschen Handschuhgedichte gehören, enthält den Quellennachweis für eine große Anzahl allbekannter Gedichte und beruht auf sehr sorgfältiger Prüfung der für solchen Zweck im Laufe der Zeit hier und da veröffentlichten weit verstreuten Studien. Hier sei nur auf Goethe's Haidenröslein hingewiesen, auf Heine's Im wunderschönen Monat Mai und Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, auf Rückert's Der Himmel hat eine Thräne geweint, auf Uhland's Geisterkelter.

Aber der Raum für diese Besprechung geht zu Ende. Ob Werner immer und überall in's Schwarze trifft, wird Dieser so, Jener wieder anders beurtheilen. Darauf kommt auch wenig an. Die Arbeit ist eine so liebevolle, so kenntnißreiche, daß sie in hohem Grade anregend wirkt. Wer über das bloße Blättern in Anthologien einigermaßen hinaus ist oder doch wenigstens hinaus kommen möchte, der wird durch ein mußevolles geistiges Verarbeiten des hier zusammen getragenen Stoffes ernsteres Interesse für die Dichtung gewinnen, und wer selbst poetische Begabung besitzt, ohne über die Bedeutung derselben mit sich in's Klare gekommen zu sein, dessen Blick und Gefühl wird sich für das, was noth thut, schärfen.

Ein Max Bruch-Musikfest.

Düsseldorf, den 1. Juni.

Max Bruch veranstaltete gestern in der rheinischen Malerstadt unter Mitwirkung eines aus 800 Mitgliedern der leistungsfähigsten rheinischen Concertgesangvereine bestehenden Chores eine glänzende Aufführung seiner neuesten Werke. Solistisch thätig waren dabei die gute Sopranistin Fräulein Wally Schauseil von hier, der Kammersänger Max Büttner vom Hoftheater in Coburg, ein ganz außerordentlich musikalischer Baritonist mit höchst sympathischem Organ, der Kunstdilettant Herr Eigenbertz aus Rheydt mit „des Basses Grundgewalt", und Josef Joachim, welcher den Vortrag des ihm gewidmeten dritten Violinconcertes des Componisten übernommen hatte. Dieses Werk, wie das zweite Violinconcert des Tondichters in D-moll stehend, ist momentan noch Manuscript, wird aber demnächst als op. 58, voraussichtlich bei Simrock in Berlin, im Druck erscheinen.

Max Bruch hat derartige musikfestlich gegliederte Aufführungen schon häufiger im Rheinlande veranstaltet. Ich erinnere mich, solche Kunsttaufen Bruch'scher Novitäten im Laufe der Jahre sowohl in Barmen-Elberfeld, Bonn und Köln, wie auch hier in Düsseldorf mitgemacht zu haben. Man muß es den Aufführungen wie ihrem Veranstalter zum höchsten Ruhm nachsagen, daß keinerlei materielle, unkünstlerische Ursachen bei ihrer Entstehung mitspielen, wie dies, Gott sei es geklagt, bei derartigen Monstrekunstfesten heutzutage immer mehr zu beobachten ist. Bruch läßt sich bei ihnen lediglich von rein künstlerischen, idealen Motiven leiten. Er ergreift nur das Wort, nicht wenn er überhaupt Etwas oder etwas Gutes, sondern wenn er etwas gutes Neues zu sagen hat.

Man sollte annehmen, daß dem Componisten in diesem löblichen Streben hier im Rheinlande, dem er durch Geburt und Wirksamkeit doppelt verbunden ist, jeder mögliche Vorschub geleistet werden würde. Aber weit gefehlt. Namentlich die „Kunst"-Stadt Düsseldorf scheint es sich zum Ziel gesetzt zu haben, das Gegentheil dieser Annahme zu beweisen. Die Hindernisse und Krähwinkelintriguen, welche anmaßender, bornirter musikalischer Dilettantismus dem liebenswürdigen Tondichter bei seiner diesmaligen Musikfête in den Weg warf, sind geradezu unglaublicher, haarsträubender Natur und nur schwer widerstehe ich der Versuchung, die Urheber jener widerlichen Ränke festzunageln. Die alten Düsseldorfer Kunstdilettanten, jedenfalls keine „Dilettanten erster Klasse", wie Mendelssohn die echten, wahren Musikliebhaber einmal taufte, scheinen den traurigen Ruhm, den sie durch ihre lächerliche, an chronischem Unverständniß krankende Behandlung von Immermann, Mendelssohn und Schumann sich erwarben, als zinspflichtige Hinterlassenschaft auch auf ihre „tonangebenden" Nachkommen vererbt zu haben.

Das Hauptwerk der gestrigen Festaufführung bestand aus der dramatischen Cantate „Das Feuerkreuz", nach einem Motiv aus Walter Scott's „Lady of the lake" gedichtet von Heinrich Bulthaupt, dem Bremer Stadtbibliothekar, componirt für Solostimmen (Sopran, Bariton, Baß), Chor, Orchester und Orgel. Dr. Heinrich Bulthaupt ist mit Bruch schon in

Digitized by Google

dessen prächtigem „Achilleus" erfolgreich associirt gewesen. Der Text des „Feuerkreuzes" liefert einen neuen Beleg für die glückliche Wahl dieser poetisch-musikalischen Geistesehe. Er verdankt seine Entstehung dem dritten Gesang von Walter Scott's „Jungfrau vom See", worin die Weihe des Feuerkreuzes durch den finsteren Eremiten Brian und die Weiterbeförderung des Symbols durch den Knappen Malise beschrieben wird. Das Feuerkreuz, auch Crean Tarigh oder Kreuz der Schande genannt, weil Ungehorsam gegen die durch sein Erscheinen auferlegten Pflichten Schande brachte, war das Symbol der Kriegserklärung bei den alten Schotten. Es wurde meist aus Eibenholz angefertigt, unter halb heidnischen religiösen Ceremonien durch den Clan-Häuptling geweiht und einem zuverlässigen, schnellen Boten mit dem Befehl übergeben, es weiter zu befördern. Der Bote mußte es im nächsten Dorf mit einem den Sammelplatz der Krieger kündenden Worte der angesehensten Person aushändigen und diese hatte die Verpflichtung, es in derselben Weise und mit möglichster Schnelligkeit durch den ganzen, dem Häuptling unterworfenen District weiter zu senden. Angesichts des Feuerkreuzes war jeder Mann von 16—60 Jahren verpflichtet, wenn er überhaupt waffenfähig, sich in seinen besten Waffen sofort nach dem angegebenen Sammelplatz zu begeben. Der Ungehorsame erlitt Strafe durch Feuer und Schwert, was durch den Ritus der Einweihung des Kriegszeichens schon symbolisch angedeutet und faßbar gemacht wurde.

Mit diesem uralten schottischen Kriegsbrauch hat der genannte Dichter eine kleine Liebesgeschichte verknüpft. Zur Würdigung der vortrefflichen Gelegenheiten, welche die Dichtung der musikalischen Charakteristik gibt, mag ein kurzes Scenarium hier Platz finden. Erster Abschnitt: Norman, ein junger schottischer Edler, mit Mary, seiner Braut, unter Begleitung eines bunten Hochzeitszuges auf dem Wege zur Kirche, zur Trauung. Der Chor beginnt mit einem stimmungsvollen Morgen- und Hochzeitslied. Ein Liebesduett bringt den Austausch der zärtlichen Empfindungen des Brautpaares. Dann ein Spielmannsgesang und ein choralartiger, frommer Glückwunschchor. Zweiter Abschnitt: Das unvermuthete Eintreffen des Feuerkreuzboten Angus, der Norman im Auftrag des Heerfürsten auffordert, dieses Symbol unverzüglich weiter zu tragen. Selbstverständlich eine höchst unliebsame Unterbrechung, die eine allgemeine Aufregung der Handelnden zur Folge hat. Zärtlicher Abschied Norman's von seiner Braut und siegeszuversichtliche Aussprache des Chores. Dritter Abschnitt: Norman auf seiner Kriegsmissionsreise allein in den Bergen. Banges Gedenken der verlassenen Liebsten und seines bevorstehenden Schlachtenschicksals. Vierter Abschnitt: Schilderung des erfolgten Aufgebots durch den Chor und Sologesang von Mary in Form eines Ave Maria, worin sie die Gottesmutter um Schutz für ihren Geliebten bittet und ihrer Besorgniß und Angst um denselben Ausdruck gibt. Im fünften Abschnitt malt ein prächtiger Kriegsgesang das Heranziehen von Norman's Heer, während der Frauen Chor im Verein mit Mary die Entwickelung der Schlacht schildert. Die Befürchtung, daß dieselbe verloren und Norman gefallen, stellt sich als grundlos heraus. Heranziehende Krieger jubeln Sieg! Norman an der Spitze der Helden naht unter rauschenden Freudengesängen, schließt die doppelt beseligte Braut in seine Arme und ein jauchzender, patriotischer Gesammtchor endet das Stück.

Der Musikverständige wird schon aus dieser trockenen Scenenschilderung entnehmen können, was ein Componist aus dem Stoffe zu machen im Stande ist; der Kenner der Muse von Bruch, was dieser daraus geschaffen. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach bildet „Das Feuerkreuz" nicht nur ein würdiges Seitenstück zu den großen vorhergehenden Werken, dem „Frithjof", der „Glocke", dem „Arminius", „Odysseus" und „Achilleus" -- was den rein musikalischen Gehalt: Structur, Melodienfülle, polyphone und harmonische Arbeit, Abwägung der künstlerischen Gegensätze und meisterlichen concisen Aufbau, Behandlung der Solo- und Ensemblesätze, eigenartiges Colorit und durchschlagende Wirkung betrifft, ist es einzelnen derselben vielleicht noch voranzusetzen. Bruch hat eine gute Spanne Zeit dem emsigen Studium des Volksgesanges gewidmet. Eine directe Frucht dieser Studien ist die Sammlung vierstimmig gesetzter Schottischer Volkslieder, die er unter dem Titel „Denkmale des Volksgesanges" vor Jahren erscheinen ließ. Sichtbare Spuren davon lassen sich in den meisten seiner Werke verfolgen. Daß bei einem so specifisch nationalen Stoffe, wie das „Feuerkreuz" ihn enthält, der wunderbare schottische Volksmusikschatz nicht ungenützt bleiben durfte, ist erklärlich. Der Componist hat aber nur mit weisester Mäßigung von seiner Kenntniß desselben Gebrauch gemacht. Außer einem dreitactigen Motive eines der rührendsten schottischen Volkslieder, das er in dem unbeschreiblich schönen Ave Maria, wie an anderen Stellen der Cantate, äußerst glücklich verwerthet, und dem Nationalmarsch, welcher den wilden Kriegsgesang einleitet, wüßte ich keine musikalische Nationalanleihe in dem Werke mehr zu nennen. Trotzdem ist das nationale Gepräge des Stoffes in musikalischer Beziehung fast mit historischer Anschaulichkeit zum Ausdruck gebracht, zu einer künstlerischen Wirkung, die denselben elementaren Zug, dieselbe packende, sieghafte Anziehungskraft besitzt, wie die urwüchsigen, fesselnden Lebensfunctionen des mächtigen, edlen, alten Volksstammes selbst. Zudem findet sich bei allem Aufgebot der chorischen und instrumentalen Darstellungsmittel überall jene anziehende, bewundernswerthe Gesanglichkeit gewahrt, durch welche Bruch's Chorwerke sich vor allen anderen zeitgenössischen so vortheilhaft auszeichnen und welche ihn an die Spitze aller neueren, im höchsten, besten Sinne populären, Gesangscomponisten der Gegenwart stellt. Brahms übertrifft ihn vielleicht an Tiefe der contrapunktischen Combinationen, an Größe des musikalischen Denkens, an Gesundheit des Empfindens, Wirksamkeit, Pracht und Macht des Ausdrucks, Verständlichkeit und Unmittelbarkeit der musikalischen Sprache gewiß nicht. Compositionen wie das „Ave Maria", der Kirchenchor des ersten Theils, Norman's Berggesang, die Aufgebotschilderung, der Kriegsgesang und die grandiose, das musikalische Interesse bis zum letzten E-dur-Accord in athemloser Spannung haltende Schlußscene — um nur die hervorragendsten Gipfelpunkte des Werkes zu berühren — werden nur alle Jubeljahre geschrieben und sind unbedenklich dem Bedeutendsten anzureihen, was wir in der neueren musikalischen Literatur überhaupt besitzen.

Man hat sich daran gewöhnt, Bruch's musikalische Bedeutung und Eigenart nach dem Inhalte seines jugendlichen „Frithjof" zu taxiren. Die musikalische vox populi hat darin wenigstens insofern recht, als nur wenige Tonsetzer in einem Jugendwerke die Kerne ihrer späteren Eigenart und Größe so klar erkennen lassen, wie Bruch in jenem. Dennoch geschieht Bruch mit dieser Werthabschätzung entschieden Unrecht. Sie beruht nur auf einem Scheingrunde und: „il ne faut pas s'en rapporter à l'étiquette du sac!" Denn die musikalische Bedeutung des „Frithjof" in allen Ehren — den wahren Gehalt, die Fülle und Größe, die geniale Conception und künstlerische Vollkommenheit der späteren großen Chorwerke des Meisters erreicht er nicht, wenn er sie auch an naiver Ursprünglichkeit vielleicht übertrifft.

Daß ein Gesangscomponist katexochen, wie Max Bruch, für die Erzeugung schönheitathmender, der geborenen Sängerin unter den Instrumenten, der Geige, gewidmeten Kunstschöpfungen besonders berufen, ja gewissermaßen prädestinirt erscheint, bedarf keines Beweises. Der ungläubige Thomas, der trotzdem einen haben will, möge sich seine 1880 erschienene Phantasie für Violine mit Orchester und Harfe, seine Romanze für Violine op. 42 und seine beiden ersten Violinconcerte ansehen. Das dritte, durch Josef Joachim hier zum ersten Male öffentlich zu Gehör gebrachte, steht, ich erwähnte es bereits, wie das zweite, op. 44, in D-moll und zerfällt in drei Sätze: Allegro energico, D-moll 4/4; Adagio, B-dur 6/8 und Allegro molto, D-moll 3/4. Joachim hat die Widmung der Novität angenommen; Sarasate wird sie in England einführen. Das spricht deutlicher, als jede kritische Analyse. Das Werk ist ganz einzig schön; das Adagio und der letzte Satz sind wahre Perlen der Violinliteratur, die auch den vielen Nicht-Joachims- und Sarasate's reichste Erfolge verbürgen. Es trug hier in Düsseldorf, ebenso wie das „Feuerkreuz", einen in Wahrheit durchschlagenden Erfolg davon. Ich ziehe es, was Frische der Erfindung, Tiefe des Inhaltes und musterhafte Arbeit betrifft, seinen Geschwistern entschieden vor. Bei der notorischen Armuth der Geigenliteratur wird jeder Musikliebhaber wohl bald in der Lage sein, sich selbst ein Urtheil bilden zu können, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Novität sofort nach ihrem Erscheinen einen siegenden Rundzug durch die Concertsäle machen wird.

Digitized by Google

Die Ausführung des „Feuerkreuzes" Seitens des Chores und der Solisten, welche auch noch einzelne Scenen aus „Frithjof", der „Glocke" und „Achilleus" zu Gehör brachten, war eine ganz vorzügliche, begeisterte und begeisternde. Tonschwankungen, wie sie gegen Schluß des Abends eintraten, sind bei solchen Riesenchören, deren physische Leistungsfähigkeit überdies durch die am selben Tage abgehaltene Generalprobe über Gebühr in Anspruch genommen wurde, nicht zu vermeiden. Jedenfalls waren sämmtliche Mitwirkende mit einer Hingabe und Freudigkeit bei der Sache, die den Werken und ihrem Schöpfer das schmeichelhafteste Zeugniß ausstellte und auch auf die dichtgedrängte Hörerschaft, welche den weiten, 2000 Personen fassenden Saal der Tonhalle füllte, anregend zurückwirkte.

Angesichts der großartigen Erfolge, welche Bruch's Tonschöpfungen beim Publikum finden, berührt die zurückhaltende Stellung, welche die Comités unserer Niederrheinischen Musikfeste denselben gegenüber beobachten, ordentlich komisch. In der Schweiz, in Holland, England und Amerika werden die prächtigen, glänzenden Chorschöpfungen des Meisters schon seit Jahren auf die Musikfestprogramme gesetzt. Im Rheinlande scheint man sie Seitens der Musikfestcomités auf den musikalischen Index gesetzt zu haben. Diesen merkwürdig gemischten Corporationen scheint überhaupt, wie ihre consequente Berufung von auswärtigen, sogenannten „Festdirigenten": ein mindestens überflüssiger, nur als Reklameschild benutzter Personencultus, beweist, das „Geschäft über's Vergnügen" zu gehen. Nun — Max Bruch kann sich trösten. Seine Werke machen auch ohne die Patronage der „Niederrheinischen" ihren Weg. Der Componist ist jetzt 53 Jahre alt. Auf einer solchen Altersstufe hat man auf persönliche Bewerbungen um sogenannte gewisse Bevorzugungen resignirt. Die bisherigen Erfolge der Bruch'schen Schöpfungen dürfen ihrem Urheber vollste künstlerische Befriedigung gewähren. Hans von Bülow sagte mir einmal: an den Werken von Brahms hätten wir noch Jahrzehnte zu verdauen. Das ist möglich und beim großen Publikum sicher. Freuen wir uns, neben Brahms noch einen Componisten zu besitzen, dessen Gebilde zu ihrer Erkenntniß und ihrem vollen Genuß eine etwas weniger lange Verdauungsthätigkeit des Musikmagens bedingen und wünschen wir von Herzen, daß diesem Meister die bewundersworthe, fruchtbringende Neigung seines Genius noch lange erhalten bleibe. Denn:

Das ist das Schwerste in der Kunst:
Sich zu erhalten der Muse Gunst.
Sie wird verliehen, nicht verschenkt,
Sie wird dir in das Herz gesenkt,
Daß du sie hütest, ernsten Sinns,
Daß sie dir trage Zoll und Zins,
Daß sich die Geberin der Gabe
Am Wiedergeben doppelt labe.
Ihm ward das heilige Lehn zu Theil —
Bleibe es ihm und uns zum Heil'!

Josef Schrattenholz.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus den Memoiren eines alten Flügels.

Von Carl Ludwig Körner.

Ich gehöre, vom ornithologischen Standpunkt aus beurtheilt, zu einer bedauerswerthen Species der zweibeinigen Gabelthiere, zu den armen „Pechvögeln". Passirt einmal wirklich Etwas in meinem Leben, was freilich alle Jubeljahre nur vorkommt, und dies Ereigniß birgt nach aller Leute Meinung für den Betroffenen sicher einen süßen, erfreulichen Kern, mir hat das Schicksal immer schwarze Seife statt Pflaumenmus in den Pfannkuchen gebacken.

Neulich starb mein Onkel und hinterließ mir das, was die anderen Miterben mir zu hinterlassen für werthlos genug hielten, nämlich seinen Flügel. Wenn man schon Erbe ist, möchte man doch auch ein „lachender" sein und ein moderner Tastenkasten von Bechstein oder Blüthner hätte mir ein glückliches Lächeln entlockt, welches in göttliches Gelächter ausgeschlagen wäre, hätte ich das Erbstück pietätvoll an einen Klaviertrödler „verschärfen" können. Denn in meinem engen Mansardenstübchen war bedeutend weniger Platz, als in meinem Portemonnaie.

Leider war aber des Onkels Flügel eine Art vorsündfluthlichen Musikmammuths mit wunderlich gedrehten Spinnefüßen, zwecklos geheimnißvollem Aufklappmechanismus, von schmutziggelber Farbe und von einem Ton, der schon mehr ein Tönchen war, schrill und heiser, wie das Organ des nunmehr seligen Besitzers. Wie in aller Welt kam diese Antike unter das Inventar des Erblassers, welcher der musikfeindlichste Skatspieler war, der mir je vorgekommen ist? — Aber all mein Grübeln befreite mich nicht von dem embarras de richesse, zu dessen Beherbergung ich vermuthlich als Strafe für meine Compositionssünden verurtheilt war. Den Flügel zu verkaufen oder zu verschenken würde unmöglich, der Versuch dazu sogar gefährlich sein. Wie leicht kann man sich heutzutage eine Klage wegen Beleidigung oder Freiheitsberaubung auf den Hals ziehen! Zerschlagen mochte ich denselben schließlich ebenfalls nicht, weil ich wehmüthig bedachte, wie viel Hände ihn, wenn auch mehr figürlich, bereits zerschlagen haben mochten. Mir blieb nichts übrig, als ihn zu behalten und meine sechsunddreißig Quadratfuß Zimmer mit diesem Monstrum verflossener Pianobautechnik zu theilen.

Da stand er denn nun endlich auf dem mühsam für ihn geschaffenen Platz und zeigte schamlos sein ganzes Elend an vergilbten, ausgehöhlten Tasten und rostigen Saiten, deren eine ziemliche Anzahl sich zerrissen umherkrümmten. Da stand er und ließ mir die Wahl, entweder unter ihm durch oder über ihn fort in's Bett zu turnen, denn einen gangbaren Pfad dahin gab es nicht mehr. Und schlafen gehen wollte ich doch, obwohl der Mond verlockend genug zum Dachfenster herein in's dunkle Zimmer schien. Das bleiche Licht wandelte den alten Klavierdeckel in einen mystischen Zauberspiegel. Nun weiß doch Jedermann, daß Mondschein und die Cis-moll-Sonate von Beethoven so unzertrennlich zu einander gehören, wie Eisbein und Sauerkohl und ich konnte nicht unterlassen, den musikalischen Mondschein gegen den astronomischen zu prüfen. Ich setzte mich, um zu spielen.

Dem alten Flügel entfuhr ein tiefer Seufzer, als ich das Pedal niedertrat. Aus den Saiten stieg ein stilles Murmeln während der Mittelstimmentriolen auf und beim Erklingen des klagenden Themas erschien in der Spiegelfläche des Deckels ein altehrwürdiges Gesicht aus der Barockzeit, umrahmt von Allongeperrücke und Halskrause. Traurig freundlich schaute mich der Geist des alten Flügels an und sagte im liebenswürdig-reservirten Tone eines Hofcavaliers:

„Pardon, mousieur, wenn die fragilité de la vieillesse mich verhindern muß, bei der exécution d'un morceau immortel de Beethoven standesgemäß mitzuwirken."

Als richtiger Berliner wollte ich gerade irgend Jemand bitten, mir einen Storch zu braten, um meine Erregung über dies mir soeben widerfahrene Wunder durch etwas Adäquates zu beschwichtigen, als der Flügel in seinem schrecklichen Deutsch-Französisch fortfuhr:

„Mon Dieu, unterbrechen Sie Ihr Spiel nicht. Je suis très-heureux, nach langem Schlummer un moment des Wachens gefunden zu haben."

Indem ich fast unbewußt den Faden der Sonate wieder aufnahm, erwiderte ich:

„Monsieur le clavecin beunruhigen sich ohne Grund. Ich hege das größte Interesse für eine Unterhaltung mit Ew. Wohlgeboren. Wenn ich nicht irre, so haben Sie den großen Beethoven persönlich gekannt?"

„Ah, certainement! J'ai eu l'honneur. Das war ein génie extraordinaire, un miracle, un géant musical." rief der Flügel enthusiastisch. Ich fand diese Aeußerung, obwohl mit den Tiraden musikgeschichtlicher Lehrbücher übereinstimmend, doch ziemlich oberflächlich für den Tiefblick einer mehr denn hundertjährigen Beobachtung und sagte kurz:

„Sie waren also seiner Zeit im Besitze Beethoven's?"

„Hélas! Pas du tout!" war die Antwort. „Ich gehörte damals einer Hausmeisterstochter im Parterre des Hauses, wo l'empereur de la musique eines seiner vielen gleichzeitigen logements hatte."

Das war pikant, oder versprach doch, es zu werden. Sicher erfuhr ich da etwas über eine bis jetzt unbeleuchtete Liebe des Gewaltigen. Da

Digitized by Google

bekanntlich alle Biographen dem weiblichen Geschlecht einen wunderbaren Einfluß auf die Schöpfungen großer Männer zusprechen (wir kleinen Männer scheinen keine Empfänglichkeit für diese Sorte Influenza zu haben), so sann ich schon darüber nach, in welcher Sinfonie sich die Existenz dieser Portierstochter verrathen möchte. Gewiß war es die in C-moll und es war ein Irrthum, natürlich ein entschuldbarer, der Erklärer, daß da im Scherzo „das Schicksal an die Pforte klopfte". Das war ganz einfach Beethoven selber, der ein Bischen nach Zehne nach Hause kam und sich vom Hausmeister öffnen ließ. Vielleicht auch von dem holden Töchterlein. Ich empfand das Wonnegefühl aller Memoirenschreiber und Leser, im großen Manne den kleinen Schwerenöther entdeckt zu haben, als mich ein zweiter tiefer Pedalseufzer in die Situation zurückrief.

„Verzeihen Sie meine Indiscretion, Herr von Flügel," begann ich auf's Neue, „jedoch Sie hatten demnach häufig das Glück, von Beethoven und der schönen Portierstochter vierhändig benutzt zu werden?"

„Mais non!" versicherte mein Erzähler, „das kam nie vor. La petite fille spielte allein, naturellement lauter Compositionen du grand maitre."

„Wie schade! In persönliche Berührung sind Sie also nie mit dem Componisten gekommen?" meinte ich bedauernd.

„Nur einmal!"

„Wie so?"

„Es ist für mich nicht gerade un souvenir doux. Das Mädchen spielte un jour, wie schon öfter diese Sonate in Cis-moll, von welcher ich trotz aller Galanterie sagen muß, daß dieselbe etwas unvollkommen ausfiel."

„Nun und?" fragte ich ungeduldig.

„Plötzlich stürzte der Titan wüthend ins Zimmer und schrie: fis is, fis is, mit seiner Donnerstimme, schlug mit seinem Titanendaumen höchst energisch auf eine meiner unglücklichen Tasten, daß Hammer und Saite zum Teufel — pardon, entzwei gingen. Alsdann raste der Titan wieder hinaus. Die junge Dame weinte. La pauvre fille! Es war das letzte Mal bis heute, daß ich zur Verkörperung der Cis-moll-Sonate mitwirken durfte."

Ich war betroffen und griff aus Bestürzung auch einmal fis statt fis is.

„Oh, oh!" machte ängstlich der Flügel.

„Der Schaden wurde also wieder geheilt!" sagte ich begütigend, indem ich meinen Fehler durch Anschlagen der fraglichen Taste berichtigte.

„Ja, damals hatten meine Besitzer noch Mitleid mit den Wunden, welche mir das Schicksal schlug. Oh, injustice de la fortune —!"

„Nun, es sind doch sicher noch freundlichere Begebenheiten vorhanden, als die Letzte," unterbrach ich die Klagen des alten Herrn. Aber er schüttelte traurig das gepuderte Haupt.

„Wir Instrumente sind unglückliche Existenzen, créatures les plus malheureuses. Geschaffen mit der Fähigkeit, den Wohlklang zu empfinden und verstärkt wiederzugeben, bringen wir unser Leben hin unter dem abscheulichen Zwang, scheußlichen Mißklängen cacophonies véritables unsere Stimme leihen zu müssen."

„Hm!" sagte ich, „freilich kann nicht Jeder den Rang eines Concertflügels bekleiden und auch ein Solcher muß sich unter Umständen manches bieten lassen. Ueberhaupt ist im öffentlichen Concertleben das Meiste, was da glänzt, Blech und kein Gold. Aber einem begeisterten Künstler zu Hause bei seinen Phantasien in den Dämmerstunden als Flügel der Inspiration zu dienen, dünkt mich doch ein ganz herrliches Loos zu sein."

Der alte Herr sah mich prüfend und ängstlich an, dann sagte er gedrückten Tones:

„Sie sind wohl auch Componist?"

Ich war nicht so unverschämt, das direct zu bejahen und machte also, freilich zögernd, eine verneinende Bewegung. Sofort klärte sich das Geisterantlitz auf.

„Sehen Sie, mein junger Herr, es gibt zwei Sorten, il y a deux espèces de componistes. Die Einen schreiben zuerst, um alsdann zu spielen, die Anderen spielen zuvor und schreiben später. Beide bereiten Unsereinem nur Martern, rien que des tourments. Die Ersten produciren trockenes oder abstruses Zeug, de friperies ennuyantes ou monstrueuses. Nach dem Spiel sind sie unzufrieden mit sich und schimpfen auf das Instrument. Die Anderen klimpern darauf los in alltäglichen Gemeinplätzen, plötzlich glauben sie etwas gefunden zu haben, alors wird es 200 Mal wiederholt, um es nicht zu vergessen, pour ne pas oublier ça, après l'avoir écrit, nach dem Aufschreiben wiederholen sie es 300 Mal, ohne die Fortsetzung zu finden, enfin sind sie ebenfalls mécontents und schimpfen auch auf das Instrument. Voilà tout."

Nachdenklich schwieg ich eine Weile, dann meinte ich kleinlaut:

„Hoffentlich haben wenigstens Dilettantenhände, mit Ausnahme der Portierstochter seligen Angedenkens, Ihr zartes Empfinden verschont."

Das Gesicht meines Erzählers verzog sich zu einer bitteren Grimasse.

„Oh, mon dieu!" sagte er. „Das Beste wäre, diesen großen Theil meiner Leidensgeschichte einzuhüllen in ewiges Schweigen. Ich habe ertragen, was ein Flügel zu ertragen vermag. Alte Fräulein haben auf mir La prière d'une vierge Tage lang geleiert, die boshaften Schlingel einer Musikschule haben, mort de ma vie! auf meiner Claviatur alberne Stücke zusammengetapst, in einer Taverne haben die Fäuste hierseliger Studenten an mir ihr Müthchen gekühlt. Zuweilen, ich denke mit Schaudern daran, benutzten sie auch die Stiefelabsätze. Toujours je fus incompris, maltraité, brutalisé. Ich bin alt und musikmüde, ich sehne mich nach Ruhe, à la paix du tombeau."

Sein tragisches Geschick hatte mich ergriffen und gerührt sagte ich:

„Zum Wenigsten wird doch mein Onkel, Ihr vorletzter Besitzer, Ihnen nicht zu nahe getreten sein, denn er war ja total unmusikalisch, ja, richtiger ausgedrückt, ein Musikhasser."

„Votre oncle!" knurrte der alte Flügel ingrimmig. „Das war der Schlimmste von Allen. Er hat mich seinen Haß, son ressentiment, fühlen lassen. Die Beleidigungen der Anderen mußte ich erdulden, denn ich befand mich in meinem Beruf als Musikinstrument. Er jedoch hat mich herabgewürdigt zum meuble. Nächte lang hat er mit zwei Kumpanen hier auf diesem Deckel Skat gespielt, Skat, nicht einmal Plombre oder écarté! Da wurden die Fäuste aufgeschlagen und in ihrem Galimathias geschrien: »Zum Henker, schon wieder vergeben! Tourné, Eichelsolo, Grand mit Vieren! Schneider!« Ich hätte bersten können vor Wuth! Sacre nom du dieu, il m'a rendu fou!"

In diesem Augenblick war das Finale der Cis-moll-Sonate zu Ende und der Mondschein schwand, indem sich der Himmel dunkel umzog. Doch saß ich noch lange schweigsam in der Nacht, über dies Erlebniß nachsinnend. Spielen würde ich niemals wieder auf dem alten Flügel, denn ich mußte fürchten, ihm nur weh zu thun. Außerdem war es mir zu graulich. Was sollte ich aber mit diesem empfindsamen Wesen in der rauhen Jetztzeit? Mein Pech war diesmal wirklich ein Bischen arg. Aber wenn ich des Armen Schicksale bedachte, so war es dem meinigen einigermaßen verwandt. Ich beschloß, ihn zu ertragen, ohne ihn anzurühren. Mochte er schlafen bis ihn einst die Würmer zernagten. Ich könnte mich sogar schließlich mit ihm begraben lassen oder in ihm, ähnlich wie die alten Spartaner im Schild. Aber darauf habe ich keinen Anspruch, denn dazu müßte ich ein moderner Componist sein.

Aus der Hauptstadt.

Musikfeste.

Die hundertjährige Stiftungsfeier der Singakademie vom 24.—26. Mai. Zwei Concerte. — Die 28. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins vom 31. Mai bis 3. Juni. Fünf Concerte.

Berlin hat in der letzten Maiwoche zwei Musikfeste erlebt; das eine, die hundertjährige Stiftungsfeier der Singakademie konnte insofern als ein privates gelten, als nur geladene Gäste beiwohnten; das andere jedoch, des Allgemeinen deutschen Musikvereins 28. Tonkünstlerversammlung, war ein ganz öffentliches.

In diesen zwei Musikfesten wurden die stärksten Gegensätze gefeiert. Die Singakademie rühmt sich der ununterbrochenen Pflege klassischer Kirchenmusik, also des Cultus großer, lange aus dem Leben geschiedener Componisten. Der „Allgemeine deutsche Musikverein" verfolgt die Auf-

Digitized by Google

gabe, die Lebenden und vorzugsweise die Künstler der neudeutschen Richtung zu vertreten. Ich kann also meinen Bericht über die erste auf rein Thatsächliches beschränken, muß dagegen dem „Verein" eine längere Betrachtung widmen.

Die Singakademie ist vor 100 Jahren am 24. Mai in's Leben getreten, als 27 Dilettanten unter des frommen, braven Chr. Fasch' (gest. 1800) Leitung zusammentraten, um einen Verein zur Pflege der Kirchenmusik zu bilden. Der Name „Singakademie" wurde erst angenommen, als die Versammlungen, die erst in einem Privathause stattfanden, durch Beitritte so zahlreich wurden, daß der Raum nicht mehr ausreichte und nach ministerieller Erlaubniß in einem Saale der Königlichen Akademie der Künste abgehalten wurden. Unter der Leitung Zelter's*) — der durch seine Freundschaft und Briefwechsel mit Goethe weit über die musikalischen Kreise hinaus bekannt geworden ist — nahm die Singakademie einen großartigen Aufschwung; seiner Energie und der Hochachtung, die er in den besten Kreisen genoß, verdankte der Verein das königliche Geschenk eines Baugrundes für das Haus, das noch heute als der vornehmste Concertsaal gilt, und die Mittel zum Bau. Nach Zelter, der die Leitung von 1800 bis 1832 inne hatte, kam der ehrliche, aber schwächliche und unfähige bisherige Vicedirector Rungenhagen an die Spitze, durch die Protection der älteren Mitglieder, die am Gewohnten kleben bleiben wollten und sich vor dem 23jährigen Bewerber Felix Mendelssohn fürchteten. Das Institut sank immer mehr und als im Jahre 1850 ein junger, energischer, ausgezeichneter Musiker, Julius Stern, den Gesangverein gründete, der noch heute seinen Namen trägt, da traten viele Mitglieder der Singakademie zu ihm. Erst mit dem Tode Rungenhagen's (1851) und mit dem Antritt Ed. Grell's kam die Wendung zum Besseren. Aber es dauerte doch lange, bis die alte Stellung wieder erobert ward, der Stern'sche Gesangverein war ein gefährlicher, oft siegreicher Nebenbuhler. Auch nährte Grell — ein ganz vortrefflicher, edler Mann, ausgezeichneter Componist und sehr tüchtiger Dirigent — eine derartige Vorliebe für den a capella-Gesang (ohne Begleitung) und für die ehemalige tiefere Normalstimmung, daß er bei Oratorienaufführung auf die Orchesterbegleitung wenig Gewicht legte und die Instrumente tiefer stimmen ließ, wodurch manchmal sehr starke Mißtöne im Orchester entstanden. Als er alt und kränklich wurde, übergab er den Dirigentenstab an seinen langjährigen getreuen Vertreter, den nunmehrigen Oberleiter Martin Blumner, dessen Energie und ausgezeichnete Capellmeisterschaft das Institut zum Glanze erhob. Bei der hundertjährigen Feier**) ward er auch in vielfacher Weise geehrt, der Kaiser verlieh ihm den Rothen Adlerorden 3. Klasse, die Universität ernannte ihn zum Dr. Theologiae honoris causa, viele Vereine zum Ehrenmitglied. Das erste Concert war ein rein historisches, es kamen nur Compositionen der fünf Directoren des Instituts zur Aufführung, zwischen denen Prof. Blumner eine Ansprache hielt. Am zweiten Abend ward Bach's hohe Messe zu Gehör gebracht, die mit der Matthäus-Passion den festesten Grundpfeiler der besten Singakademieaufführungen bildet. Die Vorstände der großen Conservatorien und Gesangvereine Deutschlands waren bei den Concerten und dem Festbankett zugegen als Ehrengäste des „ältesten Vereins". Und wenige Tage darauf begannen die Feste des jüngsten.

Der „Allgemeine deutsche Musikverein" ist im Jahre 1859 gestiftet worden, bei Gelegenheit der Feier des 25jährigen Bestehens der „Neuen Zeitschrift für Musik".***) Sie fand in Leipzig statt, unter Betheiligung einer großen Anzahl von Künstlern aus allen Theilen Deutschlands; fünf Tage dauerten die Concerte und mündlichen Vorträge. Unter diesen erregte der von Louis Kohler aus Königsberg den größten Antheil. Er enthielt den Vorschlag einen Allgemeinen Verein zu gründen, der sich die Aufgabe stellte, die lebenden Künstler in ihren Bestrebungen zu unterstützen, ihre Compositionen aufzuführen, für deren Verbreitung thätig zu wirken ꝛc. Liszt und Brendel unterstützten den Antrag auf das Wärmste; er ward allgemein angenommen. Im Jahre 1861 gestaltete sich der Verein zu einem festen Ganzen, der Großherzog von Weimar übernahm das Protectorat und verlieh ihm die Rechte einer juristischen Person. (Liszt wirkte damals noch als Hofkapellmeister in Weimar.) Seither hat der Verein seine Aufgabe treulich erfüllt, allerdings mußte er sich gefallen lassen, daß manche seiner Mitglieder von dem Rechte, ihre Compositionen vorzuführen, mehr Gebrauch machten, als eigentlich der Kunst förderlich war, aber andererseits ist auch manches bedeutende Werk nur durch ihn bekannt geworden, wie z. B. Alb. Becker's Messe, die erst nach der Aufführung bei einem Musikfeste des Allgemeinen deutschen Musikvereins von der ziemlich exclusiven Berliner Singakademie der Aufnahme in ihre Concerte würdig befunden ward.†)

Bisher waren die alljährlichen Musikfeste des Vereins in kleinen Residenzen oder Provinzstädten gegeben worden (Cöln, Magdeburg, Eisenach), für dieses Jahr hatte der Vorstand*) Berlin ausersehen. Er mag wohl mit Recht vorausgesetzt haben, daß für einen Allgemeinen Deutschen Musikverein die Hauptstadt des deutschen Reiches der wichtigste Mittelpunkt und daß es von höchstem Gewinn für den Verein wäre, das warme Interesse des Berliner Publikums zu gewinnen. Aber der Vorstand hatte Eines nicht genügend bedacht: daß ein Musikfest in Berlin anders angeordnet werden müsse, als in kleinen Residenzen und Provinzstädten. Diese hören im Ganzen wenig Musik, und beneiden manchmal die Großstadt um all die schönen Genüsse der Quartette, Symphonien und Concerte berühmter Künstler; im Sommer sind ihre Theater geschlossen, ein Musikfest im Juni bietet angenehmste Abwechselung und Anregung, auf die man sich allgemein freudig vorbereitet. Die Versammlung so vieler Fremder, mitunter berühmter Größen ist schon an und für sich ein Ereigniß, diese Gäste fällen auch das maßgebende Urtheil in den Concerten; so viel Neues zu sehen und zu hören, ist den Einwohnern immer angenehm, selbst wenn die Concerte drei Stunden und länger dauern. Anders liegen die Verhältnisse in Berlin. Auch der wärmste Musikfreund — ich lasse den Kritiker ganz bei Seite — sehnt sich nach dem Ende der Winterconcertzeit nach dem Mai, der nicht mehr allabendlich zwei Concerte bringt. Und wenn er auch einem Musikfeste des Allgemeinen deutschen Musikvereins aufrichtige Theilnahme entgegenbrachte, so war er doch nicht im Stande fünf sehr lange Concerte, worunter zwei an einem Tage, mit voller Empfänglichkeit zu genießen. Es würde ganz bestimmt den Interessen des Vereins förderlich gewesen sein, wenn die großen Werke, wie Liszt's Graner Messe und Berlioz' Scenen aus den „Trojanerinnen" in den ersten Concerten aufgeführt, dagegen die Virtuosenleistungen, die weniger umfangreichen Orchesterstücke, für die letzten Abende aufgehoben wurden; diese beanspruchen weniger zusammengefaßte Aufmerksamkeit als jene, die am letzten Abende zu Gehör kamen, unter fast allgemein bemerkbarer Abspannung.

Wenn ich nunmehr die Erinnerung an die vorgeführten neuen Werke und an die Einzelleistungen hervorrufe, so erscheint es mir am zweckmäßigsten, nicht die Reihenfolge der Concerte, sondern die Gedankenform (Kategorie) der Werke im Auge zu behalten, und die Besprechung danach einzurichten. Also Chor- und Opernwerke: Liszt's Graner Messe, Berlioz' Scenen aus den „Trojanerinnen", Max Bruch's drei Messensätze, Bruckner's „Te Deum", Nicodé's Symphoniеode „Das Meer", Gernsheim's „Hafis" für Soli und Clavier. Scenen aus d'Albert's Oper „Der Rubin"; drei Männerchöre. Orchestersätze: Ritter's Ouvertüre „Der faule Hans", Dräsecke's Serenade für kleines Orchester, Liszt's „Hungaria", symphonische Dichtung. Quartette: von Tschaikowsky op. 11, Volkmann A-moll, von Eugen d'Albert, Herzogenberg, Quintett Brahm's; diese letzteren waren schon alle bekannt, daher ich über sie nur zuletzt einige Worte sagen werde. Solistenconcerte: für Piano von Mac Dowell und Matucci, für Violine von Dworschak. Lieder von Sommer, Graf Eulenburg, Bungert, Cornelius, Reinh. Becker.

Die Graner Messe von Liszt wird von einer kleinen Anzahl begeisterter Verehrer des Componisten, zu denen, wie ich gleich bemerken will, auch einige beachtenswertheste Musiker zählen, als ein Werk höchster religiöser Begeisterung gepriesen, von Gegnern geradezu verworfen, und von Unbefangenen kopfschüttelnd betrachtet. Ich hege eine wahrhaft schwärmerische Verehrung für den ausübenden Künstler und für den Menschen Liszt, den ich seit seinem ersten Erscheinen in Deutschland (Wien 1838) kannte und der in meiner Erinnerung als ein — bei allen künstlerischen und menschlichen Schwächen — unerreichbar unvergleichlicher ausübender Musiker, als ein Mann von hohem Geiste, als ein Mensch von edlem Herzen immer fortlebt. Aber der Enthusiasmus, den Manche für seine Compositionen kundgeben, ist mir ein unlösliches Räthsel und ganz besonders der Enthusiasmus entschiedenster unbedingter Wagnerianer. Denn man mag von Wagner denken, wie man will, ein ganz großartiges, ganz gewaltiges Können, darf ihm Niemand absprechen! Wo immer man seine Partituren öffnet, erkennt man das Walten eines übermächtigen, vor dem Gewaltsamsten nicht zurückschreckenden Geistes, der auch immer konnte, was er wollte, und der auch manche wunderbare Melodie erfand. Aber wo immer ich eine Partitur von Liszt öffne, begegnen meinem Blicke Stellen, die viel mehr Wollen als Können, mitunter Fehler gegen die Kenntniß der Klangfarbe der Instrumentation bekunden; und nach allen möglichen schrillsten Harmonieversuchen tauchen oft Melodien mit recht abgebrauchten Wendungen empor. Als ich die Graner Messe vernahm, kam mir das Programm in Erinnerung, das Liszt selbst in den 30er Jahren für „zukünftige humanitäre Kirchenmusik aufgestellt hatte (in der Pariser „Gazette musicale"): sie soll „in kolossalen Verhältnissen Theater und Kirche vereinigen". Nun, an Theatralischem fehlt es der Messe nicht; und es ist gewiß sehr bezeichnend, daß zwei

*) Zelter war ursprünglich Maurermeister und blieb dem Handwerk, das ihn besser ernährte als die Stellung an der Singakademie, bis zum Jahre 1812 treu. Erst dann erlaubten ihm die Verhältnisse, sich ganz der Kunst hinzugeben. Er war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, bei allen Schrullen und verdrehten Ansichten ein „Kernmensch".

**) Sie begann mit der Enthüllung einer von Prof. Schaper geschaffenen Broncebüste im Vorgarten der Singakademie.

***) Die „Neue Zeitschrift" ward in der 30er Jahren von Rob. Schumann gegründet, um der damaligen romantischen Schule, aber auch allen sonstigen künstlerischen Leistungen der Lebenden als edelstes Organ zu dienen. In den 40er Jahren trat Schumann von der Redaction ganz zurück, und hat nur mehr einen einzigen Artikel (über Joh. Brahms 1853) veröffentlicht. Franz Brendel übernahm das Blatt, und wurde in den 50er Jahren der Vorkämpfer für Wagner's Musikdrama und Liszt's symphonische Dichtungen.

†) Bis zur Berliner Aufführung lebte der treffliche Componist in bescheidensten Verhältnissen, er und seine Frau mußten Musikunterricht geben, um die Familie zu unterhalten; die ungemein warme Aufnahme, welche die Messe allseitig, im Publikum wie in der Presse, fand, brachte eine günstige Aenderung hervor. Becker ist heute Director des Königl. Domchors, Mitglied des Senats der Akademie, Professor und Gesangslehrer am Falk-Realgymnasium; dem bescheidenen ausgezeichneten Manne ist das von Herzen zu gönnen, dem Vereine muß das Verdienst zuerkannt werden, daß er die erste Aufführung des Werkes veranstaltet hat. Der edle Liszt war der Anreger.

*) Der Vorstand (Directorium) besteht zur Zeit aus Herren Generalintendant von Bronsart in Weimar, Geheimrath Gille in Jena, Professor Ad. Stern-Dresden, Hofkapellmeister Lassen-Weimar. Außerdem gibt es noch etwa 20 Mitglieder des Gesammtvorstandes. Für das Berliner Musikfest war noch ein Ausschuß hiesiger Künstler und Kunstfreunde thätig.

Digitized by Google

begeisterte Analysen dieser Messe sich nur in ätherischen Phrasen bewegen, ohne ein einziges Mal von Stimmführung, von Instrumentation, von thematischer Durchführung zu sprechen. Da herrscht in Bruckner's „Te Deum" doch ein anderer Geist. An Gewaltsamem fehlt es ja auch daselbst nicht; aber überall ist die formsichere Hand zu erkennen, contrapunktische Meisterschaft und eine gar nicht geringe Gabe der Erfindung. Bruch's Messe war nach des Componisten eigener Angabe nicht für die Kirche, sondern für den Concertsaal geschrieben; nun aber ist doch eine gewisse Strenge des Stils unzertrennlich von dem Begriff Kirchenmusik, und so sehr Manches in den vorgeführten Bruch'schen Sätzen vortrefflich gearbeitet und wohlklingend ist, einen entschiedenen Eindruck hinterläßt das Werk nicht. Gernsheim's „Hafis" enthält viele sehr melodische Nummern; die sehr geistreiche und trefflich geführte vierte „Lockenstricke" mußte wiederholt werden. Von Nicodé's Symphonie-Ode habe ich kaum die Hälfte der sieben Nummern hören können; um ein Viertel nach elf mußte ich den Saal verlassen, von der Hitze und Abspannung verjagt, theilweise auch von dem Spektakel dieser Symphonie-Ode, in welcher das Meeresleuchten sonderbarer Weise mit allen möglichen Paukenwirbeln und sonstigem Getöse geschildert wird. Die Scenen aus Berlioz' Trojanern gaben neues Zeugniß, daß die Tonmuse diesem hochgenialen Componisten, der in lyrischen Orchestersätzen so manches Großartige schuf, die Gabe des dramatisch Wirksamen nicht verliehen hat. Die Schönheiten in den „Trojanern" und in „Benvenuto Cellini" werden immer nur von der kleineren Zahl ganz vorurtheilsfreier Kenner erkannt und gewürdigt werden, niemals die Mehrheit „packen". In d'Albert's Scenen erkannte man das eifrige Studium der Werke Richard Wagner's, aber doch auch eine gewisse Selbständigkeit der Auffassung. Die drei Männerchöre „Pax vobiscum" von Liszt, „Sehnsucht" von Schubert (nachgelassenes Werk) und „Morgenlied" von J. Rietz boten nichts besonders Hervorragendes. Von den Orchesterwerken erschien die Ouverture „Der faule Hans" als eine wenig geschickte äußerliche Nachahmung Wagner'scher Wendungen; allerdings kann eine Nachahmung Wagner's nur eine rein äußerliche sein; wer nur ein Viertel, ja ein Achtel von seinem Genie und seiner Thatkraft besitzt, wird vor Allem die eigene Individualität ausbilden, jede Nachahmung Wagner's vermeiden und erkennen, daß es keine gefährlichere Reminiscenz gibt. Die Serenade von Dräsecke enthält interessante Momente. Die „Hungara" von Liszt war mir unverständlich, obwohl ich Ungar bin und glauben darf, musikalisch zu sein; aber ich will doch gleich auch anführen, daß Herr Felix Weingartner, der neue, ganz ausgezeichnete Hofkapellmeister, dieses Stück aus dem Gedächtniß dirigirte, ein Zeichen, daß er es für ein ganz besonders Hervorragendes hält. Unter den Concerten war das von der genialen Pianistin Frau Carreno prachtvoll gespielte, von dem Amerikaner Mac Dowell componirt, entschieden das interessanteste und wirksamste; das von d'Albert, dem ersten jetzt lebenden Clavierkünstler, gespielte von Matucci bot nur ein Conglomerat düsterster Harmonien und unzusammenhängender Einzeleinfälle, zwischen denen manchmal ein interessanter emportauchte; das Violinconcert von Dworschak (den ich hochschätze), von Herrn Halir aus Weimar vortrefflich wiedergegeben, war für mich die in's Böhmische übersetzte Langeweile. Unter den Liedern, die Frau Lilian Sanderson, die Herren Bulß und Kalisch sangen, haben die von Bungert, Sommer und Reinh. Becker die beste Aufnahme gefunden.

Die Messe von Liszt, Berlioz' „Trojaner" und „Hafis" von Gernsheim wurden vom Stern'schen Gesangverein unter Prof. Gernsheim's vortrefflicher Leitung ausgeführt; bei der Vorführung der Bruch'schen Sätze und von Bruckner's „Te Deum" hat sich der Philharmonische Chor unter Herrn Siegfried Ochs' Leitung Verdienste erworben. Die Männerchöre sang die „Liedertafel" unter Herrn Zander. In der Messe wirkten die Solisten Fräul. Leisinger, Fräul. Kloppenburg, die Herren Dietzel und von Milde; in den „Trojanern" Frau Lilli Lehmann und Kalisch, im „Te Deum" Frau Herzog, Fräul. Kloppenburg, die Herren Dietzel und Mödlinger. Man kann von ihnen Allen nur Rühmliches berichten und ihnen für die Mühe und Ausdauer besten Dank sagen.

Ende gut, Alles gut: die Quartette von Tschaikowsky (ein ganz liebenswürdiges, heiteres und klares Werk) und Volkmann spielte das „Wiener Quartett", die Herren Rosé, Siebert, Bachrich und Hummer, sämmtlich Solisten der Kaiserlichen Hofoper; vortreffliche Künstler mit elegantem Ton und ausgezeichnetem Zusammenspiel; der Bratschist, Herr Bachrich, imponirte durch seinen herrlichen, immer edlen Ton, der Cellist brachte zu viel Tremoliren an, worunter der Charakter des Quartettspiels leiden mußte; in den anderen oben angeführten Quartetten und dem Quintett von Brahms traten Joachim und Genossen hervor und bereiteten die herrlichsten, reinsten Kunstgenüsse.

Während in einer kleineren Stadt das hier beschriebene Musikfest gewiß noch lange Zeit Gegenstand lebhaftester und eingehender Erörterung in allen Kreisen wäre, sieht schon wenige Tage nach dem letzten Concert die Musikwelt der Reichshauptstadt mit Spannung der ersten Aufführung der „Cavalleria rusticana" entgegen und hat kaum mehr ein Gedächtniß für das jüngst Vergangene. Die unabhängige Kritik hat aber die angenehme Pflicht zu erfüllen, daß sie die Verdienste des Vereins anerkennt und ihm Gedeihen wünscht.

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Von Eugen Dreher. (Neuwied, Heuser.) — Der Verfasser, weil. Privatdocent in Halle, schildert hier, sowie in seinem gleichzeitigen Werkchen: „Drei psycho-physiologische Studien" (Leipzig, Konegen) die drei Haupterscheinungsformen des Hypnotismus: den Somnambulismus, die Katalepsie und Lethargie, indem er die Geschichte dieses interessanten Zweiges moderner Wissenschaft berücksichtigt und die Mittel angibt, durch welche die hypnotischen Zustände herbeigeführt werden. Alsdann unterwirft der Verfasser die bisher angestellten hypnotischen Experimente einer Kritik, aus der hervorgeht, daß die räthselhaften Phänomene des Hypnotismus dazu berufen sind, nicht nur ein grelles Streiflicht auf viele physiologische Vorgänge zu werfen, sondern vor allem dazu dienen, die Natur unseres Seelenlebens zu entschleiern. So geht z. B. aus ihnen hervor, daß in unserer Seele Prozesse verlaufen, die nicht von dem (individuellen) Ich herrühren und die insofern als „unbewußt" bezeichnet werden müssen, womit selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist, daß sie an sich bewußt verlaufen. Dieser Dualismus der Seele, welcher in bewußten, d. h. in den Thätigkeiten des Ich und in unbewußten, d. h. in dem Ich fremden Prozessen der Psyche wurzelt, documentirt sich außer in der Hypnose noch in vielen Manifestationen des Wahnsinns, in dem Traumleben und selbst in den Sinneswahrnehmungen, wenngleich er in den letzten seelischen Affecten dem Nichtkenner weniger ausgesprochen entgegentritt. Aber noch viele andere Thatsachen, z. B. die von dem Ich nicht beabsichtigten und gewollten Innervationen, die sich durch ihre Wirkungen, durch zweckmäßige Bewegungen kundgeben, reden unverkennbar einem Dualismus der Seele das Wort. Ja sogar die Gemeingefühle: Hunger, Durst u. s. w., an die sich als solche keine localisirt verlaufende Wahrnehmung knüpft, sind wie die eigentlichen Sinnesenergien: Licht, Farbe, Ton, Geruch u. s. w. unbewußt entworfene Gestaltungen seelischer Natur, da sie uns nicht die Veränderungen (Bewegungen) im centralen Nervensystem vorführen, sondern unser Ich als seine eigenen Erregungszustände berücken. Sie geben mithin zu einer ähnlichen Täuschung Veranlassung wie die Sinnesperceptionen im engeren Begriffe, die sich dem Ich als unmittelbare Kundgebungen der Außenwelt aufdrängen, obwohl sie, streng genommen, wie die Traumbilder physische Producte sind. Dieser Dualismus der Seele hat aber darin seinen Grund, daß die Nervenzellen, resp. gewisse abgeschlossene Nervenbezirke unseres Centralnervensystems ihr von dem Ich unabhänges Seelenleben führen, wie dies Vivisectionsversuche an Seesternen, Fischen, Amphibien u. s. w., bei denen man ein bewußtes Fortleben einzelner Theile deutlich nachweisen kann, unverkennbar darthun. Das (einheitliche) Ich, der Hauptfactor im Seelenmechanismus, um es bildlich auszudrücken, ist aber aus keiner Zell- resp. Plasmabeseelung zu erklären, da das Ich, als sich selbst bestimmend, (wie bei allen bewußten Innervirungen motorischer Nerven) nicht wie viele Philosophen meinen, als eine Resultirende, als ein Brennpunkt geistiger Kräfte anzusehen ist. Weil aber unser Denken derartig organisirt ist, daß wir zwischen Geist und Materie, als zwischen zwei verschiedenen Prinzipien, unterscheiden müssen, so ist die dualistische Weltanschauung die allein berechtigte, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Wechselwirkung zwischen Geist und Materie ein ewiges Geheimniß bleiben wird. Während der Hypnose ist nun ähnlich wie im Traumleben, der Seelenmechanismus ein derartiger, daß die Herrschaft des Ich in den Hintergrund getreten ist, während andere Seelenräder ein um so freieres Spiel treiben. Hierdurch kann es geschehen, daß sich Phantasiebilder dem Ich als Erinnerungen entgegentragen (das „Doppel-Ich" der Psychiatrie). Ohne es nun zu wissen, wirkt der Hypnotiseur auf diese (unbewußt arbeitenden) Seelenräder (Phantasie, Gedächtniß u. s. w.) ein, welche sich seinem Willen um so fügsamer erweisen, als das Ich erheblich an Herrschaft eingebüßt hat. So erklärt denn Dreher die Suggestion für einen Befehl an das „Unbewußte", welchem dieses Folge zu leisten sucht, wodurch das Ich oft erheblich beinflußt wird. — Die verschiedenartige Function der einzelnen Nervenbezirke, welche nach darwinistischer Anschauung aus dem Prinzip der Arbeitstheilung hervorgegangen ist, macht es aber verständlich, daß die Gesammtseele zu sehr verzweigten und verwickelten Leistungen befähigt ist, wodurch die eigenartigen Wirkungen der Suggestionen, als von verschiedenen Nervencentren (Lebewesen) ausgeführt, verständlich werden. Schließlich sei noch als beachtenswerth bemerkt, daß Eugen Dreher die Lebenskraft mit der Plasmabeseelung als gleichbedeutend erachtet und hieraus mit die Zweckmäßigkeit des Organismus herleitet.

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. (Gotha, Fr. A. Perthes.) — Praktische Lebensphilosophie eines feingebildeten Mannes, der Manches äußerlich und noch mehr innerlich erlebt, scharf geschaut und reiflich überlegt hat. Seiner Weisheit letzter Schluß ist, daß alles Wissen Stückwerk und Glauben besser als Wissen sei. Obwohl wir wünschen möchten, daß er weniger despectirlich von unseren Gelehrten und ihren Erfolgen spräche, so können wir ihm doch nie darob zürnen, denn seine Art ist eine so bescheidene, warmherzige und sinnige, daß er nicht nur unseren Geist, sondern auch unser Gemüth lebhaft anregt. Es liegt etwas Tröstliches und Erhebendes in diesen ergebenen, stillen, weltklugen Vorschlägen zur Lebensführung, und da der Verfasser mit seiner anscheinend erst in späteren Jahren gewonnenen religiösen Ueberzeugung nicht prunkt oder gar Proselyten machen will, so können wir das hübsch ausgestattete Büchlein aus dem „frommen" Verlag von Perthes verwandten Seelen bestens empfehlen.

Digitized by Google

Inserate.

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), Dessau.

Soeben erschien:

Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.

Ein Gedenkblatt zum 1. Juli 1891
dem zehnjährigen Todestage Lotzes.

Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte, Studierende und die gebildete Welt werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können."

Für
= Sommerreisen. =
MEYERS REISEBÜCHER

Süd-Deutschland u. Österreich-Ungarn. Braun geb. 5 M.
Rheinlande. Braun geb. 4 Mark.
Deutsche Alpen. I. Teil: *Schweizergrenze bis Brennerbahn.* Braun gebunden 3½ Mark.
Deutsche Alpen. II. Teil: *Brennerbahn bis Linz-Villach.* Braun gebunden 3½ Mark.
Deutsche Alpen. III. Teil: *Linz-Villach bis Wien-Triest.* Braun gebunden 3½ Mark.
Paris und Nord-Frankreich. Braun gebunden 6 Mark.
Norwegen, Schweden und Dänemark. Braun geb. 4 Mark.
Schweiz. Braun gebunden 5 Mark.
Türkei, die unteren Donauländer und Griechenland. Braun gebunden 14 Mark.
Dresden und die Sächsische Schweiz. *(Vereinsbuch vom Gebirgsverein.)* Rot karton. 2 Mark.
Riesengebirge. *(Mitbearbeitet v. Riesengebirgsverein.)* Rot kart. 2 M.
Schwarzwald, Odenwald, Heidelberg. *(Mitbearbeitet vom Schwarzwaldverein.)* Rot kart 2 M.
Thüringen. *(Thüringerwaldvereinsbuch.)* Rot kartoniert 2 Mark.
Harz. *(Mitbearbeitet vom Harzklub.)* Rot kartoniert 2 Mark.

Leipzig u. Wien,
Bibliographisches Institut.

Werke von Wilhelm Raabe.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Hungerpastor. 5. Aufl. Preis geb. 5 *M.*
Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. 3. Aufl. Preis geb. 5 *M.*
Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2. Aufl. Preis geb. 4 *M.*
Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Preis geb. 7 *M.*
Der Träumling. Preis geb. 6 *M.*

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Duboc, Zeitgeist. *M* 5.—.
Feuerbach, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit. *M* 5.—.
Feuerbach, Das Wesen des Christentums. *M* 6.75.

Soeben erschienen:

Paul, Drei Wege des Denkens. *M* 1.—.
Madách, Tragödie des Menschen. Dramat. Gedicht aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer. *M* 3.—.
Vonderhalde, Kath. Sinn u. Protestant. Geist. *M* —.60.
Der papierne Papst. *M* —.60.

Soeben erschien:

Aerztlicher
Reisebegleiter
und
Hausfreund.

Nothverband zur Ruhigstellung des Armes beim Armbruch.

Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe.

Von
Dr. med. Falkenstein,
Oberstabsarzt a. D.

Preis in Kalikoband 6 M.,
„ „ Lederband 7 M.

Nicht nur auf Reisen, sondern auch zu Hause, besonders auf dem Lande, fehlt oft im Augenblick ärztlicher Rath und schädliches Abwarten sowie die Einmischung Unberufener tritt an seine Stelle. Solchen fühlbaren Mängeln will der Verfasser des Aerztlichen Reisebegleiters abhelfen.

Er bietet dem Laien in diesem Werkchen erprobten Rath zur Verhütung von Krankheiten und wirklich praktische Vorschriften zur Fürsorge für den einzelnen Krankheitsfall, natürlich mit der für den Nichtarzt nothwendigen Begrenzung.

So wird das Buch, weil es den Arzt nur unterstützen soll, auch seitens der Aerzte die wohlverdiente Empfehlung finden.

Zu beziehen durch alle Sortiments-Buchhandlungen sowie durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrages.

Berlin NW., Luisenstrasse Nr. 36
Th. Chr. Fr. Enslin
(Richard Schoetz)
Verlagsbuchhandlung.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.
Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Vierte Auflage.
Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
Zweite Auflage.
Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)
Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Neues Werk von H. Seidel.
Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Sonderbare Geschichten
von **Heinrich Seidel.**

M 3.— brosch.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Minderheit im deutschen Actienrecht. Von Karl Hilse-Berlin. — Bellum vobiscum. Von Balduin Albert. — **Literatur und Kunst:** Ibsen und der norwegische Volkscharakter. Von Paul Schellhas. — Barttelot contra Stanley). Von Alfred Kirchhoff. — Taine und Napoleon. Von A. Reyher. — **Feuilleton:** Eine Perle. Von P. H. — **Aus der Hauptstadt:** Opern. Von Heinrich Ehrlich. — Die internationale Kunstausstellung. IV. England. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: Hieronymus Lorm wider Moriz Carriere. — Inserate.

Die Minderheit im deutschen Actienrecht.

Von Karl Hilse-Berlin.

Gelegentlich der zahlreichen Besprechungen des mittlerweile unter dem 18. Juli 1884 zum Gesetz erhobenen Entwurfs einer Abänderung des damaligen deutschen Actienrechts, welche seinerzeit in allen betheiligten Fachkreisen stattfanden, pflegte als hervorragende Verbesserung und augenfälliger Vorzug vor dem geltenden Zustande der Grundsatz in Art. 190a, 222a bezeichnet zu werden, wonach die Minderheit künftig ihr unangenehme Beschlüsse im Klagewege anzufechten befugt sei. Durch das Klagerecht der Minderheit glaubte und hoffte man, jeden dem Unternehmen nachtheiligen Sonderbestrebungen und Sonderzwecken, welche bisher in den Generalversammlungen häufig zur Geltung gekommen seien, für die Zukunft entgegen zu wirken, unheilsame Generalversammlungsbeschlüsse abzuschneiden, das Gleichgewicht zwischen Mehrheit und Minderheit herzustellen, kurz, ein unfehlbares Mittel gegen die Ueberwältigung des kleinen durch den großen Actionär und gegen die Ausbeutung des wirthschaftlich Schwächeren durch den Stärkeren gefunden zu haben. Schon damals wagte ich einmal die allgemeine Freude zu trüben, meinem Zweifel an dem Siege der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung über das Walten böser Leidenschaften im Wirthschaftsbetriebe Ausdruck zu geben, nicht bloß das Versagen der erhofften Wirkung zu behaupten, sondern sogar die Befürchtung auszusprechen, daß das Klagerecht umgekehrt zu einer gefährlichen Waffe der Minderheit gegen die Mehrheit ausarten, eine Vergewaltigung und Ausbeutung der Mehrheit durch die Minderheit ermöglichen, das Zustandekommen heilsamer Beschlüsse stören werde, sobald Eigennutz und Selbstsucht nur erst gelernt haben würden, sich ihrer für Sonderzwecke zu bedienen und sie im eigenen Nutzen richtig zu handhaben. Damals mußte ich allerdings den geforderten Beweis noch schuldig bleiben. Meine Gedanken waren einem unbestimmten (allerdings auf langjährige und vielseitige Beobachtung der Vorgänge und Vorbereitungen, welche sich gleichsam hinter den Coulissen der Generalversammlungen abspielten, gleichwohl aber in denselben ihre Wirkung nicht versagten, gestützten) Gefühle entsprungen, ohne daß die Vorstellung schon richtige Bilder zu gewinnen vermochte. Inzwischen hat die weitere Beobachtung von Generalversammlungsvorgängen mir Beläge geliefert, daß thatsächlich unter der Wirkung des Klagerechts der Minderheit die Machtrollen schon gewechselt haben, die Minderheit das Uebergewicht erlangt und zum Schaden der betreffenden Unternehmungen im eigenen Nutzen verwerthet hat. Sie sollen der Verbreitung nicht vorenthalten bleiben.

Zur Erklärung der zu Tage getretenen Erscheinung sei indeß vorweg bemerkt: Keineswegs werden Sämmtliche, welche Antheile eines Actienunternehmens erworben, durch Vorliebe für das Unternehmen und zu dessen Förderung dazu bestimmt. Vielmehr ist der leitende Beweggrund und der Erwerbszweck ein sehr mannichfaltiger. Vornehmlich treten indeß zwei Gruppen in den Vordergrund, die Actionäre aus Liebe zum Unternehmen und die Actienhändler. Auf dieser Gruppirung beruhen die verhängnißvollen Gegensätze, die in jeder Generalversammlung mehr oder minder scharf zum Ausdruck kommen, in dem Abstimmungsergebnisse sich wiederspiegeln und damit das Schicksal der Unternehmungen beeinflussen. In der Abstimmung gibt bald schon die Stimmenzahl, über welche die einzelne Gruppe verfügt, den Ausschlag, sodaß man sogar der Mühe überhoben ist, die eigene Stellung zur Sache zu begründen, bald entscheidet erst die schlauere Tactik, größere Redegewandtheit und Ueberzeugungskunst, mit welcher die Wortführer auf diejenigen zu wirken vermögen, welche in die Verhältnisse minder eingeweiht und ohne vorher gewonnene Meinung an der Generalversammlung theilnehmen. Die Gegensätze haben einen inneren natürlichen Grund.

Die Actionäre, worunter die aus Vorliebe für das Unternehmen dazu Getriebenen, im Gegentheil von den Actienhändlern, verstanden werden sollen, betheiligen sich an der Gründung und dem Actienerwerbe aus Vertrauen zum Unternehmen, aus dessen Betrieb und Weiterentwickelung sie eine dauernde, mindestens gleiche, vielleicht sogar steigende Gewinnvertheilung erwarten. Ihnen liegt einerseits an einem Nutzen aus dem aufgewendeten Kapital, andererseits an der Sicherheit seines Bestandes. So lange sich beides verwirklicht, denken sie nicht an das Zurückziehen ihrer Einlagen Zwecks anderweiter Verwerthung. Daher ist ihnen auch mehr an der Gewißheit gelegen, daß die bisherige Nutzung der Kapitalseinlage gleich bleibt und nicht etwa heruntergeht, als daß in dem einzelnen Jahre vielleicht eine Steigerung stattfindet, um dafür im folgenden einem desto größeren Rückgange Platz zu machen. Demgemäß stimmen sie bereitwillig Anstalten und Einrichtungen zu, welche eine augenblickliche Steigerung der Gewinnvertheilung zurückhalten, die bei deren Ausbleiben ausführbar gewesen wäre, wenn durch sie das Unternehmen verbessert, seine Bestandsfähigkeit gesichert, seine Leistungs- und Ertragsfähigkeit in der Zukunft erhöht erscheint. Das Ausbleiben einer augenblicklichen Gewinnsvertheilung erscheint ihnen minder nachtheilig, als die drohende Gefahr künftiger, in ihrem Umfange zur Zeit noch unübersehbarer Ausfälle.

Digitized by Google

Die Actienhändler werden in ihrer Abstimmung von völlig entgegengesetzten Erwägungen geleitet. Beweggrund des Actienerwerbes ist für sie die Steigerungsfähigkeit des Veräußerungswerthes, Erwerbszweck der Gewinn, welcher in dem höheren Verkaufs- über dem Ankaufspreis liegt, Erwerbsziel die möglichst baldige Abgabe der Stücke und Gewinneinnahme, weil damit das Geschäft für sie erst abgeschlossen ist. Das Unternehmen, sein Fortbestand und schließliches Ende ist ihnen im Grunde gleichgiltig, weil sie das letzte nicht erst abwarten wollen. Seine wirthschaftliche Bedeutung und Gemeinnützlichkeit ist ihnen nebensächlicher, als die Ausnutzung der augenblicklichen Geschäftslage. Von den verschiedenen Betriebs- und Bewirthschaftungsarten geben sie derjenigen den Vorzug, welche die höchste Ueberschußerzeugung herbeiführt, weil damit ein höherer Gewinn vertheilbar ist, das Kapital höheren Nutzen abwirft, hiermit die Kauflust steigt, die vermehrte Nachfrage, das Heraufgehen des Abgabepreises bewirkt und die Absatzfähigkeit der Waare begünstigt, durch alles dies aber die Verwirklichung des Erwerbszieles beschleunigt. Naturgemäß stört sie jedes Zurückhalten des entfallenden Gewinnantheiles, wenn die entsprechenden künftigen Vortheile daraus auch noch so hoch und unverkennbar sein mögen, weshalb sie gegen jede Gewinnschmälerung zu Gunsten künftiger Gewinnsaussichten stimmen und in einem gegensätzlichen Beschlusse eine Gewinnsbeeinträchtigung sehen zur dürfen glauben.

Aus diesem Gegensatz des Erwerbsgrundes, -zieles und -zweckes ergeben sich naturgemäß zwei entgegengesetzte Strömungen in jeder Generalversammlung, deren Obwalten nicht ohne Einfluß auf die Geschäftsführung und die Betriebsweise bleibt. Die Gesellschaftsorgane, welche der Entlastung durch die Generalversammlung bedürfen, sind selbstredend der Gefahr ausgesetzt, solche nicht mehr zu erlangen, wenn die bisherige Mehrheit, deren Wünschen ihr Handeln entsprochen hatte, durch die Gegenströmung verdrängt wurde, welche für ihre Zwecke gerade die umgekehrten Maßnahmen fordert. Der Actienhändler, dem nach Entäußerung seines Actienbesitzes das Schicksal des Unternehmens meist völlig gleichgültig ist, ja, der durch dessen vorübergehende Verlegenheit sogar eine neue Gewinnaussicht eröffnet erhält, indem er den aufgegebenen Actienbesitz zu billigeren Preisen wiedererhalten und so von Neuem auf das Unternehmen Einfluß gewinnen kann, verlangt die äußerste Beschränkung in den Ausgaben, die denkbar höchste Anspannung und Ausbeutung der Betriebsmittel und -kräfte, kargt mit Aufwendungen zu Neuanschaffungen oder Verbesserungen, deren Vortheil erst späteren Jahren zu Gute kommen würde, und verurtheilt als Verschwendung jedes dem widerstreitende Verhalten der Verwaltung.. Umgekehrt sieht der wahre Actionär in sachgemäßer Schonung der Betriebsmittel und -kräfte, welche deren Ersatz nothwendig länger hinausschiebt und damit die Aufwendungen für Erneuerungen verringert, eine Sparung für künftige Zeit, in Anschaffungen behufs Erweiterung des Unternehmens eine nützliche Anlage, in Rücklagen zur Deckung etwaiger drohender Ausgaben, welche die stetige Gleichmäßigkeit oder Steigerung der Gewinnvertheilung unterbrechen könnten, eine Gefahr und einen Nachtheil für sich, der Beifall, welchen die Oeffentlichkeit dem Unternehmen zollt, wenn es stets auf der Höhe der Zeit gehalten wird, befriedigt ihn mehr, als wenn er eine zur Erreichung dieses Zieles vielleicht verlorene Kleinigkeit im Gewinn mehr erhalten haben würde, kurz er tadelt die Ueberausnutzung, das Kargen mit nützlichem Aufwand, zu geringe Rücklagen, das Zurückbleiben gegen die Forderungen der Zeit oder die Ansprüche einer nahen Zukunft.

Bis zur Begründung des Anfechtungsrechtes der Minderheit hatten die Verwaltungsorgane bei ihrer Geschäftsführung lediglich mit der Mehrheit zu rechnen. Fühlten sie sich sicher, deren Billigung zu finden, so durften sie getrost die entsprechenden Maßnahmen treffen. Glaubten sie beispielsweise nach pflichtschuldiger Ueberzeugung, um nicht vielleicht das Zustandekommen schwebender Verhandlungen für die Weiterentwickelung des Unternehmens zu erschweren, indem dadurch höhere Anforderungen für benöthigte Zugeständnisse gestellt werden möchten, eine in sich nicht ausgeschlossene Erhöhung des Jahresgewinnes gegen das Vorjahr künstlich zurückhalten zu sollen, indem sie dafür die Beträge für Abschreibungen oder außerordentliche Rücklagen erhöhten, so durften sie deren Ausführung wagen, sobald sie der Mehrheit dafür sicher waren, indem die Minderheit sich fügen mußte. Gegenwärtig ist es anders; Vorstand und Aufsichtsrath der Actiengesellschaften dürfen sich nicht mehr genügen lassen, nur mit der Stimmung der Mehrheit zu rechnen, um für das Unternehmen gedeihliche Maßnahmen zu treffen, wenn sie deren Beifall zu erwarten hatten, müssen vielmehr gegenwärtig das muthmaßliche Urtheil der Minderheit in das Bereich ihrer Berechnung ziehen, sobald eine beabsichtigte Maßnahme im Stande sein würde, die Höhe des zu vertheilenden Gewinnes zu beeinflussen. Denn es liegt die Gefahr nahe, daß die Minderheit, welche in ihrem Sonderzwecke dadurch beeinträchtigt zu sein glaubt, den Mehrheitsbeschluß beanstandet, auf dessen Aufhebung klagbar wird, und im Obsiegensfalle die Nothwendigkeit schafft, eine zweite Gewinnvertheilung vorzunehmen, was mit großen, fast unbezwingbaren Schwierigkeiten verbunden sein wird, sobald die Dividende gegen Auslieferung der Bezugsscheine vielleicht theilweise schon erhoben war.

I. So hatte beispielsweise die Kasseler Straßenbahn (Zeitschrift Straßenbahn III, 386) für das Geschäftsjahr 1889/90 mit 61,830 Mk. Gewinn abgeschlossen, von welchen indeß nur 14,875 Mk. an die Actionäre zur Vertheilung kommen, der Ueberschuß dagegen zu Abschreibungen, sowie Ausstattung von Reserve- und Amortisationsfonds Verwendung finden sollte. Hiergegen wurde von einem überstimmten Actionär Verwahrung eingelegt und Anfechtungsklage angekündigt. Das Unternehmen hatte in früheren Jahren mit Verlust gearbeitet und war das Verlustsaldo erst im vorangegangenen Geschäftsjahre ausgeglichen. In demselben war $1^1/_4$ Proc. Gewinn vertheilt; nach dem Vorschlag und Mehrheitsbeschluß würde er $1^3/_4$ Proc. erreichen. Bei Straßenbahnen, welche ausnahmslos auf eine bestimmte Zeitdauer genehmigt sind, tritt in absehbarer Zeit der Verlust des in den Unterbau verwendeten Kapitales ein, weil dieser nach den Genehmigungsbedingungen entweder unentgeltlich zurückgelassen oder wieder herausgenommen werden muß. Ob das letztere nicht sogar nachtheiliger als das erstere ist, d. h. die Abbruchs- und Wiederherstellungskosten den Werth des Abbruchmaterials übersteigen, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls macht der unausbleibliche Kapitalverlust die Ansammlung eines gleich hohen Betrages nöthig, um zu ermöglichen, daß die volle Einlage zurückgewährt wird. Geschieht solches nicht, so hat in Wirklichkeit der Actionär in Form des höheren Dividendenbetrages einen Theil der Einlage aufgezehrt, was sich allerdings erst am Schluß des Unternehmens und für die derzeitigen Actionäre fühlbar machen wird. Dieser Schlußerfolg einer Gewinnvertheilung, welche die Amortisation nicht berücksichtigt, ist für den Actienhändler gleichgültig, da er seinen Besitz ja nicht bis dahin behaupten will, dagegen für den wahren Actionär verhängnißvoll, der ihn in der eigenen oder in der seiner Rechtsnachfolgerperson abwartet. Nun ist zwar nicht ausgeschlossen, daß die Anfechtungsklage bei Würdigung aller in Frage kommender Umstände, richterlicherseits abgewiesen werden wird, während allerdings auch ihr Obsiegen denkbar ist. Jedenfalls schadet der schwebende Rechtsstreit dem Unternehmen, weil ein Mißtrauen erweckt und die Ausführung des Vertheilungsbeschlusses verzögern muß. Was bleibt also der Mehrheit übrig? Sie wählt unter zwei Uebeln das kleinere durch Ankauf der Actien der überstimmten Minderheit, die jetzt für ihre Inhaber plötzlich den Werth besonderer Vorliebe erhalten und erheblich über den Marktpreis bezahlt werden müssen.

II. In einem anderen Falle handelte es sich um Vermehrung des Betriebskapitals, zum Zweck der Erweiterung des Unternehmens und Abstellung von der Verwaltung für berechtigt gehaltener Betriebsmängel. Es herrschte Meinungsverschiedenheit, ob die vorgeschlagenen Erweiterungen und Anschaffungen die Ergiebigkeit des Unternehmens nicht vielleicht mindern würden, sowie ob die Form der Erhöhung des Grund-

Digitized by Google

kapitals oder der Schuldaufnahme zu wählen sei. Die Mehrheit stimmte der Vorlage zu und entschied sich für eine Schuldaufnahme. Hiergegen kündigte die Minderheit Anfechtungsklage an, weil sie einerseits durch die im wirthschaftlichen Erfolge nicht gesicherte Ergiebigkeit der Erweiterungsanlage, sowie dadurch sich geschädigt hielt, daß die zur Verzinsung und Tilgung der Schuld jährlich aufzuwendenden Beträge der Betriebseinnahme möglicher Weise den Ueberschuß und die Gewinnvertheilung nachtheilig beeinflussen würde. Auch hier war das Erreichen besonderer Zugeständnisse der wahre Beweggrund für den Einspruch, indem solcher nach deren Erlangung fallen gelassen wurde.

III. Jede Arbeiterbewegung, sobald sie zu einer vorübergehenden Arbeitseinstellung führt, wirkt nachtheilig auf die durch sie betroffenen Gewerbebetriebe, indem selbst für den Fall, daß die Bewegung für die Arbeiter ergebnißlos verläuft, weder Erhöhung des Arbeitslohnes, noch Abkürzung der Arbeitszeit, noch sonstige, den Arbeitgeber belastende Vortheile verschafft, die Einnahme- und Ueberschußverhältnisse ungünstig beeinflußt, weil die Ruhezeit des Betriebes wirthschaftlich verloren geht. Am verhängnißvollsten trifft dies jedoch die verschiedenen Arten der Verkehrsgewerbe. In den Gewerbefächern, welche Verbrauchsgegenstände herstellen, könnte der Bedarf entweder aus Vorräthen oder durch Mehrleistung nach Wiederaufnahme der Arbeit befriedigt werden, sodaß die Absatzmenge, der Abnehmerkreis und die Absatzmöglichkeit unverändert gewahrt bleibt, die Störung in Folge der erzwungenen Ruhe mithin durch eine Kraftvermehrung auszugleichen ist, indem das bisher unbefriedigte Bedürfniß fortdauert. Selbst im Baufache, wo die verlorene Zeit vielleicht die Ausführung und Nachlieferung in der nämlichen Bauperiode vereitelt, wird der Ausgleich in der folgenden eintreten, indem das Bedürfniß nach Bauwerken bestehen bleibt und seine Befriedigung erwartet, was in jener späteren Periode zu einem Uebermaß der Nachfrage leicht führen, damit eine Preissteigerung bewirken und durch die bessere Kraftverwerthung sogar einen Vortheil schaffen kann. Im Gebiete der Verkehrgewerbe verlangt indeß — höchstens vom Weltverkehr abgesehen, wo ein Verschieben der Reise mitunter angängig ist — das Bedürfniß nach Gelegenheit zur Ausführung nöthiger Ortsveränderungen seine sofortige Befriedigung. Die entzogene Möglichkeit, Beförderungsleistungen feilzuhalten, führt zum Verluste der durch ihr Angebot erzielbar gewesenen Einnahmen. Eine Nachlieferung ist ausgeschlossen, weil die Bedarfsbefriedigung nicht aufgeschoben werden kann, sondern auf andere Weise durch Selbstthätigkeit oder Benutzung sonstiger Fahrgelegenheiten erfolgen muß. Ein Wiedereinbringen des gehabten Ausfalls durch kräftige Mehrleistung ist wegen Wegfall der Abnehmer und damit des Absatzgebietes unthunlich. Daraus erhellt aber, daß die Verkehrsgewerbe vorzugsweise in der Nothlage sind, etwaigen Betriebsstörungen durch Arbeitseinstellung seitens ihrer Werkthätigen vorzubeugen, um nicht uneinbringbare Einnahmeausfälle zu erleiden und dabei gleichwohl die laufenden Aufwendungen für das lebende Inventar bestreiten zu müssen. Die jüngsten Arbeitseinstellungen im Wiener Tramwaybetriebe*) bewahrheiten dies. Während der erzwungenen drei Ruhetage sind — unter Zugrundelegen der Durchschnittseinnahmen — etwa 40,000 Gulden ausgefallen, ohne daß die nächsten Betriebstage eine bemerkenswerthe Einnahmesteigerung gezeigt haben. Dazu tritt, daß bisweilen die Verkehrsgewerbetreibenden durch vorübergehende Leistungseinstellung noch weitere Nachtheile zu erwarten haben, wenn sie z. B. der Unterhaltung des öffentlichen Verkehrs dienen, bald in Form der Betriebsentziehung, bald durch empfindliche Ordnungs- oder Vertragsstrafen. Alles dies erklärt, warum gerade die Verkehrsgewerbeunternehmer zumeist auf Mittel zur Vorbeugung von Arbeitseinstellungen seitens ihrer Werkthätigen sinnen und der Nothlage zu entgehen suchen, ihre Verkehrsleistungen nicht feilbieten zu können.

*) Zeitschr. f. Eisenb. u. Dampfschifffahrt d. österr. ungar. Monarchie. III. 847–853.

An einem als unfehlbar erprobten Mittel zur Verhütung von Arbeitseinstellungen gebricht es bisher noch. Die etwaige Zumuthung, alle Forderungen der Arbeitsnehmer blindlings zu befriedigen, ist zu verwerfen. Denn dies würde nur zu immer neuen Anforderungen und schließlich zu einem Unterbinden der Lebensfähigkeit des Unternehmens wegen Wegfall seiner Concurrenzfähigkeit führen. Eine Betheiligung der Werkthätigen am Unternehmergewinn hat große, hier nicht erörterbare Schwierigkeiten. Am ehesten noch erreichbar und dabei wirkungsvoll erscheint das Treffen einer ausreichenden Fürsorge für die Mannschaft.

Dem etwaigen Einwande, dieselbe werde von den durch sie zu Begünstigenden nicht gehörig gewürdigt werden, weil die Arbeiter erst künftige Vortheile in das Bereich ihrer Berechnung bei dem Abwägen verschiedener Angebote gegeneinander zu ziehen noch nicht gewohnt seien, widerlegen die letzten Wiener Strikes, welche ihren Grund der durch eine neue Dienstordnung geschaffenen Möglichkeit entnahmen, ohne eigenes Verschulden die Vortheile zu verlieren, welche die Menge ihrer bisherigen Dienstleistungen sie bereits hatte erwerben lassen. Hat indeß die Gestaltung der Zukunft für den Werkthätigen eines Unternehmens den Werth wegen der eröffneten Gefahr ihres schuldlosen Verlustes die Nachtheile einer Arbeitsniederlegung zu übernehmen, so rechtfertigt dies die Annahme, daß der Arbeiter zum freiwilligen Aufgeben eines Beschäftigungsverhältnisses sich schwerer entschließen wird, wenn er mit dem Verlassen einer Arbeitsstelle künftige Vortheile aufgiebt, die ihm ein anderer Arbeitsgeber nicht oder doch erst nach einem gewissen Zeitablauf bietet. Dann nimmt aber die Zukunftsfürsorge in der Form der Alters-, Invaliden- oder Hinterbliebenenfürsorge thatsächlich die Gestalt eines Verhütungsmittels der leichtfertigen Arbeitsaufgabe und des Vorbeugungsmittel von Strikes an. Die benöthigten Rücklagen aus den Betriebseinkünften zur sachgemäßen Ausstattung des Fürsorgestockes finden ihren Gegenwerth in der Sicherung des Unternehmens gegen die Nothwendigkeit wegen Arbeitseinstellung die Verkehrsleistungen aussetzen zu müssen und der darin liegenden Bewahrung vor den dann unvermeidlichen Einnahmeausfällen und etwaigen verwirkten Strafgeldern. Ihre Entnahme ist deshalb wirthschaftlich und rechtlich zu rechtfertigen, indem sie gleichsam die Eigenschaft einer Risikoprämie haben, der feste Jahresbeitrag nämlich an die Stelle der Möglichkeit tritt, in ihrer Höhe unübersehbare, allerdings auch im Eintritte ungewisse Schäden tragen zu müssen.

Bei dieser Sachlage haben Verwaltungen von Verkehrsbetrieben thatsächlich bereits die Gründung von Fürsorgeanstalten geplant und vorbereitet, welche über den Umfang der nicht ausreichenden Leistungen der Reichs-Alters- und Invaliditätsfürsorge die Zukunft ihrer Werkthätigen und deren Hinterbliebenen sichern soll. Die dafür benöthigten Geldmittel lassen sich nur durch Bewilligung entsprechender Beträge aus den Betriebsmitteln gewinnen, haben mit der jeweiligen Lohnhöhe in gewissem Verhältnisse zu stehen, mit der Vermehrung der Arbeitskräfte und Erhöhung der Lohnsätze zu steigen, sind dadurch aber allerdings im Stande, die Höhe des vertheilbaren Gewinnes herabzudrücken und so die Rechte des Einzelnen auf den vollen rechnungsmäßigen Betrag zwischen Einnahme und Ausgabe im Betriebe zu berühren. Die Bewilligungen zur Ausstattung des Fürsorgestockes sind deshalb dazu angethan, unter dem Einflusse des Anfechtungsrechtes der Minderheit zu versiegen. Der wahre Actionär, welcher in der Entwickelung und steten Leistungsfähigkeit des Unternehmens seinen Nutzen sieht und jeder Gefährdung des Fortbestandes entgegenzuwirken hat, stimmt der Bewilligung um so eher zu, als seine Anhänglichkeit für das Unternehmen sich in gewissem Grade auf dessen Werkthätige überträgt. Der Actienhändler, für den der Betrag, um welchen die geforderte Beisteuer die Vertheilungsmasse herabmindern würde und damit die Dividende fällt, gleichbedeutend ist mit einer Schmälerung der Kapitalsrente, einem Zurückhalten der Kauflust und einer Verzögerung der Gewinnverwirklichung, sowie der Geschäftsabwickelung, hat Grund zum Widerspruch. Jetzt steht die Ver-

Digitized by Google

waltung vor der Wahl, den Antrag auf Bewilligung auf die Gefahr hin aufrecht zu erhalten, daß der Beschluß angefochten und im Klagewege vielleicht unwirksam erklärt werde oder ihn zurückzuziehen, und wird sich eingedenk ihrer Verantwortlichkeit für das Letztere entscheiden, da kaum ein so großes Interesse bestehen wird, die Actien des Widersprechenden zur Beseitigung seines Widerspruches zu erwerben. Damit ist das Anfechtungsrecht der Minderheit der Hemmschuh einer Fürsorge. Uebrigens haben thatsächlich bereits Fälle der gedachten Art in Berlin und außerhalb vorgelegen.

IV. Gewisse Gattungen von Actiengesellschaften, welche auf den Verbrauch landwirthschaftlicher Erzeugnisse oder von Fabrikationsartikeln in großen Mengen angewiesen sind, wie z. B. Brauereien, Pferdebahnen, Bauausführungsgeschäfte, werden insofern durch die Ernteergebnisse oder die Arbeitslöhne unliebsam beeinflußt, als die davon abhängigen Preisschwankungen auf den Geschäftsabschluß einwirken. Bei außergewöhnlich niedrigen Preisen der Gerste und des Hopfens wird der Herstellungspreis der nämlichen Biermenge erheblich niedriger ausfallen, als bei einer Theuerung, mithin ein größerer Gewinn erzielt werden. Stehen die Hafer- und Maispreise niedrig und war gleichzeitig die Heu- und Strohernte ergiebig, so wird der gleiche Pferdebestand erheblich billiger durchfüttert, als unter den entgegengesetzten Verhältnissen, bleibt also ein größerer Ueberschuß aus dem Betriebe. Sind die Bausteine billig und die Zufuhr günstig, so kostet der übernommene Bau weniger als er veranschlagt wurde. Aus derartigen Erwägungen liegt das Bestreben nahe, um Schwankungen in der Dividendenhöhe und folgeweise des Actiencurses vorzubeugen, in Geschäftsjahren, welche in Folge außergewöhnlich niedriger Preise mit einem außerordentlichen Gewinn abschlossen, eine besondere Reserve zu bilden, welche bei außergewöhnlich hohem Preisstande zum Preis- bezw. Gewinnsausgleiche zur Verfügung steht. Unter der Herrschaft des alten Actienrechtes sind derartige außerordentliche Rücklagen öfter zu Stande gekommen, weil die Mehrheit richtig erkannte, daß mit der Stetigkeit und Regelmäßigkeit der Vertheilungsbeträge die gesunde Fortentwickelung des Unternehmens gewinnt. Ein gleicher Versuch, welcher in drei verschiedenen Fällen unter der Herrschaft des Anfechtungsrechtes der Minderheit gewahrt wurde, mißglückte zweimal bei Gesellschaften, deren Actien stark gehandelt werden und deshalb schon Speculationspapiere sind, um nur im dritten bei einer Gesellschaft zu gelingen, deren Actien damals an der Börse noch nicht eingeführt waren. Dabei war in den beiden ersteren Fällen die Mehrheit für ihn gesichert, bewirkte indeß der Einspruch der Minderheit unter Androhen der Einspruchsklage das Zurückziehen des Antrages. Der weitere Erfolg drückte sich im ersteren Jahre durch ein starkes Heraufgehen des Börsencurses und damit reger Kauflust aus, während in einem späteren Jahre das Ausbleiben einer Dividende ein außerordentliches Herabgehen des Preises, damit ein Ueberstürzen der Verkäufe und namhafte Verluste der in Furcht gesetzten wahren Actionäre zur Folge hatten, während die Actienhändler die verkäuflichen Stücke billig aus dem Markte zogen. Würde durch Rücklagen der Ausgleich vorbereitet gewesen sein, so war jene Wirkung abgeschnitten.

V. In den General-Versammlungen von Hypotheken- und Immobilienbanken ist gleichfalls in Jahren mit außergewöhnlich günstigem Abschluß auf Grund von Mehrheitsbeschlüssen eine Rücklage für außergewöhnliche Verluste in ungünstigen Jahren genehmigt und gebildet worden. Unter der Herrschaft des neuen Actienrechtes hat man aus Furcht vor der Minderheit von gleichen Anträgen Abstand genommen. Aehnliche Beobachtungen lieferten die Generalversammlungen der Banken und Handelsgesellschaften. Bei dem neuerdings eingetretenen starken Rückgang des Verkaufspreises fast aller Werthpapiere liegt die Annahme nahe, daß die Abschlüsse des gegenwärtigen Geschäftsjahres vielfach erheblich ungünstiger sein und deshalb eine schwächere Gewinnvertheilung zulassen werden, wenn nicht vielleicht der Kunstgriff beliebt wird, die Abschreibungen zu verringern. Weil dadurch die wahren Actionäre in ihrer Sicherheit gefährdet sein würden, läßt sich erwarten, daß diese einem desfalsigen Versuche widersprechen werden und damit der Kampf ein sehr lebhafter sein, das Recht der Minderheit deshalb stark ausgenutzt werden wird.

Es würde durchaus nicht schwer fallen noch weitere Fälle anzuführen, wo die Minderheit über die Absicht der Mehrheit, wo Eigennutz über das Wohl des Unternehmens, wo Speculationssucht über Gemeinnützlichkeit den Sieg davon getragen hat. Insofern es ungleich leichter ist, zu widersprechen, als eine Mehrheit für selbstsüchtige Maßnahmen zu gewinnen, insofern ferner meist schon die bloße Besorgniß vor Unzuträglichkeiten und Weitläufigkeiten genügt, um das Ziel der Widersacher zu erreichen, so daß die Kosten und Gefahren eines durchzuführenden Rechtsstreites nicht einmal gewagt zu werden brauchen, wird es unter dem geltenden Recht weit öfter zu unheilsamen Maßnahmen kommen und unlautere Ziele weit häufiger die guten Absichten der Verwaltung, die gesunde Entwickelung des Unternehmens und die wirthschaftliche Zweckbestimmung der Gesellschaften durchkreuzen. Ob schließlich eine Umkehr zur Staatsaufsicht beliebt oder nothwendig werden wird, bleibt der Zukunft überlassen.

Bellum vobiscum.

Von Balduin Albert.

Wir Deutschen dürfen nicht wenig stolz darauf sein, daß wir den anderen Völkern auf der Bahn der freien Bibelforschung und der Freiheit in religiösen Fragen überhaupt entschlossen vorangehen. Wie vor der französischen Revolution auf dem Volk das Joch der sozialen Bedrückung schwer ruhte, und wie eine — allerdings bald alles Maß verlierende — Reaction der politischen und moralischen Freiheit Bahn brach und dem morschen Stamm des Menschengeistes neues Mark zuführte, so weht auch durch die Theologie augenblicklich ein Hauch der Revolution. Auch wir haben lange die Fesseln einer krassen Orthodoxie ertragen müssen, oder ertragen sie zum Theil noch immer, und der Umstand, daß die Sozialdemokratie im Großen und Ganzen aller positiven Religion so energisch den Fehdehandschuh hinwirft, scheint mir eine Reaction gegen diese Fesseln zu sein. Wenn unsere Geistlichen durchweg einer freien Auffassung huldigten, würde ein derartiges Vorgehen ganz undenkbar sein. So aber stehen sich die Orthodoxie, gestützt auf Regierung und Tradition, und die Sozialdemokratie mit ihrem Atheismus, gestützt auf die große Masse, schroff gegenüber; und die Aufgabe der Theologie wird es sein und ist es schon größtentheils, diese beiden Gegensätze zu vereinen, die Theologie aus ihrem starren Dogmatismus herauszureißen und dem heutigen Volkscharakter mit einer handgreiflichen Volksreligion entgegenzukommen. Ich glaube, das „Wie" ist klar genug, um bei diesem Punkte noch länger zu verweilen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in England, das uns als Heimath des naturwissenschaftlichen, philosophischen und religiösen Schriftstellers Henry Drummond interessirt, der augenblicklich mit gewaltigem Eclat seine Ansichten in die Welt hinaustrompetet. Die ganze Verfassung Englands macht ein Aufeinanderprallen feindlicher Gegensätze weit weniger möglich, wie in Deutschland. Die englische Regierung läßt sowohl den Einzelnen, wie die Masse weit ungestörter ihre eigenen Pfade wandeln, und die Folge ist, daß Niemand sich gekränkt und beleidigt fühlt, daß hier Wolf und Schaf friedlich an derselben Quelle trinken dürfen. In England ist die Bildung einer religiös-freisinnigen Partei keineswegs eine historische Nothwendigkeit, und die Folge ist, daß alle dahin zielenden Bestrebungen noch sehr in den Windeln liegen. Daher läßt sich z. B. die ungeheure Wirkung, bezw. Entrüstung erklären, welche dem „Robert Elsmere" von Mrs. Ward folgte, die sich unterstand, für den gemäßigten Freisinn eine Lanze zu brechen. Daher läßt sich aber andererseits auch der ungeheure Absatz begreifen, den Henry Drummond's Schriften zu verzeichnen haben, da Drummond einer der eifrigsten Verfechter der Orthodoxie ist, und um so mehr die guten englischen „ladies and

Digitized by Google

gentlemen“ fesseln muß, weil er über seinen würdevollen Talar kühn den Mantel des Naturforschers zu schlagen weiß.

Wie sollen wir aber den Umstand erklären, daß Drummond's Schriften nicht nur eifrig in's Deutsche übersetzt werden, sondern auch bei uns einen so fruchtbaren Boden finden, daß selbst unsere Colonien bescheiden zurücktreten müssen? Wir wollen versuchen, ob wir im Folgenden nicht ein wenig den Schleier von dieser mystischen Persönlichkeit lüften können.

In Deutschland hat Drummond zuerst größeres Aufsehen durch sein Werk „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“ [„Natural Law In The Spiritual World“] erregt. Wenn ich aber nicht auf dies bedeutendere Werk eingehe, sondern meine Untersuchungen an die kleine Schrift „Pax vobiscum“*) anknüpfe, so geschieht das aus zwei Gründen. Erstens muß ich gestehen, daß ich, ungefähr auf der 60. Seite der ersteren Schrift angelangt, das Buch für immer zuklappte. Während nämlich der Verfasser bis dahin als naturwissenschaftlicher Schriftsteller auftritt, der von der Physik zur Metaphysik emporsteigt, kommt jetzt plötzlich der Fuchs zum Loch heraus, d. h. wir erfahren, daß Drummond sich nur insoweit auf die Naturwissenschaft stützt, wie sie mit der Idee einer directen Offenbarung und was dazu gehört, im Einklang steht. Soweit allerdings weiß er die Naturwissenschaft trefflich zu verwerthen, wie wir später noch erläutern werden. Zweitens aber haben wir in der neuen Schrift wieder den ganzen Drummond en miniature, wo die einzelnen Linien noch schärfer ausgeführt sind, und das Schadhafte des Bildes uns noch greller in die Augen fällt. In einem Punkte zwar unterscheidet dies Buch sich vortheilhaft von dem erstgenannten, daß Drummond nämlich nicht so stark mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen kokettirt, sondern mehr in der Tonart desjenigen Standes schreibt, wohin er gehört: des theologischen.

Sollte ich ein kurzes Gesammturtheil über den Verfasser abgeben, so wird man, meiner Ansicht nach, keinen competenteren Richter finden können — wie Drummond selbst, wenn er in der Einleitung zum „pax vobiscum“ sagt: „Wir wissen wohl gar nicht, wie sehr unser religiöses Leben aus Redensarten besteht, wie sehr das, was wir unser Christenthum nennen, nur ein Widerhall des kirchlichen Wortschatzes ist, ein frommes Gerede mit gar wenig Inhalt in unserem Haben und Sein.“

Aus dem Schatz von Belegstellen für dies Urtheil, welche uns Drummond in liebenswürdiger Bereitwilligkeit zur Verfügung stellt, führe ich nur die schlagendsten an.

Das ganze Büchlein „Pax vobiscum“ dreht sich um den Begriff „Ruhe“; wenigstens sagt der Verfasser im Vorwort: „Die nachstehende Ansprache möchte einen „bescheidenen“ Beitrag die (Anführungsstriche habe ich nur aus später folgenden Gründen hinzuzusetzen erlaubt) zur Lösung dieser Frage — (d. h. der Ruhefrage) — bieten, sie möchte suchen, da und dort den Fuß zielferner Wanderer, die „Ruhe suchen und finden ihrer nicht“ auf festen Boden zu führen“ ꝛc. Nun zeigt Drummond zunächst auf eine unvergleichlich originelle Art, mit der wir uns noch später beschäftigen werden, daß jede Unruhe eine Ursache hat. In der That, ein Gedanke so neu, so geistreich, daß noch kein Gelehrter darauf gekommen ist. Um den schwierigen Beweis zu führen, reist Drummond erst nach Afrika — wenn ich mich nicht täusche, war er früher Afrikareisender — um zu zeigen, daß dort mit gewissen Gegenden „die physische Erfahrung verknüpft ist, die wir Fieber nennen“, und daß im Gefolge dieser Fieber „gewisse seelische Erfahrungen“ auftreten, die man Unruhe nennt. „*Εὕρηκα*“, rief Drummond, als er zurückkam, „ich habe es: jede Unruhe hat eine Ursache.“ Weiter calculirte der scharfe Denker: „Die Unruhe hat eine Ursache, sollte die Ruhe keine haben?“ Ein neues Licht ging Herrn Drummond auf. Was ist nun aber die Ursache der Ruhe? Demuth und Sanftmuth. Auf diesen Fund scheint der Erfinder sehr stolz zu sein, denn dreimal kurz hintereinander schleudert er uns die inhaltsschwere Weisheit entgegen: „Und diese beiden Dinge (Sanftmuth und Demuth) nennt Er (Christus) nicht zufällig, vielmehr folgt diesen beiden Vollkommenheiten in besonderer Weise die Ruhe auf dem Fuß. Lernet diese beiden und ihr habt schon Ruhe gefunden, sie erweisen sich als unmittelbare Ursachen der Ruhe; sie ziehen sie unausbleiblich nach sich und zwar sofort.“ Allzu große Anforderungen an das Auffassungsvermögen seiner Leser stellt Drummond offenbar nicht. Nun wird man — wenigstens in Deutschland — nicht weit damit kommen, wenn man überall als verkörperte Sanftmuth und Demuth einherwandeln will, doch da Henry Drummond es so meint, da Christus so gelehrt hat — bei dem die Sache allerdings etwas anders lag — und da in Deutschland schon 24,000, in England 130,000 Exemplare vom „Pax vobiscum“ verkauft sind, wird es wohl wahr sein. Uebrigens gibt der Verfasser allen denen, welche Sanftmuth und Demuth auf ihr Panier schreiben wollen, einen trefflichen Rathschlag, wenn er sagt: „So ist beispielsweise die erste Folge, wenn einer um sein Vermögen kommt, Demüthigung; die Wirkung der Demüthigung ist, wie wir soeben gesehen haben, Demuth, und die Wirkung der Demuth ist, Ruhe zu erlangen.“ Also auf nach Monaco; glücklich der, welcher bankerott wird; er hat die meiste Chance, demüthig zu werden und die Ruhe zu erlangen, er gehört, wie Drummond sich ausdrückt, zu den „Gewappneten.“

Aber All' dies ließe man vielleicht noch ruhig über sich ergehen, wenn nur der Verfasser des „bescheidenen Beitrags“ nicht immer längst bekannte Thatsachen als ganz neue Producte seiner schöpferischen Speculation hinstellte. So sagt er z. B. an das biblische Wort „Lernet von Mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“ anknüpfend: „Welch' seltsames Wort — beachtet es wohl. Wie neu ist die Verbindung der beiden Worte: „Lernen“ und „Ruhen“. — Das allerletzte, was uns von selbst beikäme, wäre, Ruhe und Arbeit mit einander in Verbindung zu bringen.“ Ich kann nicht begreifen, warum Drummond erst höherer Inspiration bedarf, um dies einzusehen, oder sollte nicht jeder vernünftige Mensch verstehen, was es heißt: „Nach der Arbeit ist gut ruh'n?“

Dies Sündenregister könnten wir noch in Grazie in infinitum fortsetzen, doch wollen wir es dabei bewenden lassen. Worauf aber, um des Himmels Willen, fragt der Leser, beruht die Wirkung von Drummond's Schriften? Ich glaube eine befriedigende Erklärung geben zu können.

Bereits in dem erst erwähnten Buche „Natural Law In The Spiritual World“ fiel es mir auf, daß der Verfasser seine philosophisch sein sollenden Sätze entweder auf dem bequemen Wege idem per idem oder vermittelst Inductionsschlusses findet und dabei scheint er doch unseren Lotze gelesen zu haben, den er wenigstens im „Pax vobiscum“ citirt. Doch mag die Deductionsmethode in der Philosophie immer etwas schwierig sein, so daß man hierüber wegsehen kann. Aber anstatt nun vom Dinge a auf ein wesenverwandtes α zu schließen, bringt Drummond noch ganz andere Saltomortale zu Stande. An einer Stelle will er nachweisen, daß die Ruhe und damit Alles in der Welt eine Ursache hat. Das wird folgendermaßen ausgeführt: „Regen und Schnee fallen allerdings aus der Luft auf die Erde, aber nicht ohne eine lange Vorgeschichte. Ganz so ist es mit Ruhe, Freude, Friede; die haben auch ihre Vorgeschichte.“ Damit ist nicht nur glänzend gezeigt, daß Ruhe ꝛc. nichts Zufälliges sind, sondern daß es überhaupt keinen Zufall gibt! Aber Drummond kann den Nachweis, daß wir in einer Welt der Ordnung leben, auch auf eine, noch viel eigenartigere Weise führen. Zu dem Zweck bekommen wir eine Art Kuchenrecept: Zuerst muß die Hausfrau die verschiedenen Elemente für den Kuchen zusammenbringen, die verwandten Dinge müssen eine Verbindung eingehen — hier tritt wieder der Naturforscher in den Vordergrund — dann wird der Teig in den Ofen gesetzt ꝛc. Jetzt geschieht der Sprung von der Hausfrau und dem Kuchen zu den geistlichen Gütern, und Henry Drummond ist der erste, welcher den Satz „Keine Wirkung ohne Ursache“ glänzend von der physischen auf die psychische Welt übertragen hat. Sollte Drummond diese unmittelbare Verquickung von Geist und Natur etwa den altgriechischen Philosophen abge-

*) Pax vobiscum von Henry Drummond. Leipzig, Velhagen und Klasing.

Digitized by Google

lauscht haben? In diesem Falle sind hier noch manche interessante Probleme für Drummond verborgen. Wie köstlich müßten sich z. B. Heraclits „nasse Seelen" und Aehnliches in moderner Form machen. Nur Muth, England war ja immer ein wenig excentrisch! Aber gerade auf dieser Art von Beweisführung beruht Drummond's Ruhm; alles klingt so fabelhaft einfach und natürlich — Drummond versteht sich eben auf die große Masse. — Wir haben in Deutschland so viel vortreffliche Philosophen, Naturforscher und Theologen, daß wir nicht faule Früchte in den geistigen Gärten unserer überseeischen Stammesverwandten zu pflücken brauchen, und noch dazu in solchen Mengen. Drummond hat ja manche Fragen berührt, die kein Mensch endgültig beantworten kann, aber ehe wir uns auf solche metaphysische Odyssensfahrten einlassen, wollen wir lieber das Unbegreifliche und Unerforschliche stumm verehren und uns über die menschliche Beschränktheit mit dem Steffenson'schen Worte zu trösten suchen: „Der Mann, dem das Leben kein Geheimniß birgt, ist ein armer Mann."

Literatur und Kunst.

Ibsen und der norwegische Volkscharakter.

Von Paul Schellhas.

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in des Dichters Lande gehn,"

— dieser Satz gilt in hervorragender Weise in Bezug auf die Eigenart Ibsen's, dessen letztes Drama „Hedda Gabler" wieder jene eigenthümliche, „gemischte" Wirkung gehabt hat, die für seine neueren Bühnenwerke charakteristisch ist. Man fühlt sich auf der einen Seite gefesselt, man bewundert, man empfindet den Eindruck einer ungemein feinen Menschenbeobachtung, einer hochvollendeten künstlerischen Technik, und auf der anderen Seite kann man sich einem unbehaglichen Gefühl des Unklaren, Ueberspannten, Peinlichen, ja Krankhaften nicht entziehen; es ist bisweilen, als ob man auf einem unbekannten Ocean schwimmt und nicht recht weiß, wohin man treiben wird. Der unaufgelöste, oft unverständliche Rest, den besonders die neueren Arbeiten Ibsen's jedesmal zu enthalten pflegen, beeinträchtigt ihre Wirkung, aber er ist zugleich für einen feinen, mehr psychologischen als ästhetischen Beobachter das Interessanteste an der literarischen Eigenart des Dichters.

Ibsen's literarischer Charakter ist ein unverkennbares Product specifisch norwegischer Ideen und Stimmungen, Ibsen's Persönlichkeit ist ein echter Sprößling norwegischer Natur und Menschheit, und seine Bühnenwerke erscheinen in klarerem Lichte, wenn man sie mit den Eigenthümlichkeiten des norwegischen Volkscharakters vergleicht. Es ist verfehlt zu glauben, daß Ibsen der Interpret gewisser, in der modernen Menschheit latent vorhandener, gährender Ideen sei, er ist durchweg Norweger. Die meisten Züge seiner Gestalten sind echt norwegische Züge, und manches, was wunderlich und seltsam anmuthet, erklärt sich als eine Eigenthümlichkeit der Bewohner des „Landes der Mitternachtssonne".

Die Natur hat überall bedeutenden Einfluß auf das geistige Wesen des Menschen, ganz besonders aber zeigen die Bewohner von Hochgebirgsländern oft eine merkwürdige geistige Constitution und auffallende Besonderheiten in Stimmung und Temperament. Solche Besonderheiten nervöser und psychischer Art werden erzeugt durch den Einfluß der Umgebung, begünstigt und erhalten durch die Abgeschlossenheit und Unvermischtheit der Bevölkerung, und man kann gerade von den Norwegern sagen, daß sie einen beträchtlichen Theil derartiger Eigenheiten besitzen. Wer weiß, wie viel von den interessantesten Erzeugnissen der neueren norwegischen Literatur eben aus diesen psychischen Absonderlichkeiten herauskrystallisirt ist?

Es ist erklärlich, daß dem norwegischen Gebirgsbewohner eine ruhige, schweigsame, fast melancholische Stimmung eigen ist. Das einsame Leben auf den isolirten Gehöften, die düstere, überwältigend großartige Natur, die ihn umgibt, macht ihn wortkarg, verschlossen, ernst. Keine heiteren Landschaftsbilder regen ihn an, aus sich herauszugehen, in furchtbarer Größe umgibt ihn eine starre Natur, mit der er unablässig zu kämpfen hat. Selbst in landschaftlich freundlicheren Gegenden des südlichen Norwegens, wo die Umrisse der Gebirge weniger schroff sind, fällt dem Reisenden die düstere Stimmung auf, die über dem Ganzen liegt. Dunkle Nadelwälder, verwitterte Felsen, kaum die Spur einer menschlichen Ansiedelung, nirgend ein Mensch! Wie mag es während der langen, dunklen Winter in diesen einsamen Thälern aussehen? Es ist kein Wunder, daß der Mensch in dieser Umgebung in eine ganz absonderliche Stimmung hineingeräth. Wer einmal die großen Fjorde der Westküste an einem trüben Regentage gesehen hat, der fühlt, daß inmitten dieser Landschaft sich ein Druck auf die Seele legt, der die Töne des Inneren herabstimmt.

Der ruhige, ernste Pessimismus, der in den Ibsen'schen Dramen herrscht, ist daher echt norwegisch, ein Zug des Volkscharakters. „Die Lebensfreude ist wie unsere Freude über den langen hellen Sommertag," sagt Ellida Wangel in der „Frau vom Meere". „Sie trägt das Vorgefühl der kommenden Dunkelheit in sich. Und jenes Vorgefühl ist es, das seinen Schatten über die Freuden der Menschheit wirft, so wie die ziehende Wolke ihren Schatten auf den Fjord wirft." Diese Worte bilden gleichsam den Grundton, auf den die Weltanschauung der Ibsen'schen Dramen gestimmt ist, und es ist sehr charakteristisch, daß Ibsen diesen Grundton mit einem Bilde aus der norwegischen Natur bezeichnet hat. Es liegt gleichsam eine stille, ruhige, gedämpfte Melancholie über den Dramen Ibsen's, eine Stimmung, die Aehnlichkeit hat mit der, welche über den Scenerien der norwegischen Hochgebirge schwebt, eine Stimmung, die zugleich einen der bedeutendsten Reize der Ibsen'schen Muse ausmacht.

Man hört bisweilen die Norweger als lustig, ja leichtfertig und prahlerisch bezeichnen. Das ist im Allgemeinen unrichtig und gilt nur für einen bestimmten Theil des Volkes, der gerade wegen der Verbindungen zur See anderen Nationen am meisten bekannt geworden ist, nämlich die Bewohner der Landschaft Voß im westlichen Norwegen, und besonders die Einwohner von Bergen, die beweglich, gesellig und heiter sind. Auf den größten Theil der Bevölkerung, auf die in einsamen Höfen verstreut wohnenden Bauern paßt gerade das Gegentheil. Namentlich gilt das von den Bewohnern der nördlichen Distrikte, den „Nordländern", von deren melancholischem und ernstem Wesen Jonas Lie in der Erzählung „Den Fremsynte" (der Geisterseher, der mit dem „zweiten Gesicht" begabte) ein treffendes Charakterbild gegeben hat, das noch weiter unten nähere Erwähnung finden soll. Ibsen selbst stammt aus Skien, einer kleinen Stadt des südlichen Norwegens, in dem an alten Sitten und alterthümlichen Geräthen reichen Thelemarken.

Unter den neueren Dramen Ibsen's herrscht diese charakteristische gedämpfte Stimmung in keinem so sehr wie in „Rosmersholm". Bei aller Leidenschaftlichkeit und Bewegtheit der Handlung liegt über dem Ganzen ein melancholischer, ruhiger Ernst, der in der echt norwegischen Figur des Pastor Rosmer sehr deutlich zu Tage tritt, und der dem Drama jenen verschleierten Ton verleiht, der gewiß einen wesentlichen Antheil an seiner eigenthümlichen Bühnenwirkung hat. Aehnliches läßt sich von der „Frau vom Meere" und der „Wildente" sagen. Die pessimistische, trübe Stimmung macht sich überall geltend; es ist wie ein Spiel auf gedämpften Saiten.

Diese Wirkung wird noch unterstützt durch den gemäßigten Ausdruck des Leidenschaftlichen. Auch das ist ein echt norwegischer Charakterzug. Ernst und schweigsam, wie der norwegische Landbewohner im Allgemeinen ist, vermeidet er auch, Gemüthsbewegungen äußerlich zu zeigen. Er bleibt auch bei ergreifenden Scenen und rührenden Veranlassungen äußerlich ruhig und zurückhaltend, stumm erträgt er Widriges, scheinbar kalt und unempfindlich zeigt er sich bei Gemüthsbewegungen. Der Verkehr der Familienglieder ist frostig und wortkarg. Herzlichkeit fehlt, Mittheilsamkeit ist selten. Der Ausdruck der Gefühle ist ebenso gedämpft, wie der Ton der Seelenstimmung

Digitized by Google

überhaupt. Auch in den Ibsen'schen Dramen macht sich dieser Zug bemerkbar. Leidenschaftlich erregte Scenen, kritische und hochdramatische Momente spielen sich in einem zurückhaltenden Tempo ab, in wenigen Worten wird viel gesagt, nirgends bricht die Leidenschaft offen hervor. Man denke an die Figur des Rector Kroll in „Rosmersholm", an Hedda Gabler, — trotz aller Conflicte, bei aller Leidenschaft stets eine gewisse Zurückhaltung. Der Dialog fließt in der Weise des alltäglichen Gesprächs fort, ohne Ueberschwänglichkeiten und heftige Ausbrüche. In tragischen Scenen herrscht anstatt der Aeußerungen des lebhaften Schmerzes eine ruhige Wehmuth vor. Daß darum ein tiefes inneres Empfinden nicht zu fehlen braucht, ist klar; ja dasselbe ist bei ruhigem, verschlossenem Volkscharakter oft tiefer und wahrer, als bei lebhaftem, leicht aufflammendem. Die Hitze des Südländers ist oftmals Strohfeuer, während hinter der kalten Außenseite des Norwegers sich nicht selten ein nachhaltiges, heftiges Empfinden verbirgt. Musterhafte Bilder dieser eigenthümlichen starren Verschlossenheit des norwegischen Volkscharakters finden sich in den kleinen Erzählungen Björnson's, so der in Folge einer Züchtigung durch seinen Vater in ruhigem Trotz davongehende Bauernsohn in „Aus dem Stift Bergen", der harte, wortkarge Bauer in der Erzählung „Der Vater", und andere Figuren. Man fühlt etwas Verwandtes heraus mit manchen Gestalten der Dramen Ibsen's, nur daß bei letzterem das bäuerlich-derbe sich in das städtisch-verfeinerte der „besseren Gesellschaft" verwandelt hat.

Der merkwürdigste und am schwersten zu beschreibende und zu analysirende Zug des norwegischen Volkscharakters ist ferner eine eigenthümliche nervöse Stimmung, die sich in gewissen psychischen Sonderbarkeiten, einer fast unheimlichen Empfindungsschärfe und in der Neigung zum Mystischen äußert. Anstatt aller Definitionen und psychologischen Analysen sei gleich an Beispielen erläutert, was darunter zu verstehen ist. Schon oben ist die Erzählung „Den Fremsynte" von Jonas Lie erwähnt. Ihr Hauptinhalt fällt ganz und gar in dieses Gebiet. Der Held der Erzählung ist ein Nordländer, der jenen nervösen Zug in hohem Grade besitzt; er zeigt sich bei ihm nach der Seite des Mystischen in der Eigenschaft des „zweiten Gesichts". Jonas Lie macht in dieser Erzählung folgende interessante Bemerkungen über die Bewohner des nördlichen Norwegens:

„Die Gegensätze in der nordländischen Natur sind zu stark und zu sehr auf die Spitze getrieben, als daß nicht das Gemüth desjenigen Geschlechts, welches dort oben lebt, stark unter solchen Eindrücken leiden sollte. Die große Schwermuth und die Traurigkeit, die dort auch bei dem gemeinen Manne zu finden sind, und die so oft in Geistesstörungen und Selbstmord ausarten, stehen gewiß in tiefem Zusammenhange damit und haben ihre Ursache in diesen Naturverhältnissen, in der langen Finsterniß des Winters mit ihren schweren, überwältigenden Scenen, welche die Seele herabdrücken in einsame Lichtverlassenheit, und in den starken und plötzlichen Eindrücken, die sowohl während der finsteren, als während der hellen Zeit zu gewaltsam in die innersten, zarten Saiten des Gemüths eingreifen. Ich" — es ist der Held der Erzählung, welcher spricht — „habe über dies alles nachgedacht, wie kaum ein Anderer, während ich selbst darunter gelitten habe, und ich begreife — obwohl ich, wenn ich meine eigene Person prüfe, es wiederum ganz und gar nicht begreife — wie das „second sight", „das zweite Gesicht", die „Vision", das „Hell-" oder „Geistersehen", das „Voraussehen" (Fremsynethed), wie es in Nordland heißt, dort, wie auf den Shetland- und Orkneyinseln entstehen kann und sich in der Familie vererbt. Ich begreife, daß es eine Seelenkrankheit ist, die keine Kur, kein Verstand, keine Reflexion zu heilen im Stande ist. Man ist gleichsam mit einem dritten Fenster im Hause seiner Seele, außer den zwei gesunden Augen geboren, einem Fenster, welches die Aussicht in eine Welt gewährt, die Andere nur ahnen, und durch welches man verdammt ist hinauszublicken, wenn es über Einen kommt; es läßt sich mit Büchern nicht versetzen und auch nicht mit irgend welcher vernünftigen Reflexion vermauern. . . ."

Was hier von den Nordländern vorzugsweise gesagt ist, gilt in geringerem Grade von den norwegischen Gebirgsbewohnern überhaupt; ein nervös-mystischer, an's Krankhafte grenzender Seelenzug ist ihnen allen gemeinsam, und bei scharfer Beobachtung erkennt man ihn in den verschiedensten, leisesten Aeußerungen, wie sie im Volksaberglauben localer Art, in Volksliedern und Volksmusik zu Tage treten. Ganz und gar durchdrungen von dieser Stimmung ist das erschütternde, tiefsinnige dramatische Fragment „Ueber die Kraft" von Björnson. Hier geht das psychologisch-mystische bereits nahezu in's Pathologische über, der fromme, unerschütterlich auf die Macht des Glaubens vertrauende Pfarrer Sang, an dessen Person sich das Wunder und der Wunderglauben heftet, und seine kranke Frau sind Menschen, deren Seelenleben schon jene Grenzen überschreitet, die dem natürlichen, normalen gezogen sind; das Uebernatürliche spielt schon stark herein. Björnson hat die Bedeutung des pathologischen Elementes in diesem Bühnenwerke richtig und bewußt gewürdigt; er citirt in der ersten Ausgabe zwei medicinische Werke französischer Forscher über nervöse Phänomene und Hysterie.

Diese Seite des norwegischen Volkscharakters zeigt sich auch bei Ibsen, und zwar ganz besonders in seinen neueren Werken. Am auffallendsten tritt das nervös-pathologische Element bekanntlich hervor in der „Frau vom Meere", wo es geradezu die Grundlage des Stückes bildet. Frau Ellida Wangel mit ihrer geheimnißvollen Sehnsucht nach dem Meere, auf mystische Weise gefesselt an den fremden Seemann, ist ein Beispiel meisterhafter psychologischer Analyse nach dieser Richtung hin. Auch hier werden die Grenzen des Pathologischen unzweifelhaft schon überschritten. Ellida Wangel ist ein Seitenstück zu dem Pfarrer Sang in Björnson's „Ueber die Kraft" und zu David Holst in dem „Geisterseher" von Jonas Lie. In der Figur Hedda Gabler's ist die psychologische Zeichnung derber und realistischer dadurch, daß das Mystische gänzlich fehlt. Die poetische Wirkung ist in Folge dessen bedeutend geringer; der Charakter stellt sich als ein rein pathologischer ohne anderweitiges Interesse dar. Es ist das eine Thatsache, die nicht eben zu Gunsten des modernen Realismus spricht: je realistischer, je unpoetischer.

Die Hinneigung zum Mystischen, die schon als eine Eigenschaft des norwegischen Volkscharakters erwähnt wurde, zeigt sich bei der strengen Religiosität der Landbevölkerung vor allem in religiösem Mysticismus. Die Neigung zu religiösem Grübeln begünstigt schwärmerische Secten und pietistische Bestrebungen, wie sie z. B. in den Haugianern oder „Lesern" zu Tage treten, die noch heute im südlichen Norwegen zu finden sind.

So ist das Mystische auch bei Ibsen häufig anzutreffen. Es spukt in „Rosmersholm", es spielt eine Rolle in der „Frau vom Meere" und in der „Wildente"; das „weiße Pferd" auf dem Pfarrhofe des Pastor Rosmer, die „Rache des Waldes", von der der alte Ekdal murmelt, gehört hierher. Aber noch etwas anderes gehört hierher. So sonderbar es für das Ohr des modernen Menschen, der in dem Glauben an die aufklärende Macht der Naturwissenschaften erzogen ist, klingen mag: es gibt in Ibsen's Werken einen — naturwissenschaftlichen Mysticismus! Dieses geheimnißvolle Gemunkel von dunklen psychischen Beziehungen, vererbten Eigenschaften, dieses Gemisch von nervösen und geistigen Seltsamkeiten, von modernen naturwissenschaftlichen Ideen, Vererbungstheorie und abnormen Seelenstimmungen ist moderner naturwissenschaftlicher Mysticismus. Es liegt unzweifelhaft in alle dem ein mystischer Zug, und jeder, der die Ibsen'schen Dramen auf ihre Wirkung hin analysirt, wird finden, daß ein ganz bedeutender Theil ihres Effekts in diesen merkwürdigen Ingredienzien liegt. Es ist charakteristisch, daß die Nachahmer Ibsen's von der jungrealistischen Richtung gerade diese Eigenthümlichkeit als einen wesentlichen Bestandtheil der dramatischen Dichtung in ihrem Sinne zu betrachten pflegen und die Nachahmung derselben ganz besonders lieben: es ist dasjenige, was den alten Mysticismus in der Poesie im modernen Sinne ersetzt. —

Ein echt norwegischer Zug endlich, der ebenfalls in den Ibsen'schen Dramen deutlich hervortritt, ist das große Interesse

Digitized by Google

an öffentlichen Angelegenheiten, die lebhafte Antheilnahme an allen geistigen Bewegungen im öffentlichen Leben, am politischen und sozialen Parteiwesen. Der Norweger ist in ganz hervorragender Weise ein „politisches Wesen" im Sinne des Aristoteles; bei der Kleinheit seines Staates nehmen die weitesten Kreise der Bevölkerung an der Erörterung öffentlicher Fragen theil, und das Interesse für alles, was das Volksleben bewegt, ist außerordentlich groß und außerordentlich verbreitet. Die Dramen Ibsen's sind reich an Beispielen für den Einfluß dieser Eigenthümlichkeit des norwegischen Volkscharakters. In einigen sind öffentliche Angelegenheiten von localer oder von weiterer Bedeutung das Wesentliche der Fabel, und die handelnden Personen erscheinen vorzugsweise in ihren Beziehungen zu sozialen, politischen oder religiösen Parteien. Vor Allem gilt das von dem Drama: „Der Volksfeind", das uns ein ganzes Bild norwegischer Localpolitik entrollt. Soziales Parteiwesen bildet einen Grundgedanken in den „Stützen der Gesellschaft", daher denn auch die Vorliebe gewisser „freier", sozialpolitisch angehauchter Bühnenbestrebungen für dieses Stück. Ebenso echt norwegisch ist das Parteigetriebe in kleinem Kreise im „Bund der Jugend", ganz besonders in der Art und Weise, wie es sich mit Festlichkeiten, Essen und Trinken und schwungvollen Ansprachen politischer Streber verbindet. Pro patria est, dum — epulari videmur! Auch in „Rosmersholm" liegt der Conflict zwischen Pastor Rosmer und Rector Kroll auf dem Gebiet öffentlicher Fragen, auch hier spielt die Politik in der Gestalt des Redacteurs Mortensgard herein. In den neuesten Stücken Ibsen's verschwindet dieser Zug mehr und mehr: er fehlt fast gänzlich in der „Wildente", in der „Frau vom Meere" und in „Hedda Gabler".

Diese Eigenthümlichkeit geht bisweilen so weit, daß sie auf uns, die wir weniger gewohnt sind, das öffentliche Leben mit seinen Streitfragen bis in die Familie eindringen zu sehen, mitunter nahezu einen komischen Eindruck macht. Schon die Erörterungen über Orthodoxie und Aufklärung in „Rosmersholm" sind stellenweise so tragisch gehalten, daß man nicht umhin kann, sie gerade mit Rücksicht auf die norwegischen Verhältnisse ein wenig übertrieben zu finden. Aber der Rector Kroll erwähnt bei dieser Gelegenheit auch noch mit Entsetzen, daß sogar seine Kinder — nota bene Schulkinder — der verderblichen, aufklärenden Richtung huldigen: ja sie lesen das radicale Blatt des Redacteurs Mortensgard, den „Leuchtthurm", und seine Tochter Hilda hat eine rothe Mappe gestickt, um den „Leuchtthurm" aufzubewahren! In der That, ein wenig komisch, aber echt norwegisch! —

Obgleich der Dichter seit langen Jahren im Auslande lebt, ist er durch und durch Norweger geblieben, auf dem Boden seines Vaterlandes sind die starken Wurzeln seiner Kraft, und um seine literarische Persönlichkeit zu würdigen und zu verstehen, muß man den Charakter des Volkes kennen lernen, aus dem seine Eigenart hervorgewachsen ist.

Barttelot contra Stanley.

Von Alfred Kirchhoff.

Die schmachvollen Verleumdungen, welche sich Stanley, um die eigenen schweren Fehlgriffe auf seiner „Emin-Entsatzexpedition" auf die Rechnung anderer zu setzen, bezeichnender Weise gerade gegen die beiden Verstorbenen aus der Schaar seiner Unterbefehlshaber erlaubte, gegen Barttelot und gegen Jameson, haben deren Angehörige veranlaßt darauf durch Veröffentlichung der Tagebuchnotizen derer zu antworten, denen der Mund zur Selbstvertheidigung für immer geschlossen ist.

Das Barttelot betreffende Buch liegt in deutscher Uebersetzung vor unter dem Titel: „Stanley's Nachhut in Yambuya unter Major Edm. Barttelot. Mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Pascha-Entsatzexpedition gemachten Anklagen. Nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter Barttelot" (Hamburg, Verlagsanstalt vormals Richter).

Zweck dieser Zeilen ist es nicht, diese traurige und dem Leser vorliegender Zeitschrift gewiß sattsam bekannte Geschichte der Stanley'schen Nachhut abermals darzulegen, zumal die Tagebuchvermerke Eduard Barttelot's nichts wesentlich Neues über diesen Gegenstand enthalten. Nützlich aber mag es erscheinen, die Anklagen Stanley's über den als seinen Stellvertreter bei der Nachhut im Aruwimilager zurückgelassenen Major und die Gegenanklagen von dessen Bruder (dem Herausgeber des genannten Buches) gegen Stanley in aller Kürze unparteiisch auf ihre Wahrheit zu prüfen.

Als Stanley am Morgen des 28. Juni 1887 mit dem besten Theil seiner kopfreichen Träger- und Truppenmannschaft aus dem am Ufer des Aruwimi zu Yambuya (besser deutsch zu schreiben: Jambuja) bezogenen Lager aufbrach, um so rasch als möglich zu Emin Pascha vorzudringen, rief er dem nun daselbst das Obercommando der Nachhut übernehmenden Major Barttelot zu: „Leben Sie wohl, Major; ich werde Sie im October, wenn ich zurückkehre, hier wieder treffen!" Diese Worte verrathen ganz klar, was Stanley selbst von seinem dem Major ertheilten Auftrag hielt. Letzterer ging nämlich laut urschriftlicher Formulirung dahin: Barttelot solle sein Lager für längeren Aufenthalt befestigen, um jedem Ueberfall die Spitze zu bieten; so verwahrt möge er die Ankunft des Dampfers „Stanley" erwarten, welcher die unten am Congo in Bolobo liegen gebliebenen 500 Waarenlasten zur Fortführung der Expedition nebst 125 Mann unter dem Commando der Herren Troup, Ward und Bonny spätestens bis zum 10. August herbeischaffen werde; sobald dann auch Tippu Tip die versprochenen 600 Lastträger schicke, solle der Major Stanley auf seinem durch deutliche Zeichen an den Waldbäumen kenntlich gemachten Wege zum Albert-See sammt allem Gepäck folgen. Ein wichtiger Zusatz enthielt noch die dem Nachhutführer eingeschärfte Bestimmung: „Vielleicht hat Tippu Tip auch nur einige Leute geschickt, aber nicht genug, so daß Sie die Waaren mit Ihrer eigenen Truppe tragen müssen. In diesem Falle muß es natürlich Ihnen überlassen bleiben, welche Waaren Sie entbehren können, um im Stande zu sein, den Marsch anzutreten."

Offenbar blieb noch eine dritte Möglichkeit übrig: der schlaue arabische Häuptling schickte gar keine Träger und ließ Stanley, der ihn und die Seinen soeben von Sansibar aus um halb Afrika herum mit hierhergenommen, ja ihn, den Zerstörer der belgischen Herrschaft am oberen Congo, unter Einwilligung König Leopolds als belgischen Gouverneur der Station an den Stanley-Fällen eingesetzt hatte, trotz all dieser (freilich als durchaus selbstsüchtig durchschauten) Güte — elend in der Klemme sitzen zur Strafe dafür, daß ihn einst Stanley um den verheißenen Lohn betrogen hatte, als er ihm wesentliche Dienste bei der Congofahrt von Njangwe abwärts im Jahre 1877 geleistet.

Man kann nur annehmen, daß Stanley bei jenem Scheidegruß unter dem Einfluß seines bösen Gewissens von der ihm wohl bekannten Verschlagenheit des arabischen Gewalthabers dies Aergste fürchtete und somit voraussah, daß er persönlich von der ersten Begegnung mit Emin werde zurückkehren müssen, um die ganze Masse der Waaren, darunter die für Emin's Versorgung bestimmte Munition, auf abermaligem Marsch durch den „fürchterlichen Wald", dessen Schrecken er bald kennen lernen sollte, in Begleitung von Barttelott's Mannschaft zu befördern. Deutlich fühlt man es heraus: Stanley fürchtete irgend eine Katastrophe, welche leicht vor seiner Ankunft am Albertsee eintreten und ihm das Erreichen seines Zieles (den noch sich gegen die Feinde haltenden Emin und, nicht zu vergessen, sein auf 1,200,000 Mark an Werth taxirtes Elfenbein, womit die „selbstlos aufopferungsvolle Rettung" sich bezahlt machen sollte) vereiteln könne, deshalb stürmte er vorwärts ohne den Dampfer mit dem Nöthigsten abzuwarten und wagte die höchst bedenkliche Theilung seiner Mannschaft.

Freilich, wenn man in Stanley's berüchtigtem eigenen

Digitized by Google

Werk [„Im dunkelsten Afrika", Bd. 1, S. 120 f.*)] die angeblich von ihm zu Barttelot gelegentlich der Besprechung über die besagte Instruction geäußerten Worte liest: „Ich denke, Sie werden mir, wenn Tippu Tip nicht bei Ihnen ist, in der letzten Hälfte des October oder im November entgegenkommen," so klingt das, als wäre die Lücke der schriftlichen Instruction eben in dieser Form mündlich ergänzt worden. Das aber widerspricht durchaus dem gut bezeugten Abschiedswort „auf Wiedersehen in Yambuya bis October!" und enthält außerdem eine geradezu unerfüllbare Zumuthung. Es steht in einem jener für Stanley's Schriftstellerei so bezeichnenden Zwiegespräche, durch welche er uns scheinbar zum Ohrenzeugen wichtiger Verhandlungen während seiner Expedition macht, die Erzählung dramatisirend, die aber sehr gewöhnlich nur den niedrigen Zweck verfolgen, seine Person glänzen zu lassen oder den Leser über so manchen dunkeln Punkt seiner Entschließungen hinwegzutäuschen. Diesmal wollte er mit den eben angeführten Worten (eingehüllt in ein ellenlanges cordiales Gespräch mit dem Major, mit dem er thatsächlich schon längst kein freundliches Wort wechselte, da er seine soldatische Geradheit, seine Widerspruch nicht scheuende Offenheit haßte) nur die Sache lügnerisch so zustutzen, daß er, sobald auf den nächsten Druckbogen nun der ganze Jammer der aus seinen argen Maßnahmen geflossenen Schicksalsschläge beschrieben werden mußte, er selbst seine Hände in Unschuld waschen und den beklagenswerthen Weisen spielen konnte, der nur das Schicksal hatte, daß seine stets so überaus klugen Anordnungen nicht immer mit ebenbürtiger Einsicht und Schneidigkeit von seinen Bevollmächtigten ausgeführt wurden.

Am 14. August traf der Dampfer mit den 125 Sansibarleuten und 493 Waarenlasten an Bord ein. Die Zahl der nunmehr von Barttelot befehligten Mannschaft erscheint zwar ansehnlich, sie betrug rund 250. Aber die Qualität war sehr gering und, von den bloß Soldatendienste leistenden Sudanesen abgesehen, betrug die Anzahl der Lasten doch ungefähr das Vierfache derjenigen der Träger. Das Schlimmste aber war, daß bei der elenden, großentheils lediglich aus Maniok bestehenden Kost der Leute im Yambuyalager (wofür Stanley natürlich gar keine Sorge getragen) ihre Kräfte von Woche zu Woche abnahmen, Krankheiten bei dem heißfeuchten Klima über sie kamen, der Tod bald ihre Reihen zu lichten begann und ringsum die fliegenden Horden raubgieriger Araber auftauchten, bald sogar feste Standquartiere bezogen, um zu guter Stunde die ihnen gar genau kund gewordenen reichen Schätze der Weißen hinter der Umwallung des Yambuyaforts sich mit List oder Gewalt anzueignen.

Letzterer Umstand machte die Gefahr, alles durch einen Handstreich zu verlieren (dessen man sich anfangs nur von den scheu sich zurückhaltenden eingeborenen Negern versah), weit schlimmer. Und dabei verstrich nicht nur die Zeit bis zum October, nein das ganze Jahr und vom neuen Jahr 1888 Monat auf Monat, ohne daß man die geringste Nachricht von Stanley empfing! Barttelot's Befestigung des über ein Kilometer im Umfang messenden Lagers mit Wall, Graben und Thurm, ebenso wie seine trotz aller Schwierigkeit der Verhältnisse streng eingehaltene Disciplin, zumal im nächtlichen Wachtdienst, bewährte sich vorzüglich. Man hielt sich gegen die lauernden Feinde ohne einen Schuß abzufeuern. Liebten auch wohl die Schwarzen den strengen Befehlshaber nicht, den sie ob seines ungestümen Wesens, seines hastigen Daherschreitens „Kapeppo", d. h. den Wirbelwind, nannten, so fürchteten sie ihn doch und gehorchten. Hingegen blieben Barttelot's Bemühungen, Tippu Tip zur Erfüllung seines Versprechens zu bewegen, lange Zeit fast gänzlich erfolglos.

Nach ewigem Hinhalten und allerlei Ausreden verstand sich schließlich Tippu Tip auf Versprechen von beträchtlichen Geldzahlungen, für welche sich Barttelot und Jameson auf wiederholten Reisen zum Hoflager des Gewaltigen persönlich haftbar machten, zur Stellung von 600 Trägern und auch noch von militärischen Bedeckungsmannschaften für den Marsch. Es kamen dann zwar nur 430 Träger, obendrein schwierig zu behandelnde Manjemaneger, vor deren unverhüllt bethätigten anthropophagen Neigungen die Sansibariten Grauen empfanden, indessen Barttelot, des entsetzlichen, thatenlosen Wartens müde, gedachte trotzdem nun Stanley's Instruction zu erfüllen und beschloß unter Verringerung der Gepäckmasse den Aufbruch, um Stanley nachzufolgen. Ohne zeitraubendes Oeffnen der verlötheten Blechkisten ging das nicht ab, denn es war anders nicht über den Inhalt der Gepäckstücke klar zu werden, und außerdem mußte für die Manjemas das Gewicht der Lasten verringert, also vieles vom Inhalt der Kisten herausgethan und mit Heu ersetzt werden, weil die Schwarzen sich weigerten, volle 60 Pfund zu schleppen. Endlich war alles bewältigt (naturgemäß die Munition, soweit sie nicht wie z. B. die 300,000 Zündhütchen größtentheils als ganz unbrauchbar befunden wurde, bevorzugt vor Stanley's Toiletten- und Madeiraweinkisten, die man mit allem Entbehrlichen flußabwärts sandte), der letzte arge Krawall über das Gewicht der den Manjemas immer noch zu schweren Lasten auch glücklich überwunden, die Karawane in langsamem Vormarsch, da — traf den unglücklichen Barttelot die mörderische Kugel. Im Juni war der Abzug von Yambuya erfolgt; strömender Regen, ewige Desertionsversuche der im Walde schwer zu beaufsichtigenden Träger verzögerten das Fortkommen. Am 17. Juli gelangte man erst bis Banalja („Nurenia" der Araber) am linken Aruwimiufer. Gerade dort machten sich die Manjemas im Lager lästig durch ewiges Abschießen ihrer Gewehre, durch Trommelschlagen und Singen. Am 18. spät abends noch mußte Barttelot durch seinen Diener dem Lärmen Einhalt gebieten, um ruhen zu können. Als aber am 19. in aller Frühe abermals ein Manjemaweib anfing zu trommeln und zu singen, auf Barttelot's Ruhegebieten durch seinen Diener wüstes Geschrei und knatternde Schüsse antworteten, sprang Barttelot selbst vom Lager auf, den Revolver in der Hand, und schritt mitten durch das Getümmel auf das immer noch weiter ihre Trommel rührende Weib zu. In diesem Augenblick streckte ihn der Schuß zu Boden, welchen Sanga, der Gatte dieser Frau, aus einem gegenüberliegenden Haus auf ihn abgefeuert hatte.

Jeder Unbefangene wird in diesem, von einem Augenzeugen im Lager zu Banalja, dem Engländer Bonny, genau so erzählten Vorfall, nichts weiter erblicken als einen tragischen Unfall. Sanga sieht den Major, den zornigen „Kapeppo", mit dem Revolver auf sein Weib eindringen; er denkt natürlich, er will sie niederschießen, und bei dem so leicht erregbaren Naturell der Neger meint er Gleiches mit Gleichem abwenden zu sollen. Anders urtheilt der Herausgeber Walter Barttelot: „Wir wissen jetzt, daß des Majors Ermordung nicht die plötzliche Eingebung der Leidenschaft war, sondern eine regelrechte „Verschwörung" - erst mußte die Frau ihn stören und ungehorsam sein, und dann der Mörder nicht im Freien, sondern aus dem Hinterhalte einer Hüttenöffnung den Augenblick wahrnehmen, ihn niederzuschießen." Wir erblicken durchaus keinen Grund zu solchem Argwohn, selbst wenn es wahr sein sollte, was ein belgischer Offizier gehört haben wollte, Tippu Tip habe den Manjemas gesagt, falls der Major sie nicht gut behandle, sollten sie ihn erschießen. Und auch der eigentlich noch gräßlichere Argwohn des überlebenden Bruders dünkt uns grundlos, daß nämlich Stanley die Nachhut arglistig zu dem Zweck am Aruwimi zurückgelassen habe, damit sie, im Besitz der großen Schätze an europäischen Waaren, die räuberischen Araber auf sich lenke („geradeso wie Motten vom Licht angezogen werden"), er selbst also die allerdings nach Tausenden zählenden, mit guten Gewehren bewaffneten Hallunken nicht an den Fersen habe.

Indessen die aus solchem Urtheil sprechende Erbitterung der Familie Barttelot gegen Stanley begreift man, wenn man erwägt, daß dieser Mann, obschon unabsichtlich, den wackeren Offizier durch seine egoistisch rücksichtslosen Maßnahmen in den Tod getrieben hat, und wenn man vollends die schnöden Beschuldigungen liest, welche er auf den Todten schleuderte,

*) Leipzig, Brockhaus.

Digitized by Google

der in rühmlichster Ausdauer seine Pflicht in vollem Maß erfüllt, der Alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, um die von Stanley so gründlich verfahrene Emin-Pascha-Expedition nicht vollkommen untergehen zu lassen.

Wie bezeichnend ist es doch für Stanley's kleinliche, herzlose Sinnesart, daß er, am 17. August in Banalja eintreffend und alsbald von Bonny über das Geschehene unterrichtet, kaum ein Wort verliert über Barttelot's Schicksal, dagegen schrecklich loswettert darüber, daß man einen großen Theil seiner Toilettengegenstände und seinen Madeira congoabwärts gesandt hatte! Ja er gebärdet sich auch nachträglich in Schrift und Wort, als sei das von Barttelot verfügte Aufbrechen seiner Gepäckkisten ein vermessener Eingriff in sein Eigenthum gewesen!! Jedoch am grellsten wird Stanley's verbrecherische Seele beleuchtet durch den Satz, welchen er sich erdreistete in ein langes (freilich erst im April 1890 zu Kairo verfaßtes) Beileidsschreiben an den Vater des ermordeten Major Barttelot einzufügen: „Nachdem er (Edmund Barttelot) uns *versprochen* hatte, daß er nach der Ankunft von Troup und den anderen von Bolobo *nicht einen Tag länger* in Yambuya bleiben würde, *war es unrecht von ihm, sein Wort zu brechen.*" Welch eine gemeine Lüge zur Verunglimpfung der Ehre dessen, der für ihn in den Tod gegangen! Ein giftiger Dolchstich in's trauernde Herz des edlen, betagten Vaters des Verblichenen!

Taine und Napoleon.

Von A. Reyher.

Zu den welthistorischen Persönlichkeiten gehörend, die am meisten gerichtet und erhoben werden, hat Napoleon in Taine einen Biographen gefunden, der mit scharfem Messer in das idealisirte Bild Béranger's, in das gemäßigte, gemilderte Thiers' hineinschneidet. In der „Revue des deux Mondes" zuerst, dann in „Les Origines de la France contemporaine", zeichnet er uns einen Napoleon, wie man ihn bislang nicht hat kennen wollen, zu kennen verstanden.*)

Taine ist vor Allem Philosoph, sein Held der Napoleon eines Philosophen. Das zuerst hat wohl die scharfe Polemik hervorgerufen, die, sich bis zu einem Vorwurf mangelnden Patriotismus zuspitzend, nach dem Erscheinen des ersten Abschnittes schon alle literarischen Geister erhitzt und dem jüngstverstorbenen Plouplon zu scharfer Gegenrede die Feder in die Hand gedrückt. Der Napoleon der Legende, der kleine Korporal, der Held der Romanciers und Historiker, macht Platz einem noch unbekannten, ganz aus einem Stück gehauenen, außerhalb der übrigen Menschheit stehenden Koloß, seine Geschichte entrollt sich vor einem Assisensaal und verfällt einem verurtheilenden Richter. Taine's Napoleon ist von Anfang bis zu Ende einer Bronzestatue gleich, undurchdringlich, unveränderlich, sich jeder Macht und Zeit, jedem Einfluß entziehend, ein Riese ohne Bewegung, Herrscher schon als Lieutenant und Lieutenant noch als Kaiser. Er ist fertig geboren. Aeußere Eindrücke, die Ideen seiner Zeit schlagen keine Wurzel in ihm, er entwickelt sich nicht, er modificirt sich nicht, er kennt keine moralischen Zweifel, keinen seelischen Zwiespalt. Ereignisse, wie der gewollte Mord des Herzogs von Enghien sogar, lassen keine Spur in ihm zurück. Er bleibt nach wie vor derselbe, aus einem Stück, in Stein gehauen, in Erz gegossen, fast übernatürlich, enorm und unvergänglich. Sein Egoismus ist von fast unfaßlicher Abgeschlossenheit, trägt und weckt in nichts die Illusion, daß sein Werk auch Anderen nützen, daß es dauern könne (und doch ist bis 1809 Alles was er gethan auch Frankreich nützlich gewesen), seine Eitelkeit eine so grenzenlose, daß sie fast von Mysticismus durchtränkt scheint. Er glaubt von anderer Gestaltung, von anderem Stoff zu sein als alle Anderen und fühlt sich „berufen", berufen der Werkmeister aller menschlichen Schicksale zu sein, in der Geschichte einen unerreichten Platz einzunehmen.

Suchen wir hier, uns so viel als möglich an die Worte Taine's selbst haltend, ein, für den engen Rahmen dieses Artikels zwar sehr begrenztes, gekürztes, doch treffendes Bild, ein Porträt Napoleon's zu entwerfen, wie er es gesehen und wie es zugleich Stoff zum Angriff gegeben.

Napoleon entstammt den großen Italienern, den Thatenmännern von 1400, militärischen Abenteurern, Thronräubern und Stiftern von Staaten, die Lebensrente sein sollen. In gerader Abkunft hat er von ihnen das Blut, die intelectuelle und moralische Bauart geerbt. Maßlos und absonderlich in Allem, weisen ihm Temperament und Einbildungskraft, Moral und geistige Befähigung, Instinkte und Leidenschaften einen Platz ganz außerhalb jeder Grenze, jeden Rahmens, über und unter der gewöhnlichen Menschheit zu.

Sein Charakter gleicht dem seiner großen italienischen Vorfahren. Was ihn beherrscht, ist das, was ihre Triebkraft gewesen: der Instinkt Mittelpunkt zu werden, Alles sich selbst zuzuführen, auf sich zu beziehen. Entwickelt durch die Lehren des sozialen Lebens in Corsika, dann durch die Anarchie der französischen Revolution, wird sein Egoismus zu einem wunderbar thätigen und gewaltsamen, heißen ihn Ehrgeiz und Despotismus nie irgend eines Sterblichen Bedingungen annehmen. Herz, Gewissen und Erziehung weisen eine mächtige Lücke auf, den Staat unterstellt er seiner Person und als General, Consul und Kaiser handelt er nur in seinem Interesse, opfert er die Zukunft seines Landes seiner eigenen Zukunft. Avancement! ist sein Losungswort. Zu nationalem Wohlergehen kann er deshalb nichts beigetragen haben, und sein Werk zu einem dauerhaften zu machen, ist er nicht fähig gewesen. Zwischen 1804 und 1815 hat er fast 4 Millionen Menschen tödten lassen, um ein amputirtes, an 15 von der Republick erworbenen Departements ärmeres Frankreich zurückzulassen.

Diesem Charakterresumé, in dem Napoleon unter dem gewöhnlichen Menschenniveau steht, stellen wir nach Taine ein geistiges entgegen, das uns einen Mann zeigt, der die ganze Menschheit überragt. Auch sein Geist ist wie der seiner Vorfahren, doch unberührt, mächtig, frei von jeder beengenden, bindenden Nachahmung, frei von allen fertigen, übertragenen, von der Routine gemachten Ideen. Dieser Geist, der ungetheilt, ganz thätig ist, nie in's Leere greift, wird nur durch Thaten genährt, stößt Alles von sich ab, was abstracte Politik oder Phantasie ohne Substanz ist. Die Ideen, die er sich über die Menschheit gebildet, schöpft er aus sich, aus eigener Erfahrung. Seine Arbeitskraft, sein Gedächtniß sind ungeheuer. Er besitzt drei verschiedene, stets fortschreitend gehaltene und aus je zwanzig Bänden bestehende Atlasse bei sich und in sich: einen militärischen Atlas mit mächtigen topographischen Karten, ein ungeheures biographisches und moralisches Wörterbuch, in dem jedes Volk, jede professionelle Klasse, jede lokale Genossenschaft, jede mehr oder minder angesehene Persönlichkeit ihre Register besitzen; einen Civilatlas, der die Einzelheiten aller Administrationen mit allen ihren Einnahmen und Ausgaben in sich schließt. Diesem seltenen Gedächtniß füge man die seltene Fähigkeit einer genialen constructiven Schöpfungskraft hinzu: sie gebiert Welten, erobert den Orient, beherrscht, organisirt Alles nach seinem Willen. Er schafft das Unmögliche und ist ein nachgeborener Bruder Dante's und Michel Angelo's, einer der drei Herrschergeister der italienischen Renaissance. Die beiden ersten freilich arbeiten nur auf Papier und in Marmor, letzterer schneidet in's Fleisch, operirt an Menschen.

Dieser kurzen Uebersicht über Napoleon's ethische und geistige Fähigkeiten, die von Taine durch eine ganze Reihe sorgfältig geordneter Thatsachen und Belege begründet wird, entnehmen wir folgende Schlußfolgerung: Napoleon ist ein Genie, doch ein Genie, das in seinem grenzenlosen Egoismus zu einem schädlichen wird. Das haben freilich schon Viele vor ihm gesagt, mit solcher Klarheit, Bestimmtheit, mit solcher Beweiskraft und architektonischen Ordnung jedoch noch Niemand. Das hier

*) Eine gute Uebersetzung in dem neuesten Band des Werkes: „Die Entstehung des modernen Frankreich von H. Taine, autorisirte Bearbeitung von L. Katscher" (Leipzig, Abel & Müller). Die früher erschienenen vier Bände behandeln das vorrevolutionäre, revolutionäre und nachrevolutionäre Frankreich.

Digitized by Google

entworfene moralische Porträt gleicht einem Bau, in dem man keinen Stein, keinen Pfeiler missen kann. Freilich ist es Jedem gestattet diesen Bau anzusehen als das was er ist: ein nach individuellen Plänen eines Philosophen entworfenes Werk, das man auch anders construiren kann. Den Vorwurf der Parteilichkeit und Kritiklosigkeit verdient er jedoch nicht. So viel Biographen Napoleon bis jetzt gehabt, so oft auch ist er verschieden beurtheilt worden, ohne daß man nur einen dieser Historiker seiner persönlichen Ansicht wegen getadelt. Daß Napoleon's „drei Atlasse" vollständig besessen, kann man bestreiten, wenn man will, ohne daß das Bild des gewaltigen Mannes, als welchen Taine uns seinen Helden schildert, darum um Vieles geschmälert wird; daß Napoleon nicht vielleicht manchmal doch als Leiter der Völker, als den er sich gefühlt, das Interesse derselben über sein eigenes gestellt, schließt deshalb nicht aus, daß sein Egoismus ein Alles prädominirender gewesen. Wenn Taine aus seiner Geschichte und seinem Charakter nur die wichtigsten, übermenschlichen und anormalen Züge herausgreift, so will das, recht verstanden, nicht sagen, daß er nebenbei nicht noch andere, mit der übrigen Menschheit getheilte Eigenschaften und Fähigkeiten besessen, Eigenschaften, die aber in nichts das Bild des großen Welteroberers und Genies schärfer hätten heraustreten lassen. Es läßt sich annehmen, daß Napoleon nicht in jedem Augenblick seines Lebens und in so außergewöhnlichem Maßstabe der, dem 15. Jahrhundert entstammte Raubkriegsheld Italiens, der Volney und Anderen Fußtritte in den Leib versetzende Barbar gewesen: im Grunde jedoch war er es. Und diesen Grund allein will Taine feststellen. Er erfaßt seine vorwiegenden Fähigkeiten und schließt die anderen aus, er zersetzt ihn. Diese Haupteigenschaften, die freilich nicht immer in fortlaufender Thätigkeit sein können, sind trotzdem der wahre, der innerste Bestandtheil seines Wesens, die Triebkraft seiner Seele.

Nein, was man ihm zuerst vorwirft, ist, daß er einen Napoleon, den das Volk bis Moskau bewundert und nach seinem Tode angebetet, nicht zu kennen scheint, den Mann, der Frankreich Glanz und Ruhm gebracht, in seiner Geschichte hundert glorreiche Schlachten zu verzeichnen hat, während zwanzig Jahren die Seele des Volkes angefeuert hat zu Vaterlandsliebe, Muth, Stolz und Selbstverleugnung, mißkannt, daß er in ihm nur denjenigen sieht, der unnütze Millionen von Menschen geopfert und Frankreich an Land verkleinert zurückgelassen hat. Der militärische Glanz verblendet ihn nicht, der Ruhm, der Eroberungsmuth sind ihm leerer Wahn. Der Positivismus des Philosophen sieht in dem Krieg, der nicht zugleich Vertheidigung ist, nur den Trieb Andere zu unterdrücken und berauben, seinen eigenen Siegerstolz zu befriedigen. Dieser, „die ärgste aller fleischlichen Größen", wie Pascal sagt, scheint ihm nur den Sieg der Deutschen, den Krieg von 1870 zu rechtfertigen.

Das ungeheure Menschengemetzel Napoleons entmuthigt den Philosophen. Er kann in den Lobgesang der schönen Seelen, Spiritualisten und Idealisten, die aus dem Monstrum den Beglücker Frankreichs machen und sich berechtigt glauben, den Deutschen mit Stolz zuzurufen: „Ihr seid abscheulich gewesen, wir aber sind es vor 80 Jahren in noch höherem Maße gewesen und das tröstet uns!" — nicht einstimmen. Und hier fügt man zu dem Vorwurf in dem Zerstören des patriotischen Werkes Napoleon's als solches, selbst unpatriotisch vorgegangen zu sein, noch den einer Abschwenkung philosophischer Lehren und Theorien hinzu. Ist das derselbe „Materialist", der von Tugend und Laster gesagt, sie seien einfach Producte wie Zucker und Vitriol, der jetzt Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, auch wenn sie ein Genie wie Napoleon glänzend einzukleiden versteht, verurtheilt, derselbe, der die Geschichte angesehen wie die nothwendige Entwickelung unvermeidlicher Ereignisse, der jede Krafterzeugung und Manifestation gleich einem Künstler genossen — der heute die Opfer Napoleon's bemitleidet? Ja, derselbe. Man kann eben ein sehr grausamer Philosoph sein und ein sehr menschliches Herz haben. Das beweist der Verfasser hier nicht zum ersten Mal. Die Revolution schon hat ihn mit Entsetzen erfüllt. „Grausam haßt er," wie Montaigne sagt, „jede Grausamkeit," doch nur die der Thaten, nicht die der Theorien. Sollte das so verdammenswerth sein? Ist das nicht vielmehr ein sehr liebenswürdiger und andererseits ganz consequenter Zug für einen Philosophen, dessen Positivismus im Grunde jeder Transformation so viel Spielraum läßt? Seine Ansichten haben vielleicht eine gewisse Veränderung erlitten, die er ganz offen bekennt, um so wahrer, aufrichtiger müssen sie eben sein.

Ein anderer Vorwurf, den man Taine macht, ist seine Quellenschöpfung. Obgleich er zu Beginn seines Werkes darauf hinweist, daß seine Hauptquelle Napoleon's Correspondenz in 32 Bänden ist, führt er gern und wiederholt die Memoiren von Bourrienne und die von Madame Rémusat an. Daraus glaubt man schließen zu können, er hätte nur diese zu Rathe gezogen, trotzdem er sich außerdem noch oft genug auf Talleyrand, Miot, Lafayette, Roederer und Andere beruft. Die mit seiner eigenen Ansicht übereinstimmende Anschauung Beider scheint den Unzufriedenen ein genügender Beweis seiner begrenzten Forschung und Parteilichkeit zu sein. Madame Rémusat war aus persönlichen Gründen Napoleon's Feindin und — Frau, also konnte sie nicht gerecht urtheilen, heißt es. Von ihm verschmäht — was jedoch mehr Voraussetzung als bewiesene Thatsache ist —, sollten ihre Memoiren ihrer Rache dienen. Trotzdem scheint, bei einem parteilosen Lesen, aus diesen etwas ganz Anderes herauszuklingen: Diese Frau, die eine aufrichtige Bewundererin des Helden gewesen, hat sich nur langsam und durch eine ganze Reihe von Thatsachen überzeugt, schmerzlich von ihm gelöst, hat, nur durch Ereignisse bezwungen, eine andere Meinung von ihm gefaßt. Napoleon, der Mensch, der in seiner wahren, abstoßenden Natur erkannte Mann, hatte den Helden besiegt. Von Beiden aber entwirft die geistvolle und liebenswürdige Frau, die ihre Memoiren unter der Restauration geschrieben, da Freund und Feind mit einer Art staunender Erschütterung sich das tragische Schicksal des großen Mannes bereits vollziehen gesehen, zu einer Zeit also, wo eine kleinliche Rache von dem Strom so bewältigender Ereignisse mit fortgerissen worden wäre, ein sehr faßliches, aufrichtig und wahr scheinendes Bild. Dieses Bild nun und das Taine's gleichen einander oder umgekehrt. Folglich müssen sie beide falsch sein.

Auch mit dem Stil, der Methode Taine's ist die Kritik nicht zufrieden. Thatsächlich ist diesen zum großen Theil die gewaltige Gestaltung Napoleon's als „Monstrum" zu verdanken. Er ist es seinem Wesen, doch noch vielmehr seiner Einkleidung nach. Der Philosoph, der mit der seltenen Gabe, das Leben in seiner ganzen Realität zu sehen, in der Schilderung auch die eines Poeten verbindet, hat eben die von ihm in seinem innersten Wesen erkannten großartigen, schreckenerregenden und gewaltigen Triebkräfte mit solcher Macht in Bewegung gesetzt, daß sie allerdings das, was in seinem Charakter noch Menschliches gewesen, zu zermalmen scheinen. Dieses Wesen hat auch Liebe nie gekannt, nie eingeflößt. Daß eine ganze Generation zu diesem Ungeheuer gebetet, daß seine zu Tode gehetzten Soldaten auf Rußlands Schneefeldern in jedem Augenblick noch die Kraft fanden, sich beim Erscheinen ihres Mörders wie vor ihrem Herrscher und Meister zu erheben, das entschwindet wie ein fernes Traumgebilde vor den tönenden, schlagenden Sätzen des Poeten. Daß Napoleon Josephine geliebt hat (ach, nicht allzu viel!), aber doch geliebt, seine zweite Gattin „anständig" behandelt hat (vielleicht, weil sie eine Geborene gewesen), könnte man hier bezweifeln, daß er durch den Tod seiner Kriegsgefährten oft schmerzlich betroffen schien, führt Taine nur als Beweis an, daß er manchmal eine „sentimentale Regung empfand, gefolgt von raschem Vergessen." Kurz, der Napoleon Taine's ist und bleibt ein Unhold, den die Feder eines Taine freilich zu einem Riesen gemacht, dessen wunderbare Gestaltungskraft ihn dem größten Künstler gleichstellt, dessen militärisches Genie ein Werk schafft, das sein Egoismus freilich zerstört, das jedoch ebenso gigantenhaft im Werden als im Zerfallen gewesen, ein Unhold, der viel größer ist hier unter der Feder seines Zerstörers als unter der von Apologisten wie z. B. Prinz Napoleon.

Digitized by Google

Wenn der Prinz Napoleon zu Ende seines Buches die Ermordung des Herzogs von Enghien entschuldigt mit Staatsgründen, den spanischen Krieg für berechtigt hält und behauptet, der Kaiser sei stets nur der uneigennützige Verbreiter der Revolutionsideen und nie ehrgeizig und egoistisch gewesen, daß das Merkwürdigste an ihm vielleicht seine Herzensgüte sei, so bleibt nichts vom Ungeheuer, doch auch blutwenig vom großen Napoleon. Die Hauptzüge des Taine'schen Napoleon bleiben, sind unvergeßlich, die des Prinzen verwischen sich. Bei Taine sieht man, stets methodisch geordnet und zerlegt, das Genie des großen Kriegsmannes und Völkerführers, die Anatomie des moralischen Wesens nach Gesetzen, die sich mehr oder minder genau auch auf andere Persönlichkeiten anwenden lassen, die einen sehr gewaltigen Einfluß auf den Gang weltgeschichtlicher Ereignisse gehabt, die Lobsänger Napoleon's sprechen von seinen guten Werken und verkleinern ihn.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Perle.

Als ich Martha Hellmer kennen lernte, war sie noch unverheirathet und lebte in dem großen Hause ihrer Eltern sorglos und heiter wie ein Singvogel im Busch. Sie galt für eine Schönheit und dies, sowie die beinahe verschwenderisch geübte Gastlichkeit ihres elterlichen Hauses, zog eine ungewöhnlich große Anzahl von Bewunderern, die sich zum größten Theil als ernste Bewerber entpuppten, an sie heran. Sie hat, ohne daß man ihr jemals Coquetterie vorwerfen konnte, der ganzen Schaar das Bewußtsein, wohlgelitten zu sein, beizubringen vermocht, sie wußte selbst dem Unbeholfensten in ihrer Nähe einen Schatten von Gewandtheit zu geben, den Schüchternsten heimisch zu machen, den Dreisten in seine Schranken zu weisen, ohne ihn dabei zu verletzen, den Schweigsamen auf eine Fährte zu bringen, die ihm die Ueberzeugung beibrachte, er sei lange kein so schlechter Gesellschafter, wie er und die ganze Welt geglaubt; auch sind alle ihre ehemaligen Bewerber treue Freunde für das Leben geworden, was ohne Zweifel für Martha's Tact ein beredteres Zeugniß ablegt, als es die eingehendsten Schilderungen vermöchten.

Sie wählte, wie das so zu geschehen pflegt, einen Mann, der nicht allzu sichere Bürgschaft für ihr künftiges Glück bot (dies behaupteten wenigstens wir Andern, die sie nicht gewählt hatte) und, nachdem der alte Hellmer ein Hochzeitsfest veranstaltet, das monatelang der ganzen Stadt Stoff zu neidischem Geschwätz lieferte, so großartig und prunkvoll war es dabei zugegangen, fing das junge Paar einen eigenen Haushalt an. Kurt Wallhof war, wenn man ihn mit etwas weniger Voreingenommenheit betrachtete, als Martha's Heergefolge aufzubringen vermochte, nicht gerade ein übler Mensch; die Wahrheit zu sagen, war er ein liebenswürdiger, heiterer Gesell, ohne eine boshafte Ader, ohne eine hervorstechende Untugend, reich, jung, in allen möglichen geselligen Künsten, wie Tanzen, Schlittschuhlaufen, Singen, wohlbewandert; aber er hatte sich's sein ganzes Leben lang niemals sauer werden lassen, es niemals nöthig gehabt, mit Aufbietung aller Kräfte ein Ziel zu erstreben, ihm war nie ein Wunsch versagt worden, und wenn etwas Tüchtiges in ihm steckte, so war es doch noch nie durch die Wünschelruthe eines wohlthätigen Geistes an das Tageslicht befördert worden. Es ist etwas Mißliches um so einen unerprobten Mann, besonders wenn er in die Lage versetzt wird, das Schicksal eines geliebten Wesens mit eigenen Händen gestalten zu sollen. Der einzige Sohn eines tüchtigen Vaters, der sich aus armseligen Verhältnissen zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet, hatte er sich bis zu seiner Heirath nie bemüßigt gefühlt, etwas anderes in der Welt vorzustellen, als eben den Sohn seines Vaters. Das wäre ja auch ganz genügend gewesen, nur hätte sich die Natur zu seinen Gunsten einer anderen Eintheilung befleißigen müssen, als der ihr gewohnten; das that sie jedoch nicht, sondern rief den alten Wallhof ab, als das junge Paar noch seine Flitterwochen genoß. Nun muß zugestanden werden, daß selbst ein geübter und geschulter Kaufmann, wenn er unversehens zur Leitung der Geschäfte von Wallhof senior berufen worden wäre, einige Mühe gehabt hätte, sich zurechtzufinden. Es schien darin Alles auf den zwei Augen des Besitzers zu stehen, er allein fähig zu sein, sich in dem Labyrinth großartiger Unternehmungen zurechtzufinden; da war Unzähliges begonnen worden, das zur Ausführung unbedingt den Mann brauchte, der es ersonnen; riesenhafte Pläne waren gesponnen worden, die sich nur verwirklichen ließen, wenn dem Unternehmer der Credit und das Vertrauen geboten wurden, über welche der alte Wallhof verfügte. Er hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, sich keinen Nachfolger heranzuziehen, da er gewohnt war, alle Fäden in den eigenen Händen zu halten. Kurt hatte einen Schreibtisch in der Nähe seines Vaters gehabt, an welchem er sich, wenn es ihm gefiel, niederließ, um etliche Briefe zu verfassen, deren Inhalt sein Vater vorher angegeben. Als dieser nun eines Tages plötzlich dahingerafft wurde, stand der von seinem jähen Verlust betäubte und niedergeschmetterte Sohn einer Aufgabe gegenüber, der er in keiner Hinsicht gewachsen war. Der selbstherrliche Charakter des alten Wallhof hatte auch unter dem Personal alle Selbständigkeit und Unabhängigkeit ausgemerzt; Kurt verfügte über eine ganze Menge sehr fleißiger Hände, aber nicht über ein Gehirn. Einige unsichere tastende Schritte in falscher Richtung, einige an sich unbedeutende Fehler riefen das Mißtrauen seiner Geschäftsfreunde wach, man zog sich zurück, man beobachtete eine nicht immer wohlwollende Neutralität. Es ging in rasender Eile bergab. Verluste, die der Alte entweder abgewendet, oder zu verschmerzen vermocht, rissen das nun nicht mehr fest und sicher gesteuerte Schifflein in Wirbel, aus welchen es kein Entrinnen gab. Der alte Hellmer hätte dem Schwiegersohn ohne Zweifel gern geholfen, aber gerade um diese Zeit verlor er seine sehr einträgliche Stellung, da die Fabrik, deren Vertreter er gewesen, den Betrieb aufgab. Der leichtlebige Mann hatte nie zu sparen verstanden, und Martha stand nun zwischen dem ruinirten Gatten und dem verarmten Vater. Damals gab ihr ein verschmähter Verehrer den Namen, der an der Spitze dieser kleinen Geschichte steht; er ist ihr geblieben, wiewohl so manches Jahr seit der schweren Zeit verstrichen ist, in welcher sie sich so glänzend bewährte. Daß sie sich von all dem Schmuck, mit welchem sie ein zu zärtlicher Vater und ein bis über die Ohren verliebter Bräutigam und Gatte überschüttet, ohne einen Seufzer, ja mit einem geradezu fröhlichen Gesicht trennte, mochte man begreifen; wenn man selber eine Perle ist, ist es unnöthig, sich mit Geschmeide zu behängen; auch daß sie ihr prachtvolles Gehäuse, die allerliebste Muschel, die Verwandte und Freunde mit allen erdenklichen Herrlichkeiten ausgestattet, verließ, ohne eine Thräne zu vergießen, um sich, in einem bescheidenen Hause, nahe der Nordgrenze der Stadt, zu begraben, konnte hingehen; räthselhaft und merkwürdig erschien es uns nur, daß sie bei all dem dicht auf sie einfallenden Hagel so ganz sie selber blieb, daß die Bosheit und Gehässigkeit der Menschen, die ihr gewiß ebensowenig erspart geblieben ist, wie Anderen, die vom Schicksal gefällt auf dem Boden liegen, so gar keine Spuren in ihr zurückließ, daß sie nicht bitter wurde, wenn Freundinnen sich zurückzogen und gute Freunde in ihren Mienen die wohlfeile Weisheit zur Schau trugen, die da predigt: „habe ich es nicht voraus gewußt? gerade so und nicht anders mußte es kommen."

Sie hat es nicht allzu leicht gehabt in diesen trüben Tagen. Kurt war zu Muthe, als wären Keulenschläge auf seinen armen, verwirrten Kopf niedergesaust. Kaum ein Jahr war seit dem Tode seines Vaters verstrichen, und nun lag die Arbeit seines ganzen Lebens auf dem Boden wie ein Kartenhaus, durch das der Wind gefahren. Es war nicht zum Aeußersten gekommen, der Name war nicht durch den Koth geschleift worden; Alles opfernd, was er besaß, war es Kurt gelungen, das Geschäft zu liquidiren und sich bei seinen Gläubigern den Ruf eines ehrenhaften Menschen zu sichern. Er stand nun da, wo sein Vater am Anfang der Laufbahn gehalten; — nein, er stand weit, weit zurück. Sein Vater hatte guten Muth, Entschlossenheit, einen festen ungebrochenen Willen besessen, und er — verwöhnt, im Treibhause des Wohllebens aufgewachsen, war er durch Monate voll so widerwärtiger, peinigender und demüthigender Erfahrungen gegangen, daß es ihm zu Muthe war, als wäre nicht nur seelisch, sondern auch körperlich etwas in seinem Innern geknickt, als könne er sich nie wieder aufrichten und seine Schultern mit voller Kraft an Fortuna's Rad stemmen. Der schlechteste Gefährte, den er in diesen dunkeln Stunden finden konnte, war der alte Hellmer, der mürrisch und wortkarg über sein und seines Kindes Unglück nachbrütend, in dem einzigen Lehnsessel saß, den sie aus ihrem behaglichen Hause zu der überaus einfachen Einrichtung, die sie nun umgab, hinzugefügt. Ihm gegenüber, den Kopf in den Händen, unverwandt vor sich hin starrend, befand sich Kurt.

Stundenlang saßen sie, ohne ein Wort zu sprechen; und wenn Martha, die allein den Haushalt besorgte, in das Zimmer trat, dann blickte sie so mitleidig auf die zwei Unglücklichen, daß sich ihr die Augen verdunkelten. Schnell wischte sie die Tropfen ab. Aber der Armvoll Wäsche, den sie einräumen wollte, schien sie zu beschwören, denn sie stöhnte leise, und als die Männer in ihre trübseligen Gedanken versenkt, nicht hörten, lauter und lauter über die Last, die sie bis zur Thür sehr leicht getragen.

Bei dem Anblick der beladenen Gestalt, die so klein und zerbrechlich schien, machte Kurt sein unglücklichstes Gesicht und Papa Hellmer jammerte:

„Allein mußt Du Dich plagen!"

„Ei so helft mir doch, statt mich zu bedauern," klang es nun wieder ganz hell von Martha's Lippen, „die Küche würde durch einen Farbentopf nebst Pinsel einen höchst vortheilhaftes Aussehen bekommen. Da, Kurt, ich binde Dir die große Küchenschürze um; und verspritze mir nicht zu viel Oelfarbe; die ist theuer."

„Ja, ganz recht," sagte der junge Ehemann bitter, „das Attribut der Frauen paßt für mich, zur Männerarbeit habe ich kein Geschick bewiesen."

Sie schien den herben Selbstvorwurf nicht zu hören. „Mama erzählte mir zu Lebzeiten immer, als Ihr Eure Wirthschaft anfingt, hattest Du Papa, solch eine unerreichbare Meisterschaft im Feuermachen und Heizen entwickelt. Bitte versuche, ob Dir etwas von den alten Künsten geblieben ist. Ich bin recht gern bereit, Euch ein großartiges Essen zu kochen, aber ich hasse Kohlenstaub und Asche und mag mir keinen Holzsplitter in die Hand ziehen."

Brummend ging Papa an's Werk, aber es machte ihm Vergnügen, daß unter seinen Händen die Heerdflamme im Nu auflohte.

„Siehst Du kleiner Ungeschick," sagte er selbstgefällig. „Eine ganz hartherzige, gefühllose, kleine Frau," sagte eine Nachbarin, die zufällig über den Zaun horchte. Man sah es den beiden Männern an, wie müde und sorgenvoll sie waren, aber sie hetzte sie durch das Haus, gerade als könnte sie solch eine Liliputanerwirthschaft nicht im Handumdrehen mit

Digitized by Google

den eigenen Händen besorgen. Und sie sang, wahrhaftig sie sang! Die Männer sahen einander an, Papa wollte über Leichtsinn schelten, behielt aber die grollenden Worte für sich und Kurt meine leise „sie ist wie eine Lerche, wenn ich sie höre, möchte ich glauben, daß es doch noch Frühling werden muß."

Am Abend waren beide Herren todtmüde, nicht nur abgespannt, wie bisher, sondern müde an allen Gliedern. Aber das Essen, das Martha gekocht, und es war wirklich nur eine sehr mittelmäßige Leistung — schmeckte ihnen, und seit Wochen schliefen sie zum ersten Male wieder die ganze Nacht hindurch. Und das war ein Glück für sie; denn sie konnten auch am folgenden Tage nicht gerade an Ausruhen denken. Martha schien sich's in den Kopf gesetzt zu haben, in einem Puppenhaus zu wohnen, sie ersann allerhand billige, aber nicht üble Verschönerungen. Zuletzt riß ihr Eifer den griesgrämigen Papa und den trübsinnigen Gatten mit fort und dabei kamen dann ganz ungewöhnliche Decorationseffecte zu Stande. Dann, als sie sich müde gearbeitet, fing die Verdüsterung sie von Neuem einzuhüllen an, aber die junge Frau wußte sie zu beschwören.

„Lacht mich nicht aus," sagte sie, sich zwischen die zwei Männer setzend, „aber mir ist dieses — hm! immerhin recht bescheidene — Häuschen lieber, als das frühere, mit all seinen Polstermöbeln und zerbrechlichen Herrlichkeiten."

„Das soll ich Dir glauben?" sprach Kurt, und „Unsinn!" murrte der Alte. Martha ließ sich nicht stören; die beiden Hände in die Taschen ihrer Schürze steckend, fuhr sie mit weiser Miene fort, wie ein Professor, der im Lehrsaal docirt.

„So lange der Mensch lebt, soll er vorwärts streben. Gesteht Ihr mir das zu? Gut, — keine bitteren Einwände, Herr Gemahl, ich habe jetzt das Wort und gedenke es noch eine gute Weile zu behalten! Wonach strebt nun eine bescheidene, tugend- und ehrsame Hausfrau? Nach einer behaglichen, mit allerlei Comfort ausgestatteten Häuslichkeit; ein hübsches Bild an den Wänden, ein gutes Buch im Schrank, Tischzeug, Porzellan und Glas in Hülle und Fülle. Aber wenn sie das Alles vom Tischler, Tapezierer, von Glas-, Leinwand- und Porzellanhändlern fertig gestellt bekommt und sich bloß hineinzusetzen hat in die ganze Herrlichkeit, welchen Werth kann diese für sie haben? Keinen oder einen sehr mäßigen. Viel besser mit wenig anfangen und sich nach und nach Stück um Stück anschaffen, dann hat man erst die rechte Freude daran und weiß es zu würdigen. Und das sage ich Euch nicht etwa, wie Reinecke, als die Trauben hoch hingen, sondern weil es mir so um's Herz ist. Nur," und jetzt fing die Stimme der kleinen tapferen Frau doch zu zittern an, „nur sitzt nicht so trostlos und verzweifelt neben einander, das kann ich nicht ertragen. Man braucht nicht viel zum Leben, wenn man vernünftig ist, — und wir wollen alle Drei vernünftig sein. — Eine kleine Stelle für Dich, Kurt, wird in dieser großen Stadt, die Deinen Vater so wohl gekannt und die Deinen ehrlichen Kampf und Deine unverschuldete Niederlage gesehen, zu finden sein."

Mit leuchtenden Augen sah er sie an, aber er schüttelte leise den Kopf. Für den Sohn des alten Wallhof war es nicht leicht, sich in eine abhängige Rolle zu schicken.

„O, ich mache Dir keine Vorschriften, der Himmel behüte mich davor! Dein Vater fing ohne Mittel zu besitzen an und brachte es vorwärts; Du wirst es auch können."

Als sie geendigt, rief ein brodelnder Topf sie in die Küche; aber die beiden Männer konnten sich auch ohne sie behelfen. Im eifrigen Gespräch saßen sie mehrere Stunden beisammen.

„Brauchst Du uns heute?" fragte Kurt am nächsten Morgen seine Frau.

„Ich brauche Euch immer," versicherte sie, „Ihr seht ja, wie hilflos ich ohne Euch bin." Dabei konnte sie es aber doch nicht hindern, daß ihr die Mundwinkel leise zuckten. Leichtgläubige Männer! alle Euere großartigen Verschönerungsarbeiten hätte sie allein vermuthlich in der halben Zeit fertig gebracht.

„Ich meine, ob Du uns für einige Stunden entbehren kannst? Was noch im Hause fehlt, wird heute Abend fertig gemacht werden können."

Sie nickte. „Was habt Ihr denn vor?" fragte sie neugierig.

„O, wir wollen in die Stadt hinunter; es ist uns etwas eingefallen, was vielleicht ein kleiner Anfang werden könnte." Und murmelnd fügte er etwas von einem alten Freund seines Vaters bei.

Martha's Augen strahlten. Als die Männer gingen, trat sie noch einmal auf die kleine Veranda und grüßte und nickte mit rosigem lachenden Gesicht. Den Eindruck nahmen sie mit zu ihrem „Anfang". Zwei verwandelte Gesellen kehrten sie am Abend heim.

„Ihr seht ja ordentlich zuversichtlich d'rein," sprach Martha.

„Wir haben gearbeitet," rief ihr Mann fröhlich, „kleine Frau, mache Dich auf ein sehr bescheidenes Leben gefaßt: aber ich hoffe nun zuversichtlich, wirklicher Mangel wird Dir erspart bleiben."

Kurt Wallhof ist nie ein Millionär geworden; dazu fehlte ihm entschieden das Talent. Aber wenn wir in unseren ungenügsamen, ruhelos vorwärts hastenden Tagen das Beispiel eines Glücklichen aufzustellen haben, dann nennen wir, ohne lange zu überlegen, ihn. Er besitzt ein genügendes Auskommen, ein behagliches Heim, in welchem wirklich im Laufe der Zeit Stück für Stück zur Verschönerung und Bereicherung hinzugefügt ward, ein hoffnungsvolles Knabenpaar und als bestes Gut seine heitere, kluge Perle von einer Frau. P. H.

Aus der Hauptstadt.

Opern.

„Cavalleria rusticana" (Sicilianische Bauernehre).

Italienische Oper von Mascagni. Text nach dem gleichnamigen Volksstück von Verga von Targioni Tozzetti und G. Menasci. Aufgeführt von der Operngesellschaft des Directors Angelo Neumann vom deutschen Landestheater in Prag.

Seit der Mitte des verflossenen Winters erscholl ein großes Geschrei aus Italien von einem unerhörten Erfolg: der Millionen reiche Mailänder Verleger Sonzogno hatte eine Preisbewerbung für eine einactige Oper ausgeschrieben; 170 waren eingesendet worden, eine einzige vereinigte alle Stimmen der Preisrichter. In Rom war die erste Aufführung anberaumt; man erwartete allgemein ein nach allen Regeln gut gearbeitetes Werk, dem man, wie allen Preiscompositionen, einen Achtungserfolg bereitete, und das nach einem Dutzend Aufführungen von der Bühne verschwand. Und was geschah? Nach den Beschreibungen der italienischen Blätter tobte ein förmlicher Aufruhr der Begeisterung im Theater. Was Dingelstedt von der ersten Aufführung der „Räuber" in Mannheim erzählt kam mir in Erinnerung, als ich jene Beschreibungen las. Und aus allen Orten Italiens kam die Nachricht, daß die Oper, wo immer sie aufgeführt ward, gleichen Enthusiasmus erregte. Es war ein bisher unerhörtes Ereigniß, daß ein junger Componist mit einem Erstlingswerk einen derartigen Erfolg gewann, aus einem unbekannten ein berühmter, aus einem in ärmlichen Verhältnissen lebenden ein reicher Mann wurde. (Die Antheile [Tantièmen] haben ihm nach den Berechnungen der Zeitungen bisher 200,000 Mark eingetragen.) Dann trat noch Verga hervor, aus dessen Dichtung das Libretto geformt war, und führte Prozeß gegen Sonzogno und dieser mußte auch ihm ein ganz anständiges Sümmchen geben. Es fehlte also nichts, um eine ungeheuerliche Reklame in's Leben zu setzen. Wien, Dresden und Hannover beeilten sich, dies vielgepriesene Werk vorzuführen; auch von da kam die Nachricht von großen Erfolgen. Nun entschloß man sich endlich in Berlin, nach altem Brauch, eine Oper, die schon überall gegeben worden war, vorzuführen; aber der kluge, unternehmende Director Neumann (derselbe, der vor einigen Jahren mit dem „Wagner-Theater" hier zuerst den ganzen Nibelungencyclus im „Victoriatheater" vorgeführt hatte) war der Königlichen Generalintendanz zuvorgekommen und hatte das Aufführungsrecht für Berlin vom Mailänder Verleger erworben; die seitens der Königlichen Oper mit ihm gepflogenen Unterhandlungen verliefen ergebnißlos und er kam nun mit einer Opern- und einer Balletgesellschaft nach Berlin, um die „Cavalleria rusticana", dann den „Barbier von Bagdad" von Cornelius und die aus dem Nachlaß und Motiven von Weber zusammengesetzten „Drei Pintos" zu geben*); jeder Oper sollte das Ballet von Frappart „Margot" folgen, um den Abend auszufüllen.

Ich war gegenüber den italienischen Berichten nicht gerade ganz mißtrauisch, da es doch von vornherein unmöglich erschien, daß von allen Seiten nur Lob und Preis erscholl, wenn das Werk unbedeutend war. Aber ich erklärte mir den Enthusiasmus der Italiener zum Theil dahin, daß in Verdi der Abschluß aller italienischen Musik gesehen worden war und daß nunmehr das Erscheinen eines neuen Talentes, von dem sich noch Bedeutendes erwarten ließ, Jubel erregte. So ging ich denn in Erinnerung an das alte italienische Sprichwort „molto fumo, poco arrosto", „viel Rauch wenig Braten", oder in der deutschen Wendung „viel Geschrei, wenig Wolle", zur ersten Vorstellung. Aber ich muß gestehen, nach dem vielen Geschrei kam doch eine ganz achtbare Menge Wolle zum Vorschein, und dieses erste Opernwerk enthält einige Scenen, die nur ein großes Talent componiren konnte.

Allerdings war auch das Libretto dazu angethan, die Phantasie eines solchen Talents zu entflammen. Man kann sich nichts Einfacheres und nichts Tragischeres, unwiderstehlicher Packendes denken, als diese Handlung. Ein sicilianischer Bauer Turriddu liebt ein kokettes Bauermädchen Lola; als er Soldat werden muß, heirathet sie einen lustigen Fuhrmann Alfio. Turiddu kehrt zurück und bewirbt sich um die Liebe eines anderen Mädchens, Santuzza; die Arme schenkt seinen Betheuerungen Glauben und wird seine Geliebte. Aber Lola hat den ehemaligen Werber wieder an sich gezogen und er vergißt alle seine Schwüre und Verpflichtungen. Die Handlung beginnt mitten in diesen Verhältnissen. Es ist Ostermorgen, die Leute gehen zur Kirche, Santuzza wartet auf Turiddu, um ihn zur Rede zu stellen und an seine Pflicht zu erinnern. Er wird wankend, da ertönt Lola's Stimme, die in der Ferne ein Lied singt, sie tritt an die Beiden heran, spottet über Santuzza und geht in die Kirche; Santuzza will Turiddu zurückhalten, er schleudert sie zu Boden und eilt Lola nach. Die Verrathene erhebt sich und schwört Rache — in demselben Augenblick erscheint Alfio, der Mann Lola's, der sich ebenfalls in die Messe begeben will und jene entdeckt ihm das Geheimniß ihrer Schmach und die Schuld seines Weibes. Hiermit schließt die erste Abtheilung; die Scene bleibt offen und es ertönt ein sanftes Orchesterzwischenspiel. Nach diesem kommen die Bauern mit ihren Frauen aus der Kirche, Turiddu ladet sie ein, mit ihm ein Glas Wein zu trinken (das Wirthshaus steht gegenüber der Kirche). Mitten im Jubel erscheint Alfio, Turiddu bietet ihm den Becher an, er weist ihn zurück mit wenigen Worten und Blicken, die seine Em-

*) Auch für diese Opern hat Neumann sich das Aufführungsrecht in Berlin gesichert.

Digitized by Google

pfindungen und Absichten sofort errathen lassen. Turiddu gießt ihm den Wein vor die Füße, die Bauern und ihre Frauen entfernen sich, nur einige Freunde Alfio's bleiben im Hintergrund. Turiddu fragt diesen: „Was habt Ihr noch zu sagen?"

„Ich? Nichts."

„Wohlan, ich stehe Euch zu Diensten."

„Sogleich?"

„Sogleich!"

Die Beiden umarmen sich nach altem sicilischen Brauch, Turiddu beißt Alfio in's Ohr, ein Zeichen der Herausforderung zum Todeskampf; die Reue überkommt ihn um seines Verrathes an Santuzza willen — Alfio geht mit den Worten: „Ich erwarte Euch draußen im Garten." Diese Scene, die nur wenige Minuten dauert, ist von erschütternder Wirkung: sie lehrt auch, mit wie einfachen Mitteln, ohne Declamation, ohne Lärm ein hochtragisches Moment zur stärksten Entfaltung gebracht werden kann. Turiddu ruft die Mutter, sagt ihr, der Wein wäre ihm zu Kopfe gestiegen, er müsse auf das Feld und bittet sie, wenn er nicht wiederkäme, die arme Santuzza zu schützen. Dann geht er. Wenige Secunden darauf stürzen Männer und Frauen in großer Erregung herein und der Schrei: „Turiddu ist gefallen!" schallt aus der Coulisse. Santuzza und die Mutter sinken zu Boden — der Vorhang fällt. Das Schicksal Alfio's und Lola's bleibt der Phantasie des Zuschauers überlassen.

Bezüglich der Musik Mascagni's will ich mit dem Tadel beginnen, die nicht wegzuleugnenden Fehler bezeichnen, um dann mit dem Lob zu schließen. Denn bei diesem Werke liegt das „Aber" in der schwereren Wagschale des Guten und das ist für den Berichterstatter, der den Schwerpunkt seines Berufes nicht im Tadeln sieht, immer sehr erfreulich. Mascagni gefällt sich im Gewaltsamen, im schrillen Wechsel der Harmonien, in Ueberladung der Instrumentation, in den lärmendsten Passagen der Blasinstrumente. In seiner Melodienbildung ist der Einfluß der neu französischen Schule unverkennbar, in dem Duett zwischen Turiddu und Santuzza tritt sogar eine starke Reminiscenz aus „Carmen" hervor; in den Schlußsätzen dieses Duetts, sowie jenes zwischen Alfio und Santuzza herrscht die Verdi'sche Manier, die Stimme in der Octave gehen und die höchsten Töne herausschreien zu lassen. Der große Chor vor der Kirche, in welchem die Männer und Frauen dies Osterfest der Auferstehung Christi preisen, ist ganz theatralisch gehalten. Das erste Vorspiel, das durch ein Ständchen Turiddu's hinter dem Vorhang unterbrochen wird, bietet eine lose Reihe einiger Melodien aus der Oper; das berühmte Zwischenspiel nach der ersten Abtheilung, das in Italien nie weniger als drei Mal, bisweilen auch fünf bis sechs Mal wiederholt werden mußte und auch hier stürmisch da capo verlangt wurde, ist eigentlich nur eine hübsch klingende Phrase ohne wahren künstlerischen Gehalt. Dagegen muß man anerkennen, daß seine Musik nicht einen Augenblick langweilt, daß sie immer erregend wirkt, daß in seinen Melodien oft ein überraschend wahrer, leidenschaftlicher Ausdruck hervortritt, daß sie sich immer in Steigerung bewegen; und der erste Theil der Scene, da Turiddu Abschied von der Mutter nimmt, entfaltet eine dramatische Kraft und eine Originalität, die dem Hörer die Ueberzeugung sozusagen aufzwingt, daß nur ein großes Talent Solches schaffen konnte. Die Stimmführung in den Chören zeugt von großer Sicherheit in der Handhabung der Form; und in dem oben angeführten Zwischenspiel gibt sich eine ungemeine Geschicklichkeit für Tonfärbung kund. Es sind also Momente genug vorhanden, die einen sehr bedeutenden Erfolg vollkommen erklärlich erscheinen lassen; und da die Handlung ein Stück hochtragisch-national italienischen Lebens vorführt, so ist der überschwengliche Enthusiasmus des italienischen Publikums leicht begreiflich.

Die Oper hat auch in Berlin eine sehr günstige Aufnahme gefunden und die letzten Scenen erzeugten eine wahre tiefe, nachhaltige Erregung.

Die Aufführung war im Ganzen eine sehr gute. Der Darstellerin der Santuzza, Fräul. Rosen, wäre freilich mehr Stimme und Leidenschaft zu wünschen*) und auch Herr Poporici-Alfio wirkte mehr durch sein ausgezeichnetes Spiel als durch die Stimme. Aber Herr Alberti (Turiddu) und die Träger der kleineren Rollen Frau von Rettich-Pirk (Lola) und Frau Hofmann (Mutter Turiddu's) waren sehr gut. Chöre und Orchester verdienen bestes Lob. Der Kapellmeister des „Deutschen Theaters" in Prag, Herr Dr. Karl Muck, dirigirte ausgezeichnet. Das Zusammenspiel war bis in die kleinsten Einzelheiten ein vollkommen gelungenes und der Regisseur Herr Elmblad hat sich großes Verdienst erworben.

Alles in Allem genommen konnte man sich freuen, diese Oper zu hören, dem Componisten Glück wünschen. Möge ein günstiger Stern sein großes Talent zur gedeihlichen Entfaltung führen!

Heinrich Ehrlich.

*) In der dritten Aufführung trat Fräul. Toni Schläger vom Wiener Hoftheater, die daselbst die Santuzza gegeben, in derselben Rolle auf; sie steht unvergleichlich höher in Auffassung und Stimme, durch sie erlangte die Rolle erst die wahre Bedeutung.

Die internationale Kunstausstellung.

IV. England.

Vor acht Tagen etwa stand ich in Liverpool in dem städtischen Museum, der Walker Art Gallery, vor einem merkwürdigen Bild „The triumph of the innocents" von W. Holman Hunt. Ein besonderer Saal war der Aufstellung gewidmet, vor dem Kunstwerk standen acht oder zehn Reihen Stühle, die gut besetzt waren; feierliche Stille herrschte im Raum. Das Bild sollte als das Werk eines der gefeiertsten englischen Meister für die Stadt angekauft werden. Ich weiß seinen Preis nicht, weiß nur, daß vor einigen Tagen in London ein ähnliches Werk des Künstlers, „Finding of the Saviour in the Temple", mit 71,400 Mark in einer Auction abgesetzt worden ist. Es hatte sich in Liverpool Opposition gegen die Erwerbung des Bildes aus städtischen Mitteln erhoben und der Meinungswechsel ging in der Presse in lebhaften Wogen hin und her. Die Maler selbst traten kräftig für das Bild ein.

Sir Frederik Leighton, der Präsident der Königlichen Akademie zu London, nannte es ein Werk echter und großer Einbildungskraft, Millais nannte es vollendet in allen seinen Theilen, der Kritiker des „Athenäums" lobte die unübertreffliche Technik, der berühmte Kunstschriftsteller W. M. Rossetti nannte es eines der leitenden Werke der englischen Kunst, der Dichter W. Morris pries den Maler um dieser Schöpfung willen einen der großen Männer des 19. Jahrhunderts.

Als ich nach Berlin zurückkam, suchte ich das Bild oder doch dessen getreue Wiederholung in der internationalen Kunstausstellung auf. Ein englischer Kunstfreund hatte mir erzählt, daß das gefeierte Werk inzwischen in Deutschland eingetroffen sei. Ich fand es in eine Ecke gehängt. Ein holländischer Maler stand gerade davor und lachte. Endlich wendete er sich ab und rief: „Scheußlich!" Deutsche Maler kamen dazu. Ich wagte einige lobende Bemerkungen. Sie sahen mir in's Gesicht, als wollten sie fragen, ob ich Ernst mache. Auch auf sie machte das Bild vorzugsweise einen komischen Eindruck. „Spleenisch!" In diesem Wort concentrirte sich endlich ihr Urtheil.

Zwischen so rundweg sich widersprechenden Ansichten ist es schwer, einen verbindenden Weg zu finden. Haben die Engländer Recht, die Hunt's Arbeit feiern, oder haben meine Landsleute Recht, denen sich Franzosen und Italiener wohl meist anschließen würden, die das Bild kaum einer ernsthaften Betrachtung für würdig halten?

Leicht ist es ja, einfach zu erklären, die Engländer verstehen nichts von der Kunst, sie sind eben Narren. Damit wäre die Sache ja erledigt. Aber ich habe drüben in England so oft etwa dasselbe von den Deutschen sagen hören. Die Engländer haben eine ungefähr gleich geringe Meinung von unserer Kunst, wie wir von ihrer: German chocolate boxes! heißt es da drüben. In der Londoner deutschen Ausstellung habe ich sonderbare Urtheile zu hören bekommen, so sonderbare, wie jene der Deutschen etwa über Hunt dem Engländer erscheinen würden. Wenn also die Briten wirklich Narren sind, so geht ihre Narrheit so weit, daß sie die englische Kunst weit über die deutsche schätzen — und bezahlen, daß sie den Deutschen vorwerfen, süßliches Mittelgut, nicht aber ernste Schöpfungen hervorzubringen.

In Deutschland ist man der Meinung, die englische Kunst sei so eine Art Ableger der unserigen. Herkomer sei ein Bayer, Leighton bei Veit in die Schule gegangen, Tadema auch halbdeutsch. Das stimmt aber nicht ganz. Was Herkomer kann, hat er in England gelernt, seiner Kunst nach ist er so sicher ein Schüler der Londoner Akademie, wie es etwa Frank Holl war, der ihm geistig am nächsten stehende Künstler; Leighton hat in Belgien und Paris, allerdings auch in Frankfurt studirt — von dem, was er dort lernte, ist nichts an ihm haften geblieben; Tadema ist Niederländer und früh nach England gekommen. Das, was ihn etwa von dem Vlamen de Vriendt, dem er nahe steht, unterscheidet, die malerische Meisterschaft, die Eleganz im Ton — das ist englisch an ihm; bei Poynter, Marcus Stone, Orchardson, Pettie und vielen Anderen findet man es in veränderter Gestalt wieder.

Dagegen glauben aber die Engländer, daß die ganze moderne Kunstauffassung, namentlich die der Landschaft, von ihnen ausgehe. Turner, Olderome, Constable, Bonington, dann in zweiter Linie Callcott, Fielding Nasmyth, Stark, de Wint, Cox, Linnell, das sind die Maler, die nach ihrer Ansicht jene moderne Naturempfindung zum künstlerischen System erhoben, die uns Alle beherrscht, die uns in Berg und Wald treibt, die uns am Abendroth sich erfreuen lehrt. Die Franzosen gestehen ihnen auch unumwunden zu, daß ihre paysage intime von England abhängig sei. Man lese z. B. was der Pariser Kunsthistoriker Ernest Chesneau in seiner Geschichte der englischen Malerei über dieses Verhältniß sagt.

Bei dem Austausch künstlerischer Güter zwischen den Nationen war England also nicht ausschließlich der empfangende Theil. In Fragen des Geschmackes war es noch mehr der Gebende: die kunstgewerbliche Bewegung, der intensive wissenschaftliche Sammeleifer, die eigenartige Vorliebe unserer Museen für die Frühkunst der verschiedenen Zeiten, diese ganze Richtung geht von England aus. Die britischen Museen waren lange das Vorbild aller continentalen hinsichtlich ihrer zielbewußten Organisation. Geschmack haben die Engländer sicher entwickelt, denn sie kauften uns manches schöne Kunstwerk vor der Nase fort, als wir noch nicht recht von dessen Schönheit überzeugt waren. Auch damals erschien uns der Engländer „spleenisch", als er uns einen Topf, ein Möbel, ein Bild theuer bezahlte, die unsere Kunstkenner damals noch nicht in ihrem Werth zu schätzen wußten.

So wäre es doch wohl leichtfertig, wollten wir rundweg erklären, dies Bild von Hunt gefällt uns nicht, also taugt es nichts. Wir sehen nur eins: Aus der wunderbaren Abschließung der Nation und aus dem in ihr lebenden stark individualistischen Zuge treten Männer mit Idealen hervor, die ganz eigenartig, nur dem mit Land und Leuten, mit dem englischen Leben Vertrauten verständlich sind.

Neben Hunt finden wir in Berlin Bilder von G. F. Watts und Ford Maddox Brown, die uns gleich befremdlich ansehen. Es sind Werke von Männern, denen man in England die höchste Anerkennung zu Theil werden läßt: Wohl gehören diese Künstler der älteren Schule an und haben sie keine Nachfolger. Die Akademien stehen ihnen fern. Aber wenn man drüben jenseits der Nordsee die größten Namen der Kunst aller Zeiten aufzählt, so fehlen auch ihre nicht. Nur der vor einigen Jahren

Digitized by Google

verstorbene Gabriel Dante Rossetti, Burne Jones und Millais stehen ihnen an Ansehen gleich. Tadema und Herkomer werden ihnen gegenüber erst in zweiter Linie neben zahlreichen anderen Meistern genannt.

Wäre vor fünfzig Jahren ein Werk Constables auf unsere Kunstausstellung gekommen — schwerlich hätte es Anerkennung gefunden. Ueber Turner, den gefeiertsten englischen Landschaftsmaler, schrieb noch 1872 Liebreich einen in „Macmillar's Magazin" abgedruckten Artikel, welcher die angeblich krankhafte Bildung seiner Augen medicinisch behandelte. Nur so wußte der Deutsche sich seine Bilder zu erklären, die impressionistisch sind, obgleich sie schon um die Wende des Jahrhunderts gemalt wurden.

Was nun ist das Programm dieser Maler? Erst unlängst hat es Hunt in der „New Review" klar und deutlich ausgesprochen: Das wahre Ideal in der Kunst, sagt er, besteht in der Entwickelung der Liebe und Achtung vor der Natur. Aber jede große Kunst war bisher unbedingt national, jedes Volk hat seine eigene Natur, und kann nur diese treu darstellen. Diese Maler suchen also die Wahrheit und glauben sie in hervorragendem Maße gefunden zu haben. Nicht die allgemeine Wahrheit, sondern die ihres Volkes, ihre eigene. Das ist wahrhaftig berechtigt bei ihnen. Verstehen kann sie nur, wer ihr Volk versteht. Aber es ist der Mühe werth, sich in sie zu versenken und man wird über kurz oder lang lernen müssen, dies zu thun. Auch die alten deutschen Meister behagen nicht jedem auf den ersten Blick, auch in sie muß man sich vertiefen, um sich zu ihnen zu erheben. Vielfaches Sehen solcher Werke hat mir das Glück zu theil werden lassen, mich ihrer freuen zu können. Ernest Chesneau und andere französische Kritiker haben, obgleich sie vielleicht von Haus aus solchem Schaffen noch fremder sind, als wir Deutsche, sich gleichfalls zu bewundernder Anerkennung durchgearbeitet.

Wenn es mir zustände die Palmen unter den englischen Malern dieser Richtung zu vertheilen, so würde ich sie an Watts reichen. In ihm ist die größte, unmittelbarste Kraft. Es ist ja ein überkühner Unterfang prophezeien zu wollen; aber ich glaube die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß kommende Geschlechter Watts für den größten Maler unserer Zeit halten werden. Es ist wahr, er ist einseitig im Ton: der graubraune Grund, das tiefe Gelb des Lichtes, die weißen Glanzstreifen, die röthlichbraune Fleischfarbe findet man bei ihm meistens wieder. Aber er hat einen Zug der Tiefe und einfachen Größe, der unserer Zeit so selten ist. Er ist stets ernst, feierlich, gewaltig. Seine Portraits sind wie Denkmale, echt in der Erfassung der Natur, stimmungsvoll weit über diese hinaus. Ganz durchdrungen von Stil gibt er doch nur sich im Bilde. Bei Hunt ist viel Erklügeltes, bei Leighton ein äußerlicher Idealismus, viel Süßlichkeit im Streben nach Größe. Watts ist aber eine ganz concentrirte Individualität, sorglos gegen alles Nebensächliche, völlig hingegeben der Verwirklichung inneren Schauens. Und er sieht mehr als Andere. In ihm lebt eine sonderbare, große, beziehungsweise Welt. In seinen Bildern sieht man darum auch mehr als einen Gegenstand, eine Darstellung, man sieht einen Denker und Dichter, einen wahrhaft bedeutenden Menschen.

Watts nennt sein Bild auf der Berliner Ausstellung Christenthum. Es stellt einen auf Wolken thronenden Jüngling, an dessen Füße sich Kinder schmiegen. Der Blick des großartig mächtigen Hauptes ist nach oben gerichtet, die Rechte öffnet sich weit, wie bei einen Empfangenden. Das Ganze ist außerordentlich einfach und feierlich. Jener Schönheit, welche gefallen will, ist kein Raum gegeben, nur eine seelische Schönheit ist erstrebt. Und mir scheint sie erreicht zu sein. Unter alle den Bildern der Ausstellung ist dies das einzig völlig monumentale.

Holman Hunt stellt in seinem Bilde die Flucht nach Aegypten dar. Kinder umspielen die Eselin, auch die Geister jener Erstgeborenen, die als früheste Märtyrer des Christenthums um des Heilands willen starben. Die hohe Frau ist mit mächtiger Tiefe erfaßt. Sie ähnelt keinem der alten Typen, sie ist ganz modern, ganz englisch. Aber man glaubt an die göttliche Sendung, die ihr zu Theil wurde. Sie ist nicht nur die beseelte Jungfrau und die unschuldsvolle Mutter, sie ist ein reifes Weib, das die Höhe ihres Amtes empfindet. Ich wüßte Niemand, der in diesem Jahrhundert selbständiger der großen Aufgabe gegenübertrat als der Meister dieses Bildes!

Madox Brown stellte zwei Skizzen zu seinen Fresken im Rathhaus zu Manchester aus. Ich halte sie nicht für sein bestes Werk, vor allem nicht gleichwerthig mit seinem in England berühmten Bild „Work" in der Gallerie von Manchester, das mich beim letzten Besuche mit gleicher Gewalt packte, wie beim ersten Ansehen.

Ich kann mich bei Einzelheiten nicht aufhalten. Ich will nur die Meister kurz erwähnen, die man in England besonders schätzt, um dem, der es versuchen will, an den an Zahl und Vollzähligkeit ungenügenden Werken sich ein Bild des dortigen Schaffens zu machen, die Wege zu zeigen.

Am leichtesten wird dies in der Portraitmalerei möglich sein. Zwar fehlt Whistler, einer der Ersten. Aber es ist doch Millais da, der zu Breite und trockener Kraft durchgedrungene einstige Kunstgenosse Hunt's, Orchardson, dessen beweglicher Pinsel immer mehr Ruhe und Sicherheit gewinnt, Richmond, der schwankend in der Vollendung, doch in seinem „Bischof von Durham" die Höhe englischer Bildnißmalerei verdeutlicht, Frank Holl in einem seiner schlicht mächtigen Werke: Shannon, eine zu Anerkennung vordringende jüngere Kraft, vertritt ein männliches und ein weibliches Portrait, Herkomer fügt zu altem Ruhme neuen, indem er unter Anderen den Schriftsteller darstellt, welcher die moderne englische Kunst seiner Nation an's Herz zu legen verstand: John Ruskin. Von den Hauptschulen erhält man nur einen mäßigen Einblick: Poynter und Pettie vertreten mit nicht eben hervorragenden Arbeiten die eigentlich akademische Richtung der Zeit, Marcus Stone schließt sich ihnen mit einem feinen Genrebild an. Von der englischen See- und Landschaftsmalerei geben Moore, Murray, Aumonier, Hunter u. A. einen ungefähren Begriff. Alma Tadema's großes Bild steht nicht ganz auf der Höhe dessen was er vermag, obgleich die ruhige Unmittelbarkeit und die vornehme Auffassung auch hier sich schon offenbaren. Die kirchliche Richtung Burne Jones ist nicht vertreten. Die interessanten Malerschulen von Edinburg und Glasgow fehlen ebenfalls ganz. Namentlich die letztere, der vollste Gegensatz der älteren Schule, die in München und Paris hohe Anerkennung sich erwarb, die aber in London nur ausnahmsweise auftritt, ist durch kein einziges Bild vertreten.

C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Hieronymus Lorm wider Moriz Carriere.

Geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 23 der „Gegenwart" richtet Herr Prof. Carriere einen Brief an mich, bei dessen Beantwortung ich mich zu Gunsten Ihres verfügbaren Raumes aus dem einfachen Grunde kurz fassen kann, weil die hervorragendste Philosophie des 19. Jahrhunderts für mich spricht und mir daher gestattet, auf den speziellen Fall nur wenige Worte zu verwenden:

Herr Prof. Carriere! Sie berufen sich zunächst, um eine Versöhnung zwischen Wissen und Glauben anzubahnen, auf die Thatsachen der innern Erfahrung, und sodann auf das Causalgesetz. Hier beginnt nun schon das „Kunststück", welches Sie als solches nicht wollen gelten lassen. Die Thatsachen der innern Erfahrung, wenn unter dieser verstanden wird, was über die exacten Wissenschaften hinausgeht, sind ausschließlich die Gefühle. Diese sagen aber absolut nichts Anderes aus, als daß sich das menschliche Gemüth durch die Liebe zum Schönen, Erhabenen und Sittlichen über die gegebene Welt *erhebt* und dieselbe zu einem bloßen Phänomen, zu einer Erscheinungswelt herabsetzt. Nicht das Geringste aber sagen die Thatsachen der innern Erfahrung von den Eigenschaften, Attributen, Beschaffenheiten u. s. w. des wahren Wesens der Welt aus, insofern sie nicht mehr bloß Phänomen ist, weil alle Bestimmungen und Qualitäten, wie Persönlichkeit und andere anthropomorphistische Beigaben, bereits wieder Bedingungen der bloßen Erscheinungswelt sind. Diese Weisheit und Wahrheit ist schon lange vor Kant intuitiv geäußert worden, und zwar von dem tiefsinnigen und in seiner Terminologie kindlich unwissenden Jakob Böhme, der so naiv „Qualitäten" von „Qual" ableitet und, da diese nur der Welt angehört, jene nicht dem göttlichen Wesen zuschreiben kann. Ihr „Kunststück" jedoch, geehrter Herr Professor, bedient sich der theologischen Methode, die menschlichen Eigenschaften im Rasirspiegel des Glaubens zu den höchsten Superlativen vergrößert auf das Wesen der Welt zu übertragen, wozu doch die Thatsachen sowohl der innern als der äußern Erfahrung nicht die kleinste Handhabe bieten. Was in der Welt täglich vorkommt und was die Geschichte aufzeigt, Kriege, Seuchen, Erdbeben, grausame Verfolgungen unschuldiger Massen und Rassen (sittliche Weltordnung?) und nicht zum wenigsten der Kampf um's Dasein in der Thierwelt, dies Alles schlägt zu Ihrem Anthropomorphismus ein Gelächter auf. Doch bleiben wir bei der innern Erfahrung. Sie rechnen dazu auch das Causalgesetz, welches Sie auf diesem Gebiete weder im wissenschaftlichen noch in Ihrem speziellen theologischen Interesse hätten anrufen dürfen. Denn die Causalität ist der schlimmste Gottesleugner, weil sie die Behauptung einer ersten Ursache mit der Frage nach der Ursache dieser Ursache beantwortet. Da bleibt nun nichts übrig als die kirchenväterliche Doctrin von der Ursache ihrer selbst. Damit beginnt aber auch das zweite unbebaubare Feld der Unbegreiflichkeit, welches Verstand und Vernunft und folglich auch das *Wissen* ausschließt und einzig und allein dem *Glauben* zugänglich ist. Wie ist es möglich, daß sich bei solcher Trennung Wissen und Glauben die Hand reichen? Davon abgesehen hat die Erkenntnißtheorie festgestellt, daß die Causalität ein Verstandesbegriff und nicht ein Vernunftschluß und ohne Ausnahme nur auf eine phänomenale und nicht auf eine transcendente Welt anwendbar ist. Zur Befestigung Ihrer Anschauungen, geehrter Herr Professor, sind Sie der Welt noch den Umsturz der Erkenntnißtheorie schuldig, welche bisher die unerschütterliche wissenschaftliche Grundlage der Philosophie bildet, sowie Ihre „Willensfreiheit" die gründliche Vernichtung der drei großen Deterministen: Spinoza, Kant und Schopenhauer heiß ersehnen läßt. Für Ihre Aesthetik, so weit sie die Beschreibung und Erläuterung von Kunstwerken umfaßt, sowie für Ihre lyrischen Gedichte habe ich Bewunderung empfunden, seit ich sie kenne, und erwidere darum freundlich den mir gespendeten Händedruck.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dresden, im Juni 1891. Hieronymus Lorm.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (*unverlangte Manuscripte mit Rückporto*) sind *ohne Angabe eines Personennamens* zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin W.,

Culmstrasse 7.

Digitized by Google

Inserate.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen:

Die Schmugglerstochter von Norderney.

Historischer Roman von **Karl Adolf.**

2 Bände 8°. Preis 6 Mark.

Königsberg i. Pr., im Juni 1891.

Hartungsche Verlagsdruckerei.

Verlag von **Rob. Oppenheim** (G. Schmidt) in **Berlin** SW. 46.

Soeben erschien in obigem Verlage:

May, Max, Zehn Arbeiter-Budgets, deren sieben nur mit Zuschüssen des Arbeitgebers balancieren. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen. 36 Seiten in Gross-Oktav. Geheftet 60 Pf.

Schaefer, Prof. Dr. W., **Die Unvereinbarkeit des sozialistischen Zukunftsstaates** mit der menschlichen Natur. 6. Auflage. 80 Seiten in Groß-Oktav. Geheftet 1 Mark.

Soeben erschien:

Der orientalische Teppich als Vorbild

von

Julius Janitsch

Dr. ph., Director des Schles. Museums der bildenden Künste zu Breslau.

Preis 1 Mark.

Breslau, Ring 8. **Maruschke & Berendt.**

Für
= Sommerreisen. =

MEYERS REISEBÜCHER

Süd-Deutschland u. Österreich-Ungarn. Braun geb. 5 M.

Rheinlande. Braun geb. 4 Mark.

Deutsche Alpen. I. Teil: *Schweizergrenze bis Brennerbahn.* Braun gebunden 3½ Mark.

Deutsche Alpen. II. Teil: *Brennerbahn bis Linz-Villach.* Braun gebunden 3½ Mark.

Deutsche Alpen. III. Teil: *Linz-Villach bis Wien-Triest.* Braun gebunden 3½ Mark.

Paris und Nord-Frankreich. Braun gebunden 6 Mark.

Norwegen, Schweden und Dänemark. Braun geb. 4 Mark.

Schweiz. Braun gebunden 5 Mark.

Türkei, die unteren Donauländer und Griechenland. Braun gebunden 14 Mark.

Dresden und die Sächsische Schweiz. *(Vereinsbuch vom Gebirgsverein.)* Rot karton. 2 Mark.

Riesengebirge. *(Mitbearbeitet v. Riesengebirgsverein.)* Rot kart. 2 M.

Schwarzwald, Odenwald, Heidelberg. *(Mitbearbeitet vom Schwarzwaldverein.)* Rot kart 2 M.

Thüringen. *(Thüringerwaldvereinsbuch.)* Rot kartoniert 2 Mark.

Harz. *(Mitbearbeitet vom Harzklub.)* Rot kartoniert 2 Mark.

Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von **Ludwig August Frankl.** Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8° 277 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8° 191 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, Vermischte Schriften. 8° 373 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Duboc, Zeitgeist. ℳ 5.—.
Feuerbach, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit. ℳ 5.—.
Feuerbach, Das Wesen des Christentums. ℳ 6.75.

Soeben erschienen:

Paul, Drei Wege des Denkens. ℳ 1.—.
Madách, Tragödie des Menschen. Dramat. Gedicht aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer. ℳ 3.—.
Vonderhalde, Kath. Sinn u. Protestant. Geist. ℳ —.60.
Der papierne Papst. ℳ —.60.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Landaufenthalt.

Heinr. Seidel, Gesammelte Schriften. Neun Bände à M. 3.—.

Feldmarschall Graf Moltke schrieb Weihnachten 1890 an den Verfasser „Nehmen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der neuern 3 Bände Ihrer „Ges. Schriften" die ich mit demselben Vergnügen entgegen genommen habe, wie die vorhergehenden. Es wird mir eine Freude sein, mich mit den neueren Erzeugnissen Ihrer Muse zu beschäftigen, die älteren stehen bei mir in gutem Andenken."

Dichtungen von Rudolf Baumbach.

Zlatorog . .	32. Tausend.	Mein Frühjahr .	10. Tausend.	Sommermärchen	19. Tausend.
Frau Holde .	23. „	Spielmannslieder	13. „	Abenteuer und .	
Pathe des Todes	9. „	Lieder von der		Schwänke . .	9. „
Horand u. Hilde	6. „	Landstrasse .	11. „	Erzählungen und	
Kaiser Max .	9. „	Krug und Tinten-		Märchen . .	8. „
Lied. e. fahr. Ges.	24. „	fass	9. „	Es war einmal .	9. „

Die Höhe der Auflagen spricht von selbst für den Werth und die Beliebtheit dieser Dichtungen in gebundener und ungebundener Form.

Maximilian Schmidts gesammelte Werke. 11 Bände à M. 3.—.

Ein Kritiker hat Max. Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt, und mit Recht; die Gestalten, welche von beiden Künstlern geschaffen worden sind, stehen hier wie dort in unvergleichlicher Natürlichkeit und Echtheit vor uns. Die Erzählung selbst giebt Sch. in hochdeutscher Sprache, aber er macht von dem oberbayerschen Dialekt den ausgiebigsten Gebrauch und er weiss ihn so erfolgreich zu handhaben, dass man die urwüchsige und treuherzige Mundart liebgewinnen muss.

Vossische Zeitung.

Am Küstensaum. Novellen von Th. Justus . . . . . M. 5.—
Aus vergangenen Tagen. Novellen von Th. Justus . . . . . „ 4.—
Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel . . . . „ 3.—
Der heilige Amor. Novelle von Joh. Proelss. . . . . „ 2.—
Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederd. Mundart von F. Stillfried „ 3.—

Ausführlicher und besprechender Katalog auf Verlangen postfrei von der Verlagsbuchhandlung **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** zu beziehen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1891. Band XXXIX.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das bürgerliche Recht und die Besitzlosen. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Die Bestrafung des Zweikampfes. Von B. — **Literatur und Kunst:** Rembrandt als Vogelscheuche. Von W. Koopmann. — Ueber Concertprogramme. — Nachträgliches über Friedrich Nietzsche. Von Hieronymus Lorm. — **Feuilleton:** Der Ersatz. Von August Strindberg. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Opern. Von Heinrich Ehrlich. — Die internationale Kunstausstellung. V. Oesterreich-Ungarn. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Das bürgerliche Recht und die Besitzlosen.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Eine der eigenartigsten Besprechungen, welche der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich erfahren hat, ist die von Dr. Menger, Professor der Rechte an der Wiener Universität, verfaßte, die vom Standpunkt des Interesses der besitzlosen Volksklassen den Inhalt seiner Vorschriften prüft.*) Selbstverständlich ist diese Kritik an sich ebenso berechtigt wie jede andere, so gut die Aerzte und Kaufleute, die Zünftler und Handwerker den Entwurf unter dem Gesichtspunkt betrachtet haben, in wie weit seine Bestimmungen ihren Berufsinteressen entsprechen, ebenso wohl sind auch die besitzlosen Klassen befugt, diesen Maßstab der Beurtheilung anzulegen und diese Beurtheilung kann nur dazu dienen, auf mangelhafte und unvollkommene Vorschriften die Aufmerksamkeit zu lenken und zu ihrer Verbesserung Anlaß zu geben, vorausgesetzt, daß sie nicht in den Fehler der Einseitigkeit und maßlosen Uebertreibung verfällt. Von diesem Fehler hat sich das Buch Menger's leider nicht freizuhalten vermocht, was um so lebhafter bedauert werden muß, als es im Uebrigen eine an geistreichen Bemerkungen und scharfen Beobachtungen reiche Arbeit ist, deren Inhalt es vollkommen gerechtfertigt erscheinen läßt, daß in sehr kurzer Zeit die Herstellung einer zweiten Auflage nothwendig wurde. So weit Menger die Forderung aufstellt, daß das bürgerliche Recht auch den sozialen Verhältnissen Rechnung tragen und auch zu seinem Theil an der Lösung der sozialen Aufgaben und Fragen mitarbeiten müsse, ist ihm vollkommen beizustimmen und wenn es auch heute noch immer nicht an Juristen fehlt, welche dem bürgerlichen Recht die Berücksichtigung sozialer Aufgaben bestreiten wollen, so bilden dieselben doch nur eine kleine Minderheit, die man ruhig als die rari nantes in gurgite vasto, als die Vertreter einer Anschauung bezeichnen kann, über welche unsere Zeit längst zur Tagesordnung übergegangen ist. Kein Geringerer als Otto Gierke hat in wärmsten Worten die Nothwendigkeit nachgewiesen, daß auch das Privatrecht sich in unseren Tagen gegen die Beachtung der sozialen Fragen nicht abschließen könne und die Ausstellungen, welche er mit Rücksicht hierauf gegen den Entwurf erhebt, sind unseres Erachtens vollkommen begründet. Hätte Menger sich darauf beschränkt, denselben Gedankengang sich anzueignen, so wäre gegen seine Ausführungen kaum etwas einzuwenden, allein der österreichische Gelehrte geht viel weiter, er verlangt, daß das Gesetzbuch ausschließlich den Bedürfnissen der Besitzlosen angepaßt werde und gegen diese Forderung ist es geboten, mit aller Entschiedenheit Front zu machen. Wir wollen kein Gesetzbuch, das vor Allem die Interessen der Agrarier oder die der Zünftler zu befriedigen sucht, wir wollen kein Gesetzbuch, das sich ausschließlich auf den Interessenstandpunkt der Besitzenden stellt, aber ebenso verwerfen wir ein Gesetzbuch, das jede seiner Normen lediglich auf das Interesse der Besitzlosen zugeschnitten hat; ein solches Gesetzbuch würde mit dem alten Satz, daß das bürgerliche Recht die Aufgabe habe, Jedem das Seine zuzutheilen, suum cuique tribuere, wie die römischen Juristen sagen, durchaus in unversöhnlichem Widerspruch stehen, es würde zu den Grundsätzen der ausgleichenden Gerechtigkeit einen directen Gegensatz bilden. Gewiß soll der Staat den Armen und wirthschaftlich Schwachen unter seinen besonderen Schutz und seine besondere Fürsorge nehmen, gewiß soll er sich bemühen, ihn in dem Kampf mit dem Reichen und Starken durch geeignete Normen zu stärken, allein niemals darf er hierbei so weit gehen, die anderen Schichten der menschlichen Gesellschaft in ihren berechtigten Interessen zu verletzen, er darf und soll sich ebenso wenig mit den Interessen der Besitzenden, wie mit denjenigen der Besitzlosen identificiren, sondern er muß stets über Beiden stehen und nur dann kann er auch seinen hohen Beruf erfüllen, auf die Ausgleichung der Interessengegensätze hinzuwirken. Ein bürgerliches Gesetzbuch aber, welches dem Menger'schen Ideal entspräche, würde sich einer solchen Identificirung mit den Interessen der Besitzlosen schuldig machen und deshalb wird für dasselbe nur in dem Staate Platz sein, welcher den sozialistischen Theorien entsprechend organisirt ist, in dem sozialistischen Zukunftsstaat.

Bei diesem Standpunkt Menger's kann es nicht befremdlich erscheinen, daß er über den Entwurf, wie überhaupt über das ganze bürgerliche Recht in der abfälligsten Weise urtheilt; nach ihm dient der Entwurf nur den Interessen der Besitzenden, seine Vorschriften sind mit Bewußtsein der Art formulirt worden, daß der Besitzlose gegenüber dem Besitzenden stets den Kürzeren zieht. Wo es sich um die Interessen der Reichen handelt, ist der Entwurf sehr ausführlich, zum Theil sogar weitschweifig, aber wenn die Interessen der Armen gegen den Einbruch der Reichen geschützt werden sollten, befleißigt er sich einer lakonischen Kürze; den Grund dieser Verschiedenheit erklärt Menger in folgender Weise: wenn das Gesetz klare und präcise, der richterlichen Auslegung keinen Spielraum lassende Bestimmungen enthält, wird der Reiche nur schwer in der Lage sein, den Armen in seinem Recht zu verkürzen, wenn aber das Gegentheil der Fall ist, wird er in den meisten

*) Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen. Tübingen, Laupp.

Digitized by Google

Fällen dem Armen gegenüber in einem Rechtsstreit obsiegen, denn die Auslegung setzt alsdann Härten und Unbilligkeiten durch, welche der Gesetzgeber niemals wagen würde, offen auszusprechen, was weiter nicht verwundern kann, wenn, wie Menger uns belehrt, das ganze bürgerliche Recht nur im Dienst der besitzenden Klassen und ihrer Interessen steht. Man darf dem österreichischen Kritiker für die Aufdeckung der Motive der Verfasser des Entwurfs nur dankbar sein, dieselben haben also, damit der Arme in einem Rechtsstreit mit dem Reichen unterliegt, mit Vorbedacht sich an zahlreichen Stellen, wo Ausführlichkeit nothwendig gewesen wäre, der Kürze befleißigt. Man muß sich wirklich erstaunt fragen, wie ist es möglich, daß ein geistvoller Gelehrter sich zu einer solchen maßlosen Einseitigkeit verleiten läßt, die wir in einem sozialistischen Blatt ganz in der Ordnung finden würden und es dürfte auf Grund dieser Leistung die obige Behauptung von der Neigung des österreichischen Kritikers zu haltlosen Uebertreibungen vollkommen gerechtfertigt sein; wir können es nur bedauern, daß ein anerkannter Gelehrter keine Bedenken trägt, gegen Männer, welche sich in der deutschen Rechtsgeschichte einen dauernden Ruhm erworben haben, eine Anklage zu erheben, die gerade in unserer Zeit besonders schwer wiegt; wenn ein solches Urtheil bei einem Mann der Wissenschaft möglich ist, welche Aeußerungen über den Entwurf dürfen und müssen wir erst von der sozialistischen Presse erwarten? Mit dem Gleichmuth, mit welchem Menger gegen die Verfasser des Entwurfs diesen Vorwurf erhebt, klagt er auch andere Stände an, daß sie nur den Interessen der Besitzenden dienen; was er von der Thätigkeit der Gerichte bei Auslegung der Gesetze hält, haben wir schon hervorgehoben, damit auch der Anwaltstand nicht zu kurz kommt, spricht er es mit dürren Worten aus, daß die Anwälte die ihnen übertragenen Armensachen schlecht und widerwillig besorgen, ein Beweis wird selbstverständlich zur Begründung dieser Behauptung nicht beigebracht, wer die Richtigkeit derselben dem Verfasser nicht auf's Wort glauben will, mag sehen, wie er sich mit demselben abfindet.

Außerordentlich interessant für die Kennzeichnung des Menger'schen Standpunkts sind seine Bemerkungen zu dem Familienrecht des Entwurfs; da nach ihm die gesunden Frauen der Besitzenden sich bei Erfüllung ihrer Mutterpflichten durch Ammen kaum aus einem anderen Grunde vertreten lassen als aus Bequemlichkeit oder der gesellschaftlichen Vergnügungen halber, so schlägt Menger einen Paragraph vor, wonach die Mutter verpflichtet ist, das Kind in seinem ersten Lebensjahr selbst zu stillen und eine Stellvertretung hierbei nur durch Personen gestattet ist, die ihr eigenes Kind verloren haben; unter welche Strafe die Zuwiderhandlung hiergegen gestellt werden soll, ist leider nicht gesagt, vermuthlich würde Menger dieselbe nicht sehr niedrig bestimmen. Die ungünstige Meinung, die Menger ausweislich dieses Vorschlags von den deutschen Frauen der höheren Stände hat, geht auch aus seinen Bemerkungen über die eherechtlichen Bestimmungen des Entwurfs hervor, er bezeichnet daselbst die Frau der höheren Stände als ein „anmuthiges Decorationsstück", die selbst die Erfüllung der Mutterpflichten auf die Frauen der Besitzlosen abwälzt; wo Herr Menger das Leben der deutschen Frauen beobachtet hat, wissen wir nicht, daß ein Beweis für die Richtigkeit dieses Urtheils nicht beigebracht wird, heben wir einfach hervor.

Das besondere Mißfallen Menger's haben die Bestimmungen des Entwurfs erregt, welche sich auf die Regelung der Rechtsverhältnisse unehelicher Kinder beziehen; wir verkennen nicht, daß manche derselben mehr den Wünschen der Formaljurisprudenz als den Bedürfnissen des Lebens entsprechen und zögern auch nicht, es auszusprechen, daß gerade bei diesem Theil der Gesetzgeber die sozialen Verhältnisse nicht zur Genüge beachtet hat, auch wir verlangen, daß den unehelichen Kindern ein Unterhaltsanspruch im weitesten Maße gewährt wird, unbekümmert um Prinzipienreitereien und scholastische Schulmeinungen; aber von dieser Anerkennung bis zu der Kritik, die Menger an den betreffenden Vorschriften übt, ist ein himmelweiter Unterschied; mit dürren Worten bezeichnet er dieselben als den Ausfluß einer einseitigen Klassengesetzgebung zu Gunsten der Besitzenden, welche die Ehre der armen Frauen und Mädchen der Verführung der Reichen und Vornehmen preisgibt; während das Eigenthum der Besitzenden gegen Eingriffe durch straf- und civilrechtliche Vorschriften im weitgehendsten Maße geschützt ist, fehlt es nach Menger an einem Schutz der Frauenehre der unteren Klassen in ähnlichem Maß. „Grundsätzlich," sagt er, „erkennen wir zwar an, daß das außereheliche Geschlechtsleben gegen Recht und Sitte verstößt, aber während der Staat diejenigen, welche die Eigenthumsinteressen der Besitzenden verletzen, mit schweren Strafen bedroht, sind die Geschlechtsinteressen der besitzlosen Volksklassen im Civil- und im Strafrecht nur ungenügend geschützt; die Gesetzgebung der letzten Jahrhunderte hat sogar manche Bollwerke, welche frühere Zeiten gegen jene übergreifende Tendenz der besitzenden Volksklassen errichtet haben, wieder beseitigt und der Entwurf, so scheint es, will diese verfehlte Richtung im Widerspruch mit der ganzen Zeitströmung bis zu ihren äußersten Consequenzen durchführen." Man könnte wirklich hiernach meinen, die strafbaren Angriffe gegen die Geschlechtsehre seien in Deutschland nur dann strafbar, wenn sie sich gegen weibliche Personen aus den upper ten thousands richteten, in jedem anderen Falle aber gestattet und es sollte uns gar nicht wundern, wenn die Menger'sche Kritik bei rechtsunkundigen Leuten diesen Irrthum erregen sollte; als ob der Gesetzgeber für die Erhaltung der Reinheit des Familienlebens bei den unteren Ständen kein Verständniß hätte, als ob ihm die Ehre des armen Mädchens minder werth wäre als die der reichen Dame? Solche Unterstellungen können nur dazu dienen, die Bedeutung der richtigen Einwendungen des Verfassers abzuschwächen.

Sehr eingehende Erörterungen widmet Menger dem Lohnvertrag und vor Allem dem Lohnvertrag, durch welchen das Gesindeverhältniß geregelt wird; der Entwurf hat bekanntlich das Gesinderecht nicht behandelt, sondern seine Ordnung der Landesgesetzgebung überlassen; nach Menger erinnert das bestehende Gesinderecht an die Leibeigenschaft und an ähnliche gewaltthätige Herrschaftsverhältnisse der feudalen Gesellschaftsordnung, das Eingreifen des Staates in das Dienstverhältniß bezweckt ihm zu Folge die einseitige Begünstigung der besitzenden Klassen und dies zeigt sich insbesondere darin, daß der Entwurf den Dienstvertrag ebenso behandelt wie den Kaufvertrag oder einen beliebigen anderen Vertrag auf Leistung einer Sache. Menger behauptet, nach dem Entwurf könne der Dienstherr, so weit nicht Sondergesetze eintreten, ohne jede nachtheilige Folge seinen Dienstboten vorsätzlich oder aus Fahrlässigkeit in Krankheit und in den Tod treiben, sofern er nur die Grenzen der ihm durch den Dienstvertrag eingeräumten Rechte nicht überschreitet, eine Behauptung, die wieder einmal in der Uebertreibung eines richtigen Gedankens so ziemlich das Höchste leistet. Der Entwurf enthält auch keine ausdrückliche Bestimmung darüber, ob und in welchem Umfange dem Dienstherrn eine Disziplinargewalt über Dienstboten zusteht; Menger weiß uns den Grund dieses Schweigens ganz genau anzugeben. Hätte man dem Dienstherrn durch ausdrückliche Vorschriften eine Disziplinargewalt eingeräumt, so wäre es unerläßlich gewesen, die statthaften Disziplinarmittel, sowie das einzuhaltende Verfahren näher zu bestimmen, wodurch natürlich die bisherige Willkür der Dienstherrn in sehr erheblichem Maße wäre eingeschränkt worden; dies haben aber die Verfasser nicht gewollt, sie bezweckten im Gegentheil, die Willkür der Dienstherrn aufrecht zu erhalten und deshalb haben sie wohlweislich über diesen Punkt geschwiegen. Wenn hiernach der Zorn aller männlichen und weiblichen Dienstboten im Deutschen Reich sich mit voller Kraft gegen die arglistigen Redactoren des Entwurfs richtet, so wird man dies nur als gerechtfertigt anerkennen müssen. Es ist wirklich gut, daß das arme Volk in dieser Weise über den Inhalt des neuen Gesetzbuchs und die bei seiner Abfassung maßgebend gewesenen Absichten aufgeklärt wird, es kann hinfort nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß das ganze Gesetz lediglich dazu bestimmt ist, die Herrschaft der Reichen und Vornehmen in jeder Art und jeder Beziehung zu befestigen, oder, wo sie noch nicht besteht, neu herzustellen. Wir stellen auch bei diesem Punkt

Digitized by Google

nicht in Abrede, daß manche der von Menger zur Verbesserung des Gesinderechts gemachten Vorschläge durchaus empfehlenswerth sind und daß eine dem Geiste unserer Zeit entsprechende Regelung dieses ganzen Rechtsgebietes auch uns als ein Bedürfniß erscheint; auch der Ausschluß des Gesinderechts von der reichsrechtlichen Kodifikation wird von uns entschieden bekämpft, aber alle diese Zugeständnisse können nicht dahin führen, die Menger'schen Unterstellungen als begründet anzusehen. Im Gegentheil, je bestimmter wir uns mit einzelnen Vorschlägen Menger's einverstanden erklären, um so rückhaltsloser müssen wir gegen die haltlosen Unterstellungen Einspruch erheben. Wenn Menger's Anschauungen bei den Massen Verbreitung und Glauben finden sollen, so wäre es absolut unmöglich, daß das Gesetzbuch jemals zu einem volksthümlichen Gesetze würde, es wäre von vornherein mit dem Makel belastet, dem einseitigen Interesse der Besitzenden Vorschub zu leisten und würde von den Besitzlosen als die dauernde Verkörperung der Herrschaft des Geldsackes betrachtet werden; es liegt aber auf der Hand, daß, wenn erst ein Mal die Massen der Nation über das Gesetzbuch in dieser Weise denken und urtheilen, der Einbürgerung desselben die allergrößten, vielleicht geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen.

Der Leser wird aus den vorstehenden Erörterungen die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Menger's Buch wieder einen Beweis dafür bietet, zu welchen Ungeheuerlichkeiten ein geistvoller und mit vielseitigen Kenntnissen ausgestatteter Mann durch die einseitige Verfolgung einer bestimmten Tendenz kommen kann. Das Buch ist aber weiter ein Symptom für den bedenklichen Umfang, den die sozialistischen Ideen im Laufe der Zeit erlangt haben; der Sozialist kann sich keine Kritik wünschen, die so sehr seinem Denken und Fühlen entspricht, wie die Menger'sche und dieser Umstand dürfte zu denken geben; nicht nur in weiten Kreisen der Geistlichkeit, wie man häufig behauptet, sind die Lehren des Sozialismus verbreitet, sondern auch in manchen Kreisen der Gelehrtenwelt und wenn auch nicht zu befürchten ist, daß die Menger'schen Forderungen, denen wir theilweise die Berechtigung zuerkennen, bei der Kodifikation des bürgerlichen Rechtes gänzlich berücksichtigt werden, so ist um so mehr zu befürchten, daß seine schiefen und ungerechten Urtheile über die gegenwärtigen Rechtszustände zahlreiche Zustimmung finden dürften; es erscheint deshalb dringend erforderlich, daß denselben an Hand der Thatsachen widersprochen wird und sie in ihrer wahren Natur dargestellt werden, als haltlose, unrichtige Uebertreibungen.

Die Bestrafung des Zweikampfes.

Bekanntlich wird der Zweikampf mit tödtlichen Waffen und die Herausforderung zu demselben nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Festungshaft bestraft; aber schwerlich wird man behaupten können, daß diese strafrechtliche Bestimmung in Deutschland so zur Ausführung gebracht wird und ersprießlich wirkt, wie es dem Wortlaut und den Intentionen des Gesetzgebers entspricht.

Dies gilt zunächst und vor Allem von der criminellen Verfolgung des gewöhnlichen Studentenduells mit Schlägern. Daß auch diese Art von Duell unter den Begriff des strafbaren Zweikampfes fällt, ist vom Reichsgericht mehrfach entschieden und es läßt sich ja auch nicht in Abrede stellen, daß mit einem scharf geschliffenen Schläger eine Verwundung zugefügt werden kann, die den Tod des Verwundeten herbeiführt. Es ist denn auch mehrfach gegen die Duellanten in solchen Fällen Anklage erhoben; aber, und das ist das bedenkliche, im großen Ganzen werden auf den deutschen Hochschulen die gewöhnlichen Studentenduelle von den Polizeibehörden und den Staatsanwaltschaften ignorirt. Bedenklich ist das deshalb, weil eine klare Vorschrift des Strafgesetzbuchs, die Jeder kennt, in Fällen, wo sie unzweifelhaft zur Anwendung kommen müßte und auch könnte, nicht zur Anwendung kommt und sich das große Publikum, und von seinem Standpunkt aus ganz sicherlich mit besonderem Recht, frägt, warum dies nicht geschieht. Es begreift nicht, warum ein Handwerksgesell, der auf dem Tanzboden einem Collegen mit einem Stuhlbein ein Loch in den Kopf schlägt, bestraft wird, während der Student, der ganz dasselbe mit dem Schläger thut, leer ausgeht. Wäre das Studentenduell überhaupt nicht strafbar, so würde dadurch das allgemeine Rechtsbewußtsein lange nicht so sehr irritirt werden; denn dem Nichtjuristen fällt es viel mehr auf, wenn eine mit Strafe bedrohte Handlung im einzelnen Fall ohne Grund nicht bestraft wird, als wenn eine Handlung, die vielleicht mit Strafe bedroht werden müßte, nicht mit Strafe bedroht ist.

Aber, wird man einwenden, es würde ganz unmöglich sein, die große Anzahl von Studentenduellen criminell zu verfolgen und zu dem ist der Schade, der durch diese Art von Duellen angerichtet wird, ein sehr geringer. Beides ist vollkommen richtig; aber daraus sollte man aus den oben angeführten Gründen die Consequenz ziehen, daß das Studentenduell, die „Mensur", überhaupt nicht mit Strafe zu bedrohen ist.

Das deutsche Studentenduell ist, abgesehen von den positiven Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, unter den Begriff des Zweikampfes kaum zu subsumiren. Es wird ja allerdings gekämpft; aber die Gefahr einer die Gesundheit oder gar das Leben schädigenden Verletzung ist dabei doch so gut wie ausgeschlossen. Es ist ein ziemlich harmloser Sport, der den Betheiligten viel Vergnügen bereitet, immerhin einen ritterlichen Anstrich hat, in den Vorübungen auf dem Fechtboden eine gute Leibesübung voraussetzt und schlimmere Excesse verhütet.

Für das Studentenduell würde also ohne Frage eine strafgesetzliche Bestimmung besser aufgehoben, die im Wesentlichen doch nur auf dem Papier vorhanden ist.

Wie liegt nun die Frage in Bezug auf das wirkliche Duell mit tödtlichen Waffen, also mit Säbeln, und namentlich Pistolen?

Der verstorbene ultramontane Professor der Jurisprudenz in Bonn, Walther, den seine strengkirchliche Richtung vor dem Verdacht, für das Duell voreingenommen zu sein, schützte, sprach sich auf dem Catheder hinsichtlich der Berechtigung desselben dahin aus, daß das gewöhnliche Studentenduell eine Frivolität und daher als höchst verwerflich zu bezeichnen sei, daß man das aber nicht behaupten könne, wenn es sich darum handle, für eine sehr schwere Beleidigung in einem ernsten Zweikampfe sich Genugthuung zu verschaffen.

Walther's Ansicht über das Studentenduell war unseres Erachtens eine zu rigorose, aber seine Ansicht über den wirklichen Zweikampf für schwere Beleidigungen enthält doch viel Wahres.

Bekanntlich behaupten diejenigen, die dem Zweikampf überhaupt jede Berechtigung absprechen, derselbe sei ein barbarischer Rest des Mittelalters; im modernen Staat müsse der Beleidigte, falls der Beleidiger sich nicht zur freiwilligen Sühne bereit erkläre, die Hülfe des Gerichts anrufen, die ihm ja nie versagt werde.

Diese Behauptung ist in gewisser Weise unwiderleglich und doch nicht ganz zutreffend; sie ignorirt völlig das subjective Moment bei der Beleidigung.

Mag man sich noch so sehr dagegen sträuben; man wird es nicht in Abrede stellen können, daß die gerichtliche Verurtheilung des Beleidigers für das Gefühl des Beleidigten in den meisten Fällen einer wirklich schweren Beleidigung entweder gar keine, oder doch nur eine sehr geringe Genugthuung ist; und nicht nur für das Gefühl des Beleidigten, auch der unbetheiligte Dritte, und zwar, je feinfühliger er im Punkt der Ehre ist, um so mehr, wird sehr leicht den Eindruck haben, daß durch die Verurtheilung lediglich einer formellen Gesetzesvorschrift Genüge geschehen, eine wirkliche Sühne der Beleidigung aber nicht erfolgt ist.

Leichter wohl wie bei jeder anderen strafbaren Handlung wird dies Gefühl bei der Beleidigung den Geschädigten und auch dritte beherrschen.

Wenn man das vorstehende Moment genügend würdigt, so wird man dem Duell eine gewisse Berechtigung doch nicht absprechen können.

Digitized by Google

Daraus würde nun freilich nicht gefolgert werden können, daß es wünschenswerth, oder auch nur zulässig erscheint, den Zweikampf überhaupt nicht mit Strafe zu bedrohen; denn für die Beantwortung dieser Frage wird immer in erster Reihe zu erwägen sein, ob im öffentlichen Interesse die Bestrafung nothwendig, oder doch wünschenswerth ist.

Das muß aus folgenden Gründen verneinten werden:

Schwerlich wird die Behauptung auf Widerstand stoßen, daß, im Gegensatz zu Frankreich, in Deutschland, abgesehen von dem ja nicht in Betracht kommenden Studentenduell, in irgend einem Stande oder Berufssphäre, eine Duellmanie nicht herrscht: In erster Reihe kommt dabei das deutsche Offiziercorps in Betracht. Wenn man bedenkt, daß es weit über 20 000 deutsche Offiziere gibt, von denen zudem der größte Theil sich in einem Alter befindet, in welchem das Blut schneller durch die Adern rollt und der Wunsch, sich persönliche Genugthuung durch die Waffen zu verschaffen, lebhafter empfunden wird, so muß man zugeben, daß die Zahl der Duelle, bei denen Offiziere betheiligt sind, eine verschwindend kleine ist. Die Anzahl der Duelle aber in anderen Berufssphären ist ebenfalls sehr gering, sodaß wohl ohne Uebertreibung behauptet werden kann, daß es nicht viele Bestimmungen des Strafgesetzbuches gibt, die so selten übertreten werden, wie die Bestimmungen über die Bestrafung des Zweikampfes. Man kann es auch ohne statistische Unterlagen um so eher behaupten, als sicherlich nur sehr wenige Duelle nicht zur öffentlichen Kunde gelangen. Direct gegen die Bestrafung des Duells spricht Folgendes:

Wie allgemein bekannt, herrscht im deutschen Offiziercorps die durch das Institut des Ehrenraths offiziell sanctionirte Anschauung, daß der Offizier, wenn der Ehrenrath für die Nothwendigkeit des Duells sich ausspricht, sich schlagen muß, wenn er es nicht vorzieht, den Dienst zu quittiren. Trotzdem muß er, wenn er sich schlägt, bestraft werden. Das ist eine unerträgliche Anomalie, die im hohen Grade dazu angethan ist, das Rechtsbewußtsein zu verwirren; wenn das Duell straflos gelassen wird, ist diesem Uebelstande abgeholfen.

Endlich ist es unseres Erachtens ganz undenkbar, daß Jemand, der sich schlagen will, von seinem Vorhaben aus Furcht vor der Strafe absieht. Der Offizier wird schon deshalb das nie thun, weil er ja unter allen Umständen lieber eine Festungshaft verbüßen, als seine Carriere aufgeben wird. Aber auch derjenige, der nicht durch die dem Offiziercorps eigenthümlichen Anschauungen gebunden ist, wird schwerlich, wenn es sich darum handelt, für eine ihm widerfahrene Beleidigung eine Genugthuung zu finden, die er für die einzig mögliche hält, deshalb von dem Duell Abstand nehmen, weil ihn vielleicht eine verhältnißmäßig leichte, nicht entehrende Strafe treffen kann, die außerdem noch häufig auf dem Gnadenwege, wenn nicht ganz erlassen, doch auf ein so geringes Maß reducirt wird, daß sie überhaupt kaum mehr als Strafe empfunden werden kann. B.

Literatur und Kunst.

Rembrandt als Vogelscheuche.

Von W. Koopmann.

L'histoire est une fable convenue hat Voltaire gesagt, und man weiß, daß eine große Wahrheit in dem Satze steckt, weil der wirkliche Verlauf geschichtlich wichtiger Dinge den Zeitgenossen, selbst der Umgebung der Protagonisten fast ein undurchdringliches Geheimniß ist, wie viel mehr dem Geschichtsschreiber, der von vergangenen Tagen berichtet. Kaum weniger groß sind die Unsicherheiten der Kunstgeschichte. Wie es aber geschichtliche Ereignisse gibt, deren Thatsächlichkeit fest steht, und die deshalb den festen Punkt bilden, an den der Geschichtsschreiber anknüpft, so bietet die sichere Beglaubigung von Werken bedeutender Künstler die Grundlage einer vernünftigen Kunstkritik, wie sie heutigen Tages geübt wird.

Das glaubte man wenigstens annehmen zu können; aber es gewinnt den Anschein, als ob kunstgeschichtliche Wahrheit nichts mehr als ein Gaukelspiel wäre, als ob uns dieselbe in einem Chaos von Unbestimmtheit und Dunkel unter den Füßen weggezogen werden könnte.

Was „sichere Beglaubigung" genannt zu werden verdient, namentlich sofern Kunstwerke aus den letzten Jahrhunderten in Betracht kommen, hat bei allem Schwankenden der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung zwei schwer zu erschütternde Sicherheiten: den Ehrgeiz des Künstlers und das Werthinteresse des Besitzers. Es sind viele Werke der größten Meister neuerer Zeit spurlos verschwunden, andere gibt es aber, welche weder von den Kunstfreunden noch von den Händlern seit ihrer Entstehung aus den Augen verloren wurden, deren Geschicke man kennt, namentlich sofern Besitzwechsel eintrat; vorzugsweise sind es Werke Rembrandt's in Holland, die entweder nie ihren Besitzer wechselten, oder bei denen der erfolgte Besitzwechsel actenmäßig nachgewiesen werden kann. Je berühmter aber ein Künstler ist, umsomehr ist wenigstens die Möglichkeit ausgeschlossen, daß er einem geringeren Künstler die Ehren seiner Künstlerschaft übertrüge. Kunstkritik und Bilderhandel haben wohl darauf zu achten, ob ein geringerer Künstler auf betrügerische Weise zu unverdienten Ehren gekommen ist, daß aber ein Meister ersten Ranges sich unerkannt Jahrhunderte lang in Dunkel hüllen könnte, der zu Lebzeiten mitten im Treiben einer großen Handelsstadt eine angesehene Rolle gespielt hatte, um zur Täuschung seiner kunstsinnigen Zeitgenossen einen Stümper an Können, einen Lumpen von Gesinnung in die Ehren höchsten Künstlerruhms einzusetzen — mit dieser Möglichkeit hat man bisher nicht gerechnet.

Bei diesem Stadium ist die von Fährlichkeiten genugsam umgebene Kunstkritik der Gegenwart angekommen.

Die kunstkritische Arbeit zur Sichtung der Kunstdenkmäler aus den christlichen Zeitepochen ist noch beim Fundamentiren. Nur einen Prachtbau hatte sie bisher aufgerichtet, in welchem Kenner und Laien sorglos ein und ausgingen, trotzdem manche Einzelleistung nach und nach als Schülerarbeit erkannt worden ist, das ist das Werk Rembrandt's. Ueber Nacht ist dieser Prachtbau verschwunden, eine Dynamitpetarde hat ihn zerstört und hat nur Trümmer und geborstene Säulen übrig gelassen. Man möchte weinen, wenn es nicht dem Manne ziemte, einem großen Unglück fest in's Auge zu sehen.

Als Ergebniß mehrjährigen Studiums hat Herr Lautner ein von ehrlicher Ueberzeugung getragenes Buch geschrieben.*) Der Eindruck der guten Absicht geleitet den Leser in wohlthuender Weise von der ersten bis zur letzten Seite; aber selbst der beste gute Wille wirkt schließlich langweilig, wenn man merkt, daß er sein Pulver zwecklos verpufft.

Der Inhalt des Buches zerfällt in zwei Theile, wir erfahren, daß Herr Lautner eine wichtige Entdeckung gemacht hat und sodann, daß Herr Lautner aus seiner Entdeckung bestimmte Schlußfolgerungen zieht.

Die Entdeckung ist sehr merkwürdig; man ist beim Bilderstudium an Ueberraschungen gewöhnt und muß stets auf das Außerordentlichste gefaßt sein, aber Herr Lautner's Entdeckung ist noch mehr, sie ist wirklich etwas ganz Neues und wird genau untersucht werden müssen.

Herr Lautner behauptet und beweist durch Heliogravüren, daß auf Gemälden, welche in den verschiedensten Galerien Europas unter dem Namen Rembrandt's weltberühmt geworden sind und welche der Mehrzahl nach eine aller Welt sichtbare Bezeichnung Rembrandt's nebst Jahreszahl tragen in „latenter" Weise von Ferdinand Bol gezeichnet seien, nicht ein Mal, sondern mehrere Male; nicht in übereinstimmender Schreibweise, sondern in wechselvollster Buchstabenbildung. Diese Namenszüge Bol's sind auf die verschiedenste Art aufgetragen,

*) Wer ist Rembrandt? Grundlage zu einem Neubau der holländischen Kunstgeschichte von Max Lautner. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Digitized by Google

gekratzt, gemalt und übermalt. Die Zeichen sind „latent", insofern sie erst bei geeigneter Beleuchtung hervortreten, bei einem als Geheimniß gehüteten, neuen photographischen Verfahren; auch dadurch ergeben sich erst Bruchstücke von Namenszügen, welche durch Retouche lesbar gemacht werden müssen. Wenn man dann weiß, welche Bruchstücke von Buchstaben lesbar gemacht sind, kann man die Bruchstücke zuweilen auch mit bloßem Auge auf den Bildern wiederfinden.

Die retouchirten Namenszüge Bol's, welche Herr Lautner in großer Zahl mittheilt, und deren er an tausend gefunden zu haben behauptet, sind so eigenartig, daß man trotz der wechselnden Formen nahezu überzeugt ist, erfunden kann das nicht sein. Immerhin wird man sich erinnern, daß die Oberfläche eines Rembrandt'schen Bildes, z. B. die technische Herstellung der die Köpfe umgebenden Luft ein ganz wunderbares Gebilde ist; alle denkbaren Farbentöne vom hellsten Grau bis zum tiefsten Braun schwirren da in Punkten, kurzen und langen, geraden und krausen Linien wirr durcheinander, mit diesen Bestandtheilen weiß der Künstler seine wunderbarsten Lichtwirkungen zu erzielen. Es würde nicht schwierig sein, Zahlen und Buchstaben aus dem Hintergrund des Breuningh der Casseler Galerie herauszufinden, welche mit kleinen Retouchen zu Namen und Jahreszahlen ergänzt werden könnten. Diese farbigen Häkchen und Striche haben auf diesem Bilde die Wirkung, daß z. B. die dritte und vierte Stelle in der Jahreszahl schwer richtig zu lesen sind.

Bis die Entdeckung des Herrn Lautner vor Sachverständigen klargelegt und bestätigt ist, wollen wir die Thatsache als erwiesen annehmen, daß Ferdinand Bol seinen Namen auf Gemälde gesetzt habe, welche bisher den Ruhm Rembrandt's ausmachten; wenn Herr Lautner sich darauf beschränkt hätte, das thatsächlich von ihm Gefundene bekannt zu machen und der Prüfung Anderer zu unterbreiten, hätte er als kluger Mann gehandelt. Herr Lautner hat aber noch mehr gethan, er hat Schlüsse aus seiner Entdeckung gezogen, welche den größten Theil seines Buches ausmachen, deren Werth und Berechtigung lebhaften Zweifeln begegnen wird. Denn er verlangt, daß das ganze Rembrandt-Werk auf den Namen Bol umgeschrieben werden soll. Selbst wenn sich die latenten Bezeichnungen bestätigen, ist dadurch aber durchaus noch nicht bewiesen, daß das Rembrandt-Werk auch nur um eines Haares Breite in seinem Bestande geändert wird. Wir stehen dann vor einer zu lösenden Frage, welche vielleicht gelöst wird, vielleicht auch nicht, Bol aber ist immer ein abhängiger Künstler dritten Ranges, während Rembrandt's einsame Größe unerschüttert bleibt.

Daß Rembrandt und Bol nicht nur durch das Verhältniß des Lehrers und Schülers, sondern auch durch gemeinsame Arbeit verbunden waren, beweist die Opferung Isaak's in München, welche früher Bol hieß und jetzt Rembrandt genannt wird, nachdem eine alte Inschrift aufgefunden worden ist, welche besagt, daß letzterer das Gemälde 1636 verändert und übermalt habe. Ferner gibt es bezeichnete Werke Bol's in großer Zahl, so daß der Unterschied zwischen ihnen und den Werken Rembrandt's festgestellt werden kann. Die beiden Bildnisse in München Nr. 338 und Nr. 339 trugen früher die gefälschte Inschrift „Rembrandt", dieselbe ist entfernt und auf Nr. 339 ist dadurch der Rest einer Bezeichnung Bol's zum Vorschein gekommen. Nr. 338 ist ein vorzügliches Kunstwerk, aber nur wenn es mit Werken Bol's verglichen wird, es ist geringer, als irgend ein Werk Rembrandt's. Wo man sodann Namenszüge auf Werken Bol's kennt, stimmen diejenigen aus bestimmten Jahrgängen untereinander ziemlich genau überein, mit den Lautner'schen Schriftzeichen, welche untereinander so verschieden wie möglich sind, ist deshalb nur bisweilen eine entfernte Aehnlichkeit erkennbar. Wie sind diese übereinstimmenden auf den Bildern Bol's nachweisbaren Bezeichnungen Bol's entstanden? — Wenn Herr Lautner recht hat, sind sie sammt und sonders als Fälschungen zu betrachten, eine Annahme, für welche Niemand die Verantwortung wird übernehmen wollen.

Man braucht sich zur Widerlegung von Lautner's Hypothese: daß das Werk Rembrandt's von Bol geschaffen worden sei, gar nicht auf den Seiltanzstil kritischer Untersuchungen einzulassen, sondern der gesunde Menschenverstand genügt, um eine ablehnende Haltung gegenüber dieser Comödie der Irrungen zu begründen. Wie unerhört gewaltsam ist schon die Annahme, daß die Namenszüge auf Radirungen Rembrandt's gefälscht sein sollen, weil die Radirungen mit dem Namen Rembrandt's außerhalb Hollands einen Ruf gehabt hätten, welchen sie in Holland selber nicht besaßen. Wurden die Radirungen nicht auch in Holland gesammelt? Ganz unhaltbar gar ist die weitere Vermuthung, daß Bol Gemälde herstellte, welche Amsterdamer Patrizier kauften, denen die Autorschaft Bol's ein Geheimniß war und blieb; Bürgermeister Six, der Rembrandt genau kannte, soll von Rembrandt signirte Bilder gekauft oder nur gesehen haben, die dieser Betrüger zu malen außer Stande war! Hätte Rembrandt noch ein Vagantenleben geführt, aber fast vierzig Jahre lang hat er Amsterdam nicht verlassen und war durch seine Eigenheiten, seine Sammlungen, seine Verwandtschaft allein schon eine stadtbekannte Persönlichkeit — wie Bol, der sich aber durch gesellschaftliche Stellung und durch geordnete Vermögensverhältnisse außer durch seine Malereien hervorthat. Unter diesen Umständen ist es geradezu ausgeschlossen, daß unbemerkt hunderte von Fälschungen Jahrzehnte lang zu Gunsten Rembrandt's gemacht sein sollten, der künstlerisch unfähig war, der Bankerott gemacht hatte, der dreizehn Jahre im Elend lebte, auf Kosten Bol's, der eine bevorzugte Stellung unter seinen Mitbürgern einnahm.

Herrn Lautner's Hypothese wirkt um so abstoßender, als sie ihm ein Vorwand wird, über den Lebenswandel Rembrandt's ein wahres Ketzergericht abzuhalten. Daß genial veranlagte Menschen und auch kleinere Geister sich in der Liebe offen über die bestehenden Moralgesetze hinwegsetzen, welche der Spießbürger nur heimlich zu verletzen wagt, ist nichts Neues unter der Sonne; wenn allen Künstlern aus diesem Grunde ihr Werk abgesprochen werden müßte, würde man gezwungen sein nicht nur für Malerei und Skulptur, sondern auch für Musik und Dichtkunst die ganze Kunstgeschichte auf den Kopf zu stellen.

Wer über die Causalität der Dinge in der Kunstgeschichte Betrachtungen anstellt, darf nicht ungestraft den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren. Wenn Herr Lautner behauptet, Bol müsse den Jakobssegen gemalt haben, weil er vorschriftsmäßig getraut worden war, und Rembrandt könne ihn nicht gemalt haben, weil er in wilder Ehe lebte, dann ist er möglicher Weise ein höchst vortrefflicher Mensch, aber mit Psychologie und Geschichte wird er sein Glück nicht machen. Bol hat an Rembrandt den Ruhm des großen Künstlers abgetreten, hat das Geld für sich behalten und hat Rembrandt hungern lassen! Amsterdam ist seit 250 Jahren stolz auf seine Rembrandts und soll zu Lebzeiten der Künstler Zeuge gewesen sein, und es stillschweigend haben geschehen lassen, daß Rembrandt Bol's Werke signirte! Ehe man so etwas glauben kann, muß Herr Lautner ein ganz anderes Beweismaterial herbeischaffen, als ihm bis jetzt zu Gebote steht; bis dahin hat man Wichtigeres zu thun, als sich mit so luftigen Vermuthungen zu beschäftigen.

Die Verstimmung über Herrn Lautner's Angriffe auf das Künstlerthum Rembrandt's wird durch seine immer wiederholte Charakteristik des Menschen, daß derselbe ein Lump von gemeinster Gesinnung gewesen sei, unerträglich gemacht, umsomehr, als Herr Lautner immer wieder das Verdienst für sich in Anspruch nimmt, Menschheit und Kunstgeschichte von der Berührung mit solch' einem Lumpen befreit zu haben. Wozu der Lärm, da man doch nur einen Trugschluß gemacht hat?

Durch fortgesetzt geschichtliche Studien wird Herr Lautner lernen, daß Zurückhaltung und äußerste Vorsicht bei Entdeckung unerhörter Neuigkeiten feststehende Lebensregeln sein müssen. Für Siegeshymnen ist immer noch Zeit genug. Im Entdeckerrausch nennt Herr Lautner sein Buch über Rembrandt die Grundlage eines Neubaues der holländischen Kunstgeschichte, eine Selbstüberhebung, mit welcher Herr Lautner weiter nichts erreicht, als daß man nur noch mißtrauischer gegen seine Hy-

Digitized by Google

pothesen werden wird. Die holländische Kunstgeschichte, soweit sie es denn ohne Herrn Lautner gebracht hat, ist in guten Händen und braucht wegen dieser Entdeckung ihre Arbeit nicht von vorne anzufangen.

Was Herr Lautner vom häuslichen Leben Rembrandt's kennt, haben Andere vor ihm längst gewußt, die objective Geschichtsforschung hat nichts unterdrückt, aber sie kannte außerdem auch die Werke Rembrandt's, die Herr Lautner noch nicht kennt und hat sich danach ein Urtheil, nicht nur über den Künstler, sondern auch über den Menschen gebildet. Das dieses Verfahren das einzig richtige ist beweist nichts mehr, als die Einseitigkeit maßloser Uebertreibung, mit welcher Herr Lautner sein vernichtendes Urtheil über Rembrandt zu erhärten sucht. Zu wahrhaft halsbrechenden Kunststücken muß Herr Lautner greifen, um Rembrandt's Schuld zu vergrößern, z. B. durch die ganz und gar haltlose Berechnung der Einkünfte Rembrandt's. Wer mit solchen Zahlen rechnet, darf sich weder wundern, wenn er sich verrechnet, noch darüber, daß seinen Exempeln und Facits kein Glauben geschenkt wird.

Wie der Ton im Hause Rembrandt's gewesen ist, wird durch nichts besser, als durch das von Bredius mitgetheilte Testament seiner Haushälterin beleuchtet, noch mehr dadurch, daß der Sohn der Saskia mit dieser Haushälterin ein gemeinschaftliches Handelsgeschäft anfing, als der Concurs über Rembrandt hereingebrochen war. Wäre Rembrandt der Lump, der Betrüger, der Faullenzer gewesen, wie ihn Herr Lautner immer wieder schildert, dann wäre die Haushälterin davon gelaufen als die guten Tage zu Ende waren, und der Sohn hätte eher bei den Verwandten seiner Mutter ein Unterkommen gesucht, als daß er Lust gehabt hätte, die Armuth seines Vaters zu theilen. Selbst die Umschreibung einer Summe Geldes auf seinen Sohn kurze Zeit vor der Katastrophe von 1656 ist eine durchaus unaufgeklärte Sache. Solche Handlung wäre jetzt straffällig, wäre gerichtlich angriffsfähig und könnte als betrügerischer Bankerott aufgefaßt werden. Die Holländer waren auch vor 250 Jahren zu kluge Kaufleute und zu gute Juristen, um sich in so tölpelhafter Weise übervortheilen zu lassen. Mit Wahrscheinlichkeit kann man nur schließen, daß die Sache doch anders gelegen haben muß, als sie nach dem Wortlaut des Berichts zu liegen scheint und weiter nichts.

Wer sich zu Moralpredigten berufen fühlt, muß sich zuvörderst eine gewisse Autorität zu verschaffen wissen, die Herrn Lautner bis jetzt noch fehlt. Rembrandt liegt seit 220 Jahren im Grabe; der Pastor, welcher seiner Zeit die Mutter von Rembrandt's zweitem Kinde in's Gebet nahm, that, was die Pflicht von ihm forderte; wir sind jetzt aber außer Stande, über die eigentlichen Beweggründe Rembrandt's zu urtheilen, weshalb er sich nicht wieder verheirathete, es ist sehr wohl möglich, daß die unaufhörlichen Geldverlegenheiten hierbei entscheidend waren. Es ist eine Willkür mehr, wenn Herr Lautner annimmt, daß Saskia in einem Anfall von Eifersucht für ihren Mann harte Bestimmungen in ihr Testament brachte, das wahrscheinlich immer unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Formen annehmen wird: Saskia kannte die Sammelleidenschaft ihres Mannes und wollte ihrem Sohn ihr Vermögen sichern. Was aber Rembrandt auch verschuldet haben mag, dadurch, daß er mit den Gesetzen bürgerlicher Ehrenhaftigkeit in Conflict kam, dadurch, daß er in künstlerischer Vereinsamung schrullenhaft wurde und sich über die Formen des gewöhnlichen Lebens hinweg setzte, er hat seine Schuld schwer gebüßt. Kein Buch, keine Niederschrift erzählt uns von dem, was in seinem Innern in jenen Schreckensjahren vor und nach 1656 vor sich gegangen ist, aber mit erschütternder Gewalt schildern uns seine Seelenzustände die Selbstbildnisse aus jener Zeit in Dresden, Wien und London. Die spätesten derselben im Louvre und beim Marquis von Landsdowne stellen ihn im grauen Malerkittel dar, graue Locken drängen sich spärlich unter der schmucklosen Mütze hervor, aber Malstock und Palette sind noch in seiner Hand und strafen den Lügen, welcher behauptet, er habe nie etwas gethan und gar in den letzten 13 Jahren sei er ganz ein Faullenzer geworden und habe sich von seiner Magd durchfüttern lassen.

Eine Schwäche Rembrandt's, für die man Beweise hat und deren Folgen das Unglück von Rembrandt's Leben ausmachen, ist seine Unterschätzung des Werths des Geldes. Sicherlich hat er Jahre gehabt, in denen die Einnahmen reichlich flossen und in welchen er Ausgaben machte, welche er als vorsichtiger Geschäftsmann nicht machen durfte: er kaufte als leidenschaftlicher Sammler Gemälde, Statuen, Stoffe, Schmucksachen, das Beste von solchen Dingen war ihm gerade gut genug; dabei lebte und webte er von Morgens früh bis Abends spät in künstlerischen Plänen und, was noch mehr sagen will, er hatte die Fähigkeit, seinen Ideen Formen von höchster künstlerischer Bedeutung verleihen zu können, ausgeprägten Ordnungssinn in Geldsachen hat er vielleicht nie besessen; wer ihn deshalb verurtheilen will, der möge es thun, nur versuche er sich nicht in künstlerischen Werthbestimmungen.

In der Albertina gibt es eine kunstgeschichtlich höchst merkwürdige Federzeichnung Rembrandt's nach dem Bildniß des Grafen Castiglione von Raffael, welches in Holland seiner Zeit zum Verkauf kam; Rembrandt bemerkt die Summe auf der Zeichnung, welche beim Verkauf des Bildes erzielt wurde, mehrere Tausend Gulden; man hat die Empfindung, als wäre er gern der Besitzer geworden, wenn der Preis nicht zu sehr in die Höhe gegangen wäre; daß er sich diesmal aber bescheiden mußte.

Ueber Herrn Lautner's Verdammung Rembrandt's wird man zur Tagesordnung übergehen. Schon auf der ersten Seite seines Buches, auf der Heliogravüre nach Bol's Jakobsleiter in Dresden, liefert er den bündigsten Beweis dafür, wie vorschnell sein Urtheil ist. Herr Lautner stellt die tiefsinnigsten Betrachtungen über Beziehungen zwischen dem alten und neuen Testament an, weil Bol nicht nach Art profanerer Künstler eine Himmelsleiter malte, sondern weil sich ein Kreuz vom fluthenden Licht des geöffneten Himmels abhebe; er beweist des Malers hohen und reinen Sinn durch diese einzige, von Niemanden sonst gefundene Auffassung. Wenn nur Herrn Lautner's Entdeckung Bol'scher Namenszüge auf festeren Füßen steht, als dies neu entdeckte Kreuz im alten Testament! Man weiß, daß Bol nicht der Mustermensch war, wie Herr Lautner ihn schildert, dagegen hat Herr Lautner Schlagschatten, welche an drei Stellen, zwei Mal links und ein Mal rechts, die Helligkeit in vertikaler Richtung durchbrechen, welche links auch in horizontaler Richtung verlaufen und dadurch die zuerst genannten Schlagschatten auf der linken Seite des Bildes kreuzen, für ein wirkliches, vom Maler beabsichtigtes Kreuz und einen Hinweis auf den Tod Christi gehalten! Es hätte Herrn Lautner nicht entgehen sollen, daß für einen der Schächer wenigstens noch ein zweites Kreuz gefunden werden kann!*) Fruchtbare Einbildungskraft ist eine nothwendige Voraussetzung des künstlerischen Schaffens, für kunstkritische Studien ist sie sicheres Verderben — schon haben sich leichtsinnige Fliegen von dem Strudel fortreißen lassen, welchen Herr Lautner in Bewegung gesetzt hat.

Wie selten erfreut sich wissenschaftliche Privatarbeit amtlicher Munificenz, wie viel seltener noch öffnet sich einer guten Sache zu Ehren der Geldbeutel, um einen kostspieligen Druck zu ermöglichen. Herrn Lautner steht beides zu Gebote, er wird unter so günstigen Auspicien seine Rembrandt- und Bol-Studien gewiß fortsetzen und wird mit reiferer Erfahrung zu einem objectiveren Urtheil über beide Künstler kommen. Herr Lautner wird zunächst die persönliche Bekanntschaft der Werke Rembrandt's machen. Zu denselben gehören Federzeichnungen im Besitz des Herzogs von Devonshire, welche mit einem F. bezeichnet sind, nicht latent, sondern klar und deutlich. Woher kommt das F.?! Man weiß es nicht, aber ganz gewiß soll es nicht Ferdinand heißen, vielleicht Flinck, der Besitzer dieser Zeichnungen gewesen sein kann. Wenn Herr Lautner die Staal-

*) Herr Dr. M. Lehrs in Dresden hat die Güte gehabt, diese Ansicht von dem Original zu bestätigen; er schreibt: „Das Kreuz auf Bol's Jakobsleiter wird lediglich durch die von den himmlischen Strahlen nicht berührten dunklen Stellen gebildet, welche, wie mir scheint, ein Regenbogen schneidet. Von einer Kreuzeserscheinung ist natürlich keine Spur zu sehen!"

Digitized by Google

meesters von Rembrandt mit Regentenstudien von Bol, Flinck, van der Holst und anderen tüchtigen Meistern verglichen haben wird, wenn er den Flügelschlag des Genius empfunden haben wird, dann wird ihm klar werden, wie armselig die Annahme sein würde, daß jene Federzeichnungen wegen des F. von Flinck oder von einem anderen Meister herrühren müßten, dessen Name mit einem F anfängt.

Ueber Concertprogramme.

Jeder eifrige Concertbesucher hat wohl schon öfter die Erfahrung gemacht, daß bisweilen Concerte unserer ersten Künstler hinter dem Eindruck, den man von ihnen erwartet hat, zurückbleiben. Derselbe Künstler, der uns vor ein oder zwei Jahren entzückt hat, läßt uns trotz unserer Geneigtheit, in Begeisterung gerathen, ziemlich kalt. Oft wird die weniger günstige Disposition des Concertirenden die Ursache davon sein, manchmal auch die des Hörenden. Das Letztere kommt allerdings wohl nur selten vor, denn die Musik übt auf für sie empfängliche Gemüther eine so bedeutende Gewalt aus, daß sie dieselben selbst wider ihren Willen in ihren Bann zwingt. In den weitaus häufigsten Fällen erklärt sich der verschiedenartige Eindruck, den derselbe Künstler — sei er Geiger, Pianist oder Sänger — in zwei zeitlich nur kurz getrennten Concerten auf dasselbe Publikum machen kann, aus der Wahl des vorgetragenen Programmes.

Mancher Leser wird hier erstaunt ausrufen: „Wie, unsere hervorragendsten Virtuosen sollten in der Aufstellung ihres Programms starken Mißgriffen ausgesetzt sein? Das ist wohl nicht möglich!“ Nicht nur möglich, sondern sogar wahr!

Ganz abgesehen von den Fällen, in denen die Eitelkeit, von der ganz frei zu sein sich nur sehr wenige rühmen dürften, den Vortragenden verlockt, Stücke von zweifelhaftem Werth in das Programm aufzunehmen, wenn sie nur seine Vorzüge in's beste Licht setzen, kann gerade die selbstloseste und hingebendste Begeisterung den Interpreten auf Abwege führen. Man denke nur an die merkwürdigen pädagogischen Concerte oder besser gesagt musikalischen Gewaltkuren, mit denen Hans von Bülow zeitweise das Publikum erfreut hat. Ganze Abende Liszt'sche oder Brahms'sche Original-Clavierstücke, die letzten fünf Beethoven'schen Claviersonaten (bekanntlich die schwerverständlichsten) hintereinander in einem Concert, oder gar das ungeheuerliche Unternehmen, Beethoven's Neunte Symphonie mit Chor an einem Abende zweimal hintereinander aufzuführen. Wir haben die obigen Beispiele herausgegriffen, einmal, weil es in den genannten Fällen auf der Hand liegt, daß die dargebotene Kost die Genußfähigkeit eines jeden Publikums weit übersteigt, dann auch weil der Künstler, der hier den Fehlgriff in seinem Programm gethan hat, sowohl als Musiker wie auch als vielseitig gebildeter, geistreicher Mann in der modernen Kunst einen der geachtetsten Namen trägt. So achtungswerth die echte glühende Begeisterung ist, die Bülow zur Veranstaltung derartiger Concerte treibt, so wenig entspricht der Erfolg den Erwartungen, die der Veranstalter selbst gehegt hat. Der Vortragende hat den Wunsch in selbstloser Weise für einzelne Componisten (Liszt und Brahms) oder für bestimmte Werke Propaganda zu machen, das heißt ihnen die Sympathien des Publikums zu verschaffen. Die übermäßige Anhäufung schwer verständlicher Musik ruft aber bei dem Auditorium eine Abspannung und Uebermüdung hervor, welche es mit einer Art Gruseln an das ganze Concert, und dann auch an die einzelnen vorgetragenen Stücke zurückdenken läßt.

Der Irrthum, in den Bülow hier verfallen ist und dem in der Wahl einzelner Stücke von Zeit zu Zeit auch alle anderen Musikinterpreten ausgesetzt sind, liegt darin, daß sie über ihre eigene Begeisterung das Publikum ganz vergessen. Während der selbstgefällige Virtuose die Wirkung auf das Auditorium für die Hauptsache ansieht, verfallen unsere gediegensten Künstler oft in den entgegengesetzten Fehler, gar keine Rücksicht auf ihre Zuhörer zu nehmen. Das Richtige liegt natürlich in der Mitte. Der Respect vor der Kunst muß dem ernsten Musiker selbstverständlich verbieten, gehaltlose oder rein virtuose Stücke vorzutragen. Zur ersten Kategorie rechnen wir namentlich die zahlreichen trivialen Lieder, die sogar namhafte Sänger in ihr Programm aufnehmen. Mit der zweiten Kategorie, das heißt mit den rein virtuosen Stücken, langweilen uns mit Vorliebe die geigenden Herren und Damen und die Cellisten. Fast alle namhaften Geiger haben auf ihrem Repertoire Nummern, deren musikalischer Gehalt gleich Null ist, welche ihnen aber Gelegenheit geben, ihr ganzes wirksames Können zu entfalten. Wir sprechen dem Virtuosen durchaus nicht die Berechtigung ab, gelegentlich mit seiner Technik zu glänzen, aber es darf das nur nebenher vorkommen, sei es bei den Concertcadenzen, sei es als Variation oder Ausschmückung eines wirklich musikalischen Themas. Solch kindisches Zeug, wie die Variationen russischer oder spanischer Volksweisen, in denen die gewagtesten Sprünge und Läufe ohne jeden musikalischen Zusammenhang, ja selbst ohne jede Rücksicht auf Tonschönheit zusammen und durcheinander geworfen werden, gehört nicht in den Concertsaal. Vollständig zu verwerfen sind auch alle Virtuosenstücke für das Violoncell. Dieses Instrument ist seiner Natur nach auf den getragenen Gesang angewiesen. Schnellere Tonbewegungen namentlich in höheren Lagen klingen auf dem Cello stets unschön. So wirkungsvoll derartige Passagen auch in einem Ensemblesatz sein können, machen sie doch beim Solospiel auf das unbefangene, wir möchten beinahe sagen unverdorbene Ohr einen musikwidrigen Eindruck. Wenn trotzdem in der Regel solche gewagten Kunststückchen den lebhaftesten Beifall finden, und zwar zumeist von vollständigen Laien, so liegt der Grund davon in einer Art Selbstbetrug der meisten Concertbesucher. Je weniger einer von der zu Gehör gebrachten Musik und deren technischer Schwierigkeit versteht, um so mehr bemüht er sich, den Kunstkenner herauszukehren. Ernstliche Freude können derartige Kratzereien und Springereien auf den Streichinstrumenten weder dem Fachmann noch dem Laien machen. Was das Publikum dabei beklatscht, ist die angebliche oder wirkliche technische Schwierigkeit. Ja wie viele Concertbesucher haben denn darüber ein richtiges Urtheil? Noch nicht ein Procent wird hier Talmi von Gold, das heißt, wirklich technische Meisterschaft von äußerlichen Virtuosenallüren unterscheiden können.

Der Fehler in der Wahl der Stücke liegt in dem besprochenen Falle also darin, daß das Publikum sich an etwas erfreuen oder etwas bewundern soll, was es gar nicht versteht, die Technik des Spielers nämlich. Sehr nahe berührt diesen Fall der Irrthum, in welchen gerade die Musiker strenger oder ernster Richtung verfallen, nämlich zum Vortrage Compositionen zu wählen, deren kunstreicher Aufbau nur dem Fachmann verständlich ist. Wir denken hier namentlich an die polyphonen Stücke von Bach, an die letzten Sonaten von Beethoven und von neueren Werken an viele Compositionen von Brahms. Auch hier kann man oft die Bemerkung machen, daß gerade diejenigen, welcher das vorgetragene Stück (sei es eine Bach'sche Fuge, sei es eine Rhapsodie von Brahms) völlig unverständlich geblieben und die in Folge dessen sich innerlich dabei grenzenlos gelangweilt haben, am häufigsten und lautesten applaudiren, um ihr feines Kunstverständniß zu zeigen.

Ganz allgemein gesprochen fehlt den meisten Musikern die klare Vorstellung von dem Unterschied zwischen Hausmusik und Concertmusik. Die Componisten zu Mozart's und Beethoven's Zeit, und vor allem diese selbst, bedienten sich bei den für den Concertgebrauch geschriebenen Stücken eines anderen Stils, als bei ihren sonstigen Schöpfungen, die ohne jede äußere Rücksicht nur einem inneren Schaffensdrange entsprossen sind. Sucht nach Effect wird man diesen Heroen der Tonkunst doch wohl nicht vorwerfen wollen, wenn sie ihr richtiger Instinct dahin führte, der Fassungsfähigkeit des Publikums entgegenzukommen. Ein Concert soll nun einmal für den Besucher ein Genuß, ein Vergnügen sein — wenn auch ein edles — aber keine Arbeit.

Mit dem Vorhergehenden soll selbstverständlich nicht ge-

Digitized by Google

sagt sein, daß sich der producirende Künstler beim Vortrage auf die speciell zum Concertgebrauch geschaffenen Werke beschränken müsse. Ein großer Theil der Hausmusik unserer Klassiker und Romantiker ist von so siegreicher Schönheit, daß er jeden für Musik empfänglichen Menschen schon beim ersten Hören entzückt. Wir verwahren uns nur gegen die Anschauung, daß jedes Stück, welches der Musiker beim längeren Studium als musikalisch edel und vornehm erkannt hat, in ein Concert hineinpaßt. Nein, in ein Concertprogramm gehören nur solche Compositionen, von denen der Vortragende erwarten darf, daß sie schon beim ersten Hören dem Durchschnitt der Concertbesucher einen Genuß bereiten. Verläßt der Vortragende diesen Standpunkt, so schädigt er das Publikum, den Componisten und sich selbst. Denn dem Hörer wird eine Kost geboten, die er nicht verdauen kann, der Componist wird, weil nicht verstanden, einer falschen Schätzung ausgesetzt und der Interpret selbst geht des rechten Erfolges seiner Leistungen verlustig.

Man würde unseren Standpunkt arg mißverstehen, wollte man aus dem bisher Gesagten entnehmen, daß wir etwa eine Lanze für die sogenannte populäre Musik zu brechen wünschten. Im Gegentheil, gerade weil die Herrschaft des sentimentalen Liedertafelstils durch unsere Männergesangvereine oder Neßler'sche Opern immer mehr sich verbreitet und daneben der jämmerliche und frivole Unsinn unserer Operetten und ähnlicher Musikerzeugnisse in immer weitere Schichten des Publikums dringt, gerade deshalb möchten wir die ernsthaften Musiker darauf hinweisen, ihre Concertprogramme so zusammenzustellen, daß der Theil des Publikums, welcher für bessere Musik überhaupt empfänglich ist, nicht nur der Mode wegen, sondern auch aus eigenem echten Interesse die Concerte besucht. Dazu gehört allerdings nicht nur, daß man für den Concertvortrag geeignete Stücke auswählt, sondern auch daß man in der Zusammenstellung derselben immer an die Wirkung auf die Hörer denkt. Aber gerade in dieser Hinsicht werden von fast allen und gerade auch von den allerbesten Künstlern viele und ernste Mißgriffe gemacht. Als schlagendstes Beispiel erwähnen wir hier noch einmal Hans von Bülow's Unternehmen, die Neunte Symphonie von Beethoven in einem Concert zweimal hintereinander aufzuführen. Ganz abgesehen davon, daß das zweimalige Anhören dieses Riesenwerkes an einem Abende für die meisten musikalischen Menschen zu anstrengend ist, müssen wir diesen Versuch als eine Versündigung an dem Werk selbst bezeichnen. Auf den extatischen Jubel des letzten Satzes (mit dem Chor) dieser Symphonie darf überhaupt zunächst nichts, absolut nichts folgen, am allerwenigsten aber der tiefgrüblerische, schmerzzerissene erste Satz des Werkes. Wer das unternimmt, degradirt damit eine der genialsten Kunstschöpfungen aller Zeiten zu einer Spieldosen- oder Leierkastenwalze, die man ohne Schaden immer wieder von Neuem aufziehen und ablaufen lassen kann. Wir wissen sehr gut, daß Bülow von echtester, glühendster Kunstbegeisterung erfüllt ist. Aber ein sehr gesteigertes, künstlerisches Selbstbewußtsein hat ihn immer weiter von der nöthigen Rücksichtnahme auf das Publikum entfernt und gelegentlich auf solche Abwege geführt.

Ziehen wir aus dem obigen Beispiel die Nutzanwendung für die Reihenfolge der Nummern eines Programms, so ergibt sich der Grundsatz: Die vorhergehende Nummer darf die folgende nicht sozusagen todtschlagen. Es gibt eine ganze Anzahl bekannter Klavierstücke und Lieder — von den großen Orchesterwerken sehen wir ganz ab — die unmittelbar hinter sich keine andere Nummer vertragen. Die großen Polonaisen und Balladen von Chopin oder Liszt's ungarische Rhapsodien erdrücken durch ihren blendenden Glanz das etwa Nachfolgende und gehören demgemäß an den Schluß des Programms oder mindestens eines Theiles desselben. Gleicherweise muß man mit Liedern, wie: „Ich grolle nicht", „Erlkönig", „Die Haide ist braun" (Franz) und ähnlichen, verfahren, die durch ihren erschütternden Gehalt das Gemüth des Hörers so stark in Anspruch nehmen, daß derselbe einer Pause bedarf, um seine volle Empfänglichkeit wieder zu erhalten. Wieder wird der Leser vielleicht ausrufen: „Das ist doch selbstverständlich! Einen derartigen Mißgriff werden bedeutende Künstler doch nicht thun!" Ich greife aus mir vorliegenden Concertprogrammen nur einige der bekanntesten Namen heraus: Anton Rubinstein, Eugen d'Albert, Amalie Joachim. Alle die Genannten haben verschiedentlich gegen die vorher entwickelten Grundsätze eines richtigen Concertprogramms verstoßen.

Was für merkwürdige Sachen uns erst Künstler zweiten und dritten Ranges gelegentlich zum Besten geben, ist erstaunlich. Greifen wir nur einige der schönsten Beispiele heraus, so begegnen uns da zwei: Klaviervirtuosen, von denen der eine in drei Concerten hinter einander sämmtliche 32 Beethoven'sche Klaviersonaten, der andere in zwei Matinéen sämmtliche 48 Bach'sche Präludien und Fugen spielt. Ein Baritonist bot uns an einem Abend Beethoven's Liederkreis: „An die ferne Geliebte", den „Archibald Douglas", die große Arie aus „Hans Heiling" und vier Lieder. Dabei war das Programm so zusammengesetzt, daß wir unmittelbar nach der Heiling-Arie von einer Dame den „Erlkönig" zu hören bekamen, jedenfalls eine äußerst geschmackvolle Zusammenstellung!

Wir kommen dazu, noch einige positive Betrachtungen über das Arrangement von Concertabenden hier anzuschließen. Die Dauer eines sogenannten Programmconcerts, d. h. eines Musikabends, bei dem verschiedene Instrumente in Solovorträgen abwechseln, soll zwei Stunden betragen, da über diese Zeit hinaus die Genußfähigkeit der überwiegenden Mehrheit des Publikums nicht reicht. Dabei müssen die Concertgeber darauf bedacht sein, diejenigen Vorträge, deren Verständniß dem Hörer am schwersten fällt, an den Anfang zu setzen. Was der einzelne Künstler nun aus dem überreichen Schatz unserer Musikliteratur wählt, wird natürlich von seiner Individualität und seiner Geschmacksrichtung abhängen. Ueber das völlig Unpassende der gehaltlosen Bravourstücke für Violine oder Cello haben wir schon oben gesprochen. Die Clavierspieler sollten fast durchweg vorsichtig in der Auswahl klassischer Stücke sein. So unermeßlich werthvoll das Studium von Bach's Klavierwerken ist, so wenig eignen sich die meisten derselben für ein Concert. Denn einen wirklichen Genuß beim Anhören derselben kann nur Derjenige haben, der sich mit ihnen privatim eingehend beschäftigt hat und das ist nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Concertbesucher. Aehnlich verhält es sich mit einem Theil der Beethoven'schen Klaviersonaten und vor Allem mit vielen Brahms'schen Werken. Es ist ja sehr anerkennenswerth, wenn ein Virtuose unter Verzicht auf rauschenden Erfolg selbstlos für Werke eintritt, deren Werth und Schönheit er erkannt hat. Aber der Zweck, den das eigentlich hat, nämlich diese Compositionen weiteren Kreisen zugänglich und lieb zu machen, wird nur dann erreicht werden, wenn die Werke selbst ein populäres Element in sich tragen. Zudem ist ja die Klavierliteratur so reich an Werken, die zugleich musikalisch gehaltvoll und allgemein verständlich sind, daß dem Künstler geeigneter Klavierstoff genug zur Verfügung steht. Noch leichter ist dem Sänger die Wahl gemacht, bei dem ungeheuren Reichthum an edlen und in des Wortes bester Bedeutung populären Liedern. Schubert, Schumann und der neuerdings mit Unrecht sehr vernachlässigte Mendelssohn haben einen wahren Regen von Liederperlen über uns ausgeschüttet. Ebenso haben Beethoven, Mozart und Weber und von den modernen Componisten namentlich Robert Franz und Brahms eine Anzahl Lieder geschrieben, die immer zu den Zierden eines Concertprogramms gehören werden. Doch hier sei der Vortragende in der Wahl wieder etwas vorsichtig. Die drei Erstgenannten haben auch eine große Anzahl Gesangsnummern geschrieben, die rein formalistisch und durchaus veraltet sind. Man hört derartige Sachen ebenso wie die Ausgrabungen aus den unbekannten Sammlungen Schubert's mit einer achtungsvollen Langeweile an und der ehrliche Hörer gesteht sich dabei, daß auch unsere größten Meister neben so vielem Gold doch auch etwas Kupfer producirt haben. Franz und Brahms hingegen weisen unter ihren Liedern eine große Anzahl auf, die bei eingehendem Studiren zu den interessantesten der Gesangsliteratur gehören, aber in einem Concertsaal unverstanden und wirkungslos bleiben.

Digitized by Google

So mancher Mißgriff, welcher bei der Aufstellung von Concertprogrammen gethan wird, entspringt der irrigen Ansicht vieler Künstler, daß sie vor allen Dingen Neues oder besser gesagt möglichst Unbekanntes bringen müssen. Es herrscht bei vielen eine wahre Furcht vor den altbekannten bewährten Stücken; auch von Recensenten liest man häufig tadelnde Bemerkungen darüber, daß der Concertgeber zu oft gehörte Lieder oder Klavierstücke zum Vortrag gewählt hat. Da werden denn alle möglichen Novitäten hervorgesucht, die sich doch zum größten Theil für ein Concert unbrauchbar erweisen oder es werden aus dem reichen Schatz unserer guten älteren Literatur völlig unbekannte Compositionen ausgesucht, bei denen häufig der Name des Componisten das einzige Bedeutende ist. Weshalb solche Experimente? Man halte sich doch lieber im Großen und Ganzen an das schon Bewährte, nehme in jedes Programm ein bis zwei für den öffentlichen Vortrag wirklich geeignete neue Nummern auf und unterlasse die Ausgrabungen am besten gänzlich. So wird dem Publikum wie auch der Kunst selbst am besten gedient sein. Der Hörer kann bei der Ausführung ihm schon bekannter Compositionen auf die Individualität des Vortragenden eine größere Aufmerksamkeit richten. Die Eigenart der Künstlerschaft eines Bülow oder Rubinstein, einer Joachim oder Spieß z. B. kann der Concertbesucher nur erfassen, wenn er von den Genannten ihm schon Bekanntes vortragen hört. Dieses Unterscheiden und Vergleichen, dieses selbstthätige Erfassen der Eigenart von Composition nnd Interpret ist aber nicht etwa nebensächlich oder gar schädlich für den wahren Kunstgenuß, wie man oft behaupten hört, sondern es ist gerade die Hauptsache. Fällt diese Mitarbeit des Hörers weg, sei es, daß das einzelne Stück sein Fassungsvermögen übersteigt, sei es, daß der Menge des Neuen seine Aufnahmefähigkeit nicht gewachsen ist, so versinkt er in jenes verschwommene, sentimentale Träumen, welches der Musik so oft den Vorwurf zugezogen hat, daß sie verweichliche und entnerve. Das ist ein Zustand, in den uns eine verstimmte Drehorgel ebenso gut versetzen kann, wie das schönste Adagio von Beethoven, und die so erlangte Stimmung wollüstiger Passivität hat mit wirklicher Kunst nicht das Entfernteste zu thun.

Wir hoffen durch diese Ausführung nicht den Anschein zu erregen, als wären wir der Ansicht, der Künstler solle stets an das Publikum denken; mit diesem Satze würde das Verhalten all' unserer großen Tondichter, zumeist derjenigen, die sich um die fortschreitende Entwickelung der Musik am meisten verdient gemacht haben, in schroffem Widerspruch stehen. Nein, der schaffende Künstler darf nur den Eingebungen seines Genius lauschen, allein controlirt von seinem künstlerischen Gewissen, denn nur so sind naturgemäß alle wirklich genialen Kunstschöpfungen entstanden. Ganz anders aber steht der reproducirende Künstler da. Er hat die Verpflichtung, bei der Auswahl dessen, was er in einem Concert dem Publikum vortragen will, daran zu denken, wie er seinem Auditorium einen edlen Genuß bereiten kann. Er verschmähe es nicht, sich auf den Standpunkt seiner Hörer zu versetzen und ihnen nur dasjenige zuzumuthen, was sie ohne wesentliche Abspannung vertragen können. Nur so wird das Concert den Musiksinn des Publikums fördern und dazu beitragen, das Verständniß für gehaltvolle Tondichtungen zu vermehren.

Nachträgliches über Friedrich Nietzsche.

Von Hieronymus Lorm.

In den Nummern 18 u. 19 der „Gegenwart" findet sich eine dankenswerthe Betrachtung über Friedrich Nietzsche, welcher das in Deutschland häufig vorkommende Schicksal erneuert, wenig gekannt und gleichwohl viel genannt zu sein. Was das erste Glied dieses Gegensatzes betrifft, die Unbekanntschaft, so würde es sich meines Erachtens nicht zu einem Vorwurf gegen das Publikum gestalten, weil auf dem Gebiet der Philosophie, welches Nietzsche eigentlich vertreten und beherrschen will, nichts so Erhebliches von ihm geleistet wurde, daß es nothwendig gekannt werden müßte. Einen Philosophen lernt man nur verstehen, wenn man ihn auf seinem kühnen Gang zu schwindelnder Höhe, wobei ihm ein oft nur sehr dünner Faden der Logik zur Unterlage dient, mit aller Anstrengung der eigenen Gedankenkraft begleitet; einen Seiltänzer kann man bei ähnlichen Evolutionen bequem mit dem Auge begleiten, ohne die eigenen Kräfte im Geringsten anstrengen zu müssen.

Nun bin ich weit davon entfernt, F. Nietzsche's eminente geistige Begabung so tief herabsetzen zu wollen, daß ich seine Thätigkeit geradezu mit der eines Gauklers vergleichen wollte. Allein je schmaler und je weniger gestützt das dünne Seil der Hirngespinnste ist, auf welchem ein Philosoph seine Verstandesbegriffe tanzen läßt, um so sicherer erregt er die Aufmerksamkeit derjenigen, die vor dem Denken entfliehend leidenschaftlich gern schauen wollen. Das bloße Erstaunen ist um so gewisser zu erzielen, wenn eine natürliche Begründung fehlt oder nicht leicht selbst gefunden werden kann. Daraus erklärt sich, daß man wenig gekannt und doch viel genannt sein kann. Das ist häufig genug die Geschichte des Tagesruhmes in Deutschland.

Die erwähnte Betrachtung in der „Gegenwart" beschränkt sich auf die Aesthetik Nietzsche's und namentlich auf sein Verhältniß zum Naturalismus. Ich wäre nicht berechtigt, die erschöpfende Auseinandersetzung in demselben Blatt wiederholen oder noch weiter ausspinnen zu wollen. Meine Betrachtung wendet sich der philosophischen oder im engeren Sinne ethischen Seite des Gegenstandes zu, und wenn es gleichwohl einer Entschuldigung bedürfen sollte, daß ich der Betrachtung des Herrn Ola Hansson noch etwas hinzufüge, so bemerke ich, daß er ein Fremder, ein Däne, ist. Dieser Umstand allein genügt in Deutschland, um die Wiederaufnahme eines schon besprochenen Themas zu rechtfertigen; was ein Fremder unserer Literatur eingefügt hat, ist uns unter allen Umständen wichtig. Mit geistreicher und einschmeichelnder Dialektik hat Ola Hansson selbst gleich zu Beginn seiner Betrachtung unseren Fremdencultus entrollt, natürlich ohne, selbst ein Fremder, eine directe Anklage daran zu knüpfen. Er gibt uns bloß zu verstehen, daß wir den Lorbeer in Scheffeln den Helden fremdländischer Literatur, einem Zola, einem Tolstoi, einem Ibsen entgegentragen und es ganz den bezüglichen Nationen dieser Schriftsteller selbst überlassen, das Göttermaß, nach welchem wir sie schätzen, auf das natürliche menschliche Maß herabzusetzen.

Diese Thatsache verdiente gelegentlich auch eine selbständige Würdigung. Wer sein Interesse an der Welt mit dem Interesse an den geistigen Hervorbringungen der Menschheit in Eins verschmilzt, dem kann es sehr gleichgültig sein, in welchem Theil des Erdballs die Quelle entspringt, aus der er sein Lebensbehagen schöpft. Allein je weniger für seine Person bei seiner Kenntniß der Bestandtheile des spezifischen Erdreichs, aus welchem ihm die Labung entgegensprudelt, die geographische Herkunft derselben von Bedeutung ist, um so schmerzlicher ist er ergriffen, wenn der Trank, der nur unter Voraussetzung dieser Kenntnisse genossen werden kann, zu einem erheuchelten Genuß, zu einer lügenhaften Mode für die eigene Nation mißbraucht wird, die darüber unbeachtet bei Seite liegen läßt, was ihrem eigenen Erdreich entspringt und folglich dem angeborenen nationalen Verständniß zu wirklichem Lebenssaft werden kann. Gibt es irgend eine Nation in der Welt, verblendet genug, diese unselige deutsche Verirrung zu theilen? Das Verhalten der Franzosen und Engländer, ja selbst der kleinen slavischen Nationalitäten zu fremden Literaturen ist ein bis zur Einseitigkeit exclusives und ablehnendes und die Nachtheile für das geistige Leben der Menschheit sind unendlich geringer als die Vortheile. Wir Deutsche aber haben ein anderes Verhalten erfunden, unseren nationalen Stolz, unser berechtigtes Selbstgefühl dem übrigen Europa gegenüber niederschmetternd auszuprägen: wir beschäftigen uns mit Beseitigung der Fremdwörter.

Im Orchester der Völker ist der Deutsche als Paukenschläger angestellt. Niemand schlägt die Pauke, um nur sich selbst zu hören, man kann sich nicht wie einen Klavierauszug

Digitized by Google

etwa auch einen Paukenauszug aus einer großen Oper denken; die Pauke ist bloß dazu vorhanden, um andere Instrumente zu begleiten. So ist der Deutsche damit beschäftigt, der Musik, die andere Nationen anheben „die Pauke unsterblichen Ruhmes zu schlagen". Indessen ist es nicht gerade Friedrich Nietzsche, welcher der deutschen Mißachtung des eigenen Gutes zu Gunsten fremder Besitzthümer zum Opfer gefallen wäre. Denn die oben genannten Fremden, Zola, Tolstoi, Ibsen, haben vor Nietzsche unter allen Umständen voraus, daß sie schaffende Künstler sind, daß sie dichten, gestalten, bilden, während Nietzsche bloß räsonnirt. Mehr eine paradoxe Hypothese als eine zutreffende Charakteristik liegt in der Bezeichnung Nietzsche's als Lyriker. Jedenfalls will er selbst nur als Philosoph angesehen werden — und wenn möglich als angesehener Philosoph — und mit dieser Voraussetzung schlage ich eines seiner Bücher auf: „Zur Genealogie der Moral."

Da heißt es denn in der Vorrede: „Es handelte sich für mich um den Werth der Moral — und darüber hatte ich mich fast allein mit meinem großen Lehrer Schopenhauer auseinanderzusetzen." Schopenhauer also war der Lehrer Nietsche's — und man muß fragen, was hat Jener diesen gelehrt? Denn dieses Buch, ja schon die Vorrede, schneidet dem „großen Lehrer" die beiden Beine ab, auf denen der ganze Schopenhauer aufrecht steht: Die Erhebung des Mitleids zum alleinigen Pathos der Ethik, sowie die Negation der Geschichte.

Nietsche will die Moral einer historischen Behandlung unterziehen. Vor dem einfachen, gesunden Menschenverstand müßte dies bedeuten: Literaturgeschichtliche Darstellung und Prüfung der verschiedenen Moralsysteme, die der Weltlauf mit sich gebracht hat. Denn nur die Form, in der sie sich ausdrückt oder eigentlich zum Ausdruck zu bringen sucht, nicht aber der unaussprechliche Inhalt der Moral, durch welchen sie mit dem unveränderlichen Welträthsel verschmilzt, kann einer geschichtlichen Anschauung unterworfen werden. Zur Geschichte eines Gegenstandes gehört nothwendig, daß er sich verändere oder entwickle. Die Moral jedoch ist Privateigenthum jedes Einzelnen, sie ist die ganze und volle Souveränität des Individuums, welchem seine Handlungen, aber nicht seine Gefühle geboten sind, und welches insofern es reines Individuum bleibt, also seine Gefühle nicht in die Erscheinungswelt, in die Gesammtheit treten läßt, von Zwang und Gesetz und von jeder Verbindung mit seinem Volke, also mit der Allgemeinheit absolut befreit ist. Mag Nietzsche die scharfsinnigsten Winkelzüge des Denkens darauf verwenden, für einzelne Phasen der Geschichte einen allgemeinen Moralzustand der bezüglichen Epoche verantwortlich zu machen — da er nicht die erfahrungsmäßigen Quellen des Historikers, sondern bloße Vernunftsschlüsse als Beweismaterial zur Verfügung hat, so kann Ich, das souveräne Ich, das ganze historische Weltgebäude Nietzsche's mit einem einzigen anders gearteten Gedanken umblasen, daß es in Staub zerfällt, daß es eine Geschichte ist, die niemals Geschichte war.

Dieser Philosoph ist überhaupt, wie weit er sich auch über Hegel erhaben dünkt, die Incarnation eines von der Fiction der „Allgemeinheit" entzündeten Fanatismus. Er vermißt sogar eine allgemeine Geschichte der individuellsten Leidenschaften und Affecte, eine Geschichte des Hasses, des Zornes, des Ehrgeizes ꝛc. — Geschichte hat Zeitlichkeit, Philosophie hat Ewigkeit zu ihrer Tendenz. Der Begriff der Menschheit ist eine Hilfsconstruction des Denkens, eine Krücke für die halblahme Ausdrucksweise der menschlichen Vernunft, eine künstlich construirte Fiction. Ich bin nicht ein Theil der Menschheit, sondern die Menschheit ist ein Theil von mir, denn sie ist ein Begriff von mir und nichts weiter. Für Nietzsche aber ist sie die allumfassende Realität, dazu bestimmt, wieder eine Fiction, die für Wirklichkeit gelten soll, eine Klasse von Menschen aus sich herauszubilden, welche in ferner Zukunft den Idealtypus der „Menschheit" verwirklichen wird.

Dieses Phantasiebild ist auf die Annahme gebaut, daß die Intelligenz der Menschheit in einem fortwährenden Wachsthum begriffen wäre, eine Voraussetzung, die, wie eine selbstverständliche Thatsache gar nicht weiter begründet und erörtert wird, in Wahrheit aber, weil unerweisbar und durch keine Erfahrung bestätigt, ein pures Dogma ist. In den Jahrtausenden, seit man angefangen hat, den Weltlauf historisch zu verzeichnen bis zum heutigen Tage, ist keine über das Sinnfällige hinausgehende Erkenntniß aufzuweisen, die sich mit der Allgemeinheit amalgamirt hätte und dadurch zu einer höheren Stufe wirklichen Fortschrittes geworden wäre. Der Intellect prägt sich für die Allgemeinheit nur in zwei Formen aus, entweder als durch die Wahrnehmung bestätigte Erfahrung, oder als das allem logischen Erkennen unzugängliche Gefühl, entweder als Rechnung oder als Glaube. Der Vernunft aber die Möglichkeit zuschreiben, zum Wesen der Allgemeinheit zu werden, heißt die Welt im eigentlichen Sinne des Wortes auf den Kopf stellen.

Die kolossale Verirrung fällt noch deutlicher in die Augen bei den Auslassungen dieses Philosophen über den ethischen Werth des Mitleids. Gerade hier sieht er die große Gefahr der „Menschheit", ihre sublimste Lockung und Verführung. Das Dogma des Fortschreitens der Vernunft zwingt ihn, im Mitleid — vielleicht weil es den natürlichen Verlauf der Dinge zu mildern oder aufzuheben scheint; denn klar ist der Zusammenhang nicht ausgesprochen — sein Dogma zwingt ihn, im Mitleid das Stehenbleiben, die zurückblickende Müdigkeit zu sehen. „Ich verstand," sagt er wörtlich, „die immer mehr um sich greifende Mitleidsmoral, welche selbst die Philosophen ergriff und krank machte, als das unheimlichste Symptom unserer unheimlich gewordenen europäischen Cultur als ihren Umweg zu einem neuen Buddhismus, zu einem Europäer-Buddhismus."

Was dagegen einzuwenden wäre, sagt der Philosoph nicht, die Widerlegung scheint ihm schon in dem als selbstverständlich angenommenen Dogma vom Fortschritt der Intelligenz mit eingeschlossen zu sein. So gelangt er von der Verwerfung des Mitleids in natürlicher logischer Consequenz zur Verwerfung der Moral überhaupt und merkt es gar nicht, daß er gerade dadurch die Lehre bestätigt, welche das Schwergewicht der Moral in das Mitleid verlegt. Das Gute wird ihm zuletzt zum Feind seiner „Menschheit". Er sagt wörtlich: „Wie, wenn im „Guten" auch ein Rückgangssymptom läge, insgleichen eine Gefahr, eine Verführung, ein Gift, ein Narcoticum, durch das etwa die Gegenwart auf Kosten der Zukunft lebte? Vielleicht behaglicher, ungefährlicher, aber auch in kleinerem Stile, niedriger? Sodaß gerade die Moral daran Schuld wäre, wenn eine an sich mögliche höchste Mächtigkeit und Pracht des Typus Mensch niemals erreicht würde."

Man sieht, daß eine falsche Prämisse, vom Denken leidenschaftlich verfolgt, zu Consequenzen führen kann, die einen Veitstanz des Gehirns darstellen. Das Gute aus der Welt schaffen wollen! Gewiß, in der weitverbreiteten Gilde der Fortschrittspfaffen leistet Friedrich Nietzsche das Aeußerste an Zelotismus. Seine Ausmerzung der Moral überhegelt noch die Hekatomben von zahlreichen Generationen für den Moloch der absoluten Idee. Der Moloch ist hier der fabelhafte „Prachtmensch", der vorläufig noch gar keinen begreiflichen Inhalt hat, denn er setzt das Werden einer „Menschheit" voraus, die kraft einer immer wachsenden Intelligenz aus lauter genialen Gelehrten oder gelehrten Genies bestünde!

Es traf sich, daß ich zur Erholung von solcher Lecture in den schönen Maientagen auf das Land wanderte. Ich konnte aber das Nachdenken darüber, wie der Prachtmensch der Zukunft eigentlich beschaffen sein werde, nicht loswerden, und zur Befestigung des Gedankens durch den Contrast begegnete mir der Gegensatz. Ein Bauernweib kam des Weges, den Korb mit schwerer Last auf dem Rücken. Da ich nicht das geringste Talent zum Prachtmenschen habe, so äußerte ich mein Mitleid durch eine Ansprache. Während wir neben einander hingingen, entspann sich eine Unterhaltung, die mir zeigte, wie tief die Intelligenz des Menschen sinken kann; das arme Weib wußte kaum die landläufigsten Begriffe zu fassen. Immerhin aber erfuhr ich die einfache Geschichte dieses Menschenlebens. Das arme Weib hatte dem Gatten, der kränklich und oft arbeitsunfähig war, fünf Kinder geboren und

Digitized by Google

trotz der unsäglichen Arbeitsplage noch ein sechstes zu sich genommen, das Kind einer Nachbarin, an welchem sie Mutterstelle vertrat. Da das arme Weib zu einfältig war, um einen rechten Begriff von den wirklichen Verhältnissen des Lebens zu haben, erzählte es den Hergang mit einer gewissen unschuldigen Naivetät, als ob nur Selbstverständliches geschehen wäre. Die Nachbarin war vom Kindbettfieber ergriffen worden und hatte, dem Tode nahe gekommen, das arme Weib gebeten, sich des Säuglings anzunehmen. Der Gatte der Sterbenden war beständig betrunken und unter seinen Händen wäre das Neugeborene elendiglich zu Grunde gegangen. In der That, der Säufer hatte sich nach dem Tode seiner Frau sogleich aus dem Dorfe fortgemacht. Das arme Weib im beständigen Kampf mit Noth und Elend, die fünf Kinder aufziehend, hatte aus tiefem Mitleid die Ueberbürdung nicht gescheut, sich noch für ein sechstes zu plagen.

Ich blieb überrascht stehen. In diesem armen einfältigen Weibe, in welchem sich die Intelligenz immer schlummernd verhalten, stand ja plötzlich der von meinem Nachdenken vergebens gesuchte Prachtmensch leibhaftig vor mir! Einen höher zu bewerthenden kann auch die fernste Zukunft nicht bringen, denn die Pracht des Menschen ist absolut nicht von der Entwickelung des Geistes durch die Zeit abhängig, sondern von Ewigkeit an in sein Herz gelegt. Beständig spricht Nietzsche von den sittlichen Werthen für einen fernen undefinirbaren Weltzweck. Die Moral hat jedoch im Sinne der irdischen Bestrebungen weder Zweck noch Werth; sie ist das Göttliche, das dem Atheisten übrig bleibt, wenn er jede äußerliche Vorstellung davon abgeworfen hat.

Genug aber von Herrn Nietzsche. Er hat seinen Lohn dahin, denn ungeheuerliche Vernunftschlüsse und paradoxe Einfälle (so ist z. B. Schopenhauer für Nietzsche kein Pessimist) genügen in dieser Welt, um ein Staunen zu erregen, das in Flachköpfen zur Bewunderung werden kann. Mir erwacht die Erinnerung an den Ausspruch Cicero's: „Nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo philosophorum.“ Wenn aber nichts so thöricht ist, daß es nicht von einem Philosophen vorgebracht werden könnte, dann hatte ein französischer Weltweiser des vorigen Jahrhunderts Unrecht, die Liebe als den einzigen Gegenstand zu erklären, von welchem sich nichts Dummes sagen ließe, weil auch das Unverständigste in ihr möglich wäre; ein zweiter derartiger Gegenstand ist die Philosophie.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Ersatz.

Von August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung.

Er galt seiner Zeit für ein akademisches Genie und man bezweifelte nicht, daß aus ihm etwas Tüchtiges werden würde. Als Cand. jur. begab er sich zur Erlangung einer Stelle nach Stockholm. Die Dissertation wurde aufgeschoben. An Ehrgeiz fehlte es ihm sicherlich nicht, aber Vermögen hatte er keines. Deshalb faßte er den Entschluß, sich möglichst reich und vornehm zu verheirathen. In Upsala, wie auch später in Stockholm bewegte er sich nur in den feinsten Gesellschaftskreisen. Als älterer Student trank er denn auch gern mit jungen, adeligen Füchsen Brüderschaft und diese fühlten sich hoch geehrt, die Bekanntschaft des jungen illustren Mannes zu machen. So knüpfte er viele vortheilhafte Beziehungen an, deren Ergebniß war, daß er im Sommer häufig Einladungen auf die Schlösser der Eltern seiner Freunde erhielt.

Dort nahm er an den Vergnügungen der feinen Welt Theil. Er besaß große gesellschaftliche Talente, spielte, malte, sang und unterhielt die Damen auf's Angenehmste; deshalb war er auch überall gern gesehen. Seine Toilette war eleganter als seine Vermögensverhältnisse es gestatteten, und doch lieh er niemals von seinen Freunden Geld. Er besaß zwei ziemlich werthlose Actien einer Steinkohlen-Actiengesellschaft. Diesen Besitz verwerthete er seinen Bekannten gegenüber bestmöglichst, denn er vergaß niemals den Tag zu erwähnen, an dem er die Generalversammlung der Gesellschaft besuchen müsse.

Zwei Sommer hindurch hatte er einem adeligen Fräulein, Eigenthümerin eines kleinen Gutes, den Hof gemacht. Man sprach von dieser guten Partie, da verschwand er plötzlich aus den feinen Kreisen und verlobte sich mit einem armen Mädchen, der Tochter eines vermögenslosen Küfers.

Seine Freunde begriffen nicht recht, wie er sein Glück so verscherzen konnte, er, der die Sache so gut eingefädelt hatte, daß er nur den Mund aufzuthun brauchte, um das Jawort zu erhalten. Freilich, er begriff es selber kaum, wie seine langjährigen, ehrgeizigen Pläne nun jählings von einem Mädchengesicht durchkreuzt waren, das er nur einmal auf einem Dampfboot gesehen hatte. Er war entweder verhext oder besessen. Seine Freunde fragte er, ob sie nicht seine Braut schön fänden. Wollten sie aufrichtig sein, so konnten sie das nicht finden. Aber intelligent war sie doch wohl!

„Seht nur in diese Augen, wie sie sprechen!“

Die Freunde konnten aber auch das nicht herausfinden, viel weniger noch hören, denn das junge Mädchen sprach selten.

Jeden Abend, den Gott werden ließ, war er daheim bei seinem Schwiegervater, dem Faßbinder, einem ganz intelligenten Kerl, wie er versicherte. Dort lag er zu den Füßen der Geliebten und hielt ihr das Garn, eine Reminiscenz von den Sommerschlössern her; er sang, spielte, sprach über Theater und Religion und immer las er Zustimmung aus den dunklen Augen der Braut. Er widmete ihr Verse, opferte seine Dissertation, alles das legte er ihr zu Füßen. Und so heirathete er sie.

Der Schwiegervater hatte bei dem Hochzeitschmause des Guten etwas zu viel gethan und brachte einen recht zweideutigen Toast auf die Damen aus. Dennoch fand der Bräutigam so viel Natur und Liebenswürdigkeit im Auftreten des Alten, daß er ihn noch fortzufahren ermunterte. Er befand sich unter diesen einfachen Menschen so wohl, denn man konnte sich so ganz gehen lassen.

„Seht, das ist wirklich Liebe!“ sagten seine Freunde. „Und dennoch ist es so eigenthümlich mit dieser Liebe!“

Sie waren nun einen — zwei Monate verheirathet. Wie glücklich war er doch! Abends saßen sie beisammen und er sang ihr Lieblingslied: „Die Rose im nordischen Walde!“ Er erzählte vom Theater, von Religion, und sie saß so andächtig da und hörte zu. Niemals trat sie seiner Meinung entgegen, sie stimmte bei und häkelte Decken dazu. Im dritten Monat kehrte er zu seiner alten Gewohnheit des Mittagsschläfchens zurück. Die junge Frau wollte gern bei ihm sitzen, denn sie mochte nicht allein sein. Das genirte ihn aber, denn er fühlte das Bedürfniß, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Zuweilen ging ihm seine Frau Mittags bis zur Nordbrücke entgegen; dann war sie stolz, wenn sie sah, daß ihr Mann seine Kameraden verließ, um zu ihr zu eilen. So führte sie ihn im Triumph mit sich heim; er gehörte ja ihr allein!

Im vierten Monat fing er schon an müde zu werden, ihr Lieblingslied zu singen. Es war auch so abgeleiert! So nahm er ein Buch zur Hand, und sie saßen schweigend neben einander.

Eines Abends mußte er in eine Verlassenschaftsversammlung, der ein kleines Nachtessen folgen sollte. Das war der erste Abend, welchen er außer Hause zubrachte. Die junge Frau sollte eine Freundin zu sich bitten, dann aber sich zeitig niederlegen, denn so bald werde er nicht zurückkehren. Die Freundin kam und blieb bis neun Uhr, aber die junge Frau setzte sich in den Salon, um zu wachen, bis ihr Mann zurückkäme. Sie hätte ja doch nicht ruhig schlafen können.

So saß sie mutterseelenallein in dem Zimmer. Was sollte sie thun! Die Magd war längst zu Bett gegangen und im ganzen Hause herrschte Todtenstille. Die Wanduhr setzte ihr Tick-Tack unermüdlich fort und kaum hatte es Zehn geschlagen, so legte sie ihre Handarbeit fort. Sie ging umher und räumte ein wenig auf, sie war ganz nervös geworden! Das hieß also verheirathet sein! Ihren Angehörigen entrückt, in drei

Digitized by Google

todte Zimmer gebannt, sollte sie wachen bis der Mann halb betrunken heimkomme. Aber er liebte sie ja und nur eines Geschäftes wegen mußte er abwesend sein! Sie war kindisch, das nicht einzusehen. Liebte er sie aber auch noch? Hatte er sich nicht vor vierzehn Tagen geweigert, ihr das Garn zu halten, was er doch vor der Verheirathung so gern gethan? Sah er nicht gestern Mittag, als sie ihn abholte, so mißvergnügt aus? Und wenn er auch heute in die Versammlung mußte, so war es doch überflüssig, zum Souper zu bleiben.

Es war erst halb elf Uhr als sie mit ihren Gedanken so weit gekommen war. Sie wunderte sich, daß sie nicht schon früher an alles das gedacht hatte. So kamen die düsteren Gedanken von Neuem und zogen noch einmal vorüber. Aber jetzt traf auch noch Verstärkung ein. Er sprach ja nur selten mehr mit ihr. Niemals ward das Klavier mehr geöffnet und gesungen. War das nicht eine Lüge als er sagte, er wollte ein Mittagschläfchen machen, denn er lag auf dem Sopha und las einen französischen Roman. Er hatte sie also belogen!

Halb zwölf war es jetzt und die Ruhe im Hause unerträglich. Sie öffnete die Fenster und sah auf die Straße. Drunten standen zwei Herren und unterhandelten mit einem Mädchen. Ja, so sind die Männer! Denke nur, wenn er auch so wäre, dann ging sie in's Wasser.

Sie machte das Fenster zu und zündete die Ampel im Schlafzimmer an. „Man muß sehen, was man macht," hatte er einmal bei einer gewissen Gelegenheit gesagt. Noch war Alles so sauber und blank darinnen. Die grüne Bettdecke lag da wie eine gemähte Wiese und die kleinen weißen Kopfkissen sahen aus wie junge Katzen im Grase. Der Lack der Toilette glänzte und funkelte, das Spiegelglas war noch ohne Wasserflecke, und das Metall auf den Bürsten und Zahnpulverkästchen war noch so spiegelblank. Die Pantoffeln standen noch so steif unter dem Bett, als ob sie nie gebraucht worden wären. Alles war noch so neu, und dennoch kam es ihr so alt vor. Sie kannte alle seine Lieder, seine Salonstücke, alle seine Gedanken und Worte. Ganz genau wußte sie, was er sagen werde, wenn er sich Mittags zu Tisch setzte, und was er sagte, wenn sie Abends allein waren. Das Alles machte sie recht betrübt. Hatte sie ihn denn eigentlich geliebt? Ja, das war sicher! War das aber Alles, waren dies alle die Träume ihrer Jugend? Sollte das ganze Leben etwa so bleiben? Aber sie sollten doch wohl — Kinder bekommen! Bisher war nichts davon zu merken. Dann wäre sie ja auch nicht mehr so allein, und er könnte fortgehen, so viel er wollte, sie hatte ja Jemanden, mit dem sie sprechen und sich beschäftigen konnte. Vielleicht war es das, was ihnen fehlte. Die Ehe wäre am Ende doch etwas Anderes, als daß ein Mann sich einfach ein Mädchen hält und noch dazu unter Garantie des Gesetzes: Ja wohl! Aber er müßte sie trotzdem lieben, und das that er nicht. Sie weinte.

Als ihr Mann nach Mitternacht heimkam, war er vollkommen nüchtern. Fast wurde er böse, als er seine Frau noch auf fand.

„Weshalb hast Du dich nicht hingelegt?" war sein erster Gruß.

„Wie konnte ich mich wohl ruhig niederlegen, wenn ich auf Dich wartete!"

„Haha, das wird nett werden! Auf diese Weise kann ich ja nicht wagen fortzugehen. Ich glaube gar, Du hast geweint!"

„Ja, das habe ich und das darf ich wohl auch thun; Du liebst mich ja doch nicht mehr."

„Liebe ich Dich vielleicht deshalb nicht mehr, weil ich in Geschäften fort sein mußte?"

„Ein Souper ist kein Geschäft!"

„Sieh da! Jetzt darf ich wohl nicht einmal mehr ausgehen! Es ist doch des Teufels, was die Frauenzimmer lästig sein können!"

„Lästig? Ja, das sah ich gestern Mittag, als ich Dir entgegenging. Ich werde Dich aber niemals mehr abholen."

„Aber mein Liebchen, wenn ich mit meinem Chef gehe, so kann ich doch unmöglich . . ."

Hu . . . Jetzt fing das Weinen an, die Frau bekam Krämpfe. Er mußte die Magd wecken, damit diese warme Tücher bereite.

Auch er weinte, Thränen, dem Herzen entquollen! Ueber sich selbst, seine Härte, seine Armseligkeit, über Illusion und dergleichen mehr. Er liebte sie ja! Oder etwa nicht? Und sie sagte ja, daß sie ihn auch liebe, jetzt, wo sie auf dem Sopha lag und er vor ihr kniete und ihre Augen küßte. Ja, sie liebten einander! Nur eine Wolke war es, eine dunkle, die vorüber zog! Garstige Gedanken, wenn man allein ist. Niemals, niemals mehr sollte sie allein sein. Unter Umarmungen schliefen sie ein, sie lächelte wieder.

Am folgenden Tag kam sie ihm aber nicht entgegen. Er erwähnte das nicht beim Mittagessen. Zwar sprach er viel, aber nur, um zu sprechen; es war, als ob er mit sich selbst rede. Abends unterhielt er sie mit langen Schilderungen des Lebens in Sjöstaholm, was die Fräuleins dem Baron sagten, und wie die Pferde des Grafen hießen. Am folgenden Tag kam die Rede auf seine Dissertation.

Eines Mittags kam er sehr ermüdet heim. Sie saß im Salon und erwartete ihn. Ihr Garnknäuel war auf den Boden gefallen. Er ging vorüber, verwickelte sich im Garn, die Arbeit entfiel ihrer Hand und er schleifte sie nach sich. Das machte ihn wild, er warf sie mit dem Fuß von sich; sich zu bücken und sie aufzuheben, dazu bequemte er sich aber nicht.

Wegen dieser Unart fuhr sie ihn unsanft an.

Er antwortete, daß er nicht Zeit habe, an ihren Plunder zu denken, sie könne überhaupt etwas Nützlicheres thun. Er müsse an seine Dissertation gehen, wenn er eine Zukunft haben wolle. Deshalb solle man auch auf Einschränkungen bedacht sein.

Jetzt war es aber fertig.

Am nächsten Tag saß die junge Frau und strickte weinend an einem Strumpf für ihren Mann. Das gab ihm Veranlassung zu sagen, es sei billiger, gewebte Strümpfe zu kaufen. Da brach sie in Thränen aus. Was solle sie thun? Die Magd besorge ja das Hauswesen, und in der Küche gab es nur Arbeit für eine Person. Die Zimmer mache sie selbst in Ordnung, ob er vielleicht wünsche, daß sie die Magd verabschiede.

O nein, nein!

Wie wollte er es denn sonst haben!

Er konnte das nicht sagen, aber etwas sei bestimmt nicht in der Ordnung. Der Haushalt käme zu theuer. Das war Alles! Es gehe so nicht in die Länge fort und er könne nie bei seiner Arbeit bleiben. Dann Thränen, Küsse und große Versöhnung. Aber nun begann er mehrere Abende in der Woche abwesend zu sein. In Geschäften! Man müsse sich unter den Leuten zeigen. Es sei nun einmal so, sonst werde man vergessen.

Und die langen, langen Abende! Jetzt wartete sie aber nicht mehr auf ihn, sie legte sich schlafen, that wenigstens so, wenn ihr Mann heimkam.

Ein Jahr war verflossen und Aussicht auf Kinder nicht vorhanden. Der Assessor meinte, seine Ehe gliche dem Verhältniß, welches er einmal mit einem Mädchen gehabt, nur daß die Ehe langweiliger und kostspieliger sei. Die Unterhaltung war verstummt, nur über alltägliche Sachen des Haushalts wurde noch gesprochen. Er meinte, sie wäre dumm. Aber er selbst hatte sie ja für intelligent gehalten, und der dunkle Blick ihrer Augen war ja nur eine Ursache der großen Pupillen, der ganz ungewöhnlich großen Pupillen. Er sprach nunmehr ganz offen mit ihr von seiner früheren Liebe, als etwas schon überwundenes. Und wieder fühlte er Liebe für sie in seinem Herzen, er kam sich aufgeregt und unbarmherzig vor. So sprach er zuweilen mit sich selbst. Alles auf der Erde sei vergänglich, warum sollte da „die Rose im nordischen Walde" unvergänglich sein? Hat man sie 365 Mal gehört, so ist sie abgethan, da kann selbst der Teufel nicht helfen. Nun, dann hatte seine Frau auch Recht, wenn sie daraus schloß, ihre Liebe sei nun auch abgethan. Nein und ein leises Ja! Aber denke, wenn das nur ein Concubinat wäre? Eigentlich war es das, nachdem keine Kinder vorhanden waren.

Er entschloß sich, mit einem verheiratheten Kameraden zu reden.

„Wie lange bist Du verheirathet?" fragte er ihn.

„Sechs Jahre!"

„Ist es Dir langweilig, verheirathet zu sein?"

„Anfangs war es ein wenig fade, als aber die Kinder kamen, athmeten wir auf."

„Was Du sagst! Wie merkwürdig, daß wir keine Kinder bekommen."

„Das ist nicht Dein Fehler, aber dem Ding kann geholfen werden. Schicke Deine Frau zum Arzt."

Digitized by Google

Er sprach mit seiner Frau, und sie ging mit zum Doctor. Pang! Sechs Wochen danach war die Geschichte fertig.

Das brachte Leben in's Haus! So viel zu thun! Kinderkleider, Wiege und Bettzeug wurden angeschafft und die Hebamme consultirt.

Und so kam er! Es war richtig ein Knabe!

Als er den kleinen, nach Butter riechenden, rothen Pavian an der Brust der Mutter liegen sah, die ihm vorher ein Spielzeug gewesen war, und als er seine kleine Frau den Jungen mit ihren Pupillen so verständnißinnig betrachten sah, da begriff er, daß doch etwas Wunderbares in den Augen lag, etwas Tieferes, als zum Verständniß seiner Ansichten über Theater und Religion nöthig war. Und nun flammte die alte, erste Liebe wieder auf, sie brachte etwas Neues mit sich, von dem er früher keine Ahnung gehabt.

Wie sie hübsch war, die junge Frau, als sie wieder aufstand, und so intelligent in Allem, was den Kleinen betraf.

Jetzt erst fühlte er sich als Mann. Anstatt von den Pferden des Grafen oder den Croquettpartien des Barons zu sprechen, sprach er jetzt fast zu viel von seinem Sohn.

Mußte er Abends fort sein, so sehnte er sich wieder heim, nicht etwa deshalb, weil seine Frau wie ein böses Gewissen auf ihn wartete, sondern weil er wußte, daß sie nicht allein war. Kam er heim, so schliefen meistens Beide, die Frau und der Junge. Fast war er eifersüchtig auf den Jungen und fühlte sich zurückgesetzt. Es lag doch ein gewisser Reiz für ihn darin, begehrt zu sein.

Nun durfte er auch sein Mittagschläfchen halten, und als Harald unter die Leute gebracht werden konnte, öffnete sich das Klavier wieder und die „Rose im nordischen Wald" erklang. Sie war ja für Harald ganz neu, war auch wieder neu für die arme Laura, die das Lieblingslied so lange entbehren mußte.

Jetzt hatte sie keine Zeit mehr zum häkeln, aber das Haus war auch wohl versehen mit ihren Decken. Zu seiner Dissertation fand er auch keine Zeit mehr.

„Die wird wohl Harald schreiben müssen," sagte der Assessor, denn nun fühlte er, daß sein Leben noch nicht zu Ende sei, wenn das Ende käme.

Und nachher saßen sie manchen Abend wie früher beisammen und sprachen. Doch nun sprachen Beide, denn sie begriff jetzt, wovon die Rede war. Willig gestand sie ein, daß sie ein einfältiges Ding gewesen, das von Gott und der Welt nichts wußte. Aber das hatte sie ihm ja aufrichtig gesagt. Jetzt wollte er es aber nicht mehr glauben.

Und nun sangen sie die „Rose im nordischen Wald" und Harald schrie auch mit. Sie tanzten auch nach der Melodie und wiegten ihn danach ein und das Lied blieb immer neu.

Aus der Hauptstadt.

Opern.

„Der Barbier von Bagdad."

Komische Oper in zwei Acten. Text und Musik von Peter Cornelius. (Aufgeführt von der Director Neumann'schen Operngesellschaft im „Lessing-Theater".)

Diese Oper gehört zu der nicht seltenen Gattung von künstlerischen Erzeugnissen, die einerseits über Gebühr gepriesen, andererseits über Gebühr getadelt, von Unbefangenen analysirend gewürdigt, vom großen Publikum lauwarm behandelt werden. Die Erklärung hierfür ist leicht zu finden: Solche Werke enthalten viele Schönheiten, die nur von den Kennern sogleich aufgefaßt werden, Schönheiten, die eben mehr aus dem Bereich des Feinen und Geistreichen als des spontan Kräftigen stammen; das große Publikum, und ganz besonders das im Theater, will gepackt, bezwungen sein, es zollt der Kraft Bewunderung, dem feinen Talent Hochachtung; es beklagt sich zwar manchmal über die Mißbräuche der Kraft, über „Rohheiten", läuft aber dennoch in's Theater, um sie wieder zu hören und zu sehen, es lobt die geistreichen Feinheiten — läßt sich aber nicht mehr sehen, wenn sie vorgeführt werden.

Peter Cornelius war jedenfalls ein bedeutendes Talent und auch ein durchgebildeter Musiker. Sein künstlerischer Lebenslauf glich dem so vieler Begabter, die von einem Extrem in's andere fallen und nicht die Kraft der Selbstbefreiung besitzen. Er hatte in Berlin Contrapunkt studirt unter Dehn, einem der allerintolerantesten Formalisten, die je auf musiktheoretischer Erde gewandelt sind. Für Schubert und Schumann hatte er nur Achselzucken, Mendelssohn war für ihn kein Meister des Contrapunkts; dagegen sprach er mit Begeisterung von der streng canonischen Ouvertüre für zwei Orchester von einem — in Rußland lebenden Tanzmeister; nach seiner Meinung war selbst der Componist des „Paulus" nicht im Stande gewesen Aehnliches zu componiren.*) Von diesem intoleranten und im Gebahren nichts weniger als liebenswürdigen Meister ging Peter Cornelius zu Liszt nach Weimar, zu dem Vertreter der freiesten Richtung, zu dem bezaubernden Weltmann, zu dem edlen Freunde aller jungen Künstler. War es nun verwunderlich, wenn er sich dem neuen Geistesleben vollständig hingab, wenn er ganz und gar den von Weimar aus verkündigten Grundsätzen huldigte und deren entschiedenster Vorkämpfer in Wort, Schrift und That wurde? Er veröffentlichte in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eine Masse Artikel zum Preise von Wagner's Musikdramen und Liszt's Symphonischen Dichtungen; und er ward dafür von der neudeutschen Partei in jeder Weise belohnt — von der Gegenpartei in jeder Weise verfolgt. Jene hatte für Alles, was er componirte und schrieb, nur Lob und Preis, diese nur Tadel und Spott. Und so ging es auch mit dieser Oper, Liszt war von ihr sehr eingenommen und führte sie 1859 auf der Weimarer Hofbühne auf; die guten Weimaraner aber verhielten sich ablehnend und Liszt nahm das so übel, daß er gleich damals den Entschluß äußerte, die Stadt zu verlassen, was er jedoch erst 1863 ausführte. Ich glaube nicht, daß die unfreundliche Aufnahme der Oper die Hauptursache dieses Entschlusses war; unzweifelhaft hat das Verhältniß zwischen dem Intendanten Dingelstedt und dem bisher allein herrschenden Hofkapellmeister Liszt am meisten dazu beigetragen, daß Letzterer die Stellung und später den Wohnsitz aufgab. Cornelius ging nach München, erhielt dort eine Stellung an der von Richard Wagner neu organisirten Musikschule, verließ sie aber nach dem Weggang Richard Wagner's und ist 1875, kaum 50 Jahre alt, in Mainz gestorben. Lieder und Chöre, die er hinterlassen und zu deren meisten er die Texte gedichtet hat, sind in letzterer Zeit oft gesungen und fast allgemein verdientermaßen günstig aufgenommen worden. Auch die Oper kam, nachdem sie erst verspottet, dann lange Zeit ganz in Vergessenheit gerathen war, seit einigen Jahren auf mehreren Bühnen zur Aufführung, und es wurde den Leuten klar, daß auch dieses Werk Zeugniß gab von bedeutendem Talent, das nur noch längeren Lebens in sorgloser, ruhiger Klärung bedurft hätte, um sehr Bedeutendes zu schaffen.

Allerdings, populär kann der „Barbier von Bagdad" nicht werden, dazu ist das Textbuch doch zu schwerfällig — ich wähle den allermildesten Ausdruck. Ein junger Orientale Nureddin ist vollständig liebeskrank, dem Tode nah, wird aber gleich gesund, als die Vertraute seiner Geliebten ihm die Nachricht bringt, daß diese ihn sehen will. Aber während der „schweren Krankheit" ist ihm das Kopfhaar gewachsen, das muß er als frommer Muselmann von einem Barbier rasiren lassen; auch diesen besorgt die Liebesbotin. Abdul-Hassan-Ali ꝛc. (der Barbier trägt einen endlosen Namen) erscheint, aber anstatt sein Geschäft zu vollbringen, singt er dem Liebenden vor, was sein Horoskop ihm verkündet, dann erzählt er in 33 Zeilen, was er Alles ist: Feiner Rhetoriker, großer Historiker, Astrolog, Philolog, Physiker, Geolog. Im Anfang klingt das komisch, wenn man aber weiter hören muß „Cyniker, Ethiker, Peripathetiker, dann ein athletisches, tief theoretisches, musterhaft praktisches, autodidaktisches Gesammtgenie", da fragt man unwillkürlich, ob der Mensch aus der Barbierstube kommt oder aus dem Narrenhause? Der Barbier läßt es sich nicht nehmen, Nureddin bei seinem Stelldichein zu begleiten und Wache zu stehen. Mit einem Mal fällt ihm draußen ein, der Vater der Geliebten (der einen Sklaven prügelt) ermorde seinen „Freund", er erhebt einen Höllenspektakel. Das erschrockene Liebespaar weiß sich nicht anders zu helfen, als daß Nureddin in eine Kiste kriecht (wie der junge Mann in „Bon soir" Monsieur Pantalon), der Barbier stürzt herein, belegt den herbeieilenden Kadi mit den angenehmsten Titeln, „verruchter Mörder" und dergleichen, Volk strömt hinzu, endlich kommt der Kalif — die Kiste wird geöffnet, Nureddin liegt ohnmächtig drinnen, wird aber vom Barbier zum Leben gebracht und die Geschichte ist zu Ende.

Wenn nun der geneigte Leser bedenkt, daß diese alberne Mär, die allenfalls im leichten Rococcokleid, schnell abgespielt, komisch wirken konnte, im schwersten, glänzendsten orientalischen Kostüm vorgeführt wird, daß die Leute sich alle salbungsvoll bewegen und auch meistens langsam singen; so wird er mit mir dahin einverstanden sein, daß Peter Cornelius ein bedeutendes Talent gewesen sein muß, da es ihm gelingen konnte, zu diesem Texte so viel ansprechende Musik zu componiren, wie der erste Chor der Diener, die Arie des Nureddin, sein Duett mit der alten Liebesbotin, der Eintritt des Barbiers, die Rasirscene (die wirklich reizend ist), ein Terzett im zweiten Act. Das Finale mit dem immer wiederkehrenden Salam aleikum kann ein Meisterstück genannt werden.

Es war jedenfalls mehr als ein Achtungserfolg, den die erste Aufführung der Oper errungen hat, diese verdient die Achtung aller Bühnen. Allerdings lag hier die Titelrolle in den Händen des unerreichten Künstlers Gura, der, nachdem er im Winter durch seinen Vortrag des Löwe'schen „Nöck" und Schubert's „Greisengesang" vielen Hörern Thränen der Rührung in die Augen gelockt hat (ich übertreibe nicht!), jetzt mit einem Male sich als ganz köstlicher Komiker zeigte! Die anderen nennenswerthen Rollen, Nureddin und seine Geliebte, waren von Herrn Perlus und Fräul. Frank sehr gut wiedergegeben. Das vortreffliche Orchester des Bremer Theaters und der Chor standen wieder unter der sicheren und feinen Direction des Prager Kapellmeisters Dr. K. Muck. Heinrich Ehrlich.

*) Ich habe das schon 1862 in meinem Roman „Kunst und Handwerk" erzählt.

Digitized by Google

Die internationale Kunstausstellung.

V. Oesterreich-Ungarn.

Ungarn hat den besten Platz im Berliner Ausstellungsgebäude erhalten. Zwischen den beiden Ehrensälen, jenem der Portraits der Fürstlichkeiten und dem internationalen, in welchem die Werke der anerkanntesten Meister vereinigt sind, hat Pest seine Quartiere aufschlagen dürfen — Wien ist in einem zwar größeren Raum untergebracht, aber nicht an so hervorragender Stelle.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Ungarn es verstanden haben, eine sehr vortheilhafte Gesammtwirkung ihres Schaffens zu erzielen. Wer die Säle vom Gesichtspunkt der Wohnlichkeit betrachtet, als ein Ganzes in ihrer decorativen Erscheinung würdigt, der dürfte dem ungarischen vor Allen den Vorzug geben. Kein Mißton stört das „Ensemble". Man hat auf den ersten Blick den überraschenden Eindruck, daß sich dort an der unteren Donau eine neue, national abgeschlossene Kunst gebildet habe.

Sieht man die Bilder einzeln durch, so bestätigt sich dies: die Poesie der Pußta, für die uns einst Lenau begeisterte, klingt überall durch: Hier wird Czardas getanzt, Zigeuner spielen auf, rothe Kleider fliegen, an geschnürten Röcken ist kein Mangel; „Assentirungen", heitere und ernste Dorfgeschichten, Marktscenen und Zeltgelage - Alles wird vollecht magyarisch vorgeführt. Und zwar geschieht dies mit großem Geschick. Die Maler haben meist einen tiefen, wuchtigen Ton, sichere Zeichnung, einen bemerkenswerthen Sinn für das Charakteristische und geben ihre Werke mit sichtlicher Freude am ländlichen Leben, so daß man sich dem Eindruck gern hingibt, den der erste Blick in den Raum erweckte.

Der Katalog stört freilich den Einklang. Da sind etwa 60 ungarische Maler als Aussteller verzeichnet. Elf davon leben in München, vier, darunter Munkácsy, in Paris, einer, Leopold Horowitz, in Berlin. Das deutet darauf hin, daß nicht Alles echt im Magyarengeist getauft ist, was sich auf der Ausstellung so magyarisch geberdet.

Genaueres Hinsehen bestätigt dies. Julius Benczur ist in seiner Bacchantin, wie in seinen Portraits der echte Schüler Piloty's. Wohl würden seine an technischem Geschick dem Makart verwandten Bilder im Münchener Saale, wie er jetzt ist, ziemlich befremdlich aussehen. Aber es ist nicht der ungarische Charakter, der diese Bilder von den Deutschen trennt. Man hat in Pest nur alle jene Schwankungen nicht mit gemacht, welche in München durch Löffz, Uhde u. A. bewirkt wurden. Man ist dort stehen geblieben, wo die Kunst 1870 bis 1880 stand. Das ist der einzige Grund des „nationalen" Charakters der magyarischen Kunst: Sie ist im Grunde nichts Anderes, als die deutsche Kunst von gestern, verbrämt mit Schnürenrock und Sporenstiefeln.

Als die Münchner 1878 in Paris ausstellten, hatten sie einen Erfolg, der mit dem heutigen der Ungarn vieles gemein hat — nur mit dem Unterschied, daß er der originale, der magyarische die geschickte Copie ist. Damals war unter Piloty's starker Führung die Münchener Kunst eine einheitliche. Der Grundton war bei allen Malern derselbe, das goldige Braun herrschte gleichmäßig, vom ernsten Historienbild bis in das letzte Stück Kunstgewerbe. Diese Einheit hatte ihre hohe Schönheit, sie gab der Gesammtkunst einen Zug von Vollendung, von klarem Zielbewußtsein. Sie bot dem einzelnen Talent die Fähigkeit, sich im gemeinsamen Rahmen frei zu bewegen. Makart war hier ebenso heimisch, wie Defregger oder Max; welche Wege die Führer auch wandelten, sie trennten sich nicht weit von einander, die Ziele lagen dicht beisammen. Das kann man als ein hohes Glück preisen. Man kann klagen, daß der Einklang durchbrochen wurde, wenn man gleich zu zu beobachten vermag, daß die zerstreute Schaar sich um den einst verketzerten Uhde wieder zu sammeln anfängt. Werth, echten dauernden Werth hat die Kunst aber nur insofern, als sie original, der Ausdruck eigener Naturempfindung ist. Zu allen Zeiten hat man von den „Schülern", jenen bei welchen die Schülerschaft, das Mitgehen innerhalb einer Richtung den Kern ihres Wesens ausmacht, herzlich wenig gehalten. Pesth macht einen solchen Schülereindruck. Ob nun z. B. der zweifellos sehr tüchtige Alexander Bihari in Ungarn seine Kunst erlernte oder „draußen im Reich", so bleibt er doch nur ein Ableger jener Genremalerei, die in erster Linie deutsch ist, als deren Meister auch die Franzosen Ludwig Knaus, Vautier und andere Düsseldorfer ansehen, deren Anschauung in Defregger, Kurzbauer und Grützner und in österreichischen Malern, wie Danhauser, Amerling, Pettenkofer je nach dem Charakter des Landes eine Erweiterung erfuhr. Mag Ungarn noch so sehr sich seiner politischen Freiheit rühmen, noch so heftig das Deutschthum in seinen Grenzen bedrücken und verleugnen, es wird noch lange zu thun haben, bis es nicht wie eine deutsche Provinz auf einer auf deutschem Boden abzuhaltenden Ausstellung erscheint.

Munkácsy freilich macht eine Ausnahme. Als Sohn deutscher Eltern, des Tischlers Lieb in Munkács, der aber früh sein magyarisches Herz entdeckte und sich darum Munkácsy nannte, vermochte er sich schnell in der deutschen Genremalerei zurecht zu finden. Ein großes malerisches Talent, eine mächtige Gestaltungskunst führte ihn über die Grenzen dieses Gebietes hinaus. Er ward pathetischer, tragischer als es die Deutschen sind, er fand daher erst in Paris den rechten Boden für seine Kunst und das rechte Gebiet, im großen religiösen Stil der Franzosen. Das Aneignungsvermögen, welches den Magyaren in so hohem Grade gegeben ist, übertrug sich mit dem neuen Namen auf ihn. Er erschien tief und bedeutend, wie auch die Dichter Ungarns erschienen waren. Aber so wenig man Jókai heute noch als großes Licht anerkennt, so sehr man in ihm jetzt schon deutlich die secundäre Kraft, den Nachahmer spürt, so hält auch Munkácsy bei freierem Ueberblick über das Gebiet, in dem er sich bewegt, nicht Stich. Ich selbst habe ihm einst Palmzweige zu Füßen gelegt, freue mich aber dieser That nicht. Was er jetzt uns vorführte, zeigt ihn so recht in seiner inneren Dürftigkeit, als sujet mixte, um mit Bismarck zu reden. Ein Genrebild, welches eine verrohte Copie seiner selbst ist, ein Deckengemälde für die Wiener Museen, von denen das Gute nicht neu ist, das Neue eine traurige Leere zeigt und ein Portrait von ebenso geschickter, ja raffinirter wie im letzten Effekt abstoßender Mache — das ist Alles, was der Pariser Magyar zu senden hatte. Möge es nicht Alles sein, was er noch in sich besitzt.

Als das Bedeutendste in der ungarischen Ausstellung erscheinen mir Leopold Horowitz' Portraits, in welchen sich Vornehmheit der Auffassung mit ungewöhnlicher malerischer Kraft vereint. Aber Horowitz lebt, so viel ich weiß, seit vierzig Jahren in Deutschland, hat hier und in Paris studirt und ist dem Namen nach ein Slawe, kein Magyar! Die in München lebenden Maler Pállik und Spányi, ersterer mit einem vortrefflichen Schafbild, letzterer mit einer stimmungsvollen Abendlandschaft, ferner Eisenhut, der Maler orientalischer Scenen und die in Pest wohnenden Baditz und Feszty zeigen, daß nun die jüngere Münchener Schule auch in Transleithanien aufzublühen beginnt.

Das Bild der Oesterreichisch-ungarischen Ausstellung wird dadurch überhaupt unklar, weil die Trennung in Ungarn und Oesterreich zu streng gezogen ist. Die politischen Grenzen entsprechen keineswegs den geistigen. Andererseits haben die Polen sich von den Oesterreichern abgesondert, zu welchen sie politisch gehören. Ich würde es gern gesehen haben, wenn man auch den Czechen einen gesonderten Saal angewiesen, die Deutsch-österreicher aber unter sich hätte sein lassen. Denn jetzt ist gerade deren Stellung die ungünstigste. Sie kommen nicht zur nationalen Concentrirung, da fast die Hälfte aller Bilder im österreichischen Saale von Slaven gemalt ist. Ich verstehe z. B. nicht, warum Ajdukiewicz und Pochwalski nicht mit ihren polnischen Landsleuten sich vereinten. Und Vaclav Brocik, der in seiner Kunst französische Czeche, sieht sowohl mit seinen großen, schwarzen Historienbildern als mit seinem Versuch, die vornehme Einfachheit Millet's nachzuahmen, recht sonderbar inmitten der Wiener Maler aus. Aber Brocik ist ja auch in der Berliner Nationalgallerie vertreten. Er scheint also auch die Prätention zu haben, Deutscher zu sein: Sonderbare Leute, diese Czechen!

Angeli steht an der Spitze der Deutsch-Oesterreicher. Er ist ein echter Wiener, das heißt ein Mann von Geschmack und gefälligen Lebensformen. Wenn man hier in Berlin von Wien spricht, so haben alle geistreichen Leute den Witz von der „Stadt der Phäaken" im Munde. Ich bin eigentlich neugierig, wie lange die Berliner noch diesen, nun schon ein halbes Jahrhundert alten Witz für neu und erfreulich halten werden. In Wien, so glaubt man, gehen auch die Maler den lieben langen Tag in's Café, dort fehlt ganz und gar die Gediegenheit und der Fleiß des Norddeutschen, im Besonderen des Berliners. Angeli als echter Wiener, erweckt diesen Eindruck in hervorragendem Grade, sowohl der Mann wie seine gefällige einschmeichelnde Kunst. Man liebt ihn, ja man verzieht ihn in Berlin, aber man glaubt um ein ganzes Stück über ihm zu stehen.

Die ganz „Gediegenen" schauen auf ihn fast wie man auf eine schöne malende Frau herabschaut, mit dem wohlwollenden Lächeln des Charaktervollen auf einen liebenswürdigen Sünder.

Wenn mir aber Eines an Angeli gefällt, so ist es die Emsigkeit seines Schaffens. Er ist viel weniger genial als er scheint, dafür ist er aber wahrhaft fleißig. Seine Bilder sind meisterhaft durchgeführt, darin liegt einer ihrer größten Reize. Sie sind vollendet im einfachen Sinn des Wortes, d. h. fertig gemacht. Man sieht sie gern von der Nähe, sie verlieren an Kraft in der Ferne, sie sind nicht auf Wirkung, sondern auf intimes Betrachten eingerichtet. Gerade nach dieser Richtung, als gewissenhafter Arbeiter, sollte Angeli auch bei unseren Tugendstolzen vorbildlich wirken, als einer der wenigen Deutschen, die gründlich und dabei elegant zu sein vermögen. Das ist nicht eine Mischung von Eigenschaften, durch die man ein Künstler ersten Ranges wird. Seine Ausstellung zeigt ihn auch nicht als solchen. Das große Repräsentationsbild des Kaisers verbirgt die Schwächen des Malers keineswegs. Aus dem der Kaiserin möchte man am liebsten ein Stück herausschneiden, um sich an der zarten Liebenswürdigkeit der Darstellung voll erfreuen zu können, die so rein und sinnig aus dem Bild der Prinzeß Adolf von Schauenburg und so warmherzig aus dem der Kaiserin Friedrich hervorleuchtet. Aber von dem, was man sonst als Wiener Eigenart bezeichnet, von der Flüchtigkeit, ist in ihnen keine Spur.

Das Gegentheil, eine fast allzu weit gehende Vorliebe für das Detail, zeigen auch die Wiener Landschafter. J. E. Schindler, Robert Ruß, Hugo Darnaut, Hugo Charlemont, Wilhelm Bernatzik offenbaren auf größeren oder kleineren Leinwandflächen das alleremsigste Studium, so daß manchmal sogar die Gesammtstimmung darunter leidet. Bei den höchst anmuthigen Blumenstücken der Frau Olga Wisinger-Florian häufen sich liebenswürdige Einzelheiten gelegentlich bis zur Unklarheit. Im Ganzen erhält man den Eindruck, als zwänge der Druck auf dem politischen Leben die Deutschösterreicher in eine sich verengende Sphäre hinein, als offenbare sich ein Zug nach dem Feinen, Beschränkten, nachdem man in Malerei und Baukunst bisher allzu sehr in's Große, Breite, Scheinmonumentale sich verloren hatte. Aber auch an männlichen Talenten fehlt es nicht. Frau Tina Blau ist vielleicht das stärkste unter ihnen. Sie ist mit einem älteren Bild, aber in bester Weise auf der Ausstellung vertreten. A. Goltz in seinem Volkslied, Eugen Jettel in seinen an Troyon mahnenden kleinen Landschaften offenbaren in Oesterreich sonst seltene französische Einflüsse. Rudolf Huber scheint mir nicht eben günstig vertreten.

In der Figurenmalerei herrscht wieder liebenswürdiges Kleinzeug vor: Marode Friedländer, Isidor Kaufmann, Simm und viele Andere bethätigen sich nach dieser Richtung. Ich habe aber nicht gefunden, daß einer — außer etwa Simm — in diesem Gebiet uns viel Neues zu er-

Digitized by Google

zählen gehabt habe. Das thut im größeren Figurenbild zweifellos Adolf Hirschl. Er hat eine Feinheit des farbigen Vortrages und eine Lust an der Behandlung des Figürlichen, die ihn den englischen Akademikern, z. B. Tadema, verwandt machen. Dabei scheint er um so viel tiefer zu sein, als jene feiner sind. C. G.

Notizen.

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. 2 Bde. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Am 26. hat Julius Rodenberg, der liebenswürdige Lyriker, vortreffliche Feuilletonist und musterhafte Herausgeber der Deutschen Rundschau, seinen 60. Geburtstag gefeiert, zu dem ihm die zahlreichen Verehrer seiner Muse und seine Collegen von der Presse von Herzen Glück wünschen durften. Gleichsam als Gegengeschenk veröffentlicht jetzt Rodenberg sein Buch über oder eigentlich von Dingelstedt, denn der „kosmopolitische Nachtwächter" führt in diesen Tagebuchblättern, Briefen und Gedichten fast immer selbst das Wort, während Rodenberg nur die Uebergänge und Fußnoten liefert. Er gibt viel schätzbares Material zur Zeit- und Theatergeschichte und zu einer Biographie dieses hochbegabten und interessanten Schriftstellers, der immer blendend und geistreich, mehr französisch als deutsch, mehr Feuilletonist als Poet, weniger Literat als Hofmann gewesen ist und dem alten Laube das harte Wort abgepreßt hat: „er ist ein Wicht". Fesselnd durch ihre Neuheit sind namentlich jene Blätter, die den jungen Dingelstedt als Schüler und Schulmeister behandeln und schon den Streber und stets ironischen Beobachter erkennen lassen, der nichts ernst nahm, am wenigsten sich selbst. Die Briefe und Prosastücke enthalten zum Theil ganz ausgezeichnete Schilderungen und Plaudereien, die den Einfluß Heine's deutlich wiederspiegeln. Für die spätere Zeit, wo Dingelstedt zumal in Wien schon ganz zur unheimlichen Höflingsmaske ohne Blut und Charakter erstarrt war, ist hier ebenfalls allerlei Material aufgehäuft, freilich mit Vorsicht zu gebrauchen, voller Posen und Phrasen, ein ziemlich unerfreuliches Bild, das auch die wenigen Abnehmer seiner Gesammelten Werke kaum erfreuen wird. Jedenfalls ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß der Nachlaß eines unserer charakterlosesten Dichter von einem der edelsten und besten Vertreter deutschen Schriftthums herausgegeben wird. Wir wünschen dem gefeierten Jubilar von gestern das nächste Mal einen dankbareren Stoff!

Meyer's Conversations-Lexikon. 4. Aufl. 18. Bd. Jahres-Supplement 1890—91. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Eine illustrirte Jahresschrift in Lexikonformat und alphabetischer Anordnung — eine Zeitung für den, der das Jahr über keine gelesen hätte — für den gewohnheitsmäßigen Zeitungsleser eine wohlthätige Ergänzung, eine gute Recapitulation. Es besitzt alle Vorzüge des Meyer'schen Werkes, ist jedoch kein 18. Band, sondern eine Revue, wie sie alle Jahre erscheinen und das Vorübergehende bringen könnte. Nachträge zu den alten Biographien gibt es dagegen ziemlich willkürlich, nicht einmal einen zu der des Kaisers. Rudolf Kleinpaul.

Gasgow's Nachfolger. Von V. André. (Stuttgart, Bonz & Co.) — Unter der vielen Fingerarbeit und Massenproduction der heutigen Zeit endlich einmal ein Buch, das mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit und tiefem sittlichen Ernst geschrieben ist. Es wird mit unerbittlicher Consequenz, aber ohne alles lüsterne Verweilen bei dem Widerlichen, das Unheil dargestellt, das ein herzloses Weib über zwei Männer bringt, von denen sie den ersten, viel älteren, wegen seines Reichthums geheirathet hat, den zweiten nach dem selbstmörderischen Ende des ersten, weil er während der ersten Ehe ihr vertrauter „Hausfreund" gewesen. Aber alle Schuld rächt sich auf Erden: auch der zweite Gatte tödtet sich, nachdem er in redlich gemeinsamer Bemühung mit der Heldin ein Vermögen von Millionen durchgebracht; öde, vereinsamt, bettelarm starrt sie in eine Zukunft der Schande. Der Charakter der Heldin ist meisterhaft gezeichnet und ebenso der ihres ersten, gutmüthig vertrauenden Mannes, die Scene, in welcher dieser den Entschluß faßt und ausführt, aus dem Leben zu scheiden, ist von packender Gewalt. Schade, daß der Dichter im Einzelnen manchmal mit der Ausführung hinter seinen guten Absichten zurückgeblieben ist; Alles in Allem aber können wir diese Erzählung als ein reifes Erzeugniß des echten und berechtigten Realismus empfehlen, der den Problemen des modernen Lebens ohne zimperliche Ziererei zu Leibe geht.

Aus klassischer Zeit. Wieland und Reinhold. Originalmittheilungen als Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens, herausgegeben von Robert Keil. (Leipzig, Wilh. Friedrich.) — Einer kurzen Biographie des Kantianers, Professors zu Jena und Kopenhagen und Schwiegersohnes Wieland's, fügt Keil aus dem Nachlaß Reinhold's über hundert Wielandbriefe und solche von Schiller, Fritz Jacobi, Voß, Lavater ꝛc. bei. Besonders Wieland's Briefe sind wichtige Beiträge zur Cultur- und Literaturgeschichte und zur Charakteristik des edlen Oberon-Dichters. Ergötzlich lesen sich seine Klagen über den zerfahrenen Jens Baggesen und seine stolze Frau, eine Enkelin Haller's. Die Briefe des oft geschwätzigen, aber immer liebenswürdig-bedeutenden Alten sind eine Fundgrube für die Kenntniß der klassischen Zeit Weimars.

Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. (Berlin, Grote.) — Von dieser überaus schön ausgestatteten und literarisch verdienstvollen Veröffentlichung wird der zweite Band im nächsten Sommer erscheinen, so daß wir vorläufig nur den ersten hier kurz anzeigen wollen. Das Buch ist ungewöhnlich interessant und wird im Besonderen den Verehrern von Hebbel's Dichtergenius willkommen sein. Man kann übrigens nicht sagen, daß der große Dichter als Mensch durch das publicirte Tagebuch und den vorliegenden Briefwechsel irgend gewonnen hätte. Namentlich in seinen Briefen an seine treue, hingebende Hamburger Geliebte Elise Lensing, die, selbst arm, ihm Alles opferte, Ehre, Gesundheit und ihre Ersparnisse und obendrein Jahre lang ihn und seine Mutter erhielt, steht der Holsteiner Bauerssohn als bodenlos brutaler Egoist da. Man schaudert vor der Gemüthsroheit, womit er die Mutter seiner drei Kinder bald abschüttelt, bald wieder als Werkzeug benutzt, ausbeutet und endgültig laufen läßt, sobald er eine Braut und Gattin gefunden, die ihn besser erhalten kann. Groß steht Hebbel's Frau, die Burgschauspielerin Christine Enghaus da, denn ihr Mitleid, nicht aber Hebbel's Dankbarkeit oder Liebe bietet später der verarmten kranken Jugendgeliebten ein einjähriges Asyl in ihrem Hause. Als sie aber stirbt, weiß Hebbel das Geschehniß nur trocken in seinem Tagebuch zu vermerken, während er über das gleichzeitig verendete Eichhörnchen fünf Druckseiten voll klagt und Thränen dabei vergießt: „Ruhe sanft, mein Herzi, Lampi, Schatzi, dies wünscht Dir dein ewiger Schuldner Fr. H." Es ist ebenso verrückt als widerwärtig. Dabei hat der Herausgeber Felix Bamberg, der sein Bildniß so selbstgefällig neben dasjenige Hebbel's voranstellt, Sorge getragen, daß Manches in milderem, seinem Freunde günstigen Licht erscheine, wie die zahlreichen Auslassungen, Gedankenstriche, Beschönigungen beweisen. Hoffentlich ist er damit im zweiten Bande weniger freigebig. Wir haben ein Recht darauf, den ganzen Hebbel kennen zu lernen, wie ihn Emil Kuh in seiner meisterhaften Biographie auf Grund unvollständigen Materials zu zeichnen versuchte. Wenn Bamberg in seinem eigenmächtigen Vertuschungssystem beharrt, so werden seine Publikationen entwerthet und mit Mißtrauen zu betrachten sein.

Graf Schack hat wiederum zwei Bändchen veröffentlicht: „Iris Erzählungen und Dichtungen" und „Lustspiele" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) Der Inhalt beider Bändchen liegt auch in den „Gesammelten Werken" vor. „Iris" umfaßt vierzehn kleinere Gedichte; das vorzüglichste sind die „Mysterien der Seele", die sich auch durch größeren Umfang vor den übrigen hervorheben und in denen Graf Schack die ganze wunderbare Gewalt seiner Sprache und seine bekannte Meisterschaft in der Seelenzeichnung entfaltet hat. Hervorzuheben sind ferner: „Die Blume der Urwelt", ein Sang auf die „Königin der Nacht", „Im Campo Santo" und vor Allem das letzte Gedicht, „Die Morgen auf Pathmos." Johannes sendet in Zwischenräumen von Jahrhunderten seinen Adler aus, um Kunde von der Welt zu erhalten. Zuerst berichtet ihm dieser von der Völkerwanderung, dann von der frommen Begeisterung des Mittelalters, aber auch von den Greueln der Kreuzzüge, darauf von dem Reformationszeitalter und endlich von der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit. Das Gedicht schließt mit der Hoffnung, daß im 19. Jahrhundert für die Menschheit bessere Tage anbrechen werden. — Die „Lustspiele" sind weniger gelungen und beweisen auf's Neue, daß Schack kein Dramatiker ist.

Gesammelte Schriften von Adolf Glaser. (Leipzig, W. Friedrich.) — Von den Werken des bekannten Erzählers sind neuerdings der siebente und achte Band erschienen. Unter den drei Novellen des ersteren dürfte „Das steinerne Kreuz" den Preis verdienen: trotz des düsteren Hintergrundes eine Dorfgeschichte mit harmonischem Ausklang. Ein größer angelegtes Culturgemälde aus Anfang und Mitte dieses Jahrhunderts, auf französischem Boden spielend, bietet der Inhalt des achten Bandes: „Der Hausgeist der Frau von Estobal." Das Thema ist recht zeitgemäß: es handelt sich um die Entlarvung jener Art von Schwindel, dem wir heute zumeist im Spiritismus begegnen. So fesselnd und dramatisch fortschreitend die Handlung ist, ebenso gelungen sind die einzelnen Portraitschilderungen: das Bild des berühmten französischen Malers Ary Scheffer kann sogar vorzüglich genannt werden. O. L.

Bunte Blüthen. Gedichte von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, S. Schottländer.) — Dieses neueste Buch trägt noch nicht die Spuren des Alters: aus dem tief empfundenen Nachrufe: „am Grabe meines Alfred" wird Niemand schließen, daß Gottschall bald 68 Jahre alt wird. Voll von blendender Rhetorik und hochwogendem Pathos sind die farbenprächtigen Balladen: „Aspasia", „Christofer Marlow", „Gordon" und „Wera". In größeren Cyclen wie „Lucifera", „welken Blättern" sucht der Dichter einen modernen Charakter lyrisch zu schildern. Manche Klänge sind ein wenig düster gehalten; im Epilog „an die Dichtung" wird die ähnliche Klage laut, welche Schack in seinen „Plejaden" angestimmt hat — doch Beide scheinen im Unrecht zu sein. Wohl herrscht augenblicklich auf poetischem Gebiet ein anderer Geschmack, eine andere Technik, eine Vorliebe für andere Stoffe; allein wie heißt es bei Schiller von Jenen, die „den Besten ihrer Zeit genug gethan"? Das gilt auch für Gottschall. O. L.

Deutsche Vornamen mit den von ihnen abstammenden Geschlechtsnamen, sprachlich erläutert von Reinhold Kapff. (Nürtingen, Kapff.) — Das fleißige und interessante Schriftchen macht uns auf das vom Verfasser angekündigte „Deutsche Namenbuch" begierig, von dem es ein vorläufiger Auszug ist. Wenn auch manches Gewaltsame und Fragwürdige mit unterläuft, so sind doch Kenntnißreichthum, Besonnenheit und feines Sprachgefühl dem Autor zu eigen. Am Bedenklichsten ist seine Neigung, auch offenbare christliche, romanische ꝛc. Namen auf altgermanischen Ursprung zurückzuführen z. B. Ariowist, Kaspar (Gastbrecht!!), Maier (Magihar!!). Hier möchten wir zu größerer Vorsicht rathen.

Digitized by Google

Inserate.

Interessante belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.
Roman von
Emile Zola.
2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Honni soit qui mal y pense.
Roman von
Walter Morgan
(Gregor Samarow).
3 Bände. Preis geheft. M. 10.—; fein geb. M. 13.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen:

Die Schmugglerstochter von Norderney.
Historischer Roman von **Karl Adolf.**
2 Bände 8°. Preis 6 Mark.
Königsberg i. Pr., im Juni 1891.
Hartungsche Verlagsdruckerei.

Meyers Konversations-Lexikon.
3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „**Gegenwart**", Berlin W., Culmstraße 7.

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), Dessau.
Soeben erschien:

Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.
Ein Gedenkblatt zum 1. Juli 1891
dem zehnjährigen Todestage Lotzes.
Preis M. 3.—.

„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte, Studierende und die gebildete Welt werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können."

Hannov.-Altenb. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.
Bad Pyrmont.
Pferdebahn zum Soolbad und Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

● Soeben erschien: ●
Aerztlicher
Reisebegleiter
und
Hausfreund.

Nothverband zur Ruhigstellung des Armes beim Armbruch.

Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe.

Von
Dr. med. Falkenstein,
Oberstabsarzt a. D.
Preis in Kalikoband 6 M.,
„ „ Lederband 7 M.

Nicht nur auf Reisen, sondern auch zu Hause, besonders auf dem Lande, fehlt oft im Augenblick ärztlicher Rath und schädliches Abwarten sowie die Einmischung Unberufener tritt an seine Stelle. Solchen fühlbaren Mängeln will der Verfasser des Aerztlichen Reisebegleiters abhelfen.

Er bietet dem Laien in diesem Werkchen erprobten Rath zur Verhütung von Krankheiten und wirklich praktische Vorschriften zur Fürsorge für den einzelnen Krankheitsfall, natürlich mit der für den Nichtarzt nothwendigen Begrenzung.

So wird das Buch, weil es den Arzt nur unterstützen soll, auch seitens der Aerzte die wohlverdiente Empfehlung finden.

Zu beziehen durch alle Sortiments-Buchhandlungen sowie durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung des Betrages.

Berlin NW., Luisenstrasse Nr. 36.
Th. Chr. Fr. Enslin
(Richard Schoetz)
Verlagsbuchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von **Ludwig August Frankl.** Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8° 277 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8° 191 Seiten. Preis geheftet *M* 4.—. In geschmackvollem Einband *M* 5.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, Vermischte Schriften. 8° 373 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.
Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Vierte Auflage.
Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
Zweite Auflage.
Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Vierzigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1891.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Vierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die preußische Landtagstagung. Von Fritz Olzem	1
Der Bochumer Steuerprozeß. Von Judex curiae	3
Soziale Friedensboten. Von Alwin Löffler	17. 35
Rückblick auf die Reise des Kaisers nach Holland. Von Miles	33
Weltanschauung und Richteramt. Von Amtsrichter Eugen Schiffer	49
Ein Trunksuchtsgesetz. Von Adolf Fleischmann-München	65
Die Zunahme der Eidesdelicte. Von Dr. jur. G. Haberling	81
Unser Nachbar im Osten. Von Politicus	97
Ueber materielles und über geistiges Kapital. Von Landgerichtsrath Paul Bünger-Schneidemühl	99
Nationale Finanzpolitik. Von Paul Dehn	129
Erbrecht und Unterstützungspflicht. Von Rechtsanwalt Pallaske	134
Das Großfürstenthum Finland. Von Selmar Wallow	162
Wetterwolken. Von Friedrich Boettcher	177
Das Recht auf Arbeit und Versorgung. Zum Antrag der sozialistischen Abgeordneten Berlins. Von Karl Friedrich	178
Nachbarschaftsgilden als Werkzeug sozialer Reform. Von G. v. Gizycki	193
Das Reichstagswahlrecht der Vernunft und der Zukunft. Von Heinrich Schüler	209
Die englische Arbeiterbewegung. Von Karl Walcker	225
Die landwirthschaftlichen Zölle. Von Agricola	241
Die Vertheidigung im Strafverfahren. Glossen zum Prozeß Heinze	242
Die europäische Gefahr. Von Paul Dehn	257
Stimmungen. Von Verax	273
Importzölle und Exportprämien. Von Heinrich Schüler 290.	307
Rumäniens Lage zwischen Rußland und der Türkei. Von Miles	321
Börsenreform. Von Paul Dehn	337
Die Prinzipienfrage des Trunksuchtsgesetzes. Von Otto Gaupp	338
Der Achtstundentag. Von Kuno Frankenstein	353
Die Waarenabzahlungsgeschäfte und die Gesetzgebung. Von Ludwig Fuld-Mainz	356
Die „Kaiserlich-Sozialistische" Partei. Von Martin Wendt	369
Die neuen Handelsverträge. Von Paul Dehn	401

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

Aerztliche Experimente am Krankenbett. Von Dr. med. A. Albu	84
Hermann von Helmholtz. Zu seinem 70. Geburtstag. Von Dr. med. Julius Levin	135
Blitzgefahr und Blitzschutz. Von M. Schneidemühl	196
Rudolf Virchow. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Dr. med. Julius Levin	243

3. Vermischte Aufsätze.

Eine Jubelfeier der „Wir"-Gemeinde. Von Wilhelm Bolin	5
Reform der Geschichtforschung. Von H.	9
Der russische Dorfschullehrer. Ein Bild aus dem armen Rußland. Von Hermann Roskoschny	20
Das neunzehnte Jahrhundert. Von Bruno Gebhard	26
Die Ostafrikalotterie. Von Martin Hildebrandt	34
Carl du Prel's Erklärung des Gedankenlesens. Von M. Schneidewin	39
Das neueste vom Planeten Mars. Von Alexander von Einsiedel	51
Die geistige Signatur des 19. Jahrhunderts. Von A. Döring	67
Zum Vererbungsproblem. Von Otto Gaupp	87
Fortschritte und Aufklärungen in Sachen des Spiritismus. Von Dr. jur. von Bentivegni	101
Die Jungfernfrage. Von Eduard von Hartmann 113.	131
Befestigungspläne in der Schweiz. Von Miles	116
Zur Frage der Weltausstellung in Berlin. Von Georg Bobertag	145
Herbstübungen oder Armeemanöver? Von Miles	161
Die Sonntagsmarke. Von M. H.	164
Die individualisirte Menschheit. Von Julius Duboc	165
Emin Pascha und Stanley. Von Paul Victor Wichmann	181
Die Ergebnisse der deutschen und österreichischen Herbstmanöver. Von Miles	226
Die Reclame und ihre wirthschaftliche Bedeutung. Von Julius Böhm	212
Die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a/M. Von S. Spier 258.	274
Epilog zum Stenographentag	263
Der Buchdruckerstreik. Von Karl Friedrich	289
Die Besoldung der Volksschullehrer. Von Scholasticus	305
Zur Jungfern- und Frauenfrage. Von Eduard von Hartmann	371
Zu Weihnachten und Neujahr. Von K. Schirmer	385
Zeitungsdeutsch	389
Der deutsche Urheber des Zonentarifs. Von Fischer-Mainz	402

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Die alte Logenschließerin. Von François Coppée	12
Eine Reiseerinnerung. Von H. Leß	29
Ein Schleier gehoben. Von Nathaniel Hawthorne	44
Der Taufpathe. Von François Coppée	62
Erscheinung. Von Otto Ernst	68
Als Versicherungsagent. Von Sigurd-Jönköping	74
Eines Dichters Lohn. Von Lars Dilling	91
Das Programm. Von Lea Wettergrund-Stockholm	107
Fra Formica. Von Luigi Capuana	122
Auf der Insel der Gedankenleser. Von Edward Bellamy 141.	152
Jasmin. Von Heinrich Landsberger	169
Zu Gaste bei Carmen Sylva. Von Pierre Loti	186
Ein Stückchen Bindfaden. Von Guy de Maupassant	204
Eine Berliner Première. Von Theophil Zolling	220
Mit geschlossenen Augen. Von Edward Bellamy 234.	248
Ein Wiedersehen. Von Franziskus Hähnel	266
Bäuerliches Ritterthum. Von Giovanni Verga	232
Baccarat. Von Heinrich Landsberger	297
Der Gesang der Stummen. Von Alex. Swientochowski	313
Im vollen Licht. Von H. P.	327
Kleinmüthige Seelen. Von E. Perodi 345.	361
Spieler. Von E. von Dincklage	378
Wollen und Werden. Studie von Leo Hildeck 392.	408
Aus der Hauptstadt. Von Apostata: Franco-Russe 108. Der heilige Rock 124. Das System Joseph 142. Eine Denunciation 155. Das goldene Horn 170. Der Schriftstellertag 188. Der corsische Parvenu 205. Frau Boulanger 236. Der heilige O'Shea 251. Nicäa und Erfurt 268. Mahadöh 284. Verein Oelzweig 298. Trüffelpurée 315. Suprema lex 329. Sommerfeld's Rächer 346. Die ungehaltene Rede 362. Eine Mark fünfzig 394. Wie schätze ich mich ein? 411.	

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Dahn's Erinnerungen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst	6
Eine „Deutsche Gesellschaft der Kunstfreunde". Von Albert Dresdner	22
Ein italienischer Novellist. (F. de Roberto.) Von Franz Söhns	28
Albert Roderich. Von M. Spanier-Heidelberg	38
Die Vorgeschichte der Mythen. Von Wilh. Bolin	41
Die „neue Weltanschauung". Von Arthur Drews 54.	72
Poetische Novitäten. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst	57
Zur Geschichte der modernen Kritik. Von Paul Clemen	60
Der erste Baustein zu einer ethnologischen Aesthetik. Von Ernst Große	70
Zur modernen Literatur. Von E. Gnade 85.	104
Ein neues Buch über Disraeli. Von Ph. Aronstein	88
Aasmund und Olavson Vinje. Von Ernst Brausewetter	117

Digitized by Google

Seite

Ein Buch über Ludwig Feuerbach. Von B. Carneri 151
Theodor Körner. Von Adolf Wilhelm Ernst 180
Theodor Körner's Stammbuch. Mitgetheilt von Theophil Zolling 198
Aus meinen Erinnerungen. Von C. Schultes. 216. 232
Friedrich Albert Lange. Von F. J. Schmidt 246. 264
Ein Wiener Zola für Frauen. Von Manuel Schnitzer . . . 260
Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871. Besprochen von J. Rosenstein. 280
Neues über Nikolaus Lenau. Von Fritz Lemmermeyer. . . 294
Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Von Martin Greif 296
Rudyard Kipling. Von August Weiß 312
Zola als Politiker. Von Leo Berg 323
Anthropologische Geschichtsphilosophie. Von Guntram Schultheiß. 325
Zur Culturgeschichte. Von Georg Winter 342
Julius Fröbel als Philosoph. Von Carl du Prel 372
Die Gedichte des Großfürsten Constantin. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. 374
Paul de Lagarde's deutsche Schriften. Von Cornelius Gurlitt 386
Zum hundertsten Geburtstage von Eugène Scribe. Von Hieronymus Lorm 403
Humoristische Lyrik. Von Z. 405

b. Bühne und Bühnenkritik.

Tendenztheater. Von Alexander Lauenstein 76
Der Fall Klausner. Von M. H. 110
Das Städtische Spiel- und Festhaus in Worms. Von Hans R. Fischer 121
Zwei Festspiele des vergangenen Sommers. Von Hermann Lammers 278
Dramatische Aufführungen. Von Maximilian Harden: Am Tage des Gerichts (Rosegger) 93. Gleiches Recht (Ling) 125. Falsche Heilige (Pinero) 157. Der große Prophet (Treptow) 172. Der Mann mit hundert Köpfen (Rosenfeld) 189. Schwarze Brüder 190. Der Präsident (Franzos) 222. Besuch nach der Hochzeit (Dumas) 238. Die Sonne (Lindau) 239. Der Glücksstifter (Olden) 253. Eine Geldheirath (Schwarzkopf-Karlweis) 254. Telephon Amt VII (Mars) 254. Der Bund der Jugend (Ibsen) 254. 270. Das goldene Buch (Schönthan) 269. Die Großstadtluft (Blumenthal und Kadelburg) 285. Das Hinderniß (Daudet) 300. Die Sklavin (Fulda) 301. Goethe-Cyclus 331. Maria Magdalene (Hebbel) 332. Sprechstunde von 1 bis 3 Uhr Nachmittags (Dreyfus) 332. Der kommende Tag (Lubliner) 338. 348. Satisfaction (Roberts) 349. Der Revisor (Gogol) 364. Madame Mongodin (Blum-Toché) 396. Die kleine Frau (Philippi) 396. Cavalleria rusticana (Verga) 397. Der Väter Erbe (Voß) 413.

6. Bildende Künste.

Die internationale Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt. Die Slaven 14. Die Niederländer 31. Die Schweizer, Skandinavier, Amerikaner 46. Deutschland 77. Die Bildnerei 94.
Neue reproductive Kunstwerke. Von Oscar Döring 42
Zur Rembrandt-Frage. Von W. Koopmann 69
Ein römisches Siegesdenkmal in der Dobrudscha. Von Georg Gronau-Rom 120
Neue Kunst. Gedanken von der Münchener Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt 138
Der Wettbewerb für das Kaiserdenkmal. Von C. G. 173
Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin. Von G. Koopmann 217
Zur Würdigung des Realismus. Von Cornelius Gurlitt. . 228
Gontard und Schinkel. Von C. G. 252
Am Grabe des Idealismus. Von Cornelius Gurlitt . . . 293
Das italienische Ausfuhrverbot für Kunstwerke. (Zum Fall Borghese.) Von L. Bloch-Rom 309
Aus den Kunstsalons. Von C. G. 316
Der Schloßbrunnen von Begas. Von C. G.. 333
Die Kunst in der Industrie. Von Ludw. Heimann . . . . .
Ausstellung von Werken berühmter Malerinnen. Von C. G. . .
Die Kunstgeschichte an unserer Hochschule. Von Cornelius Gurlitt

7. Musik.

Die drei Pintos. Oper von Weber. Besprochen von Heinr. Ehrlich 30
Zur Erinnerung an Meyerbeer. Von Heinrich Röckner . . . 147
Erinnerungen an Giacomo Meyerbeer. Mit ungedruckten Briefen des Componisten. Von Adolf Kohut 166
Esmeralda. Oper von Goring Thomas. Besprochen von A. Moszkowski. 174
Wien als Musikstadt. Von H. de Volterra 184
Das Klavier als Culturhebel. Von Heinrich Ehrlich 231
Wagner und Schopenhauer. Von Adolf Stamm. 340
Zu Mozart's Gedächtniß. Von Paul Marsop 357. 375
Opern und Concerte. Von M. Prometheus (Beethoven) 313. Cavalleria rusticana (Mascagni) 313. Die Basoche (Messager) 313. Concerte 313.

8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten: Adolf 365. Asser 350. Bahr 207. Baierlein 382. Barclay 399. Baumbach 287. Bechold 367. Becker 302. 303. Benzenhofen 351. Berger 351. Berner 397. Bier 302. Bliß 159. Blum 255. 302. Blümener 334. Bode 365. Bölsche 366. Brachvogel 159. Brahm 415. Braun 350. Brendel 399. Brieger 175. Brociner 191. Brockhaus 175. 366. Budde 319. Busch 111. 397. Büchmann 383. Büttner 382. Brunhofer 303. Byr 351. Christiansen 271. Comte 350. Dahms 190. Devrient 191. Dittmar 191. Doczy 303. Dohmke 366. Döllinger 334. Düntzer 383. Du Prel 301. Egestorff 191. Ehrlich 255. Engelmann 334. Ernst 319. 351. Falkenhorst 191. Fenner 175. Fischer 191. Frapan 334. Freese 382. Frenzel 127. 190. Fried 365. Fröschl 398. Gaedke 398. Ganghofer 415. Goldschmidt 399. Goethe 397. Greg 191. Grimm 351. Grothe 382. Guttzeit 303. Gutzkow 351. Hann 158. v. Hase 398. Hauff 414. Häckel 350. Hänzel 175. Hehn 255. Heiberg 287. Heinemann 366. Henke 350. Herrmann 287. Hermstein 302. Heveši 271. Heyne 255. Hoffmann 79. 382. Holland 191. Höpfner 415. Hörmann 366. Hottenroth 398. Jahn 397. Janitzsch 158. Karpeles 397. Kohut 95. 127. 415. Köhler 398. Körner 190. 286. Knötel 383. Knortz 127. Kramann 159. Krafft-Ebing 95. Kruse 367. Kuntzmüller 415. Latendorf 175. Larckoronski 303. Lechleitner 398. Lesimple 191. Liliencron 191. Löher 334. Lorm 127. Ludwig 255. Mantegazza 271. Mendheim 351. Meyer 15. 254. Millár-Gersdorf 365. Möllhausen 191. Mohr 319. Moran 366. Morgen 191. Mosen 319. Müller-Frauenstein 365. Münz 127. Muschi 383. Nies 175. Oechelhäuser 175. Ortmann 303. Peetz 398. Persall 366. Poetzl 351. Prielmeyer 287. Rau 398. Reber-Bayersdorffer 47. Reclus 255. Reichenau 383. Reimer 319. Richter 191. Rieger 367. Riehl 350. Roeber 314. Ruseler 175. Seidel 351. Seydlitz 159. Sievers 319. Schack 334. Schiller 397. Schilling von Canstatt 415. Schmidkunz 319. Schmidt 223. Schneideck 398. Schneider 398. Schober 191. Schrattenholz 255. Schubin 398. Schütz 175. Spamer 415. Sperling 79. Springer 398. Stewens 79. Strehlke 158. Suttner 287. Schwering 350. Teniers 207. Theden 397. Treller 398. Ule 415. Vintler 367. Voegtlin 334. Vogel 287. Volkelt 415. Vorbordt 159. 351. Wallace 397. Wallis 159. Weber 366. Wehl 383. Wilbrandt 286. Wildenradt 287. Wilhelm 275. Winter 319. Wyl 159. Zangenberg 383. Zöller 158.

9. Offene Briefe und Antworten.

Buddhismus und Christenthum. Von Dr. Arthur Pfungst 15. Soll die Geschichtschreibung verstaatlicht werden? Von G. Sss. 126. Berichtigung. Von Major Berghaus 143. Nochmals Finland 171. Gegen Eduard von Hartmann und die Jungfernfrage 349.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die preußische Landtagstagung. Von Fritz Olzem, M. d. Abgeordnetenhauses. — Der Bochumer Steuerprozeß. Von Judex curiae. — **Literatur und Kunst**: Eine Jubelfeier der „Wir"-Gemeinde. Von Wilhelm Bolin. — Dahn's Erinnerungen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. — Reform der Geschichtforschung. Von H. — **Feuilleton**: Die alte Logenschließerin. Autorisirte Uebersetzung von Schadewell-Seifert. — **Aus der Hauptstadt**: Die internationale Kunstausstellung. V. Die Slawen. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: Buddhismus und Christenthum. Von Dr. Arthur Pfungst. — Notizen. — Inserate.

Die preußische Landtagstagung.

Von Fritz Olzem, M. d. Abgeordnetenhauses.

Die verflossene Tagung des preußischen Landtages ist nicht nur durch ihre lange Dauer (12. Nov. 1890 bis 20. Juni 1891), sondern vor Allem durch ihre Ergebnisse hervorragender Art. Es traten Fragen von allerhöchstem Interesse für das ganze Volk, Staat, Gemeinde und jeden Einzelnen an den Landtag heran. Die Volksvertretung Preußens hatte sich zum ersten Male wieder seit einem Jahrzehnt mit Vorlagen zu einer großen organischen Gesetzgebung zu beschäftigen. Man darf wohl sagen, daß kaum ein anderes Parlament in der Lage wäre, einen solchen Arbeitsstoff, wie er dem preußischen Landtag in dieser Tagung geboten wurde, in der Zeit von sieben Monaten zu erledigen. Es wurden aber auch an die Arbeitskraft und Opferwilligkeit einzelner Mitglieder große Anforderungen gestellt und trotz des Fleißes und der angestrengtesten Thätigkeit einzelner Mitglieder wären die großen Erfolge nicht erreicht worden, wenn nicht einerseits die Parteien als solche und andererseits die Staatsregierung die Geschäfte in jeder Weise gefördert hätten. Die Parteien haben theilweise freiwillig in friedlicher, schaffensfreudiger Stimmung, theilweise unfreiwillig, um nicht in einen bedenklichen Gegensatz zu der öffentlichen Meinung des Landes zu gerathen, an der Lösung der gestellten Aufgaben mitgearbeitet. Durch rein sachliche Behandlung der politischen Fragen und durch Vermeidung der parlamentarischen Macht- und Doctorfragen, die sonst im Parlament allzu häufig zur Geschäftsverschleppung und Zeitvergeudung führen, wurde es möglich, mit ungewöhnlichen Anstrengungen die Tagung zu einer ersprießlichen zu machen und Erfolge ganz ungewöhnlicher Art zu erzielen. Dabei stand der Volksvertretung eine Staatsregierung gegenüber, die sich vom Anfang bis zum Schluß der Tagung fest, zielbewußt und sachkundig erwies.

Gleich bei Beginn der Tagung wurden die Schleusen einer großen Reformthätigkeit geöffnet und ergossen sich die Fluthen in vollem Schwalle in den parlamentarischen Kanal. Steuerreform, Landgemeindeordnung und Volksschulgesetz hieß die Losung. Die wichtigste Vorlage der Tagung war zweifellos die Steuerreform. Bei derselben sind drei Gesetze auseinanderzuhalten, das Einkommen-, Gewerbe- und Erbschaftssteuergesetz. Was das Einkommensteuergesetz betrifft, so war die preußische Klassen- und Einkommensteuer seit langer Zeit einer Um- und Neugestaltung bedürftig. Namentlich das gegenwärtige Einkommensteuergesetz war mehr ein Zerrbild eines Gesetzes, als ein Gesetz, in die Einschätzung des Einkommens, besonders des hohen Einkommens war die schlimmste Verderbtheit eingerissen und das hierbei herrschende Verfahren gefährdete das Rechtsbewußtsein des Volkes. Nach der Anschauung der großen Mehrheit des preußischen Volkes enthielt die gegenwärtige Handhabung der Einkommensteuer thatsächlich eine große Ungerechtigkeit, die allzu sehr geeignet war, Mißstimmung zu erzeugen. Bisher waren aber alle Versuche, über eine Umgestaltung der Einkommensteuer eine Verständigung zu erzielen, erfolglos gewesen. Was dem Bureaukraten v. Scholz nicht gelungen war, das sollte dem Parlamentarier Miquel gelingen. Miquel setzte kräftig ein, trat mit Entschiedenheit und Beharrlichkeit und vor Allem mit parlamentarischer Gewandtheit auf und zog die Parteien mit sich fort.

Der Plan des neuen Einkommensteuergesetzes war in der That auch ein großartiger und fand in den wesentlichsten Punkten in der ministeriellen Fassung auch allgemeine Zustimmung. Der Kernpunkt der Vorlage ist die Selbsteinschätzung, die Verpflichtung zur Selbstangabe des steuerpflichtigen Einkommens für Einkommen von mehr als 3000 Mark. Wo dieselbe bisher eingeführt worden, in Sachsen, Baden, Sachsen-Weimar, Anhalt, Hamburg, Bremen und Lübeck, hat sie sich vollständig bewährt und eine gerechtere Vertheilung der Steuerlasten bewirkt. Sie bedeutet den Bruch mit dem bisher herrschenden Verfahren und ist von großer sittlicher Bedeutung. An Stelle der bisherigen Klassen- und Einkommensteuer wird eine einheitliche Einkommensteuer eingeführt, die Klassensteuer hört auch dem Namen nach auf, der Steuersatz für die kleineren und mittleren Einkommen wird herabgesetzt, Steuerermäßigung für besondere Verhältnisse (Familienvater) vorgesehen, bei Steuerveranlagung der Staatsregierung ein größerer Einfluß, als sie bisher hatte, eingeräumt und auf Steuerhinterziehung und falsche Steuererklärung Strafe angedroht. Was die Besteuerung der Reichsunmittelbaren betrifft, so war die Mehrheit der Ansicht, daß dieselben, wenn auch deren bisherige Steuerfreiheit in breiten Schichten der Bevölkerung als ungerechte Bevorzugung betrachtet werde, doch nun einmal das Recht, welches auf staatlichen Verträgen beruhe, auf ihrer Seite hätten und daß deren Steuerfreiheit nur gegen Entschädigung aufgehoben werden könne. Die Befreiung soll deshalb erst nach gesetzlicher Festsetzung der Entschädigung ihr Ende finden. Bedenklich erscheinen die in das Gesetz aufgenommene Besteuerung der Actiengesellschaften und der Beschluß, die Einkommen von mehr als 100 000 Mark mit 4 vom Hundert zu besteuern. Davon abgesehen erscheint das Gesetz als eine wesentliche Besserung gegenüber dem jetzigen Zustande und wurde auch mit großer Mehrheit angenommen. Da durch die Einführung des neuen Einkommensteuergesetzes nothwendig eine wesentliche Ver-

Digitized by Google

schiebung des Wahlrechts eintreten muß, nahm man die vom Centrum beantragten nöthigen Aenderungen des Wahlrechts im wesentlichen an.

Denselben Erfolg wie mit der Einkommensteuervorlage hatte der Finanzminister mit der Gewerbesteuervorlage. Das Bedürfniß nach einer Neugestaltung des Gewerbesteuergesetzes war zweifellos vorhanden und hatte seit langer Zeit in vielen Kreisen lauten Ausdruck gefunden. Dasselbe stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und hatte im Laufe der Jahre durch die veränderten Verhältnisse eine Wirkung hervorgebracht, wie sie sich der Gesetzgeber wahrlich nicht hatte träumen lassen. Während der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende mit zwei Procent seines Gewerbeeinkommens zahlte, traf den großen Industriellen eine Last von nicht mehr als $^1/_{10}$ Procent. Das Gesetz beseitigte diese Ungerechtigkeit und stellte sich, indem es die schwachen Schultern entlastete, als ein gutes Stück Sozialreform dar. Keinen Anklang fand die vorgelegte Erbschaftssteuer. Die hauptsächlichsten Veränderungen gegen den bisherigen Zustand, die Ausdehnung der Steuer auf Ehegatten und Verwandte auf- und absteigender Linie wurden abgelehnt. Dagegen wurden einige technische Verbesserungen der bisherigen Erbschaftssteuer, welche nach den bisher gemachten Erfahrungen sich als wünschenswerth erwiesen hatten, angenommen. Die Verhandlungen über die Erbschaftssteuer machten aber den Eindruck, daß, wenn der Steuerreformplan der Regierung weiter erfüllt sei, die Umgestaltung der Erbschaftssteuer als Grundlage für die stärkere Heranziehung des fundirten Kapitals und als eine leicht zu tragende, wie sie die politisch klugen und erfahrenen Römer schon ausdrücklich bezeichnet hatten, dennoch vorzunehmen sei. Mit der Einkommen- und Gewerbesteuerreform ist die große Steuerreform glücklich eröffnet, die persönliche Besteuerung bildet das Rückgrat des gesammten Steuersystems, der nächste Schritt wird sein, die Grund- und Gebäudesteuer, welche hervorragend als Gemeindesteuer geeignet ist, den Gemeinden zu überweisen und eine verschiedenartige Besteuerung des fundirten und unfundirten Eigenthums vorzunehmen. Dem Landtage stehen also auf dem Gebiete der Steuerreform noch große Aufgaben bevor.

Die zweite große Vorlage, welche den Landtag beschäftigte, die Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen, war ebenfalls von großer politischer Bedeutung. Die Landgemeindeordnung ist das wichtigste Reformgesetz seit der Kreisordnung von 1872. Die Grundidee des Gesetzes geht dahin, leistungsfähige Gebilde auf dem Lande zu schaffen, die eigenartigen Zustände, welche sich hauptsächlich durch Theilung der Gutsbezirke herausgebildet haben, durch die Zusammenlegung von Gutsbezirken zu größeren und kräftigeren Gemeindegebilden zu verbessern. Der Gesetzentwurf, welcher in jeder Beziehung mäßig gehalten war und die bestehenden Verhältnisse möglichst schonte, fand von Seiten der deutsch-conservativen Partei im Abgeordnetenhause lebhaften Widerspruch, durch alle Mittel suchte dieselbe den Entwurf zu Falle zu bringen, directe Bekämpfung, Verschleppung, Verballhornung wichtiger Bestimmungen wechselte ab, aber Alles half nichts, auch das Herrenhaus hinderte das Zustandekommen des Gesetzes nicht, da die Staatsregierung fest blieb. Die Hauptangriffe richteten sich gegen den „bureaukratisch-statistischen" Minister des Innern, Herrfurth, der als bürgerlicher und gemäßigt gesinnter Mann den Deutsch-Conservativen verhaßt ist. Herausfordernde Zwischenrufe von deutsch-conservativer Seite unterbrachen den Minister nur allzu häufig und ließ man seiner Gehässigkeit gegen den Minister frei die Zügel schießen. Durch das Zustandekommen des Gesetzes wird zweifellos auf dem Gebiete der ländlichen Gemeindeverhältnisse Vieles geändert und gebessert werden. Das beste und reifste der neuen Reformgesetze, das Volksschulgesetz, kam leider nicht zu Stande. Obgleich die Vorlage von der Commission des Abgeordnetenhauses mit großer Aufopferung durchgearbeitet und wesentlich verbessert, namentlich das Verhältniß von Staatsregierung und Gemeindeverwaltung von der Commission unter Mitwirkung des Ministerial-Directors Dr. Kügler in liberaler Weise geordnet wurde, obgleich auf Grundlage der Commissionsbeschlüsse eine Mehrheit von Nationalliberalen, Freiconservativen, Deutschconservativen und einem Theile der Deutschfreisinnigen zu erzielen war, gab die Staatsregierung unter dem Vorwand, daß der im Laufe der Tagung an Stelle von Goßler's ernannte neue Cultusminister Graf Zedtlitz-Trützschler sich erst in das Gesetz hineinarbeiten müsse, dem Andrängen des Centrums in schwächlicher Weise nach und opferte das politisch hocherstrebenswerthe Gesetz. Das Centrum wird getreu seiner Vergangenheit und seinen Grundsätzen die gesetzliche Festsetzung des Staatsschulmonopols auch in Zukunft bekämpfen und läßt sich deshalb bei dem Einfluß des Centrums im Reichstage und der daraus erfolgenden Rücksichtnahme auf dasselbe in Preußen nicht übersehen, wann das Volksschulgesetz im Sinne des Commissionsentwurfes dem Landtage wieder vorgelegt werden kann.

Einen weiteren Triumph feierte das Centrum durch das Zustandekommen des Sperrgelderverwendungsgesetzes, wodurch der katholischen Kirche über 16 Millionen Mark ausgeantwortet werden. Das Sperrgelderverwendungsgesetz ist in der That recht beschämend und wird in der Geschichte preußischer Staatskunst für alle Zeiten eines der schwärzesten Blätter bilden. Minister v. Goßler stellte als weiß hin, was er im vorigen Jahre als schwarz bezeichnet hatte und wurde dafür, was im Abgeordnetenhause einem Minister noch nicht begegnet war, von einem großem Theile des Hauses förmlich ausgelacht. Zwar gewann die Vorlage in der Commission ein anderes Ansehen und wurde gegen den Willen des Centrums entschieden verbessert, sie war und blieb aber eine Unterwerfung unter den Willen des Centrums. Konnte man einen Rechtsanspruch der katholischen Kirche auf Rückgabe der Sperrgelder nicht ausdrücklich anerkennen, so durfte man dies auch nicht thatsächlich durch Rückgabe thun. Die Rückgabe bedeutet die Erteilung einer Prämie für den Aufruhr, dem protestantischen Bewußtsein wird in's Gesicht geschlagen und werden auch katholische Kreise auf's tiefste gekränkt. Die sog. Staatskatholiken und Altkatholiken, welche treu zum Staate gehalten haben, sind für ihr Vertrauen zum preußischen Staat schlecht behandelt und in jeder Weise zurückgesetzt worden, die katholischen Geistlichen, welche den Staat in der denkbar schroffsten Weise bekämpft haben, werden dafür belohnt. Das kirchenpolitische Olmütz wurde nur von den Nationalliberalen und einem Theil der Freiconservativen nicht mitgemacht.

Außer diesen Gesetzen förderte die arbeitsreiche Tagung eine ganze Reihe wichtiger Gesetze zu Tage, an erster Stelle das Gesetz über die Rentengüter, dann über die außerordentliche Armenlast, Heranziehung der Fabriken mit Vorausleistung für den Wegebau, Wegeordnung für die Provinz Sachsen, Eintragung in die Höferolle und Landgüterrolle, Abänderung der Wassergenossenschaften, Erweiterung des Staatsschuldbuches, Vereinigung von Helgoland, Städteordnung im Regierungs-Bezirk Wiesbaden, Aenderung der Rheinischen Gewerbegerichte, Wildschaden, Secundärbahnen, Abänderungen der Hundesteuer, Verbot des Privathandels mit Lotterieloosen, fürwahr eine reiche Ernte! Von großer wirthschaftlicher und sozialer Bedeutung ist besonders das Gesetz zur Beförderung der Errichtung von Rentengütern, ein Werk des Finanzministers Miquel. Die agrarpolitische Gesetzgebung der Vergangenheit hat den vorhandenen kleinen Grundbesitz durch Ablösung der bäuerlichen Lasten befreit, die agrarpolitische Gesetzgebung der Gegenwart hat sich die Aufgabe gestellt, den kleinen Grundbesitz neu zu schaffen und dazu wird wesentlich das Rentengutgesetz dienen. Die Regelung der Wildschadenfrage, die den Landtag lange Jahre hindurch beschäftigt hatte, gelang noch im letzten Augenblick der Tagung durch eine Verständigung zwischen Abgeordnetenhaus und Herrenhaus, die dem Landwirth gerecht wird und die Erhaltung des Wildstandes doch noch ermöglicht.

Das Etatsgesetz, die Grundlage und der Rahmen der gesammten staatlichen Finanzgebahrung, welches gewöhnlich der Hauptgegenstand der Tagung ist, fand bei der Fülle von

Digitized by Google

wichtigen Aufgaben, welche den Landtag beschäftigten, bei weitem nicht die Beachtung und nahm auch nicht so viel Zeit in Anspruch wie in gewöhnlichen Tagungen. Bei den Etatsberathungen wurden unter anderen Gegenständen auch die Reform des Unterrichtswesens, der Welfenfonds, die Semitenfrage und die Frage des Koch'schen Heilmittels, außerhalb derselben die Getreidezollfrage, ausführlich und lebhaft erörtert. Leider gelang es auch in dieser Tagung nicht, das Etatsgesetz zur rechten Zeit fertig zu stellen und wird es das ernsthafte Bestreben der Staatsregierung und des Landtages sein müssen, in Zukunft Mittel und Wege zu finden, diese allgemach zur Regel gewordene, verfassungswidrige Verspätung zu beseitigen. Ueber verschiedene kleinere Gesetze, Einführung eines Aufsichtsrichters über die Amtsrichter und Verlegung des allgemeinen Buß- und Bettages konnte eine Einigung im Landtage nicht zu Stande kommen. Drei Minister sah der Landtag während der Tagung scheiden, den Landwirthschaftsminister v. Lucius, dem zu seiner Verabschiedung die peinliche Erörterung über den Erlaß des Fideikommißstempels bei der Bildung eines Fideikommisses mit auf den Weg gegeben wurde, den Cultusminister v. Goßler, der für seine großen Verdienste um Kunst und Wissenschaft zu spät abging und schließlich als Opfer seiner schwächlichen Politik fiel, und den Minister der öffentlichen Arbeiten v. Maybach, der zwar seinen formellen Abschied noch nicht erhalten hat, aber in kurzer Zeit zweifellos erhält und den das Haus in allen seinen Parteien mit Recht wegen seiner großen Verdienste um die Verstaatlichung der Eisenbahnen und wegen seiner Integrität zum Abschied feierte und ehrte. Eine große Lücke hat im Abgeordnetenhause der Tod von Dr. Windthorst hervorgerufen, die nur schwer wieder auszufüllen sein wird. Das Centrum ohne Windthorst ist eine durchaus unberechenbare Größe und ob dasselbe, bisher hauptsächlich durch die Persönlichkeit von Windthorst zusammengehalten, zum Segen des politischen Lebens auseinanderfallen oder ob neue Kampfgegenstände oder das Gesetz der Trägheit dasselbe noch lange zusammenhalten werden, muß die Zeit lehren. Unangenehm wurde in vielen Landtags-Kreisen vermerkt, daß Windthorst, der Gegner Preußens in nicht gerade taktvoller Art und ohne Rücksicht auf das preußische Staatsgefühl in Gedächtnißreden wie ein um Preußen verdienter Held gefeiert wurde. Das Urtheil über die verflossene Tagung wird einstimmig dahin lauten, daß dieselbe nicht nur eine äußerst arbeitsreiche, sondern auch eine ersprießliche gewesen. Mit Genugthuung werden Landtag und Volk auf dieselbe zurückblicken.

Der Bochumer Steuerprozeß.

Der Bochumer Steuerprozeß ist durch das am 19. Juni eröffnete, die angeklagten Redacteure verurtheilende Erkenntniß so zu Ende geführt worden, wie es vorauszusehen war. Die Zeitungen haben den Verlauf und das Erkenntniß, auch die Entscheidungsgründe, ausführlich mitgetheilt, so daß wir dies alles als bekannte Dinge voraussetzen dürfen. Wenn wir also jetzt einige Bemerkungen über den Prozeß veröffentlichen, so haben sie einen besonderen Zweck. Sie sollen nur das eingehaltene Beweisverfahren treffen, welches ein interessantes Licht auf unsere Strafprozeßordnung und deren Handhabung seitens der Rechtspflege werfen dürfte.

Das Beweisverfahren hatte, wie gewöhnlich, auch im Bochumer Steuerprozeß eine objective und eine subjective Richtung und schien vollständig mit den vorhandenen Beweismitteln bis in's Einzelne durchgeführt werden zu müssen, weil von Geständnissen nicht die Rede sein konnte. Die Angeklagten schützten die Einrede der Wahrheit der Pflichtwidrigkeit des Verfahrens der Einschätzungscommission vor (§ 186 St.G.B.'s), indem diese sich durch unlautere Motive habe bestimmen lassen, eine große Anzahl Bürger absichtlich zu gering mit Steuer zu veranlagen und so den Staat um eine ansehnliche Summe zu bringen.

Die Beweismittel hierfür zu beschaffen, war Sache der Angeklagten. Ferner mußte (§ 187 St.G.B.) bewiesen werden, daß die Angeklagten jene verdächtigende, eine schwere Beleidigung enthaltende Behauptung wider besseres Wissen aufgestellt und verbreitet hätten, d. h. daß sie von der Unschuld der Einschätzungscommission überzeugt, dennoch ihr jene Pflichtwidrigkeit nachgesagt hätten. Der objective Beweis hatte festzustellen, ob und wie weit wirklich die zu geringe Einschätzung stattgefunden habe und er konnte nur durch die Vernehmung der Censiten geführt werden.

Wenn man vor der Aufgabe dieser Vernehmung stand, sprang sofort in die Augen, daß man es hier mit einem Conflict zweier Prinzipien zu thun habe. Einerseits sind die steuerpflichtigen Bürger, bestehe nun das Einschätzungs- oder das Declarationssystem, nach der Organisation der betreffenden Staatsorgane, nach deren Dienstinstructionen, nach allgemeiner Rechtsanschauung und nach der Natur der Sache davor geschützt, ihre Vermögensangelegenheiten veröffentlicht zu sehen. Die oft delicaten Punkte derselben sollen nur diesen Organen bekannt, bezw. anvertraut, nicht aber zum Gegenstand der Unterhaltung in der Gesellschaft, etwa auf den Bierbänken, gemacht werden. Beim Declarationssystem wird von den Steuerpflichtigen die strengste Wahrheit und Gewissenhaftigkeit verlangt, wogegen sie aber auch des Amtsgeheimnisses versichert sind. Dasselbe ist beim Einschätzungssystem der Fall; jeder Steuerpflichtige muß sich darauf verlassen können, daß die von der Commission gepflogenen Erhebungen oder die ihr von ihm selbst gemachten Mittheilungen und Eröffnungen verschwiegen, im Schoße der Commission begraben bleiben. Hierauf hat er ein unbestreitbares Recht. Diesem Prinzip gegenüber steht andererseits dasjenige der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, welches nur ganz bestimmte, vom Gesetze mauerfest umgrenzte Ausnahmen zuläßt und auch das Recht der Zeugnißverweigerung an ganz bestimmte Voraussetzungen gebunden hat. Weder jene Ausnahmen, noch diese Voraussetzungen, die wir hier als bekannt voraussetzen dürfen (§§ 171—173 G.V.G., §§ 51. 52 St.P.O. und Stenglein's Commentar S. 74. 176), sind auf den Fall des Bochumer Steuerprozesses anwendbar. Der § 173 G.V.G. gestattet zwar den Ausschluß der Oeffentlichkeit, wenn eine „Gefährdung der öffentlichen Ordnung" zu besorgen ist; § 172 schreibt vor, daß in dem auf die Klage wegen Anfechtung oder Wiederaufhebung der Entmündigung einer Person wegen Geisteskrankheit eingeleiteten Verfahren die Oeffentlichkeit während der Vernehmung des Entmündigten auszuschließen, auch auf Antrag einer der Parteien die Oeffentlichkeit überhaupt ausgeschlossen, und daß das Verfahren wegen Entmündigung oder Wiederaufhebung derselben nicht öffentlich sei, Bestimmungen, die für das gerichtliche Verfahren überhaupt, also auch bezw. für den Strafprozeß gelten. Hieraus dürfte zu entnehmen sein, daß das Gesetz intime persönliche Verhältnisse, bei denen ja auch vermögensrechtliche Ermittelungen nicht ausgeschlossen sein können, der Oeffentlichkeit entzogen wissen will. Auch könnte man behaupten, die Geheimhaltung der Vermögensverhältnisse der Staatsbürger sei Sache der „öffentlichen Ordnung" und eine Heranziehung derselben an das Licht der Oeffentlichkeit lasse also „eine Gefährdung dieser öffentlichen Ordnung" besorgen. Indessen hat unsere Judicatur bis jetzt einer solchen Anschauung und analogen Gesetzesauslegung noch keinen Ausdruck gegeben. Daß aber der Gesetzgeber bei Erlaß des Gerichtsverfassungsgesetzes an Fälle, wie derjenige des Bochumer Einschätzungsverfahrens nicht gedacht haben kann, dürfte ebenfalls außer Zweifel stehen. Wir wollen auch hierauf kein Gewicht legen und annehmen, daß vom streng juristischen Standpunkte aus, weder die Oeffentlichkeit im Bochumer Steuerprozeß ausgeschlossen, noch den Zeugen, den Censiten, das Recht zugestanden werden konnte, ihr Zeugniß zu verweigern. Aber das steht fest, daß hierdurch die Censiten zu einer Declaration gezwungen worden sind, die im Rahmen des Steuergesetzes keine Stelle hat; daß ferner nur sie und nicht die anderen Bürger haben declariren müssen, also eine empfindliche Rechtsungleichheit herbeigeführt worden ist, denn nunmehr müssen voraussichtlich die als Zeugen vernommenen Censiten dasjenige

Digitized by Google

Vermögen versteuern, welches sie in öffentlicher Gerichtssitzung auf ihren Eid declarirt haben. Die Einschätzungscommission wird unvergessen sein, sie hiernach in eine andere und zwar in eine höhere Steuerklasse zu setzen. Die nicht als Zeugen vernommenen Censiten dagegen genießen fortdauernd des Schutzes des Geheimnisses und ob nicht auch unter ihnen sich viele befinden, die zu niedrig eingeschätzt worden sind, steht sehr dahin. Sie genießen also sogar, ihren als Zeugen vernommenen Mitbürgern gegenüber, den Vortheil geringerer Steuerzahlung, denn die Einschätzungscommission hat ja keine Anhaltspunkte, sie höher zu veranlagen, und daß sie selbst vor ihr erscheinen und eine höhere Veranlagung beantragen sollten, steht ebenfalls sehr dahin. Schon hieraus dürfte sich ergeben, daß eine Gefährdung der „öffentlichen Ordnung" aus der öffentlichen Verhandlung zu besorgen ist, denn verhältnißmäßig gleiche Steuerlast gehört doch wohl auch zur öffentlichen Ordnung. Immerhin ist durch den Prozeß von jenen beiden zu Recht bestehenden vorhin erwähnten Prinzipien das eine dem anderen geopfert worden, um einem oft vorbestraften frivolen Redacteur den objectiven Beweis seiner Einrede der Wahrheit führen zu helfen, ein Beweis, der allerdings glänzend gelungen ist.

Gab es denn nun bei dem Stand der Gesetzgebung kein Mittel, jene beiden Prinzipien zu wahren, statt das eine dem anderen aufzuopfern?

Unseres Erachtens bietet das Gesetz, die Strafprozeßordnung selbst, ein Mittel dazu dar, nämlich die gerichtliche Voruntersuchung. Ob und in wie weit eine solche oder nur ein Vorverfahren nach § 156 ff. St.P.O. stattgefunden hat, ist dem Verfasser dieser Zeilen nicht bekannt; jedenfalls ist sie aber, wenn sie geführt wurde, nicht dazu benutzt worden, den soeben erwähnten Prinzipienconflict zu beseitigen und auszugleichen. Ist keine Voruntersuchung geführt worden, so wäre es unseres Erachtens nöthig gewesen, daß die Staatsanwaltschaft im Hinblick auf § 168. 176 eine solche beantragt hätte. Nach § 188 ist es der Zweck der Voruntersuchung, zu ermitteln, ob so viel Beweismaterial vorliegt, daß das Hauptverfahren zu eröffnen, d. h. eine öffentliche Hauptverhandlung anzuberaumen ist. Die Voruntersuchung soll ergeben, ob der Angeschuldigte der strafbaren Handlung, deren er bezichtigt wird, hinreichend verdächtig erscheint (§ 201). Es kann sogar der Fall eintreten, daß sofort hierüber Klarheit besteht und daß dennoch eine gerichtliche Voruntersuchung geführt werden muß, denn die Strafprozeßordnung stellt an die Spitze des III. Abschnittes des II. Buches § 176 die kategorische Vorschrift, daß die gerichtliche Voruntersuchung stattfindet in denjenigen Strafsachen, welche zur Zuständigkeit des Reichsgerichts oder der Schwurgerichte gehören; daß sie ausgeschlossen ist in den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen und daß sie zulässig ist, wenn sie in Sachen, welche zur Zuständigkeit der Landgerichte gehören, wie im Bochumer Falle, der Staatsanwalt oder der Angeschuldigte zur Vorbereitung seiner Vertheidigung beantragt. Daß sie der Staatsanwalt überhaupt beantragen kann, ist vorhin bemerkt worden. Ob in unserem Fall die Angeschuldigten eine Voruntersuchung beantragt haben, können wir nicht wissen. Objectiv angesehen, scheint die Staatsanwaltschaft der Meinung gewesen zu sein, daß es zur Herstellung des Beweises, ob wirklich eine Unterschätzung vieler Censiten stattgefunden habe, keiner Voruntersuchung bedürfe und daß man es den Angeschuldigten zu überlassen habe, ob und wie sie die nach § 186. 187 nöthigen subjectiven Beweise zu erbringen gedächten. Das Gericht konnte nach dem Wortlaut der Strafprozeßordnung zwar keine Voruntersuchung anordnen, es konnte sich aber aus Zweckmäßigkeitsgründen mit der Staatsanwaltschaft in's Benehmen setzen, um eine Voruntersuchung zu veranlassen.

In dieser bekanntlich nicht öffentlichen Voruntersuchung konnten die Censiten zu Protokoll vernommen, ja auch beeidigt werden; es war dadurch zahlenmäßig festzustellen möglich, ein wie großer Betrag der Besteuerung thatsächlich entzogen und um welchen Betrag die Bochumer Gesammtsteuerquote gekürzt worden war. Auf die Personen der zu niedrig Eingeschätzten kam bei diesem rein objectiven Beweis gar nichts an. War dies festgestellt, so konnte der subjective Beweis füglich für die öffentliche Hauptverhandlung aufgespart bleiben. Hier mochten nun die Angeschuldigten ihren Einredebeweis dahin vervollständigen, einmal, daß die Einschätzungscommission nicht etwa aus Irrthum oder mangels der nöthigen Anhaltspunkte zur Schätzung des steuerpflichtigen Einkommens vieler Bürger, sondern daß sie aus persönlichen Rücksichten gegen Pflicht und Gewissen ihre Freunde, politische oder kirchliche Gesinnungsgenossen in zu tiefe Steuerklassen gesetzt habe. Gelang dieser Beweis nicht — und er ist ja nach dem Erkenntniß nicht gelungen —, so war jener objective Beweis vollends von geringerer Bedeutung und die öffentliche Vernehmung der Censiten über ihre Vermögensverhältnisse war nicht nöthig. Doch nehmen wir an, sie habe umständlich in einer gerichtlichen Voruntersuchung stattfinden können, so wäre hiergegen ein anderer Einwand denkbar, von welchem wir jetzt noch sprechen müssen.

Man könnte einwenden: Wenn die Zeugen auch in einer Voruntersuchung vernommen und vereidigt worden wären, so hätten doch die Vernehmungsprotokolle bei der Hauptverhandlung nach Vorschrift des § 248 St.P.O. verlesen werden müssen, es wäre also die Veröffentlichung der in ihnen enthaltenen Vermögensverhältnisse gar nicht zu vermeiden gewesen.

Wir müssen hier zuerst feststellen, daß die Vernehmung eines Zeugen nur dann nicht durch Verlesen des Vernehmungsprotokolles ersetzt werden darf, wenn der Beweis einer Thatsache auf der Wahrnehmung einer Person beruht (§ 249 St.P.O.). In allen anderen Fällen ist also die Verlesung zulässig. Um solch eine persönliche Wahrnehmung handelte es sich im Bochumer Prozeß offenbar nicht, also war die persönliche Vernehmung der Censiten dem Gesetz gegenüber recht wohl vermeidlich und die Verlesung zulässig. Aber auch dieser Verlesung der Protokolle sind Grenzen gezogen, wenn auch nicht durch das Gesetz, wohl aber durch die Praxis und den Gerichtsgebrauch. Streng verlesen werden die Protokolle über eine auf persönlicher Wahrnehmung des Zeugen beruhende Aussage. Abgesehen von solchen Fällen pflegt eine Abweichung überall nicht ausgeschlossen zu sein, wenn diese noch dem Zweck der Beweiserhebung entspricht. Sogar wenn es auf den Inhalt eines Schriftstückes in weitem Umfang ankommt — wie das bei dem Bochumer Zeugenverhör der Fall war — kann der Vorsitzende nach den Acten referiren; eine bloße Angabe des wesentlichen Inhalts seitens des Vorsitzenden darf an die Stelle der vollständigen Verlesung treten, wenn dies den Zwecken des Beweises genügt (vgl. Stenglein's Commentar S. 435 und die dort angeführten Gesetze und gerichtlichen Entscheidungen). Selbst wenn von Seiten eines Prozeßbetheiligten hiergegen Einspruch erhoben und Verlesung beantragt werden sollte, hat der Gerichtshof das Recht der Ablehnung mittels motivirten Beschlusses.

Nach all' diesen Erwägungen hätte unseres Erachtens das Zeugenbeweisverfahren in seiner objectiven Richtung etwa folgenden Gang nehmen müssen. Zunächst war eine gerichtliche Voruntersuchung zu veranlassen. In dieser waren die Censiten zu Protokoll zu vernehmen, event. auch schon zu vereidigen. Nach dieser objectiven Grundlage und da schon in der Voruntersuchung das Gelingen des subjectiven Wahrheitsbeweises aussichtslos gewesen sein dürfte, war die öffentliche Hauptverhandlung anzuberaumen, wozu nicht einmal die als Zeugen vernommenen Censiten vorgeladen zu werden brauchten. Beim Beginn des Beweisverfahrens hatte der Vorsitzende des Gerichts aus den Acten der Voruntersuchung zu constatiren, welche Summe steuerpflichtigen Vermögens unversteuert geblieben sei. Eine solche summarische Zusammenstellung war erst jüngst in einigen Tagesblättern zu lesen. Hiermit wäre die objective Beweiserhebung vollständig erschöpft gewesen, um so mehr, als die Angeschuldigten die Unterschätzung selbst behauptet hatten und hiergegen keine Widersprüche von irgend einer Seite erfolgt waren. Wollten wir annehmen, die Erhebungen über die Unterschätzungen hätten überhaupt nicht stattgefunden oder nicht stattfinden können, z. B. wenn sie nur einem einzigen Censiten gegenüber

Digitized by Google

geschehen und in den incriminirten Artikeln behauptet und auf angeblich unlautere Motive zurückgeführt worden, jener Einzige aber inzwischen verstorben wäre, so würde beim Mißlingen des subjectiven Einredebeweises die Verurtheilung doch wohl ohne Zweifel erfolgt sein. Nun ist es ja richtig, daß für einen solchen Todesfall schon das Gesetz die Verlesung des Protokolls über die Vernehmung des Zeugen in der Voruntersuchung und daß der Gerichtsgebrauch eventuell das Referat aus derselben gestattet. Wenn nun aber der Zeuge vor seiner Vernehmung in der Voruntersuchung verstorben oder verschollen und die Constatirung seines steuerpflichtigen Vermögens nicht thunlich gewesen wäre — würde das Gericht Anstand genommen haben, den Verleumder zu verurtheilen? Gewiß nicht.

Abgesehen vom juristischen Interesse, bietet der Bochumer Steuerprozeß uns ein psychologisches Problem. Es ist uns unverständlich, daß ein Vertreter der Presse, der schon mehr als zwanzig Mal die Folgen ihres Mißbrauches über sich hat ergehen lassen müssen, in einer Angelegenheit, welche ohne jeglichen Conflict mit dem Strafgesetzbuch hätte besprochen werden können, den Weg wählen konnte, der ihn abermals fünf Monate seiner Freiheit kostet. Die sachlichen Früchte seines Auftretens gegen die Einschätzungscommission und gegen einen leider sehr allgemeinen Schlendrian wären sicher ebenso wie jetzt vom Baum in den Erntekorb gefallen, wenn er ihn anständig geschüttelt hätte. Das mußte er sich selbst sagen. Ob nun das Erkenntniß bei seiner logischen Unanfechtbarkeit wirklich dem materiellen Recht Genüge geleistet hat und leisten konnte, ist nicht zu entscheiden. Das Strafgesetzbuch hat für solche Fälle der Presse und Jedem, der seine Gedanken überhaupt in Worte fassen will, einen genügenden Schutz im § 193 gegeben, der es Jedem gestattet, auch mit scharfen Worten berechtigte Interessen zu wahren, so lange er nicht bis zum strafbaren Excess sich fortreißen läßt. Judex curiae.

Literatur und Kunst.

Eine Jubelfeier der „Wir"-Gemeinde.

Von Wilhelm Bolin.

Wer zu dieser Gemeinde gehört und wo sie sich befindet, weiß Jeder, der das letzte Werk von David Friedrich Strauß „Der alte und der neue Glaube" gelesen. Im Namen dieser Wir hatte er bald nach der glücklich vollzogenen Einigung Deutschlands das Wort ergriffen und konnte dreist sagen, daß diese Gemeinde nicht mehr bloß nach Tausenden zähle. So rührig auch die Bekenner und Pfleger des alten Glaubens mittlerweile gewesen, während der seitdem verflossenen 18 Jahre hat die Zahl jener Wir unzweifelhaft zugenommen; es bürgen dafür unter Anderem die vielen Neuauflagen der Strauß'schen Bekenntnißschrift, die höchst wahrscheinlich nicht bloß von ihren Widersachern aufgekauft worden sind. Es dürfte also statthaft sein, die Aufmerksamkeit der Wir-Gemeinde auf die Zeit ihrer eigenen Anfänge zu lenken, die um eben so viele Jahrzehnte hinter dem vielgelesenen Buch von Strauß liegen, wie die ersten entscheidenden Ansätze zur ersehnten Wiedergeburt Deutschlands hinter deren schließlichen Durchführung. Dieselbe gelangte aus dem Bereich vereinzelter Wünsche in das der lebensvollen Wirklichkeit schon durch die 1848er Bewegung, und dieser war in Deutschland eine geistige Bewegung voraufgegangen, welche in einem Werk gipfelte, das die eigentliche Hauptfrage jener Bekenntnißschrift mit größter Entschiedenheit der damaligen Zeit vorlegte, ohne jedoch im Ganzen mehr als eine vorübergehende Beachtung bei ihr zu finden.

Ein halbes Jahrhundert ist nun verstrichen, seitdem die Frage — sind wir noch Christen? — durch Ludwig Feuerbach in seinem Wesen des Christenthums gestellt ward, also drei Jahrzehnte vor Strauß. Schon die erste Auflage von 1841 erregte ein ungeheueres Aufsehen und ward bald von einer zweiten und dritten gefolgt. Mit dem Emporkommen der politischen Interessen wurde ihm aber fast plötzlich alle weitere Aufmerksamkeit entzogen, und der Autor, einst der bestgehaßte Mann seiner Zeit, ward der Theilnahme seiner Mitlebenden so fern gerückt, daß er schon 20 Jahre vor seinem Hinscheiden für todt gehalten wurde, wiewohl er an seinem Lebenswerk, einer Umgestaltung der bisherigen Religionsauffassung, beharrlich fortarbeitete. Nur das erste seiner hierher gehörenden Werke, das vorhin genannte Wesen des Christenthums, hat sich im Andenken der gegenwärtigen Generation erhalten, und eben wegen jener Frage, die später von Strauß wieder aufgenommen ein besseres Verständniß finden sollte, verdient es ein näheres Eingehen, das vielleicht Manchen zu einer nachträglichen Kenntnißnahme des vortrefflichen Buches veranlassen dürfte.

Anlaß, jene wichtige Frage zu stellen, hatte Feuerbach in der dazumal höchst aufdringlichen Forderung einer größeren „Christlichkeit" in Staat und Wissenschaft gefunden. Namentlich war der damals hochangesehenen Hegel'schen Philosophie der Vorwurf einer unchristlichen Gesinnung gemacht worden, wiewohl deren Urheber eine Uebereinstimmung seiner Theoreme mit der christlichen Glaubenslehre eigens angestrebt hatte, allerdings ohne Erfolg; denn wie schon Leibniz im 17. Jahrhundert hatte er die kirchlichen Dogmen in einem anderen als dem ursprünglichen Sinne genommen. In einer besonders hierauf bezüglichen Schrift — „Ueber Philosophie und Christenthum" — hatte Feuerbach eingehend nachgewiesen, daß jede Vermittelung der Dogmatik und Philosophie eine Concordia discors sei, gegen die man eben so im Namen der Religion wie im Namen der Philosophie protestiren müsse, da all' derlei Speculation nur eitel Lüge und Selbstbethörung sei, ein Spiel der Willkür, wobei der Glaube die Vernunft und hinwiederum die Vernunft den Glauben um das Seinige betrüge. Gegen den stillen, unmittelbaren, lebendigen, einfachen, in Handlungen sich bethätigenden Glauben, wer sollte sich da kehren? fragte Feuerbach; wer sollte ihn, sein Inhalt sei auch welcher er wolle, nicht schonen, nicht anerkennen, nicht ehren? Aber wer sollte dagegen nicht berechtigt sein, gegen den lauten und selbst vorlauten, den geschwätzigen und ruhmredigen Glauben, gegen den Glauben, der sich literarisch breit und mausig macht, gegen den Glauben der Gelehrten, welcher nur eine erkünstelte Treibhauspflanze, ein raffinirtes Reflexionsproduct des Unglaubens ist, zu Felde zu ziehen?

In Bezug auf „Christlichkeit" kommt, nach Feuerbach, die Entscheidung nicht der kirchlich gepflegten Dogmatik, sondern den ihr zu Grunde liegenden Urschriften des Christenthums zu, und nach diesen Urkunden — den apostolischen und patristischen — stellt er dasselbe in seinem Werke dar. Genau wie Strauß später in seiner Bekenntnißschrift, in deren ersten Abschnitt Feuerbach's Wesen des Christenthums seinen polemischen Hauptzügen nach wiederhallt, weist Feuerbach den Zwiespalt auf, in welchem das moderne, theologisch zugestutzte Christenthum zu dem echten, den verheißenen Himmelsfreuden allein zugekehrten alten Christenthum sich befindet. Von der Weltentsagung, die den Grundcharakter desselben bildet, will das moderne Christenthum nichts wissen, oder vielmehr, es behilft sich dabei mit der Klugheitsregel einer bekannten Gestalt Molière's:

> Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
> Mais on trouve avec lui des accommodements.

Die Strenge der alten Christen, meint Feuerbach, das heißt ihre Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, gilt heutige Tags als Uebertreibung oder gar Mißverstand der christlichen Wahrheit und Tugend. Die modernen Christen wollen zwar, wie die alten, die himmlischen Freuden, aber nicht, wie sie, dem Himmel die irdischen Freuden zum Opfer bringen. Die Früchte des alten Glaubens wollen sie im Jenseits genießen, aber im Diesseits sich unterdessen die Früchte des Unglaubens köstlich schmecken lassen. Ein solcher Glaube also, der nicht in Leben und Handlung, sondern nur in der Vorstellung lebt und bestenfalls nur die Bedeutung eines subjectiven Trostmittels, aber keine moralische Würde, keine praktische und mithin objective Realität mehr hat, ist lediglich eine Illusion. Ver-

Digitized by Google

schwunden ist die Religion, sagt Feuerbach, und an ihre Stelle getreten selbst bei den Protestanten der Schein der Religion — die Kirche, um wenigstens der unwissenden und urtheilslosen Masse den Glauben beizubringen, es bestehe noch der christliche Glaube, weil heute noch die christlichen Kirchen wie vor tausend Jahren bestehen und heute noch, wie sonst, die äußerlichen Zeichen des Glaubens in Schwung sind. Der Glaube der modernen Welt, heißt es zum Schluß, ist nur ein scheinbarer Glaube, ein Glaube der nicht glaubt, was er zu glauben sich einbildet, nur ein unentschiedener, schwachsinniger Unglaube: was keine Existenz mehr im Glauben hat, das soll doch noch in der Meinung gelten, was nicht mehr in sich selbst, in Wahrheit heilig ist, doch wenigstens noch heilig scheinen. Den eingebildeten Glauben aufgeben, ist also eine That der redlichsten Selbsterkenntniß.

Mit Bezug hierauf hatte Feuerbach anfänglich seinem Buch den Titel *Γνῶθι σαυτόν* — Erkenne Dich selbst — oder das Geheimniß der Religion und die Illusionen der Theologie geben wollen. Es verfiel wie auch der andere von ihm geplante Titel Kritik der reinen Unvernunft, womit die Winkelzüge und Wortklaubereien der bei der Theologie in Frohne stehenden Speculation bezeichnet werden sollten. Die schließlich gewählte Benennung hat entschieden den Vortheil die Aufgabe des Werkes eben so richtig wie erschöpfend anzugeben.

Gleichwohl fand es zunächst nur halbes Verständniß, indem nur dessen polemischer Theil, sei es zustimmend oder ablehnend, beachtet wurde, während man den eigentlichen Inhalt und dessen weittragende Bedeutung gänzlich übersah. Feuerbach's aggressives Verhalten gegen die Theologie und deren Widersprüche dient ihm nur als Beweismittel, um den wahren Sinn des Christenthums als der letzten Religionsform festzustellen. Eingehend werden die Grundbestandtheile des christlichen Glaubens — der Begriff der Gottheit, der Dreieinigkeit, der göttlichen Ebenbildlichkeit, der Schöpfung, der Erlösung und der himmlischen Seligkeit — analysirt und deren positive, im Wesen des Menschen und seinem Streben nach Glückseligkeit begründeten Bedeutung dargethan. In Allem zeigt sich durchgehend das Menschenthum, die Beziehungen des Menschenlebens in dessen Abhängigkeit von der Natur und von den Mitmenschen als die nothwendige Voraussetzung sämmtlicher religiöser Vorstellungen; die Richtigkeit aber des darin erwiesenen wird an der Kritik der theologischen Fassung der religiösen Grundbegriffe dargethan, indem es sich zeigt, daß dieselben theologisch genommen unsinnig und widersprüchig sind, mithin die ihnen von Feuerbach gegebene menschliche Deutung allein die wahre sei. Im Hinblick auf die praktische Bedeutung der Religion für das Alltagsleben ergibt sich aber nothwendig eine Wertherhöhung der sittlichen Forderungen überhaupt. Während sie vom Glauben aus nur abgeleitete Bedeutung haben und lediglich wegen dem im Jenseits verhießenenen Lohn berücksichtigt werden, erhalten sie fortan, sobald das Menschenthum als der wahre Inhalt der Religion erkannt ist, eine absolute, in ihnen selbst liegende Giltigkeit, wie dies indirect durch die Thatsache bezeugt ist, daß die Gottheit den Inbegriff des Edelsten und Besten bildet, was die Menschheit als solche kennzeichnet. In diesem Sinn führt die Lossagung vom Glauben zu einer tieferen Selbsterkenntniß — daher der anfänglich beabsichtigte Titel des Buches — da der aufgeklärte Mensch sein Heil bei sich selber, in der Entwickelung seines Geschlechts, in der liebenden Hingebung an dieses, lediglich durch gemeinsame Mühe und Arbeit erreichbare Ziel, wie es thatsächlich bisher geschehen, nunmehr bewußt zu suchen und zu finden hat. Das der tiefernste, bedeutungsvolle Sinn von Feuerbach's Kritik des Christenthums, den er in die bekannte Formel gebracht: Homo homini Deus est.

Als er sein Buch vor einem halben Jahrhundert zuerst herausgab, wollte er es lediglich als Ergebniß philosophischer Untersuchung, als ein Object freier Intelligenz, als eine Frage an die Vertreter der Wissenschaft beurtheilt sehen. Statt ruhiger Widerlegung seiner etwaigen Irrthümer ward ihm aber die maßloseste Verketzerung, sowohl seitens der Theologen wie der Philosophen. Durch das Geschrei, das diese Wahrheitspächter erhoben, kam das Buch, wie Feuerbach ausdrücklich erklärt, wider seine Absicht und Erwartung in das allgemeine Publikum. Wiewohl es nun im Ganzen so geschrieben war, daß es jeder gebildete und denkende Mensch, wenigstens der Hauptsache nach, verstehen kann, trug es doch noch Spuren der Gelehrsamkeit, enthielt gewisse Anlehnungen und Voraussetzungen, die ohne Fachkenntnisse nicht sofort ersichtlich sind. Nachdem aber seine Erörterungen zu einer Sache der unmittelbaren Oeffentlichkeit gemacht worden, hat Feuerbach von der zweiten Auflage seiner Schrift an die Erfordernisse der gebildeten Lesewelt überhaupt auf vielfache Weise berücksichtigt und sie auch dem Ungelehrten verständlich gemacht.

Das war unzweifelhaft durchaus richtig. Außerdem daß das Buch dadurch zu einem wahrhaften Eigenthum der deutschen Bildung ward, gelangte es durch Uebersetzung auch zu den beiden anderen vornehmsten Culturvölkern. Von diesen hat die englische, sie entstammt der geistvollen und als Erzählerin auch in Deutschland hochgeschätzten Miß Mary-Anne Evans, bekannter unter dem Verfassernamen George Eliot, eine nicht unerhebliche Wirkung geübt und wurde 1854 veröffentlicht. Französisch wurde Anfang der 1850er Jahre ein Auszug publicirt, jedoch erst 1864 eine vollständige Uebersetzung, von der Hand des Herrn Joseph Roy, ohne größere Beachtung als die Leistung seines Vorgängers zu finden, der leider seiner Aufgabe nicht gewachsen war und daher hier ungenannt bleiben möge. Beide Uebersetzungen gehören einer Zeit an, da der Urheber des Werkes in der Heimath völlig vergessen war.

Mittlerweile hat die von Feuerbach in seinem Wesen des Christenthums gestellte Frage, ob wir noch Christen seien, bei ihrer Wiederaufnahme durch Strauß eine nachhaltige Wirkung geübt, die sich allgemach weiteren Kreisen mittheilt. Auf diesen Zusammenhang sollte hier für alle die Betheiligten hingewiesen werden, denen es etwa unbekannt wäre, wiewohl eine vierte Auflage von Feuerbach's Werk 1883 (Leipzig, O. Wigand) erschienen ist. Jeder der über die bei Strauß nur summarisch und dem Umfang und Zweck seiner Schrift entsprechend gegebene Abrechnung mit dem Christenthum gründlicher und eingehender belehrt sein möchte, wird durch die Kenntnißnahme von Feuerbach's klassischem Buch — klassisch sowohl in wissenschaftlicher, wie in stilistischer Beziehung — an der stillen Feier der Aelteren in der Wir-Gemeinde sich betheiligen, von denen die Meisten wohl ohne unsere Erinnerung dessen eingedenk waren, daß jene für unsere Ueberzeugung entscheidende Frage schon vor 50 Jahren durch Deutschlands größten Denker seit Kant und Fichte endgültig gelöst worden ist.

Dahn's Erinnerungen.

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Die Lesewelt Deutschlands mag von dem neuesten Opus des Herrn Professor Felix Dahn schön enttäuscht sein! Nachgerade ist man es ja gewohnt, daß der Breslauer Romanhistoriker uns alljährlich zum Christfest eines von seinen „feinsinnig empfundenen", „stilvoll gebundenen" und kunstgerecht mit dem Lorbeer seines Ruhmes umwundenen Fabrikaten auf den Weihnachtstisch legt. Und dieses Mal ist das professorale Präsent nicht aus Germaniens resp. Europas grauer Vergangenheit ausgegraben und trägt nicht den stolz klingenden, todesmuthigen Titel „Ein Kampf um Rom" oder die schmachtende, „seelenverfehrende" Aufschrift, die schon allein die niedlichen Backfischseelchen bezaubert: „Was ist die Liebe?" Bereitete das Buch den Repräsentanten dieses Lesepublikums schon deshalb eine Enttäuschung, weil es kein Roman ist, so wird, wenn sie nur einige Kapitel davon gelesen haben, ihre Hoffnung ganz zu Wasser geworden sein. Denn wir nehmen zur Ehre der enragirtesten Dahn-Verehrer an, daß sie sich doch noch das winzige Restchen von logischer Gesundheit und ästhetischer Urtheilskraft bewahrt haben, welches genügt, um das neueste Dahn'sche Buch unerquicklich und ungenießbar zu finden.

Digitized by Google

Es müßte nicht uninteressant sein zu erfahren, welche Motive den Herrn Professor bewegt haben, eine Selbstschau seines Lebens zu schreiben. Warum hat er den altdeutschen Grund und Boden, der sich seiner Romankunst so ungemein ergiebig und fruchtbar erwiesen, verlassen? War er sich bewußt, daß er auf diesem Gebiet, welches er Jahre lang mit „Geschick" bebaut, abgeackert und abgewirthschaftet hat? Oder glaubte er den Ruf seines weltberühmten Namens gefährdet, wenn ein Jahr im Zeitenstrudel verrauschte, ohne daß er ein neues Buch auf den Büchermarkt warf, durch das er sich der Lesewelt in empfehlende Erinnerung brächte?

Es ist fürwahr keine angenehme Aufgabe, das neue Dahn'sche Buch seinem wahren Werth nach zu würdigen, oder besser: seinen ganzen Unwerth darzuthun. Man wird zu oft versucht, es von der komischen Seite zu betrachten. Denn das Buch strotzt von unfreiwilliger Komik, und man kann es kaum fassen, wie ein Dichter, der den „Kampf um Rom" verfaßt, ein derartiges Elaborat fabriciren kann wie das vorliegende, das den stimmungsvollen, anheimelnden Titel führt: „Erinnerungen."*)

Damit das noch in der Entwickelung befindliche Backfischgehirnchen in seinem normalen Zustande nicht durch eine Unmasse von neuen Vorstellungen und alten Erinnerungen gestört werde, bietet Felix Dahn dem zarten Mädchengeist genau zugemessene Portionen nach bewährtem Rezept: Alle Jahre ungefähr zwanzig Bogen Druckpapier. Die vorliegenden „Erinnerungen", die das „Erste Buch" bilden und mit dem Bildniß des Verfassers versehen sind, reichen von der Geburt Dahn's bis zu seinen Universitätsjahren. Von einem autobiographischen Werk verlangen wir, daß es der Ausfluß eines reichen Geisteslebens, einer kraftgewaltigen Individualität sei, die nicht in den alten ausgetretenen Geleisen der Durchschnittsmenschen einhergetrottet ist, sondern auf der Menschheit Höhen gestanden hat resp. noch steht. Ein derartiges Werk wird allerdings in erster Linie Persönlich-Erlebtes enthalten; es soll zwar einerseits uns den Werdeprozeß des betreffenden Einzel-Ich schildern, aber andererseits doch auch auf das Allgemein-Menschliche hinweisen. Der Schreiber darf also nicht die rein persönlichen Erlebnisse und Schicksale in trockenem Tone, chronikenartig registriren, er darf dieselben nicht mit haarspaltender, erschöpfender Gründlichkeit aufzählen, er soll vielmehr die wesentlichsten, bedeutsamsten Momente, die für die Gestaltung und das Werden seiner äußeren und inneren Welt von Wichtigkeit waren, wenn möglich in ihrem ursächlichen Zusammenhang schildern, so daß wir sehen, wie sich in dieser Einzelseele die Seele der Menschheit, wie sich in diesem Einzelgeist die Welt mit ihren Höhen und Tiefen abspiegelt. Daraus folgt, daß der Autobiograph nicht rein an Aeußerlichkeiten haftende Mittheilungen geben darf, daß er es vielmehr verstehen muß, auf das Psychische das Hauptgewicht zu legen und in seine eigene, wie in die Tiefen der Menschenseele überhaupt hinabzuleuchten. Er muß mit zielkräftigen Strichen die Ideen und Gefühle, welche ihn im Leben zum Handeln angespornt und geleitet haben, zu analysiren und auf das Papier zu bannen wissen. Daß er bei aller Subjectivität objectiv, d. h. wahr schildern, sich vor Selbstbeweihräucherung, Eitelkeit ꝛc. hüten muß, ist selbstverständlich, ebenso daß die Schreibweise wenigstens eine lesbare sei. Prüfen wir nach diesen Seiten hin die Dahn'schen „Erinnerungen".

Das „Erste Buch" umfaßt — wie schon bemerkt — die Knabenzeit (bis zum 16. Lebensjahre). Daß diesem Lebensabschnitt ein Band von 322 Seiten Umfang gewidmet wird, zeigt uns den echten Dahn. Die langweiligste, läppischste Jugendeselei ist in den „Erinnerungen" mit wahrhaft epischer Breite ausgemalt. Man lese nur beispielsweise die tödtlich langweilige, nicht enden wollende Beschreibung des Dahn'schen „lieben alten" Elternhauses, ferner die unsagbar geistreiche Schilderung des Obstdiebes „Lixchen". Im zweiten Abschnitt heißt es:

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

„Lieber Leser, von diesem Haus, von diesem Garten, von den Spielen und Träumen jener Jahre mußt Du nun recht viel vernehmen. Wenn Du nicht willst, wenn Du es kindisch, läppisch, „sentimental", am Ende gar ein Zeichen unleidlicher Eitelkeit findest, daß ich soviel von meiner Knabenzeit spreche, so kannst Du das Buch ja bei Seite legen. Aber bitte, überschlage nicht die Knabenzeit, um an die Jahre zu gelangen, welche Du vielmehr für »spannender«, »inhaltreicher« hältst. Ich habe diese Erinnerungen aufgezeichnet, ganz wesentlich um der Knabenzeit willen: jene Jahre nochmals so anschaulich wie thunlich und recht liebevoll an mir vorüberziehen zu lassen, diese Letzung des Gemüthes, diese Freude und Rührung der Seele wollte ich mir gönnen, der ich so viele Stunden mit Dingen ausfüllen muß, die Gemüth und Seele unbefriedigt lassen und doch so viele Lebenskraft wegnehmen, z. B. Briefe fremder, gleichgültiger, zuweilen sogar unerfreulicher Menschen beantworten."

Oder — fügen wir hinzu — künstlerisch unmögliche Romane aus der Völkerwanderung zu schreiben. „Liebevoll" hat der Herr Professor seine Jugend beschrieben — bei Gott! und „diese Letzung des Gemüthes" muß eine köstliche gewesen sein!

Weiter sagt er: „Diese Schilderung meiner Jugend schreibe ich zu meinem eigensten Vergnügen, nicht zu dem anderer Leute." Das glauben wir Ihnen sehr gern, Herr Professor!

„Warum ich sie denn überhaupt veröffentlicht?" „Weil doch der Eine und die Andere, von denen ich weiß — oder von denen ich vielleicht auch nicht weiß! — nicht ungern zuschauen werden, aus welchen Anfängen heraus und unter welchen Umständen der Mann sich entfaltet hat, der nun mit 56 Jahren diese Zeilen schreibt."

Und in „der kurzen Zeit stillen Sinnirens" schrieb Felix Dahn die Albernheiten und Kindereien, von denen das Buch wimmelt. Es ist in der That ein mehr als unchristliches Ansinnen, sich durch diesen dürren Notizenkram, durch diese wandelnden Anachronismen, durch diese Gefühlsduseleien des überschnappten Knaben hindurchzuekeln. Ist man endlich mit der Lectüre dieses Elaborats zu Ende und hat das Buch zugeklappt, so athmet man unwillkürlich frei auf, und erinnert man sich an das Buch, dann möchte man mit dem Verfasser ausrufen: „Denk' ich daran, ergreift mich Schwindel!" (S. 41.) Mit echt professoraler und anerkennenswerth uninteressanter Gründlichkeit hat Dahn sein liebes Ich, wie es „im hellbraunen Gelock" vor ungefähr einem halben Jahrhundert auf unserem Stern umherspazierte, beschrieben; es fehlt nur noch, daß er uns genau den Tag und die Stunde angiebt, wann er einen neuen Anzug erhalten, wie viel Hefte er in der Schule voll geschrieben, wie viel Stiefelsohlen er als Knabe verbraucht hat ꝛc. ꝛc. Wir haben es in der That bedauert, daß die „Erinnerungen" von diesen welthistorischen Ereignissen nichts enthalten. Aber freilich — das stolze Vorwort zu dem Buche schließt ja auch mit dem Knalleffect: „Ich aber lebe, denke und dichte Alles sub specie aeterni." Das weiß der Himmel!

Am interessantesten wird Dahn, wenn er humoristisch sein will. Zum Humoristen besitzt er hier auch alle Eigenschaften — außer dem Humor. Das Buch fesselt höchstens stellenweise durch unfreiwillige Komik. Die Witze reduciren sich fast durchgehends auf bonbonartige Kalauer. Der geistsprühendste Witz, den unser mustergültiger Humorist sich leistet, ist ohne Zweifel der, daß er auf S. 53 „lange des festen Glaubens lebte, seine Großmutter selber brüte die jungen Hühnlein aus."(!!) Aber seine Klassiker kennt Dahn wie kein Zweiter:

„Wir aber — denn mit den Spießgesellen schmeckte es viel besser! — wir stürmten von der Schule her im Hause angelangt, den Ranzen im Hausgang herabschleudernd, in den Garten! Mit einem Sprung über die Rabatten! Dann jeder je unter einen Strauch, den Rücken auf den Rasen gelegt! Und nun die vollen (Johannisbeer-)Trauben mit den Stielen gepflückt und durch den Mund gezogen — so lange, bis es wirklich nicht mehr ging: — nicht weil der Magen, — der konnte noch lange! — sondern weil der Gaumen versagte, der durch die Säure schier wund geworden. Wie lange Zeit hierzu erforderlich war? Dem Glücklichen unter dem Johannisbeerstrauch schlug keine Stunde".

Amüsant ist auch die folgende Stelle:

„Die »alte Toni« war die früheste Magd im Hause, deren ich mich erinnere, und sie blieb »der dauernde Pol in der Erscheinungen Flucht«, d. h. während die Kammerzofen gar oft wechselten, blieb sie im Hause Köchin und »Schleußerin« (wie man in Breslau sagt), d. h. Hausverwalterin, bis sie sich — denn ursprünglich war auch sie nicht alt! — an einen wackeren Gensdarmen verheirathete, den ich wegen seines rothen Stehkragens ihr »Rothkehlerl« nannte."

Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit hat uns der Herr Professor in den „Erinnerungen" auch seine Schulzeugnisse mit-

Digitized by Google

getheilt. Natürlich durfte er der Welt diese wichtigen, denkwürdigen Dokumente nicht vorenthalten und es ist gar köstlich zu sehen, was für ein Staatskerl und Goldjunge der glückliche Felix gewesen ist. Den höchsten Trumpf aber spielt der sub specie aeterni lebende, denkende und dichtende Professor aus, wenn er uns in durchaus sittenstrenger, von aller Sinnlichkeit durchaus freien Weise von seiner Jugend- oder besser: Knabenflamme, Didosa benamset, erzählt. Hier ist Dahn zugleich scharfsinniger Mathematiker, der sogar mit Proportionen rechnet:

„Sofort in den nächsten Tagen hatte ich Alles herausgebracht! Alles, was ich wissen mußte, um sie täglich, ja viermal im Tage zu sehen. Jenes Haus an der Schönfelderstraße gehörte ihrem Vater, sie hatte viele ebenfalls schöne Schwestern, einen jüngeren Bruder. Aber die Hauptsache war: mit preiswürdigster Regelmäßigkeit ging sie jeden Morgen um 7¾ aus dem Hause, von ihrem Vater, der — obwohl ein sehr hoher Beamter — Punkt 8 in seinem Amtszimmer erschien, einem gar stattlichen, vornehm schönen Herrn begleitet, durch die Arkaden des Hofgartens in das Neumeyr'sche Institut in dem Eckhause in der Galerie- und der Ludwigsstraße. Schlag 12 Uhr kam sie zurück: um 1¾ Uhr ging sie wieder hinein: um 5 kehrte sie nach Hause, auf diesen letzten drei Gängen von einer Bonne begleitet. Wie erfreulich war diese dem Wandel der Gestirne vergleichbare Vorberechenbarkeit! Sechs Jahre hindurch — vier Gymnasialjahre und zwei Universitätsjahre — hab' ich sie nun jeden Werktag und zwar an den allermeisten viermal — nur Mittwochs und Sonnabends bloß Vormittags — auf diesem Wege in ihr Institut gesehen und gegrüßt: mit unaussprechlicher Wonne wirklich »von ihrem Gruße beglückt«. Um 8 und um 2 mußte ich ja auch zur Schule, manchmal auch, wie sie um 12 und um 5 zurück: - dann galt es freilich fürchterlich laufen, von der Herzogsspitalgasse in die Arkaden, um sie noch rechtzeitig zu erreichen! An den anderen Tagen entschlüpfte ich dem Hause, wenn um 10 oder um 11 oder um 4 Uhr von der Klasse gekommen, unvermerkt oder unter irgend einem Vorwand und rannte die paar Minuten von unserem Hause bis zum Hofgarten. Als Student aber hatte ich ebenfalls von 8—12 Vorlesungen und zwei Halbjahre von 2—4. An Sonntagen ging sie um 9¾ in die protestantische Kirche — natürlich auch ich, wenigstens an dieselbe! — So habe ich sie denn (nach einer mäßigen Berechnung) vom März 1848 bis October 1852, da ich nach Berlin ging, etwa 2772 mal gegrüßt: nämlich die Woche (4 × 4) + (2 × 2) + 1 mal = 21, den Monat 4 × 21 = 84 mal, das Jahr 12 × 84 = 1008 mal, vier Jahre = 4 × 1008 = 4032 + zehn Monate (März bis Ende December 1848) = 10 × 84 = 840 : 4032 + 840 = 4872 — 3 Monate Ferien und Krankheit = 3 × 84 = 252 × 5 Jahre, 252 × 5 = 1260; 4032 — 1260 = 2772!"

„Nun werfen wohl kluge Eltern, welche das lesen, die erstaunte Frage auf, ob ein junger Mensch ein junges stets begleitetes Mädchen 2772 mal grüßen kann, ohne daß die betroffenen Eltern hiervon etwas erfahren? Gewiß erfuhren sie es! Zumal Didosa's Vater, der, wie nach Obigem unschwer auszurechnen ist, genau 792 mal mit gegrüßt wurde: nämlich

$$21 : 2772 = 6 : x$$
$$\frac{2772}{21} = \frac{x}{6}$$
$$21 \mid 16632 \mid = 792.$$

Und zwar gleich von Ende Februar 1848 an mußte es ihm doch auffallen, daß ich sechsmal in der Woche bereits in den Arkaden auf und ab ging, wenn er um 7¾ mit seiner Tochter den Prinz Karls-Berg hinan stieg, ehrfurchtsvoll beide grüßte, sobald sie durch die schmale Oeffnung eintraten, und dann wie ein Pfeil davonschoß, nicht zu spät in die Schule zu kommen: aber im Winter, wenn sie die im Hofgarten zurückgebliebenen Finken mit »Pignoli« fütterten und Antoinette (Didosa) so anmuthig die Hand emporhielt, aus der die glücklichen Vögelein die weißen Kerne holten, war es oft schwer sich rechtzeitig los zu reißen von der Belauschung aus der Ferne."

Nun merkten aber die „beiderseitigen" Eltern „gar bald" des jungen Don Juan's „Zustand". „Didosa hatte keinen," sagt mit naiver Unbefangenheit unser Liebesritter, und er wirft dann die geistreiche Frage auf: „Was thaten nun die beiderseitigen Eltern?" Seine „ausgesuchte Klugheit" läßt ihn schreiben: „Das ausgesucht Klügste, was sie thun konnten: nämlich gar nichts!" Warum? „In schönem Vertrauen auf mein Zartgefühl, meine guten Sitten und meine Idealität ließen sie mich ruhig gewähren ... Das Gewährenlassen war weise!" Natürlich war das weise, mindestens eben so weise, wie die Bemerkung, die Dahn einige Seiten vorher macht: „Wenn ich in meine Ehe getreten bin so rein und unberührt wie eine Jungfrau, wenn ich mir die Phantasie und die Erinnerung unbefleckt erhalten hatte und habe — ich verdanke das und die ideale Weihe auch all' meiner späteren heißen Liebespoesie dem schönen Kinde, der stummen Heiligen: die ich nie geküßt: Dank und Segen immerdar über Didosa!" O, dieser beneidenswerthe Aetherliebe-Anbeter und glückliche Tugendheld! Nur können wir nicht umhin, zu bemerken, daß wir diese ohne allen Anlaß ostentativ auf dem Präsentirteller dargebotenen Moralitätsbetheuerungen geschmacklos finden, gerade so wie die Art, die Nudität der „halb lebensgroßen Götter und Göttinnen" in einem Garten zu erwähnen, über die der Herr Professor verschämt-schlüpfrig in Klammern mit einem Ausrufungszeichen dahinter sagt, sie seien „wenig bekleidet". Wir wollen jedoch den Leser mit dieser Didoserei, deren Darstellung einen beträchtlichen Theil des Buches einnimmt, nicht weiter behelligen. Die Dahn-Verehrer und Verehrerinnen, zu denen sich neuerdings die ausgesungene Pauline Lucca öffentlich bekannt hat, werden den durch und durch moralischen und geistvollen Autobiographen eben wegen seiner „unbefleckten Phantasie" um so lieber gewinnen.

Dazu kommt der Stil! Das Buch ist in einem so klassischen Deutsch geschrieben, daß Goethe's und Schiller's Werke die reinen Schülerarbeiten zu dem Dahn'schen Buch sind. Schiller ist auch „unter allen ihm bekannt gewordenen Dichtern ihm am meisten artverwandt". Welch' rührende Bescheidenheit zeigt hier der Herr Professor, zumal er kurz vorher sagt: „Die Blasphemie, mich Schiller anvergleichen zu wollen, wird mir wohl Niemand zutrauen", und weiter unten vergleicht er Schiller, zu dessen Eigenart er „eine angeborene Hinneigung" zu spüren meint, mit der Sonne, sich selber aber - sehr zutreffend! — mit „dem Oellichtlein"!

Die Dahn'sche Schreibmanirirtheit, dieses geschmackvolle Arrangement von Gedankenstrichen, Doppelpunkten, Parenthesen, Ausrufungs- und Fragezeichen, ist sattsam bekannt. Doch möchten wir behaupten, daß unser hochmögender Professor mit seinem neuesten Opus alle früheren Leistungen übertrumpft hat. Ganz abgesehen von glücklich ausgeführten sprachlichen Neugeburten, mit denen er unseren Sprachschatz bereichert, wie „manchfaltiges Schlachtfeld", „grundherzensgütig", „Verunrechtung", „Neidingswerk" ꝛc., ganz abgesehen von dem „schlummerlosen Kissen" und „daß der Garten allmählich ein liebliches Wenig zu verwildern begann", schlägt seine Schreibweise die lustigsten Purzelbäume und macht die waghalsigsten equilibristischen Sprünge. Was ein Kritiker in diesem Blatte einst über die Stilverwirrung Dahn's sagte, ist in erhöhtem Maße bei den „Erinnerungen" zutreffend: „Die Manier dieses Dichters geht in's Blut; sie wirkt wie ein Narcoticum und schläfert alles Bewußtsein von besserer Redeweise auch bei dem Leser ein, so lange er noch in ihrem Bannkreis sich befindet. Dann kann es wohl kommen, daß auch der so Beeinflußte wirre Worte in der Narcose lallt, wie es der Breslauer Romanhistoriker im vollen Wachen an seinem Schreibtische thut ... Der Leser holpert auf diesem Stil daher, als ginge es auf federlosem Wagen über ein festgefrorenes Schollenfeld, und wird zwischen den tiefsinnigsten Fragen und banalsten Antworten hin- und hergeschleudert, als wäre sein Geist in einer Mühle und sollte geschrotet werden." Manche Stellen in den „Erinnerungen" muß man zwei, drei Mal lesen, ohne dieses Geknäuel zu entwirren. Es ist wirklich schade um die Tinte, die für die Zusammenstellung dieser ungeheuerlichen Anakoluthe verklext werden mußte. Man lese nur den folgenden Rattenkönig von Neben und Zwischensätzen:

„Unser Haus war von der im Osten vorbeiziehenden Königinstraße geschieden durch eine Art Vorgarten, etwa 25 Schritt lang und 50 breit, dessen Jasmin- und Hartriegelhecke an der Stirnseite weder dadurch besser gedieh, daß ich mit meinen Spiel- und Waffen und Unfuggefährten, mit und ohne Stange, unablässig hinüber- (»beziehungsweise« hinein-) sprang (»beziehungsweise« fiel), noch dadurch, daß unsere im Laufe von 15 Jahren aufeinander folgenden Hunde — von dem großen edlen Neufundländer Nero, der an einer offenen Wunde im rechten Vorderfuß traurig zu Grunde ging, bis zu dem katzenmordenden Putzel aller Rattenfänger (er fing aber keine), die jemals gebellt, drolligsten, strupphaarigsten und muthwilligsten — wie verschieden sie sonst an Art und Farbe des Leibes und des Gemüthes(!!!) waren, in auffallender Uebereinstimmung und Beharrlichkeit es vorzogen, anstatt auf den beiden links und rechts einmündenden Wegen, mitten durch die Hecke hindurch — es bildeten sich allmählich hundbreite Schlupflöcher darin! auf die Straße hinaus zu fahren, so allerdings auf dem geradesten Weg zum überraschenden Angriff einem fremden Hund oder einem schreienden »Mausfalli« an die Beine."

Ein ähnliches stilistisches Monstrum ist in den „Erinnerungen" das folgende:

Digitized by Google

„Das ewig Weibliche konnte (bei den Ritterspielen) nicht ganz entbehrt werden ... Einerseits hatten wir — gröblich zu sagen! — kein lebhaftes Bedürfniß danach: es war ganz das Alter, da sich vom Mädchen stolz der Knabe reißt. Andererseits drängten sich aber auch die »verfügbaren« Schwestern durchaus nicht nach der Ehre, geraubt — und, was dabei unerläßlich, an Haar und Schleier geschleift zu werden, — hin und wieder ein Puff oder ein verflogener Pfeil war auch nicht ganz zu vermeiden! — um dann den Siegern die Butterbrode schmieren oder, ging es hoch her, die Chokolade kochen zu dürfen: mit Flickung rechtwinkliger Risse in den Hosen (— der Jacken und der Weste entledigten sich die Helden, bevor sie in die Brunne schlüpften —) oder des rechten Hemdärmels (den linken deckte der Schild), deren Anblick dem Mutterauge schonend erspart bleiben sollte, hatten die armen Mädels, zumal Mathilde Zenger, ohnehin so viel zu thun, daß sie an der ganzen »Ritterei« wenig Freude verspürten."

Hoffentlich verspüren noch andere „arme Mädels", die nämlich, welche verurtheilt sind, dieses Gewäsch des Herrn Professors zu lesen, „wenig Freude an der ganzen Ritterei." O sancta simplicitas! möchte man ausrufen, wenn man diesen üppig wuchernden Unsinn liest. Gegen einen Menschen, der in einer solchen Weise an den elementarsten Regeln der Stilistik sündigt, müßte man sich eigentlich durch ein staatlich sanctionirtes Ausnahmegesetz schützen können. Da unser feinsinniger Herr Professor in der Vorrede bemerkt, daß „ihm an dem »Erfolg«, d. h. an dem Absatz dieser Aufzeichnungen wenig liege, und an der sogenannten »Kritik« unserer Tage nun schon vollends gar nicht," so warnen wir zum Schlusse mit allem Nachdruck davor, dieses professorale Machwerk zu lesen. Auf die Fortsetzung wird der Kenner des ersten Bandes nicht gespannt sein; denn das Buch erweckt auch nicht die leiseste Hoffnung, daß der Verfasser es verstehen wird, den nun folgenden, weit bedeutsameren Abschnitt aus seinem Leben so zu gestalten, daß der Leser sich dafür interessirt und geistige Anregung und wahren Gewinn aus dem Buche empfängt.

Reform der Geschichtforschung.

Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" ist nicht der erste, den das Ueberhandnehmen des Spezialismus in der Wissenschaft mit Sorge und Mißbilligung erfüllt hat: wo das Gestrüpp am dichtesten wuchert, auf dem Gebiet der Geschichtschreibung, da nehmen seit langer Zeit die Klagen und Warnungen von unberufener und von berufener Seite kein Ende. Da ist vor Allem die große Zahl der Gebildeten, die dem wachsenden Schwall von Monographien und kritischen Einzeluntersuchungen kopfschüttelnd zuschauen, weil sie wohl das Kunstwerk bewundern, aber nicht den Marmor brechen sehen wollen. Allein auch die zünftigen, mit dem Handwerkszeug und den Kunstgriffen ihrer Wissenschaft vertrauten Forscher verschließen sich nicht der Erkenntniß, daß die Fülle des Stoffes nicht mehr zu übersehen sei, daß die Theilung der Arbeit zu weit getrieben werde, daß es von Jahr zu Jahr schwerer falle, Tiefe und Weite des Wissens zu vereinen.

In der That muß jeder Unbefangene die Berechtigung dieser Besorgnisse zugestehen. Man werfe einen Blick in die von Jastrow herausgegebenen Jahresberichte der Geschichtwissenschaft, welche die Bücher und Abhandlungen auf dem Gebiet der Geschichte Jahr für Jahr zusammenstellen, um ein Bild von der erdrückenden Fülle des geschichtlichen Stoffes zu erhalten — Edelsteine, Erz und Schlacken —, der unermüdlich zu Tage gefördert wird. Das Register des Jahrgangs 1888 umfaßt 115 eng gedruckte Seiten, und die große Mehrzahl der besprochenen Werke behandelt Gegenstände von kleiner und kleinster Art. Es liegt in der Natur des Uebels, daß es sich im Laufe der Zeit verschlimmert. Denn das ungeheure Anwachsen der Spezialliteratur zwingt zu fortschreitender Theilung der Arbeit; sie stellt den hochstrebenden und zugleich gewissenhaften Forscher vor die Wahl, entweder sich mit gesammelter Kraft auf ein engbegrenztes Gebiet zu beschränken oder sich um den Ameisenhaufen fleißiger Vorgänger nicht zu bekümmern und den Zusammenhang der Dinge mehr zu errathen als zu erweisen.

Beides ist vom Uebel. Das Spezialistenthum zeitigt sittlich und wissenschaftlich gleich unerquickliche Erscheinungen: den Eigendünkel der Zunft, das engherzige Kleben an Einzelheiten, die hochmüthige Geringschätzung bahnbrechender Geister, welche die Gänge des Maulwurfshügels nicht so genau kennen wie der Herr Maulwurf selbst, die Trübung des geistigen Blickes und die höhnische Gleichgültigkeit gegenüber großen, viel umfassenden Gedanken. So ist eine Literatur von Fachmännern für Fachmänner entstanden, die mehr bewundert als gelesen sein will. Sie setzt reiche Einzelkenntnisse voraus, sie redet nur zu den Eingeweihten, sie hält sich vornehm vom Markt des Lebens fern. Erscheint einmal eine allgemeine, in die Lage der Dinge einführende Erörterung nothwendig, damit die Möglichkeit des Verständnisses nicht auf ein Dutzend engster Forschungsgenossen beschränkt bleibe, so schickt man vorsichtig ein „bekanntlich" voraus, um dem furchtbaren Verdacht vorzubeugen, als habe man auf die große Schaar der Gebildeten wirken wollen. Man schriebe am liebsten über die Thür: „Den hier nicht Beschäftigten ist der Eintritt verboten."

Allein wie die Arbeit mit dem Mikroskop, so birgt auch die Untersuchung mit dem Teleskop manche Uebelstände und Gefahren. Die Einzelthatsachen mögen jede für sich von sehr geringer Bedeutung für den großen Gang der Ereignisse sein, aber in ihrer Gesammtheit können sie das Mosaikbild der geschichtlichen Entwickelung sehr wesentlich verändern. Es ist unmöglich, sich über sie hinweg zu setzen. Die Welt der Erscheinungen bietet eben nur Einzelheiten, aus denen erst das menschliche Denken Beweggrund und Zusammenhang herausliest, darum können wir ohne gründliche Kenntniß des Einzelnen die schwersten Lesefehler begehen, darum fehlt einer Wissenschaft ohne Kleinarbeit der tragfähige Unterbau, so daß sie mit ihren Schlüssen und Lehren völlig in der Luft hängt. Eine solche Weise der Betrachtung verleitet zu anmaßendem Urtheil über schlecht gekannte Dinge, sie führt zu willkürlicher Construction, sie nöthigt zu gewaltthätiger Umdeutung unbequemer Thatsachen und tödtet unerbittlich die Unbefangenheit und den Wahrheitsdrang. Um es kurz zu sagen: Die reine Forschung im Kleinen und die reine Forschung im Großen verhalten sich zu einander wie der ehrsame und beschränkte Handwerker zu dem fernblickenden, aber gewissenlosen Speculanten.

Wer also eine Besserung dieser Zustände erreichen will, muß auf ein Mittel sinnen, die Einzelarbeiten, so weit sie überflüssig sind, einzudämmen, so weit sie aber brauchbar sind, für die Befruchtung einer weit ausgreifenden, auf große Ziele gerichteteten Thätigkeit nutzbar zu machen.

Da müssen wir vor Allem fragen, in welchem Maße sich gegen den Ueberfluß selbst ankämpfen ließe. Einiges Gute könnte bewirkt werden, wenn man sich in Deutschland entschlösse, nach dem Beispiel Oesterreichs den Druckzwang für Doctordissertationen abzuschaffen. Unter diesen Arbeiten findet sich wohl manches Vortreffliche; es soll auch der Wissenschaft erhalten bleiben, denn das Recht, seine Abhandlung drucken zu lassen, wird dem jungen Doctor Niemand bestreiten, und die ausreichende Möglichkeit ist ihm für eine wirklich werthvolle Leistung durch den Bestand so vieler Zeitschriften gesichert. Aber die große Menge ist schwaches Mittelgut und enthält nicht viel mehr als einen kleinen Fund oder eine neue Auslegung, in ein Buch eingewickelt wie ein Ring in einen Ballen Papier. Der Verfasser, der ja nur eine Prüfungsarbeit liefern soll, würde oft gern auf den Druck verzichten, wenn er verzichten dürfte; er wäre damit von einer unnöthigen Ausgabe und die Literatur von einem unnöthigen Ballast befreit. Aber den Sitz des Uebels könnte eine solche Maßregel nicht erreichen. Größere Wirkung darf man sich von der wachsenden Zahl bibliographischer Handbücher versprechen, welche eine Uebersicht der Einzelarbeiten gewähren und den Forscher wenigstens von der zeitraubenden Mühe des Aufspürens entlasten. Solche Hülfswerke, unter denen für Deutschland die Quellenkunde von Dahlmann-Waitz und die eben genannten Jahresberichte voranstehen, erzeugen sich aus den Bedürfnissen heraus, sie müssen nicht erst mit Absicht in's Leben gerufen werden, sondern erwachsen von selbst, so bald

Digitized by Google

die Fülle der Literatur ein gewisses Maß überschreitet. Wir können also eine künstliche Steigerung der Production vermeiden, wir können den Stoff ordnen, sichten und verzeichnen, damit sind aber unsere Mittel erschöpft — ein Herabdrücken der natürlichen Fruchtbarkeit wäre ebenso ungesund, wie auf die Länge undurchführbar.

Blicken wir den Dingen scharf in's Auge, so zeigt sich überdies, daß die Ueberfülle keineswegs auf allen Gebieten zu bemerken ist. Neben einer wahrhaft tropischen Vegetation findet sich dürftiger Anbau und ödes Steppenland, ohne daß diese Ungleichheit in der Natur der Sache begründet wäre. Auch die Gelehrsamkeit hat ihre Launen, ihre Lieblinge und Stiefkinder, sie läßt die einen unbeachtet im Winkel stehen, während sie die anderen mit dem Füllhorn ihrer Gnade überschüttet. Der Reichthum an Literatur steht nicht immer im Ebenmaße zur weltgeschichtlichen Bedeutung des Gegenstandes, noch auch zur Ergiebigkeit der Quellen oder zur Schwierigkeit der aufgeworfenen Frage. Ein Beispiel für viele. Ob der heilige Rupert zu Ende des 6. oder erst zu Ende des 7. Jahrhunderts als Heidenbekehrer gewirkt und die Kirche von Salzburg gestiftet hat, ist für die älteste Kirchen- und Landesgeschichte Bayerns von Belang, aber für welche Ansicht man sich auch entscheiden möge, unser Urtheil über die bajuvarische Epoche wird nicht in den Grundfesten erschüttert werden. Auch fließen die Nachrichten äußerst spärlich und alles Ueberlieferte ist längst bekannt und verwerthet. Dennoch bilden die Untersuchungen über diesen Gegenstand, der doch wahrlich nicht im Mittelpunkt des wissenschaftlichen oder gar des politischen Interesses steht, bereits eine kleine Bibliothek, und noch immer scheint die Fluth nicht abzuschwellen. Es ist, als könne Niemand an der „Rupertfrage" vorübergehen ohne zum mindesten seine Visitkarte abzugeben. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich oft und oft: je weniger man über eine Zeit weiß, um so mehr wird über sie geschrieben. Was die alten Historiker von der germanischen Urzeit berichten, ließe sich bequem in ein schmales Bändchen zusammendrucken, dennoch werden die Anfänge der deutschen Geschichte alljährlich in vielen Büchern und ungezählten Abhandlungen dargestellt, indeß die nicht weniger wichtigen und an Quellen überreichen Jahrhunderte des späteren Mittelalters sich der Gunst der Forschung in viel geringerem Maße erfreuen. Völlig wird sich diese Ungleichheit nicht beseitigen lassen, denn ihre Wurzeln liegen tief im Boden der Verhältnisse. Wie das Eisen den Magnet anzieht, lockt der Zwiespielt der Meinungen den Gelehrten. Wenn auf der Straße eine Schlägerei ausbricht, so lassen die Leute ihr Handwerk liegen, laufen herbei und sehen neugierig zu; einige werden in den Kampf verwickelt und bald gibt es nur mehr einen wirren Knäuel von Ringenden, denen es mehr um den Streit zu thun ist als um die Ursache des Streites. Nicht anders geht es, wenn sich irgendwo eine literarische Fehde erhebt: sie zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, der Kriegsruf widerhallt aus den entlegensten Winkeln, Zuschauer und Kämpfer erscheinen auf dem Plane, getrieben nicht nur von dem Drang nach Erkenntniß, sondern auch von der männlichen Lust, die Schärfe der eigenen Waffen zu erproben. Das ist gesund und wohlthätig, das kann und soll nicht geändert werden. Aber auch weniger löbliche Gründe wirken mit. Die Polemik fördert nämlich immer neuen Stoff zu Tage; hat sie eine Weile gedauert, so kann man sicher sein, das Material vollständig und geordnet in den Streitschriften beisammen zu finden. Dann ist es freilich nicht schwer, auf die Schultern seiner Vorgänger zu klettern und mit viel Geist und wenig Arbeit eine neue „vermittelnde Ansicht" aufzustellen. Auch gibt es für die Uebungen der historischen Seminare nichts dankbareres als eine solche Frage. Die jungen Leute, angeregt durch den Widerspruch der Meinungen, arbeiten sich mit Eifer in den Stoff hinein, er fesselt sie, sie bleiben ihm treu, und vermehren die reiche Literatur wieder um einige Werke. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß die Vertheilung der Forschungen auf die verschiedenen historischen Gebiete ungleichmäßiger ausfällt, als es wünschenswerth und gerechtfertigt wäre. Der Geschichte Wallensteins waren schon im Jahre 1885 mehr als 850 Werke wissenschaftlichen Charakters gemidmet; heute dürfte ihre Zahl nicht viel weniger als 900 betragen. So weit muß es nicht kommen. Es ist auch nicht nothwendig, daß eine ganze Schaar tüchtiger Männer ihre Zeit mit Erörterungen über die Schuld Maria Stuart's und über die Echtheit der Kassettenbriefe verbringe, als gäbe es weit und breit nichts anderes zu thun.

Wir stehen also vor der Aufgabe, die Masse der Einzeluntersuchungen verständiger, als es durch das freie Spiel der Kräfte geschieht, zu vertheilen, und ihre Ergebnisse vollständiger, als es selbst mit Hülfe der besten Bibliographie möglich ist, für die Gesammtdarstellung der National- oder Weltgeschichte zu verwerthen. Es gibt unseres Erachtens nur einen einzigen Weg, der zum Ziele führt: eine genossenschaftliche Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Wir wählen ein geläufiges Schlagwort, um die Richtung des Planes aller Welt verständlich anzudeuten, aber es begreift sich von selbst, daß eine mechanische Uebertragung wirthschaftlicher Einrichtungen auf das geistige Leben ein Unding wäre. Die Freiheit ist die Lebensluft, in welcher die Wissenschaft athmet und dieser Sauerstoff soll ihr nicht um ein Atom gemindert werden. Jedermann, der wohlbestallte Professor nicht minder als der Privatgelehrte, darf in der Wahl des Arbeitsfeldes seiner Neigung folgen, aber das schließt doch eine freiwillige Unterordnung unter einen höheren Zweck nicht aus. Wenn die Astronomen den Himmel unter sich vertheilen, warum sollten die Historiker sich nicht über die Abgrenzung der Forschungsgebiete einigen können? Warum sollten die Geschichtsforscher Deutschlands und der deutschsprechenden Länder nicht zu einem nach Ländern und Provinzen gegliederten Verbande zusammentreten, der die Sonderung und das Zusammenwirken regelte? Es ergäbe sich dann ganz von selbst, daß die Köpfe geringeren Ranges sich nach den führenden Geistern richteten, daß sie dem Winke eines hervorragenden Gelehrten „auf diesem Felde seien noch so viele Schätze zu heben", bereitwillig Folge leisteten. Es kommt so häufig vor, daß mehrere Fachgenossen gleichzeitig denselben Gegenstand behandeln, ohne es zu wissen; wenn einer von ihnen mit seinem Werke früher zu Ende kommt, so bleibt den anderen gewöhnlich nichts übrig, als ihre Studien wehmüthig in den Pult zu verschließen, oder in der Vorrede bitterböse zu bemerken, „man werde nicht behaupten können, daß das eben erschienene Buch des Herrn X. unsere Kenntniß wesentlich bereichere." Solcher Vergeudung von Kraft und Zeit könnte durch die vorgeschlagene Organisation sicherlich vorgebeugt werden. Was heute nur im engen Freundeskreise möglich ist, daß einer aus den Kenntnissen und Materialien des anderen schöpfe, daß ein reger Gedankenaustausch den Gesichtskreis jedes Genossen erweitere, daß würde dann zur allgemeinen und höchst förderlichen Uebung. Das Zusammenwirken eines großen Gelehrtenkreises müßte von selbst dahin führen, daß Jedem der Arbeitsstoff zufiele, dessen gerade er am besten Meister werden könnte. Der Lehrer in der kleinen Provinzstadt wird sich wohl hüten einen großen weltgeschichtlichen Gegenstand in Angriff zu nehmen, wenn er weiß, daß ein hervorragender College in der Hauptstadt, dem die Archive Tag für Tag offen stehen, dem reiche Büchersammlungen die Arbeit erleichtern, das gleiche Ziel mit überlegenen Kräften anstrebt. Dagegen wird er von diesem manche Anregung zur Untersuchung localer Fragen erhalten, zu deren Lösung er berufener ist, als der in der fernen Residenz lebende Forscher. Genügt ihm diese Aufgabe nicht, fühlt er in sich die Kraft, trotz der Ungunst seiner persönlichen Verhältnisse Arbeit im großen Stile zu leisten — und wer möchte leugnen, daß manche unserer besten Männer und hellsten Köpfe ihre Laufbahn an Schulen in kleinen Orten begonnen haben — so wird er entweder die Zuweisung eines seinem Talente angemessenen Gebietes erlangen, oder im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit eigene Wege beschreiten. Denn es soll, um Mißverständnisse zu vermeiden, nochmals und nachdrücklich betont werden, daß die volle Freiheit jedem gewahrt bleibt; nur glauben wir annehmen zu dürfen, daß die große Mehrheit bereit wäre, an dem gemeinsamen Betriebe mitzuwirken und sich der Führung eines

Digitized by Google

Ausschusses angesehener Fachgenossen zu unterwerfen. Wir schöpfen diese Zuversicht vornehmlich aus dem rühmlichen Beispiel der Monumenta Germaniae; denn wenn die Leitung des großen Unternehmens Mitarbeiter und Herausgeber brauchte, so stellten sich ihr immer tüchtige Kräfte zur Verfügung, und beugten sich willig den vereinbarten Vorschriften und Regeln.

Damit wäre nun freilich sehr viel gewonnen, Arbeit erspart und erleichtert, fruchtbare Thätigkeit auf würdige Ziele gelenkt. Aber um den Hauptzweck, die Ausbeutung der Kleinarbeit für die Forschung im Großen zu erreichen, brauchte es noch besonderer Vorkehrungen. Denn innerhalb des allgemeinen Verbandes stände der Einzelne doch auf seinen eigenen Füßen, er hätte einen Anspruch auf die Bundeshülfe, aber nicht auf die Unterordnung der Genossen. Wenn er sich eine umfassende Aufgabe stellte, so müßte er sie allein lösen; wenn er sich unterfinge, eine deutsche Geschichte oder eine Weltgeschichte zu verfassen, so müßte er sie allein schreiben, wofern er nicht etwa die Mitttel besäße, Hilfsarbeiter zu besolden. Dann aber steht er vor der alten Schwierigkeit, die Masse der Einzelarbeiten zu beherrschen und die Mängel durch eigene Forschung zu ergänzen, vor einer Schwierigkeit, die sich bisher als unüberwindlich erwiesen hat. Man hat sie bekanntlich auf verschiedene Weise zu bewältigen gesucht, besonders um zu einer befriedigenden Darstellung der Weltgeschichte zu gelangen, aber noch niemals mit Erfolg. Den Sammelwerken, wie Heeren-Ukert oder Oncken, fehlt die Einheitlichkeit der Auffassung; sie sind auch viel zu umfänglich, als daß ein Leser sie mit Genuß in sich aufnehmen könnte, sie sind keine Gesammtdarstellung, sondern ein Nebeneinander von Einzeldarstellungen. Dem Torso des Herkules, den uns Ranke in seiner Weltgeschichte hinterlassen hat, muß Jedermann die höchste Bewunderung zollen, allein man darf sich nicht verhehlen, daß eine volle Erkenntniß des Zusammenhanges menschlicher Dinge nur aus einer vollen Erkenntniß aller staatlichen Individuen erblühen kann, und diese zu erlangen ist selbst einem Ranke trotz der Unterstützung trefflicher Secretäre unmöglich.

Doch lassen wir jetzt die Weltgeschichte bei Seite — ihre zweckmäßige Erforschung ließe sich unseres Erachtens nur auf eine europäische Organisation ähnlich der für Deutschland vorgeschlagenen gründen — und halten wir uns an die nationale Historiographie. Es sind in den letzten Jahren viele Werke erschienen, welche die gesammte deutsche Geschichte behandeln wollen, aber keinem einzigen ist es gelungen, wirklich die Summe aus der gewaltigen, bis heute aufgehäuften Menge der Einzelforschungen zu ziehen, und noch viel weiter sind sie von dem Ziele entfernt, welches uns als erstrebenswerth erscheint: ein Bild der Entwickelung zu entwerfen, das wenigstens in seinen Grundzügen einige Jahrzehnte zu überdauern vermöchte. Man ist auf den Gedanken gekommen auch die Nationalgeschichte periodenweise von verschiedenen Verfassern bearbeiten zu lassen, jedoch ohne einen besseren Erfolg als bei der Universalhistorie zu erzielen. Nur die an Quellen arme, an trefflichen Einzelforschungen überreiche Geschichte der älteren Zeit läßt sich zu einem leidlichen Abschluß bringen; dagegen überstiege eine Darstellung, welche z. B. die Zeiträume von 1500 bis 1648 oder von 1648 bis 1871 umfaßte, ohne Zweifel die Kraft eines einzelnen Mannes. Und so wird es wohl auch bleiben, denn wenn im Laufe der Zeiten die rastlose Thätigkeit der Spezialisten die Lücken unserer Kenntniß ausfüllen sollte, so könnte dies bei der Zersplitterung Deutschlands, den verwickelten Beziehungen zum Ausland und der mannigfaltigen Gestaltung im Innern nur durch eine unübersehbare Zahl kleinerer Untersuchungen geschehen, deren Fülle den klarsten Blick verwirren und dem tüchtigsten Fleiße widerstehen wird. Auch hier kann nur die genossenschaftliche Arbeit Hülfe bringen, aber nicht durch ein freies Zusammenwirken Gleichberechtigter, sondern durch die Unterordnung dienender Kräfte unter ein befehlendes Haupt.

Man vertraue einem Manne, dessen Gaben und Leistungen Zuversicht erwecken, die Bearbeitung eines ausgedehnten Gebietes an, und stelle ihm fünf oder sechs Hülfskräfte zur Verfügung, nicht Studenten, die erst im Seminar die Anfangsgründe ihrer Wissenschaft erlernen, sondern junge Gelehrte, welche schon Proben ihrer Befähigung abgelegt haben; dann erst wird eine wahrhaft erfolgreiche Arbeit möglich sein. Der Leiter des Ganzen vertheilt den Stoff unter seine Genossen, läßt von ihnen die vorhandene Literatur über den Zeitraum sammeln und sichten, betraut den einen mit der Durchforschung der österreichischen, den anderen mit dem Studium der preußischen Verhältnisse, nimmt von diesem einen Bericht über die wirthschaftlichen Zustände, von jenem eine Skizze des Heerwesens entgegen. Diese getheilte und doch wieder vereinte Arbeit macht eine gründliche Beherrschung des Gegenstandes möglich, gestattet ein genaues Durchsuchen der Archive, eine allseitige Betrachtung des Staatslebens, eine aus voller Sachkenntniß entspringende und deshalb gerechte Würdigung der Vergangenheit. Der Blick des Beobachters bleibt frei und weit, weil er sich nicht in Einzelheiten verlieren muß; die fleißige Arbeit der Spezialisten geht nicht verloren, weil zahlreiche Hände da sind um sie zu bergen und zu verwerthen. So lassen sich Werke schaffen, deren Ergebnisse nicht von jedem Windstoß umgeworfen werden können, Werke, die für lange Zeit den Schluß unserer Weisheit bilden. Und sind erst die Hauptepochen zur Genüge aufgehellt, dann wird auch der Ausbau einer deutschen Gesammtgeschichte nicht lange auf sich warten lassen.

Daß es den einzelnen Gruppen nicht an tauglichen Vorständen fehlen werde, dafür bürgt die stattliche Zahl ausgezeichneter Männer, welche heute die Lehrkanzeln der deutschen Universitäten zieren. Werden aber auch Hülfsarbeiter aufzutreiben sein, die mit Tüchtigkeit Selbstverleugnung verbinden und bereit sind, unter fremdem Banner zu fechten? Die bisherigen Erfahrungen gestatten nicht daran zu zweifeln, denn manches große Werk ist schon auf ähnliche Weise zu Stande gekommen. Freilich darf man die Stellung eines solchen Gehülfen nicht als eine Stellung für das ganze Leben auffassen. Es sollen vielmehr jüngere Leute sein, die einige Jahre mitwirken, und sich dann, je nach Neigung und Fähigkeit der akademischen Laufbahn oder anderen Berufen zuwenden. Die begabteren unter den Lehramtscandidaten würden mit beiden Händen zugreifen, besonders wenn der Staat ihnen diese Zeit in die Dienstjahre einrechnete; und er könnte es ohne Schaden thun, denn die lange Wartezeit bis zur endgiltigen Anstellung ist ja nur zum Theil durch die Nothwendigkeit der Einübung, zum größeren durch die Ueberzahl der Bewerber begründet. Und im Wetteifer mit den Lehramtscandidaten würden Docenten und Archivbeamte oder solche, die es werden wollen, ihre Kräfte in den Dienst eines historischen Institutes stellen. Ihnen allen müßte sehr bald der geistige und moralische Gewinn aus einer solchen Mitarbeiterschaft offenbar werden: der befruchtende Verkehr mit einer Auslese der Gelehrtenwelt, die strenge Schulung, die unvergleichliche Gelegenheit zu eigener wissenschaftlicher Bethätigung. Denn es ist ihnen unverwehrt, die im Dienste des Gesammtwerkes ausgeführten Einzeluntersuchungen zu veröffentlichen, und sie können sicher sein, sich damit einen Namen zu machen, weil das Zusammenwirken mit dem Vorstande und den Genossen ihnen eine volle Uebersicht des Stoffes und des Zusammenhanges gewährt. Der Antrieb, den der junge Forscher hier erhält, wird weit über die Zeit seiner Mitarbeiterschaft fortleben und ihn vor dem Versinken in geistlose Schulfuchserei bewahren; was er hier gelernt und gedacht hat, wird ihm ein kostbarer Besitz für immer sein.

Wir denken uns, wenn dieser Plan zu völliger Ausgestaltung durchdringen soll, eine Anzahl, etwa zehn, solcher Institute in größeren deutschen Städten, in Verbindung mit Universitäten oder Archiven errichtet. Der Staat erhält sie, aber er besetzt sie nicht nach eigenem Ermessen, sondern um die Freiheit der Wissenschaft zu wahren, unter Mitwirkung der Akademien oder des von uns vorgeschlagenen Verbandes der Geschichtsforscher. Die Leiter der einzelnen Institute bilden ein Kollegium unter einem gewählten Vorstand, der die gemeinsamen Angelegenheiten besorgt. Das Ziel der Arbeit ist nicht die Veröffentlichung von Quellen, sondern die Erforschung und Darstellung

Digitized by Google

der deutschen Geschichte, vorerst nach ihren Hauptperioden; nur soweit als dieser Zweck es nothwendig erscheinen läßt, ist auch die Publikation urkundlichen Stoffes zulässig. Alle Materialien und Vorarbeiten werden aufbewahrt und sind nach Vollendung des Werkes jedem Forscher und Kritiker zugänglich.

Der unermeßliche Vortheil, den eine solche Neuerung im Gefolge hätte, ist so offenkundig, daß wir uns der weiteren Beweisführung entschlagen können. Nur noch ein Punkt ist zu erörtern, aber dieser Punkt ist der entscheidende, denn es handelt sich um die Frage, ob genügende Geldmittel vorhanden sind, die schöne Utopie in lebendige Wirklichkeit zu verwandeln.

Rechnen wir. Die Vorstände der Institute sind unbesoldet; es sind Professoren und Archivare, die den Gehalt ihres Amtes beziehen, und die Leitung des großen Unternehmens nicht als eine Last, sondern als eine ersehnte Ehre betrachten. Welcher Forscher schätzte sich nicht glücklich, wenn ihm auf fremde Kosten sechs Mitarbeiter an die Seite gestellt würden? Diese zehn Männer machen uns also keine Sorgen. Die Zahl der Gehülfen richtet sich nach der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe; wir rechnen im Durchschnitt sechs auf ein Institut, zusammen also sechzig. Ein Gehalt von 2000 Mark wäre für einen solchen Durchgangsposten vollkommen ausreichend, wir setzen aber durchschnittlich 2500 Mark ein, weil wir annehmen, daß mancher Mitarbeiter den Wunsch hegen dürfte so lange auf seiner Stelle zu verharren, bis sich ihm eine Professur oder ein höheres Archivamt öffnet. Diese besten Kräfte sollen festgehalten und reicher entlohnt werden. Die Summe der Gehalte nehmen wir also mit 150,000 Mark an; schlagen wir mit freigebiger Hand ebensoviel dazu, um die Kosten der Studienreisen, Abschriften ꝛc. zu decken, so kommen wir erst auf 300,000 Mark jährlich. Sieht man selbst von den unschwer erreichbaren Geldbeiträgen der historischen Vereine und der zahlreichen Geschichtsfreunde ab, läßt man ferner die Möglichkeit bei Seite, daß Oesterreich ein solches Unternehmen ebenso wie die Monumenta Germaniae unterstützen könnte, so sind auch die vollen 300,000 Mark, zumal wenn man bedenkt, daß nicht alle Institute gleichzeitig eröffnet werden müßten, für den Reichshaushalt keine unerschwingliche Belastung. Denn es handelt sich um ein Werk von eminent nationaler Bedeutung, das nicht mittelbar durch Eröffnung neuer Geschichtsquellen, sondern unmittelbar durch eine Reihe allgemein zugänglicher Darstellungen unsere Kenntniß der deutschen Vergangenheit bereichern soll.

Doppelter Art sind also unsere Vorschläge zur Reform der Geschichtforschung: wir verlangen einen Verband deutscher Historiker, um durch freie Uebereinkunft die Anarchie der Forschung zu beseitigen; wir verlangen historische Institute, um die erdrückende Masse des Stoffes durch die Arbeit der Genossen zu bändigen und durch den Geist des Leiters zu beleben. Den ersten Theil des Planes kann die kräftige Initiative eines hervorragenden Gelehrten jederzeit verwirklichen, für den zweiten bedarf es der hülfreichen Bereitwilligkeit des Staates. Wir wissen nicht, ob jene Initiative und diese Bereitwilligkeit heute vorhanden sind, aber so viel scheint uns sicher, daß sie dereinst zum Vorschein kommen werden. Denn die ganze reiche Entwickelung unseres wissenschaftlichen Lebens bewegt sich in der von uns bezeichneten Richtung, und wer Augen hat um zu sehen, den nimmt schon heute deutliche Ansätze zur genossenschaftlichen Arbeit wahr.

H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die alte Logenschließerin.

Autorisirte Uebersetzung von Schadewell-Seifert.

Ich hatte meinen Pelz der Logenschließerin übergeben und wollte eben nach dem Eingang des Parquets, als ich am Ende des Ganges den weißen Bart des alten Bildhauers Senechal auftauchen sah, und da ich mich nach seinem Befinden erkundigen wollte, wartete ich, bis er sich gleichfalls seines Ueberrockes entledigt hatte.

Ich liebe Senechal mit einer gewissen ehrfurchtvollen Freundschaft, die theils Bewunderung für sein Talent und theils Hochachtung vor seinem Charakter ist. Ich weiß, welch' eine reine Gesinnung, welche rührende Güte sich unter der rauhen Außenseite dieses alten Künstlers verbirgt, den die schlichten Bewohner der Vorstadt St. Jaques recht wohl kannten, denn alle Morgen sahen sie ihn ja, wie er nach alter Gewohnheit sich am Brunnen an der Ecke der Val-de-Grâce-Straße das Gesicht wusch. Er hat mir selbst in seinem Atelier, während er seine Thonkugeln ballte und mit dem Modell in Aufschneidereien sich überbot, von seinem früheren Leben erzählt, einem Leben voller Arbeit und Elend, und jetzt, wo er berühmt ist und man die akademischen Palmen und das Kreuz der Ehrenlegion auf seinen Arbeitkittel geheftet hat, jetzt weiß ich, welch' edlen Gebrauch er von dem kleinen Vermögen macht, das ihm mit dem Ruhm gekommen ist; man hat mir erzählt, wie er im stillen wohl thut und wie er sein Gehalt als Mitglied der Akademie einer armen Jüdin mit zahlreicher Familie zuwendet, die vor 25 Jahren wohl den schönsten Körper in ganz Paris hatte und einst Senechal zu seiner Hekuba gestanden hatte, jener Statue, die seinen Ruhm begründete.

Dann lag es mir auch daran, ihn noch vor Beginn des Stückes zu begrüßen und mit ihm über seinen Freund Octave Firmez zu sprechen, den Dichter, der schon vor zehn Jahren fast völlig unbekannt gestorben, und dessen Ruhm seitdem so gewachsen war, daß die erste Aufführung seines hinterlassenen Dramas „Die fahrenden Ritter" an jenem Abend das ganze künstlerische und gesellschaftliche Paris nach dem Odeon zog.

„Sie haben noch immer Nr. 63?" fragte er, als er mich bemerkte und mir die Hand reichte.

„Und Sie Nr. 65?"

„Ja, das ist prächtig!" sagte er. „Dann plaudern wir ein Bischen in den Zwischenacten. Aber warten Sie, bis ich mich ausgeschält habe."

Er brauchte solche volksthümliche Ausdrücke mit besonderer Vorliebe, dies alte Pariser Kind, und wenn er seine Herren Amtsbrüder von der Akademie und der Jury damit ärgern konnte, that er es erst recht gern.

In diesem Augenblick ließ sich eine Frauenstimme neben uns vernehmen.

„Geben Sie mir Ihren Ueberrock, Herr Senechal," sagte die Logenschließerin.

Und nun bekam ich etwas Merkwürdiges zu sehen. Der Bildhauer im Gesellschaftanzug, mit der rothen Schleife im Knopfloch und die kleine Alte mit dem runzeligen Gesicht, dem ärmlichen schwarzen Kleid und der rosabebänderten Haube sahen sich an, faßten sich bei den Händen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Und dann küßte Senechal die Logenschließerin auf beide Wangen, ohne sich um die vornehme Gesellschaft zu kümmern, die sich in dem Gange drängte.

„Muth, arme Clemence!" sagte er mit tiefbewegter Stimme. „Und nicht wahr, es bleibt dabei? Ich führe Sie nach dem Theater heim. Wir gehen zu Fuß, Arm in Arm und sprechen von »ihm«... Aber vor allen Dingen, werden Sie »sein« Stück sehen?"

„Ja," antwortete die alte Frau, „man hat mir einen Klappsitz in der Nähe der Thür aufgehoben; das ist eine große Vergünstigung. Aber, entschuldigen Sie, Herr Senechal, ich werde gerufen."

Und während die Logenschließerin sich wieder anschickte, Ueberzieher und Regenschirme entgegen zu nehmen, faßte mich der Bildhauer, der traurig lächelte, als er meinen erstaunten Blick sah, am Arm und führte mich in's Parquet.

„Wir wollen uns setzen," sagte er mit erregter Stimme. „Ich werde Ihnen gleich die Erklärung zu dem Bilde geben. Eine tieftraurige Geschichte, die aber auch tröstlich ist, weil sie beweist, daß es noch selbstlose Herzen gibt... Doch still!... Da gibt man das Zeichen zum Anfang."

— — Man erinnert sich wohl noch des großartigen Erfolges der „Fahrenden Ritter", mit denen das „Odeon" in mehr als hundert Vorstellungen ein volles Haus erzielte. Die lebendige Handlung, die prächtigen, edlen Verse riefen von den ersten Scenen an laute Beifallsrufe hervor. Obgleich das Publikum seit 25 Jahren durch das leere Gewäsch der Tendenzstücke und durch die schlüpferigen Gassenhauer der Operette urtheilslos geworden war, wurde es aufgerüttelt, als dieser glühende Hauch wahrer Poesie und dichterischer Begeisterung es mächtig berührte. Man hörte an jenem Tage nicht das leiseste Murren kleinlichen Hasses und niedrigen Neides. Der Dichter war ja seit zehn Jahren todt; er hatte keinen Feind mehr. Vom Schluß des ersten Aktes an wurde der Erfolg zum Siegesjubel.

„Nur zu, ihr guten Leute! Klatscht nur, klatscht Beifall!" rief Senechal, als sich der Vorhang langsam vor den Schauspielern senkte, die schon dem lauten Rufe gefolgt waren und sich zum letzten Mal mit einem glücklichen, aber müden Lächeln auf den Lippen dankend verneigten. „Und doch habt ihr Firmez zehn Jahre lang am Hungertuch nagen lassen und, so lange er lebte, konnte er kein Theater finden, das sein Stück aufgeführt hätte. Klatscht nur, ihr lieben Jungen! Er ist ja todt, er schreibt nichts mehr!"

„Ist denn Firmez so unglücklich gewesen?" fragte ich den alten Künstler, um ihn an das Versprechen zu erinnern, das er mir gegeben.

„Ja," antwortete er mir, „wenigstens in seiner Jugend. Das ist sogar der Grund, daß er so wenig geschrieben hat; denn der Aermste, welcher der Muße und Ruhe zum Schaffen so sehr bedurft hätte, war nur zu lange gezwungen, untergeordnete Arbeit zu thun, um leben zu können. Er mußte Zusammenstellungen zu ein oder zwei Sous die Zeile für Encyclopädien- und Wörterbuchschreiber liefern. Später ist er durch eine Erbschaft reich geworden... Aber da leert sich das Theater. Der Zwischenact wird lang sein und meine Geschichte ist kurz. So hören Sie.

Digitized by Google

Als ich Firmez kennen lernte — wir waren Beide damals 25 Jahre alt — hatte er eben seine Rechtsstudien aufgegeben und sich der Literatur zugewendet. Natürlich gab es einen Bruch mit der Familie. Der Vater, ein Notar in der Provinz, ein hartköpfiger Spießbürger, entzog ihm die Existenzmittel. Aber in dem Alter nimmt man Alles leicht, sogar die Armuth. Außerdem war es bekannt, daß Octave wohlhabende Verwandte hatte; er konnte schon einige Schulden machen und war noch lange nicht der ärmste Schlucker unter uns. Im Gegentheil! Wenn er in mein Atelier kam, soppten wir ihn mit seiner grellen Halsbinde und seiner Sammetweste und nannten ihn einen Gecken. Octave war damals ein sehr hübscher Junge mit langen braunen Locken, einem niedlichen Bärtchen und verliebten Augen, und er richtete großes Unheil an unter den Grisetten des Quartier Latin; und da lernte er Clemence kennen."

„Wie?" rief ich aus und unterbrach Senechal. „Clemence? Jene alte Frau, die Sie vorhin . . ."

„Dieselbe und, um die Wahrheit zu sagen, zu der Zeit war sie nichts Besonderes, die arme Clemence. Zwanzig Jahre alt, hübsch wie eine Engländerin — wenn sie es darauf anlegt — eine Taille, mit den Händen zu umspannen und einen Wald wundervoller Haare, glänzend braun wie eine Kastanie, die eben aus der Schale springt. Aber was wollen Sie? Eine Waise, die auf das Pariser Pflaster gesetzt ist, mit der Lust am Vergnügen und irgend einer Beschäftigung, die nichts einbringt. Nun, was soll ich Ihnen noch sagen? Der Eine und Andere von uns hat sie im Unterrock gesehen. Octave hatte sie im Prado kennen gelernt. Dann waren sie aus einander gegangen, hatten sich wieder zusammengefunden und sich nochmals getrennt. Endlich trafen wir Clemence eines Abends, als wir, Octave und ich, in unsere Kneipe kamen, wie sie vor einer Tasse Bouillon saß, die sie nicht trank, und sich im Fieber schüttelte. Wir fragten, was ihr wäre und ein anwesender Student der Medizin nahm sie ernstlich vor: sie hatte eine Lungenentzündung und noch dazu eine heftige. Was war da zu thun? Das arme Ding wohnte in elender Untermiethe und war ganz mittellos. Der Mediziner läßt das Wort Hospital fallen, und sie fängt an zu weinen. Octave war weichherzig; er packt das arme Wesen in einen Fiaker, fährt sie in seine Wohnung, pflegt und versorgt sie, wie es eine graue Schwester nicht besser hätte thun können, kriegt sie gesund und setzt sie selbstverständlich nicht vor die Thür, als sie wieder hergestellt ist — nun — und dann ging es zwanzig Jahre so weiter! . . ."

„Wie? Er, Firmez! Ein Dichter! Mit diesem Mädchen? . . ."

„Dieses Mädchen, mein Lieber, war ein armes Kind der Straße und der Mutter Natur, das mit zwanzig Jahren dumme Streiche gemacht hatte, wie die Vögel im April, aber ihr Herz war gut, einfältig und aufrichtig und die Dankbarkeit machte aus ihr die beste, treueste und ergebenste Genossin, die Octave haben konnte. Für ihn waren gerade damals die bösen Tage gekommen; die Lieferanten hatten erfahren, daß Firmez gänzlich mit seiner Familie zerfallen war; Niemand borgte ihm mehr; er mußte arbeiten, um leben zu können. O, ein Hundeleben hat der Dichter zehn Jahre lang gelebt! Zwei Zimmer im fünften Stock, in einem entfernten Stadtviertel, das er alle Morgen verließ, um auf dem Omnibus nach der Richelieustraße zu fahren, wo er in der Bibliothek die Scharteken wälzte und Auszüge machte — er that damals Handlangerdienste für ein Conversationslexikon. Erst bei einbrechender Nacht kehrte er zurück, und das Mahl, das Clemence bereitet hatte, war ärmlich genug, und sie verzehrten es beim Schein der kleinen Moderateurlampe mit dem grünen Lichtschirm. Die neusilbernen Bestecke waren abgenutzt und kupferscheinig, und die achttägigen Servietten wurden immer noch einmal in die Ringe gesteckt, wenn der Nachtisch, der höchstens Mispeln und Käse bot, vorüber war. Und dann schrieb er die ganze Nacht bis zwei, drei Uhr Morgens. O, dies Abschreiben, das nach Kilometern bezahlt wird, dies langweilige, mechanische Abschreiben! Wie er hastete — da auf dem Wachstuch des abgedeckten Tisches, neben dem kleinen Plättofen, auf dem der schlafbannende Kaffee warm gehalten wurde. Der Aermste wäre an diesem Leben zu Grunde gegangen, wenn er allein gewesen wäre. Aber er hatte dieses Mädchen aus dem Volke an seiner Seite, das wieder Blumen machte, um wenigstens die Zukost zum Fleisch zu verdienen, dieses tapfere, sanfte Geschöpf, das zugriff wie eine Bäuerin in der Ernte und doch zierlich und hübsch war wie eine Amazone im Hydepark. Er hatte diese Frau, die es über sich vermocht hatte, in zehn langen Jahren nicht einmal das weitläufige Wort auszusprechen: »Ich habe kein Kleid mehr anzuziehen,« diese liebe Freundin, die ihm während seiner langweiligen Arbeit ab und zu die wirren Haare aus der Stirn strich und seine heißen Schläfen mit einem Kusse kühlte. Und wenn er sich auch nur kurze Zeit dem Schlaf hingeben konnte, so ruhte er doch an einem treuen Herzen. Und nun, junger Mann, nennen Sie das meinetwegen eine wilde Ehe."

— — „Warum hat er sie denn nicht geheirathet nach einem so langen Zusammenleben, nach solch einer Bewährung?"

„Warten Sie nur! Das ist eben die Geschichte . . . Octave ließ sich lieben und anbeten, aber er liebte nicht wieder, sondern gab sich nur der angenehmen Gewohnheit hin. Eines schönen Tages aber stirbt sein Vater plötzlich und hinterläßt ihm 10,000 Francs Zinsen. Nun, Octave war nicht undankbar! Clemence trug Diamanten in den Ohren und bewegte sich in einem reizenden blauen Morgenkleide in dem freundlichen Künstlerheim, das er sich sofort eingerichtet hatte. Aber er wollte nun doch auch sein Leben genießen, sich in der Gesellschaft umthun, und das war ganz natürlich. Seine ersten Gedichte, die Heldenlieder, welche heute auch von denen anerkannt werden, die sie einst so schnöde verwarfen und verhöhnten, hatten ihm schon damals die Anerkennung der Sachverständigen, der Dichter, der Aufrichtigen erworben. Man lud ihn ein, man zog ihn in gewisse leicht zugängliche Kreise. Trotzdem er sich so abgearbeitet hatte, war er immer noch ein hübscher Mann, gefiel den Frauen, und hatte, da er eine verliebte Ratte war, eine ganze Reihe von Liebesabenteuern. Er ist der armen Clemence gründlich untreu gewesen. Sie hat es gewußt, das steht fest. Ob sie darunter litt? Sie hat sich wenigstens nie etwas merken lassen. Ihr Spiegel hatte ihr jedenfalls gesagt, daß ihre Schönheit verblüht war in den Jahren des Elends, und dann hatte ihre Liebe zu Octave mit den Jahren jene fast mütterliche Nachsicht angenommen, die die Schwächen des geliebten Mannes entschuldigt, und die manchmal wohl gar mit einem gewissen Stolze darüber lächelt. Es kommt unter dem niederen Volke — zu dem sie ja gehörte — nicht selten vor, daß ein geschwätziges Weib unterwegs ihren Nachbarinnen die Liebesabenteuer ihres Herrn Gemahls erzählt und zuletzt mit Achselzucken ganz munter sagt: Ach was; wenn ich will, hab ich ihn doch!

Die Zeit verging, und Firmez, der trotz seiner fünfundvierzig Jahre nur erst einzelne graue Haare an den Schläfen hatte, lebte immer noch darauf los und tröstete sich über seine literarischen Enttäuschungen — der Erfolg ließ immer noch auf sich warten — mit seinen galanten Abenteuern. Und Clemence, die sich den Vierzigen näherte, war leider fast schon eine alte Frau. An einem Sommerabend aber, als wir uns bei dem Freunde zu Grog und einer Pfeife Tabak zusammengefunden hatten, fiel Firmez, der schon seit einiger Zeit über Herzklopfen geklagt hatte, plötzlich ohnmächtig um. Er erholte sich freilich bald wieder, aber der Schreck für die arme Clemence! Ein befreundeter Arzt, der herbeigerufen wurde, gab eine Auskunft, die weder Fisch noch Fleisch war, und rieth, den berühmten Bouillaud zu befragen. Dieser beruhigte Octave, aber wir erfuhren die Wahrheit. Der Dichter hatte die Krankheit, die ihm sein lockeres Leben eingebracht, die Krankheit der Künstler und der Circuspferde, eine sehr ernste, tödtliche Herzkrankheit. Sie machte anfangs keine großen Fortschritte. Firmez, der sehr zu leiden hatte, aber vernünftig geworden war und von Clemence bewunderungswürdig gepflegt wurde, war gerührt von der Aufopferung und der Güte seiner alten Freundin.

Als ich eines Mittags bei ihnen aß, sagte er, als er mir die Salatschüssel reichte:

»Weißt du, was Clemence und ich beschlossen haben? . . . Da leben wir nun zwanzig Jahre beisammen und sind nicht verheirathet. Das ist doch zu dumm! An einem der nächsten Tage kannst du uns mit noch drei Freunden abholen, und wir fahren auf's Standesamt und in die Kirche, und dann frühstücken wir zu Hause.«

»Recht so,« rief ich und sah Clemence an. Die Augen standen ihr voller Thränen.

»O, wie gut mein Octave ist,« sagte sie zu mir. »Aber hören Sie, Senechal, die Trauung soll erst sein, wenn er ganz gesund ist, ganz, ganz gesund. Ja, ja! Ich möchte Staat machen mit meinem Bräutigam, wenn er mich zum Herrn Pfarrer führt.«

Es hatte sich was! Vierzehn Tage danach lag er zu Bett, der Bräutigam, so fest, daß er nicht wieder aufstehen sollte. Sein letztes Werk war ganz gehörig heruntergemacht worden, und das Théâtre Français hatte sein Stück zurückgewiesen. Das hatte ihm den letzten Stoß gegeben. Und Bouillaud, der wieder geholt worden war, sagte bloß immer: Nur keine Aufregung! Keine Aufregung! Die Freunde des Dichters beklagten es, daß sie ihn verlieren sollten, und ich mit ihnen, aber ich dachte auch an die Gefährtin seines ganzen Lebens, an die gute Clemence. Firmez war viel zu leichtsinnig, als daß er ein Testament gemacht hätte. Was sollte aus ihr werden, wenn er sie nicht noch heirathete, ehe er starb?

Ich entschloß mich, mit der armen Frau darüber zu sprechen, aber bei den ersten Worten fiel sie mir schluchzend in die Arme.

»Niemals«, rief sie, »niemals, hören Sie wohl, Senechal, nie hätte ich den Muth dazu! . . . Ihn an sein Versprechen erinnern? Das hieße doch, ihm zu verstehen geben, daß er verloren ist! Und er denkt gar nicht daran, er glaubt, daß er im Frühling wieder auf den Beinen sein wird, er malt sich das so schön aus! . . . Und der Arzt hat mir Hoffnung gemacht, daß es bis zuletzt so bleiben und er einen ganz sanften Tod haben wird. Wenn ich mit ihm aber von dieser Heirath spreche, da beschleunige ich ja sein Ende, ich tödte ihn . . . Niemals, sage ich Ihnen, niemals! . . . Ach, ich weiß, was mich erwartet . . . Die Erben werden mich fortjagen, ich werde wieder in's Elend gerathen . . . Doch, wenn ich ihn verloren habe, brauche ich nichts mehr! . . . Das ist nicht klug? . . . Das ist nicht vernünftig? . . . Ist er denn vernünftig gewesen, ist er klug gewesen, da er als armer Student mich, die Todtkranke, mit sich genommen hat in seine Wohnung, mich, eine Verlorene, und mich gepflegt hat wie eine fromme Schwester? Ich kann mich rühmen, Senechal, daß ich ihm niemals Kummer, noch Sorge gemacht habe . . . und da ihm nicht mehr zu helfen ist, so soll er wenigstens, das ist alles, was ich von Gott erbitte, in meinen Armen sterben, ohne daß er es weiß, und ich will ihm noch im letzten Augenblicke freundlich zulächeln.«"

— — „So ist er gestorben, junger Mann," fuhr der alte Bildhauer fort und legte seine vor innerer Bewegung zitternde Hand auf meinen Arm. „Sie hat mich keinen Augenblick allein gelassen bei dem Kranken; sie war immer da, und ihre Blicke flehten mich an, nichts zu sagen. Mit einem Vermögen hat sie die schmerzliche Freude bezahlt, den Todeskampf des geliebten Mannes zu lindern, der sie betrogen und sich in den Armen leichtfertiger Weiber den Tod geholt hatte. Am Tage nach seinem Tode, da kamen die gefürchteten Verwandten, die schändlichen Erben . . . Oh, diese Philister!" stieß Senechal hervor und schüttelte seine lange, weiße Romantikermähne. „Wenn's wieder mal los geht . . . nein, getöpft werden sie nicht, das ist eine viel zu vornehme Todesart für sie. Wir werden — oder vielmehr ich werde eine Maschine erfinden, die ihnen Fußtritte hinten drauf versetzt, bis sie todt sind. Diese Spießbürger, Firmez' Erben, waren unbarmherzig; sie nahmen alles mit fort und

Digitized by Google

segten zuletzt die arme Clemence mit dem Kehricht aus der leeren Wohnung hinaus!... Natürlich nahmen wir uns ihrer an. Der Dramatiker Bordier hat ihr die Stelle als Logenschließerin verschafft. Das reicht nun freilich nicht zum Leben, aber es gibt glücklicherweise nicht bloß harte Herzen, und schließlich... nun sie kann eben leben."

„Ich verstehe," sagte ich und drückte Senechal die Hand.

„Und wenn man nun bedenkt, daß diese arme brave Frau Madame Firmez heißen könnte, wenn ihr Herz nicht soviel Aufopferung und schonende Zartheit geübt hätte," sagte er und schlug sich vor die Stirn. „Sie säße heute dort in der Prosceniumsloge, und die feinen Herren würden sie beglückwünschen, während sie statt dessen draußen im Gange die Ueberzieher und Spazierstöcke entgegennehmen muß. Doch heute Abend ist sie glücklich, sie hört, wie man den Namen ihres Octave ruft und seinen herrlichen Versen entgegenjubelt, die sie gleichfalls bewundert, wenn sie auch nichts davon versteht. Aber das ist vielleicht das Großartigste in der Welt, junger Freund, das nennt man Glauben... Nun, heute will ich ihre Freude vollständig machen... Alle Sonntage ißt sie bei mir, und ich lasse die Suppe um fünf auftragen, damit sie rechtzeitig in ihr Theater kommt... Aber heute, bei Gott, werde ich sie zu einem kleinen Souper führen, wie Octave es that nach einer ersten Aufführung, und wir werden uns von ihm unterhalten bis zwei Uhr Morgens! Doch still, der zweite Act fängt an."

— — Und als ich an demselben Abend gegen halb ein Uhr im Café Voltaire war, saß eine Gruppe junger Schüler von der Kunstakademie neben mir. Und es belustigte mich höchlich, wie verdutzt sie dreinblickten, als sie ihren berühmten Lehrer, Herrn Senechal, Mitglied der Akademie und Ritter der Ehrenlegion, eintreten und nach der Treppe zu den kleinen Nebenzimmern gehen sahen mit einem alten Frauchen in ihrer Schleifenhaube am Arme, die sie sofort als die Mutter Clemence erkannten, die Logenschließerin des Parquets im Odeontheater, auf der Seite der ungeraden Nummern.

Aus der Hauptstadt.

Die internationale Kunstausstellung.

V. Die Slawen.

Ungleich selbständiger und bedeutender als die Magyaren sind die ja auch an Zahl jene weit überragenden Slawen. Vor Allem treten die Polen, seit sie in der Akademie zu Krakau einen Mittelpunkt und in der Berliner Ausstellung zum ersten Male einen eigenen Saal erhalten haben, als eine sehr achtenswerthe Erscheinung im internationalen künstlerischen Leben auf und erheben sich ganz wesentlich über die Russen.

Vielleicht ist der Grund hierfür, daß es für die Polen eine akademische Kunst nicht gibt. Wie in England der Staat keine Bilder malen läßt, wohl den unteren Kunstunterricht fördert, sonst aber die Kunst als eine Privatangelegenheit betrachtet, die man durch „Leitung" von oben nur schädigen könne, so haben freilich aus anderen Gründen die Polen keine staatlich gepflegte Malerei. Wo sich Spuren derselben zeigen, ist sie nicht interessanter wie anderwärts. Das große und bedeutende Talent Jan Matejko's äußert sich am schönsten in seinen Bildnissen, woran die großen Historien, in welchen uns gleichgültige Vorgänge interessant gemacht werden sollen an der theatralischen Kunstauffassung leiden, die zu Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts durch ganz Europa ging. „Skarga's Predigt vor der Landtagssitzung", „Vermauerung des Maciej Borkowicz" — was gehen mich diese Geschichten an! Hätten die liebenswürdigen Ordner des polnischen Saales mir nicht erläutert, um was es sich hier handelt — ich wüßte nicht einmal, wer Skarga und wer Borkowicz ist!

Nun ist's ja richtig, Matejko hat seine Bilder nicht für mich gemalt, sondern für seine Landsleute, denen die Gegenstände etwa ebenso bedeutsam sein mögen wie den Czechen Brozik's „Fenstersturz von Prag 1618", den Russen Swertschkow's „Jagd des Zaren Johann des Grausamen" oder auch wie uns die zahlreichen Bilder aus unserer Geschichte. Mir will scheinen, als handele es sich hierbei aber um eine historische und aus dieser heraus hier und da um eine politische, namentlich national erzieherische Theilnahme, die zu wecken an sich recht brav und löblich ist, die aber mit der Kunst nichts zu thun hat. Gotthold Ephraim Lessing, der überall nach den Grenzen der Kunstgebiete suchte, hätte auch einmal jene zwischen der sachlichen Darstellung und dem künstlerischen Inhalte feststellen sollen. Wenn es auch nicht gleichgültig ist, was der Maler malt, wie die Impressionisten glauben, so macht doch der geschichtliche oder sittliche Werth des Gegenstandes sein Bild als solches nicht besser oder schlechter. Coreggio's Jo ist ein gutes und zahlreicher frommer Kirchenmaler Arbeiten sind schlechte Bilder, die Tugend hat in diesem Gebiete nur bescheidene Bedeutung. Jeder verständige Kunstfreund stellt eine jener verflucht kitzlichen Kleinigkeiten von van Beers über sehr viele der fünfzig Quadratmeter großen Historien, selbst wenn Karl der Große, Barbarossa und alle anderen Nationalhelden darauf zu sehen sind. Die Zeit, in der man glaubte, eine protestantische Kunst zu haben, weil Lessing's Neffe, der Maler, die Katholiken mit seinen Bildern zu ärgern verstand, glaube ich, liegt hinter uns. Der Realismus hat sie überwunden, welcher forderte, daß der Künstler mit ganzer Seele sich in die Erscheinung, in die „Aeußerlichkeiten", wie man früher gesagt hätte, vertiefe, daß er nur körperlich oder geistig Erschautes darstelle, daß er schwerlich je einem Menschen gelingen werde, auf dem Wege des wissenschaftlichen Studiums sich in fremde Zeiten, namentlich aber in fremde Menschen so zu vertiefen, daß er sie in voller Plastik künstlerisch wieder zu erzeugen vermag. Solche Historienbilder wirken auf uns meist nur insofern, als sie unhistorisch sind. Wie bei Ebers der Hauptwitz darin besteht uns zu zeigen, daß vor 4000 Jahren die alten Aegypter auch schon die Liebe und den Haß, gerade so wie wir, kannten, so ist bei den Historienmalern das Interessanteste, was sie an Modernem zu den aus alten Bildnissen entlehnten Köpfen und den nach alten Vorlagen geschneiderten Anzügen hinzugeben. Sie stimmen den wahrheitlichen Ton modern um, sie stellen eine getönte Glasscheibe vor das Bild der Wahrheit. So lange wir auf dem Standpunkte des Malers ausharren, merken wir die allgemeine fremde Umfärbung des Gegenstandes nicht. Schreitet die Zeit aber fort, ändert sich der Standpunkt der historischen Auffassung, so sieht man plötzlich neben dem gefärbten Glase einen von diesem unbedeckten Streifen. Die Illusion ist damit für das ganze Bild gestört, die Erkenntniß der Unwahrheit gerade im Historischen drängt sich uns mächtig auf. Man sieht, daß der Werth des Bildes im Ton der Scheibe liegt, nicht in dem, was dahinter stand.

Wer nimmt noch ein 1850 gemaltes Historienbild für echt? Und wird es mit den 1891 gemalten besser ergehen? Es wird so wenig den Nachlebenden als echt geschichtlich erscheinen, als uns etwa die Romane von Walter Scott dies thun. Immer mehr wird die Entstehungszeit sich im Kunstwerk vordrängen. So wird also die Kraft auch der Maler im Historienbild auf etwas Unerreichbares gelenkt. Ueber das lebende Bild oder das Kostümfest kommen sie im Wesentlichen geistig nicht hinaus.

Aber zurück zu unseren Slawen. Die wenigsten haben sich Matejko und Brocik angeschlossen, die meisten sind ganz modern, stehen fest inmitten der sie umgebenden Welt. Diese offenbart sich vor Allem in der Pflege des Bildnisses. Die Russin Marie Baschkirtscheff und in höherem Grade noch die geniale Polin Anna Bilinska sind in erster Linie zu nennen. Beide leben in Paris und beide haben in ihren Bildern den vollkommensten slawischen Typus. Sie sind elegant, aber nicht vornehm, von Formen, deren etwas beabsichtigter Reiz in der Vernachlässigung der Form liegt. Ihre Cultur streift stark an Uebercultur. Bei den Russen sind überhaupt die Frauen das kühnere Geschlecht: Sophie de Bourtzoff, Olga Boznanska haben nichts von der trockenen Sorgfalt, dem etwas mechanischen Abwägen der Zeichnung und Farben, welche in den großen offiziellen Russenbildern sich breit macht.

Ein Bildnißmaler von besonderer Kraft ist der Krakauer Pochwalski, von dem drei Bilder in der österreichischen, eines in der polnischen Abtheilung hängt. Er ist ein frisches Talent, wie ich höre, ein ganz junger Mann. Aber wenn das Kennzeichen des Meisters in der müheloſen Erreichung der gewünschten Wirkung liegt, so hat er früh sich diesen Rang erworben. Nicht minder interessant und selbständig in Farbe wie Gedankengang ist Malczewski und der merkwürdigste unter den jungen Polen Piechowski mit seinem eigenartigen Bilde „via et vita nostra", einer Darstellung der Kreuzigung, in der die keckesten Anilinfarben in eine großartige, heftig bewegte aber doch in allen Theilen beherrschte Composition hineinblitzen. Wenn man auf Pietrowski's oder Tetmajers Bauernbildern die bunten Gewänder der Polen sieht, wenn man sich die Freude aller Slawen an starken Farben vergegenwärtigt, so mochte man glauben, daß hier ein ganz nationales Farbenempfinden sich durchbricht, welches sich deckt mit der großen Leidenschaftlichkeit des Vortrages und erklärlich macht, warum die Polen sich gleich den leider durch einen Streit von der Ausstellung fern gehaltenen jüngsten Norwegern begeistert der allerjüngsten französischen Richtung anschlossen: Wyczolkowski in derberer und Pankiewicz in feinerer Form zeigen fast allein in der ganzen Ausstellung, welche neue Aufgaben der unbedingte Realismus sich zu stellen beginnt. Zum Dank dafür hat man auch ihre Bilder so schlecht als möglich gehängt!

Vor Allem erweisen sich die Polen als vornehme Leute. Bilder, wie die von Brandt, Owidzki, Kotarbinski, Falat, Kowalski, Masymski, jeder in seiner Art fein beobachtet, ohne viele Umstände sicher zum Ausdruck gebracht, gelingen nur Leuten von echter Cultur. Die Vorliebe für nächtliche Stimmungen liegt in der Lage des Volkes, wie denn auch traurige Gegenstände vielfach hervortreten, ohne daß der Sentimentalität zu viel Platz eingeräumt sei. Ryskiewicz, Grocholski, Hirschenberg und der durch energisch wiedergegebene Stimmungsskizzen ausgezeichnete Chelmonski seien genannt. J. von Ajdukiewicz, der als Oesterreicher den Kaiser von Oesterreich malte, that dies mit einer so fröhlichen Unmittelbarkeit des Tones und mit einer so sicheren Sachlichkeit der Zeichnung, daß man an dem Bilde seine helle Freude haben kann, ohne den Künstler für eine Kraft ersten Ranges zu halten. Der einst gefeierte Siemieradsky fällt neben diesen weitaus originaleren Meistern entschieden ab. Er ist in der Eleganz einen Schritt zu weit gegangen und hat sich zu hüten, nicht ganz schönmalerisch zu werden — wenn dies Wort nach der Analogie von schönrednerisch gebildet werden darf. Denn dies grenzt dicht an Flachheit.

Bei den Russen wiegt die akademische Malerei vor. Beim Durchsehen des Katalogs findet sich, daß von 50 Oelbildern 34 aus dem Besitze des Zaren oder öffentlichen Sammlungen stammen. Es handelt sich hier also sicher nicht um die Production der letzten Jahre, sondern um einen Ueberblick der modernen russischen Kunst. Ich gestehe bereitwillig mein Unvermögen ein, mich in dieser zurecht zu finden. Da ich sonst außer einigen Bildern von Aiwasowsky, Klever und Wereschagin wenig von russischer Malerei kenne, so fühle ich mich zu einem Urtheil über sie nicht berufen. Dazu kam ich aber vom Lesen George Kennan's „Sibirien" als ich nach der Ausstellung ging, um die Russen mir nochmals anzusehen. Das rein künstlerische Urtheil über Bilder wie Repin's „Abschied von den Rekruten", Sawitzki's „Absendung der Reservisten" war

Digitized by Google

mir also getrübt, obgleich diese beiden Bilder, in welchen der Schmerz, russischer Soldat zu werden, mit unmittelbarer Kraft geschildert wird, dem Kaiser selbst gehören. Es ist eine harte, derbe Realität, die uns aber auch im rein Malerischen hier entgegentritt. Feiner und menschlicher erscheint diese in Miasojedow's ausgezeichnetem Erntebild: Die Kraft der Sonne, das trockene Gelb der Aehren, der Ernst der ganz in ihr Werk vertieften Bauern, die glühende Hitze, die über Menschen und Pflanzen brütet — all' dies ist mit großer Meisterschaft dargestellt.

Die russischen Landschafter stellen ihre heimathlichen Gegenden dar und mögen sehr wahr und glücklich hierbei sein. Aber es gehörte für den Kritiker die Kenntniß der Natur dazu, um sich ganz und voll für sie erwärmen zu können. Vielleicht erwiese sich dann meine Ansicht als unrichtig, daß sie mir eintönig und von einer oft ängstlichen Furcht vor Dissonanzen beseelt erscheinen. Vielleicht ist gerade Rußland reich an solchen dämmernden Waldesstimmungen, wie sie z. B. Bogolubow schildert, und vielleicht erschienen sie mir schön, wenn sie sich erst draußen in der Natur mir erschlossen hätten. Willst Du Malers Werk verstehen, mußt in Malers Lande gehen! C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Buddhismus und Christenthum.

Geehrter Herr!

Die „Gegenwart" vom 30. Mai a. c. (Nr. 22) enthält unter „Notizen" die Besprechung eines Buches von Karl Eugen Neumann über „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" (Leipzig, Spohr). In dieser Besprechung finde ich wieder eine Reihe jener irrigen Behauptungen, welche immer und immer wieder dann auftauchen, wenn die Infériorität des Buddhismus dem Christenthum gegenüber à tout prix „bewiesen" werden soll. Nun ist es zunächst unrichtig, daß der Schwerpunkt des Christenthums in der Nächstenliebe zu finden ist — derselbe liegt vielmehr in der Erlösung. Auch wird die Nächstenliebe in keiner uns bekannten Religion, auch nicht in der christlichen, gewaltiger, herrlicher und ergreifender gepredigt und bis in's Ungemessene gepriesen, als gerade in der buddhistischen und ich gestatte mir durch Auszüge aus maßgebenden buddhistischen Schriften hierfür nachfolgend den Beweis zu liefern. Das „Sutta-Nipāta", eines der ältesten kanonischen buddhistischen Bücher, die wir besitzen, enthält in seinem ersten Haupttheil als achtes Sutta das „Metta Sutta", das ich mir in meiner Uebersetzung*) zu geben erlaube:

Fürwahr, was auch ein Mann zu thun mag haben,
Der wohlgeschickt dem Guten nachzugehen,
Nachdem er des Nibbana Ruh' erreicht,
Das thu' er tüchtig, auch gewissenhaft,
Und redlich, sanften Wortes, mild, nicht stolz.
Daß er zufrieden ist, leicht unterstützt,
Um wenig sorgt, von keiner Last gedrückt,
Daß er als Meister ruhig hält die Sinne,
Daß er nicht übermüthig und nicht gierig,
Wenn er den Rundgang zu den Häusern macht.
Er thue nichts Gemeines, was ihm And're,
Die weise sind, zum Vorwurf machen könnten.
Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens.
Was es auch gibt an lebenden Geschöpfen,
Ob schwach sie oder stark, ob lang, ob groß,
Ob mittlere Gestalt, ob kurz, klein, breit,
Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah, ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren,
Glückselig mögen alle Wesen sein!
Es täusche Keiner einen Andern, Keiner
Verachte einen Andern je, auch wünsche
Aus Zorn und Rachsucht Keiner Andern Böses.
Gleich einer Mutter, die ihr eig'nes Kind,
Ihr einz'ges Kind bewacht, indem ihr Leben
Sie wagt, so hege Jeder ohne Schranken
Wohlwollen im Gemüth für alle Wesen.
In euern Herzen pfleget freundliche
Gesinnung maßlos für die ganze Welt,
Nach oben, unten und nach den vier Winden,
Ohn' Hinderniß, Feindseligkeit und Haß.
Und stehend oder gehend, sitzend, liegend,
So lang' man wacht, sei diesem Sinne man
Ergeben ganz; sie sagen, daß die Weise
Des Lebens sei die beste dieser Welt.
Wer, ohne daß er philosophische
Betrachtungen erfaßt, voll Tugend ist,
Mit Einsicht ausgestattet, ganz nachdem
Die Gier nach sinnlichen Vergnügungen
Er unterdrückt -- dem wird Geburt nie wieder.

*) Das Sutta-Nipāta. 1. Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner.

Man beachte besonders die merkwürdige Stelle: „Ob sie geboren sind, ob der Geburt sie harren!" Also selbst die Ungeborenen soll der Buddhist in seine Nächstenliebe mit einbegreifen! Die buddhistische Vorschrift, alle Wesen zu lieben, ist übrigens wörtlich aufzufassen. Während das Christenthum unter Nächstenliebe die Liebe zu allen anderen Menschen versteht, erscheinen dem Buddhisten alle lebenden Wesen bis zum kleinsten Thier herab als seiner Liebe gleich würdig. Im „Vinaya Pitaka", Vol. III. S. 224 findet sich folgende Stelle, die Oldenberg anführt: „Als Mönche sich seidene Decken zu verschaffen suchen, murren die Seidenweber und sprechen: »Unser Unglück ist es, unser Mißgeschick ist es, daß wir um des Lebensunterhaltes willen, um unserer Weiber und Kinder willen viele kleine Thiere tödten müssen.« Und Buddha verbietet den Mönchen mit Rücksicht hierauf den Gebrauch seidener Decken." In vielen poetischen Legenden der buddhistischen Literatur finden wir die Nächstenliebe als die Alles überwindende, die gewaltigste Kraft geschildert und nicht selten begegnen wir Erzählungen, in denen diese Tugend über menschliches Maß hinauswächst und übernatürliche, grandiose Formen annimmt, die uns seltsam anmuthen. Ich erinnere hier an die bekannte Geschichte vom Prinzen Kunala, die mir der beschränkte Raum mitzutheilen verbietet. Dagegen muß ich Ihrem Herrn Recensenten darin beipflichten, daß es weit wichtiger ist, sich die tiefgehenden prinzipiellen Unterschiede zwischen Christenthum und Buddhismus klar zu machen, als die meistens nur scheinbaren oder oberflächlichen Aehnlichkeiten; und daß nur der sich ein zutreffendes Urtheil über den relativen Werth beider Religionen erwerben kann, welcher sich bemüht, beide mit gleicher und voller Unbefangenheit als historische Erscheinungen aufzufassen und zu verstehen. In ersterer Hinsicht möge es genügen, hervorzuheben, daß eigentlich gar nichts damit gesagt ist, wenn man beide Religionen als Erlösungsreligionen bezeichnet, denn Erlösung ist ein negativer Begriff, welcher einen bestimmten Sinn erst durch die Frage erhält: wovon wird denn Erlösung gesucht? Sobald man auf diesen Punkt näher eingeht, zeigt sich sofort ein tiefer prinzipieller Unterschied zwischen beiden anscheinend ähnlichen Religionen; der Christ will von der ewigen Verdammniß zum höllischen Feuer erlöst werden, damit ihm als Individuum ewige himmlische Seligkeit zu Theil werde, während der Buddhist Erlösung von der Wiedergeburt erstrebt, damit er durch den Verzicht nicht bloß auf seine gegenwärtige, sondern auch auf jede künftige Individualität der seligen Ruhe der wahrhaften raum- und zeitlosen Realität zu Theil würde. Wirft man aber einen Blick auf die Geschichte beider Religionen — um zum letzten Punkt zu gelangen —, dann zeigt es sich, daß der Buddhismus seine große Ausdehnung lediglich durch friedliche Uebertragung seiner Lehre und Literatur aus einem Land in's andere erzielt hat, während das Christenthum nur den kleineren Theil seiner Ausbreitung der friedlichen Predigt des Evangeliums verdankt, den größeren entweder der brutalen Gewalt oder schlauer Priesterpolitik oder endlich der Colonisation. Rechnet man die ihm wieder verloren gegangenen Gebiete mit, dann wird man finden, daß die heiligen Schriften des Buddhismus über die halbe Menschheit ausgebreitet worden sind. Nie und nirgends haben sie Haß und Verfolgungssucht, Gewaltthätigkeit, Krieg und sonstiges Blutvergießen hervorgerufen; im Gegentheil, sie trugen überall dazu bei, die Sitten und die Denkweise der Völker zu humanisiren und alte Rohheiten zu beseitigen, ob sie nun zu den wilden Horden auf den kalten Tafelländern von Nepal, der Tartarei und Tibet, oder zu den civilisirten Chinesen und Japanesen oder endlich zu den Singhalesen und Siamesen gelangt sind.

Hochachtend

Frankfurt a. Main, 4. Juni 1891. Dr. Arthur Pfungst.

Notizen.

In der Sammlung von „Meyer's Reisebüchern" erscheint noch rechtzeitig zu Beginn der Hochgebirgsreisen die in Touristenkreisen sehnlichst erwartete neue Auflage der „Deutschen Alpen" II. Theil (Leipzig, Bibliographisches Institut), worin die südlichen Kalkalpen Tirols, insbesondere die Primärgruppe, welche erst in neuerer Zeit wegen ihrer großartigen Dolomitschaustücke in Aufnahme gekommen, ausführlicher bearbeitet vorliegen. Eine Karte jener Gegend und eine Skizze der Palagruppe im Maßstabe 1 : 100,000, bearbeitet nach bisher noch nicht veröffentlichtem Material, sind als ganz besonders werthvolle Zugaben hervorzuheben. Neu sind in diesem Buche auch eine Karte der Zillerthaler Alpen und eine vom Dachsteingebiet. Der übrige Inhalt ist wesentlich vermehrt und wird dem Reisenden nicht etwa in Form einer trockenen Aufzählung von Routen und Touren dargeboten, sondern er findet darin in gedrängter Kürze eine Fülle von Aufschlüssen über die Natur und die Geschichte des Landes und der in den Deutschen Alpen heimischen Menschencultur, die in ihrer Ursprünglichkeit so viel Anziehendes besitzt. Auch von Gsell Fels': Oberitalien ist eine neue, vollständig durchgearbeitete Auflage soeben erschienen. In einer Zuschrift an uns bezeichnet der Verfasser dieses Werk als „das beste Buch, das aus meiner Feder floß." Wir können dieses Urtheil nur voll und ganz bestätigen und empfehlen den prächtigen Reiseführer allen Italienfahrern.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mittagsgöttin.
Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von
Wilhelm Bölsche.
3 Bände. Preis geh. ℳ 8.—; fein geb. ℳ 11.—.

Wozu?
Roman von
Robert Byr.
2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb M. 7.—.

Unter südlichem Himmel.
Roman von
Ferdinand Schiffkorn.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Französische Literatur.
Livres avec figures
sucht zu kaufen
Richard Sattler's Antiquariat
Braunschweig.

Verlag von **Rob. Oppenheim** (G. Schmidt) in **Berlin** SW. 46.

Soeben erschien in obigem Verlage:

May, Max, Zehn Arbeiter-Budgets. deren sieben nur mit Zuschüssen des Arbeitgebers balancieren. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen. 36 Seiten in Gross-Oktav. Geheftet 60 Pf.

Schaefer, Prof. Dr. W., **Die Unvereinbarkeit des sozialistischen Zukunftsstaates mit der menschlichen Natur.** 6. Auflage. 80 Seiten in Groß-Oktav. Geheftet 1 Mark.

Werke von Wilhelm Raabe.
Verlag von Otto Janke in Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Der Hungerpastor. 5. Aufl. Preis geb. 5 ℳ.
Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. 3. Aufl. Preis geb. 5 ℳ.
Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2. Aufl. Preis geb. 4 ℳ.
Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Preis geb. 7 ℳ.
Der Dräumling. Preis geb. 6 ℳ.

Soeben erschien:
Der orientalische Teppich als Vorbild
von
Julius Janitsch
Dr. ph., Director des Schles. Museums der bildenden Künste zu Breslau.
Preis 1 Mark.
Breslau, Ring 8. **Maruschke & Berendt.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von **Quandt & Händel** in **Leipzig.**) Preis 2 ℳ.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung
von
Nataly von Eschstruth.

Der Mühlenprinz.

Zweite Auflage.
Eleg. Format. Geh. 5 M.
Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri
von **Nataly Eschstruth.**
2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.
Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Landaufenthalt.

Heinr. Seidel, Gesammelte Schriften. Neun Bände à M. 3.—.
Feldmarschall Graf Moltke schrieb Weihnachten 1890 an den Verfasser: „Nehmen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der neuern 3 Bände Ihrer „Ges. Schriften" die ich mit demselben Vergnügen entgegen genommen habe, wie die vorhergehenden. Es wird mir eine Freude sein, mich mit den neueren Erzeugnissen Ihrer Muse zu beschäftigen, die älteren stehen bei mir in gutem Andenken."

Dichtungen von Rudolf Baumbach.

Zlatorog . .	32. Tausend.	Mein Frühjahr .	10. Tausend.	Sommermärchen	19. Tausend.
Frau Holde .	23. „	Spielmannslieder	13. „	Abenteuer und .	
Pathe des Todes	9. „	Lieder von der		Schwänke . .	9. „
Horand u. Hilde	6. „	Landstrasse .	11. „	Erzählungen und	
Kaiser Max .	9. „	Krug und Tinten-		Märchen . .	8. „
Lied. e. fahr. Ges.	24. „	fass	9. „	Es war einmal .	9. „

Die Höhe der Auflagen spricht von selbst für den Werth und die Beliebtheit dieser Dichtungen in gebundener und ungebundener Form.

Maximilian Schmidts gesammelte Werke. 11 Bände à M. 3.—.
Ein Kritiker hat Max. Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt, und mit Recht; die Gestalten, welche von beiden Künstlern geschaffen worden sind, stehen hier wie dort in unvergleichlicher Natürlichkeit und Echtheit vor uns. Die Erzählung selbst giebt Sch. in hochdeutscher Sprache, aber er macht von dem oberbayerischen Dialekt den ausgiebigsten Gebrauch und er weiss ihn so erfolgreich zu handhaben, dass man die urwüchsige und treuherzige Mundart liebgewinnen muss.
Vossische Zeitung.

Am Küstensaum. Novellen von Th. Justus . . . . . M. 5.—
Aus vergangenen Tagen. Novellen von Th. Justus . . . . . „ 4.—
Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel . . . „ 3.—
Der heilige Amor. Novelle von Joh. Proelss. . . . . „ 2.—
Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederd. Mundart von F. Stillfried „ 3.—
Ausführlicher und besprechender Katalog auf Verlangen postfrei von der Verlagsbuchhandlung **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** zu beziehen.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.
Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Vierte Auflage.
Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
Zweite Auflage.
Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.
Ein Theater Roman.
(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)
Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Hannov.-Altenb. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.
Bad Pyrmont.
Pferdebahn zum Soolbad und Bahnhof 5 Minuten.
Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.
Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Soziale Friedensboten. Von Alwin Löffler. — Der russische Dorfschullehrer. Ein Bild aus dem armen Rußland. Von Hermann Rostoschny. — **Literatur und Kunst**: Eine „Deutsche Gesellschaft der Kunstfreunde". Von Albert Dresdner. — Das neunzehnte Jahrhundert. Von Bruno Gebhardt. — Ein italienischer Novellist. (F. de Roberto.) Von Franz Söhns. — **Feuilleton**: Eine Reiseerinnerung. Von H. Leß. — **Aus der Hauptstadt**: Opern. Von Heinrich Ehrlich. — Die internationale Kunstausstellung. VI. Die Niederländer. Von C. G. — Inserate.

Soziale Friedensboten.

Von Alwin Löffler.

Die letzten Wahlen haben gezeigt, daß das Sozialistengesetz und die Inangriffnahme der Zwangsversicherung theils die entgegengesetzte Wirkung erreichten, theils die beabsichtigte gänzlich verfehlten; wenn man auch nicht behaupten darf, daß sie gänzlich wirkungslos geblieben seien. Sie haben den Unzufriedenen gezwungen, sich zum Ausdruck ihres Mißvergnügens und zur Vertretung ihrer Beschwerden möglichst innerhalb der enggezogenen gesetzlichen Grenzen zu halten und damit sich an diese zu gewöhnen, und sie zur Aufstellung bestimmter und spruchreifer Forderungen genöthigt, sie haben die gewerbsmäßigen Wiegler veranlaßt, die Zusagen der Regierung durch neue, aber entsprechend naheliegende Verheißungen zu überbieten, statt, wie bisher, allein durch die Hoffnung auf einen baldigen Umsturz zu ködern, sie haben endlich immerhin ihrer übertriebenen Mißachtung und ihrem hochfliegenden Uebermuth gegenüber der bestehenden Staatsordnung einen empfindlichen Beweis ihrer Lebenskraft gegeben. Aber, wie alle Zwangsmittel im Guten wie im Bösen, haben sie gerade das, was sie doch bekämpfen sollten, die Unzufriedenheit selbst, durch ihre verletzende Parteilichkeit nur verstärkt und erweitert. Kreise, welche bis dahin der sozialistischen Springfluth einen ungebrochenen Damm zäher Vorurtheile entgegensetzten, haben nun dem feindlichen Ansturm nachgegeben, die Handlungsgehülfen der Städte, die Tagelöhner des flachen Landes haben sich der neuen Bewegung angeschlossen, deren unaufhaltsamer Vormarsch bald alle besitzlosen, abhängigen und arbeitenden Deutschen mitreißen und als einheitliche Ueberzahl einer schwachen Minderheit Besitzender gegenüberstellen wird. Das beweist, daß die Kampfesweise der Regierung eine verfehlte war, ferner, daß die Unzufriedenheit eine allgemeine und tiefbegründete ist, der man nicht mit Blut und Eisen, noch mit homöopathischer Behandlung beizukommen vermag, endlich, daß es nicht allein die Aufgabe der Regierung sein kann, an ihrer Beschwichtigung zu arbeiten.

Zu demselben Ergebniß sind zwei Anhaltiner Abgeordnete gelangt, der Kommerzienrath Wilhelm Oechelhäuser und der Brauereibesitzer Richard Roesicke, welche in einer Reihe trefflicher Schriftchen (W. Oechelhäuser, Die Arbeiterfrage. Ein soziales Programm; Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber; Die Durchführung der sozialen Aufgaben im Verein der Anhaltischen Arbeitgeber; Soziale Tagesfragen [sämmtlich bei Besser in Berlin]. R. Roesicke, Arbeiterschutz [Dessau, Baimann]) versucht haben, ihre widerstrebenden Standesgenossen zu einer wirklichen und verständigen Theilnahme an diesem allgemeinen Werk der Nächstenliebe und Gerechtigkeit zu bereden. Ihre selbstgestellte Aufgabe legte ihnen die Verpflichtung auf, die Ursachen aufzudecken, welche die gegenwärtige Unzufriedenheit unseres Arbeiters mit seinem Los geweckt und geschürt haben, die Mittel anzugeben, welche sie zu lindern, wenn nicht gar zu heben vermöchten. Aber während Oechelhäuser trotz alles Freisinns und Freimuths den alten Selbstherrscher nicht ganz verleugnen kann und seinen Vorschlägen ein leichter Beigeschmack bevormundender Aengstlichkeit anklebt, hat sich Roesicke aller Vorurtheile seines Standes entschlagen und schreckt nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß alle unsere Standesunterschiede auf ein früheres Unrecht gegründet sind und darum der Ablösung durch entsprechende Pflichten bedürfen. Während Oechelhäuser mit überraschender Jugendlichkeit des Hoffens eine fröhliche Zukunft voraussagt und eine liebenswürdige Neigung bekundet, „humanitäre" Luftschlösser in den Geigenhimmel seines guten Willens zu bauen, hält sich Roesicke nüchterner an den entmuthigenden Thatbestand und macht vorwiegend auf die Gefahren aufmerksam, welche dem gesellschaftlichen Frieden minder als dem Eigennutz der Arbeitgeber auf einem ferneren Bestehen auf ihre selbstische Willkürherrschaft drohen. Beide aber stimmen darin überein, daß sie jene Unzufriedenheit, welche Fürst Bismarck als eine unvermeidliche der Beachtung nicht für werth halten wollte, wohlbegründet, erklärlich und nothwendig finden und jene Maßregeln, welche er als einen Ueberfluß wohlthätiger Gesinnung auffaßte, als Brosamen, welche der reiche Mann dem armen Lazarus unter den Tisch wirft, als eine Pflicht betrachten, deren Erfüllung ohne einen sittlichen und leiblichen Schaden nicht unterbleiben darf. Sie erblicken in der sozialdemokratischen Bewegung den verkleideten Kampf des Arbeiterstandes um seine wirthschaftliche und gesellschaftliche Gleichberechtigung, den sie an sich für durchaus berechtigt und sogar lobenswerth erachten, so lange er sich in den Schranken des gesetzlichen Fortschritts hält. Sie schlagen Beide übereinstimmende Maßnahmen vor, durch welche die augenblicklichen Machthaber, die Arbeitgeber, die Besitzenden und die Staatsgewalt diesem Streben auf halbem Wege entgegenkommen und es dadurch auf friedliche Bahnen lenken sollen.

Als feststehende Thatsache gilt es Beiden, daß der Arbeiter unter den heutigen Verhältnissen außer Stande ist, sich ohne ein solches Entgegenkommen der Gesellschaft, der Arbeitgeber und der Obrigkeit zu einer nur verhältnißmäßigen Unabhängigkeit zu erheben, will er nicht zu offener Empörung seine Zuflucht nehmen. Aber während Oechelhäuser diese Thatsache als eine unabänderliche Schickung betrachtet, als die Folge

Digitized by Google

des „unwiderstehlichen Fortschreitens elementarer Kräfte“ — er läßt freilich außer Acht, daß der menschliche Wille der Arbeitgeber doch keine „elementare Kraft“ genannt werden kann, bei der alle Ueberredungskünste ja sonst vergeudet wären —, während für ihn „die Trennung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter als Fundament der sozialen und wirthschaftlichen Ordnung in Gegenwart und Zukunft feststeht“, ist diese Ewigkeit des Bestehenden für Roesicke durchaus nicht selbstverständlich noch selbst wahrscheinlich. Oechelhäuser hatte behauptet, der Zinsfuß und mit ihm der Unternehmergewinn würden in Zukunft beständig sinken, die Löhne dagegen steigen, und will diese kühne Behauptung mit der Erfahrung der letzten Jahrzehnte beweisen; Roesicke widerlegt diese Erfahrung an der Hand der Durchschnittslöhne der Berufsgenossenschaften und der Dividenden der Actiengesellschaften. Die Löhne sind seit 1830 gestiegen, aber mit ihnen die Lebenshaltung und die Bedürfnisse; seit 1860 ist nur eine ganz geringe Zunahme der Löhne (12 Procent) nachweisbar, die sich, wie Hermann Oldenberg in seinen „Studien zur rheinisch-westfälischen Bergarbeiterbewegung“ gezeigt hat, sehr oft auf die Art der Berechnung zurückführen läßt und in Wirklichkeit nur eine Zunahme der Arbeitszeit ohne entsprechende Lohnerhöhung bedeutet. Der tägliche Durchschnittslohn des deutschen Arbeiters beträgt etwa 1,50 Mark, wie viel kann aber ein Arbeiter von solchem Einkommen für eine erfolgreiche Bekämpfung des Kapitals, wie viel für den Erwerb eigenen Kapitals zurücklegen? Die Entschiedenheit ist bemerkenswerth, mit welcher beide Sachverständige die durchgängige Ueberlegenheit des Unternehmers gegenüber seinem Arbeiter betonen. Von welcher Seite soll aber die Erlösung kommen? Denn eine Vermittelung des Staats, der ja hier seiner Beschaffenheit oder vielmehr der Zusammensetzung seiner Verwaltungsbehörden nach nicht einmal als unparteiisch gelten kann, wollen beide Männer nichts wissen. So bleibt ihnen nichts übrig, als die Großmuth und den Rechtssinn der Arbeitgeber anzurufen, welche fürderhin ihre Löhne nach dem Eintritt einer günstigen Conjunctur erhöhen sollen, ohne einen Ausstand abzuwarten. Leider haben Hermann Oldenberg's genannte Untersuchungen gezeigt, daß solche Anwandlungen einer ungemischten Sittlichkeit nicht ein Gemeingut des Standes, sondern eine Eigenthümlichkeit der wohlwollenden Verfasser ist. Und wie will man diese ideale Forderung gar von unseren Actiengesellschaften eintreiben, deren genossenschaftliche Verantwortung dem Antrieb der Menschlichkeit überhaupt nicht zugänglich wird — und denen darum unsere Menschenfreunde ein gerechtes Mißtrauen entgegenbringen? Dennoch gibt Roesicke wenigstens unumwunden zu: „Mag man über die Berechtigung des Unternehmergewinns denken wie man will, zweifellos steht fest, daß dieser zum größten Theil auf der Arbeit der Arbeiter basirt.“ Also wäre eine Betheiligung des Arbeiters am Mehrgewinn, welchen eine günstige Conjunctur dem Unternehmer in den Schoß wirft, gar kein „humanitäres“ Zugeständniß, sondern das einfache Erfüllen einer pflichtgemäßen Leistung. Freilich bleibt unentschieden, in welcher Art diese Betheiligung erfolgen soll, ob in Gestalt von Procenten am Reingewinn, oder in Gestalt einer verhältnißmäßigen Lohnerhöhung; sodann, wie man den widerstrebenden Unternehmer zu einer gütlichen Nachgiebigkeit gegen dieses billige Verlangen bringen soll. Für Oechelhäuser ist diese Frage überhaupt nicht vorhanden, weil er den Lohn für die einzige Art der Gewinnbetheiligung hält; Roesicke erklärt die procentualische Gewinnbetheiligung darum für unstatthaft, weil sie den Arbeiter für kaufmännische Versehen des Unternehmers verantwortlich macht, ein beständiges Schwanken seines Einkommens und damit eine schädliche Unsicherheit der Lebenshaltung herbeiführen muß. Als einziges Mittel des Zwangs nennt er nur die „öffentliche Meinung“. Gewiß, in unseren letzten Ausstandsbewegungen hat diese einen fühlbaren Druck ausgeübt; ohne ihre entschiedene Parteinahme für die Ausständigen hätten weder der westfälische Kohlen-, noch der Londoner Hafenstreik so günstig geendet; dennoch kann ihre wetterwendische Unterstützung nicht das Einzige sein, auf welche sich der Arbeiter verlassen müßte. Aber anderweitige Vorschläge Oechelhäuser's lassen vielleicht eine Möglichkeit offen, zuverlässige und dauernde Bürgschaften des wirthschaftlichen Friedens zu gewinnen.

In Allem, was den eigentlichen „Arbeiterschutz“ anbelangt, zeigen beide eine durchgehende Uebereinstimmung in den Hauptfragen, wie eine seltene Bereitwilligkeit zu Geldopfern für die Sache des Friedens und des gemeinen Besten. Beide verlangen einen Ausbau des Versicherungszwangs, seine Ausdehnung auf alle Arbeiterklassen und seine Ergänzung durch eine Versorgung der Wittwen und Waisen, wie durch eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit. Oechelhäuser fordert außerdem die Gleichstellung der Krankheiten, welche in Folge gesundheitsschädlicher Betriebe eintreten, mit den Unfällen, die Gewährung des vollen Arbeitslohnes durch den Arbeitgeber, wenn der Unfall durch die Schuld des Arbeitgebers eintrat, der Eintritt der Unfallversicherung an dem vierten Tage nach dem Unfall; Roesicke die Erhöhung der Unternehmerbeiträge zu den Krankenkassen, da 90 Procent der Unfälle nach dem bestehenden Gesetz nur auf Rechnung der Krankenkassen kommen; die Erhöhung der Leistungen gegenüber den Versicherten; endlich verwirft er die Berechnung des Durchschnittslohns nach den „uncontrolirbaren“ Arbeitsbüchern, welche er geradezu „eine Prämie für billige Arbeitslöhne“ nennt. Beide verlangen einmüthig die Vereinigung aller Kassen unter der Aufsicht einer angestellten Selbstverwaltungsbehörde und klagen über die Kostspieligkeit der „Ehrenämter“ wie über die Eingriffe des Reichsversicherungsamtes. Beide erklären ausdrücklich, daß die vorgeschützte Ueberbürdung der Arbeitgeber durch ihre Versicherungsbeiträge eine verächtliche Unwahrheit ist, welche dem Stande nicht zur Ehre gereiche. Oechelhäuser schlägt vor, neben der gesetzlich vorgeschriebenen Versicherung, welche wie alle Gesetze, nur die unterste Grenze des Wünschenswerthen zieht und das Allernothwendigste zur Bedingung macht, durch eine freiwillige zu ergänzen, welche jeder Arbeitgeber in seinem Betriebe, jedes Handwerk in seinem örtlichen Bezirk einführen soll, und welche sein „Verein der Anhaltischen Arbeitgeber“ (gegründet am 6. December 1887) von seinen Mitgliedern fordert. Diese Kassen sollen sich zur Hälfte aus den Beiträgen der Arbeitgeber, zur Hälfte aus den procentualischen Lohnabzügen, den Strafgeldern und Eintrittsgeldern der Arbeiter ergänzen und auch die Zinsen eines Reservefonds, der aus dem Ueberschusse über eine bestimmte Summe gebildet wird, aufnehmen. Unterstützt werden aus diesen Kassen nicht nur die Arbeiter, sondern auch ihre Familien, außer wenn eine Krankheit die Folge eines Raufhandels, der Trunkenheit oder geschlechtlicher Ausschweifungen war.

Beide wollen, daß Kindern unter 14 Jahren die Arbeit in den Fabriken und in der Hausindustrie untersagt werde. So selbstverständlich das einem Nichtunternehmer erscheinen mag, ist das für einen Unternehmer ein Zeichen hochherzigen Edelsinns: denn die schnelle Zunahme der Kinderarbeit seit 1880 beweist, daß diese Ansichten von vielen ihrer Standesgenossen durchaus nicht getheilt werden. Verlangt doch der „Centralverband Deutscher Industrieller“ „den Nachweis, daß die Beschäftigung der Kinder aus gesundheitlichen und erziehlichen Rücksichten zu verbieten sei!“ Namentlich sind es Sachsen und Bayern, welche an diesem grausigen „Reservatrechte“ der Unmenschlichkeit festhalten, und ein sächsischer Staatsanwalt hat sich sogar zum Don Quixote einer Handlungsweise aufgeworfen, welche sein Zeitgenosse, der italienische Strafrechtslehrer Baron Garofalo, zu den Verbrechen rechnet, die zur dauernden Ausschließung ihres Verübers aus der menschlichen Gesellschaft berechtigen. Roesicke ruft daher in gerechtem Zorn aus: „Diejenige Industrie hat an sich kein Recht auf Existenz, kein Recht auf gesetzlichen Schutz, welche nur durch Kinderarbeit, welche nur durch übermäßige Arbeitszeit zu bestehen vermag.“ Das sind aber namentlich die sächsische und schlesische Textilindustrie. Er rechnet aus, daß die Lohnerhöhung, welche durch den Wegfall der Kinderarbeit eintreten müßte, nur $^1/_3$ Procent betragen könne, also ihr Fortbestehen nicht entschuldigte.

Ebenso lassen sie bestimmte Beschränkungen der Arbeitszeit bei Minderjährigen und Frauen zu. Einem „Normal-

Digitized by Google

arbeitstage" für erwachsene, männliche Arbeiter ist Oechelhäuser nicht abgeneigt; er meint, eine gleichmäßige, staatliche Regelung der Arbeitszeit würde den inneren Wettbewerb ausgleichen und so namentlich den Druck beseitigen, welchen die Selbstsucht habgieriger Unternehmer auf die menschenfreundlichen Neigungen ihrer Wettbewerber ausübt. Er schlägt daher einen Durchschnittstag von 11 Arbeitsstunden auf 24 vor, von dem man allmählich auf $10^1/_2$ und endlich auf 10 Stunden herabgehen könne, und bemerkt dazu mit Recht: „Weniger arbeiten wollen, als Gesundheit und Kraft gestatten, ist das faulste und widerspruchsvollste Motiv in der ganzen sozialistischen Bewegung unserer Tage." Roesicke stimmt ihm bei und beantwortet die vorgeschützte Lohnherabsetzung mit dem Nachweise, daß überall, wo Ueberarbeit stattfindet, auch die niedrigsten Löhne herrschen; wenn aber der Staat sich das Recht nehme, Waarenpreise zu Gunsten der Arbeitgeber im Inland zu vertheuern, dürfe er doch wahrlich den Werth der einzigen „Waare" des Arbeiters, seiner Arbeitskraft, zu seinen Gunsten im Preise heben. Auch widerlegt er Oechelhäuser's allzu rosige Ansicht über die Dauer des gegenwärtigen Arbeitstages: noch gibt es Orte und Betriebe, in denen 14—16 Stunden gearbeitet wird, und auch die sogenannte Achtstundenschicht des westphälischen Bergmanns hatte ja der böse Wille der Unternehmer um vier Stunden verlängert. Die Nothwendigkeit der Sonntagsruhe räumen beide ein; Roesicke nimmt die Fassung des „Centralverbandes" an, wonach „alle Arbeit an Sonn- und Festtagen, welche lediglich dem Zwecke einer Vermehrung der regelmäßigen Production dient, als unzulässig zu erachten" und demgemäß zu verbieten sei. Oechelhäuser beantragt ferner eine Ablenkung der Auswanderer nach dem Inlande und eine Verbilligung der Eisenbahnfahrt, damit nicht die Freizügigkeit, wie so viele „Freiheiten", für den Arbeiter ein todter Buchstabe bleibe. Beide treten mit gerechter Entrüstung gegen unsere Steuern und Zölle auf, die geben dem, der hat, und nehmen dem, der noch etwas hat; sie verlangen die Einführung einer aufsteigenden Einkommen- und Erbschaftssteuer, Oechelhäuser mit mäßigeren, Roesicke mit starkem Gefälle; ferner die Erleichterung der Gemeindelasten durch die „Uebernahme und Vertheilung gewisser Lasten", namentlich der Schullasten, während er die lex Huene, welche die Entlastung der Gemeinden an den Fortbestand der Kornzölle knüpfte, das heißt, den Geplünderten, wenn sie artig waren, einen kleinen Antheil des Abgenommenen wieder in die Tasche stecken, mit scharfen Worten geißeln. Er befürwortet endlich ein deutsches Wohnungsgesetz, welches die Herstellung unwohnlicher und ungesunder Räume verböte und einen Boden für die freie Thätigkeit zugleich gewinnbringender und wohlthätiger Bauvereine schüfe.

Den wirthschaftlichen Theil der „sozialen Frage" innerhalb der Gemeinden glaubt Oechelhäuser damit erledigt, daß diese einen eigenen Ausschuß für die Gesammtheit der sozialen Aufgaben, statt wie bisher, für das „Armenwesen" einsetzen, und diesem die Aufsicht über die Wohlthätigkeitsanstalten, die Kranken-, Irren-, Siechen-, Waisen-, Bade- und Waschhäuser der Stadt, über den unentgeltlichen Arbeitsnachweis und eine städtische Vorschußkasse übertragen. Namentlich aber dringt er auf eine größere Unparteilichkeit der Ortspolizei, die hier wie auch in England, die Arbeitgeber in ungebührlicher Weise begünstigt hat. Hat man doch die Führer der ausständigen Bauhandwerker Hamburgs wie gemeine Verbrecher verhaftet, abgeführt und photographiert!

Die Gesellschaft im Allgemeinen fordert er zur Bildung von Hülfsvereinen auf, die sich aber in Verbindung mit den Gemeindebehörden, den Versicherungskassen und der Volksschule zu setzen haben, um nicht gewerbmäßige Bettler zu züchten, den Frauenvereinen empfiehlt er, sich der Leitung männlicher Mitglieder anzuvertrauen, da Frauen gegen uneheliche Kinder und gefallene Mädchen erfahrungsmäßig grausam und ungerecht sind. Als Ziele gemeinnütziger Thätigkeit weist er zu den genannten die Feriencolonien und Consumvereine nach. Ein Gedanke, der ihm besonders an das Herz gewachsen ist, und der wirklich Beherzigung verdiente, ist die Gründung von Bauvereinen, welche theils des guten Zweckes halber, theils aus kluger Berechnung Miethshäuser für Arbeiter errichteten, denn, wie er richtig bemerkt: „Das Steuer soll der Edle führen, aber der Durchschnittsmensch soll rudern." Schon ein Gutsagen genügte nach seiner Ansicht, die erforderlichen Summen aufzubringen. Wer den Einfluß wohnlicher Räume auf das Gemüthsleben und die Gewohnheiten unserer arbeitenden Bevölkerung beobachtet hat, wird den Segen solcher Vereine zu würdigen wissen, denen der berechnete Gewinn sicher zu gönnen wäre. Freilich hinge es von der Ausdauer der anfänglichen Stimmung ab, ob nicht am Ende doch die Gewinnsucht allein das Feld behaupten und unsere augenblickliche Miethsschraube auch in jene Musterhäuser einführen würde.

Besonders wohlthuend berührt es, daß diese beiden Vertreter der besitzenden Klassen, statt alle Verantwortung für das Wohl und Wehe ihrer Arbeiter auf den Staat abzuwälzen, sich selbst eine weit dringlichere Verpflichtung zuerkennen, auch für das leibliche Gedeihen ihrer Unterstellten in angemessener Weise zu sorgen. Wir sahen schon vorhin, wie sie dem Unternehmer die Aufgabe zuwiesen, der Unzulänglichkeit der gesetzlichen Versicherung durch freiwillige Hülfskassen ihrer Einrichtung und Aussteuer Rechnung zu tragen. Er beansprucht außerdem, daß jeder Arbeitgeber vor dem Erlasse des noch immer nicht erledigten Postsparkassengesetzes, seinen Arbeitern Gelegenheit geben soll, ihre Ersparnisse, wenn sie solche machen können, nutzbringend anzulegen, entweder indem er selbst einen Sparverein einrichtet, die Verzinsung zu einem höheren, als dem ortsüblichen Zinsfuß übernimmt oder Prämien aussetzt, oder endlich nur die Einlage und Abhebung in oder aus den bestehenden Sparkassen besorgt. Eine solche Sparvermittelung setzte allerdings ein gutes Einvernehmen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber voraus, denn vordem müßte jener fürchten, der andere Theil möchte seine Einsicht der Sparbeträge zu einer Herabsetzung der Löhne benutzen. Ferner soll der Arbeitgeber dem Arbeiter zur billigen Beschaffung von Lebensmitteln behülflich sein, entweder indem er nur die nöthigen Lagerräume hergibt und auf Verlangen in der Kassaführung zur Hand geht, oder Vorschuß leistet und dafür den Geschäfts- und den Kassaführer ernennt. Als geeignete Gegenstände nennt Oechelhäuser Brot, Mehl, Reis, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Butter, Schmalz, Kaffee, Zucker, Oel, Petroleum, namentlich aber Kohlen und Holz, die bei den Zwischenhändlern einen Aufschlag von 100—120 Procent erleiden. Auch soll er auf seinem Werke für ein billiges und nahrhaftes Mittagsmahl, mindestens für Gelegenheit zum Wärmen des mitgebrachten Sorge tragen. Oechelhäuser gibt Miethswohnungen mit Gartenumgebung und gemeinsamen Einrichtungen zu Zwecken des Haushalts, der Gesundheit und Unterhaltung, also sogenannte „Colonien", für deren Benutzung der Arbeiter einen mäßigen Zins entrichtet, den Vorzug vor dem seit Herkner's Enthüllungen berüchtigten Hausbesitze der Mühlhauser Arbeiter, welcher den Arbeiter an die Scholle fesselt, ohne ihm einen Rückhalt gegen unvorhergesehene Geldnoth noch eine Gewähr für das Verbleiben des Besitzes in seiner Familie zu geben, und leicht, wie in Mühlhausen, zu einer neuen Art von Schuldknechtschaft führt. „Der Hauserwerb kann nur da unbedingt empfohlen werden, wo die nächste Umgebung so vielfache Arbeitsgelegenheit bietet, daß der Arbeiter nicht in Abhängigkeit von den Schicksalen oder Conjuncturen einzelner Distrikte oder gar einzelner Unternehmungen geräth, und wo er ferner nach menschlichem Ermessen übersehen kann, daß bei seinem Ableben das Schicksal seiner Nachgelassenen gesichert ist, diese also nicht in Verlegenheit kommen und die im Hause angesammelten Ersparnisse verlieren können". Der Fall wird aber nicht oft eintreten. Wo der Bau von Arbeiterwohnungen unmöglich ist, wie in großen Städten, empfiehlt sich die Vereinbarung mit Bauvereinen, die schließlich an Arbeiterhäusern mit vielen kleineren Räumen ebenso gut verdienen, wie an „herrschaftlichen" mit wenigen größeren, über die Beschaffenheit der herzustellenden Bauten und die Zahlung der Miethe, die womöglich in wöchentlichen, höchstens vierzehntägigen Fristen erfolgen müßte. Die Aufsicht über die Ordnung, Sauberkeit und Wohnlichkeit der Räume wäre durch Vermittelung der Kassenärzte zu führen.

Digitized by Google

„Mit zugeknöpften Taschen macht man keine Sozialpolitik," meint Oechelhäuser, vergißt aber nie, den Nutzen hervorzuheben, welchen der Arbeitgeber selbst aus diesen Einrichtungen zieht. Was er braucht, ist ein Stamm zuverlässiger, seßhafter, fleißiger, intelligenter und mit dem Vortheil des Unternehmers verwachsener Arbeiter; nun, alle jene Maßregeln haben nur den einen Zweck, dem Arbeiter das Verbleiben in dem Werk des Unternehmers so vortheilhaft als möglich zu machen. Wenn Oechelhäuser daher meint, „kein Gesetz, kein Verein kann dem einzelnen Arbeiter so weit vorwärts helfen, als seine eigene Intelligenz, seine Fortschritte in Bildung und Sitte, in Fleiß und Sparsamkeit, in gewissenhafter Sorge für seine Familie" — stände dem nicht die starre Wand des ständischen Eigennutzes der Unternehmer entgegen — könnte er diese Eigenschaften richtiger als die bezeichnen, welche auch dem Arbeitgeber die größten Vortheile für das Gedeihen seines Unternehmens versprechen. Wer die Geschichte der Aufhebung der Negersklaverei kennt, wird sich entsinnen, wie man im Lager der Abolitionisten dieselben Gründe zur Ueberredung der Sklavenhalter verwandte, und wissen, daß ihre Richtigkeit von den Nachkommen dieser unbelehrbaren Sklavenhalter heute eingestanden wird, nur mit dem Unterschied, daß es sich bei uns um die Befreiung von Unterworfenen gleicher Zunge, gleichen Stammes und sogar gleichen Rechtes handelt. (Schluß folgt.)

Der russische Dorfschullehrer.

Ein Bild aus dem armen Rußland.

Von Hermann Roskoschny.

In dem Augenblicke, in dem man in den Ostseeprovinzen die Axt an den Baum legt, den Jahrhunderte lange deutsche Culturarbeit groß gezogen hat, lohnt es sich wohl, einen Blick auf das Schulwesen zu werfen, das man an Stelle der durch einen Federstrich beseitigten deutschen Schulen setzen will. Die Zustände, welche an den russischen Hochschulen herrschen, sind zur Genüge bekannt, aber nicht dasselbe ist der Fall bei den Dorfschulen, die fast die einzige Bildungsstätte der mehr als 80 Millionen zählenden Bauernbevölkerung sind. Für diesen gewaltigen Bruchtheil der Bevölkerung Rußlands gibt es heute nur etwa 23,000 Dorfschulen, eine verschwindend kleine Zahl im Vergleich mit der Masse der unterrichtsbedürftigen Kinder. Allerdings beginnt es sich unter dem Landvolk zu regen, es dämmert allmählich eine dunkle Ahnung von der Macht des Wissens, und mit der sich verbreitenden Kenntniß des Lesens und Schreibens erwacht auch der Drang, diese Kenntniß zur Vermehrung seines Wissens auszunützen, aber die große Masse steht der Schule immer noch gleichgültig oder mißtrauisch oder gar feindlich gegenüber. Die Schule und der Lehrer sind im Dorfe immer noch eine neue Erscheinung, Eindringlinge, die noch nicht festen Fuß gefaßt haben, und eine tiefe Kluft, welche jedes gedeihliche Wirken erschwert, trennt die Lehrerschaft von der Dorfbevölkerung. Die Hast, mit der man nach der Aufhebung der Leibeigenschaft Bildung und Aufklärung unter einem Jahrhunderte lang vernachlässigten Stande zu verbreiten suchte, hat zu den vielen unheilvollen Unterlassungssünden bei der Bauernbefreiung noch eine hinzugefügt: daß man dem Lehrer nicht eine der Wichtigkeit seiner Aufgabe entsprechende Stellung sicherte. Heute steht er wie ein Paria allein und hülflos in der Mitte zwischen den Gebildeten und der ungebildeten Menge. Dem Bauer entgeht die Geringschätzung nicht, mit der die „Herren" auf den armen Dorfschullehrer und sein Wirken herabsehen, und obwohl er in diesem auch einen Angehörigen der bevorrechteten Kreise sieht, hält er sich doch für berechtigt, den „Herren" nachzuahmen und dem Schullehrer mit gleicher Geringschätzung zu begegnen. Dem Lehrer gegenüber erscheint Alles erlaubt, sein Lebenslauf ist eine ununterbrochene Kette von Verfolgungen, Bedrückungen und Demüthigungen, und die dornenvolle Bahn, die er zu wandeln hat, stellt ganz außerordentliche Anforderungen an seine Willenskraft und Ausdauer. Wie kann unter solchen Verhältnissen die Schule ersprießlich wirken? Wie kann sie sich auf die Dauer einen Stamm tüchtiger Lehrkräfte sichern, wenn den jungen Mann, der ein Lehramt erlangt hat, nach einer unter Mühen und Entbehrungen verbrachten Studienzeit nichts erwartet als ein wahres Märtyrerleben?

In den hauptstädtischen Zeitungen findet man häufig Anzeigen, in denen irgend ein Student mildherzige Wohlthäter dringend um Unterstützung bittet, sei es durch Darlehen oder durch Zuweisung von Arbeit, gleichgültig welcher Art. Das sind die Rekruten des Lehrerheeres, die schon während ihrer Studienzeit in kalter Dachstube oder feuchter Kellerwohnung sich an das Loos gewöhnen müssen, das ihrer im Leben harrt: zu frieren, zu hungern und Demüthigungen geduldig zu ertragen. Der Leidenszeit an der Hochschule folgt dann die Zeit bangen Harrens auf eine Anstellung. Wie viele vergebliche Bittgänge sind in dieser Zeit zu verzeichnen, wie viele Enttäuschungen, wie viele zerstörte Hoffnungen! Da heißt es zunächst, sich des Wohlwollens des Curators der Schule, an die man versetzt werden will, zu versichern und von ihm eine schriftliche Empfehlung zu erlangen. Dann reicht der Bewerber sein Gesuch ein, die Schulcommission prüft die von ihm beigelegten Zeugnisse und entscheidet über seine Zulassung zu einem Probevortrag. Diejenigen Bewerber, die beim Probevortrag ihre Befähigung nachweisen, gelangen in die engere Wahl, vor der sie noch ein Wohlverhaltungszeugniß einzureichen haben, und der vom Inspector der Volksschulen in Uebereinstimmung mit dem Schulrath als der Tauglichste Erkannte erhält die Stelle. Endlich hat aber der Bewerber doch seine Ernennung zum Lehrer in der Tasche, und er eilt nach seinem Bestimmungsort. Er ist noch ein Neuling ohne Erfahrung, und er betritt vielleicht das Dorf, das nun die Stätte seiner Wirksamkeit sein soll, erfüllt von den Idealen, denen er an der Universität gehuldigt, und im stolzen Bewußtsein des hohen Berufs, ein Volksbildner und ein Verbreiter der Aufklärung zu sein. Der erste kalte Wasserstrahl trifft seine Begeisterung beim Betreten seiner künftigen Wohnstätte. Es gibt allerdings Dörfer, in denen für ein würdiges Unterkommen des Lehrers gesorgt ist, aber wie sieht es in der großen Mehrzahl der russischen Dörfer aus! Die Lehrerwohnung besteht nur aus einer einzigen kleinen Kammer, denn daß dem Dorfschulmeister der Gedanke kommen könnte, sich den Luxus einer Frau und Familie zu gestatten, das ist in Anbetracht seines geringen Gehalts von vornherein ausgeschlossen. Die Dielen in der Kammer sind morsch und stellenweise durchgebrochen, außer Bett, Stuhl und Tisch ist keine Einrichtung vorhanden, und es wäre auch kein Raum für eine solche, denn schon jetzt ist nur ein schmaler Durchgang zum Bett frei, da der große russische Ofen fast den vierten Theil der Kammer ausfüllt. An behagliche Wärme im Winter ist aber trotz der Größe des Ofens und der Kleinheit der Stube nicht zu denken, denn die Fenster schließen nicht fest, überdies sind die Fensterstöcke morsch und zwischen ihnen und der Wand bläst der Wind herein. „In Folge solchen Zustandes meiner Lehrerwohnung", schreibt ein Schullehrer aus dem Gouvernement Saratow, „hat die kalte Luft freien Zutritt in dieselbe, und ebenso ungehindert entflieht die warme Luft durch alle Ritzen, diese natürlichen Windfänge; darum herrscht in der Wohnung eine Kälte, gegen welche kein Heizen hilft. Unter den Dielen dringt eine kalte Luft hervor, wie aus einem Eiskeller. Ohne zu übertreiben kann ich sagen, daß der Wärmegrad in der Stube und draußen stets fast derselbe ist — es ist nur ein Unterschied von 3—4° R. Den ganzen Winter hindurch zittert man vor Kälte wie Espenlaub. Ich bin mir selbst nicht mehr ähnlich: das Gesicht beständig blaß, die Zähne klappern, ich kann nur mit Mühe sprechen, der ganze Körper zittert, Hände und Füße versagen den Dienst. Es ist eine Qual, eine Todesqual, aber die Nothwendigkeit zwingt mich, es zu ertragen! . . ."

Die Nothwendigkeit! . . . Das sagt sich auch der Neuangestellte, der froh ist, endlich eine Anstellung gefunden zu haben, und den noch jugendliche Begeisterung für seinen Beruf über solche Schattenseiten desselben hinwegsehen läßt. Frischen Muthes eilt er am nächsten Morgen zur Schule — neuen

Digitized by Google

Enttäuschungen entgegen. Seine Leidenszeit beginnt. Das Schulzimmer ist ein würdiges Seitenstück der Lehrerwohnung, viel zu klein für die Menge der vorhandenen Schulkinder, überdies ohne alle Lüftungsvorrichtungen, so daß sich schon nach kurzer Zeit darin eine Stickluft entwickelt, die das Sprechen erschwert und sich bleischwer auf die Lungen legt. Wo die Luft nicht verdorben ist, dort ist dies nur die Folge davon, daß ein eisiger Luftstrom durch Thür und Fenster und unter den Dielen hervor dringt, gegen den der schwach geheizte Ofen nicht aufzukommen vermag. Und in diesem Raum hat der Lehrer von neun Uhr Morgens an stundenlang thätig zu sein, ein halbes Hundert Kinder — zuweilen fast ein ganzes Hundert — zu beaufsichtigen, ihre Arbeiten zu prüfen und zu verbessern und unablässig Hunderte von Fragen zu beantworten, mit denen er von allen Seiten bestürmt wird. Kein Wunder, wenn er, sobald endlich um drei oder vier Uhr sein Tagewerk vollbracht ist, geistig und körperlich erschöpft nach seiner unfreundlichen Behausung wankt, in der er nach des Tages Mühen die ihm so unentbehrliche Ruhe eines behaglichen Heims nicht findet.

Der erste Tag eines solchen Lebens genügt meist schon, all' die Wahnbilder zu zerstören, die sich der junge Lehrer von seiner künftigen Thätigkeit entworfen hat. Doch das Schlimmste steht ihm noch bevor. Zu den körperlichen Qualen, die seine Gesundheit untergraben, gesellen sich bald auch noch geistige. Er erscheint im Dorfe als der Vertreter der Anschauungen einer neuen Zeit, und als solcher findet er alle Anhänger des Alten sich feindlich gegenüber. Er soll Bildung und Aufklärung verbreiten, und im Dorfe gibt es Leute, mächtige, einflußreiche Leute, denen daran gelegen ist, das künftige Geschlecht in der Unwissenheit zu erhalten, in der das alte aufgewachsen ist. Da sind in erster Reihe die Kulaki, die Aufkäufer, von denen das ganze, von irgend einer Hausindustrie lebende Dorf abhängig ist. Wehe dem Lehrer, wenn er ihr Mißfallen erregt! Sein Schicksal ist dann besiegelt. Der Starschina steckt mit dem Beherrscher der armen Dorfbevölkerung unter einer Decke, und auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde es Letzterem nicht schwer fallen, unter den von ihm Abhängigen so viele Zeugen gegen den Lehrer zu finden als er wünscht. Eine von Lügen und Entstellungen strotzende Anzeige wird dem Schulrath überreicht, und die Folge ist meist, daß der Lehrer abgesetzt wird, ohne daß man für nöthig findet, eine Untersuchung einzuleiten, denn die Namen der angesehensten Leute des Dorfes, die unter der Anzeige stehen, erscheinen als genügende Bürgschaft ihrer Richtigkeit. Was der Kulak vermag, das ist auch den Amtspersonen des Dorfes nicht unmöglich. Der Dorfälteste, der Wolostälteste, ja sogar der Wolostschreiber, sie Alle betrachten sich als eine Art Vorgesetzte des Lehrers, nicht minder der Geistliche, der seine Zeit und Kraft bei jeder Gelegenheit für die Kirche in Anspruch nimmt. Wohnt ein Gutsbesitzer im Dorfe, so gesellt sich zu allen diesen Tyrannen des Lehrers noch ein neuer, vielleicht sehr einflußreicher. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß einer dieser Herren an den ohnehin schon bis zur Erschöpfung seiner Kräfte in Anspruch genommenen Dorfschullehrer noch das Ansinnen stellt, seinen Kindern Nachhülfeunterricht zu ertheilen — selbstverständlich unentgeltlich — und wenn der Lehrer sich weigert, auch nur darum weigert, weil die Uebernahme einer solchen Leistung für ihn eine Unmöglichkeit ist, so hat er sich einen Feind geschaffen, dessen Rache er über kurz oder lang fühlen wird.

Es ist daher für den Lehrer nicht nur ein Gebot der Klugheit, es ist ein Gebot der Nothwendigkeit, sich mit allen diesen Leuten auf guten Fuß zu stellen. Mit dem Gutsbesitzer, mit dem Geistlichen mag dies noch immerhin leicht zu bewerkstelligen sein, doch wie schwer wird es einem gebildeten Mann, sich mit Leuten vom Schlage der Dorfbeherrscher zu befreunden! Der Starschina ist vielleicht ein Trunkenbold, der sich tagelang im Kabak herumwälzt, und er würde es gar übel aufnehmen, wenn der Lehrer die Einladung ablehnte, ihm Gesellschaft zu leisten. Auch der Wirth des Kabaks würde nicht versäumen, gegen den Lehrer zu hetzen, wenn dieser dem tollen Treiben im Kabak fern bleiben wollte. Der Lehrer steht am Scheidewege. Er hat nur die Wahl, sich neue Feinde zu schaffen oder sich mit hinein reißen zu lassen in den Strudel, in dem schon so Mancher vor ihm untergegangen ist. Den Starschina sich verfeinden, heißt aber sich selbst den Boden unter den Füßen zu untergraben, denn der Starschina hat reichlich die Mittel, einen Lehrer, der nicht nach seiner Pfeife tanzen will, kirre zu machen. Es sind Fälle bekannt geworden, in denen ein Starschina dem Lehrer unter allerhand nichtigen Vorwänden sein Gehalt ein halbes Jahr und länger vorenthielt, bloß weil der Lehrer sein Mißfallen erregt hatte.

Der Lehrer steht aller Willkür gegenüber machtlos da. Die Schulbehörde schützt ihn nicht, sie gibt in 99 von 100 Fällen ohne nähere Prüfung der sich beschwerenden Dorfbehörde oder dem Gutsbesitzer Recht, denn es lohnt sich doch nicht, sich all' die Schererei und Plackerei einer Untersuchung aufzuladen wegen eines Dorfschullehrers, für den sich jeden Augenblick Ersatz findet. Man muß nur die Unlust kennen, mit der sich russische Behörden in Dorfangelegenheiten mischen, und die feindlichen Blicke und haßerfüllten Bemerkungen der Beamten, die gezwungen werden, einer Untersuchung wegen sich aus der behäbigen Ruhe ihres Nichtsthuns aufzuraffen. Von einer Achtung, die der Lehrer genießt, kann danach auch nicht die Rede sein. Wer sollte ihn achten, wenn er sieht, wie geringschätzig ihn seine vorgesetzten Behörden behandeln, wenn, wie z. B. aus dem Gouvernement Wjatka berichtet wird, diese die Lehrer nur mit „Du" anreden und sich nicht scheuen, sie selbst in Gegenwart Fremder „Dummkopf", „Tölpel", „Lümmel" ꝛc. zu schimpfen?

Zu allen Demüthigungen, die der Lehrer zu ertragen hat, kommt dann noch hinzu, daß er die schwer verdienten Paar Rubel, die sein Monatsgehalt beträgt, auch noch erbetteln muß. Daß den Lehrern ihr Gehalt nicht pünktlich ausbezahlt wird, das ist bereits eine so gewöhnliche Erscheinung, daß sich Bände füllen ließen, wenn man alle einzelnen Fälle aufzählen wollte. Das Semstwo hat für alle Bedürfnisse gesorgt, die Gehalte aller Beamten sind gedeckt, wenn aber der Lehrer nach langem vergeblichen Warten und einem erfolglos gebliebenen schriftlichen Bittgesuch sich aufmacht und nach der Stadt fährt, da heißt es gleich: Es ist kein Geld da! der Lehrer bittet und fleht, schildert unter Thränen seine verzweiflungsvolle Lage, aber er erzielt damit ebenso wenig wie die Kühnen, die es wagen, um ihr wohlverdientes Geld nicht zu betteln, sondern es zu fordern. Der Bedauernswerthe hat für die Fahrt nach der Stadt vielleicht das Letzte ausgegeben, was er noch besaß, und er kehrt, ärmer als er gekommen, heim in seine kalte Stube, wo außer all' den anderen Qualen nun auch noch der Hunger seiner harrt. Was soll er nun beginnen? Die nöthigsten Lebensmittel bis zur endlichen Auszahlung seines Gehalts auf Borg entnehmen? Wer borgt ihm, der nichts besitzt und der nicht einmal mit Sicherheit nachweisen kann, daß er wirklich eine berechtigte Forderung an die Kasse des Semstwo hat? Im Gouvernement Woronesch hatten die Lehrer, als all' ihr dringendes Flehen um Auszahlung ihres Gehalts — den man ihnen acht Monate lang vorenthielt! — vergeblich gewesen, wenigstens um eine schriftliche Anerkennung ihrer Forderung gebeten, um durch dieselbe die Krämer zu veranlassen, ihnen fernerhin zu borgen, aber auch diese erhielten sie nicht. Da bleibt dann dem Lehrer schließlich keine andere Wahl, als sich an den allgemeinen Retter in der höchsten Noth zu wenden, zu dem die gesammte Armuth des Dorfes ihre Zuflucht nimmt: an den Wucherer. Dieser kauft ihm seine Forderung an das Semstwo ab, aber um welchen Preis! Der Dorfwucherer ist gewöhnt, seine Darlehen sich mit zehn vom Hundert monatlich verzinsen zu lassen, in diesem Falle weiß er aber gar nicht, wann er das geborgte Geld zurückerhalten wird, er muß sich auf mehrmonatliches Warten mit entsprechendem Zinsverlust gefaßt machen und gibt daher für die Forderung des Lehrers nur einen verschwindend kleinen Betrag. Für den Augenblick ist dem Lehrer geholfen, er kann wieder eine Zeit lang mit Thee und trockenem Brot sein Leben fristen, und er ahnt noch nicht,

Digitized by Google

daß er eine abschüssige Bahn betreten hat, auf der es für ihn keinen Halt mehr gibt.

Es kann aber auch der Fall eintreten, daß ein Lehrer nach pflichteifrigster Ausübung seines Amtes auf seine Bitte um Gehaltsauszahlung den Bescheid erhält, daß er gar kein Gehalt zu beanspruchen habe, weil er ein Amt verwaltet, zu dem er gar nicht berufen war. So unwahrscheinlich dies klingt, so ist es doch möglich. Der Lehrer kann nach bestandener Prüfung in die Lage kommen, daß ihm der Inspector der Volksschulen eine Stelle in X., die Schulcommission in Y. zuweist. Da sitzt nun der Lehrer zwischen zwei Stühlen. Folgt er der letzteren Berufung, so muß er gewärtig sein, daß der Inspector seine unentbehrliche Zustimmung versagt; folgt er dagegen der ersteren, so verweigert ihm die Schulcommission die Auszahlung des Gehalts, weil er nicht regelrecht angestellt sei.

Je mehr der Lehrer alle diese Annehmlichkeiten seines Berufs kennen lernt, desto mehr schwindet die Begeisterung, die er von der Universität mitgebracht hat; es schwindet aber auch noch etwas Anderes: seine geistige und körperliche Widerstandskraft. Die Einen fügen sich in das Unvermeidliche und suchen durch kriecherisches Buhlen um die Gunst der Dorfgrößen wenigstens eine Verbesserung ihres Einkommens zu erzielen; Andere entsagen schon nach kurzer Zeit dem Lehrerberuf und wenden sich einer anderen Beschäftigung zu; der Rest aber — und das ist ein nicht geringer Bruchtheil der Lehrerschaft — wird zu bedauernswerthen Märtyrern seines Berufs. Noth und Elend, Gram und Kummer lichten in entsetzlicher Weise die Reihen dieser Bahnbrecher der Bildung. Schwindsucht und Typhus und zahlreiche andere Krankheiten holen sich jahraus jahrein eine große Schaar Opfer im Lehrerstande. Doch die ein früher Tod hinwegnimmt, die sind noch glücklich zu preisen im Vergleich mit den übrig Bleibenden. Was erwartet diese auf ihrer ferneren Lebensbahn? Ihre schönsten Lebensjahre schwinden dahin in einem aufreibenden Kampf mit Widerwärtigkeiten aller Art, in dem zerrütteten Körper erschlafft allmählich die geistige Spannkraft, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist längst verschwunden, und theilnahmslos, einer Maschine gleich verrichtet der Lehrer noch den gewohnten Dienst, bis das Alter kommt oder Krankheiten sich einstellen, die ihn unfähig machen, seine Kräfte fernerhin so anzustrengen, wie von ihm verlangt wird. Dann hat der Mohr seine Schuldigkeit gethan und kann gehen. Die Citrone ist ausgepreßt, man wirft sie bei Seite, und eines Tages wird auf derselben Straße, auf der vor Jahren ein hoffnungsfreudiger Jüngling in das Dorf kam, ein gebrochener, früh zum Greis gewordener Mann aus demselben hinaus wandern, einer ungewissen Zukunft entgegen, aus deren Dunkel ihm nur der Bettlerstab als der wahrscheinliche Abschluß des Schulmeisterlebens entgegenwinkt.

Groß ist das Elend unter der Lehrerschaft auf dem Lande, aber dennoch bleibt es noch hinter dem zurück, welches das Mädchen erwartet, das sich der dornenvollen Laufbahn der Lehrerin an einer Dorfschule widmet. In Bezug auf die Zahl der Unterrichtsstunden stellt man an sie nicht geringere Ansprüche als an den Lehrer, und man bezahlt sie noch schlechter als diesen. Wie soll sie von zehn Rubel Monatsgehalt leben? Der aufreibende Dienst erfordert eine andere Kost als die, auf welche sie angewiesen ist. In manchen Dörfern hat die Lehrerin in ihrer ärmlichen Stube nicht einmal die Möglichkeit, sei es auch nur an Sonn- und Festtagen, sich selbst irgend ein Gericht zu bereiten, und lebt fast das ganze Jahr nur von Thee und Brot. Welch' schlimmen Anfechtungen ist sie aber von Seiten übelgesinnter Dorfgenossen ausgesetzt! Einem allein stehenden Mädchen gegenüber glaubt Mancher sich Alles erlauben zu dürfen, und die Allmächtigen des Dorfes sind häufig die Ersten, die dies thun. Die Drohung, die nicht Willfährige um ihren Dienst zu bringen, ist ein nur zu oft angewandtes Mittel, um versuchten Widerstand zu brechen. Wird es schon dem Lehrer schwer, sich gegen feindlich Gesinnte zu behaupten, um wie viel schwerer noch der Lehrerin! Rettungslos ist sie ihren Feinden preisgegeben. In einem Dorfe in der Nähe von Cherson kamen im Jahre 1883 einem Bauer 100 Rubel abhanden. Nach russischer Bauernart wandte er sich an eine Wahrsagerin um Rath, und diese ergriff begierig die Gelegenheit, sich an der Lehrerin dafür zu rächen, daß sie die Bauern wiederholt vor ihren Schwindeleien gewarnt hatte: sie bezeichnete die Lehrerin als die Diebin. Als diese, zur Herausgabe des gestohlenen Geldes aufgefordert, die Anschuldigung entrüstet zurückwies, holte der Bauer seine ganze Familie herbei und schleppte mit ihrer Hülfe die Lehrerin auf den Kirchhof, wo sie mit Stricken an ein Kreuz gebunden wurde. Darauf zog man ihr mit einer Zange die Zunge aus dem Munde, um sie so zu zwingen, das Versteck des Geldes anzugeben. Zum Glück rief das Geschrei der Armen noch rechtzeitig Leute herbei, die sie befreiten und Schlimmeres verhinderten.

Wie viel Nächstenliebe, wie viel Begeisterung für seinen Beruf, wie viel Selbstverleugnung ist erforderlich, um ein solches Leben auf die Dauer zu ertragen! Oder ist etwa die Noth so groß, daß Tausende diesen Beruf darum immer noch begehrenswerth finden, weil sich ihnen nichts Besseres bietet? — Das Eine wie das Andere trifft zu. Man findet unter den bescheidenen schlichten Dorfschullehrern Männer, welche die höchste Achtung verdienen, erfüllt von der reinsten Liebe zu ihrem Beruf — andererseits aber ist auch die Noth der Gebildeten schon so hoch gestiegen, daß vielen Tausenden selbst das erbärmliche Dasein des Dorfschullehrers noch begehrenswerth erscheint, weil sich ihnen keine Aussicht eröffnet, jemals etwas Besseres zu erlangen. So unglaublich es Vielen klingen mag, so ist es doch Thatsache, daß Rußland in den letzten dreißig Jahren auf geistigem Gebiet eine solche Zeugungskraft entwickelt hat, daß heute das Angebot die Nachfrage weit übersteigt. Nur ein kleiner Bruchtheil der Besucher der höheren Schulen gehört aber zu den Auserwählten, denen Geburt und Vermögen eine Laufbahn sichern, die große Masse entstammt Bevölkerungsschichten, deren Mittel mehr oder minder beschränkt sind. Schon in den sechziger Jahren ergab es sich, daß 50 bis 75 vom Hundert der Gymnasialschüler vor Beendigung der Lehrzeit ausschieden, weil ihnen die Mittel zu fernerem Verbleiben fehlten. Der Unbemittelte, der es trotzdem unter vielen Entbehrungen ermöglicht hat, bis zum Schlusse auszuharren, der steht am Ende der Lehrzeit rathlos da. Von 1400 Schülern, welche die Realschulen jährlich als ausgebildet entlassen, finden nachweislich 75 vom Hundert keine Gelegenheit zu raschem Unterkommen, und dasselbe Verhältniß herrscht in den anderen Fächern. Reichlich ein Drittel der Philologen harrt vergebens auf Anstellung — Monate, vielleicht Jahre lang. An Lehrern fehlt es nicht, aber es fehlen die besoldeten Lehrstellen.

Es ist ein trauriges, düsteres Bild, das sich da vor unseren Blicken entrollt, und es wird noch düsterer, wenn wir schärfer hinsehen. Die Umsturzpartei, welche die schonungsloseste Strenge nicht auszurotten vermochte, hat auch im Dorfe Fuß gefaßt und sie hofft in dem von den oberen Zehntausend verachteten Beruf des Schullehrers einen Hebel zu finden, mit dem sie das jetzige Gesellschaftsgebäude zum Sturze bringen kann. Mit Feuereifer widmen sich ihre Sendboten dem dornenvollen Beruf und pflanzen das Gift ihrer Lehren in die Brust der heranwachsenden Jugend der 80 Millionen Bauern, auf denen nach der Ansicht Vieler die Zukunft, die Hoffnung auf eine Neugestaltung des Reiches beruht . . .

Das ist die russische Volksschule, vor der die deutsche in den Ostseeprovinzen nun das Feld räumen muß!

Literatur und Kunst.

Eine „Deutsche Gesellschaft der Kunstfreunde".

Von Albert Dresdner.

Die Klage, daß die materielle Lage unserer Kunst eine überaus unglückliche sei, ist alt, und man muß leider hinzu-

Digitized by Google

fügen, durchaus berechtigt. Kaum kann es etwas Niederschlagenderes geben, als die Vorstellung, wie viel Schwung- und Arbeitskraft durch den aufreibenden Kampf mit widrigen äußeren Verhältnissen geknickt worden ist, wie viel Künstler (das Wort im weitesten Verstande genommen) durch ihn in eine krankhafte und freudlose Erbitterung getrieben wurden, wie viele sich den Keim eines vorzeitigen Todes holten, wie viel Begabung durch die verzweifelten materiellen Aussichten überhaupt an ihrer Bethätigung gehindert worden sein mag. Eine Künstlerlaufbahn zu verfolgen, pflegt, mindestens in ihrem ersten Theile, ein herzbeklemmendes Stück Arbeit zu sein. Man spricht von der beflügelnden Kraft der Armuth: nun, ich meinestheils glaube ganz und gar nicht daran. Es mag einzelne besonders bedürfnißlose Personen geben, die durch die Flamme ihres Geistes auch in der kalten Mansardenstube, bei Hunger und Elend erwärmt werden; aber das sind jedenfalls Ausnahmen, und Niemand wird wohl im Ernste behaupten wollen, daß diese Männer, hätten sie unter behaglichen Verhältnissen gelebt, nicht gleich Gutes oder Besseres geleistet haben würden.

Aus der Welt zu schaffen ist diese unerfreuliche Sachlage schlechterdings nicht. Wir können den gordischen Knoten des Menschenlebens nicht zerhauen, können die vielverschlungenen und krummen Wege der Lebensführungen nicht gerade richten. Aber wir vermögen Fehlergrenzen abzustecken, wir sind im Stande, die Wahrscheinlichkeit, daß geistige, und im Besonderen künstlerische Befähigung durch äußere Widerwärtigkeiten geschädigt oder gar vernichtet werde, zu vermindern. Das Streben, dies zu erreichen, darf niemals einschlummern: ein Volk ehrt sich, wenn es seine Geisteshelden würdigt und fördert; es schändet sich, wenn es das unterläßt.

Aber in diesem Zeitpunkt scheint mir die Frage noch von einer ganz besonderen, unmittelbaren Bedeutung. Unsere Kunst ist in einer großen und lebendigen Bewegung, die, wir hoffen es Alle, über die unruhige und oft häßliche Verwirrung des Augenblicks zu einem schönen und stolzen Ende führen soll. Dem entsprechend hat sich auch die allgemeine Theilnahme für die Kunst und die Künstler in einer fast ungeahnten Weise gehoben. Und gehoben hat sich auch unser nationaler Wohlstand (an dem „Wasserkopfe" Berlin kann man es leicht beobachten), das Bedürfniß nach schmuckvoller Behaglichkeit des Lebens ist in sichtlichem Steigen begriffen; gehoben hat sich unser nationales Gefühl, die Neigung und der Wunsch des Einzelnen zu thun, was der Ehre und dem Nutzen des ganzen Volkes frommt: die geistige Saat unserer Erfolge von 1870/71 beginnt zu reifen. Zuletzt, aber nicht am letzten: die Frage der künstlerischen Volkserziehung ist auf die Tagesordnung getreten, und sie wird nicht mehr davon verschwinden. Das Rembrandt-Buch verdankt seine 35 Auflagen freilich in erster Linie dem Brillantfeuerwerke geistreicher Aphorismen, das der Verfasser zum besten gibt; dennoch hätte es diesen Erfolg sicherlich nicht gehabt, wenn nicht sein Grundgedanke, die Forderung einer künstlerischen Erziehung, einen empfänglichen Boden vorgefunden hätte; Volksvorstellungen und Volksbühnen weisen in die gleiche Richtung. Wer aber die Kunst materiell unterstützt, wirkt nothwendiger Weise zugleich immer schon dadurch kunsterzieherisch, daß er das Eine befördert, das Andere fallen läßt; und es ist ihm ferner eine ganz einzige Gelegenheit geboten, auch in weiterem Umfange zur künstlerischen Erziehung beizutragen. So hat die zu lösende Aufgabe zwei eng mit einander zusammenhängende Seiten; und man sieht: alle Umstände sind entgegenkommend — „die Gelegenheit ist günstig".

Unter allen Künsten befinden sich die bildenden Künste vergleichsweise in der besten materiellen Lage. Sind wir auch in dieser Hinsicht nicht so reich ausgestattet wie Frankreich, so gibt es doch auch bei uns eine stattliche Anzahl von Preisen und Stipendien, die den Maler, den Bildhauer, den Baukünstler, den Kunsthandwerker über Wasser halten und anspornen können. Zudem erschließt ein weit verzweigtes Bedürfniß nach künstlerischer Ausschmückung, erschließt die Kauflust der öffentlichen und privaten Sammlungen einen immerhin beträchtlichen Kunstmarkt, auf dem der Einzelne seine Rechnung zu finden vermag. Um so schlimmer steht es um die anderen Künste. Dem Musiker mag allenfalls noch die vorherrschende Neigung des Publikums für seine Kunst zu Gute kommen. Aber der Dichter sieht sich von all' diesen Hülfsmitteln verlassen. Was an Preisen und Belohnungen für ihn vorhanden ist, kommt kaum in Frage. Der junge Dichter, der noch keinen Ruf besitzt und doch so wichtig ist, weil er zur Garde der Hoffnung zählt, mag froh sein, wenn er für seine Erstlingswerke einen Verleger findet; auf einen materiellen Ersatz der aufgewandten Zeit und Arbeit hat er nicht zu hoffen, wenn er nicht sein Werk auf das Paradepferd der Sensation setzt. „Mag er betteln gehen, wenn er hungrig ist"; mag er das verzogene Söhnchen eines Millionärs in die Anfangsgründe des Lateinischen einweihen oder über die neuesten Mordthaten und Entgleisungen, die Zeile zu zehn Pfennigen, berichten. Und dabei muß man, wie ich glaube, den Umfang der hier in Betracht kommenden Personen noch weiter ziehen. Denn nicht allein die produktiv Thätigen bestimmen die Entwickelung der Kunst, sondern nicht minder die kunstwissenschaftlich und kunstkritisch Schaffenden. Indem sie die Einsicht in das noch immer geheimnißvolle Wesen der Kunst befördern, indem sie die unentbehrliche Vermittelung zwischen Künstlern und Publikum übernehmen und so in eminentem Grade kunsterziehlich wirken, räumen sie Vorurtheile fort, bahnen sie einen Weg, ebnen sie den Tanzplatz, auf dem die Kunst sich fröhlich tummeln mag. Nun, wie manches Werk, das in Art und Mittel der Kunst uns erwünschte Einblicke verschaffen könnte, bleibt ungeschrieben, weil der Verfasser nicht in der Lage ist, seine Zeit mit brotlosen Künsten auszufüllen. Wie Mancher, der durch kritische Verständigung unendlich Segensreiches leisten könnte, muß in verhaßter Tagesfrohne seine Kraft aufreiben. Ein unübersehbares Meer von Nothständen! Und immer wieder sehen wir die verhängnißvolle Wechselwirkung in Thätigkeit, daß die materiellen Hemmnisse die künstlerische Erziehung unterbinden.

Wer kann, wer soll helfen? Der Einzelne? Freilich, er könnte und sollte viel thun; aber er ist, mindestens zur Zeit, in beiden Beziehungen nicht reif dazu. Wäre er im Stande sich selbst künstlerisch zu erziehen, so wären wir ein unberechenbares Stück weiter, als wir sind. Zugleich geht dem Deutschen das Gefühl für moralische Verpflichtungen der Gesammtheit gegenüber noch immer in bedauerlichem Maße ab. Was nicht als bestimmte Forderung der Gesellschaft vor ihn tritt, pflegt er nicht zu kennen, die Vorstellung einer Verpflichtung, Kunst und Wissenschaft zu seinem Theile und nach seiner Fähigkeit zu unterstützen ist ihm nur zu häufig fremd: bekanntlich ist gerade bei wohlbemittelten Familien der Verbrauch an Büchern und Kunstwerken ein überraschend geringer. Was etwa doch gethan wird, geschieht häufig in unangebrachter Weise. — Also die Behörden, die staatlichen, wie die communalen, zu denen der Deutsche in seiner Sucht regiert zu werden ja zuerst aufzublicken pflegt. Auch von dieser Seite läßt sich Vieles leisten und wird wirklich Manches geleistet. Bei der Errichtung von Denkmälern, bei der Aufführung und Ausschmückung öffentlicher Gebäude, bei der Anlage von Straßen und Stadttheilen bietet sich zur materiellen Unterstützung der Künstler, wie zu kunsterziehlicher Wirkung ausgiebige Gelegenheit. Daß bei solchen (und vielen anderen) Unternehmungen diese künstlerischen Gesichtspunkte in beiderlei Hinsicht zu befolgen sind, ist ein rückhaltlos anerkannter Grundsatz. Wenn er nicht immer und nicht immer passende praktische Bethätigung findet, so wird man in Anbetracht der außerordentlichen Schwierigkeiten billig nicht zu hart urtheilen. Jüngst ist die Regierung sogar einen ganz bedeutenden Schritt vorwärts gegangen: Herr von Goßler hat Heinrich Hart, dem Dichter des groß angelegten epischen Cyklus „Das Lied der Menschheit", ein mehrjähriges Gehalt zugesprochen, und damit eine wahrhaft freie und großherzige Handlung vollbracht, die von Seiten der sonst so geschwätzigen Presse wohl eine lautere und lebhaftere Anerkennung verdient hätte, als ihr meist zu Theil geworden ist. Aber alles von Behörden und Regierung zu erwarten, wäre ein höchst unseliger Irrthum. Jeder Regierungsmechanismus, und wäre er der feinste, ist viel zu derb und zu

Digitized by Google

plump, um das intime, ungebundene, in steter Umbildung begriffene Kunstleben fassen zu können. Es schließt durchaus keinen Vorwurf in sich, wenn man die Thatsache feststellt, daß jeder Regierungsmaschine etwas Büreaukratisches anhaftet und anhaften muß, das auf die zarteste und schwungvollste Aeußerung nationaler Cultur schlechterdings nicht anwendbar ist. Kein Verständiger wird verlangen, daß man im Cultusministerium alle eben im Werden begriffenen Talente und Regungen unserer Kunst in ihrem ganzen Umfange wahrnehme, bewerthe, aufsuche.

So kommen wir auch an diesem Punkte zu der Erkenntniß, daß eine wahrhaft ersprießliche Lösung der sozialen Aufgaben nur durch die lebendige Ergänzung der selbstthätigen Initiative der Gesellschaft und die anordnende Leitung der Behörden zu erreichen ist. Mit bewunderndem Neide müssen wir auf das Beispiel der festgewurzelten und sicher in sich beruhenden englischen Gesittung blicken, und wir haben allen Grund es nachzuahmen. Nur die freie Initiative der Gesellschaft kann wirksam gegen die Mißstände auf einem Felde arbeiten, das die schönsten Blüthen und Früchte eben dieser gesellschaftlichen Cultur zeitigt; und ich denke, sie muß das als ein stolzes Bewußtsein und ein ehrendes Vorrecht empfinden. Bilden wir eine „Deutsche Gesellschaft der Kunstfreunde!"

Ich will hier weder einen Statutenentwurf, noch auch nur einen völlig ausgearbeiteten Plan vorlegen, sondern ich möchte nur zu meinem bescheidenen Theile einen Gedanken anregen, den sicherlich schon Viele gehabt haben. Darum werde ich mich an dieser Stelle darauf beschränken, zu zeigen, daß eine solche Gesellschaft möglich ist, und daß, wenn man die Sache richtig betrachtet, sich ihr fest umschriebene und höchst fruchtbare Aufgaben bieten.

Es wurde bereits auf die Erscheinung hingewiesen, daß die allgemeine Theilnahme für die Kunst in einem sehr erfreulichen Wachsthum begriffen scheine. Dafür läßt sich eine stattliche Reihe von Beweisen anführen. In den letzten Jahren wurde eine namhafte Zahl neuer Kunstzeitschriften gegründet oder erweitert; und wenn mir auch ihre materiellen Verhältnisse nicht bekannt sind, so ist es doch jedenfalls Thatsache, daß sie bestehen. An den Erfolg von „Rembrandt als Erzieher" sei nur im Vorbeigehen erinnert. Die in Berlin gegründete „Freie Bühne" (oder die freien Bühnen, wenn man will) vermochten eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern heranzuziehen, während zugleich der Theaterbesuch so ziemlich gleichen Schritt mit der ganz bedeutend vermehrten Masse der theatralischen Darbietungen gehalten zu haben scheint. In Wien, in Dresden plant man neue Bühnengründungen; die Zahl der Kunstausstellungen, der musikalischen Aufführungen, der literarischen und künstlerischen Vereine ist in stetigem Steigen. Und welche Rolle die Kunst in dem Menü der Unterhaltungen und Beschäftigungen unserer höheren Klassen spielt, ist sattsam bekannt. Aber das Bemerkenswerthe ist, daß es sich eben nicht nur um diese höheren Klassen handelt. Wir besitzen jetzt einen mannigfaltig zusammengesetzten Stamm jüngerer Leute, die mit einem ausschließenden Fanatismus an der Kunst hängen, mit jenem Fanatismus, der den Zeiten des Uebergangs, die nach neuen Gedanken und Zielen ringen, zu eignen pflegt. Und die Lebensgeschichte der „Freien Volksbühne" zeigt unwiderleglich, daß auch in den breiten Massen des Volks ein entschiedenes Kunstinteresse vorhanden ist, oder mindestens vorhanden zu sein beginnt. Mit einem Wort: es erscheint zweifellos, daß in allen Schichten unserer Nation eine große Anzahl von Personen die Neigung und das Bedürfniß haben, an dem Leben unserer Kunst Theil zu nehmen, und daß sie auch bereit sein würden, zu ihrer materiellen Förderung nach ihrer Fähigkeit beizutragen, sähen sie nur eine bestimmte Form, an die sie sich halten, eine feste Organisation, an deren nutzbringende Arbeit sie glauben könnten.

Eine solche Organisation bildete diese Gesellschaft. Der Lage der Dinge entsprechend wendete sie sich an alle Kreise des Volks, lüde sie, ohne Unterschied der Geburt oder des Reichthums, des Glaubens oder der Partei, Fürsten und Arbeiter, Kaufleute und Gelehrte zu thätiger Betheiligung ein. Um diesen Grundsatz in die Wirklichkeit überzuführen, ist es erforderlich, den Mitgliedsbeitrag so niedrig als möglich festzustellen und den Zahlungsmodus so bequem als möglich zu gestalten: man könnte vielleicht einen Monatsbeitrag von 1 Mark als Norm ansetzen. Daneben bliebe natürlich das Recht jedes Einzelnen nachdrücklich zu betonen, sich nach seinem Ermessen und guten Willen höher zu besteuern, und es ist wohl keine ungegründete Annahme, daß eine ansehnliche Zahl von Angehörigen der bemittelten Klassen es sich nicht nehmen lassen würde, dieser Einladung Folge zu leisten. Ebenso darf man erwarten, daß einer solchen Gesellschaft von Seiten aller einflußreichen öffentlichen Persönlichkeiten und Factoren nicht allein moralisch, sondern auch materiell die gebührende Unterstützung zu Theil werden würde, daß Regierung und städtische Behörden, vermögende Körperschaften und Vereine, die Interesse für unsere Kunst haben, ihr, sei es durch regelmäßige Beiträge, sei es durch einmalige Zuwendungen, an die Hand gehen würden. Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände läßt sich wohl mit einiger Berechtigung die Behauptung aufstellen, daß die der Gesellschaft zufließenden Mittel von Anfang an nennenswerthe sein, im Laufe der Zeit aber vielleicht zu sehr ansehnlicher Höhe steigen dürften; vorausgesetzt ist hierbei allerdings, daß die Gesellschaft, als der bittende und heischende Theil, es nicht verschmähen würde, die Kenntniß ihrer Existenz und ihrer Zwecke auf alle Weise möglichst zu verbreiten: es ist wohl nichts dagegen einzuwenden, daß die oft nicht gerade zum Guten arbeitende Reclame auch einmal für ein wahrhaft gemeinnütziges und ideales Unternehmen sich in's Zeug legt.

Will die Gesellschaft ihre Zwecke erreichen, so muß sie sich immer der Größe ihrer leitenden Gesichtspunkte erinnern; mit kleinlicher, mit Flickarbeit ist nichts gethan. Natürlich ist man immer von den zur Verfügung stehenden Mitteln abhängig, und ich meine im Entferntesten nicht, daß man unpraktisch in's Blaue hineinwirthschaften solle. Aber allerdings ist es erforderlich, sich in großem Stile zu organisiren, immer das Ganze zu bedenken, immer das künftig Mögliche im Auge zu behalten. Der gegebene Sitz der Gesellschaft ist Berlin, hier wäre die Hauptkanzlei zu errichten. Zur Erledigung der eigentlichen Masse der Geschäfte — und sie würden bald einen außerordentlichen Umfang erreichen — wäre es unumgänglich, einen oder mehrere Beamte fest anzustellen; daneben wäre als ihre vorgesetzte Behörde, als oberste Vertretung der Gesellschaft überhaupt ein ständiger Ausschuß zu errichten. Es bliebe zu entscheiden, welche Form man der Controle und der unmittelbaren Theilnahme der Masse der Mitglieder geben solle; sehr nahe liegt der Gedanke an jährliche Wanderversammlungen: gleiches Recht, wie die innere Medizin oder die Geographie (von Schach- und Scatcongressen, von Sänger- und Schützenfesten zu schweigen), darf doch wohl auch die Kunst beanspruchen. Ganz Deutschland müßte mit einem möglichst dichten Netze von Ortsverbänden bedeckt werden, deren Obliegenheit die locale geistige und materielle Propaganda für die Gesellschaft wäre. Ob diese Zweigverbände durch regelmäßige Versammlungen, Vorträge ꝛc. ein richtiges Vereinsleben in's Werk setzen sollten, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung: Vieles läßt sich dafür, Manches dawider sagen.

Hingegen erscheint es als eine wichtige Forderung, daß die Gesellschaft ein eigenes periodisches Organ zu ihrer Verfügung habe. Nicht allein aus dem praktischen Grunde, um eine feste Stelle für Mittheilungen, Berichte, Auseinandersetzungen zu besitzen, sondern auch im Hinblick auf die Ziele der Genossenschaft selbst. Diese Zeitschrift müßte eine offene Stätte sein für ernste, unbefangene, gediegene kunstwissenschaftliche und kunstkritische Arbeit. Ich habe hierbei selbstverständlich nicht Untersuchungen über die Sprache Wolfram's von Eschenbach oder über das Monogramm irgend eines Cinquecentisten im Auge — dafür ist anderweitig und genug Raum —, sondern kritische und ästhetische Arbeiten, die die lebendige Entwickelung unserer Kunst wirklich und unmittelbar fördern. Wenn Lessing heute seine Dramaturgie schriebe, ich zweifle, ob er einen Verleger fände, und ich bin sicher, daß ihm keine deutsche Zeitschrift für bogenweise Erörterungen über monate-

Digitized by Google

lang verflossene Theatervorstellungen ihre Spalten hergeben würde — und könnte. Nun, die Lessinge unserer Zeit würden Platz für ihre Veröffentlichungen in diesem Organe finden, dessen Verhältnisse ganz eigenartige sein würden, und das eben darum den bestehenden Zeitschriften ganz und gar keine Concurrenz machte. Der enge Zusammenhang einer solchen Unternehmung mit den ganzen Zielen der Gesellschaft leuchtet ein, und es leuchtet auch ein, daß sich auf diese Weise die oben geforderte materielle Unterstützung der kunstkritischen und kunstwissenschaftlichen Thätigkeit wenigstens zum Theil füglich leisten ließe. In geschäftlicher Hinsicht ist es ebenso denkbar, daß man dies Organ neu gründe, als daß man an ein bereits bestehendes anknüpfe, vielleicht als Beilage zu einem solchen. Wenn man diese Zeitschrift den Mitgliedern umsonst oder mindestens zu bedeutend erniedrigtem Preise zur Verfügung stellte, so gäbe man der Erwerbung der Mitgliedschaft einen neuen Reiz und verschaffte zugleich der Zeitschrift eine große Verbreitung, einen weitreichenden Einfluß.

Die beiden Ziele, die die Gesellschaft zu verfolgen hat, ergeben sich nach allen unseren Ausführungen mit innerer Nothwendigkeit: sie bestehen in einer möglichst umfassenden und planmäßigen materiellen Unterstützung der Künstler und in einer nicht minder methodischen Arbeit an der künstlerischen Volkserziehung. Beide Bestrebungen laufen häufig, selbst in ihren Mitteln, in Eins zusammen; und sie münden in einer großen Aufgabe: es ist unser Kunstleben in seiner ganzen weiten Ausdehnung, wo und wie immer es sich äußert, mit der höchsten Sorgfalt zu verfolgen, und alles Junge, Bedeutende, Verheißungsvolle ist heranzuziehen und zu fördern. Daß dieser Grundsatz von vornherein in aller Klarheit erkannt und zum leitenden Gesichtspunkte gemacht werde, ist von unübersehbarer Wichtigkeit. Wer im Rufe ist, ist meistens auch im Besitze, und Ehrengehälter zu zahlen ist offenbar Sache einer solchen Gesellschaft nicht. Vielmehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf die zu lenken, die noch keinen Ruhm haben, ihr schwankendes Schifflein über die wildesten Wogen führen helfen - das ist das Ziel. Eine frische Blüthe der Kunst erzeugt sich nur aus dem fröhlichen Kampfe der widerstrebenden Richtungen und aus ihrer schließlichen höheren und freieren Vereinigung und Versöhnung. Darum ist dieser Kampf nicht zu bedauern und zu vermeiden, sondern mit allem Nachdrucke zu fördern, und jeder Gedanke, jede Kraft, die in dies Ringen einzugreifen befähigt oder, mit anderen Worten, die für die augenblickliche Bewegung des Kunstlebens von Bedeutung ist, muß auf die Wahlstatt geleitet und für diesen Kampf gestählt werden. Nur Bedürftigkeit, Talent und Bedeutung für die Gegenwart dürfen Freibriefe für Unterstützung geben, sie aber müssen auch schlechthin ausschlaggebend sein, und jede Berücksichtigung literarischer oder künstlerischer Parteistellung muß ausgeschlossen sein. Darum wird es entscheidend sein, ob die leitenden Männer der Gesellschaft und im besonderen jene Beamten, von denen ich oben sprach, die nöthige Unparteilichkeit besitzen, ob sie von jenem Sainte-Beuve'schen Geiste sein werden, der sich in eine fremde Individualität auch dann hinein zu versetzen und sie gerecht zu bewerthen weiß, wenn sie der eigenen Art nicht entspricht, ja, ihr vielleicht widerwärtig ist.

Die Mittel zur materiellen Unterstützung der Künstler sind so mannigfaltig, daß eine vollständige Aufzählung unmöglich erscheint; sie wäre auch nutzlos, da man sich ganz nach den jeweiligen Verhältnissen zu richten hat. Allgemein ist daran festzuhalten, daß der Anspruch der bildenden Künste in diesem Punkt hinter dem der anderen Kunstgattungen einigermaßen zurücktreten muß. Man kann Dichtern und Künstlern, sei es für bereits erschienene Werke, sei es im Hinblick auf noch zu erwartende Leistungen einmalige Belohnungen oder dauernde Gehälter zusprechen, die unter bestimmten Umständen sich vielleicht an Bedingungen und Aufgaben knüpfen ließen. Man kann Reisestipendien vertheilen, und zwar nicht nur an bildende Künstler: es ist ein sonderbarer Irrthum, anzunehmen, daß nur sie der frischen Anschauung oder des Studiums bedeutender Muster bedürfen. Man kann Zuschüsse zur Drucklegung von Werken, zu Zeitschriften ꝛc. leisten; vielleicht kann sich sogar die Gesellschaft an einzelnen buchhändlerischen Unternehmungen geschäftlich betheiligen und so die höchst dringende Reform der deutschen Bücherpreise anbahnen helfen. Im Hintergrunde steht die Gründung einer Nationalbibliothek der schönen Künste, deren Fehlen bei allen ernsten Studien auf diesem Gebiet schmerzlich empfunden wird, da weder die Leihbibliotheken noch die öffentlichen Büchersammlungen hier zureichen.

Nicht minder reich ist die Liste der Mittel zur Kunsterziehung. Von der Massenverbreitung billiger und guter Schriften würde man wohl für's Erste wenigstens absehen können, da zu diesem Zwecke meines Wissens ein eigener Verein in Deutschland besteht. Dagegen wäre die Massenverbreitung guter (in erster Linie moderner) Werke der bildenden Kunst und vielleicht auch des Kunstgewerbes, in verschiedener Beschaffenheit natürlich für die verschiedenen Klassen der Bevölkerung, anzustreben: wenn es gelänge, die rohen Oeldrucke ꝛc., die selbst in besseren Bürger- oder Bauernhäusern noch immer häufig den sogenannten künstlerischen Schmuck bilden, auch nur einigermaßen zu verdrängen, so wäre damit schon etwas erreicht. Der Gedanke an Vorträge und ähnliche Veranstaltungen liegt nahe. An öffentlichen Freiconcerten ist in Deutschland noch immer Mangel. Und auch hier winkt in der Ferne bei gedeihlicher Entwickelung der Gesellschaft ein großartiges Unternehmen: die Errichtung von Volksschauspielhäusern, die nach ihren äußeren Einrichtungen wie nach der Beschaffenheit ihres Spielplans wahrhafte Erziehungsstätten des Volks bilden müßten.

Bei alledem blieb noch ein sehr bedeutendes Moment unberücksichtigt: das moralische Gewicht, das einer solchen Organisation innewohnen würde. Eine Genossenschaft, die sich aus der Intelligenz des Volks — diesen Begriff in einem viel weiteren Sinne als gewöhnlich verstanden — zusammensetzte, die eine Ehrenschuld der Nation auf ihre Schultern nähme, die mit unserem gesammten künstlerischen und gesellschaftlichen Leben in unausgesetztem Zusammenhange stände, — eine solche Genossenschaft würde zweifellos je länger, desto mehr einen tiefgehenden moralischen Einfluß erwerben. Sie bildete in der That das natürliche und berufene Organ der öffentlichen Meinung in allen künstlerischen Dingen; und daß ein solches Organ ein dringendes Bedürfniß ist, beweisen Vorkommnisse fast jeden Tages. Ein Stück, das diese Gesellschaft empfehlen würde, gelangte sicherlich zur Aufführung; ein Denkmal, gegen das sie sich ausspräche, überlegte man sich gewiß noch einmal; eine künstlerische Unart, wider die sie sich wendete, fände wirksame Bekämpfung. In die Zerfahrenheit unserer künstlerischen Zustände würde eine feste und gesunde Einheit gesetzt.

Ich verkenne die Größe der materiellen und idealen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens keinen Augenblick. Ich zweifle nicht, daß sie vielfach verkehrte Arbeit thun, daß sie vielen Erwartungen nicht entsprechen, daß sie bedauerliche Umwege machen würde, ehe sie zum Rechten gelangte. Allein schon die Herstellung einer geeigneten Organisation — und eine solche ist für ersprießliche Thätigkeit ganz unentbehrlich — unter Vermeidung unnöthigen Bureaukratismus ist eine außerordentlich delicate Aufgabe. Dennoch meine ich, man sollte die Gründung wagen. Ueberfliegen wir heute die Geschichte der jüngsten Blüthezeit unserer Literatur, so ist es immer von Neuem beschämend, daß manche der besten unserer Dichter sich von Fremden ihr Brot holen mußten, daß sie oft unter materiellen Sorgen zu verzweifeln drohten, daß sie kaltem Unverständnisse begegneten. Soll sich dies entwürdigende Schauspiel, nachdem die Stärke und der Reichthum unseres nationalen Bewußtseins und unserer nationalen Cultur sich so unvergleichlich gehoben, nochmals wiederholen? Soll der ganze Fortschritt der Zeiten darin bestehen, daß der Zeiger der Weltenuhr von 1790 auf 1890 rückt? Ich denke und hoffe nicht. Und darum wünschte ich von ganzem Herzen, daß sich Männer, deren Namen im künstlerischen, im sozialen, im wissenschaftlichen Leben von Klang und Gewicht ist, zusammenthäten und die „Deutsche Gesellschaft der Kunstfreunde" begründeten.

Digitized by Google

Das neunzehnte Jahrhundert.

Von Bruno Gebhardt.

Das Jahrhundert geht zur Rüste, und nur wenige Jahre trennen uns noch von dem neuen, das schon die lebhaften Phantasien einbildungskräftiger Zeitgenossen auszumalen suchen. Werthvoller als solche aprioriſche Träume ist ein Rückblick auf die Vergangenheit, auf die ungeheure Culturarbeit, die das letzte Säculum geleistet hat. Allerdings ist es auch dazu noch etwas zeitig, und wer will sagen, ob uns das letzte Dezennium des ablaufenden nicht noch manche Ueberraschungen bietet. Im „Merkur" für 1789 veröffentlichte Schiller „Die Künstler" und begann dieses tiefste seiner philosophischen Gedichte mit den Worten:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernstes, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit . . .

und in demselben Jahre brach die Bewegung aus, die einen ganz neuen Abschnitt der Weltgeschichte einführte, und die ihm beim Antritt des neuen Jahrhunderts den Ruf erpreßte:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Immerhin aber ist es nicht unberechtigt auch jetzt schon einmal Halt zu machen und den Blick auf die Vergangenheit zurückzulenken. Ist ja doch ohnedies der chronologische Abschnitt, den die neue Jahreszahl bezeichnet, ein ziemlich willkürlicher, und der Fluß der historischen Ereignisse frägt nichts danach, daß der Mensch hier oder dort einen Grenzstein aufgerichtet hat. Die Epochen der Geschichte grenzen sich nach ihrem Inhalt ab, und von verschiedenen Auffassungen und Standpunkten aus lassen sich die verschiedensten Periodentheilungen einführen. Wichtiger ist die Frage, was aus dem reichen Inhalt des Jahrhunderts an Ereignissen in den dauernden Besitz der Geschichte, in die bleibende Erinnerung der Menschheit übergehen wird. Maßlos, verwirrend ist die Fülle des Geschehenen, wechselnd der Schauplatz, unbegrenzt die Wirkung, was versinkt in Vergessenheit, was bleibt im Gedächtniß? Den alten Zeiten gegenüber ist die Frage einfacher zu lösen; verhältnißmäßig gering ist die überkommene Ueberlieferung, eine Menge des mitgetheilten Stoffes wird noch durch die wissenschaftliche Kritik als unhaltbar oder unsicher ausgeschieden und über Bord geworfen; was dann noch übrig bleibt, ist gering genug, manchen zu gering und dürftig. Aber je weiter wir im Culturleben vorwärtsschreiten, je näher wir den schreiblustigen Jahrhunderten kommen, je drückender wird die Menge des Stoffes, der der Nachwelt zu Nutz und Frommen, nicht selten aber auch zur Last überliefert ist, je schwieriger wird die Wahl des Mittheilens- und Behaltenswerthen, das in die allgemeine Kenntniß überzugehen würdig ist. Die Thätigkeit des Historikers, die sich mit dieser Frage befaßt, kann die Kritik des Wissenswerthen genannt werden. Sie ist außerordentlich erschwert durch die verschiedenen Zwecke, die die Forschung verfolgt und verfolgen muß Was der Fachmann wissen muß, braucht deshalb der Gebildete noch nicht zu wissen; und selbst innerhalb des Kreises der Gebildeten werden die Ansichten über das Maß des Wissens, das zu diesem Namen berechtigt, doch auch noch weit genug auseinandergehen. Vielleicht kommen wir aber auf folgendem Wege doch zu einem brauchbaren Maßstab. Man wird im allgemeinen wohl zugeben, daß ein gebildeter Mensch von den Ereignissen der Neuzeit mehr Kenntniß haben muß, als von denen einer länger hinter uns liegenden Vergangenheit. Eine besondere Kenntniß der altegyptischen oder assyrischen Geschichte wird wohl außer vom Fachmann von Niemanden verlangt werden, aber wer Mirabeau und Robespierre waren, was Stein und Hardenberg geleistet, wie Palmerston und Metternich gewaltet haben, was Cavour schuf — um nur in einem Kreise zu bleiben — das muß jeder gebildete Mann wissen. Ueber das Minimum wird vielleicht weniger Zweifel herrschen als über das Maximum. Was dürfen wir daraus für die Grenzen des allgemeinen Wissens entnehmen? Wir meinen, innerhalb derselben liegt die Kenntniß derjenigen Personen und Ereignisse, die eine fortdauernde Wirkung ausüben; und je erweiterter wird die Kenntniß sein, je mehr die Fortwirkung in dem Leben der Gegenwart wahrnehmbar ist. Der Historiker weiß sehr genau, daß in dem Verlauf der Geschichte keine Epoche ohne eigenartiges Leben ist, das erforscht zu werden verdient; aber nicht alles, was erforscht wird, verdient deshalb in das allgemeine Wissen überzugehen. Es gibt ganze Völker und Zeitalter, Persönlichkeiten und Thaten, mit denen ein eingehendes Studium sich beschäftigen und mit Nutzen beschäftigen wird, von denen aber der Gebildete ohne Schaden nichts oder nicht viel zu wissen braucht. Ihr Einfluß auf die Fortentwickelung des Ganzen ist eben ein so geringer, daß nur dem scharfen Auge die Spur daran sichtbar ist. Zu diesen leeren Epochen wird selbst der fernsten Zukunft das 19. Jahrhundert nicht gehören; dazu ist viel zu viel Gewaltiges und Umwälzendes geschehen, Schöpfungen entstanden, die die Bürgschaft der Dauer und Fortwirkung in sich tragen. Man liest und hört so oft die Behauptung, daß wir in einer Uebergangsperiode leben; historische Parallelen werden gezogen, Analogien aufgesucht. Fürwahr ein unfruchtbares Geschäft! Als ob nicht jede Zeit eine Uebergangszeit wäre, als ob sie nicht besonders den in ihr Lebenden als solche erscheinen muß, weil alles in Fluß und Bewegung, im Werden und Wachsen ist! Ein Abschluß läßt sich überall oder nirgends machen, wiewohl nicht geleugnet werden soll, daß manche Ereignisse von so überwältigender Größe sind, daß der Beschauer wohl thut, Halt zu machen und einen Rückblick auf die Entwickelung zu werfen, als deren Ergebniß es erscheinen darf. Ein solches Ergebniß ist, nicht bloß vom deutschnationalen Standpunkt aus, der Zusammenbruch des französischen Kaiserthums und die Gründung des Deutschen Reiches. Von dem Tage an, als unter den dröhnenden Schlägen Napoleonischer Ueberlegenheit das morsche alte „heilige römische Reich deutscher Nation" zusammenbrach, bis zu jenem, als in der salle des glaces die Kaiserproclamation verlesen wurde ist ein einheitlicher Zug wahrzunehmen, der dem ganzen Jahrhundert sein Gepräge gibt. In der Ferne und Nähe wirbeln ja Ereignisse genug durcheinander, die nichts damit zu thun haben, aber das Gewebe, dem eine fast hundertjährige Geschichte vergleichbar ist, hat nicht bloß einen Faden; neben-, über- und ineinander laufen die Fäden, um es zu gestalten, aber einzelne treten eben stärker hervor und verleihen dem Ganzen Farbe und Gestalt. Deshalb setzt auch das Werk, das zu vorstehenden Bemerkungen die Veranlassung bot: Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Culturentwickelung von Schmidt-Weißenfeld*) beim Frieden von Luneville ein, der mit seiner Bestimmung: Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und Entschädigung der dadurch benachtheiligten Fürsten in Deutschland thatsächlich das Reich vernichtete, und endet mit dem Jahre 1870, obgleich der Kreis der Betrachtung universalhistorisch ist. Ueber seine Absicht spricht sich der Verfasser in der Vorrede aus, „die Grundzüge des inneren Werdens in der gedrängten Darstellung der Ereignisse des 19. Jahrhunderts zu verfolgen. Die Entwickelung des Staats-, Völker- und Culturlebens in der gesammten Welt, galt es in's Auge zu fassen und in ihren einzelnen großen Richtungen zu schildern, daraufhin die Geschichte der einzelnen Länder und die Arbeiten des menschlichen Geistes auf allen Gebieten zu umfassen". Es ist ein wenig viel, was er sich vornimmt, und eine durchaus nicht leichte Aufgabe, die er sich gestellt hat, zumal auf dem engen Raume eines mäßigen Bandes, und er verspricht auch nur „skizzenhaft und andeutend, mit einzelnen Marksteinen am ideellen Wege" zu verfahren. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß das Buch geschickt gemacht und fließend geschrieben, daß die Auswahl des Mitgetheilten und die Ein-

*) Berlin, Hans Lüstenöder.

Digitized by Google

theilung des Stoffes passend ist, das Ganze eine lesenswerthe, verständige Uebersicht über die Geschichte des Jahrhunderts bietet, die geeignet ist, die Kenntniß und das Verständniß zu erweitern.

Die ersten Kapitel schildern Napoleon auf der Höhe seiner Macht, den Krieg mit Rußland, die patriotische Erhebung in Preußen, die Befreiungskriege, Waterloo, den Sturz. Daneben finden die Unabhängigkeitskämpfe in Amerika, die die definitive Anerkennung der nordamerikanischen Union und die Gründung der südamerikanischen Freistaaten bewirken, eine kurze, der Republik sympathische Betrachtung. Den Zustand Europas nach dem Sturz Napoleons schildert der Autor folgendermaßen: „Die Macht des vereinigten Europas hatte im Namen des Rechtsbewußtseins der Zeit den kriegerischen Störenfried Napoleon für immer niedergeworfen. Er war nach der kleinen Felseninsel St. Helena im südlichen Atlantischen Ocean verbannt und da unter sichere englische Bewachung gestellt worden. Die von ihm verjagten Dynastien waren wieder auf ihren Thronen, und im Großen und Ganzen hatte die Staatenordnung in Europa, die er so schwer verheert und zerstört, ihre Auferstehung gefunden. Neu hinzugekommen war das Königreich, welches aus den vordem republikanischen Niederlanden mit Zufügung der belgischen Provinzen gebildet und dem alten holländischen Statthalterhause Oranien gegeben worden. Als neu war auch das Königreich Polen anzusehen, wie es aus in Rußland einverleibten Theilen seines alten Bestandes hergestellt war. Der Zar hatte sich großmüthig dazu verstanden, trotzdem die Polen bis zuletzt zu Napoleon hielten; ja er hatte ihnen als ihr neuer König eine Verfassung mit viel größeren Freiheiten und Rechten gegeben, als ihnen Napoleon in dem von ihm geschaffenen Herzogthum Polen gewährte. Schweden seinerseits war durch Norwegen vergrößert worden und sein Königshaus sollte sich in dem adoptirten französischen General Bernadotte fortsetzen. Ein deutsches Kaiserreich war nicht wieder entstanden; Oesterreich begehrte die von ihm niedergelegte Krone gar nicht zurück. Dagegen hatte der Wiener Congreß einen deutschen Bund errichtet, zu welchem vierzig Einzelstaaten gehörten, denen im Innern volle Souveränität gesichert war. In diesem Bundesvertrag bestimmte ein Artikel die Einführung ständischer Landesverfassungen, weil den Erwartungen des deutschen Volkes, wenn auch nicht auf nationale Einigung, so doch auf Enthebung des Systems der staatsrechtslosen Unterthänigkeit Rechnung getragen sein sollte. Im Allgemeinen hatte der Wiener Congreß als europäischer Areopag die sehr schwierige Aufgabe, Ordnung in ein Chaos zu bringen, und fortwährend dabei von den materiellen Ansprüchen und der Eifersucht der Fürsten behelligt, mit Gerechtigkeit, Klugheit und Beachtung der politischen Sittlichkeit des Jahrhunderts gelöst. Als ein Congreß von Fürsten hatte er erklärlicherweise vor allem die ihnen nächstliegenden Souveränitätsinteressen berücksichtigt, und dieselben gingen denn auch aus dem großen Sturm, der ein Vierteljahrhundert lang sie heimgesucht und entwürdigt und entweiht hatte, außerordentlich gekräftigt hervor. Mit Napoleon war thatsächlich auch alle Existenzberechtigung der Revolution in den Augen der Souveräne, denen sie todtfeindlich sich gezeigt, vernichtet, und die Banner ihres alten, gebeugt gewesenen Herrscherrechts erhoben sich desto herausfordernder auf den Ruinen.“ Dieses Banner war die heilige Allianz, und unter ihm erhob nun die Reaktion allerorten ihr Haupt. Im heißen Süden, in Italien und Spanien, blutgieriger, aber scharf genug auch in Oesterreich, Preußen und dem übrigen Deutschland; als in den erstgenannten Ländern der revolutionäre Rückschlag erfolgte, schritten nach den Beschlüssen der europäischen Congresse hier die Franzosen, dort die Oesterreicher ein und bald lag der Welttheil in ohnmächtiger Ruhe, nur unterbrochen von den Wehrufen der hellenischen Nation, die sich ihrer türkischen Bedränger entledigte. Aber schon traten neue materielle und geistige Richtungen hervor, die bald genug alle Verhältnisse umgestalten sollten. Der Dampf trat seinen Siegeszug an, das Handwerk sank, die Industrie stieg, mit ihr erhob sich der vierte Stand zu Forderungen, die bald in Robert Owen, in Saint-Simon, Charles Fourier ihre leidenschaftlichen Vertreter fanden. Und mit Chateaubriand's Atala und Génie du christianisme hob die Romantik, deren Führer in Deutschland Ludwig Tieck und und Novalis, in Dänemark Henrik Steffens, in England eigenartig die Gründer der Seeschule Wordsworth, Coleridge, Southrey waren. Dort erwuchs Walter Scott, dort blendete bald das alles überragende Genie Byrons die Augen der Welt. In Italien traten Manzoni und Leopardi auf; in Schweden Geijer nnd Tegnér, in Rußland Puschkin, in Polen Mickiewicz. »So entflammten sich wie nach einem Naturgesetz Gedanken, Phantasien und Empfindungen der europäischen Völker schnell nacheinander in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, wie es noch niemals vorher der Fall gewesen. Unersättlich auch suchte diese Weltpoesie nach neuer Nahrung zu neuer Befruchtung. Dunkle, vergessene Völker wie Serben, Griechen und Lithauer und so fremde Culturen wie die der alten Indier und Perser, wie die in ihrer tausendjährigen Entwickelung noch ungebrochen gebliebenen Chinesen wurden im Flammenlicht dieser Weltpoesie erforscht, was sie derselben zu liefern vermochten.“ Auf allen Gebieten wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit regte es sich lebendig und eifrig, und je tiefer das politische Leben der Völker versunken war, um so lebendiger war ihre Theilnahme für alle geistigen Erzeugnisse.

Die Julirevolution löste die Spannung fürs erste. Die thörichte Reaktion in Frankreich ging an ihren eigenen Sünden zu Grunde, der dritte Stand, das Bürgerkönigthum, kam zur Herrschaft. Fruchtlos erhoben sich die Polen, erfolgreich die Belgier, der große irische Agitator O'Connell wirft seinen Feuerbrand in das Land und entzündet Flammen, die noch nicht erloschen sind. Die Katholikenemanzipation, die Aufhebung der Kornzölle, die Parlamensreform sind Zugeständnisse, welche der Geist der fortschreitenden Zeit der zähen englischen Aristokratie abnöthigt. Unaufhaltsam wühlt in ganz Europa unter der Oberfläche die revolutionäre und nationale Propaganda des „jungen Europa,“ immer weiter greift auch das Streben der Massen nach Aenderung der sozialen Lage um sich, und die Februarrevolution trägt wenigstens in Frankreich deutlich erkennbar einen sozialistischen Charakter. Die Erfolge der Revolution von 1848 sind kurzlebend, ihre Wirkung aber langdauernd. Denn nimmer ruhten die Forderungen, bis der Tag der Erfüllung kam. Hatte sie in Frankreich den Bonapartismus an's Ruder gebracht, der seine Herrschaft auf der Lüge des Staatsstreiches aufbaute, so waren ihre Folgen besonders in Italien merkbar. In Deutschland waren theils ihre Pläne nicht zustande gekommen, theils ihre Schöpfungen bald zusammengebrochen unter den grausamen Schlägen einer verfolgungssüchtigen Reaktion, aber hier wie in Italien blieb der Einheitsgedanke das Banner, um das sich trotzalledem die Besten schaarten, und Hand in Hand machten beide Länder einen gewaltigen Schritt zu seiner Verwirklichung. Und auch die Stunde der Erfüllung schlug für beide gemeinsam. Der Zusammenbruch des Empire öffnete den Italienern die Pforten Roms, in dem kurz zuvor das merkwürdige Schauspiel des Vatikanischen Conzils sich abgespielt hatte. Ein wundersames und doch so folgerichtiges Zusammentreffen umwälzender Ereignisse. Nicht minder gewaltig als die politischen Fortschritte der Völker sind von 1848—1870 die materiellen. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Posten und Telegraphen haben das Bild der Welt verändert, zahllose Entdeckungen und Erfindungen das Leben des Einzelnen und der Gesammtheit umgestaltet. »In der That,« sagt der Verfasser, »wurde es immer erkennbarer, daß ein ungeheurer Umschwung, wie in der Weltanschauung, so auch aller realen Verhältnisse begonnen hatte, welcher das Leben, die Bedingungen und den Charakter der Gesellschaft mehr und mehr in Mitleidenschaft zog. Alle aufgestellten Lehren von Menschenbeglückung, alle Theorien der Gesellschaftsverbesserung wurden dagegen hinfällig. Alle Bestrebungen der Einzelinteressen fühlten sich auf unsicherem Boden und vermochten sich auf feste Ziele in der Zukunft nicht in der Gewißheit zu richten, daß sie dieselben bei der stetigen Umbildung des Weltlebens erreichen werden, oder daß diese Ziele

Digitized by Google

die rechten und die letzten seien. Ueberall thaten sich neue Klüfte auf und dadurch wurde der Eifer in der Gesellschaft zu ihrer Ueberbrückung rege erhalten. Mehr als durch bloße Gesetze geschah es durch die Menschenliebe. Die Humanität allein konnte so viele neue und scharfe Gegensätze mildern und ausgleichen, wie sie im Wirbel der Fortentwickelung aller Gesellschaftsverhältnisse entstanden. Die besten Köpfe aller Culturnationen arbeiteten überdem mit daran, und es geschah nicht mehr in den Studierstuben, in geheimen Kanzleien und geschlossenen akademischen Kreisen, sondern auf offenem Weltmarkt". Mit diesem tröstlichen Ausblick auf Bestrebungen, denen heute noch intensiver als früher gehuldigt wird, scheiden wir von dem Buche des verdienten Schriftstellers, das bestens empfohlen sei.

Ein italienischer Novellist.

(F. de Roberto.)

Von Franz Söhns.

Der kaum dreißigjährige Dichter vom Fuße des Aetna gehört zu den Günstlingen Apolls. Gleich auf seine ersten Schritte strömte der launische Gott eine solche Fülle des Lichts, daß das Auge der Menschen in weitem Umkreise erst neugierig, dann verwundert der Lichtgestalt sich zuwandte. Und auch das ist ein Moment von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß ihm vom Anfang an der sicilianische Romandichter Verga als Freund zur Seite gestanden. -- Nicht mehr als drei Jahre sind es, daß sein erstes Werk: La sorte das Licht der Welt erblickte, und schon sind die literarischen Kreise nicht nur Italiens auf den jugendlichen Dichter aufmerksam geworden. La sorte bereits ist, trotz seiner durchaus veristischen Färbung, bei einer gewissen Hinneigung zu psychologischem Raisonnement, bei einem leichten Hang zu pessimistischer Lebensauffassung bezeichnend für die Eigenart des Dichters, die fast in allen seinen späteren Werken, besonders dem vor kurzem erschienen Roman: Ermanno Raeli zum Ausdruck kommt. Gewiß, die psychologischen Ausführungen in diesem Raeli sind zu langathmig für den nach Handlung dürstenden Durchschnittsleser, die Lösung des Conflicts darf in ihrer psychologischen Berechtigung angezweifelt werden, aber dafür wird der Roman an Gedankenreichthum und Gedankentiefe nur von wenigen seiner Zeit erreicht. Freilich sind die Gedanken des Dichters nicht immer originell, sie erinnern an Spinoza, an Kant, Hegel, Taine, Schopenhauer, Hartmann, nach deren Problemen der Held vor unseren Augen seelisch secirt wird, aber man muß erstaunt sein, mit welcher Sicherheit und mit welch' eingehendem Verständniß der Dichter alle jene Philosopheme beherrscht und zum Theil weiterentwickelt. Naturalist in des Wortes bestem Sinne - nicht Zolaist, nicht Cyniker - ist Roberto noch weniger in La sorte und Raeli, als in seinem dritten Werke, den 1889 erschienenen: Documenti umani. Man ist billig verwundert, bei solcher Jugend bereits einem Einblick in die Tiefen des sozialen und seelischen Lebens zu begegnen, wie die Novellen der Documenti ihn überall und besonders in den beiden Perlen der Sammlung, dem Caso imprevisto*) und La morta, erkennen lassen. Aber auch in diesen Novellen -- Zeugnissen einer stark entwickelten Dichterindividualität, welche ein zolaistisches „Trabantenthum" gewiß nicht nur nicht nöthig hat, sondern entschieden von sich weist, und immer mehr von sich weisen wird -- fast durchgehends düstere Färbung. Sie charakterisirt auch die neuesten Erzeugnisse der Roberto'schen Muse: die Processi verbali und den Albero della scienza. Ganz besonders die ersteren. Es sind ganz eigenartige Kinder, die Roberto in diesen „Verbalprocessen" seiner Muse abgerungen hat. Abgerungen, denn sie sind den bisherigen Schöpfungen des Dichters, insonderheit ihren älteren Brüdern der „Menschlichen Documente" so unähnlich, weichen so sehr von der Neigung des Dichters zu psychologischer Kleinmalerei ab, daß ihre Geburt ihm gewiß manchen harten Kampf mit sich selbst gekostet hat. Nicht selten sieht man ihn förmlich ringen mit der Versuchung in den alten Hang zurückzufallen. Allein er hat sich bei diesen „Lebensbildern" -- wir finden keine bessere Uebersetzung des Titels — nun einmal vorgenommen, Handlung zu malen anstatt der bisherigen Seelenzeichnung, seine Bilder sollen trascrizioni di piccole commedie e di piccoli drammi tratti dal vero sein, die Schilderung soll sich auf das Unvermeidlichste beschränken, sie geht thatsächlich kaum einmal über fünf Zeilen hinaus! Des Dichters Absicht — vielleicht auch ein klein wenig Verstimmung über die ihm hier und da vorgehaltene allzu weit getriebene psychologische pittura minuta seiner früheren Schöpfungen — spricht sich in seinem credo che non si possa addebitare un sol tratto di narrazione psicologica der Einleitung mit unverkennbarer Deutlichkeit aus. „Man soll mich diesmal nicht eines einzigen Zuges psychologischer Malerei beschuldigen", und man kann und wird es nicht diesen frisch und mit dramatischer Lebendigkeit in Dialogform geschriebenen Novellen gegenüber. Sie sind, wie gesagt, ebenfalls zum großen Theile düsterer Färbung, sei es, daß im „Rosario" die hartherzige Mutter mitten in den Ave's und Paternoster's ihres Rosenkranzes die unglückliche, einst mit dem geliebten — nunmehr todten — Mann davongegangene Tochter verstößt, — wenn es überhaupt eine Mutter von solcher Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit gibt, kann sie nicht plastischer gezeichnet werden, sie, von deren Lippen es zum Schluß wie Hohn klingt, das schöne: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern — sei es, daß uns im „Convegno" das naturwahre, aber wenig anmuthende Bild einer verliebten, begehrlichen, in ihrer Jugend viel umgetriebenen Alten entgegentritt, die dem rohen Michel Geld gibt, damit er sie liebe, und die sich doch schließlich — è giusta la sorte - von ihm schnöde betrogen und anstatt der erwarteten Küsse und üppigen Umarmungen mit spintoni violenti belohnt sieht —, sei es endlich, daß uns die Folgen der maldicenza in dem erschütternden Gemälde der Mara*) entgegentreten. Die Töne dieses Bildes scheinen, wie erstaunlich oft bei Roberto, aus der Tiefe germanischer Gefühlsinnigkeit heraufgeholt. Launigen Inhalts ist die Donna di casa, die Hexe, welche durch ihre vom Nimbus des Zaubers umgebenen sympathetischen Heilmittel dummen Menschen das Geld aus der Tasche lockt, endlich aber durch den schlauen Brigadiere mitsammt ihrem sauberen Gatten auf drollige Weise überlistet und sicherem Gewahrsam zugeführt wird. Humoristische Färbung trägt „Pietro Micca", alias Xaver Krautwurm, der seinen berühmten Namen einem ergötzlichen Ereigniß aus dem Cholerajahr 66 dankt, das lebhaft an ähnliche Vorkommnisse unserer wohlberufenen Bürgergarde von 48 erinnert. Die Viaggio a San Vito ist eine Boccaccionovelle von reinstem Wasser: kräftige Sinnlichkeit gepaart mit weiblicher Verschlagenheit -- Schade, daß die Erzählung zur Uebertragung sich wenig eignet. Schwächer sind die sonderbare Lupetto, die Gerichtsscene — ein thatsächlicher processo verbale - L'onore und der Waschweiberklatsch Pentimento.

Seinem Inhalt nach wesentlich anders zu charakterisiren ist der zweite Band: L'albero della scienza, der Baum der Erkenntniß. Wie der Name verräth, behandeln die Novellen dieses Bandes -- zumeist wieder Seelengemälde, von denen nur einzelne an die dramatische Lebendigkeit der Processi erinnern — das ewig unerschöpfliche Kapitel der Liebe und zwar besonders der Liebe zum „Anderen". Der Dichter huldigt trotz seiner Jugend auch in der Liebe einer pessimistischen Anschauung: nicht als ob er die heilige Flamme selbst für Chimäre hielt, aber ihre Dauer? -- Ewige Liebe? Dopo anni ed anni d'intimità, d'assuefazione, quale amore avrebbe potuto resistere? Das gilt ihm natürlich ebenso vom Weibe wie vom Manne. Und seine Frauengestalten sind mit wenigen Ausnahmen heißblütige Italienerinnen, die weniger in moralischer, als in psychologischer Hinsicht unsere Sympathien herausfordern. Da naht sich in der Serpente der Frau, die vor der Vermählung bereits einen Anderen geliebt hat, ein Dritter

*) Uebertragen in Nr. 44 (1890) der Gegenwart.

*) Siehe Nr. 8 der „Gegenwart".

Digitized by Google

mit ausgesuchten Verführungskünsten, die von der blinden Freundschaft des Mannes zu ihm nur noch unterstützt werden; sie ist im Begriff, sich ihm zu ergeben, als er sie ohne eigentliche Motivirung verläßt. Wüthend darüber und über die Vertrauensduselei ihres Mannes, „die an Allem schuld ist," wirft sie sich in Rom ihrem ersten Geliebten in die Arme. Da schildert er in der Amicizia di Eva, wie ein junger Mann, dem der Freund während seiner Reise seine compagna anvertraut hat, den Groll der Dame erregt, weil er sie troppo rispettoso, troppo scrupuloso behandelt, ohne ihrer Eitelkeit auch nur die mindesten Concessionen zu machen, wie sie zum Dank dafür die Freundschaft beider Männer zu vernichten, das Zerwürfniß herbeizuführen sucht, „das ja überhaupt stets der Zweck der Frauenfreundschaft ist!" Da führt er in der Scoperta del peccato — so recht eine Novelle nach dem Herzen, nach der individuellen Anlage des Dichters — auf das Eingehendste aus, mit welchem psychologischen — Raffinement Vico Dastri einen Fehltritt der Vergangenheit der allgemein für eine Tugendheldin gehaltenen Signora Valcresi entdeckt. Und die Männer? Während in den lebendig und interessant geschilderten Menzogne die alternde Gräfin San Severo ihrem jungen Seelenfreund von der Rache erzählt, die sie an dem Mann nahm, der ihre Jugendliebe besessen, der sie aber schmählich betrogen, — sie lockt ihn, nachdem sie sich verheirathet, wieder an sich, sagt ihm die Wahrheit und stellt ihn dann kalt (lo mette alla porta) — schildert dieser ihr ein Erlebniß seines Liebeslebens. Auch er hat geliebt, heiß und innig, die Dame aber, die ihm Neigung gelogen, hat sich mit einem Anderen verheirathet. Sie log ihm Liebe, um die Eifersucht, d. h. die Liebe des bevorzugten Anderen wachzurufen. Das psychologische Kunststück gelang ihr. Nicht aber gelingt es ihr, den Mann dauernd an sich zu fesseln, er geht vom Wege ab und nunmehr gibt sie aus Rache wiederum den Bewerbungen des Ersten Gehör. Dieser aber liebt sie mit so platonischer Entsagungskraft, „daß der Engel der Unschuld kein einziges Mal nöthig hat, davon zu fliegen". Da kehrt der ungetreue Gatte reuig zurück und sofort wendet sie alle ihre Neigung ihm wieder zu und der Andere muß zum zweiten Mal weichen. Aber der Gatte hat die verbotene Frucht gar zu süß gefunden, er sucht sie bald von Neuem. Zum dritten Mal nähert sich ihr nunmehr der Andere, diesmal aber, um sich zu rächen, und auch sie nimmt ihn wieder an, um am Manne Rache zu nehmen. Diesmal entflieht der bewußte Engel nach kurzem Ansturm und er erklärt ihr dann in cynischen Worten, daß er damit die Komödie als beendet ansehe: Spero di non avervi annoiato; dal mio canto confesso di essermi divertito abbastanza — und verläßt sie zur selbigen Stunde. Es ist begreiflich, wenn deutschem Geschmack gerade diese Novelle nicht besonders zusagen wird. Ein psychologisches Cabinetstück ist das paradiso perduto, in welchem der Dichter mit wahrhaft unheimlicher Naturwahrheit die Folterqualen eines Unglücklichen schildert, der auf einer Haltestelle des Zuges, mit dem er von Hause entflohen, schwankend zwischen der Pflicht, zu seiner Gattin, zu seinen Kindern zurückzukehren, und dem üppigen Verlangen nach der geliebten „Anderen", bis zum Wahnsinn betäubt von seelischen Qualen unter den Rädern des Zuges endet, der ihn seinem verlorenen Paradies wieder hätte zuführen können. Wir schließen mit dem Kleinod der ganzen Sammlung, der Salvazione. Diese herrliche kleine Erzählung allein würde genügen, Roberto als poeta per davvero zu charakterisiren. Wiedergeben mit excerpirenden Worten läßt sich diese zartsinnige Schöpfung nicht, man muß sie in ihrem ganzen Schmelz genießen. Es perlt deutsche Gemüthsinnigkeit darin, und vielleicht ist es gerade das, was sie uns so sympathisch macht. Diese „Rettung" der Frau vor dem Falle durch die wiederkehrende Liebe des Mannes ist zweifelsohne eine der edelsten Perlen der neueren italienischen Novellistik überhaupt.

Im Ganzen: Roberto's Novellen werden nicht verfehlen, wegen ihrer Eigenart, ihrer Gefühlstiefe und ihrer oft meisterhaften Abfassung Aufsehen in literarischen Kreisen zu erregen. Die Kritik wird hier und da die pessimistische Moral einzelner von ihnen benagen, wird in dieser und jener des albero della scienza zu viel psychologische Detailmalerei, zu wenig Handlung erblicken, sie wird vielleicht auch die Sprache selbst, die mit ihren Sicilianismen von der literarischen Einheitssprache Neuitaliens hin und wieder abweicht, zu bemängeln finden, darin aber werden alle ihre Vertreter einig sein, daß mit Roberto der italienischen Erzählungsliteratur — vielleicht noch mehr einst dem Drama — ein neuer Stern aufgegangen ist, von dessen glänzendem Lichte die literarische Welt noch mancherlei prächtige Ausstrahlungen zu erwarten berechtigt ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Reiseerinnerung.

Von H. Leß.

In Splügen war es. Meines Stübchens einziges Fenster ging nach Norden, und wenn ich am frühesten Morgen, im Bett liegend, das dicht am Fenster stand, die trotz der Augusttage angehauchten Scheiben abwischte, so brauchte ich mich nur ganz wenig in's Kissen zu ducken, um zu sehen, ob die Bergspitzen von der Sonne, die für das Thal noch tief hinter den östlichen Alpen verborgen war, erleuchtet waren. Heute war dies gar herrlich anzuschauen und ringsum, so weit ich sehen konnte, kein Wölkchen zu erblicken. Darum sei schnell aufgebrochen, um Hinterrhein, das letzte deutsche Dorf am Fuß des Bernardino und womöglich den Rheinquell aufzusuchen.

Bald wanderte ich die weithin sichtbare Straße dahin.

Ein herrlicher Morgen! Die Sonne hat oben schon viele der Spitzen erobert und schickt einzelne Strahlenstreifen in's Thal hinab, um die Dämpfe zu zertheilen, die über dem Rheinbach schweben und nun sich an den Felswänden zertheilend hinziehen. Der Rhein selbst, noch ungeschwellt von dem tagüber zufließenden, durch die Sonne geschmolzenen Gletscherwasser, rieselt nun kleinlaut in seinem Bett und der milde weiß nichts von dem Getöse in der Mittagszeit. Das Dorf ist noch still. Nur einige Läden öffnen sich. Draußen sind kleine Bergvögel, die mit einem Zwitscher den Bach überkreuzen. Sonst Morgenruhe. Ein Stück Weges und die Sonne fällt voll in's Thal und beleuchtet das alte Splügen gar wunderbar, daß es gemalt zu werden verdiente.

Eine Frauengestalt sehe ich in weiter Ferne vor mir auf der Straße sich mühevoll fortbewegen. Den Bergstock trägt die Rechte und schon von Weitem ist erkennbar, daß er die hoch gewesene Gestalt einer Greisin stützt. Das Bild entschwundener Körperkraft drückt sich in jeder Bewegung aus; der gebeugte Kopf ist mit buntem Tuche leicht bedeckt, unter dem das ergraute Haar hervorquillt. Jeder Schritt, den die Alte vorwärts thut, zeugt von Würde. Ich überhole sie.

„Guten Tag," grüßt sie zuerst mit tiefer Altstimme.

„Guten Morgen, Mütterchen!" Ein Seitenblick zeigt den edlen Kopf einer Greisin.

„Lieber Herr! schenken Sie mir einen Rappen."

„Ja wohl, Mütterchen; mehr als einen Rappen. Hier." Da wollte ich ihr ein Silberstück hinreichen. Sie stand mit verlegenen, dunklen, ermatteten Augen vor mir. Ein edles Frauengesicht im höchsten Alter, umrahmt von grauem Haar. Mir war es, als sähe ich die Mutter vor mir stehen.

„Hier — wenn ich darf?" sagte ich zögernd, denn ich war tief ergriffen.

Sie nahm die Münze, blickte mich erfreut an — verneigte sich leise, aber sagte kein Wort. Wie rührend echt, der Klang der Altstimme hätte mich bestürzt. Eine Weile tiefe Stille.

„Woher des Weges, mein Mütterchen?"

„Von Splügen." — „Und wohin geht es?"

„Dort oben nach dem Dorfe." Es lag weit auf dem Berge dort oben. Nur die Kirchthurmspitze war sichtbar.

„Das ist noch weit und steil, mein Mütterchen!"

„Nun, ich habe Zeit, viel Zeit."

„Wie alt sind Sie wohl, Mütterchen?" — „83 Jahre."

Digitized by Google

„Dreiundachtzig? Nun, dann sind wir ja gar nicht weit von einander, ich bin siebzig, siebzig gewesen."

„Als ich siebzig Jahre alt war," erwiderte sie, „da wußte ich noch nicht, was Arbeit sei, da war mir Alles leicht, Alles Freude. Aber jetzt! Nichts ist mehr möglich, nur denken kann ich, wie es einst war. Ich sprang dort hinauf, wohin ich jetzt schleiche. Ich bin mir selbst zur Last, wie ich es Anderen bin."

Ein bitterer Zug wob sich um den zitternden Mund. Es war recht traurig anzusehen. Man denke, daß die gute Rede der Greisin in gutem, mir verständlichem Deutsch geführt wurde, das durchgängig im Gegensatz zu anderen Thälern der deutschen Schweiz in diesen südlicheren Thälern geredet wird.

„Du lieber Gott! Glaubt es nicht. Ihr müßt Gott vertrauen, der ja immer weiß, was recht und der thut, was gut ist."

„O, ich vertraue auf Gott, ich vertraue." Dabei legte sie die langgestreckte Hand auf's Herz in priesterlicher Würde.

„Nun lebt wohl, Mütterchen." — „Lebt wohl."

Ich wanderte. Diese Stimme, dies edle Gesicht, dieser gebeugte Riesenleib in würdevoller Bewegung, Alles mit dem Schein der Vergänglichkeit übergossen! Ich war tief ergriffen. Nicht 50 Schritte weiter, da rief ich zurück: „Mütterchen!" sie hörte mich und sah mich. „Hier."

Da legte ich einen Franken auf den Prellstein der Straße. Einen Franken! fragte ich mich bald nachher, als zu ändern nicht mehr möglich war. Warum nicht zehn, nicht zwanzig? Man thut in solchen Fällen nie genug. Ich wendete mich um. Da stand die alte Frau und winkte mit erhobenen Armen mir zu. Geisterhaft!

Der Landjäger kreuzt meinen Weg. Als Bergführer ist er leicht zum Gespräch geneigt.

„Wer ist die alte Frau, die dort unten am Stabe daherschleicht?"

„Ah, die! Das ist eine merkwürdige alte Frau, von trübem Geschick, von großer Hartnäckigkeit. Die Armen müssen in Splügen immer zu zwei in einem Zimmer wohnen. Sie ist aus gutem Geschlecht. Sie hat es durchgesetzt, daß ihr ein Zimmer allein eingeräumt werden mußte. Stark ist sie, dennoch arm. Ach, wenn man wüßte —"

Ich wandere weiter. Nufenen, das vorletzte deutsche Dorf vor dem Aufstieg nach dem Bernardino lag vor mir und wiederum stieg mühsam ein ärmliches Frauenbild aus einem Gebüsch seitwärts der Straße die Höhe herab. Wenig Holz trug sie auf dem Rücken und eine trockene, junge Fichte schleppte sie, den Staub aufwühlend, hinter sich her.

„Buon giorno!" grüßte sie, als ich ihr zunickte.

„Una donna italiana?" — „Si, Signor!"

„E da Novena?" — „Si, Signor, da Novena!"

„Ho creduto che Novena sia ancoro tedesco?"

„Tutti parlamo italiano, signor!"

Verblüfft betrat ich das schöne Dorf. Die Sonne war herauf gestiegen und brannte heiß in die Straße hinein. Bald am Ende saß eine fleißige Frau vor der Thür im Schatten des Hauses und nähte. Ein junges, schönes Weib, das Kind auf dem linken Arm, das sich lieblich an die Schulter lehnte, stand neben ihr.

„Buon giorno!" grüßte ich. — „Guten Tag," tönte es zurück.

„Nun, Gott sei Dank! Da ist noch Eine, die Deutsch spricht."

„Nun?" indem sie die Arbeit aus der Hand legte, „wir sind Alle Deutsche."

„Deutsche, und eben sagt mir die alte Frau, die dort zum Dorfe hereinschleicht, daß ihr Italiener seit, italienisch sprächet."

Sie warf einen scharfen Blick auf das Weib.

„Ja, die, das ist eine arme Italienerin, die hier Aufnahme fand; die kann freilich nicht deutsch. Aber wir im Dorfe sind Alle deutsch."

„Nun, das freut mich!"

Auf einmal sprang die Frau auf und trat dicht vor mich hin und sprach in höchster Extase: „Lieber Herr! Sie sind gewiß aus Ostpreußen."

„Nein, ich bin aus Sachsen."

„Ach, Preußen oder Sachsen, das ist ganz gleich, das liegt dicht neben einander. Sie sprechen genau wie meine Tante aus Ostpreußen, die mich voriges Jahr besucht hat. Nein, was mir das für Freude macht! das kann ich gar nicht sagen. Sie sprechen wie die Tante."

Sie legt ihre Hand auf die meinige.

„Lieber Herr, sehen Sie die schönen Blumen dort oben an meinen Fenstern?" Sie wies auf das Blumenbrett vor den Fenstern des ersten Stockes, wo die bekannten Gebirgsblumen, Nelken und Geranien, in reicher Fülle blühten. „Die gehören mir alle. Gestatten Sie mir (sie sagte wirklich: gestatten!), daß ich Ihnen eine Blume schenke?"

Die Freude der guten Frau steckte mich an.

„Liebe Frau, freilich nehme ich es mit der größten Freude an. Aber wissen Sie was: Ich gehe jetzt nach Hinterrhein und in etwa zwei Stunden komme ich wieder mit der Post hier durch, wenn Sie dann noch derselben Gesinnung sind, so werfen Sie mir die Blumen in den Wagen. Wollen Sie?" — „Das soll gewiß geschehen, gewiß."

Ich wanderte nach Hinterrhein, wahrhaft erquickt von dem Begegniß. Die Rheinquelle sah ich nicht; die Zeit sei zu kurz. Der Weg ohne Führer durch das Geröll nicht leicht zu finden; alle Führer seien auch zum Heuen auf den Bergen. Ich legte mich in das blühende Gras voller Gedanken über die Ereignisse des Morgens. Da jagte endlich die gelbe Post den Bernardino herunter und führte mich heim nach Splügen. In Nufenen stand aber die gute Frau am Wege und hielt, schon von Weitem sah ich es, nicht nur eine Blume, nein, einen ganzen Strauß in der Hand, den sie mir sicher zuwarf, indem sie mit freudevoller Stimme mir Lebewohl zurief. Er ruht wohl aufgehoben unter den Reiseerinnerungen.

Aus der Hauptstadt.

Opern.

„Die drei Pintos."

Komische Oper in drei Aufzügen von C. M. von Weber. Unter Zugrundelegung des gleichnamigen Textbuches von Th. Hell, der hinterlassenen Entwürfe und ausgewählten Manuskripte des Componisten ausgeführt: der dramatische Theil von Carl von Weber, der musikalische von Georg Mahler. (Aufgeführt von der Operngesellschaft des Director Neumann im „Lessing-Theater".)

Die Aufgabe, über diese „Komische Oper von Weber" mit dem endlosen Nachsatz einen Bericht zu schreiben, bereitet mir nicht geringe Verlegenheit. Denn wie soll ich dem Versuch, aus sieben oberflächlichen Skizzen Weber's eine komische Oper von 19 oder 20 Nummern herzustellen, den rechten Namen geben? Der Ueberarbeiter des Textes, Major von Weber, Enkel des Componisten, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, steht über jedem Verdachte der Speculation erhaben. Der musikalische Zusammensteller, Herr Mahler, ein sehr tüchtiger Kapellmeister, früher in Leipzig, dann in Pest, jetzt in Hamburg, gehört der äußersten Linken in der Tonkunst an, hat sich aber in der Wahl der Motive und in der Instrumentation sehr rücksichtsvoll benommen, also keine eigentliche „Impietät" begangen. Man kann daher das Unternehmen nur als einen Mißgriff bezeichnen; die beiden Herren wollten wohl dem Namen Weber's einen neuen Altar errichten; aber was sie da an Material zusammengeschleppt haben, kann dem unsterblichen Tondichter, dem die Welt den „Freischütz" und „Euryanthe" (diese bahnbrechende Schöpfung für Wagner's „Tannhäuser" und „Lohengrin") verdankt, keine neuen Verehrer gewinnen.

Als vor einigen Jahren die Kunde von der Erstehung dieser „Drei Pintos" durch die Blätter ging, habe ich mich an den verstorbenen Professor Jähns, den gründlichsten Forscher und Kenner aller Weber'schen Compositionen und Ueberlieferungen, mit der Bitte um Auskunft gewendet. Der alte Herr war fast über Gebühr zornig; aber ganz Unrecht durfte man ihm nicht geben. Er bewies, daß Weber im Ganzen eine einzige Skizze ausgeführt, d. h. mit Instrumentation versehen hatte; die anderen sechs waren geblieben wie er sie schnell hingeschrieben hatte, Andeutungen der Melodien, mit ein paar Accorden — das war Alles. Nach Weber's Tode wollten seine Erben diese Skizzen verwerthen; die Wittwe bat Meyerbeer, daß er sich des geistigen Nachlasses annehme und das Werk vollende; er zeigte sich bereit — aber nach wenigen Tagen brachte er die Skizzen und Text zurück mit dem Bemerken, daß nur der Verewigte im Stande gewesen wäre, aus diesen hingeworfenen Gedanken ein Ganzes zu schaffen; vielleicht wollte er auch nicht sagen, daß diese musikalischen Ideen selbst bei gewissenhafter Ausführung nicht die Erwartung erfüllen dürften, die der Name Weber im deutschen Volke erwecken mußte; genug, er übernahm die Aufgabe nicht. In späteren Jahren ward der Versuch von Weber's Sohn Max, dem bekannten hochverdienten Eisenbahntechniker, erneut, er erbat sich von mehreren Musikern Rath und That — aber keiner wollte aus den sieben Umrissen ein Werk formen. Erst in der Neuzeit gelang es dem Enkel, dem oben erwähnten Major in sächsischen Diensten, den bereitwilligen Musiker zu finden, der sich an die Aufgabe machte. Höchst wahrscheinlich gab die von den Herren Pasqué und Lange bewerkstelligte Bearbeitung der alten Weber'schen Oper „Sylvana" Veranlassung, daß ein gleicher Versuch nunmehr mit den „Drei Pintos" angestellt ward. Aber die Herren von Weber und Mahler überdachten nicht, daß die „Syl-

Digitized by Google

vana" eine bereits existirende romantische, eine Art Feenoper war, die nur eine Umarbeitung, eine Erweiterung erfuhr, während die „komische Oper" die „Drei Pintos" aus den paar Skizzen sozusagen geschaffen werden mußte. Der alte, oben erwähnte Professor hatte sich die Mühe genommen, die Tacte der „Sylvana" und der Pintoskizzen abzuzählen und berechnet, daß in jener 3826 vollkommen ausgearbeitete, in diesem 1769 angedeutete existirten.

Nach diesen Darlegungen wird es dem Leser leicht erklärlich sein, wenn ich von einer eingehenderen Prüfung absehe und nur im Ganzen berichte, daß die „Drei Pintos" fast wirkungslos vorüber gegangen sind. Die Handlung genügt kaum für zwei Acte, enthält nur wenig komische Momente und wird durch die vielen Dialoge im Ganzen aufgehalten. Die Musik bringt zwei oder drei interessante Nummern, von denen nur eine aus den Originalskizzen entstanden ist. Der Darstellung merkte man an, daß die sonst trefflichen Künstler der Operngesellschaft von der Hitze der verflossenen Woche und der immerwährenden Thätigkeit in „Cavalleria" und „Barbier" ermüdet waren. Nur die Chöre und das Orchester leisteten sehr Gutes. Dem energischen und sehr tüchtigen Director gebührt Lob für die Opfer, die er gebracht hat, um auch diese Neuheit zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Heinrich Ehrlich.

Die internationale Kunstausstellung.

VI. Die Niederländer.

In den Niederlanden findet sich die Kunst auf dem fettesten Nährboden. Von der Zeit der Brüder van Eyck an hat die Malerei dort Wurzel geschlagen, hat sie nie aufgehört, frisch und groß empor zu wachsen. Dicht neben einander liegen die gefeiertsten Kunststädte, die noch heute in voller Blüthe stehen, nachdem sie sechs, sieben Jahrhunderte hindurch ununterbrochen reiche Frucht getragen haben. Die Niederlande sind die echtesten Stätten künstlerischer Ueberlieferung. Italien hat eine lange Zeit der Brache durchgemacht, tritt erst nach und nach wieder kräftiger hervor: Belgien und Holland haben die neue Kunst mit schaffen geholfen. Sie sind original geblieben selbst in der Zeit der politischen Abhängigkeit von ihren Nachbarn.

Das Wunderbare an den niederländischen Sälen ist die Erkenntniß, daß die Tradition dort nicht zu einem akademischen Stil führte oder daß doch, wo ein solcher sich zeigte, alsbald in dem malenden Volke eine hinreichend starke Beweglichkeit entstand, um zu verhindern, daß der See des Schaffens versumpfe, um mit starker Hand die Wasserlinsen und die Wasserpest zu zerstören, welche unter der Fahne „echten" Idealismus das freie Fluthen der Geister zu hindern streben. Wenn man vor Henry Luyten's großem Bild steht, welches die Gesellschaft der Jungen unter Antwerpens Künstlern in kraftvollen Strichen darstellt, wenn man dann bedenkt, wie einheitlich und im Prinzip gleichartig sich unlängst die Bilder dieser Maler in einer Sonderausstellung bei Schulte vorführten, so staunt man wohl über die lebhafte Bewegung in diesem Künstlerkreise, über das heftige Gestikuliren und erregte Sprechen, über das bittere Spötteln und den nachdenklichen Ernst in den durchgearbeiteten Köpfen: Mehr als einst Franz Hals Schützenoffiziere streiten diese Maler; selbst im Freundeskreis platzen die Ansichten scharf auf einander, zeigt sich der Einzelne als Ich der Gesammtheit gegenüber.

Und diese Kampfstimmung geht durch die niederländischen Säle hindurch: In keinem Lande traten die Gegensätze des Schauens, schönheitlichen Empfindens und Schaffens sich so gewaltsam gegenüber. Während die Magyaren so friedfertig neben einander hängen, alle hübsch gemüthlich einer Schule huldigend, jeder sich im Nachbarn freundlich bespiegelnd, bildet hier fast jeder eine Schule für sich, begnügt sich keiner mit dem vom Anderen respectirten Plätzchen im gemeinsamen Schaffen, sondern streitet jeder mit Pinsel und Spachtel für sein Ideal, für seine Art, die Welt zu sehen und in der Welt das Sehenswerthe zu suchen. In einem Lande, in dem neben Théophile Lybaert, dem Maler, der mit der Emsigkeit der Miniaturisten, mit einem gläubigen Fleiß Heilige und sein heimisches Gent im Hintergrunde darstellt, der sich in das Gewebe eines Teppichs vertieft, so daß man auf seiner Darstellung die Zahl der Fäden abzählen zu können glaubt, in einem Lande, wo neben diesem Feinkünstler Léon Frédéric schaffen darf, der bitter grausame Maler des tiefen menschlichen Elends, der consequente Feind alles Schönen, der sich selbst das Gottesglück der Farbe in der Natur versagt, um den Schmutz schmutzig genug schildern zu können — da ist Platz für die selbständig Schaffenden, da ist wahre geistige Freiheit!

Hendrik Leys ist nun 20 Jahre todt, aber die von ihm ausgehenden Anregungen leben noch. Noch wird in seiner Weise die Geschichte der Heimath mit schlichter Unbefangenheit im Stil der Chronisten erzählt. Eine ganze Reihe von Bildern zeigt uns eine vorsichtig abwägende Tongebung, eine fröhlich blühende Farbe, streng componirten Aufbau, eine unverkennbare Anlehnung an die alten Traditionen des 14. und 15. Jahrhunderts. Albrecht de Vriendt ist der bedeutendste Vertreter dieser Richtung. Er ist sachlich und ernst in seinen Darstellungen, frei von Sentimentalität im Ton wie in den Geberden, sicher und kräftig in der Zeichnung. Aber mir wollen seine Skizzen zur Ausschmückung des Rathhauses zu Brügge fast besser gefallen als sein ausgeführtes Bild; mir scheint, als ob der Gehalt seiner Werke nicht mit dem Maßstab zunehme, sondern geradezu in Illustrationen sich am deutlichsten ausspräche. Bilder, wie die fein durchgearbeiteten, auf intimstes Betrachten eingerichteten von Victor van Hove, geben dafür die Belege. Ein Frauenact von gleicher Feinheit, wie jener des süßen Herzchens auf dem Secirtische, ist kaum auf der ganzen Ausstellung wieder zu finden — die, wie bei dieser Gelegenheit gleich gesagt sein soll, so moralisch ist, daß selbst die älteste Jungfrau sie unbeschadet um ihren Ruf von einem Ende zum anderen durchwandern darf.

De Vriendt und seine Genossen sind vornehme Leute. Sie erfreuen sich der Einfachheit als einer veredelten Form des Luxus, sie sind so ganz schlicht nicht, wie sie sich geben, aber sie haben den guten Geschmack, sich so zu zeigen. Ihre Kunst ist nicht unbefangen, sondern sie will es sein. Das ist beinahe das Gegentheil! Wenn sie sich genug gethan hat in Zurückhaltung, so schlägt sie in eine hoch entwickelte, etwas krankhafte Eleganz über, wie man sie bei Fernand Khnopff findet, eine Eleganz, die schon dicht an die Koketterie des van Beers streift, oder in eine phantastische Ueberfeinerung der Empfindung, die sich in Schlobach's „Dame in Blau", einem merkwürdig bis zur Wesenlosigkeit verblasenen Portrait oder in dem der wie geistesabwesenden „Weißen Sklavin" von Portaels, äußert.

Dieser Champagnerkunst gegenüber steht der breite Baß des Bieres, jener derbe niederländische Humor, der in Frans Hals sich zu einer Prachtgestalt zusammenkrampfte. Jan Stobbaerts und Franz Courtens, die in allen Knochen gesunden Thiermaler, sind solche Vertreter der alten niederländischen Deftigkeit. Bei ihnen hat jeder Gegenstand seinen Vollton, sie sind sinnende Beobachter, aber resolute Darsteller, kräftig im Ton, grad' drauf los in der Zeichnung. Neben ihnen mag Jan Brolijk genannt sein, der die Welt voll lustiger, breiter Farben sieht und sie mit Meisterschaft auf die Leinwand bringt — seine heimische Welt, die holländischen Ebenen, die schönen Wolkenbildungen, das gefleckte Vieh! Und dann einen Schritt weiter in moderner Kunstauffassung schreitend E. de Schampheler, dessen sonnenbeschienene Wiesen schon weiß aufblitzen oder die in breiten Massen und festen, grauen Tönen schaffenden Seemaler Adr. le Mayeur, L. Artan, A. Boudier, welche in vollem Gegensatz zu den selbst in der Darstellung der nebeligen Fernen feinen, durchsichtigen älteren Meister, zu Mesdag und Slingeneier, stehen. Als der Entschiedenste in der Darstellung der Stimmung, als ein um das Detail völlig unbekümmerter Dichter in Farben erscheint Alfred Stevens.

Aber noch sind die scharf sich trennenden Eigenarten unter den Landschaftern lange nicht erschöpft. Die große, fest in den Massen eingehaltene Abendstimmung in Léon Massaux' „In den Polders" mit ihrer breiten Sicherheit des Vortrages; und neben ihr das gewaltige Herbstbild der „Holzsammlerin" von Isidore Verheyden, Arbeiten aus dem Großen heraus, stehen in vollkommenem technischen Gegensatz zu der fast porzellanartigen Feinheit und selbst auf größter Bildfläche jedes Detail berechnenden Sauberkeit im „Ochsengespann" van A. Ver Wee, in dem Birken umstandenen „Teiche" von Fr. Lamornière, dem reizvollen Winterbilde mit der scheidenden Sonne zwischen den Alleen der Bäume von G. Dentuys und den lichtblitzenden Bildern von E. Claus.

Und dann mischen sich die Hellmaler in den Reigen: Eine Fanfare des grünen Lichts auf frischer Wiese, wie sie gleich leuchtend in der ganzen Ausstellung nicht zu sehen ist, von Th. Verstraete; eine schwüle, in der Sonnengluth zitternde, in allen Conturen schwankende „Grummeternte" vor dem Gewitter von Fl. Crabeels; andere Versuche, das Verschwimmen der Töne im höchsten Licht oder im Nebel malerisch zu verwerthen, von J. Rosseels oder A. J. Heymans. So durchschreitet die niederländische Kunst alle Tagesstimmungen, jeder Schwankung des Tones mit intimer Freude nachlauschend, stets offenen Auges für jede neue Lichtwirkung, nur in Einem sich in der Wahl ihrer Stoffe beschränkend: In der unverbrüchlich eingehaltenen Erkenntniß, daß die Heimath für alles Schaffen den besten Stoff und das beste Licht biete. Ich erinnere mich, kein niederländisches Bild gesehen zu haben, das nicht die Niederlande darstelle.

Ueber Holland scheint sich eine schwarze Wolke der Trauer gelegt zu haben. Während die Belgier ihre Landsleute am liebsten in fröhlichem Tageslicht malen, Hans van Leemputten z. B. in seinem Palmsonntag die Kleinstädter in so ruhiger Sachlichkeit schildert, nüchtern und ehrlich, bloß wandelnde Kirchgänger, ohne eine Novelle erzählen zu wollen; E. Charpentier sich begnügt, die Rüben aus einem Tümpel mit der Mistgabel herausfischende Mägde darzustellen, aber dies in voller Wahrhaftigkeit — so haben J. Israels, Hubert Vos, E. Verweer, Albert Neuhuys düstere Geschichten in düsteren Farben zu erzählen, eröffnen sie den Blick in eine Rembrandtisch tief gestimmte Welt. Es gehört eine gewisse Umbildung seiner selbst dazu, um von den belgischen Lichtmassen kommend in den Halbtönen kleinfensteriger Bauernstuben sich zurecht zu finden, nach und nach aus breitem Schwarz und kleinen, zum Schwarzbraun sich mildernden Halblichtern den innersten Sinn der Bilder zu errathen, den Alten am Bett der Sterbenden, die um die dampfende Kartoffelschüssel versammelte Familie, die das kranke Kind an den Busen pressende Mutter, die in ahnender Sorge am Ufer stehenden Seeleute. Aber es lohnt der Mühe, sich in den Gegenstand zu vertiefen. Er ist stets mit wahrer Herzenswärme und mit dem festen Willen gemalt, dem dämmernden Ton ein inneres Leben zu geben. Wie im düsteren Raume selbst öffnet sich dem Blick auch im Bilde erst nach und nach der Reichthum der Einzelheit. Es gibt zu rathen in den Bildern, man sieht sie nicht alsbald zu Ende!

So haben uns die Niederländer wieder einmal eine sehr beherzigenswerthe Lehre gegeben. Sie haben uns gezeigt, wie reich das Leben um uns ist. Denn was ihre Heimath bietet, das gewährt uns auch die unserige. Aus eigenem Boden ziehen sie die Nahrung für ihr Schaffen. Darin liegt der sichere Grund seiner Dauer. Sein Reichthum aber besteht nicht in dem Vielerlei, sondern in der Feinheit der Beobachtung. Die Sonne, jener größte aller Maler, ist ihr Lehrer, sie schöpfen am Quell des Schönen, an der Natur. Und darum machen sie sich frei vom Schülergeist, dem Nachahmen des Meisters, jenem falschen Idealismus, welchem die deutsche Kunst schon so schwere Opfer dargebracht hat! C. G.

Digitized by Google

Inserate.

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), **Dessau-Leipzig.**

Soeben erschien:

Die Wendische Krone.

Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten.

Von

Jean Bernard Muschi.

Preis M. 1.—.

„. . . Eine vorzügliche Dichtung, die sich den besten Schöpfungen an die Seite stellen kann, der Erfolg kann Ihnen nicht fehlen, das Stück wird sicher über viele Bühnen gehen . . ." **H. S.**

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen:

Die Schmugglerstochter von Norderney.

Historischer Roman von **Karl Adolf.**

2 Bände 8°. Preis 6 Mark.

Königsberg i. Pr., im Juni 1891.

Hartungsche Verlagsdruckerei.

Interessante belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.

Roman von

Emile Zola.

2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Honni soit qui mal y pense.

Roman von

Walter Morgan

(Gregor Samarow).

3 Bände. Preis geheft. M. 10.—; fein geb. M. 13.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung

von

Nataly von Eschstruth.

Der Mühlenprinz.

Zweite Auflage.

Eleg. Format. Geh. 5 M.

Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri

von **Nataly Eschstruth.**

2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von **Ludwig August Frankl.** Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8° 277 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7. .

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8° 191 Seiten. Preis geheftet *M* 4.—. In geschmackvollem Einband *M* 5.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, Vermischte Schriften. 8° 373 Seiten. Preis geheftet *M* 6.— . In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Duboc, Zeitgeist. *M* 5.—.
Feuerbach, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit. *M* 5.—.
Feuerbach, Das Wesen des Christentums. *M* 6.75.

Soeben erschienen:

Paul, Drei Wege des Denkens. *M* 1.—.
Madách, Tragödie des Menschen. Dramat. Gedicht aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer. *M* 3.—.
Vonderhalde, Kath. Sinn u. Protestant. Geist. *M* —.60.
Der papierne Papst. *M* —.60.

Hannov.-Altenb. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Soolbad und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an das Fürstl. Brunnen Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Rückblick auf die Reise des Kaisers nach Holland. Von Miles. — Die Ostafrikalotterie. Von Martin Hildebrandt. — Soziale Friedensboten. Von Alwin Löffler. (Schluß.) — **Literatur und Kunst**: Albert Roderich. Von M. Spanier-Heidelberg. — Carl du Prel's Erklärung des Gedankenlesens. Von Max Schneidewin. — Die Vorgeschichte der Mythen. Von Wilh. Bolin. — Neue reproductive Kunstwerke. Von Oscar Döring. — **Feuilleton**: Ein Schleier gehoben. Von Nathaniel Hawthorne. Aus dem Amerikanischen von Franz Saller. — **Aus der Hauptstadt**: Die internationale Kunstausstellung. VII. Die Schweizer, Skandinavier, Amerikaner ꝛc. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Rückblick auf die Reise des Kaisers nach Holland.

Mit der Reise nach Amsterdam und London setzte der Monarch die Reihe der Besuche der Deutschland benachbarten und befreundeten Staaten fort, welche unmittelbar nach Ablauf des Trauerjahres um den entschlafenen Kaiser Friedrich ihren Anfang genommen hatten.

Wie der Herrscher es selbst ausgesprochen hat, dienen diese Reisen sowohl zu seiner Information über die benachbarten Länder und ihre Verhältnisse, wie auch dem Wunsche, die bestehenden guten Beziehungen Deutschlands zu denselben zu fördern und zu festigen.

Für den Besuch des Kaisers in den Niederlanden ist in dieser Hinsicht von besonderer Bedeutung, daß in jenem Deutschland benachbarten Reiche noch vor kurzem ziemlich allgemein lebhafte Besorgnisse vor etwaigen Annexionsgelüsten Deutschlands gehegt wurden, die zur Zeit noch nicht völlig geschwunden sein dürften.

Man begann besonders nach den beispiellosen Erfolgen und der ungeahnten Machtentwickelung Deutschlands während und nach dem Kriege von 1870 in den Niederlanden zu fürchten, daß in dem mächtig aufstrebenden kriegsgewaltigen Deutschen Reiche dem kleinen Nachbarlande ein nach weiterer Vergrößerung strebender bedrohlicher Nachbar erwachsen sei, bei dem man sich politischer Uebergriffe und Annexionsgelüste zu versehen hätte.

Wer in jener Zeit Holland, wie der Schreiber dieses, bereiste und sich längere Zeit in ersten sozialen Kreisen dieses Landes bewegte, konnte diese Ansicht nur zu oft aussprechen hören, und man gab dort rückhaltlos der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Einverleibung Hollands in Deutschland eines der Ziele der ferneren deutschen Politik nur eine Frage der Zeit sei, und daß dieses Ziel sich in wenig Decennien erfüllen werde.

Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß ein derartiges nach Sprache und Abstammung und geschichtlichen Beziehungen Deutschland verwandtes Land wie Holland, welches zugleich nach seiner geographischen Lage das natürliche Mündungsgebiet und Stromdelta von Deutschlands westlichem Hauptstrom, dem Rhein, bildet, und mit seinen der maritimen Entwickelung Deutschlands gegen den atlantischen Ocean hin außerordentlich günstigen Küsten, mit ihren vortrefflichen Häfen, ihrer schifffahrts- und handelskundigen Bevölkerung, mit seinen reichen Colonien, seiner Kriegs- und Handelsflotte und seinem hohen nationalen Wohlstande und Reichthum überhaupt für Deutschland einen Zuwachs von unschätzbarem Werthe bilden würde.

Allein um so mehr sind die übrigen Mächte an der Aufrechterhaltung der Integrität dieses Landes interessirt, und würden jedem Angriff auf dieselbe zweifellos mit allem Nachdruck entgegen zu treten wissen.

Andererseits aber liegt Deutschland nichts ferner, als einem durch die Verträge und das eifersüchtige Interesse der übrigen Mächte in seiner Neutralität und Unabhängigkeit geschützten Lande mit einer Agressiv- und Eroberungspolitik entgegen treten zu wollen, wie dieselbe in Deutschland an Ludwigs XIV. Raubkriegen und an Napoleon I. perhorrescirt wird. Eine derartige Politik würde im vollen Gegensatz mit der vom deutschen Reiche bisher gewissenhaft befolgten Friedenspolitik stehen, demselben in der gesammten Welt neue Gegner erwecken und ihm trotz aller Sprach- und Stammesverwandtschaft der Niederlande, so wünschenswerth für Deutschland auch der Besitz der niederländischen Colonieen wäre, nur ein fremdes Element zuzuführen vermögen, dessen Eintritt in das Reich zur Consolidirung desselben keineswegs beizutragen vermöchte, ein Volk, von dem wir nicht vergessen dürfen, daß es seiner Zeit in einem an Hartnäckigkeit beispiellos dastehenden 80jährigen Kriege glorreich und mit Erfolg für seine Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft hat und welches daher an Zähigkeit und Consequenz seines politischen Widerstandes der ihm aufgedrungenen Herrschaft gegenüber voraussichtlich seines Gleichen suchen würde.

Die Niederlande können somit in jeder Hinsicht hinsichtlich deutscher Aggressiv-Gelüste beruhigt sein, und die Reise Kaiser Wilhelm's wird, so hoffen wir, dazu beitragen, diese Beruhigung in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Als ein dem bisher in Holland regierenden Herrscherhause verwandter Fürst eines Nachbarreiches kam der deutsche Kaiser zu ihnen, eingedenk der verwandtschaftlichen Bande, welche die Häuser Nassau, Oranien und Hohenzollern seit den Tagen des großen Kurfürsten in mehrfacher Erneuerung mit einander verknüpft haben. Die Niederländer aber durften sich bei diesem Besuche der geschichtlichen Ereignisse erinnern, daß ihr Land im Laufe von 30 Jahren wiederholt und zwar gegen Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts von Streitkräften des Landes, dessen Herrscher sie heute bewillkommnen, vom Drucke ihnen octroyrter Herrschaft, in den Jahren 1787 und 1814 in uneigennütziger Weise befreit wurde, ohne daß dasselbe irgend eine Entschädigung für diesen Act der Befreiung beansprucht hätte.

In der That sind es Interessen der friedlichsten Art, welche beide Länder, Holland und Deutschland, gemeinsam verbinden, diejenigen eines blühenden Handels und eines reich entwickelten Verkehrs. Wenn es dem Kaiser und den ihn begleitenden

Digitized by Google

Räthen gelang, auch in dieser Hinsicht günstige Beziehungen anzubahnen und eine weitere Annäherung der Niederlande vorzubereiten, so wird man seine Reise als von einem doppelt ergebnißreichen Resultat begleitet bezeichnen können.

Die noch bequemere Vermittelung des ungemein lebhaften Transitverkehrs zwischen Deutschland und den Niederlanden auf dem Wasserwege vom Rhein, nicht nur wie bisher nach Rotterdam, sondern auch nach der ersten Handelsstadt Hollands, Amsterdam, auf der neuen Communicationslinie des seiner baldigen Vollendung entgegen gehenden Amsterdamer Leck-Canals, sowie dem holländischen Nordseecanal, erscheint dabei als eins der bedeutsamsten anzustrebenden Ziele.

Den Niederländern aber möge andererseits bei Veranlassung dieses kaiserlichen Besuches es immer klarer werden, daß Deutschland, anstatt ein schwaches Nachbarreich am Mündungsgebiet des Rheins gegen Belgien und Frankreich hin zu wünschen, im Gegentheil die Existenz eines kräftigen Staatswesens an seiner Nordwestgrenze, welches im Stande ist, seine Integrität gegen Jedermann thatkräftig zu vertheidigen, auf das lebhafteste wünschen muß; denn ein etwa von einer französischen Aggressive gegen Deutschland in's Schlepptau genommenes Holland, würde die Operationen eines derartigen Angriffs ungemein erleichtern und würde Deutschland immerhin zur Aufstellung von Streitkräften gegen die Niederlande nöthigen, während andererseits das Risico Hollands bei einem derartigen Verhalten ein ungemein großes sein würde.

Offenheit führt in vielen politischen Dingen am besten zum Ziele und wir möchten daher an dieser Stelle nicht unterlassen, darauf hinzudeuten, daß wohl Frankreich, aber nicht dem unmittelbar benachbarten deutschen Reiche gegenüber, der Leckabschnitt und besonders die „neue holländische Wasserlinie" (die alte Utrechter Linie) einen zuverlässigen und starken Vertheidigungsabschnitt bilden, von welchem der Vertheidiger völlig sicher sein könnte, daß die von ihm im Moment der Mobilmachung durch Oeffnung der Schleusen bei Vreeswyk beabsichtigten Inundationen, auch ihre genügende Wirkung zu äußern vermöchten, wenn die nur wenige Meilen von den Inundationslinien entfernten verfügbaren Grenztruppen des Angreifers (Kavallerie und leicht bewegliche Artillerie vor ihm erscheinen.

Die neue holländische Wasserlinie bildet daher nach Ansicht nicht holländischer Militärs keineswegs den starken unüberwindlichen Schutzgürtel der inneren Gebiete der Niederlande, hinter welchem die in der That außerordentlich starke Centralstellung von Amsterdam mit Sicherheit bei einem feindlichen Angriff armirt und in den erforderlichen Vertheidigungszustand gesetzt werden kann. Um das letztere aber in gebührendem Maße durchzuführen, bedarf es der abermaligen Preisgabe ausgedehnter und noch werthvollerer Landstrecken wie bei der neuen holländischen Wasserlinie.

Die Niederländer dürften jedoch gut thun, die Maßregeln zur Wahrung ihrer Integrität nach jener Richtung zu verstärken, von welcher ihnen zuerst eine Nichtrespectirung ihrer Grenzen droht, und daß dies nicht diejenige von Deutschland her ist, bedarf keines besonderen Beweises.

In dem feierlichen Augenblick aber, wo die blaurothweiße Flagge des Forts Yjmuiden an der westlichen Einfahrt des Nordseecanals, von den kaiserlichen Wimpeln der Yacht Hohenzollern begrüßt zu werden im Begriff steht, schwanden alle derartigen dem Schooß der beiderseitigen Kabinete zufallenden Calcüls und Erwägungen und das Gefühl stammesverwandter Zuneigung und nachbarlicher Freundschaft griff ausschließlich auf beiden Seiten, der des Besuchers wie der Besuchten, Platz. Kaiser Wilhelm kam mit freundschaftlichem Gruß und Handschlag in die Hauptstadt des Nachbarreiches, eingedenk der glorreichen Geschichte desselben, der verwandtschaftlichen Beziehungen seines Hauses und des bedeutsamen Umstandes, daß es der ihn am Gestade des Y in Amsterdam begrüßenden Herrscherin von Holland, der Gemahlin des ihm blutsverwandten letzten Königs der Niederlande aus dem Hause Nassau-Oranien, beschieden ist, über ein Reich von 36 Millionen Menschen, einschließlich des niederländischen Ostindiens, zu herrschen.

Möge dieser kaiserliche Besuch die Folge haben, jeden Zweifel an der Loyalität der Gesinnungen Deutschlands und seines Herrschers den Niederlanden gegenüber für immer zu beseitigen, die gemeinsamen Interessen beider Länder fördern und die Wege für eine dereinstige, zwar noch in weitem Felde liegende, aber nicht unmögliche erneute Familienverbindung der beiden protestantischen Herrscherhäuser Nassau-Oranien und Hohenzollern, bahnen, eine Verbindung, die das freundschaftliche Band beider Länder am festesten zu knüpfen geeignet sein dürfte. Miles.

Die Ostafrikalotterie.

Von Martin Hildebrandt.

Die Düppeler Schanzen waren noch nicht erstürmt, Königgrätz und Sedan noch nicht geschlagen, da gingen in Deutschland von Haus zu Haus patriotische Männer mit Sammellisten für eine Deutsche Flotte.

Ich werde den Eindruck, den ich als Kind empfing, als mein Vater sein Scherflein auf dem Altar eines Vaterlandes opferte, das nur erst in der Phantasie lebte, nie vergessen. Ich war entrüstet, daß der nationale Gedanke betteln gehen mußte, verfolgt von all' dem Hohn und Spott, den leichtfertige und schadenfrohe Gemüther für Bettler übrig haben.

Ich habe damals ehrlich hassen gelernt die Leute, denen ihre Stellung die Pflicht auferlegt, die Würde eines Volkes zu hüten, und seit dieser harten Kränkung meines Empfindens bin ich mißtrauisch geblieben gegen Alles, was Obrigkeit heißt.

Aus einem ursprünglichen Nationalgefühl heraus habe ich mich in der späteren „großen" Zeit durch die nationale Flagge nie täuschen lassen, wenn sie dazu benutzt wurde, Contrebande zu decken. Im Gegentheil, solch' schmachvoller Mißbrauch trieb mir immer wieder von Neuem das Blut in die Wangen und machte mich immer mehr zum Zweifler.

Manch' liebes Mal habe ich ein nationales Lärvchen gelüftet und die elende Selbstsuchtsfratze bloß gelegt, die sich dahinter barg. Ich habe es gethan wo und wie ich konnte und immer nach ehrlicher Ueberzeugung. Denn ich war und bin der Meinung, daß ein Volk, welches nicht selbst fühlt und empfindet, welches sich lediglich verläßt auf seine Obrigkeit, sich nicht beklagen darf, wenn es nach Gebühr mißhandelt wird.

Und darum erhebe ich meine Stimme gegen die nach der Einigung und Erstarkung des Reiches doppelte Schmach, der deutsch-ostafrikanischen Colonialpolitik durch eine Lotterie auf die Beine zu helfen.

Um lumpige 400,000 Mark, die Herrn von Wißmann für seinen Dampfer fehlen, sollen 8 Mill. Mark in Bewegung gesetzt werden, von denen sechs den Köder bilden müssen, um 1,600,000 Mark den Banken, Loshändlern, der Presse ꝛc. in die Tasche zu practiciren.

Für Deutsch-Ostafrika! Weder das Reich, noch seine begüterten Söhne, denen es sonst nicht darauf anzukommen pflegt, an einem lustigen Abend die Summe im „Jeu" zu verlieren, die nöthig sein soll, sind in der Lage, das Opfer zu bringen. Der Bettelsack, von der Habgier getragen, soll wieder herum gehen und vier Fünftel der modern aufgeputzten Collecte sollen in den schmutzigen Händen zurückbleiben, die „national" genug fühlen, sich der erbarmungswürdigen deutschen Colonialpolitik so warm anzunehmen.

Wenn es nicht die „Nationalliberale Correspondenz" gewesen wäre, die berichten konnte, daß sich der jüngste Kronrath damit befaßt, einer Ostafrikalotterie seine Zustimmung zu geben und die „Post" jene unglaubliche Nachricht nicht bestätigt hätte, so möchte man geneigt sein, sie für eine freche Ausgeburt der Hundstagephantasie zu halten. Da sie aber so ernsthaft auftritt und einer gewissen Presse erst das Geschäft und dann die nationale Ehre am Herzen liegt, so ist es nothwendig, mit voller Schärfe gegen eine solche Art der Mittelgewinnung aufzutreten.

Man sagt, daß es sehr schwer geworden sei, die maßgebenden Kreise zu einem Votum zu bestimmen, das unsere

Digitized by Google

deutsche Colonialpolitik dem Fluche der Lächerlichkeit und des Bedauerns preisgeben muß. Allein einflußreiche Herren hätten dem für die deutsche Ehre schmachvollen Project ihre Unterstützung geliehen und ihm die Sanction gewonnen.

Es wäre wünschenswerth, die „Patrioten" kennen zu lernen, deren Empfinden für nationalen Anstand und nationale Würde dergleichen zuließ, damit man in Zukunft vor ihnen auf der Hut ist, wenn sie wieder einmal auf Kosten des Volkes und zum Vortheil ihrer Tasche „patriotische" Anwandlungen erhalten sollten.

Hoffentlich ist es noch nicht zu spät, das Gewissen des deutschen Volkes gegen solche Attentate auf seine Würde aufzurütteln, die einer unglaublichen Verblendung ihr Entstehen verdanken.

Soziale Friedensboten.

Von Alwin Löffler.

(Schluß.)

Dürfte der Arbeiter sich auch mit diesen Einrichtungen zum Schutz und zur Förderung seiner leiblichen Wohlfahrt zufrieden geben? Die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen; es gibt Werke, die wahrhaft glänzend für ihre Arbeiter gesorgt, und dennoch nicht den geringsten Dank geerntet haben. Allerdings warnt Oechelhäuser im Voraus vor einer übereilten Erwartung eines entsprechenden Entgegenkommens seitens der Arbeiter. „Wer auf Dank speculirt," sagt er, „hat sich noch immer verrechnet." Das Geschlecht ist noch nicht ausgestorben, welches alle diese Vorkehrungen gegen das Versinken unseres Nährstandes in Armuth und Schande als freie Thaten der Menschenliebe betrachtet, die man ebenso gut lassen könne, ohne sein Gewissen zu beschweren; nach Oechelhäuser und Roesicke sind es bloße Pflichten, welche der Gemeinsinn dem Eigennutz unserer Herrenstände auferlegt und deren Erfüllung ihnen selbst mittelbar durch die bewirkte Hebung der gemeinen Wohlfahrt zu Gute kommen muß. Es sind Schulden, welche Staat, Gemeinde und Kapital im Laufe des Uebergangs aus dem ackerbautreibenden in den Gewerbestaat angesammelt haben und nun entrichten müssen; der einzige Dank, den aber der Gläubiger schuldet, ist nur die Anerkennung der Redlichkeit des pflichtgetreuen Schuldners und die Gewähr ferneren Vertrauens. Mit anderen Worten, die Arbeiter — und dazu rechne ich alle wirthschaftlich abhängigen, besitzlosen Deutschen, welche auf den Ertrag ihrer Arbeit als ihren einzigen Unterhalt angewiesen sind — können ihre Dankbarkeit nur dadurch bezeugen, daß sie allen Umsturzgelüsten entsagen und freiwillig vorziehen, mit ihren Arbeitgebern fortzuleben. Aber an sich und allein reichte auch die weitherzigste Befriedigung dieser gerechten Ansprüche nicht aus, den Arbeiter mit seinem Loose zu versöhnen: er will nicht wie ein hülfsbedürftiges Kind verhätschelt, sondern wie ein erwachsener Mensch in seinem Selbstbestimmungsrechte bestätigt sein, und er verlangt seine gesellschaftliche Gleichberechtigung und Gleichstellung mit dem Arbeitgeber, welche — das pflegen auch unsere Friedensboten zu übersehen — nur selten das Verdienst, meist aber der Zufall der Geburt und das Unrecht vergangener Tage über ihn erhoben hat. Wie es damit steht, geht aus Oechelhäuser's eigenartiger Mahnung hervor: „Der Arbeitgeber muß sich, soweit es noch nicht geschehen, absolut in die Anschauung einleben, daß er in dem Arbeiter einen Menschen zu erblicken hat, der mit ihm in gemeinsamer Arbeit thätig ist und Ansprüche darauf hat, in dieser gemeinsamen Thätigkeit eine menschenwürdige Existenz bis an sein Lebensende zu führen," und seinem offenen Geständnisse: „Es hieße im Großen und Ganzen die thatsächlichen Verhältnisse vollständig verkennen, die thatsächliche Erfahrung verleugnen, wenn man in Abrede stellen wollte, daß das gute oder schlechte Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter als Regel durch die Behandlung der letzteren Seite durch die erstere bedingt wird." Der unbedingte Gehorsam und der beschränkte Unterthanenverstand mögen unter Gebildeten nur noch das schwache Lächeln erwecken, welches die Gemeinplätze einer überwundenen Vergangenheit bei einer vorgeschrittenen Nachwelt finden; im Verkehr zwischen Arbeiter und Arbeitgeber gelten sie noch als unbestrittene Wahrheit und ein Widerspruch als eine verblüffende Neuheit, als eine gewagte Behauptung. Im Allgemeinen herrschen drei Arten der Behandlung vor. Die Tagelöhner auf dem Lande und die Dienstboten in der Stadt werden meist als eine Art menschlicher Hausthiere angesehen und behandelt, Hausthiere, für deren Fortkommen man nur nicht so zu sorgen braucht, wie für einen Hund oder ein Pferd, gegen die man nur Rechte, keine Pflichten hat, und die sich von den eigentlichen Hausthieren nur durch ihre störrische Anmaßung eines eigenen Willens unterscheiden, welcher die Befehle ihren Herren und Gebieter beständig hemmt und durchkreuzt. Oder, wie im Reiche König Stumm's, sorgt man wohl für den Arbeiter, bleibt aber der Ansicht, daß er einen Vormund brauche, und daß sein Arbeitgeber zu diesem bestellt sei, darum hat er nicht nur schweigend alle Wohlthaten über sich ergehen zu lassen, sondern sein ganzes Leben immer unter der väterlichen Aufsicht des gnädigen Herrn zu verbringen. Hat doch König Stumm seinen Leuten sogar untersagt, ohne seine Erlaubniß zu heirathen und zu klagen! Endlich — und das gilt für die Mehrzahl der Fabriken — begnügt sich der Arbeitgeber damit, seine Arbeiter als einen Theil seiner Betriebskosten zu buchen, zu dem ihm nur ein „arithmetisches", kein menschliches Verhältniß möglich, noch nothwendig scheint. Die Hausthierverfassung hat die Sachsengängerei, die Entvölkerung unserer Ostprovinzen und die Dienstbotennoth der Städte geschaffen, der aufgeklärte Despotismus und der Menschenwucher die Sozialdemokratie. Eine vierte Auffassung vertreten Oechelhäuser und Roesicke: „Was für den Arbeiter geschehen soll, geschehe auch möglichst durch denselben," ist der Wahlspruch, den beide unermüdlich wiederholen und an immer neuen Beispielen erläutern; „Hebung des Standesbewußtseins" ist das Losungswort ihrer Bestrebungen. Auch über das Wie? sind sie sich im Klaren, und glücklicherweise steht ihnen eine längere Erfahrung zu Gebote: immer gab es doch einzelne Arbeitgeber, welche sich ernstlich bemühten, ein menschenwürdiges Verhältniß zwischen sich und ihren Arbeitern zu erzielen. Sie verlangen zunächst die völlige Freigebung aller Arbeitervereinigungen auf rein wirthschaftlicher Grundlage und eine Rücksichtnahme auf die Gewerkvereine in der beschlossenen Revision des Genossenschaftsgesetzes.*)

„Die Arbeiterverbindungen sind in sich gerechtfertigt, sie sind gesetzlich gestattet, sie bestehen und sie werden sich weiter entwickeln," erklärt Oechelhäuser, und Roesicke wendet sich mit scharfer Rüge gegen die Flugschrift eines Staatsbeamten, der den Ausstand und die Verleitung zum Ausstand als gemeine Verbrechen mit Haftstrafe belegen will. Hat nicht in Hamburg der Bund der Bauunternehmer unnöthig von den besiegten Arbeitern als Bedingung des Wiedereintritts in das Arbeitsverhältniß den Verzicht auf die Ausübung ihrer Rechte der freien Vereinigung und Meinungsäußerung gefordert? Hat nicht von Puttkamer durch seinen berüchtigten Erlaß vom 11. April 1886, wie ich selbst weiß, eine Menge altgedienter, friedliebender Arbeiter in die Reihen der Sozialdemokratie getrieben, welche ihnen die Wahrung ihres Vereinigungsrechts versprach, das ihnen eine kurzsichtige Obrigkeit verkürzt hatte?

Sodann dringen sie auf die allgemeine — vielleicht gesetzliche? — Einführung von Aeltestencollegien oder Arbeiterausschüssen, wie solche seit 1875 auf der Marienhütte bei

*) Als ein sozialer Friedensbote kann auch die jüngst bei Fr. W. Grunow in Leipzig erschienene Schrift: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche von cand. theol. Paul Göhre, Generalsecretär des evangelisch-sozialen Congresses in Berlin, begrüßt werden. Der Verfasser hat als einfacher Arbeiter die Zustände in einer großen Chemnitzer Maschinenfabrik studirt, und wenn er auch allzu sehr geneigt ist, seine doch nur localen Beobachtungen zu verallgemeinern, die Arbeiterfrage mit der sozialdemokratischen zusammenzuwerfen und sich von der inneren Mission eine allzu gedeihliche Wirkung zu versprechen, so enthält sein tapferes und von hohem sittlichen Ernst und unerschütterlicher Wahrheits- und Menschenliebe erfülltes Werkchen des Trefflichen und Verdienstvollen so viel, daß wir es allen empfehlen können, denen an einer friedlichen und befriedigenden Lösung der sozialen Frage gelegen ist.

Digitized by Google

Lotzenau bestanden und ihrer Zeit von ihrem Begründer, Johann Schlittgen, mit folgendem Satz begründet wurden: „Dadurch, daß der Einzelne sich seiner Rechte und Pflichten vollständig bewußt wird, hört er auf, nur mechanisch zu wirken und wird ein bewußtes, selbstthätiges Glied der Gemeinschaft, deren Sache er zur eigenen macht." Nach ihm haben die anhaltischen Arbeitgeber, die Firmen Fr. Brandts in M.-Gladbach, die Fürstlich Isenburg'schen Werke bei Gärtnersbach u. A., ähnliche Vertretungskörper der Arbeiterschaft einberufen. Man verfährt ungefähr folgendermaßen: Man läßt durch alle Arbeiter des Werkes einen Ausschuß von etwa 2 Vertretern auf 50, 3 auf 100 Mann wählen, mit dem man den Wortlaut der Verfassung beräth. Dann erst wird ein zweiter Ausschuß auf ein Jahr gewählt und zwar ohne jede Beeinflussung seitens der Arbeitgeber und mit Berücksichtigung der verschiedenen Arbeiterklassen (je nachdem Geist, Handfertigkeit oder rohe Kraft den Arbeitswerth des Einzelnen bestimmen). Der Ausschuß ist zugleich Vertreter des Arbeitgebers und der Arbeiter; er sorgt für die Erhaltung der Ruhe, Ordnung und guten Sitte unter diesen, indem er bald als Schiedsgericht, bald als Sittenrichter thätig ist; dann aber gibt er sein Gutachten und stellt Anträge zur Fabrikordnung, nimmt Theil an der Verwaltung der eingerichteten Hülfs- und Sparkassen, wie der Konsumvereine; bringt Wünsche und Beschwerden der Arbeiter zur Sprache, betreffs der Behandlung, wie der Hülfsbedürftigkeit Einzelner. Seine Beschlüsse unterbreitet er dem Arbeitgeber, der sich nur das Recht vorbehält, ihnen seine Zustimmung zu versagen, aber von diesem Recht schon des lieben Friedens halber keinen häufigen Gebrauch machen wird. Ueberall, wo man diese Ausschüsse eingerichtet hat, hatte man Gelegenheit, die strenge Rechtlichkeit und den bescheidenen Sinn unserer Arbeiter zu achten, rühmt doch Oechelhäuser ihnen nicht mit Unrecht nach: „Kein gesellschaftlicher Stand ist fähiger, auch der idealistischen Richtung Rechnung zu tragen, in materieller Beziehung opferwilliger, um in idealer Beziehung Befriedigung zu erlangen, als gerade der Arbeiterstand." Namentlich dringt er darauf, daß die Arbeiter Einsicht in die Verwaltung der Gelder erhalten, welche ihnen zu gemeinnützigen Zwecken abgezogen werden, hat doch erst der westfälische Ausstand gezeigt, wie gerade das spurlose Verschwinden dieser theilweise wenigstens ehrlich zum Vortheil der Arbeiter verausgabten Summen das Mißtrauen der Bergleute wachrief und die Aufregung schürte, ebenso, daß auch die ganze Fabrikordnung mit jenem Ausschuß neu berathen und also im Einverständniß mit der Arbeiterschaft durchgeführt wird. Unsere Verfasser haben die Frage, ob auch den arbeitenden Frauen dieselben Rechte eingeräumt werden sollen, nicht besonders behandelt; uns erscheint ihre Antwort selbstverständlich, so leichtfertig sich auch der letzte Reichstag über sie hinwegzusetzen beliebte. Wird die Frau zur Arbeit zugelassen, steht sie als Arbeiterin dem Arbeiter in wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung gleich und kann im Arbeitsverhältniß dieselben Rechte in Anspruch nehmen, weil sie auch dieselben Pflichten übernommen hat; die sogenannte Frauenfrage, welche man bei der Berathung der gewerblichen Schiedsgerichte herbeizog, hat mit dieser Betrachtung nichts zu schaffen. Die Gleichberechtigung der Frau ist nicht dasselbe wie die Gleichberechtigung der Arbeiterin. In einer Hutfabrik Berlins hatten die Arbeiterinnen eine Art Vertretung gewählt, welche den Fabrikbesitzer um die Abstellung eines kleinen Mißstandes angehen sollten, die Antwort war, daß er die Sprecherinnen ungehört aus dem Hause jagte, weil er es unter seiner Würde hielt, auch nur die Wünsche seiner Arbeiter zu befragen. Soll dergleichen verewigt werden? Wenn sich unsere Volksvertreter erheitern wollen, brauchen sie es nicht gerade auf Kosten der Menschlichkeit und der Logik zu thun. — Ob der Ausschuß auch die Lohnhöhe und die Länge des Arbeitstags vermitteln soll, mag Oechelhäuser nicht bejahen, noch verneinen; es scheint, als wollte er diese gewichtigen Händel, welche gewöhnlich nicht ein einzelnes Werk, sondern einen ganzen örtlichen Betrieb in Mitleidenschaft ziehen, den gemischten Arbeitskammern überlassen, welche unter dem Vorsitz des staatlichen Gewerberaths tagen und nach Oechelhäuser's Dafürhalten nur die Thätigkeit des engeren Ausschusses wiederholen, d. h. zwischen Staat und Gewerbe vermitteln sollen, wie jene zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Aber andere Vereinigungen haben bewiesen, daß eine Regelung jener Fragen auch im Rahmen der Ausschüsse möglich ist, ohne daß damit die vermittelnde Thätigkeit der Arbeitskammern wegfiele. Schon lange haben sich die Steinkohlengruben des Wurenreviers zu einer „kameradschaftlichen Vereinigung" verbunden — Hilt heißt ihr Gründer; den Vorsitz führt und die laufenden Geschäfte besorgt ein gemischter „Ehrenrath". Noch ausgebildeter erscheint dieser „Ehrenrath" in den Kohlen- und Eisenwerken der nordenglischen Grafschaften Durham und Northumberland. Hier versammeln sich die Vertreter der einzelnen Belegschaften und ihrer Besitzer alljährlich zwei Mal, in dringenden Fällen noch öfter, an bestimmten Orten auf Einladung des ständigen Ausschusses, der wie die Kammer selbst und der Hilt'sche „Ehrenrath" ein gemischter ist; aus geringen Beiträgen aller Betheiligten — der Arbeitgeber zahlt das Doppelte des Gesammtbeitrags der Arbeiter — werden die Kosten der Reise, des Unterhalts und der Verwaltung dieser Vertreter bestritten, dazu das Gehalt eines vereideten Bücherrevisors, der beiden Theilen verantwortlich ist und mit Geheimhaltung der Einzelheiten über die Gesammtlage der einzelnen Werke berichtet. Im Fall einer durchgängigen Meinungsverschiedenheit beider Parteien wird ein Schiedsrichter, gewöhnlich ein Arzt oder Geistlicher, angerufen, dem Beide sich schriftlich zur Unterwerfung unter seinen Schiedsspruch verpflichten; dann erfolgt dieser selbst in Gegenwart der Parteien. Diese Einrichtungen haben seit den 20 Jahren ihres Bestehens keinen Ausstand aufkommen lassen. Beachtung verdient vor Allem die eigenthümliche Vermittlerrolle des Bücherrevisors, weil allein seine verantwortliche Thätigkeit eine Entsprechung zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn verbürgen kann, ohne eine solche Bürgschaft aber jede andere Vereinbarung den Stachel des Mißtrauens in der Seele der Arbeiter ließ, und kein Stand ist mißtrauischer und hat mehr Recht es zu sein, als unsere Arbeiter. Das Endziel der Entwickelung des vorgeschlagenen Umbaus wären also Bezirksvereine der gewerblichen Betriebe, wie deren schon im Verein Anhaltischer Arbeitgeber und in den links- und rechtsrheinischen Vereinen für Gemeinwohl bestehen, mit engeren Ausschüssen der einzelnen Werke oder örtlicher Bezirke, und einer gemischten Arbeitskammer, die abwechselnd unter dem Vorsitz des Gewerberaths als Beirath der Staatsgewalt, und unter einem selbstgewählten Vorsitzenden als Einigungsamt tagt, im letzten Fall unter Zuziehung eines verantwortlichen Bücherrevisors und unparteiischer Schiedsrichter; in der Hauptstadt endlich das Reichsarbeitsamt als oberste Verwaltungsbehörde für den Gesammtbereich der sozialen Aufgaben und als Mittelglied gegenüber den Selbstverwaltungskörperschaften der gewerblichen Bezirke. Dann wäre der Arbeiter wahrhaft frei, nicht nur einen Abgeordneten zu wählen, den er nicht weiter kennt, und über Dinge sich den Kopf zu zerbrechen, die weit über seinen Gesichtskreis hinausgehen, sondern frei, an der Gestaltung seiner eigenen Lage durch unmittelbare Thätigkeit mitzuwirken und doch im Besitz seiner vollen Unabhängigkeit zu bleiben, die ihm im sozialdemokratischen Zukunftsstaat verloren ginge. Dann würde er auch auf eine menschenwürdige Behandlung von Seiten seiner Vorgesetzten rechnen können, die er nicht mehr als seine Bedrücker und Betrüger hassen braucht; dann würde er sich selbst auch anders fühlen, anders betragen, als heute unter dem Druck von Verhältnissen, die nicht sein eigener Wille mitgeschaffen hat. Wer unsere Arbeiter aus eigener Anschauung kennt, wird zugeben müssen, daß sie einer solchen Freiheit vollkommen würdig sind und einzelne Ueberbleibsel alter Rohheit und Verwilderung im näheren Verkehr mit der höheren Bildung ihrer Arbeitgeber bald verlieren würden. Aber sollen diese Zugeständnisse von bleibendem Werth sein, müssen sie auch in der Gesinnung des Arbeitgebers einen Anhalt, in seinem persönlichen Benehmen einen Ausdruck finden. „In der menschlichen Annäherung der Einzelnen, nicht in strategischen Schachzügen zwischen ganzen Bevölkerungsklassen,

Digitized by Google

nicht in partiellen und noch weniger in totalen Streiks sehen wir die Lösung der sozialen und materiellen Aufgaben der Zukunft... Vom Menschen zum Menschen soll Trost und Hülfe kommen," drückt Oechelhäuser diesen Wunsch aus. Der Arbeitgeber soll nicht nur der Herr, sondern der Freund und Berather seiner Arbeiter sein. Er soll für sie und ihre Angehörigen stets zu sprechen sein. Er und seine Familie sollen sich um das Wohl ihrer Arbeiter wie um das ihre kümmern und nicht wie Wesen einer anderen Art ihrer Berührung aus dem Wege gehen. Er soll durch gemeinschaftliche Zusammenkünfte, Feste und Ausflüge bekunden, daß er sich selbst als ihren Leiter und Führer, nicht als einen Halbgott betrachtet, der nichts mit ihnen gemein hat. Er braucht nicht zu fürchten, daß seine Freundlichkeit die Leute zu Ausschreitungen fortreißen möchte. Der Arbeiter hat ein merkwürdig feines Gefühl für wirkliche Standesunterschiede und wird den Arbeitgeber, dessen Vorsprung an Bildung und Lebensart er nie einholen kann, auch nie durch dreiste Zudringlichkeit behelligen. Die Erfahrung ist alt, daß auch die größte Herablassung den Mann des Volks nie über seine natürliche Unterordnung täuscht; desto mehr ist es die Pflicht der Uebergeordneten, keinen eingebildeten Unterschied einzuschieben, da der thatsächliche vollkommen ausreicht. Eine ebenso alte Erfahrung ist, daß der Emporkömmling, der sich seiner Ueberlegenheit nicht ganz sicher ist, häufig jene eingebildeten Schranken thurmhoch aufbaut, während der vererbte Adel der Geburt wie der erworbene Adel der Bildung im Vollgefühl ihrer Würde solche nicht weiter nöthig finden. Unser Fabrikantenadel scheint den Grad der Sättigung erreicht zu haben, daß er mit dem Adel der guten alten Zeit gleichen Schritt zu halten vermag; nichts aber könnte sein Anrecht besser beweisen, als seine freiwillige Selbstbeschränkung zu Gunsten der Arbeiter, deren Leben eine voraufgegangene Entwickelung unzertrennlich mit dem seinen verknüpft hat. Möge er die Hörigkeit, sein „angemaßtes Hoheitsrecht", wie es Roesicke nennt, welche unter dem Schein der Gewerbefreiheit weiterlebt, in ein Lehnsverhältniß auflösen, das seine bevorzugte Stellung auf die freie und freudige Anerkennung, statt auf die murrende Unterwerfung seiner Reisigen gründet. Die Zukunft wird lehren, ob ein solcher Adel die Mehrheit bildet; ist es der Fall, wird er die minder geweckte und edle Minderheit fortreißen und Deutschlands innere Einheit ohne Blutvergießen durch opferwilligen Verzicht sicherstellen.

Freilich, soll eine solche Ausgleichung der Stände eintreten und nur der Unterschied der Bildung und Anlage bestehen bleiben, darf er nicht ein so schroffer sein, daß er den weggeräumten Schranken gleichkommt, und der Verkehr zwischen Arbeitgeber und Arbeiter für beide Theile gleich unerquicklich und unmöglich macht. Darum tritt auch Oechelhäuser für eine Vertiefung unseres Volksschulwesens ein, das allmählich zu einem mechanischen Einpauken todten Wissens und an sich unfruchtbarer Fertigkeiten geworden ist. Der Volksschulunterricht soll, wie jeder Unterricht, den Schüler zu eigenem Denken befähigen und ihm zugleich die Mittel der eigenen Vervollkommnung zuführen. „In der Zeit, innerhalb deren es möglich ist, Kinder der besseren Stände bis Obertertia, ja Untersecunda vorzubereiten, muß es wahrhaftig möglich sein, den Kindern der Arbeiter so viel allgemeinen Bildungsstoff beizubringen, als sie für das Leben und für die Möglichkeit eigener Weiterbildung bedürfen," meint Oechelhäuser und befürwortet den obligatorischen Besuch von den Gemeinden ausgestatteter Fortbildungsschulen für allgemeines Wissen und Fachschulen für spezielle Kenntnisse: doch müßte dieser, wie aller Volksschulunterricht, unentgeltlich sein. Gerade unsere vielgescholtene Sozialdemokratie hat den Beweis geliefert, wie stark der Bildungstrieb unseres Volks und wie ungenügend für seine Befriedigung in unseren Schulen gesorgt ist. Nirgends wird mehr gelesen, eifriger gedacht und durchgesprochen als im Heerlager der „Genossen", und an der Logik und dem Wissensdurst manchen jungen Arbeiters könnten sich hochconservative Rechtsbeflissene ein Beispiel nehmen. Wer je in ihren Kreisen verkehrt hat, wird — abgesehen von den Berufswieglern, welche in allen Parteien dieselben sind — wird Grund gefunden haben, sich über die Auffassungskraft, Lernbegier und Denkkust der „Verhetzten" zu wundern, wie gleichzeitig über ihren Rechtssinn und ihre Menschlichkeit zu freuen. Ist stehe nicht an, den Arbeiterstand im Einklang mit Oechelhäuser für den hoffnungsvollsten Bestandtheil des deutschen Volksthums zu erklären, dessen Befreiung und Entfaltung der Deutschen Gesellschaft nur zum Heil gereichen könnte.

Die Bekämpfung der Trunksucht, des eigentlichen Arbeiterlasters, wird von beiden Verfassern eingehend erörtert. Roesicke weist nach, daß der Branntweinverbrauch da am stärksten ist, wo die Arbeitszeit auf der höchsten, Lohn und Behandlung auf der tiefsten Stufe stehen, in unseren Ostprovinzen, während umgekehrt schon höherer Lohn und menschlichere Behandlung den Arbeiter veranlassen, seine Ueberschüsse lieber zur Steigerung seiner gesammten Lebensweise zu verwenden. Der Berliner Arbeiter trinkt verhältnißmäßig wenig, ißt aber gut und reichlich und liebt den Ankauf von Luxusgegenständen und die Veranstaltung von Lustbarkeiten; sein Heim ist oft wohnlicher und ansehnlicher als die Wohnung eines kleinstädtischen Pfahlbürgers. Eine allgemeine Hebung der Löhne wie des Standesbewußtseins würde wohl auch eine entsprechende Versittlichung und Veredelung der Lebensweise im Gefolge haben. Die besten Maßregeln gegen ein Uebel sind und bleiben immer die, welche sein Gegentheil fördern, so empfiehlt sich die Kampfesweise der schon genannten Gruben des Wurmreviers, die ihren Bergleuten Milchkaffee liefern und eine Prämie zahlen, wenn sie am Schluß des Monats „auf Ehre und Gewissen" versichern, sich allen Branntweingenusses enthalten zu haben. Eine bloße Branntweinverbrauchssteuer, die Oechelhäuser vorschlägt, verwirft Roesicke, weil auch eine erhebliche Vertheuerung des Getränkes den Gewohnheitstrinker nicht abzuschrecken pflegt.

Von einer anderen „Erweiterung der sozialen Pflichten" reden die Verfasser nicht, vielleicht weil sie selbst im Bewußtsein ihres eigenen Genügens dieses für ein allgemeines halten möchten, und doch würde ihr Wegfall jene menschliche Annäherung der Einzelnen, in der sie mit Recht den Schwerpunkt der Arbeiterfrage entweder hintertreiben oder zu einer Gefahr für den Arbeiterstand erheben. Der Arbeitgeber ist auch verpflichtet, seine Ueberlegenheit, die heute nur eine thatsächliche der Gewalt ist, in eine wirkliche des Rechts umzuwandeln, will er einmal seinem Rechtsgefühl und seiner Menschenliebe die genannten Zugeständnisse machen, will er in eine friedliche Ablösung seiner Oberhoheit willigen. Vergißt er, daß jeder seiner Schritte, jeder Schritt seiner Angehörigen und Beamten von seinen Arbeitern beobachtet, besprochen, gerichtet, wo nicht nachgeahmt wird, läßt er seinen selbstischen Neigungen und Lastern freien Lauf, kann er einmal nicht darauf rechnen, daß dieselben Arbeiter in diesem Sklaven seiner Launen und Gelüste einen überlegenen Gebieter anerkennen, dann fordert er die Unwissenden, welche selten andere Vertreter seines Standes sehen, gewaltsam zur Verachtung des ganzen Standes heraus, den sie nach ihm beurtheilen, oder verlockt die Schwachen, sich an seinem Vorbild in ihrer Schwachheit zu bestärken. Fabrikbesitzer, die ihre Arbeiterinnen gleichzeitig ausbeuten und ihrer Ehre berauben, wie es deren gibt, müßten von dem ganzen Stande geächtet werden, nicht allein wegen ihres sittlichen Vergehens — das ist leider heute fast kein Grund der Aechtung mehr — sondern wegen des bösen Beispiels und des Makels, den sie auf ihren Beruf werfen. Der Arbeitgeber ist zur Erhaltung seines Vorzugsrechts verpflichtet, sich selbst und die Seinen im Sinne strengster Ordnungsliebe und Sittlichkeit zu beherrschen, und seinen Arbeitern den Rang in Sachen des Charakters und der wissenschaftlichen Bildung abzulaufen, den er kraft seiner „angemaßten Hoheitsrechte", wie Roesicke sagt, nicht länger behaupten kann. Steift er sich auf die Behauptung einer Willkürherrschaft, welche er unter dem Schutze ungenügender Gesetze bis jetzt ausüben durfte, wird ihm das Heft aus den Händen genommen und besseren anvertraut werden, welche den Anforderungen eines sittlich anspruchsvolleren Zeitalters Genüge zu leisten versprechen. Dieser Uebergang wäre nur eine Frage der Zeit: wenn erst

Digitized by Google

die gesammte Arbeiterschaft des Deutschen Reichs geschlossen ihren vorgeblichen Gebietern gegenübertritt, wenn auch die öffentliche Meinung, die Stimme der unparteiischen Schriftsteller, Beamten und Gelehrten sich auf die Seite dieser Gegner schlägt, wäre ein Widerstand auf die Dauer undenkbar. Nur eine sittliche Wiedergeburt kann Deutschland retten, entweder von den Arbeitern ausgehend mit Uebergehen und Untergehen der Arbeitgeber, oder von diesen ausgehend im Verein mit den Arbeitern und zu beider Frommen.

Mag namentlich in Oechelhäuser in einigen Punkten der Mann der alten Zeit, der liberalen Herrschaft der vorgeblichen „Freiheit" der Vereinigung, des Ortwechsels und des Gewerbfleißes zum Vorschein kommen, die Schriften der beiden Männer sind von jedem vorurtheilsfreien und parteilosen Deutschen als Kundgebungen jenes neuen Geistes zu begrüßen, der unsere Gesellschaft ohne blutigen Hader in ihren Grundfesten erneuern müßte, wenn er ein Gemeingut unserer Gebildeten würde, als Friedensboten, deren Botschaft wir als die Verheißung einer besseren Zeit gern entgegennehmen möchten. Eine neue Welt steigt aus dem schmucklosen Satzgefüge dieser herzerfreuenden Büchlein auf: eine friedliche Gemeinschaft rechtschaffener, rücksichtsvoller, geachteter und geliebter Unternehmer neben gesunden, bescheidenen, gesetzlichen, geraden und freimüthigen Arbeitern, verbunden durch eine Kette wohlthätiger Einrichtungen zur Wahrung der beiderseitigen Rechte und Leistung der beiderseitigen Pflichten, zum Schutze der Einzelnen gegen das Unrecht und gegen das Unglück. Dieser Zukunftsstaat zählt Bürger unter allen den zersplitterten Parteien, diegegenüber der Wichtigkeit dieser Lebensfrage ihre kleinliche Berechtigung verloren haben; in ihm vereinen sich der Conservative Kleist-Retzow mit den Freisinnigen Schmidt und Schrader, die Nationalliberalen Oechelhäuser und Roesicke mit den Ultramontanen Lieber und Hitze, ja selbst mit den Sozialdemokraten Meister und Schumacher. Hoffen wir, daß der gewünschte Erfolg das uneigennützige Streben dieser wackeren Kämpfer kröne, suchen wir ihre schwere Arbeit, die Bekehrung der Unzahl widerspenstiger Vorurtheile und eigennütziger Vortheile durch unsere freudige Zustimmung und unsere thätige Hülfe möglichst zu erleichtern, denn ihr Gelingen verhindert nicht mehr und nicht weniger als den allgemeinen Umsturz des Bestehenden, und erwirkt nicht mehr und nicht weniger als ein besseres, vollkommeneres Vaterland; ihr Mißlingen aber stellte uns vor die Frage John Stuart Mill's, welche Roesicke zum Motto seiner Schrift erkor: „Wenn die große Masse des Menschengeschlechts immer so bleiben sollte, wie sie gegenwärtig ist, in der Sklaverei mühseliger Arbeit, an der sie kein Interesse hat, und für welche sie also auch kein Interesse fühlt, sich von früh Morgens bis spät Abends abquälend, um sich nur den nothwendigen Lebensbedarf zu beschaffen, mit all' den intellectuellen und moralischen Mängeln, welche ein solcher Zustand mit sich bringt, ohne eigene, innere Hülfsquellen — ohne Bildung, denn sie können nicht besser gebildet als genährt werden — selbstsüchtig, denn ihr Unterhalt nimmt alle ihre Gedanken in Anspruch — ohne Interesse und Selbstgefühl als Staatsbürger und Mitglieder der Gesellschaft, dagegen mit dem in ihren Gemüthern gährenden Gefühl des ihnen vermeintlich widerfahrenen Unrechts, hinsichtlich dessen, was Andere besitzen, sie aber entbehren — wenn ein solcher Zustand bestimmt wäre, ewig zu dauern, so wüßte ich nicht, wie Jemand, der seiner Sinne mächtig ist, dazu kommen sollte, sich weiter um die Bestimmungen des Menschengeschlechts zu bekümmern."

Literatur und Kunst.

Albert Roderich.

Von M. Spanier-Heidelberg.

Albert Roderich ist der Splitterdichter — ich bitte den Druckfehlerteufel, mir das Wort nicht zu verderben — der „Fliegenden Blätter" par excellence. Jene wohlausgefeilten Vierzeiler, die fast in jeder Nummer des trefflichen Witzblattes zu finden sind, haben seinen Namen bekannt gemacht. Diese epigrammatischen Sprüche sind nicht ausgeklügelte Erzeugnisse des Verstandes, auch nicht gerade Offenbarungen eines abgrundtiefen Geistes, sie sind meistens mehr der Ausfluß eines dichterisch empfindenden, edlen, weichen Gemüths. Mehr glatt als scharf, halten sie zwischen Witz und Tiefsinn die Mitte und überraschen durch eine treffliche und oft unerwartete Pointe — sie haben eine Eigenthümlichkeit, die bei uns Deutschen nicht allzuhäufig anzutreffen ist: Esprit.

Albert Roderich ist kein Schriftsteller von Beruf, dies Wort im engsten Sinne gefaßt. In einem großen Hamburger Bankhause thätig, widmet er seine freie Zeit der Muse. Aber er ist zum Schriftstellern berufen. In den Fliegenden hat er einmal eine schöne Fabel von der Nachtigall und dem Kanarienvogel erzählt. Ein Poet, der schon eine volle Stunde an einem einzigen Verse feilt — war es ein Vierzeiler? — und an sich selbst verzweifelt, „da die meisten seiner Collegen in kurzer Zeit viele Bände voll schreiben," lauscht dem Wettstreit zwischen den beiden gefiederten Sängern. Der Kanarienvogel rühmt sich seines prächtigen Käfigs, des ausgesuchten Futters und des Zuckers, der ihm von schöner Hand in den Käfig gelegt wird. Aber die Nachtigall, die sich wundert, daß man der ewig gleichmäßigen Triller- und Zwitschertöne des unermüdlichen Sängers nicht überdrüssig wird, schwingt sich stolz auf und ruft: „Du lebst von Deinem Gesange, ich lebe für meinen Gesang!" Und „der Poet verfolgte sinnend den Flug der Nachtigall, und das freudige Gefühl erneuter Schaffenslust durchströmte ihn." „Und gelänge mir nur ein einziges kleines Lied, das die Herzen erfreut, — ich will für meinen Gesang leben!" Das ist der echte Albert Roderich. In seiner sinnenden und sinnigen Art bringt er es nicht auf viele Bände; aber von seinen Leistungen läßt sich füglich das alte Wort sagen: Non multa, sed multum! Nämlich viel feine Beobachtung, viel Witz, viel Geist und vor allem viel Humor.

Als Novellist trat Roderich zuerst und am häufigsten in der „Gegenwart" auf, in deren Feuilleton die besten seiner Humoresken erschienen sind.*) Das erste Buch, das er veröffentlichte, war „Fritz Kulasch". Das ist der Name eines Bühnenfactotums, der seine biographischen Manuskripte für 5,50 Mk. und 3 Glas Bier à Stück Herrn Roderich zur Herausgabe überlassen hat. In einem Einleitungsschreiben warnt der fürsorgliche Editor seinen Klienten: „Wenn Ihnen von anderer Seite mehr geboten wird, so hat man entweder Nebenabsichten mit Ihnen, oder das Bier ist schlechter." Und Kulasch ist seinem Herausgeber treu geblieben. Er erzählt ihm in seiner eigenartigen Orthographie und Grammatik, auf welche Art er in die Literatur eingeführt wurde, wie er beinahe ein berühmter Dichter geworden, wie er als Theaterdirector, Spiritist und so dergleichen aufgetreten ist und noch vieles andere. Roderich entwirft uns hier mit allerdings recht derben Strichen das Bild einer dummschlauen Bedientenseele, eines Allerweltskerls, der zu allem Möglichen, sogar zum Versemachen fähig ist.

Weit höher als dieses Opus mit seiner zwar kerngesunden und ungezwungenen, aber doch burlesken Komik, die oft an's ausgelassen Uebermüthige und Possenhafte streift, steht Roderich's neuestes Werk: „Die glückliche Ehe und andere Humoresken." Nun, Humoresken sind es, aber nicht in dem landläufigen Sinne des Wortes: lustige Geschichtlein mit etlichen guten und schlechten Späßen vermengt. Es sind kleine, fein erzählte Novellen, allerdings mit einem starken Stich in's Edel-Humoristische, Stimmungsbilder, etwa in der Art, wie wir sie von Daudet und Kielland haben, nur nicht so beißend satirisch, so mephistophelisch sarkastisch, wie der Nordländer sie schreibt, auch nicht in dem märchenhaft tändelnden und

*) Jahrgang 1887 Nr. 3: Humoristische Nemesis; 1888 Nr. 9 und 10: Die glückliche Ehe; Nr. 23: Auf Leibrente; 1889 Nr. 4: Eine Prüfung; Nr. 25 und 26: Rücksichten.

Digitized by Google

phantastisch spielenden Stile des Franzosen. Aber verglichen dürfen sie mit den Schöpfungen dieser Meister schon werden.

Eine Geschichte ist in dem Buche, die wiegt einen ganzen Romanband auf. Auch sie ist zuerst in der „Gegenwart" erschienen. Sie heißt: „Auf Leibrente". Das Gefühlsplebejerthum, der ganz brutale Egoismus einer spießbürgerlichen Gesellschaft wird hier in so realistischer Art geschildert, da ist alles so erbarmungslos dem Leben abgelauscht und dabei in so ungemein knapper, kein Wort zu viel sagender Art erzählt, daß es gewaltig in's Herz packt. Wir lernen den pensionirten städtischen Beamten Lorenz Winzel kennen, der sein ganzes kleines Vermögen der Familie des Uhrmachers Thede hinterlassen will gegen die Verpflichtung, ihn bis an sein seliges Ende zu verpflegen. Der kränkliche Herr Winzel aber erfüllt die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht. Er wird zwar recht krank; aber er „uhtzt" seine Wirthsleute und stirbt nicht. Und doch hätte er mit seinem Tode das Glück der nicht mehr ganz jungen Tochter des Hauses gemacht, in die sich ein Gehülfe des Vaters auf Grund ihrer Anwartschaft auf Winzel's Vermögen schon verliebt hatte. Sie bleibt nun sitzen — und die Stimmung dieser Familie gegen Herrn Winzel wird nicht freundlicher. Endlich aber wird er doch ernstlich krank. „Der Arzt sagte zu Frau Thede: „Es steht sehr schlecht, machen Sie sich keine Hoffnung!" — „Was?! Holt er es wieder durch!" platzte Frau Thede heraus. Sie hatte den Arzt falsch verstanden." Und nun erzählt uns der Autor von den letzten Stunden des Sterbenden, wie sich auf der einen Seite die roheste Gefühllosigkeit trotz des Mantels erheuchelter Redensarten, unter den sie sich verstecken will, offenbart, und wie dann doch noch am Ende auf das öde Dasein dieses wahrhaft alleinstehenden armen Lorenz, bevor es in die ewige Nacht des Todes aufgeht, ein letzter Abendsonnenstrahl von Liebe verklärend fällt — diese ganze Schilderung in ihrer schlichten Wirklichkeitstreue und doch hohen poetischen Schönheit athmet Dickens'schen Geist.

Voll sprudelnden Witzes ist die zweite Geschichte: „Humoristische Nemesis", die der Verfasser 1887 zu einer Novellenconcurrenz nach Berlin geschickt hatte. Trotzdem im Prüfungscomité urtheilsfähige Fachmänner wie Ebers, Hamerling, Eckstein, Trojan u. A. saßen, so erkannte nur einer der Preisrichter den Werth dieser Skizze: der Herausgeber der „Gegenwart", allein sein Vorschlag, dem Verfasser den ersten Preis zu ertheilen, fand keine Unterstützung. Die Geschichte ist aber in Erfindung und Ausführung ein kleines Meisterstück voll glänzenden Esprits. Da meint z. B. einer: „Daß die Frauen das Pulver nicht erfunden haben oder das Dynamit, das finde ich natürlich — aber sie hätten doch wenigstens die Nähmaschine erfinden können!" und derselbe Herr behauptet frischweg: „Die meisten Mädchen halten die Frauenfrage für gelöst, wenn sie Gattin geworden sind, es ist also eine Männerfrage," und wie nun dieser kampfgemuthe, schneidige Herr — er ist Redacteur — in der lebhaft angeregten Gesellschaft sein vernichtendes Urtheil über die ihm in Bosheit gereichten Gedichte einer Dame — wie er meint, in Wirklichkeit: über seine eigenen, von ihm längst vergessenen Jugendeseleien — fällt, das ist mit solch' köstlichem Humor geschildert, daß ich den eigentlichen Inhalt der Geschichte ververschweigen will, umsomehr als auch sie zuerst in diesen Blättern gedruckt worden ist.

Von den übrigen prächtigen Erzählungen will ich nur noch die letzte, wohl die kleinste des ganzen Buches erwähnen; sie spiegelt so recht die schalkhafte Art des Autors wieder. In einer fidelen Touristengesellschaft streiten sich ein Jüngling, der Alles rosenfarben sieht und ein angehender Junggeselle über den Werth des Weibes. Der eine hält ein schönes Weib für das herrlichste, der andere für das gefährlichste Geschöpf der Erde. Ein erfahrener Alter soll den Streit schlichten und den Spruch fällen. Er erzählt nun statt jeder besonderen Antwort eine romantische Geschichte von einem schönen Weibe, aber gerade vor dem Schluß, der ihren Charakter offenbaren soll, braust der Schnellzug heran und die Hälfte der Gesellschaft und Partei muß eiligst einsteigen.

„Was hat sie gethan?" schrie ich hinaus. Der Alte rief eine Antwort zurück, aber das Rasseln der Wagen übertönte seine Worte. —

Es ist ja nun an sich schon ganz komisch, mitten in der Spannung den verdutzten Leser sich selbst zu überlassen, aber die Pointe liegt meines Erachtens doch tiefer, sie liegt eben in — ihrem Fehlen, in dem Verschwiegenen, in dem Fragezeichen statt, nein, als Lösung; denn das Herz des schönen Weibes ist und bleibt ein Räthsel, es ist des Edelsten und des Gemeinsten fähig, auch der Erfahrenste wird sich nicht unterfangen ein allgemeines Urtheil zu sprechen. Und ein Narr wartet — auf eine andere Antwort.

Ich nannte Albert Roderich eingangs dieser Skizze einen Splitterdichter. Nun möchte ich um alles in der Welt ihm diesen Namen nicht nach Art zünftiger Literaturcommis zur Sortirung anhängen. Aber ich will doch noch nebenbei hervorheben, daß es auch in diesen Novellen von Geist und Witz hell wetterleuchtet, daß sie reich an guten Einfällen und trefflichen Ausfällen sind. Und zwar sind diese nicht als Flitter und Putz äußerlich angeheftet, sondern sie erwachsen organisch aus dem Charakter und der Lebensauffassung der sprechenden Personen. Hier noch einige Proben Gedankensplitter:

„Unsere irdischen Ideale sind veränderlich wie alles Irdische. Nenne mir Deine Ideale, und ich will Dir sagen, wie alt Du bist." In Bezug auf manche „vor der Welt glückliche Ehen" äußert Jemand: „Ich weiß, daß vor vielen Fenstern nur deshalb herrliche Blumen und prächtige Gewächse angebracht sind, damit die Passanten nicht in's Zimmer schauen können." — „Ein Mädchen von etwas Schönheit und etwas Geist, das einen Mann gewinnen will, hat tausend unsichtbare Engel im Dienste. Wenn der Mann gewonnen ist, sieht er die Engel — einzeln davonfliegen."

Aber ich bitte, den Autor nicht mißzuverstehen. Er gehört keineswegs zu jenen Uebermodernen, die mit komischem Ernste die These verfechten: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinab" und mit Waffen aus dem Arsenal von Nietzsche, Strindberg & Co. wider unsere Feinde die Frauen kämpfen; nein, nein, für die, welche es besonders angeht, will ich hier ohne jegliche mephistophelische Anwandlung erklären, daß Albert Roderich im Uebrigen „Fräuleins alle Hochachtung erweist", und wenn er in der Titelhumoreske das Glück der Ehe ausmalt, das ist nun zum Entzücken gar und muß auf jeden Junggesellen, der sich dem Cölibat noch nicht ganz mit Leib und Seele ergeben hat, von heilsamstem Einfluß sein, ergo werden dem Herrn Roderich die Frauen nicht bös sein dürfen — und die Mägdelein nun schon gar nicht.

— — —

Carl du Prel's Erklärung des Gedankenlesens.

Von Max Schneidewin.

Carl du Prel beginnt sein neuestes, sehr interessantes Buch „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik"*) mit einer Klage darüber, daß die um den Anfang der achtziger Jahre häufig öffentlich vorgeführten, seitdem aber wieder ganz eingeschlafenen Versuche des „Gedankenlesens" zu keiner anderen wissenschaftlichen Erklärung des in ihnen enthaltenen Phänomens als der sehr ungenügenden des Prof. Preyer („die Erklärung des Gedankenlesens") geführt habe, bei welcher sich die Presse ganz allgemein habe beruhigen mögen, so ungenügend sie auch erscheinen müsse. Wir tragen trotz jener neuen Kunst des „Gedankenlesens" noch immer das Geheimniß unserer Gedanken wohlverwahrt hinter unserer Stirn — wenn wir nicht bisweilen durch ein unwillkürliches und unbewußtes Mienenspiel von $^1/_6$ Secunde den Zipfel des Schleiers ein wenig aufheben. Es ist erinnerlich, daß jenes pomphaft sogenannte „Lesen" der Gedanken darin bestand, daß der

*) Leipzig bei W. Friedrich, als zweiter Band der „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften."

Digitized by Google

Virtuos mit verbundenen Augen an der Hand einer Person aus dem Publikum einen in seiner Abwesenheit in weitem Raume versteckten Gegenstand richtig fand. Prof. Preyer nun fand das Wesentliche dieses wunderbaren Könnens darin, daß der der Hülfe seiner Augen beraubte und des Zieles unkundige Schaukünstler richtig führe und löste das Räthsel auf durch die Erklärung, daß er sich in Wahrheit von dem sehenden und wissenden Begleiter führen ließe. Dies aber wurde nach Preyer's Hypothese dadurch ermöglicht, daß er durch eine gewisse angeborene und durch Uebung ausgebildete Feinfühligkeit für unwillkürliche minimale, dem bewußten Gedanken der Begleitperson in deren Muskulatur sich zugesellende Bewegungen den sich zurechtempfindenden Führenden spielte, der also ein geheimes mittelbares Mitwissen des durch Zufall unmöglich zu findenden Versteckes empfange. Ich selbst habe in einer solchen öffentlichen Vorstellung Herrn Cumberland geführt und bin Zeuge gewesen, daß seine Versuche stets mit einem Treffer endigten, während eine vorherige Abkartung durchaus ausgeschlossen war: denn ich selbst hatte den zu suchenden Gegenstand, während der „Gedankenleser" aus dem Saale geführt wurde, nach einem momentanen Einfall versteckt. Nun bin ich mir bewußt, mit Willen den Vorstellunggebenden nie im mindesten geführt zu haben, vielmehr gegen seine Leitung stets nachgiebig gewesen zu sein. Es ging auch im Anfang recht in die Kreuz und Quer. Als es ihm nun selbst etwas weit aussah mit dem richtigen Finden, bat er wiederholt dringend, daß ich doch ja recht scharf an den Versteckplatz denken möchte, was ich auch nach besten Kräften that. Mit der Preyer'schen Erklärung schon vor ihrer ausführlichen Broschüredarlegung im Kopfe, hielt ich das mehr für Gaukelspiel, das zu dem Zwecke vorgespiegelt würde, meine Aufmerksamkeit mehr von der unabsichtlichen Zulassung des unwillkürlichen Führens abzulenken. Allerdings vor der betreffenden Person, in deren Gewandung der kleine Gegenstand verborgen war, angelangt, hörte ich mit etwaigem ungewollten Führen vermuthlich auf und hätte es höchstens noch wider Willen statt mit der Ortsveränderung des gesammten Körpers nur mit der Hand fortsetzen können.

Nun aber erklärt du Prel, daß Preyer's Erklärung aus dem Grunde ganz unzulänglich sei, weil die Gedankenübertragung gar nicht wesentlich von einer körperlichen Berührung der beiden betheiligten Personen abhänge. Er trägt Eulen nach Athen, wenn er auf den ersten fünfzig Seiten seines Buches zahlreiche selbst angestellte Versuche mittheilt, in denen Gedankenübertragung unter sicherem Ausschluß jedes Betruges ohne körperlichen Contact der beiden Versuchspersonen auf das schlagendste erfolgt sei. Denn alle dort aufgeführten Fälle von „Gedankenlesen" kommen einem in hypnotisirten Zustand versetzten „Frl. Lina" zu, und daß in diesem Zustande Vorstellungen und Willensbefehle seitens des Hypnotiseurs ohne anscheinende physische Vermittelung zugeschoben (suggerirt) werden können, das ist seit dem Auftreten Hansen's (1879) durch zahlreiche strengwissenschaftliche Versuche namentlich französischer Forscher eine ganz unumstößliche Thatsache geworden.*) Uebrigens hat du Prel persönlich ganz recht daran gethan, wenn er, der frühere begeisterte Anhänger der „Philosophie des Unbewußten", welcher seit seiner „Philosophie der Mystik" (1885) in's Lager des „Occultismus"**) übergegangen ist, nun auch alle irgendwie in dieses Gebiet einschlägige Experimente selbst wiederholentlich und nach vielen Richtungen durchgemacht hat, und ein hohes Interesse seiner Mittheilungen über hypnotische Gedankenübertragung besteht doch für diejenigen, welche in dieser Beziehung noch neuer bestätigender Thatsachen bedürfen. Angesichts der Fälle des „Gedankenlesens" aber, von denen wir mit ihm ausgegangen sind, erhebt sich gegen ihn der Einwurf, daß, wenn Preyer das Moment der Berührung der Versuchsperson zum entscheidenden macht und ein „Gedankenlesen" ohne solche Berührung seiner Erklärung nicht unterlegt, du Prel mit dem hypnotisirten Zustand des Virtuosen eine ganz neue Bedingung für das Zustandekommen des „Gedankenlesens" einführt, welche ihrerseits bei den Vorstellungen Cumberland's, Bissop's u. A. nicht erfüllt war; denn wenn man nicht etwa ohne Noth mit E. v. Hartmann's geistreich aufgestelltem Begriff des „larvirten" Somnambulismus*) operiren will, so war an einem Cumberland ꝛc. bei dessen Versuchen von einer Veränderung des normalen „tagwachen" Zustandes nichts zu spüren. Aber möchte nun auch Preyer's Hypothese für die Cumberland'schen Experimente die Hauptsache getroffen haben, so leistet sie doch nichts für die Erklärung der viel inhaltsreicheren Gedankenübertragungen im hypnotisirten Zustand und ist andererseits du Prel's Erklärung dieser letzteren so geistvoll und — ich muß es gestehen — überzeugend, daß ich mir sie zum Thema dieses Aufsatzes genommen habe. Auch ist sie, so viel ich weiß, neu und du Prel's volles Eigenthum, als welches er auch selber den Eindruck macht sie einzuführen.

Diese du Prel'sche Erklärung läßt sich in Kürze folgendermaßen zusammenfassen. Gedanken„lesen" ist ein unpassender Ausdruck, weil die thätige Person der Hypnotiseur ist und die hypnotisirte Person eben in den Zustand möglichster Empfänglichkeit für die Aufnahme fremder Vorstellungen bei möglichster Depression eigener Vorstellungsbildung versetzt ist. Gedanken„übertragung" muß also das Stichwort des Problems lauten, daß sie stattfindet, wird durch die Thatsachen ganz unleugbar gemacht. Dennoch bleibt sie als etwa unvermittelt ganz undenkbar. Fremde Gedanken können uns der Erfahrung zufolge nur durch sinnliche Vermittelung (hauptsächlich Wort, Schrift und Bild) zugeführt werden, und dieser allgemeinen Erfahrung schließt sich auch das Urtheil des Denkens an, daß es unbegreiflich sein würde, wenn ein fremder Gedanke bloß dadurch, daß er als solcher da ist, die zureichende Causalität in sich tragen könnte, mein eigener Gedanke zu werden. Nun ist aber ein Gedanke nicht nur ein ideales Gebilde der Psyche, sondern er hat auch die andere Seite, daß er ein realer Vorgang im Gehirn ist, eine Molecularbewegung in diesem Organ, sei es — worauf es hier nicht ankommt — daß diese, nach Auffassung der Materialisten, die Ursache der subjectiven idealen Seite des Gedankens ist, sei es, daß sie nur, nach Auffassung der Spiritualisten, als eine Begleiterscheinung angenommen werden muß. Als Molecularbewegung theilt sich der Gedanke für gewöhnlich nur bis zu den peripherischen Nervenenden der Person mit, in deren Gehirn die Bewegung vor sich geht. Unter der Voraussetzung der Hypnotisirung einer anderen Person nun aber muß angenommen werden, daß die Molecularbewegung im Gehirn des Hypnotiseurs die Grenzen des Nervensystems dieses letzteren überschreitet — doch das muß ja dann für immer angenommen werden — und sich bis zu dem Gehirn der hypnotisirten Person fortpflanzt. Dazu bedarf es aber eines Mittels (Mediums), durch welches die Fortpflanzung geschieht. Ein solches ist vorhanden im Aether, für dessen Atome der allgemein angenommenen Construction der Materie zufolge die Undurchdringlichkeit des Stoffes nicht gilt. Als Gedanke ist die Molecularbewegung nun nur im Gehirn des Hypnotiseur's, in dem Zwischenraum bis zu den Nervenenden der hypnotisirten Person ist er nur da als Aetherschwingung, auf die Nervenenden der letzteren treffend pflanzt sich diese nun fort in Gemäßheit der Gesetzmäßigkeit der hier wirksamen centripetalen Bewegung und verwandelt sich im Bewußtseinscentrum wieder in das, was sie subjectiv-ideal für dieses im Hypnotiseur war, in den inhaltsgleichen Gedanken. Du Prel beruft sich hier mit Recht auf den analogen Fall der Umwandelung der Schallwellen in Gehörempfindungen, der Aetherwellen in Lichtempfindungen, welche sich vollzieht mit Uebertritt des Bewegungsanstoßes aus dem physikalischen

*) Die Geisterhypothese des Spiritismus. Leipzig, W. Friedrich.

**) Eine zusammenfassende Darstellung dieser geheimwissenschaftlichen Systeme von Nettesheym bis Du Prel bietet Karl Kiesewetter's treffliche „Geschichte des neueren Occultismus", die soeben bei W. Friedrich in Leipzig erschienen ist.

*) Vgl. das interessante Buch: Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sog. Hellsehens, von Charles Richet. Deutsch von v. Schrenck-Notzing (Stuttgart, Ferd. Enke).

Digitized by Google

Medium in das Organ der erkennenden Subjectivität, überhaupt auf die Anpassung der Schwingungserscheinungen an das jeweilige Mittel ihrer Weiterpflanzung.

Die Thatsache der Möglichkeit von Gedankenübertragung außerhalb der normalen Vermittelung durch Auge oder Ohr (oder die leicht denkbare durch den gröberen Tastsinn) steht in dem Umfange und unter den Bedingungen, welche du Prel angibt, fest, eine naturwissenschaftliche Erklärung muß gesucht werden. Die du Prel'sche hat, wie gesagt, für mich etwas recht Einleuchtendes, und man wird sich, denke ich, an sie halten können, wenn nicht etwa noch eine überzeugendere beigebracht wird.

Die Vorgeschichte der Mythen.

Von Wilh. Bolin.

Von der Hand eines begabten Dichters und Erzählers wurde die deutsche Wissenschaft kürzlich mit einem Werk von hervorragender Bedeutung beschenkt. Wie sein Landsmann und ehemaliger Berufsgenosse Ludwig Uhland, hat auch Ludwig Laistner das Gebiet der Sagenforschung angebaut und die wichtigen Ergebnisse dieser über einen Schatz gediegener Kenntnisse verfügenden Thätigkeit in einem zweibändigen Werke niedergelegt, das die Beachtung außerhalb des speziellen Fachkreises gar wohl verdient.

„Das Räthsel der Sphinx" betitelt, entwickelt es die Grundzüge einer Mythengeschichte,*) wodurch eine Menge diesem Forschungsbereich angehörender Probleme eine bisher vergeblich gesuchte einfache Lösung finden und die Mythologie selbst auf festen Grund gebracht wird mit der Anwartschaft auf den Rang einer wirklichen, der subjectiven Willkür enthobenen Wissenschaft. Allerdings hat ihm der emsigste Forscherfleiß zahlloser Vorgänger den Weg hierzu geebnet; aber die richtige, endgültige Lösung wird Ludwig Laistner als sein Verdienst beanspruchen dürfen.

Es hat bisher als ausgemachte Thatsache gegolten, daß allen Mythen, wie solche namentlich den religiösen Vorstellungen angehören, Naturvorgänge zu Grunde lägen. Bei einer großen Zahl der bekannteren Mythen ist dies auch unzweifelhaft der Fall, zumal die Bezüge auf gewisse Naturerscheinungen mit unverkennbarer Deutlichkeit hervortreten. Trifft dies auch bei vielen Mythen zu, so steht damit aber noch keineswegs fest, daß alle Mythen durchweg Naturmythen seien, wenn auch Naturerscheinungen auf mannigfache Weise darin als mitwirkend vorkommen. So viel Scharfsinn und Mühe darauf verwendet worden ist, bemerkt der Autor, Naturbezüge in der mythischen Ueberlieferung aufzufinden und als eigentlichen Kern der Mythen zu erweisen, so wenig hat man sich um die naheligende Frage gekümmert: ob nicht im Mythus selbst ein Eigenzeugniß sich entdecken ließe, welches sicherer als die Muthmaßung eines Gebildeten über die Eindrücke der Naturvorgänge auf ein menschliches Gemüth der Urzeit die Vorbedingungen der ältesten Mythenbildung offenbarte. In der verwirrenden Menge des Stoffes und im Widerstreit der Meinungen wäre damit ein fester Punkt, ein zuverlässiger Anhalt gewonnen. Einen solchen Vortheil hat Laistner in der Thatsache entdeckt, daß eine Menge von Sagen und Mythen, die bisher durch willkürliche Beziehung auf äußere Naturbegebenheiten eine nur gezwungene und vorwiegend dem heutigen Bewußtsein zusagende Deutung gefunden, sich alle in einfachster Weise auf den Typus derjenigen subjectiven Erscheinung zurückführen lassen, welche als Alpdruck, Mahrtenqual, Drude oder Trude allgemein bekannt ist. Dieser eigenthümliche Vorgang wird vom Volksglauben der Einwirkung sogenannter Elementargeister zugeschrieben, die in der Luft, im Wasser, im Haus und auf dem Felde, in Berg und Wald, Haide und Ackerland, auf und unter der Erde ihr Wesen treiben und beiläufig auch die Menschenkinder mit jenen Traumqualen heimsuchen. Man hat das Verhältniß von Ursache und Wirkung einfach umzukehren, so ist das Räthsel erschlossen: auf die so gearteten Traumerlebnisse, deren Lebhaftigkeit die der gewöhnlichen Traumbilder weitaus überragt, so daß der erwachte Schläfer fest überzeugt ist, nicht bloß geträumt zu haben, gründet sich der lebendige Glaube an die Mythenwelt, deren Gestalten und Aeußerungsweisen mit Hilfe der schaffenden Phantasie auf verschiedene Naturvorgänge bezogen und dem Gemüthe faßlich gemacht werden.

Nicht sämmtliche Mythen also sind als dem Mahrten- oder Alptraum entsprungen zu erkennen; es handelt sich lediglich um das gute Recht des von Laistner neu gefundenen Gesichtspunktes, den Traum- und Alpsagen neben den Gewittersagen, Windmythen, Nebelsagen und anderen dergleichen eine eigene Bedeutung einzuräumen. Eine große Anzahl von Sagen und Mythen, deren Sinn man bisher durch mehr oder weniger weithergeholte Deutung zu erschließen gesucht, hat man genau ihrem Wortsinne nach als das zu nehmen, wofür sie sich geben: als Alpsagen und Mahrmythen. An diese schließt sich mit genau nachweisbaren Uebergängen und Vermittelungen eine solche Fülle von Sagen, Märchen und Mythen verschiedenster Art, daß man nur die Spuren des Alps und der Mahrte durch alle Gebiete der Mythologie zu verfolgen braucht, um die Grenzscheide zwischen Alp- und Naturmythus ganz von selbst hervortreten zu sehen.

Man hat bisher dem Alp, belehrt uns Laistner, nur ein bescheidenes Eckchen gegönnt. Je nach dem mythologischen Standpunkt sagte man, den Gewitterwesen oder Sturmgeistern oder Vegetationsdämonen habe das Volk unter Anderem auch die Erscheinungen des sogenannten Alpdrückens zugeschrieben. Erwägt man aber, in welcher greifbaren Deutlichkeit und leibhaften Nähe heute wie vor Jahrtausenden jeder Alptraum den Grausen und Lust bringenden Dämon den Sinnen darstellt, so daß es oft schwer fällt sich zu überzeugen, die Visionen seien keine realen, so leuchtet ein, wie grundlos jene Zurücksetzung sei. Flammt der Blitz und rollt der Donner, heult der Sturm und wimmert die Windsbraut, so mag die Phantasie ohne allzu große Anstrengung die wirkende Ursache dieser Erscheinungen als einen Urheber nach Menschenweise sich vorstellen. Allein wie viele Menschen haben Phantasie, solche Phantasie, der dieses Bild eines Urhebers lebendig wird? — Mag der Uebergang von der Wirkung zum Urheber noch so intuitiv vollzogen werden, ein Schlußverfahren liegt immer zu Grunde; sei endlich die Illusion noch so lebhaft, so wird sie nur in den allerseltensten Ausnahmefällen eine Energie erreichen, wie sie in der unmittelbaren Wirklichkeit des Alptraums ohne jede Schlußfolgerung dem phantasielosesten Gemüth mühelos, ja wider Willen sich kundgibt. Jene Naturdämonen und Elementargeister stellt man bestenfalls vor, den Alp sieht man, tastet man, hält man in Händen. Er ist freilich nur ein Kind der Traumphantasie; aber in ihrem Jugendalter war es der Menschheit nicht so leicht wie uns — die es doch auch nicht immer fertig bringen — die Erlebnisse des wachen Zustandes und des Schlafes auseinander zu halten. Nehmen wir hierzu, daß, wo viele Menschen im engen Raume gedrängt schlafen, die Alpvision sich besonders gern erzeugt, so muß der Alptraum in einer Zeit, da noch die Wand einer raucherfüllten Hütte die ganze Familie umschloß, etwas durchaus Gewöhnliches gewesen sein und von selbst typische Formen angenommen haben, die sich bei jedem Anlaß wiederholten und in ihrer Gesammtheit eine Traumwelt von nicht minderer Realität darstellten als die Welt der wachen Sinne. Des Alps war der Mensch so gewiß wie seiner eigenen Glieder, seine rauhe Zunge fühlte er stickend in seinem eigenen Munde; sein Gebahren kannte er wie das seiner Nebenmenschen, ganz reflexionslos, aus der Anschauung. Erst indem er sich die Frage vorlegte, wo die ihn heimsuchenden Wesen zu Hause seien, begann das logische Geschäft der Schlußfolgerung: er verwies sie hinaus in Feld und Wald, sah ihre Wirkungen in der Bewegung der Luft, im Wachsthum der Pflanzen, ihren Zorn und ihre Kämpfe im Gewitter. Hieß es bisher, die Naturdämonen hätten die Alpfunction übernommen, so läßt sich wohl mit größerem Recht vermuthen,

*) Berlin, Wilh. Hertz.

Digitized by Google

dem Alp seien vielmehr die Naturfunctionen zugewachsen, Mahrten habe es gegeben, bevor es Götter gab, ja die Alpe oder Elbe seien die ältesten Götter.

Wem diese glänzende Beweisführung des Autors einleuchtet, der wird auch seiner Behauptung beipflichten, daß die übermenschliche, jenseitige Welt, in welche uns die Mythologie Einblick gewährt, kein Phantasiegebilde sei, das sich der Mensch dichtete, weil das Wolkenzelt oder der Sternhimmel seine Neugier und seine staunende Andacht erregte, weil das Sausen des Windes, die Schauer des Waldes, der Nacht, der Einsamkeit zu seinem Gemüthe sprachen, das Räthsel des Todes ihm vom Herzen auf zu Kopfe stieg. Richtig verstanden zeigt sich auch jene Welt als eine von sinnfälligster Wirklichkeit, jedoch nicht dem offenen, nur dem geschlossenen Auge sichtbar; ihren Anblick kann man nicht willkürlich aufsuchen, aber sie erschließt sich dem Sterblichen aus freien Stücken, kommt zu ihm in der Nacht, senkt sich auf ihn herab im Traume. Erwägen wir, so hebt der Verfasser mit Recht hervor, wie innig Dichtung und Mythus zusammenhängen, so kommen wir an die überraschende Thatsache, daß der erste Keim zu diesen hochwichtigen Lebensäußerungen der Menschheit nicht in einem Thun des wachen Geistes sich regte, sondern im Schlafe, daß als eigentliche älteste Lehrmeisterin der productiven Phantasie nicht die Lebenserfahrung, sondern die Traumphantasie anzusehen sei; und die vielgebrauchten Redensarten von Dichterträumen oder von göttlicher Offenbarung im Traume gewinnen eine ungeahnte historische Bedeutung für der Menschheit ersten Geistesgang, den sie in Schlafes Armen begann.

Bei unserer Darlegung des Grundgedankens von Laistner's tiefbedeutendem Werk durften wir ihm selbst das Wort überlassen. Eine Wiedergabe seines fruchtbaren Verfahrens mit den von ihm untersuchten Mythen kann hier nur andeutungsweise stattfinden. Immerhin dürfte auch das für eine allgemeine Würdigung seiner großartigen Ergebnisse genügen.

Laistner hat die Sphinxsage zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung genommen, weil sie in überzeugendster Weise die Richtigkeit seiner Entdeckung von der Bedeutung des Alptraumes bestätigt, indem sie nicht nur als auf dem entsprechenden realen Vorgang beruhend sich erweist und zugleich das Gepräge freidichtender Umgestaltung trägt, sondern auch die mannigfachsten Bezüge zu anderen Mythenstoffen enthält und dadurch zu Vergleichen und Rückschlüssen auf die Entstehung und Weiterentwickelung von Mythen die reichhaltigste Gelegenheit bietet. Ihr Räthsel setzt sich unvermerkt in das der Fabelwelt überhaupt um, bemerkt der Autor: die Gestalten des heutigen, des nord- und südeuropäischen Volksglaubens drängen sich eine um die andere heran und geben über ihre Herkunft, Verwandtschaft und Natur bereitwillig Auskunft, ja schließlich steigen die Götter vom Olymp herab, um ihre Jugendgeschichte zu erzählen.

Und das Alles ließe sich auf das seinem Grundcharakter nach ziemlich einförmige Schema des Alptraumes zurückführen? — Es ist damit wie mit den Vorgängen im Kaleidoskop. Man denke nur, eine wie geringe Zahl buntfarbiger Glasscherben und Flitter in dem kleineren Glasbehälter genügt, um die mannigfaltigsten Gestalten in reichhaltigstem Farbenwechsel, wie sie geschmackvoller und anmuthiger kein Zeichner ersinnen könnte, auf die winkelrecht gegen einander geneigten Spiegelflächen des Sechcylinders hinzuzaubern. Genau so verhält es sich mit den in der Mythenentwickelung tausendfältig gespiegelten einzelnen Bestandtheilen des Alptraumes.

Unter Laistner's kundigen Führung durchstreift der Leser das weite Gebiet der Alp- oder Mahrtensagen, und so zeigen sich ihm, in rückwärtiger Richtung aufgefaßt, die wohlbekannten Sagenstoffe der germanischen und hellenischen Mythenwelt. Es treten an ihn heran Frau Holle und der Kaiser im Kiffhäuser, die Schlangenjungfrau und die Schwanprinzessin, der gestiefelte Kater und die wilde Jagd, Hans und Grete und der kleine Däumling mit Rumpelstilzchen, Lenore und Hans Heiling, Melusine und Lohengrin, und sogar der fromme Fridolin und die ketzerische Braut von Korinth. Aus der Griechenwelt begrüßen ihn, außer dem Sphinxbezwinger Oidipos, der dem Odysseus erliegende Polyphem und die unholden Cyklopen, Pelops und die Parzen, Hera und Jason, Ixion und die Danaiden, Herakles und Medea, Pan und Hermes, Demeter und Persephone, Artemis und Dionysos, Aphrodite und Ares, Apollon mit Poseidon und Athene. Aufschluß erhält er über Nektar und Ambrosia und das glückliche Land der Phäaken, über Thetis und Peleus nebst Achill, über die Weltalter des Hesiod und die Bedeutung des Siebengestirns, über Ganymedes und Hebe, und ebenso über den Sinn der von Jedem im Munde geführten Redensarten vom Damoklesschwert, von der Katze im Sack und gar vom Engel, der durch's Zimmer fliegt. Auch Volksbräuche, wie sie bei verschiedenen Lebensereignissen und wichtigen Verrichtungen zähe eingehalten werden, angefangen von dem Eindrücken eines Kreuzzeichens in's Brod oder das Hineinthun gewisser Gewürze, bis zum sorgfältigen Aufbewahren der am Wege gefundenen Hufeisen und all' dergleichen, finden hier ihre wohlbegründete Erklärung. Eine Unzahl von Geistern zieht vorüber ohne zu schrecken, dem Ruf eines in seiner Kunst wohlbewanderten Meisters gehorchend und sich über ihre Herkunft und Entstehung genau ausweisend.

Keine geringe Belehrung also wird uns in diesem merkwürdigen Buch geboten. Belehrung sagen wir, nicht Unterhaltung, wenigstens nicht unmittelbar; denn es handelt sich um streng-wissenschaftliche Fragen. Wer aber Sinn dafür hat, findet die Mühe, die das Durchlesen der beiden Bände erfordert, reichlich belohnt, namentlich wenn, wie das bei der Mehrzahl der Gebildeten der Fall, der reichlich aufgespeicherte Vorrath an klassischen Kenntnissen in der Erinnerung hinzukommt, der nach der Schulzeit weniger zur Verwendung gelangte. Allen diesen Lesern können wir eine besondere Freude an den philologischen Erörterungen des Autors versprechen, wiewohl auch die Gesammtdarstellung des Gegenstandes selbst, von seiner psychologischen und culturhistorischen Seite her, hinlängliches Interesse bietet.

Für die Forschung als solche ist Laistner's Buch von einer nicht genug zu beherzigenden Bedeutung. Außer durch seine unmittelbaren Ergebnisse und die Fragen, deren Behandlung er sich selbst vorbehalten, macht es sich durch die Aufstellung einer Menge von Problemen geltend, zu deren richtiger Lösung es überaus werthvolles Material enthält. In solcher Hinsicht stehen für uns in erster Reihe die Ausblicke auf wichtige Einzelheiten der dem religiösen Gebiete angehörenden Mythengebilde, und nicht minder die entscheidenden Aufschlüsse über diejenigen geheimnißvollen Erscheinungen, die heutigen Tages von einer anmaßenden Wissenschaftelei zu Gunsten eines neu auflebenden Aberglaubens, wie er den Urzuständen unseres Geschlechts angehört, schnöde ausgebeutet werden.

Neue reproductive Kunstwerke.

Von Oscar Döring.

Seitdem das Pariser Haus Goupil mit seinen ausgezeichneten, unter streng behütetem Geheimniß hergestellten Photogravüren so außerordentliche Erfolge errungen hat, ist es das Bestreben nicht weniger deutscher Kunstverleger gewesen, durch Reproductionsweisen, welche der Goupil'schen sich nähern, mit dem französischen Kunsthandel in einen nach Möglichkeit erfolgreichen Wettstreit zu treten. Kein Zweifel, daß derselbe bis jetzt noch nicht zum Siege geführt hat. Es fehlt den deutschen Photogravüren noch manches von der Kraft und Geschmeidigkeit ihrer fremden Vorbilder, welche dem wechselnden Charakter der Originale in jedem Falle gerecht zu werden verstehen. Doch scheint es mir sicher, daß sich dies mit der Zeit ausgleichen werde. Verdienen doch schon jetzt die deutschen Erzeugnisse jenes Kunstgebietes nach meiner Meinung große Anerkennung und diejenigen entschiedene Ermuthigung, welche vermittelst ihrer den schwierigen Kampf gegen das Ausland wagen.

Es sei mir gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser auf zwei Blätter zu lenken, die mich zu vorstehender Betrachtung veranlaßten. Gleich den

Digitized by Google

weiterhin zu besprechenden Radirungen sind sie Erzeugnisse eines noch jungen Kunstverlages.*) Das eine ist nach einem Relief gearbeitet, das sich im Prado zu Madrid befindet. Zum Gegenstande hat es die altrömische Sage von der Tochter des Königs Servius Tullius, welche über den Leichnam ihres Vaters hinwegfuhr. Auf dem Wagen stehend ist sie nur erfüllt von dem Gedanken jetzt die Gattin eines Königs zu sein. Keinen Blick hat sie für den entseelt unter den Hufen der Rosse liegenden greisen Vater und mit lautem Zurufe befiehlt sie dem erschrocken sich umdrehenden Wagenlenker das Gefährt weiter zu lenken. So erzählt die Ueberlieferung und fügt hinzu, die Gasse, wo die That geschehen, habe seitdem vicus sceleratus, die Gasse des Frevels geheißen. Der Erzählung getreu hat der Künstler sein Werk gestaltet. Das Volk im Hintergrunde sieht den Gräuel mit Abscheu und Entsetzen. Die Haltung der Menge hat etwas studirtes an sich, das mich an die Aufstellungen der Meininger Statisten erinnert. Es fehlt nicht an emporgereckten oder vor das Antlitz gehaltenen Armen, deren Bewegungen hart sind. Auch die Wendung des Körpers bei dem Wagenlenker hat etwas Gewaltsames. Die Hauptwirkung des Bildes liegt in der vortrefflich modellirten Gestalt der Tullia, deren herrschsüchtiges Wesen und grausame Selbstsucht in Mienen und Geberden sprechend charakterisirt ist. Die mannigfachen Härten des Reliefs sind in der Photogravüre getreu zum Ausdrucke gekommen, so daß der Beschauer eine zuverlässige Vorstellung von dem Kunstwerke erhält. Verfertigt ist dieses von A. Querol, einem in Rom lebenden Künstler, der sich bereits wiederholt hervorgethan hat, was durch Verleihung einer Pariser Medaille anerkannt worden ist. Bedenkt man die erheblichen Schwierigkeiten, welche sich dem Wunsche gerade des Bildhauers entgegenstellen, seine Scenen verständlich zu machen, so wird man jene Auszeichnung auch in Bezug auf die in Rede stehende Darstellung gerechtfertigt finden. Das technische Können Querols wird durch unser Relief ebenso bestätigt, wie sein wenigstens theilweise richtiges künstlerisches Denken, das ihn veranlaßte, nicht den durch die Tochter verstümmelten Körper des Vaters, sondern ihn noch unversehrt im letzten Momente vor der Gräuelthat darzustellen. Gleichwohl leidet das Werk an einem innerlichen Grundfehler. Ein in vieler Bezkehung waghalsiger Gedankensprung führt mich dazu, an den farnesischen Stier zu erinnern. Der Vorgang dort ist unstreitbar ein ähnlicher wie hier. Nicht minder entsprechend die bereits gelobte zeitliche Einrichtung der Composition. Der innere Unterschied zwischen beiden Werken aber beruht darin, daß die Antike eine eigentlich tragische Wirkung hat, indem sie die übertriebene Bestrafung einer entschuldbaren Schuldigen schildert, während das moderne Werk durch das unschuldige Leiden eines hilflosen Greises einen entsetzlichen, verstimmenden Eindruck hinterläßt. Mögen Ueberlegungen solcher Art vielleicht auch unseren Künstlern veraltet und entbehrlich scheinen, für die Wirkung, Werthbeurtheilung und Dauer der Kunstwerke wäre es doch besser, man erinnerte sich der alten Regeln zur rechten Zeit.

Die zweite Photogravüre, auf welche ich hinweisen möchte, ist angefertigt nach einem Gemälde von Palmaroli, einem etwa sechzigjährigen Künstler, Director der spanischen Academie zu Rom. Während die bisher von ihm geschaffenen Kunstwerke zumeist Zeugnisse der noch ungetrübten Lebenslust ihres Meisters abgaben, hat Palmaroli sich diesmal an einem ernsteren Gegenstande versucht. Es handelt sich um eine antike Scene. Vor einem im Schatten eines heiligen Haines dampfenden Altar, hinter welchem ein Athenebild aufragt, und an dem die stolze Gestalt einer bekränzten Priesterin Dienste thut, ist eine jugendliche Mutter in die Knie gesunken und hält mit den ausgestreckten Armen ihr erstgeborenes Knäblein der Göttin der Weisheit und Tapferkeit entgegen, sein Leben in ihren Schutz befehlend. Drei hinter der jungen Mutter das Gnadenbild verehrende Frauen, welche in großen Krügen ihre Spenden für die Göttin mitgebracht haben, sind Zeuginnen des weihevollen Vorganges. Die Composition ist durchaus klar, die Figuren edel aufgefaßt und durchgeführt, die Landschaft von klassischer Ruhe und Schönheit. Vor Querol's Tullia hat dies Bild den Vorzug, für das offene Auge des Gebildeten ohne weitere Erläuterung verständlich zu sein; vor jenen beliebten Werken, deren Personen in antikes Gewand gekleidet sind, damit die Flachheit der Handlung dadurch vertuscht werde, zeichnet sich Palmaroli's Schöpfung insofern aus, als sie einen menschlich bedeutenden und in Wahrheit antiken Gegenstand bietet. Sollte ich noch einen, freilich unerfüllbaren Wunsch aussprechen, in den ich keinen Tadel zu legen beabsichtige, so wäre es der, Querol's Relief und Palmaroli's Gemälde hätten ihre Art mit einander getauscht. Letzteres ist vielmehr reliefartig componirt; ersteres wirkt durch die räumliche Vertiefung der Composition in erster Linie malerisch, wogegen sich die Reliefkunst maßgeblicher Kunstepochen im Allgemeinen abgeneigt erweist. Was die Beschaffenheit der Photogravüre betrifft, durch die uns das Palmaroli'sche Werk bekannt gemacht wird, so ist dieselbe unbedingt zu rühmen. Sie ist in schönem warmem Braun gehalten, und einzelne Wirkungen, wie namentlich die eines fern erglänzenden Wasserspiegels sind zu vorzüglicher Vollendung gediehen.

*) Jacques Casper. Berlin W., Behrenstr. 14.

Mit nicht geringerem Glück wie auf dem Gebiete dieser Technik ist der oben genannte Verlag bemüht, auf demjenigen des Kupferstiches bedeutende Leistungen zu fördern. Ich brauche nicht auseinanderzusetzen, daß hierin ein größeres Verdienst zu erblicken ist. Finden doch die Künstler, welche sich der schwierigen Aufgabe widmen, Werke großer Meister nachzubilden, dabei reiche Gelegenheit zu äußerer und innerer Schulung, zur Uebung in Geduld, Entsagung und sorgfältiger Selbstbeurtheilung. Wer die vielen traurigen Erzeugnisse genial thuender, in Wirklichkeit unfähiger Radirer kennt, der mag ermessen, welche Bedeutung eine solche Anregung von berufener Seite haben kann. Daß nach der langen Zeit der Muße, während welcher untergeordnete Arten der graphischen Künste die Herrschaft behaupteten, die Kupferradirung nicht ohne weiteres wieder auf der alten Höhe stehen kann, ist klar. Immerhin ist das Erreichte, wie wir es in nicht wenigen Werken des Casper'schen Kunstsalons vor uns sehen, ein erfreulicher Beweis des Fortschreitens. Um, wie schon bei den Photogravüren, von der Menge des Vorhandenen nur das Neueste herauszugreifen, erwähne ich zunächst zwei Blätter mit landschaftlichen Darstellungen. Die Originale stammen von dem genialen Pinsel Jean Baptiste Corot's, des ausgezeichneten Mitbegründers der modernen französischen Landschaftsmalerei. Das eine Blatt nennt sich „Fähre bei Sonnenuntergang", das andere führt den Titel „Am Waldesrand". Das erstere folgt mehr dem allgemeinen Zuge der Corot'schen Kunst, welche, wie bekannt, die Nachfolge der niederländischen Landschaftsmalerei antrat; es sieht daher ein wenig erdacht aus, während das zweite Werk einen mehr naturwahren Eindruck macht. Gleichwohl gebe ich der „Fähre" den Vorzug. Die Composition ist kühner und kräftiger, die Schattenwirkung in den Baumpartien von großartigerer Wirkung. Die auf der Wasserfläche spiegelnden Reflexe der im Erlöschen begriffenen Abenddämmerung gereichen überdies dem Bilde zu besonderer Zierde. „Am Waldesrand" ist mit weniger starken Mitteln gearbeitet, im Ganzen mehr auf den Eindruck des Ruhigen, Idyllischen gerichtet. Der Maler hat seinen Standpunkt in ziemlicher Entfernung von dem Orte der Darstellung genommen und malt daher die Gegenstände dem hierdurch gewonnenen mehr allgemeinen Eindrucke gemäß. Die Folge ist, daß er dem Einzelnen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Das Laub der Bäume erscheint in geballten Massen, die Figuren mehrerer Frauen, die an einem Brunnen versammelt sind, bleiben zu undeutlich, als daß man sich über ihre Beschäftigung oder auch nur über ihre Gestalt klar zu werden vermöchte. Diese Art der Auffassung herrscht auch bei der „Fähre", ist aber dort wegen der verschleiernden Abenddämmerung besser motivirt als hier, wo alles vom hellen Lichte des Tages umwoben ist. Nicht unterlassen will ich hervorzuheben, daß das Spiel der durch das Geäst flammenden Sonnenblicke auf dem moosigen Boden von größter Schönheit ist. Der Berliner Radirer Krostewitz ist derjenige, welcher die Nachbildung der Corot'schen Landschaften gewagt hat. Daß ihm das Unternehmen gelungen ist, kann Niemand bestreiten. Die Blätter reihen sich würdig denjenigen an, welche er früher gleichfalls im Auftrage des Casper'schen Verlages nach Diaz, Jules Dupré u. A. angefertigt hat. Was ich an ihm im Allgemeinen auszusetzen finde, ist eine gewisse Befangenheit, welche ihn hindert sich nöthigenfalls zum Erklärer oder Verbesserer der ihm vorliegenden Werke zu machen. Allzusehr fühlt er sich nur als Nachbildner, nicht als den freien Künstler, der der Kupferstecher unstreitig sein und bleiben muß, und bei Landschaftsstücken auch ohne Schwierigkeit bleiben kann. Wesentlich schwieriger ist die Lage desjenigen

Digitized by Google

Kupferstechers, welcher die Reproduction von monumental wirkenden Gemälden unternimmt. Da gilt in erster Linie die Verpflichtung, sich zu bescheiden; kann doch die geringste Freiheit, die man sich erlaubt, das Werk verunstalten, ihm mindestens ein fremdes Antlitz verleihen, und den Beschauer zu ungünstiger Beurtheilung der Fähigkeiten des Kupferstechers veranlassen. Diesen Gefahren glücklich entronnen zu sein, ist das Verdienst des Berliners Horte, welcher für den Casper'schen Kunstsalon eine vortreffliche, in den Größenverhältnissen über das gewöhnliche Maß hinausgehende Radirung geliefert hat. Dieselbe ist benannt „Columbus verhöhnt vor dem Rathe von Salamanca".*) Das dem Stich zu Grunde liegende Gemälde befindet sich im Palazzo Orsini zu Genua, woselbst es in einer dem bedeutenden Gegenstande angemessenen Größe von Nicolò Barabino ausgeführt ist. Dieser Künstler, Professor an der Florentiner Academie, behandelt mit Vorliebe solche Gegenstände der Geschichte, welche außer durch ihre allgemeine Erheblichkeit vermöge der Tragik der mit den Ereignissen verbunden gewesenen psychologischen Vorgänge zu fesseln im Stande sind. So hat er außer dem Columbus einen Galilei gemalt, der seinen Quälern das Wort voll Heldenmuth zuruft: Eppur si muove; so malte er den in Sinnen versunkenen Archimedes, dessen Verhängniß sich naht in der Gestalt des römischen Soldaten, welcher mit gezückter Waffe in die Behausung des greisen Denkers eindringt. Allenthalben hat Barabino bewiesen, in wie außergewöhnlicher Art er befähigt ist, das Seelenleben der verschiedenartigsten Individualitäten zu beobachten und zu überzeugender, hinreißender Anschauung zu bringen. Der Columbus ist vielleicht der vorzüglichste Beweis dafür. Man kann nichts interessanteres sehen, als die Seelenmalerei in diesem Bilde. Im Rathhaussaale etwas zur Rechten im Vordergrunde sitzt der Held des Vorganges. Er ist gekommen, um die Cleriker des Rathes von Salamanca für seine die Welt umspannenden Pläne zu gewinnen. Karten und Entwürfe hat er vor ihnen ausgebreitet, seine ganze Beredtsamkeit aufgewendet. Alles vergebens. Jetzt, von allen verlassen, sitzt er da, starr vor sich hinblickend, Gram und Verachtung seine zitternden Mienen durchwühlend. Man hat ihn abgewiesen als einen Verrückten, die Sitzung aufgehoben. Die Versammlung zerstreut sich, die meisten haben sich bereits im Hintergrunde des wappengeschmückten Rathssaales zu anderen Berathungen niedergelassen, einige sind eben lachend im Fortgehen begriffen. Unter diesen ein junger Mönch, die zweite Hauptfigur des Bildes. Er repräsentirt gewissermaßen all' den Spott und Hohn, mit dem der unglückliche Denker überschüttet worden ist. Ganz von vorn sich zeigend wendet er den Kopf noch ein letztes Mal nach jenem um, mit einem Lächeln halb mitleidig, halb belustigt, im vollen Gefühle seiner eigenen Ueberlegenheit. Es würde zu weit führen, die übrigen Figuren im Einzelnen beschreiben zu wollen; sie alle sind erfüllt mit wirklichem Leben und bieten sich wie sie sind, des Beschauers unbewußt und frei von jeder beabsichtigten, theatralischen Art. Im Gegentheil, der Künstler ist sich voll bewußt geblieben, daß ein Gegenstand von dieser ungeheuren weltgeschichtlichen Bedeutung eine monumentale Behandlung verlangt, und hat trotz aller dargestellten Seelenerregung dem Ganzen eine kühle, zur Besonnenheit und ernsthaften Ueberlegung nöthigende Ruhe verliehen. Alle diese angedeuteten inneren und äußeren Vorzüge des Originals sind unverkürzt in Horte's Kupferstich übergegangen. Und das ist wohl alles in wenigen Worten, was ich zum Lobe des Blattes sagen kann. Horte hat im vorigen Jahre den Berliner Menzelpreis errungen, nicht zum Wenigsten in Anerkennung der Vortrefflichkeit der damals noch unvollendeten Columbus-Platte.

Schildert Barabino bedeutende Menschen in starken Seelenbewegungen, so malt der Italiener Morelli die Seele selber. Der weibliche Körper, den er ihr gibt, ist die Hülle, welche ihr Sichtbarkeit verleiht. Tiefe, schwärmerische Frömmigkeit ist ihre Art. Von der Welt abgelöst erhebt sie sich verzückt in wolkige Himmelsräume, schwebt empor mit wallenden Gewändern zur Höhe, vor deren Glanze sie ahnungsvoll und wonnig die Augen schließt. Ein Kind mit schleierhaft räthselvollen Blicken trägt das Weib in ihrem mütterlichen Arm, um es vom irdischen Staube der klaren Heimath entgegenzuführen. Der Künstler, welcher dieses Gemälde erschaffen, Domenico Morelli, ist bei uns bisher nur wenig bekannt, wiewohl er bereits in vorgerückten Jahren steht; sein Wohnsitz ist Neapel. Von seinen Gemälden, welche tiefes Studium der altitalienischen Meister beweisen, ist besonders eine Versuchung des hl. Antonius hervorzuheben, welche dem Maler die Auszeichnung einer großen goldenen Medaille eingetragen hat. Die eben beschriebene „Ekstase" ist in Radirung nachgebildet von Forberg in Düsseldorf. Es ist ein vortreffliches Blatt, welches er geliefert hat, voll von Feinheiten, und wenn auch gesagt werden muß, daß sie mit dem Original nicht auf gleicher Stufe steht, dessen zarten Schmelz stellenweise abstreift, das Abstracte concret macht, so ist dies kein Vorwurf, der Forberg allein trifft. Nach Morelli's eigenem Ausspruche ist bisher noch kein Bild von ihm in vollkommen ebenbürtiger Weise nachgestochen worden. Mir scheint es zweifelhaft, ob für die beiden zuletzt besprochenen Bilder die Nachbildung durch die Radirnadel die richtigste und würdigste war. Werke wie diese vertragen nach meinem Gefühl nur zweierlei: entweder in der absolut zuverlässigen Photogravüre abgebildet oder in feierlich-kostbarem, monumental wirkendem Linienstich nachgeschaffen zu werden.

Die Verdienste des mehrfach genannten Verlages um die Herstellung und Verbreitung vorzüglicher reproductiver Kunstwerke können nur anerkannt werden. Doch meine ich, daß, wenn man sich einmal so hohe Ziele gesteckt hat, man kein Bedenken tragen sollte, auch zu dem höchsten weiterzuschreiten. Das wäre die Herstellung hervorragender Grabstichelblätter, dieser vornehmsten Erzeugnisse der Kupferstecherkunst. Sie sind kostspielig und ihr Publikum nicht groß. Aber am Ende unterscheiden sie sich in beiden Dingen nicht allzusehr von den Radirungen der besten Art, und der Verlag, welcher in solcher Weise productiv wäre, verdiente den Ruhm, eine wirklich führende Rolle übernommen zu haben. Gleichwohl würde er immer nur in zweiter Linie Beachtung finden, so lange er allein die nachbildende, nicht die selbständige Thätigkeit beförderte. Mit dem Schaffen ist der Kunst zuerst gedient, viel später erst mit dem Nachschaffen. Noch viel von dem Felde, auf welchem sich ernten ließe, liegt brach. Die Originalradirung ist trotz einiger Versuche, sie wieder zu erwecken, gegenwärtig noch höchst unentwickelt. An ihr könnte man Großes erreichen, Verlorenes wieder erwerben. Warum sollte es nicht Künstler geben, die nur auf die neue Bahn gebracht werden müßten, um Bedeutendes zu leisten? Der leider zu früh verstorbene Stauffer hat sich als einer dergleichen bewiesen. Klinger's absurde Blätter enthalten stecherische Feinheiten, die der besten alten Meister würdig sind. Von Menzel will ich nicht reden; wer mag sich mit ihm messen? Sollten aber jene und ein paar andere wohl die einzigen Modernen sein, die auf dem Gebiete des Kupferstiches etwas selbständiges zu leisten im Stande gewesen sind? Das wäre ein wahrhaft verdienstliches Werk für einen Verlag, der sich zu einer höheren Stellung berufen fühlt, hier befruchtend zu wirken, und die Kunst des Kupferstiches nicht bloß von außen, sondern von innen neu zu beleben.

*) Gegenwärtig befindet sich ein ausgezeichneter Probedruck in der internationalen Kunstausstellung zu Berlin.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Schleier gehoben.

Von Nathaniel Hawthorne.

Aus dem Amerikanischen von Franz Saller.

Was ist Schuld? Ein Beflecken der Seele! Und es ist eine Frage von großer Tragweite, ob die Seele solche Flecken in ihrer Tiefe und Schändung durch Handlungen erleidet, welche geplant und beschlossen waren, aber thatsächlich nicht zur Vollführung gelangten. Muß die Hand aus Fleisch und Blut, muß der sichtbare Körper des Menschen erst sein Siegel auf die schlimmen Absichten der Seele setzen, um ihnen ihre ganze Gültigkeit gegen den Sünder zu verleihen? Oder da nur wirklich begangene Verbrechen einem irdischen Tribunal unterworfen sind, werden schuldvolle Gedanken — zu denen schuldvolle Thaten sich doch gerade wie deren eigene Schatten verhalten — werden sie das volle Gewicht eines verdonnernden Urtheils vor dem Weltgericht der Ewigkeit nach sich ziehen?

Digitized by Google

In der mitternächtlichen Einsamkeit der Schlafkammer, in der Wüste, fern von Menschen, in der Kirche, während der Körper kniet, kann sich die Seele mit Verbrechen beflecken, die wir gewöhnt sind als durchaus sinnlicher Art anzusehen. Ist das wahr, so ist es eine furchtbare Wahrheit!

Ein ehrwürdiger Herr — lassen wir wirklichen Namen und Titel weg und nennen ihn schlechthin Senex — der schon lange Jahre als ein Muster moralischer Vorzüglichkeit in hohem Ansehen stand, erwärmte sein greises Blut mit einem oder zwei Glas edlen Weins. Seine Kinder gingen ihren amtlichen Geschäften nach, seine Enkel waren in der Schule; so saß er denn allein da in einem weich gepolsterten Lehnsessel und hielt seine Füße unter einen reich geschnitzten Mahagonitisch. Manche alte Leute scheuen die Einsamkeit und in Ermangelung besserer Gesellschaft gewährt ihnen sogar das stille Athmen eines Säuglings ein Gefühl der Geselligkeit. Doch Herr Senex, dessen Silberhaar das glänzende Sinnbild eines reinen Lebenswandels war, unbefleckt, außer durch solche Flecken, die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, Senex bedurfte keines unschuldigen Säuglings, um seinem Gemüthe Reinheit zu verleihen; auch keines erwachsenen Wesens, um zwischen ihm und seiner eigenen Seele zu stehen. Dennoch muß Mannheit mit dem Alter verkehren oder Weiblichkeit es sorgsam pflegen oder Kindheit um seinen Stuhl spielen, sonst irren die Gedanken fernhin in die unklaren Regionen der Vergangenheit, und es wird kalt und düster im Gemüth. Selbst der Wein erwärmt dann nicht immer. So mag es wohl auch unserem alten Herrn hier ergangen sein, als er durch die erleuchtende Vermittelung seines Glases alten Madeiras drei in's Zimmer tretende Gestalten gewahrte. Es waren dies Phantasie, die als wandernder Schausteller mit einem Kasten voll Bilder auf dem Rücken erschien, sodann Erinnerung, in Gestalt eines Gerichtsschreibers, mit der Feder hinter dem Ohr, einem Tintenhorn am Knopfloch und einem enormen Manuscriptfolianten unter dem Arm, und endlich hinter diesen Beiden eine Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, die sogar das Gesicht verbarg; doch eine Ahnung sagte unserem alten Herrn, daß der Name dieser geheimnißvollen Erscheinung Gewissen sei.

Wie freundlich von Phantasie, Erinnerung und Gewissen, den alten Herrn zu besuchen, just als er begann, sich einzubilden, daß der Wein weder so feurig sei, noch eine so feine Blume besäße wie in jener Zeit, als er selbst und der Wein nicht so alt waren! Durch die matt erleuchtete Länge des Zimmers, in welchem schwere hochrothe Vorhänge das Sonnenlicht dämpften und ein wohlthuendes Halbdunkel erzeugten, näherten sich die drei Gäste dem silberhaarigen alten Herrn. Erinnerung, die Finger zwischen den Blättern des großen Buches, stellte sich ihm zur Rechten, Gewissen, das Antlitz noch in den dunklen Mantel gehüllt, zur Linken, um seinem Herzen am nächsten zu sein; während Phantasie ihren Bilderkasten mit dem Vergrößerungsglase so auf den Tisch setzte, daß er bequem hineinsehen konnte. Wir können nur die Umrisse einiger der vielen Bilder skizziren, welche beim Ziehen des Fadens auf einander folgten und das Innere des Kastens wie mit Erscheinungen wirklicher Scenen belebten.

Zuerst ein Mondlichtbild; im Hintergrunde ein bescheidenes Haus, und vorn, theilweise von einem Baum überschattet, doch von den Lichtstrahlen erkennbar beleuchtet, zwei jugendliche Gestalten, eine männliche und eine weibliche. Der junge Mann stand da, die Arme über die Brust verschränkt, ein hochmüthiges Lächeln auf den Lippen und blickte mit einem triumphirenden Ausdruck im Auge auf das vor ihm knieende Mädchen nieder. Sie lag fast zu seinen Füßen, sichtlich niedergedrückt von einer Wucht von Schande und Angst, die es ihr kaum möglich machte, die ringenden Hände bittend zu erheben. Ihren Blick konnte sie nicht emporrichten. Doch schienen weder ihre Qual, noch die lieblichen Züge, auf denen sie sich ausdrückte, noch die holde Grazie der Gestalt, die durch sie krampfhaft erschüttert war, die Verstocktheit des jungen Mannes irgend zu mildern. Er stand da wie die Verkörperung triumphirenden Hohnes. Während nun Herr Senex durch das Vergrößerungsglas sah, kraft dessen sich Alles im Bilde täuschend greifbar gestaltete, fing er an, das Landhaus, den Baum, die beiden Gestalten des Bildes zu erkennen. Der junge Mann war in längst vergangenen Zeiten seinem Blick im Spiegel oft begegnet; das Mädchen glich vollkommen seiner ersten Liebe — seiner ländlichen Liebe — seiner Martha!

Herr Senex war empört. „O schändlich verleumderisches Bild!" rief er. „Wann habe ich je über zu Grunde gerichtete Unschuld triumphirt? Heirathete nicht Martha vor ihrem zwanzigsten Jahre David Tompkins, der ihre Jugendliebe gewann und sich lange Jahre ihrer als Gattin erfreute? Und seit seinem Tode hat sie als ehrbare Wittwe gelebt!" Unterdessen blätterte Erinnerung mit unsteten Fingern in dem großen Buche hin und her, bis sie weit zurück darin eine Seite fand, welche auf dieses Bild Bezug hatte. Nun liest sie, dem alten Herrn die Worte in's Ohr raunend; niedergeschrieben war da nur der sündhafte Gedanke, der jedoch nie zur That gereift war; aber, während Erinnerung liest, enthüllt Gewissen das Antlitz und zuckt mit einem Dolch nach dem Herzen des alten Herrn. Wenn auch kein Todesstoß, war er doch sehr schmerzhaft.

Die Schaustellung ging weiter. Phantasie führte, eines nach dem anderen, Bilder vor, von denen es schien, als hätte ein böswilliger Künstler sie gemalt, eigens um Herrn Senex zu ärgern. Auch nicht ein Schatten von Zeugniß hätte vor irgend einem irdischen Gerichtshof dargebracht werden können, daß er sich auch nur der geringsten der Sünden schuldig gemacht hätte, die ihm hier entgegenstarrten. Einmal stand ein Tisch da, mit mehreren Flaschen und halb mit Wein gefüllten Gläsern, welche den schwachen Schein einer erlöschenden Lampe zurückstrahlten. Da hatte es jedenfalls äußerst lustige Stunden gegeben, bis der Zeiger der Uhr auf Mitternacht wies, als Mord zwischen die Trinkgesellen trat. Ein junger Mann war zu Boden gefallen und lag todt da mit einer klaffenden Wunde in der rechten Schläfe, während die Gestalt des Jünglings Senex mit einem fast wahnsinnigen Ausdruck der Raserei und des Entsetzens im Antlitz dabei stand. Der Gemordete trug die Züge Edward Spencer's!

„Was will dieser schurkische Maler?" ruft Senex außer sich. „Edward Spencer war mein erster und liebster Freund, mir treu wie ich ihm durch ein halbes Jahrhundert! Auch wurde er nicht ermordet, am wenigsten von mir! War er nicht noch vor fünf Jahren am Leben und vermachte er mir nicht, in Anbetracht unserer langjährigen Freundschaft, seinen Stock mit dem goldenen Knopf und seinen ihm werthesten Ring?" Wieder suchte Erinnerung blätternd im großen Buche und fand endlich eine Seite, so unsicher geschrieben, als hätte sie dieselbe in trunkenem Zustande niedergekritzelt. Ja, da stand es geschrieben, Senex und Spencer hatten ihr junges Blut im Uebermaße mit Wein erhitzt, waren in Streit gerathen, und Senex hatte im Augenblicke tödtlicher Erbitterung eine Flasche nach Spencer's Kopf geworfen. Wahr ist es, sie hatte ihn nicht getroffen, sondern den hinter ihm hängenden Wandspiegel zertrümmert und am nächsten Morgen, sich nur dunkel der vorhergegangenen Nacht entsinnend, hatten die beiden Kameraden einander lachend die Hände gereicht. Dennoch, während Erinnerung las, enthüllte Gewissen wieder das Antlitz, zuckte mit dem Dolch nach Senex' Herzen und begegnete seinen Einwendungen mit einem strafenden Blick. Das that weh, sehr weh.

Einige der Bilder waren so unbestimmt gemalt und die Farben waren so blaß aufgetragen, daß sie kaum zu erkennen waren. Es war, als hätte sich über die Leinwand ein leichter, halb durchsichtiger Nebel gelegt, worin sich die Gestalten verloren, während das Auge sie zu erkennen suchte. Doch in jedem der Bilder, gleichviel wie matt gemalt, fand Herr Senex sich irgend einer Gestalt gegenüber, die seine Züge aus verschiedenen Lebensabschnitten trug, als sähe er sich in einem von Staub bedeckten Spiegel. Nachdem er einige Minuten über diesen verwischten und kaum noch erkennbaren Bildern gebrütet hatte, wurde ihm allmählich klar, daß der Maler versucht hatte, ihn als schon älteren Mann darzustellen, der drei halb verhungerten Kindern die Kleider vom Leibe riß. „Das macht mich ganz irre!" rief Senex mit der Ironie selbstbewußter Redlichkeit. „Mit Verlaub, ich erkläre den Herrn Maler für einen Thoren und schändlichen Buben. Ein Mann von meiner Lebensstellung soll kleine Kinder ihrer Kleider berauben! Lächerlich!" Doch während er sprach, hatte Erinnerung in ihrem Buche nachgeschlagen und eine Seite gefunden, deren Inhalt sie ihm mit ihrer Trauerstimme in's Ohr goß. Was sie las, war nicht ohne Bezug auf dies verschwommene Bild. Da wurde beschrieben, wie Herr Senex stark versucht war, verleitet durch allerlei teuflische Sophistereien gesetzlicher Spitzfindigkeit, einen Prozeß gegen drei Waisenkinder anhängig zu machen, und zwar wegen eines ihnen einst gemeinsam zugefallenen beträchtlichen Vermögens. Glücklicherweise für ihn

Digitized by Google

hatte sich, eben als er den Prozeß zu führen sich entschloß, sein Anrecht als ebenso ungesetzmäßig wie unrechtmäßig erwiesen. Als Erinnerung zu lesen aufhörte, warf Gewissen wieder den Mantel zurück und würde sein Opfer mit dem Giftdolch tief verwundet haben, doch der Alte wehrte ab und hielt seine Hände über sein Herz. Dennoch erhielt er einen schlimmen Stich.

Warum sollen wir der Phantasie durch die ganze Reihe dieser Schreckensbilder folgen? Gemalt von einem Künstler von wunderbarer Darstellungsfähigkeit und erschreckender Vertrautheit mit den geheimsten Regungen der Seele, verkörperten sie die Geister aller nie zur That gewordenen Sünden, welche durch das Leben des Herrn Senex geglitten waren. Und solche Wesen gänzlicher Nichtigkeit einer wolkenhaften Phantasie, so nahe verwandt, sollten gültiges Zeugniß am Tage des Gerichts wider ihn ablegen können? Sei dem wie ihm wolle, so ist doch anzunehmen, daß eine wahrhaft reuevolle Thräne jedes dieser gehässigen Bilder hätte wegwaschen und die Leinwand weiß wie Schnee zurücklassen können. Doch Herr Senex, dem des Gewissens Stiche zu scharf und unerträglich waren, heulte in peinvoller Ungeduld laut auf und entdeckte plötzlich, daß die drei Gäste verschwunden waren. Da saß er allein, der silberhaarige und hochgeachtete alte Herr, im wohlthuenden Halbdunkel, das die hochrothen Vorhänge verbreiteten. Auf dem Tische stand kein Kasten mit Bildern, sondern nur eine Flasche vorzüglichen Madeiras, doch war ihm, als gährte in seinem Herzen das Gift der erhaltenen Dolchstiche. Wohl hätte der unglückliche alte Herr mit dem Gewissen rechten und manchen Grund gegen eine so unbarmherzige Behandlung anführen können. Erst wenn das Verbrechen vollführt ist, faßt die Schuld mit festem Griffe das schuldbeladene Herz und nennt es ihr eigen. Dann erst und nicht eher wird die Sünde gefühlt und erkannt, und, wenn nicht von Reue begleitet, durch ihr Selbstbewußtsein tausendfach verschlimmert. Thatsächlich gibt es in der Menschennatur keinen wahrhaft festen endgültigen Entschluß, weder im Guten noch Bösen, außer im Augenblicke der Vollführung. Wir wollen darum hoffen, daß die Seele den schrecklichen Folgen der Sünde erst verfallen ist, wenn die That das Siegel auf den Gedanken gesetzt hat.

Dennoch sind mit diesem kleinen Phantasiestück manche tiefe und furchtbare Wahrheiten verwoben. Der Mensch soll seine Verbrüderung mit dem Schuldvollsten nicht keck verleugnen, denn, obwohl seine Hände rein sein mögen, sein Herz ist sicher auch einmal wenigstens von den Phantomen der Sünde befleckt worden.

Aus der Hauptstadt.

Die internationale Kunstausstellung.

VII. Die Schweizer, Skandinavier, Amerikaner ꝛc.

Eine Schweizer Kunst gibt es nicht, wenigstens nicht auf der internationalen Ausstellung, höchstens eine Kunst in der Schweiz. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht tüchtige Arbeiten unter den ausgestellten zu finden wären, wie die von Ernst Stückelberg, Corrodi u. A.; aber man merkt an ihnen keinen eigenartigen Zug. Wenn auch Hans Sandreuter seinem großen Landsmann Arnold Böcklin nachzueifern strebt, so steht dieser doch in seiner Heimath allein, wie er seiner Natur nach in der ganzen Welt allein steht. Böcklin hat drei Bilder ausgestellt; zunächst jene „Meeresstille", die schon früher in Berlin gesehen wurde, eines jener wunderbaren Gesichte, in welchen das Meer, die wellenumspülten Felsen, der Purpur des Tanges, der Silberton der Fischleiber ihre Farben zu einer neuen Naturschöpfung liehen, zu einem Meerwesen, das nur in Böcklin's Phantasie, hier aber durchaus wirklich und kräftig lebt. Das zweite Bild ist der Weg zum Bacchustempel genannt, eine Composition, in der blaues Wasser, grüne Wiesen, eine rothe Blutbuche, auf den Weg gebreitete Teppiche und die Farbenpracht eines antiken Tempels die Unterlagen boten; Alles gemalt in einer Unmittelbarkeit des Tones, mit einem Feuer im Licht und mit einer Stille im tiefen Schatten, die Böcklin in seiner ganzen Größe zeigen. Und dann drittens „Susanna im Bade", das Bild, über welches sich zu entsetzen jeder „Gebildete" für seine Pflicht hält. Susanna ist nämlich dem Böcklin eine Jüdin in reifen Jahren, die in reicher Kleidung noch sehr stattlich und begehrenswerth erscheinen mag, deren Formen man hier aber im Bade als im Fett untergegangen erkennt; die beiden Greise sind zwei alte Juden, lüsterne, unangenehme Gesellen. Das Ganze ist voller echtesten, redlichsten Humors, nicht karrikirt, sondern nur wahr, d. h. wahr aus Böcklin's Geist heraus. Er wollte sichtlich nicht witzig sein, nicht übertreiben. So eben stellt sich der Vorgang in seinem Kopfe dar. Vielleicht hat er mehr Recht als Jene, die bei schönen Modellen sich Rath holen, um ihn in idealer Verklärung zu schildern.

Eine Eigenschaft Böcklin's tritt wieder aus seinen Bildern hervor, nämlich daß er fast allein die Gabe hat, in jedem seiner Werke interessant zu sein. Niemand wird seine Bilder vergessen, Niemand sie übersehen. Wenn man an seinem Stande vorübergegangen ist, fühlt man sich um einen Eindruck reicher. Man hat ein Stück Welt mehr gesehen. Nur eine ganz gewaltige Persönlichkeit kann eine solche Fülle der Anregung von sich ausstrahlen, nur aus einem wahrhaft dichterischen Herzen kann so viel Poesie, dauernde, in fremden Herzen haftende Poesie fließen. Mögen Andere sich daran freuen, die Schwächen Böcklin's aufzudecken, um so mehr, da es eine so leichte Mühe ist, sie zu finden, sie werden doch sich von dem Zauber des Mannes nicht frei machen können: Wenn sie ein Dutzend der correctesten Bilder schon längst vergessen haben, wird jener individuelle Eindruck noch klar und frisch vor ihnen stehen, den sie anfangs vielleicht mit Widerwillen in sich aufnehmen, der aber unser inneres Empfinden anregt, uns um ein Märchen, eine glückliche Vision bereichert. Von einem Ende der Ausstellung zum anderen gibt es keinen Maler, der Böcklin gleicht. Man kann die Kunst theilen in eine internationale und eine solche von Hottingen bei Zürich, denn dort wird etwas geschaffen, was mit den verschiedenen Kunstschulen nichts gemein hat, ebenso gut fünfzig oder hundert Jahre früher hätte entstehen können, eine rein individuelle Kunst!

Nicht weit von den Schweizern hängen die Skandinavier. Bekanntlich fehlen die jungen Norweger, Otto Sinding an der Spitze. Ich habe vor der Eröffnung der Ausstellung ihre Bilder gesehen, denn sie hatten sie schon in's Gebäude überführen lassen, ehe ein Streit mit dem Comité sie veranlaßte, sie wieder zurück zu ziehen. Nun werden sie wohl alle in München sein. Wer in jenem Streit Recht hatte, vermag ich nicht zu sagen. Nur so viel steht fest, daß die Berliner Ausstellung es war, die beim Streit am meisten verlor. Vielleicht würden Viele in Berlin sich vor den Malereien entsetzt haben, vielleicht waren die Berliner Künstler auch ganz froh, sie los zu werden. Denn die Norweger nehmen in der Kunst eine Stellung ein wie in der Dichtung, sie sind die Allerfortgeschrittensten, vielleicht mit Ausnahme der Schule von Glasgow, die in München Triumphe feiert, in Berlin aber auch durch kein Bild vertreten ist. Nur eine Landschaft, die „Einfahrt in den Hardanger Fjord" von Johannes Grimelund, zeigt uns ungefähr, welchen Zielen die Schule zustrebt, wie sie den Sonnenschein, der in den Bildern von Hans Dahl schon die Farben so mächtig durchglüht, zum eigentlichen Herrn der Landschaft machen, wie ihnen die Gegenstände im stärksten Licht in den Regenbogenfarben schillern und welche Kraft der Sonne sie damit ihren Gemälden zu geben wissen. Die Landschafter, welche jetzt vorherrschen, wurzeln mehr oder minder in der Düsseldorfer Schule. So der immer glänzende Normann, der ihm an Sinn für Stimmung verwandte Munthe. Dann die in der vorwiegenden Stimmungsmalerei weiter schreitenden Skramstad, Sörensen und Gunnar Berg, die in Düsseldorf lebenden Askevold und Jacobsen, Alles Männer von scharf ausgesprochener Art und einer großen Meisterschaft in der Kunst, den Ton fest zu halten, einheitlich, aus dem Vollen heraus zu wirken.

Die Schweden sind zu schwach vertreten, als daß man ein Bild ihres Könnens zu erlangen vermöchte. Nur Alf Wallander tritt als eine entschiedene, im Sinne der Franzosen und namentlich im Aquarell meisterhaft schaffende Persönlichkeit hervor. Neben ihm noch die Scemaler Lindholm und Sillén, die Beide trockener und spitzer arbeiten, als die Norweger.

Ein ganz eigenartiges Bild schaffen die dänischen Säle. Es ist als ob man vom Weiten in's Enge trete. Während bei den Norwegern die Landschaft und zwar der Blick über Meer und Berge unbedingt vorherrscht, ist bei den Dänen die Stube, das Hausinnere, bevorzugt und zwar wird es mit dem Geist der Freude am Heim, liebevoll im Detail, bei dämmernder Stimmung, vielfach sogar mit einem Zug des Spießbürgerlichen gemalt. Anfangs meinte ich, man habe es hier wie in Rußland mit älteren Bildern zu thun. Der Katolog, welcher angibt, wie viele derselben öffentlichen und privaten Sammlungen entnommen sind, schien dieses zu bestätigen. Aber die Jahreszahlen auf den Bildern gehen selten über die letzten vier, fünf Jahre hinaus. Im Kleinen so getreue, im Ganzen aber so vom alten Geist der Genremalerei beherrschte Bilder wie die von Vermehren, dem jüngst verstorbenen C. Bloch, von Exner, Haslund, Daalsgaard und selbst solche hübsche Knabenbilder wie die Freistunde der Gymnasiasten „Im Schulhof" von Henningsen werden sonst kaum noch von so talentvollen Männern gemalt. Aber selbst die im Ton minder von den alten Holländern beeinflußten, intimen Bilder wie das sehr interessante durch eine Fülle von Porträts und scharfe Luftbeobachtung ausgezeichnete „Musik im Atelier" von Kröyer und die beiden Arbeiten von Viggo Johansen zeigen bei aller Kraft des Tones und Schärfe der coloristischen Beobachtung doch einen gewissen Zug in's Kleine und Beschränkte. Bei Haslund's Kinderbild fällt es sogar in's Läppische hinüber. Eine freiere, keckere Hand zeigen M. Ancher' Darstellungen von Seeleuten, Karl Locher's Meerbilder, und Kröyer's Landende Fischer. Als ein Colorist von sicherer Kraft erweist sich L. Tuxen, namentlich sein großer „Fischfang" in seinem ernsten Zwielicht zeigt ein sicheres Maßhalten und eine feste Hand.

Hamdy Bey, der türkische Darsteller von Scenen seiner Heimath, E. Lompakis, der Grieche, Goseda, der Japaner mit zwei inmitten der europäischen Bilder recht befremdlich dreinschauenden Heiligen vertreten je für sich ihre Nationen. Dasselbe kann man fast von dem tapferen W. A. Bougereau sagen, denn seiner französischen Genossen sind nicht eben viele und keiner reicht an ihn an Bedeutung nur annähernd heran.

Digitized by Google

Bouguereau hat uns zwei Bilder gesendet; beide religiösen Inhalts, die „heiligen Frauen am Grabe“ und eine Madonna mit Engeln. In beider erweist er sich als ein Meister der Zeichnung und des malerischen Vortrages, völlig abgerundet, ja beinahe schon glatt in der Darstellung, sehr fein, fast zu fein in der Stimmung. Seine Heilige sind zarte, sanfte Wesen, stark nur im Leiden, nicht im Handeln, von edelstem Körperbau, aber fast ohne Knochen, weich und durchgeistigt. Ihr Gewand ist streng das alt traditionelle und hat Farben von wahrhaft himmlischer Schönheit — nie hat ein Stäubchen ihren Glanz getrübt. Wer Bougnereau's Art nicht schon vorher kannte, unter französischer Kunst aber sich das vorstellte, was die jungen Stürmer und Dränger von der Seine mit heimbringen, der hat eine, je nach seinem Stande zur Kunst, sehr freudige oder eine sehr peinliche Ueberraschung vor diesen Bildern erlebt. Denn von dem heftigen Kampf der Geister um neue coloristische Eroberungen spürt man in dem Pariser Meister nichts. Fast allein ist er, der Franzose, der Vertreter der älteren, idealistischen Schule, die von Ary Scheffer und Glayre abstammt und noch heute verräth, daß einst David Herr und Meister der Akademie war. Er vertritt den in Deutschland leider am wenigsten nachgeahmten Zug der französischen Kunst, ihre Stetigkeit.

Will man die neuen Richtungen der Franzosen kennen lernen, so findet man sie trotz ihres Fernbleibens im Spiegel der Amerikaner wieder. Vielleicht wird uns die Ausstellung in Chicago belehren, in wie weit eigenartige amerikanische Elemente sich unter die französischen mischen. So wie sich die Leute von „drüben“ bei uns vorstellen, sind sie malerisch ganz zu Parisern geworden, wenn sie gleich in ihrem Auftreten eine freie Sicherheit, ein natürliches Tactgefühl beweisen, welches nicht angelernt sein kann. Die einzige Ausnahme in der Malweise macht Albert Bierstadt, der ein Schüler Lessing's war und in New-York die alte Düsseldorfer Schule ganz unberührt fortführte. Seine Bilder sehen nicht aus wie aus der „neuen Welt“, sondern wie liebe alte Bekannte etwa von 1860, sowohl was ihren Ton, als was ihren „interessanten“ Inhalt betrifft. Ein ganz anderer Geist weht in den übrigen Bildern.

Angethan hat es uns vor Allem das Selbstbildniß von Lucy Lee-Robins. Es erinnert in der Behandlung an Carolus Duran. Das Kostbare an ihm ist die wunderbare Uebereinstimmung von Gegenstand und Darstellungsart: Ein junges Mädchen, das so ganz unbefangen dasteht, so harmlos dreinschaut, so gar keine Malerallüren hat, schafft da ein Bild von einer Kraft und Breite des Vortrags, vor dem sich die Herren der Schöpfung in ihrer großen Mehrzahl nur ruhig verstecken mögen. Das Bild hat dabei die höchste Feinheit im Ton, wahre Vornehmheit, eine außerordentliche Schärfe im Individualisiren, ein Feuer der Farbe — alle Achtung vor dem amerikanischen Mädchen. Es ist ein anderer Geist in diesem Bilde als etwa in jenen der Polin Bilinska oder der Russin Baschtitschef oder selbst der Amerikanerin A. E. Klumpke: deren Arbeiten sind alle von großer Genialität, von viele Männer beschämender Kraft, aber man glaubt ihnen das Gewaltsame ihres Vorgehens anzumerken. Sie haben einen Zug von Emancipation. Bei Miß Lee-Robins und ebenso an dem schönen Frauenbildniß von Mariette Leslie Cotton erscheint Alles ausgeglichen, ruhig, selbstverständlich. Dort spricht sich Befreiung, hier Freiheit des Weibes aus.

Die amerikanischen Männer lassen sich aber von ihren jungen Damen nicht werfen. Sie gehören unzweifelhaft zu den Stärksten auf der ganzen Ausstellung. Charles Sprague Pearce und Gari Melchers bilden die Eckpfeiler ihrer Vorführungen. Der Erstere ein feiner Durchspäher der feinsten Luftschattirungen, der die mindeste Schwankung im Ton sieht und festzuhalten vermag, der ein solches Riesenbild wie die „Schäferin“ mit seiner realistischen Darstellung der ärmlichen Haide und des ärmlicheren Mädchens ebenso sicher beherrscht wie das vornehme, fast zu vornehme Bildniß einer interessanten Frau, ganz in Grau, umhüllt von fein grau gefärbter Luft. Gari Melchers, der schon auf unserer letzten Ausstellung durch ein Meisterwerk in kühner, eindringlicher Farbengebung vertreten war, hat in seinem „Abendmahl“, einer Feier in irgend welcher methodistischen Gemeinde, sich ein Denkmal psychologischer Vertiefung gesetzt. Die Orientmaler F. A. Bridgman, E. L. Weeks, H. Humphrey Moore reihen sich den Ersten ihres Gebietes an. Ich möchte Weeks' „Gebetstunde“ in einer ostindischen Moschee neben dem verwandten Bilde Wereschagin's sehen, welches einst in elektrischer Beleuchtung und mit allem Raffinement aufgestellt so wunderbar die Gemüther fesselte, und bin überzeugt, daß es an Kraft, wie an Feinheit den Russen entschieden schlagen würde. Eine ganz besonders liebenswürdige Persönlichkeit scheint mir Julius L. Steward zu sein: Seine beiden Bilder, welche Menschen auf der Seine schiffend darstellen, sind ebenso ernst wie lustig, ernst hinsichtlich ihres malerischen Werthes, aber voll von Freuden an der Schönheit der Welt, voll Farbe, Sonnenschein und Trostes darüber, daß es auch in der impressionistischen Welt nicht an Heiterkeit und Glanz zu fehlen braucht.

Die Landschaft ist minder reich vertreten. Jene von Henry Mosler in ihren vollen, sonnigen Farben ist hervorzuheben. Die breit und fest gemalten Kohlköpfe hier interessiren mich freilich mehr als die Bauernköpfe in seinem etwas veralteten Genrebildern, seinem Hochzeitsfest und jene — merkwürdiger Weise meist verdeckten — im „Letzten Moment“. Lincol Walden und E. L. Bail malten in zwei Londoner Hafenbildern die Kehrseite des Lebens auf dem Wasser. Nur wer den Londoner Himmel kennt, weiß die Wahrheit des Tones in diesen düsternen Bildern voll zu schätzen.

C. G.

Notizen.

Klassischer Bilderschatz. Herausgegeben von v. Reber und Bayersdorffer. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) — Die große Verbreitung, welche das Werk in kurzer Zeit gefunden hat, beweist am deutlichsten, daß es einem allseitig empfundenen Bedürfniß entspricht. Ohne Zweifel können nur durch eine solche Publikation die vielfach zerstreuten Kunstschätze einem größeren Publikum bekannt gemacht werden: Diese in's Leben gerufen zu haben ist ein hervorragendes Verdienst der Herausgeber sowohl, deren Namen in der Kunstgeschichte wohlbekannt sind, als auch der bewährten Verlagsanstalt. Werke der Malerei aller Meister, aller Schulen aus allen Sammlungen vorzuführen, das war der Plan, mit dem das neue Unternehmen hervortrat; und wenn wir die 144 Blatt, die der erste Jahrgang umfaßt, durchgehen, werden wir unser Staunen nicht unterdrücken können über die Vielseitigkeit desselben. Von den ersten Anfängen der Malerei an, vom Beginne des 14. bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts werden wir mit den Hauptvertretern der einzelnen Schulen bekannt gemacht; die Originale der Kunstwerke, die wir hier vereinigt finden, sind in Deutschland wie in Italien, in England und in Frankreich, in Rußland (in der Ermitage zu Petersburg), in Oesterreich, selbst in Schweden zu suchen. Um Einzelheiten hervorzuheben, so machen uns 8 Blatt mit Raphael, ebenso viel mit dem jüngeren Hans Holbein, 7 Blatt mit Rubens vertraut; von Dürer wie von Michelangelo begegnen wir Hauptwerken. Maler, deren Namen selbst den Meisten wohl unbekannt waren, z. B. den Castilier Antonio del Rincon und den Portugiesen Velasco de Coimbra, lernen wir hier in ihrer Eigenart kennen. Verpflichtet uns die große Mannigfaltigkeit zu Dank gegen die Herausgeber, so müssen wir der Verlagsanstalt danken für den geringen Preis des klassischen Bilderschatzes, durch den sie es jedem Kunstfreund ermöglicht, ein Exemplar zu erwerben und dadurch seine Kenntnisse in der Geschichte der älteren Malerei zu erweitern. Sind wir dann berechtigt zu zürnen, wenn das eine oder andere Blatt nicht zu unserer Zufriedenheit ausgefallen ist? Wir dürfen freilich unser Urtheil nicht darnach einrichten, was die neuesten Publikationen — etwa die herrliche über das Reichsmuseum zu Amsterdam von Bredius-Hanfstängl — an Treue der Reproduction leisten; denn Werke der Art pflegen sich in dem anständigen Preis von 200—300 Mark zu halten, bleiben also für die Meisten unerschwinglich und auch nur Wenige haben wohl Gelegenheit, sie in Bibliotheken kennen zu lernen. Das einzige, was man vielleicht am Bilderschatz aussetzen könnte, ist die Ungleichheit der Reproduction, aber diesen Klagen gegenüber hat sich die Verlagsanstalt damit entschuldigt, daß der Zustand der Bilder oder die geringere Güte der Abbildungen, nach denen die Lichtdrucke angefertigt sind, Schuld trügen. Indessen wäre es doch wünschenswerth, daß Bilder, bei denen äußere Umstände eine gute Wiedergabe unmöglich machen, von der Aufnahme in den Bilderschatz ausgeschlossen würden. Ein Blatt, wie z. B. die „Allegorie auf den Frühling“ von Sandro Botticelli, erscheint uns nicht geeignet, von dem Meister einen Begriff zu geben. Aber andererseits begegnen wir trefflich gelungenen Blättern, besonders in den früheren Heften, als die Verlagsanstalt statt des später gewählten grünlichen Tones den Blättern eine feine graue Färbung gab. So wird wohl Niemand die „Anbetung des Kindes“ von Lorenzo di Credi betrachten, ohne aufrichtiges Vergnügen über die wohlgelungene Reproduction zu empfinden. Nicht zur vollen Zufriedenheit aber ist das kunstgeschichtliche Verzeichniß ausgefallen, welches dem letzten Heft beigegeben worden ist, damit Jeder in wissenschaftlicher Weise die Blätter einordnen könne. Wir wollen absehen von Druckfehlern (z. B. ist Dürer nicht am 26. April 1528 gestorben); aber es macht einen störenden Eindruck, wenn mit Rücksicht auf die Reihenfolge, in der die Blätter erschienen sind, bei Dürer z. B. der „Holzschuher“, den der Meister zwei Jahre vor seinem Tode geschaffen hat, vor Adam und Eva, die des Künstlers mittlerer Periode entstammen, aufgeführt ist. Wenigstens könnte eine Ordnung nach Gegenständen gewählt werden, damit eine Härte, wie bei Murillo, vermieden wird: bei diesem Künstler ordnet das Verzeichniß die „Trauben- und Melonenesser“ zwischen die „Verkündigung“ und „Mariä Empfängniß“. Endlich sollte in der Angabe über die Bezeichnung der Bilder eine gewisse Gleichmäßigkeit herrschen. Während bei dem „Bildniß eines Nürnberger Münzmeisters“ von Georg Pencz angegeben ist: „im Alter von 53 Jahren“, erfahren wir bei dem unmittelbar folgenden „Bildniß Karl's V. von Amberger, daß es im Jahre 1532 gemalt ist — die Inschrift des Bildes sagt Aetatis 32 und auch der Umstand, daß die Worte Plus oultre neben den Säulen des Herkules, welche zu beiden Seiten des kaiserlichen Wappens stehen, angebracht sind, ist doch wohl zu interessant, um ganz verschwiegen zu werden. Indessen wäre es eine Ungerechtigkeit, Kleinigkeiten gegen ein so dankenswerthes Unternehmen vorzubringen. Möge ihm der Erfolg des ersten Jahres treu bleiben und ihm viele neue Verehrer zu den alten hinzugewinnen.

G.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart“

Berlin W.,
Culmstrasse 7.

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mittagsgöttin.
Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von
Wilhelm Bölsche.
3 Bände. Preis geh. ℳ 8.—; fein geb. ℳ 11.—.

Wozu?
Roman von
Robert Byr.
2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Unter südlichem Himmel.
Roman von
Ferdinand Schifkorn.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), Dessau-Leipzig.
Soeben erschien:
Die
Wendische Krone.
Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten.
Von
Jean Bernard Muschi.
Preis M. 1.—.
„. . . Eine vorzügliche Dichtung, die sich den besten Schöpfungen an die Seite stellen kann, der Erfolg kann Ihnen nicht fehlen, das Stück wird sicher über viele Bühnen gehen . . ." H. S.

Prinzipien der Ethik
und
Religionsphilosophie Lotzes
von
G. Vorbrodt.
Ein Gedenkblatt zum 1. Juli 1891
dem zehnjährigen Todestage Lotzes.
Preis M. 3.—.
„Diese hochbedeutsame Arbeit eines wissenschaftlich durchgebildeten Philosophen darf als eine der besten Schriften über Lotze bezeichnet werden. Geistliche, Gelehrte, Studierende und die gebildete Welt werden dem Verfasser reichen Dank wissen, diese Arbeit jahrelangen Studiums zum Verständnis Lotzes besitzen zu können."

Neuigkeiten im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
Vorräthig in allen Buchhandlg., sonst direct postfrei gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Scherzgedichte
von **Joh. Trojan.**
II. neu bearbeitete Auflage ℳ 3.— brosch.

Anspruchslose Geschichten
von **P. Hann.**
19 Bogen. ℳ 3.60 brosch.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.
II. Folge. Gesamm. u. herausg. v. **L. v. Hörmann.**
Geb. ℳ 1.50.

Leben und Stimmung.
Ausgewählte Gedichte von **Josef Kitir.**
ℳ 2.— brosch.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

du Prel, Karl, Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geh. ℳ 7.—. In einem geschmackvollen Einband ℳ. 8.—.

Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—. In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Dóczi, Ludwig, Maria Széchy. Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Ludwig Dóczi.** 8°. 200 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.
Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.
Ein Roman aus der Gesellschaft.
Vierte Auflage.
Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.
Ein Künstler-Roman.
Zweite Auflage.
Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.
Ein Theater-Roman.
(☞ Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen. ☜)
Verlag von **H. Haessel** in Leipzig.

Meyers Konversations-Lexikon.
3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Verlag von **Rob. Oppenheim** (G. Schmidt) in **Berlin** SW. 46.
Soeben erschien in obigem Verlage:
May, Max, Zehn Arbeiter-Budgets, deren sieben nur mit Zuschüssen des Arbeitgebers balancieren. Ein Beitrag zur Frage der Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen. 36 Seiten in Gross-Oktav. Geheftet 60 Pf.

Schaefer, Prof. Dr. W., **Die Unvereinbarkeit des sozialistischen Zukunftsstaates** mit der menschlichen Natur. 6. Auflage. 80 Seiten in Groß-Oktav. Geheftet 1 Mark.

Soeben erschien:
Der orientalische Teppich als Vorbild
von
Julius Janitsch
Dr. ph., Director des Schles. Museums der bildenden Künste zu Breslau.
Preis 1 Mark.
Breslau, Ring 8. **Maruschke & Berendt.**

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXIX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Weltanschauung und Richteramt. Von Amtsrichter Eugen Schiffer. — Das neueste vom Planeten Mars. Von Alexander von Einsiedel. — **Literatur und Kunst**: Die „neue Weltanschauung". Von Arthur Drews. — Poetische Novitäten. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. — Zur Geschichte der modernen Kritik. Von Paul Clemen. — **Feuilleton**: Der Taufpathe. Von Francois Coppée. — Inserate.

Weltanschauung und Richteramt.

Von Amtsrichter Eugen Schiffer.

Wenn die Theologie von ihren Jüngern als unumgängliche Voraussetzung der Zugehörigkeit zu ihr das Bekenntniß einer bestimmten Weltanschauung fordert; wenn sie von jedem, der ihre Rechte und Pflichten übernehmen will, verlangt, daß er den Inhalt ihrer Glaubenssatzungen, also insbesondere ihrer Dogmen über die letzten Dinge, über Gott und Welt, Körper und Seele, Entstehen und Vergehen, nach seiner innersten Ueberzeugung theilt — so ist dies nur selbstverständlich; denn eben in der Lehre und Verbreitung gerade dieser Satzungen liegt sowohl der wesentlichste Theil als auch die Grundlage ihrer Wirksamkeit. Es ist dies aber eine herbe und strenge Forderung; und obgleich auf der einen Seite nicht zu leugnen ist, daß ihre sittlich freie Erfüllung den Keim zu einer besonders harmonischen Entfaltung des Daseins, zu einer außergewöhnlichen Zusammenfassung und Steigerung aller Lebenskräfte in sich birgt, so führt sie andererseits doch auch zu jenen schweren Conflikten, von welchen die Blätter der Geschichte wie die Erfahrung des täglichen Lebens zahllose erschütternde Beispiele enthalten. Wir erinnern uns der furchtbaren seelischen Kämpfe in der Brust derer, die zu zweifeln begannen, und des traurigen Ausgangs, den die meisten dieser Kämpfe nehmen: Unterwerfung und Heuchelei bei den Schwachen, Vernichtung, Zerrüttung, Entsagung bei denen, welchen die Wahrheit höher steht denn die Pfründe.

Von dieser Nothwendigkeit einer bestimmten Weltanschauung wissen die anderen Berufsarten und Stände nichts. Der Kaufmann und der Handwerker, der Jurist und der Soldat, der Lehrer und der Künstler, der Arzt, der Techniker, der Landmann, der Arbeiter — sie Alle können im Großen und Ganzen über jene höchsten Probleme des Seins denken wie sie wollen. Ein begrifflicher, innerer Widerspruch zwischen diesen ihren Gedanken und ihrem Beruf erscheint ausgeschlossen; nur äußerliche Rücksichten — Maßnahmen einer Verwaltung von bestimmter Richtung, das Streben nach Beförderung oder anderweitem besseren Fortkommen ꝛc. — mögen hier und da Zusammenstöße hervorrufen.

Indeß trägt dieses indifferente Verhalten der weltlichen Berufsarten gegenüber der allgemeinen Weltanschauung nicht den Stempel der Ewigkeit und Unwandelbarkeit an sich. Denn im tiefsten Grunde hängt ja doch eines jeden denkenden Menschen gesammtes Thun und Lassen, soweit es über die rein vegetativen Funktionen hinausragt, unauflöslich mit eben jener allgemeinen Weltanschauung zusammen, welche ihn überall beeinflußt und lenkt — unmerklich, so lange die Harmonie dieses Zusammenhangs ungetrübt ist, jedoch in das Bewußtsein dringend, sobald sie durch wesentliche Veränderungen des einen oder des anderen Theils in Frage gestellt wird. Gerade in unseren Tagen aber ist eine solche tiefgreifende Veränderung im vollsten Gange; gerade jetzt tobt heftiger und erbitterter als je zuvor der Kampf um die Weltanschauung; und eine neue Lehre geht weit genug, um die letzten Wurzeln unseres thätigen Daseins, unserer Stellung in Leben und Beruf bloßzulegen, anzugreifen und zu erschüttern.

Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß auch außerhalb der Theologie der Zusammenprall des alten und des neuen Glaubens die Wahl und die Erfüllung des Berufs in seine strudelnden Kreise zieht; und diese Möglichkeit verdichtet sich zu einer gefahrdrohenden Wahrscheinlichkeit für das Amt des Richters, in Sonderheit das des Strafrichters.

Denn in bedeutsamem Umfange fußt alles Recht auf der Voraussetzung einer Schuld; und durchgängig ist alles geltende Strafrecht bedingt durch die Idee der Schuld. Zwar ist dies nicht immer so gewesen: das griechische wie das altgermanische Recht knüpften gerade in den schwersten Fällen ihr Einschreiten lediglich an die objective Seite des Thatbestandes, ohne den verbrecherischen Willen des Thäters zu berücksichtigen. Aber jenes wurde vom römischen, dieses vom kanonischen Recht überwunden, denen beiden die Vorstellung eines sittlichen, subjektiven Verschuldens als Richtschnur gilt; und gegenwärtig dürfte es außer den Chinesen, welche allerdings dem unfreiwilligen Tödter ebenso den Tod androhen wie dem freiwilligen, kaum ein civilisirtes Volk geben, dessen Strafrecht nicht ganz und voll auf der Grundlage der Schuld beruhte.

Für die Schuld aber ist kein Raum im Rahmen der neuen, der materialistischen Weltanschauung. Indem dieselbe Alles, was geschieht, insbesondere auch das, was wir die seelische Thätigkeit des Menschen nennen, auf mechanischem Wege erklären zu können glaubt, gelangt sie zu der Lehre von der Unfreiheit des Willens als einem ihrer Fundamentalsätze; und indem sie auf diese Weise die Möglichkeit aufhebt, daß ein Mensch anders hätte handeln können, als er gehandelt hat, nimmt sie sich die Möglichkeit ihn dafür verantwortlich zu machen, daß er so und nicht anders gehandelt hat.

Jedoch geht noch weit über den Kreis der entschiedenen Materialisten hinaus die Bewegung der Geister, welche die Beseitigung oder doch die erheblichste Abschwächung des Schuldmoments im Gefolge hat. Auch wer nicht gerade die Ansicht theilt, „daß die Gedanken etwa in demselben Verhältniß zum Gehirn stehen, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren" — wird doch vielleicht auf Grund der Theorie von der moral insanity eine neue und nicht seltene Art der Unzurechnungsfähigkeit des Verbrechers annehmen; oder er wird

Digitized by Google

sich auf die Hypothese der Vererbung stützen, um vergangenen Geschlechtern und ihren Ausschweifungen die Verantwortung für die Laster und Verbrechen ihrer Nachkommen aufzubürden; oder er wird diese Last auf die Schultern von Staat und Gesellschaft legen, welche durch den Mangel an Erziehung, die Ungleichheit der Gütervertheilung und die Schrankenlosigkeit des Interessenkampfes ganze Schichten der Bevölkerung sowohl der wirthschaftlichen als der moralischen Widerstandskraft selbst beraubten. Gerade in der Strafrechtswissenschaft gewinnen derartige Anschauungen offensichtlich immer breiteren Boden; daß aber im Verfolg derselben die Idee der Schuld, der Verantwortlichkeit sich stetig mehr verflüchtigen muß, ist zweifellos.

Und mit dieser Idee steht und fällt, schwankt und weicht die Grundlage unseres Strafrechts — steht und fällt, schwankt und weicht die Grundlage des Richteramtes, dessen Aufgabe in der Handhabung und Verwirklichung dieses Rechtes besteht.

Wer überhaupt nicht an die Möglichkeit der Schuld eines Menschen glaubt, der kann eben auch nicht, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, das „Schuldig" über einen Menschen aussprechen; wer grundsätzlich oder doch für kaum begrenzte Gebiete die Freiheit des menschlichen Willens leugnet, kann nicht mehr Richter, zum Wenigsten nicht mehr Strafrichter sein.

Ein Ergebniß, das freilich für Viele sehr unbequem ist! Weshalb es denn auch nicht an Versuchen gefehlt hat, demselben auf diesem oder jenem Wege zu entgehen.

Da sind zuvörderst die Einwendungen, die aus dem Wesen und der Geschichte des Materialismus selbst geschöpft werden. Zwar dürfte es wohl niemand unternehmen die Anschauungen desselben dahin auszubeuten, daß ja für den Bekenner der Lehre von der Unfreiheit des Willens auch jeder innere Conflict an sich ausgeschlossen sei, insofern er wissen müsse, daß er gar keine selbständige, verantwortliche Wahl treffen könne; denn eine solche Anschauung würde auch jede Diskussion, jedes Abwägen von Gründen und Gegengründen, jeden Versuch der Einwirkung auf die Ueberzeugung als von vornherein zwecklos ausschließen. Eher aber könnte gerade umgekehrt darauf hingewiesen werden, daß selbst der extremste Materialist nicht daran denke, aus seinem Determinismus praktische Folgerungen zu ziehen, vielmehr dem wirklichen Leben und seinen Anforderungen nicht anders gegenüberstehe und gegenüberstehen wolle, als wenn er an die Freiheit des Willens glaubte. Doch dieser Einwurf, wohl geeignet die ganze Unfruchtbarkeit der materialistischen Grundanschauung zu beleuchten, enthält keineswegs eine innerliche Lösung des gegebenen Zwiespalts. Denn wenn auf der einen Seite die Ueberzeugung steht, es gebe überhaupt keine Schuld, auf der anderen aber die Amtspflicht nach bestem Wissen und Gewissen eben gerade nach Maßgabe der Schuld zu richten; wenn also die Bethätigung seiner Ueberzeugung den Richter mit Nothwendigkeit zum mindesten dazu führen müßte, im Widerspruch zu den ersten und selbstverständlichsten Voraussetzungen seines Amtes immer, durchaus und bedingungslos den Angeklagten freizusprechen: dann bedeutet die Beibehaltung des Amtes unter gleichzeitiger schlichter Annahme der gegnerischen Ueberzeugung für die Ausübung desselben nicht die geistige Ausgleichung zwischen den beiden einander widerstrebenden Ansprüchen, die innere Ueberwindung ihres Widerspruchs, sondern lediglich die rein äußerliche Unterwerfung des einen unter den anderen, die Verleugnung des einen zu Gunsten des anderen — und zwar zu eigenem Vortheil und auf Kosten Dritter, nämlich der Angeklagten; und die Berufung darauf, daß es nun einmal die Materialisten stets und überall so machten und so machen müssen, um mit dem Leben, wie es ist, auszukommen, kann hierüber ebensowenig hinweghelfen, als die Grundsatzlosigkeit dadurch gebessert wird, daß man sie grundsätzlich betreibt.

Vielleicht liegt aber gerade schon in diesem Umstande, daß es die Materialisten in der That stets und überall so gemacht, d. h. ihre Grundsätze der Praxis gegenüber zurückgestellt haben, zugleich die Erklärung dafür, daß, obgleich doch ihre Lehre im Wesentlichen durchaus keine neue ist, vielmehr bis in die Anfänge aller Philosophie zurückreicht, dennoch über Zusammenstöße zwischen ihr und dem Amt des Richters geschichtlich kaum etwas überliefert ist: ihre Bekenner wichen solchen Zusammenstößen eben klüglich aus. Indeß bedarf es nicht einmal dieser Handhabe; jene Thatsache begreift sich ebenso einfach aus der Erwägung, daß materialistische wie überhaupt philosophische Anschauungen niemals und zu keiner Zeit außer der unserigen Gemeingut des Volkes waren, vielmehr im Wesentlichen auf den engen Kreis der philosophischen Schulen beschränkt blieben. Das Volk von Athen, sicherlich das durchgebildetste, welches die Geschichte aufzuweisen hat, zeigte sich in der Blüthezeit seiner Cultur den wirklich oder vermeintlich atheistisch-materialistischen Lehren seiner Weltweisen gegenüber in seiner Masse so spröde, daß es dem Sokrates und Anaxagoras wegen derselben den Proceß machte, und seine siegreichen Feldherrn ob der Vernachlässigung gewisser religiöser Ritualvorschriften zum Tode verurtheilte; und das römische Volk, nachdem es die Erbschaft der Griechen angetreten, verlor allerdings auf dem Gipfel seiner Entwickelung, in der ersten Kaiserzeit, auch in seinen breiteren Schichten den Glauben an die alten Götter — aber nicht zu Gunsten des Atheismus und Materialismus, vielmehr zum Vortheil syrischer, phönicischer, ägyptischer Secten und schließlich des Christenthums. Die große Menge, noch nicht geblendet durch die aufdringlichen Erfolge der Naturwissenschaften und der Technik, fand kein Genüge an den abstract rationalistischen Gebilden seiner Philosophen, sondern verlangte nach festerer Speise, um ihr Bedürfniß, sich mit der Innen- und Außenwelt abzufinden, befriedigen zu können; diese fand sie immer wieder nur im Glauben — an einen persönlichen Gott, an menschliche Schuld und Sünde, an göttliche Gerechtigkeit und Gnade. Unsere Zeit jedoch, welche Sein und Werden des Alls wie des Einzelnen durch die Wissenschaft fassen und bewältigen zu können vermeint, welche den lieben Gott vor den Zirkel und den Schmelztiegel, das Mikroskop und das Fernrohr citirt, und da er dort nicht erscheint, für abwesend und aller seiner Ansprüche auf den Glauben der Menschen verlustig erklärt, hat gewaltige Massen des Volkes in die schwindelnde Bahn ihrer äußeren Fortschritte und damit auch ihrer Denkweise mitgerissen; und Atheismus und Materialismus sind nicht mehr Gesinnungen, welche ihren Bekennern eine Ausnahmestellung zu verleihen vermöchten. Es ist also falsch aus dem Stillschweigen der Geschichte über Zusammenstöße zwischen Weltanschauung und Richteramt in der Vergangenheit den Schluß zu ziehen, daß solche auch nicht für Gegenwart und Zukunft zu befahren seien; denn wenn sie ausbleiben konnten, weil und so lange die Anhänger jener dem Richteramt feindlichen Anschauungen in einer verschwindenden Minderheit waren, so wächst ihre Wahrscheinlichkeit, je mehr die Zahl derselben anschwillt, je größer also voraussichtlich der Procentsatz wird, den sie auch in den Reihen der zum Richteramt Berufenen stellen.

Diese Zusammenstöße endlich lassen sich auch nicht abthun noch in ihrer Bedeutsamkeit abschwächen durch den Hinweis auf die Conflicte, welche ohnedies jetzt wie zu allen Zeiten im einzelnen Falle zwischen der subjectiven Ueberzeugung des Richtenden und dem objectiven Inhalt des anzuwendenden Gesetzes möglich sind und in der That vorkommen. Denn es ist ein dem Gesetz als solchem, als genereller Norm begrifflich anhaftender Mangel, daß es nicht allen und jeden Anforderungen des wirklichen, wechselnden Lebens sich anpassen, nicht allen und jeden Problemen des Geschehens gerecht werden kann; und so ist es allerdings unumgänglich, daß derjenige, dessen hehre Aufgabe es ist, des Rechtes zu walten, im einzelnen Falle unter dem Zwange des Gesetzes dem zum Siege zu verhelfen hat, was er seiner innersten Ueberzeugung nach für das Unrechte halten muß. Aber der Widerspruch, welcher sich in solchen einzelnen Fällen zwischen Ueberzeugung und Amtspflicht entwickelt, ist eben nur der Ausfluß der höheren Uebereinstimmung, welche im Allgemeinen und grundsätzlich zwischen beiden waltet; wer auf dem Boden des Gesetzes stehend es als seine Aufgabe übernommen und gelobt hat, nach Maßgabe desselben Recht zu sprechen, hat damit zugleich stillschweigend erklärt, erklären dürfen und erklären müssen, auch alle ihm

Digitized by Google

von Natur und im Besonderen eigenthümlichen Mängel mit in Kauf zu nehmen; und die Unterordnung seines persönlichen Urtheils im Einzelnen unter die allgemeine Satzung, welche die Grundlage seines Amtes bildet, ist geradezu eine Bethätigung einer Weltanschauung, die sich mit dieser Grundlage eins weiß.

So bleibt dann nur noch die Frage übrig, ob der Zwiespalt, der für die Gegenwart zwischen materialistischen und verwandten Lehren einerseits und den Fundamenten unserer Rechtsordnung, vornehmlich unseres Strafrechts andererseits unleugbar und gefahrdrohend vorhanden ist, wenigstens in naher oder entfernter Zukunft dadurch beseitigt werden kann, daß sich dieses Recht entsprechend den neuen Anschauungen umbildet. Aber auch diese Frage ist zu verneinen.

Die Begriffe Schuld und Strafe gehören nach den Gesetzen der Logik wie denen der Ethik und Moral untrennbar zusammen; ohne Schuld zu strafen, wäre ebenso unsinnig als unsittlich. Eine Lehre aber, welche für ihre Stellung zum Verbrechen nicht die Schuld des Thäters als wesentlichen Ausgangspunkt nimmt, kommt mit Naturnothwendigkeit eben dazu grundsätzlich und bewußt auch Unschuldige strafen, Schuldige straflos lassen zu müssen; nur ausnahmsweise und zufällig können hier wie bei der Abmessung der Strafhöhe die Interessen der Gerechtigkeit und die irgend eines anderen Standpunkts zusammenfallen und zu gleichartigen Ergebnissen führen. Wenn also auch die Verfechter jener Lehre dem Verbrecher gegenüber durchaus nicht unthätig verharren, vielmehr den Thäter etwa wie einen gemeingefährlichen Kranken behandeln wollen — sei es indem sie mehr die Gefährlichkeit betonen und ihn deshalb wie ein wildes Thier durch Einsperrung unschädlich machen, sei es, daß sie das Hauptgewicht auf die krankhafte Organisation seines Gehirns legen und demnach das Zuchthaus in ein Irrenhaus oder sonst eine Heilanstalt verwandeln möchten — so mag dies vom Gesichtspunkt der Nützlichkeit aus zweckdienlich und ausreichend sein; mit dem des Rechts und der Gerechtigkeit hat es nichts zu thun. Hier noch von „Strafen“ und demgemäß von einer Begründung des „Strafrechts“ zu sprechen, ist ganz willkürlich; indem lediglich vermittelst eines Spielens mit Worten jede vom Staat gewollte Folge eines Verbrechens für den Thäter Strafe genannt, entgegen dem Wortsinn aber der zwischen beiden Erscheinungen begrifflich nothwendig waltende Causalnexus der Gerechtigkeit, einfach weggelassen wird. Gerechtigkeit sühnt, Nützlichkeit sichert; jene blickt in die Vergangenheit, diese in die Zukunft; und so wenig jede Berücksichtigung der Nützlichkeit im Strafrecht völlig ausgeschlossen ist, so zweifellos ist doch jedes Strafrecht, das nicht zunächst und wesentlich darauf ausgeht, strafende Gerechtigkeit zu sein, ein Widerspruch in sich. Wohl haben die sog. relativen Strafrechtstheorien — der Abschreckung, der Besserung, der staatlichen Nothwehr ꝛc. — versucht die Nothwendigkeit und Rechtfertigung der Strafe auf eine andere Grundlage zu stellen als die des bloßen Verschuldens; aber das letztere galt doch auch ihnen als eine selbstverständliche und unerläßliche Voraussetzung derselben. Fällt diese Voraussetzung, dann ist es nicht die That, welche die wahre Quelle des staatlichen Einschreitens darstellt, sondern die mit derselben nur äußerlich und zufällig — als einem Symptom — zusammenhängende Gefährlichkeit des Thäters; dann bedarf es nur eines Schrittes und zwar eines Schrittes, der gar nicht aufzuhalten ist, um auch wirklich von jenem als einzig und nothwendig bestimmendem Ausgangspunkt abzusehen und ausschließlich diese hierzu zu nehmen; dann wird zwar dem Wirken der Sicherheits- und Sanitätspolizei ein neues, weites Gebiet eröffnet, dem Recht aber der Boden entzogen — dem Recht und seinem Verkünder, dem Richter.

Wie also die Theologie, wenn sie sich nicht selbst aufgeben und in eine verwässerte Religionsphilosophie übergehen will, die Grundbedingungen ihres Waltens und Wirkens nicht loslösen kann von einer bestimmten Weltanschauung, so würde nunmehr auch das Recht, so lange es seinen Namen verdient, seine Diener zwingen Stellung zu nehmen zu den Welträthseln. Nicht anders wie der angehende Gottesgelahrte wird der junge Jurist sich zu fragen haben, ob seine tiefsten Ueberzeugungen betreffs der Urfragen des Seins verträglich sind mit den Ideen und Vorstellungen, auf deren Boden der von ihm gewählte Beruf begrifflich ruht. Auch in seiner Brust werden Zweifel und Kämpfe erstehen; Glauben und Unglauben, Wahrheit und Heuchelei werden auch auf diesem neuen Gebiet ihre Schlachten schlagen, ihre Siege feiern, ihre Opfer fordern.

Dieses neue Gebiet aber für die Conflikte zwischen Amt und Weltanschauung hat einen noch viel größeren und bedeutsameren Umfang als dasjenige der Theologie, auf dem sie bisher allein stattfanden. Denn während das Wort Gottes nur von denjenigen gepredigt wird, welche darin ihren Beruf finden, werden zur Rechtsprechung neben dem Berufsrichter auch die Kreise der Laien in erheblichstem Maße herangezogen. Damit wird nun nicht nur die Gefahr der inneren Kämpfe in der Brust der Einzelnen unendlich vervielfältigt; es wird zugleich die Allgemeinheit, der Staat selbst in einer seiner wichtigsten und vornehmsten Lebensfunctionen in Mitleidenschaft gezogen. Denn wer in seiner Ueberzeugung die sittlichen Grundlagen eines Amtes nicht theilt, der braucht diesen Beruf nicht zu wählen; oder wenn er ihn trotzdem ergreift oder bereits ergriffen hat, so muß er ihm entweder demnächst entsagen oder aber, um nicht wegen Verletzung der Pflichten seines Amtes von demselben enthoben zu werden, eben diese Pflichten gegen seine Ueberzeugung praktisch zur Geltung bringen. Dies gilt für den Geistlichen wie für den Berufsrichter; und der Staat ist dabei unmittelbar nur insofern betheiligt, als er auf einen vielleicht guten Beamten verzichten oder unter seinen Beamten einen Heuchler dulden muß. Ganz anders beim Laienrichter. Er kann einerseits die Uebernahme des Amts eines Schöffen oder Geschworenen nicht unter Berufung auf seine mit diesem Amt unverträglichen Ueberzeugungen ablehnen — er kann aber andererseits auch nicht gezwungen werden, dieselben bei der Abgabe seiner Stimme dieses Widerspruchs wegen zu verleugnen. So ist eine neue Quelle für Fehlsprüche, also für die Gefährdung der Rechtsordnung selbst eröffnet; und indem das Amt des Richters der schützenden Schranken des Berufs beraubt ist, wird es tiefer und tiefer hineingezogen in den Strudel einer Weltanschauung, welche seine bewährten und unentbehrlichen Grundlagen zu unterwühlen und umzustürzen entschlossen ist.

Das Neueste vom Planeten Mars.

Von Alexander von Einsiedel.

Auf unserem Nachbar, dem Planeten Mars, gehen gegenwärtig ganz außergewöhnliche Dinge vor sich. In der wissenschaftlichen Welt beschäftigt man sich ziemlich allgemein mit ihnen und der bekannte französische Astronom Camille Flammarion, dem wir im Nachstehenden folgen, hat seine Beobachtungen neulich in einem eingehenderen Aufsatz niedergelegt. Ohne weiteren Umschweif wollen wir uns daher mit ihm auf diese kleine Welt versetzen und die Phänomene beschreiben, welche im kürzlich verflossenen Jahre in deren Geographie beobachtet worden sind.

Wir waren Alle, seit einigen Jahren schon, sehr überrascht, daß die geraden Linien, welche die Continente des Mars durchschneiden und alle seine Meere in gegenseitige Verbindung setzen, sich zu gewissen Zeiten in zwei Theile trennen, sich verdoppeln. Was sind diese geradlinigen Einschnitte? Canäle? Gewöhnlich hält man sie für solche; aber wie will man Wasserläufe erklären, die sich gegenseitig durchschneiden? Ein ungeheures Netz gerader, mehr oder weniger dunkler Linien zeigt sich uns. Sollten es Spalten oder Risse sein? Sie sind in ihrer Breite wechselnd. Oder Vegetation? Sie sind geradlinig. Nebliger Höhenrauch oder vielleicht wirklicher Nebel? Eine Erklärung ist schwer. Sie wird aber noch schwieriger, wenn wir zu gewissen Jahreszeiten diese räthselhaften Linien sich theilen, sich verdoppeln sehen. Keine analoge Erscheinung auf unserer Erde kann uns den Weg zur Erklärung zeigen.

Nun hat man im vergangenen Jahre aber nicht nur die Canäle sich theilen sehen, sondern auch Seen und Meere!

Digitized by Google

So ist z. B. der Sonnensee ein kleines, sehr deutlich wahrnehmbares Binnenmeer, welches im Durchschnittspunkte des 90. Längengrades und des 25. Grades südlicher Breite gelegen ist. Er mißt 17 Längengrade auf 14 Grad Breite, also 1020 Kilometer auf 840, seine Oberfläche beträgt folglich etwas mehr als die von Frankreich. Seine Form ist fast kreisförmig, oftmals von West nach Ost sich verlängernd. Im vergangenen Jahre nun hat man beobachtet, daß sich dieser See plötzlich in zwei deutlich zu unterscheidende Theile, wie durch eine Sandbank oder eine gigantische Brücke geschieden, getheilt hat. Im ersten Augenblicke könnte man vielleicht annehmen, daß eine Wolke sich auf ihn gelagert hätte. Diese Hypothese ist aber unhaltbar, denn eine derartige gradlinige, unbewegliche, andauernde Wolkenbildung würde schon an sich ein Phänomen sein und sie ist auch aus dem Grunde hinfällig, daß man im verflossenen Jahre von jeder Seite der Sonderung eine Art Verlängerung des See's bemerkt hat und daß der in dieser Gegend einmündende Canal, desgleichen ein anderer benachbarter kleiner See, der den Namen „Thitoniussee" trägt, ebenfalls vollständig getheilt erscheinen. Dieser große Sonnensee ist außerdem oftmals mit einem benachbarten Meere und dessen Armen durch drei Zuflüsse verbunden, von denen zwei, der obere und der linke die Namen „Ambrosia" und „Nectar" erhalten haben. Man hat nun im vergangenen Jahre weder den einen noch den anderen, sondern nur den dritten zu Gesicht bekommen. Vier andere Zuflüsse dagegen, durch welche diese Gegend völlig geändert erscheint, sind sichtbar geworden.

Im Jahre 1877 waren die Verhältnisse folgende: Der genannte See war kreisrund, durch einen Abfluß rechts mit dem kleinen See „Phönix" verbunden und durch einen zweiten, breiteren aber blässeren Arm nach Oben zu mit dem südlichen Meere zusammenhängend. Diese Gegend hat der Director Schiaparelli von der Mailänder Sternwarte mit besonderer Sorgfalt beobachtet, weil sie schon auffällig von den von Dawes, Lockyer und Kaiser 1862 und 1864 entworfenen Karten abwich: Der See war damals in der Richtung von Ost nach West oval. Im Jahre 1877 dagegen war er vollständig kreisrund, seine Ufer begrenzten ihn in Schlangenwindungen und manchmal erschien er sogar in verticaler Richtung verlängert. 1862 und 1863 sah man einen breiten Strom den See mit dem benachbarten Ocean verbinden. Die Mailänder Beobachtung sah dagegen diese Fläche vollkommen glatt, ohne einen Strom und entdeckte dort 1877 einen kleinen „Nectarbrunnen" benannten dunklen Kreis. 1879 nähert sich Mars wieder der Erde, man beobachtet ihn von Neuem. Augenscheinliche Veränderungen waren zu constatiren. Der Zufluß, von dem wir eben sprachen, der 1877 vollständig unsichtbar gewesen war, ist jetzt, wenn auch sehr schmal, wahrnehmbar und erhält den Namen „Nectarcanal"; die „Aurea cherso", eine nahe gelegene Halbinsel, hat sich wesentlich verbreitert; der Chrysorrhoas, ein nördlich vom Sonnensee sichtbarer Canal, hat seinen Platz gewechselt: anstatt am 86. Grad vertical hinunterzugehen, läuft er vom 78. zum 77. Grad. Der See selbst ist nach dem Nectarcanal zu leicht zugespitzt, wodurch er die Form einer Birne erhält. Der obere Zufluß, der den Namen „Ambrosia" erhalten hatte, ist bedeutend weniger breit als 1877. Der Phönixsee ist sehr verkleinert. Die „fons Juventae" fehlt gänzlich.

Neue Studien im Jahre 1881 zeigen neue Veränderungen. Der See ist ganz auffällig ausgedehnt in der Richtung von Ost nach West. Der Phönixsee ist der Mittelpunkt zahlreicher Abflüsse geworden. Ein bereits 1877 im Entstehen begriffener See, südlich, ziemlich nahe vom Sonnensee gelegen, ist jetzt vollkommen entwickelt und erhält den Namen „Tithonius". Die Landschaft erinnert an die Aufnahmen von 1862 und 1864. Die „Jugendquelle", welche 1879 verschwunden war, erscheint von Neuem. „Daß der Sonnensee seine Größe und Form ändere, sei nicht zu bezweifeln", schreibt Schiaparelli. Seine Färbung war tief dunkel und er verdunkelte sich stärker, wenn er durch die Umdrehung an den Rand des Diskus kam, als wenn er den Central-Meridian passirte. Es erklärt sich das ohne Zweifel, wie auch in anderen Fällen, dadurch, daß die umliegenden Regionen dann weißer und heller erscheinen. Der Araxes, jener Strom, welcher das Sirenenmeer mit dem Phönixsee verbindet, hat jetzt, im Gegensatz zu 1877, wo er einen geschlängelnden Lauf hatte, eine schnurgerade Richtung.

Wir sehen also einen See (oder wenigstens etwas, was einem solchen ähnlich ist) in den Jahren 1862 und 1881 in ovaler, 1877 in runder Gestalt, und seine Umgebung ebenso wechselnd wie er.

Wir gelangen nun zu den Beobachtungen von 1890. Der See ist in zwei Hälften getheilt — der kleine Tithoniussee desgleichen —; der große Zufluß des Sees kommt von Nord-Ost, anstatt, wie bisher, von Süd-Ost; der Ambrosiacanal fließt links, anstatt rechts vom Meridian; der Chrysorrhoascanal ist doppelt bis zum Mondsee und von da weiter bis zum Acidalmeer. Aus dem Sonnensee strömen zwei neue, bisher unbekannte Abflüsse nach unten.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß bedeutende und wichtige Veränderungen auf der Oberfläche unserer Nachbarwelt vor sich gehen. Abgesehen davon, daß es zu wissen interessant ist, daß wir von hier aus sehen können, was sich auf dem Mars zuträgt, so ist es nicht minder der Umstand, daß wir zu constatiren vermögen, daß dieser benachbarte Globus, der in seiner allgemeinen Beschaffenheit, seiner Atmosphäre, seinen Gewässern, seinen Schneemassen, seinen Erdtheilen, seinen Klimaten und seinen Jahreszeiten unserem Planeten so außerordentlich ähnelt, in seltsamster Weise durch seine geographische äußere Bildung, durch seine sich theilenden, verdoppelnden Canäle, besonders aber durch die Veränderungsfähigkeit seiner Oberfläche und zur Spaltung von Seen wesentliche Abweichungen zeigt. Wie kann man nun diese Veränderungen erklären?

Die einfachste Hypothese wäre die Annahme, daß die Oberfläche des Mars vollständig eben und sandig ist, daß die Seen und Canäle sozusagen keine Betten haben, sehr wenig tief sind und nur eine schwache, dünne Wasserschicht besitzen, daß sie in Folge atmosphärischer Einflüsse — vielleicht des Regens oder der Ebbe und Fluth — sich verkleinern, ausbreiten oder übertreten können und sogar ihren Platz zu ändern vermögen. Die Atmosphäre könnte sehr dünn sein, die Verdunstungen und Verdichtungen könnten leicht und mühelos vor sich gehen. Wir würden mithin von hier aus nur größere oder geringere, mehr oder weniger andauernde Ueberschwemmungen beobachten. Die Sonderung des Sonnensees im vergangenen Jahre z. B. wäre auf eine Verringerung oder Verschiebung seiner Gewässer zurückzuführen und der trennende Streifen könnte für eine bloß gelegte Sandbank gehalten werden.

Gegen diese Hypothese kann man mehr wie eine Einwendung machen. Es scheint Flammarion zunächst nicht, als ob weniger Wasser vorhanden wäre, da die Zuflüsse zahlreicher geworden sind und der von links die Größe eines Meeresarmes hat. In Folge von Ebbe und Fluth eingetretene Verschiebungen müßten periodisch sein, könnten nur einige Stunden andauern und würden nicht, wie hier, ganzen Zeitabschnitten den Charakter geben.

Sollten wir vielleicht annehmen können, daß sich die Sandbank über das Niveau des Wassers erhoben hat und daß die Verschiebungen der Wassermassen eingetretenen Bodenerhebungen zuzuschreiben sind? Man stößt ebenfalls auf Schwierigkeiten, diese Auslegung für richtig zu halten; zunächst, weil eine derartige Unbeständigkeit des Bodens etwas ganz Außerordentliches sein würde, dann, weil diese Bodenanschwellungen vorwiegend in geradliniger Weise erfolgen müßten, endlich deshalb, weil diese Erscheinungen nach mehreren Jahren wieder so auftreten, wie man sie früher wahrgenommen hat. Diese Hypothese würde vor Allem aber nicht die Haupterscheinung, das Charakteristische des auf dem Mars sich Abspielenden, erklären: Die Neigung zum Verdoppeln und zum wieder einfach Werden.

Wir sehen z. B. auf der Aufnahme einer anderen Gegend des Mars vom vergangenen Sommer, mehrere parallel laufende Doppelcanäle, von denen einer bisher niemals für einen Doppelcanal gehalten worden ist: er war immer für eine Art Meerenge angesehen worden, welche vom Sandmeer in den

Digitized by Google

Golf des Meridians führte. So hatte es noch Schiaparelli auf seiner Karte 1888 verzeichnet. An der Hand dieser Karte ergibt sich nun im Vergleich zu der vorjährigen topographischen Aufnahme noch das Folgende: Ein Theil der Küste des Festlandes bildet an Stelle schlängelnder Windungen eine gerade, doppelte Linie, die durch einen weißen, der Länge nach laufenden Streifen getrennt ist. Die Bucht des Meridians erscheint ebenfalls getheilt, ein kleinerer, unbedeutender See desgleichen.

Es handelt sich hauptsächlich darum, nach einer Erklärung zu suchen, welche diese Neigung zur Trennung in zwei Theile, zur Verdoppelung, erklären könnte. Wenn diese Canäle auch die zwei Seiten eines Wasserlaufes bildeten, was man bei einem Vergleich mit der Meerenge vermuthen könnte, da dieselbe oftmals in ihrer Mitte deutlicher sichtbar war als an ihren Ufern, so blieb es uns noch zu erklären übrig, in welcher Weise diese Veränderung vor sich gehen könnte. Die Behauptung, daß sich eine Sandbank in dieser Weise erheben könnte, will uns etwas kühn erscheinen, denn diese Erhebung müßte hier und da Wasser austreten lassen, ohne nothwendiger Weise geradlinige Ufer zu schaffen.

Wir gestehen offen, daß es außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich ist, diese Umbildungen durch uns bekannte Naturkräfte zu erklären. Wir müssen auch bedenken, daß wir nicht alle diese Kräfte kennen und daß uns sogar ganz nahe liegende Vorgänge unerklärlich bleiben. Bewohner der Tropen, die im Winter zum ersten Mal zu uns kommen und welche niemals entblätterte Bäume und Schnee gesehen haben, sind über unser Klima auf das Höchste erstaunt. Für sie ist es etwas ganz Neues, dieses erstarrte, in seiner Kälte funkelnde Wasser in die Hände zu nehmen und sie zweifeln wohl bei dem Gedanken, daß diese schwarzen Skelette von Bäumen einige Monate später mit üppigem Laub bedeckt sein sollen.

Denken wir uns einen Bewohner des Planeten Venus, der niemals Schnee gesehen hat. Würde er bei Beobachtung unserer Erde im Stande sein, sich die weißen Flecke zu erklären, die unsere Pole bedecken? Sicher nicht. Wir Erdbewohner vermögen uns natürlich den Schnee des Mars zu erklären. Für diese Umwandlungen der Ufer, diese Verschiebungen von Gewässern, diese geradlinigen Canäle und ihre Verdoppelungen fehlt uns aber, da wir bei uns nichts Analoges finden, die Erklärung.

Die dem Sandmeer entlang und auf dem Festland Libien, unterhalb des Flammariousees, beobachteten Erweiterungen der Ufer sind vielleicht auf Ueberschwemmungen zurückzuführen. Diese Annahme kann man auch auf die Gegenden, die von Zeit zu Zeit etwas dunkler werden, ausdehnen. Die Verschiebungen und Umbildungen sind aber durch andere Ursachen bedingt. Diese geraden Linien müssen uns Erdbewohnern nicht natürlichen Ursprungs erscheinen. Sie kreuzen sich unter allen möglichen Winkeln. Man hat niemals Flüsse sich kreuzen sehen. Müßten wir vielleicht vermuthen, daß der Boden dort eine vollständig wagerechte Fläche bildet, daß seine Gewässer ohne Strömung sind und daß dieses Netz etwa unseren Bewässerungscanälen gleichen könnte?

Der Anblick dieser wechselvollen Veränderungen ist ein so eigenthümlicher, daß er uns bestürzt und daß die Ansicht, es seien wirkliche Wasserläufe, trotzdem ihre Farbe an Tiefe oft der des Meeres, mehr röthlich als grünlich oder bläulich, gleich kommt, Schritt für Schritt an Wahrscheinlichkeit verliert.

Noch einen Augenblick wollen wir bei ihren Transformationen verweilen. Im Jahre 1877 war z. B. das Sandmeer sehr schmal und keiner seiner einmündenden Canäle doppelt. Man benannte den einen „Phison", den anderen „Nil". Im Jahre 1879 ist das Meer ausgedehnter und größer, der Nil scheint seinen Lauf geändert zu haben, man sieht außerdem zwei statt einen Canal. 1882 ein neuer Wechsel im Laufe des Nils und Spaltung (Verdoppelung) desselben; die zwei Canäle von 1879 sind ebenfalls verdoppelt und sie kreuzen sich jetzt mit fünf neuen Canälen, die entdeckt werden. 1888 zeigen sich die Canäle Euphrat, Phison, Nil (jetzt Protonil genannt) verdoppelt wie 1882 und außer diesen ist ein neuer Canal, in paralleler doppelter Richtung, der Astaboras, sowie noch ein neuer, einfacher Canal sichtbar. Weitere Veränderungen schließen sich an. 1890 sind Euphrat und Phison doppelt, ebenso ein Theil — aber nur ein Theil — des Protonils. Der Astaboras ist aber wieder einfach geworden, der Canal von 1888 ist verschwunden und die obere Meerenge ist, wie schon vorstehend gesagt, der Länge nach halbirt.

Es will sehr schwer erscheinen die Ansicht zurückzuweisen, daß diese geraden, in dieser Weise wechselnden Linien Wasser oder ein ähnliches bewegliches Element enthalten. Ohne Ausnahme enden sie in ihren beiden Enden in einem Meer, in einem See oder Canal und das Wasser muß demnach eine Rolle dabei spielen. Während des Winters sieht man die Gegenden überdies durch lange Streifen Schnees bedeckt; diese Schneemassen sind nun auf diesen Canälen, wie es beim Schnee stets der Fall ist, wenn er auf Wasser zu liegen kommt, gänzlich geschmolzen. Oder sollten sie ihre Ursache in geometrisch geformten Rissen haben, welche der Formation des Mars-Globus eigenthümlich wäre? Vielleicht; mit Wasser angefüllte Risse und Spalten allein aber würden die beobachteten Veränderungen, über die wir noch einige Einzelheiten mittheilen, nicht erklären.

Die Canäle sind oft unter den besten Bedingungen zur Beobachtung nicht sichtbar. Es scheint dies vorzugsweise bei der südlichen Sonnenwende des Planeten einzutreten. Ihre Breite ist sehr verschieden. Der Nilosyrtis mißt manchmal fünf Grad oder 300 Kilometer an Breite, während andere weniger als ein Grad oder 60 Kilometer messen. Einige unter ihnen sind von ungeheuerer Länge, mehr als das Viertel des Meridians, mehr als 5400 Kilometer lang. Sie sind alle verschieden in der Breite. Alle, oder wenigstens fast alle, verdoppeln, spalten sich. Das Allermerkwürdigste ist entschieden der Vorgang dieser Verdoppelung. In 2 Tagen, in 24 Stunden, in manchmal noch geringerer Zeit, ist diese Umgestaltung vollzogen und zwar in der ganzen Länge des Canals zu gleicher Zeit.

Wenn eine Umbildung bevorstehend ist, erscheint der bisher das Aussehen einer scharf gezeichneten schwarzen Linie habende Canal, nebelig und breiter wie vordem. Dann theilt sich diese Nebelform in zwei gerade parallele Linien, wie ein zerstreut gewesener Haufen Soldaten, der sich auf einen gegebenen Befehl in zwei Colonnen aufstellt. Die durch die Verdoppelung zwischen beiden Canälen entstehende Entfernung beträgt im Durchschnitt sechs Grad oder 360 Kilometer. Der Zwischenraum sehr schmaler, kleiner Canäle beträgt oft nur drei Grad oder 180 Kilometer, während er sich dagegen bei langen und breiten Canälen auf zehn, zwölf Grad und noch mehr, d. h. 600, 700 Kilometer und mehr, beläuft.

Wenn ein doppelter Canal durch einen anderen Canal in zwei Theile getheilt wird und wenn von der einen Seite des Schnittpunktes der eine Streifen breiter und intensiver ist als von der anderen, so zeigt sich dasselbe Bild bei dem anderen, correspondirenden Streifen. Wenn dagegen auf der einen Seite des Durchschnittspunktes der eine Streifen schmal und wenig deutlich ist, so trifft dies auch stets bei dem Zwillingsstreifen zu und es kommt in manchem Falle sogar vor, daß einer von ihnen ganz und gar wegfällt, so daß der Canal auf der einen Seite doppelt, auf der anderen einfach erscheint. Der durchschneidende Canal übt mithin auf den durchschnittenen eine Wirkung aus.

Manchmal sind die zwei Linien ganz exact und ihre Axen vollkommen parallel, es ist auf dem Ganzen aber eine Art Halbschatten gelagert. Zum größten Theil zeichnen sich jedoch die Linien mit absoluter Deutlichkeit und in geometrischer Schärfe und Accuratesse ab. Die Verdoppelung eines Canals läßt alle etwaigen Unregelmäßigkeiten, die vielleicht an dem einfachen Canal zu bemerken waren, verschwinden und sogar auffällig gebogene und krumme Canäle verwandeln sich bei ihrer Verdoppelung in vollkommen geradlinige; 1882 war dies bei der Jamuna, 1888 beim Boreosyrtis zu constatiren.

Das Aussehen einer Verdoppelung ändert sich oft im Laufe verschiedener Epochen. So zeigten 1882 z. B. die zwei

Digitized by Google

Streifen des Euphrat nach Norden zu eine bedeutende Annäherung, während sie 1888 ihrer ganzen Länge nach einen gleich weiten Abstand bewahrten. Der Zwischenraum der beiden Streifen, ebenso wie die Breite Letzterer, wechselt im Laufe der Jahre. Man bemerkt oft an den Durchschnittspunkten, in denen sich die einfachen oder doppelten Canäle kreuzen, dunkle Stellen, welche man für Seen halten könnte. Das Aussehen dieser dunklen Stellen wechselt in analoger Weise mit dem der Canäle. Wenn die Canäle, die in einen solchen Knotenpunkt münden, nicht sichtbar sind, so ist es der Knotenpunkt auch nicht oder er kennzeichnet sich höchstens noch durch einen leichten unbestimmten Nebel.

Wenn wir die angeführten Beobachtungen gelten lassen, so kommen wir zu dem Schluß, daß sie ein äußerst veränderungsfähiges Bild zeigen. Die treibende Kraft zu diesen Verdoppelungen wirkt aber nicht nur auf die Canäle, sondern auch, vorausgesetzt, daß dieselben nicht zu umfangreich sind, auf dunkle Stellen verschiedenster Form. Sogar auf stehende Meere scheint diese Neigung ihre Macht ausdehnen zu können. Die vorstehend erwähnte Umgestaltung eines Küstenstrichs gab einen Beweis hierfür. Dieses Streben, eine dunkle Fläche durch einen gelben Streifen zu trennen, documentirt sich auch durch das Entstehen regelrechter Landengen, die sich an einigen Stellen der nördlichen Hemisphäre des Planeten bilden. Die Umbildungen stehen im Zusammenhang mit den Jahreszeiten.

Wir gehen jetzt auf das von Schiaparelli bezüglich des großen Canals Hydraotes-Nilus in Erfahrung gebrachte in Kürze ein.

Wenn dieser große Canal in doppeltem Zustand ist, so wird er durch die Jamuna, durch den Ganges, den Chrysorrhoas und durch noch einen vierten Canal durchschnitten und diese wechseln in der Breite sowohl als in der Form, indem auch sie zu gewissen Epochen doppelt werden. Der Verlauf der Verdoppelung und der Entdoppelung dieses großen Canals war folgender.

Im Jahre 1879 trat das Frühjahrs-Aequinoctium des Mars am 22. Januar ein. Einen Monat früher am 21. December, verfinsterte und vergrößerte sich der in der Mitte des Canals bisher sichtbare Mondsee. Am übernächsten Tage, den 23. December, hat er die Form eines Trapezes, vier schwarze Streifen, in der Mitte in der gewöhnlichen, gelben Farbe, eine wohl zu unterscheidende Insel. Der Nilus ist einfach. Am 26. December ist er doppelt, beide Theile sind ganz gleich, aber weniger breit und weniger dunkel als die Seiten des Mondsees. Bei der wieder 1881 erfolgenden Annäherung des Planeten werden die auf diesen Prozeß bezüglichen Beobachtungen fortgesetzt. Dasselbe Aequinoctium ist in diesem Jahre am 9. December. Der Mondsee, wie auch der Ganges, sind scharf abgezeichnet; der Nil ist einfach. Am 11. Januar wird er doppelt, am 13. verdoppelt sich der Ganges; am 19. hat der Mondsee seine trapezartige Gestalt wieder angenommen, mit der geblichen Insel in seiner Mitte. Am 23. Februar wird die Hälfte des Laufes vom Hydraotes doppelt, die andere bleibt einfach.

Die merkwürdigen Forschungen beginnen wieder 1886. Am 27. März. Hydraotes und Nilus in deutlichster Weise doppelt, die Breite ihrer Canäle ist sehr groß (ca. vier Grad oder 240 Kilometer) von einer tieferen, röthlicheren Färbung als das sie umgebende Gelb; ihr Zwischenraum beträgt neun bis zehn Grad. Der Nilokeras, in den Nil mündend, welchen wir bei der letzten Beobachtung so dünn wie einen Faden gesehen haben, ist jetzt ungeheuer breit geworden und mündet nun in einem großen schwarzen kreisrunden Fleck in den Nil. Die anderen Canäle, wie: Hydaspis, Jamuna, Ganges, Chrysorrhoas, Fortuna sind sichtbar, aber nicht einer von ihnen erscheint doppelt. Am 31. März ist die nördliche Sonnenwende.

Solcher Art sind die auf dem Planeten Mars beobachteten Vorgänge. Eine große Rolle mag das Wasser, jenes vielgestaltige Element, dabei spielen. Es existirt ohne Zweifel in der Atmosphäre und auf der Oberfläche des Mars; denn die Spectralanalyse beweist es und wir sehen es in Form von Wolken und von Schnee; im Monat April des vergangenen Jahres hat uns die photographische Kunst sogar einen Schneefall wiedergegeben, der auf dem Mars binnen 24 Stunden ein Territorium in der Größe der Vereinigten Staaten bedeckt hat. Vielleicht könnten wir uns der Annahme zuneigen, daß das Wasser in einem fünften Zustand, zwischen dem flüssigen und dem Nebel, vorhanden ist. Wir kennen es auf der Erde ja in vier recht verschiedenen Stadien: die feste Form des Eises oder des Schnees (beide schon von einander verschieden), die flüssige Form bei gewöhnlicher Temperatur und mittlerem atmosphärischen Druck, die bläschenartige Form der Nebel und der Wolken und die unsichtbare Form des durchsichtigen Dampfes. Wir könnten uns ein fünftes Stadium vorstellen, ein zähes, klebriges, durch welches diese wechselnden Umgestaltungen zu erklären wären. Warum aber die geraden Linien, warum die Verdoppelungen? Manches Jahr noch wird in Beobachtungen vergehen müssen, bis wir genau festzustellen vermögen, was sich bei unseren Nachbarn im Himmelsraume zuträgt.

Literatur und Kunst.

Die „neue Weltanschauung".

Von Arthur Drews.

Man hat nicht mit Unrecht öfter auf die Aehnlichkeit zwischen der geistigen Physiognomie der Gegenwart mit der Zeit des Absterbens der antiken Weltanschauung kurz vor dem Emporkommen des Christenthums hingewiesen. Wir stehen wie jene Zeit wieder vor einem großen Wendepunkte im Geistesleben. Das stolze Gebäude der Religion, zu welchem so lange die gläubige Menschheit in demuthvoller Ehrfurcht emporgeblickt, und das sie in seinen Mauern beherbergt, ein Asyl gegen alle Unbill des Lebens, eine sichere Zuflucht in aller Drangsal, das Gebäude der Religion ist von dem Sturmwind der jungen Wissenschaft in seinen Grundfesten erschüttert und sieht seinem gänzlichen Zerfall entgegen. Es gibt keinen denkenden Christen mehr, der nicht eine mehr oder minder deutliche Ahnung von der Besserungsbedürftigkeit seiner religiösen Weltanschauung hätte, und auch die aufgeklärten und unabhängigen Geister unter den Juden können sich nicht mehr gegen die Unverträglichkeit ihrer nur mehr durch uralte Traditionen geheiligten Religion mit dem Geiste der heutigen Zeit verschließen und sehen sich vor die Alternative gestellt, entweder moderne Menschen zu sein oder an veralteten Gebräuchen und Glaubenssätzen festzuhalten. Wohl thun die Vertreter des Alten so, als wären dies alles nur trübe Strömungen der Zeit, die sich früher oder später im Sande verlaufen müßten, allein die verzweifelten Anstrengungen, die sie machen, frische Söldlinge um die alte zerfetzte Fahne zu sammeln und der abgestorbenen Mumie neues Leben einzuhauchen, beweist, wie sehr auch sie von diesen Strömungen getragen werden, und wie sie in ihrem Innern die Ueberzeugung hegen, daß das Alte wenigstens in der gegenwärtigen Form nicht mehr zu halten ist. Sie wissen, daß es ein Kampf auf Leben und Tod ist, den sie führen, und darum sind sie alle in diesem einen Punkte so einig, unter denen sonst fast so viele verschiedene Meinungen herrschen, wie Köpfe in ihrer Anzahl. Aber dem tiefer Blickenden kann es nicht verborgen bleiben, daß sie in diesem Kampfe nothwendig unterliegen müssen. Ihr Streben mag vom Gefühlsstandpunkt aus noch so anerkennenswerth sein, sie streiten für eine veraltete Sache, für eine vom Culturfortschritt überwundene Wahrheit. Ihre Anstrengungen sind nur die letzten Todeszuckungen eines gefallenen Riesen. Die alten Formen sind untauglich geworden, den neuen Gehalt noch länger in sich zu fassen; es geht nicht mehr an, den jungen Wein noch immer wieder in die geflickten Schläuche zu füllen. Der alte Glaube ist todt und mit ihm die Herzensfreudigkeit und die Zufriedenheit, die aus ihm abfloß. Die alten Werthe sind entwerthet und neue noch nicht gefunden. Blasirter Sceptizismus und cynischer Nihilismus beherrschen auf der einen Seite die Wissenschaft und das Leben,

Digitized by Google

auf der anderen brüstet sich hohler Wissensdünkel, und flüchtet der seines Inhalts entleerte Glaube in die trüben Regionen des Spiritismus. Ein jeder sagt sich, daß es so nicht bleiben kann, daß die Menschheit nicht leben kann ohne höhere Wahrheit, ein jeder strebt nach einem festen Ankerpunkt für sein Denken und Handeln und krankt an seiner eigenen Glaubenslosigkeit; die Wissenschaft hat ihm seine Gläubigkeit genommen, aber sie hat ihm keinen genügenden Ersatz dafür gereicht. Es geht eine große Sehnsucht nach dem Neuen durch die Welt.

Dies Alles muß demjenigen zum mindesten sehr schwarzseherisch erscheinen, der in den Zeitschriften und Werken unserer jüngsten Literatur so häufig dem Hinweis auf die sogenannte „neue Weltanschauung" begegnet und in ihr den geforderten Ersatz gefunden zu haben glaubt. Da lohnt es sich denn wohl dieser neuen Weltanschauung einmal näher zu treten und zu sehen, was man an ihr besitzt.

Als gleichbedeutend mit dem Ausdruck „neue Weltanschauung" findet man häufig auch „naturwissenschaftliche Weltanschauung" geschrieben, und das kann zur sofortigen Orientirung dienen. Natürlich, da finden sie sich ja auch schon beisammen, die beliebten Schlagwörter „Kampf um's Dasein", „natürliche Zuchtwahl", „Anpassung" ꝛc., die man alle nur in den Mund zu nehmen braucht, um damit sofort aller Welt zu beweisen, daß man auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung des Jahrhunderts steht. Also der Darwinismus — da haben wir's! Die Lehre des großen englischen Naturforschers ist die Retterin in der Noth, das Pflaster, um alle Wunden der Zeit zu heilen, ja, noch mehr, welches den jungen Geistern als das Mittel angepriesen wird, um der schwindsüchtigen deutschen Kunst wieder auf die Beine zu helfen. Freilich ist der Darwinismus als solcher eigentlich gar keine Weltanschauung, sondern er ist nur ein Erklärungsprinzip für eine gewisse Reihe von Erscheinungen innerhalb des Rahmens einer bestimmten Weltanschauung, und man muß sich billig wundern, mit ihm abgespeist zu werden, da, wo man doch eine eigentliche Weltanschauung erwartet, aber er kann doch immerhin für eine solche hingenommen werden, insofern er nur ein bestimmterer Ausdruck für die mechanische Weltanschauung sein soll, die, wie seine begeisterten Anhänger behaupten, durch ihn eigentlich erst wahrhaft bewiesen sei. Das Element der mechanischen Weltanschauung aber ist letzten Endes das mechanisch bewegte Atom, und somit entpuppt sich die vielgepriesene „neue" Weltanschauung schließlich als der uralte, wohlbekannte Materialismus.

Dies Resultat muß einigermaßen überraschen. Man pflegt sich sonst gewöhnlich seine Weltanschauung aus dem geistigen Arsenal der Philosophie zu holen, aber diese hat vom Materialismus niemals etwas wissen wollen, und wieder und immer wieder die gänzliche Unhaltbarkeit desselben nachgewiesen. Hier wird er im Grunde überhaupt nicht mehr für ernst genommen und gilt als abgethan; man spricht nur noch von ihm mit Rücksicht auf die große Masse der unphilosophischen Laien, die von anderer Seite her auf ihn geführt werden, und welche sich gern mit ihm befreunden, weil er so außerordentlich billig und leicht faßlich ist. Aber die Philosophie gilt ja heutzutage selber für abgethan und ihre verzwickten Speculationen können keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Nur höchstens aus culturhistorischem Interesse oder der Kuriosität wegen liest man noch Platon und Spinoza, um, glückselig in unserer klugen Zeit zu leben, mit verwundertem Kopfschütteln auf die Denker früherer Jahrhunderte herabzublicken, die sich auf so wunderliche Gedankenpfade verlieren konnten, und was gar einen Schelling oder Hegel anbetrifft, so ist ja heutzutage jeder Primaner im Stande, die gänzliche Verrücktheit dieser Menschen einzusehen. Nein, so etwas kann heute doch, Gott sei Dank, nicht mehr vorkommen, und das hat man einzig der Naturwissenschaft zu danken, die allen derartigen windigen Speculationen ein für alle Mal ein Ende gemacht und überhaupt die Philosophie völlig überflüssig gemacht hat. Der Naturwissenschaft sind alle die großen Erfindungen entsprungen, die das Leben der letzten Generationen so außerordentlich bereichert, sie ist es, die uns so herrlich weit gebracht, die Naturwissenschaft predigt den Materialismus — so muß er denn doch wohl Wahrheit sein. Und das ist nun wohl das Neue an der alten materialistischen Weltanschauung, daß man sie sich direct von der Quelle holt und die von der Philosophie bestrittenen Atome sich von der Naturwissenschaft gleichsam unter dem Mikroskop zeigen läßt. Man höre doch nicht auf den Einspruch der Philosophie! Ihre Sätze sind veraltet, in die Rumpelkammer mit ihnen! Die Naturwissenschaft ist modern, und modern sein ist Alles, modern sein ist auch das erste Erforderniß in der Kunst. Um Gotteswillen nur nicht von Geist und von Zwecken geredet, es gibt in der Natur keinen Geist und keine Zwecke — die Naturwissenschaft sagt es und sie muß es doch wissen — und darum, es lebe die naturwissenschaftliche Weltanschauung! Allein, mit Verlaub! wie kommt die Naturwissenschaft zu einer Weltanschauung? Die Aufgabe der Naturwissenschaft ist es doch, die gegebene äußere Erscheinung der Dinge zu durchforschen, ihre Gesetze zu ergründen und in ihrem Zusammenhang darzustellen — ein System von Gesetzen aber ist noch keine Weltanschauung; und wenn sie hinter die Erscheinung zu kommen und die Dinge in ihrem Wesen zu erfassen sucht, so überschreitet sie damit ihr eigentliches Gebiet, so hört sie auf Naturwissenschaft zu sein und tritt in's Bereich der Philosophie hinüber, und dann muß sie sich auch gefallen lassen, nach philosophischen Gesichtspunkten beurtheilt zu werden. Die Philosophie aber kennt keine materiellen Atome als Elemente der mechanischen Bewegung, weil ein materielles Atom überhaupt ein Unding ist, und psychische Atome, wie der Hylozoismus sie annimmt, bewegen sich nicht nach rein mechanischen Gesetzen. Aber die Naturwissenschaft hat doch die mechanische Weltanschauung bewiesen! O nein! bewiesen hat sie dieselbe durchaus nicht, im Gegentheil, von jeher haben sich die bedeutendsten Forscher mit aller Entschiedenheit gegen den Universalmechanismus und seine Anwendung auch auf organischem Gebiet in den Lehren des Darwinismus ausgesprochen, und mehr und mehr beginnt heutzutage auch unter den Naturforschern die Ansicht um sich zu greifen, daß mit dem bloßen Mechanismus doch noch nicht Alles erklärt sei; die Naturwissenschaft fängt an, bescheidener zu werden und sich nicht mehr auf ein Gebiet zu wagen, das sie als Wissenschaft eigentlich nichts angeht, und wo sie mit all' ihren schönen Instrumenten und Methoden rein gar nichts ausrichtet, ja, wo sie sogar dem speculativen Philosophen gegenüber im Nachtheil ist, weil ihr der weite Ueberblick auch über die Gebiete des geistigen Lebens und vor Allem die nöthige philosophische Schulung fehlt. Aber davon scheinen unsere Materialisten nichts gemerkt zu haben oder sie wollen davon nichts wissen. Sie selber stehen auf einem in der Wissenschaft durchaus veralteten Standpunkt und darum macht es einen geradezu komischen Eindruck, den Materialismus von ihnen als die „neue Weltanschauung" angepriesen zu sehen. Der Materialismus hat für die Naturwissenschaft seine gute Bedeutung als heuristisches Prinzip ihrer Untersuchungen, d. h. die Naturforschung hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie eine gegebene Erscheinung letzten Endes auf die Bewegung materieller Elemente zurückführt, aber es ist falsch, diese materiellen Elemente und ihre rein mechanischen Bewegungen als der Weisheit letzten Schluß überhaupt auszuposaunen und den Materialismus zum Alles erklärenden Weltprinzip aufzubauschen. Der Materialismus ist eine durchaus unphilosophische und rohe Anschauung, und wer sich zu ihrem Anwalt aufwirft, beweist damit nur, daß er das Wesen des philosophischen Denkens noch nicht einmal erfaßt hat und verdient überhaupt nicht ernsthaft genommen zu werden.

Uebrigens ist es gar nicht sein positiver Wahrheitsgehalt, das eigentlich „Philosophische" am Materialismus, was unsere jugendlichen Stürmer und Dränger zu ihm hinzieht, sondern das ihm anhaftende negative Element, die sich aus ihm ergebenden Consequenzen sind es, weshalb sie gerade diese Weltanschauung auf ihre Fahne geschrieben haben. Fast immer pflegt sich zuerst der erwachende philosophische Trieb in einer gänzlichen Negation alles desjenigen zu entladen, was Einem bisher für Wahrheit gegolten hat, und dieser Erscheinung

Digitized by Google

kommt der Materialismus entgegen, wenn er mit allem alten Urväterhausrath, mit Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ꝛc. Kehraus macht. Der Büchner ist die Lieblingslectüre des philosophisch angehauchten Primaners und es bereitet ihm ein gewisses physisches Behagen, ja, er glaubt damit etwas ganz Besonderes zu sagen, wodurch er gewaltig in seiner eigenen Achtung steigt, wenn er z. B. die Existenz eines Gottes ableugnet. Es scheint eine gewisse historische Beziehung obzuwalten, zwischen dieser so gearteten Gymnasialphilosophie und der Schwärmerei für den Materialismus in unserer modernen Literatur. Wir stehen an einem Wendepunkt auch im künstlerischen Leben. Auch hier sind die bisherigen Formen veraltet und in berechtigter Sehnsucht nach neuen Idealen strebt eine frohmuthige Jugend danach, der alternden Kunst frisches Leben einzuhauchen. Sie bringen das Feuer jugendlicher Begeisterung mit und manche auch sehr schätzbare und verheißungsvolle Kraft, aber sie sind fast alle noch jung, diese Kunstrevolutionäre, ja, einige unter ihnen sogar sehr jung, die noch nicht gar lange die Schule verlassen haben; da kann man es ihnen denn nicht so übel nehmen, wenn sie auch jetzt noch wie Primaner die Welt anschauen; denn woher sollten sie auch die Zeit genommen haben, ihre Anschauungen inzwischen zu klären und zu vertiefen, da sie sich ja gleich alle künstlerisch bethätigen und die Menschheit mit den Früchten ihres Geistes beglücken müssen? Büchner, Darwin, Haeckel und höchstens Kant — aber ihn nur, weil er gerade Mode ist — das sind die von ihnen studirten „Philosophen", und den Letzteren haben sie jedenfalls nicht verstanden, denn sonst würden sie keine Materialisten sein.

Nun könnte man ihnen ja ihre Weltanschauung gönnen und jeden nach seiner Façon selig werden lassen, aber in diesem Falle ist es doch nicht ganz unangebracht, den aufdringlichen Verkündern dieser „neuen" Weltanschauung gegenüber, die sich über alle Andersgläubigen so unendlich erhaben dünken und sie geradezu für Dunkelmänner, Ignoranten und Idioten erklären, die hinter der wissenschaftlichen Bildung der Zeit zurückgeblieben sind, die wahre Bedeutung ihrer Ansicht aufzudecken und sie in die richtigen Schranken zu weisen. Würden diese Anschauungen nur in den literarischen Organen dieser Richtung vorgebracht, so brauchte man nicht viel Aufhebens davon zu machen, denn die werden ja doch nur von der Kaste gelesen, aber sie werden auch wieder und immer wieder in ihren Werken gelehrt, dieselben bauen sich tendenziös gerade auf ihnen auf, ja, übereifrige Agitatoren, welche des armen, ungebildeten Haufens jammert und die selber Menschheitsbeglückungsgelüste in ihrer Brust verspüren, treten sogar im Prophetenmantel mit ihnen persönlich unter das Volk und predigen ihm rühmend die neue Weltanschauung, als wäre sie die ausgemachteste Sache von der Welt. Und hiergegen muß man entschieden Einspruch erheben. Es ist nicht wahr, daß der Materialismus von Seiten der modernen Wissenschaft bewiesen, ja, daß er auch überhaupt nur die allgemein herrschende Anschauung unter den heutigen Naturforschern ist. Es ist auch vor Allem nicht wahr, daß die Wissenschaft selber über die aus ihm gezogenen Consequenzen mit sich einig ist; ob es z. B. einen Gott gibt oder nicht, darüber gehen die Meinungen heutzutage noch ebenso auseinander, und das ist schließlich noch ebenso Glaubenssache wie vor tausend Jahren, ja, gerade die tiefer Denkenden unter den Naturforschern und Philosophen bestreiten auch heute noch die Existenz eines göttlichen Wesens keineswegs, es kommt eben nur darauf an, wie man sich dasselbe näher vorstellt. Dies alles für ausgemachte Sache zu erklären, und sich dabei auf die Naturwissenschaft zu berufen, als könnte man bei ihr die Bestätigung finden, das ist eine offenbare Unwahrheit, welche sich diejenigen am wenigsten zu Schulden kommen lassen sollten, die sich im Leben wie in der Kunst zu Vertretern der „Wahrheit um jeden Preis" gemacht haben und welche sich so gerne mit ihrer Gesinnungstüchtigkeit brüsten. Derartige Behauptungen können nur dazu dienen, die Anschauungen zu verwirren und der großen Menge, die nicht im Stande ist, alles Gesagte zu controliren, einen gänzlich falschen Begriff von der Wissenschaft beizubringen. Und was für Unheil diese Anschauungen auf künstlerischem Gebiete anzurichten vermögen, davon kann man sich ja nur zu leicht überzeugen, wenn man sich nur einmal in unserer modernen Literatur umsieht, wo die Schwächlinge sich in platten Alltäglichkeiten und wüsten Gemeinheiten ergehen, und selbst die Werke eines so starken Talentes wie Gerhard Hauptmann unter der Last des ödesten Materialismus kranken. Es ist wahrlich ein Glück zu nennen, daß alle diese Werke ihr eigenes Urtheil bereits in sich tragen, indem keines von ihnen geeignet ist, jemals volksthümlich zu werden.

Fast immer pflegt sich die Weltanschauung großer Künstler in ihren Werken auszuprägen. Es ist sehr charakteristisch und erweckt nicht gerade ein günstiges Vorurtheil für ihre Bestrebungen, daß die sogenannten „Modernen", welche die Kunst mit neuem Inhalt bereichern wollen, der unfruchtbarsten und gedankenarmsten aller Weltanschauungen, dem Materialismus, huldigen. Wenn Zola und die Franzosen Materialisten sind und naturwissenschaftliche Elemente in ihre Werke hineintragen, so kann man sich das erklären, denn Frankreich ist ebenso wie England von jeher das Mutterland des Materialismus und des ihm verwandten Positivismus gewesen; und weil dem mehr auf das Praktische gerichtete Sinn seiner Bewohner die eigentliche Tiefe fehlt, hat es die Naturwissenschaft immer der Philosophie vorgezogen. Daß aber die künstlerische deutsche Jugend, die immer ihre größten Siege auf dem Schlachtfelde der Idee erfochten hat, die Jugend im „Volke der Denker" mit den guten Seiten Zola's auch seinen Materialismus mit in sich aufgenommen hat, das ist eine bedauerliche Thatsache, die auf einen bedenklichen Mangel an tieferer geistiger Bildung hindeutet. Sie haben dem Idealismus den Krieg erklärt, weil er allein die Schuld tragen soll an der Versumpfung der Kunst, weil sie sich einbilden, daß schon fast Alles gewonnen sei, wenn sie nur erst das Wörtchen „Idee" aus der ganzen Aesthetik überhaupt ausgemerzt haben. Diesem Kampf gegen die von ihnen so sehr verachtete „Schulästhetik" liegt ein berechtigter Gedanke zu Grunde, in so fern es eine gewisse von manchen Aesthetikern verfochtene falsche Abart innerhalb des Idealismus ist, welche sie bekämpfen, nämlich der sogenannte „abstrakte Idealismus", der in einseitiger Weise den Nachdruck allein auf die Idee legt und darüber ihre Erscheinung in der Wirklichkeit vernachlässigt, allein sie schütten das Kind mit dem Bade aus, und weil sie nur den abstrakten Idealismus kennen, den schon Hegel in seiner epochemachenden Aesthetik überwunden, so wollen sie vom Idealismus überhaupt nichts wissen. Es ist wahr, mit dem Ausdruck „Idee" ist viel Mißbrauch getrieben worden, und um ihn in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen, dazu bedarf es schon einer gewissen philosophischen Bildung, aber es ist eben so wahr, daß ohne ihn fast kein einziges Problem in der Aesthetik zu lösen ist, und daß der Mangel an philosophischer Bildung nicht dazu berechtigt, sich großthuerisch über ihn hinwegzusetzen. Man sehe sich nur einmal um in der Literatur unserer Modernen, die sich in kindlicher Naivität abmühen, eine gänzlich neue, aus dem Boden des Materialismus herausgewachsene, d. h. „realistische" Aesthetik aufzubauen! Was sie predigen ist dasjenige, was nach Abschaffung der Idee einzig übrig bleibt, nämlich die schon von Aristoteles vorgebrachte und von so vielen ihm nachgebetete Nachahmungstheorie in der Kunst, die dürftigste und unhaltbarste aller ästhetischen Theorien, über welche selbst die verachtete Schulästhetik schon lange hinaus ist, und deren Widerlegung gerade zu ihren besten Leistungen zählt. Aber davon scheinen unsere Modernen keine Kenntniß genommen zu haben, sie würden uns sonst wohl mit ihren „neu" sein sollenden Theorien verschonen, welche schon hundert Andere vor ihnen aufgebracht, und die sich schon hundert Mal als durchaus falsch erwiesen haben. Abgesehen von zum Theil falsch verstandenen, zum Theil ganz falsch angewandten naturwissenschaftlichen Ausdrücken, die gelehrt klingen sollen und doch eigentlich in diesem Falle so gut wie gar nichts besagen, findet sich in den zahlreichen sogenannten „ästhetischen" Abhandlungen der jungen Kunstrevolutionäre auch nicht ein einziger wirklich neuer Gedanke, und stößt man einmal auf eine gute Idee, so ist es eine versteckte Anleihe bei der alten Schulästhetik. Welch'

Digitized by Google

ein Unfug mit dem willkürlichen Hineintragen naturwissenschaftlicher Begriffe in das Gebiet der Aesthetik getrieben werden und wohin das lächerliche Kokettiren der Literatur mit der Naturwissenschaft überhaupt führen kann, davon haben wir die ergötzlichsten Proben gesehen. Und das alles ist die vielgepriesene „neue" Aesthetik, die sich mit so großem Applomb ankündigt und so verächtlich auf die ältere Aesthetik herabsieht! Parturiunt montes — Aber aus einem leeren Sacke kann man keine Perlen schütteln. Nirgends zeigt es sich so deutlich wie hier, wohin der Mangel an wahrhafter philosophischer Geistesbildung und das kecke Sichhinwegsetzen über die Leistungen unserer großen Denker führt. (Schluß folgt.)

Poetische Novitäten.

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Das zeitgenössische Schriftthum besitzt in den Reihen seiner Vertreter eine nicht geringe Anzahl von Adeligen, die mit Geschick und Liebe mannhaften Antheil an der Entwickelung unserer Literatur nehmen, Aristokraten nicht nur von Geburt, sondern auch von Gesinnung. Wir brauchen nur an den feinsinnigen Kunstmäcenas Adolf Friedrich Graf von Schack, an Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, den Sänger „des Schmerzes", an den Prinzen Georg von Preußen, an den Prinzen Reuß, den Schöpfer lebensfrischer, überschäumender Jägerlieder, an Ernst von Wolzogen ꝛc. zu erinnern — so sehen wir, daß es auch unter den „Herren von" geistvolle Repräsentanten der modernen Literatur gibt. Obgleich diese Liste nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, würden wir uns doch einer großen Unterlassungssünde schuldig machen, wenn wir nicht Detlev Freiherrn von Liliencron aufnähmen.

Liliencron hat zwei neue Werke auf dem literarischen Markt erscheinen lassen. Das eine, „Der Mäcen"*), ist eine Sammlung von Erzählungen, welche vor einem Jahre publicirt wurde, das andere eine neue Sammlung von Gedichten, betitelt „Der Haidegänger und andere Gedichte"*). Das eigenartige dichterische Naturell Liliencron's mit seinen glänzenden Vorzügen und starken Schwächen verleugnen auch diese Werke nicht. Es ist ein buntes, sonderbares Gemisch von Genieblitzen und banalem Geschwätz, von feuriger Kraft und weicher Innigkeit, von derbem Lebensgenuß und idealistischen Gedankenflügen, von schönheitstrunkenem Kunstsinn und schrankenloser Willkür, was uns der Dichter offenbart. Aber er besitzt eine scharf ausgeprägte Physiognomie. Mag seine unhemmbare, kraftgewaltige Subjectivität auch die strengen Grenzen des Kunstschönen gewaltsam durchbrechen, immer und überall fesselt dieselbe durch ihren überraschenden, köstlichen Lebenssinn, durch ihre anmuthende Lebensfrische, durch ihre bezaubernde „Schneidigkeit", um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen, der hier, bei dem vormaligen Soldaten Liliencron, wohl am Platze ist. Liliencron besitzt die unschätzbare Gabe, niemals langweilig zu werden. Seine Muse trägt ein Doppelantlitz. Einerseits zeigt sie einen gesunden Blick für die Vorgänge und Erscheinungen in der realen Welt und weiß dieselben in scharf umrissenen, lebensprühenden Bildern wiederzugeben — war Liliencron doch der Erste, der unbekümmert um die Ansichten des sogenannten literarisch gebildeten Publikums zielkräftig realistisch — in gutem Sinne des Wortes — schrieb; andererseits verleugnet sie nicht eine Vorliebe für das Romantische. Eichendorff mit seiner „mondbeglänzten Zaubernacht" bleibt ihm „für immer an's Herz gewachsen", gesteht er im „Mäcen". Dieser Contrast zwischen vollblütigem Realismus und schwärmender Romantik spielt bedeutsam in sein Schaffen hinein und ist das eigentlich reizvolle, geheimnißvoll lockende Kunstmittel, durch das der Dichter seinen Schöpfungen eine zaubermächtige Anziehung verleiht und die Herzen der Leser erobert. Liliencron ist ein lebendiges Beispiel für Grillparzer's Wort:

„Romantik weicht von der Dichtkunst nie,
Sie ist ihre Mutter, die Poesie."

Aber ihm sitzt der Schelm im Nacken. Sehnsüchtig läßt er uns im Bann einer silberhellen Mondnacht schwärmen, läßt durch eine geradezu phänomenale Stimmungszauberei in uns süße Ahnungen und traumselige Gedanken aufkeimen, um uns — nachdem er uns in den Zustand berauschter Verzückung gebracht — durch den kalten Wasserstrahl der plattesten Gassenweisheit zu ernüchtern. Er ist ein Stimmungsmaler par excellence. Welch' geheimnißvoller Farbenreichthum, welch' sinnberückende Anschaulichkeit und wunderbare Prägnanz, welch' gedrungene Kürze weisen seine Schilderungen auf: „Glühender Julimittag in einem einsamen Garten. So grell scheint die Sonne, daß kaum eine Form zu erkennen ist; Alles ist getaucht in weißflüssiges Licht. Eine große, leuchtende, flimmernde Marmorsphinx liegt vor gleißenden Steinstufen. Ein ziegelrother Schmetterling, die einzige Farbe in all' dem zittrigen Schimmer, umwebert unaufhörlich den Hals des Ungethüms." Das sind Farben, wie sie ein Arnold Böcklin auf seiner Palette hat.

Wodurch Liliencron aber am kräftigsten das Gemüth und den Geist des Lesers gefangen nimmt, trotz der häufig störenden Caprice und barocken, ja bizarren Diction, die oft in Manierirtheit ausartet, das ist — um es noch einmal zu betonen — die wohlthuende Lebensfrische und Lebendigkeit, die aus seinem Innern quillt. Verhaßt sind ihm, obgleich er wahrlich nicht blind für die Leiden und Schmerzen der Menschen ist, wie seine neue Gedichtsammlung beweist, die Kopfhänger, die „schöngeistigen" Seelen und Seelchen, die Mucker, die Pharisäer, alle diejenigen, die nur den Schutt und Moder, nicht aber auch die herzerquickenden Blumen des Lebens sehen. So läßt er den Haidegänger in dem gleichbetitelten Gedicht sagen:

„Ich war ein Mensch, das heißt entsagen müssen.
Oft hab' ich mich auf mich selbst besonnen,
Habe den Sieg über mein Fleisch gewonnen."

Doch:

„Mich reut's, mich reut's, daß ich entschlossen
Das Dasein nicht viel froher genossen:
Daß ich mich nicht sofort nach der Rose bückte,
Die nach mir ein Skrupellos'rer sich pflückte;
Daß ich nicht öfter den Becher schwang;
Nicht öfter anstimmte den Rundgesang;
Daß ich nicht durstiger trank aus der Fluth" ꝛc.

„Der Mäcen" enthält im ersten Bande sieben Erzählungen. Die besten sind „Umzingelt" und „Das Richtschwert aus Damaskus". Das erste Stück ist ein mit glühenden Farben gemaltes Bild aus dem Kriege von erschütternder Realistik. An dem bewegten Pulsschlag, der die Handlung belebt und der uns fast außer Athem kommen läßt, erkennen wir: hier werden des Dichters Phantasie und Anschauung aus seinem eigensten Innern gespeist. Dieses Schlachtbild erinnert uns in seiner farbenkräftigen Lebenswahrheit an die bekannten Schlachtengemälde Wereschtschagin's, ohne durch das bei dem letzteren auf die Spitze getriebene Schaurige und Grausige den künstlerischen Genuß zu beeinträchtigen. Liliencron's Künstlerprogramm, das er einst aufgestellt, aber — was den letzten Punkt darin anbetrifft — auch häufig durchbricht, auch im „Mäcen" und „Haidegänger", kommt in dieser Erzählung voll zur Geltung, das Programm: „Ausleben soll sich der Dichter, d. h. das geben, was er tief innerlichst fühlt. Wahr sein soll er, ohne auf die salbungsvollen Worte des sogenannten Publikums zu hören. Doch ewig, ewig schwebe über seinem Schaffen — wie ein aufpassender Adler — die Künstlerhand." In dem „Richtschwert von Damaskus" ist wieder romantische Naturbeseelung und warmblütiger Realismus auf das Innigste verquickt. Diese Erzählung ist von erschütternder Wirkung. In den übrigen Stücken der Sammlung zeigt sich der niederdeutsche Dichter seinem Landsmann Storm, den er zu seinen Lieblingspoeten zählt, verwandt und ebenbürtig. Lobend erwähnt sei die „Mergelgrube", die allerdings eine lockere Composition aufweist, noch mehr übrigens „Der Mäcen" selbst im zweiten Band. Liliencron besitzt hierin überhaupt eine große Eigensinnigkeit und Caprice. „Zwei Runensteine", „Die Dithmar-

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

schen" und „Geert der Große von Holstein" sind von untergeordneterem Interesse, ihnen fehlt das sub specie aeterni, wodurch er vielen von seinen Schöpfungen einen erhabenen Charakter zu verleihen weiß. „Der Mäcen" selbst ist im zweiten Band enthalten. Es ist das Tagebuch eines fabelhaften Millionärs, der sich in der Gesellschaft der „Butter- und Käsegutsbesitzer" seiner schleswig-holsteinischen Provinz vereinsamt fühlt und mit vollen Händen das Geld ausstreut und die Jünger der Literatur unterstützt. Unsterbliche menschheitliche Gedanken und banale Gassenhauer, duftige Stimmungsmalerei und derbe Realismen sind hier bunt zusammengewürfelt und bilden ein sonderbares Conglomerat. Mit überlegenem Sarkasmus und bitterer Ironie geißelt er den hohlen Conventionalismus, die Modegötzen unserer Zeit in Literatur und sozialem Leben und läßt sich zu wuchtigen Invectiven gegen die moderne Kritik hinreißen. Nicht selten macht sich ein blasirter Offizierston unangenehm breit. Aber — um es noch einmal zu betonen — niemals ist das Buch langweilig; es überrascht durch blendende Antithesen, durch auf einander prallende Witz- und Geistesraketen.

Weniger als „Der Mäcen" sagt uns „Der Haidegänger" zu. Hier scheint uns Liliencron die Bahn, welche er in seinen „Gedichten" und „Adjutantenritten" so verheißungsvoll betreten, verlassen zu haben. Man vermißt zu oft einen warmen, das Herz packenden Ton. Manche Gedichte lassen uns wegen ihres platten, trivialen Inhalts, der zudem häufig weit ausgesponnen ist (namentlich „Ich war glücklich"), vollständig kalt. Bei anderen („Der Ländler", „An Hugo Wolf", „Ballade in G-moll" ꝛc.) scheint uns des Dichters Darstellungskraft zu erlahmen. „Der Haidegänger", welches Gedicht dem Buche den Titel gegeben, ist trotz der mannigfachen störenden Prosaismen, trotz des sonderbaren Inhalts, wohl geeignet, uns zu ergreifen. Hier zeigt sich des Dichters leidenschaftliche Subjectivität, der kräftige Flug seiner Phantasie in vollem Umfang. Mit Humor wird der Geist des Staatsanwalts, des hochmögenden Wächters der Literatur, heraufbeschworen, mit vortrefflicher Ironie wird der „deutsche Dichter" des „Blaublümeleins" und des „Mondscheinbusens" redend eingeführt. — Eine Hauptstärke Liliencron's liegt in der Anwendung von prägnanten, originellen Bildern und Gleichnissen, wenngleich wir Liliencron's Meinung, daß daran namentlich der wirkliche Dichter zu erkennen sei, durchaus nicht beistimmen. Liliencron ist ein Meister im Gebrauch von originellen Ausdrücken. So sagt er: „Der Frühlingshimmel war blaß wie gänzlich erloschene Liebe", „Der Nachtfrost würgt unbarmherzig in Feld und Garten", „Das letzte Haus, das stumm der Mitternacht sein treues Dach vertraut", „Alles geisterte auf uns zu", „Ueberall ödete schon die Verwüstung im Hause", „Vor mir, in blauer Ferne, trotzt das große Schweigen, die Welt". Diese Stärke ist aber auch — wenn man das Paradoxon erlaubt — seine Schwäche. Folgende Zusammensetzungen und Ausdrücke, die meistens in den Gedichten vorkommen, wird man nichts weniger als schön nennen können: „freiheitsfröhlichstolzes Herz", „Ihr Auge bindet sich mit meinem", „Herzensintrabbringer", „Sechsuhrnachmittagssonnenschein", „schornsteinrauchfriedliche Landschaft", „reichgeländergeschmückte Marmortreppe", „Das Ichgehmitdirdurchdickunddünn", „Das Sofortbeiderhandsein", „blutfestgetrockneter Sporenblitz", „mein undiensam Leben", „frechhübscher Knabe" ꝛc. ꝛc.

So manche Einwürfe man auch gegen den Dichter machen muß, so wird jede einsichtsvolle Kritik in Liliencron doch eine stark ausgeprägte dichterische Individualität erkennen müssen, die zwar manch derben, unschönen Zug zeigt, nichtsdestoweniger aber durch die Ursprünglichkeit und Naturfrische, mit der sie schafft, für das Kunstschöne zu begeistern vermag, und Begeisterung verlangen wir vom Künstler, denn „die Kunst läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen, noch begreifen", sagt Goethe.

Eine gewisse Verwandtschaft im künstlerischen Schaffen mit dem freiherrlichen Dichter zeigt Paul Barsch insofern, als auch dieser mit wenigen, aber prägnanten Worten eine Gedanken- und Gefühlswelt in uns wachruft. In den Schöpfungen von Paul Barsch vermählen sich Idealismus und Realismus auf das Schönste; er räumt aber nicht, wie Liliencron, dem letzteren die größere Berechtigung ein. Paul Barsch ist ein Sohn des Volkes, er ist ein selfmadman im edelsten Sinn des Wortes. Es dürfte den Leser die Notiz interessiren, daß jener ursprünglich ein Tischlergeselle war, daß er auf seinen Wanderzügen mit Dichtern von Ruf in persönlichen Verkehr trat — namentlich mit dem entschlafenen Gerok —, daß er später eine Gedichtsammlung „Auf Straßen und Stegen" erscheinen ließ und jetzt Redacteur einer großen Breslauer Zeitung ist. Seine neueste Gedichtsammlung hat den wenig originellen Titel „Fliegende Blätter"*). Was aber dem bescheidenen Titel abgeht, kommt dem Inhalt des Buchs zu Gute. Der schlichte, innige Herzenston gelingt dem Poeten am glücklichsten; so enthält die Sammlung mehrere Gedichte, welche in ihrer erhabenen Einfachheit an die treuherzigen Volkslieder eines Uhland erinnern. Traumseliges Empfinden eint sich mit gedrungener Kürze. Streng epische Thatenschilderung, epische Detailmalerei ist nicht Paul Barsch's Sache. Ueberhaupt liegt seine Begabung mehr auf lyrischem als auf epischem Gebiet. Die in den „Fliegenden Blättern" enthaltenen epischen Stücke kranken fast alle an einer lockeren Composition und behandeln auch meistentheils Stoffe, die — weil ähnliche Sujets häufig schon dichterisch behandelt sind — wenig Beachtung finden werden. Aber da, wo der Dichter aus seiner eigenen Innenwelt schöpft, seine eigenen Gefühle und Stimmungen in Worten austönen läßt, da lauschen wir mit Andacht den innigen, weichen Liedesklängen, da wissen wir, daß „ihm des Gesanges Gabe, der Lieder süßen Mund Apoll" verliehen. Zuweilen weiß der Dichter durch deutungsweise Kürze, durch wenige, markige Ausdrücke Empfindungen und Vorstellungen in unserem Innern zu erzeugen, die wir dann ergänzen und vervollständigen, bis plötzlich vor unserem Bewußtsein ein ganzes Bild steht, das eine weite Perspective eröffnet. So schildert uns der Dichter das Leben und Treiben der Soldaten nach der siegreichen Schlacht. Mitten auf dem blutgedüngten und leichenübersäetem Schlachtfeld hält ernst und schweigsam der Feldherr hoch zu Roß. Was kümmert ihn das Stöhnen und Aechzen und Jammern der schmerzdurchwühlten Braven? Anderes heischt von ihm seine Pflicht:

„Ein leises Lächeln überfliegt
Sein Antlitz; denn er hat gesiegt.
Gelassen blickt er in die Nacht
Und sinnt auf eine neue Schlacht."

Zu manchem in der Sammlung enthaltenen Gedichte hat Barsch den Vorwurf dem sozialen Leben entnommen und die Widersprüche in unserem gesellschaftlichen und staatlichen Leben in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht. Außer durch die oben angedeuteten Schwächen des Paul Barsch'schen Talentes wird der wohlthuende Eindruck seiner Poesien beeinträchtigt durch den prosaisch-nüchternen, selbstverständlichen Schluß mancher Gedichte; man vermißt häufig die scharf herausgekehrte Schlußpointe. Dazu gesellen sich manche hausbackene Wendungen, wodurch die Diction verwässert wird, und manch störende Ausdrücke wie z. B. „hung", „blus", „begunn", „fung an" ꝛc. Auch Ausdrücken wie „leichtiglich", „jetzunder" ꝛc. muß man das poetische Hausrecht versagen. Trotz alledem ist Paul Barsch ein Dichter, der wohl die Beachtung des Publikums verdient und der zu schönen Erwartungen berechtigt.

Das völlige Gegentheil von Liliencron und Barsch, die unter dem Banner eines lebensfrohen Optimismus kämpfen, ohne die Schattenseiten unseres unvollkommenen Erdenlebens zu umgehen, ist John Henry Mackay. Er ist ein geborener Schottländer und lebt zur Zeit in der Schweiz. Zwei Gedichtsammlungen sind jüngsthin von ihm erschienen, die eine ist betitelt: „Sturm" und die andere: „Das starke Jahr"**). Eine alles negirende Skepsis, ein trostloser, herzbeklemmender Pessimismus weht uns aus den Gedichten entgegen. Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni — dieses bittere Wort ließe sich füglich als Motto den beiden Werken vor-

*) Großenhain, Baumert & Ronge.
**) Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Digitized by Google

anstellen. Mit einer wahren Wollust und raffinirten Routine stellt Mackay die Hohlheiten und Erbärmlichkeiten unseres Erdballs an den Pranger und bohrt die Pfeile des Schmerzes und des Zweifels in's blühende Leben. Aber — und das ist das Grundübel, an dem seine Poesie krankt und weshalb sie auf das Menschenherz nicht tief einwirken kann — er überzeugt nicht, die psychologische Motivirung fehlt, warum das Leben hassenswerth ist, warum unsere Erde nur ein Schutt- und Trümmerhaufen ist. Wir können nicht seiner Aufforderung folgen:

„Glaube an Nichts! Und suche nie die Wahrheit,
Denn es gibt keine Wahrheit! — Nur vergebens
Häufst du zu einem Tempel falscher Klarheit
Die wirren Trümmer des verlorenen Lebens."
(Das starke Jahr.)

Die Mackay'schen Gedichte lassen meist völlig kalt, weil ihnen der Lebensnerv der Innerlichkeit fehlt, ohne welche die Poesie ein Schatten, ein Phantom ist. Vor den Schranken der Kunst hat der Optimismus und der Pessimismus gleiche Berechtigung. Aber die Poesie darf keine bloße Negation sein. Der Dichter muß auf ein positives Glaubensbekenntniß schwören, muß entweder Optimist oder Pessimist sein. Mit der ausschließlichen Verneinung kommt die Menschheit auf ihrem Entwickelungsgange um keinen Schritt vorwärts. In einzelnen der Gedichte errichtet Mackay auch positive Ziele, die er aber dann in anderen wieder zerstört, und sich so in einem gewissen Cirkel bewegt. Jedoch wäre es Unrecht, wollte man Mackay einen unerfahrenen, unreifen Schwärmer nennen. Im Gegentheil! Man muß ihn ernst nehmen, denn es ist ihm mit seinen Bekenntnissen, so trostlos und lebenzerstörend sie auch sein mögen, bitterer Ernst. In „Sturm" geht der über den großen, zweifelsbangen Fragen des Weltalls brütende und grübelnde Philosoph, geht der begeisterte Vorkämpfer politischer Freiheit und Gleichheit, geht der kettenklirrende Anarchist mit dem Dichter durch. In den zersetzenden Gedankenströmen werden alle weicheren, menschlichen Gefühle getödtet. Die Gedanken überstürzen sich in diesen Freiheitsgesängen, prallen häufig mit solcher Wucht aufeinander, daß sie sich gegenseitig zerstören.

Das Buch ist insofern aber von Bedeutung, als es Max Stirner gewidmet ist. Um diese Bedeutung klar erkennen zu lassen, müssen wir kurz auf Hegel zurückgreifen. Nach Hegel's Hingang lockerte sich dieses Philosophen Programm, wie Erdmann mit rühmender Objectivität nachgewiesen, namentlich in den drei folgenden Punkten, in der Wiederherstellung erstens der Metaphysik, wodurch Hegel der Kant'schen Kritik einen kräftigen Damm entgegensetzte, zweitens der Dogmatik und drittens der Staatsautorität. Selbst Hegelianer bezweifelten die Richtigkeit derselben. Feuerbach und Richter beispielsweise — also Schüler von Hegel — bestritten das Dogma von der Unsterblichkeit. Und als Strauß' „Leben Jesu" erschien, wurde die neue Spaltung offenkundig. Zu der äußersten Linken dieser Richtung gehört Max Stirner (alias Kaspar Schmidt 1806 bis 1856), dessen Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigenthum" (Leipzig 1845, 2. Aufl. 1882) gewissenmaßen die höchste Potenz des philosophischen Radikalismus bildet, den die Hegel'sche Schule gezeitigt. Diese geistige Erbschaft Stirner's hat Mackay angetreten und wird sie veröffentlichen. Die zweite Auflage des „Sturm" ist Stirner's Andenken geweiht. Wir können uns hier jedoch schon aus räumlichen Gründen nicht tiefer mit Stirner und Mackay beschäftigen oder gar in eine Controverse mit ihnen einlassen; wir möchten nur einige Punkte herausgreifen, aus denen die congruente Lebensanschauung Stirner's mit dem Dichter-Philosophen oder besser: Philosophen-Dichter zur Evidenz hervorgeht. Wenn es nach Stirner der Adamsfluch des Menschen ist, über das Geistige die Persönlichkeit zu verlieren, wenn er Staat, Religion ꝛc. als für das Einzel-Ich verderbliche und seine Freiheit einschränkende Ideen betrachtet und den Satz aufstellt: „Mir geht nichts über Mich!" so sagt Mackay:

„Ich hebe mich empor! — Ueber die Anderen
Erhebt sich hoch und frei mein stolzes Ich.
Wie lange hat es — nach wie langem Wandern? —
Gewährt, bis endlich ich gefunden — mich!"—

und ähnlich auch in den Gedichten: „Mein Ich —" und „Letzte Erkenntniß" im anderen Buche. Wenn Stirner die Gerechtigkeit, ja selbst die radicalste Rechtsgleichheit als religiöse Idee betrachtet, wenn er behauptet, jedes Recht sei Gnade, Geschenk und sagt: „Wäre mir etwas Recht, Anderen aber nicht Recht, so frage ich nach der ganzen Welt nichts. — Meine Macht ist mein Eigenthum. Meine Macht gibt mir Eigenthum. Meine Macht bin ich selbst und durch mein Eigenthum. — Gewalt geht vor Recht und zwar — mit vollem Recht," so spricht Mackay denselben Gedanken in den Worten aus:

„Was ist Gerechtigkeit? Nichts ist gerecht,
Was uns'res Lebens Wagen lenken will,
Und Alles ist gerecht, was ich mir nehme,
Auf daß ich sie zu meinem Ziele führe . . .
Bist du der Sieger, bist du der Gerechte . . ."

und gewissermaßen als Fortsetzung dazu:

„Wenn Ihr die Stärkeren geworden seid,
Dann seid Ihr — »in Eurem Rechte«."

Gleichsam die Prämisse zu der vorigen Behauptung in der logischen Denkreihe Stirner's ist sein Ausspruch: „Mein Verhältniß zur Welt ist dieses: Ich thue für sie nichts mehr »um Gottes Willen«, ich thue »nichts um der Menschen Willen«, sondern, was ich thue, das thue ich »um Meinetwillen«. Was man der Idee der Menschheit zuschreibt, das gehört Mir." Aehnlich bekennt Mackay in dem Einleitungsgedichte:

„Ich habe von der »Pflicht« mich frei gemacht;
Das »Recht« der Andern wird von mir verlacht."

Diese wenigen Proben werden genügen, um die Geistesverwandtschaft zwischen dem Denker und dem Dichter klarzulegen. Zugleich wird der Leser aber auch unschwer errathen, daß „Sturm" vorwiegend abstracte Gedanken- und Reflexionspoesie ist. Das Buch verlangt zum Verständniß eine angestrengte Denkarbeit und auch dann wird manches unverstanden bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil Mackay die psychologische Begründung arg vernachlässigt und seine vielen Doktrinen ohne anschauliche und veranschaulichenden Hilfsmittel ableitet. Und da, wo er psychologisch zu analisiren sich bestrebt, geht er zu sprungweise vor, so daß der Leser doch zu keinem Verständniß gelangen kann.

Auch in der zweiten Gedichtsammlung „Das starke Jahr" stellt Mackay an die Phantasie und das Vorstellungsvermögen des Lesers hohe Ansprüche. Auch hier singt er von eingesargtem Glücke, klagt um entschwundene Sonnentage. Aber auch hier läßt er sich von seinen Gedanken und Empfindungen fortreißen, wodurch die Composition der meisten Gedichte verworren und undurchsichtig wird und der Leser keinen künstlerischen Genuß hat. Fast scheint es, als ob der Dichter nur für sich die Lieder gesungen und dieselben absichtlich so componirt, daß sie unverständlich sind. Diese Behauptung könnte man aus dem Motto zu dieser Sammlung ableiten, in welchem Mackay sagt:

„All die Klugen und die Kalten
Möchte ich zu Narren halten.
Meinen Schleier will ich hissen
Ueber sie, die Alles wissen" ꝛc.

Mackay ist eine äußerst sensitive Natur; das erhellt aus seiner rapiden Productionsweise. Beispielsweise enthält das Buch ein Gedicht „Walter oder: das Gelage", welches aus dreizehn Einzelgedichten mit zusammen 39 Strophen à 4 Zeilen, mit zusammen also 156 Zeilen besteht, die — wie beigemerkt ist — in einer Nacht geschrieben sind. Die meisten Gedichte in diesem Buche sind ein wüster Haufen von Gefühlen und Stimmungen, die, weil sie psychologisch nicht zu erfassen sind, kein Echo im Herzen des Lesers erwecken, sind ein ödes Conglomerat von Gedanken-Saltomortalen und logischen Luftsprüngen. Wir könnten wohl den Dichter bewundern, weil er eine ungeheure Virtuosität darin besitzt, die Aeußerungen der menschlichen Innenwelt so meisterhaft unverständlich zu machen, aber lieben wird man ihn nie können. Von einer Spontaneität des Interesses wird bei ihm nie die Rede sein können. Dazu kommt, daß er in manchen seiner Gedichte einen spöttelnden, witzelnden Ton à la Heine anschlägt, ja einem gewissen Cynismus huldigt, der sich namentlich auf den geschlechtlichen Verkehr

Digitized by Google

bezieht. Man braucht wahrlich keine Altjungfern-Prüderie zu besitzen, um dieses Moment in der Mackay'schen Dichtung geschmacklos zu finden. Die äußere Form der Gedichte verräth stellenweise eine große Beherrschung; stellenweise ist sie dagegen barock und gekünstelt, anstatt kunstvoll. Mit einer gewissen Manirirtheit und Zähigkeit zieht Mackay syntaktisch Zusammengehöriges von einer Strophe zu der nächsten, und viele Gedichte laboriren an einem schleppenden, schwerfälligen Metrum, wodurch der Inhalt der Gedichte leicht bombastisch erscheint. Die formelle Schönheit wird ferner auch häufig durch consonantische Härten und Häufungen stark beeinträchtigt.

Soeben sehen wir, daß Mackay ein neues Werk ankündigen läßt, bei dessen Titel es manchem Philister gruseln wird: „Die Anarchisten. Culturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts". Das kann ja nett werden!

Zur Geschichte der modernen Kritik.

Von Paul Clemen.

An der großen Evolution der Geister in dem Volke der Dichter und Denker hat nur eine wissenschaftliche Disciplin theilzunehmen sich geweigert, eine subalterne Disciplin, die aber zugleich Herrscherin ist, mit allen anderen verwachsen und sie umschlingend und umziehend wie eine Meßkette — die Kritik. Will man den Werth einer Geistesrichtung an ihren Früchten und diese wieder an den Niederschlägen in der öffentlichen Meinung erkennen, so gibt es sicher keine Disciplin so verachtet, über die Achsel angesehen, in ihrer Bestimmung verkannt, in ihrer Berechtigung angegriffen — als eben die Kritik. Vor dem Kritiker hat der Künstler bisweilen noch Achtung, vor der Kritik — nie. In der Phänomenologie des geistigen Aufschwungs in Deutschland ist es ein wunderliches Schauspiel, daß die Zeit des Hypercriticismus gerade ihr eigentliches Werkzeug, die Kritik, am wenigsten ausgebildet, ihr bestes Secirmesser am wenigsten geschliffen hat. Addison hat die Kritik einmal bestimmt als eine Steuer, die jeder Candidat der Berühmtheit dem Publikum entrichten müsse — sich ihr entziehen wollen ist eine Thorheit, sie nicht ertragen können eine Schwäche. Die Klagen über Verständnißlosigkeit, Nichtverstehenwollen übertönen fast die Stimme der Kritik selbst — unter der aufwachsenden literarischen Jugend Deutschlands ist die Ueberzeugung von der Nichtswürdigkeit, der Impotenz der Kritik fast zum Dogma geworden; Wilhelm Wundt zieht im philosophischen Rüstzeug gegen die Immoralität der heutigen Kritik zu Felde, und von jenseits der Vogesen herüber dröhnen die Keulenschläge, mit denen Zola die Tageskritik, die meuchelmörderische Afterkritik niederdonnert: La critique — c'est une monstrueuse injustice. En dehors de l'observation, de la simple constatation du fait, en dehors de l'historique et de l'analyse exacte des oeuvres, tout n'est que bon plaisir, fanatisme ou indifférence.

Und doch ist gerade Frankreich der klassische Boden für die Entwickelung, den Aufbau und Ausbau der Kritik. Die Entwickelung der französischen Kritik ist für ganz Mitteleuropa von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, weil ihre Theorien von Georg Brandes dem skandinavischen Norden eingeimpft worden und von da langsam wieder nach Deutschland versickert sind. Ihr Weg führt von Diderot und Voltaire über Taine, Sainte-Beuve, Hennequin zu Lemaitre. Sainte-Beuve hatte zuerst die eingetrocknete, ausgedörrte Disciplin Laharpe's belebt; ihm genügte es nicht, die Werke eines Schriftstellers zu prüfen, er ging einen Schritt weiter zurück, auf den Autor selbst, der als Mensch und als Charakter zu betrachten sei. Taine dagegen, der erste Equilibrist der Kritik, wollte aus der ganzen Kunstwissenschaft eine Art Naturwissenschaft machen, eine Art Botanik, deren Objecte nicht Pflanzen, sondern menschliche Geisteserzeugnisse seien. In dem Abriß der Kunstphilosophie stellt er den Satz auf, wie jedes Kunstwerk durch eine ganze Summe von Umständen bestimmt würde, die aus dem allgemeinen Zustand des schöpferischen Geistes und der umgebenden Sitten sich zusammensetzten, und in der Einleitung zur Geschichte der englischen Literatur führt er des Weiteren aus, wie Nationalität, Umgebung, Zeitpunkt die drei hauptsächlichen bestimmenden Momente, die drei Hebammen bei der Geburt eines Kunstwerkes seien. So mußte Sainte-Beuve zum Typus des Einzelbiographen werden, Taine zum Geschichtsschreiber der Geistesrichtung, für den die Personen gewissermaßen nur die Sprachrohre, die Durchgangsstationen einer gemeinsamen geistigen Strömung waren, die den Ton stärker und schwächer wiedergeben, ihn moduliren konnten, aber doch immer den Grundton beibehalten mußten. Einen Fortschritt bringt hier erst die Critique scientifique von Emile Hennequin, dem frühverstorbenen, wenig beachteten, genialen Analytiker. Er erfand, entdeckte, schuf die Aesthopsychologie, die nicht das Kunstwerk nach Zweck und Entwickelung zum Gegenstand hat, sondern als Merkmal, als Offenbarung gewisser Seelenzustände — und gestützt auf Spencer, Wundt, Taine, sucht er eine wirkliche Psychologie der Schriftsteller — hierin gravitirt er wieder mehr nach Sainte-Beuve — aufzustellen.

Seitdem stehen sich in Frankreich zwei Richtungen gegenüber, die die beiden mitteleuropäischen Strömungen der Kritik charakterisiren — denn Italien fällt ganz aus der Entwickelung heraus, und in Spanien hat nur die große Persönlichkeit Echegaray's, des andalusischen Ibsen, eine verstehen wollende Kritik neugeschaffen. — Sie verkörpern sich in den Gestalten der beiden ersten Tageskritiker, keiner schöpferischer Geister, aber feinsinniger scharfäugiger Theoretiker: Francisque Sarcey und Jules Lemaitre. Der eine vertritt die Kritik des Gesetzgebens, der andere die des Gesetzeablauschens, der eine die des Besserwissens, der andere die des Verstehenwollens. Hermann Bahr hat jüngst einmal den Unterschied zwischen alter und neuer Kritik so definirt, daß die eine den Künstler belehren, die andere vom Künstler lernen wolle. Die Zeit ist aus einer metaphysischen eine dialektische geworden — die deutsche Kritik hat diesen Weg nicht mit gemacht. Lemaitre ist der Typus des nüchternen Beobachters, ohne Grundsätze, ohne Dogmen und damit der Typus der Hauptausdrucksform der westeuropäischen Kritik. Ihr Charakter ist secirend, analysirend, interpretirend; Taine hat ihn einmal bestimmt als die Fähigkeit, die Kunstwerke als Thatsachen und Producte anzusehen, deren Zusammensetzung man bestimmen, deren Ursache man aufsuchen müsse. Es ist eine Kritik, die weder verurtheilen noch verzeihen, die nur constatiren und erklären kann. Sie folgt der Diderot'schen Definition — eine nachträgliche Begleiterscheinung eines Kunstwerkes.

Ihr gegenüber steht die Kritik, die dem Kunstwerke nicht folgt, sondern vorausgeht, ihm die Wege weist und ebnet, die Kritik als Bahnbrecherin, als Neulandaufpflügerin, als Gedankenerzeugerin. Es ist der Typus der osteuropäischen Kritik, die von jeher doktrinärer, energischer als ihre westliche Schwester gewesen. Ihr erster Vertreter ist der russische Lessing, der erste und bewundertste aller russischen Essayisten, in seinem Lande glühend verehrt, in Deutschland fast unbekannt — Wissarion Grigorjewitsch Belinski. Worin Belinski's Bedeutung für die Weltliteratur liegt, das ist, daß er zuerst die Künstler seiner Zeit auf die Probleme seiner Zeit hingewiesen, hingedrängt, daß er als Grundgedanken für die Weiterbildung der russischen Nationalliteratur den Satz aufgestellt, daß alle Kunst überflüssig sei, wenn sie nicht in den Dienst der Tendenz träte, das poetische Gestalten von in der Vergangenheit liegenden und erfüllten Idealen schädlich, sobald der Dichter in seinem Werke diese als für die Gegenwart und in der Gegenwart wirksam hinstellte. Georg Brandes bildet die Vermittelung nach Frankreich zu. Seine ersten kritischen Gedanken haben ihren Nährboden in Frankreich: seine kritische Methode entnahm er Sainte-Beuve und Taine, die Ideale psychologischer Dichtung und stilistischer Kunst Merimée, Flaubert, den Goncourts. Erkenntniß der Künstlerpersönlichkeit war ihm das erste; mit seinem weidenartig biegsamen, elastischen Geiste saugte er sich an alle fremden Erscheinungen fest, mit seiner wunderbaren Fähigkeit, die Ola Hanssen als eine

Digitized by Google

seltene Affinität definirt, zog er alle Talente an sich, um sie zur Klarheit über sich selbst zu bringen. Soweit ist er Franzose. Aber daneben ist er auch der ideenschöpferischste Geist Skandinaviens: die ganze moderne Literaturentwickelung der drei Reiche steht unter seinem Banne, er ist nicht nur der Erbfeind der dänischen Reaction, sondern der große Vermittler der deutschen und französischen Gedanken, bis heute der Erste — Hauptmann und Sturmbock zugleich — in den geistigen Freiheitskämpfen des Nordens.

In Deutschland fließen die beiden Richtungen verwirrt, unklar, gährend durch einander, neben einander. Als Bahnbrecherin setzt hier eine unlängst in Leipzig erschienene Broschüre „Sonnenaufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung" ein, in der zum ersten Male auf breiter Basis die Aufführung eines kritischen Systembaues unternommen wird. Die eigentliche schöpferische Arbeit liefert der erste Abschnitt von Alexander Lauenstein: „Was kann das deutsche Volk von seinen Dichtern verlangen?" Die Fragestellung frappirt auf den ersten Blick, die Anhänger der analytischen Methode, der kaltherzigen Objectivität Taine's, sind eher die andere Frage gewohnt, wie sich das Volk seinen Dichtern als fertigen Erscheinungen gegenüber zu verhalten habe — aber die Frage spitzt sich im Laufe der Darstellung auf die andere zu: Welchen Maßstab für die Werthurtheile „Bedeutend" und „Unbedeutend" gilt es gegenüber den Schöpfungen der Dichter anzuwenden? Man fürchtet einen Rückschlag, einen Rückfall in die alte überwundene, abgestorbene metaphysische Richtung, die den Künstlern deklariren will, was schön, d. h. was ewig schön ist. Aber gerade hier liegt der Fortschritt in der Methode: Alexander Lauenstein sucht aus den Künstlern herauszulesen, was derzeit als höchste Anforderungen eines Kunstwerkes gilt und bringt diese Forderungen als Entwickelungsgesetze, aber nie als allgemein gültige, d. h. dauernd gültige Gesetze für die Dichtung in Anwendung. Belinski stellte nur Gesetze auf und wieder Gesetze; seine Hauptforderung stimmt fast völlig überein mit der im Sonnenaufgang vorgetragenen, die Art der Begründung entspricht weit mehr der Methode Brandes'. So stellt sich dieser kritische Versuch in eine Linie mit den Hauptausdrucksformen der skandinavischen und russischen Kritik. Ein Vergleich mit den Persönlichkeiten Brandes und Belinski liegt hier eben so fern wie Reminiscenzenriecherei. — Der Kritiker des Kritikers kann nur die Aufgabe haben, Entsprechendes neben einander zu stellen und Parallelerscheinungen auf die gleiche Ebene zu projiciren.

Der Sonnenaufgang ist nicht der erste systematische Versuch zur Aufstellung einer neuen Aesthetik. Unwillkürlich erwacht die Frage, zu welcher Partei der Autor gehöre, zu den Alten oder den Jungen. Sicherlich zu den Jungen — das beweist vor Allem seine Lebensphilosophie der Gesunden und Starken. Aber dabei zu keiner Clique, keiner literarischen Gruppe, weder zu den Jungen, noch den Jüngeren, noch den Jüngsten, sondern mitten unter ihnen, zwischen ihnen — vielleicht ein wenig über ihnen. Vor acht Jahren hatten die „Kritischen Waffengänge" der Brüder Heinrich und Julius Hart zuerst dem greisenhaften Dilettantismus und dem ideallosen Reklametum in der Dichtung den Kampf angesagt und keine neue Aesthetik, wohl aber eine neue Kritik aufzustellen gesucht. Karl Henckell's und Hermann Conradi's Einleitungen zu den modernen Dichtercharakteren brachten keinen gedanklichen Fortschritt, höchstens eine Vermehrung des Schatzes an Schlagworten, Kraftworten, Schimpfworten. Die zerstörende, einreißende, niedertretende Arbeit leistete fast allein die „Revolution der Literatur". Erst Konrad Alberti und Wilhelm Bölsche — der letzte nach seinem Programm dem „Sonnenaufgang" am nächsten stehend — in seinen „Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" versuchten etwas Neues aufzubauen. Was Alexander Lauenstein von ihnen trennt, liegt in Ziel und Fassung. Einmal, daß er gegenüber all der negativen Arbeit etwas Positives aufstellt, das über die schale, abgegriffene Fassung des Realismus hinausführt, dann daß dies Positive wieder einmal in philosophischem Gewand auftritt — klar, consequent durchgedacht, auf die Psychologie der Dichtung aufgebaut, in knapper, kurzgeschürzter Sprache: eine schwere, in den ersten drei Theilen fast uneinnehmbare Position gegenüber der herzbrechenden Unklarheit der jungen Aesthetiker von gestern und ehegestern.

Das Wort Aesthetik hat einen schlechten Klang und noch schlechteren Geruch heutzutage. Der alte Berlioz rief einmal aus: „Aesthetik! Ich wollte, ich könnte den Pedanten erschießen lassen, der das Wort erfunden hat!" — und man begreift Zola's Haß gegen die Aesthetik — diese „Drolerie, die zur größeren Erheiterung der Künstler geschaffen" — gegenüber dem literarischen Legitimismus der Nisard und Brunetière, die in Horaz und Boileau die Verkörperung der höchsten Weisheit sehen. Lauenstein's Aesthetik geht von der Definition des Künstlers aus, dessen Erkennungszeichen das Können ist: der ist der wahre Künstler in jeder Zeit, der es versteht, auf den Errungenschaften seiner Zeit fußend dem Ding an sich eine neue fruchtbare Seite abzugewinnen. Und die Forderung, die sich hieraus ergibt ist die, daß die Künstler in ihren Werken die Weltanschauung der führenden Kreise des Volkes zum Ausdruck bringen und versuchen, mindestens versuchen müssen, die Probleme zu gestalten, welche in der Gegenwart schlummern, aber nicht durch rudimentäre Vorwürfe die geistig-sittliche Entwickelung ihres Volkes aufhalten, oder zur Roheit der Vorzeit zurückschrauben. Schritt für Schritt werden nun die Beziehungen zwischen Kunst und Weltanschauung klargelegt, die Bänder zwischen ihnen straffer angezogen und auf der Solidarität der beiden das Gebäude der Aesthetik aufgerichtet. Scharfe Fassung des Begriffs Realismus und die Aufstellung der Begriffe schön und häßlich, sittlich und unsittlich als Werthurtheile bilden hier die Grundlage. Ein Kunstwerk im höchsten Sinne ist demnach diejenige Schöpfung, die einen gedanklichen Inhalt besitzt, der in seinen Grundlagen unserer eigenen Weltanschauung, der intellektuellen wie der ethischen, entspricht und dabei für uns fühlbare Momente enthält, welche uns über unsere geistig-sittliche Anschauung hinauszuführen versprechen, sie weiter zu bilden scheinen, der uns formell vertraut klingt, ohne daß seine Eigenart durch diejenigen Formen, welche unserer Anschauung geläufig sind, erschöpft wird.

Aber in der Aufstellung und Umgrenzung der Probleme der Neuen Dichtung durchbricht der „Sonnenaufgang" seinen selbstgezogenen Rahmen. Die Kritik hat zweifellos das Recht, kein literarisches Werk als Kunstwerk anzuerkennen, dessen Problem außerhalb der Probleme liegt, innerhalb deren unsere Zeit stehe, Dichter, deren Helden noch innerhalb der sittlichen Probleme der Vorzeit stehen, wie diese selbst zu den Ataviſten zu rechnen. Sie kann diese Probleme wegweisend formuliren, aber sie kann nicht aus diesen Problemen eine neue Ethik zusammenschweißen. Und in den aphoristisch aufgeworfenen ethischen Fragen mögen wohl viele mit dem Verfasser rechten wollen.

„Es gilt für den Dichter, den Kampf der individuellen Triebe in ihren Zeitformen mit den höchsten sittlichen Idealen darzustellen, die eigene Zeit zur Grundlage zu nehmen, und doch in der Fassung der Ideale, oder selbst durch ihre folgerichtige Fortbildung über die Zeit hinauszugreifen." Aber der Maßstab der befreienden Geistesthat, der hier für die Werthurtheile „bedeutend" und „unbedeutend" aufgestellt wird, ist in seiner starren Einseitigkeit kaum aufrecht zu erhalten. Taine hat in seinem Aufsatz über Balzac einen neuen Ausdruck und einen neuen Maßstab für den Werth dichterischer und historischer Werke eingeführt: documents sur la nature humaine. Edmond de Goncourt und nach ihm Zola haben hieraus das ungenaue Stichwort documents humains geformt. Es nähert sich dies wiederum der Definition Hennequin's von der Wissenschaft vom Kunstwerk als Merkmal gewisser Seelenzustände. Das ist der Gesichtspunkt, von dem aus auch Werke wie Dostojewski's Raskolnikow, Hermann Bahr's Gute Schule, Wilhelm Walloth's Dämon des Neides eine höhere Würdigung erhalten werden, als sie im „Sonnenaufgang" erfahren, als Magazine von Zeugnissen über die menschliche Natur.

Fast gleichzeitig sind im Norden dieselben Gedanken ausgesprochen worden in einer Broschüre, die eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der eben charakterisirten offenbart, „Pepitas Hochzeit" von Oscar Levertin und Werner von Heidenstam —

Digitized by Google

der eine ein junger Literarhistoriker, der andere ein bekannter schwedischer Lyriker, der zuerst gegen Baath's Nüchternheit aufgetreten ist. Die Skandinavier haben für ihre junge Richtung das Wort Neuidealismus gefunden, Arne Garborg, der das Buch zuerst in Deutschland eingeführt, hat den Ausdruck acceptirt. Mag es sich Bahn brechen — es ist ein Wort, das den Inhalt allein kennzeichnet, und einen positiven Inhalt, und das einen frischen, gesunden, befreienden Hauch mitbringt, und immerhin weit besser als die neuesten Entdeckungen der Franzosen auf dem Gebiete der literarischen Terminologie, Huysmans' Mysticismus und Eduard Rod's Intuitivismus.

Vor einigen Jahren hat Sully-Prudhomme in seiner Expression dans les beaux-arts die Kunstkritik auf einen rationellen Fond gründen wollen, der die willkürlichen Urtheile verbanne. J'aborde l'esthétique par la psychologie. Er studirt den Künstler und seine Fähigkeiten, kommt aber zuletzt doch zum Begriff des Schönen in den Künsten und zur Definition des Ausdrucks der choses belles. Er analysirt genau das Temperament in seinen einzelnen Strömungen und Fasern und endet mit der Definition: Ein Künstler ist nicht Künstler, wenn er nicht sensuell, ist, wenn ihn einige Farben, Linien, Empfindungen nicht verletzen, andere nicht erfreuen. Das ist ein Ergebniß, das sich in Etwas der Theorie Lombroso's von dem Genie als dem anormalen, in gewissem Sinne krankhaften Menschen nähert, aber es heißt zugleich die Nervosität zum Programm erheben. Und Bourget und Rod erfüllen nur, was Sully-Prudhomme hier verlangt. Neben der bleifarbenen blutarmen literarischen Selbstzergliederung, wie sie Rod in dem Vorwort zu den Trois coeurs predigt, wie gesund, frei, groß und herzhaft klingen da nicht die Worte des dänischen Kritikers Bedel: Wenn unsere Zeit eine Zeit des Zweifels, der Analyse, der Stoffaufnahme ist, so ist sie doch zugleich die Vorbereitung, ja der Anfang zu einer Epoche des Glaubens, der Synthese und des Schaffens. Zweifelt unser Geschlecht an der Berechtigung der heutigen Gesellschaftsfesseln und Lebensformen, so bekräftigt es durch diesen Zweifel nur den Werth des freien Menschenwillens und mißt jene Berechtigung mit einem Maßstab, an den sie glaubt. Und lockert die Analyse alle gewohnten Verbindungen zwischen unseren Vorstellungen, so befestigt diese Analyse dagegen um so stärker die nicht zufälligen Verbindungen und schafft so an Stelle der alten neue, der Wirklichkeit besser entsprechende Synthesen; und wird auch ein Weltbild zerschlagen, so baut man statt dessen eine dauerhaftere Weltanschauung auf, und eine gesundere und vollkommenere Art, das Leben zu leben.

Das klingt nicht sehr Fin de siècle. Woher er auch blasen mag, es wäre an der Zeit, daß ein befreiender nebelscheuchender Sturmwind durch den kritischen Hopfengarten führe. Man muß den schlechten Geschmack abthun, mit Vielen übereinstimmen zu wollen, sagt Nietzsche.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Taufpathe.

Von Francois Coppée.*)

Autorisirte Uebersetzung.

Der ehemalige Kurzwaarenhändler Matoussaint war, gelinde gesagt, sehr unangenehm überrascht, als ihm seine Köchin Caroline eines Abends, nachdem sie das Dessert aufgetragen hatte, mit niedergeschlagenen Augen und stockender Stimme die Mittheilung machte, sie beabsichtige, den kleinen Schlosser, der den Laden in der benachbarten Straße hat, zu heirathen.

*) Auch das in Nr. 27 zum Abdruck gelangte Feuilleton: „Die alte Logenschließerin" ist eine Schöpfung des französischen Akademikers, was dort zu bemerken vergessen wurde. D. R.

Gibt es etwas Fataleres, als solch einen Dienstbotenwechsel? Und gar erst für einen Mann, der seine Gewohnheiten hat, für einen alten Junggesellen von 55 Jahren? Seit er sich vor 18 Jahren mit einer Rente von 15,000 Francs vom Geschäft zurückgezogen, hatte er seine Lebensweise in der hübschen und gemüthlichen Wohnung am Boulevard Beaumarchais höchst behaglich eingerichtet. Caroline war zur selben Zeit in seinen Dienst getreten und hatte sich stets fleißig und treu gezeigt. Ueberdies war sie eine gute Köchin — Herr Matoussaint hielt etwas auf eine anständige Tafel — und brillirte besonders in den zartesten und duftigsten Mehlspeisen. Mit einem Worte: sie war eine Perle!

„Unsinn! meine Liebe. Machen Sie keine Dummheiten!" schrie Matoussaint, indem er zornig die Serviette fortwarf. „Ich kenne ihren Schlosser vom Sehen ... er ist ja jünger als Sie ... Die Frauen sind doch alle mit einander närrisch! ... Und was für Arbeit gibt es denn für ihn hier in unserem Viertel? Abgerissene Glockenzüge, das Aufsperren einer Thür, wenn Jemand den Schlüssel verloren hat. Schöne Aussichten das! ... Aber natürlich, die Jungfer Köchin will eine Bürgersfrau werden, eine noble Dame ... Wären Sie bei mir geblieben, Caroline — ich hätte Sie in meinem Testament bedacht ... Nun, Sie sind Ihr eigener Herr, Sie können thun, was Sie wollen ... aber ich sage es Ihnen nochmals: Sie machen einen dummen Streich!"

Als Herr Matoussaint an diesem Abend in seinem Stammkaffeehaus erschien und seine Stammpfeife vom Gestell herabnahm, war er von einer geradezu unausstehlichen Laune und bei einem zweifelhaften Billardstoß — Herr Revillod, der Spediteur von der Rue Amelot hatte wirklich, Alles was Recht ist, einen falschen Ball carambolirt — gerieth der ehemalige Kurzwaarenhändler in die fürchterlichste Wuth und erklärte seinem Partner, einem verheiratheten Mann, Familienvater und gutmüthig wie ein Lamm, daß er, Matoussaint, in Sens mit einem Dragonerunteroffizier einen Streit gehabt, und daß er sich mit einem Säbelhieb Genugthuung verschafft habe. Man dürfe sich also auf seine Langmuth nicht allzusehr verlassen. Verstanden? He?

Trotz alledem konnte Herr Matoussaint seine Köchin nicht verhindern, zu heirathen. Da er jedoch im Grunde genommen sehr gutmüthig war, allerdings dabei ein wenig egoistisch, zahlte er das Brautkleid und verstieg sich sogar zu einem Hochzeitsgeschenk von drei Silberbestecken.

— — Ein Jahr darauf, gerade als Herr Matoussaint eines Morgens im Schlafrock vor seinem Barometer stand, um nachzusehen, ob es regnen werde, trat Euphrasie, die neue Köchin — unter uns gesagt, eine Perle, und hätte er eine Ahnung gehabt, daß es so leicht sein werde, Caroline zu ersetzen, so hätte er sich über ihren Weggang damals nicht so geärgert — trat also Euphrasie in's Zimmer und sagte ihm, daß die frühere Köchin draußen wäre mit ihrem Säugling auf dem Arm und ihn zu sprechen wünsche.

Herr Matoussaint war gut gelaunt — das Barometer war gestiegen — und er empfing Caroline sehr freundlich.

„Ah, der kleine Prinz ist also angekommen. Na, lassen Sie mich den jungen Mann einmal sehen!"

Caroline trägt ihren Sonntagsstaat, das schöne blaue Kleid. Es ist ein etwas heftiges Blau, das Einem Augenschmerzen bereiten könnte. Mit jener überlegenen Vorsicht, die allen Müttern und Ammen eigenthümlich ist, lüftet sie den Schleier, der ihr Söhnlein bedeckt und zeigt das Kind, strahlend vor Stolz, Herrn Matoussaint.

„Er soll Vincent heißen," sagte sie, „ist es nicht ein schönes Kind?"

Vincent ist ein kleines Ungeheuer, glänzend roth wie Kupfer; sein zahnloser Mund ist wie der eines Greises voller Falten und das Mützchen auf dem durchschimmernden kahlen Kopf fällt ihm tief in die Augen. Kaum hat Caroline sein Gesicht dem Licht zugekehrt, so öffnen sich seine zusammengekniffenen Lider und Vincent richtet auf den alten Junggesellen den anscheinend kritischen Blick seiner wässerigen blauen Augen.

„Herr Matoussaint," sagt Caroline, „... möchten Sie nicht vielleicht die Güte haben ... mir und Constant ... Constant ist mein Mann ... die Ehre zu erweisen ... ich meine, ob Sie nicht geneigt wären, die Pathenstelle bei unserem Söhnchen zu übernehmen?"

Offen gestanden, war Herr Matoussaint auf ein derartiges Ansinnen vorbereitet; er hatte sich auch schon im Stillen gesagt: „Ich werde es nicht

Digitized by Google

gut abschlagen können; der Spaß wird 100 Francs kosten"; aber in diesem Augenblick denkt er gar nicht an den Taufact; er betrachtet mit einem Gefühl des Erstaunens, das nicht ganz frei von Schrecken ist, das kleine Wesen auf Carolinens Arm, das gerade eine fürchterliche Grimasse macht und sein Lätzchen „belabert", und fragt sich im Stillen, wie es möglich sei, daß man ein solches Scheusal lieben könne.

„Sehr gern, Caroline, wann soll denn die Taufe sein?"

„Nächsten Sonntag um 1 Uhr, Herr Matoussaint, in der Paulskirche."

„Und wer ist die Gevatterin?"

„Die Mutter meines Mannes. Sie werden schon entschuldigen, Herr Matoussaint ... es ist eine Frau vom Lande."

— — Herr Matoussaint hat sich höchst anständig aus der Affaire gezogen und, während der Geistliche Vincent's Kopf mit dem Weihwasser benetzte, sein Glaubensbekenntniß vollkommen correct aufgesagt. Dann hat er der Gevatterin, die ihre Bauernhaube trug, den Arm gegeben und Kupfermünzen und Zuckerwerk unter die versammelte Straßenjugend verstreut; endlich hat er die Taufgesellschaft eingeladen, bei ihm zu Hause eine Erfrischung zu nehmen.

Es war ein Frühstück mit kaltem Aufschnitt und Kuchen und überdies gab es — Gott stehe mir bei — eine Flasche Champagner. Der Schlosser schlürft sein Glas mit kleinen Schlucken und nickt wohlgefällig, wie wenn er sich auf Champagner verstünde, aber im Stillen fragt er sich, ob der alte Dienstherr seiner Frau ihn für krank halte, weil er eine so „fade Limonade" spendire. Was die alte Großmama anbelangt, die ihre Serviette vorsichtig in der Hand hält, um sie ja nicht schmutzig zu machen, so behandelt sie Herrn Matoussaint wie ein fremdartiges Wesen, das die Angehörigen der gebildeten Welt in das größte Erstaunen versetzen muß.

Herr Matoussaint beobachtet sein Pathenkind, das, aus den Windeln gewickelt, auf dem Schoß seiner Mutter lustig mit den Beinchen strampelt. Und merkwürdig, das kleine Wesen kommt Herrn Matoussaint gar nicht mehr so häßlich vor, wie das erste Mal. Wie niedlich dieser kleine, zarte, zappelnde Körper ist! Und nun fällt dem alten Herrn ein, daß er vermuthlich einstmals ebenso ausgeschaut haben mag wie Vincent, und daß auch er eine Mutter gehabt hat, eine gute Mutter, die ihn gewiß ebenso zärtlich geküßt hat, wie dies Caroline eben mit ihrem Sprößling thut. Und als die Toilette des jungen Herrn beendigt ist und Caroline ihn auf ihrem Arm aufstellt, reicht der alte Junggeselle ihm seinen Zeigefinger und das Kind ergreift ihn mit seinen Händchen, und wie ein Lächeln fliegt es über seine welken Züge.

In seinem Kaffeehaus ist an diesem Abend der vormalige Kurzwaarenhändler von einer ganz unerhörten Geduld und der Spediteur aus der Rue Amelot kann noch so viel glückliche Stöße machen und mit noch so ironischem Tone ansagen: „16 zu 15" ..., „17 zu 15" ..., „18 zu 15" — Herr Matoussaint sieht ihm ruhig zu; er raucht behaglich seine Pfeife und lächelt über das provocante Benehmen seines Partners.

— — „Wie geht es meinem Pathenkinde?" fragt Herr Matoussaint, als er in den Schlosserladen tritt, an dem er — wiewohl er einen Umweg macht — seit längerer Zeit schon täglich vorübergeht. Es ist dies seine stehende Frage; aber eines Tages läßt der Schlosser den Hammer fallen, den er geschwungen, wischt die Hand an seiner Schürze ab, um sie Herrn Matoussaint reichen zu können, und antwortet:

„Es geht heute leider nicht gut, Herr Matoussaint ... Heda, Isidor, laß einmal den Blasebalg und springe zu meiner Frau hinauf, sie soll herunterkommen!"

„Was ist denn los? Was gibt es denn?" fragt der Taufpathe mit einiger Unruhe.

„Mein Gott, man weiß ja nie, woran man mit diesen Knirpsen ist. Er hustet. Und dann ist er ganz roth im Gesicht; das gefällt mir nicht. Ach, Herr Matoussaint, Sie sind recht glücklich, daß Sie ledig geblieben sind und keine Kinder haben. Sie wissen gar nicht, was man mit ihnen ausstehet. Der Doctor will übrigens Nachmittags wiederkommen."

Da kommt Caroline; sie ist noch gar nicht angekleidet. Wie schlecht sie aussieht. Sie hat gewiß die Nacht gewacht.

„Nun, wie geht es oben?" fragt der Mann.

„Unverändert, ich habe es Dir ja schon hundert Mal gesagt," antwortet die junge Frau ungeduldig mit kummervollem Tone.

„Ich möchte das Kind sehen, führen Sie mich hinauf, Caroline," sagt Herr Matoussaint, dessen Besorgniß sich gesteigert hat.

Aber Caroline zieht ihren ehemaligen Herrn in den Hof hinaus.

„Sie dürfen nicht hinein, Herr Matoussaint," sagt sie mit vor Schluchzen erstickter Stimme. „Der Doctor hat es verboten; er fürchtet, es sei die Bräune ... Ich habe es meinem Mann noch gar nicht gesagt; der Arme wird es noch früh genug erfahren ... Ach, mein lieber guter Herr Matoussaint, was für eine Nacht war das! ... Und ein so schönes Kind! ... Und wie groß es schon ist für seine zwei Jahre!"

Und so spricht sie und spricht sie und wiederholt wie eine Irrsinnige immer dieselben Dinge. Und der alte Junggeselle, der ihre Hände ergriffen hat, fühlt die Thränen der armen Mutter schwer und heiß wie die ersten Tropfen eines Gewitterregens auf seine eigenen Hände herabfallen. „Sie, Revillod," sagt Herr Matoussaint am Abend zu seinem Billardpartner, dem soeben ein wunderbares Carambole gelungen ist, „hat eines von Ihren Kindern jemals die Bräune gehabt?"

„Ja wohl, meine kleine Louise, es hat uns Mühe gekostet, sie zu retten."

Bei dem Gedanken, daß nicht alle Kinder von dieser schrecklichen Krankheit fortgerafft werden, stößt Herr Matoussaint einen Seufzer der Erleichterung aus und er verfehlt plötzlich seinen Ball, einen „lächerlich leichten Ball", den jeder Stümper hätte treffen müssen.

— — Er ist wieder gesund! Er ist wieder gesund!

Um diese große Freude nach Gebühr zu feiern, hat Herr Matoussaint sie alle Drei — den Vater, die Mutter und das Kind — zum Frühstück geladen. Auf dem Tisch stehen die Austern und der vortreffliche Mann hält eine Flasche alten Chablis zwischen den Knieen, um den Propfen heraus zu ziehen.

„Euphrasie, es klingelt ... sie sind es ... gehen Sie öffnen!"

Aber der Schlosser, der seinen schwarzen Rock angezogen hat, tritt, den kleinen, noch etwas bleichen Knaben auf dem Arm, allein herein.

„Wo ist denn Caroline? Weshalb kommt sie nicht?"

„Entschuldigen Sie, Herr Matoussaint ... Jetzt hat sich die arme Frau in's Bett gelegt. Aber es ist nichts! ... Sie hat sich bei der Pflege des Kleinen zu sehr angestrengt."

Um die Wahrheit zu gestehen — der alte Junggesell tröstet sich rasch über die Abwesenheit der Mutter. Er hat sein Pathenkind, den kleinen Vincent, das genügt. Er liebt von allen Wesen auf der Welt jetzt nur noch dieses Kind; es ist dies auch eine Art Egoismus.

„Setz' Dich, mein Herzchen!" ruft er, indem er den Kleinen auf einen hohen Kinderstuhl hebt, den er — er persönlich — am Tage vorher gekauft hat.

Der kleine Mann ergreift seinen Löffel und schlägt damit auf den Teller.

„Artig sein, Vincent," sagt der Vater und winkt ihm mit den Augen.

„Lassen Sie ihn doch!" ruft Herr Matoussaint, der seine Austern vergessen und das schönste Stück Fleisch aus der dampfenden Schüssel herausgefischt und dem Kinde auf den Teller gelegt hat.

Der Schlosser will gegen diese Bevorzugung protestiren.

„Nicht doch, Herr Matoussaint, Sie sind viel zu gütig; Sie verwöhnen ja den Burschen!"

Aber der alte Hagestolz wendet sich mit komischem Zorn zu seinem Gast und schreit ihn an:

„Das geht Sie gar nichts an, Sie Papa, Sie! Bin ich der Taufpathe des Jungen oder bin ich es nicht!"

Dann wendet er sich wieder dem Kinde zu, nimmt Messer und Gabel, neigt sich über den Teller des Kleinen und schneidet ihm mit schier mütterlicher Sorgfalt das Fleisch in kleine Stücke.

Digitized by Google

Inserate.

Casper's Verlag und Sortiment von Kupferstichen.
Berlin, 14 Behrenstr. und 61 Friedrichstr.
In Vorbereitung: Platte
Columbus nach Barabino
Radirung von M. Horte.
Permanente Ausstellung.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

Soeben erschien:

P. v. Lind,

Moderner Geschmack

und

Moderne Musik.

Eine Gegenwartsstudie.

Vornehme Ausstattung.

Elegant kartoniert. 1 *M.*

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Dritte Auflage.

Richard Wagner

von

Franz Muncker.

Preis 1 *M* 60 *₰*

Reich und prachtvoll illustriert.

C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung in Bamberg.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung

von

Nataly von Eschstruth.

Der Mühlenprinz

Zweite Auflage.

Eleg. Format. Geh. 5 M.

Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri

von **Nataly Eschstruth.**

2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Bester Unterhaltungsstoff für Bad- und Landaufenthalt.

Heinr. Seidel, Gesammelte Schriften. Neun Bände à M. 3.—.

Feldmarschall Graf Moltke schrieb Weihnachten 1890 an den Verfasser: „Nehmen Sie meinen besten Dank für die freundliche Zusendung der neuern 3 Bände Ihrer „Ges. Schriften" die ich mit demselben Vergnügen entgegen genommen habe, wie die vorhergehenden. Es wird mir eine Freude sein, mich mit den neueren Erzeugnissen Ihrer Muse zu beschäftigen, die älteren stehen bei mir in gutem Andenken."

Dichtungen von Rudolf Baumbach.

Zlatorog . .	32. Tausend.	Mein Frühjahr .	10. Tausend.	Sommermärchen	19. Tausend.
Frau Holde .	23. „	Spielmannslieder	13. „	Abenteuer und Schwänke . .	9. „
Pathe des Todes	9. „	Lieder von der Landstrasse .	11. „	Erzählungen und Märchen . .	8. „
Horand u. Hilde	6. „	Krug und Tintenfass	9. „	Es war einmal .	9. „
Kaiser Max .	9. „				
Lied. e. fahr. Ges.	24. „				

Die Höhe der Auflagen spricht von selbst für den Werth und die Beliebtheit dieser Dichtungen in gebundener und ungebundener Form.

Maximilian Schmidts gesammelte Werke. 11 Bände à M. 3.—.

Ein Kritiker hat Max. Schmidt den „Defregger mit der Feder" genannt, und mit Recht; die Gestalten, welche von beiden Künstlern geschaffen worden sind, stehen hier wie dort in unvergleichlicher Natürlichkeit und Echtheit vor uns. Die Erzählung selbst giebt Sch. in hochdeutscher Sprache, aber er macht von dem oberbayerschen Dialekt den ausgiebigsten Gebrauch und er weiss ihn so erfolgreich zu handhaben, dass man die urwüchsige und treuherzige Mundart liebgewinnen muss.

Vossische Zeitung.

Am Küstensaum. Novellen von Th. Justus . . . . . M. 5.—
Aus vergangenen Tagen. Novellen von Th. Justus . . . . . „ 4.—
Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen. Von E. Mentzel . . . „ 3.—
Der heilige Amor. Novelle von Joh. Proelss. . . . . „ 2.—
Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederd. Mundart von F. Stillfried „ 3.—

Ausführlicher und besprechender Katalog auf Verlangen postfrei von der Verlagsbuchhandlung **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** zu beziehen.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXIX. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ein Trunksuchtsgesetz. Von Adolf Fleischmann-München. — Die geistige Signatur des 19. Jahrhunderts. Von A. Döring. — **Literatur und Kunst:** Erscheinung. Von Otto Ernst. — Zur Rembrandt-Frage. Von W. Koopmann. — Der erste Baustein zu einer ethnologischen Aesthetik. Von Ernst Große. — Die „neue Weltanschauung". Von Arthur Drews. (Schluß.) — **Feuilleton:** Als Versicherungsagent. Von Sigurd-Jönköping. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Fiesel. — **Aus der Hauptstadt:** Tendenztheater. Von Alexander Lauenstein. — Die internationale Kunstausstellung. VIII. Deutschland. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Ein Trunksuchtsgesetz.

Von Adolf Fleischmann-München.

Die wichtigsten Bedenken gegen Erlaß eines Trunksuchtsgesetzes gipfeln in der Befürchtung einer die menschliche Würde allzu sehr beeinträchtigenden Beschränkung der persönlichen Freiheit und zwar nach mehreren Seiten hin. Soll der ehrenwerthe Bürger, der sein Schankgeschäft fleißig und redlich betreibt und versteuert, oder die harmlose Frau, die im Local die Gäste bedient, oder gar die unerfahrene Tochter oder Kellnerin sich der Gefahr ausgesetzt sehen dürfen, einer polizeilichen Untersuchung und einer wenn auch nicht schweren und entehrenden, aber doch immerhin belästigenden und den Erwerb schädigenden Strafe zu verfallen, wenn sie einem Trunkenbold geistige Getränke verabreichen, den sie in vielen Fällen nicht nur nicht als solchen kennen, sondern nach Lage der Verhältnisse nicht einmal kennen können? Es wird kaum möglich sein, das Gesetz mit so klaren Schranken zu umgrenzen und in seinem Wortlaute so glücklich zu fassen, daß der Polizeirichter solche Mißstände durch sein Verfahren vermeiden könnte. Das wird sofort erkennbar, wenn man einmal den Versuch machen möchte, den betreffenden Paragraphen zu redigiren. Größer noch ist der Eingriff in die persönliche Freiheit dessen, der gesetzlich zum unverbesserlichen Trunkenbold gestempelt, vielleicht gar entmündigt und so in seiner bürgerlichen Existenz, in seinem Erwerbsleben geschädigt und ruinirt, ja der öffentlichen Verachtung preisgegeben werden soll, abgesehen davon, daß es auch hier sehr schwer sein dürfte, gesetzlich festzustellen, wann und unter welchen Voraussetzungen jene Maßregel überhaupt ergriffen werden dürfte und wie man den Thatbestand gesetzlich mit Worten und in der Untersuchung mit Beweismitteln feststellen wollte. Denn mit der freien „richterlichen Ueberzeugung" ohne Beweistheorie kommt man hier schwerlich durch.

Die persönliche Freiheit ist zuerst und von selbst beschränkt durch die Gesetze der Sittlichkeit; und daß die Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke, so lange sie noch nicht Trunksucht wird und als eine Krankheit auftritt, wovon wir nachher sprechen wollen, eine Unsittlichkeit ist, wird wohl Niemand bestreiten wollen. Sittlichkeit — so wurde kürzlich in einer Schrift über „Poetik" gesagt, ist „die Summe der Forderungen, welche die Gesammtheit an den Einzelnen stellt, der Schranken, mit denen die Gesellschaft ihr Mitglied umgibt". Und vom Dichter wurde dort verlangt, daß er Rücksicht nehmen müsse auf die sittlichen Instinkte der Menge. Wir brauchen keinen Werth darauf zu legen, daß hier diese Forderung dem Dichter gegenüber gestellt wird. Sie ist allgemein berechtigt. Jeder Mensch hat im Staat und in der Gesellschaft die Pflicht jener Rücksichtnahme. Und so sehr auch die sittlichen Instinkte der Menge nach Zeit und Ort verschieden und dem ewigen Wechsel unterworfen sein mögen — so wie sie in diesem oder jenem bestimmten Volke und zu einer bestimmten Zeit thatsächlich bestehen und sich als öffentliche Meinung kundgeben, sind sie berechtigt. Wir wollen auch zugeben, daß die poetische Sittlichkeit doch wohl etwas Anderes ist, als die Summe der Forderungen, welche die Gesellschaft an den Einzelnen stellt; aber abgesehen von der Beziehung auf den Dichter, enthält die Definition viel Wahres, wenn auch die Gesellschaft in ihrer Forderung nie einstimmig ist. Dies tritt in unserem Fall um so schärfer hervor, als man immer sagt, es handle sich hier um Bekämpfung eines „Nationallasters" und es sei überflüssig, auf die ungeheueren Schäden hinzuweisen, welche die Völlerei im Leben des deutschen Volkes schon angerichtet habe; hierfür sprächen eindringlicher und beredter als spaltenlange Ausführungen die Zahlen der Statistik und die Zahlen der Irren- und Armenlisten. Wir glauben nicht, daß mit diesen Hinweisungen der Erlaß eines Trunksuchtgesetzes überhaupt würde gerechtfertigt werden können und müssen auch sehr dahin gestellt sein lassen, ob man berechtigt ist, vernünftiger und logischer Weise von einem „Nationallaster" zu sprechen. Haben aber die Deutschen, was wir einmal zugeben wollen, von je her gerne viel getrunken, so haben sie das in ganz anderer Weise gethan, als die Trunkenbolde, die nicht fröhlich beim Wein oder jetzt beim Bier sitzen und sitzen bleiben, sondern dem Branntwein ergeben, in dumpfen Löchern einsam dahinbrüten. Die deutsche Art des Trinkens, das sog. Nationallaster, erzieht keine Trunkenbolde. Dies zu behaupten ist eine Uebertreibung, von welcher unten die Rede sein wird. Ferner werden, wenn wir jene Concession machen, die Forderungen der Gesellschaft an den Einzelnen, es wird die Summe dieser Forderungen, es werden die sittlichen Instinkte der Menge, die Schranken, mit denen die Gesellschaft den Einzelnen umgibt, sich anders gestalten, je nachdem uns die Welt von jenem „Nationallaster" freispricht oder nicht.

Ein zweites Bedenken, oder richtiger: eine Klippe, an welcher das Gesetz in seiner Idee, ebenso wie in seiner Wirksamkeit scheitern kann, liegt in dem alten wahren Satz: „Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe." Und wir müssen ihn für wahr halten, weil er aus den thatsächlichen Verhältnissen des wirklichen Lebens und aus deren Anschauung entstanden ist und nicht auf abstracter Theorie und Alles nivellirender Reflexion beruht. Es gibt Leute aus der sog. guten

Digitized by Google

Gesellschaft, denen es nicht an Geld und überhaupt an Nichts fehlt, als an Sorge um Erwerb des täglichen Brodes und an einem Lebensberufe; Leute, die im Ueberfluß schwelgen und tagtäglich dem Genuß geistiger Getränke viel mehr ergeben sind, als es Vernunft und Verstand, Rücksicht auf Familie und Umgebung, sogar Rücksicht auf die Gesellschaft erlauben. Das Uebermaß dieses Genusses versetzt sie sehr häufig in den Zustand der Trunkenheit, aber sie können ihre Räusche hinter den Riegeln und Gardinen ihrer Zimmer ausschlafen und belästigen höchstens ihre Familie, die aus Scham über solche Dinge schweigt und sie mit dem Mantel der christlichen Liebe zudeckt. Der übermäßige Genuß der alkoholhaltigen Getränke wird dabei zur Gewohnheit, zum Bedürfniß und man kann oder will ihn nicht einschränken; er führt zur Trunksucht, zum sicheren Siechthum, zum frühzeitigen elenden Tode. Jedoch was thut es? Die Hinterbliebenen sind mit Glücksgütern gesegnet und errichten dem Heimgegangenen ein prachtvolles Grabmonument mit rührender Inschrift. Er war aber doch ein Trunksüchtiger. — Es gibt aber auch Leute der sog. geringen Gesellschaft, deren Lebensverhältnisse gerade die entgegen gesetzten sind. Sorge um das tägliche Brod, schwere Berufsarbeit u. dgl. ist das Einzige, was ihnen in die Wiege gelegt worden ist. Sie trinken im Anfang aus Ermüdung an Leib und Seele; Mangel an eigener moralischer Kraft und an jeglicher anderen Stütze treibt sie in das Wirthshaus und zur Flasche; mannigfaches Unheil verfolgt sie; der Drang nach Zerstreuung und Gesellschaft wird mächtig und so werden sie Gewohnheitstrinker und Trunksüchtige. Sie können aber die Folgen nicht verdecken und unbemerkt verschlafen. Sie wanken auf den Straßen und die heilige Hermandad legt die Hand auf sie. Es ist sehr leicht, ihre Verhältnisse zu ermitteln; sie haben ihren Hausstand und ihre Familie ruinirt, weil sie sich dem Trunk ergeben haben. Jene und diese haben dasselbe gethan, nur die Folgen ein und derselben Handlung waren verschiedene und an moralischer Kraft oder Schwäche stehen sie einander ebenfalls gleich — und doch ist das, was sie gethan haben, nicht dasselbe vor dem Gesetz, wenn dieses, wie man beabsichtigt, abgesehen von anderen Punkten, denjenigen unter Strafe stellt, der durch Uebermaß sich häufiger Trunkenheit aussetzt und sich in die Gefahr begibt, der Trunksucht, dem Alkoholismus zu verfallen. Den ersten Rausch kann man nicht strafen und manche andere, welche nachfolgen, eben so wenig. Die Strafe wird gewöhnlich erst eintreten können, wenn die Gewohnheit schon ihre Macht übt und in diesem Fall ist sie ebenso wirkungslos, wie sie es erfahrungsmäßig beim Gewohnheitsdieb ist.

Es ist freilich nicht der Zweck eines Trunksuchtgesetzes, in erster Linie ein Strafgesetz zu sein und allgemein nimmt man mit Recht an, daß die Strafe nicht etwa das übermäßige Trinken selbst, sondern nur das Erscheinen der Aergerniß erregenden Folgen desselben in der Oeffentlichkeit treffen soll. Dieser Standpunkt ist derjenige, welchen die Wissenschaft bis jetzt für den richtigen hält und für Strafbestimmungen in dieser beschränkenden Formel haben sich schon zahlreiche wissenschaftliche, sozialpolitische und auch juristische Vereinigungen ausgesprochen. Auch vom deutschen Juristentag, welcher in diesem Jahre die Frage vor sein Forum ziehen wird, erwartet man ziemlich allgemein, daß er sie in der eben erwähnten Richtung beantworten werde. Unserer Ansicht nach wird aber der Juristentag, wenigstens formell, einen anderen Standpunkt einnehmen und auf das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches zurückgreifen. Er wird sagen: Die Trunkenheit an sich kann man so wenig bestrafen wie die Trunksucht an sich und wie geschlechtliche und andere Unsittlichkeiten. Strafbar kann nur im Zusammenhang mit Trunkenheit und Trunksucht eine ganz bestimmte, in Folge derselben begangene, öffentliches Aergerniß erregende Handlung sein. Ruin des Vermögens und der Gesundheit, sei er durch Trunk oder wie sonst entstanden, entzieht sich jeder Strafbarkeit seitens des Staates. Er findet seine gerechte Bestrafung durch das Leben, welches überhaupt gewöhnlich schwerere Strafen verhängt, als sie das Gesetz vernünftiger Weise androhen und verhängen kann. Jene Handlung aber ist nach dem allgemeinen Strafrecht des Strafgesetzbuchs zu beurtheilen und wird sich in den meisten Fällen als „grober Unfug" charakterisiren. Und zwar dies Alles um so mehr, als nur nach dem allgemeinen Strafrecht entschieden werden kann, ob eine strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit vorliegt und nicht vielmehr durch die Trunkenheit oder gar durch schon eingetretene Trunksucht ausgeschlossen erscheint. Aus dieser Auffassung wird folgen, daß die so oft hervorgehobene strafrechtliche Seite eines etwaigen Trunksuchtgesetzes aus dessen Rahmen ganz heraus zu fallen hat und gerade weil in vielen Kreisen des Publikums auf dieselbe viel Gewicht gelegt zu werden pflegt, haben wir sie eingehender besprechen zu müssen geglaubt. Bei den civilrechtlichen, sozialpolitischen und polizeilichen Gesichtspunkten werden wir uns kürzer fassen können.

Nach unserem in Deutschland geltenden Rechte kann eine Entmündigung durch Beschluß des Amtsgerichtes verfügt werden. Nun ist der Trunksüchtige entweder zugleich ein Verschwender, oder er ist nur trunksüchtig, d. h. geisteskrank (siehe unten); eine andere Möglichkeit dürfte ausgeschlossen sein. Für geisteskrank (wahnsinnig, blödsinnig u. s. w.) und für einen Verschwender kann eine Person ebenfalls und zwar nur durch Beschluß des Amtsgerichts erklärt werden (§ 593 ff. C.P.O.). Hiermit erledigen sich für Deutschland, wie hier kurz eingeschaltet werden soll, die Klagen, welche in einem kürzlich erschienenen Buche („Das Recht im Irrenwesen, kritisch, systematisch und codificirt." Von Ed. Aug. Schröder. Zürich, Orell, Füßli & Co.) darüber erhoben worden sind, daß bei uns in Deutschland (!) Menschen ohne Grund und oft aus den nichtswürdigsten Motiven auf Veranlassung dunkler Mächte und mangels gehöriger Untersuchung ihres Geisteszustandes in Irrenhäusern untergebracht, also ihrer Freiheit widerrechtlich beraubt würden. Der Verfasser verlangt deshalb im Anschluß an einen schon von „dem großen Juristen" Gambetta der französischen Kammer vorgelegten Entwurf ein Gesetz, wonach nur ein Geschworenengericht, nimmermehr aber die Aerzte, über den Geisteszustand eines Menschen und über seine Unterbringung in einer Anstalt zu befinden haben sollen.*) Nach dem soeben erwähnten Rechte der Civilprozeßordnung wird der Antrag auf Entmündigung von dem Ehegatten, einem Verwandten oder dem Vormunde des zu Entmündigenden gestellt. Weiter gehende Bestimmungen werden überhaupt nicht getroffen werden können und sie reichen auch für den Trunksüchtigen aus. Für die wenigen Fälle, in denen vielleicht angenommen werden könnte, daß ein Trunksüchtiger weder geisteskrank, noch ein Verschwender sei, kann man doch kein Spezialgesetz erlassen. Wären solche Fälle wirklich zu constatiren, so würde der richtige Weg der gesetzlichen Abhülfe darin liegen, daß bei einer Revision der Civilprozeßordnung, die ja ohnehin nicht lange wird auf sich warten lassen können, auf dieselben Rücksicht genommen würde. Denn nur in dem Rahmen des allgemeinen Rechts würden Bestimmungen hierüber am Platze sein. Dasselbe gilt von der Revision des Strafgesetzbuchs, wenn sich dasselbe für gewisse strafbare Handlungen Trunksüchtiger nicht als ausreichend erweisen sollte. Was aber jene eben erwähnten, vielleicht anzunehmenden Fälle betrifft, so werden wir erwägen müssen, daß der übermäßige Genuß alkoholhaltiger Getränke neben anderen Krankheitserscheinungen, die wir hier übergehen können, einen Verlust an der normalen Schärfe des Denkvermögens und Gedächtnißsicherheit erzeugt. Die Sinne versagen den Dienst, das Gehirn verliert die Herrschaft über den Körper. Dabei treten Blutüberfüllung des Gehirns und seiner Häute, sowie Verdickung der letzteren, Blutergüsse in das Gehirn, Entzündung der Hirnsubstanz mit nachfolgendem Hirnschwund, gleichzeitig gewöhnlich Erkrankung des Rückenmarks und der Sinnesorgane mit der häufigen Form des delirium tremens ein. Es dürfte also wohl keinem Zweifel unterliegen, daß man es hier immer mit einer Geisteskrankheit zu thun hat und daß es gar keiner Erweiterung der Bestimmungen der Civilprozeßordnung bedürfen wird. Ist dies

*) Vergl. Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung XXIII, Nr. 45.

Digitized by Google

aber richtig, so ist auch für diese zweite Seite unserer Frage ein Trunkschutzgesetz unnöthig.

Auch der polizeiliche Standpunkt scheint uns den Erlaß eines solchen nicht zu gebieten. Von der einen Seite desselben, welcher ein Verbot an die Wirthe unter Strafandrohung betrifft, haben wir im Anfang schon einige Worte gesagt. Dazu kommt nach unseren bisherigen Ausführungen aber noch hinzu, daß es, wenn man die Trunkenheit, selbst des Gewohnheitstrinkers, als solche nicht strafen kann, juristisch doch undenkbar erscheinen muß, den Wirth, der ihm Getränke verabfolgt oder verabfolgen läßt, gleichsam als Gehülfen oder Theilnehmer aufzufassen und mit Strafe zu verfolgen. Nimmt man aber den vorhin als richtig bezeichneten Standpunkt ein, indem man nur die vom Trunkenen begangene bestimmte Handlung unter Strafe stellt, bezw. nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuchs beurtheilt, so kann der Wirth noch weniger als Theilnehmer oder Gehülfe dieser Handlung betrachtet werden. Die andere Seite des polizeilichen Standpunktes ist durch die Gewerbeordnung gewahrt. Es ist unbestreitbar, daß die Berechtigung, Schanklocale zu halten, einer gewissen Einschränkung und da, wo sie ertheilt worden ist, der polizeilichen Controle und Aufsicht bedarf. Findet man, daß die in der Gewerbeordnung gegebenen Bestimmungen nicht ausreichen, so mag man hier Revision eintreten, nicht aber Vorschriften, die hierher gehören, in einem besonderen Trunkschutzgesetz erscheinen lassen. Es will uns aber bedünken, daß weniger in der Gewerbeordnung, als in ihrer Handhabung Fehler begangen werden und daß namentlich die Bedürfnißfrage nicht streng genug von der Verwaltungsbehörde geprüft wird.

So bliebe denn unseres Erachtens für ein Trunkschutzgesetz gar kein Stoff übrig und dem Uebel, welchem mit einem solchen Abhülfe geschehen, oder welchem vorgebeugt werden soll, muß man wohl auf einem anderen Weg beizukommen suchen, den wir nur in einer bestimmten Thätigkeit der Gesellschaft finden zu müssen glauben.

Diese Thätigkeit hat sich bisher zwar schon vielfach geäußert. Es sind Mäßigkeitsvereine hier und dort entstanden; aber daß sie wenig Erfolg gehabt haben, liegt nicht in der Natur und Wirksamkeit eines Vereines überhaupt, sondern in der Uebertreibung, die namentlich in Amerika auf die Spitze getrieben worden ist. Wir können daraus ersehen, wie Unrecht man uns Deutschen thut, wenn man immer und immer nur uns, das Volk der Denker und Dichter, zugleich das Volk der Trinker nennt. Denn gerade aus der Höhe der Uebertreibung dürfen wir erkennen, wie groß das Uebel auch dort ist. Die Uebertreibung liegt darin, daß man die Mäßigkeit selbst übertreibt, hiermit durch das gute Beispiel zu wirken glaubt und überhaupt hierin den Zweck des Vereins sieht, während er vielmehr in der Belehrung liegen sollte. Als die Trichinen entdeckt wurden, hat man mit allen Mitteln der Schrift und des gesprochenen Wortes auf wissenschaftlichem Wege das Publikum über die Gefahr zu unterrichten und zu warnen nicht versäumt. Die Folge war, daß Millionen sich des Genusses rohen Schinkens u. dgl. enthielten und von der Krankheit nicht ergriffen wurden. Als die Aerzte den Bacillus entdeckten, war es ebenso. Die Folge war, daß Millionen sich größerer Reinlichkeit und Vorsicht beifleißigten. Würde man nun durch Vereine die Kenntniß der Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke, den Entstehungsgrund und Entstehungsprozeß des Alkoholismus und seine Erscheinungen, den Schaden, den er unter den Menschen anrichtet in ruhiger, objectiver, wissenschaftlich überzeugender Weise in den breitesten Schichten der Gesellschaft zu verbreiten suchen, so würde auch hier sich die Folge zeigen, daß Millionen sich jenes Uebermaßes enthalten.

Und da wir nun einmal von Uebertreibung reden, so glauben wir behaupten zu dürfen, daß es auch eine Uebertreibung ist, gerade uns Deutsche als die unmäßigsten Trinker zu brandmarken.

Wenn dem Reichstag der Entwurf eines Trunksuchtgesetzes zugeht, werden wohl unter anderen auch diese Beschuldigungen ihre Zurückweisung finden. Denn es ist doch eine große Zahl der Männer „von vielen Graden, die manchen guten Schluck gethan," dort versammelt.

Zum Schluß dieser Erörterung darf nicht versäumt werden, laut zu betonen, daß unter allen einzelnen Gliedern der „sozialen Frage" namentlich zwei von höchstem und mächtigstem Einfluß auf die Verminderung und Bekämpfung der Trunksucht sind, nämlich die Wohnungsfrage und die Frauenfrage. Wenn der geneigte Leser die weiten Verzweigungen dieser beiden verfolgen möchte, so würde er wahrnehmen, wie tief die Wurzelfasern derselben sich in das düstere Leben der Trinker hinein erstrecken.

Die geistige Signatur des neunzehnten Jahrhunderts.

Von A. Döring.

Wir sind in das letzte Jahrzehnt des Jahrhunderts eingetreten. Das Kind ist schon recht alt geworden und es ist nothwendig, muß aber nachgerade auch möglich sein, über seine geistige Eigenart nachzudenken und ihm einen bezeichnenden Beinamen zu suchen. Nun ist zwar ein Jahrhundert kein Scheit Holz, das neben andere Scheite geschichtet wird, auch keine Drehorgelmelodie, auf die, wenn sie ausgeleiert, durch einen Federdruck plötzlich eine ganz andere einsetzt, ein Hopser auf einen Trauermarsch. Wir könnten, auch abgesehen von der Willkür, die schon in der Zahl Hundert liegt, mit jedem Jahr ein neues Jahrhundert beginnen. Und da ferner, was wir oft vergessen, wir das Jahr ebenso gut, wie mit dem herkömmlichen Neujahrstage, mit jedem anderen Tage anfangen könnten, so könnten wir sogar mit jedem Tage ein neues Jahrhundert beginnen. Dennoch gibt es unzweifelhaft für größere Zeitabschnitte beherrschende Geistesrichtungen, die in den Anfängen des betreffenden Anschnittes ganz leise, pianissimo, kaum hörbar einsetzen, im weiteren Verlaufe aber zu einem mächtigbrausenden, Alles übertönenden Orgelklange anschwellen. Gibt es eine solche beherrschende Geistesströmung für das neunzehnte Jahrhundert?

Da hat sich als Seitenstück zu dem Menschen mit seinem Palmenzweige, den Schiller an des achtzehnten Jahrhunderts Neige stellt, am Ausgange des neunzehnten ein Mensch aufgestellt, der die martialisch selbstbewußten Züge Rembrandt's als Aushängeschild wählt und uns einreden möchte, daß wir in einem verderbten Zeitalter einseitiger Wissenschaftlichkeit und Vernünftigkeit leben und daher nichts Eiligeres zu thun haben, als uns unter völliger Verleugnung dieser Entartung ausschließlich der Kunst und der dreisten Hervorkehrung unserer gewachsenen Eigenart, wie sie einem Jeden in die Wiege gelegt wurde, zu widmen. Wie sagt doch der unbewußte Holländer Goethe? „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allergrößte Kraft!" Der Ungenannte möge es mir in Langmuth verzeihen, ich kann wahrhaftig nicht dafür, c'est plus fort que moi, er erinnert mich immer an Ludwig Pietsch, den verdienten Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" über Kunstausstellungen und Damentoiletten. Er wird vermuthlich die hungernden Weber im Eulengebirge lehren, ihre ärmlichen Räume stilvoll auszustatten und Bebel widerlegt er mit einer neuen Façade. Ich beabsichtige nicht, mich mit allen Sonderbarkeiten dieses Buches zu befassen; nur als Schwungbrett für mein Vorhaben soll es mir dienen.

Es muß nämlich eine Zeit, die ein so seltsames Buch in 32 Auflagen kaufen kann, an irgend einem hervorstechenden bösen Fehler kranken. Nun hat aber eine Zeit, wie ein Einzelmensch, die Fehler ihrer Tugenden und ein hervortretender Cardinalfehler könnte somit zum Leitfaden werden, um von ihm aus die gesammte geistige Eigenart des zur Neige gehenden Jahrhunderts zu construiren.

Wir wollen aber doch diesen immerhin etwas künstlichen Weg nicht wählen. Wir wollen lieber das Jahrhundert gleich als Ganzes in's Auge fassen und unsere Meinung in geordneter Abfolge vortragen und bitten den Leser nur, unseren Mann mit seinen 32 Auflagen im Auge zu behalten, damit

Digitized by Google

wir ihn, wenn wir im Verlaufe unserer Darlegung auf den betreffenden Punkt stoßen, als Bestätigung verwerthen können.

Als Schiller seinem Jahrhundert den Scheidegruß zurief, da waren die erlauchten Geister der Zeit Vertreter eines abgerundeten Universalismus der Bildung, d. h. sie waren weder fragmentarische Stückmenschen, wie sie die fabrikmäßige Theilung der Arbeit erzeugt, noch ganze Menschen jener Sorte, wie die Natur sie wachsen läßt, in allerlei zufälligen Spielarten, wie die Bauern oder die Charaktere Shakespeares; sie waren Vollmenschen durch Aufnahme des gesammten Bildungsgehaltes ihrer Zeit, ganzgliedrige Individuen, aber eingetaucht in das verbindende Fluidum der Humanität.

Diese noch unreife und ungeklärte Universalität schlug im Philosophiren Schelling's und Hegel's eine von der Wirklichkeit abführende phantasiemäßige Bahn ein; sie wurde wissenschaftlich unhaltbar und discreditirte sich selbst. Die berechtigte Reaction des Strebens nach dem Wirklichen der Dinge trat ein, aber begleitet von ihrer unvermeidlichen Kehrseite, der Theilung der Arbeit, dem Spezialistenthum nebst allen üblen Folgen dieser Zugabe. Und das ist mehr und mehr die Stärke wie die Schwäche, der Ruhm wie die Blöße des Jahrhunderts geworden.

Die Stärke und der Ruhm! Welche Erfolge der Erkenntniß und der Umgestaltung des Lebens hat die exakte Forschung des neunzehnten Jahrhunderts gezeitigt! Himmel und Erde, Länder und Meere, alle Reiche der Natur sind durchforscht, unendliche Schätze der Erkenntniß der Naturdinge angehäuft. Neue Gesetze des Naturgeschehens in der unorganischen, wie in der organischen Welt sind an's Licht gezogen und soweit möglich dem Nutzen des Menschen dienstbar gemacht. Historie und Prähistorie haben aus Archiven, aus dem Schoß der Erde und den fossilen Institutionen der Naturvölker unzählige Documente für den Culturgang der Menschheit hervorgezogen, unzählige einzelne Schritte dieses Werdeganges beleuchtet. Gediegene Fachmänner der Rechts- und Gesellschaftswissenschaft, der Medizin, der Unterrichtswissenschaft, der Technik haben an tausend Punkten unendlich werthvolle Neuerungen geschaffen.

Das ist die Glanzseite. Nun aber die Kehrseite! Haben wir bei allem Wissen eine Weltanschauung? Wissen wir bei allen Reformen wohin wir steuern, oder treiben wir hinsichtlich der eigentlichen Entwickelungsrichtung ahnungslos einem unbekannten Ziele zu? Kennen wir auf die beiden Fragen des alten und neuen Glaubens: Wie begreifen wir die Welt? Wie ordnen wir unser Leben? eine hinsichtlich der ersten haltbarere und hinsichtlich der zweiten weniger dürftige Antwort, als David Strauß sie zu geben vermochte?

Hier meldet sich die schwache Seite des Spezialistenthums. Aus solcher Lage entwickeln sich im Einzelnen nothwendig zahlreiche Mißstände.

Die Forscher selbst mit ihrem Streben nach dem Wirklichen konnten nicht alles Wirkliche zugleich zum Gegenstande ihrer Forschung machen. Sie mußten im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln und gegen das Seitwärtsliegende erst absichtlich gleichgültig, dann unabsichtlich blind und verständnißlos werden. Die einseitige Vertiefung schloß, um ein Wort Herbart's zu gebrauchen, die allseitige Besinnung aus. Sie wurden fragmentarische Stückmenschen, verstümmelte Opfer der Theilung der Arbeit. Selbst Riesengeister, die das Ganze ihres Spezialgebiets überschauten, wie ein Ranke, vermochten doch nicht über dasselbe hinwegzublicken.

Ja noch mehr, das Streben nach Exaktheit des Erkennens drang den Forscher, die relativ nothwendige Schwäche geradezu für seine Stärke zu erklären, den Defect zur Maxime zu erheben. „Was wir nicht exakt erkennen können, darüber sind wir nicht verpflichtet eine Meinung zu haben, geschweige denn zu äußern. Wir lehren nur, was wir mathematisch oder diplomatisch beweisen können." Wurde so das zum Ganzen strebende sapere aude verleugnet, so mußten freilich die Einzelwissenschaften zu lauter Monologen werden, deren jeder überdies an einem gegebenen Punkte stecken bleibt.

Geschieht aber das am grünen Holze, was soll am dürren werden? Fehlt es an führenden Geistern, die ein überzeugendes Ganzes bieten und mit starker Hand das geistige Weltreich zusammenhalten, so machen sich die kleinen Geister souverän, es entstehen geistige Raubstaaten, die Werbung kurzsichtiger Einseitigkeiten wird erfolgreich, das Chaos, die babylonische Sprachverwirrung beginnt. Die Ueberlebsel vergangener Jahrhunderte, Ultramontanismus, Orthodoxie, Junkerthum, kriechen aus ihren Schlupfwinkeln und occupiren im hellen Tageslichte der gerühmten Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts weite Gebiete. Um schrullenhafte Einfälle, kleinliche ästhetisirende oder irgend ein Detail des öffentlichen Wohles betreffende, mit wichtigthuender Miene auftretende Bestrebungen sammeln sich Gefolgschaften und Coterien; Pygmäen werden große Männer. Einseitige, kurzsichtige, nicht einmal zum Versuch eines durchgeführten Systems abgeklärte Gesellschaftstheorien werden gesellschaftsgefährlich, indem sie durch Verblendung des großen Haufens, für dessen richtige Leitung die wirksamen Gesichtspunkte fehlen, dessen Triebkräfte für sich einspannen. Knaben, die durch irgend ein Mißgeschick vor der Zeit von der Schulbank geschleudert wurden, glauben, wo lauter Unberufene reden und kein Berufener da ist, auch mitreden zu dürfen und verjüngen die Literatur, freilich in einem anderen Sinne, als sie meinen.

In dieser chaotischen Unzulänglichkeit, diesem Dilettantismus auseinanderstrebender Gedankenkreise, liegt denn auch das Geheimniß der 32 Auflagen unseres Rembrandtmannes. Er hat mit den beiden oben bezeichneten Grundgedanken, Kunst und Individualität, von den zahlreichen conträren Untergrundströmungen, die den Boden unserer Gesittung durchziehen, offenbar ein Paar der stärkeren angeschlagen, aus denen ihm nun der artesische Brunnen des Erfolges entgegensprudelt.

Wie im Theoretischen, so fehlt es im Praktischen an großen zusammenfassenden Gesichtspunkten. Hier ist dann die Folge, daß die ideenlose Versatilität, die eines höheren Zieles entbehrende, aber das Nächstliegende nach irgend einem zufällig sich darbietenden Gesichtspunkte unverzagt und skrupellos in Angriff nehmende Schneidigkeit auf dem Plane erscheint und die Situation beherrscht. Diese kann an sich immer noch das Gute wollen; es kann aber nicht fehlen, daß leicht und oft hinter ihr das gemein egoistische Streberthum lauert. Und am Ende der Bahn winkt schon Friedrich Nietzsche mit seiner Philosophie des spitzesten Ellenbogens, dieser Caricatur des wahren führenden Heroenthums und Geistesaristokratismus.

Doch ich wollte schildern und gerathe in den Ton des Kapuzinerpredigers. Nichts liegt meiner Absicht ferner; auch für einen Lobredner der Vergangenheit möchte ich nicht angesehen werden. Diese ist im Vergleich mit der Gegenwart nur das friedliche Idyll der Jugendzeit, das verlorene Eden, in das eine gereifte, kraftgeschwellte Zeit nimmermehr zurückkehren kann. Aber sie kann das in höherer, concreterer Form, in reich entwickelter Größe, wiedererlangen, was jene Männer in einfacheren Dimensionen besaßen, harmonische Einheitlichkeit des Denkens und Lebens unter dem freien Firmamente einer einheitlichen wahren Weltanschauung. Dem kraftvollen reichen Jahrhundert fehlt eine seiner würdige Philosophie.

Wir sehen also in der Endphase des Jahrhunderts das in seinen früheren Phasen aufgekeimte Prinzip der fruchtbaren Detailarbeit mit allen seinen heilsamen und nachtheiligen Folgen auf dem Höhepunkte der Entwickelung. Wir glauben daher dieses Prinzip als die geistige Signatur des Jahrhunderts ansprechen zu dürfen.

Literatur und Kunst.

Erscheinung.

Von Otto Ernst.

Eine düstre Wolke seh ich schwimmen
Durch den abendlichen Himmelsraum;
Nur um ihren zack'gen Scheitel glimmen
Zarte Lichter wie ein Flockensaum.

Digitized by Google

Wie des starren Bergs gewalt'ge Schroffen
Ragt sie hoch empor in den Azur;
Doch um ihre Stirn, vom Licht getroffen,
Prangt des Alpenglühens Rosenflur.

Denn verborgen hinter jener Mauer
Strömt der Gnadenquell des Sonnenlichts,
Und die Wolke, uns ein Bild der Trauer,
Blickt nach dort verklärten Angesichts.

Also sah ich düstre Menschenstirnen
In dem Bannkreis dieser Erde auch.
Sie umfloß wie Glanz der Alpenfirnen
Eines fremden Lichtes leiser Hauch.

Augen sah ich, die dem Hier entrinnen,
Das mit Thränenschatten sie umhüllt;
Doch versunken war ihr Blick nach innen
Und von dort mit sel'gem Glanz erfüllt.

Zur Rembrandt-Frage.

Von W. Koopmann.

Wenn sich der Staub gelegt haben wird, welchen die Bol-Rembrandtfrage aufwirbelt, wenn phantastische Trugbilder durch ruhige Ueberlegung gebannt sein werden, kann mit der Ernüchterung ein Gefühl lebhaften Unbehagens nicht ausbleiben. Man hat alle Ursache, sich die Frage vorzulegen, wie es möglich ist, daß Leute, welche im täglichen Umgang mit Kunstgeschichte ergraut sind, durch einen allzu kühnen Anfänger vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnten; daß sie nicht in einer Nebenfrage, nicht im Streit um ein einzelnes Kunstwerk irre geführt wurden, sondern daß sie sich verleiten ließen, eins der abgeschlossensten Kapitel der Kunstgeschichte, einen der eigenartigsten Künstler aller Zeiten sammt seinem ganzen Werk dem Zweifel preis zu geben. Alles was Kunstkritik und Kunstwissenschaft genannt wird, hat niemals eine stärkere Demüthigung erfahren, als durch die Anzeige des Lautner'schen Buches in der „Zeitschrift für bildende Kunst".

Das Aufsehen, welches das Buch gemacht hat, ist nicht berechtigt, aber beachtenswerth wird es dadurch, daß die Haltlosigkeit der kunstgeschichtlichen Buchgelehrsamkeit nicht klarer bewiesen werden kann. Die Erfahrung, welche man jetzt macht, lehrt, daß die bisherige Behandlung der Kunstgeschichte nicht die richtige ist, weil sie Kennerschaft, kritische wie sachliche, zu sehr vernachlässigt hat. Wer zum Maler, Zeichner und Radirer Rembrandt in persönliche Beziehung getreten ist, wer vor den Werken dieses Meisters gesucht hat, die künstlerische Individualität desselben verstehen zu lernen, wer überhaupt für Offenbarungen höchsten Künstlerthums zugänglich ist, konnte von diesem Taumel nicht ergriffen werden.

Es würde unbillig sein, dem Einzelnen die Unsicherheit seines Urtheils vorhalten zu wollen, die Entwickelung der Kunstgeschichte hat es einmal mit sich gebracht, daß Literaturkenntniß bisher entscheidend für den Werth des Kunstgelehrten gewesen ist. Die Anschauung liegt zu Grunde, daß Jeder, der ein griechisch Trauerspiel mit allen gelehrten Conjecturen auslegen kann, wer griechische und römische Geschichtschreiber im Urtext liest und Platonische Weisheit wenigstens dem Wortlaut nach in sich aufgenommen hat, daß der auch der Nächste dazu ist, um über bildende Kunst nicht nur des Alterthums, sondern selbstverständlich auch der Renaissance urtheilen zu können, so bald er sich mit der betreffenden Literatur beschäftigt hat, einerlei, ob er zum Studium antiker Kunst Rom und Neapel gesehen hat, ob er gesucht hat, den Charakter der Hauptmeister aus der neueren Kunstgeschichte vor den Werken derselben zu ergründen, oder ob er gar Befähigung für vergleichendes Bilderstudium nachgewiesen hat.

Die Schwäche dieses Systems ist schon fühlbar geworden, als Morelli in die Schranken trat und voll grenzenloser Verachtung für die bebrillten Bücherwürmer mit seiner reichen Erfahrung und großen Kennerschaft die herkömmlichen Bilderbestimmungen in den bekanntesten Galerien Europas über den Haufen warf. Das widerwilligste Widerstreben mußte sich der Richtigkeit seiner Bemerkungen so oft fügen, daß bald eine große Schaar Weihrauch opfernder Bewunderer im drückenden Gefühl eigener Urtheilslosigkeit Morelli wie einen Heiligen verehrte. Die Verdienste desselben sind so groß, daß ihm Niemand die kunstgeschichtliche Kanonisation mißgönnen würde, wenn Morelli sich nicht veranlaßt gesehen hätte, aus Rücksicht auf seine herrschende Stellung und weil ihm der laute Beifall angenehm war, diejenigen Kunstgelehrten persönlich auf das Aeußerste zu verunglimpfen, bei denen er Sachkenntniß und Unabhängigkeit des Urtheils voraussetzen konnte.

Wie viel wohlthuender hätte die Wirksamkeit Morelli's für ihn selber, wie viel segensreicher für die Kunstkritik sein können, wenn er in seiner unabhängigen Stellung und bei der großen Sicherheit seines Urtheils in Gemeinschaft mit denen gearbeitet hätte, welche ihm widersprachen und doch jeder Zeit bereit waren, seine Autorität anzuerkennen. Es ist zu bedauern, daß ihm der Beifall der wenigen Sachverständigen nicht mehr werth war, als die Verhimmelung willenloser Nachbeter, die er bei passender Gelegenheit mit seinem beißenden Spott ebenso gut zu treffen wußte wie seine Gegner.

Morelli ging in seiner Geringschätzung des gelehrten Apparates zu weit, aber er hat bewiesen, daß alle kunstgeschichtliche Gelehrsamkeit im Dunkeln wandelt, wenn sie nicht mit persönlicher Erfahrung in der Kenntniß der Kunstwerke Schritt hält. Dieser Beweis ist das wichtigste Ergebniß von Morelli's Thätigkeit.

Wie unsicher das Urtheil über die Werke großer Künstler selbst bei kunsterfahrenen Männern ist, hat auch der Director der Königlichen Galerie im Haag erfahren müssen, als er das lebensgroße Brustbild eines alten Mannes von Rembrandt für seine Galerie zu erwerben wünschte. Gewichtige Stimmen haben sich erhoben, welche die Echtheit des betreffenden Gemäldes überhaupt anzweifelten, Andere hielten das Bild für verputzt, für ganz verdorben und erklärten, es sei einer auserlesenen Galerie nicht würdig, welche die Anatomie Rembrandt's ihr eigen nennt.

Die Anatomie und das Brustbild eines alten Mannes hängen jetzt neben einander; daß sie grundverschieden sind, ist leicht zu erkennen, aber die Stimmen des Tadels verstummen und vielleicht wird sich die Nothwendigkeit herausstellen, daß diese beiden Bilder jedes für sich aufgehängt werden müssen, weil der Greisenkopf die Anatomie in den Schatten zu stellen droht.

Die meisterhafte Technik des Gemäldes wie die geistige Vertiefung, welche der Künstler dem Greise zu verleihen wußte, sichern diesem Bildniß nicht nur unter den Werken Rembrandt's, sondern unter den hervorragendsten Darstellungen derart aus allen Schulen einen Ehrenplatz. Die Kunst des Meisters bewährt sich hier um so großartiger, als die äußere Erscheinung des Dargestellten, wenn sie wahr sein sollte, Schwierigkeiten besonderer Art darbot. Im Gesicht sind Farbentöne lebhaften Roths in den mannigfachsten Abstufungen erforderlich gewesen, um die bezeichnenden Merkmale des Gewohnheitstrinkers anschaulich zu machen; weitere Zeichen desselben sind die zugleich schwammige und narbig zusammengezogene Haut auf der Stirn und die verschwollenen Augen. Der Blick ist zur Seite gerichtet, als wüßte der alte Mann, daß ihm die Folgen seiner Leidenschaft für starke Getränke in's Gesicht geschrieben sind. Trotzdem ein gewaltiges Kunstwerk! Der Fluch des Lächerlichen, der solchen Personen anzuhaften pflegt, ist durch die Herrschaft des Künstlers über seine Mittel machtlos geworden, weder Spott noch Abscheu regen sich im Beschauer, sondern nur Theilnahme, und auch die tritt vor der Bewunderung zurück, welche die plastischen Formen des von reichen, weißen Locken umgebenen Hauptes hervorrufen, welche der erschöpfende Ausdruck eines reichen Gemüthslebens fordert. Trotz der sichtbaren Zeichen menschlicher Schwäche, des Unterliegens unter eine niedere Leidenschaft, welche ungemildert zum Ausdruck kommen, gewinnt der Beschauer die Ueberzeugung, daß eine

Digitized by Google

menschliche Seele voll tiefer Empfindung, eine geistig hoch veranlagte Natur den Meister angeregt hat, hier seine ganze Kunst zu entfalten.

Technisch ist das Gemälde ebenso merkwürdig. Selten hat man Gelegenheit, sich so handgreiflich davon zu überzeugen, daß die scheinbar regellose, willkürliche Malweise Rembrandt's auf weiser Berechnung jedes Pinselstriches beruht; daß die breite Farbenmasse wie die feinsten Linien nicht zufällig sind, sondern genau in ihrer Wirkung gekannt wurden, daß sie gerade so und nicht anders sein durften, wenn die beabsichtigte Wirkung erzielt werden sollte. Die Fleischtöne des Gesichts bauen dasselbe auf, indem die bräunlich-graue Untermalung in größeren Flächen stehen geblieben ist, die abgewandte Gesichtshälfte, sowie die tief liegenden Augen werden fast allein von der Untermalung gebildet. Die Fleischtöne sind mit breiten Pinselstrichen aufgetragen, welche mit den feinsten Linien vom glühendsten Roth in Abstufungen bis zu hellen, kälteren Tönen lebendig gemacht werden. Ebenso ist das meisterhaft behandelte Haar hergestellt, breitere graue und röthliche Pinselstriche bekommen durch die feinsten Linien in hellerem oder tieferem Grau und Roth Bewegung, Abgrenzung unter einander wie von der umgebenden Luft. Bei der Betrachtung aus nächster Nähe macht die Oberfläche des Gesichts allerdings einen zerfetzten Eindruck, aber dieser Zustand ist nicht Folge von schädlichen Einwirkungen, sondern so war sich der Künstler der gewünschten Wirkung am sichersten. Die vorzügliche Modellirung des rechten Ohres allein beweist, daß das, was man sieht, gerade das ist, was der Meister geben wollte, daß die Jahre in keiner nennenswerthen Weise einen verderblichen Einfluß ausgeübt haben.

Die von antiker Kunstweise abgeleiteten Bestimmungen dessen, was schön sei, können vor solchem Bildwerk allerdings nicht genügen. Rembrandt beweist hier zugleich, daß das Können des Künstlers die Macht ist, welche im Menschen die Empfindung höchster geistiger Befriedigung, reinsten geistigen Genusses auslöst.

Nach den Angaben in Dr. Bredius' Katalog ist der Dargestellte wahrscheinlich ein Bruder Rembrandt's, daß eine Familienähnlichkeit mit dem Künstler vorhanden ist, sieht man, nur fehlt die für den Maler bezeichnende tiefe Falte, welche sich mitten zwischen den Augen von der Stirn auf die Nasenwurzel herabsenkt. Hier sind zwei Falten vorhanden, der Mann ist etwa 60 Jahre alt, das Bild ist gezeichnet und 1650 gemalt. Adriaen Harmensz van Rijn, welcher 1654 starb, muß also wesentlich älter als Rembrandt gewesen sein; er war zuerst Schuhmacher, dann übernahm er die väterliche Mühle, in welcher Veranlassung er seinem Bruder über 5000 Gulden auszahlen mußte.

Ein Vergleich mit den 1632 gemalten Köpfen von Rembrandt's Anatomie ist wegen des Wechsels, welchen die Malweise im Lauf der Jahre erfahren hat, von Interesse; daß das spätere Verfahren eine bessere Gewähr für die Dauerhaftigkeit der Malerei gibt, beweisen namentlich die im Hintergrund befindlichen Köpfe der Anatomie, bei denen sich ein Durchschimmern des dunklen Untergrundes durch die Fleischtöne in störender Weise bemerkbar macht und die Besorgniß erweckt, daß mit der Zeit alle Köpfe aus derselben Ursache in der Wirkung beeinträchtigt sein werden. In der Kasseler Galerie kann man an den Fingern von Nr. 213, gemalt 1634, und von Nr. 217, gemalt 1639, sowie an den Haaren von Nr. 213 gleichfalls die Beobachtung machen, wie der Fleischton und der Charakter der Haare vom durchwachsenden dunklen Grunde in der Wirkung verändert wird.

Das Brustbild eines alten Mannes wird im Katalog ein Studienkopf genannt. Diese Bezeichnung ist insofern nicht ganz zutreffend, als daraus geschlossen werden könnte, es wäre irgend etwas Unfertiges an demselben. Das Bild ist durchaus vollendet und ein Kapitalstück ersten Ranges dazu. Die Erwerbung dieses Gemäldes für die Galerie des Haag ist ein Erfolg des Kenners gegenüber der herkömmlichen Unsicherheit im Urtheil über Werke selbst der berühmtesten Künstler.

Der erste Baustein zu einer ethnologischen Aesthetik.

Von Ernst Große.

Es gibt in der Geschichte der Geisteswissenschaften kaum ein bedeutenderes Ereigniß, als die Einführung der ethnologischen vergleichenden Methode. Auf allen Gebieten, wo man sich entschlossen hat, dieselbe anzuwenden — in der Ethik, in der Rechtsgeschichte, in der Staatslehre, in der Religionsphilosophie — überall haben unsere Kenntnisse eine solche Bereicherung und damit zugleich unsere Anschauungen eine so ungeahnte Umbildung und Erweiterung erfahren, daß man vollkommen berechtigt ist, von einer Neubegründung der Geisteswissenschaften durch die Ethnologie zu reden. Trotzdem hat sich die ethnologische Methode noch immer nicht die allgemeine Anerkennung errungen, die ihr gebührt; und es ist namentlich eine Wissenschaft, die sich bisher mit einer seltsamen Hartnäckigkeit von dem neuen Wege abkehrte, der die übrigen von Erfolg zu Erfolg geführt hat — die Aesthetik. Dieser Vorwurf beschränkt sich keineswegs auf die ältere speculative Schule. Auch die neuere empirische Aesthetik hat kaum einen Blick auf das ungeheuere Material zu werfen geruht, welches die Ethnologie vor ihr ausbreitet. In dem Buche, welches als grundlegend für die moderne ästhetische Forschung gelten kann, in Fechner's Vorschule der Aesthetik, taucht der ethnologische Gesichtspunkt wohl hier und da einmal flüchtig auf; allein nichts deutet darauf hin, daß Fechner seine Bedeutung auch nur annähernd gewürdigt hätte. Und doch ist diese Theilnahmlosigkeit beinah unbegreiflich. Die Aesthetik will die allgemein gültigen Prinzipien des ästhetischen Gefallens und Mißfallens ergründen; und sie beschränkt ihre Untersuchungen auf einen einzigen Culturkreis. Was würde man von einem Biologen sagen, der eine allgemeine Theorie der Fortpflanzung aufzustellen wagte, ohne jemals eine andere Form dieses Vorganges studirt zu haben als diejenige, welche in dem Kreise der Vertebraten herrscht? Die Aesthetik will das Wesen und die Bedingungen der künstlerischen Thätigkeit erforschen. Aber wie kann sie hoffen, ein so unendlich verwickeltes Problem zu lösen, wenn sie es nicht zuerst dort angreift, wo es ihr in seiner einfachsten Gestalt entgegentritt — in der Kunst der Naturvölker? Alles das ist so selbstverständlich, daß man sich fast schämen muß, es auszusprechen. Und trotzdem gab es noch bis vor kurzer Zeit nicht einen einzigen Aesthetiker, der auch nur den Versuch gemacht hätte, die ethnologische vergleichende Methode auf seine Wissenschaft anzuwenden. Die wenigen Schritte, die in dieser Richtung gethan waren — die vortrefflichen Arbeiten von William Holmes und Frank Cushing über die Textilkunst und die Keramik nordamerikanischer Stämme — gingen nicht von der Aesthetik, sondern von der Ethnologie aus; und man hat ihnen denn auch auf ästhetischer Seite kaum Beachtung geschenkt. Es bedurfte indessen keines besonderen Scharfblickes, um vorherzusehen, daß dieser Zustand unmöglich noch lange andauern konnte. In einer Zeit, wo sich fast in allen größeren Städten reiche ethnologische Sammlungen öffnen, wo eine immer breiter schwellende Fluth von Büchern und Zeitschriften durch Wort und Bild die Kenntniß der künstlerischen Erzeugnisse primitiver Völker in die weitesten Kreise hinausträgt, in einer solchen Zeit ist auch die Aesthetik selbst beim besten Willen nicht mehr im Stande, das ethnologische Material dauernd zu ignoriren.

In der That haben wir heute die Genugthuung, ein Buch begrüßen zu können, welches uns eine Bürgschaft dafür zu geben scheint, daß die Aesthetik endlich ihre vornehme, aber unfruchtbare Zurückhaltung aufgeben und in ein näheres Verhältniß zu der Ethnologie treten wird.*)

Professor Hein, akademischer Maler in Wien, hat eine sehr ausführliche Arbeit über die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo als „einen Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte" veröffentlicht. Daß die Aufmerksamkeit eines Aesthetikers von den Dayaks angezogen wurde, ist gewiß nicht wunder-

*) Hein, Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Ein Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte. Wien, Hoelder.

Digitized by Google

bar. Die Bewohner Borneos sind ein Volk, „welches seiner hervorragenden künstlerischen Begabung und der reichen Mannigfaltigkeit seiner decorativen Schöpfungen wegen unter allen Naturstämmen vielleicht einzig dastehend, eingehende Betrachtung fordert und verlohnt". Wenn es Herrn Hein vor Allem darauf ankam, das ästhetische Interesse für die Kunst der Naturvölker zu erwecken, so hätte er sicher kaum eine glücklichere Wahl treffen können. Von einem anderen Gesichtspunkt aus könnte man es freilich bedauern, daß sich dieser „Versuch, der ohne Vorläufer dasteht", nicht auf eine noch primitivere Kunst gerichtet hat, als es die dayakische ist. Die Kunst der Dayaks hat sich allerdings — und zwar, wie Herr Hein vortrefflich nachweist, unter fremden Einflüssen — weit reicher und anmuthiger entwickelt als die Kunst der meisten anderen Völker ähnlicher Culturstufe. Aber eben darum setzt sie der Forschung auch weit größere Schwierigkeiten entgegen. So gründlich und scharfsinnig der Verfasser ist — er hat uns mit seinem Buch in der That ein Muster einer ethnologisch-ästhetischen Untersuchung gegeben —, so wenig ist er dennoch im Stande, eine vollkommen befriedigende Erklärung für die Entstehung jenes eigenartigen künstlerischen Charakters zu bieten. Sein Buch drängt uns mehr als eine Frage auf, welche es nicht löst. Wir müssen gestehen, daß uns das jugendliche Unvermögen der gegenwärtigen ästhetischen Wissenschaft kaum jemals so klar zum Bewußtsein gekommen ist als bei dem Studium dieses Werkes. Uebrigens liegt in diesem Geständniß vielleicht das höchste Lob, welches man einem Buche spenden kann. Denn der Werth eines Buches beruht mindestens ebenso sehr darauf, daß es Fragen anregt, als daß es Fragen beantwortet.

Die bildende Kunst hat sich bei den Dayaks vorwiegend nach der Seite der Ornamentik entwickelt. Schon ein flüchtiger Blick auf die Illustrationen des Hein'schen Buches erkennt das auffallende Mißverhältniß, welches bei den Bewohnern Borneos zwischen den stilisirten ornamentalen Leistungen und den Nachbildungen von menschlichen und thierischen Formen besteht. Auf der einen Seite eine Fülle und Originalität von Motiven, die in ihrer leichten Grazie und strengen Stoffangemessenheit „den Vergleich mit den Leistungen selbst höherer Culturperioden nicht zu scheuen haben"; auf der anderen plumpe Gebilde, die uns in der Rohheit der Technik und dem Mangel an Proportion an die unbeholfenen Versuche westafrikanischer Stämme erinnern. Wie erklärt sich dieser Gegensatz? Herr Hein sagt uns, daß „jene Stufe primitiver Darstellung für die plastischen Götzengestalten der meisten Völker eines ähnlichen Civilisationsgrades allgemeine Geltung besitzt". Man wird diese Behauptung schwerlich für eine befriedigende Erklärung gelten lassen; selbst wenn sie nicht im Widerspruch mit den Thatsachen stände. Die Wahrheit aber ist, daß es mehr als ein Volk „ähnlichen Civilisationsgrades" gibt, welches „jene Stufe primitiver Darstellung" überschritten hat. Die nordwestamerikanischen Stämme sind im Allgemeinen sicher nicht civilisirter als die Dayaks; allein das hat sie keineswegs gehindert, die gewaltigen plastischen Werke zu schaffen, deren kühner Naturalismus die Besucher des Berliner Völkermuseums in Erstaunen setzt. Man erinnere sich nur an jene mit wahrhaft erschreckender Naturtreue ausgeführte Holzmaske, welche das Gesicht einer ertrunkenen Frau darstellt. Die Eskimos stehen in der Civilisation wahrscheinlich noch unter den Dayaks. Betrachten wir ihre Kunst, und wir werden sehen, daß bei ihnen zwischen der ornamentalen und der naturalistischen Seite gerade das umgekehrte Verhältniß besteht wie bei jenen. Während die Ornamentik der Eskimos sehr dürftig ausgebildet ist, haben sie es in der naturalistischen plastischen Darstellung von menschlichen, namentlich aber von thierischen Gestalten zu einer Meisterschaft gebracht, um die sie mancher europäische Schnitzer beneiden könnte. Ueberhaupt, man könnte beinahe sagen: je tiefer man auf der Leiter der Cultur hinabsteigt, um so entschiedener tritt in dem künstlerischen Schaffen der naturalistische Charakter hervor. Wir brauchen nicht einmal von den Knochenskulpturen zu sprechen, welche uns die Jäger der Rennthierzeit zurückgelassen haben; es genügt, auf die rohen Australier und Buschmänner hinzuweisen, die neben der dürftigsten Ornamentik eine überraschende Gabe für lebenswahre Zeichnung besitzen. Warum, fragen wir noch einmal, sind die Dayaks in dieser Beziehung so weit zurückgeblieben, während sie in einer anderen so weit fortgeschritten sind? Herr Hein hat diese Frage nicht zu beantworten vermocht; und wenn man sie uns vorlegen sollte, so müßten wir bescheiden gestehen, daß wir selbst in keiner besseren Lage sind. Wir wollen nur constatiren, daß hier ein Problem liegt und zwar ein Problem, dessen Lösung für die gegenwärtige ästhetische Wissenschaft einigermaßen schwierig sein dürfte.

Es ist durchaus nicht das einzige Räthsel, welches uns die Kunst der Dayaks aufgibt. Werfen wir zunächst einen Blick auf den Stoff ihrer ornamentalen Motive. Herr Hein führt sehr treffend aus, daß die „geometrischen Elemente", die in der dayakischen Decorationskunst reiche Verwendung gefunden haben, „nur allmählich schematisirte Nachbildungen von bestimmten Objecten sind". „Der Naturmensch construirt die geometrische Figur niemals um ihrer selbst willen —; er zeichnet mit den bescheidenen Mitteln seiner unvollkommenen Technik kümmerliche unvollkommene Nachbilder der ihn umgebenden, ihn interessirenden Gegenstände, welche ihm unter der Unbehülflichkeit seiner Hand zum einfachen, geradlinigen Schema erstarren, dem nur noch als sicherer Steckbrief der Name des Naturobjectes anhaftet. Die Entstehung des geometrischen Gebildes ist also von vornherein niemals das Resultat der Abstraction, sondern das Resultat des Versuchs einer Abbildung von Dingen der Erscheinungswelt." In solcher Allgemeinggültigkeit läßt sich diese Behauptung freilich nicht aufrecht erhalten. Es giebt noch eine zweite Quelle für die sogenannten geometrischen Ornamentalmotive: — die Technik. Wenn die Zickzacklinie, die ein Papua auf Neu-Guinea um den Hals seines Speeres schnitzt, eine Reihe von schematisch und flüchtig ausgeführten Vogelgestalten darstellt, so hat die Zickzacklinie, welche man auf den Holzgeräthen der Kaffern und auf den Thongefäßen nordamerikanischer Indianer findet, ohne Zweifel einen ganz anderen Ursprung. In den letzten Fällen ist sie Nichts als die Nachahmung einer Liniencombination, die sich bei der Flechtarbeit naturgemäß ergibt, und nun von ihren Erzeugnissen auf die Producte anderer Zweige der Technik übertragen ist. Derartige Uebertragungen sind in der Ornamentalkunst der Naturvölker wie die Culturvölker ungemein häufig; und es scheint uns, daß sie auch bei den Dayaks eine nicht unwesentliche Rolle spielen. — Im Uebrigen aber ist jene Behauptung Herrn Hein's unzweifelhaft richtig. In einem großen Theil sind die ornamentalen Elemente der Dayaks in der That schematisirte Nachbilder von Naturobjecten; — und zwar von Menschen, Thieren und Pflanzen. Diese letzte Erscheinung, — das Vorherrschen von pflanzlichen Motiven — ist im hohen Grade auffallend. Dem Culturmenschen freilich erscheint die Verwendung von vegetabilischen Formen für die Zwecke der Decoration zunächst nichts weniger als auffallend. In unserer eigenen westeuropäischen Ornamentik haben die pflanzlichen Motive alle anderen in den Hintergrund gedrängt; und das Gleiche tritt uns in der Decorationskunst der meisten höher entwickelten Völker entgegen. Allein gerade hierin liegt einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der Ornamentik der Culturvölker und der Naturvölker. Die letzten nämlich verwenden neben technischen Motiven fast ausschließlich menschliche und thierische Gestalten; Pflanzenformen treten bei ihnen verhältnißmäßig nur sehr selten auf. Nach dem ersten Eindruck, den viele ihrer ornamentalen Gebilde machen, könnte man allerdings geneigt sein, gerade das Gegentheil anzunehmen. Aber wenn man das Schlingwerk neuseeländischer und papuanischer Schnitzereien etwas genauer betrachtet, so entdeckt man, daß das, was man zunächst für ein Rankengewirr hielt, in Wirklichkeit eine Combination von grotesk verzerrten menschlichen oder thierischen Figuren ist. Auf den Salomoinseln kommt eine Ruderform vor, die man auf den ersten Blick sicher für die Nachahmung eines Palmblattes erklären wird; das vermeintliche Palmblatt ist nichts Anderes als die schematische Darstellung eines Fisches. Es ist also in dieser

Digitized by Google

Beziehung große Vorsicht geboten; indessen in der Ornamentik der Dayaks trägt eine lange Reihe von Motiven den pflanzlichen Ursprung so deutlich zur Schau, daß ein Zweifel nicht wohl möglich ist. Damit aber sind wir vor ein neues Problem gestellt. Denn so erklärlich es auf der einen Seite ist, daß sich primitive Völker mit Vorliebe menschlichen und thierischen Formen zuwenden, während das stillere, sich weniger aufdrängende Pflanzenleben ihr Interesse nur in geringerem Maße erregt, — um so räthselhafter muß es uns auf der anderen Seite erscheinen, wie sich bei den rohen Dayaks ein so feines Gefühl für die Anmuth pflanzlicher Formen ausbilden konnte. Es wäre möglich, daß sich diese Entwickelung auf die fremden, chinesischen oder indischen, Einflüsse zurückführen ließen, die in der Kunst der Dayaks so manche Spuren hinterlassen haben. Aber es ist eben nur möglich. Um diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, dazu müßten wir sie auf eine ungleich breitere und festere Basis von Kenntnissen gründen können, als es die ist, über welche wir heute verfügen.

Wir brauchen unseren Blick von dem Stoff der dayakischen Ornamentik nur auf die Form derselben zu richten, — und wir stehen einem neuen Räthsel gegenüber. Die Dayaks zeigen eine ausgesprochene Neigung, ihre ornamentalen Linien in Spiralen und Voluten auszuziehen. Sie stehen damit bekanntlich durchaus nicht allein. Gerade im malayisch-papuanischen Gebiet taucht die gleiche Tendenz sehr häufig auf. Man findet sie bei den Ogans auf Sumatra wie bei den Maoris auf Neuseeland und den Papuas auf Neuguinea. Aber sie ist darum leider nicht weniger problematisch. Um sie zu erklären, hilft man sich meist damit, daß man sie auf die Rechnung einer rasseeigenthümlichen Tendenz schreibt. Wir können nicht leugnen, daß eine solche Erklärung außerordentlich bequem ist; aber wir fürchten zugleich, daß sie eine etwas bedenkliche Aehnlichkeit mit der berühmten Erklärung besitzt, die Molière's gelehrter Arzt für die einschläfernde Wirkung des Opiums giebt: „Opium produrit soporem, quia vim habet soporificam.“ Gerade jene Tendenz ist es ja eben, die erklärt werden muß. Wenn man uns sagt, daß sie ursprünglich sei, so hat man damit Nichts constatirt als die eigene Unwissenheit. Es gibt keine ursprünglichen Tendenzen dieser Art. Jede derselben hat sich im Laufe der Zeit unter dem Einflusse bestimmter Bedingungen gesetzmäßig entwickelt, und es handelt sich für die Wissenschaft darum, diese Bedingungen nachzuweisen. Soviel wir wissen, ist diese Aufgabe für unseren besonderen Fall ebensowenig gelöst, wie jene anderen, die wir vorhin berührt haben.

Man sieht, jeder Schritt, den wir auf dem ethnologisch-ästhetischen Gebiete thun, zwingt uns von Neuem zu dem Geständniß unseres Unvermögens. Die gegenwärtige Aesthetik ist nicht im Stande, jene Fragen befriedigend zu beantworten. Und doch sind jene Fragen verhältnißmäßig sehr einfacher Natur. Und doch ist diese selbe Aesthetik vollkommen davon überzeugt, die ungleich verwickelteren Probleme, welche die Kunst der Culturvölker darbietet, mit Leichtigkeit enträthseln zu können. Die Aesthetik gleicht in der That dem kühnen Architekten, der ein Haus vom Dache aus bauen wollte. Aber in der Wissenschaft wie in der Architektur wird man doch im Allgemeinen gut thun von unten anzufangen. Man muß sich über die einfachsten Verhältnisse klar geworden sein, bevor man sich an die Erklärung der complicirten wagen darf. Und deshalb ist es die nächste und wichtigste Aufgabe der Aesthetik, die primitivsten menschlichen ästhetischen Gefühle und Producte zu untersuchen, wie sie sich uns in der Kunst der Kinder und der Naturvölker darstellen. Der erste Schritt dazu ist gethan. Möge Herr Hein bald würdige Nachfolger finden.

Die „neue Weltanschauung“.

Von Arthur Drews.

(Schluß.)

Der consequenteste Naturalismus, die treueste Wiedergabe der Wirklichkeit ist das logische Ergebniß des Materialismus in der Aesthetik. Wer keine Ideen anerkennt, der wird auch die Schönheit aus seinen Werken verbannen und die Wahrheit dafür an die Stelle setzen wollen, d. h. er wird die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft zu verwischen suchen, weil der Begriff der Schönheit ohne den der Idee nun einmal nicht zu erklären ist. Ja, er wird sogar mit Absicht das möglichst Häßliche und Abstoßende in seinen Werken aufsuchen, weil er in ihm das Ideenlose zu erblicken glaubt, als könnte er überhaupt jemals der Idee entfliehen! Man mag dagegen sagen, was man will, aber die Vorliebe für das Häßliche und Widerwärtige, das so vielen den Geschmack an der jüngsten Kunst verekelt, ist die nothwendige Consequenz der materialistischen Aesthetik, auch wenn sich der Künstler dessen vielleicht selbst nicht bewußt ist. Die Weltanschauung unserer Künstler muß erst wieder eine idealistische werden, wenn sie das logische Recht haben wollen, Schönes zu produziren. Aber, wird man sagen, ist denn nicht gerade der Materialismus eine weltfreudige Anschauung mit seiner kecken Betonung der Sinnlichkeit, und der eigenen Individualität, ist nicht gerade der Darwinismus insbesondere geeignet, unsere Brust mit frohen Gefühlen zu schwellen, nach welchem das Schwächliche, Lebensunfähige mit naturgesetzmäßiger Nothwendigkeit untergeht und nur der Gesunde als lachender Erbe zurückbleibt, und eröffnet er uns nicht den Ausblick auf eine frohe und glückliche Zukunft, wo die allgemeine Entwickelung ihren Gipfel erklommen und eitel Jubel und Seligkeit auf der Erde herrscht? Ganz recht, aber es ist nicht ohne Bedeutung, daß die moderne Kunst bis jetzt wenigstens fast immer nur die negative Seite desselben zur Anschauung gebracht hat, sie hat immer nur das Lebensunfähige in seinem Todeskampf gegenüber dem Gesunden gezeigt, und nur ein einziger Dichter hat mit kühner Energie auch die Kehrseite der Sache sich zum eigentlichen Vorwurf genommen, nämlich Wilhelm Jordan in seinen „Zwei Wiegen“, und der gehört nicht zu den sogenannten „Modernen“. Es liegt dies nicht bloß daran, daß die Nachtseite des Lebens dem Künstler immer den dankbareren Vorwurf bietet, daß es leichter ist, den Schmerz zu schildern und mitzuempfinden als die Freude, sondern wir haben hier eine Thatsache vor uns, die tief im eigentlichen Wesen der Sache begründet ist. Die ästhetische Consequenz des Materialismus ist das Häßliche in der Kunst, und doch verlangt andererseits die Naturwissenschaft, auf welche er sich aufbaut, die Entwickelung und den Sieg des Gesunden über das Lebensunfähige zu feiern: hier liegt ein innerer Widerspruch vor, der noch viel zu wenig beachtet worden, und welcher nur dadurch scheint gelöst werden zu können, daß, von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, auch das Ueberlebende eigentlich nichts taugt und werth ist, wie alles Andere zu Grunde zu gehen, d. h. durch einen allgemeinen Pessimismus.

Dieser Pessimismus in der modernen Kunst hat natürlich gar nichts mit dem eigentlichen philosophischen Pessimismus zu thun, der, die Dinge sub specie aeternitatis betrachtend, aus der objectiven Abwägung von Lust und Unlust und des sich aus ihr ergebenden Ueberschusses an Unlust in der Welt, schließt, daß ihr Nichtsein besser wäre als ihr Sein; zu dieser Höhe der Betrachtung erhebt er sich gar nicht, sondern er ist rein subjectiver Natur, ein Pessimismus der Stimmung und der persönlichen Erfahrung, der die Welt verurtheilt, weil sie gewissen subjectiven Maßstäben nicht entspricht, und Hoffnungen getäuscht, die man willkürlich in sie setzte. Dieser Pessimismus ist vielmehr demjenigen Schopenhauer's verwandt, der zuerst weitere Kreise darauf aufmerksam machte, daß es in der Welt nicht immer mit rechten Dingen zugeht und daß es daher ein miserables Leben sei. Es ist ein eruptiver Entrüstungspessi-

Digitized by Google

mismus, wie er sich häufig bei idealgesinnten und feinfühligen Jünglingen einstellt, wenn sie zum ersten Mal mit der rauhen Wirklichkeit in Berührung kommen und diese dem Ideal nicht entspricht, welches sie sich von ihr gemacht. Dadurch glauben sie denn die Berechtigung zu haben, über Alles, was ihnen in den Weg kommt, ihren Groll zu entladen und die Welt nur mehr durch eine schwarze Brille zu betrachten, die auch an keinem Ding mehr ein weißes Härchen läßt. Und weil es in der Regel vor Allem das geschlechtliche Gebiet ist, auf welchem zumal in der großen Stadt des Jünglings die bittersten Enttäuschungen harren und der ideale Schleier, durch welchen er in seiner Naivität diese Dinge zu betrachten gewohnt war, am ehesten zerreißt, so wendet er sich nun mit ganzer Schroffheit gegen das bisher so gehätschelte Ideal, und es bereitet ihm auch hier ein gewisses, ihn zufriedenstellendes Behagen, aller Welt das große Wort in's Gesicht zu schleudern, daß es keine Liebe, sondern nur Gemeinheit gibt. Da muß denn vor Allem der Charakter des Weibes herhalten, das ihm bis dahin in so idealem Lichte erschienen und welches ja doch schließlich die Schuld tragen soll an dem ganzen Jammer, und das so jäh vernichtete Ideal sinkt plötzlich nicht nur zum gefallenen Engel, sondern geradezu zur Teufelin herab. Diese jungen Stürmer und Dränger schildern nur Dirnen und Koketten, weil sie in der Großstadt meist keine Gelegenheit haben, mit anderen Frauen zusammen zu kommen; und weil sie selbst nur Koketten und Dirnen kennen, so müssen auch alle anderen Weiber gleichgeartet sein. Diese Jünglinge, die zum Theil noch gar nicht lange erst das elterliche Heim verlassen und denen noch der mütterliche Abschiedskuß auf den Lippen brennt, glauben sich mit einem Mal berechtigt, das ganze weibliche Geschlecht zu verdammen und in jedem Weibe nichts Anderes zu sehen als eine Dreckgeburt von niederer Sinnlichkeit, Heuchelei und Gemeinheit. Es ist sehr charakteristisch, zu sehen, welche Wandlungen in unserer modernen Literatur der Typus des Weibes von den Klassikern bis auf die Gegenwart durchgemacht hat: von Goethe's Iphigenie bis zu Hartleben's Angele ist ein weiter Weg. Die Letztere mag moderner sein als jene Griechenjungfrau, aber schöner ist sie sicherlich nicht, ja, sie ist nicht einmal wahrer im ästhetischen Sinne dieses Wortes. Ibsen kämpft für Emanzipation der Frauen, und die Frauen, welche er schildert, sind geistig hoch veranlagte, über das Niveau ihrer Umgebung herausragende Charaktere, die willensstark an den Ketten altväterlicher Sitten rütteln; seinen modernen Nachtretern dagegen sind die Weiber charakterlose, nur auf sinnlichen Genuß bedachte, erbärmliche Geschöpfe, zu dumm für geistige Freiheit und zu schlecht für die Ehe, und sie suchen uns einzureden, das sei die Regel. Wenn Tolstoi geschlechtliche Enthaltsamkeit predigt und die Ehe nur als ein vorläufig noch nothwendiges Uebel ansieht, so thut er das aus tief sittlicher Ueberzeugung, weil er im sinnlichen Verkehr der Geschlechter unter einander die Wurzel alles Uebels erkannt zu haben glaubt; unsere jungen Modernen aber, die fast Alle zugleich auch auf Tolstoi schwören, verurtheilen die Ehe als sittliches Institut, aber den geschlechtlichen Genuß wollen sie doch nicht entbehren, bildet er doch für Manche den einzigen Inhalt ihrer Kunst, ohne den sie überhaupt keinen „Stoff" mehr hätten. Wie ein rother Faden zieht sich die Abmahnung von der Ehe durch unsere jüngste Literatur. Sie ist nicht gerade immer offen ausgesprochen, aber sie liegt unter Anderem auch in der systematischen Herabsetzung der geschlechtlichen Beziehungen überhaupt und gipfelt in dem frechen Motto „Verachte das Weib!", mit welchem sich in Hartleben's widerlicher „Angele" einige Männer zu trösten suchen, die in wunderlicher Naivität von einer gemeinen Dirne ideale Regungen erwartet haben. Es mag ja gegen die Ehe als solche Vieles einzuwenden sein, aber man hat doch noch kein besseres Mittel erfunden, um die sittlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern zu regeln, und von diesem Gesichtspunkt aus kann man es dem Staate wahrlich nicht verdenken, wenn er gegen diese ungezogenen Kinder der modernen Muse energisch Front macht.

Neuerdings beginnt man von anderer Seite her gegen den Pessimismus aufzutreten und unter Berufung auf den genialen Friedrich Nietzsche einem kecken Optimismus auch in der Kunst das Wort zu reden. Nietzsche ist seit einiger Zeit in gewissen literarischen Kreisen Mode geworden. Dies Factum kann nicht überraschen. Der Materialismus hatte bisher noch keine Ethik. Der Behauptung gegenüber, daß er unfähig sei, eine solche zu erzeugen, steckten die Anhänger desselben immer die Köpfe unter die Flügel, sie wichen diesem Gegenstand vorsichtig aus oder, wo derselbe schon einmal zur Sprache kommen mußte, da pflegten sie mit schönen Redensarten um sich zu werfen, die mit dem Materialismus so gut wie gar nichts zu schaffen haben. Und nun kommt ein Denker, der an sich zwar dem Materialismus so fern steht, wie nur irgend möglich, und zieht mit rücksichtsloser Offenheit die ethischen Consequenzen aus demselben, sowie die realistischen Aesthetiker die ästhetischen Consequenzen desselben gezogen haben; was Wunder, daß er ihren Beifall findet und von ihnen als der „größte moderne Philosoph" gefeiert wird? Zwar müssen die Anhänger der alten Sittenlehre die „Herrenmoral" Nietzsche's, die er der bisherigen „Sklavenmoral", d. h. der christlichen Moral, gegenüber predigt, und welche im Grunde auf nichts Anderes hinausläuft, als auf eine Verherrlichung des Rechts der Starken den Schwachen und Demüthigen gegenüber, für alles Andere, nur nicht für „ethisch" halten — die gutmüthigen Thoren! sie bilden sich eben ein, die Selbstentsagung sei die Wurzel und das Ziel aller Ethik. Das ist aber eine durchaus veraltete Ansicht. Die moderne Moral sagt: nur der „Wille zur Macht", d. h. der Egoismus ist sittlich! Wenn aber das ist, dann hat ja mit einem Male der Materialismus eine Ethik, denn der Egoismus des Individuums, das war ja die Consequenz einer Weltanschauung, die nur selbständige Atome und Molecüle, aber nicht ein sie einigendes höheres Wesen anerkennt, Elemente, die höchstens der Zufall an einander bindet, und von denen jedes einzelne eine kleine Welt für sich ist. Bis zur Anerkennung dieser neuen Sittenlehre wird freilich noch eine geraume Spanne Zeit vergehen, es muß ja vorerst noch eine völlige „Umwerthung aller Werthe" stattfinden, was heute noch für gut gilt, muß für schlecht, und was für schlecht gilt, für gut angesehen werden, aber wenn sich bis dahin die Menschen noch nicht gegenseitig aufgefressen haben, dann wird man auch dereinst wohl Nietzsche als den Gründer einer neuen Sittenlehre in den Himmel erheben. Einstweilen besorgen dies noch erst dieselben Leute, die für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmen und für das allgemeine Wohl der Menschheit in die Posaune stoßen. Derselbe Nietzsche, dessen aristokratische Ausnahmenatur vom Sozialismus überhaupt nichts wissen will und der sich sogar einmal zu dem Ausspruch verstiegen hat: „Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, daß es eine Arbeiterfrage giebt", wird heute von denjenigen auf den Schild gehoben, die sich für sozialistische Ideen begeistern, die gerade hierin die Quintessenz alles Modernen sehen, und welche es selbst hin nnd wieder nicht verschmähen, liebäugelnd nach der rothen Fahne der Sozialdemokratie zu schielen. Möglich, daß Viele sich durch die blendende Schreibart dieses, wie sie sagen „größten unter den lebenden Stilisten", haben berücken lassen, charakteristisch ist es für die Zerfahrenheit unserer geistigen Bildung jedenfalls, daß Nietzsche zum Modephilosophen des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts proklamirt ist. Zwar ist er, der seine Meinung fast in jeder neuen Schrift, ja häufig selbst in jeder einzelnen Schrift mehrmals gewechselt, im Grunde ein Philosoph ohne eigentliche Weltanschauung, bei dem man nie weiß, wie man eigentlich mit ihm daran ist, aber das gefällt ja gerade unserer lernensfatten Jugend, daß Nietzsche ihre Gehirne nicht mit schwierigen metaphysischen Deductionen anstrengt und bei seiner Proteusnatur so ziemlich Jedem etwas bietet. Das ist so recht der Philosoph nach dem Herzen derjenigen, die philosophiren wollen ohne tiefere philosophische Bildung, und die zugleich mit Behagen aus ihm die Ueberzeugung schöpfen können, daß alle systematische Philosophie eigentlich Unsinn sei. Auch hier ist es im Grunde nur das negative Moment, was diesem Philosophen seine Anhänger

Digitized by Google

zuführt, denn Positives hat Nietzsche sehr wenig zu bieten, groß ist er allein in der Negation. Im Negiren aber fühlt sich auch bekanntlich die Jugend am wohlsten, und die Negation ist ja die Signatur der sogenannten „Moderne". Dieselbe Kategorie von Leuten, die heute für Nietzsche schwärmt, begeisterte sich s. Z. für die „Philosophie des Unbewußten", weil sie in ihr wesentlich negative Tendenzen zu erblicken glaubte, aber sie ließ ihren Verfasser fallen, als sie aus dessen nachfolgenden Werken entnahm, daß derselbe vielmehr nach durchaus positiven Zielen strebte.

In der Philosophie hat der Pessimismus seit Schopenhauer verschiedene Wandlungen durchgemacht und sich endlich abgeklärt in Hartmann's Geist zu wahrhaft philosophischer Weltbetrachtung. Unsere Modernen, welche die Entwickelung für sich allein in Anspruch genommen zu haben glauben und allem Neuen bahnbrechend voranzuschreiten behaupten, sind noch nicht über den Standpunkt Schopenhauer's hinausgegangen und gefallen sich darin, die Welt mit den Augen eines griesgrämlichen und nörgelnden Greises zu betrachten, dem Keiner es Recht macht, und welcher überall nur Niederträchtigkeit, Bosheit und Schmutz um sich her schaut. Ihre Weltanschauung verbietet es ihnen ja, etwas Anderes in der Welt zu sehen, als rohe Materie: Wo sollte da wohl Schönheit und Idealität herkommen? Zum Glück stehen aber die Sachen im Grunde nicht so schlimm. Fast alle materialistisch gesinnten Künstler der Welt können doch die Stimme des Idealismus in ihrem Innern nicht unterdrücken, immer wieder tönt sie in ihre abstracten Reflexionen hinein, manchmal nur ganz leise, wie ein verlorener Klang aus der Ferne, öfter aber nur allzu deutlich, daß Jeder, der Ohren hat zu hören, sie vernimmt, und widerlegt die theoretischen Anschauungen als einseitig und unstichhaltig, und zwar um so energischer, je consequenter sich scheinbar die graue Theorie geberdet. Bei dem derben Naturalisten Zola und dem grüblerischen Ibsen kündigt sie sich an in den Formen einer häufig sehr unklaren Mystik; was aber unsere deutschen Modernen anbetrifft, so können gerade sie den idealistischen Grundzug des germanischen Volkscharakters am wenigsten verleugnen, da bricht er oft mit elementarer Gewalt hervor, und immer verbirgt sich hinter der Maske eines alltäglichen Realismus der alte Idealismus oft in seiner abstractesten Form. Es ist ja doch schließlich nur die Idee eines Besseren, was ihnen die Welt so schlecht erscheinen läßt. Und wenn sie mit Vorliebe die Alltäglichkeit und die Plattheit aufsuchen und das Häßliche zum Gegenstande ihres künstlerischen Schaffens machen, so kann man doch hinter dem Allen nur zu gut die Sehnsucht nach der verlorenen Schönheit herausfühlen. Dieser Zwiespalt zwischen dem idealistischen Gehalt und der realistischen Form zieht sich durch fast alle modernen Kunstwerke hindurch, und wohin er nothwendig führen muß, das kann man am Besten aus den Dramen Ibsens ersehen, des im Grunde so ausgesprochenen Idealisten, bei welchen in Folge dessen so häufig Form und Inhalt gewaltsam auseinanderklaffen.

Gerade der abstracte Idealismus war es, der die Abkehr zum Realismus herbeigeführt. Ist es nicht wie eine Ironie des Schicksals, daß dort, wo der Realismus zur Vollendung gelangt und die Kunst scheinbar anfängt, in die reale Wirklichkeit überzugehen, auch der Idealismus zugleich in seiner abstractesten Form wieder auftaucht, so zwar, daß seine Abstractheit wächst proportional der Annäherung der künstlerischen Form an die Wirklichkeit? Der abstracte Idealismus begeistert sich einseitig für eine bestimmte Idee, die er willkürlich aus dem Organismus der Ideen herausgerissen, und welche er auch in der Welt gern verwirklicht sehn möchte ohne Rücksicht auf andere Ideen, die das gleiche Recht der Existenz haben wie die seinige. Seine Figuren sind daher trotz ihres scheinbaren Lebens nichts weiter als personificirte Abstracta, welche die eine Centralidee verkündigen, und das Kunstwerk ist häufig nur ein tendenziöses Mittel, eben sie zur alleinigen Geltung zu bringen. Das ist aber gerade auch ein hervorragender Zug an der Ibsen'schen Dichtung, und er ergibt sich nur zu leicht aus dem Realismus, der das innerste Gemüth des Künstlers unbefriedigt läßt und ihn treibt, nach dem Nebelreich der Ideale auszuschauen, um dort seine Sehnsucht nach höheren Zielen zu befriedigen.

Will die Kunst wieder ihre schöne Harmonie gewinnen, dann muß auch erst die Weltanschauung der Künstler wieder eine idealistische werden, und sie müssen sich nicht länger an naturwissenschaftliche Dogmen klammern, deren Consequenzen für das praktische Leben wie für die Kunst gleich verderblich sind. Es steht zu hoffen, daß der Materialismus und die mechanische Weltanschauung, sowie sie dies für die Wissenschaft waren, auch für die Kunst nur ein Durchgangsstadium sein werden, ein Bad der Reinigung von dem alten Wuste des einseitigen abstracten Idealismus, aus dem sich aber die künstlerische Welt, je eher, desto besser für sie, erheben wird, um von dem nunmehr gewonnenen Standpunkt aus die Kunst zu einer wahrhaft gesunden Entwickelung zu führen. Nicht die Naturwissenschaft mit ihrem Unfehlbarkeitsdünkel und ihren einseitigen starren Glaubenssätzen, die dem heutigen Geschlecht so sehr imponirt, sondern nur die Philosophie kann die Grundlage für die künstlerische Bildung abgeben, weil nur sie allein nicht nur den geistigen Blick erweitert, sondern den Geist auch emporhebt über die materielle Wirklichkeit und ihn einführt in das erhabene Reich der Ideen, welche auch im kleinsten Atome lebendig sind und die Welt in ihrem Innersten zusammenhalten. Die Philosophie allein ist im Stande, jenen „großen Blick" zu verleihen, der den wahren Künstler vor den gewöhnlichen Alltagsmenschen adelt, durch welchen er überall auch die ihnen verborgensten und unbedeutendsten Dinge aufzuspüren und sie sub specie aeternitatis zu betrachten weiß, jenen Blick, der dem heutigen Künstlergeschlecht so sehr abhanden gekommen ist, weil es die Dinge „naturwissenschaftlich" immer nur von ihrer Außenseite her betrachtet, und welches sich darin gefällt, am Alltäglichen klebend, dem empirischen Forscher gleich, Thatsachen auf Thatsachen zu häufen und zu endlosen Schilderungen von nebensächlichen Aeußerlichkeiten an einander zu reihen, als wäre das wissenschaftlich und künstlerisch zugleich. Der Mangel an philosophischer Bildung ist es, welchen man mit Recht dem heutigen Geschlecht vorwirft und der auch auf künstlerischem Gebiete eine solche Unsumme von Unklarheit, Zerfahrenheit und Verwirrung hervorgebracht hat. Die Künstler müssen erst wieder philosophisch denken, wie alle unsere großen Klassiker, deren Werke fast sämmtlich auf dem Boden einer großen idealen Weltanschauung erwachsen. Aber auf die mechanische Weltanschauung schwören, beweist nur ein sehr geringes Denken, und Darwin und Häckel sind keine Philosophen. Dann wird es auch mit der Kunst vielleicht wieder besser werden, und dieselbe wird eine neue Blüthe erleben unter dem Einfluß einer wahrhaft „neuen Weltanschauung".

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Als Versicherungsagent.

Von Sigurd-Jönköping.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Fiesel.

Zu der Klasse der ausgemacht schlechten Menschen gehöre ich nicht, und wenn ich im Blatte lese, daß einer nach dem anderen von meinen „vermögenden" Bekannten Concurs gemacht hat, so empfinde ich durchaus keine schändliche Schadenfreude, sondern ich seufze, als ob ich der Reichstagsminorität in Zollfragen angehörte, und denke: „Du meine Güte, nun ist es mit dem armen Burschen auch zu Ende!"

Aber als ich las, daß die französische Lebensversicherungsgesellschaft „Crédit Viager" (Reservefonds 25 Mill. Francs) „die Handschuhe auf den Tisch geworfen" hatte, wie wir auf gut Smaländisch sagen, da empfand ich ein boshaftes Vergnügen und gelöschten Rachedurst, als ob ich ein Corsicaner wäre, oder ein Bauerhahn, oder Director Josephson am Neuen Theater, als er den kleinen Harald Molander hinauswarf.

Sie müssen nämlich wissen, ich war ein halbes Jahr in Diensten

Digitized by Google

dieser Actiengesellschaft Agent für Wexiö und Umgegend, und obgleich ich nicht behaupten kann, daß dies Amt sehr anstrengend war, da ich keine einzige Versicherung auf mein Gewissen lud, hat diese Teufelsagentur mich gleichwohl während 226 Wochen das Wohlwollen meiner Mitmenschen gekostet.

Ich kann ebenso gut von Anfang an erzählen.

Ich saß vor einigen Jahren an einem regnerischen Vormittag auf dem Redactionsbureau und schuf durch wahrheitsgetreue, aber wohlwollende Kritik einer kleinen Dame der achtbaren Rydquist'schen Gesellschaft Weltruf, als ein kleiner, dunkler Herr eintrat, welcher sagte, er wäre Zeitungsmann und aus Göteborg.

„Aber ich bin auch Agent," fügte er hinzu, „Agent für die große Lebensversicherungsgesellschaft „Crédit Viager" in Frankreich, Haus erster Klasse, 25 Millionen Reservefonds, colossale Versicherungen im skandinavischen Norden, billigste Prämien, vortheilhafteste Einzahlungsbedingungen, geringe Anzahlung sofort, aber mit der Berechtigung, sich an dem enormen Jahresgewinn zu betheiligen, so daß jeder Versicherte in zwei oder drei Jahren eine kleine hübsche Dividende anstatt der zu zahlenden Prämien erhält."

Ich begann zu husten, laut, hohl, entsetzlich, damit er glauben sollte, ich hätte die galoppirende Lungenschwindsucht, krümmte den Leib, um unheilbare Nierenkolik ersichtlich zu machen und warf thränende Blicke auf Decke und Wände, um so treu als möglich einen Menschen mit Steinleiden zu imitiren, nur damit er begreifen möchte, daß er auf ein nichtversicherungsfähiges Subject gestoßen.

Aber er zuckte nur die Achseln.

„Geben Sie sich keine Mühe," sagte er, „ich speculire nicht direct darauf, Sie zu versichern, aber ich will, daß Sie Agent der Versicherungsgesellschaft in Wexiö werden. Unerhörte Provision, liberale Direction, angenehme Zerstreuung für ledige Stunden, Gelegenheit angenehme Bekanntschaften zu machen, große Annoncen; und dann können Sie Rabatt auf die Annoncen bekommen, aber die Gesellschaft zahlt den Bruttopreis, und Sie können einen armen, billigen Arzt nehmen, die zu Versichernden für fünf Kronen pro Stück zu untersuchen, aber die Gesellschaft bezahlt 15 Kronen und Sie stecken den Rest in die eigene Tasche."

„Mein Herr," sagte ich, und begann im Gesangbuch zu blättern, „mir sind, Gott sei Dank, die Augen geöffnet für die Schätze, welche weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben oder stehlen, und ich bin ganz gleichgültig gegen Anhäufung großen, weltlichen Besitzes. Ich stelle mich auf den Kopf und mache jeden Dienstag Morgen ½8 Uhr in „Smalandsposten" Bauernwitze für die Smaländer und das übrige Schweden; das sichert mir einen kärglichen Unterhalt und mehr begehre ich nicht."

„Aber die Sache der Lebensversicherung ist ein großer und schöner Gedanke zum Nutzen der Menschheit, zur Sicherung im Leben und im Tode. Es ist ehrenvoll, für denselben zu wirken; Sie können sich in den Annalen des Assekuranzwesens einen Namen machen."

„Ich fürchte, daß meine natürliche Anlage zu Hochmuth und Selbstüberhebung auf's Neue Macht über mich gewinnen und ich ganz die Bescheidenheit außer Acht setzen möchte, welche die Zierde aller schwedischen Publicisten war."

Des übrigen Theiles unserer Unterhaltung entsinne ich mich nicht, aber der, welcher jemals mit Lebensversicherungsagenten zu thun gehabt, weiß im Voraus, daß ich, ehe wir uns trennten, gelobt hatte, der Gesellschaft meine Kräfte zu widmen, denn hätte ich es nicht gelobt, so säße mein Werber wohl noch heute da und suchte mich zu überreden, ohne jede weitere Unterbrechung, als ein Jahr um das andere zum Einsetzen neuer Zähne oder jede dritte Woche zur Kur einer kleinen Entzündung im Unterkiefer erforderlich ist.

An demselben Tage, wo ich eine Annonce in die Zeitungen einrücken ließ, daß ich Versicherungen entgegen nähme für „Credit Viager" (Reservefonds 25 Mill. Francs), merkte ich eine in's Auge fallende Veränderung der Menschheit betreffend die Behandlung meiner Person.

Nicht daß ich vorher so sehr geliebt worden wäre, aber nun lief man mir geradezu aus dem Wege. Bog ich um eine Ecke, so wurde die Straße vor mir leer, als wäre sie mit Kartätschen bestrichen; trat ich in eine Schweizerei, so erinnerten sich plötzlich alle Anwesenden, daß sie am anderen Ende der Stadt etwas zu bestellen hatten, und einen ganzen Winter lebte ich und kaufte mir außerdem ein Frackkostüm und einen seidenen Regenschirm nur aus den Mitteln, welche ich von freundlichen Soirégebern erhielt, damit ich mich von ihren Veranstaltungen fern hielte und nicht ihre übrigen Gäste verscheuchte.

Ganze elf Monate wurde ich nur ein einziges Mal eingeladen und zwar zur Gevatterschaft in einer Familie, wo der Mann über 60 Jahre alt und die Frau hektisch, also Niemand versicherungsfähig war; aber als es bekannt wurde, daß ich Gevatter stehen sollte, waren plötzlich alle übrigen Gevattern durch wichtige Geschäfte verhindert, sich einzustellen und der Pastor verfiel in eine sehr schwere und gefährliche Lungenentzündung, welche genau vier Stunden dauerte.

Ueberall hatte man mich im Verdacht, ich wollte Geschäfte machen für „Crédit Viager" (Reservefonds 25 Mill. Francs).

Begegnete ich einer Familie, welche mir zuvor einige Freundlichkeit erwiesen hatte, und begann dem Kleinen den Blondkopf zu streicheln, gleich unterbrach mich die Mama mit scharfem Ton: „Danke vielmals, Herr Sigurd, aber wir haben für unsere Kinder schon Leibrenten gekauft. Adieu!"

Ich war artiger und aufmerksamer als irgend eine andere Mannsperson in diesem dürftig civilisirten Theil unseres Landes, und trug an Geburts- und Namenstagen große Bouquette zu älteren Damen. Sie kamen mir gewöhnlich schon in der Saalthüre entgegen und meinten mit süßsaurem ironischem Lächeln: „Sie wären wohl schon ein wenig zu alt, so daß die Prämie gar zu hoch käme."

Einstmals kam hier nach Wexiö ein Staatsrath. Mit der Zuversicht eines großen Mannes und dem Vertrauen, daß ich nicht wagen würde ihm mit meinen Tabellen, Prospecten und approximativen Gewinnvertheilungstarifen auf den Leib zu rücken, fragte er mich sehr herablassend, welche Stellung mein Blatt zu der ägyptischen Frage einnehmen würde, weil der englische Minister in Stockholm geäußert, das Cabinet von St. James würde seine Maßregeln und Schritte danach richten.

Das waren die ersten freundlichen Worte, welche ich in 7½ Monat gehört, meine Brust hob sich vor Stolz, die Thränen traten mir in die Augen, ich verbeugte mich tief und antwortete:

„Ich kann Sie versichern, Herr Staatsrath . . ."

„Können Sie denn dieses sakramentische Assekuranzgeschäft durchaus nicht lassen!" rief der große Mann und wandte mir den Rücken.

Ich that, was ich konnte, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Ich annoncirte niemals mehr, ich verbrannte meine Tarife, verkaufte die Prospecte als Makulatur und schickte die Kunden, die von selbst kamen, zu den übrigen Agenten, die alten und Conservativen zum Agenten für „Thule", die Sverdruphasser zum Agenten für „Svea" und „Sverige", die von der Partei der Landleute zum Agenten für „Skane", höhere Beamte zum Agenten für „Nordstjernan", die Anhänger der constitutionellen Königsmacht zum Agenten der „Victoria". Ich selbst ging zum Agenten der „Fylgia", denn es wurde ärger und ärger und ich war keinen Augenblick meines Lebens sicher.

Sagte eine Dame, daß sie nach Hause reisen wolle, da ihr Vater zum Tode krank läge, und ich, erfüllt von innerlichem Mitleid, fragte, wie alt ihr Vater wäre, konnte ich darauf schwören, daß sie im schärfsten Tone antwortete:

„78 Jahr, Herr Sigurd, wir Lundström's werden immer so alt; für uns ist es nicht der Mühe werth, das Leben zu versichern."

Fragte ich, um mich bei der Mutter eines jungen Studenten angenehm zu machen, nach den Zukunftsplänen ihres hoffnungsvollen Sprossen, ohne dabei im Geringsten an „Credit Viager" (25 Mill. Francs Grundfonds) zu denken, so wurde sie roth wie ein gekochter Krebs und entgegnete mit erstickter Stimme:

„Karl hat, Gottlob, von einem geschätzten Gönner ohne weitere Sicherheit als seinen Namen 4000 Kronen geliehen bekommen, so daß es für ihn keiner Lebensversicherungspolice als Pfand bedarf."

Ich bat und beschwor die wenigen Freunde, welche ich noch besaß, daß jeder an seinem Theile laut und unzweideutig verkünden möchte, daß ich die Agentur aufgegeben, „Credit Viager" (Reservefonds 25 Mill.)

Digitized by Google

haßte und niemals Versicherungen gemacht, mit Ausnahme von mündlichen, Damen gegenüber; aber man glaubte mir nicht, und ich dachte schon daran, nach Dahomay auszuwandern, oder nach dem Nordpol, oder Nova Zembla, oder irgend einer achtungswerthen Gegend, wo das Versicherungswesen weniger bekannt und respectirt ist.

Aber da kam, Gottlob, das Telegramm, daß „Credit Viager" (ohne einen Sous im Reservefonds) Concurs gemacht, und nun habe ich eine schwache Hoffnung, wieder unter und von meinen Mitmenschen geduldet zu werden.

Kann mir Jemand nachweisen, durch mich versichert zu sein, so halte ich ihn durch Bezahlung seiner eingezahlten Prämien schadlos. Sowohl an Kapital als Renten.

Aus der Hauptstadt.

Tendenztheater.

Von Alexander Lauenstein.

Am 30. Juni ist in Berlin ein Richterspruch gefallen, der zu diesen Fragen Stellung genommen hat, im besten Sinne des Wortes, und der dem Bezirksausschuß, der ihn gefällt hat, alle Ehre macht.

Es handelte sich um die „Freie Volksbühne", in deren Vorstand bekanntermaßen fast nur Männer sich befinden, die der sozialdemokratischen Partei angehören und deren Vorstellungen mindestens vorwiegend von Arbeitern besucht werden, die sich zu der gleichen Weltanschauung bekennen.

Der Polizeipräsident von Berlin hatte nämlich dem Vorstand geboten, ein Mitgliederverzeichniß einzureichen und über Statutenänderung, sowie über den Zugang und Abgang von Mitgliedern stets binnen drei Tagen zu berichten. Eine solche Verfügung mußte nothwendig auf der Voraussetzung ruhen, die „Freie Volksbühne" sei ein Verein, der „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt". Der Vorstand bedachte, daß von hieraus bis zu der weiteren Erklärung, die „Freie Volksbühne" sei ein politischer Verein und dürfe daher keine Frauen enthalten ꝛc., nur ein Schritt sei, und klagte beim Bezirksausschuß, der ersten Instanz des Verwaltungsgerichtes. Dieser hat am 30. Juni im Sinne der Klage entschieden.

Die Verhandlung ist besonders der Kunstfragen und Weltanschauungsfragen wegen interessant, die in ihr zur Sprache gekommen sind.

Die realistisch-naturalistische Bewegung in Deutschland, über deren Ueberwindung Hermann Bahr vor einem Vierteljahr erst ein Buch geschrieben oder doch zusammengestellt hat, hat im Ganzen mehr aus theoretischen Broschüren, als aus einer größeren Anzahl bedeutenderer Kunstwerke bestanden, die auch nur annähernd dem gleichen Boden entsprossen gewesen wären. Im Anschluß an Zola wollten die deutschen Heißsporne, namentlich Alberti, eine völlig neue Aesthetik erfunden haben, und fast in jeder größeren kritischen Betrachtung der Brüder Hart ist von einem „rein ästhetischen" Standpunkt die Rede, der ein Kunstwerk genießt, unbekümmert darum, ob es pietistisch, conservativ oder sozialdemokratisch ist. Namentlich Karl Frenzel's sachlichen Kritiken gegenüber haben sie sich immer wieder auf diesen Standpunkt berufen, und denen, die nicht gleicher Ansicht mit ihnen waren, künstlerische Unbildung vorgeworfen.

Es sind das nur wenige Beispiele für einen Zug, der durch die gesammte Literaturkritik der Gegenwart geht, sich selbst unbewußt, oft genug mit geradezu kindlicher Naivetät, bisweilen aber auch aufgeblasen wie der Frosch in der Fabel, der den Ochsen an Umfang zu erreichen strebt. Allgemein ist das Gefühl, daß etwas Neues in der Kunst und namentlich in der Literatur im Anzuge ist. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, seit „politisch Lied ein garstig Lied" ist, ist man gewöhnt, die Literatur als ein geschlossenes Gebiet aufzufassen, das, unbekümmert um geistige Zeitbewegungen, um Volksstimmung und Zukunftswünsche, sich immer gleich bleibt in seinen Grundzügen, gleich dem harmlosen Buben, der fröhlich und noch unbekümmert um Arbeit und Zukunft auf seinem Steckenpferdchen in die Weite trabt. Seitdem erzählt ein Literaturaugur mit ernstem Antlitz dem anderen das Märchen, daß die Kunst ihre eigenen Gesetze habe und unberührt bleibe von Zeit und Leben, die Heimstätte des „Allgemein Menschlichen", des „Rein ästhetischen Genusses", der „Ewiggleichen ewigen Ideale der Menschheit" und noch einiger anderer Kostbarkeiten, so es nie und nirgend hat gegeben.

Jetzt ahnt man dunkel etwas Neues in der Kunst. Was Wunder, wenn man es in etwas rein Formellem sucht, in einer neuen „Kunstwissenschaft", über die es zunächst „Grundlegungen" zu schreiben gilt!

Nun hat es freilich im alten Indien eine Kunst gegeben, die auf dem Erkenntnißboden von damals stehend, befangen in allerlei anthropomorphischen Phantastereien das Leben von damals darstellte, wie es dem sonnengluthermatteten trägen Brahmaner erschien, die Griechen haben ihre rein persönlichen Ideale in ihrer Kunst gestaltet, die Römer ihre Dichtung etwas praktischer aufgefaßt und sich näher an die Wirklichkeit gehalten, das Christenthum hat eine christliche Kunst, das Ritterthum des Mittelalters eine ritterliche, die Rennaissancezeit wieder eine mehr nach den Idealen des alten Hellenismus hinneigende Kunst geschaffen, zu allen Zeiten ist die Kunst mit allen ihren Schöpfungen eng an die Zeiterkenntniß, die Zeitwerthurtheile, die Zeitsehnsucht und die Zeitideale gebunden gewesen, immer hat es die engsten Beziehungen zwischen Kunst und Weltanschauung gegeben, noch nie ist ein Kunstwerk außerhalb der Weltanschauung der eigenen Zeit getreten, sondern immer hat es einer der herrschenden Richtungen angehört, oft ist es Führer für dieselben gewesen — aber das thut Alles nichts ... Realismus und Naturalismus decretiren: alle Inhaltsfragen sind für die Kunst ganz gleichgültig, ebenso wie die behandelten Probleme oder das Licht, in das eine bestimmte Frage gestellt wird. Die Gegenwartskunst soll mit den geistigen Bewegungen der Gegenwart nichts mehr zu thun haben. Geschichte treiben wir bloß, um zu wissen, wie viele Römerzüge Kaiser Barbarossa unternommen hat, aber nie, um die aus ihr gezogene Erkenntniß auf die Gegenwart anzuwenden.

In dem letzten Jahrzehnt ist es wiederholt zu kritischem Meinungsaustausch über bestimmte einzelne Werke gekommen, aber während man in den fünfziger Jahren die Poesie der eigenen Zeit an dem kritischen Tische einfach mit dem Schimpfwort „Tendenzpoesie" brandmarkte, sucht man heute allenthalben die Gegnerschaft politischer, religiöser, sozialer, ethischer Art durch ein kunstwissenschaftliches Mäntelchen zu verschleiern. Man hat vergessen, daß die Dichtung zu allen Zeiten im Wesentlichen den Kampf um eine neue Weltanschauung ausgefochten hat. Der Helianddichter ebenso wie Otfried waren zwei Tendenzdichter der schlimmsten Sorte, von Wolfram von Eschenbach, Goethe und Schiller ganz zu geschweigen. Die ersten Beiden haben christliche Tendenzen, der Dritte hat ritterliche und die letzten Beiden haben gar altgriechische Tendenzen gehabt, zum Theil allerdings durchtränkt von der gefährlichen Aufklärungsphilosophie und Freiheitssehnsucht bezw. naturwissenschaftlichen Bildung des 18. Jahrhunderts.

Gegenwärtig scheint man aber auf dem besten Wege in Deutschland, das kunstwissenschaftliche Mäntelchen, das doch nur die wahre Gestalt der Zeitkunst verbarg, abzuwerfen, das „Allgemein Menschliche", die „ewigen Ideale", das „Reinästhetische" auf sich beruhen zu lassen und ruhig einzugestehen, daß es sich in der Gegenwartskunst um dasselbe handelt, um was es sich in der Kunst und vor Allem in der Literatur immer gehandelt hat, um den Kampf um eine neue Weltanschauung.

Die Entwickelung der Weltanschauung geht stetig vor sich, und es ist nicht schwer, eine gewisse constante Richtung zur besseren Erkenntniß in der geistigen Geschichte der Völker herauszufinden, die Literatur ist nur eine Seite des Geisteslebens, jedes ihrer Producte bezeichnet einen bestimmten Punkt in dessen Entwickelungskette. Die Entwickelung der Weltanschauung ist gewissermaßen das Primäre, die Literatur eine seitliche Illustrirung, etwas Sekundäres. Die Anstöße zu neuen Richtungen in der Literatur liegen immer auf außerliterarischem Gebiet, sind stets Inhalts-, Tendenzfragen, niemals aber künstlerisch technischer Natur.

Wie Jedermann weiß, der offene Augen und Ohren hat, stehen sich in der Gegenwart die verschiedensten Weltanschauungen gegenüber. Eine christlich-asketische, die das Heil erst nach dem Tode erwartet, eine sozialdemokratische, die es in der Nivellirung alles Ungleichartigen noch bei

Digitized by Google

Lebzeiten sieht, eine monarchisch-militärische, die den gegenwärtigen Beamtenstaat als ihr Ideal betrachtet und neuerdings seit Nietzsche eine naturwissenschaftlich-ethische, die in der Züchtung eines höheren Typus Mensch durch freien Wettbewerb im Kampf um's Dasein ihr Ideal erblickt — und sie Alle sind so mannigfach schattirt und gehen so unmerklich in Zwischenstufen über, daß eine feste Zahl unmöglich anzugeben ist. Wie es eine christlich-asketische, eine sozialdemokratische, eine monarchisch-militärische und eine naturwissenschaftlich-ethische Weltanschauung gibt, so gibt es auch Dichtungen mit so viel verschiedenen Tendenzen. Eine christlich asketische Dichtung wird für den Anhänger der christlich-asketischen Anschauung viele hohe ästhetische Werthe enthalten, nämlich alle die Dinge, die ihm in seinem Gefühl hochstehen. Dem Sozialdemokraten werden gerade diese Dinge lächerlich sein, andere Züge derselben Dichtung werden vielleicht auch noch seinen Beifall haben. Dem Vertreter des monarchischen Prinzips werden wieder in einer sozialdemokratischen Dichtung viele Züge verächtlich erscheinen und zwar gerade diejenigen, die den Sozialdemokraten berauschen.

Einmal angenommen, es gäbe vier Kunstwerke, oder besser moderne Dichtungen, von denen jede vom Standpunkt einer der genannten vier Weltanschauungen aus geschrieben sei, nicht lehrhaft schulmeisterte, sondern technisch und inhaltlich mit den anderen dreien gleich hochstünde — dann würde jeder klare Vertreter dieser vier Richtungen das Kunstwerk seiner Richtung am höchsten stellen, denn es würde für ihn die meisten hohen ästhetischen Werthe enthalten, mithin den besten Gesammteindruck auf ihn machen. Ein Streit der vier, welches Kunstwerk das größte sei, wäre ganz sicher ohne Ergebniß und auch gar kein kunsttheoretischer Streit, sondern einfach ein Streit der Weltanschauung. Niemand könnte den Anderen überzeugen, daß sein Kunstwerk das bessere sei, bis er ihn nicht zu seinen eigenen Anschauungen bekehrt hätte.

Im landläufigen Jargon gesprochen, liegen hier factisch vier verschiedene Tendenzen vor. Das Komische ist nun, daß der ehrsame Kunst- und sonstige Richter der Gegenwart nur Zwei davon als Tendenzen bezeichnet, nämlich die sozialistische und die neuidealistische, während ihm die anderen beiden nicht mehr als Tendenzen gelten. Denn ihr Gehalt ist ihm schon altvertraut.

Georg Brandes hat in seiner Charakteristik Björnson's diese Frage scharf beleuchtet: „Das Wort Tendenz ist das Schreckbild, durch das man nur allzu lange alle Ideen der modernen Welt aus der modernen Poesie fernzuhalten gestrebt hat. Dabei hegt man, naiv genug, die Ueberzeugung, daß die älteren Dichtwerke, die man preist, tendenzlos seien, weil sie die entgegengesetzte Tendenz der neueren haben; man hat sich nämlich so vollständig an jene älteren Tendenzen gewöhnt, wie man sich an die Luft in einem Zimmer gewöhnt, das man nie verläßt. Was man jetzt bekämpft, ist also nicht die Tendenz an sich, sondern die neue Tendenz, d. h. der Geist und die Ideen des 19. Jahrhunderts. Diese Ideen sind aber für die Poesie dasselbe, was der Blutumlauf für den menschlichen Körper ist. Was man im eigenen Interesse der Poesie fordern muß, ist, daß die Adern, die man gern unter der Hand bläulich schimmern sieht, nicht gespannt und schwarz, wie an einem Verbitterten oder Kranken hervortreten."

Die ethischen Ideale der Dramen Goethe's und Schiller's stehen fast ganz auf dem Boden des griechischen Alterthums. Nur der Schuldbegriff ist wesentlich durch das Christenthum beeinflußt worden. Schiller's Dramen mit „demokratischer Tendenz", Wildenbruch's Dramen mit „monarchischer Tendenz", Lessing's „Nathan" mit seiner „Duldsamkeitstendenz" werden, ohne daß die Polizei an diesen Tendenzen Anstoß nimmt, öffentlich gegeben. Angenommen nun, die „Freie Volksbühne" hätte wirklich vorwiegend Stücke mit „sozialistischer Tendenz" gegeben, so hätte sie — ein Ausnahmegesetz für diese gibt es ja nicht mehr — dennoch noch nicht das mindeste Andere gethan, als andere Theater. Diese haben alte Tendenzen, sie neue, aber Tendenzen haben Beide. Wären aus dem vorliegenden Verbot die vollen Folgerungen gezogen und die „Freie Volksbühne" für einen politischen Verein erklärt worden, so hätte das Königliche Schauspielhaus mit seinen conservativen Tendenzen ebenfalls für einen politischen Verein erklärt werden müssen.

Es ist keine Frage, daß die „Freie Volksbühne" das Volk erziehen will. Unter Erziehung verstehen verschiedene Leute verschiedene Dinge. Es kommt ganz darauf an, wozu man Jemand erziehen will. Eine Erziehung schließt demnach immer ein bestimmtes Ziel, eine Richtung ein. Dadurch ist die Auswahl aufzuführender Stücke unweigerlich bestimmt. Der Vorstand wird diese vornehmen nach dem Ideal, das ihm vorschwebt. Und dieses Ideal ist bei der Intendantur des Königlichen Schauspielhauses eben ein anderes als im Vorstand der „Freien Volksbühne".

Wer den Sozialismus zu einer bloßen politischen Partei herabdrücken will, verkennt seine Bedeutung ganz. Es ist eine geschlossene Weltanschauung so gut wie das Christenthum. Vielleicht wird bald die Zeit kommen, wo man auch von einer christlichen Partei spricht. Die politische Thätigkeit des Sozialismus ist nur eine Seite von ihm. Mit Verboten ist gegen eine Weltanschauung nichts auszurichten: so gibt es auch gegen ihn nur eine einzige Waffe, eine geistige: die Züchtungsgesetze der Naturwissenschaft, die nichts von seinem Grundgedanken, seiner schablonisirenden Gleichheitsmonomanie wissen.

Die Bedeutung der Poesie und insbesondere der dramatischen Poesie, für die ethische Entwickelung des ganzen Volkes ist heute fast vergessen. Es ist ganz gut, wenn auch in Gerichtsverhandlungen immer von Zeit zu Zeit wieder einmal festgestellt wird, daß die Kunst zu großen Thaten begeistern kann, daß sie das Volk veredeln soll und daß das Theater eine Erziehungsanstalt ist. Insbesondere für die Fortbildung der ethischen Ideale eines Volkes ist die Dichtung bis heute zehn Mal so thätig gewesen als alle wissenschaftlichen Ethiken und Katechismen seit Aristoteles und Moses. In ethischen Fragen vor Allem muß nach vorwärts freie Bahn sein. Niemand kann die ethische Entwickelung auf Jahrhunderte voraussehen.

In der Gegenwart ringen viele geistige und sittliche Richtungen um die Herrschaft. Welche von ihnen den Sieg behalten wird, kann man heute noch nicht wissen. Aber eins ist bei allen billig Denkenden ausgemacht: daß man nicht einer dieser Richtungen den Mund verbieten und sie des wichtigsten Mittels zu ihrer eigenen Fortentwickelung berauben darf.

Die internationale Kunstausstellung.

VIII. Deutschland.

Im Geiste möchte ich in einem Saal die besten deutschen Bilder vereinen, um mir zu vergegenwärtigen, wie etwa das moderne Deutschland auf einer internationalen Ausstellung sich vorstellen würde, wenn ein verständnißvoll und mit großer Machtvollkommenheit arbeitendes Comité die Gesammtvertretung übernommen hätte, den Nichtdeutschen zu zeigen, was wir können. Dann würde die heimathliche Kunst einen minder mäßigen Eindruck machen, wie dies heute der Fall ist. Denn es ist wohl selbst dem fanatischen Vertheidiger der Meinung, der wahre Patriotismus bestehe in der Beweihräucherung des Vaterlandes in allen seinen Lebensäußerungen, die Bemerkung nicht erspart geblieben, daß man im Fortschreiten vom englischen nach dem Düsseldorfer und Münchner und endlich nach dem Berliner Saal den Eindruck gewinne, als steige man von der Tiefe an's flache Ufer, als ginge man der völligen Trockenheit entgegen, als komme man aus dem Ringen in den Frieden, aus dem Kampf der Meinungen nicht etwa zum Sieg, sondern zu einer faulen Verträglichkeit, bei der man Gutes und Schlechtes mit einem gleichgültigen Achselzucken hinnehme, weil man nicht den Muth seiner Meinung besitzt.

Ich möchte, daß es ein solches Comité gäbe, aber ich möchte um Alles in der Welt ihm nicht angehören. Denn nicht gegen das Schlechte müßte man sich wehren, sondern gegen das beinahe Gute. Man hat's am Falle Parlaghy gesehen, welche Kämpfe ein solches Comité durchzufechten hätte. Da wird ein Bildniß des Grafen Moltke eingesendet, das so gut und so schlecht ist wie hunderte von Gemälden, welche angenommen und hunderte, welche abgewiesen wurden. Gut ist der Ton des Ganzen, schlecht, wenigstens mäßig ist jede Einzelheit. Der Ton ist von Lenbach, die schwache Einzelheit von Frau Parlaghy. Das Bild ist ein Product geschickter Anlehnung. Was ich von den Magyaren im Allgemeinen sagte, gilt von dieser Frau im Besonderen. Sie selbst ist als Künstlerin herzlich wenig, aber sie weiß sich wie ihre Landsleute soviel und so geschickt Cultur anzueignen, daß sie den Eindruck besonderer Bedeutung erweckt. Man hat ja an Hermann Grimm, dem dies Bild als eines der schönsten in der Ausstellung erscheint, die Eigenthümlichkeit solcher Scheincultur gesehen, daß sie den kurzsichtigen Beobachter sehr leicht täuscht, ja, daß er diese für Originalität um so mehr nimmt, je deutlicher die nationale Halbbildung durch den Firniß schimmert. Hat doch den vorjährigen Bildern der Frau Parlaghy gegenüber die Ausstellungsjury selbst und mancher Andere sich über den letzten Werth ihrer Arbeiten täuschen lassen.

Nun klagt man das Aufnahme-Comité der Ungerechtigkeit an. Nach der allgemeinen Meinung soll nämlich das Comité einen unanfechtbaren

Digitized by Google

Gerichtshof bilden, der immer die Wahrheit in Schönheitssachen verkündet. Diese Wahrheit gibt's nun leider nicht. In München machte man dieses Jahr für Hans von Marées und Hans Thoma Separatausstellungen, in Berlin würde man heute noch ihre Bilder unbedingt als ungenügend abweisen. Welche Ausstellung hat nun Recht? Vor zehn Jahren würde jede Jury zwei Drittel aller jetzt aufgenommenen Bilder abgelehnt haben. Manches Bild, das noch heute im Sinne z. B. Gustav Richter's brav und redlich gemalt wurde, ist nicht angenommen worden, nicht etwa, weil man früher strenger oder milder war als jetzt, sondern weil man eine andere Ansicht darüber hatte, was schön sei. Ueber Frau Parlaghy aber, wie über die große Mehrzahl der ausgestellten Bilder wird meiner Ansicht nach die Meinung immer mehr eine einheitliche werden: Sie sind innerhalb einer Schule geschickt gemacht, mit der Schule verschwinden sie und wenn die Schule überwunden ist, wird man vor den Bildern sich erstaunt umsehen: Wegen solcher Croûten konnte man sich aufregen? Traurige Zeiten! Die Berliner Künstler erkannten 1891, wie wenig Eigenes die moderne Malerei vom Schlage der Frau Parlaghy gibt, das Publikum wird es vielleicht 1895 erkennen und Hermann Grimm im Jahre 1900. Aber erkennen werden sie es Alle! —

Ob also das betreffende Comité recht daran that, das Bild abzuweisen, darüber kann man mit ihm nicht hadern. Ein Recht gibt es in der Kunst nicht, es besteht in der Kunst nur das individuelle Urtheil. Die Männer, welche das Comité bildeten, scheinen eben zu der Meinung gekommen zu sein, das Bild habe geringe malerische Qualitäten, es sei nicht mehr als ein anständiges Schulbild und für solche ist die Ausstellung nicht da. Dagegen läßt sich nichts sagen. Mit aller Kunst der Logik wird man den Herren nicht zu beweisen vermögen, daß sie sich irren. Von ihnen ist ein anderes Urtheil nicht zu haben. Vielleicht wählt man aber ein anderes Mal Andere, z. B. Frau Parlaghy mit in die Jury). Auch dann wird aber nicht ein unanfechtbares Urtheil zu Stande kommen. Im Gegentheil: dann würden die originalen Köpfe wohl noch weniger zum Durchbruch gelassen werden, welchen die Routiniers so wie so schon überall den Weg verlegen.

Aber gerade nach den originalen Köpfen müßte man bei der Vertretung Deutschlands in einer kleinen Musterausstellung suchen. Und davon gibt es doch noch eine so stattliche Zahl, daß unzweifelhaft eine der glänzendsten Darbietungen herzustellen wäre. Das Material ist in Berlin vorhanden, um mit den anderen Völkern würdig zu concurriren. Aber der Fehler ist, daß es eben noch viel zu viel Parlaghys unter den ausgestellten Bildern gibt, daß man überall mit Bedauern sieht, wie ein malerischer Gedanke von einer ganzen Schaar von geistig Unselbständigen dem Schöpfer abgeguckt und dann mit ein Bischen Courtoisie gegen den lieben Ungeschmack eines p. p. Publikums schön vorgerichtet und so massenweise ausgeboten wird, daß der Vater des ganzen Gerichtes selbst endlich den Ekel davor bekommt.

Vergeblich sucht man in der deutschen Abtheilung der Ausstellung nach einem Bouguereau, d. h. nach einem Mann, der sich in älterer Malweise noch Frische und selbständige Beobachtung bewahrt habe. Wir haben eine klassicistische Kunst besessen, die zu den wunderbarsten Blüthen echt nationaler Entwickelung gehörte. Was wir von ihr hätten für die Dauer lernen können, die Größe der geistigen Auffassung, die Strenge der zeichnerischen Composition ist fast spurlos aus dem nationalen Schaffen verschwunden. Wo es noch sich zeigt, erscheint es greisenhaft, ängstlich bemüht nicht fortzuschreiten, gefesselt in der Nachahmung der verstorbenen Altmeister. Vom Geist der älteren Kunst ist beim Wechsel der Ausdrucksmittel nichts mit vererbt worden. Der Einzige, den ich als fortstrebenden Mittelsmann zwischen Cornelianischer und neuer Kunst kenne, Gesellschap, fehlt auf der Ausstellung.

Altmeister Menzel könnte gar nicht reich genug vertreten sein. Seine älteren Werke sind heute noch so frisch wie am ersten Tag. Er ist einer von denen, welche der Menge nie recht gefielen. Wenn heute namentlich auch der kritische Pöbel sich stellt, als sei er entzückt von ihnen, so sollte man ihm immer vorhalten: Hier gibt es ja nichts zum Entzücken! Bemüht Euch nicht umsonst. Nicht angehimmelt will Menzel werden, sondern verstanden. An ihm ist das Ergebniß der Kunst nicht völlig gleichwerthig mit dem Künstler. Er ist ein Reformater, der Anderen die Bahn frei macht. Er hat die deutsche Kunst sehen gelehrt, sehen mit ihren eigenen Augen, nicht mit jenen, welche auf der Akademie an fleißige und artige Schüler vertheilt werden.

Daß er ein guter Bahnbrecher ist, erkennt man an dem, was nach ihm kommt: Vor Allem an Skarbina; dieser wird meist mit dem ganzen, immer herdenmäßiger werdenden Troß der Freilichtmaler zusammen in eine Koterie gestoßen. Aber er ist doch eine frei sich erhebende Persönlichkeit. Was er malt ist selbst empfunden. Er ist Realist, angeregt von der Schule des Bastien Lepage. Aber er sieht in der Natur nicht nur Bastien Lepage's, wie so viele Andere, er hat in der Natur immer in erster Linie Skarbina gesehen. So macht er Entdeckungsreisen in das Reich der Licht- und Luftwirkungen und erweitert das Gebiet des neuen Realismus. Aber zugleich beginnt er das eigentliche Facit zu ziehen, zu erkennen, daß mit der Wahrheit der Boden für die Darstellung geistiger Vorgänge geschaffen ist, daß man zwar gut that, die unwahre Geistreichigkeit zu bekämpfen, nicht aber gut sich auf den koloristischen Geist, die Ergründung der Natur durch die Kunst zu beschränken. In dieser Richtung scheint er mir in letzter Zeit Liebermann zu überflügeln, so ernst und bedeutend dieser sich in seinen koloristisch-wissenschaftlichen Forschungen hält, so tapfer er der Wahrheit in's Auge zu sehen versteht, selbst wenn sie den Leuten keine Liebenswürdigkeiten sagt.

Neben diesen Neuesten würde man unbedingt auch einige Aeltere zur Ausstellung bringen müssen, wollte man die deutsche Kunst zeigen, wie sie ist. So unsere Genremalerei, Knaus, Vautier, Defregger, Grützner, vielleicht auch Meyerheim. Wer, wie ich, die Kunst berufsmäßig betrachtet, im Jahr seine acht- bis zwölftausend Bilder sieht, der ist gewiß kein normaler Beurtheiler von Kunstwerken. Das macht sich der gestrenge Herr Kritiker nur zu selten klar, daß er mit Kunst in einer Weise überfüttert ist, die ihm nur zu oft den Geschmack benimmt: entweder schreit er nach Austern und Purrée von Trüffeln mit Hahnenkämmen oder er will nur Brot essen, höchstens ein Beefsteak dazu, je nach dem Grade seiner Genußfähigkeit. Dem Berufskritiker kommt sehr bald eine gewisse Abneigung gegen die Leute, welche sich gleich bleiben, die einmal in der Welt eroberte Kunststellung mit ruhiger Stetigkeit vertheidigen. So sind es die vier Genannten und ihr Gefolge. Sie blieben die Alten, wir aber fordern von ihnen, sie sollen so sich gewandelt haben, wie es unser Geschmack that. Ihre Bauern und Kleinbürger haben wir nicht nur von ihnen, sondern vom ganzen Heer ihrer Nachahmer gesehen, und diese haben sie uns überdrüssig gemacht. Aber jedes Bild will für sich betrachtet sein, ist nicht für die Ausstellung, sondern für das intime Hineinsehen seines zukünftigen Besitzers gemalt, nicht für den Kritiker, sondern für einen Mann, der sich in seine Gedanken zu vertiefen geneigt ist. Die internationale Ausstellung bekundet nicht einen Rückgang der Düsseldorfer und der Pilotyschule, sondern einen Stillstand. Da wir aber fortschreiten, entfernt sie sich mehr und mehr vom jüngsten Leben der Nation. Es ist erstaunlich, wie weit die Welt in den letzten fünf Jahren schritt: Unsere alten Führer sieht man nur ganz von Weitem, sie verschwinden schon bald dem modernen Auge.

Die Pilotyschule lebt fast nur noch in Lenbach und in dem jüngeren Fritz August Kaulbach. Es ist erstaunlich, in welcher Frische sich der Erstere hält. Neue koloristische Probleme stellt auch er sich nicht, neue Darstellungsweise strebt er nicht an: Er bleibt der Alte. Aber er ist bei aller Virtuosität doch eine tief angelegte Persönlichkeit. Es ist eben doch ein himmelweiter Unterschied, das Bild des Kaisers von ihm oder von Wimmer, Prell oder Angeli zu sehen. Vielleicht ist sein Bild minder ähnlich, aber er erfaßt die Gesammtheit des Dargestellten besser. Die Anderen geben den Kopf, den Körper wieder, Lenbach den Mann. Es ist ja ärgerlich, daß das Bild nicht mit der sachlichen Tüchtigkeit englischer Portraits ausgeführt ist, es ist fast eine Keckheit, daß Lenbach mit ein paar Bleistiftlinien selbst in seine Oelbilder die Zeichnung nachträglich einfügt. Aber die Größe des Künstlers berührt dies schließlich doch nicht. Und so wird eine deutsche Ausstellung ohne Lenbach hoffentlich noch lange als eine unvollständige gelten.

Kaulbach ist ein sehr geschickter Mann, ein sehr feiner Künstler, ein vornehmer Beobachter. Sein männliches Bildniß wirkt „wie ein Alter". Aber er erhebt sich nicht so unbedingt über seine Genossen, daß man ihn allein zu nennen gezwungen sei. Keller, Piglheim, Räuber und viele Andere stehen mit ihm auf einer Stufe. Sie zeigen eine hohe malerische Cultur. Aber sie sind auch das Product einer solchen. Außerhalb der Schule wären sie schwerlich das geworden, was sie sind.

Sieht man sich in anderen Kunststädten Deutschlands um, so ergibt sich nicht eben viel Dauerndes. In Düsseldorf stehen die beiden Achenbach als Ecksteine unserer Landschaftsmalerei. Die Kunstgeschichte der Nachwelt wird von ihnen sagen, daß sie drei verschiedene „Manieren" gehabt haben. Heute ist die breite, flüssige, effektvolle, welche zugleich die späteste ist, unbedingt die beliebteste. Auf so einer Oswald'schen Landschaft sieht man ganze Feuerwerke von Licht emporflackern. Spätere Zeiten werden die erste, schüchterne, spitze Manier der vierziger Jahre vielleicht höher, sicher aber die fein abgewogene, wohl etwas gläsernere aber empfundenere Stimmungsmalerei der sechziger Jahre am höchsten schätzen, so befremdlich uns auch jetzt ein älteres Bild auf den Ausstellungen inmitten modernster Schulbilder ansehen mag.

Unter den jungen Düsseldorfern habe ich ein sehr starkes Talent nicht zu erkennen vermocht. Bockelmann, Schennis, Canal, Brütt, Crola und viele Andere sind ausgezeichnete Maler, aber der Stand der deutschen Kunst wird durch sie doch wohl nicht geändert. Bochmann hat vielleicht die Kraft, die Landschaftsmalerei in Düsseldorf um einen Schritt weiter zu rücken, ihr den Stempel seines Geistes zu geben. Anzeichen hierfür scheinen aus seinen Bildern hervor zu blicken. Im Allgemeinen ist es erfreulich, daß sich Düsseldorf von der einseitig das Tageslicht pflegenden Freilichtmalerei ferner hält, als andere Kunststädte.

Nicht etwa, daß ich diese selbst bekämpfen wolle. Man sehe Uhde's Frauenportrait um zu erkennen, daß die Probleme der neuen Lichtbetrachtung noch nicht alle gelöst sind. Aber man sehe eine große Reihe der Münchner Bilder, um zu erkennen, daß auch in der Freilichtmalerei mit Wasser gekocht und ausgetretene Wege gern begangen werden. Ich habe z. B. bei Firle, der ein außerordentliches Talent aber kein wirklich großer Künstler ist, eigentlich nie eine ganz originelle Beobachtung gesehen, sondern immer eine meisterhafte Verwerthung fremder Augen. Das Bild von Orrin Peck „Von ihm", das im vorigen Jahre den Münchner Künstlern den Kopf verdrehte, hat seinen Werth doch wohl auch wesentlich darin, daß es alles sagte, was man gerade damals gesagt zu hören oder sehen wünschte: Nämlich die Verbindung von Hellmalerei, realistischer Auffassung und Anmuth, nachdem die letztere so lange vom Programm der nach Wahrheit Trachtenden gestrichen war. Es würde viel zu weit führen, wollte ich alle die Nennenswerthen hier aufzählen, ich vermeide daher selbst die Bekanntesten zu nennen, möchte dafür auf die hinweisen, bei welchen mir ein Zug von Eigenartigem hervorragend entgegentrat, Leute, die ich für „kommende" halten möchte. Darunter befindet sich in erster Linie Franz Stuck, dessen „Lucifer" ein sehr ernst und sehr selbständig empfundenes Bild ist, den aber nur jener zu beurtheilen vermag, welcher sein Gesammtwerk und vorzugsweise seine Studien kennt. In diesen ist eine solche Summe von Kraft aufgestapelt, daß man wohl erkennt, hier wirkt ein starker Mann, der der Natur noch manches Gnadengeschenk an die Menschheit abringen werde. Neben ihm steht Wilhelm Trübner. Wenn diesen

Digitized by Google

in jüngerer Zeit immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht, so sieht man, daß nicht äußerliche Motive allein die moderne Werthschätzung machen. Ich führte Viele in die Ausstellung, vor Trübner's „Kartoffelfeld", um ihnen zu sagen, daß ich dies für eine ganz meisterhafte Arbeit halte. Zum Glück stand auf dem Rahmen, daß das Bild in München die goldene Medaille erhalten habe. Die Meisten frugen mich sehr erstaunt: Warum?! Mir scheint die Antwort: Aus dem Grunde, aus dem man in Berlin Frau Parlaghy von der Ausstellung ausschloß; weil feinere Kunstkenner Freude nur an der eigenen Naturbeobachtung, nicht an der Stilmacherei haben; und weil in Trübner eine ruhige, vornehme Unmittelbarkeit des Localtones sich findet, welche zeigt, daß hinter dem Bilde eine Individualität steckt, nicht ein Schüler, der erst durch seinen Meister etwas wurde und auch dauernd nur durch ihn etwas ist.

C. G.

Notizen.

Den vielen Tausenden, welche mit der Presse in Verbindung stehen, wird sicherlich die Nachricht willkommen sein, das Sperling's Adreßbuch der deutschen Zeitschriften und der hervorragenden politischen Tagesblätter (Leipzig, Expedition des Zeitschriften-Adreßbuchs) für 1891 erschienen ist, bekanntlich das beste aller bestehenden Verzeichnisse dieser Art. Der inserirenden Geschäftswelt wird es dadurch ermöglicht, die für sie geeigneten Blätter richtig auszuwählen und das Inseratenbudget in selbständiger Weise genau aufzustellen, aber auch Schriftsteller, Gelehrte, Bibliothekare ꝛc., sowie überhaupt Jeder, der mit Redactionen und Expeditionen zu thun hat, wird es der Ausführlichkeit und Genauigkeit seiner Angaben wegen mit Nutzen gebrauchen können. Wir entnehmen dem stattlichen Band, daß sich die Zahl der gegenwärtig erscheinenden deutschen Wochen-, Monats- ꝛc. Blätter jeder Art auf nicht weniger als 3433 beziffert, gegen 3204 im Jahre 1890, 2982 im Jahre 1889 und 2729 im Jahre 1888, im letzten Jahre also eine Zunahme von 229 und seit 1888 eine Vermehrung von 704 Blättern.

Die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig hat sich in neuerer Zeit durch die Verdeutschung interessanter englischer Reisewerke ein besonderes Verdienst erworben. Den Büchern der Weltumseglerin Lady Brassey, des W. Spry von der wissenschaftlichen Expedition des Challanger, dem Jachtingbuch von Stansfeld-Hicks ꝛc. ist nun das zweibändige Werk: Um die Erde auf dem Zweirad von Thomas Stevens gefolgt, das jedenfalls von allen das unterhaltendste und liebenswürdigste ist. Ohne wissenschaftliche Zwecke, rein nur um des Sports und der Ehre willen, unternahm der junge Amerikaner, der bloß sein Englisch und ein Bischen Französisch spricht, die gefahrvolle Weltreise, und da er ein vorzüglicher Erzähler und scharfer Beobachter ist, so kann seine lebendige, frische Reisebeschreibung auch dem großen deutschen Publikum empfohlen werden. Stevens, und dies ist sein größtes Verdienst, ist aufrichtig und bescheiden und flunkert selbst auf die Gefahr hin nicht, dadurch uninteressant zu werden. Wer sich vergegenwärtigt, wie leicht auf schwer controlirbaren Reisen die Phantasie mit dem Berichterstatter durchgehen kann, wie selbst ein Serpa Pinto (nach Nachtigal's Versicherung) in seinem Afrikawerk aufgeschnitten hat, der wird Stevens für seine Wahrheitsliebe Dank wissen. Und auch in seinem thatsächlichen Wirklichkeitsdrange liest sich das Werk noch phantastisch genug, denn an unfreiwilligen Abenteuern wie Kopfstürzen und anderen Unfällen, an Auseinandersetzungen mit Räubern und Polizisten, an Kämpfen gegen Wind und Wetter hat es dem Reisenden nicht gefehlt. Am 22. April 1884 verließ er San Francisco und kam nach zweimaliger Ueberwinterung in New-York und Teheran am 17. December 1886 in Yokohama an, von wo ihn der Postdampfer in 17 Tagen nach dem heimathlichen Californien zurückbrachte. Natürlich hat er nicht den ganzen Landweg auf dem Stahlrosse zurückgelegt, sondern nur den nordamerikanischen Continent im Zuge der Pacificbahn durchquert, ferner England von Liverpool bis Newhaven, unser Festland von Dieppe über Paris, Straßburg, München, Wien, Pest, Belgrad, Sofia nach Constantinopel. Von hier aus fingen die großen Schwierigkeiten an. Zwar durch Kleinasien (Angora, Trapezunt, Erzerum) und Persien ging die Sache leidlich, aber in Afghanistan wurde ihm die Weiterreise verboten, da er sich als russischer Spion verdächtig gemacht hatte. Unter polizeilicher Bedeckung mußte er zurück nach Herat und Asterabad, sodaß ihm nun nichts weiter übrig blieb, als mit einem großen Umweg über Constantinopel und Suez nach Indien zu dampfen. Eine Ueberschwemmung des Indus nöthigte ihn, bis Lahore die schnöde Eisenbahn zu benutzen um erst von hier aus auf seinem Zweirad durch Britisch-Indien nach Calcutta zu rollen. Das Reich der Mitte war ihm verhängnißvoll, doch wagte er gleichwohl nach Umschiffung von Singapore sein Tretrad in Hongkong zu besteigen und unter unsäglichen Mühen und Gefahren, bei denen das Leben des vermeintlichen Franzosen mehrmals auf dem Spiele stand, nach Shanghai zu strampeln. Nach dieser Tragödie muthet die Fahrt durch das civilisirte, liebliche Japan wie eine fröhliche Idylle an. Bei alledem verliert der Reisende seinen Humor und die heitere Reisephilosophie niemals. In knappen Zügen schildert er meisterhaft Land und Leute der durchrasten Reiche und bewahrt immer sein gesundes Urtheil, ohne den Besserwisser oder gar den Gelehrten zu spielen. Die Uebersetzung liest sich wie ein Original, und ihr Verfasser, Dr. F. M. Schröter, hat vollständig Recht daran gethan, auch irrige oder allzu amerikanische Urtheile wieder zu geben und sie höchstens in einer Fußnote richtig zu stellen. Wir lächeln unwillkürlich, wenn Stevens schreibt: „Man kann die stämmigen deutschen Soldaten nicht sehen, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie für die rauhen Zwecke des Krieges nur den Soldaten der Vereinigten Staaten nachstehen." Es muß auch solche Käuze geben. Andererseits hat aber der Uebersetzer wieder Unrecht, wenn ihm die Bilder des amerikanischen Originals nicht gefallen. In der That sind sie nicht immer ganz correct, aber doch durchweg frisch hingeworfene Croquis, die gerade in ihrer flüchtigen Skizzenhaftigkeit für ihre absolute Wahrheit sprechen. Die von dem deutschen Verleger beigefügten Illustrationen sind natürlich schöner und bezeichnen ihrerseits wieder einen Triumph des deutschen Buchgewerbes über das englisch-amerikanische, der uns für manches selbstbewußte Urtheil des jungen Yankees patriotisch zu trösten vermag.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Hans Hoffmann, der in seinen Novellen- und Skizzensammlungen eine große dichterische Begabung an den Tag gelegt hat, begibt sich in seiner neuesten Schöpfung auf das Gebiet des breiter angelegten Romans. Freilich trüge auch das vorliegende Werk füglicher den Namen einer Novelle. In dramatischer Lebendigkeit schnell auf die Krisis hineilend, spielt sich die Handlung innerhalb weniger Tage ab, indem sie uns ein paar liebenswürdige Persönlichkeiten vorführt, ohne ein umfassenderes Bild von den gesellschaftlichen Zuständen der Zeit zu gewähren. Aber in diesen engeren Rahmen hat der Verfasser ein farbenfrisches Gemälde eingezeichnet, ein Genrebild aus dem Leben einer westpreußischen Stadt in der Zeit, da Napoleon's Heer auf seinem Todeszug nach Moskau soeben auch durch dieses Städtchen marschirt war. Die biederen Einwohner, welche die Beaufsichtigung durch einen französischen Kapitän ertragen müssen, empfinden die Schmach ihres Vaterlands gar bitter, aber keiner trägt seinen Haß gegen die französischen Unterdrücker offenkundiger zur Schau, als der pensionirte Rittmeister von Jageteufel, wie — nicht sehr geschmackvoll — der Held heißt. Er ist eine Art Don Quixote, der sich die Schrulle in den Kopf gesetzt hat, genau nach den Forderungen von Kant's kategorischem Imperativ zu leben. In eitlem Selbstbetrug glaubt er, das Pflichtbewußtsein zur alleinigen Triebfeder seines Handelns gemacht zu haben und einen Windmühlenkampf gegen die böse Menschheit führen zu sollen, deren Thun und Lassen allzu sehr durch Eigennutz und Selbstliebe bestimmt sei. Wie der edle, aber starrköpfige Sonderling durch das störrige Festhalten an dieser Idee das Lebensglück der Personen zu vernichten droht, die durch das Band der Verwandtschaft und Liebe mit ihm verknüpft sind, wie er schließlich durch eine läuternde Kur von den Auswüchsen seines Idealismus geheilt wird, das Alles bildet den Kern der Handlung, die mit ergötzlichem Humor einsetzt, gegen den Schluß eine ernstere Wendung nimmt, um dann heiter und versöhnlich auszuklingen. In dem Widersacher des Rittmeisters, dem geistvollen Stadtphysikus Gugelmann, hat Hoffmann mit kühnem Griffel ein zweites Original entworfen, welches das Gegenstück zu dem weltverbessernden Idealisten bildet. Ihm fehlt der Glaube an uneigennützige Tugend und selbstlose Liebe. Er erkennt nur ein ethisches Grundprinzip an, den „gesunden Egoismus". Die trügerischen Ideen Jageteufel's und deren Folgen erscheinen ihm thöricht und ärgerlich. Aber der kleine, von der Natur vernachlässigte Krüppel hat auch sonst Grund, dem Rittmeister gram zu sein. War dieser doch in jungen Jahren bei der Bewerbung um eine schöne Polin sein siegreicher Nebenbuhler gewesen. Noch wenige Tage vor seinem Tode wandelt dem Stadtphysikus die Lust an, sich an dem „blechernen Rittmeister" zu rächen und ihn gleichzeitig für immer von seinen Schrullen zu heilen. Er läßt ihn durch einen boshaften Streich an sich und seinen Ideen irre werden und ihn vor seinen Freunden dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Als dem Rittmeister zuguterletzt die Gefahr droht, von dem französischen Kommandeur der Stadt wegen Einschmuggelns von Waffen für den bevorstehenden Befreiungskampf vor das Kriegsgericht gestellt zu werden, da raubt er ihm die Möglichkeit, als Märtyrer für sein Vaterland zu leiden, indem er, der kalte Egoist, zur Verwunderung des verblüfften Rittmeisters, sich für den Schuldigen erklärt. Mit dieser That zeigt der von einem qualvollen Leiden schwer heimgesuchte Mann, dessen Stunden gezählt sind, daß sein Herz von der Moralphilosophie, die er sich während eines glücklosen Lebens gebildet hat, nichts weiß. Wir haben damit in aller Kürze eine Skizze der beiden Charaktere entworfen, die am meisten den Stempel der Originalität tragen, und überlassen es dem Leser, sich auch mit den übrigen liebenswürdigen Gestalten des Romans bekannt zu machen. Der Plan des Ganzen ist wohl durchdacht und geschickt ausgeführt. Im Einzelnen lassen sich viele Ausstellungen machen. So ist die Motivirung der Einkerkerung des Privatdozenten durch die Denunciation Reff's nicht glücklich. Die Scene, welche den Tod Gugelmann's schildert, ist zwar kühn und eigenartig, hält aber einer psychologischen Analyse nicht Stand. Wir begreifen, daß der Physikus angesichts des Todes einen Trost in dem Anblick der schönen Doris findet, aber wir verstehen nicht, warum er die zarte Frau zwingt, ihm den Giftbecher, der seine Qualen um einige Stunden verkürzen soll, eigenhändig an die Lippen zu setzen. Mochte sie von dem nahen Tode des Arztes noch so überzeugt sein, dieser Vorgang hätte auf das zarte Frauengemüth einen unauslöschlichen Eindruck machen und ihr für immer den Frieden der Seele rauben müssen. Doch diese Kleinigkeiten können nicht in's Gewicht fallen gegenüber den zahlreichen Vorzügen des Romans, der für den wohlgebildeten Kunstgeschmack des Autors ein beredtes Zeugniß ablegt.

Digitized by Google

Inserate.

Erklärung.

Im Verlag von C. L. Hirschfeld, Leipzig, ist kürzlich ein anonymes Werk „Katechismus der Moral und Politik" erschienen. Da die — ohne mein Wissen erfolgte — äußere Ausstattung und die Annoncirung dieses Buches geeignet erscheinen, im Publikum über den Verfasser desselben Täuschungen hervorzurufen, so erkläre ich hierdurch, daß ich zu dem genannten Werk in keinerlei Beziehung stehe und nicht einmal seinen Inhalt kenne. Auf das geschäftliche Verhalten der obigen Firma habe ich keinerlei Einfluß.

Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher".

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen

mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von

Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschienen:

Nordseebad Westerland a. Sylt

und dessen Bewohner. Von C. P. Hansen, neu bearbeitet von Chr. Jensen. Mit Karte geb. 3 ℳ. Aeltestes und weitaus wertvollstes Werk über Sylt.

H. Lühr & Dircks, Garding.

Casper's Verlag und Sortiment von Kupferstichen.

Berlin, 14 Behrenstr. und 61 Friedrichstr.

In Vorbereitung: Platte

Columbus nach Barabino

Radirung von M. Horte.

Permanente Ausstellung.

In meinem Verlage ist eben erschienen:

Modernes Reisen.

Die Orientfahrt

der

Augusta Victoria

von

H. E. Wallsee.

Lexikon-Oktav. 11 Bogen mit 49 Bildern.

Geh. 5 ℳ.

Otto Meißners Verlag in **Hamburg.**

Neuigkeiten im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Vorräthig in allen Buchhandlg., sonst direct postfrei gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Scherzgedichte

von **Joh. Trojan.**

II. neu bearbeitete Auflage ℳ 3.— brosch.

Anspruchslose Geschichten

von **P. Hann.**

19 Bogen. ℳ 3.60 brosch.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.

II. Folge. Gesamm. u. herausg. v. **L. v. Hörmann.** Geb. ℳ 1.50.

Leben und Stimmung.

Ausgewählte Gedichte von **Josef Kitir.** ℳ 2.— brosch.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. der Main-Weser-Bahn

Badezeit vom 1. Mai bis 1. October. Abgabe von Bädern auch vor und nach dieser Zeit. Natürwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, Sprudelbäder, Strombäder, Douchen, electrische Bäder, Inhalation ꝛc. Salinische Trinkquellen, alkalischer Säuerling, Gradirluft, Ziegenmolke. Angezeigt besonders gegen Scrophulose, Rachitis, Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Rückenmarkleiden, Frauenkrankheiten ꝛc. — Vorzügliche Kurkapelle, Theater. Ausgedehnter Park mit großem Teich ꝛc.

Großherzoglich hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen.)

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Der orientalische Teppich als Vorbild

von

Julius Janitsch

Dr. ph., Director des Schles. Museums der bildenden Künste zu Breslau.

Preis 1 Mark.

Breslau, Ring 8. **Maruschke & Berendt.**

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mittagsgöttin.

Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von

Wilhelm Bölsche.

3 Bände. Preis geh. ℳ 8.—; fein geb. ℳ 11.—.

Wozu?

Roman von

Robert Byr.

2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Unter südlichem Himmel.

Roman von

Ferdinand Schiskorn.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in **Berlin.**

Gedichte

von

Theodor Storm.

Achte vermehrte Auflage. Mit einem Porträt des Dichters. Eleg. gebund. mit Goldschnitt 6 ℳ.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. **Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VER... IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Zunahme der Eidesdelicte. Von Dr. jur. G. Haberling. — Aerztliche Experimente am Krankenbett. Von Dr. med. A. Albu. — **Literatur und Kunst:** Zur modernen Literatur. Von E. Gnade. — Zum Vererbungsproblem. Von Otto Gaupp. — Ein neues Buch über Disraeli. Von Ph. Aronstein. — **Feuilleton:** Eines Dichters Lohn. Von Lars Dilling. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Am Tage des Gerichts." Volksschauspiel in vier Acten von P. K. Rosegger. Von M. H. — Die internationale Kunstausstellung. IX. Die Bildnerei. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Die Zunahme der Eidesdelicte.

Von Dr. jur. G. Haberling.

Es ist eine tief beklagenswerthe Erscheinung unserer Tage, welche in den betheiligten Kreisen auch kaum noch ernstlich bestritten werden dürfte, daß die Falscheide, welche vor den Gerichten geschworen werden, sich in steter Zunahme befinden. Fast eine jede Schwurgerichtsperiode legt hierfür ein beredtes Zeugniß ab, ja sogar, es ist zur Zeit gar keine so große Seltenheit mehr, daß die Mehrzahl der einem Schwurgericht zur Aburtheilung überwiesenen Fälle „Verbrechen wegen Meineids" sind.

Daß eine solch' auffallende, unser ganzes modernes Rechtsleben immer mehr und mehr gefährdende und unsicher machende Thatsache in Juristen- wie Laienkreisen nicht unbemerkt und auch nicht unerörtert bleiben kann, ist gewiß. Insbesondere haben in jüngster Zeit Vorsitzende bei den Schwurgerichtsverhandlungen wiederholt Veranlassung genommen, über das Kapitel der Falscheide Worte sittlicher Entrüstung zu äußern. So sagte im letzten Sommer am Schlusse der Tagung der Vorsitzende des Schwurgerichts in Zweibrücken zu den Geschworenen gewendet: „Ich kann Sie versichern, meine Herren, daß ich keine einzige Sitzung im ganzen Jahre abhalte, in der nicht der eine oder der andere Zeuge falsch schwört. Wir Richter sagen oft zu einander: der und der hat falsch geschworen! Nun wird man vielleicht einwenden: ja, warum faßt man solche Leute nicht, warum setzt man sie nicht fest? darauf erwidere ich Ihnen: Wir haben den Beweis nicht zu erbringen! Meine Herren! würde der Beweis für jeden Meineid, der bei uns geschworen wird, erbracht werden, dann kämen Sie das ganze Jahr nicht aus diesem Saale hinaus!"

Und erst vor wenig Monden bei Gelegenheit eines Meineidsprozesses in Elberfeld, jenes traurigen Nachspiels des vor Jahresfrist dortselbst verhandelten großen Geheimbundprozesses, ließ sich der Vorsitzende, Landgerichtsrath Roeren, in seiner „Rechtsbelehrung" an die Geschworenen also vernehmen: „Ich habe in dieser dreitägigen Verhandlung den Eindruck gewonnen, daß das Bewußtsein von der Heiligkeit des Eides und die Achtung vor dem Eid im Volk in schreckniißerregender Weise schwindet, und daß diese Thatsache uns einen betrübenden Blick in die Zukunft eröffnet. Ich halte mich für verpflichtet (?), als Vorsitzender die Ueberzeugung auszusprechen, daß in dieser Verhandlung eine Reihe von Meineiden geschworen wurde mit so kaltem Blute und so kalter Ueberlegung, wie es mir in meiner langjährigen Praxis als Richter bis jetzt nicht vorgekommen ist. Es hat mich körperlich und innerlich angegriffen, drei Tage lang an diesem Abgrund der Corruption, der Mißachtung alles Höheren und Göttlichen mich unter den formellen Bestimmungen des Strafprozesses zu bewegen."

Wenn nun auch Reflexionen dieser Art unserer Meinung nach die Grenzen der „Rechtsbelehrung" überschreiten, da sie das Urtheil der Geschworenen über die Thatfrage nur zu leicht verwirren können, so enthalten sie doch immerhin eine hochernste Mahnung, daß man sich mit dieser brennend gewordenen Frage etwas mehr befaßt und nach den Ursachen dieses offenbaren Uebels forscht.

Jeder Jurist und auch jeder nur einigermaßen in die Wandelgänge unseres Prozesses eingeweihte Laie wird einräumen müssen, daß der Eid im heutigen Prozeßverfahren eine sehr große Rolle spielt. So unterscheidet der Jurist im Gewöhnlichen den Zeugeneid und den Parteieid, welch' letzterer entweder Wissens- oder Ueberzeugungseid ist; der Parteieid selbst zerfällt in den Schiedseid (sog. zugeschobener, zurückgeschobener Eid) und in den Notheid (sog. richterlicher Eid). Von weiteren besonderen Parteieiden seien noch genannt: Schätzungseid, Eid zwecks Glaubhaftmachung und der Offenbarungs- (sog. Manifestationseid). Bei dem Zeugeneid verdient noch der Sachverständigeneid Erwähnung. — Es sind dies also der Eide so viele und mannigfache, daß eine stete Zunahme der Verletzung derselben neben der Rechtssicherheit und dem Rechtsbewußtsein auch die Sittlichkeit im Volke zweifelsohne erschüttern wird und muß.

Ein Mann aus dem Volk, der bislang noch wenig oder nichts mit dem Gericht zu thun gehabt hat, kann selten recht begreifen, warum in seinem Prozeß nicht er, sondern sein Gegner „den Eid bekommen" hat, durch dessen Ausleistung ja für ihn der Prozeß verloren ist. Ist nun dieser Gegner in Wahrheit ein mehr oder weniger zweifelhaftes Subject, und nehmen wir auch einmal an, er schwöre in der That einen Meineid, der besonders im Civilverfahren ja leider nur zu oft nicht bewiesen werden kann, so ist unser Mann aus dem Volk — und besonders ist hierin die Landbevölkerung groß — zu leicht geneigt, dem Rechtsanwalt eine größere oder geringere Schuld beizumessen. Ja selbst der Richter wird nicht geschont, und Worte wie: „Schändlich, daß man so einem Menschen den Eid geben konnte; daß der falsch schwören wird, mußte Einem schon der klare Verstand sagen, dazu braucht man wahrlich kein Jurist zu sein. Unbegreiflich, daß der Anwalt X. dies zugeben konnte" ꝛc. ꝛc. sind dann keine Seltenheit.

Daß in dieser Hinsicht Anwalt und Richter keine Schuld trifft, brauchen wir wohl kaum noch besonders auszuführen. Denn die civilprozessualen Vorschriften, wer zu schwören hat,

Digitized by Google

sind so klar und unzweideutig, daß ein Irrthum fast ausgeschlossen ist. Und auch bei dem durch den Richter einer Partei auferlegten Notheid glauben wir zur Ehre des gesammten deutschen Richterstandes annehmen zu sollen, daß hier der Richter nur nach sorgfältiger Prüfung alles dessen, was die mündliche Verhandlung ergeben, die schwurpflichtige Partei aussuchen und die Gründe, welche hierbei für ihn leitend gewesen, recht genau und ausführlich in seinem Urtheil niederlegen wird, wozu ihn übrigens auch das Gesetz anhält.

Doch, offen und ehrlich gesprochen, trägt der Rechtsanwalt, trägt der Richter wirklich gar keine Schuld an der steten Zunahme der Meineide? Könnte fürwahr nicht der eine oder andere Falscheid durch die entsprechende Thätigkeit dieser beiden Factoren hintangehalten werden? Cum grano salis sind diese Fragen leider nicht selten zu bejahen, wenn wir auch die Hauptursache der zunehmenden Eidesdelicte in unseren prozessualen Vorschriften erblicken müssen.

In erster Linie, der vielbeschäftigte Rechtsanwalt nimmt sich leider nur zu selten die Mühe, einen seiner Parthie zugeschobenen, zurückgeschobenen oder vom Richter durch Urtheil auferlegten Eid mit derselben auf das gewissenhafteste, Satz für Satz, Wort für Wort durchzugehen, der Parthie unter Hinweisung auf die schweren Folgen des Meineids alle Möglichkeiten vorzustellen, wie diese oder jene gegnerische Behauptung doch richtig, diese oder jene Thatsache doch vielleicht anders gewesen sein könne. Es ist dies allerdings eine zeitraubende und oft auch recht schwierige Arbeit, namentlich dann, wenn Zahlen hierbei vorkommen und Handlungsbücher zu Rathe gezogen werden müssen. Manchen Clienten ist zudem das viele Fragen des gewissenhaften Anwalts bezüglich der zu beschwörenden Handlungen, Wahrnehmungen und Thatsachen lästig; sie betrachten dasselbe als eine durch nichts gerechtfertigte Tortur, ja glauben gar, der Anwalt traue ihnen hinsichtlich des zu Beschwörenden nicht das richtige Verständniß zu (was in Wahrheit auch oft genug der Fall zu sein scheint) und stellen sich schließlich noch beleidigt, so daß der Anwalt Gefahr läuft, diese Clienten obendrein noch zu verlieren.

Um daher all' dieser Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten überhoben zu sein, ist es bei sehr vielen und vornehmlich den vielbeschäftigten Anwälten Gebrauch, daß sie den von ihrer Partei zu schwörenden Eid derselben brieflich im Wortlaut mittheilen, sie von dem Eidestermin in Kenntniß setzen und sie ersuchen, zu demselben behufs eventueller Ausleistung des Eides am Gericht zu erscheinen. Der Richter mag dann zusehen, wie er mit der schwurpflichtigen Partei fertig wird. Eine solche Handlungsweise eines Anwalts ist sicherlich nicht zu billigen; es ist seine hehre, heilige Pflicht, seine Parthie auf das Genaueste über den Inhalt des Eides zu belehren, und nur äußersten Falles soll er diese Belehrung dem Richter überlassen. Und diese Fälle kommen leider vor: So sagte mir vor nicht allzu langer Zeit ein Landbewohner, als ich gerade daran gehen wollte, den von ihm zu schwörenden Eid mit ihm durchzugehen, auf meine einleitende Frage, ob er den Eid durchgelesen, verstanden und mit gutem Gewissen schwören könne: „Ei natürlich, Herr Doctor; ich wollt' überhaupt 'mal den Eid sehen, den ich nicht schwören könnt'!" Schier unglaublich, aber völlig wahr. Hier kann, wenn überhaupt noch zu helfen, nur der Richter kraft seiner Autorität helfen.

Schon die Sprache, welche der Richter mit den Parteien und Zeugen zu führen beliebt, kann und wird in vielen Stücken strenger und energischer, ja in zahlreichen Fällen sogar schroffer und rücksichtsloser sein, als diejenige, welcher sich der Rechtsanwalt namentlich seiner Partei gegenüber bedienen darf. Und wenn wir auch sonst bei manchen namentlich jungen Richtern die Geltendmachung ihrer Autorität des Oefteren gern vermissen würden, hier bei der Eidesabnahme kann und soll der Richter seine durch das Gesetz ihm verliehene Autorität voll und ganz zur Geltung bringen.

Aber, wird man uns einwenden, wenn dies der Richter bei jeder Eidesleistung thun wollte, dann würden die jeweiligen Gerichtssitzungen gar kein Ende mehr erreichen. Demgegenüber ist jedoch zu sagen, daß die Auffassungsgabe und das Verständniß bei den verschiedenen Schwurpflichtigen auch verschieden entwickelt ist, daß bei dem Einen nur wenige Worte genügen, während bei dem Anderen allerdings wieder eine etwas längere Erörterung von Nöthen ist. Der gewandte und einsichtsvolle Richter wird hier schon ab- und zuzugeben wissen, dabei auch seine Zeit einzutheilen verstehen. Ueberdies wird bei den Zeugen- und Sachverständigenvernehmungen sowohl im Civil- wie Strafverfahren der nur einigermaßen scharf blickende Richter meist schon aus dem ganzen Auftreten des Schwörenden, aus den Depositionen, die er beispielsweise im Strafverfahren vor den Polizeibehörden unbeeidigt gemacht, in Verbindung mit dem Gegenstand, der seiner (des Richters) Beurtheilung unterliegt mit ziemlicher Sicherheit auf die größere oder geringere Wahrheitsliebe des Schwurpflichtigen schließen können und dann je nach den Umständen die Beeidigung lieber vorerst einmal aussetzen. Dadurch wird fürwahr die Zeit des Richters nicht übermäßig in Anspruch genommen werden, von denjenigen Schwurpflichtigen erst gar nicht zu reden, die notorisch oder dem Richter persönlich als verständige, höchst rechtschaffene und ehrenhafte Menschen bekannt sind, und bei denen die Leistung eines Meineids geradezu ausgeschlossen erscheinen muß.

In noch anderer Weise aber kann der Richter innerhalb des prozessualen Rahmens Manches zur Verhütung der Falscheide beitragen.

So macht im Civilverfahren ein großer Theil der Richter von der Befugniß des § 444[2] C.P.O., inhaltlich dessen bei einer umfangreichen (?) Eidesnorm von einem Nachsprechen oder Ablesen derselben seitens des Schwurpflichtigen Abstand genommen werden kann, und die Vorlesung der Eidesnorm durch den Richter und die bloße Verweisung auf die letztere in der Eidesformel genügt, oftmals einen zu weitgehenden Gebrauch. Dieses abgekürzte Verfahren sollte der Richter selbst bei einer sehr umfangreichen Eidesnorm nur dann anwenden, wenn er fest davon überzeugt ist, daß der Inhalt der Eidesnorm sozusagen in Fleisch und Blut des Schwörenden übergegangen ist.

Des Weiteren möge der Richter darauf Bedacht nehmen, den sog. Schiedseid möglichst nur in Anwesenheit der gegnerischen Partei — denn das persönliche Erscheinen der beiden Parteien kann ja der Richter im Verlauf des Rechtsstreites immer anordnen — abzunehmen, und auch der gegnerische Rechtsanwalt des Schwurpflichtigen kann nicht dringend genug seiner Partei das persönliche Erscheinen zum Eidestermin anempfehlen. Denn wie oft schon ist in Gegenwart des Gegners durch dessen persönliches Eingreifen eine Eidesleistung unterblieben, ein Meineid vielleicht vermieden worden.

In richtiger Consequenz dieses letzteren Umstandes möge man daher auch von dem § 441 C.P.O., wonach das Prozeßgericht anordnen kann, daß die Eidesleistung vor einem beauftragten oder ersuchten Richter stattfinden kann, nur dann, wenn unumgänglich nothwendig Gebrauch machen und namentlich bei unseren heutigen großartigen Verkehrsverhältnissen auf die Entfernungen kein allzu großes Gewicht legen.

In wie weit schließlich im Civilverfahren der Richter Anträgen auf Leistung des Ueberzeugungseides statt des Wahrheitseides stattgeben soll, richtet sich meist nach dem einzelnen Fall. Im Allgemeinen jedoch dürfte der Ueberzeugungseid in etwas größerem Umfang zuzulassen sein.

Eine der Hauptursachen der Zunahme der Eidesdelicte aber glauben wir in der prozessualisch vorgeschriebenen Form der Beeidigung erblicken zu sollen.

Nach den gleichlautenden Vorschriften der deutschen Civil- und Strafprozeßordnung ist jeder Zeuge vor seiner Vernehmung zu beeidigen. Die Beeidigung kann jedoch aus besonderen Gründen, (deren Verkündigung und Protokollirung übrigens nicht erforderlich ist), namentlich wenn Bedenken gegen ihre Zulässigkeit obwalten, bis nach Abschluß der Vernehmung ausgesetzt werden.

Der alte Streit über die Vorzüge des Vor- (promissorischen)

Digitized by Google

Eides und des Nach- (assertorischen) Eides, der bereits im deutschen Reichstag gelegentlich der Berathung unserer Prozeßgesetze auf das lebhafteste entbrannt war, hat auch heute noch nicht aufgehört, und die Vertreter der einen und anderen Richtung bemühen sich gerade in der letzten Zeit wieder auf das Eifrigste, für ihre Anschauungsweise Propaganda zu machen.

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß in den bedeutendsten Prozeßordnungen der promissorische Eid Regel ist. Wir erwähnen hier nur den gemeinen deutschen Prozeß (K.G.O. von 1577, Tit. 77), den französischen Prozeß (Code procédure art. 262) und die englisch-amerikanischen Prozeßordnungen. Den assertorischen Eid kannte in erster Linie das frühere preußische Recht (Kriminalordnung von 1805 §§ 232. 233; Preuß. 1867 § 163). Nach einigen deutschen Prozeßordnungen (so Thür. A. 189. 237, Lübeck § 99 und Baden § 115) war der Eid entweder promissorisch oder assertorisch nach richterlicher Wahl. Bei uns ist seit 1879, wie bereits erwähnt, der promissorische Eid die Regel, der assertorische die Ausnahme. Die Erfahrung, die man in diesen elf Jahren mit der Wirkung dieses Systems gemacht hat, dürfte jedoch nicht zu Gunsten des Voreides sprechen, denn gerade in denjenigen Theilen des Deutschen Reichs, wo vordem der assertorische Eid die Regel bildete, hat man eine auffallend starke Zunahme der Eidesdelicte bis jetzt beobachtet.

Und in der That, ist es doch dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen geradezu unverständlich, warum er etwas beschwören soll, was er noch gar nicht ausgesagt hat, während er recht wohl begreift und einsieht, daß er das, was er ausgesagt, seine Aussage, eidlich zu bekräftigen hat. Dazu kommt, und jeder in der Praxis stehende Jurist wird dies bestätigen, daß der promissorische Eid die Zeugen geradezu verhindert, Unwahrheiten und Unrichtigkeiten zu rectificiren. Denn der rechtzeitige Widerruf bei der Eidesbehörde ist nur unter gewissen Voraussetzungen Strafmilderungs- bezw. Strafausschließungsgrund. Der als Theoretiker wie Praktiker gleich ausgezeichnete verstorbene königlich sächsische Generalstaatsanwalt Dr. von Schwarze theilt in einer kleinen, kurz vor seinem Tode erschienenen trefflichen Monographie mit, daß nach seiner (doch zweifellos reichen) Erfahrung mittelst des promissorischen Eides beeidigte Personen trotz allen Vorhalts des Vorsitzenden und trotz anders lautender Aussagen später vernommener Zeugen weder geneigt, noch zu bewegen gewesen seien, ihre Aussagen zu verbessern, daß sie sogar in Folge der mehrfachen Vorhalte durch den Vorsitzenden in eine gewisse Unruhe geriethen und in dieser sich oft zu Erklärungen herbeiließen, die keineswegs den Eindruck voller Glaubwürdigkeit machten.

Offenbar in Erwägung dieser Gründe sah sich denn auch die deutsche Reichsregierung veranlaßt, in der vor etwa fünf Jahren dem Reichstag vorgelegten Novelle zur deutschen Reichs-Strafprozeßordnung sich grundsätzlich zu Gunsten des assertorischen Eides auszusprechen, allerdings in einer Form, die bei allen Anhängern eines einheitlichen deutschen Rechts das größte Mißfallen erregen mußte. In Gemäßheit dieser Novelle nämlich sollte der assertorische Eid nur in denjenigen deutschen Landestheilen zur Einführung gelangen, in denen er bereits vor dem 1. October 1879 zu Recht bestand, während in den Gebieten, wo seit Alters her der promissorische Eid geschworen wurde, dies auch in Zukunft unter Vorbehalt anderweitiger Bestimmungen seitens der Landesgesetzgebung sein Bewenden haben solle.

Die Novelle ist damals nicht zur Erledigung gekommen. Seitdem aber haben sich die Anhänger des assertorischen Eides unter den Juristen wie Nichtjuristen sehr vermehrt, und es steht zu erwarten, daß bei der über kurz oder lang eintretenden, dringend nothwendigen Reform unserer deutschen Strafprozeßordnung dieser Strömung entsprechend Rechnung getragen werde.

Noch einige andere prozessuale Bestimmungen, die ebenfalls mehr oder weniger Schuld an der traurigen Thatsache der Zunahme der Eidesdelicte tragen und deshalb beseitigt bezw. geändert zu werden verdienen, mögen hier kurz erwähnt werden:

Nach der Civilprozeßordnung (§ 348) — und ganz dieselben Bestimmungen enthält die Strafprozeßordnung (§ 51) — sind zur Verweigerung des Zeugnisses überhaupt berechtigt:

1. der Verlobte einer Partei, bezw. des Beschuldigten;
2. der Ehegatte einer Partei, bezw. des Beschuldigten;
3. diejenigen, welche mit einer Partei, bezw. mit dem Beschuldigten, in gerader Linie verwandt, verschwägert oder durch Adoption verbunden oder in der Seitenlinie bis zum dritten Grad verwandt oder bis zum zweiten Grad verschwägert sind, auch wenn die Ehe, durch welche die Schwägerschaft begründet ist, nicht mehr besteht.

Dabei ist dem Richter gesetzlich die Verpflichtung auferlegt, diese Personen vor der Vernehmung über ihr Recht zur Verweigerung des Zeugnisses zu belehren. Machen nun dieselben von diesem ihnen zustehenden Recht keinen Gebrauch, wollen sie also Zeugniß ablegen, so bestimmt die C.P.O. § 358, daß dieselben vorerst unbeeidigt vernommen werden sollen, daß aber ihre nachträgliche Beeidigung durch das Prozeßgericht angeordnet werden könne, und die St.P.O. § 57 stellt es dem richterlichen Ermessen anheim, ob die betreffenden Personen unbeeidigt zu vernehmen oder zu beeidigen sind.

Nun dürfte ja in der Praxis eine Beeidigung dieser Personen nur höchst selten vorkommen. Der Richter wird meist schon zur Genüge wissen, was er von den Aussagen dieser Personen zu halten hat, daß diese Depositionen der Natur der Sache nach fast immer gefärbt und einseitig sein müssen, und daß der diese Aussage allenfalls noch bekräftigen sollende Eid ja doch nur in den meisten Fällen ein Meineid sein würde. Es müßte daher die Beeidigung der oben sub 1—3 genannten Personen gesetzlich schlechterdings unmöglich sein, und auch von der unbeeidigten Vernehmung dieser Personengruppen, die meist nur zeitraubend ist und nicht den geringsten Werth hat, könnte recht wohl Abstand genommen werden.

Nicht berechtigt, ihr Zeugniß zu verweigern, sind: Pflegeeltern und -Kinder, Vormund und Mündel, sowie Geschwisterkinder; diese Personen sind nach unseren Prozeßgesetzen in der Regel sofort zu beeidigen. Es ist zu erwägen, ob hier nicht die Beeidigung in das richterliche Ermessen zu stellen sein dürfte, unter allen Umständen aber wäre hier der assertorische Eid sehr am Platz.

Bezüglich der Berechtigung, das Zeugniß zu verweigern, besteht endlich noch ein ganz merkwürdiger Unterschied zwischen Straf- und Civilprozeßordnung.

Die Civilprozeßordnung (§ 349) bestimmt, daß das Zeugniß über solche Fragen verweigert werden könne, deren Beantwortung dem Zeugen oder einer Person, zu welcher derselbe in einem der oben sub 1—3 bezeichneten Verhältnisse steht,

a) die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen, oder

b) einen unmittelbaren vermögensrechtlichen Schaden verursachen, oder

c) zur Unehre gereichen würde.

Diese Bestimmungen sind der Natur der Sache nach so natürlich und selbstverständlich und entsprechen so sehr unserem heutigen Rechtsgefühl, daß man sich billig darüber wundern muß, daß nach den Vorschriften der Strafprozeßordnung (§ 54) der Zeuge die Auskunft nur auf solche Fragen verweigern darf, deren Beantwortung ihm selbst oder einem der oben sub 1—3 aufgeführten Angehörigen die Gefahr strafrechtlicher Verfolgung zuziehen würde. Im Strafverfahren also muß der Zeuge auch über solche Fragen Auskunft geben, deren Beantwortung ihm und den sub 1—3 oben erwähnten Angehörigen disciplinarische Verfolgung, Vermögensnachtheile und Unehre einbringen.

Gegen diese, gelinde gesagt, in hohem Grade bedenkliche Bestimmung wird denn auch von vielen Seiten und unseres Erachtens mit vollem Recht angekämpft. Wie tief gesunken, wie verworfen und jeden Ehrgefühls bar muß in Wahrheit schon derjenige Mensch sein, welcher vor Gericht durch seine Aussage sich selbst oder seine Angehörigen mit Unehre, mit Schande besudelt

Digitized by Google

und dies obendrein noch eidlich erhärtet! Hat, fragen wir, hier bei einem solchen Menschen der Eid überhaupt noch einen Werth? wird in diesem Fall mit demselben nicht geradezu Mißbrauch getrieben? Wenn darum ein Zeuge, um seine und seiner Angehörigen Ehre, das höchste und theuerste Gut, was er vielleicht bei den Irrfahrten seines Lebens sich noch zu bewahren gewußt, zu erhalten, eine wissentliche Unwahrheit unter dem Eid aussagt, so ist das ebenso häufig als erklärlich, menschlich, entschuldbar.

Auch darin scheint uns eine große Härte unseres Strafgesetzes zu liegen, daß ein für den Rechtsstreit oder das Verfahren völlig irrelevantes falsches Zeugniß dieselben Consequenzen nach sich zieht wie eine die Rechtsprechung gefährdende, vielleicht gar eine ungerechte Verurtheilung herbeiführende wahrheitswidrige Aussage. So wird beispielsweise ein „alterndes Mädchen", das sich bei Angabe ihrer Personalien dem Richter gegenüber für etwas jünger ausgibt, von dem Gesetz zu derselben Art Verbrecher gestempelt, wie derjenige, welcher durch seinen Falscheid einen Unschuldigen der Guillotine überliefert.

Mit der Frage der Vermehrung der Meineide haben sich letzthin auch Synoden und sonstige kirchliche Organe beschäftigt. Sie glauben die Ursache hierfür in erster Linie in der Religions- und Glaubenslosigkeit unserer Tage und in dem mangelnden sittlich-religiösen Bewußtsein der heranwachsenden Jugend zu finden.

Wir fühlen uns nicht berufen, hinsichtlich dieser Punkte Pro oder Contra zu plaidiren. Wenn aber von kirchlicher Seite auch die Flüchtigkeit der Eidesabnahme und ihre Formlosigkeit für die stete Zunahme der Eidesdelicte in's Feld geführt wird, so geschieht dies unserer Meinung nach nicht so ganz mit Unrecht. So lange die Eidesformel immer noch in ein religiöses Gewand gekleidet ist, so lange man noch schwört „bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden" und das Beschworene durch die Worte „So wahr mir Gott helfe!" bekräftigt, kann die Abnahme des Eides auf eine der Gottheit als dem auch staatlich anerkannten höchsten Wesen gebührende und entsprechende Feierlichkeit berechtigten Anspruch erheben. Hierzu ist nun keineswegs, wie dies einzelne kirchliche Stimmen wünschen, etwa ein Crucifix mit brennenden Kerzen auf dem Richtertisch nothwendig, nein, dadurch würde ja der Eid nothwendiger Weise einen confessionellen (christlichen) Charakter annehmen, den er doch heute nicht mehr hat, wenngleich auch confessionelle Zusätze seitens des Schwörenden den Eid keinenfalls ungültig machen.

Aber wie sehr der Eid zu einer mehr oder weniger leeren Formel herabgesunken, dafür legen die Gerichtssitzungen in zahlreichen deutschen Staaten ein beredtes Zeugniß ab. Und wie leicht könnte die Eidesabnahme in einer zweckentsprechenden, feierlichen Form vor sich gehen. Wir denken hier nur an das Sich-Bedecken sämmtlicher Gerichtspersonen mit dem Baret und Erheben des ganzen Gerichts und sämmtlicher Anwesenden von ihren Plätzen bei jeder Eidesabnahme, wie wir dies beispielsweise im Königreich Sachsen gesehen haben. In einer solchen oder ähnlichen feierlichen Form abgenommen, wird der Eid sicherlich in den meisten Fällen nicht ganz ohne Eindruck an dem Schwurpflichtigen vorübergehen, welcher sich der Schwere und Verantwortlichkeit, die er durch seine Depositionen auf sich nimmt, gar nicht genug bewußt werden kann.

Wenn schließlich zur Verhütung der überhand nehmenden Eidesdelicte von der einen oder anderen Seite eine Erhöhung der angedrohten Strafen befürwortet wird, so sind wir der Meinung, daß die Androhung einer Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren für einen wissentlich falschen Partei- oder Zeugen-, oder Sachverständigeneid gerade genügt. Und auch bei den übrigen Eidesdelicten sind die verwirkten Strafen nichts weniger als gering.

Es könnte vielleicht noch der eine oder andere Punkt als Grund für die stete Zunahme der Meineide angeführt werden; die Hauptgründe glauben wir gestreift zu haben und auf eine ausführliche oder gar erschöpfende Behandlung des Stoffes wollten diese Ausführungen ja von vornherein keinen Anspruch erheben.

Aerztliche Experimente am Krankenbett.

Von Dr. med. A. Albu.

Berlin hat wieder seine affaire scandaleuse: Alle Welt spricht von den Krebsimpfungen auf den Menschen durch die Geheimräthe Professor Dr. Ernst von Bergmann, Director der chirurgischen Universitätsklinik, und Dr. Eugen Hahn, Director der chirurgischen Abtheilung des städtischen Krankenhauses am Friedrichshain. Das Nähere der Angelegenheit ist den Lesern aus wiederholten Mittheilungen in den Tageszeitungen bekannt. Ein Jurist ist als der öffentliche Ankläger zweier der ersten medizinischen Autoritäten Berlins aufgetreten, deren Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinaus geht. Er hat sie der fahrlässigen Tödtung von Patienten beschuldigt, die ihrer Fürsorge anvertraut waren. Die Angeschuldigten haben es für das Rathsamste gehalten, mit Stillschweigen über die ganze Angelegenheit hinweg zu gehen. Sie thaten das offenbar in Unterschätzung der Bedeutung der Presse als des Mundwerkzeuges der öffentlichen Meinung. So weit diese von Laien repräsentirt wird, und das ist ja in weit überwiegendem Theile der Fall, hat das den Genannten zum Verbrechen angerechnete Experiment fast allgemeine Mißbilligung erfahren, und man hat in diesen Tagen über jene Aerzte im Publikum sehr abfällig urtheilen hören. Es soll hier offen zugestanden werden, daß auch Aerzte selbst erklärt haben, sie könnten dieses Vorgehen nicht billigen, das die Grenzen ärztlicher Machtvollkommenheit und die Grenzen der Freiheit der Wissenschaft unbedingt überschritten habe. Nun hat die von den Herren Geheimräthen beliebte Praktik plötzlich die Situation stark verändert, sie ist sehr akut geworden und drängt zur schnellen Entscheidung: der preußische Cultusminister hat von den seinem Ressort unterstellten Aerzten eine Rechtfertigung ihrer Handlungen gefordert. Er hat dadurch zu erkennen gegeben, daß er mit seiner Anschauung ganz auf dem Standpunkt der großen Menge steht, und erscheint durch die geforderte Aufklärung eben derselben eine Beruhigung darüber verschaffen zu wollen, daß die Kranken, die sich der Behandlung in öffentlichen, staatlichen und städtischen Krankenhäusern anvertrauen, keiner Gefährdung ihrer Gesundheit durch leichtsinnige Experimente ausgesetzt sind. Die öffentliche Stimme verlangt allerdings eine Aufklärung in besagter Angelegenheit und sie muß ihnen auch im Interesse der Würde des ärztlichen Standes, im Interesse der Vertrauensstellung des Arztes und besonders der Leiter öffentlicher Krankenhäuser, unbedingt gegeben werden. Die letzteren genießen und müssen auch eine größere Freiheit und Machtvollkommenheit in der Behandlung der Kranken besitzen als der gewöhnliche praktische Arzt, weil durch sie die Wissenschaft gefördert werden soll, und das ist nur durch die klinische Beobachtung am Kranken möglich. Der Cultusminister war gewiß nicht darüber im Zweifel, daß diese rechtfertigende Erklärung so ausfallen wird, daß sie Jedermann befriedigen und die gewünschte Beruhigung des Laienpublikums bringen wird.

Zur Sache selbst mag hier Folgendes gesagt sein, um auch dem Laien ein eigenes Urtheil zu ermöglichen, das gewissenhafter sein soll, als es gemeinhin in Dingen der Heilkunde von Laien gefällt wird. Die incriminirten Handlungen liegen bekanntlich vier Jahre zurück; daß sie erst jetzt zur Kenntniß der Laien gelangt sind und den Gegenstand einer öffentlichen Anklage bilden, ist dem Umstand zuzuschreiben, daß unlängst ein Pariser Chirurg, Professor Cornil, die Großthat eines anonym gebliebenen Kollegen rühmend erwähnte, welcher bei einer Frau, der er eben eine Krebsgeschwulst aus einer Brust entfernt hatte, ihr gleich danach ein Stück derselben in die andere Brust verpflanzte, um zu sehen, ob der Krebs auf gesunde Stellen übertragbar ist. Diese Mittheilung erregte unter den Aerzten der Pariser Akademie der Medizin allgemein Unwillen und Mißbilligung. Es dürfte wohl überhaupt keinen gewissenhaften Arzt geben, der dieselben nicht theilte. Der Ankläger der Professoren Hahn und v. Bergmann, Assessor Leydig, und mit ihm Alle, welche ihm zugestimmt, haben vollkommen übersehen, daß die deutschen Aerzte etwas ganz Anderes

Digitized by Google

gethan haben, was sehr weit von der That des Pariser Anonymus entfernt ist. Es sei vorausgeschickt, daß die Professoren Hahn und von Bergmann die Thatsächlichkeit der ihnen zur Last gelegten Vorgänge nicht einen Augenblick zögern werden, voll und ganz zuzugestehen. Denn sie haben selbst darüber auf einem ärztlichen Congreß Mittheilung gemacht und die Thatsachen waren seitdem in Fachkreisen fast allgemein bekannt, ohne daß Jemand einen Anstoß daran genommen hat, und man wird den Aerzten ebenso viel Moral und Humanität zugestehen müssen, als es andere Menschen besitzen. Hätten die Experimentatoren das Bewußtsein eines Unrechts gehabt, hätten sie auch nur im Entferntesten daran gedacht, daß ihre Mittheilungen in irgend einer Ansicht sittliche Bedenken erregen könnten, dann hätten sie sie gewiß nicht öffentlich gemacht. Schon dieser Umstand, noch mehr aber die Autorität der angeschuldigten Aerzte könnte jedem gebildeten Laien eigentlich a priori die Beruhigung darüber geben, daß nichts Unmenschliches geschehen ist. Doch in der Erregung und Entrüstung kommt oft die ruhige Ueberlegung nicht zu ihrer vollen Geltung. Wer diese angewandt und sich zuvor von den thatsächlichen Verhältnissen noch besser unterrichtet hätte als der Assessor Leydig, würde die Professoren gewiß von aller Schuld freisprechen. Sie haben nämlich nicht, wie der Pariser Chirurg, an Personen, denen noch zu helfen war oder denen sie selbst helfen wollten, den Versuch der Krebsübertragung gemacht, sondern an unheilbaren Kranken, die sich im weit vorgeschrittenen Stadium einer nicht mehr operationsfähigen Krebsgeschwulst befanden. Die Lebenszeit solcher Kranken zählt in günstigsten Fällen nach wenigen Wochen, deren Ablauf mehr oder minder genau vorauszusehen ist. Es kann davon gar nicht die Rede sein, daß das Leben der Patienten, welche als Versuchspersonen galten, dadurch auch nur um Weniges verkürzt worden sei. Denn ehe der neu eingepflanzte Krebskeim so gewachsen ist, daß er in die Säftemasse, in das Blut übergeht und dadurch die zum Tode führende Entkräftung des Körpers herbeiführt, hat dies schon längst zuvor die ursprüngliche Geschwulst gethan. Auch die Schmerzen der Kranken werden durch eine solche Krebsübertragung nicht vermehrt. Denn erst größere Krebsknoten üben einen Druck auf die Nerven aus, welche den Schmerz auslösen. Bevor solche große Knoten sich gebildet haben, ist sicherlich bereits das traurige Ende eingetreten. Das, worauf es bei diesen Versuchen ankommt, ist die Feststellung, ob der übertragene Krebskeim im gesunden Gewebe überhaupt haftet und sich nach Art des Aufbaues einer Krebsgeschwulst entwickelt. Das läßt sich im positiven Falle schon nach wenigen Wochen bei sehr geringer Größe der neu gewachsenen Geschwulst feststellen. Einen Schaden haben also diejenigen Kranken, welche von Hahn und von Bergmann zu ihren Versuchen gedient haben, dadurch nach keiner Richtung hin erlitten. Ganz anders der leidige Anonymus des Herrn Professor Cornil in Paris. Er hat den Krebskeim, den er eben erst zum Zweck der Heilung entfernt hatte, an anderer Stelle wieder in den Körper gebracht. Seine Patientin war heilbar, er hat sie erhöhter Lebensgefahr ausgesetzt. Das ist eine Sünde, ein Verbrechen, das nicht streng genug geahndet werden kann.

Einen Punkt haben wir aus der gegen die Geheimräthe Hahn und von Bergmann erhobenen Anklage noch unerwähnt gelassen: das ist die Frage, ob die betreffenden Versuche mit Wissen und Willen der Kranken gemacht worden sind. Gewöhnlich pflegt der Arzt und noch viel weniger der Krankenhausarzt dem Patienten den Plan seiner Heilmethode nicht mitzutheilen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Laie denselben nicht zu würdigen und zu beurtheilen verstände. Der Arzt ist eben eine Vertrauensperson, dem der Kranke stillschweigend seinen Körper verschreibt. Bei dieser Art des Verhältnisses zwischen Arzt und Kranken ist die leidende Menschheit, wenn auch manche ärztliche Kur fehlschlägt, im Großen und Ganzen bisher stets gut fortgekommen und unzählige Male rechtfertigt sich das in den Arzt gesetzte Vertrauen in glänzendster Weise. Wüßte der Kranke um die Art und Methode der ihm zugedachten Behandlung, er würde sich selbst am meisten dadurch schaden. Kommen doch viele Erkrankungen durch den rein psychischen Einfluß des Arztes zur Heilung, während er oftmals nur zum Schein eine Medizin verschreibt. Auch die Versuche mit neuen Heilmitteln und Behandlungsmethoden an sich machen zu lassen, liegt im eigensten Interesse des Kranken und der zukünftigen leidenden Menschheit. Jede ärztliche Versuchsperson leistet der Menschheit einen Dienst; ohne solche Versuchspersonen aber kann die Wissenschaft keine Fortschritte machen, und hätten sie sich nicht gefunden, eine große Reihe der herrlichsten Errungenschaften der medizinischen Wissenschaft und Praxis, die der Menschheit zum Heile dienen, wäre unerreicht gewesen. Dem Versuch am Mensch geht nach den Grundsätzen der modernen Wissenschaft stets der Thierversuch voran; er gibt stets die Anleitung zu der Art und Weise, wie der Versuch beim Menschen anzustellen ist. Bei dieser Gewissenhaftigkeit wissenschaftlicher Forschung kommt ein Versuchsmensch kaum je zu Schaden. Jedenfalls sind die Opfer sehr selten, dann sterben sie aber auch meist den Märtyrertod für eine herrliche Sache. Manche lebensrettende Operationen, Heilmittel, Behandlungsmethoden haben die Ersten, an denen sie erprobt wurden, als Opfer gefordert; sie sind den Tod gestorben für Tausend und Abertausende, denen sie Heil, Segen, Rettung, Leben gebracht. Die hier zur Entscheidung stehende Frage, ob der Krebs auf gesunde Menschen übertragbar, d. h. ansteckungsfähig ist, ist von eminenter praktischer Wichtigkeit und durch ihre Aufklärung würde der ganzen Menschheit für alle Zeiten ein segensreicher Dienst erwiesen sein. Diese Sachlage rechtfertigt wohl zur Genüge die Benutzung des Menschen als Versuchsobject, wenn er selbst dadurch keinen Schaden erleidet. Allerdings ist diese Rechtfertigung nur unter einer Voraussetzung anzuerkennen: nämlich der, daß die Versuche mit Wissen und Willen der betreffenden Personen angestellt sind. Denn sie sind nicht zu Heilzwecken gemacht, welche eine besondere Erlaubniß nicht erheischen würden, sondern zu einem Zwecke, der ihnen selbst keinen Nutzen bringt. Ob die angeschuldigten Aerzte die Einwilligung ihrer Versuchsobjecte gehabt haben, wissen wir nicht; wäre es nicht der Fall, so müßte ihr Verfahren unbedingt verurtheilt werden. Denn sie hätten damit stillschweigend die Grenzen der Machtvollkommenheit überschritten, welche der Patient seinem Arzt zugestanden hat. Jedenfalls wird die öffentliche Erörterung dieses Falles klärend wirken, hoffentlich ohne die Vertrauensstellung des Arztes zu schwächen. Es wäre thöricht, wenn jetzt Laien sich nicht mehr zu ärztlichen Versuchen hergeben wollten. Das wäre zum Schaden der Wissenschaft und der leidenden Menschheit. Oft genug haben Aerzte sich selbst hergegeben als Versuchsobjecte, und die gefährlichsten Versuche gerade haben Aerzte, treu ihrer berufsgemäßen Gewissenhaftigkeit, an sich selbst angestellt. Es sei nur an das neueste Beispiel dieser Art erinnert: an Robert Koch, der die erste Spritze seines Tuberkulins, ehe er die Wirkung desselben kannte, sich selbst gab und zwar in einer Höhe der Dosis, vor der er jetzt wahrscheinlich selbst zurückschrecken wird. Daß die Aerzte alle Versuche an sich selbst anstellen mögen, wäre ein unbilliges Verlangen, das kein intelligenter Laie stellen wird. Die Wissenschaft muß Halt machen, wenn das ärztliche Experiment am Krankenbett nicht mehr gestattet sein soll.

Literatur und Kunst.

Zur modernen Literatur.

Von E. Gnade.

Es ist in neuester Zeit oft ausgesprochen und oft beklagt worden, daß unser modernes Kunstleben kein charakteristisches Gepräge besitze. Man zeigt mit Vorliebe auf Architektur und Kunstgewerbe, um den Beweis zu führen, daß uns ein Stil fehlt, der ausschlaggebend für die Beurtheilung eines späteren Geschlechts sein könnte. Dieser Mangel an Stil beruht aber nicht auf selbstbewußter Eigenart, die sich gegen Alles auf-

Digitized by Google

lehnt, was an Schablone und Gesetz erinnern könnte, sondern — im Gegentheil — auf einem absichtlichen Anschließen an frühere oder fremde Stilarten. Was ehemalige Zeiten, Richtungen und Schulen kennzeichnete, wird heute in buntem Gemisch verwendet. Wir haben viel erlernt und wissen das Erlernte geschickt zu verwerthen, aber wir sind arm an neuen, selbständigen Errungenschaften in der Kunst.

Bis zu einem gewissen Grade macht sich dieser Mangel bei allen modernen Culturvölkern geltend. Wir erkennen daran den nivellirenden Einfluß der Bildung. Von frühester Kindheit an nimmt der Mensch der Gegenwart das in sich auf, was Andere vor ihm gedacht und empfunden haben. Bis in seine tiefsten Wurzelfasern durchströmen ihn die Quellen der Vergangenheit, und von allen Seiten dringt das geistige Leben und Streben der Mitwelt auf ihn ein. Fast alle Bahnen, die er betritt, sind geebnet — das Gold, dem er nachforscht, geht meist schon als geprägte Münze von Hand zu Hand — wo er bauen will, umgeben ihn halbfertige Mauern — so daß eine ungewöhnlich starke Individualität dazu gehört, um unter so viel äußeren Einflüssen die eigene innere Ursprünglichkeit zu wahren. Deshalb wird das Genie immer seltener, während die Talente sich vermehren.

Wir Deutschen müssen diese Gefahr besonders in's Auge fassen, weil wir im Durchschnitt gebildeter und kenntnißreicher als unsere Nachbarn sind. Wir sind aber auch — und das ist die beklagenswerthe Kehrseite solcher Vorzüge — oft vielseitig bis zum Aufgeben unserer Persönlichkeit. Das geringe Selbstgefühl und die instinctive Bewunderung alles Fremdartigen, die unser politisches Großwerden erschwert haben, machen sich auch in unserem Kunstleben geltend. Und nicht nur in dem Bereich der bildenden Künste, sondern vor allen Dingen in unserer Literatur. Gewiß — die Dichtung eines Volkes muß sich, um zu gedeihlicher Entwickelung zu kommen, von jeder Enge und Abgeschlossenheit fern halten. Das ganze Reich des Allgemein-Menschlichen in Gedanken, Worten und Thaten soll ihr freigegeben sein, und ihre herrliche Aufgabe besteht nicht zum geringsten Theil darin, in friedlichem Austausch ein Bindeglied zwischen den Nationen zu werden. Aber zu solchem Austausch gehört eben zuerst, daß jede Nation etwas Eigenes, Ursprüngliches zu bieten habe und nicht nur ein schmiegsames Echo für andere Stimmen darbiete. Den lyrischen Dichter drängt und treibt es mit unbewußter Macht, den innersten Kern seines Wesens in Liedern auszuprägen, und wir messen unwillkürlich seine Größe danach, wie weit es ihm gelingt, in seinen Dichtungen eine Persönlichkeit vor uns hinzustellen. So soll sich auch in der Poesie eines ganzen Volkes dessen tiefste Eigenart verkörpern, und nach einer solchen Poesie suchen wir noch heute vergeblich bei uns.

Fremde Zeiten und fremde Völker — das sind die beiden gefährlichsten Klippen für unser geistiges Schaffen gewesen.

Als vor zwanzig Jahren der gewaltige Sturm des Krieges über unser Vaterland hingebrauft war, da glaubten und hofften wir, daß sich nach der nationalen Wiedergeburt auch eine neue nationale Kunst entwickeln würde. Wir meinten, daß die Macht der Begeisterung die Besten unter uns emporrufen würde, um der Zeit und den Männern, die so Großes hervorgebracht, ein unsterbliches Denkmal zu setzen. Die Poesie schlug andere Wege ein. Sie verließ das fruchtbeladene Feld der Gegenwart und stieg in den Schacht der Vergangenheit hinab. Der historische Roman erreichte bald darauf den Gipfelpunkt seines Daseins. Aber wie bedeutend auch der Aufwand von Wissen und Phantasie sein mag, mit dem ein Dichter das Geistes- und Culturleben früherer Epochen auf's Neue heraufbeschwört — den höchsten Forderungen der Kunst kann er nicht dadurch gerecht werden. Diese verlangt ein Nehmen und Geben aus erster Hand; die Natur und nicht die Ueberlieferung soll ihre Lehrmeisterin sein. Wer Vergangenes schildert, empfindet und schafft nur nach. Das Eigengeschaute, Eigenerfahrene besitzt aber eine Kraft der Wahrheit, die auch über die genialste Anempfindung triumphirt. Es wäre ein unbilliges Verlangen, daß der Dichter nur Selbstdurchlebtes in den Kreis seiner Stoffe aufnehmen dürfe und eine thörichte Engherzigkeit, die historische Dichtung in allen einzelnen Schöpfungen zu verwerfen. Bewegt sich aber die herrschende Richtung des allgemeinen Geschmackes und der Literatur in dieser Bahn, so ist das kein gutes Zeichen für die gesunde Entwickelung des Volksgeistes. Wenn ein Dichter das Erreichbare ganz zu durchdringen strebt, wenn er seine Zeit in ihrem Pulsschlage belauscht und in ihrer Eigenart schaffend gestaltet, dann dürfen wir von ihm in Wahrheit sagen: „er hat gelebt für alle Zeiten." Sein Werk wird für die Nachwelt zu einer künstlerischen Urkunde werden. Das echt Persönliche und Individuelle ist auch zugleich allgemein gültig und werthvoll. Wir können den Menschen eben nur ganz verstehen, wenn wir auch den Boden kennen, dem er entsprossen ist. Wo solche Kenntniß nun auf eigener Anschauung und Erfahrung beruht, da bringt sie ein impulsives Verständniß hervor, das auch die feinste, geschichtliche Forschung nicht ersetzen kann. Deshalb ist der historische Roman meist so oberflächlich in der Charakteristik und kennt keine Individualitäten, sondern nur allgemeine Typen. Der Apparat von Studium und Gelehrsamkeit, der seine Gestalten umgeben muß, verleiht ihm aber einen oft trügerischen Anstrich von Gediegenheit und hat ihm viele warme Freunde erworben.

Ein ebenso günstiges Schicksal war den Spielmannsliedern, den Minne- und Trinkgesängen beschieden, die uns in ihren tändelnden Weisen ebenfalls ein vergangenes Zeitalter vorspiegeln wollten. Auch diese Kunst ist keine ganz echte; denn sie verkörpert nicht mehr unser wahres Sein und Wesen. Die Lieder eines Walther von der Vogelweide können uns mit ihrer goldigen Poesie noch heute erquicken, stimmt aber ein moderner Dichter seine Leier auf diesen Ton, so glauben wir ihm nicht. Die Tage der naiven Lebensfreude sind vorüber. Die Liebe erschöpft sich nicht mehr in Tändeln und Kosen; denn der Kampf um's Dasein steht überall in drohender Nähe. Die Arbeit ist zu unserer steten Begleiterin geworden. Die Lust am Trinken, die in jenen Liedern so harmlos jubelt, ist heute zu einer ernsten Gefahr angewachsen. Der Gram- und Sorgen belastete Mann, der im Rausch Vergessenheit sucht, ist charakteristischer für unsere Zeit, als der fröhliche Geselle, der sinnend und trinkend die Lande durchzieht. Wir sind scheptischer, gebildeter, zwiespältiger geworden und haben einen weiteren Gesichtskreis gewonnen. Aus unserer vorgeschrittenen Cultur und unseren verwickelten sozialen Verhältnissen ergeben sich Conflicte und Gegensätze, die den echten, glücklichen Minnesängern fremd waren. Das mag in vieler Hinsicht beklagenswerth sein, und die Sehnsucht nach einem einfachen, harmonischen Leben wird wahrscheinlich immer wie eine traurig-süße Melodie durch unsere dissonanzreichen Lieder gehen. Aber weshalb wollen wir uns nicht dennoch geben, wie wir sind? Weshalb wollen wir den Riß, der durch unser Wesen gegangen ist, verleugnen und verbergen, ehe er von innen heraus geheilt ist? Weshalb wollen wir eine Denkungs- und Sinnesart zur Schau tragen, die nur unter ganz anderen allgemeinen Lebensbedingungen gedeihen konnte? Fühlt sich ein Dichter unserer Tage jenen glücklich begrenzten, naiv genießenden Naturen verwandt, so mag er doch die sorgenfreieste Epoche unseres Daseins, mag er doch die überschäumende Jugend- und Studentenzeit besingen. Die mittelalterliche Tracht steht uns wie ein Mummenschanz zu Gesicht. Es ist nicht einmal heilsam für uns, die Antike nachzuahmen, obwohl die Griechen uns noch immer als ein unerreichtes Vorbild harmonischer, freier Menschlichkeit vor Augen stehen. Sie konnten dieses hohe Ziel aber nur erreichen, indem sie ihr eigenstes Sein in ihrer Kunst verkörperten, so daß uns noch heute griechische Kunst und griechisches Leben unlösbar verschlungen erscheint. So sollen auch wir danach streben, unsere Dichtungen zum getreuen Spiegelbilde unseres modernen Deutschthums zu stempeln. Ueber den Werth oder Unwerth dieses Spiegelbildes mag alsdann die Nachwelt entscheiden; wir haben ihr unser Bestes — uns selbst — gegeben.

Die Blüthezeit des historischen Romans und der nachahmenden Spielmannspoesie ist vorüber. In beiden Arten entstehen nur noch vereinzelte, verspätete Erzeugnisse. Immer

Digitized by Google

zahlreicher werden die Stimmen, die in der Kunst vor allen Dingen eine unverschleierte Entwickelung subjectiver Eigenart verlangen. Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ geht so weit, selbst beim Geschichtsschreiber „das volle Einsetzen der überzeugten Persönlichkeit“ zu wünschen, während wir bis jetzt gerade da eine individuelle Auffassung für unwissenschaftlich und objective Sachlichkeit für ein Erforderniß und für ein Verdienst hielten. „Weltgeschichte“, meint der genial-einseitige Denker „könne und dürfe nur der schreiben, der das Weltleben wirklich neu anschaut. Weltgeschichte soll mehr sein, als eine Generalübersicht des bereits Bekannten.“ Von einem solchen Standpunkte aus stünde der Historiker, der vorhandenes Material durchforscht, sichtet und klarlegt, an geistiger Bedeutung hinter demjenigen zurück, der seine Zeit ergreift und aus der Hülle vergänglicher Erscheinungen den bleibenden geschichtlichen Inhalt herausschält. Wäre hier auch persönliche Parteinahme unvermeidlich — das Werk des ersteren gehörte zur registrirenden, das Werk des zweiten zur schöpferischen Wissenschaft. Wie gering wäre die Existenzberechtigung des historischen Romans, wenn selbst die echte, reine Geschichtschreibung noch Zeugniß von dem Geiste ihrer Zeit und ihres Verfassers ablegen sollte!

Wie gesagt: es ist eine starke Strömung entstanden, die uns von den historischen Dichtungsarten hinweggetrieben und dem echten modernen Kunstwerk in mancher Hinsicht genähert hat. Diese Strömung ist aber nicht aus dem inneren deutschen Volksbewußtsein hervorgegangen. Franzosen, Norweger und Russen sind auf den neuen Bahnen vorangeschritten, und wir sind ihnen bewundernd und oft blindlings gefolgt. Unter unseren modernen Dichtern gibt es keinen Pfadfinder. Es läßt sich fast bei jedem einzelnen feststellen, welcher Ausländer bestimmend auf ihn eingewirkt hat.

Aus dem Banne der fremden Zeiten haben wir uns allmählich befreit — der Bann der fremden Völker hält uns fester als je zuvor umfangen.

(Schluß folgt.)

Zum Vererbungsproblem.

Von Otto Gaupp.

Wollen wir die tiefe Veränderung, die der menschliche Geist bei den wichtigsten Culturvölkern Europas im Laufe unseres Jahrhunderts durchgemacht hat, uns recht deutlich zum Bewußtsein bringen, so brauchen wir uns nur einmal länger in die Literatur des 18. Jahrhunderts vor und zur Zeit der französischen Revolution zu vertiefen. Sie ist für uns beinahe ungenießbar; wir werden wohl die Sauberkeit der logischen Beweisführung, die Klarheit und Eleganz ihres Stiles bewundern, aber doch bald der Langeweile erliegen, die sie aushaucht.

Zwei Hauptmängel jener Literatur erklären diese Wirkung. Historischer Sinn, durch den es dem Schriftsteller gelingt, sich in andere Menschen und andere Zeiten zu versetzen, in sich Leidenschaften und Bestrebungen, die den seinen entgegengesetzt sind, wieder zu beleben, ist das Talent, das dem 18. Jahrhundert vor Allem abgeht.

Es sah in den Wilden Amerikas, in den Griechen und Römern vergangener Tage nur sich selbst wieder, unter anderen Verhältnissen und anders drapirt. Ihre Auffassung der Dinge und ihr Verhalten zu ihnen erscheint jener Zeit als das allgemeingültige, als das absolute Gebot der Vernunft. — Daher die Leidenschaftlichkeit und Unerbittlichkeit, mit der sie den Kampf gegen die Tradition führt, an deren Stelle sie die Herrschaft der Vernunft setzen wollte. Jene Vernunft, von keiner Geschichte unterrichtet, von keiner Kritik geleitet, hat der Tradition gegenüber nur ein ewiges „écrasez l'infame“.

Mit dieser Unkenntniß des historischen Menschen verband sich aber weiter — und das ist der zweite Hauptmangel — die Unkenntniß des concreten Menschen der Wirklichkeit. Das 18. Jahrhundert übersah alles das, was für die einzelnen Völker, die einzelnen Stände und Menschen charakteristisch ist. — Es hielt sich immer nur an die paar Züge, die sich in allen Menschen jeden Alters und Geschlechts, jeder Zeit und jeden Orts finden. Aus ihnen baut es sich seinen Begriff des Menschen auf und mit diesem Gespenst, dem alles Lebendige und Individuelle fehlt, wird dann operirt und construirt. Aus diesem kahlen Begriff wird der vernünftige Staat, die vernünftige Volkswirthschaft und die vernünftige Sittlichkeit deducirt.

Aus diesem Hang zur Abstraction, aus dieser Unfähigkeit das Leben in seiner vollen Mannigfaltigkeit und Wirklichkeit aufzufassen, erklärt sich nun auch jene seltsame Lehre von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen bei der Geburt. Für Condillac, Helvetius und deren Anhänger ist die menschliche Seele im Momente der Geburt ein unbeschriebenes Blatt, auf das erst die Sinne ihre Eindrücke niederschreiben. Aus der Umwandlung solcher Sinneseindrücke erklärt sich ihnen dann das ganze geistige Leben bis zu seinen höchsten Aeußerungen. Da nun aber jeder Mensch im Moment der Geburt die gleichen Sinne und damit die gleiche Möglichkeit der Entwickelung hat, so glauben jene Philosophen die wirklichen Verschiedenheiten im geistigen Leben der Menschen nur einer Verschiedenheit in den äußeren Umständen zuschreiben zu dürfen. Das Genie und der dümmste Tölpel waren ursprünglich wesensgleich, nur daß gewisse günstige Einflüsse jenes durch das Leben und besonders durch die Kindheit begleiteten, während jener ein unentwickelter Dummkopf blieb.

Der Fortschritt des geistigen Lebens im 19. Jahrhundert charakterisirt sich nun eben durch eine Reaction oder besser eine Ueberwindung jener Mängel. Der historische Sinn, jene liebevolle Vertiefung in fremde Zeiten und Gedanken hat sich mächtig entwickelt, die Tradition und Autorität wird wieder in ihre Rechte eingesetzt und vielleicht nur zu sehr auf Kosten der Vernunft gefeiert. Das Bild des Menschen wird überall durch die individuellen und concreten Züge ergänzt. Die tiefer eindringende psychologische Analyse entdeckt überall neue wichtige Gebiete im seelischen Leben. Die raisonnirende Vernunft verliert ihre dominirende Stelle in der Bestimmung des menschlichen Wesens; man sieht nicht länger nur sie im Menschen, im Willen und Gefühl werden die eigentlichen primären Züge entdeckt, denen gegenüber der Intellect etwas secundäres, mehr an der Oberfläche liegendes ist.

Damit fiel natürlich sogleich jener Begriff der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen. Es ist nicht so, daß der Mensch nichts in's Leben mitbrächte und alles nur von den äußeren Umständen abhängt. Nein, das beste und bedeutsamste bringt er gerade mit. Im neugeborenen Kinde sind bereits die wesentlichsten Züge des künftigen Mannes begründet. Ob er sich zum Guten oder Bösen entfaltet, ob er ein Genie oder ein Tölpel wird, das ist bereits voraus bestimmt. Goethe drückt diese Anschauungen in schönen tiefsinnigen Versen so aus:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehn,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt. —

War aber erst diese Mitgift einmal entdeckt, so bedurfte es nur geringen Besinnens, um auch die Geber derselben zu erkennen; und so führt diese vollere Erfassung des menschlichen Wesens diese genauere Analyse des Lebens die Wissenschaft auf ein Problem, an dem das 18. Jahrhundert achtlos vorbeigegangen war, ich meine die Vererbung.

Aber es gab für die moderne Wissenschaft noch einen zweiten Weg, auf dem sie auf dieses Problem stoßen mußte. Der unhistorische Sinn des 18. Jahrhunderts brachte es mit sich, daß dasselbe überall nur die Kategorie des mechanischen Machens, nie die des organischen Wachsens zur Erklärung der Erscheinungen verwandte. Der Staat, die Sprache, die Religion, alles das ist mit Vernunft von Menschen gemacht; ganz anders unsere Zeit. Sie erkennt, daß alle diese Erschei-

Digitized by Google

nungen nach natürlichen Gesetzen unabhängig von menschlicher Willkür gewachsen sind und sich entwickelt haben. Dieser Gedanke der Entwickelung wird nun auch auf die organische Welt angewandt. In den organischen Formen, in denen das 18. Jahrhundert nur feste Typen, ein immer Seiendes erblickte, sieht das Auge des modernen Forschers vor Allem das Werdende und Gewordene. Darwin war es gelungen, die wahren Ursachen dieses Entwickelungsganges aufzuweisen und von ihm ein anschauliches Bild zu geben. Die zwei hauptsächlichsten Motoren dieses Prozesses sind für ihn auf der einen Seite der Kampf um's Dasein, der Factor, der zu immer neuen Anpassungen und Fortschritten führt, und die Vererbung, der conservative Factor, der das Gewonnene erhält.

Welches sind nun die Thatsachen, die unter den Begriff der Vererbung fallen? Hier ist festzuhalten, daß die allgemeine Wahrheit, daß die Organismen eines gegebenen Typus durchgängig von Organismen desselben Typus abstammen, nie und nirgends bestritten wurde; sie hat geradezu die Bedeutung eines Axioms. Und nur der Umstand, daß sie als ein nie ausbleibendes, ausnahmsloses Phänomen zu den allervertrautesten Erfahrungen der Menschen gehört, hat es verhindert, daß diese Thatsache in ihrer wirklichen Bedeutsamkeit früheren Zeiten zum Bewußtsein kam. Der ganze Streit drehte sich also nur darum, ob neben den wesentlichen Structurcharakteren auch solche Einzelheiten, die die Verschiedenheit der Spezies bedingen, und weiter noch kleinere Einzelheiten rein individueller Natur durch Vererbung übertragen werden. Die Erkenntniß, daß auch dies der Fall sei, wurde durch mehrere Umstände verdunkelt. Einmal wird nämlich bei allen Wesen das Streben nach Wiederholung durch ein geringes Streben nach Variation eingeschränkt. Andererseits wirkt der Umstand verwirrend, daß bei der Erzeugung von Nachkommen immer zwei Gruppen von Einflüssen zusammenwirken, die ihrerseits individuelle Verschiedenheiten zeigen und nun beide bemüht sind, die neue Einheit zu ihrem eigenen Typus umzugestalten. So entsteht dann schließlich ein Organismus, in dem die Züge des elterlichen Paares vermischt sind.

Ein sorgfältiges Abwägen der Thatsachen jedoch hat eine Fülle von Beweisen dafür beigebracht, daß die Erblichkeit wirklich unbeschränkt ist. Für die Vererbung der Varietätscharaktere sprachen besonders die Resultate der künstlichen Züchtung und die Thatsachen der Ethnologie. Die Vererbung individueller Züge wurde durch Experimente und durch genaue Beobachtung auf einander folgender Generationen festgestellt. Dabei ergab sich, daß angeborene Besonderheiten, die sich nicht auf irgend welche erkennbare Ursachen zurückführen lassen, auf die Nachkommen übertragen werden. Dafür haben wir zahlreiche Zeugnisse von Thierzüchtern und Aerzten; ferner aber zeigte es sich — und das war besonders wichtig —, daß auch solche Besonderheiten, die nicht angeboren sind, sondern die ein Resultat veränderter Functionen waren, die während des Lebens der dieselben übertragenden Individuen auftraten, vererbt werden. So ist es eine dem Botaniker und Gärtner bekannte Thatsache, daß Pflanzen bei ihrer Uebertragung in einen anderen Boden oder ein anderes Klima vielfach ihren Habitus verändern. Und eben die Vererbbarkeit dieses veränderten Habitus ist allseitig festgestellt. Zahlreiche Fälle beweisen ferner, daß auch bei Menschen besondere Modifikationen körperlicher wie geistiger Natur, die ein Resultat functioneller Veränderung sind, übertragen werden. Man denke z. B. an berühmte Musikerfamilien, wie die Familie Bach. Nebenbei ergab aber die Beobachtung weiter, daß Züge, die den Eltern nicht zukamen, wohl aber den Großeltern und noch entfernteren Vorfahren, bei der Nachkommenschaft wieder auftraten. Diese Erscheinung nennen wir Atavismus, sie dient zur Erklärung vieler räthselhafter Erscheinungen, besonders auch im Gebiete der Psychopathologie.

Ist es nun der Physiologie gelungen, eine positive Erklärung für alle diese Erscheinungen beizubringen, diese Thatsachen etwa auf allgemeinere, umfassendere Wahrheiten der Biologie zurückzuführen? Darauf muß leider mit Nein geantwortet werden.

Statt nun auf die mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen, die hier aufgestellt wurden, des nähern einzugehen, wollen wir lieber noch einen Blick auf die Rolle werfen, die diese wissenschaftliche Erkenntniß in der schönen Literatur gespielt hat. Der Einfluß der Wissenschaft auf die Literatur wird vielfach unterschätzt, und doch wird man wohl behaupten können, daß alle bedeutenderen wissenschaftlichen Strömungen und Erkenntnisse sich in der Literatur spiegeln. Das ist eigentlich selbstverständlich; denn einmal wächst der Dichter selbst in der geistigen Atmosphäre seiner Zeit auf, und kann sich ihren Einflüssen nicht entziehen, andererseits übte das Interesse des Publikums, wenn es sich gewissen Fragen energisch zuwendet, einen indirecten Druck auf ihn aus.

So ist auch die hier ventilirte Frage der Vererbung, besonders seit Darwin's Theorie die Augen der ganzen Welt auf derartige Fragen lenkte, im Roman wie im Drama vielfach zur Verwendung gekommen. Und zwar geschah dies hauptsächlich im Interesse der Motivirung. Die strengste Forderung unserer Kritik geht dahin, daß die Handlung sich mit Nothwendigkeit aus den Charakteren ergibt und Zufälle ausschließt. Ueberall sollen wir die Causalbestimmtheit des menschlichen Willens und seine Abhängigkeit von dem gewordenen Charakter erkennen. Immer mehr sind wir dazu gekommen, den Einzelnen von der Schuld zu entlasten und den Einfluß, den die allgemeinen Geistesmächte auf ihn ausüben, immer stärker zu betonen, und immer höher anzuschlagen. Dieser Tendenz kommt nun die Vererbungslehre auf's Bereitwilligste entgegen. Hier wird uns eine Macht gezeigt, der gegenüber das Individuum wehrlos ist. Der vererbte Charakter ist der Dämon des Menschen, der mächtigste Bestimmer seines Schicksals. Eine andere Frage wäre es allerdings, ob nicht das Hervortreten dieses Motivs die spezifisch tragische Wirkung wesentlich abschwächt, indem sie die Schuld von dem Angeklagten auf ein von ihm Unabhängiges, das ihm als Schicksal gegenübersteht, schiebt.

Mit diesem Motiv der strengeren Motivirung verbindet sich aber bei einer Reihe der Dichter, welche die Vererbung verwerthen, das Interesse dadurch, die ethische und anklagende Tendenz ihrer Schriften zu stärken. Indem sie zeigen, wie gewisse moralische Schäden der Gesellschaft, die sie geißeln, nicht allein für die schuldige Gegenwart von schlimmen Folgen sind, sondern durch Vererbung auch auf kommende Geschlechter ihren unheilvollen Einfluß ausüben, erhöhen sie den Ernst der Anklage und die Furchtbarkeit der Verantwortung.

Und ich glaube in der That, in der moralischen Beurtheilung der Dinge wird die Lehre von der Vererbung noch eine große Rolle spielen. Wenn erst die Thatsache der Erblichkeit in ihren vollen Consequenzen in das Denken der Menschen übergegangen sein wird, dann wird es nicht länger möglich sein, jene Folgen des Handelns, welche die Nachkommenschaft durch die vom Erzeuger ererbte Natur zu verspüren bekommt, ganz außer Acht zu lassen. Man wird nicht länger über den Begriff der Pflichten gegen sich selbst, wie es noch Schopenhauer that, spotten; man wird erkennen, daß die landläufige Scheidung der Handlungen in egoistische und altruistische nicht länger haltbar ist; und die Ueberzeugung wird sich Bahn brechen, daß es keine Pflichten gegen sich selbst gibt, die nicht auch Pflichten gegen Andere wären, und ebenso keine Pflichten gegen Andere, die sich nicht als Pflichten gegen das Eigenleben erwiesen.

Ein neues Buch über Disraeli.

Von Ph. Aronstein.

Den zahlreichen Werken über das Leben und Wirken Benjamin Disraeli's hat der bekannte englische Geschichtschreiber und Schüler und Biograph Carlyle's, J. A. Froude, ein neues hinzugefügt*), welches zwar wenig neue Thatsachen über die

*) The Earl of Beaconsfield. By J. A. Froude. London, Sampson, Low, Marston & Co. (in der Sammlung: The Queen's Prime Ministers ed. by Stuart J. Reid.).

Digitized by Google

Persönlichkeit des Staatsmannes beibringt, aber dem es mehr wie seinen Vorgängern gelingt dieselbe in ihrer Bedeutung und Eigenart zu erfassen. Gar zu oft ist es das einzige Bestreben der Biographen Disraeli's gewesen, Widersprüche in seiner mehr als ein halbes Jahrhundert umfassenden Laufbahn zu finden, ihm selbstsüchtige Motive unterzuschieben und ihn so als einen Charlatan im großen Stile, eine Art politischen Cagliostro's ohne Charakter und Ueberzeugungen darzustellen, der es durch Energie und einen starken Glauben an die „dupeability", wie Carlyle sagt, die „Beschwindlungsfähigkeit" der Menschen so herrlich weit gebracht habe. Nur merkwürdig, daß dieser Abenteurer, dieser „große Marktschreier", „hebräische Zauberer", und wie er sonst von seinen Gegnern genannt wurde, nicht nur die Mitwelt, sondern auch die Nachwelt hinter das Licht geführt hat, daß England ihn noch heute zu seinen großen Staatsmännern rechnet, und daß eine der großen Parteien in ihm ihren Neubegründer und Wiederhersteller verehrt! In der That sind jene Urtheile durchaus oberflächlich und fallen bei näherem Zusehen in sich selbst zusammen. Disraeli war kein Charlatan, sondern ein hochbedeutender Mann und es lohnt sich wohl sich mit seinem Werden und Wirken etwas näher zu befassen.

Disraeli war bekanntlich von jüdischer Abstammung. Seine Familie stammte aus Spanien, floh vor der Inquisition nach Venedig und wanderte im 18. Jahrhundert nach England aus, wo sein Großvater ein bedeutendes Handelshaus gründete, das eine Zeit lang der Rivale der Rothschild war. Doch sein Vater Isaac Disraeli vereitelte alle auf die Gründung einer Finanzdynastie gerichteten Hoffnungen der Familie. Er empfand eine ausgesprochene Abneigung gegen Geschäfte irgend welcher Art und wurde gegen den Willen seiner Familie Schriftsteller, als welcher er sich einen noch heute geachteten Namen erwarb. Ihm wurde am 21. December 1804 ein Sohn geboren, der nach dem Großvater Benjamin genannt wurde. Im Jahre 1817 starb der Großvater und Isaac Disraeli ließ sich mit seiner ganzen Familie taufen. Aus der Jugend Benjamin Disraeli's wissen wir nur wenig. Er besuchte mehrere Privatschulen, wo er sich, wenn wir seinen autobiographischen Schilderungen glauben sollen, weniger durch grammatische Kenntnisse, als durch Witz, Schlagfertigkeit und Kühnheit auszeichnete. Mit 17 Jahren kam er zu einem Advocaten in die Lehre und setzte seine Studien später in Lincolnston fort. Er arbeitete fleißig, doch fand er daneben noch Zeit, sich in der vornehmen Welt umzusehen, wo er sich durch seinen Witz und sein selbstbewußtes Auftreten rasch beliebt machte. Außerdem aber begann er früh zu schriftstellern.

Im Jahre 1826 erschien sein erster Roman, „Vivian Grey", der ihn mit einem Schlage berühmt machte, wie einst „Childe Harold" den Lord Byron. Mit beispielloser Kühnheit hatte der 21jährige Jüngling darin die ganze vornehme Welt, Premierminister und Oppositionsführer, Lordkanzler und Grafen, Fürsten und Herzöge, feine Damen und berühmte Schriftsteller caricirt und ein Schlüssel erschien nach dem anderen. Besonders haftete aber das Interesse an der Person des Helden, in der man den Verfasser selbst wieder zu erkennen glaubte. Derselbe ist der verkörperte politische Ehrgeiz. Kaum der Schule entwachsen grübelt er über die Laufbahn nach, die er einschlagen will. Er muß ein großer Mann werden, das ist ihm klar, und, da ihm Geld und Abstammung fehlen, so muß er diese durch seinen Geist ersetzen. Um aber die Menschen zu beherrschen, ist es nöthig sich unter den großen Haufen zu mischen, auf seine Gefühle einzugehen, mit seinen Sorgen Mitgefühl zu heucheln und seinen Schwächen zu schmeicheln. „Die Menschheit," so schließt er ein langes Selbstgespräch, „das ist mein großes Spiel." Gleich wird die Theorie in Praxis umgesetzt. Er findet einen eben so einflußreichen, als geistesarmen Marquis und wird dessen Freund und Berather. Er spinnt Intriguen, gründet eine Partei und plant eine politische Verschwörung. Eine Zeit lang geht Alles gut. Dann bricht durch Weiberlist das ganze Gebäude seines Ehrgeizes zusammen. Er ist verlassen, beschimpft, tödtet im Duell seinen besten Freund und fällt in eine schwere Krankheit, nach der er eine Reise nach Deutschland unternimmt. Noch niemals ist die Leidenschaft des Ehrgeizes hinreißender dargestellt worden, weil sie vielleicht kaum jemals tiefer empfunden worden ist. Das Ganze muthet uns an, wie ein Fiebertraum aus Disraeli's Jugend, wie etwas Durchlebtes und Durchkämpftes, eine Art Selbstbefreiung des Dichters von einer krankhaften Seelenstimmung, indem er sie nach Goethe'scher Manier objectiv darstellte und ihre Consequenzen zog.

Dem ersten Theile folgte ein Jahr darauf ein zweiter Theil, der den Helden nach Deutschland führt und dort mancherlei Abenteuer erleben läßt. Derselbe erregte weit geringeres Aufsehen, ist aber doch nicht ohne Interesse, da der Verfasser hier seine politischen Ansichten entwickelt, die durchaus aristokratisch-romantischer Natur sind und in dem Heroencultus, dem Glauben an große Individualitäten gipfeln.

Politische Satiren im Stile Swift's und Lucian's, ein High-Life-Roman voll Geist und Witz, aber auch voll Affectation und pseudo-Byron'schen Weltschmerzes hielten den Namen „Disraeli des Jüngern" an der Oeffentlichkeit. Von 1830 bis 1831 unternahm er dann eine große Reise nach Spanien, der Türkei, Griechenland, Kleinasien und Aegypten, von der er eine Fülle von Eindrücken mit nach Hause brachte.

Er verarbeitete diese in einigen neuen Werken, die bald nach seiner Rückkehr erschienen. In „Contarini Fleming" behandelt er die Frage, ob der Beruf des Staatsmanns oder Dichters der höhere sei und entscheidet sich merkwürdiger Weise für den letzteren. In der That glaubte er eine Zeit lang, dazu berufen zu sein, der Dichter seines Zeitalters zu werden. Auf den Trümmern von Troja hatte er in dem Gedanken geschwelgt, in einem großen Gedichte — den Ideenkampf seiner Zeit darzustellen, mit Homer, Virgil, Dante und Milton um die Palme zu ringen. Der geringe Erfolg seines „Revolutionären Epos" belehrte ihn jedoch bald eines Bessern. Endlich lernte Disraeli im Orient sich zuerst mit Stolz als einen Sproß des jüdischen Volkes fühlen und diesem Gefühl verdanken wir „die wunderbare Erzählung von David Abroy", der für die Unabhängigkeit seines Volkes kämpft, siegt und fällt.

Schon aber steckte sich sein Ehrgeiz andere Ziele. Wie Vivian Grey, „lechzte er nach dem Senat". Es war eine ereignißvolle Zeit. Auf dem Continent wankten die Throne; Dynastien wurden gestürzt und neue errichtet. In England tobte der Kampf um die politischen Rechte, der im Jahre 1832 in dem ersten Reformgesetz einen vorläufigen Abschluß fand. Disraeli glaubte an das Herankommen einer neuen Zeit und an die Unwiderstehlichkeit der demokratischen Strömung. Er trat deshalb im Wahlkampf als ein Tory-Demokrat auf, sprach für dreijährige Parlamente und geheime Abstimmung und hoffte auf die Bildung einer nationalen Partei, die Tories und Radicale vereinigen sollte. Er fand aber bald heraus, daß dies ein unpraktischer Traum sei und er zwischen den beiden alten Parteien wählen müsse. So schloß er sich denn den Tories an, deren Richtung der seinigen am meisten entsprach und widmete ihnen von nun an seine Kräfte. Zunächst aber erwies sich die politische Laufbahn für ihn als sehr dornenvoll und seine Erfahrungen würden jeden Anderen ganz abgeschreckt haben. Fünf Mal fiel er als Parlamentscandidat durch und hatte außerdem einen häßlichen Streit mit dem irischen Führer, Daniel O'Connell, der allerdings seinen Namen bekannt machte.

So wandte er sich denn eine Zeit lang wieder der Schriftstellerei zu und veröffentlichte zwei Romane. Der eine, „Henrietta Temple", ist eine reine und rührende Herzensgeschichte; der andere, „Venetia", hat zum Zweck, das Andenken der zwei größten und bestverleumdeten englischen Dichter dieses Jahrhunderts, Byron's und Shelley's gegenüber den herrschenden Vorurtheilen zu vertheidigen. Es gereicht Disraeli zur hohen Ehre, daß er, obgleich ein Tory, sich der radicalsten Dichter der Zeit annimmt, der Männer, deren ganzes Leben ein Kampf war gegen kirchliche, wie staatliche Autorität.

Im Jahre 1837 endlich, bei der Thronbesteigung der Königin Victoria, erschlossen sich Disraeli die Pforten des Unterhauses. Aber auch hier schien ihm im Anfang das Glück nicht zu lächeln. Die Geschichte von seiner Jungfernrede ist

Digitized by Google

bekannt. Oft ist erzählt worden, wie er auf der Rednertribüne erschien, eine bleiche, von rabenschwarzen Locken umwallte Erscheinung, auffallend und stutzerhaft gekleidet, wie dann seine Gegner, besonders die Schaar O'Connell's ihn niederzuschreien versuchte, bis er endlich, den Kampf aufgebend, ohne sich für besiegt zu erklären, in die prophetischen Worte ausbrach: „Ich habe verschiedene Dinge viele Male in meinem Leben angefangen und oft zuletzt Erfolg gehabt. Ich will mich jetzt setzen, aber die Zeit wird kommen, wo Sie auf mich hören werden." In der That kam die Zeit sehr bald und Disraeli war in Kurzem ein beliebter Sprecher. Mit einer selbständigen Politik trat er zuerst 1839 auf, als die Chartistenbewegung England in Unruhe versetzte. Die Arbeiter, welche unzufrieden waren und nach politischen Rechten verlangten, hatten sich zu einer Partei organisirt und die sog. Volkscharte aufgesetzt, welche in fünf Punkten die Durchführung der Demokratie verlangte. Im Jahre 1839 wandten sie sich mit einer Monstrepetition an das Unterhaus, aber diese wurde von Whigs wie Tories mit empörender Gleichgültigkeit bei Seite geschoben. Damals wagte es Disraeli, nur unterstützt von wenigen Radicalen, für die Unterdrückten und für die Rechte der Arbeiter einzustehen, Prüfung und Berücksichtigung ihrer Klagen zu verlangen. Auch als die Bewegung in Gewaltthätigkeiten ausartete und Aufstände zu Birmingham und an anderen Orten ausbrachen, sprach er für eine milde Behandlung der gefangenen Chartistenführer.

Um diese Zeit heirathete Disraeli die sehr vermögende und 15 Jahre ältere Wittwe von Wyndham Lewis, seinem früheren parlamentarischen Kollegen. Die Verbindung war eine Vernunftehe, aber darum nicht weniger glücklich. Zunächst befreite sie Disraeli von den immer schwerer auf ihm lastenden Schulden und schuf ihm eine feste und unabhängige soziale Stellung. Dankbarkeit auf der einen Seite und Bewunderung auf der anderen ersetzte zuerst und schuf dann die fehlende Liebe.

Im Jahre 1841 kam die conservative Partei unter Sir Robert Peel nach langen Jahren zum ersten Mal wieder zur Macht. Es ist möglich, daß Disraeli auf Amt und Würden gehofft hatte, auf jeden Fall aber war diese Enttäuschung nicht, wie seine Feinde behaupteten, der Grund seiner späteren Feindschaft gegen Peel. In den ersten Jahren unterstützte er die Politik desselben und wandte sich erst von ihm ab, als er seinen Versprechungen untreu ward. Disraeli war jetzt schon eine Persönlichkeit von Bedeutung. Als er 1842 nach Paris ging, wurde er mehrere Male vom König empfangen und bald darauf in England dem König von Hannover vorgestellt, „dem zweiten König, der mir innerhalb eines halben Jahres die Hand gedrückt hat", wie er an seine Schwester schrieb. Unterdessen stand in England die Freihandelsbewegung im Vordergrund des politischen Interesses. Cobden und Bright hielten durch die Anti-Cornlaw-Liga das Land in Aufregung. Peel war zur Regierung gekommen, um die Korngesetze aufrecht zu erhalten, aber seine Haltung erschien bald zweideutig und erregte besonders das Mißtrauen des scharfblickenden Disraeli, der ein prinzipieller Feind des Manchesterthums war. So begann er denn an der Spitze einiger Freunde einen Kleinkrieg gegen die conservativen Führer, der bald in einen der großartigsten parlamentarischen Kämpfe ausartete, die die Geschichte Englands kennt.

Ehe wir jedoch auf diesen Kampf näher eingehen, müssen wir einer Bewegung gedenken, mit der Disraeli durch seine drei besten Romane seinen Namen verknüpft hat, der „Jung-England"-Bewegung. Dieselbe hatte ihren Boden in der Grundaristokratie und war eine aus romantischem, rückschauendem Geiste emporgewachsene Reaction gegen den politischen und wirthschaftlichen Liberalismus. Sie wollte eine Stärkung der Monarchie und eine wohlwollende Fürsorge für das Volk, aber nicht durch das Volk, sondern durch eine unabhängige Kirche und einen reformirten, sich seiner hohen Pflichten bewußten Grundadel. Sie berührt sich mit einer kirchlichen Reaction, die, von Oxford ausgehend, England lange in Aufregung hielt und theils im Katholizismus, theils in einer katholisirenden Reform der anglikanischen Kirche mündete.

In „Coningsby oder die neue Generation" entwickelt Disraeli das politische Programm dieser neuen Richtung.

Die politischen Parteien sind entartet; Heuchelei und Intriguen beherrschen das politische Leben. Das kann nur besser werden nicht durch die Reform politischer Einrichtungen, sondern durch die Wiederherstellung des Nationalcharakters in Königthum, Kirche, Aristokratie und Volk. Große Männer allein aber können diese Umkehr hervorbringen und diese sind in der Jugend zu suchen, die von jeher die Wiege des Genius gewesen ist. Diese Tendenz ist eingekleidet in die Form eines Romans, dessen Held ein junger Aristokrat ist. Die Charaktere sind, wie bei „Vivian Grey", meist portraithaft gehalten.

Ein Jahr darauf (1845) entwickelte Disraeli in „Sybil oder die beiden Nationen" das soziale Programm von Jung-England. Der Roman beschäftigt sich vorzugsweise mit der Chartistenbewegung. England zerfällt in zwei getrennte Nationen, die Reichen und die Armen. Das Volk wird ausgebeutet von geldgierigen Fabrikanten und einer künstlichen Aristokratie, die dem Kirchenraub unter Heinrich VIII. oder späterem Wahlschacher ihre Stellung verdankt. Aber vergebens sucht das Volk, dessen traurige Zustände mit Mitgefühl und Sachkenntniß geschildert sind, sich selbst zu befreien; es ist schwach und machtlos und nur die neue Generation der Aristokratie kann und wird es einer besseren Zukunft zuführen. „Sybil" ist auch von künstlerischem Standpunkt ein Meisterwerk und der beste Roman des Verfassers. Im Jahre 1847 endlich erschien der dritte Theil der „Jung-England"-Trilogie: „Tancred oder der neue Kreuzzug". Der bei Disraeli typische junge Aristokrat geht hier nach Jerusalem, um an heiliger Stelle Antwort zu finden auf die Fragen, die seinen Geist bestürmen. Er hat eine Vision auf dem Sinai, besteht einige Abenteuer und verlobt sich schließlich mit einer schönen und reichen Jüdin. Die Antwort aber, die ihm wird, ist die, daß das Heil der Welt in der Herrschaft der arabischen Grundsätze liegt, die zuerst den Hebräern offenbart wurden und dann in Jesus Christus ihre letzte welterobernde Entwickelung gefunden haben. Zugleich enthält „Tancred" eine warme Apologie des Judenthums, dessen Verlangen nach politischer Gleichstellung das Oberhaus noch eben hartnäckig zurückgewiesen hatte, und für welches Disraeli trotz seiner conservativen Freunde in Wort und Schrift mit Begeisterung eintrat.

Wir kehren zu dem Politiker Disraeli zurück. Er hatte sich in Peel nicht getäuscht. Dieser hatte die Kornzölle fallen lassen und die Landjunker, die ihn zur Regierung gebracht hatten, sahen sich schmählich verrathen. Da trat Disraeli gegen ihn in die Schranken und hielt jene Reden voll Witz und Geist, voll bitterer Ironie und schneidender Satire, die zu den besten Leistungen parlamentarischer Beredsamkeit gehören. In einer Fülle von Bildern und Gleichnissen, die sich dem Gedächtniß unverlöschlich einprägten, warf er ihm seine Treulosigkeit und Inconsequenz vor; mit warmer Begeisterung und tiefem Gefühl kämpfte er gegen das siegreiche Manchesterthum. Es war vergeblich, aber wenn die Kornzölle auch fielen, so spaltete sich zugleich die conservative Partei und an die Spitze des schutzzöllnerischen Flügels trat Lord George Bentinck mit Disraeli als Lieutenant. Bald fanden die Schutzzöllner Gelegenheit, sich an Peel zu rächen, der noch 1846 einer liberalen Regierung Platz machen mußte. Bald darauf stand Disraeli selbst an der Spitze der conservativen Opposition. Der Jüngling, der in „Vivian Grey" über das Wesen des Ehrgeizes wild gegrübelt hatte, der fünf Mal durchgefallene Parlamentscandidat war jetzt der Führer der stolzesten Aristokratie der Welt und sah das höchste Ziel bürgerlichen Ehrgeizes erreichbar vor sich.

Von nun an wird Disraeli's persönliche Geschichte zur Geschichte Englands, ja Europas. Während des größten Theiles der folgenden Jahre war er in der Opposition. Nur in den Jahren 1852 und 1858 bekleidete er unter Lord Derby für kurze Zeit die Würde eines Schatzkanzlers. Im Jahre 1866 wurde er zum dritten Mal Schatzkanzler und, als Lord Derby im folgenden Jahre aus Gesundheitsrücksichten abdankte, erstieg er die höchste Stufe politischer Macht und wurde Premierminister. Dieses Ministerium ist bemerkenswerth durch die

Digitized by Google

Durchführung des demokratischsten Reformgesetzes, welches bis dahin von liberalen oder radicalen Politikern vorgeschlagen war. Seine Stellung zu demselben bot einige Analogie mit Peel's Verhalten gegenüber den Korngesetzen, aber es gelang ihm, wie er sich später spöttisch ausdrückte, seine Partei zu „erziehen"; sie machten alle mit ihm „den Sprung in's Dunkle" der neu errichteten Demokratie.

Bald darauf mußte Disraeli seinem großen Gegner Gladstone weichen. Die Königin bot ihm die Pairswürde an, aber er schlug sie aus, da er sich noch nicht aus dem Unterhause zurückziehen wollte. Seine Muße benutzte er zur Abfassung eines neuen Romans, der im Jahre 1870 unter dem Titel „Lothair" erschien und großes Aufsehen erregte.

Lothair ist ein aristokratischer Jüngling, der zwischen dem Katholizismus, dem Anglikanismus und dem Prinzip der religiösen und politischen Freiheit haltungslos hin und her schwankt. Wie Disraeli selbst in seiner Jugend, zeigt er zuerst viel Vorliebe für den Katholizismus. Dann aber erfährt er an sich selbst, wie derselbe zum großen Theile auf Lug und Trug und der Leichtgläubigkeit der Menschen aufgebaut ist. Nach langen Reisen und vielen Abenteuern kehrt er nach England zurück als ein Anhänger der Religion, aber nicht einer bestimmten Religion, als ein Verehrer des semitischen Prinzips, jedoch nicht irgend einer Kirche, in dem es sich in vergänglicher Weise verkörpert hat. Diesem semitischen Prinzip steht das arische gegenüber, das in der Verehrung der Natur und der körperlichen Schönheit gipfelt und im Hellenenthum seinen herrlichsten Ausdruck gefunden hat. Beide, Semitismus und Arianismus sind ewig und unvergänglich und haben durch ihre edelsten Stämme, die Hebräer und die Hellenen unsere Civilisation gegründet. Das ist Disraeli's gereifte Weltanschauung. Wie bei Heine bewegt sich sein Denken auf der Scheide zweier Culturen, aber in entgegengesetzter Richtung. Während jener gegen Hebräer- und Nazarenerthum eifert und sich zur Religion der Griechen bekennt, bleibt Disraeli seinem Stamm getreu. Hier sind die starken Wurzeln jener Kraft, durch die er sich über die Häupter seiner Zeitgenossen emporschwang.

Noch aber war seine Rolle nicht ausgespielt. Im Jahre 1874 zog er an der Spitze einer großen conservativen Majorität wieder in Downingstreet ein. Die Ereignisse während seines Ministeriums (1874—1880), der Ankauf der Suezkanalactien, die Sendung des Prinzen von Wales nach Indien, die Verleihung des Titels einer „Kaiserin von Indien" an die Königin, seine eigene Erhebung in den Pairsstand, der russisch-türkische Krieg und der Berliner Vertrag, endlich die Kriege gegen Afghanistan und die Zulus sind zu bekannt, als daß sie hier noch einmal erwähnt zu werden brauchten. Als Lord Beaconsfield 1878 von Berlin zurückkehrte und der jubelnden Bevölkerung verkündete, daß er den „Frieden mit Ehren" brächte, da war er nach Fürst Bismarck der populärste Mann in Europa. Ob seine imperialistische Politik England genützt hat oder nicht, das zu beurtheilen, ist hier nicht der Platz. Auf jeden Fall ist sie ganz und gar sein geistiges Eigenthum, denn schon 30 Jahre vorher hatte er in „Tancred" jene Ideen ausgesprochen.

Auf die rasche Erhebung folgte im Jahre 1880 ein ebenso jäher Fall. Der Ausfall der Wahlen zwang Lord Beaconsfield die Regierung niederzulegen und seine Muße benutzte er wieder zur Abfassung eines Romans. „Endymion", so heißt sein letztes Werk, bereitete seinen Verehrern eine herbe Enttäuschung. Es ist nicht minder reich, als die anderen Romane, an glänzenden Sentenzen und feinen Charakteristiken von Menschen und Dingen, aber es geht durch dasselbe ein greisenhafter und abstoßender Cynismus. Der Roman schildert die Epoche vom Tode Canning's bis zur Zeit des Krimkriegs. Die ganze Geschichte jener ereignißvollen Zeit erscheint als ein Kampf um die Macht, dem die Ideen nur als Vorwände dienen. In all dem Wirrwarr gibt es nur etwas Sicheres und Festes: der sich seines Zieles klar bewußte Einzelwille. Energie, Ausdauer und kluge Berechnung der Umstände: das sind die einzigen Tugenden, die vorwärts bringen und daher Werth haben. Alles Andere ist Schein, Vorwand und Unklarheit. Vanitas vanitatum, omnia vanitas: das ist Disraeli's Weisheit letzter Schluß.

Bald nach Erscheinen dieses Romans am 19. April 1881 starb er, nach dem er bis zuletzt an den Verhandlungen des Oberhauses thätigen Antheil genommen hatte. Er wurde seinem Wunsche gemäß nicht in der Westminster-Abtei, sondern neben seiner schon 1874 verstorbenen Gattin auf seinem Gute zu Hughenden beigesetzt.

Wenn auch nicht einer der Heroen der Weltgeschichte, so war er doch einer der hervorragendsten Männer unseres Jahrhunderts. Er gehörte zu jenen Staatsmännern, die aus der Romantik hervorgegangen, wie Chateaubriand und Lamartine, politischen und dichterischen Ehrgeiz vereinigten. Sein Ehrgeiz hatte nichts Kleinliches und Gemeines. Seine Größe verdankt er neben seiner gewaltigen Energie vor Allem jener wunderbaren Vereinigung von weitschweifender Phantasie und praktischer Tüchtigkeit, von romantischer Sehnsucht und Klarheit, die ihn auszeichnete. Im Denken, Dichten und Handeln war er ein ganzer Mann von wunderbarer Geschlossenheit der Ansichten und des Charakters und deshalb ist es immer nutzbringend und angenehm, in seiner Gesellschaft zu weilen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eines Dichters Lohn.

Von Lars Dilling.

Lorenz Falk war Schriftsteller, und zwar einer von den wenigen, die Glück hatten. Er wurde nicht nur gelesen, sondern auch gekauft und erhielt in Folge dessen gute Honorare, die ihn in eine gewisse Wohlhabenheit versetzten. Seine unerläßliche ausländische Reise hatte er hinter sich.

Wenn ein junges Talent ein Stipendium für eine Reise in's Ausland bekommt, so ist das Erste, was es thut, daß es seine alten Schulden bezahlt und neue macht. Wenn der junge Mann hier eine Zeit lang in Rom oder Paris gewesen ist, wo ihm allmählich klar ward, das Manches sich als Blech erweist, was aus der Ferne wie eitel Gold glänzt, dann kehrt er in die Vaterstadt zurück, wo man ihn mit herablassendem Wohlwollen bewillkommnet.

Seine Bekannten drücken ihm die Hand mit einer Miene, als hätte jeder einzelne von ihnen fünf Jahre Kost und Wohnung für ihn im Hotel Quirinal bezahlt. Sie fragen ihn, ob er auch rechte Ausbeute mitgebracht und viele Eindrücke gesammelt habe, und die jungen Damen, welche die feste Ueberzeugung hegen, daß die Luft in Rom ebenso gedeihlich für Dichter ist, wie das Klima von Mentone für Brustkranke, freuen sich unendlich auf eine größere Arbeit von ihm für den Weihnachtstisch.

Auch Lorenz Falk hatte Eindrücke gesammelt, hatte angesehene Verleger gefunden und war von der ausländischen Presse gerühmt worden, worauf es der inländischen Kritik ebenfalls schien, als wenn seine Arbeiten nicht unlobenswerth seien. Einheimische Dichter haben oft das Schicksal inländischer Waare, die erst dann gepriesen wird und etwas gilt, wenn sie eine fremde Marke trägt.

Es war Nachmittag. Lorenz Falk saß allein in seinem Zimmer, einem großen, elegant eingerichteten Gemach.

Die Augustsonne senkte ihre Strahlen durch die Blumen und Blattpflanzengruppen vor den Fenstern, die Prismen des Kronleuchters funkelten wie Diamanten, und die antiken, vergoldeten Stühle mit dem Ueberzug von rothem Saffian blendeten das Auge fast mit ihren glühenden Farben. Der junge Mann saß da im Gesellschaftsanzuge, mit Frack und schwarzer Binde.

Erwartete er vielleicht Besuch?

Nein.

Kam er aus einer Gesellschaft?

In gewisser Weise ... ja. — Er kam von einem Begräbnisse.

Der nun so hellstrahlende, elegante Salon sah vor einigen Tagen ganz anders aus als heute. Da diente er als Krankenzimmer, denn er war groß und luftig. Man hatte ein Bett hineingestellt und in dem Bette lag die Frau, die der junge Mann vor Allem auf Erden liebte: seine Mutter.

Wochenlang war sie so darinnen bei ihm gewesen, und er theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Kranken und seiner Arbeit. Oft saß er neben dem Bette und las ihr aus einem erbaulichen Buche vor, einen Psalm oder ein Gebetswort, dann wieder grübelte er an seinem Schreibtische, um Offenbach'schen Melodien neue Verse anzupassen. Das konnte er vortrefflich, denn er besaß Witz und eine lebhafte Empfindung. Er arbeitete gerade an einer neuen Posse, die der Theaterdirector bestellt hatte und die zum bestimmten Zeitpunkt abzuliefern war. Aber die Posse mußte lustig und spaßhaft sein, und das wurde sie auch, obgleich sie an einem Sterbelager geschrieben ward.

Man könnte fast glauben, das eben Erzählte sei erdichtet, es ist

Digitized by Google

jedoch zu traurig, als daß es nicht wahr wäre. So etwas läßt sich nicht erfinden ... das wird erlebt.

Nun war das Begräbniß vorüber. Das Trauergefolge hatte sich verabschiedet und war seinen Geschäften wieder nachgegangen. Er hatte seinen Familienangehörigen das Geleite zum Bahnhof gegeben und saß jetzt allein in dem großen, einsamen Gemach.

Die Ruhe der Erschlaffung war über ihn gekommen.

Die Luft war schwer von Blumenduft — es waren viele, viele Kränze dagewesen — und wie ein dumpfer Druck lag es über seinem Haupte.

Seine Augen brannten. Wenn er nur hätte weinen können, nur einige wenige Thränen, um sein gequältes Herz zu erleichtern, die heißen Augen zu kühlen. Aber er sehnte sie vergebens herbei; der Schmerz hielt sie fest mit seiner ganzen Grausamkeit.

Die Thürglocke wurde gezogen, leise und schüchtern.

Er blieb gleichgültig sitzen, auch als er hörte, daß das Dienstmädchen zum Oeffnen hinausging.

Nach einiger Zeit trat das Mädchen sachte ein. Sie war schwarz gekleidet und machte, um dem Tage Rechnung zu tragen, ein sehr schwermüthiges Gesicht, obgleich das neue Trauerkleid sie hoch beglückte.

„Draußen ist eine alte Frau, die den Herrn zu sprechen wünscht," meldete sie.

„Ich kann heute Niemand empfangen."

„Das hab' ich auch gesagt, aber sie bat dringend um die Vergünstigung, nur einen Augenblick vorgelassen zu werden."

„Es wird eine Bettlerin sein. Sag' ihr, daß das Zeug schon vertheilt wurde."

„Ich glaube kaum, daß sie betteln will; dafür sieht sie zu ehrbar aus."

„Gut, laß sie kommen."

Eine kleine, gekrümmte Gestalt trat ein. Das Antlitz war runzelig und das Haar dünn und grau. Ihr Anzug bestand aus einem alten, schwarzen Seidenkleide, einem Strohhut mit abgeblaßtem Bande und einem kurzen Mäntelchen über den Schultern. An einem Arme trug sie ein verschlissenes Ledertäschchen und in der anderen Hand hielt sie einen sorgfältig in Papier gewickelten Gegenstand.

Das Dienstmädchen ging.

Die Alte blieb verlegen bei der Thür stehen und machte einige tiefe Knixe. Sie war sichtlich betroffen über die Eleganz des Zimmers.

Lorenz erhob sich und schob einen Stuhl vor. „Ich bitte," sprach er, „wollen Sie sich nicht setzen?"

„Vielen Dank."

Sie scharrte ein wenig mit den Füßen, wie eine körnersuchende Henne, und nachdem sie glaubte, die Schuhe so rein abgewischt zu haben, wie es sich geziemte, trippelte sie hin zum Tische und setzte sich auf die äußerste Kante des angebotenen Stuhles. Und so saß sie dem jungen Manne gerade gegenüber.

„Sie wohnen fein hier," sagte die Alte.

„Es geht."

„So schöne rothe Stühle."

„O ja."

„Die sind nicht billig."

„Nein."

„Man muß wohl viele Gedichte schreiben, um sich solche Stühle kaufen zu können?"

„Ich habe sie geerbt," antwortete er mit einem Anflug von Ungeduld.

„Es sind antike," bestätigte die Alte, „ich kann es sehen."

Lorenz spielte unruhig mit seiner Uhrkette. „Entschuldigen Sie," sprach er, „Sie sagten, daß Sie nothwendig mit mir zu reden hätten. Sie kamen vielleicht wegen meiner Stühle? Die sind nicht zu verkaufen."

„Nichts für ungut, ich wurde ganz verwirrt, als ich eintrat. Hier ist es so vornehm und Sie selbst sind ein so schmucker, feiner Herr. Ich glaubte, ein Dichter säße in einem kleinen Stübchen voll Tabakrauch und dichtete in einem alten Schlafrock mit einem Glase Bier vor sich."

Er lächelte schwach: „So war es in alten Tagen. Heute verdienen die Dichter außerordentlich."

„Ja, wenn sie viel zu thun haben. So geht es eben in jedem Geschäfte."

„Und wenn sie etwas thun mögen."

„Wem sagen Sie das? Es gibt viele Faule dazwischen. Ich kannte einen in meinen jungen Tagen, der schrieb sehr niedliche Sachen in's »Pfennigmagazin«, das kam jede Woche heraus, aber sobald er ein paar Groschen verdient hatte, vertrank er sie wie ein richtiger Bruder Liederlich."

Die Uhrkette gerieth wieder in raschere Bewegung, und die Alte, welche fühlen mochte, daß sie den jungen Mann vor den Kopf gestoßen hatte, fügte begütigend hinzu: „Aber natürlich sind auch anständige Menschen unter den Dichtern. Das sieht man ja an Ihnen. Sie sind doch ein Dichter?"

„Jedenfalls hab' ich Verschiedenes geschrieben."

„Verse?"

„Auch Verse."

„Solche Confirmationsgedichte und Hochzeitslieder und was sonst so gebraucht wird?"

„Man muß Alles schreiben, was vorkommt. Es ist also ein Lied, das Sie haben wollen?"

„Ja ... ein Lied ... aber doch eigentlich mehr ein Gedicht ... ein Silberhochzeitsgedicht. Aber es darf nicht zu theuer sein, sonst erlauben es meine Mittel nicht. Sagen Sie, was pflegen Sie für ein solches Gedicht zu bekommen? Aber sie müssen entschuldigen, daß ich so frei bin, zu fragen!"

„Gewöhnlich nehme ich fünfzig Kronen, oder ..."

Die Alte sprang auf, als hätte eine von den vergoldeten Schlangen der Stuhllehne sie in den Nacken gebissen. „Verzeihen Sie, seien Sie nicht böse, daß ich Sie so lange aufgehalten habe, aber daran ist Mamsell Jespersen schuld, die hat mich angeführt."

„Wer ist Mamsell Jespersen?"

„Sie wohnt draußen im Stift in demselben Zimmer mit mir. Die sagte, man könnte für drei Kronen schon ein reizend schönes Gedicht bekommen, und wenn man fünf Kronen anlegen wollte, kriegte man ein ganz echtes von wenigstens vier langen Strophen. Aber ich dachte mir ja gleich, als ich hier herein kam, daß es wohl nicht gut angehen würde, einem so noblen Herrn fünf Kronen zu bieten."

Ihr mildes, runzeliges Gesicht drückte so viel Kummer und Beschämung aus, daß Lorenz sich theilnehmend erhob.

„Ich sah in der Zeitung wunderhübsche Verse von Ihnen, die Sie für den König geschrieben hatten," fuhr die Alte fort, „deshalb ging ich zu Ihnen. Aber ich hätte mir auch denken können, daß es ein Unterschied ist zwischen dem König und Jörgen Petersen."

Sie umfaßte den kleinen eingewickelten Gegenstand mit ihren mageren Händen und schickte sich zum Gehen an.

„Für wen sollte das Gedicht sein?" fragte Lorenz begütigend.

„Für meinen Sohn. Das ist das Liebste, was eine Mutter hat in der Welt."

Er biß sich auf die Lippe und seufzte tief: „Ich weiß es."

„Sie haben selbst eine Mutter, die Sie liebt, das glaube ich fest und sicher."

„Heute ward sie begraben," sagte er kurz.

„Und da komme ich alte Plaudertasche her und störe Sie, anstatt Sie allein mit Ihrem Schmerz zu lassen und zum Ausweinen in Frieden. Gott tröste Sie und stärke Sie. Jetzt aber geh' ich meines Weges."

„Warten Sie ein wenig. Ich werde Ihnen das Gedicht schreiben."

„Aber es müßte heute Abend fertig sein und außerdem ... außerdem bin ich so arm."

„Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Ich wollte Ihnen sagen: ... entweder nehme ich fünfzig Kronen für ein Gedicht oder ich gebe es umsonst."

„Aber ich kann doch nicht erwarten, daß Sie ... wir sind ja ganz fremd mit einander."

„O nein. Wir haben Bekanntschaft gemacht. Nun setzen Sie sich und erzählen Sie mir etwas von Ihrem Sohn. Also zuerst ... was ist er?"

„Er ist Buchdrucker und besitzt eine Zeitung in einem Landstädtchen. Nun wird er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und seine Silberhochzeit an Einem Tage feiern, und deshalb dachte ich mir, es wäre zu wunderschön, ihm ein Gedicht zu schicken, ein wirklich hübsches, das in seiner Zeitung gedruckt werden könnte. Das würde ihn so sehr gefreut haben."

„Wie alt ist er?"

„An die Fünfzig. Ich selbst bin in den Siebzigern. Ich heirathete früh und wurde früh Wittwe."

„Was war Ihr Mann?"

„Sprachlehrer. Und ein so sanfter Mann war er, wenn er nüchtern war, aber das kam in der letzten Zeit selten vor. Als der Knabe zwölf Jahre alt war, starb mein Mann und ich schlug mich mit Näherei durch und mit Vermiethen, wie alle Wittwen, bis ich meinen Sohn groß hatte und in einer Stellung, wo er sein gutes Auskommen fand."

„Darauf half er Ihnen?"

„Nein, darauf verheirathete er sich. Und das wissen Sie ja, wenn man eine Familie zu ernähren hat. ..."

„Läßt man seine alte Mutter für sich selbst sorgen."

„Ich bedarf nur wenig. Jetzt habe ich freie Wohnung im Stift und bin, Gott sei Lob, so gesund, daß ich für fremde Leute nähen und stricken kann. Da komme ich mit ein bischen Sparsamkeit schon aus. Mein Sohn würde mir ganz gern helfen, aber sehen Sie, die Frau ... die hatte Geld, und da darf er nicht so, wie er wohl möchte."

„Wollen wir nicht über das Gedicht sprechen?"

„Ach ja! Sehen Sie, ich möchte nun nicht, daß er sich seiner alten Mutter bei einer solchen festlichen Gelegenheit schämen müßte und darum habe ich ein gediegenes Geschenk für ihn gekauft."

Der kleine eingepackte Gegenstand, den sie während der ganzen Zeit in den Händen gehalten hatte, wurde vorsichtig aus einer Menge Seidenpapier ausgewickelt und entpuppte sich als eine kleine, dickbäuchige Rahmkanne aus Neusilber mit dünner Vergoldung inwendig und einer eingravirten Widmung von außen. Sie stellte den Sahnetopf vor sich auf den Tisch und betrachtete ihn mit bewundernden Blicken. „Ist er nicht herrlich?"

„Gewiß," antwortete der junge Mann mit einem freundlichen Blick. „Er wird viel gekostet haben?"

„Billig war er nicht," entgegnete die Alte stolz. „Ich habe lange genug sparen müssen, ehe ich ihn kaufen konnte."

„Das glaub' ich wohl."

„Sie sind so liebreich und gut, Ihnen kann ich gern sagen, wie ich es gemacht habe."

„Nun?"

„Sehen Sie, wir kleinen Leute leben ja meist den ganzen Tag von Kaffee und Brot, und da bedachte ich mir, daß sehr viele Menschen sich ohne Zucker und ohne Milch zum Kaffee behelfen. Man kann es beides ja so gut entbehren, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Im Süden trinkt man den Kaffee stets schwarz," sagte er mit ernster Miene.

„Sehen Sie, wie ich Recht habe?"

„Und Sie thaten ebenso?"

„Länger als ein Jahr. Und dabei sparte ich so viel, daß ich dies schöne Geschenk kaufen konnte und noch fünf Kronen über habe für ein Gedicht," sagte sie triumphirend.

Der junge Mann hatte sich rasch an den Schreibtisch gesetzt und räumte seine Manuskripte zur Seite. Es fielen feuchte Tropfen auf einige Blättter.

„Wenn Sie nun ein Buch nehmen und darin lesen möchten, will ich versuchen, ob ich etwas zu Ihrer Rahmkanne schreiben kann."

„Ach, Sie sind zu gütig!"

Die Alte setzte sich mit gefalteten Händen und betrachtete ihn andächtig. „Ich habe noch niemals Jemand dichten gesehen. Ich bin neugierig, wie Sie das anfangen."

Er hörte nicht mehr auf sie, er schrieb bereits. Die Feder flog über das Papier, die Worte reihten sich aneinander wie Perlen auf einer Schnur, und aus den warmen, wahren Empfindungen bildeten sich allmählich herrliche, formvollendete Verse.

Er schrieb im Namen der Mutter an den Sohn: jede Zeile athmete Liebe, die reinste und uneigennützigste Liebe, Mutterliebe, die Alles duldet, Alles trägt und Alles opfert, ohne Engelt zu begehren.

Kaum, daß er selbst wußte, wie, stand das Gedicht da. Es war ein wirkliches Gedicht voll echter Poesie, das der kleinen, dickbäuchigen, neusilbernen Rahmkanne mit der dürftigen Vergoldung inwendig galt. Aber warum sollte wahre Poesie nicht auch in einem neusilbernen Sahnetopf zu finden sein, wenn auf ihn der Glanz von liebenden Augen fällt?

Lorenz wandte sich um und las sein Gedicht laut.

Die Alte saß mit den gefalteten Händen unbeweglich da, Thränen rollten über ihre Wangen, aber das runzelige Antlitz strahlte vor Zufriedenheit und Freude.

Er reichte ihr das Papier. Sie nahm es mit zögernder Hand, und während sie es in die Ledertasche hineinthat, warf sie den fünf Kronen einen verlegenen Seitenblick zu, die dort auf dem Grunde lagen.

„Sie müssen selbst eine gute Mutter gehabt haben, da sie die innersten Gedanken einer Mutter so wahr schildern können," sprach die Alte und erhob sich.

Sie ergriff seine Hand. „Dank und nochmals Dank. Für Ihr schönes Gedicht kann ich Sie nicht belohnen, Ihr Lohn muß das Bewußtsein bleiben, daß Sie eine geringe, arme, alte Frau so glücklich gemacht haben, wie sie in langer, langer Zeit nicht war."

Sie erfaßte sein Haupt mit ihren mageren, zitternden Händen, küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Gott segne Sie und gebe Ihnen eine frohe Zukunft. Dort oben haben Sie eine Mutter, die für Sie betet, und das will auch ich für Sie, oft, recht oft."

Sie legte das Seidenpapier um die kleine, dickbäuchige Rahmkanne und entfernte sich trippelnd, dankend und nickend.

Als Lorenz allein war, senkte er das Antlitz auf die Arme hernieder und weinte. Es waren aber keine bitteren Thränen, es war ein erfrischendes Bad für seine trockenen, brennenden Augen.

Als er nach einer Weile sich erhob, sandte die Abendsonne ihre Strahlen durch die Blumengruppen vor dem Fenster und ließ die Diamanten des Kronleuchters in allen Regenbogenfarben erglühen. Alles um ihn herum war hell und glänzend und schien wie gute Vorbedeutung.

Ihm war unendlich leicht um das Herz. Bis jetzt hatte er nur Verse und Prosa geschrieben, heute hatte er zum erstenmal gedichtet.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Am Tage des Gerichts."

Volksschauspiel in vier Acten von P. K. Rosegger.

(Lessing-Theater.)

Wiederum hat einen von den wenigen starken Erzählern, die uns da oder dort noch leben, die blinkende Theaterherrlichkeit verlockt. Der Dichter von „Zither und Hackbrett", der „Meister der Kleinmalerei" — und wie die niedlichen Epitheta sonst noch heißen mögen, mit denen die Lohnarbeiter der Tagespresse den aufrechten Fünfziger P. K. Rosegger bei Lebzeiten schon eingeeurnt hatten — er ist zum Volksstückeschreiber geworden. Irrig aber ist die allgemeine Verkündigung, Rosegger habe uns in dem Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" seinen ersten dramatischen Versuch gegeben. Der nachdenkliche und doch frohgemuthe Mann — diese Mischung eben von Nachdenklichkeit und jauchzendem Frohsinn gibt der bescheidenen Roseggerwelt den mild anmuthenden Reiz — ist nun zu einer alten Liebe zurückgekehrt: 1870 hattte er den „Dorfkaplan" geschrieben, ein Volksstück mit Gesang in fünf Acten, 1890 entstand ihm das neue Volksschauspiel, dem jetzt das Lessing-Theater Unterstatt gewährt hat.

Nicht zufällig ist die zwanzigjährige Pause zwischen den beiden Werken. In weiser Selbsterkenntniß hielt Rosegger das eigene Schaffen im engen „Heimgarten" volksthümlicher Erzählungskunst zurück, so lange die deutsche Dramatik in dem mächtigen Ludwig Anzengruber einen Führer und Pfleger fand. Bei der ersten Begegnung sagte der Steirer dem Dichter des Pfarrers von Kirchfeld: „Der Pfarrer lebe! Der Kaplan sei todt!" Und er verschloß jedem Bitten seinen ersten Versuch, denn das Thema — die Marter priesterlicher Ehelosigkeit — war von dem ungleich größeren Stammesgenossen in genialem Erfassen vertieft und erweitert worden. Neben dem Pfarrer konnte der Kaplan nur ein bretternes Scheindasein fristen und willig trat Rosegger zurück, der Eitelkeit nie gelernt hatte. Nun der Platz leer ist, den der große österreichische Menschenerwecker einnahm, nun wagt auch der minder gewaltige Landsmann sich wieder hervor, die weithin wirkende Tradition aufzunehmen und volksthümlicher Bühnenkunst nach bester Kraft eine Fortsetzung zu geben. „Nach Nachahmern," so hatte ihm der Kirchfelder geschrieben, „hat es mich nie gelüstet. Nicht meine Art und Eigenheit, meine Richtung empfehle ich zur Nachfolge, nicht meinen Gang, sondern den Weg, den ich nehme."

Mit den löblichsten Vorsätzen hat Rosegger sich auf den Weg gemacht, dem Ziel aber, das Anzengruber mit einem sicheren Schritt erreichen durfte, ist er nicht näher gekommen, als etwa der andere große Bauernidealist, als Berthold Auerbach. In dem ängstlichen Bestreben, den anders gearteten Lebensbedingungen dramatischer Kunst gerecht zu werden, gingen dem Erzähler die besten und eigensten Gaben verloren, und was am Ende so ehrlichen Strebens geschaffen ward, das ist ein Theaterstück ohne individuelles Leben und ohne feinsten Reiz intimer Poesie, ein unmodernes Drama, das von den Ganz- und Immerklugen sicherlich als ein „schwacher Sardou" in den Abgrund verdammt worden wäre, wenn es nicht in dem billigen und bequemen Mantel der Volksmundart gar anheimelnd einherspazierte. Ein neuer Beitrag zur Geschichte von den Vortheilen des Dialectes, der selbst Herrn von Wildenbruch gelegentlich als einen Wirklichkeitsdichter erscheinen ließ.

Unmodern nenne ich das neue Volksschauspiel, weil es nach äußerlicher „Spannung" strebt und der höheren Absicht einer tief eindringenden Ergründung menschlicher Natur scheu aus dem Wege geht. Hat das Modernitätsgefasel überhaupt einen Sinn, dann ist er hier zu finden: Der Anspruch einer mit sensationellen Vorgängen überfütterten Zeit heischt von der Bühnenkunst höhere Befriedigung, als die ihm durch die Mittel brutaler Spannung gewährt wird; nicht die dürftige Aneinanderreihung ungewöhnlicher Geschehnisse genügt ihm, dem das Ungewöhnlichste Tagesereigniß ist; mitlebend und mitbauend will er vielmehr die tieferen Zusammenhänge erkennen, die unter deutlich erkennbaren Voraussetzungen ein Menschenschicksal bestimmen und entscheiden. Weil er diesem Anspruch selbst in seinen technisch hülflosesten Werken gerecht wird, nicht weil er so zu sagen „moderne Stoffe" gestaltete, ist uns Anzengruber ein großer und ein moderner Dichter, während Rosegger hier, wo er bei äußerlicher Theatralik Halt macht, unser Empfinden erkältet, trotz der sozialen Anklagen, die sein scheinmodernes Drama aufzuwühlen sich vermißt.

Denn ein sozialer Ankläger, ganz nach der neuesten Mode, ist auch Rosegger's Held, der Straßl-Toni. Dem Elternlosen hat die bäurische „Gesellschaft" übel mitgespielt, um Weib und Kinder zu sättigen, greift er zur Waffe des Wildschützen, und da den noch Unschuldigen die blinde Justiz eines Anderen That büßen läßt, verhärtet des Armen Seele sich in trotzigem Weh. Arbeit weigert man ihm, das correcte Gesindel flieht ihn, wie einen Pestkranken — gut, an Haft will er es seinen Peinigern noch zuvorthun. Diese allgemeine Grollstimmung, der das persönliche Rückgrat fehlt, wird in gemächlichen Selbstgesprächen uns beschrieben, nicht, wie der Dramatiker doch sollte, als eine individuelle Nothwendigkeit gezeigt. Trotz seinen Monologen kennen wir diesen Toni von der Straße nicht, und als eine Wildschützenkugel einen Menschen in's Herz trifft, da fragt nicht unser Empfinden, das der That und dem Thäter fremd bleibt, unser interessirter Verstand fragt: Ist der Ankläger zum Mörder geworden oder soll er zum zweiten Male um fremden Frevel leiden?

Von dieser Neugier lebt das Schauspiel, und nicht ohne ein Raffinement, das von dem naiven Steirer am wenigsten zu erwarten war, werden wir durch allerlei unruhige Zweifel gehetzt. Gegen die Waldleute, die ihn des Mordes bezichtigen, erhebt der Wildschütz — wie kleinlich und unwahr! — die Verleumdungsklage. Der Mann, den ein Rechtsirrthum in's Elend gebracht hat, erhofft von demselben Recht seine Rettung. Und wenn nicht die theaterengelhafte Güte einer bedenklichen Wittwe ihn zu freiwilligem Geständniß triebe, der Straßl-Toni würde am Ende freigesprochen, diesmal, da er in Wahrheit schuldig ist. Die schneidende Ironie eines solchen Ausganges aber hat der sanfte Dichter vermieden: sein trotziger Rebell bekennt, von der ersten Gutthat erweicht, und mit dem Gerichtshof athmet der Hörer auf: Also war er es doch! Wir haben uns nicht umsonst gequält.

Neue Fragen aber erheben sich und diesmal werden wir ohne Antwort entlassen. Warum hat der Toni gemordet, warum gerade diesen Menschen getödtet, den kreuzbraven Kreuzjäger und Gatten der noch kreuzbraveren Rettungsfrau? Wir wissen es nicht und wir blicken nicht hinein in die Seelen, nicht hinein auch in die beiden Ehen, deren Geschicke ein finsterer Zufall so fest verknüpft. Es ist bezeichnend, daß der übrigens ganz in leere Declamation sich verzettelnde Act, der uns das Weib des Mörders kennen lehren soll, vor der Hütte des Toni sich abspielt, mit ödem Theatergepränge an abstracter Entrüstung und abstractem Edelmuth. Drinnen hätten wir Intimität gefunden, draußen suchen wir vergebens Menschen und der gleichgültige Schauplatz läßt uns nur gleichgültige Intriguen und verbrauchte Theaterkünste erschauen. Der Erzähler Rosegger führte uns in die Häuser seiner Menschen, der Dramatiker hat noch nicht einmal durch die Fenster geguckt und nicht, wie er in dem knappen und kräftigen Prolog verhieß, ein Menschenschicksal hat er uns enthüllt, sondern eine Reihe zufälliger Ereignisse mit dramatisch ungeübter Hand zu heften versucht.

Nicht in dieser Unbeholfenheit, die in bühnenmäßiger Charakteristik

Digitized by Google

„sich nicht auskennt", finde ich den Grundmangel des guter Absicht redlich zustrebenden Werkes und einem Rosegger würde ich gewiß nicht, nach übler Beckmesser Weise, mit der Tabulatur kommen, wenn er nur das eigene Selbst fein artig gewahrt hätte, im lockenden Flitterstaat derber Theatralik. Im stillen Kämmerlein aber wird sich der allzeit Ehrliche gewiß selbst sagen, daß er so billiger Wirkung in seinen epischen Betrachtsamkeiten niemals nachgestiegen ist und nimmermehr nachsteigen würde. Es gibt da eine überflüssige Spitzbubenscene, die mitunter verfänglich an üble Witzblattkomik anklingt und den „Panke-Klassikern" der Gerichtsreportage eine bedauerliche Concurrenz macht. Diese Gauneranekdoten, die freilich wirksamer vorgetragen wurden als die anekdotischen Ernsthaftigkeiten, aus denen das Drama locker sich zusammenfügt, hatten einen stürmischen Heiterkeitserfolg, wie es ja wohl im Stil der Mitternachtkritik heißt. Aber Rosegger gleicht hier, wo er sich zu bewußtem Possenwitz herabläßt, jenem vom Dänenprinzen gegeißelten Narren, der selbst lacht, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen zu bringen. Und „das war schade, daß er das gethan".

Anzengruber dachte an einen anderen Narren, als er dem neuen Freunde in die Grazerstadt schrieb, er sehe sich plötzlich ganz verstanden, eingeholt, „umrungen und steh' dem Volk gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder wie ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gern seine Kinder sein und seine Narren bleiben!" Erst wenn der Dramatiker Rosegger den Muth und die Kraft findet, ein solcher närrischer Wahrheitskünder zu sein, dann erst wollen wir — wiederum mit Anzengruber — aus seiner Schöpfung lustig hinabjuchzen: „Kimmt 'rauf, do geht der Weg!" M. H.

Die internationale Kunstausstellung.

IX. Die Bildnerei.

Unter allen Bildhauern Europas, so weit sie auf der Berliner Kunstausstellung vertreten sind, wissen die Belgier am genauesten, was sie wollen. Bei ihren Führern gibt es keinerlei Convention, keinerlei Rückerinnerung an die gute alte Zeit des hellenischen Geistes. Sie gehen rücksichtslos auf ihr Ziel los, auf den Realismus. Sie werden darum auch zuerst den Boden finden, von dem aus ein neuer, echterer Idealismus erspriessen kann. Mit Compromissen ist wenig geleistet. Auch wenn man von der Antike zur Bildnerei des Donatello und Verrocchio übergeht, oder wenn man das Barock und Rococo sich als Muster nimmt, ist man von dem Alexandrinerthum nicht frei, das nun seit 100 Jahren die Hand der Bildhauer unsicher und unselbständig macht.

Vielleicht wird bald einmal eine ganz andere Geschichte der modernen Plastik geschrieben, in welcher nicht der Mythus weiter verbreitet wird, nach Michel-Angelo sei die Bildnerei von der Welt verschwunden, wie ein Maulwurf in's Loch gekrochen, habe dann in Schlüter plötzlich einmal einen großen Haufen aufgeworfen, um erst wieder in Canova und Thorwaldsen zum Licht der Welt zu kommen. Im Museum zu Glasgow sah ich eine Statue des Pitt von Flaxman, die mir viel zu denken gab: da sah ich von einem der großen Klassizisten endlich einmal ein nicht langweiliges Werk, eine Figur, die in Kleidern gedacht war, der nicht, wie den Berliner Statuen an der Hauptwache, die Hosen wie nasse Lappen um die antik geformten Beine schlottern, deren Kopf doch noch selbständige Eigenart verräth. Ich besah mir das Werk genauer und fand, daß die Fülle von Rococo und Realismus, die noch in der Arbeit steckte, ihr das Leben gebe. Ich erinnerte mich an Werke von Houdon und Schadow und von manchem Anderen, als „Vorläufer der großen Kunstepoche" so nebenbei genannten Meister und fand, daß in deren Bildnissen und Idealgestalten doch eine ganz andere Vertiefung in die Natur, eine ganz andere Kunstempfindung liege, als in ihren berühmten Nachfolgern. Und so kam mir denn der Gedanke, daß vielleicht einst, wenn man in der Nachahmung den Verfall, in allem Selbständigen aber die Kraft einer Kunstperiode sehen wird, Canova und ein gutes Stück Thorwaldsen, dazu eine ganze Breitseite von Rauch und was sonst noch an ihm hängt, für den tiefsten Stand der Plastik gehalten wird, den sie seit dem Mittelalter einnahm. Das wird später wohl wieder als ein einseitiges Urtheil erkannt werden, aber sicher nicht für viel einseitiger als es der Hellenismus und die helleniſtische Kunstgeschichte waren, die Berlin und Deutschland beherrschten. Es werden sicher Zeiten kommen, in welchen man Männer wie Drake oder Kiß in ihrer Eigenschaft als Künstler nicht höher schätzen wird, als Pigalle, Adam, Glume und sonst die seiner Zeit berühmten Bildhauer, die hundert Jahre früher Berlin künstlerisch beherrschten. Höher sicher nicht — vielleicht niedriger!

So ist es denn ein Glück, daß die alte Berliner und Dresdener Bildnerschule ebenso todt und begraben ist wie die Münchener Romantik Schwanthaler'scher Mache. Sie war schon lange todt, ehe sie aus der Welt verschwand. Was jetzt von ihr sich noch zeigt, das sind kleine Nachtriebe, die neben dem gefällten Baumstamm aufsprießen, kraftlose Zweige, Werke, die meist schon an ihrem kleinen Format kenntlich sind. Die idealistischen Bildhauer sehen ein, daß die Welt ihre Ideale verloren habe, daß kein Käufer für diese mehr viel Geld anlegt. Sie wenden sich an die kleineren Leute und verpfänden ihren Idealismus in bescheideneren Brocken.

Das Verdienst Reinhold Begas' ist es, daß er die Berliner Plastik aus dem Hellenismus zunächst zur Renaissance führte. Eine ganze Reihe von älteren Arbeiten beweist, daß dies nur unter lebhaftem Ringen mit der in ihm nachwirkenden Richtung seiner Lehrer gelang. Ein älterer Entwurf zu einem Grabdenkmal verkündet, daß er schon vor Jahren bei der italienischen Stimmungsplastik angelangt war. Von hier sollte sein Weg vorwärts in die volle Freiheit führen. Hoffentlich findet er ihn. An Kraft fehlt es ihm nicht, vielleicht aber an Sammlung seiner Kraft. Denn es handelt sich beim Losreißen von Vorurtheilen nicht allein um eine rasche That des Willens, sondern um eine tief von innen heraus wirkende, bis in's kleinste Detail vom Gedanken durchdrungene Thätigkeit. Es gehört eine gewaltige Geistesfreiheit dazu, selbstprüfend sich über jeden Handgriff Rechenschaft zu geben, ob er nicht der bequemen Nachfolge hinter angelernte Ideale diene, ob er wirklich überall der Ausdruck individueller Naturempfindung sei. An einzelnen Arbeiter, z. B. am Menzel in der Nationalgalerie spürt man, wenn auch noch durch das Medium der Renaissanceplastik, die volle Größe des Begas'schen Strebens. In seinen als besonders „genial" gerühmten Arbeiten vermag ich nur den Abglanz dieser Größe zu entdecken. Meisterschaft im Technischen — und Begas ist vielleicht der bedeutendste Meister, den wir seit Schlüter gehabt haben — macht noch nicht ganz den großen Künstler. Jene Barockgruppen, wie z. B. der Raub der Sabinerinnen, haben längst vergessene Künstler des 17. Jahrhunderts, wie Corradini oder Balestra, besser gemacht als Begas. Dazu waren sie noch die eigentlichen Erfinder der ganzen Kunstauffassung. Begas wäre aber der Mann, Dinge in der Natur zu entdecken, die Niemand in der Welt vor ihm fand und Niemand so gut machen kann als er. Wollte er nur mit ganzer Hingebung danach suchen und dem Gefundenen alle seine Meisterschaft zur Verfügung stellen.

Er sollte sich nicht mit Eberlein auf eine Stufe stellen, der der Welt zu zeigen bemüht ist, daß man Meißener Porzellanfiguren auch in Marmor und in Lebensgröße ausführen kann, ohne aufzuhören niedlich zu wirken, oder mit Jenen, die der Welt ein großes Geheimniß offenbart zu haben glauben, wenn sie ein nacktes Weib so darstellen, wie sich der Staatsbürger nach seinen Erinnerungen aus Galerien und höchst sparsamen eigenen Beobachtungen ein solches vorstellt — natürlich ideal. Es ist ja der Jammer aller Bildner, daß sie keine brauchbaren Modelle finden, weil die Weiber eben nicht so aussehen, wie man sie in der Bildnerei haben will. Vielleicht hatten die Griechinnen wirklich jene von uns jetzt noch in der Kunst für schön befundenen Formen. Was gehen uns aber die Griechinnen an!? Es muß doch möglich sein, ein Ideal zu finden, daß sich auf der Natur, wie wir sie sehen, wie sie uns umgibt, aufbaut. Und das werden wir nur dann erreichen, wenn wir einmal der Natur ernst in's Auge sehen, nicht, nach alter Vorschrift, idealisiren, sondern zuförderst mit vollem Realismus den künstlerischen Thatbestand feststellen.

Das thun bei uns sehr Wenige. Ich möchte einige Berliner Arbeiten herausgreifen, nicht weil ich sie für allein gut im angegebenen Sinne halte, sondern weil sie mir besonders charakteristisch erscheinen. Manche gehen ganz entschieden über Begas hinaus, der wohl als der Führer selbst dort gelten kann, wo er nicht der Lehrer war. Nicolaus Geiger ist einer von den jüngeren Künstlern, der eine ganz ungewöhnlich selbständige Naturauffassung zeigt. Seine Männerstatue „Arbeit" steht mir höher als Manzel's „Friede durch Waffen geschützt", denn er ist unmittelbar empfunden, schmeckt nicht wie jener nach Allegorie, steht nicht Pose, sondern lebt. Ein anderer interessanter Künstler ist R. Toberenz, dessen „Bildhauerin" anmuthig gerade in Folge realistischer Auffassung wirkt. Es ist in dieser und den großen Statuen zu einem Brunnen in Görlitz ein Zug von selbständig empfundener Idealität, in welcher der Keim zu Neuem, Bedeutenderem zu liegen scheint, etwas von der geistigen Haltung Adolf Hildebrandt's und weiterhin dessen Lehrer Marées. In Hundrieser's „Friede", Baumbach's „Gebet", Haverkamp's „Im Gebet" und Anderen tritt eine neue Art der Flächenbehandlung hervor, die von der alten Glattmacherei vortheilhaft absticht. Galt es doch noch vor zehn Jahren für ein Verbrechen gegen den idealen Geist der Kunst, wenn man am Gewande zeigte, ob es von Seide oder von Wolle gedacht sei, hatten doch die Bildhauer alle Mühe, einen Stoff zu finden, der sich in den wie aus Blech geschnittenen „edlen" Faltenwurf legen wollte. Man muß sich immer vergegenwärtigen, in welchen Zopf der helleniſtische Idealismus uns eingewickelt hatte, um sich recht warm am Neuerreichten erfreuen zu können.

Wie lange hat es gedauert, bis man einen modernen Menschen modern darzustellen lernte! „Abstrahiren", hieß früher das Schlagwort auch im Bildniß, „vom Nebensächlichen, Zufälligen abstrahiren!" Wenn ein Mann eine etwas schiefe Nase hatte, ein Auge größer war als das andere — dann war es heilige Pflicht der Plastik, das zu vertuscheln, wenigstens jener, die nach „Höherem strebt als nach sklavischem Abschreiben der Natur". Nun gibt es aber thatsächlich wenig Menschen mit ganz geradem Gesicht. Wie das klassicistische Drama daran krankte, daß jeder Mensch als Typus einer Tugend oder eines Lasters abgefaßt wurde, statt des lebensvollen Charakters daher nur Schemen, kunstgerecht aufgebaute Menschen auf der Bühne erschienen, so hat die Plastik mit ihrem „Abstrahiren von den Zufälligkeiten", die thatsächlich das eigentlich Intime der Gesichter sind, uns nur Schemen von Menschen gegeben. Was gäbe man heute um eine realistische Büste Schiller's, Goethe's? Die Todtenmasken sind schließlich die einzigen Behelfe, um sich den Mann lebendig zu vergegenwärtigen. Sonst sieht man nicht Goethe, sondern lediglich den Apollo Trippel's, den Jupiter Thorwaldsen's oder den Idealgeheimrath David's. Alle haben sie es besser verstanden, wie Goethe hätte aussehen müssen, als der liebe Gott.

Da ist denn ein großer Fortschritt zu bemerken. Wir haben eine ganze Anzahl von Büsten in der Ausstellung, die so vortrefflich sind, als habe es gar kein 19. Jahrhundert und keine „reine" Kunst gegeben. Man ist wieder dicht bei Giovanni da Bologna und Leone Leoni, ja selbst bei Bernini und Schlüter angelangt, d. h. bei der redlichen Erfassung der Natur, die die Blindheit des klassischen Zopfes für Uebertreibung, für Manier und Ungeschmack hielt.

Am reifsten erscheint die Kleinplastik neuerer Schule. Da sind eine

Digitized by Google

Reihe von Werken kecker Anmuth, sicherer Formbehandlung, lebensfrischer Contur; diese Reihe des Guten ist sogar viel zu lang, als daß ich sie aufzählen könnte. Nur einen möchte ich nennen, den Wiener Arthur Straßer, dessen frisch empfundene und ernst durchgebildete Arbeiten meiner Ansicht nach weitaus das Beste sind, was Oesterreich überhaupt zur Ausstellung sendete. Tigner ist durch einen anmuthigen Brunnen, doch nicht genügend, vertreten. Rudolf Wayr's schönes Talent scheint an der Barockdecoration gelitten zu haben und leidet weiter unter der unglücklichen Idee, Illustrationen zu den Dramen Grillparzer's in Relief schaffen zu müssen. Diese Denkmalmacherei hat schon manch' tüchtiges Talent auf dem Gewissen. Was soll auch Frisches entstehen, wenn ein Künstler gezwungen wird, die Dichtung nachzudichten, also unbedingt verhindert wird, Selbstempfundenes zu schaffen.

Man sieht den Unterschied zwischen Empfundenem und Illustration an den ausgestellten Theilen von R. Siemering's Denkmal für Washington: Die großen Figuren der Amerika, welche ihre Söhne zum Kampf weckt, werden im Freien an einem großen Denkmal sicher kräftig und bedeutungsvoll wirken. Die Reliefs, in welchen das Bedeutungsvolle nacherzählt werden soll, dürften schwerlich die Begeisterung der Amerikaner anregen.

Wunderbar reich stellt sich dem tastenden Suchen der Deutschen und auch Engländer, von denen nur Hamo Thornicroft mit seiner erstaunlich naiven Büste hervorragt, die belgische und italienische Plastik gegenüber. Einstweilen werden die meisten deutschen Beschauer über diese Kunst noch ebenso den Kopf schütteln, wie sie es einst über die Maler jener Länder thaten, die sie jetzt so allgemein preisen. Aber sie mögen sich mit ihrem Urtheil gedulden! Das ist Zukunftsplastik, d. h. solche, welche Euch in Zukunft gefallen wird, ob Ihr sie jetzt gleich fast für ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Kunst ansieht. Constantin Meunier in Löwen wagt es, wie in der Malerei, so in der Plastik dem vollkommenen Elend in's Auge zu blicken, Charles Meunier unterstützt ihn. Aehnlich arbeitet Achille d'Orsi in Rom mit seinem „Proximus tuus" und Emilio Franceschi mit seinem „Fossor". Da ist endlich der redliche, vollkommene Bruch mit der Antike, da scheuen sich ein paar kühne Männer nicht, in der Natur selbst zu suchen, was aus dem einst so unermeßlich reichen, jetzt aber ganz steril gewordenen Boden Griechenlands nicht mehr herauszugraben ist. Es sind dies revolutionäre Arbeiten, Erzeugnisse, denen man die Kampfstimmung nur allzu deutlich ansieht. Aber nur im Kampf kann das Eigenartige errungen werden, es muß einmal auch in der Plastik die volle Reaction gegen die Schönbildnerei eintreten, soll ihr neue Lebenskraft zugeführt werden.

So sieht man denn auch unter den Belgiern sich bereits die neuen Idealformen aus dem Kampfe Frieden verheißend erheben. Paul de Vigne bringt noch dem Alten Opfer, obgleich in seiner großen Gruppe schon der Geist des materiellen Realismus eine vorläufige Abklärung zeigt, Pierre van der Stappen, dessen „Besiegter" unverständlich ist, wenn man den Sieger, den heiligen Michael nicht auf der Figur stehen sieht, dessen David aber einen hohen Begriff von seiner Auffassung der menschlichen Figur gibt, und Andere führen die Plastik einem neuen Ziele zu, einem Ziel, welches sich über kurz oder lang auch die deutschen Bildhauer werden stellen müssen.

Und das Ziel heißt: Bruch mit dem alten Schönheitsgefühl, Aufbau einer neuen Schönheit, eines neuen, selbstgeschaffenen Idealismus auf Grund realistischen Studiums der Natur. Der Weg zu diesem Ziele führt aber nur über die völlige Hingabe an die Wahrheit, ohne jeden Versuch schön sein zu wollen. Denn dereinst wird man einsehen, daß jede absichtlich schönheitliche Regung zur Lüge führt, daß die echte Schönheit von selbst kommt, wenn erst der Künstler mit der Wahrheit ganz erfüllt ist und aus dieser heraus eigenartig zu schaffen vermag.

Inzwischen zeichnen und modelliren aber unsere jungen Akademiker im Gypssaale noch nach der Antike, statt nach der Natur, werden sie erst auf Hellas gedrillt, ehe sie wissen, wie die erste Stufe aller Kunst aussieht, lernen sie die Schönheit vor der Wahrheit kennen und finden daher, vor diese geführt, die Natur nicht schön genug, um von ihnen redlich nachgebildet zu werden. C. G.

Notizen.

Neue Forschungen auf dem Gebiete der Psychopathia sexualis. Von v. Krafft-Ebing. (München, Finsterlin.) — Das Interesse des Cultur- und Literarhistorikers wird kaum von vornherein durch diesen medizinischen Titel angeregt sein. Aber obgleich der bekannte Verfasser als Leser nur ernste Vertreter wissenschaftlicher Forschung erwartet und schon durch die halblateinische Fachsprache das odi profanum vulgus markirt, sind doch schon die termini der behandelten krankhaften Erscheinungen der Literatur entnommen: der des Masochismus von dem Lieblingsgegenstand des Schriftstellers Sacher Masoch, der des Sadismus von dem berüchtigten Marquis de Sade des vorigen Jahrhunderts. In einer Zeit, da die Nachtseiten der menschlichen Natur und Cultur als gleichberechtigter Gegenstand einer Dichtung (?) vorgeführt werden, die die Auswahl der Gegenstände nach moralischen oder ästhetischen Bedenklichkeiten als heuchlerischen Idealismus brandmarkt, hat der Psychiater volles Recht, seine Stimme zu erheben und das Abnorme und Krankhafte in den Gegensatz zur Norm der gesunden Natur zu bringen, auch wenn das Abnorme verhältnißmäßig nicht so selten ist. Nach einem eingerückten Krankenbericht ist der Masochismus, daß der Mann in der Demüthigung vor dem Weibe, in der Mißhandlung die Befriedigung falscher Empfindung sucht, der psychiatrische Oberbegriff für die Auswüchse des ritterlichen Minnedienstes, die in dem Frauendienst des Ulrich von Liechtenstein als culturhistorisches Räthsel vorliegen, auch in Frankreich literarisch bezeugt sind. Eine andere Spur bieten Rousseau's Bekenntnisse, dessen Krankheitsgeschichte übrigens in letzter Zeit noch Matuis 1889 und Chatelair 1890 behandelt haben. Ebenso wie nun für den Minnedienst eine Art psychischer Ansteckung anzunehmen ist, so hätten nach den Aufzeichnungen des Kranken gerade die Schriften von Sacher Masoch die vorhandene Disposition erst entwickeln können. Unter den gleichen pathologischen Begriff stellt nun der Verfasser auch das Motiv von Kleist's Käthchen von Heilbronn, die liebessieche, nicht ganz weiblich feine Aufdringlichkeit. Man wird freilich nicht allzu viel auf die Vorliebe der Mediziner geben wollen, durch einen neuen Namen eine tiefere Auffassung gewonnen zu glauben — häufig handelt es sich nur um eine typische Behandlung von Erscheinungen, die früher individuell gefaßt wurden. Es könnte fast an den Realismus des Mittelalters erinnern. Nur im Vorübergehen sei in dieser Hinsicht auf den Begriff der Modekrankheit Neurasthenie Bezug genommen; die Sache ist ja durchaus nicht neu und könnte wohl auch einmal culturhistorisch gewürdigt werden. Aber immerhin wird man gern zugeben, daß eine Aufführung des Käthchens von Heilbronn einen pathologischen Eindruck hinterläßt. Es scheint eine richtigere Auffassung, als wenn du Prel sie neuerdings als Somnambule hat erklären wollen. Die Beliebtheit des Stückes, die schon wieder jüngst zu einer neuen Bearbeitung Anlaß gegeben, hat ja damit nichts zu thun. Die Bezeichnung als Ritterschauspiel allein stellt es — die dichterischen Vorzüge ungeleugnet — ganz treffend in denselben Kreis von Auffassung und Wirkung, dem auch die Agnes Bernauerin ihre Volksthümlichkeit verdankt. Ob Heinrich von Kleist selbst als krankhaft veranlagtes Genie für die dunklen Seiten des Lebens Vorliebe besaß oder mit der Spürkraft des echten Dichters, wie in höherem Grade Shakespeare — in intuitiver Klarheit über die Combinationen des menschlichen Geistes herrschte — das mögen seine Kenner ausmachen. So nennt Theophil Zolling „Kleist in der Schweiz 1882" Kleist's Leben die Geschichte eines herrlich begabten Geistes, eines edlen Herzens und eines kranken Gemüthes. Später führt er eine Aeußerung des alten Wieland an von Kleist's an Verrücktheit grenzenden Eigenheiten, und spricht er von Geisteskrankheit mit periodischen Eruptionen. — In dem Masochismus dürfen wir der Kürze halber die Passivität als das Kennzeichnende des abnormen Verhaltens bezeichnen. Im Sadismus ist es die Activität, die Freude in der Zufügung von Schmerz, in der Grausamkeit. Beim Manne steht er dem natürlichen Gefühl an sich näher und ist nur krankhafte Steigerung bis zum Verbrechen. Zum Sadismus des Weibes rechnet die Schrift auch den Schluß von Kleist's Penthesilea, wo diese im Verein mit ihren Hunden den verliebten Achill zerfleischt. Der Dichter hat es ja nicht versäumt, dies als Wahnsinn darzustellen. Man könnte noch an die Thusnelda der Hermannsschlacht, wie sie den Römer Ventilius in den Bärenzwinger lockt, da sich in das Gefühl der Rache doch noch ein nicht ganz klar ausgesprochenes Motiv der Enttäuschung des Weibes hineindrängt. Weiter darauf einzugehen, ist für den Zweck dieser Zeilen ohne Belang, da es uns genügen muß, die interessanten Aufschlüsse des Schriftchens mit gebührendem Dank zu verzeichnen. Schultheiss-München.

Giacomo Meyerbeer. Von Adolph Kohut. (Leipzig, Reclam.) — Während wir über unsere großen deutschen Tondichter, wie Beethoven, Mozart, Wagner, Liszt ꝛc., mehrere erschöpfende Biographien besitzen, hat es uns bisher an einer leicht faßlichen, die neuesten Forschungen und Ergebnisse berücksichtigenden biographisch-musikgeschichtlichen Darstellung des Lebens und Wirkens von Meyerbeer gefehlt, seit dessen Geburt am 5. September d. J. gerade 100 Jahre verflossen sein werden. Der Verfasser, dem wir bereits mehrere höchst interessante und werthvolle musikgeschichtliche und biographisch-feuilletonistische Werke verdanken, hat in knapper Form Alles gesagt, was über den Componisten und Menschen sowie über seine musikalischen Werke gesagt werden konnte. Der reiche Stoff ist übersichtlich geordnet, Alles sehr lichtvoll und mit Wärme geschrieben. Eine wohlthuende Objektivität macht die Darstellung besonders genußreich. Wenn die Aufmerksamkeit des großen Publikums sich auf's Neue dem Componisten der Hugenotten, des Robert, des Prophet und der Afrikanerin zuwenden sollte, so hat Kohut zu diesem Ergebniß das Seinige ehrlich beigetragen.

Ein Liebesarchiv und manches Andere. Von Adolph Kohut. (Leipzig, Georg Meyer.) — Falsche Diamanten. Nach dem Magyarischen von Josef Hevesi. Von Adolph Kohut. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Der Verfasser ist ein berufener Vermittler zwischen deutschem und ungarischem Geistesleben in der Gegenwart. Die erstere Schrift bringt 12 Humoresken und Novelletten, welche wahre Kabinetsstücke des magyarischen Humors sind, und die neuesten schöngeistigen Arbeiten der namhaften ungarischen Dichter, wie Csiky, Berczik, Porzselt u. A. in mustergültiger Uebertragung enthalten. Während diese lustigen Geschichten tendenzlos sind, sind die gesellschaftlichen Novelletten und Skizzen Josef Hevesi's satirische Schilderungen der Hohlheit gewisser Berufsklassen, wo falsche Diamanten, falsche Ehr- und falsche Sittlichkeit sich breit machen. Wer die neuere ungarische Literatur kennen lernen will, wird die Kohut'schen Bücher gewiß mit Nutzen lesen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen

mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von

Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Dritte Auflage.

Richard Wagner

von

Franz Muncker.

Preis 1 ℳ 60 ₰

Reich und prachtvoll illustriert.

C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung in Bamberg.

In meinem Verlage ist eben erschienen:

Modernes Reisen.

Die Orientfahrt

der

Augusta Victoria

von

H. E. Wallsee.

Lexikon-Oktav. 11 Bogen mit 49 Bildern.

Geh. 5 ℳ.

Otto Meißners Verlag in Hamburg.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

Soeben erschien:

P. v. Lind,

Moderner Geschmack

und

Moderne Musik.

Eine Gegenwartsstudie.

Vornehme Ausstattung.

Elegant kartoniert. 1 ℳ.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(☞ Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen. ☜)

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Vor Kurzem erschien in der meisterhaften Übersetzung aus dem Russischen von Wilh. Henckel die **dritte, wohlfeile Auflage**

des

Raskolnikow Roman von **F. M. Dostojewskij.**

2 Bde. eleg. Ausst. M. 8.—.

„Dostojewskij hat in diesem Roman eine Meisterschaft psychologischer Detailmalerei bekundet, wie wir sie bisher noch nicht angetroffen haben."

Nationalzeitung.

☞ *Die mehr oder minder schlechten Übersetzungen der Konkurrenz geben auch nicht annähernd dieses grossartige russische Werk wieder, es ist daher ausdrücklich die Henckelsche Übersetzung zu fordern.*

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. K. Hofbuchhändler in **Leipzig.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

du Prel, Carl, Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman. 2 Bände. 8°. 548 Seiten. Preis geh. ℳ 7.—. In einem geschmackvollen Einband ℳ. 8.—.

Fischer, J. G., Auf dem Heimweg. Neue Gedichte. 8°. 204 Seiten. Preis geheftet ℳ 3.—. In geschmackvollem Einband ℳ 4.—.

Dóczi, Ludwig, Maria Szécsy. Historisches Schauspiel in drei Akten. 8°. 160 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Dóczi, Ludwig, Letzte Liebe. Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage. 12°. 207 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Madách, Emerich, Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Ludwig Dóczi.** 8°. 200 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. M., Stat. der Main-Weser-Bahn

Badezeit vom 1. Mai bis 1. October. Abgabe von Bädern auch vor und nach dieser Zeit. Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, Sprudelbäder, Strombäder, Douchen, electrische Bäder, Inhalation ꝛc. Salinische Trinkquellen, alkalischer Säuerling, Gradirluft, Ziegenmolke. Angezeigt besonders gegen Scrophulose, Rachitis, Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Rückenmarkleiden, Frauenkrankheiten ꝛc. — Vorzügliche Kurkapelle, Theater. Ausgedehnter Park mit großem Teich ꝛc.

Großherzoglich hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Neueste Erscheinungen und Neuauflagen.

Ludw. Anzengruber, Die Kameradin. Erzählung. 2. Aufl. Geh. ℳ 3.50.
Holger Drachmann, Meerbilder. Dichtungen. Geh. ℳ 1.50.
Fürst Dimitri Galitzin, Der Rubel. Roman aus der russischen Gesellschaft. Geh. ℳ 3.—.
Karl Greg, Der Spuk von Wjolsk. Roman. Geh. ℳ 2.—.
Hans Hopfen, Zum Guten. Geschichte aus Südtirol. 3. Auflage. Geh. ℳ 3.—.
Fritz Mauthner, Der Villenhof. Berliner Roman. 4. Auflage. Geh. ℳ 5.—.
Alex. Baron v. Roberts, „Es" und Anderes. 4. Auflage. Geh. ℳ 3.—.
Ossip Schubin, Ehre. Roman. 4. Auflage. Geh. ℳ 2.—.
Anton Smital, Die Familie Kobisan. Ein galizisches Sittenbild. 2. Aufl. Geh. ℳ 2.—.
Richard Voß, Die Auferstandenen. Ein antinihilistischer Roman. 2 Bände. 2. Auflage. Geh. ℳ 8.—.
Ernst Ziegler, Ehegeschichten. Erzählungen. Geh. ℳ 2.—.
do. Monte Carlo. Ein Spielroman. 3. Auflage. Geh. ℳ 3.50.

☞ Sämmtliche Werke führe ich auch **gebunden,** und zwar in meinem **Originalband,** der Preis derselben stellt sich dann um 1 Mark höher für den Band. ☜

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 30 Pf.

Inhalt: Unser Nachbar im Osten. Von Politicus. — Ueber materielles und über geistiges Kapital. Von Landgerichtsrath Paul Bünger-Schneidemühl. — **Literatur und Kunst**: Fortschritte und Aufklärungen in Sachen des Spiritismus. Von Dr. jur. von Bentivegni. — Zur modernen Literatur. Von E. Gnade. (Schluß.) — **Feuilleton**: Das Programm. Von Lea Wettergrund-Stockholm. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Fiesel. — **Aus der Hauptstadt**: Franco-Russe. Von Apostata. — Der Fall Klausner. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Unser Nachbar im Osten.

In aller Welt macht sich ein Bedürfniß nach Frieden geltend und nur die Freude an der Furcht vor kriegerischen Ereignissen oder der pekuniäre Vortheil einiger Börsenmänner beschwört aus nichtigen Gründen dann und wann das Kriegsgespenst herauf. Gleich aber fallen wieder Männer von der Feder darüber her und zwingen es nieder. Da werden eine Reihe von Beispielen in's Treffen geführt, um der Welt zu beweisen, daß ein Krieg nicht zu befürchten sei und eine Zeit lang hat man dann Ruhe, bis das alte Spiel von Neuem beginnt.

Neuerdings halten sich Kriegstrompeten und Friedensglocken in der Presse einigermaßen das Gleichgewicht. Einerseits feiert man die Erneuerung des Dreibundes und den Hinzutritt Englands unter bestimmten Bedingungen als eine politische Großthat ersten Ranges und als sichere Friedensbürgschaft. Andererseits hält man den Abschluß eines russisch-französischen Bündnisses für unmittelbar bevorstehend und mit ihm den Krieg. Immerhin ist ja ein gutes Einvernehmen mit England werthvoll, aber England pflegt seine Freundschaft immer recht theuer zu verknüpfen und ein eigentliches Bündniß hat wegen der parlamentarischen Regierungsform dieses Staates wenig praktische Bedeutung. Daß England im Falle eines Weltkrieges dem Dreibund mindestens eine freundschaftliche Neutralität bewahren würde, wußten wir längst, denn es darf weder Rußland noch Frankreich zu mächtig werden lassen. Die Erneuerung des Dreibundes aber ist einfach eine politische Nothwendigkeit für die betheiligten Mächte, kein diplomatisches Kunststück. Was nun den Abschluß eines russisch-französischen Bündnisses betrifft, so glauben wir kaum, daß Rußland (trotz Kronstadt) sich zu bindenden Zusagen herbeilassen wird, und wenn das geschieht, so ändert das die Weltlage nicht wesentlich. Frankreich wird auch ohne Bündniß mit Rußland gehen und, mit oder ohne Bündniß, nicht anfangen, ehe es Rußland genehm ist. Es hat sich selber in ein Vasallenverhältniß zu Rußland hineingearbeitet und findet keinen Ausweg.

So ist denn eben nicht viel Aussicht, daß sich in der nächsten Zeit in der Weltlage etwas ändern wird und aus der Unsicherheit werden wir wohl sobald nicht hinauskommen. Immer noch ist unser Nachbar im Osten der unzuverlässigste. Es klingt etwas eigenthümlich, wenn Blätter, welche der russischen Regierung nahe stehen, es als die Aufgabe ihrer Regierung bezeichnen, eine klare Orientpolitik zu befolgen, um die Kriegtreibereien der Quadrupelverschwörung in das rechte Licht zu rücken. Man weiß im übrigen Europa ganz genau und sollte es in Rußland billigerweise auch wissen, daß gerade die russische Politik eine regelrechte Lösung der zur Zeit brennendsten Frage im Orient, der bulgarischen Frage, nicht zuläßt. Im Grunde ist ja die Sache recht einfach. Der Fürst Ferdinand von Bulgarien ist zwar nicht genau nach den im Berliner Protokoll festgestellten Bedingungen, jedenfalls aber unter Zustimmung des weitaus größten Theiles der Bevölkerung des Fürstenthums, soweit sie nicht unter dem Einfluß des Rubels steht, gewählt worden. Warum will denn Rußland, das doch niemals eine ihm günstige Fürstenwahl erreichen und Bulgarien mit gutem Willen nie die Rolle eines russischen Vasallenstaates wird spielen sehen, den Fürsten, der sich fähig gezeigt hat, sein Land zu regieren, warum will der Zar diesen Fürsten nicht anerkennen? Das wäre doch die einzig denkbare vernünftige und friedliebende Orientpolitik Rußlands und würde alsbald die drohenden Kriegswolken vom Himmel scheuchen.

Von Zeit zu Zeit liest man einmal, die Pforte wolle mit der Anerkennung des Fürsten Ferdinand den Anfang machen. Leider hat man es da zumeist nur mit Enten zu thun gehabt, wenn auch die Pforte wohl den Gedanken, auf diese Weise den unhaltbaren Zuständen in ihrem Vasallenstaate ein Ende zu machen, in Erwägung ziehen dürfte. Sollte die Pforte sich zu einer thatsächlichen Anerkennung bereit finden, so würde damit der kranke Mann eine That wagen, die die zünftige Diplomatie Europas nicht wagt, oder er würde einen Ausweg finden, den sonst Niemand zu finden scheint, weil er zu klar vor den Augen Jedermanns liegt. Und eine andere Lösung der bulgarischen Frage gibt es nicht und die Furcht, daß Rußland aus der Anerkennung von Seiten der übrigen Mächte einen Kriegsfall machen wird, halten wir für einigermaßen unbegründet.

Das Väterchen gefällt sich offenbar ganz gut in der Rolle des Tonangebenden in Europa, des Mannes, um dessen Freundschaft alle buhlen und dessen Handlungen und Ausführungen von allen Seiten her die größte Beachtung finden. Von der einen Seite her schmeichelt Frankreich hinter seinen Rockschößen her mit einer Kriecherei und Selbstwegwerfung, die man bisher nur im Orient kannte und die die Russen, wenn sie unter sich sind, bespotten und belachen. Auf der anderen Seite kann es auch der Dreibund nicht über's Herz bringen, den Russen zu zeigen, daß man in Europa, wenn es nicht anders sein kann, auch ohne sie fertig werden kann und daß die Freundschaft zwischen Rußland und dem Dreibund ein Ding ist, bei dem auch Rußland das Seine thun muß. Ein Mann der raschen und definitiven Entscheidung ist der Zar nie gewesen und seine Erfahrung hat ihn gelehrt, daß er und sein Reich sich im Grunde ganz gut dabei stehen. Ein Bündniß mit Frankreich wird er schwerlich abschließen, weil nach Abschluß eines solchen

Digitized by Google

Frankreich die Rolle eines Werbenden aufgeben und die eines Fordernden spielen wird. Das weiß man in Kreisen, die des Zaren Ohr haben, ganz genau. Aber ganz mit Frankreich brechen will der Zar auch nicht, weil er dessen Hülfe bei einem Kriege leicht gebrauchen kann und ihm dieselbe auch ohne Bündniß sicher ist.

Es ist eine Unwahrheit, wenn vor wenigen Tagen ein angesehenes und der Regierung nahestehendes russisches Blatt behauptete, es gebe in Rußland keine Kriegspartei. Es mag sein, daß von Männern, die das russische Heer kennen, keiner Rußland für kriegsbereit hält und das ist ja auch ganz richtig, denn die Neubewaffnung des Heeres und die Ausbildung desselben mit der neuen Waffe ist noch nicht zur Genüge fertig. Aber Krieg mit dem faulen Westen und Herrschaft über denselben wird von vielen Russen erstrebt und dem gemeinen Manne als Ziel der russischen Bestrebungen hingestellt. Das Volk erwartet von diesem Kriege eine Besserung seiner Lage und scheut in Folge dessen den Krieg lange nicht in dem Maße als etwa das deutsche Volk und es kann der Tag kommen, daß der Zar den Krieg wird führen müssen, um sich des Volkes zu versichern.

Denn darin besteht die Unsicherheit Rußlands, daß Regierung und Volk nicht mit einander an einem Strange ziehen. Mag auch bei uns Deutschland die im Grunde revolutionäre Sozialdemokratie über einen bedeutenden Anhang verfügen, sie hat ihn nicht, weil, sondern trotzdem sie revolutionär ist und weil der Arbeiter der festen Ueberzeugung ist, daß sie mit den Umsturzbestrebungen doch nicht durchdringen, wohl aber die Lage des arbeitenden Standes verbessern können. Jede soziale Revolution muß in Deutschland scheitern, weil das Heer für eine solche nicht zu haben ist, weil der Mittelstand ihr einen Damm entgegensetzt und weil das Gros der Arbeiter, wenn es zum Klappen kommt, nicht weiter mitgeht. In Rußland liegt die Sache für die Revolutionäre wesentlich günstiger. In der Armee, namentlich im Offizierscorps, hat der Nihilismus bedeutenden Anhang, ein Abwehren des Mittelstand existirt nicht und das Volk, ungebildet wie es ist, glaubt jedem, der ihm goldene Berge verspricht.

Der eigentliche Nihilismus, in diesen Blättern bereits mehrfach geschildert, ist einfach eine Richtung, die die sozialistischen und anarchistischen Bestrebungen in's Russische übersetzt. Hier möge darauf hingewiesen werden, daß nicht alle Strömungen, die die russische Regierung als nihilistische brandmarkt, wirklich solche sind. Selbst für einen mit russischen Zuständen Unbekannten geht dies daraus hervor, daß die „Nihilisten" in den höchsten Gesellschaftskreisen ihren Anhang haben, also bei Leuten, die von einem Umsturz nichts erwarten und bei einem solchen nichts werden können. In Rußland nennt man Nihilisten, was mit der bestehenden Ordnung der Dinge mit Grund oder Ungrund unzufrieden ist, gerade wie man in Deutschland nach den Freiheitskriegen solche Männer als Demagogen verschrie. Heute denken wir über manchen Demagogen anders als damals, mancher hat einen sicheren Ehrenplatz in der deutschen Ruhmeshalle, so wird auch in Rußland mancher Nihilist mit anderen Augen betrachtet werden, wenn man in Rußland weiter gekommen ist.

Wenn man in Rußland weiter gekommen ist, — da liegt aber eben der Hund begraben. Das Volk verlangt Reformen, für die es nicht reif ist. Als man in Rußland die Leibeigenschaft aufhob, versäumte man die Schaffung eines Mittelstandes, der auf eigenen Füßen stehen kann und die Heranbildung des Volkes. Deswegen ist heute noch der russische Bauer ein Mann von unglaublicher Unwissenheit, gegen den unsere wenigen Analphabeten Philosophen sind, faul und großentheils trunkfällig und ärmer als unsere Arbeiter. Ein solches Volk verlangt nun ständische Verfassung, natürlich ohne zu wissen, was das eigentlich ist. Dies Verlangen entstammt auch nicht seinem eigenen Hirn, Demagogen schlimmster Sorte haben ihm das vorgeredet, um dadurch obenauf zu kommen. Schließlich wird die Regierung dem Verlangen nach ständischer Verfassung doch nachkommen müssen und das bedeutet für Rußland — Sodoms Ende und Gomorras Anfang.

Entweder man schließt die in Folge ihrer Bildung wahlunfähigen Bauern vom Wahlrecht aus und dann kommt ein Parlament zu Stande, das wenig guten Willen zeigen wird, dem Nothstand des Landvolkes abzuhelfen und dieses fällt den revolutionären Demagogen zu, die ihm mit Gewalt fordern heißen, was man ihm aus guten Gründen versagte und das ist Revolution; — oder man läßt auch das Landvolk wählen und das wählt seine Demagogen und es tritt ein Parlament zusammen, mit dem keine vernünftige Regierung regieren kann, und das kann leicht Revolution werden. Sogar das Mittel, das Volk erst für die Reformen zu erziehen, läßt sich kaum mehr anwenden, da die Forderungen mit zu großem Ungestüm erhoben werden, da an der Faulheit dieses Volkes schier Hopfen und Malz verloren ist und da kein tüchtiger und zuverlässiger Beamtenstand weder im Staate noch in der Kirche vorhanden ist, um so etwas zu wirken.

Möglicherweise bringt die Corruption des russischen Beamtenthums dem Staate schon in nächster Zeit Verlegenheiten, die schlimme Früchte tragen können. In mehreren Gouvernements drohen Mißernten und in Folge dieser Unruhen der Landbevölkerung. Die Regierung hat die drohende Lage rechtzeitig erkannt und will vorbauen. Aber wie das nun in Rußland in den meisten ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, die meisten zur Milderung des Nothstandes ausgeworfenen Summen bleiben an den Fingern der ungetreuen Beamten kleben und das hungernde Volk kann weiter hungern. Daß gerade dadurch locale Revolutionen entstehen können, die weitere Kreise in Mitleidenschaft ziehen, ist erklärlich.

Nun aber ist es ein bekanntes und oft geübtes Mittel, drohende Unruhen im Innern durch einen Krieg nach außen abzuleiten, und auch die russische Regierung wird keinen Augenblick zögern, zu diesem Mittel zu greifen, wenn sie in Noth geräth. Denn das ist klar, nichts kann die jetzt unpopuläre Regierung populärer machen, als ein Sieg über Deutschland und Oesterreich, und eine Niederlage kann die Stellung der Regierung nicht ungünstiger gestalten, als sie beim Ausbruch einer Revolution ohnehin ist. Und einen Vorwand zum Krieg hat sich ja Rußland vorbehalten. Es braucht nur seine Heere nach Bulgarien marschiren zu lassen, um dort „Ordnung zu schaffen", um mit den Interessen Oesterreich-Ungarns zu collidiren. Dies ist nach unserer Ansicht auch der einzige Grund, der den Zaren abhält, den Fürsten Ferdinand anzuerkennen. Alle Putsche aber, die der russische Rubel in Bulgarien angezettelt, werden den Zaren nicht bewegen, marschiren zu lassen. Sie sollen nur die bulgarischen Dinge nicht einschlafen lassen und Rußland einen Kriegsfall offen halten, sobald es in die Lage kommt, innere Verlegenheiten durch einen Krieg verdecken und unschädlich machen zu müssen.

Wir sind nicht pessimistisch und nicht leichtgläubig genug, einen Krieg für unmittelbar bevorstehend zu halten, nicht einmal wenn, woran wir nicht glauben, ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich wirklich abgeschlossen wird. Der Zar ist kein Kriegsheld und weiß selber, daß er keiner ist. Versteht er die Strömungen in seinem Reiche, so muß er sich selber sagen, daß ein verlorener Krieg ihn und seine Familie in Rußland unmöglich machen kann und wahrscheinlich auch wird. Daß der zum Krieg treibende Panslavismus am Hofe von St. Petersburg augenblicklich Oberwasser hat, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, aber sie wird vorläufig noch keinen Krieg unter den gegenwärtigen Verhältnissen veranlassen. Darum kann es aber für die Dauer doch einmal verhängnißvoll werden, daß der Zar nicht mehr treibt, sondern getrieben wird. Vorläufig liegt die Hauptkriegsgefahr darin, daß einmal der Tag kommen kann, an dem der Zar durch einen Krieg der Revolution wird vorbeugen müssen. Heißt es: Krieg oder Revolution! so hat der Zar leichte Wahl, oder vielmehr, er hat überhaupt keine Wahl mehr. Der Zar lawirt zwischen zwei Strömungen, der panslavistischen, die zum Krieg, und der nihilistischen, welche zur Revolution treibt. Der Nachbar im Osten ist unzuverlässig geworden, das ist die Gefahr der Lage.

Wie aber soll der Nachbar im Osten behandelt werden?

Digitized by Google

Die Lösung der bulgarischen Frage durch Anerkennung des Fürsten Ferdinand ist wohl zu einfach, um darauf zu kommen. Sie würde freilich für den Augenblick die chronische Kriegsgefahr zu einer acuten werden lassen. Aber Rußland würde sich mit einigem Grollen in's Unvermeidliche fügen und ihm wäre der Kriegsfall in Permanenz genommen. Jedenfalls aber muß man Rußland von dem Irrwahn heilen, als beherrsche es allein die Geschicke Europas. Rußland hat es uns doch mit erwünschtester Deutlichkeit erklärt, daß es mit uns nicht in Freundschaft leben will. So steht es uns noch immer frei, das Land und seinen Herrscher etwa so zu behandeln als die Kaiser von China und Japan. Durch eine isolirte Stellung im Völkerconcert wird Rußland freilich schwerlich friedlicher gesinnt, aber es ist doch unserer unwürdig, uns von den Launen eines Stammes tyranniſiren zu lassen, der im eigenen Lande nicht Herr ist und einen Staat als Beherrscherin der Weltgeschicke anzusehen, der am Vorabend bedeutender Umwälzungen steht. Die Begegnungen des Zaren mit anderen Monarchen und Großwürdenträgern ist in den letzten Jahren niemals von politischen Ergebnissen gekrönt gewesen. Auch in Zukunft wird solches nicht zu erwarten sein. Eine Freundschaft mit dem heutigen Rußland ist für Alle und Jeden werthlos, weil das Rußland von heute und das von heute über ein Jahr nicht nothwendig dasselbe zu sein brauchen. Politicus.

Ueber materielles und über geistiges Kapital.

Von Landgerichtsrath Paul Bünger-Schneidemühl.

Einer der streitigsten Begriffe in der modernen Volkswirthschaftslehre ist das sogenannte „geistige Kapital". Während die Einen die Existenz eines solchen rundweg leugnen und nur den stofflichen Erzeugnissen die Fähigkeit zur Kapitalbildung zugestehen, ist den Anderen die Wirklichkeit des geistigen Kapitals im eigentlichen Sinne dieses Worts zur Gewißheit geworden, sei es, daß sie diese Ueberzeugung aus der Betrachtung der künstlerischen und wissenschaftlichen Production oder aus der Thatsache der Ausgestaltung eines geistigen Eigenthums im modernen Recht (Firmenrecht, Verlagsrecht, Patentrecht, Gesetze zum Schutz des geistigen Eigenthums ꝛc.) oder aus dem Umstande, daß der höher gebildete Arbeiter höhere Löhne bezieht, gewonnen haben. Auf der Mittelstraße wandern die Dritten, welche zwar mit dem sogenannten geistigen Kapital als einer wirklich vorhandenen Größe rechnen, die Bezeichnung „Kapital" aber hier nur sinnbildlich angewendet wissen wollen und deshalb von einem „Quasikapital" sprechen, d. h. also von einem wirthschaftlichen Werth, der dem materiellen Kapital zwar ähnlich, aber generisch nicht gleichartig sei.

Nicht nur im Fall der Richtigkeit der ersterwähnten, das geistige Kapital gänzlich negirenden Lehrmeinung, sondern auch, falls die letzterwähnte, in der Mitte stehende Ansicht die richtige wäre, würde es sich im Interesse der Klarheit empfehlen, den Begriff eines geistigen Kapitals überhaupt fallen zu lassen und nach einer zutreffenderen Bezeichnung derjenigen wirthschaftlichen Erscheinungen zu suchen, welche man bisher als geistiges Kapital oder Quasikapital gern zu bezeichnen pflegte.

Gibt es nun aber in der Volkswirthschaft keinerlei Werthe geistiger Natur, welche im strengen Sinne des Worts Kapital repräsentiren? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns zuvörderst die wesentlichen Bestimmungen des auf körperliche Güter angewendeten gemeinen Kapitalbegriffs vor Augen stellen. Wenn diese selbigen Begriffsbestimmungen sich dann als zutreffend erweisen sollten in Hinsicht auf ein geistiges Gut, so ist für solches Gut der Nachweis seines kapitalistischen Charakters erbracht.

Welches sind nun die wesentlichen Kennzeichen des in der materiellen Welt vorhandenen Kapitals? Man kann von solchen Kennzeichen vier unterscheiden. Die erste bekannteste Seite des materiellen Kapitals ist die der Zukunft sich zuwendende Seite desselben, ich meine seine Productivität. Jedes Kapital trägt den bestimmungsgemäßen Zweck in sich, neue wirthschaftliche Werthe zu erzeugen. Mag man es nach seiner Eintheilung in bewegliches und unbewegliches oder in Gebrauchskapital und verzehrbares Kapital (Productivkapital im engeren Sinne) oder in stehendes und umlaufendes betrachten, mögen es Waaren oder Rohproducte sein, die zu weiterer Umarbeitung oder zur Ernährung, Bekleidung und Pflege der arbeitenden Bevölkerung bestimmt sind, mögen es Handwerkszeuge oder Maschinen sein oder die für den Güteraustausch vor Einführung des Kreditpapieres unentbehrliche Münze selbst, mögen es Arbeiterwohnungen oder Fabriken oder Bodenverbesserungen, Feld-, Wald- oder Gartenculturen, Ent- oder Bewässerungen, Landstraßen, Eisenbahnen oder Canäle sein, alle umschließt als gemeinsames Band der vom Menschen in sie gelegte Zweck, der Güterproduction zu dienen.

Durch diesen Zweck scheiden sie sich von denjenigen Gütern, welche lediglich für den Genuß, sei es den feinen oder groben, bestimmt sind, den Luxusartikeln. Andererseits scheidet sich das Kapital, wenn man lediglich seine productive Seite in's Auge faßt, nicht von den Naturkräften. Auch der Urwald, auch die Steppe sind fruchtbar. Grund und Boden ist aber, wenn man absieht von der mit ihm in Culturländern untrennbar verbundenen menschlichen Culturarbeit, an und für sich kein Kapital, sondern reine Naturkraft.

Die Scheidung zwischen letzterer und dem Kapital liegt nicht auf der Seite der Zukunft, sondern auf der in die Vergangenheit gekehrten Seite des Kapitals, in dessen Entstehungsbedingungen.

Die wesentlichste Entstehungsbedingung für das Kapital — und deshalb im gewöhnlichen Sinne des Worts seine Ursache — ist die menschliche Arbeit. Hier haben wir das zweite Kennzeichen des Kapitalbegriffs. Während das Kapital von der Seite seiner Zukunft aus betrachtet Productivmittel ist, ist es von seiner Vergangenheit aus gesehen selbst Arbeitsproduct. Sich selbst neu zu schöpfen, wie Saatgetreide, ist sonach sein Zweck. Aber die Arbeit schlechtweg ist keine genügende Bedingung für die Entstehung des Kapitals. Das sehen wir deutlich in dem Falle, daß ein Arbeiter täglich nur gerade so viel producirt, als er zu seinem Lebensunterhalt verdient. Es muß noch etwas hinzukommen, um jene Entstehung zu bewerkstelligen.

Es ist dies die Ansammlung, die Aufhäufung von Arbeitsproducten oder mit anderen Worten die zeitweise Entziehung dieser Producte aus der Consumtion. Auch die Herstellung des kleinsten Productivmittels, z. B. eines Handwerkszeugs, setzt die Ansammlung derjenigen Lebensmittel voraus, welche der Arbeiter während jener Herstellung zur Erhaltung seiner Arbeitskraft bedarf. Immer setzt die Herstellung eines complicirteren Productivmittels die Anwendung einfacherer Productivmittel voraus, ohne deren vorherige Ansammlung diese Anwendung nicht möglich ist. Man denke an den Stufenaufbau der Kapitalbildung, welcher zwischen dem steinernen Handbeil und dem verwickelten Maschinensystem einer unserer großen, den Weltmarkt versorgenden Maschinenfabriken liegt. Sonach haben wir als dritte Bestimmung des Kapitalbegriffs die Aufhäufung des Arbeitsproducts als Voraussetzung der Kapitalbildung gefunden.

Die Definition des Kapitals als des durch Aufhäufung des Products menschlicher Arbeit geschaffenen Productivmittels gibt uns nun zwar Aufschluß über Ursache und Zweck des Kapitals, besagt aber nichts über seinen Inhalt, nämlich den Inhalt desjenigen, was nach obiger Darstellung zugleich Product und Productivmittel ist. Vergleichen wir die verschiedenartigen Kapitalien mit einander, so finden wir, daß sie alle stofflich unserem Planeten entstammen, d. h. aus dem Pflanzen-, Thier- oder Mineralreich unserer Erde entnommen sind. In jedem Kapital wirken die dem Stoffe, aus welchem es gebildet ist, inne wohnenden Kräfte, seien es rein physikalische oder chemische, wie bei dem aus todtem Material hergestellten Productivmittel, oder physiologische, wie bei den Pflanzenculturen, oder gar psychische, wie bei den intelligenteren Arbeitsthieren (z. B. dem Hirtenhund) zweckgemäß auf die Production. Denn in Hinsicht auf diesen Zweck hat der Mensch die mit den ent-

Digitized by Google

sprechenden Kräften ausgestatteten Stoffe zur Kapitalbildung ausgewählt. Die Härte und Sprödigkeit des Eisens, die bildungsfähige Weichheit und Consistenz des Holzes, die Brenn- und Leuchtkraft der Kohle, die Spannkraft des Gases, die Assimilirungsfähigkeit der Nährpflanze, die Nerven- und Muskelkraft der Last- und Arbeitsthiere und wie die Kräfte alle heißen mögen, die in den Productivmitteln des Menschen wirksam sind, sie sind es, welche der Mensch durch seine Arbeit eingefangen hat und in seinem aufgehäuften Arbeitsproducte eingeschlossen hält, um sie seinen Zwecken gemäß zu verwenden.

Der eigentlich wirkende Inhalt des Kapitals ist also die vom Menschen vermöge einer Aufhäufung von Producten seiner Arbeit gewonnene und in den Dienst der Production gestellte Naturkraft. Jedes Kapital, auch das einfachste Handwerkszeug, stellt einen Theil dieser planetarischen Kraft dar, ist eine Parcelle der irdischen Kraft, über welche der Mensch durch Arbeit die Herrschaft gewonnen hat. Hier haben wir die vierte Bestimmung des Kapitalbegriffs:

Kapital ist die durch Aufhäufung menschlichen Arbeitsproducts gewonnene, in den Dienst wirthschaftlicher Production gestellte tellurische Kraftparcelle.

Sehen wir nun zu, ob es ein Gut von geistiger Natur gibt, welchem die soeben herausgefundenen vier Kennzeichen des echten Kapitals in gleicher Weise eigen sind als dem materiellen Kapital. Nahe liegt es, solches geistige Kapital unter denjenigen Producten aufzusuchen, welche vorzugsweise der geistigen Arbeit ihre Entstehung verdanken, also innerhalb der Grenzen künstlerischer und wissenschaftlicher Production. Diese Hoffnung wird aber schon herabgestimmt durch eine vergleichende Betrachtung der geistigen und der körperlichen Arbeit, da diese Vergleichung ergibt, daß jene Unterscheidung der geistigen und körperlichen Arbeit keine prinzipielle, sondern nur eine graduelle ist. Auch die einfachste Handarbeit des mit Vernunft begabten Menschen hat ihre geistige Seite. Auch die geistreichste Arbeit des Gelehrten oder Künstlers ist ohne körperliche Nervenerregung und Muskelbewegung nicht denkbar.

Betrachten wir die Arbeit der Holzhacker, so zeigt sich uns an dem verschiedenen Maß der in ihrer Arbeit hervortretenden Geschicklichkeit das verschiedene Maß ihrer Ausbildung für diese Verrichtung.

Eine vieltausendjährige Entwickelung des immer mehr sich verfeinernden Gehirn- und Nervensystems der menschlichen Rasse mußte voraufgehen, ehe die zweckgemäßen Handbewegungen der einem cultivirten Volk angehörigen Tagelöhner möglich wurden. Andererseits bedarf ebenso wie dieser Tagarbeiter auch der Gelehrte, der Dichter, der Musiker, der Maler und Bildhauer zur Vollendung seines Werkes der Muskelarbeit. Denn erst durch die Wort- und Tonbildung, durch die Herstellung der Farben und körperliche Gestaltung der Form werden ihre Gedanken klar und wirklich. Jedes Arbeitsproduct ist daher die Summe geistigen und körperlichen Erzeugnisses. Je nachdem das eine oder das andere Element überwiegt, pflegt man von geistigen oder körperlichen Arbeitserzeugnissen zu sprechen.

Es fragt sich, ob zum Mindesten bei solchen überwiegend geistigen Erzeugnissen nicht der auf die geistige Arbeit entfallende Antheil des Products den Charakter eines geistigen Kapitals hat. Die Bejahung der Frage liegt nahe, da der Werth dieses Antheils sich häufig ermitteln läßt. Zieht man von dem Marktwerth eines Oelgemäldes eines Malers den Werth der Leinwand, der Farben und des Rahmens ab, so behält man den Marktwerth der Arbeit des betreffenden Künstlers. Kürzt man diesen um den Lohn, welchen ein gewöhnlicher Tagarbeiter in derselben Arbeitszeit erzielt hätte, so verbleibt der reine Werth des in dem Bilde steckenden Kunstproductes.

Wenn nun der Besitzer eines solchen Bildes dasselbe gegen Entgelt zur Ansicht ausstellt, so entfällt ein erheblicher Theil des hierdurch erzielten Einkommens auf jenen reinen Kunstwerth des Bildes. Dieser repräsentirt also vom privatökonomischen Standpunkt aus zweifellos ein Kapital. Nicht jedoch, worauf es hier ankommt, vom nationalökonomischen Standpunkt der Betrachtung. Wohl wirken die Werke der Wissenschaft und Kunst äußerst befruchtend, indem sie belehren und zur Nachahmung anreizen.

Diese productive Wirkung ist aber nicht ihr bestimmungsmäßiger Zweck, sondern eine zwar nothwendig eintretende, aber nicht beabsichtigte Folge, auch keine unmittelbare, sondern eine mittelbare Wirkung. Die reine Wissenschaft und die reine Kunst arbeitet jede nur um ihrer selbst willen, die erstere im Ringen nach der Wahrheit, die letztere im Streben nach der Schönheit. Nicht deshalb verkörperte Praxiteles in seiner knidischen Venus die Idee der Weibesliebe, damit aus ihrem Schooß neue gleichartige Bildwerke durch die That seiner Nacheiferer erzeugt würden, sondern nur dazu schuf er sie, daß sie stets sich gleich bleibend in dem sie Anschauenden Entzücken errege. Wenden wir uns nun zu dem sogenannten geistigen Eigenthum, so finden wir auch hier geistige Kapitalien im Sinne der Privatökonomie ihrer Besitzer, welche Vermögenswerthe jedoch im volkswirthschaftlichen Sinn als Kapital kaum zu erachten sind.

Das Recht auf eine kaufmännische Firma — wie jedes Recht an und für sich ein rein geistiges Ding — hat für den Inhaber der Firma häufig einen recht erheblichen Vermögenswerth, wie sich bei der Veräußerung der Firma zeigt. Es wirkt für den Inhaber der Firma productiv, indem es vermöge des der Firma anhängenden Kundenkreises die Einkünfte desselben vermehrt. Dieser Kundenkreis ist durch die dauernde solide Thätigkeit desjenigen Firmenleiters, der ihren Ruf begründet hat, geschaffen. Dieser gute Ruf ist sein aufgehäuftes Arbeitsproduct.

Ebenso ist das Verlagsrecht, das Patentrecht und das sonstige Recht auf sogenanntes geistiges Eigenthum zweifellos Kapital für die Privatwirthschaft des Berechtigten. Im nationalökonomischen Sinne entbehren aber diese Güter eines wesentlichen Kennzeichens des Kapitals. Sind sie auch durch Arbeit geschaffen und zu weiterer Production bestimmt, so fehlt ihm doch der objectiv reale Charakter eines volkswirthschaftlichen Gutes. Sie sind keine Theile der von menschlicher Arbeit gebändigten Naturkraft, keine Kraftparcellen in dem oben erläuterten Sinne. Wie alle Forderungsrechte und Privilegien haben sie zwar für ihren Inhaber wirthschaftlichen Werth, werden aber bei Summirung der Privatvermögen durch die gegenüberstehenden Schulden der Verpflichteten absorbirt. Auch sie sind daher keine geistigen Kapitalien im Vermögen des Volkes.

Wo ist nun jener geistige Vermögenswerth, welcher die erörterten vier Kennzeichen des Kapitals an sich trägt? Er liegt nahe genug. Wir alle haben dieses Vermögen zu eigen, sind Kapitalisten im besten Sinne des Worts. Die Bildung des Arbeiters, welche ihn zur Production befähigt, ist Kapital. Diese Bildung ist Arbeitsproduct. Denn sie ist theils das Erzeugniß derjenigen Mühen, welche unsere Lehrer und Erzieher und wir selbst an unserer Ausbildung genommen haben, theils das vererbte Product der vieltausendjährigen Arbeit unserer Voreltern an unserer menschlichen Gestaltung und dieser entsprechenden Geistesbildung. Diese Bildung ist aufgehäuftes Arbeitserzeugniß. Denn das, was unseren Charakter und Geist fähig macht, productiv zu wirken, unserer Charakter- und Geistesbildung, verzehren wir nicht von der Hand in den Mund, sondern tragen es als unseren angesammelten Schatz in unserem Wesen, welchen wir nie veraus-gaben können und von dessen Zinsen wir stetig zehren.

Dieser Bildungsschatz ist bestimmungsmäßig productiv. Denn nicht, um ihn zu vergraben, sondern um zu schaffen, haben unsere Voreltern und wir ihn angesammelt. Um ermessen zu können, wieviel von dem Arbeitseinkommen auf dies Bildungskapital und wieviel auf die rein körperliche Bewegung und Anstrengung des Arbeiters (Verausgabung von Körperwärme) entfällt, muß man die Arbeit des in der Volksschule und in dem speziellen Zweige seiner Thätigkeit ausgebildeten europäischen Tagearbeiters und des Australnegers vergleichen. Es ist nicht zu hoch gerechnet, wenn man von dem Arbeitseinkommen einer Culturnation zwei Drittel diesem Bildungs-

Digitized by Google

kapital gutschreibt. Beträgt also z. B. der Gesammtwerth des jährlichen Arbeitseinkommens eines solchen Volkes drei Milliarden Mark, so würde bei einem Zinsfuß von vier vom Hundert das gesammte Bildungskapital der arbeitenden Volksklassen auf mindestens fünfzig Milliarden Mark zu veranschlagen sein.

Aber auch das vierte Kennzeichen des Kapitals, welches wir bei dem sog. geistigen Eigenthum vermißten, trifft hier zu, die innige Verbindung des angesammelten Arbeitsschatzes mit der tellurischen Kraft. Innerhalb der irdischen Natur stehend und ein Theil dieser Natur ist der Mensch eine planetarische Kraftparcelle, wie alle anderen lebenden Wesen dieser Erde. Das in ihm aufgehäufte Bildungskapital ist innigst verbunden mit dem Centrum seines Nervensystems, mit dem Gehirn, ja ist die Bildung dieses Gehirns selbst. So sehen wir hier die engste Verschmelzung des durch Arbeit angesammelten Vermögens mit der an sich blinden Naturkraft. Im Menschen selbst tritt die Unterwerfung der Natur durch die Arbeit und ihre Ausnutzung zu productivem Zwecke am klarsten hervor. Nicht nur aber dem einzelnen einer Culturnation angehörigen arbeitenden Individuum ist dieser Schatz von productiver Kraft eigen, sondern auch der Nation als solcher eignet er in noch viel höherem Maße. Dies geistige Kapital einer Nation, dieser productive Theil des Nationalvermögens ist der Nationalstaat, die in tausendjähriger Entwickelung angesammelte staatliche Bildung eines Volkes. Dieser historisch gewordene Nationalstaat ist das aufgehäufte Arbeitsproduct der politischen Arbeit vorangegangener Generationen und der lebenden Generation. Bei der nationalen Production ist er wesentlich betheiligt. Ueber den Irrthum, daß nur derjenige Arbeiter productiv arbeite, welcher die Production unmittelbar für die Consumtion fertigstellt, ist man längst hinaus.

Auch derjenige arbeitet productiv, welcher durch seine Mühewaltung der Arbeit Schutz und Sicherheit verleiht und hierdurch die Bedingung ihrer Productivität bildet. Selbst bei Herrschaft manchesterlicher Wirthschaftspolitik ist der Staat durch diese seine die Sicherheit der productiven Arbeit ermöglichende Mühewaltung ein productiver Factor, um so mehr in einer Zeit, in welcher er anfängt, sich auf seine positive Aufgabe zu besinnen, aus einem bloßen Beschützer zum Ordner und Führer der Arbeit zu werden strebt. Nicht nur Erzeugniß der Arbeit, nicht nur eine Anhäufung solchen Products, sondern auch Productivmittel ist der Staat. Aber auch das vierte Kennzeichen des Kapitals mangelt dem nationalen Staate nicht, nämlich der natürliche Träger der wirkenden planetarischen Kraft, vermöge dessen das Kapital eine tellurische Kraftparcelle ist. Dieser Träger ist die Nation selbst, welche wie alle Familien, Stämme und Völker lebender Wesen auf der Erde, ein soziologisches Individuum, eine zur Einheit verkörperte Vergesellschaftung von gleichartigen Lebewesen ist.

Wie das einzelne menschliche Individuum eine zur Einheit gewordene Vergesellschaftung einzelner Zellenindividuen ist, so ist das zur Nation gewordene Volk eine soziologische Individualität, dessen einzelne Zellen die Volksgenossen sind. Dieses Volksindividuum ist der natürliche Träger des geistigen Nationalvermögens, des Nationalstaates.

Vergleichen wir nun das materielle Kapital eines Landes mit demjenigen, was wir als das geistige Kapital der arbeitsfähigen Bürger und der Nation ermittelt haben, so zeigt sich die Inferiorität des ersteren in klarer Weise.

Da, wie wir gesehen haben, die productive Kraft, welche in der Ausbildung des Arbeiters liegt, in Hinsicht auf den Werth des Erzeugnisses seiner Arbeit im wirthschaftlichen Leben einer Culturnation durchschnittlich viel höher zu veranschlagen ist, als die rein physische Arbeitskraft, so entfällt bei fortschreitender Cultur und der hiermit Hand in Hand gehenden Vermehrung der materiellen Kapitalien ein immer größerer Antheil der letzteren ihrer Entstehungsursache nach auf jene productive Kraft. Das geistige Kapital wird immer mehr die Hauptquelle der materiellen Kapitalien. Wie aber eine unversiegbare Quelle höher zu schätzen ist, als das aus ihr geschöpfte, der Verzehrung unterworfene Wasser, so steht jener geistige Quell der Production höher, als die für die Consumtion und Abnutzung bestimmten materiellen Güter.

Dies bewahrheitet sich ebenso im Leben der Einzelnen wie der Nationen. Wer durch äußeres Unglück sein Hab und Gut verloren hat, aber sich sein geistiges Kapital gerettet hat, welches ihn schaffensfreudig und fähig erhält, steht auf einer festeren wirthschaftlichen Basis als der jenes Kapitals bare, aber mit materiellen Gütern gesegnete Arbeitsunfähige, für welchen ein Bankstürz gleichbedeutend ist mit wirthschaftlichem Tode.

Das wunderbare Wiederaufstehen von Völkern, die durch einen unglücklichen Krieg zu Boden geworfen und anscheinend in finanziellen Ruin verfallen sind, wie wir es in Preußen nach dem Jahre 1806 und in Frankreich nach 1870 gesehen haben, es findet seine natürliche Erklärung in der Ansammlung geistigen Kapitals, über welches die Völker dieser Länder verfügten, in der productiven Kraft des durch die Unglücksschläge in seinen Wurzeln unerschüttert gebliebenen nationalen Staates und der arbeitenden Staatsbürger. Aus dieser Prävalenz des geistigen vor dem materiellen Kapital folgt zunächst, daß diejenige Ansicht, welche in der möglichst gleichmäßigen Vertheilung der materiellen Genüsse unter die Staatsbürger und zu dem Ende in der Verstaatlichung sämmtlicher materieller Kapitalien eine ausreichende Gewähr für ein denkbar glückliches Volksleben sieht, an bedenklicher Einseitigkeit leidet. Es folgt aber weiter aus der Thatsache dieser Vormacht der geistigen Productivmittel, daß in erster Linie die Mehrung unseres geistigen Kapitals das Ziel unserer Mühen sein soll, insbesondere daß wir bestrebt sein sollen durch Nutzbarmachung unseres Kapitals, des geistigen und des materiellen, unsern Kindern jenen Schatz der Charakter- und Geistesbildung zu verschaffen, welcher sie zu productivem Schaffen, zur Theilhaberschaft an der nationalen Gütererzeugung befähigt und ihnen diejenige Sicherheit und Selbständigkeit der Lebensführung verleiht, welche der Reichthum an materiellen Gütern nicht gewähren kann. Vor Allem folgt aber aus dieser Uebermacht des geistigen Kapitals über das materielle Kapital für uns die Pflicht, der Erhaltung des hervorragendsten geistigen Kapitals, das wir besitzen, unseres nationalen Staates, unsere besten Kräfte zu weihen, diesem ältesten und werthvollsten unserer irdischen Schätze Treue zu bewahren bis zum Tode.

Literatur und Kunst.

Fortschritte und Aufklärungen in Sachen des Spiritismus.

Von Dr. jur. von Bentivegni.

Als im Jahre 1885 E. v. Hartmann's Schrift „Der Spiritismus" erschien, hoffte Jeder, der von diesem Gebiete Kenntniß genommen hatte, daß nunmehr auch die exacten Wissenschaften der Untersuchung der fraglichen Phänomene näher treten würden. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt, und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal fürchtet man noch immer den Fluch der Lächerlichkeit, der freilich wohl nicht in der Fragwürdigkeit der spiritistischerseits behaupteten Erscheinungen seine Ursache hat, als vielmehr in der Eigenschaft derjenigen Menschen, welche ohne hinreichende Kenntnisse und mit desto größerer Einbildungskraft sich auf jenem Gebiete herumtummeln. Daß man sich in solcher Gesellschaft nicht gern bewegt, ist menschlich, aber es bekundet auch eine gewisse Schwäche, nämlich einen Mangel an Selbstverleugnung zu Gunsten der Wahrheit. Dieser Vorwurf trifft natürlich nicht die beträchtliche Anzahl derjenigen Gelehrten, welche den Horizont ihrer individuellen Erfahrung für abgeschlossen, vollkommen und identisch halten mit dem Horizont aller Erfahrbarkeit überhaupt, und welche demgemäß gar nicht fähig sind, der Untersuchung eines ihnen fremden Gebietes sich zu unter-

Digitized by Google

ziehen: wissen sie doch schon vorher, daß Alles, was nicht von ihnen erzeugt oder wenigstens getauft worden ist, keine Existenzberechtigung hat. Diese Leute muß man, wie alle Monomanen, unbehelligt lassen, da sie von ihrer fixen Idee abgesehen ja ganz brauchbar sein können. — Der andere Behinderungsgrund, die Unterlagen der spiritistischen Behauptungen einer experimentellen Prüfung zu unterziehen, besteht in der großen Schwierigkeit, das geeignete Material dazu zu erhalten. Zwar meint Du Prel, einer der tüchtigsten und bestinformirten Stützen des Spiritismus, daß man nur um die nächste Straßenecke zu gehen brauche, um tüchtige Medien zu finden. Das mag für ihn zutreffen, der als wohlwollende Autorität von den Medien aufgesucht wird, nicht aber von solchen, denen dieser Ruf nicht zur Seite steht. Diesen entzieht sich gerade das gute Privatmedium aus Furcht vor einer brüsken Behandlung. Die gewerbsmäßigen Medien aber verlangen meist eine derartige Bezahlung für ihre Leistungen, daß der nur mäßig Begüterte auf eine größere Anzahl von Sitzungen, wie sie doch zur exacten Prüfung erforderlich ist, verzichten muß und nur belanglose Bruchstücke von Thatsachen erhält. Endlich sind auch die Wenigsten in der Lage, sich Photographenapparat, selbstregistrirende Wage, Phonographen ꝛc. zu beschaffen, die — je nach der Natur der zu erwartenden Leistungen — zur Unterstützung und Correctur der Sinneswahrnehmungen und zur authentischen Festlegung etwaiger Phänomene mindestens wünschenswerth erscheinen.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß Hartmann's Schrift die Wissenschaft im Großen und Ganzen unberührt ließ. Um so größeres Aufsehen erregte sie aber im Lager der Spiritisten. Einestheils war man hier sehr erfreut darüber, daß einer der bedeutendsten Philosophen der Jetztzeit sich mit dem fraglichen Gebiete eingehend befaßt hatte, anderentheils aber empfand man die Schrift als den denkbar härtesten Schlag: denn Hartmann hatte in bestbegründeter Weise die Berechtigung der Geisterhypothese bestritten, trotzdem er, um überhaupt discutiren zu können, einen Theil der spiritistischen Phänomene bedingungsweise zugab. Vielmehr führte er alle diese Phänomene lediglich auf eine besondere Veranlagung des Mediums und cooperirender lebender Menschen zurück, insbesondere auf solche Eigenschaften, für welche wir auch außerhalb des eigentlichen Spiritismus nicht ohne Analogien sind. Für die Hervorbringung der physikalischen Phänomene (Bewegung von Gegenständen, Erzeugung von Klopflauten ꝛc.) nahm er nämlich eine „Nervenkraft" an, welche physiologisch begründet und ihrer Natur nach der Elektricität verwandt, unter gewissen Umständen beim Medium ausgelöst und psychisch dirigirt werden kann, um bestimmte Resultate zu erzielen. Und für die Erklärung der spiritistischen Kundgebungen mit einem intellectuellen Inhalt (automatisches Schreiben und Sprechen ꝛc.) glaubte er — je nach der Beschaffenheit des concreten Falles — mit folgendem Ursachenschema auszukommen: 1. sensitive Sinneswahrnehmung (d. h. Wahrnehmung vermöge einer abnorm gesteigerten Sinnesschärfe, wie sie bei einigen Krankheiten und in der Hypnose vorkommt); 2. somnambule Gedächtnißhyperästhesie (d. h. abnorme Verschärfung des Gedächtnisses, beim somnambulen Zustande häufig beobachtet); 3. Gedankenlesen aus dem wachen oder somnambulen Bewußtsein der Anwesenden; 4. Telepathie (d. h. Uebertragung von Gedankenbildern und Sinneseindrücken auf eine von dem übertragenden Medium räumlich getrennte Person ohne sinnliche Vermittelung); und 5. Hellsehen (d. h. hallucinatorische Wahrnehmung eines zeitlich oder räumlich entfernten Thatbestandes ohne Sinnesvermittelung und ohne telepathische Uebertragung).

Damit hatte Hartmann das Endziel und die Lieblingsidee aller spiritistischen Raisonnements in Frage gestellt, nämlich das individuelle Fortleben nach dem Tode und die Möglichkeit des Verkehrs der Lebenden mit den Geistern der Verstorbenen. Das genügte zwar zur gefühlsmäßigen Reaction gegen seine Erklärungsprinzipien, aber man konnte sich dennoch der Einsicht nicht verschließen, daß dieselben nicht nur äußerst leistungsfähig, sondern auch weniger hypothetisch waren als die Geisterhypothese. Wollte man daher diese retten und doch nicht gegen den Grundsatz verstoßen, daß die Prinzipien nicht ohne zwingenden Grund vervielfältigt werden dürfen, so genügte es nicht, die Concurrenzfähigkeit der Geisterhypothese mit Hartmann's Erklärungen zu behaupten, sondern diese letzteren mußten als unzulänglich widerlegt werden.

Dies hat in ausführlichster Weise der Staatsrath Aksakow, der Herausgeber der „Spiritualistischen Bibliothek" und der „Psychischen Studien" in einer langen Reihe von Artikeln dieser Zeitschrift unternommen, welche 1890 in Buchform zusammengefaßt erschienen unter dem Titel: „Animismus und Spiritismus. Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene, mit besonderer Berücksichtigung der Hypothese der Hallucination und des Unbewußten. Als Entgegnung auf Dr. E. von Hartmann's Werk: Der Spiritismus." Das starke, zweibändige Werk umfaßt eine so stattliche Menge von spiritistischem Material, daß du Prel es mit Recht als „Phänomenologie des Spiritismus" bezeichnet hat; auch lehrt ein Blick auf das systematische Inhaltsverzeichniß, daß keine typische Erscheinungsgruppe auf dem fraglichen Gebiet übergangen worden ist. Jedoch nicht auf den Nachweis der Thatsächlichkeit der Phänomene kam es Herrn Aksakow in erster Linie an, sondern hauptsächlich auf die theoretische Verwerthung derselben unter besonderer Berücksichtigung der von Hartmann gelieferten Kritik. Behufs Gewinnung des Rohmaterials durfte er freilich trotz jenes neutralen Standpunktes gegenüber der Thatsächlichkeitsfrage nur solche Berichte in seine Sammlung aufnehmen, welche den gewöhnlichen kritischen Anforderungen entsprechen und somit eine gewisse Wahrscheinlichkeit beanspruchen; nur so konnte ein Boden geschaffen werden, den die Discussion wenigstens bedingungsweise betreten darf, d. h. unter dem Vorbehalt des Nachweises, daß der Bericht trotz aller Vorsichtsmaßregeln den wahren Thatbestand nicht wiedergibt. Das ist theoretisch auch Aksakow's Standpunkt; ob er ihm bei der Auswahl seiner Beispiele in jedem einzelnen Falle gerecht geworden ist, dürfte zu bezweifeln sein; im Allgemeinen aber hat er sich so weit der kritischen Vorsicht befleißigt, daß sein Rohstoff einstweilen als ein Thatsachencomplex zu behandeln ist, welcher bis zu der noch ausstehenden Darlegung seiner Unrichtigkeit bearbeitet werden darf. Unter diesem Vorbehalt hat sich auch Hartmann wiederum mit einer Gegenschrift: „Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome"*) vernehmen lassen, in welcher er trotz des neuen Beobachtungsmaterials seinen früheren Standpunkt behaupten und die Geisterhypothese verwerfen zu müssen glaubt.

Als gemeinsame Basis der Erörterungen haben also beide Autoren dasselbe Material, nämlich die Aksakow'sche Beispielsammlung, so weit sie von Hartmann nicht bestritten ist. Auch hat Aksakow die von Hartmann aufgestellten methodologischen Grundsätze zu den seinigen gemacht, welche lauten: „Man soll erstens die Prinzipien nicht ohne Noth vervielfältigen, also nicht eine zweite Art von Ursachen supponiren, so lange man mit einer einzigen Art derselben auskommt. Man soll zweitens so lange als möglich bei Ursachen, deren Existenz durch die Erfahrung oder zweifellose Schlüsse verbürgt ist, stehen bleiben und nicht ohne Noth zu solchen Ursachen greifen, deren Existenz zweifelhaft oder unerwiesen ist und erst durch ihren Werth als Hypothese zur Erklärung der fraglichen Erscheinungen erhärtet werden soll. Man soll drittens so lange als möglich mit natürlichen Ursachen auszukommen suchen und nicht ohne Noth zu übernatürlichen greifen." Ferner sind beide Autoren darin einig, daß die Streitfrage, ob zur Herstellung der fraglichen Phänomene die Mitwirkung von Geistern angenommen werden müsse oder nicht, lediglich aus dem etwaigen Vorstellungsinhalt der Kundgebungen entschieden werden könne. Diesen Satz hatte nämlich Hartmann sowohl in seiner Spiritismusschrift, wie in einem Nachwort zu derselben (Psychische Studien, Novemberheft 1885, S. 506) begründeter Weise aufgestellt, und Aksakow hat ihn acceptirt, nicht etwa bloß um die gemeinsame Operationsbasis zu erweitern, sondern auf Grund eigenster, durch kritische Verwerthung seiner Erfahrun-

*) Leipzig, W. Friedrich.

Digitized by Google

gen erworbene Ueberzeugung. Das ist ein sehr wichtiger Punkt: damit scheidet nämlich das ganze Gebiet der physikalischen Manifestationen des Tischklopfens, Herumfliegens von Gegenständen, der Durchdringung der Materie, der Materialisationen ꝛc. als Beweismaterial für die Geisterhypothese aus, wodurch die Sache offenbar sehr vereinfacht wird. Es können also diese Dinge nur noch eventuell zur Interpretation der anderweit begründeten spiritistischen Theorie herangezogen werden. Endlich hat Aksakow unter Anerkennung der von Hartmann constituirten Erklärungsprinzipien, abgesehen von dem des Hellsehens eingeräumt, und zwar ebenfalls auf Grund eigenster Ueberzeugung, daß alle spiritistischen Phänomene, also auch die mit intellectuellem Inhalt, dem Typus nach durch die besondere mediumistische Veranlagung lebender Menschen zu Stande kommen könnten. Damit ist zugegeben, daß diese Erklärungsweise überall Platz greifen muß bis zum Beweise des Gegentheils.

Dieser Beweis scheint ihm nun erbracht, wenn erstens der Kundgebungsinhalt im Gegensatz zu den Interessen oder Wünschen des Mediums steht oder wenn zweitens der Kundgebungsinhalt die Leistungsfähigkeit des Mediums überschreitet. Freilich würde auch dann noch nach Aksakow die Möglichkeit offen bleiben, daß der intellectuelle Gehalt zwar nicht vom Medium, aber doch von einem lebenden Menschen kommt, mit welchem das Medium sich, beiden Theilen unbewußt, in „Rapport" gesetzt hat (d. h. in ein einseitiges oder wechselseitiges, auf Geben und Empfangen von Vorstellungen gerichtetes Abhängigkeitsverhältniß der somnambulen Bewußtseinssphären zweier Individuen). Darum fordert Aksakow des weiteren den Nachweis, daß der im Medium nicht entsprungene Kundgebungsinhalt auch von einer anderen lebenden Person nicht herrühren kann. Ob dies der Fall ist, kann natürlich nur bei Manifestationen persönlichen Charakters festgestellt werden, weil bei Mittheilungen allgemeinen Inhalts die Kenntniß irgend eines Lebenden immer zu vermuthen und dessen „Rapport" mit dem Medium niemals zu widerlegen ist. Wenn aber der betreffende persönliche Inhalt ausschließlich auf einen Verstorbenen als den intellectuellen Urheber derartig hinweist, daß man denselben, falls er noch lebte, ohne Weiteres als den Urheber bezeichnen würde, so muß das eben — meint Aksakow — vernünftiger Weise auch dann geschehen, falls er nicht mehr lebt.

Hiermit wäre dann nach Aksakow bei adäquatem Thatsachenmaterial die Geisterhypothese als plausibel und sogar als allein gültig demonstrirt, wenn nicht eine andere Erklärungsart wenigstens concurrirend Platz greift. Da nun bietet sich Hartmann's Hypothese des Hellsehens als Concurrent, denn wenn auch das Medium die von ihm producirten Kenntnisse nicht aus dem eigenen somnambulen Bewußtsein oder aus dem anderer Menschen schöpfen kann, so ist der Individualseele unter gewissen Bedingungen vielleicht das Zurückgehen auf ihre Wurzel im absoluten, unendlichen Geiste gestattet, aus dessen Allwissenheit sie zu schöpfen vermag. — Es ist nicht ganz klar ersichtlich, welche persönliche Stellung Aksakow zur Möglichkeit des Hellsehens in Wahrheit einnimmt. Jedenfalls läßt er sie theoretisch zu und weiß sich mit ihr abzufinden: Hartmann betrachtet nämlich als formale Voraussetzung des Hellsehens (abgesehen von der mediumistischen Veranlagung überhaupt) ein Gemüthsinteresse, welches im concreten Falle diese seltsame Fähigkeit auslöst und auf die dem Gemüthsinteresse entsprechende Stelle dirigirt. Nun glaubt Aksakow Beispiele vorweisen zu können, bei welchen zwar ein hellseherischer Inhalt angetroffen wird, nicht aber die soeben erwähnte formale Voraussetzung des Hellsehens. Lägen da nun im Uebrigen seine logischen Fundamente der Geisterhypothese vor, so soll eben nichts mehr übrig bleiben als die Annahme, daß thatsächlich ein Verstorbener mit dem Medium als seinem Organe in Verbindung getreten sei, um ihm oder Anderen eine Mittheilung zu machen. Als ein solches Beispiel berichtet Aksakow folgenden Fall: Der Kapitän eines im Winter 1865 auf der Fahrt von New-York nach Dry Tortugas befindlichen Schiffes hat sich eben in seiner Cajüte zur Ruhe begeben, als er einen unsichtbaren Sprecher sagen hört: „Geh' auf Deck und wirf Anker". Er begiebt sich auf Deck, wo er Alles in bester Ordnung, den Steuermann auf seinem Posten und Niemanden findet, welcher der Sprecher gewesen sein könnte. In dem Glauben an eine Sinnestäuschung begiebt sich der Kapitän ruhig wieder in seine Cajüte. Nach einiger Zeit tritt mit schwerem Schritt ein Mann in grauem Rock und Schlapphut ein, befiehlt ihm, Anker zu werfen, und verläßt langsam die Cajüte. Wieder eilt der Kapitän auf Deck, kehrt aber wieder um, weil er das Schiff im richtigen Cours weiß und auch von einem Phantom sich nichts vorschreiben lassen will. Nach einer Stunde tritt derselbe Mann abermals in die Cajüte und ruft gebieterisch: „Geh' auf Deck und wirf Anker!" Diesmal erkennt der Kapitän in dem Sprecher einen verstorbenen Freund, befolgt die erhaltene Weisung und rettet dadurch das Schiff, welches sich thatsächlich in falschem Cours befunden hatte, vor dem Untergange an den Felsenriffen der Bahama-Bänke. — Hier also glaubt Aksakow alle thatsächlichen Unterlagen für die Geisterhypothese vereinigt: 1. der intellectuelle Inhalt der Kundgebung steht mit dem Interesse des Mediums in Widerspruch, denn der Kapitän wollte der Mahnung, Anker zu werfen, durchaus nicht nachkommen, weil er das Schiff im richtigen Cours glaubte; 2. auch außer ihm ahnte kein Lebender die Gefahr, in der das Schiff sich befand, so daß eine telepathische Beeinflussung seitens eines Lebenden ausgeschlossen ist; 3. auch Hellsehen des Kapitäns kann nicht angenommen werden, weil das zur Auslösung desselben erforderliche Interesse fehlte; 4. die Kundgebung trägt einen persönlichen Charakter und bietet die Möglichkeit, den intellectuellen Urheber, hier äußerlich durch das sprechende und sichtbare Phantom angezeigt, als eine bestimmte verstorbene Person zu recognosciren.

Wie verhält sich nun Hartmann zu Aksakow's Theorie und deren Begründung? Zunächst bestreitet er den lückenlosen Zusammenhang der Schlußkette, welche zur Geisterhypothese führen soll. Unter Berufung auf die festgestellten Erscheinungen bei spontanem und künstlich erzeugtem Somnambulismus weist er nämlich nach, daß bei scheinbarem Widerspruch der Kundgebung mit den Interessen und Kenntnissen des Mediums darum noch keineswegs eine außerhalb desselben belegene Quelle der Mittheilung in Anspruch genommen werden muß: das somnambule Bewußtsein umspannt außer dem Inhalt des wachen Bewußtseins auch noch solche Thatsachen, welche das wache Bewußtsein längst vergessen oder niemals bewußt percipirt hat. So kann aus dem somnambulen Bewußtsein sehr wohl ein intellectueller Inhalt emportauchen, den das Medium mit bestem Gewissen als ihm völlig fremd bezeichnen würde. Erst dann, wenn weder dies zutrifft, noch telepathische Gedankenübertragung seitens eines Lebenden in Frage kommen kann, greift äußersten Falles — nicht die Geisterhypothese — sondern das Hellsehen als Erklärungsprincip Platz, für dessen Auslösung Hartmann auch jetzt noch eine sensitive Wahrnehmung oder ein Gemüthsinteresse als Motiv verlangt. — Ferner aber verneint Hartmann das Vorhandensein irgend eines Beispiels, in welchem auch nicht einmal das so zu Stande gekommene Hellsehen (in Verbindung mit den übrigen minder problematischen Erklärungsprinzipien) ausreiche. Er bestreitet zwar nicht die Thatsächlichkeit der von Aksakow angezogenen Fälle, ebensowenig als er für dieselbe eintritt, wohl aber bestreitet er, daß die betreffenden Berichte einen Anhalt dafür geben, daß dem hellsehenden Medium die formalen Vorbedingungen für die Auslösung des Hellsehens gefehlt hätten. — Was speciell die oben mitgetheilte Geschichte betrifft, so weist er mit Recht auf die Verantwortlichkeit des Kapitäns für die richtige Leitung seines Schiffes und halbunbewußte Bedenken über die Richtigkeit der Entschließungen seines wachen Bewußtseins als das formal nothwendige Gemüthsinteresse des Mediums hin, um das Hellsehen zu veranlassen und auf eine bestimmte Fährte zu leiten. Hiernach würde das Phantom als die halluciniatorische Verkörperung des hellseherisch gewonnenen Resultats zu betrachten sein.

Welches ist nun die einfachere Annahme: ein hellsehender Mensch oder ein „Geist" als Urheber? Diese Frage wird namentlich dann zur vollen Schärfe erhoben, wenn der reine

Digitized by Google

Typus des Hellsehens, das „Vorgesicht", vorliegt, d. h. wenn die später sich bewahrheitende Hallucination ein zukünftiges Ereigniß betrifft, wie z. B. bei den sog. Leichensehern. — Hören wir, was Hartmann in dieser Beziehung sagt: „. . . entweder sind die verstorbenen Geister nicht hellsehend in Bezug auf die Zukunft; dann können sie dem Medium nur dasjenige telepathisch mittheilen, was sie erlebt oder erfahren haben, also nichts beitragen zu einem Voraussehen zukünftiger Ereignisse. Oder aber die verstorbenen Geister sind hellsehend in Bezug auf die Zukunft, dann mögen sie allerdings ihre Vorausschau den Lebenden telepathisch mittheilen können. Das Problem des Hellsehens ist dann aber nicht gelöst, sondern nur von den Lebenden auf die Todten verschoben, wo es ebenso unerklärlich bleibt . . .", denn: „. . . Seiner Lebensbethätigung nach muß er (sc. der menschliche Geist) in jeder Art von individuellem Fortleben dem Gesetz des Werdens und der Entwickelung und damit auch der Zeitlichkeit unterworfen sein, wie er es im irdischen Leben ist. Jede Function ist an sich zeitlich, und jede Folge von Entwickelungsphasen muß eine zeitlich bestimmte sein. Es kann sich also durch das Sterben in keiner Hinsicht das Verhältniß des Individualgeistes zu Zeit und Ewigkeit ändern. Deshalb baut jeder Versuch, das Hellsehen verstorbener Geister aus einem veränderten Verhältniß derselben zu Zeit und Ewigkeit zu erklären, auf einer unhaltbaren Voraussetzung. Wenn also die Verstorbenen hellsehend sind, so müssen sie es auch als Lebende schon gewesen sein. Wenn aber die Lebenden schon hellsehend sein können, so brauchen sie wiederum der Hülfe der Verstorbenen nicht . . ." — Der Logik dieser Schlußfolgerungen wird sich Niemand entziehen können: liegt eine Kundgebung hellseherischen Inhaltes vor, so ist es das Einfachere, das hellsehende Subject im lebenden Menschen zu suchen. Das wird man selbst dann zugeben müssen, wenn sich ein Fall finden sollte, in dem das Medium keinerlei Gemüthsinteresse am Eintritt des Hellsehens hatte, was Hartmann — wie bereits bemerkt — für dessen formale Vorbedingung hält. Eine Argumentation in dieser Richtung dürfte daher für die spiritistische Theorie von keinem Erfolge sein.

Schon damit ist die Geisterhypothese von der weiteren Discussion eigentlich ausgeschlossen wegen des Grundsatzes, daß die Prinzipien nicht ohne Noth vervielfältigt werden sollen; denn Aksakow selbst wird consequenter Weise zugeben müssen, daß die Frage, ob Geister oder nicht Geister, schließlich nur an denjenigen intellectuellen Phänomenen erörtert werden kann, deren Gedankeninhalt wirklich hellseherischer Natur ist, weil alle übrigen Mittheilungen auf Telepathie unter Lebenden und auf die verschiedenen Thätigkeitsformen des somnambulen Bewußtseins zurückgeführt werden können, d. h. auf Erklärungsprinzipien, welche Aksakow selbst ausdrücklich anerkennt und verwendet. Hartmann verfolgt aber die Geisterhypothese bis in den letzten Schlupfwinkel, in den sie sich — freilich mit Umgehung des obigen methodologischen Grundsatzes — flüchten könnte. Es könnte nämlich das Hellsehen zwar beim Medium generell zugelassen, aber für einen speziellen Fall dennoch behauptet werden, daß ein verstorbener Geist der Hellsehende gewesen und dem Medium das Resultat seiner Wahrnehmung telepathisch übermittelt hat. Dieser Ausweg fußt auf der Ansicht, daß dasjenige, was dem Lebenden möglich ist, nämlich das Hellsehen und die telepathische Beeinflussung eines somnambulen Bewußtseins, auch einem Abgeschiedenen möglich sein muß; Aksakow meint sogar, daß es diesem leichter sei, einen fernwirkenden „Rapport" mit einem Lebenden herzustellen. Diese Ansicht ist aber, wie Hartmann zeigt, nicht nur unbeweisbar, sondern steht direct im Widerspruch mit gewissen empirisch begründeten physiologischen Ansichten: das somnambule Bewußtsein, welches beim Hellsehen und bei der Telepathie thätig wird, ist ebenso wie das wache Bewußtsein an Functionen gewisser Hirntheile gebunden; dieses gehört der Großhirnrinde an, das somnambule Bewußtsein den subcorticalen Centren. „Es ist demnach," sagt Hartmann, „jede Hypothese physiologisch unzulässig, welche auf einer Fortdauer des somnambulen Bewußtseins, Gedächtnisses und Charakters nach dem Zerfall der subcorticalen Hirncentren fußt. Wenn der Geist als individueller nach dem Tode fortdauern sollte, so kann er nur als schlechthin bewußtloser fortdauern; denn wenn er das oberste, das Großhirnrindenbewußtsein, verliert, so wird er die niederen Bewußtseine bis herab zum Zellen- und Atombewußtsein seines Leibes erst recht verlieren. Ein solcher unbewußt fortdauernder Individualgeist mag durch seine unbewußt-geistigen Functionen unseren bewußten Geistesfunctionen wer weiß wie sehr überlegen sein; aber somnambules Bewußtsein nebst dem zugehörigen somnambulen Gedächtniß und Charakter darf ihm nicht zugeschrieben werden."

Als Erklärungsprinzip erscheint hiernach die Geisterhypothese nunmehr definitiv widerlegt, wenigstens so lange, als nicht die totale Unrichtigkeit der physiologischen Anschauungen dargelegt wird, auf welche unser Philosoph sich stützt. Wie werden sich die Spiritisten zu dieser Wendung der Dinge verhalten? entweder sie steifen sich auf ihr Dogma und versäumen damit den jetzt noch möglichen Anschluß an die Wissenschaft, welche ihnen gerade jetzt durch Bearbeitung des Hypnotismus und durch experimental-psychologische Forschungen entgegenkommt, oder sie lassen die Geisterhypothese sowohl als Erklärungsprinzip wie als Anticipation etwaiger zukünftiger Ermittelungen fallen und begnügen sich mit der kritischen Feststellung der verschiedenen Aeußerungsformen des Mediumismus und seiner Bedingungen unter Vermeidung vorzeitiger Speculation. Dies allein wäre schon dann eine gewaltige Aufgabe, wenn auch nur der zehnte Theil der angeblichen Phänomene auf Wahrheit beruht. Ein anderweit philosophisch oder religiös begründeter Glaube an eine individuelle Fortexistenz nach dem Tode wird ja durch eine solche Entsagung nicht berührt, nur darf er nicht mehr als Ueberschrift über der Bearbeitung „occulter" Thatsachen verwendet werden.

Hartmann's erste Spiritismusschrift hat sich seiner Zeit als „gute Schule für den Spiritismus" nach Aksakow's eigenen Worten erwiesen, auch war sie Veranlassung zu dieses Autors vortrefflichem Sammelwerk und den daran angeknüpften Studien, welche ihn zu der Einsicht brachten, daß die Geisterhypothese nur auf dem Gebiete von Kundgebungen intellectuellen Inhalts eventuell erwiesen werden könne. Das war ein bedeutender Fortschritt. Möge sich Hartmann's jüngste Arbeit ebenso fruchtbar erweisen!

Zur modernen Literatur.

Von E. Gnade.

(Schluß.)

In welcher Richtung sich dieser Einfluß bekundet hat, ist bekannt. Die natürliche Reaktion gegen das Nachempfundene, aus Büchern und aus der Phantasie Geschöpfte hat weit in's Extrem hinübergeführt. Sie hat eine neue naturalistische und realistische Kunst erweckt, als deren Hauptvertreter wir neben dem Altmeister Zola auch Tolstoi und Ibsen nennen. Naturalistisch und realistisch — das sind ein paar von jenen leidigen Schlag- und Fremdwörtern, die bei uns Alles einreihen helfen, obgleich sie selbst noch gar nicht klar genug präcisirt sind. Dem Wortlaut nach bedeuten sie völlig dasselbe; denn zwischen Natur und Wirklichkeit gibt es keine unterscheidenden Merkmale. Der Sinn, den der Sprachgebrauch damit verbindet, ist willkürlich und wechselnd. Ein Kritiker (Dr. Röhr) erklärte sie vor Kurzem dahin, daß der Naturalismus sich vorzugsweise mit dem Menschen auf jener untersten Bildungsstufe beschäftige, wo das Prinzip noch nicht läuternd eingetreten ist und in allen Trieben und Leidenschaften die Natur ungeschwächt ihre Herrschaft behauptet. Der Realismus habe es dagegen mit einer mittleren Menschenklasse zu thun, die in ihren Lastern und Tugenden das gewöhnliche Durchschnittsmaß inne hält. Andere meinen, der Realismus wolle Nichts als die Wirklichkeit, der Naturalismus die ganze Wirklichkeit darstellen, also auf derselben Grundlage eine gemäßigte und eine radicale Partei. Und wieder andere sagen, der erstere schildere hauptsächlich menschliche Handlungen und Charaktere, während

Digitized by Google

der Naturalist, gleich dem plein air-Maler, den Menschen gerne in demselben Maßstabe wie seine todte Umgebung darstelle und dieser denselben Werth beimesse. Für unsere heutige Beurtheilung genügt, was beiden Dichtungsarten gemeinsam ist: das Bestreben, die Natur und alles Menschliche genau so aufzufassen und wiederzugeben, wie es in Wirklichkeit ist. Darin besteht der große, moderne Kunstgedanke, der von den Ausländern zu uns herübergekommen ist und sich hier wie ein neues Evangelium geberdet. Er hat, besonders in den Reihen der ausübenden Kräfte, begeisterte Anhänger gefunden, und das Gesammtbild unserer Literatur ist durch ihn wesentlich verändert worden. Das gelehrte Gewand des historischen Romans hat seinen Reiz in dem Grade für uns verloren, wie die äußere Einkleidung überhaupt in den Hintergrund getreten ist. Unser Interesse ist jetzt hauptsächlich auf Charakterschilderung und psychologische Vertiefung gerichtet. Da erwählen die Romandichter mit Vorliebe moderne Zeiten und Verhältnisse, die ihnen und ihren Zuhörern bekannt sind und deshalb nicht die Aufmerksamkeit von dem für sie allein Wichtigen ablenken. Der Zufall spielt nur noch in den seichteren und gröberen Erzeugnissen der Tagesschreiber eine entscheidende Rolle; der vornehme Geschmack der Zeit verlangt, daß die Handlungen mit Naturnothwendigkeit aus den Charakteren der dichterischen Personen hervorwachsen. Auf unseren Bühnen ist die Herrschaft des Pathos erschüttert. Wenn wir es früher als etwas Selbstverständliches hinnahmen, daß die ernste dramatische Kunst auf einem Kothurn dahinschritt, der Nichts mehr mit dem Leben gemein hatte, so haben wir es jetzt gelernt, auch dort den Maßstab der Wahrscheinlichkeit anzulegen. Eine Fülle von neuen Stoffen ist uns erschlossen worden, an denen die Kunst so lange achtlos vorübergeschritten war. Auch die schlichte, unscheinbare Tragik des täglichen Lebens ist in unseren dichterischen Gesichtskreis getreten. Wir fragen heute nicht mehr zuerst danach, ob eine Dichtung hoch und schön, wir fragen, ob sie tief und wahr sei. Der absolute Wortlaut ist nicht mehr unser höchstes poetisches Sprachgesetz, die Lieder und Gedichte, in denen die Musik der Worte den Gedanken wie mit einem träumerischen Wiegenliede einschläfert, haben ihren Zauber für uns verloren. Wir verlangen nach einer kräftigeren Kost. Selbst die lyrische Sprache soll charakterisiren. Die alten künstlichen Rythmen und Versmaße werden von unseren neuesten Dichtern fast gänzlich vernachlässigt. Ueberall macht sich das Streben bemerkbar, die Form so zu vereinfachen, daß sich der Strom des geistigen Inhalts ungehemmt hinein ergießen kann. Und das ist unzweifelhaft das Richtige. Die vollendete Form dient der Gedankenfülle, wie das Glas dem Bilde: sie hält sie schützend zusammen und bleibt dabei selbst unsichtbar. Jeder Zwang im Ausdruck, jede Absichtlichkeit des Reims, jeder entbehrliche Wortprunk ist wie ein Fleck oder Fehler im Glase, der den Anblick des Bildes beeinträchtigt und den äußeren Schutz störend in Erinnerung bringt.

Alle diese großen, guten Wandlungen sind dem realistischen Grundsatz entsprossen, der in unsere Kunst eingedrungen ist. Erfassen wir ihn aber in seinem vollen Umfange, so erkennen wir, daß er sich nicht ganz durchführen läßt und daß es nicht wünschenswerth wäre, ihn ganz durchzuführen. Welcher Dichter ist im Stande, die Natur wirklich darzustellen wie sie ist? Kein Einziger. Denn Kunst ist nicht das Leben selbst, sondern sein Abbild, wie es der Spiegel eines schöpferischen Menschengeistes zurückwirft. Auf solcher Spiegelung, die der vollkommene Realist aus dem Wege räumen müßte, beruht eben das Wesen aller Poesie. Zum Heil und Segen für diese ist das Unmögliche noch niemals möglich geworden. Selbst Zola hat man es entgegen gehalten, daß seine Naturbeobachtungen zu tief und fein für die Durchschnittsmenschen seien, die er als einzige Zeugen derselben schildere, und daß sich also auf diesem Wege seine persönliche Auffassung hineinschleiche. Ibsen ist nur in seiner Technik und in der Gestaltung seiner Stoffe ein Realist. Er überträgt die einfache, oft unbeholfene Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens mit vollendeter Kunst auf die Bühne und er scheut nicht davor zurück, auch das Ungesunde, Unschöne zur Darstellung zu bringen. In dem eigentlichen Kern seiner Dichtungen ist Ibsen ein Idealist, voll hoher, sittlicher Forderungen an die Menschheit und überzeugt von seiner Mission, zu zürnen und zu richten, um zu bessern. Seine Gestalten sind gewöhnlich nicht aus reiner Schaffensfreude, sondern aus Reflexion hervorgegangen; sie sind nicht nur, sondern sie bedeuten auch etwas. Wenn wir aus diesem Grunde oft sagen hören, daß Ibsen überhaupt kein Dichter sei, so versteht er es andererseits, wie kaum ein Zweiter, in scheinbar absichtsloser Weise Stimmung zu erzeugen und während eines alltäglichen Gesprächs den Bann des Geheimnißvollen, Ahnungsschweren auf unsere Brust zu senken. Das ist ein rein dichterisches und künstlerisches Können. — Tolstoi, wie er in seinen letzten Schöpfungen vor uns hintritt, ist von einem nahezu krankhaften Idealismus erfüllt. Er schildert Seelenvorgänge und Zustände mit erschütternder Wahrheit, aber seine Grundanschauungen sind die eines Einsiedlers, der in tiefem, herbem Denken die Fühlung mit der Wirklichkeit verloren hat. Tolstoi versteht die menschliche Natur nicht mehr und räumt ihr in Folge dessen keine Rechte ein. Seine ganze Beweisführung erhebt sich auf einer verschobenen Basis. Die Laster und Schwächen, die er bekämpft, wachsen vor seinem Auge in riesenhaften, verschwommenen Formen empor, und so verfehlt die Geißel in seiner Hand ihr Ziel.

Oft hat man gerade in Bezug auf den Pessimismus dieser und anderer Dichter gesagt, daß sie „unerbittliche Realisten" seien. Ein seltsamer Widerspruch. Als individuelle Weltanschauung hat der Pessimismus seine volle und begründete Berechtigung, als Spiegel der Wirklichkeit liefert er nur ein vielfach getrübtes und ungenaues Bild. Gewiß, unser Leben ist reich an sieglosen Kämpfen, an häßlichen Täuschungen, an harter Leibes- und Seelennoth. Vielen Tausenden mag das den frischen Muth für immer lähmen und ihr Gemüth mit schneidender Bitterkeit oder mit entsagender Schwermuth erfüllen. Es gibt aber auch noch Menschen, die sich ein zufriedenes Herz bewahrt haben und mit hellem Auge in die Welt schauen. Es gibt noch Menschen, deren innere Gesundheit unerschüttert geblieben ist, und deren Bravheit nicht bei der geringsten Versuchung in's Schwanken geräth. Liebe und Freude sind noch thatsächliche Factoren in unserem Dasein. Der echte Realist müßte alle Dinge in derselben Beleuchtung, in derselben scheinbar zufälligen Vertheilung von Licht und Schatten wiedergeben, wie sie sich seinem Blick dargeboten haben. In dem willkürlichen Vorwiegenlassen des Einen oder des Anderen liegt schon eine Tendenz, und jede Tendenz ist etwas ganz Unrealistisches.

So stehen sich auf dem neu erworbenen Boden noch manche Gegensätze unvermittelt gegenüber. Auf der einen Seite ein heißes Bemühen, versteckte psychologische Tiefen zu ergründen, auf der anderen Seite im Vordergrunde die nüchternste Alltäglichkeit. Hier eine tendenziöse Behandlung einschneidender sozialer Fragen, dort die gänzliche Abwesenheit jeder leitenden geistigen Anschauung. Hier grundsätzlich nur Typen und Durchschnittscharaktere, dort krankhafte Ausnahmezustände.

Als Erneuerungs- und Entwickelungsmoment ist der Realismus von höchstem Werth für uns; es wäre jedoch ein verhängnißvoller Irrthum, ihn für das fertig abgeschlossene Lebensprinzip der modernen Kunst zu erklären. Wir haben gesehen, wie viele überlieferte, veraltete Lehren er erschüttert, und welch' eine Fülle von Kraft und Wahrheit er in unsere Dichtung hineingeströmt hat, aber es ist die Kraft des Ringenden, Werdenden, die noch nicht von reifer Vollendung gekrönt worden ist. Der Realismus, wie er uns aus dem geistigen Gepräge seiner hervorragendsten Führer entgegentritt, wird bei uns niemals eine unerläßliche Eigenschaft echter Poesie: Volksthümlichkeit — erringen. Der naiv denkende und empfindende Mensch verlangt unbewußt in der Kunst nach einer harmonischen Vereinigung jener bis jetzt noch unversöhnten Gegensätze. Wir leben in einer Uebergangsepoche: das Alte kann uns nicht mehr genügen, das Neue haben wir noch nicht nach unserem inneren Bedürfen geformt und entwickelt. Es ist unbestreitbar: der einseitige Cultus der Schönheit paßt nicht in eine Zeit hinein, die, so voll tief eingreifender Contraste, mit so

Digitized by Google

gewaltigem Ernst nach Wahrheit und Erkenntniß ringt. Die vorwurfsvolle Frage: warum beschäftigt sich die Kunst mit der unerfreulichen Nachtseite des Lebens? verliert bei näherer Prüfung ihre scheinbare Berechtigung. Die Poesie soll keine trügerische Lichtwolke darstellen, durch die wir alle Dinge wie in einem rosigen Schimmer erblicken. Auch das Häßliche hat ein Recht, künstlerisch verwerthet zu werden. Seine Existenz ist ebenso unbestreitbar, wie die des Schönen. Die Wurzeln unserer Gedanken, Handlungen und Leidenschaften liegen vielfach im Dunklen, und eine echte, tiefe Menschendarstellung darf sie nicht unberührt lassen. Das Auge des Dichters blickt gleich dem Auge Gottes auch durch die finstere Nacht und vermag sie durch seine Strahlen zu erleuchten. Wahre Kunst kann erheben, indem sie erschüttert und scheinbar niederbeugt. Dazu gehört aber zunächst, daß die Schönheit nicht um ihr heiliges Recht betrogen werde. Kunst ohne Schönheit übt auf den übersättigten Culturmenschen einen eigenartigen prickelnden Reiz aus — der naiv empfindende wird ihr jeder Zeit verständnißlos gegenüber stehen und den Zweck ihres Daseins nicht begreifen. Für ihn ist die Kunst nun einmal das bessere Land, in das er aus der Mühe und Sorge des Tages hineinflüchtet und von dem er Erquickung für Auge und Herz begehrt. Die Schönheit soll in der Poesie keinen geringeren Platz einnehmen als im wirklichen Leben. Und was die Kunst an Schönheit bieten darf, ohne die Gesetze der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zu übertreten, das soll sie auch bieten. Viele sogenannte Realisten haben dies richtige, naturgetreue Verhältniß des Schönen zum Häßlichen übersehen und sich dadurch nach der entgegengesetzten Seite hin einer ebenso großen Einseitigkeit schuldig gemacht, wie die schönfärberischen Phantasiedichter einer früheren Epoche.

Und das zweite Erforderniß, von dem wir nicht ablassen wollen, ist ein geistiger Inhalt in der Kunst. Das Dunkle und Häßliche muß, um nicht unser Gefühl zu verletzen, eine große Weltanschauung verkörpern helfen. Wir halten auch für unser Leben mit sehnsuchtsvollem Geist den Glauben an einen verborgenen Einklang fest und suchen „einen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“. Dieses Streben soll der Kunst in noch höherem Maße zu eigen sein. Wenn ein Kunstwerk in consequentem Realismus auf den ruhenden Pol verzichtet und nur die Flucht der Erscheinungen darbietet, so sinkt es zu einer planlosen Wiedergabe menschlicher Handlungen und Schicksale herab und hört dadurch auf, ein Kunstwerk zu sein. Ebenso wendet sich unser natürliches, schlichtes Gefühl aber auch gegen die grübelnde Tendenzdichtung, die wir häufig bei Ibsen finden und die nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern nur die Träger abstracter Ideen hervorbringt. Der Gedanke darf sich niemals in den Vordergrund drängen und die freie, anmuthige Bewegung der Gestalten beeinträchtigen. Selbst jene sogenannte poetische Gerechtigkeit, die den Sieg des Guten und den Untergang des Schlechten auch äußerlich verkörpern soll, wollen wir gern preisgeben; denn sie spricht nur zu oft der Wirklichkeit Hohn. Was wir aber nicht preisgeben dürfen, ist sittlicher Ernst. Von ihm durchdrungen kann auch das Niedrigste in die Sphäre der Kunst erhoben werden, und selbst der Triumph der Schlechtigkeit vermag uns mit einem Schauer zu ergreifen, der edler und mächtiger wirkt, als ein auf Kosten der Lebenswahrheit erreichter versöhnender Abschluß.

Die französischen Dramatiker und ihre deutschen Schüler bieten uns mit Vorliebe Werke ohne diesen conventionellen Schluß. Sie entwickeln Probleme und Conflicte, die ihrer Natur nach nicht endgültig, sondern nur individuell entschieden werden können und so endet das Ganze mit einer offenen Frage, die jedem Hörer Raum zu eigenem Erwägen und Weiterspinnen läßt. Da fehlt dann aber nicht nur der äußere Abschluß, sondern auch die innere Lösung und diese ist noch immer ein Haupterforderniß der echten Kunst. Wir sind durch solche Darstellungen oft gefesselt, angeregt, bereichert und übersehen dabei, daß dieser Genuß kein künstlerischer, sondern ein allgemein geistiger ist.

Und ferner: daß das lange gewohnte Pathos der Bühnensprache einem natürlichen Ausdruck weichen mußte, haben wir als einen großen Fortschritt bezeichnet. Wer aber die Kunst dem Volk dadurch näher zu bringen meint, daß er sie in der gewöhnlichen Sprache des täglichen Leben reden und stammeln läßt, der verkennt Beide in ihrem tiefsten Wesen. Das Volk verlangt nicht, daß die Kunst sich zu ihm herablasse, sondern es will zu ihr emporsteigen. Schiller's Pathos ist ihm begreiflicher als Ibsen's naturgetreue Redeweise. So wenig wie ein Kind es versteht, wenn man in seiner eigenen unvollkommenen Sprache mit ihm redet, so wenig versteht das Volk eine Darstellung seiner selbst, die nichts weiter als lebenswahr ist. Schlichtheit muß sich mit Erhabenheit verbinden, um echte Volksthümlichkeit hervorzubringen.

Und so wissen wir es nicht nur aus dem äußeren Entwickelungsgange unserer Literatur, sondern erkennen es auch an inneren charakteristischen Zügen: die moderne Dichtung steht dem Wesen des deutschen Volkes noch fremd gegenüber. Wird sie ihm je vertraut werden? Wird das Reis, das auf unseren deutschen Stamm gepfropft ist, innig und einig mit diesem zusammen schmelzen? Nur einer Schöpferkraft der höchsten Art könnte es gelingen, alle Gegensätze auszugleichen, das Wahlverwandte in unsere Dichtung einzufügen, das Fremde auszuscheiden und den gewaltigen Inhalt unserer Zeit in eine dauernde, künstlerische Form zu fügen. Manches vornehme Talent hat sich bereits an diese Aufgabe herangewagt, die aber, um ganz gelöst zu werden, den dichterischen Genius des Jahrhunderts erwartet. Die höchsten Forderungen, Realismus und Idealismus, scharfe Lebenswahrheit und begeisternde Ideenfülle, Einfachheit und Größe, das Allgemein-Menschliche und das Eigenartig-Individuelle müßten sich dazu vereinigen. Die Zeit, in der wir leben, bietet der Poesie großartige und charaktervolle Stoffe dar. Nationale Heldenthaten und innere Zersplitterung — üppiges Genußleben und stöhnendes Elend — hartes materielles Schaffen und tiefe Denkerarbeit — neues Aufblühen und tragisches Dahinwelken — technische Fortschritte — wissenschaftliche Entdeckungen — der alte Kinderglaube im Kampfe mit philosophischer Geistesfreiheit — eine unergründliche Fülle, die von allen Seiten der gestaltenden Meisterhand entgegenströmen würde!

Welche Form wäre die geeignetste, um diesen Reichthum aufzunehmen? Die Sprache des Gefühls, die Lyrik, reicht nicht für die Gedanken und Thaten aus, die unser Zeitalter erfüllen. Das Drama ist innerlich zu geschlossen, um einen so vielfältig zusammengesetzten Inhalt zu umspannen; es würde in seiner Einheitlichkeit dadurch zersprengt werden. Der Roman steht mit seiner Prosaform und in seiner technischen Beschaffenheit eben nur auf der Schwelle der Dichtkunst. Und so bliebe denn das Epos der passendste Rahmen für das mächtige Bild, das wir ersehnen und erhoffen. Ein Epos -- volksthümlich und plastisch, wie die Ilias und doch die ganze moderne Cultur umfassend. Die Helden unserer Tage leben sich nicht mehr gleich den alten in ihren Thaten aus; sie wollen in ihrer geistigen Eigenart erfaßt und gestaltet sein. Wer sich die Kriegszeit von 1870 zum Vorwurf nimmt, der dürfte, um ein wahrhaft nationales Kunstwerk zu schaffen, nicht nur in der Weise des unsterblichen Homer Ereignisse schildern und Schlachten malen. Die Größe eines Kaiser Wilhelm, die Bedeutung eines Bismarck und Moltke geht über das hinaus, was diese Heroen hervorgebracht und geleistet haben. Auf ihrem Wollen und Streben, auf den Tiefen ihres Wesens, auf ihrem inneren Verhältniß zu einander beruht die grandiose und zugleich herzerquickende Schönheit ihrer Erscheinungen.

Wir haben mit dem Tode des greisen Herrschers eine nach außen und innen denkwürdige Epoche beschlossen. Die jetzige Generation wächst unter dem Zeichen eines thatfreudigen, viel verheißenden Fürsten, aber auch schon in dem sicheren Besitze all jener Güter empor, um welche die Aelteren unter uns noch gebangt, gelitten und gekämpft haben. Nicht gewordene, sondern werdende Größe ist der fruchtbarste Boden für echten Patriotismus. Mögen darum die Jahre des Werdens und Emporstrebens nicht der Geschichte anheim fallen, ehe die Poesie ihr Wesen in einer unvergänglichen Schöpfung festgehalten

Digitized by Google

hat! Möge sich aus dem Kern der deutschen Nation heraus der Genius entwickeln, der, unbeeinflußt durch fremde Zeiten und fremde Völker, das dichterische Kunstwerk der Gegenwart erschafft!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Programm.

Von Lea Wettergrund-Stockholm.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Fiesel.

„Könnte ich nur begreifen!“ rief Fräulein Rosa Klint, sich mit weit geöffneten Augen (die einmal schön gewesen) und mit hochrothen Flecken auf beiden Wangen über einen soeben eröffneten Brief beugend, der vor ihr auf dem Tische lag. Dann ergriff sie den Brief und eilte in's Nebenzimmer zu ihrer Schwester, Frau Amalie Löwe, welche stand und Wäsche sortirte.

„Sieh doch, Amalie, lies! Was in aller Welt bedeutet dies?“

„Ein Brief — wann bekamest Du ihn?“ fragte Frau Amalie verwundert und machte eine schützende Handbewegung über einem Haufen Servietten, der vor dem Kleide der Schwester von Gefahr bedroht war.

„Jetzt, gerade jetzt. Lies doch!“

Und Frau Amalie las. Aber als sie zu Ende war, erhob sie den Blick zu der Schwester und sah womöglich noch erstaunter aus als diese. „Was in aller Welt soll das bedeuten?“ fragte nun auch sie und trat näher an das Fenster, um bei der kärglichen Beleuchtung eines Wintertages zu sehen, ob sie recht gelesen. „Ja lies, lies es noch einmal, lies es laut,“ ermahnte Fräulein Rosa eifrig. Und Frau Amalie las:

Stockholm, den 4. October 1868.

Fräulein Rosa Klint!

Ein alter Freund, nach langem Fortsein kürzlich nach hier zurückgekehrt, wünscht Ihnen — und vielleicht zugleich sich selbst — einen angenehmen Abend zu bereiten.

Er glaubt sich zu erinnern, daß Sie die Musik lieben; er weiß, daß Sie das Erhabene im Leben wie in der Kunst zu schätzen wissen; nun wohl: man gibt heute Abend Romeo und Julia — möchten Sie Sich dieser beiden Billete zur angenehmen Unterhaltung für einige Stunden bedienen, Sie und diejenige Person, welche Sie zu Ihrer Gesellschaft erwählen.

Der, welcher sie Ihnen sendet, dachte einen Augenblick daran, selbst zu kommen, aber er ist nicht gewiß, ob und wie er empfangen würde. Er zieht es vor, von der Stelle im Theater, wo er sich verbirgt, zuerst von Ferne Ihre Züge schauen zu dürfen und zu erspähen, ob dieselben ebenso freundlich und gütig sind wie zuvor — wie alle Zeit! . . .

Fürchten Sie keine Zudringlichkeit. Ich werde nicht hervortreten, nicht nach Schluß des Schauspiels bitten, auf dem Heimwege Ihr Beschützer sein zu dürfen — so fern nicht Sie selbst mir dazu die aufrichtig erwünschte Gelegenheit durch ein unschuldiges Zeichen geben, indem Sie, zum Beispiel vom ersten Range, wo Sie sitzen, am Schlusse des dritten Actes Ihr Programm in's Parquett niederfallen lassen . . .

Andernfalls wollen Sie Sich gefälligst der Droschke bedienen, welche für Sie am Eingang zum Gustav Adolfsplatz nach Schluß der Vorstellung hält. Der Kutscher ist angewiesen, auf den Namen Klint zu antworten.

Und nun noch ein letztes Wort:

Finden Sie diesen meinen indirecten Annäherungsversuch zu kühn, so — verbrennen Sie die armseligen Billette! Kein anderer möge sie benutzen. Sie sind nur für Sie, wie der Freund, welcher sie sandte, und der sich bis auf Weiteres unterzeichnet nur als Ihr

Sie verehrender

X.

„Das ist ja das Merkwürdigste, was ich jemals gehört habe,“ versicherte Frau Amalie, indem sie die Hand mit dem Briefe sinken ließ und wiederum die Schwester betrachtete, über deren Gesicht sich allmählich ein gewisser Schimmer unklarer aber angenehmer Erinnerung breitete.

„Denke doch, Amalie, wenn er es wäre — Du weißt, wen ich meine?“

„Jetzt, nach zehn Jahren? Das wäre wunderbar, wäre im höchsten Grade interessant!“

„Im Briefe hier steht ja: „nach langem Fortsein . . .“

„Gewiß; aber die Treue der Männer, liebste Rosa, pflegt durch Trennung nicht zu erstarken. A propos: Kennst Du die Handschrift nicht? schrieb er Dir nicht in dem Jahre, wo er Dich auszeichnete?“

„Nur einmal einige Zeilen, und die brannte ich auf im Harme, als er abreiste, ohne sich zu erklären. Er wohnte ja hier in der Stadt und hatte jederzeit in unserem elterlichen Hause Zutritt — warum sollte er da schreiben!“

„Mein Himmel, sie pflegen genug zu schreiben, zur Zeit und Unzeit,“ behauptete Frau Amalie ärgerlich, „aber wenn man ihre Krähenfüße am meisten nöthig hat, so sind sie zum Kuckuck!“

„Ja, aber, meine Liebe, ich selbst habe sie ja aufgebrannt. Ich habe wohl manchmal gedacht, daß ich selbst nicht ohne Schuld an dem Bruche war, wenn man es so nennen darf. Ich war damals so launenhaft, so stolz, forderte so viel; aber es that mir doch leid . . .“

„Du durftest stolz sein, meine kleine Rose, denn Du warst so schön,“ behauptete die Schwester bewundernd, „und Du bist noch schön, . . . wenigstens in meinen Augen, obgleich Du jetzt eine weiße Rose bist im Vergleich zu der rothen von ehemals. Aber die Farbe ist Geschmackssache. Vielleicht empfindet er wirklich Reue. Es wird wirklich interessant werden; zu erfahren, wer der geheimnißvolle Briefschreiber ist, und . . .“

„Du denkst also, wir sollen gehen?“ fragte die alte Rose mit erleichtertem Aufblick.

„Ganz gewiß. Aber — mir fällt etwas ein: Laß uns die Billette vertauschen und Plätze in der Loge gerade gegenüber nehmen, wenn sie zu haben sind. Es kann ja Theodor sein, aber es kann auch ein anderer sein, irgend ein kecker Mensch, der beabsichtigt, in dieselbe Loge zu kommen, um mit einem Bekanntschaft zu machen. Man muß vorsichtig sein. Ein Mädchen wie Du hat keinen anderen Reichthum als seinen guten Ruf. Und Dein Aussehen ist so piquant; man kennt Dich sogleich wieder.“

Fräulein Rosa sah beschämt darein. „Aber der Brief ist so ehrerbietig,“ wandte sie ein.

„Er kann sich verstellen,“ belehrte sie Frau Amalie; „man muß klug sein.“

„Aber wenn wir die Plätze wechseln, wie soll er uns da erkennen?“

„Wenn er Dich nicht wieder kennt, so gebe ich nicht viel für seine Augen — und für seine Liebe erst recht nicht. Verstecke nur den Brief, dann vertauschen wir die Billette, sobald ich mit der Wäsche fertig bin. Welch' ein Glück (ich sollte nicht so boshaft sein), daß unser kleines Hühnchen drinnen sich den Fuß verletzt hat, so daß man sie nicht zu bitten braucht mitzugehen, und daß sie auch nicht ausgehen kann, und man ihretwegen ruhig sein darf. Aber ein Punkt im Briefe gefällt mir nicht, der mit dem Programm, das in's Parquett soll fallen gelassen werden: Das sollst Du bleiben lassen! Es ist genug, daß wir uns der Billette des Unbekannten bedienen. Versteht er nicht, daraus eine hoffnungsvolle Schlußfolgerung zu ziehen, so ist er borniert und verdient sein Schicksal.“

„Aber das heißt ja, ihm eine indirecte Abweisung geben, und wenn er nun verlegen ist . . .“

„Verlegen?“ ein Mann? Versprich mir, dein Programm schön fest zu halten, Rosa!“

„Mein Gott, ja, wenn Du es durchaus verlangst. Aber ich glaube, daß die ganze Romantik von der Sache verfehlt wird.“

„Und die Würde bewahrt! Die Würde einer Frau, liebste Rosa, ist doch das Beste.“

„Nächst dem Glück,“ dachte die „liebste Rosa“, aber das sagte sie nicht.

Die Billette wurden vertauscht; das tiefste Schweigen hinsichtlich des Unbekannten beobachtet. Die „Tanten“ sagten dem „kleinen Hühnchen“ mit dem wunden Fuße (einer reizenden kleinen Pensionärin) Adieu; dem Mädchen wurde befohlen, den Thee bis nach Schluß der Vorstellung warm zu stellen; Fräulein Rosa machte sorgfältigst Toilette — und mit dem Glockenschlage 7 trat sie klopfenden Herzens in eine der Logen ersten Ranges der Königlichen Oper, mit der nicht weniger erregten Schwester an ihrer Seite.

— — — Drei Jahre später finden wir unsere beiden Bekannten wieder auf einer Eisenbahnfahrt nach Norrland, wohin sie sich begaben, um die ganz bedeutende Erbschaft eines verstorbenen Bruders in Empfang zu nehmen. Aber sie waren nicht mehr wie früher, oder besser gesagt, ihr Verhältniß zu einander war nicht mehr dasselbe. Jener Theaterabend hatte in ihrem bislang ruhigen Leben eine Wendung herbeigeführt und sie fast die Rollen vertauschen lassen. Frau Amalie war nun die Nachgebende, und Fräulein Rosa nahm diese Nachgiebigkeit entgegen, verstockt, gleichgültig, beinahe böswillig wie einen schuldigen Tribut von derjenigen, welche so zu sagen ihre Zukunft zerstört hatte.

Das unglückliche Programm! Hätte Fräulein Rosa es fallen lassen dürfen, wie der Unbekannte es so demüthig begehrt, wer weiß, welches Glück sie nun das ihre nennen könnte! Zwanzig Mal gewiß hatte sie sich versucht gefühlt, es mit dem Ellbogen anzustoßen, es mit dem Opernglase über den Rand der Loge zu schieben, „eine unvorhergesehene Bewegung mit der Hand zu machen, aber sie erinnerte sich ihres Versprechens und hielt es fest, obgleich ihr Herz sich dabei zusammenzog . . . Und dann war der verhängnißvolle dritte Act vorbei! Für das, was sich noch ferner zutrug, hatte Fräulein Rosa weder Auge noch Sinn. Sie verlangte hinaus; sie fand den Schluß des Stückes unerträglich lang; aber endlich kam er doch. Und als sie draußen auf dem Vorplatze stand, wo die Thüren sich nach dem Platze mit der langen Wagenreihe öffnen, hätte sie nicht „Klint“ zu rufen vermocht, und hätte es ihr Leben gegolten. Frau Amalie rief an ihrer Statt. Der Kutscher kam, er sprang vom Bock — weil Niemand da war, den Damen zu helfen . . . Nein, natürlich Niemand! Das unglückselige Programm!

Noch im letzten Augenblick nährte Fräulein Rosa eine schwache Hoffnung: Man hatte von Liebhabern gehört, die sich in Gestalt eines Dieners verkleiden, ja selbst eines Kutschers . . . Wenn nun dieser — doch nein, als er ihnen bei ihrer Thüre aus dem Wagen half und für Frau Amalies Trinkgeld dankbar den Hut lüftete, da verschwand diese letzte Hoffnung wie ein erlöschender Funken. Und wie er auf Fräulein Rosa's bebende Frage, wer den Wagen bestellt, erklärte, das wüßte er nicht; ein Dienstmann hätte ihn gemiethet, da brach aus ihrer Brust ein Schluchzen hervor, welches nur ein schwacher Vorbote unzähliger anderer war. Und dabei klang es beständig in den Herzen der beiden Schwestern:

„Das unglückselige Programm!“

— — Nun waren, wie gesagt, drei Jahre seit dem merkwürdigen Theaterabend verflossen, und über den Unbekannten hatte man nicht die geringste Aufklärung erhalten. Das unglückselige Programm!

Digitized by Google

Eine Menge größerer oder kleiner Widerwärtigkeiten war, seltsam genug, dieser ersten gefolgt, wie der lange quastengeschmückte Schwanz dem Papierdrachen, bis der Tod des Bruders das Maß voll machte. Bei alledem gab es doch einen Trost: der Verstorbene hatte seine Schwestern zu alleinigen Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt. Dies war, wie gesagt, der Grund, weswegen sie sich auf Reisen befanden. Sie hatten nur noch eine halbe Tagereise vor sich und verlangten natürlich vorwärts zu kommen. Aber da kam ein Telegramm an den Inspector der Station, wo sie umsteigen mußten daß der Zug, mit welchem sie fahren wollten, infolge eines Radbruches sich verspäten würde. Also wenigstens eine halbe Stunde Wartezeit!

„Natürlich!" rief Fräulein Rosa verdrießlich aus. „Das konnte man vorher wissen. Alles geht verkehrt und ist verkehrt gegangen seit —"

Sie wandte sich heftig um, ohne den Satz zu vollenden, aber Frau Amalie wußte, was sie meinte. Die Schwestern gingen eine Zeit lang schweigend auf dem Perron auf und ab.

„Ich bin müde, laß uns hinein gehen," schlug Fräulein Rosa kurz vor. „Dieses Warten ist unerträglich." — Und so traten sie in den Wartesaal, wo für den Augenblick nur ein paar jüngere Herren in ungenirter Stellung sich auf dem einzigen vorhandenen Sopha dehnten und plauderten. Die Schwestern ließen sich in Sesseln am Fenster nieder und achteten Anfangs nicht auf das Gespräch der Herren, obgleich dasselbe ganz laut geführt wurde und ebenso ungenirt schien, wie die Stellung, welche sie einnahmen. Aber da nannten die Herren einen Namen, welchen beide Schwestern nur zu wohl kannten, und von dem Augenblick an hörten sie aufmerksam zu unter dem Schutze der Zeitungen, welche sie zu studiren schienen.

„Ja so, Du kommst von Edson's — nun, wie geht es bei ihnen; leben sie noch wie die Turteltäubchen?"

„Vollkommen, aber die kleine Frau ist auch zu reizend. Und daß die Liebe frisch bleibt, beruht auch wohl auf seiner Stellung. Ein Reiseexpedient ist nicht so oft und viel daheim, daß sein Frauchen ihn bald langweilig finden könnte."

„Ja, und dann hatten sie auch, so weit ich mich entsinne, vor ihrer Heirath mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Das spornt an. Der Vater des Mädchens hielt die Partie wohl für zu armselig?"

„Das läßt sich denken. Sobald er Edson's Neigung für das Mädchen bemerkte, schickte er sie für einen ganzen Winter nach Stockholm zu ein paar alten Tanten, die sie bewachen sollten. Sie war wie im Kloster, die arme Kleine, und die beiden alten Nonnen versahen ihr Wächteramt, wie das nur zwei solche Meerkatzen können. Niemals durfte sie allein ausgehen, beständig waren sie mit, wie Dornen um eine Rose. Kein Brief kam in die Hände des Mädchens, ehe er nicht diejenigen der Alten passirt. Edson hätte ebenso gut eine Festung stürmen können, als in dieses Zaunigelnest eindringen, um seine Geliebte zu treffen -- und treffen wollte er sie. Da verfiel er zuletzt Edson ist ein Pfiffikus, wie Du weißt — auf eine List, die alten Damen zu täuschen: eine Mystification in Form eines romantischen Briefes und zweier Theaterbillette von einem unbekannten Jemand, von dem angenommen werden konnte, daß er ein früherer Anbeter der vierzigjährigen unverheiratheten Schönheit war. Und, kannst Du dir denken: die Alten fielen darauf herein. Während sie nun im Theater saßen und sich an Romeo und Julie erbauten und nach dem interessanten Unbekannten aussahen, saß Edson in ihrem Hause, schwebend in einem Meer der Wonne, erklärte sich, erhielt das Jawort, bestach das Dienstmädchen zu schweigen und verschwand eine Viertelstunde vorher, ehe die Tanten in der Droschke, die er für sie bestellt, sehr feierlich zu Hause kamen."

Die beiden Herren lachten herzhaft und schenkten dabei den beiden Damen nicht die geringste Aufmerksamkeit, die bald roth, bald blaß geworden waren im Laufe dieser Unterhaltung, die ihnen ein dreijähriges Geheimniß in seiner ganzen lächerlichen Gestalt enthüllte. Sie hätten aufspringen und hinauslaufen mögen, wenn die Füße nicht den Dienst versagt. Sie thaten sich Gewalt an und wandten sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, nach dem Fenster, sich stellend, als sähen sie auf den Perron, wo die auf den Zug Wartenden auf- und abgingen.

„Und kannst Du dir denken," fuhr der Erzähler fort, nachdem die erste Lachsalve verklungen war, „daß Edson die antike Schönheit aufforderte, beim Schluß des dritten Actes dem »Unbekannten« durch Fallenlassen des Programmes in's Parkett eine frohe Hoffnung zu geben — ja, er hat noch das Concept von dem Briefe; er war in seiner Art ein wahres Meisterstück. Denke Dir die verschämte Schönheit, wie sie einen Augenblick das Programm leise in der Luft schweben läßt, um es dann . . ."

„Aber so närrisch war das Frauenzimmer doch wohl nicht; in ihrem Alter!"

„Wer weiß? Die Pfeife eines alten Junggesellen und die Liebe einer alten Jungfer ist das letzte, was verlöscht."

Auf's neue tönte das Lachen der beiden Herren durch den Saal, als die Thür sich öffnete und der Stationswärter in den Saal rief: „Der Zug nach X.!"

Die Herren eilten hinaus, doch ehe die beiden Damen folgten, warf sich Fräulein Rosa einen Augenblick an die Brust ihrer Schwester, indem sie hastig und krampfhaft hervorstieß: „Endlich bin ich gerettet — mir selbst und Dir wiedergegeben! Kannst Du mir diese drei Jahre verzeihen, herzliebe Schwester?"

„Ich habe reichen Ersatz," flüsterte Frau Amalie mit zärtlichem Blick, indem sie die Schwester eilig mit sich zog. Doch in der Thüre sahen sie sich noch einmal in's Auge, lächelnd, und fast zugleich kam es über ihre Lippen:

„Das unglückselige Programm! — Die bösen Männer!"

Aus der Hauptstadt.

Franco-Russe.

Um dieselbe Zeit etwa, da die deutschen Zeitungen täglich mit niedlichen Anekdötchen das Scheitern der französischen Ausstellung in Moskau und das nahe bevorstehende Ende der franco-russischen Sympathien ihren schmunzelnden Lesern bewiesen, hatte mein Weg mich nach Marseille geführt. So ungestüm tobte der Mistral und so freigebig spendete er körnigen Sand, daß der sonst recht behagliche Aufenthalt in dem bunten Boulevardtreiben der Canebière bald unerträglich wurde. Das Theater lag schon im Sommerschlaf, als einziger Zufluchtsort winkte der Krystallpalast, auf dessen Anschlagzetteln allerlei Spezialitäten gar verlockend sich ankündigten. Es war kein verlorener Abend. Die Vortragskunst — l'art de dire bien, die allmontäglich beim guten Sarcey wiederkehrt — ist den Franzosen noch nicht verloren, und auch der freut an dem fein pointirenden Vortrag eines Paulus oder Sam Hill sich, dem die derbe Vergnüglichkeit unserer einheimischen Tingeltangelkünstler längst schon nichts mehr sagt. Und da das ganz und gar demokratisch zusammengesetzte Publikum sich musterhaft benahm, da selbst auf dem reichlich und schön beschickten Liebemarkt graziöse Leichtfertigkeit eher als schamlose Aufdringlichkeit herrschte, so gab es genug zu beschauen und zu bedenken. Plötzlich entstand wüthendes Beifallgetöse: Auf der Bühne war ein älterer, fetter Herr erschienen, ein ausrangirter Opernтenor mit der studirten Vornehmheit eines Zahlkellners und den unschönen Resten einer kehltönigen Brüllstimme. Was er sang, war Schrecken und seine offenbare Beliebtheit verkürzte rasch meine Hochachtung des marseillaisischen Kunstverstandes. Den Text seines hymnisch getragenen Liedes hatte ich nicht zu erlauschen vermocht und begriff erst, als der ausgediente Provinz-Raoul, hart an die Rampe tretend, seinen Refrain in's Publikum schmetterte:

„Dieu protège la sainte alliance
Entre la Russie et la France!"

Nun brach das Beifallgewitter los, immer wieder mit gleicher Wucht, nach jedem der sechs Verse. Der feiste Barde hatte den Haupterfolg des Abends. Und wieder einmal bestärkte sich mir der alte Vorsatz: nichts, aber auch gar nichts von alledem zu glauben, was in den Zeitungen steht. Denn die sagen niemals, was ist, sondern immer nur, was ihre Abonnenten zu hören wünschen und was auf dem Sandwege ihrer Parteilichkeit wohl erblühen könnte. Die Abonnenten aber und die Herdentreter wollen hören und weiter verkünden, daß Deutschland von Tag zu Tag mehr sympathische Freundschaft gewinnt, daß es allein die Geschicke der Welt bestimmt und daß seine Gegner eine zerfahrene Horde von Schelmen und Talglichterfressern bilden. Beim Morgenkaffee und vor dem Abendbrod erfreut so etwas den Philister und ein großer Aufwand von Spezialcorrespondenten und eigenen Drahtberichten wird verthan, auf daß so harmlose Freude ja niemals fehle. Die Quittung in der einen, den Palmenzweig in der anderen Hand, steht der Abonnent, ein absoluter Monarch, an des Jahrhunderts Neige, in edler, stolzer Männlichkeit, der reifste Sohn der Zeit. Und sein Buchstabenglaube ahnt nicht, daß er von früh bis spät belogen wird.

Es ist nämlich Alles nicht wahr. Weniger als je zuvor liebt man uns heute; trotz den Bündnißverträgen und den Fürstenreisen liebt man uns nicht in Italien, nicht in England, nicht in Holland und kaum im kleinsten Theil von Oesterreich. Zur Bismarckzeit fürchtete man uns, jetzt ist diese Furcht bereits etwas im Schwinden und die neuen Sympathien, die angeblich die Stelle der Furcht eingenommen haben sollen, die kümmern nur in der papiernen Welt mühselig dahin. Das klingt nicht sehr lieblich, aber es hat den Vorzug, den Thatsachen zu entsprechen. Man liebt uns weniger als je zuvor, denn zu den wirthschaftlichen Ursachen der Antipathien hat in allerneuester Zeit ein lärmsüchtiges, phrasenhaftes Wesen sich gesellt und ein unruhiger Alleweltbeglückungswahn, den man im Auslande allmählich zu belächeln beginnt. Früher ärgerte man sich an den Deutschen, weil sie aus den schlechten Erwerbsverhältnissen ihrer Heimath in die Fremde hinausstrebten und dort durch Unterbietung der geltenden Lohnansprüche die Eingeborenen zurückdrängten. Heute ver-

Digitized by Google

stimmt das Geräusch, das sie verüben, und das Sedanlächeln, mit dem sie oft genug, toastirend und bankettirend, durch die Lande schreiten. Ist es wirklich ein so großes Wunder, wenn ihr Beispiel endlich Nachfolge findet? Wenn auf die mit einiger Skepsis nur erwiderten Liebeswerbungen um England der große Taumelrausch von Kronstadt und Moskau folgt? — In Kissingen hat man einige Ursache zum Triumph. Wie das Regime Bismarck sich niemals gestattet hätte, einen Botschafter und eine Kaiserin um etliche französische Bilder zu bemühen, so hätte es auch Europa den Tag von Kronstadt erspart.

Die franco-russischen Sympathien sind nicht von gestern und vorgestern. Längst schon war die russische „Gesellschaft" völlig französirt, längst hatten die Literaturen beider Länder zu beiden Theilen fruchtbarem Gedankenaustausch sich gefunden. Nicht ohne Byron nur, auch ohne Musset ist ein Lermontow undenkbar, dessen Angedenken in den letzten Julitagen vom ganzen Zarenreiche geehrt wurde. Was die ersten gallischen Sozialphilosophen, was Saint-Simon, Fourier, Proudhon für die russische Generation der vierziger Jahre bedeuteten, das wird den Franzosen heute durch Dostojewski und Lew Tolstoi zurückerstattet. Die innige Freundschaft, die Männer wie Mérimée, Flaubert und die beiden Goncourt mit Turgenjew verband, darf man bei Seite lassen, denn der Dichter der „Väter und Söhne" war zunächst ein Europäer, dann ein Liberaler und sehr spät erst ein Russe. Mit dem Raskolnikow erst und mit der Kreutzersonate*) drang die slawische Liebereligion in Frankreich ein und traf hier sofort auf eine verwandte Geistesdisposition: auf eine erschöpfte Thatsachenmüdigkeit, eine enttäuschte Abkehr vom nüchtern robusten Positivismus und ein gewaltiges Sehnen nach neuem Glauben und neuer Frömmigkeit. Der ungeheure Erfolg einer in ihrer posirenden Kränklichkeit doch so wundersam reizvollen Erscheinung, wie es die geniale Komödiantin Marie Baschkirtsew ist, spricht laut für die Verwandtschaft beider Literaturen, und wenn neulich Herr Max Nordau mit klobigen Keulenschlägen und in grobem Gassenton die russische Schriftstellerin todtzuschlagen versuchte, so gehört auch das mit zum Ganzen und beweist nur, daß man ein geschickter Stilist und doch ein lächerlicher Psychologe sein kann.

Der Vicomte de Vogüé, dessen meisterhaften Essays die Russen in Frankreich ihren raschen Sieg und ihre mächtige Wirkung auf die jüngere Literatur, von Maupassant bis auf Huysmans und Barrès, verdanken, hat es offen ausgesprochen, daß er bei seinen Versuchen einer geistigen Verbindung der beiden Länder auch einen politischen Zweck verfolgt. Als man in Kronstadt toastirte, ward sein Name nicht genannt, aber der Akademiker hat ohne Zweifel um die sainte alliance größere Verdienste als etwa der Admiral Gervais, von dem die Welt vorläufig nur weiß, daß er immer „betäubt", aber nie betrunken ist, daß er unglaubliche Mengen von Flüssigkeiten vertragen kann und daß der berühmte Käse nicht nach ihm benannt ist. So geht es immer: aus Tinte und Druckerschwärze wird ein Gedanke geboren und irgend einem gut uniformirten Gervais spannt man die Pferde aus. Alle Gervais und Vogüé zusammen aber hätten nicht vermocht, den Zaren, der sein Staat ist, für ihre antideutschen Demonstrationen zu gewinnen, wenn der gefährliche Zauberer von Friedrichsruh noch seine diplomatischen Künste geübt hätte. Auch der blödeste Blick mußte erkennen, was Bismarck für Europa bedeutete, an jenem denkwürdigen Tage, da der dritte Alexander stehend und unbedeckten Hauptes die Marseiller Hymne anhörte, in deren Text es heißt:

„Que veut cette horde d'esclaves,
De traîtres, de rois conjurés?
Pour qui sont ces entraves,
Ces fers dès longtemps préparés?"

Die Monarchen sollten Bismarck Altäre bauen, nicht nur die preußischen Könige, die er ganz allein aus tiefster Unpopularität zu unerhörtem Glanze führte, sondern alle die Kronenträger, große und kleine. Paul Goehre berichtet in seinem nicht genug zu empfehlenden Buche „Drei Monat Fabrikarbeiter"**) von dem einmüthigen erbitterten Haß, mit dem die sozialistischen Arbeiter den gestürzten Kanzler verfolgen. Dieser Haß ist gerecht, denn Bismarck war der einzige gefährliche Gegner der Sozialdemokratie in Europa. Mögen oberflächliche Beurtheiler immerhin verkünden, seine Zwangsgesetzgebung habe die Partei groß und stark gemacht; die pädagogische Wirkung des Sozialistengesetzes ist an dem veränderten Standpunkt Bebel's so gut wie des Herrn von Vollmar zu erkennen, auf deren Schultern nun doch über kurz oder lang die radicaleren Stürmer steigen werden, nachdem die eiserne Klammer gelöst ist. Für Bismarck gab es nur ein Ziel: die Stärkung und Befestigung der alten Monarchie. Dieser Zweck mußte ihm alle, auch die bösesten Mittel heiligen. Dazu brauchte er ein riesiges Heer und ließ von Zeit zu Zeit einen „Krieg in Sicht" stellen und pikrinsäuerlichen Unfug anrichten; den Adel wollte er reich und zufrieden, das unbewegliche Kapital für den Nothfall gesund und leistungsfähig, und so mußten hohe Zölle und Prämien herbei; er erfand das Wort von den Krypto-Republikanern und traf, trotz allem Gelärm, den Kern der Sache, denn der ekelhafte Byzantinismus sogenannter Freisinnsblätter übertönt doch die Thatsache nicht, daß der Mehrheit aller Liberalen die Frage: „monarchisch oder republikanisch" höchstens eine Zweckmäßigkeitsfrage ist. Bismarck richtete seine Politik so ein, daß die Elemente zufrieden waren, auf die das Königthum unter allen Umständen rechnen kann, denn ihn umfing nicht der fromme Wahn, es sei möglich, alle Interessen zu versöhnen. Die Erfahrung spricht für den großen Gewaltthäter: Heute, nach so vielen Conferenzen und Reformen, ist kein Mensch im Deutschen Reich recht zufrieden, das Börsenbarometer zeigt andauernd auf schlechtes Wetter und von Kronstadt her zieht drohend eine schwere Wolke über Europa herauf.

Der Zar wußte in dem Mann aus dem Sachsenwalde den starken — vielleicht den letzten starken — Schirmer der alten Monarchie zu schätzen. Mehr instinctiv, denn scharfe Verstandesarbeit ist seine Sache nicht. Der Charakter dieses Alexander ist für Europa noch immer ein Räthsel, von dessen Lösung die Ruhe des Welttheiles abhängt. Denn — darüber lasse man sich durch kein Preßgeplärre täuschen! — hinter dem Zaren steht Rußland, steht das ganze, neunzig Millionen umfassende Volk, das an dem Befreier vom Wucher, an dem orthodoxen Bauernkaiser mit ganz anderem Enthusiasmus noch hängt als an dem „Zarbefreier", dessen galanter Lebenswandel und dessen occidentale Sitten zu dem tadellos bürgerlichen Leben und stockrussischen Denken des Sohnes in entschiedenstem Gegensatze standen. Das kleine, von einem ehrsüchtigen Verwandten der Romanows befehligte Häuflein der Nihilisten ändert an dieser Thatsache nichts. Mit Knütteln würden die russischen Bauern die Nihilisten todtschlagen an dem Tage, wo der Zar sie zur Hülfe ruft. Dann aber würden freilich zugleich alle die spärlichen Ansätze europäischer Cultur unbarmherzig zerstampft werden, von der russischen Jacquerie. Rußland, das schon mitten darin ist in dem von Proudhon erträumten cäsarischen Sozialismus, hat heute noch den großen, den stark machenden Glauben, der unserer Skepsis längst schon verloren ist. Und weit größere Gefahr als von den Nihilisten droht dem Zarenreiche von der langsam an Boden gewinnenden Secte der Stundisten, die von den deutschen Colonien in Südrußland liberale und protestantisirende Ideen übernommen und dem Deutschenhaß der Panslavisten damit einen neuen Vorwand geliefert haben. Von diesen Verhältnissen hat man bei uns kaum einen dämmernden Begriff; man nimmt gläubig alle die albernen Zeitungslügen auf, die tagtäglich auf Redactionscommando ersonnen werden, und behilft sich mit nichtssagenden Protesten gegen die Barbarei und die Kulturgefahr im östlichen Riesenreich. Und während so lustig gehetzt wird, während der wohlüberlegte Mittelcours der auswärtigen Politik Bismarck's verlassen ist und durch allzu warme oder allzu kalte Strömungen ersetzt werden soll, konnte selbst ein politischer Dilettant, wie Herr von Freycinet, sein Ziel erreichen und das Band der franco-russischen Allianz knüpfen.

In hundstäglicher Erregung zerbricht man sich jetzt werthlose Köpfe darüber, ob die Allianz auf dem Papier steht oder nicht. „Auch 'was Geschriebnes forderst Du, Pedant?" Wenn der deutsche Kaiser in London freundlich begrüßt wird, dann liest man: „Derartige spontane Ausbrüche der Sympathie wiegen ganz ungleich schwerer als geschriebene und gestempelte diplomatische Verträge." Wenn ein fast schon lächerlicher Jubelrausch an der Newa und an der Moskwa die französische Flotte empfängt,

*) Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine sehr lustige Parodie des Tolstoischen Eheromans hinweisen, die unter dem Titel „Die Schweinscarbonade" (Leipzig, Otto Wigand) erschienen ist.

**) Leipzig, F. W. Grunow.

Digitized by Google

so heißt es: „Mögen die Herrschaften sich an voll besetzten Tafeln verbrüdern, — derartige platonische Freundschaftsbezeugungen bedeuten nichts, so lange der Zar einem bindenden Vertrage seine Unterschrift verweigert." Wenn der protestantische Kaiser Wilhelm in Petersburg das griechische Kreuz küßt, so ist das ein selbstverständlicher Act interconfessioneller Höflichkeit; läßt aber der katholische Herr Gervais sich vom Moskauer Archimandriten segnen, dann soll er ein würdeloser und lächerlicher Komödiant sein. Wen betrügt man denn hier?

Der Zar will heute noch keinen Krieg. Er kennt die Gräuel der Schlachtfelder und wird, schon um sein epileptisches Leiden ängstlich zu verbergen, den Frieden zu wahren versuchen. Er hält sich für den Gesandten des Herrn und treibt mit Pobedonoszew nationale und orthodoxe Politik. Mögen die Russen sich darob beklagen, wenn es ihnen Aerger bereitet. Uns sollte Rußland nebst Sibirien und den Judenaustreibungen „Hekuba" sein. Was geht es uns an, wie die Russen glücklich gemacht werden? Ausweisungen und Corruption und Elend und patriarchalische Regungen haben wir daheim im Ueberfluß. Und die einzigen Absolutisten, die bei uns auch offiziell noch herrschen, die Zeitungsabonnenten, sollten endlich einmal dem verlogenen Unfug ein Ende machen, der hetzend und höhnend und schwatzend nach Spaltenfutter sucht. Man liebt uns nicht, aber wir sind stark. Und wir könnten uns den behaglichen Luxus gestatten, in gelassener Ruhe dem Weltenlauf zuzuschauen, ohne durch unaufhörliches Getöse die neue Mode des politischen Toastirens zu fördern, bei der es schließlich doch nicht ohne zerbrochene Gläser abgehen wird. Wie die Dinge jetzt stehen, muß man beinahe schon einen Krieg befürchten, in welchem jede der demonstrirenden Mächte um den hohen Ruhm streiten wird, des Weltfriedens aufrichtigste Freundin zu sein.

Apostata.

Der Fall Klausner.

Auf meinem Schreibtisch häufen sich die anonymen Briefe. In sehr freundlichem und in sehr unfreundlichem Ton werde ich aufgefordert, vor den Lesern der „Gegenwart" den Fall Klausner zu erörtern, auf daß ich nicht in den Verdacht gerathe, „Sie hätten sich nun auch jener elenden Clique angeschlossen, die Sie bis jetzt mit so unbarmherziger Rücksichtslosigkeit bekämpft haben." Dieses ist ein Citat, und eines von den sanftmüthigsten. Andere Sendschreiben wiederum legen mir die Frage vor, ob es mir denn gar so schwer werde, Herrn Barnay einmal „Recht geben" zu müssen. Diese frankirten Mahnungen beweisen, daß für den Fall Klausner, der sich während meiner Urlaubszeit abgespielt hat, noch immer ein lebhaftes Interesse vorhanden ist. Und dieses Interesses freue ich mich aufrichtig, denn es es gibt mir erwünschte Gelegenheit, wieder einmal die Beziehungen zwischen Theater und Presse aus der Nähe zu betrachten.

Es ist genau ein Jahr vergangen, seit der große Krach über die Berliner Presse hereinbrach. Ein unerschrockener Mann, Herr Dr. Franz Mehring, hat seine Existenz daran gesetzt, die tief eingefressene Corruption mit ätzender Säure und glühendem Eisen auszubrennen. Im August 1890 hatte Mehring das für einen deutschen Publicisten gewiß glänzende Einkommen von 10,000 Mark im Jahr; heute ist er ohne Anstellung und kein bürgerliches Blatt wird ihm auf absehbare Zeit seine Spalten öffnen. Das ficht den Tapferen nicht an: freiwillig hat er, als man ihn mundtodt machen wollte, seinem behaglichen Posten entsagt, um der guten Sache zu dienen, für die er den Kampf einmal aufgenommen hatte. Und diesen weißen Raben unter den Journalisten versuchte der unsaubere Klüngel vor der Oeffentlichkeit als einen charakterlosen Soldschreiber hinzustellen, der um Zeilenlohn den verschiedensten Parteirichtungen seine Dienste geliehen habe. Heute mag der Versuch die Herren wohl einigermaßen gereuen, denn in einer glänzenden und in ihrer lückenlosen Logik bezwingenden Streitschrift hat Mehring nicht nur sein eigenes Verhalten über jeden Zweifel hinaus gerechtfertigt, er hat auch zugleich mit seinen hinterlistigen und scrupellosen Angreifern eine Abrechnung gehalten, von deren verheerender Wirkung sie vorläufig sich noch nicht erholt haben. Wer unsere hauptstädtischen Preßverhältnisse gründlich kennen lernen will, dem sei die Schrift „Kapital und Presse"*) an's Herz gelegt. Das in überzeugtem und darum überzeugendem Stil geschriebene Buch hat zwei Mängel: es bleibt uns den Beweis dafür schuldig, daß die erbarmungslos aufgedeckten Uebelstände im Kapitalismus wurzeln, und es fündigt im letzten der „Philosophie und Poesie des Kapitalismus" gewidmeten Abschnitt gegen die Grundgesetze der ästhetischen Kritik. Es war ein ungeheuerlicher Einfall Mehring's, Männer wie Friedrich Nietzsche und Theodor Fontane als kapitalistisch verseuchte Erscheinungen geißeln zu wollen. Wenn Nietzsche dem christlich-spiritualistischen Schwächecultus seine übermenschliche „Herrenmoral" entgegensetzt, wenn er den Starken, den Gesunden, den Artverbesserer zum Siege führen will, dann kämpft er ebenso wenig für die selbstsüchtig verfettete Burgeoisie, wie das Fontane thut, wenn er — in seinem Meisterroman „Irrungen, Wirrungen" — eine Alltagsgeschichte poetisch gestaltet. Von diesen beiden Punkten abgesehen, mit denen Mehring ein ihm fern liegendes Gebiet betritt, wird seine Schrift den Tag überdauern, als ein bedeutendes Dokument der Culturgeschichte der Hauptstadt und ihrer publizistischen Vertretung.

*) Berlin, Kurt Brachvogel.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß die Schrift todtgeschwiegen wurde. Die Angegriffenen, denen neben anderen Niedrigkeiten auch falsche Eide nachgewiesen waren, verhalten sich mäuschenstill, und die Tagesblätter waren zu „vornehm", um von der Sache Notiz zu nehmen. Ausführlichere Besprechungen sind mir nur in den Blättern der Herren von Hammerstein und — Liebknecht begegnet; der feudale Freiherr, der die „Kreuzzeitung" ohne Furcht vor Regierungsblitzen einzig und allein nach seiner fest im frommen Absolutismus wurzelnden Ueberzeugung leitet, fand sich wieder einmal mit dem Proletarierführer zusammen. Die Anderen, die sonst tapfer können schmälen, wann thät' ein armer Junker oder Pfaffe fehlen, schwiegen nun ganz still und tobten ihre Entrüstungsgewitter an Schienenflickern und Judenverfolgern aus. Es war ein erhebender Anblick.

Während alle Welt noch den Heroismus bewunderte, mit welchem die Cliquenhäupter sich niedermachen ließen, während der Rütlischwur der Schweigegemeinde getreulich gehalten wurde, weckten zwei Ohrfeigen ein unsanftes Echo. Herr Ludwig Barnay wollte sie Herrn Max Albert Klausner verabreicht haben. Die Herren waren bisher treue Freunde gewesen, sie hatten im Falle Lindau Schulter an Schulter für das Gute, Wahre, Schöne gefochten — nun prügelten sie sich. Was war geschehen, daß sie den ersten Grundsatz im Verkehr von Presse und Theater also vergessen konnten. Kindlein, liebet euch untereinander? Vier amüsante Flugblätter sollen uns darüber Auskunft geben: I. „Die Affaire M. A. Klausner." (Verfasser: Ludwig Barnay.) II. „Die Affaire Barnay." (Verfasser: M. A. Klausner.) III. „Die Affaire Barnay." (Verfasser: M. A. Klausner.) IV. „Die Affaire Klausner." (Verfasser: Ludwig Barnay.) Die Erlasse datiren aus der Zeit zwischen dem 14. Juni und dem 8. Juli 1891.

Herr Ludwig Barnay ist, wie alle Welt weiß, Director des „Berliner Theaters"; Herr M. A. Klausner ist, wie männiglich unbekannt, Redacteur des „Berliner Börsencourier". Das sind die handelnden Personen in diesem schlagkräftigen Puppenspiel. Herr Klausner ist ein vielseitiger Herr. Wie sein Chefredacteur zugleich Bayreuth und die Börse als ständiger Gast und Berichterstatter beehrt, so begnügt sich auch Herr Klausner nicht damit, politische Leitartikel gegen Bismarck und für Völkerfreiheit in einem talmudistisch spitzfindigen Stil zu schreiben und gelegentlich für seinen hohen Gönner, den russischen Finanzminister Wyschnegradsky, ein lustiges Rubeltreffen zu liefern, wohl auch in deutschen Reichsämtern sich „inspiriren" zu lassen — o nein: sein Machtgebiet muß größer sein! Rubelcours und hohe Politik füllt eines Posa Herz nicht aus. So ist denn der treffliche Herr Klausner auch Theater- und Literaturkritiker und in dieser Eigenschaft hat er schon Dutzende von Schriftstellern niedergesäbelt, die dem gestrengen Herrn als sittenlos und gemeingefährlich erschienen. Denn im Punkte der Moral ist er sehr streng — gegen Andere. Uebrigens geht es den Todten, die er bestattet hat, fast ausnahmelos recht gut. Kurz: Herr Klausner hat von den Talenten des Muley Hasan (Fiesko, Act I, Scene 9) einen hübschen Theil ererbt und man darf sich nicht wundern, wenn man ihn in den schwierigsten Fällen und für die kitzlichsten Aufträge zu Rathe zu ziehen pflegt. (S. auch Franz Mehring's Erklärung in der „Kreuzzeitung" vom 14. October 1890.)

Diesmal aber hat er seinen Meister gefunden. Eines schönen Junitages las Herr Director Barnay im „Börsencourier" eine sehr schlimme Kritik der ersten Aufführung von Shakespeare's drittem Richard. Die Kritik trug, da Herr Isidor Landau, der aus der Seele der Theaterdirectoren heraus, mildfühlend und mitleidig zu schreiben pflegt, verreist war, die wohlbekannten Initialen M. A. K. Herr Barnay wurde sehr nervös, denn Herr Klausner hatte an die im Prozeß Kains gerichtlich festgestellte Thatsache erinnert, daß an gewissen Abenden von der Direction des „Berliner Theaters" genau „239 Freibillets an eine Claque" vertheilt werden. Nun aber erinnerte auch Herr Barnay sich der interessanten Thatsache, daß Herr Redacteur Klausner zu seinen eifrigsten Freibilletabnehmern gehört hatte, bis ihm endlich das unverdrossen ausgenützte Privilegium entzogen worden war. Der schlaue Director ließ nachforschen und fand, daß an Herrn M. A. Klausner im Laufe von drei Jahren 314 Freibillets ausgehändigt worden waren, von denen — nach der völlig glaubwürdigen Versicherung des Kassirers — höchstens 40 nachträglich bezahlt wurden. Bleiben also 274 Freibillets. Ferner behauptete der Kassirer des „Victoriatheaters" — und seine Behauptung ist meines Wissens nicht angefochten worden —, Herr Klausner habe von dem Ausstattungstheater während einer Zeit von zwei Jahren mindestens 832 Freibillets bezogen. Macht zusammen 1106 Freibillets von zwei Jahren.

Ueber die weiteren Erreignisse können wir rasch hinweggehen. Auf sehr gravirende Indicien gestützt, behauptete Herr Barnay, Herr Klausner habe durch die böse Kritik der Richardvorstellung „seine Privatrache wegen gestrichener Freibillets gekühlt". Herr Klausner nennt Herrn Barnay daraufhin einen „unverschämten, verläumderischen Lumpen" und liest den betreffenden Injurienbrief seinen Getreuen im Literaturcafé vor. Herr Barnay ringt sich, wie er sehr niedlich schreibt, „in schlaflosen Nächten und schmerzvollen Stunden" einige Mäßigung ab und leitet die Beleidigungsklage ein. Im Sühnetermin hat Herr Klausner die edle Dreistigkeit, von Herrn Barnay eine Buße von 8000 Mark — und zwar nicht in Freibillets! — und obendrein eine „demüthige Abbitte" zu fordern. Was nun geschah, ist in nächtiges Dunkel gehüllt. Herr Barnay druckt: „Ich fragte Herrn Klausner hierauf nochmals ausdrücklich: »Bleibt also der Lump auf nur sitzen?« und als er dies lächelnd bejahte und damit die

Digitized by Google

schriftlich ausgesprochene Beschimpfung in Gegenwart des Schiedsmannes und eines von mir mitgebrachten Zeugen mir in's Gesicht wiederholte, war ich nicht mehr Herr meines Zornes und ohrfeigte Herrn Klausner rechts und links, wie er es verdient hatte." Zwei Männer, darunter der wunderliche Schiedsmann mit dem noch wunderlicheren Amtssiegel, bestätigten die „schallenden" und „tüchtigen" Ohrfeigen. Herr Klausner aber druckt: „Ich versichere hiermit auf mein Ehrenwort, daß die Hand des Herrn Barnay meine Wange nicht berührt hat.... Wer mich kennt, weiß zur Genüge, daß mein Temperament die Verhinderung einer sofortigen und unauslöschlichen Revanche nicht zugelassen hätte."

Ich genieße nicht den Vorzug, Herrn Klausner und sein Revanchetemperament zu kennen; aber es scheint mir auch ganz außerordentlich gleichgültig, ob geohrfeigt wurde oder nicht. Der Unbefangene gewinnt den Eindruck, daß Herr Klausner in der That geschlagen und an dem Versuch einer „unauslöschlichen Revanche" durch die dazwischen tretenden Zeugen verhindert worden ist. Ein solcher Schlag schändet nicht, und wenn ihn zehn Mal ein sehenswerther Schiedsmann amtlich bescheinigt. Ohrfeigen sind überhaupt keine durchschlagenden Argumente und durch einen Preisringkampf wird sich Schuld und Unschuld der feindlichen Brüder Barnay und Klausner auch nicht feststellen lassen. Nicht die Körperkräfte der mit Recht so geschätzten Herren interessiren die Oeffentlichkeit, wohl aber das Verhältniß von Presse und Theater, wie es hier an einem schallenden und tüchtigen Beispiel sich darstellt.

Herrn Barnay ist nach seiner schiedsmännlichen Heldenthat der Muth etwas gesunken. Er versucht, um es mit der Presse und insbesondere mit dem ihm „seit vielen Jahren befreundeten Redacteur Herrn Dr. J. Landau", nicht ganz zu verderben, seinen Zwist als einen rein privaten hinzustellen, der mit den Beziehungen zwischen Theaterdirector und Recensent nichts zu schaffen hat. Da war der Kluge klug genug, nicht klug zu sein. Nicht den Privatmann, sondern den Kritiker Klausner hat er einer ehrlosen Handlung beschuldigt und der Kritiker hat ihn deshalb beschimpft. Ebenso — ungenau ist die Erklärung des Herrn Barnay: „Ich hege den tiefsten Respect vor dem objectiven Urtheil der freien Kritik und habe oft genug bewiesen, daß ich den Bemerkungen ehrlicher Kritiker in meiner Eigenschaft als Theaterdirector und Schauspieler mit aufmerksamem und offenem Ohr lausche." Wir wissen es besser: Herr Barnay und ich. Der Herr Director wird sich vielleicht erinnern, daß er nicht nur der Redaction der „Gegenwart" in Folge meiner Kritiken seit mehr als Jahresfrist den freien Dienstplatz zu den Premièren entzogen, sondern daß er auch seinen Kassirer beauftragt hat, mir kein Billet zu verkaufen — vermuthlich, weil ich von dem „objectiven Urtheil der freien Kritik" einen dem Geschäftssinn des Herrn Barnay fatalen Gebrauch gemacht habe. Und früher erfreute ich mich doch der besonderen Gunst des damals noch nicht jubiläumsreifen Directors. Als ein freundliches Angedenken aus stillerer Zeit bewahre ich einen Brief, worin mir der Secretär des „Berliner Theaters" schreibt: „Sehr geehrter Herr! Im Auftrag des Herrn Director Barnay habe ich die Ehre, Ihnen die ergebene Mittheilung zu machen, daß er Sie bisher noch gar nicht im „Berliner Theater" gesehen und schmerzlich vermißt hat. Er bittet Sie freundlich, ihm gefälligst wissen zu lassen, wann Sie einmal das Theater mit Ihrem Besuch beehren wollen und läßt sich Ihnen bestens empfehlen." Das ist nicht nur eine offizielle Aufforderung zur fleißigen Benutzung von Freibillets, es beweist auch obendrein, daß Herrn Barnay die Vorstellung, ein Schriftsteller könne für sein gutes Geld und ohne Aufhebens davon zu machen ein Theater besuchen, völlig fremd ist. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich — avant et après la lettre — meiner Gewohnheit gemäß stets meinen Platz mit Kassenpreis und Bestellgeld bezahlt habe. Im „Berliner Theater" aber werde ich schon längst nicht mehr „schmerzlich vermißt".

Um so mehr freut es mich, daß im Falle Klausner meine Sympathien durchaus auf der Barnay-Seite sind. Nicht deshalb, weil — von überflüssigen Komödiantereien abgesehen — die Erlasse des Theaterdirectors besser geschrieben sind, als die öden Schwatzschweifigkeiten des Journalisten mit der redlichen Seele und der unberührten Wange. Herr Barnay, der früher mit dem Sozialismus kokettirte und nach dem ersten Kaiserbesuch in seinem Theater dem sozialdemokratischen Parteiorgan die Inserate entzog, ist ein Allerweltsmann, der Alles kann: mimen und schreiben, jubiliren und agitiren und, wenn es sein muß, auch einen Orden mit Würde entgegennehmen. Er ist der repräsentative Held seiner Zeit. Als er aber den Kampf mit dem Klausner begann, da hat er — vielleicht unbewußt und wider Willen — an einen der faulsten Flecken in unserem Theatergetriebe gerührt. Und das ist vorläufig seine beste Directionsleistung.

„Wir wollen keinen Zweifel darüber lassen, daß es nicht die anständigen Publizisten sind, die in unersättlichem Freibillethunger alltäglich vor den Thüren der Theaterdirectoren winseln, die kleine und große Schauspielerinnen für ein Reklämchen erobern, bei Beleuchtungsproben festessen, einem eitlen Komödianten jubiliren helfen und die Bühnenleiter tributpflichtig machen durch Aufdrängung von Prologen, Stücken, Schauspielerinnen, Bearbeitungen und Uebersetzungen." Diesen Satz durfte ich rund ein Jahr vor dem Fall Klausner an diese Stelle schreiben, denn damals war es mir längst schon bekannt, welche schwere Contributionen die Berliner Bühnenleiter einem Theil der Preßleute zu bezahlen haben. Das System Klausner bedeutet kaum eine Ausnahme von der Regel. Neben den Premièrenbillets, über deren Berechtigung man meinetwegen streiten mag und von denen manche Blätter sechs, acht Stück und darüber consumiren, werden auch an gewöhnlichen Abenden, an denen von einem kritischen Pflichtbesuch nicht die Rede sein kann, ziemlich regelmäßig Freibilletgesuche der Redactionen den Theaterkassirern überreicht. Mit diesen Freiplätzen werden Verwandte oder Bekannte beglückt, mitunter auch, eine erweisliche Thatsache, unbequeme Gläubiger vertröstet oder befriedigt. Und dann verwundert und entrüstet sich Herr Klausner, der angeblich für die Angestellten des „Börsen-Courier" gebettelt haben will, noch darüber, daß Herr Barnay „die Gewährung von Freibillets mit Besprechungen seines Theaters in Zusammenhang brachte". Als ob Herr Barnay die jämmerlich übersetzten Einacter und die einen Werth von mehr als 800 Mark darstellenden Bettelzettel des Herrn Klausner aus angeborener Herzensgüte honoriren sollte und nicht in der selbstverständlichen Annahme, durch Gefälligkeiten gegen den Redacteur das in den Börsen- und Bühnencoulissen beliebte Blatt zu Dank zu verpflichten. Jedem Unbefangenen muß es als eine wunderbare Dreistigkeit erscheinen, wenn ein Kritiker einen Theaterdirector rauh anpackt, von dem er sich ganz gemüthlich, als müßte das so sein, Geldgeschenke machen läßt, um Onkel und Tante oder den ungeduldigen Schneider zu erfreuen. Ich möchte wirklich nicht pathetisch werden, aber ich denke, es versteht sich von selbst, daß eine ehrliche Kritik erst da anfängt, wo dergleichen unsaubere Bettelbeziehungen völlig ausgeschlossen sind. Und ich bin dieser Ueberzeugung der Zustimmung meiner anständigen Kollegen, deren es auch in Berlin glücklicher Weise noch einige giebt, gewiß. Man schimpft auf die Offiziösen, die sich von der Regierung oder von industriellen Verbänden subventioniren lassen, und in der Kunstkritik soll ein schmieriges Bettelgewerbe erlaubt sein?

Freilich, das Aergerniß kommt von oben. Wenn der Verein „Berliner Presse" — dem Mehring deshalb empfiehlt, sich gefälligst „Klingelbeutel" oder auch „Schnorralia" zu nennen — von reisenden Gastspielern und von Kunstpächtern Almosen erfleht, wenn er auf Kosten der Theaterdirectoren und Schauspieler seine Kassen füllt, woher sollen die ehrenwerthen Vereinsmitglieder bessere Sitten lernen? Es war denn auch der Gipfel der Komik, daß der Fall Klausner vor das sogenannte Ehrengericht der „Berliner Presse" kam. Die Herren Ehrenrichter, deren Senior in der Lindau-Reinigung seither wegen bedenklicher Börsenmanöver aus der „Vossischen Zeitung" hinausbefördert worden ist, traten abermals stockreinsthaft zusammen und sprachen Herrn Max Albert Klausner bedingungslos frei. Das war ein harter Schlag für Herrn Barnay, der vor demselben Ehrengericht im Vorjahre so wacker Zeugniß abgelegt hatte, aber der Schlag traf auch Herrn Klausner empfindlich, denn die große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Journalisten-Reputationen hat sich allmählich eine heitere Berühmtheit erworben und ich sehe wahrlich schon die Zeit, da auch der Jüngstgereinigte über's Weltmeer ziehen wird, im eigenen Salonwagen, mit eigener Badewanne und eigener Bedienung. Namentlich die Badewanne sollte er ja nicht vergessen, denn Reinlichkeit ist auch für einen Kritiker das halbe Leben.

Die Theaterdirectoren aber mögen fortan die Freibilletgesuche der Klausneriden erbarmungslos in den Papierkorb werfen. Denn, Dank den Erfahrungen des letzten Jahres, die Discreditirung des einst so stolzen Theaterringes hat so reißende Fortschritte gemacht, daß die Lobsprüche der annoch Ueberlebenden nachgerade gefährlich zu werden beginnen. Es ist traurig, aber wahr: das Publikum hält uns bereits Alle für — Mitglieder des Vereins „Berliner Presse"! Und es erwartet den Gegenbeweis, den ich für mein armes Theil hier zu liefern versucht habe. M. H.

Notizen.

Die soziale Frage und die Lösung. Von Ernst Busch. (Berlin, Pfeilstücker.) — Der Verfasser sieht die alleinige Ursache der sozialen Mißverhältnisse darin, daß die Vermittelung zwischen Production und Consum — das Geschäftemachen — immer weit besser bezahlt macht, als die Thätigkeit der Production. Alle Schwierigkeiten würden nun beseitigt und die soziale Frage „spielend" gelöst sein, wenn es den Vermittlern nicht mehr überlassen wäre, sich für ihre Mühewaltung durch Preiszuschlag selbst bezahlt zu machen, sondern ihnen statt dessen ein dem Werth der Leistung entsprechendes festes Gehalt bewilligt würde. Der Arbeiterstand habe das Mittel zu dieser Umwandlung selbst in der Hand; denn es sei nur eine Vereinigung sämmtlicher Consumvereine nöthig, um auch die Production unabhängig von den Vermittlern zu betreiben und um die „Nivellirung" der menschlichen Gesellschaft, die Ausgleichung der Standesunterschiede herbeizuführen. Damit aber sei die soziale Frage gelöst. Man sieht, der Verfasser bezieht seine Waffen aus dem Rüsthause der Sozialdemokratie, denn auch diese will die Production in die Hände der Arbeiter selbst bringen und ebenso den Handel beseitigen. Der ganze Unterschied besteht in der Reihenfolge der anzuwendenden Maßnahmen. Und dann möchten wir überhaupt sagen, daß derjenige, der noch auf dem harmlosen Standpunkt steht, eine endgültige Lösung der sozialen Frage sei möglich, besser daran thäte, seine Begabung auf einem anderen Gebiete zu versuchen. Denn er sieht nicht, wie das Leben selbst fortwährend neue soziale Fragen erzeugt, ja wie hierin der Inhalt des Lebens selbst besteht. Wenn wirklich diese Nivellirung, von der der Verfasser spricht, eingetreten wäre, so würde sich sofort die höhere Begabung, die größere Geschicklichkeit, der ausdauerndere Fleiß der einen gegen die Gleichstellung mit denen aufbäumen, die diese Eigenschaften in weniger hohem Grade besitzen. Damit aber wären wiederum neue soziale Fragen und neue soziale Kämpfe gegeben.

Digitized by Google

Inserate.

Mitte August erscheint in meinem Verlage:

Theodor Körner.

Festschrift

zum 100jährigen Geburtstage des Sängers und Helden

von

Dr. G. Kreyenberg.

Mit zahlreichen authentischen Porträts und anderen Illustrationen.

Geheftet 2 ℳ 40 ₰; geb. 4 ℳ.

Dresden, 5. August 1891.

L. Ehlermann.

Interessante belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.

Roman von

Emile Zola.

2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Honni soit qui mal y pense.

Roman von

Walter Morgan

(Gregor Samarow).

3 Bände. Preis geheft. M. 10.—; fein geb. M. 13.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen:

Die Schmugglerstochter von Norderney.

Historischer Roman von **Karl Adolf.**

2 Bände 8°. Preis 6 Mark.

Königsberg i. Pr., im Juni 1891.

Hartungsche Verlagsdruckerei.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin W., Culmstraße 7.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Verlag der **Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender, Breslau.**

Demnächst erscheint:

Donatello's Kanzeln in San Lorenzo,

ein Beitrag zur Geschichte der Plastik im XV. Jahrhundert.

Von

MAX SEMRAU.

Mit Lichtdrucktafeln. — Hochelegant broschirt M. 8.50; fein gebunden M. 10.50.

(Band II der Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von Prof. A. SCHMARSOW.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung

von

Nataly von Eschstruth.

Der Mühlenprinz.

Zweite Auflage.

Eleg. Format. Geh. 5 M.

Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri

von **Nataly Eschstruth.**

2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Neuigkeiten im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Vorräthig in allen Buchhandlg., sonst direct postfrei gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Scherzgedichte

von **Joh. Trojan.**

II. neu bearbeitete Auflage ℳ 3.— brosch.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.

II. Folge. Gesamm. u. herausg. v. **L. v. Hörmann.**

Geb. ℳ 1.50.

Anspruchslose Geschichten

von **P. Hann.**

19 Bogen. ℳ 3.60 brosch.

Leben und Stimmung.

Ausgewählte Gedichte von **Josef Kitir.**

ℳ 2.— brosch.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** 2 Bände. Octav-Format. 30 Bogen. Geheftet 8 Mark. In einem Band elegant gebunden 10 Mark.

Genau zehn Jahre nach dem am 15. Mai 1881 erfolgten Tode Franz Dingelstedt's erscheint das obige literarische Denkmal des liebenswürdigen Dichters und genialen Theaterleiters, der noch immer einen ungemein zahlreichen Kreis von treuen Freunden und Verehrern zählt und dessen Schriften einen dauernden Platz in der deutschen Literatur behaupten werden. Mit inniger Liebe, mit herzlichster Freundschaft und feinstem Verständniß für die Natur Dingelstedt's hat **Julius Rodenberg** das Bild seines berühmten Landsmannes als Mensch wie als Poet gezeichnet, und diese liebevollen Schilderungen, die Dingelstedt als Schüler und Schulmeister, als kosmopolitischen Nachtwächter und Geheimen Hofrath, als Theaterleiter in München, Weimar und schließlich in Wien behandeln, enthalten so viel fesselndes und neues Material, daß sie auf regstes Interesse in den weitesten Kreisen rechnen dürfen, nicht zuletzt wohl bei den früheren Abnehmern der „Gesammelten Werke" Franz Dingelstedt's.

Berlin W., Lützowstr. 7. **Gebrüder Paetel.**

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(☞ Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen. ☜)

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Jungfernfrage. Von Eduard von Hartmann. — Befestigungspläne in der Schweiz. Von Miles. — **Literatur und Kunst:** Aasmund Olavson Vinje. Von Ernst Brausewetter. — Ein römisches Siegesdenkmal in der Dobrudscha. Von Georg Gronau-Rom. — Das Städtische Spiel- und Festhaus in Worms. Von Hans R. Fischer. — **Feuilleton:** Fra Formica. Von Luigi Capuana. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Porte. — **Aus der Hauptstadt:** Der heilige Rock. Von **Apostata.** — Dramatische Aufführungen: Gleiches Recht. Schauspiel in vier Acten von Reinhold Ling. — Notizen. — Inserate.

Die Jungfernfrage.

Von Eduard von Hartmann.

Was man gewöhnlich Frauenfrage nennt, ist eigentlich nur Jungfernfrage. In den niederen Ständen hängt die Frauenfrage wesentlich mit der Arbeiterfrage überhaupt zusammen, und kann nur mit dieser und durch diese gelöst werden; in den höheren Ständen bildet sie eine Frage für sich. Wenn erst die Waisenversicherung eingerichtet sein wird, so wird es der Wittwenversicherung in den niederen Ständen gar nicht mehr bedürfen, da kinderlose Wittwen sich leichter durchbringen, als kinderreiche Familien. In den höheren Ständen bedarf es neben der Waisenversicherung allerdings auch der Wittwenversicherung, und zwar muß die Waisenversicherung hier nicht bloß bis zur Confirmation oder dem Schulaustritt (14 Jahr), sondern bis zur Großjährigkeit (21 Jahr) reichen. Die Jungfernfrage in den niederen Ständen umfaßt dann die 12 Jahr von der Confirmation bis zum durchschnittlichen Heirathsalter (14—26 Jahr), ist also bloß vorübergehend, da nur wenige unverheirathet bleiben. Die Jungfernfrage in den höheren Ständen beginnt bei Waisen erst mit der Großjährigkeit, bei den übrigen mit dem Durchschnittsalter der Verwaisung, das hier ziemlich nahe an das Durchschnittsalter der Verheirathung heranrückt; sie besteht also eigentlich bloß für solche, die nicht zur Verheirathung gelangen. In den niederen Ständen ist die Jungfernfrage seit Jahrhunderten dieselbe und zeigt keine Tendenz zum Wachsthum; in den höheren Ständen ist sie seit etwa 50 Jahren in raschem Wachsen begriffen. Im Gegensatz zu der provisorischen Jungfernfrage der niederen Stände hat die der höheren Stände einen definitiven Charakter, und könnte Altjungfernfrage genannt werden. Aber sie ist doch nicht bloß Altjungfernfrage, denn sie wirft ihren Schatten voraus auch auf die Zeit der Jugend und zwingt die nicht ganz leichtsinnigen Mittellosen rechtzeitig für ihre Zukunft Vorsorge zu tragen.

Die spöttische Nebenbedeutung, die dem Begriff der alten Jungfer als einer allseitig Verschmähten aus früheren Zeiten her anhaftet, hat längst ihre Berechtigung verloren, da jetzt auch die schönen und liebenswürdigen Mädchen zum erheblichen Theil zur Ehelosigkeit verurtheilt sind. Man braucht deshalb an dem Ausdruck „Jungfernfrage" keinen Anstoß zu nehmen. Es ist schon das ein sprachlicher Mißbrauch, daß man gegenwärtig alle erwachsenen Personen weiblichen Geschlechts „Frauen" nennt statt „Weiber"; aber die Unverheiratheten mit Ausschluß der Verheiratheten auch noch „Frauen" zu nennen, das scheint doch gar zu widersinnig, wo das Wort „Jungfern" zu Gebote steht.

Das öffentliche Interesse der Jungfernfrage hat mehr als einen Grund. Die Ausschaltung so vieler Töchter höherer Stände von der Fortpflanzung ist ein Verzicht auf die Erhaltung der mühsam erworbenen höheren Eigenschaften in den künftigen Generationen, und eine einseitige Abwälzung der nöthigen Volksvermehrung auf die roheren und wirthschaftlich schwächeren Stände, also eine Art umgekehrter Zuchtwahl, die nothwendig zu einer Verrohung und Erniedrigung des nationalen Durchschnittstypus führen muß. Die Verminderung der Heirathen und die zunehmende Verspätung der Eheschließung in der gebildeten Männerwelt, aus welcher die wachsende Jungfernzahl entspringt, trägt zur Entsittlichung der großen Städte bei, in denen die Junggesellen sich vorzugsweise anhäufen, und die Entsittlichung der Städte bietet den Junggesellen wachsende Versuchungen dar, die sie von der Eheschließung zurückhalten. Proportional der Zahl der Jungfern höherer Stände nimmt die Zahl der gefallenen Mädchen der niederen Stände zu, und Ehelosigkeit und Sittenverfall wachsen in dem Maße, als die Bevölkerung der Großstädte und größeren Städte wächst. Am lautesten schreit die Noth der mittellosen, gebildeten Jungfern, die sich außer Stande finden, ihrem Herabsinken auf eine niedere soziale Stufe Widerstand zu leisten.

Es ist sehr begreiflich, daß von denen, welche den Nothstand klar erkannt haben, die Abhülfe zunächst in der Richtung einer gesteigerten Erwerbsfähigkeit der gebildeten Jungfern gesucht wird; denn das nächstliegende Mittel der Nothlinderung ist Arbeitsverdienst. Das Bestreben dieser Menschenfreunde geht also dahin, den Töchtern der gebildeten Stände immer neue Berufszweige zu eröffnen und immer neue Gelegenheiten zur Gewinnung einer für solche vorbereitenden Fachbildung zu verschaffen. Die Seminare für Lehrerinnen, die Musikinstitute, die gewerblichen Zeichenschulen, die Kunstschulen, die Unterrichtsanstalten für kaufmännische Ausbildung und die verschiedenartigsten Fortbildungskurse haben im letzten Menschenalter den Anfang gemacht, nachdem die Errichtung der höheren Töchterschulen im vorletzten Menschenalter vorgebaut hatte. Die nächsten Strebensziele sind Mädchengymnasien, Zulassung ihrer Abiturientinnen zu den Universitätsstudien oder Errichtung einer eigenen weiblichen Hochschule, die den Universitäten und sonstigen Hochschulen gleichberechtigt sein soll, Zulassung zu allen Staatsprüfungen nach Erfüllung der gesetzlichen Vorbedingungen, Eröffnung des Berufes als Oberlehrer, Arzt und Rechtsanwalt, Anstellung qualificirter Jungfern im Post- und Telegraphendienst und im subalternen Verwaltungsdienst. Später wird dann ohne Zweifel die Forderung nachfolgen, daß

Digitized by Google

literarisch und pädagogisch bewährte weibliche Lehrkräfte auch zum Lehramt an Hochschulen und Universitäten zugelassen werden, und daß auch der höhere Verwaltungsdienst sich den Jungfern öffnet.

Alle diese Forderungen erscheinen dem gesunden Menschenverstand ungemein plausibel. Das Talent sucht sich Bahn zu brechen, auch wo es im weiblichen Körper geboren ist, und empfindet es als eine brutale und ungerechte Ausnutzung der männlichen Uebermacht, daß diese ihm die Schranken des Wettkampfes, so weit als dies durch Gesetze möglich ist, verschließt. Auf ein wirkliches Talent kommen hundert vermeintliche Talente, die an sich selbst glauben und von guten Freunden in diesem Glauben unterstützt werden, während das Leben ihnen die Gelegenheit versagt, die Richtigkeit dieses Glaubens durch die That zu erproben. So manche thatendurstige und schaffensfreudige Jungfrau, die von sich nicht unbescheiden denkt, fühlt doch, daß gar viele Männer ihre anvertrauten Stellungen recht mittelmäßig, wo nicht gar schlecht ausfüllen, daß nicht allzu viel Talent und Fleiß dazu gehören kann, es besser zu machen, und daß sie dies bescheidene Maß von Befähigung wohl besitzen dürfte.

Vor Allem aber ist es die Noth, die kein Gebot kennt, oder doch kein willkürlich beschränkendes Gebot gelten lassen will, und nicht nur die materielle der Unbemittelten, sondern auch die geistige Noth der Wohlhabenden. Die ersteren betrachten es wie einen Hohn des Schicksals, daß sie gezwungen sind, feine Handarbeiten für Ladengeschäfte zu Spottpreisen anzufertigen; die letzteren leben nach verflossener Jugendblüthe in ihrem geschäftigen Müßiggange und ihrer vergeblichen Jagd nach Abwechselung und Vergnügen je länger je mehr sich selbst zum Ekel, falls sie nicht an unverbesserlichem Leichtsinn kranken oder in stumpfsinnige Gewohnheit versinken, und sehnen sich nach Erlösung durch Berufsthätigkeit in einem angemessenen Wirkungskreise. Jeder Vater unversorgter Töchter, jeder Bruder unverheiratheter Schwestern wird von diesen Stimmungen und Gefühlen indirect mit berührt, von den Sorgen um die Zukunft mit betroffen. Ja sogar von Junggesellen, die etwas weiter hinausdenken, kann man es schon aussprechen hören, daß die Sorge vor unversorgten Töchtern im Voraus als ein Bedenken mehr gegen die Eheschließung von ihnen betrachtet wird, während sie wohl noch das Vertrauen haben, ihre Söhne in's Leben und in den Beruf einführen zu können. Was kann da natürlicher und selbstverständlicher sein, als daß die lahm gelegten Kräfte Raum, sich zu regen, die Talente offene Bahn, sich zu bethätigen, fordern, daß die Arbeitsfähigen nach einer ihrem Bildungsgrade angemessenen Arbeitsgelegenheit mit entsprechendem Arbeitsverdienst verlangen?

Was man gewöhnlich gegen diese Forderungen einwendet, scheint wenig stichhaltig. Es ist wahr, daß die seminaristisch oder kaufmännisch geschulten Mädchen durchschnittlich weniger anziehend für Männer sind, und es kann daraus ein Gegenmotiv für solche Fachbildung entnommen werden, so lange die Mädchen noch im Durchschnitt die Aussicht haben, geheirathet zu werden. Sobald es so weit gekommen ist, daß ein erheblicher Procentsatz der Mädchen so wie so von der Heirathschance ausgeschlossen bleibt, kann es eher als ein Gewinn erachtet werden, wenn ein Theil der Mädchen von vorn herein aus der Concurrenz um die heirathswilligen Männer ausscheidet, indem sie sich einer Fachbildung und einem selbständigen Berufe zuwendet. Es ist wahr, daß ein Theil der geforderten Berufsarten der weiblichen Natur wenig gemäß erscheinen, daß die in ihnen arbeitenden Jungfern durch sie vom Ideal der Weiblichkeit abgeführt werden. Aber der wahre Werth dieses Ideals kommt doch erst in dem Verhältniß zum Gatten und den Kindern zur Geltung und Entfaltung, und wo diese doch abgeschnitten ist, da kann man keinem Menschen zumuthen, daß er um des Ideals willen hungern soll, statt in besonderem Berufe zu arbeiten und sich satt zu essen.

Was man gegen die gefährliche Hinneigung unserer Zeit zur Auflösung der organischen sozialen Verbände in atomistisch isolirte Individuen sagt, ist ebenfalls an sich ganz richtig; aber es ist schwer, dieses Argument gegen die Erwerbsbestrebungen der Jungfern unmittelbar geltend zu machen, weil sie die atomistische Vereinzelung und Familienlosigkeit des auf sich selbst gestellten Individuums nicht erst geschaffen, sondern vorgefunden haben, und nur bemüht sind, sich der gegebenen Sachlage anzupassen, damit die Jungfern sich unter den erschwerten Bedingungen im Kampfe ums Dasein behaupten können. Die besonnenen Vertreter der Bewegung sind ganz bereit, die Atomisirung als einen Uebelstand und die früher bestandene Familienhaftigkeit als den besseren Zustand anzuerkennen; aber unfähig, diesen Uebelstand zu ändern, suchen sie wenigstens die durch ihn geschaffene Lage für die davon betroffenen Individuen erträglich zu machen. Nur der radicale Theil der Emancipationskämpfer erblickt im Bunde mit der Sozialdemokratie in dieser fortschreitenden Individualisirung und Atomisirnng der Gesellschaft und in der fortschreitenden Auflösung der Familie einen Gewinn, und trägt eben dadurch dazu bei, den Selbsterhaltungsinstinkt der Gesellschaft gegen die ganze Jungfernagitation ohne Noth zur Reaction aufzuregen.

Man hat endlich das Zusammenarbeiten männlicher und weiblicher Personen in denselben Räumen sittlich bedenklich gefunden, mit Recht, sofern es sich um Studirende beiderlei Geschlechts in jugendlichem Alter, mit Unrecht, sofern es sich um Angestellte in reiferem Alter handelt. Das erstere Bedenken ist nur zu heben durch Trennung der Unterrichtsanstalten nach den Geschlechtern, das letztere durch Vorschrift einer Altersgrenze, unterhalb deren Jungfern vom Zusammenarbeiten mit männlichen Angestellten ausgeschlossen bleiben. Ich bin aus sittlichen Gründen durchaus gegen die Zulassung von Studentinnen zu den bestehenden Gymnasien, Hochschulen und Universitäten, auch gegen den gemeinsamen Unterricht auf Musikinstituten und Zeichnenschulen, und meine, daß überall besondere Unterrichtsinstitute für Schülerinnen zu errichten, oder mindestens besondere Klassen für solche abzuzweigen sind. Damit sind aber auch die sittlichen Bedenken beseitigt, und die Mehrzahl der Neubildungen in den letzten Jahrzehnten hat bereits diesen Weg beschritten.

Ich glaube nicht, daß die Bewegung und ihre Erfolge sobald zum Stillstand gelangen werden, trotz der Abneigung, welche die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches und Preußens ihr entgegenbringen. Die Bewegung ist zu natürlich, als daß sie nicht vorschreiten sollte. Darum müssen wir uns darauf gefaßt machen, demnächst Mädchengymnasien und eine weibliche Hochschule entstehen zu sehen. Alle Versuche, die Bewegung zurückzustauen, können nur ihre Spannkraft steigern, indem sie den Eindruck hervorrufen, als entspränge der Widerstand aus Mißgunst und Eifersucht auf die männlichen Vorrechte. Es ist so weit gekommen, daß es nicht einmal mehr wünschenswerth scheinen kann, aus Furcht vor einer überstürzten Entwickelung den Gang der Dinge zu verzögern. Bloßer Streit mit Gründen ist unwirksam, wo die mächtigsten Willensinteressen die bewegenden Triebfedern sind; hier kann nur noch der Versuch entscheiden. Möge der Versuch gemacht werden, je eher, je lieber; ich bin überzeugt, daß er im Großen und Ganzen ungefährlich bleiben wird, weil er sein Ziel verfehlen wird. Je früher durch die Erfahrung der Beweis erbracht wird, daß auf diesem Wege die Jungfernfrage nicht zu lösen ist, desto eher werden die Ohren sich Vorschlägen öffnen, die die Lösung von einer ganz anderen Seite her in Angriff nehmen.

Wenn die Kämpfer für die Eröffnung neuer weiblicher Berufe ganz ehrlich sein wollen, so werden sie zugeben müssen, daß die bisherigen Ergebnisse fast nur Enttäuschungen gebracht haben. Wie die Nähmaschine zu dem Handnäherinnenproletariat noch ein Proletariat von Maschinennäherinnen hinzugefügt hat, so haben wir in den gebildeten Ständen jetzt ein Proletariat von geprüften Lehrerinnen, Klavier- und Gesanglehrerinnen. Es sind etwa dreimal so viel geprüfte Lehrerinnen vorhanden, als Unterkommen finden können; zwei Drittel haben also die Kosten und Mühe ihrer Ausbildung vergeblich aufgewendet. Eine junge Klassenlehrerin ist jetzt für ein Jahrgehalt von 200 Mark zu haben, d. h. für ein Taschengeld von etwa 55 Pfennigen täglich; natürlich können hier nur noch solche

Digitized by Google

Jungfern concurriren, die aus anderweitigen Mitteln ohnehin zu leben haben. Der Jahreslohn für geprüfte Lehrerinnen im Hause ist so heruntergegangen, daß Anfängerinnen nicht selten für freie Station zu haben sind, während eine Köchin außer der freien Station 150—400 Mark Lohn bezieht. Ebenso dient ein Kinderfräulein oft umsonst, während Kindermädchen und Kinderfrauen 100—300 Mark erhalten. Das Honorar für Klavierstunden ist auf 50 Pfennige heruntergedrückt. Die Klaviervirtuosinnen sind zur Landplage geworden, die Geigenvirtuosinnen sind im Begriff es zu werden; ihre Concerte sind zu kostspieligen Unterrichtsreclamen herabgesunken. Ueberall trifft man hungernde Gesanglehrerinnen, die nach Schülerinnen spähen. Auch an Malerinnen und Mal-, auch Zeichnenlehrerinnen macht sich bereits eine empfindliche Ueberproduction geltend, trotzdem die wachsende Mode, die jungen Mädchen in Malunterricht zu schicken, ihrem Bedarf entgegenkommt. Die gewerblichen Musterzeichnerinnen haben nicht das geleistet, was man sich von ihnen versprochen hatte, haben aber den männlichen Zeichnern den Markt verdorben. Der kaufmännisch Ausgebildeten sind bisher zu wenig, als daß sich ähnliche Erfahrungen schon hätten herausstellen können; jedenfalls werden die Tausende von stellenlosen jungen Kaufleuten sich künftighin um Tausende von stellenlosen Kauffräuleins vermehren. Man kann sagen, daß in allen freien männlichen Berufen die weibliche Invasion noch weit ruinöser auf die Lohnhöhe wirken muß, als in den niederen Gewerbszweigen die vielberufene Concurrenz der Zuchthausarbeit. Die Wirkung ist ähnlich, wie die der Einführung von Kulis in den Vereinigten Staaten von Amerika.

So viel läßt sich schon jetzt als Wirkung der veränderten Zustände übersehen: Ein großer Theil der Jungfern wendet Kosten und Arbeit der Ausbildung vergebens auf und geräth durch die Enttäuschung in doppelte Verbitterung. Der Theil, der Arbeit findet, erhält einen sehr geringen Lohn, der zu einem standesgemäßen Unterhalt gewöhnlich nicht ausreicht. Alle zusammen drücken durch ihr Angebot den Preis der Arbeit in dem ergriffenen Beruf bedeutend herab, so daß auch der Durchschnittslohn der männlichen Arbeit erheblich sinkt. Alle von der Agitation bisher erschlossenen Berufe sind durchaus subalterner Natur, mit Ausnahme des Künstlerberufs im engeren Sinne, den nur die ganz seltenen begnadeten Talente in verschwindenden Ausnahmefällen erringen. Selbst die Virtuosinnen haben nur selten das Maß von allgemeiner musikalischer Bildung und Uebersicht, um eine Kapellmeisterstelle ordentlich auszufüllen. Ein Herabsinken der Töchter der höheren Stände in die subalterne Sphäre wird also durch die bisher erschlossenen Berufe der Regel nach doch nicht verhindert. Für jedes Weib, das in irgend welchem Berufe seinen Unterhalt erlangt, verliert erstens derjenige Mann seinen Unterhalt, dem sie die Arbeit wegnimmt (dies gilt auch bei neu errichteten Stellungen), und zweitens das Weib, daß nun von diesem Manne wegen Nahrungslosigkeit nicht geheirathet werden kann; ist es aber gar ein Familienvater, den sie im Concurrenzkampf schlägt, so macht sie, um für sich allein leben zu können, eine ganze, schon bestehende Familie brodlos.

Jeder Beruf, der solche weibliche Invasion erleidet, wird durch Lohnverringerung aus seiner bisherigen Lebenssphäre in eine noch subalternere herunter gedrückt, in so weit nicht behördlich normirte Gehälter dies verhindern. Wo die freie Concurrenz waltet, wirkt der Wettbewerb weiblicher Arbeitskräfte dahin, die allgemeine gesetzmäßige Tendenz des Lohnes für qualificirte Arbeit zur progressiven Annäherung an den Lohn für unqualificirte Arbeit zu beschleunigen, d. h. den Beruf in eine niedrigere Sphäre hinab zu zerren, alle Berufsgenossen zu schädigen und dadurch die Ehelosigkeit und Heirathsverspätung unter ihnen im Allgemeinen zu steigern. Wo eine lebenslängliche Anstellung mit Gehalt und Pensionsberechtigung in einem Berufe als Regel gilt, da ist es auch als Regel zu betrachten, daß der männliche Angestellte dem Staate durch Familiengründung neue Bürger zuführt und die Ernährung einer Jungfer des lebenden Geschlechts auf seine Schultern nimmt — da wirkt jede Besetzung einer Stellung mit einer weiblichen Bewerberin als Brodlosmachung zweier Personen und Geburtsverhinderung von vier bis fünf Kindern.

Es ist eine allgemein verbreitete Annahme, daß im Durchschnitt ein Schneider mehr und Besseres leistet als eine Schneiderin, ein Koch mehr als eine Köchin, ein Lehrer mehr als eine Lehrerin; diese Ueberzeugung drückt sich unwillkürlich in der Antwort auf die weibliche Honorarforderung aus: „Nein, wenn ich so viel geben soll, so kann ich ja gleich einen Lehrer (Schneider, Koch) nehmen.“ Die Vertreter der Gleichberechtigung beider Geschlechter erklären allerdings diese Annahme für ein Vorurtheil; aber sie stützen sich dabei entweder auf Deductionen aus ihrem zweifelhaften Dogma der Gleichheit beider Geschlechter oder auf unbestreitbare Einzelfälle, während die Volksmeinung sich aus dem Zusammenwirken aller Erfahrungen gebildet hat. Thatsächlich beträgt in allen Berufsarten, sowohl der höheren wie der niederen Stände, der weibliche Arbeitslohn nur 60—70 Procent des männlichen; und diese überall gleichmäßige Preisnormirung muß doch irgend welche thatsächliche Begründung haben.

Bei der lebenslänglichen Anstellung mit pensionsberechtigtem Gehalt hat sich die Erfahrung herausgestellt, daß die weiblichen Kräfte trotz ihres geringeren Gehalts doch im Ganzen nicht billiger, sondern theurer kommen als die männlichen, weil sie öfter erkranken und Unterstützungen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nachsuchen müssen, weil sie mehr Vertretungskosten und Störungen des Betriebes veranlassen, und weil sie früher invalid werden, also den Pensionsetat schwerer belasten. Der weibliche Organismus ist eben zarter und in mancher Hinsicht weniger widerstandsfähig als der männliche. Schon den gleichen Studien erliegen mehr weibliche als männliche Schüler, so daß sie das Studium aus Gesundheitsrücksichten aufgeben müssen. Da ist es kein Wunder, daß auch die gleiche Berufsübung die weiblichen Arbeiter schneller abnutzt und früher ausschaltet als die männlichen. Ganz besonders gilt dies von Studien und Berufen, die eine dauernde, angespannte Gehirnthätigkeit erfordern, also Nervenkraft verzehren; nervös machende Berufe consumiren die weibliche Widerstandskraft im Durchschnitt weit schneller als die männliche.

Sieht man von Berufsarten ab, zu denen weibliche Personen aus besonderen Gründen geeigneter sind (z. B. dem Telephondienst), so kann schon jetzt keine Behörde die Verantwortung übernehmen, bei Besetzung einer Stelle einer Bewerberin den Vorzug vor den vorhandenen Bewerbern zu geben. Trotz geringeren Gehaltes kommt keine Ersparniß für die Behörde dabei heraus; die Brodlosmachung zweier Menschen und die Verhinderung einer Familiengründung im Falle der weiblichen Besetzung der Stelle müssen für einen männlichen Bewerber den Ausschlag geben. So ist man denn auch vielfach von der Anstellung weiblicher Personen wieder zurückgekommen, wo sie versuchsweise in Angriff genommen war, und ich glaube, daß man im öffentlichen Schulwesen ebenfalls schon davon zurückgekommen wäre, wenn die Staatsbehörden und nicht Gemeindebehörden zu entscheiden hätten. Die ersteren haben naturgemäß das Interesse des Staates und des ganzen Volkes mehr im Auge als die letzteren, die in erster Reihe auf den eigenen Vortheil bedacht und manchmal nicht weitblickend genug sind, um in den geringeren Gehältern der Lehrerinnen einen solchen nicht zu suchen.

Wollte man gar auf die Forderung eingehen, daß nach dem abstracten Grundsatz der Gleichberechtigung jede Stelle ihr Gehalt haben muß, ohne Unterschied, ob sie mit männlichen oder weiblichen Arbeitskräften besetzt ist, so würde der pecuniäre Nachtheil für die Behörde bei der Anstellung von Bewerberinnen ganz klar zu Tage liegen. Es würden aber noch schwere sittliche Gefahren hinzutreten. Die Stellen würden vorzugsweise mit Maitressen derjenigen Personen besetzt werden, die bei der Besetzung amtlichen oder außeramtlichen Einfluß haben, und Bewerberinnen, die sich nicht zu Maitressen hergeben wollen, würden wenig oder keine Aussicht auf Anstellung haben. Der Unterschied zwischen dem naturgemäßen und aus dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage sich

Digitized by Google

ergebenden weiblichen Arbeitslohn und dem ihr im Falle der Anstellung zufließenden männlichen Arbeitslohn würde unweigerlich als eine Prämie wirken, welche die Stellenbesetzer ohne wirthschaftliche Gegenleistung zu verschenken haben. Das weibliche Angebot zu den so über Verdienst dotirten Stellen und der Wettbewerb um die Erlangung dieser Prämie würde so stark werden, daß die Stellenbesetzer reichliche Auswahl hätten auch unter solchen, die zu nicht wirthschaftlichen privaten Gegenleistungen sich bequemen würden. Die in einzelnen amerikanischen Staaten zeitweise in dieser Hinsicht gemachten Versuche bestätigen die Größe der sittlichen Gefahr, die in dem Besitz der Macht zu solcher Prämienvertheilung liegt.

So lange sich die Bestrebungen zur Aufschließung neuer weiblicher Berufe wie bisher in der subalternen Sphäre bewegen, werden sie dem Wunsche der Töchter höherer Stände nicht genugthun, sich vor dem sozialen Herabsinken auf ein tieferes Niveau zu bewahren, und werden schwerlich bessere Ergebnisse zu Tage fördern als die bisherigen, die am allermeisten die Betheiligten selbst unbefriedigt lassen und ganz dazu angethan sind, das Gefühl ihrer Unbefriedigung noch zu steigern. Deshalb geht auch neuerdings das Streben auf Erschließung höherer, insbesondere studirter Berufe. Ich glaube, daß der Erfolg hier noch viel schlechter sein wird als in den subalternen Berufsarten, und die Enttäuschung der gehegten Erwartungen noch viel bitterer. Für alle lebenslänglichen Anstellungen durch Behörden gelten auch in den höheren Berufen in verstärktem Maße die obigen Bedenken; denn je besser die Brodstelle, um so unstatthafter scheint es, sie einer Jungfer zu überlassen anstatt einem Familienvater. Wo bliebe da die Familientradition, wo die Selbstergänzung der Berufsstände, die ihnen die gleichmäßige und stetige Entwickelung des soliden und tüchtigen Berufsgeistes sichert?

Es können demnach im Ernste von den höheren Berufen nur die sogenannten freien Berufe in Betracht kommen. Da die Schriftstellerei und alle Künste bereits in weitester Ausdehnung vom weiblichen Geschlecht in Beschlag genommen sind, so bleibt die höhere Lehrthätigkeit an Privatschulen, die Advokatur, der ärztliche und die technischen Berufe übrig.

Daß die Lehrerinnen den Wunsch hegen, sich besser als durch den geisttödtenden Drill der Seminare für ihre Lehrthätigkeit in den Oberklassen der privaten höheren Töchterschulen vorzubereiten, ist sehr begreiflich, und die Gelegenheit dazu ist ihnen von Herzen zu gönnen, um so mehr, als sie auch ihrer allgemeinen Bildung zu Gute kommen würde, was man vom seminaristischen Studium eben nicht sagen kann. Aber wie wenige werden von dieser Gelegenheit Gebrauch machen? Wie wenige machen schon jetzt von ihr Gebrauch, wo eine solche, wie in Berlin, in reichlichem Maße besteht? Keine Ausbildung wird an der Thatsache etwas ändern, daß Schulmädchen nur bei solchen Lehrkräften etwas Ordentliches lernen, für deren Person sie schwärmen, und daß sie zwar etwa für den dritten Lehrer, aber kaum für die zehnte Lehrerin zu schwärmen vermögen. Außerdem ist das private Töchterschulwesen nur als ein provisorischer Nothbehelf zu betrachten, der den Gemeinden Zeit verschafft, das höhere Töchterschulwesen allmählich selbst in die Hand zu nehmen. Wenn aber erst einmal die privaten Mädchenschulen zu der Bedeutung herabgedrückt sein werden, wie es jetzt schon die privaten Knabenschulen sind, dann werden die Lehrerinnen mit höherer Ausbildung überhaupt kein Bethätigungsfeld mehr haben.

(Schluß folgt.)

Befestigungspläne in der Schweiz.

Trotz des Baues der schweizerischen Umgehungsbahn, welche im Sommer des vorigen Jahres mit den Strecken Immendingen-Weizen, Säckingen-Schopfheim und Lörrach-Leopoldshöhe vollendet wurde und zu welchem man deutscherseits ausschließlich aus strategischen Rücksichten schritt, um eine neue und zwar die siebente durchgehende Eisenbahnlinie in Süddeutschland für einen eventuellen Truppentransport nach der Westgrenze zu gewinnen, ohne dabei schweizerisches Gebiet zu berühren, ist man in der Schweiz, obgleich man dieses Vorgehen der deutschen Regierung hoch aufgenommen und darin den guten Willen Deutschlands erblickt hat, im Falle eines Krieges mit Frankreich eine jede Neutralitätsverletzung zu vermeiden, doch nicht völlig hinsichtlich eines etwaigen Durchmarsches fremder Heere im Falle eines solchen Krieges beruhigt, und alljährlich lassen sich Stimmen vernehmen, die bei allem Vertrauen, das sie in ihre für die Landesvertheidigung disponiblen Streitkräfte setzen, es doch für unerläßlich erachten, denselben durch angemessene Befestigungen des Landes, insbesondere die Schaffung eines centralen Waffenplatzes zu Hülfe zu kommen. Man hat ferner in der Schweiz auf das Beispiel Belgiens hinsichtlich der Landesbefestigung verwiesen, und dessen Vorgehen als Muster hinstellt. Belgien besitze in dem großen verschanzten Lager von Antwerpen ein Centralreduit für die gesammte Landesvertheidigung und sei jetzt mit der Sperrung des Weges durch das Maasthal beschäftigt; in der Schweiz, welche nicht einmal ein stehendes Heer halte, sei bis auf die Gotthardbefestigung noch nichts derartiges geschehen. Die Schweizer können sich von der Besorgniß nicht frei machen, daß der starke befestigte Wall der Sperrforts und Lagerfestungen, welchen Frankreich an seiner Ostgrenze gegen eine neue Invasion seit dem Kriege von 1870/71 errichtet hat, von einem Gegner dieses Landes im Süden auf ihrem Gebiet umgangen werden würde, und das um so mehr, da Belgien durch die starken Maasbefestigungen von Lüttich, Namur und einer Reihe von Sperrforts an der Maas einer derartigen Umgehung der französischen „frontière militaire“ im Norden vorgebeugt hat.

Die Anlage der Gotthardbefestigungen, für welche die Schweiz bis jetzt sechs Millionen Francs bestimmt hat, und welche auf der italienischen Seite des Gotthardmassivs bei Airolo nahezu vollendet, bei der Centralstellung Andermatt in der Anlage begriffen und bei Göschenen eben begonnen sind, genügen nach Ansicht vieler Schweizer für die Vertheidigung des Landes nicht und es erscheint diese Ansicht in Anbetracht des Umstandes, daß die Befestigung des Gotthardmassivs kein großes verschanztes Lager, sondern nur eine sehr starke Straßensperre bildet, und überdies zur Schweiz ziemlich excentrisch gelegen ist, eine nicht unberechtigte.

Es wird daher in schweizerischen Militärkreisen die Schaffung eines großen centralen Waffenplatzes für die Schweiz, wie Antwerpen einen solchen für Belgien bildet, empfohlen und bis vor Kurzem Zürich seiner Lage, Beschaffenheit und Verbindungswege halber als am geeignetsten für einen solchen bezeichnet. Es ist richtig, daß die große volkreiche, circa 80,000 Einwohner zählende Stadt, welche den Kreuzungs- und Endpunkt von sechs Eisenbahnen und der Dampfschiffverbindung auf dem Züricher See, sowie zahlreicher großer Straßen bildet, von einer Terraingestaltung umgeben ist, welche die Anlage eines großen verschanzten Lagers gestattet, und daß die Stadt für ein solches mannigfache militärische Hülfsquellen besitzt; allein andererseits ist gerade die starke Einwohnerzahl des Ortes ein Hinderniß, welches, wenn neben derselben das Gros des schweizerischen Heeres in dem verschanzten Lager von Zürich concentrirt werden sollte, sich unbedingt nachtheilig bemerkbar machen würde.

Neuerdings nun neigt man sich schweizerischerseits der Errichtung eines verschanzten Lagers im Thalgebiet der Reuß und zwar in der ziemlich flachen Gegend zwischen dem Vierwaldstätter, dem Sempacher, dem Baldegger und dem Zuger See zu.

Die Lage dieses in Aussicht genommenen Terrainabschnitts ist eine beträchtlich centralere wie diejenige Zürichs, und die Verbindung mit den Befestigungen des Gotthardmassivs, nach welchem seltsamer Weise die Ideen der Schweizer Landesvertheidigung besonders zu gravitiren scheinen, eine bessere. Allein nur die Urcantone Uri, Schwyz und Unterwalden mit ihrer spärlichen Bevölkerung, geringem Anbau und ihrer unwegsamen und rauhen Hochgebirgslandschaft liegen außer dem

Digitized by Google

Canton Luzern diesem Lagerplatz besonders nahe, während die reichen, am Rhein gelegenen Cantone mit ihren Hülfsquellen demselben ferner bleiben, und die westlichen, gut bevölkerten ihm nicht wesentlich näher, wie wenn derselbe bei Zürich gewählt werden sollte, gerückt sind. Die Bahnverbindungen, welche aus den verschiedenen Theilen der Schweiz bei Luzern concentrisch zusammenlaufen, sind ebenfalls zahlreiche und werden durch sechs bei dieser Stadt mündende Eisenbahnlinien repräsentirt. An natürlicher Stärke der Lage aber muß die gewählte Position als eine ganz hervorragende bezeichnet werden. Die genannten Seen umschließen dieselbe als ungemein starke Passirbarkeitshindernisse, und verringern die Landgrenzen des etwa zehn Quadratmeilen betragenden Flächenraums des zur Auswahl des Lagerplatzes bezeichneten Landstrichs auf ungefähr $5^1/_2$ Meile. Im Norden bilden der Höhenzug des Lindenberges ein fortifikatorisch leicht zu verstärkendes Annäherungs- und Angriffshinderniß und auch im Nordwesten und Südwesten ist das zwischen dem Baldegger, Sempacher und Vierwaldstädter See ziemlich offene Gelände durch Befestigungen leicht zu sperren, während der letztere und der Zuger See, sowie der zwischen ihnen liegende Rigi die allerdings strategisch weniger in Betracht kommende Ostfront des Lagers zu einer fast unangreifbaren gestalten. Während bei Zürich die Gestaltung des Terrains dem verschanzten Centralwaffenplatz eine nur geringe Ausdehnung zuweist, so daß die beträchtliche Einwohnerzahl Zürichs, welche im Falle einer Vertheidigung desselben doch, soweit sie sich zu verproviantiren vermag, nicht mit Gewalt entfernt werden kann, bei der Beurtheilung desselben sehr in Betracht kommt, fällt die geringe, nur einige 20,000 betragende Einwohnerzahl Luzerns für den weit beträchtlicheren, nach mehreren Quadratmeilen zählenden, westlich angrenzenden Terrainabschnitt weit weniger in's Gewicht.

Die Befestigung der letzteren centralen Position würde überhaupt in Anbetracht ihrer voraussichtlichen Ausdehnung einen ganz anderen Charakter wie diejenige der Position von Zürich gewinnen; sie würde aller Wahrscheinlichkeit nach einen Landstrich in sich schließen, welcher ähnlich wie die Linien von Torres Vedras die Verpflegung eines zahlreichen Heeres, auf längere Zeit wenigstens, durch das Halten starker Viehbestände wesentlich zu unterstützen vermöchte, und die Verbindung auf dem Vierwaldstädter See mit dem östlichen Hinterlande der Schweiz, welche bei den weit gangbareren Ufern des schmaleren Züricher Sees leicht zu unterbrechen ist, würde voraussichtlich eine dauernde Zufuhr und Zuzug allerdings aus den unwirthlicheren Theilen des Schweizer Hochlandes ermöglichen.

Ob die geplante Befestigungsanlage, welche ebenso weit von der Rheingrenze, wie vom St. Gotthard und nur 40 Kilometer von der Aare entfernt sein würde, in Anbetracht der zur Zeit ungemein friedlichen Situation Europas überhaupt, und ob in feldfortifikatorischer oder permanenter Weise zur Ausführung kommen wird, darüber wurde bis jetzt noch nichts Definitives bekannt, und die meisten Besorgnisse der Schweizer werden zur Zeit noch im Hinblick auf die gänzlich schutzlose Westgrenze des Landes empfunden.

Diese Grenze liegt in der That auf eine Strecke von 30 Meilen gänzlich wehrlos ohne jede künstliche Befestigung, Frankreich, einem Lande gegenüber, dessen bisherige Vergewaltigungspolitik die Schweiz auf Alles gefaßt machen muß. Ueberdies hat Frankreich seinerseits sein französisch-schweizerisches Grenzgebiet durch eine Reihe zum Theil ungemein starker Befestigungen, die allerdings in erster Linie gegen eine Umgehung seiner befestigten Ostfront durch Deutschland oder Italien gerichtet sind, verstärkt, und sein dortiges Eisenbahnnetz noch in letzter Zeit durch Anlage der Grenz-Parallel-Bahnstrecken: La Cluse-Champagnole und Pontarlier-Morteau erweitert. Ein Vorgehen des dem Schweizer Bunde gegenüber übermächtigen Frankreichs durch die Schweiz zur Umgehung der deutschen befestigten Rheinfront, etwa mit den Operationsetappenpunkten Basel, Waldshut an der Mündung des Wutachthals in den Rhein, und Schaffhausen, würde aber besonders dann anzunehmen sein, wenn es sich um einen Kampf Frankreichs mit Deutschland allein handelte. Eine derartige französische Offensive würde zugleich in den vorhandenen französischen Grenzbefestigungen und dem großen verschanzten Lager von Besançon eine vortreffliche Basirung finden, und über nicht weniger wie fünf Eisenbahnlinien für ihre Zwecke verfügen können. Sie würde sich in beiden Flanken durch den Jura, bezw. den Neuchateller und Bieler See und die Aar geschützt, gegen den oberen Rhein in der Richtung auf die genannten drei Orte bewegen können, und außer dem genannten Fluß bei ihrem Vordringen nach Süddeutschland keinem anderen natürlichen Hinderniß oder künstlichen Hindernißanlagen, d. h. Befestigungen begegnen.

Ein derartiges Vorgehen Frankreichs aber würde die Schweiz in die Nothwendigkeit versetzen, zur kriegerischen Action zum Schutz ihrer Neutralität zu schreiten, ein Fall, bei dem sie wenig gewinnen und viel einbüßen kann, da die gewaltig überlegenen, geschulten Heeresmassen Frankreichs ihren Widerstand rasch lahmlegen dürften.

Wenn nun auch die derzeitige politische Constellation Europas das Eintreten dieses Falles in Anbetracht des Bestehens des Dreibundes zur Zeit ausschließen dürfte, so empfindet man dennoch in der Schweiz den Mangel eines befestigten Schutzes der Westgrenze lebhaft, und es bildet das Vorgehen zur Herstellung eines solchen Schutzes zunächst in den militärischen Kreisen und denen der Tagespresse den Gegenstand der Erörterung. Neuerdings ventilirt man in denselben die Errichtung von Straßensperren und die Aufstellung mobiler Panzer.

Vom deutschen Standpunkt aus aber würde, wenn die Herstellung eines derartigen schweizer Grenzschutzes zur Ausführung gelangen sollte, derselbe, da Deutschland zweifellos die schweizer Neutralität zu respektiren entschlossen ist, nur als willkommen begrüßt werden können. Miles.

Literatur und Kunst.

Aasmund Olavson Vinje.

Von Ernst Brausewetter.

Die Vollendung der vom „norwegischen Verein" herausgegebenen Auswahl von Vinje's Schriften*) und das gleichzeitige Erscheinen einer umfangreichen, gediegenen und ebenso interessanten wie ausführlichen Monographie über diesen Dichter von „Vetle Vislie"*) dürfte der geeignetste Zeitpunkt sein, auch in diesem Blatte diesem hervorragenden norwegischen Volksdichter einige Worte zu widmen. Nur vom nationalen Standpunkte aus kann die große Bedeutung Vinje's vollauf gewürdigt werden, denn wenn unter seinen Werken sich auch mehrere befinden, die ohne Weiteres der Weltliteratur zuzuzählen sind und in ihr mit Recht einen hervorragenden Platz beanspruchen können, wenn seine seltene Begabung, sein Beobachtungstalent und sein energisches Streben auch allgemeine Anerkennung verdienen, so verschwindet dieses Alles als geringfügig gegenüber dem, was Vinje für die Literatur seines Vaterlandes Norwegen geleistet hat. Seit der Loslösung von Dänemark (1814) hatte sich in Norwegen eine wahre Begeisterung für alles Nationale zu regen begonnen. Man schwärmte von dem alten Reiche, dem Adelsbauern, den stolzen Söhnen des Fjälls, ja auch von der heiligen Muttersprache, ohne zu ahnen, daß die allgemein gebräuchliche Schriftsprache, die rein dänisch war, auf diesen Namen gar keinen Anspruch hatte. Selbst der Bauer, der doch seinen alten Bauerndialect sprach, glaubte, es könnte nicht anders sein, dänisch war seine Bibel geschrieben, dänisch tönte ihm von der Kanzel entgegen und vom Gerichtstische her und wenn er die Sprache auch nicht völlig verstand, so hatte sie für ihn doch gleichsam etwas Heiliges,

*) A. O. Vinjes Shrifter i utval. Utgjevet af det norske Samlaget. 10 Hefte eller 6 Baand. Bergen, Mons. Litleré i Kommission.

*) Aasmund O. Vinje ved Vetle Vislie. Bergen 1890, Mons. Litleré.

Digitized by Google

wie es einst vor der Reformation das Latein gehabt hatte. Der erste, dem die Augen hierüber aufgingen, war Wergeland; derselbe schrieb sogar einige Gedichte in der norwegischen Bauernsprache, der „Landsmaal"; allein dieselbe war ihm selbst nicht vertraut genug, klang in seinem Munde wie eine fremde Sprache, sodaß er nichts Hervorragendes darin leisten konnte. Dann kam die Zeit der Romantik, der jeder Sinn für das Sprachbestreben fehlte — denn dieses hängt mit der Forderung realistischer Lebensschilderung auf das Innigste zusammen — obgleich sie sonst für das Volksthümliche, für die Erforschung und Aufzeichnung der Volkssagen, Märchen und Lieder sehr energisch wirkte. Da trat Ivar Aasen auf und wies auf wissenschaftlichem Wege durch Vergleichung der Rede- und Schriftsprache mit dem Altnordischen nach, daß die „Landsmaal" das historische Recht für sich habe. Ihm gelang es, aus den verschiedenen Dialecten eine besondere norwegische Schriftsprache zusammenzustellen, eine Sprache, bei der nicht nur die Worte, sondern auch Satzbau und Grammatik norwegisch waren. Mit einem Worte, er wurde der wissenschaftliche Begründer der „Landsmaal". Aber auch seine Bemühungen wären sicher gescheitert, wenn nicht ein Dichter erstanden wäre, der durch seinen Bildungsgang mit dem europäischen Geistesleben vertraut und zugleich im Stande war zu erweisen, daß diese Sprache reich, geschmeidig und ausdrucksvoll genug sei. Ein solches Werk konnte nur ein Bauer verrichten, ein Mann, der in der Bauernsprache dachte und fühlte, der nur in ihr und durch sie voll und ganz er selbst sein konnte. Dieser Mann wurde Aasmund Olavson Vinje. Vinje ist 1818 als Sohn eines Instmanns zu Vinje, einem romantisch gelegenen Dorfe Telemarkens, geboren. Sein Vater war ein kluger, energischer und tüchtiger Mann, scheint aber etwas Rohes und Gewaltthätiges an sich gehabt zu haben. Obwohl derselbe eifrig um den Broderwerb bemüht war und Aasmund später von seinem Heim sagte, daß dort nur an's Essen und Verdienen gedacht wurde, lernte der Knabe doch schon früh kennen, „daß Armuth der beste Schulmeister sei". Seine Kinderjahre verbrachte er als Hütejunge auf den Bergen und nur schwer konnte man ihn dazu vermögen lesen zu lernen. Dann aber, als er es konnte, wurde er plötzlich von einer wahren Lesewuth ergriffen und las nun Alles, was ihm in die Hand kam und hiermit erwachte seine Sehnsucht in die Ferne, „hinaus über die hohen Fjällen". Er selbst hat diesen Trieb, hinaus zu kommen, später als eine Folge der Aufklärung und des Nachdenkens bezeichnet. Ein armer Landjunge, der empor- und hinauskommen wollte, konnte höchstens darnach streben, Schulmeister zu werden. So ging Aasmund denn 1836 nach Kviteseid, wo sich eine Lehrerschule befand und machte hier nach einem halben Jahre sein Examen, worauf er eine Anstellung an einer Wanderschule in seiner Heimath erhielt, ein Posten, der ihm die Möglichkeit bot, mit vielen Leuten zusammen zu kommen und das norwegische Volksleben gründlich kennen zu lernen. Fünf Jahre behielt er diesen Posten, darbte und arbeitete nebenher wie ein Pferd, indem er sich allerhand Nebenverdienste schuf, um so viel Geld zusammen zu sparen, daß er ein Seminar besuchen könnte. Endlich, im Jahre 1841, konnte er das Seminar zu Asker aufsuchen, wo er zwei Jahre blieb. Als er hier seine Studien vollendet hatte, traf ihn die erste große Enttäuschung seines Lebens. Ihm war nämlich der Cantorposten in seinem Heimathdorfe versprochen worden, nun aber wurde dem Instmannssohn ein Bauernsohn, der mit ihm zusammen das Seminar besucht hatte, vorgezogen. So verließ er denn seine Heimath und nahm eine Stellung als Lehrer an der Bürgerschule in Mandal an. Hier unterrichtete er die kleineren Schüler und besuchte zugleich mit den älteren die oberen Klassen, um Deutsch, Französisch und Latein zu lernen. Auch hier mußte er sehr kärglich leben und arbeitete dabei täglich 14—15 Stunden. So versuchte er denn auch aus dieser schrecklichen Situation herauszukommen und trug sich mit allerhand Plänen: bald wollte er Seemann werden, dann lernte er wieder die Buchführung und französische Handelscorrespondenz und fing einen Waldhandel an. Seine ersten literarischen Versuche, die er hier machte, wurden endlich die Ursache, daß er Mandal verlassen mußte. Er schrieb nämlich ein paar Kritiken über pädagogische Schriften im „Morgenbladet", die seine hervorragende Begabung und seltene Freimüthigkeit offenbarten, indem er sich als Gegner pietistischer Anschauungen zeigte und daß ihm auch in Glaubensfragen das Erkenntnißprinzip am höchsten stand. Einen solchen Lehrer konnte man in Mandal natürlich nicht brauchen und wußte es bei einer Schulrevision so einzurichten, daß seine Stelle „überflüssig" wurde. So ging er denn nach Christiania, ohne natürlich so bald Beschäftigung zu finden, so daß er schon der Verzweiflung nahe war. Da veranlaßte ihn ein Zufall abermals zu schreiben, seine Artikel fanden im „Morgenbladet" Aufnahme und er selbst bei demselben regelmäßige Thätigkeit gegen gute Bezahlung. Daneben ertheilte er noch Stunden, so daß er sich zur Noth durchschlagen konnte. Gleichzeitig besuchte er Heltberg's Studentenfabrik, wo er Björnson, Ibsen, Jonas Lie und andere nachmals hochberühmte Männer kennen lernte, die alle ebenfalls dort hinkamen. Mit Björnson und Ibsen zusammen betheiligte er sich 1849 an einer Arbeiterbewegung, deren Scheitern ihm abermals eine große Enttäuschung bereitete, so daß er starke Zweifel an den Erfolg aller Bestrebungen für Freiheit und Recht bekam. Hierzu kam noch, daß er mit Ibsen und Botten-Hansen, einem früheren Bauernsohne aus dem Gudbransthale, zusammen anfing eine satirisch-ironische Zeitschrift unter dem Titel „Andhrimner" herauszugeben, die aber schon nach einem dreiviertel Jahr wegen mangelnden Interesses des Publikums eingehen mußte. Wenn wir überdies bedenken, daß die damalige Zeit wenig Sinn für Kunst und Literatur besaß, und Vinje vornehmlich in einem Kreise verkehrt hatte, der sich Allem gegenüber skeptisch und verneinend verhielt (Ibsen, Botten-Hansen), so dürfen wir uns nicht wundern, daß er nach Absolvirung des zweiten Examens, als er sich vor die Wahl gestellt sah, ob er ein Amtsstudium ergreifen oder sich ausschließlich der Schriftstellerei widmen wollte, ihm zu Letzterem der Muth fehlte. Alles, was er bisher unternommen hatte, war gescheitert und zudem gehört es ja wohl mit zum Wesen des wahren Dichters bei den ersten Schritten selbst an seiner Begabung zu zweifeln. So widmete er sich denn dem juristischen Studium, in der Absicht, später Advokat zu werden. Wenn er aber auch gemeint hatte, auf den Schriftstellerberuf verzichten zu können, so ließ es sein Geist nicht zu und auch in den folgenden Jahren entwickelte er eine reiche literarische Thätigkeit. Ein großes Glück war es für den jungen Dichter, daß er im Jahre 1851 Ole Vig kennen lernte, den Verfasser der „Norwegischen Bauernblumen", der, wie er, ein Instmannssohn war. Eine begeisterte vornehme Natur, ein Schwärmer für alles Volksthümliche. Er besaß nicht Vinje's Begabung und Kenntnisse, aber dafür einen frohen Glauben an den Erfolg der volksthümlichen Bestrebungen. Diese beiden Männer begannen nun gemeinsam für die Sprachreform zu wirken, in der Vinje eine Sache fand, der er sich mit vollem Eifer aus tiefster Ueberzeugung, ja, aus wahrem Herzensbedürfniß hingeben konnte. Anfangs handelte es sich nur um eine Sprachreinigung, dann fing Vinje an telemarkische Worte hineinzumischen, bis er schließlich im Jahre 1858, freilich erst nach Vig's Tod, in Folge eines literarischen Streites mit Botten-Hansen über „Norskthum und Skandinavismus" zur äußersten Consequenz getrieben wurde und eine eigene Zeitschrift unter dem Titel „Dölen" herauszugeben begann, in der er seine Eigenart voll entwickelte und die ihm zugleich als Waffe in dem Sprachkampf diente. Er schuf sich von nun an seinen eigenen Stil und zugleich wurde er jetzt, da er ganz er selbst sein durfte, sehr productiv, all' die reichen Quellen, die in ihm verborgen gewesen, brachen hervor. Der „Dölen" ist eins der merkwürdigsten Blätter, das es je in Norwegen gegeben, bald schreibt er darin von Politik, bald von Literatur und Kunst, volksthümliche Untersuchungen wissenschaftlicher Fragen ꝛc. Das Blatt erschien auch nicht regelmäßig, sondern je nachdem Vinje Stoff hatte und die Mittel besaß, es drucken zu lassen. Es erfreute sich großer Beliebtheit, Alle wollten es gern lesen, aber Niemand es halten, so daß er mehrmals meinte, er müsse

Digitized by Google

es eingehen lassen. Dennoch bestand es mit Unterbrechungen bis zu seinem Tode. In dieser Zeitschrift trat auch Vinje's Auffassung des Sprachgedankens auf das Klarste hervor, er sah ein, daß, wenn man denselben Erfolg haben wollte, man mit der idyllischen Richtung, die bisher von den Sprachstrebern wie Kristofer Janson und Ivar Aasen, eingeschlagen, brechen müsse und an die europäischen Freiheitsgedanken anknüpfen, er sah, daß für Europa nur das von Bedeutung sein könne, was wahrhaft national ist. Freilich gelangte er zu voller Klarheit hierüber erst im Laufe der Zeit, wie Vinje sich überhaupt niemals mit dem einmal Erreichten begnügte, sondern stets weiter strebte, von Wahrheit zu Wahrheit. Darum und wegen seiner scharf ausgeprägten Subjectivität, in der auch seine dichterische Hauptbedeutung lag, vermochte er auch keiner politischen Partei anzugehören. Um sich den skeptischen Kosmopolitikern anzuschließen, war er zu volksthümlich gesinnt, für die volksthümliche Partei Björnson's und Ole Vig's zu kosmopolitisch und ironisch. Wäre er noch ein Verstandesmensch gewesen, so hätte er sich vielleicht Anhänger verschaffen können, aber in der Politik wie als Dichter folgte er nur seinen Gefühlseingebungen. Hatte er sich durch sein Eintreten für die Landsmaal und seine volksthümlichen Anschauungen von den Kosmopolitikern entfernt, so überwarf er sich 1859 durch einen kritischen Aufsatz über Björnson's „Arne" mit der volksthümlichen Partei. Vinje hatte eine andere Anschauung vom Bauernleben als Björnson, weil er es in der Jugend aus einem anderen Gesichtswinkel gesehen hatte als Jener. Er wußte, wie trüb, eng und schwer es der Bauer hatte, er führte ein Leben, das ihn praktisch und nicht träumerisch machte. Vinje haßte den Bauern, von dem er als Instmannssohn in der Jugend so viel gelitten und den Björnson nun so verherrlichte, und der Aerger hierüber ließ ihn herb und bitter werden. Er zeigte, daß Björnson's Schilderung des Bauernlebens Romantik sei und verlangt, das Bauernleben müsse wahrheitsgetreu geschildert werden, geräth aber sofort mit sich selbst in Widerspruch, wenn er sagt: das Häßliche müsse aus der Dichtung fern bleiben, eine Unklarheit, die dadurch entsteht, daß seine Lebenserfahrung — die den Realismus fordert — mit angelernten Doctrinen deutscher Aesthetik — die den Idealismus forderten — in Widerspruch gerathen. Jedenfalls war dieser Aufsatz die Ursache zu seiner Ueberwerfung mit Björnson und der rechten Bauernpartei. Gleich darauf überwarf er sich auch mit der oppositionellen Bauernpartei, indem er den Haugianer Ueland angriff: sie fürchteten den freien Gedanken und das freie Wort. Er zeigte sich in diesem Streite sehr bureaukratisch und ministeriell, die Hauptursache seiner Erbitterung haben wir aber wohl darin zu suchen, daß diese Partei sich nicht im Geringsten um seine Bemühung für die Volkssprache kümmerte. Natürlich gehörte er auch, trotz der in dieser Polemik ausgesprochenen bureaukratischen Anschauungen, nicht zur Regierungspartei. All' diese Gedanken, die schon in seinen kritischen und polemischen Arbeiten zu Tage getreten, verarbeitete und erweiterte er in seinem Buche „Ferdamini fraa Sumaren 1860", in dem er mit seinem Stil die Schreibweise der Romantiker ironisirte und ein wahres Bild von dem Bauernleben entrollte. Keinen der dunklen Punkte in demselben sucht er zu verdecken und zu beschönigen, aber die tiefste Ursache derselben zu enthüllen und findet diese in der — Unbildung. Die Aufklärung allein könne Besserung bringen.

Diese Reise bestärkte ihn in der schon lange gehegten Absicht, in's Ausland zu gehen, da er in seiner Heimath nicht recht seinen Unterhalt zu finden vermochte. Seine Schriften brachten ihm nicht viel ein und sein Versuch, nach abgelegtem Examen sich als Anwalt niederzulassen, mißglückte, da er dazu zu unpraktisch und gutmüthig war. Ebenso bemühte er sich vergebens um eine Copistenstelle. Seine Sehnsucht ging nun nach England, für dessen Volk und Sprache er sich lebhaft interessirte; und als er 1860 ein Reisestipendium zur „Erforschung englischer Rechtsverhältnisse" erhielt und hierzu noch eine Unterstützung einiger wohlhabender Gönner kam, ging er 1861 nach London, wo er sich eine Stellung als europäischer Schriftsteller zu erkämpfen hoffte. Aber er blieb nicht lange in London, sondern durchwanderte, meist zu Fuß, einen großen Theil von England und Schottland. Die Ausbeute dieser Wanderungen finden wir in langen Briefen im „Dölen", die er später als Buch unter dem Titel „A Norseman's View of Britania og Britarne" (auch norwegisch unter dem Titel „Bretland og Britarne") herausgab. Dieses Buch zeigt, daß sich in England seine Anschauungen über dieses Land und Volk sehr geändert haben. Er hatte gesehen, daß es dort keinen Mittelstand, sondern nur Millionäre und Bettler gebe, daß das ganze Volk ein Krämervolk sei, dem die Liebe zum Gelde förmlich in's Blut übergegangen, daß dieses Volk, das sich das civilisirteste und freieste der Erde nenne, tief in geistiger Rohheit und mittelalterlichem Autoritätswahne drinstecke. Kein Wunder, daß das Buch in England sehr übel aufgenommen wurde und Vinje sich in seinen auf England gesetzten Hoffnungen wiederum völlig enttäuscht sah. Dennoch ist diese Reise für ihn von Nutzen gewesen. Er hatte bessere Gedanken von seinem Lande und Volke bekommen, und zudem hatte sein Buch über England in seiner Heimath Aufsehen erregt, so daß auch eine im Jahre 1864 herausgekommene Gedichtsammlung viel Beachtung fand.

Im gleichen Jahre schrieb er auch ein Drama: „Olaf Digre", zu dem ihm Ibsen's „Kronprätendenten" die Veranlassung gaben. War Ibsen für eine Vereinigung der skandinavischen Länder eingetreten, so antwortete Vinje vom Standpunkt norwegischer Selbständigkeit. Wir sehen hier, wie wenig Begabung Vinje für das Dramatische besaß, er vermochte nicht zu componiren, es fehlt ein einheitlicher Plan, ein durchgehender, treibender Grundgedanke und daher auch die dramatische Spannung. Das Stück wurde übrigens auch nicht gedruckt, da ihm Welhaven, dem er es vorlas, abrieth, es herauszugeben.

In den Jahren 1863/64 hatte Vinje längere Zeit bei Staatsrath Sibbern in Stockholm gewohnt, den er in London kennen gelernt hatte. Die Freundschaft mit diesem Manne wurde die Ursache, daß er gegen den Reichsrath Birch-Reichenwald, den er früher im Statthalterstreit, als derselbe wegen seiner Opposition gegen die Wünsche der Regierung abgesetzt werden sollte, vertheidigt hatte, und gegen den Advokat Dunker, mit dem er befreundet gewesen, schrieb und sie sogar persönlich angriff, wodurch er seinen politischen Ruf tief schädigte und sich in den Verdacht der Käuflichkeit brachte, zumal die Belohnung für sein Vorgehen von Seiten der Regierung nicht ausblieb, und man ihm im Jahre 1865 eine Copistenstelle im Begnadigungsbureau gab. Zum ersten Male in seinem Leben hatte Vinje eine feste Anstellung und konnte bei seinen geringen Ansprüchen sorgenfrei leben. So widmete er sich denn auf das Eifrigste dem Dölen und der Dichtkunst und schrieb damals z. B. seine große poetische Erzählung „Storagut" nieder, nach seiner eigenen Meinung seine beste Arbeit. Er gab in derselben gleichsam eine Schilderung seines Kinderlebens und zeichnete das Leben der telemarkischen Bauern.

Hatte man ihn aber für einen Anhänger der Regierungspartei gehalten, so sollte man sich bald enttäuscht sehen. Vinje verkehrte damals in einem Kreise von Sprachstrebern, die alle den Gedanken von der völligen volksthümlichen Selbständigkeit anhingen, politisch also gegen Schweden, sprachlich und geistig gegen Dänemark in Kämpferstellung standen, und es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Verkehr auch auf seine Anschauungen und Arbeiten von großem Einfluß werden mußte. Im Jahre 1867 gründete sich dieser Kreis seine eigene Zeitschrift „Vore Land", in der Vinje über das Feuilleton verfügte, so daß dieselbe zugleich diesen Jahrgang des „Dölen" vertrat. Sie bestand aber nur ein Jahr, da Vinje in ihr seine Erzählung „Elsk og Giftermaal" veröffentlichte, durch die sich Staatsrath Stang beleidigt fühlte, und selbst die übrigen Mitarbeiter meinten, Vinje hätte bekannte Persönlichkeiten in etwas feinerer Weise zum Vorbilde nehmen können. Für diese Erzählung hat er seine Erlebnisse und Beobachtungen in Mandal benutzt und die in derselben gezeichnete kleine Stadt ist keine andere als Mandal selbst.

Der Verkehr mit dieser radikalen Clique, sowie der Um-

Digitized by Google

stand, daß seine jetzige Stellung Vinje gestattete der Regierung in die Karten zu sehen und ihr ganzes Verfahren aus nächster Nähe kennen zu lernen, drängten ihn in die radikalste Opposition hinein, wie seine unter dem Titel „Vore Politik" geschriebenen Aufsätze zeigen, in denen er der Regierung unter vielem Anderen vorwarf, daß sie die Anstellungen nicht nach Tüchtigkeit, sondern nach Gunst vergebe. Die Folge davon war, daß er im Jahre 1868 ganz plötzlich seines Postens entsetzt wurde, ohne daß sich für ihn auch nur eine Hand gerührt hätte, obwohl das Vorgehen der Regierung gegen ihn doch auf das deutlichste gezeigt hatte, daß man die freie Meinungsäußerung unterdrücken wollte. So wenig Freunde besaß Vinje. Aber trotzdem verlor er nicht den Muth, er hoffte, man werde ihm die Dichtergage bewilligen. Und als er sich hierin getäuscht sah, ja der Antrag ohne Debatte abgelehnt wurde, da hoffte er wieder auf Unterstützung vom Könige, der gerade nach Christiania kam und den er mit einem Gedichte bewillkommnete. Natürlich sah er sich auch hierin getäuscht. Er begann sich dann auf praktische Politik zu werfen, in der Absicht, Tingmann zu werden, aber auch dieses glückte ihm nicht, obwohl es ihm nicht an Kenntnissen dazu fehlte; aber er hatte sich stets als zu unzuverlässiger Parteimann gezeigt.

Im Jahre darauf, 1869, verheirathete er sich mit Rosa Kjeldseth, die von ihrem ersten Manne, dem Lensman Enevoldsen, geschieden war und nun als Lehrerin an einer Volksschule thätig war. Sie zählte 32 Jahre, als er sie 1868 bei einem Lehrerfeste kennen lernte, und schwärmte für seine Dichtungen. Sie muß eine hübsche und begabte Frau gewesen sein. Ob seine Ehe sonderlich glücklich gewesen, weiß man nicht bestimmt, sie war nur von sehr kurzer Dauer, da seine Frau schon 1870 starb, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Vinje hatte sich während ihrer Krankheit eine Erkältung zugezogen und da er sich nicht schonte, starb auch er bald darauf, am 30. Juli.

Wenn wir auf Vinje's Leben zurückblicken, bemerken wir, daß es nur aus Enttäuschungen besteht. Ueberall, wo er Glück gehofft hatte, sah er sich betrogen. Daher zieht sich auch durch all' seine Dichtungen eine tief schwermüthige Unterströmung, die nur insofern weniger bemerkbar ist, als es zu seiner Eigenart gehört, selbst über sein Weh zu lachen und zu spotten. Vieles war er gewesen (Hütejunge, Schulmeister, Holzschuhfabrikant, Waldhändler, Seemann, Advocat, Copist und noch viel mehr hatte er werden wollen, aber immer sah er ein, daß alles Streben eitel sei, nirgends fand er das, was er gesucht und erwartet hatte, und machte sich daher über sich selbst lustig. Dieser ironische Zug geht durch all' seine Dichtungen hindurch. Vinje ist vornehmlich Lyriker, Alles hat für ihn nur Leben und Sinn in Bezug auf ihn und seine Bestrebungen. Ich wies oben schon darauf hin, wie selbst seine Erzählungen „Storegut" und „Elsk og Giftermaal" nur Perioden aus seinem eigenen Leben behandeln. Ebenso verhält es sich mit der unvollendeten Erzählung „Staale", nach Vielen sein schwächstes Werk, in dem er zeigen will, wie es in einem barbarischen Lande einem ergeht, der andere Meinungen hat, als die Herrschenden, und den Muth besitzt, dieselben offen auszusprechen, und zugleich auch, was daraus werden würde, wenn man seine Gedanken und sein Gewissen binden ließe. Staale ist niemand anders, als er selbst. Er erlebt Alles, was Vinje erlebt und — geträumt hatte, und das ganze Werk hat daher vornehmlich psychologisches Interesse.

Sobald Vinje dagegen versucht objectiv zu werden, wie in dem Drama „Olaf Digre", wird er langweilig und unpoetisch. Er besaß zwar Phantasie, vermochte sie aber nicht zu künstlerischer Gestaltung zu concentriren. Daher hätte er ebensowenig vermocht Romane wie Dramen zu schreiben; aber viele seiner lyrischen Sachen, sowie die Dichtung „Storegut" sind in ihrer Art Meisterwerke.

Wenn wir eine Erklärung dafür finden wollen, wieso Vinje als Dichter bei Lebzeiten und auch vielfach selbst heute noch so wenig anerkannt wird, so müssen wir sie in seiner Sprachreformbestrebung suchen. Die einen bekämpften ihn oder ließen ihn deswegen unbeachtet, die anderen verherrlichten ihn als Sprachstreber, niemand würdigte ihn objectiv als Dichter. Er aber ging als Mensch wie als Dichter in dem Streben für das „Norskthum" auf. Und diese Nichtbeachtung hat ihm vielfach geschadet, sie hat ihn häufig zu Schritten veranlaßt, die sich ihm in geistiger wie materieller Beziehung nachtheilig erwiesen haben.

Vinje war ein Sonderling, es war ihm gleich, wie er angezogen war und mit wem er zusammen gesehen wurde, und da er sich überdies durch auffallende Häßlichkeit auszeichnete, wurde er leicht zum Spott und Gelächter, eine komische Figur und in besserer Gesellschaft schwer gelitten, daher auch seine Sehnsucht aus der großen Stadt, an die ihn seine Thätigkeit fesselte, fortzukommen, und sein Spott über alles Städtische und Gekünstelte. Im Leben wie im Schaffen fehlte ihm die Concentration, rastlos eilte er von einem zum anderen: von Welhaven'scher Romanzendichtung zu Paludan-Müller'scher Satire, von Hegel'scher Philosophie zur Lectüre englischer naturwissenschaftlicher Revuen. Dabei in stetem Widerspruch mit sich selbst: idealistische Kunstprincipien und realistische Kunstanschauung, Rationalist und zugleich Evolutionist, ein Geistesaristokrat und doch ein echter Bauer. Im Ganzen aber ein Mann, dessen Sein und Werden es lohnt kennen zu lernen und zu verfolgen, ein Original, aber zugleich eine wirklich hervorragende Individualität, ein reicher, lebensprühender Geist und ein braver Charakter.

Ein römisches Siegesdenkmal in der Dobrudscha.

Von Georg Gronau-Rom.

In Rom und in Italien überhaupt macht man archäologische Entdeckungen nur noch, wenn man mit Hacke und Spaten in das Innere des Bodens dringt, zum Zweck von Ausgrabungen und auch gelegentlich bei Tieferlegungen von Straßen oder bei Ausschachtungen der Gruben für Gebäude, die entstehen sollen. Daß aber ein Römermonument, welches noch heute viele Meter hoch über dem Boden emporragt, bis in die Gegenwart fast unbekannt blieb, das konnte nur noch im Osten Europas passiren.

Moltke schreibt in seinen Briefen aus der Türkei, er habe in der Dobrudscha ein gewaltiges römisches Grabmal, wohl das eines Feldherrn, gesehen. Als Grabdenkmal galt der Bau auch bei den wenigen Gelehrten, welche nach Moltke die entlegene Dobrudscha besucht haben. Freilich, in einer Fiebergegend reisen, die von einem Völkergemisch von Tartaren und Rumänen, Bulgaren und Türken bewohnt wird, mochte nicht sehr verlockend sein. Aber auch in die Einsamkeit des Steppenlandes zwischen der Donau und dem schwarzen Meer drang der Eifer des Forschers. Als nämlich die Dobrudscha im Berliner Congreß Rumänien einverleibt worden war, begann man in Rumänien sich für die etwa noch erhaltenen Spuren römischer Cultur zu interessiren — und so richtete der Director des Museums in Bukarest, Herr Tocilescu, ein Gelehrter, dessen regem Eifer die Alterthumswissenschaft schon manche Entdeckung verdankt, sein Augenmerk auf das Römerdenkmal in der Dobrudscha. 1882 zuerst kam er nach Adam Kilissa — dies der Name des Monumentes im Volksmunde (Adamskirche) — und sah den gewaltigen Rest, überwuchert von Pflanzen und Sträuchern, die Stufen, die zu dem Bau emporführten, geborsten; das Mauerwerk zeigte Fugen und Risse und der Schmuck der Skulpturen fehlte. Mit größtem Eifer machte sich Tocilescu daran, das Denkmal zu untersuchen und in der nächsten Nähe wie im weiteren Umkreis Umschau zu halten nach versprengten Stücken des Römerbaus. Noch fünf Mal kehrte er im Lauf der achtziger Jahre in die Einsamkeit der Dobrudscha zurück; zuletzt, im Vorjahre, kam er in Begleitung des durch seine Wirksamkeit bei anderen archäologischen Expeditionen rühmlichst bekannten Wiener Architekten Herrn Georg Niemann und mit einer Arbeitsmannschaft von 100 Soldaten und 60 Arbeitern, die ihm der Staat in dankenswerther Weise zur Verfügung gestellt hatte. In der näheren Umgebung des

Digitized by Google

Denkmals wurde so viel zu Tage gefördert und in den umliegenden Ortschaften, in welche im Laufe der Jahrhunderte besonders die Skulpturen, Stücke vom Fries und Metopen verschleppt worden waren, wurde so viel wieder aufgefunden, daß Herr Niemann eine fast gänzlich sichere Reconstruction des Monumentes in einem schönen Aquarell herstellen konnte.

Gleich zu Anfang hatten sich Stücke einer Inschrift gefunden und mit raschem Scharfblick erkannte Herr Tocilescu, auf welches Ereigniß sich ihre Worte bezögen. Die Autoritäten, welche in Wien und Berlin zu Rathe gezogen wurden, bestätigten die Vermuthung des rumänischen Forschers und so steht denn trotz großer Lücken der Wortlaut der sieben ersten Zeilen der Inschrift, die im Ganzen deren zehn umfaßt, fest. Er lautet: Moesiae Ultor Imperator Caesar Divi Nervae Filius Nerva Traianus Augustus Germanicus Dacicus Pontifex Maximus Tribunicia Potestate XIII Imperator VI Consul V Pater Patriae. Die letzten drei Zeilen harren vorläufig noch der Ergänzung.

Der Rächer Mösiens sind die ersten Worte, auf denen also der Nachdruck ruht; Kaiser Trajan ist so genannt, die Zahlangaben führen uns auf das Jahr 108. Man weiß, wie es den Imperator mit Unwillen erfüllte, daß Domitian den Frieden mit den Barbaren und Decebalus, der sie unter seinem Scepter vereinigte, durch Geldzahlung, man kann es kaum anders nennen als Tribut, erkauft hatte, nachdem die römischen Truppen sich ihm gegenüber als machtlos erwiesen. Trajan nun gelang es, den König zu besiegen, der sich endlich selbst den Tod gab; Dacien wurde als Provinz dem römischen Reich einverleibt. Diesen neuen Sieg römischer Weltherrschaft zu feiern war das Denkmal in der Dobrudscha bestimmt; vielleicht auch sollte es die Bewohner Mösiens daran erinnern, daß sie die Sicherheit ihres Landes römischer Tapferkeit verdankten, den Barbaren aber zum warnenden Gedenkzeichen an verlorene Schlachten. Dreißig Meter hoch errichteten die Römer ihr Siegesdenkmal. In einem fesselnden Vortrag schilderte der Entdecker, Herr Tocilescu, im Deutschen archäologischen Institut in Rom vor einem zahlreichen Auditorium das Monument und das Aquarell des Herrn Niemann, wie zahlreiche Photographien, die von Hand zu Hand wanderten, erhöhten die Anschaulichkeit seiner Schilderung.

Auf acht Stufen erhebt sich ein gewaltiger runder Bau, aus gleichmäßig glatten Quadern gefügt. Um denselben schlingt sich ein reicher Skulpturenschmuck. Den Anfang macht ein Fries, von höchst merkwürdig gezeichnetem Ornament: Akanthus und Löwenköpfe winden sich durch einander. Darüber folgen rings um den Bau sich ziehend Metopen (im Ganzen haben sich 52 gefunden), auf ihnen dargestellt Episoden aus einem Feldzuge: Krieger im Marsch u. dgl. Pilaster, welche theilweise kannelirt sind, trennten die einzelnen Darstellungen von einander. Ueber einem zweiten Fries, welcher das bekannte Palmettenornament zeigt, springt das Dachgesims vor, gekrönt mit Zinnen. Barbarenfürsten, wie es scheint, gefesselt, sind auf ihnen dargestellt; rechts und links von ihnen stehen gewaltige Löwen, als wollten sie ein Entweichen der gefangenen Feinde unmöglich machen. Konisch steigt das aus Kalksteinplatten von schuppenartiger Gestalt gefügte Dach empor, auf einem Unterbau einen Sockel tragend mit der bereits mitgetheilten Inschrift auf der einen Seite, mit Barbarenrüstungen auf den anderen. Das ganze Werk krönte eine gewaltige Trophäe, ein Panzer mit figürlichem Schmuck, zu seinen beiden Seiten Schilde mit Meduſenhäuptern geziert, ein Helm hat sicherlich auch dieser Trophäe nicht gefehlt, wiewohl sich allein von ihm keine Spur gefunden hat. Unten sind um diese gewaltigen Massen — die Höhe des Panzers allein beträgt vier Meter — Figuren gruppirt; Barbarenfürsten wiederum, von denen der eine aufrecht steht; rückwärts gelehnt sind die anderen. Im Ganzen sind, nach den Bruchstücken zu schließen, vier solcher Figuren vorhanden gewesen.

Die Baumeister und Steinmetze, welche mit der Errichtung des Siegesdenkmals betraut wurden, sind freilich nicht im Stande gewesen, aus dem geringeren Material des Kalksteins herrliche Skulpturen zu meißeln, wie sie die Meister in der Metropole zur Verherrlichung desselben Kaisers aus dem Marmor schufen. Man wird die neu gefundenen Skulpturen mit den bekannten Werken derselben Zeit nicht wohl vergleichen können. Das Denkmal bei Adam Kilissa hat aber, außer dem großen historischen Interesse, welches ihm ohne Zweifel gebührt, wahrscheinlich auch noch den Vorzug, daß die Rüstungen der Barbaren auf ihm ganz wahrheitsgetreu dargestellt worden sind.

Tocilescu's Vortrag hier in Rom und dieser Bericht über denselben sind nur Vorläufer einer größeren Publikation über das Monument, jedenfalls mit zahlreichen Abbildungen und einer den Gegenstand erschöpfenden Behandlung aus der Feder des rumänischen Gelehrten, der wir noch im Laufe dieses Jahres entgegen zu sehen haben. — Wenn die Dobrudscha einmal mit Schienensträngen durchzogen sein wird, dann findet das trajanische, noch immer imposant-gewaltige Siegesdenkmal vielleicht auch noch häufig Bewunderer, welche es kaum werden begreifen können, daß man einen solchen Koloß nicht schon früher gekannt und untersucht hat. Die Skulpturen, welche es einstmals schmückten, werden die Besucher freilich im Museum von Bukarest suchen müssen, wohin die äußerst zahlreichen, mühsam zusammengetragenen Fragmente übergeführt worden sind.

Das Städtische Spiel- und Festhaus in Worms.

Von Hans R. Fischer.

Seit wenigen Wochen ist es im „Spiel- und Festhause" der alten Nibelungenstadt still geworden und Wilhelm Henzen's „Volksbühnenspiel": „Die heilige Elisabeth", das siebzehn Mal über die dreitheilige Bühne ging, muß nun sehen, ob ein anderes Institut unter Mitwirkung von Dilettanten das Wagniß einer Aufführung unternehmen will. Ja, in der That, so ohne Weiteres erscheint außerhalb von Worms eine Darstellung des Stückes, dessen Erfolg jedenfalls ein besserer war als Herrig's „Drei Jahrhunderte am Rhein", nicht gerathen. Niemand wird die Vorzüge der Dichtung verkennen, es vielmehr Henzen anrechnen, daß er ein Werk zu schaffen bestrebt war, das frei ist von Byzantinismus, Chauvinismus und sonstigen Albernheiten; sympathisch berührt ferner, wie der Poet in seiner Weise für die Armen und Elenden eintritt und die Reichen und Mächtigen, wenn auch nur indirect, zur Einkehr in sich selbst auffordert. Ein paar Worte mögen dies beweisen; es handelt sich um die Szene, wo Elisabeth den Landgrafen bittet, das Volk selbst in seinen Hütten aufsuchen zu dürfen:

Ludwig. Was ist es denn, wonach Dein Herz verlangt?
Elisabeth. Mit eignen Augen möcht' ich kennen lernen,
Wie sich die Welt da unten quält und härmt;
Hinuntersteigen möcht' ich in das Elend
Und lindernd helfen, wo zu helfen ist;
Inmitten all' der Armen möcht' ich walten
Und ihrem Dienst mich widmen Tag um Tag.
Ludwig. Wie sollt' ich Dir so edlen Drang verwehren?
Nur darfst Du keinen Augenblick vergessen,
Daß Du die Fürstin bist, nicht ihres Gleichen!
Elisabeth. Nicht ihres Gleichen? Wohl! Doch Mensch wie sie?

Trefflich! Aber das Ideal eines Volksstückes ist „Die heilige Elisabeth" doch nicht. Warum dieses Schweifen in das Mittelalter, dieses Hereinziehen der Kirche, warum auch die Marotte mit der dreitheiligen Bühne? Will Henzen wirklich etwas Höheres erstreben, so wandle er unter den Menschen der Gegenwart und suche das Elend der Hinter- und Vorderhäuser kennen zu lernen, zu dessen Wiedergabe ihm die moderne Bühne Raum genug gibt. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß die Vergangenheit im „Volksbühnenspiel" keine Berechtigung habe, nein, nur das Recht der Lebenden auf die meiste Rücksichtnahme sei betont. Der Dichter, wie die Leitung des „Spiel- und Festhauses" scheinen entgegen-

Digitized by Google

gesetzter Meinung zu sein, denn die nächste Saison bringt ein Werk Henzen's „Das Kaiser- und Königspiel", das ebenfalls in längst vergangenen Jahrhunderten spielt. Man kann übrigens gespannt sein, was dieser Musentempel, in dem angeblich nur die „reinste Kunst" schalten sollte, welche für ganz Deutschland vorbildlich sein sollte, 1891/92 bieten wird. Vergangenen Winter, vor der „Heiligen Elisabeth", war es traurig, trotzdem die tolle — „Pension Schöller" und anderer Unsinn aufgeführt wurde. Nebenbei gesagt: auch künftig werden Gesammtspiele des Darmstädter Hoftheaters und des Mainzer Stadttheater stattfinden.

Bezeichnend genug findet sogar die Lokalpresse gar Manches an dem „Spiel- und Festhause", für das die Stadt finanziell eintritt, zu rügen; nehmen wir z. B. das „Wormser Tageblatt", das mit erfreulichem Muthe schreibt:

„Die Stadt soll für ihr Risico gedeckt sein und der Fehlbetrag fällt Herrn Schön (dem Hauptleiter und eigentlichen Begründer des Hauses) zur Last. Mögen sich die Erwartungen für die Stadtkasse auch diesmal erfüllt haben — wir würden es mit der Wahrnehmung der geistigen und materiellen Interessen der Bewohner seitens der Stadtverordneten nicht in Einklang bringen können, wenn dieselben noch einmal — und träte die Versuchung in noch verlockenderer Gestalt, als die der „heiligen Elisabeth" an sie heran — ohne die von uns bezeichneten Garantien auch nur einen Pfennig für ein weiters sogenanntes „Volksbühnenspiel" bewilligen würden. Sind Kunstfreunde vorhanden, die die deutsche Bühne mit Neuerungen bereichern und die Experimentalaufführungen hier bewerkstelligen wollen, so mögen dieselben einen Garantiefonds zeichnen, der für Alles aufkommt: sie vergüten der Stadt die Miethe für das Theater und bestreiten überhaupt sämmtliche Ausgaben."

Doch das sind Sachen, welche die Herren in Worms untereinander abmachen können, interessanter für die Allgemeinheit ist es zu hören, wie wieder einmal das „Volk", dem man ohne Unterschied das Institut, zugänglich machen wollte, abgespeist worden ist. In einer 1887 erschienenen, „Ein Städtisches Volkstheater und Festhaus" betitelten Brochüre des erwähnten Herrn Schön heißt es rührend betreffs der Pflege der Volksschauspiele großen Stiles:

„Was haben wir denn jetzt in Worms, was uns Alle gemeinsam festlich erhebt? Die Antwort ist eine trostlose. Die Musik wird von geschlossenen Gesellschaften gepflegt, der Unbemittelte hat daran nicht Theil. Die Religion findet uns in Confessionen getrennt, die Politik in Parteien, die Lebensstellungen führen uns mehr auseinander als zusammen. Die Gelegenheiten zur Erhebung über die Sorgen der Alltäglichkeit sind selten und nicht allgemein, oder nicht allgemein leicht verständlich. Wie anders würde das durch die Errichtung eines solchen echten Volkstheaters! Da wäre ein ständiger Mittelpunkt für die öffentliche und gemeinsame Pflege des Idealen gewonnen, an dem nicht nur die Wohlhabenden, sondern Jeder aus dem Volke Theil haben könnte und müßte. Die hohe sittliche und soziale Bedeutung hiervon kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden und auch in politischer Beziehung könnte ein Segen daraus entsprießen."

Wie schade doch, daß es, wie so häufig, auch in diesem Falle bei Worten, nichts als Worten geblieben ist. Das „Spiel- und Festhaus" ist erstanden, aber für die Minderbemittelten ist es doch verschlossen. Welcher Handwerksmann kann für den niedrigsten Platz 1 Mk. entrichten? Ja, es gab Tage, wo dafür 1 Mk. 50 Pf. gefordert wurden. Nun, vielleicht besinnt man sich doch noch auf früher Versprochenes; man hofft zu gern bis zuletzt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Fra Formica.

Von Luigi Capuana.
Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Porte.

Eigentlich hieß er Fra Giuseppe; den Spitznamen Fra Formica (Bruder Ameise) hatte der Pater Guardian für ihn aufgebracht, weil er, als Einsammler, jedes Jahr Keller, Küche und Speisekammer des Klosters mit reichlichen Vorräthen gefüllt. Nicht sechs Brüder bloß, zwanzig, auch dreißig hätten bequemlich leben können von all' den Gottesgaben, die er aus Stadt und Land zusammengeschleppt. Der Spitzname war so zutreffend, daß auch die übrigen Brüder und alle Welt schließlich den Bruder Giuseppe nicht mehr anders nannten; und er lächelte, zum Ruhme des heiligen Franziskus, wenn die Buben ihm entgegensprangen: „Fra Formica, ein Zettelchen!" Und den Buben gab er ein gedrucktes Zettelchen, das sie hinunterschlangen, auf daß der Patriarch sie heilige; den Erwachsenen bot er eine Prise seines Tabaks, der auch einen Todten hätte niesen machen; den Basen und Muhmen ein Bildchen der Madonna oder der heiligen Veronica Giuliani. Den Damen brachte er ab und zu ein Schüsselchen frischer Oliven, so köstlich angemacht als Salat, daß vom bloßen Duft schon Einem das Wasser im Munde zusammenlief. Für Alle hatte er ein Lächeln, ein freundlich Wort, einen Rathschlag oder das Versprechen, in seinen Gebeten sie Gottvater oder der Madonna der Bresthaften zu empfehlen, damit diese ihnen rasche Genesung schenke als wahre Mutter der Sündigen. Und auf diese Weise hatte Fra Formica, wenn er zum Kloster hinaufstieg, seinen weißleinenen Zwerchsack immer so voll gestopft, daß er kaum ihn zu schleppen vermochte; und oben kam er an, feuerroth im Gesichte, von dem der Schweiß herabtroff, aber heiter und zufrieden, zum Ruhm des heiligen Franziskus! wie jedes Mal bei seiner Ankunft Fra Felice ausrief. Der sorgte für Küche und Refectorium; er sorgte auch — klagten die Brüder — daß die leckersten Bissen und der feinste Wein durch seine Gurgel gingen. Doch Fra Felice gab den Oberen zu verstehen, daß er die feinsten Bissen und den feinsten Wein für Fra Formica aufhebe, der solches wohl verdiente, der Arme! Mußte er doch für sein Amt als Einsammler stets bei guten Kräften sein und eiserne Schenkel haben, um durch die Gassen und Gäßlein der Stadt auf- und absteigen, oder die Landstraße zu Fuße machen zu können, wenn er die Mauleselin nach dem Kloster zurücktrieb, so hoch bepackt, daß es eine Grausamkeit gewesen wäre, selber noch aufzusitzen, und hätte sie gleich ein Kreuz von Stahl gehabt.

Gewiß, Fra Formica ließ sich's nicht schlecht gehen; doch dazu hatte er weder Fra Felice, noch irgend einen Anderen nöthig: Der Herr im Hause war eigentlich er. So oft es ihm behagte, konnte er die Schlüssel zum Keller nehmen, wo die Oelkrüge und die Weinfässer in Reihen standen; oder auch die Schlüssel zur Speisekammer, wo in einer Ecke ein großer Haufen von Käselaiben und gesalzenem Quarke lag, wo von Faßreifen, die am Gewölbe befestigt, gepökelte Speckseiten und Schinken und Thunfische, große Kugeln von Stutenkäse und Melonen in Netzen herabhingen, und rings herum Kisten und Körbe voller Nüsse, Mandeln, getrockneter Feigen und Gemüse standen, und in der Höhe auf dem schmalen Wandsims Apfelsinen, Aepfel, Birnen, Granatäpfel, Quitten, Limonen und aller Art Obst geschichtet war; und nahe bei der Thür der aus Weiden und Rohr geflochtene Korb mit der schmalen Oeffnung, der immer gefüllt war mit „Jesulein", wenngleich die Wohlthäter wöchentlich nur eines dieser Brödchen schenkten, die mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geschmückt waren und darum „Jesulein" hießen. Und wenn Fra Formica auch manchmal das Jesulein der Baronin, das immer aus dem feinsten Mehle gebacken war, für sich nahm, und dazu einige tüchtige Scheiben rosigen Schinkens abschnitt und ein Glas Wein oben drauf setzte aus jenem Fäßlein, daraus man dem Pater Provinz'al vorsetzte, wenn er zur Inspicirung kam — war das etwa der Weltuntergang? Mühete er sich nicht vom Morgen bis zum Abend ab in der Stadt und auf dem Lande? Zumal auf dem Lande wenn er im sengenden Feuer der Augustsonne mit hoch aufgeschürzter Kutte von Tenne zu Tenne wanderte, hin und her von Sette-Feudi nach Gollina, von Sacchina nach Castelluccio, von Fatto nach Favarotta, und dabei die Haut verbrannte gleich St. Johannes in der Wüste, so daß Hände und Gesicht sich schälten und er aussah wie eine Schlange in der Häutung? Als jedoch den Brüdern ein Licht aufging, daß, bei jener guten Haut von Pater Isaia, der eigentliche Obere Fra Formica war; daß dieser über Alles bestimmte, vom Mittagessen bis herab zu den Ausgaben für die Feste der Madonna der Bresthaften und der heiligen Veronica Giuliani und des heiligen Vitus; und daß ihnen Nichts zu thun verblieb, als um Mitternacht und zur Frühmette aufzustehen, die Messe zu lesen, Novenen zu predigen, Beichte zu hören, Sterbende zu trösten und Todte zu begleiten — als ob das nicht gleichfalls dem Kloster erwiesene Dienste gewesen wären, die jene Wohlthaten zeitigten, welche dann Fra Formica zu ernten ging; als sie am Ende gar sahen, daß der Pater Guardian den Fra Formica von der Verpflichtung befreit hatte, um Mitternacht im Chor mitzusingen, damit er des Morgens mit frischen Kräften sich an's Einsammeln begeben könne, und als sie noch allerhand andere Sachen gewahrten, die ihnen nicht behagen konnten (ihnen, Patres, welche die Messe lasen, mit langem, weißem Barte, gegenüber jenem Laienbruder, der kaum seinen Namen nothdürftig kritzeln konnte): da fingen sie an, zuerst unter vier Augen mit dem Oberen zu murren, der sie mit gesenktem Haupte anhörte, seinen langen Bart strich und kein Wort erwiderte; dann ließen sie anonym Beschwerden an den Provinzialen gelangen, worin omnia maledicta gesagt waren von Fra Formica und vom Pater Guardian, der ihm aus Gutmüthigkeit die Strenge hielte, ohne zu bemerken, welch' ein Aergerniß Fra Formica gab durch gewisse Besuche bei einer gewissen Bäuerin, zu welcher er nicht bloß um Almosen ging!

„Lauter Niedertracht!" sagte Fra Formica zum Provinzialen, der ihn und den Pater Guardian zu sich beschieden und Beiden tüchtig die Köpfe gewaschen hatte. Pater Isaia hatte die Strafpredigt mit gesenktem Haupte über sich ergehen lassen und mit den fleischlosen Händen seinen langen Bart gestrichen; er wußte nicht, was er erwidern sollte und war überrascht von der Bosheit jener unwürdigen Gottesknechte, die tagtäglich die heilige Messe lasen und soviel Haß im Grund ihres Herzens bargen. Nicht so Fra Formica.

Digitized by Google

„Lauter Niedertracht!“ hatte er erwidert. „Und da sie mir doch einmal jene Besuche bei der Bäuerin vorwerfen, die ich bei Tag mache und im Angesicht der Welt, so will ich Euer Väterlichen Gnaden nur sagen, daß der Pater Bernardo Einer — er kennt sie schon — die Beichte immer Stunden lang abnimmt, und seine Besuche macht er ihr des Nachts, indem er als Bauer verkleidet aus dem Kloster schleicht. Ich hab' ihn gesehen mit diesen Augen hier, die dermaleinst von den Würmern werden gefressen werden.“

Der Provinzial, voller Zorn, ließ ihn nicht endigen, und gebot ihm sich stracks nach Licodia zu verfügen, zur Strafe; und zum Pater Guardian sagte er: „streicht Euern Bart soviel Ihr wollt, aber haltet die Augen besser offen!“

So hatten die messelesenden Paters, Pater Bernardo, Pater Giovanni, Pater Antonio und die übrigen, den Sieg über Fra Formica und den Guardian davongetragen, und fingen nun an, sich breit zu machen, im Einverständniß mit Fra Felice, der Einsammler wurde. Doch es war ein schlimmer Sieg.

Dieses Jahr füllten sich Keller und Gewölbe nicht wie ehemals, da Fra Formica im Namen des Patriarchen Sankt Franziskus überall in den Getreide- und Oelmühlen herumgegangen war, und die Vorrathskammer schien eine Wüstenei mit ihren paar schmächtigen Käselaiben und ihren vier tauben Nüssen und einer ranzigen Speckseite! .... Und die Buben sprangen dem mürrischen Fra Felice nicht entgegen wegen der heiligen Zettelchen; und die Bauern wollten nichts wissen von seinem Tabak, der die Nasenwände verbrannte, und den Damen gefiel sein Salat von frischen Oliven nicht, wenn sie die schmutzigen Finger sahen, die ihn angemacht. Auch die Feste zu Ehren der Madonna und der heiligen Veronica Giuliani fielen kümmerlich genug aus; und die Observantenbrüder in Itria fingen allgemach an, ihren Vortheil zu ziehen aus dem Mißcredit, in welchen das Kapuzinerkloster gerieth, und die Zuwendungen der Wohlthäter in ihre Tasche zu lenken. Und so riefen die Armen, die in dichten Schaaren zum Kloster geströmt waren, so lange Fra Formica die Ueberbleibsel vom Mittagstisch und Anderes ausgetheilt hatte; die Damen, die Frauen aus dem Volke, und nicht zum Mindesten die Herren, die, als Fra Formica noch da war, von Zeit zu Zeit sich gerne im Refectorium zu einem Imbisse eingefunden: sie Alle riefen, wie der Provinzial zur Inspizirung des Klosters kam, einstimmig nach Fra Formica. Und Alle erhoben sie den guten Bruder in den Himmel und zogen über die messelesenden Patres her.

Der Provinzial war ein praktischer Mann und ließ sich das nicht zweimal sagen. Und so geschah es, daß am nämlichen Tag, zur nämlichen Stunde, wo Pater Bernardo Mineo verließ, um in Ramacia eine andere beichtlustige Büßerin zu finden, Fra Formica von Licodia ankam, rund und rosig, und bis zur Klosterpforte von einer Menschenmenge begleitet, welche rief: „Schön so, Fra Formica! Willkommen Fra Formica! Es lebe Fra Formica!“ Und Pater Bernardo, gelb vor Aerger, doch mit freundlichem Lächeln, sagte zu ihm: „Wir sind wie die Eimer, Fra Formica: Ihr steigt herauf, ich hinab!“

Und dies „hinab“ war Ramacca, wo die Kapuzinerfratres nicht die guten Tage hatten, wie in Mineo, denn einen Fra Formica findet man nicht auf Schritt und Tritt; und Fra Formica, dessen sich noch mehr bewußt als die Anderen, fing an ein bischen hochmüthig zu werden.

In Licodia hatte Fra Formica munkeln hören von der Absicht der Regierung, die Brüder wegzuschicken, um die Einkünfte der Klöster und das Uebrige sich zu Gemüthe zu führen. Fra Girolamo da Vizzini, ein Schelm und Duckmäuser, hatte ihm eines Tages in's Ohr gesagt: „Bevor sie Euch auf die Straße werfen, denkt daran für Euch selbst ein wenig die Ameise zu machen. Ich habe mein Schäfchen in's Trockne gebracht.“ Und Fra Formica war nicht taub gewesen: auch er dachte darauf, sein Schäfchen in's Trockne zu bringen, nachdem er wiederum im Gute Gottes schwamm und den Herrn im Kloster spielen konnte, besser noch als früher.

Pater Isaia warf sich, bei jeder schlimmen Nachricht, welche die Zeitungen brachten, zu Füßen der Madonna und des heiligen Franziskus nieder, auch daß sie die Religion und das Heil der Brüder zu vertheidigen nicht unterließen. Doch Fra Formica machte ihn darauf aufmerksam, daß Gott nicht umsonst gesagt habe: hilf Dir und ich werde Dir helfen! Mit Händen und Füßen mußte man sich helfen; Alles, was schön und gut war, zu sicheren Personen flüchten, die es bargen, so lange der Sturm dauerte. Die Religion mußte ja sicherlich triumphiren, indessen ... Und so schaffte Fra Formica Alles zu seiner Bäuerin, im Einvernehmen mit dem armen guten Pater Isaia. Der hatte ganz den Kopf verloren über dem fortwährenden Weinen, Fasten und blutigem Kasteien, das er sich auferlegte zur Buße für seine und der anderen Brüder Sünden.

Und während der arme Pater Isaia immer mehr abmagerte und sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, wurde Fra Formica immer runder und rosiger: doch nahm er bei den Frommen, wenn er ihnen die Dose hinhielt, eine zerknirschte Miene an: binnen Kurzem würden sie diesen Tabak nicht mehr schnupfen können; das Gehölz im Kloster, wo er ihn gezogen, würde zur Versteigerung kommen. Die Bauern und die Herren zogen die Prisen andächtig hinauf; sie däuchten ihnen noch besser, wenn sie hörten, daß es damit bald ein Ende haben würde; und sie reichten Fra Formica das doppelte Almosen für das dreitägige Fest zu Ehren des Patriarchen Sankt Franziskus, der Madonna und aller Schutzheiligen des Ordens, damit die Kapuziner wenigstens den Klauen der gottlosen Regierung entgehen möchten. Was konnte die Regierung auch bei den Kapuzinern viel finden, die ja doch von Almosen lebten? Er freilich, Fra Formica, wußte, was zu finden war. Er hatte sich bereits einen netten Vorrath zusammengespeichert und einen ansehnlichen Sparpfennig bei Seite gelegt, bei jener Bäuerin, zu welcher er jetzt recht häufig ging, so daß die Frommen anfingen über ihn sich aufzuhalten, und meinten er sei von Licodia als ein Anderer zurückgekehrt. Er ließ sie reden. Er war genau der Fra Formica von ehedem; nur daß er, wie Fra Girolamo da Vizzini ihm angerathen, die Ameise auch ein wenig für sich selber machte. War das nicht in der Ordnung, gebenedeiter Sankt Franziskus?

Daß es nicht in der Ordnung war, das begriff der gute Pater Isaia zu spät; und er sagte es, mit Thränen im Auge, all' den Anderen am Tage, da sie das Kloster verlassen und die Kutte ablegen mußten. Doch Fra Formica setzte eine freche Miene auf und that als höre er nichts; und von dem Wenigen, was übrig blieb, verlangte er seinen Theil, als ob er gar nichts heimlich weggeschafft, als ob er nicht ein paar Kelche und Schalen verkauft, über die Hälfte des Gold- und Silberschmuckes der Madonna bei Seite gebracht hätte, und Chorhemden und Meßgewänder und silberne Leuchter ... und die Mauleselin. War er vielleicht Guardian? Hatte er Rechenschaft abzulegen?

„Ach, Fra Formica! Fra Formica! Ihr habt Euch der Hölle verdungen!“ sagte ihm Pater Isaia, der nichts aus dem Kloster mit fortnahm als seine Kutte und seinen Mantel. Fra Formica jedoch glaubte im Gegentheil sich das Paradies errungen zu haben in der Kammer der Bäuerin, bei welcher er nun wohnte ... aus Barmherzigkeit, wollte er glauben machen: doch niemand glaubte es. Und er fuhr eine gute Weile fort, die Ameise zu machen, auf eine andere Art, indem er nämlich das dem Kloster gestohlene Blut der Armen auf Wucher lieh; starr und unerbittlich trieb er die Zinsen ein und deren entsprechende Werthe in Korn und Gerste und schund die armen Leute, als habe er sein Lebtag nichts Anderes gethan und nie von milden Gaben gelebt, noch das Gewand des heil. Franziskus, des Vaters der Armen, getragen. Und er ritt auf der Eselin, die er dem Kloster gestohlen, von einer Tenne zur anderen, die fälligen Gelder einzutreiben. Tabak bot er keinen mehr an, und es verschlug ihm auch nichts, wenn es jetzt bei seinem Erscheinen hieß: „Da kommt Fra Formica, der Dieb!“

Schön aber ward es, als seiner Bäuerin in den Sinn kam, einen Bauern zu heirathen, und er so eines Decemberabends die Hausthür verschlossen fand. Und wie er, unter dem Gelächter der Nachbarschaft, pochte und schrie, kam der Mann an's Fenster und sagte:

„Fra Formica, Ihr seid falsch gegangen. Hier ist kein Kloster. Und wenn Ihr noch weiter rumort, so komm' ich hinunter, Euch die Kutte auszuklopfen, die Ihr nicht tragt. Verstanden, altes Schwein?“

Diesmal fand Fra Formica sein Nachtlager wirklich bei einem Verwandten, der ihn nach Verdienst übel aufnahm und ihm in's Gesicht sagte: „So geschieht's Euch recht!“

„Wie? Also gibt es keine Gerechtigkeit?“ rief Fra Formica, als das Gericht ihm nicht helfen konnte, da er weder Zeugen hatte, noch Papiere noch sonst etwas. Und als er auf der Straße dem Pater Bernardo begegnete, der als Kanonikus von Ramacca zurückgekehrt war und sich nun mit seinem Taufnamen Don Francesco nannte, begrüßte Fra Formica ihn demüthig und Beide begannen von den schönen Zeiten zu sprechen, als ob sie stets die besten Freunde gewesen wären. „Ach, das arme Kloster! Die Gemeinde läßt es verfallen!“

Fra Formica machte täglich seinen Spaziergang gegen Rabbeto hin, um jene Dächer zu erblicken, die einsanken, die leeren Fensteröffnungen, und das Gehölz, sein Gehölz, wo er den köstlichen Tabak gezogen, und das nun — wie abscheulich — zum Friedhof umgewandelt war. Und er dachte mit Schaudern, daß dereinst auch er da begraben würde, wie ein Hund, außerhalb des geweihten Bezirkes. Er fristete sich kümmerlich hin als Sacristan; ein schlechtes Geschäft, seit kein Mensch mehr Zehnten zahlte, und Taufen und Hochzeiten so armselig gefeiert wurden, als sei sogar das Weihwasser im Preise gestiegen! Darum legte er sich denn auch etwas in's Zeug, als das Fest des Herzens Jesu herankam, und suchte die Benedictinerinnen vom alten Kloster zu überflügeln, die seit Jahren diesen Tag feierten und hübsche Almosen erzielten. Und so erwachte in ihm wieder der alte Fra Formica mit seiner Ameisennatur, den das Unglück mit der Bäuerin abgetödtet zu haben schien. In der That lief er da und dort herum; gab den Frommen Eier, um die ausgeschlüpften Hühner dann wieder zurückzunehmen zum Verkauf; sprach zum Ruhm des Herzens Jesu in den Oel- und Getreidemühlen ein; verschenkte Kleidchen und Bilderchen, und verhieß Wunder und Ablaß, vorausgesetzt, daß die Gläubigen am Feste des heiligen Herzens ihr Wachslicht in die Pfarrkirche stifteten und nicht in jene der Nonnen: „Die gehören dem heiligen Benedict; mit dem heiligen Herzen haben sie nichts zu thun ...“

„Ihr gleichfalls nicht, denn Ihr gehört dem heiligen Franziskus,“ erwiderten die Anhänger der Nonnen und schickten ihn weiter, ohne einen Soldo zu reichen. Und je mehr er alterte, um so mehr lebte in ihm der Bruder von ehemals wieder auf. Und des Nachts träumte er immer von seiner Zelle, von dem Gehölze mit der Tabakpflanzung, vom Keller, von der Speisekammer ... und vom Pater Isaia mit dem langen Barte, der ihm stets wiederholte: „Ach, Fra Formica, Fra Formica, Ihr habt Euch der Hölle verdungen!“

Darum konnte er es nicht glauben, daß er die Kutte wieder anziehen, sich den Bart wieder wachsen lassen, und die Herzen der Wohlthäter wieder rühren dürfe, in der festen Absicht, das Kloster loszukaufen und sich dort einzuschließen, um seine Sünden zu büßen, da er das schmählich Entwendete nicht mehr zurückerstatten konnte.... Und er glaubte vor Entzücken zu sterben, als ihm der Bürgermeister sagte, er habe daran gedacht, ihn zum Friedhofswächter zu machen ... so konnte er eine, zwei Zellen des Klosters in Besitz nehmen.

Es schienen Jahre, Jahrhunderte, daß er jene Mauern nicht mehr gesehen! Mein Gott, welch ein Verfall! Die Kirche, voller Spinngewebe, war nicht wieder zu erkennen; in den kalten öden Gängen waren die Stein-

Digitized by Google

fliesen ausgebrochen. Die Zellen, ohne Thüren und Fenster, dem Wind und Regen offen, schienen eher Höhlen ... Und das Refectorium! ... Und die Küche! ... und der Keller! ... Jetzt war Fra Formica überzeugt: nur zu sehr war diese Verwüstung durch die Sünden der Brüder verschuldet! ... Allein der Tag des Erbarmens, mußte er nicht erscheinen? Und eine Woche lang kehrte und fegte er die Kirche und reinigte die Altäre, und sein Gefühl dabei war gemischt aus Weichheit und Furcht, denn die Bilder und Statuen schienen ihn vorwurfsvoll erzürnt anzuschauen; besonders St. Vitus mit seinem stolzen Kopf, im spanischen Kragen, als wolle er seine zwei spanischen Hunde, die wie lebendig aussahen, ihm auf den Hals hetzen. Und nachdem er die Kirche gereinigt, gab er sich nicht eher zufrieden, als bis er auch das wunderthätige Bild der Madonna der Brest-haften, mit dem schönen ernsten Gesicht unter der Krone aus gediegenem Silber, wieder auf seinem Platze sah.

Er war todtmüde von der vielen Arbeit dieser Tage. Er hatte Alles allein machen wollen, auch nicht einen Finger sollte ein Anderer regen in „seiner" Kirche, an „seinen" Altären, in „seinen" Kapellen. Und den Morgen, da er die erste Messe bediente, die seit Vertreibung der Brüder am Hochaltar celebrirt wurde, hielt er sich kaum auf den Beinen und hatte fast keinen Athem, um dem Pater Bernardo, den er dazu eingeladen, zu erwidern: „et cum spiritu tuo."

Dann leerte sich die Kirche; Pater Bernardo, der Domherr geblieben, hatte sich, nach Ablegung der Meßgewänder, mit den Anderen entfernt; und Fra Formica, voll ernster Gedanken, stieg auf den Thurm, die kleine silberstimmige Glocke zu läuten, die, so schien es, froh war, nach dem jahrelangen Verstummen wieder einmal tönen zu können. Dann kehrte er in die Sacristei zurück und legte, unterm Absingen verschiedener Ave Maria, die Meßgeräthe in den Schrein; und jedesmal, wenn es im Holze knackte, fuhr er bleich, mit erschrockenen Augen zusammen.... Er hatte diesen Morgen eine fast an Wahnsinn grenzende Begierde, das Pförtchen neben der Kapelle des Gekreuzigten zu öffnen, um die Kammer zu betreten, wo die Gerippe der Brüder, mit der Kutte angethan, die Arme über der Brust gekreuzt, neben einander in Nischen standen und der Trompete des jüngsten Gerichtes harrten. Seit vielen Stunden kämpfte Fra Formica gegen diese Begierde, ohne ihrer Herr werden zu können. Aber, am Ende, wovor hatte er Furcht? War er früher nicht oft in diesen Todtenraum gegangen? Hatte er nicht mit eignen Händen einem der Gerippe, dem des Pater Mattia, die Kutte übergelegt? ... Also? ...

Eine Welle des Mondenlichtes drang in die Kirche und verbreitete ringsum einen süßen Frieden, wie wenn sanfte Freude mit stiller Traurigkeit sich mischt.... Die Vergoldungen des großen Chorgitters glänzten, zwischen den Stäben hindurch war das hohe Chorpult zu sehen, dahinter die Fensterscheiben; und es schien die Brüder zum Abendgebete zu erwarten, obwohl das große Buch mit den Vespergesängen nicht, wie ehemals, aufgeschlagen darauf stand.... Und Fra Formica glaubte wieder in jenen Jahren zu leben, da auf dem holzbelegten Estrich des Chores die Pantinen klapperten, und, nach einem Präludium von Räuspern und Schneuzen, das näselnde Gemurmel des Deus in adjutorium und der Psalmen anhub in der Kirche, die dann, wie gegenwärtig, leer war. Oft hatte er es, wenn er mit gefülltem Zwerchsack vom Einsammeln heimkam, von weiten gehört und zu sich gesprochen: „Die Brüder sind für mich auf's Paradies bedacht, wie ich für sie auf's tägliche Brot." Und jetzt keine gesammelten Almosen, keine Brüder, Nichts! Die einzigen Brüder im Kloster waren jene da drinnen, die in den Nischen aufrecht standen, Gerippe, die Hände gekreuzt, mit leeren Augenhöhlen, niederhängenden Kinnladen und blankem Gebiß: Fra Girolamo, Pater Mattia, Pater Francesco, Fra Mansueto, der mit seinem herabgefallenen Schädel wie ein Geköpfter aussah....

Waren sie noch da? Hatte Niemand an ihnen sich vergriffen? Er fühlte sich hingezogen nach der Thür zur Todtenkammer, fast gewaltsam hingeschleift. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, er taumelte; und doch streckte er die Hand aus nach dem Schlüssel, drehte ihn, stieß die Thür auf ... Vom Luftzug, der plötzlich in die Kammer drang, bewegte sich das Gerippe des Pater Mettia, das gerade in der Nische gegenüber stand, als schüttele er das elfenbeinblanke Haupt und lache mit den wenigen Zähnen seines offenen Mundes....

Zwei auf der Esplanada spielende Knaben hörten das Poltern und liefen herzu, zu sehen, was es gebe ... Sie fanden Fra Formica auf dem Boden hingestreckt, bleich, röchelnd, das blutüberströmte Haupt wider die Kante einer Stufe, zu Füßen des Altars des Gekreuzigten.

„Sankt Franziskus hat ihn gezüchtigt!" sagten Alle, da sie den traurigen Fall erfuhren. Keiner dachte daran, daß der heilige Franziskus ihm auch könnte verziehen haben!

Aus der Hauptstadt.

Der heilige Rock.

Fahrpreisermäßigungen im Personenverkehr werden nur für die Berliner Vororte eingeführt, in der Straße spielen die Kinder Eisenbahnunfall, der Semmelumfang schwindet in entsetzender Progression: Das ist nicht sehr ermuthigend für Einen, der gern reisen möchte, und am wenigsten, wenn der Eine nicht ein nothleidender Landwirth, sondern nur ein Hungercandidat ist. Aber am Ende ist es auch besser so; denn die satirische Blitzkraft und die wilde Grazie des unermeßlichen Heinrich Heine müßte besitzen, wer dem Wintermärchen des radicalen Aristokraten nach siebenundvierzig Jahren ein Pendant schaffen wollte: Deutschland. Ein Sommermärchen.

Nicht von Aachen nach Hamburg brauchte der neueste Aristophanes sich zu bemühen; sein Vaterland würde größer, seine Wegstrecke bedeutend kürzer sein. Auf der großen Rheintour könnte er, wenn er einen jener höllisch verschmitzten Zuschlagcoupons löst, für die unsere Combinationsregierung allweislich gesorgt hat, bequem Frankfurt und Trier besuchen, die beiden Wunderstädte dieses feuchten Sommers. Zwischen beiden liegen neunzehn Jahrhunderte, eine hübsche Spanne Zeit. Denn in der bischöflichen Residenzstadt des Herrn Korum wird der ungenähte Rock Christi ausgestellt, während die Geburtstadt der beiden deutschen Dichter Wolfgang Goethe und Ludwig Fulda der elektrischen Kraft einen leuchtenden Palast erbauet hat. Hier eine Massenanhäufung von maschinellen Betrieben, von Motoren und Batterien, von Accumulatoren und Dynamos, dort, im kunstvollen Spiegelschrein, auf weißer Seide der heilige Rock; hier das modernste Prinzip der Kraftübertragung und Kraftvertheilung, dort, im mystischen Weihrauchgewölk, der einfältig frumbe Reliquiendienst. Da ließe sich denn wohl mancherlei Nachdenkliches und Betrachtsames aufzeichnen und nicht zuletzt gäbe der Erfolg zu sinnen und zu schmunzeln, der Erfolg, der so deutlich für Trier spricht. Die Frankfurter mögen auf die Zahl ihrer Ausstellungbesucher mit Fug stolz sein; gegen die 600,000 Pilger kommen sie doch nicht auf, die lange vor der Eröffnung schon für die Trierer Ausstellung sich angemeldet hatten. Bischof Korum siegt über Edison, der Internationalismus der Naturwissenschaft wird geschlagen durch den internationalen Katholizismus. Und das geschieht im aufgeklärten Staate der Lessing und Friedrich und Nicolai, an der Neige des wissenschaftlichen Jahrhunderts. Mag die hochmüthige Modernität sich damit abfinden.

Wenn ich die Wahl hätte, ich ginge auch nach Trier. Von der elektrischen Ausstellung kann man lesen; das Fortwirken der Legende läßt nur an Ort und Stelle sich erlauschen, aus Miene und Blick und Ton der Gläubigen. Was verschlägt es, ob Sybel und seine Nachtreter die Unechtheit des Trierer Gewandes erwiesen haben, ob irgend ein Papst irgend einmal für den angeblich noch ungenähteren Rock von Argenteuil entschieden hat: den 600,000 Pilgern ist der Rock echt, den ihnen Herr Korum zeigt, sie glauben an ihn, sie betasten ihn mit ehrfürchtigem Finger und brünstiger Lippe und auf Wunder werden sie nicht lange zu warten haben. Denn das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind, hat ein Frankfurter gesagt. Weil an die Botschaft ihm der Glaube fehlt, grüßt Faust in mondbeglänzter Osternacht die einzige Phiole; weil sie in jedem mephistophelischen Hokuspokus ein Wunder sehen, ist den platten Burschen in Auerbach's Keller so kannibalisch wohl, gleich wie fünfhundert — Pilgern.

Einerlei, woran der Glaube sich klammert. Der Dragoman, der mir die Herrlichkeiten von Kairo in sein ohne Erwiderung geliebtes Französisch übersetzte, litt an gräßlichem Zahnschmerz, den auch die reichlich gespendeten Kyriazi-Cigaretten nicht zu bannen vermochten. Trotzdem sagte der braune Kerl tapfer sein erklärendes Sprüchlein auf und er suchte es sogar durch beinahe ketzerische Scherzchen zu würzen. Als wir aber in die von der Citadelle umschlossene neue Moschee gelangt waren, vorbei an der vereisten Nüchternheit der englischen Besatzung mit ihren starr glotzenden Schilling-Gesichtern, da winselte der flinke Araber um Urlaub. Während ich die Alabasterwände besah und von den wundervoll schlanken Minarets auf die weißlich glühende Stadt Mohammet Tewfik Paschas herniederschaute, hatte mein Freund Mustapha sich auf den Teppich gesetzt und mit vielen Gestikulationen, mit Kopfbeugungen und verzückten Blicken seine Koransprüche abgehaspelt. „Very good à présent, les dents," sagte er mir, als wir am Ausgang die Strohschuhe und das Bakschisch abgaben, und ich glaubte seiner grinsenden Versicherung. Er hatte sich eben auf seine ganz besondere Weise in Ekstase versetzt und die bleibt noch immer das einzig wirksame Mittel gegen Zahnweh. Und jedenfalls ist der Aufenthalt in dem kühlen Wunderbau des Propheten einem Wartestündchen beim Zahnarzt vorzuziehen; auf einem orientalischen Teppich sitzt es sich behaglicher als in dem Schreckensstuhl mit dem Kopfklemmer,

Digitized by Google

religiöse Schwärmerei wirkt nachhaltiger noch und sicherer als das beste Chloroform und die Folgen beider Heilmethoden pflegen die gleichen zu sein: Befreiung vom stechenden Schmerz und süßlich fade Umnebelung der geistigen Kräfte.

Nicht verspotten: beneiden sollte man die nach Trier Wallfahrenden, denen für einen kleinen oder lieber noch großen Beitrag zu den Domreparaturkosten und zur besseren Ernährung des armen vatikanischen Gefangenen ein ihrer zahlungsfähigen Wohlthätigkeit entsprechender Ablaß oder auch ein eigens für sie bestelltes Wunder verheißen wird. Selbst der Geschäftskatholizismus, der da in Gesuchen um Schankconzessionen, in Reklamebildern und Meßlustbarkeiten zum Vorschein kommt, ist in seinen Wirkungen auf den Geldumlauf gar nicht so fürchterlich. Und was den Glauben angeht, so scheint mir der Standpunkt von Anzengrubers Steinklopferhanns der richtigste. Als man den frohen Pantheisten um seine drei Kreuze für eine Zustimmungsadresse an Döllinger und für den Protest gegen das Unfehlbarkeitsdogma angeht, da weigert er seine Unterschrift und meint zum Großbauern: „Hast Du bisher 's ganze Pfund 'glaubt, werd'n Dich die paar Loth Zuwag a nit umbringen". Das ist keine Straßenweisheit: wer die sämmtlichen Propheten, Evangelisten und Psalmisten buchstabengläubig verdaut hat, der kann auch noch ein bischen Unfehlbarkeit und etliche ungenähte Röcke mit in den Kauf nehmen. Wo ist denn die Grenze? Den Stöcker und Korum sind die Döllinger und Harnack und Egidy für Zeit und Ewigkeit verdammte Ketzer und zugleich trifft von der vorgeschrittenen Erkenntniß sie der Vorwurf der Halbheit. Gerade diese Entschlossenheit, alles, auch das Unglaublichste, gläubig hinzunehmen, gibt dem Katholizismus heute noch seine Weltmacht und erklärt den Trierer Erfolg.

Und, wenn wir einmal ganz aufrichtig sein wollen, glauben wir etwa nicht an heilige Röcke, wir Nationalisten und Protestanten und Atheisten? Das ist ein wunderlich' Kapitel. Einem Kanadier möchte am Ende, was wir monarchisches Gefühl nennen, nicht weniger seltsam erscheinen als uns die blinde Andacht der Rockfahrer von Trier und Argenteuil. Daß von Gottes Gnaden einem sterblichen Menschen, und sei er noch so jung und unerfahren, die hohe Einsicht verliehen ist, weise über die Geschicke von Millionen zu entscheiden und — selbst in Verfassungsstaaten — zu bestimmen, ob Krieg sein soll oder Frieden: Das zu glauben, heute noch, nach vieltausendjähriger Erfahrung, nach Nero und den Ludwigen von Frankreich und Bayern, heischt ganz gewiß auch ein gerütteltes Maß von ehrfürchtiger Religion. Auch sonst giebt es noch allerlei heilige Röcke, civile und militärische, denen man, sind sie nur von einer hohen Obrigkeit oder von den nicht immer getreuen Ministranten der Presse amtlich abgestempelt, ehrerbietigen Gruß und scheue Andacht niemals versagt. Was unter dem sakrosankten Rock steckt, danach wird nicht erst lange gefragt: Hier ist ein Wunder, glaubet nur! Und wer am hellen Tage mit Pilatus ist und mit den Radikalen, der schleicht manchmal bei nächtlicher Weile, wie jener berüchtigte Nicodemus, zum Meister und läßt sich „inspiriren". Die Frommen von Trier haben mindestens den Muth ihres Aberglaubens: Christi reine Lehre bekümmert sie nicht, von seinem verschlissenen Gewand aber erhoffen sie Heilung, gute Geschäfte und billige Kartoffelpreise.

Weil im Falle Jesus die hohe Obrigkeit den Amtstempel versagte, galt der Rock erst, als der Gottmensch am Kreuze hing. „Die Kriegsknechte aber, da sie Jesum gekreuziget hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Theile, einem jeglichen Kriegsknecht einen Theil, dazu auch den Rock. Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch. Da sprachen sie unter einander: Laßt uns den nicht zertheilen, sondern darum loosen, weß er sein soll ... Solches thaten die Kriegsknechte." So schloß, Johannes und seine christlich-sozialistischen Genossen berichten es uns, der erste Kreuzzug gegen Pharisäer und Bankiers mit einer Kreuzigung nicht nur, sondern obendrein auch noch mit einer regelrechten Lotterie ab, concessionirt und wohlgefällig betrachtet von der Regierung Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Landpflegers. Man braucht nur an die bevorstehende Ausspielung der beiden Nyanza-Dampfer, bekannt unter dem glücklichen Titel: „Deutsche Antisklaverei-Geld-Lotterie," zu denken, um der Kulturerrungenschaften von neunzehn Jahrhunderten stolz sich bewußt zu werden. Die Krämer und Geldwechsler haben längst wieder ihren Einzug in die Tempel gehalten, Pharisäer und Schriftgelehrte geben den Ton an, aber wir haben den Zwischenhandel erfunden und die Antheilscheine, bis zum Vierundsechzigstel hinab, wir haben die Kollekteure, den Totalisator, das Inserat. Lauter vortreffliche und höchst moderne Dinge, von denen die begrenzte Einfalt der jerusalemitischen Kriegsknechte sich nichts träumen ließ.

Der Hauptgewinn aus jener ersten bibelhistorischen Lotterie wird jetzt ausgestellt und Herr Korum macht für Dich die Honneurs, „der Du die Welt erlösen gewollt, Du Narr, Du Menschheitsretter!" Noch einmal dürfte, wenn er die elektrische Zeit erlebt hätte, Heinrich Heine seinen armen Vetter beklagen, den man an das Kreuz schlug und von dessen Hinterlassenschaft jetzt eine stattliche Klerisei sich es wohl sein läßt. Einen melancholisch bitteren Brief dürfte er schreiben und zum knausernden Freund Campe sprechen: „In meinen gesammelten Werken lasse ich Dir einen heiligen Rock, aber warte gefälligst mit dem Honorar nicht, bis ich ganz todt bin." Und vielleicht, himmlisch charakterlos, wie er war, brächte er es fertig, aus der Matratzengruft sich bis nach Trier zu schleppen und um ein Kevlaar-Wunder zu beten mit den Einfältigen, die der Glaube so selig macht, wie es kein Accumulator und kein Kinetograph vermag.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Gleiches Recht."

Schauspiel in vier Acten von Reinhold Ling.

(Lessing-Theater.)

Nicht zum Tribunal, wie es der advocatorische Beruf des Herrn Verfassers wohl erwarten ließ, wohl aber zum Bezirksverein wurde die Scene des Lessing-Theaters während der langen Aufführung des Schauspieles „Gleiches Recht". Herr Reinhold Ling, der als Herr Rechtsanwalt Grelling der Mehrheit der Zuschauer ein lieber Bekannter erschien, irrte sich im Local: vor deutschfreisinnigen Wählern, im Verein Waldeck etwa, hätte er vielleicht Erfolg gehabt, von der Schaubühne herab wirkte seine, ach, gar nicht gedrängte Uebersicht der letztjährigen Nachtausgaben des Herrn Eugen Richter erkältend und ermüdend. Er wollte, und das war ja am Ende recht löblich, die „Irrlehren der Sozialdemokratie" dramatisch widerlegen; zum Unglück aber fand er weder die Sozialdemokratie noch die Dramatik und so wurden denn schließlich auch seine Freunde und Kollegen von den Amtsgerichten I. und II. einigermaßen ungeduldig.

In einem Hinterhaus, allwo auch die Theaterfabrikanten am billigsten wohnen, haust mit Frau und Tochter und Stiefsohn ein wackerer Vorarbeiter. Auch die Tochter ist wacker, denn sie hat, obwohl sie ein ehrsames Fabrikmädchen und nicht „so eine" ist, mitten in der Woche noch immer zwei Mark für Muttern übrig, für Muttern, die auf dem Mittagtisch schon seit Wochen nur noch Kartoffeln und Leinöl kennt und die deshalb mit gutem Recht jammert: „Diese Strike! diese Strike!" (Der sehr gebildete Kritiker übersetzt sich das mit ebenso gutem Recht in den Schmerzensruf: Ces ficelles! Ces ficelles!) Der wackere Vorarbeiter strikt nämlich und es strikt auch sein gar nicht wackerer Stiefsohn, den Papa nachher wegen unanständigen Benehmens todtschlägt. Aber mir fällt noch rechtzeitig ein, daß dieser bedauerliche Unglücksfall nebst dem ganzen Hinterhause gar nicht zum Stück gehört. Ich muß also anders anfangen, wenn ich vom Geiste des Herrn Ling recht erleuchtet bin.

In einer Strikeversammlung macht sich ein Agitator breit, wie er in antisozialischen Wahlaufrufen steht, so ein brandrother, der immer säuft und auf Kosten der Genossen herrlich und in Freuden lebt. Er will durch einen lustigen Schloßbrand den Zukunftsstaat vorbereiten, hat aber, da weder aus dem Schloßbrand noch aus dem Zukunftsstaat etwas wird, mit dem Stück ebenso wenig zu schaffen wie ein anderer, alter und würdig liberaler Arbeiter, der in einer rührsamen Soloscene sein Lebensrecht als „die Episode an sich" geltend macht. Der zuletzt Genannte zeichnet sich noch dadurch aus, daß er zwar „man ein einfacher Arbeiter" ist, in der effectvollen Erzählungskunst aber von starren, gebrochenen Augen mit den bewährtesten Localreportern Schritt zu halten vermag. Selbstverständlich haben auch die gebrochenen Augen nichts mit dem Stück zu thun. Wenn wir dieses ergründen wollen, müssen wir uns schon an die Personen halten, die oben an der Spitze des Theaterzettels stehen, an Karl Fels und den Freiherrn von Hellborn nebst Tochter Julie.

Karl Fels ist ein studirter Mann, freisinnig von Ueberzeugung, Sozialreformator von Beruf, wahrscheinlich übrigens auch Reichstagscandidat. Wo Kapital und Arbeit sich zu packen kriegen, da ist Karl Fels sofort bei der Hand, er vertritt einen ganzen Gewerbeausschuß und ein Einigungsamt dazu. Auch Broschüren hat er natürlich geschrieben, viele, und die haben natürlich Aufsehen erregt. Broschüren machen heutzutage immer Aufsehen, auf der Bühne nämlich und im Roman. In Wiesenburg aber, einem industriellen Vororte von Berlin, wo er augenblicklich in Humanität arbeitet, ergeht es dem guten Karl Fels recht schlimm. Die Arbeiter, als deren Mandatar er mit dem Fabrikherrn verhandelt, wollen nicht recht glauben, daß wirklich das Kapital „die Henne ist, die ihnen die goldenen Eier legt", und nachdem sie den beredten Commis voyageur für Menschenrechte und gute Behandlung bei einem

Digitized by Google

zärtlichen Stelldichein mit des Schlotjunkers holdem Töchterlein ertappt haben, steinigen sie ihren Führer in einen Heldentod, der seine Phrasengröße wahrhaftig nicht verdient hatte. Karls Fels stirbt und der Freiherr von Hellborn scheint in der Rührung dieses Augenblickes beinahe geneigt, die achtstündige Arbeitszeit und eine Lohnerhöhung obendrein zu bewilligen. Ein boshafter Sozialist könnte das Stück symbolisch nehmen und dahin deuten, daß der Freisinn erst den Opfertod sterben muß, bevor an eine Einigung zwischen nationalliberalem Kapital und proletarischer Arbeit zu denken ist. Das wäre aber nicht nur boshaft, sondern auch ungerecht, denn der Freisinn ist wirklich nicht für die rhetorischen Leistungen des braven Karl Fels verantwortlich zu machen, dem bei seinen weiteren sozial-psychologischen Studien Paul Goehre als Erzieher zu empfehlen wäre, wenn er noch lebte und agitirte, wenn er je gelebt und agitirt hätte.

Der Held darf sterben, aber auch die fleißig in Dialogform gebrachte Broschüre des Herrn Reinhold Ling kann nicht leben. Welche äußeren Umstände der tüchtigen Dilettantenarbeit den Weg auf eine große Bühne geebnet haben, das kann uns hier gleichgültig sein. Herr Director Barnay hatte für das „gleiche Recht" zunächst einen Lorbeerkranz und später ein Reugeld übrig und auch der gewitztere Herr Blumenthal soll sich anfänglich einen Haupttreffer erhofft haben. Damit war es nun nichts, trotz der voraufgeschossenen Reclameraketen. Es ist aber kein Unglück, wenn ein solches Stück einmal gespielt wird. Der Verfasser lernt daraus, daß alle gut gemeinte Bezirksvereinsweisheit mitsammt dem Berliner Dialekt und den abgehetzten Reservelieutenantsspäßen denn doch nicht ausreichen, um die dramatische Technik und die höhere Menschenbildnerkunst zu ersetzen. Und das Publikum wird durch so stümpernde Bemühungen um den Riesenstoff der sozialen Frage schneller der neuen, abscheulichen Mode abtrünnig gemacht, die einen Weltenbrand zu entzünden strebt, um einer heirathsfähigen Tochter den Kochtopf zu wärmen. Je früher es mit dieser Leichtfertigkeit zu Ende geht, desto besser. Lieber noch harmlos triviale Lustigkeit bei den Kindern der Excellenz des Herrn von Wolzogen, als ein dauernder Verkehr mit den durch ein enges Bourgeoistemperament betrachteten Arbeitern des Herrn Reinhold Ling. Wären die Arbeiter, wie der eifrige Herr, in guter und böser Bewußtheit, sie schildert, dann würde ich selbst vor den Kanonen des Herrn von Puttkamer nicht zurückschrecken. Diese Bergleute und Hüttenwerkmänner haben aber eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den berühmten königstreuen Sozialdemokraten, die man reiselustigen Potentaten vorzuführen pflegt, in Potemkinschen Dörfern.

Dem modernen Industriearbeiter kommt man mit etwas Dialekt und viel Rüdigkeit nicht bei, er will nicht sentimentalisirt und nicht brutalisirt sein und keine Hilfe begehrt er, die von oben herab, als eine besondere Gnade, ihm dargeboten wird. Die Aeußerlichkeiten einer Arbeiterversammlung, wie man sie eröffnet und wie man sie auflöst, mag Herr Reinhold Ling wohl abgeguckt haben; des Geistes, der heute das Proletariat durchdringt und eine überraschende Menge von frischen Intelligenzen befruchtet, hat er bis auf den Tag seines gleichen Rechtes noch nicht einen Hauch verspürt. Und darum bleibt seine künstlerisch ganz werthlose Bemühung auch in ihrem sozialpolitischen Ausdruck tief in ödester Banalität stecken.

Unsere Schauspielkunst, die eben erst lernen will, einen modernen Menschen im Salonanzug darzustellen, steht den Arbeitertypen vollends noch ganz und gar hülflos gegenüber. Weder die Ausdringlichkeit der künstlerisch jetzt leider gänzlich verwahrlosten Frau von Poellnitz, die hoffentlich bald durch Marie Meyer abgedankt wird, noch die selbstgefällig bequeme Nonchalance des Herrn Schönfeld, noch endlich die mindestens temperamentvoll karikirende Spiegelbergerei des Herrn Kober können einen ernsteren Anspruch befriedigen. Daß man Herrn Klein gestattet, die an sich schon überflüssige Episode des alten Arbeiters durch Päuschen und Effektchen in qualvolle Länge zu zerren, das fällt den Regisseur, Herrn Anno, zur Last, der auch dafür sorgen mußte, daß in der Strikeversammlung Karl Lange, der ärgste Schreier, nicht fehlte. Herr Schönfeld hätte sich immerhin zu Comparsendiensten herablassen dürfen; hat doch Frau Petri aus der fast wortlosen Rolle eines Fabrikmädchens, ohne die Bescheidenheit der Natur zu verletzen, eine Gestalt geschaffen, für die ein wirkliches Drama zu wünschen und zu schreiben wäre. Man lasse Frau Petri bei solchen dumpf fröhlichen Naturen und gebe die poetischen Mägdelein, denen ihre kalte Schönheit sich entzieht, getrost dem jungen Fräulein Sauer, in dem das Lessingtheater endlich ein liebliches Mädchen ohne Brillanten gefunden hat, ein keusches Seelchen, dem ein Versuch an der Denise des Alexandre Dumas vielleicht eine Individualität entlocken könnte.

Den liberalen Kämpen Karl Fels, einen in's Deutschfreisinnige übersetzten Duodez-Lassalle, spielte ein Gast, Herr von der Osten aus Dresden. Als dieser ungewöhnlich stattliche Herr vor etlichen Jahren an der Hofbühne sich um eine Anstellung bewarb, da scheuchte ein Kritiker ihn mit dem rauhen Wort hinweg, er sei eine passende Acquisition für Lebensversicherungen, nicht aber für Kunstanstalten. Der Kritiker heißt noch immer Oscar Blumenthal und als Theaterdirector hat er jetzt seinen bösen Scherz von damals gesühnt. Herr von der Osten scheint eine mäßige Intelligenz, aber er ist ein sympathischer Mann und Herrn Stägemann mindestens ebenso vorzuziehen wie dem nun auch endlich entschwundenen Herrn Ranzenberg der vom Residenztheater her als sehr tüchtig bekannte Herr Theodor Brandt, dem hoffentlich jetzt auch das heitere Fach witziger Lebemänner erschlossen wird. Das Lessing-Theater geht nun in's vierte Lebensjahr und es sollte allgemach ernstlich daran denken, sich einen organisch functionirenden Darstellungskörper zu schaffen, aus dem alle virtuosen Gelüste unbarmherzig auszusondern sind. Im nächsten Jahre kommt Reicher und bis dahin haben seine neuen Kollegen noch sehr viel zu lernen und mehr zu vergessen, wenn sie mit diesem Lebendigsten der Berliner Menschendarsteller Schritt halten wollen. M. H.

Soll die Geschichtschreibung verstaatlicht werden?

Geehrter Herr!

Die Nr. 28 der Gegenwart brachte einen Aufsatz über „Reform der Geschichtsforschung", der sicher von Vielen mit dem gleichen Interesse gelesen worden ist, wie von dem Schreiber der nachfolgenden Zeilen. Was dort beklagt wird, die massenhafte literarische Production auf dem Gebiete historischer Studien — darunter leidet noch mehr, als der Historiker strikter Observanz, jeder andere Forscher und Schriftsteller, der historischer Studien benöthigt, für den die Geschichte — man muß dies mit Zagen niederschreiben — Hülfswissenschaft ist, der in der Masse der historischen Literatur nur die eine oder andere Ader der Entwickelung verfolgen möchte, und dem dabei zugemuthet wird, sich durch den Wust des Gleichgültigen hindurchzu arbeiten. Gerade der Culturhistoriker — es gibt ja solche trotz des Mangels offizieller Anerkennung! — der Kunsthistoriker, der Geograph muß dabei finden, daß über recht viele wissenswürdige Dinge die Einzelforschung schweigt oder unaufspürbar bleibt. Zwei Dinge sind von dem Verfasser des Artikels „zur Reform der Geschichtsforschung" besonders hervorgehoben. Die Ueberproduction im Ganzen, und die Breite vieler Einzelarbeiten im Verhältniß zum Werth der Ergebnisse und daneben die Vernachlässigung mancher Gebiete. Was der Vorredner, wenn dieser Ausdruck der Kürze halber erlaubt ist, vorschlägt, zur Eindämmung der Fluth von Dissertationen, ist gewiß beachtenswerth. Weitaus die Meisten könnten ohne Schädigung anderer Leute ungedruckt bleiben. Aber sie sind eben doch einerseits eine Garantie gegen Menschliches und Allzumenschliches bei der Ertheilung der Doctorwürde, der summi in philosophia honores, andererseits eine wissenschaftlich verbrämte Visitenkarte zur Einführung. Man kann es der Kritik überlassen, die besseren Leistungen herauszuheben. Die Hauptmasse der Production aber hängt eben sehr einfach zusammen mit dem Bedarf an geschulten Historikern, wofür früher Philologen, Theologen, Juristen Anstellung fanden, an höheren Schulen, an Archiven und Bibliotheken und im Privatdienst. Die Geschichte der Wissenschaft ist zum guten Theil Gelehrtengeschichte und die literarische Thätigkeit vielfach — bei aller Sorgfalt der Arbeit — doch Mittel zum Zweck, Waffe im Ringen um Beförderung. Leugne das, wer kann und will! So war früher für Theologen der Druck von Predigten oder Erbauungsschriften das Mittel, bekannt zu werden. Jetzt sind ja Probepredigten durch die Erleichterung des Reisens theilweise an diese Stelle getreten! Diese Art der Production in Büchern, Programmen, localen Geschichtsblättern kann wohl kaum eingeschränkt werden, und gewiß überwiegen ihre guten Folgen, die etwa nicht bloß der strengen Wissenschaft dienen müssen, weitaus den Nachtheil, für den gewissenhaften Geschichtsprofessor nicht mehr übersehbar zu sein. So mag freilich manches Gute unbekannt bleiben und stille Entsagung, schmerzliche Enttäuschung der Lohn der Arbeit sein. Es ist immerhin eine unglückselige Anschauung, daß jeder Gymnasiallehrer in Gumbinnen oder Memmingen die Pflicht hat, die Wissenschaft zu fördern. Von dem Richter oder Arzt verlangt dies kein Mensch. Es ist eben die Folge davon, daß der junge Mensch von 21 oder 22 Jahren sich als cand. hist. fühlt, weil er im 3. oder 4. Semester anfängt eine Spezialität auszudifteln, die ihm den Doctortitel bringen soll. Es wäre für seine historische Auffassung besser ein studiosus vitae humanae zu sein; da ist der Schlüssel zur Geschichte! Wer hingegen mit Leising das Forschen und die Mühe des Strebens nach der Wahrheit dem Besitz vorzieht, der wird sich leicht darüber trösten können, wenn ein Anderer, Glücklicherer dasselbe herausgebracht hat. Wie oft steht das triumphirend verkündete Ergebniß schließlich doch schon in einem alten Buch. Die Anarchie des Forschens ist vielleicht kein so großes Unglück für das Ganze, wie es dem Einzelnen bei einem Mißerfolg vorkommt. Hat er denn nicht auch gelernt? Die Wissenschaft besteht ja nicht bloß in einem Haufen von Büchern oder Thatsachen, sondern noch mehr in den Köpfen der Menschen, die daraus eine lebendige Einheit machen. Der Vorschlag eines Verbandes deutscher Historiker hat etwas für sich, gerade nach dieser Seite hin — und auch dann, wenn eine förmliche Auftheilung der Gebiete historischer Forschung, eine Verhütung der Concurrenz bei einzelnen Gegenständen nicht ohne Schattenseiten wäre. Zum Ausdruck des Wunsches, daß eine bestimmte Frage für Andere tabu sein möchte, ist eine Anzeige in einem Fachblatt oder event. in einem Correspondenzblatt genügend; ob der Wunsch respektirt wird, steht beim Einzelnen, der sich für berufen hält. Auf wenig bearbeitete Gebiete hinzuweisen, ist jetzt Sache der akademischen Preisaufgaben oder einzelner Kenner, die auf solche Anfragen von Arbeitslustigen wohl genau Bescheid geben werden. Eine irgendwie geartete Regelung der historischen Production dürfte aber noch mehr die Gefahr vor Mißgriffen in der Auswahl mit sich bringen, als die gegenwärtige buchhändlerische Speculation bei bestellten Leistungen auf dem Gewissen hat. Denn hier hat die Kritik freies Spiel, sofern nicht collegiale Rücksicht das Eine oder Andere durchschlüpfen läßt. Bei einem geschlossenen Ring aller zunftgerechten Historiker müßte jede Kritik an der Interessengemeinschaft abprallen. Oder sehen wir zu schwarz? Würde man aber auf die bisher besprochene Weise die Production guter Schriften allein gefördert, die unbedeutender, zu breiter oder ganz verwerflicher Schriften hintangehalten werden? Das scheint auch der Vorredner nicht zu hoffen. Für die Unübersehbarkeit des beständig zu wachsenden Materiales vertröstet auch er auf die Handbücher und Bibliographien. Bei deren Aufzählung vermißt man freilich das treffliche Werk von Wattenbach, dessen Vorzüge durch eine Reihe von Jahresberichten nicht zu ersetzen sind; du sollst nur die trostlose Zersplitterung, den kurzen Blick eines Kalenderjahres bearbeiten, nur Arbeit nachweisen, aber keine ersparen. Und darauf zielt der Vorschlag, einzelnen Professoren besoldete Hülfsarbeiter zur Seite zu geben, damit in gemeinsamer Arbeit die Darstellung ganzer Perioden ermöglicht werden könne, da sonst die Bewältigung der Einzelforschungen die Kräfte eines Geschichtschreibers übersteigen. Aus-

Digitized by Google

führbar ist dieser Plan gewiß; wie Ranke seine Weltgeschichte geschrieben hat, so auch schon Bünau seine Kayser und Reichs Historie. So glücklich sind freilich selten Professoren: der Vorsprung des Reichthums, der Besitz aller zu benützenden Bücher erklärt auch Buckle's Belesenheit. Für unsere Verhältnisse aber soll die Staatshülfe dafür eintreten. Nun so gut als die Monumenta Germaniae historica, die Veröffentlichungen der Münchener historischen Commission u. s. w. sich nicht selbst zu erhalten brauchen, könnte ja der Staat auch die Geschichtschreibung in Regie geben. Es ist freilich ein vernichtendes Urtheil, daß nur so Darstellungen einzelner Zeiträume entstehen könnten, die nicht ein Windstoß umwerfe, die einige Jahrzehnte Stand halten könnten — vernichtend für die bisherigen Leistungen Einzelner, sowohl wie Giesebrecht oder K. L. Nitzsch, als der Sammelwerke. Also wäre ein Geschichtswerk, dem die Zeitgenossen zugejubelt, schon nach Erscheinen einiger Dutzend oder Schock Einzeluntersuchungen nichts mehr als Makulatur? Der Vorredner vergleicht einen Geschichtschreiber, der nicht alle Einzelheiten richtig hat oder beherrscht, mit einem kühnen oder gewissenlosen Speculanten. Das ist ein hartes Wort, aber es liegt dabei eine Auffassung der Geschichtschreibung zu Grunde, die nicht unwidersprochen bleiben sollte. Wir möchten lieber ein Werk, wie Gibbon's Fall des römischen Krieges, wie Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts, wie Gfrörer's Kirchengeschichte, um nur Aelteres zu nennen — mit einem kühnen Bau vergleichen, zu dem der Baumeister allerdings nicht jeden Stein selbst gebrochen und behauen hat, der aber doch — und sei er Ruine! — Jahrhunderte hindurch aufrecht steht, wenn auch der Mörtel abgefallen, Steine herausgebrochen sind. Das ist kein bloßes Bild. Nicht die zahllosen Einzelheiten der Ausführung, sondern die mächtige Individualität des Geschichtschreibers gibt seinem Werk höheren Werth. Nur in Deutschland besteht die Meinung, daß der Professor der Geschichte auch der geborene Geschichtschreiber sei. Allerdings Ranke, der Begründer der jetzigen kritischen Geschichtforschung, verleugnet selten den Professor, besonders in den späteren und letzten Werken, der für Fachgenossen schreibt und gern das Bekannte wegläßt. Gerade seine Weltgeschichte wird oft ein behagliches Aussprechen für seine Jünger und Schüler, ein Hinweggleiten über die Räthsel und Tiefen, die dem Lehren und Lernen sich entziehen. Es ist, wie man treffend gesagt, eben Ranke's Weltgeschichte. Der Vorschlag, eine deutsche Geschichte so stückweise im Auftrag machen zu lassen, beruht ganz auf der Auffassung, daß die kritische Auffaserung der Quellen die mosaikartige Zusammensetzung der gereinigten Ueberlieferung die unüberschreitbare Höhe der Geschichte*forschung* sei. Möglich — aber die Höhe der Geschicht*schreibung* ist sie deshalb noch nicht. Die Herausgabe der Geschichtsquellen, die Registrirung der Thatsachen in Jahrbüchern, Registern u. s. w. bietet dem Forscher sicheren Boden; aber es mehren sich die Zeichen, daß sich eine *Reform der Geschichtsauffassung* Bahn brechen wird. Hundert Regimentsgeschichten geben noch keine Heeres- oder Kriegsgeschichte; tausend Monographien noch keine deutsche Geschichte, die ja auch unser Vorredner als Ziel sieht. Ueber alle Einzelheiten braucht sie ja nicht Buch zu führen; die sucht man auch dann noch in Nachschlagewerken. Es ist doch mehr als eine Schrulle, wenn ein Forscher wie Ottokar Lorenz in der Theorie der Vererbung den Schlüssel des Verständnisses sucht, während ein anderer Professor der Geschichte die Wunder des heiligen Bernhard für erwiesen erklärt, weil die Berichte darüber allen kritischen Manipulationen Stand halten. Das ist kein Streit über die Methode, sondern eine Kluft der Weltanschauung, und keinerlei Oekonomie der Kleinarbeit wird sie überbrücken.

G. Sss.

Notizen.

Gedichte von Hieronymus Lorm. 6. Auflage. (Dresden, Minden.) — Während bei dem kürzlich gefeierten 70. Geburtsfeste des Dichters von Fern und Nah die Verehrung und Bewunderung zum spontanen Ausdrucke gelangte, hat der schwer heimgesuchte und doch noch wunderbar schaffensfrohe, vereinsamte Poet in diesem reich vermehrten Sammelband dem deutschen Volke ein Gegengeschenk von unvergänglichem Werthe gegeben. Die feinen Liebeslieder, die tiefsinnigen philosophischen Gedichte, wie viel Wohllaut, Rhythmus und Empfindung spricht aus ihnen! Da wird nirgend getändelt und weltgeschmerzelt. Alles ist ernst, wahr, ehrlich, ganz der Seele eines scharf denkenden und zart empfindenden Mannes entstiegen, der das Leben durchdacht und durchlitten hat. Fehlt auch für den Kenner das musikalische und plastische Element, das körperlich Geschaute, so findet er statt dessen innerlich Erlebtes und Erdachtes zum prägnanten, durch und durch dichterischen, meist erschütternden Ausdruck gebracht. Hier als Lyriker, nicht in seinem gedankenreichen, aber etwas unlebendigen Novellen, liegt das Hauptgewicht von Lorm's unvergänglicher Bedeutung, von seiner Geltung als Philosoph und philosophisch-ästhetischer Essayist abgesehen, als welcher er auch den Lesern dieses Blattes ein alter, lieber Freund ist. So können wir diese Neuausgabe auf das Wärmste empfehlen, wo der verschriene Pessimist doch ein Optimist der Entsagung und trotz alledem so erhebend sehnsucht- und trostvoll sein kann. „Erst wenn Sturm das Herz gebrochen, fühlt es, was kein Sturm mehr bricht", oder wie er anderswo für seine Art so überaus bezeichnend singt:

„Und droht auch Nacht der Schmerzen ganz
Mein Leben zu erfassen —
Ein unvernünft'ger Sonnenglanz
Will nicht mein Herz verlassen."

Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen von Sigmund Münz. (Berlin, Paul Hüttig.) — Nach Karl Hillebrand's und Heinrich Homberger's Hinscheiden gehört Sigmund Münz wohl zu unseren besten Kennern und Schilderern des heutigen Italiens. Als geschmackvoller Uebersetzer durch seine Uebertragung von Minghetti's „Rafael", als Feuilletonist durch seinen schönen Sammelband: Aus dem modernen Italien gut eingeführt und empfohlen, gibt er in seinem neuesten Buche ein Seitenstück zum letzteren Buche: eine Zusammenstellung seiner letzten Zeitungsartikel über politische und kirchliche Dinge jenseit der Berge. Das Kapitel „Leo XII. als Dichter" ist den Lesern der „Gegenwart" bekannt. Viel Neues und Interessantes enthalten die Kapitel über Eugen von Savoyen-Carignan, den Grafen Robilant, die Minister Mancini, Cairoli, Saffi, Cadorna, zum Theil glänzende Interviews von bleibender historischer Bedeutung. An Pikanterien und Enthüllungen sind besonders die Aufsätze über die geistlichen Würdenträger reich, die biographischen Beiträge über Pius IX. und Antonelli, den gerade heute vielgenannten Kardinal Lavigerie, der das Papstthum ganz in französisches Fahrwasser leiten möchte. Das Beste und Werthvollste findet sich in den zwei historischen Essays über Europas Stellung zur Occupation Roms 1870 und das Conklave von 1878. Das Buch ist von Anfang bis Ende lesens- und empfehlenswerth.

Josef Joachim. Ein Lebens- und Künstlerbild. Von Adolph Kohut. (Berlin, A. Glas.) — Der Verfasser, dem wir bereits so manche verdienstliche Biographie zu verdanken haben, schildert auf Grund alter und neuer Quellen das Leben und Wirken des großen Geigers Josef Joachim, der kürzlich sein 60. Lebensjahr vollendet hat. Da wir keine irgendwie erschöpfende Lebensbeschreibung des Meisters haben, wird man die Kohut'sche Arbeit gewiß mit Freuden begrüßen, zumal dieselbe lichtvoll und anregend geschrieben ist. Ueber die Beziehungen Joachim's zu seinen berühmten Zeitgenossen, namentlich zu Mendelssohn, Schumann, Liszt und Wagner, erfahren wir manches Neue und Interessante. Die mit einem vorzüglichen Bilde des Jubilars geschmückte Schrift legt auf's Neue von dem bienenhaften Fleiß, dem guten Geschmack und der fesselnden Darstellungsweise des Verfassers, der zu den fruchtbarsten deutschen Schriftstellern der Gegenwart gehört, ein rühmliches Zeugniß ab.

Vanitas. Von Karl Frenzel. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Der geistvolle und feinsinnige Romanschriftsteller zeigt auch in dem vorliegenden, virtuos componirten und durchgeführten Roman seine Gabe, den Stoff in seinem Kern zu erfassen. Wenn man den Kritiker zuweilen als Dichter kühl gescholten hat, so thut man ihm bezüglich der „Vanitas" sehr Unrecht. Diese ältere Erzählung ist vielmehr von tiefer Leidenschaft durchglüht und gewaltige Empfindungen und außerordentliche Charaktere treten uns hier entgegen. Seine Martha ist ein psychologisches Cabinetstück der Charakterschilderung, voll Reiz, Eigenart und Feinheit; auch die übrigen Frauengestalten legen von der Künstlerhand Frenzel's Zeugniß ab. Daß „Vanitas" freilich mehr enthält als bloß flüchtige Unterhaltung, um die Langeweile zu vertreiben, das beweisen die eingestreuten Reflexionen, welche sich über mannigfache Fragen des Lebens, der Gesellschaft und des Staats verbreiten, ohne jedoch den Eindruck des Aufdringlichen zu machen. Daß Karl Frenzel auch die Gabe der feinen Ironie in hohem Maß zu Gebote steht — obschon er nur selten von ihr Gebrauch macht —, ist bekannt. Als eine kleine Probe seines attischen Salzes mag hier nur die folgende Bemerkung wiedergegeben werden: „Jeder ist Männern begegnet, die zwischen dem liedergefeierten Mädchenverführer Don Juan und dem alten oder jungen, reichen oder nur durch den geschulten Gebrauch des Wechsels sich auf der Woge erhaltenden Gecken eine mittlere Stellung einnehmen, weder die Genußfähigkeit und Lebensverachtung des Einen, noch die Albernheit der Anderen besitzen, Gesellschaftstalenten, denen die Frauen entgegensliegen, die phantasievollen zuerst, weil sie »eine unermeßliche Tiefe des Schmerzes« in den Locken dieser Glücklichen, in ihrem bald »ritterlich verwegenen«, bald »orientalisch ruhigen« Zügen und noch mehr in dem »Beduinenburnus«, den sie in malerische »Falten« um sich werfen, ein »unendliches Liebesgefühl« vermuthen. Denn während der Verständige für die Welt um uns als ein Gebild des Scheins und eine ewige Täuschung betrachtet, glaubt die Phantasie und die immer unbefriedigte Sehnsucht der Frauen noch in dem Schatten dieses Scheins die Wahrheit und das Wesen zu entdecken; schön nannte darum, im dunklen Gefühl des Richtigen und Wahren, ein geistvolles Mädchen einmal ihren Geliebten »einen weißen Geisterkönig« — ja wohl, liebes, gutes, träumerisches Kind, ein Reich der Schatten ist die Liebe, bete zu Gott, daß dir nie die kalte Sonne des Tages hineinschaut." Es wundert uns, daß noch kein findiger Schriftsteller sich daran gemacht hat, „Lichtstrahlen" aus Karl Frenzel's Werken herauszugeben — Stoff hätte er genug dafür. A. K—t.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Von Karl Knortz. 2 Bde. (Berlin, H. Lüstenöder.) — Daß der Verfasser in erster Linie Lyriker ist, erkennt man hier schon daran, daß er die Prosaisten ziemlich vernachlässigt, und doch sind sie es gerade, die Humoristen und Verfasser von Short stories, die uns von der heutigen nordamerikanischen Literatur zumeist interessiren. Was er von Poe, Adeler, Cable und dem großen Bret Harte erzählt, ist im Grunde dürftig. Man erwartet von einem so dickleibigen Buch eine ausführliche ästhetische Beurtheilung der einzelnen Werke, statt der paar oft unkritischen Allgemeinheiten, so sehr auch die biographischen Mittheilungen an Neuem und Interessanten reich sind. Das Prädikat gut verdienen die Charakteristiken von Cooper, Longfellow, Walt Whitman, Laband; auch über das Pennsylvanisch-Deutsch und die Negerlieder erfahren wir manches Dankenswerthe. Im Ganzen ist es ein fleißiges, liebenswürdiges Werk, das uns den unermüdlichen und ausgezeichneten Uebersetzer von einer neuen Seite zeigt.

Digitized by Google

Inserate.

Gebild. Herr sucht Beschäft. in schriftl. Arbeiten. Offerten unter Z. 5 postlag. Berlin N.W. 7.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lüthow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „**Gegenwart**", **Berlin** W., Culmstraße 7.

Dritte Auflage.

Richard Wagner

von

Franz Muncker.

Preis 1 ℳ 60 ₰

Reich und prachtvoll illustriert.

C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung in Bamberg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen

mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von

Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

Soeben erschien:

P. v. Lind,

Moderner Geschmack

und

Moderne Musik.

Eine Gegenwartsstudie.

Vornehme Ausstattung.

Elegant kartoniert. 1 ℳ.

Paul Hüttig, Verlagsbuchhandlung, **Berlin,** Anhaltstrasse 6.

MÜNZ, Dr. Sigmund, **Aus Quirinal und Vatikan.** Studien und Skizzen. 210 S. 8°. eleg. geh. M. 4,50.

BULLE, Dr. Oskar, **Dante's Beatrice** im Leben und in der Dichtung. 140 S. 8°. eleg. ausgestattet M. 2.50.

BIER, Theodor, **Glaube und Wissenschaft.** Eine Streitschrift. 4 Bg. gr. 8°. M. 1,—.

KOCH, Dr. R., **Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre** Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion. 266 S. 8°. eleg. geb. M. 4,50.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Duboc, Zeitgeist. ℳ 5.—.
Feuerbach, Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit. ℳ 5.—.
Feuerbach, Das Wesen des Christentums. ℳ 6.75.

Soeben erschienen:

Paul, Drei Wege des Denkens. ℳ 1.—.
Madách, Tragödie des Menschen. Dramat. Gedicht aus dem Ungarischen übersetzt von Andor v. Sponer. ℳ 3.—.
Vonderhalde, Kath. Sinn u. Protestant. Geist. ℳ —.60.
Der papierne Papst. ℳ —.60.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Verlag von H. Haessel in Leipzig.

Verlag der **Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt** vorm. **S. Schottlaender, Breslau.**

Demnächst erscheint:

Donatello's Kanzeln in San Lorenzo,

ein Beitrag zur Geschichte der Plastik im XV. Jahrhundert.

Von

MAX SEMRAU.

Mit Lichtdrucktafeln. — Hochelegant broschirt M. 8.50; fein gebunden M. 10.50.

(Band II der Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von Prof. A. SCHMARSOW.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von **Ludwig August Frankl.** Mit Lenaus und Sophiens Porträt und der Abbildung des Lenau-Denkmals in Wien. 8° 277 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Joseph Mazzini und die italienische Einheit. 8° 191 Seiten. Preis geheftet ℳ 4.—. In geschmackvollem Einband ℳ 5.—.

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Mosaik, **Vermischte Schriften.** 8° 373 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neues Werk von H. Seidel.

Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Sonderbare Geschichten

von **Heinrich Seidel.**

ℳ 3.— brosch.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Nr. 35 Berlin, den 29. August 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Nationale Finanzpolitik. Von Paul Dehn. — Die Jungfernfrage. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Erbrecht und Unterstützungsrecht. Von Rechtsanwalt Pallaske. — **Literatur und Kunst:** Hermann von Helmholtz. Zu seinem 70. Geburtstag. Von Dr. med. Julius Levin. — Neue Kunst. Gedanken von der Münchener Kunstausstellung. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Auf der Insel der Gedankenleser. Von Edward Bellamy. Autorisirte Uebersetzung von Ottmar Dittrich. — **Aus der Hauptstadt:** Das System Joseph. Von Apostata. — Offene Briefe und Antworten. Von Major Berghaus. — Inserate.

Nationale Finanzpolitik.

Von Paul Dehn.

Im Januar d. J. hat man viel von Frankreichs, im Februar fast noch mehr von Deutschlands Finanztriumph lesen können. Frankreich hatte im Januar eine Anleihe von 869 Mill. Francs aufgelegt und es waren rund 14 Milliarden Francs gezeichnet worden. Deutschland und Preußen waren gemeinsam im Februar mit Anleihen in Höhe von 450 Mill. Mark an den Geldmarkt herangetreten und derselbe hatte rund 20 Milliarden Mark angeboten. Solche finanzielle Erfolge waren unerhört in der Geschichte aller Zeiten. Zwar trugen sie von Anfang an den Charakter bloßer Papiererfolge und verkündeten lediglich die Macht der übermäßig angewachsenen Spekulation. Allein man gab sich den Anschein, sie für baare Münze zu nehmen. Sollte irgendwo die Absicht vorhanden gewesen sein, durch eine Parade finanzieller Mittel zu imponiren, so hätte man eine bedenkliche Verkennung der Verhältnisse gezeigt; denn gerade diese Paradekräfte der Spekulation sind die Ersten, welche in Zeiten der Gefahr versagen.

Hüben wie drüben war man so ziemlich mit den gleichen Mitteln bemüht gewesen, sich große Erfolge im Voraus zu sichern. In Frankreich standen die älteren gleichwerthigen Anleihen 95,55, der Subscriptionspreis der neuen wurde um 3 Francs niedriger angesetzt. In Deutschland war eine gleichwerthige Anleihe im October 1890 zum Kurse von 87 begeben worden, im Februar stand dieselbe auf 86,20, der Subscriptionspreis wurde auf 84,40 ermäßigt. Hüben wie drüben suchte man durch einen verhältnißmäßig erheblichen und ziemlich sicheren Kursgewinn zur Zeichnung anzuregen und durch eine Reihe anderer Erleichterungen das Großkapital und die Spekulation zu interessiren. Und die übergroßen Erfolge hätten unzweifelhaft noch erstaunlichere Zahlen gezeigt, sie wären vielleicht in die Hunderte von Milliarden gegangen, wenn man sich entschlossen haben würde, noch einige Zeichnungstage hinzuzufügen. Denn wer Tausende zu erhalten wünschte, ließ sich für Millionen vormerken.

Im Rausche solcher Erfolge versuchten damals einige finanziell naive Zeitungen, die Finanztriumphe Deutschlands und Frankreichs zu vergleichen, und rechneten dabei heraus, daß Deutschland den größeren Finanztriumph davongetragen habe. Denn die deutschen Anleihen seien 45 mal, die französischen aber nur $16^1/_2$ mal überzeichnet worden. Man übersah dabei einen gewichtigen Unterschied. Frankreich erhielt für einen Schuldschein im Nennwerthe von 100 nicht weniger als 92,55, Deutschland dagegen nur 84,40. Letzteres mußte in Gestalt eines um 8,15 Procent höheren Disagios 3,55 Procent Zinsen anbieten, Frankreich aber nur 3,13 Procent. Vergleicht man Deutschland mit seinen geordneten Finanzverhältnissen, mit seiner festen Führung, starken Heeresmacht und tüchtigen Verwaltung zur französischen Republik, welche 30 Milliarden Mark Schulden hat und dabei im Innern weder fest geführt noch gut verwaltet wird, so muß man schon weit ausholen, um diesen Unterschied einigermaßen begründen zu können.

Frankreichs Finanztriumph war kurz. Unmittelbar nach der glänzenden Subscription sprach man laut von dieser großartigen Kundgebung des Kredits und der Finanzmacht Frankreichs und von dem gesteigerten Vertrauen und Ansehen der Republik, um schon einige Tage später — allerdings viel weniger laut — einräumen zu müssen, daß lediglich ein finanzielles Spektakelstück aufgeführt wurde. Die neue französische Rente „schwamm," d. h. sie war in den Händen der Spekulation, sie mußte erst „klassirt" und „verdaut" werden. Da erfahrungsmäßig die Kapitalisten kaufen, wenn die Kurse in die Höhe gehen, so wurde die Rente zu diesem Zwecke von der Speculation thunlichst, wenn auch mit schwachen Kräften, hinaufgetrieben, was insofern Erfolg gehabt hat, als sie Anfang August auf nahezu 94 stand, den Zeichnungskurs von 92,55 also überstiegen, den früheren Kurs der älteren dreiprocentigen Anleihe von 95,55 aber noch nicht erreicht hatte.

In Deutschland ist die Ernüchterung nach dem vermeintlichen Finanztriumph eine weit empfindlichere gewesen. Wie in Frankreich waren auch in Deutschland die wichtigsten Wünsche der Börse erfüllt worden. Man hatte eine große Anleihe zur Zeichnung aufgelegt und zwar zu einem Kurse, welcher der Spekulation eine Prämie verhieß, man hatte überdies von den Banken und Bankiers eine Caution nicht gefordert. Solche ungewöhnlich günstige Bedingungen hatte die Spekulation kaum erhoffen dürfen und sie beeilte sich alsbald, durch große Zeichnungen daraus Nutzen zu ziehen. Diesen sog. Concertzeichnern hat man wesentlich den papiernen Finanztriumph, aber auch die reelle Ernüchterung zu danken. Schon vor dem Zeichnungstage hatte die Spekulation ihre Thätigkeit begonnen und die sog. Scrips der neuen Anleihe, welche noch gar nicht vorhanden waren, auf $86^2/_3$ hinaufgetrieben. Hierin hat sich dann ein Zeitgeschäft mit schwankenden Kursen, wie sie die Spekulation benöthigt, mit angeblich oft sehr großen Umsätzen entwickelt. Als die Spekulation aber bemerkte, daß der Erfolg der Anleihe zum größten Theil ihr eigener Erfolg gewesen, daß die neuen Renten „schwammen" und nicht genügend „klassirt" waren, weil eben die Spekulation selbst bereits unverhältnißmäßig viel bewegliches Kapital aufgesaugt hat, als die allgemeinen Verhältnisse des Geldmarktes sich verschlechterten und

Digitized by Google

den langwierigen Klassirungsprozeß erschwerten, als die eingetretene Geldknappheit vielfach zu Verkäufen zwang, da gingen die neuen Rentenkurse gerade durch das Zeitgeschäft, durch welches sie erhöht werden sollten, fortgesetzt zurück — auf 86 Anfang April, auf 85 1/3 Ende Juni, um in Folge weiterer Verschlechterung Mitte August einen zeitweiligen Tiefstand von 83 3/4, also 2/3 Procent unter dem Zeichnungskurse und 3 1/4 Procent unter dem Begebungskurse der letzten Anleihe von 1890, zu erreichen. Und wer den Zeichnungserfolg derselben als einen wirthschaftlichen, politischen und nationalen gepriesen, wer darin einen Ausdruck der Kraft des Reiches erblickt hatte, der mußte beschämt gestehen, daß er geirrt.

Im Interesse der ernsten Zeichner und Kapitalisten, wie vom Standpunkte der deutschen Finanzen ist dieses Ergebniß des freien Spiels der Kräfte zwischen Hausse und Baisse an der Börse mit seinen unmittelbaren und mittelbaren Schädigungen zu bedauern. Wenn die deutschen Staatspapiere solche Schwankungen und Rückgänge zu verzeichnen haben, die doch die sichersten sind und die festesten sein sollten, wird der deutsche Staatskredit bedenklich erschüttert werden müssen und wer unter den deutschen Kapitalisten lediglich ein guter Rechner ist, wird zu anderen Papieren greifen, vielleicht selbst zu ausländischen, welche stetigere Preise haben. Man wird einräumen müssen, daß die Regierung ihrer Aufgabe nicht vollauf entsprach, als sie viele Millionen Renten hinausgab und es zuließ, daß dieselben zu Spielpapieren hinuntergedrückt wurden. Konnte man dieser Wahrscheinlichkeit nicht vorbeugen, so war doch ein Einschreiten in das freie Spiel der Kräfte erforderlich, als es zu Kursrückgängen führte, zu denen der innere Werth der deutschen Papiere keine Veranlassung gab. Dieser innere Werth, war er schon nicht höher, als der Zeichnungskurs, mußte gehalten werden. In anderen Staaten, wo die Regierung mit der Hochfinanz oft allzu eng liirt ist, pflegt in solchen Fällen letztere im gemeinsamen Interesse einzugreifen und durch entsprechende Käufe die Kurse zu festigen. Dieser Ausweg empfiehlt sich für Deutschland nicht. Die deutsche und preußische Regierung ist kräftig genug, um ihre Selbständigkeit unter allen Umständen zu wahren, und sie wird auf die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit von der Hochfinanz sorgsam bedacht sein müssen.

Als die neuen Rentenkurse immer weiter und schließlich unter den niedrigen Zeichnungskurs sanken, soll die Regierung, nach Zeitungsmeldungen, Interventionskäufe vorgenommen haben, um die Kurse der Scrips zu halten, angeblich indessen ohne Erfolg, da größere Beträge alsbald aus den Beständen der sog. Hochfinanz, d. i. erster Bankhäuser, abgegeben wurden, sodaß daraufhin die Regierung sich entschlossen habe, derartige Versuche nicht wieder zu unternehmen. Mit dieser tendenziösen Nachricht sollte offenbar die Meinung verbreitet werden, daß es nutzlos und schädlich sei, irgendwie in den freien Spekulationsverkehr der Börse einzugreifen.

Vor einer ernsthaften Prüfung wird diese Meinung nicht bestehen können. Das wäre ein schlechter Finanzminister, der gleichgültig und unthätig zusehen würde, wie die ohnehin niedrigen Kurse seiner Staatspapiere immer weiter zurückgehen, der nicht auf Mittel denken möchte, dieser Schädigung des Staatskredits vorzubeugen. Es ist sehr traurig, wenn die leitenden Börsenkreise in ihrer Sucht nach größeren Provisionen und Differenzen den Geldmarkt mit spekulativen und ausländischen Werthen überladen, aber es hieße diesen bedenklichen Bestrebungen in die Hände arbeiten, wollte man gestatten, daß das Vertrauen in die eigenen Staatspapiere immer mehr erschüttert und auf andere spekulative und ausländische Papiere zweifelhaften Werthes künstlich übertragen wird. Wenn die deutschen Staatspapiere schon mitten im Frieden sinken, so muß man besorgt fragen, welche Rückwirkungen erst eine wirkliche oder vermeintliche Kriegsgefahr haben würde? In solchen Zeiten entsteht erfahrungsgemäß eine Panik, Jedermann verkauft, um sich baares Geld zu verschaffen, und der kreditbedürftige Staat muß die größten, muß übermäßige Opfer bringen, wenn er, wie man es von ihm verlangt, wehrlos und einflußlos dem Getriebe der Börse und ihrer Mächte gegenübersteht.

Solche Möglichkeiten treten schon ein, wenn nur der Anschein einer Kriegsgefahr vorhanden ist, und sie werden von der Börsenspekulation nach Kräften ausgenützt. In dem finanziell so schwachen Oesterreich hat man sich dagegen mit einem Erfolge gewehrt, welcher überaus lehrreich war. Anläßlich der Wirren in Afghanistan und später in Ostrumelien waren die Wiener Börsenspekulanten mit den gewohnten Ausgeboten der österreichischen Renten zu niedrigeren Kursen vorgegangen, sie verkauften, um das Publikum zu schrecken. Letzteres verkauft erfahrungsgemäß bei sinkenden und kauft bei steigenden Kursen. Was es zu niederen Kursen in scheinbar kritischen Zeiten abgibt, muß es später in scheinbar besseren Zeiten zu höheren Kursen wieder zurückkaufen. Dieses Spiel hat die Spekulation aller Börsen schon oft und mit Erfolg betrieben. Nur in Oesterreich ist es seit einigen Jahren mißglückt. Denn im Schranken der Wiener Börse stand ein Vertreter der österreichischen Postsparkasse und kaufte, was von der Spekulation an Staatsrenten auf den Markt geworfen wurde, so daß dieselbe, da es ihr bald an Material fehlte, ihren Zweck, die Herunterdrückung der Kurse, nicht erreichen konnte und von ihrem alten Spiele ablassen mußte, nachdem sie empfindliche Verluste erlitten. Als der serbisch-bulgarische Krieg an Oesterreich-Ungarns Grenzen zum Ausbruche kam, genügte das Dasein der Postsparkasse, um die Spekulation zurückzuhalten, und die österreichischen Rentenkurse wiesen kaum eine Veränderung auf. Die österreichische Postsparkasse, in ihrer trefflichen Organisation die eigenste Schöpfung des allzufrüh verstorbenen Sectionschefs Dr. Coch, verfügt über ein Kapital von rund 100 Mill. Mark, welches sie in Renten anlegen kann, sie hat mit ihren Käufen den Kursstand der österreichischen Staatspapiere ersichtlich gehoben und befestigt und, was vor Allem wichtig ist, den von der Spekulation zeitweilig veranstalteten Schwankungen entzogen. Dasselbe gilt auch von Frankreich, wo die Postsparkasse bereits rund 300 Mill. Francs in Staatsrenten angelegt hat.

Schon wiederholt und von verschiedenen Seiten ist die Einführung der Postsparkassen, nachdem sich dieselben in allen Culturländern bewährt haben, auch in Deutschland angeregt worden. Indessen ist diese gemeinnützige Einrichtung vorerst noch so vielfachem Widerstande begegnet, daß die Regierung zu entschiedenem Vorgehen sich nicht entschließen konnte. Die kommunalen und anderen Sparkassen befürchten davon eine Schädigung ihrer Interessen, die Mittel- und Kleinstaaten eine Schwächung ihrer Finanzverwaltungen, die Radicalen und Manchestermänner eine Kräftigung der staatlichen Gewalt überhaupt. Gelingt es indessen, was sicher möglich ist, die Postsparkassen derart zu organisiren, daß sie die Finanzen der Einzelstaaten nicht schwächen, so kann man über die anderen Befürchtungen hinwegkommen Angesichts der großen und weittragenden Vortheile, welche die Postsparkassen bieten. Man wird in dieser Einrichtung nicht nur eine gewissenhafte, pflichtbewußte und staatsverbürgte Verwaltung für die Ersparnisse des Volkes schaffen, sondern zugleich eine Kapitalsmacht, welche als gewichtige Käuferin der heimischen Staatspapiere, ohne irgendwie geschäftliche Spekulationen zu treiben, als ein stetiger und fester Factor in der Lage ist, den Staatskredit vor den schädlichen Einflüssen der auf beständige Schwankungen bedachten Spekulation, vor den Zufälligkeiten der Marktlage und selbst vor den Rückwirkungen politischer Wirren wirksam zu schützen. Als vertrauenswürdigste Beratherin und Bewahrerin wird die Postsparkasse auch in Deutschland alle sparenden Volkskreise für die nationalen Staatspapiere zu gewinnen wissen und in ihnen nach dieser Richtung ein nationales Bewußtsein erwecken, welches die Spekulation mit ihrer Bevorzugung auswärtiger Werthe zu unterdrücken bemüht war.

Unter den zahlreichen Gründen für die Einführung von Postsparkassen sind diese Erwägungen gegenwärtig die dringlichsten und es werden die verbündeten Regierungen an dieses große Werk ernstlich gehen müssen, da man sich in den maßgebenden Kreisen zu scheuen scheint, die deutsche Reichsbank und die preußische Seehandlung in staatliche Emissionsbanken mit allen Befugnissen derselben umzuwandeln. Ein dritter

Digitized by Google

Weg zur Stärkung des Staatskredits in Deutschland ist nicht absehbar, ein thatkräftiges Vorgehen aber nach der einen oder anderen Richtung hin vonnöthen, soll nicht das Vertrauen der sparenden Volkskreise in den eigenen Staatskredit noch weiter erschüttert, soll nicht dieser selbst noch mehr geschädigt werden. Voraussichtlich wird schon in der nächsten Session des Reichstages diese wichtige Angelegenheit zur Erörterung gelangen.

Die Jungfernfrage.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nächste weibliche Invasion, trotz der weiblichen Abneigung gegen die mathematischen Wissenschaften, sich auf die technischen Berufe wirft. Aber es ist in diesem Falle so gut wie sicher, daß sie nur das subalterne Arbeitsangebot vermehren wird, wie es aus den fachgewerblichen Mittelschulen schon jetzt massenhaft von Seiten des männlichen Geschlechts hervorgeht. Als Zeichnerinnen, technisch gebildete Schreiberinnen und Uebersetzerinnen, auch zur Führung der kaufmännischen Geschäfte in der Technik können Jungfern sehr brauchbar sein; aber Constructeure ersten Ranges werden sie nur in ganz besonderen Ausnahmefällen liefern, und doch sind es nur solche, die sich aus der subalternen Sphäre der Technik herauszuarbeiten vermögen. Für die subalternen technischen Arbeiten sind aber schon jetzt die Löhne so niedrig, daß die weibliche Invasion sie nothwendig unter das zum Lebensunterhalt Erforderliche herunterdrücken müßte.

Ob die Gerichtsverfassung jemals weibliche Anwälte zulassen wird, ist zu bezweifeln; daß sie weibliche Richter niemals dulden wird, ist gewiß. Bei der gegenwärtigen Ueberfülle von Rechtsanwälten kann auch diese Laufbahn nicht allzu lockend erscheinen, es sei denn, daß sie nur als Durchgangsstufe zum Eintritt in kaufmännische Unternehmungen angesehen wird. Dazu bedarf es aber nicht der Eintragung in die Anwaltsliste, sondern die Ablegung der Staatsprüfungen genügt. Wenn sich durch weibliche Initiative eine juristische und volkswirthschaftliche Hochschule zur höheren Fachbildung weiblicher Kaufleute bilden sollte, und Rechtsanwälte die praktische Ausbildung dieser Candidatinnen in ihren Bureaus übernehmen sollten, so würde ich das als den verheißungsvollen Anfang zur Entwickelung eines Kaufmannstandes von höherer Fachbildung betrachten, an dem es bis jetzt leider fehlt. Denn die Männer würden nachfolgen müssen, und es ist Zeit, daß es im Kaufmannstande zu einem anderen Merkmal für die Scheidegrenzen zwischen Subalternen und Höheren kommt als jetzt, wo nur der Kapitalbesitz als solches gilt. Aber auch hier würden es nur wenige Jungfern sein, die sich dem ernsten Studium unterzögen, noch weniger, die es durchführten.

Das Gleiche gilt für den ärztlichen Beruf. Ist es nicht merkwürdig, daß fast gar keine gebildeten Weiber aus höheren Ständen den verhältnißmäßig kurzen Hebammenkursus durchmachen, der ihnen von jeher offen steht? Ist es nicht auffallend, daß so wenige die Entsagungsfähigkeit und Opferwilligkeit haben, sich dem allerweiblichsten und alleredelsten Beruf, der Krankenpflege zu widmen? Warum fangen denn diejenigen, welche sich darüber beklagen, nicht Aerztin werden zu können, nicht damit an, Krankenpflegerin oder Hebamme zu werden, um ihre Dienste doch zunächst einmal auf irgend eine Weise der leidenden Menschheit zu weihen? Gewiß liegt das zum großen Theil daran, daß sie sich das ärztliche Studium und den ärztlichen Beruf leichter denken als er ist. Man lasse getrost den Versuch machen, wie viele sich durch das Mädchengymnasium, und wie viele sich durch die medizinische Hochschule hindurcharbeiten, um Aerztin zu werden. Diese Concurrenz hat der ärztliche Stand wahrlich nicht zu fürchten; die wenigen approbirten Aerztinnen würden ihm jedenfalls weit ungefährlicher sein als die vielen unstudirten Naturärzte.

Am allerwenigsten ist zu glauben, daß die wohlhabenden Jungfern in nennenswerther Zahl die Ausdauer haben würden, ernste Studien zu vollenden und sich einem beschwerlichen und ermüdenden Beruf zu widmen. Sie kennen jetzt wohl die Langweiligkeit der Berufslosigkeit, aber nicht die Langweiligkeit und ermüdende Einförmigkeit aller Berufsarbeit. Wenn sie den Ernst hätten, zu arbeiten, ohne daß die materielle Noth sie dazu drängt, so könnten sie das auch jetzt schon in der segensreichsten Weise auf dem weiten Gebiete der werkthätigen Liebe, der Armenpflege nach Elberfelder Muster, der Waisenpflege, der freiwilligen Krankenpflege, insbesondere in verwandten und befreundeten Familien, der Kinderbewahranstalten ꝛc. Die sich hierzu nicht aufraffen können oder nach kurzer Versuchsfrist wieder zurücktreten, die können sicher sein, daß ihnen auch jeder männliche Beruf auf die Dauer unerträglich sein würde. Nur die materielle Noth, nicht die geistige ist bei dem Durchschnittsmenschen stark genug, um die Langweiligkeit der Berufsarbeit zu überwinden; das gilt in noch weit höherem Grade für die mehr passive Anlage des Weibes als für die mehr active des Mannes. Die sich jetzt zu den Fortbildungskursen drängen, sind schon die wenigen Auserwählten ihres Geschlechts — und doch wie wenige von ihnen bringen es zu ernsten, ausdauernden Studien! Ganz anders noch würde sich das Verhältniß stellen, wenn überall Mädchengymnasien und weibliche Hochschulen entständen, und es Mode würde, daß die weibliche Jugend zu solchen hinströmte. Dann würde man es nicht mehr wie jetzt mit einer Elite von Talenten und energischen Charakteren, sondern mit der strebsamen Mittelmäßigkeit zu thun haben, und dann würde sich zeigen, wie unverhältnißmäßig dürftig die Erfolge zu den gemachten Anstrengungen ausfielen.

In allen höheren Berufen ist die weibliche Concurrenz nicht ernsthaft zu nehmen; gegen die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, ist die weitherzigste Liberalität das einzige der Männerwelt würdige Verhalten. In den subalternen Berufen ist die weibliche Concurrenz allerdings zu fürchten, denn sie beschleunigt den Prozeß, durch den der Lohn der subalternen Kopfarbeit auf das Niveau der Handarbeit oder noch unter dasselbe heruntergedrückt wird. Durch das Eindringen in die subalternen Berufe wird den Jungfern höherer Stände das Herabsinken auf das wirthschaftliche Niveau der niederen Stände auf die Dauer nicht erspart, also der eigentliche wirthschaftliche Zweck der Bewegung doch verfehlt.

Soweit die Anstrengungen des weiblichen Wettbewerbes erfolglos verlaufen, repräsentiren sie ein vergeudetes Anlagekapital und vergeudete Arbeitskraft in der Ausbildung und machen die Jungfern nur noch unzufriedener, unglücklicher und verbitterter. Soweit sie erfolgreich sind, nützen sie zwar unmittelbar den siegreichen Individuen als solchen, verschärfen aber mittelbar die Nothlage des weiblichen Geschlechts, der sie doch Abhülfe bringen sollten. Die in einem männlichen Beruf Eingedrungene raubt nicht nur dem Manne die Existenz, dem sie den Rang abgelaufen hat, sondern auch der Frau, die er hätte ernähren können; um also selbst etwas besser oder mehr nach ihrem Wunsch zu leben, verurtheilt sie eine Geschlechtsgenossin zur Jungfernschaft, d. h. zu der gleichen Nothlage, aus der sie selbst entrinnen wollte. Indem aber ferner die weibliche Invasion in einen männlichen Beruf den Lohn im Allgemeinen, also auch für alle in dem Beruf arbeitenden Männer, herabdrückt, wirkt sie auf durchschnittliche Heirathsverspätung und Eheverminderung selbst bei den ihres Unterhalts nicht beraubten Männern hin, verurtheilt also für jede, der geholfen wird, weit mehr als Eine zur unfreiwilligen Jungfernschaft.

Alle Beförderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts kann also günstigsten Falls nur eine augenblickliche symptomatische Linderung herbeiführen auf Kosten der Verschlimmerung des Grundübels, aus dem die lästigen Symptome entspringen. Sie gleicht dem Morphiumgenuß, durch den der Morphinist seine augenblickliche nervöse Abspannung bekämpft auf Kosten einer verstärkten Zerrüttung seines Nervensystems. Denkt man sich als Ende der Bewegung einen Zustand der Gesellschaft, in welchem alle Berufe gleichmäßig mit männlichen und weiblichen Arbeitskräften besetzt sind, aber gar nicht mehr

Digitized by Google

geheirathet wird, weil alle jetzigen männlichen Einnahmen zu fünf Achtel auf die Männer und zu drei Achtel auf die Weiber vertheilt sind, so würde zwar mehr als jetzt gearbeitet werden, aber wahrlich sehr auf Kosten der Zufriedenheit aller, und am unzufriedensten würde sich dabei das weibliche Geschlecht befinden.

Die soziale Verkehrtheit der Lösung der Jungfernfrage durch Beförderung der selbständigen Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts scheint mir hiermit erwiesen; die ganze Bewegung muß nothwendig sich selbst ad absurdum führen, und zwar um so eher, je freieren Spielraum man ihr gewährt. Damit will ich keineswegs denjenigen einen Vorwurf machen, welche die ihnen sich darbietende Gelegenheit im wirthschaftlichen Kampf um's Dasein nach Kräften zur Verbesserung ihrer individuellen Lage benutzen; denn es ist das Recht jedes Menschen, seine Arbeit auf ehrliche Weise so gut als möglich zu verwerthen, mögen dadurch indirect auch eine oder mehrere andere Personen eine noch ungünstigere Veränderung ihrer Lage erleiden. Aber den Vorwurf der Kurzsichtigkeit kann ich denen nicht ersparen, welche die Jungfernfrage der höheren Stände durch Beförderung der weiblichen Erwerbsfähigkeit lösen oder auch nur lindern zu können glauben, und dabei übersehen, daß sie dadurch die fragliche Nothlage nur progressiv verschärfen und steigern. Es sind zwei ganz verschiedene Dinge, wie man sich selbst unter den gegebenen Verhältnissen im Leben durchschlägt, oder welche Aenderung der Verhältnisse und welche allgemeine Einrichtungen man zur Lösung sozialer Fragen grundsätzlich befürwortet und anstrebt.

Wenn nun aber die reductio ad absurdum der bisher versuchten Lösung für aller Augen erkennbar zu Tage liegen wird, was dann? Soll man die weibliche Concurrenz in männlichen Berufen dann wieder rückgängig machen, etwa durch gesetzliche Verbote, oder soll man verzweifelnd die Hände in den Schoß legen und dem Unheil seinen Lauf lassen? Ersteres wäre völlig unthunlich, letzteres menschenunwürdig. Mir scheint die Auskunft sehr nahe zu liegen. Die Jungfernfrage ist dadurch aber auch allein dadurch zu lösen, daß man die Jungfern aus der Welt schafft, d. h. sie zu Frauen befördert und sie dadurch ihrem einzig naturgemäßen Berufe zurückgibt.

Daß die wirthschaftliche Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts der ehelichen Unselbständigkeit vorzuziehen sei, hört man zwar von Fanatikerinnen der Gleichberechtigung und weiblichen Unabhängigkeit öfters vertheidigen; aber man glaubt entweder nicht an die Ehrlichkeit dieser Behauptungen, oder man hält sie für Ausflüsse einer verbohrten Prinzipienreiterei und einer Verirrung des Gefühlslebens. Die vier edelsten und der weiblichen Natur angemessensten Berufe der Wirthschafterin, Erzieherin, Krankenpflegerin und gesellschaftlichen Repräsentantin des Hauses vereinigen sich in der Gattin der höheren Stände in harmonischer Weise. Wirthschafterin im eigenen Heim, Erzieherin der eigenen Kinder, Krankenpflegerin der eigenen Angehörigen und Repräsentantin des eigenen Hauses zu werden ist mit Recht das höchste Ziel weiblichen Strebens, weil das Gemüth und die Interessensolidarität dabei in ganz anderer Weise die bloße Pflichterfüllung unterstützen, erleichtern und verschönern, als bei den gleichen Leistungen unter Fremden. Thatsächlich betrachtet auch jede gemiethete Wirthschafterin, Erzieherin, Krankenpflegerin, Repräsentantin oder Gesellschafterin es als ein auf's Innigste zu wünschendes Ziel, vermittelst der Eheschließung mit dem, wenn auch ungeliebten, Hausherrn aus der vertragsmäßigen Stellung einer dienenden Hülfskraft zur Herrin des Hauses emporzusteigen, falls nicht instinctive persönliche Abneigung im besonderen Falle ihr Veto einlegt.

Durch diese Thatsache wird alles Gerede von der Unwürdigkeit einer Ehe ohne Liebe aus dem instinctiven weiblichen Gefühlsleben heraus widerlegt und der Fanatismus der weiblichen Selbständigkeit ad absurdum geführt. Es ist grundfalsch, daß eine Jungfrau „sich verkauft", wenn sie das Weib eines ungeliebten Gatten wird, und daß nur die Liebe die Unwürdigkeit der ehelichen Hingebung adeln kann; dieser Satz ist ebenso falsch, wie alle seine Consequenzen in Bezug auf Ehescheidung nach dem Schwinden der Liebe.

Er ist falsch, erstens weil er von der Voraussetzung ausgeht, daß die Ehe um der Gatten willen da sei und ihrem Glück zu dienen habe, während doch die Ehe nur um der Kinder willen da ist, ganz gleichgültig, ob die Gatten dabei in eudämonologischer Hinsicht auf ihre Kosten kommen oder nicht. Er ist zweitens darum falsch, weil er voraussetzt, daß das Gemüthsleben des Weibes seinen Schwerpunkt in der Ehe als solchen, d. h. in dem Verhältniß zum Manne habe, während es ihn thatsächlich in der Mutterschaft hat. Er ist drittens falsch, weil eine natürliche Erscheinung (die weibliche Hingabe) niemals durch eine andere ebenso natürliche Erscheinung (die sinnliche oder leidenschaftliche Geschlechtsliebe) sittlich geadelt werden kann, sondern nur durch eine specifisch sittliche Gesinnung, d. h. hier den Willen treuer Pflichterfüllung im Dienste der neugegründeten Familie.

Wo dieser Wille vorhanden ist, da ist die eheliche Hingabe des Weibes auch ohne Geschlechtsliebe sittlich geadelt; denn sie sucht nichts für sich, sondern nur für das größere Ganze der Familie, in deren heiligen Dienst sie sich stellt. Wo dieser sittliche Wille fehlt, da kann die leidenschaftliche Geschlechtsliebe die Hingebung nicht über die Sphäre eines rein natürlichen Vorganges erheben, der jeder sittlichen Verdienstlichkeit baar ist. Wo dieser sittliche Wille vorhanden ist, kann von einem sich Verkaufen des Weibes nicht mehr die Rede sein; denn alle die äußeren Vortheile, die ihr vielleicht daraus zuwachsen, verschwinden gegen den incommensurablen Werth der sittlichen Pflichttreue und Opferwilligkeit, den sie als Mitgift einschließt. Wo der sittliche Wille fehlt, da verkauft das Weib sich wirklich aus egoistischen Motiven; denn da verkauft sie ihren jungfräulichen Stolz und ihre Scham um den illusorischen Preis des erhofften Liebesglücks, um reiner Illusion willen, deren tiefere metaphysische Bedeutung und teleologische Rechtfertigung sie selbst gewöhnlich nicht ahnt.

Auch die Behauptung ist unhaltbar, daß die Jungfrau nur dann sich in Freiheit zur Ehe entschließen könne, wenn sie vollauf befähigt zur wirthschaftlichen Selbständigkeit innerhalb ihres Standes ist, und sozusagen vom Standpunkt einer gleichberechtigten Macht mit dem Bewerber unterhandelt. Wer die Eheschließung noch als ein Handelsgeschäft auffaßt, der hat noch gar kein Recht, von Freiheit im Sinne sittlicher Selbstbestimmung und autonomer Entschließung zu reden, und nimmt die Freiheit bloß im Sinne einer sittlich werthlosen souveränen Willkür zufälliger Launen. Wer jede Bestimmtheit durch Motive als etwas die Freiheit Ausschließendes betrachtet, für den kann es überhaupt keine freie Entschließung zur Ehe geben, da irgend welche Motive für und wider stets in Thätigkeit treten und immer die stärksten siegen müssen. Keine Jungfrau ist äußerlich genöthigt, einem ihr widerwärtigen Manne die Hand zu reichen; auch wenn dieser Antrag ihre letzte Aussicht auf Verehelichung darstellte und mit seiner Ablehnung ihr keine Möglichkeit bliebe, sich standesgemäß zu erhalten, so stünde es es ihr doch frei, in die niederen Stände hinabzusteigen und sich dadurch einem unerwünschten Gatten zu entziehen. Macht sie von dieser Freiheit keinen Gebrauch, so hat sie damit das Recht verwirkt, sich über Unfreiheit der Entschließung zu beklagen; entschließt sie sich, die Rechte der Frau von diesem Manne anzunehmen, so übernimmt sie damit auch die sittliche Verbindlichkeit, alle Pflichten der Ehe gegen ihn und seine Kinder zu erfüllen, und treibt ein unwürdiges Spiel, wenn sie unter Berufung auf ihre Unfreiheit versucht, sich der Erfüllung ihrer sittlichen Pflichten zu entziehen, d. h. den Mann im Handel zu betrügen (z. B. Ibsen's „Frau vom Meere").

Ein Weib, das sich weigert, die Consequenzen der eigenen Entschließungen auf sich zu nehmen und den eigenen Willen durch Uebernahme von Verpflichtungen als gebunden zu betrachten, beweist damit, daß sie zur Gattin und Mutter untauglich, weil noch nicht zur Reife einer sittlichen Persönlichkeit gelangt, ist, genau wie ein Schuldner, der sich weigert, seine Schuld am Verfalltage zurückzuzahlen, unter dem Vorwande, daß er sich bei Annahme des Darlehns in einer Nothlage befunden habe. Es kann deshalb den Vertretern der Emancipation auf keine Weise zugegeben werden, daß die Ehe

Digitized by Google

erst dann ihre wahre sittliche Würde erlangen werde, wenn die Jungfern in die Lage versetzt sind, sich standesgemäß durch eigene Arbeit zu erhalten und zwischen der Fortsetzung dieser Selbständigkeit und der Eheschließung „frei" zu wählen. Die Jungfernversorgung ist eine von der „Freiheit" der Eheschließung ganz unabhängige Frage, die es nicht nöthig hat, mit falschen Beweisgründen gestützt zu werden.

So lange ein Unterschied von Activität und Passivität zwischen den Geschlechtern bestehen bleibt, so lange wird es unvermeidlich sein, daß der passive Theil auf active Wahl und Werbung verzichtet und sich mit dem Rechte, die entgegengebrachte Werbung anzunehmen oder abzulehnen, begnügen muß. Eben so lange wird es unvermeidlich sein, daß die große Mehrzahl der Ehen von weiblicher Seite ohne positive Neigung geschlossen wird, da die meisten Jungfrauen nur ein, höchstens zwei Mal in die Lage kommen werden, ja oder nein zu sagen, und es ganz sonderbar wäre, wenn dieser erste oder zweite Bewerber nun gerade der Mann ihres Herzens und das Ideal ihrer Träume sein sollte. Wer den jungfräulichen Entschluß zur Ehe zu einem freien, oder bloß durch positive Liebe bestimmten gemacht wissen will, der muß zugeben, daß unter Befolgung seiner Vorschrift die Menschheit in wenigen Generationen ausgestorben sein würde. Es wird bei dieser Forderung aber gerade der fundamentale Unterschied der Geschlechter ignorirt, kraft dessen die physiologischen Funktionen des Weibes in der Ehe von jeder positiven geschlechtlichen Neigung zum Manne völlig unabhängig sind und mit und ohne solche gleich gut erfüllt werden, während die des Mannes durch einen gewissen Grad von Neigung bedingt sind.

Eine segensreiche sittliche Wirksamkeit der Frau im Familienkreise ist freilich nur im harmonischen Zusammenwirken mit einem gleichgesinnten Gatten möglich, und deshalb hat jede Jungfrau Recht, den Heirathsantrag eines Mannes abzulehnen, vor dem sie keine Achtung, oder zu dem sie kein Vertrauen, oder für den sie keine Sympathie hat, weil ohne diese drei Bedingungen die Bürgschaft für harmonisches Zusammenwirken fehlt. Das sind aber Bedingungen, die mit dem, was man Liebe nennt, noch gar nichts zu thun haben.

Wenn die Jungfernfrage gelöst werden soll, so muß vor allen Dingen die Verheirathung des erwerbsfähigen Mannes nicht nur als sittliche Pflicht hochgehalten, sondern auch als staatsbürgerliche Rechtspflicht wieder zu Ehren gebracht werden. Wenn jeder Mann heirathet, so hört die weibliche Concurrenz in männlichen Berufen ganz von selbst auch ohne jedes gesetzliche Verbot auf; dann werden sich auch die Löhne und Gehälter wieder so stellen, daß jeder Mann heirathen kann. Der egoistischen Isolirung gegenüber, welche jetzt in der Männerwelt immer mehr um sich greift, würde die Proklamation der staatsbürgerlichen Heirathsverpflichtung wenigstens wieder ein sittliches Ideal vorhalten, das in selbstsüchtige oder gar frivole Verkennung zu gerathen droht.

Da die Ehe ein sittliches Verhältniß ist, so kann von einer directen Erzwingung derselben natürlich keine Rede sein. Wohl aber ist die Durchführung des Grundsatzes zu erzwingen, daß jeder erwerbsfähige Staatsbürger die Alimentationspflicht für eine Staatsbürgerin hat, gleichviel ob er sich zur Ehe mit ihr bequemt hat oder nicht. Die Durchführung dieses Grundsatzes würde die Jungfernfrage mit einem Schlage und ohne Rest lösen, und würde als ein mittelbarer Zwang zur Eheschließung wirken; denn wenn der Mann doch ein Weib ernähren muß, so wird er weniger Bedenken tragen, die Ernährte auch sein zu nennen. Gilt ihm aber die Ehelosigkeit so viel, daß er sich um keinen Preis zum Heirathen entschließen mag, nun gut, dann mag er eben die Jungfer alimentiren, die er ohne ihre Schuld hat sitzen lassen. Die Alimentation derselben ist dann seine Buße für Nichterfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflicht.

Das Verhältniß des heirathspflichtigen und doch unverheiratheten Mannes zu der Jungfer, die er hat sitzen lassen, ist genau dasselbe, wie dasjenige eines Mannes, der seine kinderlose Frau ohne ihre Schuld verstoßen hat; er muß ihr als Buße für die von ihm verschuldete Scheidung nach dem Preußischen Landrecht $^1/_6$ bis $^1/_4$ seines Einkommens als Alimentation zahlen. Der Unterschied ist nur, daß im Falle der Scheidung die schuldlos leidende Person bekannt, im Falle der Nichtverheirathung aber unbekannt ist. Dieser Unterschied besteht aber nur, wenn man die Einzelnen betrachtet; die Summe aller ohne ihre Schuld geschiedenen kinderlosen Frauen verhält sich zur Summe ihrer Männer genau so wie die Summe der ohne ihre Schuld sitzen gebliebenen Jungfern zur Summe der Junggesellen. Die Höhe der vom Manne zu leistenden Buße richtet sich in beiden Fällen ausschließlich nach der Höhe seines Vermögens oder Einkommens, und die Summe aller weiblichen Alimentationen ist in beiden Fällen gleich der Summe aller männlichen Bußen. Nur der Vertheilungsmaßstab muß in beiden Fällen ein verschiedener sein, da das Einkommen des Mannes wohl für die geschiedene Frau aber nicht für die sitzengelassene Jungfer brauchbar ist. Hier tritt naturgemäß das Einkommen des Vaters in der Weise ein, daß mehrere Pensionsstufen für die Jungfern höherer Stände gebildet werden, auf welche die Gesammteinnahme des Jahres vertheilt wird.

Eine Jungfer, deren Lebenswandel im Falle der Eheschließung eine Nichtigkeits- oder Scheidungsklage begründen würde, müßte vom Anspruch auf Theilnahme an der Jungfernkasse ausgeschlossen werden; desgleichen eine solche, die durch männliche Berufsarbeit den Männern die Arbeitsgelegenheit vermindert und die Erwerbsfähigkeit schädigt. Der hierdurch proklamirte indirecte Zwang zur Berufslosigkeit der Jungfern würde nur vorübergehend als lästiger Druck empfunden werden, so lange die Maßregel noch nicht Zeit gehabt hat, die Verheirathung der Junggesellen herbeizuführen. Die wohlhabenden Jungfern, d. h. diejenigen, deren eigene Rente größer ist als die Jungfernpension, welche ihnen zukommen würde, bleiben als unbedürftig von der Theilnahme ausgeschlossen; hierdurch würde sich etwa das Gleichgewicht zwischen der von einem Manne zur Jungfernkasse gezahlten Beiträge und der von einer Jungfer empfangenen Pension herstellen, da im Uebrigen wegen des langsameren Absterbens der alten Jungfern die Zahl der Junggesellen kleiner wäre als die der pensionsberechtigten Jungfern. Scheiden Männer aus der Reihe der zahlenden Junggesellen durch Verheirathung aus, so scheiden ebenso viel Jungfern aus der Reihe der Pensionärinnen aus, und das Gleichgewicht bleibt gewahrt.

Da in den niederen Ständen eine Jungfernfrage nicht besteht, sondern die Verehelichungspflicht noch genügend anerkannt wird, so wäre es überflüssig, solche gesetzlichen Bestimmungen auch auf sie auszudehnen; hier hat man nicht gegen Junggesellenthum und Eheverspätung, sondern im Gegentheil gegen verfrühte Verheirathung anzukämpfen; Lohnabzüge der jugendlichen Arbeiter sind auch hier angezeigt, aber zur Durchführung der Waisenversicherung, die anders nicht zu schaffen ist. Die Grenze der niederen Stände dürfte für diese Frage mit der Pflicht zur Alters- und Invalidenversicherung in praktisch ausreichender Genauigkeit zusammenfallen; d. h. Jedermann, der unter die Versicherungspflicht fällt, hat keine Beiträge zur Jungfernkasse zu zahlen und umgekehrt. Die Pensionsberechtigung der Jungfern würde davon abhängen, ob ihre Väter versicherungspflichtig waren oder nicht. Jeder nicht versicherungspflichtige Mann hätte also von einem bestimmten steuerpflichtigen Einkommen an Beiträge zu leisten, und jede großjährige, berufslose, vermögenslose und vaterlose Jungfer wäre pensionsberechtigt, insofern nicht ihr Vater versicherungspflichtig war.

Ein wichtiges Gegenmotiv gegen die Verheirathung der Junggesellen bildet jetzt der Umstand, daß dieselben gewohnt sind, ihr ganzes Einkommen für ihre Person zu verbrauchen und durch die Verheirathung sich genöthigt sehen, ihre persönlichen Ausgaben plötzlich bedeutend einzuschränken, um die Mehrkosten des Familienhausstandes zu erübrigen. Gegen eine solche plötzliche und erhebliche Herabdrückung der persönlichen Ausgaben und der mit ihnen verknüpften Lebensgewohnheiten sträubt sich natürlich der Egoismus so sehr als möglich, und daher kommt dann die von allen Seiten zu hörende Behauptung der Junggesellen: „Wir können nicht heirathen, weil unser Einkommen gerade nur für unsere eigenen Bedürf-

Digitized by Google

nisse ausreicht; wir können nur dann heirathen, wenn die Frau uns so viel mitbringt, als sie unsere Ausgaben erhöht."

Nun sind bekanntlich alle Bedürfnisse relativ. Dieselben Junggesellen, die von einem Einkommen von 3000 Mark für eine Frau nichts übrig zu haben behaupten, haben oft wenig Jahre früher mit der Hälfte ganz zufrieden gelebt. Die meisten Menschen besitzen nur nicht die Selbstbeherrschung und wirthschaftliche Kraft, bei einer Gehaltserhöhung ihre Ausgaben auf dem bisherigen Etat festzuhalten nnd die Mehreinnahme zurückzulegen. Zuerst stehen sie vor dem Zuwachs rathlos da, und der Ueberfluß erscheint ihnen so groß, daß sie nicht wissen, was sie mit all' dem Reichthum anfangen sollen; bald aber ist er unter den Händen zerronnen, und sie behaupten dann, von dem höheren Einkommen noch weniger etwas übrig zu haben als vorher von dem geringeren. Es ist ein Irrthum, daß die Sparfähigkeit bei größerem Einkommen an und für sich größer sei als bei geringerem, ein Irrthum, der für die Leute mit dem geringeren Einkommen allerdings so nahe liegt, daß er fast eine psychologisch nothwendige Illusion heißen kann. Aber es ist ein Gesetz, daß durch Gewöhnung an gesteigerte Bedürfnisse in Folge gesteigerter Mittel der Antrieb zur weiteren Steigerung der Bedürfnisse in einer beschleunigten Progression wächst. Der zurücklegende Millionär legt nicht darum zurück, weil, sondern trotzdem er Millionär ist; er thut es darum, weil er von Natur kein Verschwender, sondern ein guter Haushalter ist, und würde ebenso gut zurücklegen, wenn er ein geringeres Einkommen hätte. Die Selbstüberwindung des Nichtausgebens ist auf allen wirthschaftlichen Stufen die gleiche, welchen Satz die Sozialdemokratie natürlich für eine Verhöhnung des, d. h. ihres, gesunden Menschenverstandes hält.

Nöthigt man die Junggesellen durch progressiv wachsende Gehaltabzüge, ihre Gewohnheiten, Bedürfnisse und Lebensansprüche langsamer in die Höhe zu schrauben, als sie es jetzt thun, so wird man ihnen keine thatsächliche, sondern nur eine ideelle Entbehrung auferlegen. Der Abzug könnte etwa betragen: 5 Proc. bei einem steuerpflichtigen Junggesellen-Einkommen von 1600 Mark; 10 Proc. bei einem solchen von 1800 Mk.; 15 Proc. bei 2400 Mk., 20 Proc. bei 3000 Mk., 25 Proc. bei 3600 Mk. und darüber. Hat alsdann der Junggesell eine Gehaltsstufe von 3000—3600 Mk. erreicht, so bezieht er nur 2400—2700 Mk. wirkliches Einkommen, während ihm 600—900 Mk. abgezogen werden. Tritt nun die Frage der Verheirathung an ihn heran, so weiß er, daß die Frau ihm einen Einkommmenzuwachs von 600—900 Mk. mitbringt, auch wenn sie ganz vermögenslos ist; damit bekommt die Frage der Verehelichung ein ganz anderes Gesicht, denn er braucht sich nun keine persönlichen Einschränkungen mehr aufzuerlegen, um den Annehmlichkeiten einer eigenen Häuslichkeit theilhaft zu werden. Er wird sich sagen: „wenn ich doch ein Weib ernähren muß, so will ich es schon lieber gleich als mein Weib ernähren." Indem er eine Jungfrau freit, erheirathet er zugleich die Jungfernrente als Mitgift, die er ihr bisher zahlen mußte. Die zur Jungfernkasse geleisteten Beiträge stellen also für ihn gleichsam ein Lehrgeld der eigenen wirthschaftlichen Selbstbeschränkung dar, ohne die er weit schwerer oder gar nicht zum Entschluß der Verehelichung gelangen würde, und repräsentiren damit zugleich in der Jugend gezahlte Versicherungsprämien des Familienglücks und Familienleids für die reiferen Jahre.

Ich weiß, daß diese Vorschläge dem lebenden Geschlecht paradox, wenn nicht gar absurd erscheinen werden; ich bin aber überzeugt, daß die Zeit nicht fern ist, wo man in dieser oder jener Gestalt auf sie zurückzugreifen sich genöthigt sehen wird. Die wachsende Verschärfung der Jungfernfrage und der unzulängliche Ersatz der höheren Stände aus sich selbst würde auch dann zu ihnen hinführen, wenn die verkehrten Lösungsversuche der Jungfernfrage diese Uebelstände nicht in steigendem Maße verschärften. Sobald der Irrthum, auf dem Wege der Beförderung der weiblichen Erwerbsfähigkeit eine Besserung erreichen zu können, klar zu Tage liegt, wird der inzwischen mächtig gewachsene Nothstand dazu zwingen, die Sache vom entgegengesetzten Ende anzufassen.

Erbrecht und Unterstützungspflicht.

Von Rechtsanwalt Pallaske.

Der jüngst zur öffentlichen Discussion gestellte Gedanke einer ausgiebigen Erbschaftssteuer findet in weiten Kreisen Beifall, und er hat auch Manches für sich. Nur dadurch, daß der Staat ein Erbrecht der Verwandten oder gar Fremder anerkennt und schützt, erlangt es Wirklichkeit; darum kann der Staat auch als berechtigt gelten von dem im Wege des Erbganges angefallenen Vermögen einen Theil in Form einer Erbschaftsteuer für sich zu entnehmen, und dies um so mehr, weil sich über die innere Berechtigung eines gesetzlichen, d. h. auch ohne letztwillige Verordnung eintretenden Erbanfalles wenigstens an entfernte Verwandte des Verstorbenen sehr streiten läßt.

Der Entwurf des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, welchem die schon Jahrzehnte lange Arbeit der berufensten Kräfte unseres Staatswesens gegolten hat und noch gilt, entscheidet den Streit nicht im Sinne der Leute, welche die lachenden Erben ganz aus der Welt schaffen, den Verwandten, zum Mindesten den entfernten Verwandten eines reichen Mannes jeden Anspruch auf seinen Nachlaß nehmen wollen. Die Familie, diese Grundlage jeder Staats- und Gesellschaftsordnung, soll auch unter dem neuen Recht ihre Bedeutung behalten, das Band, welches eine Familie umschließt, soll durch den Tod eines Gliedes nicht zerrissen und es soll erhalten werden durch die Festsetzung eines Erbrechts der Ehegatten und Blutverwandten.

Wie weit der Kreis der erbberechtigten Verwandten gezogen und näher ausgebildet werden soll, darüber hat auch unter den Verfassern des Entwurfs Meinungsverschiedenheit geherrscht. Unter den verschiedenen, in den verschiedenen Staaten zur Herrschaft gelangten Systemen hat das sogenannte Parentelsystem schließlich Beifall gefunden. Danach verfällt ein Nachlaß durch Erbgang in einer von demselben Vorfahren abstammenden Familie; diejenigen, welche mit dem Erblasser die näheren Stammeseltern gemeinsam haben, schließen solche Verwandte aus, die durch entferntere Stammeseltern mit dem Erblasser verbunden sind; in einer und derselben Linie tritt der Entferntere an Stelle des etwa schon durch Tod Weggefallenen. Der Kreis der erbberechtigten Verwandten, neben welchem noch dem Ehegatten des Verstorbenen ein Erbrecht eingeräumt wird, ist ein unbegrenzter; wenn es der liebe Gott so will, kann ein mit dem Erblasser im hundertsten Grade Verwandter zur Erbfolge berufen werden.

Dagegen hat sich in der öffentlichen Meinung Widerspruch erhoben, und derselbe würde wahrscheinlich auch nicht verstummen, wenn der Staat das einem entfernteren Verwandten zugefallene Vermögen zu einem beträchtlichen Theile in Form einer Erbschaftsteuer für sich erheben wollte. In der That verflüchtigt sich der Gedanke der Familie, wenn Leute, die sich im Leben nie gesehen, vielleicht nie etwas von einander gehört haben, dazu gerechnet werden, bloß, damit ein sonst herrenlos gewordenes Vermögen einen Herrn erhält. Nur ein warmes Empfinden kann Jemand einem solchen von Adam her Verwandten, dessen Vermögen ihm plötzlich zufällt, entgenbringen, einen herzlichen Dank, daß er bei Zeiten gestorben; hier und da wird sich vielleicht noch gar der Verdruß beimischen, daß der Tod nicht eher gekommen ist. Die öffentliche Meinung verlangt, und meines Erachtens mit Recht, eine Einschränkung des zur Erbfolge berufenen Verwandtenkreises.

Es fragt sich, läßt sich für diese Einschränkung ein fester Gesichtspunkt gewinnen? Ja, es gibt einen solchen Gesichtspunkt, und er rechtfertigt zugleich den Erbfall an Verwandte in höherem Maße, als es der bloße Hinweis auf das Familienband thut.

An einer anderen Stelle handelt der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches davon, in wie weit Verwandte verpflichtet sind einander im Falle der Noth zu unterstützen. Danach sind außer dem Ehegatten zur Unterstützung nur verpflichtet: Verwandte in gerader Linie, d. h. Eltern und Kinder, Groß-

Digitized by Google

eltern und Enkel ꝛc., sowie in der Nebenlinie die Geschwister. Diese Unterstützungspflicht beruht nach den dem Entwurf beigegebenen Motiven — IV, S. 677 — auf dem durch die Einheit des Blutes und die Bande der Familie hervorgerufenen natürlichen und sittlichen Verhältniß.

Sehr schön. Das Familienband Grundlage des Erbrechts und auch Grundlage der Unterstützungpflicht. Nur wunderbar, daß der Kreis der Erbberechtigten unendlich weiter gezogen ist, als derjenige der Unterstützungspflichtigen. Die Unterstützungspflicht reicht bis in's zweite und dritte, das Erbrecht bis in's hundertste Glied. Freilich, es wäre unbillig, daß Jemand einen Menschen erhalten sollte, von dem er seine Lebtage nichts erfahren hat, bloß, weil Beide einen gemeinsamen, in grauer Vorzeit gestorbenen Stammvater besitzen. Dann ist es aber auch nicht billig, daß dieser Jemand das schöne Geld erhält, welches jener Mensch etwa hinterlassen hat. Es ist unbillig, ein Recht in Anspruch zu nehmen, dem keine Pflicht gegenüber steht. Billiger und gerechter ist es, wenn das frei gewordene Vermögen der großen Allgemeinheit derer zufällt, welche mit dem Verstorbenen nur um Weniges entfernter verwandt sind, dem gesammten Volk, dem Staat.

Der hier entwickelte Gedanke ist nicht absolut neu. Unser gutes preußisches Landrecht, welches auch ein ausgedehntes Verwandtenerbrecht anerkennt, läßt einen Menschen, welcher sich der Unterstützung eines Verwandten trotz ausdrücklicher Aufforderung entzieht, seines Erbrechts gegen diesen Verwandten verlustig gehen. Aber man sieht, es besteht ein Unterschied zwischen dem, was das preußische Landrecht festsetzt, und dem, was hier gefordert wird. Selten wird Jemand in die Lage kommen, von einem Verwandten, zu dessen Unterstützung er einmal angerufen wurde, noch etwas zu erben, die Vorschrift des Allgemeinen Landrechts wird also nur selten praktisch werden. Dann ist es aber auch nicht dasselbe, ob mir überhaupt ein Recht nicht zusteht, oder ob ich es nur unter gewissen Voraussetzungen wieder verlieren soll. Die entfernten Verwandten des preußischen Rechts haben keine gesetzliche Unterstützungspflicht, wohl aber ein gesetzliches Erbrecht, und verlieren das Letztere nur, wenn sie sich vorher einmal der moralisch bestehenden Unterstützungspflicht entzogen haben. In den Motiven zum Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs wird gar der ganze Gedanke mit ein paar Worten abgethan.

An diesem Orte will ich nun als Ergebniß meiner Ausführungen den Satz aufstellen:

Die gesetzliche Erbfolge unter den Verwandten soll nicht weiter reichen, als deren gesetzliche Unterstützungspflicht reicht; nur wer verpflichtet ist den armen Verwandten zu unterstützen, soll den reichen Verwandten beerben.

Dieser Satz ist sittlich berechtigt, er kommt auch dem allgemeinen Interesse entgegen. Es ist nicht in der Ordnung, daß der Staat den Nachlaß Verstorbener ganz entfernten Verwandten zuweist und nicht auch diese Verwandten zur Unterstützung verarmter Familienglieder anhält, vielmehr diese Unterstützung Allen, auch den ganz fremden Staatsbürgern, auferlegt.

Mit dem Satze, daß nur die unterstützungspflichtigen Verwandten gesetzlich zur Erbfolge berufen sein sollen, ist allerdings noch nicht gesagt, wie weit der dadurch gegebene Kreis zu reichen hat, es ist aber doch zugleich ein Anhalt für die Ausmessung des Kreises gegeben. Im Allgemeinen wird es als eine drückende Härte empfunden werden, wenn Jemand Verwandte unterstützen soll, welche weiter als im Grade der Geschwisterkinder mit ihm verwandt sind. Mit den eigenen Geschwistern bleiben die Meisten im engeren Verkehr, auch mit den Kindern der Geschwister, mit den Geschwistern der Eltern und deren Kinder unterhalten sie noch einen verwandtschaftlichen Verkehr und bewahren ihnen Interesse, darüber hinaus aber wird in den allermeisten Fällen das Interesse geschwunden sein, besondere Anhänglichkeit weder gefordert noch erwartet werden. Wenn nun das Erbrecht entsprechend gestaltet werden soll, so ergibt sich: Unterstützungspflicht und Erbrecht zwischen Ehegatten, zwischen Blutverwandten in gerader Linie, also zwischen Eltern und Kindern, zwischen Großeltern und Enkeln ꝛc., in der Nebenlinie zwischen Geschwistern, sodann gegenüber den Geschwistern der Eltern und den Kindern von Geschwistern und zwischen Geschwisterkindern.

Noch eine andere Betrachtung führt zu dem gleichen Ergebniß. Die Gleichstellung von Erbrecht und Unterstützungspflicht hat nur dann einen Sinn, wenn die sogenannte Testirfreiheit, d. h. die Freiheit des Einzelnen, seinen Nachlaß durch einen letzten Willen, das Testament, beliebigen anderen Menschen zu übermachen, eingeschränkt ist. Es darf dem einzelnen Bürger nicht gestattet sein, sein ganzes Vermögen durch letztwillige Verordnung seinen unterstützungspflichtigen und deshalb zugleich erbberechtigten Verwandten zu entziehen, es muß vorgeschrieben sein, daß trotz eines entgegenstehenden Testaments wenigstens ein Theil des Nachlasses, der sogenannte Pflichttheil, den unterstützungspflichtigen Verwandten gewahrt bleibe. Es würde aber von den einzelnen Menschen als ein unerträglicher Druck empfunden werden, wenn sie gezwungen würden, einen Theil ihres Vermögens Verwandten zu hinterlassen, welche noch über den Grad der Geschwisterkinder hinausreichen, mit denen sie kein seelisches Band mehr verknüpft. Freilich gibt der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs den Anspruch auf einen Pflichttheil außer dem Ehegatten nur den Abkömmlingen, also den Kindern, Enkeln, Urenkeln, sowie den Eltern des Verstorbenen, aber die gesetzgeberische Ausdehnung auf weitere Grade von Blutsverwandten ist nicht ohne Vorbilder.

Und so fasse ich meine Forderung wie folgt zusammen:

Kein gesetzliches Erbrecht ohne gesetzliche Unterstützungspflicht; Beschränkung von Erbrecht und Unterstützungspflicht auf die Ehegatten, die Blutverwandten in gerader Linie und in der Nebenlinie bis zum Grade der Geschwisterkinder.

Daß die hiernach herrenlos gewordenen Vermögen dem Staat zufallen, ist selbstverständlich. Bei den großen Aufgaben, die ihm gerade heute gestellt sind, wird er sich dadurch nicht beschwert fühlen.

Ob nicht bei gewissen geschichtlich, politisch oder wirthschaftlich begründeten Schöpfungen, z. B. bei den Landgütern des preußischen Rechts, bei Familienstiftungen u. dgl., eine Abweichung von den hier entwickelten Sätzen einzutreten hat, kann der weiteren Prüfung und Erörterung vorbehalten bleiben.

Literatur und Kunst.

Hermann von Helmholtz.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Von Dr. med. Julius Levin.

Unsere Zeit ist die des Spezialistenthums; der Drang nach Universalität, der dem Zeitalter der Renaissance das unverwischbare Gepräge gegeben, ist uns vollkommen fremd, ja, wir kommen ihm mit ausgesprochenem Mißtrauen entgegen. Wer neben seinem „Berufe" sich noch auf anderen geistigen Gebieten bethätigt, wird schwerlich für seine „Nebenbeschäftigungen" Anerkennung finden, ja, er kann froh sein, wenn man ihm nicht auch die Fähigkeit für seinen „Beruf" abspricht. Selbst in dem von ihm vertretenen Fache sucht sich der Einzelne zu spezialisiren, womöglich einen Theil seiner Disciplin als der Erste zu beherrschen, oft nicht ohne den Preis eines Ueberblicks über das Ganze. Wie ist nun möglich, daß zu einer solchen Zeit ein Mann lebt, der als der unstreitig größte mathematische Physiker gilt, der unter den Physiologen den ersten Platz einnimmt, der die Gesetze der Tonempfindungen entdeckt und begründet, der diejenigen des optischen Sehens in ungeahnter Weise erweitert, der den Augenspiegel construirt, und damit den Anstoß zur Bildung einer ungeheuren Wissenschaft, der Augenheilkunde, gegeben, der die tiefsten Probleme menschlicher Erkenntniß in den Bereich seiner geistigen Thätigkeit gezogen hat? Es ist selbstverständlich, daß wir hier nur ganz andeutungsweise die Leistungen Helmholtz's aufzählen konnten, nur die Gebiete, auf denen er vorzugsweise gearbeitet

Digitized by Google

hat, konnten wir streifen; es würde den Rahmen eines einfachen Aufsatzes nicht nur, sondern eines größeren Werkes weit überschreiten, wollte man die einzelnen Punkte auf den genannten Feldern bezeichnen, an welchen Helmholtz mit seiner Arbeitskraft einsetzte. Das ganze Reich der Naturwissenschaft ist seine Domäne. Wie groß das Gebiet ist zwischen den imponderablen Materien des Schalles und des Lichtes und den Tausenden, Millionen von Centnern schweren felsigen Lasten der Gletscher, deren Theorie er mit gleichem Ernste und gleichem Erfolge zu begründen mithilft, so groß ist das Wirken des Helmholtz'schen Geistes, ja noch größer, denn, wie gesagt, ist er bei dem sinnlich Wahrnehmbaren nicht stehen geblieben. Er hat nicht weniger die erkenntnißtheoretischen Probleme in den Bereich seiner Thätigkeit gezogen, er hat sich, ausgerüstet mit der zur Zeit höchstmöglichen naturwissenschaftlichen Einsicht, wie mit einem Panzer gewaffnet, in das Heerlager der Metaphysiker geworfen, um für das von ihm für richtig Gehaltene und Wohlbewährte eine Lanze zu brechen. Es ist eine der interessantesten Fragen, die ich hier aufwerfen und auch möglichst zu beantworten suchen will, nämlich die: Wie war es möglich, daß solch' eine wissenschaftliche Persönlichkeit zu Stande kam?

Ich glaube Helmholtz nichts von seinem Ruhme zu rauben, wenn ich sage, daß ihn die Verhältnisse außerordentlich begünstigt haben. Seine Studienzeit fiel in eine Periode, in welcher seine Erkenntniß nur sehr negativ ausfallen konnte; er durfte indeß nicht das Genie sein, welches er thatsächlich war, um nicht gar bald den Fehler seiner Zeit einzusehen und durch ein ihr vollkommen gegensätzliches Arbeiten die Resultate zu erzielen, zu denen er gelangen wollte. In dem Vortrage, welchen er am 2. August 1877 über „das Denken in der Medizin" gehalten hat, entwirft Helmholtz ein anschauliches Bild von ihrem Zustande während seiner Studienzeit. „Büchergelehrsamkeit spielte damals noch eine breitere und angesehenere Rolle in der Medizin, als man ihr heutzutage einzuräumen geneigt ist. Es war eine Zeit der Gährung und des Kampfes zwischen gelehrter Tradition und dem neuen naturwissenschaftlichen Geiste, der keiner Tradition mehr glauben, sondern sich auf die eigene Erfahrung stellen wollte." Es mußte zu einer solchen Zeit einem selbständig denkenden Kopfe auffallen, daß es über ein einziges Ding so viel verschiedene Meinungen geben konnte. So merkwürdig diese Thatsache war, so konnte sie indeß nur demjenigen zu denken geben, der es unter seiner Würde erachtete, der damaligen wohlbewährten Art des Studiums zu folgen, nämlich zu hören, was der Meister sagte, auf seine Worte zu schwören und die Anderen gründlichst zu verachten. Hatte man aber das merkwürdige Phänomen des Widerstreites der verschiedenen Meinungen genügend klar eingesehen, so war es nur ein Schritt, zu der Erkenntniß durchzudringen, daß eine derartige Gegensätzlichkeit und gegenseitige Verketzerung der wissenschaftlichen Theorien so unberechtigt war, als nur möglich. Denn die Richtigkeit der einen konnte ebenso wenig bewiesen werden, als die der anderen; keine nämlich gründete sich auf eine methodische Beobachtung, sondern alle hatten mehr oder weniger das gemein, daß sie von irgend einer dann und wann gemachten Bemerkung ausgingen, auf diese mit viel Ueberzeugung und wenig Einsicht eine Lehre zu bauen suchten, welche obwohl oft mit weiteren thatsächlichen Erfahrungen, ja, sogar mit dem praktischen Handeln der betreffenden Aerzte selbst im Widerspruche, mit der größten Zähigkeit festgehalten wurde gegen eine andere, der ein ebenso großer objectiver Werth oder Unwerth beizumessen war. Der echte Naturforscher, selbst wenn er erst die unsicheren Anfangsschritte auf seinem neuen Wege zu machen sich anschickte, mußte sehen, daß ein derartiges Treiben in der wissenschaftlichen Welt, dem Mummenschanze gleich, zwar manche Unterhaltung bieten, aber nichts zur Erkenntniß der Dinge beitragen konnte. Es mußte ihm auffallen, daß so viel spekulirt und so wenig mit eigenen Augen gesehen wurde. Es ist selbstverständlich, daß er nur diesen zu vertrauen beschloß, daß er mit einem Worte experimentiren wollte.

In dieses Stadium war Helmholtz getreten, als er seine Studien begann. Er wollte experimentiren, und da er diesem Drange nirgends besser folgen konnte als in der Physik, so beschloß er, sich diesem Fache zu widmen. Aeußere Umstände zwangen ihn, sich der Medizin zuzuwenden, und er wurde Schüler des Friedrich-Wilhelms-Instituts zu Berlin. Er selbst sagt, daß er diesen Umschwung als einen Zwang empfunden hat, den er später als Glück preisen mußte. Das ist dieser Zwang wirklich gewesen, denn die Verbindung des medizinischen und des naturwissenschaftlichen Studiums gab Helmholtz Gelegenheit, die auf dem letzteren Gebiete für ihn gültigen Prinzipien und gemachten Erfahrungen auf das der Heilkunde zu übertragen, ein bedeutsamer Umstand in jener Periode, in welcher „Jemand, der in physikalischen Betrachtungsweisen auch nur mäßig bewandert war, einen fruchtbaren jungfräulichen Boden zur Beackerung vorfand." Aber es ist nicht nur dieser Umstand, die Freude an dem Finden der Thatsachen, was Helmholtz befriedigte, sondern er sagt selbst wörtlich, daß ihn das Studium der Medizin überhaupt in seiner Grundsätzlichkeit, der wissenschaftlichen Form seines Auftretens, gestärkt und gestählt hat. „Ich betrachte auch das medizinische Studium als diejenige Schule, welche mir eindringlicher und überzeugender, als es irgend eine andere hätte thun können, die ewigen Grundsätze aller wissenschaftlichen Arbeit gepredigt hat, Grundsätze, so einfach und doch immer wieder vergessen, so klar und doch immer wieder mit täuschendem Schleier verhängt."

Die Medizin ist als eine Wissenschaft bezeichnet worden. Wenn aber nach dem Kant'schen Worte, wie in jeder anderen, nur so viel davon in ihr zu finden sein soll, als in ihr Mathemathik zu finden ist, so hat die eigentliche Medizin, d. h. die praktische, nicht das Recht auf den Namen einer Wissenschaft. Sie wird erst zur Wissenschaft dadurch, daß sie zu ihrer Begründung Disciplinen heranzieht, die sich bestreben, sich rein mathematischen Anschauungen immer mehr zu nähern, oder sie wenigstens, wenn auch indirect befördern.

Unter diesen letztgenannten steht die Anatomie in erster Reihe. Helmholtz sagt selbst, wie sehr er die anatomischen Uebungen als „Erziehungsmittel für selbständige Beobachtung" schätzt, und es ist offenbar, daß das bloße „Selbstsehen" eine Anregung dazu geben mußte, auch in anderen Fächern der Medizin von ihm Gebrauch zu machen. Aber, so groß auch diese Consequenz des anatomischen Studiums sein mag für die Geistesrichtung im Allgemeinen, eine noch höhere Bedeutung hat es für die Auffassung der anderen Theile der Medizin, besonders der Physiologie. Ein jedes anatomische Substrat hat seine physiologische Bedeutung, andererseits muß jeder physiologischen Thatsache eine anatomische zu Grunde liegen. Eine jede neue anatomische Erfahrung mußte daher den Wunsch rege machen, ihre physiologische Qualität zu ergründen, jede neue physiologische Erfahrung mußte zunächst die Erwägung zeitigen, ob sich für sie eine anatomische Begründung finden läßt. War sie nicht vorhanden, so ergab sich daraus, daß der Einblick in die anatomischen Verhältnisse des betreffenden Gebietes nicht genügend tief war. So arbeiten sich die beiden Fächer in die Hände, so gibt das eine dem anderen Räthsel auf, aber immer sucht sich das aufgebende an der Lösung zu betheiligen. Man bedenke, welch' einen Anstoß ein forschungsdurstiger Geist zu physiologischen Studien erhalten muß zu einer Zeit, in der die Anatomie, wenigstens die makroskopische, zu hoher Ausbildung gelangt war, während die Physiologie in metaphysische Spekulationen, wie in einem Schlamme versinkend, in Erstickungsgefahr nach Hülfe ruft. Helmholtz, den, wie schon oben gesagt, seine Neigung zur Physik getrieben hatte, mußte sofort sehen, worum es sich handelte. Das ihm über Alles werthvolle Experiment rief er aus seiner Verbannung in die Physik zurück, und in das Gebiet der Physiologie eingelassen, nahm es bald nicht eine bürgerlich einfache, sondern eine königlich dominirende Stellung ein. Wer die Physiologie wahrhaft bereichern wollte, mußte Physiker im allerbesten Sinne sein, sie mußte von ihm geradezu als „organische Physik" etablirt werden. Es ist über diesen später entstandenen Namen für die Physiologie seitens der Anatomen genugsam gespottet worden, offenbar mit Unrecht. Denn selbstverständlich ist es dem Erfinder jener Bezeichnung nicht im Entferntesten ein-

Digitized by Google

gefallen, damit etwa das in der Physiologie Erreichte den physikalisch-wissenschaftlichen Ergebnissen sowohl was Breite als Tiefe anbetrifft an die Seite zu stellen. Ein Mann, der die Physiologie so tief auffaßt, daß er sie als „organische Physik" proklamirt, hatte sicher Einsicht genug in die vorliegenden Verhältnisse, um zu wissen, daß sich in der beregten Beziehung die Physiologie mit der Physik nicht messen kann und auch sobald nicht wird messen können. Aber er hat damit das Ideal der Physiologie richtig bezeichnet. Er wünscht damit hervorgehoben zu sehen, daß die für die Physik geltenden Principien nicht weniger der Physiologie zugehören. Er wollte damit einfach sagen, daß der Physiolog zunächst Physiker sein müsse.

Haben wir den Mediziner bis zu seiner Metamorphose zum Physiker verfolgt, so ist es klar, daß er, um seinen Namen als solcher zu tragen, Mathematiker sein muß. Bei der großen Bedeutung aber, die chemische Processe in dem Haushalte des Organismus beanspruchen, muß der Mediziner Chemiker werden. Dieses sind die Bedingungen, unter denen ein Forscher für die Medizin arbeiten kann. Doch wird dieses nur so weit Geltung haben, als man unter diesem Namen die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Medizin versteht. Die angewandte Heilkunst, der natürlich alle von dem „organischen Physiker" geförderten Resultate zu Nutze kommen, bedarf des Rüstzeuges der Pathologie, jener Wissenschaft, die ergründet, warum und in welcher Weise die von der Physiologie gefundenen Gesetze Abänderungen erleiden, sie bedarf der Krankenbeobachtung, sie bedarf der Arzneimittellehre, welche als eine experimentelle Disciplin nur einen Theil der Physiologie, den chemischen ergänzt. Würde ein Arzt, der am Krankenbette steht, alle diese Eigenschaften in sich vereinigen, würde er ein vortrefflicher Anatom, Physiolog, Patholog, Pharmakolog und Krankenbeobachter zugleich sein, dazu begabt mit dem Zuge zur Selbständigkeit, so könnte man wohl sagen, daß er das Ideal eines Mediziners vorstellte. Damit wäre er aber noch nicht der größte Naturwissenschaftler. Um es zu werden hat er zwar den größten Theil des zum Ziele führenden Weges zurückgelegt. Indeß muß er sich noch erweitern, er muß die die Medizin zusammensetzenden Specialwissenschaften als nur abgeleitete betrachten und die Quelle, von der sie herströmen, selbst und zwar als das Wichtigste studiren. Wie ein solcher Forscher es als Ideal betrachten wird, die Physiologie als organische Physik aufzufassen, also als angewandte Physik oder Chemie, so wird er es als nicht genügend ansehen, die Wirkungsweise der einzelnen Mittel zu kennen, sondern er wird sie nach ihrem Herkommen studiren, das Pflanzen- und Mineralreich werden Gegenstand eingehender Studien werden. Leitet aber die Beschäftigung mit Mineralen und den ihnen verdankten Heilquellen, um dieses besonders zu betonen, zur Betrachtung der Erdverhältnisse überhaupt, leitet also sein Ideengang jenen „höchsten Naturwissenschaftler" zur Geologie, so ist das selbstverständlich nicht der einzige Weg, auf dem er zu ihr gelangt. Jener Geist wird ja stets im vornehmsten Sinne Physiker sein und die Astrophysik als ein ihm zustehendes Gebiet betrachten. Er wird die Physik des Himmels studiren, er wird die Erde selbst und ihre Entstehungsgeschichte zum Gegenstande der Betrachtung machen und die zum Verständniß der Sache nothwendigen mathematischen Erkenntnisse nicht nur recipiren, sondern sie selbständig, sei es mit, sei es ohne Rücksicht auf praktische Anwendbarkeit zu erweitern suchen. Damit ist aber noch nicht das ganze Gebiet entwickelt, das jener Vertreter der Naturwissenschaft, zu dem sich der Mediziner inzwischen umgebildet hat, in den Bereich seiner Herrschaft ziehen kann, ja ziehen muß. Es bleibt ihm noch übrig, über das ungeheure und dunkle „Denken" selbst mit sich in's Klare zu kommen. So weit der genannte Vertreter der Naturwissenschaften Mediziner ist, hat er zu solcher nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht. Das richtige Verständniß der Geisteskrankheiten hängt vom richtigen Verständniß des normalen Denkens ab und ist für ihn die einzige Gewähr einer erfolgreichen Behandlung, abgesehen davon ist eine Frage, ob ein Mensch geistig normal ist, oder nicht, eine im praktischen Leben so oft zu actuellster Bedeutung kommende, daß eine klare Durchschauung der Verhältnisse als selbstverständig nothwendig sich herausstellt. Ist der genannte ideale Naturwissenschaftler indeß nicht Mediziner, ist ihm die Rücksicht auf die praktische Heilwissenschaft nicht mehr maßgebend, so ist es ihm doch unverwehrt, von anderen Gesichtspunkten geleitet zur Erklärung des „Denkens" vorzudringen: er kann es von der Physiologie der Sinnesorgane und auch von der mathematischen Betrachtung aus. Bei der Bedeutung, welche die geometrischen Axiome für die Erkenntnißtheorie haben, bei ihrer strittigen Stellung kann es nicht fehlen, daß der Mathematiker, zu welchem sich ja der „organische Physiker" ausgebildet haben muß, gleichfalls das Wort ergreift. Daß es nicht immer zum Behagen der Metaphysiker ausfällt, muß ihm schon verziehen werden. Daß er aus seinen physiologischen Versuchen sich ein Rüstzeug entwickelt, welches befähigt ist, seine Schlußfolgerungen einleuchtender zu machen, der logischen Richtigkeit die thatsächliche beizufügen, ist ihm nicht gerade übel zu nehmen. Und wenn er sich von der Seite der organischen und unorganischen Physik her auf das Gebiet der Aesthetik begibt, wie dort von der Mathematik auf das der Erkenntnißtheorie, so wird nur etwas dagegen einwenden können, der den springenden Punkt der Aesthetik in dem „Unbegreiflichen" sieht. Freilich ist damit wenig anzufangen, aber es gestattet die Richtigkeit der verschiedensten Meinungen zu acceptiren, für deren Begründung der wohlthätigen Schwärmerei keine Schranken gesetzt sind. Aber die Schwärmerei ist schön und billig, die Forschung zunächst kahl und schwer, wie sollte der Schwärmer auf den Forscher nicht ebenso stolz herabsehen, wie der Metaphysiker auf den Mathematiker, der allerdings die unangenehmere Eigenschaft, die luftigen Lehrgebäude „mit gelassener Hand" über den Haufen zu werfen, besitzt und zeigt, während der die Sinneswahrnehmungen studirende Physiolog sich lediglich darauf beschränkt, dafür eine Erklärung zu finden, was die „Schönschreiber" bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit „in's rechte Licht" zu setzen bemüht sind.

Wir haben gesehen, bis zu welchem geradezu weltumfassenden Studium sich das medizinische zu weiten im Stande ist, wenn sich ihm ein Genie zuwendet. Kaum von irgend einem anderen Theil der Naturwissenschaft aus ist eine solche Entwickelung herzuleiten. Und aus diesem Grunde hat Helmholtz Recht, wenn er den Zwang, sich der Medizin zuzuwenden, als Glück pries. Er hat, von ihr ausgehend, sich zu einem Allgemeinvertreter der Naturwissenschaften entwickelt und wenn er es that, so hatte er an seinem großen Lehrer, dem Physiologen Johannes Müller, ein Vorbild in seinem Bestreben, wie es leuchtender nicht zu denken ist. Jener Mann hat sich niemals damit begnügt nur eines zu sein. Als Anatom der Begründer der vergleichenden Anatomie durch seine Arbeiten über die Schleimfische, lieferte er physiologische Arbeiten, die in ihrem Werthe selbst durch die Ergebnisse der nachfolgenden glänzenden Periode nicht überboten worden sind. Seine Begründung der Lehre von der specifischen Energie der Sinnesnerven, daß nämlich jeder von ihnen auf jeden beliebigen Reiz nur mit einer, nämlich der ihm eigenthümlichen Empfindung, so der Gesichtsnerv nur mit Licht, der Geschmacksnerv nur mit Geschmacksempfindungen reagirt, stellt Helmholtz der Bedeutung der Entdeckung des Gravitationsgesetzes gleich. Dieser nun hatte in seinem Lehrer in zwiefacher Weise ein Muster. Er sah in ihm das ungeheure Ringen nach Universalität und er sah es ausgeübt in der edelsten Form. Joh. Müller, der ewig Arbeitende, gewann niemals an Weite seines Blickes, ohne zugleich an Tiefe zu gewinnen, er war nicht nur ein Vorbild in der Arbeitsquantität, er war es vor allem in der Arbeitsqualität. Eine solche, nur bei den bedeutendsten Forschern, bei den Weltgeistern, sich findende Verbindung mußte ihre ungeheure Wirkung ausüben. Der Ton, der dem Geiste Joh. Müller's entklang, er mußte den gleichgestimmten Geist Helmholtz's in Schwingungen versetzen und in um so vernehmbarere, als das Genie Helmholtz größer war, wie dasjenige seines Lehrers, und als die Atmosphäre, in welche sich die Hauptschwingungen des Helmholtz'schen Geistes verbreiteten, in

Digitized by Google

naturwissenschaftlichem Sinne „reiner" war, als diejenige Joh. Müller's.

So ist ein Helmholtz geworden! Ausgestattet mit einer ungeheuren geistigen Capacität, in einer Zeit geboren, die gleichsam auf ihn zu warten scheint, ergreift er ein Studium, welches die Grenzgebiete fast aller naturwissenschaftlichen Disciplinen zu seiner Bildung heranzieht. In Folge dessen ist ihm Gelegenheit geboten, wie in politischen Grenzgebieten, die Sprachen aller dort zusammentreffenden Länder zu erlernen. Er kann und will universal werden, und ein bedeutender Lehrer, zu dem er, wie zu einem Vater aufblickt, ist ihm beschieden, der ihm zeigt, nicht nur daß man es werden kann, sondern zugleich, wie man es im besten Sinne wird. Der Geist, der sich den Körper baut, offenbart sich in Helmholtz in der wundersamsten Weise und eingedenk des Dichterwortes ist er, um in's Unendliche zu schreiten, im Endlichen gegangen nach allen Seiten. Er hat seine wissenschaftliche Thätigkeit begonnen mit dem bedeutenden Ergebnisse anatomisch-physiologischer Natur, daß auch bei den Wirbellosen die Ganglienzellen Nervenfortsätze haben, eine Thatsache, die für die Wirbelthiere von Remak gefunden worden war. Das Mikroskop, mit dem er diese Arbeiten machte, hat er sich selbst erspart. Er war in den Herbstferien 1841 am Typhus erkrankt, wurde als Zögling des Friedrich-Wilhelmsinstitutes unentgeltlich verpflegt, und sah sich als Reconvaleszent im Besitze seiner aufgesparten kleinen Einkünfte. „Das Instrument war nicht schön; doch war ich damit im Stande, die in meiner Dissertation beschriebenen Nervenfortsätze der Ganglienzellen bei den wirbellosen Thieren zu erkennen und die Vibrionen in meiner Arbeit über Fäulniß und Gährung zu verfolgen," erzählt er selbst treuherzig in dem schon vorher erwähnten Vortrage über das Denken in der Medizin. Dem glänzenden Anfange entsprach die Fortsetzung, und so hat Helmholtz, wo er angriff, sei es in der Physiologie, in den verschiedensten Theilen der Physik, der höheren Mathematik, der Erkenntnißtheorie, der Aesthetik Ergebnisse gefördert, welche der Tiefe entsprachen, mit welcher sich der Forscher die zum Studium der betreffenden Gebiete auffordernden Fragen gestellt hatte. Die Lehre von den Tonempfindungen, seine physiologische Optik sind Marksteine in dem großen Bau der organischen Physik und mit der Construction des Augenspiegels hat Helmholtz eine That vollbracht, gegen welche nur die allerwenigsten in der Medizin in Betracht kommen können. Diese einzige Erfindung würde genügen, um Helmholtz die Unsterblichkeit zu sichern. Der Augenspiegel ist für alle diejenigen unschätzbar, die urtheilslosen Geistern gegenüber um ein Beweismittel verlegen wären, für die Behauptung, daß die ruhige, methodische Arbeit zu dem großen Ziele, eine Wohlthäterin der Menschheit zu werden, gelangt. Nicht ohne Weiteres konnte eine solche, eine ganze Disciplin der Medizin neubegründende Erfindung gemacht werden, langsam mußte ihr vorgearbeitet werden, bis eine neue Erfahrung den Forscher alle Ideen, die durch die Experimente und ihre logische Ausbeutung in ihm sich gesammelt hatten, zu einer großen, genialen Construction vereinigen ließ. Seit der Einführung des Augenspiegels hat die Augenheilkunde einen Aufschwung genommen, den man niemals für möglich gehalten hätte. So groß das Genie Albrecht v. Graefe's war, so ist doch nicht zu vergessen, daß von Helmholtz das Rüstzeug zu seinen immensen Erfolgen im vornehmsten Sinne des Wortes geliefert worden war. Die inneren Krankheiten des Auges waren kein Gebiet dunkler Ahnungen mehr, sondern eines klarer Durchleuchtung, und ein mächtiges, reichste intellectuelle Ausbeute und befriedigenden praktischen Erfolg versprechendes Feld dehnte sich vor den Blicken der bedeutenden Mitarbeiter v. Graefe's und Helmholtz's: der Donders, Jul. Jacobson, Leber und überhaupt aller derer, welche in das Studium der Ophthalmologie eintreten mit dem Bewußtsein, nicht nur erkennen, sondern auch heilen zu wollen. Nicht alle Ergebnisse Helmholtz'scher Forschungen sind in praktischer Beziehung so einleuchtend, wie die des Augenspiegels. Der Forscher hat aber gar nicht als die erste Pflicht anzusehen, möglichst viel praktische Erfolge zu erzielen. Diese finden sich mit der Zeit von selbst; man kann behaupten, daß sie sich um so sicherer einstellen, je mehr sie scheinbar vermieden werden. Wann und wo der Geist Helmholtz's noch weiter umgestaltend in die Zukunft eingreifen wird — wer vermöchte es zu sagen? Einstellen wird sich der Moment sicher, und noch mancher spätere Forscher wird Helmholtz preisen, bis sein Name auch in das Bewußtsein der ganzen Welt übergegangen sein wird.

Neue Kunst.

Gedanken von der Münchener Kunstausstellung.

Von Cornelius Gurlitt.

Es war mir nur kurze Zeit für den Besuch der Münchner Ausstellung gegönnt. Sie bot mir also schwere Arbeit. Denn Arbeit und nicht, wie es sollte, Vergnügen ist der Besuch, wenn man aus dem glücklichen Unschuldsstande des Kunstfreundes zum berufsmäßigen Kunstbegucker herabgesunken ist. Man lernt ja mit der Zeit schnell und sicherer als Andere Bilder und Statuen zu sehen und sie sich zu merken. Man findet rascher aus Tausenden von Werken das vorahnend Gesuchte heraus. Aber man ist nach sechs Stunden Arbeit doch ein gutes Theil müder, als selbst der Normalarbeiter nach Absolvirung seines Achtstundentages.

Da wäre es denn eine Erlösung, in einer der schönen Münchner Bierstuben seine Halbe trinken zu können, wenn nicht in jeder ein Bekannter säße, sicher ein Künstler, und nun das Gespräch über die Ausstellung los bräche — ein zweiter, noch ermüdenderer Sechsstunden-Arbeitstag.

Ich hatte am ersten Abende das Vergnügen, mit einem holländischen Maler und am zweiten mit einem Dresdner Bildhauer zusammen zu treffen, und muß gestehen, daß ich viel über die Münchner Ausstellung von ihnen gelernt habe.

Der Erstere war in seinem Urtheile der reifere, wenn man die Entschiedenheit für Zielbewußtsein nehmen darf. Er sagte mir, ohne äußerlich sehr erregt zu scheinen:

„Wissen Sie, wie man hier in München für die Kunst etwas thun könnte?"

„Nun?"

„Wenn man den Ausstellungspalast ansteckt, so daß alle Bilder verbrennen. Alle, ohne Ausnahme!"

„Alle!? frug ich. Willst Du denn den Gerechten mit den Gottlosen umbringen? Das sei ferne von Dir!"

„Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt," so sagte mein Holländer, „so will ich um ihrer willen allen vergeben."

Und wir begannen zu suchen und zu zählen, unter den Deutschen, den Romanen, den Briten, den eigenen Landsleuten meines grausamen Biergenossen. Ich schlug viele vor, die ich als Gerechte glaubte anpreisen zu dürfen. Aber keiner bestand vollständig. Alle hatten sie nicht genug gelernt, waren Sünder von Jugend an, die nicht auf der Akademie in die Zeichenschule gegangen waren und damit den Anfang zu ihrer Verworfenheit legten. Nun ist ihnen nicht mehr zu helfen!

Um 12 Uhr Nachts ließ ich im Ringen nach. Ich hatte keine Zehn als Gerechte durchgebracht. Sodom war dem feurigen Regen verfallen!

Ich schlich mich durch die Mondnacht in den vierten Stock meines Hotels zurück, dankbar, ein Unterkommen gefunden zu haben. Um von den 101 Treppenstufen zu verschnaufen, sah ich zum Fenster hinaus. Der Glaspalast lag noch in Frieden.

Jetzt geht er an sein furchtbares Richteramt! dachte ich mir. Wir Kritiker wir sind doch bessere Menschen, wir bespritzen die Bilder nur ein bischen mit Tinte, damit sie die Leute nicht in lästiger Weise begeistern und damit die Beschauer auch etwas von dem Aerger spüren, den sie uns bereiten. Soll uns doch vor jedem Bilde etwas einfallen, und gerade weil einem nichts einfällt, wird man ja Kritiker!

Ich hatte eine unruhige Nacht und Morgens einen etwas schweren Kopf. Aber ich war doch froh, als ich den Glaspalast noch unverbrannt vor mir sah.

Digitized by Google

Der Dresdner war gemüthlicher, minder grausam gesonnen als sein holländischer Gesinnungsgenosse. Er hatte ein vornehmes Lächeln über die Kunst der Leute, die Nichts können. Das ist ja Alles nur Mode. In zehn Jahren ist der ganze Schwindel von der sogenannten „Neuen Kunst" ganz und gar vergessen. Er hat Zeit, es abzuwarten und war entschlossen, dies mit kaltem Blute zu thun. Die Nation und die Künstler mußten doch endlich einmal wieder zur Selbstbesinnung kommen und erkennen, daß die wahre Kunst noch lebe. — Natürlich in Dresden.

Am dritten Abend blieb ich in meinem Hotel, den Kunstgesprächen zu entgehen. Aber da kam ich schön an. Beim Essen saß ich einem Münchner gegenüber, der seinen Berliner Gästen die Ausstellung erklärte. Ich mußte Alles mit anhören, denn die Bedienung war langsam und mein Hunger nach redlicher Arbeit groß.

Da erfuhr ich dann, daß München mit seiner Ausstellung nicht zufrieden sei. Es fehlen eine Anzahl der berühmtesten Künstler, die sich nicht den Jungen hätten ein- oder gar unterordnen wollen. Dem fürchterlichsten „Schmarr'n" habe man die besten Plätze gegeben und verdiente ältere Meister zurückgewiesen. Das könne kein gutes Ende nehmen. Die Koterie habe sich der Ausstellung bemächtigt, Uhde herrsche, jener Uhde, über dessen abscheuliche Bilder Pecht so vortreffliche Witze gemacht und den die gesammte „besonnene" Kritik abgelehnt habe. „Es ist überhaupt eine Keckheit, daß er noch zu malen wagt!"

Wenn ich das Ergebniß aus den Belehrungen ziehe, die mir in München zu Theil wurden, so kann ich mir wohl das Zeugniß ausstellen, nicht „voreingenommen" gewesen zu sein. Im Gegentheil: Das Behagen an einem Kunstwerk ist ein zartes Ding. Mit einem schlechten Witz, mit einem höhnischen Angriff kann man es unversehens zerstören. Wie oft habe ich diese ätzenden Kräfte an mir bisher gefälligen Werken verspürt. Leider ist man ja für fremde Begeisterung minder empfänglich, wie für fremde Kälte. So wirkte denn meine ganze Umgebung in München keineswegs anregend auf das Gefallen des in der Ausstellung Gebotenen. Aber doch habe ich aus München reichere Anregung mit heim gebracht, als aus der Berliner Ausstellung. Diese gibt unzweifelhaft ein mannigfaltigeres Bild des internationalen Schaffens. Sie stellt etwa den Stand der Malerei des letzten Jahrzehntes in seinen verschiedenen Schulen dar. Die älteren Meister sind besser vertreten als in München. Dort kommen dagegen die eigentlich vordrängenden Kräfte zur Entfaltung. In Berlin sieht man die Kunst, wie sie war und ist, in München, wie sie ist und sein wird.

Das Kommende zu schätzen ist nicht Jedermanns Sache. Es gibt sehr achtbare und verständige Leute, die sich in der bewußten Hingabe an das Ewig-Gestrige gefallen. Warum auch nicht? Sie brauchen ihrem Geiste keine Gewalt anzuthun, sie leben in einem Zustande behäbigen Genießens. Sie lehnen das Morgige und Heutige ab, instinctiv sich bewußt, daß es auch einmal Gestrig werden wird. Es entgeht ihnen nicht, sie genießen dasselbe wie wir, nur etwas später. Sie setzen sich nicht der Gefahr aus, eine Kunstrichtung überschätzt zu haben. Denn dadurch würden sie sich lächerlich zu machen fürchten; daher unterschätzen sie grundsätzlich das ihnen noch nicht verständliche. Erst wenn dies hundertfaltig erkannt und beleuchtet ist, beginnt es zu ihnen zu sprechen. In diesem Gebahren haben sie viel Genossen. Und wenn sie dann endlich das lang Befeindete doch in Gnaden aufnehmen, so bleiben sie immer noch die freundlich Gewährenden, die des eigenen Beifalles sicher sein können.

Das Kommende! Was ist das aber? Nach meiner Ansicht ist es der Individualismus in der Kunst, der eigentliche, endgültige Besieger der Stilgerechtigkeit und des auf Antike oder Gothik beruhenden Alexandrinerthums. Die alte Kunst, der alte Idealismus werden, das sieht man deutlich in München, ganz unbarmherzig abgeschlachtet. Es ist erstaunlich, welchen Grad von Einheitlichkeit die Ausstellung erlangt hat. Die alte Farbe ist verschwunden. Nur F. A. Kaulbach und Lenbach pflegen sie noch. Die Wand, an der ihre Bilder hängen, sieht aber auch aus, als wenn man aus einem sonnigen Zimmer in eine Räucherkammer tritt. So bitter ist mir die Wahrheit noch nie entgegengetreten, daß die Pilotyschule schon eine historische geworden ist. Sie hat sehr tüchtige Meister hervorgebracht, vielleicht tüchtigere, als die moderne Schule. Aber sie ist abgeschlossen, sie hat geendet. Ich bin so gut wie irgend Einer in der Lage, mich an ihren Werken im hohen Grade zu erfreuen. Aber es bedarf eines geistigen Ruckes, um dies thun zu können, ebenso wie ich mich erst in vergangene Zeiten und Stimmungen versetzen muß, um einen assyrischen Thorwächter, eine Cranach'sche Venus, ein Relief von Niccolò Pisano, eine gothische Madonna oder einen Cornelianischen Carton schön zu finden. Ja selbst Rafael und der Antike gegenüber geht es mir nicht besser. Ich weiß nicht, ob Andere im Herzen rafaelischer gestimmt sind, als ich. Mein Auge muß selbst vor der Sixtina erst eine Anfrage an den Kopf richten. Und erhält es die Antwort: Rafael, Blüthe der Renaissance, diese und jene geistige Richtung als Grundlage, die Befreiung von gothischer Formenenge zu neu empfundener Größe, von spitzem Pigmentismus zu einheitlicher Composition in Farbenmassen — dann erst sehe ich Rafael's Göttlichkeit aus dem schönen Menschenthum seiner Vorgänger hervorwachsen. In der Erscheinungen Flucht hat er den Blick auf sich gelenkt und tritt mächtig hervor. Aber schaue ich dann auf Botticelli oder Tizian, so tritt er zurück, erscheint mir jene Kunstart im Geiste, welche er aufgab, um er selbst zu werden, und jene, welche ihm noch fehlt; und dann tritt der neu betrachtete Künstler klar und fest in den Vordergrund, Auge und Geist beherrschend. Rafael erscheint als Verfall oder als Vorstufe, jedenfalls nur als Glied der geschichtlichen Entwickelung.

So muß ich mich als Moderner jetzt in die Pilotyschule wieder hineinsehen. Sie liegt als abgeschlossen hinter der Künstlerschaft, wie sie die Münchner Ausstellung darstellt. Sie hat keine Jünger mehr, keine Zukunft. Sie gehört in die alte Pinakothek, nicht in die neue oder man sollte eine neueste für die individualistische Kunst erbauen, die alte der stilistischen Kunst des 19. Jahrhunderts, der Zeit der Nachahmung überlassend. Eine neue Zeit hat begonnen: Ob es eine bessere ist, werde ich nicht zu entscheiden vermögen, der ich im Kampfe stehe. Aber ihre Gegner sind auch keine gerechten Richter.

Meinen Dresdner Genossen brachte eine Anzahl von Künstlern in die allerfröhlichste Stimmung, weil er an ihnen die Bestätigung gefunden hatte, daß die neue Kunst ein mehr komischer, als ernst zu nehmender Auswuchs am nationalen Körper sei! Ich hatte in München Zeit gefunden, wieder einmal einen Blick auf die meisterhaften, vom höchsten Können zeugenden Fresken, die der Brüder Assam in der Johanniskapelle, zu werfen, welche diese in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts malten. Dann hatte ich in der Pinakothek Cornelius, Overbeck, Heß und anderen Künstlern aus dem Anfang unseres Jahrhunderts auf einige Minuten gegenüber gestanden, gern mich dem Zauber der sonnigen Jugendzeit der stilistischen Periode hingebend.

Wie muß ein Meister vom Schlage der Assam gelacht haben, so sagte ich mir, als ihm die unbeholfene, kindliche Art der um 1820 modernen jungen Leute gezeigt wurde und als er hörte, diese Männer, die nicht einmal eine Verkürzung richtig zeichnen, geschweige einem Bild einheitliche Stimmung zu geben vermochten, sähen auf sie, die in einem Monat eine Kirchenkuppel mit reich bewegten, meisterhaft gezeichneten und gemalten Gestalten auszuschmücken verstanden, mit Verachtung herab. Wie mußten sie, die ihren Rafael und Correggio, ihren Cortona und Tiepolo, alle damals gefeierten Meister der Welt in ihrer Weise studiert und in sich aufgenommen hatten, über die Jünglinge höhnen, die auf mühselig gezeichneten Cartons und in ängstlich aufgebauten Compositionen dem hoch gespannten Schönheitsgefühl des Barock nichts entgegenzusetzen wußten, als ihr persönliches Empfinden. Und die Neuerer besaßen ja nicht einmal den vollen Muth, diesem Empfinden zu vertrauen, sondern suchten nach alten Meistern von gleich kindlicher Stimmung, um sich an sie zu klammern; sie priesen sich nur selbst an, indem sie das Mittelalter in den Himmel hoben.

Und doch siegten die Maler der Romantik! Assam und seine Genossen sind vergessen, werden kaum in kunstgeschichtlichen Werken genannt, aber Jeder der in der damals neuen Schule mitging, ist noch heute, nach etwa dreiviertel Jahrhundert eine Berühmtheit.

Was war aber der Grund, daß diese Künstler trotz des unvergleichlich niedereren Standes ihrer Technik sich so hoch über ihre Vorgänger erhoben? Seiner Zeit glaubte man, ihre Anlehnung an die Alten habe dies bewirkt. Aber man vergleiche Beide mit dem sicheren Blick, welchen der historische Abstand uns nach fast drei Menschenleben gibt: Das Mittel-

Digitized by Google

alterliche ist das Schwache an den Bildern, die in ihnen hervortretende Persönlichkeit das Starke. Es waren Leute mit eigenen, selbständigen Idealen, die dem alten, an sich berechtigten aber ermatteten Idealismus des Barock entgegentraten und sich selbst gaben, in sich aber ihre Zeit, die also für die Zeit im Geist der Zeit schufen, moderne Menschen! Und weil sie modern waren, sind sie heute zwar unmodern, aber doch geschichtlich bedeutend. Nur die Kunst ist eine wahre, die ihrer Zeit entspricht, aus ihrer Zeit heraus entstand. Kunst, die alt geboren ist, ist todt, ehe sie lebt.

Nun scheint mir das Ergebniß der Münchner Ausstellung, daß sie zuerst ein Bild der deutschen Individualitäten von heute giebt, daß sie zuerst den Schwerpunkt auf diese legt. Dadurch unterscheidet sie sich von allen ihren Vorzügen. Ausstellungen sind ja keine Thaten. Sie stellen nur den Stand des Kunstschaffens fest. Die Münchner Ausstellung lehrt, wenigstens mich, daß wir vor einer neuen Kunstzeit stehen. Mögen alle neuen Assam's Deutschlands, alle Virtuosen in angelernter Kunst lachen wie sie wollen: Die Kunst mit dem Zuge des Dilettantischen, der nach Vollendung erst strebenden, gehört doch der Zukunft! Ich zweifle nicht, daß die Heiterkeit der Virtuosen wieder einmal jene ist, mit der alle Sachverständigen regelmäßig die Neuerungen begrüßen. In München zeigen sich eben die Kräfte, von welchen die Umwandlung des nationalen Schönheitsgefühles trotz alles Höhnens ausgehen wird, die Fortsetzer des Werkes, welches Menzel und Böcklin begannen. Man wolle mich gütigst auf diese Prophezeihung festnageln! Ich fürchte es nicht, sie bereuen zu müssen.

Wenn es wahr ist, was mir mein unfreiwilliger Münchner Gewährsmann sagte, daß Uhde der Kopf des Ausstellungscomités sei, daß er der Ausstellung ihre Eigenart gab, so freue ich mich, ihm meine Bewunderung zu Füßen legen zu können. Künstlerischer Individualismus ist seinem ganzen Wesen nach selten mit Duldung gepaart. Dies ist nur in seiner vornehmsten Form möglich. Und wenn Uhde es ist, der so grundverschiedenen Männern wie Marées, Klingner, Thoma, Hildebrandt, Kalckreuth u. A. endlich einmal die Möglichkeit gab, sich in einem ihr Gesammtwesen erklärenden Umfange weiten Kreisen zu zeigen, so erkennt man, daß nicht er der Parteimann ist, sondern daß die alte Schule, in ihrem Groll gegen die Ausstellung, zu einer Partei herabsank und daß sie hiermit zugleich einen entschiedenen Rückzug vor stärkeren Gewalten antrat.

Ueber Marées habe ich hier unlängst meine Ansichten ausgesprochen. Seine Unbeholfenheit in malerischen Dingen ist augenfällig, sein Ton zwar von einer seltenen Vornehmheit doch ganz befangen in der alten Schule, sein Streben aber, eine ideale Form selbst zu finden, ohne Anlehnung an Vergangenes, tritt gerade im Mißlingen mit erschütternder Gewalt entgegen. Welch' reicher Geist ist hier zerstört! Es bedurfte solcher schmerzvoller Wehen, um sich aus der Tretmühle des Stilismus heraus zu reißen, sich seiner selbst zu besinnen.

Und nun Thoma, das Kind unter den Künstlern, ein Mann, wie aus lang, lang vergangener Zeit, in der es noch keine Eisenbahnen und Zeitungen gab und in der man sich innerlich auszuleben Muße hatte. Was ist gegen diese Einfachheit, diese bei technischer Harmlosigkeit so reichen Darstellungsweise das ganze Lebenswerk Piloty's oder Kaulbach's mit den Pauken und Trompeten riesiger Flächen. Wer seine Augen an Thoma wieder gesund gesehen hat, der erkennt, daß Lebrun und Mignard, daß der ödeste Rococo sich mit Kaulbach decken, daß nicht hundert Jahre in's Land gehen werden, wo man seinen Namen aus den Lehrbüchern der Kunstgeschichte streichen oder seine Werke als die eigentlichen Merksteine des „Verfalles" bezeichnen wird.

Hildebrandt stand im Leben Feuerbach nahe, einem der Dulder für die neue Kunst. Hätte dieser es nur erlebt, jetzt seine einst als fahl und kreidig verschrieenen Bilder in der Pinakothek zu sehen, jetzt wo jeder erkennt, daß die Werke aus Düsseldorfer und Piloty'scher Schule wie bunte Bilderbogen neben seiner gehaltenen Farbe aussehen, und daß er in seinem individuellen Stil alle „Echtheit" der Renaissanceschwärmer überdauert hat. Feuerbach würde sich auch der ruhigen, allem Witzeln und allem Geistreichthum entsagenden Schlichtheit der Hildebrandt'schen Kunst von Herzen erfreut haben. Da ist wieder einmal der Verzicht auf die Virtuosität, das Besinnen auf sich selbst, nicht durch Abstraction, sondern nur unbefangene Beobachtung gefundene Einfachheit, das heißt eine solche, die nicht auf schönheitliche Lüge begründet ist, wie bei den Hellenisten, sondern auf ernste Hingabe in die Wahrheit. Eine so innerlich freie und selbständige Büste wie z. B. jene des Herzog Carl Theodor von Bayern, ist in Deutschland seit Schadow nicht wieder gemacht worden.

Klingner's Grablegung ist eine wahre Erlösung von akademischer Fessel, einfach, ernst, ergreifend, redlich in jeder Linie, jedem Ton, jedem geistigen und malerischen Stimmungseffect. Die allerfrühesten, allerbesten Arbeiten von Schnorr haben etwas Gemeinsames mit ihr, wenn sie diese gleich an Innerlichkeit und Phantasie nicht erreichen, einer Phantasie, die nicht mit Stangen im Nebel herumfährt, sondern sich um die vorhandenen Erscheinungen dieser Welt in liebenswürdiger Hingabe legt.

Uhde gibt noch etwas Besonderes hinzu: Eine wunderbare Feinheit des Auges für den Ton in der Luft. Man muß seinem Entwickelungsgange folgen, um ihn zu würdigen. Der Hellmaler aus der Schule der Bastien-Lepage ist er schon längst nicht mehr. Er gehört auch nicht zu den holländischen Braunmalern wie Israels und Neuhuis oder zu den dortigen Blaumalern wie Leemputten und andere, noch zu den skandinavischen Malern in den Regenbogenfarben. Andere schwören sich auf ein System ein, er folgt nur seinem feinen Sinn für die Natur. Nun ist's ja schwer, mit dem verehrungswürdigen Publikum darüber zu streiten, ob seine Bilder wahr sind oder nicht. Ich gab mir oft die Mühe, den Spöttern über die malerischen Versuche der Jüngeren in der Natur zu zeigen, daß diese recht haben; daß am sonnigen Mittag ein blauliches Weiß, am Morgen ein tiefes Violett, am Abend ein röthliches Braun über allen Farben liege, ein so starker Ton, daß Contur- und Lokalfarbe unter ihm verschwinden: Sie sahen ihn vielfach nicht. Gibt es aber nun keinen Unterschied zwischen altem und jungem Rheinwein, weil ihn die meisten Tölpel nicht schmecken?

Im Grunde genommen sehe ich kein großes Verdienst darin, wenn jüngere Künstler jetzt „Hell" malen. Aber ich sehe ein solches in der Fähigkeit, die Stimmungen in der Natur zu erkennen und festzuhalten. Das Entdecken der Farbe in der Welt ist das Schwierige. Wem die neue Auster schmeckte, das ist ein Mensch, dem man ein Denkmal setzen sollte. Dafür, daß sie mir jetzt auch schmecken, beanspruche ich keines. Es ist ja gut, daß jüngere Künstler den Anregungen folgen, welche die Freilichtmalerei gab. Aber besser ist's, daß Uhde immer wieder neue Aufgaben in der Natur sucht. Vielleicht ist es ihm ein Vergnügen zu hören, wie oft ich mich draußen in der Natur seiner erinnere. Ich sehe seine und seiner Genossen Bilder überall wieder, die Natur erhält für mich durch ihn neue Tiefe, neue Schönheit. Die, welche ihm nicht im Geiste folgen wollen oder können, müssen auf Stimmungen warten, oder meilenweit reisen, um sie zu suchen. Uhde ist ein Pantheist: Er lehrt mich in jedem Winkel und am letzten unserer Brüder die Schönheit sehen. Ihm ist Christus nicht nur im rothen Mantel und blauen Gewande und im Blumenhage gegenwärtig, er findet das Göttliche in der ganzen Schöpfung, die Gnade aber am meisten als tröstenden Begleiter des Elendes.

Mein Dresdner Freund hatte besonders auf Uhde sein überlegenes Lächeln gerichtet. Er verurtheilte seine „Flucht nach Egypten" einfach vom gesunden Menschenverstande aus, denn dort erscheinen die Eltern Christi als moderne arme Leute, die nicht einmal einen Esel haben, im Schnee, inmitten moderner Häuser.

„Im Schnee, in Palästina!" höhnte der gesunde Menschenverstand.

Ich las unlängst einen Aufsatz, den der englische Maler Holman Hunt über seine „Flucht nach Egypten" schrieb. Dieser „Realist" war auf einige Jahre nach Jerusalem gezogen, um dort sein Bild zu malen. Er berechnet, daß Christus 16 Monate alt war, als die Flucht statt fand, daß dies also im April gewesen sei. Und im April fand er in Bethlehem mehrere Zoll tiefen Schnee. Also insofern ist das Bild zwar nicht vor dem gesunden Menschenverstand, so doch vor der naturgeschichtlichen Wahrheit zu vertheidigen.

Delaroche, Wereschagin, Hunt und Andere gaben sich Mühe, das historische Kostüm Christi wissenschaftlich zu ergründen. Ob es ihnen gelang, darüber streiten die Gelehrten noch. Die Kunst hat meiner Ansicht nach mit der Frage wenig zu thun. Gebhardt, dem dieser Streit wohl langweilig wurde, fand den Ausweg, das Kleid des Mittelalters

Digitized by Google

wählen. Er versöhnte die Idealisten mit seinem realistischen Wollen. Uhde geht weiter, er malt die heilige Geschichte mit der Naivität der Alten, wie wenn sie sich heute vollzöge. Nach dieser Unbefangenheit hat man sich seit langer, langer Zeit gesehnt. Nun da sie da ist, mögen sie die Meisten nicht. Das Erhabene erscheint ihnen nur groß, wenn es weit entfernt ist, der gesunde Menschenverstand, welcher ihnen sagt, Christus sei nicht 1891 nach Christi Geburt geboren, widerstreitet der Uhde'schen Kunst.

Man soll aber auf diesen Verstand nicht allzusehr pochen. Wenn ein Rind sein ganzes Leben lang grünes Futter fraß, so sagt mir mein einfacher Menschenverstand, daß es auch inwendig grün aussehen müsse, Erst durch das Schlachten haben wir erfahren, daß Blut und Fleisch roth gefärbt sind. Warum? das hat bisher der Verstand aller Verständigen noch nicht herausgebracht. Mit dieser Waffe kommen wir selbst in der Wissenschaft nicht weit, wenn die Beobachtung und Erfahrung nicht den Verstand leitet. In der Kunst aber lockt man damit keinen Hund vom Ofen. Die Sixtina kann nicht auf Wolken stehen, wenn sie so körperlich gebildet ist, die Heiligen und Engel können es noch weniger; das Christkind hat Körperformen, die unkindlich sind; Christus kam übrigens als Mann, nicht als Kind in den Himmel; es ist eine Thorheit, Rafael zu glauben, daß der heilige Sixtus im Himmel im Kirchenornat herumgelaufen sei. Kurz und gut: Nach dem gesunden Menschenverstand ist das ganze Bild eitel Unsinn; nur ein solcher, welchen wir zu dulden uns gewohnt haben. Ja, ich möchte glauben, der Verstand, welcher gegen Uhde spricht, sei im Grunde weiter nichts als Plattheit, als sei es recht gleichgültig, ob der Maler historisch oder malerisch treu den Vorgang darstelle, wenn er nur das, was in ihm lebt, voll und ganz wiedergibt, und wenn das Wiedergegebene nur des Malens und Betrachtens werth ist.

Wer ist Richter darüber, daß dies bei Uhde der Fall sei! Jener, der nicht ergriffen wird von der Kraft des Bildes, wie mein Dresdner Freund, oder der ergriffen ward, wie ich. Ich meine, der Umstand, daß überhaupt es Einen packt, ist der Entscheidende. Packt es Viele, um so besser. Packt es die ganze Nation in ihren besten Kräften, dann ist es groß. Denn wer den Besten seiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf der Insel der Gedankenleser.

Von Edward Bellamy.

Autorisirte Uebersetzung von Ottmar Dittrich.

Es ist nun ungefähr ein Jahr her, seit ich in Calcutta die „Adelaide" bestieg, um nach New-York zurückzukehren. Wir hatten heiteres Wetter, bis New-Amsterdam-Island in Sicht kam, wo wir anlegten. Drei Tage später überraschte uns ein furchtbares Unwetter. Vier Tage lang flohen wir vor demselben, wohin? das wußte Niemand, denn weder Sonne, noch Mond, noch Sterne bekamen wir während der ganzen Zeit zu sehen, und jede Breitenaufnahme war daher unmöglich. Gegen Mitternacht des vierten Tages zeigte uns ein greller Blitz die „Adelaide" in hoffnungsloser Lage, dicht bei einem niedrigen Felsgestade, und gerade darauf hin treibend. Ringsum, bis weit in die See hinaus ein Gewirr von Felsen und Klippen, daß es als wunderbar erschien, wie wir so weit hereingelangt. Plötzlich lief das Schiff auf, und ging fast in demselben Augenblicke in Trümmer, so groß war die Gewalt des Anpralls. Ich gab mich verloren, und war in der That der Gefahr des Ertrinkens bereits sehr nahe, als ich durch einen furchtbaren Stoß wieder zum Bewußtsein kam. Ich war an den Strand geworfen worden, und hatte gerade noch Kraft genug, mich aus dem Bereich der Brandung zu schleppen, dann sank ich um, und verlor von Neuem das Bewußtsein.

Als ich zu mir kam, war der Sturm vorüber. Die Sonne, die bereits hoch am Firmament stand, hatte meine Kleider getrocknet und meine zerschlagenen und schmerzenden Glieder mit wohlthuender Wärme durchströmt. Weder auf der See, noch am Gestade eine Spur von dem Schiffe oder von meinen Gefährten, von denen ich, wie es schien, der einzige Ueberlebende war. Indessen war ich keineswegs allein. Eine Gruppe von Menschen, offenbar Einheimische, umstand mich, und betrachtete mich mit so freundlichen Blicken, daß ich von allem Anfang bezüglich ihrer Absichten beruhigt war. Es waren hübsche Leute von weißer Gesichtsfarbe, und sichtlich auf einer hohen Stufe der Civilisation, obwohl ich außer Stande war, ihnen eine bestimmte Nationalität zuzuschreiben.

Da ich sah, daß ihnen ihre Vorstellung von Höflichkeit offenbar vorschrieb, dem Fremden die Eröffnung der Unterhaltung zu überlassen, redete ich sie auf Englisch an, erhielt jedoch keinerlei Antwort, als ein mitleidiges Lächeln. Ich versuchte es nun nach einander mit der französischen, deutschen, italienischen, spanischen, holländischen und portugiesischen Sprache, aber ohne besseren Erfolg. Ich war in Verlegenheit, welcher Nation wohl weiße, offenbar civilisirte Menschen angehören könnten, da sie keine der Sprachen der großen seefahrenden Nationen verstanden. Das Merkwürdigste aber war das beharrliche Schweigen, mit welchem sie meine Anstrengungen betrachteten, mich ihnen verständlich zu machen. Es war, als ob sie mir auch nicht durch das leiseste Geflüster den Schlüssel ihrer Sprache verrathen wollten, denn während sie einander lächelnd betrachteten, und einander offenbar verstanden, öffneten sie auch nicht einmal die Lippen. Aber wenn dies Benehmen den Gedanken nahelegte, daß sie sich auf meine Kosten belustigten, widersprach dieser Annahme die unzweifelhaft freundliche und sympathische Haltung, welche sie im Uebrigen zur Schau trugen.

Eine ganz merkwürdige Vermuthung kam mir in den Sinn. War es möglich, daß diese sonderbaren Leute stumm seien? Allerdings hatte man noch nie von einer Laune der Natur gehört, ein ganzes Volk mit diesem Uebel zu behaften, aber wer kann sagen, welche Wunder die unermeßliche Südsee noch birgt, die dem Wissen der Menschheit bis jetzt entrückt sind? Zufällig befand sich unter dem vielen unnützen Wissenskram, der in meinem Geiste aufgehäuft ist, auch die Bekanntschaft mit dem Taubstummenalphabet, und ich begann also mit meinen Fingern einige von den Sätzen zu buchstabiren, die ich bereits mit so geringem Erfolge ausgesprochen hatte. Meine Zuflucht zur Zeichensprache verscheuchte den letzten Schatten von Ernst in den lächelnden Gesichtern um mich. Die kleinen Knaben krümmten sich am Boden, und wußten sich vor Heiterkeit nicht zu fassen, während die ernsten ehrwürdigen Greise, welche sich bis jetzt bemeistert hatten, plötzlich ihr Gesicht abwandten, und sich vor Lachen schüttelten. Der größte Komiker der Welt könnte keine schmeichelhaftere Anerkennung seiner Fähigkeiten erfahren, als sie meine Versuche hervorgerufen, mich verständlich zu machen. Ich fühlte mich indessen ganz natürlicher Weise nicht geschmeichelt, sondern im Gegentheil höchlichst entmuthigt. Aergerlich konnte ich nicht wohl sein, denn die gleichsam entschuldigende Art, mit welcher Alle, die Knaben natürlich ausgenommen, auch jetzt noch ihre Heiterkeit zurückzudrängen suchten, ließ ihr Unbehagen über den Mangel an Selbstbeherrschung ahnen, und vielmehr mich als den Angreifer erscheinen. Es war, als ob es ihnen sehr leid um mich thäte, und als ob sie bereit wären, mir vollkommen zu Diensten zu stehen, wenn ich mich nur entschließen könnte, sie nicht weiter durch mein absonderliches Gebahren außer Stand zu setzen, etwas für mich zu thun. Jedenfalls hatte dieses offenbar liebenswürdige Völkchen eine ziemlich verblüffende Art, Fremde zu empfangen.

Gerade in diesem Augenblicke, als meine Verwirrung in Unwillen überzugehen drohte, kam die Abhülfe. Der Kreis der Umstehenden öffnete sich, und ein kleiner ältlicher Mann, der augenscheinlich in höchster Eile herbeigekommen war, trat vor mich hin, verbeugte sich sehr höflich, und sprach mich auf Englisch an. Seine Stimme war die jämmerlichste Mißgeburt einer Stimme, die ich je gehört. Mit allen Aussprachemängeln behaftet, welche ein Kind zeigt, das eben zu sprechen beginnt, hatte sie jedoch nicht einmal die Stärke des Tones, welche der Sprache eines Kindes eigen ist, sondern bildete in der That einen bloßen Wechsel von kreischenden und auf geringe Entfernung unvernehmlichen wispernden Lauten. Mit einiger Anstrengung war ich indessen im Stande, seinen Worten so ziemlich zu folgen.

„Als officieller Dolmetsch," sagte er, „heiße ich Sie auf dieser Insel herzlich willkommen. Man schickte nach mir, sobald man Sie auffand, aber da ich mich in ziemlicher Entfernung von hier befand, konnte ich nicht früher hier eintreffen. Es thut mir leid, denn meine Anwesenheit hätte Ihnen die Verwirrung erspart, in der ich Sie sehe. Meine Landsleute bitten mich, Sie in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten, daß sie sich durch Ihre Verständigungsversuche zu unfreiwilliger und unzähmbarer Heiterkeit hinreißen ließen. Sie sehen, man verstand Sie vollkommen, konnte Ihnen aber nicht antworten."

„Gerechter Himmel!" rief ich aus, da ich meine Vermuthung zu meinem Entsetzen bestätigt fand, „ist's möglich, daß sie Alle so heimgesucht worden? Ist's möglich, daß Sie der einzige Mensch unter ihnen sind, der die Gabe der Sprache besitzt?"

Wieder schien es, als ob ich, ganz unwillkürlich, etwas außerordentlich Drolliges gesagt habe, denn kaum hatte ich ausgeredet, als die Gruppe, die sich nun zu einer ganzen Volksversammlung erweitert hatte, und vom Gischt der Wellen am Strande bespritzt wurde, von Neuem in heiteres Lachen ausbrach. Selbst der Dolmetsch lächelte.

„Halten sie es für so lustig, stumm zu sein?" fragte ich.

„Sie finden es sehr lustig," erwiderte der Dolmetsch, „daß ihr Unvermögen zu sprechen von Jemand als eine Heimsuchung angesehen wird, denn sie haben die Gabe der Sprache durch freiwillige Nichtbenützung der Sprachwerkzeuge verloren, und in Folge dessen auch die Fähigkeit, Gesprochenes zu verstehen."

„Aber," sagte ich, durch diese Behauptung einigermaßen betroffen gemacht, „sagten Sie mir nicht eben, daß man mich verstehe, obwohl man mir nicht antworten könne, und lacht man jetzt nicht über das, was ich gerade gesagt habe?"

„Sie versteht man, nicht Ihre Worte," antwortete der Dolmetsch. „Was wir mit einander sprechen, ist diesen Leuten Kauderwälsch, und so unverständlich, wie das Heulen der wilden Thiere; aber sie wissen, was wir sagen, weil sie unsere Gedanken kennen. Sie müssen nämlich wissen, daß Sie sich auf den Inseln der Gedankenleser befinden."

Dies waren die Umstände, unter denen ich mit diesem außerordent-

Digitized by Google

lichen Völkchen bekannt wurde. Da der Dolmetsch vermöge seines Amtes die erste Sorge für Schiffbrüchige der sprechenden Nationen zu übernehmen hatte, nahm ich seine Gastfreundschaft in Anspruch, und brachte einige Tage unter seinem Dache zu, bevor ich mit dem Volke in nähere Beziehungen trat. Meine ersten Eindrücke waren einigermaßen niederdrückend gewesen, da ich nicht umhin konnte, Leute, welche die Gabe besaßen, die Gedanken anderer zu lesen, als der übrigen Menschheit überlegene Wesen anzusehen. Die erste Bemühung des Dolmetschs bestand indessen darin, mir diese Empfindung zu benehmen. Aus seinen Darlegungen ging hervor, daß die Fähigkeit der Gedankenleser bloß als eine Beschleunigung des allgemein menschlichen Entwickelungsganges zu betrachten sei, und daß mit der Zeit die Unterdrückung der Sprache und die Ersetzung derselben durch directen geistigen Verkehr bei allen Völkern eintreten werde. Die vorausgeeilte Entwickelung der Bewohner dieser Inseln habe ihren Grund in ganz besonderen Ereignissen, und in den Voreltern, von denen sie abstammten.

Beiläufig drei Jahrhunderte vor Christus unternahm einer der parthischen Könige von Persien, aus der Dynastie der Arsakiden, in seinem Königreiche eine Verfolgung der Wahrsager und Magier. Diese Leute wurden von dem abergläubischem Volke als mit übernatürlichen Kräften ausgestattet angesehen, waren aber in der That nichts weiter, als mit besonderen Gaben auf dem Gebiete des Hypnotismus, des Gedankenlesens, der Gedankenübertragung und ähnlicher Fähigkeiten ausgestattete Personen, welche diese Gaben zu ihrem Vortheile ausbeuteten.

Da der König selbst die Wahrsager zu sehr fürchtete, um sich an ihrem Leben zu vergreifen, entschloß er sich, dieselben zu verbannen, und schiffte sie zu diesem Ende mit ihren Familien nach Ceylon ein. Als sich indessen die Flotte bereits in der Nähe dieser Insel befand, wurde sie von einem gewaltigen Sturme aus einander getrieben, und eines von den Schiffen scheiterte, nachdem es der Sturm viele Tage vor sich her getrieben, an einer der Inseln des kleinen Archipels fern im Süden, und die Ueberlebenden ließen sich auf derselben nieder. Natürlich hatten auch die Nachkommen der mit so besonderen Gaben ausgerüsteten Verbannten außerordentliche geistige Kräfte, die sich im Laufe der Zeit in höherem Grade entwickelten.

Da sie es sich vorgesetzt hatten, eine neue und der bisherigen überlegenene Gesellschaftsordnung zu begründen, hatten sie die Entwickelung ihrer Fähigkeiten auch durch ein überaus strenges System der Zuchtwahl begünstigt. Die Folge war, daß nach wenigen Jahrhunderten das Gedankenlesen bei ihnen so allgemein wurde, daß die Sprache als Mittel die Gedanken auszutauschen, gänzlich außer Gebrauch kam. Viele Generationen hindurch war der Gebrauch der Sprache noch dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt, allmählich aber begannen die Sprachwerkzeuge zu verkümmern, und nach einigen Jahrhunderten war die Gabe der Sprache ganz verloren gegangen. Nur die Kinder ließen während der ersten Monate nach der Geburt noch unartikulirte Laute vernehmen, in dem Alter, in dem bei weniger entwickelten Völkern diese Laute zu artikulirten werden, stellte sich jedoch die Fähigkeit der unmittelbaren geistigen Mittheilung ein, und die Versuche, sich der Stimme zu bedienen, hörten damit naturgemäß auf.

Die Thatsache, daß die übrige Welt von der Existenz der Gedankenleser niemals Kenntniß erlangt hatte, erklärte sich durch die folgenden zwei Umstände. Erstlich war die Inselgruppe sehr klein, und in einem Theile des Indischen Oceans gelegen, der von dem gewöhnlichen Kurse der Schiffe unberührt blieb. Zweitens war der Zugang zu den Inseln durch mächtige Strömungen und eine Menge vorliegender Klippen und Riffe so außerordentlich gefährlich, daß es beinahe unmöglich war, daß ein Schiff anders denn als Wrack das Gestade hätte erreichen können. Und in der That war in den zweitausend Jahren seit der Gedankenleser eigener Ankunft kein Schiff heil an ihre Inseln gelangt, und die „Adelaide" war in der Reihe der Wracks das hundertdreiundzwanzigste gewesen.

Abgesehen von Gründen der Menschlichkeit, ließen es sich die Gedankenleser in hohem Grade angelegen sein, die Schiffbrüchigen gut aufzunehmen, denn nur von ihnen allein konnten sie durch die Dolmetsche etwas über die Außenwelt erfahren. Die so eingezogenen Erkundigungen waren allerdings in sehr vielen Fällen geringfügig genug, wenn der einzige Ueberlebende eines gescheiterten Schiffes irgend ein ungebildeter Matrose war, der außer den letzten Blüthen der Matrosenflüche keine Neuigkeit zu melden wußte. Meine Gastfreunde versicherten mich dankbaren Gemüths, daß sie mich als einen Mann von einiger Bildung wie eine wahre Gottesgabe betrachteten. Und meine Aufgabe bestand in nichts Geringerem, als ihnen die Geschichte der Welt während der letzten zwei Jahrhunderte zu erzählen, wobei ich gar oft um ihretwillen bedauerte, dieselbe nicht genauer studirt zu haben.

Das Amt des Dolmetschs existirt lediglich zum Behufe des Verkehrs mit Schiffbrüchigen der sprechenden Nationen. Sobald, wie es zuweilen vorkommt, ein Kind geboren wird, welches einige Anlagen zum Sprechen zeigt, wird es von den übrigen Kindern abgesondert, und in der Schule des Dolmetschs ausgebildet. Natürlich macht die theilweise Verkümmerung der Sprachorgane, an welcher auch die besten Dolmetsche leiden, die Aussprache vieler Laute zur Unmöglichkeit. Keiner von ihnen kann z. B. ein „v", „f" oder „s" aussprechen, und was den Laut „th" betrifft, ist es fünf Generationen her, seit der letzte Dolmetsch lebte, der ihn hervorbringen konnte. Und wenn nicht zuweilen von den Schiffbrüchigen Ehen mit den Einheimischen geschlossen worden wären, hätte aller Wahrscheinlichkeit nach der Vorrath an Dolmetschen längst erlöschen müssen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Das System Joseph.

Zu den hehrsten und heiligsten Aufgaben der Schule gehört die, sämmtliche Bücher dem Schüler zu verleiden, mit denen er, von Untersexta bis Oberprima, gelangweilt worden ist. Gelangweilt aber wird er wiederum mit sämmtlichen Büchern, die er überhaupt in die Hand kriegt, nicht mit Cornelius Nepos allein, über dessen Reize auch von den Erwachsenen mancher Mann manchmal recht skeptisch denkt, sondern auch mit dem sehr amusanten Ovid, von dem der böse Lessing behauptet, daß ihn, wie die kleinen Knaben, auch die großen Lehrer nicht verstehen. Ganz unglaubliche Leistungen werden in dieser Beziehung von dem richtigen Durchschnittmagister vollbracht. Wir hatten einen, der uns in das vierte Buch des glänzenden Erzählers Titus Livius mit den unvergeßlichen Worten einführte: „Dieses Buch hat die Römer ganz besonders entzückt — na, nun gehen wir weiter!" Syntax und Grammatik wurden fortgedroschen und das besondere Entzücken der Römer an ihrem Thiers blieb uns ein undurchdringliches Räthsel.

Für weitere Beispiele wird jedes Einzelnen Erfahrung zur Genüge sorgen; man braucht nur sich zu erinnern, wie schwer es einem später wurde, eines der herrlichen Werke wieder zur Hand zu nehmen, deren Bekanntschaft man im syntaktischen Hundetrab gemacht hatte. Die Mehrzahl weicht ihr Leben lang diesen verstaubten Jugendfreunden sorgfältig aus und bringt sich dadurch um die stärksten und feinsten Genüsse. Unsere sogenannten Klassiker danken ihre heutigen Theatererfolge nicht dem Ausstattungsschwindel allein, sondern auch ihrer Neuheit für das humanistisch oder realistisch gebildete Publikum. In den Klassen hat man die Klassiker verkennen gelernt, später werden die verschiedenen sämmtlichen Werke, zur Einsegnung meist und auch wohl für den Weihnachtstisch des höheren Knaben, angeschafft, aber nicht gelesen und in einer bunt aufgeputzten Bühnendarstellung wirken sie dann mit dem frischen Reiz einer Novität, fast als wären's Stücke von Sudermann oder Blumenthal. Sind denn das wirklich diese ledernen Jambensammlungen, die der Herr Ordinarius uns so erfolgreich verekelt hat? Wenn ich in mein eigenes Herz greife, wo man schließlich doch immer am besten Bescheid weiß, so befürchte ich sehr, meine beinahe unausrottbare Abneigung gegen Schiller's romantisch-somnambule Jungfrau stammt noch aus Obertertia, von jenen schrecklichen Stunden, da ein feuriger Philologe uns abwechselnd den Bastard und das Mädchen von Orléans las.

Diese Segnungen einer Pädagogie, die selbst den alten Homer allzu häufig zum Schlafen bringt, sie haben auch auf das Buch der Bücher sich erstreckt. In schönem Verein sind Religionsstunden und Confirmandenunterricht bemüht, auch die Bibel dem wohlerzogenen Menschen gründlich zu verleiden. Mit einem frommen Sprüchlein und mit sauber gestickten Lesezeichen geziert, steht breit und stattlich das billige Buch da, man citirt es wohl auch, aber man kennt es nicht. Mir mindestens ist es so ergangen: erst neuerdings hat eine Orientfahrt zum alten, der heilige Rock zum neuen Testament mich zurückgeführt und die Stunden sind mir nicht verloren, in denen ich diesen mächtigen Besitz innerlich erwarb.

Von den ernsthaften Eindrücken dieser Lectüre möchte ich nicht erzählen. Da ließe über die moralische Weltanschauung des alten Testaments ein sehr merkwürdiges Kapitel sich schreiben, wenn wir nicht wieder einmal in den Wendekreis der frommen Soldaten getreten wären, die in hellen und dunklen Erdtheilen mit Bibel und Schwert jetzo Wunder verrichten. Gerade zum Herbst aber ist ein längerer Aufenthalt in Plötzensee wirklich nicht wünschenswerth. Darum gelte Pauli opportunistisches Wort an die Epheser (5, 16): Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit, darum seien wir harmlos — der Staatsanwalt geht um und hat selbst die tugendhafte „Nationalzeitung" wegen groben Unfuges mit zwanzig Silberlingen gepönt.

Hier stock' ich schon und zage: ob es am Ende auch in das schier grenzenlose Bereich des groben Unfuges fällt, wenn ich meine Antipathie gegen Joseph unumwunden bekenne, der doch ein hoher Staatsbeamter, etwas wie ein ägyptischer Böttticher, war und ein Mann von vielen

Digitized by Google

Graden? Schon um des Herrn Corrector Willen sollte mir's leid sein, wenn wir gemeinsam wegen Joseph-Beleidigung vor unserem Richter stehen müßten. Aber schließlich darf man doch auch nicht gar zu furchtsam sein, sonst bleibt als einziges Thema noch die Hymne auf des Kaisers Vollbart übrig, und dafür laß ich die Herren Hofpoesielieferanten sorgen ...

Also: diesen Joseph finde ich unausstehlich, einen Carrièremacher und Streber übelster Sorte. Seinem Vater, dem dunklen Ehrenmanne, muß man viel verzeihen, denn er ist viel geliebt worden, geliebt im erschöpfenden Sinne des alten Testaments. Der arme Jakob erfreute sich des behaglichen Besitzes von vier Frauen: neben Rahel und Lea mußte er noch die beiden Kebsmägde Silpa und Bilha versorgen und deshalb erscheint seine darwinistische Gaunerei gegen den auch nicht unanfechtbaren Gutsbesitzer Laban in milderem Lichte; ganz im Geiste Bebel's wandte er die naturwissenschaftliche Methode an, um die auch damals schon brennende Lohnfrage zu lösen. Seinem Samen aber entsproß zunächst eine feine Familie, deren sauberstes Früchtchen entschieden der Musterknabe Joseph war. Der jenseits von Gut und Böse und von unnützlichem Moralisiren sich fern haltende Stil der Moses-Bücher, der auch mit Joseph sehr glimpflich verfährt, liefert dennoch dem', der zu lesen versteht, ein recht umfangreiches Material zur Charakteristik des holden Sprossen Israel's. Zuerst ein Nesthäkchen und des auf späte Kraftbethätigung höchst stolzen Papas Verzug, dann ein kleiner Denunziant — eine Petze nennt man's in der Schule —: „Und der Knabe war bei den Kindern Bilha's und Silpa's, seines Vaters Weibern, und brachte vor ihren Vater, wo ein böses Geschrei wider sie war." Dabei arrogant, eitel, von Macht träumend und im bunten Rock einherstolzirend: wirklich, die schlimmen Brüder konnten auf mildernde Umstände einigen Anspruch erheben, als sie den Bengel verschacherten.

Josephchen aber fiel auch in Egypten auf die Beine. Er wußte sich beim Herrn Kämmerer Potiphar Liebkind zu machen, „also daß er Gnade fand vor seinem Herrn" und eine Art von Faktotum ward. Und zehn gegen eins ist zu wetten, daß er auch der gnädigen Frau wacker den Hof machte, mit schmachtenden Blicken, mit ehrerbietigen Handküssen und schneidiger Süßholzraspelei. In der Lebensberechnung solcher petits féroces ist immer irgendwo eine Frau zu finden. Wie wäre auch sonst Madame Potiphar auf ihren ehrenvollen Antrag verfallen. Der Schöne aber war furchtsam und wollte, im Gegensatz zu anderen Verwaltungsbeamten, einmal durch Keuschheit Carrière machen. Darum ließ er der erwartungsvollen Frau seinen Mantel und lief davon, wahrscheinlich, um von dem Manne eine klingende Belohnung für bewiesene Tapferkeit vor dem verlockenden Feinde zu erwinseln. Diesmal war nun die Frau früher aufgestanden, jedenfalls aber war das Benehmen des Schönen eine gräßliche Tactlosigkeit. So etwas thut man doch nicht ...! Il y a des services qui ne se refusent pas ...

Im Gefängniß wiederum nistete der schlaue Hirte sich beim Herrn Amtmann ein, „daß er ihm unter seine Hand befahl alle Gefangene im Gefängniß, auf daß Alles, was da geschahe, durch ihn geschehen mußte." Abermals also eine hübsche Vertrauensstellung. Wie er es dann durch Traumdeuterkünste und Schmeichelei so herrlich weit gebracht, diese bekannte Geschichte braucht hier nicht aufgewärmt zu werden. Der strebsame Knabe sah sich am Ziel seiner Wünsche: in weißer Seide, mit einer goldenen Kette und einem kostbaren Ringe schritt er einher, der bewunderte Vicekönig von Aegypten, der unausstehlich correcte Tugendbold. Seine genialste Leistung aber sollte erst noch kommen, die nämlich, durch die er in der Weltwirthschaftsgeschichte Epoche gemacht hat und die nun, 5000 Jahre später, in zwei Welttheilen zu neuen Ehren gelangt ist. Der kluge Zeitungleser weiß natürlich bereits, daß ich von der Einführung der Getreidezölle sprechen will.

Joseph's Einfall übertraf seines Vaters großen Paarungsschwindel noch ganz beträchtlich. Vater Jakob hatte nur seinen Lämmerbestand vermehrt, Jakob's Sohn führte die directen und indirecten Steuern zugleich ein und verschaffte seinem bequemen Pharao ein lenksames, durch die Hungerpeitsche gefügig gemachtes Volk. Er erfand auch, ehe noch an John Law zu denken war, die Speculation und den „Getreide-Corner", von dem uns jetzt so erschrecklich viel Erschreckliches berichtet wird. Zuerst wurden alle Völker gezwungen, zu josephinischen Preisen ihr Korn von Aegypten zu kaufen, allwo man im Ueberfluß für die Theuerungsjahre gespart hatte (1. Mose 41. 47—57). Dann, nachdem Jakob und die Jakobssöhne im Lande Gosen standesgemäß untergebracht und durch den eigens dazu erfundenen Protectionismus überreichlich mit Nahrungsmitteln versehen waren, nahm die weit ausgreifende soziale Reform ihren lustigen und vorurtheillosen Fortgang. Pharao's Hausmeier stapelte alles vorhandene Geld in einem biblischen Juliusthurm auf, und als das hungernde Volk nach Brod schrie, nahm er ihm zunächst die Pferde, Schafe, Rinder und Esel ab und machte, da der Nothstand zunahm, schließlich die Besitzlosen zu Leibeigenen. Und ward also das Land Pharao eigen. „Da sprach Joseph zu dem Volk: Siehe, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao; siehe, da habt ihr Samen, und besäet das Feld; und von dem Getreide sollt ihr den Fünften Pharao geben; vier Theile sollen euer sein, zu besäen das Feld, zu eurer Speise, und für euer Haus und Kinder. Sie sprachen: Laß uns nur leben, und Gnade vor dir, unserem Herrn, finden; wir wollen gern Pharao leibeigen sein. Also machte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Aegypter Feld, den Fünften Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das war nicht eigen Pharao" (1. Mose 47. 13—26).

Ist das nicht einfach himmlisch und himmlisch einfach? Mit einer hohen Geistlichkeit fand er sich ab, die nothleidende Landwirthschaft wurde unterstützt, die liebe Familie hatte was Gutes in Ruhe zu schmausen, das Volk war mit des Mangels Stricken in's Joch gespannt, und was die Theuerung betraf, nun, da wartete Excellenz Joseph eben die „historische Entwickelung" ab, wie es im ägyptischen Reichsanzeiger geheißen haben mag. Israel aber wohnte im Lande Gosen, „und hatte es inne, und wuchsen und mehreten sich sehr." Und als Joseph mit hundertundzehn Jahren zu sterben kam, da salbeten sie ihn und legten ihn in eine Lade in Aegypten, und wenn er gut balsamirt war, dann liegt er da noch heute.

Der Versuchung, die Moral von der Geschichte für die Tage des russischen Roggenausfuhrverbotes zu ziehen, widersteht der Tapfere, den groben Unfugparagraphen treu im Gedächtniß tragend. Auch danach will ich hier nicht fragen, wann endlich der neue König kommt in Aegypten, der nichts wissen wird von Joseph (2. Mose 1, 8). Unbegreiflich aber ist es mir, wie der Freiherr von Hammerstein Antisemit sein kann, da er unter allen Bibelhelden keinen doch höher schätzen sollte, als den geriebenen Jacobssohn, den agrarisch-protectionistischen Finder und Erfinder des System Joseph.

Apostata.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

In Nr. 20 der „Gegenwart" (16. 5. 91) ist der Verfasser des Artikels „Feldmarschall Moltke" doch in einem ganz bedeutenden Irrthum befangen, wenn er die Anzahl der bei Sedan gefangenen Franzosen auf 175,000 Mann angibt. Nach Generalstabswerk S. 1294 wurden in der Schlacht 3000 Franzosen getödet, 14,000 verwundet, 21,000 gefangen, in Folge der Capitulation kriegsgefangen 83,000, in Belgien entwaffnet 3000. In Summa 124,000 Mann. Die durch die Uebergabe von Metz kriegsgefangene Armee betrug allerdings noch 173,000 Köpfe.

Ich bezweifle ferner sehr, daß Moltke den damaligen Generalmajor von Stiehle „Eure Excellenz" angeredet haben soll.

Diese „wenig bekannte" Aeußerung dürfte in ihrem Wortlaut, trotz der Anführungszeichen wohl nur auf einer Erfindung beruhen.

Hochachtungsvoll

Görlitz, d. 16. August 1891. Major Berghaus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W.,
Calmstrasse 7.

Digitized by Google

Inserate.

Sensationell!

Soeben erschien:

In Hölle und Schattenreich.

Litterarische Teufeleien

von

Georg Ruseler.

Preis 75 ₰.

Varel a. d. Jade. **J. W. Acquistapace.**

Mitte August erscheint in meinem Verlage:

Theodor Körner.

Festschrift

zum 100jährigen Geburtstage des Sängers und Helden

von

Dr. G. Kreyenberg.

Mit zahlreichen authentischen Porträts und anderen Illustrationen.

Geheftet 2 ℳ 40 ₰; geb. 4 ℳ.

Dresden, 5. August 1891.

L. Ehlermann.

Neueste Romane

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mittagsgöttin.

Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart von

Wilhelm Bölsche.

3 Bände. Preis geh. ℳ 8.—; fein geb. ℳ 11.—.

Wozu?

Roman von

Robert Byr.

2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Unter südlichem Himmel.

Roman von

Ferdinand Schiffkorn.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Werke von Wilhelm Raabe.

Verlag von **Otto Janke** in **Berlin**, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Hungerpastor. 5. Aufl. Preis geb. 5 ℳ.
Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge. 3. Aufl. Preis geb. 5 ℳ.
Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2. Aufl. Preis geb. 4 ℳ.
Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Preis geb. 7 ℳ.
Der Dräumling. Preis geb. 6 ℳ.

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Soeben erscheint:

Die

Cis-moll-Sonate

Von

Gerhard von Amyntor

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." Ps. 127, 3.

Preis 60 Pfennige.

Verlag von **Victor Ottmann** in **Leipzig.**

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Paul Hüttig, Verlagsbuchhandlung, **Berlin**, Anhaltstrasse 6.

MÜNZ, Dr. Sigmund, **Aus Quirinal und Vatikan.** Studien und Skizzen. 210 S. 8°. eleg. geh. M. 4,50.

BULLE, Dr. Oskar, **Dante's Beatrice** im Leben und in der Dichtung. 140 S. 8°. eleg. ausgestattet M. 2.50.

BIER, Theodor, **Glaube und Wissenschaft.** Eine Streitschrift. 4 Bg. gr. 8°. M. 1,—.

KOCH, Dr. R., **Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre.** Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion. 266 S. 8°. eleg. geb. M. 4,50.

Beste Reise- und Bade-Lectüre.

Romane von Theophil Zolling.

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Vierte Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

Coulissengeister.

Ein Theater-Roman.

(☞ Erscheint demnächst. Bestellung durch alle Buchhandlungen. ☜)

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig.**

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** 2 Bände. Octav-Format. 30 Bogen. Geheftet 8 Mark. In einem Band elegant gebunden 10 Mark.

Genau zehn Jahre nach dem am 15. Mai 1881 erfolgten Tode Franz Dingelstedt's erscheint das obige litterarische Denkmal des liebenswürdigen Dichters und genialen Theaterleiters, der noch immer einen ungemein zahlreichen Kreis von treuen Freunden und Verehrern zählt und dessen Schriften einen dauernden Platz in der deutschen Literatur behaupten werden. Mit inniger Liebe, mit herzlichster Freundschaft und feinstem Verständniß für die Natur Dingelstedt's hat Julius Rodenberg das Bild seines berühmten Landsmannes als Mensch wie als Poet gezeichnet, und diese liebevollen Schilderungen, die Dingelstedt als Schüler und Schulmeister, als kosmopolitischen Nachtwächter und Geheimen Hofrath, als Theaterleiter in München, Weimar und schließlich in Wien behandeln, enthalten so viel fesselndes und neues Material, daß sie auf regstes Interesse in den weitesten Kreisen rechnen dürfen, nicht zuletzt wohl bei den früheren Abnehmern der „Gesammelten Werke" Franz Dingelstedt's.

Berlin W., Lützowstr. 7. **Gebrüder Paetel.**

Rich. Kahle's Verlag (Inh.: Herm. Oesterwitz), Dessau-Leipzig.

Soeben erschien:

Die Wendische Krone.

Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten.

Von

Jean Bernard Muschi.

Preis M. 1.—.

„. . . Eine vorzügliche Dichtung, die sich den besten Schöpfungen an die Seite stellen kann, der Erfolg kann Ihnen nicht fehlen, das Stück wird sicher über viele Bühnen gehen . . ." H. S.

In meinem Verlage ist eben erschienen:

Modernes Reisen.

Die Orientfahrt

der

Augusta Victoria

von

H. E. Wallsee.

Lexikon-Oktav. 11 Bogen mit 49 Bildern.

Geh. 5 ℳ.

Otto Meißners Verlag in **Hamburg.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 5. September 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Zur Frage der Weltausstellung in Berlin. Von Georg Bobertag. — **Literatur und Kunst:** Zur Erinnerung an Meyerbeer. Von Heinrich Röckner. — Ein Buch über Ludwig Feuerbach. Von B. Carneri. — **Feuilleton:** Auf der Insel der Gedankenleser. Von Edward Bellamy. Autorisirte Uebersetzung von Ottmar Dittrich. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eine Denunciation. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zur Frage der Weltausstellung in Berlin.

Von Georg Bobertag.

Das bevorstehende Winterhalbjahr wird voraussichtlich die Entscheidung darüber bringen, ob die seit Begründung des Deutschen Reiches wiederholt aufgeworfene und immer wieder vertagte Frage der Veranstaltung einer Weltausstellung oder doch einer deutsch-nationalen Gewerbeausstellung in Berlin noch in diesem Jahrhundert durch die Ausführung des Planes ihre Lösung finden wird oder nicht.

Wenn man die Prosperität der Geschäftslage als die nothwendige Vorbedingung für die Beantwortung der Ausstellungsfrage in bejahendem Sinne ansieht, so muß allerdings die Gegenwart und wohl auch die nächste Zukunft als besonders ungünstig für die Fragestellung bezeichnet werden, ja dann lohnt es sich eigentlich kaum, die Frage überhaupt zu stellen. Die Geschäftslage ist für die deutsche Industrie und den deutschen Handel zur Zeit eine ganz außerordentlich gedrückte und wird es allem Anschein nach noch für längere Zeit bleiben. In Folge politischer Constellationen, in Folge der Zoll- und Absatzverhältnisse im Auslande, in Folge der durch elementare Ereignisse eingetretenen Vertheuerung der Weltmarktpreise für die unentbehrlichsten Lebensmittel, zum Theil auch in Folge der sozialen Bewegungen hat sich der deutschen Geschäftswelt in Industrie und Handel eine Niedergeschlagenheit und Zurückhaltung bemächtigt, wie sie lange nicht wahrnehmbar gewesen ist, und selbst der ruhigste, von pessimistischer Gespensterfurcht am weitesten entfernte Beobachter der Zeitläufte wird zugeben, daß diese Stimmung zum guten Theil in den Thatsachen ihre Rechtfertigung findet.

Schon wiederholt ist gelegentlich früherer Versuche, eine große Ausstellung aller Industrieerzeugnisse in Deutschland zu Stande zu bringen, von den Gegnern solcher Ausstellungen die momentan gedrückte Geschäftslage gegen die Ausführung des Ausstellungsplanes mit Nachdruck und wohl auch mit Erfolg in's Treffen geführt worden. Die Vertagung auf „bessere" Zeiten war stets ein willkommener Ausweg, ohne prinzipielle Ablehnung jeder Ausstellung, praktisch doch die deutsche Ausstellung zu vereiteln und es darf wohl mit Sicherheit erwartet werden, daß auch bei den in nächster Zeit bevorstehenden Erörterungen über das Für und Wider die alten Ausstellungsgegner recht nachdrücklich die schlechten Zeiten gegen den Beschluß, noch im Laufe dieses Jahrhunderts den Ausstellungsplan zu verwirklichen, geltend machen werden.

Es ist deshalb, nachdem nun einmal in aller Form die Frage: soll Deutschland noch in diesem Jahrhundert eine Weltausstellung oder eine deutsch-nationale Gewerbeausstellung veranstalten und darüber in der nächsten Zeit sich schlüssig machen? — auf die Tagesordnung gebracht ist, gewiß angezeigt, auch die Vorfrage genau zu erörtern: steht die derzeitige ungünstige Geschäftslage dem Entschluß zur Ausstellung entgegen oder nicht?

Sucht man historisch, oder sagen wir auch statistisch, festzustellen, wie die deutschen Gewerbetreibenden sich zu dieser Vorfrage bisher geäußert haben, so tritt uns die allerdings nicht gerade ungewöhnliche Erscheinung entgegen, daß die geäußerten Urtheile sich schroff widersprechen. Ohne die Urtheilsfähigkeit der verschiedenen Parteien — man gestatte diesen Ausdruck — an und für sich verschieden bewerthen zu können, hört man die Einen, wie bereits erwähnt, die schlechte Geschäftslage als Ablehnungsgrund gegen den Ausstellungsplan geltend machen, während von Anderen es gerade in Rücksicht auf die schlechte Geschäftslage als erwünscht bezeichnet wird, sich für die Ausstellung zu entschließen. Noch Andere stehen gewissermaßen in der Mitte und glauben, im Vertrauen auf den erfahrungsgemäßen Wechsel von Prosperität und Depression im Geschäftsleben wegen der momentan schlechten Zeiten nicht von dem Entschluß zu einer doch erst mehrere Jahre später stattfindenden Ausstellung abrathen zu sollen. Wer in den letzten Jahrzehnten sich ein klein wenig mit den praktischen volkswirthschaftlichen Fragen beschäftigt hat und in den statistisch-mechanischen Ergebnissen sogenannter Enqueten allein den lauteren Quell der Wahrheit zu finden hoffte, der wird, wenn es ihm wirklich um Erkenntniß der Wahrheit, nicht um ein rein formelles Abstimmungsresultat zu thun war, doch wohl zur Ueberzeugung gelangt sein, daß es eine Urtheilsfindung geben muß, die sich in gewissem Sinne über solche Enqueteergebnisse stellt und von allgemeinen Gesichtspunkten aus, wenn auch unter voller Würdigung des durch die Enqueten gelieferten Materials, selbständig das, was richtig ist, zu erkennen sucht. Wir unsererseits nehmen dies Recht, diese selbständige Prüfung angesichts der sich so schroff widersprechenden Ansichten in den sogenannten Interessentenkreisen für die unabhängige Journalistik entschieden in Anspruch, ohne unser Urtheil irgendwie für unfehlbar zu halten. Im Gegentheil können wir nur recht dringend bitten, wo dies nöthig erscheint, uns eines Besseren zu belehren. Wir werden dankbar jeden Einwand aus dem Leserkreise entgegennehmen und ihn als ein Mittel, der Wahrheit immer näher zu kommen, gebührend würdigen.

Nach dieser etwas langen aber im Interesse der objectiven Behandlung unserer Frage von Seiten der Leser nöthigen, Einleitung müssen wir von vorn herein erklären, daß wir die momentan ungünstige Geschäftslage in Industrie und Handel nicht für einen stichhaltigen Grund aner-

Digitized by Google

kennen, den Entschluß zur Veranstaltung einer Weltausstellung oder großen deutsch-nationalen Ausstellung in Deutschland nochmals zu vertagen.

Wir sehen hierbei von der Hoffnung auf den Wechsel der Zeiten ganz ab. Diese Hoffnung ist ja sehr viel werth im Wirthschaftsleben der Völker wie der Einzelnen, sie „läßt nicht zu Schanden werden", aber in unserem Falle kann sie nicht viel nützen. Ist die Veranstaltung der geplanten Ausstellung wirklich eine Sache, die durchaus geschäftlich gute Zeiten als nothwendig voraussetzt, ein Luxus, oder sagen wir vielleicht ein außerordentlicher „Coup", den man sich nur bei hochgehender Wirthschaftswoge erlauben darf, dann wäre es unserer Meinung nach immerhin leichtsinnig, jetzt, bei dieser ausgesprochenen Depression des Geschäftslebens, für 1895 oder 1896 einen solchen außerordentlichen Coup zu beschließen. Weiß man doch nicht, ob nach 4 oder 5 Jahren die Lage nicht noch gedrückter sein wird, als sie heute ist, selbst wenn sie inzwischen wieder einmal in die Höhe gegangen sein sollte. Wir würden das für leichtsinnig halten, aber wir halten eben in Wirklichkeit die geplante Ausstellung in diesem Falle nicht für einen solchen Luxus, durchaus nicht für „einen extraordinären Coup", den man sich nur in Zeitläuften erlauben darf, in denen, wie man zu sagen pflegt, das Geld auf der Straße liegt: Wir halten die Veranstaltung der geplanten Ausstellung in Deutschland, und zwar als der ersten und letzten, für einen dringend empfehlenswerthen Versuch, bestehende ungesunde Verhältnisse zu bekämpfen, welche, mag die Woge der Weltwirthschaft hoch oder nieder gehen, das deutsche Wirthschaftsleben schwer benachtheiligen, Verhältnisse, welche in Zeiten der Prosperität uns hindern, den vollen Antheil von der Güte dieser Zeiten für uns zu nehmen, und in Zeiten der Depression besonders drückende, besonders gefährliche Complicationen für uns bedingen. Die geplante erste und einmalige großartige Ausstellung in Deutschland bedeutet für unser Wirthschaftsleben eine erste und einmalige wohl vorbereitete „Kur" zur Kräftigung seiner Functionen nach innen und außen, sie soll dagegen nicht bedeuten den Anfang eines gewohnheitsmäßigen, unnöthigen, kostspieligen Kurgebrauchs, wie ihn auf dem Gebiete des Ausstellungswesens ebenso wie auf dem der Bäder- und Luftkuren in der That nur die sich erlauben sollten, die viel Geld zum Vergnügen auszugeben haben.

Aber wirthschaften wir denn unter kurbedürftigen Verhältnissen? Und ist, wenn dies zutrifft, die große Ausstellung die indicirte Kur?

Wir wollen hier gewiß keine hohe Politik treiben, nur ganz bescheiden wollen wir unsere Meinung dahin aussprechen, daß trotz Dreibund, trotz allen politischen Ruhms seit 25 Jahren, trotz all' unseres Strebens und Werbens für den Frieden der Welt und um die Liebe der Völker, uns doch eigentlich Niemand recht leiden mag, daß namentlich wirthschaftlich Niemand, wenn es ginge, mit uns zu thun haben möchte. Wenn man nachhaltigen Anschauungen und Gesinnungen der Völker nachspürt nicht momentan durch äußerliche Ereignisse angefachten Sympathien, so muß man eigentlich erschrecken darüber, wie entsetzlich wenig der Deutsche und das Deutsche beliebt und geschätzt ist selbst bei den Bevölkerungen der uns politisch am engsten befreundeten Staaten. Ausnahmen bestätigen dabei nur die Regel. Wir wollen nicht untersuchen, durch welche politischen Thaten, Maßregeln und Gepflogenheiten unsererseits dies verschuldet ist, oder ob überhaupt von einem Verschulden gesprochen werden kann. Wenn eine Nation in 25 Jahren politisch solchen Machtzuwachs gewinnt, wie die deutsche, so ist vielleicht dadurch allein schon die geringe Liebe, die sie im internationalen Verkehr genießt, erklärt. Das Ansehen, welches der Deutsche und das Deutsche heute in der Welt genießt, ist so hoch erhaben über dem, welches man ihm vor 25 Jahren hier und da zu schenken beliebte, daß man sich kaum noch vorstellen kann, wie das damals war. Aber gerade weil das um so viel anders geworden ist und weil wir uns entsprechend der politischen Entwickelung darauf eingerichtet haben, auch wirthschaftlich als Weltmacht zu leben, und weil wir gar nicht mehr anders wirthschaften können, deshalb brauchen wir auch für unsere wirthschaftliche Leistung, für unsere industrielle Production vor Allem die Sympathie, die Hochschätzung, ja, in gewissem Grade die Bewunderung, nicht einzelner absonderlicher Kenner unserer Verhältnisse, nein, aller an der Weltwirthschaft betheiligten Nationen. Und wir brauchen dieses gewisse Maß der Bewunderung auch nicht etwa nur für einzelne absonderliche Zweige unserer Arbeit, wir brauchen diese Bewunderung für das Gesammte unserer Leistung im Gewerbe, im Handel und in der Bodencultur, wir brauchen diese Bewunderung der Welt für unsere Gesammtleistung ganz ebenso gut, wie sie England und Frankreich für sich brauchen und — darüber dürfen wir uns doch nicht täuschen — thatsächlich in einem unendlich höherem Maße noch immer besitzen als wir. Es ist ja nur ein einzelnes Symptom unter vielen für diesen Mangel unserer Lage im Vergleich mit England und Frankreich, aber jedenfalls ein sehr bezeichnendes, wenn wir fast unverändert die Gewohnheit fortbestehen sehen, daß deutsches Fabrikat, und gerade das gute, das beste, mit Vorliebe auf dem Weltmarkte als englisches und französisches verkauft wird, während nicht in einer einzigen Waarenbranche der Gebrauch der deutschen Marke für englische und französische Fabrikate einen besseren Preis auf dem Weltmarkte zu bewirken im Stande ist. Das sind Zustände, an die sich sehr viele unserer Betriebe, ja in gewissem Sinne unser Handel und Gewerbe überhaupt gewöhnt haben, Zustände, deren Beseitigung deshalb für nicht Wenige eine mehr oder minder unbequeme Aenderung ihrer Geschäftsgepflogenheiten, vielleicht auch vorübergehend Mindergewinn bedeuten kann. Aber dadurch wird die Wahrheit des Satzes um gar nichts abgeschwächt, daß der fortdauernde „Mangel an Prestige" im Weltverkehr auf der deutschen Production als schwerer Mehlthau lastet, der beseitigt werden muß, wenn unser Wirthschaftsleben gesund functioniren, wenn es namentlich schlechte Zeiten, wie die jetzigen, ohne die krankhafte Entmuthigung durchmachen soll, die das ganze Erwerbsleben lähmt und jeden Unternehmungsgeist unterbindet. In der That, deprimiren muß es die deutsche Industrie, wenn es wahr ist, daß der Vertreter der Vereinigten Staaten Nordamerika's die Einladung nach Chicago mit dem schulmeisternden Rath begleitet hat, die deutschen Industriellen sollten nur etwas Ordentliches leisten, dann würden sie auch drüben besser behandelt werden. Das muß man sich sagen lassen nach all den gewaltigen Fortschritten der deutschen Technik, nach allen den gewissenhaften, jahrzehntelangen und thatsächlich erfolgreichen Bestrebungen fast auf allen Gebieten der deutschen Industrie, das muß man sich sagen lassen nach jahrzehntelangem, mühsamem, kostspieligem, rastlos geschäftigem, wenn auch oft recht kleinlichem Ringen durch Musterreisen, Reklamen und gegenseitiges Unterbieten seitens der Einzelnen? Es hat also Alles nichts geholfen, das „Prestige" ist immer noch nicht gekommen?

Und wenn wir so fortfahren, die Rolle als Industrielle zweiter Klasse auf dem Weltmarkt zu spielen und in dieser Rolle das uns unentbehrliche Exportgeschäft zu machen, dann kann doch ein hochgradig nachtheiliger Einfluß auf unsere wirkliche Leistung und Leistungsfähigkeit nicht ausbleiben. Wir gewöhnen uns daran, Fabrikate zweiter Klasse zu liefern, „billig und schlecht", die wir drüben verhökern so gut es geht — wenn das Glück gut ist, das Bessere unter fremder Marke. Es müssen schon jetzt gewisse Branchen, die viel exportiren, eingestehen, daß sie nur Zweitklassiges fabriziren und daß sie deshalb hauptsächlich Gegner des Ausstellungsgedankens sind, vielleicht in einzelnen Fällen auch deshalb, weil sie ihre am Weltmarkt unter fremder Marke gehenden besseren Leistungen nicht durch Demaskirung des deutschen Ursprungs im Preise drücken wollen oder in Rücksicht auf die ausländischen Zwischenhändler nicht drücken dürfen.

Vielleicht irren wir uns, aber aus dem, was wir in jahrelanger, von warmem Interesse zur Sache beseelter Beobachtung wahrgenommen haben, sind wir zu dieser Ueberzeugung gelangt und deshalb beantworten wir die Frage: Wirthschaften wir unter kurbedürftigen Verhältnissen? — entschieden mit ja!

Digitized by Google

Und nun die zweite der Vorfragen: ist die vorgeschlagene Ausstellung die indicirte Kur?! Auch diese können wir mit ja beantworten. Wir wollen damit nicht im Entferntesten sagen, daß die Kur auf alle Fälle den erwünschten Erfolg haben muß. Wenn man sie unrichtig anfängt und ungeschickt durchführt, wenn man die günstigen Nachwirkungen nicht bedachtsam zu sichern sucht und nicht Alles dazu thut, störende Allotria fern zu halten, dann können die Kurkosten vielleicht zum Fenster hinausgeworfen werden. Auch Krieg und andere gewaltsame Unterbrechungen des Wirthschaftslebens können natürlich alle Hoffnung zu nichte machen. Dagegen gibt es selbstverständlich keine Garantie.

Die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland veranstalteten Local-, Provinzial- und Landesausstellungen haben zum Theil anerkanntermaßen Erfolge gehabt, aber das, woran wir hauptsächlich kranken, den Mangel an Anerkennung und Bewunderung für unsere Leistungen auf dem Weltmarkt, den haben sie nicht zu heilen vermocht und den werden sie, in der alten Weise weiter veranstaltet, auch nach Jahrzehnten noch nicht zu heilen vermocht haben. Auch die Gesammtheit der nach einander in Deutschland abgehaltenen Fachausstellungen sind nicht im Stande gewesen, den Ruhm unserer Arbeit in alle Welt zu tragen, wie wir es jetzt nun einmal brauchen. Wir trauen darin nicht einmal der diesjährigen elektrischen Ausstellung all zu viel zu, so großartig auch in ihr die deutsche Leistung auf diesem speziellen Gebiet zur Darstellung gebracht wird. Die bahnbrechenden Pioniere in der Elektrotechnik sind Weltgrößen. Daß sie deutsch sind, gereicht uns und unserem Ruf in der Welt zum Vortheil, aber dazu ist eine Fachausstellung kaum nöthig. Auch ohne jede Ausstellung ist durch den Namen Werner von Siemens das „Prestige" der deutschen Elektrotechnik international in einem Maße begründet, daß, wenn auf allen anderen Gebieten, auf denen unserer Industrie Weltruf braucht, das Gleiche der Fall wäre, wir unter keinen Umständen eine große allgemeine Ausstellung zu machen nöthig hätten. Um so erfreulicher ist es, wenn heute unter den Befürwortern der Weltausstellung in Berlin Werner von Siemens voransteht. Für seinen Ruhm braucht er diese Ausstellung von allen unseren Größen am wenigsten, es ist das Ganze der deutschen Arbeit, für welche er den Nutzen von der Weltausstellung erwartet, es ist der Ruhm unserer nationalen Gesammtleistung, für welchen er die ihm in besonderem Maße aus der Durchführung des Unternehmens erwachsenden Opfer zu bringen bereit ist. Aber auch die deutsche Elektrotechnik ist ein Theil des Ganzen, auch sie leidet, wenn das Ganze dauernd krank ist, wenn sie die Ausnahme bleibt im Vergleich zu dem Ruf, den der deutsche Gewerbfleiß überhaupt in der Welt genießt.

Es ist lehrreich, auf die Umstände hinzublicken, unter denen im Laufe der Jahre 1885/86 der endgültige Entschluß zur Abhaltung der Pariser Weltausstellung 1889 zu Stande kam. Das französische Gewerbsleben befand sich gerade damals in einem Zustande arger Depression, die Klagen über die „schlechten Zeiten" waren gerade damals in Paris lauter, als sie es seit Menschengedenken unter friedlichen Verhältnissen je gewesen waren. Man fühlte in diesen schlechten Zeiten die Gefahr für das „Prestige" der französischen Leistung und man entschloß sich zur Weltausstellung als dem gegebenen Mittel zur Herstellung des „Prestiges". Der Erfolg hat gezeigt: mit Recht.

Was haben wir Deutschen wohl vor England und Frankreich voraus, daß wir allein vornehm dieses Mittels entrathen zu können glauben? England hat seine zwei, Frankreich noch mehr Weltausstellungen gemacht, und wir meinen, auch nicht einmal eine einzige nöthig zu haben, um das „Prestige", welches jene älteren Industrievölker besitzen, für uns erwerben zu können? Es ist ganz unrichtig zu sagen, weil England keine dritte Weltausstellung veranstaltet habe, ja es wäre Unrecht, wenn Frankreich seine Ausstellung 1889 unterlassen hätte, zu sagen, deshalb solle man in Deutschland auch seine erste Weltausstellung bleiben lassen. England glaubt zur Zeit, eine solche Kur nicht mehr zu brauchen, wie lange Frankreich ebenso denken wird, wissen wir nicht, aber Deutschland braucht sie, und mit jedem Jahre, um welches es dieselbe aufschiebt, wird der Erfolg zweifelhafter, die Kosten zum mindesten nicht geringer.

Es ist ganz richtig, daß der Arme sich nicht alle die Kuren gestatten kann, die der Reiche anwendet. Deutschland ist ärmer als England und als Frankreich, aber so arm ist Deutschland wirklich nicht, daß es für seine wirthschaftliche Gesundung sich scheuen müßte, es auch einmal mit einer Weltausstellung zu versuchen.

Und was für Deutschland in dieser Beziehung gilt, das gilt erst recht für Berlin als den Ort der zukünftigen deutschen Weltausstellung. Berlin hat auf alle Fälle einen großen geschäftlichen Gewinn von der Ausführung des Planes, und zwar so ausgesprochen, so unmittelbar, daß es, ohne leichtsinnig zu sein, das Risiko bis zu sehr beträchtlicher Höhe in erster Linie auf seine Schultern nehmen kann. Die deutsche Industrie muß unter allen Umständen verlangen, daß die Veranstaltung einer Weltausstellung in Berlin in großartigster, glänzendster Weise vorgesehen wird, sonst lohnt es für sie in der That nicht, ihrerseits die immerhin großen Ausstellerkosten zu opfern, sonst ist die Kur verpfuscht. Das Reich darf durch seinen allgemeinen Steuersäckel Berlin gar nicht von der Pflicht entlasten, in erster Linie den Löwenantheil des Risikos auf sich zu nehmen. Und Berlin hat's dazu. Die Finanzen der Stadt sind glänzend geordnet, der Etat weist gewohnheitsmäßig Ueberschüsse auf, Handel und Industrie haben in den letzten 25 Jahren die Kapitalkraft der Bevölkerung in erstaunlichem Maße erhöht. Berlin kann die Weltausstellung riskiren im großartigsten Maßstabe und es will dies gewiß auch — nur muß es im bevorstehenden Winterhalbjahr sich entschließen, seinen Willen in der greifbaren Form des Angebots der gehörigen Anzahl von Millionen Mark in die Wagschale zu werfen.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an Meyerbeer.

Von Heinrich Röckner.

Am 5. September dieses Jahres sind 100 Jahre verflossen, seit eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der modernen Kunstgeschichte, seit der Componist der „Hugenotten" Jacob Meyerbeer das Licht der Welt erblickt hat. Die großen Opernbühnen Deutschlands wie auch des Auslandes werden ohne Zweifel durch Aufführung einer oder mehrerer Werke dieses Mannes die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages festlich begehen. Wie wird sich aber die Presse zu diesem Jubiläum verhalten? Wird sonst die Säcularfeier eines berühmten Mannes, eines großen Künstlers begangen, so ist es die Aufgabe der Presse, das große Publikum davon zu unterrichten, wer der Mann gewesen ist, um dessen Säcularfeier es sich handelt, oder, falls sein Name allgemein bekannt ist, seine historische Bedeutung zu erklären, auf die Wichtigkeit und Schönheit seiner Werke hinzuweisen, die selbst oft schon dem Zahn der Zeit verfallen sind. Das ist in diesem Falle gar nicht oder erst in zweiter Reihe nöthig. Denn Meyerbeer theilt mit seinen hervorragendsten Kunstgenossen, mit den größten Componisten der Welt das seltene Schicksal, daß 100 Jahre nach seiner Geburt seine bedeutendsten Schöpfungen noch für sich selbst sprechen, daß sie sich noch vollständig lebendig erhalten haben. Jeder Theaterfreund, jeder Musikliebhaber hat alljährlich Gelegenheit, in allen Städten, die ein Opernensemble besitzen, sich mit einem oder mehreren der großen Bühnenwerke dieses Mannes bekannt zu machen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß der überwiegenden Mehrheit der heutigen Generation der Theaterbesucher vier der berühmten Opern Meyerbeer's wohlbekannt sind: „Robert der Teufel", „Die Afrikanerin", „Der Prophet" und vor Allem „Die Hugenotten". Dazu kommt noch, daß eine Anzahl einzelner Stücke aus diesen Opern als allseitig beliebte Nummern äußerst

Digitized by Google

häufig in den Programmen unserer populären Volksconcerte erscheinen.“ Auch in die Hausmusik des deutschen Volkes ist Meyerbeer durch eine Reihe von Phantasien und Transscriptionen für das Pianoforte eingedrungen. Wo Musik gemacht wird, ist der Name Meyerbeer bekannt. Wie lautet nun aber das Urtheil der Fachkritik in der Tagespresse oder in musikalischen Fachschriften, in Musiklexicis oder in musikgeschichtlichen Werken über diesen Mann? Sein glänzendes Talent wird wohl meistens anerkannt, dann aber werden er selbst und seine Werke als hohl, geistlos, effecthaschend und durchweg unkünstlerisch verdammt. Ein Theil der Musikschriftsteller behauptet ganz kühn der Wahrheit entgegen, daß die Werke Meyerbeer's nicht mehr wirkungsvoll sind; der andere, verständigere, wünscht und hofft nur, daß das Publikum bald dahin kommen wird, diesen „unwahren“, „ungesunden“ Kunsterzeugnissen den Rücken zu kehren. Als ein Beispiel dieser Art Urtheile, wie man sie bald in feinerer, bald in derberer Form überall zu lesen bekommt, sei hier das Endurtheil citirt, welches Hugo Riemann in seinem Musiklexikon über Meyerbeer abgibt. Es lautet: „Meyerbeer's Bedeutung liegt in seinen Opern und wird mit ihnen untergehen. Trotz unleugbar großartiger Momente verlieren dieselben heute mehr und mehr ihre Wirkung wenigstens auf das deutsche Publikum, und die Hohlheit des Meyerbeer'schen Pathos tritt immer greller hervor. Das Spielen mit dynamischen Contrasten, das Meyerbeer so gern des Effects wegen ohne genügende Motivirung treibt, die allzu fühlbare Anlage der Solo- und Ensemblenummern auf Applaus und was noch die probaten Mittel sind, welche ihnen den Erfolg sicherten, halten nicht Stich vor einer eingehenden Analyse. Meyerbeer besaß allerdings eine eminente musikalische Begabung und hatte sich eine hohe Meisterschaft in der Beherrschung der Formen und der Mittel der Darstellung erworben; aber es fehlte ihm diejenige hohe Auffassung seines Kunstberufes, welche ihn befähigt hätte, den Effect zu einer Folge zu machen, anstatt zu einem Zweck.“

Wie erklärt sich nun dieser klaffende Riß zwischen dem Urtheil der überwiegenden Mehrzahl der Musikkritiker und dem notorisch lang andauernden Erfolg der von ihnen verworfenen Schöpfungen Meyerbeer's? Was ist berechtigt, die Urtheile der Fachkritiker oder der unmöglich zu leugnende Erfolg? Unseres Erachtens ist heute die Hauptpflicht der objectiven Presse die, den breit getretenen Weg des gewöhnlichen Urtheils über Meyerbeer zu verlassen und noch einmal zu untersuchen, ob sich die gestrenge deutsche Kritik hier nicht doch einmal etwas verlaufen hat. Unsere Aufgabe ist in diesem Falle die entgegengesetzte von der, die dem Autor einer Gedenkschrift zum 100jährigen Geburtstage eines Künstlers gewöhnlich zufällt. Sonst muß man bei solchem festlichen Anlaß alles das wieder hervorheben und dem Publikum nahe bringen, was in den Annalen der Kunstgeschichte längst feststeht; heute ist es unsere Aufgabe, das, was überall und immer wieder über Meyerbeer gedruckt und gesprochen wird, nachdrücklichst zu bekämpfen. Man könnte uns vielleicht entgegnen: Alle diese verwerfenden Urtheile sind aber doch wahrscheinlich richtig, da sie von so vielen und so gebildeten Musikern ausgesprochen werden. Nein, sie sind es nicht! Die Geschichte lehrt uns klar und einfach das Gegentheil. Ohne zunächst Meyerbeer's Werke selbst zu untersuchen, wollen wir einige positive, unleugbare Thatsachen kurz feststellen. „Robert der Teufel“ ist 1831, „Die Hugenotten“ sind 1836 zur ersten Aufführung gelangt; mithin haben diese Opern das Alter von 60 resp. 55 Jahren erreicht. Wie viele Opern gibt es nun, die heute noch als lebendige, lebenskräftige Werke des modernen Repertoires gelten können, die erheblich älter sind? Voll und genau gezählt fünf: Die drei allbekannten Opern von Mozart („Don Juan“, „Figaro's Hochzeit“, „Zauberflöte“), Beethoven's „Fidelio“ und Weber's „Freischütz“. Alle übrigen lebensfähigen, wirkungsvollen Opern des heutigen Opernrepertoires stammen aus ziemlich derselben Zeit wie die genannten Werke Meyerbeer's oder sind jüngeren Datums als dieselben. Eine Reihe von Werken der italienischen Componisten Rossini, Bellini, Donizetti, die Jahrzehnte lang alle Bühnen — auch die deutschen — beherrschten, sind vollkommen verschwunden. Einige Opern der berühmtesten deutschen Operncomponisten, welche die Musikgeschichte mit Recht als hervorragende Leistungen behandelt — Weber's „Euryanthe“ und „Oberon“, Marschner's „Vampyr“ und „Der Templer und die Jüdin“ — sind beim besten Willen nicht mehr als lebensvolle Bühnenwerke zu betrachten. Keine Saison wird an irgend einem beliebigen Operntheater vorbeigehen, ohne daß die „Hugenotten“ zur Aufführung kommen, aber viele Jahre können oft in einer Provinzialstadt dahingehen, ehe man nur eine der genannten Opern von Weber oder Marschner zu hören bekommt. Das sind alles Thatsachen. Wie erklären nun die absoluten Gegner Meyerbeer's — das sind mindestens 90 Procent aller lebenden Musikkritiker und Schriftsteller in Deutschland — wie erklären sie, fragen wir, den lang andauernden großen Erfolg der Opern Meyerbeer's, namentlich der beiden ältesten („Robert“ und „Hugenotten“)? Antwort: Gar nicht. Der Kritiker fängt seine Recension über den „Robert“ damit an, daß er die handgreiflichen Mängel des Textbuches dieser Oper mit mehr oder weniger Witz und unendlich viel Behagen aufzählt; dann noch ein paar wegwerfende Worte über die hohle Effecthascherei der Musik, und die objective Kritik ist fertig. Die Kritik ist allerdings berechtigt, sich dem augenblicklichen Geschmack des Publikums schroff entgegenzustellen, Werke, die wie eine alberne Mode vorübergehend den Musikmarkt überschwemmen, vollständig abzulehnen. Wenn aber Kunsterzeugnisse einen so langen Zeitraum überdauern, in welchem noch dazu eine ganz neue Richtung auf ihrem Gebiet inzwischen zur Herrschaft gelangt ist — wir meinen das Wagner'sche Musikdrama — so ist es doch die einfache Pflicht des ehrlichen Kunstrichters, einmal nachzusehen, worin denn eigentlich der Keim steckt, aus welchem diesen Werken eine so lange Lebensdauer erwachsen ist.

Ehe wir diese positive Untersuchung anstellen, wollen wir noch kurz darauf hinweisen, woran es liegt, daß so viele denkende Musiker und Musikschriftsteller nicht darauf gekommen sind, diese doch so naheliegende Untersuchung vorzunehmen. Der vollständig ablehnende Standpunkt, den die Fachkritik Meyerbeer gegenüber einnimmt, ist auf einen unrichtigen Autoritätsglauben zurückzuführen. Zwei der bedeutendsten Musiker unseres Jahrhunderts haben in ihren Schriften über Musik Meyerbeer schlechtweg verdammt: Robert Schumann und Richard Wagner. Beide Männer sprechen Meyerbeer's Musik jeden Kunstwerth ab. Sie urtheilen — wie Eduard Hanslick in seiner „Modernen Oper“ (I. Theil) sehr richtig bemerkt — über den Componisten der „Hugenotten“ nicht wie über einen schlechten Musiker, sondern wie über einen Verbrecher. Daß der sinnigen, keuschen Natur Schumann's der pomphafte Glanz der großen historischen Oper fremd und direct antipathisch war, können wir leicht begreifen. Wir verwahren uns nur dagegen, daß seine subjective Auslassung über die „Hugenotten“ eine Kunstkritik ist. Mag man von Schumann's Schriften über Musik denken wie man will, objective Kritiken sind es nun und nimmermehr. Vor Allem besaß dieser edle, feinfühlige Componist nicht die geringste dramatische Begabung. Das erweist sich ebensowohl aus seinen sonstigen Aussprüchen über Opern wie aus seiner eigenen Oper „Genoveva“, die niemals eine lebendige Wirkung auf der Bühne erzielt hat, trotz alles möglichen liebevollen Entgegenkommens von Seiten der Musiker und des Publikums. Anders liegt die Sache mit Richard Wagner's Urtheil über Meyerbeer, das noch schroffer die Meyerbeer'sche Richtung als „Wahnsinn“ brandmarkt. Man muß sich gegenwärtig halten, daß die betreffenden Schriften Richard Wagner's in einer Zeit entstanden sind, da seine ersten Opern („Holländer“, „Tannhäuser“ und „Lohengrin“) sich mit großer Mühe ihre ersten Erfolge erkämpften. Nichts stand der raschen Verbreitung dieser Werke hindernder im Wege, als die außerordentliche Beliebtheit, die damals Meyerbeer's Opern genossen. Da richtete sich denn die Wagner eigenthümliche leidenschaftliche Gereiztheit zunächst gegen diese Kunstwerke, denen er in scharfer Polemik jeden Kunstwerth absprach, deren Erfolg er mit einem höhnischen Paradoxon erklärte. Er nennt den Grund der Meyerbeer'schen Erfolge den Effect, die Wirkung ohne Ursache.

Digitized by Google

Trotzdem sich jeder vernünftige Mensch sagen muß, daß es eine Wirkung ohne Ursache überhaupt nicht geben kann, ist dieses Urtheil Wagner's wie der vorher besprochene ablehnende Standpunkt Schumann's gegenüber Meyerbeer's Musik die Grundlage für neun Zehntel aller späteren Kritiken und Besprechungen Meyerbeer's geworden. Man hat hier den alten Fehler begangen, producirende Künstler — und noch dazu so ausgeprägt subjective Naturen wie Schumann und Wagner — für geborene Kunstrichter, für maßgebende Kritiker zu halten und deren Aussprüche gleichsam als Dogmen willig zu übernehmen.

Wenden wir uns jetzt der positiven Betrachtung der Musik Meyerbeer's zu! Da muß zunächst Folgendes vorausgeschickt werden. Die Oper, das musikalische Drama, entstand vor ca. 300 Jahren in Italien. Der Verlauf der Kunstgeschichte zeigt uns in diesem ganzen Zeitraum einen Kampf zweier entgegenstehender Parteien. Die eine sucht das musikalische Drama dadurch herzustellen, daß sie dem Textbuch eine Musik hinzufügt, die es versucht, sich genau dem Inhalt der Worte, den Stimmungen des Textes anzuschließen; die andere sucht der vollen Entfaltung der Musik freien Raum zu schaffen, ohne sich durch die Rücksicht auf den Text besonders binden zu lassen. Beide Standpunkte sind in ihrem Extrem falsch, der richtige liegt ungefähr in der Mitte. Die Oper, das gesungene Drama, stellt die engste Verbindung zweier verschiedener Künste dar, der Poesie und der Musik. So viele Berührungspunkte diese nun auch haben, so vieles trennt sie auch wieder scharf von einander. Die Poesie, das Drama, drängt nach unaufhaltsamem Fortgang, die Musik, der Ton, will sich verbreiten. Wollen sich diese beiden Künste zu einem Ganzen verbinden, so entsteht nothgedrungen ein Compromiß, in welchem jede der beiden Künste der anderen etwas entgegenkommt, von ihrer höchsten Vollkommenheit etwas herabsteigt. Daraus folgt zweierlei: Erstens, daß die Kritik bei einer Oper den schärfsten Maßstab weder an die dramatische Dichtung (das Libretto) noch an die Musik legen darf; und in Verbindung damit zweitens, daß ein musikalisches Drama als ein gemischtes Kunstprodukt nie ein ganz reines, vollkommenes Kunstwerk sein kann, wie es ein absolutes Dichtwerk oder eine Instrumentalcomposition ist.

Meyerbeer gehört zu denjenigen Componisten, welche ein ausgesprochenes, hervorragendes Talent für dramatische Musik besaßen. Worin zeigt sich nun das specifisch Dramatische in der Musik? Zunächst verlangt das musikalische Drama eine prägnante, leicht faßliche Melodik. Eine eindrucksvolle Melodie drängt sich dem Hörer von allen Elementen der Tonkunst am schnellsten auf und nimmt sein Gemüth sofort gefangen. Meyerbeer's Melodienreichthum ist enorm. Dabei haben seine Melodien die schwellende Süße der Italiener. Will man aber Meyerbeer's Bedeutung als Operncomponist ganz erkennen, so muß man sich vergegenwärtigen, was auf diesem Gebiete bis dahin geleistet war. Die größten Operncomponisten des vorigen Jahrhunderts waren Gluck und Mozart. Der erstere hat in seinen Meisteropern den Hauptnachdruck auf sinngemäße declamatorische Behandlung der Musik gelegt, darüber aber die lebensvolle Schönheit der Musik etwas zurückgedrängt. Die kühle Reserve des Gluck'schen Pathos, die stolze, vornehme Ruhe seiner Musik entsprach jedoch vortrefflich der Darstellung der antiken Tragödie, die seinen meisten Werken als Libretto zu Grunde liegt. An Gluck knüpfte dann die erste französische Oper an und schuf bedeutende Werke (Méhul, Cherubini, Spontini), denen allerdings eine gewisse formalistische Kühle anhaftet. Mozart — eine ungleich reichere Musiknatur als Gluck — legte in seinen Opern das Hauptgewicht auf die rein musikalische Schönheit, auf die blühende Melodik. Mozart ist als Operncomponist zu fünf Sechsteln Italiener. Dabei ist seine Musik durchaus charakteristisch, dem Sinne angemessen, ohne sich allzu eng an die Wortbetonung anzulehnen. Nur in seiner „Zauberflöte" überwiegt das ernst sinnende, harmonisch breite Element der deutschen Musik. In unserem Jahrhundert ging dann die italienische Oper vollständig den Weg der melodiösen Behandlung der dramatischen Musik. Sinnlich schöne, plastisch eindringliche Melodie hat in ihr das Uebergewicht. Die deutsche Oper — der jüngste von den drei nationalen Opernstilen — wandelt in den Bahnen der „Zauberflöte" weiter und stellt die harmonische Fülle und Tiefe der musikalischen Gestaltung in den Vordergrund (Beethoven's „Fidelio", Weber). Was in jeder dieser drei Stilarten Vortreffliches geschaffen ist, das zu untersuchen gehört nicht hierher. Meyerbeer machte nun den Versuch, diese drei nationalen Stile zum Zwecke der großen Oper zu vereinigen. Er hatte in Deutschland auf das Gründlichste den strengen Stil, die polyphone Schreibart studirt. Dann ging er nach Italien und schrieb hier Opern im italienischen Stil. Trotzdem er damit glänzende Erfolge erzielte, namentlich mit seiner letzten Oper „Il Crociato", die auch eine Zeit lang auf deutschen Bühnen gegeben wurde, hatte er damit noch nicht sein Ziel erreicht. Sechs Jahre vergingen nach dem Erscheinen dieser Oper, bis Meyerbeer 1831 seinen „Robert der Teufel" in Paris zur Aufführung brachte. Von dem fabelhaften Erfolg, den dieses Werk und dann einige Jahre später die „Hugenotten" nicht nur in Paris, sondern in der ganzen kunstliebenden Welt hatten, brauchen wir hier nicht zu sprechen. Das sind allgemein bekannte historische Thatsachen. Worin lag nun aber dieser ganz ungewöhnliche Erfolg, der nicht ein vorübergehender war, sondern der ein halbes Jahrhundert angedauert hat? Meyerbeer hat den Versuch gemacht, die Vorzüge französischer und italienischer Opernmusik mit dem Reichthum der deutschen Musik zu verschmelzen. So vermied er in seinen großen Opern die Einseitigkeit der französischen und italienischen Musikdramen. Dem Schwelgen in süßer Melodik, in berauschender Cantilene, welches Italiens Merkmal gewesen war, gab er durch wirkungsvolle, lebendige Rhythmik, durch declamatorische Präcision einen festen Rückgrat; dem declamatorischen Pathos Frankreichs, das trotz seiner pikanten Rhythmik eine gewisse trockene Kühle zeigte, hauchte er durch sinnlich schöne Melodik heiße Gluth, leidenschaftliche Wärme ein. Die gründliche Schulung in strenger deutscher Musik aber befähigte ihn, seinen Schöpfungen einen harmonischen Reichthum, eine Fülle musikalischer Gestaltung zu verleihen, die der romanischen Oper bis dahin unerreichbar gewesen war. Vor der deutschen Oper hat dieser neue gemischte Stil den Vorzug, daß er mit seiner prägnanten Melodik für die dramatisch leidenschaftliche Darstellung entschieden wirkungsvoller ist. So unerreichbar hoch unsere großen deutschen Meisterwerke dastehen, wo es sich um seelenvolle Innigkeit, um Aeußerungen des tiefsten Gemüthes handelt, so versagt die Wirkung mehr oder weniger in Stellen sinnlich glühender Leidenschaft, wildesten Zornes. Man denke nur, wie viel wirkungsvoller die Allegrosätze der Arien des Nelusco aus der „Afrikanerin" sind als etwa die große Arie des Pizarro („Fidelio"), des Lysiart („Euryanthe"), selbst die gesanglich weit dankbareren aus den Opern Marschner's. Die deutschen Componisten haben hier allemal die Charakteristik in der harmonischen Gestaltung ihrer Arien gesucht; durch grelle Dissonanzen, durch eine wühlende wilde Orchesterbegleitung die unheimliche Leidenschaft dargestellt. Meyerbeer legt seine Charakteristik hauptsächlich in die Melodie selbst und erzielt dadurch eine weit einschneidendere Wirkung. Den Darsteller sehen wir in verzehrender Leidenschaft vor uns, auf ihn ist in solchen Momenten unsere ganze Aufmerksamkeit gerichtet, daher wollen wir auch von ihm in erster Reihe die Laute heißer Leidenschaft hören, nicht aus der instrumentalen Begleitung. Bei den deutschen Opern erdrückt die reiche, an sich geniale charakteristische Begleitung den Sänger an solchen Stellen, und das um so mehr, als die aus dem harmonischen Bau des ganzen Musikstückes herauswachsende Melodie nicht jene gesangliche Selbständigkeit hat, welche es dem Singenden ermöglicht, hier ganz in den Vordergrund zu treten.

Im Vorhergehenden haben wir zu beweisen gesucht, daß die Verbindung der drei nationalen Opernstile zu einem Ganzen, welche Meyerbeer als eine Art musikalischen Hochverraths zum Vorwurf gemacht wird, im Gegentheil eine bedeutsame künstlerische That Meyerbeer's ist. Um diesen Verschmelzungsprozeß wirksam ausführen zu können, mußte Meyerbeer ein ganz eigen-

Digitized by Google

artiges Talent besitzen. Zunächst verfügte er über einen erstaunlichen Reichthum an üppiger melodischer Erfindung, der an sich schon einen großen Theil seiner künstlerischen Erfolge erklärt. Dazu kommt sein ausgesprochenes Talent für dramatische Charakteristik, das sich in erster Reihe auch schon in seinen Melodien selbst zeigt. Wie schlagend versteht er es daneben durch harmonische Wendungen und ganz neue, eigenartige Instrumentaleffecte den verschiedenen Personen seiner Opern einen charakteristischen Stempel aufzudrücken! Man denke nur an die sprechende Zeichnung eines Nelusco, Nevers und vor Allem des prächtigen Marcel. Ein zweiter Factor der großen, andauernden Wirkungen seiner Opern liegt darin, daß Meyerbeer große Musikstücke geschaffen hat, in welchen dem Chor ein lebhafter Antheil an der dramatischen Entwickelung zufällt. So entstanden seine großen Ensemblefinales, in denen Solisten und Chor sich gegenüberstehen, mit einander abwechseln und dann gemeinsam den dramatischen Höhepunkt in gewaltiger Wirkung erreichen. In der Beherrschung solcher gewaltigen Massen von Chor, Solisten und Orchester zeigt sich recht deutlich das deutsche Element Meyerbeer'scher Musik. Denn nur ein Musiker strenger Schulung vermag es, derartige Massen geschickt und wirkungsvoll zu behandeln.

Wir kommen nun noch zu dem Moment, das unserer Ansicht nach am meisten dazu beigetragen hat, Meyerbeer's Musik — trotz mancher großen Mängel, auf die wir noch zu sprechen kommen werden — einen so ungewöhnlich starken und nachhaltigen Erfolg zu verschaffen. In Meyerbeer's Opern sehen wir die Hauptpersonen zwischen widerstreitenden Empfindungen hin- und hergeworfen, gewaltige Seelenkämpfe spielen sich vor unseren Augen ab. Da zeigt sich das charakteristisch melodische Talent dieses Componisten von seiner wirkungsvollsten Seite, indem er für jede der verschiedenartigen, schnell wechselnden Stimmungen und Empfindungen neue und charakteristische Tonwendungen findet und doch auch, wo verschiedene Personen mit verschiedenen Stimmungen zusammentreten — wie in den Duetten der Valentine mit Raoul und Marcel — dem ganzen Stück bei aller Charakteristik formale Rundung gibt. Dieses Einführen innerer leidenschaftlicher Conflicte verleiht den Opern Meyerbeer's eine ganz ungewöhnliche dramatische Lebendigkeit und zugleich gewährt es der Musik Gelegenheit, sich in contrastirenden Stimmungen zu ergehen, die das Empfinden der Hörer gewaltig packen. Man erinnere sich nur an die beiden großen Scenen Nelusco's im zweiten und vierten Acte der „Afrikanerin!" Eifersucht, Rassenhaß, religiöser Fanatismus, innigste treue Liebe und dann wieder verzehrende Leidenschaft ziehen in schnellem Wechsel in Nelusco's Seele vorüber. Für alle diese wechselnden Gefühle hat Meyerbeer überzeugende Farbentöne gefunden und aus dem allen Musikstücke von mächtiger Steigerung und ergreifender Gewalt gemacht. Die gewaltigste Leistung musikalischer Steigerung — von vielen anderen in dieser Beziehung hervorragenden Momenten Meyerbeer'scher Musik hier gar nicht zu reden — zeigt der vierte Act der „Hugenotten." Nach den kurzen, aber ergreifenden Einleitungsscenen die fanatische Aufstachelung der katholischen Edeln durch St. Bris; der erste Höhepunkt Nevers' mannhafte Absage; dann die große Verschwörung mit der Waffenweihe, bald in fanatischer Wildheit, bald in Tönen kirchlicher Weihe; der grandiose Abschluß in dem von großem Chor in breitem Unisono gesungenen, von dröhnend bewegten Orchesterfiguren begleiteten vornehmen E dur-Thema. Nach diesem gewaltigen Aufwand von brausenden Klangmitteln scheint eine Steigerung kaum möglich. Meyerbeer hat sie aber erreicht durch das viele Stimmungen durchlaufende, das Gemüth auf's Tiefste erschütternde große Duett zwischen Raoul und Valentine. Welcher Reichthum an süßestem Schmelz und seelenvollem Ausdruck, an hinreißendem, feurigem Schwung liegt in diesen Tönen! Der Componist dieser Scene allein verdient unsere dankbare Bewunderung, hätte er auch sonst nichts geschaffen!

Fügen wir den aufgezählten Vorzügen Meyerbeer's noch sein großes Formtalent hinzu, das ihn befähigte, auch bei den schärfsten Contrasten, bei der Darstellung heftigster Leidenschaft die formale Rundung des gesammten Aufbaues nie zu verletzen. Eine Spezialität Meyerbeer's ist außerdem die von ihm gefundene Form für die musikalische Uebertragung derjenigen Textstellen, die, rein sachliche Dinge enthaltend, sich dem völligen Aufgehen in Musik gegenüber spröde erweisen. An Stelle des trockenen, nur der Wortbetonung nachgehenden Recitativs hat er hier eine Art melodiösen Kleinformats erfunden, welches der Verständlichkeit des Textes vollständig entspricht und dabei doch auch diesen spröden Stellen durch seine reiche musikalische Erfindung Fluß verleiht.

So gern und freudig wir im Vorstehenden die gewaltigen Vorzüge des großen Meisters hervorgehoben haben, ebenso offen und unumwunden müssen wir zugestehen, daß seine Musik auch ihre Mängel und Schattenseiten hat. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. So außerordentlich reich Meyerbeer's Erfindung nach der melodiösen Seite ist, so macht sich doch gerade hier ein eigenthümlicher Mangel bei ihm bemerkbar. Seinen Melodien und Themen fehlt der lange Athem, sie sind zu kurz, um ein längeres Musikstück auszufüllen. Da ihm das plastische Gestalten und Entwickeln thematischer Gedanken etwa im Stile Mozart's oder Beethoven's nicht zu Gebote stand, reiht er oft ein Thema an das andere und dieser Umstand verleiht seinen Schöpfungen zuweilen etwas Unruhiges, Mosaikartiges. Am meisten macht sich das in längeren selbständigen Orchesternummern geltend. Eines seiner schwächsten Stücke ist z. B. die Ouvertüre zu den „Hugenotten", die es trotz aller möglichen contrapunktischen Versuche zu keinem zusammenhängenden Fluß bringt. Meyerbeer's großes Talent für die musikalische Darstellung contrastirender Stimmungen hat ihn des Oefteren zu Uebertreibungen, zu allzu grellen Contrasten, ja zum Trivialen geführt. Ferner hat ihn seine einseitige Neigung für das prächtig Großartige, das mächtig Leidenschaftliche bei der Wahl seiner Textbücher ausschließlich darauf achten lassen, große Dramen zu finden, reich an verschiedenen Situationen, an ausgeprägten Charakteren, an großem, glänzendem Aufbau, an schneidenden Conflicten, kurz, reich an alle dem, was dramatisch packend ist. Darüber hat er die theilweise innere Unwahrheit, ja, das manchmal geradezu Häßliche der Stoffe übersehen. Dieser ernste Vorwurf darf dem großen Componisten nicht erspart bleiben, um so weniger, als sein reicher, mit allen Mitteln moderner Bildung ausgerüsteter Verstand ihm die schweren Gebrechen der von ihm componirten Operntexte hätte zeigen müssen. Daß der geniale Künstler hierin nicht kritischer verfahren ist, hat ja denn auch insofern sich gerächt, als von seinen großen Opern nur die „Hugenotten" — diese halten wir auch als Textbuch für vortrefflich — einen harmonischen, befriedigenden Eindruck hinterlassen. An diesem Punkte haben denn auch alle Gegner Meyerbeer's von Schumann und Wagner bis zu den geistlosesten Kritikern unserer Tage angesetzt, um ihrem Zorn, ihrer tugendhaften sittlichen Entrüstung Luft zu machen. Aber auch hier verlangen wir Gerechtigkeit. So wenig wir in diesem Punkte Meyerbeer von dem Vorwurf mangelnder Kritik freisprechen können, so müssen wir doch daran erinnern, daß fast alle bedeutenden Operncomponisten mehr oder weniger sowohl häßliche, abstoßende, geradezu unsinnige, als auch stark frivole Sujets zu ihren Opern verwandt haben. Man denke an den abgeschmackten, häßlichen Text zu Weber's „Euryanthe", an das scheußliche Sujet von Marschner's „Vampyr", ferner an das Widerspruchsvolle, vielfach Kindische der „Zauberflöte". Was Frivolität anbetrifft, so liefert der Text zu „Figaro's Hochzeit" nach dieser Richtung recht ausgiebiges Material. Die Perle aller Frivolität in der gesammten Opernliteratur ist aber wohl der Text zu Mozart's „Così fan tutte". Wie harmlos ist der Badechor aus den „Hugenotten" oder die Nonnenballetscene aus „Robert" — dieses Stichblatt für die sittliche Entrüstung der meisten Kritiker und vor Allem des keuschen Richard Wagner — im Vergleich mit dem von Anfang bis zu Ende beleidigend frivolen Text der zuletzt genannten Oper Mozart's. Wir könnten hier übrigens noch eine ganze Menge ähnlicher Beispiele aus der anerkannt guten Opernliteratur anführen, wollen es aber mit dem Erwähnten

Digitized by Google

genug sein lassen. Die Erklärung dafür, daß ernste, edel angelegte Künstler derartig große Mängel der Textbücher übersehen konnten, ist nicht schwer zu finden. Der richtige Operncomponist, sofern er nicht selbst zugleich Dichter ist, bleibt darauf angewiesen, sich ein brauchbares Textbuch zu suchen, wo er es eben findet. Dabei richtet sich, je mehr er wirklich dramatischer Componist ist, seine Aufmerksamkeit desto stärker zunächst darauf, daß das Libretto musikalisch-dramatischer Gestaltung günstig ist, und um so leichter übersieht er, wo das Letztere der Fall ist, selbst große Mängel, die demselben sonst etwa anhaften. Meyerbeer ist übrigens in dieser Beziehung noch immer eher zu entschuldigen als die meisten anderen Operncomponisten. Denn die abstoßenden Texte seines „Robert" oder „Prophet" enthalten neben ihrem Cardinalfehler, dem Mangel an innerer dichterischer Wahrheit, große Vorzüge: spannende Handlung, effectvolle Steigerung, dramatische Lebendigkeit, Eigenschaften, welche so vielen Textbüchern auch der besten Opern mehr oder weniger abgehen.

Freisprechen wollen wir, wie gesagt, in diesem Falle Meyerbeer von dem Vorwurfe mangelnder Kritik nicht. Wir verlangen nur gleiches Recht für alle. Vor Allem aber protestiren wir lebhaft gegen die beliebte Manier, dem Componisten daraus einen sittlichen Vorwurf zu machen, daß er hohle, ungesunde Stoffe einem Theile seiner Opern zu Grunde gelegt hat. Ein Kennzeichen der modernen Kritik ist dieses Vermischen ästhetischer Urtheile mit ethischen, aber kein gutes. Obgleich ein gewisser Zusammenhang zwischen den künstlerischen Leistungen eines Menschen und seinen sittlichen Eigenschaften unleugbar besteht, ist doch nichts gefährlicher, als die einen ohne Weiteres zum Maßstabe der anderen zu machen. Einmal ist der gedachte Zusammenhang ein so innerlicher, geheimnißvoller, daß er nie mit klarer Evidenz im einzelnen Falle nachzuweisen sein wird. Dann aber bedenke man doch, daß jedes kritische Urtheil irrig sein kann; der Kritiker nimmt also bei dieser Art zu urtheilen mit dem möglichen — durchaus verzeihlichen — ästhetischen Irrthum jedesmal die folgenschwere Verantwortung auf sich, dem Charakter eines Menschen schweres Unrecht gethan zu haben. Gerade Meyerbeer gegenüber ist das um so bedauerlicher, als sein durchaus edler, liebevoller menschlicher Charakter historisch längst feststeht.

Wir haben in vorliegendem Aufsatze ein objectives, unparteiisches Urtheil über den Componisten der „Hugenotten" abzugeben gesucht, welches der traditionellen Kritik gegenüber eine Ausgleichung zwischen dem historisch feststehenden großen Erfolge der Opern Meyerbeer's und dem Standpunkte der Musikästhetik erstrebt.

Möge das deutsche Volk sich der Ehrenpflicht gegen einen seiner großen Söhne bewußt werden und mit pietätvoller Dankbarkeit und Achtung dieses Namens gedenken. Er hat sie verdient als ein großer Künstler, der durch seine Schöpfungen über ein halbes Jahrhundert lang das Leben seiner Mitmenschen verschönern half. Solange die „Hugenotten" sich lebensfähig erhalten — das dürfte aller Voraussicht nach noch ein ziemlicher Zeitraum sein — werden viele Tausende noch von den sanft zärtlichen, ernst großartigen, gewaltig hinreißenden Tönen dieser Musik auf's Tiefste ergriffen werden. Meyerbeer hat außerdem unsere Achtung und Sympathie verdient als ein guter, reiner, liebevoller Mensch. Das schönste Monument, das ihm Deutschland errichten kann, ist das einer sachlichen, vorurtheilsfreien Kritik der Musikgeschichte. Hoffen wir, daß das zweite Säculum, in welches Meyerbeer nun hineinlebt, sich den Manen dieses Meisters gegenüber gerechter und würdiger verhalten wird als das verflossene. Dann brauchen wir von ihm nicht mehr zu sagen:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte",

dann wird es vielmehr gerechter Weise auch von Meyerbeer heißen:

„. . . wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten."

Ein Buch über Ludwig Feuerbach.

Von B. Carneri.

Nicht nur den Männern der Wissenschaft, Allen, welche dem geistigen Fortschritt der Menschheit ein aufrichtiges Interesse entgegenbringen, ist ein großer Dienst erwiesen worden durch die Veröffentlichung eines Buches*), das die Leistung Feuerbachs ihrem vollen Werth nach, aber auch die Gründe klarlegt, aus welchen dieser ebenso gediegene als geniale Schriftsteller so schwer die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. Der geehrte Verfasser war übrigens zu dieser Aufgabe ganz besonders berufen. Zu seiner vollen Kenntniß aller Werke Feuerbach's gesellte sich der günstige Umstand, daß er, obwohl viel jünger an Jahren, ein vertrauter Freund des Philosophen war, mit welchem er bis zu dessen Tod in brieflichem Verkehr blieb, und daß die Tochter des Philosophen dessen sämmtliche Aufzeichnungen und Correspondenzen, mit kindlicher Pietät gesammelt, ihm zur Verfügung gestellt hat. Wilhelm Bolin, ein Schwede von Abstammung und gegenwärtig Professor und Universitäts-Bibliothekar in Helsingfors, ein Mann von deutscher Bildung im edelsten Sinne des Wortes, hat dieser mühevollen Arbeit mit einer Aufopferung sich unterzogen, welcher nur die Bescheidenheit gleichkommt, mit der er dabei seine eigene Person gänzlich in den Hintergrund treten läßt. Bei seiner ganzen Arbeit hat er Feuerbach's Wort vor Augen gehabt: „Mögen die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten — es gibt nur Eine, und diese besteht darin, auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen; es vertritt jeder sich selbst am besten." Diesem Grundsatz ist er von Anfang bis zu Ende treu geblieben, und bewunderungswürdig ist die Geschicklichkeit, mit welcher er die mannigfaltigsten Aeußerungen so lebendig an einander zu reihen wußte, daß das schließliche Gesammtbild Ludwig Feuerbach's, seines Wirkens und seiner Zeitgenossen als ein Werk aus Einem Guß sich darstellt.

Mit Augen sehen wir, wie Feuerbach, dem Zug des Herzens folgend, die Theologie ergreift und bald darauf durch Hegel der Philosophie in die Arme geworfen wird, bei der er bleibt, obwohl ihm gleich klar geworden war, daß er zur Professur nicht taugte und, bei seiner Mittellosigkeit, einem unsicheren Loos entgegen ging. Es hat Beides sich erwahrt: zu einer Professur ist er nie gelangt, und gerade in seinen älteren Jahren hatte er mit sehr drückenden Verhältnissen zu kämpfen. Er war ein Mann von seltener geistiger Begabung und gehörte zu den Schriftstellern, von welchen gesagt wird, daß sie immer mit dem Herzen schreiben. Das war sein Schicksal. Mit der ganzen Begeisterung seiner flammenden Individualität gab er sich dem Studium der Hegel'schen Dialektik hin, von der ihm auch, wie allen großen Schülern des großen Meisters, der leuchtende Gedankengang und das markige Wort zeitlebens eigen blieb. Allein je mehr jene Methode zu einem Gerüst sich ausbaute, das der Theologie eine wissenschaftliche Begründung darbieten sollte: desto unvermeidlicher wurde und desto vollständiger vollzog sich sein Bruch mit einer Lehre, die nach seinem schlichten Gefühl von eigentlicher Wissenschaftlichkeit immer mehr sich entfernte. Der Kampf mit der Hegel'schen Schule konnte nicht ausbleiben; aber auch Jene, die wie er von der Schule sich abgewendet hatten, griffen ihn an oder verstanden es wenigstens, ihn zu ignoriren, je nach dem Abstand, der zwischen ihnen durch die neue Richtung zur Geltung kam. Es ist bekannt, daß Philosophen desto leidenschaftlicher sich befehden, je geringer der prinzipielle Unterschied ist, der ihre Anschauungen trennt. Dies allein erklärt auch die Gegnerschaft, welche David Friedrich Strauß — um den größten unter ihnen zu nennen — allen Annäherungsversuchen zum Trotz durch so viele Jahre aufrecht hielt. Um so entschiedener war die Genugthuung, als der Verfasser des Lebens Jesu

*) Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen. Mit Benutzung ungedruckten Materials dargestellt von Wilhelm Bolin. Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

endlich doch Feuerbach als den Mann anerkannte: „der — wie er sich ausdrückte — auf das i, welches wir gefunden hatten, erst den Punkt gesetzt, dessen genialer Naturalismus die letzten feinsten Nebel der Scholastik, die auch uns noch den Sinn gefangen hielten, niedergeworfen hat." Der praktische Nutzen, den Feuerbach von dieser späten Anerkennung hatte, war freilich ein sehr geringer; aber für seine große Seele war er von hoher Bedeutung. Wie es Moses gegönnt ward, wenigstens aus der Ferne das ersehnte Land zu erblicken: so trug er im Hingehen das klare Bewußtsein in sich, daß seiner Lehre die Zukunft gehörte. Die auch psychologisch hochinteressante Annäherung dieser beiden Geistesheroen ist im vorliegenden Buche mit künstlerischer Meisterschaft geschildert.

Um einen Punkt nur handelte sich es, wie gesagt; aber es war der Punkt der Vollendung. Um diesen zu kennzeichnen, müssen wir etwas weiter zurückgreifen. Kant's: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen", ist immer wieder so aufgefaßt worden, als sei dadurch der wissenschaftliche Grund gelegt zu einer philosophischen Religionslehre. Allein, wie Kant seine „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können", nicht geschrieben hat, um eine Metaphysik anzubahnen, sondern um Jene, welche eine solche zu verfassen unternehmen sollten, auf den Weg zu leiten, der zum Ausgang seiner Vernunftkritik führt: so hatte auch jenes „zum Glauben Platz bekommen" nur den Sinn, daß dort, wo die Erfahrung aufhört, das menschliche Wissen ein Ende hat, d. h. daß alle Metaphysik in den Bereich des Glaubens zu verweisen sei. Man hat sich bemüht, dem Resultat, zu welchem der unsterbliche Königsberger gelangt ist, eine der Metaphysik günstige Deutung zu geben. Daß damit nichts geleistet ist, beweist das Fehlschlagen aller Versuche, durch ein metaphysisches System die Theologie wissenschaftlich zu begründen, Versuche, welche übrigens eine sehr seltsame, merkwürdiger Weise von den Förderern dieser Richtung übersehene Seite haben. Ihr Gelingen wäre der Untergang des Glaubens gewesen, welcher als einfaches Wissen sich herausgestellt hätte. Der Glaube ist geblieben, und wird die Frage richtig gestellt, so lautet sie nunmehr: Was ist der Glaube? Strauß hat diese Frage nur negativ beantwortet, die Religion von allem Uebersinnlichen entkleidend, so daß nur das thatsächlich Nachweisbare übrig blieb. Feuerbach's positive Antwort sagt uns, was das übrigbleibende Reinmenschliche sei, daß nämlich alle Gottheit nichts anderes ist, als der personifizirte Wunsch des Menschen.

Dieser große Gedanke bildet den Kern von Feuerbach's Hauptwerk: Das Wesen des Christenthums — und es ist sehr merkwürdig und erklärt die ganze Aufrichtigkeit, mit welcher dieser himmelstürmende Titanengeist ursprünglich der Theologie sich zugewendet hat: daß alle seine späteren Werke mehr oder minder direct nur weitere Ausführungen dieses Gedankens bilden. Je mehr er aber damit Platz bekam für die menschlichen Gemüthsbedürfnisse, desto weniger Platz erübrigte er für die Bedürfnisse der Kirche. Diese Konsequenz seines Grundgedankens findet ihren prägnantesten Ausdruck in Feuerbach's ethischen Anschauungen, welche, in vollem Einklang mit der Entwickelungslehre, rein deterministischer Natur sind. Er war seiner Zeit viel zu weit vorangeeilt, um einen allgemeinen Anklang finden zu können und nicht vielmehr in einer Vereinsamung enden zu müssen, welche uns Bolin so ergreifend zu schildern weiß. Um so inniger und im edelsten Sinn befruchtend war die Freundschaft, die mit den Gleichgesinnten unter seinen Zeitgenossen ihn verband. Wir nennen nur die drei hervorragenden Vertreter der Politik, Literatur und Naturwissenschaft: Friedrich Kapp, Hermann Hettner und Jakob Moleschott. Je weniger die Welt um den Vereinsamten sich kümmerte, desto umfassender war seine Theilnahme für alle ihre Fortschritte. Wir erfahren durch das vorliegende Buch nicht nur, daß Feuerbach in vollkommener Uebereinstimmung mit Darwin sich befand: der ganze Entwickelungsgang seines Denkens wird vor uns entrollt.

Der Verfasser hat, der leichteren Uebersicht wegen, die Form von zehn Monographien gewählt, welche wie folgt sich aneinander reihen: Berufswahl und schriftstellerische Thätigkeit, Theologie und Philosophie, Stellung zu Hegel, Polemisches Verhalten, Arnold Ruge und dessen Kritiken, Vereinsamt, Zeitgeschichtliches und Erlebtes, David Friedrich Strauß, Nächste Anhängerschaft, Jünger und Gleichgesinnte. Das mit großer Sorgfalt ausgestattete Buch ist der, ihre Lieben allein überlebenden Tochter des Philosophen gewidmet, eine kurze Einleitung führt uns auf das zu beschreitende Feld, und 45 Seiten Noten zeigen uns, wo die benutzten Quellen zu finden sind. Bei der Reichhaltigkeit dieses Materials ist aus dem Wenigen, das wir hervorgehoben haben, leicht zu ersehen, wie viel wir, auf den Rahmen einer bloßen Anzeige beschränkt, unerwähnt lassen müssen. Nur zwei Aeußerungen Feuerbach's wollen wir wörtlich noch anführen, weil sie einen Einblick in die tiefste Seele des Mannes gewähren: „Wie im Leben, so macht sich auch in der Literatur jeder seiner Freunde und Feinde. Freunde sind, die in uns sich selbst ausgesprochen und vertreten finden, Feinde, die in uns ihre Meinungen, Ansichten, Liebschaften, kurz sich selbst nicht anerkannt oder gar negirt finden. Und wie man nur *lebt* für seine Freunde, so *schreibt* man auch nur für seine wirklichen oder möglichen Freunde. Die Indifferenten sind überall Nullen, und Deine Feinde gewinnen, überzeugen zu wollen ist Thorheit; denn sie sehen selbst Deine Tugenden für Fehler, Deine Gründe für Sophismen an." (S. 277.) „Nur Illusionen wollen die Menschen — weiter nichts. Zur Erkenntniß sind die Wenigsten bestimmt. Der Schein der Wahrheit ist das Licht der Menge." (S. 282.)

Wir wollen aber vom gütigen Leser nicht mit der Hoffnungslosigkeit Abschied nehmen, mit welcher der edle Greis in die Zukunft blicken mußte, so oft er den Stand seiner Saaten prüfte. Er ist freilich längst nicht mehr; aber die Zeit ist gekommen, in der seine Saaten mächtig in die Höhe schießen. Das Verständniß für seine Lehre greift um sich, und Friedrich Jodl, der ihr im zweiten Theil seiner Geschichte der Ethik einen eigenen Abschnitt widmet, schließt diesen ganz im Geiste von Feuerbach's Homo homini Deus mit den Worten: „Wer keinen Endzweck, hat keine Heimath, kein Heiligthum. Wer einen in sich wahren, wesenhaften Zweck hat, hat eben damit Religion, wenn auch nicht im Sinne der Theologie, so doch im Sinne der Vernunft und Wahrheit — jene einzige wahre Religion, die an Stelle der Gottesliebe die Menschenliebe, an Stelle des Gottesglaubens den Glauben des Menschen an sich selbst und seine Kraft setzt; den Glauben, daß das Schicksal der Menschheit nicht von einem Wesen außer oder über ihr, sondern von ihr selbst abhängt, daß der einzige Teufel des Menschen der Mensch, der rohe, abergläubische, selbstsüchtige, böse Mensch, aber auch der einzige Gott des Menschen der Mensch selbst ist." Eine bessere Empfehlung könnten wir dem vorliegenden Buche nicht mit auf den Weg geben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auf der Insel der Gedankenleser.

Von Edward Bellamy.

Autorisirte Uebersetzung von Ottmar Dittrich.

(Schluß.)

Ich zweifle nicht, daß so ziemlich jeder Andere in meinem Falle gleich mir die höchst unbehagliche Empfindung erfahren hätte, die sich meiner bemächtigte, als ich mich so unter Leute versetzt sah, welche jeden meiner Gedanken kannten, während ich unfähig war, die ihrigen zu errathen. Ich kann mein Unbehagen nur mit dem einer Person vergleichen, welche einem Volke angehört, das es für ziemlich erachtet, das Gesicht mit einem Tuche zu verhüllen, und sich durch irgend einen Zufall unbedeckten Antlitzes einem Fremden gegenübergestellt sieht. Ich hätte die Flucht ergreifen und mich verbergen mögen. Als ich meine Empfindung einer genaueren Betrachtung unterzog, schien sie mir nicht sowohl aus dem Vorhandensein besonderer Geheimnisse hervorzugehen, deren ich mich hätte schämen müssen, als aus der Erkenntniß, daß ich bezüglich meiner und meiner Umgebung eine Menge einfältiger, boshafter und unziemlicher Gedanken hegte, welche auch den gutmüthigsten Leuten unerträglich sein mußten, sobald sie zur Kenntniß derselben gelangten. Aber wenn

Digitized by Google

mein Aerger und meine Verlegenheit darüber im ersten Augenblicke sehr stark waren, verloren sie sich doch alsbald, sowie ich entdeckte, daß das Bewußtsein, meine Gedanken vor den Andern nicht verbergen zu können, alle jene zurückdrängte, welche meiner Umgebung unangenehm sein konnten, und zwar ohne einen größeren Aufwand von Willenskraft, als für die Unterdrückung unangenehmer Bemerkungen nöthig ist. Wie eine kurze Unterweisung in den Gesetzen der Höflichkeit feinfühlige Menschen vor unüberlegten Reden bewahrt, so machte mich ein kurzer Verkehr mit den Gedankenlesern fähig, meine unüberlegten Gedanken zu meistern. Es darf indessen keineswegs angenommen werden, daß sich die Gedankenleser hindern lassen, in ernsten Angelegenheiten der Schärfe und Freiheit ihres Urtheils über einander gerecht zu werden; hindert ja auch die Höflichkeit bei den sprechenden Nationen keineswegs den vollkommen freien Gedankenaustausch durch die Sprache, sobald derselbe wünschenswerth erscheint. Nur kann sich bei den Gedankenlesern die Höflichkeit nie zur Unaufrichtigkeit wandeln, wenigstens nicht in so hohem Grade, wie bei den sprechenden Nationen, denn sie lesen stets die wirklichen und innersten Gedanken der Anderen. Obwohl ich erst später vollständig einsah, warum dem so sei, erachte ich es doch für passend, schon hier zu bemerken, daß der Aerger, seine Schwachheiten einem Gedankenleser verrathen zu *müssen*, bei weitem geringer sein muß, als das Unbehagen, dieselben einem sprechenden Menschen *zufällig* preiszugeben. Denn aus dem einfachen Grunde, weil dem Gedankenleser *alle* Gedanken der Anderen bekannt sind, beurtheilt er die besonderen Gedanken in Beziehung zur allgemeinen Denkungsweise. Es bildet sich sein Urtheil nach den charakteristischen und gewöhnlichen Geisteseigenschaften des Beurtheilten. Niemand hat zu fürchten, daß er von einem Gedankenleser auf Grund von Empfindungen oder Gefühlen, die mit seinem wirklichen Charakter und Wesen nicht übereinstimmen, falsch beurtheilt werde. Gerechtigkeit kann also in der That als die nothwendige Folge des Gedankenlesens bezeichnet werden.

Was den Dolmetsch selbst betrifft, mußte ich nur kurze Zeit meine Zuflucht zur Höflichkeit nehmen, um meinen zügellosen oder beleidigenden Gedanken Einhalt zu thun. Ich war in meinem ganzen Leben nie schnell bereit gewesen, Freundschaften zu schließen; bezüglich dieses Fremden eines fremden Volkes aber hatten drei Tage genügt, mich ihm aufrichtig ergeben zu machen. Es war unmöglich, ihm nicht gut zu sein. Das Geheimniß der Freundschaft besteht insbesondere darin, daß man fühlt, man werde von seinem Freunde durchblickt, wie von keinem Anderen, und trotzdem geliebt. Nun fand ich mich Einem gegenüber, der durch jedes Wort zu erkennen gab, daß er meine geheimsten Gedanken und Wünsche kannte, wie sie keiner meiner früheren Freunde auch nur annähernd kannte und kennen konnte. Hätte ihm diese Kenntniß Verachtung für mich eingeflößt, so hätte ich ihn weder darum tadeln, noch auch darüber erstaunt sein können. Man urtheile also, ob die herzliche Freundschaft, die er mir bewies, geeignet war, mich gleichgültig zu lassen.

Man stelle sich vor, wie ungläubig ich ihm zuhörte, als er mir bedeutete, unsere Freundschaft gründe sich auf nichts mehr, als auf die ganz gewöhnliche gegenseitige Anpassungsfähigkeit der Temperamente. Die Fähigkeit des Gedenkenlesens, erklärte er mir, bringe die Geister so nahe aneinander, und erhöhe so sehr die Sympathie, daß die niedrigste Art Freundschaft zwischen Gedankenlesern ein gegenseitiges Wonnegefühl hervorbringe, wie es unter Freunden anderer Nationen zu den größten Seltenheiten gehöre. Er versicherte mich, daß ich später, wenn ich Andere seines Volkes kennen lernen würde, die Wahrheit seiner Behauptung durch einen viel höheren Grad von Sympathie und Liebe für einzelne unter ihnen bestätigt finden werde.

Es liegt nun die Frage nahe, wie ich, als ich mit den übrigen Gedankenlesern in Verkehr trat, den Gedankenaustausch mit ihnen bewerkstelligte, da sie zwar meine Gedanken lesen, aber nicht, wie der Dolmetsch, dieselben durch die Sprache beantworten konnten. Ich muß also bemerken, daß diese Leute, wenn sie sich auch der *Sprache* nicht bedienen, doch der *Schrift* nicht entrathen können, um ihr Gedächtniß zu unterstützen. Sie können alle schreiben. Schreiben sie also Persisch? Zum Glück für mich, nein. Es scheint, daß, unmittelbar nach der vollen Entwickelung des Gedankenlesens, lange Zeit hindurch nicht nur die Sprache, sondern auch die Schrift vollkommen außer Gebrauch kam, und daß während dieser Zeit keinerlei, wie immer geartete, Aufzeichnungen gemacht wurden. Das Entzücken des Völkchens über die neue Mittheilungsart unmittelbar von Geist zu Geist, durch welche sich Gemälde des gesammten Geisteszustandes ergaben, führte eine unüberwindliche Abneigung gegen die mühsame, unvollkommene Mittheilung durch die Sprache im Allgemeinen und gegen die Worte im Besonderen herbei, die doch im besten Falle nur unvollständige Umschreibungen einzelner Gedanken sein konnten.

Als sich indessen der erste geistige Rausch nach einigen Generationen allmählich gelegt hatte, gelangte man zur Einsicht, daß Aufzeichnungen über die Vergangenheit wünschenswerth, und die verachtete Vermittelung der Worte zu diesem Zwecke unumgänglich sei. Das Persische war mittlerweile vollkommen vergessen. Um die ungeheure Mühe zu vermeiden, eine völlig neue Sprache zu erfinden, schritt man nun zur Bestellung von Dolmetschen, um durch sie und die Schiffbrüchigen Kenntniß von einigen Sprachen der Außenwelt zu erlangen.

Dank der Thatsache, daß die meisten der verschlagenen Schiffe englische waren, erlangten sie eine bessere Kenntniß von dieser Sprache, als von allen anderen, und nahmen sie als Schriftsprache ihres Landes an. Zwar schrieben meine neuen Bekannten in der Regel langsam und mit Anstrengung, der Umstand jedoch, daß sie genau wußten, was in meinem Geiste vorging, machte ihre Antworten so treffend, daß sich in meinen Unterhaltungen mit ihren schlimmsten A-B-C-Schützen der Gedankenaustausch immerhin schneller und unvergleichlich befriedigender vollzog, als wenn ich es mit den gewandtesten Sprechern zu thun gehabt hätte.

Ich hatte nur erst ganz kurze Zeit meine Bekanntschaften unter den Gedankenlesern weiter ausgedehnt, als ich entdeckte, mit wie hoher Berechtigung der Dolmetsch behauptet hatte, ich werde mich zu Einzelnen unter ihnen vermöge größerer natürlicher Gleichartigkeit stärker hingezogen fühlen, als zu ihm. Doch war dies keineswegs der Fall, weil ich ihn weniger liebte; ich liebte die anderen einfach noch mehr. Wie gern möchte ich insbesondere von einigen dieser geliebten Freunde mehr berichten, von den Genossen meines Herzens, von denen ich zuerst die ungeahnten Höhen der menschlichen Freundschaft schätzen gelernt, und wie entzückend die Befriedigung gegenseitiger Zuneigung sein kann. Wer von jenen, die diese Blätter lesen, hat nicht das Gefühl gekannt, als trenne ein Abgrund die eigene Seele von der Seele, die man liebt? Wer hat nicht jene Einsamkeit gekannt, die uns fern von dem Herzen überkommt, das wir aufrichtig lieben! Glaubt nicht länger, daß dieser Abgrund ewig da sein wird oder nothwendig in der menschlichen Natur begründet ist! Er existirt nicht für den Theil unserer Mitmenschen, den ich beschreibe und wir können also mit Zuversicht erwarten, daß er auch für uns überbrückt werden wird. Gleichwie Schulter an Schulter sich lehnt, gleichwie eine Hand sich in die andere legt, so eng berühren sich ihre Seelen und fühlen die Zuneigung als volle Vereinigung.

Ich sage, ich möchte insbesondere von einigen dieser geliebten Freunde mehr berichten, aber meine abnehmenden Kräfte verbieten es, und dann würde auch, ich sehe es ein, ein weiterer Umstand jeden Vergleich ihrer Charaktere eher verwirrend als für den Leser belehrend gestalten, die Thatsache nämlich, daß sie, ebenso wie die übrigen Gedankenleser, keine Namen hatten. Jedermann besitzt in der That ein besonderes Kennzeichen, welches ihn von den Anderen unterscheidet, aber es ist nicht in Worten ausgedrückt. Es wird ein Verzeichniß dieser Kennzeichen angelegt, so daß es jeder Zeit möglich ist, sich auf eine besondere Person zu beziehen, wenn es die Umstände erfordern, aber es ist sehr häufig der Fall, daß man mit Leuten zusammentrifft, welche die Titel vergessen haben, die nur zu biographischen und offiziellen Zwecken überhaupt vorhanden sind. Für den gesellschaftlichen Verkehr sind Namen natürlich überflüssig, denn diese Leute verkehren ja direct durch ihre Gedanken mit einander und beziehen sich auf dritte Personen, indem sie einander ihre Vorstellungen gleichsam wie geistige Bildnisse derselben übermitteln — wie es etwa stumme Personen vermittelst Photographien thäten. *Etwa* so, sage ich, denn in den Gemälden der Persönlichkeit des einen oder anderen der Gedankenleser ist natürlich, da sie ihren Geist und ihr Herz gegenseitiger directer Betrachtung unterwerfen, die körperliche Gestalt bloß von untergeordneter Bedeutung.

Ich habe bereits erwähnt, wie meine ersten krankhaften Gewissensskrupel bei der Wahrnehmung, daß meine Seele für Alle rings um mich ein offenes Buch sei, sich zerstreuten, sowie ich mir inne wurde, daß gerade die *vollständige* Bloßlegung meiner Gedanken und Gefühle mir eine Gewähr für die gerechte und wohlwollende Beurtheilung derselben biete, gerechter und wohlwollender sogar als jedwede *Selbst*beurtheilung, die nur zu oft von spitzfindigen Unterscheidungen verdunkelt wird. Muß schon die Beruhigung, von Jedermann so beurtheilt zu werden, einem Menschen, der an eine Welt gewöhnt ist, in der selbst die zärtlichste Liebe keine Gewähr vollkommenen Verständnisses bietet, als ein unschätzbares Vorrecht erscheinen, so entdeckte ich doch bald, daß diese Bloßlegung der Seele noch größere Vortheile mit sich bringe. Wie soll ich die köstliche Ausheiterung und Reinigung der moralischen Gesundheit, den erfrischenden, geläuterten Geisteszustand beschreiben, der sich aus dem Bewußtsein ergab, daß ich absolut nichts zu verbergen hatte! Ich kann getrost behaupten, daß ich die höchste Wonne empfand. Und ich glaube sicherlich, daß Niemand meine wunderbaren Erfahrungen gemacht zu haben braucht, um mit diesem Theile derselben zu sympathisiren. Sind wir nicht Alle darin einig, daß die Thatsache, ein Zimmer mit Fenstervorhängen zu besitzen, wo wir uns vor unseren Mitmenschen verbergen können, und nur durch die unbestimmte Furcht gestört werden, daß Gott hereinblicken könne, den entsittlichendsten Einfluß auf die Menschheit zu üben geeignet ist? Und daß es in der Seele eine sichere Zuflucht für die Lüge gibt, war stets die Trauer der Gerechten und die Wonne der Schurken. Ein feuchter Keller erfüllt das ganze Haus, sei es auch noch so schön, mit Modergeruch.

Kann es einen stärkeren Beweis geben, daß Verheimlichung mit Lasterhaftigkeit, und Offenheit mit unserer einzigen Heilung von derselben gleichbedeutend ist, als die Ueberzeugung, alt wie die Welt selbst, daß ein offenes Bekenntniß für die Seele von unschätzbarem Werth und die rücksichtslose Enthüllung der eigenen schlechten Eigenschaften der erste Schritt zur moralischen Genesung sei? Der verworfenste Mensch würde, wenn er seine Außenseite nach innen kehren und seine Seele in ihrem ganzen Elend erblicken könnte, sich vollkommen zu einem neuen Leben bereit finden. Nichtsdestoweniger ist, Dank der gänzlichen Unmöglichkeit, Gemüthszustände vollständig durch Worte auszudrücken oder Anderen mehr als ein bloßes Zerrbild dieser Zustände zu übermitteln, das Bekenntniß, wir müssen es leider gestehen, eine bloße Ironie auf die Sehnsucht nach Selbstenthüllung, von der es Zeugniß ablegt. Welche Wohlfahrt und Gesundheit der Seelen muß sich dagegen in einem Volke einstellen, wo Jeder im Antlitz seines Nächsten den Ausdruck eines Gewissens sieht, das er nicht, wie sein eigenes, durch sophistische Gründe einschläfern kann, wo Jeder dem Anderen durch einen Blick ein Bekenntniß ablegt, sich ihm durch ein Lächeln zu erkennen gibt. Mögen auch Menschenalter und Zeitalter hingehen, bevor der träge Lauf der Dinge meinen Voraussagungen Recht gibt, bevor sich die Gabe, die Gedanken Anderer zu lesen, bei allen Menschen einstellt, das, meine Freunde, kann ich getrost behaupten, daß die größte Seligkeit der Menschheit dadurch herbeigeführt werden wird, daß der Schleier von ihrem Innersten weggezogen werden und kein düsterer

Digitized by Google

Winkel in der Seele bleiben wird, die Lüge zu verbergen. Dann wird die Seele nicht länger eine Kohle sein, die unter der Asche glimmt, sondern ein Stern in einem krystallenen Firmament!

Nun, da ich die Wonnen geschildert, welche sich für die Gedankenleser vermöge ihrer vollkommenen geistigen Verbindung aus der Freundschaft ergeben, wird man leicht begreifen, wie berauschend dieses Verhältniß sein muß, sobald einer von den Freunden eine Frau ist, und die geheimnißvolle Anziehungskraft des schönen Geschlechts zur geistigen Sympathie die Leidenschaft gesellt. Als ich mich zuerst in Gesellschaft wagte, begann ich zu ihrer äußersten Belustigung, mich in alle Frauen nach rechts und links auf einmal zu verlieben. Vermöge der vollkommenen Freimüthigkeit, welche bei diesen Leuten eine Grundbedingung jedweden Verkehrs ist, sagten mir diese anbetungswürdigen Frauen, daß das, was ich für sie fühle, bloße Freundschaft sei, welche zwar an sich sehr angenehm, aber gänzlich verschieden von der Liebe sei, wie ich alsbald bemerken werde, sowie ich mich wirklich verliebte. Es wurde mir schwer, zu glauben, daß die gemischten Empfindungen, die ich in ihrer Gesellschaft erfahren, lediglich aus der freundschaftlichen und gütigen Stimmung ihres Gemüths gegenüber dem meinigen hervorgingen: als ich jedoch merkte, daß sich dasselbe Gefühl bei jeder liebenswürdigen Frau einstellte, der ich begegnete, mußte ich mir wohl gestehen, daß meine Freundinnen Recht hatten und daß ich noch weit entfernt sei, einer Welt gerecht zu werden, in der die Freundschaft eine Leidenschaft und die Liebe daher nichts weniger als eine Art Verzückung sein konnte.

Das Sprüchwort „Jeder Hans hat seine Lene" will, dünkt mich, bedeuten, daß für jeden Mann eine bestimmte Frau sowohl in geistiger und moralischer, als in körperlicher Beziehung vorzüglich wohl geeignet sei. Dieser Gedanke ist eher geneigt Bedauern als Freude hervorzurufen, wenn er wirklich richtig ist; denn da die Sprache ein so wenig entsprechendes und oft so trügerisches Mittel der Selbstenthüllung ist, wiegen die Wahrscheinlichkeiten gegen die wechselseitige Erkenntniß der für einander Bestimmten, selbst wenn sie einander begegnen, schwer gegen die Wahrscheinlichkeit für diese Erkenntniß. Unter den Gedankenlesern dagegen ist, wie leicht einzusehen, die Suche nach einem vollkommen entsprechenden Lebensgefährten fast immer von Erfolg gekrönt und es würde sich in der That Niemand einfallen lassen zu heirathen, wenn dies nicht der Fall ist, denn sie erachten eine derartige Handlungsweise nicht nur für eine Entweihung der heiligsten Verbindung im Leben und für ein schweres Unrecht an sich selbst und ihren nicht gefundenen für sie bestimmten Lebensgefährten, sondern auch an jenen, welche sie selbst oder die nicht entdeckten Gefährten heirathen würden. Deshalb ziehen sie als leidenschaftliche Pilger von Insel zu Insel, bis sie einander finden, und da die Bevölkerungszahl nur gering ist, ist auch die Pilgerschaft in den meisten Fällen nur von kurzer Dauer.

Als ich die mir Bestimmte zuerst in Gesellschaft traf, fiel mir die plötzliche Erregung und die von Rührung zeugenden lächelnden Blicke Aller rings um uns auf; Alle sahen uns an, die Frauen mit thränenfeuchten Augen. Sie hatten ihre Gedanken gelesen, als sie mich erblickte, ich aber hatte weder davon Kenntniß, noch was der Gebrauch in einem solchen Falle erforderte: dies wurde mir erst später klar. Aber was ich vom ersten Augenblicke an wußte, da sie ihre Augen auf mir ruhen ließ, und ihre Seele in die meine versenkte, war die tiefe Berechtigung in der Behauptung der anderen Frauen, daß das, was ich für sie fühlte, keine Liebe sei.

Unter Leuten, die einander durch einen Blick Bekannte, in einer Stunde Freunde werden, vollzieht sich natürlich auch die Brautwerbung sehr schnell. In der That kann man behaupten, daß es unter den Gedankenlesern keine Werbung, sondern bloß ein Erkennen gibt. Am Tage nach unserem ersten Zusammentreffen ward sie die Meine.

Ich kann die Thatsache, daß die äußerliche Körperbeschaffenheit in dem Bilde, welches sich die Gedankenleser von ihren Freunden gestalten, eine sehr untergeordnete Rolle spielt, vielleicht nicht besser versinnlichen, als indem ich einen Vorfall berichte, der sich einige Monate nach unserer Hochzeit zutrug. Ich machte nämlich ganz zufällig die Entdeckung, daß meine geliebte Frau, die ich fast nie allein gelassen hatte, nicht die geringste Vorstellung von der Farbe meiner Augen hatte, oder ob mein Haar licht oder dunkel sei. Natürlich las sie sofort, als ich ihr die Frage stellte, die Antwort in meiner Seele, gab aber zu, daß sie zuvor diesbezüglich keinen bestimmten Eindruck empfangen habe. Andererseits hätte sie es, wenn ich in dunkelster Mitternacht zu ihr käme, nicht nöthig zu fragen, wer da sei. Diese Leute kennen einander eben durch den Geist, nicht durch die Augen, und nur in ihren Beziehungen zu unbeseelten Dingen ist es auch für sie unumgänglich, sich der Augen zu bedienen.

Man setze jedoch nicht voraus, daß ihre Nichtbeachtung der körperlichen Beschaffenheit aus irgend einem gewissermaßen asketischen Gefühle hervorgehe. Es ist nur eine nothwendige Folge ihrer Befähigung, das Geistige unmittelbar zu erfassen, daß, im Falle das Geistige mit dem Materiellen eng verbunden erscheint, das Letztere ein verhältnißmäßig geringeres Interesse in Anspruch nimmt, wie dies jeder Zeit der Fall ist, wenn geringere Dinge in unmittelbaren Contrast zu bedeutenderen treten. Die Kunst ist für sie auf die Darstellung des Unbelebten beschränkt, die menschliche Gestalt hat aus dem angeführten Grunde aufgehört, ihre Künstler zu begeistern. Daraus ergibt sich nun mit Nothwendigkeit, daß bei einem solchen Volke die physische Schönheit auch nicht einen so bedeutenden Faktor des menschlichen Glücks abgibt, wie anderwärts. Die vollkommene Offenheit ihrer Seelen und Herzen macht ihr Glück vielmehr von den moralischen und geistigen Eigenschaften ihrer Gefährten abhängig, als von ihrem schönen Aeußeren. Genialer Schwung, umfassender, gottgleicher Verstand, eine poetische Seele, sind für sie ungleich bezaubernder, als die höchste denkbare Vereinigung körperlicher Reize.

Eine Frau von Geist und Herz braucht auf diesen Inseln ebensowenig der Schönheit, um Liebe einzuflößen, als anderwärts eine Schönheit Geist und Herz braucht, um diesen Zweck zu erreichen. Es ist hier vielleicht am Platze, zu erwähnen, daß dieses Volk, welches sich so wenig aus der körperlichen Schönheit macht, eines der wohlgebildetsten der Erde ist. Der Grund dafür liegt vielleicht in der vollkommenen Entsprechung der Charaktere, die bei jeder Heirath als die Hauptbedingung der Wahl erscheint, und vielleicht auch in einer Art Rückwirkung ihres moralisch gesunden und heiteren Geisteszustandes auf den Körper.

Da ich selbst kein Gedankenleser war, hatte der Umstand, daß meine Geliebte von außerordentlicher Schönheit war, ohne Zweifel einen großen Antheil an der Zuneigung, die ich ihr entgegenbrachte. Dies wußte sie natürlicher Weise, wie sie alle meine Gedanken wußte, aber da sie auch die Schranken meiner Erkenntniß kannte, vergab sie mir dieses sinnliche Element in meiner Liebe, und ließ es sich gefallen. Wenn ich ihr auf diese Weise im Vergleich mit der hohen geistigen Verbindung, welche ihr Volk als Liebe ansah, ein ziemlich unwürdiges Gefühl zu nähren schien, so wurde dasselbe für mich vermöge ihrer fast übermenschlichen Beziehungen zu mir, zu einer Leidenschaft, berückender sicherlich, als sie je ein Verliebter meines Volkes zuvor empfunden. Es ist die höchste Qual für ein wahrhaft liebendes Herz, daß es sein Empfinden nur unvollkommen durch Worte ausdrücken kann. Diese Qual blieb mir erspart, denn mein Herz lag offen vor meiner Geliebten da. Verliebte mögen sich die Wonne der vollständigen Hingebung, in welche dieses Bewußtsein jede meiner zärtlichen Regungen umwandelte, ahnen, beschreiben läßt sie sich nicht. Wenn ich erwog, was die Liebe sein müßte, wo beide Theile Gedankenleser sind, konnte ich die Größe des Opfers ermessen, das mir meine Geliebte gebracht hatte. Sie konnte allerdings ihren Geliebten und seine Liebe für sie verstehen, die höhere Genugthuung jedoch, zu wissen, daß sie und ihre Liebe von ihm verstanden ward, blieb ihr versagt. Denn, daß ich je die Fähigkeit des Gedankenlesens erreichen werde, davon konnte keine Rede sein, da sich diese Gabe nie in einem einzigen Menschenalter entwickelt.

Warum mein Unvermögen meiner süßen Gefährtin ein so tiefes Mitleid einflößte, konnte ich erst dann ganz verstehen, als ich erfuhr, daß das Gedankenlesen nicht sowohl um der Kenntniß willen wünschenswerth ist, welche es uns bezüglich der Anderen verschafft, sondern um der Selbsterkenntniß willen, die sich als eine Rückwirkung desselben einstellt. Von Allem, was diese Leute in den Gedanken ihrer Genossen lesen, macht ihr eigenes Abbild, das Spiegelbild ihres Charakters, den größten Eindruck auf sie. Die nothwendige Folge der Selbsterkenntniß, die ihnen so aufgezwungen wird, besteht darin, daß sie jedweder Selbtäuschung oder Selbstüberhebung unzugänglich sind. Jeder von ihnen muß so von sich denken, wie er ist, und ist ebenso außer Stande, anders zu handeln, wie ein Mann, der sich in einem Spiegelzimmer befindet, sich keiner Täuschung über sein Aeußeres hingeben kann.

Aber Selbsterkenntniß bedeutet für den Gedankenleser noch viel mehr: nichts geringeres in der That, als eine Verschiebung seines Bewußtseins vom eigenen Ich. Wenn sich Jemand in einem Spiegel betrachtet, ist er gezwungen, zwischen dem Spiegelbild seines Körpers, und diesem selbst, sowie seinem moralischen und geistigen Ich zu unterscheiden, welches in seinem Innern und unsichtbar ist. Wenn nun der Gedankenleser sein geistiges und moralisches Ich von dem Geiste Anderer wie von einem Spiegel zurückgeworfen sieht, ereignet sich dasselbe. Er sieht sich gezwungen, zwischen diesem geistigen und moralischen Ich, welches ihm als Object gegenübertritt, und sich seiner unparteiischen Betrachtung wie das Ich eines Anderen darbietet, und zwischen seinem innersten, noch immer subjectiven und unsichtbaren Ich zu unterscheiden. In diesem innersten Ich erkennen die Gedankenleser ihr eigentliches, denkendes und wirklich existirendes Wesen, den Kern ihrer Seele, und den wahren Hort der Unsterblichkeit, für welchen Geist und Körper nichts weiter sind, als eine vergängliche Hülle.

Die unausbleibliche Folge einer solchen Philosophie — welche in der That für die Gedankenleser eher eine unwillkürliche Erkenntniß, als eine Philosophie darstellt — kann ohne Zweifel nur die sein, daß sie ihnen eine wunderbare Erhabenheit über die Vergänglichkeit dieses Erdenlebens verleiht, und eine heitere Ergebenheit mitten unter den Wechselfällen, welche ihr irdisches Dasein bedrohen. Und so erschienen sie mir denn in der That so vollkommen Herren ihrer selbst, wie ich es mir nie hätte träumen lassen.

Die Unmöglichkeit also, daß ich jemals zu dieser Befreiung meines wahren Ichs von dem falschen gelange, eine Befreiung, ohne welche meiner Geliebten das Leben kaum erträglich schien, bildete den Grund, warum sie mich so tief bemitleidete.

Aber ich muß eilen und tausend Dinge ungesagt lassen, um das schreckliche Unglück zu berichten, das mich den Leben auf diesen gesegneten Inseln entriß, wo ich in vollen Zügen jenen traulichen beglückenden Umgang genoß, im Vergleich mit welchem alle Freuden in Gesellschaft anderer Menschen verdunkelt sind, und mir das Andenken an das lichte Gemälde nur um so schmerzlicher gestalten.

Unter Leuten, welche durch ihre Geistesbeschaffenheit darauf hingewiesen werden, sich an die Stelle Anderer zu versetzen, macht die gegenseitige Zuneigung, welche die unausweichliche Folge vollkommenen Verständnisses ist, Neid, Haß und Unbarmherzigkeit unmöglich. Natürlich gibt es aber auch unter ihnen solche, die weniger großmüthig veranlagt sind als Andere, und diese erregen nothwendiger Weise bei ihren Genossen eine Art Mißfallen. Da nun, Dank dem unbehinderten geistigen Verkehr, dieses Mißfallen trotz der zartesten Rücksicht doch zum Ausdruck kommt, fühlen sich die davon Betroffenen so niedergedrückt, daß sie um die Gunst der Verbannung bitten, da sie voraussetzen, man werde, wenn sie aus dem Wege seien, weniger an sie denken. Es gibt im Norden des Archipels

Digitized by Google

eine Menge kleine Inselchen, kaum größer als Felsblöcke, die aus dem Meere hervorragen, und auf diesen erlaubt man den Unglücklichen zu leben. Nur Einer lebt auf jeder Insel, da sie einander ebenso wenig vertragen können, als ihre glücklicher veranlagten Stammesgenossen. Von Zeit zu Zeit bringt man ihnen Nahrung, und natürlich steht es ihnen jeder Zeit, wenn sie sich zu dem Versuche stark genug fühlen, frei, in die Gesellschaft zurückzukehren.

Nun besteht die Ursache, welche die Inseln der Gedankenleser in noch höherem Grade unnahbar macht, als ihre Lage außer dem Kurse der Schiffe, wie ich bereits erwähnt habe, darin, daß die große antarktische Meeresströmung, wahrscheinlich in Folge einer ganz besonderen Beschaffenheit des Meeresbodens, und in Folge des Vorhandenseins zahlreicher Riffe und Klippen, gerade zwischen und um die Inseln des Archipels mit außerordentlicher Gewalt dahinstürmt.

Schiffe, die sich vom Süden her nähern, werden von der Strömung erfaßt, und fast sicher an den Felsen zertrümmert, während es in Folge der gewaltigen Fluth nicht möglich ist, sich den Inseln vom Norden zu nähern; zum Mindesten ist es bis jetzt noch keinem Schiffe gelungen. Selbst in den schmalen Kanälen zwischen den Inseln ist die Strömung so stark, daß man die Boote, welche von den größeren Inseln den Verbannten ihren Nahrungsvorrath zuführen, an Seilen hinüberzieht, da man weder Ruder noch Segel für sicher genug hält.

Der Bruder meiner Frau war beauftragt, eines dieser Boote unter seine Obhut zu nehmen, und da es mich gelüstete, die kleinen Inseln zu besuchen, nahm ich seine Einladung an, ihn auf der Fahrt zu begleiten. Ich weiß nicht, wie das Unglück geschah, aber gerade an der reißendsten Stelle der Strömung, zwischen zweien der Inselchen, wurden wir von dem Seile losgerissen, und in die offene See hinausgetrieben. Es konnte keine Rede davon sein, uns gegen die brausende Fluth zu stemmen, da unsere äußersten Anstrengungen kaum genügten, uns von den Klippen fern zu halten, um nicht an denselben zu zerschellen. Alle Hoffnung, zurückzukehren, war von vorn herein ausgeschlossen, und so rasch trieben wir dahin, daß um Mittag — das Unglück war am Morgen geschehen — die niedrigen Inseln im Südosten unter dem Horizont verschwundeu waren.

Bei den Gedankenlesern bildet die räumliche Entfernung kein Hinderniß für die Uebermittelung der Gedanken. Mein Gefährte war also mit unseren Freunden in Verkehr, und sein schmerzlicher Gesichtsausdruck ließ mich von Zeit zu Zeit ahnen, daß meine theure Geliebte gerade jetzt voll Angst meiner gedenke; denn auch die, welche wir zurückgelassen hatten, wußten ebensowohl als wir selbst, daß uns die Natur der Strömung von den Inseln fernhielt, und daß wir einander nie mehr sehen sollten. Fünf Tage lang trieben wir nach Nordwesten, nicht in Gefahr zu verhungern, da wir mit dem Proviant für die Verbannten versehen waren, aber zu ununterbrochener Wachsamkeit gezwungen, da das Meer sehr stürmisch war. Am fünften Tage starb mein Gefährte vor Erschöpfung. Er starb sehr gefaßt, und augenscheinlich getröstet. Das Leben der Gedankenleser ist schon, während sie noch an den Körper gekettet sind, so vergeistigt, daß sich ihnen eine vollkommen geistige Existenz, die uns unbegreiflich und schauerlich erscheint, als ein nur ein wenig verfeinerter Zustand darstellt, gegenüber dem, in welchem sie sich schon auf Erden befinden.

Nach dem Hingange meines Freundes muß ich, wie mich dünkt, in einen Zustand der Betäubung verfallen sein, aus dem ich erst erwachte, als ich mich auf einem amerikanischen Schiffe mit dem Kurse nach New-York befand, umgeben von Leuten, deren einziges Verständigungsmittel darin besteht, so lange sie bei einander sind, pfeifende, gurgelnde und knallende Geräusche hervorzubringen, denen sie durch Gesichtsverzerrungen und Körperverrenkungen Nachdruck verleihen. Oft starre ich sie offenen Mundes an, wenn sie mich anreden, durch ihr groteskes Aussehen in so heftiges Staunen versetzt, um antworten zu können.

Ich glaube, ich werde die Reise nicht überleben, und sehne mich auch nicht danach. Nach der Erfahrung, die ich auf dem Schiffe gemacht, kann ich mir vorstellen, wie mir zu Lande in dem verwirrenden Babel einer sprechenden Nation zu Muthe sein würde. Und meine Freunde — Gott segne sie! — wie einsam würde ich mich in ihrer Mitte fühlen! Wahrlich, welche Befriedigung oder Trost, der nicht zum bitteren Spott umschlug, könnte ich je in der menschlichen Zuneigung und Gesellschaft finden, die mir einst genügte, wie sie Anderen genügt — ich, der ich gesehen und erfahren, was ich gesehen und erfahren! Ja, ja, ohne Zweifel ist es viel besser, wenn ich sterbe; aber die Kunde von dem, was ich gesehen, soll nicht mit mir vergehen. Um der Hoffnung auf ein besseres Leben willen sollen die Menschen diesen Blick in ein höheres, sonnenbestrahltes Land nicht missen, zu dem sie Alle emporpilgern. Indem ich so dachte, habe ich einen Bericht meiner wundervollen Erfahrungen niedergeschrieben, kürzer zwar, in Folge meiner Schwäche, als es die Größe der Sache verdient. Der Kapitän scheint ein ehrenhafter, wohlwollender Mann, und ihm will ich meine Erzählung anvertrauen und ihn bitten, sowie er an's Land steigt, dieselbe in die Hände Jemandes zu legen, der sie zur Kenntniß der Welt bringt.

Anmerkung. Inwieweit ich zu dem vorstehenden Berichte in Beziehung stehe, hat der Verfasser im letzten Abschnitte genügend andedeutet.

E. B.

Aus der Hauptstadt.

Eine Denunciation.

Das war eine böse Woche. Wie ein angehender Verbrecher bin ich umhergeschlichen, und immer, wenn ich an den Anschlagsäulen auf blutrothem Papier die Photographie des Raubmörders Wetzel sah, dachte ich mir: Da kommst du auch noch hin und Herr Wetzel ist doch entschieden hübscher als du. Schon befreundete ich mich mit dem Gedanken, mir den Bart wachsen zu lassen, um mein Signalement zu verändern, aber der Bart wollte nicht wie ich und nach vier Tagen war noch kaum die stoppelige Physiognomie eines Bühnenstäflings erreicht. Schaudervoll. Und dabei immerfort geraucht, eine Cigarette nach der anderen, ohne patriotische Rücksicht darauf, daß durch so starken Consum der russische Handel unterstützt wurde. Tolstoi hat ganz Recht. In seiner neuesten Schrift „Warum die Menschen sich betäuben"*) — von der ich in ruhiger Geistesverfassung mehr erzählen will — behauptet er, man rauche ausnahmelos nur, um das Gewissen einzulullen und den „Anderen" in sich, den anständigen Menschen, durch Tabak und Nicotin zu betäuben. Das war ganz mein Fall; nur trotzte der „Andere" allem paffenden Bemühen. Wenn die Herren Criminalisten, die eben in Christiania getagt haben, es wüßten, wie schwierig der Eintritt in die Verbrecherlaufbahn ist, wenn sie mehr als das römische Recht den Raskolnikow zu Rathe zögen, sie würden viel milder sein und den „Anderen" mindestens straflos lassen.

Aber es war auch ein gar so gemeines Verbrechen, das mir durch das Gemüthe zog. Stehlen, wenn man Hunger hat oder ein Theaterstück schreiben will, morden, wenn man wüthig ist oder sich, frei nach Lombroso, einen genialen Menschen dünkt: lieber Gott, vielleicht ist es gar nicht so schwer. Auch die Fälschung von Wechseln und Stempeln, die Fabrikation von heiligen Röcken und anderer Reliquien, wofern sie nur ihre Männer nährt, mag nicht mit großen sittlichen Unkosten verknüpft sein. Aber denunciren —! Pfui, Apostata, das hättest du nie von dir gedacht. Wer weiß, ob du nicht irgendwo noch einmal als Nährvater irgend einer offiziösen Presse endest, als Geheimer Legationsrath in Chile oder so etwas. Du kannst es noch weit bringen und in Byzanz blüht dir am Ende gar noch ein Orden für Schmeichelei und Knechtschaffenheit. Pfui.

Alles dies und noch viel mehr sagte ich mir und hunzte mich furchtbar herunter. Aber es half nicht. So oft ich eine Zeitung zur Hand nahm, erwachte auch wieder der brennende Wunsch, Denunciant zu werden. Schließlich ist es ein Beruf wie andere auch und — wer weiß? — vielleicht ersteht mir dereinst ein Hofgeschichte schreibender Erretter, der mir thut, was Heinrich von Treitschke an Wolfgang Menzel gethan. Hier stehe ich also und kann nicht anders als denunciren. Ach, auf der glatten Bahn des Verbrechens geht es mit rasender Geschwindigkeit bergab. Schon habe ich gelogen, denn sitzend verübe ich ja meine Denunciation. Der „Andere" scheint bereits zu Tode geraucht zu sein.

Im hellen Hofe des Zeughauses ist der finstere Plan gereift. Da sind jetzt vier Entwürfe zu einem sogenannten Nationaldenkmal für den alten Kaiser Wilhelm ausgestellt und das Publikum darf sie besichtigen, wenn es Stöcke und Schirme vorher abgegeben und sich also der Möglichkeit beraubt hat, die ausgehauenen Thiere, Löwen, Adler und Pferde, irgendwie zu reizen. Ein Nationaldenkmal, das sei in Parenthese beigefügt, nennt man in aufgeklärten Ländern ein Denkmal, dessen Kosten vom Volke aufgebracht und dem Platz und Gestaltung vom Monarchen bestimmt werden. Das ist die Verherrlichung des ganz modernen Prinzipes von der Arbeittheilung. Der Reichstag hat das verstanden, als er die Millionen bewilligte und dem Kaiser die Entscheidung überließ. Das Volk hat es verstanden, als es durch reichlichen Ankauf von Loosen die Schloßfreiheit niederlegen half. Die Künstler haben es verstanden, als sie von der „engeren Concurrenz" sich weise zurückhielten, nachdem ihnen Platz und Ort des Denkmales von oben herab vorgeschrieben worden

*) Vom Verfasser genehmigte Uebertragung. Von R. Loewenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi.

Digitized by Google

waren. Alle haben sie es verstanden, und während sie die französischen Werbungen um die Gunst des russischen Selbstherrschers grausam verhöhnten, haben sie jubelnd sich zu dem neuen Programm bekannt: Hoc volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas!

Kein so übles Programm für die Kunst — und überhaupt. Wenn akademische Preisrichter der mittelmäßig lenbachisirenden Frau Vilma Parlaghy überflüssige Reklame machen, dann wirkt ein Eingriff von oben nur wohlthätig. Wenn Deutschland nur zwei durch ihr Schaffen bedeutende Bildhauer besitzt, dann ist es immer noch besser, der Eine von beiden wird Nationalplastiker, als daß ein dritter oder zwölfter durch Mehrheitbeschluß gekrönt wird. Man soll wirklich den Autokratismus, zu dem auch unser schwedischer Freund August Strindberg jetzt sich muthig bekannt hat, nicht von vornherein verdammen. Anarchie oder Autokratie, Domela Nieuwenhuys oder Väterchen Sascha: was dazwischen liegt, ist compromißlich und wirkt oft genug nur rein decorativ. Freilich müßte man Farbe bekennen, auf daß der große parlamentarische Aufwand nicht müßig sei verthan. Und das ist in der wundersamen Geschichte dieser Denkmalconcurrenz verabsäumt worden. Was weiterer und was engerer Wettbewerb: Begas wird das Nationaldenkmal schaffen — diese Anschauung ist die herrschende gewesen, seit die kaiserlichen Worte an den Bildhauer Heinz Hofmeister veröffentlicht waren. Keiner von den damals ausgestellten Entwürfen, so meinte der Kaiser, sei eines Preises werth; am nächsten sei noch der — nicht preisgekrönte — Entwurf von Begas der zu bewältigenden Aufgabe gekommen. Im Atelier des großen Porträtplastikers soll damals ein großes Siegesfest gefeiert worden sein, bei welchem der Jury nebst der gesammten Kunstkritik kecke Trutzliedchen gesungen wurden.

Ob die Festfreude nicht doch verfrüht war? Heute schon ist man über den Ausgang der Sache recht zweifelhaft geworden, denn der neue Entwurf von Begas soll an höchster Stelle keineswegs Beifall gefunden haben. Auch das ermuthigt mich in meinem schnöden Vorhaben, und so erhebe ich denn hier, vor Mit- und Nachwelt, gegen den protegirten Professor Reinhold Begas, wohnhaft zu Berlin, unbestraft, aber verehelicht, die Anklage, in Ausübung seines Berufes zur Verbreitung einer für den Bestand der monarchischen Staatsform gefährlichen und geradezu revolutionären Gesinnung mit gutem Bewußtsein und fast entschiedenem Erfolg beigetragen zu haben. So: nun ist es heraus. Rasch eine neue Cigarette, für den Fall, daß der „Andere" sich wieder regen möchte.

Eine so schwere Anklage will begründet sein. Mein hochverehrter Nachbar Cornelius Gurlitt muß mir daher schon freundlich gestatten, für einen kurzen Augenblick vor den Entwurf des Denuncirten hinzutreten; die übrigen drei Männer lasse ich ihm, der Eine ist mein. Also bitte, mehr links, meine Herrschaften!

„Ein Hintergrund braucht nicht erst geschaffen zu werden. Die Schloßfreiheit ist der geeignetste Platz und das alte Schloß der gegebene Abschluß für ein Monument, ähnlich denen des Großen Kurfürsten und Friedrich des Großen." So hatte der Kaiser gesprochen. Was aber thut der p. Begas? Von dem eigentlich in die Anklage einzuschließenden Baumeister Ihne läßt er einen mächtigen architektonischen Hintergrund für sein Denkmal aufrichten. Für sein Denkmal, sage ich? Für seine zu Stein erstarrte Majestätsbeleidigung. Der alte Kaiser ist ja gar nicht ordentlich zu sehen, ist hinter dem Hals des hochaufgebäumten Pferdes und hinter dem weiblichen Genius, der dieses Pferd am Zügel lenkt, fast ängstlich verborgen. Warum nicht lieber gleich Bismarck als Reichsroßlenker hinstellen, anstatt dieser weiblichen Apotheose des Stallmeisterthums? Und richtig, da ist er, rechts, neben der Quadriga des Kronprinzen, Bismarck in leibhaftiger Gestalt, durch einen kühnen Anachronismus entfettet noch vor der Schweninger-Zeit. Kann man unmoderner sein und weniger zeitgemäß als Herr Begas? Die Spatzen pfeifen es doch längst von den Dächern und, was mehr ist, Eugen Richter hat es gesagt und gedruckt, daß Bismarck um die Begründung des deutschen Reiches eigentlich ganz geringe oder auch gar keine Verdienste sich erworben hat. Was also soll er und will er auf dem Nationaldenkmal, der Brodvertheurer, der Gunstwirthschaftspolitiker, der unbequeme Mann, der nicht schweigen, nicht schwachsinnig werden mag? Der Moltke allein herausgehauen hat, was brauchte Herr Begas ihn auszuhauen, ihm an der Seite des liberalen und humanen Kronprinzen einen Ehrenplatz zu geben? Versunken und verthan, Herr Professor — Sie haben sich zwischen zwei Stühle gesetzt, denn oben und unten ist die bismärckische Herrlichkeit nur noch ein Bonmot von vorgestern.

Das Empörendste aber vom Empörenden ist und bleibt doch die Art, wie Herr Begas den Kaiser versteckt hat. Darüber helfen nicht die großartigen Löwen hinweg, nicht die wunderroll weiblichen Viktorien, nicht der müde Krieger, der auf einem Sitz von beinahe böcklinischer Unmöglichkeit zu neuen Thaten ruft. Die Entrüstung sämmtlicher Zeitungen ist gerechtfertigt, am meisten die der großen Kölnerin, wenn sie schreibt: „Ueberschaut man das ganze Denkmal, so sieht man einen ungestüm bewegten Aufwand von Einzelheiten, der die Hauptsache, die Gestalt des Kaisers, vollständig zurückdrängt, dafür aber die dreizehn Thierkörper, wie man sich auch stellen mag, um so auffälliger in's Gesichtsfeld führt!" Ueber den Stil, ein merkwürdiges kölnisches Platt, kann man ja allerlei denken; aber die Gesinnung — o, untadelhaft. Herr Professor Begas hat nämlich den alten Kaiser wirklich nicht zur Hauptsache gemacht, er hat ein Denkmal, und ein mindestens herrlich gedachtes, der großen Zeit viel eher geschaffen als ein Kaiserstandbild und sein unehrerbietiger Meißel hat die fromme Legende zerstört, daß Alles durch die Monarchen, Alles für die Monarchen geschieht und geschehen muß. Das verzeiht man ihm nicht und darum habe ich, weil sich kein Besserer bemühen wollte, ihn hiermit submissest denuncirt.

Und darum beeile ich mich jetzt, ihn meine ganze Bewunderung auszudrücken. Die wird ihm gleichgültig sein, aber ich will auch gleich noch den festen Glauben hinzufügen, daß der alte Kaiser Wilhelm, wenn er noch mitzusprechen hätte, ganz sicherlich für den neuen Begas-Entwurf sich entschieden hätte. Anstatt der unlebendigen Quadrigen würde er sich vielleicht Krupp'sche Kanonen ausgebeten und für Otto Bismarck einen noch weit besseren Platz, dicht an seiner Seite, gefordert haben; mit seiner eigenen Position indessen wäre er gewiß höchst zufrieden und würde sie loben, auf die Gefahr hin, von der Kölnerin „nationaler Mattherzigkeit" geziehen zu werden. Denn so war er und so hat ihn in bester Empfängnißstunde, Reinhold Begas gesehen: Ruhig, auf mächtigem, leidenschaftlich sich bäumenden Roß, der sicheren Führung des Genius vertrauend, von Löwen und Helden, von Kriegern und einem über sie Alle hinausragenden genialen Manne bewacht, und sie Alle ertragend, Löwen, Helden und Krieger und sogar, was wohl das Schwerste sein mag, den genialen Mann. Nicht selbst der Schöpfer einer neuen, gewaltigen Zeit, doch der sie erst möglich macht, der Kräfte findet, sich Kräften fügt und bescheiden, wo es sich erfüllen will, hinter ihr Werk zurücktritt. Nicht Wilhelm der Große oder der Siegreiche, sondern Wilhelm der Bescheidene, „mon vieux Guillaume," wie sein kurbrandenburgischer Vasall ihn zu nennen liebt. Jener abgeschlossenen Zeit, in der viel gethan wurde und wenig geredet, sollte auf Volkes Kosten ein Denkmal gesetzt werden und der greise Vertreter dieser Zeit sitzt da, im Mantel und mit dem Feldherrnstab, auf dem stürmenden Begaspferd, verborgen, zurückhaltend, stolz nur auf die Thaten Anderer.

Das am grünen Holze allerhöchstbeliebter Kunst solches Wunder sich vollziehen konnte, das ist schlimm und gefährlich für die Legende. Was der Künstler Begas geschaffen hat, davon wird ihn und uns wohl Herr Gurlitt unterhalten; in mein sorgsam eingehegtes Revier gehört nur der ideologische Umstürzler Begas, der als der erste gewagt hat, wie er war, uns den alten Kaiser zu zeigen und nicht, wie byzantinische Ueberschwänglichkeit ihn uns aufschwatzen will; der nicht schmeichelnde Erwecker plastischen Lebens, der es vermochte und verstand, dem Erdulder Bismarck's seine schönste und ihn am schärfsten charakterisirende Eigenschaft zu lassen: Die Kunst zu verschwinden, l'art de disparaître, die man einem der besten französischen Louis und nach diesem, leider, nur wenigen Monarchen nachrühmen durfte. Der erste Kaiser im neuen Reich war nicht der gewöhnliche huldvolle Landespapa, wie man ihn, in Stein gemetzt, zwischen Memel und Rhein in unzähligen Residenzen erblicken kann; er war, in der Begrenztheit seiner Vorzüge und Mängel, in seiner adeligen Bauernweisheit und in seinem vorsichtigen Geschehenlassen, eine scharf umrissene Persönlichkeit, und die wollen wir, inmitten all' des Großen, das sie geschehen und erschaffen ließ, vor uns sehen. Die kennen ihn nicht, die da —

Digitized by Google

bitte, rechts! — die von Herrn Hilgers mühsam modellirten Parade-kaiser bestaunen; in der großen Generalsuniform, unter dem flatternden Federbusch steckt der Militärmonarch an sich, der conventionell Ueberkommene, nicht ein bestimmter Mensch, und die Schlachtenzettel der vor Schreck versteinerten Walküren lassen obendrein beinahe den Gedanken auftauchen, schon Wilhelm der Erste habe eine Reform des Geschichteunterrichts geplant. Und das ist doch nicht wahr.

... Mit Entsetzen bemerke ich, was aus meiner Denunciation geworden ist: ich schmähe Hilgers und preise Begas und habe eine ganze Woche hindurch um nichts viel Lärm in meinem Gewissen gemacht. Aber das kommt davon, daß ich das Rauchen einstellen mußte, als ich vor das Begasdenkmal trat. Wiederum hat Tolstoi Recht: vorhin war ich narcotisirt, jetzt „spricht der in uns lebendige schätzende Kritiker, der nicht vom Tabak betäubt ist." Weshalb darf man auch im Lichthofe des Zeughauses nicht rauchen? Man gebe getrost, da sie mitunter doch, wie man sieht, das monarchische Gefühl stärkt, die Cigarette frei und schreibe lieber recht bald über den Eingang zur Wettbewerbhalle das strenge Wort: Dieser Ort darf nicht künstlerisch verunreinigt werden. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Falsche Heilige." Schauspiel in vier Acten. Nach A. W. Pinero frei bearbeitet von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.) — Das neue Wallner-Theater.

Wie „frei" die Bearbeitung ist, die Herr Oscar Blumenthal dem Schauspiel des englischen Spaßmachers Mr. A. W. Pinero gütigst angedeihen ließ, darüber muß ich mich des Urtheils enthalten. Das hervorragend schlechte Stück, das unter dem Titel „Falsche Heilige" uns im Lessing-Theater vorgespielt wurde, ist ein echter Blumenthaler aus der sinkenden Periode oscarischer Dramatik, aber es könnte darum recht wohl auch ein echter Pinero sein, bis auf die Witze natürlich, bis auf die Witze, denen wir noch zu nahe treten werden. Für die britische Heuchlersippe ist dieses höchstmoralische Drama ganz so charakteristisch, wie sein leidlicher Erfolg für die Spitzen und Stützen der deutschen Protzenbourgeoisie. Die „Pall Mall Gazette" könnte an der Sache die nämliche Freude haben wie unsere Mehring und Fusangel. Und dem brünstig zu erharrenden neuen Beaumarchais, der alle die Guzmans und Almavivas von heute in's verfettete Herz treffen soll, seien die „Falschen Heiligen" als ein glänzender Beitrag zur Sittengeschichte des modernen Pharisäerthums wärmstens empfohlen. Wie man dem Lessingtheater-Publikum schmeichelt und wie man es fängt, dafür haben wir nun einen Wegweiser. Dank, lieber Pinero und Blumenthal! Dank, lieber Blumenthal und Pinero!

Auf dem Grunde eines echten Blumenthalers findet man immer, sobald das „duftige Geranke einer keusch knospenden Blüthensprache" entfernt ist, irgend eine platte Banalität. In einem hübsch und sauber ciselirten Couplet wird stets und ausnahmelos den in die Handlung „hineinhorchenden" Zuschauern irgend eine gassenläufige Weisheit verkündet. So haben wir bereits erfahren:

Probepfeil = Erwachen der Rosalindenliebe.
Große Glocke = Reklamegebimmel im Salon.
Tropfen Gift = Verleumdung, die ist wie ein Lüftchen.
Zaungast = Dummkopf (sprich: Idealist), der die Zeche bezahlt.
Zweites Gesicht = Sein, nicht Schein.

Das konnte fortgesetzt werden und wurde fortgesetzt in der nur vorläufig letzten Gleichung:

Falsche Heilige = Schlaue Tugendheuchlerinnen.

Was nun kommt, wollen wir in gefaßter Würde abwarten. Aber es kann noch viel kommen. Und der angejahrte Herr, dem die Erklärerrolle zugeschanzt ist, der impotente Don Juan, den Herr Klein mit immer neuen Röcken und immer alter Selbstgefälligkeit, elegant und mit ansehnlichen Erholungspausen, uns vorzuschwerenöthern hat, der wird voraussichtlich noch viele Namen tragen. Bis jetzt scherzte er sich in edle Bankiergemüther als Herr von der Egge, Freiherr von Mettenborn, Graf Mengers, Graf Chavigny ꝛc. hinein. Guter, alter Blumenthal-Adel, von dem auch der Ehren-Graf Trast ein wenig abstammt. So oft ich einen neuen Blumenthal-Cavalier kennen lerne, stärkt sich mir der Glaube, in Sudermann's Vorderhause müsse der unglückliche Adel-Liebhaber vom Friedrich Karl-Ufer sein Händchen im schämigen Spielchen gehabt haben.

In einem echten Blumenthaler wird aber auch immer etwas gegeißelt. Man verzeihe das harte Wort für eine so weiche Sache. Denn die Geißel des sittenstrengen Schriftstellers trifft immer recht gelinde, wahrscheinlich weil allzu viele Witzchen am Stielchen hängen. Diesmal sollte der gefallene Engel gegeißelt werden, der sich vor dem Fall ein bündiges Heirathsversprechen geben ließ und der nach dem Fall auf seine Rechte und Documente pocht. Dieser Engel könnte unter Umständen sehr englisch sein; denn die aus dem Stande der Unschuld getretene Miß, das Queen Victoria-Gesetz und den John Stuart Mill im Herzen, ist erheblich energischer als die gewesene Jungfer deutscher Geburt. Wie ein ehrlicher Mann an den Folgen einer Leichtfertigkeit zu Grunde geht, daraus könnte ein starkes Drama gemacht werden, und ich erlaube mir, Herrn Blumenthal zu diesem Zwecke den Gleichungstitel anzutragen:

Die Erinyen = die Eheheischerinnen.

In dem großen Couplet, das diesmal über Odysseus und die Sirenen börsenwitzig ist, könnte dann bequem von den Kranichen des Ibykus und von anderen ebenso schönen wie schon gedruckten Dingen die Rede sein. Das dazu unerläßliche Stück aber wird noch zu schreiben sein, denn bei der „Falschen Heiligen" ist der Firma Pinero-Blumenthal ein kleines Malheur zugestoßen, wie es sittlicher Farbenblindheit mitunter begegnet: die Dame, die gegeißelt werden soll oder muß, wurde die einzig verständige, zielbewußte und ehrenwerthe Person im ganzen Stück. Schrecken und Verachtung sollte sie einflößen und ich stehe nicht an, ihr meine ganze Sympathie zu schenken. Daß ich in dieser Ansicht die gesammte männliche und weibliche Börsentugend wider mich haben werde, das weiß ich voraus. Alles, was jobbert, fixt und Termingeschäfte macht, muß sich gegen diese Marguerite Barthet zornig entrüsten. Was würde aus den Goldbergern und Geldborgern, wenn diese Marguerite Schule machte? Die „Fälle" würden ja gar nicht mehr aufhören.

Wie sich's in einem englischen Theaterroman von selbst versteht, war Marguerite Gouvernante. Herr Gaston von Triseuil, ein für jedes literarische Ehrengericht reifer Ehrenmann, stellte, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, dem armen Mädchen nach und auf demselben Wege fiel Marguerite, nicht ohne sich vorher ein formelles Eheversprechen verschafft zu haben. Die braven Menschen auf und vor der Bühne schienen darin eine ganz besondere Infamie zu erblicken, aber ich weiß doch nicht, ob Marguerite nicht genau so respectabel ist, wie die geschätzten Ehefrauen, die erst nach standesamtlicher Abstempelung zu Gefälligkeiten bereit sind. Seit selbst bei Fürstentöchtern vorzeitige Familienereignisse in der Mode sind, müßte die geltende Moral den mephistopheliſchen Rath schon etwas variiren: Thut keinem Manne was zu Lieb', als mit dem Eheversprechen in der Tasche.

Marguerite handelte also ganz correct und es war nicht ihre Schuld, wenn sie verlassen wurde. Herr Gaston nämlich hatte ein reiches Mädchen gefunden, ein im Lessing-Theater unanfechtbares Mädchen, dem die dankbare Aufgabe zufällt, die Geldheirath vor Geldborgern und Goldbergern zu verherrlichen. Fräulein Jeanne von Lussac ist in ihrer Art auch ein Engel, aber ein Engel aus der Thiergartenstraße — der französische Name ist nur des Goldmädchens Kleid und Zier. Die süße Jeanne weiß, daß Herr Gaston nur nach ihren Millionen äugt, aber sie nimmt ihn doch, denn sie liebt ihn und hält ihn für einen makellosen Tugendbold. Wie sie das anfängt, das ist ihre Sache. In Berliner Banquierkreisen hört man oft, wenn 500 000 Mark eine Million Thaler gefreit haben: „Es war sogar 'ne Liebe!"

Es war also wieder sogar 'ne Liebe. Fräulein Jeanne schwärmt, Herr Gaston findet die Beigabe zur Mitgift allerliebst und alles wäre in der schönsten Ordnung, wenn Marguerite sich bei der während des vorletzten Berliner Skandals von einem kletterlustigen Lümpchen ausgegebenen Loosung bescheiden wollte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Gar so christlich aber denkt sie nicht. Sie will Rache, und berechtigte Rachgier ist ein hochachtbares Gefühl. Unsere falsche Heilige hat Sardou's „Fernande" mit Erfolg gesehen und sie versucht sich nun in den beiden weiblichen Hauptrollen des berühmten Sensationsstückes. Als Clotilde wird sie, da sie in den Hochzeitjubel einbrechen will, von einem Pommerol, der diesmal Bénoit heißt, auch Advokat, aber höchst sentimental ist, dingfest gemacht; als Fernande wirft sie dem vertrottelten Schwager ihres Gaston a. D. sich zu Füßen und würde erhoben werden, wenn nicht Pommerol-Bénoit und der Graf Egge-Mettenborn-Mengers-Chavigny schützend und wachend auf dem Posten stünden. Der reine, aber verehelichte Geldengel weist dem gefallenen Engel mit schnöden Höker-Worten die Thür, durch die ein unglaublich dreister Theaterzufall sie eingeschmuggelt hatte. Und nun wird Marguerite, die der Gatte verführt und der Schwager verschmäht hat, „eklich": sie denuncirt ihren Gaston und der wird dann auch herausgeworfen. Und das p. t. Publikum ruft mit voller und ganzer Empörung: Welche Canaille, diese Marguerite! Und in schmunzelnder Dresselstimmung: Der arme Kerl!

Nun könnte allerlei passiren. Am Horizonte tauchen verschiedene Combinationen auf: Jeanne plus Bénoit gäben ein legitimes, Marguerite plus Chavigny ein illegitimes Paar und auch ein weiteres Spielen mit Björnson's Svava ließe sich denken; nachdem im ersten und dritten Act „Fernande", im zweiten Daudet's „La lutte pour la vie" herhalten mußten, warum sollte nun nicht der Handschuh aus Norwegen anprobirt werden? Einzelne Aengstliche hatte ich während der letzten Pause zu beschwichtigen: bei Bellachini kommt der Thaler, bei Blumenthal die keusche Liebe immer wieder, so kunstvoll sie auch versteckt waren. Und es geht richtig auch diesmal gut aus. Marguerite ist hinter der Scene plötzlich Lady geworden und dem Eheglücke Gaston's steht nun nichts mehr im Wege. Daß er in einem entscheidenden Augenblicke seines Lebens als ein vollendeter Schuft sich benommen hat, darüber kam seine Millionenfrau hinweg. Das gefallene Mädchen ist ja glänzend versorgt und schließlich kommt es doch nur auf den Erfolg an.

Heil Dir, Marguerite Barthet! Wie ein wirklicher, nicht wie ein englischer Engel ragst Du aus dieser Sippe hervor. Du willst keine Geldabfindung, Du willst Rache, Du willst einen ehrlichen Namen. Und Deiner klugen Energie verdankst Du ihn endlich. Laß nur das Lumpengesindel daran sich moralisch entrüsten, daß Du im Nothwehrkampfe gegen die Herrenrechte heischende Uebermacht auch zu niederen, zu echten Frauenmitteln greifen mußtest. Ein, zwei Jährchen nur brauchst Du Dich zu gedulden, dann werden sie alle Dir in Deinem glänzenden Palais Visite machen und die reine Frau Jeanne von Triseuil wird die dann hoffent-

Digitized by Google

lich verwittwete Lady Dundee zu ihrem five o'clock thea einladen, auf ausgefranstem Papier. Selbst Herr Blumenthal ist am Ende nicht unerbittlich gegen „Gefallen", die eine lebenslängliche Rente haben. Und dann wird auch die zahlungsfähige Respectabilität im Lessing-Theater Dir huldigend Recht geben und rufen: Eine famose Person, diese Canaille. Das war ehedem paradox, aber nun bestätigt es die Zeit.

Die uralt comödienhafte Technik des Stückes dürfte von Pinero stammen, die Geschmacklosigkeiten und der Dialog gehören Herrn Blumenthal ureigenthümlich an. Ich möchte ja nicht in den Verdacht gerathen, als unterschätzte ich den Probepfeil-Schützen; im Gegentheil, ich habe für sein Talent fast zu viel Neigung übrig. Denn Talent hat Herr Blumenthal, mehr als mancher höher Eingeschätzte, Talent als Stilist und Epigrammatiker. Leider weiß er es selbst allzu genau und so ist er zum Witzewucherer geworden. So ein Blumenthal-Witz hat immer mindestens drei Theile: 1) man sieht ihn kommen, 2) er ist da, 3) er kehrt wieder.

Dieser jedes arme Wort todt hetzende Polonius-Stil wäre ermüdend, auch wenn er nicht sämmtlichen Wanderern durch die Blumenthäler eignete. Es ist fürchterlich, wie witzig alle diese Leute selbst in den schmerzlichsten Situationen sind, ganz fürchterlich, wie sie Seitenbemerkungen ad spectatores zum Besten geben. Auch darin stehe ich zu meiner Marguerite: Die macht keine Witze, wohl aber die Frau mit dem gebrochenen Herzen, der Million und dem im Zwischenact beseitigten Reinlichkeitgefühl. Es wäre ungerecht, wollte ich verschweigen, daß stellenweise auch sehr gute schlechte Witze gemacht werden, die im Vereine mit der himmlisch verfaulten Moral dem bösen Stück eine Art von Erfolg eintrugen. Von Meyerbeer, den wir in diesen Tagen pflichtschuldigst anzujubiliren haben, sagt Richard Wagner irgendwo, er sei groß im Effect, das heißt: in der Wirkung ohne Ursache. In diesem Sinne mag man meinetwegen auch die falschen Heiligen effectvoll nennen. Aber es weht ein Verwesungsduft aus dem Schauspiel uns entgegen, als träten wir in die Morgue, darin eine ganze, bei Lebzeiten schon verfaulte Gesellschaft ihr letztes Lager gefunden hat.

Herr Blumenthal hatte sich als Regisseur selbst unterstützt und er war immerhin glücklicher als Herr Anno. Nur sollte er doch nicht dulden, daß die rathlos gewordene Frau von Poellnitz jetzt im Stil Elise Schmidt's eine Conversation über die Rampe hinweg anspinnt und daß eine Kammerzofe wie eine étalée der rue Bréda einhergeht. Auch den frischen und muntern Herrn Schönfeld könnte er vielleicht in die Ueberzeugung „hineinschmeicheln", daß man auch auf der Bühne ganz einfach menschlich reden und sich geberden kann, ohne die hopsende Quecksilbrigkeit einer gealterden Naiven nachzuahmen. Herrn Schönfeld tadle ich besonders gern, weil ich ihn gern loben möchte; aber — wie die Schauspieler einmal sind, halten sie noch immer das Lob für die einzige Form wohlmeinenden Interesses. Drei neue Mitglieder, dem Berliner Publikum schon gute Bekannte, führte das Lessing-Theater vor. Herr Brandt gab in der undankbarsten Rolle die beste, künstlerisch tüchtigste Leistung des Abends; man wandelt nicht unbelohnt neben Reicher. Fräulein Minow ist vielleicht nicht mehr jung genug, um noch sprechen zu lernen, aber sie kann lachen und weinen und findet mitunter einen eigenen Ton. Fräulein Reisenhofer, die bei der Auflegung der Philippi-Anleihe entdeckte arme Löwin aus dem sehr „alten Lied", ist eine schöne Dame, die in den Rollen temperamentvoller Hetären — niederer Marke! — vielleicht eine Zukunft hat. Als falsche Heilige streifte sie mit dem gepufften Aermel das Ostend-Theater; sie bellte und meine Freundin Marguerite kann beißen, und wie. Zunächst sollten die neuen Damen sehr ernstlich sich um die deutsche Sprache bemühen. Der selige Laube würde puterroth werden, wenn er hörte, wie auf unseren Bühnen gesprochen wird. Für Fräulein Palm sollte man eine stumme Rolle schreiben und ihr dann schleunigst kündigen. Das geht wirklich nicht, Herr Blumenthal!

Auch im „Wallner-Theater" haben sich neue Menschen vorgestellt. Das wundervolle Ensemble der Hasemann-Zeit ist zersprengt, Anna Schramm, mit Antonietta dell' Era und Rosa Sucher die größte Künstlerin Berlin's, ist in's Schauspielhaus, zu Juliens Amme und Recha's Wärterin, geflüchtet, für sie gibt es keinen Ersatz und auch ein neuer Alexander wird schwer zu finden sein. Die Herren Gebrüder Wallner werden Mühe haben, erst Schauspieler und dann Stücke für sie zu schaffen, denn die neue elektrische Beleuchtung allein thut es doch nicht. Am Eröffnungsabend gab es ein altes schlechtes Volksstück und eine eigens dazu angefertigte Parodie auf Mascagni's „Cavalleria rusticana". Der Componist, Herr Bogumil Zepler, hat manchmal Humor, der Maximilian Krämer genannte Textverbrecher nie. Man sagte mir, Herr Krämer sei auch sonst ein „richtiger Schriftsteller", er schriebe in seinen Mußestunden zwischen elf und zwölf Uhr Abends auch Theaterkritiken, und da schämte ich mich ein Weniges. Dann erfuhr ich, der Herr sei „Dramaturg", und das richtete mich wieder auf. Es muß auch Dramaturgen geben. Schlimmer aber, viel schlimmer als Herr Blumenthal, der immer Witze machen kann, ist doch Herr Krämer, der immer Witze machen will. Nein — gegen den armen Mann will ich nicht schreiben. M. H.

Notizen.

Anspruchlose Geschichten. Von P. Hann. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Das anmuthige Erzählertalent Hann's ist recht eigentlich von der „Gegenwart" entdeckt worden, in deren Feuilletonspalten der in New-York lebende Wiener zuerst novellistisch auftrat. Wäre es nach dem Vorschlage des Herausgebers gegangen, so hätte der Verfasser schon vor Jahren bei einem Feuilletonwettbewerb den ersten Preis bekommen. Es ist uns daher eine besondere Genugthuung, daß diese erste Novellensammlung mitten unter den Klassikern von Liebeskind's Verlag, den Baumbach, Seidel, Trojan, Maximilian Schmidt, Grasberger, Pichler und Haushofer, erscheinen darf, was an sich schon die beste Empfehlung ist. Die gelungensten dieser elf Geschichten sind in der „Gegenwart" erschienen, und wenn wir auch „die Flucht nach Aegypten" ungern vermissen, der jener Preis zugedacht war, so entschädigt uns dafür manches Unbekannte, das ganz auf der Höhe des Hann'schen Talentes steht. Es sind kleine Novellen, schlicht und wahr, still und bewegt, vorgetragen mit schalkhaftem Humor, der oft etwas spitz und ironisch klingt, aber von einem, wir möchten fast sagen, frauenhaften Gemüth hell und warm durchleuchtet ist. Die optimistische Weltanschauung, die doch nichts Frivoles oder Blasirtes hat, aber auch weit ab von Pose und Gemachtheit steht, gewährt in unserer naturalistischen Schwarzseherei von heut' allein schon eine Erquickung und Erhebung. Im nämlichen Verlag ist auch ein neues jener entzückenden Miniaturbändchen auf Büttenpapier erschienen, womit Liebeskind und sein stilvoller Drucker Drugulin von Zeit zu Zeit die deutschen Bibliophilen erfreuen. Es enthält die zweite Folge von Ludwig von Hörmann's „Grabschriften und Marterln" und beweist auf's Neue den Sammelfleiß des trefflichen Innsbrucker Universitätsbibliothekars. Als einen Beweis für den kernigen, meist unfreiwilligen Humor dieser volksthümlichen Inschriften verweisen wir auf die Schwarzenberger Grabschrift der bekannten Malerin Angelica Kauffmann und führen die Folgenden an: „Hier ruht der Brauersepp, Gott Gnad für Recht ihm geb', Denn Viele hat, was er gemacht Frühzeitig in das Grab gebracht; da liegt er nun, der Bierverhunzer, Bet', o Christ, fünf Vaterunser!" ... „Hier ruht Johannes Hesserer, Ein schlechter Tenorist, Und lacht, weil er ein besserer Dort in dem Himmel ist"... Oder die philosophische Inschrift: „Beglückt, wer in der Welt, So seine Rolle spielt, Daß, wenn der Vorhang fällt, Er keine Reue fühlt."

Der orientalische Teppich als Vorbild. Kritik und Vorschläge von Julius Janitsch. (Breslau, Maruschke & Berendt.) — Der Verfasser dieser ebenso geist- als verdienstvollen Flugschrift ist Director des Schlesischen Museums der bildenden Künste zu Breslau und sagt als gründlicher Fachkenner der einheimischen Teppichweberei einige gesunde Wahrheiten. Er meint, die Textilkunst werde und müsse die Führung übernehmen, um das demokratisirte Kunstgewerbe vor dem Verfall zu retten, und gibt hierfür einige zielbewußte Fingerzeige, denen die Fabrikanten und ihre Zeichner, die Kunstprofessoren und ihr Publikum folgen sollten. Zur Hebung des Geschmacks schlägt er nach Analogie der Porzellanmanufactur die Gründung einer kaiserlichen oder königlichen Teppichmanufactur vor, als einer Musteranstalt zur künstlerischen Läuterung der Textilindustrie. Sie hätte nicht nur auf stilgerechte Zeichnung und künstlerische Ausführung zu sehen, sondern auch auf gute (nicht chemische) Farben, das Anilin zu verpönen ꝛc. Die Verrohung des Farbensinnes und die Abstumpfung des Stilgefühls in immer weiteren Kreisen ist leider nur zu sehr Thatsache.

Prinzipien der Ethik und Religionsphilosophie Lotze's. Von G. Vorbrodt. (Dessau, Hermann Oesterwitz [Kahle].) — Dieses liebevolle Gedenkblatt zum zehnjährigen Todestage Lotze's enthält eine allgemein verständliche Darstellung seiner Ethik und Religionsphilosophie, und mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß sich bei Lotze die erkenntnißtheoretische Begründung zu des anonymen Rembrandt-Deutschen „überraschenden, etwas chaotischen Gedankenwelt" findet: ein Protest des im guten Sinne naturalistischen Menschen auf allen Gebieten der modernen Lebensanschauung.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, die jüngst einige wichtige Goethe-Schriften von Keil und Froitzheim herausgegeben, fährt auf dem verdienstvollen Wege fort und bietet in Fr. Strehlke's: „Paralipomena zu Goethe's Faust" und „Wörterbuch zum Faust" zwei willkommene Hülfsbücher. Dieses gibt eine Erklärung goethischer Wortbildungen und Wortbedeutungen und wissenschaftliche Erläuterungen, auch aus dem Gebiete der Magie, Alchymie, Astrologie, ist also ein praktischer Faustcommentar in lexikographischer Form, wobei auch das Neuaufgefundene aus dem Goethe-Archiv berücksichtigt ist. Dem Letzteren sind im Besonderen die „Paralipomena" gewidmet, eine organische Zusammenstellung aller Entwürfe, Skizzen, Vorarbeiten und Fragmente, ein nothwendiges Supplement zu jeder Faust-Ausgabe. Zu den bereits früher bekannten Fragmenten ist in letzter Zeit eine große Anzahl von Schriftstücken hinzugekommen, die sich in der kritischen Weimarer Ausgabe zum ersten Male gesammelt vorfinden, der „Urfaust", die Helena von 1800 ꝛc. Diese möglichst vollständige Varianten- und Entwurfsammlung wird nicht allein dem Forscher und Fachmann willkommen sein.

Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterregebirges. Von Hugo Zöller. (Stuttgart, Union.) — Der bekannte Reiseschriftsteller und Redacteur der Kölnischen Zeitung, dem wir schon vorzügliche Schilderungen von Deutsch-Westafrika, Südamerika und einer Weltreise verdanken, gibt hier eine breit angelegte, überaus malerische Beschreibung seines muthigen Vordringens mit Messer und Axt unter beständiger Lebensgefahr bis zu den wilden Hochgebirgen von Neuguinea, wobei er Land und Volk anschaulich darstellt und auch den gegenwärtigen Stand unserer Colonisationsthätigkeit in Kaiser Wilhelmsland, Bismarck- und Salomo-Archipel bespricht. Das Hauptergebniß seiner Reise beantwortet die Frage nach der Bewohntheit Neuguineas dahin, daß das Innere im Ganzen äußerst dünn bevölkert ist. Zöller empfiehlt die Eröffnung der „Perle unserer überseeischen Besitzungen" den Chinesen zum Zwecke billiger und fleißiger Besiedelung, um die Colonie schnell rentabel zu

Digitized by Google

machen, wie ja auch England Borneo und Hinterindien den Chinesen überantwortet hat. Das gut geschriebene und mit Vollbildern und Karten gezierte Buch enthält als Anhang ein Wortverzeichniß von 46 Papuasprachen.

Der Christus-Mayr. Neue Studien aus Oberammergau von W. Wyl. (Berlin, F. Fontane.) — Der vielgereiste und vielerfahrene Feuilletonist des „Berliner Tageblatts" ist ein scharfer Beobachter und temperamentvoller Schilderer voll Geist und Humor. Nach Schluß der Passionsspiele wird sein Büchlein eine liebe Erinnerung für „Dagewesene" bleiben und auch solche, die jenes Volksschauspiel nur vom Hörensagen kennen, lebhaft interessiren. Behandelt wird das eigenthümliche Leben im Passionsdorfe, die Biographie der Herrgottsschnitzler und „Actores", das Portrait des Christus-Darstellers, der Kampf um den Passionstext, das Interview bei Frau Wilhelmine von Hillern und deren Zwist mit den Passionsspielern, die sich von ihr nicht schulmeistern lassen wollten ... Da unsere Leser bereits den wüsten Roman der Dame: „Am Kreuz" kennen, so mag Wyl's Urtheil das unserige ergänzen und verstärken. „Eine solche Methode, die Natur zu schildern, ist mir noch nicht vorgekommen. Die Verfasserin hatte ihre Modelle vor sich, die schlichtesten Leute von der Welt, und machte lauter raffinirt gebildete Dialektiker aus ihnen ... Im wirklichen Leben ist Mayr ein Mann von kerngesunder Fröhlichkeit, der mit dem Christusgewand den Theatermenschen auszieht und daheim nichts ist als das tüchtige Haupt seiner trefflichen Familie — dieser geistig symmetrische Mann und Familienvater weiß im Roman nicht, ob er nicht der wirkliche Christus ist ... Es ist zu toll! Und ich sehe sie alle Tage in Flanellhemd und Lodenjoppe, die übermenschlich gebildeten Kerle ... Bin ich verrückt oder ist es Jemand anders? Ich halte »Am Kreuz« für ein literarisches Malheur."

Zum Frieden! Roman aus der Gegenwart von Paul Bliß. (Dresden, Pierson.) — Soll ein Berliner Roman sein, aber solche gemüthliche Menschen, wie sie hierin auftreten, mögen wohl in Dresden oder Leipzig wohnen, aber schwerlich in Berlin zu finden sein. Zwei junge Kaufleute, der Sohn eines Millionärs und der eines armen Schluckers, kommen nach Berlin, um hier Stellungen anzutreten. Sie miethen sich bei einer Frau Krause ein, die mit ihrer Tochter sehr eingezogen lebt. Nichtsdestoweniger nehmen Mutter und Tochter gleich am ersten Sonntag die Einladung Karl's zu einer Fahrt nach dem Thiergarten an. Die Tochter hat sich selbstverständlich sogleich in Karl verliebt, trotzdem sein Aeußeres vom Verfasser nicht gerade in verführerischen Farben gemalt ist. Heinz hat schon am ersten Abend die Bekanntschaft einer „dieser Damen" gemacht und fährt eines Tages mit ihr zum Charlottenburger Rennen, als die Equipage seines Prinzipals, des Bankiers Hiller, in welcher dieser mit seiner Frau und Tochter sitzt, vorbeifährt. Einige Zeit darauf wird Heinz in die Familie seines Chefs eingeladen. Im Gespräch wirft die Tochter die Bemerkung hin, er scheine sich für „schöne Frauen" zu interessiren und gibt ihm dann den guten Rath, andere Vergnügungen zu suchen, als das Spazierenfahren mit „solchen Damen", und als Heinz sie verwundert ansieht, gibt sie ihm zur Antwort, sie sei in der Großstadt erzogen und habe sich daran gewöhnt, „die Dinge zu sagen, wie sie sind." Dann tritt eine andere junge Dame auf, der aber gleich bei ihrer Ankunft in Berlin das Unglück widerfährt, daß „ihr in dem riesigen Verkehr Ecke Invaliden- und Chausseestraße" — sie ist auf dem Stettiner Bahnhof angekommen — der Koffer gestohlen wird. Aber bei allem Unglück ist immer ein Glück: Heinz kommt hinzu, bietet sich zum Beschützer an und wird auch sofort angenommen. Er macht kurze Umstände, quartiert sich und seinen Freund sofort aus und miethet die beiden Zimmer für die junge Dame. Heinz fährt schon am folgenden Tage mit seiner neuen Bekanntschaft im Thiergarten spazieren und wird wiederum von der Bankiersfamilie bemerkt. Nichtsdestoweniger macht er noch an demselben Tage Irma Hiller eine Liebeserklärung, die von dem entzückten Mädchen jubelnd aufgenommen wird. Daß er ein großes Herz hatte, „du lieber Gott, das nahm sie nicht übel, dazu war sie ein Kind der Großstadt", und sie tröstet sich, daß sich dies Alles von selbst legen würde, wenn er nur erst eine Frau hätte. Von dem Verfasser hat die „Gegenwart" einige Novelletten gebracht, die eine weit stärkere Begabung vermuthen ließen, als sie dieser erste Roman zeigt, doch enthält auch er manche feine Einzelheit, die den Leser freundlich stimmen.

Kurzgefaßte Logik und Psychologie. Von K. Kroman. Uebersetzt von F. Bendixen. (Leipzig, O. R. Reisland.) — Das Buch ist für Leser bestimmt, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich mit den Grundzügen der beiden behandelten philosophischen Disciplinen vertraut machen wollen, und für diesen Zweck genügt es auch. Der Verfasser, Professor in Kopenhagen, ist Realist, indem er nicht bei der Welt der Bewußtseinszustände stehen bleibt, sondern ein Ich oder Subject und „wirkliche" Objecte annimmt. Seine nüchterne Auffassung bekundet er dadurch, daß er nur ein einheitliches Etwas, das empfindet, fühlt und will annimmt, sich aber von allen weitergehenden Hypothesen fernhält. In der Einleitung und in der Logik werden absichtlich verschiedene Streifzüge in das Gebiet der Erkenntnißlehre gemacht, ebenso wird in der Psychologie eine ganz kurze Andeutung der Grundfragen der Ethik gegeben, sowie untersucht, wie wir das rechte Handeln zum Erscheinen bringen sollen. Letztere Disciplin nennt der Verfasser allgemeine Erziehungslehre, ein Ausdruck, der leicht mißverstanden werden kann.

Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. C. Wallis. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bände. (Gotha, Perthes.) — Wallis versucht in diesem Roman einen Abschnitt aus der Geschichte seines Vaterlandes zu schildern, der in Deutschland durch unsere großen Dichter bis in manche Einzelheiten allgemein bekannt ist, den Befreiungskampf der Niederländer gegen die Tyrannei Philipp's von Spanien. Er hat indessen seine Kräfte allzu sehr überschätzt, wenn er des Glaubens war, diesen gewaltigen Stoff bemeistern und dichterisch gestalten zu können. Sein Roman ist ohne einheitlichen Plan angelegt, die Handlung schleppt sich mühsam und schwerfällig fort. Der Verfasser ermangelt der Phantasie, aber augenscheinlich auch der culturgeschichtlichen Kenntnisse, um ein treues Bild jener bewegten Zeit entwerfen zu können. Anstatt durch die Schilderung charakteristischer und spannender Einzelfälle einen Ausblick auf die politischen und sozialen Zustände zu gewähren, begnügt er sich gewöhnlich damit, eine allgemeine, farblose Uebersicht über die Zeitverhältnisse nach Art eines historischen Handbuchs zu geben. Auch die Privatschicksale des Helden, die mit den historischen Vorgängen verwoben sind, vermögen nur in geringem Maß unser Interesse zu erwecken. Sie sind viel zu breit ausgesponnen und ohne Steigerung und Katastrophe.

Von dem Reichthum und der Liebe. Zwei Novellen von Georg von Seydlitz. (München, Callwey.) — Diese Erzählungen müssen für anspruchslose Leser berechnet sein, besonders die erste, die den Titel führt: Reichthum schändet nicht, Armuth allein macht nicht glücklich. Die Begründung ist durchgängig von einer zu großen Harmlosigkeit: der Verfasser geht mit seinen Gestalten um, als wären es Marionetten; vergebens legen sie Einspruch gegen ihre Handlungen ein, weil sie sich fortwährend im Widerspruch gegen das Vorhergehende befinden. Unvergleichlich höher stehen des Verfassers drei neue Novellen: Von der Weibererziehung. Diese Erzählungen sind stellenweise sogar vortrefflich, so daß man nur bedauern kann, daß der Verfasser so leichtsinnig mit seiner Begabung umgeht. Der gemeinsame Gedanke ist der, daß der Mensch nur durch die Liebe erzogen werden kann; die ersten beiden behandeln den Vorwurf in Bezug auf die Frau, die letztere in Bezug auf den Mann. Sonach stimmt die Aufschrift des Buchs nicht ganz. Die beste Novelle ist die erste. Ihr Titel „Ich erziehe mir meine Frau" ist allerdings nicht glücklich gewählt, weil er den Leser irre führt, der unter ihm eine Humoreske erwartet, während sie doch eine sehr ernst gemeinte und in ihrem Haupttheil auch ernst zu nehmende Leistung darstellt. Es wird uns eine Ehe vor Augen geführt, in der die Frau allen Bemühungen des Mannes, sich ihm zu nähern, den kühlsten Widerstand entgegensetzt. Sie verachtet ihn, weil er von ihrem Vater, dem er einen großen Dienst geleistet hat, sie zur Frau begehrt hat. Sie liebte einen Vetter, mit dem sie aber noch nicht zur Aussprache gelangt ist. Am Tag ihrer Verlobung reist er nach Amerika ab, um später als reicher Mann wiederzukommen. Er sieht Marie in einer Gesellschaft, zu der sie nach einer heftigen Scene mit ihrem Mann allein gegangen ist; sie erschrickt, und er fühlt, daß sie ihn noch liebt. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des Amerikaners geht er auf sein Ziel los, die Frau zu gewinnen, um sie mit sich nach Amerika zu nehmen. Der Gatte, der die heftigen Kämpfe seiner Frau bemerkt und ihren Grund ahnt, gibt sie frei; sie kann ihrer Freiheit aber gar nicht froh werden, der Edelmuth ihres Gatten bindet sie fester als ihr gegebenes Wort. Zum Schluß stellt sich der Vetter als Unwürdiger heraus, der ein Mädchen in's Unglück gestürzt hat und nachdem er Mariens Vater eine größere Summe entwendet hat, die von dem späteren Gatten Mariens gedeckt wurde, flüchtig geworden ist. Es folgt Versöhnung. Die psychologische Entwickelung besonders des Charakters Mariens ist sehr fein. Nicht so gut sind dem Verfasser die Nebenpersonen gelungen, besonders ist die des „Dichters", wie er sich selbst nennt, Guido Hellmund, mißlungen. Er ist die personificirte Eitelkeit, der fortwährend von seinem „Dichterherzen" schwärmt, sich mit der Nachtigall vergleicht ꝛc. Und doch wird er vom Verfasser mit großer Liebe behandelt. Ganz unglaublich benimmt sich dagegen eine junge Dame, die sich mit einem älteren Grafen aus freiem Antrieb verlobt hat und nun ihrem Bräutigam bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit sein Alter vorwirft. Sie wird zuletzt die Frau des „Dichters". Leichterer Gattung sind die beiden folgenden Erzählungen. In der einen wird uns ein junges Mädchen vorgeführt, welches bei gesundem Kern „etwas kokett" ist. Sie wird durch die Liebe bekehrt. Am schwächsten ist die letzte; ein alter Junggeselle erhält den Besuch der Tochter eines früheren Freundes von ihm, der nach Amerika gegangen und dort gestorben ist. Das Ende ist Hochzeit. Es finden sich zwar einige ganz hübsch gezeichnete Charaktere, so z. B. die Wirthin Justus, ein „Drache", aber die anderen Personen, so die Freunde von Justus, sind allzu sehr carikirt.

An Etsch und Eisack. Bilder aus Südtirol. Von Wolfgang Brachvogel. (München, Knorr & Hirth). — Das schmucke Bändchen schließt sich in der äußeren Ausstattung an die reizende Meraner Miniaturbibliothek an, die u. a. Noé's „Gossensaß" enthält und ebenfalls mit anmuthigen Vignetten von Tony Grubhofer geschmückt ist. Es sind liebenswürdige Feuilletons mit ansprechenden Natur- und Menschenschilderungen in der Art von Ludwig Steub, doch ohne seine Gelehrsamkeit und seinen urwüchsigen Humor. Von Burg zu Burg des schönen Landes zieht der Verfasser und Trostburg, Hauenstein, Karneid, Siegmundskron, Greifenstein etc. heißen die romantischen Stationen, wo er rastet und uns Vieles von Sitte und Sage, Geschichte und Natur berichtet. Der Ton ist begeistert und warm, wie es ja nicht gut anders möglich ist, und besonders in der Beschreibung des freskenreichen Runggelsteins — jetzt kaiserlicher Besitz — geradezu dithyrambisch. Interessant ist die Geschichte von Vintler, dem Tiroler Fugger. Beim Castel Toblino hätte erwähnt werden sollen, daß Scheffel und Anselm Feuerbach selbander dort übersommerten.

Digitized by Google

Inserate.

Aufruf

zur Errichtung von Denkmälern für die deutsch-nationalen Dichter in Berlin.

Seitdem Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches geworden ist, hat es die Ehrenpflicht übernommen, große nationale Verdienste durch Ehrendenkmäler zu verherrlichen. So hat es bereits unsern Dichterheroen, den großen Forschern und Denkern, den epochemachenden Künstlern, den großen Feldherren, Staatsmännern und Königen solche Standbilder geschaffen, nur den **deutsch-nationalen Dichtern, den Propheten der Morgenröte eines neuen Tages nach trüber Zeit, die an der Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums festhielten und den Funken der Begeisterung in Millionen zu heller Flamme anregten,** ist die Schuld der Dankbarkeit in der Hauptstadt des deutschen Reiches noch nicht abgetragen. Allen voran als der treue Eckwart alles deutsch-nationalen Lebens steht der Dichter des Vaterlandsliedes **Ernst Moritz Arndt,** den das deutsche Volk bis zu seinem hohen Greisenalter als das **„deutsche Gewissen"** mit Recht gepriesen hat. Ihm zur Seite strahlt in ewiger Jugendschönheit der Heldenjüngling **Theodor Körner,** der sein Herzblut freudig dem Vaterlande zum Opfer brachte und dessen Lieder wie eine Flammensäule unseren Heeren voranleuchteten und sie in allen Kämpfen zu Mut und Todesverachtung begeisterten. Neben ihm ragt zu gleichem Opfertode bereit der Herold des deutschen Kaisertums **Max von Schenkendorf,** der uns in seinen Liedern für Vaterland, Recht und Freiheit ein unvergängliches Erbe hinterlassen hat, das von Geschlecht zu Geschlecht zu wahrhaft deutschem Sinn und Geist die deutsche Jugend anfeuert. Nicht minder bedeutend erfüllt uns mit gerechter Bewunderung der kerndeutsche Dichter **Friedrich Rückert,** dessen geharnischte Lieder wie Schwerthiebe sausten, und den Mut und die Entschlossenheit unseres Volkes zum Entscheidungskampfe stählten. Auch **Heinrich von Kleist,** der an dem Unglücke des Vaterlandes selbst zu Grunde ging, hat in seinen Heldenliedern und patriotischen Dramen die Vaterlandsliebe mit voller Wucht und markiger Sprache gepredigt, und so Herz und Gewissen unseres Volkes zu neuer Thatkraft belebt. Endlich verdient auch der eigentliche Vater des deutsch-nationalen Gedankens, der begeisterte Herold der Vaterlandsliebe **Gottlieb Klopstock** ein Ehrendenkmal, weil er seine deutsche Gesinnung zuerst in herrlichen und unsterblichen Gesängen zum Ausdruck brachte und dadurch als bahnbrechender Prophet auftrat. Diesen **wahrhaft deutsch-nationalen Dichtern** wollen wir am Fuße des Kreuzberges, auf dessen Gipfel das Monument zum Gedächtniß an die große Zeit der deutschen Freiheitskriege empor ragt, Denkmäler errichten, um damit anzudeuten, daß diese Dichter die Herolde der Erhebung des deutschen Volkes waren, welche Begeisterung in seinem Herzen schufen, so daß es befähigt ward, jene großen weltgeschichtlichen Kämpfe siegreich zu bestehen und endlich das deutsche Kaisertum in vollem Glanze wieder herzustellen. Alle Diejenigen, welche den Eindruck ihrer Dichtungen an sich empfunden haben, in deren Herzen das hohe Gut der Vaterlandsliebe lebendig rege ist, werden aufgefordert, ihr Scherflein zur Errichtung würdiger Denkmäler für diese Propheten und geistigen Bahnbrecher unseres Volks beizusteuern.

Alle Geldeinsendungen ersuchen wir an die **„Deutsche Bank"** Berlin, Mauerstr. zu richten, oder an das Bureau des Denkmal-Comités **Dr. A. Zehlicke,** Berlin S.W., Katzbachstraße 19 II.

Geschäftsausschuß des Denkmal-Comités.

E. O. Heinzelmann, Director des Centralbureaus für Landwirtschaft, Berlin. **M. Schön,** Redacteur, Berlin. **Dr. A. Zehlicke,** Schriftsteller, Berlin.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Am 1. October erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen schon jetzt Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Ottmann's Bücherschatz Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller (Jede Nummer kostet 20 Pfennige) **No. 3—5:**

Soeben erscheint:

Die

Cis-moll-Sonate

Von

Gerhard von Amyntor

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." Ps. 127, 3.

Preis 60 Pfennige.

Verlag von **Victor Ottmann** in **Leipzig.**

Ottmann's Bücherschatz Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller (Jede Nummer kostet 20 Pfennige) **No. 3—5:**

„Der **Einheitstrieb** in einer moralischen Wissenschaft und Weltanschauung" als Grundriß einer später erscheinenden

„Philosophie der Liebe"

von E. Hänzel.

Selbstverlag Zeitz (Nicolaiplatz 1). 5½ Bogen, 1 M. Durch alle Buchhdl. u. d. Verf. zu beziehen.

Interessante belletristische Erscheinungen

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.

Roman von

Emile Zola.

2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Honni soit qui mal y pense.

Roman von

Walter Morgan

(Gregor Samarow).

3 Bände. Preis geheft. M. 10.—; fein geb. M. 13.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen:

Die Schmugglerstochter von Norderney.

Historischer Roman von **Karl Adolf.**

2 Bände 8°. Preis 6 Mark.

Königsberg i. Pr., im Juni 1891.

Hartungsche Verlagsdruckerei.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 60 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin** W., Culmstraße 7.

Dritte Auflage.

Richard Wagner

von

Franz Muncker.

Preis 1 M 60 Pf

Reich und prachtvoll illustriert.

C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung in **Bamberg.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1891. Band XL.

KÜNSTLER-VEREIN BREMEN

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Herbstübungen oder Herbstmanöver? Von Miles. — Das Großfürstenthum Finland. Von Selmar Wallow. — Die Sonntagsmarke. Von M. H. — **Literatur und Kunst**: Die individualisirte Menschheit. Von Julius Duboc. — Erinnerungen an Giacomo Meyerbeer. Mit ungedruckten Briefen des Componisten. Von Adolph Kohut. — **Feuilleton**: Jasmin. Von Heinrich Landsberger. — **Aus der Hauptstadt**: Das goldene Horn. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: „Der große Prophet. Von Maximilian Harden. — Der Wettbewerb für das Kaiserdenkmal. Von C. G. — Opern und Concerte: „Esmeralda." Oper von Goring Thomas. Von A. Moszkowski. — Notizen. — Inserate.

Herbstübungen oder Armeemanöver?

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß mit der in den beiden letzten Jahrzehnten eingetretenen gewaltigen numerischen Zunahme fast sämmtlicher europäischer Heere sich in neuester Zeit das Bedürfniß nach Schulung der Führer und Truppen im Armeeverbande geltend zu machen beginnt. In Rußland wurde im vorigen Jahre diesem Bedürfniß zum ersten Male mit den großen Manövern bei Rowno und zwar in dem gewaltigen Maßstabe Rechnung getragen, welcher die meisten militärischen Maßnahmen dieses Reiches in letzter Zeit kennzeichnete. Eine Truppenmacht von nicht weniger als 150,000 Mann war zu diesem Zweck, in zwei Armeen getheilt, in Volhynien versammelt, und es ist bekannt, daß deren Feldmanöver in Folge der dabei hervorgetretenen Uebelstände nicht ohne erheblichen Nutzen für die mit der Leitung und Durchführung derselben beauftragten Führer und Truppen des russischen Heeres geblieben sind.

Es muß auf den ersten Blick einleuchten, daß es ein ganz anderes Ding ist, derartige Truppenmassen, wie sie dort in zwei Armeeverbänden versammelt wurden, im Gelände in Wirklichkeit zu leiten, und die umfassenden Anordnungen für ihren Eisenbahntransport, ihre Concentrationsmärsche, ihre Unterkunft, ihre Verpflegung, ihre Bewegungen im Manöverfelde und ihr Gefecht zu treffen, wie dies in der sonst üblichen Weise beim Kriegsspiel und bei den größeren und kleineren Generalstabsreisen, sowie den Arbeiten des Generalstabes zum größten Theil nur auf dem Papier und nach der Karte zu geschehen vermag. In dem letzteren Falle fehlen alle Frictionen, welche im Gelände, in Folge der Witterungsverhältnisse, schlechter Wegebeschaffenheit, Mißverständnisse, verspäteter Befehlsüberbringung, unrichtiger Auffassung von Befehlen, Ermüdung der Truppen, mangelhafter Verpflegung, Verluste, kurz jener großen Anzahl von Zwischenfällen eintreten, welche die Natur des Feldkrieges unvermeidlich mit sich bringt.

Die Abhaltung von Armeemanövern hat daher unzweifelhaft mannigfache Vortheile und zwar besonders für diejenigen Armeen im Gefolge, deren Generalstab noch nicht durch eine langjährige systematische Schulung seiner Offiziere für die Verhältnisse des großen Krieges und der höheren Truppenführung, wie eine solche dem deutschen Generalstabe durch seinen unvergeßlichen Chef Grafen von Moltke drei Jahrzehnte hindurch zu Theil wurde, für ihre dahin zielenden Aufgaben vorbereitet wurde. Allein zwei sehr in Betracht kommende Nachtheile sind es, welche derselben anhaften. Es sind dies einmal die beträchtlichen Kosten, welche sie dem Lande nicht nur durch die bei ihnen verursachten Flurbeschädigungen, sondern auch durch die erhöhten Aufwendungen für die Verpflegung, die Bezahlung der Marschgebührnisse und Quartiergelder, der Bivouaksbedürfnisse, der Tarifsätze für die Eisenbahntransporte, den erhöhten Munitionsverbrauch ꝛc. auferlegen, und andererseits das Zurücktreten der eingehenderen Beurtheilung und Schulung der höheren Führer und der Truppen bei ihren Bewegungen und ihrem Gefecht, ihren Vorpostenstellungen, ihrer Aufklärung und ihrem sonstigen Verhalten im Manöverfelde. Bei den Manövern im Armeeverbande müssen nothwendiger Weise alle betheiligten Organe der Führung ihre Aufmerksamkeit und Anspannung in erster Linie auf ihr richtiges Verhalten in Bezug auf diesen Verband, soweit dasselbe ihre Aufgabe berührt, richten; die höheren Führer aber, vom Divisionscommandeur aufwärts, werden hierdurch in erster Linie in Anspruch genommen, und ihre Aufmerksamkeit dadurch nicht unerheblich von der ihnen zufallenden eingehenden tactischen Beurtheilung und Schulung der ihnen unterstellten Truppen abgelenkt.

Gleichwie aber in der Ausbildung im formellen Exercieren die Methode von der sorgfältigsten Detailausbildung allmählich zu den Uebungen in kleineren und dann in den größeren Verbänden fortzuschreiten, sich am besten bewährt, so würde eine Lücke in der tactischen Schulung der Truppenverbände entstehen, wenn man die Detachementsübungen, die Divisions- und Corpsmanöver abkürzen und vorschnell, bevor Truppen und Führer für dieselben vorgebildet, zu Armeemanövern übergehen wollte. Wenn Rußland sich im vorigen Jahre in den keinen besonders werthvollen Anbau tragenden Gefilden Volhyniens, für deren Flurbeschädigung überdies, wie verlautet, fast gar nichts seitens der russischen Regierung bezahlt wurde, den Luxus des Zusammenzuges von 150,000 Mann in zwei Armeen mit allen seinen Vortheilen, jedoch auch Nachtheilen, gestatten konnte, so dürfte dieser Vorgang noch kein Beispiel bilden, welches unbedingt zur Nachahmung auffordert.

Andererseits aber hat auch Frankreich im vergangenen Jahre ebenfalls Truppenübungen im größeren Maßstabe, wie sie bisher dort abgehalten wurden, vorgenommen, indem die französische Heeresleitung zum ersten Male dazu schritt, zwei Armeecorps, welche sich nahezu auf Kriegsstärke befanden, nicht nur gegen einander, sondern ihrem Verhältniß im Armeeverbande entsprechend auch neben einander gegen einen markirten Feind manövriren zu lassen.

In diesem Herbst nun finden in Frankreich sogar bei vier Armeecorps nebst zwei Cavalleriedivisionen, nämlich seitens des

Digitized by Google

V., VI., VII. und VIII. Corps, gemeinschaftliche große Uebungen mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Charakter der Armeemanöver statt, da je zwei dieser Armeecorps nebst je einer Cavalleriedivision, zu einer Nord- und Südarmee vereinigt, sich als feindliche Armeen gegenüber treten und in dem für die Operationen des Feldkrieges, wie die Kriegsgeschichte lehrt, sehr geeigneten Kreidehügellande der östlichen Champagne gegen einander unter den Generalen de Gallifet und Davoust, Duc d'Auerstädt unter der Oberleitung des künftigen Generalissimus der französischen Feldarmeen, General Saussier, des Gouverneurs von Paris, manövriren werden.

Allein man begnügt sich mit einer Anlage der diesjährigen französischen Herbmanöver in dem angegebenen Maßstabe nicht, sondern nach Beendigung der Manöver der beiden Armeen werden die dabei betheiligten Armeecorps in einer Armee von vier Armeecorps und zwei Cavalleriedivisionen vereinigt, während die eine Hälfte des fast die doppelte Stärke eines normalen französischen Armeecorps besitzenden VI. Corps zum Schutz der Grenze zurückbleiben soll, gegen einen markirten Feind operiren.

Die Oberleitung dieser Operationen und Manöver wird der Präses des obersten Kriegsrathes, General Saussier, in eigener Person übernehmen, und als Chef des Generalstabes der als besonders befähigt geltende General de Miribel bei ihm fungiren. Die Truppenmasse, über welche der französische Generalissimus verfügen soll, wird aus 112 Bataillonen, 80 Schwadronen und 92 Batterien mit 552 Geschützen, 4 Genie-Bataillonen und 4 Train-Eskadrons bestehen und in Summa ca. 110,000 Mann stark sein. Eine derartig imposante Truppenentfaltung für Manöverzwecke entspricht annähernd den Stärkeverhältnissen heutiger Armeen und die Besetzung ihrer höheren Führerstellen mit Mitgliedern des obersten Kriegsrathes, der höchsten Militärbehörde Frankreichs, wie die Generale Saussier, de Gallifet, de Miribel und Davoust deutet darauf hin, daß man französischerseits mit diesen Manövern das Beste zu leisten und zu zeigen beabsichtigt, was Frankreich in militärischer Hinsicht zur Zeit überhaupt auf dem Manöverfelde vermag.

Der östliche Theil der Champagne, welcher besonders durch den meisterhaft geleiteten Feldzug Napoleon's I. von 1814 aus der Kriegsgeschichte bekannt ist, wird daher in diesem Jahre mit den in ihm stattfindenden französischen Armeemanövern das regste Interesse nicht nur der Militärs, seien sie nun Zuschauer derselben oder nicht, sondern auch weiterer Kreise in Anspruch nehmen. Man wird, während im vorigen Jahre der Verlauf der großen Herbstmanöver des I. und II. französischen Armeecorps in seinen tactischen Ergebnissen in Frankreich selbst nicht durchweg befriedigte, in diesem Jahre die Fortschritte, welche auf Grund der aus den vorjährigen Manövern geschöpften Lehren inzwischen erzielt wurden, zu constatiren bemüht sein und, wie mit der Abhaltung der diesjährigen großen Flottenmanöver in Frankreich, einen Maßstab dafür zu gewinnen suchen, wie weit die französische Feldarmee für den Krieg vorbereitet ist.

So gewaltig gerüstet der 124 Millionen Menschen in dem gemeinschaftlichen Bestreben der Abwehr eines kriegerischen Angriffs vereinigende Dreibund auch gegenüber dem allerdings ebenfalls äußerst stark gerüsteten, zwar nicht formell, aber stillschweigend bestehenden, 150 Millionen zählenden Zweibunde Frankreichs und Rußlands, begünstigt durch seine vortheilhafte, die beiden präsumtiven Alliirten trennende Lage, auch gegenüber steht, so kann man sich nicht verhehlen, daß für Frankreich die Versammlung und Waffenübungen einer kriegsgerüsteten Truppenmacht von über 100,000 Mann eine neue Etappe in der Steigerung des kriegerischen Selbstbewußtseins der leicht impressionirbaren Nation bedeutet, und unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, beanspruchen die bevorstehenden französischen Armeemanöver in der Champagne ein Interesse über die Kreise der Fachmänner hinaus. —

Auch die deutsche Heeresleitung hat sich veranlaßt gesehen, dem von Rußland gegebenen und in Frankreich aufgenommenen Impulse folgend, der Strömung der Zeit in dieser Richtung Rechnung zu tragen, und bei Gelegenheit der vorjährigen Herbstmanöver in Schlesien, ohne im Uebrigen bis auf die Heranziehung einer dritten Cavalleriedivision zu demselben, den bisherigen Maßstab der Gesammtanlage derselben zu überschreiten, eine Uebung im Armeeverbande abgehalten. Jedoch nur an einem Tage jener Herbstübungen wurden das V. und VI. Armeecorps unter dem Oberbefehl des Kaisers im Armeeverbande zu einer Armee vereinigt und an diesem Tage im Verein mit zwei Cavalleriedivisionen gegen einen markirten Gegner im Anmarsch und im Gefecht verwandt.

In diesem Herbst nun werden die Manöver des IV. und XI. Armeecorps unter den Augen des Kaisers eine größere Ausdehnung wie die bisher übliche insofern erhalten, als, da das XI. Armeecorps bereits aus drei Divisionen besteht, nicht etwa eine seiner Divisionen an das IV. Armeecorps abgegeben wird, sondern für die Dauer der Manöver zum ersten Male eine zu diesem Zweck besonders formirte Reservedivision und zwar beim IV. Armeecorps gebildet werden wird und somit sechs Infanterie- und zwei Cavalleriedivisionen im thüringischen Hügellande gegen einander manövriren werden. Die Uebungen der in dieser Zahl zusammengezogenen großen Truppenkörper tragen daher den Charakter von Uebungen im Armeeverbande und werden denselben besonders und ausgesprochenermaßen am 19. September repräsentiren, an welchem Tage die beiden Armeecorps und ihre Cavallerie, zu einer Armee zusammengestellt, unter der Führung des Kaisers gegen ein durch Abcommandirungen aus ihnen combinirtes Armeecorps manövriren werden. Auch auf den Verlauf und die Ergebnisse dieser Uebungen von acht Divisionen auf ein und demselben Gefechtsfelde wird man nicht nur in deutschen Fachkreisen, sondern auch anderwärts mit Aufmerksamkeit blicken.

Es erscheint bei denselben besonders bemerkenswerth, daß man bei ihnen zu einer eigentlichen Versammlung von Armeen, wie in Rußland und Frankreich, nicht geschritten ist und daher vorläufig mit dem vor der Hand beibehaltenen, nur etwas erweiterten bisherigen Modus auszukommen gedenkt. Von besonderer Bedeutung aber ist die Zusammenziehung der Reservedivision zu diesen Manövern. Dieselbe wird die Gelegenheit bieten, zu beurtheilen, in wie weit die aus ihren bürgerlichen Lebensverhältnissen plötzlich in ähnlich wie im Kriegsfall völlig neu formirte Truppenverbände zum Waffendienst zusammengestellte Mannschaft unter ihren größtentheils fremden Führern und wie weit diese Führer selbst die bei den kriegsgemäßen Feldmanövern an sie herantretenden Aufgaben neben den Truppen des stehenden Heeres zu erfüllen geeignet sind.

Mit dieser Uebung von Truppentheilen der Reserve im größeren Verbande aber folgt die deutsche Heeresleitung dem Beispiele Rußlands, welches in neuester Zeit auch in dieser Richtung eine lebhafte Thätigkeit entfaltet und, wie man zugeben muß, die Initiative ergriffen hat. Manche in organisatorischer, administrativer und personeller Hinsicht bemerkenswerthe Erfahrungen aber werden sich voraussichtlich an diese Zusammenziehung einer Reservedivision knüpfen, so daß die diesjährigen großen Herbstübungen des deutschen Heeres im Verein mit denen der bayerischen Armeecorps ebenso, wie diejenigen Frankreichs, das lebhafteste Interesse in weiten Kreisen beanspruchen dürften.

Miles.

Das Großfürstenthum Finland.

Von Selmar Wallow.

Zu den vielen Fragen, welche in letzter Zeit die innere Politik Rußlands beschäftigen, ist neuerdings das Großfürstenthum Finland besonders in den Vordergrund getreten, da die unter dem jetzigen Zaren so energisch in Angriff genommene Russificirung der Grenzländer des russischen Reichs nunmehr auch auf das bisher in dieser Beziehung unberührt gebliebene Finland ausgedehnt wird. Die in Finland herrschenden Zustände sind eben so eigenthümlicher Natur, wie interessant und lehrreich, denn Finland darf in seinem staatlichen und bürgerlichen

Digitized by Google

Aufbau mit Recht als ein Unicum unter den Ländern Europas bezeichnet werden. Bisher ein Staat für sich, mit eigenem Heere, eigener Währung und Münze, mit eigenen Postwerthzeichen und sonstigen Attributen eines selbständigen Landes, dazu noch mit einer fest begründeten Constitution und Volksvertretung versehen, führt dieser von der Natur mit vielen Reichthümern beschenkte Kleinstaat eine ruhige und friedliche Existenz als selbständiges Großfürstenthum an einer entfernten Ecke des nordwestlichen Rußlands, zu welchem Finland als integrirender Theil gehört, ohne daß man jedoch auf dem Boden Finlands etwas von dieser Abhängigkeit bisher gewahr werden konnte, wo der Zar stets nur als Großfürst gilt und auch als solcher bei seinem jedesmaligen Erscheinen auf finnischem Boden aufzutreten pflegt. Kaum wenige Stunden Eisenbahnfahrt von der Hauptstadt des Zarenreichs, von Petersburg, erblickt sich der russische Reisende „im Auslande," hat Paß und sonstige Papiere vorzuzeigen und — Geld einzuwechseln.

Diese Ordnung der Dinge hatte bisher fortbestehen können, ohne irgend welche Nachtheile für Rußland mit sich zu bringen, dagegen aber große Vortheile für die materielle und geistige Entwickelung Finlands zeitigend. Nichtsdestoweniger sind auch hier Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt und in den Zuständen Finlands erweist sich manches als veraltet und verbesserungsbedürftig, wenn auch nicht in derjenigen Richtung, welche die jetzt seitens der russischen Regierung geplanten Reformen für Finland einzuschlagen scheinen. Wir wollen hier diese Licht- und Schattenseiten der gegenwärtigen Lage in Finland in möglichster Kürze und Unparteilichkeit auseinandersetzen, wobei vor allem die dortigen wirthschaftlichen Verhältnisse von den politischen streng getrennt werden müssen.

Seine günstige ökonomische Lage hat Finland hauptsächlich dem sehr ausgedehnten und rationell betriebenen Ackerbau, sowie anderen landwirthschaftlichen Betrieben zu verdanken. Zwar überwiegt dort zu sehr der Großgrundbesitz und die bei Weitem größere Hälfte der Landbevölkerung sehnt sich vergebens nach einem kleinen Besitz von Grund und Boden. Aber diese Latifundienwirthschaft hat in Finland die sie sonst begleitenden üblen Folgen nicht gehabt, eher das Gegentheil, vielleicht deswegen, weil die dortigen Großgrundbesitzer sich die Entwickelung der Landwirthschaft und ihre stete Förderung sehr angelegen sein lassen. Das kleine Finland zählt in seinem Rayon mehr landwirthschaftliche Schulen, als sie das ganze übrige russische Reich aufzuweisen vermag. Es bestehen in Finland: 16 Ackerbauschulen, darunter 1 Hochschule, 18 Schulen für die Milchwirthschaft, darunter 1 Hochschule, 1 Forstakademie und 1 Forstschule, 1 Schule für die Pferdepflege, 1 Schule für die Viehwirthschaft, 2 Gartenbauschulen und 2 Hufschmiedeschulen, insgesammt 42 Lehranstalten, darunter 3 Hochschulen. Man muß eingestehen, daß die Specialisirung der landwirthschaftlichen Betriebe hierbei einen hohen Grad erreicht, wie dies selten in anderen Ländern anzutreffen ist. Wollte Rußland in dieser Beziehung dem kleinen Finland verhältnißmäßig gleichkommen, so müßte es 2100 landwirthschaftliche Schulen haben, darunter 150 Hochschulen, indessen zählt es aber nur 3 Hochschulen, also genau so viel wie Finland — welches nur das Areal eines einzigen russischen Gouvernements einnimmt —, während die Zahl der mittleren landwirthschaftlichen Schulen derjenigen Finlands noch nachsteht. Eine nicht minder wichtige Bedeutung, als die verhältnißmäßig große Anzahl der landwirthschaftlichen Schulen, ist auch der zweckmäßigen Organisation der Interessen der Landwirthe zuzuschreiben, welche es den letzteren leicht ermöglicht, nöthigenfalls sich fachmännischen Rath und Beistand zu holen. Eher als irgendwo hat man in Finland die Nothwendigkeit der Creirung eines landwirthschaftlichen Centralbureaus eingesehen, welches aus bedeutenden Fachmännern gebildet und an welches die ländliche Bevölkerung sich zu jeder Zeit und unentgeltlich mit Anfragen aller Art wenden kann, so z. B. hinsichtlich der Aufstellung von landwirthschaftlichen Entwürfen behufs Trockenlegung oder Urbarmachung der unbebauten Flächen, der rationellen Aufführung von wirthschaftlichen Gebäuden, der Aufstellung von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen, der Einrichtung und Verbesserung von Molkereien, ebenso der Melioration auf dem Gebiete des Forstwesens, des Gartenbaues ꝛc. Bei der in Finland vorhandenen allgemeinen Volksbildung dient zudem eine ausgedehnte Literatur zur Verbreitung von landwirthschaftlichen Kenntnissen unter der ländlichen Bevölkerung, unter anderen werden dort zwei landwirthschaftliche Zeitschriften aus Staatsmitteln subventionirt, während zahlreiche, populär gehaltene Broschüren auf dem Gebiete des Ackerbaues, Forstwesens ꝛc. unentgeltlich zur Vertheilung unter die Bevölkerung gelangen. Den Hauptantheil an dieser cultivirenden Arbeit nehmen die landwirthschaftlichen Vereine, deren es in Finland 15 gibt mit einer Gesammtzahl von über 5000 Mitgliedern. Die finländische Regierung ist dazu noch bestrebt der ackerbautreibenden Bevölkerung durch Gewährung namhafter Kredite die Beschaffung der für ihre Betriebe und Meliorationen erforderlichen Geldmittel zu erleichtern, wobei größere Summen auf die Einführung von Zuchtvieh und Maschinen aus dem Auslande verwendet werden. Es wäre in der That keine Uebertreibung, wenn man Finland in dieser Beziehung als einen Musterstaat hinstellen wollte.

Ein gesteigertes Interesse erhalten noch diese Umstände, wenn man das ungünstige Verhältniß der Bevölkerungszahlen in Betracht zieht, indem einer sehr geringzähligen, aber sehr begüterten Aristokratie eine außerordentlich zahlreiche und besitzlose ländliche Bevölkerung gegenübersteht. Bei einer Gesammtbevölkerung von ungefähr $2^1/_2$ Millionen Einwohner, zählt Finland über 2 Millionen ländlicher Bevölkerung, von welcher wiederum die größere Hälfte ohne jeden Landbesitz ist, während der große Theil der kleineren Hälfte zumeist einen solchen Besitz von kaum nennenswerthem Umfange aufzuweisen hat. Um so höher müssen daher die Bestrebungen jener adligen und besitzenden Minderheit angeschlagen werden, vermittelst welcher es gelungen ist, der so zahlreichen ländlichen Bevölkerung zu einem immerhin ansehnlichen Wohlstande zu verhelfen. Die Wahrnehmung der Interessen der ackerbautreibenden Volksklassen, sowie überhaupt der Landleute, geschieht in reger und praktischer Weise seitens der obenerwähnten Vereine, welche durch die Großgrundbesitzer in's Leben gerufen und geleitet werden.

Gegenüber diesem, fast möchte man sagen glänzenden Bild, welches die rein wirthschaftlichen Verhältnisse Finlands bieten, besteht eine politische Ordnung der Dinge, die als ein wahrer Anachronismus zu bezeichnen ist. Alle politische Rechte, sowie die mit ihnen verbundene Macht, sind in den Händen einer kleinen aristokratischen Minderheit, der sogenannten „finländischen Barone" concentrirt, welche von ihrer Macht in politischer Beziehung in vollstem Maße Gebrauch machen, während fast die ganze Bevölkerung völlig rechtlos dasteht und selbst der geringsten politischen Rechte baar ist. Zwar besitzt Finland eine Verfassung, einen Landtag und sonstige constitutionelle Einrichtungen — diese stammen aber noch vom Zeitalter der Herrschaft Schwedens her, haben sich größtentheils überlebt und bieten nur geringe Aehnlichkeit mit den constitutionellen Institutionen unserer Zeit. Eine Verfassung, welche nur die Schaffung einer Hierarchie des Adels und des Clerus anstrebt und ein Landtag, welcher seiner Zusammenstellung und Beschaffenheit nach, nur die Interessen der höheren Stände zu vertreten hat, während er das übrige Volk in politischer Beziehung mundtodt macht — das ist der wunde Punkt in dem Staatswesen Finlands, an welchem es schon seit Beginn der neuen Aera im Leben der europäischen Völker zu leiden hat. Die Folge davon ist, daß in Finland ein derartig schroffer Unterschied und unüberwindlicher Gegensatz zwischen den verschiedenen Bevölkerungsklassen zu Tage tritt, wie dies in keinem anderen europäischen Lande mehr zu verzeichnen ist. Die alleinige Herrschaft des hohen Adels und die völlige Theilnahmlosigkeit des Volkes an dem politischen Leben geben sich in Finland auf jedem Schritte zu erkennen.

Die Nothwendigkeit einer Reform nach dieser Richtung hin ist unverkennbar und es muß abgewartet werden, ob die in letzter Zeit seitens der russischen Regierung vollzogenen Maßnahmen hinsichtlich Finlands auf die eben erwähnten rein

Digitized by Google

politischen Mißstände und ihre Verbesserung von Einfluß sein werden. Es wäre keineswegs verfrüht, über die diesbezüglichen Absichten des Petersburger Kabinets etwas Sicheres zu sagen, da in dem Schoße desselben eine endgültige Bestimmung hierüber sichtlich gefaßt ist, indem es bereits an Vorläufern nicht fehlt, welche darauf hindeuten, daß eine „Russificirung" Finlands im Anzuge ist. So sind die bisherigen finländischen Post- und Telegrapheneinrichtungen abgeschafft und an deren Stelle die russischen eingeführt worden. Es wäre sehr schade, wenn die russische Regierung bei ihren beabsichtigten neuen Maßnahmen für Finland sich nur auf solche, immerhin nebensächliche und rein äußerliche Dinge beschränken wollte, anstatt an die nothwendig gewordene Modernisirung der Verfassung Finlands die Hand zu legen. Eine Hebung des politischen Niveaus der ländlichen Bevölkerung, namentlich des Bauernstandes, wäre für Finland von eben so großem Vortheil, wie dies auch für das ehemalige Königreich Polen, jetzt Generalgouvernement Warschau, gewesen war, als die russische Regierung in der Mitte der sechziger Jahre sich entschlossen hatte, für die wenigstens theilweise Ausgleichung der bisher dort herrschenden krassen Klassenunterschiede etwas zu thun und die rechtlose ländliche Bevölkerung von der unbeschränkten Gewalt des polnischen Adels nach Möglichkeit zu befreien. Für Finland würde jetzt ein analoges Verfahren sehr heilsam sein, aber wer weiß, ob die jetzige russische Regierung die Energie zu einer solchen Initiative besitzen werde, wie sie die Regierung der sechziger Jahre unter Alexander II. damals bekundet hat. Es muß, wie gesagt, abgewartet werden, ob der jetzt in Rußland, namentlich in einem Theil der russischen Presse, eröffnete Feldzug gegen Finland zu nichts weiter führen werde, als zu einigen russificirenden Maßnahmen rein äußerlicher Natur, oder ob es zu tiefem Eingreifen in das Staatswesen Finlands kommen werde. Seitens der Regierung liegen bisher nur einige Aeußerungen von wichtiger persönlicher Bedeutung vor. So hat der Zar eine aus Finland nach Petersburg eingetroffene Deputation seiner Zeit zwar nicht empfangen wollen, dagegen hat er aber anläßlich der Eröffnung der letzten Session des finländischen Landtags zu Helsingfors eine Thronrede verlesen lassen, in welcher er formell die Selbständigkeit Finlands von Neuem sanctionirte, zugleich aber auch die Nothwenigkeit „eines engeren Anschlusses" Finlands an das russische Reich betonte. Die von dem Petersburger Kabinet erwünschte Beruhigung der Gemüther in Finland ist aber bisher, wie die jüngsten Ereignisse zeigen, auch nach dieser Ansprache des Zaren nicht ganz erreicht worden, wiewohl die letzthin in der Tagespresse gebrachten Mittheilungen, nach welchen das russische Kaiserpaar bei seinem jüngsten Ausflug nach den finischen Scheeren von der Bevölkerung Finlands mit kühler Zurückhaltung empfangen worden wäre, keineswegs zutreffend sind. Bei seiner allerletzten Anwesenheit in Finland, und zwar anläßlich der von ihm vorgenommenen Besichtigung der finländischen Truppen bei Willmannstrandt, ist Kaiser Alexander III. von der städtischen und ländlichen Bevölkerung sogar äußerst sympathisch begrüßt worden.

Die Sonntagsmarke.

Nicht zum Geringsten verdankt die civilisirte Menschheit die außerordentliche Leichtigkeit ihres Postverkehrs der — Briefmarke. Daß dieses bescheidene Ding jemals berufen sein würde, zur Lösung sozialer Aufgaben herangezogen zu werden, hat man sich bei der Geburt der Briefmarke wohl nicht träumen lassen. Und nun soll es doch der Fall sein, nun soll sie die Frage der — Sonntagsruhe für eine der ruheloseſten Menschenklassen, für die armen und geplagten Postboten — und selbst darüber hinaus — lösen helfen. Immer und immer wieder hat man im Reichstag beim Etat der Postverwaltung die dem Expeditionspersonal der Post so nothwendige und allgemein gegönnte Sonntagsruhe verlangt und stets doch einsehen müssen, daß die Forderungen des Verkehrs zwingender sind, als fromme Wünsche. Lediglich auf dem Wege der Beamtenvermehrung konnte der Ueberbürdung der fraglichen Beamtenklassen einigermaßen begegnet werden. Nun soll das verehrliche Publikum selbst die Entlastung des Sonntagsdienstes für den Briefträger bewirken und das Mittel dazu soll ihm die — Sonntagsmarke sein.

Es ist die schweizer Postverwaltung, die mit der Erprobung der sinnreichen Idee vorangeht und zu diesem Zweck neben ihren bisherigen Werthzeichen eine zweite Markengarnitur zur Ausgabe vorbereitet. Diese neue Garnitur, die nicht nur das Herz der Briefmarkensammler freudig erregen dürfte, soll die der Sonntagsmarken sein, mittelst deren der Absender einer Postsendung der Post verkündet: die Sendung (der Brief) braucht am Sontag nicht bestellt zu werden. Vom Publikum also soll es abhängen, ob unsere Briefträger eine Entlastung ihres Sonntagsdienstes erfahren werden oder nicht.

Die Idee ist gewiß als eine originelle zu begrüßen und jedenfalls besser geeignet, den Kreisen, denen sie dienen soll, die Sonntagsruhe zu verschaffen, als alle die schönen Parlamentsreden, die man bisher dafür gehalten hat. Nur dürfte sie in der gedachten Weise kaum die Dienste thun, die man sich von ihr verspricht. Weit besser erreichte man wohl das gewollte Ziel, wenn man die Sache umdreht und ein für alle Mal erklärt: Sendungen mit den gewöhnlichen Postwerthzeichen werden am Sonntag nicht bestellt.

Damit wird einestheils der Bequemlichkeit des Publikums, die kaum so weit zu überwinden wäre, der Sonntagsruhe der Briefträger wegen einen besonderen Schritt zu thun, ein Riegel vorgeschoben, und in jedem einzelnen Falle der Absender eines Briefes vor die Frage gestellt, ob eine Sonntagsbestellung erfolgen soll oder nicht. Ja, um die Reform zweifellos wirksam zu machen, wäre selbst eine geringe Portoerhöhung für die Sonntagsbestellung angezeigt. Denn wie auch die Frage liegt, wird das Publikum die neuen Marken, wenn sie die Sonntagsbestellung ausschließen, zunächst nur des Neuheitsreizes wegen verwenden, im Uebrigen aber — bei gleichen Preisen — diejenige Markengarnitur bevorzugen, welche die meisten Vortheile bietet. Es würde die alten Marken, wenn sie die Sonntagsbestellung ausschließen, einfach außer Cours setzen, und die neuen begehren, die für Woche und Sonntag ihre Dienste thun.

Dagegen wäre die Sonntagsmarke sofort wirksam, wenn sie bei höherem Preis allein den Vortheil der Sonntagsbestellung böte. Im gewerblichen Leben hat man sich gewöhnt, die Arbeit nach Feierabend und an Sonn- und Feiertagen höher zu bewerthen als die, welche während der gewöhnlichen Arbeitsstunden geleistet wird. Es soll damit die unumgängliche Nothwendigkeit der außergewöhnlichen Arbeitsforderung zum Ausdruck gebracht werden. Nicht die bloße Willkür des Arbeitgebers soll bestimmend sein, sondern eben die eiserne Nothwendigkeit, die jedes Opfer rechtfertigt. Nur der gleiche Grundsatz würde in unserem postalischen Verkehrsleben zum Ausdruck kommen, wenn man auch hier den Sonn- und Feiertagsdienst zur außergewöhnlichen Leistung macht, die sich nach einem entsprechend höheren Tarif berechnet.

In diesem Falle würde zweifellos die Sonntagsmarke nicht nur für unsere vielgeplagten Postbeamten zum Segen werden, sondern für alle die, welchen heute die Sonntagspost die Sonntagsarbeit erst in das Haus bringt. Der Geschäftsmann brauchte sich und seinen Hülfskräften den Sonntag nicht so zu verkümmern, wenn er an diesem Tage nur mit dem Dringlichsten befaßt würde. Das würde die Sonntagsmarke bewirken. Sie würde die Arbeit in den Contoren an diesem Tage auf das unbedingt Nöthige beschränken und damit weiter Gutes stiften.

Für ein kleines Stückchen farbigen und geränderten Papieres wahrlich genug. Tausende von Menschen, denen heute die Sonntagsruhe verkümmert ist, werden der neuen Marke das beste Debüt wünschen. Hoffentlich nimmt sich auch Excellenz von Stephan der kleinen Sozialreformerin an.

M. H.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die individualisirte Menschheit.

Von Julius Duboc.

Um die wahrscheinliche Entwickelung eines Menschen zu beurtheilen, der den Haupttheil seines Lebens noch unabgeschlossen vor sich liegen hat, ist es erforderlich, sich vorurtheilsfrei in sein Wesen zu vertiefen, die hemmenden und förderlichen Eigenthümlichkeiten desselben unbefangen zu erwägen und endlich seine Lebensumstände und Aussichten mit Sachkenntniß zu veranschlagen.

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln,

läßt Schiller den großen Menschen- und Schlachtenlenker Wallenstein sagen. „Sein Wollen und sein Handeln", d. h. das Handeln nur so weit, als es von dem Wollen abhängt und Ausdruck desselben ist. Damit ist freilich für die äußere Gestaltung seines Schicksals noch kein Programm aufgestellt, ja nicht einmal die innere Wesensentwickelung läßt sich danach abschließend voraussagen. Denn indem die äußeren Umstände, die sich einer genauen und sicher zutreffenden Berechnung ihrer Natur nach entziehen, auf die Wesensentwickelung zurückgreifend einzuwirken vermögen, ist auch für diese nur eine Wahrscheinlichkeitsberechnung möglich. Aller Scharfsinn bei Aufstellung derselben wird sie nicht unfehlbar machen. Grobe Rechnungsfehler können vermieden werden, aber selbst wenn dies geschehen ist, ja selbst wenn die Rechnung nach den Prämissen keinen einzigen Fehler mehr enthielte, würde das Facit gleichwohl durch einen einzigen unerwarteten und unvorhergesehenen Gewaltschlag des Schicksals über den Haufen gestoßen werden können.

Die Menschen haben die Mangelhaftigkeit ihres Urtheilsvermögens in dieser Beziehung immer verspürt. Daher die Neigung auf übernatürlichem Wege zu ermitteln, was den natürlichen Hülfsmitteln versagt blieb, die Unvollkommenheit der Methode, die sich auf Schlüsse aus persönlichen Eigenschaften und Lebensverhältnissen einschränkte, zu ergänzen durch Schlüsse und mehr oder minder willkürliche Deutungen aus Umständen besonderer Art — Stundenbeobachtung, Planetenstand, Begegnungen ꝛc. Die fortschreitende Erkenntniß in den natürlichen Zusammenhang der Dinge, in die Bodenlosigkeit jener zusammenphantasirten Combinationen hat auch diese Auskunftsmittel allmählich um allen Credit gebracht; aber das Problem, um das es sich eigentlich handelt — einen sicheren Blick in die Zukunft zu thun — ist damit keineswegs aus dem geistigen Bereich des Menschen als ein Object seines Verlangens und Bemühens geschwunden. Es hat nur seine Stelle gewechselt, es ist nur in eine andere Beziehung verlegt, es ist von dem Theil auf das Ganze, von dem einzelnen Menschen auf die Menschheit übertragen worden.

Wenn die Erkenntniß in Bezug auf den Werdeprozeß und sein Ergebniß bei dem einzelnen Menschen nothwendigerweise eine unsichere, Fehlschlüssen und Unberechenbarkeiten ausgesetzte ist, so gilt das Gleiche noch nicht unbedingt für die Menschheit. Ein Urtheil in dieser Beziehung kann vielmehr erst abgegeben werden, wenn zwischen Mensch und Menschheit gehörig unterschieden, beziehungsweise festgestellt ist, ob die Momente, welche das Urtheil und die Voraussage in Bezug auf den Einzelnen beirren und unsicher gestalten, ebenso auch auf die Menschheit Anwendung finden.

Dies im Auge behaltend hat man für eine wissenschaftliche Untersuchung des Problems drei Punkte zu berücksichtigen und das mangelhafte Verfahren, welches in dieser Hinsicht meistens beobachtet wird, verschuldet es wohl nicht zum geringsten Theil, wenn wir wissenschaftliche Forscherkräfte von gleichem Rang gleichwohl bei ganz verschiedenen Ergebnissen anlangen sehen. Der vortreffliche Lange nennt in seiner „Geschichte des Materialismus" „das Dogma von dem stetigen Fortschritt der Menschheit objectiv wenig begründet", Buckle unterscheidet für den Fortschritt der Civilisation ein veränderliches intellectuelles und ein stationäres moralisches Element in der Menschheit, Spencer vertritt einen Zukunftsoptimismus auf Grund der aus biologischen Thatsachen von ihm gefolgerten Meinung, daß die altruistischen Willensantriebe auf Kosten der egoistischen im Vordringen begriffen seien, Paulsen (System der Ethik. Berlin, W. Herz) findet diese Begründung unzureichend und rechnet den „Irrthum Spencer's" zu den Träumen. Alle diese Denker gründen ihre Erwartungen hinsichtlich der Zukunft gleichermaßen auf den Verlauf der Entwickelung in der Vergangenheit. Trotzdem stimmen sie in der Schätzung nicht überein, was also zu beweisen scheint, daß die Methode der schlußfolgernden Ableitung der Zukunft aus der Vergangenheit auf die Menschheitsentwickelung angewandt, sehr wenig sichere Anhaltspunkte gewährt.

In der That leidet diese Methode, die historisch-evolutionistische, die bei den meisten Forschern gegenwärtig noch eines besonders hohen Ansehens genießt, an dem Uebelstand der Unübersehbarkeit und die psychologische hat ihr gegenüber den Vorzug, daß sie das Problem, um das es sich handelt, auf einen kleinen Umfang — den Einzelnen — reducirt. Wenn sie das auf diese Weise gewonnene Ergebniß hernach erweitert, indem sie der Erweiterung die Unterscheidung zwischen Mensch und Menschheit als Maßstab zu Grunde legt, so hat sie den sichersten Weg eingeschlagen, um zu einem faßlichen, annähernd sicheren Ergebniß zu gelangen.

Die drei Fragepunkte, die sich hierbei nun zunächst erheben und Beantwortung verlangen, sind folgende: ist die „Menschheit" als ein Individuum aufzufassen und nicht etwa als ein bloßer Sammelbegriff unzähliger Individualitäten — ist sie als ein Individuum besonderer Art aufzufassen — und wie weit reicht und worin besteht diese Besonderheit?

Wäre die erste Frage zu verneinen, d. h. bedeutete „Menschheit" lediglich einen Sammelbegriff unzähliger verschiedenartiger Individualitäten, so ließe sich die Frage nach ihrer Entwickelung überhaupt nicht stellen, da der innerliche Zusammenhang der Theile und damit die Möglichkeit sie für den Ausdruck eines gemeinsamen Prozesses — der Entwickelung — zusammenzufassen fehlte. Es fehlte das Object derselben. Wenn Hinz diese, Kunz jene und Peter eine dritte Entwickelung erleben und die drei keine innerliche Gemeinsamkeit aufweisen, sondern nur äußerlich zufällig an einander gerathen, so läßt sich das Schicksal, der Entwickelungsgang dieser Drei, einheitlich genommen, in keiner Weise vorausbestimmen; nur nachträglich würde sie als Ergebniß unberechenbarer Factoren zu Tage treten.

In der That ist aber die „Menschheit" so wenig ein bloßer Sammelbegriff, als die Familie ein Sammelbegriff ist, die durch gemeinsame Interessen verbunden ist, gemeinsame Operationen in Bezug auf die Erreichung ihrer Zwecke verfolgt und eine gemeinsame zusammenhängende Gliederung ihrer Theile besitzt. Die Menschheit ist ersichtlich — das ist das Ergebniß einer vieltausendjährigen Culturarbeit — auf Zusammenschluß ihrer Theile und auf die in ihr reifende Wahrnehmung und Erkenntniß angelegt, daß, wenn ein Theil leidet, alle Theile leiden. Darin ist sie aber nicht mehr und nicht weniger wie eine Familie im bürgerlichen Gemeinwesen und wie die Familie nur das erweiterte Individuum ist — „das Individuum," heißt es bei Virchow, „ist eine einheitliche Gemeinschaft, in der alle Theile zu einem gleichartigen Zweck zusammenwirken" — so ist auch die Menschheit aus eben diesem Grunde als ein (erweitertes) Individuum zu betrachten. Deshalb kann man von einer sich individualisirenden und anticipando von einer individualisirten Menschheit sprechen und man hat ein Recht, die anzustellende Untersuchung über ihren Entwickelungsgang auf einen individuellen Wesensgehalt zu beziehen.

Die zweite und dritte Frage beziehen sich darauf, ob dieser Wesensgehalt einem Individuum besonderer Art angehört und worin diese Besonderheit zu setzen ist, beziehungs-

Digitized by Google

weise was daraus folgt? Wäre die zweite Frage zu verneinen, so würde die Untersuchung vor denselben Schwierigkeit Halt zu machen genöthigt sein und denselben problematischen Charakter behalten, der schon vorher bei der Betrachtung des Schicksals des Einzelnen erörtert wurde. Wir wären um keinen Schritt weiter und müßten uns nach wie vor mit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung begnügen, der eine über die bloße, unsichere Vermuthung hinausreichende Unterlage fehlte.

Das Menschheitsindividuum hat aber dem einzelnen Individuum gegenüber Besonderheiten aufzuweisen, die, genau in's Auge gefaßt, demselben einen Vorrang besonderer Art sichern und die Rechnung auf's Wesentlichste verändern. Die Lebensdauer des Einzelnen ist völlig unsicher und ungarantirt, die der Menschheit, wenn nicht ewig, doch auf unübersehbare Zeit garantirt; der Lebensinhalt des Einzelnen kann durch die niedrige intellectuelle Stufe desselben geringwerthig und gehaltlos sein, die der Menschheit ist es unter allen Umständen nicht, schon weil sie ihre intellectuelle Stufe fortwährend erhöht; endlich hat der Einzelne ein Sich-gegenüber, das ihn hemmen und sein Thun vernichten kann, die Menschheit hat aber nichts sich gegenüber, da sie Alles in Allem ist.

Was folgt nun daraus? Jeder Einzelne arbeitet nach Kräften an seinem Behagen, seinem Wohlbefinden, wenigstens an dem, was ihm als solches erscheint, und jeder Schritt desselben als eines causalen Geschöpfs ist darauf gerichtet, sich zweckentsprechend dem Ergreifen desselben (wenn auch vielleicht mit verfehlten Mitteln) anzupassen. Was ist es nun, was störend und hemmend in diese Lebensarbeit des Einzelnen eingreifen, sie vereiteln kann? Zunächst die Unsicherheit seiner Lebensdauer. Der Mensch stirbt vielleicht inmitten seiner besten Arbeit und diese erreicht also den Umfang gar nicht, den sie unter günstigeren Umständen hätte annehmen können oder er geräth auf Irrwege und thut Fehltritte, die er nicht rückgängig machen kann, weil es ihm an verfügbarer Zeit dazu gebricht. Ferner kann der Ertrag seiner Arbeit durch die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu Nichte werden. Was ihn von Außen entgegensteht mag sich als unüberwindlich erweisen, so daß die auf Beschaffung von Wohlbefinden gerichtete Lebensarbeit an ihm zu Grunde geht und in sich zerfällt.

Diese für den Einzelnen gültigen störenden Bedingungen sind nun für das Ganze, für die Menschheit, absolut nicht vorhanden. Da ihrer Lebensdauer kein absehbares Ziel gesteckt ist, so ist sie dazu veranlagt, gemachte Irrthümer, in denen der Einzelne sich verstricken kann, ohne sich bei kurzer Lebensdauer wieder herauswinden zu können, zu berichtigen, von Abwegen wieder auf den richtigen Weg zu gerathen. Denn da jeder Irrthum eine Sackgasse vorstellt, durch welche nicht hindurch zu kommen ist, sondern welche einfach zur Umkehr zwingt, wenn man überhaupt seinen Weg — hier der Lebensweg, d. h. das Leben selbst — fortsetzen will, so bedingt und bringt die unbegrenzte Lebensfortdauer die Berichtigung des Irrthums von selbst mit sich. Das Leben an sich ist der Tod des Fehlers. Ein verfehltes Leben ist kein Leben. Was dem Dichter als „Fluch der bösen That" erscheint, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, läßt sich auch auf den Irrthum anwenden, nur daß der Fluch hierbei zum Segen wird. Denn dadurch, daß er fortzeugend, in seiner organischen Fortentwickelung sich schrittweise dem Gegentheile des Wohlbefindens, d. h. dem Uebelbefinden nähert, wird er schlechtweg unerträglich. Eben dadurch erdrückt er sich selbst und nicht bloß den Einzelnen, der sich an ihm verloren hat.

Endlich ist die Menschheit selbst Alles in Allem. Sie hat nicht wie der Einzelne ein Gegenüber, das als Gegensatz zu ihr aufgefaßt werden könnte. Wenn es ganz sicher ist — und es ist ganz sicher — daß der Einzelne, soviel an ihm liegt, das, was sein Wohlbefinden stört, aus seinem Lebenskreis ausschließt, indem er die Umstände, soweit möglich, dem entsprechend regulirt, so gilt das Gleiche von der Menschheit, nur mit dem Alles besagenden Unterschiede, daß das „soviel an ihm liegt" keinerlei Einschränkung bedeutet, denn es liegt eben Alles an ihr. Dadurch wird bei ihr der Umkreis ein auf das äußerste Maß erweiterter, da ihr Lebenskreis den Kreis des ganzen Menschenbereichs umfaßt. Was sie als ihr Wohlbefinden störend, aus ihrem Lebensbereich ausschließt, wird eben dadurch zum Inbegriff alles Störenden und der Ausschluß also ein vollständiger, soweit er — selbstverständlich! — im Kampf mit den umgebenden Gewalten der Natur und ihren feindlichen Eingriffen menschlicherseits vollständig erreicht werden kann.

Was man Culturgeschichte und Culturfortschritt in Hinblick auf die Gesammtheit zu nennen pflegt, ist im geschichtlichen Verlauf theils dasjenige, was der Menschheit dazu dient und sie befähigt, sich der Individualisirung zu bemächtigen, theils als Folge davon, tastende Versuche — der heutige Sozialismus im Grunde seines Wesens — das mit der Individualisirung immer neu gesetzte und neuen Formen anzupassende Problem des allgemeinen Wohlbefindens und damit der Gesittung zu lösen. Die einzelnen Utopien, welche dabei unvermeidlich auftauchen, wird die Praxis zerstören, das Problem selbst wird sie fortschreitend erfüllen und der auf psychologische Ziffern begründete, ihr Ergebniß zusammenfassende überzeugte Glaube daran bedeutet nicht den Glauben an irgend ein Utopien.

Erinnerungen an Giacomo Meyerbeer.

Mit ungedruckten Briefen des Componisten.

Von Adolph Kohut.

Giacomo Meyerbeer hatte darin eine große Aehnlichkeit mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, daß auch er nie des Lebens Kummer kannte, denn er war, gleich diesem, ein „Purpurgeborener", d. h. in Reichthum aufgewachsen. Und wie den Reichthum, so erbte Meyerbeer auch den Wohlthätigkeitssinn seiner Eltern. Er machte zeitlebens von seinen irdischen Gütern den edelsten Gebrauch; er unterstützte jeden Armen und Nothdürftigen, der sich an ihn wandte, aber nicht in geräuschvoller Weise, und war sehr unangenehm berührt, wenn seine Wohlthaten irgendwie bekannt wurden. Die Deutschen in Paris ebenso wie die in Berlin nahmen seine Güte oft in Anspruch, und Heinrich Heine allein hatte für seine unbemittelten Landsleute von Meyerbeer ein ganzes Vermögen bezogen — das freilich den „ungezogenen Liebling der Grazien" nicht hinderte, später den großen „Beeren-Meyer" in seinen Briefen und Gedichten weidlich zu verspotten. Bezeichnend hierfür ist die nachstehende wohlverbürgte Anekdote. Heinrich Heine war einst — was nicht selten vorkam — in Paris nicht in der Lage, einen Wechsel von 300 Franken zu bezahlen. Er berieth sich mit einigen Freunden über seine Lage. Keiner wußte Rath. „Wenn ich Meyerbeer darum anginge, er gäbe mir gleich das Geld", sagte Heine. „Aber ich selbst kann ihn darum nicht bitten." Natürlich stellte einer der Intimen des deutschen Dichters dem damals gleichfalls in Paris lebenden berühmten Componisten Heine's Verlegenheit vor, und der Künstler beeilte sich, die Summe mit einem verbindlichen Schreiben sofort an seinen lyrischen Landsmann zu senden. Mehrere Tage darauf kam der Geldvermittler wieder zu diesem und sah, wie er im Begriffe war, für die „Allgemeine Zeitung", deren Correspondent er bekanntlich war, einen tadelnden Artikel über den Maestro zu schreiben. „Um Gottes Willen," rief der Gast, „was wird Meyerbeer dazu sagen?" — „Ja, wie kann ich denn anders," antwortete der Angeredete, „wenn ich ihn lobte, würde Meyerbeer glauben, ich ließe mich bezahlen."

Daß Richard Wagner in Paris von dem Wohlthätigkeitssinn des reichen Collegen oft profitirte, ist sattsam bekannt. In seinen Briefen aus jener Zeit nennt jener diesen seinen „verehrten Herrn und Meister", nach dessen Anblick er „wie nach einem wahren Labsal schmachte" und erkennt es mit Rührung an, daß Meyerbeer nie aufhöre, mit schützender Sorgfalt seiner eingedenk zu sein. Obschon Meyerbeer selten Dank erntete, ja oft dem schnödesten Undank begegnete, ließ er nie ab, Gutes zu thun. Er war, ohne sich zu besinnen, stets zu jeglicher Hülfe bereit. Daß manche große Musiker, denen er aus der Noth geholfen, sich dieser Hülfe schämten, gehört fast

Digitized by Google

der Geschichte an; die krankhaften Ausfälle Heine's gereichen der Literatur nicht zur Zierde, und wenn einst ein Berliner Recensent und Musiker vor der Aufführung des „Feldlagers in Schlesien" mit zwei Recensionen in der Tasche erschien und sie nach Einsicht taxiren ließ, so waren diese Erfahrungen für Meyerbeer nie eine Kränkung, sondern nur Bedauern gewesen.

Meyerbeer war nicht eitel im gewöhnlichen Sinne, wohl aber sehr empfindlich gegen ablehnende Kritiken, welche ihn lange Zeit verstimmen und ihm seine Gemüthsruhe rauben konnten. Bezeichnend hierfür ist schon der nachstehende Fall. In Nürnberg wurde der „Prophet" gegeben, und in einem dortigen kleinen Localblatt machte der Recensent dem Theaterdirector den Vorwurf, dies Werk wegen der unzureichenden Mittel der Nürnberger Direction zur Aufführung gebracht zu haben. Augenblicklich schrieb Meyerbeer an den Kritiker, daß es ihm eine Freude machen würde, auf eigene Kosten den „Prophet" für Nürnberg einzurichten. Alle Diplome, Kränze, Anerkennungsschleifen ꝛc. hob er mit ängstlicher Sorgfalt auf, und darin zeigte er sich von dem Ehrgeiz eines modernen Wander-Virtuosen, obschon er auf dieses grüne „Gemüse des Ruhmes" wohl hätte verzichten dürfen. Unter den Anerkennungen seines Schaffens bewahrte er u. A. mit Vorliebe einen silbernen Lorbeerkranz mit den Namen von 24 Nonnen aus einem Kloster von Barcelona auf, den er von der Aebtissin des Klosters mit der Erläuterung dedicirt bekommen hatte, daß durch diese Gesangeskräfte die herrliche Balletmusik aus der Balletscene Robert des Teufels mit unterlegten frommen Worten zur erbauenden Ausführung gekommen sei.

Wie sprudelnd geistreich Meyerbeer sich im äußeren Verkehr gab, so bezaubernd liebenswürdig zeigte er sich in seinem häuslichen täglichen Verkehr. Er erschien an der Thür der Familienwohnung stets mit anziehender Herzlichkeit, einem geistvollen Scherz auf der Zunge, und war in der Unterhaltung so anregend, daß man noch lange unter dem Eindruck seines Verkehrs blieb. Die umfassende, beinahe gelehrte Kenntniß fast aller Disciplinen der Wissenschaft, seine freundschaftlichen Beziehungen zu allen Berühmtheiten der ganzen Welt, sein gütiges Wohlwollen und seine harmlose Heiterkeit gaben einen Eindruck, der unvergessen blieb. Im engsten Familienkreise waren seine höfliche Rücksicht und seine eleganten Formen bestrickend. Nie hätte er z. B. in Gegenwart Anderer einen Brief oder ein Buch geöffnet, ohne vorher um Erlaubniß zu bitten.

Meyerbeer componirte mit großer Gewissenhaftigkeit, gewöhnlich in den Vormittagsstunden, aber auch auf der Straße; dann pflegte er eines der schmalen grünen Bücher, welche er stets bei sich trug, hervorzuziehen, um eine Phrase oder eine musikalische Idee festzuhalten. Gewöhnlich gehorchte ihm mühelos und freiwillig sein Genius; wenn er ihn zwingen wollte, brachte er nichts Vernünftiges zu Wege. Einst schrieb er die Schattentanz-Arie zu seiner Oper: „Dinorah", und es vergingen mehrere Tage, daß er darüber nicht hinauskam. Auf die Bemerkung eines Familienliedes, daß er schon längere Zeit hindurch immer dieselbe Arie wiederhole, erwiderte der Componist, daß ihn seine Kunst in diesem Falle ganz im Stich gelassen hätte; er wisse zwar ganz genau, was er geben wolle, wenn aber in ihm der Verdacht aufsteige, daß die Ausführung seiner Compositionen eine triviale sein könne, so fühle er, daß damit das Gegentheil von dem ausgedrückt werde, was er beabsichtigt hätte.

Die Angriffe in der Presse, denen Meyerbeer in Berlin oft ausgesetzt war, machten ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt recht unangenehm. So oft daher der „Generalmusikdirector" entwischen konnte, that er es. Am liebsten lebte er in Paris, wo nicht allein sein Lieblingslibrettist Eugen Scribe wohnte, sondern wo ihm auch die Vertreter der öffentlichen Meinung mehr Liebe und Verständniß entgegenbrachten, als in der preußischen Metropole. Die Gnade und die Güte des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Prinzessin von Preußen, der späteren Kaiserin und Königin Augusta, waren die Ketten, die ihn überhaupt an Berlin fesselten. Aber nicht allein die Kritik behagte ihm nicht; auch die knappen Grenzen des geselligen und Geschäftsverkehrs in Spree-Athen in Bezug auf die Kunst berührten stets erkältend sein Herz.

Man weiß, daß Meyerbeer ursprünglich, wie Mozart und Weber, als Claviervirtuose auftrat und durch sein meisterhaftes Spiel überall Ruhm und Geld erntete. Später spielte er nur noch selten, aber immer mit glänzendem Erfolg. Unvergeßlich wird namentlich sein Spiel den Zuhörern gewesen sein, als nach der ersten Vorstellung der Oper „Christine" vom Grafen Redern am K. Opernhause in Berlin hervorragende musikalische Notabilitäten im Hause Meyerbeer's versammelt waren. Man sprach u. A. über die darin vorkommende Arie: „Die Königin hat ihre Launen" und Taubert, Liszt und der Hausherr wurden zum Claviersturmwettstreit gebeten, um dem Grafen Redern eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Alle drei waren gewaltige Meister, und speciell dem Clavierkönig Liszt gegenüber hatte Meyerbeer einen schweren Stand, trotz alledem ergriff seine Auffassung mächtig das Herz und die Seele der Anwesenden. So groß der Meister als Pianist war, so mittelmäßig zeigte er sich als Begleiter und doch war er in erster Linie auf dieses Talent besonders stolz, gerade wie sich Nicolò Paganini auf seine Bücklinge mehr wie auf sein Geigenspiel einbildete. Er sagte manchmal: „Ob ich componiren kann, weiß ich nicht; aber so gut wie ich vermag Niemand zum Gesang zu begleiten" — ein Urtheil, womit freilich die meisten Sänger nicht einverstanden waren.

Eine regelmäßige Ausgabe des Künstlers waren die Abfindungen für Leierkasten- und Straßenmusiker, um in seinen Arbeiten nicht gestört zu werden. Vielleicht ist dies der Grund, daß in der ersten Generation der Nachkommen Meyerbeers die Musik keinen Boden gefaßt hat; dagegen scheint in seinem Enkel Raoul Richter, Sohn des verstorbenen berühmten Portraitmalers Professor Gustav Richter, sich höheres musikalisches Talent erkennen zu geben. Ebenso ist der Schwiegersohn des Componisten Oberst Baron Korff, ein ehemaliger schneidiger Gardecavallerieofficier, bekannt durch seine Reisen durch die ganze Welt und mancherlei werthvolle Arbeiten über den Orient, ein vortrefflicher Musiker. Bei diesem Anlaß sei erwähnt, daß der genannte Baron Korff ein sehr schönes, Meyerbeer als siebenjährigen Wundervirtuosen darstellendes Bild, das Clavier und den Taktstock seines Schwiegervaters, sowie verschiedene andere werthvolle Reliquien der K. Sammlung alter Instrumente auf dem Schinkelplatz zu Berlin zum Geschenk gemacht hat.

Der Meister hat einen sehr regen Briefwechsel mit seinen Zeitgenossen unterhalten, aber leider ist nur ein geringer Bruchtheil desselben veröffentlicht. Es wäre zu wünschen, daß der Säcularstag Veranlassung böte, eine möglichst vollständige Sammlung der Meyerbeer'schen Briefe zu veranstalten. Ich lasse hier einige solcher Briefe folgen, und zwar aus verschiedenen Lebensperioden des Componisten herstammend, die gewiß dazu beitragen werden, das Lebens- und Charakterbild des Künstlers durch einige bemerkenswerthe Striche zu ergänzen. Zuvörderst folgen die Briefe Meyerbeers an Varnhagen von Ense und seine Frau, die geistreiche Rahel Levin, die sich in der Handschriftenabtheilung der K. Bibliothek zu Berlin befinden.

1824 hielt sich Meyerbeer einige Tage in Dresden auf und verkehrte viel im Hause der reichen, musikfreundlichen Bankiersgattin Sara Kaskel, welche u. A. auch zum Ruhme Clara Schumann's sehr viel beitrug. Diese war mit Varnhagen und seiner Frau befreundet, und der damals 23jährige Maestro nahm gern die Gelegenheit wahr, das Schreiben der Frau Kaskel mit einem längeren Postscriptum zu versehen, welches um so bedeutsamer ist, weil der junge Meister Veranlassung nimmt, den um 3 Jahre jüngeren, berühmten Pianisten Ignaz Moscheles mit Wärme zu empfehlen. Diese Nachschrift hat folgenden Wortlaut:

„Darf der Unterzeichnete, mit Beziehung auf unser vorgestriges Gespräch über Herrn Moscheles, wohl so frei sein, ein paar Worte der Empfehlung für diesen unvergleichlichen Künstler hinzuzufügen? Ich habe von demselben in diesem Moment — im Zimmer der Frau v. Kaskel — ein neues Concert von seiner Erfindung gehört und mich dabei an Ihr Urtheil über seine Compositionen erinnert, welches ihn so treffend und

Digitized by Google

geistreich charakterisirt, wie hundert technische Dissertationen von unsereinem es nicht thäten.

Entschuldigen Sie meine Eitelkeit, zu glauben, daß eine Empfehlung von mir Herrn Moscheles bei Ihnen nützlich sein könnte, allein ich habe dem Kitzel nicht widerstehen können, als ich die Adresse dieses Briefes sah, mich Ihrer Bekanntschaft zu rühmen und muß es nun damit büßen, vielleicht bei Ihnen durch diese Empfehlung — bei unserer kurzen Bekanntschaft — als vorlaut zu erscheinen. Vielleicht wird mir Herrn Moscheles' Meisterspiel Verzeihung für meine Kühnheit erlangen.

Mit der vollkommensten Hochachtung
J. Meyerbeer.*)

Im Zimmer der Frau v. Kaskel,
Dresden, 7. October 1824."

Ein zweiter Brief des Componisten rührt aus dem Jahre 1842 her, als er bereits Generalmusikdirector in Berlin war und ist an Varnhagen von Ense selbst gerichtet, den der Tonkünstler zur Aufführung seines Meisterwerks „Die Hugenotten" einladet.

„Donnerstag, den 19. Mai 1842.

Sehr geehrter Herr!

Da ich besonderen Werth darauf lege, Sie, geehrter Herr, bei der morgen stattfindenden Vorstellung der „Hugenotten" unter den Zuhörern zu wissen, bin ich so frei, einen der wenigen Plätze, die mir Graf Redern gütigst zur Disposition gestellt hat, zu übersenden, und hoffe, Sie werden mir freundlich Ihre Gegenwart schenken.

Hochachtungsvoll und ergebenst
G. Meeyrbeer.

Herrn Geheimen Legationsrath
Varnhagen von Ense, Hochwohlgeboren."

Auch bei einem anderen Anlaß, der Première des „Struensee" seines jung verstorbenen Bruders Michael Beer, zu dessen Schauspiel Meyerbeer die Musik gemacht hat, lud dieser seinen Freund Varnhagen ein, wie dies die nachstehende Zuschrift zeigt:

„Berlin, den 19. September 1846.

Gestern erst erfuhr ich durch Geheimrath Schulze, daß Sie von Ihrer Badereise zurückgekehrt sind, sonst würde ich schon die Anfrage gethan haben, welche ich mir heute erlaube. Es wird nämlich heute Abend die erste Vorstellung des Trauerspiels „Struensee" von meinem verewigten Bruder Michael, mit neuer Musik dazu von mir, im Schauspielhaus stattfinden. Das Wohlwollen, welches Sie so freundlich stets beiden Brüdern geschenkt haben, läßt mich daher hoffen, daß es Ihnen nicht uninteressant sein werde, der heutigen Darstellung beizuwohnen, und in dieser Voraussetzung bin ich so frei, beiliegendes Billet zu übersenden, mit der Bitte, es freundlich zu genehmigen von

Ihrem ganz ergebensten
Meyerbeer.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Geheimrath Varnhagen von Ense."

Meyerbeer, ein sehr höflicher Mann, zeigte sich Damen gegenüber noch artiger und selten konnte er ihnen eine Bitte abschlagen, wenn die Erfüllung derselben in seiner Macht stand. In der K. Bibliothek liegen drei solche Zuschriften, von denen zwei an Helene von Chézy, die Textdichterin der „Euryanthe" und Enkelin der Karschin, und die dritte an Frau Geheimrath Koreff, Gattin des berühmten Arztes Dr. Koreff in Paris — er behandelte u. A. auch Heine in seiner Krankheit — gerichtet sind.

Wir wissen, daß Meyerbeer in uneigennützigster Weise seine begabten Kollegen empfahl. Dieser Gepflogenheit blieb er sich stets treu, so u. A. 1840, als er den ausgezeichneten Musiktheoretiker Sigfried Wilhelm Dehn dem ihn befreundeten Abtheilungsdirector Geh. Rath Johannes Schulze auf das Angelegentlichste als Bibliothekar der neu zu begründenden Königl. musikalischen Bibliothek empfahl.

Der Brief befindet sich in der Radowitz'schen Sammlung. Meyerbeer schreibt**):

„Mein hochverehrter Herr Geh. Rath!

Unserer Verabredung gemäß bin ich so frei, Ew. Hochwohlgeboren das Verzeichniß der gelehrten Arbeiten des Herrn Dehn beizulegen. Es sind Leistungen dabei, welche von der allergrößten Importanz für den geschichtlichen und theoretischen Theil der Musikwissenschaft sind, und Niemand mehr wie dieser tiefgelehrte und unermüdliche Forscher würde passender sein, Bibliothekar von einer ausschließlichen musikalischen Bibliothek zu werden. Eine solche rein musikalische Bibliothek zu gründen — wozu bereits so viele und bekannte Materialien hier sind — und sie wie andere Bibliotheken dem öffentlichen Gebrauch zu übergeben, wäre eine Neuerung für Deutschland, so schöner und intelligenter Art, daß es Preußens würdig wäre, mit dem Beispiel voranzugehen.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Geh. Rath, die Versicherung der höchsten Achtung und Verehrung Ihres

ergebensten
Sonntag. Meyerbeer."

In der Radowitz'schen Sammlung befinden sich noch zwei Briefe des Componisten, von denen der eine in französischer Sprache geschrieben und wahrscheinlich an Adolf Cremieux, den späteren französischen Justizminister und Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung 1870, und der zweite an seinen, jetzt in Berlin lebenden, Neffen Georg Beer, den Sohn des Astronomen Wilhelm Beer, gerichtet ist. In der ersten Zuschrift zeigt sich auf's Neue die liebenswürdige Bescheidenheit und in der zweiten der Humor des Meisters — ein bei Meyerbeer so seltener Artikel, daß er schon deshalb es verdient, besonders beachtet zu werden. Mögen dieselben hier folgen:

I.

Theurer und berühmter Meister!*)

Erlauben Sie mir, Ihnen das Beste, was ich von der ersten Vorstellung der „Hugenotten" haben konnte, anzubieten.

O, möchten Sie doch, wenn Sie diese Musik hören, die Güte und das Interesse nicht bereuen, daß Sie so freundlich waren, dem Autor zu bezeugen.

Meinen ehrfurchtsvollen Gruß an Madame Cremieux und Madame Eugenie Beer.

Sonntag. Meyerbeer.

II.

Lieber George!

Durch die gute Nonne**) habe ich erfahren, daß Du wünschest, eine Tuchnadel mit der Locke meines Haares zu besitzen. Beifolgend habe ich das Vergnügen, Dir eine zu senden, Dich versichernd, daß es eine große Ehre für mein Haar sein wird, auf der Brust eines so großen Lateiners wie Du bist, mein braver, alter Georg, zu prangen!

Mit großem Bedauern habe ich gehört, daß Du schon längere Zeit unwohl bist. Bei Ansicht Dieses aber, hoffe ich, wirst Du mit göttlicher Hülfe wieder genesen sein.

Blanca***) grüßt Dich vielmal und wünscht sehr, Dich auf Deinem Ponny galoppiren zu sehen.

Adieu, lieber George, vermelde meine herzlichsten Grüße Deinen lieben Eltern und Geschwistern, wie auch dem Dr. Rosenberg.

Dein Dich liebender Onkel
Giacomo Meyerbeer.

Baden, den 7. Oct. 1837.

Sr. Wohlgeboren
Herrn Georg Beer,
berühmten Lateiner, derzeit in Dresden.

Wir haben bisher den Componisten nur als liebenswürdigen und höflichen Mann kennen gelernt, doch konnte er zuweilen recht ungemüthlich werden, wenn ihn ein Musikalienverleger oder Impresario ärgerte. Zwei solcher „pikirter" Briefe seien hier schließlich wiedergegeben. Der eine ist an den Verleger des Componisten in Paris, den bekannten Schlesinger, der zweite an einen italienischen Impresario, dessen Name leider nicht genannt ist, in italienischer Sprache abgefaßt, adressirt.

Meyerbeer schreibt an Schlesinger†):

„Hochgeehrter Herr!

In dem Clavierauszug fehlen alle und jede Tempobezeichnungen, alle Vortragsbezeichnungen in der Singstimme, weshalb ich um Zusendung der Partitur bitten muß, um Alles zu berichtigen.

Trotz meiner ausdrücklichen Bitte an Ihren Herrn Commis, immer zwei Linien unter den Linien des Clavierauszugs zu lassen, ist dieses doch nicht geschehen, weshalb es mir unmöglich wird, ihn zu corrigiren. Bitte also, ihn nochmals abschreiben zu lassen auf die von mir verlangte Weise und nicht so furchtbar eng schreiben zu lassen und mir dann schleunigst zuzusenden, damit ich ihn sogleich corrigiren und Ihnen dann zum Stich wieder verabfolgen lassen kann. Auch den Titel haben Sie, trotz dessen ich Ihnen das Schema durch Ihren Courir schickte, wieder willkürlich auf dem Clavierauszug umgeändert. Haben Sie die Güte, ihn — so wie ich es angedeutet — stechen zu lassen und nicht anders.

Hochachtungsvoll verbleibe ich
Ihr ergebenster
G. Meyerbeer.

Mit etwas mehr billiger Rücksicht für meine nothwendigen Andeutungen würden Sie nicht zwei Tage, wie es jetzt der Fall sein wird, für den Stich verloren haben."

*) Meyerbeer nannte sich seit seinem Aufenthalt in Italien „Giacomo", aber zuweilen doch auch noch J. = Jacob.

**) Ohne Datum; nach der Angabe Varnhagens aus dem Jahre 1840.

*) Ohne Datum; da aber die „Hugenotten" Ende Juli 1836 zum ersten Mal in Paris aufgeführt wurden, datirt das Schreiben wohl auch aus jener Zeit.

**) Meyerbeer nannte in vertrauten Briefen seine Frau „Nonne", weil sie, obschon sie lebhafte Neigung zur Geselligkeit hatte, doch stets seufzte: „Wenn ich doch nur allein wäre!"

***) Die älteste Tochter Meyerbeer's.

†) Ohne Datum.

Digitized by Google

Das letzte Schreiben des Componisten stammt aus dessen 18. Lebensjahre und ist in vortrefflichem Italienisch abgefaßt. Er hatte bereits seine „Romilda e Constanza“ für das Theater in Padua und seine „La Semiramide riconosciuta“ für Turin geschrieben und arbeitete nun an seiner Oper „Emma di Resburgo“, welche ihn weit über die Grenzen Italiens, wo er von 1816 bis 1825, mit wenig Unterbrechungen, lebte, berühmt machen sollte. Das aus „Mailand, 18. November 1819“, datirte Schreiben lautet:

„Hochgeehrter Herr!

Mit großem Mißfallen habe ich aus Ihrem Briefe entnommen, daß Herr Cortesi sich geweigert hat, Ihnen das Original meiner Partitur „Emma di Resburgo“, die ich ihm geliehen, zu übergeben. Ich muß mich wohl in meinem Briefe an Cortesi nicht deutlich genug ausgedrückt und so diese Weigerung verursacht haben; aber er muß sich doch sehr gut erinnern, daß unser Vertrag mir das ausschließliche Eigenthum an dieser Partitur zusichert.

Ich habe heute wieder an ihn deswegen geschrieben, und ich bin von seiner Bildung und Ehrenhaftigkeit überzeugt, daß er sich nicht weigern wird, Ihnen die Partitur zurückzugeben. Sollte dies jedoch wider mein Erwarten nicht der Fall sein, so bitte ich Sie, sofort einer geeigneten Persönlichkeit in meinem Namen die Vertretung meiner schriftlich stipulirten Rechte zu übergeben.

Mit aller Hochachtung bin ich

Ihr Diener und Freund

Giacomo Meyerbeer.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Jasmin.

Von Heinrich Landsberger.

„Das sind Redensarten, mein Lieber! Nur Redensarten, nichts weiter! Wem wollen Sie damit imponiren? Mir?“

„Imponiren ist gut. Ja, für was halten Sie mich denn? Am Ende gar für einen von diesen jungen Herren aus der lieben neuen deutschen Literatur? Ja die! Die sind dem Ding, das Weib genannt, 'mal auf den Grund gekommen! Die kennen's aus dem FF! Das nenn' ich Lovelaces und den Judas! Welche Fülle der Erfahrungen und Offenbarungen ... wenn man sie liest! Die imponiren! Aber ich? Ein schlichter und einfacher Mann, der von diesem Dinge nur ein kleines und bescheidenes Theilchen abbekommen hat, wie eben so mancher Andere! Wie könnte ich wohl imponiren wollen? Ich! Ich bitte Sie, mein Freund? Doch Eins! Warum nur diese Aufregung von Ihnen?“

„Warum? Weil ich verheirathet bin, weil ich selber eine Frau habe? ...

„Und was für eine Frau, nicht wahr?“

„Nun ja doch! Eine schöne Frau! Und darum ärgere ich mich, wenn man mit solchen Redensarten um sich wirft. Denn Redensarten sind und bleiben es! Das sag' ich Ihnen in's Gesicht!“

„Mir?“

„Ihnen oder Ihrem Schopenhauer und Hartmann und Herbert Spencer und wie sie Alle heißen. Im Uebrigen, soweit ich diese Herren kenne, so gehen Sie noch über sie hinaus. Nun soll die Liebe schon nicht mehr bloß Fleisch sein, nein, das ist noch nicht genug ... nun soll sie bloß noch Nerv sein. Nicht wahr?“

„Zuweilen wenigstens.“

„Und die Begründung?“

„Begründet man denn so etwas? So etwas beobachtet man! Warum sich denn immer den Kopf erst zerbrechen? Es ist nun einmal so! Vielleicht darum, weil wir selber nur noch Nerven sind. Fragen Sie doch diese Damen und Herren! Was führte sie hierher? Die Nerven! »Einbildung, Modesache«, sagen die Weisen. Es haben aber schon Manche die Cholera bekommen, nur darum, weil sie sich einbildeten, sie zu haben. Wir sind eben vornehm geworden, lieber Freund. Sehr vornehm sind wir geworden. Kennen Sie die Geschichte von dem Gastwirth und der Prinzessin?“

„Nein.“

„Der Gastwirth hatte in seinem Gasthofe ein Bett. Das hatte hundert Matratzen und unter der untersten lag eine Erbse. Keiner der Schläfer alle spürte die Erbse ... bis die Prinzessin kam. Arme Prinzessin! Denn wie sah sie am nächsten Morgen aus? Bleich und die Augen mit schwarzen Ringen. Sie hatte die ganze Nacht nicht eine Sekunde geschlafen. Die Erbse hatte sie gedrückt ... durch alle hundert Matratzen hindurch. Verstehen Sie? Nicht etwa krabbelndes Ungeziefer, nicht etwa schlechte Betten, nicht etwa Lärm und Spektakel um sie her hatte ihr diese schlaflose Nacht bereitet ... nein, für den feinen, auf's Höchste cultivirten Organismus der Prinzessin war diese Erbse schon genug. Das war der Stimulus. Ist Ihnen das nicht klar?“

„Ganz ausgezeichnet! Eine Erbse, die unter hundert Matratzen versteckt ist! Und so, so also ist's auch in der Liebe ... oder, verzeihen Sie in jener Art von physischer Disposition, wie Sie sich auszudrücken belieben? Eine Erbse also und die physische Disposition ist da?“

„Nicht gerade eine Erbse: Wohl aber ein Stückchen Wagner'sche Musik, etwa aus dem Tristan, dem zweiten Act ... oder auch eine Art von Licht und Beleuchtung, der rothe Schein einer Ampel, mit dämmerndem Helldunkel à la Correggio ... oder auch der Duft einer Blume, die Orchideen oder Jasmin!“

„Der Duft einer Blume! Dann geht nach Ihrer Theorie die Liebe also durch die Nase?“

„Warum denn nicht?“

„Sie sind verrückt!“

„Ist das etwas Neues?“ ....

Am Abend machte man noch einen kleinen Spaziergang ... trotz der gelblich grauen Wolkenmassen, die warnend genug am Horizonte sich in die Höhe schoben. Scharf lief der Wind über die See und jagte kleine weiße Wellen über die schwärzliche Fläche vor sich hin. Am Ende kam wirklich ein Gewitter! Wenn aber auch! Dafür hatte man sich mit Tüchern und Schirmen versehen. Und die Luft war so herrlich, trotz dieser Schwüle. Ein eigener Hauch entströmte dem Wasser und prickelte in allen Nerven. Selbst auf dem todten weißen Sande stieg es wie ein lebendiger Athem auf ...

Sie hatte es nun einmal so haben wollen, und wenn sie etwas wollte, so geschah es auch. Andere Leute, die bleiben wenigstens am Orte. Aber nein ... die Menschenmenge störte sie dort, die Musikkapelle störte sie, die elektrische Beleuchtung störte sie! Die Nerven! „Nur bis zum nächsten Dorf!“ Sie hatte es befohlen.

Plötzlich blieb sie stehen.

Was es schon wieder gab. Es fing sie an zu frösteln ... trotz ihres Umschlagetuches. Er wollte ihr seinen Ueberzieher geben. Aber nein, sie brauchte ihren Umhang, den kurzen, von Plüsch. Den hatte sie freilich zu Hause gelassen, dort aber war er gar nicht zu verfehlen. Er mußte im Schlafzimmer irgendwo liegen.

Er seufzte.

„Ich hole ihn also!“

„Wenn Du die Güte haben willst!“

„Und Ihr?“

„Wir gehen inzwischen weiter, dort bis zum ersten Haus. Unser Freund gibt mir den Arm, nicht wahr?“

Immer höher stieg die dunkle Wand und ein schwefelichter Flimmer fuhr dann und wann über sie hin. Immer dumpfer brauste die See und in immer größeren Mengen huschten die weißen Katzenpfoten über die Fläche. Nur wenige Schritte waren es noch bis zu dem Hause. Da rollte der erste Donner und die ersten Tropfen fielen herab. Gleichzeitig hatten sie das Haus erreicht.

Eine Luft, wie zum Ersticken wehte ihnen aus dem engen, niederen, mit Thranduft angefüllten Gemache, in dem niemals ein Fenster aufgemacht wurde, entgegen. Nicht eine Minute hielt sie's hier aus, ohne in Ohnmacht zu fallen. Und ein Obdach sonst nirgends! ... Nirgends? Aber doch! Draußen im Garten eine Laube, die mit Segeltuch gedeckt war! Wenn damit die Herrschaften vielleicht vorlieb nehmen wollten? ... O mit dem größten Vergnügen! ...

Und immer weiter goß der Regen herab. Der Donner war nach einigen Ansätzen merkwürdigerweise verrollt, es blitzte auch nicht mehr und nur der Regen trommelte in gleichmäßigem Wirbel weiter.

Digitized by Google

Nun war er mit ihr allein.

„Wo er nur jetzt stecken mag, Ihr armer Mann!“ sagte er endlich.

Ihr aber war darum nicht bange. Er hatte hoffentlich ein Unterkommen gefunden, wie sie. Dann schwiegen sie wieder.

Ein starker Duft durchströmte die Laube. Es war Jasmin ... und in dichten Trauben hingen durch das Gerank die weißen Blüthen herab. ...

Dieses leidenschaftlose, phlegmatische, eiskalte Geschöpf, das typische Product einer modernen Cultur. Nicht einmal zornig konnte sie werden ... nur heftig, wie ein kleines Kind, dem man den Willen nicht thut. Wenn sie nun Mutter würde! Armes Kind! ... Kein Zweifel, sie verdiente das Vertrauen ihres Mannes. Was konnte sie auch in Versuchung bringen? Ein Wesen wie sie!

Und sie war hübsch ... der Mann hatte Recht.

Wie ein Schatten saß sie neben ihm. Die Finsterniß verhüllte Alles und nur die weißen Blüthen des Jasmin schimmerten, vom Regen gepeitscht, draußen am Eingang. ...

„Ein entsetzlicher Duft,“ sagte sie leise.

„Macht er Ihnen Kopfweh?“

„Ein wenig!“

„Vielleicht mein Ammoniak. Kann ich Ihnen damit dienen?“

Sie antwortete nicht. Ihr Athem aber war plötzlich hörbar.

„Sie antworten mir nicht? Um Gotteswillen,“ fuhr er auf und seine Stimme klang sehr erschrocken, „Sie werden doch nicht unwohl?“

Und so groß war seine Angst, daß er den Arm um sie legte, und wahrhaftig, sie zitterte in seinem Arme. Am ganzen Leibe bebte sie.

Da drang ein Lichtstrahl durch die Ranken. Endlich!

Er war es selber und mit ihm kam der Fischer und zeigte ihm mit einer Laterne den Weg. Der Regen hatte nachgelassen. Es sprühte nur noch.

„Da bin ich,“ sagte er, „eine schöne Mode, Einen bei einem solchen Wetter nach einem Umhang zu schicken! Zum Teufel!“

Und dann erzählte er sein Schicksal. Mitten auf dem Wege hatte ihn der Regen überfallen. Zum Glück bot sich aber in dem Steingeklüfte, das sich am Ufer entlang zog, ein schützender Vorsprung. Da war er untergetreten und hatte gewartet, bis das Schlimmste vorüber war. Natürlich, hier in der hübschen Laube, da war man freilich besser aufgehoben. Donnerwetter, wie das roch? das war wohl Jasmin? ...

Und endlich sagten sie dem Fischer Adieu und kehrten wieder um und gingen nach Hause.

Als sie am nächsten Morgen aber zusammen am Frühstücktische saßen, da setzte er, plötzlich stutzend, die Tasse auf den Tisch und sprach: „Herrgott, wie ist mir denn? Das gestern mit der Laube und dem Jasmin? Was sagten Sie doch, lieber Freund, gleich vom Jasmin?“

Natürlich lachte er über den Scherz.

Madame aber beugte sich über ihre Tasse nieder, fast bis auf den Grund, und über ihre zarten kleinen Ohren huschte ein flammendes Roth.

Aus der Hauptstadt.

Das goldene Horn.

Ein Vezir-Spiel.

Ort der Handlung: Jeder europäische Staat. Zeit der Handlung: Vor jeder Einbringung jedes Reichsetats.

I.

„Unmittelbar vor Redactionsschluß geht uns durch einen eigenen Drahtbericht unseres Londoner Berichterstatters eine Meldung zu, die nicht verfehlen wird, die öffentliche Meinung in ganz Europa und besonders in unserem Vaterlande zu erregen und zu beunruhigen. Der englische »Humbug«, ein als zuverlässig bekanntes Blatt, dem man wohl nicht mit Unrecht intime Beziehungen zum Cabinet Salisbury nachsagt, meldet aus Constantinopel vom 29. d. Mts.: »Die Pforte hat sich in der Dardanellenfrage den russischen Forderungen bedingungslos unterworfen. Der Triumph des Botschafters Nelidow ist ein vollkommener. Die Meerengen werden in Zukunft für die russischen Kriegsschiffe offen sein, für die Kriegsschiffe anderer Nationen aber gesperrt bleiben. Der englische Botschafter Mr. White ist vom Sultan seit seiner Rückkehr vom Sommerurlaub noch nicht empfangen worden. Lord Salisbury bot der Pforte die Wiederaufnahme der Verhandlungen über die Räumung Aegyptens an.« Wir geben die uns in letzter Stunde zugehende Nachricht mit allem Vorbehalt wieder. Sollte unsere mehrfach bereits ausgesprochene Vermuthung sich bestätigen und die franco-russische Verbrüderung zuerst am Hexenkessel der orientalischen Frage den Hebel ansetzen, dann ständen wir in der That vor sehr ernsten und folgenschweren diplomatischen Verwickelungen, die es als besonders gerathen erscheinen lassen dürften, unser Schwert scharf und unser Pulver trocken zu halten. Um so bedauerlicher aber ist es, daß die Regierung durch die im Interesse einer habsüchtigen Minderheit aufrecht erhaltene Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel ..... schlimmste Erbschaft aus den überwundenen Tagen des System Bismarck ..... wohlfeile und ausreichende Ernährung ..... alle, ohne Unterschied der Partei und des Bekenntnisses, in festgefügter Phalanx dem Ansturm der gewissenlosen Friedenstörer Trotz bieten, deren Maulwurfsarbeit jetzt an goldenen Horn das geeignete Erdreich gefunden zu haben scheint.“

(Vaterländ. Ztg. vom 31. August.)

II.

„Wie wir schon, und zwar vor allen anderen hauptstädtischen Blättern, in unserer gestrigen Abendausgabe — durch ein ausführliches Telegramm unseres besonders gut informirten Specialcorrespondenten — melden konnten, hat die Pforte vor der Anmaßung der zarischen Despotie eine nicht eben sonderlich graciöse Kniebeugung executirt. In unserer heutigen Morgenausgabe waren wir, und zwar früher als alle übrigen Preßorgane der Reichshauptstadt, in der Lage, einen von besonders geschätzter Hand uns übermittelten Aufsatz bringen zu können, der den Eindruck wiederspiegeln dürfte, den die sensationellen Ereignisse am goldenen Horn auf unsere leitenden Kreise gemacht haben, denen unser Herr Mitarbeiter näher stehen dürfte, als die sämmtlichen Mitarbeiter sämmtlicher übriger reichshauptstädtischer Zeitungen. Inzwischen hat durch die — unter den letzten Nachrichten unseres heute besonders reichhaltigen Morgenblattes bereits mitgetheilte — Meldung der als besonders zuverlässig bekannten Telegraphenagentur „La Blague“ unsere in jedem Sinne zuerst gebrachte Darstellung der Situation noch eine besonders interessante Ergänzung erfahren. Offenbar beginnt die unnatürliche Verbrüderung von barbarischer Autokratie und atheistischem Republikanismus Freycinet'scher Observanz bereits gefährliche Früchte zu tragen und es zeigt sich, wie schlecht der von seinen reptilisch großgesäugten Korybanten einstmals jubelnd umheulte Kapellmeister von Friedrichsruh die gellenden Tonmassen des europäischen Orchesters abgestimmt hatte. Zu dem Nachfolger des „großen“ (sic!) Mannes, der sich jetzt bis zu keifenden Verunglimpfungen gegen einen wahrhaft großen Todten erniedert, zu Herrn von Caprivi hegen wir, als Sr. Majestät allergetreueste Opposition, das Vertrauen, ... durch frivole Minirer des stolzen Eiffelthurmes des Weltfriedensgedankens geschaffenen Schwierigkeit Herr werden und den drohenden Orkan im südosteuropäischen Wetterwinkel — von dem wir eine detaillirte Karte in unserem nächsten Morgenblatt, also vermuthlich vor allen anderen publizistischen Vertretern der öffentlichen Meinung, bringen werden — noch rechtzeitig zu beschwören wissen wird. Schlechterdings undenkbar aber erscheint es uns, daß unsere Regierung, deren Friedensliebe, Gerechtigkeit und Umsicht wir lebhafter als alle anderen Oppositionsorgane anerkannt haben, im Angesicht des sich bedenklich umdüsternden Horizontes Maßregeln aufrecht erhalten könnte, die aus der traurigsten Epoche eines unersättlichen Protektionismus uns überkommen sind. Die skrupellose Brotvertheuerung des armen Mannes ..... außer dem schwiegermütterlich zankfüchtigen Peliden aus dem Sachsenwalde keinen ernsthaften Vertheidiger mehr. Feinde ringsum ..... der unblutige Lorbeer des Brotverbilligers Robert Peel ..... unsere Abendnummer vom 27. August ..... an's Vaterland, an's theure, schließ Dich an ... . fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt ..... chauvinistische

Digitized by Google

Phrasentrunkenheit . . . . . unserer Pflicht als größte und gelesenste Zeitung . . . . . auch nach dem Quartalswechsel . . . . . rechtzeitig zu erneuern . . . . . Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

(Mottenburger Tageblatt vom 1. September.)

III.

„Ist die Saat schon reif und soll dieser für die Volksernährung so ungünstige Sommer einen blutigen Erntesegen bringen? Auch heute noch ist diese bange Frage eine offene. Zwar ist jener Theil der viel erörterten »Humbug«-Meldung, der die Bereitwilligkeit Lord Salisbury's zur Aufrollung der ägyptischen Frage verkündete, bereits widerrufen worden und es hat sich gezeigt, daß unsere sofort geäußerten Bedenken wohlbegründete waren. In der Hauptsache aber liegt bis heute eine Berichtigung nicht vor; im Gegentheil haben ernsthafte Blätter und hat der offiziöse Draht die alarmirende Nachricht noch durch die Ankündigung eines vollständigen Systemwechsels am goldenen Horn vielsagend ergänzt. Der Sultan hat ein neues Ministerium gebildet, dessen russenfreundliche Tendenzen, wie ein aus London uns zugehender eigener Drahtbericht zu erzählen weiß, von der gesammten englischen Presse anerkannt werden. Wir leben im Zeitalter der Elektricität. Mit Blitzesschnelle fast macht jede Nachricht die Runde durch die europäischen Hauptstädte. Längst wäre die ottomanische Regierung in der Lage gewesen, die »Humbug«-Meldung richtig zu stellen. Da das nicht geschehen ist, muß man wohl oder übel mit dem russischen Siege in der Meerengenfrage als mit einer vollzogenen Thatsache rechnen. Was das bei dem vorhandenen Zündstoff, der durch die letzten symptomatischen Vorgänge in Paris noch vermehrt worden ist, besagen will, darüber gibt ein Blick auf die Coursbewegungen der politisch außerordentlich feinfühligen Börsen recht lehrreiche Aufschlüsse. Zu krankhafter Nervosität scheint uns im gegenwärtigen Augenblick, da eine directe Gefahr noch nicht vorliegt, ein zwingender Anlaß nicht gegeben. Da aber die bevorrechtete Stellung Rußlands am goldenen Horn von allen friedliebenden Großmächten angefochten werden wird, die das Mittelländische Meer nicht ruhig in einen russischen oder französischen See verwandelt sehen können, so dürfte sicherlich eine diplomatische Action bevorstehen, deren Folgen sich bei den gewaltig aufgewühlten nationalen Leidenschaften einstweilen noch gar nicht überschauen lassen. Der Presse ist ihre Pflicht vorgezeichnet: sie hat vor jedem Schüren des Feuers sorgsam sich zu hüten, die Dinge nüchtern und gelassen zu betrachten und in erster Reihe für eine Verwohlfeilung der Volksernährung ihr Ansehen einzusetzen. Nachstehend geben wir in eigenen Drahtberichten den Eindruck wieder, den die dreisten und gewissenlosen Anschläge der franco-russischen Friedenstörer in den europäischen Hauptstädten hervorgerufen haben." („Vaterländ. Zeitung" vom 3. September.)

IV.

„. . . Die Erregung kommt in den Preßstimmen zu unzweideutigem Ausdruck. Die gemäßigt liberale »Vaterländ. Ztg.« räth der Regierung, ihr Schwert scharf und ihr Pulver trocken zu halten, und sie warnt wiederholt in heftigen Worten vor den »dreisten und gewissenlosen Anschlägen der franco-russischen Friedenstörer«. Aehnliche Urtheile finden sich in den Organen sämmtlicher Parteien. Das viel gelesene, und darum nicht ganz einflußlose »Mottenburger Tgbl.« bringt einen, zweifellos aus Regierungskreisen stammenden, Artikel, der einen Krieg in Sicht stellt und an den das Blatt einen schwungvollen patriotischen Appell knüpft, der in einen drohenden Vers der Wacht am Rhein ausklingt. Dem Ernst der Situation tragen auch die Börsen Rechnung, die gestern und heute der Schauplatz wilder Coursstürze und fieberhaft erregter Verkaufsangebote waren. Bereits beginnt man von außerordentlichen Militärcrediten zu sprechen, die dem früher als ursprünglich angenommen zu berufenden Reichstage abverlangt werden sollen. Sicher ist, daß die Marineverwaltung mit erheblichen Mehrforderungen für den Bau neuer Panzerschiffe und Kreuzer hervortreten wird. Eine ernsthafte Opposition hat die Regierung bei der jetzt herrschenden Kriegsbeängstigung nicht zu fürchten. Ueber die geplante Probemobilisirung an der russischen Grenze verlautet noch nichts Bestimmtes."

(Telegr.-Agentur La Blague vom 3. September.)

V.

„Die heitere Skepsis, mit der wir von Anfang an als das einzige unter den reichshauptstädtischen Blättern die Tartarennachrichten vom goldenen Horn aufgenommen haben, ist rasch von den Thatsachen als einzig und allein der politischen Scharfsichtigkeit entsprechend bestätigt worden. Die Percys der chauvinistischen Phrase haben wieder einmal zu früh die Hand an den »nationalen« Schwertgriff gelegt und im stillen Kämmerlein, in Sack und Asche, mögen sie nun dafür büßen, daß sie mit schlechterdings beispielloser Frivolität unser in ernster Friedensarbeit sich mühendes Volk freventlich beunruhigt haben. Wie wir schon gestern in unserer Abendausgabe, der beiläufig auch als ein hoffentlich erwünschtes Geschenk für unsere verehrlichen Abonnenten der diesmal besonders reich und geschmackvoll ausgestattete Kalender für das Jahr 1892 beigegeben war, früher als alle anderen reichshauptstädtischen Blätter melden konnten, hat sich am goldenen Horn durchaus keines jener sensationellen Ereignisse zugetragen, von denen schlecht informirte journalistische Entenzüchter so abenteuerliche Geschichten zu erzählen mußten. Weder ist ein Bruch des Pariser Vertrages, über den wir in unserer Morgenausgabe vom 4. September einen aus völkerrechtlich autoritativer Feder stammenden Artikel gebracht haben, erfolgt, noch hat der von uns eingehend und mit besonderer Sachkenntniß gewürdigte Ministerwechsel in Konstantinopel irgendwie diejenige politische Bedeutung, die ihm sensationshungrige Organe in ihrer durch Einsicht und persönliche Informationen nicht getrübten reinen Thorheit zuschreiben zu müssen sich beflissen zeigten. Wie wir schon häufig betonen durften, ist der Sultan sein eigener Großvezier und auch für seine Regierung gilt das Kaiserwort, daß der Cours der alte bleibt; an einem Kaiserwort aber soll man nicht dreh'n noch deuteln. Es liegt schlechterdings kein Anzeichen für eine Gewitterbildung im südosteuropäischen Wetterwinkel vor, selbst für den nicht, der den Weitblick eines Rudolf Falb, unseres besonders geschätzten Mitarbeiters, auf die Prophetie politisch kritischer Tage zu übertragen gewohnt ist. Wenn Rußland jetzt seine freiwillige Kreuzerflotte nach Erledigung einer Anmeldeformalität ungehindert durch die Dardanellen passiren lassen darf, so ist das eine mehr private Verabredung, die nicht entfernt jenes Imbroglio krauser und aus den Fingern gesogener Nachrichten erklären oder entschuldigen kann, mit denen wir von schlecht unterrichteten und zum Zwecke des Abonnentenfanges mit Wippchenmitteln arbeitenden Blättern während der letzten Tage verängstigt werden sollten. Was uns betrifft, so könnten wir fast ein wenig stolz darauf sein, daß wir als die Einzigen diesem spekulativen und sensationellen Getriebe unser Ohr nicht geliehen, sondern uns mit der objectiven Wiedergabe Dessen begnügt haben, was nach den Telegrammen unserer aus anerkannt besten Quellen schöpfenden Herren Correspondenten da oder dort von den Eindrücken transpirirt hatte. Dank der Staatsweisheit unserer, von uns durchaus nicht prinzipiell befehdeten Regierung blaute niemals vielleicht ein hellerer Himmel über dem alten Welttheil als in diesen wundervollen Spätsommertagen, die es jedem gestatten, durch einen Spaziergang zum Postamt rechtzeitig sein Abonnement zu erneuern. Ueber das wahre Befinden des kranken Mannes wird in den ersten Oktobertagen bereits unser eigens zu diesem Zwecke nach Constantinopel entsandter Reisebriefsteller Pumpus von Perusia an dieser Stelle interessante Aufschlüsse geben, und da zufällig auch unser demnächst beginnender neuer Roman, den wir neu hinzutretenden Abonnenten gratis und portofrei nachliefern, auf türkischem Gebiete beginnt, so . . . . . unsere Pflicht als größte und gelesenste Zeitung . . . . . renommistisches Hurrahpathos . . . . . Banner des bürgerlichen Liberalismus . . . . . amerikanisches Schweinefleisch . . . . . erster Erfolg . . . . . Liquidation der Bismarck'schen Masse . . . . . Klassen- und Rassenhaß . . . . . Friede sei ihr erst' Geläute!"

(Mottenburger Tageblatt vom 7. September.)

VI.

„Die »Politische Correspondenz« kündigt eine neue Militärvorlage an, die zum Zweck einer zeitgemäßen Neubewaffnung zunächst 20 bis 25 Millionen Mark verlangt. Die Gerüchte über weitergehende Forderungen sind einstweilen als ebenso übertrieben zu betrachten wie die Meldungen von außerordentlich hohen Ansprüchen der Marineverwaltung.

Digitized by Google

Sicherem Vernehmen nach begnügt die Regierung sich vorläufig mit der Forderung erster Raten für drei neue Panzerschiffe, fünf Kreuzercorvetten und einige Torpedoboote. Sie geht überhaupt in ihren Ansprüchen nicht über dasjenige Maß von Wehrfähigkeit hinaus, das in den Verabredungen von Schwarzenau als die unbedingt von den im Friedensbunde vereinten Mächten zu erreichende Grenze festgesetzt worden ist. Die Militärcredite der Dreibundmächte werden sich daher auch in einem ihrer Wehrhaftigkeit und Leistungsfähigkeit entsprechenden Verhältniß halten. Oesterreich wird etwa 18, Italien etwa 12 Millionen verlangen. Natürlich sind diese Zahlen zur Stunde noch keine definitiven. Die verbündeten Regierungen geben sich der Hoffnung hin, durch diese einstweilen letzte Forderung der Ruhe und Sicherheit Europas einen lange nachwirkenden Dienst leisten zu können. Am 9. November, um drei Uhr Nachmittags, wird auf dem Kapitol zu Rom der nächste Friedenscongreß eröffnet werden."

(W. T. B. vom 25. October.)

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der große Prophet."

Herr August Morchel, ein in der Berliner Vorstadt wohnhafter Barbier, hat eine Schwester, eine Tochter, drei Nichten und den reformatorischen Größenwahn. Er hat von den wässerigen Kurerfolgen des Herrn Pfarrers Kneipp in Wörrishofen gehört, die Broschüre des Wundermannes gelesen und er will nun die Kneipp-Kur nach Berlin verpflanzen. Zu diesem Zweck hat er ein Grundstück erworben und darauf ein Haus gebaut, das er mit Schwester, Tochter, drei Nichten, einem Mädchenpensionat und seinem Größenwahn friedlich theilt. Wie Zeitungsbesitzer, um Annoncen zu bekommen, sich einen oder auch mehrere Inseratenagenten halten, so hat Herr August Morchel sich einen Patientenagenten angeschafft, der ihm aufrechte Vierfüßler unter die Douche und auf die nasse Wiese liefern soll. Man lebt recht behaglich im Hause Morchel: die Schwester-Pensionsvorsteherin strebt durch anonyme Schwärmerbriefe unter die Haube zu kommen; die Tochter sucht tagaus, tagein auf der Pferdebahn nach einem Freier; die drei Nichten vergnügen sich bei nächtlicher Weile mit drei jungen Männern; der Bruder, Vater und Onkel macht kneippselige Projecte. So hat er neuerdings dem Berliner Magistrat eine Denkschrift unterbreitet, in der er vorschlägt, sämmtliche Straßen der Reichshauptstadt in Wasserwiesen umzuwandeln und aus Berlin eine große Kneipp-Anstalt zu machen. Denselben erwägenswerthen Vorschlag hat er auch dem Reichsgesundheitsamt entgegengebracht und diese Behörde entsendet auch wirklich zum Einweihungsfest des Etablissements Morchel einen Geheimen Sanitätsrath, der aber durch einen nahe liegenden Irrthum für einen Thierbändiger gehalten und herausgeworfen wird, während der Thierbändiger dableiben und den Dingen zusehen darf, die da kommen sollen. Es naht ein Kostümzug, in welchem die Tochter, die Nichten, die Pensionärinnen und deren herrlicher und magdlicher Anhang die Berliner Straßen zu repräsentiren haben, selbstverständlich in kurzen Gewanden und mit Tricotbeinchen. Das schöne Fest erreicht seinen Gipfel in der halb- bis ganzdutzendmaligen Wiederholung des sinnigen Verses:

„Die Mechen aus de Ackerstraß',
Das is 'ne janz besondre Rass'!"

Dann klettert Herr August Morchel irgendwo hinauf, er und seine Gruppe werden elektrisch beleuchtet, der Thierbändiger wird als nicht zum Reichsgesundheitsamt gehörig erkannt, hinausgeworfen und das Fest hat ein Ende. Nicht aber das Schicksal der Familie Morchel. Da die Patienten sich verflüchtigen, da Polizeistrafe und andere Unannehmlichkeit droht, kehrt Herr August Morchel reuig zum Barbierbecken zurück, nicht ohne vorher der Tochter und den Nichten den Gatten gefreit zu haben. —

Was ich hier, mit dem Bemühen, ernsthaft und ausführlich zu analysiren, berichtet habe, das bildet den Inhalt der neuen Posse, die nun voraussichtlich von 100—150,000 Vertretern berlinischen Theatergeschmackes genossen werden wird, natürlich im „Adolf Ernst-Theater". Das offiziell von drei, in Wirklichkeit aber vermuthlich von mindestens sechs poetisch reich veranlagten Männern zusammengebrachte Werk trägt den Titel „Der große Prophet" und als Hauptschuldiger nennt auf dem Zettel sich Herr Leon Treptow, dem für diese Gutthat am ersten Abend ein riesiger Lorbeerkranz mit mächtigen rothen Seidenbändern überreicht wurde. Da nach alter Sitte bei Herrn Adolf Ernst die Ruhmgemüsesorten vorher für Jedermann aus dem Volke ausgestellt werden, so bin ich in der angenehmen Lage, auch die Inschrift des wohlverdienten Kranzes mittheilen zu können. In großen Goldlettern las man da: „Dem Moltke der Posse, dem großen Propheten Herrn Leon Treptow." Eine mir räthselhafte Inschrift. Warum gerade Moltke? Herr Leon Treptow hatte doch nicht geschwiegen.

Mit dem vieractigen Vorwand zur Ausstellung halbnackter Mädchen von kaum noch zweifelhaftem Reiz mich hier näher zu beschäftigen, das muthet man mir wohl nicht zu. Die Leser, denen so oft erzählt wird, wie wir es hier in Berlin so herrlich weit gebracht, sollen nur wissen, was hier am meisten gefällt, und sie sollen auch einen Begriff davon bekommen, warum es gefüllt. Das läppische Narrenhaustreiben im Adolf Ernst-Theater lebt nur von Mißverständnissen: von der ersten bis zur letzten Scene wird die Tochter für die Nichte, die Nichte für die Tante, ein Stubenanstreicher für einen Kunstmaler und ein Menageriedirector für einen Geheimrath gehalten. Das wirkt auf die Dauer so ansteckend, daß man schließlich Herrn Ernst und seine Leute noch für Schauspieler hält, und damit ist dann der Gipfel komischer Mißverständnisse erreicht. Vergebens habe ich den ganzen Abend hindurch auf den allerbescheidensten Witz, auf die Spur einer drolligen Situation gewartet. Aengstlich waren die Verdichter den Verlockungen ihres satirischen Themas aus dem Wege gegangen und nach banausischem Gewimmel und rüden Knotigkeiten kam nichts als ein blödsinniges Athanasiaden im niedrigsten Tingeltangelton und ein patriotisch-chauvinistischer Coupletvers mit einer albern prahlerischen Drohung an die in Kronstadt Verbrüderten. Käme dergleichen auf dem letzten Vorstadttheater von Paris vor, am nächsten Tage würden eigene Drahtberichte es uns als ein „immerhin beachtenswerthes Zeichen der Zeit" melden und in unzähligen Leitartikeln würde die „bekannte Demonstration" dann gute Dienste thun. Zum Glück für die Ruhe und den Frieden der belogenen Völker sind die französischen und russischen Correspondenten doch etwas weniger geschmacklos und zeilenhonorargierig.

Herr August Morchel und Herr Adolf Ernst haben eine ausgesprochene Familienähnlichkeit. War jener ein ehrsamer Barbier, so war dieser ein kleiner Komiker, über dessen talentlose Thomas-Nachahmungen Niemand lachen mochte. Und wie Herr Morchel für Kneipp-Kuren sich begeisterte, so begann Herr Ernst eines schönen Morgens eine nicht minder lächerlich ausschauende Possenreform. Beide dachten an Die, so da nicht „alle werden", und sie vermaßen sich, ihnen das Heil zu bringen, Herr Morchel auf nasser Wiese, Herr Ernst durch andere wässerige Künste. Der Zote, die der Knote nicht entbehren kann, wurde ein gestricktes Familienkleidchen angezogen und diese geschickte Synthese von Rohheit, Buchholzenthum und züchtiger Indifferenz machte Glück. Die Muse der altberliner Localposse war ein ruppiges, aber kerngesundes Frauenzimmer aus dem Volke gewesen, mit flinker Zunge und derbem, vor nichts zurückschreckendem Witz; an ihre Stelle setzte Herr Ernst seine familiarisirte Operettengöttin, der war nichts, aber gar nichts geblieben als die Plattheit und die nackten Beinchen. Herr Ernst aber, den ich, bevor er noch seinen großen Propheten komödirte, schon einmal den großen Zappelpropheten des grinsenden Banausenthums genannt habe, Herr Ernst verlangte für seinen Wechselbalg Anbetung und er fand sie, denn er hatte im Bunde eine Macht, von der Herrn August Morchel's beschränkter Ackerstraßenverstand sich nichts träumt: die Presse.

Wenn Herr Ernst noch nicht, wie Herr Morchel, in das bergende Dunkel seiner theatralischen Barbierstube zurückgescheucht worden ist, so verdankt er das einzig und allein diesem Verbündeten. Da war neulich die „Première" des „Großen Propheten"; auch außer der freiwilligen und der fest verpflichteten Claque waren noch viele Leute erschienen und mit scharfen Gläsern konnte man sogar Berühmtheiten im Hause entdecken. Einen leibhaftigen Literaturprofessor sah ich lachen und klatschen, als hätte er nie über Goethe geschrieben noch über Lessing gelesen. Weder an Gelahrtheit aber noch an Geschmack hatte der Mann viele seines Gleichen im Theater. Die allgemeine Stimmung war die grenzenloser Langweile. Nur die Logenschließer schienen sich zu amusiren. Sonst hörte ich nichts als wegwerfende Urtheile, und da auch die Claque nur mit Mühe ein Theilchen der ortsüblichen Actschlußbegeisterung zu Stande brachte, so schied ich mit der kunstfreundlichen Hoffnung: es geht zu Ende mit der Adolf Ernstiade. Weit gefehlt. Am anderen Morgen las man's, es sei ein Abend gewesen, „dessen bezwingender Komik selbst der ärgste Hypochonder nicht widerstehen könnte," es habe von der ersten bis zur letzten Scene „ein wahrer Lachorkan das Haus erbeben gemacht", Adolf Ernst sei „der erste Prophet, der in seinem Vaterlande etwas gilt", die Ausstattung habe „alles bisher Dagewesene weit in den Schatten gestellt" — und was dergleichen witzige Lügen mehr sind. Alles, wie es Herr Ernst braucht, in möglich vielen Worten, denn ein Theil des Publikums meint, wenn es nur lange Kritiken liest, es müsse sich dabei was denken lassen. Und der „Große Prophet", dem am ersten Abend der bekannte Applausdurchfall zustieß, er wird, wie ich fürchte, zu mindestens hundert Tagen kommen.

Wie es gemacht wird? Darüber wären anmuthige Details zu erzählen. Hatte da vor einigen Jahren ein Referent eine Ernst-Posse nach Recht und Pflicht getadelt. Ein Besuch des Herrn Directors auf der Redaction —: es erschien in demselben Blatte eine zweite, verhimmelnde Besprechung desselben Stückes, verfaßt von einem bekannten Lohnschreiber des Herrn Ernst, und der erste Referent verlor seine Stellung. Ob und wie weit auch sonst noch unterirdische Mittel die guten Beziehungen des Herrn Ernst zur Presse pflegen und nähren helfen, darüber wird hoffentlich schon die nächste Zeit uns erwünschte Klarheit bringen. Denn mit journalistischen Geschwüren, mit Moses und den Propheten werden wir uns jetzt recht eingehend zu beschäftigen haben. An welcher Stelle und aus welchen Gründen, darüber soll die nachfolgende Erklärung Auskunft geben.

In Nr. 33 der „Gegenwart" vom 15. August d. J. habe ich meine Ansicht über den „Fall Klausner" ausgesprochen und es dabei als besonders komisch bezeichnet, daß auch dieser Fall vor die Ehrengerichtsbarkeit des Vereins „Berliner Presse" gebracht worden ist. Meine Charakteristik des vom Verein beliebten Verfahrens hat nun ein Entrüstungsstürmchen erregt, das bei einem festlichen Abendessen sehr plötzlich ausbrach. 40 bis 50 Vereinsmitglieder waren erschienen und zwei entrüsteten sich in bedenklichem Maße gegen mich. Auf Wunsch eines dritten Entrüsteten, der Badens halber noch abwesend war, hat nun, wie dem Verein nahestehende Blätter wissen wollen, der Vorstand gegen den verantwortlichen Redacteur dieser Zeitschrift und gegen mich als Verfasser

Digitized by Google

des fürchterlichen Artikels den „Strafantrag" gestellt. Auch darüber scheinen nun wieder andere ehrenwerthe Männer sich entrüstet zu haben. Und wirklich wäre es merkwürdig, daß die Presse selbst das Beispiel gerichtlicher Schritte gegen publicistische Leistungen gibt, wenn eben der Verein „Berliner Presse" irgendwie eine Vertretung journalistischer Berufsinteressen darstellte. Davon aber kann keine Rede sein. Dieser Verein ist ein geselliger Club und man kann von ihm nicht einmal verlangen, daß er publicistische Gebräuche höherer Ordnung kennt. Die Herren haben ihren „Strafantrag" auch auf den verantwortlich zeichnenden Herrn Verleger dieser Zeitschrift ausgedehnt, denn sie konnten und können nicht wissen, daß ich weder vom Herrn Herausgeber noch vom Herrn Verleger jemals in meiner Selbständigkeit beeinflußt werde.

Das Recht auf Strafanträge kann also dem Verein „Berliner Presse" ganz gewiß nicht verschränkt werden und, was mich betrifft, so hätte ich um so weniger Neigung, den Vorstand in's publicistische Gewissen zu reden, als er mir durch seinen Strafantrag eine wahre Herzensfreude bereitet hat. Schon das Wort „Strafantrag" hat mich mit heiterer Zuversicht belebt. Es ist ja an sich schon undenkbar, daß der vor der Oeffentlichkeit schwerer Mißbräuche beschuldigte Verein „Berliner Presse" eine Klage wegen formaler Injurie anstrengen könnte. Ein hervorragender Jurist hat einmal als Staatsanwalt gesagt: „Die gewonnene Beleidigungsklage gibt dem Kläger nicht das Recht zu sagen: man hat mich fälschlich beschuldigt, sondern nur: man hat von mir beleidigende Thatsachen erzählt." Und weiter: „Der durch Ungerechtigkeit Empörte klagt wegen Verleumdung, wegen formaler Beleidigung nur der durch die Veröffentlichung der unbequemen Wahrheit Geärgerte." Da aber zu manchen Zeiten manchmal mancherlei möglich ist, so war schon der verheißene „Strafantrag" mir ein Labsal. Und ich freue mich bereits auf den umfassenden Wahrheitsbeweis, den ich zur Erhärtung der von mir unter meinem Namen erhobenen Beschuldigungen antrete werde.

Dabei will ich gleich eine Thatsache richtig stellen. Von dem Senior im Ehrengericht des Vereins „Berliner Presse" hatte ich gesagt, er sei „wegen bedenklicher Börsenmanöver aus der Vossischen Zeitung hinausbefördert worden." Das wird von dem Chefredacteur des betreffenden Blattes, natürlich entrüstet, bestritten, der seinem „so schmählich beschimpften ehemaligen Mitarbeiter das ehrenvollste Zeugniß" ausstellt. Der Mann mit dem ehrenvollsten Zeugniß ist Herr Julius Schweitzer, dessen nicht nur bedenkliche, sondern geradezu schmutzige Börsenmanöver Franz Mehring in seiner vortrefflichen Schrift „Kapital und Presse" eingehend beleuchtet hat, und mit dessen ergiebiger Vergangenheit wir uns vor den Schranken des Gerichtes noch sehr viel eingehender beschäftigen werden. Ist der von seinem Chefredacteur geschätzte Herr nicht seiner Gründerstreiche wegen aus seiner Stellung als Handelsredacteur entlassen worden, nun, so habe ich die Sauberkeitsansprüche der Vossischen Zeitung eben überschätzt, als ich das Ausscheiden des Herrn Schweitzer mit dem unmittelbar voraufgehenden Erscheinen der Schrift Franz Mehring's in idealen Zusammenhang brachte. Der Senior im Ehrengericht wird darum der auch seinem Chefredacteur gewiß sehr wünschenswerthen Beleuchtungsprobe nicht entgehen, am Tage des Gerichts.

Von den Vorstandsmitgliedern des Vereins „Berliner Presse" ist mir kein Einziger bekannt und nur ein vollendeter Tropf kann mir daher den Vorwurf persönlicher Gehässigkeit machen. Wenn ich, und zwar nicht zum ersten Male und gewiß nicht als Erster, mit aller durch die Bedeutung der Sache gebotenen Rücksichtslosigkeit den Verein angriff, so geschah es, weil dieser Verein, der sich jetzt als Richter über journalistische Ehre und Sitte aufspielen will, nicht nur in seiner Mitte und unter seinen Ehrenrichtern Männer von befleckter Vergangenheit und üblem Ruf duldet, sondern auch die Preßbettelei an den Thüren der Theaterdirectoren und Schauspieler in ein gar herrliches System gebracht hat. Ist nicht Herr Sonnenthal als „Wohlthäter der Presse" antoastirt worden, weil er, in leicht zu durchblickender Absicht, dem Verein „Berliner Presse" aus seinen Berliner Gastspielcinnahmen ein Geschenk von sage und schreibe 3000 Reichsmark gemacht hat? Hat nicht Herr Friedrich Haase bei Beginn seines letzten Gastspiels mit einem entzückenden avis aux critiques die höchste der zu erzielenden Einnahmen dem Verein „Berliner Presse" in Aussicht gestellt? Werden nicht alljährlich die Theaterdirectoren zu Benefizvorstellungen für diesen Verein gepreßt? Haben wir nicht gelesen, dieser oder jener Mime habe seine Mitwirkung bei solchen Vorstellungen „zugesagt" — was doch wohl eine vorherige Aufforderung bedingt — und dadurch einen Anspruch auf den „Dank der Presse" erworben? Ist nicht bündig und actenmäßig festzustellen, daß wiederholt vom Verein „Berliner Presse" um derartige Veranstaltungen petitionirt worden ist? Und hat man nicht noch in den letzten Tagen uns in allen Blättern berichtet, man habe für die Gäste vom literarischen Congreß bei sämmtlichen Berliner Theaterdirectoren Freibillets ausgewirkt, d. h. erbettelt?

Im Verein „Berliner Presse" haben diejenigen Zeitungen ihren Stützpunkt, die „allwochentäglich", wie Herr Klausner so hübsch sagt, die Theaterdirectoren mit unersättlichem Freibillethunger drangsaliren und über deren Interna wir uns gelegentlich des Strafantrages in ausführlichster Ausführlichkeit unterhalten werden. Im Verein „Berliner Presse" können Ehrenrichter, unter denen Herr Julius Schweitzer prangt, ihr Urtheil auf die Aussagen solcher Zeugen gründen, die durch schonungslos wahrhaftige Angaben sich selbst und die Blätter belasten würden, von denen sie ernährt werden. Im Verein „Berliner Presse" kann ein Theaterkritiker freigesprochen werden und als untadelhafter Genosse anerkannt, der in zwei Jahren von zwei Theatern — die anderen schweigen noch — 1106 Freibillets bezogen und das Theater „verrissen" hat, das ihm „seine Freibillets" entzog. Und dieser Verein sollte nicht als große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Journalisten-Reputationen heitere Berühmtheit erworben haben? Ja, haben denn die Herren nicht Mehring's Broschüren, nicht die „Kreuzzeitung", den „Vorwärts", die „Germania", den „Reichsboten", die „Danziger", die „Königsberger", die „Rheinisch-Westphälische", die „Kölnische Volkszeitung" e tutti quanti gelesen, in denen Stoff zu unzähligen Strafanträgen der Erlösung harrt?! Auf Wunsch bin ich gern bereit, ihnen die betreffenden Nummern noch nachzuliefern, auf daß die Entrüstungsstürme nimmer ermatten.

Aber es ist mir schon recht, den Kampf allein auszufechten. Und allein werde ich ja nicht einmal im Treffen stehen. Von getreuen Helfern am Werke der Preßsäuberung abgesehen — auch im Verein „Berliner Presse" fehlt es zum Glück nicht an anständigen Elementen, die seit langen Jahren mit leider nur allzu bequemem Verdruß auf dieses den journalistischen Beruf arg discreditirende Treiben schauen. Mit ihnen und mit tausend ehrenwerthen Zeitungschreibern im Reich weiß ich mich eins in der Ansicht: Der Journalist, der vom Theaterdirector und vom Schauspieler Almosen an Baargeld oder an Freibillets erfleht oder auch nur annimmt, der handelt genau so recht und so schlecht wie der Richter, der von den Parteien sich bestechen läßt. Und da es solche Richter in Preußen und Deutschland nicht gibt, so sehe ich in heiterer Ruhe und im lustigen Vorgefühl eines guten Kampfes der Zeit entgegen, wo mir der Verein „Berliner Presse" den Wahrheitsbeweis für alle von mir erhobenen Anschuldigungen auferlegt. Es wird eine ausgedehnte und lehrreiche Unterhaltung werden, deren Vorgeschmack schon die jetzt von putzigen Bürschchen gegen mich geschleuderten Kothklümpchen mich mit wohligem Behagen betrachten läßt, als adminiculirendes Beiwerk zu einem Gericht, auf das ich recht lange schon mich gefreut hatte und dessen große und kleine Propheten allen Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben haben.

Maximilian Harden.

Der Wettbewerb für das Kaiserdenkmal.

„Apostata" gegenüber bin ich entschieden im Nachtheil. Ich habe, fern von Berlin, die Entwürfe für das Kaiserdenkmal gar nicht gesehen. Gelesen habe ich aber genug darüber und von Freunden, die in meine Waldeinsamkeit drangen, genug gehört. Leider wenig Gutes! Vielleicht wäre daher das Beste, über die ganze Angelegenheit zu schweigen.

Das Ergebniß ist ein zu beschämendes für die nationale Kunst: Der Staat stellt die herrlichsten Aufgaben, gibt die reichsten Mittel — und die Künstler bringen nichts Packendes zu Stande. Da muß es traurig um die deutsche Schaffenskraft stehen, die, des wahren Idealismus baar, hohen Anforderungen nicht mehr zu entsprechen weiß. Was soll nun geschehen, wenn die großen Meister fehlen, Großes in einer Alle befriedigenden Weise durchzuführen?

Auf dem Lande kommen Einem manchmal ganz sonderbare Gedanken. Man ist nicht von der in der Großstadt gewissermaßen in der Luft liegenden allgemeinen Ansicht beeinflußt, man verliert sich in eigenwillige Speculation. So überlegte ich mir denn den Denkmalwettbewerb auf einem Waldspaziergang.

Was wollte das deutsche Volk denn? frug ich mich. Ein Denkmal des Kaisers Wilhelm, dessen Größe seiner Verehrung für den Hingeschiedenen entspräche. Groß muß es sein! Das ist einer der ersten Gedanken. Die Kosten werden wir gern bewilligen. Wie macht man es aber groß?

Indem man die Gestalt des Kaisers als einen Broncekoloß von 10, 20, 30 Meter Höhe bildete? Das ging wohl nicht an. Denn die Hosen des Kaisers werden nicht bedeutender, wenn sie gleich zehnfache Naturgröße haben, und die Knöpfe seiner Uniform nicht ideenreicher, wenn sie die Fläche eines Suppentellers einnehmen. Der Kopf aber, das, worin der Ausdruck des Mannes liegt, leidet entschieden darunter, wenn man ihn thurmhoch über sich sähe. Selbst der begeistertste Verehrer hat wohl nie den Wunsch gehabt, des Kaisers Nase unter dem Mikroskop, zehn Mal vergrößert, zu sehen. Der ganze Gedanke wäre geschmacklos. Nein, wir sind alle Realisten genug geworden, daß wir den alten Kaiser sehen wollen, wie er in den Tagen seines höchsten Glanzes war, in Größe schlicht.

Nun gut, die Abmessungen der Figur sind also ungefähr gegeben, mag er nun zu Pferde oder zu Fuß oder auf dem Throne sitzend dargestellt werden. Ueber das Maß, welches der große Kurfürst und Friedrich der Große haben, wird man nicht eben allzu viel hinauskommen.

Das genügt aber unserem Dankgefühl nicht. Also muß beziehungsreiches Nebenwerk geschaffen werden, um auf die hohe Bedeutung der Hauptfigur im Denkmal hinzuweisen.

Ein mächtiger Sockel mit reichstem Schmuck entspricht diesem Wunsche. Je höher der Reiter zu stehen kommt, desto besser. Der große Kurfürst hat eine Reihe sitzender Statuen an seinen Füßen, Friedrich Wilhelm III. stehende, Friedrich der Große mehrere Reihen selbst reitender Figuren. Machen wir daher für Kaiser Wilhelm einen noch reicheren Sockel!

Man hat dies ja vielfach versucht! Nur will mir scheinen, daß, um so viel reicher wie der Sockel würde, auch um so viel mehr künstlerischen Aufwand auch für die Kaisergestalt erforderlich würde. Sie sollte doch Alles beherrschen, das Glänzendste, Wichtigste, Bedeutendste im Denkmal sein. Und nun eignet sich Kaiser Wilhelm I. leider so schlecht zur Repräsentation. Ja, hätten wir einen Fürsten wie Ludwig XIV. gehabt, mit Alongeperücke, Hermelin, reich geschirrtem Pferde, für den ließe sich ein Denkmal machen!

Nun haben wir es aber mit dem schlichtesten Manne zu thun, der je einen Kaiserthron zierte und gerade die Schlichtheit war eine der schönsten Tugenden, durch die er ihn zierte, und die ihn uns persönlich so lieb

Digitized by Google

machte. All der Brimborium von Genien und zur Schau gestellten Tugenden von Ruhmesgöttinnen und Posaunenengeln — all' das paßt ja nicht zu ihm, der sein Leben lang in einer schmalen eisernen Bettgestelle schlief und den Soldatenrock bis zum Hals gewissenhaft zugeknöpft trug.

Da ist nun guter Rath theuer. Der Bildhauer soll doch ein paar Millionen, den Ausdruck unseres Dankes, im Denkmal verarbeiten! Man umgebe ihn also mit seinen Generalen und Paladinen. Die sind sein Schmuck, ihre Wahl und seine Treue zu ihnen war ja einer seiner schönsten Ruhmestitel.

Soll man den Kaiser groß und Bismarck und Moltke klein machen?! Das geht nicht gut an. Das einzige Mittel, die Rangstellung anzudeuten ist, den Fürsten hoch, seine Diener niedrig zu stellen. Also Bismarck und Moltke, Kaiser Friedrich und Prinz Friedrich Karl als Sockelfiguren, die Feldherren im Relief auf dem Postament, die Dichter und Denker, wie Kant uud Lessing beim Großen Fritz, hinten, unter den Schwanz des Pferdes.

Oder wie beim Lutherdenkmal in Worms der Kaiser in der Mitte, seine Großen ringsum, die Größten auf große, die Kleineren auf kleine Postamente. Die Erfahrung ist zwar auch für diese Anordnung keine erfreuliche. Die Figuren haben keinen Zusammenhang, sie stehen alle Pose und schließlich kann man doch nur entweder auf beiden Beinen, auf dem rechten oder auf dem linken stehen, die Arme vorstrecken, niederhängen lassen, auf die Brust oder auf den Rücken legen, mit den Händen eine Geberde machen, oder einen Gegenstand halten. Viele Einzelstatuen nebeneinander sind aber langweilig.

So will's aber, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht gehen. Dazu haben wir für ein Berliner Bismarckdenkmal eine Million gesammelt. Also dafür ist gesorgt, daß sein Bild der Hauptstadt erhalten werde. Wie aber das Geld für das Kaiserdenkmal unterbringen, will man nicht zwei Bismarcke in der Stadt aufstellen?

Die Architektur schafft uns vielleicht besser die Mittel. Sie ist eine neutralere Kunst, sie erzeugt ruhige Linien, durch die das Auge auf einen Punkt gelenkt wird. Geschickt angelegt, kann eine Säulenhalle das Denkmal wirkungsvoll herausheben, ihm eine ideale Größe verleihen.

Säulenhallen, Schmuckbauten! Wir haben ja welche in Berlin. So die um die Nationalgalerie, eine sehr reizvolle Anlage. Ich habe oft einen Blick hineingeworfen, um mich an den dort Lustwandelnden zu freuen. Leider erlebte ich stets Enttäuschungen: ein paar Straßenbuben, die sich um die Säulen haschten und ein paar Kinderwagen mit weiblicher Bedeckung waren das einzige, was ich fand. Wir wandeln eben nicht Lust in architektonischen Hallen. Wir gehen in den Thiergarten oder auf den Strich, die Friedrichstraße und die Linden auf und ab. Werden die Hallen um das Kaiserdenkmal unsere Sitten ändern? Ich glaube es nicht. Also sind sie nur ein Mittel, die Beschauer fern zu halten, zwecklos. Und schöne Architektur ist doch die, welche der Ausdruck ihres Zweckes ist. Wie kann da Zweckloses schön werden?

So kam ich denn zum Schluß, der Fehler liegt nicht bei den Künstlern, sondern bei den Auftraggebern. Die „Großartigkeit" ist der Hemmschuh, das viele Geld, welches verbildhauert werden soll, ist das Unglück. Das Project von Pfann und Rettig und manche andere architektonische Lösungen hatten wenigstens einen untergelegten Zweck. Es sollte das erstere den wieder viel zu „großartigen" Königsplatz gliedern, sollte eine Art Grabeshalle für den Kaiser schaffen. Sein Denkmal saß innerhalb eines kirchlich gestalteten Raumes und die Besucher wären nur mit dem Hut in der Hand an ihn herangetreten. Gehen doch Tausende in das Mausoleum nach Charlottenburg, so klein es ist, und kommen weihevoll gestimmt zurück. Der Platz aber hätte sich für Volksfeste geeignet, für ernste Schaustellungen, für ein Todtenfest eines Fürsten, als Zielpunkt von Festzügen. Man hätte bei gutem Willen auf dem Platze etwas vor sich gehen lassen können; nicht für alle Tage, aber doch in großen Zeiten. Möglich wäre es gewesen, der Architektur einen Zweck zu geben; wahrscheinlich freilich nicht.

Der „Idealismus" hat sich so gesteigert, daß die Kunst nicht mehr hinter seinen Forderungen herkommt. Er stellt seine Forderungen ohne an ihre Erfüllung zu denken. Da haben wir z. B. einen Verein für historische Kunst mit gewiß sehr idealem Streben. Aber wir haben keine historischen Künstler. Die deutschen Maler, zu ihrer hohen Ehre sei's gesagt, sind auch für viel Geld nicht mehr dazu zu haben, historische Bilder zu malen, die sie nicht begeistern. Die Preise können seit Jahren nicht mehr vertheilt werden. Und wenn einmal Einer etwas nach Wunsch der Herren Vereinsvorstände macht, dann wird's ein so aufgeblähtes, hohles Ding wie die „Apotheose Kaiser Wilhelm's I." von Keller. Will man eine zweite Auflage einer solchen „Vergötterung" in Marmor oder Bronce?

Die alten Römer dachten folgerichtiger. Sie erklärten ihre Kaiser wirklich für Götter, bauten ihnen Tempel und stellten ihre Statuen auf. Der Senat bewilligte so und so viel hundert Statuen an einem Tage. Niemals hat man ein so großes Denkmal errichtet, wie das für Kaiser Wilhelm I. beabsichtigte. Selbst der Gott-Kaiser wurde in menschlicheren Maßen und ohne Trompetenstöße der Symbolik dargestellt. Aber man sorgte dafür, daß Alle ihn sahen, nicht bloß die Berliner an der Tiber. Es wäre vielleicht so thöricht nicht, wenn man diesen Vorgang nachahmte. Man könnte ja dann sehen, welcher Künstler den Kaiser am besten darzustellen versteht. Man würde durch die vielfache Lösung derselben Aufgabe einen Typus schaffen. Alle hätten zu thun, die Kunst wäre reichlich mit Aufträgen versehen. Dem Besten könnte man Ehren und Geld zuwenden, wie es ihm gebührt. So dachten auch die französischen Könige Ludwig XIV. und XV., ließen sich nicht ein Riesendenkmal setzen, sondern mehrere in den Hauptstädten des Landes. Die Barockzeit dachte zu künstlerisch, um ihren Statuen durch überladenes Beiwerk die Bedeutung zu nehmen. Sie schuf riesige Brunnen mit einer sich überbietenden Formenfülle, architektonische Dekorationen von erstaunlichem Reichthum, aber kein einziges Sockelungethüm, wie das unter Friedrich dem Großen oder unter der Maria Theresia in Wien. Selbst solche Werke wie der Friedrich Wilhelm III. in Berlin oder der Maximilian II. in München mit ihren aufdringlichen Postamenten sind erst Erfindungen des 19. Jahrhunderts. Nur die Papstgräber im St. Peter sind ähnlich. Aber dort weist die Architektur zwingend auf die Hauptfigur hin. Am großen Kurfürsten sitzen die „Sklaven" zu ebener Erde, es sind aber auch Sklaven, keine Bismarcke und Moltkes und Ziethens und Seidlitze! Damals hatte man noch Achtung vor der Persönlichkeit des darzustellenden Helden. Man schilderte ihn, und glaubte ihn nicht durch Aeußerlichkeiten ehren zu müssen oder ihn zur Sockelfigur herabwürdigen zu dürfen. Man war sich eben klar, daß der Mann sich selbst am besten ehrt, wenn man ihn als solchen darstellt, als eine geschlossene Einheit.

Aus Apostata's Denunciation sehe ich, daß auch Begas einen architektonischen Hintergrund für sein Denkmal zu schaffen sich genöthigt sah. Der Kaiser nannte seinen ersten Entwurf den geeignetsten, Begas selbst aber fand ihn ungeeignet und warf ihn in's Gipsfaß. Es mußte eben Jeder die Beobachtung machen, daß das Schloß als Hintergrund für ein Denkmal zu groß ist, daß der Reiter, vor das Schloßthor so gesetzt, als reite er von diesem aus, immer nur von hinten gesehen werden könne, außer für die Gondolière der Spree, und daß bei umgekehrter Aufstellung der Beschauer das Schloß im Rücken, vor sich aber einen weiten, unschönen Platz habe. Man wird ferner erleben, daß das Schloß sehr viel kleiner aussehen wird, wenn erst die Häuser an der Schloßfreiheit gefallen sind. Sie bildeten den Maßstab, mit dem das Auge bisher das Schloß maß. Später wird das Denkmal diese Aufgabe haben. Der Beschauer wird sagen: Seht wie groß das Schloß Friedrich's I. ist, das Denkmal Wilhelm's I. erscheint ganz klein daneben! Man prüfe dies am heiligen Georg im Schloßhof. Wird man eine wesentlich wirkungsvollere Kaiserstatue zu schaffen vermögen als diese ungleich günstiger in geschlossenem Raum aufgestellte Decorativfigur?

Die Größe des heiligen Georg drückt auf den Kaiser Wilhelm. Die Sünden, unter welchen wir leiden, sind eben alte. Es gehört Muth dazu, mit jener schlechten Ueberlieferung der Steigerung am Nebensächlichen zu brechen, die im wesentlichen von Rauch ausgeht, der Sockelwirthschaft ein Ende zu machen. Gerade Kaiser Milhelm I. wäre der rechte Fürst, um ihm ein schlichtes Denkmal zu setzen. Meinetwegen selbst eines zu Fuß, denn unsere Zeit hat bisher es bei berittenen Darstellungen selten weiter gebracht, als zu einem Pferdedenkmal mit gleichgültigem Reiter. Wie mir scheint, hat der Kaiser wieder einmal einen feinen Blick bekundet, indem er mit der Herstellung des Sockels Johannes Schilling beauftragte. Wenn der Sockel schon groß werden soll, glaube auch ich, daß dieser Meister die Aufgabe am besten lösen wird. Die vielfachen Erfahrungen haben es gelehrt! Er ist der langweiligste unter den lebenden „großen" deutschen Plastikern. Sein Sockel wird das Interesse von der Hauptfigur sicher nicht allzu sehr abziehen!

Man hat den figürlichen Sockel unter Schlüters jetzt in Königsberg stehender Statue König Friedrich's I. abgebrochen und einen „klassischen" Marmorwürfel darunter gesetzt. Wenn erst einmal ein anderer Kunstverstand uns beherrscht und wir gelernt haben, daß die Größe den Werth der Denkmale nicht ausmache, wird man vielleicht auch Kaiser Wilhelm auf ein schlichtes Postament setzen. Kein Bildhauer hat eine so ausgesprochene Begabung, diesen Umschwung rasch herbeizuführen, als eben Schilling.

Ich sah mir unlängst seinen König Johann in Dresden an, auch eine Pferdestatue auf thurmhohem Postament. Wenn über Nacht Jemand Bebel auf das Pferd setzte — so fürchte ich, erst nach Wochen würde das sozialistische Attentat entdeckt werden, denn der Kopf des Reiters steht dem prüfenden Auge zu hoch, die Gestalt ist zu „idealisirt", um als die des Dargestellten erkannt zu werden.

Die Redaction der „Gegenwart" sei mir nicht böse, daß ich nicht nach Berlin eilte, um Schilling's Werk auch dort mir anzusehen. Ich habe wirklich genug davon. Ich bin satt, ich danke höflichst: ich habe schon gegähnt! C. G.

Opern und Concerte.

„Esmeralda."

Oper von Goring Thomas. (Kroll's Theater.)

Wenn es dem Realismus des gesprochenen Dramas vergönnt sein wird, Jahrzehnte lang seine grauen Fäden über die Bühne zu spinnen, dann wird plötzlich — nach der lustigen Prophezeiung eines literarischen Collegen — ein Mann auf dem Plan erscheinen, der die mit „Wirklichkeit" überfütterte Kunstwelt durch eine großartige Entdeckung überrumpelt: er führt die Hörer aus dem unendlichen Hinterhaus in einen lauschigen Hain, in welchem die Nachtigallen flöten und versteckte Blüthen im Moose duften, er eröffnet ihnen ein neues, dämmerhaftes, liebliches Reich, in dem man nicht mehr „Warum?" fragt und „Weil!" antwortet, und nur die Aeltesten unter den Zuschauern erinnern sich dann, in ihrer Jugend von ähnlicher angenehmer Phantasterei gehört zu haben. Vielleicht geht diese Prophezeiung dereinst in Erfüllung, vielleicht wird die verlorene blaue Blume der Romantik abermals gefunden, um als eine funkelnagelneue Offenbarung bestaunt zu werden. Für die Möglichkeit dieses Er-

Digitized by Google

eignisses liegen wenigstens leise Andeutungen in gewissen Regungen der Volksseele vor. Weit geringere Aussicht auf Wiedererlangung der Herrschaft besitzt die Schwester jenes Wald- und Elfenzaubers, die blutrünstig-freche Romantik des costümirten Abenteuers; sie hat schon deshalb keine eigentliche Wiedergeburt zu erwarten, weil sie niemals definitiv gestorben ist. Aus dem serieusen Drama in die Vorstadtbühnen und Opernhäuser verbannt, schleppt sie sich noch immer über die Bretter, wie ein siecher Körper, der nicht leben und nicht sterben kann. Kaum noch findet sie irgendwo ein gläubiges Publikum, wohl aber noch immer Librettisten und Componisten und als stattliche Herberge jene Opernbühne, welche sich in alle Ewigkeit hinein nicht vom Bunde mit der Lüge loszureißen vermag.

Zu den Stücken mit langerprobter Fabel, mit deren schwülstigen Contrasten wir heute kaum noch etwas anzufangen wissen, die wir aber, mit dem ererbten kritischen Maßstab hantirend, als „echt opernmäßig" zu bezeichnen pflegen, gehört auch Victor Hugo's „Notre Dame de Paris". Ein neuer Aufguß des abgestandenen Gewürzes wurde uns in diesen Tagen unter dem Titel „Esmeralda" in der Kroll'schen Oper serbirt. Der fratzenhafte Glöckner Quasimodo hat seit seiner Erschaffung einen unzähmbaren Heißhunger nach Noten entwickelt und sich im Laufe der Zeit ein stattliches Ränzlein voller Partituren angemästet. Bei der ersten, welche von der Componistin Louise Bertin herrührt, stand der große Hugo selbst als Text-Gevatter. In den dreißiger und vierziger Jahren folgten Mazzucato, Poniatowski, Campano, Dragomyszki, dazu einige Spanier und Engländer, deren Reigen vor acht Jahren Goring Thomas vervollständigte. Zweifellos hat Thomas dem verblaßten Buche einige neue Reize angeschminkt. Sein Orchester entfaltet eine effectvolle Beredtsamkeit, welche uns zwingt, den einzelnen Stimmen mit voller Aufmerksamkeit nachzuspähen. Die Gesänge der handelnden Personen streben nach Geschlossenheit und verrathen des Autors Sinn für prägnante Tonbildungen; sie zeigen indeß ebenso deutlich die Grenzen seiner Begabung, welche sich oft genug mit alterprobten Intervallen begnügt, wo die Fähigkeit versagt, melodische Werthe von scharf erkennbarer Eigenprägung zu schaffen. Alles in Allem: die Partitur Thomas ist eine achtbare Arbeit, welche von Act zu Act den Wunsch steigert, weitere Werke des Componisten kennen zu lernen; zumal solche, welche sich bezüglich der textlichen Grundlagen von der dieser „Esmeralda" möglichst weit entfernen.

Denn seine Textdichter, welche sich auf dem Buche pathetisch an Stelle Victor Hugo's aufgepflanzt haben — sie heißen Randegger und Marzials — haben ihm nicht als vorbauende Künstler, sondern als einfache Handwerker den Stoff mit der schwerfälligen Axt zurechtgehauen. Und nun gar die Uebersetzung! Sie enthält wahre Perlenketten kauderwelscher Sinnwidrigkeiten, welche mit ihrem unfreiwilligen Humor sogar noch die bekannten Verdeutschungen Meyerbeer-Scribe's übertrumpfen.

Die Aufführung der „Esmeralda" bei Kroll erhielt ihren besonderen Reiz durch die Mitwirkung des gefeierten Tenoristen Emil Goetze, dessen kostbares Organ nach mancherlei Fährlichkeiten die ehemalige Frische und Elasticität wiedererlangt zu haben scheint. A. Moszkowski.

Notizen.

Theodor Körner. Zum 23. September 1891. (Leipzig, F. A. Brockhaus). — Der Chef des Leipziger Welthauses ist ein eifriger Autographensammler, der manches handschriftliche Denkmal zumal von oder über Körner mit glücklicher Hand aufgestöbert hat. Nach dem Vorgange des bekannten Berliner Sammlers Alexander Meyer Cohn, dessen schöner Katalog jedem Literarhistoriker werthvoll ist, hat auch Rudolf Brockhaus wenigstens seine auf Körner bezüglichen Schriftstücke in großem Format und auf Büttenpapier diplomatisch treu und zugleich geschmackvoll zum Druck befördert, leider nur als Manuskript für Freunde. Es mag nun manchem Körner-Verehrer willkommen sein, daß diese Drucklegung zu Ehren von Körner's hundertjährigem Geburtstag jetzt im Buchhandel zu haben ist. Kann auch das Meiste nur den Forscher interessiren, so sollte es doch als Centenargabe für weitere Kreise werthvoll sein. Schöne Facsimile zieren den Band, ein halbes Hundert Inedita (freilich viel Unbedeutendes) füllt ihn, und den besten Werth enthält er namentlich durch die Auszüge aus den nur für Freunde gedruckten Lebenserinnerungen des Wiener Geschichtschreibers Arneth, dessen Mutter, Körner's Toni, sich schön, wenn auch allzusehr zurückhaltend über ihren ersten Bräutigam äußert. Ein Namenregister fehlt leider. S. 45 ist statt Pintali: Piatoli zu lesen. Näheres darüber und über manches Neue aus Körner's Elternhaus findet sich in Zolling's Kleist-Ausgabe, die dem Verfasser der vorliegenden Publikation nicht bekannt geworden zu sein scheint.

Funken. Gedichte von Konrad Nies. (Großenhain-Leipzig' H. Ronge.) — Der Verfasser ist Redacteur der „Deutsch-Amerikanischen Dichtung," ein geborener Alzeyer, und hat in seinem reichbewegten transatlantischen Leben weder die Heimath noch ihren Liedermund vergessen. Eine durchaus sympathische Erscheinung. Seine Verse haben Wohllaut und Melodie, die Lieder Duft und Stimmung, die Balladen Schwung und Leben, und auch im gedankenreichen, glattgefeilten Sonett zeigt er seine Meisterschaft. Zumal dort, wo die Sehnsucht und das Heimweh ihn begeistern, findet er eigene Töne und greift uns mächtig an's Herz. Von Reminiscenzen ist er ziemlich frei, doch zeigt er sich von Heine stark beeinflußt, auch Jensen klingt an („schatten sein Gesicht"), aber im Ganzen ist er selbständig, männlich, stark. Nur muß er sich vor zu großer Freiheit in der Sprachbehandlung hüten; z. B. „entsklaven" ist eine zweifelhafte Neubildung. Am meisten und sehr zu seinem Vortheil unterscheidet er sich darin von anderen deutschamerikanischen Sängern, daß ihm nichts über die Heimath geht, und wenn er auch die Prärienatur prächtig schildert und das freie Leben drüben preist, so weiß er wohl, daß das Gold und die Macht schlimme Götzen sind, vor denen sich viele Republikaner bücken, die sich vor keinem Throne beugen mögen.

Stirb und werde! Dichtung von Adolf Brieger. (Großenhain-Leipzig, H. Ronge.) — Ein moderner Roman in Reimen, bald in episch schreitenden Blankversen, bald in Liedern und Hymnen. Unter den letzteren findet sich manches tief Empfundene und dichterisch Erfaßte, auch die Reime sind selten banal und oft überraschend. „Da dröhnt und schmettert es erzen" ... „Blau die Lüfte sich entfloren" ... Hüten muß sich der Verfasser vor prosaischen und nüchternen Wendungen. „Wenn ich mich blamire, welch' Plaisir" ... und namentlich Vieles im ersten Kapitel. Im Allgemeinen aber bleibt er geschmackvoll und weiß den Leser bei den dramatisch belebten Stellen zu packen und lebhaft zu interessiren.

Shakespeare's dramatische Werke. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft hatte diese einbändige Thalerausgabe veranlaßt, die hoffentlich den großen Dichter auch in die Hände des Aermsten bringen wird. Die Uebersetzung ist die unerreichte und unübertreffliche von Schlegel-Tieck, Wilhelm Oechelhäuser hat dazu eine Lebensbeschreibung des Dichters und zu jedem Stück eine Einleitung geschrieben und die Stuttgarter Verlagsanstalt hat sich durch gute Ausstattung ein ideales Verdienst erworben. Mögen die Herausgeber für ihren Eifer belohnt werden!

In Hölle und Schattenreich. Literarische Teufeleien von Georg Ruseler. (Varel a. d. Jade, J. W. Acquistapace.) — Von diesen literarischen Satiren, die jedenfalls von einem Wissenden herrühren, hat uns die erste: „Auf den Pfaden Dante's" am besten gefallen, nur hätte der Verfasser auf die schon lange vor Bellamy veraltete Traumform verzichten sollen. Es ist ganz erstaunlich, welche literarische Größen von heute er da in den Orkus versetzt. Weniger witzig, aber getragen von sittlichem Ernst ist die Unterredung über den literarischen Erfolg, während die gereimten Satiren uns weniger gefallen. Auch desselben Verfassers Trauerspiel: Die Stedinger (im nämlichen Verlag) enthält nicht allein dichterische Schönheiten, sondern auch echt dramatisches Leben, sodaß eine Bühnenprobe lohnen würde.

Die Geheimnisse der Tonkunst von Alfred Schüz. (Stuttgart, J. B. Metzler.) — Der Verfasser ist als Componist bekannt und weiß über das Wesen der Musik in deren Beziehungen zur Natur, Wissenschaft, Kunst, Ethik, Pädagogik, Politik, Religion und Philosophie manches Geistvolle und Scharfsinnige vorzubringen. Er ist wohlbelesen, aber auch dort, wo er Eigenes bietet, anregend und eigenartig, so daß sein ästhetisches Werk jedem Musikfreund eine Quelle geistigen Genusses bietet. Besonders die im besten Sinn unterhaltenden, weil erhebenden, Kapitel über die Musik als Weltsprache, ihr Ursprung, Einheit von Tonspiel und Tonsprache, Kunstleben, und Lebenskunst (mit unserem Mitarbeiter Herrn Ehrlich zu sprechen) sind sehr ansprechend. Dem geäußerten Wunsch, Eduard von Hartmann möge seiner bedeutenden „Philosophie des Schönen" auch eine Musikästhetik nachfolgen lassen, schließen wir uns an.

Der deutsche Charakter. (München, Georg Wilhelm.) — Aus der steigenden Fluth von Broschüren, die nicht einmal ihre Druckerschwärze werth sind, ragt die genannte moralphilosophische sehr ansehnlich empor, wenn wir schon den deutschthümelnden Charakter und den hyperloyalen Schluß nicht geschmackvoll finden. Sehr recht hat der Verfasser, wenn er das beste von einer Erziehung erwartet, die mit unserem Wissen von der Natur und dem Menschen im Einklange ist. „Man mache ein Ende mit dem Zustand, daß die Lehrer das nicht glauben, was sie den Kindern lehren, daß die Eltern nicht glauben, was die Kinder glauben, daß ein Lehrer umstößt, was der andere gelehrt hat und daß die Kinder heute für unrichtig halten müssen, was sie noch gestern geglaubt haben, daß sie mit jenen Glaubenssätzen Alles wanken sehen, was ihnen als heilig und hehr hingestellt wurde, daß sie sogar wankend werden in der Hingabe an ihr Volk."

Heinrich Leuthold. Eine Skizze von Heinrich Fenner. (Basel, Schwabe.) — Der anspruchlose, warmherzige Versuch, der für des Dichters Jugendzeit manches Neue bietet, sei bestens empfohlen. Die ungleich wichtigeren Beiträge zu Leuthold's Leben von Adolf Wilhelm im letzten Bande der „Gegenwart" scheinen dem Verfasser nicht bekannt geworden zu sein.

Der Einheitstrieb in einer moralischen Wissenschaft und Weltanschauung. Von Edmund Hänzel. (Zeitz, Hänzel.) — Der Verfasser nennt sich einen Bauernphilosophen, doch ist dafür sein Vortrag nicht volksthümlich und gemeinverständlich genug. Seine moralische Weltanschauung, die auch den Gemüthsbedürfnissen entgegenkommt, setzt den Einheitstrieb und das Verbindungsstreben, oder sagen wir einfach die Liebe, als causa movens des Weltbaus hin. Der Entwurf ist zu dürftig, um ein Urtheil zu ermöglichen. Wir erwarten also das angekündigte Hauptwerk: Die Philosophie der Liebe, dem diese geistreichen Umrisse gewissermaßen nur als Vorbereitung dienen sollen.

Digitized by Google

Inserate.

Neu! Bitte zur Ansicht verlangen: **Neu!**

Stirb und werde.

Dichtung von Ad. Brieger.
Eleg. brosch. 2 *M*, Prachtband 3 *M*.
Ein moderner Leidenschaftsroman in allen Gedichtarten. Eine Perle der Literatur.

❖ Funken. ❖

Gedichte von Konrad Nies.
Eleg. brosch. 2 *M*, Prachtband 3 *M*.
Herrliche Funken eines ehernen Geistes.
Baumert & Ronge, Großenhain u. Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Hervorragende Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Ludwig der Bayer
oder
Der Streit von Mühldorf.

Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von
Martin Greif.
Preis geheftet *M* 2.50; elegant mit Goldschnitt gebunden *M* 4.—
Mit Einsetzung seiner ganzen eminenten dichterischen Kraft hat Martin Greif hier ein Werk geschaffen, packend und erhebend zugleich, von großer poetischer Schönheit und hohem dramatischem Schwung.

Zeitgenossen.

Eine Erzählung aus unseren Tagen
von
Karl Freiherrn von Beust.
Preis geheftet *M* 2.—; elegant gebunden *M* 3.—
Die „Zeitgenossen" sind ganz aus dem modernen Leben gegriffen und von dem Verfasser mit großer dichterischer Kraft in vollendeter metrischer Form geschildert. In glücklichem Wechsel folgen sich tief ernste und drollig erheiternde Situationen; poetische, philosophische und humoristische Betrachtungen, die sich durch feine Satire und hohen poetischen Schwung auszeichnen, finden sich da und dort eingestreut, und auch politische und soziale Fragen unserer Zeit werden leicht gestreift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Der orientalische Teppich als Vorbild
von
Julius Janitsch
Dr. ph., Director des Schles. Museums der bildenden Künste zu Breslau.
Preis 1 Mark.
Breslau, Ring 8. **Maruschke & Berendt.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen
mit Benutzung ungedruckten Materials
dargestellt von
Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung
von
Nataly von Eschstruth.

Der Mühlenprinz

Zweite Auflage.
Eleg. Format. Geh. 5 M.
Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri
von **Nataly Eschstruth.**
2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.
Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Am 1. October erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen schon jetzt Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Verlag der **Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender, Breslau.**

Demnächst erscheint:

Donatello's Kanzeln in San Lorenzo,

ein Beitrag zur Geschichte der Plastik im XV. Jahrhundert.
Von
MAX SEMRAU.
Mit Lichtdrucktafeln. — Hochelegant broschirt M. 8.50; fein gebunden M. 10.50.
(Band II der Italienischen Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von Prof. A. SCHMARSOW.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte Liebhaberausgabe in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, wie neu, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark nur 80 Mark.

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark nur 60 Mark.

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark nur 22 Mark.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „Gegenwart", Berlin W., Culmstraße 7.

Verlag von **Georg Wilhelm** in München.

Der deutsche Charakter.

Preis eleg. brosch. 60 *Pf*, geb. 1 *M*.

... Noch selten ist mir eine Schrift in die Hand gekommen, deren Lektüre mir so viel Freude, so viel ethischen Genuß bereitet hat ...
Prof. Dr. Dodel-Port in Zürich.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt v. Verleger g. Eins. d. Betrages.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.) Preis 2 *M*.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Wetterwolken. Von Friedrich Boettcher, M. d. R. — Das Recht auf Arbeit und Versorgung. Zum Antrag der sozialistischen Abgeordneten Berlins. Von Karl Friedrich. — **Literatur und Kunst**: Theodor Körner. Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Emin Pascha und Stanley. Von Paul Victor Wichmann. — Wien als Musikstadt. Von H. de Volterra. — **Feuilleton**: Zu Gaste bei Carmen Sylva. Von Pierre Loti. Autorisirte Uebersetzung von Professor J. Mähly-Basel. — **Aus der Hauptstadt**: Der Schriftstellertag. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Wetterwolken.

Von Friedrich Boettcher, M. d. R.

Sehr anders geht dieser Sommer zu Ende als er angefangen. Damals verkündeten deutsche und englische Staatsmänner bei festlichen Gelegenheiten, daß der Friede niemals gesicherter gewesen sei, und weithin fanden sie gläubige Hörer. Heute zieht ein trüber Skepticismus durch die Lande, und Niemandem will es gelingen, ihn zu überwinden. Von allen Seiten zwar ertönt die Betheuerung friedlicher Gesinnung, aber sie bleibt wirkungslos gegenüber einer sich immer mehr ausbreitenden nervösen Stimmung, die einem mehr oder weniger deutlichen Gefühl von der Unsicherheit der Weltlage entspringt. Hat sich aber die letztere in diesen wenigen Monaten wirklich so erheblich verändert? Die Einen bejahen, die Anderen verneinen die Frage — was Wunder da, daß die sogenannte öffentliche Meinung den Anblick einer ungewöhnlich starken Verworrenheit bietet! Denn welcher der beiden Parteien soll man trauen? Ist doch die Ausbeutung politischer Nachrichten zu Börsenzwecken niemals schamloser betrieben worden als in unserer Zeit! Und auch die Taktik der Diplomatie kann es zweckmäßig finden, dem Publikum zweitweilig eine von dem wirklichen Sachverhalt, sei es in pessimistischer, sei es in optimistischer Richtung, abweichende Anschauung der Dinge einzuflößen. Für diejenigen, welche kein Interesse daran haben, Andere oder sich selbst zu täuschen, bleibt unter diesen Umständen nur der Weg, sich auf Grund sorgfältiger und objectiver Beobachtung der Thatsachen durch eigenes Urtheil ein Bild von der Lage zu entwerfen, von dem sie überzeugt sein können, daß es der Wahrheit wenigstens möglichst nahe kommt.

Was die heutige nervöse Stimmung verursacht hat, ist zum großen Theil weniger eine wirkliche Verschiebung in der europäischen Constellation, als vielmehr eine veränderte Beurtheilung derselben. Wenn ministerielle Stimmen von einem ungetrübten Horizont sprachen, so hieß das, daß in jenem Augenblick irgend eine concrete Frage, welche zu internationalen Verwickelungen hätte führen können, nicht vorlag. Dabei durfte aber als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß zwischen den Großmächten sich seit Jahren eine Scheidung vollzogen hatte, welche die Friedenszuversicht an sich immer nur als eine sehr bedingte erscheinen ließ. Diese Thatsache ist von der großen Masse des Publikums nicht überall mit dem entsprechenden Ernst gewürdigt worden; von einzelnen Parteien wurde sie sogar, besonders in den Wahlkämpfen, auf die gehässigste Weise als künstliche Fiction verhöhnt. Da haben denn die Ereignisse dieses Sommers auch dem Leichtfertigsten und Gedankenlosesten die Augen öffnen müssen. Wenn nunmehr Viele unangenehm überrascht sind, so haben sie dafür lediglich ihrer eigenen Verblendung Vorwürfe zu machen.

Doch auch in der Sache ist die europäische Situation verändert. Wie sehr immer schon seit längerer Zeit mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet werden mußte, daß ein etwaiger Krieg Europa in zwei Lager gespaltet sehen werde, den Dreibund mit einer mehr oder weniger ausgesprochenen Angliederung Englands auf der einen, Rußland und Frankreich auf der anderen Seite, so erschien das Verhältniß der beiden letzteren Staaten zu einander, trotz aller gegenseitigen Koketterie, doch als ein so unsicheres, daß die Möglichkeit einer der Wahrscheinlichkeitsrechnung widersprechenden Gestaltung nicht ausgeschlossen war. Als ganz unberechenbarer Factor wurde der Zar betrachtet. Fast wie ein Axiom galt es, daß derselbe gegen Frankreich als Republik eine unüberwindliche Abneigung hege, eine Abneigung, die eine positive Verbindung mit diesem Lande noch im letzten Augenblick verhindern werde. Dies Axiom ist durch die Kronstadter Festlichkeiten zerstört. Ganz vergeblich sind die Versuche, das Verhalten des Zaren bei dieser Gelegenheit auf eine augenblickliche Laune, etwa den Aerger über gewisse kurz vorhergegangene Ereignisse, zurückzuführen. Eine so außergewöhnliche Kundgebung wie diese, eine Kundgebung, die dem Zaren in der That einen Bruch mit den Traditionen seiner Stellung kostete, konnte weder die Eingebung des Augenblicks, noch ein bloßer diplomatischer Schachzug sein; sie war von langer Hand vorbereitet mit dem vollen Bewußtsein, daß sie einen Schritt bedeute, der nicht zurückgethan werden kann. Wer noch daran gezweifelt hätte, den hätten die absichtlichen Indiscretionen des Herrn v. Mohrenheim belehren sollen. Wie weit die Formulirung des russisch-französischen Einverständnisses gediehen ist, kann als verhältnißmäßig nebensächlich betrachtet werden; die Thatsache besteht, daß die Person des Zaren für den Abschluß eines Bündnisses zwischen den beiden Mächten zum mindesten nicht mehr ein grundsätzliches Hinderniß ist. Und darin liegt sicherlich eine nicht zu unterschätzende Aenderung bezw. Weiterentwickelung der bisherigen Situation.

Würde Fürst Bismarck, wenn er am Ruder geblieben wäre, eine derartige Wendung verhütet haben? Diese Frage kann man heute in zahllosen Privatgesprächen erörtern hören, und bei dem unerschütterlichen Vertrauen, welches man dem unvergeßlichen Staatsmann unentwegt namentlich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik entgegenbringt, erscheint es nur natürlich, wenn sie vielfach bejaht wird. Gewiß würde

Digitized by Google

Fürst Bismarck seine ganze Kraft an die Verhütung gesetzt haben, und möglich ist auch, daß es ihm mit seinen reichen Hülfsmitteln gelungen wäre, die ausdrückliche Annäherung Rußlands an Frankreich noch weiter hinauszuschieben; daß sich die Politik des „doppelten Stranges" aber auf die Dauer hätte fortsetzen lassen, wird man zum mindesten stark bezweifeln müssen. Allerdings ist für Deutschland an sich die Freundschaft Rußlands ebenso wünschenswerth wie die Freundschaft Oesterreichs, und unsere Uninteressirtheit in der orientalischen Frage würde uns gestatten, jeder Verständigung, welche Rußland und Oesterreich unter einander über dieselbe treffen, ohne Bedenken beizutreten. Das Unglück ist nur, daß eine derartige Verständigung, wenigstens eine solche, die ein dauerhaftes Friedensverhältniß verbürgen würde, durch die panslavistischen Aspirationen der russischen Politik unmöglich gemacht wird. Würden wir aber im Falle eines Krieges vor die Nothwendigkeit gestellt, zwischen Rußland und Oesterreich zu wählen, so kann eben Angesichts dieser panslavistischen Aspirationen kein Zweifel sein, auf welche Seite unser eigenstes Interesse uns zu treten geboten würde. Diese unsere selbstverständliche Stellung hat uns jenen glühenden Haß zugezogen, mit welchem der Panslavismus Deutschland als die Vormacht des Deutschthums und damit als die Stütze des österreichisch-ungarischen Staatswesens bekämpft, und sie mußte nothwendig auch die russische Diplomatie dahin bringen, die Hülfe für die Durchführung ihrer Pläne auf der Balkanhalbinsel wo anders zu suchen, als bei Deutschland. Die Frage konnte nur sein, wann sie den Augenblick der Entscheidung über den zu nehmenden Anschluß für gekommen erachten würde. Daß er einmal kommen mußte, lag in der Natur der Dinge. Deshalb aber wäre es auch ungerecht, wollte man der heutigen Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten eine Schuld daran beimessen, daß er nunmehr gekommen ist.

Muß also das russisch-französische Einvernehmen als Thatsache hingenommen werden, so fragt sich, was wir von ihm demnächst zu erwarten haben. Von der Seine wie von der Newa versichert man, es bezwecke, den Frieden zu schützen, der von dem Dreibunde bedroht sei. Fast könnte man sich an die Fabel vom Wolf und dem Lamm erinnert fühlen! Wenn man unter Beschützung des Friedens die Erhaltung des bestehenden staatlichen Besitzstandes versteht, so liegt für Jedermann auf der Hand, daß der Dreibund der geborene Freund, der russisch-französische Zweibund dagegen der geborene Feind des Friedens ist. Aber freilich, französische Stimmen erklären ganz offen: der bestehende Friede ist ein falscher Friede, den wahren Frieden wird das französisch-russische Einvernehmen herbeiführen, jenen Frieden, welcher der ewigen Gerechtigkeit endlich Genüge thut, worunter man in Frankreich in erster Linie die Herausgabe Elsaß-Lothringens versteht. Wie aber denkt man zu diesem „wahren Frieden" zu gelangen? Natürlich auch auf friedlichem Wege! Die vereinigte Weisheit der französischen und russischen Staatsmänner, gestützt auf die vereinigte Macht der beiderseitigen Armeen, wird alle bisher Widerstrebenden überzeugen, daß die Karte von Europa nach den Wünschen Frankreichs und Rußlands umgestaltet werden muß. Liebenswürdig, wie immer, verstehen es die Franzosen, selbst mit so furchtbar ernsten Dingen zu scherzen! Denn in Wirklichkeit wird schwerlich Jemand in Frankreich glauben, daß Deutschland auch nur einen Fuß breit von Elsaß-Lothringen auf friedlichem Wege herausgeben werde. Nein, was Frankreich und Rußland erstreben, ist nur zu erlangen durch einen siegreich von ihnen geführten Krieg. Und darum ist es nichts Anderes, als der Krieg, worauf das russisch-französische Einvernehmen abzielt.

Die Hoffnung, den furchtbaren Weltbrand verhütet zu sehen, stützt sich auf die gewaltige Macht des Dreibundes, die soeben noch durch die großen Manöver in Deutschland und Oesterreich eindringlich in Erinnerung gebracht ist. Bisher ist ja allerdings der Furcht vor dieser Macht die Erhaltung des europäischen Friedens zu danken gewesen. Aber gerade in diesem Punkte tritt naturgemäß eine Verschiebung ein, sobald Frankreich und Rußland mit Sicherheit auf einander zählen können. Dazu kommt, daß man sich in Frankreich jetzt noch mehr als sonst allerlei Illusionen hinzugeben geneigt ist. In Italien läßt man die Tripelallianz bei der großen Mehrheit der Nation, in Oesterreich zum mindesten bei allen slawischen Völkerschaften höchst unpopulär sein, und was Deutschland anlangt, so fehlt nicht viel, daß man, trotz aller bitteren Erfahrungen, sich ähnlichen Hoffnungen auf die süddeutschen und sonstigen Partikularisten hingibt, wie 1870; jedenfalls aber rechnet man stark auf unsere Sozialdemokratie, von deren Einfluß auf die Armee man — und nicht nur in Frankreich, sondern vielleicht mehr noch in Rußland — eine höchst übertriebene Vorstellung hat. Daneben baut man auf die Wirksamkeit der mit unermüdlichem Eifer und in den verschiedensten Formen betriebenen Intriguen gegen den Dreibund. Wie man zu diesem Zweck in Italien seit Jahren sowohl die Radikalen wie die Klerikalen zu benutzen sucht, ist bekannt. Neuerdings bemüht man sich auch mehr als bisher, die deutschen Ultramontanen der Dreibundspolitik abwendig zu machen, und schwerlich wird man sich durch die Abweisung seitens der Führerschaft in diesen Bemühungen entmuthigen lassen. Endlich, aber nicht in letzter Linie, ist in Anschlag zu bringen die in Frankreich bestehende Ueberzeugung von der Ueberlegenheit seiner Bewaffnung. Ueber die Berechtigung dieser Ueberzeugung ist hier nicht zu streiten; genug, daß sie vorhanden ist.

Alle diese Momente zusammengenommen, erkennt man, daß das kriegerische Unternehmen, auf welches das russisch-französische Einverständniß im Grunde allein gemünzt sein kann, durch den bloßen Respect vor der Macht des Dreibundes auf die Dauer schwerlich hintangehalten werden wird. Es erübrigt dann noch die Frage, wann der Bruch des Friedens zu erwarten ist. Verschiedene Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen dafür, daß weder in Rußland noch auch in Frankreich die Machthaber einen in einer sehr nahen Zukunft gelegenen Zeitpunkt im Auge haben. Aber die nur allzu bekannte Unberechenbarkeit der französischen Volksseele ist durch den Taumel der russischen Verbrüderung noch unberechenbarer geworden. Und darin liegt eine unmittelbare Gefahr. Zwischenfälle von der Art der Schnäbeleangelegenheit würden bei der heute in Frankreich zu gewärtigenden Aufwallung kaum in Frieden beglichen werden können, selbst wenn der Ausbruch des Krieges Herrn Carnot oder dem Zaren höchst ungelegen käme.

So zieht sich das lange gefürchtete Gewitter am Himmel Europas allmählich zusammen, ohne daß wir Deutsche etwas Anderes zu thun vermöchten als die weitere Entwickelung ruhig abzuwarten. Unsere aufrichtige Friedensliebe von Neuem zu betheuern haben wir nicht nöthig, sie liegt sonnenklar in der Natur unserer staatlichen Verhältnisse. Aber im Bewußtsein unseres guten Rechts, unseres ehrlichen Wollens und unserer unablässig gestählten Kraft sehen wir getrost der Zukunft entgegen. Mögen Andere erwägen, ob sie sich mit der ungeheuren Schuld beladen wollen — wir arbeiten friedlich weiter, vertrauend auf den guten Spruch: „Bereit sein ist Alles."

Das Recht auf Arbeit und Versorgung.

Zum Antrag der sozialistischen Abgeordneten Berlins.

Von Karl Friedrich.

Ein Recht auf Arbeit und Versorgung will der Einzelne an die Gesammtheit geltend machen? Wie kommt diese dazu, solcher Forderung entsprechen zu sollen? Hat sie den Einzelnen gerufen, seine Existenz veranlaßt? Hat sie ihn, wie man wohl sagt, auf dem Gewissen? Soll die Gesammtheit Pflichten haben, muß sie doch auch Rechte ausüben können; sie muß sagen können, wie viele Menschen geboren werden und zu ihrem Brotkorb heranwachsen sollen. Das wollt Ihr nicht; beschränken darf die Gesammtheit die Zahl des Nachwuchses nicht; — und Ihr wollt die Gesammtheit verpflichten, Alles, was da geboren wurde, z. B. Euch zu versorgen? Wißt Ihr denn auch, worauf sich diese Eure Forderung nur gründet?

Der Mensch ist ein Kind seiner Bedürfnisse, seiner Wünsche,

Digitized by Google

Sie entstehen in ihm ohne sein Zuthun, und worauf sie sich richten, danach verlangt er, darauf steuert er zu. Selbst die Gesetze, ja die Religionen der Völker ruhen vielfach auf keinem besseren Grunde. Der Ursprung der Wünsche ist aber ein durchaus körperlicher. Der Körper will nun in Eurem Fall versorgt sein; der Körper will, um versorgt zu sein, selbst arbeiten; er will die Gelegenheit dazu allbereit wissen; er fordert, daß es ihm an Arbeit und Versorgungsgelegenheit nie mangeln solle. Er fordert; aber an wen soll er seine Forderung richten? Wer honorirt sie? Die Reichen? Da diese keine Einheit bilden, weiß die Forderung, so lange sie noch nicht mit Unverschämtheit und Unverfrorenheit eine Ehe eingeht, noch nicht recht, welchen „Nabob" sie sich zum Opfer ersehen soll. Der Fall ist denn doch zu concret; die Forderung aber ist Theorie. Indeß gibt es denn keine abstrakte Größe, die doch Wirklichkeit hat? Die Gesammtheit, der Staat! Das Evangelium ist fertig. Der Einzelne hat ein Recht an den Staat, von ihm versorgt zu werden, und Du, verblüfft darein schauender Staat, mußt und sollst dies anerkennen.

Und die Gesammtheit ist wirklich zuweilen verblüfft genug, um nicht zu wissen, was sie sagen, wie sie urtheilen soll. Allerlei Begriffe laufen ihrem Urtheil über den Weg und verwirren es; Begriffe, wie allgemeine Menschlichkeit, Pflicht der Nächstenliebe, Furcht vor Gewalt und Auflehnung. Die Gesammtheit sieht sich selbst fragend an und zählt an den Knöpfen ihres Gewandes ab: Recht, kein Recht, Recht, kein Recht. Ja wohl, so werdet Ihr das Richtige finden; — wie die Kinder. Unsere Zeit hat die Kinderschuhe noch immer nicht abgestreift. Sie sieht den Dingen noch immer nicht gerade und unverwandt in's Gesicht, sondern läßt sich immer noch einmal wieder die graue Brille der Theorie dazwischen schieben.

Darf denn aber auch nur ein Einziger verhungern? Sicher nicht. Aber er soll wissen, daß er zu bitten und zu werben und nicht zu fordern und zu ertrotzen hat. Macht das praktisch einen Unterschied? Einen ungeheuren Unterschied! Der sich bewerbende Staatsangehörige will dem Staat dienen, der fordernde will Herr sein und Herrenrechte geltend machen. Herrenrechte aber muß man erwerben, müssen verliehen werden. Wer sich der Gesammtheit nennenswerth nützlich erwiesen hat, darf ihren Dank, wenn er nicht von selbst erstattet wird, fordern. Wer aber nichts gethan hat, als geboren zu werden, was will denn der? Dich rief die Gesammtheit nicht; willst Du etwas von ihr, so komme fein sittsam und trage den Kopf vorn- und nicht hintenüber.

Mir will es immer scheinen, als wenn sich der trotzige Forderer eins zu gut, zum Verdienst anrechnen möchte, nämlich, daß er nicht Gewalt gebrauche. Ist denn das ein Verdienst? Hat irgend ein Mensch das Recht, zuzuschlagen? Er kann nehmen, was noch Niemandem gehört; derlei Güter gibt es aber im heutigen Culturstaat kaum noch. Der Obstbaum ist gepflanzt, das Korn gesäet, der Brunnen gegraben. Gewiß, ist es nicht seine Schuld, daß er in eine solche Welt menschlicher Werke hereingeboren ist. Aber wäre er nun in der Wildniß geboren, was für ein Dasein sicherten ihm dann seine berühmten Menschenrechte? Will er Gewürm essen, wie der Australneger? Nur zu, das kann er auch bei uns umsonst haben. Aber Culturgüter? Bewirb Dich um sie, aber fordere sie nicht.

Gibt es eine Adresse, an die der Mensch natürliche Forderungen stellen kann, so ist es die der Eltern, die ihm, ohne daß er gefragt wurde, das Leben gaben. Sie schulden dem Kinde eine mäßige Ernährung und — für die Zeit, wo sie diese nicht mehr gewähren können — die Anleitung und Indenstandsetzung zur Selbstversorgung. Was sie mehr thun, ist ihr freier Wille und — oft kein Glück für das Kind. Die Eltern stehen, denn sonst würden sie doch keinen Hausstand führen können, in irgend einem Verhältniß zur Culturerwerbswelt. Sie sind die richtigen Vermittler zwischen dieser und ihren Kindern. Wenn letztere sich trotzdem nicht zurechtfinden können, oder an eine Stelle gerathen, wo sie nichts erwerben können, so liegt die Ursache ihrer Noth fast ausnahmslos darin, daß sie sich nicht genügen ließen und die ihnen von den Eltern gebotenen Brücken verschmähten. Unsere großstädtischen Proletarier stammen zum kleinsten Theil aus der Großstadt. Weise man sie, falls sie fordern, doch in ihre Heimath zurück; dort würden sie, wenn sie wollten, die Wege zur Arbeit und zum Versorgtsein schon finden können. In der Großstadt — ja, gewinnt man denn nun auch noch an diese unumstößliche Menschenrechte dadurch, daß man in sie hineinläuft? Rechte, scheint es, gewinnt man heute im Handumdrehen.

Wir wollen hier wahrlich nicht dem Staat, den Behörden den rigorosen Thatsachenstandpunkt anrathen, aber eins halten wir für sie unumgänglich nöthig: Staat und Behörden, ja, die ganze bürgerliche Gesellschaft muß diesen Thatsachenstandpunkt kennen und im Auge behalten, um nicht ganz rathlos zu werden. Gewiß, auch wer Recht hat, thut oft gut, wenn er nachgibt. Die Menge folgt dem Schlagwort, und „die Propaganda des Kommunismus," schrieb schon Heine, „besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht." Gebt den Forderungen der Menschenrechtler nach, so weit Ihr es anderweitig verantworten und die Folgen übersehen könnt, aber betont auf's Entschiedenste Eure Freiwilligkeit dabei. Die Volksführer und -verführer wirken auf die Mengen durch drastische Redeweise, drastische Beispiele; verschmäht auch Ihr sie nicht. Es ist weit gekommen mit unserer Gesellschaft. Die Masse droht, sie prophezeit den Tag ihres Sieges. Aber hört, eins ist auch ihr noch über: der Fluch der Lächerlichkeit. Nennt nur drastisch Unsinn, was Unsinn ist, und weist ihn in elementarster Weise als solchen nach. Glaubt mir, auch der Proletarier hat noch seine fünf Sinne und kann verstehen, was Ihr verständlich sagt. Erkennt er aber, daß er fordert, was zu fordern einfach lächerlich ist: er schämt sich und tritt bei Seite. Aus dem Geborensein allein aber allgemeine Menschenrechte, Rechte an die Culturerrungenschaften anderer Menschen, Rechte an die Fürsorge des Staates herleiten zu wollen, ist fast mehr als lächerlich. Sagt es dem Arbeiter nur, er versteht es; aber — sorgt trotzdem für ihn.

Etwas Anderes ist es, wenn der Staat auch seinerseits Forderungen geltend gemacht hat. Der „gediente" Mann soll bereit sein, sein Leben für das Vaterland hinzugeben; er hat Rechte, unbestreitbare Rechte, die sich noch erhöhen, wenn er gar schon im Kampf für das Vaterland gestanden hat. Wie könnte der Staat Dienstbereitschaft von Jemandem fordern, dem er selbst nichts sein will? Es wäre vom Staat Billigkeit und Klugheit zugleich, wenn er sich mit seinen Reservisten und Wehrleuten in ständiger besonderer Beziehung hielte; wenn er ein Auge darauf hätte, daß es ihnen auf alle Fälle gut ergehe. Wie würde der Militärdienst gesucht, allgemein erwünscht sein, er, den heute Viele verwünschen, den Agitatoren beschimpfen! Liegt denn da nicht Logik darin, wenn ich sage: „Wen der Staat gebraucht, dem schuldet er"? Aber die Uebrigen — der Staat will nichts von ihnen, wie kommen sie zu Forderungen an den Staat? Wer nicht Soldat gewesen, wer nicht kriegspflichtig ist, ist ein Staatsangehöriger zweiten Grades. Griffe diese Anschauung weiter, allgemein um sich, zöge sie selbst praktische Folgen nach sich, es wäre keine Schmälerung unserer Wehrkraft.

Doch auch der „nicht gediente" Mann zahlt Steuern. Ja, aber wofür? Der Staat leistet ihm Tausenderlei dafür: öffentliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums, öffentlichen Unterricht ꝛc. ꝛc. Steuern geben wirklich keine exorbitanten Rechte. Wohlthaten ertheile der Staat, so weit es ihm die Steuern erlauben; aber Rechte? Auch heute sollte kein Schmied auf seinen Amboß schlagen ohne den Ruf: „Landgraf, werde hart!" Es kommt ja nicht auf das Kampfobject an, wohl aber auf die Klarstellung der Begriffe in den gährenden, brausenden Köpfen. Sollte es denn nicht irgend eine Art von Schule geben können, in welche wir unsere großen Kinder schickten, die leichtgläubige Menge? Die Haushaltungs- und Sparsamkeitslehre müßte Nr. 1 unter ihren Lehrfächern sein.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Theodor Körner.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters.

Von Adolf Wilhelm Ernst.

Unter den Freiheitssängern, die zu Anfang unseres Jahrhunderts, als das deutsche Volk in den despotischen Fesseln des großen Korsen seufzte, mit „Leyer und Schwert" mannhaften Antheil an der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft genommen, muß Theodor Körner — was Volksthümlichkeit und Opfermuth, was jugendliche Begeisterung und todesverachtende Tapferkeit anbelangt — in allererster Linie genannt werden. Das Andenken an den Tyrtäos der deutschen Befreiungskriege steht mit unauslöschbaren Zügen in dem Herzen seines dankbaren Volkes geschrieben, und die Schlußworte in Körner's von Patriotismus durchflammtem, freiheitgährendem Sturmgesang „Aufruf":

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!" —

diese treuherzig innige Mahnung ist schön in Erfüllung gegangen.

Theodor Körner ist im rechten Sinne des Wortes der Poet der deutschen Jugend, der schwärmerischen, verliebten, für das Wohlergehen des Vaterlandes begeisterten, mannestüchtigen Jugend. Seine Bedeutung beruht aber weniger in seinen literarischen Schöpfungen, auf die wir gleich näher eingehen werden, als vielmehr und zwar zum weitaus größten Theil in seinen äußeren Lebensschicksalen. Nicht durch seine dramatischen Leistungen, aus denen nur ganz vereinzelt ein ausgesprochen individueller Zug hervorbricht, nicht durch seine erotischen Poesien, die mit unserer zeitgenössischen Liebeslyrik äußerst wenige Berührungspunkte aufweisen, auch nicht durch seine patriotische Lyrik allein, die allerdings noch in unseren Tagen von Bedeutung und stellenweise sogar vorbildlich ist, hat sich der Sänger von „Lützow's wilder Jagd" seine Stellung in der deutschen Literaturgeschichte errungen, sondern in erster Linie dadurch, daß er, als der preußische Adler seine Schwingen zum Hochflug ausbreitete, als der Ruf zu den Waffen erscholl, auf Liebe und Lebensglück verzichtete und sich — wenn auch blutenden Herzens — mannhaft losriß aus dem ihm lieb und theuer gewordenen Wiener Kreise und unter die Fahnen eilte. Es gibt wohl kein schöneres Zeugniß für seine echt patriotische Gesinnungsweise, für seine uneigennützige Vaterlandsliebe, als es uns in dem denkwürdigen Brief, den Körner am 10. März 1813 von Wien aus an seinen Vater schrieb, bewahrt ist, wo es heißt: „Lieber Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird.... Deutschland steht auf! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande; laß mich ihr würdiger Jünger sein! Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei es auch mit meinem Blut, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn es nicht Uebermuth, Leichtsinn, Wildheit; vor zwei Jahren hätt' ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit.... Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen, Gott tröste sie! ich kann es Euch nicht ersparen.... Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebt, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.... Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre edle, große Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der beendigte Feldzug wird ihre Thränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden." Diese Worte wird kein warmfühlender Mensch ohne innere Ergriffenheit, ohne Hochachtung vor dem jugendlichen Poeten lesen können. Durch sein Leben, das reich an poetischer Verklärung und reich an erschütternder Tragik ist, hat Theodor Körner mindestens ebenso unmittelbar, ebenso tief und nachhaltig auf die deutschen Volksstämme eingewirkt, wie durch seine patriotischen Poesien.

Theodor Körner war kein führender, kein tonangebender Poet, kein Dichter ersten Ranges. Mit diesen Worten soll kein Tadel ausgesprochen werden. Man vergesse auch nicht, daß ihn der unerbittliche Tod in der blühendsten Jugend, im schönsten fruchtverheißenden Lebenslenz dahinraffte. Seine Dichtungen, so viele Mängel und Schwächen denselben auch ankleben mögen, berechtigten zu schönen Erwartungen und hohen Hoffnungen für die Zukunft. Körner trug die Brust voll weit ausschauender dichterischer Pläne, deren glückliche Lösung und tüchtige Ausgestaltung ihn unzweifelhaft in die Reihe von Deutschlands ersten Poeten gerückt hätte — da traf ihn die feindliche Kugel. — Unser Freiheitssänger debütirte als neunzehnjähriger Jüngling mit einer Sammlung von Gedichten, die er unter dem bescheidenen Titel „Knospen" (1810) im Druck erscheinen ließ. Diese poetischen Erstlinge wandeln ganz auf Schiller's Pfaden, was auch erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß durch die Freundschaft zwischen Körner's Vater, dem feinsinnigen Oberappellationsgerichtsrath, und dem großen schwäbischen Dichterfürsten, der viel in dem Dresdener Hause verkehrte und von Theodor bewundert wurde, der schlummernde Funken der Poesie in der jugendlichen Seele geweckt und entfacht ward. Die persönliche Erscheinung Schiller's, wie namentlich auch dessen Balladen, zündeten in dem schönheitempfänglichen Gemüth Theodor's derart, daß ein Kritiker der „Knospen" in der Jenaschen „Literaturzeitung", der Professor Wendt, sich veranlaßt sah, unseren begabten Dichterjüngling zu warnen, er möge nicht allzu auffällig „schillern". In seiner späteren Lyrik hat Körner sich aber von dem Einflusse Schiller's emancipirt und allmählich zur Selbständigkeit durchgerungen. In seiner patriotischen Lyrik hat er ursprüngliche, kraftvolle Töne angeschlagen und ist — was die äußere Form anbetrifft — sangbarer und populärer als der Dichter der „Glocke" und — was den Inhalt anbelangt — von streng nationaler Färbung, ohne in Pedanterie, engherzige Deutschthümelei oder romantische Grillen zu verfallen; auch können wir es nur als einen Vorzug betrachten, daß in seinen Liedern die mythologischen Gestalten des Alterthums nicht einhergehen. Denn das Fehlen dieses mythologischen Ballastes hat nicht wenig zur Sangbarkeit und Popularität der Körner'schen Lieder beigetragen. Frisch und frei, melodiös und schwunghaft, dabei markig und inhaltreich sind des Dichters Freiheitgesänge. Welch' eine kraftgewaltige, zündende, ja geradezu berauschende Sprache durchloht seinen unvergänglichen „Aufruf":

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht."

Und das wenige Stunden vor dem Tode des Poeten verfaßte „Schwertlied" ist in seiner erhabenen Schlichtheit, in seiner wohlthuenden Klarheit, in seinem edlen Schwunge eine Perle, ein Muster volksthümlicher Liederpoesie. Das ist energischer, kampfbefeuerter, echter Volksgeist! Da reichen sich Natur und

Digitized by Google

Kunst verständnißinnig die Hände zum Bunde! An derartigen vollgültigen Liedern ist die Körner'sche Gedichtsammlung „Leyer und Schwert" nicht arm. Wir nennen nur „Das Bundeslied vor der Schlacht" („Ahnungsgrauend, todesmuthig — Bricht der große Morgen an"), das „Gebet während der Schlacht" („Vater, ich rufe dich! Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze"), „Lützow's wilde Jagd", ein Lieblingslied der deutschen Jugend und Gesangvereine, so wird man einsehen, daß Körner das Attribut eines unserer ersten Freiheitsängers vollauf verdient.

Der Dramatiker Körner steht hinter dem Lyriker Körner ganz bedeutend zurück. Aber auch hier darf man nie die Jugend des Poeten aus den Augen lassen. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich manche Schwächen und blöden Stellen in der Körner'schen Dramatik erklären und entschuldigen. Es wäre ungerecht, um nicht zu sagen: unsinnig, wollte man von einem Dichter, der am Eingang von des Lebens Rennbahn steht, eine abgeklärte Weltanschauung, eine völlig ausgereifte Individualität verlangen. Wohl jeder Poet steht bei seinen ersten dichterischen Anläufen unter dem Bann großer Dichtererscheinungen und ringt sich erst nach und nach in heißen Mühen zur Eigenart empor. Dem Lyriker Körner ist dies ganz gelungen, dem Dramatiker aber nur bis zu einem geringen Grade. Immerhin hat er sich vom leichteren Komödienschreiber à la Kotzebue zu einem Dramatiker emporgemüht, der eine schöne Perspective in die Zukunft eröffnete, nur daß leider sein Lebensfaden so jäh zerschnitten wurde. Es ist von den Biographen Körner's sehr treffend der Einfluß Schiller's betont und nachgewiesen worden, daß die Diction in seinen Dramen keineswegs die wunderbar glänzenden und geistreichen Antithesen der späteren Schiller'schen Sprache aufweise, sondern sich mehr der etwas verwässerten Sturm- und Kraftausdrücke der „Räuber" nähere, so daß Körner von der „blutigen Wogenbrandung der Verzweiflung" spricht und den Tod „herumdonnern" läßt. Alle diese kritischen Einwürfe sind aber zur Hauptsache auf Rechnung von des Dichters Jugend zu setzen, zum Theil auch auf seine schnelle Productionsweise. Es ist für Körner's Andenken von untergeordneterer Bedeutung, seine dramatischen Schöpfungen zu analysiren; „Hedwig" und „Toni", „Rosamunde" und „Zriny", sowie manche von seinen leichtgeschürzten Lustspielen sind als Buchdramen der deutschen Jugend bekannt genug.

Mit der Jugend hat Körner auch — um es noch einmal zu betonen — die meisten geistigen Berührungspunkte, namentlich mit der männlichen Jugend. Für diese — aber gottlob auch für jeden warmfühlenden Patrioten — ist Theodor Körner ein leuchtendes Vorbild, die Verkörperung wahrer, heißflammender Vaterlandsliebe, ist er der Dichter, der für sein Ideal sein Herzblut vergossen. Er hat sich zum Helden gesungen und zum Sänger geschlagen;

„Denn was, berauscht, die Leyer einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Emin Pascha und Stanley.

Von Paul Victor Wichmann.

Schon während eines längeren Aufenthaltes zu Kairo in demselben Hause mit Stanley wurde mir die Aufforderung zu Theil, die nicht immer hinreichende Wahrhaftigkeit des berühmten Reisenden über Emin Pascha nach Deutschland zu melden. Damals, vor über einem Jahr, war Stanley ein gefeierter Mann. Er trug den Lorbeer des Sensationellen, so wie er ja sonder Zweifel bedeutende Verdienste in manchem Sinne besaß. Er hatte sich seine Bewunderer im Schweiße seines Angesichts gebildet.

Wer aber möchte vorzeitig Zeugniß gegen ein Verfahren ablegen, das Alles für sich ausnutzte und verbrauchte! Es werde auch dieser vom Glück bis zum Wunderbarsten Begünstigte, nach gehaltener Ernte bei der Menge, schon noch auf Stoppeln wandeln, so dachte ich mir. Jetzt ist Mr. Stanley nach Paris gelangt, und sein sich mehr durch Derbheit als Geradheit und Redlichkeit auszeichnendes Wesen wird dort sogleich Schule machen. Dazu wird durch die Reise des Kronprinzen von Italien nach England wohl eben ziemlich klar, warum es sich bei diesem Besuch mit handelt. Jedenfalls gedenkt man, im Bewußtsein früherer zahlreicher Mißgriffe, sich über das von mir schon vor 30 Jahren bezeichnete rechte, wahre Eingangsthor zu Innerafrika zu verständigen: über Tripolitanien und die Hochebene Barka. An Ueberraschungen hinsichtlich Afrikas wird es daher binnen Kurzem nicht mehr fehlen. Und so läßt sich nun besser ein Wort gegen anmaßliche Forderungen niederschreiben. Wer dabei sofort an Tunis und noch weiter denken will, der mag sich immerhin zerstreuen!

Emin Pascha ist eine jener edlen seltenen Naturen, wie Graf Moltke, die es tief redlich mit der Menschheit und hauptsächlich mit sich selbst meinen. Seine humanen Gedanken, mit denen er nach Aequatoria gekommen war, erweiterten sich sicherlich auf seinem Posten, mit dem er Jahre lang für Aegypten Treue hielt. In dem Zusammensein mit Dr. Junker wahrscheinlich wurden jene Gedanken zu der Idee, daß Emin gelegentlich, um sein Dasein und Leben zu krönen, sich Deutschland anschließen, dem Vaterlande dienen müsse. Dies richtige Gefühl eines der Einsamkeit so oft hingegebenen gebildeten Geistes schwand auch nicht, als Stanley, wie Emin Pascha, als genauer Kenner Afrikas, dies mit aller Sicherheit voraussah, endlich bei ihm eintraf, lediglich um den wichtigen Mann für englische Handelsinteressen zu gewinnen und der Welt gegenüber sich aus der „Befreiung" Emin's einen Triumphbogen aufzubauen. Aber ich muß hier, um den für die Welt und Nachwelt unschätzbaren Emin recht erkennen zu lassen, einen Rückblick thun. Denn es ist über Emin Pascha immer zu wenig gesagt, wenn man ihn nur einen großen Mann nennt.

Nachdem die Anhänger des Mahdi, wie der neue Sudanprophet sich nannte, fast den ganzen ägyptischen Sudan 1881 in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die Aegypter nicht mehr im Besitz von Chartum belassen, wenn sie die Eroberung Mohammed Achmed's, der Derwische, befestigen, dauernd machen wollten. Die Aegypter, oder deutlicher, deren Schutzherren, die Engländer, dagegen, mußten sich wenigstens außerdem die Küstenpunkte am Rothen Meer erhalten, weil von hier aus nur ihre Millionen mohammedanischer Unterthanen zu zügeln sind. Daher war es bei der etwas krämerhaften Politik Gladstone's in England nicht überraschend, daß man sich, der Billigkeit halber, entschloß, alle Streitkräfte aus Chartum, wie von dem Innern des Sudan zurückzuziehen. Von Emin Bey, seinen Provinzen am Aequator und dem reichen, fruchtbaren Bahr-el Ghazal wußte man seit längerer Zeit schon nichts Genaueres mehr.

Das stete Schwanken und die Knauserei des englischen Premierministers erleichterte den Derwischen unter dem jugendlichen, kühnen Osman-Digma den Kampf. Kaum gelang es den Engländern, durch große Anstrengungen noch die Linie Suakim-Berber, wofür man eine Eisenbahn längst geplant hatte, zu behaupten. Aber indem die Engländer sich bei diesen Plänen für die Zukunft unnütz aufhielten, gaben sie den Derwischen nur Gelegenheit, sich vor Chartum zu verstärken und zu verbreiten. Dies erkannte man etwas zu spät in London. Zwar wurde nun General Wolseley mit einer Armee den Nil aufwärts gen Chartum entsendet, und Italien wurde aufgefordert, gleichsam als Bundesgenosse Englands, den Hafen Massauah zu besetzen. Italien indessen dachte gar nicht daran, lediglich für Englands Interessen zu wirken, und Gladstone erreichte durch diesen Bundesgenossen am wenigsten eine Förderung, kaum eine Flankenbedrohung der Mahdisten.

Lediglich durch die Lauigkeit der eigenen Landsleute ging der als ägyptischer Oberstatthalter die Feste Chartum wahrende tapfere General Gordon zu Grunde. Es fehlten dem durch Geist und Heldenmuth gleich ausgezeichneten Soldaten zuletzt alle Mittel, den gewaltigen Ansturm von außen, dem Verrath sich beigesellte, zu begegnen. Durch eine wenig würdige Deutung seiner Gehorsamspflicht wurde so der General Wolseley nahezu Zeuge einer Schmach für England, die den tiefen

Digitized by Google

Schmerz jedes hochgesinnten Briten erregte. General Gordon fiel bei der Vertheidigung Chartums und die Festung, beinahe ganz Nubien gingen verloren.

In jedem Gentleman Englands war das Gefühl des Schmerzes über den aufgegebenen General Gordon so stark, daß die allgemeine Erbitterung den Premierminister schließlich stürzte und der Tory, Graf von Salisbury, an Gladstone's Stelle trat. Allein auch dieser Minister, anstatt sofort den kühnen Entwurf einer Rückeroberung Chartums zu fassen, hatte nur die Zukunft im Auge. Er wendete zunächst in aller Freundschaft seine Blicke auf die Fortschritte der Deutschen, welche seit 1884 Niederlassungen in Ostafrika mit großartiger Ausdehnung bezweckten. Man hatte zu London rasch erkannt, wie wenig auf Italien zu rechnen war, und wie nothwendig es sei, mit dem energischen Vorgehen Deutschlands Abrechnung zu halten.

Darüber ging denn auch der Bahr-al-Ghazal, diese Fruchtkammer Aegyptens, in die Gewalt des Derwischführers Mohammed Achmed über. Nur eine Frage der Zeit blieb es, ob Emin-Bey, der Herrscher und Statthalter zu Wadelai, der Unbesiegte, sich halten werde.

Für die gegenwärtige Bewahrung seines übrig gebliebenen Besitzes im ägyptischen Sudan aber kam es England darauf an, Deutschland unter allen Umständen von dem Sudan fern zu halten. Es galt eine Verhütung der künftigen Auflösung des englischen Einflusses zu Sansibar und in den Seeplätzen für die Pilgerfahrt nach Mekka und Medinah.

Der schwache Antheil, den unbegreiflicher Weise bei 45 Millionen Einwohnern in Deutschland die Colonialbestrebungen einzelner Patrioten fanden, begünstigte die englischen Verhandlungen mit Deutschland ungemein. Um Englands Freundschaft zu bewahren, brachte Deutschland ein hohes Opfer. Es verzichtete auf große und schöne Besitzungen an der Küste zwischen der Tana- und Umbamündung. Der Nachschlüssel zum Herzen Afrikas war durch dies Abkommen für eine „Interessensphäre" beinahe an England ausgeliefert.

Allein Emin Paschas große Gesinnung erfuhr doch wohl allmählich, wenn auch erst verworren, von einer geplanten Abmachung, die später als ein wahrer Meisterzug des Grafen Salisbury sich zeigte. Denn den englischen Interessen im Innern des Continents war nun eine unbeschränkte Herrschaft eröffnet worden, indem man den deutschen Besitz in eine kleinere nördliche und eine große südliche Sphäre zerlegte. In der erhabenen Seele des deutschen Mannes Emin entstand alsbald der Gedanke an das Vaterland. Dieser Gewinn für einen Verlust läßt sich nicht schätzen. Gewiß indessen darf ich getrost niederschreiben, daß Emin's Zusammentreffen mit Dr. Junker, der bis 1886 bei dem Pascha weilte, den Entschluß in dem Letzteren festigte, die reiche Ausbeute der von ihm entdeckten Hülfsquellen für zukünftige Generationen dem deutschen Volke zuzuwenden.

Während dann Dr. Junker auf der Heimreise nach Deutschland begriffen war und in England stärker als je die Entwürfe für Erwerbung gewinnbringender Landstriche an dem Gebirge Kilima-Ndscharo und den Quellseen des Weißen Nils auftauchten, beschloß Emin, eine Reise nach Tripolitanien auf der allgemeinen Wüsten- und Sklavenstraße. Diese unterblieb wegen der öfteren hitzigen Anstürme der Derwische auf die Aequatorprovinzen, bis dann zuletzt Emin Pascha mit aller Sicherheit vernahm, daß sich in London eine Handelsgesellschaft unter Mackinon und Hutton thatsächlich gebildet hatte. Ein Emin-Relief-Comité.

Deutschlands Aufmerksamkeit für Emin erregte freilich die Ankunft des Dr. Junker zu Sansibar. Aber die Deutschen machten die poetische Seite der Auffindung Emin Paschas fast einzig zu ihrer Sache. Jedoch nur durch thatkräftige Unterstützung aus Deutschland konnte Emin der vorwärts bringende Beistand gebracht werden. Der Grund der Gleichgültigkeit für Afrika liegt bei uns in den modernen Realisten. Diese kennen den Grunewald und stellen sich Afrika so naturalistisch wie diesen vor. Höchstens noch lauter Wüste dazwischen. Wie kann eine nationale Regung aufblühen, wenn sie nicht aus der genauen Bekanntschaft mit dem Reichthum an fruchtbar zu machendem Lande in Afrika hervorgeht, wenn sie nicht aus den täglich hervortretenden großartigen Erkenntnissen den Muth, die Hoffnung und Begeisterung für die Cultur schöpft. Auch dort, wo jetzt in Amerika Städte mit 300,000 Einwohnern stehen und Brücken im Preise von 10—40 Mill. Mark die Ströme überspannen, war Grunewaldwüste. Die realistische Strömung der Gegenwart bei uns prägt auch dem herrlichen Idealismus eines Wißmann, Peters, Junker und Emin Pascha nur seine Musterform auf, ohne je zu erwägen, daß zum Austrag alles Großen eine innige Verbindung von Idealismus und Realismus vorhanden sein muß. Der Mensch bewohnt die Erde, um die Natur zu erheben und sie zu verklären.

Anders als in Deutschland dachte und vollbrachte man es in London. Mit der Gewinnung Stanley's, der auf der Höhe seines Rufes als Afrikaentdecker stand, erhielt man den Deckmantel einer wissenschaftlichen Erforschung, eines Werkes der Humanität, für eine ziemlich gesicherte Handelsspeculation. Schon 1883 besaß Emin in seinen Magazinen zu Düfilé und Wadelai ꝛc. einen Elfenbeinvorrath im Werthe von über zwei Millionen Mark, und Dr. Junker wußte zu berichten, daß dieser Vorrath sich noch wesentlich gemehrt habe. Aus diesem Grunde fast allein mußte Emin Pascha für die politischen Kaufleute in England eine sympathische Persönlichkeit werden. Und man könnte es dahin gestellt sein lassen, ob die Ost-Afrikanische Gesellschaft zu London auch eine andere Verehrung für unseren deutschen Landsmann gehegt hat, wenn es nicht auch hochherzig handelnde Briten gäbe, die nicht immer sklavisch in die Fußtapfen der Nützlichkeitmänner treten. Jedenfalls aber hat sich Stanley selbst bei seiner Expedition, auch seinen Auftraggebern gegenüber, als ein starrer Egoist und Realist gezeigt; und so ist sein rasch gesunkener Stern nur erklärlich, weil jede stolze, weltbethörende Ruhmsucht bald in sich selbst zerfällt.

Der von Vielen schon todtgeglaubte Stanley war endlich im April 1888 bei Emin Pascha angelangt, oder vielmehr Emin rettete den seit sechs Monaten in härtester Bedrängniß befindlichen, großmüthigen Stanley, indem er reichlich mit Proviant und allem Erforderlichen zur Ausrüstung der Sansibariten versehen, über den Albertsee seinem Retter entgegen fuhr.

Allerdings behauptet Mr. Stanley hier mit seiner gewöhnlichen Wendung aller Thatsachen, daß Emin Pascha ihn schon am 15. December 1887 hätte abholen müssen, um so noch die gefährdete Nachhut unter Major Bartellot retten zu können. Aber damals weilte Stanley völlig hülflos am Südende des Albertsees, unterdeß ihn Emin Pascha doch nur vernünftiger Weise am Nordrande des Sees erwarten durfte. Wie sollte denn Emin dazu gelangen, den mit einer verhältnißmäßig kleinen Expedition Nahenden in Ländern zu vermuthen, die dem Pascha völlig unbekannt waren? Wie konnte er glauben, daß sein Befreier sich über vier Monate durch einen Urwald fechten werde?*)

Die große Verstimmung Stanley's über seinen eigentlich mißlungenen Befreiungszug zeigte sich denn auch sofort Emin Pascha gegenüber. Stanley nahm sich, scheint es, Pizarro zum Vorbild. Er betrat die Provinzen Emin's durchaus nicht; aber er suchte den Pascha, durch Vorspiegelungen wechselreichster Art, in seine Gewalt zu bekommen. Als dies dann geschehen war, der allzu dankbare Emin sich mit nur Wenigen im Lager Stanley's befand, eröffnete der Letztere ihm die Entlassung seitens des Khedive, und versuchte, ohne zunächst von dem

*) Da Emin Pascha noch schweigt, müssen wir leider noch als Hauptquelle Stanley's „Im dunkelsten Afrika" (deutsche Ausgabe von Brockhaus in Leipzig) betrachten, doch ist bereits ebendaselbst eine Ergänzung und Berichtigung erschienen von B. Volz unter dem Titel „Emin Pascha's Entsatz und Stanley's Zug durch das dunkelste Afrika", das Emin's Bild viel sympathischer zeichnet. Ein ähnlicher Versuch der Ehrenrettung gegenüber dem anmaßenden Stanley liegt in H. Jaeger's „Die Stanley'sche Emin-Expedition und ihre Auftraggeber" (Hannover-Linden, Manz) vor. Zu vergleichen ist damit auch Paul Reichard's „Dr. Emin Pascha" (Leipzig, Otto Spamer).

Digitized by Google

Elfenbein zu sprechen, die Dienste und das Heer des Statthalters für England zu gewinnen.

So lange Emin Pascha auch den feinen Künsten und der Gewinnsucht der jetzigen Civilisation entfremdet war, er durchschaute doch alsbald die Absichten seines Retters: Emin in seiner souveränen Stellung zu stürzen, seine Reichthümer zu erhalten und den merkwürdigen Mann womöglich in London, an den Triumphwagen gekettet, aufzuführen.

Emin Pascha antwortete und handelte als ein ganzer Mann danach; er that das Unerwartete. „Ich bleibe, oder ziehe nur mit meinen Leuten ab!" lautete die wahrhaft antike Antwort. Der sich bei Emin gerade befindliche italienische Reisende Casati und mehrere höhere Beamte bestärkten den würdigen Herrscher nur in seinem Beschluß.

Nun erst ließ Stanley die Maske gänzlich fallen. Er deutete Emin an, daß er in London sowohl, als zu Kairo ermächtigt worden sei, den Pascha nöthigenfalls mit Gewalt aus Aequatoria zu entfernen. Was blieb dem eben nur mit Klugheit und Festigkeit ausgerüsteten Emin übrig? Seinen Leuten war lange ein Entsatz verheißen worden, eine Besserung ihrer äußeren, von aller Welt abgeschlossenen Verhältnisse. Noch waren die Erinnerungen an die herandrängenden Horden der Mahdisten und Anderer nicht überwunden. Der „Befreier" war jetzt da, die Möglichkeit, nach Aegypten heimzugelangen, lag offen. Emin wußte das Unglück dieser Rettung zu ertragen, indem er sich öffentlich in Harmonie mit Stanley zeigte und einen ihm zudictirten Vertrag unterzeichnete.

Danach sollten die Soldaten und Beamten Emin's befragt werden, ob sie mit ihrem Pascha über Sansibar nach Aegypten zurückkehren wollten.

Stanley dagegen gedachte, zuvor seine zahlreiche Nachhut, welche rechtlicher Weise er zu führen gehabt hätte, heran zu holen. Monate konnten darüber vergehen. Inzwischen wollte Emin Pascha eine Station am Albertsee errichten, sie mit Vorräthen versehen, um Stanley einen Stützpunkt für diesen und die in dem Aruwimiurwalde Zurückgebliebenen zu gewähren. Ferner sollte ein englischer Offizier Stanley's den Pascha in dessen Provinzen begleiten und den Anhängern Emin's auf den verschiedenen Stationen die Befehle des Khedive, Nubar Paschas und eine Veröffentlichung Stanley's vorlesen.

Sobald Emin nur zu seiner Freiheit gelangte, erschien er auch als Mann von Wort in Aequatoria. Unterdeß war Stanley von dannen gezogen. Er begegnete nach längerer Zeit den Trümmern seiner Nachhut mit nur 52 diensttauglichen Leuten bei Banalja. Mit diesen kehrte er zum Albertsee zurück.

Aber Emin Pascha stieß bei seiner Rundreise durch die Provinzen plötzlich auf grobe Widersetzlichkeit. Die Aegypter hatten schon seit Jahren hämisch verbreitet: Nur die Weißen und Araber würden mit dem Pascha ziehen; die schwarzen sudanesischen Truppen dagegen müßten zurückbleiben, um so Opfer der Mahdisten und einheimischen Völker zu werden. Ueberall brach eine militärische Revolte aus, vor der sich der Pascha schließlich nach Wadelai zurückziehen mußte. Die ungeheuren Verluste Stanley's auf seinem Zuge zu Emin waren nun öffentlich bekannt geworden und es wurde nur allgemein erzählt, daß Emin Pascha den fernbleibenden Anglo-Amerikaner vom sicheren Tode gerettet habe. Einem Häuflein Verkommener, die sich offenbar nicht zu zeigen wagten, sollten sich gegen 8000 ziemlich sicher wohnende Menschen anvertrauen. Man möge sich hierbei die rege orientalische Phantasie, dann die vielfache Sträflingsnatur von aus Aegypten Verbannten in's Gedächtniß rufen.

Emin's Rückzug wurde sogleich von seinen Gegnern als Feigheit verschrien. Da der Pascha daraufhin in Begleitung des angesehenen Vita Hassan's und des Engländers Jephson, zur Beruhigung der Gemüther, nach Düfilé aufbrach, sah er sich von den Aufständischen am 17. August 1888 gefangen genommen und bis Mitte November festgehalten.

Stanley, der von Banalja zurückgekommen, empfing nacheinander die Botschaften Casati's, Emin's und Jephson's wegen des Aufruhrs in Aequatoria. Weshalb kam er auch jetzt nicht zu Emin? Viele Sylben hat dies Räthsel. In der Stille frohlockte Stanley. Emin's musterhafte, väterliche Ordnung und Macht war gebrochen. Der Pascha, der sich zuvor gegen Makinow & Co. nicht verpflichten wollte, würde nun wahrscheinlich froh sein, ein glänzendes Anerbieten der Londoner Handelsgesellschaft annehmen zu können, Statthalter des Emin-Relief-Comité zu werden.

Stanley empfand wieder sein eigenes Selbst: Er war nun der Hauptheld der Expedition, und unter der Form der Humanität war Emin befreit. Die culturelle Idee, welche ganz Europa einem wenig würdigen Handelsunternehmen beilegte, dafür hatte Stanley gelebt, gelitten!

Leider sah es mit der rechten Befriedigung der Gesellschaft in London höchst mißlich aus. Stanley besaß nur eine geringe Anzahl Träger, um Emin's Elfenbein bis zur Küste zu bewegen. Der „treulose" Tippu Tipp zögerte, die bedungenen Träger zu schicken. Diese höchste Aufopferung Stanley's — und immerhin ehrt sie den gefeierten Mann — ließ sich jedoch durch eine spätere gerichtliche Komödie gegen Tippu Tipp zu Sansibar im schönsten Lichte zeigen. Was in jener Zeit Emin Pascha gelitten haben mag, das wird Europa wohl nie erfahren. Mit allen Vollkommenheiten und Tugenden des treuen deutschen Mannes geschmückt, vermochte sich Emin indeß nicht einem „Ultimatum" Stanley's zu fügen, nämlich „binnen 20 Tagen nach Sansibar aufzubrechen." Er erwiderte: Nicht um seine Rettung wäre es ihm jetzt zu thun, sondern er gedächte allen ihm noch Treuen Gelegenheit zu schaffen, um mitzuziehen. Darum verharrte der Pascha zu Tunguru, fest entschlossen, die Entwickelung der zerrütteten Verhältnisse in seinen Provinzen abzuwarten.

Mit diesen hohen Gesinnungen errang Emin auch, was unter den verwilderten Aegyptern und Abtrünnigen noch zu gewinnen war. In Wadelai wirkte der hochherzige Beschluß des Paschas tief. Die Besonnenen unter dem Major Selim Matera beschlossen, Aequatoria unter Emin zu verlassen, wogegen eine Partei, unter dem Hauptmann Fatemula, lebhaft protestirte. Endlich einigten sich beide Führer dahin, sich mit Stanley darüber in Verbindung zu setzen. Selim bat außerdem Emin Pascha für alles Geschehene um Verzeihung, und bot seine willige Unterwerfung an.

Emin bekannte sich sogleich wieder zu seiner Pflicht und trat die Herrschaft über Aequatoria im Anfang des Februar 1889 auf's neue an. Allein dem widersetzte sich Fatemula mit seiner Rotte. Emin und der Reisende Casati wurden in Wadelai öffentlich zum Tode verurtheilt. Unbekümmert deswegen sammelte Emin seine Anhänger, um sie nach Uère zu senden; dann begab er sich Ausgang Februar zu Stanley, den er bat, seine Beamten und Offiziere mitnehmen zu dürfen. Diesem ritterlichen Act der Höflichkeit entsprach Stanley diesmal entgegenkommend. Er bedingte sich nur das Obercommando der Caravane. Dies ward ihm, in Anbetracht, daß Stanley der Abgesandte des Khedive war, von Emin zugestanden. Kaum aber hatte der Pascha den Rücken gewendet, als von Stanley der Befehl erging, daß man am 10. April nach der Küste aufbrechen würde. Für diese in Afrika, bei den großen Entfernungen, seltsame Eile hatte Stanley den gewichtigsten Beweggrund. Major Selim meldete sem Erscheinen mit 10 Offizieren und 700 Soldaten an. Durch die zu Uère gesammelten Leute gelangte Emin Pascha hiervon an die Spitze einer kleinen Armee. Das indessen war gegen die Pläne des Befreiers.

Als ein pünktlicher Soldat fand sich Emin rechtzeitig mit einem Theil der Seinen bei Stanley ein. Mit Bestürzung und Schmerz hörten die Angekommenen, daß auf die von Wadelai Heranziehenden nicht gewartet werden könne. Freilich der Zug war bereits 1500 Menschen stark. Emin, mit wenig kampffähigen Leuten, befand sich nun gänzlich in der Gewalt Stanley's und dessen Sansibariten; er hatte vertrauensvoll seine Provinzen verlassen. Sein ungeheurer Seelenschmerz aber brach nur Stanley's Jähzorn entgegen in die vernichtenden Worte aus: „Herr Stanley, es thut mir unendlich leid, daß ich mit Ihnen gezogen bin!" Die tief verbitternde Wir-

Digitized by Google

kung, welche das Zurücklassen der Seinen in Emin Pascha hervorrief, hat der Edle verschwiegen. Wie die Verhältnisse jenseit des Albertsees sich gestaltet haben, weiß man noch nicht. Ist Selim ein Opfer seiner Anhänglichkeit geworden? Werden wir eine Tragödie „der Aequator, oder Selim und Fatemula" zu lesen bekommen?

Traurig ist immer die Betrachtung, daß es Emin unterwegs nicht glückte, sich von Stanley zu trennen. Es fehlte nicht an Gelegenheit, und die Niedertracht der Sansibariten forderte zur Trennung oft genug heraus. Es kamen nach Ankori zu Stanley Abgesandte der christlichen Partei von Nganda, welche flehentlich baten, dem von seinem Bruder entthronten König Mwanga, einem katholischen Christen, Hülfe zu schicken. Emin Pascha erbot sich auf der Stelle zur Hülfeleistung. Stanley, der Befehlshaber, jedoch verweigerte hartnäckig den Abzug Emin's. Noch immer hoffte der Retter auf eine recht abenteuerliche Wendung der Dinge, auf den Augenblick, mit Emin Pascha wenigstens unter der Bewunderung der fashionablen Welt in das Hotel Shepeard zu Kairo einzuziehen.

Ein Brief unseres Wißmann vernichtete die Erwartungen Mr. Stanley's. Durch diese Eingebung in glücklichster Stunde ward dem redlichen Emin vollends offenbar, wohin die Pflicht und selbst Dankbarkeit ihn riefen, zu seinem deutschen Volke. Gleich nach Empfang des Briefes von Wißmann befand sich Emin Pascha unter deutschem Schutz. Seine hohe, ruhige Natur wählte Deutschland und widerstand jeder anderen Lockung. Ob seine unsterblichen Verdienste für die Gesellschaft und Zukunft genugsam belohnt sind, das läßt sich mindestens dahin bejahen: Emin Pascha steht auf dem Gipfel des menschlichen Daseins, und er wird ihn niemals verlassen. Wenn einst Millionen ihm gefolgt sein werden, so werden sie mit ihrer geistigen Menschenkraft, die Elemente und Natur zu binden, zu besiegen vermag, Wasser aus den Felsen und dem Sande hervorzaubert, dankbar ihrer Väter gedenken, die den treuen Emin zu ehren verstanden, der eine neue Welt erschuf. „Wer hat's hier gethan, als Er?" wird man ausrufen; „so furchtlos, so herzvoll und bescheiden!"

Wien als Musikstadt.

Von H. de Volterra.

Wien eine Metropole der Musik! Joh. Brahms, Anton Bruckner, ihr kritischer Anhang, Eduard Hanslick, das großartige Institut der Oper mit Director Jahn an der Spitze, die Philharmoniker mit ihrem genialen Richter, das Conservatorium für Musik und eine Milchstraße von Musikschulen und endlich die bedeutsam heilige Tradition der drei Gräber im Centralfriedhof! Viel zu viel des Nöthigen! Wäre Brahms selbst noch unbedeutender als seine Gegner es haben wollen, hätte der greise Bruckner nicht eine einzige seiner acht Symphonien zum Druck gebracht — zur Zeit hat er deren drei unter der Haube —, würde Hanslick noch unfruchtbarere, wenn auch unterhaltendere Kritiken schreiben, würde die Oper um ihr Prinzip, Herrn Jahn, die Philharmoniker um ihre Seele, Herrn Richter, das Conservatorium um sein Bestes ärmer werden: Wien würde und müßte noch immer die Metropole der Musik bleiben — so könnte Jemand denken —, denn es kann unmöglich schon die dritte Generation den Segen der drei großen Todten verlieren und dieser Segen ist groß und fruchtbar genug, um bis in's zehnte Glied zu reichen.

Ja, wem Localpatriotismus das Denken geschwächt oder die beobachtenden Sinne geringes Material unterbreiten, oder endlich wer die genügend vermittelten Eindrücke nicht genug tief auf ihre Bedeutung prüfen kann, der bleibe bei diesem Resultat. Ich sehe andere Dinge und gelange zu einem anderen Urtheil. Und nun wolle der Leser meinen Beobachtungen freundlichst folgen!

Vor Allem fällt die Thatsache auf, daß die beiden Heroen unserer gegenwärtigen musikalischen Production viel zu wenig in unserem musikalischen Treiben gähren. Ein Mozart, ein Beethoven unterließen es nicht, für ihre Werke persönlich einzutreten und des Einen helle, des Anderen gewaltige, ernst energische Natur warfen die wirksamsten Streiflichter auf ihre Erzeugnisse. Aehnlich handelten der romantische Weber, der liebenswürdige Mendelssohn, der traumverlorene Schumann und der ehrgeizige, geschäftige Wagner — und bei der Taufe beobachteten die Zeitgenossen mit Freude und Genugthuung die frappante Aehnlichkeit von Vater und Kind. Doch wer kennt bei uns Brahms, wer kennt Bruckner? Es ist mit den Componisten darüber freilich nicht zu rechten, wenn sie dem öffentlichen Leben der Kunst zu entsagen beschlossen und sich ganz in ihr inneres Leben zurückziehen, anstatt neben der productiven auch eine belehrende, aneifernde, bessernde oder tadelnde Thätigkeit zu entfalten und zu bedeutsamen Mittelpunkten reichen, anregenden Verkehrs zu werden. Ob darin Hochmuth gelegen, der mehr ist als gerechtfertigtes Selbstbewußtsein oder nur charakteristischer Hang zur Isolirtheit, ob redliche Ueberzeugung, also am wirksamsten der Kunst zu dienen oder vielleicht nur nimmer müder Fleiß (der dann für die Production insofern symptomatisch wäre, als er bewiese, wie sehr sie eben den ganzen Mann und seine ganze Zeit verzehre), ob die Thatsache dies oder jenes bedeutet, mögen die Biographen zur Entscheidung bringen — hier soll sie nur registrirt werden.

Brahms hat als Ehrenpräsident des Wiener Tonkünstlervereins im engeren Sinne und als Brahms im weitesten Sinne Gelegenheit, dem musikalischen Leben eine Signatur zu geben — und doch „regt sich keine Welle". Bruckner hat als Professor am Conservatorium und als Lector an der k. k. Universität vielleicht noch reichere Gelegenheit, seinen Typus zur Geltung zu bringen und doch — vermag er nichts weiter, als nur für seine Persönlichkeit eine unsolide falsche Begeisterung zu erwecken, die weit davon entfernt ist, für das Musikleben zur bewegenden Kraft zu werden. Zwar könnte man sich bei Gelegenheit der Aufführung eines Bruckner'schen Werkes versucht fühlen, aus den begeisterten Geberden des Publikums auf eine herzlichere Fühlung zwischen ihm und dem Componisten zu schließen — allein nichts wäre verfehlter, als eine solche anzunehmen. Statt sich unter Leitung einer trefflichen, musikalischen Kritik in seine Symphoniewelt hineinzuwagen, spielt sich lieber das Publikum mit billiger Selbstzufriedenheit und bequemer Selbsttäuschung auf die Rolle eines Beschützers gegenüber der übermächtigen gegnerischen Kritik hinaus und ergötzt sich dabei an seiner, selbst für Musiker nicht mehr modernen Naivetät der übrigen Geistesbildung und äußeren Unbeholfenheit, die sich dem großen Publikum merkwürdig rasch und sicher verrathen. Nach beendeter Aufführung aber gehen Bruckner und Publikum von einander, bis ihnen ein geschäftiger Freund gelegentlich wieder ein Rendezvous vermittelt.

Das ist gewiß nicht für eine Aeußerung gesunden Musiklebens zu halten!

Joh. Brahms begnügt sich einfach damit, seine Werke hinauszuschicken — und Anton Bruckner hat vielleicht selbst zu wenig, um noch Andere beschenken zu können.

Und doch könnte und müßte Alles anders werden — wenn nicht die Misère unserer Kritik wäre. Eduard Hanslick, welcher diese auch dem Auslande gegenüber repräsentirt, hat seine Autorität gewiß redlich verdient, allein er scheint seine eigene Autorität mißverstanden zu haben, da er ihr ein Territorium zuweist, wohin sie von Haus aus nicht hingehört. Denn daß er „das musikalisch Schöne" gesucht hat, berechtigt ihn eo ipso lange nicht dazu, über Componisten und ihre Werke zu Gericht zu sitzen — in der Weise nämlich, in der er es thut. Hat er je den Begriff des Organischen, seine directe oder analoge Anwendbarkeit in der Musik untersucht und gelöst, die Grenze zwischen musikalischer Form und musikalischen Inhalt definitiv regulirt, den Begriff der Melodie aus objectiven Elementen construirt, Stileigenheiten und Merkmale verstorbener und lebender Componisten in objectiver, wissenschaftlicher Weise beschrieben, die Originalität origineller Componisten nachgewiesen ꝛc.? Mit welchen Waffen kämpft dann Hanslick für Brahms, Dvorzak, gegen Wagner, Bruckner, Berlioz ꝛc.? Mit welchem Recht lobt er Brahms, wenn er weder die Neuheit der Melodik, noch die der Rhythmik, die diesem Componisten eigenthümlich sind, überzeugend dargestellt hat, mit welchem Sinn verwirft er Bruckner's Musik als eine unorganische, wenn er nicht zugleich erklärt, was darunter zu verstehen

Digitized by Google

sei? Welche „Melodie" wünscht er von Wagner zu hören, welche „Physiognomien" sieht er gern unter den Liedern, welche „Originalität" mißt er Dvorzak bei? Musikalische Kritik soll mehr sein, als Aeußerung instinctiven Gefallens oder Mißfallens — zuerst Wissenschaft, dann Geschmack! Jene ist übertragbar, dieser nicht. Welchen Nutzen stiftet somit Hanslick, wenn er bloß dem Geschmack huldigt? Wie gern ließe ich mir sonst von diesem erfahrenen, geschmackvollen und kenntnißreichen Mann die Eindrücke, die er von diesem oder jenem Componisten, diesem oder jenem Werk empfangen hat, schildern — wenn nur die Schilderung ohne Ansprüche vor sich ginge!

Allein man merke das Unheil, das Hanslick gestiftet und zur Stunde noch stiftet und erfasse die Tragweite der sonderbaren Erscheinung.

Hanslick fehlte es an Einsicht, Muth oder Methode, um eine musikalische Zeitschrift zu begründen, worin er würdige, der musikalischen Kunst angemessene Kritik geschrieben, sich und den Künstler und das Publikum belehrt hätte. Seine große Kraft widmete er einem politischen Tageblatt, und nun geschah, was geschehen mußte. Das Publikum des Blattes, welches in Bezug auf die wahre Kunst im Großen und Ganzen doch nicht anders als laienhaft, unwissend zu nennen ist, zog ihn zu sich herab. Dem Publikum zu Liebe und der Musik zum Trotz ergeht sich Hanslick in geistreichen, witzigen Einfällen, und das Publikum, welches sich dabei vortrefflich amüsirt und den weiteren Vortheil für sich erwachsen sieht, ohne Mühe und Anstrengung zu „Kenntnissen" in der Musik zu gelangen, klammert sich fanatisch an seine Methode und seine Autorität. Der kolossale Erfolg des Monstrums, der Feuilletonkritik über Musik, berauscht geistreiche, witzige Leute von Talent — und Hanslick wird nachgeahmt. Welche Ableitung von Kräften! und wie bezeichnend ist die Thatsache, daß Wien kein musikalisches Blatt von selbst mittelmäßiger Bedeutung besitzt. (Nebenbei will ich bemerken, daß in Wien ebenso wenig ein literarisches Blatt gedeihen kann und die Ursache davon der von mir soeben geschilderten völlig analog ist.)

Der Charakter eines politischen Journals, oder, correcter gesagt, der seines Publikums, gestattet dem Kritiker nicht, mit den niederen Componisten, den dii minorum, sich zu befassen. Und gerade diese mehr oder minder hübschen Talente bedeuten den breiten Strom eines reichen Musiklebens. Und wer weiß, ob die systematische Ignorirung der noch nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangten Talente diese nicht für immer untergräbt? Hat man oft in Wien Kritiken über erschienene, noch nicht aufgeführte Werke gelesen? Vielleicht zweifeln die Herren Kritiker an der Möglichkeit, ein nicht gehörtes Werk zu besprechen? Es läßt sich darüber streiten.

Und so sieht man bei uns R. Fuchs, Hermann Grädener, Hager, Labor, Reinhold, Rückauf, Julius Zellner bloß die Schattenpartien des Kolossalgemäldes vertreten — ja, die Kritik betreibt Freilichtmalerei. Was ist nun die weitere Folge davon? Wien besitzt gegenwärtig keinen hervorragenden Musikalienverleger, wie sie Deutschland an den Firmen Simrock, Breitkopf & Härtel, Peters ꝛc. hat. Wer soll denn die Sache der Componisten fördern, wer ermöglicht dem Verleger sein Geschäft?

Aber nicht genug an alledem!

Da nun einmal die Kritik, statt auf Beweisgründe von objectivem Werth zu bauen, ihre Sache auf den Geschmack, also auf das Subjective, gestellt hat, müssen sich alle Concertinstitute, welche auf den Erfolg selbstverständlich angewiesen sind, mehr oder weniger von ihr abhängig fühlen und auf volle Freiheit in der Abfassung von Programmen verzichten. Die Philharmoniker, die das einzige große Orchester in Wien bilden (trotz wiederholter Anläufe ist es nicht gelungen, ein zweites zu organisiren), haben gewiß in intensiverem Maße die Pflicht, sowohl der vergangenen und halb vergangenen, als der zeitgenössischen Production gerecht zu werden. Wie in jeder Wissenschaft, in jeder Kunst ist es nicht minder auch in der Musik richtig, daß das Hören verschiedener Stile, das Vertrautsein mit verschiedenen typischen Componisten einen Fortschritt für das empfangende Individuum bedeutet. Es ist ja gewiß für dieses wünschenswerth, sich in den Genüssen zu bereichern, seinen eigenen Geschmack zu erkennen und zu läutern und dem wahren Wesen der Musik so nah als möglich zu kommen. Doch was kümmert die Philharmoniker ihre Mission? Bleibt ja die Kritik, die unter Anderem auch das Bedürfniß nach immer neu erfrischender Anregung im Publikum wecken soll, auch die ihre schuldig? Und sollten nicht vielmehr Beide, Kritik und Aufführung, in Gemeinschaft daran arbeiten, das Publikum zu fördern und zu heben? Die Philharmoniker bieten quantitativ zu wenig — und doch reclamirt das Publikum kein zweites Orchester, das sich in die Arbeit mit dem ersteren theilen würde — ein für das Musikleben unserer Stadt höchst bezeichnendes Symptom! Freilich besitzt Wien in seinem musikalischen Planetensystem noch eine große Anzahl von bald größeren, bald kleineren Orchestergestirnen — aber sie Alle durcheilen ihre Bahnen im großen Raum der Saison mit einer regelmäßigen Philisterhaftigkeit, wie sie für das Gesammtpublikum niemals fruchtbar werden kann. Sie tragen zu sehr den Charakter einer privaten Liebhaberei, und wenn diese (mit hingebungsvollem Eifer, wie es eben bei uns Sitte ist, betrieben) untrüglich von musikalischem Instinkt, und übermächtigem Werdedrang zeigt, so muß ich auch zum Ruhme der Wiener wahrheitsgemäß erklären, daß nur die ganze Unzulänglichkeit der Kritik dazu gehört, um solche Schätze von Instinkt, wie sie in unserem Publikum verborgen aufgehäuft sind, nicht der hellen Sonne der Kunst zuzuführen. Man habe Respect vor einer Bevölkerung, die einen Schubert so recht aus eigenem Fleisch und Blut erstehen ließ!

Ja, vom Instinct zum Kunstverstand führt aber noch ein weiter, mühsamer Weg, und wenn die Phantasie die Mutter zu nennen ist, aus deren Schoß das Kunstwerk entstammt, so ist Kunstverstand der Erzeuger des bestimmten, individuellen Werkes. Es ist aber in verschiedenen Perioden des Culturlebens dieses Paar stets ein anderes, und im Generationenwechsel sieht man häufiger die Kinder sich gegen die Eltern auflehnen, als das Werk derselben getreu fortsetzen. Wie anders beschaffen ist z. B. J. S. Bach's Phantasie, die seiner Zeitgenossen im Gegensatze zu der modernen, wie anders gestaltet der Kunstverstand der damaligen Zeit im Gegensatze zum modernen! Unsere heutige Phantasie — ich meine die musikalische — steht unter dem Zeichen der großartigen Pracht und Mannigfaltigkeit der musikalischen Mittel und Instrumente, und unser Kunstverstand hat nicht wenig vom Geiste unserer Zeit, so den unbändigen Drang nach Neuem, Niedagewesenen, nach Wahrheit, soweit es dem Kunstverstand überhaupt gemäß und möglich ist, dieses Correctiv auf seinem Gebiete zu benutzen, und endlich noch die Großthuerei. Es ist nun weder ungerecht, noch streng, wenn ich das Postulat formulire, es müsse ein Jeder, der der musikalischen Kunst sich nähert, sich auch vom Kunstverstand so viel aneignen, daß er den Kunstverstand des Componisten genau erfasse. Ist denn nicht etwa das Idealverhältniß von Geber und Empfänger überall ein solches, daß sich beide über die Intention der Sache klar geworden? Und glaubt man, die Componisten schrieben, vom Egoismus der eigenen Ekstase abgesehen, in der That nur, um fremde Ohren überhaupt angenehm zu kitzeln? Es liegt mir nun fern, dem Mitmenschen einen angenehmen Eindruck zu mißgönnen — erstens aus reiner Menschenliebe, zumal die Annehmlichkeit so harmlos erworben wird, zweitens auch aus Prinzip, da ich sehr gut weiß, welch' versöhnende und erziehende Kraft gerade in musikalischen Dingen der Gewohnheit eigenthümlich ist —, nichts destoweniger will es mir nicht beifallen, einen solchen angenehmen Eindruck als das Product eines richtigen Verhältnisses von Kunstwerk und Hörer zu betrachten. Es ist somit die oberste Aufgabe der musikalischen Erziehung, im Individuum den Ehrgeiz zu entwickeln, daß es in das richtige Verhältniß zur Kunst treten könne, und diesen Ehrgeiz endlich zu befriedigen.

Wie traurig steht es aber in der Wirklichkeit? Weder Musikschulen noch private musikalische Erziehung genügen in der Regel den strengen Forderungen des soeben entwickelten Prinzips. (Dieser Vorwurf trifft nicht allein Wien, sondern das Gros des musikliebenden Publikums überall.) Man sehe einmal in den Lehrplan des Wiener Conservatoriums für Musik und überzeuge sich, mit welch' minimalen Kenntnissen man Schulen auszurüsten sich begnügt, und erwäge das fatal komische Ergebniß: ein Klavierspieler reproduzirt Beethoven's Klaviersonaten und Bach's Fugen, ein Violinspieler Bach's Sonaten und die bedeutendsten Concerte der Violinliteratur, und genießt nur „allgemeine Musiklehre". Wer kennt nicht die „allgemeine Musiklehre" und wer weiß nicht, wie sonst noch ein Lehrplan über der Praxis zu stehen pflegt? Das ist doch gewiß

Digitized by Google

sehr arg. Was ist aber die Folge davon? Die Schulen schicken unreife, unselbständige, unentwickelte Individuen in die Welt hinaus — von den Ausnahmen, die sich selbst ausgenommen haben, sehe ich freilich ab — und die Kunst erleidet Nachtheile, während das Publikum doch auch nur falsche Vortheile gewinnt. Zu keinem besseren Ergebniß gelangt in der Regel die private musikalische Erziehung, trotzdem diese durch die Möglichkeit einer freieren Bethätigung des Individualisirungsprinzips sehr viel vor der öffentlichen Erziehung voraus hat.

Daher die unendliche Masse musikalischen Proletariats, daher die Legionen musikalischer Handwerker, die die Atmosphäre der Kunst verpesten, daher die Erscheinung, daß keine einzige Kunst so in die Breite gegangen, wie die Musik, und ähnlich an Tiefe verloren, wie eben sie! Ich bin nicht der letzte, der im Interesse der Menschheit die Ausbreitung einer Kunst wünscht, allein — fort mit dem frevelhaften Dünkel, der das musikalische Publikum, je ungerechtfertigter, desto heftiger erfüllt, fort mit der Selbsttäuschung, die das wahre Wesen der Kunst verhüllt — und die wahre Musik ziehe ein!

Ich kann nicht verhehlen, daß an dem sonderbar traurigen Verhältniß der Musik zum Publikum nicht zum geringsten Theile die bestehende Kritik die Schuld trifft. Wie müßte es doch ein anderes geworden sein, wenn diese mit züchtiger Miene die ungestümen Werbungen der Liebhaber zurückgewiesen, und die Würde der Kunst und des eigenen Berufs stets betont hätte? Wie hätte sich ein gedemüthigtes Publikum aufgerafft, und einsehen gelernt, was wahre Kunst der Musik sei? Und steht dagegen nicht heute ein Jeder, der weiß, was As-dur, diese oder jene Tonart, was ein Finale, Ouverture, Quartett, Allegro und ähnliche Bezeichnungen bedeuten, auf der Höhe der modernen Kritik? O, genug des Verhängnisses!

Aber auch in der Verfassung, in welcher sie sich gegenwärtig befindet, hätte die Wiener Kritik die Musikschulen, das Conservatorium voran, fleißiger beobachten können. Es hätte ihr nicht entgehen sollen, wie wenig Schwung in der Leitung des Instituts — die ungeheuren Verdienste und die eigene künstlerische Größe J. Hellmesberger's sen. dürfen das Urtheil nicht beirren — zur Zeit existirt, wie wenig an großen Künstlern das Institut bis nun produzirt und sie hätte es vielleicht bei der Regierung vermocht, die Anomalie zu beheben, daß ein Kunstinstitut von dem Range des Conservatoriums keine Privatgesellschaft geblieben, ohne finanzielles Rückgrat und auf allerhand Unterstützungen angewiesen! Unsere Kritik hätte sich bei alledem nicht einmal einer besonderen Originalität zu befleißigen gebraucht — videat Paris, Berlin, Leipzig ꝛc.

Dafür besitzt Wien vier Quartettgesellschaften, von concertfähigem Stil und öffentlichen Charakter sozusagen, von denen zwar keine auf der vollen Höhe ihrer Aufgabe steht, die aber zeitweilig auch Treffliches leisten. Ihr Verhältniß zur Kritik entbehrt aller Grundsätze: man sieht hier Lichtstrahlen der Gunst, dort das consequente Schweigen der Mißgunst — aber wer begreift die Zeichen der großen Kritik? Das Verhältniß der Gesellschaften zum Publikum ist womöglich noch verworrener, unklarer, planloser.

Den Versuch der Einbürgerung eines selbständigen Unternehmens, die Literatur für Violine und Klavier aus dem Familiencirkel heraus gleichsam unter öffentliche Controle zu stellen, hatte im Vorjahre die große Kritik nicht zu beachten für gut befunden — will sie schlafen? — Wien besitzt weiter zwei große gemischte Chöre, die beide mit großer Kraft ausgestattet sind. Die schöne, vornehme Tendenz der „Wiener Singakademie" dringt leider nicht tief genug in das öffentliche Musikleben hinein, um hier einen Punkt von stilvoller Helle und bedeutender Attractionskraft zu bilden. Der andere Singverein „der Gesellschaft für Musikfreunde" hat eine gewaltige, begeisternde Mission — man denke nur an die „Oratorien", die wir haben — er erfüllt sie aber nicht ganz: Programm! Programm!

Als in der vorigen Saison die müde Kritik wieder einmal in tiefen Schlaf versunken war, kam inzwischen ein „Bach"-Verein in Wien zur Welt. Wem schwillt nicht die Brust? Ein „Bach-Verein." Der verdienstvolle Prof. H. Grädener, ein Bachkenner ersten Ranges, hat die Leitung übernommen — und die Kritik schläft.

Daß Wien eine Unzahl von Männergesangvereinen besitzt, ist ja bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß der „Wiener Männergesangverein" seinen Ruhm vollauf verdient — er ist ja in seiner Art musterhaft, sowohl in Bezug auf das Programm als auch seine Ausführung.

Wiens höchster Ruhm ist und bleibt aber die k. k. Oper. Hier sehe man, was Vereinigung schöner Kräfte, zielbewußte Leitung und künstlerischer Geist bedeuten. Jeder Aufgabe gewachsen, jedem Stil gerecht, steht die Oper (gegenwärtig unter Jahn's Direction) auf dem Hochplateau des Ruhmes schon seit Jahrzehnten — möge sie nur zum Wohle der Kunst fortgedeihen, und das Beispiel bleiben, woraus man lernen soll, die Mission zu erkennen und zu erfüllen!

Und nur noch einige Worte über unsere Concertsaison!

Alljährlich kommen aus fremden Landen zu uns Virtuosen der Geige, des Klaviers, der Kehle ꝛc. mit bald größerem, bald kleinerem Kapital an Ruhm, meistens um sich die Reisepässe von Ed. Hanslick vidiren zu lassen, oder den Ruhm zu bestätigen oder zu erhöhen. Sie sind uns stets willkommen, die Barbi, Gura, Scheidemantel, Bulß, Sauer, Stavenhagen, Ondricek und wie sie alle die Trefflichen heißen! Aus aufrichtigem Herzen willkommen! Um so willkommener, als sie unser Publikum aus der Lethargie zu reißen, als wahre „servi artis" die Mängel unserer Kritik zu ersetzen berufen sind — und als man mit ihnen in der Kunst leben, diese genießen und lernen kann! Um so willkommener, als ja Wien selbst zu wenig an künstlerischen Individualitäten größeren oder gar größten Stils besitzt, um der gegenwärtigen Macht, Pracht und Mannigfaltigkeit der Kunst zu genügen! Ja, was uns fehlt ist eben die — Kunst!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Zu Gaste bei Carmen Sylva.

Von Pierre Loti.*)

Autorisirte Uebersetzung von Professor J. Mähly-Basel.

Während meines Wanderlebens bin ich auch einmal in einem Zauberschloß, bei einer Fee eingekehrt ... Es lag inmitten eines tiefen Waldes, wo beständig wie aus weiter Ferne Trompetensignale, die sich antworteten, an mein Ohr drangen, seltsame, unbekannte Klänge von eigenthümlicher Melancholie in dieser reinen, scharfen Luft, die durch die Baumwipfel zog ...

Die Musik hat für mich die Eigenschaft, längst schlafen gegangene Erinnerungen in mir wieder wachzurufen, und so sehe ich jedesmal, wenn ich von fern Trompeten höre, ein königliches Boudoir — die Fee, von der ich spreche, ist nämlich eine Königin — wieder vor mir, dessen gothische Fenster den Ausblick in das Dunkel unzähliger und wie im Urwald dicht gedrängter grüner Tannen gewähren. Das mit Raritäten und Kostbarkeiten aller Art ausstaffirte Boudoir zeigt eine etwas düstere Pracht in seiner tiefgelben Färbung, die etwa an trübgewordenes Gold oder an ein mattes, im Verglimmen begriffenes Feuer erinnert; im Innern desselben ziehen sich längs den Wänden Galerien mit kleinen Balkonen hin, und große schwere Tapeten verdecken geheime Erker und Thürmchen ... Und hier erscheint mir meine Fee wieder, in weißem Gewand und langem Schleier; sie sitzt vor einer Staffelei und malt auf Pergament, mit leichtem und gefügem Pinsel wunderbar schöne Bilder in alterthümlichem Stil, wo nach byzantinischer Art die Goldtöne Alles beherrschen: es ist eine königliche Arbeit, schon vor langer Zeit, vor drei Jahren begonnen: ein Meßbuch von unschätzbarem Werth, das für eine Kirche bestimmt ist. Das weiße Gewand der Fee, mit Silberfäden durchwoben und Silberborden verbrämt, zeigt orientalischen Zuschnitt, aber das Gesicht, das hinter den durchsichtigen Falten des Schleiers eingerahmt erscheint, hat einen unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und ich möchte sagen: zerfließendem Schmelz, wie diese nur den feineren Rassen des Nordens eigen ist. Und doch ist über die ganze Erscheinung eine so vollkommene Harmonie

*) Gerade im gegenwärtigen Augenblick, da die so schlimme Befürchtungen erregenden Nachrichten über die Gesundheit der Königin von Rumänien aus Venedig kommen, wird der Aufsatz des jüngsten französischen Akademikers besonders interessiren.

Digitized by Google

ausgegossen, daß man glauben könnte, das Kleid sei eigens für die Fee, die es trägt, erfunden worden — für diese Fee, welche irgendwo geschrieben hat: „Die Art sich zu kleiden, ist keineswegs eine gleichgültige Sache: sie macht die Klägerin zu einem lebendigen Kunstobject, vorausgesetzt, daß dieselbe der Schmuck ihres Schmuckes ist."

Mit welchen Worten soll ich die Züge dieser Fürstin beschreiben? In der That eine schwierige, delicate Aufgabe. Wenn es sich um sie handelt, so wird das Gefühl der Verehrung in uns so mächtig, daß die gewöhnlichen Ausdrücke, womit wir andere ihres Geschlechts zu schildern pflegen, uns hier sofort unehrerbietig zu sein scheinen. In ihrem Lächeln leuchtet ewige Jugend, auf ihren Wangen lagert ein unverwüstliches sammetweiches Rosenroth, ihre schönen Zähne glänzen wie weißes Porzellan. Aber ihr prächtiges Haar, das man hinter ihrem silberglitzernden Schleier gewahr wird, ist beinahe weiß! „Die weißen Haare" — hat sie in ihren Pensées geschrieben — „sind die Schaumflocken, welche das Meer nach dem Sturme bedecken."

Und wie soll ich den Zauber ihres Blickes, ihrer grauen, klaren Augen beschreiben, die unter der hohen, reinen Stirn in schützenden Schatten zurücktreten? Es ist der Zauber höchster Intelligenz, der Zauber unergründlicher Tiefe, eines verschwiegenen sympathischen Erkennens, eines gewohnheitmäßigen Duldens und unendlichen Mitleids. Der Ausdruck dieses Gesichtes ist sehr wechselnd, obschon das Lächeln vorherrscht. „Es gehört mit zu unserer Rolle," sagte sie einmal zu mir, „beständig zu lächeln wie Götterbilder." Aber dieses Lächeln der Königin hat sehr verschiedene Schattirungen; bisweilen ist es frisch und fröhlich wie das eines Kindes, sehr oft das Lächeln einer entsagenden Melancholie, zeitweise sogar einer grenzenlosen Traurigkeit.

Von den schweren Kümmernissen, welche das Haar dieser Fürstin gebleicht haben, kenne ich eine — die Niemand besser begreifen kann als ich — und ich darf sie nennen: Inmitten des großen Gartens einer königlichen Residenz, wohin ich auf ihren Befehl geführt wurde, liegt das Grab einer kleinen Königstochter, die ihr glich, die ihre Züge und ihre schöne hohe Stirn geerbt hatte.

Auf dem Grabe las ich folgende Stelle der heiligen Schrift:

„Weinet nicht, sie ist nicht todt, sie schläft." Und in der That, die kleine liegende Statue scheint friedlich in ihrem Marmorkleid zu schlafen.

„Weinet nicht!" Und dennoch weint die Mutter der kleinen Schläferin noch immer, weint bittere Thränen über ihr einziges Kind. Und der Ausspruch, den sie that, kommt mir oft wieder in den Sinn, als wenn mir ihn eine innere Stimme langsam und als käme sie aus dem Grabe wiederholte: „Ein Haus ohne Kinder ist wie eine Glocke ohne Hammer; der Ton, welcher schläft, wäre vielleicht sehr schön, wenn ihn etwas wecken könnte" — ...

O, wie erinnere ich mich an jeden Augenblick dieser köstlichen Plaudereien in diesem düsteren Boudoir mit dieser weißgekleideten Fürstin: dieser Fee mit einer Fülle grauer Haare und einem Lächeln, das die abgründlichste Hoffnungslosigkeit spiegelte; dieser Tochter des Nordens und Fürstin des Ostens, die alle Sprachen spricht und aus jeder eine Musik macht, dieser Zauberin, welche die Gabe besitzt, um sich her bloß durch ihr gutherziges Lächeln eine Art wohlthuender Bestrickung auszustreuen, welche uns erhebt, erheitert, tröstet ...

Also, ich sehe im Geist jene Königin wieder vor mir im weißen Schleier: Sie steht vor ihrer Staffelei und spricht mit mir, während die alterthümlichen Figuren, die ungesucht und natürlich aus ihren Fingern zu quellen scheinen, sich auf dem Pergament des Meßbuches aneinander reihen. Zwei oder drei junge Fräulein — ihre Ehrendamen — sitzen neben Ihrer Majestät, Brunetten, in orientalischer, seltsam gefärbter, über und über mit Goldflittern besäeter Gewandung; sie lesen oder sticken, heben wohl auch ihre dunkeln Augen auf, wenn die Unterhaltung sie interessirt. Der Platz, den mir Ihre Majestät anweist, ist ihnen gegenüber bei einem Fenster oder vielmehr Spiegel ohne Staniol, aus einem Stück, der nichts als eine weite Oeffnung in's Freie gegen den umgebenden Wald zu sein scheint. Diesen Wald hat der König durch die Mittel der Kunst zu einem Urwald umschaffen lassen; aus den Fenstern der königlichen Gemächer sieht man, nur 20 Schritte von der Mauer entfernt, nichts als riesige Tannen mit gewaltigen, dichtes Unterholz bedeckenden Aesten und darüber in weiter Ferne als grünen Hintergrund die bewaldeten Höhen der Karpathen, die sich in der wunderbar klaren Luft stufenförmig übereinander aufschichten ...

Unter allen Erinnerungen, die ich von diesem Schloß von Sinaia aufbewahrt habe — und es sind so viele und schöne — gehören die Spaziergänge auf den Waldpfaden zu den schönsten. Hier fand ich Gelegenheit, mit Ihrer Majestät der Königin mich länger zu unterhalten. In Sinaia, einem der Königssitze, in wilder, uncivilisirter Gegend, war das Hofleben einfacher als im großen, prunkhaften Palast zu Bukarest; wärend jener Morgenausflüge erhielt es sogar einen beinahe familiären Anstrich, so herablassend und liebenswürdig zeigten sich die hohen Herrschaften.

Gewöhnlich war es gegen neun Uhr, bei hellem Sonnenschein und scharfer Morgenluft — es ging gegen Ende September —, als einer der Diener an meine Thür klopfte und mir, mit rumänischem Accent, meldete: „Ihre Majestät wollen ausgehen, Herr Capitän, und bestellen Sie herunter." Dann eilte ich schnell die Treppen herab, über weiche orientalische Teppiche, zwischen Reihen von prächtigen Waffenrüstungen. Drunten, auf der Freitreppe des Hofes, traf ich die Fürstin, lächelnd, wie immer, ihre schöne Gestalt mit den griechischen Linien aufrecht ungezwungen in ein europäisches Gewand von weißem Tuch gehüllt. Neben ihr, in schwarzer Robe, auf ihren Arm gestützt, die Fürstin von Hohenzollern (Mutter König Karl's I. und der verstorbenen Königin von Portugal), dann zwei oder drei der jungen Hoffräuleins, jetzt nicht mehr in orientalischem Kostüm, sondern wie elegante Modedamen gekleidet.

Mit Wonne athmete man die scharfe Bergluft; hell strahlte die Sonne, es war schon das volle prächtige Licht des Orients, das uns umfluthete, trotz der Kälte, die unter jenem tiefblauen Himmel herrschte. Auf Gras und Moos glitzerten die Eis gewordenen Thautropfen in Form von Krystallen. Und nun ging es über sandbestreute Fußpfade in den Wald unter die riesigen Tannen.

Die Fürstin schien glücklich und heiter, ihr Gesicht zeigte seine gewöhnlich lebendige Frische — und doch hatte sie bereits vier oder fünf Stunden gearbeitet; sie war, die Erste im Schlosse, vor Tagesanbruch aufgestanden. In einem abseits in einem Thurm gelegenen Prunkgemach hatte sie, bei Lampenlicht, bereits ihr Tagewerk gethan, d. h. Briefe aufgesetzt, Befehle niedergeschrieben, viele Seiten mit ihrer schönen, kühnen Handschrift angefüllt ... Das that sie, um nachher in voller Freiheit sich mit ihren „Töchtern" und ihren Gästen abgeben und sich dem Geschäft des Empfangs, der Musik, der Unterhaltung und dem Spiel widmen zu können ...

Nicht weit vom Schloß entfernt, in einer Lichtung, ist ein Jagdhaus, das mit seinem altgothischen Stil einen eigenthümlichen Eindruck machte. Drinnen strotzt es förmlich von aufgehängten Bärenfellen, von Auerochshörnern, von Eber- und Hirschköpfen. Die Fürstin hat sich hier ein einsames, vom Reiz des Geheimnißvollen umgebenes Arbeitzimmer einrichten lassen. Die ganze Wohnung erinnert an das Schloß Dornröschens; es kommt Einem vor, hier könnte vor Zeiten das schöne Königskind gewohnt und geschlafen haben ...

Hier hörte ich die Fürstin zum ersten Mal uns eine ihrer Novellen vorlesen, die sie mit dem Autornamen Carmen Sylva unterzeichnet. Eine andachtvolle Stille trat ein, sobald ihre Stimme gehört wurde.

Es war eine herzbewegende, mit großer dramatischer Energie geschriebene, wenn auch ganz kurze Geschichte und ich erinnere mich noch, wie mich beim Anhören kalte Schauer durchrieselten. Dabei fällt mir auch ein anderer charakteristischer Zug ein, der mir im Gedächtniß geblieben ist:

Vor Beginn der Vorlesung hatte die Fürstin ihr Augenglas nehmen wollen, das an ihrem einfachen Mieder durch einen großen Diamanten, wie ihn nur Fürstinnen besitzen, angehäkelt war. Die Hoffräuleins aber, die um sie herum saßen, hatten dagegen protestirt und gesagt: „Nein! das steht Eurer Majestät nicht gut. Wir dulden es nicht, daß Eure Majestät Ihre Augen verbergen, es wäre zu Schade!" Besonders eines dieser Fräuleins, welches ihr zunächst saß und das „verwöhnte Dämchen" recht gut spielte, hatte sich in aller Form widersetzt und die Fürstin

Digitized by Google

hatte schließlich lächelnd nachgegeben. Aber als ein paar Seiten gelesen waren, hatten sich ihre Augen etwas verschleiert; sie wandte sich nun mit demüthig bittendem Lächeln an das Dämchen und sagte mit ihrer goldreinen Stimme, die wie ein Gebet klang: „Ach, so zu lesen macht mich recht müde."

Dieser ganz kurze, aber in diesem Ton von einer Fürstin gesprochene Satz hatte für mein Gefühl etwas geradezu entzückendes.

Die hohen Tannen, die uns von allen Seiten umgaben, warfen auf das gothisch gehaltene Getäfel des Saales, in welchem wir waren, ein bräuliches Helldunkel. In die Stimme der Fürstin mischte sich das Geräusch fließenden Wassers: Es war ein Bach, der von dem Gebirge herabkam und beim Jagdhaus vorbeifloß.

Ich saß nahe genug bei der Fürstin, um mit den Augen den Zeilen des Buches folgen zu können, besonders wenn sie ein Blatt umwandte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß, was sie in französischer Sprache vorlas, deutsch geschrieben war! Dies ohne Hülfe der Augen zu bemerken, wäre unmöglich gewesen, denn das reizende Vorlesen ging ganz glatt, ohne irgend welche Stockung vor sich und selbst die improvisirten Sätze flossen glatt und harmonisch.

Ein einziges Mal hielt sie inne und konnte das richtige Wort nicht gleich finden; es war ein Pflanzenname. „Ach!..." sagte sie und ließ ihren Blick an der Zimmerdecke umherschweifen, indem sie zugleich mit dem Fuß ein paar Mal auf den Boden stampfte, wie es öfter in ähnlicher Lage geschieht. Dann, plötzlich den Arm jenes neben ihr sitzenden Fräuleins schüttelnd, sagte sie: „Nun, nun, auf was warten Sie denn, bis Sie mir das Wort, das ich suche, gefunden haben, Sie ..... kleine Schlafmütze, Sie!"

Es gehörte ihre Stimme und ihre Anmuth dazu, um aus dieser sehr vertraulichen Anrede, welche in anderem Munde trivial geklungen hätte, etwas ganz distinguirtes, etwas holdseliges zu machen ... etwas so unerwartetes und so drolliges, daß wir Alle lachen mußten ... und doch war das Lesen gerade an einer Stelle angelangt, wo uns andächtig Lauschenden Thränen in die Augen kamen. Carmen Sylva, wenn sie selber ihre Werke liest, ist die einzige Person, die mich durch ihren Vortrag bis zu Thränen gerührt hat, und das ist vielleicht das größte Lob, das ich ihrem Talent zollen kann, denn selbst im Theater, wo so Viele sich rühren lassen, begegnet mir das nie.

Ich habe sie einmal das gleiche Kraftstück von Uebersetzung mit der rumänischen Sprache ausführen sehen. Sie las eine alte Ballade der Bergbewohner und übertrug dieselbe während des Lesens in ein rhythmisches Französisch, welches Poesie zu sein schien. Für sie scheint jede Sprache, sei es, welche sie wolle, ein ziemlich gleichwerthiges Mittel zu sein, um ihre Gedanken auszudrücken. Sie gleicht darin jenen vollkommenen Musikern, die ein Stück aus dieser oder jener Tonart mit derselben Leichtigkeit und Gefühlsinnigkeit spielen.

Sollten diese Zeilen jemals Ihrer Majestät zu Gesicht kommen, so möge sie mir nicht zürnen, daß ich versucht habe, ihr Schattenbild zu skizziren. Und doch — folgender Satz in ihren „Pensées", in welchem sie sich selber gezeichnet zu haben scheint, macht mir ein wenig bange: Es gibt Frauen von majestätischer Reinheit wie Schwäne. Berühret sie mit unzarter Hand — und ihr werdet sehen, wie ihr Gefieder sich eine Sekunde lang sträubt; dann werden sie sich schweigend wegwenden, um sich in den Schooß der Fluthen zu flüchten.

Aus der Hauptstadt.

Der Schriftstellertag.

„Natürlich! Wo es sich um die Wahrung unserer Standesinteressen handelt, wo es gilt, das Banner der deutschen Literatur hoch zu halten und ihm die Achtung der Welt zu erobern, da sind Sie nicht zu haben!"

„Sehr richtig. Für unseren besonderen Fall wenigstens ganz außerordentlich richtig. Das abscheuliche Wort »College« fehlt in meinem Dictionär. Die sogenannten Standesinteressen aber werden am besten gewahrt, wenn jeder nach seinen Kräften dafür sorgt, daß nur ehrenhafte und fähige Menschen das Schreiberhandwerk üben und daß, wo immer ein Talent sich regt, ihm die Anerkennung nicht versagt bleibt. Und was Ihr Banner der deutschen Literatur betrifft: am Bannertragen betheilige ich mich nur, wenn meine Mitträger insgesammt unzweifelhaft saubere Hände haben. Da ich aber, wiederum in unserem besonderen Fall, am Fahnenschaft berüchtigte Schmutzfingerchen sehe, so ..."

„Schön. Also Sie werden den literarischen Congreß nicht mitmachen?"

„Ganz sicher nicht."

„Am Ende werden Sie gar dagegen schreiben?"

„Darauf dürfen Sie mit einiger Bestimmtheit rechnen."

„Und warum? Wenn man fragen darf. —"

„Der nächste Sonnabend wird Ihnen meine Antwort schwarz auf weiß bringen."

„Und wenn Ihnen die Pickwickier und die Mottenburger wieder vorwerfen, Sie hätten »den Anstand und die Achtung unseres Standes verletzt und besudelt«?"

„Dann werde ich in unzerstörbarer Herzensheiterkeit mit Ihrem Collegen Otto Bismarck antworten: »Dieses einfältige Federvieh der Deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen den besseren Theil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift.«"

* * *

Der junge Philologe, mit dem ich dieses Gespräch führte, war eben in den Journalismus verschlagen worden. Was Wunder, wenn er noch Illusionen hatte, wenn er ganz kindisch sich der Stunden voraus schon freute, wo er mit so vielen berühmten Collegen an einer Festtafel sitzen, einer qualvoll witzigen Tischkarten-Erklärung lauschen sollte? Als ein naiver Neuling in der schwarzen Kunst ist er zudem noch zeitungsgläubig und zweifelte deshalb nicht einen Augenblick an der Wahrheit aller Mordgeschichten, die er über die unserer Literatur von den bösen Franzosen angethane Schmach gelesen hatte. Die Association littéraire internationale erschien ihm als der Erbfeind deutscher Nation und Herr Jules Lermina als der Verruchteste aller vorhandenen Chauvinisten. Nur natürlich, denn sonder Scham noch Scheu hat man uns wieder einmal belogen. Was zu beweisen sein wird. Im October 1890 hat in London ein internationaler literarischer Congreß getagt. Obgleich er ganz überwiegend von den romanischen Völkern beschickt war, beschloß dieser zwölfte Congreß der Association littéraire internationale, zum Ort seiner nächsten Tagung Berlin zu wählen. Der einstimmig gefaßte Beschluß konnte naturgemäß nur von den deutschen Theilnehmern, den Herren Max Nordau, Carl Batz und Dr. Diercks, angeregt sein und, da die Herren doch wohl nicht ohne Mandat gehandelt hatten, so war den Berliner Schriftsteller-Vereinen ihre Pflicht als Gastgeber mit erdenklichster Deutlichkeit vorgezeichnet. Jeder Culturfreund mußte sich des Beschlusses freuen, der nach den französischen Aerzten nun auch die französischen Schriftsteller über den Rhein führen sollte, und die Mitglieder der angesehenen Association obendrein, deren Ehrenpräsident Victor Hugo war, deren Ehrenmitglieder unsere Freytag, Heyse, Bodenstedt, Speidel, Carl Vogt, Cotta, Max Müller sind und die das außerordentliche Verdienst hat, den entscheidenden Anstoß zur Berner Convention vom Jahre 1885 gegeben zu haben.

Die Franzosen haben uns abgesagt. Aus chauvinistischer Tollwuth, erzählt man uns, um vor den Russen zu dienern, hätten sie ihre Zusage in letzter Stunde zurückgenommen. Ein alberner Schwindel, schlau ersonnen, um die auf deutscher Seite begangenen gröblichen Tactlosigkeiten zu verhüllen. Wie in Paris jetzt alle halbwegs verständigen Blätter, bis hinab zur Lanterne und Cocarde, gegen den blödsinnigen Lohengrin-Rummel Partei ergreifen, so müßten auch die deutschen Zeitungen es für die einfachste Anstandspflicht halten, die zur Verhetzung der Völker dreist erfundenen Märchen energisch zurückzuweisen. Da in unserem Fall ein solcher Versuch mir nicht begegnet ist, so will ich nicht verfehlen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß Herr Jules Lermina alles eher ist als ein Chauvinist, und daß er der Association littéraire internationale gerade die Aufgabe bestimmt hatte, mit aller Kraft an der Versöhnung der jetzt

Digitized by Google

feindselig gegen einander abgeschlossenen Völker mitzuarbeiten. Die Protokolle vom ersten Congreß aus dem Weltausstellungsjahre 1878 geben darüber jede wünschenswerthe Auskunft.

Wenn die Franzosen jetzt nicht gekommen sind, wenn die 350 über die ganze Erde verstreute Mitglieder vertretende Association ihre Zusage zurückgenommen hat: das deutsche Comité ganz allein trägt die Verantwortung dafür. Man hat die Pariser Anfrage gar nicht oder mit beleidigender Verspätung beantwortet, und wie die Berliner Herren über die Pflichten des Gastgebers dachten, das haben sie bewiesen, da sie irgend einen kleinen Journalisten an Herrn Lermina den in Folge des späteren Geschimpfes im „Temps" veröffentlichten officiellen Brief schreiben ließen, in dem es wörtlich heißt: Je vous prie de m'écrire quels sont les moyens pécuniaires auxquels notre comité peut compter de la part de l'association pour l'arrangement du congrès." Ob hier die plumpe Tactlosigkeit, ob das sträfliche Unterquartaner-Französisch für unseren Patriotismus und für unser Standesbewußtsein beschämender ist, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Daß die Romanen aber eine Einladung verschmähten, die mit der Frage verbunden war: „Habt Ihr auch so viel Geld, daß wir Euch bewirthen können?" kein vernünftiger und gesellschaftlich erzogener Mensch wird ihnen das verübeln dürfen.

Mit dem internationalen Congreß in Berlin war es also nichts und wird es nach der gehässigen Schimpferei auch nicht so leicht etwas werden. Literarische Congresse aber haben, da sie der Sicherung der geistigen Eigenthumsrechte dienen sollen und der Anknüpfung neuer Beziehungen zwischen den Völkern, überhaupt nur bei internationaler Zusammensetzung einen materiellen Zweck und eine ideale Bedeutung. Zweck und Bedeutung des Berliner Schriftstellertages habe ich denn auch, trotz redlichstem Bemühen, bis auf diese Stunde nicht festzustellen vermocht. Sollte ich später glücklicher sein, dann werde ich meine Erfahrungen gewiß nicht engherzig für mich behalten.

Auch deutsche Juristen und Sozialisten, Aerzte und Friseure, Naturforscher, Bäcker, Techniker, Schiffer und Landwirthe pflegen alljährlich irgendwo zu tagen. Hervorragende Autoritäten und Spezialisten werden dann zu Vorträgen geworben und die wichtigsten Berufsinteressen eingehend und sachkundig erörtert. Ein Bankett, ein Ausflug, auch wohl ein Tänzchen bilden gewöhnlich den Kehraus derartiger Veranstaltungen. Auf dem Programm des Deutschen Schriftstellertages, auf diesem läppischen Programm, das für jede Tageszeit den „passenden" Anzug, Frack, Gesellschaftsrock oder „full dress-Jaquett" vorschreibt, da sucht man vergebens ernste Geisteskost, vergebens die Namen der vornehmen Stilisten, die in Berlin uns leben. Herman Grimm, Fontane, Bamberger, Frenzel: Alle sind fern geblieben und nicht Freytag und Heyse, nicht Wilhelm Raabe und Ludwig Pfau, nicht Marie Ebner und Bertha Suttner hatten sich herbemüht. Selbst die Modedichter von der Art des Fulda hielten klüglich sich seitab und nicht ein Bild, sondern eine trübselige Caricatur der deutschen Literatur ward der staunenden Menge geboten. Für die unerläßlichen Begrüßungsschwätzereien zog man wieder einmal die längst schon nicht mehr blanken Galakutschen aus dem Stall und in den rhetorischen Pferdeleinen soll denn auch die ärgste Verknotung entstanden sein. Die Fremden aber, die erschienen waren, einige Wiener Journalisten und der mit seichter Dutzendarbeit jetzt gegen seinen wohlbegründeten Ruhm wüthende Däne Georg Brandes, die erlebten in heiterer Verblüffung eine Rede, darinnen ein aus der kaschubischen Grenzmark stammendes und jetzt in der Reichshauptstadt umherdienerndes Kerlchen Berlin als das Centrum der germanischen Welt pries und als den geweihten Boden, allwo die Geister auf einander platzen, die Geister, die das Gehirnchen begreift. Sogar meinem jungen Philologen war dieser Tabak zu stark und er beruhigte sich erst, als ich ihm erklärte, wie das enfant terrible als langjähriger Vorsteher einer journalistischen Volksküche für Provinzblätter zu seinem erhitzten Localpatriotismus gekommen ist und zu seinem verquollenen Stilchen. Duldsam sein, lieber Doctor, Alles verstehen heißt Alles verzeihen!

Es gibt aber auch unverständliche und deshalb unverzeihliche Dinge, und von solchen möchte ich schließlich hier noch ein Wörtchen sagen. Wenn Juristen und Sozialisten, wenn Aerzte und Friseure, Naturforscher, Bäcker, Techniker, Schiffer und Landwirthe tagen, dann liest man nichts von „Vergünstigungen und Vorzugspreisen", die sie den Mitgliedern ihres Congresses „ausgewirkt" haben. Einstweilen ist es ja noch nicht einmal Sitte, die Parteien im Civilprozeß nach berüchtigtem Muster um eine milde Gabe für den Juristenunterstützungsfond anzubetteln oder für eine Richter-Wittwen- und Waisen-Kasse. Es scheint aber, daß die Feder eine gute und scharfe Waffe ist, deren Angriffen auch die härtesten Herzen am Ende sich ergeben müssen. Veranstalten Berliner Zeitungschreiber winterliche Ballvergnüglichkeiten, dann müssen Künstler, Schriftsteller, Verleger ihnen möglichst werthvolle Gegenstände in die Tombola stiften. Gilt es aber gar, einen literarischen Congreß auf die Beine zu bringen, dann müssen sämmtliche Theaterdirectoren für vier bis fünf Tage Freibillets zur Verfügung stellen, und das „vorbereitende Comité" ist vorurtheilslos genug, in wiederholten Reclämchen urbi et orbi zu verkünden, daß die Leiter der „vier Panoramen, des Aquariums, der beiden Panoptiken ꝛc." gegen Vorweisung der Congreßkarte den Theilnehmern und ihren Familienanhang freien Eintritt „bewilligt" haben. Zu derselben „Vergünstigung" hat auch der Vorstand der Kunstausstellung und die Direction der Urania sich bereit finden lassen. Um die ganze Größe der hier gebrachten Opfer zu ermessen, muß man bedenken, daß für die sämmtlichen aufgeführten Institute der Eintrittspreis zwischen fünfzig Pfennigen und einer Reichsmark schwankt. Jeder neugierige Congreßbesucher war also in die behagliche Möglichkeit versetzt, von den Leitern der Panoramen und Panoptiken, des Aquariums, der Sternwarte und der Kunstausstellung eine halbe oder auch eine ganze Mark sich schenken zu lassen, und da von den „Vergünstigungen und Vorzugspreisen" mindestens dreimal zu lesen war, so kamen auch die Unternehmer auf ihre Kosten. Ein Inserat ist mitunter theuerer und niemals so wirksam wie eine Anzeige im redactionellen Theil, und außerdem —: Die Herren Literaten werden doch hoffentlich der Dankbarkeit schöne und edle Pflicht üben!

Ob auch von den Pferdebahnlinien, von den Bierpalastpächtern und Nachtcaffeehausbesitzern Vorzugspreise und Vergünstigungen ausgewirkt worden sind, zu größerer Ehre und höherem Ansehen der deutschen Literatur, darüber schweigt das verschämte „ꝛc." der officiellen Verkündigung. Leute von besonders entwickeltem Wissensdrang aber zerbrechen jetzt vergeblich sich die Köpfe, um auszufinden, warum man von der Pariser Association denn durchaus Geld haben wollte, zum Arrangement eines so federleichten und tintenbilligen Congresses.

* * *

Montag früh traf ich meinen jungen Philologen wieder. Diesmal durfte ich fragen:

„Na, was macht das Standesinteresse und das hochzuhaltende Banner der deutschen Literatur?"

„Höhnen Sie immer zu! Gestern Nachmittag war ich mit Mutter und drei Schwestern im „Tropfen Gift", Abends in „Francillon". Heute geht es in die Panoramen, in's Aquarium, zu „Tannhäuser" und morgen zu L'Arronge auf den Fünfmark-Platz. Alles umsonst. Die Schwestern sind entzückt, die Alte ist endlich mit meinem neuen Beruf einverstanden. Vier Flaschen Parfüm haben sie auch noch zum Geschenk bekommen . . ."

Fort war er. Ich blickte ihm nach und dachte: Der wird ein guter Journalist werden.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der Mann mit hundert Köpfen." Posse in drei Acten von Henry Moulin und Edmond Delavigne. — „Musikalisch-Deklamatorische Abendunterhaltung." Gesangs-Burleske in einem Act von D. Kalisch. Neu bearbeitet von Harald Graef. (Wallner-Theater). — „Schwarze Brüder". Burleske-Gesangsposse in fünf Bildern. Musik von Gothov-Grünecke (Alexanderplatz-Theater.) — Nochmals Kainz-Barnay.

Von dem „Mann mit hundert Köpfen" sah ich zuerst nur den letzten Act, der ganz schwach ist, und später die beiden ersten Acte, die mitunter eine lustige Situation keck angreifen. Es handelt sich um einen Mimiker, der in der täuschenden Maske eines berühmten Abgeordneten in allerlei verfänglich ausschauende Eherecht-Verwechselungen verwickelt wird, aus denen aber, vermuthlich auf Wunsch des deutschen Bearbeiters, die Tugend siegreich hervorgeht. Die Frau Mimikerin und die Frau Deputirtin sind unschuldig im Superlativ und eine weniger unschuldige Freun-

Digitized by Google

din mußte, dem Sittlichkeitsanspruch eines verehrlichen Publikums zu genügen, eiligst von der Bildfläche verschwinden. In Paris ist der Frauentausch wahrscheinlich vollzogen und da mag die Lüderlichkeit allenfalls spaßhaft sein; in Berlin war's nur blinder Lärm und damit ist denn der Farce die Spitze abgebogen. Wozu bringt man uns solche Ausgelassenheiten, wenn man sie unverwässert und unverzückert der Wohlanständigkeit nicht zumuthen mag? Und weshalb gibt die neue Direction des Wallnertheaters sich die vergebliche Mühe, uns einbilden zu wollen, daß man, selbst mit ähnlich machendem Bart und Perrücke, die trefflichen Herren Gimnig und Guthery verwechseln kann?

David Kalisch's alte Dienstboten-Burleske „Musikalisch-Deklamatorische Abendunterhaltung" hätte wohl noch kräftiger gewirkt, wenn sie nicht modernisirt worden wäre. Die Modistenarbeit, die diesmal von Herrn Graef, einem jungen Kladderadatsch-Gelehrten, besorgt wurde, war ja unendlich viel glücklicher als neulich die ungenießbare Mascagni-Sudermann-Parodie; das Bemühen aber, dem alten Berlin ein Neu-Berlin aufzupinseln, mußte doch in die Brüche gehen und die ungewöhnlich rüden Ausfälle gegen die franco-russischen Alliirten streiften mindestens hart die Anstandsgrenze. Gibt es denn wirklich im Kaiserreiche deutscher Nation so gar nichts zu verhöhnen, daß immer wieder, ob wir auch Alle den Frieden zu bewahren wünschen, französische Windbeuteleien und russisches Ungeziefer herhalten müssen? Jedem Fremden muß das den Schein erregen, als ob wir nicht aufhören könnten, an Kronstadt uns zu ärgern. Auch die Entgleisungen und die Orientbanditen sind nun allmählich der Ruhe bedürftig geworden. Wer in aller Welt hindert denn die Herren Witzlmacher, sich etwas Lustiges einfallen zu lassen?

Auf die Talente deutscher Scherzgräber werden die Herren Gebrüder Wallner schwerlich ihre Hoffnungen gründen können. Ein Zufall wehte dem widerstrebenden Herrn Hasemann einstens den „Tollen Einfall" des Mainzer Carl Laufs in's verödete Haus, aber der Haupttreffer der Hasemann-Zeit hieß darum doch „Madame Bonivard". Und ob die neue Direction mit der französischen Production enge Fühlung hat, das scheint mir doch zweifelhaft, seitdem ich auf der Liste der dem Wallnertheater contractlich verpflichteten Autoren — der Theaterzettel gibt die recht ärmliche Liste — dem Namen Gondinet begegnet bin. Edmond Gondinet, meine Herren Directoren, ist nämlich todt und läßt Sie grüßen. Mit dem ist's also nichts und an der contractlichen Verpflichtung der Herren Meilhac und Halévy ist, obwohl der erstere annoch lebendig, vielleicht auch bescheidener Zweifel gestattet; denn den behenden Directoren Blumenthal und Lautenburg traue ich's nicht zu, daß sie die beiden lustigsten Akademiker sich wegschnappen ließen. Das Wallnertheater brauchte indessen doch nicht Mangel zu leiden. Ein geschickter Bearbeiter könnte die ausgelassene Posse „Le parfum" von Blum und Toché recht gut an der Klippe des Polizeiverbotes vorbeisteuern und dieses Parfum gibt mindestens die Triple-Essenz des im „Mann mit hundert Köpfen" verpfuschten Stoffes. Das Hauptstück der gastspielernden Judic: Ma Camarade ist für Berlin auch noch immer ganz neu. Auch die „Plantation Thomassin" ist so übel nicht und in der „Demoiselle du téléphone" und namentlich in „Petite-Poucette" würde die liebliche Gaminerie des Fräulein Glöckner ganz gewiß sich behaglicher fühlen als in den ihrem reizenden Talent fern liegenden Rollen derber Küchenfeen aus Alt-Berlin. Petite Poucette, das Repertoirestück des Renaissance Theaters, ist übrigens augenblicklich wieder besonders „actuell", denn in diesem Vaudeville singt Mily Meyer als winziger Gassenbube das Couplet mit dem berühmten Refrain:

„Avec mon cousin Isidor'
Je vais interdire Thermidor!
Avec Isidor', mon cousin,
Je vais interdire Lohengrin!"

Weil mich die Zukunft des Wallner-Theaters interessirt, erlaube ich mir solche Vorschläge. Finden die neuen Leiter Besseres, für sie und für uns um so besser. Einstweilen sind sie nicht ohne Erfolg bemüht, ein neues Ensemble zu schaffen. Die Herren hielten in der zweiten Vorstellung schon sich ganz wacker; nur sollte man einen erträglichen Provinzkomiker nicht dem in Blencke-Rollen sehr frischen und lustigen Herrn Worlitzsch vorziehen. Unter den Damen wird fürchterliche Musterung gehalten werden müssen. Mit der gemachten Jugendlichkeit des ewig-weinerlichen Fräulein Klinkhammer ist einstweilen so wenig anzufangen wie mit der aufdringlichen Polterabendspielerei des Fräulein Rhoden. Und eine komische Mutter muß rasch herbei; da Anna Schramm verloren ist und am Schillerplatz fest gemacht, so mag man wenigstens Frau von Poellnitz nehmen, die in strenger Zucht mitunter Vortreffliches leistet. Herr Blumenthal kann, weil er Marie Meyer hat, seine Ehrenmutter Heinecke entbehren, und wenn er zu Reicher noch Gimnig fängt, dann ist der durch thörichte Kritiken verwegen gemachte Herr Klein zehntausendfach ersetzt. Herr Klein geht nämlich und für das Lessing-Theater eröffnet sich damit die Aussicht auf ein Ensemble, das ihm auch im dritten Lebensjahre noch immer fehlt.

Wie man aus mittelmäßigen und selbst ganz schlechten Einzelleistungen doch ein rundes und präzises Zusammenspiel erschaffen kann, das hat mit einem Schlage ein geschickter österreichischer Kapellmeister, Herr Gothov-Grünecke, gezeigt. Nach den wahrscheinlich auf die besonderen Wünsche des Herrn Adolf Ernst Rücksicht nehmenden Berichten hatte ich mir im neuen „Alexanderplatz-Theater" irgend eine landesübliche Erbärmlichkeit erwartet und äußerst angenehm war ich daher überrascht, als ich ein gutes Orchester, einen ausgezeichneten Chor, eine muntere Soubrette fand und ein tadellos fest gefügtes Ensemble. Die Afrikapossе von den „schwarzen Brüdern" taugt freilich nicht viel; beinahe sieht sie wie eine derbe Meyerbeer-Parodie aus und nur in einem Auftritt, wo Menschenfresser und -fresserinnen Liebe fühlen, ist die Burleske auch im Ton gelungen. Traurige Thatsachen haben inzwischen leider bewiesen, daß in der ernsthaften Wirklichkeit die deutsche Schutztruppe nicht immer so leichten Kaufes aus den Kämpfen gegen ostafrikanische Häuptlinge fortkommt wie in der phantastischen Possenwelt. Aber es gibt da so viel nette Musik zu hören, so viel hübsche Kostüme und Schöne ohne Kostüme zu sehen, daß man noch immer am Besten thut, zu Herrn Gothov-Grünecke und seinen Leuten zu gehen, wenn man lachen will und einen Abend unterhaltsam hinbringen.

Habe ich sonst noch etwas zu erzählen? Ach ja: Der langweilige Handel Barnay-Kainz spukt wieder einmal durch die Blätter. Herr Kainz schuldet seinem verschmähten Talentpächter noch immer 12,000 Mark, und da er eben nach Amerika abdampfen wollte, ließ Herr Barnay ihm Mobiliar und Gepäck pfänden. Es scheint, daß man darob sehr entrüstet gegen Herrn Barnay ist. Es scheint, daß man immer sehr entrüstet gegen Herrn Barnay ist, wenn er zufällig einmal Recht hat. Und es scheint schließlich, daß ich der ehrenvollen Aufgabe nicht entgehen kann, Herrn Barnay im Kampfe gegen allerlei schwarze Brüder getreulich zur Seite zu stehen. Seine fürchterliche Tell-Leistung kann ich ihm nicht, sein shylockisches Bestehen auf seinem Schein contra Kainz kann ich sehr leicht ihm verzeihen. Wie unsere kapitalistische Weltordnung nun einmal ist, muß man Verpflichtungen einhalten und Schulden bezahlen. Nicht aus künstlerischen Rücksichten, sondern um mehr Geld zu verdienen, ist Herr Kainz vom „Berliner Theater" in's „Ostend-Theater" verzogen, und da er außerordentlich viel Geld verdient hat — ein unterrichteter Mann sprach mir von etwas wie 80,000 Mark — so wäre es an der Zeit gewesen, auch des gar nicht vergeßlichen Herrn Barnay zu gedenken. Wenn Herr Hinz und Herr Kunz zahlen müssen, warum soll Herr Kainz es besser haben? Weil er angeblich „genial" ist, vielleicht? Dann wäre er am Ende auch genial genug gewesen, seine amerikanischen Schätze dem harrenden Director schlau zu entziehen. Und, wer weiß, vielleicht trifft die Ahnung eines mißtrauischen Bekannten das Richtige, der den ganzen Lärm auf eine zu Reclamezwecken getroffene Verabredung zurückführen will. Nach dessen Ansicht hätte der amerikanische zu dem deutschen Pächter des Herrn Kainz gesagt: Ich garantire Dir Dein Geld, verschaffe Du mir meine Reclame. Kein ganz zu verachtender Possenstoff, wie mir scheint, diese in Anbetracht der handelnden Menschen nicht unglaublich klingende Augurengeschichte.

M. H.

Notizen.

Durch das Körner-Jubiläum hat die Körner-Literatur einen neuen Anstoß erhalten. Nach Kohut's Biographie Theodor's und Rudolf Brockhaus' Körner-Inedita erscheint nun ein kleiner volksthümlicher Lebensabriß: Theodor Körner von Fritz Frenzel, anspruchslos und begeistert, die Peripetien in Einzelbildern gestaltend, doch wiederholt er in Glaubensseligkeit noch immer Förster's Erdichtungen, die Friedrich Latendorf verdienstvoll als Fälschungen entlarvt hat. Seine, wie die hübsche Monographie über Toni Adamberger zuerst in der „Gegenwart" erschienenen Untersuchungen sind soeben als Büchlein unter dem Titel „Friedrich Förster's Urkundenfälschungen" erweitert und ergänzt bei Carl Latendorf in Pösneck herausgekommen. Wir geben dem Verfasser nicht nur hinsichtlich der Förster'schen Flunkereien über Theodor Körner, sondern auch betreffend Goethe, Schiller, Schleiermacher, Blücher vollständig Recht und halten überdies — gegen Latendorf — den Goethe'schen Waffensegen zu Meißen so lange für ein Phantasiestück, als das Goethearchiv nicht mit deutlichen Belegen herausrückt. Endlich möchten wir auch Förster's Begegnung mit Napoleon zu Dresden als handgreifliche Windbeutelei denunciren. Mit Körner hängt auch die eben erschienene Schrift zusammen: „Zur Geschichte der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin" von Ernst Friedel. (Berlin, Nicolai.) Der um Berlins Dichterhäuser so verdiente Stadtrath gibt in diesem erweiterten Vortrag eine Geschichte des denkwürdigen Hauses Brüderstraße 13, wo Friedrich Nicolai, Friedrich der Große, Gotthold Lessing, Moses Mendelssohn, Ramler, Zelter, Körner Vater und Sohn u. A. verkehrt haben. Neu ist die Nachricht, daß der stud. phil. Theodor Körner am 14. August 1811 von der Berliner Universität „excludirt" wurde, aber diese Maßregelung ist keineswegs so räthselhaft als Friedel annimmt. Theodor's Relegation in Leipzig zog seine Exclusion an den mit Leipzig in Vertrag stehenden norddeutschen Hochschulen (die „Compactaten-Universitäten") ohne ein neues Verschulden des Gemaßregelten von selbst nach sich.

Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Das vornehm ausgestattete Werk wurde gelegentlich der „Deutschen Ausstellung in London" durch den Generaldirector John R. Whitley in's Leben gerufen und von Gustav Dahms redigirt. Das Album, dessen voller Erlös übrigens den Unterstützungskassen des „Deutschen Schriftsteller-Verbandes" und des „Vereins Berliner Presse" zu Gute kommt, enthält eine erlesene Sammlung lyrischer, epischer und dramatischer Dichtungen von siebzig unserer hervorragendsten lebenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Dichtungen, welche durch die Autoren selbst, als für ihre Kunstweise besonders charakteristisch, ausgewählt und eingesendet wurden. Jeder Beitrag ist mit dem Bildniß des Autors nach dessen neuester Photographie geziert. Die Verlagshandlung hat außer der für England bestimmten Ausgabe noch eine zweite sehr schöne deutsche Ausgabe hergestellt, die sich zu Festgaben ganz vorzüglich eignet.

Digitized by Google

Haus Montague. Roman von Balduin Möllhausen. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der Reiseromanschriftsteller Möllhausen ist viel weniger bekannt, als er es verdient. Wenn auch seinen Gestalten und Schilderungen nicht die intensive Gluth und Farbe der Sealsfield'schen Schöpfungen oder die kecke Frische Gerstäcker's eignet, so verfügt er doch über eine reichere Phantasie und Erfindungsgabe, und seine Sprache ist edel. Nicht nur, daß er auch in der vorliegenden, von Anfang bis zu Ende unterhaltenden Geschichte die mexikanische Tropenlandschaft mit derselben Virtuosität schildert, wie den skandinavischen Norden und seine Bewohner, auch in der Zeichnung des deutschen Professors und seiner Haushälterin bekundet er einen anheimelnden Humor, der an keinen Geringeren als den ewig jungen Dickens erinnert.

Doctor Hamlet und Anderes. Deutsche und rumänische Geschichten von Marco Brociner. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) — Ein frisches Erzählertalent, das Erfindungsgabe hat und spannend erzählt, ohne bloß stofflichen Reiz zu befriedigen. Der in Wien lebende Rumäne arbeitet freilich zu rasch und sorglos für den gebildeten deutschen Geschmack, seine Novellen bleiben oft in der Skizze stecken und in der Sprache ist uns Manches zu hemdärmlig. Prächtig ist der „Lachwalzer", der nur etwas dürftige „Doctor Hamlet", „Das Kasperl"; das Beste aber jedenfalls: „Die Liebesabenteuer des Herrn Bobrica", denn in diesem und den anderen Schwänken zeigt Brociner nicht nur vis comica, sondern auch echten deutschen Humor.

Auf dem Heimweg. Neue Gedichte von J. G. Fischer. (Stuttgart, Cotta's Nachf.) — Der Dichter des herrlichen „Es währt nur eine kurze Weile" feiert demnächst seinen 75. Geburtstag und hat als Vorgabe diese Sammlung veröffentlicht, worin er auf dem Heimweg noch manche goldene Frucht darbietet.

„Hab ich die Siebzig nun erklommen
Und Gott erhält mir in alten Gnaden
Die Lust an seiner Wälder Pfaden,
Den fröhlichen Blick zwischen Licht und Wahn
Und liebe Menschen zugethan,
Wohlan, so mögen auch Achtzig kommen!"

Der Cyclus „Ein Tag", das herbe Gedicht Bismarck, die köstliche Hauschronik, die sinnvollen Sprüche beweisen, daß der wackere Stuttgarter Professor noch jung und stark an Geist und ein sinniger Lautenschläger geblieben ist. Wir wollen ihn beim Worte nehmen und zum 80. Geburtstag einen neuen Liederkranz erwarten.

Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin. Von H. S. Holland und W. S. Rockstro. 2 Bände. (Leipzig, Brockhaus.) — Zwei Engländer haben diese nur allzu umfangreiche Biographie nach den Aufzeichnungen des Gatten der 1887 ziemlich vergessen gestorbenen Sängerin verfaßt, Hedwig Schoell besorgte die gelungene Uebersetzung und die Verlagshandlung gab ihr die glänzende Ausstattung mit Porträts und Musikbeilagen, und doch ist das liebevolle Werk kein erfreuliches. Es ist zu lang und langweilig. Die endlosen Citate fremder Kritiken, die Aufzählung der Aufführungen und Concerte ermüden und verdrießen zuletzt. Dabei schließt es vor der amerikanischen Reise unter Barnum's Leitung und schweigt über das Familienglück der großen Sängerin. Ebenso über die (gewiß religiösen) Motive ihres Rücktrittes vom Bühnenleben. Vielleicht entschließt sich Brockhaus zu einer auszugweisen „Volksausgabe" mit Ergänzung der Lücken und Fortführung bis zum Tode der edlen Künstlerin.

Das deutsche Reich. Vaterlandskunde von Otto Richter. (Leipzig, O. Spamer.) — Das reich mit Karten und Plänen versehene Werk liegt jetzt vollständig vor und hat gehalten, was die ersten Lieferungen versprachen. Die Angaben sind alle zuverlässig und nach den besten Quellen, und von besonderem Werthe sind die zahlreichen Karten in Farbendruck, von denen wir hervorheben: Deutschland, physikalisch, Vertheilung der Niederschläge, nach Bodencultur und Viehstand, im Verhältniß der gewerblichen zur landwirthschaftlichen Bevölkerung, Sprachenkarte, Jahrestemperatur, Bevölkerungsab- oder zunahme ꝛc. Ein ausgezeichnetes Nachschlagebuch für Schule und Haus.

Bilder aus der Musikwelt. Studien und Erlebnisse von August Lesimple. (Köln, Schmitz.) — Der begeisterte Kölner Musikfreund, dem wir bereits anspruchlose Erinnerungen an Wager und Peter Cornelius ꝛc. verdanken, plaudert hier in seiner einfachen, warmherzigen Art von Weber, Mendelssohn, Schumann, Wagner, Liszt, Verdi, Niels Gade, Jenny Lind, Stockhausen und Kretschmer, die er zum Theil persönlich kannte oder wenigstens bei Gelegenheit eines neu erschienenen Werkes über sie, wie Pougin's „Verdi", der „Jenny Lind Biographie", Erlers „Schumann", Webers „Reisebriefe". Zumal die neuen Erinnerungen an Wagner enthalten manches Neue aus der letzten Wahnfried-Zeit und den Bayreuther Proben. Das Buch verdient eine warme Empfehlung.

Geschichte des deutschen Volkes. Von G. Dittmar. (Heidelberg, Carl Winter.) — Der erste Theil dieses auf drei Bände berechneten volksthümlichen und patriotischen Werkes ist erschienen und läßt schon deutlich die Umrisse und den Geist des Ganzen erkennen. Der treffliche Cottbuser Gymnasialdirector hat sich zumal vorgenommen, die treibenden Kräfte in unserem politischen und geistigen Leben zu kennzeichnen und bietet in der That Haupt- und Staatsactionen stets in richtiger Mischung mit der Culturgeschichte. Der Stoff gliedert sich ihm schön und übersichtlich, die Haltung ist objectiv und ohne Leidenschaft, die neuen Forschungen sind berücksichtigt, die Form leicht verständlich und angenehm — kurz, er wird hoffentlich das Ziel gewinnen, das Eduard Duller vorgeschwebt, aber nicht erreicht hat. Der vorliegende Band behandelt die germanische Vorzeit, Völkerwanderung, Fränkische Zeit und das Mittelalter bis zum Sturze der Hohenstaufen.

Krieg und Frieden. Novellen von Detlev Freiherr v. Liliencron. (Leipzig, W. Friedrich.) — Wo Liliencron hübsch natürlich und einfach, er selbst, bleibt und nicht den jüngstdeutsch realistischen Propheten spielen will, zeigt er sich als Dichter und temperamentvoller Autor. Die vorliegenden „Novellen" sind freilich bloße Skizzen, zum Theil salopp und unbedeutend, dann aber auch wieder eigenartig und interessant. Besonders die Kriegserinnerungen enthalten manches Ansprechende. Das Beste ist der schnurrige „Major Glöckchen" und sein Liebesabenteuer mit der schönen Polin, Alles sehr flott und ohne naturalistische Pose erzählt.

Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdi und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. (Leipzig, J. J. Weber.) — Diese dritte Auflage des liebenswürdigen Buches über einen „glücklichen und beglückenden" Musiker hat lange auf sich warten lassen. In ihrer Frische und Unmittelbarkeit wirken diese Briefe des „Judenjungen" an den „Komödianten", wie Mendelssohn selber scherzt, noch wie am ersten Tage. Alles ist warmherzig und sonnig, wenn auch der Künstler weit entfernt ist, es mit seiner Kunst leicht zu nehmen. Im Gegentheil, wäre er Devrient's Operntextvorschlägen gegenüber minder kritlich und ängstlich gewesen, so besäßen wir vielleicht eine bedeutende Oper von ihm. Schade, daß die unterdrückten Briefstellen auch in dieser Ausgabe nicht nachgetragen und ergänzt sind! Meyerbeer ist lange todt, und die mitunter scharfen Urtheile des Componisten werden Niemand mehr wehe thun und Alle interessiren.

Honni soit qui mal y pense. Roman von Walter Morgan (Gregor Samarow). 3 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Wir sind keine Freunde der Meding'schen Sensationsromane, die, wenn auch bei größerem Talent, doch nur mit den verbrauchten Mitteln der Mühlbach- und Gödsche-Retcliffe'schen Geschichtklitterung arbeiten, doch gestehen wir gern, daß dem vorliegenden Buch ein interessanter Stoff aus der Zeit- und Hofgeschichte der letzten Jahrzehnte zur Grundlage dient. In seinem Mittelpunkt steht das Schicksal einer Prinzessin aus altem, bis vor kurzer Zeit souveränem deutschen Fürstengeschlecht, die eine warme, tiefe Herzensneigung für den ehemaligen Adjutanten ihres Vaters gefaßt hat und nach Kämpfen und Stürmen den Widerstand ihrer stolzen Familie besiegt und mit Zustimmung ihrer Tante, der Königin von England, dem Geliebten ihre Hand am Altare reicht. Die Ausführung ist überaus gewandt und die Spannung hält bis zuletzt vor. Etwas höher steht der Roman des ehemaligen österreichischen Hauptmanns Ferdinand Schifkorn: Unter südlichem Himmel. Er spielt im heutigen Triest, ermangelt nicht starken, stofflichen Interesses, wie es die Mehrzahl unserer Leser verlangt, und ist mit einer Art soldatischer Bravour geschrieben, die ihm Freunde und besonders Freundinnen erwerben wird. Literarischen Werth beansprucht aber eine dritte Veröffentlichung der Verlagsanstalt: Neue Gedichte von Sigmund Schott, womit neben den säuerlich gewordenen Gartenlaubendichter Träger und den von allen Kanzeln empfohlenen Dichter des Centrums Fr. W. Weber noch ein dritter lyrischer Reichstagsabgeordneter in die Schranken tritt. Offen gesagt, er ist uns lieber als seine zwei Collegen in Apoll. Er vermeidet alles politische Pathos und gereimte Leitartikelei und singt lieber das alte ewige Lied vom Menschenherzen und Weltleid, ohne je süßlich, pessimistisch und unwahr zu werden. Ein tiefer männlicher Ernst, ein hoher Sinn für alles Schöne und Gute, Geist, Geschmack und Wohlklang — das eignet diesen gereiften harmonischen Erzeugnissen des hochbetagten Sängers in hohem Grade.

Freilichtbilder. Von Georg Egestorff. (Leipzig, W. Friedrich.) — Der Verfasser hat Talent, wenn es auch noch unreif und gährend ist. Besonders die letzte Geschichte: „Zwei Thurmwächter" enthält Vortreffliches. Oft ist er uns freilich zu gewaltthätig und aphoristisch. „Wozu viel Worte machen? Ein Menschenleben — weiter nichts!" sagt er selbst. Wenn es ihm gelingt, sich von der Dilettanterei lärmender Jüngstdeutscher zu emancipiren, so dürfte ihm noch Schönes und Gutes gelingen.

Der Spuk von Wjolsk. Roman von Karl Greg. (Dresden Minden.)— Eine gute Arbeit, obwohl manches allzu Spannende mit unterläuft. Trefflich sind die Schilderungen des winterlichen Rußlands und des Wettrennens in Baden-Baden, und das geradezu erschütternde Ende. Auch das galizische Sittenbild: „Die Familie Kobisan" von A. Smital enthält in der Darstellung der polnischen Wirthschaft des pfeifenseligen Gutsherrn fesselnde Parthien.

Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. (Glogau, Flemming.) Diese Memoiren werden namentlich den jungen Freundinnen des Töchter-Albums willkommen sein. Interessant ist die Erzählung von Kaiser Wilhelms I. bekannter Jugendliebe im Hause Radziwill, wo die junge Verfasserin viel verkehrte. Anderes ist weniger allgemein fesselnd und wendet sich, wie gesagt, meist nur an die vielen Verehrerinnen der beliebten Jugendschriftstellerin.

Schwarze Fürsten. Bilder aus der Geschichte des dunklen Welttheiles. Von C. Falkenhorst. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.) — Der erste Band dieses populären Prachtwerkes schildert weniger die ethnographischen Seiten des Sudans, als seine Geschichte. Es stützt sich auf die zuverlässigsten Reisewerke, die Darstellung ist ungemein fesselnd, die Ausstattung reich und künstlerisch. Hoffentlich lassen die zwei letzten Bände nicht allzu lange auf sich warten.

Digitized by Google

Inserate.

Neue belletristische Erscheinungen
aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Von Feldkirch bis Gaëta.
Roman von
J. Baierlein.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein geb. ℳ 4.—.

Stasi.
Eine Geschichte aus dem bayrischen Walde
erzählt von
Otto v. Schaching.
Preis geheftet M. 3.—; fein geb. M. 4.—.

Florus Brüggemanns Nachlaß.
Roman von
A. v. Klinckowström.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Syrlin.
Roman von
Ouida.
2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb. M. 7.—

Die Wiedergefundene.
Novelle von
Adolf Stern.
Preis geheftet M. 3.—; fein geb. M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Eine echt Deutsche
Schneidig und Geistvoll
geleitete Zeitschrift ist
M. 2.50 Viertel jährlich
Das 20. Jahrhundert
Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W. 35.

Verlag von **Georg Wilhelm** in München.

Der deutsche Charakter.
Preis eleg. brosch. 60 ₰, geb. 1 ℳ.

... Noch selten ist mir eine Schrift in die Hand gekommen, deren Lektüre mir so viel Freude, so viel ethischen Genuß bereitet hat ...
Prof. Dr. Dodel-Port in Zürich.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt v. Verleger g. Eins. d. Betrages.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:
Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von **Quandt & Händel** in Leipzig.) Preis 2 ℳ.

Völlig neuer Gesichtspunkt.
Soeben erschien und erbittet **besondere** Beachtung:
Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Preis 30 Pf.
Hamburg, Erlenkamp, Moltmanns Verlag.

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Soeben erscheint:
Die
Cis-moll-Sonate
Von
Gerhard von Amyntor
„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." Ps. 127, 3.
Preis 60 Pfennige.
Verlag von **Victor Ottmann** in **Leipzig.**

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Neuer Roman von Theophil Zolling.
Am 1. October erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen schon jetzt Bestellungen an:
Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—
Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.
Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Paul Hüttig, Verlagsbuchhandlung, **Berlin,** Anhaltstrasse 6.

MUNZ, Dr. Sigmund, **Aus Quirinal und Vatikan.** Studien und Skizzen. 210 S. 8°. eleg. geh. M. 4,50.
BULLE, Dr. Oskar, **Dante's Beatrice** im Leben und in der Dichtung. 140 S. 8°. eleg. ausgestattet M. 2.50.
BIER, Theodor, **Glaube und Wissenschaft.** Eine Streitschrift. 4 Bg. gr. 8°. M. 1,—.
KOCH, Dr. R., **Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre.** Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion. 266 S. 8°. eleg. geb. M. 4,50.

Neuigkeiten im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
Vorräthig in allen Buchhandlg., sonst direct postfrei gegen Einsendung des Betrages zu beziehen

Scherzgedichte
von **Joh. Trojan.**
II. neu bearbeitete Auflage ℳ 3.— brosch.

Anspruchslose Geschichten
von **P. Hann.**
19 Bogen. ℳ 3.60 brosch.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.
II. Folge. Gesamm. u. herausg. v. **L. v. Hörmann.**
Geb. ℳ 1.50.

Leben und Stimmung.
Ausgewählte Gedichte von **Josef Kitir.**
ℳ 2.— brosch.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Nachbarschaftsgilden als Werkzeug sozialer Reform. Von G. v. Gizycki. — Blitzgefahr und Blitzschutz. Von M. Schneidemühl. — **Literatur und Kunst:** Theodor Körner's Stammbuch. Mitgetheilt von Theophil Zolling. — **Feuilleton:** Ein Stückchen Bindfaden. Von Guy de Maupassant. Autorisirte Uebersetzung von Schadewell-Seifert. — **Aus der Hauptstadt:** Der korsische Parvenu. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: „Der blaue Brief." Lustspiel in vier Aufzügen von Rudolf Stratz. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Nachbarschaftsgilden als Werkzeug sozialer Reform.

Von G. v. Gizycki.

Unter diesem Titel hat Dr. Stanton Coit in London ein kleines Werk herausgegeben, das wir der ernsten Aufmerksamkeit der Leser empfehlen.*) Es handelt sich um eigenartige gesellige Vereine in Amerika und England, deren Verfassung von Dr. Coit ausgedacht ist und deren Erfolg bereits in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren ihre segensreiche Wirksamkeit dargethan hat. Wer freilich nicht aus Liebe zu seinen Mitmenschen und aus dem Bewußtsein, daß es seine Pflicht ist, ihnen in allen Leibes- und Seelennöthen nach Kräften zu helfen, sondern mit irgend welchen religiös- oder politisch-sektirerischen Hintergedanken sich Werken sozialer Reform zuwendet, wer solche Unternehmungen nur als Mittel zu kirchlichen oder politischen Zwecken benutzen will, der mag das Büchlein ungelesen lassen: er würde in demselben nicht finden was er sucht; Menschenfreunde aber sollten sich mit dessen Gedanken vertraut machen. Wir wollen einige derselben hervorheben.

Der Name, „Nachbarschaftsgilde", deutet schon die Grundidee an, welche diese neuen Vereine verkörpern: daß sich nämlich, ohne Rücksicht auf religiösen Glauben oder Unglauben, alle Personen — Männer, Frauen und Kinder — in einer Straße oder kleinen Anzahl von Straßen der Arbeiterviertel zu Vereinen verbinden, welche, für sich allein oder in Verbindung mit anderen gleichartigen, alle Reformen — im Hauswesen, in der Erziehung, im Gewerbe, in der Sorge für die Zukunft oder in der Art der Erholung — in's Leben zu rufen suchen, welche das soziale Ideal fordert. Die Idee der Nachbarschaftsgilde ist eine Erweiterung der Idee der Familie mit ihrem allseitigen Zusammenwirken. In der Familie berühren sich alle Lebensalter und beide Geschlechter geistig und sittlich und beschränken die Vereinigung ihrer Bestrebungen nicht auf die Erlangung irgend eines besonderen einzelnen Zweckes, wie der bloßen physischen Behaglichkeit oder der Gesundheit oder pekuniärer Vortheile oder intellectueller Entwickelung oder gegenseitiger sympathischer Aufmunterung; sondern alle diese Zwecke werden zugleich verfolgt, und jeder derselben kann, wenn die Umstände es verlangen, der oberste werden, und jedes Glied erhält die Art Hülfe, welche es gegenwärtig braucht. Vereine, welche nur einen Spezialzweck verfolgen, wie z. B. irgend einen „Sport" oder Lectüre oder Erholung oder eine politische Reform, lassen die Mitglieder leicht diese eine Seite des Lebens oder der Cultur, welche sie zu entwickeln streben, unverhältnißmäßig werthschätzen und verengern so ihr Ideal des Menschen und ihr geistiges Gesichtsfeld; die Nachbarschaftsgilden aber wollen allen Seiten der menschlichen Natur gerecht werden. Ihr höchstes Ziel, welches sie stets im Auge behalten, ist die vollkommene Ausbildung jedes Einzelnen als eines Arbeiters für die Gesammtheit in Hinsicht auf Moral, feine Sitte, Berufstüchtigkeit, bürgerliche Trefflichkeit und intellectuelle Kraft und die Erlangung sozialer und industrieller Vortheile. Wer einen so umfassenden Plan phantastisch findet, den erinnert Dr. Coit zunächst an die Institution der Familie als das erprobte Experiment einer cooperativen Gesellschaft, die so viele Ziele verfolgt, als das menschliche Leben selbst Seiten hat. Und dann macht er geltend, daß fast Alles für Einen oder Wenige zu thun möglich ist, während Eines für Jeden zu thun hoffnungslos sein kann. Eine einzelne Nachbarschaftsgilde nun concentrirt ihre Bestrebungen größtentheils auf die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Personen, welche in ihrer unmittelbaren Nähe wohnen. Aber während eine Gilde nur 500 Personen auf allen Seiten ihres Lebens berühren mag, würden 500 Gilden 250,000 Personen auf allen Seiten ihres Lebens beeinflussen. Und 500 Gilden würden in einer Weltstadt nicht viele sein, wenn wir die Anzahl der vorhandenen Vereine speziellerer Art erwägen. Und ferner muß man bedenken, daß gewisse Vortheile, welche eine einzelne Gilde nicht zu erlangen vermag, durch die vereinigten Anstrengungen von 1000 Gilden leicht zu gewinnen sein können. Endlich weist Dr. Coit darauf hin, daß der große Erfolg der bisher gegründeten Nachbarschaftsgilden (in New-York, Brooklyn, Philadelphia, London) bereits bewiesen hat, daß jener Plan praktisch ist.

Die Nachbarschaftsgilde, welche Dr. Coit jetzt leitet, entsprang aus einem Club von acht Arbeitsburschen, die wöchentlich einmal in einem Zimmer zusammenkamen. Gegenwärtig besteht sie aus fünf Clubs und hat 230 Mitglieder jeden Alters, welche etwa 100 Familien repräsentiren. Sie hat die Grenze erreicht, welche bei den zur Zeit verfügbaren Räumen nicht überschritten werden kann. Die Zusammenkünfte finden in einem, in einem Garten gelegenen Hause statt, welches 24 Zimmer enthält (Leighton Hall, Leighton Crescent, Kentish Town, London N.W.). Die Hälfte derselben wird von einer Anzahl studirter Männer bewohnt, welche ihre Mußestunden der Gilde widmen. Dieselbe umfaßt in ihrer Thätigkeit allerdings noch lange nicht alles das, was ihr Begründer im Auge hat; aber die ersten Monate und Jahre einer solchen Institution müssen naturgemäß der Aufgabe gewidmet sein, ihre Mitglieder zu organisiren und sie mit ihren Prinzipien vertraut zu machen. Das in $2^1/_2$ Jahren hier Erreichte ist aber

*) Neighbourhood Guilds: An Instrument of Social Reform. By Stanton Coit, Ph. D. London, Swan Sonnenschein & Co.

Digitized by Google

erfreulich genug. Die aus fünf wohl organisirten Clubs bestehende Gilde hat eine Bibliothek, Sonntagnachmittag-Freiconcerte, Sonntagabendvorträge, Sonnabendabendtanz, einen Gesangverein und 15 bis 20 technische und literarische Bildungskurse verschiedener Art; und die Mitglieder sind von dem Wunsch beseelt, neue Gilden zu gründen und so wenigstens eine Reform von allgemeinem Interesse zu befördern. Was die Kosten einer solchen Institution anbetrifft, so zeigt Dr. Coit, daß sie (in London) in den ersten zehn Jahren einen Zuschuß von jährlich 40,000 Mark haben müßte, nach zehn Jahren aber ohne weitere Unterstützung sich selbst erhalten würde.

Diese Organisirung des ganzen sozialen Lebens einer Nachbarschaft hat einen demokratischen, nicht einen aristokratischen Plan zur Voraussetzung. Die meisten philanthropischen Unternehmungen sind aristokratisch: die Wohlhabenden erweisen ihren minder günstig gestellten Mitbürgern Gutes. Aber Dr. Coit's Plan ist demokratisch: er sucht die instinktive Philanthropie, welche sich in den Arbeiterfamilien einer Straße oder eines Hauses findet, zu entwickeln. Gerade diese Idee ist es, welche das Grundprinzip der Nachbarschaftsgilden bildet. Ungeleitet, unorganisirt, ist der instinktive Edelmuth der Arbeiter unvermeidlich sentimental, launisch, leicht ermüdet und nur durch die handgreiflichsten Formen des Mangels zu erregen. Die Armen sowohl wie die Reichen bedürfen in ihrem Wohlthun der Aufklärung; wenn ihr Verantwortlichkeitsgefühl erweckt und ihnen Belehrung zu Theil wird, dann wird ihre ruckweise sich äußernde Güte ein dauerndes Prinzip umfassender Sorge für einander. Und wenn die eine Nachbarschaft sich an die andere anschließen würde, jede in ihrer eigenen Gilde organisirt, aber alle in denjenigen Bestrebungen vereinigt wären, welche zu unternehmen eine einzelne unvermögend ist, dann würde das ganze Leben der Stadt emporgehoben werden. Die Geschichte der Arbeiterklasse, bemerkt Dr. Coit, beweist sicher, das jede gründliche Reform ihres sozialen Lebens auf der Thätigkeit ihrer eigenen Klassengenossen beruhen muß, wie sehr sie auch Anfangs der Zeit und Aufmerksamkeit einiger Männer und Frauen aus den höheren Ständen bedürfen möge. Nur dann sind die Wohlthätigkeitswerke ganz ohne die Tendenz, „Paupers" zu schaffen, wenn sie von den Personen ausgehen, welche selbst der Gefahr der Verarmung ausgesetzt sind. Nur wer wirklich zu mir sagen kann: „Nächsten Monat kann ich meine Arbeit verlieren oder krank werden und dann wirst Du an der Reihe sein, mir zu helfen," nur der kann mir Nahrung oder Geld geben, ohne meine Unabhängigkeit zu schädigen. Aber mehr als durch alles Andere wird in der Nachbarschaftsgilde dadurch der Wohlthätigkeit ihr Stachel genommen, daß hier der Beistand nur ein gelegentlicher und nicht der Hauptzweck der Vereinigung ist.

Die Nachbarschaftsgilde will nicht mit irgend welchen anderen Vereine, welche spezielle Zweige der Wohlthätigkeit oder Reform pflegen, in Concurrenz treten; sondern sie bedient sich nach Möglichkeit der Hülfe derselben. Nur solche Einrichtungen will sie selbst schaffen, welche in dem betreffenden Bezirk nothwendig sind und von anderer Seite nicht unternommen werden. — Ein ferneres Charakteristikum der Nachbarschaftsgilde ist dieses, daß sie Nachbarn von allen religiösen und religionslosen Standpunkten vereinigt und sie zu begeisterten Dienern des Gesammtwohls macht; sie verlangt nur Selbstlosigkeit des Handelns. Auf dieser Grundlage der Neutralität in der Religion und der Abwesenheit jedes Motivs religiöser Propaganda findet die Nachbarschaftsgilde Zutritt in Häuser und gewinnt sie das Vertrauen und den Beistand von Familien, welche den religiösen Vereinen mit Kälte und Mißtrauen begegnen. Anstatt in einer Nachbarschaft nur diejenigen zu sammeln, welche gewissen christlichen Lehren beistimmen, sucht sie zuerst die besten Menschen zu vereinigen, die intelligentesten, rechtschaffensten, treuesten, gemeinsinnigsten, welche religiösen Meinungen sie auch haben mögen; und mit diesen Besten hofft sie die Ausschweifenden, die Trägen, die Hungernden, die Vernachlässigten zu erretten. Sie ladet die Gottesfürchtigen zur Mitarbeit ein, indem sie nur erwartet, daß Keiner die Gilde als ein Mittel zu religiöser Bekehrung brauchen werde. Ebenso wie die Gilde jeder besonderer Institution ihren eigenen Thätigkeitskreis läßt, läßt sie auch die Kirche die Religion pflegen und wirkt ihr in keiner Weise entgegen.

Während die Gilde in der Religion neutral ist, ist eine ihrer Haupttugenden der Enthusiasmus und der Geist gegenseitiger Hülfsbereitschaft und der Selbstvervollkommnung, welchen sie pflegt. Gar oft muß das allzu ungestüme Feuer gedämpft werden. So hat z. B. ihr Enthusiasmus für die Gilde junge Leute dazu verleitet, nachdem sie den ganzen Tag schwer gearbeitet hatten, die ganze Nacht hindurch für die Gilde thätig zu sein, um dieser die Ausgabe, zu einem geplanten Unternehmen andere Arbeiter annehmen zu müssen, zu ersparen. Dieser Eifer entspringt zum Theil aus der Freundschaft, welche unversehens zwischen den Mitgliedern des Clubs entsteht. Eine Hauptursache der Anhänglichkeit an die Gilde ist die Methode verantwortlicher Selbstverwaltung, auf welche jeder Club sich gründet. Es gibt da keinen Befehl von einer Autorität, welche über dem Gesammtwillen des Clubs stände. Diese Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit, dieses freiwillige Zusammenwirken gibt der Atmosphäre der Gilde Frische und Freiheit.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Nachbarschaftsgilde ist der Umstand, daß sie auch durch ihr praktisches Verhalten die Familie als die wahre moralische Einheit der Gesellschaft anerkennt. Sie sucht dieselbe intact zu erhalten, zu ihrem Ideal emporzuheben und zu einer Stütze für die umfassenderen bürgerlichen Tugenden zu machen. Die Gilde will alle Glieder einer Familie in sich einschließen und will so, wenn deren sieben sind, einen siebenfachen guten Einfluß auf jedes Glied ausüben — zunächst direct auf jedes und dann indirect durch die sechs anderen. Fast alle Vereine verstümmeln die vielseitige Menschlichkeit der Personen, welchen sie nützen wollen, indem sie Junge und Alte, Knaben und Mädchen, Männer und Frauen, Conservative, Liberale und Sozialisten, oder Männer verschiedener Berufe und Frauen verschiedener Berufe in ihrem sozialen Leben trennen. Die Gilde erhält auch in dieser Sphäre die Familie unverletzt und verstärkt so nicht nur das Familienband, sondern verwandelt zugleich die Familie aus dem, was sie fast stets ist — eine exclusive und selbstische Monopolisirung des Besten im Leben — in eine Quelle des Segens für die ganze Umgebung. Die Familie findet ihre wahre soziale Function, indem sie als Familie mit anderen Familien zusammenwirkt für Zwecke, die Allen wohl thun.

In den Unterrichtskursen der Gilde, ihren Comitésitzungen, geselligen Vergnügungen, Tänzen, Concerten, Besuchen von Museen und Ausflügen auf das Land kommen die jungen Männer und die jungen Frauen zusammen; und der Segen und Schutz für den Charakter der jungen Männer zwischen 14 und 25 Jahren, der ihnen daraus erwächst, daß sie in dieser Weise in der Gilde jungen Frauen begegnen, ist unschätzbar. Nichts leitet die Phantasie eines Jünglings so sehr von Versuchungen und unwürdigen Gedanken ab, wie ritterliche Kameradschaft mit rechtschaffenen Frauen. Und da jede Gilde stets mit solchen beginnt und Alle, welche in sie eintreten, zu deren Niveau emporzuheben strebt, so übt sie auf die Männer stets einen verfeinernden Einfluß aus. Auch hat in den Nachbarschaftsgilden die Erfahrung von fünf Jahren die Ansicht bestätigt, daß die beständige Vereinigung von siebzig jungen Männern und siebzig jungen Frauen die sicherste Schutzwehr gegen unbesonnenes und zu frühes Heirathen ist. Es ist gut, daß jeder Jüngling und jede Jungfrau durch lange Bekanntschaft 50 oder 100 Angehörige des anderen Geschlechts kenne. Wenn sie dann aus jener Anzahl eine Wahl treffen, so besteht eine große Wahrscheinlichkeit, daß die nach Geschmack und Charakter für einander passenden Paare sich finden werden.

Aber eine ebenso fundamentale Eigenthümlichkeit der Gilde wie die Vereinigung beider Geschlechter und aller Lebensalter ist die Theilung der Gilde in eine Anzahl von nach Alter und Geschlecht getrennten Clubs. Die Gründe für diese Theilung sind nicht weit zu suchen. Burschen im Alter zwischen 12 und 17 Jahren haben eine gewisse Sinnesart gemein, welche sie naturgemäß zu einander führt; und wenn sie zu einem Club vereint sind, entsteht unter ihnen ein männlicher Corpsgeist. Und da auch ihre Geschmacksrichtung die gleiche

Digitized by Google

ist, so haben sie für dieselben Beschäftigungen Interesse. Wichtiger aber ist es, daß dieselbe moralische Erziehung, dieselben Warnungen vor Irrthümern auf sie alle Anwendung finden. Auch müssen die Burschen sich als Männer fühlen, nicht nur insofern sie Individuen sind, sondern auch gemeinsam als Repräsentanten einer natürlichen Klasse. Und ebenso müssen Mädchen zum Bewußtsein des gemeinsamen Loses aller Frauen gebracht und das Mitgefühl mit ihnen allen muß in ihnen entwickelt werden. Ferner hat sowohl das männliche wie das weibliche Geschlecht eine bestimmte natürliche Neigung zur Gesellschaft von Seinesgleichen, ebenso wie es eine für die des anderen Geschlechts hat; diese beiden Neigungen müssen befriedigt werden; und die Gilde entspricht diesem Bedürfniß, indem sie für jedes Geschlecht besondere Clubs hat und dieselben dann für mannigfache intellectuelle und Erholungszwecke vereinigt. Für die Frauen ist es auch von besonderem Nutzen, daß sie einen eigenen, sich selbst verwaltenden Club haben, weil sie da die Geschäftsführung und Organisirung lernen und eine Uebung im Sprechen, Debattiren und Zusammenwirken in praktischer Thätigkeit erlangen; während, wenn die Frauen nur in demselben Club wie die Männer sind, sie meist im Hintergrunde bleiben und alle Initiative von den Männern ausgeht. Aber wenn Burschen zwischen 12 und 17 Jahren und Mädchen desselben Alters natürliche Gruppen bilden, so gilt das Gleiche auch von den jungen Männern zwischen 17 und 25 und den Frauen des entsprechenden Alters. Es entsteht daher eine natürliche Eintheilung aller über 12 Jahre alten Personen in sechs Clubs, drei für Männer und Knaben und drei für Frauen und Mädchen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Mitglieder eines jüngeren Clubs nicht in einen älteren befördert werden sollten, da dies die Freundschaften und die moralische Anhänglichkeit an die Gilde beeinträchtigen würde; sondern jeder der jüngeren Clubs muß vielmehr in jedem Jahre das Alter für die Zulassung neuer Mitglieder erhöhen, so daß der Club, welcher jetzt aus Knaben besteht, in fünf Jahren der Club junger Männer sein wird ꝛc., während alle paar Jahre ein neuer Club für Knaben und Mädchen, die gerade die Schule verlassen, gegründet werden muß.

Unter den verschiedenen Clubs einer Gilde entsteht ein lebhafter Wetteifer: keiner will hinter der Trefflichkeit des anderen zurückbleiben. Besonders zwischen dem Club der jungen Männer und dem der jungen Frauen ist diese gesunde Rivalität stets rege. Keiner will sich von dem Anderen in der freigebigen Unterstützung der Gilde, in der ökonomischen Verwaltung seiner Finanzen und der parlamentarischen Führung seiner Geschäftssitzungen übertreffen lassen. Und dieses selbe Prinzip des Wetteifers würde im Großen in's Spiel treten, wenn es mehrere mit einander in Verbindung stehende Gilden gäbe.

Was die Anzahl der in einem Club vereinigten Personen anbetrifft, so bemerkt Dr. Coit zunächst, daß kein Club aus mehr Mitgliedern bestehen sollte, als in dem größten verfügbaren Raume während ihrer geselligen oder Geschäftsversammlungen in einem Kreise sitzen können. In einem demokratischen geselligen Club sollte es niemals vordere oder vielmehr niemals hintere Plätze geben. Wenn in dieser Weise nur 20 Personen Platz haben, so sollte daher kein Club in der Gilde aus mehr als 20 Personen bestehen. Unter solchen Umständen würde der, welcher die Clubs zu organisiren hat, beständig Sorge tragen müssen, die zwanzig besten Personen in der Nachbarschaft zu gewinnen, indem so der Mangel an Quantität durch höhere Qualität ersetzt würde. Aber während die Größe des verfügbaren Raumes, wenn derselbe klein ist, die Grenze der Anzahl der Mitglieder eines Clubs bestimmen kann, wird, wenn der Raum ein sehr großer ist, diese Anzahl durch ein anderes Prinzip beschränkt. Kein Club sollte mehr Mitglieder enthalten, als mit einander leicht bekannt werden können. Jede in den Club eintretende Person sollte nach fünf Wochen jedes der älteren Mitglieder persönlich und nach seinem Namen kennen und von ihnen gekannt werden, indem es den gewöhnlichen zufälligen Begegnungen überlassen bleibt, die Bekanntschaft herbeizuführen. Wenn der Club dazu zu groß ist, so verfehlt er seinen Zweck. Er muß ein Heim sein, in welchem die Abwesenheit eines Jeden bemerkt und bedauert wird. Nichts zieht einen Menschen so sehr an einen Ort, als wenn man ihn erwartet und seiner bedarf. Die Erfahrung lehrt, daß ein Club nach ein- oder zweijährigem Bestehen seine Mitgliedschaft, wenn er hinreichenden Raum hat, bis auf siebzig erhöhen kann. Aber eine größere Anzahl würde die persönliche Vertrautheit der Mitglieder zerstören und der Club würde anstatt einer Freundesgruppe ein gewöhnlicher Verein werden — eine politische oder Debattirgesellschaft oder ein polytechnisches oder literarisches Institut, aber nicht eine Erweiterung der Idee der Familie. Wenn nach zwei Jahren die Anzahl bis auf siebzig erhöht werden kann, so darf jedoch auch dies nur schrittweise geschehen, damit nicht neue Elemente unrechter Art zu schnell eintreten, um assimilirt werden zu können und so den Charakter und Ton des Clubs vernichten. In den ersten sechs Monaten sollte ein Club niemals mehr als 20 oder 30 Mitglieder haben. Keiner, der einen solchen organisirt, würde die Individualität und Befähigung einer größeren Anzahl von Personen kennen zu lernen vermögen. Und die Erfahrung lehrt auch, daß Clubs für Knaben und Mädchen nicht so groß sein dürfen, wie die für junge Männer und Frauen; denn jene verlangen eine mehr in's Einzelne gehende Aufmerksamkeit, wenn man ihre Zuneigung gewinnen und ihre Vorstellungen von recht und unrecht klären und entwickeln will.

Dr. Coit handelt weiter über das zweckmäßigste Verfahren, die Nachbarschaftsgilden zu vervielfältigen, über die Leiter derselben, das Budget der Gilden, die Umwandlung anderer Vereine in solche, das Verfahren, eine neue Gilde zu gründen, und er beschreibt mehr im Einzelnen die Art ihrer Thätigkeit. Auf die Frage, welche Klassen von Personen derartige Vereine bilden können, antwortet er, daß in der Natur der Nachbarschaftsgilde nichts liegt, was sie für irgend eine Klasse, von der Aristokratie bis zu der niedrigsten Gesellschaftsschicht, ungeeignet machen könnte; und er schildert die Mitgliedschaft der gegenwärtig von ihm geleiteten, sowie der vor fünf Jahren von ihm in New-York gegründeten Gilde. Die Mitglieder beider gehören größtentheils dem mittleren Arbeiterstande an. In politischer Hinsicht suchen die Gilden die Abschaffung ungerechter Gesetze zu veranlassen, welche die Arbeiterklasse von ihren vollen Bürgerrechten ausschließen, und sie betreiben die Einführung neuer Gesetze, welche den Uebeln unbeschränkter Concurrenz Einhalt thun. Näher geht Dr. Coit auf die Frage gesetzgeberischer Reformen nicht ein, sondern erwähnt sie nur, um die Weite des den Nachbarschaftsgilden offenen Wirkungskreises anzudeuten und das Vorurtheil zu beseitigen, welches Personen, die radicalen politischen Maßregeln ungeduldig entgegensehen, leicht gegen jede Institution hegen, welche einer umfassenden sittlichen und sozialen Erziehung des Volkes Zeit und Aufmerksamkeit widmet. Er behauptet, daß Leben und Hoffnung einer höheren legislativen Gerechtigkeit auf einer feineren und disziplinirteren sozialen Intelligenz und Mitwirkung von Seiten der Lohnarbeiter beruht.

Fast jede Reform, welche von der Art ist, daß sie in einem kleinen Umfange beginnen und sich allmählich durch die Vervielfältigung kleiner Centren ausbreiten muß, wird anfangs beständig von der entmuthigenden Kritik verfolgt, sie sei ein bloßer Tropfen im Ocean. Personen, welche die Totalsumme der Ungerechtigkeit und des Elends in der Welt zu überschauen gewöhnt sind und ihren ungeduldigen Sinn noch nicht der bescheidenen Methode geschichtlicher Entwickelung unterworfen haben, fordern eine Reform durch einen Riesensprung. Solche Personen thäten wohl daran, die in dem Spruche liegende Mahnung zu beherzigen: „Enthusiasmus nur für große Dinge, aber für kleine Dinge Treue.“ Durch ihre Verachtung der Treue in kleinen Dingen verfehlen heute manche Enthusiasten ihr Ziel, der Menschheit wirklich einen Dienst zu leisten, und entmuthigen Andere, sich Reformwerken zu widmen.

Zudem fragt es sich, ob eine Reform als klein bezeichnet werden darf, wenn sie ein mächtiges Prinzip veranschaulicht und der Anfang einer großen Bewegung sein kann. Eine Nachbarschaftsgilde sehe er für bedeutsam an, wie klein sie

Digitized by Google

auch sei, sagt Dr. Coit. Nicht wie ein Tropfen im Ocean komme sie ihm vor, sondern wie ein Saatkorn, das, wenn das Glück günstig ist, einst weite Landstriche zu fruchtbaren Feldern machen kann. Auch sei es nicht erforderlich, daß eine solche Institution Riesenproportionen annimmt, bevor sie eine große Reform vollbringen kann. Eine kleine Anzahl von Arbeitern könnte mehr als eine häßliche Seite im Leben einer Stadt in einen Abglanz des menschlichen Ideals verwandeln. „Gebt mir nur hundert junge Männer und junge Frauen, die für solche moralische und bürgerliche Erziehung der Menschen, wie sie erwähnt worden ist, herangebildet sind und all' ihre Zeit und Fähigkeit derselben widmen, und ich bürge dafür, daß durch ihre Anstrengung das Laster, die Trunkenheit, die Unreinlichkeit des Volkes sich so verringern wird, daß in zehn Jahren die Statistiker eine schnelle Abnahme dieser Uebel festzustellen und dieselbe dem Einflusse der 100 Lehrer der Nachbarschaftsgilden beizumessen haben werden."

Zum Schluß hebt Dr. Coit hervor, daß die Organisirung des geistigen und sittlichen Lebens des Volkes um die Familie und die Nachbarschaft dem Volke wohl viele unmittelbare Befriedigungen verschaffen, aber kein bloßes Palliativmittel sein und jenes nicht mit den Uebeln des gegenwärtigen Industriesystems aussöhnen würde. Wenn ein hitzköpfiger Agitator dem Volke jede gegenwärtige Erleichterung versagen möchte, aus Furcht, es möchte wieder in seine alte unthätige Zufriedenheit zurückverfallen, so irrt er arg und schädigt er gar sehr seine eigene Sache. „Seid sicher, daß, je mehr Ihr dem Volk gebt, es um so mehr von Euch fordern wird; während, je mehr es durch das Elend niedergedrückt ist, es um so unfähiger wird, sich je zu erheben, und seine Unterdrücker zur Rechenschaft zu ziehen." Und unlogisch sei es, bemerkt Dr. Coit weiter, zu folgern, wie es geschehen ist, daß, weil die Nachbarschaftsgilde nicht die Umstürzung des Lohnsystems und des Privatbesitzes von Land und Kapital erstrebt, sie deshalb mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung im Bunde stehe und ihre Reformen ein bloßes Flickwerk des herrschenden Systems seien. Statt sie für einen integrirenden Theil des heutigen Gesellschaftsmechanismus anzusehen, sollte man sie vielmehr zu den Miniatur-Anticipationen einer neuen Gesellschaftsordnung rechnen — der Ordnung, welche die Menschen immer noch zu schaffen haben würden, wenn das gegenwärtige industrielle Regime hinweggefegt, Land und Kapital nationalisirt wären und diese Veränderungen der Hoffnung der Sozialisten entsprochen hätten. Was sonst würden die Menschen mit ihren Mußestunden und ihren vermehrten Mitteln des Genusses anfangen, als sogleich zur sozialen Reconstruction ihres geistigen und sittlichen Lebens auf irgend einem dem geschilderten ähnlichen Wege schreiten?

„Ungleich den vielen utopischen Träumen des früheren Communismus", mit diesen Worten schließt Dr. Coit, „sucht der von mir vorgeschlagene Plan nicht eine Gruppe von Familien von der Berührung mit der umgebenden Gesellschaft zu isoliren oder die gegenwärtigen Bedingungen und Motive des Lebens hintan zu setzen. Im Gegentheil, er wird inmitten der modernen Großstadt angelegt, in dem Glauben, daß es in derselben wenigstens für das Fundament einer neuen und vollkommenen Stadt bereits Raum giebt."

Möchten auch in Deutschland Viele nach diesem weisen Plane bauen!

Blitzgefahr und Blitzschutz.

Von M. Schneidemühl.

Es dürfte allmählich auch dem größeren Publikum bekannt geworden sein, daß die neuere Blitzschlagstatistik die merkwürdige Thatsache ergeben hat, daß die jährliche Zahl der Blitzschläge sich in den letzten 2—3 Jahrzehnten fortdauernd ganz bedeutend vermehrt hat. Es hat sich herausgestellt, daß gegenwärtig z. B. mehr als doppelt soviel Gebäude jährlich vom Blitze getroffen werden als vor etwa 25—30 Jahren. Offenbar ist diese Erscheinung nicht nur theoretisch, d. h. für die Meteorologie, sondern noch in höherem Maße praktisch von großer Bedeutung. Veranschlagt man doch für Deutschland allein den durch Blitzschäden verursachten Verlust an Nationaleigenthum auf jährlich 6—8 Millionen Mark; ein Verlust, der sich also mit einer Zunahme der Blitzschläge fortdauernd steigern muß.

In zwei Aufsätzen dieser Zeitschrift (Nr. 1 u. 13, Jahrgang 1889) ist die ganze Frage der Zunahme der Blitzgefahr bereits einmal ausführlich besprochen worden. Die Statistik, auf welche sich dieselben bezogen, reichte bis zum Jahre 1884. Inzwischen ist von dem Director der Provinzal-Städte-Feuer-Societät der Provinz Sachsen, Herrn Kassner, eine auf Mittel-Deutschland bezügliche Fortsetzung derselben erschienen, welche bis zum Ende des Jahres 1889 reicht, und in der von Neuem sämmtliche früheren Ergebnisse bis in's Einzelne bestätigt werden. Da es zur richtigen Beurtheilung des Nachfolgenden von Werth ist, die wichtigsten derselben vor Augen zu haben, so mögen aus der sehr sorgfältigen Untersuchung Kassner's — die übrigens die Fortführung einer früheren, ebenfalls auf Mittel-Deutschland bezüglichen Arbeit desselben Autors bildet, welche bis zum Jahre 1864 zurückreicht, sodaß das Ganze also nunmehr einen Zeitraum von 26 Jahren mit rund 12,000 Blitzschlägen umfaßt — die Hauptresultate hier kurz angeführt werden. Sie lauten:

1. Die Häufigkeit der Blitzschläge ist in der 26jährigen Beobachtungszeit um mehr als das Doppelte (129 Procent) gestiegen, während die Zahl der vorhandenen beziehungsweise versicherten Gebäude nur um etwa 11 Procent zugenommen hat.

2. Die Zunahme betrifft die nicht zündenden Blitze stärker als die zündenden und die ländlichen Districte stärker als die städtischen.

Zur Erläuterung dieser besonders wichtigen Verhältnisse kann folgende kleine Tabelle dienen.

		Zahl der Blitzschläge	
		in dem Zeitraum 1864—76	in dem Zeitraum 1877—89
In den Städten	zündend	156	218
	nicht zündend	1263	2072
Auf dem Lande	zündend	484	1199
	nicht zündend	1686	4977

3. Die Blitzschlagtage haben stetig und nicht unerheblich zugenommen und im Jahre 1889 (ebenso wie auch die Zahl der Blitzschläge) ihre bisherige höchste Zahl erreicht. Ihre Zunahme ist jedoch eine geringere als die der Blitzschläge, und dadurch ist von Neuem dargethan, daß die Gewitter nicht nur häufiger sondern auch heftiger, blitzschlagreicher geworden sind.

4. Es treten gewisse Zugstraßen für die Gewitter deutlich hervor, und einzelne Gegenden erweisen sich als besonders gefährdet (namentlich die meisten Flußthäler), andere aber als ziemlich verschont.

Die Erkenntniß dieser wachsenden Blitzgefahr hat natürlich neben der theoretischen Frage nach den Ursachen derselben namentlich die praktisch wichtige nach den Mitteln der Abwehr aufgedrängt. Da man aber über die ersteren, die Ursachen, gegenwärtig noch durchaus im Unklaren ist, so kann sich die Abwehr vorläufig nur auf das einzige Schutzmittel, welches wir gegen die Gefahr eines Blitzschlages überhaupt besitzen, nämlich die Blitzableiter beschränken. Und in der That bildet die Frage der Vermehrung und zweckmäßigen Anlage der Blitzableiter seit einigen Jahren einen wichtigen Gegenstand sowohl theoretischer Untersuchungen als namentlich praktischer Erörterungen in den betheiligten Kreisen. Dabei hat sich nun in Bezug auf einen scheinbar untergeordneten, in der That aber für das allgemeine Wohl äußerst wichtigen Punkt ein Streit zwischen den Vertretern der Wissenschaft und der Elektrotechnik auf der einen und den Gas- und Wasserfachmännern auf der

Digitized by Google

anderen Seite erhoben, der bereits seit zwei Jahren mit wachsender Lebhaftigkeit geführt wird und, wie es scheint, nicht so leicht zu einer Entscheidung gelangen wird, wenn nicht durch ein Eingreifen der staatlichen bezw. communalen Behörden zu Gunsten der Forderungen der Wissenschaft und Elektrotechnik die Streitfrage selbst beseitigt wird. Es handelt sich nämlich darum, ob bei jedem Gebäude, welches mit einem Blitzableiter versehen ist und zugleich Gas- oder Wasserleitung besitzt, der erstere an die letztere angeschlossen werden muß oder nicht. Während diese Frage vom physikalischen Standpunkte und demzufolge auch von Seiten der Elektrotechniker unbedingt bejaht wird, wird sie von den Gas- und Wasserfachmännern ebenso entschieden verneint, ja der Anschluß geradezu als gefährlich bezeichnet, und da die Vertreter dieser gegnerischen Ansicht vielfach zugleich die Besitzer der betreffenden Leitungsnetze sind, so steht einer Ausführung dieses Anschlusses damit zugleich ein directes Hinderniß entgegen. Da es sich hier, wie gesagt, um eine Frage von hoher Bedeutung für das Allgemeinwohl handelt, so möchten wir etwas näher darauf eingehen.

Theorie und Erfahrung lehren, daß das Ziel einer jeden nach der Erde hin erfolgenden Blitzentladung das Grundwasser oder überhaupt die in der Nähe befindlichen größeren Leitermassen der Erde sind, und daß der Blitz als Weg nach diesem Ziele im Allgemeinen denjenigen wählt, welcher ihm den geringsten Widerstand bietet und der am innigsten mit jenen Leitermassen in Verbindung steht. Daraus folgt, daß je vollkommener in dieser Beziehung ein sich an einer bestimmten Stelle darbietender Weg ist, um so gefahrloser und unschädlicher die Entladung verläuft. Erfahrungsgemäß sind die Metalle die besten Leiter der Elektricität, d. h. also diejenigen Körper, welche der Blitzentladung den geringsten Widerstand bieten. Bringt man also an einem Gebäude eine Metallstange an, die mit dem einen Ende dasselbe überragt, mit dem anderen in's Grundwasser reicht, so zeichnet man einem das Gebäude treffenden Blitz sozusagen den Weg, den er nehmen muß, vor, d. h. man hält ihn von dem Gebäude selbst ab und schützt dieses dadurch. Eine derartige Vorrichtung ist es ja im Wesentlichen, welche wir einen Blitzableiter nennen, und deren schützende Wirkung ja auch durch eine mehr als hundertjährige Erfahrung über allen Zweifel sicher gestellt ist. Nun stellt offenbar jedes ein Gebäude durchziehende Gas- oder Wasserrohr ebenfalls einen guten Leiter für eine elektrische Entladung dar und sogar noch einen besseren als der eigentliche Blitzableiter, da dasselbe vermöge seiner im Allgemeinen größeren Dicke nach physikalischen Gesetzen der Fortbewegung der Elektricität einen geringeren Widerstand entgegensetzt als jener, namentlich aber weil Gas- und Wasserleitung durch das den Boden einer ganzen Stadt durchziehende Rohrnetz in einer ungleich besseren Verbindung mit den Leitermassen der Erde stehen als der meist nur in einer einfachen Metallplatte endigende Blitzableiter. Man kann deshalb auch beinahe sagen, daß, wenn man ein solches Gas- oder Wasserrohr mit einem durch das Dach hindurchreichenden Ansatzstück versehen würde, man dadurch auf die einfachste Weise einen guten und billigen Blitzableiter erhielte. Daraus folgt aber wieder, daß ein Gebäude, welches mit einem Blitzableiter versehen ist und zugleich Gas- oder Wasserleitung besitzt, bei einem den Leiter treffenden Blitzschlage der Gefahr ausgesetzt ist, daß der Blitz von diesem auf die ihm einen besseren Weg bietende Rohrleitung überspringt und dabei an den dazwischen liegenden Theilen des Gebäudes mehr oder minder große Zerstörungen verursacht; natürlich sind ebenso die in der Nähe befindlichen Personen gefährdet. Da aber dieser Uebergang an jeder Stelle erfolgen kann, so besteht die Gefahr thatsächlich für das ganze Gebäude. Diese Folgerung der Theorie wird durch mannigfache Beispiele aus der Erfahrung in einer zuweilen überraschenden Weise bestätigt. Wir wollen nur ein paar der prägnantesten anführen. Ein Blitzschlag, welcher im Jahre 1877 den Ableiter der Kirche in Itzehoe traf, sprang mit Durchbrechung einer $^1/_2$ Meter dicken Mauer auf die Gasleitung über; ein anderer, welcher im Jahre 1880 auf die Nikolaikirche in Flensburg niederging, schlug sogar auf die Gasleitung des an der Kirche gelegenen Schulhauses über; ein dritter, welcher im Jahre 1871 die Kirche zu Alatri traf, warf einen 10 Meter langen und $^3/_4$ Meter tiefen Graben auf, um vom Blitzableiter auf die Wasserleitung zu gelangen ꝛc. Es hat daher der elektrotechnische Verein in Berlin, dem wir eingehende Untersuchungen in der ganzen Frage des Blitzschutzes in erster Reihe zu danken haben, und dem die hervorragendsten Vertreter der Physik und Elektrotechnik angehören, es als eine unbedingte Forderung aufgestellt, daß jeder Blitzableiter eines Gebäudes mit einer in demselben vorhandenen Gas- oder Wasserleitung an geeigneter Stelle (am besten vor dem Eintritt der letzteren in die Hauptmesser) metallisch zu verbinden ist. Diese Verbindung — so wird in der betreffenden Erklärung hinzugefügt — bringt für die Leitungen nicht nur keine Gefahr, sondern es sind dieselben im Gegentheil im Falle der Unterlassung des Anschlusses ebenso wie bei Abwesenheit eines Blitzableiters direct gefährdet.

Dem gegenüber wird nun von den Gas- und Wasserfachmännern dieser Anschluß nicht nur als nicht nöthig, sondern vielmehr als geradezu gefährlich bezeichnet. Zunächst, sagt man, sei gar keine Sicherheit dafür vorhanden, daß der Blitzableiter stets in Ordnung ist, und ebenso, daß die Rohre selbst untereinander immer in guter metallischer Verbindung stehen; seien aber solche Mängel vorhanden, so werde der Anschluß sowohl für die Rohrleitung wie für das Gebäude selbst direct gefährlich.

Darauf ist indessen zu erwidern, daß diese Gefahr genau dieselbe bleibt, ob der Anschluß vorhanden ist oder nicht. Denn von einem untauglichen Blitzableiter springt der Blitz in jedem Falle ab, wenn bessere Leiter, wie Gas- oder Wasserrohre, in der Nähe sind, und dieser Uebergang wird im Gegentheil gerade dann gefahrloser, wenn eine metallische Verbindung zwischen beiden vorhanden ist. Und was die Gefährdung der Rohrleitung selbst anbetrifft, so ist dieselbe, wie eine einfache theoretische Betrachtung, namentlich aber auch die Erfahrung, zeigt, eine durchaus geringfügige. Es findet höchstens an undichten Stellen etwas Funkenbildung, Lockerung u. drgl. statt, aber keine irgendwie bedeutende Schädigung. Jedenfalls steht dieselbe in gar keinem Verhältniß zu der bei Unterlassung des Anschlusses vorhandenen Gefahr für das ganze Gebäude und seine Bewohner.

Es wird ferner darauf hingewiesen, daß bei Reparaturen, wo ja die Leitungen fast immer vollständig unterbrochen sind, die Gefahr ganz besonders groß sei, und zwar nicht nur für das Gebäude und die Rohrleitungen, sondern ebenso sehr für die bei der Reparatur beschäftigten Arbeiter. Aber auch hierauf ist zu erwidern, daß diese Gefahr durch den Anschluß weder herbeigeführt noch vergrößert wird. Jede Gas- oder Wasserleitung ist eben, wie vorher dargelegt worden ist, an sich eine Gefahr für das Gebäude. Im Uebrigen ist es ja im vorliegenden Falle leicht, während eines Gewitters an der Unterbrechungsstelle eine provisorische metallische Verbindung herzustellen, und außerdem kann man, um jede Gefahr für die Arbeiter zu vermeiden, während dieser Zeit die Arbeit ganz ruhen lassen.

Vor Allem aber wird von den Gegnern überhaupt geleugnet, daß durch Gas- und Wasserleitungen die Blitzgefahr für ein Gebäude vergrößert werde, und daß demgemäß ein Anschluß derselben an die Blitzableiter überhaupt erforderlich sei. Jedenfalls sei diese Gefahr, sagt man, durchaus nicht so groß, um die gegen den Anschluß vorhandenen Bedenken hinfällig zu machen. Nebenbei wird auch noch hervorgehoben, daß die Besitzer der Rohrleitungen durch Genehmigung des Anschlusses ihr Eigenthum dem Publikum zu einem ganz fremden Zwecke preisgeben und es dadurch den Gefahren aussetzen, welche ohne ihr eigenes Verschulden durch mangelhafte Blitzableiter heraufbeschworen werden. Um diesen eben erwähnten Haupteinwand, der im Wesentlichen die anderen in sich schließt, möglichst augenfällig widerlegen zu können, hatte der elektrotechnische Verein vor etwa zwei Jahren einen Aufruf in den Zeitungen erlassen um Einsendung von Angaben über Blitzschläge, bei denen Gas- und Wasserleitungen in Mitleidenschaft

Digitized by Google

gezogen worden, und er hat die in Folge dieses Aufrufs eingegangenen Mittheilungen zugleich mit einer Anzahl bereits früher bekannter Beispiele vor Kurzem in einer übersichtlichen Zusammenstellung veröffentlicht. Dieselbe umfaßt im Ganzen 120 Fälle, von denen 112 sich auf Gas- oder Wasserleitungen direct beziehen, während bei den übrigen 8 die Verhältnisse ähnlich wie bei diesen lagen. Diese Zahlen könnten vielleicht für den beabsichtigten Zweck als zu gering erscheinen. Indessen ist zu berücksichtigen, daß es sich hier um Blitzschläge handelt, von denen jeder einzelne in seinem ganzen Verlaufe möglichst genau untersucht ist — die kleine Schrift enthält bei vielen sogar Skizzen der betreffenden Oertlichkeit u. drgl. — so daß das Gewicht der 120 Fälle jedenfalls erheblich bedeutender ist als das einer ebenso großen oder auch noch größeren Zahl nur einfach statistisch festgestellter. Namentlich aber ist zu beachten, daß die hier aufgeführten Blitzschläge nur einen geringen Theil aller derjenigen hierher gehörigen darstellen, welche thatsächlich erfolgt sind. Das ist an sich einleuchtend, zeigt sich aber auch z. B. darin, daß die Mehrzahl der aufgeführten aus den letzten Jahren herrührt, was jedenfalls darin seinen Grund hat, daß man erst neuerdings der vorliegenden Frage erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Die Zusammenstellung zeigt nun folgendes bemerkenswerthe Ergebniß. Unter den 120 Fällen sind allein 63, in welchen Gas- oder Wasserleitungen solcher Gebäude getroffen wurden, welche gar keine Blitzableiter besaßen; also ein deutlicher Beweis für die Behauptung, daß jene Leitungen an sich eine Gefahr bilden. Dann kommen 41 Fälle, wo Blitzableiter vorhanden aber nicht an die Rohrleitungen angeschlossen waren, in Folge dessen ein Abspringen des Blitzes von jenen auf diese stattfand. Dagegen sind nur 8 Fälle beobachtet worden, in denen Blitzableiter getroffen wurden, die mit den Gas- oder Wasserleitungen metallisch verbunden waren. Streng theoretisch genommen sollten allerdings derartige Blitzschläge gar nicht zur Feststellung gelangen, weil sie ebenso wie alle diejenigen, welche einen guten Blitzableiter treffen, vollständig spurlos verlaufen sollten; und es ist in der That auch nicht zu bezweifeln, daß die wirkliche Zahl aller hierher gehöriger, aber eben nicht bemerkter, sehr viel größer ist. Daß die vorliegenden 8 Fälle dennoch beobachtet wurden, lag an zufälligen Nebenumständen, z. B. daß Blitzableiterspitzen abgeschmolzen wurden, oder eine Rüttelung der Leitung erfolgte u. drgl. Irgend welchen Schaden haben aber auch diese nicht verursacht. In den noch übrigen, oben bereits erwähnten 8 Fällen, bei welchen die Verhältnisse ähnlich wie bei Gas- und Wasserleitungen lagen, handelt es sich um Blitzschläge, welche von den Ableitern auf Dachrinnen, Abfallrohre oder andere im Innern der Gebäude befindliche größere Metallmassen übersprangen. Dieselben würden also im Princip den 41 Fällen der 2. Abtheilung zuzurechnen sein.

Faßt man das Vorstehende kurz zusammen, so stehen also, wenn man die letzten 8 Fälle unberücksichtigt läßt, 104 Blitzschlägen, welche isolirte oder nicht an Blitzableiter angeschlossene Gas- oder Wasserleitungen trafen und unter größeren oder geringeren Zerstörungen verliefen, 8 zufällig beobachtete Fälle solcher gegenüber, welche vom Ableiter auf die angeschlossenen Rohrleitungen übergingen, ohne in ihrem Verlaufe jedoch irgend welchen Schaden anzurichten; — also eine so augenfällige Bestätigung der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Verbindung des Rohrnetzes mit den Blitzableitern, wie sie nur gewünscht werden kann. Unter solchen Umständen erscheint deshalb auch der Wunsch berechtigt, daß die Behörden dieser Angelegenheit näher treten, um, wenn nicht anders, durch directe Vorschriften der durch Theorie und Erfahrung gleichmäßig begründeten Forderung auch in der Praxis entsprechende Geltung zu verschaffen.

Literatur und Kunst.

Theodor Körner's Stammbuch.

Mitgetheilt von Theophil Zolling.

Ueber dem Nachlaß des Körner'schen Hauses waltete kein guter Stern. Namentlich die von den Sammlern begehrten Briefe Schiller's und Theodor Körner's wurden zum Theil in alle Winde zerstreut, so daß noch heute solche fast auf jeder größeren Autographenversteigerung erscheinen. Uns selbst ist vor acht Jahren auf einer Berliner Kunstauction mit Briefen und Gedichten Theodor's auch sein bisher unbekanntes Stammbuch zugefallen, von dem wir zur Jubelfeier des Dichters Einiges mittheilen wollen. Zum Glück hat sich jetzt in dem der Stadt Dresden gehörenden Körner-Museum, das der unermüdliche Sammler und Forscher Hofrath Emil Peschel begründete und nunmehr leitet, ein Sammelpunkt gebildet, der alle die fliegenden und verflogenen Blätter nach und nach an weihevoller Stätte vereinigt. Auch unser Stammbuch soll dort seinen Ruheplatz finden.

Es ist ein Bändchen in vornehmem Kleinquerformat, gebunden in rothem Maroquin mit Goldleisten und Goldschnitt, 13 zu 16 Centimeter groß. Sein schmaler Rücken trägt auf grünem Leder die goldene Aufschrift Blätter der Erinnerung und dann unten fast am Rande die Buchstaben C. T. K. (Carl Theodor Körner). Die Blätter von weißem geschöpften Büttenpapier sind noch fest zusammengeheftet. 41 von 55 Blättern sind beschrieben, 11 herausgerissen. Dem braun marmorirten Pappfutteral fehlt der Deckel. Das früheste vorhandene Stammbuchblatt ist vom Jahre 1805, als Theodor 14 Jahre alt war. Nur wenige Jahre zuvor hatte der gestrenge Goethe seinem unglücklichen Sohne August, damals elfjährig, ebenfalls ein Album als Geschenk gesandt, aber nicht zum Gebrauch nach Belieben, sondern nur nach väterlicher Weisung. Vater Körner, ein unvergleichlich liebevollerer Vater, ließ seinen Sohn frei gewähren, und nach kindlicher Wahl und Neigung durfte er seinen Freunden und Bekannten diese Blätter vorlegen. Der Sammler mag das heute beklagen, denn dadurch wurde das Album arm an Berühmtheiten, und manches werthlose Autograph muß man mit in Kauf nehmen. Aber nach und nach werden uns diese dunklen Namen vertraut und lebendig, erhalten eine fesselnde Beziehung zu dem Dichter, erklären und erläutern uns sein Ringen und Singen. Diese schülerhaften Handschriften rühren von Theodors Freunden und Commilitonen her, mit denen er in Jugendlust, in Sturm und Drang verbunden war, und er achtete und liebte sie, denn nur den Vertrautesten gestattete er den Eintrag; diese unbekannten Mädchen und Frauen standen zu ihm in zarten Beziehungen der Freundschaft, Schwärmerei, Liebe; diese gereiften Männer sind Lehrer, Rathgeber, von ihm verehrte Hausfreunde und bewunderte Künstler. Da und dort gewinnt ein Name mitten unter den jugendlichen Gespielen plötzlich Bedeutung. Es ist ein Charakterkopf wie Graf Geßler und E. v. Pfuel oder ein Künstler wie Friderich und Kaaz, oder eine interessante Frau wie die Herzogin von Curland, die sämmtlich nicht nur der alte Körner, sondern selbst Goethe seiner Freundschaft würdigte.

Die Familie Körner hat sich im Stammbuch des Sohnes nicht verewigt, weder der würdevolle, hochherzige Vater, noch die einst schöne Mutter, die alle ihre Lieben überleben sollte, weder die Pastell malende Tante Dora Stock, noch die zarte Schwester Emma, die so bald dem Bruder in's frühe Grab nachfolgte und das beste Oelbildniß von ihm hinterlassen hat. Aber seine geliebte Ziehschwester Emma Juliane Kunze hat sich auf einem dieser Blätter eingetragen, und dieses von keinem Geringeren als Heinrich v. Kleist umschwärmte Mädchen, das Urbild des Käthchens von Heilbronn, mag den Reigen eröffnen!

Sie gibt freilich das Wort an Goethe ab, indem sie die bekannten Distichen „Warnung" (aus der Abtheilung: Antiker

Digitized by Google

Form sich nähernd) mit charaktervollen, schönen Schriftzügen abschreibt, aber auch diese Wahl ist für das eben Braut gewordene Mädchen bezeichnend:

Wecke den Amor nicht auf! noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedient sich klug die sorgliche Mutter,
Wenn ihr Söhnchen noch schläft, denn es erwacht nur zu bald.
Gedenke der Warnung Deiner

Dresden, am 20. Oct. 1808. Schwester Julie Kunze.

Sie lebte seit dem Sommer 1803 im Körner'schen Hause in Dresden und war eine 1786 geborene Leipzigerin. Körner hatte sie auf den Wunsch seines verstorbenen Freundes, des Leipziger Kramermeisters Kunze, der auch zu den nahen Freunden Schiller's gehörte, zu sich genommen. Sie war ein gutartiges Wesen und, obwohl etwas älter als seine Tochter Emma, doch eine angenehme Gesellschaft für diese. Die Kinder schlossen sich eng an einander wie rechte Geschwister. Alle drei zeigten Talent und Eifer zum Singen. Bald wurde Juliens Gesang zu des musikalischen Körner Freude in Dresden berühmt. Heinrich von Kleist, der 1808 dort seine Zeitschrift „Phöbus" herausgab und bei Körner's verkehrte, interessirte sich lebhaft für die junge Waise, bekannte ihr stürmisch seine Liebe und forderte, wie ehedem von seiner Jugendbraut Wilhelmine, sie solle sich ihm ohne Rückhalt hingeben und mit ihm verloben, ohne ihren Pflegeeltern davon etwas wissen zu lassen. Entschlossen lehnte das Mädchen diese Forderung ab; wie es heißt nicht ohne den Beirath der Tante Dora. Kleist wiederholte seine Bitte nach drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, dann nach drei Wochen und wieder nach drei Monaten und löste, als seine Bedingungen ihm nicht zugestanden wurden, das Verhältniß auf. Das im Liebesglück (Frühling 1808) entstandene „Käthchen von Heilbronn", dessen Heldin der Geliebten ein Beispiel geben sollte, wie man lieben müsse, arbeitete er noch einmal um, wobei die Annahme, daß Tante Dora seine Verbindung mit Julie hintertrieben, ihn bestimmt haben soll, die Person und den Charakter seiner Kunigunde nachträglich in's Schwarze und Häßliche auszumalen. Nach ihrer Verlobung, die bald auf den Bruch mit Kleist folgte, hat sich Julie in Theodor's Stammbuch eingeschrieben. Ebenso einige Blätter weiter ihr Bräutigam Herr von Einsiedel auf Schloß Gnandtstein.

Man muß sich vom Gewöhnlichen zu dem Idealen erhoben haben, ehe man zur goldenen Mittelstraße zurückkehren und sich überzeugen kann, daß nur in der Mitte von beiden Extremen das Glück wohnt, dessen wir fähig sind. Alexander von Einsiedel.

Er wie Julie erscheinen öfter in den Körner'schen Familienbriefen. Am 22. Juli 1808 schreibt die Mutter an Theodor: „Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß Julie fort ist. Zu einer anderen Zeit würde mir Juliens Entbehren schwer zu ertragen sein; aber jetzt vermiß ich sie nicht, weil es mich auch von der langweiligen Gesellschaft des Herrn von Einsiedel befreit ... Schönberg [alter Hausfreund Körner's] ... denkt sich Einsiedel als ein höchst interessantes Wesen, weil Julie ihn liebt — und denkt, ich sehe nur Prosa, wo doch lauter Poesie müßte sein." In der That war denn auch diese Ehe sehr unglücklich. Zwar liebten und achteten sich die Gatten, aber Einsiedels Epilepsie, an welcher er schon von klein auf litt, wurde für Julie die Quelle großer Sorgen, zumal die Anfälle sich immer mehr steigerten und geistige Störungen eintraten, die bis zur Gehirnerweichung ausarteten. Er starb nach langen Leiden am 19. December 1840. Eine hochbetagte Nichte Juliens theilt uns neulich mit, daß diese mit Kleist nie förmlich verlobt war, „aber noch in späteren Jahren wurde sie oft von Freunden und Verwandten geneckt, daß sie das Urbild zum Käthchen gewesen sei, worüber sie sich immer entrüstete. Doch gestand sie ein, daß die Auszeichnung von Kleist's Seite allerdings eine sehr auffallende gewesen sei. Meine Tante war durchaus keine Schönheit, aber anziehend durch liebenswürdiges Wesen und sehr munteren Geist. Sie war ihres Gatten Schutzengel, so daß auch er, bis sein Geist sich völlig zerstört zeigte, ihr die freundlichste Dankbarkeit bethätigte. Die Art und Weise, wie sie ihr trauriges Geschick ertrug, wurde von allen Angehörigen und Freunden hoch geschätzt. Sie starb am 30. Juli 1849, 62 Jahre 9 Monate 28 Tage alt, wie auf ihrem Grabe in Gnandtstein noch heute zu lesen ist." Außer dem im Körner-Museum aufgehängten Bildniß, von Emma Körner gemalt, gibt es noch ein anderes prächtiges Jugendbild von Tischbein aus dem Jahre 1806. Auf Gnandtstein befindet sich nur noch eine Bleistiftzeichnung aus ihren letzten Lebensjahren.

Ein Blatt vor Juliens Eintrag steht ihr Bruder Friedrich Wilhelm Kunze.

Wärst Du jetzt in meiner Lage, so zögest Du Dich mit Versen aus der Affaire, ich wünsche Dir in reiner Prosa, daß Du noch oft so vergnügte Tage verleben mögest, wie die waren, die wir in Deiner Gesellschaft verlebten vom 30. October bis 3. November, und 16. bis 20. November. Ich bin überzeugt, dann fehlt Dir's gewiß nicht an Heiterkeit.
Dein aufrichtiger Freund

Leipzig, den 25. November 1808. Wilh. Friedr. Kunze.

Damals stattete der Freiberger Student einen kurzen Besuch bei dem jungen Steinguthändler Kunze und seiner Frau Betty in Leipzig ab. Er scheint da in der ausgelassensten Stimmung gewesen zu sein, die sich noch in einigen Briefen und einem vierstrophigen Geburtstagsgedicht hinterher wiederspiegelt. In seinem Briefe vom 30. December 1808 erwähnt er auch seines bei den Freunden zurückgelassenen Stammbuches:

„Es jagt der Mensch
Durch seines Lebens Weh,
So wie der Rennschlitten durch den Schnee.

Dieser Vers bringt mich auf die Erzählung meiner Schlittenfahrt von Freiberg nach Dresden, was Euch zugleich meinen jetzigen Aufenthalt in Dresden bekannt macht, wobei Ihr an den in Leipzig erinnert werdet, wo ich bei Dir, Wilhelm, 5 Thaler auf die erste Hypothek genommen habe, die zugleich mit diesem Brieflein folgen. Diese Post bringt mich auf die fahrende, die mir von Euch das Ränzel und das Stammbuch richtig überliefert hat, wofür ich Euch ergebenst danke."

Auf den Namen dieser jungen Frau Betty dichtete Theodor, wie es damals Gebrauch war, ein Räthsel, um es in Gesellschaften zum Errathen aufzugeben, und an Wilhelm ist das Sonett vom 2. December 1808 gerichtet, das ebenfalls in Theodor's poetischem Nachlaß gedruckt wurde. Der treue Freund spielte in jenen schrecklich langen Monaten, wo Körner's noch keine Gewißheit über das Schicksal ihres gefallenen Sohnes erlangen konnten, eine schöne Rolle und gab in Theodor's Auftrag 1813 das seltene Büchelchen „Zwölf freie deutsche Gedichte" mit einem kurzen Vorwort heraus, das erst ein Vierteljahr nach dem Tode des Dichters erscheinen konnte. Ueber diesen Freundesdienst berichtete er 34 Jahre später: „Im April 1813 kam die freie Schaar [der Lützower] nach Leipzig und Körner als Oberjäger ließ sich bei mir einquartieren. Er war überglücklich in seiner Stellung, enthusiasmirt für die Sache und sein Freicorps. Er beabsichtigte damals, zwölf freie deutsche Lieder herauszugeben und brachte davon elf mit, als er zu mir kam. Das zwölfte, „Lützow's wilde Jagd", schrieb er am 24. April 1813 hier auf dem Schneckenberge, diktirte es mir in die Feder, gab mir die übrigen sammt dem Titel als Manuskript und wünschte, daß ich für die Herausgabe besorgt sein möchte."

Einer von Theodor's dreizehn Pathen hat sich mit dem folgenden griechischen Eintrag, daß wir nach Pythagoras in der Wohlthätigkeit und Wahrheit den Göttern Verwandtes haben, verewigt:

πυθάγορας ἀποφηνάμενος, τὶ θεοῖς ὅμοιον ἔχομεν νένεργεσίαν εἶπε καὶ ἀλήθειαν.

μεμνησο
γεσλερ.

Karl Friedrich Graf von Geßler (1753—1829) kam 1788 als außerordentlicher preußischer Gesandter nach Dresden. Die Freundschaft mit Körner hat in Karlsbad begonnen, das letzterer 1788 zum ersten Male besuchte und dauerte bis zum Tode. 1791 von seinem Gesandtschaftsposten zurückgetreten, lebte er bald in Dresden, bald auf seinen schlesischen Besitzungen, zuweilen auf Reisen. Mit Schiller wurde er persönlich erst Ende April bekannt, und der eben vollendete und an Körner geschickte Tell wurde 1804 bei Geßler gelesen. „Es waren", schreibt Körner, „fünf Frauenzimmer und vier

Digitized by Google

Mannspersonen, Karl (Theodor) mit eingeschlossen. Die Hauptrollen waren vertheilt und Geßler hatte seinen Ahnherrn." In der That leitete Geßler, wie Arndt in seinen „Erinnerungen" erzählt, den Ursprung der Familie aus der Schweiz her. Ebendaselbst wird über diesen trefflichen Mann Folgendes berichtet: „Mein einziger rechter Freudenbringer war der Graf Geßler, ein alter Jugendfreund Stein's, welcher über ihn eine große Gewalt hatte und ihn, selbst wenn sie sich anfangs kabbelten, doch zuletzt meist in heitere Laune setzte; denn dieser edle Mann hatte über ein sehr stürmisches Herz und einen kränklichen Leib, der ihn schrecklich mit Gicht plagte, eine großartige Herrschaft gewonnen. Er zog mich heran, und wir lasen griechisch und italienisch mit einander. Denn er war ein sehr gebildeter, kenntnißreicher Mann mit den lebhaftesten Bewegungen, mit einem breiten, von Blatternarben zerrissenen Gesicht und feuerblitzenden Augen, leider mit durch Gicht oft zuckenden Zügen; Schalkheit und Witz funkelten aus ihm, obgleich er beim ersten Anblick mehr den Eindruck eines häßlichen Mannes machte." In den „Knospen", Theodor's Erstlingswerk, finden sich Distichen auf Neudorf und Peterswalde, die beiden schlesischen Güter Geßler's, die der Jüngling Anfang September 1809 besuchte. Auch ein lustiges Gedicht an ihn „Mich schönstens für eine Flasche Bischof zu bedanken" vom Jahre 1809 ist bekannt geworden. Freilich scheint Geßler von der Dichtergabe seines Pathenkindes keine hohe Meinung gehabt zu haben, wie Theodor in Wien erfuhr. Als dieser k. k. Hoftheaterdichter wurde, scherzte der skeptische Pathe in einem Brief an seine Freundin Caroline von Wolzogen darüber: „Haben Sie nicht Theil an der Freude unserer Freunde über Karlchen, nunmehr Theodorchen, genommen? Ist es nicht wahr, was Boileau parodirt, que

dans les âmes bien nées
La rime n'attend pas le nombre des années.

Voltaire schrieb im 80. Jahre noch für das Theater, aber ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart ist wohl in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen."

Vielleicht war der gelehrte Freund gerade wegen Theodors Namenswechsel etwas beleidigt. Er hatte in der Taufe die Namen Carl Theodor empfangen. Ersterer, der Name seines Pathen, war zuerst der Rufname, der aber bald dem zweiten Namen Theodor als nom de plume weichen mußte, wohl als Anklang an den Namen seiner Pathin der Herzogin Dorothea von Curland auf Schloß Löbichau, eines anderen guten Geistes des Körner'schen Hauses. Es heißt, daß die Herzogin selbst diese Namensänderung veranlaßte, wahrscheinlich zog der Dichter selbst den klangvolleren Namen dem etwas nüchternen „Carl Körner" vor. Sicher ist, daß auch der alte Körner mit diesem Namenwechsel nicht ganz einverstanden war. Bis 1811 wird Theodor in den Familienbriefen immer Carl genannt. Auch diese herzogliche Pathin hat ihr Blatt im Stammbuche.

Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in der Anwendung.
Löbichau, den 14. November 1808.
Dorothea Hz. v. Curland.

Anna Charlotte Dorothea von Curland, geborene Reichsgräfin von Medem, war die Schwester der Elise von der Recke, die ebenfalls mit Körner's befreundet war. Die Dame hatte sie 1790 kennen gelernt und war zumal mit Tante Dora eng verbunden bis an ihren Tod. „Sie hat alle die Weiblichkeit, welche Elise fehlt," schreibt Körner an Schiller. „Nichts an ihr ist abgezirkelt und studirt. Ihre Lebhaftigkeit geht oft bis zur Unbehutsamkeit; aber in ihrem ganzen Betragen herrscht angeborene Grazie. Sie hat ein ungemeines Talent, Personen, für die sie sich interessirt, durch tausend feine Aufmerksamkeiten angenehme Empfindungen zu machen. Aber dies geschieht mit Leichtigkeit, mit dem Muthwillen eines Wesens, das bloß auf sein Vergnügen denkt .... Sie nimmt jetzt (1791) mehr Theil an politischen Angelegenheiten, und interessirt sich lebhaft für Polen, aber dies alles ohne Pedanterie, immer mit Feinheit, Weiblichkeit und Grazie. Auch hier muß sie ihre Schwester beschämen, die ebenso steif und unweiblich politisirt, als sie empfindelte." Die leidige Politik, die wahrscheinlich auch Goethe und Körner entzweite, scheint übrigens zuletzt auch die Herzogin ihrem Pathen entfremdet zu haben, denn während Frau von der Recke, schon durch ihren Freund Tiedge bestimmt, deutsch gesinnt war, hatte Dorothea von Curland, ebenfalls durch Herzensrücksichten bewogen, eher französische Sympathien. „Die Recke," schreibt Theodor 1813 aus Karlsbad, wo er sich von seiner Wunde erholte, „hat als eine liebende Mutter an mir gehandelt. Die Herzogin ward durch ihr französisches Verhältniß verhindert, thätig mir zu helfen, außer daß sie mir zehn Louisd'or aufgedrungen hat, die ich gern ausgeschlagen hätte. Die [ausgestrichen: Herzogin] hängt jetzt mit niedriger Begeisterung an der feindlichen Sache, und das Herz empörte sich bei jedem Worte, das sie sprach". Jedenfalls war sie eine liebevolle Pathe. Theodor erhielt von ihr ansehnliche Geschenke zur Bestreitung des für seine Studien erforderlichen Aufwandes, und schon frühzeitig dichtete er sie an, besonders an ihren Geburtstagen. Er widmete ihr seine Knospen und später die dramatischen Beiträge, letztere mit einer Zueignung in klangvollen Octaven.

Das Schloß Löbichau, wo Körner's oft zu Besuch weilten, war ein Sammelpunkt zwangloser und doch feinster Gesellschaft. Henriette Herz, die ja selbst aus ihrem Haus in Berlin den Vereinigungspunkt hervorragender Persönlichkeiten zu machen verstand, also ein entscheidendes Urtheil besaß, schreibt in ihren Erinnerungen über das Leben am herzoglichen Hofe sehr anerkennend. Eine geistreiche Dame im Gefolge der Herzogin, ein Arzt und ein Künstler vereinigten sich mit dem rasch improvisirenden Theodor, um die „Theeblätter" zu liefern, eine poetische Zeitung, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt war. Diese geistreiche Dame hat im Stammbuch ebenfalls ihr Blatt:

Alles, was Achtung und Freundschaft Ihnen sagen mögen, ist auch in diesem Namen ausgesprochen.
Löbichau, den 14. November 1806. Dorothea Knabenau.

Es war die erste Hofdame der Herzogin, Fräulein Dorothea von Knabenau aus Kurland, später vermählt mit einem Baron von Rönne, nach dessen Tode mit Graf von Chasseport. Goethe, der in der ersten Hälfte September die Herzogin in Löbichau besuchte, hatte besonderes Interesse für diese Hofdame, „ein wirklich merkwürdiges Wesen von großer Anmuth und Lebensleichtigkeit". Er hat ihr öfter geschrieben, vier Briefe von ihm sind bei Strehlke gedruckt. Frau Körner (22. Juli 1808) meldet ihrem Sohn: „Die Tante schreibt, die Knabenau wäre wohl die erste Person, die um die Herzogin wäre, und wirklich es ehrlich mit ihr meinte." — Auch die übrigen Stammbuchblätter aus Löbichau von v. Eckoldt und die Damen Jeannette und Pauline Kirsten, Aglaée Violette und Charlotte Runnecken, welche meist die herkömmlichen Albumverse mit frisch geschnittener Kielfeder fein und säuberlich abschrieben, dürften dem herzoglichen Kreis angehören. Von dem Maler S. Rösel wissen wir es bestimmt:

Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber, und — — — wir sind nicht umsonst hier gewesen.
Löbichau, am St. Michaelistage, d. 29. September 1810.
Zur herzlichen Erinnerung von Ihrem ergebenen S. Rösel.

Er ist der Maler, der die Theeblätter mit Illustrationen versah, denn Vater Körner schreibt dem Sohn am 16. November 1810: „Die Gräfin Recke hat uns eine Abschrift der Theeblätter mit einer Copie der Rösel'schen Zeichnungen geschickt. Die Ideen der Zeichnungen waren deutlich aus der Copie zu sehen und haben uns sehr gefallen." Von Interesse als hübsche Charakteristik Theodor's ist aus diesem Kreise nur noch folgendes Blatt:

Frei und offen!!
Beide Eigenschaften fand ich in so inniger Harmonie bei Ihnen vereint, daß ich Ihnen herzlichst danke, Jemandem dies Plätzchen erlaubt zu haben, um Sie zu Zeiten an einen Menschen zu erinnern, der stets den wärmsten Antheil an Ihrem Glück nehmen wird.
Löbichau, d. 14. November 1808. C. v. Rantzau.

Selbstverständlich öffnete der Bergstudent seinen Studiengenossen freigebig das Stammbuch. Auch hier sind es natur-

Digitized by Google

gemäß verschollene Namen und herkömmliche Verse. Da finden wir J. und Ulrich Biedermann, F. W. Haetschel aus Estland u. A. Der am 30. Mai eingeschriebene Carl Schmid wird in Theodor's Briefen erwähnt — mit ihm ordnete er die Leichenfeier für den ertrunkenen Commilitonen Schneider, dem Theodor einen Nachruf dichtete; ebenso die zwei „Norweger" H. und P. Ström — in den Briefen bei Wolff irrthümlich zwei Mal Strömer genannt. Lehrer waren vielleicht Trosky (Dresden, 29. April 1810) und Ernst Philipp von Kiesewetter, der am 17. Mai 1809 die Mathematik einen „Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths" nennt. Andere Namen sind in Theodor's Werken unsterblich geworden.

Alle Blüthen taugen nicht zum Kranze,
Viele täuschen Dich mit falschem Glanze
Und verhüllen fressend Gift.
Deß gewahrt der Kenner — eh er pflücket,
Hat er still und scharf geprüft.

Schnell wurden wir, mein Theurer, mit einander bekannt, möge nicht so schnell, möchten wir uns nie wieder fremd werden.

Freiberg, den 7. Mai 1809. A. Aug. Krafft.

Ein Kreuz von Theodor's Hand deutet den Tod des Studiengenossen an, dem ein Sonett: „Am Grabe Kraft's" in den „Knospen" gewidmet ist.

Aus Theodor's Gedichten wissen wir auch, daß er ein Sonett seinem Commilitonen Gustav Zedlitz in's Stammbuch schrieb:

Sehn wir uns auch im Leben selten wieder,
Wir sind uns nah im Zauberreich der Lieder,
Und in der Kunst sind wir uns ewig Brüder.

Als Gegengabe trug sich der Freund mit folgenden Distichen ein:

Mit energischer Kraft ringen so Viele nach Freiheit,
Manchem gelang es auch wohl, daß er die Fesseln zerbrach;
Doch, wem die Götter verliehen das herrlichste Kleinod der Künste,
Wer es im Busen bewahrt, edlen jungfräulichen Sinns:
Er nur, vor Allen besitzt, ruhig, in ewiger Klarheit
Da, wo chaotisch noch kämpft, stürmend die strebende Kraft.
Frei ist der Dichter, er trägt, reinen beweglichen Sinnes,
Heilig, im Innern die Welt, schaffend, mit göttlicher Kraft.

Freiberg, den 16. Junius 1810. Zedlitz.

Der Bergstudent und spätere Schlachtenmaler Alexander Sauerweid lieferte in das Stammbuch seines Freundes eine Tuschzeichnung, A. S. gezeichnet, welche Theodor Guitarre spielend im Kreise Freiberger Commilitonen darstellt. Das Blatt scheint die erste Seite des Stammbuchs gebildet zu haben, während sein Eintrag auf der letzten steht, und ist jetzt in's Körner-Museum gerettet.

Nicht was der Bergmann aus der Schacht
Der reichen Erd' entrafft;
Nur was Dich glücklich macht,
Die edle Wissenschaft
Beglücke Dich!
So meine ich.

Freiberg, den 7. Mai 1809. A. Sauerweid.

Auch andere fehlende Blätter aus diesem Büchlein haben in's Körner-Museum „heimgefunden", z. B. die früheste Eintragung eines Dresdener „Ingenieurs Capitäne": Johann Heinrich August Toepel („Wohl dem, der nie der Tugend Werth verkannte", 5. Mai 1805), vielleicht der früheste Eintrag; das Blättchen von Körner's Hauslehrer, dem späteren Geschichtprofessor Hans Karl Dippold („Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben — aus wohlwollendem Herzen zur Erinnerung und Beherzigung"), den Theodor um eine unbefangene Kritik seines Erstlingsbuches bat, und der ihm den sehr vernünftigen Rath gab: „Lege den liebenswürdigen Schiller auf lange Zeit weg und studire Goethe ganz." Ein anderes fehlendes Blatt von Adolf von Wolzogen aus Weimar, dem einzigen Sohn von Wilhelm und Karoline von Wolzogen, dem Neffen von Charlotte von Schiller (1795—1825), hat Rudolf Brockhaus in seiner Jubiläumsschrift abgedruckt.

Theodor hat sich in drei Sommern zu Karlsbad aufgehalten, zuletzt 1813, um sich von seiner bei Kitzen empfangenen Verwundung zu erholen; die beiden anderen Male, 1810 und 1811, in Gemeinschaft mit seinen Eltern. Im Stammbuch haben nur der erste und zweite Aufenthalt Spuren hinterlassen; 1810 durch eine Eintragung vom 27. Juli seines „aufrichtigen und treuen Freundes" Carl von der Kettenburg. Namentlich im Sommer 1811 hat der Reiz der Natur und Geselligkeit den jugendlichen Dichter zu zahlreichen Versen veranlaßt, die zuerst unter dem gemeinsamen Titel „Erinnerungen an Karlsbad" aus dem Nachlaß von Körner sen. und dem „Urania"-Tiedge veröffentlicht sind. Einige der uns von ihnen vorenthaltenen Dichtungen sind jüngst aus dem von Hofrath Peschel mit seinem gewohnten Finder- und Forscherglück aufgestöberten Manuskript an's Tageslicht gezogen worden. Drei andere, derselben Zeit entstammende Gedichte, die gleichfalls den Ausgaben fehlen, hat Fr. Latendorf in der Mecklenburgischen Zeitung vom 15. September abgedruckt. Auch in Theodor's „Reisebüchlein zum Jahre 1811" finden sich Gedichte und Tagebuchnotizen aus Karlsbad. Von seiner dortigen Muse, Fräulein Marianne Saling aus Berlin, der Cousine seiner späteren Wiener Gönnerin Baronin von Pereira, ist im Stammbuch keine Spur mehr, doch trugen sich am Tage vor seiner Abreise (9. August) noch die Geschwister von Elterlein ein. Zuerst citirt Maximiliane von Elterlein den Refrain von Theodor's damals gedichtetem Rundgesang auf Belvedere:

... „Und sollen wir scheiden und wandern wir weit,
Wir gedenken mit Liebe der herrlichen Zeit."

Darauf folgt das Collectiverinnerungsblatt der vier Schwestern.

Dein Haus der Freunde Kreis geweiht
Wird bei der übergroßen Menge,
Die gern hier weilt, in kurzer Zeit
Für neue Gäste viel zu enge.
Drum soll Bescheidenheit Dir Deine Freundschaft lohnen,
Wir wollen nur in einem Zimmer wohnen
Vereint mit schwesterlichen Sinnen,
Das wird Raum für neue Freunde Dir gewinnen.

Carlsbad, den 9. August 1811.

Amalie
Friederike
Charlotte
Liddi Franziska
} von Elterlein.

Eine andere weibliche Karlsbader Bekanntschaft schreibt in's Stammbuch:

Wisse, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt im reinen Busen
Und die schöne Form im Geist.

Geschrieben von Ihrer Freundin

Altenburg, im März 1811. Caroline Hoffmann.

Sie und ihre beiden Schwestern, Madame Reichenbach aus Leipzig und Madame Pierer aus Altenburg, hießen in Karlsbad „die drei sächsischen Grazien". An diese gefeierte Schönheit ist nicht nur Theodor's Sonett: „Als sie eine Kornähre in der Hand zum Blühen brachte" gerichtet, sondern wohl auch die vier Strophen „Aus der Ferne" mit dem Endreim: Caroline!

Noch mehr wissen wir von einer anderen Schönen. Louise Auguste von Funck war am 22. April 1789 geboren, heirathete 1813 oder 1814 Ernst von Blümner und starb am 1. December 1849. Ihr Vater war der Schiller-Körner'sche Freund und Generallieutenant der Cavallerie Karl Wilhelm Ferdinand von Funck, der Mitarbeiter der „Horen". Sie gehörte zu Theodor's frühesten Flammen, und das Gedicht „An Sie, den 11. Januar 1808" dürfte für sie gedichtet sein. Körner schreibt an seinen Sohn am 28. Februar 1810: „Dein Gruß an Fräulein Funck ist bestellt und freundlich aufgenommen worden." Und Theodor an seine Schwester aus Freiberg: „Liebe Emma, sage Deiner reizenden Freundin Louise alles Schöne von mir. Ich hätte sehr gewünscht, sie noch einmal in Dresden zu sehen, aber nun muß ich mir's vergehen lassen." Und einige Tage später, am 28. März 1810: „Meine theure Schwester wird beifolgendes Stammbuch an die Behörde kommen lassen, mit demüthigster Bitte: mit den schönen Händen den schönen Namen hinein zu zeichnen." Erst drei Wochen später erfüllt Louise seinen Wunsch.

Zwei sind der Pfade, auf welchen der Mensch emporstrebt,
Schließt sich der eine Dir zu, thut sich der andere Dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
Wohl dem, den sein Geschick liebend auf beiden geführt.

Dresden, den 18. April 1810. L. von Funck.

Digitized by Google

Zum Danke dafür sandte Theodor vier Tage darauf, am 22. April, der Schönen zum Geburtstage Geßner's Idyllen und legte ein Gedicht: „Salomon Geßner an Louise von Funck" bei, worin er ein unverfängliches Mittel fand, seine eigenen Empfindungen poetisch auszudrücken. Drei Tage zuvor aber schickt er an Emma die Distichen: „Vor Louisen's Bild, 19. April 1810":

Lächle nur immer, du liebliches Bild; so weilt auf dem Sänger
Ruhig der himmlische Blick, der mich sonst flüchtig nur trifft ꝛc.

Am 11. Mai 1810 schreibt Emma an ihren Bruder: Du wirst begierig sein, wieder etwas von den lieblichen Gestalten zu hören, deren Gesellschaft Dir hier so manche Stunde hat angenehm verstreichen helfen, und ich kann leider Deine Neugier nur wenig befriedigen. Von Luisen Funck habe ich schon zwei Briefe, sie ist glücklich in Wurzen angekommen, aber ihre Reise ist so äußerst prosaisch gewesen, daß sie behauptet, Du würdest mit allem Aufwand einer reichen Phantasie keine Novelle daraus schaffen können." Doch der schöne Jugendtraum nimmt ein böses Ende. Am 5. März 1813 schreibt Körner ziemlich grausam an seinen Sohn nach Wien: „Blümner's Heirath mit Louise von Funck ist nunmehr entschieden. Beide haben es uns gemeldet. Ich halte sie für ein sehr passendes Paar."

Der glückliche Bräutigam war ein Körner'scher Hausfreund: Ernst Freiherr von Blümner auf Frohburg und Kleineschefeld (1779—1815). Er ist nicht zu verwechseln mit seinem jüngeren Bruder, dem Oberhofgerichtsrath Heinrich Blümner auf Großzschocher und Windorf, der, als Theodor nach dem Ueberfalle von Kitzen verwundet nach seinem Rittergute Großzschocher bei Leipzig gebracht wurde, den gefährlichen Lützower sogleich fortschaffen ließ, um sich nicht zu compromittiren. Bekanntlich beförderte dann Kunze den nothdürftig verbundenen und durch Perrücke und Kleider unkenntlich gemachten Theodor über die böhmische Grenze nach Karlsbad, nachdem er in Frohburg bei dem anderen Freiherrn von Blümner gerastet hatte. Von diesem schreibt Körner am 21. September 1812: „Der ältere Blümner ist jetzt hier. Er hat Deine Sühne in Weimar gesehen, und war sehr dafür eingenommen. Die Aufführung [Goethe's] soll vorzüglich gewesen sein." Ein andermal, im Januar 1813, als Körner den „Zrinn" seines Sohnes dem österreichischen Gesandten Fürsten Esterhazi vorlas, war eben „Blümner von Frohburg angekommen und hörte die Vorlesung mit. Es schien auch auf ihn gewirkt zu haben, doch hat er den Kopf ganz voll Politik, um ganz aufmerksam dabei zu sein." Dieser Freund leistet sich in Theodor's Stammbuch eine lateinische Inschrift:

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogites. Hor. ars poet. v. 143.

amicitiae causa scripsit
E. Blümner
Frohburg XVI nov. VIII.

Ein französisches Blatt lautet:

. . . . Noeuds enchanteurs!
Amitié, Nature, Patrie,
que celui qui vous injurie
n'éprouve jamais vos douceurs,
regnez sur notre âme attendrie . . .
qu'il nous soit toujours inconnu
le mortel qui sans être ému
prononce le nom de sa mère,
embrasse un ami d'un oeil sec
et ne sourit point à l'aspect
de la cabane de son père.

Erinnern Sie sich an einen Freund
Dresden, am 23. October 1808. A. H. de Bonnard.

Er war ein Freund Goethe's. Mutter Körner schreibt am 11. August 1808 an den Sohn: „Die letzten Tage haben auch in Karlsbad Dein Werner [Bergrath und Professor in Freiberg] und Bonnard viel in dem Hause der Herzogin gelebt. Den letzten Abend sind sie bis spät mit Goethe dageblieben, der seine Fortsetzung von der Pandora vorgelesen hat. Bonnard hat Deiner Tante sehr gefallen, er soll sehr liebenswürdig sein; er hat sie um einen Brief an Dich gebeten."

Zwei andere Freunde Goethe's folgen.

Tief unten liegt des Fleißes Lohn,
Dein ist er, grab ihm nach, mein Sohn.

Dresden, Dein Dich herzlich liebender Freund
am 10. Mai 1808. C. Kaaz.

Karl Friedrich Kaaz (eigentlich Katz), geboren 22. Januar 1776, lebte als Maler in Dresden seit 1796 und starb daselbst am 14. Juli 1810. Bei seinem Tode fügte Theodor seinem Namen ein Kreuz bei. Von den in Dresden heimischen Künstlern hat Goethe nächst Kügelgen mit keinen so regen Verkehr gehabt, wie mit diesem „vorzüglichen Landschaftsmaler", der Goethe's dilettantische Bilder meisterhaft in ein Bild umzuwandeln verstand. Er schildert ihn als eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung, „der durch sein Behaben ein Stück von dem seligen far niente des römischen Kunsthimmels mitgebracht zu haben schien". 1821 malte er Goethe. Er war auch mit Schiller befreundet.

Das eben ist der Fluch der bösen Thaten,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß [!] gebären.

Dresden, Zur Erinnerung an
den 20. Juni 1808. C. D. Friderich.

Der seiner Zeit berühmte Künstler und Akademieprofessor Caspar David Friderich aus Greifswald (1774—1840), der den größten Theil seines Lebens in Dresden zubrachte und bei Körner Hausfreund war, vertrat eine eigenartige romantische Landschaftsmalerei, die sich durch Phantasie und warmes Naturgefühl auszeichnete. „Die Gedanken seiner Arbeiten waren zart, ja fromm, aber in einem strengeren Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen", wie der mit ihm befreundete Goethe urtheilt. Sicher ist, daß der Maler mit seiner phantastischen Innigkeit bei den Romantikern viel Anklang fand, wie denn auch Arnim, Brentano und Kleist zusammen einen lobenden Zeitungsartikel über eine Seelandschaft von ihm verfaßten. Den jungen Theodor begeisterte er zu seinen zwei Sonetten: Friedrichs Todtenlandschaft. Vielleicht war dieses Blatt der Dank dafür.

Unter allen, die Freude suchen, kann nur der thätige Mann allein
sagen, „ich habe sie gefunden". Am Ende von jedem Geschäfte steht ihr Stempel.

Dresden, Zur freundschaftlichen Erinnerung an
am 4. Juni 1808. Miltiz d. ä.

Einige Blätter später findet sich derselbe Name aus eben derselben Zeit noch einmal:

Besser sein als scheinen.

Zur freundlichen Erinnerung
von Friedrich Gustav von Miltiz.
Dresden, den 8. Juni 1808. Königl. Kammerjunker.

Aus Körner's und aus Theodor's Briefen kennen wir zwei Miltize, den Dichter und Componisten Karl Borromäus und den Baron Dietrich von Miltiz auf Siebeneichen. Wahrscheinlich ist „Miltiz d. ä." der Componist. Am 19. Februar 1811 theilt Vater Theodor mit, daß Miltiz wieder ein Terzett aus seiner Oper [Die Bergknappen] producirt, aus der Scene, wo der Vater die Liebenden trifft. „Es hat abermals meine Erwartung nicht befriedigt. Einzelne Stellen sind gut declamirt, aber das ganze macht einen herben Effect. Ich wünschte in der That, daß dieser Text in den Händen eines anderen Componisten wäre. Es fehlt Miltiz nicht an Gefühl, auch nicht an musikalischer Phantasie, aber an Schule. Seine Formen haben etwas dadurch Unbehülfliches, er versteht nicht, eine glückliche Idee recht zu benutzen und verdirbt manches durch sein Streben nach Würze in den Modulationen und nach Originalität." Am 6. September 1811: „Ich habe jetzt die Partitur von Miltitz' Composition Deiner Oper bei mir. Manches ist recht brav und hat besonders Tiefe und Originalität. Das Leichte und Liebliche gelingt ihm weniger als das Leidenschaftliche." In der That übergab Theodor bald darauf seinen Text dem damals gefeierten Wiener Kapellmeister Weigl, dem Componisten der „Schweizerfamilie," doch hat er dieses von Späteren viel componirte Libretto nicht in Töne gesetzt.

Ein werthvolles Blatt ist das folgende:

Glück auf!

So ruf auf des Lebens dornigten Wegen
Dir Amor, Minerva, Fortuna entgegen.
Und nur erst im Gasthof zur Ewigen Ruh',
Empfang' Dich begrüßend Hans Mors mit Glück zu!

Dresden im September 1808. E. v. Pfuel.

Digitized by Google

Der treueste Freund Heinrich von Kleist's, der spätere preußische General und Ministerpräsident, lebte damals mit seiner Frau in Dresden. Im selben September 1808 schickte er an Theodor nach Freiberg, vermuthlich als Geburtstagsgruß, ein launiges Gedicht, das R. Brockhaus veröffentlicht hat. Er war ein treuer Freund des Körnerhauses. Emma schreibt an den Bruder (20. April 1809): Wir verlieren alle unendlich durch Pfuel's Abreise und da Münster auch fortgeht, werden wir sehr arm an wahren Freunden." Auch der letztgenannte Hausfreund hat sich im Stammbuch verewigt.

Holde Vergessenheit und Du des Guten Erinnerung,
Liebliche Schwestern, o macht beide das Leben Ihm süß.
Du verdunkle das Böse mit Deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück Ihm mit verdoppelter Lust.

Mögen Sie mich nie vergessen, sondern sich meiner oft im Guten erinnern, so ist ein aufrichtiger Wunsch erfüllt

Ihres Freundes
Herrmann Graf zu Münster.

Dresden im November 1807.

Aus der letzten und vorletzten Epoche Theodor's, der Wiener und Soldatenzeit, liegt nur ein Zeugniß im Stammbuch vor. Es ist folgendes Blatt:

Im Glücke des Freundes liegt des wahren Freundes eigenes Glück.
Erinnere Dich Deines Freundes
Carl Ruppius
aus Altenburg.

Wien, den 3. Januar 1812.
Denke und glaube.

Der Name kommt in Theodor's Briefen an seine Lieben dreimal vor. Am 6. Januar 1812 schreibt er aus Wien: „Die Doctoren Randhahn und Ruppius bringen Euch diese Briefe. Sie können Euch viel von meinem hiesigen Treiben erzählen" ... Und zwei Tage später kommt er auf den abgereisten Freund zurück. „Gestern habe ich den halben Tag geschlafen, da ich mit Randhahn und Ruppius die ganze Nacht durchgeschwärmt und mich nicht niedergesetzt habe, als bis ich sie um zehn Uhr in die Kutsche hob."

Ein kalligraphisches Blatt, enthaltend zwei Verse des bekannten Liedes: „Gib treulich mir die Hände", erinnert an Theodor's Freund Henoch. Der allererste knabenhafte Brief des Dichters (14. December 1799) ist an diesen Jugendgespielen gerichtet. Während er auf der Bergakademie studirte, blieb Fritz als Finanzaccessist in Dresden, aber er besuchte ihn fleißig in Freiberg und die oft sehr ausgelassenen Briefe gingen hin und her. Im nämlichen fidelen Ton ist ein „Lock- und Liebeslied nach der Melodie: Maikäfer fleug" gehalten:

Komm, Henoch, komm!
So bist Du hübsch und fromm.
Mit Sauerweid [s. oben] und Beck und Kiel,
Wär'n's Tausend, wären's nicht zu viel,
Durch Tharandt und den Wald
Recht bald! recht bald!

Seine Name kehrt auch später in Körner-Briefen öfter wieder. „Henoch," schreibt der Vater am 21. Oktober 1811, „hat mir Deinen Brief geschickt übergeben und Du kannst Dich allemal dieses Kanals bedienen, wenn Du etwas an mich allein gelangen lassen willst". Und nach einem halben Jahr nimmt Theodor nochmals die Vermittlung seines Freundes in Anspruch, um ihm über ein Anliegen (seine Schulden) zu schreiben, „die ich gern unter uns beiden abhandle". Offenbar sollte auch diesmal weder die ängstliche Mutter noch die altjüngferlich spitze Tante davon erfahren. Henoch starb als Steuerbeamter in Dresden.

Während man den sich sonst überall vordrängenden Friedrich Förster in diesem Büchlein ebenso vergeblich sucht, als in Theodor's echten Briefen, finden wir dafür seinen am Innigsten geliebten Freund Messerschmid:

Auch die niederste Stufe des menschenverknüpfenden Lebens
Schenkt dem Geistesgewächs Leben, Gedeihen und Kraft.
Siehe, die blühende Krone des Lebens strebet zum Himmel,
Aber die Wurzel steigt tiefer und tiefer hinab.

Altenburg, im September 1810.
Dein Freund
F. Messerschmid.

Auch in Theodor's Gedichten findet sich ein Zeugniß für ihn in dem Schwank: An Messerschmidt, worin sich der Jüngling in weiser Selbsterkenntniß über den „schillernden" Schwung seiner ersten Gedichte lustig macht und ihn witzig parodirt. Am 18. April 1811 schreibt der alte Körner an Theodor: „Messerschmidt war hier, und ich habe ihn wieder verfehlt. Er hat zweimal an Dich geschrieben und keine Antwort erhalten. Dein Stammbuch hat er an Apel gegeben." Dieser Leipziger Dichtergenosse der Th. Hell, Laun, Kind scheint der Aufforderung aber nicht entsprochen zu haben. Am 26. Februar 1812 schreibt Theodor: „Ich habe heute erfahren, daß meinem herzlichsten Freunde Friedrich Messerschmidt, der an der Reife meines männlichen festeren Charakters durch seine Führung und Freundschaft den bedeutendsten Antheil hat, der Noth und Lust, Freud' und Leid mit mir jederzeit brüderlich getheilt hat, kurz, dem ich viel, sehr viel schuldig bin, wegen einer Schlägerei, der er in Leipzig beigewohnt haben soll, ein Jahr Carcer zuerkannt worden ist. Er hat nach Dresden appellirt, da ihn diese Strafe sehr unglücklich machen kann, indem er diesen Sommer promoviren wollte. Wenn Du nun, lieber Vater, etwas für ihn thun könntest, so zahlst Du eine Schuld, die ich schwerlich je tilgen werde. Für seine Bravheit und Rechtlichkeit kann ich mich mit Leib und Seele verbürgen." Und noch ein schönes Denkmal setzte er dem Freund in einem undatirten Brief, den Messerschmidt kurz vor Theodor's Tod erhielt: „Laß Dir, aus der Ferne, ein herzliches Wort der Liebe zurufen, alter treuer Freund! Ich habe die Leyer mit dem Schwerte vertauscht, Du wirst das recht und billig finden. Wenn wir uns nicht wiedersehen, wir bleiben uns treu in jeder liedervollen Stunde, und echte Brüder in dem einen großen Streben: für die Freiheit, Muth und Blut, Sang und Lied freudig einzusetzen. Ich habe ein göttliches Leben geführt. Mein guter Stern und Deine Wünsche, das weiß ich, begleiten mich." Der Freund widmete dem Gefallenen einen poetischen Nachruf in seinem „Todtenopfer, dem Grabe Körner's gebracht". Er hatte seine Dichtergabe von seinem Vater geerbt, dem gleichnamigen Altenburger Professor, der 1797 in Schiller's „Horen" Gedichte mit der Unterschrift M. veröffentlichte und auch als Mitarbeiter in Theodor's geplantem Taschenbuch für Christen genannt war.

Wir schließen mit einem anderen treuen, wenn auch älteren Freunde.

Der Liebe Keim, in edlen Sinn gelegt,
Nur edle schöne Früchte trägt.

Zu Ihrem Lobe schrieb's
Ihr ältester Freund
Parthey.

Löbichau,
den 23. September 1810.

Daniel Friedrich Parthey (1745—1821), Hofrath im preußischen Generalfinanzdirectorium und des alten Nicolai Schwiegersohn, war 1774 Hauslehrer beim Grafen Medem in Kurland, dem Vater der Herzogin von Kurland und leitete die Erziehung der letzteren. Er war mit der Familie Körner eng befreundet. Oft kam er nach Dresden herüber, und an ihn neben Schleiermacher und Zelter empfahl Körner seinen die Berliner Universität beziehenden Sohn in erster Reihe. Theodor lebte sich in dem gastlichen Hause Brüderstraße 13 rasch ein und ahnte nicht, daß die Seinen nach seinem Tode den zweiten Stock beziehen und bis zu ihrem Ende bewohnen würden. Theodor's erster Aufenthalt in Berlin fand in Folge seiner Relegation und eines Wechselfiebers nach Kurzem ein Ende, aber er blieb mit dem alten Hofrath noch im Briefwechsel. Als er wieder zu den Lützowern ging, stieg er zum zweiten Mal bei Parthey ab, der als sein „Postmeister" die Briefe an die Seinen und seine Wiener Braut Toni Adamberger vermitteln sollte. Er fand abermals die freundlichste Aufnahme und las eines Abends Gedichte aus einem kleinen Quarthefte vor, das er „Leyer und Schwert" betitelt hatte. An ihn ist auch Theodor's allerletzter Brief gerichtet. Parthey's Sohn, der gelehrte Buchhändler Gustav Parthey, hat uns das Bild des 20jährigen Theodor vor seinem Todesritt aufbewahrt:

„Als er zu uns eintrat, jagte er den Kindern anfangs Furcht und Schrecken ein. Die mehr schlanke als breitschulterige Gestalt erschien uns von riesiger Größe. Er ging ganz schwarz gekleidet; der eng anliegende Gehrock war mit Schnüren besetzt. Auf der noch nicht vernarbten Wunde trug er ein schwarzes Pflaster, und um dies zu verbergen, zog er eine dicke Locke seiner prächtigen schwarzen Haare darüber, die auch das ganze

Digitized by Google

Auge verdeckte ... Seine tiefe, wohlklingende Baßstimme drang bis in das innerste Herz. Obwohl er ein ganz reines Deutsch sprach, so kam doch manchmal der Sachse zum Vorschein ... Am Morgen des 9. August kam Körner nach der Blumenstraße, packte seinen Mantelsack und nahm von meinen Eltern und uns einen kurzen, herzlichen Abschied. Er schwang sich in den Sattel und ritt die lange Straße hinunter. Wir sahen ihm betrübt nach. Ehe er um die Ecke bog, zog er sein Taschentuch heraus und wehte, sich umsehend, uns einen Gruß zu. Als wenige Wochen darauf, am 3. September, die Nachricht von seinem Tode nach Berlin kam, erinnerten wir uns mit Schmerzen dieses Abschiedes und beschlossen, nie wieder einem wegreisenden Freunde nachzusehen."

Wir scheiden von der weihevollen Reliquie, diesem Büchlein, auf dem das Auge Theodor's liebevoll geruht. Zwar enthält es, wie wir gesehen, keinen großen Namen unserer Literatur, von den Freunden des Körner'schen Hauses weder den Hausgott Schiller, noch Goethe, H. v. Kleist, Herder oder Wilhelm v. Humboldt, aber es bleibt auch in seiner Schlichtheit ein rührender Zeuge von dem kurzen und glücklichen Leben des Heldensängers, und seines Geistes ein Hauch weht uns daraus entgegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Stückchen Bindfaden.

Von Guy de Maupassant.

Autorisirte Uebersetzung von Schadewell-Seifert.

Auf allen Straßen um Goderville zogen die Bauern mit ihren Frauen dem Flecken zu, denn es war Markttag. Die Mannspersonen gingen ruhigen Schrittes und der ganze Körper schob sich vorwärts bei jeder Bewegung der langen Beine, die so krumm und schief geworden waren von der schweren Arbeit, von dem Druck auf den Ackerpflug, wodurch die linke Schulter gehoben und der Rücken gekrümmt wird, von dem Mähen des Getreides, wobei die Knie sich spreizen, damit der Mann einen sicheren Stand hat, durch die ganze, langwierige, mühselige Landarbeit. Ihre blaue, steifgestärkte Bluse, die am Kragen und an den Aermeln eine schmale, weißgestickte Kante hatte, glänzte, als wäre sie lackirt, und bauschte um ihren knochigen Körper, daß sie aussahen wie ein gefüllter Luftballon, aus welchem ein Kopf, zwei Arme und zwei Beine hervorguckten.

Einige der Bauern zogen an einem Strick eine Kuh oder ein Kalb hinter sich her, und ihre Weiber trieben mit einem grünen Zweige das Thier vorwärts. Sie trugen große Körbe am Arm, aus denen hier Hühner-, dort Entenköpfe hervorschauten. Sie machten kürzere und schnellere Schritte als ihre Männer. Ihr hagerer, steifer Körper war in ein dürftiges Umschlagetuch gehüllt, das über der flachen Brust zusammengesteckt war, und auf dem Kopf trugen sie eine glatt auf den Haaren aufliegende Leinenbinde und darüber eine Haube. Dann kam ein Bauernwagen daher; der alte Klepper brachte mit seinem kurzen Trott das Gefährt in bedenkliches Schwanken, so daß die beiden Männer, die vorn neben einander saßen, manchen Stoß kriegten und die Frau auf dem Rücksitz sich am Wagenrand festhielt, um die Wirkung der derben Stöße abzuschwächen.

Auf dem Marktplatz war ein großes Gedränge, ein Durcheinander von Menschen und Vieh. Die Hörner der Rinder, die hohen, langhaarigen Hüte der Bauern und die Hauben der Bäuerinnen ragten aus der Menge hervor. Und die kreischenden, gellenden, durchdringenden Stimmen verursachten einen fortgesetzten wilden Lärm, der hin und wieder übertönt ward von dem lauten Ruf aus der kräftigen Brust eines vergnügten Bauern oder dem langgezogenen Brüllen einer an die Mauer eines Hauses angebundenen Kuh. Und Alles roch nach Stall, nach Milch und Dünger, nach Heu und Schweiß und hatte jenen widerlichen, beißenden Menschen- und Thiergeruch, der den Landleuten anhaftet.

Der alte Hauchecorne war eben in Goderville angekommen und ging nach dem Marktplatz zu, als er am Boden ein Stückchen Bindfaden liegen sah. Hauchecorne, ein echter, haushälterischer Normanne, dachte, daß man Alles aufheben müsse, was noch zu gebrauchen sei, und so bückte er sich, und zwar mit vieler Mühe, denn er hatte das Reißen. Er hob die Schnur von der Erde auf und wollte sie eben sorgfältig zusammenwickeln, als er Meister Malandair, den Sattler, bemerkte, der an seiner Thür stand und zu ihm herübersah. Sie hatten früher einmal wegen einer Halfter Streit mit einander gehabt und waren sich auch feind geblieben, denn sie waren alle Beide von nachtragender Art. Hauchecorne schämte sich förmlich, daß ihn sein Feind ein Endchen Bindfaden aus dem Straßenschmutz hatte aufheben sehen. Schnell verbarg er seinen Fund, erst in seiner Bluse, dann in seiner Hosentasche; und dann that er, als suche er noch etwas am Boden, was er nicht finden konnte; endlich ging er weiter mit vorgebeugtem Kopf und konnte sich vor Schmerzen kaum aufrecht halten.

Er verlor sich bald in der lauten, sich langsam durch einander schiebenden Menge, die durch endloses Markten und Feilschen in Aufregung erhalten wurde. Die Bauern betasteten die Kühe, gingen fort und kamen zögernd wieder zurück. In beständiger Furcht, übervortheilt zu werden, konnten sie sich nicht entschließen und forschten immer wieder in die Augen des Verkäufers, als müßten sie doch noch die List des Mannes oder die Fehler des Thieres herausfinden. Die Weiber hatten ihre Körbe vor sich niedergesetzt und das Federvieh herausgenommen, das mit zusammengebundenen Füßen, stieren Augen und geschwollenem Kamm am Boden lag. Sie hörten die Angebote an, bestanden auf ihrem Preise mit trockenem Ton und unbeweglichem Gesicht, oder sie gingen plötzlich auf den niedrigeren Preis ein und riefen dem Kunden nach, der sich langsam entfernte: „Na, meinetwegen, Meister Anthime! Ich will es Euch lassen." Dann leerte sich der Platz nach und nach und als die Mittagsglocke läutete, vertheilten sich die, welche in entfernteren Dörfern wohnten, in die Wirthshäuser.

Bei Jourdain war die große Stube voller Tischgäste, wie der weite Hof voller Fuhrwerk aller Art; Karren und leichte Wägelchen, Kremser und Cabriolets, alle möglichen schmutzigen, ausgerenkten, zusammengeflickten Fahrzeuge streckten ihre Deichseln wie zwei Arme gen Himmel oder auch die Nase zur Erde und den Hintertheil in die Luft. Dicht hinter den Mittagsgästen an der langen Tafel strahlte der ungeheure Herd, auf dem ein helles Feuer loderte, eine starke Hitze aus, die den zunächst Sitzenden tüchtig auf den Rücken brannte. An drei großen Spießen wurden Hühner und Tauben und Hammelkeulen geschmort, und der köstliche Duft des gebratenen Fleisches und des über die knusperige Haut herabträufelnden Saftes strömte vom Herde herüber, steigerte die allgemeine Lust und machte allen den Mund wässerig. Die ganze Bauernaristokratie aß beim alten Jourdain, dem Gastwirth und Pferdehändler, einem Schlaukopf, der Geld im Sacke hatte. Die Schüsseln gingen herum und wurden leer wie die Krüge mit dem hellen Apfelwein. Jeder erzählte von seinen Geschäften, seinen Ein- und Verkäufen. Man sprach von den Ernteaussichten: für den Graswuchs sei das Wetter gut, aber für das Getreide etwas zu feucht.

Plötzlich ertönte die Trommel im Hofe, vor dem Hause. Im Augenblick war Alles auf den Beinen, einzelne Gleichgültige ausgenommen, und mit vollem Munde, die Serviette in der Hand, lief Alles an die Thür und zu den Fenstern. Nachdem der Trommelwirbel zu Ende war, verkündete der öffentliche Ausrufer stoßweise und mit ganz falschen Athempausen folgende Bekanntmachung:

„Es wird den Bewohnern von Goderville und überhaupt Allen — denen, die zu Markt gekommen sind, kund und zu wissen gethan, daß heute früh auf dem Wege von Beupeville zwischen 9 und 10 Uhr eine schwarzlederne Brieftasche verloren worden ist mit 500 Franken und Geschäftspapieren. Es wird gebeten, dieselbe unverzüglich abzugeben auf dem Rathhaus oder an Herrn Fortuné Houlbrèque aus Manneville. Der Finder erhält 20 Franken Belohnung."

Dann ging der Mann weiter. Man hörte noch einmal aus der Entfernung den dumpfen Trommelschlag und nur noch schwach die Stimme des Ausrufers. Nun fing man an von dem Ereigniß zu reden; man erwog die Wahrscheinlichkeit, ob Meister Houlbrèque seine Brieftasche wiederbekommen würde oder nicht. So ging die Mahlzeit zu Ende. Man saß beim Kaffee, als der Polizeiwachtmeister auf der Schwelle erschien. Er fragte:

„Ist Meister Hauchecorne aus Bréauté hier?" Haucheborne, der am anderen Ende des Tisches saß, antwortete: „Hier, da bin ich." Und der Wachtmeister sagte hierauf: „Meister Hauchecorne, wollen Sie so gut sein und mit mir auf das Rathhaus kommen. Der Herr Bürgermeister will Sie sprechen." Ueberrascht und beunruhigt trank der Bauer auf einen Zug sein Glas aus, stand auf, und zwar noch mühsamer als am Morgen, denn die ersten Schritte nach einer Ruhepause wurden ihm immer ganz besonders schwer, und machte sich auf den Weg. „Hier bin ich, da bin ich!" wiederholte er und ging mit dem Wachtmeister.

Der Bürgermeister saß in einem Lehnstuhl und erwartete ihn. Er war der Notar des Ortes, ein untersetzter, ernster Mann, der sich gern in volltönender Rede erging. „Meister Hauchecorne," sagte er, „man hat Sie heute Morgen gesehen, wie Sie auf der Straße von Beuzeville die Brieftasche aufgehoben haben, die Meister Houlbrèque aus Manneville verloren hat."

Sprachlos sah der Bauer den Maire an. Der Verdacht, der auf ihn gefallen war, ohne daß er wußte warum, setzte ihn schon in Furcht. „Ich? Ich soll die Brieftasche aufgehoben haben?"

„Ja, Sie."

„Mein Ehrenwort, ich weiß gar nichts davon."

„Man hat Sie gesehen."

„Man hat mich gesehen, mich? Wer hat mich denn gesehen?"

„Malandain, der Sattler."

Da ging den Alten ein Licht auf, er begriff den Zusammenhang, und roth vor Zorn sagte er: „Was, der hat mich gesehen? Der Lümmel! Da, den Bindfaden hat er mich aufheben sehen, Herr Bürgermeister."

Er fuhr in seine Tasche und zog das Stückchen Schnur heraus. Aber der Maire schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, Meister Hauchecorne, daß der Herr Malandain, der ein ganz glaubwürdiger Mann ist, den Bindfaden da für eine Brieftasche angesehen hat."

Da wurde der Bauer wüthend, hob die Hand empor, spuckte zur Seite, um seine Ehrenhaftigkeit zu bezeugen, und betheuerte: „Und doch ist es die Wahrheit, bei Gott, die heilige Wahrheit, Herr Bürgermeister! Bei meiner Seelen Seligkeit, ich wiederhole es."

Der Maire fuhr fort: „Nachdem Sie den Gegenstand aufgehoben hatten, haben Sie sogar noch eine Weile im Schmutz herumgesucht, ob nicht vielleicht ein Geldstück herausgefallen wäre."

Der alte Bauer erstickte fast vor Entrüstung und Angst. „Man

Digitized by Google

sollte es nicht glauben! Durch solche Lügerei einen ehrlichen Mann um seinen guten Namen zu bringen! Man sollte es doch nicht glauben!" Er konnte seine Unschuld betheuern so viel er wollte, der Bürgermeister glaubte ihm nicht.

Er wurde dem Sattler Malandain gegenübergestellt, der seine Beschuldigung wiederholte und aufrecht erhielt. Eine ganze Stunde lang zankten sie sich hin und her. Auf sein Verlangen durchsuchte man Meister Hauchecorne. Man fand nichts bei ihm. Endlich hieß ihn der rathlos gewordene Bürgermeister gehen, kündigte ihn aber an, daß er die Sache bei Gericht melden und Weisungen einholen würde.

Die Geschichte war herumgekommen. Als der Alte aus dem Rathhause kam, wurde er umringt und mit ernster oder spöttelnder Neugier ausgefragt, aber ungehalten war Niemand. Und er erzählte seine Bindfadengeschichte. Man glaubte ihm nicht. Man lachte. Er ging weiter, wurde von Allen angehalten und hielt selbst seine Bekannten an, wiederholte immer wieder seine Geschichte und seine Betheuerungen und zeigte seine umgekehrten Taschen zum Beweise, daß er wirklich nichts hatte. Man sagte: „Du alter Schlaukopf Du!" Da wurde er böse, gerieth in fieberhafte Aufregung und war außer sich, daß man ihm nicht glaubte; er wußte nicht mehr, was er machen sollte und erzählte nur immer wieder seine Geschichte.

Es wurde dunkel. Man mußte heimgehen. Er machte sich mit drei Nachbarn auf den Weg, zeigte ihnen die Stelle, wo er das Endchen Bindfaden aufgehoben hatte und sprach den ganzen langen Weg von seinem Erlebniß.

Am Abend ging er im Dorfe Bréauté herum, um es Allen zu erzählen. Er fand nur ungläubige Zuhörer. Die ganze Nacht war er krank davon.

Am nächsten Tage um ein Uhr Nachmittags brachte Marius Paumelle, Ackerknecht bei dem Bauer Breton in Ymauville, die Brieftasche nebst Inhalt zu Houlbrèque nach Manneville. Der Mann hatte sie wirklich, nach seiner Aussage, auf der Straße gefunden, aber da er nicht lesen konnte, hatte er sie mit nach Hause genommen und seinem Herrn gegeben. Die Kunde verbreitete sich in der ganzen Umgegend. Meister Hauchecorne erfuhr sie auch. Da ging er nun wieder reihum und erzählte seine Geschichte nebst Schluß. Er triumphirte.

„Was mir so nahe ging," sagte er, „war weniger die Sache selbst, müßt ihr wissen, als die Lügerei. Es kann Einem doch nichts so sehr schaden, als durch eine Lüge in Verruf zu gerathen."

Den ganzen Tag sprach er von seinem Abenteuer. Er erzählte es den Vorübergehenden auf der Straße, den Gästen im Wirthshaus und am darauffolgenden Sonntag den Leuten, die aus der Kirche kamen. Sogar Fremde hielt er an, um es ihnen zu erzählen. Jetzt war er beruhigt, und doch störte ihn etwas, ohne daß er so recht wußte, was es war. Es schien, als hätten die Leute ihren Spaß daran, ihm zuzuhören, als wären sie nicht überzeugt. Es kam ihm vor, als machte man Witze hinter seinem Rücken.

Am Dienstag der nächsten Woche ging er wieder auf den Markt nach Goderville, einzig und allein von dem Verlangen getrieben, seine Sache zu erzählen. Malandain stand vor seiner Thür und fing an zu lachen, als er ihn vorübergehen sah. Warum?

Er redete einen Pächter aus Criquetot an, der ihn nicht ausreden ließ, sondern ihn vor den Leib stieß und ihm in's Gesicht schrie: „Geh, Du Schlaukopf!" Dann kehrte er ihm den Rücken. Hauchecorne war starr und seine Unruhe wuchs. Warum hatte man ihn schon wieder Schlaukopf genannt?

Als er in Jourdain's Gasthaus zu Mittag aß, fing er wieder an, seine Geschichte aus einander zu setzen. Ein Pferdehändler aus Montivilliers rief ihm zu: „Ach was, das sind alte Kniffe! Ich kenne ihn schon, Deinen Bindfaden."

Hauchecorne stammelte: „Man hat sie ja wiedergefunden, die Brieftasche."

Aber der Andere entgegnete: „Schweig doch, Alter, Einer hat es gefunden, der Andere hat es wiedergebracht. Du bist erkannt."

Dem Bauer blieb das Wort im Halse stecken. Endlich wurde ihm die Sache klar. Man beschuldigte ihn, die Brieftasche durch einen Gefährten, einen Mitschuldigen, zurückgeschickt zu haben. Er wollte sich vertheidigen. Die ganze Tafelrunde fing an zu lachen. Er konnte nicht fertig essen und ging fort, begleitet von allgemeinem Gespött.

Er kam nach Hause, beschämt und empört und erstickte bald von Wuth; er wäre um so mehr niedergeschmettert, da er als pfiffiger Normanne wohl im Stande war, das zu thun, was man ihm vorwarf und sich dessen sogar als eines guten Streiches zu rühmen. Es däuchte ihn in der Verwirrung unmöglich, seine Unschuld zu beweisen, denn seine Geriebenheit war ja bekannt. Der ungerechtfertigte Verdacht traf ihn bis in's Herz.

Da fing er denn wieder an, seine Geschichte zu erzählen; jeden Tag wurde sie länger, jedes Mal fügte er neue Gründe, kräftigere Betheuerungen, feierlichere Schwüre hinzu, die er sich ausdachte und zurechtlegte, wenn er allein war, denn sein Geist beschäftigte sich mit nichts weiter als mit der Geschichte vom Bindfaden. Man glaubte ihm um so weniger, als seine Vertheidigung gesuchter und seine Begründung spitzfindiger wurde.

„Das sind faule Ausreden," sagte man hinter seinem Rücken.

Er fühlte das, es wurmte ihn, er erschöpfte sich in unnützen Anstrengungen. Zusehends verfiel er. Jetzt ließen ihn die Spaßvögel seinen „Bindfaden" erzählen, um sich zu belustigen, wie man einen Soldaten, der einen Feldzug mitgemacht hat, seine Schlacht erzählen läßt. Sein bis in's Innerste getroffener Geist ward schwach. Gegen Ende December mußte sich der Alte legen. Er starb in den ersten Tagen des Januar, und in den Phantasien des nahenden Todes betheuerte er immer wieder seine Unschuld und wiederholte: „Ein kleines Stückchen Bindfaden ... ein ganz kleines Stückchen Bindfaden... sehen Sie, da ist es, Herr Bürgermeister."

Aus der Hauptstadt.

Der korsische Parvenu.

In seinen Soirées de St. Pétersbourg schrieb Joseph de Maistre, eine der frühesten Leuchten des lustig fortflackernden Ultramontanismus: „Es hat niemals eine Herrscherfamilie gegeben, deren plebejischen Ursprung man nachweisen konnte. Sollte diese Erscheinung eintreten, so würde damit eine neue Weltepoche beginnen." Unmittelbar fast darauf wurde das napoleonische Kaiserreich begründet und Lombroso sieht sich deshalb veranlaßt, den Ausspruch de Maistre's als den albernen Schnitzer eines genialen Menschen zu verzeichnen und als ein beweiskräftiges Degenerationsmerkmal.

Lombroso, will mir scheinen, ist es selbst, der hier den Schnitzer macht. Zunächst war Joseph de Maistre durchaus nicht ein genialer, sondern ein recht talentvoller Mensch, zwei Artbildungen, die der Italiener überhaupt nicht genügend differenzirt, angeblich, weil die Grenzlinie nicht zu bestimmen ist. Abgesehen aber von diesem Grundmangel, den Richet und Brunetière schon aufgespürt haben —: Hatte der katholische Reactionär nicht richtig prophezeit und begann nicht eine neue Weltepoche, als Napoleon Bonaparte die Krone auf's Haupt setzte, als er der Imperator wurde von eigenen Gnaden, der korsische Parvenu? Noch heute werden alle Monarchen, wenn sie es gerade klug finden, aufrichtig zu sein, dem Urtheil de Maistre's beistimmen. Daß er in elf Jahren nahezu vier Millionen Menschenleben geopfert hat, um Frankreich dann doch kleiner zurückzulassen, als die Revolutionsarmee es ihm überliefert hatte: das zwar können und wollen sie dem Bonaparte verzeihen; nicht aber, daß er mit so ungeheurem Erfolg eine Rolle gespielt hat, die der Legitimität vorbehalten bleiben sollte. Den hassen die Collegen immer am heißesten, der vortheilhafte Geschäftsgeheimnisse verräth und den Nimbus der Kaste zerstört. Kann ein Plebejer Kaiser sein, — wer weiß, wie lange man den kostspieligen Luxus der Dynastien sich noch vergönnt? Diese mißtrauische Erwägung hat dem Korsen, den selbst die von ihm mit Skorpionen gezüchtigten Völker leidenschaftlich bewundern, den erbitterten Haß aller im echten Königsbett gezeugten Potentaten zugezogen.

Legitim wie seine Heger ist auch dieser Haß und ich begreife das große Staunen nicht, das nun die Erfurter Kaiserrede begrüßt hat. Begreifen würde ich, wenn man von dem Ausspruch des Kaisers befremdet gewesen wäre, im Herzen des dritten Friedrich Wilhelm sei 1808 der Gedanke an eine Vergeltung aufgekeimt. Denn das ist ein höchstens als Folge der Rettungsversuche des Herrn von Treitschke verständlicher Irrthum. Der unglückselige Preußenkönig, der die wichtigste politische Unterhandlung seines Lebens durch seine schöne Frau führen ließ, der vor 1808 sehr froh, durch den gnädigen Fürspruch des Zaren Krone und Reich bewahren zu können; an Vergeltung dachte sein Kleinmuth gewiß nicht, der auch später zur entscheidenden That nur gedrängt ward. In jenen Erfurter Tagen nach dem 27. September 1808 haben die deutschen Fürsten insgesammt so klägliche Gesichte gezeigt — die Memoiren Talleyrand's haben dafür neue Beweise erbracht — daß es im monarchischen Interesse gerathen erscheint, diese Erinnerung ruhen zu lassen. Psychologisch aber ist es wiederum verständlich, daß einem Monarchen von stark ausgeprägtem Machtbewußtsein und von einem beinahe mystischen Glauben an seine Berufung gerade diese Erinnerung zornige Wallungen bereitet. Und da auch Fürsten Menschen sind, ist ihnen menschliche Schwäche nicht fremd: Anstatt durch die rückhaltlos anerkannte Größe des Gegners das Verschulden der Ahnen und Vettern gemindert erscheinen zu lassen und verzeihlicher, wird mit gerümpfter Lippe von dem Ueberwältiger gesprochen, dessen Opfer dadurch nur um so jämmerlicher aussehen. Solche Schwäche kommt aus dem Temperament und über die Gefahren des Temperaments für Landesväter ließe sich ein interessantes Kapitel schreiben, das aber auch wieder seine Gefahren hätte. Immer und überall muß der von Gottes Gnaden legitime Monarch in Bonaparte den Parvenu sehen; nur ist es vielleicht unvorsichtig, gerade in Erfurt ihn so zu nennen, denn da

Digitized by Google

regt der Vergleich des Emporkömmlings mit den Echtbürtigen zu sehr bösen Betrachtungen an ...

Die französischen Republikaner, die den brutalen Despoten doch glühend hassen sollten, sind über den Trinkspruch Wilhelm II. in eine Empörung gerathen, die dem armen Schwanenritter Wagner's um ein Haar verhängnißvoll geworden wäre. Und auch in Deutschland, leugnen wir es nicht, haben wir unmuthige Worte gehört. Er scheint eben nicht sterben zu wollen, der Napoleon Béranger's und der Legende. Schon Taine hat diese Erfahrung gemacht, als er vor drei Jahren die ersten Abschnitte seiner Napoleon-Studie veröffentlichte. Nicht der rothe Prinz nur und die versprengten Haufen der Bonapartisten, auch die Republikaner begannen ein Gezeter und warfen ihre Steinbröckchen nach dem genialen Analytiker. Und doch hat Taine in einem dem Original ebenbürtigen Bilde ein prachtvolles Ungeheuer gezeigt, einen brutalen Riesen, dem die Grenzen der Menschheit keinen Raum boten, und der, um sich ausleben zu können, das Weltall aus den Angeln heben mußte. Gegen den Zauber der Legende aber kam auch dieses Porträt nicht auf und Taine wurde von Stunde an höchst thöricht zu den détracteurs Bonaparte's gerechnet. Sie will nicht untergehen die Sonne von Austerlitz, und wer von ihr einmal geblendet ist, dem ergeht es, wenn er von Napoleon nur hört, wie dem jungen Heine, als er — in den Reisebildern — des Tages gedenkt, da er den Korsen durch den herzoglichen Garten von Düsseldorf reiten sah: „Aber, wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosianna! Der Kaiser."

Hosianna! Eine andere Tonart duldet der orthodoxe Napoleon-Kultus nicht, dem von den Großen der Zeit kein Einziger sich völlig entzogen hat. „Es nützt ihnen nichts, der Mann ist ihnen zu groß," das war Goethe's Wort, als Deutschland schon zu den Waffen griff. Wieland's Prophezeihung und Parteinahme für den Dictator ist bekannt und im sechsten Bande der „Hauptströmungen" hat Georg Brandes an die begeisterten Sätze Hegel's erinnert: „Ich habe den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognosticon zu stellen, aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist, nicht zu bewundern." Und drei Monate später schreibt der Philosoph: „Wie ich schon früher that, so wünschen jetzt Alle den französischen Armeen Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Solches brachte das weltbürgerliche Empfinden des 18. Jahrhunderts fertig; aber auch heute noch, obwohl eine kränkliche Ideologie mit der patriotischen Phrase sich in die Herrschaft theilt, leben dem Korsen schwärmende Bewunderer auf der ganzen weiten Erde, die er zerstampft hat, um die Fundamente zu legen für das Werk der Selbstsucht, bedient vom Genie.

Darin liegt es. Den kolossalen Egoismus, der sich selbst zum Maß aller Dinge nahm und der sagen durfte: Je suis à part de tout le monde, je n'accepte les conditions de personne, den verzieh man und hielt sich an das Genie. Nun ist das Genie immer ein Parvenu, denn es sprengt die Schlösser der normalen Menschlichkeit und klettert zu unermeßlichen Lebensgipfeln empor. Aber auch die Behauptung möchte ich wagen, daß in Napoleon gerade der korsische Parvenu nicht am heftigsten bewundert nur, nein, auch am heißesten geliebt wird. Friedrich ist der Große und zu Katharina's heldischem Sinn blickt die Nachwelt auf, aber die mächtigen Gegner waren am Thron geboren und für den Thron und sie vollbrachten nur, was hoher Anspruch von ihnen erwarten durfte. Der Unterlieutenant Bonaparte, der nach der Kaiserkrone griff und der civilisirten Erde seines Geistes Stempel aufdrückte, der mit der Legitimität und der Autorität so himmlisch rücksichtslos umsprang und seinen Marschällen höhere Ehren erweisen ließ, als den deutschen Länderpapas: dieser Uebermensch, dieser korsische Parvenu blendet und fesselt die Geister.

Warum?

Weil es der menschlichen Eitelkeit schmeichelt, zu sehen, was Menschenkraft und Menschenwille erreichen kann. Der Fall Napoleon ist der Einzige, mindestens in der Lebensgeschichte der modernen Welt, der das plebejische Genie zum Siege führte, in der rauh realen Wirklichkeit. Und diesen Fall will die Menschheit sich nicht rauben lassen, durch keine noch so feine und hellhörige Kritik. Darum ist Napoleon nicht ein nationaler Held der Franzosen allein, sondern ein internationaler Heros, in dessen beispielloser Größe Wille und Geist der Menschheit eitel sich spiegelt. Darum ist es immer wieder sein Vorbild, das die Hochflieger verlockt und die Alleinflieger, die großen Verbrecher und die Genies, Raskolnikow und Nietzsche. In jener kleinen Schrift, die eine große Kriegserklärung ist, in der Götzendämmerung, spricht der philosophische Lyriker: „Die Gesellschaft ist es, unsere zahme, mittelmäßige, verschnittene Gesellschaft, in der ein naturwüchsiger Mensch, der vom Gebirge her oder aus den Abenteuern des Meeres kommt, nothwendig zum Verbrechen entartet. Oder beinahe nothwendig, denn es gibt Fälle, wo ein solcher Mensch sich stärker erweist als die Gesellschaft: der Korse Napoleon ist der berühmteste Fall." Armer Raskolnikow, der in christliche Askese sich retten mußte, als er erkannte, daß er nicht der brutale Gigant war, sondern nur eine Laus unter Läusen; ärmerer Nietzsche, den der Wahnsinn umklammerte, da er eben an die Umwerthung aller Werthe gehen wollte, in seinem Hauptwerk: Der Wille zur Macht!

Den Willen zur Macht und die Kraft zur Macht besaß der naive, klare, über die Moralbegriffe von Gut und Böse hinaus gewachsene Naturmensch Napoleon, dem die Kronenträger so wenig Respekt einflößten, die rois fainéants, wie seine Verachtung sie zu nennen beliebte. Weil sie so arm ist an starken Persönlichkeiten, deshalb hängt die Menschheit, ob auch sein Werk zerschellt ist und verweht, an diesen einsam Ragenden ihr begeistertes Bewundern und hegt angstvoll, daß man es ihr ja nicht beflecke, das Angedenken des Titanen, der Alles seiner Persönlichkeit verdankte und nichts seinem Stammbaum, der nicht ein reicher Erbe war, sondern ein korsischer Parvenu. Den Fürsten von echtem Geblüt ist er der verhaßte Eindringling, doppelt verhaßt, weil sie sich ihm beugen mußten; den Völkern bleibt er, auch im Purpur noch und umprunkt von dem ganzen Brimborium der alten Monarchie, der Sohn der Revolution, der jede Laufbahn dem Talent offen halten wollte und der damit begann, dem eigenen Genie die Welt zu unterjochen. Dessen Zauber konnte selbst der streng moralisirende Bürgersinn eines Lamartine sich nicht völlig entziehen, und wenn die weniger poetischen Lamartines von heute den Mann verabscheuen, der gesalbt sein wollte und Sire genannt —: die Silhouette des kleinen Korporals lieben sie alle und treue Wacht halten sie vor dem Schatten des hageren Emporkömmlings vom 18. Brumaire.

* * *

Beim 18. Brumaire war ich stehen geblieben und als guter Unterthan hatte ich mich gefreut, den Erfurter Trinkspruch des Kaisers vertheidigen zu dürfen und nachzuweisen, daß mit dem Wort Parvenu die Wurzel des napoleonischen Ruhmes aufgestoßen war. Aber auch loyaler Hochmuth kommt vor dem Fall und nach dem 18. Brumaire kam der 17. September und ich erfuhr aus dem „Reichsanzeiger", der falsche Angaben nicht gelernt hat, daß jenes vielberufene Wort gar nicht gesprochen war. Der Kaiser hatte an den korsischen Eroberer erinnert, der uns nicht mehr ist, als irgend ein Attila, Pyrrhus oder Wallenstein, und er hatte den Menschheithelden nicht erwähnt, den korsischen Parvenu. Woraus sich denn die namentlich für künftige Manöverzeiten wohl zu beherzigende Lehre ergibt: Man soll den Toast nicht vor dem „Reichsanzeiger" loben.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der blaue Brief."

Lustspiel in vier Aufzügen von Rudolf Stratz.
(Deutsches Theater.)

In Dutzendhausen, einem kleinen, aber gewerbreichen Städtchen unserer theueren Heimatherde, ist an der Table d'hôte zum Grünen Kantuchen eben abgespeist worden. Kaffee wird aufgetragen und die Ritter von der Tafelrunde: ein Zahnarzt, der Herr Referendarius, ein Postsekretär, Reisende, Commis, ein annoch unbesoldeter Lehrling, geben sich sinniger Verdauungsvergnüglichkeit hin. Der Knobelbecher, die vier Wenzel, Anekdoten. Promenirende Dutzendhäuserinnen müssen sich Complimente und

Digitized by Google

üble Nachrede gefallen lassen, auch wird der schüchterne Lehrling „geuzt". Alles ganz gräßlich amusant. Schließlich fällt die Schwätzerei auf einen Weinreisenden, der wieder einmal in Dutzendhausen eingekehrt ist. Ja, das ist ein Kerl! Alle Mädchen hat er an der Leine und die Frauen erst — na überhaupt! Und da kommt er eben und nun wird es erst fein im Grünen Kaninchen, denn der Weinreisende ist natürlich wieder mitten drin in den großen Erlebnissen von Dutzendhausen. Schulden hat er, daß seinen Bekannten die Haare zu Berge stehen möchten, aber der Onkel mit den Rittergütern bezahlt Alles, wenn Gisbert, so heißt der Schockschwerenöther, sich herabläßt, sein Eidam zu werden. Warum soll er nicht? Die Kleine ist ja ganz nett. Da ist freilich noch die Tochter des Stationsvorstehers, die hat ihm auch zärtliche Briefe gestiftet, aber das Mädel hat nichts und der Alte steht vor der Pensionirung. Und Helene Valora, die Operettensängerin ist zwar billig, aber nicht zum Heirathen gerecht. Also her mit der Cousine — machen wir!

Aber die Sache verwickelt sich. Onkel kommt und seine Elly liebt einen anderen Geschäftsbeflissenen. Und beim verabschiedeten Stationsvorsteher klopft auch ein anderer Freier an, ein Alter mit Geld und schöner Einrichtung, denn die Tochter nicht Nein sagt. Für Gisbert wird die Geschichte faul und eines Spätabends geht es auf seiner Bude zu wie in einer Posse von Valabrègue: sie nahen, sie nahen, die Himmlischen alle. Zuerst die Cousine mit Papa und Liebstem, dann Lenchen vom Stadttheater in Dutzendhausen, endlich die heiße Blonde aus der Stationsvorsteherei. Die will nämlich ihre Briefe, erhält sie auch und dürfte ungeleitet nach Hause gehen, wenn nicht der Alte erschiene, der mit Geld und schöner Einrichtung. Großer Schrecken. Was ist Ihnen diese Dame, mein Herr? Pause. Diese Dame, mein Herr, ist — — meine Braut. Der Alte zerdrückt eine Thräne, gratulirt und Gisbert ist verlobt. Lernt seine Braut auch höchst innig lieben und der Onkel läßt sich nicht lumpen und findet seinen Deckel jeder Topf. Ist das etwa nicht zu einem deutschen Lustspiel die „Idee"?

Aus Dutzendhausen, einem kleinen, aber gewerbreichen Städtchen unserer theueren Heimatherde, wurde eine namenlose kleine Garnison. Aus dem Grünen Kaninchen wurde das Casino, aus den Rittern der Tafelrunde Lieutenants und Stabsoffiziere, aus dem Lehrling ein Fähnrich, aus dem Weinreisenden ein Garde-Ulan. Und mit unbedächtiger Schnelle verwandelte sich auch der Stationsvorsteher in einen Major und der Alte mit Geld und schöner Einrichtung in einen Divisions-General. Nur Helene Valora blieb die militärfromme Operettensängerin. Das Ganze aber empfing den Titel: „Der blaue Brief" und Herr L'Arronge erschloß ihm die Pforten des „Deutschen Theaters".

Daß der Dutzendhausener Tratsch keinen verständigen oder gar modernen Menschen interessiren könnte, darüber sind sich wohl Beide klar gewesen: Herr Rudolf Stratz, der Erdichter, und Herr Adolf L'Arronge, der Entdecker der vieractigen Nichtigkeit. Aber sie rechneten auf die Anziehungskraft der Uniformen. Darum wurde die militärische Etiquette aufgeklebt, darum machte auf dem Theaterzettel ein kindlicher „Realismus" sich breit. Die 81. Division, das 164. Regiment, das 22. Jäger-Bataillon sind da verzeichnet und selbst von einem überflüssigen Statisten wird uns ausdrücklich mitgetheilt, daß er im 51. Feld-Artillerie-Regiment bedienstet ist. Diese Rang- und Quartierliste soll uns einbilden, wir hätten es hier mit einem militärischen Conflict zu thun. Um diese Täuschungsversuche gleich zu beseitigen, habe ich mir erlaubt, aus dem Kommißleben die Vorgänge in's Commisleben zurückzuversetzen. Und siehe da: es stimmte. Die ganze öde Geschichte paßt auch in den Civilanzug hinein und überflüssig, wie der mit der Handlung nicht einmal äußerlich verbundene blaue Verabschiedungsbrief, ist die gesammte Soldatenspielerei des Herrn Stratz.

Es verlohnt nicht der Mühe, mit dem dilettantischen Stück und mit seinen meist tristen Scherzen sich hier zu beschäftigen. Der Herr Verfasser, der als Kritiker der „Kreuz-Zeitung" über Ibsen und erst recht über die Franzosen im despectirlichsten Tone abzuurtheilen pflegt, wird für seine rathlose Anfängerschaft, der jede kecke Frische fehlt und jedes Empfinden für theatralisch auch nur ergiebige Situationen, ganz gewiß kein übergärtliches Wohlwollen verlangen. Schreibt er später Brauchbares, vortrefflich; einstweilen hat er von irgend welchem dramatischen oder satirischen Talent nicht die geringste Probe gegeben. Nach der ältesten Schablone hat er die Offiziere seiner Wahl gezeichnet, nicht annähernd so frisch und echt und frei wie Herr von Moser, und wenn nicht irgend ein kritischer Wippchen uns verkündet hätte: „Herr Stratz hat erst vor Kurzem das Portepée mit der Feder vertauscht," ich würde den Autor des blauen Briefes in der Ersatzreserve zweiter Klasse — dauernd untauglich — vermuthet haben. Und die „Kreuz-Zeitung", die ich hier zum ersten Male auf einer Inconsequenz ertappe, hätte einen ihr weniger unverdächtigen Theatermacher sicherlich liberal-gehässiger Verleumdung des im preußischen Offiziercorps herrschenden Geistes bezichtigt.

Irgendwo muß doch die Intelligenz bei uns zu Lande stecken, auch in der jungen Generation, und ich bin sehr zu dem Glauben geneigt, daß sie zu einem sehr beträchtlichen Theil in der Uniform steckt. Was ich von Gesprächen selbst junger Lieutenants erlauscht habe, das hat mich in diesem Glauben bestärkt. Man hört da oft Urtheile von überraschender Offenherzigkeit und Selbständigkeit, auch über hoch und höchst stehende Personen, und die Fachsimpelei scheint nicht so widerwärtige Formen anzunehmen wie bei strebenden Beamten und Literaten. Dazu kommt ein kräftig entwickeltes Standesbewußtsein und die peinlichste Empfindlichkeit in Ehrensachen. Kurz, ich meine, daß der Offizier in unserem Leben zu viel gilt, denn am Ende aller Enden ist die Armee, die ungeheure Schätze an Geist und Geld den Culturzwecken entzieht, doch nur ein nothwendiges Uebel; aber ich meine auch, daß der Offizier in unserer Literatur doch gar zu schlecht wegkommt. Es ist einfach nicht denkbar, daß diese gesunden und auf ein anständiges Bildungsniveau gelangten Männer wirklich nur von Weibern, Pferden und Hunden sprechen, nur auf Schnürleiber, Sect, auf galante Abenteuer, Hazard und Avancement ihr Sinnen richten sollten. Auch an Prudelwitzen und Reif-Reifflingen fehlt es gewiß nicht; aber ein zur Kriegsakademie kommandirter Premierlieutenant, wie er im Kopfe des Herrn Stratz sich malt, gehört doch wohl zu den Seltenheiten. Denn dieser Gisbert Graf Wolkensteyn ist nicht nur ein koketter Luderlebemann, er ist auch ein unanständiger Geselle, und die pflegt das Offiziercorps mit unnachsichtlicher Strenge auszusondern. Das haben die „Fälle" der letzten Jahre bewiesen.

Herr Rudolf Stratz wollte seinen ehemaligen Kameraden ganz gewiß nicht zu nahe treten. Aber sein schwaches Können hat ihn verleitet, die alten Unklugheiten und die älteren Kasernenscherze wieder aufzuwärmen. Nicht für eine Sekunde kann er uns an die Echtheit seiner Schilderungen glauben machen. Die Aeußerlichkeiten des Dienstes muß er wohl kennen, von einer getreulichen Beobachtung dieser interessanten sozialen Schicht bleibt er meilenweit fern und Offizierhasser könnten mit Fug auf das Zeugniß des hochconservativen Schriftstellers sich berufen, den mein Gönner Wippchen das Portepée mit der Feder vertauschen ließ. Und das moderne Soldatenstück, das nach fester Anschauung das an tiefen und starken Conflicten so außerordentlich reiche Militärleben packt, das müssen wir noch erhoffen. Begriff denn wirklich kein deutscher Dramatiker, welche Vortheile gerade das militärische Milieu bietet? Da weht moderne Luft und die starren Ehrbegriffe sind doch noch lebendig, der Kastengeist herrscht und der Degen verlockt zur Gewaltthat. Eduard von Hartmann oder Detlev von Liliencron sollte uns eines Tages mit einem Militärdrama überraschen.

Einstweilen hat uns nur das „Deutsche Theater" überrascht. Du alte Künstlerherrlichkeit, wohin bist Du entschwunden! Stammelnde Anfänger dürfen in Hauptrollen vor die Rampe und räthselhafte Besetzungsfehler ärgern uns. Fräulein Lehmann ist für unreife Mädchen längst allzu fraulich geworden und Herr Basil, den man den verabschiedeten Major poltern ließ, ist ein munterer Naturbursch und kann allmählich vielleicht in vierschrötige Förster-Rollen hineinwachsen. Auch dem ausgezeichneten Schauspieler Kadelburg sollte man nicht mehr die Würde und Bürde einer schneidigen Unwiderstehlichkeit auflasten, die er mit schnarrenden Kehltönen und selbstgefälliger Grobheit bestreiten muß. Für die Herzenbrecher hat Herr Nissen weit mehr einzusetzen, der durch adeliges Wesen die zur Heiterkeit herausfordernde Figur eines verliebten General Brackenburg überhaupt erst möglich machte. Was aber soll man gar dazu sagen, wenn Fräulein Hedwig Meyer, Klara's blaß gouvernantenhafte Schwester und Copistin, uns ein üppig strotzendes Laster vorspielen muß? Ein wahres Glück noch, daß Georg Engels zur Stelle war, mit seiner sprudelnden Genialität, sonst hätte man sich in Dutzendhausen geglaubt, einem kleinen, aber gewerbreichen Städtchen unserer theueren Heimatherde.

M. H.

Notizen.

Die Ueberwindung des Naturalismus. Von Hermann Bahr. (Leipzig, Pierson.) — Den Lesern der „Gegenwart" ist der junge Dichter und Kritiker bekannt, der uns jeden Augenblick durch eine neue Wandlung überrascht und auch in dieser Sammlung mehr als einmal offenbar bloß darauf ausgeht, das Publikum zu verblüffen, d'épater le bourgeois, wie die Pariser Akademieschüler sagen. Er war nach einander Sozialist, Naturalist, Spiritualist, Impressionist, Linzer, Pariser, Wiener, Berliner, und in jeder Maske ist er interessant. Hier zeigt er sich uns noch obendrein als Ueberwinder des Naturalismus, Castilianer, Petersburger, und wir fragen ganz beklommen, was denn die Brücke von Bordeaux, die Jungfrau von Lourdes, die castilianische Holzsculptur mit der Ueberwindung des Naturalismus zu thun hat. Nun, so schlimm ist es ja nicht gemeint, der Naturalismus befindet sich trotz seines Ueberwinders noch sehr wohl, und Bahr wollte nur einen guten Titel und einen vollen Band haben. Das Beste darin sind die glänzenden Aufsätze: „Naturalismus und Naturalismus", „Neue Psychologie" und Anderes mehr aus der „Gegenwart". Hier posirt Bahr nicht, ist wahr, anregend und fesselnd.

Gesammelte Dichtungen von Alfred Teniers. (Hamburg, Verlagsanstalt [vormals Richter].) — G. A. Nessel hat diesen ersten Band nach dem Tode des fast 60jährigen Dichters herausgegeben, aber dem Todten keinen guten Dienst geleistet. Die Auslese ist zu groß, die Spreu zu zahlreich, und nur mit Mühe findet der Leser die Perlen heraus. Wie der Verfasser des pietätvollen Lebensbildes erzählt, sind die Verse der ersten Abtheilung im Gefängniß auf den Rand einer Bibel hingeworfen worden, doch sind sie künstlerisch unbedeutend. „Die Trompete von Säkkingen" zeigt den begabten Lyriker, die „Seguedillas" den vollendeten Uebersetzer. Gedichte wie „Die Kindesmörderin", „Fleurette", „Spielmannlied" sind Juwelen. Wir sind auf den zweiten Band gespannt, fürchten aber zum voraus, daß unser Endurtheil lauten wird: weniger wäre mehr. Schon aus diesem ersten Band verdiente mehr als die Hälfte eine Veröffentlichung kaum. Wer soll sich aber für zwei so starke Liederbände interessiren?

Digitized by Google

Inserate.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur

Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln. Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 M.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die auf bauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese »Beiträge« sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Eine echt Deutsche

Schneidig und Geistvoll

geleitete Zeitschrift ist

M. 2.50 Viertel jährlich

Das 20. Jahrhundert

Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W. 35.

Verlag von Gebrüder Hug in Leipzig.

Soeben erschien:

P. v. Lind,

Moderner Geschmack

und

Moderne Musik.

Eine Gegenwartsstudie.

Vornehme Ausstattung.

Elegant kartoniert. 1 M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen

mit Benutzung ungedruckten Materials

dargestellt von

Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet M 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Am 1. October erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen schon jetzt Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Völlig neuer Gesichtspunkt.

Soeben erschien und erbittet **besondere** Beachtung:

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.

Preis 30 Pf.

Hamburg, Erlenkamp, Moltmanns Verlag.

Deutsche Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Hervorragende Novitäten!

Soeben ist erschienen:

Ludwig der Bayer

oder

Der Streit von Mühldorf.

Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten von

Martin Greif.

Preis geheftet M 2,50; elegant mit Goldschnitt gebunden M 4.—

Mit Einsetzung seiner ganzen eminenten dichterischen Kraft hat Martin Greif hier ein Werk geschaffen, packend und erhebend zugleich, von großer poetischer Schönheit und hohem dramatischem Schwung.

Zeitgenossen.

Eine Erzählung aus unseren Tagen

von

Karl Freiherrn von Beust.

Preis geheftet M 2.—; elegant gebunden M 3.—

Die „Zeitgenossen" sind ganz aus dem modernen Leben gegriffen und von dem Verfasser mit großer dichterischer Kraft in vollendeter metrischer Form geschildert. In glücklichem Wechsel folgen sich tief ernste und drollig erheiternde Situationen; poetische, philosophische und humoristische Betrachtungen, die sich durch feine Satire und hohen poetischen Schwung auszeichnen, finden sich da und dort eingestreut, und auch politische und soziale Fragen unserer Zeit werden leicht gestreift.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sensationell!

Soeben erschien:

In Hölle und Schattenreich.

Litterarische Teufeleien

von

Georg Ruseler.

Preis 75 Pf.

Varel a. d. Jade. J. W. Acquistapace.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte Liebhaberausgabe in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, wie neu, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark nur 80 Mark.

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von Kretschmer u. Rohrbach. 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark nur 60 Mark.

Denkmäler der Kunst von Prof. Lübke und W. v. Lützow. 198 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark nur 22 Mark.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „Gegenwart", Berlin W., Culmstraße 7.

Neu! Bitte zur Ansicht verlangen: **Neu!**

Stirb und werde.

Dichtung von Ad. Brieger.

Eleg. brosch. 2 M, Prachtband 3 M.

Ein moderner Leidenschaftsroman in allen Gedichtarten. Eine Perle der Literatur.

❖ Funken. ❖

Gedichte von Konrad Nies.

Eleg. brosch. 2 M, Prachtband 3 M.

Herrliche Funken eines ehernen Geistes.

Baumert & Ronge, Großenhain u. Leipzig.

Werke von Wilhelm Raabe.

Verlag von Otto Janke in Berlin, zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Der Hungerpastor. 5. Aufl. Preis geb. 5 M.

Abu Telfan oder **Die Heimkehr vom Mondgebirge.** 3. Aufl. Preis geb. 5 M.

Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2. Aufl. Preis geb. 4 M.

Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte. Preis geb. 7 M.

Der Dräumling. Preis geb. 6 M.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorothеenstr. 31.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 3. October 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Reichstagswahlrecht der Vernunft und der Zukunft. Von Heinrich Schüler. — Die Reclame und ihre wirthschaftliche Bedeutung. Von Julius Böhm. — **Literatur und Kunst:** Aus meinen Erinnerungen. Von C. Schultes. — Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin. Von W. Koopmann. — **Feuilleton:** Eine Berliner Première. Von Theophil Zolling. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Der Präsident." Drama in vier Acten von Karl Emil Franzos. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Das Reichstagswahlrecht der Vernunft und der Zukunft.

Von Heinrich Schüler.

Wir haben im Deutschen Reiche das „allgemeine, gleiche, geheime und directe" Wahlrecht.

In Wirklichkeit? — Nein, nur auf dem Papier. Denn:

1. „Allgemein" ist unser Wahlrecht nicht, da Jeder, der in einem Wahlkreise zur Minorität oder einer der Minoritäten gehört, in Wahrheit kein Stimmrecht hat. Daher ist es vorgekommen, daß bei den so lebhaften vorjährigen Reichstagswahlen nicht einmal der dritte Theil aller Wahlberechtigten überhaupt an der Urne erschien, z. B. im 5. niederbayrischen Bezirk. Die Stichwahlen ändern hieran gar nichts, sondern machen die Sache nur noch schlimmer, indem sie sogar einer Minorität zum Siege verhelfen, während sonst doch wenigstens die Majorität, wenn auch nur die „relative", nicht die „absolute", siegen müßte. Natürlich kann Niemand den Minoritäten einen Vorwurf daraus machen, es liegt sogar in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse, sich gegen die übermächtige Majorität zu verbinden und sie auf jede mögliche Weise, um jeden Preis zu Fall zu bringen. So geschah es z. B. im Großherzogthum Baden, daß die stärkste Partei, die nationalliberale, von den 14 Sitzen keinen einzigen gewann, obgleich sie 8 Stichwahlen erzielte. Was helfen aber aussichtslose Stichwahlen, die sind ein schlechter Trost. Darob wurde auch damals in den nationalliberalen Kreisen Trübsal geblasen.

2. „Gleich" ist unser Wahlrecht ebenso wenig. So zählt z. B. der Waldecker Kreis 11,000, der 4. Berliner 89,000 Wähler, der Schaumburg-Lipper 8,000, der 6. Berliner 104,000 Wähler. Also der eine Wahlkreis ist über 12 mal so groß als der andere! Man hat nun den Vorschlag gemacht, die Größe der Wahlkreise durch eine gerechtere Eintheilung abzuändern. Doch wäre dies bei dem fortwährenden Größenwechsel in Folge der steigenden, und zwar sehr ungleichmäßig steigenden Bevölkerungsdichtigkeit eine sehr schwierige Aufgabe. Sie möchte trotzdem ausgeführt werden im Namen der allgemeinen Gerechtigkeit, wenn dadurch das Ziel wenigstens erreicht würde. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Denn selbst bei genau gleicher Wählerzahl für sämmtliche Kreise kommt immer noch Alles darauf an, in welchem Verhältniß die einzelnen Parteien vertheilt sind.

Um über letzteres auf einfachem Wege Klarheit zu gewinnen, rechnen wir in runden Ziffern 400 Wahlkreise zu je 25,000 Wählern (im Ganzen also $400 \times 25{,}000 = 10$ Millionen Wähler). Nun kann es offenbar sein, daß von zwei großen Parteien die eine nur in 201 Kreisen vertreten ist, und zwar durch je 12,501 Stimmen. Diese gewinnt dann $201 \times 12{,}501 = 2{,}512{,}701$ Stimmen und mit diesen 201 Abgeordnete, während die Gegenpartei die übrigen 7,487,299 Stimmen und damit nur 199 Abgeordnete erhält.

Damit ist die Möglichkeit bewiesen, daß ein Viertel der Stimmen die Majorität gewinnen kann, und drei Viertel in die Minorität gedrängt werden können. Dies wäre ja nun sehr nebensächlich, wenn es sich hierbei etwa um eine jener aschgrauen „Möglichkeiten" handelte, die niemals eintreten, weil die sogenannte „Wahrscheinlichkeitsrechnung" ihnen ein verschwindend winziges Vorkommen anweist. Wenn man z. B. so lange würfeln wollte, bis man 100 mal hintereinander eine 6 würfelt, so — kann man lange würfeln.

Eine derartige unmögliche Möglichkeit liegt in unserem Falle durchaus nicht vor. Die thatsächlich vorgekommenen und vorkommenden Erscheinungen bei den Reichstagswahlen nähern sich vielmehr der obigen Rechnung sehr bedenklich. So ist z. B. das Centrum augenblicklich sehr günstig, die Sozialdemokratie sehr ungünstig gestellt. Die letztere würde nach dem Maßstab des ersten etwa 110 (statt 35) Reichstagssitze einnehmen. Hierbei aber muß jede Parteinahme schweigen, denn daß jede einzelne Partei der Wahrheit gemäß auch zur Geltung gelangt, das liegt im Interesse des Gesammtvaterlandes.

Nach Obigem hätte im vorigen Jahre die sozialdemokratische, die polnische und die Volkspartei, da sie zusammen mehr als ein Viertel zählen, die Majorität gewinnen können, ohne eine einzige Stichwahl dazu nöthig zu haben. Bei der Ungleichheit der Wahlkreise hätte diese Majorität sogar eine „ansehnliche" werden können. Denn Obiges galt ja für genau gleiche und insofern wenigstens gerechte Wahlkreise. Jede Ungleichheit verschärft die Uebelstände noch.

Da gerade diese aber eine so überaus wichtige Rolle spielen, so wollen wir sie noch durch ein zweites Beispiel verdeutlichen. Von zwei Parteien habe die eine in jedem Wahlkreise 12,501 Stimmen. Sie erhält dann mit 5,000,400 Stimmen sämmtliche 400 Sitze, die übrigen 4,999,600, obgleich fast genau gleichviel, können keinen einzigen Vertreter entsenden. Unser heutiges Wahlsystem hat den großen Fehler, Majoritäten übermäßig zu vergrößern und Minoritäten völlig mundtodt zu machen, obgleich, wie wir oben sahen, auch noch ganz andere Fälle eintreten. Es ist eben völlig unberechenbar und tausend Zufälligkeiten ausgesetzt.

Und damit Niemand meinen kann, wir hätten etwa in Obigem „die zwei äußersten Extreme" hingestellt, so wollen wir endlich noch einen Mittelfall herausgreifen. (Außerdem hätten wir uns sonst auch einer absichtlichen groben Täuschung

Digitized by Google

schuldig gemacht!) Die Minoritätspartei umfasse 267 Wahlkreise mit je 12,501. Sie erhält dann natürlich 3,337,767 Stimmen und 267 Reichstagssitze. Die Majorität dagegen zählt 6,662,233 Stimmen und — — — 133 Abgeordnete!!! Also eine Eindrittelminorität kann im Reichstag eine Zweidrittelmajorität werden!!!

Letzteres ist so recht eigentlich der Kernpunkt der Sache. So war z. B. 1887 die Septennatspartei im Reichstage eine entschiedene Majorität, obgleich sie nach der abgegebenen Stimmenzahl eine ebenso entschiedene Minorität darstellte. — Denn andererseits könnte man das völlige Unterdrücken solcher Parteien, die in der Minorität sind, als praktisch weniger wesentlich ansehen, weil ja die Minorität doch nur reden, aber nicht handeln kann. So war 1887 die Volkspartei gänzlich aus dem Reichstage verschwunden, während sie drei Jahre später plötzlich wieder mit 10 (!) Abgeordneten auf dem Plane erscheint.

Daß alle diese Schäden, die an den reinen Unsinn streifen, schnell und gründlich geheilt werden müssen, ist ganz klar. Kein aufrichtiger Vaterlandsfreund kann daran zweifeln. Wenn wir nun aber auch fest überzeugt sind, daß es an dem guten Willen bei keiner einzigen Partei fehlen wird, so ist doch eine andere Frage, ob nicht einzelnen Parteien ihre — Kurzsichtigkeit ein kräftiges Eingreifen verbietet. Gehen wir daher kurz die Parteien durch.

Da finden wir die nationalliberale im Jahre 1874 mit 150 Sitzen, 1884: 50, 1888: 100, 1890: 40. Viel Vergnügen! Daß sie ein lebhaftes und dringendes Interesse hat, von dieser Rutschbahn erlöst zu werden, liegt auf der Hand. Sie müßte sonst nicht nur kurzsichtig, sondern unheilbar blindgeboren sein.

Die Freiconservativen zählten 1878: 56, 1884: 28, 1887: 41, 1891: 19! Was folgt daraus?

Die Nationalliberalen und Freiconservativen können nun aber allein mit ihren knapp 60 Mann heute im Reichstage nichts ausrichten. Also weiter:

Die Conservativen. 1874: 21, 1887: 78, 1888: 77, 1889: 76, 1890: 71. Wir wünschen ihnen für die Zukunft viel Glück, aber ob es etwas helfen wird??? Die Wahlstatistik lehrt dem Vorurtheilslosen, daß eine Wiederkehr der Ebbe von 21 Sitzen nicht ausgeschlossen, sogar schon in nächster Zeit leicht eintreten kann. — Wenn nun auch sie ihren eigenen Vortheil klar erkennen, so erhalten wir dadurch im heutigen Reichstag erst 60 + 71 = 131 Sitze, die eine schwache Drittelminorität bilden. Wir brauchen mehr.

Die Freisinnigen zählten 1884: 64, 1887: 32, 1890: 63. Wenn man nun bedenkt, daß von diesen 63 volle zwei Drittel erst in der Schwitzkur der Stichwahlen gewonnen werden konnten, so dürften auch sie einer Aenderung und Besserung nicht abgeneigt sein.

131 + 63 sind aber immer erst 194, immer noch keine Majorität.

Da in der höchsten Noth finden wir noch die Volkspartei. 1884: 7, 1887: 0 (!), 1890: 10. Sie müßte sich also geradezu mit Selbstmordgedanken tragen, wenn sie nicht mit beiden Händen zugreifen wollte. So hätten wir denn glücklich 194 + 10 = 204 zusammen, eine Majorität, zwar keine glänzende, aber nicht Alles ist Gold, was glänzt.

Diese 204 müssen wollen, sonst spielen sie „va banque". Von den anderen Parteien, dem Centrum und der Sozialdemokratie, ist hier wenig zu hoffen. Denn wir wollen uns keinen rosigen Selbsttäuschungen hingeben, sondern mit den Thatsachen rechnen.

Das Centrum hat bisher zu viel Glück gehabt. Seit länger als 10 Jahren entsendet es regelmäßig rund 100 Abgeordnete, und davon 90 ohne alle Stichwahlen. Der Glückliche aber vergißt zu leicht den Wechsel alles Irdischen. Wir wollen daher aus dieser allgemein menschlichen Schwäche dem Centrum keinen Vorwurf machen, obgleich wir unsererseits uns sehr hüten würden, auf diese scheinbare Beständigkeit des Glückes die geringste Wette zu wagen.

Die Sozialdemokratie wird für unsere Vorschläge noch weniger zu haben sein, obgleich der augenblickliche Vortheil gerade für sie der allergrößte wäre, nämlich eine sofortige Steigerung ihrer Reichstagsabgeordneten von 35 auf 80. Einerseits mag ihr gegenwärtig an der Zahl ihrer Sitze überhaupt nichts gelegen sein, andererseits mag sie auch auf Grund ihres bisherigen Wachsthums hoffen, in kurzer Zeit die absolute Majorität zu erlangen und dann alle Minoritäten völlig zu Boden zu drücken oder, um mich geschmackvoller auszudrücken, an die Wand zu drücken.

Augenblicklich haben aber Centrum und Sozialdemokratie, obgleich sie an der Spitze aller Parteien marschiren, zusammen nur eine Minorität, und dieser Zeitpunkt muß ausgenutzt werden, namentlich weil meine Vorschläge so offenbar gerecht sind, daß Klagen über „Vergewaltigung der Minorität" haltlos und gegenstandslos werden.

Wenn nun kein Zweifel mehr obwalten kann, daß ein proportionales Wahlsystem im höchsten Grade wünschenswerth ist und im allgemeinsten Interesse liegt, so kommt es nur noch auf die Möglichkeit der praktischen Durchführung an, und ob vielleicht ein neues System nicht auch große Härten, womöglich noch schlimmere zeigt als das alte. Man hat wohl behauptet, jedes Wahlsystem habe seine Schattenseiten, und darum sei das eine so gut und so schlecht als jedes andere. Eine von den wunderlichsten Behauptungen, mit der man schließlich jeden Blödsinn entschuldigen und bemänteln und gutheißen kann! Das ist allerdings wahr, daß jedes „am grünen Tische" fabricirte System gleich schauderhaft und verwerflich ist. Denn dort wird das Gute, was so nah liegt, mit reglementsmäßiger Consequenz übersehen und die Brille kann man nicht ablegen. Man höre daher auf die Rathschläge, die aus dem Volke heraus laut werden, auch wenn es keine „wirklichen geheimen" Rathschläge sind.

Ein schlimmer Mißgriff würde es sein, wenn man das Proportionalsystem nach bureaukratischer Manier zurechtstutzen wollte und auf einzelne Parteiprogramme die Wählermassen in barbarischer Weise einreglementiren wollte. Nach einem solchen System, welches man nicht dringend genug als fluchwürdig brandmarken müßte, würden etwa 10 Parteicomités vor den Wahlen zusammentreten, ihre Programme entwerfen, und dann entweder die Wahlzettel statt „Müller" und „Schulze", ein „Centrum" und „Freiconservativ" zeigen, oder es würde die Listenwahl eingeführt werden, was eher noch schlechter als besser wäre.

Das natürliche Proportionalsystem ist in der Theorie etwas weniger einfach (und stümperhaft), in der Praxis aber so einfach wie das Ei des Columbus. Wenn wir selbst es erfunden hätten, so würden wir mit Recht stolz darauf sein.

Das natürliche System hat zunächst den zufälligen Vorzug, daß die heutigen Wahleinrichtungen keiner umständlichen und mühevollen Abänderung unterzogen zu werden brauchen. Heute wird zuerst in jedem Wahlbezirk, deren ein Wahlkreis durchschnittlich etwa 50 zählt, jeder einzelne Stimmzettel sorgfältig gezählt. Die Summe der Stimmen, die hier jeder Candidat erhält, entscheidet aber noch gar nichts, was auch ganz in der Ordnung ist! Vielmehr trägt man aus jedem der 50 Bezirke, das Resultat in die Centralstelle des Wahlkreises, wo die 50 Einzelresultate addirt werden. Nun kommt eben der große, der ungeheure Fehler, daß man schon diese Summe entscheidend sein läßt. Statt dessen soll man in Zukunft aus den 400 Wahlkreisen die Resultate weiter befördern an die Hauptstelle Berlin, wo abermals eine kleine Addition vollzogen wird, die ermittelt, wie viel Stimmen im Gesammtreiche auf jeden einzelnen Namen (nicht Programm) entfallen. Die geringe Mühe dieser zweiten Addition wird schon durch die völlige Vermeidung aller Stichwahlen hundertfach aufgewogen.

Gewiß ist, daß man nur auf die Sache sehen soll, aber nicht auf Namen und einzelne Personen. Der Theoretiker wird daher die Vertretung des Volkes durch einen Reichstag überhaupt grundsätzlich verwerfen, und statt dessen eine directe Volksabstimmung über jedes Gesetz wünschen. Es kommt aber nichts darauf an, ob die Wahl theoretisch direct ist, sondern nur darauf, daß in der Praxis der Wille des einzelnen Wäh-

Digitized by Google

ers einen directen Einfluß ausüben kann. Bei dem heutigen System kann davon keine Rede sein, wir haben heute in Wahrheit also auch gar keine „directe" Wahl. Denn heute kann zwar Jeder Alles „umwerfen", indem er gegen den betreffenden Candidaten stimmt, aber das Wiederaufbauen hängt lediglich von einem glücklichen Zufall ab. Dieser Sachverhalt ist aber gerade das denkbar Unheilvollste, denn was liegt mir am bloßen Zerstören der gegnerischen Meinung, wenn ich nicht meine eigene wirklich zur Geltung bringen kann!

Die „Vertreter" des Volkes müssen vor allen Dingen seine Vertrauensmänner sein! Ich würde Windthorst, ich würde Stöcker, ich würde Richter, ich würde auch Bebel wählen, denn wer an seine gute Sache glaubt, dem kann ich auch bis zu einem gewissen Punkte Vertrauen schenken. Statt dessen werden nun dem Wähler, dessen eigentlicher Vertrauensmann vielleicht in einer Entfernung von 1000 Kilometern gewählt wird oder auch durchfällt, zwei, drei, auch ein halbes Dutzend von Candidaten präsentirt, meistens sogenannte Lokalgrößen, gute, ehrenwerthe Leute, aber schlechte Musikanten. Der Wähler kann ja einen Anderen wählen, aber wer thut gern etwas völlig aussichtsloses! Er frägt daher nicht, zu wem er das größere Vertrauen, sondern nur, zu wem er das kleinere Mißtrauen hat. Alle in Stichwahlen Gewählten sind natürlich von vornherein als Mißtrauensmänner anzusehen, auch wenn sie zufällig Bismarck heißen. Daß sie die Wahl annehmen, ist natürlich ganz vernünftig, denn man muß stets mit der Macht der Thatsachen rechnen, wie die Dinge nun einmal liegen. Aber man hat nicht das Recht, solchen Abgeordneten den höchsten Ehrentitel eines Vertrauensmannes beizulegen.

Daß im Reichstage eine große Zahl, auch unter den ohne Stichwahl Durchgekommenen, sitzt, die nur Nullen und Verlegenheitslückenbüßer sind, werden diese selbst einsehen und auch offen bekennen. Denn man kann ja ein vorzüglicher Mensch, der geschickteste Künstler, der genialste Gelehrte sein, ohne darum gerade in den Reichstag hineinzupassen. Die so oft leeren und beschlußunfähigen Häuser beweisen es schon, daß die Herren sich selbst innerlich nicht zu ihrem Amte berufen fühlen, und ein Gerechtdenkender kann ihnen das nicht verargen, denn Jeder will zuerst Mensch sein, und zuletzt da sitzen, wo er doch nur hören, aber nicht reden kann, — da sitzen, um als „Stimmvieh" den berühmten „Hammelsprung" mitzuspringen.

Nun zur praktischen Ausführung unseres Vorschlages. Wer im ganzen Reiche nur 1000 Stimmen zusammentrommeln kann, ist natürlich kein „Vertrauensmann" des Volkes, er ist ohne Weiteres durchgefallen und wird aus der weiteren Rechnung gestrichen. Man darf ja nicht unser System übertreiben und sich in das Prinzip verrennen, denn Uebertreibung ist der sichere Tod auch des schönsten und besten Prinzipes.

Allermindestens müßte doch ein Candidat den tausendsten Theil der Wähler für sich an die Urne bringen können, also in jedem der 400 Wahlkreise durchschnittlich 25, zusammen 10,000 Stimmen erhalten. Ueber diese Mindestziffer kann man verschiedene Ansichten haben, man wird sie ohne Schaden auch auf 100,000 Stimmen festsetzen können. Denn man bedenke, daß es eigentlich nicht zu viel verlangt ist, wenn ein „Vertrauensmann" des Volkes von hundert Wählern einen einzigen für seinen Namen begeistern soll. Dadurch würde der Reichstag auf höchstens 100 Mitglieder gebracht, während er im ersteren Falle auf 1000 höchstens kommen könnte. Uns persönlich erscheint eine kleinere Zahl aus verschiedenen Gründen wünschenswerth.

Man kann aber, wenn man will, die „Gerechtigkeit" leicht noch sehr weit ausdehnen, indem man Allen, die nur über 1000 Stimmen haben, 14 Tage Bedenkzeit gibt, um ihrerseits wieder unter sich durch beliebige Vereinigung ihrer Stimmen einige Candidaten zu wählen, die dann die Mindestziffer erreichen.

Also Jeder, der über 100,000 Stimmen (oder auch über 10,000 Stimmen) erhält, ist gewählt, ist Reichstagsabgeordneter. Sie sind aber nicht etwa gleichberechtigt, denn das wäre ja höchst ungerecht, da Jeder nicht für sich selbst da ist, sondern seine Wähler vertritt. Der eine hat vielleicht knapp 100,000, der andere wieder über eine Million Stimmen hinter sich. Etwaige lokale Wünsche und Interessen sind also durchaus nicht ausgeschlossen, sie sind sogar viel sicherer vertreten als heute, wo oft das Parteiinteresse einen Strich durch die Rechnung macht, und ganz mit Recht, denn die Partei steht höher als die Zukunft Krähwinkels und Schöppenstedts. Aber noch viel höher über Allem thront unser Vaterland, und das soll auch zu Worte kommen.

Gerade hierin zeigt sich das natürliche System im schönsten Glanz. Es unterdrückt weder die einzelnen Parteien, noch die Localinteressen, wenn deren Kreise nicht gar zu enge sind. Aber es ermöglicht auch die Wahl „nationaler" (nicht nationalgenannter) Candidaten.

Die Stimmenzahlen nun der so gewählten Vertrauensmänner werden auf die Tausende abgerundet und dann geschieht im Reichstag die Abstimmung nicht nach Köpfen, sondern wirklich nach den Stimmen! Ein Theoretiker vom grünen Tisch ruft nun sicherlich aus: „O weh, welche großen Rechnungen drohen uns da jedesmal." Keine Spur! Fast immer kann man schon durch Abschätzung sofort errathen, wo die Majorität ist und wo die Minorität, gerade so wie heute auch. In zweifelhaften Fällen natürlich wird die „Rechnung" nöthig. Wer aber einen „Hammelsprung" oder eine „namentliche Abstimmung" mit erlebt hat, der weiß ganz genau, daß uns in diesen Ausnahmefällen für die Zukunft nur dieselben unvermeidlichen Schwierigkeiten drohen wie heute auch schon!

Will man in einer übertriebenen und falsch verstandenen Auffassung von der „Gleichberechtigung aller Menschen" die ungleiche Berechtigung der Reichstagsmitglieder nicht zugeben, so geht auch das sehr leicht, ohne das System zu schädigen. Es kann einfach Jeder, der mehrere Hunderttausend Stimmen erhalten hat, seinerseits eine entsprechende Zahl von Mitgliedern aus seinen politischen Freunden ernennen! Dann ist die „Gleichberechtigung" sofort wieder hergestellt, allerdings nur wegen einer Liebhaberei, denn eine „Ungleichheit" liegt schon in dem Wählen selbst, da der Wähler auf alle weiteren Rechte verzichtet und sie überträgt auf seinen gewählten Vertrauensmann, der ihn allein zu vertreten berechtigt ist.

So gewinnt man stets ein zutreffendes und unverfälschtes Bild der Volksstimmung im Reichstag. Die heutigen Zustände mit ihren unsinnigen Folgen sind mit einem Schlage für immer überwunden. Nachdem dies erkannt ist, sollten wir billiger Weise verschont werden mit allerhand Kleinigkeiten, die verschieden geregelt werden können und oft erst nach den bestimmt vorliegenden Erfahrungen auf die beste und einfachste Weise zu erledigen sind. Trotzdem wollen wir noch auf einige Punkte kurz hinweisen, um den Leser in den Stand zu setzen, wunderliche Einwendungen, die aber doch häufig gemacht werden, sogleich widerlegen zu können.

Bei eintretendem Todesfall eines Abgeordneten kann eine „Nachwahl" oder Ersatzwahl natürlich nicht stattfinden, da das Parlament nur als Ganzes erneuert werden kann. Dem ist einfach abzuhelfen, indem jeder Abgeordnete einen Nachfolger für den Fall seines Todes vor Ablauf des Mandates ernennt. Das ist sogar eine Forderung der Gerechtigkeit, da sonst einzelne Wahlkreise durch den Zufall das Recht erhalten, früher eine Neuwahl vorzunehmen als andere, die bis zum Ablauf der gesetzlichen Wahlperiode warten müssen. Unterläßt aber ein Vertrauensmann leichtsinniger Weise solche Ernennung eines Nachfolgers, die rechtzeitig und öffentlich zu geschehen hat, so ist es nur seine eigene Schuld, wenn sein Mandat nach dem Tode einfach erlischt, in der Weise, daß die anderen unter sich abstimmen und sein Name völlig gestrichen bleibt. Die fünfjährige Wahlperiode ist überhaupt unvernünftig, denn erstens weiß man nicht, ob die Gewählten ihre Ansicht ändern, zweitens weiß man nicht, ob die Wähler selbst anderen Sinnes werden. Auf so lange Zeit sich fest zu binden, ist unsinnig und auch zwecklos. Eine einjährige Wahlperiode ist das Natürlichste und liegt auch im wohlverstandenen Interesse jeder Regierung. Denn was geschieht denn, gesetzt den Fall, daß alljährlich wieder ein ganz anderes Bild im Reichs-

Digitized by Google

tage zu sehen wäre? Würde da etwa die Regierung zittern? Im Gegentheil! Dadurch würde nur das Volk selbst sich blamiren, wenn es selbst nicht weiß, was es eigentlich will, wenn es heute blau und morgen gelb und übermorgen wieder blau oder grün will. Angenommen aber, das Volk hält fest, unerschütterlich fest an den alten Vertretern oder auch es wendet sich deutlich erkennbar einem Theile derselben immer mehr zu, so ist es für die Regierung ein unbezahlbarer Vortheil, dies rechtzeitig zu erfahren und rechtzeitig mitzuschieben, statt nachher geschoben zu werden. Nach 5 Jahren aber kann es leicht schon zu spät sein!

Endlich könnte vielleicht noch eine pedantisch besaitete Seele auf den Einfall kommen, die Rechnung bei den Wahlen selbst sei doch zu umständlich, wenn in jedem Bezirk vielleicht nach der Regel „so viel Köpfe, so viel Sinne", ebenso viel Candidaten als Stimmzettel da wären, für jeden einer. Es sei jetzt vielleicht ein „heilsamer Zwang", sich zu „einigen". — Zwang? Ja, allerdings, sogar ganz gehörig, möchten doch die „Macher" bei den Wahlen aus dem „Wahlrecht" gern eine „Wahlpflicht" machen und uns noch das bischen Wahlenthaltungsrecht verkümmern, natürlich Alles nur zu Gunsten — ihres Candidaten. Aber „heilsam"? Nun ja, für jenen Candidaten, aber für Niemand sonst.

Gerade jene gefürchtete Stimmenzersplitterung würde ja beweisen, welche furchtbare Grausamkeit, welche gewaltsame Ungerechtigkeit bisher geherrscht hat. Und trotzdem ist es vorgekommen, daß trotz der so schlau erdachten Feinheit der Stichwahlen endlich das Los(!) entscheiden mußte — es war im Wahlkreise Merseburg-Querfurt, wenn ich nicht irre. Das Los bestimmt den Vertrauensmann!!! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Eine große Lotterie ist in der That unser ganzes heutiges Wahlsystem, welches wir dem grünen Tische verdanken. Heil dem grünen Tische!

Man könnte ja auch alle Aemter überhaupt durch das Los vertheilen, wie es einst in Athen geschah. Glückliches Athen, es war noch vor deinem Ende!

Man könnte aber gleichwohl jenen überängstlichen Gemüthern, die sich vor der Mühe scheuen, um des lieben Friedens willen entgegenkommen, indem man festsetzt, daß man zunächst in jedem einzelnen Bezirk die Candidaten, deren Namen weniger als ein Procent der Stimmenzettel erhalten hat, streicht. Denn gezählt werden, müssen sie ja so wie so. Ferner könnte man zum zweiten Mal fünf gerade sein lassen in jedem ganzen Wahlkreis. Man addirt also die Stimmen der 50 Bezirke, die vielen kleinen Zahlen werden fast ebenso leicht zu addiren sein wie heute die wenigen großen, und streicht dann abermals die Namen der Candidaten mit weniger als ein Procent. Man erhält so offenbar allerhöchstens 100 Namen. Es werden dadurch zwar zwei Mal kleine Ungerechtigkeiten begangen, die aber gegenüber den riesigen Ungerechtigkeiten von heute gar nicht in's Gewicht fallen können.

Für den Fall der Ablehnung eines Mandats kann der Ablehnende leicht einen Ersatzmann selbst wählen. Widrigenfalls geht eben sein Mandat verloren an alle Anderen. Eine Ablehnung dürfte dann auch kaum vorkommen, da ja doch Jeder vor der Wahl ganz genau weiß, ob sein Name möglicher Weise eine so beträchtliche Stimmenzahl erreichen kann. Er kann doch mindestens erfahren, ob er überhaupt in weiteren Kreisen als Candidat in Aussicht genommen wird. Und dann kann er ja rechtzeitig, d. i. vor den Wahlen, „abwinken". Auch eine Niederlegung wird in einem Jahre kaum vorkommen und kann dann auf demselben Wege durch einen selbstgewählten Ersatzmann erledigt werden.

Dagegen ist es heute höchst ungerecht, daß ein erkrankter Reichstagsbote nicht einmal einen Ersatzmann wählen darf. Denn man kann doch nicht bei jeder Verhinderung durch Krankheit den umständlichen Apparat von Niederlegung und Neuwahl in Scene setzen. Auf fünf lange Jahre würde das wohl so ziemlich — 400 Neuwahlen geben, mit den Stichwahlen sogar — 800. Heute freilich hat schon manche „Doppelwahl" in wenigen Wochen denselben Wahlkreis mit 4 Wahlen (einschließlich Stichwahlen) gesegnet. Das ganze System ist eben durch und durch unpraktisch.

Auch das Erlöschen eines Mandates durch Beförderung des Inhabers in eine höhere Beamtenstelle ist — theoretisch wunderschön, praktisch — lächerlich werthlos. Denn wenn die Beförderung die Belohnung sein soll für eine regierungsfreundliche und volksfeindliche Abstimmung, so kommt ja das Erlöschen — zu spät! Das Haus ist schon abgebrannt! Außerdem hat die Regierung, wenn sie einmal will, auch noch andere Mittel zur Verfügung und kann die Oeffentlichkeit leicht umgehen. Doch genug davon!

Die Wahl soll eine „geheime" sein. Darum muß dieses Geheimniß noch viel besser geschützt werden durch genau gleiche Wahlzettel, die von Reichswegen anzufertigen sind, verklebte Umschläge ꝛc.

Um die „gleiche" Wahl zur Wahrheit werden zu lassen, muß außerdem für die Gewählten eine angemessene Entschädigung gewährt werden. Sonst zwingt man zu allerlei Hinterthüren, denn von der Luft kann kein Mensch leben. Man hat sich ja zu Bismarck's Zeiten nicht geschämt, dem Ausland das widerwärtige Schauspiel der Diätenprozesse vorzuführen. Darum zahle man jedem Vertrauensmann sofort „pränumerando" mindestens 10,000 Mark baar aus der Reichskasse für das eine Jahr seiner Wahl. Denn so viel braucht er, um in Berlin anständig leben zu können. Er muß ja auch seinen Beruf vernachlässigen und wird oft sogar, da er seine Familie natürlich nicht vernachlässigen darf und soll, auch Frau und Kind nach Berlin mitnehmen und dort unterhalten müssen. Das kostet Alles Geld, viel Geld. Die „Tagegelder" aber sind seiner unwürdig, denn er ist kein Tagelöhner. Und die „Session" hat in Zukunft stets vom Tage der Wahl auf ein Jahr zu dauern, ob nun Sitzungen stattfinden oder nicht.

Dann erst haben wir wirklich das „allgemeine, gleiche, geheime und directe" Wahlrecht!

Die Reclame und ihre wirthschaftliche Bedeutung.

Von Julius Böhm, Secretär des k. k. Handelsmuseums in Wien.

Der Begriff „Reclame" läßt sich nach Inhalt und Umfang verschieden definiren. Der Inhalt des Begriffes ist leicht festgestellt, denn man versteht unter Reclame im Allgemeinen die in Wort, Schrift oder Bild zum Ausdruck gelangende Absicht, die Aufmerksamkeit, das Interesse Vieler auf sich selbst oder einen Gegenstand zu lenken, mit welchem man die Welt bekannt machen will. Unsere Sprache hat dafür keinen Ausdruck, denn das Wort „Anzeige" ist viel zu schwach, das Wort „Schwindel" schießt weit über das Ziel hinaus, und so hat denn auch dieses Wort bei uns das Bürgerrecht erworben, wie die Sache selbst, die unserem Wesen ja ursprünglich fern liegt.

Fragen wir aber nach dem Umfang des Begriffes, dann müssen wir uns wohl gestehen, daß unendlich Vieles unter diese Bezeichnung fällt, was im öffentlichen Leben, in Handel und Wandel geschieht. Reclame ist die Geschäftsanzeige, die Firmatafel, das Schaufenster, so gut wie der Theaterzettel, unsere Kleider, der Schmuck, manche Visitkarte, der donnernde Applaus und der Festbericht, vielleicht auch ein Haus, ein Bouquet, ein Kranz und eine Equipage.

Allein es würde viel zu weit führen, alle diese Arten und Varietäten der Reclame zu besprechen und die nachfolgenden Zeilen sollen der Reclame nur auf jenes Gebiet folgen, auf dem sie am meisten ausgebildet ist, in die Welt des Handels und der Industrie, die ihrer — dies sei sofort zugestanden — heute nicht mehr entrathen kann.

Wenn nun zunächst das allgemeinste und gewöhnlichste Mittel der modernen Reclame — das Zeitungsinserat, die Annonce — in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen wird, so darf wohl vorweg behauptet werden, daß Allen voran Amerika und England diesen Zweig der Reclame zu einer Entwickelung gebracht haben, die zu der wirthschaftlichen Blüthe dieser Länder in geradem Verhältniß steht.

Digitized by Google

In der „guten alten" Zeit hatten die Zeitungen nur wenig Anzeigen und was die Form derselben betrifft, so muß uns heute die naive Fassung ein Lächeln abgewinnen. Als Probe mag eine Anzeige aus der Zeitung „The News" vom 4. Februar 1663 dienen. Sie ist nur $1^1/_4$ cm hoch und 5 cm breit und lautet:

„Whereas George Gray, a barber and Periwigge-Maker, over against the Greyhound Tavern, in Black Fryars, London, stands obliged to serve some particular Persons of eminent conditions and quality, in his way of employment. It is therefore Notified at his desire, that any one having flaxen hayr to sell may repayre to him the sayd George Gray and they shall have 10 s. the ounce, and for any other long fyne hayr after the Rate of 5 s. or 7 s. the ounce."

Die heutigen Verhältnisse würden eine solche Anzeige gewiß auf das kleinste Ausmaß einschränken und sie könnte wohl kaum anders lauten als: „Langes blondes Haar kauft George Gray, Haarkünstler, Blackfriars, London."

Umgekehrt verhält es sich mit der Anpreisung von Waaren, für die in alter Zeit nur wenig Raum, noch weniger Geld verwendet wurde, während es heute Unternehmungen gibt, die jährlich ein Vermögen für Reclamezwecke verausgaben. So verwendet der berühmte englische Seifenfabrikant Pears etwa 2 Mill. Mark jährlich allein für Zeitungsinserate und was die Zeitungen dabei verdienen, das zeigt das Festgeschenk, welches im vorigen Jahre bei der 100jährigen Bestandesfeier dieser Firma im Namen der britischen und colonialen Presse dem Geschäftsleiter Mr. Barratt überreicht wurde — ein silberner Tafelaufsatz im Werthe von 30,000 Mark.

Die moderne Zeitungsannonce sucht durch verschiedene Mittel das Auge des Lesers auf sich zu ziehen. Die einen wirken durch colossale Buchstaben, durch wiederholtes Aneinanderreihen derselben Sätze, durch drastische Stilisirung, durch das Bild, den Holzschnitt oder das galvanoplastische Cliché. Die äußerlichen Verschiedenheiten der Annoncen sind jedem Zeitungsleser bekannt und brauchen nicht weiter erörtert zu werden. Die Raschlebigkeit unserer Zeit, in der die eigentliche Annonce einen verzweifelten Kampf gegen den allmählich abgestumpften Leser führt, hat es mit sich gebracht, daß auch andere Theile der Zeitung in den Dienst der Reclame gestellt wurden und Franzosen wie Amerikaner sind es, die auf diesem Gebiete den Weg gezeigt haben. Wir meinen die mitten in die Tagesneuigkeiten eingestreuten Reclamen und die beliebte Form des „Eingesendet".

Ist die Zeitung schon geeignet, eine Anzeige sehr vielen Menschen vor Augen zu bringen, so ist sie doch insofern unzureichend, als sie eben nur auf denjenigen wirken kann, der sie zur Hand nimmt. Anders steht es mit den Mitteln, die unter freiem Himmel Jedermann zum Lesen und Betrachten veranlassen, wofern er nicht mit geschlossenen Augen durch die Straßen wandelt. Das erste und älteste Mittel in dieser Hinsicht ist — das Plakat, der Anschlagzettel.

Die Verwendung des Straßenplakats hat einen ungeheuren Aufschwung genommen, der einfache bedruckte Papierbogen ist in der Minderheit und das Bild, die farbenglänzende Illustration hat die Herrschaft an sich gerissen. In Bezug auf Größe und Originalität sind auch hier die englisch sprechenden Länder den anderen weit vorausgeeilt und erzeugen Plakate, die aus 3—36 großen Bogen an einander geklebt sind und zu deren Anbringung nur eigens construirte Gerüste oder die Neubauten tauglich sind. In technischer Beziehung können wir uns, was den Farbendruck anlangt, mit jeder fremden Concurrenz messen, die Palme des Geschmackes und der wahrhaft künstlerischen Conception bleibt unbestritten Frankreich überlassen, wo Künstler ersten Ranges für die Reclame thätig sind. Unter den modernen Leistungen dieser Art stehen die Plakate Jules Chéret's, die Erzeugnisse der Etablissements Appel und Lévy in Paris, jene von Clement Smith & Co. in London unerreicht da.

Blicken wir nach dem Orient hinüber, so finden wir in den mohammedanischen Ländern noch immer den armseligen geschriebenen Zettel an das Bazarthor geklebt, während die indischen Plakate einen Beweis von verhältnißmäßig rascher Entwickelung dieser Ankündigungsform liefern. Im äußersten Osten aber sehen wir sowohl im Reich der Mitte, als in jenem der aufgehenden Sonne das — natürlich nach Landessitte — in langen Streifen bemalte Plakat an der Wand befestigt oder lustig im Winde flattern. Von der Ausdehnung des amerikanischen Plakatwesens gibt der Umstand Zeugniß, daß einzelne Druckereien ganze Albums mit Verkleinerungen der von ihnen vorräthig gehaltenen Plakate — für alle möglichen Zwecke geeignet — zur Verfügung ihrer Kunden halten.

Im Allgemeinen wirkt das Plakat vorwiegend durch Schönheit der Ausführung und durch weithin leuchtende Farbentöne. Der Text spielt dabei nur eine Nebenrolle, allein nicht immer; oft ist es gerade die Fassung einer Affiche, die das Publikum gleich einer Zeitungsannonce bestechen soll. Die Bewohner der Stadt Chicago waren eines Tages — Cleveland war damals Präsident der Union — nicht wenig erschrocken, als ihnen eines Morgens von allen Wänden ein rothes Plakat in Riesenbuchstaben die Nachricht zurief: „Präsident Cleveland todt, ermordet!" Wenn man aber näher trat, dann bemerkte man auch die in kleineren Typen gedruckten übrigen Worte, die dem Plakat freilich einen anderen Sinn gaben:

PRESIDENT CLEVELAND
would be DEAD long ago,
MURDERED
by the infernal cold weather if he did
not wear Köhlers Patent Flannel Shirts.

Ein französischer Miederfabrikant ließ in den siebziger Jahren eine öffentliche Kundmachung der Regierung mit einem bedruckten Streifen derart überkleben, daß der Text ungefähr folgendermaßen lautete:

„République Française. — Le Président décrète et ordonne: Les corsets de la Maison Jules Gontran & Cie. sont les meilleurs du monde. — Donné à Versailles, ce ..... 1872. — Le Président de la République: Thiers."

Dieses Vorgehen wurde selbstverständlich geahndet, allein der Miederfabrikant erklärte nachher unumwunden, die Geldstrafe von 500 Francs verschmerze er um so lieber, als die Tagesblätter gezwungen waren, in der Rubrik „Gerichtssaal" für ihn unentgeltlich Reclame zu machen.

Wenn das Straßenplakat ein ziemlich beliebtes Ankündigungsmittel ist, so hat es doch wieder den kleinen Nachtheil, daß der Mensch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts ein blasirtes Individuum ist. Es muß also zu weiteren Mitteln gegriffen werden und mit erneuten Kräften werden die Häusermauern bis unter das Dach hinauf, Pferdebahnwagen und Omnibus, Dampfer und Bahnhofhallen mit großen und kleinen Anzeigen bemalt. Sogar das Straßenpflaster muß geduldig herhalten und in den Zwischenacten preist der Theatervorhang Seife, elektrische Bäder, Fleischextract, neue Loose und Modewaaren zu herabgesetzten Preisen an.

Reisen wir mit der Eisenbahn einer Hauptstadt zu, so tauchen in den Feldern und Gärten, je näher wir dem Ziele kommen, immer mehr hohe Brettergerüste auf, die in grellen Farben alle möglichen Producte anempfehlen. Aber nicht die Stadt allein, nein, das ganze Land wird bemalt und wenn auch in der Schweiz bereits schüchterne Versuche mit der „Vandalisirung der Natur" gemacht wurden, so muß man doch nach Nordamerika gehen, wenn man von dieser Reclamespecialität einen richtigen Begriff bekommen will. Die Reise mag über tiefe Thäler hinweg oder an hohen Felsen vorbeiführen, die wildesten Schluchten und die dichtesten Wälder durchziehen oder Stunden lang die Prairie durchmessen, nicht einen Augenblick verschwinden die Riesenlettern, mit denen Felsen und Bäume, Zäune und Blockhausdächer, Wächterhäuser und Brückenpfeiler die Namen von „Hood's Sarsaparilla" oder „Van Buskirk's Sozodont" in die idyllische Gegend hinausrufen. Die Fabrik des sogenannten „St. Jacobs-Oel" verbraucht im Jahre 500 Faß Leinöl, 500 Faß Terpentin und 140,000 kg Farbe, mit denen ihre eigenen reisenden Schriftenmaler ganz Nordamerika von Florida bis zur canadischen Grenze bepinselt haben. Daß Warrens' berühmte Schuhwichse eines Tages von den Pyramiden bei Gizeh auf Aegypten herablächelte, ist ebenso bekannt wie die Thatsache, daß mitten im Sudan ein Felsblock Pears' transparente Glycerinseife anpreist.

Digitized by Google

Den Raum hat die Reclame unterjocht —, soll ihr die Zeit ein Hinderniß bereiten? Gewiß nicht! Darum zucken in Paris und London bei Nacht auf Dächern und Gerüsten die kleinen Gasflämmchen empor und ziehen sich zu Worten zusammen, die die angepriesenen Artikel erst in das richtige „Licht" stellen und wer mit zu Boden gesenkten Blicken dahinschleicht, dem wirft die Zauberlaterne Lichtkreise vor die Füße, in denen lange Schattenbuchstaben von den besten Cognaks und Whiskys erzählen, bis der Wanderer auf einen dichten Menschenknäul stößt, der mit lebhaftem Vergnügen die farbigen Nebelbilder an einer weißen Mauer betrachtet, in denen komische Bilder und Portraits mit den Reclamen für Chocolade und Seidenhüte abwechseln.

Dies Alles aber sind Reclamemittel, die an einen festen Punkt gebannt sind und nur denjenigen erreichen, der sich ihnen nähert. Die Reclame geht aber noch weiter, sie fährt und reitet dem Publikum entgegen!

Die „Sandwich-Männer", die zwischen zwei Anzeigetafeln eingezwängten Wanderer mit allerlei barocken Kopfbedeckungen haben wir auch bei uns bereits gesehen. Eine Vervollkommnung dieser Species, die „Buchstaben-Männer", welche jeder eine Tafel mit nur einem Buchstaben tragend und in bestimmter Reihenfolge marschirend, beispielsweise den Namen eines Theaterstückes zur Kenntniß der Passanten bringen, kommen in letzter Zeit wieder außer Gebrauch, denn es hat sich gezeigt, daß diese Leute nach dem Frühstück in Unordnung zu gerathen pflegen und dem Publikum als Zielscheibe des Witzes dienen. So annoncirte das Londoner Adelphi-Theater im vorigen Jahre das neue Stück „The Duke's Motto" mit den Buchstaben: „The Duke's Motto, Adelphi". Am Nachmittag konnte man die Leute mit dem sinnlosen Satze: „The Duke's Mild He Potato" umherziehen sehen und als ein Beamter sie wieder in Ordnung gebracht hatte, richtete an einer Straßenkreuzung ein Omnibus abermalige Verwirrung an und nun las man: „The Duke Smiled a Hot Pot".

Daß der Sandwich-Mann zuweilen hoch zu Roß in prächtigem Costüm die Fahne des todtbringenden Rattengiftes schwingt, ist nur eine weitere Entwickelungsphase dieses Systems und was an sonstiger mobiler Reclame geleistet wird, das sieht man schon in Paris, wo die kleinen Postillons des Hippodroms im Bois dahingaloppiren und die rothen Wagen von „Old England" mit den Zeltwägen der Panoramen die Boulevards befahren, während in New-York und Chicago ein unglaublicher Luxus in bunt bemalten und decorirten Geschäftsfuhrwerken, ja sogar costümirter Bespannung getrieben wird.

Wollen wir unser Bild von der Straßenreclame vervollständigen, so dürfen wir ein weiteres Mittel derselben nicht übersehen — den „Austheilzettel". Es ist recht lästig, an jeder Ecke und bei jeder Brücke auf ein Individuum zu stoßen, dessen ausgestreckte Hand uns ein bedrucktes Papier anbietet, gegen dessen Inhalt wir längst gleichgültig geworden sind. Wer wird auch einen Zettel annehmen oder gar lesen, der nichts enthält als die ewig wiederkehrenden Phrasen: „Gänzlicher Ausverkauf!", „50 Proc. herabgesetzte Preise!" ꝛc. Auch hier spielt eben die Form eine Hauptrolle. Wenn dem Fußgänger ein Zettel hingehalten wird, der scheinbar nichts enthält, als den etwas derben Zuruf: „Schämen Sie sich!", dann wird die in jedem Menschen schlummernde Neugierde geweckt, man nimmt den Zettel an und dreht ihn um; die Rückseite bringt die Aufklärung: „Schämen Sie sich Ihres schlecht gebügelten Cylinderhutes, kaufen Sie für fünf Cents ein Päckchen „Lightning Hat Polish" und Sie können Ihren Hut einen ganzen Monat lang täglich wie neu herrichten!" Ein anderer Handzettel ruft: „Halten Sie dies an eine Lampe oder an den Ofen!" Aus purer Lust an dem kleinen Scherz hält man den Zettel zu Hause an eine erwärmte Stelle und die durch die Wärme hervorgerufenen, mit der bekannten unsichtbaren Kobalttinte gedruckten Worte zwingen den Leser, von der Erfindung eines neuen combinirten Stiefelziehers Kenntniß zu nehmen, er mag wollen oder nicht. Hierher gehört vielleicht auch der Ballon Captif einer Fleischextractfabrik auf der letzten Hamburger Gewerbeausstellung, von welchem dieselbe täglich Hunderte von kleinen bunten Fallschirmen in's Publikum hinabließ, die alle für die Güte und Billigkeit des Fabrikates plaidirten.

In den bisher besprochenen Formen dient die Reclame wohl vorwiegend dem Großkaufmann und dem Fabrikanten. Der Kleinhändler ist in der Hauptsache auf ein einziges Reclamemittel angewiesen, — auf das Schaufenster. Es versteht sich von selbst, daß das Schaufenster an und für sich schon mit den ausgestellten Waaren eine stattliche Reclame bilden kann und ein Gang durch die Straßen irgend einer Hauptstadt wird dies gewiß bestätigen. Daß man mehr als Gewöhnliches leisten muß, wenn man Aufmerksamkeit erregen will, ist klar und es gilt dies vom Schaufenster und dem Innern des Kaufladens ganz ebenso, wie von der Annonce und dem Plakate. Man trachtet also, die Auslage möglichst geschmackvoll und möglichst in's Auge fallend zu gestalten und sinnt außerdem auf besondere Mittel, um den Vorbeigehenden länger zu fesseln. Neben den beweglichen Automaten (Chinesen, rauchenden Negern ꝛc.) tritt — im Jahrhundert der Electricität — der Läuteapparat in Thätigkeit, der unausgesetzt an die Fensterscheibe klopft und in New-York hat man diesen Klopfer bereits in die Hand einer hübschen Baby-Puppe gedrückt.

Aber auch der Mensch muß als Reclame in's Schaufenster und so sehen wir denn in diesem Damen an der Nähmaschine, Knaben an der Schnellpresse; in London kann man schon den gesammten Erzeugungsprozeß von Glacehandschuhen von der Straße aus betrachten; in New-York aber läßt ein findiger Bootbauer im colossalen Spiegelfenster vier kräftige Neger den ganzen Tag mit einem neu erfundenen Ruderapparate arbeiten.

Wenn irgendwo, so gilt im Reclamewesen der Fundamentalsatz des Egoismus: „Jeder für sich und Gott für Alle". Der Kaufladen aber stößt dieses Princip völlig um, denn das Detailgeschäft macht auch für Andere Reclame. Es gibt eine Anzahl von industriellen Erzeugnissen, namentlich auf dem Gebiete des häuslichen Bedarfes, die sich — mit Recht oder Unrecht — einen gewissen Ruf erworben haben und der Kleinverkäufer wahrt nur sein eigenes Interesse, wenn er danach strebt, dem kaufenden Publikum mitzutheilen, daß er gerade diese Artikel führt. Die Mittel hierzu gibt ihm der Fabrikant um so lieber an die Hand, als er ja damit weitere Gelegenheit findet, sein Product noch mehr zu populariſiren. Dieses Mittel sind die im Schaufenster und im Laden angebrachten größeren Bilder und Tableaux, die der Engländer „Show cards" nennt und die großartige Entwickelung des Holzschnittes, des Farbendruckes und der photographischen Künste haben da Producte gezeitigt, die unsere Bewunderung erregen müssen. Schon ein Blick in eines unserer gewöhnlichen Victualien-Magazine belehrt uns über die ungeheuere Mannigfaltigkeit dieser Reclametafeln, die uns in allen erdenklichen Ausstattungen auf Carton, in prächtigem Farbendruck, in Photographie, gepreßtem Blech, geätztem Glas, lackirter Leinwand, auf Holz und Porzellan, auf Kork und Kautschuk entgegenwinken. In England wird mit derlei show cards, die das Verkaufslocal in heiterer Weise schmücken, ein förmlicher Cultus getrieben und manche Firmen kaufen die Gemälde hervorragender Meister sammt dem alleinigen Vervielfältigungsrechte an, um danach verkleinerte Farbendruckbilder anzufertigen, die — mit passendem Text versehen — als Reclamebilder dienen. Bei Nacht stellt das Schaufensterbild seine Thätigkeit so wenig ein, wie die übrigen Zweige der Reklame; es ändert nur seine Form und leuchtet als transparente Tafel in mancherlei prächtigen Farben.

Bei all den bisher flüchtig geschilderten Formen der Anzeige bleibt die moderne Reclame keineswegs stehen. Unternehmende Kaufleute, Industrielle, Dampfergesellschaften und Eisenbahnen versenden Hunderte von prachtvoll illustrirten Preisbüchern und Fahrplänen. In den Läden verschenkt man alle möglichen Bilderkarten, Fächer, Menus, Notizbüchelchen, Nadelpolster, Spiegel, Büchschen und Luftballons, die alle den Namen des Spenders und seines Geschäftes in die weitesten Kreise tragen. Eine Stärkefabrik beschenkt ihre Abnehmerinnen

Digitized by Google

mit Wäschebüchern, eine Fleischextractfabrik mit ganzen Kochbüchern. Die mit dem Namen des betreffenden Geschäftes versehenen kleinen Packettragbügel sind dem Leser ebenso bekannt wie die Unzahl von Kalendern und Schreibunterlagen, die uns der Neujahrswind in's Haus weht. Ein Spediteur in Philadelphia bescheert seinen Kunden eine hübsche Taschenausgabe des Zolltarifes und amerikanische Cigarrenhändler legen jedem Päckchen hübsche Karten bei, deren je 25 jeder Zeit gegen ein schönes Album mit Farbendruckbildern umgetauscht werden. Ein französischer Zahnarzt verschenkte auf der letzten Pariser Ausstellung ein schön gebundenes illustrirtes Buch über die Zahnkrankheiten, ein anderer kleine Flacons mit Mundwasser und der amerikanische Hutmacher, der einer Methodistenkirche 300 Gesangbücher schenkte, deren jedes auf jeder Seite oben und unten seine Adresse trug, wußte sehr wohl, was er wollte.

Es darf vielleicht hervorgehoben werden, daß alle bisher geschilderten Mittel des Anzeigewesens mehr oder weniger sich auf den Buchdruck, das Bild, auf die graphischen Künste stützen, deren die Reclame ja niemals entbehren kann. Niemals? — Die Reclame wäre nicht das tollkühne Kind unserer Zeit, wenn sie nicht Mittel erdacht hätte, auch einmal ohne ihre wesentlichen Hilfskräfte, ohne die Lettern und ohne das Bild, auf den Kampfplatz zu treten.

Ein Kleiderconfectionsgeschäft in Rochester veranstaltete in seinem Schaufenster eine regelrechte öffentliche Hochzeitsfeier, bei welcher Brautpaar, Trauzeugen und Gäste in die Erzeugnisse der Firma gekleidet waren und dieselben als Andenken behalten durften. Die französischen und englischen Kupfermünzen gleichen sich in der Größe vollkommen und so kam es, daß seit Jahren die Sous- und Zweisousstücke in England als Pennies und Halfpennies anstandslos circuliren durften. Vor Kurzem nun hat die englische Regierung die französischen Kupfermünzen verboten und es hängt dies mit nichts Geringerem zusammen als mit einer Reclame der berühmten Seifenfirma Pears. Dieselbe bezog aus Frankreich für 1000 Pfd. Sterl. Kupfermünzen und brachte auf jeder derselben mittelst eines scharfen Schlagstempels die Worte: „Pears' Soap" an. Diese Kupfermünzen wurden mit Rabatt an die Omnibusconducteure vertheilt und so sehr rasch in London verbreitet. Der Rückschlag blieb nicht aus, Banken und Kaufleute refüsirten das Geld und da Frankreich die „Seifensous" nicht zurücknehmen wollte, mußte die Regierung diese Stücke einschmelzen, um der Sache ein Ende zu machen; dem Hause Pears konnte man nach englischen Gesetzen nichts anhaben. Andere Formen der ungedruckten Reclame sind die bezahlten Spaziergänger, die den ganzen Tag vor gewissen Auslagefenstern stehen und durch ihr Beispiel andere Neugierige heranziehen und der Clown im Pariser Cirque d'Eté, der ohne jeden Anlaß ausruft: „Si vous toussez, prenez des Pastilles Géraudel!" Ganz gewiß gehört hierher auch der Erfinder eines Bartfärbemittels, der auf der Pariser Ausstellung mit dem zur einen Hälfte grauen, zur anderen Hälfte tiefschwarz gefärbten Barte vor seiner Vitrine stand und der chinesische Doctor, der alle von seinen Patienten getreulich zurückerstatteten Pflaster und die gezogenen Zähne auf Schnüren vor seinem Hause aufreiht. Welch' ein Gegensatz zwischen den raffinirten Mitteln Europas und dem Vorgang der Branntweinschänker im Inneren Rußlands, die des Morgens etwas Alkohol auf die Straße schütten, um den Bauer durch den Geruch heranzuziehen!

Wir haben in Vorstehendem versucht, durch die Aneinanderreihung von Beispielen ein Bild des modernen Reclamenwesens zu zeichnen und es liegt in der Natur der Sache, daß dieses Bild auf der einen Seite kein vollständiges, auf der anderen Seite vielleicht nicht immer ein günstiges ist. Es soll auch nicht bestritten werden, daß die Reclame mehr als jede andere Einrichtung der heutigen Gesellschaft Auswüchse zeitigt, es muß aber auch gestattet sein, ein Wort für die Reclame einzulegen.

In unseren Landen wird die Reclame im Ganzen und und Großen verurtheilt. Es gibt eine ganze Reihe sehr achtbarer und verständiger Kaufleute und Industrieller, die — auf ihre eigene geschäftliche Siegeslaufbahn in einer Zeit geregelter Verhältnisse und beschränkten Wettkampfes zurückblickend — das Plakatiren und Annonciren gleich neben den Schwindel stellen und förmlich fürchten würden, daß ihr Ruf durch lauteres Anpreisen ihrer Waare leiden könnte. Allein wir leben in einer Zeit, in der der Ausbau der Eisenbahnen, die Entwickelung der Dampfschifffahrt, die ungeheure Ueberproduction, das Wachsen der persönlichen Bedürfnisse und der Löhne, in allen Geschäftszweigen einen wirklichen, nicht einen theoretischen Kampf um's Dasein bedingen und in der nur jene auf der Oberfläche bleiben, die ihre Ellenbogen zu gebrauchen wissen. Kaum kann in einer solchen Zeit der Annoncenfeind besser charakterisirt werden als durch das amerikanische Sprichwort, welches ihn einen Liebhaber nennt, der seiner Dame im Finstern zärtliche Blicke zuwirft!

Wer wollte leugnen, daß unzählige Menschen Reclame machen, die nicht halten, was sie versprechen, ja, daß so Mancher in unredlicher Absicht die Trommel rührt, während andere wieder durch geschmacklose Reclame sich selbst und das Wesen der Reclame als solches discreditiren. Eben so sicher aber erweisen zahllose Beispiele über allen Zweifel erhabener Weltfirmen, daß, wer neben passender geschmackvoller Reclame dieselbe gute Waare und ebenso billig liefert, wie der Verächter des Annoncirens, seine volle Rechnung findet.

Kann man der Reclame und ihren Verfechtern Manches vorwerfen, so muß man ihr andererseits die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß gerade sie eine stattliche Reihe von Gewerben ernährt und einer nach Millionen zählenden Menge Arbeit, Verdienst und Brod gewährt.

Denken wir an die Tausende von Zeitungen mit dem an ihrem Anzeigentheil allein beschäftigten Personal und ihren Schriftsetzern, an die zahllosen Buchdruckereien, Graveure und Lithographen, an die Maler, Zeichner und Photographen, an die Affischeure, Schriftenmaler, Lackirer, Farbenhändler, ja, an die ungeheure Zahl von Papierfabriken, an die Milliarden von Zetteln, Circularen, Vignetten, Karten, an die Buchbinder und Cartonnagearbeiter, so müssen wir zugeben, daß ein plötzliches Stillestehen der Reclame selbst in dem bescheidenen Getriebe unseres Landes sofort Hunderttausende von Menschen brotlos machen würde.

Wer die Reclame in seinen Dienst zieht, der muß sie ausgiebig und mit Nachdruck betreiben und die Goethe'schen Worte beherzigen:

„Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut Niemand was zu lieb,
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib!"

Keiner hat dies je besser verstanden als die größten Kaufleute der Welt: Die Engländer und Amerikaner. Gerade in jenen Ländern weiß das Publikum die Spreu vom Weizen sehr wohl zu sondern, während bei uns zu Lande jede über den spießbürgerlichen Rahmen hinausgreifende Anzeige dem unternehmenden Kaufmann oder Fabrikanten zu demselben Namen verhilft, wie dem marktschreierischen Charlatan — man nennt sie eben beide Reclamehelden.

In treuer Gefolgschaft von Handel und Verkehr schreitet das Reclamewesen von Ost nach West, die Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens der Völker fördernd und die Erfolge industrieller Thätigkeit verkündend, um seinen Gipfelpunkt in jenem Lande zu erreichen, wo die übermächtig quellende Boden- und Industrieproduction den Werth der Reclame auf das Schlagendste beweist und die Worte Steward's rechtfertigt: „Wenn Du einen Dollar für ein Unternehmen verwendest, dann halte einen zweiten Dollar bereit, um dieses Unternehmen bekannt zu machen."

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus meinen Erinnerungen.

Von C. Schultes.

Zwischen meinem Vater und seinem intimsten Freunde, Oberlieutenant v. Truchseß — einem Nachkommen des Götz von Berlichingen — fest eingekeilt, saß ich eines schönen, bitterkalten Novembertages in dem Thurn und Taxis'schen Eilwagen — ach, er hatte so wenig Eile! — auf einer Fahrt von Ansbach nach Nürnberg hinüber. In dem Museumssaale, nahe der Fleischbrücke, auf welcher der steinerne Ochse liegt, der sofort aufsteht, wenn er „zwölf Uhr" schlagen hört, war ein großes Concert, und der Eintritt kostete für die Person die für die damalige Zeit horrende Summe von einem Ducaten, was heutzutage sicher 30 Mark bedeutet. Mein praktischer Vater meinte: „Auf zwei Pfund Fleisch geht eine Knochenbeilage," und unter ihren Reitermänteln schmuggelten mich die beiden Freunde in den Saal hinauf, der zum Ersticken voll war. Ich hörte Jemand auf der Geige kratzen, und dann über meiner Kleinheit Toben, Schreien und Händeklatschen, daß mir gar bänglich zu Muthe wurde.

„Will auch was sehen!" wimmerte ich und zupfte Onkel Truchseß an dem Mantel; denn Garderobe gab's bei diesem Gedränge nicht, und Alles schwitzte in den Winterkleidern vor Vergnügen. Ich war schlau; denn gegen meinen kleinen Vater zeigte sich Baron Truchseß als ein Hüne — was aber meinen Vater nicht gehindert hatte, diesen Hünen, der bei Bar sur Aube auf den Tod verwundet wurde, auf seinen Schultern aus dem Feuer zu tragen — und er hob mich sofort auf seinem Arm empor. Da sah ich denn ein bleiches, schwarzes Gespenst mit langen, wirren Haaren auf einer Erhöhung stehen, das unter Gliederverrenkungen die Geige zermarterte.

„Merk' Dir's, Carola (Ansbacher Diminutiv für Carl), das ist ein Weltwunder!" sagte Baron Truchseß zu mir.

„Runter will ich! Ich fürcht' mich vor dem Kerl!" schrie ich fast heulend.

Wieder im Finstern zwischen den Mantelfalten stehend, sagte ich zu meinem Vater:

„Gel', Vaterla (nicht wahr, Vater), so schön kann's unser Behm a?!"

Dieser Behm — so wird Baum auf Ansbacherisch ausgesprochen — war ein branntweinduftender Stadtgeiger, der mir auf einem alten, markgräflichen Spinett, einem Klimperkasten ohne Füße, welcher einfach auf einen Tisch geschoben wurde, Einiges von der edlen Musika beibringen sollte.

„Esel!" entgegnete mein Vater, indem er mir einen Deuter auf den Kopf gab, „das ist ja der berühmte Paganini!"

„Ich hab' gemeint, es is ein Gesell vom Vetter Scheuberger, der in den Schlot 'naufkriechen will!" entgegnete mein Kindergemüth, dem ein Kaminfegergeselle so merkwürdig war, wie der mit seinem Ruhm die Welt füllende Paganini! Da wir in Nürnberg sind, wollen wir noch ein Bischen darinnen bleiben. Hier beging mein guter, seliger Vater wohl die größte Naivetät seines Lebens!

Als im Jahre 1835 die erste Eisenbahn Deutschlands hier eröffnet wurde, war ich schon vier Jahre lang jugendlicher Vaterlandsvertheidiger, recte Cadett im Kgl. Cadettencorps zu München, der mit seinem Säbelchen stolz durch die Straßen Ansbachs ging, angestaunt von meinen ehemaligen Schulkameraden, sobald ich in den Sommerferien heimkam. Unser Vetter Meyer in Nürnberg, der berühmte Kupferstecher, dessen Haus und Atelier oben bei der Burg, in nächster Nähe des Albrecht Dürer-Hauses sich befand, hatte uns eingeladen, „das Wunderding von einer Eisenbahn" anzusehen und unser Glück darauf zu probiren.

Vormittags — wenn ich mich recht erinnere — gingen die Güterzüge per Dampf nach Fürth, und Nachmittags zogen vier Pferde vergnüglich die offenen Wagen hinüber. Mein guter Vater sah sich mit Meyer und mir eines schönen Morgens das Ding mit prüfendem Blicke an und sagte dann zu Meyer: „Weißt Du, das ist Alles recht schön, und ich fürchte mich eigentlich auch nicht, aber ich ziehe es doch vor, am Nachmittage mit den sicheren Pferden hinüber zu rutschen!" Selbst so hochgebildete Leute hatten einen Schauer vor dem Dampf, diesem revolutionärsten Geist der Neuzeit. 13 Jahre später sollte ich einen revolutionären Menschengeist in Nürnberg kennen lernen, einen Kauz aller Käuze.

Es war ein ziemlich frischer Octobertag, als ich die Kaiserburg durchschreitend auf den Kühberg gelangte, und die kleine Allee „Hinter der Burg" entlang gehend, vor einem kleinen Hause stehen blieb, und an der Gartenpforte desselben klingelte.

„Ist der Herr Professor zu sprechen?" fragte ich die alte Magd, welche öffnete.

„Gehn's nor in das Gart'nhäusla dort!" sagte die Alte und deutete auf ein an das Haus angebautes Gewächshäuschen.

Ich klopfte an der bezeichneten Thüre, und da kein „Herein!" laut wurde, klinkte ich auf und trat ein. An dem Ende des Raumes, dessen Boden aus rothen Ziegeln bestand, sah ich eine schlafrockumhüllte Gestalt auf einer Bastmattenunterlage auf dem Bauche am Boden liegen, und in dieser bequemsten aller Stellungen eifrig schreiben. Erst als ich der Gestalt das von dem seitwärtigen Fenster einfallende Licht nahm, hob dieselbe den mit wirren Haaren bedeckten Kopf und fragte matt: „Wer ist da?"

„Ich wollte mir die Ehre geben, Herrn Professor Daumer meine Aufwartung zu machen! Ich heiße Carl Schultes ꝛc. ꝛc."

„Freut mich! Nehmen Sie ein Polster und hocken Sie sich, Sie kennen das ja, zu mir her!"

„Also à la Hafis?" entgegnete ich, nahm ein altes Sophakissen und ließ mich mit gekreuzten Beinen auf dasselbe niederfallen.

„Sie — alter Landsknecht — haben wohl nichts »Marienhaftes« in der Tasche?"

„O doch! Ich habe diese Frage vorausgesehen, da ich erfuhr, Sie sammelten im Augenblicke alle Marienlieder aus alter und neuer Zeit!"

„Wirklich? Na lesen Sie einmal!" Ich las:

„Mariendienst."
„Maria, Himmelskönigin,
Dich bet' ich an in jedem Weibe.
Das reiner Liebe nur sich beut,
Mit ihrem holden, süßen Leibe!
ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Maria, schönste Königin,
O nimm mich frohen Sünder hin!"

So kam mein sehr weltliches Lied in Daumer's „Marienlegenden" (Münster, 1859). Es entspannen sich aus diesem ersten Besuche so köstliche Stunden für ein junges Dichterherz, daß sich bald um den 22 Jahre älteren Daumer und mich ein so festes Freundschaftsband wand, daß ich daran dachte, gar nicht in das zweite Wintersemester nach Leipzig zu gehen, sondern mir „die Geschichte der Philosophie" von diesem geistesexcentrischen Gelehrten ferner beibringen zu lassen. Mein guter Engel bewahrte mich aber vor dem nicht genug überlegten Schritte. Dieser gute Engel war aber kein geringerer als Hans von Aufseß, der später (1853) das Germanische Nationalmuseum gründete. Er schrieb an meinen Vater: „Dein Carl ist in den Händen eines unglückseligen Menschenkindes, das seine eigene Lebensbahn zerstörte, und wie ich merkte auf das junge Dichtergemüth einen unheilvollen Einfluß ausübt! Mach' ihm den Standpunkt klar, damit er nicht die Gunst seines hohen Protectors Max II. verliert!" Ein derber Brief meines Vaters trieb mich, ohne Abschied von Daumer, aus Nürnberg. Daumer zürnte mir darüber nicht, und wir blieben bis zu seinem Uebertritte zur katholischen Religion 1858 in flottem Briefwechsel. In einem Unmuthsanfalle über diesen — eigentlich vorauszusehenden — Schritt des Freundes, warf ich alle Briefe Daumer's in's Feuer! Viel gäbe ich darum, hätte ich es nicht gethan! „Da ging ein edler Geist zu Grunde!" Man vergleiche nur einmal Daumer's „Hafis 1846", der nur drei Auflagen erlebte, mit dem 130 mal aufgelegten Bodenstedt'-

Digitized by Google

schen „Mirza Schaffy 1851," und man wird sagen müssen: „Habent sua fata libelli!"

Auch der Philosoph Ludwig Feuerbach warnte mich vor Georg Friedrich Daumer. In meinem Tagebuche vom Mai 1859 finde ich über meinen Besuch beim Philosophen von Bruckberg Folgendes vermerkt. Ludwig sagte zu mir: Na, Du braunschweigischer Hofkomödiante, wirkt der Daumer'sche Raptus bei Dir noch nach, oder willst Du weiter singen, wie Dir der Schnabel gewachsen ist? Ich sage Dir: mach' unserem Vaterstädtchen Ansbach keine Schande, beschmutze das Nest nicht, und wenn Du keine Nachtigall sein kannst, dann sei ein ehrlicher Fink, der mir mit seinem kräftigen: „Reit zu!" auch lieber ist, als die schmachtende „Zionshüterin". — — Ich habe mir das damals hinter die Ohren geschrieben.

Georg Daumer war auch der Freund meines lieben Freundes Georg Scheurlin in Ansbach, der es mit ihm versuchte, den Findling Kaspar Hauser zu einem Menschen zu machen. Ich sah als Bube Kaspar Hauser oft im Hause Feuerbach's und auch bei uns, bekümmerte mich aber blutwenig um den Tolpatsch, bis 1833 seine Ermordung mir die Erscheinung des räthselhaften Unbekannten wieder klar vor Augen führte. Als man aber in meiner Gegenwart darüber sprach, ob „Selbstmord oder Ermordung" vorliege, sagte ich Dreizehnjähriger: „Der Kaspar war viel zu dumm dazu, um sich selbst umzubringen!" Georg Scheurlin, der in demselben Jahre wie ich, 1851 seine Gedichte herausgab, lernte ich bei meinem ersten Gastspiele 1850 in dem primitiven Schloßtheaterchen meiner Vaterstadt Ansbach kennen, und er schrieb über mich dithyrambische Berichte in das Wochenblättchen. Er war Schullehrer, ärmer wie eine Kirchenmaus, aber ein glühender Poet, und — der Armen Theil — Vater einer blühenden Kinderschaar!

Ich hatte als neugebackener bayerischer Hofschauspieler Geld und Ruhm die Hülle und Fülle. Oberlieutenant Baron v. Leonrod, der sich auf den Intendanten spielte — er wird sich jetzt als pensionirter General der schönen Jugendzeit ebenso wehmüthig-freundlich erinnern, wie mein lieber alter Freund der Generalintendant Baron v. Perfall in München —, ließ auf den Vorhang des Theaters einen mächtigen, grünen Kranz mit goldenem „Willkommen!" anheften, meine ehemaligen Kameraden gaben mir ein Souper im „Kreuzle", die bürgerliche Gesellschaft riß sich um mich, aber das wollte Alles nichts bedeuten gegen einen Sieg, den ich mit meiner Kunst erfocht.

Der zum pensionirten Major avancirte geschworene Freund meines Vaters Baron v. Truchseß-Wetzhausen hatte meinem Vater die Freundschaft aufgesagt, als er erfuhr, daß derselbe seine Einstimmung zu meiner Komödiantenlaufbahn gab. Es konnte selbst nichts nützen, daß König Maximilian II., mein hoher Protector, mir den Consens dazu ertheilte.

Ich ging nun direct in die Höhle des Löwen, das sogenannte Brandenburger Haus am oberen Markte in Ansbach. Erst den Bitten seiner zarten, lieben Gemahlin Emma — gesegnet sei sie noch im Tode dafür — gab der Hüne nach und ging, ohne mich vorher begrüßt zu haben, in das Theater. Als ich ihn in Mitte der ersten Sperrsitzreihe, das Kinn auf den hohen Krückstock gelehnt, durch das Guckloch des Vorhanges sitzen sah, pupperte mir das Herz ganz gewaltig, und ich richtete mein Schillerkostüm (man gab Laube's „Karlsschüler") so zusammen, als sollte ich in Wahrheit dort unten vor den eigentlichen Herzog Karl treten.

Ich errang denn auch einen vollständigen Sieg; denn der alte Kriegsknabe wischte sich in einem fort die Augen, und nach dem Theater trat er aus dem Kreise der auf mich Wartenden heraus, umarmte und küßte mich unter allgemeinem Jubel und sagte nur: „Morgen bitt' ich mir die Ehre zu Tische aus, aber heute Nacht schreib ich noch an Deinen Vater, Du hast mein altes Herz weich gemacht!"

Nun wieder zu Georg Scheurlin, der mit mir einem ihm sonst nur vom Hörensagen bekannten Gotte, „dem Bacchus", Libationen bringen mußte. Wir sangen wie die Tollen, daß die ganze kleine Weinkneipe neben dem „Schwarzen Bock" in bacchantisches Bocken gerieth! Als Scheurlin ebenfalls durch meinen hohen Protector in Amt und Würden kam, gab er zwar eine seiner Töchter wieder einem armen Poeten, meinem jüngstverstorbenen lieben Freunde August Becker zur Gattin, aber er selbst hörte bei dem guten Futter zu singen auf.

In meinem Dichter- und Künstler-Stammbuche steht von seiner Hand unterm 28. Januar 1850:

„Was die Götter dir gegeben
In dem Augenblick der Gunst,
Ist „das Bild gefügt zum Leben",
Und du nennst es deine Kunst!
Vorwärts treibt ihr innig Mahnen
Dich auf Brettern wie im Lied,
Und soweit dein selig Ahnen,
Strömt ihr himmlisches Gebiet!
Im Vergang'nen nie sich sonnen
Will die Muse deiner Wahl:
Jede Gunst, die ihr gewonnen,
Weckt ein neues Ideal!"

Ja, ja, meine Vaterstadt Ansbach war, ist und bleibt ein kleines Nachtigallen-Nestchen: Utz, Cronegk, Platen, Ludwig Feuerbach, Scheurlin, Güll ꝛc. ꝛc. bewahrheiten es.

Es barg aber auch sonderbare Heilige in seinen Mauern, z. B. der Vater, ich spreche das große Wort gelassen aus: aller heutigen illustrirten Witzblätter war der verrückt erscheinende, jedoch unter diesem Deckmantel über „Gott und die Welt" sich lustig machende „Närrische Herr Bub", Buchbindermeister seines Zeichens. Er verkaufte als fliegender Buchhändler seine selbst lithographirten großen Bilderbogen, das Stück zu einem Kreuzer. Papst, Kaiser und König, Bürgermeister, ehrsamen Rath und Bürgerschaft, Alle, Alle zwickte und zwackte er auf so einem in zwölf Felder eingetheilten Bogen. An drei solche Bilder erinnere ich mich noch ganz genau: „Ein Nachtlicht" mit der Unterschrift: „Das einzige Licht, welches ungehindert hier brennen darf". „Ein chaise percée, auf dessen offenem Deckel das päpstliche Wappen", unterschrieben: „Der Machtstuhl Sanct Petri". „Eine alte, halbzerbrochene Gartenpforte", unterschrieben: „Die stets offene Hinterpforte des hoch- und tiefgeehrten Herrn Bürgermeisters". Für Kinder waren nun diese Narrheiten gerade nicht, aber jubelnd wurden sie von uns dem „närrischen Herrn Bub" abgekauft und eifrigst studirt. Die zweite Person war „feminini generis": Mamsell Margaretha Haas vulgo: „Die Haasenrett'l". Sie ist die erste deutsche Vorkämpferin für Frauenrechte. Ich sehe die verwachsene Zwergin leibhaft vor mir, wie sie mit dem schwarzen Scheerbeutel unter dem Arme durch die Straßen huschte, um die Kunden ihres Vaters, welche es wünschten, in deren Wohnung mit sanfter Hand zu balbiren. Sie diente mir in der Erzählung „Maigela" (Collection Speemann, Band 41) als Grundlage für die Figur der „Hunderett'l".

(Schluß folgt.)

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin.

Von W. Koopmann.

Wir leben in einer kunstarmen Zeit. Alles, was einer blühenden Kunst den Boden bereiten könnte, ist vorhanden: Wir haben Macht und Ansehen nach Außen, wir leben in einem Durchschnittswohlstand, der künstlerischen Schmuck für das tägliche Leben fordert; der Staat ist bereit, für künstlerische Ausgestaltung von Staatsgebäuden und öffentlichen Plätzen Mittel zu bewilligen; der Kaiser ehrt den Künstler und stellt ihm Aufgaben, welche dem Ehrgeiz der Besten genügen könnten — trotzdem bleibt Kunst eine künstlich getriebene Pflanze, der rechte Lebensfreudigkeit und rechte Lebenskraft fehlt.

Wie kann das auch wohl anders sein, wenn Presse und Protzenthum ein leichtfertiges Spiel mit den höchsten Gütern treiben dürfen, nach welchen zu ringen dem Menschen beschieden ist, weil man in Deutschland nicht einsehen will, daß das Kunstwerk die höchste Form menschlicher Cultur ist, daß ein mächtiges und wohlhabendes Volk unter allen Umständen irgend welche künstlerische Formen hervorbringt, daß eine niedrige

Digitized by Google

Kunst das tüchtigste Volk zur Niedrigkeit herabzieht, indem sie das Niedrige in einem verklärenden Lichte erscheinen läßt.

Es fehlt der deutschen Kunst eine hegende und pflegende öffentliche Meinung, welche bei einem tüchtigen Volke nie auf das Niedrige gerichtet sein kann, sondern welche das jedem Einzelnen inne wohnende Verlangen nach dem Vollkommenen mit elementarer Kraft zum Ausdruck bringt.

In anderen Dingen, welche für das Staatsleben in seiner Gesammtheit wie für die Existenz des Einzelnen wichtig erscheinen, gibt es eine öffentliche Meinung. Ueber die politische, wissenschaftliche, finanzielle Bedeutung von Persönlichkeiten wie von Tagesereignissen bildet sich oft mit überraschender Sicherheit ein richtiges Urtheil, für welches Jeder sein Scherflein beisteuert, der handelnd oder denkend im Treiben des öffentlichen Lebens steht. Aber nicht darauf kommt es zunächst an, daß das Urtheil richtig, sondern darauf, daß es wie etwas Selbstverständliches überhaupt vorhanden ist. Die Tagespresse ist dazu da und ihre Macht beruht darauf, daß sie in feinfühliger Weise dies allgemeine Urtheil erkennt und demselben den passenden Ausdruck zu geben sucht. In Kunstfragen liegt die Sache gerade umgekehrt, da erwarten die Zeitungsleser eine Anleitung aus den Tagesberichten; je weniger man urtheilslos erscheinen möchte, um so mehr ist man gewöhnt, sich eine Bevormundung gefallen zu lassen. Man hat nicht den Muth der eigenen Meinung in Kunstfragen, deshalb ist keine öffentliche Meinung vorhanden, von welcher der Künstler zum Schaffen angeregt, die Kunst höheren Zielen entgegengeführt werden könnte.

Niemand möchte urtheilslos erscheinen. Allgemeines Interesse für Kunst ist vorhanden, weil das Allen gemeinsame Verlangen nach vollendeten Formen der uns umgebenden Dinge, weil das Verlangen nach einem erschöpfenden Ausdruck für die uns erfüllenden Ideen niemals ausstirbt. Weil wir aber seit Generationen innerlich den Formen der bildenden Künste entfremdet sind, scheuen wir uns, das eigene Urtheil gelten zu lassen, darin liegt es allein begründet, daß wir in einer kunstarmen Zeit leben.

Man wächst in Deutschland, trotz Bach und Beethoven, trotz Schiller und Goethe in der Anschauung auf, daß Kunst ein gutes Erholungsmittel sei, ein Zeitvertreib namentlich für bemittelte Leute, der aber auch entbehrt werden kann, denn in den verschiedensten Berufsarten kann man lebenslänglich seine Pflicht gewissenhaft thun, ohne daß man in die Lage käme, Gemälde kaufen zu können. Die Künstler gar sind ein eigenartiges Volk, deren Ansichten und Pläne mit der Wirklichkeit oft wenig übereinstimmen, welche nach Lebensweise und Art des Erwerbes in einen geregelten Haushalt selten hineinpassen — solche und ähnliche Gründe mehr weiß der rechnende Verstand ausfindig zu machen, welche eine Entschuldigung hergeben müssen, um sich mit einem Schein des Rechtes den Künsten gegenüber vorsichtige Zurückhaltung auferlegen zu können.

Diese Bedenken waren so lange berechtigt, selbst bittere Nothwendigkeit, als Deutschland arm war und machtlos unter seinen Nachbarn nach rechts und links dastand; sie wirken schädlich, sobald ein Volk zu staatlichem Ansehen kommt; sie werden zur Pflichtversäumniß, wenn einem Volke die leitende Stellung in der civilisirten Welt anvertraut wird, wenn ein Volk durch eigene Tüchtigkeit so einflußreich geworden ist, wie jetzt das deutsche. Die zahlreichen Kunstausstellungen beweisen, daß fortwährend Kunstformen entstehen, stetig wächst die Zahl der Künstler wie der Luxus; die große Frage, um welche es sich handelt, ist die; ob Deutschland ruhig zusehen will, wenn Kunst unter dem Druck des brutalen Geldbeutels und des schwindelhaften Geschäfts immer tiefer sinkt oder ob es für eine Sache von fundamentaler Bedeutung erkannt wird, daß Kunst sich zum vornehmsten Ausdruck deutscher Eigenart ausgestaltet, um künftigen Zeiten ein Spiegelbild des innersten Wesens unseres Denkens und Thuns in edlen Formen zu überliefern.

Der Factor, welcher über diese Frage entscheidet, ist keine unbekannte Größe, aber seine Kunst ist bisher latent geblieben, ein schlafender Riese, wie der deutsche Michel vor 1870, der sich seiner Kraft nur bewußt zu werden braucht, um über die Culturformen der nächsten Jahrhunderte das entscheidende Wort zu sprechen.

Diese Kraft steckt in einem Heer von Offizieren und Beamten, sowie in dem unterrichteten und unabhängigen Bürgerthum Deutschlands, das, mit seinen Wurzeln in den breiten Schichten des Volkes stehend, seine Beziehungen nach allen Gesellschaftsklassen unterhält.

Die Aufgabe, welcher sich diese maßgebenden Factoren im deutschen Staatsleben zu Gunsten der bildenden und aller anderen Künste zu unterziehen haben, ist eine doppelte. Zunächst müssen sie sich mit den Kunstformen bekannt machen, in welcher Art immer dieselben an die Oeffentlichkeit treten und zwar in dem Sinne, als ob jede Kunstform ein Theil ihrer selbst wäre, daß sie deshalb aus Selbstachtung die Verpflichtung haben, aus der eigensten Ueberzeugung heraus ein Urtheil über Werth oder Unwerth derselben zu gewinnen. Man geht in's Theater des Vergnügens wegen, man besucht Kunstausstellungen, weil es der gute Ton fordert, man kauft ein Kunstwerk, wenn man die Mittel hat, Jeder verwendet eine kleine Summe für irgend ein Erzeugniß des Kunstgewerbes. Die Bekanntschaft, welche man also mit Kunstformen hat und immer neu macht, soll nur dahin erweitert werden, daß man einen Zeitvertreib als ernste Sache behandelt, zu der man Stellung nehmen muß.

Daraus ergibt sich die schwierigere Aufgabe, daß man sich offen zu seinem Urtheil bekennt. Dieser Forderung ist deshalb schwer zu genügen, weil der Geschäftsmann gegenüber seinem Personal, der Beamte gegenüber den Untergebenen, am meisten der Offizier gewöhnt ist, als Autorität aufzutreten und es in seinem Beruf nicht darauf ankommen lassen darf, daß ihm Unsicherheit in den Entschlüssen nachgewiesen werden kann. Ganz natürlich hat das zur Folge, daß Jeder, je höher er steht, um so mehr seine autoritäre Stellung auch außerhalb seines Berufes zur Geltung zu bringen sucht, daß er Allem aus dem Wege geht, was seine Urtheilsfähigkeit zweifelhaft erscheinen lassen könnte, worin er mit einiger Wahrscheinlichkeit dem Irrthum preisgegeben ist. Deshalb ist es für maßgebende Personen in Deutschland immer noch so bequem, von Kunst zu sprechen, als wäre sie im besten Fall eine geistreiche Spielerei, eine Sache, welche an Wichtigkeit mit der Ernennung eines Ministers oder dessen Fall, mit der Zahlungsfähigkeit eines großen Hauses auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat. Wer sich deutscher Macht und Herrlichkeit freut und derselben Dauer verleihen möchte, muß von solchem Irrthum zurückkommen. Kann man es denn verkennen, daß Zola seiner im Niedergang befindlichen Nation den letzten Rest gibt, wenn er dem Volk in glänzenden Schilderungen die erotischen Geheimnisse der Pariser Ganz- und Halbwelt verräth, wenn er bei hoher schriftstellerischer Begabung auf den Hang des Menschen zum Gemeinen speculirt, um sich goldene Ernten zu sichern?

Jeder der Vielen, die es angeht, muß aus eigener Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen sein, um die Selbstverleugnung üben zu können, daß der Zwang militärischer und bureaukratischer Subordination gegenüber dem Kunstwerk auf seine Macht verzichtet, wie sehr derselbe, im Dienst eine Nothwendigkeit, auch in der Gesellschaft seine Rolle spielen mag. Das Ergebniß einer freien Meinungsäußerung der im Amt und im sonstigen Beruf bewährten Kräfte ist diejenige öffentliche Meinung, welche den göttlichen Funken im schaffenden Künstler zu beleben vermag.

Die Reichshauptstadt allein umschließt an geistigen Kräften, an Einfluß, an Mitteln eine Machtfülle, welche ausreicht, der Kunst in ihren verschiedenen Formen Richtung und Werth eigener Art zu verleihen. Berlin würde die Führung auf allen Kunstgebieten mit leichter Mühe an sich reißen können, wenn die Bewohner es über sich gewinnen würden, dem Kunstwerk sich unterzuordnen, anstatt demselben im Bewußtsein von Macht und Geld das Gnadenbrod zu gewähren, wenn man unabhängig von den mehr oder weniger abhängigen Tagesberichten werden könnte. Wenn Berlin die Wichtigkeit einer blühenden Kunst in einem blühenden Staat verkennt, wird ihm jede andere Stadt den Rang einer Pflegestätte der Kunst ablaufen, welche die Energie besitzt, in Kunstfragen unabhängig sein zu wollen.

Natürlich handelt es sich nur um eine rein subjective Beurtheilung des Kunstwerkes, welche mit der objectiven Würdigung desselben durch die Kunstforschung gar nichts zu thun hat.

Es scheint allerdings, als ob die nüchterne Verstandesrichtung, welche den Berliner zum Beamten, zum Soldaten, zum unermüdlich thätigen Geschäftsmann vorzugsweise geeignet macht, einer ausgeprägten

Digitized by Google

lerischen Eigenart keine Rechte einzuräumen bereit ist. Mozart's „Don Juan" ist in Berlin kritisch vernichtet, Schiller's „Glocke" von der in ästhetischen Genüssen schwelgenden Gesellschaft als Unsinn verlacht, Cornelius ist in Berlin nie heimisch geworden. Ein Anderes kommt noch dazu. Wenn es einerseits richtig ist, daß künstlerische Gestaltungskraft höherer Ordnung, welche den Charakter eines ganzen Volkes in künstlerische Formen bindet, nur dann durch strenge Schulung zur Blüthe gebracht werden kann, wenn der Künstler den Pulsschlag seiner Zeit versteht, so ist derselbe andererseits in seiner schöpferischen Thätigkeit doch allein auf sich selber angewiesen. Je höher ihn seine Pläne tragen, je mehr er zu leisten im Stande wäre, um so mehr wird sich seine innere Unabhängigkeit in allen Lebensäußerungen fühlbar machen, um so weniger paßt er in eine höfische Rangordnung, welche in der Berliner Gesellschaft doch einmal den Gradmesser für Menschenwürde und Menschenwerth bildet.

Es ist deshalb kein Zufall, daß die eigenartigsten Künstler unserer Zeit nicht in Berlin, sondern in München leben: Lenbach, der Kaiser Wilhelm I. und seine Helden würdig der großen Zeit dargestellt hat, in welcher sie gelebt und gewirkt haben; Gabriel Max, der es wagen darf, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, um eine geträumte Welt in die Formen einer reinen und edlen Weiblichkeit zu kleiden; Uhde, der einen vollständig verfehlten Weg einschlägt, um die biblischen Geschichten den von der christlichen Religion sich immer offener abwendenden Menschen auf's Neue glaubhaft zu machen, der aber die große Kunst versteht, feinste Seelenregungen, die Uebergänge selbst in den Stimmungen und Empfindungen auf seinen Köpfen anschaulich zu machen.

Von diesen Künstlern sind Uhde und Max auf der Berliner Jubiläumsausstellung ganz ungenügend vertreten gewesen, während man in München keinen Bilderladen betreten kann, ohne ihre Arbeiten an den Ehrenplätzen aufgestellt zu finden. Lenbach hatte allerdings mehrere Werke geliefert, darunter die hochbedeutsamen Bildnisse Kaiser Wilhelms II., welche durch die selbstbewußte Kraft und die geistige Ueberlegenheit, aber auch durch den vertrauenerweckenden Ernst des Kaisers geradezu ein Ereigniß für den fragend in die Zukunft blickenden Deutschen geworden sind. Gleichzeitig streitet man sich, ob das Moltkebild der Frau von Perlaghi ausgestellt werden soll oder nicht, das doch immer einen Pietätswerth hat, und trägt kein Bedenken, das Moltkebild des Herrn von Werner auszustellen, das in der künstlerischen Auffassung einer bedeutenden Persönlichkeit nichts mehr werth ist. Man sollte doch diese beiden Bildnisse mit dem Moltkekopf Lenbach's von der Stuttgarter Ausstellung zusammen an einer Kette ausstellen, welche möglichst Vielen Gelegenheit bietet, den Unterschied von Aehnlichkeitsmacherei und künstlerischer Wiedergabe eines großen Mannes kennen zu lernen.

Es gibt keinen Bildhauer, der als Künstler mit Lenbach verglichen werden könnte. Aber die Empfindungen des Dankes und der Verehrung, welche Kaiser Wilhelm I. zu Lebzeiten enthusiastisch entgegengetragen wurden, sind noch nicht erkaltet. Noch leben die Beamten, welche stolz darauf sind, unter seiner Regierung gedient zu haben; noch leben die Soldaten, an deren Spitze er seine siegreichen Schlachten geschlagen hat; das deutsche Volk wird sich dessen täglich bewußt, wie kräftig es unter den neidischen Nachbarn dasteht, welche den festgefügten Organismus nicht anzugreifen wagen. Wenn es also jemals eine Kunstfrage gegeben hat, welche geeignet ist, die Gleichgültigkeit gegen Kunst und Künstler zu erschüttern, von der man denken kann, daß Jeder eine Meinung über sie hätte, daß eine öffentliche Meinung, wenn nicht wegen des Kunstwerkes, so doch zu Ehren des alten Kaisers sich mit überwältigendem Nachdruck geltend machen würde, dann muß es die Frage sein, in welcher Form Kaiser Wilhelm I. in Berlin ein Denkmal errichtet wird.

Trotz alledem ist von einem allgemeinen Interesse für das Denkmal Nichts zu merken. Man liest die Zeitungsberichte über die Entwürfe, aber eine öffentliche Meinung ist nicht vorhanden, weder in Berlin noch im übrigen Deutschland. Die Bildhauer gehen in der Mattherzigkeit voran und betheiligen sich nicht einmal an der Concurrenz, während es doch für alle eine Ehrensache sein müßte, in den Wettbewerb einzutreten. Es fehlt an der künstlerischen Zuversicht, am Selbstvertrauen zum siegenden Gelingen, das keine Nebenbuhlerschaft fürchtet noch Ränke und Vorurtheil. Dann ist allerdings auch nicht viel verloren, denn ohne großes und berechtigtes Selbstvertrauen kann Keiner an die Lösung einer nationalen Aufgabe herantreten. Wer aber seiner selbst sicher ist, der weiß auch, daß das Gute nicht ungestraft übersehen werden kann; daß noch andere Städte als Berlin dem Kaiser Wilhelm I. ein Denkmal setzen wollen, daß also Mühe und Kosten nicht vergebens aufgewendet sein werden, wenn nur der große Wurf gelingt; daß dem Verdienste doch seine Krone winkt, selbst wenn Berlin den Muth hätte, aus irgend welchen Rücksichten blind sein zu wollen.

Mit der gegenwärtigen Ausstellung von vier Entwürfen wird die Sache nicht als erledigt anzusehen sein. In der Voraussetzung, daß eine weitere Ausstellung von Entwürfen erwartet werden darf, kann man sich deshalb auf einige kurze Bemerkungen beschränken.

Daß der Entwurf von Begas verfehlt ist kann Niemanden überraschen, der sich des Alexander von Humboldt vor der Berliner Universität erinnert, wenn ein Fürst der Wissenschaften, ein Hofmann als blöder Tropf dargestellt wird, der nicht weiß, wo er seine ungeschlachten Gliedmaßen unterbringen soll. Schon die kleinlich gekniffene Treppe zwischen den massigen Sockeln, der Mangel einer bestimmten Linienführung von der Peripherie zur Hauptfigur, sodann der Pferdeschweif, mit dem das Thier am Boden festgebunden ist, so daß es mit den steifen Hinterbeinen einknickt und mit den Vorderbeinen ängstlich in der Luft umherfährt, sind die ersten entmuthigenden Eindrücke. Sodann Riesenlöwen und Zwergpferde, pygmäenhafte Feldmarschälle in gebietender Stellung neben Riesenfräulein in zierlicher Haltung, ein Durcheinander verschiedener Größenverhältnisse, eine Häufung ungelöster Schwierigkeiten. Vom versteckten Kaiser mit dem theatralisch zurückgeschlagenen Rockkragen ganz zu schweigen.

Daß der Entwurf von Hilgers werthvoll ist, wird wohl ziemlich allgemein zugestanden; aber für eine so wichtige Entscheidung genügt es nicht, daß der beste drei unmöglichen Entwürfen gegenübersteht, sondern aus einer Mehrzahl guter Entwürfe muß der beste der Sieger sein.

Verfehlt ist der Entwurf von Schmitz, weil ein Ritter von der traurigen Gestalt, der auf einem Pferd mit gesenktem Kopf und angezogenem Schweif consequent genug durchgeführt ist, nicht geeignet erscheinen kann, einen Nationalhelden vorzustellen. Dazu die architektonische Umrahmung, welche durch ihre Masse das Denkmal erdrückt und namentlich in den aufgethürmten Steinmassen der Eckpunkte beängstigend wirkt. Ein stilistischer Anschluß an das colossale Triumphthor Eosander von Goethe's, der wohl beabsichtigt war, ist gar nicht durchführbar. Vielversprechend ist dagegen die architektonische Einfassung, welche Hilgers, unabhängig vom Schloßbau, geschaffen hat, sie ist reich, ohne das Denkmal zu beeinträchtigen, dasselbe wirkt im Gegentheil um so vornehmer und ruhiger. Nur die Gliederung der vorderen Begrenzungslinie durch Sockel und liegende Löwen ist unverständlich; die Theilungspunkte liegen in der Mitte dem Denkmal zu nahe, während sie nach den Seiten hin zu weit auseinanderweichen.

Daß ein architektonischer Abschluß nothwendig ist, beweist der Entwurf von Schilling, welcher durch die flache Ausbreitung der Gesammtanlage um so öder wirkt, als nicht Häusergruppen oder Wald den Abschluß hinter dem Denkmal bilden werden, sondern freie Luft über einer tief liegenden Wasserlinie. Daß das eigentliche Denkmal gute Eigenschaften besitzt, ist unbestreitbar, es ist aber fraglich, ob nicht eine Ausführung in größerem Maßstabe diese Vorzüge verwischen würde. Eine Ausführung in der Größe des Entwurfs, für einen geschlossenen Raum etwa, wäre diesem Denkmal zu wünschen. Die zusammengelegten Hände des Kaisers und sein gesenktes Haupt sind äußerliche Zeichen einer anspruchslosen Einfachheit, welche mehr aus der Gesammtwirkung zur Geltung kommen müßte. Auch in diesem Punkte ist Hilgers glücklicher, trotzdem er den Kaiser mit Federbusch und Marschallsstab ausstattet.

Schilling ist die Wiedergabe der Gesichtszüge des Kaisers am besten gelungen, welche Begas und Schmitz ganz nebensächlich gehalten haben. Störend ist die steile Curve, welche der Hals des Schilling'schen Pferdes umschreibt, man kennt sie schon vom Denkmal Königs Johann in Dresden her. Es mag solche Pferderasse geben, aber plastisch wirkt diese Bildung unnatürlich, man vergleiche das Pferd von Hilgers. Dasselbe schreitet

Digitized by Google

ruhig und würdevoll einher, die einzige Möglichkeit, wie das Pferd Kaiser Wilhelm's bewegt sein kann, der gewiß niemals Reiterkunststücke gemacht hat. Es ist richtig, daß Hilgers Pferd gleichzeitig den Eindruck des Ziehens macht, welcher durch eine Aenderung in den Linien der Hinterbeine beseitigt werden könnte, denen überhaupt eine genauere Durchbildung zu wünschen wäre.

Hilgers ist auf dem Wege, der eine glückliche Lösung verheißt; ist Niemand da, der dem Guten das Bessere gegenüber zu stellen vermag? Wo sind die Entwürfe von Siemering und Schaper, die doch ganz besonders berufen sind, in diesen Wettstreit handelnd einzutreten? Dürfen hier kleinliche Empfindlichkeiten mitsprechen? Was ist dem Verrocchio ein Colleoni, was dem griechischen Sklaven ein römischer Kaiser gegenüber dem deutsch fühlenden Künstler, der im Denkmal Kaiser Wilhelm's I. Würde und Ansehen des ganzen Vaterlandes zu feiern berufen ist.

Um aber gerecht zu sein, dürfen wir nicht vergessen, daß das deutsche Volk bisher sehr wenig gethan hat, um den Künstler mit begeisterter Hingabe für eine große, aber auch sorgen- und mühevolle Aufgabe zu erfüllen. Was kann den Künstler mehr antreiben, als das Bewußtsein, daß ein verständnißvolles Urtheil das Höchste fordert, daß er im Sinne eines großen und dankbaren Volkes handelt, wenn er das Höchste leistet. Versagt das deutsche Volk dem Künstler seine stille aber thätige Mitwirkung voll eifersüchtigen Antheils an einem glücklichen Gelingen, dann wird es sich nachher nicht beklagen dürfen, wenn das Werk einem Gelegenheitscandidaten übertragen wird und die Ausübung deutscher Kunst der Mittelmäßigkeit anheimfällt.

Doch noch ist der letzte Vers nicht gesprochen. Ein Zeichen ist geschehen, fast ein Wunder, seitdem Geselschap's gewaltige Fresken von der Kuppel der Ruhmeshalle herableuchten und den Puppen an den Wänden darunter ein ruhmloses Ende bereiten. Die Zeitungen, welche über alte und neue Theaterstücke so geschäftig zu berichten wissen, schweigen sich über diese Großthat deutscher Kunst noch aus. Ist es das Schweigen, welches nach Worten sucht, oder ist die Sache damit abgethan, daß man den Abschluß der Arbeit als Thatsache verzeichnet? In diesem Werk ist der Punkt gegeben, wo eine neue deutsche Kunst großen Stils einsetzen kann, um deutscher Wissenschaft, deutscher Kriegstüchtigkeit, deutscher Findigkeit in Handel und Gewerbe ebenbürtig an die Seite zu treten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Berliner Première.

Von Theophil Zolling.*)

Die lange Winternacht hüllte die Stadt bereits in ihre Nebel, aber keineswegs so dicht, daß die junge Debütantin Mary Morell nicht schon von Weitem den Feuerschein des Nationaltheaters sehen konnte. Die zierliche Schauseite mit ihrer offenen Loggia glühte unter dem sternlosen Himmel in bunten elektrischen Funken. Ein farbiger Flammensaum zog sich die Kuppeln und Gesimse entlang, und während das schon hell erleuchtete Vestibül mit seinen drei breiten Pforten wie in transparentem Schimmer glänzte, strahlte hoch oben auf dem Schlußstein des Giebels die Kaiserkrone in tausend farbigen Flämmchen.

Abermals ging es an dem grüßenden Portier vorüber, der an diesem heißen Tage noch gar nicht die Zeit gefunden hatte, sein Leibblatt zu Ende zu lesen, dann die Treppe empor, durch eine der acht Gassen über die helle Bühne, deren reiche Salondecoration schon unter dem Glühlicht des Lüsters lag, und dann die breite eiserne Treppe in den Ankleideraum hinauf. Ein hell erleuchteter Corridor, links und rechts numerirte Thüren, einige mit Visitkarten beklebt, die Garderobière mit ihren Gehülfinnen hin und her schießend, der Friseur, den Kamm in der kühn gelockten Tolle, da und dort ein Schauspieler mit einem Päckchen, die neuen Cravatten und Handschuhe enthaltend, und einige Schauspielerinnen in schlichten Mänteln, alle ernst, wortkarg, jeder Zerstreuung abhold und in Gedanken mit der heutigen Rolle beschäftigt ... Auch in den Ankleidezimmern der Damen war es still, kein Schwatzen und Kichern wie sonst; die Zofen trugen die Körbe mit den Toiletten herein, ohne miteinander zu klatschen, und wurde ein Bouquet von anonymer, aber doch so wohlbekannter Hand abgegeben, so geschah es eilig, ohne Aufsehen, ohne Lärm. Nur von ferne drang das regelmäßige Pusten und Stampfen des Motors aus dem Maschinenhause durch ein geöffnetes Fensterchen, das die überhitzte, stickige Luft mildern sollte. Trotz des neuen Baues ging schon der eigenthümliche Coulissengeruch aus Schminke, Pappe, angebrannten Haaren, Oel und wurmstichigem Lederzeug durch das Haus.

Ludmilla, des Directors Schwester, führte die Debütantin in das Ankleidezimmer. Ein betäubender Duft von Essenzen und Schminken wehte ihnen entgegen. Es war ein schmaler Raum, noch enger gemacht von einem japanischen Wandschirm, der ihn theilte. Vor dem großen Spiegel stand ein koketter Toilettentisch, mit einem rosenrothen Rokokostoff anmuthig drapirt und von zwei knisternden elektrischen Glocken beleuchtet, ein Lehnstuhl, daneben ein buntgeblümtes Sopha, zwei Kleiderständer, beide leer, denn man hatte die Toiletten und übrigen Utensilien der contractbrüchigen Schauspielerin bereits fortgeschafft. Nichts erinnerte mehr an die entthronte Königin, als der Duft, den sie zurückgelassen und der sich schon den Möbeln und Wänden mitgetheilt hatte.

Franzel trug ihren Korb hinter den Wandschirm, und dahinter verschwand auch bald ihre Herrin, die sich ihres Mantels und Promenadenkleides entledigte, während Ludmilla die elektrischen Brenneisenwärmer entzündete und die Salben und Essenzen mischte. Nach einer Weile trat Mary in den Friseurmantel gehüllt heraus und setzte sich vor den Toilettentisch, auf dem Ludmilla eine ganze Hexenküche aufgebaut hatte. Als ehemalige Schauspielerin wußte sie in der Kunst des Schminkens wohl Bescheid, und sie weihte die Novize in alle kosmetischen Geheimnisse ein, wobei sie ein tiefernstes Gesicht machte und fast so bärbeißig aussah, wie ihr Bruder. Eigenhändig öffnete sie die Tiegel und Büchsen und fuhr mit schminkegetränktem Schwämmchen über Mary's Gesicht, das sich im Augenblicke mit einer weißen Kruste überzog. Dann legte sie Rouge auf und strich mit der Hasenpfote so lange über die Wangen, bis Alles gleichmäßig ausgebreitet war. Hierauf hieß sie sie die Augen schließen und fuhr mit einem schwarzen Bürstchen über die Wimpern, worauf der Kohlenstift an die Reihe kam, um den schön geschwungenen Apollobogen der Brauen und die Wimpern zu verstärken und den Schatten unter die Augen zu setzen, damit sie größer und glänzender scheinen sollten. Schließlich noch eine Wolke Reispuder über Hals, Arme und Hände, etwas Erdbeerkosmetik für die Lippen, die sich bald in grellem Roth färbten, und die Fingernägel mit Flanell gerieben. Mit Verwunderung sah Mary, wie der Spiegel ihr ein grell illuminirtes Pastellbild entgegenwarf. Geradezu entsetzt war jedoch Franzel über diese Umwandlung. Die Hände über'm Kopf zusammenschlagend, stand sie im Hintergrunde des Gemachs und rief:

„Jesus Maria Joseph! die Gnädige sehen ja aus wie ein Puppenkopf!"

Ludmilla lachte und tröstete sie, daß ein wenig Coldcream auf der Serviette genüge, um den ganzen Auftrag im Nu fortzuwischen.

Dann huschte der Friseur auf leisen Sohlen herein und meisterte eine gute Viertelstunde lang ihre schwarze Lockenfluth, bis die neueste Frisur auf ihrem Köpfchen thronte, worauf er sich eiligst empfahl.

Zuletzt nahm Fräulein Ludmilla noch ein kleines Fläschchen aus ihrer Tasche und reichte es ihr. Es enthielt Glycerin.

„Das unfehlbarste Mittel zur Läuterung der Stimme," sagte sie. „Nehmen Sie stets vor dem Auftreten einige Tropfen. Das wirkt besser als rohe Eier und Lindenblüthe und ist gar nicht schlecht zu nehmen."

Mary konnte sich für die innerliche Anwendung dieses Mittels nicht sonderlich erwärmen, um aber die fürsorgliche Dame nicht zu beleidigen, nahm sie das Gläschen und gab es, als sie allein blieben, Franzel zum Aufbewahren.

„Glycerin!" rief die Zofe empört. „Keinen Tropfen von dem Satanszeug dürfen Sie mir trinken, gnä' Comteß! Ich weiß auch ein besseres Mittel, das immer hilft: ein paar Vaterunser. Ich werde für Sie beten."

Franzel seufzte, als sie keine Antwort erhielt. Ja, das war auch eine ihrer neuen Sorgen, daß die Herrin gar nicht mehr fromm war, seitdem sie das Theater im Kopf hatte. Sie mied die Kirche, beichtete nie wieder, und einen Betschemel hatte sie auch nicht in ihrem Zimmer wie zu Hause in Wien. Und sie seufzte noch einmal auf und nahm sich vor, für zwei, für ihre Herrin und sich selbst, fromm zu sein.

Nun machte ihr die Gnädige ein Zeichen, worauf Franzel ihr das spitzenbesetzte Kleid überwarf, so daß sie wie eine Cirkustänzerin aussah, die durch den Reifen springt, und bald stand sie in ihrem leichten, luftigen Gartenkleid wie ein Symbol des Frühlings da.

... Das Theater hatte sich gefüllt. Zumal die Galerien wimmelten von Kunstfreunden. Kopf an Kopf saßen sie oben in gespannter Erwartung der kommenden Dinge. In den kirschroth drapierten Logen begann es lebhaft zu werden. Nur das vordere Parket war noch leer. Dort hatten die Herren von der Presse ihre Sitze, doch sie selbst trieben sich noch in den Wandelgängen herum, das doppelte Ereigniß von heute besprechend, den Contractbruch der Stein und das Debüt einer jungen Wienerin. Erst als die elektrische Klingel gellte, stürmte Alles herein. Bald gewann der gelblichweiße Grundton des Zuschauerraums durch die wimmelnden Menschen Leben und Farbe. In den Logen ließen die geschmückten Damen in nervöser Erwartung ihre Fächer hastiger wehen. Am lebhaftesten war es unten im Parket. Ein Grüßen und Nicken nach allen Seiten, denn man befand sich da unter guten Bekannten meist von der Presse oder Theateragentur. Ein Klappen der Sitze und Thüren, ein Schwirren der Fächer und Schnappen der Opernglasfutterale, Knistern von Theaterzetteln, Lachen, Zischeln und Lorgnettiren ... Die Orchesterkapelle, die nach Bayreuther Vorbild unsichtbar im mystischen Abgrund vor der Rampe hauste, begann eine Opertüre. Die letzten Herren und Damen im Parket, die noch stehend die Anwesenden musterten, setzten sich geräuschvoll, dann schwieg die Musik. Im Saale verbreitete sich ein Halbdunkel, der Aufmerksamkeit ebenso zuträglich als der Theaterleitung, die

*) Aus dem soeben erscheinenden neuen Roman unseres Herausgebers: „Coulissengeister" (Leipzig, H. Haessel).

Digitized by Google

dadurch Beleuchtung spart. Dann räusperten sich die Zuschauer zum letzten Mal, ein mächtiges „Scht!“ mahnte zur Ruhe, Alles schwieg, und mit schönem Schwung theilte sich der Vorhang und flog rauschend nach oben.

Der erste Act ging unter allgemeiner Theilnahme vorüber. Man hatte da und dort gelacht, nur selten war gehustet worden, was immer ein böses Zeichen ist. Der Vorhang senkte sich, und es wurde lebhaft applaudirt. Namentlich Willibald Dräse, der neben Mutter und Schwester saß und, nun er sich erhob, die Sperrsitze mit seiner hageren Gestalt überragte, zeichnete sich durch die Kraft seiner Fäuste und das Donnergepolter seines Zungen-R aus.

„Rrrraus!“ rief er. „Alle! Rrrraus!“

Professor Kowal, der in der zweiten Galerie an der Brüstung saß, freute sich offenbar über das Organ seines Zöglings, und nickte ihm ermunternd zu. Mit Hülfe der Zimmermiether des Family-Hotels, wo Mary wohnte, der Freunde und Angehörigen des Theaters und der wohlorganisirten Claque gelang es dem Beifall ohne Mühe, das zweimalige Aufgehen des Vorhangs durchzusetzen. Erst erschienen die hauptsächlichen Darsteller dieses Actes und verbeugten sich. Freistedt, majestätisch, wie einer, der es nicht nöthig hat, sich „von dem Gesindel herauskitzeln zu lassen,“ die komische Mutter in behäbiger Freundlichkeit, der Naturbursche mit einem sehr verwunderten Ausdruck, die Soubrette keck und herausfordernd wie immer, und Baronche gutmüthig lachend und als komischen Effect seinen weißen Castor gerührt an die Brust drückend. Schließlich, als Willibald und seine Getreuen noch wüthender applaudirten und den Verfasser riefen, winkten die Schauspieler auch Metzler aus den Coulissen heran, und schüchtern, kurzsichtig, mit rothem Kopf, fast stolpernd, verneigte sich der glückliche Dichter. Nur sehr vereinzelte Zischlaute mischten sich in den Beifall; da sie in jeder ersten Vorstellung vorkamen, beachtete man sie nicht weiter. Sie gehörten gewissermaßen zu einem richtigen Erfolg.

Fast das ganze Parterre erhob sich. Auch in den Logen gingen Viele hinaus, und ein scharfer Zug wehte durch die offenen Thüren herein. Jetzt wurde es stiller in dem halb entleerten Hause, während im Foyer, in der Restauration und in den Gängen ein arges Gedränge entstand. Die Logenschließer, deren Frack frisch aufgebügelt war, hatten alle Hände voll zu thun, die Thüren zu öffnen und zu schließen; die Buffetdamen in ihrem besten Kleid und den blanksten Schürzen credenzten rastlos Limonade und Kuchen, indeß ihre Colleginnen in der Restauration hinter einem Stoß belegter Brödchen und einer Batterie schäumender Biergläser die Hungernden und Dürstenden letzten. Im Foyer und in den Corridoren wanderten die Paare plaudernd auf und ab, und Schauspielerinnen aus den anderen Theatern und einige leichtlebige Damen hielten Cour, während um die bierduftenden Holztische der Restauration sich die Insassen von Parterre und Galerien sammelten. Die Flaumacher begannen ihre hämische Arbeit, und der gefürchtete Foyerwitz blühte, der oft sogar in die Morgenblätter drang. Im Allgemeinen war die Stimmung dem Stücke günstig, doch die Parole lautete: Abwarten! Der Contractbruch der Stein wurde sehr streng beurtheilt, und es schien, als ob man der neuen Debütantin unter allen Umständen mit dankbarer Schonung freundlich entgegenkommen wollte. Die Kritiker tauschten ihre Bemerkungen aus, die Reporter lauschten, und der bekannte Herr mit dem colossalen Gedächtniß sprach herum, diese oder jene Scene komme schon in diesem oder jenem Stücke vor. Am meisten umringt war der giftige Kritiker der „Neuen Zeitung“, Dr. Tölke. Er sah in jedem, der ein erfolgreiches Stück geschrieben hatte, einen Verbrecher. Mißgünstig rechnete er ihm die Tantièmen nach, und nannte jeden Schriftsteller, der alljährlich ein neues Stück hervorbrachte, einen seichten Vielschreiber, jeden Erfolg künstlich gemacht und jede Novität eine erbärmliche Eintagsfliege. Der große dicke Kaselowsky von der Tribüne aber war ganz Zucker und Syrup. Er duzte die Directoren, Dichter und Schauspieler — für schöne Damen hieß er Eduard — und lobte Alles. Sogar einen lärmenden Mißerfolg verstand er unter Rosen zu verdecken, und nur wer zwischen den Zeilen seiner blumenreichen Prosa zu lesen verstand, konnte merken, daß am Vorabend nicht Alles nach Wunsch abgelaufen war. Neben diesen wirklichen Kritikern trieben sich mehrere Berichterstatter herum, die bloße Reporter waren, gar kein Urtheil besaßen und höchstens in einer „Nachtkritik“ oder Vornotiz über den Verlauf des Abends melden durften. Unter ihnen war noch ein blutjunger Mensch mit schwarzer Hornbrille auf der Nase, ein halber Student, der sich seine kritischen Sporen verdiente. Er nahm seine Aufgabe sehr gewissenhaft, und womöglich brachte er das Buch des darzustellenden Stückes mit, um genau die Regie und die Darsteller zu controliren: welche Stellen gestrichen oder geändert, ob die Decorationen nach Vorschrift ꝛc. Bei seinem Anblick wurde man an Laube's Klage erinnert, daß es das Schicksal des deutschen Theaters sei, sich von der Jugend belehren zu lassen.

Da war auch der geschäftige Freund des Verfassers, der mit gespanntem Ohr von Gruppe zu Gruppe schlich, um die Stimmung zu erlauschen. Er hinterbrachte dem Dichter Alles, besonders gern das Unangenehme. Eine wahre Unglücksunke, sah er Alles schwarz und übertrieb noch in seiner nervösen Aufregung. Keine mißgünstige Kritik entging ihm, er war immerfort für die längsten Striche, fand die Darstellung schlecht, die Zuschauer ungeduldig und voreingenommen, wenn sie auch noch so lebhaft applaudirten. Hatte das Stück gefallen, so rieth er vorerst die Kritik abzuwarten und nie zu frühe zu jubeln, und lautete sie günstig, so erwartete er mit Besorgniß die zweite Vorstellung, die entscheidend sei. Er prophezeite auch schon Wochen zuvor, das Stück „mache“ nichts mehr und werde morgen abgesetzt.

Am freundlichsten und lautesten äußerten sich in den Wandelgängen und im Foyer die Redacteure der Spener'schen Zeitung, die ihren Collegen unmöglich im Stich lassen konnten. Ein Triumph des Mitredacteurs warf auch einen Glanz auf ihr Blatt, also: möglichste Unterstützung! Daneben machte sich eine laute Gruppe von Theateragenten bemerkbar, die über das Stück und die Darsteller urtheilten, natürlich sehr schlecht, wenn sie ersteres nicht im Debüt und den letzteren das Engagement nicht vermittelt hatten. Schon bescheidener traten die sogenannten Freiberger auf, die glücklichen Inhaber von geschenkten Plätzen, denn sie fanden Alles entzückend. Abseits vom belagerten Büffet tauschten einige junge Theaterdichter ihre Ansichten aus, die merkwürdig unter sich übereinstimmten. Die Exposition war erbarmungswürdig, jeden Augenblick gab sich der Verfasser furchtbare Blößen, nur die ausgezeichnete Darstellung hielt ihn über Wasser. Das Publikum habe bereits die Lösung des Knotens vorausgesehen und „Aha!“ gerufen. Schon im ersten Act! Uebrigens sei der zweite die Klippe, und da würde es wohl ein kleines Trommelchen geben.

Doch das Klingelzeichen ertönte. Man warf die halb abgebrannten Cigaretten fort, trank die Bierneigen und eilte zurück in den Saal, angeregt durch die Unterhaltung und Libationen und glücklich, mit dem Kunstgenuß einen Gaumenschmaus verbinden und heute eines Richteramts walten zu können.

Hinter den Coulissen und im Conversationszimmer der Darsteller herrschte eine förmliche Kampfstimmung. Director Düringer sprach eifrig mit den Künstlern, die aufgeregt sich unterhielten und rief ihnen zu: „Kinder, der Erste wäre durch. Nun kommt der Hauptstreich, nehmt Euch zusammen!“ Diese Ermahnung war nicht nöthig, denn man war auf seinem Posten, und sollte es wirklich Sturm geben, so wollte doch Jeder sein Möglichstes thun, daß er nicht gerade in der Scene losbrach, wo er auf der Bühne stand. Das war ein Ehrenpunkt für Jeden. Dann sprach Düringer den Debütantinnen väterlich zu. Die kleine Großmann, die in ihrem weißen Battistkleid allerliebst aussah, zitterte am ganzen Leibe, aber Mary Morell war merkwürdig gefaßt und hörte den Ermahnungen aufmerksam zu. Nun drang durch den Vorhang die Zwischenactsmusik an ihr Ohr. Es war das unvermeidliche Effektstück „Des Frühlings Erwachen“, und sie lächelte unwillkürlich, als sie die Weise erkannte, die sie einst mit ihrem Klavierlehrer geübt hatte.

Düringer nickte wohlgefällig, als er sie so stark und tapfer sah, wie aber das Orchester schwieg und die Klingel des Inspizienten hell und scharf ertönte, da wandelte sie eine plötzliche Schwäche an, so daß Franzel sie halten mußte.

„Herr Doctor, nun fürchte ich mich doch!“ sagte sie. Er schob ihr gleich einen Stuhl hin, sie sank beinahe darauf und schloß einen Augenblick die Augen. Bald erholte sie sich wieder, und Düringer gab dem Inspizienten ein Zeichen.

„Ja,“ sagte sie, „es muß und wird gehen.“

Sie erhob sich rasch, zupfte ihr Kleid zurecht und war von jetzt an wie umgewandelt. Das Lampenfieber war dem Bühnenrausche gewichen.

Ein Knistern, das ihr durch Mark und Bein ging, denn sie kannte es vom emporgehenden Vorhang im Heisterbach'schen Palais, wo sie einst als Dilettantin Theater gespielt, mahnte sie nochmals an ihre Pflicht. Der zweite Act begann, und sie hörte die weiche, feine Kinderstimme der kleinen Großmann durch die Coulissengasse. Aber was war denn mit der Kleinen? Sie, die so muthig auf der Generalprobe stand und ihre Rolle so hübsch hergesagt hatte, war von einer furchtbaren Beklommenheit erfaßt, stammelte und lispelte ihren Part herunter, halb unverständlich, und stockte mehr als einmal. Die unbezwingliche Schüchternheit, die in ihrer Natur lag, gewann Macht über sie.

„Ihr Stichwort fällt gleich,“ flüsterte Düringer der zweiten Debütantin zu, mit der sich gewiß mehr Ehre einlegen ließ. „Kommen Sie ihr zu Hülfe!“

Er führte sie fast bis zur Bühne, und sie ließ seine Hand fahren, ein paar Schritte, und schon stand sie mitten auf der Bühne im grellsten Abendroth, das von den mit gelben Glasscheiben gefärbten Bogenlichtern hervorgezaubert wurde. Düringer warf noch einen zufriedenen Blick auf die jugendschöne, stolze Erscheinung, und die ersten Worte, die sie draußen mit ihrer vollen und doch weichen Altstimme sprach, drangen ihm in's Herz. Dann eilte er in seine Loge, indessen die treue Franzel auf denselben Stuhl sank, wo noch vor einigen Minuten ihre Herrin geruht, und die wohlbekannte liebe Stimme von drüben begleitete sie mit dem innigen Gelispel eines Rosenkranzes.

Wohlgefälliges Gemurmel ging durch den Saal, als Mary Morell auftrat, und Hunderte von Operngläsern richteten sich auf sie. Der Adel ihrer Erscheinung, ihr melodisches Organ, die Freiheit ihres Spiels und der Geschmack ihrer doch so einfachen Toilette gewannen alle Zuschauer, die schon nach ihren ersten Worten ganz unter ihrem Zauber standen. Düringer's scharfer Blick erkannte gleich, mit welchem wunderbaren Theaterinstinkt die Debütantin ihre Mitspieler anregte und sogar die kleine Großmann unterstützte und anfeuerte, ihre Mängel verdeckte, ihr Stocken durch rasches Einfallen verbarg, kurz, wie er sagte, „wahre Samariterdienste“ an ihr verrichtete. Die Kleine fühlte es aber auch wohl, und als Beide von der Bühne eine Weile abtraten, fiel sie ihr mit heftigen Weinen um den Hals:

„Sie sind mein Schutzengel,“ schluchzte sie. „Tausend Dank!“

Zum Unglück für sie war der Schutzengel nicht immer bei ihr auf der Bühne. Sie hatte in den folgenden Auftritten auch andere Partner, den heftigen Freistedt, der sie mit dem in seiner Rolle vorgeschriebenen Intrigantengesicht nur einschüchterte, die kecke Soubrette, die ihr auf offener Scene heftige Vorwürfe machte und sie „dumme Gans!“ nannte und den virtuos schwimmenden Komiker Baronche, der das Wenige, was er von seiner Rolle auswendig wußte, vor der Vorstellung in einer ergiebigen Kneiperei ertränkt hatte. Er war aber ein so geübter Schwimmer, daß er mit Kunstpausen und Extempores dem Souffleur die Worte nach-

Digitized by Google

sprach, ohne daß das große Publikum sein sinnloses Schauspielern erkannte. Um so verhängnißvoller war sein Spiel für seine Partner, die aber meist schon an ihn gewöhnt waren und sich selten von ihm aus dem Context bringen ließen. Nur die ohnehin eingeschüchterte Großmann verlor dabei vollständig den Kopf. Ihre wohl gelernte Rolle entschlüpfte ihr. Sie entgleiste völlig. Die Zuschauer flüsterten und lachten über sie, und als sie nach einer mißlungenen Scene die Bühne verließ, tönte ein Schlangengezisch hinter ihr her.

Um so vollständiger war Mary's Triumph. Zweimal bei offener Bühne wurde sie von Beifall überschüttet, so daß sie einen Augenblick die Fassung verlor und, aus der Rolle fallend, einen erstaunten Seitenblick in den Saal warf. Aber vielleicht war es gerade dieses Ungekünstelte, Spontane in ihrem Spiel, was die Zuschauer hinriß. Als nach einer von ihr und Freistedt gespielten Scene der Vorhang fiel, erhob sich die ganze Zuhörerschaft und rief unter lautem Klatschen:

„Morell! Morell!"

Sie stand hinter den Coulissen, und der Name ihrer Mutter, von Tausenden gerufen, schlug an ihr Ohr und durchschauerte sie mit Stolz und Freude. Wie oft mochte er der Herrlichen, Einzigen zugejubelt worden sein! Jetzt galt dieser Ruf der Tochter, die ihrer würdig war.

Zweimal mußte sie zwischen Freistedt und Baronche vor die Rampe und einmal sogar allein. Als sie erschöpft von ihrem Sieg hinter die Coulissen wankte, warf ihr Franzel gleich einen Mantel über, und die Collegen stürmten auf sie ein und schüttelten ihr die Hand.

„Gleichviel," sagte Freistedt, „das Theater ist doch eine Affenbude. Kehren Sie zum Kochherd zurück, liebe Collegin."

Draußen in seiner Gründerloge erhob sich Hans von Malkewitz vom Stuhl, um der Debütantin Glück zu wünschen. Als Düringer sein Verschwinden bemerkte, verließ auch er den Platz neben seiner Schwester und eilte auf die Scene. Er ahnte, daß Mary dem Baron nicht gleichgültig war, obwohl er ihn schon in anderen Banden wußte, und wollte ihn nicht aus den Augen verlieren. Der Debütantin sollte jede Zerstreuung erspart bleiben.

Die beiden Männer trafen am Fuße der Treppe, die nach der Garderobe führte, zusammen und begrüßten sich.

„Entschuldigung," sagte der Doctor, „hier hat nur der Director oder sein Stellvertreter Eintritt. Die Hauspolizei will's." Jetzt erst bemerkte er einen prachtvollen Strauß von Rosen und Azaleen, den der Baron in der Hand hielt, und nahm ihm denselben fort. „Das Zeug macht Kopfschmerz. Schicken Sie es ihr lieber morgen in's Haus."

Gleichwohl war Mary in ihrer Garderobe nicht allein. Metzler, der ihr schon unzählige Male hinter den Coulissen die Hand geküßt, fühlte den Drang, ihr seinen Dank immer und immer wieder auszusprechen.

„Der Erfolg Ihres Stückes ist Ihnen sicher," rief sie ihm entgegen. „Da sehen Sie nur!"

Er setzte den goldenen Zwicker auf und sah eine große graue Katze, die sie in ihrem Arm trug.

„Was hat dieser Kater mit meinem Stücke zu thun?" fragte er lächelnd.

„Es ist die Theaterkatze," antwortete sie, das schnurrende Thier streichelnd. „Sie hat schon der heutigen Probe beigewohnt. Ich bemerkte sie am Souffleurkasten, während ich probirte. Ich wußte, daß sie mir Glück bringt und freute mich darüber. Offenbar gefiel ihr das Stück. Und vorhin trat sie gravitätisch herein und sprang mir auf den Schoß. Das ist eine gute Vorbedeutung."

Er lachte herzlich, aber da sie fürchtete, er könnte das Thier mit seiner Heiterkeit verjagen, so streichelte und liebkoste sie es noch zärtlicher.

„Sie sind eine echte Künstlerin, denn Sie sind abergläubisch," sagte er.

Dann empfahl er sich unter heftig erneuerten Danksagungen, um sie in ihrer Toilette für den Schlußact nicht zu stören, und zeigte sich einen Augenblick in der Restauration, wo er gleich von seinen Freunden und Collegen umringt und beglückwünscht wurde. Namentlich seine Mitarbeiter von der Spener'schen bereiteten ihm eine wahre Ovation. Nur Dr. Münzer, der joviale Kritiker der „Berliner Zeitung" brummte:

„Lieber Freund, Sie hätten gar nicht nöthig gehabt, so schlecht zu schreiben, denn Ihr Stück ist gut."

„Wozu besser schreiben?" rief der Dichter aus. „Freistedt setzt die Hälfte seiner Rolle aus eigenen Mitteln hinzu. Baronche, der betrunken ist, spricht dem Souffleur den greulichsten Unsinn nach. Die Großmann versteht kein Mensch. Ja, ja, die deutschen Schauspieler haben kein Achtung vor dem Dichterwort. Aber nicht wahr, die Morell ist süß? O, sie wird wachsen, riesengroß! Sie ist schon jetzt die vollendete Grazie, der verkörperte Wohllaut, eine reizende Klangfigur."

Die Collegen von der Kritik stimmten zum großen Theile bei; der böse Tölke freilich mit Einschränkungen. Dr. Münzer aber meinte boshaft:

„Lieber College, wie Sie die Debütantin loben, das bringt kein Kritiker und kein dankbarer Dichter fertig, sondern nur ein Verliebter. Ich ziehe vor, den letzten Act bei einem Glase Bier oder zwei im Foyer zu schwänzen. Die Kritik soll ohne Ansehen der Person urtheilen. Ja, ja, sie sollte eigentlich gar nicht in's Theater gehen, um sich nicht beeinflussen zu lassen."

Ein lautes Gelächter folgte dem sonderbaren Ausspruche des Berichterstatters, der sich ruhig mit seinem Bier an einem Tisch abseits niederließ. In diesem Augenblicke verkündete ein nervenerschütterndes Klingeln das Ende des Zwischenactes. Alle stürmten hinauf an ihre Plätze, und auch Metzler eilte mit mächtigem Herzklopfen hinter die Coulissen.

Dort traf er Mary, die mit Düringer und Malkewitz sprach und bereit war, den Act zu beginnen. Ihre anmuthige Erscheinung im zweiten Act hatte jetzt einer geradezu prächtigen, fast königlichen Platz gemacht. Sie trug ihr Kleid aus jener Wiener Dilettantenvorstellung, und Metzler konnte sich daran nicht satt sehen. Als er sich beruhigt, versicherte er sie, daß die Stimmung im Foyer dem Stück und noch mehr ihr selbst sehr günstig sei; sogar der grämlich Tölke gehöre zu ihren Bewunderern.

Die Musik drüben verstummte. Mary wandte sich von den Herren ab, die rasch an ihre Plätze eilten, und folgte dem Winke des Inspizienten, indem sie die Bühne betrat und auf einem Sopha sich niederließ. Als der Vorhang emporrauschte und die Zuschauer sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, das die glänzende Erscheinung hervorrief, spielte sie in tiefster Stille und wieder mit völliger Beherrschung ihrer Mittel. Und so blieb es auch während des ganzen Aufzugs, und als der Vorhang zum letzten Male fiel, war der entgültige Sieg entschieden. Auch der Dichter hatte einen Erfolg errungen, aber nur durch sie, denn sein Stück war herzlich schwach. Am Schlusse wurde ihr noch eine laute Ovation zu Theil, so daß der Vorhang dreimal aufgehen mußte, um sie dem Publikum zu zeigen.

Dann entlief sie hastig, von Franzel gefolgt, ihren glückwünschenden Collegen und Freunden. Metzler, der auch am Schlusse gerufen worden war, ließ es sich freilich nicht nehmen, ihr bis zu ihrer Garderobe das Geleite zu geben.

„Nun," sagte sie zu ihm, „die Katze hatte doch Recht, nicht wahr?"

„Ja, das Stück ist durch, und Ihnen danke ich's zuerst," rief er überschwänglich und wollte ihr abermals durch einen Handkuß seine unbegrenzte Dankbarkeit bezeugen, doch in diesem Augenblicke wurde er von den Theaterarbeitern umringt, die ein Hoch auf ihn ausbrachten und ihn nicht eher frei ließen, als bis er ihnen ein Goldstück zum Besten gegeben hatte.

„Sie werden groß, Herr Doctor!" rief der Obermaschinist begeistert, denn der Dichter ist beim Theater immer ein Herr Doctor, und die Uebrigen brachen in den Ruf aus:

„Es lebe der Herr Doctor — hoch! und nochmals hoch! und nochmals hoch!"

Inzwischen hatten Mary und Franzel sich davon gemacht und eilten die Treppe empor in die Ankleideräume, wo die Künstler sich bereits in ihren Zellen eingeschlossen hatten. Fröhliches Geplauder und Singen drang von überall her, doch plötzlich wurde Mary vor ihrer Thüre durch einen herzergreifenden Klagelaut erschreckt.

Es war die kleine Großmann, an die Niemand mehr dachte, und die nun weinend in ihrem Zimmerchen saß. Die glücklichere Kameradin, die athemlos und strahlend draußen vorbeiging, vernahm ihr leises Schluchzen. Sie warf einen Blick in die offene Garderobe und trat mit tröstenden Worten auf die Kleine zu, die von dieser Theilnahme ganz gerührt war.

„Sie sind sehr gütig," sagte sie, „aber ich weiß nur zu wohl, jetzt ist's aus. Nun werde ich Zeitlebens nur stumme Rollen spielen und muß froh sein, wenn der Director mich nicht entläßt."

Mary versprach ihr, ein gutes Wort bei Düringer für sie einzulegen, und das verweinte Gesichtchen heiterte sich langsam auf.

„Gott lohne es Ihnen!" schluchzte sie. „O, ich Unglückskind! Und was wird das kranke Mütterchen sagen?!"

Mittlerweile entleerte sich das Haus, und auf den Wandelgängen und im Vestibül herrschte nur eine Stimme, daß das Stück sehenswerth durch die Morell sei und die Stein ihre Meisterin gefunden habe. Mama Dräse mit Kindern und Miethern und Professor Kowal waren die Letzten, welche das Haus verließen, und noch auf der Straße sangen sie das Loblied „ihrer" Morell. Welche Reclame für das Family-Hotel, dachte die alte Dame, während Kowal die Debütantin nur lobte, weil er noch immer hoffte, sie würde seine Schülerin werden.

Hans von Malkewitz hatte das Theater sehr eilig verlassen. Er war von gemischten Gefühlen bewegt. Bewunderung für die Geliebte seines Freundes und Mitleid mit seiner eigenen, der contractbrüchigen Stein, stritten sich in seiner Brust. Er hüllte sich fester in seinen Pelz und fuhr in's Telegraphenamt, wo er stehend auf ein Depeschenformular schrieb:

„Graf Werin, Deutsche Botschaft, Wien. Habe Dich betrogen und Mary Morell auf die Bühne gebracht. Hat soeben im Nationaltheater Bombenerfolg errungen. Komm und richte mich. Hans.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Der Präsident."

Drama in vier Acten von Karl Emil Franzos.
(Lessing-Theater.)

Den in manchem Tageblatte abgedruckten Roman, aus dem Herr Karl Emil Franzos sein fünfactiges, auf Wunsch aber auch nur vieractiges Drama „Der Präsident" zurecht geschnitten hat, diesen wahrscheinlich überaus vortrefflichen Roman kenne ich nicht; aber ich mißbillige ihn. Ich kenne überhaupt nur einen geringen Theil der wahrscheinlich überaus vortrefflichen Werke des Herrn Karl Emil Franzos; aber ich mißbillige sie alle, die sämmtlichen Werke. Und diese allumfassende Mißbilligung kommt nicht

Digitized by Google

etwa aus meines Herzens Härtigkeit, o nein, sie ist eine gute, eine löbliche, eine patriotische Mißbilligung. Die deutsche Sprache nämlich ist doch eigentlich eine schöne Sprache, ist zu sagen, wenn sie von Deutschen gesprochen oder für Deutsche geschrieben wird. Auch Herr Karl Emil Franzos liebt diese schöne deutsche Sprache, aber es ist eine höchst unglückliche Liebe, die er da schon so manches Jahr mit sich herumträgt. Es wäre überflüssig, dem sehr verehrten Herrn etwa Otto Schroeder's vortreffliches Büchlein vom papiernen Stil*) zu empfehlen; denn nicht der große Papierne sitzt Herrn Karl Emil Franzos im Nacken, ihn drückt vielmehr ein halbasiatischer Albe. Was er schreibt, mag vom Don zur Donau für Deutsch gelten: mit der Sprache Luther's, Goethe's und Bismarck's haben diese schmerzhaften Satzcongestionen doch nur noch eine recht entfernte Verwandtschaft. Mir verleidet dieses Idion der interessanten Völkerschaften selbst die glücklicheren Leistungen des begabten Coloristen, den man, in Anlehnung an das bekannte Wort von den Muß-Preußen einen Will-Deutschen nennen dürfte. Muß es denn wirklich das ganze Deutschland sein? Es gibt doch jenseits der Leitha noch so viele reiche, blühende Provinzen, in denen mit neuen und alten Sachen ein gutes literarisches Geschäft zu machen ist. Herr Karl Emil Franzos wäre am Ende ein richtiger Dichter, wenn er von den Leuten von Barnow für die Leute von Barnow schriebe. Weil's aber nicht soll sein, wird Faust bald unangenehm werden, wenn Mephistopheles ihm sagt: Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos!

In Galizien und in anderen schönen Gegenden ging das noch zur Noth. Dort, wo der Masochismus mit Pelz und Peitsche herrscht, hielt man den Franzosismus für eine berechtigte dialectische Eigenthümlichkeit. Mein Gott, wer kann's denn auch wissen, wie die Leute von Barnow sprechen? „Anders" jedenfalls. Das Landgericht aber, an dessen Spitze der freiherrliche „Präsident" steht, das soll ja wohl im nördlichen Oesterreich zu finden sein. Und da muß ich denn doch sagen: Das geht nicht; so, wie ihn Herr Franzos versteht, kann der Sprachenausgleich nicht und darf auch nicht geduldet werden. Ein Drama, in dem mit dialectischen Anklängen merkwürdigster Art eine so abscheuliche Buchrednerei sich breit macht, ein solches Drama hat im Hause Lessing's nichts zu suchen, es gehört auf eine Vorstadtbühne, wenn es denn überhaupt aufgeführt werden soll oder muß. Im Ostend-Theater hätte die Geschichte von den drei verführten Mädchen mit den drei unehelichen Kindern vielleicht Glück gemacht, als ein unwerthiges Seitenstück zu den beiden Waisen des geschickten Herrn d'Ennery.

Er muß es nämlich drei Mal sagen, der Herr Franzos, daß man verführte Mädchen nicht sitzen lassen soll. Im Theater der falschen Heiligen kann die Wiederholung so tüchtiger Moral ja nur erwünscht sein. Aber — ist der Präsident Reichsfreiherr von Sendlingen nicht am Ende auch ein falscher Heiliger? Das ist die Frage.

Sein Vater war Justizminister und man nannte ihn den Mann mit dem eisernen Herzen. Mit solchen Männern mit solchen Herzen ist nicht gut Kirschen essen: Das mußte auch der junge Victor von Sendlingen eines nicht eben schönen Tages am eigenen Leibe erfahren. Papa mit dem eisernen Herzen berief nämlich den Herrn Sohn nach Wien und sprach zu ihm, auf gut Franzosisch: „Du hast eine Gouvernante verführt. Leugne nicht, der da droben und ich, wir wissen Alles. Du hast die unverehelichte Sophie Lippert verführt und Du willst dieselbe zu Deinem Weibe machen. Dieses Letztere wird nicht geschehen, so wahr ich ein eisernes Herz habe. Du bist, mit Respect zu melden, mein Sohn und als derselbe hast Du höhere Aufgaben zu erfüllen und darfst Dich nicht dabei aufhalten Kinder der Liebe in die Welt zu setzen." Weiter reichen meine Notizen nicht und aus eigenem Besitz vermag ich die Franzos-Sprache nicht zu bestreiten. Aber kurz und gut: der Vater befiehlt, der Sohn gehorcht und die Gouvernante erhält den blauen Brief: Mit Pensionsberechtigung verabschiedet. Die Pension wird verschmäht und Sophie Lippert ist „verschollen".

Zweiundzwanzig Jahre sind darüber in's Land gegangen und Jung-Victor von anno dazumal könnte nun der Welt eine Geschichte erzählen, wie man Präsident wird. Dazu aber verspürt er offenbar kein Gelüsten; viel lieber läßt er als Schirmer des Rechtes sich feiern und als Hort der Gewissenfreiheit. Um den Verbleib der unverehelichten Lippert hat er sich nicht mehr bekümmert. Da entdeckt er in einer Kindesmörderin, die er richten soll, seine Tochter, das Kind seiner Liebe vom Jahre 1828. Inkulpatin heißt auch Lippert, auch Sophie und ist auch verführt. Von der Mutter unterscheidet sie sich nur durch eine Lungenkrankheit und durch den Kindesmord, sonst ist sie ihr ähnlich wie eine fallsüchtige Gouvernante der anderen. Und nun steht der zu verspäteter Vaterfreude erweckte Präsident am Scheidewege: Soll er richten, oder soll er retten? Nach drei Acten der Qual ist er entschlossen: er rettet, er rettet sein Kind. In dem fidelen Gefängniß der österreichischen Provinzhauptstadt von 1850 ist das leicht bewerkstelligt. Der Herr Präsident bemühen sich selbst in den Kerker und Sophiechen kann bei nächtlicher Weile ein milderes Klima aufsuchen. Sühne aber muß sein und so befiehlt der Präsident sein Geschick in die Hände des zufällig anwesenden Justizministers. Der ist kein Mann mit dem eisernen Herzen. Er möchte die Geschichte am liebsten todtschweigen und gibt nur ungern dem weisen und gerechten Richter die Erlaubniß, sich selbst zu richten. Und der Präsident erschießt sich, auf daß kein Skandal entstehe. Vielleicht vergiftet er sich auch, die Todesart ist nicht ausdrücklich angegeben. Sicher ist nur, daß er stirbt, und das ist sehr gut, denn sonst hätte ihn wieder der Minister zur Flucht verholfen, und schließlich mußte die Quälerei doch mal ein Ende nehmen.

Herrn Director Blumenthal gebührt inniger Dank. Nicht dafür zwar, daß er diesen dramatischen Kindermordroman uns vorgeführt hat, trotzdem er früher, ein witziger, allzu witziger Kritiker hat ihn daran erinnert, von dieser Gattung nichts wissen wollte. Aber Herrn Oscar Blumenthal ist es doch wohl zu danken, daß der Präsident um einen Act kürzer wurde. Schade, daß der Herr Director nicht noch viel mehr gestrichen hat, z. B. die völlig überflüssige und unkluge Episode eines mit Gott und der Welt hadernden Holzflössers, in dessen sentimentalem Geschwätz Herr Kober sich sehr zu gefallen schien. Auch dieser Johannes Novyrok ist ein „Kind der Liebe" und seine Tochter war auch so Eine, die ohne Erlaubniß des Herrn Pfarrers die Welt bevölkerte. Aber an zwei Verführten mit zwei Kindern zweier Lieben hätten wir allenfalls auch genug gehabt, und da die Präsidentengeschichte vom ersten bis zum letzten Act nicht einen Schritt vorwärts thut, so ließe sie am Ende auch in einem Act sich bewältigen. Dann aber, bitte: Deutsch! Es klingt wirklich viel schöner.

Der tiefere Sinn des anspruchvollen Dramas ist mir leider nicht aufgegangen. Ich habe auf der Bühne nur einen Herrn gesehen, dem immer wieder alle erdenklichen Complimente über seine Vortrefflichkeit gesagt wurden und der dann jedesmal mit unfehlbarer Sicherheit zusammenzuckte. Herr Klein trug dieses trübe Schicksal mit würdiger Gelassenheit. An eine soziale Anklage hat der milde Sinn des Herrn Karl Emil Franzos wohl nicht gedacht. Er hat in seinem talmudistisch spitzfindigen Geist einen sensationellen Fall ausgeklügelt und er hätte ein Effectstück erhascht, wenn ihm etwa Richard Voss'en's Talent in unbeschnittener Urkraft zu Diensten wäre. So aber konnte die ganze Vetternschaft mit allem Bemühen keinen Erfolg zusammenlügen und sie mußte sich mit der Anerkennung bescheiden: Im Roman ist er doch groß und in der Novelle, unser Franzos, der Franzos der Leute von Barnow.

Nun will ich aber durchaus nicht behaupten, daß der Fall von Sendlinger zu den Unmöglichkeiten gehört. Unmöglich wird er nur durch die Behandlung, durch das Unvermögen der Charakteristik und den bitterbösen Stil. Uebrigens aber passiren noch viel merkwürdigere Dinge unter der Sonne. Da erzählt z. B. Léon Richer in seinem Buche „La femme libre" einen Prozeß, in dem ein Dienstmädchen wegen Kindesmordes von dem Pariser Schwurgericht verurtheilt wurde. Nach der Urtheilsverkündigung bezeichnete das Mädchen einen der Geschworenen als Vater und Mörder des Kindes. Der brave Mann, ein geachteter und kirchenfrommer Advokat, hatte das Würmchen selbst bei Seite geräumt und es dennoch über sein Gewissen vermocht, gegen die Mutter seine Stimme abzugeben. Auch diese ungeheuere Schurkenthat könnte einem Drama den Inhalt geben. Dann müßten die beiden Individualitäten plastisch gestaltet und die grundverschiedene Anschauung ihrer sozialen Lebensschichten scharf ausgeprägt werden. Und so könnte ein Dichter uns auch den falschen Heiligen auf dem Präsidialsessel aus seiner correcten und philistrischen Anschauung heraus erklären. Herr Franzos aber sieht nur dann wie ein Dichter aus, wenn er auf seine halbasiatischen Maskeraden geht. Und selbst dann darf man ihm nicht zu nahe treten.

M. H.

*) Berlin, Walther & Apolant.

Notizen.

Das im Verlage von Gerhard Kühtmann in Dresden erschienene Werk „Der kleine Stephan" enthält im ersten Band ein von dem Postsecretär C. H. Schmidt bearbeitetes „Post- und Telegraphenhandbuch mit farbigem Anhang". Es gibt in übersichtlicher Darstellung auf alle vorkommenden Fragen hinsichtlich der Postversendung zuverlässige Auskunft. Die vor Kurzem eingetretenen wesentlichen Aenderungen im Packetposttarif nach dem Auslande, die neu erlassene Telegraphenordnung, die Beschlüsse der letzthin stattgehabten Wiener Conferenz und vieles Andere fanden darin Berücksichtigung. Der zweite Band führt den Titel: „Orts- und Zonenverzeichniß zur Berechnung des Postpacket- und Geldbriefportos innerhalb Deutschlands und zur zweckmäßigen Anwendung der bezüglichen Postvorschriften, in Einzelausgaben für jeden Ort des Deutschen Reiches" und enthält sämmtliche ca. 14,000 Postorte mit Angabe des Landes, Verwaltungsbezirks und der amtlich vorgeschriebenen Bezeichnungen zur Unterscheidung gleichlautender oder gleichnamiger Orte, sowie eine Zonentabelle. Da bekanntlich das Porto für Postpackete sich nicht allein nach dem Gewichte, sondern auch nach der Entfernung (nach Zonen) richtet und es vielfach nothwendig ist, das Porto vorher zu wissen, so ist ein Zonenverzeichniß für's Publikum ein unbedingtes Bedürfniß. Die Einrichtung ist höchst einfach, brauchbar und praktisch. Wir empfehlen dieses sinnreiche Hülfsbuch bestens.

Hochwaldgeschichten aus dem bayerisch-böhmischen Grenzgebirge von Maximilian Schmidt. (Jena, H. Costenoble.) — Der Münchener Hofrath, in seinen meisten Stunden ein Volksschriftsteller in Lodenrock und Wadenstrümpfen, schweift diesmal über seine blauweißen Grenzpfähle hinaus, innerhalb deren er so gut Bescheid weiß, und da war er genöthigt, seine Kenntniß durch das Studium einschlägiger Böhmerwaldliteratur zu vertiefen, die er diesmal, um nicht wieder als Plagiar verschrien zu werden, gewissenhaft anführt. Gleichwohl spürt man zum Glück die halb gelehrte Herkunft dieser Hochlandgeschichten nirgend, und die Schmugglernovelle wie die historisch-romantische „Im Herzen des Waldes" muthen den Leser frisch, natürlich und unmittelbar naturwüchsig an. Auch der Humor kommt da und dort zur Geltung. Als neueste Quelle empfehlen wir ihm und unseren Lesern die patriotische Flugschrift: Nationale und soziale Zustände im deutschen Böhmerwald von Hans Franzl, die soeben bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart erschienen ist.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von J. Baedeker in Leipzig.

Friedrich Albert Lange.

Eine Lebensbeschreibung von

O. A. Ellissen.

Mit Lange's Stahlstich-Porträt.

Groß 8°. (VIII u. 271 Stn.) Preis M. 4.50.

Eine echt Deutsche
Schneidig und Geistvoll
geleitete Zeitschrift ist
M. 2.50 viertel jährlich
Das 20. Jahrhundert
Verlag von Hans Lüstenöder, Berlin W. 35.

Der kleine Stephan.

Ein Hilfsbuch fürs Publikum.
2 Bände à 1.— ℳ bezw. 2.— ℳ.
Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden.

Verlag von **C. Latendorf, Pocsneck.**

Friedrich Försters Urkunden-Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von **Friedr. Latendorf.**
40 S. gr. 8°. Preis 60 Pf.

Ich verweise auf No. 38 der „Gegenwart" vom 19. Septbr. 1891, welche eine Besprechung der Schrift brachte.

Für eine Zeitung

werden noch Beiträge gewünscht, mit denen die **socialdemokratische Bewegung** gemeinverständlich und sachlich bekämpft wird. Probearbeiten mit Honoraransprüchen sub **H. D. 2076** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.,** zu senden.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln. Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 M.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die auf bauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese »Beiträge« sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen:

Franz Dingelstedt.

Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von **Julius Rodenberg.** 2 Bände. Octav-Format. 30 Bogen. Geheftet 8 Mark. In einem Band elegant gebunden 10 Mark.

Genau zehn Jahre nach dem am 15. Mai 1881 erfolgten Tode Franz Dingelstedt's erscheint das obige litterarische Denkmal des liebenswürdigen Dichters und genialen Theaterleiters, der noch immer einen ungemein zahlreichen Kreis von treuen Freunden und Verehrern zählt und dessen Schriften einen dauernden Platz in der deutschen Literatur behaupten werden. Mit inniger Liebe, mit herzlichster Freundschaft und feinstem Verständniß für die Natur Dingelstedt's hat **Julius Rodenberg** das Bild seines berühmten Landsmannes als Mensch wie als Poet gezeichnet, und diese liebevollen Schilderungen, die Dingelstedt als Schüler und Schulmeister, als kosmopolitischen Nachtwächter und Geheimen Hofrath, als Theaterleiter in München, Weimar und schließlich in Wien behandeln, enthalten so viel fesselndes und neues Material, daß sie auf regstes Interesse in den weitesten Kreisen rechnen dürfen, nicht zuletzt wohl bei den früheren Abnehmern der „Gesammelten Werke" Franz Dingelstedt's.

Berlin W., Lützowstr. 7. **Gebrüder Paetel.**

Paul Hüttig, Verlagsbuchhandlung, **Berlin,** Anhaltstrasse 6.

MÜNZ, Dr. Sigmund, Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen. 210 S. 8°. eleg. geh. M. 4,50.

BULLE, Dr. Oskar, Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung. 140 S. 8°. eleg. ausgestattet M. 2.50.

BIER, Theodor, Glaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift. 4 Bg. gr. 8°. M. 1,—.

KOCH, Dr. R., Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion. 266 S. 8°. eleg. geb. M. 4,50.

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Neue belletristische Erscheinungen
aus dem Verlage der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Von Feldkirch bis Gaëta.

Roman von
J. Baierlein.
Preis geheftet ℳ 3.—; fein geb. ℳ 4.—.

Stasi.

Eine Geschichte aus dem bayrischen Walde
erzählt von
Otto v. Schaching.
Preis geheftet M. 3.—; fein geb. M. 4.—.

Florus Brüggemanns Nachlaß.

Roman von
A. v. Klinckowström.
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Syrlin.

Roman von
Ouida.
2 Bände. Preis geheftet M. 5.—; fein geb. M. 7.—

Die Wiedergefundene.

Novelle von
Adolf Stern.
Preis geheftet M. 3.—; fein geb. M. 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Antiq. Catalog 52

Auswahl von Werken aus allen Wissenschaften
über 3000 Nummern
erschien soeben. Gratis und franco.
Richard Sattler's Antiquariat Braunschweig.
Bücher-Ankauf.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Bestimmung des Menschen, im Lichte seines Ursprungs betrachtet von **John Fiske.** Uebersetzt von **Fr. Kirchner.** (Verlag von Quandt & Händel in Leipzig.) **Preis 2 ℳ.**

Verlag von **Georg Wilhelm** in **München.**

Der deutsche Charakter.

Preis eleg. brosch. 60 ₰, geb. 1 ℳ.

... Noch selten ist mir eine Schrift in die Hand gekommen, deren Lektüre mir so viel Freude, so viel ethischen Genuß bereitet hat ...

Prof. Dr. Dodel-Port in Zürich.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt v. Verleger g. Eins. d. Betrages.

Hierzu eine Beilage der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruckmann in München.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 10. October 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die englische Arbeiterbewegung. Von Karl Walcker. — Die Ergebnisse der deutschen und österreichischen Herbstmanöver. Von Miles. — **Literatur und Kunst**: Zur Würdigung des Realismus. Von Cornelius Gurlitt. — Das Klavier als Culturhebel. Von Heinrich Ehrlich. — Aus meinen Erinnerungen. Von C. Schultes. (Schluß.) — **Feuilleton**: Mit geschlossenen Augen. Von Edward Bellamy. Aus dem Englischen von Ottmar Dittrich. — **Aus der Hauptstadt**: Frau Boulanger. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Inserate.

Die englische Arbeiterbewegung.

Von Karl Walcker.

Der neueste Stand derselben ist auch für das Festland von Interesse. Auf dem diesjährigen Gewerkvereinscongreß, welcher in Newcastle tagte, am 12. September geschlossen wurde, siegte der Antisozialismus über den Sozialismus.

Zum Verständniß der heutigen englischen Arbeiterbewegung muß man auf frühere Zeiten zurückgehen. England stand bereits im Mittelalter und im ancien régime der Gewerbefreiheit näher, wie Frankreich und Deutschland. Trotzdem erging 1562 unter der Königin Elisabeth ein Gesetz, welches das Zunftrecht zusammenfaßte, die Lehrzeit auf sieben Jahre festsetzte. Das Gesetz wurde 1814 formell aufgehoben, war thatsächlich schon früher außer Geltung gekommen. Das Verbot der Arbeitercoalitionen wurde erst 1824 aufgehoben. Die Gewerkvereine des 18. Jahrhunderts waren daher geheime Verbindungen, die zum Theil unter der Maske von Hülfskassen auftraten. Sowohl die Arbeitgeber wie die Arbeiter standen damals auf einer viel niedrigeren sittlichen und intellectuellen Culturstufe wie heute. Die Arbeitgeber begingen verschiedene Mißbräuche, die Maschinen der Textilindustrie machten vorübergehend viele Arbeiter brodlos, es kam hier und da zu Maschinenzerstörungen und Aufläufen. In Sheffield wurden noch in den 1860er Jahren Arbeiter ermordet, welche sich nicht an Strikes betheiligen wollten. Diese Verbrechen erregten großes Auffsehen, große Entrüstung. Es wurde eine parlamentarische Enquêtencommission niedergesetzt, welche nachwies, daß die übrigen Gewerkvereine an diesen Greuelthaten unschuldig waren und nicht unbedeutende Lichtseiten, Verdienste hatten. Einzelne Ermordungen oder Blendungen mißliebiger Arbeiter waren übrigens im 19. Jahrhundert auch in anderen Gegenden, z. B. in Schottland, vorgekommen. 1871 erging ein Gesetz, durch welches die Gewerkvereine, die trades-unions, die Möglichkeit erhielten, Corporationsrechte zu erwerben. (Im Deutschen Reich ist ein solches Gesetz, trotz der anerkennenswerthen, gemäßigten, entschieden antisozialistischen Haltung der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine leider noch nicht zu Stande gekommen.)

Wenn man von englischen Gewerkvereinen schlechtweg spricht, so meint man die alten, antisozialistischen, nicht die neuen, um 1890 entstandenen, sozialistischen, wenigstens zum Sozialismus neigenden Gewerkvereine. Im Nachfolgenden soll zunächst nur von den alten Gewerkvereinen die Rede sein. Sie bilden die Aristokratie der Arbeiter, obgleich die ausgezeichnetsten Arbeiter den Eintritt in einen Gewerkverein in wirthschaftlicher Beziehung nicht nöthig haben. Wenn einige von ihnen trotzdem beitreten, so geschieht es aus Corpsgeist oder Ehrgeiz. Die Gewerkvereine nehmen nur solche Mitglieder auf, welche eine Lehrzeit durchgemacht haben, ein gewisses Lohnminimum verdienen und zwei Gewerkvereinler als Bürgen stellen. Die meisten englischen und festländischen Schriftsteller, welche monographisch oder gelegentlich über die alten Gewerkvereine sprachen und sprechen, sind einseitige Ankläger oder Vertheidiger der Trades-Unions. Durch unbefangene Objectivität zeichnen namentlich Roscher's Ausführungen im ersten und dritten Bande seines Systems der Volkswirthschaft sich aus. Aehnliches gilt von Thornton und H. Spencer, obgleich Ersterer besonders die Lichtseiten, Letzterer besonders die Schattenseiten, die Zunftmißbräuche der Gewerkvereine betont. Die Maschinenbauer verbieten die Neueinführung der auch von den deutschen Sozialdemokraten immer oder fast immer grundsätzlich bekämpften Accordarbeit. Man hat dieses Verbot mit der eigenthümlichen Natur des Maschinenbaugewerbes vertheidigt. Darauf ist zu entgegnen, daß die Statuten des deutschen, Hirsch-Duncker'schen, Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter keinerlei Verbot der Accordarbeit enthalten. Die meisten übrigen Gewerkvereine Englands arbeiten ebenfalls nach Stücklohn, sind mit demselben zufrieden. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Sachverständige, Kenner des Maschinenbaues auf eine nahe verwandte Frage hinzuweisen. Der Candidat der Theologie Göhre sagt in seiner bekannten, jüngst erschienenen Schrift, „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" (S. 115. 116): in einer Chemnitzer Maschinenfabrik, in welcher er arbeitete, seien die an sich guten Löhne der verschiedenen Kategorien von Maschinenbauern nicht rationell, entsprechend der geforderten Geschicklichkeit und Mühe, abgestuft. Ist die behauptete Thatsache wahr, kommen solche Lohnskalen auch in anderen deutschen, englischen ꝛc. Maschinenfabriken vor und wie sind sie zu erklären? Mir kommen diese Angaben der übrigens lesenswerthen Schrift Göhre's so unwahrscheinlich vor, daß ich eher an technisch-wirthschaftliche Mißverständnisse des Verfassers glauben möchte.

Die Zahl der Gewerkvereinler wurde in den 1870er Jahren und am Anfang der 1880er Jahre in runden Zahlen auf 800,000—1,000,000 oder 1,100,000 geschätzt. Die Schätzung auf 400,000 dürfte zu niedrig gewesen sein, obgleich die alten Gewerkvereine ohne Zweifel nur die Minderheit der gewerblichen und landwirthschaftlichen Arbeiter bildeten. Seit den 1880er Jahren begannen auch die „ungelernten" Arbeiter der Docks ꝛc. Gewerkvereine zu begründen, die nicht ohne Grund als sozialistisch oder halb sozialistisch bezeichnet werden, aber doch von deutschen sozialistischen „Fachvereinen" oder „Gewerk-

Digitized by Google

schaften" stark abweichen. Die Dockarbeiter wären unterlegen, wenn sie nicht von der öffentlichen Meinung unterstützt worden wären, mit einem anglikanischen Bischof und dem Cardinal Maning Fühlung gehabt hätten. Uebrigens haben die Dockverwaltungen später mit Erfolg zu weitgehende Forderungen der Arbeiter zurückgewiesen.

Die Verstaatlichung, „Nationalisation", des Grundeigenthums im Sinne des Amerikaners H. George, des Deutschen Flürscheim u. A. ist eine Utopie, die nirgends durchdringen kann, sie zählt indeß in England mehr Anhänger als in Deutschland. Sogar ein Theil der anglikanischen Geistlichen soll dafür sein, um auf diese Weise die Entstaatlichung der Kirche zu vermeiden. Auch einige Gelehrte sind oder waren wenigstens für die Nationalisation, die von den jährlichen Gewerkvereinscongressen 1882, 1888, 1889 gefordert, 1883, 1886, 1890, im letztgenannten Jahre mit 263 gegen 55 Stimmen, verworfen wurde. 1891 beschäftigte sich der Congreß gar nicht mit dieser Frage. Die Verstaatlichung geht schon deshalb nicht an, weil sich in einigen Gegenden bäuerliche Grundeigenthümer erhalten haben, weil viele sog. Zeitpächter thatsächlich Erbpächter sind, und weil die irischen Pächter Grundeigenthümer werden wollen. Bereits vor Jahrzehnten wurden viele gewerbliche Arbeiter kleine Grundeigenthümer, um das parlamentarische Wahlrecht zu erhalten, und in den 1880er Jahren erhielten viele landwirthschaftliche Arbeiter Parzellen von weniger als 1 Acre $= 0{,}_{405}$ Hektar $= 1{,}_{585}$ Morgen. 1888 betrug die Zahl dieser Ansiedelungen ca. 750,000, 1891 ca. 845,000.

Ein gesetzlicher Normal- oder Maximalarbeitstag ist noch kein schrecklicher Sozialismus, er besteht sogar, mehr auf dem geduldigen Papier als in der Wirklichkeit, seit 1877 in der Schweiz, seit 1885 in Oesterreich und zwar als Elfstundentag. Trotzdem sind die alten englischen Gewerkvereine, besonders die Baumwollspinner, gegen eine solche Staatseinmischung. Die gesetzliche Einführung des Achtstundentages wurde 1889 auf dem Congresse zu Dundee mit allen gegen 18 Stimmen abgelehnt. Die sog. Neuunionisten, die sozialistischen Gewerkvereinler, machten 1890 alle ihre Mannen so zu sagen mobil, es gelang ihnen, den Congreß zu Liverpool zu majorisiren. Eine geringe Mehrheit sprach sich für die gesetzliche, zwangsweise Einführung des Achtstundentages aus. 1891 nahmen die Altunionisten auf dem Congreß zu Newcastle Revanche. Der Beschluß von 1890 wurde nicht formell aufgehoben, aber thatsächlich unschädlich gemacht. 242 gegen 156 Stimmen beschlossen, daß der Normalarbeitstag nur facultativ eingeführt werden soll. Die Gegner der Selbsthülfe bekamen überhaupt ziemlich scharfe Zurechtweisungen zu hören. Ja, die Führer der Neuunionisten haben selbst Wasser in ihren radicalen Wein gegossen. Sie sind im Gefühl ihrer moralischen und politischen Verantwortlichkeit in Bezug auf Strikes und Anderes gemäßigter, besonnener geworden.

In England sind seit Jahren Arbeiter, Altunionisten, zu Fabrikinspectoren gemacht bezw. in's Parlament gewählt worden. Beides verdient Nachahmung, natürlich keine gedankenlose Nachahmung. Wenn ein Arbeiter als Einzelbeamter, als Fabrikinspector, fungirt, so kann er leicht von den Arbeitgebern als befangen angesehen werden. Anders verhält es sich, wenn das Fabrikinspectoreninstitut collegialisch organisirt wird, z. B. durch einen Ingenieur, einen Arzt, einen Arbeiter (gewesenen Arbeiter) vertreten wird. Die Altunionisten, welche im Unterhause sitzen, haben sich sehr gemäßigt benommen. Sie sind sogar von Sozialisten mit scharfen, verleumderischen Worten beschuldigt worden, liberale Bourgeois geworden zu sein. Auch in anderen Ländern, z. B. im Deutschen Reich, wäre die Wahl einiger tüchtiger Arbeiter, redegewandter Gewerkvereinler, in die Volksvertretungen sehr zweckmäßig, zur Förderung des sozialen Friedens geeignet. Es gibt Wahlkreise, in denen nationalliberale und deutschfreisinnige Freihändler die Wahl eines solchen Candidaten mit Leichtigkeit durchsetzen könnten. Wenn ein solcher Arbeiter im Reichstage eine gute Rede gegen Kornzölle oder gegen die Sozialdemokratie hielte, so würden seine Ausführungen noch viel wirkungsvoller sein, als eine gleich gute Rede eines Arbeitgebers, eines Bourgeois, oder freihändlerischen Edelmannes. Beiläufig bemerkt, wäre auch die Wahl einiger freihändlerischer Bauern und Handwerker sehr empfehlenswerth.

Schließlich ist der neueste Stand der englischen Einigungsämterfrage zu erwähnen. Nach dem bezüglichen, 1891 erschienenen, von Stieda verfaßten Artikel im Conrad'schen Handwörterbuch der Staatswissenschaften hat das Einigungsamt zu Nottingham 1888 nach 20jährigem Dasein zu bestehen aufgehört. Es soll jedoch im März 1890 wieder hergestellt worden sein. Stieda und die meisten übrigen Freunde der Einrichtung empfehlen die in England bereits bestehende gerichtliche Durchführbarkeit der Vereinbarungen und Schiedssprüche der Einigungsämter (die mit Gewerbegerichten nicht zu verwechseln sind). Dieser Vorschlag ist meines Erachtens ähnlich unpraktisch, wie etwa der Vorschlag, die Gesetzgebung solle Ehescheidungen, Auflösungen von Commandit- und Collectivgesellschaften verbieten oder sehr erschweren. „Schiedlich, friedlich." Wenn Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, mit Recht oder mit Unrecht, den Schiedsspruch für unzweckmäßig, für schädlich halten, so besitzen sie, trotz jener gerichtlichen Durchführbarkeit, Mittel und Wege genug, um dem anderen Theil das Leben sauer zu machen.

Einzelne Einigungsämter können auch fernerhin Mißgriffe begehen, Fiasko machen, aber das Institut an und für sich hat menschlichem Ermessen nach eine große Zukunft. Die ganze wirthschaftliche, soziale, politische Entwickelung drängt zu Vereinen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer und zum höheren Dritten, zu Einigungsämtern, zur Förderung des sozialen Friedens.

Die Ergebnisse der deutschen und österreichischen Herbstmanöver.

An vier verschiedenen Stellen des Reichs hat der deutsche Kaiser in diesem Herbst die größeren Truppenübungen des deutschen Heeres besichtigt und zwar in Bayern beim ersten und zweiten bayerischen Armeecorps, in Hessen und Thüringen beim vierten und elften Armeecorps, bei welchen Truppenverbänden die Manöver je zweier Armeecorps und mehrerer Cavalleriedivisionen gegen einander stattfanden, sowie in der Provinz Brandenburg beim Gardecorps. An allen diesen Punkten haben die Herbstübungen, wie dies kaum anders erwartet werden konnte, sehr zufriedenstellende, zum Theil selbst außergewöhnlich gute Resultate hinsichtlich der Leistungen der von ihnen berührten Theile des deutschen Heeres ergeben, und unter ihnen waren es in erster Linie die Uebungen der beiden bayerischen Armeecorps, welche ein ganz besonderes Interesse beanspruchten.

Galt es doch hier zugleich durch den kaiserlichen Besuch gewisse ungünstige Stimmungen, welche in Bayern Platz greifen zu wollen schienen, zu beseitigen, und für den Kriegsherrn des deutschen Heeres zum ersten Mal in dieser Eigenschaft den bayerischen Truppen und der Bevölkerung Bayerns gegenüber in einer Weise aufzutreten, welche diese Eigenschaft zum Ausdruck brachte und zugleich die besondere Stellung Bayerns und seines Fürstenhauses respectirte. Wohl in Berücksichtigung dieses Umstandes verzichtete der Monarch auf die Entfaltung der kaiserlichen Commandostandarte auf den bayerischen Manöverfeldern, überließ die Oberleitung und Anordnung der Manöver und der ihnen vorausgehenden Heerschau einem Prinzen des bayerischen Hauses und gab seinem Besuche mehr den Charakter eines bundesfürstlichen, ohne jedoch dabei auf eine Kritik der vor seinen Augen stattfindenden Truppenübungen und der bayerischen Truppen überhaupt zu verzichten. Es kann nicht in unserer Aufgabe liegen, selbst nur in großen Zügen den Gang der Operationen der Manöver in Bayern, Hessen, Thüringen und Brandenburg zu verfolgen, eine derartige Aufgabe fällt den Fachjournalen zu; allein wir beabsichtigen im Folgenden die wichtigsten Momente hervorzuheben, welche aus dem Verlauf dieser Manöver hervortraten und welche ein allgemeines Interesse beanspruchen.

Digitized by Google

Hinsichtlich der bayerischen und thüringischen Manöver gehörten dazu in erster Linie die größere strategische Verhältnisse umfassende Anlage derselben unter Rücksichtnahme auf den Armeeverband, so daß bei den bayerischen Corps, bei welchen sämmtliche fünf bayerische Divisionen und eine Cavalleriedivision auftraten, auf beiden Seiten sowohl die Operationen einer Hauptarmee, denen die manöverirenden Corps als Vorhut dienten, deren Action zu Grunde lag, während zugleich diese Vorhut selbst unter Supponirung je eines Armeecorps auf beiden Seiten als im Armeeverbande auftretend, gedacht war. Man berücksichtigte derart das Auftreten und die Verhältnisse der bei den heutigen Kriegen zur Verwendung gelangenden Massenheere, welche in verschiedene große Armeen gegliedert, den gigantischen Verhältnissen der heutigen Völkerkriege entsprechen, und welche sowohl bereits im vorigen Jahre bei dem russischen Armeemanöver bei Rowno, sowie bei den eben beendeten französischen Armeemanövern in der Champagne zum Ausdruck gelangten.

An besonderen bei den bayerischen Manövern zur Verwendung gekommenen neuen Hilfsmitteln des Feldkrieges ist diejenige des Fesselballons zu nennen, von dem ein Exemplar am 10. September hinter der Gefechtslinie des 1. Armeecorps an geeigneter Stelle etablirt war, von welchem aus Beobachtungen und Meldungen über den Gegner mit vollem Erfolg zur Erde telephonirt und durch berittene Ordonnanzen dem Obercommando der einen Partei überbracht wurden, woselbst ihr Inhalt mit den inzwischen eingegangenen Meldungen der Cavallerie verglichen, geprüft und für völlig zutreffend erkannt wurde. Somit hat sich dieses neue Hilfsmittel der Kriegstechnik, welches die preußische Armee schon seit einiger Zeit erprobt hatte, auch im bayerischen Contigent eingebürgert und ist auch dort zur praktischen Verwendbarkeit im Feldkriege gelangt. Es erscheint ferner bemerkenswerth, daß, wie bei den Manövern hervortrat, eine beträchtliche Anzahl der bayerischen Prinzen zur Zeit dem bayerischen Heere angehört und zum Theil dort höhere Commandostellen inne hat, und daß die ungemein zahlreiche und rege Theilnahme der Bevölkerung und der Kriegervereine an den Manövern und der großen Parade auf der Fröttmanninger Haide den Beweis lieferte, daß das Heer in Bayern heute in den Augen der Bevölkerung eine andere Stellung einnimmt wie früher.

Auch bei den Kaisermanövern in Hessen und Thüringen handelte es sich an den Hauptübungstagen um die Darstellung des Anmarsches und des Gefechts großer Heeresabtheilungen im Armeeverbande, da an einigen Tagen derselben nicht weniger als sechs Infanteriedivisionen und zwei Cavalleriedivisionen gegen einander manövrirten. Von besonderem Interesse war hier der Umstand, daß zum ersten Male eine Reservedivision, kriegsmäßig formirt, zur Herbstübung beim 4. Armeecorps aufgestellt und verwandt wurde. Sämmtliche höheren und mittleren Führerstellen dieser Division waren mit aktiven Generalen und Stabsoffizieren, bis auf ein Bataillon, besetzt. Der Commandant von Magdeburg, der Inspekteur der Infanterieschulen und der Commandeur der Lichterfelder Central-Cadetten-Anstalt, der kürzlich geadelte Oberst von Amann, beiläufig bemerkt ein früherer oldenburgischer Offizier und geborener Oldenburger, führten die Division resp. die beiden Brigaden derselben. Haltung, Auftreten und Manöver dieser Reservedivision ließen Nichts zu wünschen übrig, auch hatten sie weniger Kranke als die Linientruppen.

Die Manöver in Hessen und Thüringen waren ferner insofern bemerkenswerth, als der Kaiser selbst während ihrer an einem Tage die Führung beider Armeecorps übernahm und gegen einen markirten Gegner unter dem Befehl seines früheren militärischen Lehrers, des jetzigen Commandanten des Kaiserlichen Hauptquartiers, General von Wittich operirte. Augenscheinlich geschah dies seinerseits in der Absicht, sich in der Führung großer Truppenmassen im Armeeverbande zu üben und aus den Manövern praktische eigene Belehrung zuschöpfen.

Von Bedeutung erscheint, daß mit Bezug auf diese jüngsten großen Manöver seitens der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" bemerkt wurde, daß allem Anscheine nach nicht ohne Zusammenhang mit den Wahrnehmungen, welche bei diesen Manövern gemacht wurden, Wahrnehmungen, die allerdings noch ihrer wissenschaftlichen Läuterung und Zusammenfassung harrten, in verschiedenen Preßorganen die Erörterung der Frage einer Verkürzung der Dienstzeit von Neuem aufgenommen werde. Wir möchten unsererseits diese Wahrnehmungen bei den Manövern, welche derart mit der Wiederaufnahme der Erörterung der Frage der zweijährigen Dienstzeit in Verbindung gebracht werden, in erster Linie nicht sowohl auf die jüngsten deutschen, wie auf die österreichischen Manöver beziehen, da hier bei dem äußerst geringen Friedenpräsenzstande der österreichisch-ungarischen Infanterie von nur 76 Mann per Compagnie (die deutschen Infanterie-Compagnien haben einen Friedensetat von 130, 140 und 150 Mann), während der ca. 60 Mann starke Rest der Mannschaft der österreichischen Compagnien aus Reserven bestand, nach dem Urtheil aller berufenen Fachleute ganz Vortreffliches geleistet wurde. Damit scheint der Beweis erbracht zu sein, daß die große Masse der für den Kriegsdienst ausgebildeten Reserven auch im Anschluß an aus Mannschaften von nicht zum weit überwiegenden Theil ein- und zweijähriger Dienstzeit bestehenden und sogar schwachen Cadres, wie dies in Oesterreich in Folge zahlreicher Beurlaubungen der Fall ist, auch sehr rasch wieder zur Verwendung im Felde eignet. Eine ähnliche Erscheinung boten die Leistungen der beim IV. preußischen Armeecorps formirten Reservedivision, und auch bei den übrigen deutschen Armeecorps bestand die bei den Manövern so Vortreffliches leistende Infanterie in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit im Verhältniß von über $^2/_3$ aus ein- und zweijährig gedienten Mannschaften.

Auch die vor Kurzem beendeten großen Truppenübungen des österreichisch-ungarischen Heeres, bei welchen in Summa 70,000 Mann zu Feldmanövern versammelt waren, zeigte vortreffliche Ergebnisse. Sie mußten um so mehr das allgemeine Interesse auf sich lenken, als einmal Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph den Manövern im Waldviertel, umgeben von zahlreichen Vertretern der Militärmächte Europas beiwohnten, und als sowohl vor Kurzem in einer viel genannten Brochüre ein wenn auch in den meisten Beziehungen völlig unbegründetes absprechendes Urtheil über das österreichisch-ungarische Heer gefällt worden war, und als andererseits in neuester Zeit eine augenscheinlich offiziell inspirirte gediegene Schrift unter dem Titel: Die gegenwärtige Lage Europas und das Heeresbudget Oesterreich-Ungarns, in Wien erschien, welche gewisse thatsächlich vorhandene Mängel des österreichisch-ungarischen Heeres kennzeichnete und die Volksvertretung Oesterreich-Ungarns zu deren demnächstigen Abbestellung aufforderte. Ferner aber mußte es — last but not least — auch besonders in Anbetracht der gegenwärtigen Gesammtlage Europas von besonderem Interesse erscheinen, durch jene umfassenden Manöver ein Urtheil über die heutige Verfassung der Streitkräfte des österreichisch-ungarischen Heeres zu gewinnen.

Kennzeichnete nun den Werth der ersterwähnten Brochüre ein zum größten Theil unzutreffender, zum Theil veralteter und selbst böswilliger Inhalt, so wies dagegen die letztgenannte Schrift, offenbar mit den Anschauungen der leitenden Kreise Oesterreich-Ungarns im Einklang, wie erwähnt, gewisse positiv vorhandene Mängel des österreichisch-ungarischen Heeres nach, und man mußte gespannt sein, zu erfahren, inwieweit diese Mängel bei den nunmehr beendeten Kaisermanövern hervortreten würden. Hinsichtlich des letzten Punktes nun müssen wir vorweg bemerken, daß die österreichisch-ungarische Armee trotz jener in der letzteren Schrift bezeichneten vorhandenen Mängel, und so wünschenswerth und geboten auch deren Abstellung erscheint, bei ihren soeben beendeten Manövern ganz Vortreffliches geleistet hat. Was nun die Ergebnisse der Manöver im besonderen betrifft, so geht das Urtheil aller berufenen Beobachter übereinstimmend dahin, daß sich die betheiligten Truppen vorzüglich geschult erwiesen haben. Die herrschende Mannszucht, die Kaltblütigkeit im Gebrauch der Feuerwaffe, die Zähigkeit im Ertragen von Strapazen fanden allgemeine Anerkennung. Der Generalstab zeigte eine derartige

Digitized by Google

Umsicht und Sorgfalt selbst für die kleinsten, die Truppenübungen betreffenden Einzelheiten, daß alle militärischen Zuschauer einen sehr günstigen Eindruck von ihm gewannen. Die Durchführung der von Seiten der Oberleitung und der höheren Führer gegebenen Anordnungen und Befehle war, wie von Kaiser Wilhelm und allen Betheiligten anerkannt wurde, erstaunlich sicher. Der Vormarsch zum Gefecht und die Entwickelung zu demselben erfolgten angemessen rasch und mit Entschlossenheit, und ganz besonders imponirte den Zuschauern die Ruhe und Sicherheit, mit welcher sich die Führer aller Grade dabei benahmen, ein sicheres Zeichen des Vertrautseins und der Beherrschung ihrer Aufgaben.

Was die Hauptwaffe, die österreichische Infanterie, betrifft, so ist das Material derselben, wie Jedermann, der längere Zeit in Oesterreich weilte, bestätigen muß, ein sehr tüchtiges, kräftiges. Die Ausrüstung erwies sich als praktisch und durchaus kriegsgemäß und die dunklen Farben ihrer Uniform, welche keine stark blinkenden Theile aufweist, muß in Anbetracht des jetzt und künftig zur Verwendung gelangenden rauchschwachen Pulvers als besonders zweckmäßig bezeichnet werden. Die Stärke der Infanteriecompagnien betrug nur ca. 130 Mann, eine Anzahl, die hinter den Manöverstärken anderer Heere zurücksteht; allein als wesentlicher Mangel derselben muß, obgleich die eingezogenen Reserven sich rasch wieder eingewöhnt hatten, die den Compagnien zu Grunde liegende geringe Friedenspräsenzstärke von nur 76 Mann bezeichnet werden, so daß dieselben bei ihren Uebungen in der Garnison, wie die letzterwähnte Schrift zugibt, nur mit einer Kopfstärke von 50 Mann ausrücken, während ihre Kriegsstärke 220 Mann beträgt und sich also gegen die Friedensstärke von 76 Mann verdreifacht. Daß für die Stärke von 50 Mann außer dem Compagniechef zwei Offiziere zur Zeit ausreichen, liegt auf der Hand; allein für die unerläßliche Erhöhung des Friedenspräsenzstandes der Compagnien auf mindestens 100 Mann, wie sie die erwähnte Schrift als Minimalforderung hinstellt, muß sich unbedingt eine Vermehrung der Offiziere und zwar um einen Lieutenant per Compagnie als mittelbare Folge ergeben. In Anbetracht der gewaltigen Reserveformationen, welche Oesterreich-Ungarn im Falle eines Krieges aufstellt, muß diese Forderung jedoch um so dringender erscheinen, und dasselbe gilt für das weitere Verlangen, dem österreichischen Heere ein altgedientes Unteroffiziercorps, welches demselben bei der Infanterie völlig fehlt, zu schaffen. Angemessene gute Civilversorgung und Erhöhung der hier schon längere Zeit, jedoch erfolglos bestehenden Unteroffizierprämien dürften die Mittel zur Verwirklichung dieser Wünsche bilden. Da ferner auch an Berufsoffizieren Mangel herrscht, wird man hinsichtlich dieser vor einer Aufbesserung der Gehälter nicht zurückschrecken dürfen.

Die mit Recht durch ihre sorgfältige Ausbildung in der Einzelreiterei renommirte österreichische Cavallerie zeigte sich während der Uebungen sowohl hinsichtlich ihrer Führung wie ihrer Reitleistungen und ihres Aufklärungs- und Meldedienstes ihren Aufgaben in hohem Maße gewachsen. Ihre Bewegungen in dem nicht selten schwierigen Manöverfelde waren glatt. Die Pferde waren gut in Athem, hielten vortrefflich aus und die Cavallerie nahm selbst in größeren Verbänden mit Leichtigkeit die sich ihr darbietenden mannigfachen Hindernisse. Ihre Leistungen während der Manöver ließen deutlich erkennen, daß das ungarische und galizische Pferd ein vortreffliches Compagniepferd ist. Die Uniformirung der Cavallerie mit ihren zum Theil grellen Farben entspricht, obwohl einfach und praktisch, hinsichtlich ihrer weiten Sichtbarkeit zur Zeit wohl nicht ganz mehr den in dieser Beziehung hervortretenden Anforderungen. Ueber den Nutzen der Tragweise des Carabiners auf dem Rücken des Reiters sind die Ansichten getheilt. Die Befestigung von Kochgeschirr und Mantel am Hinterzwiesel des Sattels erscheint einem raschen und leichten Auf- und Absitzen nicht besonders förderlich.

Ein besonderes Interesse beanspruchte ferner das Auftreten der österreichischen Landwehr-Cavallerie, deren Pferde bereits im Frieden bei den Landwehrstämmen völlig durchgeritten werden, und welche ähnlich wie die Pferde der schweizer Cavallerie, wenn auch nicht ihrem Eigenthümer und Reiter, so doch an Privatleute zur Benutzung innerhalb gewisser Grenzen gegeben werden. Die Leistungen dieser Landwehr-Cavallerie, welchen bei mehreren Divisionen die Rolle der Divisionscavallerie zugewiesen war, fanden durchweg günstige Anerkennung.

Zwei Mängel aber sind es, welche der österreichischen Cavallerie anhaften und zwar ist der wesentlichste und allerwärts anerkannte ihre geringe Anzahl, 246 Schwadronen im Frieden gegenüber 579 russischen und 418 französischen der Friedenspräsenzstärke, und ferner, in welcher Hinsicht jedoch bekanntlich nicht alle Ansichten übereinstimmen, das Fehlen der Lanze in ihrer Bewaffnung. Es gilt als feststehend, daß es in künftigen Kriegen nicht nur in der Schlacht, sondern auch bei den Heeren vorausgehenden Cavalleriemassen, welche den verhüllenden und zugleich mit der Aufklärung beauftragten Schleier der Heere bilden werden, von vornherein zu Zusammenstößen der beiderseitigen Cavallerie kommen wird, und daß alsdann eine überlegene Bewaffnung, wie sie die Lanze beim Choc dem Säbel gegenüber ist, ihre reichen Früchte ernten dürfte.

Was hinsichtlich der numerischen Schwäche der österreichischen Cavallerie bemerkt wurde, gilt in ähnlichem Verhältniß für die österreichische Artillerie, welche im Frieden nicht nur 182 Batterien gegenüber 356 russischen und 480 französischen aufweist, sondern vor Allem auch Mangel an im Frieden bespannten Geschützen leidet, so daß ein großer Theil der österreichischen Batterien nur zwei bespannte Geschütze zählt. Im Uebrigen erwies sich die Artillerie bei den Manövern als des ausgezeichneten Rufes werth, welchen sie von jeher im österreichischen Heere besitzt. Ihre Terrainbenutzung, Schnelligkeit der Entwickelung, Wahl der Ziele und Feuerleitung waren hervorragende Leistungen.

Es würde den Rahmen unserer Skizze überschreiten, wenn wir die Fortschritte, welche der Train und das Verpflegungswesen und andere wichtige Nebenzweige des Dienstes im österreichisch-ungarischen Heere gemacht haben, näher erörtern wollten, allein wir verfehlen nicht, zu erwähnen, daß nebst dem Feldtelegraphen zum ersten Male eine im Kriege aufzustellende Felddruckerei in Thätigkeit trat, welche die Manöverbefehle durch den Druck vervielfältigte. Die Einquartirung erfolgte völlig kriegsgemäß ohne lange vorausgehende Benachrichtigung der Ortschaften; auch die Vornahme der Dislocation der Truppen geschah wenigstens bei den den Kaisermanövern vorangehenden kleineren Uebungen kriegsmäßig erst mit Abbruch des Gefechts.

Derart angelegt, lieferten die Manöver des österreichisch-ungarischen Heeres ein glänzendes Zeugniß von den hohen Fortschritten, welche die in jeder Richtung ernst arbeitende österreichische Armee in der letzten Zeit gemacht hat, sie boten einen schlagenden Gegenbeweis gegenüber den Ausstellungen obscurer Tadler, welche vor Kurzem gegen sie auftraten, und zeigten, ein wie Achtung gebietender Verbündeter und Gegner Oesterreich-Ungarn, welches über 3 Millionen ausgebildeter Soldaten zählt, heute ist.

Möchte jedoch, dies ist unser Wunsch, zu den Ergebnissen der Manöver auch dasjenige gehören, daß man sich in Oesterreich-Ungarn im Volke den unabweisbaren Forderungen hinsichtlich der Beseitigung der erwähnten Mängel des Heerwesens nicht länger verschließt und dem hervorragend tüchtigen Heere die Mittel nicht versagt, welche erforderlich sind, um dasselbe zu einem mustergültigen zu gestalten. Miles.

Literatur und Kunst.

Zur Würdigung des Realismus.

Von Cornelius Gurlitt.

Je größer der Zwiespalt zwischen der praktischen Aesthetik der Künstler und der theoretischen Geistesarbeit der Kunst-

Digitized by Google

gelehrten wird, desto mehr ist es Aufgabe derjenigen, welche ausschließlich weder in das eine, noch in das andere Lager gehören, von jeder Regung Kenntniß zu nehmen, die der Versöhnung entgegenführen könnte. Denn mit der jetzt zumeist beliebten einfachen Feststellung der Ansicht, daß beide Parteien sich gegenseitig das tiefere Verständniß der einschlagenden Fragen absprechen, ist wohl nicht viel gethan.

Im Allgemeinen hat die Aesthetik die Schuld an dem Mißverhältniß. Sie hat sich in ein sehr wohnliches, in allen Theilen fein durchgebildetes Haus eingekapselt, in dem aber nur sie sich zurechtfindet. Wenigstens kenne ich keinen Künstler mehr, der nicht mit einem gewissen Abscheu gleich an der Thüre dieses Gebäudes, als nicht seiner Heimath, umkehrt, der ein ästhetisches Buch mit Zustimmung und innerer Förderung zu lesen wünsche oder auch nur vermöge. Die Schuld dafür, daß der Schüler den Lehrer nicht hören will, trifft zumeist den Lehrer, oder doch den, der sich als solcher geberdet, denn die Welt ist im Allgemeinen lernbereit und die deutsche Welt ist es im Besonderen. Die Aesthetik hat ihr Ziel in der Klassifikation, im Abstecken von Grenzen zwischen einzelnen Kunstgebieten und Kunstbegriffen gefunden, die Metaphysik des Schönen zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht, und von den Ergebnissen der kritischen Philosophie ausgehend so viele Schlüsse aufeinander gebaut, daß es ein Lebensstudium bedarf, um jene Kunst wissenschaftlich verstehen zu lernen, deren einfach verständige Würdigung Jedermanns Sache ist oder doch sein sollte. Der Künstler sieht in all dem eine zwecklose Wortklauberei, durch die man dem Wesen der Kunst nicht nahe komme. Denn diese baut sich nach seiner Ansicht nicht auf Gedanken, sondern auf sinnliche Wahrnehmungen auf, kann nicht durch die Metaphysik, sondern nur durch die Erfahrung begriffen werden. Hat doch auch die Aesthetik immer mit Erfahrungswerthen rechnen und mit jedem Wandel der Kunst die unangenehme Erkenntniß aufnehmen müssen, daß die aus alter Erfahrungsweisheit gezogenen Schlüsse vor dem Neuen nicht mehr Stich halten wollten. Dadurch kam sie stets am Schlusse zu der Ansicht, die Kunst sei eine der metaphysischen, doch auf alter Erfahrung begründeten Wahrheiten nicht entsprechende, unwürdige geworden. Sie begann die Kunst, und bald auch die unbotmäßigen Künstler kritisch meistern zu wollen, sie sprach zu ihnen mit Gründen, welche jene nicht verstanden und verstehen wollten, und aus Erwägungen heraus, welche jenen ganz nebensächlich zu sein schienen.

Seit einigen Jahren merkt man wieder eine Wandelung des Systemes. Die jüngeren Aesthetiker beginnen ihr Denken nach den Erfahrungen der jungen Kunst umzubilden. Vor der Erkenntniß angelangt, daß nach ästhetischen Gesetzen zu verurtheilende Werke sie doch ästhetisch zu befriedigen vermögen, haben sie die ästhetischen Gesetze einer Neuprüfung unterzogen.

Einer dieser Aesthetiker, welchem unsere volle Anerkennung sicher sein sollte, ist Theodor Alt.*) Er versucht von neuem festzustellen, worin das Wesen der Schönheit liege, da er den alten Satz, daß über Geschmacksfragen sich nicht streiten lasse, mit Kant für einen „Gemeinort" hält, „mit welchem jeder Geschmacklose sich gegen Tadel zu verwahren gedenkt". Dem gegenüber behauptet Alt, die Uebereinstimmung des Geschmackes verschiedener Menschen sei so gering nicht, sie beruhe nur auf der Stumpfheit oder Trübung des ästhetischen Empfindungsvermögens oder in irriger Anwendung der an sich unbestrittenen Prinzipien des Schönen, die Aesthetik müsse nach wie vor die Allgemeingültigkeit ihrer Gesetze behaupten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wolle.

Die Absicht Alt's ist es, die ästhetische Lehre dadurch zu erweitern, daß er, obgleich von den alten Vordersätzen ausgehend, den vielgeschmähten Realismus in sein Recht innerhalb der Aesthetik einsetzt. Er verschließt sich bei seinen Untersuchungen nicht der Kunstlehre, verzichtet aber auf die rein metaphysische Ergründung der Gesetze des Schönen. Dabei gibt er ebenso wenig die Theorie der Aesthetik preis und sucht nach einem ausgleichenden, verbindenden Wege, um beide mit einander zu versöhnen. Alt's Gedankengang ist dabei etwa folgender:

Die Idee, sagt er, ist die einem Kunstwerk zu Grunde liegende Vorstellung; also ist sie, wenn das Kunstwerk eine Erscheinung der Natur nachahmt, nichts weiter als der nachgeahmte Gegenstand. Bisher hat man nun angenommen, Aufgabe der Kunst sei, schöne Vorstellungen zu erwirken. Also könne ein unvollkommener Gegenstand der wirklichen Welt nicht einem Kunstwerk zu Grunde gelegt werden, sondern es muß ihm die Vervollkommnung seiner Vorstellung gegenübergestellt werden. Dies nennt man die platonische Idee. Sie ist gleich einer sinnlichen Vorstellung nicht des einfachen Gegenstandes, des einzelnen Individuums, sondern der Gattung, soweit sie sich in einem Individuum verkörpern läßt.

Logischer Weise muß die Vorstellung sich mit dem Gegenstande vollständig decken, gibt es also nur eine völlig zutreffende Vorstellung des Gegenstandes. Eine wesentliche Abweichung von diesem „Gesetze der Identität" muß, nach Alt, nothwendig eine Mißbefriedigung, also eine Störung des ästhetischen Genusses herbeiführen, während die möglichst deutliche Erscheinung der beabsichtigten Vorstellung das Gefühl voller Befriedigung hervorruft.

Durch diese Vordersätze hat Alt das Prinzip des Realismus als ein Gesetz der nachahmenden Kunst anerkannt.

Der in den Kunstwerken nachgeahmte Gegenstand ist entweder eine wirkliche, oder eine mögliche Erscheinung der wirklichen Welt. Die Verdoppelung des Mißlungenen und Unvollkommenen in der Welt kann aber, nach seiner Ansicht, keinen Sinn haben. Die Kunst soll uns Erscheinungen vorstellen, welche uns die Natur in gleicher Vollkommenheit selten vor Augen bringt. Hieraus schließt er das Prinzip des Idealismus. Ja er leugnet dem Idealismus die logische Begründung, wenn man die nachahmende Beschaffenheit der Kunst nicht anerkennt.

Somit verwirft Alt die häßlichen Erscheinungen ebenso sehr wie die unwahre, wenn auch dadurch schöne Vorstellung, als dem Gebiet der künstlerischen Darstellung nicht zugehörig. Die „Idealisirung" wirkt für ihn bei gegebenen Gegenständen mißbefriedigend, als Lüge widerlich und darum unschön. Doch glaubt er an die Möglichkeit einer schönen Darstellung häßlicher Gegenstände. Die Kunst in ihrer Gesammtheit habe eben die Aufgabe, mögliche Erscheinungen der wirklichen Welt behufs Erzeugung eines Schönen nachzuahmen.

Diese ganze Darlegung beruht auf der bereits angedeuteten Voraussetzung Alt's, daß es ein Schönes gebe, welches allen Menschen oder doch allen gut Gebildeten gemeinsam als ein fester Begriff in die philosophische Rechnung mit eingestellt werden kann. Wir müssen also zunächst Alt's Darlegungen über die Schönheit folgen.

Er bezeichnet das Schöne als die Befriedigung der beim unmittelbaren Anschauen einer Erscheinung betheiligten Seelenkräfte durch das bloße Anschauen. Diese Befriedigung kann bewirkt werden durch Wahrheit, insoweit es sich um das Bild einer gegebenen Vorstellung handelt. Alt bezeichnet zwar den einseitigen Naturalismus, das Aufgehen in der bloßen Nachahmung als eine Verkennung des Zieles der Kunst, aber er leugnet nicht, daß durch Realität Wohlgefallen erzeugt werden könne. Die organische Schönheit liege aber erst in der Vollkommenheit, mit welcher der Gegenstand das ihm eigenthümliche Wesen erfüllt, also in der Zweckmäßigkeit für die vorauszusetzenden Aufgaben seiner Existenz und der Bestandtheile des Organismus für diese Existenz. Die bloß formelle Schönheit ist endlich jene, welche ohne Rücksicht auf zu Grunde liegende geistige Vorstellungen gefallen will.

Mir will scheinen, als sei mit der Theilung des Begriffes der Schönheit in drei Klassen, einer wahrheitlichen, organischen und formellen Schönheit, nicht allzu viel erreicht. Der Thatsache gegenüber, daß dieselben Gegenstände in der Naturerscheinung sowohl, wie in der Darstellung durch die Kunst

*) Theodor Alt, System der Künste. Mit Rücksicht auf die Fragen der Vereinigung verschiedener Künste und des Baustils der Zukunft dargestellt. (Berlin, G. Grote.)

Digitized by Google

von zweifellos gut, wenn auch verschieden Gebildeten als schön und als häßlich empfunden werden, macht den ganzen Begriff zu einem schwankenden. Wenn wir Kaukasier einen Südseeinsulaner darstellen, so wird Alt wohl mit Sicherheit sagen, eine solche Fratze sei ein unvollkommener Gegenstand, der einem Kunstwerke nicht zu Grunde gelegt werden könne. Dasselbe dürfte selbst von einem schlitzäugigen Japaner gelten. Beide erscheinen uns als etwas Unvollkommenes, Mißlungenes, dessen Darstellung, nach Alt, keinen Sinn haben kann. Für Hokusai, den japanischen Meister, aber hat die Darstellung der Venus von Milo keinen Sinn. Sie ist ihm, nach Maßstab seiner japanischen Schönheitsbegriffe, das Mißlungene.

Zwar hat Alt für die Kunst den Begriff des Charakteristischen, als der Merkmale, welche eine besonders deutliche Vorstellung des Wesens einer Individualität geben. Er betont, daß Vollkommenheit und Eigenthümlichkeit sich widersprechen, daß das Eigenthümliche nicht zugleich vollkommen sein kann. Daher sagt er sehr richtig, das Charakteristische könne nur durch Realität gefallen. Mir scheint, als habe er diesen Gedanken weiterspinnen sollen. Er würde in den meisten Fällen an Stelle des Wortes „schön" das Wort „eigenthümlich", „charakteristisch" setzen können. Denn schön erscheint uns nur das, was unserem Wesen und seinen Zwecken vollständig entspricht, was die Vorstellung unseres eigenen Wesens in der Darstellung des Gegenstandes mit einbefaßt.

Dann würde sich auch Alt's Erklärung des Realismus ändern. Die Verdoppelung des Mißlungenen hat zwar keinen Zweck, aber die Ansicht darüber, welche Naturerscheinung, welcher nachzuahmende Gegenstand mißlungen sei, schwankt sehr. Wenn uns die Kunst die selten vollkommenen Erscheinungen der Natur gewissermaßen verbessert vorführen soll, so fragt sich eben, ob der für uns häßliche japanische Gott oder die für den Japaner häßliche Venus eine solche vollkommene Erscheinung sei und ob die Aenderungen, welche in den Gestalten dem Modell gegenüber vorgenommen wurden, wirklich Verbesserungen sind. Die Befriedigung beim unmittelbaren Anschauen ist eben bei zwei Nationen eine verschiedene, ohne daß sich ein triftiger Grund finden lasse, die eine über die andere zu stellen. Wenn Alt also häßliche Erscheinungen aus der Kunst entfernt wünscht, so müßte er erst feststellen, worin die Häßlichkeit besteht, und uns ein Gesetz schaffen, nach welchem sich häßlich von schön trennen lasse. Die ungefähre Uebereinstimmung Vieler kann doch kein solches Gesetz ergeben, selbst wenn sie auf logischen Schlüssen, nicht auf schwankenden Neigungen aufgebaut wäre.

Alt scheint die Häßlichkeit als Gegentheil der Schönheit aufzufassen. Es wäre demnach häßlich, was beim unmittelbaren Anschauen die betheiligten Seelenkräfte mißbefriedige. Häßlich war also die gothische Bauweise in der Zeit etwa von 1550 bis 1750. Vorher und nachher war sie schön. Ihre Darstellung war einmal eine Aufgabe der Kunst, später nicht. Oder will Alt behaupten, daß die Renaissance nicht einen gebildeten Geschmack gehabt habe? Häßlich ist nach seiner Ansicht die Darstellung eines schmutzigen Bettlers. Murillo und moderne Maler finden sie schön, und zwar nicht nur schön durch Wahrheit oder durch formale Schönheit, sondern durch organische Schönheit. Sie finden den Bettler eben vollkommen in seiner Erscheinung und somit in ihm einen würdigen Gegenstand für die Kunst. Wer ist nun Richter darüber, ob dieser Künstler oder Alt's Geschmack falsch sei?

Nun sagt Alt weiter, daß die Nachahmung der Natur nie in Täuschung übergehen dürfe. Für völlig naturalistische Bilder fürchtet er die Gefahr, daß sie als Lüge der Wahrheit erscheinen und somit abstoßend wirken. Bis heute habe ich diese Befürchtung nirgends bewahrheitet gefunden, außer etwa in den Panoramen. Will nun Alt behaupten, daß die dort in hohem Grade erstrebte und theilweise erreichte Täuschung abstoßend wirke? Ich habe nicht bemerkt, daß die Mehrzahl der Beschauer diesen Eindruck gewänne. Um dieser Gefahr zu entgehen, spricht Alt unter Umständen der Stilisirung das Wort, die ihm ein objectiver Ausdruck der Nichtwirklichkeit ist, der vor der Täuschung bewahrt. Das Bild soll eben nicht der Naturzustand selbst, sondern die Vergegenwärtigung, Nachahmung eines solchen sein. Die subjectiven Ideale der Künstler oder ganzen Nationen, so sagt er sehr richtig, äußern sich in einer gewissen Gleichartigkeit der Formenelemente, also in einer Umgestaltung der vielartigen Erscheinungsformen bei ihrer Darstellung zu einem Kunstgebilde. Alt führt dies auf eine Unfreiheit, eine intensive Neigung der einzelnen Individuen zu bestimmten Formen zurück, ohne den Grund dieser Neigungen weiter zu untersuchen. Er findet diese Stilisirung nur berechtigt, wenn sie durch das Material bedingt ist, während die Stilisirung durch das höchst individuelle Wesen des Künstlers seiner Meinung nach gegen alle künstlerische Absicht erfolgt, also an sich ungerechtfertigt ist. Dies wird in dem Sinne weiter erklärt, daß zwar das Ziel der Kunst die Schönheit sei, daß aber insoweit durch Naturnachahmung dieses Ziel erreicht werden solle, der Künstler einfach so nachahmen müsse, wie er die Natur sehe und wie es sein Material erlaube. Für Alt ist also der Realismus der Gegensatz zum individuellen Stil und als einer der ersten Aesthetiker stellt er sich auf die Seite des Realismus. Das ist ein sehr dankenswerther Fortschritt. Alt weiß hierbei sehr wohl, daß diese Stilisirung meist gegen den Willen des Künstlers geschieht. Er unterscheidet diese Form sehr deutlich vom absichtlichen Stilisiren, vom Nachahmen der Eigenart eines großen Individuums oder einer großen Kunstepoche durch andere Menschen und Zeiten. Mit höchst erfreulicher Schärfe verurtheilt er diese Form selbst wenn sie zur Klassicität wird. In dieser erkennt er die „unleidliche Beschränkung" welche im Aufstellen einer herrschenden mustergültigen Kunstform dem individuellen Stile gegenüber besteht.

Alt's Anschauung über den Werth des individuellen Stiles tritt nun ein soeben erschienenes, überaus merkwürdiges Buch zwar nicht ausdrücklich, sondern seinem ganzen Wesen nach entgegen. Georg Hirth's „Aufgaben der Kunstphysiologie".*) Dieses Buch, dessen rein naturwissenschaftliche Untersuchungen hier uns nicht zu beschäftigen haben, baut sein ästhetisches System auf dem Begriffe des „specifisch Künstlerischen" auf. Es sucht die zur Erzeugung des schönheitlichen Empfindens nöthige Befriedigung beim unmittelbaren Anschauen, genetisch zu erklären und somit ihm an Stelle der bisher ganz willkürlichen Unterlage, nämlich der Annahme einer gewissen Gemeinschaft der Seelenkräfte bei allen Menschen, eine klare Erkenntniß zu setzen. Hirth sucht daher nach den physischen Vorgängen, welchen das Kunstwerk seine Entstehung verdankt. Er kommt hierbei zu ähnlichen Ergebnissen wie A. Göller, führt sie aber mit großer Feinheit und überraschender Kraft weiter.

Hirth stellt sich zunächst Wilhelm Wundt entgegen, welcher behauptet hatte, die active Phantasiethätigkeit, welche der künstlerischen Schöpfung und in gewissem Sinne jeder Schöpfung überhaupt zu Grunde liege, stelle sofort ein Ganzes im Bewußtsein in oft blitzartig aufleuchtender Conception her, setze sich also nicht nach und nach mosaikartig zusammen. Dieses Ganze, die Idee des Kunstwerkes, liege, so lehrte Wundt, als logischer Denkact in der Seele des Künstlers, sei nicht die Folge ästhetischer Analyse, ja der wahre Künstler werde nie darüber Auskunft geben können, welchen Zweck er bei einer bestimmten Schöpfung im Auge hatte.

Dem gegenüber betont Hirth zunächst, daß nur aus bildlicher Anschauung die Phantasie befruchtet werden könne. Das was den Künstler von jedem anderen Menschen unterscheidet, ist nicht der Alleinbesitz der Conception — diese habe Jeder in seiner Weise — sondern der Alleinbesitz der Kraft, die Conception zum Vortrag zu bringen, die Fähigkeit, den innerlich erschauten Gegenstand so in sich aufzunehmen, und aus sich wieder heraus zu gestalten, daß es sich zum Bilde verdichtet — mit einem Worte: Das Können. Die specifisch künstlerische Denkarbeit liegt in der Darstellung und Ausführung, nicht in der blitzartigen Conception, die nur den Ausgangspunkt für eine mosaikartig fortschaffende Thätigkeit bilde, ehe der logische Begriff die anschauliche Form erhalte. Beim Werth des Kunstwerkes entscheide aber nicht die Idee

*) 2 Theile, München, G. Hirth's Kunstverlag.

Digitized by Google

und nicht die technische Vollendung, sondern der Umstand, daß es formell tadellos erscheine und in der Darstellung einen hohen künstlerischen Verstand und Witz bekunde. Das heißt also, daß es der Auffassung der Natur entspreche, die der Beschauer hat und daß die Person des Künstlers, also dessen individueller Stil kräftig sich äußere. Denn erst aus einer ungewöhnlichen Vertrautheit mit der Natur entwickelt sich eine sichere zielbewußte Gestaltungskraft. Die Freude am Schönen entsteht erst im Nachempfinden der Natur und im Abwägen dieser Gestaltungskraft im Kunstwerk. Schön erscheine uns also jenes Werk, vor dem wir dankbar erkennen, „wie der Künstler die Gottesnatur angesehen, wie er die Wahrheit geliebt, wie er die realen Dinge beherrscht habe!"

Somit erklärt uns Hirth die Befriedigung beim unmittelbaren Anschauen eines schönen Kunstwerkes in nach meiner Ansicht mustergültiger Weise nicht durch die vage Gemeinsamkeit aller Gebildeten, sondern aus der Gemeinsamkeit in der Anschauung der Natur. Das heißt im Grunde nichts Anderes, als „Schön ist, was gefällt." Er begründet seine Ansicht auf das „Merken", d. h. auf die Thätigkeit des sinnlichen Wahrnehmens in Verbindung mit dem Begreifen der Erscheinung und dem Festhalten in der Erinnerung; dies Merken geschieht mit sehr verschiedener Energie. Die meisten sinnlichen Eindrücke verschwinden ja ohne geistiges Residuum. Es wird erst vollendet durch den Merkwillen. Daher lassen sich nach dessen Stärke verschiedene Stufen feststellen.

Hirth hat deren drei: das unwillkürliche Eindringen in das Gedächtniß ist der erste, der zweite ist das vorsätzliche Befruchten des Gedächtnisses mit der Realität gesehener Dinge. Sie führt dazu, daß dem Geist ein ungefähres „Gedächtnißbild", wie es Göller nannte, zugeführt wird. Der dritte Grad ist die künstlerische Betrachtung der realen Dinge, das Merken als Selbstzweck, die Erfassung der charakteristischen Eigenschaften (Merkmale) der Dinge bis zu dem Grade, daß wir sie im Gedächtniß wieder herzustellen vermögen. Dieser Grad des Merkens ist die Vorbereitung zu allem künstlerischen Schaffen wie zu allem Kunstverständniß. Der Künstler gibt aus ihm heraus den gemerkten Gegenstand wieder.

Nun gelingt es dem Künstler nur nach Maßstab seines Vermögens sich die Natur in allen ihren Theilen zu merken und nach Maßstab seines Könnens sie in allen ihren Theilen darzustellen. Der Unterschied zwischen seiner Darstellung und der Natur ist aber sein individueller Stil. Die Vollendung in der Kunst wird erreicht durch das Schwinden dieses Unterschiedes: der vollendete Realismus, die unbedingte Wahrheit wird dadurch zur höchsten Kunstform. Wer die Kunstgeschichte richtig zu betrachten weiß, wird die Wahrheit dieses Satzes alsbald erkennen: Sie schreitet von der Wiedergabe lediglich der stärksten, charakteristischsten Merkmale in allen primitiven Künsten zur wahrheitlichen Darstellung, also vom Stil zum Realismus, fort. Da aber die Menschenkraft zur Wiedergabe der unendlich reichen Natur nicht ausreicht, so wird der Realismus ein tausendfach gestalteter sein können, indem er immer nur eine gewisse Summe von Merkmalen der Natur wiedergibt. Der die gleichen Merkmale erfassende Kunstkenner wird dann derart realistische Kunstwerke für vollendet halten. Anderen aber, deren Gedächtniß andere Merkmale aufnahm, wird in diesem Realismus der Abstand von der Natur, also der Stil deutlich erkennbar sein. Mithin ist es einfach eine Thorheit, dem Künstler das „Abschreiben der Natur" verbieten zu wollen, eine eben solche Thorheit, als wollte man dem Christen die Nachfolge Christi verbieten, da der Heiland doch nicht erreichbar ist.

Nun weist Hirth höchst überzeugend nach, daß das Merken selbst im dritten Grade nicht ein völlig freies, lediglich vom Willen abhängiges sei. Die mit minder scharfen Sinnen Begabten, also Talentlosen, werden auf bestimmte Male der Dinge durch Solche hingeführt, die eine besondere Merkkraft besitzen. Sie sehen oder merken sich in der Natur nur das, worauf sie unmittelbar hingewiesen wurden. Daher kommt es, daß, wenn ein bedeutender Künstler eine neue Naturauffassung zu Tage fördert, neue Merkmale der Erscheinungsformen entdeckt, zwar Viele diesen Weg nicht mitzumachen verstehen, Viele aber auch seinem Beispiel folgen. Den letzteren erscheint dann als schön, weil auf Naturerkenntniß, Wahrheit und Kunstverstand begründet, was die ersteren für unnatürlich, unwahr und roh verschreien. Die Gemeinsamkeit des guten Geschmackes, auf die sich die ältere Aesthetik aufbaute, wird also durch jedes starke, neue Talent regelmäßig völlig hinfällig gemacht. Schön ist vielmehr das, was beim unmittelbaren Anschauen eine Befriedigung dadurch gewährt, daß die in uns schlummernden Gedächtnißbilder angeregt werden. Je nach diesen wird uns der japanische oder griechische Gott befriedigen oder mißfallen. Ja, ich stehe nicht an, zu erklären, daß durch Anhäufung von entsprechenden Gedächtnißbildern jeder Gegenstand der Natur uns ästhetisch sowohl schön als häßlich erscheinen kann.

Ich sage „ästhetisch". Es sind andere Empfindungen als die durch das bloße Anschauen gewonnenen auszuschließen. Ein verkrüppeltes Glied, ein wildes, grausames oder sonderbar gestaltetes Thier, ein sehr scharfer Geschmack oder Geruch, ein sehr greller, das Ohr schmerzender Ton erwecken Schmerzgefühl oder Furcht vor diesen: Aber der verkrüppelte Fuß der Chinesen, die moderne Taille, die Ausschreitungen der Moden, der Tiger wie die Schlange, der Krebs wie die Auster, der Pfeffer wie der Käse, das Ricinus wie der Leberthran, die Trompetensignale wie der Lärm und Dissonanz des Wagner'schen Orchesters oder der Tamtams sind als schön empfunden worden von Leuten, die wir nicht ohne Weiteres für geschmacklos erklären dürfen, sobald die zur ästhetischen Betrachtung ungehörige Scheu vor der der eigenen Existenz feindlichen Wirkung der Gegenstände geschwunden ist. Es bietet die Natur daher nichts schlechtweg „Unvollkommenes", sondern es erscheint nur das uns in der Natur unvollkommen, was unserer willkürlich aus der Unendlichkeit der Merkmale herausgegriffenen Anschauung widerspricht. Sowie man sich die Mühe gibt, auf die bisher für unwürdig gehaltenen Naturgegenstände zu merken, wird man auch in ihrer künstlerischen Darstellung volle ästhetische Befriedigung finden. Der moderne Realist findet sie am Misthaufen ebenso sehr, wie der holländische Stilllebenmaler an allerhand Spinnen und Schalthieren. Höllen-Breughel findet die Befriedigung in der Ansammlung aller sonderbaren Merkmale der Thierwelt an einzelnen Mißgestalten; und Gerhardt de Lairesse in der Ansammlung aller Schönheiten der größten Stilperioden: Und trotzdem ziehe nicht nur ich, sondern zieht die gesammte Kunstwissenschaft den ersteren dem letzteren vor.

Hirth's ganze Theorie weist aber dahin, daß die ästhetische Erkenntniß nicht auf metaphysische Gedankenreihen, sondern auf Beobachtungen zu begründen sei. Wenn Alt als Populärästhetiker bespöttelte Männer, wie Lessing, Rumohr, Semper schon jetzt über die Vertreter der „philosophischen Aesthetik" setzt, so wird man in Zukunft dieser Ansicht noch mehr beipflichten. Ja, ich kann mir eine Zeit denken, in welcher man über weite Gebiete der Aesthetik des 18. und 19. Jahrhunderts denkt wie etwa wir über die theologischen Spitzfindigkeiten des 14. und 17. Jahrhunderts: Sehr geistreich, aber sehr inhaltlos, und daher verschwendeter Geist; Streitfragen vom Werthe jener, ob Gott einen Nabel habe, wie sein Ebenbild, der Mensch!

Das Klavier als Culturhebel.

Von Heinrich Ehrlich.

Die Musikgeschichte der letzten fünfzig Jahre zeigt unwiderleglich, wie das Klavier alle Instrumente, mit Ausnahme der Geige, aus dem Concertsaale und den Gesellschaftskreisen verdrängte und die unbedingte Oberherrschaft ausübt. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts wurden Guitarre und Flöte in vielen Familien fleißig geübt; bis in die Mitte der vierziger Jahre gaben Virtuosen auf der Flöte, Clarinette, dem Waldhorn erfolgreiche Concerte — selbst geschickte Fagottbläser er-

Digitized by Google

freuten sich günstiger Aufnahme*); alle diese sind verschwunden. Der Concertsaal gehört jetzt den Klavierspielern, Geigern, Sängern; nur sehr selten wagt ein Cellist den Versuch eines eigenen Concertes, tritt meistens nur als Mitwirkender hervor. Die Concertankündigungen in den Zeitungen, die Programme der Vereine geben einen fast statistischen Beweis für das Zahlenverhältniß, daß auf einen Geiger beiläufig zwanzig, auf einen Sänger dreißig Klavierspieler zu rechnen sind. Wenn der „Himmel voll Geigen hängt," die Erde erdröhnt vom Klavierspiele! In Wort und Schrift, in Versen und Prosa wird gegen das Klavierspiel geeifert — und es gewinnt täglich größere Verbreitung! Ungeachtet aller Warnungen, welche selbst von gewissenhaften Klavierlehrern ausgesprochen werden, vermehrt sich die Zahl der Berufsmusiker auf dem Klavier täglich; und die Prophezeiungen eines Klavierproletariats, gegen das keine staatliche Versicherung schützt, sie verhallen unbeachtet!

Eine derartige, täglich stärker hervortretende Erscheinung ist durch oberflächliche Redensarten wie Modethorheit, Denkfaulheit und dergleichen nicht zu erklären, man muß den Gründen tiefer nachforschen. Dann gelangt man bald zu der Entdeckung, daß dieses viel geschmähte Instrument dennoch zu den Hebeln der Cultur gehört, daß es am meisten beiträgt zur Verbreitung deutscher Musik in alle Welttheile. Nur das Klavier vermittelt die Kenntniß der Meisterwerke unserer großen Instrumentalcomponisten in gar vielen Orten; die zwei- und vierhändigen Uebertragungen dringen überall hin, wo keine Orchester sind, die Beethoven's, Mozart's, Haydn's Schöpfungen spielen; auch das Studium der Opern, die Ausführung des Liedes wäre ohne das Klavier nicht möglich. Mit der Entwickelung der Tonkunst ging die Vervollkommnung des Klavierbaues Hand in Hand. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß trotz des so großartigen Aufschwunges, den die Virtuosität auf der Geige in diesem Jahrhundert genommen, trotz Paganini, Spohr, Ernst, Joachim, Wilhelmy, Sarasate — wir nennen die Namen nach der Reihenfolge ihres Hervortretens in die Oeffentlichkeit — die Kunst des Geigenbaues keine Fortschritte aufweist, und die genannten Künstler Instrumente alter Meister benutzen, Guarnieri, Stradivari (Amati); wogegen am Klavier immer neue Verbesserungen in Anschlag, Tonfülle und Stärke hervortreten. Die heutigen großen Flügel von Bechstein in Berlin und Bösendorfer in Wien wie verschieden sind sie von denen, die vor 30 Jahren den ersten Ruhm ihrer Erbauer verkündeten!

Das Klavier ist auch insofern das allumfassendste (universelle) Instrument, als es sämmtliche Tonhöhen und -Tiefen, daher die ganze Harmonie- und Accordebildung und die meisten orchestralen Klangwirkungen wiedergibt. Der Orgelklang ist viel eintöniger, geschwinden Bewegungen nicht günstig — auch kann die Orgel nie ein eigentliches Hausinstrument werden; das Klavier bietet also dem schaffenden Künstler den weitesten Raum für den Gedankenflug, er kann auch ein größeres Werk — Quartett, Symphonien, Oper nur auf dem Klavier einigermaßen zur tonlichen Anschauung bringen. In dieser Eigenschaft des Instrumentes liegt auch die Erklärung dafür, daß alle großen deutschen Componisten — mit Ausnahme von Haydn, Gluck und Richard Wagner — auch zuerst Klaviervirtuosen gewesen sind. Daher wird auch das Klavier immer das vermittelnde Moment zwischen musikalischer Phantasie und Schöpfung, zwischen erzeugender und ausführender Kunst, daher wird es immer die Grundlage jedes Musikstudiums bleiben — für den Fachmann wie für den Dilettanten — also ein starker Hebel der Cultur.

Ich bin nun weit entfernt, für die Musik den obersten Platz unter den Bildungselementen zu beanspruchen und habe schon vor Jahren*) darauf hingewiesen, daß die Erregung der empfindenden Phantasie nicht mit Festigung der Moral verwechselt werden dürfe, daß die Vertreter der „moralischen" oder klassischen Tonkunst nicht weniger Fehlern unterworfen sind, als die der ungezügelteren romantischen Richtung, und daß überhaupt die Blüthe der Künste fast immer gleichzeitig mit oder unmittelbar nach der Entfaltung stärkster leidenschaftlicher Bewegung des politischen und gesellschaftlichen Lebens hervortrat. Nur die kirchliche Tonkunst ist hierin ausgenommen. Aber eine Eigenschaft besitzt die Musik, in welcher ihr keine andere Kunst gleichkommt: sie läßt Gemeines nicht in die Höhe gelangen; sie gibt keine jener modernen Sumpfpflanzen her, die der sogenannte Realismus hervorruft (der gar keiner ist, weil er meistens einzelne Zufälligkeiten als allgemeine Norm aufstellt) und sich dabei noch als die berechtigste Kunstrichtung aufspielt. Selbstverständlich ist dem Verfasser der Unterschied klar zwischen einem wahren Dichterwerke, wie Anzengruber's „Viertes Gebot", in dem tiefe Seelenconflicte in ergreifendster Weise dargestellt sind, und einem Drama „Vor Sonnenaufgang", wo die Theorie von der Erblichkeit der Trunksucht den Helden bewegt, das geliebte Mädchen zu verlassen, und es zum Selbstmord treibt. Und nun gar die schönen Gemälde von schmierigen alten Weibern und dergleichen anmuthigen Erscheinungen! Allen solchen Dingen bleibt die Musik fern.

Die Musik kann ja zuweilen mißbraucht werden, zur Operette, zu schamlosen Liedern; aber solche gemeine Erzeugnisse können sich nie über eine sehr tiefliegende Region erheben, niemals den Anspruch auf Geltung eines Kunstwerkes erheben, wie dies von einer gewissen Zunft in der Literatur und in der Malerei für ihre Erzeugnisse und sogar nicht erfolglos geschieht. Die Musik hat immer eine vornehme Stellung behalten und kann gewissermaßen als die idealste Kunst betrachtet werden. Goethe erkennt selbst dem Dilettantismus in der Musik „tiefere Ausbildung des Sinnes" zu, und sagt weiter: „stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn die Musik nur den Tanz aufregt." Das Klavier ist also ein Culturhebel!

*) Die Festschrift zur 100jährigen Feier der Gewandhausconcerte (1881) und der Einweihung des neuen Gewandhauses enthält ein Verzeichniß der Künstler, die in den Concerten mitgewirkt haben. Es haben 42 Flötisten-, 24 Hoboisten-, 39 Clarinettisten-, 22 Fagottisten-, 6 Posaunisten-, 6 Trompetervorträge stattgefunden; in früheren Jahren waren auch 4 Guitarrevirtuosen hervorgetreten. Die Klaviervorträge füllen allerdings 6½ Spalten.

*) In dem Buche „Die Musikästhetik in ihrer Entwickelung seit Kant" und in dem damit verbundenen Artikel „Musik und Moral".

Aus meinen Erinnerungen.

Von C. Schultes.

(Schluß.)

Dem Feuerbach'schen Hause gegenüber**) wohnte der königl. preuß. pensionirte Husarenmajor Baron von Lindenfels, der 1830 als 86jähriger Greis in seiner Vaterstadt Ansbach starb. Mein Vater war Hausarzt dieser alten Kriegsgurgel, die als 18jähriger Cornet noch unter Friedrich dem Großen die Schlacht bei Freiberg mitgemacht hatte. Meine gute, liebe Mutter hatte mir schon als sechsjährigen Buben das Lesen und Schreiben perfect beigebracht — heimlich las ich schon alle die damals gang und gäben schönen Taschenbücher: „Cornelia", „Vergißmeinnicht", „Für die Frauen" ꝛc. ꝛc. —, und als Siebenjähriger wurde ich bei dem alten Husaren, der nicht mehr aus dem Hause konnte und fast blind war, als Vorleser des berühmten, jetzt eingegangenen „Correspondenten von und für Deutschland" angestellt. Warum ich nur nach Tische so eilte, um rechtzeitig bei dem Major zum Kaffee einzutreffen und meines Amtes zu walten?

Erstens: erzählte er mir die gewagtesten und gefährlichsten Geschichten und Schnurren aus seiner Jugend, schilderte mir den alten Fritz zum Greifen, gab mir süßen Schnaps zu saufen, und brachte mir endlich, mit husarenmäßiger Freude und Gewalt — das Rauchen aus winzig kleinen Thonpfeifen bei, das allerdings zuerst große Unbequemlichkeiten mit sich brachte,

**) In letzter Nummer läßt der Herr Setzer den großen Ludwig Feuerbach vor der „Zionshüterin" warnen, während er mir von der „Ziutüterin" sprach. „Ziu" singt nämlich die Nachtigall, und „Tüterin" kommt von ansbachisch „tüten" (tuten, singen), also „Ziusängerin".
C. Sch.

Digitized by Google

die der Alte lachend „Hundestudien" nannte, aber noch heute fröhne ich diesem Laster, selbst nun ein Alter, mit hoher Lust.

Mehr als das Studium der alten, deutschen Singer und der Volkslieder, haben die Reitirgeschichten des alten Husaren Antheil an meinen ersten, lyrischen Versuchen, den „Landsknecht- und Reiterliedern", welche schon 1846 die „Fliegenden Blätter" brachten, lange bevor in diesen Ton Andere einstimmten, die mir aber über den Kopf wuchsen, weil ich schon 1852 der Lyrik Valet geben mußte, indem ich als armer Theaterdirector schwerere Sorgen in Hirn und Herz hatte, die zumeist recht „ungereimt" waren.

Wollte ich alle die Originale und Käutze schildern, von unserem Turnlehrer Maßmann („Marcus Tullius Massmanius, genannt auch Grobianius" wie Heinrich Heine sagt) bis herab zum Inspectionsoffizier, Lieutenant Esau, die in unserer Erziehungsanstalt, dem Königlichen Cadettencorps in München, lebten und webten, ich könnte Bände füllen. Ich will es aber bei Maßmann bewenden lassen und eine Schnurre erzählen, die einerseits das Verhältniß zwischen uns Rangen und unseren Lehrern in das hellste Licht setzen soll.

Maßmann, dieser kurze, breitschulterige, löwenmähnige Muskelball, der so urgermanisch war, daß er selbst bei Anwesenheit der Hohen und Höchsten Herrschaften in Drillhosen, ohne Weste und Halsbinde erschien, maltraitirte uns neunjährige Buben der untersten Klasse schon mit Muskel- und Kosakenhieben (ein Hieb mit der Schneide der Hand in das Genick wurde so genannt), daß man es eigentlich empörend nennen mußte. Daß nun sieben Bremsen einen Gaul todt machen können, ist ein alter Erfahrungssatz, aber daß 22 Kinder, so stark war unsere Klasse, den Löwen Maßmann bändigten, ist auch erzählenswerth.

Bei dem Gerwerfen nach dem eisenbeschlagenen Umklappkopfe, welches Turnspiel unsere Armmuskeln stärken sollte und auch wirklich stärkte*), gab es die meisten Püffe und Hiebe, und der Schluß des Spieles bestand darin, daß wir uns flach auf den Rücken in die aufgeschüttete Lohe legen mußten, die an beiden Enden mit eisernen Kugeln versehenen Gerstangen über die ausgebreiteten Arme und Beine gelegt bekamen, welche wir nun durch ruckweise Muskelbewegungen abzuschütteln hatten. Da blutete Manchem Nase und Mund, wenn so eine schwere Stange darauf fiel. Maßmann wollte sich todtlachen darüber und das wurde uns doch zu viel! Wir verschworen uns, und eines Abends baten wir ihn, uns das Kraftstück vorzumachen.

Als er nun in der richtigen Stellung dalag, stürzten wir uns mit Indianergeheul über ihn her, hielten ihn am Boden fest und schütteten ihm einen Eimer kalten Wassers nach dem anderen über den Kopf, so daß es ihm in den wuthbrüllenden Rachen lief und ihn fast erstickte.

Strafte uns nun Marcus Tullius ob dieses Frevels? Nein. Er nannte unsere Klasse fortan: „Seine lieben, urgermanischen Lausbuben!" So erzog man uns — anno dazumal vor 60 Jahren!

Nach Leipzig — alle rothbackigen Jugendengel fangen bei diesem Namen zu posaunen an — hatte mich Laube „kurzer Hand" an das Stadttheater als jugendlichen Helden engagirt, dessen Director damals der aalglatte Herr Wirsing war. 1850 wimmelte dieses Stadttheater von Originalen und Käuzen, ebenso wie die ganze Stadt.

Da war der Poet Adolf Böttger, der von den Seinen eingesperrt werden mußte, wenn er fleißig arbeiten sollte, und die bissigsten Recensionen loslassen konnte trotz seines lyrischen Gemüthes.

So sagte er eines Abends nach einer Vorstellung von „Emilia Galotti": „Schultes als Prinz war ein richtiger, preußischer Gardelieutenant, Kläger als Marinelli war sein Hund, und die Anderen waren — unterm Hund!"

Ferner der verflossene Charakterspieler Baudius, der sich bei gesundem Leibe pensioniren ließ, wie ein Wiesel um alle Alleen lief, jedoch stets in der Nähe des Stadttheaters spathlahm wurde, damit man sehen solle, er könne nimmer mitthun!

Da war der liebe Schauspielregisseur Bartels, der alle Augenblicke zum Schneuzen in die Coulisse lief, um an der in dem Taschentuche eingewickelten Rumpulle zu saugen; der lange, geistreiche Herloßsohn, der jeden Abend sämmtliche Tyrannen köpfte und dabei die süßesten Liebeslieder sang; der Zeitungstiger Professor Wuttke von dem die Sage ging: Die Federn seines Bettes beständen aus den Papierschnitzeln der von ihm „verrissenen" Bücher, auf denen er sich wohlig wälze ꝛc.

Mein verstorbener Freund Ernst Keil wohnte im Jahre 1850 in Leipzig eine Treppe unter mir in dem Flügel des Auerbach-Hofes, der nach dem Neumarkt hinausgeht. Damals war er noch nicht der berühmte Herausgeber der „Gartenlaube", sondern trieb Sortimentsbuchhandel und druckte den „Dorfbarbier". Er hatte mir zwei merkwürdige Bücher gegeben, „Faust", ein theilweise geniales, aber meist verworrenes Drama, und die Novelle „Dichters Nachtwege", die ich auch heute nicht anstehe, für ein Meisterwerk zu halten.

Eines schon recht frischen Herbsttages sagte Keil zu mir, als ich im Vorübergehen ihm einen Morgengruß in seine Bude hineinrief:

„Apropos! Haben Sie heute zu thun?" — „Nein!" — „Dann holen Sie mich nach Tische hier ab, ich muß nach Eutritzsch hinaus zu dem von Ihnen so hoch gehaltenen F. Marlow."

„Zu dem Verfasser von „Dichters Nachtwege?" Natürlich komme ich! So eine hochinteressante Bekanntschaft lasse ich mir nie entgehen!"

„Also um 2 Uhr?!" — „Bon!"

Wir stapften zur bestimmten Stunde hinaus, gingen auch in die berühmte Gosenschenke, ließen jedoch die edle Gose links liegen, da es dazu viel zu frisch war, und genehmigten ein paar süße Kümmel. Mit Verwunderung sah ich, daß sich Keil eine weitbauchige Flasche voll Kümmel in Papier wickeln ließ, und dieselbe unter seinen Ueberrock knöpfte.

„Wollen Sie den Kümmel mit nach Hause nehmen?"

„Nee, lieber Freund, den kriegen wir in unserer nächsten Nähe in der Grimma'schen Straße bei Peters viel besser!"

„Wozu denn aber? Um den Cerberus am Eingange der Dichtervilla zu bestechen?" — „Nur einen Augenblick Geduld!"

Ganz am Ende des Dorfes, das schon damals 1850 sehr gewerbreich war, hielt Keil vor einer einstöckigen Knallhütte an, die mir keineswegs eine Dichtervilla scheinen wollte; denn ich hatte erst vor wenigen Tagen in einer wirklichen solchen bei Gustav Freytag eine glänzende Soirée mitgemacht. Keil klopfte an das Parterrefenster. Es öffnete sich, und ein alter Mann guckte heraus.

„Ist Herr Marlow zu Hause?"

„Ich hab' Sie den Hund seit zwee Tagen nich gesähen! Er wird Sie wohl oben sein, Herr Keil."

„Der infame Grobian!" sagte ich, als der Alte das Fenster zuschmiß.

„Abwarten!" entgegnete Keil und stieg die enge, wackelige Treppe in das erste Stockwerk hinauf.

„Also hier, in den paar Stübchen dieser einstöckigen, bröckeligen Baracke, wohnt der gottbegabte Verfasser von „Dichters Nachtwege"? O, ich habe mir aus der Vorrede ein Motto für meinen „Fahrenden Schüler" entnommen!" und ich declamirte mit Emphase, damit der Dichter, welcher wohl hinter einer der beiden Thüren des kleinen Vorflures wohnte, auch hören sollte, wie sein Werk Gemeingut wurde:

„Es wird eine Zeit kommen, wo die Poesie ihrer heutigen Erniedrigung entnommen werden und wieder eingehen wird zu ihrer Herrlichkeit! Wenn die Dichter in sich gehen, und, vom heillosen Marktgewühl sich abwendend, in der Einsamkeit der Weltbetrachtung, in der Keuschheit der Naturforschung, in der Innigkeit des Aufhorchens auf des Gedankens millionenfache Offenbarung ihr Heil finden, dann ist diese Zeit nahe!" — „Das ist wunderbar!" rief ich.

Keil, der in allen Winkeln suchte, erwiderte: „Noch

*) Ich bin heute als Siebziger noch im Stande ein 50 Kilogewicht frei mit einer Hand in die Höhe zu heben.

Digitized by Google

wunderbarer ist, daß ich den Aufstieg nicht finden kann." Dann rief er die Treppe hinab: „Wo ist die Hühnerstiege?"

Da schob der alte Grobian, der im Hausflur gelauert haben mochte, eine Leiter über die Treppe herauf, indem er schrie: „Der Lump hat sie zum Einheizen verbraucht, nehmen Sie hier die Leiter!"

„Leiter? Wozu?" fragte ich mit immer wachsenderem Erstaunen, da Keil an keiner der beiden Thüren Einlaß begehrt hatte.

„Ja, wissen Sie denn nicht, lieber Schultes, daß die echten Dichter nahe dem Himmel wohnen? Helfen Sie mir die Leiter da an die Bodenluke stellen!"

„Barmherziger Himmel! Unter'm Dache wohnt ein Marlow?"

„Wird schon so sein! Er will's ja nicht anders!" entgegnete Keil und stieg mir voran die Leiter hinauf.

Oben angekommen, klopfte Keil an eine elende Thür des Dachbodens, an der ein schmutziges Papier klebte mit der Aufschrift: „Friedrich Marlow, alias Fritz Wolffram."

Ein grunzendes „Herein!" tönte aus dem Verschlage und wir traten in den etwa drei Quadratmeter haltenden Raum, den eine infernalische Hitze erfüllte; denn der in einer Ecke stehende eiserne Kanonenofen war rothglühend, so daß ich fürchtete, die Dachsparren könnten angehen, durch deren Ziegel das Ofenrohr höchst primitiv hinausging. Auf einem zerwühlten Bette elendster Art, dessen Bettstelle keine Füße hatte, lag eine Gestalt in einen ehemals farbigen Schlafrock eingehüllt, der mit einem Stricke um die Lenden zusammengehalten war, und las bei dem Dämmerlicht, welches durch das Dachfenster — halb mit Papier verklebt — hereindringen konnte. Wirres, dunkles Haar fiel in langen Strähnen über das bebartete Gesicht herab, von dem man nur die rothe Nase und ein paar verschwommene Augen sah, die sich hinter einer glitzernden Brille zu verstecken schienen. Fetzen beschriebenen Papieres lagen auf dem morschen Boden umher und als Tintenzeug diente ein kleiner zerbrochener Blumentopfuntersatz. Eine Gänsefeder in die Tinte tauchend und gegen uns ausspritzend, sagte Marlow, er war es wirklich:

„Ich besprenge Euch mit heiligem Naß, wenn Ihr das göttliche Naß bei Euch führt, welches der Knote gemeinhin Schnaps nennt, der trotz dieses Fuselnamens die Seele erleuchtet! Wenn nicht, dann packt Euch wieder, da Ihr das Weltwunder nun gesehen habt!"

„Erst sagen, ob Du mit dem Versprochenen fertig bist!" entgegnete Keil und knöpfte den Ueberrock auf, da die Hitze unerträglich wurde.

„Ernst mach' keinen Spaß!" rief der Unglückliche, welcher die eingewickelte Schnapsflasche gesehen hatte. Wie eine Tigerkatze sprang er auf, entriß Keil die Pulle, zog mit den Zähnen den Kork heraus, spuckte denselben in eine Ecke und sog tief und lange.

„Hei! Nun bin ich ein von Innen erleuchteter Makrokosmos! Nun frage noch einmal, Menschlein Ernst, und vor Allem sage mir, wer ist der bartlose Schüler, den Du da bei Dir hast, lieber Magister Wagner!"

„Ich will wissen, ob Du die bestellte Arbeit für mich fertig hast, und das da ist auch ein Dichter, der Dich kennen lernen will! Er heißt Carl Schultes."

„Kenn' ich nicht! Es laufen zu viele Schulzen auf der Welt herum, die Verse machen. Der Quark, den Du verlangst, steckt dort in der Tischlade. Schmeiß' mir aber den Tisch nicht zusammen, er steht wackelig auf zwei Beinen, wie der Mensch!"

Als Keil zu dem Tische trat, benutzte ich die Gelegenheit, die Thüre zu öffnen; denn die Hitze und das physische und psychische Elend, welches ich hier sah, trieben mir den Angstschweiß aus allen Poren.

„Zulassen, verdammter Schmieriker! Glauben Sie, ich hätte alle Tage eine Himmelsleiter zum Einheizen?" schrie Marlow.

„Dann erlauben Sie mir, den Rock auszuziehen, sonst muß ich mich entfernen!"

„Donnerwetter, hat der Kerl ein blitzeblankes [illegible] Sie junger Verschemacher, das könnten Sie mir [illegible] weiß schon lange nicht mehr, wie frische Wäsche [illegible]

„Ich werde mir erlauben, Herr Marlow, für [illegible] Genuß, den mir Ihre Novelle „Dichter-Nachtwege" [illegible] Ihnen einige Hautfutterale zu senden."

„Ernst, der Kerl gefällt mir! Hautfutterale ist gut! [illegible] wissen Sie was, Herr Schulze? Geben Sie mir den Mark [illegible] für die Hautfutterale! Das ist noch besser!"

Ich sah Keil fragend an, und da dieser nickte, [illegible] zögernd nach meinen Geldtäschchen.

„Geben Sie immer einen Fünferzettel! Ich nehme [illegible] wenn's auch ein verfluchter Preuße ist!"

Ich gab dem Unseligen das Verlangte, und Keil, [illegible] die Arbeit zusammengesucht hatte, legte ebenfalls einige Thal[illegible] stücke in Marlow's zitternde Hand.

Marlow versenkte das Geld in seine Schlafrocktasche, [illegible] hielt jedoch einen Thaler in der Hand, öffnete die Thüre, [illegible] hinaus und schrie über die Leiter hinab: „Hinz!"

Der Angerufene stand schon auf der Lauer, da er [illegible] mochte, daß Keil für seinen Miether Geld gebracht [illegible] wie das schon öfter der Fall war. Durch diesen Umst[illegible] höflich gemacht, antwortete er unten an der Leiter ste[illegible] „Der Herr Doctor wünschen?"

„Verfluchter Hundesohn, der Du mich hier im Fege[illegible] schmachten läßest, da hast Du ein Rad! Besaufe Di[illegible] damit schleuderte er dem Alten ein Thalerstück hinab, das [illegible] mit einem freudigen „Au! Herrjemersch!" auffing.

„Nu macht aber, daß Ihr zwei Beide Euch packt! [illegible] Geist — haha, der wahre — will über mich kommen!" Da[illegible] schmiß uns, die wir ihm hinaus gefolgt waren, Marlow [illegible] Thüre vor der Nase zu, und die Leiter hinabkletternd [illegible] wir, wie er mit heiserer Stimme sang:

„Hier sitz' ich auf Rasen, mit Veilchen bekränzt" ...

Das war der von mir vergötterte Poet der Na[illegible] „Dichter's Nachtwege". Wann, wo und wie Fr. Mar[illegible] seinen „Nachtweg" endete, ist mir unbekannt.

Feuilleton.

Nachdruck ver[illegible]

Mit geschlossenen Augen.

Von Edward Bellamy.

Aus dem Englischen von Ottmar Dittrich.

Eisenbahnfahrten sind für Leute, welche nicht im Waggon [illegible] können, sehr ermüdend; und da ich einer von diesen Unglücklichen [illegible] machte ich mich, als ich meinen Platz im Zuge einnahm, auf eine [illegible] den gräßlichster Langeweile gefaßt, nur durch den leichten Schl[illegible] unterbrochen, dem ich von Zeit zu Zeit anheimzufallen hoffte. [illegible] in Folge meiner Kränklichkeit, noch mehr aber in Folge meiner [illegible] für ländliche Ruhe und Zurückgezogenheit, sind meine Eisenb[illegible] spärlich und durch große Zwischenräume getrennt. So befremd[illegible] mein Geständniß in unserer Zeit scheinen mag, war es mehr [illegible] Jahre her, seit ich meine letzte Reise mit dem Eilzug einer Hauptlinie [illegible] hatte. Nun haben, wie Jedermann weiß, die Einrichtungen zur [illegible] keit der Reisenden in diesen bevorzugten Zügen in unserer Zeit gro[illegible] schritte gemacht, und ich konnte mich eine geraume Weile damit beg[illegible] eine kunstreiche Erfindung nach der anderen zu prüfen und voll [illegible] der Dinge zu harren, die da noch kommen sollten. Nach Ver[illegible] ersten Stunde bemerkte ich indessen zu meinem Vergnügen, daß [illegible] ganz bedeutende Neigung zum Schlafen anwandelte, und ich [illegible] zurecht, um ein Schläfchen zu thun, das, wie ich hoffte, bis [illegible] meiner Bestimmung währen würde.

Da klopfte mir plötzlich Jemand auf die Schulter, und [illegible] den jungen Burschen, die mit jedem Zuge zu reisen pflegen, fra[illegible] ob ich etwas zu lesen wünsche. Ich erwiderte ziemlich mürrisch, [illegible] während der Fahrt nicht lesen und wünsche nur, allein gelassen [illegible]

„Entschuldigen Sie, Sir," erwiderte der Bursche, „ich [illegible] Ihnen ein Buch geben, daß Sie mit geschlossenen Augen lesen [illegible] Ich vermuthe, Sie sind in der letzten Zeit nicht auf dieser Bahn [illegible] setzte er hinzu, als ich im Aerger über das, was ich für eine [illegible] hielt, aufblickte. „Wir versehen seit nunmehr sechs Monaten [illegible] mit den neuen phonographirten Büchern und Zeitschriften und [illegible] den haben sich so an dieselben gewöhnt, daß sie gar keine [illegible] langen."

Digitized by Google

Diese merkwürdige Eröffnung hätte mich vielleicht im höchsten Grade erstaunt, wenn ich nicht bereits genug von den Wundern des Phonographen gelesen hätte, um gewissermaßen auf Alles und Jedes vorbereitet zu sein, was man mir noch von demselben berichten würde; und nachdem ich die Luftbremsen, die Dampfheizung, die elektrischen Beleuchtungs- und Signalapparate, die Salonwagen und andere köstliche Neuerungen bewundert hatte, schien mir mit Bezug auf Bequemlichkeit in den Eisenbahnzügen keine Erwartung mehr zu hoch gespannt. Als daher der Bursche eine Liste der neuesten Romane abzuleiern begann, unterbrach ich ihn bei dem Titel eines derselben, von dem ich viel Rühmens gehört hatte, und sagte, ich wolle es mit diesem versuchen.

Er war pfiffig genug, meine Wahl zu loben. „Das ist ein schönes Buch," sagte er. „Die Leute sind wie versessen darauf. Der halbe Zug macht Jagd danach. Wo wollen Sie anfangen?"

„Wo? Ei, am Anfang. Wo sonst anders?" erwiderte ich.

„Sehr wohl. Ich dachte, Sie hätten ihn bereits zum Theil gelesen. Ich kann ihn von jedem beliebigen Kapitel oder Seite an einschalten. Ich werde also, sobald die laufenden fünf Minuten vorüber sind, das erste Kapitel und die Fortsetzung einschalten."

Er schloß ein kleines Kästchen neben meinem Sitz auf, nahm die Gebühr für drei Stunden Lesezeit, zu fünf Cents die Stunde, in Empfang und trollte durch den Mittelgang weiter. Ich hörte nun das Klingeln einer Glocke aus dem Kästchen, welches er aufgeschlossen hatte. Ich folgte dem Beispiel der Umsitzenden und nahm aus demselben eine Art zweizinkiger Gabel heraus, deren Zinken gleich dem „Wunschbeine" eines Huhns aus einander gingen. Diesen Apparat, welcher mittelst einer Schnur an der Seitenwand des Waggons befestigt war, brachte ich, wie ich es von den Anderen sah, an meinen Ohren an.

Während der nächsten drei Stunden veränderte ich kaum meine Körperstellung, so vollkommen war ich von meiner neuartigen Erfahrung bezaubert. Es dürfte wenige Menschen geben, die nicht die Beobachtung gemacht hätten, daß die Laute der menschlichen Stimme für uns einen gewissen Zauber in sich selbst besitzen, welcher mit den Ideen, die sie vermittelt, nichts zu schaffen hat; denn wäre dem nicht so, so würde man die mündliche Unterhaltung längst zum größten Theil abgeschafft haben, so gering ist in der Regel das wirkliche Interesse der Stoffe, in denen sie sich gewöhnlich bewegt. Wenn nun der sympathische Einfluß der Stimme zur Anregung durch einen Gegenstand von höchstem innerlichen Werth hinzutritt, kann es nicht befremdend erscheinen, daß die Aufmerksamkeit unwillkürlich gefesselt wird. Eine gute Erzählung ist unterhaltend, selbst wenn wir nur durch das Mittel des Buchstabirens der Zeichen zu ihr gelangen können, welche für die Worte stehen, und uns dann vorstellen, sie würden gesprochen und uns dann weiter vorstellen, was sie bedeuten würden, wenn sie gesprochen würden. Ist es nöthig, die Wonne zu schildern, die uns überkommen muß, wenn wir uns bequem zurechtgesetzt haben und dieselbe Geschichte mit geschlossenen Augen von der kräftigen, süßen, musikalischen Stimme einer vollkommenen Meisterin der Erzählungskunst hören und die Modulation der Stimme in jedem Augenblick den erzählten Thatsachen und Leidenschaften entspricht?

Als der Bursche am Ende der Geschichte wiederkam, um das Kästchen zu verschließen, konnte ich mich nicht enthalten, ihm meine volle Befriedigung auszudrücken. In Erwiderung meiner Lobeserhebungen theilte er mir mit, daß vom nächsten Monat an die durchgehenden Wagen auf dieser Linie mit phonographischen Reisehandbüchern für die Gegend versehen sein würden, welche der Zug durchfahre, mit den Rädern des Wagens durch Zahnräder und ein Uhrwerk derart in Verbindung, daß sie die Aufmerksamkeit auf jede bedeutendere Erscheinung in der Gegend lenkten und die nöthigen Aufklärungen über dasselbe geben — statistische, topographische, biographische, historische, romantische oder legendarische, je nach dem besonderen Falle — und zwar genau zu dem Zeitpunkt, wenn der Zug den vortheilhaftesten Aussichtspunkt erreicht habe. Man sei der Meinung, daß diese Einrichtung bedeutend zur Vergrößerung des Passagierverkehrs beitragen werde, besonders da man entschlossen sei, für die Benutzung derselben, da sie automatisch wirke und, benutzt oder nicht, je nach dem Gefallen der Reisenden, nur geringer Wartung bedürfe, keinerlei Gebühr einzuheben. Diese Erklärung wurde durch die in lautem, klarem und bestimmtem Ton gegebene, von Niemandem mißzuverstehende Ankündigung unterbrochen, daß sich der Zug der Stadt meiner Bestimmung nähere. Als ich mich voll Erstaunen umblickte, um zu entdecken, wer der Ausrufer sei, sagte der Bursche grinsend: „Das ist unser neuer phonographischer Ankündiger."

Hamage hatte mir geschrieben, er würde an der Station sein, war aber offenbar durch irgend etwas verhindert worden, sein Versprechen zu halten, und es war ziemlich spät, als ich in einem Gasthof anlangte und mich zu Bett begab. Ich war ermüdet und sank in festen Schlaf; ein Mal oder zwei Mal wachte ich auf, nachdem ich geträumt, es wären Leute in dem Zimmer, die zu mir sprächen, aber ich schlief jedes Mal rasch wieder ein. Endlich aber erwachte ich und konnte nicht sofort wieder einschlafen. Bald darauf fand ich mich plötzlich im Bette aufrecht sitzend und mit einem halben Dutzend verschiedener Empfindungen behaftet, die sich den Weg mein Rückgrat hinab um den Vortritt stritten. Die Ursache meines Schreckens war die Stimme einer jungen Frau, die nicht weiter als zehn Fuß von meinem Bette entfernt sein konnte. Wenn die Laute ihrer Stimme nicht trügerisch waren, so war sie nicht nur jung, sondern auch reizend.

„Mein lieber Herr," sagte sie, „es wird Sie vielleicht interessiren, daß es nunmehr gerade $^3/_4$3 Uhr ist."

Einen Augenblick lang dachte ich — aber ich will es nicht unternehmen, alle die außerordentlichen Vermuthungen zu berichten, welche mir aufstiegen, als ich mir die Anwesenheit dieser jungen Frau in meinem Zimmer zu erklären suchte, bevor mir die richtige Erklärung kam. Denn als mir die Erinnerung an die Erfahrungen durch den Kopf blitzte, welche ich am Nachmittag in dem Eisenbahnzuge gemacht hatte, errieth ich freilich sofort, daß die Lösung des Räthsels einfach darin bestand, daß ich mich einer phonographischen Einrichtung zur Ankündigung der Zeit gegenüber befand. Nichtsdestoweniger waren die Laute der Stimme, welche ich gehört, von so ergreifender Lebenswahrheit, daß ich, wie ich gestehen muß, nicht den Muth besaß, das Gas anzuzünden, um weitere Nachforschungen anzustellen, bevor ich nicht die nothdürftigsten Kleidungsstücke angelegt hatte. Natürlich fand ich in dem Zimmer keine Dame, sondern bloß eine Uhr. Ich hatte derselben vor dem Zubettegehen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, da sie wie eine gewöhnliche Uhr aussah und dieses Aussehen auch jetzt beibehielt, bis die Zeiger auf „drei" zeigten. Dann aber wurde es mir nicht überlassen, aus dem symbolischen Anschlagen eines Hammers an eine Glocke, in drei regelmäßigen Zwischenräumen, den Schluß zu ziehen, daß es drei Uhr sei, sondern dieselbe Stimme, welche mich zuvor elektrisirt hatte, kündigte mir in Tönen, welche auch der trockensten statistischen Angabe ihren Zauber verliehen hätten, an, was die Stunde sei. Ich hatte nie zuvor ein besonderes Interesse für die dritte Morgenstunde an den Tag gelegt; aber als ich dieselbe in jenen tiefen, vollen, ergreifenden Tönen einer schönen Altstimme ankündigen hörte, da stiegen mir plötzlich lang vergessene, schimmernde Träume von Romantik und Dichtung auf, welche, obwohl höchst flüchtig, doch sehr angenehm auf mich wirkten. Ich drehte das Gas ab, um mich ungestörter dem bezaubernden Einflusse hinzugeben, welchen die Stimme auf mich ausübte, begab mich wieder in's Bett und blieb bis zum Morgen wachend liegen und erfreute mich der Gesellschaft meiner körperlosen Gefährtin und ihrer viertelstündigen Zeitankündigungen. Um die Täuschung noch vollständiger zu machen und die Erinnerung an den Mechanismus, welcher, wie ich natürlich wußte, dem Ganzen zu Grunde lag, möglichst zu unterdrücken, war der Satz, durch welchen die Ankündigung der Stunde geschah, auch nicht zwei Mal derselbe.

Salomon hatte Recht, wenn er behauptete, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Sardanapal oder Semiramis wären nicht im Mindesten erstaunt gewesen, die Stunde von einer menschlichen Stimme verkündigen zu hören. Die phonographische Uhr hatte bloß den Sklaven ersetzt, der neben der geräuschlosen Wasseruhr stand, und dem es oblag, seinen Bericht zu erstatten, wenn sie abgelaufen war, Jahrhunderte bevor es Schlaguhren gab.

Am Morgen, als ich hinabging, bestand mein erstes Geschäft darin, in der Portiersloge nach Briefen zu fragen, da ich voraussetzte, daß Hamage, der wußte, daß ich, wenn in irgend einem Gasthof, in diesem absteigen würde, mir briefliche Nachricht über sein Ausbleiben zukommen ließe. Der Portier händigte mir ein kleines längliches Kästchen ein. Ich glaube, ich starrte ihn mit ziemlich hilflosem Ausdruck an, denn er sagte alsbald: „Ich bitte um Vergebung, aber ich sehe, Sie sind ein Fremder. Wenn Sie gestatten wollen, werde ich Ihnen zeigen, wie der Brief zu lesen ist."

Ich gab ihm das Kästchen, aus welchem er ein System von Zahnrädern und Cylindern herausnahm, welches er geschickt in ein anderes kleines Kästchen einsetzte, das auf dem Pulte stand. An diesem befand sich eine jener zweizinkigen Ohrgabeln, deren Gebrauch ich bereits kannte. Als ich dieselbe in Bereitschaft gesetzt hatte, berührte der Portier eine Feder in dem Kästchen, welche irgend ein Uhrwerk in Bewegung setzte, und alsbald drückte Dick Hamage in seiner mir vertrauten Stimme sein Bedauern aus, daß ihn ein Zwischenfall verhindert habe, mich am vorhergegangenen Abend aufzusuchen, und setzte mich in Kenntniß, er würde nach dem Frühstück im Gasthof erscheinen, um mich zu begrüßen.

Nachdem der Brief zu Ende war, entfernte der gefällige Portier die Cylinder aus dem Kästchen auf dem Pult, legte sie wieder in das Kästchen, in welchem sie angekommen waren und gab mir dieses zurück.

„Ist es nicht eine Höllenqual," sagte ich, „einen solchen Brief zu einer Zeit zu erhalten, wenn keine von diesen kleinen Maschinen, wie sie hier auf dem Pulte stehen, zur Hand ist, um ihn zu lesen?"

„Es kommt nicht oft vor," erwiderte der Portier, „daß irgend Jemand ohne seinen Nothhelfer ausgeht oder zum Mindesten einen zu leihen bekommt."

„Seinen Nothhelfer!" rief ich aus. „Was ist denn das?"

Statt der Antwort deutete der Portier nach einem kleinen Kästchen, nicht unähnlich einem Brillenfutteral, welches, wie ich jetzt bemerkte, alle Umstehenden an einer Schnur an der Seite trugen.

„Wir nennen es den Nothhelfer," fügte er hinzu, „weil es in der That aus der Noth hilft, wie Sie ohne Zweifel bald selbst Gelegenheit haben werden, zu bemerken."

Im Frühstückszimmer waren eine Menge Damen und Herren damit beschäftigt, ihre Morgencorrespondenz zu lesen oder vielmehr anzuhören. Ein größeres oder kleineres Häufchen kleiner Kästchen lag neben ihrem Gedeck und sie nahmen einen Cylinder nach dem anderen aus seinem Behältniß und setzten ihn in den „Nothhelfer" ein und legten denselben an's Ohr. Beim Lesen ist der Ausdruck des Gesichts so stark von dem nothwendigen Hinstarren der Augen beeinflußt, daß auch das vollkommene Verständniß der gedruckten oder geschriebenen Mittheilung kaum eine Aenderung des Gesichtsausdrucks hervorbringt, während die Mittheilung durch die Stimme stets ein entsprechendes Mienenspiel erzeugt. Nie hatte mich diese augenscheinlich richtige Beobachtung derart überwältigt, als an jenem Morgen, als ich den Gesichtsausdruck jener Leute beobachtete, welche ihren Briefen lauschten. Enttäuschung, angenehme Ueberraschung, Kummer, Abscheu, Entrüstung und Heiterkeit kamen in ihren Gesichtern abwechselnd in so ausgeprägter Weise zum Durchbruch, daß es in den meisten Fällen keine Schwierigkeit bot, zu errathen, welches der Grundgedanke des

Digitized by Google

Briefes sei. Noch eine Vermuthung stieg mir auf: während in alten Zeiten das Vergnügen, Briefe zu erhalten, ein starkes Gegengewicht in der Mühe des Schreibens fand und daher die Correspondenz immer in gewissen Grenzen gehalten wurde, mußte es heutzutage nöthig geworden sein, ganze Lastzüge für den Postdienst einzurichten, da das Schreiben bloß Sprechen und das Lesen bloß Lauschen war.

Nachdem ich mein Frühstück bestellt, brachte mir der Kellner einen länglichen Kasten von merkwürdigem Aussehen, abermals mit einer Ohrgabel, stellte ihn vor mich hin und entfernte sich. Ich sah voraus, daß ich eine gute Anzahl Fragen stellen müßte, um aus dem Dinge klug zu werden, und daß es, wenn ich nicht als Dummkopf erscheinen wollte, für mich das Beste sei, so wenig als möglich zu fragen. Ich entschloß mich daher, ohne fremden Beistand herauszubekommen, was es mit diesem neuen Räthsel für eine Bewandtniß habe. Die Worte „Daily Morning Herald" deuteten zur Genüge an, daß es eine Zeitung war. Ich vermuthete, daß ein gewisser großer Knopf, wenn man auf ihn drücke, das Ganze in Bewegung setzen werde. Aber nach Allem, was ich bereits wußte, konnte es auch mitten unter den Annoncen beginnen. Ich blickte näher hin. Auf der Vorderseite der Maschine befanden sich eine Anzahl gedruckter Plättchen, die im Kreise gleich den Zahlen eines Zifferblattes angebracht waren. Sie zeigten offenbar den Beginn der einzelnen Artikel an. In der Mitte des Kreises befand sich ein kleiner Zeiger, welcher sich gleich einem Uhrzeiger um seine Achse drehen ließ. Ich stellte diesen Zeiger auf ein bestimmtes Plättchen ein und brachte sodann mit der Miene eines Mannes, der vollkommen mit der Maschine vor ihm vertraut ist, die Hörgabel an's Ohr und drückte auf den großen Knopf. Richtig! Es wirkte zauberhaft; so zauberhaft in der That, daß ich sicherlich auf mein Frühstück verzichtet hätte, wenn man mir die Wahl zwischen diesem und der Zeitung gestellt hätte. Der Erfinder des Apparates hatte indessen gegen ein so peinliches Dilemma in der Weise Vorkehrungen getroffen, daß die federnde Hörgabel selbstthätig an den Ohren festhielt und die Hände für den Gebrauch von Messer und Gabel frei blieben. Nachdem ich mich durch verstohlene Blicke vergewissert hatte, wie sich meine Nachbarn mit der ganzen Einrichtung abfanden, ahmte ich ihr Beispiel in unbefangener Weise nach und gab mich binnen Kurzem dem gleichzeitigen Genuß leiblicher und geistiger Nahrung hin.

In dieser angenehmen Beschäftigung wurde ich in nicht minder angenehmer Weise von Hamage unterbrochen, der, als er im Gasthof angekommen war und erfahren hatte, daß ich mich im Frühstückszimmer befinde, herein kam und neben mir Platz nahm. Nachdem ich ihm meine Bewunderung dieser neuen Art Zeitungen ausgedrückt hatte, äußerte ich ein Bedenken; daß nämlich allem Anscheine nach eine Vorrichtung fehle, über langweilige Stellen oder uninteressante Einzelheiten hinwegzugleiten.

„Die Erfindung wäre in der That sehr weit von der Vollkommenheit," sagte er, „wenn keine derartige Vorkehrung getroffen wäre; es ist jedoch in der That eine solche vorhanden."

Er veranlaßte mich von Neuem die Hörgabel anzulegen, und sagte mir, nachdem er die Maschine in Gang gesetzt, ich solle auf einen gewissen Knopf drücken, zuerst sanft, dann so fest, als es mir beliebte. Ich folgte seiner Weisung und fand, daß der „Springer", wie er den Knopf nannte, dazu bestimmt war, die Sprachgeschwindigkeit des Phonographen, je nach einem starken oder schwachen Druck auf diesen Knopf, auf zum Mindesten das Zehnfache zu erhöhen, während es jeder Zeit, sobald ein Wort an's Ohr schlug, welches das Interesse fesselte, möglich war, die gewöhnliche Sprechgeschwindigkeit wieder herzustellen und durch eine andere Vorrichtung der Sprechcylinder nach rückwärts bewegt und zu beliebiger Wiederholung des bereits Mitgetheilten veranlaßt werden konnte.

Als ich Hamage erzählte, welche Erfahrungen ich in der letzten Nacht bezüglich der sprechenden Uhr gemacht hatte, wußte er sich vor Lachen nicht zu fassen.

„Es ist sehr gut, daß Sie das gerade jetzt erwähnten," sagte er, nachdem er sich beruhigt hatte. „Wir haben zwei Stunden Zeit bis der Zug nach meinem Wohnsitz abgeht, und ich will Sie in Orton's Fabrik führen, wo derartige sprechende Uhren als Spezialität hergestellt werden. Ich habe einige davon in meinem Hause und da ich nicht will, daß Sie sich während der Nächte zu Tode wachen, halte ich es für angezeigt, Sie schon jetzt einigermaßen damit bekannt zu machen, was man heutzutage von solchen Sprechuhren erwartet."

Orton's Fabrik, wo wir uns eine halbe Stunde später einfanden, erwies sich als eine sehr ausgedehnte Anlage, welche ausschließlich für die Herstellung der neuesten Arten von Uhren, und besonders der neuen phonographischen Sprechuhren bestimmt war. Der Director, der ein persönlicher Freund Hamage's war und mit größter Liebenswürdigkeit unsere Führung übernahm, sagte, daß diese letzteren stark im Begriff seien, die altmodischen Schlaguhren gänzlich zu verdrängen.

„Und es ist kein Wunder," rief er aus; denn die altmodischen Schlaguhren waren im höchsten Grade unzweckmäßig. Ganz abgesehen von der Rohheit, einem gebildeten Haushalt die Stunden durch vier, acht oder zehn unsanfte Schläge anzuzeigen, ohne Einleitung oder Entschuldigung, war diese Art der Ankündigung auch nicht einmal sehr verständlich. Wenn man nicht zufällig in dem Augenblicke, wo die Schläge begannen, seine Aufmerksamkeit ausschließlich denselben zuwandte, konnte man seiner Zählung nie sicher sein und in Folge dessen nie genau wissen, ob es neun, zehn oder elf Uhr sei. Was die Halbstunden- und Viertelstundenschläge betrifft, so waren sie ganz nutzlos, wofern man nicht wußte, welche volle Stunde es vorher geschlagen. Und dann möchte ich auch gern wissen, warum, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes betrachtet, die Nothwendigkeit vorliegt, daß man zwölf Mal so lang brauche, um zu erfahren, daß es zwölf Uhr sei, als um zu erfahren, daß es ein Uhr sei."

Und der Director lachte so herzlich, wie Hamage, als ich ihm meine Erfahrungen in der letzten Nacht berichtete.

„Es war ein Glück für Sie," sagte er, „daß die Uhr in Ihrem Zimmer ein gewöhnlicher Zeitankündiger war, denn im anderen Falle hätte es leicht geschehen können, daß Sie vor Schreck halb den Verstand verloren hätten." Meine Meinung schloß sich der seinigen alsbald an, als er uns einen Theil seines Uhrenlagers gezeigt hatte. Die bloße Ankündigung der Stunden und Viertelstunden war die einfachste von den Functionen dieser wunderbaren und doch einfachen Maschinen. Es gab sehr wenige, die nicht dazu eingerichtet waren, „der Zeit eine Weihe zu verleihen", wie es in alten Predigten heißt. Da aber die Ideen der einzelnen Menschen mit Bezug auf die „Weihe" der Zeit sehr verschiedene sind, waren auch die Uhren, je nach der Erbauung, welche sie gewähren sollten, verschieden. Da waren orthodoxe und Sectireruhren, moralische Uhren, philosophische Uhren, Freigeister- und Ungläubigen-Uhren, literarische und poetische Uhren, Erzieher-Uhren, frivole und ausschweifende Uhren. In der Abtheilung für religiöse Uhren fanden sich katholische, presbyterianische, methodistische, episcopalische und baptistische Zeitmesser, welche in Verbindung mit der Ankündigung der Stunden und Viertelstunden irgend ein Dogma der betreffenden Secte nebst einem Bibelspruche citirten. Da waren auch Talmage-Uhren und Spurgeon-Uhren und Storrs-Uhren und Brooks-Uhren, welche die flüchtige Zeit durch Sätze aus den Predigten dieser hervorragenden Geistlichen unterbrechen und zwar mit genauer Wiedergabe der Stimme und der Betonung des ursprünglichen Vortrags. In erschreckender Nähe der religiösen Abtheilung befand sich die der sceptisch-ungläubigen Uhren; so nahe in der That, daß, als die verschiedenen Zeitmesser die zehnte Stunde verkündeten, der Widerstreit von Meinungen, glaube ich, geeignet gewesen wäre, auch die festesten Ueberzeugungen zu erschüttern. Die Bemerkungen eines „Ingersoll", der neben mir stand, waren ganz besonders erstaunlich. Die täuschende Vorstellung eines wirklichen Streites wurde noch dadurch erhöht, daß all' diese individuellen Uhren von Bildnissen der Männer überragt waren, deren Meinungen sie ausdrückten. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Frau Boulanger.

Die letzte Klasse der großen Staatslotterie wird ausgespielt und ängstlich harrt die Menge, mit stockendem Athem, der Entscheidung. Ein winziger Waisenknabe hat sein Fäustchen am Glücksrad gehabt, jetzt steht er und trocknet die Stirn. Da drängt eine hübsche Frau heran, eine damenhafte, ganz in Schwarz, und macht mit dem Kleinen sich zu schaffen. Das Bübchen mag ihr gefallen, jetzt flüstert sie mit ihm und jetzt hat sie ihm ein Loos geschenkt. Und der Junge muß wieder zum Rad und er dreht eifrig und man ruft seine Nummer: er hat den Hauptgewinn, der Glückspilz. Aber die schwarze Dame hat eine Bedingung gestellt, sie will den netten Burschen adoptiren, dann soll er den Gewinn haben, soll ihr Erbe sein. Das weigert die Mutter des Kleinen, denn die schöne Dame ist ihr unheimlich, und sehr verständig spricht sie vom stillen Glück der Beschränkung. Da verdunstet der stolze Traum, der kleine Georg ist wieder arm und Mutter flickt ihm die Hosen. Sie hat ihren Jungen für sich behalten und fühlt sich sehr stolz: Reichthum macht auch nicht glücklich. Mit so löblicher Moral päppelt sie ihn auf und steht ganz entsetzt, da des verträumten Burschen Liebe sich von ihr wendet. Sie hat es doch so gut mit ihm gemeint und Reichthum macht doch wirklich nicht glücklich.

Auf dem Grunde jeder Frauenliebe ruht ein Muttergefühl. Vorsehung spielen ist allen Weibern liebster Beruf und die Großen wollen sie wie die Kleinen bevormunden, ihnen die Fingernägel beschneiden und sanftere Sitte sie lehren. Darum wiederholt auch für reichlich Erwachsene die Loosgeschichte des kleinen Georg sich mit jedem Tag; darum ersann ich gerade dieses triviale Märchen, um dem Schicksal des Wochenhelden beizukommen. Wie dem erstbesten dummen Jungen war dem General Boulanger das große Loos zugefallen: das Vertrauen, die Liebe eines ganzen Volkes. Er konnte hoffen, das Ziel zu erreichen, dem Gambetta nur nahe kam, er konnte Präsident werden und mehr noch vielleicht. Nun hat er, ein müder, zerbrochener Mann, sich erschossen und die thörichte Menge sucht eifrig die Ursache. Ein Werther von 50 Jahren, das schaut doch gar zu lächerlich aus. Ein ruinirter Spieler, das ginge schon eher und damit halfen die Zeitungschreiber sich denn auch. Wer aber und was den armen Teufel ruinirt hat, darüber zerbrechen sie nicht ihre Köpfe. Oder sie sind auch zu streng moralisch, die Tintenkulis, um einzugestehen, daß Herr Boulanger sich erschossen hat, weil Frau Boulanger sich nicht scheiden lassen wollte.

O, sie ist eine Heilige, diese Frau. Sie sparte sich auf für die alten

Digitized by Google

Tage des Generals, sie wollte ihn trösten, wenn er einst abgehetzt und matt zurückkäme, und auf sein Grab ließ sie nun einen mächtigen Kranz niederlegen, in der Blüthenfarbe der Unschuld. Nur geschieden wollte sie nicht sein, aus Frau von Bonnemain und dem General sollte kein legitimes Paar werden. Und darum, weil er nicht der Millionenerbe seiner Geliebten sein konnte, hat Boulanger sich erschossen und ihn nennt man einen würdelosen Komödianten und die Frau bleibt die respectable Heilige, bleibt der treue, keusche Engel.

Ueber Boulanger mache ich mir durchaus keine Illusionen. Ein bedeutender Mensch war er ganz gewiß nicht, aber der geputzte Trottel war er doch auch wohl nicht, den albernes Triumphgeschrei jetzt im Grabe höhnt. Der feine Jules Lemaitre hat die Schicksale des Generals in einer allerliebsten Satire verspottet, aber er hat seinen Helden zu einem rabulistischen Schwätzer gemacht, um die Erfolge dieses Deputirten Lebeau zu erklären. Nun war aber Boulanger kein Redner, er spielte, sobald er öffentlich sprechen wollte, eine geradezu klägliche Rolle, und doch hat er in der Republik der eloquenten Hohlköpfe unerhörte Erfolge zu verzeichnen gehabt. Nicht nur die ewig kindische Menge hat ihm zugejubelt, wenn er auf schwarzem Roß, von zwei Spahis im wehenden Burnus gefolgt, durch die Straßen galoppirte: auch geistreiche Männer wie Maurice Barrès haben zu seiner Fahne geschworen und Ernest Renan selbst sah interessirt seiner Laufbahn gekrümmte Zickzackwege. Hurrahschreier finden sich überall, bei uns so gut wie in Frankreich, für jeden gut berittenen Soldaten. Das völkerpsychologische Räthsel im Falle Boulanger bleibt deshalb doch bestehen: ein Mann, der nichts zu vollbringen, der nicht einmal eine tönende Rede abzuhaspeln vermochte, wurde die Hoffnung einer großen und intelligenten Nation, wurde eine europäische Persönlichkeit. Wenn das so ganz leicht, durch Reclame und Couplets, durch eine blitzende Uniform und einen Circusgaul zu erhaschen wäre, dann würden die Boulangers doch nicht gar so selten sein.

Dem aber nur ist das Räthsel unlösbar, der nicht erkannt hat, noch immer nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird. Es ist ganz unglaublich, wie diese Politiker heute überschätzt werden. Daß man den Monarchen schmeichelt, ihnen den Staub von den erhabenen Stiefeln leckt, weil sie einige unpassende Worte zur unrichtigen Zeit gesprochen haben, das mag noch so, als ein harmloser Zeitvertreib, mit hingehen. Aber diese byzantinische Mode erstreckt sich auch bereits auf gut gemeinte Ministerreden. Wenn Herr von Caprivi oder Herr Ribot irgendwo irgend eine herzlich unbedeutende Rede von sich geben, wenn sie, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, durch allerlei gassenläufige Weisheitsprüche den Horizont aufhellen, dann wird so ein wohlfeiler Gelegenheitspeech von allen journalistischen Hennen umgackert und dem guten Bürger wird eingeredet, nun aber sei etwas geschehen. Dabei ist diese ganze Beredtsamkeit Maculatur, sobald der neue Tag heraufgekommen ist. Die Staatsmänner haben der Welt nicht das Allerbescheidenste zu sagen, was die nicht längst schon wüßte. Der alte Gladstone wird bis an sein seliges Ende von Homerule für Irland und von einer vorsichtigen Orientpolitik reden; Herr von Caprivi bläst die Friedensschalmei und versöhnt — platonisch — die Industrie mit der Landwirthschaft und Beide wiederum mit dem Proletariat; der italienische Premier macht in Sparsamkeit und preist die nationale Selbständigkeit; und Herr von Freycinet —

Ja, Herr von Freycinet! Der wird uns nächstens eine ganz besondere Freude bereiten. Er läßt nämlich seine sämmtlichen Reden drucken, um in die Akademie doch einiges literarisches Gepäck mitzubringen. Da werden wir die Probe auf das Exempel machen können. Wenn auch nur ein einziger Gedanke von weiter reichender Bedeutung sich in diesen Band verirrt haben sollte, dann will ich gern Alles widerrufen, was ich je gegen offizielle Auslassungen auch nur gedacht habe. Aber ich fürchte sehr, das Werk des Herrn von Freycinet wird noch ganz unendlich leerer sein, als die Sammlung der Reden Gambetta's. Vortreffliche Beamte, gute und gewissenhafte Bureaukraten mögen diese Herren wohl sein, aber für die Menschheit bedeuten sie nichts und es ist einfach ein Verbrechen, daß man uns von früh bis spät die Namen derartig subalterner Geister in die Ohren gellt.

Auch Boulanger war eine subalterne Natur, gewiß. Aber als Politiker kann er ja überhaupt ernsthaft nicht betrachtet werden. Nicht, weil er Ideen hatte, kreischte man ihm Beifall, sondern weil er ein Temperament war und weil er den Muth hatte, Dummheiten zu begehen. Nur die starken Temperamente konnten in der Advokatenrepublik der Grévy und Floquet und Ranc noch triumphiren: Gambetta, Clémenceau, Boulanger. Außerordentliche Schätze hatten sie alle drei nicht in ihrem Hirnkasten aufgestapelt, aber ihre Impetuosität zwang die Massen, wie Bebel's Fanatismus, wie die klotzige Vehemenz des Herrn Eugen Richter die Massen zwingt. Mit kühnen Gedanken allein erlangt man keine populäre Wirkung; die fällt immer den heißblütigen Schwärmern zu, die im Gefolge der großen Ideen marschiren: nicht Karl Marx, sondern Lassalle hat das Proletariat in Bewegung gesetzt. Und nur da entsteht wahrhaft Großes, wo ein starker Geist einem fortreißenden Temperament sich gesellt. Napoleon und Bismarck sind hier die ragenden Beispiele.

Von solcher Größe war in Boulanger keine Spur. Aber wer durfte denn auch Genie von ihm verlangen? Als ob die anderen Politiker Genie besäßen, diese ausgemachten Mittelmäßigkeiten, die oft genug zu den untergeordnetsten Thätigkeiten nicht einmal taugen, z. B. zum landesüblichen Leitartikelschreiben. Lest doch nur, Ihr Anbeter parlamentarischer Götzen, was die Herren Ranc und Reinach in der „République française" schreiben, lest im „Temps", wie der alte Bonze Jules Simon radotirt, wie unwerthig die Prosa Richter's in den berühmten Nachtausgaben erscheint. Den Vergleich mit seinen Durchschnitt-Kollegen konnte der General am Ende auch noch aushalten und für ein Staatsoberhaupt hatte er die wichtigste Eigenschaft: er verstand sich in Scene zu setzen, er war ein natürliches Theatertalent. Schon Gambetta hat das anerkannt, als er ihn für die amerikanische Mission empfahl, mit dem Wort: Il pose bien.

Aber dieser Poseur war gar kein Politiker. Nicht der politische Erfolg reizte ihn: Der Besitz und die Macht lockten seine Gier und Macht und Besitz waren ihm wiederum nur werthvoll als Mittel zu galanten Zwecken. Er war, was die Franzosen einen homme à femmes nennen; nicht Cäsar wollte er, sondern Don Juan sein. Schon in Amerika spielte der geschlechtliche Appetit ihm üble Streiche und für sein später so geräuschvolles Leben bedeutete jede Schürze mehr als die Tricolore. Als er vermummt nach Paris kam, wollte er sicher ein vornehmes Dämchen besuchen; als er, am 7. Juli 1887, auf der Locomotive nach Clermont-Ferrand abdampfte, dachte er nur an den Eindruck auf seine Damengemeinde; und als er endlich, am 2. April 1889, von Paris nach Brüssel entfloh, da mochten ihn feig nennen, die ihn für einen Politiker hielten: er war muthig, er opferte sein Prestige, um nicht durch lange Kerkerhaft von der Geliebten getrennt zu werden. Von des großen Napoleon Aussprüchen bewahrte nur einen er in treuem Gedächtniß: Für den Liebenden ist Flucht der einzige Sieg. Der General hat in seinem öffentlichen Leben recht viele solcher Siege davongetragen.

Nur so ist sein Ende verständlich. Den Zusammenbruch seiner Partei konnte er überleben, nicht aber den Tod der Frau von Bonnemain, nicht die Aussicht auf ein einsames Altern. Der Zufall, der dem anschmiegsamen Waisenknaben das große Loos bescheert, hatte den General in die Politik verschlagen. Seine Freunde nützten die Erfolge des Boudoirhelden und der wurde, er wußte nicht wie, ein gegründeter Messias, ein Prätendent auf Actien. Das gefiel ihm wohl recht gut, denn den kommenden Männern öffnen sich leicht die Herzen und die Schlafzimmer. Aber sein Leben hing nicht am Ruhm, nicht ein Ehrgeiziger war er, sondern ein Genußsüchtiger. Galante Trophäen zu erbeuten war er ausgegangen und hätte beinahe eine Krone gefunden.

Daß er auf Kosten seiner Freundin sich's wohl sein ließ, hatte ihm die gute Gesellschaft sehr übel genommen. Die gute Gesellschaft, in der so etwas bekanntlich nie und nimmermehr vorkommt, in der nicht täglich Töchter verschachert werden und sorglich gebuchte Ehefrauen ausgeliehen. Aber ohne bequeme Doppelmoral kann diese gute Gesellschaft nicht lustig dem Abhang entgegenfloriren, darum macht sie vor jeder Geldheirath ihre tiefe Verbeugung, sieht auch wohl über kleine und große Schmutzereien hinweg, wenn nur Alles hübsch ordentlich zugegangen ist und hübsch standesamtlich. Ehen, die im Standesregister stehen, wurden im Himmel geschlossen und da versteht die Gütergemeinschaft sich von selbst. „Aber der General konnte doch nicht ein legitimes Glück begründen, Madame Boulanger ließ ihn ja nicht frei." Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Die gute Gesellschaft müßte ihren eigenen Geist aufgeben, wollte sie nicht

Digitized by Google

für die Aufrechterhaltung sämmtlicher schlau ihrem Interesse dienstbar gemachten Satzungen sorgen. Sie nimmt immer für ihr Sittengesetz Partei, gegen den starken Parnell wie gegen den Schwächling Boulanger. Und es verschlägt ihr nichts, wenn ihre Gefeierten die Züge der Herren O'Shea oder Prager oder auch die eisgraue Römertugend der würdigen Generalin zeigen, die sich nun an dem Bewußtsein trösten mag, daß ihr Mann, der ihr staatlich bis zur Bahre zugesicherte Mann, doch offiziell wenigstens keiner Andern gehören durfte. . . .

Den soignirten Frauenhelden hat eine Frau zu Falle gebracht. Die politische Persönlichkeit Boulanger's ist den Witzblättern verfallen und, entgegen dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft, wird sein Wirken keinen Nachhall finden, so sehr auch Rochefort oder Déroulède um die Vollendung seines fabelhaften „Werkes" bemüht sein mögen. Das persönliche Geschick des Generals aber umwittert ein tragischer Hauch. Nicht mit Frankreich hat er gekämpft, sondern mit Frau Boulanger: sie war am Bein des nach Genüssen Lüsternen die klirrende Kette, die im Aufsteigen ihn hemmte. Bei Frau Boulanger zuerst sollte die Republik und sollte Europa sich bedanken, weil ein abenteuernder Diktator ihnen erspart blieb. Als legitimer Gemahl der reichen Frau von Bonnemain wäre Boulanger eine ernste Gefahr gewesen, und, wer weiß, ob nach seiner Josephine frühem Tod der melancholische Wittwer nicht früher, als man jetzt glauben möchte, eine Marie Louise gefunden hätte. Kleine Prinzessinnen sind heute ein stark angebotener Handelswerth.

Die Legende starb mit dem Helden. Der aber kannte seinen wahren Feind und im Tod noch hat er an ihm sich grausam gerächt. Das nämlich war keine theatralische Pose, daß Boulanger auf dem Grabe der Bonnemain sich erschoß. Da gerade mußte es geschehen, diesen Schlag mußte der arme Schächer gegen die allzugetreue Lebensgefährtin führen. Denn, die politischen Zeichendeuter können sagen, was sie wollen, ich bleibe dabei: Herr Boulanger hat sich erschossen, weil Frau Boulanger sich nicht scheiden lassen wollte.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Besuch nach der Hochzeit." (Une visite de noces.) Lustspiel in einem Act von Alexandre Dumas. (Residenztheater.) — „Die Sonne." Schauspiel in drei Aufzügen von Paul Lindau. (Deutsches Theater.)

Auf einer Tischkante, in flüchtiger Hast, denn die Kneipe lockte und das Literaturcafé, haben unsere braven Theaterreporter ihre Zeilenweisheit über das feinste und nachdenklichste Werk des Alexandre Dumas von sich gegeben. Unverstanden und unbeachtet zog ihrem glotzenden Blick eine Kostbarkeit vorüber, die für die Physiologie der modernen Liebe mehr noch bedeutet als etwa das umständliche Geistheucheln, das in einem nach Weihrauch und Absinth duftenden Bande*) der Sexual-Katholik Paul Bourget sich abgequält hat.

Zwanzig Jahre, fast auf den Tag, hat „Une visite de noces"**) gebraucht, um den Weg von Paris nach Berlin zurückzulegen: am 10. October 1871 ist der in seiner Art einzige Einacter im Gymnase erschienen. Damals, unmittelbar nach dem Kriege, wollten die Pariser im Theater gern nur lachen oder revanchepatriotisch erhoben sein; des Dumas bittere Satire behagte ihnen nicht recht und Francisque Sarcey fand durch den thränenlosen Abschluß sich „peinlich" berührt. „Il me faut une larme," schrieb er und Alexandre Dumas antwortete in einer Vorrede, die nicht zu seinen besseren gehört. Auch Zola mischte dann später, als Theaterkritiker des „Voltaire", sich in den Streit und bewies dem ihm verhaßten Dichter der „Cameliendame", daß er nicht Menschen geschaffen habe, sondern des pantins et des marionnettes. Dumas hat, und mit ihm auch Sardou, an dem großen Schrecklichen edle Rache geübt: bei der letzten akademischen Schlacht gaben die beiden zerzausten Dramatiker fest und beharrlich ihre Stimme für Zola ab, der ihnen durch Jahre nicht streng nur, der ihnen auch ungerecht war. Um dieselbe Zeit etwa, die diesen für deutsche Verhältnisse unglaublich klingenden Vorgang brachte, zog der umstrittene Einacter in die „Comédie française" ein und nun ward Sarcey milder und Jules Lemaitre entzückte sich laut. Erst diese Wiederauferstehung hat die visite de noces, in einer Uebersetzung des Herrn Paul Block, in unser „Residenztheater" geführt und von da wird sie Reicher hoffentlich zu dauerndem Aufenthalt in das Theater des Herrn Blumenthal mitnehmen.

Eine Einschaltung sei hier gestattet. Längst gehörte das kleine Stück zu meinen Lieblingen, aber die Berliner Theaterzustände sind so — eigenthümliche, daß dem Kritiker ein Einfluß auf die Gestaltung des Repertoire unmöglich gemacht ist. Als ich neulich einem Theaterdirector die Posse „Parfum" empfahl, da bot er mir brieflich die Bearbeitung an und glaubte, mir ein „glänzendes Geschäft" garantiren zu können. Aehnlich erging es mir, da ich eines anderen Kunstpächters Aufmerksamkeit auf die Boulanger-Satire „Le député Leveau" lenken wollte. Diese Leute sind durch ihre Erfahrungen naturgemäß dahin gelangt, daß sie an einen uneigennützigen Vorschlag von Seiten eines kritisch Thätigen überhaupt nicht mehr glauben. Das ist die nothwendige Folge der Massagekuren, die journalistische Geschäftchenmacher hier eingeführt haben. Mein Bericht wäre übrigens unvollständig, wenn ich verschwiege, daß der biedere Thespiskärrner, der mir zu einer „glänzenden" Einnahme verhelfen wollte, ein Mitglied des Vereins „Berliner Presse" ist.

Aber zurück zu Dumas und seinem Stück, zur wundervollen Satirisirung lebemännischer Geschlechtsmoral.

Madame de Morancé ist eine anständige Frau — nach französischen Sittlichkeitsbegriffen. Sie hat einen Mann, der ihr gleichgültig ist, und einen Liebhaber, dessen heiße Wünsche sie in gemessenen Intervallen erfüllt hat. Dieses dreieckige Verhältniß dauert seine Zeit, aber es mag wohl nur den betrogenen Gatten glücklich gemacht haben, den die verängsteten Betrüger mit liebender Sorge umgeben. Herr von Cygneroi aber, der Liebhaber, ist dieser Liebesmühen bald überdrüssig und eines Tages läßt er die gefällige Freundin sitzen, um in der ehelichen Waschanstalt eine wohlanständige Haut und Vergnüglichkeit ohne Aufregung zu erwerben. Ein harter Schlag für Frau von Morancé, die den weltläufigen Dutzendherrn wirklich geliebt hat, die auch dem Treulosen ihre Neigung nicht völlig entziehen kann.

In ihrer Bedrängniß flüchtet sie zu Lebonnard, dem Freund der Frauen, den die feine Psychologie des Dumas als Herrn von Ryons im später entstandenen „Ami des femmes" ausführlicher gestalten sollte. Lebonnard ist die Skizze, Ryons das Portrait des skeptischen und resignirten Salonphilosophen, der nur noch die Geschlechtsfreuden der Anderen hat. Das dreieckige Verhältniß sah er entstehen und vergehen, Cygneroi scheiden und Herrn de Morancé das Zeitliche segnen. Nun tröstet der Anspruchlose die zwiefach verwittwete Lydia und schlägt, da die dumme Liebe nicht weichen will, eine Gewaltkur vor. Sie sollen sehen, Madame, was für erbärmliche Gesellen im Grunde diese Herrchen sind, denen Sie mit Ihrem Ruf auch noch ihre Leidenschaft opfern; die Bestialität im Frack wird sich gleich gar herrlich offenbaren. So ungefähr mag der gute Lebonnard gesprochen haben, als er daran ging, der Freundin die Rolle einzustudiren, die sie nun spielen wird, die sie nun heilen soll.

Herr von Cygneroi nämlich hat seinen Besuch angekündigt, und, wirklich, er kommt, kommt mit einem Gänschen von Frau und einem Steckkissenkindchen, für dessen Hygiene die Mutter eigenbrüstig sorgt. Warum er kommt? Die Höflichkeit der guten Gesellschaft will es und die Neugier mag auch mitrathen, der Wunsch, an dem Schmerz der Verlassenen das eigene Behagen zu steigern. Denn der galante Schürzenheld ist ein guter Familienpapa geworden, wiegt und schaukelt sein Baby und findet erhabene Worte zum Preise hoher Frauentugend. Mit großartigster Verachtung blickt er auf seine früheren Streiche zwar nicht, doch auf deren Opfer zurück: Das soll Liebe gewesen sein? Lächerlich! Vergnügen allenfalls — und was für eine Sorte von Vergnügen! Die Junggesellenmoral hat der Ehemannmoral Platz gemacht: Lovelace est mort! vive Prud'homme!

Lebonnard aber, der Schlaue, wußte schon, ehe Paul Bourget es noch schrieb, daß die Eifersucht der Sinne die Liebe überlebt. Nur so lange bleibt Cygneroi kalt und correct, als er für den einzig Geliebten sich hält. Da er aber vom Freunde und von Lydia selbst erfährt, daß er Vorgänger und Nachfolger in den illegitimen Genüssen hatte, da erwacht das leise nur schlummernde Thier im Modemenschen. Wie? Diese Frau von Morancé, die er nur ängstlich und zagend lieben durfte, kennt alle Perversität blinder Leidenschaft, und er sollte zu Hause sitzen, in diesem Kinderstubenidyll mit seinen Milchgerüchen, mit einem kleinen Weibchen, das in der Liebe nur die Mutterschaft sucht? Nein. Aus der Verachtung windet sich Wuth, aus der Wuth schwüle Begierde los, und wie Eifersucht der Sinne immer in plötzlichen Anfällen sich äußert, so möchte auch Cygneroi mit der wiedergefundenen Freundin eiligst auf und davon, nach Cythere, nach Paphos, wo der Liebesprosse der Galathea den strahlenden Tempel der Venus erbaut hat. Doch leider! Die galanten Abenteuer der Madame Lydia sind sämmtlich erlogen, Cygneroi war der einzig Begünstigte, man hat ihm eine perfide Komödie vorgespielt und schnell, wie sie hereingebrochen war, flattert nun die Leidenschaft wieder in alle Lüfte. Und Cygneroi scheidet, für immer diesmal, mit dem brutalen, dem unsterblichen Wort: Mais, malheureux, si c'est pour vivre avec une honnête femme, je n'ai pas besoin de madame de Morancé, j'ai la mienne! Die arme Lydia ist durch Verachtung, gründlich geheilt und, wer weiß, ob in nicht allzu ferner Zeit ihre Resignation nicht beim guten Lebonnard ein leidenschaftloses, aber ein sicheres Glück suchen und finden wird.

Zola hat Recht: das ist kein Drama, das sind keine Menschen, das sind des pantins et des marionnettes. Nie würde eine anständige Frau in Wirklichkeit mit so unfehlbarer Sicherheit die Rolle der Hetäre spielen können, nie wären so eilige und brutale Uebergänge möglich. Und noch einmal hat Zola Recht: es ist immer Dumas, der, ewig geistreich, spricht, in gekünstelten, in raffinirt geschmückten Perioden. Was aber den plumpen Fingern des unermeßlichen Riesen von Médan entglitt, was sein robuster Verstand nicht und nicht seine romanisch-romantische Vergrößerungswuth begreifen konnten, das ist der gallische Geist, der in diesem merkwürdigen Einacter sich offenbart. Für die feinste Franzosenkunst fehlen Zola die Organe, für Montaigne so gut wie für Renan und Dumas. Deshalb ist er heute vereinsamt und ein unendlich Schwächerer kann ihm den Einfluß auf die heranwachsende Generation streitig machen: Paul Bourget, den noch der ehrenfeste Augier un cochon triste genannt hat.

Die „Hochzeitsvisite" ist ein philosophischer Dialog, ein auf die Bühne allenfalls verschlagener feuilletonistischer Beitrag zu dem Lieb-

*) Physiologie de l'amour moderne. Paris, Alphonse Lemerre.
**) Paris, Michel Lévy.

Digitized by Google

lingsthema des jüngeren Dumas, eine Illustration zum Kapitel vom Verhältniß zwischen Mann und Weib. Dumas interessirt dieses Verhältniß nur, so weit die Geschlechtsinstincte in Frage kommen; er ist der Sexual-Moralist, der neugierig und ohne tiefer reichende mitleidige Regung durch das moderne Babylon schreitet. Eine sexuelle Neugier treibt ihn zu einem moralisirenden Ziel, gleichviel, ob er die Courtisane in ihrem Geschlechtsleben belauscht oder eine „Gefallene" ehrlich macht oder auch den schönen Zuhälter im Salon mit tödtlichen Streichen knutet. Immer ist er derselbe, in der Kameliendame, in den Ideen der Madame Aubray und im Monsieur Alphonse, den man uns endlich wieder spielen sollte. Im engen Rahmen des Einacters aber war er am glücklichsten, weil er seine grilligen Verschrobenheiten einschränken und auf jene kategorischen Superlative verzichten mußte, die immer mindestens hart an die Narrheit grenzen.

Woher kommt es, daß die Männer, oder richtiger: die Dutzendherren der Gesellschaft nur zu den galantesten Damen sich hingezogen fühlen, daß die Reinen auf die Dauer sie langweilen, während der Unreinen Reiz nie verlischt? Von dieser Frage ist Dumas ausgegangen, als er die „Hochzeitsvisite" schrieb. Herr von Cygneroi hat Frau von Morancé nie geliebt — wie gering ist überhaupt die Zahl der liebefähigen Männer! —, er suchte galante Zerstreuung und fand ein allzu sittsames, ein fast legitimes Glück. Dieses Vergnügen konnte nicht lange dauern. Eine Maitresse, die treu ist und tugendhaft, auf die man nicht eifersüchtig sein kann —: eine Birne für den Durst solcher Lebensgieriger. Als er sie aber wiederfindet, heiß und verdorben und zum Küssen pervers: ja, da lockt sie und zieht den Genußsüchtigen, da schickt er alle Pflichten zum Teufel und möchte leben mit ihr, noch in dieser Stunde. So entflammt an der Verderbtheit der Manon Lescaut sich das junge Begehren des Chevalier Desgrieux, so packt beim Lesen alter Liebesbriefe der Sappho, beim Anblick ihres brünstig zerwühlten Lagers jähe Gier den armen, unrettbar verlorenen Jean Gaussin. Ist es Eitelkeit, die das Instrument meistern möchte, dem Andere so himmlisch-höllische Töne entlocken? Ist es der thierische Trieb zum Unrath, die jagende Lust, aus der Correctheit alltäglicher Wohlanständigkeit zu entfliehen, und führte der Weg mitten in's Laster, wo es am schmutzigsten ist? Trifft Lebonnard den Kern, wenn er meint, nicht die Liebe rufe die Eifersucht hervor, sondern erst die Eifersucht erziehe zur Liebe? Wer weiß es und — wer sagt es? Wir sind ja alle mit einander nicht aufrichtig in diesen Dingen. Vom metaphysischen Menschen wollte jeder aus eigener Erfahrung mitreden; eine menschliche Physiologie aber werden wir erst haben, wenn Männlein und Weiblein aus ihren Herzen und namentlich aus ihren Sinnen keine Mördergrube mehr machen, wenn sie auch beim Schreiben kein Blatt mehr vor den Mund nehmen. Georges Sand war noch mitunter offenherzig und bei ihr kann man deshalb auch menschliche Documente sammeln. Auch Bourget hat, wenn er sich nicht im Mariencultus verzückt und seiner schlammgeborenen Venus die Bischofmütze aufsetzt, Momente der Offenbarung, und was er über die Eifersucht der Sinne sagt, ist doch gewiß nicht ganz unklug. Ganz richtig hat er herausgefunden, warum die Leidenschaft für herzenskalte Lasterhexen so tödtliche Leiden schafft, und ich kann mir es nicht versagen, wenigstens eine seiner Reflexionen hierher zu setzen, als Warnung allen vom Stamme der Cygneroi: „Les coquettes vraiment savantes ne se refusent pas. Elles se donnent. Elles savent que posséder une maîtresse, pour un homme passionné, c'est être possédé par elle. Une femme qui ne nous aime pas et qui nous tient par la jalousie des sens nous mène où elle veut. Le plus irrésistible désir est fait avec la mémoire de la brute qui sommeille en nous tous."

Ach, ich merke: das Thema ist allzu verführerisch und es drängt vom Wege ab. Und einen Begriff von der Hochzeitsvisite würde doch nur eine Häufung von Citaten geben können. Deshalb nehme ich eilig Abschied von diesem Schatzkästlein mondäner Geschlechtsweisheit, eingedenk des Wortes, mit dem Freund Lebonnard philosophisch das Stück beschließt: Schüttle die Flasche nicht, sagt er zum Diener, der den Wein aufträgt — die Neige ist immer bitter.

Ob Herr von Cygneroi nun glücklich sein wird? Ehekämpfer beiderlei Geschlechtes haben um diese Frage sich bemüht, die mir nicht gar so schwierig erscheinen will. Gewiß, er wird glücklich sein, wird seine neidenswerth dumme Frau küssen, den Kleinen wiegen, nach bescheidenen Kräften für die Fortpflanzung des Geschlechts derer von Cygneroi thätig sein und jeden Tag mit neuem Stolz sich in seiner neuen Rolle bewundern, als braven Familienpapa. Denn eine Rolle hat er ja immer gespielt, eine fleißig studirte und sorgsam auswendig gelernte Rolle, den Lovelace zuerst und dann den Prud'homme. Jetzt ist er in's ältere Fach übergegangen, aber die Lebenslüge hilft ihm lustig fort, die solchen Hjalmar-Naturen unentbehrliche Trösterin.

Von Lovelace zu Prud'homme: diesen Uebergang hat auch Herr Paul Lindau nun hinter sich. Früher spielte er gern den schlimmen Schwerenöther und mochte sich stellen, als hätte er eben mit Musset Cigaretten geraucht und die Sand am Kinn gekitzelt, schauderhaft lästerlich. Aber man wird älter und sogar alt und es kommen die bitteren Neigen der leicht erhaschten Lebensgenüsse und da kann es denn geschehen, daß junge Kokotten alte Betschwestern werden und daß renommistische Don Juans sich zur inneren Mission bekehren. Wirklich: Herr Paul Lindau überhört jetzt die zehn Gebote und fragt nach dem Katechismus, und wenn Heine's Frühlingslied mit Mendelssohn'scher Musik gespielt wird, dann kommen dem Vielgeprüften die Thränen. Es ist sehr rührend — Scherz bei Seite.

Das angebliche Schauspiel, in dem so fromme Triebe aufgebrochen sind, trägt den Titel: „Die Sonne". Mit genau dem gleichen Recht könnte es aber auch ganz anders heißen, die Badewanne meinetwegen oder der Stiefelknecht oder auch die Gehirnerweichung. Weil aber nach dem „Schatten" die Sonne kommen sollte, mußte zu dem Titel auch etwas wie ein Stück geschrieben werden, und das ist bekanntlich nicht ganz leicht, wenn Einem so merkwürdig oft nichts einfällt. Das verhehlte sich auch Herr Lindau nicht und er dachte gewiß eine ganze Stunde nach, bevor er zu schreiben anfing. Früher, ja, da war es gegangen, da hatte er Theateranekdoten erzählt und Schriftstellerwitze gerissen, Freiligrath zum Actschluß citirt, auch gelegentlich den Sinn eines Goethe'schen Gedichtes durch einen mitten in den Satz gestellten Punkt verfälscht, und was dergleichen Späße mehr sind. Aber jetzt! Witze ziehen ja nicht mehr recht und man verlangt ab und an bereits eine Handlung, als ob die so billig wäre ....

Und an dem ganzen Jammer — ich denke noch immer aus dem im Grunde guten Herzen des Herrn Paul Lindau heraus — ist Niemand schuldig als diese verdammten Kerle da, dieser Ibsen und wie die fremden Leute alle heißen mögen, von denen jetzt so viel geschwatzt wird. Man müßte entschieden einmal einige Feuilletons dagegen schreiben. Feuilletons? Das war ja aber bereits geschehen, in's geduldige „Tageblatt" hatte Herr Lindau viel und öftermalen seinen zornigen Schmerz abgeladen, in wasserklarem Schriftdeutsch und auch Berlinisch mitunter. Nein, ein Theaterstück gegen Ibsen und Tolstoi und — na, überhaupt, dem mußten doch alle Bierphilister begeisterten Beifall klatschen. Zwar, Herrn Hugo Lubliner's Erfahrungen konnten nicht zur Nachfolge locken, aber wenn ein berühmter Mann so etwas macht, ist es doch eine ganz andere Sache. So beiläufig mag die „Sonne" entstanden sein, denn dem Gerücht möchte ich doch nicht gern glauben, nach dem die Herren Lindau und Lubliner gewettet haben sollten, welcher von Beiden denn nun eigentlich das schlechteste Stück schreiben könnte.

„Nachtwächtermörder!" Dieses Lieblingswort der holden Frau Heinze ist jetzt in aller Munde und es scheucht mich diesmal von kritischer Absicht hinweg. Zum Nachtwächtermörder würde ich werden, wenn ich die „Sonne", die nach vier kümmerlichen Nothaufführungen wohl für immer untergegangen ist, hier durch scharfe Gläser betrachten wollte. Denn wie ein Nachtwächter tutet Herr Lindau durch die Gassen: Gebt meine, gebt nicht Ibsen's Stücke! Zu Bett! Zu Bett! Das ist der kurze Sinn der dreiactigen Bankerotterklärung, für die nur ein würdiger Kämpe eingetreten ist, einer, aber ein Löwe: Herr Isidor Landau, der „Führer in Theaterangelegenheiten". Mit beinahe befremdlicher Einstimmigkeit haben die übrigen kritischen Herren das armselige Stückchen zerzaust und zerrissen. So verlassen die Ratten ein sinkendes Schiff.

Frau Heinze warnt und auch des Herrn Heinze muß ich gedenken, der seinen findigen Kopf so gern einer Kohlrübe vergleicht. Trübe Schwänke sind seither über uns hereingebrochen und meine Kohlrübe bewahrt nur noch dunkle Erinnerungen an diese Sonne, die es an den Tag brachte, daß Herrn Lindau in zwei Jahren aber auch rein gar nichts eingefallen war, daß er beim unendlich begabteren Blumenthal, bei Schönthan und den Dichtern des großen Propheten Adolph Ernst Anleihen aufnehmen mußte, um nur drei Mal den Vorhang zu Falle zu bringen. So recht genau weiß ich eigentlich nur noch, daß im „Deutschen Theater" ganz merkwürdig schlecht gespielt wurde und daß in den Zwischenacten wohlmeinende Naturalisten sich löblich entrüsteten. Sie meinten nämlich, es sei doch gar zu perfid, wenn ein gebildeter Mann vor Fälschungen nicht zurückschreckt, wenn er Ibsen, der, ein Alleinflieger, die Sonne und nichts als die Sonne sucht, zum hoffnungslosen Pessimisten macht und Tolstoi mit atavistischen Narretheien belastet, nur um dem Börsenpöbel zu Willen zu sein und die Lehre zu predigen, daß keine Frau ihren angetrauten Gatten verlassen darf, so lange er ihr noch zu essen gibt und zu trinken.

Die also sprachen, thun Herrn Paul Lindau schweres Unrecht. Ganz gewiß ist er nicht dafür, daß eine Frau „aus kühler Reflexion" ihren Mann verläßt, weil sie ihn zufällig verachten muß. Aber von Perfidie ist er diesmal völlig frei. Er kennt Tolstoi und Dostojewsky und die anderen angeblichen Sonnenfinsterlinge nämlich nicht um ein Haar besser, als sie der Börsenpöbel kennt, und er ist deshalb ganz naiv, wenn er diese weltverschiedenen Riesen in einen Topf wirft, um eine breite Bettelsuppe zu kochen. Er will sich des Lebens freuen und möchte von den lieben Englein Einer sein, die „den Teufel nach erblicher Belastung fragen", und bis ihm die Flügel gewachsen sind, begnügt er sich, den seligen Epikur zu citiren, den man dazu noch lange nicht gelesen zu haben braucht. Außerdem ist der doch zu lange schon todt, und kann Romaneschreibern und Schauspiellieferanten keine Concurrenz mehr machen, wie Ibsen und Zola und Tolstoi und — na, überhaupt!

Was Herr Lindau an abgelagertem Zeitungsgewäsch gegen diese ihm unbequemen Dichter vorbringt, das gilt Wort für Wort auch für die „vornaturalistische" Poesie, für Shakespeare so gut wie für Dante und Goethe. Die haben sämmtlich Abgründe aufgedeckt und in unheimliche Nachtseiten hineingeleuchtet, die waren nicht bierfidel wie Herr Lindau mit seinem krampfhaften Geschrei: Freut Euch des Lebens und pereat tristitia! Aber so rechter Ernst ist es dem vergnügten Herrn am Ende auch nicht mit seinem Kreuzzug. Er schrieb zwar: „Weil den Lappen der Thran auf der Funzel fehlt, brauchen wir doch nicht unsere elektrischen Lampen auszulöschen." Aber schließlich wollte er doch nur einen Erfolg haben, nach langer, schwerer Zeit. Und da dieser Erfolg nun so ganz und gar ausblieb, trifft sich's recht schön, daß die sogenannte Handlung des Stückes auch eine Umkehrung der Tendenz erlaubt. Dann würden durch unerbittliche Wahrheiten alle vorhandenen Eheschäden schnell und gründlich auskurirt und Ibsen und Tolstoi als Erzieher empfohlen werden. Wenn Herr L'Arronge im Einverständniß mit dem Verfasser mir die Sonne gibt, nur auf einen halben Tag, dann verpflichte ich mich, auch ohne auf ein „glänzendes Geschäft" zu rechnen, ausnahmsweise die Umarbeitung zu übernehmen. Titel: Die Funzel. Denn: „Weil wir es uns hier bei der elektrischen Beleuchtung wohl sein lassen, dürfen wir doch nicht vergessen, wie oft den armen Lappen der Thran auf der Funzel fehlt." M. H.

Digitized by Google

Inserate.

Von **Otto Ernst** erschien soeben:

Aus verborgenen Tiefen.

Novellen und Skizzen.

16 Bg. Broch. M. 2.25, eleg. gebd. M. 3.—.

Der glänzende Stilist und tiefblickende Seelenkenner vereinigt in diesem Buche alle Vorzüge seiner Feder und bietet durch erschütternde Tragik und herzerfrischenden Humor eine fesselnde Unterhaltungslektüre vornehmster Art.

Verlag von **Conrad Kloss** in **Hamburg.**

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte **Liebhaberausgabe** in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu**, eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 50 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der **„Gegenwart", Berlin W.,** Culmstraße 7.

Verlag von **J. Baedeker** in **Leipzig.**

Friedrich Albert Lange.

Eine Lebensbeschreibung von

O. A. Ellissen.

Mit Lange's Stahlstich-Porträt.

Groß 8°. (VIII u. 271 Stn.) Preis M. 4.50.

Verlag von **C. Latendorf, Poesneck.**

Friedrich Försters Urkunden - Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813

mit besonderer Rücksicht auf

Theodor Körners Leben und Dichten

von **Friedr. Latendorf.**

40 S. gr. 8°. Preis 60 Pf.

Ich verweise auf No. 38 der „Gegenwart" vom 19. Septbr. 1891, welche eine Besprechung der Schrift brachte.

Neu! Bitte zur Ansicht verlangen: **Neu!**

Stirb und werde.

Dichtung von Ad. Brieger.

Eleg. brosch. 2 ℳ, Prachtband 3 ℳ.

Ein moderner Leidenschaftsroman in allen Gedichtarten. Eine Perle der Literatur.

❖ Funken. ❖

Gedichte von Konrad Nies.

Eleg. brosch. 2 ℳ, Prachtband 3 ℳ.

Herrliche Funken eines ehernen Geistes.

Baumert & Ronge, Großenhain u. Leipzig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erzählung von **Nataly von Eschstruth.**

Der Mühlenprinz.

Zweite Auflage.

Eleg. Format. Geh. 5 M.

Geb. in Originalband 6 M. 20 Pf.

Potpourri

von **Nataly Eschstruth.**

2. Auflage. Geh. 4 M. 50 Pf. Eleg. geb. 5 M. 70 Pf.

Diese beiden Werke werden mit dazu beitragen, den Namen der gefeierten Autorin noch weiter zu verbreiten.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Soeben erscheint:

Die

Cis-moll-Sonate

Von

Gerhard von Amyntor

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk." Ps. 127, 3.

Preis 60 Pfennige.

Verlag von **Victor Ottmann** in **Leipzig.**

Ottmann's Bücherschatz
Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller
(Jede Nummer kostet 20 Pfennige)
No. 3—5:

Neuigkeiten im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**

Vorräthig in allen Buchhandlg., sonst direct postfrei gegen Einsendung des Betrages zu beziehen

Scherzgedichte

von **Joh. Trojan.**

II. neu bearbeitete Auflage ℳ 3.— brosch.

Anspruchslose Geschichten

von **P. Hann.**

19 Bogen. ℳ 3.60 brosch.

Grabschriften und Marterln in den Alpen.

II. Folge. Gesamm. u. herausg. v. **L. v. Hörmann.**

Geb. ℳ 1.50.

Leben und Stimmung.

Ausgewählte Gedichte von **Josef Kitir.**

ℳ 2.— brosch.

Für eine Zeitung

werden noch Beiträge gewünscht, mit denen die **socialdemokratische Bewegung** gemeinverständlich und sachlich bekämpft wird. Probearbeiten mit Honoraransprüchen sub **H. D. 2076** an **Rudolf Mosse, Berlin S.W.,** zu senden.

Der kleine Stephan.

Ein Hilfsbuch fürs Publikum.

2 Bände à 1.— ℳ bezw. 2.— ℳ.

Verlag von Gerhard Kühtmann in Dresden.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 17. October 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die landwirthschaftlichen Zölle. Von Agricola. — Die Vertheidigung im Strafverfahren. Glossen zum Prozeß Heinze. — **Literatur und Kunst:** Rudolf Virchow. Zu seinem 70. Geburtstage. Von Dr. med. Julius Levin. — Friedrich Albert Lange. Von F. J. Schmidt. — **Feuilleton:** Mit geschlossenen Augen. Von Edward Bellamy. Aus dem Englischen von Ottmar Dittrich. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Der heilige O'Shea. Von Apostata. — Gontard und Schinkel. Von C. G. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die landwirthschaftlichen Zölle.

Der geneigte Leser dieser Zeilen wird sich gewissermaßen mit Schaudern der Zeit erinnern, wo im vorigen Winter und Frühjahr mit allen Kräften gegen die Lebensmittelzölle agitirt wurde und wo ein dreitägiger hitziger Redekampf nöthig war, um die Anträge Auer und Richter auf Aufhebung derselben abzuweisen. Es erfolgte die Ablehnung mit Zweidrittelmajorität und die Mehrheit wäre noch erdrückender gewesen, wenn damals die fehlenden 81 Mitglieder mitgestimmt hätten. Auch heute noch sind nur Freisinnige und Sozialdemokraten entschiedene Gegner der Schutzzölle. Die anderen Parteien halten an dieser Position des Systems Bismarck fest. Das dürfte sich bei dem gleich nach dem Zusammentreten des Reichstages in Scene zu setzenden Ansturm gegen diese Zölle wieder einmal zeigen. Daß ein solcher Ansturm versucht wird, unterliegt nach dem Gebahren der Oppositionspresse und den offenen und geheimen Wühlereien in Land und Stadt keinem Zweifel.

Es ist vorauszusehen, daß bei der Sache die Petitionen von beiden Seiten her wieder stark in's Treffen geführt werden. Namentlich sucht die Opposition den Landmann einzufangen und den Landarbeiter, um sagen zu können: Die ihr unterstützen wollt mit euren Zöllen, sind gegen eure Zölle! Aber wie Petitionen gemacht werden, wissen wir auf dem Lande auch und wissen auch, daß sie nicht als Gradmesser der öffentlichen Meinung angesehen werden dürfen. Liegt eine solche zur Unterzeichnung aus, so wird Alles aufgeboten, um Unterschriften zu gewinnen. Um was es sich eigentlich handelt, ist manchem der Unterzeichnenden nicht recht klar. Hans unterzeichnete, weil Klaus auch unterzeichnete, und Michel unterschreibt, weil sein Brodherr es wünscht. „Sind die Steuern fort, dann wird Brod und Fleisch billig!" die Redensart bringt Unterschriften in Menge. „Haben wir keinen Schutzzoll, so kann ich Euch keine Arbeit geben!" auch diese Redensart füllt den für Unterschriften freigelassenen Raum unter der Petition. An eine Aufklärung der Massen denkt der freisinnige Bauer ebenso wenig, wie der hochconservative Großgrundbesitzer. Aber die Presse? Nun, die dient in den meisten Fällen ihrer Partei und der gemeine Mann glaubt, was er liest und immer wieder liest, er muß wohl, denn um der Sache auf den Grund zu gehen, fehlt ihm die Bildung. Und das in dem Jahrhundert der Aufklärung? Allerdings, denn das wird man jetzt nicht und das wird man nie von einem Bauern verlangen können, noch dürfen, daß er ein ausgelernter Politiker sein soll, mag man gegen den Satz einwenden, was man will.

In der Debatte wurde betont, daß die landwirthschaftlichen Zölle die Landarbeiter zu den Sozialdemokraten hinübertreiben würden. Der das am stärksten betonte, war selber ein Sozialdemokrat, ein Mann also, dem daran gelegen sein muß, seiner Partei möglichst viele Anhänger zuzuführen. Hätte der Mann wirklich geglaubt, was er sagte, er hätte nicht so gesprochen, sondern aus irgend einem anderen Grunde die Lebensmittelzölle angegriffen. Ein halbwegs vernünftiger Sozialdemokrat wird doch nicht Mittel zur Bekämpfung seiner Partei zeigen. Der Schuß war ein Schreckschuß, der weiter keine Gefahr bringen kann. Die augenblicklich stark betriebene Agitation der Sozialisten in der Landbevölkerung ist mehr als eine ungefährliche Spielerei, der man unthätig zuschauen kann, aber sie ist auch nicht so gefährlich, als Manche sich vorstellen. Der Landarbeiter läßt sich wohl auch einreden, daß seine Lage eine schlechte ist, aber auf dem Lande lassen sich Gewaltmaßregeln gegen die Brodherren, wie sie die Sozialdemokraten sonst in Scene zu setzen belieben, nicht wohl anwenden. Der Arbeiter würde dabei schließlich doch den Kürzeren ziehen müssen. Allerdings ist es ja schlimm genug, wenn es den Sozialisten gelingt, das in den Landbau treibenden Districten zumeist noch recht schöne Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu stören. Aber da haben die Herren Agitatoren eine gute Gewohnheit an sich, die ihnen bei der Landbevölkerung den Credit zu nehmen geeignet ist. Die Arbeiter müssen nämlich für Agitationszwecke auch etwas opfern und das paßt dem landwirthschaftlichen Arbeiter, der einen Theil seines Lohnes häufig in Naturalien bekommt und deshalb von baarem Geld selten viel in Händen hat, schlecht. Wer ihm das Geld aus der Tasche zieht, wird vom Landarbeiter nicht mit freundlichen Blicken angesehen, denn bei ihm ist noch die Kunst des Sparens in der Uebung und sein letztes Streben geht darauf hinaus, sich einen eigenen Herd zu gründen.

Nun könnte man ja sagen, auch die Lebensmittelzölle ziehen dem Landarbeiter Geld aus der Tasche und sie müssen deswegen beseitigt werden. Die Lebensmittelzölle machen sich allerdings auch auf dem Lande bemerkbar. Wir wissen auch, daß Fleisch und Brodkorn theurer geworden sind, ob lediglich in Folge dieser Zölle, wollen wir dahingestellt sein lassen und nur constatiren, daß der Landarbeiter es vielfach glaubt, weil er es häufig hört und liest. Aber nicht alle Landarbeiter empfinden die Steuer so drückend, als der in der Stadt lebende leitartikelnde Schriftsteller glaubt. Mancher Landarbeiter hat selber ein Häuschen mit Garten und Acker und baut selber ein wenig Korn. Andere bekommen von ihren ständigen Brodherren die Erlaubniß, das nach Abfuhr der Garben auf dem Felde lose herumliegende Korn zusammenharken zu dürfen. Andere erhalten von ihren Arbeitgebern das Brodkorn zu einem

Digitized by Google

gewissen Preise geliefert und sind vor den Schwankungen des Marktpreises sicher. Viele halten eine Kuh oder ein paar Ziegen und machen selber ein Schwein fett, oder haben ein paar Schafe und Gänse. Natürlich sehen die Arbeiter, die selber Producte an den Markt zu bringen haben, gern möglichst hohe Preise und nehmen es dann auch nicht übel, wenn sie höhere Preise für Waaren bezahlen müssen, denn die Summen, die sie ausgeben, sind kleinere, die sie empfangen aber größere und zumeist bestimmt, ein Loch zuzustopfen.

In Landbau treibenden Kreisen pflegt man zu sagen: Wenn der Bauer kein Geld hat, hat keiner etwas. Der Satz ist wahr. Werden die Erzeugnisse der Landwirthschaft schlecht bezahlt, so läßt der Bauer alle Arbeiten ruhen, die nicht dringend nothwendig sind. In erster Linie werden dann die Landarbeiter für viele Wochen des Jahres brodlos, die nicht ständige und feste Arbeit haben, sondern bald hier, bald da in Tagelohn arbeiten. Ihre Dienste werden dann nur in den wenigen arbeitsreichen Wochen des Jahres begehrt. Dann aber leiden auch die Handwerker, nicht allzu oft in Anspruch genommen, sondern nur, wenn es Arbeiten giebt, die nothwendig gemacht werden müssen. Endlich aber sind auch die Städter in Landbau treibenden Gegenden vom Landwirth abhängig. Wir erinnern uns noch ganz gut der Jahre, da die landwirthschaftlichen Producte niedrig im Preise standen. Damals war thatsächlich die Nothlage der arbeitenden Klassen auf dem Lande eine ganz andere, wie jetzt, wo derjenige, der nur arbeiten will und kann, auch Arbeit findet, genügend, ihn und die Seinigen zu nähren. Wer übrigens Gelegenheit hat, das Leben und Treiben auf den Märkten zu beobachten, der wird mit uns darin übereinstimmen, daß ein flottes Handeln nur dann anzutreffen ist, wenn die Sachen etwas kosten. Bei gedrückten Preisen ist auch stets flauer Handel. Einen so lebhaften Viehhandel, wie in den letzten beiden Jahren, haben wir lange nicht gehabt.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß das Korn und Vieh producirende Ausland billiger producirt, als Deutschland, mag das nun an den günstigeren klimatischen und Bodenverhältnissen, an den niedrigeren Arbeitslöhnen oder woran sonst liegen. Es ist Thatsache, daß Deutschland mit diesen Ausländern nicht mit Erfolg den Concurrenzkampf aufnehmen kann. Fehlen die Schutzzölle, so wird das Ausland uns mit billigen Waaren überschwemmen und wir finden für unsere Producte keinen Absatz. Man wendet nun zwar ein, daß man früher auch ohne Schutzzölle ausgekommen sei und sich gut dabei gestanden habe. Dagegen ist zu sagen, daß damals die ausländische Concurrenz noch nicht leistungsfähig genug war, um unsere Producte verdrängen zu können. Damals kamen noch nicht Indien und Amerika als Productionsgebiete erster Ordnung in Betracht. Heute müssen wir mit diesen Gebieten in erster Linie rechnen.

Wie die Opposition den Schaden der Lebensmittelzölle auf das kaufende Volk darstellen, wird die Sache doch erst aussehen, wenn diese Zölle so hoch gestiegen sind, daß der heimische Producent für seine Waare fordern kann was er will und sicher weiß, daß man ihm seine geforderten Preise zahlen muß. In keinem Falle dürften indirecte Steuern so hoch ansteigen, daß sie ausländische Waaren vom heimischen Markt ausschließen. Ist das der Fall, wie bei der vielgenannten Mac Kinley Bill, so sind solche Zölle der Volkswohlfahrt allerdings hinderlich. Eine solche Höhe aber haben in Deutschland die Lebensmittelsteuern noch nicht erreicht und es liegt darum nicht im Interesse der Volkswohlfahrt, sie abzuschaffen und weder der Bauer noch der landwirthschaftliche Arbeiter würden einen Nutzen davon haben. Die Industrie- und Bergarbeiter könnten freilich wohl damit zufrieden sein, aber ihre Brodherren haben auch Schutzzölle, und was dem einen recht ist, muß auch dem andern billig sein, ganz abgesehen davon, daß auch die Lage der heimischen Industrie eine wenig beneidenswerthe sein wird, wenn die Landwirthschaft am Boden liegt.

Uebrigens müssen wir in Frage stellen ob wirklich nach Abschaffung der landwirthschaftlichen Zölle mit Nothwendigkeit ein Sinken der Getreidepreise um den Betrag der Zölle eintreten wird, da sonst die Aufhebung nutzlos sein würde. Wie werden denn die Marktpreise heute in Deutschland gemacht? Der Producent, sei er ein Bauer oder Großgrundbesitzer, sieht sich bei der steigenden Verschuldung seines Grundbesitzes genöthigt, einen immer größeren Theil seines Ernteertrages im Herbste bald nach der Ernte abdreschen zu lassen und zu verkaufen. Mehr als das, was er für den eigenen Bedarf nöthig hat, benutzt er selten zum Zurückbehalten. Das Verkaufte geht aus einer Hand in die andere und kommt zuletzt an die wenigen Großhändler und Getreidespeculanten, die nun ihrerseits, und nicht nur sie allein, ihre Börsenspeculationen damit treiben. Großhändler und Speculanten machen die Marktpreise.

Nach Aufhebung der Kornzölle aber würde sich das gar nicht anders gestalten. Die großen Getreidefirmen würden doch den Import in den Händen behalten und die Preise bestimmen. Nun würden sie den einheimischen Landmann ganz in der Tasche haben, d. h., der müßte sich mit einem von ihnen willkürlich festgesetzten niedrigen Preise begnügen, weil sie sonst das Land mit billigem ausländischen Getreide überschwemmen und den deutschen Landmann mit seiner Ernte sitzen lassen würden. Der deutsche Landmann würde im Herbste sein Korn für ein Billiges verkaufen müssen und wenn er im Frühjahr nichts mehr hat, macht der Großhändler im Bunde mit der Börse den Preis beliebig. Der Händler verdient mehr und der Arbeiter, der Städter, hat ein ebenso theures Brot. Man wolle nur ein wenig zurückdenken: zu den Zeiten des Freihandels hat man mitunter theureres Brod gehabt, als im Jahre 1891.

Ein doppelter Umstand hat uns die theuren Kornpreise gebracht, der, daß dem Producenten ein baldiger Verkauf des Erntesegens zur Nothwendigkeit geworden ist und der, daß nicht ihm, sondern dem Börsenmann und dem Großhändler die Preisfestsetzung zugefallen ist. So lange beides, und im Grunde hängt ja beides innig genug mit einander zusammen, nicht anders geworden ist, nützt keine Aufhebung der Getreidezölle etwas. An beiden Punkten hat die Gesetzgebung einzusetzen. Mit der Ueberhandnahme der Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes geht es so nicht mehr fort, wenn wir nicht in Kurzem erleben wollen, daß der Landmann nur noch für den Geldmann arbeitet und nur noch auf seinem Erbe sitzen bleibt, weil der Kapitalist es bequemer hat, wenn er die Zinsen einzieht, als wenn er selber mit Pflug und Sense hantiren muß. Und daß gegen die Ueberhandnahme des Börsenspieles, das heute von Berufenen und Unberufenen betrieben wird, eingeschritten werden muß, ist längst anerkannt worden. Hier liegen Aufgaben, die unsere Gesetzgebung lösen muß und die nothwendiger sind, als die dem brodkaufenden Pubikum nichts nützende Aufhebung der der Landwirthschaft unentbehrlichen Schutzzölle.

Agricola.

Die Vertheidigung im Strafverfahren.

Glossen zum Prozeß Heinze.

Seit langer Zeit hat keine in der Reichshauptstadt sich abspielende Strafverhandlung das Aufsehen hervorgerufen, wie der Prozeß gegen die Eheleute Heinze, welche der Ermordung des Nachtwächters Braun angeklagt waren. Durch hervorragendes psychologisches Interesse konnte dieses Aufsehen nicht begründet werden, denn an diesem waren die Verhandlungen in der That äußerst arm und der Umstand, daß die Zeugen fast durchgängig Personen waren, welche sammt und sonders weit eher auf die Anklagebank als in den Zeugenraum gehörten, konnte dasselbe ebenfalls nicht rechtfertigen; wenn bei dieser Gelegenheit wieder einmal die entsetzliche Verwilderung und Entartung in der untersten Schicht der Gesellschaft zu Tage trat, so war das auch nichts Neues, dem Kriminalisten und Polizeibeamten sind die Zustände unter den Dirnen und Zuhältern ebenso wohl bekannt, wie die Thatsache, daß der Kampf, den der Staat gegen diesen Auswurf der Gesellschaft führt, ein größtentheils erfolgloser ist. Dirnen und Zuhälter

Digitized by Google

gab es in jeder größeren Stadt von jeher und wird es vermuthlich immer geben und es kann nur in Frage kommen, ob unsere Gesetzgebung nicht, so weit es sich insbesondere um ein Einschreiten gegen das Unwesen der Zuhälter handelt, einer Ergänzung und Verschärfung bedarf. Wir beabsichtigen nicht, uns heute hierüber des Näheren auszulassen, hingegen möchten wir die Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken, der allerdings geeignet war, berechtigtes Aufsehen hervorzurufen, die Art und Weise, in welcher die Vertheidigung ihres Amtes waltete. Wir sind der Ansicht, daß die Fälle in Deutschland sehr selten sind, in welchen die Stellung und die Aufgabe der Vertheidigung in stärkerem Maße verkannt wurde, als es in diesem Fall geschah, wir glauben, daß die Vertheidigung sich noch nicht oft in dieser — gelinde gesprochen — unvortheilhaften Weise ausgezeichnet hat, wie in dem Heinze'schen Prozeß. Seit wann ist es denn in Deutschland üblich, daß der Vertheidiger den Ernst der Gerichtsverhandlung dadurch stört, daß er sich zu seiner Stärkung — Sect kommen läßt, seit wann sieht die Vertheidigung ihren Beruf darin, sich mit den Interessen des Angeklagten zu identificiren und die Rechtsverfolgung zu hemmen, seit wann gehört es denn zu den Rechten des Vertheidigers, sich einer, kriminalistisch vielleicht nicht verfolgbaren, aber moralisch doch durchaus verdammenswerthen mittelbaren Beschützung des Verbrechens dadurch schuldig zu machen, daß er dem Angeklagten in der öffentlichen Verhandlung den Rath ertheilt, die Beantwortung der ihm gestellten Fragen zu verweigern? Wahrlich, die Entrüstung, welche dieses Verhalten erregt hat, ist vollkommen begründet und es scheint uns doch dringend geboten zu sein, dagegen Verwahrung einzulegen, daß sich in die deutsche Rechtspflege Gewohnheiten und Gepflogenheiten Eingang verschaffen, wie sie vielleicht in einigen Staaten Amerikas existiren mögen. Die Vertheidigung ist, hieran muß festgehalten werden, ein nothwendiger Factor der Rechtspflege, sie gehört zu einem Strafverfahren so gut wie die Anklage, um deswillen muß sie aber ihren Beruf darin sehen, der Ermittelung der Wahrheit zu dienen und dem wahren Recht zum Sieg zu verhelfen; eine Vertheidigung, welche mit Einseitigkeit ihre Aufgabe darin sieht, auch den schuldigen Angeklagten von der Strafe zu befreien, verstößt gegen ihren Beruf. Wie würden wir von einem Staatsanwalt denken, welcher gegen seine Ueberzeugung das Schuldig gegen eine Person beantragt, die er für schuldlos hält? Den härtesten und schärfsten Tadel würden wir gegen ihn aussprechen, wir würden nicht zögern, ihn als einen Beamten zu bezeichnen, der seine Gewissens- und Berufspflicht verletzt hat; so gut der Staatsanwalt im Interesse der Rechtspflege und des Rechts thätig ist, ebenso wohl hat der Vertheidiger im Interesse der Rechtspflege seine Thätigkeit zu entfalten und es muß deshalb in der entschiedensten Weise gemißbilligt werden, wenn er sich mit dem Angeklagten identificirt oder gar, trotzdem er von der Schuld desselben überzeugt ist, mit allen Mitteln seine Freisprechung herbeizuführen sucht. Die Vertheidigung hat die Aufgabe, die Bestrafung Unschuldiger zu verhüten, auf die Beachtung der zum Schutz des Angeklagten bestimmten Vorschriften zu sehen, sie soll die Entlastungsmomente sammeln und vorführen, den Richter auf die Lücken der Belastungsbeweise hinweisen, sie soll die zu seinen Gunsten sprechenden und seine That relativ entschuldigenden Thatsachen und Umstände hervorheben, sie soll endlich die zu seinen Gunsten sprechende Gesetzesauslegung vertreten und dem strengen Recht die Milde gegenüberstellen, aber sie hat nicht den Beruf, den Schuldigen dem rächenden Arm des Gesetzes zu entziehen, sie hat nicht das Recht, den Gang des Verfahrens durch Kunststückchen allerlei Art zu hemmen. Eine Vertheidigung, welche dies verkennt, ist ein Krebsschaden der Rechtspflege, eine Vertheidigung, welche den Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck verwirklicht, ist eine Gefahr für die Rechtssicherheit. Je größer die Rechte und Befugnisse sind, welche die moderne Strafprozeßgesetzgebung im Vergleich zu der Gesetzgebung früherer Zeiten der Vertheidigung eingeräumt hat, um so größer sind ihre Pflichten geworden und der freieren Stellung muß ein gesteigertes Pflichtbewußtsein entsprechen. Gerade derjenige, welcher die Vertheidigung für ebenso nothwendig hält wie die Anklage, welcher den Vertheidiger nicht minder als ein im Dienst des Rechts stehendes Organ der Strafrechtspflege betrachtet wie den Staatsanwalt, muß es besonders bedauern, wenn manche Vertheidiger ihren Beruf so verkennen, wie dies leider jetzt geschehen ist. Nicht das ist der Weg, um der Vertheidigung die ihr gebührende Stellung im Strafverfahren zu verschaffen, die ihr auch in Deutschland noch nicht voll und ganz zusteht! Durch diese Auffassung corrumpirt man die Vertheidigung, verhindert man sie, sich zu einem mit der Anklage vollständig gleichgestellten und gleichberechtigten Factor der Strafrechtspflege zu machen. Es wäre der Untergang der Vertheidigung, wenn die Anschauung, von welcher die im Heinze'schen Prozeß als Vertheidiger fungirenden Herren offenbar geleitet waren, sich in Deutschland ausbreiten würde, zum Glück brauchen wir dies nicht zu befürchten und der lebhafte Unwille, den das Verhalten dieser Herren gerade in Anwaltskreisen hervorgerufen hat, ist uns eine Bürgschaft dafür, daß die Mehrheit der deutschen Anwälte nicht gewillt ist, sich einer anderen Auffassung zuzuwenden als sie ihr bisher eigen war. Die Vertheidigung arbeitet nicht für den einzelnen Tag und nicht für den einzelnen Fall, sondern für die Verwirklichung der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit; wer das nicht versteht, sollte seine Thätigkeit einem anderen Arbeitsfeld widmen als der Vertheidigung. Erstaunlich ist die Langmuth zu nennen, mit welcher der Vorsitzende des Gerichtshofes das Verhalten der beiden Vertheidiger in dem Heinze'schen Prozeß ertragen hat; wir sind die letzten, welche eine rigorose Handhabung der Vorschriften über die Sitzungspolizei empfehlen, aber wenn man die Stellung der Vertheidigung so verkennt, daß man Schaumwein in einen Gerichtssaal bringen läßt, in welchem über das schwerste Verbrechen verhandelt wird, das die Gesellschaft kennt, dann ist es doch gewiß geboten, dem Herrn, der sich in dieser Weise vergißt, einen kräftigen Ordnungsruf zu Theil werden zu lassen.

Literatur und Kunst.

Rudolf Virchow.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Von Dr. med. Julius Levin.

Wenige Wochen sind es her, daß die wissenschaftliche Welt einem hochberühmten Forscher ihre Glückwünsche zu seinem siebzigsten Geburtstage darbrachte, und auf's Neue rüstet sie sich zu einer gleichen Feier. Rudolf Virchow, wenig jünger, als sein Studiengenosse Helmholtz, feiert am 13. October sein Jubiläum.

Wenn bei Helmholtz das vorläufige Verzichten auf einen praktischen Erfolg so imposant ist, wenn alle Mühe zunächst auf Mehrung der Erkenntniß abzielt, so ist von der Lebensarbeit Virchow's eigentlich zu sagen, daß sie derjenigen seines Studiengenossen völlig entgegengesetzt ist. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Virchow nicht ebenfalls die wissenschaftliche Erkenntniß in die erste Reihe stellte, aber der Mediziner ist zugleich ein Mann der praktischen That. Was Helmholtz that zum Ausbau der Naturwissenschaft, hat einen größeren Umfang, er bearbeitete enorme Gebiete, die von seinem eigentlichen ersten, dem medizinischen, weit ablagen, wenn sie auch mit ihm stets Zusammenhang behielten. Virchow ist über das eigentlichst zur Medizin Gehörige nicht weit hinausgegangen, aber wie hat er sich selbst das Feld erweitert! Er wußte wohl, was klare Erkenntniß der Medizin bedeutet, er wußte, was auch Frerichs noch in seinem letzten Werke so streng betont hat, daß zunächst noch Jahrhunderte der Erforschung der Krankheiten werden gewidmet werden müssen, ehe die Medizin, welcher diese Beschäftigung als die höchste gelten muß, den Namen einer Heilwissenschaft wird mit Recht führen dürfen. Virchow hatte stets als letztes Ziel die Hülfe für den Kranken im Auge, aber er suchte sie zu befördern durch Verbreiterung und Ver-

Digitized by Google

tiefung der Einsicht. Wenn Helmholtz sich bis zu den Sternen wagte, blieb Virchow auf der „gegründeten, dauernden Erde", und als diese betrachtete er für sich zunächst die Medizin, und zwar die praktische, gerade jene, der Helmholtz so bald nach Beendigung seiner Studien den Rücken kehrte.

Virchow sah nicht weniger, als Helmholtz, was der Medizin fehlte; der Geist der alten Zeit war noch zu wirksam, um einen Ausblick frei zu machen auf endgültige Lösung der Frage, die den Arzt am meisten beschäftigen muß, nämlich die, ob es ihm möglich sein wird, zur Erkennung der Ursachen der Erkrankungen durchzudringen, welche die erste Stufe, aber auch zugleich die sicherste ist, die zur Heilung führt. Wer dieses wichtigste Ziel vor Augen hatte, der mußte zugleich sehen, wie weit die Medizin von diesem „Schlusse, auf's Innigste zu wünschen" noch entfernt war, und — das sei gleich bemerkt — noch ist. Die Haupthindernisse, mit denen Helmholtz zu kämpfen hatte, sie waren auch für Virchow maßgebend; man hatte die Abneigung gegen das Selbstsehen zu bekriegen, man hatte sich frei zu machen von der Büchergelehrsamkeit. Daß Virchow dieses Ziel verfolgte mit dem steten Hinblick auf das Endziel, auf eine genauere Erkenntniß der Krankheitsursachen und in der Folge davon auf ihre rationelle Beseitigung, wird nur der ihm übel nehmen, für den jene großen Worte nicht geschrieben sind, als deren Verfasser wir wiederum Helmholtz anführen dürfen: „Man muß vielleicht dem brechenden Auge des Sterbenden und dem Jammer der verzweifelten Familien gegenübergestanden haben, man muß sich die schweren Fragen vorgelegt haben, ob man selbst Alles gethan habe, was man zur Abwehr des Verhängnisses hätte thun können, und ob die Wissenschaft auch wohl alle Kenntnisse und Hülfsmittel vorbereitet habe, die sie hätte vorbereiten sollen, um zu wissen, daß erkenntnißtheoretische Fragen über die Methodik der Wissenschaft auch eine bedingende Schwere und eine fruchtbare praktische Tragweite erlangen können. Der bloß theoretische Forscher mag kühl darüber lächeln, wenn Eitelkeit und Phantasterei sich für eine Zeit in der Wissenschaft breit zu machen und Staub aufzuwirbeln suchen, vorausgesetzt, daß er selbst in seinem Arbeitszimmer ungestört bleibt. Oder er mag auch wohl Vorurtheile der alten Zeit als Reste poetischer Romantik und jugendlicher Schwärmerei interessant und verzeihlich finden. Demjenigen, der mit den feindlichen Mächten der Wirklichkeit zu ringen hat, vergeht die Indifferenz und Romantik; was er weiß und kann, wird schärferer Prüfung ausgesetzt, er kann nur das grelle, harte Licht der Thatsachen brauchen und muß es aufgeben, sich in angenehmen Illusionen zu wiegen." Wenn Helmholtz in den eben citirten Worten von Eitelkeit und Phantasterei spricht, so ist es wohl angebracht, zu fragen, ob der Kampf gegen sie der allerschwerste ist. Ich möchte das leugnen. Offenbar und durch und durch Falsches ist, wenn auch nicht auf den ersten Wurf, zu bewältigen. Weit anders liegen indeß die Verhältnisse bei dem Halbwahren, bei jenen Lehren, die nicht vollkommen richtig und vollkommen falsch, eine Herrschaft ausüben, als ob sie unumstößlich wären, und sie ausüben können, weil man ihnen zwar ihre Fehler vorhalten kann, ein Ersatz für sie aber, und ein besserer, nicht sogleich zu beschaffen ist. In einen solchen Kampf gegen Halbwahres ließ sich Virchow ein, indem er gegen die, auf an sich gute Beobachtungen gestützte, in ihren Schlußfolgerungen indeß vollkommen verfehlte Lehre von den Dyskrasien, den Fehlern der Blutmischung, seine Waffen kehrte und der complicirten und mystischen Idee von jenen nie recht erklärten Dingen den Boden entzog durch möglichst klare Definition der Begriffe und durch einfache aus den Thatsachen gezogene Schlußfolgerungen. Seit jener Zeit, da die Forschungen über Parasiten und Mikroorganismen immer mehr die Idee von der Infection befestigt haben, seitdem nicht mehr eine anormale Blutmischung für das Erste, sondern als eine Folge von Verunreinigung von Außen her angenommen ist, hat sich die klare Einsicht in die pathologischen Prozesse in einer Weise entwickelt, wie sie vorher undenkbar war, und die Entwickelung der Lehre von der Tuberkulose, um nur dies Eine anzuführen, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, wenn sich nicht in dem Bewußtsein der jüngeren Generation der Virchow'sche Satz als eine unumstößliche Ueberzeugung befestigt hätte, daß eine anhaltende Dyskrasie eine erneute Zufuhr schädlicher Stoffe zur Voraussetzung habe. Was von dem Gefeierten hier geleistet und mit hervorragendstem Scharfsinn begründet worden ist, hat Gegenstücke auf allen Gebieten der Medizin. Welche Ideen waren zum Beispiel zu bekämpfen in der Lehre von der Thrombose und der Embolie, jenem Theile der Pathologie, der von der Gerinnung des Blutes in den Gefäßen handelt, von der Bildung der sogenannten Blutpfröpfe und von ihrer Verschleppung an entfernte Stellen des Körpers, wie haben hier die Arbeiten Virchow's und seiner Nachfolger klärend gewirkt, welche Bedeutung hat ihre Lehre gewonnen für die Erklärung der Fortpflanzung bösartiger Geschwülste! Das Unklare, das Geahnte, „hier wird's Ereigniß". Die größte wissenschaftliche That, welche Virchow vollbrachte, ist wohl seine Cellularpathologie, jenes Werk, in dem er nachzuweisen suchte, daß die Zelle allein der Sitz der Krankheit ist, und daß der Einfluß der Schädlichkeiten auf die Zelle die Krankheit darstellen. Mit dieser Anschauung hat er den Schlußstein in seine Lehre gefügt und aus der genialen Entdeckung seines Freundes Schwann, daß der menschliche Körper aus der Celle, als letztem Formelement aufgebaut ist, die höchste Consequenz gezogen. Welch' eine ungeheure Summe von Arbeit, von Einzeluntersuchung enthält nicht sein, leider unvollendetes, Buch über die krankhaften Geschwülste, welch' eine Klarheit der Anschauungen, welche Tiefe des Blickes; ja, wo fände sich überhaupt eine Arbeit Virchow's, der nicht von irgend einem Gesichtspunkte aus das Prädicat „bewunderungswürdig" zuerkannt werden müßte? Sei es, welches Thema es wolle, mag es sich darum handeln, über die Typhusepidemie in Oberschlesien den richtigen Aufschluß zu geben, in Bezug auf ihre Bedeutung, ihre Herkunft und Verhütung, mag die Kraft eingesetzt werden zur Aufklärung der Gleichwerthigkeit der Knorpel-, Knochen und Bindegewebskörperchen, zur Erklärung der Chlorose durch Unregelmäßigkeiten des Gefäßapparates bei den mit der Krankheit Behafteten, zur Empfehlung hygienischer Maßnahmen von der größten Bedeutung, wie sie aus den Untersuchungen über die Trichinen resultiren, zur Verbesserung von Hospitaleinrichtungen, kurz, mögen abstracte oder concrete Themata auf der Tagesordnung stehen, stets sind sie mit dem gleichen Fleiß, der gleichen Logik, der gleichen Ruhe behandelt. Unerschöpflich fast ist die Anzahl der Fragen, an deren Lösung sich Virchow betheiligt hat, besonders wenn man bedenkt, daß die Thätigkeit des Anthropologen und Archäologen, die hier nicht weiter gewürdigt werden kann, derjenigen des Mediziners parallel läuft. Es würde den Rahmen eines gelegentlichen Aufsatzes weit überschreiten, wollten wir nur genau verfolgen, welchen Einfluß Virchow ausübte auf dem Gebiete der Schädelentwickelungslehre, und wie sollte nur entfernt ein Bild entworfen werden können von der ganzen Thätigkeit dieses Mannes, der, wo er angriff, umgestaltend wirkte, der den Blick stetig auf das Ganze richtet, und dabei die Kenntniß des Einzelnen in einer Weise bereichert, daß man es nicht für möglich halten sollte, all' das sei die Leistung eines Einzelnen, den überdies dringende Amtsgeschäfte und eine Reihe anderer, sei es wissenschaftlicher oder politischer Verpflichtungen von seiner eigentlichen Arbeit fern halten!

So hoch man aber Virchow als Forscher schätzen wird, so enorm seine Leistungen sind, es giebt noch einen, leider mit Unrecht, wenig aufgesuchten Standpunkt, von dem aus die ganze Lebensarbeit Virchow's betrachtet, einen noch höheren Werth, ja die rechte Weihe erhält. Dieser Standpunkt ist von dem Gefeierten selbst bezeichnet worden in einer kleinen Schrift, die noch aus der ersten Berliner Zeit stammt, und welche kurz vor seinem Abgange nach Würzburg verfaßt worden ist. Dieselbe, „Einheitsbestrebungen der wissenschaftlichen Medizin" betitelt, enthält neben Manchem, was sich heute kaum noch halten läßt, Manches, was leider nicht mehr gehalten wird. Es ist dieses ganz besonders die Meinung Virchow's von der Stellung, welche die Medizin im ganzen Culturleben einzunehmen hat. Er sieht das letzte Ziel ihrer Bestrebungen darin,

Digitized by Google

daß sie die Hindernisse, welche dem normalen Leben entgegentreten, beseitigt, und zwar so, daß sie eine herrschende Rolle im sozialen Leben der Völker spielt. Es ist für den tiefer Blickenden eine Erscheinung von einiger Bedenklichkeit, daß heute in der Medizin sich Richtungen geltend machen, welche als wissenschaftlich im eigentlichen Sinne des Wortes nicht angesehen werden können. Der heutige Jünger der Medicin sieht sich vor ein arges Dilemma gestellt, das ihm von dem eigenen Bewußtsein und den äußeren Verhältnissen bereitet wird. Es mag nicht sehr ideal klingen, daß man auch diese letzteren in die Discussion zieht, indeß ist vielleicht der mißliche Umstand, von dem gesprochen werden soll, nur deshalb so stark zur Geltung gekommen, weil man immer nur von inneren Dingen gesprochen hat. Die sozialen Verhältnisse nicht weniger, als die innere Entwickelung der Medizin hat ein Spezialistenthum gezeitigt, welches in nicht eben allzuseltenen Fällen den negativen Pol der Wissenschaftlichkeit bildet. Wohin es führt, konnte man an einem Vertreter der englischen Medizin sehen. Diese hat ihren größten Ruhm nach Uebereinstimmung aller wissenschaftlichen Geister dadurch erworben, daß ihre Praktiker lange Zeit in der Schule der Anatomie und Physiologie sich aufgehalten haben, wodurch sie jene Festigkeit ihrer wissenschaftlichen Anschauungen gewannen, die lange für eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der britischen ärztlichen Welt gehalten wurde. Die Verhältnisse haben sich in dieser Beziehung geändert, und mit Staunen vernahmen die Aerzte aller Völker bei Gelegenheit der Krankheit Kaiser Friedrichs, daß ein englischer Arzt, dessen ausgezeichnete spezialistische Leistungen ihn auf einen so verantwortungsvollen Posten gestellt hatten, bei einer Untersuchung des hohen Patienten die des ganzen übrigen Körpers den andern Collegen freigab, diejenige des Kehlkopfes aber als sein spezielles Privilegium proklamirte. Es soll damit durchaus nicht gesagt werden, daß eine derartige Anschauung als eine für die gesammte englische Medizin gültige anzunehmen ist, nichtsdestoweniger ist es lehrreich zu sehen, bis zu welcher Schwäche der Logik ein Vollblutspezialist zu gelangen vermag. Es liegt die große Befürchtung vor, daß die deutsche Medizin, welche augenblicklich einen der ersten Plätze unter derjenigen aller Nationen einnimmt, einen ähnlichen wissenschaftlichen Rückgang erfahren könnte, wie er sich in der oben geschilderten Aufführung Mackenzie's charakterisirt. Die deutschen Spezialisten sind nicht alle so lange in der Schule der Anatomie, Physiologie und Pathologie gewesen, als daß man von einer Verflachung absehen könnte. Wenn irgend ein Mann nun dieser Wendung der Dinge entgegenzuarbeiten geeignet wäre, so ist es Virchow, und er aus verschiedenen Gründen. Der große Pathologe ist selber niemals Spezialist gewesen und durch sein ganzes wissenschaftliches Auftreten als erklärter Gegner aller abbröckelnden Tendenzen genugsam bekannt. Freilich hat er der praktischen Medizin nicht sein ganzes Leben lang angehört, und der Einwand ist berechtigt, man habe keine Vorstellung, welchen Entwickelungsgang Virchow gemacht haben würde, wenn er sich der Ausübung der Medizin würde gewidmet haben. Aber soviel steht fest, daß er gerade zu jener Zeit, da er noch in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes Arzt war, die Ideen zu den Arbeiten faßte, die später, schon im Jahre 1847, also nur vier Jahre nach seiner Ernennung zum Unterarzte, seinem Namen die größte Berühmtheit in den angesehensten medizinischen Kreisen verschafften. Ganz besonders nach der oben angeführten kleinen Schrift muß Virchow als derjenige angesehen werden, der die Einheit der Medizin in der lautesten Weise betont hat. Wenn er die Forderung der Begründung einer pathologischen Physiologie aufstellt, so will er damit weiter nichts sagen, als daß die Physiologie unter den für den Körper günstigen und ungünstigen Bedingungen, der Gesundheit und der Krankheit studirt werden muß, und nicht als etwas in sich Widerspruchsvolles und Verschiedenes, sondern als im Grunde dasselbe. Es ist nicht gesucht, wenn man aus diesen Worten Virchow's herausliest, daß die eigentliche Medizin nichts anderes ist als Physiologie, und daß eine sogenannte Heilkunst, der diese fehlt, als etwas höhere Quacksalberei zu betrachten ist, selbst wenn ihr der äußere Erfolg nicht mangelt. Wie wenig dieser mit der eigentlichen Wissenschaft zu thun hat, lehrt die einfache Thatsache, daß eine Reihe von Krankheiten eher einem Heilmittel begegneten, als ihrer Erklärung, und daß der kurative Erfolg, trotz der großen Fortschritte, welche die medizinische Erkenntniß in dem zu Ende gehenden Jahrhundert gemacht hat, in einer sehr großen Reihe von Fällen noch in das Reich des Räthselhaften gehört. So sehr nun auch eine Erreichung möglichst glänzender Heilresultate in großer Anzahl zu wünschen ist, so können sie doch nicht erreicht werden, ohne daß den auf ihre Herbeiführung abzielenden Versuchen physiologische Einsicht zu Grunde liegt. Aber gerade diese ist durch die äußeren Verhältnisse, unter denen die Mehrzahl der Aerzte thätig ist, so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß gewisse mechanische Unterströmungen unter Reclamirung ihrer angeblichen Rechte in's Oberwasser zu gelangen suchen.

Derartigen ganz und gar subversiven Anschauungen kann nicht besser begegnet werden, als durch das Beispiel und die Worte Virchow's. Es ist gerade nöthig, seine Thätigkeit in diesem Punkte in's Feld zu führen, da die Vertreter jener pseudowissenschaftlichen Richtung ihrerseits Virchow's Thätigkeit zur Entschuldigung in Anspruch nehmen könnten, der seiner Zeit eifrig gegen den Skepticismus in der Therapie gepredigt hat. Aber nicht ein blindes Experimentiren an den Kranken hat sich Virchow als den Weg vorgestellt, auf dem man zu dem Ziele des Erfolges schreiten könne, sondern er hat eine genaue Erforschung der einzelnen Methoden als dasjenige bezeichnet, was vor allen Dingen zu erstreben sei. In der Zeit, da Virchow auftrat, herrschte eine heillose Verwirrung in der Medizin deshalb, weil ohne einheitliche Führung ein Feldzug gegen die Krankheiten unternommen wurde, der besonders bei der mangelhaften Vorbildung der Truppen zu einem nicht einmal sehr wohlgeordneten Rückzuge auf der ganzen Linie führen mußte. Die Folge davon war, daß man erneute Versuche vollkommen aufgab, sich möglichst jeder Therapie enthielt, daß Aerzte und Laien, an einer Heilung verzweifelnd, sich allem Möglichen, nur nicht der wissenschaftlichen Methode anvertrauten. Diese Verzweiflung ist mit Erfolg bekämpft worden; in die Gemüther der Heilenden und der Kranken ist eine versöhnlichere Stimmung eingezogen, der Muth ist gewachsen, leider aber stellenweise zu sehr. Der Scheu vor dem Experimente ist ein roher Empirismus gefolgt, der zwar hier und da durch augenblicklichen Erfolg ebenso blendend, als selbst geblendet, zu immer weiter gehenden Resultaten fortzurasen sucht, der aber früher oder später durch seinen eigenen ungezügelten Lauf auf dazu noch unerforschtem Terrain sein Verderben finden muß. Wenn er nur allein zu Falle käme! Leider aber fällt mit ihm auch ein Theil der Hoffnung, die man für die Erklärung dunkler Thatsachen hegen zu dürfen glaubt, denn die Kräfte, welche sehr treffliche Verwendung finden könnten bei der schwierigen Arbeit für factische Aufklärung, entziehen sich dem Kampfe und üben Fahnenflucht. So ist es denn gekommen, daß, trotzdem der Weg klar vorgezeichnet ist, immer wieder zuerst vielversprechende, aber zuletzt unwiderruflich in's Gestrüpp führende Seitenbahnen eingeschlagen werden, welche zwar eine schnellere Erreichung des Zieles versprechen, aber stets betrügen. Mittel und Mittelchen wechseln mit einander ab, werden veröffentlicht und dann bald vergessen, und haben eigentlich keinen andern Zweck, als ihrem Finder die Unsterblichkeit für eine Nummer einer medizinischen Zeitschrift zu sichern und ihm Gelegenheit zu geben, einen Separatabdruck versenden zu können. Fragt man sich bei dem oft recht geräuschvollen Aufschweben dieser Eintagsfliegen, mit welchem Rechte sie eigentlich ihr Gesumme machen, mit welchem Rechte sie vorhanden sind, so hat man auf all' das eine ziemlich negative Antwort zu erwarten. Und diese ist um so betrübender, als eigentlich alle jene „Medizinalpersonen", denen dieses mechanische Herumhantiren nachgewiesen werden kann, sehr wohl Gelegenheit gehabt haben, in der Schule echter Wissenschaftlichkeit die Vollendung ihrer Bildung sich anzueignen. Was das Schlimmste aber ist — gerade jene Persönlichkeiten, Spezialisten mit ein

Digitized by Google

paar erlernten Handgriffen, glauben die „höhere" Wissenschaft in sich zu vereinigen und auf den ruhig die Entwickelung der Dinge Betrachtenden mit einem ganz unerklärlichen Hochmuthe herabsehen zu dürfen. Haben wir oben die Therapie zur Zeit des Auftretens Virchow's mit einem feigen die Flinte in's Korn Werfen verglichen, so gleicht sie in vielen Punkten heute dem Angriffe einer Masse, die durch einfache rohe Kraft und blindes Losstürmen den Feind besiegen will und oft genug in Folge einer Ueberbewaffnung gar nicht zum richtigen Gebrauche des passenden Angriffsmittels zu gelangen im Stande ist. Gegen beide gleich ungesunden Zustände hat Virchow das rechte Wort gesprochen, er hat ebenso gewarnt vor nihilistischen Anschauungen, als er die Forderung einer wissenschaftlichen Methode in der Therapie betont hat. Er hat die Schäden der beregten beiden falschen Richtungen klar durchschaut und, ohne jemals den Nutzen einer unter steter wissenschaftlicher Controle stehenden Empirie zu verkennen, vor jener gewarnt, die dieser Aufsicht entbehrt und deshalb mit Recht den Beinamen der „rohen" führt. Der berechtigten aber zu dienen, ist die ganze wissenschaftliche Forschung Virchow's die geeignetste, und noch späteste Geschlechter werden sich auf sie stützen, bei ihrer Arbeit die Medizin zum Ideale des Gefeierten zu machen, zur Anthropologie im eigentlichen Sinne des Wortes, zur Lehre vom Menschen!

Möge der in vollster Arbeit stehende berühmte Gelehrte noch einen erheblichen Theil des von ihm vorgezeichneten, zu diesem hohen Endziele führenden Wege zurückgelegt sehen!

Friedrich Albert Lange.

Von F. J. Schmidt.

Am 21. November 1875 starb in Marburg, 47 Jahre alt, der ordentliche Professor der Philosophie Friedrich Albert Lange. In der Grabrede sagte Geheimrath Nissen: „Drei Jahre hat Albert Lange der Universität Marburg angehört; er kam krank in unsere Mitte, den schleichenden Tod im Herzen. Und was hat er in dieser kurzen Spanne Zeit nicht gewirkt! Er hat das Studium der Philosophie an unserer Schule neu geadelt; hat den Spott verscheucht, der so leicht an den Namen der Philosophie sich anheftet. Ich meine, nicht die Klarheit seines Denkens, noch der Schwung seiner Rede haben die Zuhörer hingerissen: es war der Mann selber, der ihnen die Ueberzeugung einflößte, daß es ihm heiliger Ernst sei mit der Sache. Ging es doch den Kollegen nicht anders: kaum einer hat ihn genauer gekannt, ist ihm menschlich nahe getreten; aber keiner in den Begegnungen akademischen Verkehrs hat sich dem Eindruck seiner Persönlichkeit zu entziehen vermocht. Jeder fühlte es: an diesem Charakter klebt nichts Niedriges, nichts Gemeines."

Dieser Mann hat Hervorragendes geleistet als Philosoph, Pädagoge und Sozialpolitiker. Er fühlte sich gleich heimisch in der stillen Gelehrtenstube und auf dem Forum des politischen und sozialen Lebens; mit beneidenswerthem Geschick, tiefem Verständniß und aufopfernder Liebe widmete er sich der Erziehung der heranwachsenden Jugend und war danach gleichermaßen im Stande, auf große Volksmassen nachdrücklich einzuwirken; er war Journalist und Politiker, Kaufmann und Gelehrter und überall gleich tüchtig, sicher und gewandt: kurzum ein ganzer Mann. Dennoch verwischt das rasch dahinfahrende Leben bald die Spuren persönlichen Wirkens, selbst wenn sie einmal tiefer in dem Boden haften, und so ist denn Lange der Mehrzahl der Gebildeten heute nur noch als der berühmte Verfasser der „Geschichte des Materialismus" bekannt. Und doch verdient es das Leben dieses Kämpfers wohl, als Ganzes festgehalten zu werden, nachfolgenden Geschlechtern als Beispiel mannhafter Thatkraft, unzerstörbarer Arbeitsfreudigkeit und redlichen Willens vergangener Tage. Das Verdienst, hierfür Sorge getragen zu haben, gebührt O. A. Ellissen, der mit anerkennenswerther Mühe noch zu rechter Stunde das Material gesammelt, um ein Bild mit vollen Zügen zu entwerfen.*)

Lange stammte aus einem niederrheinischen Pastorhause; er wurde zu Wald bei Solingen am 28. September 1828 geboren. Sein Vater, Johann Peter, ein Bauernsohn, erhielt bald nach der Geburt Albert's die Pfarre zu Langenberg bei Elberfeld, dann die zweite Stelle in Duisburg. Als 1839 David Strauß zum Professor der Theologie in Zürich ernannt, aber bereits vor seinem Amtsantritt wieder pensionirt wurde, wählte die dortige Regierung Johann Peter Lange zu dessen Nachfolger und dieser trat die Professur dann im Sommersemester 1841 an. Später wurde der Vater in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen; er hat sich als akademischer Lehrer und theologischer Schriftsteller gemäßigt orthodoxer Richtung einen wohlgeachteten Ruf erworben; den Sohn überlebte er noch um einige Jahre. Mit dem Vater siedelte Albert nach Zürich über und besuchte daselbst das Gymnasium. Die Schülerzeit in dieser altehrwürdigen Stadt ist für ihn von großer Bedeutung geworden. Nicht nur, daß er hier einen Freundeskreis für das Leben um sich sammelte, in dessen Mitte er sich dann in den Stürmen unheilvoller Zeit zurückzog, auch für seine politischen und sozialen Lebensanschauungen ist der Jugendaufenthalt unter dem freiheitliebenden Allemannenstamm von maßgebender Bedeutung gewesen. Ostern 1847 bezog Lange die Universität Zürich, um daselbst zunächst zwei Semester lang Philologie und Theologie zu studiren. Unter anderen Vorlesungen hörte er auch bei dem Vater Kirchengeschichte. Im Frühjahr 1848 ging er dann nach Bonn, um auf der rheinischen Hochschule seine Studien fortzusetzen. Hier widmete er sich fast ausschließlich dem Studium der Philologie, besonders bei Welcker und Ritschl. Die Neigung für das Studium der Theologie ist hier bei ihm immer mehr geschwunden, so daß er es dem Vater sogar abschlug, sich auf das Religionsfach für den Gymnasialunterricht vorzubereiten. Bezeichnend für seine damalige Ansicht über das Christenthum ist die Stelle eines Briefes an einen der Züricher Freunde, wo es heißt: „Der absolute Unterschied des Christenthums gegen andere Religionen steht mir nicht mehr fest. Das sittlich religiöse Verhalten der aufrichtigsten Diener der verschiedenen Religionen (incl. Christenthum) zeigt nur relative Unterschiede. Ebenso die Sicherheit der historischen Grundlage. Selbst im Ideengehalt ist kein absoluter (vollständig abschließender) Gegensatz. In jeder Rücksicht scheint nach dem Christenthum noch eine höhere Stufe möglich. — Der Gang der ganzen Welt vom Größten und Allgemeinsten bis in's Allerkleinste und Einzelnste, erfolgt nach einem festen Gesetz zu ewiger Vervollkommnung. Dieses Gesetz ist der unaussprechlich großartige Gedanke eines Gottes. In ihm beschließt sich aber auch einerseits das Wesen dieses Gottes, sowie andererseits das Wesen der Welt." Statt des dürren theologischen Studiums widmete sich Lange dagegen mit Jugendfeuer der Turnerei, einer Neigung, die dann fernerhin bei ihm noch reiche Früchte tragen sollte. Auffällig aber ist es, daß der spätere Professor der Philosophie in seiner ganzen Bonner Studienzeit diese Wissenschaft bei Seite liegen ließ. Zwar trieb ihn der Vater öfter dazu an, und er selbst war mit Prof. Brandis persönlich bekannt, aber er erklärte diesem, daß er darum keine Philosophie höre, weil er für ein solches Fach gern einmal mehr Ruhe haben möchte und die Examenstudien ihn derzeit gar nicht daran denken ließen, mit wirklichem Erfolg Philosophie zu treiben. — Die Bonner Studienzeit wurde unterbrochen durch einen Sommeraufenthalt in Köln und Kreuznach, währenddes er Hauslehrer in einer vornehmen Kölner Familie war. Gleichzeitig verlobte er sich im Stillen mit Friederike Colsmann, der Tochter eines Langenberger Fabrikanten, die er auf einer Ferienreise in der niederrheinischen Heimath kennen gelernt hatte, und deren Familie mit dem Vater Lange's bekannt war. In diesem Liebesfrühling kam das poetische Talent des Studenten zum vollen Durchbruch; der Biograph theilt davon eine Reihe köstlicher Proben mit, und Lange selbst

*) Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung von O. A. Ellissen. Leipzig, Julius Baedeker. — Einzelne Aufsätze über Lange erschienen bereits früher, so: Cohen's Aufsätze in den „Preußischen Jahrbüchern"; Franz Weinkauff's Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" und eine Hallenser Dissertation von Braun (1881) „F. A. Lange als Nationalökonom".

Digitized by Google

mochte wohl einmal schwanken, ob er zum Poeten oder Philosophen geboren sei. Im Herbst 1849 ließ er sich abermals auf der Bonner Hochschule immatrikuliren, um sich nun ernstlich auf das Staatsexamen vorzubereiten. Zunächst beschäftigte ihn eine lateinische Dissertation über ein speziell philologisches Thema, und er wurde im März 1851 zum Doctor promovirt; dann machte er im Juni desselben Jahres das Staatsexamen, wodurch ihm die Fähigkeit zugesprochen wurde, klassische Philologie und philosophische Propädeutik durch alle Klassen eines Gymnasiums zu lehren.

Wenn wir bedenken, daß sich Lange gerade in den politischen Sturmjahren 1848—1851 in Bonn aufhielt, so nimmt es Wunder, daß er sich mit seinem lebhaften Temperament dennoch vollständig von jenen Bewegungen fernhielt, die besonders im Rheinlande die jungen Köpfe so hitzig machten. Es ist, als wenn ihm als Frucht seiner klassischen Studien in dieser Zeit jene Cardinaltugend der Griechen, die Besonnenheit, besonders eigen gewesen wäre; er hielt es nicht für rathsam, durch Betheiligung an Parteibestrebungen zu frühzeitig und dann einseitig mit seinem Urtheil abzuschließen; erst wollte er innerlich mit sich fertig sein. Mit welcher Klarheit, mit welcher Feinheit der Selbstbeobachtung er auf dieses Ziel losarbeitete, wie er mit seinem hellen Auge und dem wohlgeschulten Verstande bald den seinem Naturell angemessenen Weg mit Sicherheit entdeckte, davon legt eine briefliche Aeußerung aus jenen Tagen bedeutsames Zeugniß ab. „Ich fing an zu empfinden," so schreibt er einem schweizer Freunde, „daß es nicht genug ist, einen gebildeten Geist zu haben, daß die Vernachlässigung des unvermittelten Lebensgenusses, der meinem Wesen so unvermittelt geblieben war, sich rächt und einen Zeitpunkt herbeiführen kann, wo wir all' unser Können und Wissen geben möchten für die echte Menschlichkeit, ich möchte sagen, das unbewußt geniale Element, welches aus der Natur hervorspringt und mit der Natur in lebendiger Verbindung erhält. Unsere Bildung ist so geeignet als möglich, dies dem Menschen zu rauben, und bei aller Schwärmerei für die sogenannte Natur das kräftige Leben höchst künstlich zu zersplittern und abzuschwächen. Wie lange habe ich gesucht nach dem Wahren, bleibenden Werth Besitzenden, bis ich nach manchen Umwegen fand, ich könne es nie erreichen, ohne ein Mensch zu werden. Es mag Leute geben, die für die Abstraction geboren sind, denen diese selbst wieder eine zweite Natur ist; aber bei mir ist das nicht der Fall, wenigstens ist es nicht der Grundzug meiner Seele. Ich habe ein brennendes Bedürfniß nach dem praktischen und unmittelbaren Leben; aber dieser Forderung der Natur nachzugeben und die pedantisch steife Kruste zu durchbrechen, welche jede freie Richtung hemmte, das habe ich erst in neuester Zeit gelernt." Ueber die Kunst, auf das zu achten, was das Menschenleben zu einem guten, tüchtigen gestaltet, dachte er frühzeitig nach, und dies ist das Element, das ihn später dann zu einem so vorzüglichen Pädagogen machte. Die Art, wie man spätere Gymnasiallehrer durch das bloß wissenschaftliche Studium der Philologie vorbereitete, mochte ihm nicht zusagen. Er klagt: „Man weiß im Grunde immer nur, was man erfahren hat. Lernen ist Schatten; Schule macht Puppen; aber wem das Glück gegönnt ist, durch Schaden klug zu werden, aus dem kann das Leben einen Mann machen." Das ist das alte Thema des Wilhelm Meister; auch Lange hat es in einigen hübschen Versen poetisch behandelt, die hier ihre Stelle finden mögen:

Es ist 'ne alte Geschicht'
Und Noth auf dieser Erden:
Die Alten gönnen uns Jungen nicht,
Durch Schaden klug zu werden.

Man lehrt uns viel, wir lernen viel
Und wären recht dumme Jungen,
Wenn wir nicht oft ohne Banden und Ziel
Frisch über die Schnur gesprungen.

Frisch über den Graben und über die Schnur!
Wer recht die Straße will kennen,
Muß rechts und links auf eigener Spur
Erst durch die Dornen rennen.

Von einer kürzeren Erholungsreise nach Zürich zurückgekehrt, diente nun Lange vom Herbst 1851 an sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger in Köln ab. Nach Verlauf desselben trat er dann schon als Probecandidat eine Hülfslehrerstelle am Gymnasium daselbst an und blieb nach diesem Jahr noch zwei weitere an der gleichen Anstalt als Hülfslehrer thätig. Inzwischen verheirathete er sich mit Friederike Colsmann. Da er aber nach drei Jahren, trotz eines ausnehmend günstigen Probezeugnisses und trotz des hohen Ansehens, das er als Mensch und Pädagog bei seinem Director und den übrigen Kollegen genoß, dennoch die Anstellung als ordentlicher Lehrer nicht erlangen konnte, so beschloß er, sich in Bonn als Docent der Philosophie zu habilitiren. Er erklärte, Psychologie, Pädagogik, Aesthetik und Metaphysik lesen zu wollen. Seine Habilitationsschrift bezog sich auf Herbart's mathematische Psychologie. Da Lange in seinen Bonner Studienjahren Philosophie fast gar nicht studirte, so ist nicht recht ersichtlich, wie er sich vier Jahre später gerade für dieses akademische Fach anmeldete. Da dem Biographen anscheinend hierüber keine aufklärenden Documente zu Gebote gestanden haben, so ist die Vermuthung gestattet, daß Lange während seiner Gymnasiallehrerzeit durch das eingehende Studium der Pädagogik, besonders der Herbart's, ganz in das Gebiet der Philosophie hinübergezogen worden ist. Pädagogik beruht, abgesehen von der geschichtlichen Ausgestaltung der Systeme, ihrem inneren Wesen nach auf Psychologie; auf diesem Wege scheint sich dann Lange zuerst eingehender mit der Philosophie befaßt zu haben. Im October 1855 hielt er seine Antrittsvorlesung „über den Zusammenhang der Erziehungssysteme mit den herrschenden Weltanschauungen verschiedener Zeitalter". Alsbald arbeitete sich Lange auch tiefer in das Gebiet der Logik ein und beschäftigte sich mit einer Darstellung der Logik in mathematischer Form, die aber nicht zu Stande gekommen ist. Da die Studenten Vorlesungen über Pädagogik zu hören nur geringe Neigung hatten, so blieb seine Hauptvorlesung in dieser ersten Docentenzeit: Psychologie. Am 28. November 1856 erhielt er ein mit zwölf Unterschriften versehenes Blatt: „Unterzeichnete wünschen für das Sommersemester 1857 eine Vorlesung über die Geschichte des Materialismus." Lange leistete dieser Aufforderung wirklich Folge, und so kam die Vorlesung, aus der sein Hauptwerk hervorgegangen ist, im nächsten Sommer zu Stande.

Erst neun Jahre später war das Werk druckreif und kurz vor dem Tode Lange's erschien dann die vielfach umgearbeitete zweite Auflage der Geschichte des Materialismus. Dieses Buch ist in der Bildungsgeschichte unserer Zeit eine That gewesen, etwa wie das Leben Jesu von David Friedrich Strauß nach anderer Seite hin. Zwar hätte der Verfasser bei längerer Lebensdauer wohl noch manche Ansicht, besonders des zweiten Bandes, zu bessern und reinlicher zu gestalten gehabt, aber das kann die Gesammtwirkung nicht beeinträchtigen. So wie das Buch ist, hat es klärend, segenbringend, befreiend gewirkt. Dem Zeitalter romantischer Speculationen folgte in unserem Jahrhundert die Zeit nüchterner, ernster Naturbetrachtung. Mathematik, beschreibende und mechanische Naturwissenschaften konnten mit Stolz auf eine umfangreiche Reihe außerordentlicher Leistungen hinweisen, in deren scharfer Luft die metaphysischen Seifenblasen zerplatzen mußten. Aber die Metaphysik, die zu dem einen Thor hinausgetrieben war, kam dennoch zu dem anderen wieder hinein und schlug, wie so oft, mitten in dem naturwissenschaftlichen Lager unter dem Namen Materialismus ihre Zelte auf. Mit fast beneidenswerther Rücksichtslosigkeit die Grenzen, die nun einmal allem menschlichen Naturerkennen gesteckt sind, überschreitend, entwarf der Materialismus unter dem Scheine streng wissenschaftlicher Causalerklärung das Bild eines Weltzusammenhanges, dessen schimmerndem, aber doch trügerischem Glanz Viele zum Opfer fielen. Wohl hatten gewissenhafte Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiet, wie Lotze, Fechner, Helmholtz u. A., nachdrücklich vor solcher Grenzüberschreitung gewarnt, aber bei der großen Masse, auch der Gebildeten, verhallte ihr Mahnruf eindruckslos. Da erschien Lange's Buch, trotz der streng wissenschaftlichen Be-

Digitized by Google

handlung des Gegenstandes absichtlich für ein größeres Publikum berechnet; sagt er doch selbst in der Vorrede zur ersten Auflage: „Mein Zweck war kein geringerer, als zu einer definitiven Erledigung gewisser Cardinalpunkte in der Streitfrage des Materialismus anzuregen, und da diese Punkte gerade den Gegensatz von Materialismus und Idealismus, Wissen und Dichten, Empirie und Transscendenz betreffen, so reicht der Gegenstand des Werkes wohl weiter, als der Titel andeutet. Da ich aber nur anregen, nicht selbst erledigen will, und überhaupt kein κτῆμα εἰς ἀεί geben, sondern nur im Sinne meiner Ueberzeugung auf die Zeitgenossen wirken möchte, so durfte auch der Titel des Buches, gleich der ganzen Behandlungsweise, das Gepräge der Zeit, der Veranlassung, des Augenblicks tragen." Das Buch hatte durchschlagende Wirkung, und wir glauben, daß es wesentlich Lange's Verdienst ist, wenn die Büchner, Czolbe ꝛc. in der Wissenschaft ohne nennenswerthe Nachfolger geblieben sind. Gerade die unparteiische und ehrenwerthe Behandlung des Materialismus hat das am allermeisten bewirkt. Den Grundgedanken des Werkes könnten wir kurz vielleicht so angeben: In dem Zeitalter der Metaphysik, also seit Beginn des Philosophirens bis zu Kant, sind wirkliche Aufschlüsse über die Welt als Object nur da gegeben worden, wo materialistische Denkweise vorherrscht; die materialistische Metaphysik aber befindet sich in einem ausgemachten Irrthum, wo sie ihr monistisches Prinzip, das des Stoffes, auf subjective Lebensvorgänge anwendet. Seit jedoch Kant die Metaphysik überhaupt aus dem Bereich wissenschaftlicher Erkenntniß endgültig verwies und sie den subjectiven Lebensmächten, wie Religion und Kunst, zuertheilte, die daneben ihre selbständige Betrachtung verlangen, ist auch dem Materialismus der Boden entzogen, durch sein Prinzip eine einheitliche Erklärung des objectiven und subjectiven Befundes zugleich geben zu können. Ein Aufschluß über den Zusammenhang subjectiver und objectiver Vorgänge ist nur möglich darüber, in welchem Verhältniß sie zu einander stehen, durch psychophysische und psychophysiologische Untersuchungen und statistische Beobachtungen. So etwa würden wir wagen, den Grundgedanken des Buches wiederzugeben. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß Lange über die metaphysische Speculation, besonders des Alterthums, herbe und ungerecht geurtheilt hat; diese hat ihren selbständigen und bedeutsamen Werth gehabt, der allerdings auf einer ganz anderen Seite liegt, als wo ihn Lange suchte. Ueberhaupt ist es kaum zweifelhaft, daß Lange, trotzdem sein Hauptwerk „eine Geschichte" ist, zu wirklich geschichtlicher Beobachtung weniger veranlagt war, als zu exactem Denken. Das war auch der schwache Punkt seiner Politik und Sozialökonomie. Doch wie dem auch sei, die Hauptwirkung seines Werkes konnte es nicht beeinträchtigen.

Unter den Bonner Vorlesungen Lange's ist noch eine bemerkenswerth, nämlich die über Moralstatistik; es ist wahrscheinlich, daß von ihm zum ersten Mal an einer deutschen Hochschule eine solche Vorlesung gehalten wurde. Er spricht sich in einem Briefe an den Kieler Professor Thaulow folgendermaßen aus: „Die Moralstatistik, die ich in diesem Semester lese, ist ein Lieblingsgegenstand von mir, wie ich mich überhaupt im Gegensatz zur Speculation und Construction in allen Gegenständen, die ich anfasse, gern an die exacte Seite halte, neben der ich die geschichtliche am höchsten stelle. Ich gehe mit nichts Geringerem um, als die Psychologie, unter Verlassung des unfruchtbaren Herbart'schen Weges, mit Hülfe der Statistik, zur exacten Wissenschaft im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne des Wortes zu machen. Die Möglichkeit einer streng wissenschaftlichen Beobachtung mittelst des »inneren Sinns«, nach Fortlage's Manier, leugne ich gänzlich. Die zwei Bände starke Psychologie des Philosophen, halte ich für ein Gewebe von Unsinn, und J. H. Fichte mit seiner Anthropologie kann ich im Prinzip nicht viel höher stellen, mindestens ist der ganze Weg dieser Naturwissenschaftlichkeit ein durchaus verfehlter. Hier heißt es: consequent oder gar nicht!"

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mit geschlossenen Augen.

Von Edward Bellamy.

Aus dem Englischen von Ottmar Dittrich.

(Schluß.)

Ich war recht froh, als wir diesen Tumult verließen und in die ruhigere Atmosphäre der Abtheilung für philosophische und literarische Uhren eintraten. Für Leute, welche an der Moral der Alten Geschmack fanden, waren die Aussprüche Plato's, Epiktet's und Marc Aurel's hier so zu sagen in Zeit umgesetzt worden. Die moderne Weisheit war durch eine Reihe von Uhren vertreten, welche von den Büsten berühmter Sittenlehrer, von Rochefoucault bis Josh Billings überragt waren. Was die literarischen Uhren betrifft, so war ihre Zahl und Mannigfaltigkeit endlos. Alle großen Schriftsteller waren vertreten. Von Dickens-Uhren allein gab es ein halbes Dutzend, mit ausgewählten Stellen aus seinen größten Romanen. Als ich die Bemerkung machte, daß, so fesselnd derartige Uhren auch anfangs wirken müßten, doch die Wahrscheinlichkeit nahe liege, daß man mit der Zeit der ewigen Wiederholung derselben Sätze überdrüssig würde, erklärte mir der Director, daß die phonographischen Cylinder entfernt und durch andere Aussprüche desselben Autors oder desselben Gedankenkreises ersetzt werden könnten, so oft es Einem beliebte. Wenn man eines Schriftstellers gänzlich überdrüssig sei, könne seine Büste von der Uhr abgeschraubt und durch jene einer anderen Berühmtheit ersetzt werden, zugleich mit einem nagelneuen Vorrath von Sentenzen.

„Ich kann mir vorstellen," sagte ich, „daß diese sprechenden Uhren besonders für Kranke und Solche, die an Schlaflosigkeit leiden, eine große Annehmlichkeit bieten. Wie ist es aber andererseits, wenn die Leute schlafen wollen oder müssen? Ist in diesem Falle eine solche Uhr nicht ein zu interessanter Gesellschafter?"

„Die, welche daran gewöhnt sind," erwiderte der Director, „lassen sich durch die Sprechuhr nicht mehr in ihrer Ruhe stören, als es bei uns mit den Schlaguhren der Fall war. Um jedoch jede mögliche Belästigung der Kranken auszuschließen, braucht man bloß auf diesen kleinen Knopf zu drücken, worauf der Phonograph außer Gang gesetzt und, je nach Bedürfniß, durch einen zweiten Druck wieder in Gang gesetzt wird. Wir pflegen, wenn wir eine Sprech- oder Singuhr in einem Schlafzimmer aufstellen, dieselbe in elektrische Verbindung zu setzen, so daß durch einen Druck auf einen Knopf am Kopfende des Bettes, ohne daß man nöthig hätte auch nur den Kopf vom Kissen zu erheben, der Phonograph zum Sprechen oder Schweigen gebracht werden kann und es gleicherweise möglich ist, gleichwie bei einer gewöhnlichen Repetiruhr, jeder Zeit die letzte Angabe wiederholen zu lassen."

Hamage sagte, wir hätten höchste Zeit, um den Zug zu erreichen, aber unser Führer bestand darauf, uns noch eine neue phonographische Erfindung zu zeigen, welche, obwohl nicht eigentlich in's Uhrenfach schlagend, von dem Erfinder zur Ausstellung hierher gesandt worden sei. Es war eine Vorrichtung, dazu bestimmt, der oft gehörten Klage über den Mangel an Aufmerksamkeit und Herzlichkeit zu begegnen, mit welchem in den Kirchen Fremde empfangen und begrüßt werden. Der Apparat war in der Vorhalle der Kirche aufzustellen, und hatte eine Handhabe, welche einem Pumpenschwengel glich. Jeder Fremde, der diesen Schwengel auf und niederbewegte, würde von des Pastors eigener Stimme willkommen geheißen werden, und zwar so lange, als er die Maschine in Bewegung erhielt. Diese Begrüßung beschränkte sich in der Regel auf den Ausdruck freundschaftlicher und achtungsvoller Gesinnungen; für solche Fremde jedoch, welche ein näheres Eingehen auf ihre Persönlichkeit wünschten, waren besondere Vorkehrungen getroffen. Eine Anzahl kleiner Knöpfe an der Vorderseite des Apparates trug beziehungsweise die Bezeichnung „Männer", „Frauen", „Verheirathete", „Unverheirathete", „Wittwen", „Kinder", „Nicht für Kinder", ꝛc. ꝛc. Durch einen Druck auf einen dieser Knöpfe würde der Fremde, je nach seiner besonderen Eigenschaft, mit einer Rede begrüßt, die wahrscheinlich genau in demselben Grade seiner Eigenart entsprach, wie wenn ihn ein gewissenhafter Geistlicher selbst bewillkommnet hätte. Es wurde mir nicht schwer, die Nothwendigkeit einer solchen Ersetzung des Pastors einzusehen, als man mir sagte, daß jeder hervorragende Geistliche nunmehr mindestens ein oder zwei Dutzende von Kanzeln zu versorgen habe, auf deren einer er abwechselnd persönlich erscheine, während seine Predigt von den anderen durch den Phonographen wiedergegeben werde.

Der Erfinder der Vorrichtung zur Begrüßung der Fremden hatte, wie es schien, dieselbe Idee auf eine Anzahl Maschinen ausgedehnt, dazu bestimmt, eine Menge mehr oder weniger mechanische Gespräche im gesellschaftlichen Verkehr zu ersetzen. Einer dieser Apparate war zur Bequemlichkeit des Präsidenten der Vereinigten Staaten bei öffentlichen Empfängen da, und mit zweiundvierzig Knöpfen für die einzelnen Staaten, und anderen für die bedeutendsten Städte der Union versehen, so daß der Besucher, indem er selbst auf einen dieser Knöpfe drückte, während ihm der Präsident die Hand schüttelte, unter Berücksichtigung seiner jeweiligen Heimathsinteressen angesprochen werden konnte, und zwar mit einer ebenso genauen Kenntniß der Verhältnisse seiner Vaterstadt, wie sie ein reisender Staatsmann an den Tag legt, wenn er sich, während die Locomotive Wasser einnimmt, von der Lectüre des Geographischen Jahrbuchs erhebt,

Digitized by Google

und die Bewohner von Wayback Crossing durch die genaue Angabe der Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse ihrer kleinen Stadt überrascht.

Wir hatten nun eine so lange Zeit in der Fabrik zugebracht, daß wir, als wir endlich nach der Eisenbahnstation aufbrachen, sehr schnell ausschreiten mußten. Als wir die Straßen entlang eilten, wurde meine Aufmerksamkeit durch einen sehr deutlichen, wenn auch nicht lauten Ton gefesselt, welcher offenbar von dem „Nothhelfer" ausging, welchen Hamage gleich allen anderen Leuten, an der Seite trug. Er blieb plötzlich stehen, schritt sodann in eine etwas ruhigere Seitenstraße, brachte seinen „Nothhelfer" an das Ohr, drückte auf einen Knopf, und rief: „Oh ja, natürlich!" und ließ den Apparat wieder herabfallen.

Dann sagte er zu mir: „Ich werde daran erinnert, daß ich meiner Frau versprach, einige Geschichtsbücher für die Kinder aus der Stadt mitzubringen. Die Buchhandlung ist nur einige Schritte von hier, in derselben Straße." Als wir weiter schritten, erklärte er mir, daß man heutzutage von Niemandem mehr verlange, sein Gedächtniß mit der Erinnerung an Verpflichtungen oder Verabredungen irgend welcher Art zu beschweren. Jedermann verließe sich auf seinen „Nothhelfer", der ihn zu rechter Zeit an alle Geschäfte erinnere, die ihm aufgetragen worden. Dieser Dienst würde in sehr einfacher Weise dadurch geleistet, daß der mit den nöthigen Worten oder Sätzen versehene phonographische Cylinder mit einem Uhrwerk in Verbindung gesetzt war, welches nach Art eines Weckers zu jeder beliebigen, vorher bestimmten Zeit eine Alarmglocke in Bewegung setzte, worauf dann der „Nothhelfer" an das Ohr gelegt wurde, und sich seiner Botschaft entledigte, die, ebenso wie die Zeitankündigung, beliebig wiederholt werden konnte. Für alle Jene, die wichtige, verantwortungsvolle Geschäfte abzuwickeln hatten, bei denen es hauptsächlich auf genaue Einhaltung des richtigen Zeitpunktes ankam, war, wie Hamage sagte, und wie leicht einzusehen ist, ein solcher „Nothhelfer" thatsächlich eine Nothwendigkeit. Dem Lokomotivführer diente er nicht nur als Chronometer, da der „Nothhelfer" auch ein Uhrwerk enthält, sondern er konnte seiner stets wachsamen Alarmglocke auch getrost seine Fahrvorschriften anvertrauen, und seine ganze Aufmerksamkeit auf den augenblicklichen Dienst richten, mit der Beruhigung, daß ihm sein Nothhelfer gerade zur richtigen Zeit entgegenkommende Züge oder zu nehmende Weichen anzeigen werde. Für den Geschäftsmann war ein derartiges Hülfsmittel zur rechtzeitigen Erinnerung an abzuwickelnde Geschäfte ebenfalls sehr nützlich. Mit ihm versehen, lief er, wenn auch noch so angestrengt beschäftigt, nie Gefahr, durch ein Versehen eine Schuldforderung verfallen zu lassen, oder eine Bestellung zu vergessen.

Dank diesem tragbaren Gedächtniß war es überdies nunmehr einer Frau möglich, ihrem Manne die verwickeltsten Aufträge für die Schneiderin mitzugeben. Ihre ganze Mühe bestand darin, den Auftrag in den Nothhelfer ihres Mannes zu flüstern, während dieser ruhig beim Frühstück saß, und die Alarmglocke auf eine Stunde zu stellen, zu welcher er sich in der Stadt befinden würde.

„Und in gleicher Weise, meine ich", setzte ich hinzu, „kann sie sich auf den „Nothhelfer" verlassen, wenn sie wünscht, daß ihr Mann zu einer bestimmten Stunde aus dem Club heimkomme, indem er zur rechten Zeit und in Ausdrücken an die Erfüllung seiner häuslichen Pflichten erinnert wird, die ihm nur die Wahl zwischen dem gänzlichen Bruche des ehelichen Friedens, oder willigem Gehorsam lassen. Es ist dies eine sehr sinnreiche Erfindung, und ich wundere mich nicht, daß sie sich insbesondere bei den Damen großer Beliebtheit erfreut; aber meinen Sie nicht, daß der Erfinder, wenn es ein Mann war, zugleich eine große Unbesonnenheit begangen hat? Die Vorschriften der amerikanischen Frauen waren bis jetzt eine Art Despotismus, der durch ein schlechtes Gedächtnis gedämpft werden konnte; seit der Erfindung des „Nothhelfers" aber ist keine Möglichkeit mehr vorhanden, ihre Gebote zu umgehen."

Hamage lachte, aber seine Heiterkeit war augenscheinlich eine etwas gezwungene, und ich konnte mich des Eindruckes nicht erwehren, daß ihm meine Bemerkung gewisse nicht gerade erheiternde Erinnerungen wachgerufen hatte. Da er indessen glücklicherweise ein lebhaftes Temperament besaß, gewann er augenblicklich seine Fassung wieder, und fuhr fort, die Vorzüge dieses künstlichen Gedächtnisses zu loben. Trotz der theilweise abfälligen Kritik, welche ich über dasselbe gefällt hatte, war ich, wie ich gestehen muß, nicht wenig bewegt, als er mir die Vortheile schilderte, welche es für zerstreute Menschen mit sich bringe, da ich selbst einer der zerstreutesten der Zerstreuten bin. Man stelle sich den Gewinn an Heiterkeit und Arbeitskraft vor, welcher einem Manne zu Theil wird, wenn er absolut frei von jener verwünschten Empfindung bei der Arbeit sitzen kann, die wie eine Wetterwolke über dem Geiste lagert, und darin besteht, daß er die Erinnerung an vorgehabte Geschäfte ängstlich festzuhalten sucht: Jedermann weiß eine Geschichte davon zu erzählen, daß er bei solchen Gelegenheiten durch die unaufhörliche Wiederholung dessen, was er zu vergessen fürchtete, die zehnfache Zeit vergeudet hat, die eigentlich für die Abwickelung des Geschäftes nöthig gewesen wäre. Dieses einzige Mittel, die Erinnerung an alltägliche Dinge festzuhalten, gleicht einer schmerzhaften Wunde im Geiste, die langsam heilt: man vergißt sie aus demselben Grunde nicht, aus welchem man sich an ein Sandkorn im Auge erinnert. Ich bin mir bewußt, daß auch mein Geist voll Erinnerungsnarben ist, und längst gleich einem Seiher von denselben durchlöchert wäre, wenn ich mich nicht seit geraumer Zeit absolut dagegen verwahrt hätte, für Dinge verantwortlich gemacht zu werden, die nicht unmittelbar mit meiner augenblicklichen Beschäftigung zusammenhängen.

Obwohl ich der festen Meinung bin, daß diese Maßregel eine vollkommen gerechtfertigte und nothwendige war, kann ich mir doch nicht verhehlen, daß dieselbe in gewissem Grade den Unwillen meiner Familie erregte, die ihre vermeintlich ebenfalls gerechtfertigten Ansprüche an mein Denkvermögen nur ungern aufgab; ich war daher sehr geneigt, ein Mittel beifällig aufzunehmen, welches mich befähigte, die volle Achtung meiner Familie wiederzugewinnen, und zugleich mein Gedächtniß nicht mit unnöthigen Dingen zu belasten, die meinen Berufsgeschäften fremd sind.

Der „Nothhelfer" empfahl sich mir, der ich von meinen schriftstellerischen Arbeiten lebe, außerdem als ein äußerst praktischer Behälter für momentane Einfälle und plötzlich aufsteigende Erinnerungen. Wie angenehm ist es, die Gedankenblitze, die sich zur Nachtzeit einstellen, in das Ohr des „Nothhelfers" neben dem Bette zu flüstern, und sie dann am Morgen als das Stückwerk zu erkennen, welches solche unzeitige Einfälle in der Regel sind, statt sich zu erkälten, und seine Familie aufzuwecken, um den Plunder der Nachwelt aufzubewahren! Wie oft würde ferner eine solche Vorrichtung unmittelbar Eindrücke in ihrer ganzen Lebendigkeit festhalten, nicht zu sprechen von anticipirten Einzelheiten, und anderen des Festhaltens würdigen Ideen, die sich einem im vollen Flusse der Arbeit aufdrängen, ohne daß man sie im Augenblick passend verwerthen könnte! Ich beschloß, mir entschieden einen „Nothhelfer" anzuschaffen.

Die Buchhandlung, in die wir eintraten, erwies sich insofern als die merkwürdigste Handlung dieser Art, als sich in derselben auch nicht ein Buch befand. Anstatt der Bücher befanden sich auf den Gestellen und Ladentischen Reihen kleiner Kästchen.

„Fast alle Bücher sind, wie Sie sehen, heutzutage phonographirt", sagte Hamage.

„Diese Aenderung scheint nach der Menge der Käufer eine sehr populäre zu sein", sagte ich; denn die Ladentische waren in der That von einer Schaar Kunden umringt, wie ich sie nie zuvor in einer Buchhandlung gesehen hatte.

„Die Leute an diesen Ladentischen sind keine Käufer, sondern sie leihen die Bücher bloß aus", erwiderte Hamage. Er erklärte mir sodann, daß, während die altmodischen gedruckten Bücher von dem Leser durch die Handhabung derselben abgenützt wurden, und daher entweder gekauft, oder zu hohen Preisen gemiethet werden mußten, die phonographischen Bücher nicht direct in die Hände des Lesers kämen, sondern bloß in einer Maschine gedreht, also sehr wenig abgenützt würden, und daher für einen ungemein niedrigen Preis ausgeliehen werden könnten. Jedermann besitze zu Hause einen Phonographen von angemessener Größe und Einrichtung, so daß alle phonographischen Cylinder in denselben paßten. Ich bemerkte, daß der Phonograph auf jeden Fall nicht im Stande sei, die illustrirten Werke zu ersetzen. Aber in dieser Annahme hatte ich mich, wie es schien, getäuscht, denn es zeigte sich, daß die Illustrationen sich auch bei den phonographischen Büchern vorfanden, indem sie, auf sehr einfache Weise, an einem langen fortlaufenden Papierstreifen angebracht waren, der sich auf einer Rolle befand, welche mit dem phonographischen Cylinder durch ein Räderwerk in Verbindung stand, und hinter der vorderen Glaswand des Kästchens derart abgewickelt wurde, daß das jeweilige Bild der gerade erzählten Begebenheit entsprach.

„Aber, um des Himmels willen", rief ich aus, „es begnügen sich doch nicht Alle damit, ihre Bücher auszuleihen? Sie müssen doch wünschen, auch eigene Bücher zu besitzen, und in ihrer Bibliothek stehen zu haben!"

„Natürlich", sagte Hamage. „Was ich von den ausgeliehenen Büchern sagte, bezieht sich nur auf die flüchtige Tagesliteratur. Jedermann braucht Bücher von bleibendem Werthe in seiner Bibliothek. Dort, weiter rückwärts, befindet sich die Abtheilung für Bücherkäufer."

Da der Ladentisch, nach welchem er gewiesen hatte, von weniger Kunden umringt war, als die Tische der Leihabtheilung, drückte ich den Wunsch aus, einige von den phonographirten Büchern zu prüfen. Als wir warteten, bis man uns bediene, machte ich die Bemerkung, daß einige der Käufer sehr anspruchsvoll zu sein schienen, und stets mehrere Phonographen prüften, die denselben Titel trugen, bevor sie ihre Wahl trafen. Da die Phonographen sämmtlich ganz gleich aussahen, konnte ich den Grund nicht errathen, bis mir Hamage erklärte, daß die Verschiedenheiten der phonographischen Bücher mit Bezug auf die Art und Güte des Vortrages ebenso große seien, wie die Verschiedenheiten im Druck, Papier und Einband der gedruckten Bücher. Daß dies wirklich der Fall war, hatte ich bald Gelegenheit selbst zu bemerken, als mir der Ladendiener unter der Anleitung Hamage's verschiedene „Bücher" vorlegte. So prüfte ich nacheinander ein halbes Dutzend Tennyson-Ausgaben, die von verschiedenen Kunstrednern hergestellt waren, und hörte

„Wo Claribel tief ruht"

von einem Sopran, einem Alt, einem Baß, und einem Bariton, jeder im vollem Glanze seiner Schönheit; und da auch die Kunst des Vortrages eine ziemlich gleiche war, war ich ganz bereit zuzugeben, daß die Auswahl von phonographirten Büchern für seine Bibliothek einerseits viel schwieriger, andererseits aber auch unvergleichlich anregender war, als die Auswahl von gedruckten Büchern. Und in der That behauptete Hamage, daß sich heut zu Tage Niemand, der einigen Geschmack mit Bezug auf Literatur — wenn dieses Wort billiger Weise beibehalten werden kann — besitze, sich mit weniger als einem halben Dutzend Wiedergaben der großen Dichter und Dramatiker begnüge.

„Wollen Sie nicht vielleicht," sagte er zu dem Ladendiener, „meinem Freunde den »Othello« der Booth-Barrett-Truppe vorlegen? Es ist dies," fügte er zu mir gewendet hinzu, „die genaue phonographische Wiedergabe einer der Vorstellungen jener Truppe."

Der Ladendiener hob einen Phonographenkasten herab und stellte ihn auf den Ladentisch. An der Vorderseite des Kastens befand sich eine Abbildung des Theaters mit herabgelassenem Vorhang. Als ich die Hörgabel an meinen Ohren angebracht hatte, berührte der Diener eine Feder, und der Vorhang ging auf, und es erschien ein vollkommenes Gemälde der Bühne während der ersten Scene. Zugleich begann das Schauspiel,

Digitized by Google

als ob die gemalten Menschen auf der Bühne sprächen. Da war keine Rede davon, die Hälfte des Gelesenen zu überfliegen und den Rest zu errathen. Nicht ein Wort, nicht eine Silbe, nicht ein Flüstern im Zuschauerraume ging verloren; und in dem Maße, wie das Schauspiel fortschritt, änderte sich auch das Gemälde, und zeigte jede bedeutende Aenderung in der Stellung der Schauspieler an. Natürlich bewegten sich die Figuren nicht, da sie ja bloß gemalt waren, aber ihre Darstellung in so vielen auf einander folgenden verschiedenen Stellungen brachte den Eindruck der Bewegung hervor, und machte es vollkommen möglich, sich vorzustellen, daß die Stimmen, welche ich hörte, wirklich die ihren seien. Ich liebe das Theater sehr, aber die Menge von Unbequemlichkeiten, denen man sich unterziehen muß, um einer Vorstellung beizuwohnen, ist so groß, daß ich mich nur selten diesem Vergnügen hingebe. Andere mögen vielleicht verschiedener Meinung sein, ich aber muß gestehen, daß mir die sinnreichen Einrichtungen an dem Phonographen das Beiwohnen an einer wirklichen Theatervorstellung vollkommen ersetzten.

Hamage hatte mich verlassen, um seine Einkäufe zu machen, und fand mich, als er zurückkam, noch immer wie bezaubert vor dem Phonographen sitzend.

„Kommen Sie, kommen Sie," sagte er lachend, „ich habe einen vollständigen Shakespeare zu Hause, und Sie können, wenn Sie wollen, die ganze Nacht aufbleiben, um Dramen anzuhören. Jetzt aber kommen Sie mit mir; ich will Sie noch in den ersten Stock führen, bevor wir gehen."

Er trug verschiedene Päckchen. Eines davon, sagte er mir, war ein Roman für seine Frau, die anderen einige Erzählungen für die Kinder, — Alles natürlich phonographirt. Außerdem hatte er für seinen kleinsten Knaben einen „Nothhelfer" gekauft.

„Es gibt keine Gesellschaftsklasse," sagte er, „welcher der Phonograph so viele Bürden abgenommen hat, als den Eltern. Die Mütter brauchen sich fortan nicht mehr heiser zu reden, um den Kindern an regnerischen Tagen Geschichten zu erzählen, und sie auf diese Weise mühsam ruhig zu erhalten. Sie brauchen bloß den wildesten Jungen vor einen Phonographen mit klassischen Ammengeschichten zu setzen, und darauf Acht zu haben, wann die Maschine abgelaufen, und es nöthig ist, einen neuen Cylinder einzuführen, um die Unterhaltung in Fluß zu erhalten. Was die ganz kleinen Kinder betrifft, so singt die meinigen die Patti in Schlaf, und wenn sie in der Nacht aufwachen, ist sie nie zu schläfrig, um ihr Lied zu wiederholen. Wenn die Kinder zu groß werden, um noch beständig an der Mutter Schürzenbande zu hängen, bleiben sie doch immer, Dank dem »Nothhelfer«, wenn auch nicht in deren Gesichtskreise, doch im Bereiche ihrer Stimme. Was immer für Befehle oder Weisungen sie ihnen zu geben hat, die sie nicht vergessen sollen, was immer für Stunden und Pflichten sie ihnen in's Gedächtniß zurückrufen will, sie kann sich mit vollkommener Sicherheit auf den »Nothhelfer« verlassen, der stets seine Pflicht thun wird."

„Das ist alles sehr angenehm für die Mütter," rief ich aus, „aber ich zweifle nicht, daß das Loos der Waisenkinder einem Knaben sehr verlockend erscheine, der gezwungen ist, ein solches Werkzeug seiner eigenen Unterjochung mit sich herumzutragen. Wenn die Knaben noch das sind, was sie in meinen Tagen waren, muß die Anzahl der »Nothhelfer«, die sie zerbrechen oder verlieren, eine ziemlich beunruhigende Höhe erreichen."

Hamage lachte und gab zu, daß der, welchen er jetzt mitnehme, der vierte sei, den er innerhalb eines Monates für seinen Knaben gekauft habe. Er war ebenfalls meiner Ansicht, daß es hart sei, zu sehen, wie ein Knabe unter einer derartigen Bevormundung aufwachse; aber seine Frau, und die Frauen im Allgemeinen behaupteten, daß die Verwendung des Phonographen zur häuslichen Regierung die größte Erfindung des Jahrhunderts sei.

Ich stellte nun eine Frage, die sich mir an jenem Tage bereits zu wiederholten Malen aufgedrängt hatte: was aus den Buchdruckern geworden sei?

„Natürlich," sagte Hamage, „sind sie dadurch in eine ziemlich mißliche Lage versetzt worden. Einige Arten von Büchern werden indessen noch immer gedruckt, und es ist wahrscheinlich, daß dies noch einige Zeit lang andauern wird, obwohl das Lesen, ebensowohl wie das Schreiben, schon jetzt von ziemlich wenigen Leuten ausgeübt wird."

„Wollen Sie damit sagen, daß man in Ihren Schulen nicht mehr Lesen und Schreiben lehrt?" rief ich aus.

„Oh ja, man lehrt es noch immer; aber da die Schüler diese Kenntnisse nach Verlassen der Schule nur in sehr geringem Grade benöthigen, — und auch in der Schule alle ihre Lesebücher phonographirt sind — hält ihre erworbene Kenntniß in der Regel so lange vor, als das Griechische bei einem absolvirten Gymnasiasten. Es ist bereits eine starke Bewegung im Zuge, das Lesen und Schreiben gänzlich vom Lehrplane der Schulen zu streichen, aber man wird sich wahrscheinlich zu dem Mittelwege entschließen, ein stenographisches oder phonetisches System einzuführen, welches auf die directe Wiedergabe der Schallwellen basirt wäre. Studenten und Männer der Wissenschaft werden es indessen immer nöthig haben, Gedrucktes lesen zu können, da ein großer Theil der alten Literatur wahrscheinlicher Weise nie phonographirt werden wird, weil es sich nicht auszahlen würde."

„Aber," sagte ich, „ich habe bemerkt, daß Sie noch immer gedruckte Sätze als Aufschriften, Titel u. s. w. benützen."

„Allerdings," erwiderte Hamage, „aber es wäre leicht, phonographische Titel an deren Stelle zu setzen, und es wird dies ohne Zweifel allmählich nöthig werden, da die Anzahl derer, welche nicht lesen können, stetig wächst."

„Habe ich recht gehört," fragte ich, „daß auch die Lesebücher in Ihren Schulen phonographirt sind?"

„Sicherlich," erwiderte Hamage; „unsere Kinder werden von Phonographen unterrichtet, sagen ihre Lection vor Phonographen auf, und werden von Phonographen geprüft."

„Gütiger Himmel!" rief ich aus.

„Ja, es ist, wie ich Ihnen sage," versetzte Hamage; „aber es ist in der That nichts Erstaunliches daran. Man lernt und erinnert sich durch die Schalleindrücke anstatt durch die Lichteindrücke, das ist Alles. Die Buchdrucker sind, beiläufig bemerkt, nicht die einzigen, deren Beschäftigung die Phonographie entwerthet hat. Seit der Unterdrückung der altmodischen Bücher sind die meisten Optiker in's Armenhaus gewandert. Der Gesichtssinn war in der That vor Einführung des Phonographen furchtbar überbürdet, und nun, da der Gehörssinn anfängt den ihm gebührenden Theil der Arbeit zu übernehmen, wäre es sehr merkwürdig, wenn sich nicht eine allgemeine Verbesserung in der Sehkraft der Leute einstellte. Die Physiologen versprachen uns überdies nicht bloß ein besseres Auge, sondern einen besseren Körper, insbesondere was die Haltung desselben betrifft, da in unseren Tagen das Lesen, Schreiben und Studiren nicht mehr, wie ehemals, eine sitzende Stellung mit gekrümmtem Rückgrat und emporgezogenen Schultern erfordert. Der Phonograph hat es endlich möglich gemacht, den Geist auszubreiten, ohne den Körper zusammenzukrampfen."

„Es wirft ein merkwürdiges Streiflicht auf die Revolution, welche die allgemeine Einführung des Phonographen hervorgebracht hat," bemerkte ich, „daß, während man früher das Unglück blind zu sein als jenen körperlichen Mangel ansah, welcher einen Menschen am meisten von der Welt der Bücher ausschließe, welche dem Tauben offen blieb, der Fall jetzt genau der umgekehrte ist."

„Ja," sagte Hamage, „es ist dies allerdings eine merkwürdige Umkehrung, die aber nicht so vollständig ist, als Sie sich vorstellen. Durch die neuen Verbesserungen an dem Schallverstärker hofft man Allen, mit Ausnahme der Stocktauben, den Phonographen zugänglich zu machen, selbst wenn er, wie auf den Eisenbahnen, mit einem ganz gewöhnlichen Telephon in Verbindung steht. Die Stocktauben werden natürlich immer auf gedruckte Bücher angewiesen sein, die man eigens für sie herstellt, wie man ehemals Bücher mit erhabenen Lettern für Blinde herstellte."

Als wir den Aufzug betraten, um uns in die oberen Räume der Buchhandlung zu begeben, erklärte mir Hamage, er wünsche, daß ich, bevor wir gingen, noch den Vorgang des Bücherphonographirens sehe, welcher der neue Ersatz für das alte Druckverfahren sei. Natürlich, sagte er, würden die Phonographien dramatischer Werke im Theater selbst, während der Vorstellung des betreffenden Stückes aufgenommen, und die Wiedergabe der öffentlichen Reden und Predigten würden auf ähnliche Weise erhalten, wobei es nicht ausgeschlossen war, daß der Redner, falls man eine revidirte Form seiner Rede wünschte, dieselbe abermals in einen Phonographen hineinsprach; — die große Masse der Bücher aber werde von berufsmäßigen Redekünstlern hergestellt, die von den großen Verlagsfirmen angestellt würden, deren eine mit der Buchhandlung, in der wir uns befänden, in Verbindung stehe. Er war mit einem dieser Redekünstler bekannt, und führte mich in sein Arbeitszimmer.

Wir waren so glücklich, ihn unbeschäftigt zu finden. Es war, sagte er, etwas an der Maschinerie gebrochen, und er war zur Muße verurtheilt, während die Reparatur gemacht wurde. Sein Arbeitszimmer besaß ein ganz merkwürdiges Aussehen. Es hatte die Gestalt des Inneren eines ziemlich kurzen Eies. Der Sitz des Redekünstlers befand sich in der Mitte des schmalen Endes, während an dem entgegengesetzten breiten Ende, direct vor ihm, und an einem Theile der Seitenwand, gegen die Mitte zu, Reihen von Phonographen aufgestellt waren. Diese bildeten seine Zuhörer, aber keineswegs die einzigen. Durch telephonische Verbindungen war es ermöglicht, daß er zugleich auch zu einer Menge anderer Phonographen spreche, die in anderen Zimmern in einiger Entfernung aufgestellt waren. Er sagte, daß er in einem Falle, wo die Nachfrage nach einem beliebten Buche sehr groß war, fünftausend Phonographen zugleich mit der Wiedergabe desselben versehen habe.

Ich bemerkte, daß die Ersparniß an Buchdruckern, Setzern, Buchbindern und kostspieligen Maschinen, zugleich mit der verhältnißmäßig sehr geringen Abnützung der phonographirten Bücher dieselben, im Vergleiche zu gedruckten Büchern sehr billig machen müsse.

„Das wären sie in der That," sagte Hamage, „wenn sich die beliebten Redekünstler, wie Playwell hier, nicht Unsummen für ihre Dienste bezahlen ließen. Das Publikum hat es sich in den Kopf gesetzt, daß er der einzige Redekünstler erster Ordnung sei, und will Niemandes Reproductionen kaufen, als die seinen. Infolge dessen bestehen die Autoren darauf, daß er ihre Bücher dem Publikum verdolmetsche, und die Verleger sind zwischen den Autoren und dem Publikum auf seine Gnade angewiesen."

Playwell lachte. „Ich muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist," sagte er. „Ueber's Jahr wird irgend ein anderer Redekünstler in der Mode sein, und ich werde mich mit den Abfällen begnügen müssen. Ueberdies ist mein Geschäft ein viel beschwerlicheres, als die Leute gewöhnlich meinen. Wenn ich zum Beispiel das betreffende Buch vom Autor erhalten habe —"

„Als Manuscript?" warf ich ein.

„Zuweilen ist es phonetisch geschrieben, aber die meisten Autoren dictiren ihre Bücher einem Phonographen. Nun, wenn ich das Buch vom Autor erhalte, nehme ich es mit mir nach Hause, und studiere es, vielleicht zwei Tage, vielleicht zwei Wochen, zuweilen, wenn es in der That ein bedeutendes Werk ist, einen bis zwei Monate lang, um mich mit den Ideen genau bekannt zu machen, und mich für die zukömmliche Art der Wiedergabe zu entscheiden. All' dies ist keine geringe Mühe, und will bezahlt sein."

An diesem Punkte wurde unsere Unterhaltung von Hamage unter-

Digitized by Google

brochen, der erklärte, wir hätten keine Zeit zu verlieren, wenn wir noch den letzten Vormittagszug erreichen wollten.

Von der Fahrt nach Hamage's Landsitz weiß ich nichts zu berichten. Ich wurde durch das Anhalten des Zuges und den Lärm der absteigenden Reisenden aus meinem tiefen Schlafe aufgeschreckt. Hamage war verschwunden. Als ich mich schlaftrunken erhob, meine Habseligkeiten zusammensuchte, und mich wunderte, was aus meinem Gefährten geworden sei, kam er in den Waggon gestürzt, faßte mich kräftig bei der Hand, und hieß mich leidenschaftlich willkommen. Ich öffnete den Mund, um zu fragen, was für eine Art dummen Scherzes diese verspätete Begrüßung zu bedeuten habe; aber als ich um mich blickte, beschloß ich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ich bemerkte nämlich, daß es nicht Mittags, sondern spät am Abend sei, daß der Zug, in welchem ich mich befand, derselbe war, in welchem ich meine Heimat verlassen hatte, und daß ich mich die ganze Zeit lang nicht von meinem Platze gerührt hatte: es war also anzunehmen, daß Hamage meine Anspielungen auf den mit ihm verlebten Vormittag nicht verstehen würde. Später an demselben Abend indessen ließ mir die Bestürzung, in welche ich meinen Gastfreund und seine Frau durch meine häufigen, heftigen und anscheinend grundlosen Heiterkeitsausbrüche versetzte, keine andere Wahl, als ihnen über meine merkwürdige Erfahrung reinen Wein einzuschenken. Die Moral, welche sie daraus zogen, war die liebenswürdige Versicherung, daß, wenn ich sie nur öfter besuchen wollte, eine Eisenbahnfahrt meinen Verstand nicht in so hohem Grade erschüttern würde.

Aus der Hauptstadt.

Der heilige O'Shea.

Im Mordprozeß Heinze rief von den einfach Sect trinkenden Vertheidigern einer, mit entrüstetem Accent: „Sie wollten also, Herr Zeuge, den so und so zu einem Ehebruch mit der Beklagten anstiften!" Bei den Geschworenen und unter den Zuhörern entstand lauter Unwille, denn der Herr Zeuge hatte die Schandthat gar nicht begangen, deren man nun ihn zieh. Die Schandthat, nähmlich die Anstiftung zum Ehebruch mit Frau Heinze, der von der Sittenpolizei controlirten Straßenläuferin, die mit dem Ertrag ihrer Nachtfahrten den wackeren Eheherrn ernährte. Für die erschütternde Komik eines Ehebruches im Hause Heinze zeigten sie keinen Sinn, die Geschworenen und das wißbegierige Publikum. Und so ging der beste Moment in diesem erschrecklich aufgebauschten Prozeß spurlos fast vorüber. Was jetzt zu so großartigen sozialen und ethischen Ausblicken benützt wird: die gierig eingeschlürften Enthüllungen über die Zusammenhänge von Prostitution und Verbrecherzunft: aus dem Pitaval und aus den Gaunerromanen des Eugène Sue, schon konnte man sie aufspüren, denn sie sind uralt und haben ihr Gesicht kaum verändert. Neu aber und überraschend ist, daß man von einem Ehebruch im Hause Heinze sprechen darf, ohne ausgelacht zu werden. Aber wer wird denn zu lachen wagen, wo das sechste Gebot bedroht ist?

Ein anderes Bild. Frau Prager hat ihren Gatten betrogen und es scheint, sie wollte den Lästigen aus dem Wege räumen. Der Mordversuch, die kriminalistische Frage interessirt mich nicht. Nur darüber muß ich mich wundern, daß alle Welt mit dem Urtheil so schnell bei der Hand ist: Eine Dirne hat einen stillen Gelehrten schmählich getäuscht. Der stille Gelehrte ist Herr Dr. Prager, ein Mann, der sich damit beschäftigt, zurückgebliebene Jünglinge durch allerlei verfängliche Examina zu pressen. Hat er von dem galanten Lebenswandel seiner schönen Frau wirklich nichts gewußt, hat er nicht vielleicht manche Behaglichkeit hingenommen, ohne nach dem Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben allzu ängstlich zu forschen? Ich weiß es nicht, alle Welt weiß es auch nicht, bekümmert um dergleichen Nebensachen sich überhaupt nicht. Wer hat den Ehevertrag gebrochen, fragt alle Welt und sie steinigt die schuldige Frau. Ob die Prostitution vom Manne ausging, ist gleichgültig. Das sechste Gebot muß in Ehren bleiben.

Herr Prager ist uns eine noch unbenannte Größe, aber Herrn Heinze kennen wir und wir kennen Herrn O'Shea. Zwischen beiden ist der Unterschied nicht so unermeßlich, wie er oberflächlichem Zublicken erscheint. Ein armer Teufel lebt vom unreinlichen Gewerbe der Frau, ein ehemaliger Offizier duldet einen zahlungsfähigen und einflußreichen Hausfreund. Der ganze Unterschied steckt in den Röcken, in den Besitzverhältnissen des deutschen und irischen Zuhälters. Und diesmal kann alle Welt nicht sozialer Parteilichkeit bezichtigt werden, denn mit gleich ernster und ehrbarer Miene nimmt sie die Ehebruchanklagen auf, im Hause O'Shea und im Hause Heinze. Alle Welt, die Hyperconservativen nicht ernster und ehrbarer als die weit, bis zur freien Liebe fast vorgeschrittenen Sozialdemokraten. Denn das sechste Gebot, o, das respectiren sie alle, die Feudalen und die Liberalen, die Alten und die Jungen.

Darüber ist nun ein Mensch gestorben, ein genialer Mensch von ganz ungewöhnlicher Kraft im Wollen und Vollbringen. Wie immer der amtliche Todtenschein lauten mag, die Geschichte wird und die Legende die Meldung verzeichnen: Parnell hat als Selbstmörder geendet, weil alle Welt den mit Frau O'Shea verübten Ehebruch ihm nicht verzeihen konnte, nicht verzeihen durfte. Denn vorläufig gibt alle Welt noch die Moralgesetze und sie ist drauf und dran, Herrn O'Shea zu kanonisiren. Zum Kirchenvater der offiziell Keuschen taugt der heilige O'Shea auch sehr viel besser als etwa die asketischen Weiberverächter Hieronymus und Augustinus, nur ganz unvergleichlich „moderner" ist er als der in fleischlichen Dingen himmlisch heidnische Martin Luther, der 1522 in seinem Tractat vom ehelichen Leben schrieb: „Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen anderen öffentlich nehmen und wollt auch nicht gern wider Ehre thun, sollte sie zu ihrem Manne also sagen: Siehe, lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seeligkeit bracht, und ist für Gott keine Ehe zwischen uns beiden, vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habst, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum willigliche betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast." Und noch viel duldsamer ist der Reformator dem geschlechtlichen Appetit des Mannes gewesen, denn „wisse, daß die Ehe ein äußerlich Ding ist, wie eine andere weltliche Handtirung." Nicht der Teufel nur auf die Bibel, auf Luther kann auch Herr Bebel sich mit Fug berufen; ging doch Meister Martin so weit „dem einen Theil zu erlauben, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, wenn die Ehe auch noch exestirte, nur damit der Natur Genüge gethan werde, welcher man nicht widerstehen könne."

Der Natur zu widerstehen hat in dreihundertundsiebenzig Jahren offenbar alle Welt gelernt. Ehebruch kann nicht und darf nicht mehr geduldet werden. Wenn aber der abgeklärte, der historische Blick zurückschaut auf den Wandel der angeblich unerschütterlichen und dem Wesen eingeborenen Sittengesetze, von Luther bis auf O'Shea, dann mag er die Hoffnung auch schöpfen auf das mähliche Heraufkommen einer neuen Zeit, in der die alten Tafeln geborsten sein werden und gebrochen und die alten, von Hand zu Hand gelaufenen Marktwerthe eingestampft, auf daß ihr Edelgehalt neu zu prägender Münze Gewicht gebe und helleren Klang. Und für die Menschlichkeitdichter dieser werdenden Zeit möchte ich hier die Fabel zu einem dann wohl modernen Drama niederschreiben, die einen kleinen Beitrag zugleich auch bietet zur Sittengeschichte aus der Aera des heiligen O'Shea. —

Der demokratische Gedanke hatte seines Triumphes stolze Mittagshöhe erreicht. Wo immer der Einzelmensch zu umfassenderer Macht gelangt war, durch Genie oder durch Marktschreierkünste, da wurde er, früher oder später, durch den neidischen Zorn der Gleichheit heischenden Massen vernichtet; die Großen und die Gerngroßen mußten vor dem demokratischen Gedanken vom Platze weichen: Napoleon und Bismarck, Gambetta und Boulanger. Ueber ein mittleres Durchschnittmaß sollte kein sterblicher Genosse sich aufrecken, denn erfüllet war nun die Zeit der goldenen Mittelmäßigkeit.

Damals also lebte ein Mann, dem war demokratisches Empfinden in Fleisch und Blut übergegangen. Unerbittlich kämpfte er für die politische und soziale Befreiung seines Volkes, dem er ein weithin hallendes Sprachrohr sein wollte. Weil er aber Helfer am Werke brauchte, schloß er einem Parteiverbande sich an, wie das damals noch so Mode war; und weil die Helfer thöricht meist waren, fühlte er bald sich als der Klügste und Stärkste — unter übrigens Gleichen, versteht sich. Das aber schon wurmte die Gefolgschaft und sie warf ihm vor, er sei durch die unumschränkte Machtvollkommenheit, über die er gebot, innerlich corrumpirt worden. Dem Bismarck verglich man ihn und auch dem kleinbürgerlichen Robespierre Eugen Richter, dem

Digitized by Google

tyrannischen Zahlmeister der deutschen Bourgeoisie. Damals nämlich kannte man noch nicht die neue Aristokratie, die Herrschaft der Besten und Tüchtigsten und ein Despot hieß, wer sich nicht ducken mochte. So erging es auch unserem Helden Parnell. Dies der Name des Mannes.

Um gefügige Werkleute zu haben, mußte mitunter er ein Auge zudrücken und so gerieth er auch an einen gewissen O'Shea, einen abenteuerlichen und skrupellosen Gesellen, der dem mächtigen Gönner auch seinerseits etwas gönnen mochte, seine Häuslichkeit zuerst und weiterhin auch seine Frau. Diese muß wohl klug und gütig gewesen sein, seltene Eigenschaften für die gefesselten Weibchen von damals, denen eigenes Leben versperrt und die Versorgung durch den Gatten als einziges Ziel berechtigter Wünsche gewiesen war. An Güte und duldsamem Verständniß erwärmte sich der stahlharte Kämpfer, und man weiß ja, wie es geht, wenn ein starker Mann im Frauenzimmer warm geworden ist. Behagliche Jahre vergingen und für Herrn O'Shea wurde Discretion immer mehr Ehrensache und im Lande Heinrichs VIII. und des Baccaratprinzen von Wales fand man in dem ehelichen Triangel keine auffällige Figur. Hilft sich ein Jeder doch wie er kann.

Da dämmerte dem ehemännlichen Lichthalter ein vortheilhafteres Geschäft auf, das weit einträglicher zu werden versprach als die bisher bewiesene Toleranzhäuslichkeit. Politische Gegner wollten Parnell bei Seite schaffen und für eine hübsche Summe ging sein gefälliger Gastfreund hin und klagte auf Ehebruch. Um Beweise konnte er nicht verlegen sein, er selbst war sein sicherster Eideshelfer und alsbald wurde das Verbrechen durch Richterspruch festgestellt, allen Gutgesinnten zur Herzensfreude und Seelenwonne. Nun brach das Wetter los. Kann ein notorischer Ehebrecher noch fernerhin Parteiführer sein und Vertreter eines für freies Recht streitenden Volkes? Nimmermehr. Auch eine hohe und niedere Beamtenschaft des lieben Herrgottes mengte sich schleunig in's böse Spiel und von allen Kanzeln, aus den Spalten aller für Anstand und Sittlichkeit außerhalb des Inseratentheils begeisterten Blätter zeterte es gegen den unreuigen Sünder, der schamlos genug war, durch hartnäckiges Leugnen die mitschuldige Frau nicht der Meute rücksichtslos auszuliefern. Wie viele Kaiser und Könige, wie viele Päpste, Cardinäle und Bischöfe seit der Begründung staatlicher und kirchlicher Macht Ehebruch und scheußlichste Unzucht getrieben hatten, ohne an ihren hohen und höchsten Würden deshalb Einbuße zu erleiden, davon war damals nicht die Rede. Die gekrönten Freunde der Gräfin Lichtenau und der bayerischen Reiterjungen hatten die Gnade Gottes und Parnell hatte nur sein Genie.

Nach verzweifelter Gegenwehr unterlag der Verbrecher: der größte Philister Gladstone kam über ihn und sein Volk wusch die Hände in Unschuld; es war des Führers überdrüssig, der nicht der Herde zu folgen gewillt schien. Die Völker kennen, wie die Kinder, keine größere Lust als die, verhätschelte Puppen nach gemessener Weile zu zerstören. Von diesem politischen Kampf jedoch sonderte bald ein ganz persönliches Ringen sich ab. Parnell fiel aus der Rolle und machte der geltenden Sitte, was man damals eine Concession nannte: er heirathete seine Geliebte. Ein Hohnlachen aus aller Welt war die Antwort und die Schutzleute des Himmels jammerten laut, da sie von Schuld sich rein fühlten, über die Fortsetzung des Ehebruches; trösteten wohl auch den ärmsten O'Shea in seinem Ungemach. Vereinigt aber hausten nun schlimm Gepaarte, zwei Menschen, die einander nicht anschauen konnten ohne quälendes Gedenken, ohne daß des Einen Auge sprach: Du hast mich zu Grunde gerichtet, und der Anderen angstvoller Blick: Kann Deine Liebe über ein zertrümmertes Leben hinweg? So mag dem ersten Menschenpaare zu Sinn gewesen sein, da es sich nackt fand und bloß, nach dem Apfelmahl; das hatte auch von den süßen Früchten des Erkenntnißbaumes gegessen und die Wißbegierde ist auch dem Urchristenthum strafbar, der Religion für neugierige Juden und zügellose Orientalen, und nicht zufällig spricht die Schrift vom Erkennen des Weibes ...

Adam kannte den alten Tertullian nicht, aber Parnell mag ihn gekannt und, als er sterben wollte, wohl an sein Wort gedacht haben: „Weib, Du bist die Pforte zur Hölle!" Und alle Welt zerbricht sich den Kopf nicht über den klaffenden Abgrund zwischen Menschlichkeitanspruch und kirchenväterlicher Moral, über diesen mörderischen Widerspruch, von dem alles Unheil herkommt und alle Erbsünde. Alle Welt sinnt auf Mittel gegen die Prostitution, gegen die sichtbare, die der moralischen Verdauung nicht förderlich ist, und läßt von der zimperlichen Tante Voß jetzt sich jene Häuser anpreisen, in denen der Ahnherr von Lessing's Erben die Mönchlein bei rettender Arbeit sah. Alle Welt thut wie die Enthaltsamen, von denen Zarathustra also sprach: „Diese enthalten sich wohl: aber die Hündin Sinnlichkeit blickt mit Neid aus Allem, was sie thun." Und während alle Welt treu und keusch vor dem sechsten Gebot prüde Wacht hält, hört aus der Hündin heiserem Gebell der Wissende deutlich den Commentar heraus: Du sollst dich nicht ertappen lassen!

Apostata.

Gontard und Schinkel.

Berlin hat in den letzten Tagen zweier Architekten sich pflichtschuldigst erinnert: Denn am 23. September 1791 waren es hundert Jahre, daß Karl von Gontard, der Erbauer der Thürme auf dem Gensdarmenmarkte und am 9. Oktober 1841 waren es fünfzig Jahre, daß Meister Schinkel starben. Dies Zusammenfallen hat denn Gelegenheit zu allerlei Vergleichen und kunstgeschichtlichen Betrachtungen gegeben.

Gontard gehörte schon 1841 zu den bestvergessenen Leuten. Fünfzig Jahre nach seinem Tode krähte kein Hahn nach ihm. Vor mir liegt die dritte Auflage von Lübke's Kunstgeschichte vom Jahre 1866: Gontards Name ist gar nicht darin genannt. Ich schlage Meyer's Conversationslexikon von 1876 und den Brockhaus von 1884 auf — der Name fehlt. Und doch werden wir neuerdings belehrt, beide Künstler seien „Geister ersten Ranges gewesen, ideale Künstlernaturen, die, sobald man nur nicht in kurzsichtiger Anmaßung den Maßstab des jetzigen Augenblicks an sie legt, thumhoch über ihrer Zeit stehen und bis in unsere Zeit hineinragen." Gut, nehmen wir einstweilen an, beide Künstler hätten sich an Werth gleich gestanden!

Da fällt mir vor Allem die Kraft der Schinkel'schen Zeit auf, von der lähmenden Bewunderung der Alten sich loszureißen. War man 1841 schon so weit, die Kunst von 1791 rundweg, ohne jede höfliche Floskel, für eine überwundene, oder wie es damals hieß „zopfige" zu halten, warum kommen wir nicht dazu, 1891 mit gleicher Selbständigkeit Schinkel entgegenzutreten? Man klagt soviel über Impietät, über das kecke Selbstgefühl der Neuen, über Ueberstürzung in der Production. Die Zeit von 1791 bis 1841 war uns entschieden hierin überlegen. Sie warf das Alte kurzer Hand beiseite. Sie sagte: Mit uns beginnt die Kunst! Wir sind die Träger des Schönen, wir lassen uns von keiner Autorität im Fortschreiten festhalten. Freilich war es vor Allem die Antike, welche ihr das Rückgrat schuf. Nicht weil sie mit sich selbst klar, sondern weil sie mit Hellas verbündet war, fand jene Zeit den Muth, sich über vergangene Jahrhunderte zu erheben.

Mich lehrt das Zusammenfallen der beiden Gedächtnißtage, daß es hohe Zeit wird, Schinkels Wirken historischer zu betrachten. Man muß beginnen, ihn nicht als einsam aufragende Säule anzusehen, sondern nach den Männern sich umzusehen, auf welchen sich sein Schaffen aufbaut. Da giebt es noch Entdeckungen zu machen: Ich möchte die Berliner Lokalhistorikern vor Allem das Studium der Werke Soanes empfehlen, ferner jener des Yxnard, des de Wailly, Clérisseau, Grandjean de Montigny, Percier und Fontaine und unter den deutschen des Weinbrenner und Jussow, ferner der englischen Gothiker der Zeit um 1800. Wenn sie dies gethan haben, werden sie erkennen, daß Schinkel mit hundert Banden am Empire und durch dieses am Rococo festhängt, daß im Rococo die Absicht auf klassische Bildung sich kräftig geltend machte und daß Schinkel die Vollendung dieser Seite des Rococo darstellt, obgleich er selbst sich für völlig frei vom „Zopf" hielt. Es wäre der Mühe werth, die Geschichte der einzelnen von Schinkel verwendeten Motive zu untersuchen, die durch Stuart und Newett's Aufnahmen in Athen ihm erschlossen wurden, aber sobald sie frei verwendet, in der Formensprache des Londoner Adam und der Pariser Percier gehalten sind.

Damit soll Schinkels geschichtliche Bedeutung nicht beeinträchtigt werden. Auch wenn man ihn als Glied einer Entwickelung anerkennt, wird man seine Größe zu feiern haben. Es ist wohl noch zweifelhaft, ob man ihn in Zukunft als eine Kraft „ersten Ranges", als gleichwerthig etwa mit Brunneleschо und Bramante, mit Rafael und Palladio, Bernini und den deutschen Barockmeistern betrachten wird. Er war zu sehr Formalist und wir stehen noch zu sehr unter dem Bann der ihm eigenen Formenschönheit, als daß es leicht wäre, seinen Dauerwerth abzuschätzen. Auch von den Franzosen des 18. Jahrhunderts, von Perrault und Mansard glaubte man hundert Jahre nach ihrem Wirken noch, sie seien solche Kräfte ersten Ranges gewesen. Heute sind auch sie vergessen. Soll die Wirkung auf die Menschheit den Maßstab der Größe bilden, so zeigt sich, daß der schöpferische Einfluß Schinkel's noch schneller, schon nach fünfzig Jahren, erloschen ist. Die stille Anmuth seiner Werke ist aber von keinem früheren und keinem späteren Meister erreicht worden. Schinkel ist zweifellos ein Höhepunkt in jener hellenistischen Kunstauffassung, welche in dieser stillen Anmuth das Wesen antiker Kunst erblickte, er ist, dank der archäologischen Entdeckungen jener Zeit, der erste der über Palladio hinauszugehen sich getraute. Wir werden, daran zweifle ich nicht, später einmal wieder auf Schinkel zurückzugreifen haben, wenn an Stelle der jetzt sich durcharbeitenden individualistischen Kunst wieder die der strengeren Regel hervortreten wird: Denn dieser seit Jahrhunderten währende Kampf ist noch nicht beendet. Man wird ihn dann als einen der Spitzen der älteren

Digitized by Google

klassicistischen Bewegungen bezeichnen, neben dem Engländer Inigo Jones, den Franzosen Blondel d. Aelt., François Mansard und Soufflot, dem Holländer Campen als gleichwerthiges Glied einer stetigen Entwickelung nennen, man wird aber deutlich sehen, daß auch seine Auffassung des Hellenenthums mit der echten Antike sich nicht völlig deckt, daß er nur das Programm des Palladio als des großen Vaters der ganzen Schule durch die Hinzunahme der Formenwelt von Athen, nach Vorgang der Engländer, doch mit größerer Freiheit erweiterte.

Von Gontard wird man aber, dessen bin ich sicher, bei einem solchen Ueberblick über die Weltgeschichte der Kunst gar nicht reden. Um einer Mythenbildung entgegenzutreten, mag es alsbald ausgesprochen werden: Was an Gontard's Werken bedeutend ist, die eigentliche Bauidee stammt von Friedrich dem Großen, in der Form erweist sich der Architekt überall als eine zwar gut geschulte, aber keineswegs originelle Kraft. Er hatte das freilich nicht immer beneidenswerthe Glück, der Ausführende der Gedanken eines großen Mannes zu sein. Diese Gedanken waren vielfach im Grunde unkünstlerisch, mehr decorativer als innerlich begründeter Art. Gontard wußte ihnen nicht über das hinaus, was der König anstrebte, Gehalt und Werth zu geben. Sie bilden daher auch keinerlei Markzeichen in der Entwickelungsgeschichte der Baukunst. Aus französischer Schule hervorgegangen, ist Gontard nie über das hinausgekommen, was er in Paris gelernt hat. Gerade durch sein Franzosenthum empfahl er sich dem Könige, der von dem eigenen Werth seiner Architekten und der Deutschen überhaupt die bescheidenste Meinung hatte. Seine Bauten hätten alle ebenso gut von den Pariser Akademikern jener Zeit, von Gabriel oder Aubry, von Contant oder Wailly entworfen sein — ihn unterscheidet von der an sich sehr tüchtigen Schule nur ein ganz bescheidenes Maß von Individualität. Eine der Besprechungen seines Wirkens sagt über ihn, er habe sich beschieden, Friedrichs Leibarchitekt zu sein; „sein Individualismus," heißt es dort weiter, „gehörte noch ganz der Zeit vor der Revolution an, in der der Künstler es noch natürlich fand, für den Herrscher, erst in zweiter Linie für seinen inneren Genius zu schaffen. Es ist wesentlich, zu wissen, daß den Künstlern am Ausgange des Barock noch gar nicht die Empfindung dafür erwacht war, »in des höheren Herren Pflicht« zu stehen, denn was wir bei Künstlern unserer Zeit Servilismus nennen würden, ist hier noch naive Unterordnung unter eine Art Schicksal."

Diese Bemerkung trifft zu sehr eine gewisse Seite des architektonischen Schaffens, als daß ich ihr nicht ein paar Worte anfügen müßte. Sie bekundet den Zwiespalt zwischen dem modernen Architekten und seinem Bauherrn, der nach meiner Ansicht nicht ausschließlich der Fehler des Letzteren ist. Denn der Architekt der Barockzeit thut sehr gut daran, nicht „für seinen inneren Genius", sondern für seinen Herrscher, denn der ist jeder Bauherr, zu schaffen. Er wollte nicht seine Ideale, sondern die seines Auftraggebers zum Ausdruck bringen. Die moderne Architektur vergißt vor lauter „Idealismus", daß ihre Schönheit in der Erfüllung des Zweckes beruht, daß zwei Männer dazu gehören, ein schönes Werk zu schaffen: der Bauherr und der Künstler! Und daß der Bauherr die Hauptperson dabei ist!

Mein Lehrer, Ludwig Bohnstedt, pflegte zu sagen, der Bau sei gut durchgebildet, von welchem der Bauherr am Schluß sagen könne: „Eigentlich habe ich ihn geschaffen, der Architekt hat nur meine Anordnungen ausgeführt!"

Schinkel aber — und das ist der Umstand, welcher gewiß später die Kritik seiner Werke tadelnd hervorheben wird — hatte zwei Ziele im Auge: die antike Schönheit und die moderne Zweckmäßigkeit. Er versöhnte sie so gut mit einander, als es eben gehen wollte. Eine Zeit wahrer, großer Kunst hat aber nur ein Ziel: die Zweckmäßigkeit, und findet in dieser von selbst die Grundlagen der Schönheit.

Fürchten wir nicht den „Servilismus", wie er sich bei Gontard geltend macht. Gerade in diesem liegt das Einzige, was ihn als Künstler über Schinkel erhebt, dem leider der große Bauherr mit ausgeprägtem Willen fehlte. Im Uebrigen mag Gontard wieder der Vergessenheit für die große Welt verfallen und nur in den Lehrbüchern der Kunstgeschichte für Fachleute und in dem Localpatriotismus der Berliner weiter leben.

C. G.

Dramatische Aufführungen.

„Der Glückstifter." Drama in vier Aufzügen von Hans Olden. (Königliches Schauspielhaus.) — „Eine Geldheirath." Schauspiel in drei Acten von Gustav Schwarzkopf und C. Karlweis. (Lessing-Theater.) — „Telephon-Amt VII." Posse mit Gesang in drei Acten von Antony Mars und Maurice Desvallières. Deutsch von Hermann Hirschel. Musik von Gaston Serpette. (Wallner-Theater.) — „Der Bund der Jugend." Lustspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Adolf Strodtmann. (Verein Freie Volksbühne.)

„Denn sehen Sie, daß ein Mensch, der unseren »gebildeten« Kreisen angehört, daß so ein Mensch einen Mord begeht, einen überdachten Mord, zu dem man sich eine Waffe in die Tasche stecken muß, zu solcher Annahme bin ich kaum zu kriegen. Ich glaube durchaus nicht an eine unüberwindliche moralische Scheu. Wenn man mit einem Wunsch, einem Gedanken tödten könnte, da würde ich Manchen eines Mordes wohl für fähig halten." So läßt in dem Drama „Der Glückstifter" von Herrn Hans Olden ein angeblich bedeutender Jurist und Psychologe sich vernehmen und es sieht fast so aus, als spräche der Neunmalweise hier aus dem Verstand des Herrn Olden heraus. Denn dessen Mörder gehört unseren „gebildeten" Kreisen kaum noch an und die Waffe hat er schon in der Tasche, bevor er den Mordgedanken im Sinne hat. Wenn man mit einem Wunsch tödten könnte, dann würde ich mich beeilen, den großen Kriminalisten mitsammt seinem gebildeten Gedanken aus dem Stück zu beseitigen, in dem er ganz und gar nichts zu suchen hat. Der „Glückstifter" könnte dann ein tadelfreies und regelgerechtes Drama werden, keine Dichtung von bezwingender Macht, aber die ernste und entschlossene Arbeit eines klug und fein combinirenden Schriftstellers, der einem hohen Ziel nahe zu kommen rastlos und redlich sich bemüht. Doch leider tödtet der Wunsch nicht, der wunderliche Herr Franzius lebt und wirkt und er ist dem Drama zum Unglückstifter geworden. Um das zu beweisen, muß ich gegen meine Gewohnheit auf eine umständliche Inhalterzählung mich einlassen.

Unglücklich lebte einst, bis er freiwillig starb, der trübe Vater von zwei Söhnen: Hermann und Walter Soltau sind sie genannt. Hermann that gut, wurde wohlhabend und correct; Walter war ein lüderlicher Strick und mußte außerhalb der europäischen Culturgelecktheit seine wilden Triebe zu nützen versuchen. Hermann ist in Berlin W. Hausfreund bei einem über das gewöhnliche Maß hinaus schuftigen Bankier; Walter hat im Transvaal — das einige Kritiker unserer gebildeten Kreise in — Australien suchten — mit manchem schwarzen Potentaten Blutbrüderschaft getrunken. Nun kommt Walter zu flüchtigem Besuch nach Berlin und findet den Bruder, an dem er mit schwärmerischer Zärtlichkeit hängt, als einen hoffnunglos Liebenden. Frau Anna Lindenberg, des jobbernden Gastfreundes in's kritische Alter getretenes Gemahl, hat es ihm angethan. Und weil der Autor darauf besteht, müssen wir ihm schon glauben, daß Herr Lindenberg seine als Tauschobject im unterirdischen Handelverkehr werthvolle Frau nicht so ohne Weiteres frei geben will. Walter mindestens glaubt es glaubend, und da er in Afrika sich an Gewaltmittel gewöhnt, da er einen niedlichen Revolver eben in die linke Brusttasche gesteckt hat, so zaudert und zagt er nicht lange: im Thiergarten, wo der am dunkelsten ist, tödtet er Herrn Lindenberg, der ihm eine schmutzige Speculation anzubieten kam; dann reist er, programmgemäß, um elf Uhr Nachts nach Afrika zurück, durch den Suezcanal über Cap Guardafui bis zur Delagoa-Bai.

Darüber sind denn zwei ausführliche Acte, die besten des Stückes, hingegangen und, der Theaterzettel sagt es, „zwischen dem zweiten und dritten Aufzug liegt ein Zeitraum von drei Jahren". Das ist recht schlimm, denn in drei Jahren pflegen die Kronen der Schöpfung sich mannigfach zu verwandeln, so daß man recht häufig sie gar nicht wieder erkennt. Auch mit dem Glückstifter und seinen Opfern ergeht es uns nicht anders. Daß ein sensationeller Mordprozeß stattgefunden hat, daß ein wüster Strolch als vermeintlicher Mörder im Zuchthaus sitzt, daß Frau Lindenberg jetzt Frau Soltau heißt: auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer sonst zwecklosen und bedauerlich banalen Gesellschaftscene haben wir diese Aeußerlichkeiten bald genug erfahren. Im Hause Soltau aber finden wir uns nicht mehr zurecht und des früher vorurtheillos brutalen Glückstifters jetzige Nervosität ist uns ebenso überraschend wie sein plötzlich erwachter Sittlichkeitanspruch, der um die vorehelichen Beziehungen vom Bruder zur Schwägerin ängstlich sich bekümmert zeigt. Sollte im Transvaal man so strenge Sitte lernen, daß die Frage wichtig erscheint, ob die Heirath auch ein „ehrlicher Bund" war?

Herr Olden sagt es, und wir müssen ihm abermals glauben. Die Dinge stehen nun so: Um den Bruder glücklich zu sehen, hat Walter gemordet, und der Bruder ist unglücklich und unglücklich ist auch die Frau. Ein Mensch, dem das Glückstiften zur Manie geworden wäre, könnte nun auf den Gedanken verfallen, zur Abwechselung einmal die Frau niederzuschießen, und so fort mit Grazie ad infinitum. Walter Soltau aber hat an einem Versuch genug, denn er erkennt, daß wir, was man so Glück nennt, in unserem Innern mit uns herumtragen und daß es, wenn es da nicht ist, sich auch nicht erjagen läßt oder erknallen. Und da der arme Hermann zu den ewig Unglücklichen und Unzufriedenen gehört, gibt es für ihn auch keine Rettung, und der Fall Soltau könnte psychologisch jetzt ungemein interessant werden, wenn — ja, da ist er nun — wenn Herr Franzius nicht zur Stelle wäre.

Der hat nämlich des wahren Mörders Spur ausgefunden und er sagt es Walter gerade in's Gesicht und fügt auch hinzu, daß er ihn anzeigen will, wofern er nicht selbst Gericht über sich hält. Das geschieht in einer sehr fein und kraftvoll geführten Scene, die aber unter einem verhängnißvollen Anklang an die großen Gespräche zwischen Raskolnikow und dem Untersuchungsrichter Porphyrius schwer zu leiden hat. Dort sprach der Mensch zum Menschen und die geheimsten Gänge des Gehirns hellten sich unserem verblüfften Blick auf; hier docirt ein onkelhafter Klugschwätzer, dessen Weisheit zwischen bürgerlicher Wohlanständigkeit und idealen Forderungen gar wunderlich einherschwankt. Es kann den vorsichtigen Herrn Olden nicht kränken, daß er neben dem einzigen Dostojewsky winzig erscheint; aber der Kluge hätte klug genug sein müssen, um sich zu sagen, daß nur ein Leonidas im Schatten Ruhm erwerben konnte.

Was in aller Welt soll uns überhaupt dieser Franzius, der die Weisheit mit Löffeln gegessen hat? Ich weiß wohl: er hat im ersten Act das Unheil eingerührt und bei Ehren-Lindenberg den Advokaten des großen Galeotto gemacht. Wenn er da aber nur überflüssig war, jetzt wird er unausstehlich und für das Drama gemeingefährlich. Denn nicht darum handelt es sich doch, ob der Mord entdeckt ist, ob er verborgen blieb: Walter muß in sich selbst vernichtet werden, sobald er erkennt, daß er einem Willensschwächling durch seine Gewaltthat das erhoffte Glück nicht gebracht hat. Da liegt ein mächtiger tragischer Stoff: ein Mensch, der sich über die Herdenmoral hinwegsetzt, ist zum bleichen Verbrecher geworden — um ein Nichts. Diesen Schatz hat Herr Olden nicht zu heben vermocht, und wenn sein Walter sich erschießt, bleibt der einfältige Zuschauer zweifelhaft: Ist es die Furcht vor der Entdeckung, ist es der innerliche Zusammenbruch, der den unseligen Glückstifter in den Tod jagt? Und auch dem

Digitized by Google

Dümmsten müßte dieser Zweifel erspart bleiben. Vom dritten Act an kommt ein leidig trivialer Zug in das Drama, das aus der seelischen Complexion dreier ungleich gearteter Menschen heraus entwickelt werden und dessen Lösung der mahnenden Rede des Friedrich Nietzsche entsprechen mußte: „Daß er sich selber richtete, war sein höchster Augenblick: laßt den Erhabenen nicht wieder zurück in sein Niederes! Es giebt keine Erlösung für Den, der so an sich selber leidet, es sei denn der schnelle Tod.“ Wie der Glückstifter an sich selber leidet: um diesen Anblick hat uns Herr Franzius gebracht; der rothe Richter entzog uns den bleichen Verbrecher.

Dem Drama, das vom Publikum mit mehr Respect und Verständniß aufgenommen wurde als von der Kritik, läßt mancher Vorzug sich nachrühmen. Es ist eine ernst zu nehmende, mit peinlichster Sauberkeit ausgeführte literarische Arbeit, die von jedem Haschen nach Sensation und Effect ängstlich sich fern hält. Allzu ängstlich, möchte ich beinahe sagen. Herr Olden wollte die gröblichen Geschmacklosigkeiten seiner schlimmen „Ilse“ überwinden und nur blindwüthige Voreingenommenheit kann ihm bestreiten, daß er einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan hat. Aber er schielte im Schaffen schon nach den Einwendungen, die man ihm erheben würde, und er war angstvoll bemüht, bei Zeiten gute Gegengründe zu erraffen. So kam etwas Lebloses, Gezwungenes, etwas wie kalter Angstschweiß in dieses Drama, das den langen Athem und die fröhliche Kraft eines ganzen Dichters erfordert hätte. Ja, die Kunst des Herrn Olden schwitzt und dabei wird dem Betrachter nicht warm. Wenn dieser eifrige und ehrlich strebende Dramatiker zur strengen Selbstkritik muthige Naivetät sich zurückerobern kann, wer weiß, ob ihm nicht doch noch einmal der große Wurf gelingt?

Alle guten Eigenschaften des Glückstifters: die ungewöhnliche Feinheit mancher Beobachtung, die sichere Beherrschung der dramatischen Technik und das gewissenhafte Bemühen um logische Charakterentwickelung: alle diese in deutschen Dramen so seltenen Qualitäten fehlen dem neuen Schauspiel „Eine Geldheirath“, das die Herren Schwarzkopf und Karlweis uns im Lessing-Theater vorgeführt haben. Eine Geldheirath im Lessing-Theater! Ein böses Ahnen zog schon beim Anblick des Zettels mir durch das Gemüth. Wenn die Frivolität der Ehespeculation da mit kühnen, kräftigen Streichen getroffen würde, dann wäre das Stück ganz gewiß nicht in das Theater der guten Parthien gelangt, denn im Hause des Gehenkten spricht man bekanntlich nicht gern vom Strick. Das freilich hatte ich doch nicht erwartet, daß die Wiener Herren uns zumuthen würden, einen jämmerlichen Mitgiftjäger für einen Märtyrer des Idealismus hinzunehmen. Dessen aber haben die Unerschrockenen sich dreist und gottesfürchtig vermessen, allerdings nicht, ohne vorher ihre vereinten Seelen den Herren Anzengruber, Augier, Fulda und Genossen in Gnaden zu empfehlen. Aus dem „vierten Gebot“, der „armen Löwin“, dem „verlorenen Paradies“, auch etwas Pariser Grisettenromantik à la Murger kam noch hinzu, entstand ihnen so ein in Scherz und Ernst trübseliges Theaterstück, ein mühsam aufgewärmtes Ragout aus Anderer Schmaus.

Ein Börsenfräulein erwünscht sich ein Adelpatent, und weil das ohne Gatten schwer zu erlisten ist, tritt der Ehevermittler in Action. Er hat ganz etwas Feines gerade auf Lager: einen armen, dafür aber politisirenden Rechtsanwalt, dem ein Reichsrathmandat winkt und der sich für einen Ehrenmann hält. Der Handel wird geschlossen und der Rechtsanwalt hält im Besitz der sehr stattlichen Mitgift sich noch immer für einen Ehrenmann. Nach der Hochzeit aber wird er contractbrüchig, fordert ganz munter Liebe und Glück gar und ist höchst empört, da Madame auf ihre luxuriöse Weise leben und zur Tilgung des beträchtlichen Deficits einen verliebten Millionen-Meyer heranziehen will. Und nicht minder empört sind auch die Herren Schwarzkopf und Karlweis, denn auch sie halten ihren Rechtsanwalt noch immer für einen Ehrenmann. Die praktischen Leute im Lessing-Theater zischten den Contractbrüchigen derb aus und es wäre sehr schief gegangen, wenn nicht wieder Herr Director Blumenthal durch einen operativen Eingriff das Schlimmste verhütet hätte. Dieser im Berliner Theaterleben jetzt vereinsamte Dramaturg hatte nämlich abermals, ganz wie bei Herrn Franzos, einen wohl besonders üblen Act ausgemerzt und mit den Autoren ist ihm dafür auch das Publikum zu Dank verpflichtet. Ob nicht auch hier und dort ein Witz vom reichen Tische des Herrn Blumenthal gefallen war? Mir klang manche Pointe so wundersam bekannt. Die Mehrzahl der Späße freilich war blasser Blumenthal, zweiter Aufguß für die Nachzügler. Und als ich in einem Berliner Blatte Herrn Schwarzkopf, der ja wohl ein geistreicher Feuilletonist und ein gescheiter Erzähler sein soll, als den „neuen Juvenal“ verherrlicht sah, da sagte ich zu mir: Wieder der Druckfehlerteufel! Offenbar sollte dastehen: Ein neuer Blumenthal. Aber wäre das nicht etwas übertrieben?

Dabei sind die grob possenhaften Scenen, in denen die redseligen Leute sich selbst parodiren, nicht so übel, wenn auch von einer ernsthaften und rücksichtslosen Satire keine Spur aufzufinden ist. Die kindische Technik aber, die noch mit lehrreichen Dienstbotengesprächen und „zufälligen“ Begegnungen arbeitet, und der bösartig schriftdeutsche Stil verderben auch die bescheidenste Freude an dieser dramatisirten Novelle in drei Acten und fünf Jahren. Und wenn endlich ein als Füllsel dienendes illegitimes Paar noch geschwind, zur Beruhigung aller Philister, in die Kirche geschwatzt ist, dann flattert das letzte Restchen jugendlicher Keckheit davon und beschämt gedenkt man der engen Weltanschauung, die alle neudeutschen Literaturbestrebungen einschlummern ließ und zu Tode sich gähnen — in der Gartenlaube.

Die zornige Auflehnung gegen dieses lendenlahme Gewinsel der Wohlerzogenen hat dem weithin wirkenden Erfolge Ibsen's in Deutschland die Wege geebnet. In keinem anderen Lande, nicht in Frankreich und nicht in Rußland, konnte und kann der neue Magus aus Norden so jubelnd begrüßt werden, als Befreier von der Philister schwerlastendem Joch. Deshalb ist die ewige Wiederholung des Weisheitschlusses: Ibsen ist ein skandinavischer Kleinstädter und sein Dichten paßt nicht in unsere großen und freien Culturverhältnisse, so grundverkehrt. Die Betroffenen, die Bernick und Helmer, auch die ästhetischen Pastoren vom Stamme der Manders, die schreien am lautesten: So etwas kommt bei uns nicht vor! Als ob Schilda und Posemuckel, Krähwinkel und Mottenburg nicht noch immer in Deutschland lägen, dicht bei Wien und mitten in Berlin. Und deshalb ist uns der jüngere Ibsen, der aus dem „Bund der Jugend“*), ein fremderer Mann, denn seine persönlich ergrimmte politische Satire bleibt unserem Empfinden fern und seine krampfhafte Verwechselungskomik, die er damals, ein Neuling in den modernen Gewändern, noch dem Anspruch der Lustspielbühne schuldig zu sein glaubte, weht uns mitunter kühl fröstelnd an. Und die Erinnerung an den gewaltigen Lärm, den das in Deutschland bisher noch nicht gespielte Stück bei seiner ersten norwegischen Aufführung in Christiania am 18. October 1869 empfing, läßt heute einige heitere Scepsis aufkommen. Das harmlose Sonntagpublikum der „Freien Volksbühne“ nahm die derbe Kost fröhlich auf, aber Herr von Moser hätte ihm vielleicht doch noch robustere Heiterkeit bereitet. Bei besserer Muße will ich in nächster Woche noch ein Wort über die Volksbühne und über die politische Komödie sagen, wenn erst die politische Phrase, der Ibsen tapfer zu Leibe geht, bei der Virchow-Feier ihr Müthchen gekühlt hat. —

Die demoiselle du téléphone, deren prickelnde Reize ich kürzlich hier rühmte, ist auf dem Wege von den Pariser Nouveautés bis in's Wallner-Theater zu ihrem Nachtheil veranständigt worden. Es geht immerhin noch recht lustig zu im „Telephon-Amt VII“ und die einschmeichelnde Musik des Herrn Serpette hat durch die hier beliebten Striche und Transpositionen nicht alle Zierlichkeit eingebüßt. Aber für diese gewagten Sexualpossen auch gilt die Losung Ibsen's: Ganz oder gar nicht. Und wenn in der wirbelnden Hetzjagd zwischen der Horizontalen und der Telephonistin die Erste von einer würdigen Unfähigkeit dargestellt werden soll und die Zweite von einer unberathenen Anfängerin, dann muß der erhoffte Erfolg einigermaßen in die Brüche gehen.

Unseren Bühnen fehlen die Schauspielerpädagogen. Dem anmuthigen und temperamentvollen Fräulein Glöckner darf man nicht gestatten, da anzufangen, wo Ernestine Wegner aufgehört hat: bei der Copie und der Parodie. Nicht keifen und sich überhasten darf die eifersüchtige Telephonistin, sie hat eine ganze Reihe von Stimmungen zu durchleben und eine feine Komödie fein durchzuführen, die Empfindungen eines anständigen Mädchens, das sich plötzlich umschmeichelt sieht, weil es sich in einer Cocottenrolle gefällt. Aber ein Regisseur von Autorität und Geschmack ist nicht auf dem Posten und so sind es immer wieder nur die Aelteren und die Alten, die zu selbständiger Kunstübung Erwachsenen, die uns erfreuen: Gimnig, Guthery, Meißner im Wallner-Theater, Frau Kahle und Herr Krause im Schauspielhause, Marie Meyer und Herr Brandt im Lessing-Theater. Herrn Brandt gebührt für sein vergebliches Bemühen um den traurigen Helden der Geldheirath ein besonderes Lob. Ueberhaupt scheint, nach der letzten Aufführung zu schließen, jetzt ein besserer Geist im Hause Lessing's eingekehrt zu sein. Nur dem Fräulein Groß gestattet man noch immer, an ihrem Schlafrock Brillantenschätze zu befestigen, die den Neid der galanten Feindin des kleinen Telephonmädchens erwecken müßten. Wir haben Schauspieler und wir könnten auch eine Schauspielkunst haben, wenn an die Stelle der mit Palmen und Lichteffecten wirthschaftenden Decorateure künstlerisch erzogene Regisseure träten. Aber diesen Herren fehlt jedes Stilgefühl, jede richtige Abschätzung der schauspielerischen Individualität, die sie, als eifrige Zöglinge der Meiningerei, vielmehr als ihren Erbfeind betrachten und zu unterdrücken oder mindestens in die Irre zu führen versuchen. So läßt man im „Deutschen Theater“ den trefflichen Herrn Pohl, nach dessen heißem Temperament der wilde Derwisch verlangt, erst den Klosterbruder und dann gar den Nathan spielen; so vermag man im Schauspielhause die flammende Individualität des Herrn Matkowsky nicht zu meistern, das geniale Zupacken des Fräulein Poppe von kraftloser Modernität nicht fern zu halten. Und so kommen, auch im günstigsten Falle, Aufführungen zu Stande, deren Ton und Haltung rathlos und unbeholfen einhertaumelt, von Shakespeare zu Schönthan und von Benedix zu Ibsen. M. H.

Notizen.

Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer. (Leipzig, H. Haessel). Diese neueste (4.) Auflage ist reich vermehrt und mit einem prächtigen Bildniß des Dichters geziert. Achtzehn neue Nummern haben wir gezählt, aber kaum eine der übrigen ist ohne Aenderungen und eine oft durchgreifende Umarbeitung geblieben, denn man kennt ja des Dichters Kunst der Feile, die sich nie genug zu thun scheint. Wir wissen für angehende Dichter keine bessere Uebung, als einen Vergleich dieser Ausgabe mit einer früheren, um die feinsten Regeln der Kunst zu studiren, „denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, sind Regeln,“ lehrt schon Lessing. Da werden nach und nach blöde Stellen, matte oder triviale Reime ausgemerzt, Titel erhalten eine bezeichnendere Fassung, die Bilder werden anschaulicher, die behäbige epische Breite weicht dramatischer Anschaulichkeit, Sentimentalitäten und Bauchrednereien des Dichters, die die objective Gestaltung stören, werden entfernt, und wenn sie noch so ergreifend und rührend klingen, und überall zeigt sich das Streben nach Kürze, Schlagkraft, Prägnanz. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß

*) Autorisirte Uebersetzung von Adolf Strodtmann. Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

Meyer bei diesem Verdichtungsprozeß manchmal zu radical verfährt. „Huttens letzte Tage" leiden oft darunter, und auch mehr als eines dieser Gedichte erhält einen zu abrupten, oft räthselhaften Charakter. Zu viele Voraussetzungen und Anspielungen, wie in mancher seiner Novellen. Auch die epische Breite hat ihren Reiz, und die frühere „Novize" z. B. ist uns lieber, als das Hochzeitlied, das daraus entstand, die „Römerin" lieber als der Gesang der Parze und einige Gedichte werden durch die Kürze zum Räthsel, wie die gelöschten Kerzen, wo man die Beziehung der lockeren Tänzerin Camargo, Lecocq's Operettenheldin, zum Düppeler Sturm gar nicht versteht. Auch in dem herrlichen Lied: „Jetzt rede du" gefällt uns das schlagende „Anzuvertraun" weniger, als die frühere Fassung. Damit ist aber unsere Kritik erschöpft. Das fast dramatische Epos: die Füße im Feuer ist ein Juwel deutscher Dichtung geworden, „Das Auge der Blinden", „Die Rose von Newport" u. A. lassen alles hinter sich, was die neuere Balladendichtung geschaffen hat. Von den neuen Gaben sind ebenbürtige Perlen: Ein Pilgrim, Alle, Brautgeleit, Lenz wer kann dir widerstehen, Das bittere Tränklein, Noch einmal, Chor der Todten.

Vor dem Scheiterhaufen. Ein Wort für die Juden und ein Vorwort für den Zaren von Josef Schrattenholz. (Breslau, Leop. Freund.) — Unser Düsseldorfer Mitarbeiter, dessen eigentliches Feld die über allem Rassenhasse thronende Musik ist, bietet hier ein warmherziges philosemitisches Plaidoyer, worin er nicht nur den Antisemitismus schildert, sondern auch das Judenthum, Wucher und Talmud. Er fordert energische Maßregeln gegen das judenhetzende Rußland, ein regeres Eintreten der christlichen Schriftsteller für die Verfolgten, Unterdrückung der antisemitischen Studentenverbindungen, Verbot der Judenhetzschriften und die Lösung der europäischen Judenfrage durch den Kapitalismus. „Man bessere die allgemeine Lage, man sterilisire den Boden, auf welchem die Saat der Unzufriedenheit emporschießt, und die Heilung und Gesundung wird nicht ausbleiben."

Briefe Victor Hehn's an seinen Freund Hermann Wichmann. (Stuttgart, Cotta's Nachfolger.) — Der Verfasser des schönen Buches über Culturpflanzen und Hausthiere, einer der besten Italienschriften und der geistvollen „Gedanken über Goethe" war ein stiller, nur von Wenigen gekannter Gelehrter. Zur Kenntniß des Menschen sind diese vertrauten Freundesbriefe sehr wichtig. Der merkwürdige Deutsch-Russe war ein scharf ausgeprägter Charakter mit mehr Verstand als Herz und trotz aller Eigenschaften und Schroffheiten eine seinem Vorbild Goethe verwandte harmonische Natur. Hier gibt sich Hehn ganz wie er ist, und es gewährt einen eigenen Reiz, besonders das Berlin Kaiser Wilhelms I. von einem so klarsichtigen und tiefen Beobachter beurtheilt zu sehen. Ueber seine politischen Ansichten hält er auch hier nirgend hinterm Berge. „Jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur conservativ und überläßt den Fortschritt den Männern der Bierbank", schreibt er 1880. „Doch möcht' ich auch nicht auf die conservative Partei schwören; ich bin, um es kurz zu sagen, politisch auf den Namen Bismarck getauft." Seine Bismarck-Verehrung geht durch den ganzen Briefwechsel. Mit Vergnügen vermissen wir hier die etwas hochmüthigen Urtheile über deutsche Schwächen, die uns in seinen Büchern oft verrathen, daß der geborene Balte sich zuweilen als halber Russe fühlte. Nur der Antisemit, dem alles jüdische Wesen zuwider ist, kommt allzu oft zu Wort. Er spöttelt über Fanny Stahr-Lewald, Ludwig Geiger und Moleschott, läßt Professor Lazarus „abfallen", macht sich (übrigens mit Recht) über des „großen Lasker" Urtheil lustig: „Rom ist ein schmutziges Nest". Sogar die gute Fanny Mendelssohn, Felix' Schwester, ist ihm ihres unfeinen Witzelns halber kunangenehm. Er ist und bleibt ein Bewunderer von Ranke, „einer Gestalt aus der Vorzeit; er stammt noch aus der goldenen Zeit deutscher Wissenschaft, wo es noch keine Realschulen gab." Von Wilhelm Scherer sagt er: „ein etwas hasenfüßiger Wiener, der bemüht ist, den Ton des Journalismus in die Wissenschaft einzuführen: viel Geist, aber von der unechten Art, viel Anspruch auf Gelehrsamkeit, aber diese absichtlich verstellt, damit sie größer gehalten werde, als sie in der That ist." Ebenso absprechend äußert er sich über den „mittelmäßigen" Turgenjew, den „ungesunden Manieristen" Hermann Grimm, Richard Wagner — „wenn ich der Professor von Treitschke wäre, der gute Augen hat, aber vollkommen taub ist, so würde ich gewiß weder den Tannhäuser, noch das Rheingold, noch irgend eine andere Oper des Meisters versäumen" — auch böse Worte über den Kaiser Friedrich, die besser ungedruckt geblieben wären. Doch findet sich manches milde und zutreffende Urtheil z. B. über Treitschke, Moritz Busch und den von ihm herzlich geliebten Herausgeber dieser Briefe, einen in Italien lebenden Berliner Componisten und Schriftsteller, sowie schöne Stellen über sein angebetetes Rom und Florenz, und von edler Menschlichkeit zeugen die Herzenslaute, die neben all dem Zorn und Haß umso wohlthuender berühren. Ein bedeutender Mensch, auch in seinen Briefen.

Professor Heinrich Ehrlich, unser musikalischer Mitarbeiter, hat eine ausgezeichnete Flugschrift veröffentlicht: „Musikstudium und Klavierspiel, Betrachtungen über Auffassung, Rhythmik, Vortrag und Gedächtniß" (Berlin, Bahn), und sie dem königlichen Unterrichtsministerium unterbreitet. Der Musikjenat der Berliner Akademie hat dem Minister den Bericht erstattet, daß diese Broschüre sich als „die Arbeit eines geistreichen, sehr erfahrenen Musiklehrers erweise. Sie enthält neben manchem Discutabeln viele wichtige Bemerkungen über Methode des Studiums, Vortragsart, gewissenhafte, aber nicht pedantische Beachtung der Intentionen des Componisten, über rhythmische Verhältnisse ꝛc. Die Rhythmik anlangend, gestatten wir uns, die erschöpfenden Untersuchungen über die Betonung des dreitheiligen Taktes besonders hervorzuheben. Wir dürfen eine anregende Wirkung auf den Klavierunterricht von dieser Schrift wohl erwarten." Für unseren Mitarbeiter ist dieses Votum des Senats um so ehrenvoller, als im Senate die sämmtlichen Directoren der königlichen Hochschule, also auch der Leiter der Klavierklassen fungiren; auch hat Professor Ehrlich in seiner Eingabe an das Ministerium ausdrücklich erklärt, er bezwecke nur, den Musikautoritäten zu beweisen, daß er eine bisher schwankend behandelte rhythmische Frage festgestellt und dem wahren Musikstudium einen kleinen Dienst geleistet habe.

Von Prof. Moritz Heyne's Deutschem Wörterbuch, das ein klassisches Werk zu werden verspricht, ist bei S. Hirzel in Leipzig der dritte Halbband erschienen, der bis „Licht" reicht; hoffentlich ist die ebenso rasche Folge der übrigen Bände gesichert. — Friedrich Kluge läßt soeben bei Karl J. Trubner in Straßburg die erste Lieferung seines anerkannt vortrefflichen Etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache (5. Aufl.) erscheinen. Es sollen hier die wortgeschichtlichen Probleme noch vertieft, den neuesten Fortschritten der etymologischen Forschung angepaßt und nach mundartlicher Seite hin erweitert werden. — Von Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, zweite, neu bearbeitete Auflage von Edm. Goetze u. A. (Dresden, L. Ehlermann) ist das 10. Heft erschienen, das Goethe's Biographie beginnt. Wir freuen uns über das rasche Fortschreiten dieses für jede deutsche Literaturforschung unentbehrlichen Quellenwerkes.

Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Von Hans Blum. (Wismar, Hinstorff.) — Wir wünschen dieser Enthüllung und Widerlegung der sozialistischen Irrlehre zum Besten unseres Volkes und Vaterlandes die allergrößte Verbreitung. Aus zahlreichen amtlichen Belegen und aus Schriften und Reden der sozialistischen Führer stellt der bekannte frühere Reichstagsabgeordnete die stets schlau verschleierten wirklichen Gesinnungen und Anschauungen der Führenden und Geführten dar. Die Beleuchtungen, die auf diesen höheren „Bauernfang" fallen, lassen an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Es ist ein colossales Material von erdrückender, vernichtender Beweiskraft. „Das Buch," sagt der Verfasser, „soll allen denen ein Hülfsmittel und eine Waffe sein, die Interesse nehmen an den in vielen Theilen Deutschlands aus allen Parteien heraus sich bildenden Vereinigungen, welche die nachdrückliche Bekämpfung der Sozialdemokratie zum Zwecke haben. Man hat endlich erkannt, daß man den sozialistischen Wühlereien bis dahin zu gleichgültig und zu lässig gegenüber gestanden und nur dadurch denselben im Wahlgange von 1890 zu zahlreichen Erfolgen verholfen hat. Die sozialdemokratische Agitation ist zu einer drohenden Gefahr für das Vaterland geworden, der von nun an entschlossen und energisch entgegengetreten werden muß. In diesem Kampfe gegen die Partei, die Alles vernichten will, was uns theuer und heilig ist: Vaterland, Familie und Ehe, Religion und Treue, und Vertrauen in Wandel und Verkehr, soll das Buch ein Rüstzeug sein." Die Kapitelüberschriften: Entwickelung der Partei und ihrer Lehre 1863—1871, die kommunistische Zukunftsgesellschaft, die Vaterlandsliebe, der gesetzliche Sinn, die Religion, die Arbeiterfreundlichkeit unserer Sozialdemokratie lassen allein schon den Gedankengang des Buches erkennen. Es ist eine gute, patriotische That. Freilich wollen wir unsere Meinung nicht unterdrücken, daß diese echte Streitschrift durch weniger heftigen und auffallenden Ton und größere Objectivität gewonnen hätte. Die Parteinahme für die Puttkamer'schen „Nicht-Gentlemen" und andere Spitzel ist befremdlich, auch muß der Irrthum vermerkt werden, daß die Singer'schen Enthüllungen im Reichstage gegen die Erlaubniß des Gewährsmannes in Zürich geschehen. Der sonderbare Polizeihauptmann Fischer ist noch heut in Ehren und Amt, obgleich Blum das Gegentheil behauptet. Eine spätere Auflage wird solche Irrthümer zu tilgen haben.

Während von der überaus geschmackvollen Ausgabe von Otto Ludwig's Gesammelten Schriften, die bei Fr. Wilhelm Grunow in Leipzig erscheint, soeben die 20. Lieferung herausgekommen ist, die Ludwig's geniale Shakespeare-Studien weiterführen, beginnt bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine zwölfbändige billige Klassikerausgabe der Sämmtlichen Werke Friedrich Hebbel's zu erscheinen, womit nun auch der nach Grillparzer und Otto Ludwig dritte nachschillersche Hauptdramatiker unserer Literatur seinem bisherigen exclusiven Leserkreis entspringt und allgemein zugänglich, ein Volksdichter wird. Die Anordnung der von Emil Kuh besorgten ersten Gesammtausgabe wird mit Recht beibehalten. Oberlehrer J. H. Krumm ist von der Familie mit der neuen Herausgabe betraut und wird dazu Erläuterungen und eine Biographie schreiben.

Die treffliche Erdkunde des großen Geographen und Communarden Elisée Reclus ist in der Bearbeitung von Otto Ule auch bei uns mit Beifall aufgenommen und verbreitet worden. Es erscheint soeben eine zweite völlig umgearbeitete Lieferungsausgabe unter dem Titel: Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche in reich illustrirter, schöner Ausstattung bei Otto Salle in Braunschweig.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin W.,
Culmstrasse 7.

Digitized by Google

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag

in geschichtlicher Darstellung

von

Dr. Anton Menger,

Professor der Rechte an der Wiener Universität.

Zweite verbesserte Auflage.

Oktav 188 Seiten. Preis geheftet M. 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Von **Otto Ernst** erschien soeben:

Aus verborgenen Tiefen.

Novellen und Skizzen.

16 Bg. Broch. M. 2.25, eleg. gebd. M. 3.—.

Der glänzende Stilist und tiefblickende Seelenkenner vereinigt in diesem Buche alle Vorzüge seiner Feder und bietet durch erschütternde Tragik und herzerfrischenden Humor eine fesselnde Unterhaltungslektüre vornehmster Art.

Verlag von **Conrad Kloss** in **Hamburg.**

Soeben erschien im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Ende des Traums

von

George Duruy.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Dr. Fritz Bischoff.

Preis M. 1.60, gebunden M. 2.20.

Marzio's Crucifix.

Novelle

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Therese Höpfner.

Preis M. 1.60, gebunden M. 2.20.

Naturwissenschaftliche

Plaudereien

von

Dr. E. Budde,

Redacteur der „Fortschritte der Physik".

Preis M. 3.60, gebunden M. 4.50.

Soeben erschienen, durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Lügen

unserer

Sozialdemokratie.

Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt

von

Dr. Hans Blum.

ca. 430 Seiten 8°. Preis 2 Mark.

Es dürfte kaum noch etwas Schärferes und Ueberzeugenderes gegen die Sozialdemokratie und ihre Führer veröffentlicht worden sein, als was das obige Buch enthält, welches ein unerschöpfliches Rüstzeug für alle ist, denen Beruf oder Ueberzeugung gebietet, den Behauptungen der sozialistischen Führer nachzugehen und ihnen gegebenen Falles entgegen zu treten.

Wismar. **Hinstorff'sche Hofbuchhandlung** Verlags-Conto.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie des Schönen.

Von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Italienischen von

Dr. med. R. Teuscher.

8. 2 M.,

eleg. geb. 3 M.

Epikur,

oder die Lehre vom Schönen, das neueste Werk Paul Mantegazza's, bringt uns das eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers, denn er setzt, als echter Romane, das Schöne über das Wahre, die Verehrung des Schönen ist seine Religion. Er bemüht sich, aufs neue das Wesen der Schönheit zu ergründen und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei. Seiner, wie immer, geistvollen und gedankenreichen Behandlung mußte es, bei einem so ungewöhnlich interessanten Stoffe, leicht gelingen, dem Leser einen hohen Genuß zu gewähren und ihn bis ans Ende zu fesseln.

In **G. Hirth's** Kunstverlag in **München** erschien:

Aufgaben der Kunstphysiologie

von **Georg Hirth.**

2 Theile — 620 Seiten 8° mit 17 Abbild. brosch. M. 6.—, in 2 Halbfranzbänden geb. M. 10.—.

Inhalt: I. Theil: Vorwort. — Kunstphysiologie. — Der Begriff des „specifisch Künstlerischen". — Gedächtnissökonomie. — Nachbilder und Gesichtserinnerungen. — Die drei Grade des Merkens. — Die Eselsbrücke. — Kunstphysiologische Probleme. — Die Technik des einäugigen Sehens. — Vervollkommnung im Doppelauge. — Das Vorrecht des Grösseren. — Die körperhafte Perspektive. — Kunstfeindliche Irrlehren. — Das doppelte Lichtbad und die Lichtwaage. — „Die" Complementärfarbe. — Complementäre Energie und Lichtgleichung. — Das Augenmass für farbige Unterbrechungen. — Andere Erklärungen des Augenmasses. — Schwankende Gestalten des Seelenbildes. — Der reproduktive Massstab. — Ausmessung des Gesichtsfeldes aus der Blickruhe. — Die Wahrnehmung bewegter Lichter. — II. Theil: Die nervöse Organisation des Kunstverstandes. — Der Aufbau der Gedächtnisse. — Der Ort des Lichtgedächtnisses. — Spannungszustände; Erinnern und Vergessen. — Unterströmungen im verborgenen Gemerk. — Verborgene Aufmerksamkeit. — Gesichtserinnerung ist farbiges Licht. — Die Temperamente der Grundgedächtnisse und Merksysteme. — Zur Naturgeschichte der künstlerischen Merksysteme. — Talentvererbung, Genie und Degeneration: 1. die Vererbung des Talents und Genies; 2. die angebliche Entartungspsychose des Genies; 6. Geisteskranke unter den genialen Künstlern; 4. Künstlerische Anwandlungen bei Irren; 5. Unlustneurose und Philosophie der Gesundheit. — Alphabetisches Gesammtregister.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Weltmorgen.

Ein Gedicht

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Oktav 287 Seiten. Preis geheftet M. 4.—, in geschmackvollem Einband M. 5.—

Diese erzählende Dichtung schildert den Uebergang der mittelalterlichen Weltanschauung in diejenige, welche sich mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften Bahn zu brechen begann. An dem Helden, dessen innere Entwickelung dargestellt wird, ziehen Begebenheiten vorüber, die an Reichthum und Mannigfaltigkeit ihresgleichen suchen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Leopold Freund, Breslau.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zum Preise von ℳ 1.50 zu beziehen:

Vor dem Scheiterhaufen.

Ein Wort für die Juden und ein Vorwort für den Czaren.

Von **Josef Schrattenholz.**

Im Verlage von **F. u. P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten

von

Karl Biltz.

Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 ℳ.

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten

von

Oenophilus.

Preis eleg. brosch. 2 ℳ.

Gedichte

von

Karl Biltz.

Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 ℳ., gebunden 3 ℳ.

In den obigen Erzeugnissen der höheren Komödie werden die Ausschreitungen unserer Zeit auf socialem und politischem Gebiete mit glücklichem Humor gekennzeichnet. Die Gedichte empfehlen sich durch klassische Form und sinnigen Inhalt.

Hierzu eine Beilage des Vereins der Bücherfreunde in Berlin.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die europäische Gefahr. Von Paul Dehn. — Die Internationale elektrische Ausstellung in Frankfurt a/M. Von S. Spier. — **Literatur und Kunst:** Ein Wiener Zola für Frauen. Von Manuel Schnitzer. — Epilog zum Stenographentag. — Friedrich Albert Lange. Von F. J. Schmidt. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Wiedersehen. Von Franziskus Hähnel. — **Aus der Hauptstadt:** Nicäa und Erfurt. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Finland. — Notizen. — Inserate.

Die europäische Gefahr.

Von Paul Dehn.

Ein Alp lastet auf Europa. Jenseits des großen Meeres und unter dem Schutze desselben schickt sich die neue Welt an, selbstbewußt und herausfordernd wie ein glücklicher Emporkömmling, ihren Eintritt in die Weltgeschichte vor vierhundert Jahren zu feiern. Unter den Culturvölkern der alten Welt dagegen haben sich unerquickliche Zustände entwickelt. Es herrscht der Friede, aber der bewaffnete, mißtrauisch beobachtet ein jedes Reich den äußeren, besorgt den inneren Feind. Man spricht von der Möglichkeit, ja selbst von der Nothwendigkeit eines großen, allgemeinen Weltkrieges, und ein Anhänger des ewigen Völkerfriedens, der Führer der internationalen Sozialdemokratie in Deutschland, ließ bereits die Dreibundreiche mit 174 Millionen Seelen und deren Gegner mit 132 Millionen in Gestalt einer Heeresmasse von 22 bis 24 Millionen Kriegern — vorläufig allerdings nur in Volksversammlungen — zu dem angeblich nahe bevorstehenden Entscheidungskampfe gegen einander marschiren. Ernsthafte Kreise glaubten am politischen Himmel Europa's im Sommer drohende Wolken zu sehen, aber es zeigte sich bald, daß man es hier nur mit den Erzeugnissen englischer Wettermacher zu thun hatte. Seitdem Kaiser Nicolaus vor annähernd vierzig Jahren das osmanische Reich zu zertrümmern unternahm, von den Westmächten im Krimkriege aber daran verhindert wurde, ist der nähere Orient allerdings zu einem beständigen Wetterwinkel für Europa geworden. Doch hat man sich nachgerade daran gewöhnt, nicht jedes dort aufsteigende Wölkchen als eine Kriegsgefahr aufzufassen. Gewisse Einzelfragen, wie die englisch-egyptische oder die russische Dardanellenfrage, sind an und für sich nicht geeignet, ernste Besorgnisse zu erwecken, sie werden von den Künsten und Ränken der Diplomatie in Constantinopel eingehend behandelt, um schließlich in der Schwebe gelassen zu werden, und sie würden die erlangte Beachtung sicherlich nicht gefunden haben, wenn sich nicht die europäische Tagespresse von der englischen in einen Zustand übertriebener Nervosität hätte versetzen lassen.

Was in Constantinopel von den verschiedenen Interessenten angesponnen und verwickelt wird, muß für Mitteleuropa zurücktreten, wenn man sich darüber klar wird, daß eine näherliegende, unmittelbare Gefahr im Anzuge ist.

Vor acht Jahren habe ich an dieser Stelle („Gegenwart" XXIV, Nr. 28) auf die Bemühungen der Franzosen hingewiesen, die Sympathien der West- und Südslaven zu gewinnen. Damals versicherte der inzwischen verstorbene französische Geschichtsschreiber Henri Martin: „Die slavische Fluth steigt und wird überströmen und je näher ihr Tag heranrückt, desto klüger werden die Slaven, desto gemäßigter ihre gegenseitigen Ansprüche, desto einiger." Henri Martin prophezeihte die Slavisirung Oesterreichs, die Bildung eines südslavischen Balkanbundes, die Zersetzung des Dreibundes. Um dieselbe Zeit rief der tschechische Abgeordnete Gabler seinen deutsch-österreichischen Collegen die Frage zu: „Was werdet Ihr thun, wenn achtzig Millionen Slaven und vierzig Millionen Romanen vereint gegen das Deutsche Reich anstürmen und es zertrümmern sollten?" Man hat damals diese Auslassungen entweder gar nicht beachtet, oder unterschätzt. Im Laufe weniger Jahre ist, was in unabsehbarer Ferne, ja außerhalb des Bereiches der Möglichkeit zu stehen schien, bedenklich nähergerückt und hat erkennbare Formen angenommen. Zur Thatsache geworden ist die Verbindung zwischen Franzosen und Russen, und noch Erstaunlicheres will sich unter den West- und Südslaven heranbilden, nachdem das ältere ungeschickte Schlagwort vom Panslavismus beseitigt und eine andere, glücklichere Formel dafür gefunden worden ist: die slavische Solidarität. Man hat sie auf der Prager Ausstellung vernehmen und in ihren Wirkungen verspüren können. Vertreter fast aller nichtrussischen Slaven waren dort als Gäste der Tschechen erschienen, Polen und Ruthenen, die sich in Galizien feindlich gegenüberstehen, Serben, Bulgaren und Rumänen, die auf der Balkanhalbinsel um die Vormacht ringen, Kroaten, Slovenen und Slovaken, die mit ihren Interessen weit auseinanderstehen, und Alle verkündeten sie in ihren Verbrüderungen mit den Tschechen die „slavische Solidarität" im Anschlusse an Rußland, im Bunde mit Frankreich, zum Kampfe gegen Deutschland. „Die Zukunft gehört uns Slaven, die Slaven überfluthen ganz Europa, nie kann des Slaven Kraft verleugnet werden, ob er ein Tscheche, Serbe oder Russe sei . . . Von den slavischen Brüdern erwarten wir, daß sie uns Tschechen im entscheidenden Augenblicke die Hand reichen werden." Die Tschechen müßten sich der „germanischen Horden" erwehren. Die tschechische Nation sei der Fels, woran das germanische Meer sich breche. Die Slaven haben nur Einen Feind — die Deutschen. Solche Worte wurden im Laufe des letzten Sommers von den West- und Südslaven gesprochen, bejubelt und in ihrer ganzen äußersten Auslegung aufgefaßt.

Gewiß, die slavische Solidarität steht auf schwachen Füßen und sie würde in einen slavischen Völkerkampf umschlagen, sollte es jemals zu einem Siege des Slaventhums in Europa, zu einem großen slavischen Bunde unter Rußland kommen.

Digitized by Google

Hat doch eine jede dieser Nationalitäten ihr eigenes Staatsideal, will doch eine jede die größte, die führende Vormacht sein. Die Tschechen träumen von der Aufrichtung eines großtschechischen Königreiches, das sich „von Meer zu Meer", d. h. von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere, erstrecken soll, die Polen von einem polnischen Königreiche genau derselben Ausdehnung und Beide müßten nicht nur mit einander in Streit gerathen, sondern auch mit den Slowaken, die sich von den Tschechen, und mit den Ruthenen, die sich von den Polen nicht unterdrücken lassen wollen. In altem Hasse gegen einander streben die Serben nach einem großserbischen, die Kroaten nach einem großkroatischen Königreiche, welche neben einander friedlich nicht zu denken sind. Von den großrumänischen und großbulgarischen Wünschen zu schweigen. In freier Entwickelung unhaltbar, würde die slavische Solidarität durch Rußlands Einschreiten alsbald beseitigt werden. Der Zar kann nicht alle Slavenvölker voll befriedigen, er würde einige bevorzugen, andere zurücksetzen und dadurch gewisse russenfeindliche Ueberlieferungen, wie sie bei den Polen, Rumänen und Bulgaren bestehen, zu erneutem Uebergewicht bringen. Schließlich würden unter dem Drucke der russischen Herrschaft alle nichtrussischen Slavenvölker, wie es bisher noch stets der Fall gewesen, zu der Erkenntniß kommen, daß zwischen dem autotheokratisch-theoretisch-unitarisch-orthodoxen slavischen Prinzip und dem geschichtlich-evolutionistisch-organisch-förderativ-germanischem Prinzip ein sehr großer Unterschied für die Theile eines Ganzen besteht. Gelänge es, diese Erkenntniß zunächst wenigstens den südslavischen Völkern in Friede und Freundschaft beizubringen, so könnte der unstreitig größten Gefahr für Mitteleuropa, der slavischen, bis zu einem gewissen Grade vorgebeugt werden. Bestehen bliebe allerdings die wichtigste, die böhmische Frage. Auf die panslavistischen Neigungen der Tschechen hat der Besuch Kaiser Franz Josephs in Prag keinen Einfluß geübt; sie sind die offenkundigen Russen- und Franzosenfreunde geblieben, als welche sie sich in den letzten Jahren immer entschiedener gezeigt haben, sie lassen sich beherrschen von dem neuhussitischen Geist, der Rasse und Nationalität identificirt und die Einheit von Sprache, Schrift und Kirche fordert, wie sie eben nur bei den Russen zu finden ist. Dieser Geist könnte sich allenfalls entfalten, wenn die Tschechen am Kaukasus oder in Mittelasien ihre Wohnsitze hätten. Im Herzen Mitteleuropa's wird er nicht geduldet werden können und es ist zunächst die Aufgabe der österreichischen Regierung, den überschäumenden neuhussitischen Geist in jene Schranken wieder einzufügen, wie sie der österreichische Staatsgedanke unerbittlich aufgerichtet hat.

Es ist nothwendig, daß man in den maßgebenden Kreisen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns der Entwickelung des slavischen Solidaritätsgedankens außerhalb Rußlands mit größerer Aufmerksamkeit als bisher folgt. Von den tschechischen Großsprechern und dem polnischen Ränkespiel ist vorerst unmittelbar nichts zu befürchten, aber ein unvorhergesehenes, wenn auch vorbereitetes Ereigniß in einem der selbständigen Slavenstaaten, in Rumänien, Serbien, Bulgarien oder selbst in Montenegro, kann unter den angedeuteten Verhältnissen und bei der Nervosität der europäischen Welt unübersehbare Verwickelungen hervorrufen. Außer aller unmittelbaren Beziehung mit den West- und Südslaven muß sich Deutschland abwartend verhalten. Oesterreich-Ungarn als nächstbetheiligte Macht wird zunächst für seine Fehler in der slavischen Frage aufzukommen haben. England mag seine Stellung an der Donaumündung und in Egypten selbst vertheidigen. Deutschland steht auf der Wacht an den Vogesen und ist in der glücklichen Lage, im Bewußtsein seiner Stärke dem unfreundlichen Verhalten des verstimmten Nachbarn im Osten mit gleicher Würde gegenüberzustehen wie den Verlockungen des eigennützigen Handelsvolkes jenseits des Kanals.

Die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a/M.

Von S. Spier.

Die bisherigen elektrotechnischen Ausstellungen fanden statt 1881 in Paris, 1882 in München, 1883 in Wien. Auf den früheren Weltausstellungen in London und Paris 1851, 1855 und 1862 waren von elektromagnetischen Maschinen fast nur Telegraphen zu sehen gewesen, die Galvanoplastik war bei dem Kunstgewerbe und die elektrischen Leuchthürme bei der Marine ausgestellt worden. Die erste dynamo-elektrische Maschine wurde bei der 1867er Pariser Weltausstellung gezeigt, und während der Weltausstellung Paris 1878 wurde zum ersten Male elektrische Straßenbeleuchtung mit Jablochkoff'schen Kerzen eingerichtet und das zum praktischen Gebrauch von Bell verbesserte Telephon vorgeführt. Bei der ersten internationalen elektrotechnischen Ausstellung zu Paris 1881 erntete den größten Erfolg Edison's in Europa zum ersten Mal gezeigte Glühlicht-Beleuchtung. Zu München (82) übertrug man in größeren Maßstab nach Deutschland, was man bisher von elektrotechnischen Fortschritten nur im Ausland gesehen hatte. Das Bogenlicht war damals in Deutschland noch wenig, das Glühlicht fast noch gar nicht bekannt, neu war damals auch die telephonische Schallübermittelung auf größere Strecken, neu die elektrische Kraftübertragung von entfernten Orten, obwohl der erste großartige Versuch dieser Art, eine Kraftübertragung von dem 57 Kilometer von München entfernten Miesbach nach München nur einen recht bescheidenen, kurz dauernden Erfolg hatte. Auch die Kraftaufspeicherung in Accumulatoren war hier etwas zum ersten Mal Gesehenes. Die Wiener Ausstellung übertraf an Umfang in ausgestellten Dynamos und Motoren und dem vorgeführten Beleuchtungseffect ihre beiden Vorgängerinnen sehr bedeutend. Außerdem zeigte sie bereits eine elektrische Eisenbahn von $1^1/_2$ Kilometer Länge und ein elektrisches Boot, das mit Accumulatoren betrieben die Donau befuhr.

Um nach siebenjährigem Stillstand in internationalen elektrotechnischen Ausstellungen die gewaltigen Fortschritte dieser Technik von Neuem Revue passiren zu lassen, beschloß der Frankfurter elektrotechnische Verein im Spätherbst 1889 eine erneute Ausstellung dieser Art für den Sommer 1890. Die bedeutendsten Fachindustriellen zeigten sich gern zur Theilnahme bereit, wünschten aber, um Gediegenes vorführen zu können, Verschiebung der Ausstellung um ein weiteres Jahr. Die preußische Regierung stellte den ihr gehörigen, außerordentlich passenden Platz direct am Centralbahnhof und der modernsten Frankfurter Straße (Kaiserstraße) auch für 1891 gratis zur Verfügung, und so wurde diese Ausstellung für die Dauer vom 15. Mai bis 15. October d. J. festgesetzt.

Während der offizielle Katalog die Ausstellungsobjecte der einzelnen Aussteller unter dem Namen der einzelnen Firmen zusammenstellt, hat die Ausstellungsleitung praktisch zweckmäßiger das technisch Zusammengehörige in einer Anzahl getrennter über den ganzen Platz zerstreuter Gebäude vorgeführt. Das Centrum dieser Gebäude ist die Maschinenhalle, in welcher durch verschiedenfache Kraftmotoren von ca. 4000 Pferdekräften im Wesentlichen die elektrische Energie hergestellt wird. 4—500 Pferdekräfte führen außerdem von entfernteren Orten außerhalb des eigentlichen Ausstellungsraumes (Palmengarten, Offenbach und Laufen) elektrische Kraft herbei. Die große Mehrzahl der Kraftmaschinen besteht aus Dampfmaschinen, ca. 3700 HP, die übrigen sind Gas- und Petroleummotoren, 300 Pferdekräfte werden durch Turbinenbetrieb einem Neckarfall bei Laufen entnommen. Der gesammte Dampf für den Betrieb der Dampfmaschinen kommt aus dem Kesselhause, das nur durch ein Schienengeleise zur directen Herbeiführung von täglich 5 Waggons Kohlen vom Maschinenhause getrennt ist. Im Ganzen sind im Kesselhause 20 Kessel aufgestellt. Der Kohlenersparniß wegen erstrebt man möglichst intensive Berührung des Feuers und der Kesselfläche und es unterliegt der Dampf einem Druck von 8—12 Atmosphären. Darum sind entweder Kornwallkessel oder stehende, resp. liegende Wasser-

Digitized by Google

röhrenkessel mit einer oder zwei Wasserkammern und überliegendem Dampfsammler vorhanden.

Dampfmaschinen sind in der größten Mannigfaltigkeit und in den verschiedensten Größen ausgestellt: Liegende wie stehende, Expansionsdampfmaschinen mit zwei und drei Cylindern und Condensation, Expansionscylinder neben und hinter einander, Maschinen mit Kolben- und Ventilsteuerung der verschiedensten Art, direct mit den Dynamos verkuppelt oder auch durch Riemen der verschiedensten Art mit den Elektricitätserzeugern verbunden. Die Regulatoren sind entweder Kugel- oder Federregulatoren. Die in größerer Anzahl laufenden Gasmotoren sind entweder eincylindrig oder Compound und wie die Dampfmaschinen entweder an derselben Axe direct oder durch Riemen mit den Dynamos verbunden.

Während für Kessel, Dampfmaschinen und andere primäre Motoren im Wesentlichen nur Deutsche ausgestellt haben, hat sich an der Vorführung von Elektricitätserzeugern auch das Ausland in nicht geringem Maße betheiligt, so daß nach dieser Seite hin die Ausstellung international benannt werden kann. Eine Reihe der verschiedensten Einzelmaschinen für Licht und Kraftabgabe sind im Betrieb, auf deren technische Differenzen hier nicht eingegangen werden kann. Es sind diese Maschinen fast alle Gleichstrom-Maschinen, die bis zur Frankfurter Ausstellung für Einzelgebrauch wie für städtische Centralanlagen entschieden den Wechselstrommaschinen vorgezogen wurden. Neben diesen Ausstellungen von Einzeldynamos sind auch eine Reihe großartiger Modelle für städtische Centralen im Betrieb. Von letzteren nimmt die Mitte des Maschinenhauses als die größte Dynamomaschine der Ausstellung die Wechselstrommaschine von Helios, Ehrenfeld-Köln, ein. Sie hat 600 elektr. HP und ist wegen der hohen Spannung von 2000 Volt mit einer ganz eigenartigen Zuleitung zum Schaltbrett versehen. Durch eine Anzahl selbstthätig wirkender Wechselstrom-Transformatoren, die während ihrer Action gar keiner menschlichen Wartung bedürfen und die für Unberufene vollständig unzugänglich sind, wird diese hohe Spannung auf solche von 36 und 45 Volt für Bogen- und Glühlichtbeleuchtung reducirt.

Eine zweite Centrale im westlichen Endflügel der Maschinenhalle ist von Siemens & Halske im Betrieb ausgestellt. Der wesentlichste Theil dieser Centrale ist eine Gleichstrom-Maschine von 450 elektr. HP, deren elektrische Energie im Hauptleitungsnetz eine Spannung von 150 V und 2200 Ampère hat. Außer dieser Gleichstrom-Maschine haben Siemens & Halske eine ebenso mächtige Wechselstrom-Maschine ausgestellt. Deren elektrische Energie wird bei 130 Ampère mit einer Spannung von 2000 V gewonnen, aber nicht direct für Beleuchtung oder andere Zwecke benutzt. Siemens & Halske verwenden ihren gewonnenen Wechselstrom im Wesentlichen nur, um dadurch drei größere elektrische Wechselstrommotoren in Betrieb zu setzen und durch diese letzteren in Gleichstromdynamos, welche mit ihnen an einer Axe gekuppelt sind, Gleichstrom zu erzeugen und diesen direct dem Netz einzuverleiten. Dieser Centrale direct angebaut, zwischen ihr und dem Kesselhause, ist ein Raum für eine mächtige Accumulatorenbatterie von Müller & Eimbeck in Hagen. Diese besteht aus 168 Elementen in 2 parallelen Gruppen. Sie wird täglich durch die Dynamos von Siemens & Halske geladen und dient für einzelne Tageszeiten, so den ganzen Vormittag z. B. allein von der ganzen Centrale, für den elektrischen Eisenbahnbetrieb. Die Netzleitung von Siemens & Halske ist eine zweitheilige.

Eine dritte Centrale befindet sich am entgegengesetzten östlichen Ende des Maschinenhauses und repräsentirt unser zweites deutsches Welthaus in der Elektrotechnik: Schuckert & Co. in Nürnberg. Auch hier ist Gleichstrom im Wesentlichen die Losung. Eine größere Dynamomaschine erzeugt 270 HP, eine kleinere 100 HP. Diese beiden erzeugen Energie von 220 V und leiten dieselbe in ein Dreileiternetz, als dessen dritte Leitung die Bleihülle der Kabel dient. Auch bei Schuckert wird eine größere Hagener Accumulatorenbatterie ähnlich wie bei Siemens & Halske täglich bis zu einer Spannung von 220 V geladen, um für einzelne Zeiten allein oder zu anderen Tagesstunden gemeinsam mit dem Hauptstromnetz die außerordentlich mannigfachen Bedürfnisse des Schuckert'schen Betriebes befriedigen zu können. In der Maschinenhalle, räumlich gegenüber diesen beiden Gleichstrommotoren, hat Schuckert noch eine Gleichstrom- und eine mehrphasige Wechselstrommaschine in Betrieb. Diese beiden gehören nicht zur eigentlichen Schuckert'schen Centrale, sondern setzen entfernt von der Maschinenhalle elektrische Motoren in Bewegung und durch diese Centrifugalpumpen für die Hebung des Wassers zum Wasserfall.

Eine vierte Centrale wird von Lahmeyer & Co., Frankfurt a/M., vorgeführt. Diese betreiben 2 Gleichstrom-Dynamos und erzeugen elektrische Energie mit einer Spannung von 660 V. Ihre Maschinen repräsentiren zusammen ca. 200 HP. Um das Eigenthümliche dieser und einer weiteren Lahmeyer'schen Anlage, mit der sie elektrische Energie mit 2000 Volt Spannung etwa 12 Kilometer weit von Offenbach in die Ausstellung überführt, zu begreifen, ist hervorzuheben, daß bei derselben bleibenden Spannung (heute für Beleuchtung fast allgemein 110 Volt) für wechselnden Betrieb je nach der Größe der Centralen die Stromstärke in den Centralen vermehrt werden muß. Die Stromstärke, nicht die Spannung, ist aber allein die Ursache der Erwärmung der Drähte. Diese Erwärmung ist nun immer ein Verlust für die Kraftübertragung und wird möglichst vermieden. Um nun größere Stromstärken mit minimalem Verlust zu übertragen, muß je nach Verlängerung der Leitung der Querschnitt der Leitung entsprechend vergrößert werden. Hat z. B. die Kupferdraht-Leitung von 50 Meter Länge den Querschnitt von 1 Quadratmillimeter und die Drahtleitung soll verdoppelt werden, so muß die letztere nicht nur für die neuen 50 Meter, sondern für die gesammte Länge von 100 Metern mit dem doppelten Querschnitt von 2 Quadratmilimetern versehen werden. Dadurch wächst der Verbrauch des Kupfers für die doppelte Länge nicht nur im Verhältniß von 1:2, sondern von 1:4 (50 × 1 Quadratmillimeter: 100 × 2 Quadratmillimeter oder 50:200). Dies Gesetz gilt für jede doppelte Verlängerung der Kupferleitung, sodaß bei 200 Meter Drahtlänge mit einem Querschnitt von 4 Qudratmillimeter der Kupferverbrauch für die neue Verdoppelung der Drahtlänge wieder im Quadrat der Verlängerung zunimmt. (50 Quadratmillimeter: 100 × 2 Quadratmillimeter: 200 × 4 Quadratmillimeter oder 50:200:800). Bei 400 Meter Länge würde die Kupfermenge im Verhältniß von 800:3200, bei 800 Meter Länge wie 3200:12,800 zunehmen. Bei 800 Meter Länge würde die Kupferdrahtleitung 16-mal länger sein als bei 50 Meter, das Kupfergewicht dagegen würde $\frac{12800}{50}$ = 256-mal oder im Verhältniß des Quadrates von 16 zugenommen haben. Daraus folgt zweierlei.

Es tritt durch das Wachsen der Kupfermenge im Quadrat der Verdoppelung der Drahtleitung bald eine Grenze ein, bis zu der bei gleichbleibender Spannung die erhöhte Stromstärke geleitet werden kann, da im anderen Fall durch die gewaltig wachsende Kupfermasse die Anlage unrentabel gemacht würde. In Wirklichkeit ist heute mit dem regelmäßigen Zweileitersystem, wobei ein Draht für die Hin-, ein anderer Draht für die Rückleitung der Elektricität dient, bei fast allen bisher ausgeführten städtischen Centralen mit Gleichstrom die Grenze der Fortleitung der elektrischen Energie auf einen Wirkungskreis mit einem Radius von 800 Meter, also noch nicht einem vollen Kilometer beschränkt. Will man einen weiteren Wirkungskreis erreichen, so ist die Spannung auch bei Gleichstromanlagen zu erhöhen. Da die zu verwendende elektrische Energie ein Product aus Spannung und Stromstärke ist, so kann durch Erhöhung der Spannung die Stromstärke und dadurch der Kupfergebrauch für die verlängerte Leitung entsprechend vermindert werden. In der Verwendung der letzteren Thatsache beruht der Werth und die Neuerung des Lahmeyer'schen Versuches. Dieser producirt auf einer Dynamomaschine elektrische Energie mit 660 V Spannung und dem Sechstel derjenigen Stromstärke, die er für dieselbe Leistung bei 110 Volt Spannung nöthig hatte. In Folge dessen ist die Fortleitung der Elektricität mit denselben Kosten für einen

Digitized by Google

Kreis mit dem $2^1/_2$ fach größeren Radius möglich (Quadratwurzel aus 6), und in einer Mittelstadt wird dann für die ganze Stadt eine Centrale ausreichen, für eine große Stadt brauchte man über die Hälfte Centralen weniger, als dies heute der Fall ist. Mit der Hochspannung von 660 V aber treibt Lahmeyer in seinem Gleichstromtransformator direct einen Motor. Auf derselben Axe dieses Transformators, genügend vom Motor-Anker mit 660 V isolirt, liegt im Inneren ein zweiter Anker mit einer eigenen Wickelung, auf dem elektrische Energie von 110 V und der sechsmal größeren Stromstärke als auf der Dynamo erzeugt wird, womit dann gleichzeitig von derselben Maschine neben der Motorenleistung die Beleuchtung der betreffenden Localitäten versorgt werden kann. Vor Kurzem hat Lahmeyer eine ähnliche Gleichstromanlage mit 700 V Spannung auf den Krupp'schen Werken in Essen für Bogenlichtbeleuchtung in Serienschaltung aufgestellt. Es wird hier und da befürchtet, daß durch diese hochgespannte Elektricität sehr leicht der Cummutator verbrennen würde. Anderentheils hält man auch die Isolation zwischen hoch- und niedriggespanntem Strom nicht für absolut sicher und befürchtet, daß solche hochgespannte Elektricität sich mit niedriggespannter vereinigen und nicht nur Lampen, sondern auch Menschen schädigen könnte. Doch sind das theoretische Zweifel, von denen insbesondere der letztere kaum berechtigt ist und welche von der Praxis werden aufgeklärt werden. Wie schon vorher erwähnt, hat Lahmeyer noch eine zweite Hochspannungsleitung ausgeführt, indem er von Offenbach aus ca. 11—12 Kilometer bis zur Ausstellung Gleichstrom von 60 elektrischen HP mit einer Spannung von 2000 V und 20 Amp. Stromstärke auf dünnen, blanken Drähten mit einem Querschnitt von 19 Quadratmillimeter leitete und hier auf seinem Gleichstromtransformator in normale Spannung umwandelte. In jedem Falle gehören die Lahmeyer'schen Versuche zu den interessantesten der Ausstellung.

Ein neues spezielles Gebäude hat den Zweck, ausgeführte größere und kleinere Anlagen in Zeichnungen, Plänen oder Photogrammen vorzuführen. Die große Mehrzahl der Ausführungen betrifft Gleichstromanlagen. Von den größern deutschen Städten hat bisher Köln allein eine Wechselstrom-Centrale. Kassel und Heilbronn benutzen eine Wasserkraft in einer Entfernung von 7 und 11 Kilometer, um in Wechsel- resp. (Heilbronn) Drehstromanlage die elektrische Energie vom Erzeugungsort aus hochgespannt billig in die Verbrauchsstadt überzuleiten. Hier wird sie nach Umformung in niedrige Spannung entweder direct verschiedensach für Licht- und Kraftabgabe verwerthet oder durch Wechselstrom*motoren* in Gleichstrom*dynamos* Gleichstrom erzeugt, um durch solchen Accumulatoren benutzen zu können.

Haben wir bisher die *Erzeugung* der elektrischen Energie in ihren verschiedenen Formen in der Ausstellung kennen gelernt, so wollen wir jetzt die Neuerungen der verschiedensachen *Verwendung* der Elektricität seit den letzten elektrotechnischen Congressen im Ueberblick kennen lernen. Ist auch die Benutzung für das Nachrichtenwesen durch den Telegraphen älter und viel länger allgemein in die Praxis übergegangen, als die elektrische *Beleuchtung*, so steht dennoch die letztere nach überraschendem Effect und allgemeiner Verwerthung in der Oeffentlichkeit und in Privatbenutzung allen übrigen Verwendungen voran. Die Centralanlagen für Beleuchtung haben sich in den letzten Jahren beträchtlich erweitert. Wenn die früheren Blockstationen, d. h. eine Anzahl benachbarter Gebäude ein und desselben Straßenviertels, für Fortleitung der Elektricität noch blanke Kupferdrähte, über Dächer und Höfe geleitet, benutzen konnten, so mußten die Centralen von Anfang ab sofort kräftige, unterirdische Kabel zur Verbindung der Straßen und Häuser legen. Die Ausstellung zeigt von unseren Hauptkabelfirmen: Siemens & Halske, Berlin, und Felten & Guillaume in Köln eine ganze Reihe der verschiedensten Beleuchtungskabel mit der Art ihrer unterirdischen Legung. Auch unterirdische, blanke Leitungen auf Isolatoren in Cementkanälen (sog. Monierbauten), wie sie in Königsberg i. P. und vielfach in Paris Verwendung gefunden haben, sind ausgestellt. Ein anderes unterirdisches Leitungssystem besteht aus Papierröhren, die in besonderer Weise zubereitet sind und der Fabrik von Bergmann & Co. in Berlin entstammen. Namentlich bewähren sich diese Papierröhren innerhalb der Häuser für elektrische Leitungen.

Die elektrische Beleuchtung des Theaters ist auf der Frankfurter Ausstellung doppelt, einmal im sogen. Modelltheater von Siemens & Halske, und außerdem in einem vollständigen Theaterbau vertreten. Die Beleuchtung im Theater ist von Schuckert & Co. hergestellt. Die Veränderungen der Helligkeit und Farbe werden in den zahlreichen Glühlampen durch einen Bühnenschalter hervorgerufen, welcher die Spannung des von der Accumulatorenbatterie gelieferten Stromes um je 1 Volt zu verändern gestattet und damit die Uebergänge von hell und dunkel und umgekehrt kaum bemerkbar macht. Die Glühlampen an der Rampe, den Soffiten u. s. w. sind sämtlich in den drei Farben weiß, roth und blau vorhanden und können einzeln oder gleichzeitig brennen. Die sehr effektvolle Beleuchtung des Wasserfalls und der Grotte mit dem feuerspeienden Drachen — das von jedem Besucher unvergessene Glanzparadestück der Ausstellung — wird durch 6 Reflektoren mit vorgeschobenen farbigen Gläsern und 4 Laternen erzeugt. — Neben der Theaterbeleuchtung sind die Scheinwerfer eine Errungenschaft der letzten Jahre, insofern es sich um ihre Verwerthung im Großen für Zwecke der Schifffahrt, der Küstenbeleuchtung und der Kriegsführung handelt. In den verschiedensten Räumen der Ausstellung sind solche Scheinwerfer ausgestellt, der größte auf dem eisernen Leuchtthurm am Main in der „Marine-Ausstellung." Der letztere ist von Schuckert & Co. gebaut und producirt ein Bogenlicht von ca 100,000 Kerzen. Neben Schuckert zeigen Siemens & Halske & Fein-Stuttgart Scheinwerfer in den verschiedensten Größen. — Die kunstgewerbliche Herstellung von Decken- und Wandlüstern wie Tischlampen für Glühlichter, außerdem von Ständern und Armen für Bogenlampen ist auf der Ausstellung mannigfach vertreten. Die verschiedensten Eisengußwerke (Mainz, Lauchhammer, Wurzen, Augsburg), eine ganze Anzahl Kunstschlossereien, ebenso Krystallglas- und Bronzewarenfabriken haben in vielerlei Ausführungen für das neue Beleuchtungselement die entsprechend äußere Form zu gewinnen versucht. Auch kleinere und größere Statuen und Statuetten sind in der mannigfachsten Weise als Glühlicht- und Bogenlichtträger benutzt. Und wenn auch nicht alle Formen Beifall oder vollen Beifall finden, ein reges Streben, kunstgewerblich das neue Bedürfniß befriedigen zu können, wird allgemein anerkannt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Wiener Zola für Frauen.

Von Manuel Schnitzer.

Ein in zwei Farben gedrucktes Inserat in der „Wiener Mode" machte mich auf ein neu erschienenes Buch *Ernst Ziegler's* aufmerksam. Es führt den Titel „Ehegeschichten" (Heinrich Minden, Dresden und Leipzig) und enthält, wie die Annonce besagt, „realistische Novellen für Frauen." Ausdrücklich als „realistische Novellen für Frauen" werden dieselben Erzählungen in einer Besprechung der „Neuen illustrirten Zeitung" empfohlen. Diese merkwürdige Uebereinstimmung des Verlegerurtheils mit dem kritischen Ausspruche eines anständigen Blattes veranlaßte mich, das Buch zu kaufen und zu lesen. Bevor ich indeß das Letztere that, blätterte ich in den dem Bande angefügten „Urtheilen der Presse" über zwei früher erschienene Werke desselben Autors, auf welche dieser schon auf der zweiten Seite des Buches sehr angelegentlich hinweist, und ich bin nun vollständig darüber unterrichtet, daß Ernst Ziegler „ein mit Zola verwandter Geist" (Westermann'sche Monatshefte), daß Ernst Ziegler „den natura-

Digitized by Google

listischen Bahnen Zola's folgt" (Hamburgischer Correspondent), daß Ernst Ziegler „Pessimist ist gleich Zola" (Magazin für die Literatur des In- und Auslandes), daß Ernst Ziegler's Erzählungen „die realistische Anschaulichkeit seines Vorbildes (Zola) zeigen, ohne dessen Ausschreitungen" (Hamburger Nachrichten), daß Ernst Ziegler „mit seinem großen Meister Emile Zola", gemein hat „die peinliche Gewissenhaftigkeit des Sehens", daß „seine Personen handeln und sprechen wie vernünftige Leute, wie Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist, und nicht wie die saft- und kraftlosen Puppen der Schreibtischidealisten" (Magdeburgische Zeitung) ꝛc. ꝛc.

Ich habe deshalb keinen Anstand genommen, diesen Aufsatz „Ein Wiener Zola für Frauen" zu betiteln, denn ich setzte voraus, daß die Kritiker, welche so beharrlich Ziegler und Zola zusammenstellten, diese beiden Autoren gründlich genug studirt haben, um einen solchen Vergleich wagen zu dürfen. Was mich betrifft, so gestehe ich offen, die Werke, welche die angeführten Urtheile veranlaßten, nicht zu kennen. Da diese Letzteren aber zum Abdruck gebracht wurden und der Autor sich so augenfällig bemüht, ein Uebersehen derselben unmöglich zu machen, so scheint mir ihr Zweck der, der Kritik einen Maßstab in die Hand zu geben, mit welchem Herr Ziegler gemessen werden will.

Aber ich werde aus ganz bestimmten Gründen diesen Maßstab nicht anwenden, sondern einfach erzählen — und zum Theil mit den eigenen Worten des Autors — was die umfangreichste und bedeutendste Novelle der Sammlung, „Ihr letzter Glaube", zum Inhalte hat, indem ich es dem Leser überlasse, die von den citirten deutschen Blättern so stark betonte Congenialität des Herrn Ziegler mit dem französischen Meister selbst herauszufinden. Erwähnen will ich nur, daß „Ihr letzter Glaube" sich — gleich Zola's „L'Argent" — mit dem Börsenspiel befaßt. Mit diesem Hauptthema verquickt Herr Ziegler die Schicksale einer Frau Lene Kurtin, geborenen Swoboda, welche „dem weißrothen Monstrum am Schottenring" verfallen, „dem Koloß mit dem doppelten Säulenportal," wie unser Herr Ziegler mit realistischer Anschaulichkeit das Wiener Börsengebäude nennt.

Schon aus dem Namen der Heldin geht hervor, daß sie nicht jenen Kreisen entstammt, aus denen die Börsenspieler sich gewöhnlich rekrutiren. In der That ist sie zu Beginn der Erzählung nichts weiter als die Tochter des „alten Swoboda", eines sehr armen, aber „engelsguten" Menschen, „dem im buchstäblichen Sinne des Wortes das Herz blutete, wenn er einem Nothleidenden nicht helfen konnte." Diese Engelsgüte scheint sein ganzer Beruf zu sein, aber ich habe einen gewichtigen Grund zur Annahme, daß Swoboda das Goldschmiedegewerbe betreibt. Ich stütze mich dabei auf die erste Novelle des Buches: „Zu spät!" In derselben wird ein ebenso engelsguter Mann, mit genau demselben Armuthsjammer und genau derselben Tochter — nur daß sie dort Tini heißt — geschildert: „Der alte »Woda«, wie man ihn abgekürzt rief." Dieser abgekürzte „Woda", der Goldschmied ist, scheint mir der unabgekürzte „Swoboda" im „letzten Glauben" zu sein: Dieser hat sogar seines Vorbildes ganz eigenthümliches Faible für Bettler beibehalten. Er leistet darin wahrhaft Großartiges, er ist ein Märtyrer dieser seiner Leidenschaft. „Wenn ein Bettler kam," charakterisirt Herr Ziegler, „und die unfreundliche Frau wies denselben rauh von der Thüre, so nahm Swoboda den Schlüssel, der hinter dem Schranke hing, that, als ginge er hinaus dort hinten am Hof, lief aber in Wirklichkeit dem Abgewiesenen auf die Gasse nach und steckte ihm seine Kupferstücke in die Hand." Man muß sich in eine kleine Stadt versetzen, um die Feinheit und den Duft dieser sinnigen Schilderei zu verstehen, die an realistischer Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. — Ein andermal — an einem Weihnachtsabend — zieht Swobada einen Bettler in's Zimmer und beherbergt ihn; „am nächsten Morgen," berichtet Herr Ziegler, „staken die Kinder voll Ungeziefer, denn Bettler haben dergleichen, und daran hatte der brave Mensch nicht gedacht." — Aus diesen kleinen Zügen geht zur Genüge hervor, daß Herr Ziegler nicht „die saft- und kraftlosen Puppen der Schreibtischidealisten" schildert, sondern Menschen, „denen nichts Menschliches fremd ist," und die er eingehend studirt hat: denn Bettler haben in der That „dergleichen."

Aber weiter!

Swoboda's „Gutheit" hat Lene „vom Vater überkommen" und sucht sie schon als Kind zu bethätigen, indem sie einer Schulkameradin, Namens Rosa, der ein Aussatz den „ganzen Kopf" bedeckt, mit „Baumöl" behandelt, („denn man hatte ihr gesagt, das helfe. Und es half") und einem Bettler („sein Schweiß tropfte in den Sand") ein Bündel Reisig tragen hilft.

Mit sechzehn Jahren verliert Lene Swoboda ihren ersten Glauben: ihren Glauben an das Glück der Liebe. Und das kommt so. In dem Städtchen, wo sie wohnt, „liegt" ein Husarenregiment. Ein junger Husarenoffizier verliebt sich in Lene und verspricht ihr — nachdem er vorher mit dem „alten Swoboda" gesprochen — die Ehe, worauf „das erknospende Herz sich dem Jüngling in der schmucken Uniform mit stürmischer Hingebung an die Brust warf." Das Paar — nämlich der Jüngling in der schmucken Uniform und das erknospende Herz — geht Hand in Hand spazieren und unterhält sich in der vernünftigsten Weise mit einander: „von den Kühen sprach er ein andermal, von der Zucht der Schweine und Lämmer: das Alles werde sie treiben, sobald sie seine Frau sei," eine merkwürdiges Versprechen für einen Husarenoffizier, denn es scheint eigentlich unerfindlich, weshalb, zum Kuckuck, Lene Kühe, Schweine und Lämmer treiben solle. Aber vielleicht meint Herr Ziegler dies gar nicht so, vielleicht läßt er — weil der Husarenoffizier ein Ungar ist — diesen geflissentlich ein unverständliches Deutsch sprechen: ein feiner, naturalistischer Zug, würdig eines Schriftstellers, der den Bahnen Zola's folgt. „Er zeigte ihr eine Pflanze," heißt es weiter. „Siehst Du, damit waschen die Bauern ihre Milchgeschirre, damit die Milch nicht rinnt; das mußt Du ebenfalls thun, wenn wir Mann und Frau sind." Trotzdem Lene nach der Construction dieses Satzes unmöglich wissen kann, ob sie „rinnen" muß, oder „nicht rinnen" — denn daß sie als Frau eines ungarischen Cavaliers, Gutsbesitzers und Husarenoffiziers die Milchgeschirre wasche, ist kaum anzunehmen — so thut sie doch so, als verstünde sie, „und sie betrachtete das grüne Gewächs mit ernsthaftem, überzeugten Gesicht." So ein süßer Schelm ist sie!

„Und eines Tages war der Bräutigam verschwunden," und mit ihm der Glaube an das Glück der Liebe: der Glaube Nr. 1.

Jahre vergehen. Eines Tages findet Lene „den Glauben an die Menschen" (Glaube Nr. 2) wieder, von dem Herr Ziegler gar nicht gesagt hatte, daß er seiner Heldin in Verlust gerathen war. „Ein rein äußerlicher Behelf unterstützte sie dabei," heißt es weiter. Nun denkt der Leser vielleicht, daß Lene ihren Verlust im „Kleinen Anzeiger" annoncirt hätte, aber weit gefehlt; der äußerliche „Behelf" ist — ein goldener Armreif, an den die glaubensreiche Lene ebenfalls glaubt (Glaube Nr. 3) als an einen glückspendenden Talisman. Aber zum Unglück glaubt Lene Swoboda's Jugendfreundin, dieselbe, „welche sie einst (mittelst Baumöl) vom Aussatze geheilt," noch stärker an diesen Talisman, so stark, daß sie ihn stiehlt, einschmilzt und als Amulet am Halse trägt. Da ihr dies Alles aber gar nichts nützt, so gibt sie der „vollkommen vernichteten" Freundin den kleinen Metallklumpen zurück. Und was thut Lene? Lassen wir Herrn Ziegler erzählen:

„Sie sprach gar nichts; mit einer im Schmerz wühlenden Wollust blickte sie immerfort in die leere Abgrundtiefe dieses Menschenherzens. Sie alterte in dieser Minute. Den Trugwerth des schmelzbaren Talismans (Glaube Nr. 3) verstand sie nun wohl und verschmerzte seinen Verlust; aber daß man ihr so erbarmungslos ihren Glauben an Freundschaft (Glaube Nr. 4) entrissen, griff ihr an's Herz. Eine große Leere entstand in ihr, ein schwindelndes Gefühl des Alleinseins, eine bange Furcht, daß es vielleicht nichts Echtes gebe, daß Alles Trug sei" ...

Digitized by Google

Aber Herr Ernst Ziegler, der für den Aussatz ein so brillantes Heilmittel wußte (nämlich „Baumöl"), hat auch ein ausgezeichnetes Medicament gegen „schwindelndes Gefühl", gegen den verlorenen Glauben Nr. 4. Denn er fährt fort:

„Erst beim Nachtmahl, als der Vater sich mit ihr zu Tische setzte, ward ihr besser."

Wenn das nicht naturalistisch ist, dann gibt es überhaupt keinen Naturalismus. Hört es, Ihr Schreibtischidealisten: gegen verlorenen Glauben hilft ein Nachtmahl, wie Baumöl gegen einen Aussatz, der den ganzen Kopf bedeckt ...

Bald darauf wird der „alte Swoboda" krank und kommt mit Lenen, die ihn pflegt, in's tiefste Elend, und zwar so sehr, daß Lene „eine Magd gemacht" hätte, um ihm eine gute Suppe schaffen zu können. Sie verkauft Alles, was verkäuflich ist, unter Anderem auch „den Sonntagsrock des Vaters" und seine „Beinkleider." Eines Tages trägt sie sogar „den Dreimaster, mit welchem er als Veteran ausgezogen, zum Juden; der gab ihr 25 Kreuzer: sie konnte dem Vater eine Suppe dafür machen." Schließlich „macht" sie doch „eine Magd." Sie „verdung" sich bei einer Nachbarin zum Geschirrwaschen, aber „plötzlich versiegte diese Einnahmequelle: die Frau verzog aus dem Viertel," woraus hervorgeht, 1. daß eine kleine böhmische Stadt mehrere Viertel hat, die ziemlich weit von einander entfernt liegen, 2. daß daselbst die Sitte besteht, ohne vorherige Kündigung zu „verziehen", sonst hätte das Unglück nicht „plötzlich" hereinbrechen können. Das ist aber etwas, was die Frauen, für welche diese „realistische Novelle" geschrieben ist, nie begreifen werden.

Jetzt aber wird es schlimm. Der „Greisler" will Lenen nichts mehr „auf Borg" geben, und auch die anderen Menschen erweisen sich als grausam und hartherzig, und „täglich bröckelten sie ein Stück von ihrem Glauben an die Menschen (Glaube Nr. 2) ab; es blieb immer weniger übrig. Und im Nebenzimmer schlummerte der Vater, und wenn er erwachte, verlangte er zu essen."

In welchem Nebenzimmer? fragt der Leser erstaunt. Ei, das ist doch einfach. In einem Zimmer der Swoboda'schen Wohnung haust der Glaube Nr. 2, und im Nebenzimmer schlummert der Vater ... (In Parenthese will ich bemerken, daß Herr Ziegler derartige überraschende Zusammenstellungen überhaupt liebt. So sagt er im 7. Kapitel derselben Novelle: „Vom Kirchthurm hallte die Uhr; ein langathmiger Eisenbahnpfiff verklang, und neben ihr schnarchte Roman. Wie er nur so ruhig schnarchen konnte!")

Schließlich — ich fahre in der Erzählung fort — kommt es so weit, daß Lene in einer strengen Winternacht für den hungrigen Vater betteln muß; „wahllos trieb sie's vorwärts, ohne Ziel ... dem Vater die Suppe holen" ... „Die Suppe holen," hämmerte es unaufhörlich an ihr Hirn." (Siehe die Novelle „Zu spät": „Und, einer Sturmglocke bei großer Feuersbrunst gleich, hämmerte mit wimmerndem Klang der eine Gedanke an ihr Hirn!") So kommt Lene in eine enge Gasse, wo „Weibsbilder das Trottoir entlang strichen" (wohlgemerkt, in einer kleinen böhmischen Stadt!). Bei diesen Weibsbildern findet Lene Hülfe; sie geben ihr Geld, mit welchem sie dem Vater eine Mahlzeit kauft. Wie es ihr gelingt, die Dirnen zu rühren, das faßt unser Autor in einen denkwürdigen Satz zusammen, der folgendermaßen lautet:

„Jetzt hielt sie vor der Unbekannten, stierte sie an mit einem verlorenen Blick, einem Blick, in welchem Alles nach Ausdruck rang: Der Hunger des Vaters, das kalte, finstere Zimmer, die rathlose Frage: was thun? die demüthig flehende Bitte um Hülfe."

Einem nach Ausdruck ringenden kalten, finstern Zimmer kann man eben unmöglich widerstehen.

„Tags darauf hatte der Vater den Rest seiner Lunge ausgehustet und starb." Er war also genau so schwindsüchtig gewesen, wie Tini, die Tochter des „alten Woda" in „Zu spät". Von diesem Wesen heißt es wörtlich: „In ihrer Brust pfiff es gleich einem geisterhaften Aufbruchsignal zur letzten Fahrt." Lene Swoboda aber verliert jetzt ihren Glauben Nr. 2, zugleich auch wird ihr Glaube Nr. 5 („ihr frommer Glaube, es müsse dem braven Manne als Belohnung seiner großen Güte noch einmal recht wohl ergehen") „zu Schanden". Sie zieht nach Wien, nimmt eine Stelle in einem Modesalon an und bleibt „brav" — denn „ein unsichtbarer Talisman feite sie gegen das Böse." — — —

Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels der Novelle „Ihr letzter Glaube". Ich habe mich so ausführlich damit beschäftigt, weil die Heldin in diesem einzigen Kapitel nicht weniger als fünf verschiedene Glauben verliert, und das ist kein Spaß! In den folgenden acht Abschnitten verliert sie weitere drei Glauben. Wenn Herr Ziegler ein Freund der Symmetrie wäre, so müßten es noch 40 Glauben sein, die er Lene Swoboda in Verlust gerathen läßt, aber glücklicherweise ist er kein Freund der Symmetrie, und ich kann mich in Folge dessen kurz fassen.

Mit 25 Jahren heirathet Lene den Kunsthändler Roman Kurtin und entdeckt „in dem noch ungeformten Streber ein Talent," an welches sie mit gewohnter Kraft zu glauben beginnt (Glaube Nr. 6). Während sie dann das Geschäft leitet, und zwar mit „jenem selbstbewußten Tact", den, wie Herr Ziegler besonders hervorhebt, „gerade der Wiener Kaufmann oft vermissen läßt" und jener Höflichkeit, die „eine Seltenheit in Wien", nimmt ihr Gatte Unterricht bei Makart und Canon.

„Der Umgang mit diesem Maler (Canon) wirkte ernüchternd auf ihn; der so ganz modern veranlagte junge Mann, dessen erste Glaubenssatzung hieß, die Natur müsse der vornehmste Lehrmeister des Künstlers sein, war verblüfft, hier Jemand durch Nachempfinden der „Meister" die höchsten Ehren einheimsen zu sehen. Auch ihm galt ja Rubens als eines der größten Genies, welche je gelebt; doch den flandrischen Riesen copiren wollen, erschien ihm absurd."

Copiren, was heißt das? sagte er zu Helenen. Die Frau, welche keinen Strich zu zeichnen verstand, entgegnete: „Nein, Manerle, copire Niemand, sei Du selbst!"

Diese Worte waren eine Offenbarung für Roman: Sie vertraute seinem Können! Sie glaubte, er vermöge Er selbst zu sein! ...

O, Herr Kurtin, ich glaube, Sie sind gar kein Maler, sondern ein Pinsel! Und ein ungeheurer Pinsel dazu! Bin ich auch keine Frau, für welche Herr Ziegler realistische Novellen schreibt, so darf ich Ihnen doch sagen: Wäre ich an Ihrer Stelle, und eine Frau käme zu mir, eine Frau, welche keinen Strich zu zeichnen versteht, und sagte mir: „Nein, Manerle, copire Niemand, sei Du selbst!" so würde ich diesem gedankenlosen Wesen, dieser dummen Gans, gehörig heimleuchten; ich würde ihr sagen, sie möge erst zeichnen lernen, ehe sie in diese Dinge hineinspricht; ihr Urtheil, ihr Vertrauen, ihr Glaube (Nr. 6), ich vermöge Ich selbst zu sein, wäre mir höchst gleichgültig. Aber Ihnen, Herr Kurtin, der sie ein ausgemachter Dummkopf sind, Ihnen erscheint die Faselei Ihres Weibes wie eine Offenbarung! Sie sind ein Idiot; Sie sind so gedankenlos wie Ihre Frau, die nur an Ihr Talent glaubt, um es verlieren zu können, wie andere Leute irgend einen Gegenstand verlieren. Lesen Sie im Buche des Herrn Ziegler nach, und Sie werden auf Seite 146 unten folgendes finden:

„Auf dem Rückwege von der Sparkasse zum Börsenpalast verlor sie den Glauben (Nr. 6), den sie bisher so heilig gehalten: den Glauben an sein Talent."

Und jetzt annoncire Herr Ziegler das im „Kleinen Anzeiger". Vielleicht findet Jemand den Glauben an sein Talent. — —

Aber weiter! Das Kurtin'sche Geschäft geht so gut, daß sich ein Käufer dafür findet. Mit 20,000 Gulden, die bei der Sparkasse hinterlegt werden, zieht sich das Ehepaar in's Privatleben zurück, oder, wie Herr Ziegler sagt: „Nach zehnjähriger Ehe voll glückgesegneter Arbeit trat das Paar einen neuen Lebensabschnitt an." — Roman Kurtin malt jetzt, was das Zeug hält, „dieweil Helene die neue Wohnung in Währing einrichtete." Bei dieser Gelegenheit geht ziemlich viel Geld

Digitized by Google

auf und Frau Lene wird oft recht mißmuthig. Aber für diesen Mißmuth hat der bewährte Heilkünstler Ziegler ein gutes Mittel (diesmal aber weder „Baumöl“ noch „Nachtmahl“): „Die lebenswahre Darstellung eines barfüßigen Burschen, der, am Bauche ruhend, auf der Böschung lag, machte sie das Mißbehagen der letzten Stunden vergessen.“ Man beachte hier das österreichische „am“ Bauche ruhen, um schon zu sehen, daß der Verfasser nicht deutsch schreiben kann.

Die Bilder, welche Kurtin malt, bleiben unverkäuflich und Lene ist immer wieder gezwungen, Geld aus der Sparkasse zu holen. Bei einem dieser schweren Gänge lernt sie Toni Ritter, die Frau eines Börsenagenten, kennen und läßt sich von dieser zum Börsenspiel verleiten. Der Glaube, „auf der Börse Geld zu gewinnen“ (Glaube Nr. 7) beginnt von ihrer Seele Besitz zu ergreifen. Sie spielt also nach den Rathschlägen des Agenten, während Kurtin Frau Toni Ritter als „Gauklerin“ malt. Sie kommt, „mit dem sieghaften Rythmus ihrer wiegenden Hüften, hinüber in den Garten, wo der Künstler ihrer wartete.“ Daß der „ungeformte Streber“ sich in dieses Weib verliebt, ist selbstverständlich.

Auf die Darstellung, welche Herr Ziegler dem Börsenspiel angedeihen läßt, kann ich mich nicht einlassen. Ich verstehe sie nicht, und ich glaube, er auch nicht; von den Darstellungen der übrigen Glauben (Nr. 1—6) unterscheidet sie sich dadurch, daß Nr. 7 langweiliger Unverstand ist, während bei den anderen der erheiternde vorwaltet. Es genüge, wenn ich berichte, daß Frau Lene am Schlusse des achten Kapitels mit ihrem letzten Gelde auch den Glauben Nr. 7 verloren hat.

Und woran jetzt glauben? In der Nacht, welche dem unglückseligen Tage folgt, wird sich Lene Kurtin, geborene Swoboda, darüber klar: „es blitzte auf wie ein rettendes Nothlicht in finsterem Seesturme. Hatte sie nicht Ihn, den Mann, der seit zwölf Jahren mit ihr, für sie gearbeitet, der unentwegt zu ihr gehalten, der wie eine Schutzmauer an ihrer Seite gestanden! . . .“

Sie schilt sich eine Närrin, dann aber „bog“ sie sich „zum Ende des Bettes hinab; sie ergriff den Fuß ihres Gatten, bedeckte ihn mit Küssen; ihre Thränen quollen unaufhaltsam und entschwellten ihre Brust von dem übermäßigen Leid. — — — Wunschlos stand sie in diesem Augenblicke der ganzen Welt gegenüber: sie war reich, reich! sie hatte ihr »Manerle«. Er war ihr Glück, ihr letzter Glaube.“ (Nr. 8).

„Den Fuß ihres Gatten an die Brust gepreßt, so schlief sie ein.“

Aber auch dieser „letzte Glaube“ (Nr. 8) täuscht sie. Denn am nächsten Tage, an welchem sie eine neue Wohnung beziehen soll, entdeckt sie, während der Möbelwagen schon zur Abfahrt bereit steht, etwas Schreckliches:

„Sie schlüpfte quer über den Rasen. . . . Sie bog um die Ecke. . . . Ein furchtbarer Schrei gellte plötzlich durch den Park, ein einziger kreischender Laut — — dann ward's todtenstill. Zwei Geschöpfe, die sich dort hinten umfangen gehalten, stoben auseinander. Er verschwand, wie in bewußtloser Flucht“ — sieht ihm ähnlich, diesem Roman Kurtin — „Sie“ — nämlich Toni Ritter — „lehnte starr am Geländer. Die betrogene Frau“ — Frau Lene — „klammerte sich taumelnd an die dornige Hecke. — — — Unaussprechlich war ihr Gesicht — — ihre Brust flog; wie Blut quoll es unter ihren Lidern hervor; — — und furchtbar wild, immer wilder und entsetzlicher ward dieser rothglühende Blick.“ Und dann? Dann stürzt sie sich auf die „Betrügerin“ und prügelt sie ganz gehörig durch. Kurtin aber geht straflos aus — doch ja: er behält Lenen, geborene Swoboda, zur Frau, und Herr Ziegler erzählt der Welt seine Geschichte.

Nach dieser Prügelstrafe folgt Lene dem Möbelwagen. „Durch die Gassen, über die Plätze schwankte das Gefährt, und sie schlich hinterdrein, immer in dem gleichen, kraftlosen Schritt, wie ein ganz altes Pferd, das man da hinten angebunden.“

Und dann? Ja, dann kommen noch ein paar Zeilen, und die „Ehegeschichte“, betitelt „Ihr letzter Glaube“ ist zu Ende. — — —

Hoffentlich weiß der Leser jetzt, weshalb man Herrn Ziegler mit Emile Zola in Vergleich stellt . . . Was mich betrifft, so glaube ich, daß die Herren Kritiker, denen die Thatsache bekannt war, daß Herr Ziegler einige Romane Zola's übersetzt hat, nur aus diesem Umstande auf die Congenialität der beiden Schriftsteller schlossen: den Einen dürfte es an Zeit gefehlt haben, Zola zu lesen, die anderen dürften keine Gelegenheit gefunden haben, Ziegler zu studiren . . . mit dem Vergleiche aber war die Sache höchst ehrenvoll abgethan, denn wer lobt, braucht keine Gründe anzugeben. . . . Was jedoch die mir vorliegenden „realistischen Novellen für Frauen“ anbetrifft, so möchte ich gern noch ein Wort darüber sagen: sie sind albern und lächerlich. Herr Ziegler hätte sie nicht an die Frauen, sondern an die Gedankenlosigkeit adressiren sollen. Die Frauen sind nicht dankbar für solche Gaben; sie zürnen zwar nicht, wenn sie sich auslachen dürfen — im Grunde aber bleibt doch der Aerger zurück, daß man ihnen zugetraut hat, auf solchen Leim zu gehen . . . daß man gemeint hat, ihnen, die in Marie von Ebner-Eschenbach, in Louise von François, in Marie von Olfers und noch einigen Wenigen Geister verehren, welche nicht nur „realistische Novellen für Frauen“, sondern auch gutes Deutsch zu schreiben vermögen, Karlchen-Miesnick-Stilübungen als Erzeugnisse eines Zola'schen Geistes ungestraft zumuthen zu dürfen. Das Beste wäre, Herr Ziegler kaufte die Auflage seines Buches zusammen und ließe sie mitsammt den „Urtheilen der Presse“ verbrennen. Die Welt käme zwar um ein herzliches, schadenfrohes Lachen — aber . . . doch nein, es wäre nicht gut, wenn so viel unfreiwilliger Humor auf einmal zu Grunde ginge.

Epilog zum Stenographentag.

Wenn die deutsche Stenographie jetzt nicht mehr von den lähmenden Fesseln einschränkender Rücksichtnahme auf Redennachschreiben bedrückt wird, sondern in freierer Bewegung nach allen Seiten hin vorrückt, um das unerfreuliche mechanische Schreibgeschäft im täglichen Leben nach Thunlichkeit zu verkürzen, so ist dies das Verdienst eines bescheidenen Mannes, der vor fünfzig Jahren mit den Ergebnissen seines Nachdenkens und Fleißes an die Oeffentlichkeit trat.

Im Jahre 1841 ließ Wilhelm Stolze in Berlin sein „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie“ im Verlage der Nicolai'schen Buchhandlung erscheinen und eröffnete damit eine neue Aera der deutschen Kurzschrift. Stolze's Vorgänger Gabelsberger hatte seinem System den Namen „Redezeichenkunst“ gegeben und dadurch ausgedrückt, daß er ein Werkzeug zum Nachschreiben von Reden geliefert habe. Gleichwohl schwebte ihm als Ziel vor, daß nicht bloß die, welche berufs- oder regelmäßig Reden nachschreiben müssen, sondern überhaupt alle Gebildeten sich diese mechanische Fertigkeit aneignen sollten. Nur im Kopfe eines Erfinders, der ganz von seinem Werke beherrscht war, konnte diese Idee sich bilden, die oberen Zehntausend des deutschen Volkes in eine Armee von Parlamentsstenographen umzuwandeln. Stolze vermied diesen Irrweg. In der beschränkten Aufgabe, Redezeichner für Versammlungen und Parlamente heranzubilden, erschöpfte sich ihm die Stenographie nicht, diese Aufgabe blieb ihm etwas sehr Nebensächliches, er steckte der Stenographie das höhere Ziel: Abkürzung der Schreibarbeit des täglichen Lebens. Hier aber gerieth er in das entgegengesetzte Extrem. Statt diese richtige und schöne Mission der Stenographie auf den Kreis derer zu beschränken, die schaffend oder copirend unter der Last des Schreibwerks seufzen, schoß er weit über das Ziel hinaus mit der Idee, die Stenographie zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes zu machen. Wiederum nur ein Mann, der völlig in seiner Erfindung aufgegangen war, konnte auf solch einen Gedanken verfallen. Ueber die wirkliche Stellung der Stenographie im System der Cultur gaben sich beide Männer in ihrer Begeisterung

Digitized by Google

für die Sache verzeihlichen Selbsttäuschungen hin. Gabelsberger ward entrüstet, wenn man die Stenographie zur „Gemeinheit einer Schreiberei“ machen wollte, er pochte auf den wohlklingenden Namen „Kunst“; Stolze wiegte sich in dem Glauben, die Stenographie könne die Rolle eines „bildenden Unterrichtsgegenstandes“ übernehmen und sich als „Wissenschaft“ einführen. Beide Seifenblasen sind an der harten Wirklichkeit zersprungen. Die Stenographie hat in der That auf keinen anderen Titel Anspruch als auf den einer „Schreiberei“, sie ist eine Abart der Schrift, ein Surrogat der gewöhnlichen Buchstabenschrift, das in zahllosen Fällen zur Zeit- und Kraftschonung vortheilhaft statt jener benutzt werden kann und ebensosehr, d. h. ebensowenig Kunst oder Wissenschaft ist wie unsere tägliche Gebrauchsschrift. Der Kreis, für den die Stenographie bestimmt ist, deckt sich mit keiner Berufs- oder Standesklasse. Stolze's „deutsches Volk“ ist viel zu umfassend, denn wie winzig ist doch die Zahl der Leute aus den unteren Ständen, welche von der Stenographie nützlichen Gebrauch zu machen vermögen. Gabelsberger's Kreis der „Gebildeten“ ist sowohl zu eng wie zu weit; zu eng, weil doch auch gewisse Schichten der minder Gebildeten viel Schreibwerk zu verrichten haben, und zu weit, weil es unter den Gebildeten ganze Stände gibt, denen nur geringe oder so eigenartige Schreiberei obliegt, daß der Gebrauch der Stenographie dabei nicht angebracht ist. Streng genommen kann man eben nur sagen, die Stenographie ist da für diejenigen, die ihrer wirklich bedürfen. Will man ein kürzeres Schlagwort haben, so kommen die „Gebildeten“ der Sachlage noch am nächsten, und diese Bezeichnung soll deshalb weiterhin gebraucht werden, immer im Sinne der besprochenen Einschränkung wie Erweiterung.

Mit Stolze's Auftreten begann der Krieg zwischen den beiden Richtungen, von denen keine zum Siege gelangen durfte. Ist der Kampf auch noch nicht beendet, so liegt es doch schon längst klar zu Tage, daß in der Vereinigung von Stolze's Idee einer alltäglichen Erleichterungsschrift und Gabelsberger's Grenzpfählen der Gebildeten die Gegensätze sich ausgleichen müssen. Dieses Ergebniß ist keineswegs, wie man vermuthen wird, auf dem einfachen Wege erreicht, daß jede von beiden Richtungen einen Theil ihrer Forderungen aufgegeben hat. Nein, sobald auf beiden Seiten eine gewisse Anhängerschaft vorhanden war, ereignete sich das Merkwürdige, daß man hüben wie drüben zu den eigenen Forderungen noch die der Gegenpartei hinzunahm. Die Gabelsberger'sche Schule vergrößerte ihr Programm durch Erstreckung der Grenzen über das ganze deutsche Volk, ja sie verstieg sich zu der Unglaublichkeit, unserer alten guten gewöhnlichen Schrift das Lebenslicht ausblasen zu wollen, um die Stenographie allenthalben an deren Stelle treten zu lassen. Auf Stolze'scher Seite aber drängte man die Stenographie immer weiter vorwärts in die Bahn des Redennachschreibens. Mit solcher Selbstknebelung versperrte man sich natürlich beiderseits die Aussichten auf erreichbare Erfolge und der Rückschlag konnte deshalb nicht ausbleiben. Lange haben die Wagschalen in heftiger Bewegung auf- und niedergeschwankt, bis es dahin gekommen ist, daß das Zünglein mehr und mehr in der Nähe der bezeichneten Vermittlungslinie zur Ruhe kommen will.

Hier ist ein ernstlicher Gegensatz nicht mehr vorhanden, aber der Streit dauert fort über die Frage, welches System der gefundenen Zweckbestimmung der Stenographie am besten gerecht wird. Die Gabelsberger'sche Schule verschließt sich im Allgemeinen der Erkenntniß, daß der Veränderung des Endziels nothwendig auch eingreifende Veränderungen in dem System nachfolgen müssen, und verharrt ziemlich unbeweglich auf der für das Redezeichnen zugeschnittenen Schriftform mit all ihren Unebenheiten und Schwierigkeiten. Gabelsberger's System scheint durch die staatliche Fürsorge und Aufsicht, die es in einigen Ländern genießt, in seiner gedeihlichen und freieren Fortbildung sehr gehemmt zu sein. Zu wiederholten Malen hat Gabelsberger in seinen Schriften und Briefen betont, die Stenographie müsse weiter fortschreiten, er war bei aller Vorliebe für sein Werk zu verständig und weitblickend, als daß er in sich den Gipfel und Endpunkt der stenographischen Entwickelung hätte sehen können. Seine Anhänger gleichen ihm nicht, sie gefallen sich in der Idee, Gabelsberger sei unübertrefflich und unverbesserlich, und diese Voreingenommenheit erzeugt bei ihnen eine Unduldsamkeit gegen alle Fortentwickelung auf stenographischem Gebiete, wie sie in anderen Stenographieschulen kaum vorkommt. Stolze besaß ebensoviel Selbsterkenntniß wie Gabelsberger, er hat es öfter ausgesprochen, daß in seinem System das Ideal der Stenographie noch nicht erreicht sei, daß weiterer Fortschritt stattfinden müsse, und seine Schule ist ihm in diesen Anschauungen treu geblieben. Die Anhänger Stolze's haben nicht gezögert, das System durch Reformen immer mit den veränderten Forderungen der Zeit im Einklang zu erhalten, und dadurch nicht allein eine Fülle von Anregungen und neuen Gedanken zur stenographischen Frage überhaupt an's Licht gebracht, sondern auch der eigenen Sache ohne nennenswerthen staatlichen Vorschub viel Anhänger verschafft. Gabelsberger's Schule marschirt dank der behördlichen Unterstützungen an erster Stelle hinsichtlich der Zahl der Mitglieder; der Ruhm der geistigen Führerschaft auf stenographischem Gebiete gebührt der kleineren Stolze'schen Schule. Suchte Gabelsberger seine Stärke in der Originalität und der höchsten Kürze um jeden Preis, so legte Stolze den Nachdruck auf das Rationelle und die größte Zuverlässigkeit. Die Gabelsberger'sche Schule kann keine zeitgemäßen Reformen unternehmen, ohne von jenen Ureigenschaften etwas aufzugeben, während die Stolze'sche nur auf dem vorgezeichneten Pfade weiter zu schreiten braucht, um sich den Forderungen der Gegenwart anzupassen. Darin mag der psychologische Grund liegen für das gegensätzliche Verhalten der zwei Schulen in Bezug auf Fortschritt und Fortbildung. Gelingt es einem findigen Kopfe, Originalität und Rationalität in einem neuen Systeme der Stenographie glücklich zu vereinigen, dann wird die stenographische Frage abgethan sein und eine höhere Einheit die Gegensätze auflösen. Bis dahin aber wird es Aufgabe der bestehenden Systeme bleiben, sich von ihren Mängeln und Schlacken mehr und mehr zu reinigen und den zeitgemäßen Forderungen an eine Stenographie soweit zu genügen, wie sie vermögen. Möge das Jubiläum, welches die Stolze'sche Schule zum Gedächtniß des fünfzigjährigen Bestehens ihrer Sache dieser Tage in Berlin begangen hat, allenthalben daran erinnern, was für eine wichtige Förderung der stenographische Gedanke dem bescheidenen Berliner Meister, der schon über 24 Jahre von einem kummerreichen Erdendasein ausruht, zu verdanken hat.

Friedrich Albert Lange.

Von F. J. Schmidt.

(Schluß.)

Während dieser Zeit erging an ihn von Seiten des Provinzialschulcollegiums die Anfrage, ob er geneigt sei, wiederum als Lehrer an einem Gymnasium einzutreten. Lange scheint darauf zustimmend geantwortet zu haben, und so wurde er im Februar 1858 zum ersten ordentlichen Lehrer in Duisburg ernannt. Mit staunenswerthem Eifer und bewunderungswürdiger Hingabe widmete er sich der veränderten Thätigkeit. Die vorgesetzte Behörde scheint ebenfalls großes Vertrauen in ihn gesetzt zu haben; schon im Februar 1859 ernannte sie ihn zum Oberlehrer, und bald darauf hatte er im Auftrage des Provinzialschulcollegiums ein Gutachten abzufassen „über eine wünschenswerth scheinende Modification des Prüfungsreglements für das höhere Schulfach.“ Von dem Herausgeber der Encyklopädie für das Unterrichtswesen zum Mitarbeiter an diesem Werk herangezogen, schrieb Lange zumeist in dieser Zeit eine Reihe von über 20 Artikeln, die zu den besten dieses sonst ziemlich ungleichmäßig bearbeiteten pädagogischen Lexikons gehören, so unter anderem „Bildungsfähigkeit“, „Calvin“, „Erasmus“, „Mnemotechnik“, „Physiognomik“, „Seelenlehre“, „Vives“. Neben seiner pädagogischen und schriftstellerischen Thätigkeit widmete er hier sodann den Vorgängen des bürgerlichen Lebens ein lebhaftes Interesse. Er erklärte selbst, „daß er sich derzei

Digitized by Google

zumeist für Duisburger Localverhältnisse, demnächst für Provinzielles, erst in weiterem Sinne für die große Politik interessire." „Dementsprechend suchte er sich systematisch durch Besuch des Casino ꝛc. in die localen Verhältnisse einzuleben und die Stadt mit ihren Persönlichkeiten, Verhältnissen, Gewerben ꝛc. möglichst gründlich und allseitig kennen zu lernen, soweit dies für einen Bücherwurm nebenbei möglich war." Desgleichen nahm er, wie sein ganzes Leben lang, an der Turnerei durch That, Rede und Schrift lebhaften Antheil. Von dieser friedlichen und fruchtbringenden Thätigkeit sollte Lange bald losgerissen werden. Die Hochfluth der anbrechenden Conflictszeit schlug auch an seines Strandes stille Marken, und er war nicht der Mann, einem solchen Kampf schüchtern aus dem Wege zu gehen. Im Januar 1862 richtete die vorgesetzte Behörde an die Lehrercollegien die Aufforderung, sich jeglicher Parteiagitation fernzuhalten. In der betreffenden Conferenz, wo dieses Schriftstück mitgetheilt wurde, gab Lange eine Erklärung zu Protokoll, deren Schlußsatz lautete: „— ich sehe mich zu der Erklärung veranlaßt, daß meine Auffassung meines Berufes von Grundsätzen ausgeht, welche es mir unmöglich machen, den erwähnten Mittheilungen des Königlichen Provinzialschulcollegiums einen Einfluß auf mein Verhalten in öffentlichen Angelegenheiten zu gestatten." Dieser Protest scheint ohne weitere Folgen geblieben zu sein, aber alsbald erschien ein Ministerialerlaß, der dem Faß den Boden ausschlug. Nach der Auflösung des Abgeordnetenhauses im März 1862 forderte das Ministerium des Innern alle Behörden und Beamten auf, für die Neuwahlen die Wähler im Sinne der Regierung zu beeinflussen. Dagegen schrieb Lange zunächst einen Artikel in der Rhein- und Ruhrzeitung, der diesem Blatte eine Verwarnung zuzog; dann erließ er mit seinem Collegen Professor Köhnen einen Aufruf gegen den Erlaß an die Urwähler und außerdem setzte er noch einen Protest Seitens des Lehrercollegiums durch. Infolge dieses Auftretens erhielt er nunmehr eine Verwarnung, in der ihm „leidenschaftliche und gehässige Parteiagitation", „Mangel an gereiftem Urtheil und leidenschaftloser Besonnenheit" vorgehalten und der Hoffnung Raum gegeben wurde, daß er sich fernerhin von ähnlichen Agitationen fernhalten werde. Daraufhin bestritt Lange der Behörde die Berechtigung und Fähigkeit, in dieser Weise über ihn zu urtheilen, und verlangte kurzweg seinen Abschied. Ein Versuch, in anderem Sinne auf ihn einzuwirken, scheiterte, und so erhielt Lange am 30. September 1862 seine Entlassung.

Es folgt nun in dem Leben Lange's eine bewegte Zeit, eine Zeit vielseitig angestrengter Thätigkeit und eine Zeit vieler Enttäuschungen. Das aber ist das Packende in dem Leben dieses Mannes, daß seine Freude und Theilnahme am Leben dadurch nimmer gebrochen werden konnte. Er wurde zunächst Mitredacteur der „Rhein- und Ruhrzeitung" und Secretär der Duisburger Handelskammer. Für mehrere andere Blätter lieferte er Correspondenzen. Dabei vernachlässigte er die Wissenschaft nicht, denn wir erinnern uns, daß in diese Zeit die Ausarbeitung der „Geschichte des Materialismus" fiel (sie erschien 1865), und außerdem widmete er nun der Nationalöconomie ein eingehendes Studium. Dies ist die Zeit, wo die sozialistische Bewegung unter der Führung Ferdinand Lassalle's immer größere Ausdehnung annahm, wo der vierte Stand, das Proletarierthum, nachdrücklich sein Haupt in Deutschland zu regen begann. Hatten die inneren Parteikämpfe unseres Vaterlandes bis dahin einen wesentlich politischen Charakter getragen, so trat nunmehr, wo die Tage nahten, da lang ersehnte Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, die soziale Frage in den Vordergrund und das weit verbreitete Interesse an der Politik trat von da ab allmählich mehr zurück. Diese Wandlung tritt auch in dem Leben Lange's deutlich hervor. Er äußerte selbst darüber: „Seit den Ereignissen des Sommers und Herbstes 1863 habe ich mir die Ueberzeugung gebildet, daß der politische Kampf um die Volksrechte von unserer Fortschrittspartei nicht mit dem gehörigen Ernst und Nachdruck geführt wird, und daß an einen Sieg auf dem betretenen Wege nicht ferner zu denken ist. — Andererseits sah ich die soziale Frage, welcher ich ein rein wissenschaftliches Interesse seit vielen Jahren zugewandt hatte, in ganz Europa mit einer ungeahnten Stärke sich regen, und obwohl ich zu der Ansicht neige, daß diese Frage auch jetzt noch kaum zu einer allgemeinen und umfassenden Lösung gereift ist, so schien mir doch die Thätigkeit auf diesem Gebiete, in Verbindung mit der Bekämpfung des politischen Materialismus, die dankbarste von allen. — Was der Fortschrittspartei die Hauptsache ist, das ist mir zur Nebensache geworden; und was die Fortschrittspartei für immer von der Tagesordnung entfernen möchte: die soziale Frage, das ist mir gerade die Hauptsache geworden." Mit leidenschaftlichem Feuer betheiligte er sich von da ab an den sozialistischen Agitationen; und es ist wohl nicht auffällig, daß er seine bisherigen Stellen, die einer anderen Richtung dienten, als Redacteur und Handelskammersecretär im Sommer 1864 niederlegte. Er wurde nun selbst Theilhaber an einer Druckerei, verfaßte eine Reihe Flugschriften, wurde Mitarbeiter an der „Allgemeinen Arbeiterzeitung"; in seiner Heimath leitete er die Agitation und nahm als solcher Theil an dem „Vereinstag Deutscher Arbeitervereine" in Leipzig (1865), wo er neben Sonnemann, Bebel, Max Hirsch u. A. in den ständigen Ausschuß gewählt wurde. Trotz dieser aufreibenden Thätigkeit wurde er der Wissenschaft jedoch nicht untreu. Im Herbst 1864 nahm er an der Naturforscherversammlung zu Gießen Theil, wo er die Bekanntschaft Louis Büchner's machte. Es erschienen zwei umfangreichere volkswirthschaftliche Arbeiten: im Januar 1865 die „Arbeiterfrage", die sein sozialpolitisches Programm enthält und später vielfach ergänzt wurde, und im April 1866 „John Stuart Mill's Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey", gegen das Buch Dühring's „Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre" gerichtet. Neben der Geschichte des Materialismus erschien noch eine Schrift über die Psychologie Herbart's, die eine Widerlegung enthielt; auch seine Moralstatistik beabsichtigte er noch herauszugeben. Es war ein Dornenfeld, in das er sich gebettet hatte. Im October 1865 gründete er ein eigenes Blatt, den „Boten vom Niederrhein", das im Sommer 1866 wieder einging. Dieser Mißerfolg, einige Preßprozesse, die er sich zugezogen hatte, das Gefühl, daß er mitten in diesem schweren Kampf doch allein stand, ohne mit seinen Ansichten auch nur an einer Partei den erwünschten Rückhalt finden zu können — all' das machte ihn endlich doch des Treibens müde, müde auch des Vaterlandes, für dessen Wohl er sich mürbe gearbeitet hatte. Er sehnte sich fort und schwankte zwischen Frankfurt, Hamburg, Paris und London. Er ging nach der Schweiz.

Im Sommer 1866 war Friedrich Theodor Vischer von Zürich nach Tübingen berufen worden. Lange entschloß sich, um die frei gewordene Stelle sich zu bewerben, und seine Schweizer Jugendfreunde setzten Alles in Bewegung, ihm dazu zu verhelfen. Es kam anders. Sein Freund Bleuler, Redacteur und Besitzer des „Landboten" in Winterthur, machte Lange den Vorschlag, als Sozius bei ihm einzutreten. Da die Berufung nach Zürich auf sich warten ließ, ging Lange kurz entschlossen auf den Vorschlag ein und zog sein Gesuch in Zürich zurück. Im Herbst 1866 traf Lange in Winterthur ein; er hatte saure Arbeit mit der Redaction, da Bleuler durch politische Angelegenheiten ihm oft genug das Geschäft allein überlassen mußte. Aber nicht genug damit, es wurde von beiden auch noch eine Sortimentsbuchhandlung gegründet, und auf vieles Drängen übernahm Lange außerdem noch eine Stelle am Winterthurer Gymnasium. Im Jahre 1867 brach im Canton Zürich ein Verfassungskampf aus, an dem er sich lebhaft betheiligte; er stand auf Seiten der demokratischen Partei und trug durch seine Thätigkeit nicht wenig zum Siege ihrer Bestrebungen bei. Bleuler äußerte später darüber: „Die Niederlassung Lange's in Winterthur ist als einer der wichtigsten Factoren für die Vorgänge des Jahres 1867 zu betrachten." Er selbst erklärte: „was mir die Arbeit an der Züricher Verfassung so werth machte, war hauptsächlich der Umstand, daß hier zum ersten Mal in der Weltgeschichte der Versuch vorliegt, die Demokratie auf eine rationellere Basis zu stellen, als

Digitized by Google

sie einerseits die Volksversammlung und andererseits das Repräsentativsystem geben kann." Noch viele Jahre später erinnerte man sich in Winterthur gern des Mannes, der durch seine vielseitige und unermüdliche Thätigkeit, als Verfassungs- und Cantonsrath, als Bank- und Stadtrath, als Redacteur und Gründer des Consumvereins, als Turner und in vielen anderen Beziehungen so Ersprießliches für seine Adoptivheimath gewirkt hatte.*) Abermals nahte die Zeit, da er wieder ganz zu seiner geliebten Wissenschaft zurückkehren sollte, aber schon nagte die verzehrende Krankheit, ein Krebsleiden, an ihm, und seine Arbeitsfreudigkeit wurde fortab durch schwere Leiden gestört. Im Herbst 1870 wurde er zum Professor der Philosophie in Zürich ernannt und las daselbst zwei Jahre, so „Inductive Logik", „Elemente der Sozial- und Moralstatistik", „Aesthetik", „Pädagogik". Als sein Freund Ueberweg im Sommer 1871 in Königsberg starb, sollte er dessen Nachfolger werden. Jedoch kam diese Berufung ebensowenig wie eine andere nach Würzburg zu Stande. Statt dessen wurde er von dem Unterrichtsminister Falk auf Vorschlag der philosophischen Fakultät in Marburg an diese Hochschule berufen.

Auf der Reise nach Marburg unterzog sich Lange in Tübingen einer Operation, die ihm aber auch keine Heilung brachte. Aeußerlich schon gebrochen, trat er sein Amt an; um so bewunderungswürdiger ist daher in diesen Todesjahren der unermüdliche Eifer treuer Pflichterfüllung. Seine Vorlesungen übten eine außerordentliche Wirkung aus; der Zauber der Persönlichkeit, die Schönheit des Vortrages, die Tiefe und Ausdehnung des Wissens sicherten dem Manne das lebhafte Interesse der Hörer. Cohen urtheilt darüber: „Seine Rede schritt in gemessenen Perioden einher, schwer und nachdrücklich, auch im Ausbruch der Laune und des Witzes nicht eigentlich leicht. Er hielt es für eine der Hauptaufgaben des philosophischen Lehrvortrages, zugleich sittlich zu ergreifen; und seine ganze Persönlichkeit war die Darstellung geistigen Adels, vornehmen Freimuths, edler Kraft. Der Erfolg seiner Vorlesungen war ein großer, für eine lange Zeit sichtlich nachwirkender. Die Zuhörer hingen an ihm, so streng er darauf hielt, daß das Examen in der Philosophie nicht als leidige Nothsache betrachtet bliebe; weil der Gedanke sich ihnen aufdrängte, daß diesem universellen Kopfe die Philosophie nicht werth sein könnte, wenn sie ein unfruchtbares Erbe alter Zeiten wäre." Lange docirte noch bis in das Jahr 1875 hinein, im November starb er. Seine letzten wissenschaftlichen Arbeiten waren die Neubearbeitung seiner „Geschichte des Materialismus" und der „Arbeiterfrage".

Als ihn siebenundvierzigjährig der Tod auf das Lager streckte, wurde ein vielbewegtes Leben ausgehaucht. Sein Schicksal ist nicht unähnlich dem Karl Mathy's. Beide Söhne des Rheinlandes, der ein Pfälzer, der andere ein Niederfranke, demokratische Naturen, mußten sie beide in der Zeit wirrer Kämpfe den Gauen des Vaterlandes den Rücken kehren und fanden heimische Stätte bei den allemannischen Schweizern; Schulmeister, aber nicht jener verkümmerten Art, die das Leben nur mäßig durch getrübte Brillen kennen lernen, sondern wahrhaftige und geschickte Lehrer und Führer ihrer Stammesgenossen; beide gleich gewandt auf dem Katheder und der Tribüne. Darin aber waren sie unähnlich, daß Lange im Grunde seiner Natur doch ein gelehrter Kopf war, während Mathy den weiteren und sicheren politischen Blick voraus hatte. Darum, so Tüchtiges Lange auch im Dienste des öffentlichen Lebens geleistet hat, es führte doch eine Zersplitterung seiner Kräfte herbei und war ein Raub an der Wissenschaft; für ihn als Menschen ein Quell reicher Erfahrung, für den Diener Minervens zu beklagen. Ehre aber dem Kämpfer, der auf beiden Plätzen eine gleich wackere und schneidige Klinge geführt hat!

Dank gebührt dem Biographen, daß er uns das Leben eines solchen Mannes in breiteren Zügen vorgeführt hat. Wohl regt sich der Wunsch, daß der Versuch gemacht worden wäre, die weit auseinander liegenden Strahlen der Thätigkeit dieses Geistes in einem Brennpunkte zu sammeln, die gemeinsame Quelle aufzufinden, aus der die verschiedenen Geistes- und Willensregungen sich ableiten ließen, aber dazu war das Leben selbst wohl zu wenig abgeschlossen, als daß sich das an dem vorliegenden Material schon mit Deutlichkeit erkennen ließe. Wer Freude hat an den reichen und fruchtbaren Lebensschicksalen eines edlen Charakters, der wird Freude finden an dem schönen Buche Ellissen's.

*) Ellissen's Darstellung dieser politischen Kämpfe Lange's in der Schweiz ist auch für Nicht-Schweizer interessant, nur hätte er sich dabei auch auf gegnerische Gewährsmänner stützen müssen. Urheber der ganzen Bewegung war keineswegs Lange und sein Kreis, sondern der sehr begabte Pamphletist Friedrich Locher, der hier zu hart beurtheilt wird. Der einmal citirte Philosophie-Student ist kein anderer als der treffliche Professor August Stadler, der jetzt in Zürich Lange's Nachfolger ist. Auch über Lange's spätere Stellung zur sozialdemokratischen Partei geht der Verfasser stillschweigend hinweg.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Wiedersehen.

Von Franziskus Hähnel.

Von seinem Stübchen im vierten Stock schaute der biedere Tischler Braun just auf den großen Platz, wo die Pferdebahnen sich kreuzten; das heißt, er sah den Platz nur, wenn er sich an die Seite des Fensters neigte, er hatte diese Aussicht vom Hinterhause auch nur so lange, bis das einzige freie Fleckchen dieses Platzes mit dem letzten großen Hause besetzt ward, für welches dort noch Raum war. Dann waren die Leute im Hinterhause übel daran, sie konnten froh sein, wenn man ihnen noch einige Quadratmeter freien Himmel ließ, damit ein wenig Dämmerlicht in die niedrigen Zimmer huschen konnte. Sonnenstrahlen? Ja, wie sollten diese wohl dahin den Weg finden, so lange sie sich sträuben, durch die Mauern ihren Weg zu nehmen? Jetzt freilich verirrte sich wohl noch so ein Nachmittagsonnenstrahl bis an die Fensterecke und vergoldete ein Viertheil der Scheiben. So auch heute. Und gerade in diesem Sonnenstrahl stand Braun und sah auf den freien Platz tief unten herab.

Es war Sonntag. Braun hatte bis Mittag geschlafen, ordentlich ausgeschlafen; denn die Woche bot ihm dazu wenig Gelegenheit. O, er hätte gern noch ein Stündchen länger gelegen; wenn man anfängt, älter zu werden und die Knochen mürber werden von des Tages anstrengender Arbeit, ist der Schlaf die liebste Erholung. Aber heute, — nein, heute durfte Braun nicht länger ruhen, wollte doch Fritz, sein Einziger, auf ein paar Stündchen kommen, der Fritz, den er seit langen Jahren schon nicht mehr gesehen. Wie er jetzt wohl aussah? Ob er wohl im Pferdebahnwagen saß, der dort am Platze hielt? doch nein, es stieg niemand aus, der ihm ähnlich sehen konnte.

Jetzt knarrten langsam die ausgetretenen Stufen der alten Treppe. Nun, so achtzig Stufen nach oben zu klettern, war auch gerade keine Kleinigkeit; bei der fünfzigsten ward selbst der leichtfüßigste Mensch schon matter und stieg langsamer und schlürfender nach oben. Nun faßte jemand an die Thürklinke, daß das Schlüsselbund klirrte; Braun eilte zu öffnen.

„Mein Vater, wie geht's Dir?" Herzlich küßten sich Vater und Sohn auf den Mund und hielten sich innig umschlungen. Dann faßte Braun seinen Sohn an den Arm und zog ihn durch all das Gerümpel von Holzkisten, alten Stühlen u. s. w. hinein in das einzige Wohnstübchen, in dem für eine größere Anzahl Menschen, als sich augenblicklich darin befanden, kaum Platz gewesen wäre.

„Nu setz' Dir erst mal nieder, Doktor!" und damit zog der Alte von der einen Ecke des alten, bestaubten Sofas ein Stück Leinen hinweg und drückte Fritz hinein. Noch ein inniger Begrüßungskuß folgte.

„Du hast Dir aber gar nicht zu Deinem Vortheil verändert; das nüdliche Gesicht ist ganz weg, Fritz!"

„Ja, ja Vater, es wird unser einem das Leben auch nicht auf Rosen gebettet. Du siehst aber für Dein Alter noch recht frisch aus, bist ganz wohl, nicht wahr, Vater?"

Damit nahm er endlich den Cylinder vom Haupte und suchte nach einem Fleckchen, um denselben ohne bemerkenswerthen Schaden hinstellen zu können. Ach, ihm ging ein banger Schauer durch die Seele, als er sich dann im Stübchen umsah. Da stand ein Tisch mit Speiseresten, eine Petroleumkochmaschine und allem möglichen und unmöglichen Hausrath, da standen im Zimmer Eimer und Werkzeuge, ein ganzer und zwei zerbrochene Stühle, ein kleines Schreibpult, an dem er als Junge oft gesessen, ein Bücherbrett mit einer Anzahl stark zerlesener Bücher, an der Wand einige Bilder von Mutter und Schwester, — sie waren lange, lange, schon nicht mehr, er hatte sie kaum recht gekannt, — und überall lag der Staub so dicht, als wenn sich in all den Jahren niemand der Sachen erbarmt hätte. Nur am Fenster, vor den lange nicht geputzten Scheiben standen einige Goldlack und Balsaminen. Er sah dorthin und ein trübes Lächeln lief über sein bleiches Antlitz.

„Du freust Dir wohl über meinen botanischen Garten; is mir man vieles von ausgegangen, weil es so heiß und ich wenig hier war, Abends dann so müde, war froh, wenn man sich in die Klappe legen konnte und schlafen, daß ein Auge das andere nicht sieht. Willst die Angströhre

Digitized by Google

los sein? So'n Spindmaß müßt Ihr wohl haben, wenn Ihr auf'n Bummel geht? Gieb man her!" Damit nahm er seinem Sohne den Hut ab und hing ihn über das englisch-lederne Beinkleid, das an der Wand in der Nähe der Thür seinen Platz hatte.

„Na, wie haben sie denn Deinen Vortrag aufgenommen, haben sie Dir ordentlich gefeiert? Können es sich eigentlich zur Ehre anrechnen, daß Du sie hier einen Vortrag hältst. Worüber hast Du denn geredet?"

„Ueber Moral und Ethik der Gegenwart. Die Versammlung des Vereins „Volkswohl", war gut besucht; man hat auch meinen Vortrag warm aufgenommen."

„So? Kommt doch auch was von in die Zeitungen? Hast denn der Lumpenbande mal ordentlich die Wahrheit gesagt? denn Spitzbuben sind's alle, die Großen und die Kleinen, nur die Großen kriegen sie nicht, und is des en Leben jetzt, man möchte dreinschlagen. War noch diese Tage auf Arbeit bei eine feine Herrschaft, mußten's Parquet renoviren, leben wie Katz und Hund zusammen, wenn nicht noch schlimmer, aber sie hat's Geld gehabt, uno dann wird's gemacht; ich sage ja, Spitzbuben sind's alle!"

„Nur wir beide nicht, Vater? Willst Dich nicht ein wenig anziehen und mit hinausgehen, draußen ist die Luft so schön?"

„Na, hier denn etwa nicht?"

Fritz hustete; der Staub, den der eifrig umher trippelnde Alte aufgewirbelt, hatte sich ihm auf der Lunge gelegt.

„Was hast Du denn zu husten? Kannst das Treppensteigen nicht mehr ab? Na, woll'n erst'n Täßchen feinen Mokka zusammentrinken, wie ihn Dir Deine Wirthin sicher nicht machen thut!" Damit setzte der alte Braun eine Steingutschale, die von außen vollständig schwarz durch den Qualm des Petroleumofens geworden war, auf die vorher entzündete Maschine, that aus einem Kaffeetopfe ohne Guß Wasser hinein und aus einer Tüte gemahlenen Kaffee darauf. Dann deckte er ein flaches Tellerchen darüber, dem man es ansah, daß es schon seit Jahren diesem Zwecke diente.

Fritz sah mit bewegter Miene dem emsigen Treiben des Vaters zu und öffnete den Ueberrock etwas, unter welchem nun der Frack und das blendend weiße Oberhemd hervorleuchtete.

„Was, 'n Schniepel trägst' d' auch! Bezahlen sie Dir denn auch gut vor die weite Reise und den feinen Vortrag?"

„Das war Ehrensache, lieber Vater, nur die Reise wird mir vergütet!"

„Und vor die Arbeit und Mühe? Ich sag ja, Spitzbuben sind's alle!" Damit nahm Braun ein kurzes Pfeifchen hervor, stopfte schwarzen krausen Taback hinein und setzte denselben mit einem an der Kochmaschine entzündeten Papierfidibus in Brand.

„Willst Du nicht das Fenster ein wenig öffnen, lieber Vater, ich kann wirklich Deine Luft nicht vertragen!"

Braun versetzte mit einer leisen Anspielung: „Das scheint so, sonst wärst die Jahre all wohl mal hier gewesen! Na, Ihr seid mir schöne Kinder, sagte Lehmann zu — — ! Das Fenster, das geht man nicht so; ist mir schon mal'n Flügel rausgerucht; und denn kann ich auch die Zugluft nicht gut vertragen. Wenn man alt wird . . ."

„O Du bist ja, Gott sei Dank, noch recht rüstig. Solltest Dir aber doch eine gemüthlichere Wohnung nehmen, ein paar Zimmer nur und sie Dir von Deinen Vermiethern in Ordnung halten lassen, hast es dann doch viel angenehmer!

„Gemüthlicher, meinst Du? Na, da bist d' aber schief gewickelt, wie kann ich's wohl besser wieder kriegen? Hier hat mir kein Mensch was zu sagen, kann thun und lassen, was ich will, bezahle meine Miethe und vor's andere sorgen auch die Leute nicht. Na, sollst mal sehen, wenn ich so Sonntags für mich mein Plauderstündchen halte, leibhaftig steh'n dann alle vor mir, die nicht mehr sind, — koche meinen feinen Mokka — und unser is nun auch gleich fertig!"

Dabei rührte er mit einem Theelöffelstiel den Kaffeebrei um und sah dabei wiederholt seinen Sohn an, dem es nicht sonderlich behaglich in der Klause eines väterlichen Sonderlings zu gefallen schien. Sechs Jahre war der Fritz nicht mehr hier gewesen, gerade so lange, als er der Hochschule den Rücken gekehrt. Sie hatten sich es sauer werden lassen, der Alte und der Junge; denn das Bischen Erwerbte hatten die Studien bald aufgezehrt, und Schmalhans war von jeher schon des Fritz Küchenmeister gewesen. Jetzt hatte er sich unter redlichem Bemühen die geachtete Stellung eines Stadtbibliothekars in N. errungen, die ihm zwar nicht viel Gehalt, aber desto mehr Ehre und Mußezeit einbrachte. Die letztere benutzte er besonders dazu, um sich als Literat zu vervollkommnen und wichtige geistige Errungenschaften der Menschheit durch seine Redekunst zum Wohle des Volkes zu populariſiren. Die Mutter war ihm früh, sehr früh gestorben. Er hatte sie kaum gekannt und nach ihrem Tode mit seinem Vater allein gewirthschaftet, fast sich selbst überlassen; denn dieser lag bis spät am Abend seiner Arbeit ob, und Fritz ging zur Schule, kam nach Hause und vertiefte sich dort in seine griechischen und römischen Klassiker. Nun war er selbständig geworden, in andere Lebenskreise gekommen und die Welt seines Vaters vermochte er kaum noch zu verstehen. Seufzend sah er bald auf diesen, bald auf das Bild der Mutter, das neben dem Bücherbrette, umrahmt von einem vertrockneten Immortellenkranze, hing.

„Du siehst dir woll Muttern an? Ja, wenn die Dir jetzt mal sehen könnte in Schniepel und Angstrohr, sie würde auch sagen: »Junge, wat büst du von fein' Kerl wor'n!«"

Dabei sah Braun mit innig liebendem Blick auf seinen Sohn, so daß dieser zärtlich die Hand des braven Alten fassen und herzlich drücken mußte.

„Ja, Muttern," fuhr der Alte leutselig fort, mächtige Wolken dabei aus seiner Pfeife ziehend, „das war so eine, wie man ihr nicht mehr finden thut; die Weibsleute von heute kennen bloß Putz und — —"

„Doch wohl nicht alle, lieber Vater, ich . . ."

Erstaunt nahm Braun seine Pfeife aus dem Munde fort und starrte seinen Sohn an.

„Du wirst Dir doch wohl nicht — —"

„Ja, lieber Vater, ich wollt's Dir heute sagen, ich gedenke mir demnächst ein kleines Frauchen zu nehmen, so gut und lieb wie Mutter!"

„Also doch, — gedacht hab' ich mir's lange schon, daß so was im Wege lag, — also auch vernarrt in'n Weibsbild. Jung, ich hätt' Dir vor klüger gehalten. Heutzutage will sich jeder seine Rippe suchen, meint, er hat sie, wenn er'n Mädel mit ne hübsche Larve und Klappergeld findet, — ja siehste, das ganze Leben is denn man noch'n einziger Rippenstoß!"

Damit nahm Braun den dampfenden Kaffee von der Maschine, schlug ein Ei in eine Tasse und goß den Kaffee darauf.

„So nun trink man erst, dann wirst auch woll vernünftig werden, so'n Kaffee giebt's sonst nicht; in die Wiener Kaffees giebste dreißig Pfennig und hier nichts! —"

Um den Vater nicht zu erzürnen, trank Fritz. Er schmeckte zwar reichlich bitter, aber was half's, er mußte dem Alten schon die Freude machen.

„Na, Bliemchen is er nicht, was Du da trinkst, willst auch Zucker? hab zwar nur braunen, aber der is am billigsten und am süßesten!"

„Danke, Vater, — würdest Du Dich nicht darüber freuen, wenn Du über kurz und lang bei Deinem Jungen den Kaffee tränkest? Das heißt, selbst machen thue ich ihn nicht, das Zeug hab ich nicht mehr dazu, — aber Liebe soll ihn Dir auch bereiten, — just so, wie einst die da . . !"

Damit zeigte Fritz auf das verblichene Bild an der Wand. Vater Braun sah dahin, — ein Perlchen schimmerte in seinen Augen, doch um seine Mundwinkel spielte der Schalk. Er ging an das Bücherbrett und nahm eines der vielgelesenen Bücher heraus.

„Hast Du Dir wohl schon mal Reuter seine »Urgeschichte vun Mecklenborg« angesehen? Ja, weißste, der Reuter hat's gewußt, as use Herrgott de Apen maken det, da mak he ok Zierapen und von die Zierapen stammen die Weibsbilder, das laß Dir gesagt sein!"

„Die da auch, Vater?" Damit zeigte Fritz wieder nach dem Bilde der Mutter. Braun meinte darauf: „Es giebt eben Ausnahmen unter die Weibsbilder, d. h. Muttern war so eine, aber ihre Schrullen hatte sie auch!"

„Sieh, Vater, so eine Ausnahme habe ich mir auch gesucht, und ich bitte um Deinen Segen dazu!"

„Na Jung, Du wirst Dir was um meinen Segen kümmern, nehmen thust Du ihr auch ohne den. Die Menschen wollen heutzutage nicht hören. Was ich so alles seh und höre bei meine Arbeit, haarsträubend ist nichts dagegen, Spitzbuben sind's eben alle . . . —"

Noch eine Weile fuhr der Alte redselig fort, bis Fritz ihn unterbrach: „Willst mir das nicht unterwegs erzählen, ich muß eilen, daß ich zum Zuge komme, du gehst doch mit zum Bahnhof?"

„J, warum denn nicht, man hat man den einen Sohn! Muß ich mir aberst wohl erst feinmachen, hast denn auch Bekannte da?"

„Nein, hab' niemand gesagt, wann ich reise!"

„Na denn man jü! Sieh diesen alten Flausrock, hatt'n schon, als noch nach's Gymnasium gingst und kann sich noch immer seh'n lassen und diesen Schlapphut, den Du mir als Deinen abgelegten geschickt hast, trag' ich auch noch! Siehste, so nun wär'n wir so weit."

„Willst eine Cigarre rauchen, Vater?"

„Is wohl ne echte Rauchdusie, ich mag ihr nicht?"

„Nein, sie ist sehr gut!"

„Was kostet sie denn?"

„Nur sieben Pfennig, ist aber sehr gut!"

„Na, denn rauch Du mal eine von meine, die is sicher noch besser, als Dein Kraut, kostet aber man die Hälfte; kannst Dein Geld wohl gar nicht alle kriegen? Na, nun komm man!"

Es war bereits dämmerig geworden, als man die Treppe herabkam, fast wäre Fritz gestolpert. Der alte Braun schloß ab und folgte weit lebendiger, als man ihm zutrauen sollte; denn bald hatte er den vorangehenden Sohn eingeholt. Als sie im zweiten Stock waren, steckte neugierig ein Frauenkopf die Nase in die etwas geöffnete Thür.

Der alte Braun sah es und flüsterte: „Goden Nabend, Nabersch, dat is min Söhn!"

Die Antwort nicht abwartend, folgte er seinem Jungen. Ehe sie auf die eigentliche Straße traten, mußten sie durch einen schmalen Hofraum, in welchem einige Kinder spielten, die beim Scheine der einzigen Gaslaterne gerade nicht ein Musterbild von Sauberkeit boten.

Als Fritz an ihnen vorüberging, sahen sie ihn erstaunt an, so einen feinen Herrn mit Cylinder und schwarzen Handschuhen sahen sie nicht alle Tage. Wie aber der alte Braun kam, traten einige Kinder auf diesen zu, gaben ihm die Hand und sprachen: „Guten Abend Onkel, hast keine Boltsches?"

„Ihr Zuckerschlecker, macht Eure Schularbeiten und lernt was, denn kriegt Ihr auch Boltsches!"

Da Vater und Sohn ziemlich viel Zeit verplaudert hatten, mußten sie eilen, um zum entlegenen Bahnhofe zu kommen. Der Vater schien aber weit besser zu Fuß zu sein, als der Sohn.

„Läufst ja wie'n Faßbinder, Vater!" sprach Fritz.

„So meinste? So geht's nun bei mir den ganzen Tag, immer jü, jü, morgens um 6 Uhr raus und abends spät heim, das heißt, abends fahr ich mit die Pferdebahn, die zehn Pfennig spar ich allein an Schuhwerk!"

Digitized by Google

„Hoffentlich kann ich's Dir bald gemüthlicher machen, mein lieber Vater!"

„Na, ich steh so noch lange nichts aus!"

Unter kurzweiligem Geplauder waren Beide am Bahnhofe angelangt, der Zug stand bereits zum Abfahren bereit und der Schaffner mahnte: „Einsteigen, einsteigen!"

Fritz schlang innig seinen Arm um des Vaters Hals und küßte ihn warm auf den Mund.

„Bleib munter, lieber Vater!"

„Du auch, und schreib' bald! Nu steig man ein!" Fritz trat in den Wagen und steckte dann den Kopf noch ein Weilchen zum Fenster heraus. Der Zugführer pfiff zur Abfahrt. Noch ein Händedruck zwischen Vater und Sohn. Dann sprach Braun plötzlich mit innerer Bewegung: „Kannst ihr grüßen von mir, Fritz!"

„Ich danke Dir, mein lieber Vater, auf Wiedersehn!"

Die Wagenreihe setzte sich langsam in Bewegung. Noch einmal rief Braun seinem zum Abschied winkenden Sohne zu: „Halt Dich gut, grüß', die nach mir fragen, die nicht fragen, zweimal!"

Dahin sauste der Zug. Der Alte aber stand noch eine Weile und starrte in die Dunkelheit. Dann machte er den Rockkragen hoch, drückte den Schlapphut in's Gesicht und ging in seine einsame Klause zurück.

Mitternacht war längst vorüber, als der biedere Braun noch im staubigen Sofa saß und beim trüben Lampenlichte auf das Bild in seiner Hand schaute.

Leise murmelten seine Lippen: „Ob sie wohl so wie Muttern is?"

Aus der Hauptstadt.

Nicäa und Erfurt.

Im Jahre 325 nannte man es ein Concil, im Jahre 1891 einen Parteitag. Namen aber sind Schall und Rauch und ich will Den sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag zu Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Concil. Denn die Christen der ersten Jahrhunderte waren eine Partei, und bis zu des Constantin Bekehrung eine von gefährlich subversiver Tendenz; und der Sozialismus ist heute eine Religion, die neue Religion der Armen und Elenden. Denen hatte, in oft genug polizeilich aufgelösten Versammlungen, der große Agitator Paulus das Himmelreich nach dem Tode versprochen; denen verheißt heute der große Apostel Bebel, Sanct Augustus von Leipzig, das Himmelreich schon auf Erden. Selig alle, die da glauben, selig die eifrigen Christen, selig die das Heil besitzenden Sozialisten.

Vom Parteitag zu Nicäa sind Protokolle wohl nicht veröffentlicht worden; die moderne Errungenschaft der Spezialkorrespondenten kannte die arme constantinische Zeit eben noch nicht. Aber ich glaube, es wird 325 nicht viel anders zugegangen sein als 1891. In Nicäa wie in Erfurt stritten die Alten mit den Jungen: dort warf Sanct Athanasius den Oppositionsführer Arius nieder, hier bezwang Sanct Augustus den Parteiketzer Wildberger. Der Kampf bleibt derselbe, gleichviel, ob er früher von zwei streitbaren Priestern ausgeführt wurde, ob er jetzt zwischen einem Drechslermeister und einem Tapezierer tobte. Und auch die Haltung der Opposition scheint mir dieselbe geblieben, wenn ich in des ehrwürdigen Bossuet Discours sur l'histoire universelle, einem durchaus nicht nur für Kronprinzen lehrreichem Buch, den Satz lese: „Les Ariens cachèrent leurs erreurs et rentrèrent dans les bonnes grâces en dissimulant." Auch auf dem Erfurter Concil haben die Wildberger und Werner einen beträchtlichen Theil ihrer vorher erhobenen Anklagen verleugnet und zu einer maßvollen Tonart unterwürfig sich bequemt; und wenn sie nicht gleich den Arianern bei den Machthabern wieder in Gunst sich zu betten vermochten, so beweist das eben nur, daß die Parteipfaffen immer unduldsamer werden im Fortschritt der Jahrhunderte.

Der böse Arius bezweifelte die Gottheit Christi und war übrigens ein frommer Mann, der heute mit Tolstoi sehr gut und mit Egidy noch besser sich verstehen würde. Da kam aber damals der große Athanas, Bischof Hilarius von Poitiers war auch dabei, und die thaten den Opponenten in Acht und Bann. Der böse Wildberger bezweifelte die Unfehlbarkeit Liebknecht's, des sakrosankten „Vorwärts"-Leiters, und war übrigens ein frommgläubiger Sozialist, der mit den Paulinern recht gut und mit dem nazarenischen Zimmermannssohn noch besser sich verstanden hätte. Da kam aber nun der Weihbischof Bebel, Kirchenrath Singer war auch dabei, und die zerschmetterten, kraft einer hirtenbrieflichen Encyclica, den lärmenden Dissidenten. Und abermals verlange ich Den zu sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag zu Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Concil.

Die Frage nach Recht und Unrecht hat niemals und nirgends mich sehr lebhaft interessirt. Gern aber will ich zugeben, daß Athanasius und Bebel Recht und Arius und Wildberger Unrecht hatten. Wie die Menschen nun einmal sind, wollen sie alles Neue nur gleich en bloc annehmen, ohne feinere Unterscheidungen, ohne Sonderung von Gutem und Schlechtem. Als rein ideeller Begriff hätte das Christenthum sicherlich nur recht mäßige Anziehungskraft geübt, wenn nicht die Kaiser aus der sinkenden Epoche des römischen Reiches durch die Erschaffung von Märtyrern dem neuen Glauben eine höchst wirksame Reklame bereitet hätten. Als aber die letzten Christenverfolger, als Diocletian und Galerius abgetreten waren und Constantin vor allem Volke zur milden Entsagungslehre sich bekannt hatte, da standen die Märtyrerkronen in unerschwinglichem Preise und es galt, ein neues Zugmittel für die Massen ausfindig zu machen. Das that der Parteitag zu Nicäa, dem nach Bossuet dreihundert und elf christliche Genossen beigewohnt haben sollen. Die erfanden die katholische Orthodoxie mit Sakramenten und Heiligenverehrung, die setzten den Reliquiendienst ein und andere ebenso schöne wie nützliche Dinge, die schufen dem vorher nackt und bloß einhergehenden Christglauben ein kirchliches Feierkleid, ein offizielles Prunkgewand, dessen gleißende Pracht die Blicke der am Imperatorenaufwand Verwöhnten selbst blenden und fesseln mußte. Wie sollten die Arianer mit ihrem durch Beispiel nur, nicht durch Dogma und Lehre agitirenden Menschensohn Jesu dagegen aufkommen? Nur die Orthodoxie kann und der Bilderdienst auf die Länge die Gläubigen an sich ketten; ist erst das Weihrauchgewölk zerflattert, ist auch die Gemeinde schon zerstreut und kein vernünftiges Ueberreden wird sie wieder zusammenführen.

Nicht die flüchtige Laune des Feuilletonisten verleitet mich, Christen und Sozialisten hier zu gesellen: die Parallele bietet von selbst sich und öfter schon ward sie gestreift. Nur allzu scheu, finde ich, und allzu ängstlich, weil man noch immer nicht sich entschließen kann, im Sozialismus die religiöse Bewegung zu sehen. Und doch gibt nur dieser mystische Charakter ihm die Kraft, einen so ungeheueren Heerbann von Glaubenstreitern um die rothe Fahne zu schaaren. Deshalb erscheint mir auch das Bemühen so müßig, auf dem Erfurter Concil ein neues Programm aufzustellen; Programme mögen für Parteien wichtig sein — auch das bezweifle ich noch —, für Conservative und Liberale; eine Religion ist stark nur durch ihre Mystik und noch viel gleichgültiger als für das Centrum ist für den Sozialismus der Wortlaut seines Programms. Auch mit menschenverständlicher Kritik, wie sie derb, aber nicht ungeschickt jetzt vom Unfehlbaren der „Freisinnigen Zeitung" geübt wird, kann man einem Bekenntniß nicht beikommen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Und wer von Bebel heute ausführliche Mittheilungen über die werdende Gesellschaft der Zukunft verlangt, der ist nicht viel klüger als Einer, der den Paulus gefragt hätte, wie er denn nun dermaleinst unter den lieben Englein wohnen, essen und sich kleiden würde.

An Engel nämlich glauben sie Beide, die Kirchenchristen und die Sozialisten, und weil ich gar nicht engelgläubig bin, kann ich beider Orthodoxie nicht bedingungslos mich anschließen. Als der erste Culturkatzenjammer über die sündige Menschheit hereinbrach, da sagten ihr weise und heilige Männer: Hienieden ist's freilich schlimm, muß auch schlimm sein, auf daß Ihr geläutert werdet und reif für die Gemeinschaft der Engel; und für jegliches irdische Leiden wurde eine himmlische Prämie ausgesetzt. Solche Lehre war gut und solches Versprechen, denn gewarnt waren nun die Reichen und die Armen getröstet: die Stunde naht des sozialen Ausgleiches und die Ersten werden die Letzten dann sein. Aber die Menschheit wurde älter und endlich gar alt und die verheißene Stunde wollte noch immer nicht schlagen und kein Englein war noch zu schauen, nicht das allerkleinste. Und wieder griff die Katerstimmung um sich, die günstigste für die Geburt neuer Religionen. Da standen neue Propheten auch schon auf und in Zungen redeten sie: Das mit den Engeln ist baarer Unsinn, von schlauen Pfaffen Euch vorgeschwatzt; die wahren und wirklichen Engel seid Ihr selbst, Genossen, und Euer muß schon auf Erden das Himmelreich sein, denn edel seid Ihr, hülfreich und gut und werdet, ist nur erst das verderbliche Eigenthum abgeschafft, wie Brüder unter einander Euch lieben und nur in den-

Digitized by Google

wehten Sagen noch wird von Noth man hören, von Elend, Verbrechen und blutiger Schmach.

Da ist die Wurzel des Unterschiedes zwischen christlichem Communismus und modernem Sozialismus: die nazarenische Weltanschauung mißtraute dem Menschen und war bestrebt, aus böser Naturanlage durch strenge Askese ihn zu erziehen, eine fast grausame Diät ihm zu empfehlen und zur späteren Seligkeit ihn heranzukasteien; diesem Pessimismus tritt nun sozialistischer Optimismus entgegen, in fröhlichem Vertrauen zum Menschen, dem er zuruft: Will, und Du bist glücklich! Befreie von den Ausbeutern Dich, und im Glanz wirst Du hausen und in der Herrlichkeit! Und das zweizinkige Gabelthier fühlt, der Affensprosse, sich höchlich geschmeichelt, und nimmt mit der Botschaft auch den Glauben willig auf, der schwere Entsagungsopfer von ihm nicht heischt. Die Botschaft hört' ich auch, allein mir fehlt der Glaube, und bedenklich neige ich zu der Ueberzeugung, daß der Bergprediger den Menschen doch besser noch erkannt hat und seine natürlichen Lebensbedingungen tiefer gefaßt als Karl Marx und Engels und alle die anderen Kirchenväter des Sozialismus. Dem aufrechten Vierfüßler ward mit dem göttlichen Odem auch das verhängnißvolle Vermögen eingeblasen, unablässig im Wandel der äußeren Umstände, sich neues Leiden zu schaffen, neue Sehnsucht auch zugleich nach neuen Zielen. Daß mit einem Zauberschlage solche leidige Gabe verschwinden könnte, ist doch nicht sehr wahrscheinlich; im besten Falle wird es der Menschheit wiederum, wie bei jedem Umsturz bisher, ergehen: mit äußerster Anstrengung unter zuckenden Schmerzen wird der Patient sich auf die andere Seite legen, um bald darauf einzusehen, daß nun seine Lage erst vollends unerträglich geworden ist. Die Schöpfung, die dem Gethier mühelos alles zum Dasein Nothwendige entgegenträgt, sie ist für das menschlich gesteigerte Bedürfen nun einmal so unvollkommen und fehlerhaft eingerichtet, daß sie nur den Frommen gänzlich befriedigen kann, der als schmerzlich läuternde Vorstufe zu ewigen Genüssen sie hinnimmt, in resignirtem Hoffen.

Da ist es recht vortheilhaft denn, daß auch die Gabe uns ward, durch bequeme Compromisse mit unveränderlichen Thatsachen uns abzufinden. Die heute den Bergprediger mit römischer, byzantinischer oder auch protestantischer Inbrunst verehren, denen fällt es gewiß nicht ein, seinem Beispiel nachzuleben. Sie führen das Schwert, unterwerfen sich weltlicher Macht, tödten und richten und wissen sehr schlau auf dunklen Hintertreppen Ehren zu erschnappen, klingende Titel, fette Pfründen und buntfarbige Bändchen, wie sie von vielbeschäftigten Majestäten nach Laune und Willkür gespendet werden. Solche Möglichkeit schuf erst das Compromiß von 325, schuf der Parteitag von Nicäa, auf dem die Vereinigung der Kirche mit der staatlichen Gewalt durchgesetzt wurde. Der erste christliche Monarch war zur Entsagung nicht mehr bereit, als seine Nachfahren, die allerchristlichsten Kaiser und Könige auch; er ließ sich vergöttern, nachdem er das Kreuz geküßt hatte, er blieb der Herrscher eines kriegerischen Räubervolkes, aber die Athanasianer machten ihm ein behagliches Compromiß-Christenthum zurecht, in usum serenissimi imperatoris, hießen von Gottes Gnaden ihn und überlieferten nachgeborenen Geschlechtern den lichten Ruhm Constantin des Großen. Nicht des urchristlichen Glaubenstifters Verkündigung ist heute verwirklicht, sondern das constantinische Staatschristenthum. Es kommt eben immer anders.

Auch für den Sozialismus wird es schließlich anders kommen, und wer weiß, ob nicht spätere Zeiten dem Erfurter Concil ähnliche Bedeutung beimessen werden wie dem Parteitag von Nicäa. Herr Bebel hat in Sanct Athanasii Rolle allgemach sich eingelebt und er ist drauf und dran, einen nicht mehr allzu bedrohlichen Compromiß-Sozialismus zu schaffen, mit dem ganz bequem und gemüthlich sich leben läßt. Trotz Herrn von Hammerstein hat er neulich gegen Rußland gehetzt und in Erfurt sprach er mitunter schon fast wie ein etwas radikaler Bourgeois. Es ist immer dieselbe Geschichte: so lange die Unterdrückung Märtyrer erweckt, hilft die reine Idee sich allein fort; auf die Befreiung aber folgt allsogleich auch die Einsetzung einer Hierarchie, der dann die Aufgabe zufällt, in ihren Münzen dogmatische Wahrheit zu schlagen und jedem Frechen harte Strafe zu sinnen, der eigene Prägung in Umlauf setzen möchte. Daß die Menschen Engel sind, glaubt wohl Herr Wildberger noch — glaubt Herr Bebel nicht mehr, so wenig wie Bischof Athanas an die beflügelten Himmelsbewohner geglaubt hat. Die Concentration auf das Diesseits, deren schwingendes Stichwort Feuerbach ausgab, die ist in Wirklichkeit schon fünfzehnhundert Jahre früher erfolgt, als vor das mystische Ideal ein gemächliches Sichabfinden trat und man begann, ohne um das kommende Gottesreich viel sich zu kümmern, eine irdische Behaglichkeit mit allem erreichbaren Comfort zu begründen.

In Erfurt, das ist meine ganz private Ueberzeugung, hat der Sozialismus seinen Tag von Nicäa erlebt. Sanct Augustus von Leipzig sprach ganz offen es aus: „Die Masse schließt sich uns nicht an, weil sie nach reiflichem Nachdenken unsere Ziele als die Ziele der Menschheit erkennt, sondern weil wir die einzige Partei sind, welche die Lage der Arbeiter bessern will, weil wir für die Arbeiter in die Schranken treten und die Ausbeuter an den Pranger stellen." Klingt da nicht die Concentration auf die jetzt noch zu Recht bestehende Gesellschaftsordnung an, der mit den schärfsten kritischen Messern man, auch ohne ein orthodoxer Sozialist zu sein, zu Leibe gehen kann? Herr Bebel trägt der Masse und ihrem Anspruch Rechnung, wie in Bithynien die Häupter der Kirchenpartei imperatorischem Gelüste Rechnung trugen. Dem Christenthum ist das Compromiß nicht allzu gut bekommen und erst in der großen Reinigung von Wittenberg hat es neue Kraft gefunden. Herr Bebel ist klug, darum möchte er Athanasius und Luther zugleich spielen und brachte im Erfurter Concil sechs fein erdachte Thesen durch, die dem resignirten Rückzug eine prächtige Kanonade feuern.

Von Nicäa datirt das grobe Pfaffengezänk, das bis auf unsere Tage der Harnack und Ziegler sich fortgepflanzt hat. Der sozialistische Pfaffenzwist wird auch nach Erfurt nicht verstummen und allmählich wird er dazu beitragen, der Gläubigen Ehrfurcht vor den Gesalbten zu erschüttern. Doch auch hier weiß man sich zu helfen: man excommunicirt die Arianer, die Wildberger und Genossen, und für die im offiziellen Glauben Starken befolgt man die Taktik des großen Constantin. Dieser christliche Landesvater hätte nicht den Fall Boettcher und erst recht nicht den Fall Manché in das grelle Licht rücksichtlos öffentlicher Kritik gerückt; denn nach dem corpus juris canonici hat er zu dem nächsten liebenden Weisheitspruch sich bekannt: „Wahrlich, wenn ich mit eigenen Augen einen Priester Gottes oder Jemanden im Mönchsgewande beim Sündigen betroffen hätte, so würde ich meinen Mantel abnehmen und ihn bedecken, damit er von Niemandem gesehen würde." Geduldig wollen wir's abwarten, ob der famose Mantel der christlichen Liebe auch Herrn von Vollmar noch paßt, dem päpstlichen Garden a. D., der so unvorsichtig war, offen auszusprechen, was man nicht sagen, nur denken darf: „Die Darstellung, daß die große Weltwende unmittelbar bevorsteht, ist ein Phantom, ein verlockendes Irrlicht. Der Optimismus eines verzückten Gläubigen, eines Ekstatikers gehört dazu, an den alsbaldigen Sieg zu glauben."

So nüchtern klang nun, nach dem großen Rausch, die Weise und die begeisterten Arianer mußten das Feld räumen. Und zum dritten Male will ich Den sehen, der mit guten Gründen mich abhalten könnte, vom Parteitag von Nicäa zu sprechen und vom Erfurter Concil.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Das goldene Buch." Schauspiel in drei Aufzügen von Franz von Schönthan. (Deutsches Theater.) — „Der Bund der Jugend." Lustspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. (Freie Volksbühne.)

Vouloir c'est pouvoir: Das ist der Wappenspruch der Grafen Bretelles und das stolze Wort mag auch Herrn Franz von Schönthan als Leitmotiv vorgeschwebt haben, da er liebgewordenen Schwanksitten kühnlich den Rücken kehrte und an die Gestaltung eines ernsten Stoffes sich heranwagte. Aber das Wappen der Grafen Bretelles ist gestohlen, mitsammt dem Spruch, und Herr von Schönthan, der an dieser gestohlenen Devise sich muthig gemacht hatte, der mußte nun einsehen, wie weit zwischen Wollen und Können die Kluft sich dehnt: sein sehr ernst gemeintes Schauspiel „Das goldene Buch" wurde von dem Publikum des „Deutschen Theaters" mit unhöflichster Entschiedenheit abgelehnt.

Wer aus dieser Thatsache etwa schließen möchte, das neueste Schönthan-Stück stehe an „künstlerischem" Werth und an technischer Geschicklichkeit den früheren Arbeiten des allbeliebten Verfassers nach, der würde in die Irre gehen. Ganz im Gegentheil: ich möchte behaupten, das „Goldene Buch" erhebt sich beträchtlich über den kläglichen Nullpunkt, den im Schaffen des Herrn von Schönthan „Cornelius Voß" und „Das letzte Wort" bezeichnen. Da war dem einst frisch und lustig, eins, zwei, drei, an der Literatur vorbeischreibenden Spaßmacher gar nichts mehr eingefallen, kaum

Digitized by Google

der fadeste Ankündigungswitz, selten nur der kümmerlichste Requisitenscherz und eine Sprache hatte er sich zurecht gemacht, bei der denn nachgerade doch alle Gemüthlichkeit aufhörte. Von so gröblicher Sünde hielt er diesmal, emsig bemüht, sich fern und zeigte mitunter einen kecken Wagemuth, den ich freudig rühmen dürfte, wenn dem Wollen das Vollbringen nur einigermaßen entspräche.

Dem Findigen begegnete ein ergiebiger Stoff. Einen hochmüthigen „Edelsten der Nation" wollte er vorführen, dem plötzlich enthüllt wird, daß er sein Adelpatent einer Fälschung des eigenen Vaters verdankt. Das konnte zu komischen und auch zu tragischen Conflicten führen, denn: an und für sich ist nichts weder komisch noch tragisch, der Charakter erst dessen, den es betrifft, macht es dazu. Im vorigen Jahr erschoß ein junger Schriftsteller sich, weil man ihn bei der Vorlesung eines gehegten Werkes ausgehöhnt hatte; für einen leichtblütigen Siegesbewußten wäre das ein „Pech" gewesen, über das er nach einigem Aerger hinweggelacht hatte; nun traf es einen grüblerischen Selbstquäler und der verwand es nicht. So kann ich mir auch recht wohl vorstellen, daß ein hochmögender Herr, der sein Leben auf äußeren Glanz und auf adelige Privilegien gestellt hat, den Verlust dieser Stützen seiner Existenz nicht zu ertragen vermag. Und wer dabei etwa das beruchtigte tragische Verschulden vermissen möchte, der übersähe, daß eben in diesem Bauen auf äußere Scheinehre schon die Selbstverschuldung sich verbirgt. Freilich, ein starker Mann müßte es schon sein, dem unser demokratisches Empfinden solchen tragischen Adelnarren glauben könnte, und weil ich Herrn von Schönthan für einen gar schwachen Mann zu halten mich nicht entbrechen kann, deshalb schon hätte ich gewünscht, daß er einen Schwank uns gegeben hätte, und nicht den Versuch eines Trauerspieles. Alle Humore ließen der Gestalt eines Junkers sich abgewinnen, den die Nothwendigkeit erkennen lehrt, wie viel behaglicher und freier sich's ohne Standesrücksichten leben läßt als in der dumpfen Hofluft und in dem moderduftigen Gemäuer einer kasernirten Kaste.

Tragisch aber wollte Herr von Schönthan nun einmal uns kommen, vielleicht, weil die billigen Erfolge der Sensationmacher ihn ärgerten, vielleicht auch, um für gräßliche Schwanksünden Absolution zu erheucheln und in den Thränenströmen eines verehrlichen Publikums sich rein zu baden. Er hatte es nöthig, der geschickte Verderber, der mit seiner Bouquet- und Globus-Komik so fürchterliches Beispiel gegeben hatte, und dem reuigen Bußezucher durfte man nicht allzu ungnädig sein.

Jedoch die Kunst ist lang und kurz war der gute Wille des Herrn von Schönthan. Schon mit dem Erfinden der Handlung haperte es, denn die sollte doch der „Idee" sich anpassen. Und da fand unser Bußgänger nun nichts Geschehneres als eine staubige und heute völlig unglaubliche Mesalliance-Geschichte, noch dazu eine, die nicht den Grafen angeht, sondern seine Schwester. Die hat, lange ist's her, einem bürgerlichen Professor sich vermählt, einem echten Professor, wie er in deutschen Schwänken steht, und seitdem ist von der hochgräflichen Familie sie in Acht und Bann gethan. Das passirt, wie der Zettel, mit einem bösen Rückfall in den früheren Schönthanstil, verräth, in der „Jetztzeit", die doch einen Professor als Schwager des deutschen Kaisers erblickt. Aber dieser feudale Anachronismus selbst möchte noch hingehen, wenn nicht Idee und Fabel des Stückes eine Ehe führten wie Graf und Gräfin Bretelles. Der Graf nämlich vergißt anderthalb Acte hindurch seine gute Gräfin.

Allerdings ist er während dieser Zeit stark in Anspruch genommen. Ein polnischer Hochstapler, der ein goldenes Buch, Wahrheit und ebenso gut bezahlte Dichtung über den deutschen Adel, herausgeben will, sucht den auch sonst sehr beschäftigten Staatsmann auf und beweist ihm, daß Vater Bretelles zwar kein Graf, aber doch eines Grafen Kammerdiener ist, der in den Wirrnissen der Julirevolution sich die Legitimationspapiere seines Herrn zu verschaffen wußte. Während er den Fall Bretelles actenmäßig entwickelt, haben wir Zeit genug, uns den Stammbaum des Polen aus der Nähe zu betrachten. Er heißt Stanislaus von Lasansky und spricht natürlich slavischen Dialect. So that auch sein Ahnherr, der hieß Lasinsky und war — in Sardou's „Fedora" — die neueste Passion der Gräfin Soukaref. Dort fand ihn Herr Blumenthal, schmückte ihn mit mancher koketten Eigenschaft Caro-Bellac's — aus Pailleron's „Welt, in der man sich langweilt" — und taufte ihn für den „Probepfeil" in einen höchstbeliebten Krasinsky um. Herr von Schönthan aber dachte: Du mußt es dreimal sagen, und so entstand aus Lasinsky und Krasinsky endlich Lasansky. Und das Publikum ließ sich richtig wieder ein A für ein J vormachen und rief nach dem ersten Act den dramatischen Wiedertäufer hervor.

Im zweiten Act wurde das Stück besser und das Publikum schlimmer. Der alte Fälscher hatte seinem Sohn schon vorher telephonisch seinen bevorstehenden Tod angezeigt und pünktlich war er, nach der kleineren Pause, gestorben, oder, wie es hier wohl heißen muß, zu seinen Vätern versammelt, den anderen Kammerdienern. Ein prächtiges Hochamt soll celebrirt werden, ein wirklicher oder in seiner Legitimität mindestens nicht angefochtener Prinz bemüht sich selbst um die Vertretung Sr. Majestät des kleinen deutschen Residenzkönigs und auch für andere Schaustücke hat des Verstorbenen Schwiegervater gesorgt, ein millionärer Großfinancier, den man um seiner Pumpverdienste willen, ohne ängstliche Rücksicht auf seine Zugehörigkeit zum alten Bunde, frischweg geadelt hat. Dieser Herr Felix von Henneberg ist in dem schlechten Stück die beste Gestalt und gerade die sollte ihm verhängnißvoll werden.

Aber ich muß zu Ende kommen und also berichten: Schwester Professorin macht während der Feierlichkeit Scandal und schreckt von dem Katafalk des Lakaien den würdigen Prinzen zurück; sie schwärmt nämlich für unerbittliche Wahrheit und kann dieser Schwärmerei um so billiger jetzt fröhnen, als sie ja doch keinen adeligen Namen mehr zu verlieren hat. Schlimmer ist schon der Herr Bruder dran, denn ein Allerhöchster Wille entkleidet ihn seiner Titel, Aemter und Würden, und da selbst Herr von Schönthan nun nichts mehr mit ihm anzufangen weiß, so läßt er ihn rasch, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eines Duells, verschwinden. Der Vorhang fällt ein drittes und letztes Mal und so muß man wohl oder übel an den Schluß glauben. Das aber bildet wohl Herr von Schönthan selbst sich nicht ein, daß man ernste Conflicte so, mir nichts dir nichts, wenn der Theaterabend „gefüllt" ist, mit einer Kugel ex machina lösen kann.

Und was bleibt von dem traurigen Irrthum eines heiteren Herrn? Doch noch allerlei Nettes und Löbliches. Zum ersten Male hat Herr von Schönthan versucht, mit einer Handlung, ohne das „andere Liebespaar", Haus zu halten; zum ersten Male hat er um eine erträgliche Sprache sich befleißigt und auf die bekannten Bocksprünge am Meere des tieferen Blödsinns verzichtet. Es ist doch schon nett von solchem großen Herrn, wenn er versucht, mit anständigen Mitteln an's erhoffte Ziel zu kommen. Herr von Schönthan, das fürchte ich, wird's nicht wieder thun und das wäre bedauerlich, denn diesmal hat er wenigstens ein Körnchen satrischen Muthes gezeigt und den brutalen Hofdünkel gut und das Protzenthum des getauften und ungetauften Capitals viel besser noch getroffen.

Das aber gerade war sein Verbrechen und zischend ließen es die Herren und Damen von Henneberg ihn büßen. Der schuftige Edelmann mochte hingehen, der zu jeder Gemeinheit bereit ist, um endlich für die Moral der guten Gesellschaft „ein anständiger Mensch" zu werden; der jübelnde Bankier aber, der in einer Trauerdepesche den letzten Cours des Disconto-Commandit sich melden läßt, den kein Abwehren verhindern kann, seinem gräflichen Schwiegersohn „die letzte Zudringlichkeit" zu erweisen — nein: so etwas gibt es nicht, so etwas darf nicht geduldet werden. Denn, das merke Dir, deutscher Dichter und Trachter: Papst und Kaiser und Kanzler, ganze und halbe Götter, Alles, was da kreucht und fleucht, darfst sonder Furcht Du verhöhnen und als vogelfrei es betrachten, nur Einen schone mir, die Anderen sind Dein: Schone den Geldmann. Belächeln darfst Du ihn allenfalls, doch mußt auch dabei Du ihm schmeicheln, wie die Herren Lindau und Fulda gepflegt und gethan, oder ihn nebst Gattin und Tochter „dämonisch machen", nach dem Vorbilde der Sodomiter des Herrn Sudermann. Ein wirklichkeitgetreues Portrait duldet er nicht und er ist der Herr in unseren Luxustheatern und gibt den Ton an und sein ist das Reich und die Herrlichkeit in Parquet und Logen und erstem Balcon. Er hat Herrn von Schönthan ausgezischt, nicht, weil dessen Stück schlechter als seine Vorgänger war, sondern, weil er es einfach nicht ertragen kann, daß man ihn auf die Bühne bringt. Am Henneberg starb „das goldene Buch", nicht an seiner hülflosen Lebenschwäche; und wenn dieses Jahr überhaupt noch einen Theatererfolg erlebt, dann wird der, ich möchte drauf wetten, dem Bühnenspiel zufallen, das uns irgend einen Goldberger oder Geldborger in der Apotheose zeigt. Das mögen die Herren Philippi und Genossen bei Zeiten in anschlägigen Köpfen bedenken.

Schon deshalb gehört meine ganze Sympathie der „Freien Volksbühne", weil die den Protzen nicht kennt. Recht weit bin ich davon entfernt, etwa das Kunstempfinden der Berliner Arbeiter und ihrer Gesponsen zu überschätzen, der ulkluftigen Blasirtheit der müden Jobberer aber scheint mir ihre naive Vergnügungsucht doch recht beträchtlich überlegen. Harmlos und gutwillig haben sie auch an Ibsen's erstem modernem Prosadrama sich neulich vergnügt, an dem „Bund der Jugend", von dem ich noch ein Wort diesmal sprechen wollte.

Eine kecke Satire, an der Herr von Schönthan sich ein Exempel nehmen dürfte; denn Ibsen ist hier gar nicht so unermeßlich, daß ein redlicher Theaterarbeiter nicht muthig seinen Spuren folgen könnte. Die Verwechselungskomik, die Taschenspielerstückchen mit den vertauschten Briefen, sie sind ganz und gar unibsenisch; an der kraftstrotzenden Charakteristik aber, die in nuce schon den Nora-Typus zeigt, an der knappen Sprache und an der keinem Compromiß zugeneigten Bitterniß der scharf kritisirenden Weltanschauung erkennt man die Klaue des Löwen. Nicht erschöpfend ist der Gegensatz zweier Generationen behandelt: die politische Phrase wollte der ungesellige und unpolitische Dichter treffen und in fünf etwas zerfaserten Acten hat er sie weidlich durchgewalkt, die gesinnungstüchtigen Männer, die an dem Brustton ihrer eingelernten Ueberzeugung sich begeistern, bis sie der eigenen Verlogenheit selbst nicht mehr bewußt sind. Eine ganze Gallerie politischer Komödianten führt Ibsen vor unseren Blick und findet inzwischen noch Zeit zu boshaften Seitenbemerkungen an die Adresse der Zeitungmacher. Wie die heute es treiben, das hat 1868 schon der Dichter erkannt und ein weises Verlegerprogramm hat er seinem Buchdrucker Aslaksen auf die Lippe gelegt. Der sagt zu seinem neuen, hochstrebenden Redacteur: „Letzten Winter, bevor Sie hierher kamen, ging es mit meinem Blatte gut vorwärts. Ich redigirte es selbst und ich redigirte es nach einem ganz bestimmten Princip. Ich sagte mir: es ist das große Publikum, welches ein Blatt erhält; aber das große Publikum ist das schlechte Publikum — das liegt eben in den Localverhältnissen —; und das schlechte Publikum will ein schlechtes Blatt haben. Sehen Sie, so redigirte ich mein Blatt und ich stand mich gut dabei ... Von einem guten Blatt kann ich nicht leben." Wenn das nicht modern ist, dann will ich mein Lebtag nur noch Stücke des Herrn von Schönthan sehen.

Die graue Mittelmäßigkeit der Darstellung raubte dem interessirenden Ibsen-Lustspiel allen farbigen Reiz. Aber auch Herrn von Schönthan wurde schlimm mitgespielt. Es sieht fast so aus, als ob der nun allein herrschende Herr L'Arronge zum „Deutschen Theater" im Verhältniß vollkommener Wurschtigkeit stände. Sonst würde er gewiß nicht nur Kinderkomödien annehmen und ruhig zusehen, wie das einst so stolze Kunstunternehmen in Gefahr geräth, unter das Niveau des Varnay-Theaters hinabzusinken. Wer es nicht erblickte, der glaubt es nicht, was der Regisseur und der Decorateur in dieser neuesten Aufführung uns an-

Digitized by Google

that. Ein Zimmer ohne Wand und Decke, ein Vorhang, der nicht fallen will, drei Altemännerspieler aus Kyritz an der Knatter, ein tödtlich Verwundeter, der aufrechten Schrittes, nur auf zwei Freunde gestützt, in's Zimmer tritt: Dergleichen leistet jetzt Herr L'Arronge in dem Bühnenhause, das einst mit dem Ruhm der Comédie Française wetteifern sollte. Von einem festgefügten Ensemble kann längst nicht mehr die Rede sein, aber auch die besten Schauspieler sind bereits auf schlimmem Wege. Nur Herr Kadelburg läßt in seinem effectkundig herausfordernden und immer klugen Spiel sich nicht beirren. Frau Hedwig Niemann aber besann nur im Anfang sich auf ihre einzige Natürlichkeit, später declamirte sie trotz einer Provinztragödin und verleitete auch den vornehmen Nissen zu derber Vergröberung. Fräulein Lehmann sollte und wollte eine Grafin sein; in einer mitternächtlichen Kellnerinnen-Versammlung wäre sie höchstens durch ihre immer unmöglicher werdende Sprache aufgefallen. Ein böser Abend, an dem nur der kluge Director des Lessing-Theaters seine Freude haben konnte. Der tröstete über das Massensterben seiner Novitäten diesmal wiederum sich mit Tuval's, des wohlbegüterten Hebräers Wort: Andere Leute haben auch Unglück! Aber er hätte, da er die Henneberg's an kunstrichtender Arbeit sah, auch wohl die richtige Antwort gefunden, auf seine vom seligen „Zaungast" her noch berühmte Witzfrage: Gibt es auch jüdische Könige? M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Finland.

Geehrter Herr!

Jetzt erst ward mir Gelegenheit, den in Nr. 37 Ihrer Wochenschrift enthaltenen Artikel von Herrn Selmar Wallow über das Großfürstenthum Finland zu lesen. Es ist nur unfaßbar, wie bei so genauer Kenntniß der ökonomischen Zustände des Landes so viele Irrthümer über die politischen Verhältnisse bestehen können. Die von Osten her dem Lande zugedachte „Vereinheitlichung" ist bis zur Stunde noch nicht durchgeführt worden, was Zoll- und Münzwesen betrifft, und auch die Postverhältnisse haben sich keineswegs so gestaltet, wie er es angibt. Noch schlimmer ist es aber um die Auffassung des Autors bezüglich der Beschaffenheit der Landesvertretung bestellt. Er fabelt dort von „sogenannten finnischen Baronen" und von der Zusammenstellung des Landtages, wodurch „nur die Interessen der höheren Stände zur Geltung gelangen, das übrige Volk aber in politischer Beziehung mundtodt" sei. Solche Unrichtigkeit wäre dem Autor sicherlich nicht in die Feder gekommen, wenn er vor der Niederschrift seines Artikels Kenntniß gehabt hätte von dem hierüber erschöpfenoe Aufklärung gewährenden Werke von L. Mechelin: „Das Staatsrecht des Großfürstenthums Finland", in dem bekannten Sammelwerk „Handbuch des öffentlichen Rechts", herausgegeben von Marquardsen (Freiburg i B., Mohr). Einstweilen ist entschieden Verwahrung einzulegen gegen eine so unbegründete Behauptung, wie diejenige, in der Herr Selmar Wallow seine Auffassung unserer politischen Zustände concentrirt: „die alleinige Herrschaft des hohen Adels und die völlige Theilnahmlosigkeit des Volkes an dem politischen Leben geben sich in Finland auf jedem Schritte zu erkennen." Solche Adelsherrschaft gibt es am diesseitigen Ufer des finnischen Meerbusens nicht. Nicht nur die Städte sind durch ihre Körperschaft, sondern auch die Landbevölkerung durch die hier jeder Zeit frei gewesene Bauerschaft im Landtage vertreten, und beide Stände sind zudem durch ein ausgebildetes und regsames Communalwesen in mannigfachster und lebendigster Weise an einer gesunden Selbstverwaltung betheiligt, welche gewisserseits mit scheelen Augen angesehen wird.

Helsingfors, den 22. September 1891. Ein Finländer.

Notizen.

Ein englischer September. Von Ludwig Hevesi. (Stuttgart, Bonz & Co.) Der auch den Lesern unseres Blattes lieb gewordene Wiener Humorist gibt als Seitenstück zu seinem Bilderbuch aus Italien „Heitere Fahrten jenseit des Kanals." Während sich in seinen kleinen Novellen und reizenden Weihnachtsgeschichten die Erfindung oft etwas spröde zeigt, beherrscht Hevesi das Reisefeuilleton als ein Meister, wie wir seit Heinrich Heine keinen ebenbürtigen mehr besessen haben. Welche Grazie in seinem leichtbeschwingten Stil, welche Farbe und Stimmung in seinen Schilderungen, wie weiß er diese wunderlichen Albionskinder darzustellen und bald mit souveränem Witze, bald mit der feinen Ironie eines Sterne zu skizziren, glaubhaft und sogar interessant zu machen! Mag er über die englischen Eisenbahnen, Theatervergnügen oder Tafelfreuden spotten, oder Maria Stuart's schauerliche Schlösser, einen Hundefriedhof, Walter Scott's Thal des Tweed beschreiben oder mit uns auf der Sommerfrischinsel Man, den entsetzlichen englischen Seen, zur Fingalshöhle und nach Stonehenge bummeln, oder die typische Albionstadt wie Chester, Glasgow, York schildern, das schottische Hochland oder die moderne Fabrikstadt, immer und überall bleibt er ein Künstler, dem wir ab und zu auch einmal einen übermüthigen Kalauer zu gute halten. Man lese das Stillleben von Stonehenge. „Drei Malerinnen nahmen soeben die Gegend von drei verschiedenen Punkten auf. Hübsche junge Damen; die eine besonders muß einmal sehr jung gewesen sein. Alle drei bemühten sich, so kreisförmig als möglich zu malen, was von einer Seite gesehen immer viel zu viereckig aussah. Ach, auch der Cirkel der Quadratur ist schwerlich leichter, als die Quadratur des Cirkels. Indeß, unter wildem Rosengebüsch auf dürrem Schutthügel sitzend, den Waschpinsel in der Hand, sieht eine Engländerin immer interessanter aus, als keine. . . . Unser Freund Meyer schien freilich anders zu denken und stellte die kunstgeschichtliche Behauptung auf, daß Rafael jünger gestorben sei, als diese Malerinnen leben. Das war nicht höflich von ihm, und in der That hob sich alsbald in weiter Ferne über einen hellgrünen Hügelrücken ein verweisender, ja drohender Zeigefinger in die Höhe. Es war der Kirchthurm von Salisbury." Oder die launige sprachliche Bemerkung: „Die meisten Schottländer fangen mit „Mac" an, und das gibt gleichsam den Anlauf, der ihre Aussprache erleichtert. Ich glaube, in der schottischen Bibel wird auch der erste Mensch Mac Adam heißen und als Urältervater der Schotten gefeiert sein. Seitdem ich bald mit Mac Callums, bald mit Mac Brayd's Schiffen gefahren bin, eine Mütze von Mac Lachlan gekauft habe und durch einen Gummirock von Mac Intosch vor Nässe geschützt worden, neige ich ja selbst zur Annahme, daß Mac Aulay der größte Geschichtschreiber, Mac Pherson der größte Ossian, Mac Kenzie der größte Kehlkopfarzt, Mac Mahon der größte Feldherr und Mac Chiavelli der größte Politiker ist." Prächtig ist das Stimmungsbild von Waterloo. „Der Löwe von Waterloo blickt mit Augen, die er nicht schließen kann, weit umher in der Gegend. So weit er sieht, hat jeder weiße oder grüne Fleck einen Namen, der in der Weltgeschichte steht. In jenem Pachthof, nicht auf Sanct Helena, starb Napoleon. Jener bescheidene weiße Kirchthurm wurde der Mittelpunkt für die Politik des Jahrhunderts. Welcher Friedhof ringsum auf diesem Blutfeld der Vergangenheit. Nur ein Auge, das im Heljchen geubt ist, sieht noch rothe Spuren unter der Patina, welche ein Davidsalter von ununterbrochener Landwirthschaft über die Völkerwahlstatt gelegt. Auf den gelben Stoppelfeldern steht das frischgemähte Getreide in spitze Kegel gebunden aufrecht, wie Reihen regenvergilbter Soldatenzelte oder Gewehrpyramiden nach der Schlacht. Schafherden ziehen weidend über die Abhänge, auf denen die Garde starb und sich nicht ergab. . . Kein Engländer betrachtet heute die große mit Kalk gemalte Flasche an der Feuermauer des Estaminet's »à la ferme de la Belle Alliance du 17 et 18 mai 1815«; es wäre schade um jeden Schritt dahin, denn da ist schon »Preußen«. . . Höchstens das preußische Denkmal in der Nähe. . . Nein, das ist nichts für Mr. Cook. . . Es ist vielleicht ja gar nicht wahr, daß da Preußen mitgeblutet haben. . . Es scheint sich da eine neue Tellsage gebildet zu haben, deren Tell Blücher heißt und niemals wirklich gelebt hat. . . Aber der Löwe von Waterloo auf seiner stolzen Warte schaut unverwandten Blickes gerade nach diesem eisernen Mal hin. Er weiß, was er weiß." Wir müßten fast das Buch ausschreiben, um die Perlen hervorzuheben und verweisen unsere Leser in ihrem eigenen Interesse lieber auf das prächtige Buch selbst.

Epikur. Physiologie des Schönen. Von Paul Mantegazza. (Jena, Hermann Costenoble.) Ein Professor der Physiologie und Anthropologie, der dem Schönen vor dem Wahren den Vorzug gibt, ist eine ungewöhnliche Erscheinung. Nachdem der berühmte Verfasser die verschiedenen Erscheinungsformen des Schönen analysirt und die Beeinflussung des ästhetischen Gefühls durch Alter, Rasse, Geschlecht ꝛc. dargestellt hat, geht er auf die Krankheiten und Störungen des Schönheitssinnes und die Stile des Künstlers über, um uns zuletzt mit dem folgenden begeisterten Glaubensbekenntniß zu überraschen: „Für mich ist das Schöne der höchste Ton, den der menschliche Idealismus erreichen kann. Das Wort ist nur das Skelett der Dinge und für die intellectuelle Welt dasselbe, was die Gesundheit für den Körper. Und dann, arme Wahrheit! Sie dient, um die Gräben auszufüllen, über die morgen andere Kämpfer dahinschreiten werden, um andere Wahrheiten zu entdecken." Trotz mancher anfechtbaren Ausführungen und Schwärmereien ist diese stark subjective Aesthetik doch das interessante Werk eines geistvollen Gelehrten und wird im idealistischen Deutschland Anklang finden. Auch dieses Buch hat Hermann Costenoble nicht durch den ersten besten Dutzendübersetzer bearbeiten lassen, sondern durch einen Mediciner von Fach, Dr. Teuscher, der auch die früheren Werke des Florentiner Professors übertragen hat.

Lotte, die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Einar Christiansen. Deutsch von E. Brausewetter. (Berlin, Schorer.) — Ein junges Mädchen wächst in einer Umgebung heran, die nicht sehr geeignet ist, Herzensregungen zu erwecken und ihr zu Bewußtsein zu bringen. Lotte lernt einen Studenten kennen, ohne ihrer Liebe zu ihm bewußt zu werden; erst als sie Gattin eines Künstlers, der sie über alles liebt, geworden ist, wird sie durch ein plötzliches Wiedereingreifen jenes Jugendfreundes in ihr Leben sich mit unwiderstehlicher Kraft über ihre Liebe zu ihm klar. Es kommt nicht zu tumultvollen Scenen; die Pflicht der Gattin siegt über die Jugendliebe, aber die Aussicht auf eine öde Zukunft, auf „eine Ehe, durch die man sich schleppen muß", scheint vor ihr zu liegen. Da tritt eine Wendung ein: Lotte kommt zu der Einsicht, daß der Geliebte doch eigentlich unverantwortlich an ihr gehandelt habe, als er so gar keinen Versuch machte, sie zu erringen; sie vergleicht ihn mit ihrem Manne und erkennt, wie unsäglich sie von diesem geliebt werde; sie will es ihm ewig danken; aus der Dankbarkeit geht endlich auch bei ihr die Liebe hervor. Der anspruchslos auftretenden Geschichte fehlt der eigentliche Lebensnerv jedes Dichtwerks, die Handlung, und sie wirkt daher etwas ermüdend, aber den sinnigen Leser wird die Feinheit der psychologischen Entwickelung fesseln, die namentlich in der Schlußwendung bewundernswerth ist.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Letzte Gedichte

von

Gräfin Wilhelmine Bickenburg-Almásy.

Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten.

12°. 13½ Bogen, geh. Preis 3 M.

Neu!

Die Fragen der Schulreform

von

Prof. Dr. Theobald Ziegler

an der Universität Straßburg.

Mark 2.50.

G. J. Göschen'scher Verlag, Stuttgart.

Gegen den Materialismus.

Gemeinfassliche Flugschriften.

Unter Mitwirkung von

M. Carriere, C. v. du Prel, C. Gerster, O. Hansson, M. Lazarus, O. v. Leixner, A. Ullrich

herausgegeben von

Hans Schmidkunz,

Privatdocent der Philosophie an der Universität München.

Soeben erschien:

Heft 1.

Materialismus und Aesthetik.

Eine Streitschrift zur Verständigung

von **Moriz Carriere,**

Professor der Aesthetik an der Universität München.

Heft 2.

Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt.

Von **Gustav Buhr.**

Mit einem Vorwort von

Dr. Theobald Ziegler,

Professor der Philosophie in Strassb rg.

Heft 3.

Der Materialismus in der Litteratur.

Von **Ola Hansson.**

Preis des Heftes 75 Pfennig.

(Jedes Heft ist einzeln käuflich.)

Mit diesen Arbeiten wird eine Reihe von **gemeinfasslichen Flugschriften** eröffnet, in welchen alle diejenigen Gruppen des heutigen Lebens zu Wort kommen sollen, die an der Bekämpfung des Materialismus ein sachliches Interesse tragen. Jede dieser Richtungen soll vertreten sein, möge sie auch anderen Teilnehmern noch so sehr wider ihre sonstigen Ansichten streiten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Historische Erzählung

von

Arthur Freese,

Verfasser der preisgekrönten Romane: Das Haus Cenci. Die Schwestern von Ecouen. Aus deutschem Hause.

Ein starker Band, elegantestes Format 6 Mark.

Mark Ravensberg.

Die spannende Erzählung schildert die Werbung des **Großen Kurfürsten** um die Hand der jugendlich schönen Königin **Christine von Schweden** und ist voll **Kraft** und **Schwung,** die Handlung dramatisch bewegt und die Sprache meisterhaft. Ein höchst bedeutendes Werk nach dem Urtheil liter. Sachverständiger.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben erscheint bei mir und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag

in geschichtlicher Darstellung

von

Dr. Anton Menger,

Professor der Rechte an der Wiener Universität.

Zweite verbesserte Auflage.

Oktav 188 Seiten. Preis geheftet M. 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Weltmorgen.

Ein Gedicht

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Oktav 287 Seiten. Preis geheftet M. 4.—, in geschmackvollem Einband M. 5.—

Diese erzählende Dichtung schildert den Uebergang der mittelalterlichen Weltanschauung in diejenige, welche sich mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften Bahn zu brechen begann. An dem Helden, dessen innere Entwickelung dargestellt wird, ziehen Begebenheiten vorüber, die an Reichthum und Mannigfaltigkeit ihresgleichen suchen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Meyers Konversations-Lexikon.

3. Aufl., 16 Bände und 3 Ergänzungsbände. Gesuchte Liebhaberausgabe in Quart, auf Extrapapier mit breitem Rand, **wie neu,** eleg. in Halbfranz gebunden, statt 250 Mark **nur 80 Mark.**

Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zur Jetztzeit. Von **Kretschmer u. Rohrbach.** 104 Tafeln in Farbendruck. Liebhaber-Prachtband. Statt 125 Mark **nur 50 Mark.**

Denkmäler der Kunst von Prof. **Lübke** und **W. v. Lützow.** 193 Tafeln mit Text. 2 Prachtbände. Stuttgart 1884. Statt 40 Mark **nur 22 Mark.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der „**Gegenwart**", Berlin W., Culmstraße 7.

Im Verlage von **F. u. F. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten

von

Karl Biltz.

Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten

von

Oenophilus.

Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Hierzu zwei Beilagen von Leonhard Simion in Berlin und Hermann Hurwitz & Co. in Berlin.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Stimmungen. Von Verax. — Die Internationale elektrische Ausstellung in Frankfurt a/M. Von S. Spier. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zwei Festspiele des vergangenen Sommers. Von Hermann Lammers. — Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 — 1871. Besprochen von J. Rosenstein. — **Feuilleton:** Bäuerliches Ritterthum. Von Giovanni Verga. — **Aus der Hauptstadt:** Mahadöh. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Stimmungen.

Eine doppelte Aufgabe ist der Presse in jedem freien Lande gestellt: sie soll das Volk belehren, aber sie soll auch ein treuer Spiegel der im Volke bestehenden Anschauungen sein. Im letzteren Punkte zum mindesten thut die Presse Deutschlands keineswegs überall ihre Pflicht. Man hat oft gesagt, daß das Bismarck'sche Regiment alle sachliche Kritik erstickt, daß es nur Raum für sklavische Zustimmung oder für tendenziöse Opposition gelassen habe. Mit größerem Rechte könnte man dergleichen vielleicht von dem heutigen Zustande behaupten. Nicht als ob ein Druck von oben das freimüthige Urtheil zum Schweigen brächte; vielmehr ist es eine Art terroristischen Denunciantenthums in der Presse, welches die freie Kundgebung der Stimmungen zurückhält. Der Umstand, daß Fürst Bismarck noch körper- und geistesfrisch unter uns weilt, wird auf das Gehässigste ausgenutzt, um rein sachliche Einwendungen gegen die heutige Regierungsweise als Anzeichen einer in seinem Interesse gesponnenen Intrigue darzustellen, und ganz natürlich wird in Folge dessen manche rückhaltlose Erörterung vermieden. Das Letztere kann unter Umständen aus sehr ehrenwerthen Gründen geschehen, aber es entsteht dann doch die Gefahr, daß die wirklichen Stimmungen der Bevölkerung in der öffentlichen Discussion nur unvollkommen oder gar nicht zum Ausdruck gelangen. Um so mehr mag ein Bild gegenwärtiger Stimmungen am Platze erscheinen.

Die ungewöhnliche Nervosität, von welcher das deutsche Volk seit diesem Sommer beherrscht ist, hat Herr von Caprivi, unterstützt von verschiedenen seiner Ministercollegen, zu beschwichtigen versucht; sie ist trotzdem heute nicht nur nicht geschwunden, sondern eher noch gesteigert. Vor Allem die Ereignisse der letzten Wochen haben dazu beigetragen. Man hat das Gefühl, als stände unser Auswärtiges Amt dem Besuche des Herrn von Giers in Monza und Mailand mit dem resignirten Geständniß des antiken Philosophen gegenüber: „Ich weiß, daß ich nichts weiß." Was nützt dabei der Trost, daß es dem Wiener Cabinet, wie aus den wortreichen Verlegenheitswendungen seiner Officiösen zu schließen, offenbar nicht besser geht! Unwillkürlich drängt sich Jedem die Frage auf: Würde es unter Bismarck nicht anders gewesen sein?

Es wäre thöricht, leugnen zu wollen, daß der gegenwärtige Reichskanzler sich die Achtung und die Sympathie weiter Kreise erworben hat. Wohl niemals ist ein Staatsmann weniger dem Verdachte eigensüchtigen Strebens ausgesetzt gewesen, als er. Es war eine That der Selbstaufopferung, die er beging, als er dem Rufe auf den Reichskanzlerposten Folge leistete. Nur zu tief empfand er, daß er die Lücke, welche sein Vorgänger gelassen, nicht auszufüllen, daß er dem Maßstabe, welchen man an jede seiner Handlungen legen würde, nicht zu genügen vermochte. Die Offenheit, mit welcher er dies selbst bekannte, hat ihm die aufrichtige Anerkennung aller Unbefangenen eingetragen. Aber alle diese wohlwollenden Gefühle können nicht über die Frage hinweghelfen, ob unsere auswärtige Politik den Schwierigkeiten der Lage vollauf gewachsen sei. Niemand zweifelt an Herrn von Caprivi's hoher Begabung und an seinem ernsten, redlichen Wollen. Aber die genaue Kenntniß der in dem internationalen diplomatischen Getriebe wirkenden Factoren und der Mittel und Wege, durch welche sie sich bethätigen — jene Kenntniß, mit deren genialer Verwerthung Fürst Bismarck so manchen fein ersonnenen Anschlag rechtzeitig vereitelt hat —, sie kann eben nur durch die reiche Erfahrung eines ganzen Lebens gewonnen werden. Herr von Caprivi hat sie sich in seiner militärischen Laufbahn nicht aneignen können, und daß ihn etwa der Staatssecetär des Auswärtigen in diesem Punkte zu ergänzen vermöchte, gilt als vollständig ausgeschlossen. Das Alles hat man nun freilich schon unmittelbar nach Bismarck's Abgange befürchtet oder gar gewußt. Aber jetzt erst zeigen sich am politischen Horizont die Symptome einer Situation, in welcher jede Unzulänglichkeit von schwerwiegender Bedeutung werden kann. Daher das Gefühl — drücken wir uns gelinde aus — einer starken Unbehaglichkeit im Publikum.

Es wäre frevelhaft, dies Gefühl künstlich zu fördern, nicht minder aber, es absichtlich zu übersehen oder es künstlich zu unterdrücken. Mit Recht kann von jeder Kritik einer Verwaltung gefordert werden, daß sie sich an bestimmt bezeichnete Thatsachen halte. Bei den mehr oder weniger unklaren Empfindungen, auf welchen allgemeine Stimmungen zu beruhen pflegen, ist es nicht immer leicht, den thatsächlichen Untergrund aufzudecken. Im vorliegenden Falle ist, abgesehen von verschiedenen Irrthümern, welche Herrn von Caprivi im letzten Frühjahre zugestoßen sind, am schwersten die Osnabrücker Friedensrede in's Gewicht gefallen. Sie hat, man kann fast sagen, die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung gehabt. Vor Allem hat sie die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Anschauungsweise, welche dermalen in der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten herrscht, eher erschüttert, als befestigt. Das implicite ausgesprochene Zugeständniß, daß die vielbesprochenen Ereignisse dieses Sommers als zur Herstellung des angeblich verschobenen europäischen Gleichgewichts erforderlich hätten betrachtet werden können, ist auch den aufrichtigsten Verehrern des gegenwärtigen Kanzlers verblüffend gekommen. An Hunderten von

Digitized by Google

Beispielen hat Jeder in seinem Kreise diese Beobachtung machen können. Man braucht nicht erst auf die Fructificirung des Osnabrücker Ausspruches durch Minister und Presse in Frankreich hinzuweisen, es genügt, die Thatsache zu constatiren, daß dieser Ausspruch in weiten Kreisen als ein schwerer Fehler aufgefaßt und dadurch die Stimmung in Bezug auf den Gang der auswärtigen Dinge höchst ungünstig beeinflußt wird.

Man kann dem deutschen Volke nicht nachsagen, daß es sich durch Kriegsfurcht beunruhigen ließe. Wir sind zu lange durch die offenkundigen Bestrebungen unserer Feinde, durch unsere Rüstungen und vor Allem durch die unvergeßlichen Reden Bismarck's und Moltke's vorbereitet, als daß wir nicht jederzeit auch der schlimmsten Wendung ruhig entgegensehen sollten. Nirgends besteht ein Argwohn, daß unsere Heeresleitung durch eine solche Wendung verhängnißvoll überrascht werden könnte. Ob überall mit gleicher Sicherheit angenommen wird, daß auch unsere Diplomatie gegen derartige Ueberraschungen gefeit sei, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Aber wäre es auch der Fall, die eigentliche Besorgniß, welche heute verbreitet ist, bezieht sich auf die Gestaltung der Umstände, unter welchen ein kriegerischer Conflict zum Ausbruche kommen könnte. Auch für die stärkst gerüstete Macht kann es nicht gleichgültig sein, in welcher diplomatischen Situation sie sich in dem Augenblicke befindet, da sie zu den Waffen greifen muß. Hier liegt der Kern der Sache. Es fragt sich: sind wir sicher, daß von unserer auswärtigen Politik Alles geschieht, was geeignet ist, uns eventuell die günstigste Situation zu verschaffen? daß wir von der Diplomatie des Auslandes in diesem Punkte nicht überflügelt werden? Man kann und darf es nicht verschweigen: immer mehr hat man die Empfindung, als ob in diesem Punkte unsere auswärtige Politik dem Grundsatze der Passivität, des Ansichherankommenlassens in einem Maße huldigte, das Bedenken erregen muß. Gewiß hat der Anblick des ruhigen Bewußtseins der Kraft, welches sich durch keinerlei Machinationen stören läßt, etwas Imponirendes. Aber damit allein ist es nicht gethan.

Freilich mag Herr von Caprivi bei dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl, von dem sein ganzes Wesen durchdrungen ist, von der Erwägung ausgehen, lieber ruhig auf dem einmal festgelegten Standpunkte stehen zu bleiben, als sich auf diplomatische Kunstgriffe einzulassen, deren Gebrauch ihm nicht geläufig ist, vielleicht sogar seinem Charakter widerstrebt. Und was das Auswärtige Amt im engeren Sinne anlangt, so lauten die Erzählungen, welche über seine Action in der Angelegenheit der russischen Anleihe umgehen, nicht derart, daß sie zu großen Hoffnungen für die Zukunft ermuntern könnten.

Ist es nach alledem zu verwundern, wenn man in den Kreisen, in welchen man gerade mit Rücksicht auf das Ausland die Regierung zu unterstützen stets geneigt ist, immer deutlicher eine gewisse Besorgniß wegen unserer auswärtigen Politik empfindet? Vielleicht hat man von dieser Thatsache an der leitenden Stelle keine Kenntniß. Dann ist es doppelt Pflicht, ihr diese Kenntniß zu verschaffen. Hoffentlich kann dann etwas geschehen, die Besorgniß zu zerstreuen. Unter Bismarck wurde die auswärtige Politik wie das Kräutchen Rührmichnichtan behandelt; dennoch erfuhr das Publikum von dem Thun und Lassen derselben damals sehr viel mehr als heute. Die vollständige Desorganisation unserer officiösen Presse ist kein Glück; früher wußte man wenigstens einigermaßen, woran man sich halten konnte.

Wie die Dinge heute liegen, wird wohl schon die Sozialdemokratie dafür sorgen, daß in der bevorstehenden Session des Reichstags das herkömmliche Schweigen über die auswärtige Politik gebrochen wird. Und das ist gut. Gewiß wird sich die Volksvertretung dabei ein erhöhtes Verantwortlichkeitsbewußtsein einzuschärfen haben, aber ihre bisherige absolute Enthaltsamkeit darf nicht fortdauern. Es kann unter Umständen unpatriotisch sein, über die auswärtige Politik zu reden, unter Umständen aber auch ebenso unpatriotisch, über sie zu schweigen. Angesichts der in Deutschland sich immer weiter ausbreitenden Stimmung ist ein Heraustreten des Reichstags aus der Zurückhaltung unvermeidlich. Und selbst der Regierung wird das, rein unbefangen betrachtet, nur erwünscht sein können.

Verax.

Die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a/M.

Von S. Spier.

(Schluß.)

Die Verwerthung der Elektricität für Mittheilungen in der Ferne hat sich schon seit viel längerer Zeit als die elektrische Beleuchtung praktisch eingeführt. Die Ausstellung bietet besonders durch das Entgegenkommen der deutschen Post in einem eigenen Gebäude für Telegraphie und Telephonie in einer Reihe interessanter Apparate, die sie aus ihrem Postmuseum hergeliehen hat, viel des Sehenswerthen. Die Aufeinanderfolge in der Benutzung der Zeigertelegraphen, der Morse'schen Relief- und Farbenschreiber und der Hughes'schen Typendrucktelegraphen vergegenwärtigt die Entwickelung der Telegraphie in den fünf verflossenen Jahrzehnten. Durch zufällige Frankfurter Beziehungen zu dem berühmten Münchener Anatomen Sömmering ist es dem Ausstellungsvorstand auch möglich geworden, den Sömmering'schen Telegraphen aufzustellen. Dieser entstammt bereits dem Jahre 1809 und benutzt bekanntlich die chemische Wirkung des elektrischen Stromes auf das Wasser, hatte aber für die Praxis die Schattenseite, daß er 25 Drähte für seine Benutzung nothwendig hatte. Wenn der eben erwähnte Apparat heute nur mehr historisches Interesse hat, so ist es anderentheils durch Vermittelung der deutschen Post gelungen, einen höchst modernen Telegraphenapparat, den submarinen Telegraphen von der Eastern Telegraph Company aus London in Thätigkeit vorzuführen. Diese Telegraph-Comp., die fast ausschließlich den Telegraphenverkehr mit Ostasien, Australien und Afrika vermittelt, verfügt nach ihren graphischen Mittheilungen in der Ausstellung über 116 Kabel mit 43,710 Meilen Länge und über 8 Kabelschiffe mit etwa 10,000 Tonnen Gehalt, während die deutsche Reichspost nur ein Unterseekabel in der Länge von ca. 800 Kilometer von Emden nach Valencia in Irland besitzt.

Abgesondert von dem Telegraphiegebäude der Ausstellung hat die Firma Siemens Brothers & Co. in London in der „Vertheilungshalle" den im britischen inländischen Großverkehr meist verwendeten automatischen Schnellschrift-Telegraphen von Wheatstone ausgestellt. Dieses System besteht aus drei Theilen. — Mit dem ersten Theil, dem sogenannten Lochapparat, überträgt der Beamte die Depesche in eine aus Löchern in einem Papierstreifen gebildete Schrift, welche mit derjenigen der Morsezeichen correspondirt. Der zweite Apparat, der „Ueberträger" ist mit einem Uhrwerk versehen und überführt selbstthätig von diesen Papierstreifen, die ihm zugeführt werden, die Mittheilungen ohne weitere menschliche Hülfe mit großer Geschwindigkeit an den entfernten Empfangsapparat. Dieser letztere, der dritte Theil, gibt die Depesche als Farbschreiber in gewöhnlicher Morse'scher Punkt-Strich-Schrift wieder. Dieser Apparat ist seit Jahren in der englischen Telegraphie in Hunderten von Exemplaren verwandt und soll normal in der Minute 400 Worte befördern, kann aber ausnahmsweise auf eine Maximalgeschwindigkeit von 600 Worten per Minute gesteigert werden. — Endlich ist als Neuerung der letzten Jahre noch der Siemens'sche „Börsendrucker" in Thätigkeit, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß in einer Reihe entfernterer Geschäfts- und Restaurationslocalitäten von einer Centrale aus die angekommenen Depeschen sofort gedruckt werden und dadurch Zeitverlust und Zahlung für die Beförderung durch den Depeschenboten erspart werden.

Von Interesse sind in der deutschen Postausstellung die Mittheilungen über die Zunahme der deutschen Telegraphenanstalten sammt Leitungen und Anzahl der ausgefertigten Telegramme in der Zeit von 1872 bis 1890. Danach hat sich von 1872 bis 1890 gehoben: die Anzahl der Reichstele-

Digitized by Google

graphenanstalten von 1391 auf 11,447; die Anzahl der Eisenbahntelegraphenstationen von 1667 auf 3531; die oberirdischen Leitungen von 98,098 auf 276,169 Kilometer; die unterirdischen Leitungen (von 1876—1890) von 1419 auf 39,532 Kilometer; die aufgegebenen Telegramme von 8,249,223 auf 19,609,411.

Damit vergleiche man andererseits die Angaben, welche der oberste Telegraphenbeamte des englischen Generalpostamts Preece während des internationalen elektrotechnischen Congresses in der Section für Telegraphie vorbrachte. Danach hob sich die Gesammtzahl der englischen Telegramme seit 1870/71 (damals übernahm der Staat das Telegraphenwesen) bis 1889/90 von 9,850,177 Stück auf 62,403,399 Stück. Der beliebteste Telegraphenapparat in England ist der Klopfer. Große Mittheilungen werden durch das Ohr, nicht durch das Auge gelesen. Der Morsetelegraph gilt als veraltet. Der Hughes-Typendrucker wird nur zum Verkehr mit dem Continent gebraucht. Dagegen wird für England selbst neben dem Klopfer vorzugsweise der automatische Lochtelegraph angewendet. Die Telegraphenarbeit für die Zeitungen in England ist enorm. 1880/81 wurden 2,735,042 Zeitungstelegramme mit 327,707,407 Wörtern, 1890/91 dagegen 5,003,409 solcher Telegramme mit 600,409,000 Wörtern bestellt. Für 1890 macht dies ungefähr 2 Millionen Wörter per Tag. Der bezahlte Preis ist etwas über 2 Pence = 16 Pfennig für 100 Wörter. Derjenige Junge, der die größte Zahl von Telegrammen bestellt, bekommt per Tag die höchste Bezahlung. Die Reineinnahme aus dem englischen Telegraphenwesen betrug 1890 100,000 £.

Ein und dasselbe Gebäude zeigt neben den verschiedenen Apparaten der Telegraphie die Fortschritte ihrer jüngeren Schwester, der Telephonie. Das von dem Deutschen Reis theoretisch zuerst hergestellte Telephon wurde praktisch nicht verwerthet. Erst dem Bostoner Bell gelang es, das von ihm gegen Ende der 70er Jahre verbesserte Telephon nach und nach in allen Culturstaaten für praktische Anwendung zur Geltung zu bringen. Es fesselte allgemein, als unser Postminister Stephan bei der Eröffnung des Frankfurter internationalen elektrotechnischen Congresses erzählte, wie der verstorbene Kaiser Wilhelm, als ihm von Stephan zum ersten Male im Berliner Schlosse 1878 die Telephonversuche vorgeführt worden, seine Theilnahme und sein Staunen über die Erfindung geäußert, dann aber humorvoll hinzugesetzt habe: Es sei ein Glück, daß die betreffenden Erfinder nicht vor 400 Jahren gelebt hätten; damals wären sie in jedem Falle als Hexenmeister verbrannt worden. Mit dem Bell'schen Telephon war es immerhin nicht möglich, weithin und gut vernehmbar zu sprechen. Die Benutzung einer kleinen galvanischen Batterie und des Mikrophons im Abgebertheil des Telephons (wiederum eine amerikanische Erfindung von Hughes) ermöglichte es, Fernsprechverbindungen zwischen Stadt und Land und über ganze Länder herzustellen. In den Großstädten wurde nach und nach mit der Erweiterung des Telephonverkehrs die Centralvermittelung der einzelnen Anschlüsse recht schwierig. Die Lösung dieser Aufgabe durch die „Klappenschränke" der Vermittelungsämter ist in der Ausstellung in den verschiedensten Größen dargestellt. Ebenso zeigt das Modell eines bei verschiedenen deutschen Postämtern bereits erbauten Telephonthurmes die ästhetisch ansprechende Lösung des Problems der Einführung zahlreicher oberirdischer Drähte in eine Centrale. Die große Mehrzahl unserer deutschen Städte hat für die Telephonleitung noch blanke Kupferdrähte. Nur in Berlin und Hamburg mußte man wegen der vielen Tausende von Anschlüssen bereits Telephonkabel legen. Die Einführung solcher Telephonkabel in eine Centrale ist der Wirklichkeit ensprechend ebenfalls in der Ausstellung anschaulich vorgeführt. — Auch betreffs des Telephons gibt die Reichspostverwaltung statistische und graphische Mittheilungen über die wachsende Benutzung desselben. Danach erweiterte sich von 1881 bis 1890 die Länge der oberirdischen Leitungen von 3179 Kilometern auf 81,319 Kilometer, die Summe der Verbindungen zu Gesprächen von 511,354 auf 209,965,756. 1890 existirten Stadtfernsprechstellen in Deutschland 51,419, Orte mit Stadtfernsprecheinrichtungen 233.

Wenn die elektrische Beleuchtung, die Telegraphie und die Telephonie Resultate elektrotechnischer Verwerthung sind, die Jedermann nach dem Gebrauch kennt, so ist die Elektrochemie nur dem Eingeweihten bekannt. Schon Humphry Davy gewann Kalium und Natrium mit Hülfe der Elektrolyse unter Benutzung sehr starker galvanischer Batterien aus ihren natürlichen Verbindungen, dem Aetznatron und Aetzkali, und bereits in den 30er Jahren erfand der Deutschrusse Jacobi das Verfahren der Galvanostegie und der Galvanoplastik. Nach dem ersteren Verfahren veredelt man billige Metalle durch einen Ueberzug von Gold oder Silber, und nach dem zweiten gewinnt man genaue metallische Abdrücke von Sculpturen und Münzen. Technisch im großen Maßstab wird die Galvanostegie erst seit 20—30 Jahren verwerthet. Die Ausstellung zeigt eine ganze Reihe versilberter, vergoldeter und vernickelter Fabrikate. Dagegen ist die elektrolytische Gewinnung des Aluminiums und des fast absolut reinen Kupfers, welch letzteres für die täglich in höherem Maße verwerthete Elektrotechnik nothwendig ist, erst das Resultat des letzten Jahrzehnts. In dem Gebäude für Elektrochemie war es nicht möglich, den Proceß der Gewinnung des Aluminiums im Betrieb vorzuführen. Wohl aber sind in diesem Gebäude von Aluminiumproducten ausgestellt: Reinmetall in Barren, Blechen, Röhren, Drähten und Gußstücken in einfachen und complicirten Legirungen. Ueber die Benutzung des Rheinwasserfalles für die Fabrikation und über die Einzelheiten der Gewinnung des Aluminiums gibt die Fabrik nähere Mittheilungen. Danach entnimmt sie dem Rheinfall 1500 Pferdekräfte. Der Preis des Aluminiums, der noch vor kurzer Zeit per Kilo 80 bis 100 Mark war, ist heute auf 8 Mark zurückgegangen. Zu bedauern ist es, daß es bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Aluminiummetall löthen zu können. — Die Herstellung von reinem Kupfer auf elektrolytischem Wege wird auf der Ausstellung von Siemens & Halske im Betrieb gezeigt.

Schließen wir an die Reingewinnung von Metallen durch Elektrolyse sofort die Benutzung der Elektricität für den Bergwerksbetrieb an. Durch Unterstützung des preußischen Handelsministeriums mit 15,000 Mark hat man ein künstliches Bergwerk hergestellt. Dasselbe hat einen Hauptstollen von 100 Meter Länge und verschiedene Seitengänge. In den letzteren sind einzelne Erzstufen aus Silber- und Bleibergwerken der Lahngegend in natürlichem Vorkommen eingesetzt worden. Mit einer Grubenbahn fährt man in das Bergwerk. Diese Bahn, von Siemens & Halske gebaut, besitzt im Gegensatz zu anderen elektrischen Bahnen eine besondere Locomotive, weil die geringe Höhe des Stollens den Motor nicht unter dem Transportwagen anbringen ließ. Für die Stromzuführung dient ein blanker Kupferdraht, der längs der Stollendecke geführt ist. Der Strom wird von diesem Draht durch einen breiten elastischen Bügel abgenommen. Von Siemens & Halske sind außer der Grubenbahn für das Bergwerk noch die Glühlampen, eine Grubenlampe und ein Ventilator geliefert. Berechtigtes Aufsehen erregt die durch kleine Accumulatoren im Inneren betriebene Sicherheitsgrubenlampe von dem Pariser Elektrotechniker Pollak. Diese brennt 10—12 Stunden und ist absolut explosionssicher. Außerhalb des Bergwerks in und neben einem eigenen Pavillon hat eine der ersten nordamerikanischen elektrotechnischen Gesellschaften, die Thomson-Houston International Electric Co. in Boston (Filialen in Hamburg und Paris) eine Anzahl von elektrisch betriebenen Bergwerksmaschinen ausgestellt. Dazu gehört eine mit ihrem Elektromotor durch Zahnradübersetzung verbundene Aufzugswinde und ebenso eine mit dem betreffenden Elektromotor gekuppelte dreifache Pumpe. Die Winde rollt das Seil einer sog. Bremsbahn auf und ab, um 4—6 Centner schwere Steine auf einer stark geneigten Strecke zu befördern. Eine höchst eigenthümliche Maschine ist die Thomson-Houston'sche im Betrieb vorgeführte Gesteinbohrmaschine. Ein Eisenkern, der den Steinmeißel trägt, wird dadurch, daß 3 Solenoidspulen abwechselnd Strom zugeführt wird, rasch hin und her gezogen. Zugleich empfängt dieser Eisenkern mechanisch eine Drehung in stets gleicher Richtung. Solch ein Bohrer erzeugt in der Minute in hartem

Digitized by Google

Granit ein Bohrloch von ca. 4 Centimeter Weite und Tiefe. Nach einem Vortrag des Hamburger Vertreters von Thomson Houston in der Section für Elektrochemie während des elektrotechnischen Congresses soll in den Vereinigten Staaten in viel intensiverem Maße als in Deutschland der elektrotechnische Betrieb in den Bergwerken eingeführt sein. Die primäre Kraft außerhalb des Bergwerks wird dort entweder durch Kohlen, Gas oder Petroleum erzeugt oder noch billiger, wo dazu Gelegenheit vorhanden ist, als Wasserkraft verwerthet. Diese mechanische Energie wird dann in elektrische umgewandelt und nachher durch Drähte leicht und bequem durch das ganze Bergwerk geschickt, um hier in Licht, Wärme und mechanische Bewegung wieder umgesetzt zu werden und so die Beleuchtung, die Sprengung und die Bewegung von Arbeitsmaschinen an beliebigen Orten zu besorgen.

Bis vor kurzer Zeit war die Elektricität im Großen fast nur für die Beleuchtung verwendet worden. Da hierbei die Elektricitäterzeuger am Tage unbeschäftigt blieben, suchte man eine intensivere Verwerthung für dieselben dadurch, daß man Elektromotoren baute und solche zum Betrieb für Gewerbe und mittlere wie große Industrien einführte. Die Berliner Elektricitätscentralen erstrebten derartigen Elektromotorenbetrieb zuerst im größeren Maßstab. Die Mannheimer'sche Mäntelfabrik, die Gewehrfabrik von Ludw. Löwe, die Allgemeine Elektricitätsgesellschaft in Berlin und Siemens & Halske in Charlottenburg benutzen heute für ihre gesammte industrielle Production nur Elektromotoren als Kraftquelle. In den letzten Monaten hat man in Berlin die elektrische HP per Stunde für 15 Pfennige offerirt. Dieser Preis kommt demjenigen von Luftdruck, Dampf und Gas per HP und Stunde annähernd gleich, und damit ist für die mittlere Industrie und das Kleingewerbe Gelegenheit gegeben, ohne Opfer und selbst mit Vortheil gegenüber den bisher vorgezogenen Gas- und Dampfkraftquellen der Elektricität den Vorzug zu geben. Denn die Elektromotoren lassen sich je nach Oertlichkeit an den verschiedensten Stellen bequem unterbringen, in der Ecke am Fußboden, in der Höhe unter dem Gebälk oder im Souterain, direct mit der zu treibenden Maschine verbunden oder auch im hohlen Innern der größeren Werkzeugmaschinen verborgen. Dieselben bedürfen nicht längerer Rohrleitungen, sondern nur der dünnen Drähte als Kraftleitung, erfordern, abgesehen von etwas Schmiermaterial, wenig Wartung und laufen allermeist geräuschlos. Die Frankfurter Ausstellung hat in zwei Seitenflügeln der „Vertheilungshalle" eine Reihe von Werkstätten eingerichtet, in welchen gleichzeitig viele Gewerbszweige in ständigem Betriebe gezeigt werden.

Außerhalb dieser speziellen „Werkstätten" werden Elektromotoren noch vielfach zum Betrieb von Arbeitsmaschinen verwendet, hauptsächlich für Ventilation, Pumpen und Aufzüge. Die so schwierige Frage der Ventilation unserer Wohnungen, Schulen und öffentlichen Gebäude wird durch Anschluß kleiner Elektromotoren an elektrische Centralen leichter gelöst werden, als es heute der Fall ist. — Für eine ganze Anzahl von Pumpen, meist Centrifugalpumpen bis zu 100 HP, sind verschiedenartige Elektromotoren sowohl mit Gleichstrom von niederer und hoher Spannung, wie mit einfachem und mehrphasigem Wechselstrom in Betrieb gesetzt. — In Deutschland basiren unsere mehr und mehr bei Neubauten zur Geltung kommenden Aufzüge fast ausnahmslos auf hydraulischem Betrieb und erfordern in Folge dessen kostspielige Fundamentirung und Ausgrabung und verbrauchen theures Druckwasser. Ein Elektromotor kann ohne weitere Vorbereitung und mit geringem Raumbedarf aufgestellt werden. Die amerikanische Aufzugsbaugesellschaft in Berlin hat einen eisernen Aussichtsthurm mit einem elektrischen Elevator gebaut. Der letztere ist 8—10 Stunden täglich im Betrieb und seine Sicherheitseinrichtungen haben sich bisher anstandslos bewährt.

Für den Eisenbahnbetrieb wurden die Elektromotoren zum ersten Mal bei der Berliner Gewerbeausstellung 1879 durch Siemens & Halske benutzt. Die weitere Entwickelung in dieser Verwendung der Elektricität ist für Deutschland und Europa bisher noch recht bescheiden und dürfte über ein halbes Dutzend elektrische Bahnen kaum hinausgehen: Berlin-Lichterfelde, Frankfurt-Offenbach, Mödling-Hinterbrühl, Pest-Ofen und neuerdings Halle. Die Ausstellung gewährt zum Theil in wirklicher Ausführung, zum Theil in Modellen eine Uebersicht der bisher angewandten vorgeschlagenen Systeme. Diejenigen mit directer oberirdischer Stromzuführung bilden die Mehrzahl. Berlin-Lichterfelde und Frankfurt-Offenbach haben noch zwei geschlitzte Rohre für die Stromhin- und Rückleitung, in welchen die mit den Wagen verbunden Contakte gleiten. In neuerer Zeit benutzt man für oberirdische Zuleitung nach amerikanischen Patenten von Sprague und Thomson-Houston nur einen Draht und verwendet die Schienen für die Rückleitung. In dieser Weise haben für die Zeit der Ausstellung Siemens & Halske wie auch Schuckert für kleinere Strecken eigene elektrische Eisenbahnen gebaut, die ersteren von der Ausstellung nach dem Opernhause, der zweite von der Ausstellung nach dem Maine. Beide haben oberirdische Stromzuleitung. Wenn man in der Lage ist, die Neuerung der Stromzuführung der für die Ausstellung erbauten Linien mit der Schwerfälligkeit und Plumpheit derselben bei der Frankfurter-Offenbacher Bahn in natura zu vergleichen, so sind die Fortschritte entschieden anzuerkennen. Immerhin gibt es eine große Anzahl „ästhetischer" Gegner solcher elektrischen Bahnen, unter dem Vorwande, daß die Schönheit der Straßen durch Stangen und Drahtgewirr allzusehr verunstaltet würde. Diese Feinde zu entkräften, haben Siemens & Halske eine elektrische Bahn mit unterirdischer Stromzuführung in Budapest ausgeführt und davon eine Musterstrecke in Frankfurt ausgestellt. Hierbei befindet sich ein Canal von Beton unter der einen Laufschiene. Vom Wagen reicht ein Arm durch den Schlitz dieser einen Schiene herunter und trägt ein Schiffchen mit zwei Schleifbürsten, die auf den im Canal isolirt befestigten stabförmigen Leitern gleiten. Solche unterirdische Stromleitungen haben den anderen Nachtheil, daß durch den Schlitz auch die atmosphärischen Niederschläge in den Canal fließen und dadurch trotz der ermöglichten Entwässerung des Canals die Isolation gefährdet, daß außerdem auch durch Versperrung des Schlitzes mit Steinen der Arm mit den Bürsten beschädigt resp. unbrauchbar und damit der Betrieb gehemmt werden kann. Immerhin hat sich die Budapester Bahn bis jetzt vollständig bewährt und im letzten Jahre ist der Wagenpark ansehnlich vermehrt worden.

Die Ausstellung zeigt außerdem noch ein großartiges Bahnproject in Modellausführung, das über unsere gewöhnlichen Straßenbahnen weit hinausragt. Ich meine den Plan der elektrischen Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Budapest für eine Entfernung von ca. 300 Kilometer. Die Pester Firma Ganz & Co. ist schon mehrfach um die Concession dafür eingekommen, bis jetzt erfolglos. Dagegen hat man begründete Hoffnung, daß diese Art Bahn während der Chicagoer Weltausstellung im Betrieb wird gezeigt werden können. Danach soll der Personenverkehr nur in einzelnen Wagen stattfinden, die jede Viertelstunde von beiden Endstationen ausgehen und für den ganzen Weg nur $1^1/_4$ Stunden gebrauchen, also ca. 240 Kilometer in einer Stunde zurücklegen. Für die ganze Strecke sind nur zwei Centralstationen für die Erzeugung von hochgespanntem Strom, aber über hundert Unterstationen für Umformung desselben vorgesehen. Zwischenhaltestellen sollen nur drei oder vier sein. Die Wagen haben eine Länge von 40 Meter und fassen 48 Personen. Sie besitzen an jedem Ende zwei große Elektromotoren. Der Strom wird in einem unterirdischen Kanal zugeführt. Um den Luftwiderstand zu verringern, haben die Wagenenden eine den Schiffsschnäbeln ähnlich zugespitzte Form. Ob diese Beförderung neben der größeren Schnelligkeit auch größere Billigkeit des Verkehrs erzielen wird, wie es im Vorhaben der Projectanten liegt, erscheint heute noch etwas räthselhaft.

Auch ein Accumulatorwagen fährt während der ganzen Ausstellung auf der „Waldbahn" zwischen Frankfurt und dem etwa eine Stunde entfernten Oberforsthaus. Den zum Betrieb des Motors nöthigen Strom liefert eine unter den Sitzplätzen aufgestellte Batterie von 80 Accumulatoren, System Oerlikon, mit festem Elektrolyt (Kieselsäure in Schwefelsäure). Die Fahr-

Digitized by Google

geschwindigkeit beträgt 12 Kilometer per Stunde. Die Batterie wird im normalen Betrieb nach Durchlaufen von einer Stecke von 50 Kilometer frisch geladen.

Wie sehr durch ihre Energie die Bewohner der nordamerikanischen Union in dem Bau der elektrischen Bahnen Deutschland, wo die ersten derartigen Bahnen gebaut wurden, vorausgeeilt sind, wurde in einer allgemeinen Sitzung des Städtetages hervorgehoben. Wenn auch New-York und Philadelphia arm an elektrischen Bahnen sind und hier Neuanlagen mit oberirdischer Zuleitung überhaupt nicht mehr geduldet werden, so sind doch in den übrigen Theilen der Union in den letzten drei Jahren 4000 Kilometer, täglich ca. 4 Kilometer und in den letzten vier Monaten sogar täglich 10 Kilometer elektrische Bahnen gelegt worden. Neunzig Procent dieser Bahnen sind mit oberirdischer Leitung versehen. In und bei Boston werden mit dieser Stromzuführung Strecken von zusammen 1000 Kilometer mit einer Kraft von 14,000 HP und 2300 Wagen befahren. In der Union werden von 15,640 Kilometer Straßenbahnen 9200 mit Pferden, 850 mit Kabeln, 890 mit Dampf und bereits 4700 Kilometer oder 30% mit Elektricität betrieben. Während die Betriebskosten bei unseren Pferdebahnen 70—80% der Bruttoeinnahmen ausmachen und sich nicht weiter herunterdrücken lassen, so daß ein Herabsetzen der Preise nicht gut möglich ist, haben die amerikanischen elektrischen Bahnen die Betriebskosten bis auf 40% der Bruttoeinnahmen ermäßigen können.

Alles bisher Geschilderte zeigt in geringerem und größerem Maßstabe Fortschritte und Neuerungen gegenüber den letzten elektrotechnischen Ausstellungen. Der Haupterfolg der Frankfurter Ausstellung besteht jedoch in der gelungenen Kraftübertragung von dem württembergischen Lauffen am Neckar, nahe bei Heilbronn, nach Frankfurt für eine Entfernung von 175 Kilometer. Während die Gleichstromanlagen unserer großstädtischen Centralen bisher nicht über einen Wirkungskreis mit einem Radius von 800, höchstens beim Dreileitersystem von 1200 Meter hinauskamen, war es im Zeitraum der letzten fünf Jahre in der Schweiz und in Oesterreich gelungen, durch Wechselstrombetrieb elektrische Energie, die durch Wasserkraft gewonnen worden, für eine Entfernung von 10—15 Kilometer fortzuleiten. Zu den ersten gelungenen Anlagen dieser Art gehört diejenige, welche von Kriegsstätten in der Schweiz nach Solothurn 50 HP auf 8 Kilometer Distanz elektrisch überträgt und von der Maschinenfabrik Oerlikon ausgeführt wurde. Seitdem sind von derselben Fabrik über 40 solcher Kraftübertragungsanlagen in den verschiedensten Ländern gebaut worden. Durch die größte derselben werden 600 HP übertragen. Aehnlich wurden in Oberösterreich für die Papierfabrik Steyrermühl 480 HP schon seit mehreren Jahren ca. 10 Kilometer weit elektrisch verwerthet. Der Pariser Elektrotechniker Marcel Deprez war der Erste, der theoretisch die Möglichkeit elektrischer Kraftübertragung mit hochgespannten Strömen nachwies und gemeinsam mit Schuckert während der Münchener elektrotechnischen Ausstellung die praktische Durchführung dieser Uebertragung für die Entfernung von dem 57 Kilometer entfernten Miesbach nach München zu realisiren versuchte. Er nahm hochgespannten Gleichstrom. Aber 75 Prozent der ursprünglichen Kraft ging unterwegs verloren und die Maschinenanker verbrannten nach einer Thätigkeit von wenigen Tagen. Es ist das unbestrittene Verdienst des zweiten Vorsitzenden des Vorstandes der Frankfurter elektrotechnischen Ausstellung, des Münchener Elektrotechnikers von Miller, durch seine Energie die allgemeine Elektricitätsgesellschaft in Berlin und die Maschinenfabrik Oerlikon bei Zürich zur Ausführung der großartigen Kraftübertragung von Lauffen nach Frankfurt angeregt zu haben. Der Oberingenieur Brown von Oerlikon hatte bereits im Januar 1891 in Oerlikon vor einem Kreis geladener Techniker den gelungenen Beweis erbracht, daß sich Wechselstrom selbst mit einer Spannung von 25,000 und 30,000 Volt mit geringem Verlust auf 10 Kilometer übertragen läßt. Die anfangs großen Schwierigkeiten für die Durchführung des erstrebten Lauffener Versuches wurden beseitigt. Der Deutsche Kaiser, die obersten Postverwaltungen von Deutschland, Bayern, Württemberg, die Frankfurter Handelskammer, der Vorstand der elektrotechnischen Ausstellung und verschiedene Privatpersonen brachten größere und kleinere materielle Opfer zur Ermöglichung desselben und so wurde trotz der mannigfachsten Zweifel verschiedenster Fachleute nach den sorgfältigst erwogenen Vorbereitungen und Sicherheitsmaßregeln mit allgemeiner Spannung während des Städtetages zum ersten Mal am 28. August, gleichsam zur Geburtstagsfeier des größten Frankfurter Lichtfreundes, der elektrische Strom von Lauffen nach Frankfurt übertragen. Tausend Glühlichter leuchteten, von diesem Strom gespeist, als Umrahmung einer Art Triumphpforte vor der „Vertheilungshalle." Sie verbrauchen etwa 100 HP. Einige Tage später betrieb der ebenfalls von Lauffen gespeiste Dobrowolski'sche Drehstrommotor eine Centrifugalpumpe, die zum Nachweis des Kreislaufs von Wasser den Neckarfall, mit dem die Uebertragung angefangen, als Ausstellungswasserfall von einer Höhe von etwa 10 Meter wiederspiegelte. Die Lauffener Dynamomaschine entnimmt ihre Betriebskraft einem Theile des dortigen Neckarwasserfalles, der in dem Turbinenhause der Lauffener Cement-Fabrik 1500 HP auf fünf Turbinen überträgt, wovon 300 HP für das Ausstellungsunternehmen geliehen werden. Die fortzuleitende elektrische Energie hat am Ursprungsorte 65 Volt Spannung und etwa 2000 Ampère Stromstärke. In einem Oerlikon-Transformator, der in Lauffen aufgestellt ist, wird der Strom sofort in eine Spannung von etwa 20,000 Volt und 6—7 Ampère Stromstärke umgewandelt und auf ca. 3000 Holzsäulen über Isolatoren, die im Innern theils einfache, theils dreifache Oelrinnen haben, auf drei blanken Kupferdrähten mit einem Durchmesser von 4 Millimeter nach Frankfurt geleitet. Hier wird die hochgespannte Elektricität wieder in Transformatoren der allgemeinen Elektricitätsgesellschaft zur Ursprungs-Spannung und -Stromstärke zurücktransformirt und dann zum geschilderten Verbrauch für Beleuchtung und Motorenbetrieb verwendet. Mit welchem Verlust die Lauffener Kraft in Frankfurt ankommt, ist noch nicht bestimmt, da die Messungen der Prüfungscommission erst Mitte October beendigt sein werden. Doch schätzen diesen Verlust die Fachmänner nicht höher als 25 Prozent und sind von dem Resultat des Gesammtversuchs im höchsten Maße befriedigt.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Resultate der Ausstellung für die soziale und wirthschaftliche Entwickelung unserer nächsten Jahre und Jahrzehnte. Die Einen behaupten, bei dem Zwiespalt zwischen Gleichstrom und Wechselstrom habe die Frankfurter Ausstellung sich entschieden mehr zu Gunsten des Wechselstroms ausgesprochen. Entschuldigte sich doch während des elektrotechnischen Congresses ein Referent scherzweise bei einem Vortrage über die Untersuchung von Accumulatoren, daß er sich noch erlaube, über Gleichstrom zu sprechen. Andere meinen dagegen, die Schwierigkeit für die städtischen Verwaltungen, zu einem bestimmten Entschlusse über die zweckmäßigste Wahl eines elektrischen Betriebssystems zu kommen, sei durch das Neuauftreten des mehrphasigen Wechselstroms (Drehstroms) in Frankfurt noch gewachsen. Beiden Anschauungen gegenüber hat sich betreffs städtischer Centralen mehr oder minder allgemein als Resultat der Ausstellung die Ansicht herausgebildet, daß jedes elektrische System je nach der Größe der Stadt, dem Vorhandensein von Wasserkräften in der Nähe und je nach dem Bedürfniß gleichzeitiger Befriedigung der Beleuchtung und des Elektromotorenbetriebes seine relative Berechtigung habe, daß also von der Alleinherrschaft eines einzigen Systems überhaupt nicht die Rede sein könnte. Soviel betreffs der Errichtung städtischer elektrischer Centralanlagen.

Weit gewaltiger und großartiger, wenn auch langsamer, wird die gelungene Lauffener Kraftübertragung für die nächsten Jahrzehnte nachwirken. — Dieselbe wird in nicht geringerem Grade als die Erfindung der Dampfmaschinen und der Locomotive, die Eröffnung des Suezkanales, die erste Kabellegung zwischen Europa und Amerika zu den hervorragendsten Culturfortschritten zu zählen sein. Nach technischen und sozial-wirthschaftlicher Seite hin. Technisch werden Länder und Provinzen, die bisher ohne eigenen Kohlenbesitz einen recht schweren Wettbewerb mit den Kohlenländern und Kohlenprovinzen auszuhalten hatten, bei einem Reichthum von Wasserkräften ganz

Digitized by Google

plötzlich zur Verwerthung von Naturschätzen kommen, deren Größe und Bedeutung erst die Praxis der Zukunft darlegen wird. Zu solchen Ländern gehört in erster Reihe die Schweiz mit ihren 600,000 Pferden in Wasserkräften, ebenso aber auch der Süden und andere Gebirgsbezirke Deutschlands. Norddeutschland dagegen wird in der Lage sein, seinen Reichthum an Braunkohlen und Torf an den Productionsstätten durch Umformung derselben in elektrische Energie und Fernleitung derselben in viel intensiverer Weise als bisher zu verwerthen. Die Thalsperren, wie sie an der Wupper und Lenne bereits ausgeführt und an der Bode im Harz projectirt sind, werden in der Zukunft nur erfolgreiche Beispiele für mannigfache Nachahmung und so zum Segen für Landwirthschaft und Industrie werden und gleichzeitig am nachhaltigsten als Schutz gegen verheerende Ueberschwemmungen dienen. Weiter wird die Canalisirung der Flüsse durch Nadelwehre neben der Schiffbarmachung der Flüsse auch noch die Möglichkeit gewähren, die Wasserfälle bei jedem Nadelwehr durch Umgestaltung derselben in elektrische Energie zur industriellen Verwerthung zu bringen und endlich zweifeln die Techniker nicht an der Möglichkeit der Benutzung von Ebbe und Fluth für die Gewinnung gewaltiger Riesenkräfte zur Fortleitung in's Innere der Länder. Sozial und wirthschaftlich wird die Elektricität am Ende des 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts revolutionirend wirken, wenn auch in anderer Weise als der Dampf am Ende des 18. und im größten Theil des 19. Jahrhunderts. Hat der letztere als Lichtseite die gewaltig gestiegene industrielle Production all unserer Culturländer und den riesigen Weltverkehr, als Schattenseite dagegen den grellen ebenfalls stetig gesteigerten Gegensatz zwischen Proletariat und übergroßem Einzelreichthum und damit die heute so schwer zu lösende soziale Frage in hervorragendem Maße geschaffen, so wird es Aufgabe der Elektricität sein, neben all ihren anderen Wunderleistungen in sozialer Beziehung heilend und versöhnend zu wirken. Die elektrischen Centralen in den Städten werden nicht von Actiengesellschaften, sondern von den städtischen, die elektrischen Centralen in den Provinzen (à la Lauffen) von den Provinz- und Staatsverwaltungen übernommen werden. An deren Spitze werden sozial-wirthschaftlich geschulte Techniker stehen. Wenn heute für die Thätigkeit der Elektricität die Beleuchtung in unseren Städten im Vordergrund steht, wird später der Elektromotoren-Betrieb für Stadt und Provinz die hervorragende Aufgabe bilden. Die Schädlichkeit übergroßer Einzelvermögen wie die mannigfaltigen Gefahren des verarmenden Proletariats in sittlicher und hygienischer Beziehung werden mehr und mehr vermindert, das Wohlbefinden der größeren Massen der Bevölkerung und der Ausgleich zwischen Stadt und Land durch Zuführung gleich billiger elektrischer Energie und Förderung der Industrie in Dorf und Stadt wird vermehrt werden. Die soziale Frage wird gewiß damit nicht gelöst, wohl aber wird durch weitsichtige gerechte Fürsorge nach allen Seiten hin der heute so grelle Klassengegensatz gemildert und auch dadurch allgemeines Volkswohlsein gefördert werden. Ob Deutschland nach seiner Entwickelung der letzten Jahrzehnte in geistiger, sozialer und technischer Beziehung gegenüber den anderen Culturvölkern die Kraft zur Führung in dieser sozial-wirthschaftlichen Richtung haben wird? Wir zweifeln nicht daran und wünschen es auf's Lebhafteste!

Literatur und Kunst.

Zwei Festspiele des vergangenen Sommers.

Von Hermann Lammers.

Zwei merkwürdige Gestaltungen unseres deutschen Bühnenlebens sind im vergangeneu Sommer von Neuem an die Oeffentlichkeit gelangt, die in einen scharfen Gegensatz zu einander treten und doch auch wieder sich nahe und ergänzend berühren, nämlich die dramatischen Leistungen zu Ehren Martin Luthers und die Bayreuther Festspiele. Beide Veranstaltungen gehen in einer weiten Trennung ihrer Geschicke vor sich, als verdankten sie Keim und Wachsthum nicht dem Boden desselben Vaterlandes. Es sind eben beides vereinzelte Unternehmungen, die der Hauch des öffentlichen Anklangs, den sie augenblicklich finden, emporhebt. Verliert dieser Hauch seine Kraft und Schärfe, so sinken sie zu Boden und verfallen, wenn sie nicht zufällig ein dicker Goldsäckel wieder hebt, dem Staube der Vergessenheit. Denn so hoch beide von manchen ihrer Enthusiasten gepriesen werden, ja so nachhaltige Wirkungen sie auf näher Betheiligte geübt haben, so glänzende Erfolge sie aufweisen können — ihre Unentbehrlichkeit ist durch nichts erwiesen, und es ist eine bedenkliche Uebertreibung, wenn man behauptet, daß auch nur eine von den beiden im Bewußtsein unseres gesammten modernen Volkes Wurzel gefaßt hätte. Aber sind beides nicht wenigstens glückliche Versuche, nicht vielversprechende Ansätze, die die Nation verpflichtet wäre, in gedeihlichem Erdreich zu befestigen und ihre Entwickelung mit warmer Liebe und Sorgfalt zu pflegen? Fragt man die Schwärmer des Lutherfestspiels, so bezeichnen sie dies als das volksthümlichste Phänomen, das man ersinnen könne, und läßt man sich gar mit einem Wagner-Enthusiasten in eine Erörterung ein, so wird er auch heute noch, acht Jahre nach dem Tode des Meisters, unermüdlich dessen Werke als das A und O aller dramatischen und musikalischen Bestrebungen rühmen.

Tritt man den beiden künstlerischen Hauptetappen des kaum verwichenen Sommers rückblickend mit einiger Ruhe und Reife gegenüber, so wird man im Lutherfestspiel sowie in den Bayreuther Vorstellungen einen Kern entdecken, der nach Abstreifung vergänglicher Ueberwucherungen der Unsterblichkeit zu zu gewinnen wäre. Was ist zur Kräftigung unseres gesammten Bühnenlebens durch Lutherfestspiel und Bayreuth erreicht worden?

Meiner Erörterung schicke ich die Bemerkung voraus, die dem Tadel der Unvollständigkeit zuvorkommt, daß ich allerdings nur Devrient's und Herrig's Werke über die Bretter habe wandeln sehen, und über die sonstigen Schößlinge auf diesem fruchtbaren Versuchsfelde nicht hinreichend urtheilen kann. Aber jene beiden sind unter den aus dem Geiste der Gegenwart erwachsenen Schöpfungen dieser Art auch die hervorragendsten, vielleicht die einzigen, an welche sich die besonnene Kritik veranlaßt fühlen wird, den Maßstab der verdienten Fortdauer zu legen. Bei den Lutherfestspielen begegne ich sogleich einem Einwurf, der sich an den Titel heftet und für das sogenannte historische Festspiel die peinliche Beschränkung auf wirkliche Ueberlieferungen und deren trockene Wiedergabe und gewissermaßen als Lohnpfennig für eine solche Kasteiung der Phantasie die Gestattung eines lockeren Gefüges in Anspruch nimmt. Damit wäre dieser dramatischen Gattung eine sehr niedrige Stufe angewiesen, man stellte sie damit in den Knechtsdienst der Geschichte und Culturgeschichte und gäbe sie zugleich der Willkür einer saloppen und dilettantischen Mache preis. Unbewußt liegt in solchen Behauptungen, wie man sie durch Berichterstatter nur zu oft mechanisch verbreitet liest, eine Entwürdigung Luthers, nicht des historischen Menschen mit Haut und Haaren, wie er der peinlichen Forschung angehört, sondern des Mannes, der durch wissenschaftliche Erkenntniß geläutert im Bewußtsein der Besten unseres Volkes fortlebt. Denn solche großen und guten Charaktere, deren die Weltgeschichte nur wenige aufzuweisen hat, heischen wie keine anderen die vorurtheilslose Verewigung durch den Dichter, die nur das Drama in lebendigster und tiefstgreifender Wirkung leisten kann. Aber vielleicht bedarf es noch eines jahrzehntelangen Kampfes gegen die heutigen Besudler des Namens Luther, um statt eines Platzes lediglich in der Geschichte zweier Parteien, des Katholicismus und Protestantismus, ihn der Menschheitsgeschichte und ihrem Streit gegen Aberglauben, Vorurtheile und Sittenverrohung voll und rein zu gewinnen. Zu einer solchen Auffassung der Persönlichkeit Luthers finden sich bei Devrient und Herrig Keime, deren treibender Kraft die tüchtigen Poeten hier und da ein Meisterstück verdanken.

Digitized by Google

Die größere Energie zeigt der Held in Devrient's Werk.*) Keine Mattheiten und Lahmheiten schleichen sich hier ein. Das vorwiegend Kämpferische des Charakters kommt in seiner strengen Herbheit zu entsprechendem Ausdruck, und in natürlicher Mischung mit dieser Eigenschaft offenbart sich der zarte Familiensinn des gereiften Mannes schon in dem jungen Klosternovizen. Dieser kann es nicht verwinden, sein Mütterlein im Stich gelassen zu haben und rechnet sich in seinem gesunden Menschengefühl diese Zerreißung des natürlichsten Bandes als Sünde an. Ueberall, wo Luther spricht, ist der Stil gedrungen und markig, den Schriften und beglaubigten Aussprüchen des Reformators angepaßt. Mit allen den Haupteigenschaften, die wir an ihm kennen, tritt er redend und handelnd auf die Bühne. Man glaubt sein ähnlichstes Porträt reden zu hören, sein sprechendstes Standbild Fleisch und Blut gewinnen zu sehen. Und diese treue Anlehnung hat, so oft der Held selbst in die Handlung eingreift, nichts Nothdürftiges und ängstlich Sklavisches. Die starre Rechtgläubigkeit, in welcher der spätere historische Luther zu versteinern drohte, die ihn Zwingli die Bruderhand verweigern ließ, wird von Devrient nicht einmal angedeutet; dagegen sein gesunder Freisinn bedeutsam herausgehoben. Man glaubt mitunter, einen Protestanten modernster Richtung reden zu hören, ohne daß diese Neuschöpfung, da sie gleichwohl im Stile des echten Luther gehalten ist und andererseits die Betonung irgend eines Dogma's vermieden wird, befremdend wirkte. Zu diesen unumstrittenen Vorzügen gesellt sich die starke Bühnenwirksamkeit einiger Scenen, insbesondere die tief gefaßten, erschöpfenden, wenn auch etwas gedehnten Vorgänge im Augustinerkloster mit der prächtig gelungenen Gestalt des berühmten Staupitz; der Wittenberger Ablaßstreit, der in einem Auftritt zwischen Luther und seinem Gegner Emser von schlagender Prägnanz der Gegensätze sich austobt, die treffliche Brautwerbungsscene und Luther als Freund und Familienhaupt. Und ohne Hinabgleiten bewegt sich die Dichtung auf der Höhe der großen geschichtlichen Momente, welche freilich ein lebendigerer und stärkerer Schwung der Phantasie bei aller charakteristischen Treue noch bedeutend steigern würde. Die Einheit, mit welcher das Ganze die so stets gewahrte Persönlichkeit Luthers durchwebt, ist indessen nicht genügend festgehalten und ausgebeutet. Nicht nur, daß Raum und Zeit sich zersplittern und das ganze lange Leben des Reformators in seinen Hauptmomenten uns in sieben langen Abtheilungen aufgerollt wird, die jede einen anderen Schauplatz haben und verschiedene Zeitumstände voraussetzen; auch die Handlung beginnt mit jeder Abtheilung auf's Neue und wir sollen uns für sieben kurzathmige Schauspiele nach einander stets von Neuem erwärmen, statt daß ein einziges großes uns allmählich fesselte, ergriffe, erschütterte. Und dieser Mangel wäre nicht so sehr fühlbar, hätten sich Interesse, Spannung und Sympathie von Act zu Act steigern lassen. Aber mit dem Wormser Reichstag der dritten Abtheilung ist der Gipfel erreicht, ja schon die vorhergehende Wittenberger Scene ist die lebendigste von allen und nimmt theatralisch zu viel vorweg. Um über sie hinaus zu dringen, hätte es bereits in der dritten Abtheilung eines bedeutenderen poetischen Krafteinsatzes bedurft, während Devrient hier wie oft auch in den gehäuften lateinischen Brocken anderer Scenen sich durch den Buchstaben der geschichtlichen Ueberlieferung in Fesseln schlagen läßt. Die unfreiwillige Gefangenschaft auf der Wartburg in ihrer dramatischen Stockung will uns nach der immerhin imposanten Reichstagsscene gar nicht mehr behagen. Und der Luther der letzten beiden Handlungen, so rührend schön sich in ihm robuste Kraft mit herzlicher Wärme verbindet, ist doch zu sehr ein Anderer als der zornrothe mächtige Kämpfer mit einer Welt voll Teufeln.

Ludwig Herrig's Werk ist im Großen und Ganzen von weit matterem dramatischen Leben durchpulst; die Zeitgenossen Luthers wanken zum guten Theil als saftlose Schemen neben ihm einher, aber aus dem gesunden Mark des Helden blüht ein Hauch treuherziger Milde und Zartheit hervor, der bei Devrient nicht so unmittelbar und erquickend wirkt. Indessen auch Herrig krankt an dem Uebel der Zersplitterung in noch kleinere unzusammenhängende Scenen, deren Gesammtheit zu ihrem Vortheil nur ca. zwei Stunden Aufführungsdauer umfaßt; er gönnt der Musik einen tiefen Eingriff und läßt zum Schluß bekanntlich Darsteller und Zuschauer sich in dem Chor von der festen Burg stimmungsvoll begegnen, eine naive Illusionsstörung, die gleichwohl erhebend wirkt, im Uebrigen aber natürlich mit dem Verdienst der Dichtung nichts zu schaffen hat.

Beide Werke athmen einen so reichen geistigen Gehalt und prägen sich aus in so lebendiger Physiognomie, daß sie bei öfteren Wiederholungen den Eifer der größtentheils dilettantischen Darsteller nicht erkalten ließen — ein erfreuliches Wahrzeichen für ihren Werth! Die nunmehr praktisch längst ausgeführte und glücklich wirkende Idee, um einen gereiften Schauspieler als Heldenrolle sich Dilettanten gruppiren zu lassen, ist fruchtbar und würde zu beträchtlicher Bedeutung gelangen, wenn eine längere Schulung dieser Kräfte vorherginge, namentlich was die Schärfe und Deutlichkeit, die charakteristische Klangfarbe der Bühnensprache und die daraus mit entspringende Bestimmtheit der Action betrifft, wenn ferner vor dem Beginn der gültigen Spielproben eine Prüfung der Tüchtigkeit der Vertreter bedeutender Rollen durch anerkannte Meister und Kritiker erfolgte und dieser Maßstab die Besetzung sorgfältiger abstufte. Möchten dadurch auch hin und wieder Eifersüchteleien geweckt werden — es wäre doch für unser gesammtes Bühnenwesen von großer Wichtigkeit, daß die Oeffentlichkeit erführe, welche und wie viel Dilettanten sich etwa zum Beschreiten der Bühnenlaufbahn ungleich mehr eigneten, als tausend routinirte Kunstverderber, die aus Gott weiß welchen, nur nicht künstlerischen Gründen auf die Bretter gerathen sind. Das Nachrücken solcher kernfrischen Reserven auch nur in geringer auserlesenster Zahl und die freiere Fühlung, welche dadurch die übrige spröde sich absondernde Gesellschaft mit dem Schauspielerstand gewönne, könnte zu gegenseitigem Einfluß von unberechenbarem Segen führen.

In derselben gänzlichen Trennung vom sonstigen Theater wie die öffentlichen Säle, welche man für das Lutherfestspiel mit Beschlag zu belegen pflegt, steht der Musiktempel auf dem Hügel von Bayreuth, wo die künstlerischen Lebenswerke eines einzigen Mannes zwei Jahre hinter einander mit einer dann folgenden Pause von drei Jahren zur Aufführung gelangen. Aber während die Lutherfestspiele gewissermaßen ein Hinabsteigen sind von der Höhe der ausschließenden Kunstbühne in die Tiefen das mitwirkenden Volkes, sind die Bayreuther Bestrebungen Festspiele in ganz anderem Sinne. Sie sollen nach dem stolzen Ausspruch ihres Meisters, der dem deutschen Volk bekanntlich eine deutsche Kunst in diesem Unternehmen schenken wollte, zwar auch der Gesammtheit mächtig ans Herz greifen, erstreben dies aber durch Anspannung der besten Kräfte, die aus verschiedenen deutschen Städten und von verschiedenen Bühnen herangezogen, ihr glänzendes Gastspiel zu einem einzigen hohen Ziel vereinigen. In dieser eintheitlichen und andauernd wirkenden Begeisterung berühren sie sich indeß wieder lebhaft mit dem Lutherfestspiel. Die Bedeutung der Wagner'schen Werke und ihrer Vorführung in Bayreuth für die Musik, dieses wie es scheint fast ausschließliche Schoßkind unserer gebildeten Gesellschaft, ist unzählige Male erörtert worden, ohne daß die stattliche Zahl ihrer Kenner, Enthusiasten und Gegner darüber auch nur annäherend in's Reine gelangt wäre. Nur darüber herrscht kein Zweifel, daß anspruchsvolle Bühnen-Compositionen niemals eine so vollendete Verkörperung erfahren haben, wie sie mit belanglosen Ausnahmen der Bayreuther Musiktempel bietet. Was aber hat Wagner und seine Bayreuther Schöpfung, abgesehen von ihren rein musikalischen Wirkungen, für die Entwickelung der deutschen Bühne, für die dramatische Kunst und ihre Darstellung geleistet?

Auch diese Frage ist weit entfernt, eine befriedigende Lösung schon heute finden zu können. Aber ohne Zweifel verdient manches, was die Bayreuther Festbühne von anderen Theatern

*) Im Druck erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

unterscheidet, und bald unterschätzend, bald überschätzend in seinem Werthe verkannt wird, wie alle originellen und geistvollen Erfindungen Beachtung, Prüfung und unmittelbar übernommene oder umgewandelte Verwerthung. Es war bekanntlich die bewußte Absicht Wagners, ein Gesammt-Kunstwerk zu schaffen, d. h. alle bisher getrennt arbeitenden Künste in einen ungeheueren Zusammenklang aufzulösen und ihnen sämmtlich die Musik, als die nach seiner Ueberzeugung höchste zu überordnen, sie alle schließlich gleichsam in den Generalbaß zu transponiren, ohne auch nur einer des ganzen Chores ihr Eigenleben zu verkümmern. So unausführbar dieser Plan ist in seinen unermeßlichen Umrissen, da jede Kunst in der Trennung, die allein stark und gesund macht, sich durch Jahrhunderte oder gar Jahrtausende zu einer colossalen Selbständigkeit entwickelt hat, so hat Wagner vermöge seiner mächtigen künstlerischen Energie mit dem dennoch gewagten Versuch Bedeutendes geleistet. Es ist ihm gelungen, seiner Musik durch ihr meisterhaft sich anschmiegende Worte, durch Sänger und Darsteller zugleich, die an ihr trefflich geschult sind, durch das unter einer Schallwölbung hervor wundersam ertönende Orchester, durch Decorationen, welche die Natur in bescheidener hoher Schönheit bezaubernd nachahmen, durch andere Wandlungs-Effekte einziger bisher unerreichter Art zu größerem Verständniß zu helfen und den Genuß an ihr zu steigern. Dieser ganze gewaltige Apparat, der die Wirkung des Kunstwerkes fördert, so wenig er mit diesem selbst zu schaffen hat, verlangt auch für das eigentliche, das Drama in Worten große Beachtung, ist aber bereits durch die Meininger Künstler-Gesellschaft und einige andere Hoftheater zu annähernd derselben Ausbildung gediehen. Er stellt jedoch, wie man nicht genug betonen kann, nicht entfernt alle Künste in ihrer Blüthe dar, er sollte deshalb nicht allzu sehr die Sinne gefangen nehmen, da er den unterstützenden Künsten nur den illusorischen Schein der Vollendung leihen kann.

Das Wichtigste, was man für die deutsche Bühne aus dem Bayreuther und Lutherfestspiel entnehmen sollte, scheint mir folgendes zu sein. Unser gesammtes Schauspielerwesen führt im Großen und Ganzen betrachtet eine unwürdige, kaum ferner zu duldende Existenz. Das ist keine Schwarzseherei, sondern eine leicht zu erweisende baare Thatsache. Die freieste und größte der Künste, die dramatische, ist den tausend zerrüttenden Schwankungen des Erwerbslebens unterworfen, der Willkür mancher Theaterdirectoren, die lediglich ihre Kasse bereichern wollen und müssen, ohnmächtig preisgegeben und damit den unberechenbaren bald ausschweifenden, bald engherzigen Launen des Publikums verfallen. Agenten und Directoren üben eine leicht zu mißbrauchende unumschränkte Gewalt über die Schauspieler, deren Daseinsziel ein ganz anderes sein soll, als Gelderwerb um den Preis, ihr verliehenes edleres Pfund in den Staub zu zerren, und die daher den Bühnenleitern ebenbürtig gestellt sein müßten. Unternehmungen, wie die unter den Sternen Luther und Wagner begründeten, zeigen uns, daß auch würdige Leistungen, welche sich über jene Uebelstände hinausschwingen, großen Zuspruch finden. Aber sie fallen in ihrer Vereinzelung den unlenkbaren Stößen eines ungewissen Schicksals anheim. Soll das Deutsche Volk thatlos zusehen, wie solche Geistesbauten erhabenen Stiles wer weiß wie bald schon, vor aller Augen in Trümmer sinken? Ich meine, es wäre jedenfalls die Aufgabe, eine der dringensten nächster Zukunft, ihnen ein breites allgemeines Fundament zu schaffen, an welchem alle feindlichen Gewalten vergebens rüttelten. Dies wäre weder durch zu großen Zwang erreichbar, wie ihn etwa eine Verstaatlichung der Bühne ihr aufdrängen möchte, noch durch laxe Freiwilligkeit, wie sie ein Verband von Bühnenfreunden als Beherrscher gestatten würde. Die Unerbittlichkeit des Gesetzes wäre anzurufen, um die heilige Sache, eine der tiefen Lebensquellen der Nation willkürlicher Besudelung zu entreißen, aber die Art ihrer Hebung und Förderung sollte frei bleiben von aller Zaren- und Papstherrschaft, von jeglicher Bevormundung. Ich möchte darum der Erwägung einflußreicher Leser dieser Zeitschrift anheim geben, ob nicht eine statistische Erhebung über alle einschlägigen Fragen dringend nothwendig und ob zur Regelung der sich so in scharfer Beleuchtung herausstellenden faulen Verhältnisse nicht ein Reichsgesetz zu schaffen sei. Dieses Gesetz würde etwa die Gründung eines allgemeinen Reichsbühnenfonds festsetzen, der dem sanften Joch einer geringen bald kaum mehr spürbaren Besteuerung der Theaterbesucher, vielleicht nach dem jeweiligen Preise des gewählten Platzes, abzustufen, sein Dasein verdankte. Damit wäre die Grundlage geschaffen, auf der sich weiterbauen ließe. Das Gesetz würde darauf fußend dann einen Rath Bühnen- und Dramen-Kundiger in's Leben rufen, der aus seiner Mitte alle Parteizwecke aufs Strengste zu verbannen hätte und für dessen Bildung ein möglichst umfassender Wahlmodus in Kraft träte. Dieser Rath ergriffe mit entschiedener Hand die Leitung einer zu gründenden Schauspieler-Akademie und einer umfassenden Versuchsbühne für Darsteller und Dichter, vor allem aber die Oberherrschaft über das ganze deutsche Theater, deren Gliederung und Organisirung ebenfalls gesetzlich anzuordnen wäre und die sich auf die stetig wachsenden Einkünfte des Bühnenfonds stützen würde. Dann würde man unter anderen heilsamen Neuerungen wohl auch eine Orts- und Verwaltungstrennung zwischen Oper und Schauspiel durchsetzen, um jede der beiden Künste völlig auf eigene Füße zu stellen und zu verhindern, daß die Oper fortführe, das Publikum durch hohlen Prunk zu berauschen. Hätten von einer solchen Schöpfung unsere dramatische Poesie und Schauspielkunst als die vornehmsten aller nicht bessere Tage zu erwarten?

Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871.*)

Besprochen von J. Rosenstein.

Es ist nun bald ein Jahr, seit die deutsche Nation, ihren Kaiser an der Spitze, in dankbarer Begeisterung den 90. Geburtstag ihres großen Feldherrn, des Feldmarschalls Grafen Moltke, begangen hat. Nur wenige Monate über diesen Zeitpunkt hinaus ist uns der greise Held erhalten geblieben, nachdem er bis zum letzten Tage und noch bis wenige Stunden vor seinem Tode im Dienste seines Volkes gearbeitet hatte. Der Spaziergang, den er nach Schluß der Reichstagssitzung am Freitag, den 24. April, durch den Thiergarten nach dem Generalstabsgebäude machte, ist der letzte Weg seines Lebens gewesen. Wohl wußte man, daß das hochgesegnete Andenken an diesen großen und guten Mann, an das, was er für die Wiedergeburt seines Vaterlandes gethan, nie in den Herzen des deutschen Volkes aufhören wird, und daß er über sein Leben hinaus vorgesorgt hatte für die Stärkung der Vertheidigung und Sicherung seines Landes nach Westen wie nach Osten. Man wußte, daß seine genialen Rathschläge, die Schätze seiner unvergleichlichen Kriegskunst und Erfahrung, niedergeschrieben von seiner Hand an der Stätte seines Wirkens, im großen Generalstab ruhen. Er selbst hat es gesagt: „Alles, was ich Sachliches geschrieben habe, und was des Aufhebens werth ist, liegt im Archiv des Generalstabes." Man muß es dem Grafen Wilhelm Moltke, dem Neffen des Feldmarschalls, im vollsten Maße Dank wissen, daß er, in dem hochberechtigten Streben, den großen Todten nicht nur nach seinen Thaten beurtheilen zu lassen, sondern auch mit seiner großen Seele dem segnenden Andenken der Mit- und Nachwelt zu erhalten, durch die Herausgabe einer Reihe von Bänden gesammelter Schriften und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls der Nation ein ungemein köstliches Vermächtniß unterbreitet hat. Die in den letzten Wochen erschienene Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71 bildet den Anfang dieser Sammlung, wenn sie auch als dritter Band derselben bezeichnet ist. Sie wurde bei ihrem Erscheinen mit Recht als ein Ereigniß auf dem Gebiet der historischen Literatur begrüßt. Die gesammte europäische und transatlantische Presse brachte Auszüge und Be-

*) Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Digitized by Google

sprechungen voller Anerkennung und Bewunderung und nach wenigen Tagen war der Band vergriffen.

Es ist nicht unsere Absicht, das Buch, das eine gedrängte und volksthümliche Bearbeitung des großen Generalstabswerkes sein soll, hier vom militärischen Standpunkt vorzuführen und zu besprechen. Wir möchten vielmehr die reiche Fülle von rein historischen und politischen Gesichtspunkten, Urtheilen und neu festgestellten Thatsachen hervorheben, die, auch wenn sie hier und da Widerspruch gefunden und zu Controversen Anlaß gegeben haben, doch immer im höchsten Grade beachtenswerth sind und überraschende neue Einblicke gewähren. Auch für die historische Methode und Kritik, die Beurtheilung des Werthes und der Bedeutung der Quellen bei der synthetischen Arbeit des Historikers wird uns gleich zu Beginn des Werkes ein gewichtiger Hinweis ertheilt. Die Abneigung des Feldmarschalls gegen Memoirenliteratur, die nur dazu diene, persönliche Eitelkeiten zu befriedigen und aus stets subjectiver Auffassung heraus, durch Hereinziehen kleinlicher Gesichtspunkte Vieles verzerre und verunstalte — ist ganz besonders charakteristisch für Moltke als historischen Schriftsteller; seine Worte gehören zu dem Treffendsten, was über diese Gattung von Quellenmaterial gesagt werden kann. Nicht ganz so unbedingt möchten wir beistimmen, wenn Moltke es als eine Pflicht der Pietät und Vaterlandsliebe bezeichnet, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege der Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen. Das kann für eine gewisse Gattung historischer Literatur einigermaßen zutreffen, namentlich so weit es sich um Mitlebende handelt und die Darstellung eine auszügliche, nicht vollständige sein soll. Ein Prinzip für den Historiker, auch für das Gebiet der Kriegsgeschichte kann es nie sein. In unseren drei Generalstabswerken ist nach Moltke's Anschauung verfahren worden. Was Wrangel 1864 gefehlt und Falckenstein 1866 sündigte, haben wir erst aus Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs" erfahren; die Schilderungen des Generalstabes gehen mit Stillschweigen darüber hinweg; auch über die Gründe, aus denen Steinmetz nach den Augustschlachten vor Metz aus dem Commando entfernt wurde, wird von Moltke nichts mitgetheilt; eine flüchtige Mittheilung in den Briefen Roon's spricht davon, daß die Langmuth des Königs zu Ende war, nachdem sich Steinmetz gegen alle Warnungen taub gezeigt und nun auch dem Prinzen Friedrich Karl, seinem Oberbefehlshaber, direct opponirt hatte. — Indem wir hier die in jüngster Zeit vielfach genannten Briefe des Generals v. Roon erwähnen, müssen wir der Abweichungen gedenken, die in einigen Hauptpunkten zwischen den Darstellungen Moltke's und den Aufzeichnungen seines großen Waffengenossen Roon bestehen. Es handelt sich hierbei namentlich um die sogenannte Kriegsrathslegende und um die Ueberlieferung in Betreff der Beschießung von Paris. Die unerschütterliche Wahrheitsliebe und unbedingte Zuverlässigkeit dieser beiden um ihr Vaterland hochverdienten Männer ist so hoch über jedem Zweifel erhaben, daß die Kritik sich nur auf den Standpunkt stellen kann, die abweichenden Versionen mit einander zu vereinigen und dabei vor Allem auf die gänzlich verschiedenen Umstände und die verschiedene Zeit hinzuweisen, unter denen die beiderseitigen Aufzeichnungen entstanden. Es wird in unserer historischen Literatur nicht gerade viel Beispiele geben, an denen sich so eindringlich demonstriren läßt, wie ungemein schwer jene Momente für die Würdigung der Ueberlieferung in's Gewicht fallen. Moltke nahm das uns heute vorliegende Werk volle 16 Jahre nach dem Kriege in Angriff; er schrieb, abgesehen von dem actenmäßigen Material, das sich auch nach dem Erscheinen des Generalstabswerkes noch vervollständigt hatte, aus einer voll abgeklärten Erinnerung, in einer abgeschlossenen Kenntniß der gesammten Entwickelung und des Zusammenhangs mit einer erst dadurch möglich gewordenen Scheidung der Haupt- und Nebensachen.

Wie anders Roon, dessen Aufzeichnungen an die ihm Nächststehenden — Gattin, Verwandte und Freunde — niedergeschrieben wurden unter dem Eindruck der Ereignisse selbst, nicht bloß der abgeschlossenen, sondern auch der entstehenden und sich vorbereitenden, in ihren Folgen noch gar nicht absehbaren, ferner aber beeinflußt von den Strömungen und Verstimmungen des Augenblicks, von schweren Gesundheitsstörungen, von Gram und Sorge, in der ungeschminkten Form, in der man eben an seine Allernächsten zu schreiben pflegt; es läuft da so manches in Aerger und Aufregung entschlüpfte Wort mit unter, das der vorsichtige Kritiker wohl als charakteristisch für den Schreiber, aber kaum für die in Betracht kommende Person oder Thatsache ansehen wird. — Was nun zunächst die sogenannte „Kriegsrathlegende" angeht, so scheinen uns hier die beiden Versionen in der Hauptsache gar nicht so weit auseinander zu gehen. Moltke theilt (S. 214 Note) mit, daß im Laufe des ganzen Feldzuges niemals ein Kriegsrath berufen sei; er berichtet ferner (S. 428), daß täglich, mit Ausnahme der Gefechts- und Marschtage, Vormittags Vortrag beim Könige gewesen sei, dem er, der Generalquartiermeister, der Kriegsminister und in Versailles auch der Kronprinz beigewohnt haben. Hier wurden die eingegangenen Nachrichten und Meldungen vorgetragen. Der König forderte von den Anwesenden Auskunft, aber nicht Rath und unterwarf die vom Chef des Generalstabs gemachten Vorschläge einer sehr eingehenden Erwägung; bei dem Vorgeschlagenen sei es dann schließlich ausnahmslos geblieben. Roon schreibt am 25. August (Deutsche Revue, Juni S. 268, 269), daß Moltke niemals commandirt habe, noch commandiren werde, daß aber nach seinen im gemeinschaftlichen Vortrag von Sr. Majestät genehmigten oder modificirten Vorschlägen nicht bloß mehrere Armeecorps, sondern die ganze Armee dirigirt und verwandt wurde. Daß Roon auch von Modifikationen der Vorschläge spricht, beweist nur, daß der König selbstverständlich den gemachten Vorschlägen nach seinem Ermessen beistimmen konnte oder nicht; es ist nicht damit gesagt, daß gelegentlich die Beistimmung versagt und Abänderungen der Vorschläge eingetreten seien. Moltke spricht zweifellos vom Kriegsrath im engsten und rein technischen Sinne, er schließt dabei fraglos alle diejenigen Besprechungen und Vorträge aus, bei denen auch und wohl vorwiegend politische Fragen zur Sprache kamen; diese, die Roon als „Conferenzen" bezeichnet — einmal, kurz vor Abschluß der Friedenspräliminarien, läuft der Ausdruck „großer Kriegsrath" mit unter — berührt Moltke gar nicht, bestreitet somit auch gar nicht, daß der damalige Bundeskanzler Graf Bismarck solchen politisch-militärischen Besprechungen beigewohnt habe. — Wesentlich schärfer ausgeprägt sind die abweichenden Versionen in der Frage der Beschießung von Paris. Mit überströmender Bitterkeit läßt sich Roon über „die unverzeihliche und verderbliche Verschleppung" dieser Maßregel aus und er spricht von „sentimentalen Damen" und „Weiberintriguen", welche die Beschießung verhindert hätten; außerdem aber klagt er Moltke in der Sache auf das Lebhafteste an. „Die Welt wird es erfahren, daß unserem Freunde Moltke wegen dieser Versäumniß leider der Hauptvorwurf gemacht werden muß. Seines Amtes war es, die Ausführung der betreffenden Befehle des Königs mit Energie zu überwachen. Statt dessen hat er die Augen zugedrückt und es übersehen, daß nichts geschah — während er die leider vermißte Thätigkeit in den Vorbereitungen zu erzwingen hatte" (Deutsche Revue, Augustheft S. 131, Brief vom 10. December 1870). Trotz Roon's Voraussage hat die Welt von diesen Dingen nichts weiter erfahren, als das, was er selbst darüber, in ersichtlich großer Mißstimmung niedergeschrieben hat und schwerlich später bei einer vollen Durchdringung des Zusammenhangs der Dinge noch einmal niedergeschrieben haben würde. Wir besitzen in dem Tagebuch des Kronprinzen eine Aufzeichnung, die zu charakteristisch für die beiden Persönlichkeiten ist, um nicht hierher gesetzt zu werden. Der Kronprinz schreibt unterm 23. November: „Augenblick spannender Combinationen, Moltke trägt die Sachlage stets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat immer Alles bedacht, berechnet und trifft stets den Nagel auf den Kopf, aber Roon's Achselzucken und Spucken und Podbielsky's olympische Sicherheit influiren oft auf den König." Wir haben auf die von Roon beklagten „Weiberintriguen" nicht weiter einzugehen, wahrscheinlich befand sich unter den „sentimentalen Damen" auch die Königin von England, deren etwaige Ein-

Digitized by Google

wendungen doch wohl nicht so ohne Weiteres ignorirt werden konnten. Hauptsache aber ist, daß man doch auch über den Nutzen und die Bedeutung des Bombardements keineswegs derselben Ansicht zu sein brauchte wie Roon und Bismarck. Nicht bloß der Kronprinz dachte über diese Dinge anders, auch ein Mann wie General von Blumenthal, der sein Handwerk gründlich verstand, entwickelte, wie uns das Tagebuch des Kronprinzen berichtet, in einem Promemoria an Moltke „die Sinnlosigkeit des Bombardements." Und Moltke selbst hatte in dieser Hinsicht seine lebhaften Bedenken und Zweifel. Der politischen Erschwerungen und Hindernisse gedenkt Moltke natürlich gar nicht, und wohl mit Recht, da dies, wenn es überhaupt ernstlich in Anschlag zu bringen ist, nicht in den Rahmen seiner Darstellung gehört; dagegen spricht er sehr eingehend von den materiellen Hindernissen, die sich nicht bloß der Heranschaffung der Geschütze, sondern, als diese bereit standen, dem Transport der Munition entgegenstellten. Dieses letzteren Punktes gedenkt auch der Kronprinz mit großem Nachdruck. „Mit bloßem Schießen hätten wir längst anfangen können," schreibt der Kronprinz am 28. November, „hätten aber wegen Munitionsmangel bald aufhören müssen." Nach Moltke's bestimmter Aussage (S. 265) war es erst mit Ablauf des Jahres gelungen, die nöthigste Munition in Villacoublay zu versammeln. Am schwersten aber fiel das allgemeine Bedenken in's Gewicht, daß, wie Moltke hervorhebt (S. 262), „das immer unliebsame Mittel einer Bombardements" gegen einen so ausgedehnten Platz die Entscheidung nicht herbeiführen konnte und daß das Ziel nur durch eine förmliche Belagerung mit Ingenieurangriff zu erreichen war. Wir wissen heute, daß es nicht die Beschießung war, welche die Uebergabe von Paris herbeiführte, sondern die durch die Einschließung herbeigeführte Aushungerung. Wir sehen aus allem diesen, wie wenig die Aufzeichnungen Roon's mit ihren harten persönlichen Angriffen geeignet sind, uns ein richtiges Bild von den Vorgängen jener Tage zu geben. Wir haben ihnen nichts weiter zu entnehmen, als daß — was man lange wußte — starke Meinungsverschiedenheiten wegen der Zweckmäßigkeit einer Beschießung von Paris im großen Hauptquartier herrschten: auf der einen Seite Bismarck und Roon, auf der anderen Moltke, der Kronprinz, Blumenthal; so standen sich sehr gewichtige Autoritäten gegenüber. Es handelte sich dabei aber, um uns der Worte Moltke's zu bedienen, nicht um zarte Rücksichten für die Pariser oder um den Einfluß hoher Persönlichkeiten, nur das „militärisch Mögliche und Zweckmäßige" wurde in's Auge gefaßt.

Zudem kannte Moltke die Verhältnisse in Paris wie in Frankreich so genau, wie das damals nur irgend möglich war. Er brachte sie für seine Berechnungen nachdrücklich in Anschlag. Die Verquickung der Kriegführung mit der Politik, die „dilettantische" Strategie von Gambetta und Freycinet — beides Momente, die er oft hervorhebt — vor Allem aber seine überaus treffende Beurtheilung des französischen Nationalcharakters — alles dieses übt einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung seiner Pläne, freilich keineswegs als allein Ausschlag gebend, daneben stand stets die Erwägung, daß man dem Gegner zunächst immer das Ergreifen der wichtigsten Maßregel zutrauen müsse. Klar und scharf hat Moltke die gänzlich veränderten Verhältnisse in's Auge gefaßt, unter denen der moderne Krieg vorbereitet und geführt wird. Er hat mit dem alten Wahn gebrochen, als ob die Völker stets bereit seien, sich in Frieden und Freundschaft zusammen zu finden, wenn nur die Regierungen sie gewähren ließen. Dergleichen Anschauungen treten heutzutage allenfalls noch auf sozialdemokratischen Congressen hervor, und auch da steckt gewöhnlich noch eine starke reservatio mentalis im Hintergrunde. Unbestreitbar richtig erscheint die Ansicht, von der Moltke in dem uns vorliegenden Werke ausgeht, daß es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten ist, sondern daß es die Stimmungen der Völker sind, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Ein Blick auf die politische Situation im Osten und Westen bezeugt die leider gar nicht anzuzweifelnde Richtigkeit dieser Anschauung. Von keinem Volke freilich gilt sie mehr, wie von den Franzosen. Es ist nicht nur die Fortnahme der beiden uns früher geraubten Provinzen, welche sie Deutschland gegenüber nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern nicht minder das brennende Sehnen und Trachten, die erlittenen Niederlagen zu rächen. Es ist ein unanfechtbar wahres Wort, wenn Moltke bei seiner Darstellung der Verhandlungen nach der Schlacht von Sedan sagt (S. 98): „Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nichtfranzosen als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene Niederlage vergessen machen." Wenn uns dann dieser wie es scheint leider unvermeidliche Rachekrieg eines Tages aufgedrungen wird, so haben wir es den Siegen von 1870/71 und der genialen Führung, unter der sie erfochten wurden, zu danken, daß wir diesen Krieg von Elsaß-Lothringen aus, Straßburg und Metz in unseren Händen, zu führen haben und nicht Mainz, Coblenz, Ulm die nächsten Waffenplätze sind, auf die sich unsere Armeen zu stützen haben werden. Moltke scheidet sehr scharf zwischen der politischen Bedeutung und Nothwendigkeit der Kriege von 1866 und 1870/71. Er sieht den ersteren (S. 426) nicht entsprungen aus der Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz, nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des Volkes, sondern nur geführt für das ideale Gut der Machtstellung. Wir können dem nicht ganz beistimmen. Die Existenz eines mäßig großen und anspruchslosen Preußen war weder 1866 noch 1870 bedroht; wenn Preußen sich bei seinem Bestande vor 1866 genügen ließ und Oesterreichs Forderungen in Betreff der Elbherzogthümer nachkam, so hat es allerdings nichts zu befürchten, dem aber stand der sich gebieterisch aufdrängende deutsche Beruf Preußens entgegen und das Wort des Königs Wilhelm, daß Preußen nicht bestimmt sei dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. Es ist richtig, daß öffentliche Meinung und Volksstimme das Jahr 1866 in Folge des damaligen Conflicts zwischen Regierung und Volk keineswegs für geeignet zur Aufnahme eines so schweren Krieges ansahen; als unvermeidlich aber hatte die weit überwiegende Mehrheit der Nation diese Auseinandersetzung mit Oesterreich seit 1849 angesehen und ihr Mißlingen 1850 als ein Unglück empfunden. Ein verlorener Krieg im Jahre 1866 hätte zwar nicht die Existenz Preußens vernichtet, das wäre in einem solchen Falle auch 1870 nicht der Fall gewesen, sicherlich aber seine Integrität. Beide Kriege waren eben Abrechnungen von welthistorischer Nothwendigkeit. Im Jahre 1866 ist die Auseinandersetzung gelungen; das geniale Wort des Fürsten Bismarck auf dem Schlachtfelde von Königgrätz: „Nun gilt es die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder herzustellen" — hat sich glänzend erfüllt. Die Auseinandersetzung mit Frankreich steht noch aus; kein größeres Heil für die Welt könnte es geben, als daß auch diese beiden Nationen sich einst in Freundschaft zusammenfänden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Bäuerliches Ritterthum.*)

Von Giovanni Verga.

Turiddu Macca, der Sohn der Gevatterin Nunzia, hatte sein Jahr abgedient. Jeden Sonntag stolzirte er jetzt auf dem Kirchplatze in seiner Jägeruniform mit der glückbringenden rothen Mütze. Wenn die Mädchen, bis zur Nase in den Shawl gewickelt, zur Messe gingen, verschlangen sie ihn mit den Augen und die Jungens umschwärmten ihn, wie die Fliegen. Er rauchte eine Pfeife, mit dem König zu Pferde darauf, der wie lebendig aussah; die Streichhölzer rieb er hinten an der Hose an und hob das Bein, als ob er einen Tritt geben wollte. Aber trotz alledem hatte sich

*) Bei Gelegenheit der erfolgreichen ersten Aufführung von Pietro Mascagni's Oper: Cavalleria rusticana im Königlichen Opernhause zu Berlin wird es unsere Leser interessiren, die Novelle Verga's kennen zu lernen, wonach der Text gearbeitet ist. Aus dem Vergleiche mit dem Libretto geht namentlich hervor, was auf dem Wege zur Bühne aus dem Dorfstutzer, Reservisten und Bauernknecht Turiddu geworden ist.

Digitized by Google

Lola, des Pächters Angelo Tochter, weder bei der Messe, noch auf der Veranda ihres Hauses gezeigt. Sie hatte sich, während er fern war, mit einem Mann aus Licodia verlobt, der Fuhrmann war und vier Maulesel im Stalle hatte. Alle Wetter! Zuerst, als Turiddu es erfahren, da wollte er dem Kerl aus Licodia die Eingeweide aus dem Leibe holen. Aber er erleichterte sein Herz am Ende nur dadurch, daß er alle möglichen Spottlieder sang, wenn er unter ihrem Fenster vorbeiging.

„Was hat denn Turiddu," fragten sich die Nachbarn, „daß er die Nächte lang piept, wie ein verlassener Spatz?"

Eines Tages traf er endlich Lola, die von der Wallfahrt zurückkam. Als er sie erblickte, wurde er weder blaß noch roth, als ob ihn die Sache kalt ließe.

„Gesegnet, wer Euch sieht!" sagte Turiddu.

„Oh, Gevatter Turiddu, ich habe gehört, daß Ihr schon seit Anfang des Monats zurück seid."

„Ich habe noch ganz andere Dinge gehört," antwortete er. „Ist es wahr, daß Ihr den Gevatter Alfio, den Fuhrmann, gewählt habt?"

„Es war der Wille Gottes," erwiderte Lola, und dabei knüpfte sie die Zipfel des Kopftuches unter dem Kinne zusammen.

„Der Wille Gottes, den macht Ihr Alle Euch zurecht, wie's Euch in den Kram paßt! Und der Wille Gottes war es wohl auch, daß ich von so weit zurückkehre, um solche Geschichten zu hören, Signora Lola?"

Der arme Junge stellte sich tapfer, aber die Stimme war ihm dabei heiser geworden. Es that ihr herzlich leid, ihn so trübselig mit der Troddel seiner Mütze spielen zu sehen, aber sie fand nicht den Muth, ihn mit schönen Redensarten hinzuhalten.

„Hört einmal, Gevatter Turiddu —," sagte sie endlich, „ich will wieder zu meinen Freundinnen. Was würden Sie im Ort aber sagen, wenn sie mich mit Euch sähen!"

„Freilich," antwortete Turiddu, „nun Ihr den Alfio heirathet, der vier Maulthiere im Stall hat, muß man den Leuten keinen Stoff zum Gerede geben. Meine Mutter hingegen, die Aermste, hat, während ich diente, unsere braune Eielin und ihr Stückchen Weingarten verkaufen müssen. Alles, Alles ist vorüber, und Ihr denkt gar nicht mehr daran, wie Ihr von Eurem Fenster aus mit mir gesprochen und mir zum Abschied Euer Taschentuch geschenkt, in das ich, Gott weiß wie viele Thränen weinte, als ich fort mußte, so weit fort, und jetzt, Signora Lola, lebt wohl. Jetzt haben wir abgerechnet und unsere Freundschaft ist aus."

Lola heirathete auch richtig ihren Fuhrmann.

Sonntags setzte sie sich auf die Veranda und hielt die Hände in den Schooß, um die vielen dicken goldenen Ringe zu zeigen, die ihr Mann ihr geschenkt. Turiddu schlenderte noch immer im Gäßchen auf und ab, die Pfeife im Munde und die Hände in den Taschen; innerlich verging er vor Wuth, daß Lola's Mann so viel Geld hatte, und daß sie sich stellte, als sähe sie ihn nicht, wenn er vorüberging. Aber er wollte ihr schon noch einen Streich spielen.

Gegenüber wohnte der Weinbauer Cola, der steinreich war, wie die Leute sagten, und eine Tochter hatte. Turiddu gab keine Ruhe, bis Cola ihn als Knecht aufnahm; sogleich schlich er im Hause umher und raspelte Süßholz.

„Warum sagt Ihr denn nicht der Signora Lola alle diese schönen Dinge?" erwiderte Santa.

„Lola ist eine große Dame! Die Signora Lola hat ja einen wahren Prinzen geheirathet!"

„So glücklich bin ich freilich nicht!"

„Ihr seid hundert Lola werth, und ich kenne Einen, der sich weder um Lola, noch um alle Heiligen scheert, wenn Ihr zugegen seid, Eine, der die Signora Lola nicht werth ist, die Schuhriemen zu lösen."

„Hände weg, Gevatter Turiddu!"

„Habt Ihr Angst, daß ich Euch fresse?"

„Angst? vor Euch!"

„Nun, Eure Mutter war ja aus Licodia! Daher Euer streitsüchtiges Blut! Ich möcht' Euch mit den Augen auffessen!"

„Meinetwegen, aber einstweilen tragt mir dieses Bündel da."

„Für Euch möchte ich das ganze Haus aufpacken!"

Um ihr Erröthen zu verbergen, schlug sie mit einem Scheit, das sie in der Hand hielt, nach ihm, und nur wie durch ein Wunder traf sie ihn nicht.

„Vorwärts, sonst bringt unser Geschwätz noch alle Weinstöcke in Unordnung."

„Wenn ich reich wäre, suchte ich mir ein Weib aus wie Ihr seid, Santa."

„Ich werde keinen Prinzen heirathen wie Lola, aber eine Mitgift habe ich auch, wenn unser Herr mir einen Freier schickt."

„Man weiß, daß Ihr reich seid, man weiß es."

„Wenn Ihr es wißt, dann beeilt Euch, denn der Vater wird gleich kommen, und er darf mich nicht mit Euch treffen."

Der Vater begann die Nase zu rümpfen, aber das Mädchen kümmerte es nicht, denn die rothe Jägertroddel tanzte ihr immer vor den Augen, und als ihr Vater Turiddu hinausjagte, öffnete das Töchterlein ihm das Fenster und durchplauderte die Nächte mit ihm, so daß die ganze Nachbarschaft davon sprach.

„Ich werde noch toll, verliere Schlaf und Appetit, " sagte Turiddu.

„Unsinn!"

„Ich möchte unser Kronprinz sein, um Dich zu bekommen!"

„Unsinn!"

„Bei der Madonna, wie die Hostie möcht' ich Dich auffessen!"

„Unsinn!"

„Bei meiner Ehre!"

Hinter dem Topf mit dem duftenden Basilicum versteckt hörte Lola jeden Abend zu und wurde blaß und roth. Eines Tages rief sie den Turiddu an.

„Wie, Gevatter Turiddu, alte Freunde grüßen sich also nicht mehr?"

„Ah," seufzte der Jüngling, „glücklich, wer Euch noch grüßen darf."

„Nun, wenn Ihr mich grüßen wollt, so wißt Ihr, wo ich wohne!" antwortete Lola.

Turiddu kam nun so oft, daß Santa es bemerkte und ihm das Fenster vor der Nase zuschlug. Die Nachbarinnen steckten die Köpfe zusammen. Der Mann Lola's zog unterdessen auf den Jahrmärkten mit seinen Maulthieren umher.

„Sonntags will ich zur Beichte gehn, denn ich habe heut' Nacht von schwarzen Weintrauben geträumt," sagte Lola.

„Ach, laß es doch bleiben!" bat Turiddu.

„Nein. So knapp vor Ostern, da könnte mein Mann wissen wollen, warum ich nicht zur Beichte gegangen bin."

„Ach!" murmelte Santa, während sie kniend am Beichtstuhl wartete, bis an sie die Reihe kam. Eben hatte Lola das Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. „Bei meiner Seele, Du wirst nicht erst nach Rom wallfahrten müssen, um abzubüßen."

Gevatter Alfio kehrte mit seinen Maulthieren zurück, reich mit Geld beladen; er brachte seiner Frau ein schönes Kleid als Geschenk.

„Ihr thut wahrlich gut daran, ihr auch noch Geschenke mitzubringen!" sagte ihm seine Nachbarin Santa, „während Ihr fort seid, hütete Euch Turiddu das Haus."

Gevatter Alfio gehörte zu jenen Fuhrleuten, die die Mütze schief auf dem Ohr haben, und als er von seiner Frau so sprechen hörte, wechselte er die Farbe, als ob ihn Einer gestochen hätte. „Jesus Maria!" schrie er, „wenn Ihr nicht gut gesehen habt, lass' ich Euch keine Augen zum Weinen mehr! Euch und Eurer ganzen Verwandtschaft!"

„Ich bin nicht gewohnt zu weinen!" erwiderte Santa. „Ich habe auch nicht geweint, als ich mit diesen Augen den Sohn der Nunzia bei Nacht zu Eurer Frau schleichen sah."

„Es ist gut," sagte Alfio, „ich danke Euch."

Turiddu zeigte sich jetzt, da die Katze wieder zu Hause war, nicht mehr auf der Straße und betäubte seine Wuth im Wirthshause mit den Kameraden, und am Ostersonntage hatten sie eine Schüssel mit Würsten auf dem Tische. Als Gevatter Alfio eintrat, verstand Turiddu allein schon aus der Art, wie er ihn ansah, weswegen er gekommen sei und legte die Gabel hin.

„Ihr wünscht, Gevatter Alfio?"

„Nichts. Es ist schon lange, daß ich Euch nicht mehr sah, und da möchte ich mit Euch von der bewußten Sache sprechen, Ihr wißt ja."

Turiddu hielt ihm das Glas hin, aber Alfio schlug es ihm aus der Hand. Darauf stand Turiddu auf und sagte: „Gevatter Alfio, ich stehe zu Diensten."

Der Fuhrmann legte ihm die Arme auf die Schulter.

„Wenn Ihr morgen früh zu den Stachelfeigen nach Canziria kommt, so können wir mit einander reden, Gevatter."

„Erwartet mich auf der Hauptstraße bei Sonnenaufgang. Wir gehen zusammen."

Mit diesen Worten gaben sie sich den Kuß zur Herausforderung. Turiddu biß den Fuhrmann in das Ohr und gab ihm damit das feierliche Versprechen, nicht fortzubleiben. Die Freunde begleiteten Turiddu nach Hause. Die arme Nunzia erwartete ihn schon stundenlange, wie jeden Abend.

„Mutter," sagte Turiddu, „erinnert Ihr Euch, wie ich zu den Soldaten gegangen bin und Ihr geglaubt habt, daß ich nicht mehr zurückkomme? Gebt mir einen Kuß wie damals, denn morgen gehe ich weit fort!" —

Vor Tagesanbruch nahm er das Klappmesser, das er unter dem Heu versteckt hatte, als er Rekrut geworden, und machte sich auf den Weg zu den Stachelfeigen nach Canziria. —

„Jesus Maria, wohin gehst Du so in Wuth?" fragte Lola schluchzend voll Angst, als ihr Mann das Haus verließ.

„Nicht weit," antwortete er, „aber für Dich wäre es besser, wenn ich nicht wiederkäme."

Lola betete, im Hemd, zu Füßen ihres Bettes und küßte den Rosenkranz, den Fra Bernardino ihr aus dem gelobten Lande mitgebracht, und betete alle Avemaria des Rosenkranzes ab. —

„Gevatter Alfio," fing Turiddu an, als er eine Weile neben seinem Gefährten gegangen, der ganz still war und die Mütze über die Augen fallen ließ. „So wahr ein Gott ist, ich weiß, daß ich Unrecht habe, und ich würde mich tödten lassen. Noch ehe ich gekommen, war meine Alte aufgestanden, um mich abreisen zu sehen, unter dem Vorwande, daß sie nach den Hühnern sehen müsse. Und so wahr Gott ist, werd' ich Euch erstechen wie einen Hund, damit meine Alte nicht weinen muß."

„Gut," sagte Alfio und zog seine Jacke aus. „Also wird es heiß werden."

Beide waren tüchtige Messerhelden. Turiddu erhielt den ersten Stich und zwar gerade in den Arm. Er gab ihn aber zurück und zwar gut, und traf ihn am Kopf.

„Oho, Gevatter Turiddu, Ihr wollt mich also wirklich umbringen?"

„Ja, ich hab' es Euch gesagt. Seit ich meine Alte im Hühnerstalle sah, hab' ich sie fortwährend vor Augen."

„Sperrt sie nur gut auf, die Augen," schrie Alfio, „denn jetzt zahl' ich es Euch heim."

Wie er so dastand und lauerte und die linke Hand auf die schmerzende Wunde drückte und mit dem Ellbogen fast die Erde streifte, ergriff

Digitized by Google

er schnell eine Hand voll Sand und schleuderte sie dem Feind in die Augen.

„Ah," heulte Turiddu und schloß die Augen, „ich bin verloren!"

Er suchte sich zu retten, indem er verzweifelte Sprünge nach rückwärts machte, aber Alfio erreichte ihn mit einem Stich in den Bauch und einem dritten in die Gurgel.

„Aller guten Dinge sind drei! Dieser ist für das Haus, das Du mir so schön gehütet hast. Jetzt wird Deine Mutter sich nicht mehr um die Hühner kümmern."

Turiddu taumelte noch eine Weile zwischen den Feigenbäumen hin und her und fiel dann wie ein Klotz hin. Das Blut strömte ihm brausend in die Kehle und erstickte fast seinen letzten Seufzer: „Oh! meine Mutter!"

Aus der Hauptstadt.

Mahadöh.

Vor mir liegen zu einem hübschen Haufen geschichtet allerlei Zeitungsausschnitte, die im Laufe der Woche ich mir aufgestapelt habe. Denn es ist gar nicht immer so ganz leicht, aus der wirbelnden Fülle kleiner und kleinster Ereignisse die am meisten charakteristische Note herauszufinden. Lange habe ich diesmal geschwankt und immer wieder die bedruckten Fetzen durchmustert. Da waren Erörterungen über die hastige Entlassung des Fürsten Bismarck; Paralipomena zum Virchow-Jubiläum und zur Forckenbeck-Feier, diesen Gedenktagen fractioneller Geschmacklosigkeit; die in einer kaiserlichen Depesche an Helmholtz ausgesprochene Verachtung allen parteipolitischen Getriebes; die in Aussicht gestellte Reform des Zuhälterwesens; die Warnung eines in Dresden zu löblichem Thun versammelten Sittlichkeitbundes vor den Ausschreitungen des modernen Realismus; endlich, in einem einzigen Blatt, vier Sexualmorde, darunter der an einer Prostituirten verübte Lustmord, nach dem blutigen Beispiel des Jack the Ripper. Der entschied. Nicht nur, weil er obenauf lag, also ein späteres Datum auch als die anderen Vorgänge trug, sondern, weil er an symptomatischer Bedeutung sie sämmtlich übertrifft. Von der Dankbarkeit der Großen, von Politik und Parteien und Excellenzen kann auch ein ander Mal gesprochen werden. Für's Erste liegen jetzt Sittlichkeitdebatten in der Luft und Betrachtungen über die Prostitution. Sprechen wir auch davon, in flüchtigen Andeutungen nur, wie krause Laune nach aufrüttelnden Erlebnissen sie suggerirt.

In seinem ostpreußischen Jagdschloß Rominten soll der Kaiser von den im Prozeß Heinze enthüllten Zuständen Kenntniß erhalten haben. So melden die Blätter und fügen hinzu, der Monarch habe seine Minister angewiesen, schnelle und gründliche Abhülfe zu schaffen. Die arge Verlegenheit der Minister kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man vernimmt, daß von der Wiedereinführung der Prügelstrafe die Rede sein soll. Mit der nämlichen Aussicht auf Erfolg könnte auch etwa an die Einberufung einer internationalen Conferenz zur Beseitigung des Zuhälterthums gedacht werden. Es ist eben das Unglück der Könige, daß ihnen Niemand die Wahrheit zu sagen wagt, daß vor ihrem Wünschen und Winken alles bäuchlings dahinsinkt. Auch bei den besten Anlagen und Absichten muß so allmählich der mystische Glaube an eine unumschränkte Machtvollkommenheit sich entwickeln, der in rauher Wirklichkeit doch immerhin ganz feste Grenzen gezogen sind. Daß in einem stark ausgeprägten Selbstbewußtsein der Wunsch lebendig wird, irdischem Elend und Laster aus eigenem Vermögen ein Ende zu bereiten, das ist gewiß begreiflich und rühmenswerth. Höheren Ruhm aber noch würde der Diener erwerben, der den Muth hätte, einem mächtigen Willen die unübersteigbaren Schranken seines Wirkens zu zeigen; höheres Verdienst auch um den dynastischen Gedanken, dem es nicht förderlich sein kann, wenn das Ansehen des Monarchen häufig erfolglos in Bewegung gesetzt wird.

Nicht jeder Herrscher trägt heute eine Krone. Auch die Menge ist, die Mehrheit in immer wechselnder Gestalt, ein Souverän geworden und Schmeichler umringen sie und die gekrümmten Schaaren der Liebediener. Die lispeln und wispern beständig ihr in die Ohren: Ew. Majestät können alles, Ew. Majestät brauchen nur Allergnädigst zu wollen geruht zu haben. In so verquollenem Stil tönt es aus allen Zeitungen den Gewalthabern entgegen, den monarchischen wie den demokratischen, und der Irrwahn wuchert fort und die Machtüberschätzung auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft.

Augenblicklich murmeln die Schmeichler das süße Lied von der Beseitigung der Prostitution. Das muß man nun freilich wohl verstehen: Beseitigung heißt hier nicht etwa Vertilgung, sondern Vertuschung. Was keusche Herzen nicht entbehren können, soll vor keuschen Ohren doch nicht genannt, von keuschen Augen nicht erblickt werden. Allerdings ist es kein allzu freundlicher Anblick, den das Interieur bei Heinze's bietet, und man muß schon recht abgehärtete Nerven haben, um die Geschichte von dem Zuhälter lesen zu können, der „gegen Entrée" den zerstückelten Leichnam seiner Hedwig der neugierigen Menge zeigt. Nur immer heran, meine Herrschaften, für zehn Pfennige sehen Sie hier eine Leiche à la Whitechapel, nebst zwei Messern und etlichen Blutlachen, noch ganz frisch! Und wenn Sie sich verspätet haben, bitte, das macht nichts, Ihre Zeitung liefert Ihnen einen anschaulichen Bericht mit allen Einzelheiten, vielleicht mit einem Lokalplan, sicher mit einiger sittlicher Entrüstung von wegen der Gräuel und von wegen des Lastergefühles.

Das nämlich ist das Wundersame: Prostitution und sexuelle Verbrecher sollen in's Dunkel, da aber Sensation nicht gemißt werden kann, müssen Beschreibungen und Lokalpläne an hervorragende Stelle, in gesperrter Schrift. Die Moral hält dafür an den Ausschreitungen des modernen Realismus sich schadlos. In demselben frommen Blatt, das am Sonnabend eine Warnung vor der geschickt imitirten Sinnlichkeit einer Novelle des Herrn Sudermann erließ, stand am Montag die ausführlichste Beschreibung vom Handel und Wandel der ermordeten Hedwig Nitsche. Das ist des Landes so der Brauch.

Ich möchte nicht mißverstanden sein. Nicht an der Oeffentlichkeit der Erörterungen ärgere ich mich, nur an dem ekelhaften Pharisäerthum, das in Deutschland unser ganzes Leben durchseucht. Schön: reden wir von der Prostitution; aber reden wir offen und frei und lachen wir die züchtige Tante Voß derb aus, wenn sie im Leitartikel behauptet, diese Dinge ließen sich nur mit Glacéhandschuhen anfassen, während sie im Lokaltheil dem Sensationsbedürfniß der Abonnenten reichliche Opfer bringt. Es wird Zeit, die Glacéhandschuhe auszuziehen und der Sphinx in's schreckende Antlitz zu sehen, die seit 2600 Jahren fast ihre schaurige Räthselfrage stellt.

Man hält im Allgemeinen den Athenienser Solon für den Begründer der Prostitution und man erinnert mit ironischem Behagen an den Ruhmgesang, der ihm für diese culturelle Großthat von einem poetischen Zeitgenossen gespendet wurde. Der pries den Gesetzgeber, weil er durch die Einrichtung von Frauenhäusern das verehrliche Damenpublikum von Athen vor den Verfolgungen durch die mannbare Jugend bewahrt hätte. Das war ein ehrlicher und muthiger Mann, der das Ding beim rechten Namen nannte. Denn schließlich hat ja die Prostitution keinen anderen Zweck: sie stempelt die Besitzlosen zur Waare, um die Besitzenden zu schützen. Und wem der heidnische Solon als Schutzpatron nicht paßt, der sei höflichst an den Heiligen Augustinus verwiesen und an dessen Wort: „Unterdrücket die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der geschlechtlichen Leidenschaft wird Alles zerstören und zernichten." Das sollten Justizminister, Polizeipräsidenten und Zeitungschreiber ihren Sittsamkeiten zum Motto setzen, anstatt mit humanen Phrasen den guten Willen in die Irre zu leiten. Hier hilft kein Mundspitzen, es muß gepfiffen sein.

Der vielerfahrene Staat weiß das ganz genau und hat daher des Stempelns hehre Pflicht auf sich genommen. Wie eine morsche Ruine aus zünftiger Zeit ragt die Prostitution in unsere moderne Welt hinein, ist zu sagen: die staatlich reglementirte Prostitution, neben der noch immer Zehntausende von ungestempelten „Bönhasen" — wie man die Unprivilegirten im goldenen Mittelalter nannte — ihr horizontales Gewerbe treiben. Aber der Staat wacht und die Polizei hat offene Augen und fängt sich das ungestempelte Wild ohn' Ermatten ein. Und dann? Ja, dann wird das Weib eine Nummer, wird nach Kräften entmenschlicht und entwürdigt und obendrein auch noch in der Ausübung des Handwerkes behindert. Denn die Polizei gibt der Dirne zwar ein Dienstbuch, aber kein Recht auf Wohnung; sie stößt die Novize auf die Straße, fügt aber hinzu:

Digitized by Google

„Wenn Du bei Deinem Gewerbe Dich abfassen läßt, kommst Du in's Loch. Vorwärts!..."

Und nun geht das gehetzte Vegetiren an, der gräßliche Concurrenzkampf um den Mann, die entseelende Gemeinschaft der Verfaulenden mit den Verfaulten, das Werben um die Gunst jeden Nachwächters, das Feilschen mit der Habgier schmieriger Vermietherinnen, die Sklaverei der Abzahlungsgeschäfte und die Erniedrigung der Sittencontrole. Und der Zuhälter findet sich ein, irgend ein zum Müßiggang geneigter Fleischerknecht, der nach einer guten Partie gieren würde, wenn er zufällig den „besseren Ständen" angehörte, und der nun bei der Verlorenen ein warmes Lager und reichliches Kneipgeld sucht. Warum sie ihn nimmt? Man ist doch nicht ganz allein und hat, wo es Noth thut, einen Beschützer, der auch pfeift, wenn ein Schutzmann um die Ecke biegt.....

Von Dichtern und Sozialkritikern sind diese Dinge in aller Ausführlichkeit geschildert worden, wie sie es verdienen, offen und frei. Aber man hört die unbequemen Mahner nicht, man liest nicht die Fille Élisa von Goncourt, nicht die Albertine des Christian Krohgk, nicht die Studien von Mill und Secrétan, von Bebel und Léo Taxil. Man will nicht hören, denn man möchte ruhig schlafen, und die Polizei wird schon alles zum Besten lenken. Und die es am ehrlichsten meinen, selbst die bilden sich ein, so tief im sozialen Körper wurzelnde Krankheit von Außen vertreiben zu können, durch ein Pülverchen, ein Reglement oder dergleichen. Die Sexualmorde aber mehren mit jedem Tage sich und die Verbrüderung der Zuhälter treibt blutigen Unfug. Da finden denn conservative und liberale Pfennigfuchser einträchtiglich sich zusammen, dieselben braven Leute, die der Frau am liebsten nur den Kochtopfrayon freigeben möchten, die den Emancipationskampf der aus der Prostitution hinausstrebenden Kellnerinnen mit Hohnlachen und knotigen Witzen begleiteten, und barmen und jammern um Freigebung der staatlich concessionirten Frauenhäuser. Sie sind nämlich viel zu sittenstreng, um solche verruchten Orte zu kennen und zu wissen, daß sie die Uebel nur steigern würden, die so geschäftig sie angeblich entwurzeln möchten. Erfahrene Polizeileute werden schmunzeln bei dem Gedanken, durch Toleranzhäuser der Sittlichkeit auf die Beine zu helfen. In den verschwiegenen Gebäuden mit den großen Nummern lauern für Jäger und Wild noch viel schwerere Gefahren und außerdem —: dem Anspruch der Großstädte zu genügen, müßte man ganze Quartiere mit Prostitutionskasernen bebauen, und selbst dann noch würden die Bönhasen nebst den Zuhältern sich draußen im Freien vergnügen und todtschlagen.

Die Souveräne, Kaiser und Völker, wissen von diesen Dingen nichts und ihre Minister haben nur das Interesse, sie in der Unwissenheit zu erhalten, die am leichtesten immer zu lenken, mit der am bequemsten immer auszukommen ist. Deshalb möchte ich den Herrschern die Nachfolge des Mahadöh empfehlen. Keine Angst: er ist kein Plebejer, im Gegentheil, er ist ein Gott, von den vielen gestorbenen Unsterblichen Einer. Und ein leibhaftiger Minister, Herr von Goethe aus Weimar, hat ihn zum Helden einer indischen Legende gemacht, die also anhebt:

„Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß an Menschen menschlich sehn."

Weiteres bitte ich in der Ballade vom Gott und der Bajadere nachzulesen. Da wird man entdecken, daß auch echte Götter zu Zeiten öffentliche Häuser aufsuchen, daß sie verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor heben können, weil sie nicht Hochmuth und Heuchelei mitbringen, auch nicht Unkenntniß, sondern muthige, wissende Liebe. Da können gekrönte und ungekrönte Häupter lernen, daß Regieren heißen sollte: Menschen menschlich sehen. Und da würden sie vielleicht erröthen vor der Erkenntniß, daß Mahadöh heute ein armseliger Dichter geworden ist, derselbe Dichter, dessen realistische Ausschreitungen der Dresdener Tugendbund mit dem großen Kirchenbann der Pharisäer belegt...

Es gibt so viele alte Dynastien im deutschen Vaterlande. Sollte bei eifrigem Nachforschen nicht doch am Ende eine wenigstens unter ihren erlauchten Ahnherrn den Mahadöh aufspüren? Der wäre, aber auch der ganz allein, der Mann für die Reform der Prostitution. Oder war der indische Gott, der in Liebe auf seine verworfene Bajadere sah, etwa gar der Patron der Zuhälterzunft? Ich will einen Gelehrten fragen.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Die Großstadtluft".

Schwank in vier Acten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg.
(Lessing-Theater.)

Das Dutzend ist voll. Wo alles jubilirt, soll Herr Oscar Blumenthal allein nicht leer ausgehen und deshalb bin ich nicht wenig froh und zugleich auch stolz, da der bangen Welt ich verkünden kann, daß Herr Blumenthal soeben von seinem zwölften dramatischen Sprossen entbunden worden ist. Sehr glücklich und wohl auch leicht. Der gratulirenden Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt. Nur möchte ich etwa gastirende Fraktionsredner höflichst bitten, diesmal, schon der Abwechselung wegen, nicht mit dem jetzt in der Großstadtluft liegenden Satze zu schließen: „Nun meine Herren, Bismarck ist gegangen und Blumenthal ist geblieben!" Der hierauf unweigerlich folgende Beifall nämlich würde des Jubilars Bescheidenheit empfindlich kränken. Ueberhaupt scheint der für Ovationen nicht gestimmt zu sein; denn erstens hat er des freudigen Familienereignisses bisher in keiner hübsch gefeilten Notiz gedacht und zweitens hat er zum ersten Male sich einen Compagnon gefunden, Herrn Gustav Kadelburg, der an dem berühmten Muster des Herrn Franz von Schönthan das Dichten gelernt hat.

Bei aller Sympathie für den prickelnd lebendigen und interessanten Typus, der in der charakteristischen Persönlichkeit des Lessingtheaterdirectors sich verkörpert, bin ich doch kein Blumenthal-Spezialist und will deshalb auch nicht der Ursache nachspüren, die den noch gar nicht verarmten Herrn dazu trieb, diesmal mit einem Genossen die Lasten der Vaterschaft zu theilen. Man muß der Literaturgeschichte auch noch etwas zu thun übrig lassen. Hier darf ich mit der Feststellung dessen mich begnügen, was die Herren Blumenthal und Kadelburg zu Stande gebracht haben, mit vereinten Kräften. Und das ist, was nach menschlicher Voraussicht es sein mußte: ein Compromiß zwischen dem Blumenthal- und dem Schönthan-Stil. Beide Väter befinden sich übrigens wohl.

Wie in dem garstigen Wort „Großstadtluft" elf Consonanten um einen dreifach getönten Vokal sich gruppiren, so sind in dem Schwank, dem das garstige Wort den Titel gibt, elf Schock Witze auf eine mindestens dreifach variirte Idee geschüttet. Die Witze zündeten, die fast neuen, älteren und die ganz alten, und die Idee entzückte, denn sie pries und rühmte die Alleinherrlichkeit der Großstadtluft von Berlin. Und besser noch als alle die ausgesprochenen war doch der verschwiegene Witz, daß zur Verherrlichung der Großstadt eine ganz und gar kleinstädtische Komödie geschrieben ward, eine Komödie, die in Ludwigswalde aufgeführt werden dürfte, ohne bei dem Vorstand des dortigen Lesevereins peinliche Schauer zu wecken.

Kennen Sie Ludwigswalde? Ich leider auch nicht. Aber da muß es entsetzlich sein. Denken Sie nur: ein an der Eisenbahn gelegenes Städtchen, in dem es nur einen Gasthof und nie Fremde gibt, in dem Sonntags keine Depeschen ausgetragen werden! Und das ist noch nicht alles. In Ludwigswalde hält man auch Benedix noch für einen die Nachtseiten des Lebens aufsuchenden Naturalisten; in Ludwigswalde liest mit vertheilten Rollen man die Braut von Messina und ißt dazu Apfelkuchen mit Schlagsahne; in Ludwigswalde... Aber es genügt wohl, wenn ich statt jeder besonderen Meldung berichte, daß in Ludwigswalde der „Berliner Börsen-Courier" nicht zu finden ist. Ein Nest also ohne jede moderne Cultur.

Der „Börsen-Courier" nämlich bedeutet den Herren Blumenthal und Kadelburg die Großstadt, die Cultur, die „Moderne". Und wie Stiefkinder des Glückes bemitleiden sie die hoffentlich nicht allzu zahlreichen Sterblichen, denen der „Börsen-Courier" gar nicht oder doch erst mit mehrstündiger Verspätung zugeht. Vielleicht sollte gerade Herr Blumenthal durch die immer schöne Regung der Dankbarkeit zur Wahl eines anderen Berliner Tageblattes sich bestimmen lassen, das den Schein mindestens des Antheiles niemals ihm weigerte; höher aber als alle Antheilschein-Rücksicht muß jetzt doch wohl die Sache ihm gestanden haben. Die Sache, d. h. in diesem Falle: die Großstadtluft, wie er sie verstand. Und für die konnte er schwerlich ein glücklicheres Symbol finden als den duldsamen „Börsen-Courier". Ordentlich beschämt war ich, daß ich „so ein modernes Blatt" in vielen Monaten nur einmal angesehen hatte, um an einem zu diesem Zweck mir empfohlenen und auch wirklich empfehlenswerthen Körnerfest-Artikel mich heiter zu stimmen. Ich glaube wörtlich zu citiren, wenn ich behaupte, daß da zu lesen war, Körner habe „oft mit ganz ungenügendem Schreibmaterial gedichtet" und „für sein Vaterland seine Tinte nicht nur, sondern auch sein Blut verspritzt". Und „so ein modernes Blatt" ist in Ludwigswalde unbekannt? Das muß ja ein angenehmes Nest sein!

Ist es auch. Und der Teufel mag es dem Ingenieur Fritz Flemming verdenken, wenn er sich da nicht wohl fühlt. In Berlin, ja! Da hatte er Ecke Leipziger- und Friedrichstraße, sicher gegenüber einer Filiale von Loeser und Wolff, gewohnt und als Abonnent des „Börsen-Courier" jeden

Digitized by Google

Morgen pünktlich erfahren, daß „auch bei der zweiten und dritten Wiederholung des überaus beifällig aufgenommenen Schauspieles von Hugo Lubliner das bis auf den letzten Platz gefüllte Haus in der besten Stimmung war". Oder doch annähernd ebenso wichtige und richtige Neuigkeiten. Und nun sollte er, nur weil seinem Schwiegervater die Großstadtluft und die Elitebälle von Berlin gefährlich erschienen, in Ludwigswalde hausen und freudlose Tage spinnen, zwischen einem Rector, der noch bei Schiller, und einem Doctor, der schon bei Zola steht? Nein. Er ist nicht verrückt, mein Kind, er muß nach Berlin. Reist auch hin, Gattin und Schwiegervater folgen, sämmtliche Charaktere werden im Handumdrehen geknickt, der Massenversöhnung steht nichts mehr im Wege und der „Börsen Courier" kann wieder vom Spediteur bezogen werden. Herz, was begehrst du mehr?

Das Publikum begehrte nicht mehr. Es war selig, denn man hatte ihm sein Berlin gerühmt und an die besten alten Schwänke es erinnert. Einige Lust- und Schauspiele waren auch dabei. Eine junge Frau, die dem Anbeter das Bild des Gatten behändigt —: „Ein Tropfen Gift" von Oscar Blumenthal; dieselbe junge Frau, die demselben Gatten aus Eifersucht zwei Photographien entwendet, die er zu den Acten eines Ehescheidungprocesses gelegt hat —: „Fernande" von Victorien Sardou; nochmals dieselbe junge Frau, die nochmals denselben Gatten durch ein angeblich erkundetes, thatsächlich aber nicht existirendes Geheimniß kirrt —: „Sie weiß etwas" von Rudolf Kneisel; ein Freier, der dem abwesenden Freunde ein Bouquet vorwegnimmt —: „Der Veilchenfresser" von Gustav von Moser; ein rebellirender Pantoffelheld aus dem „Raub der Sabinerinnen"; einseitiges Kopfweh mit Eisumschlägen aus dem „Schwabenstreich"; der tic tonkinois aus dem „seligen Toupinel"; die epidemische Melodie aus „Don Cesar"; die Witze von der Börse und die Großstadtluft aus dem „Börsen-Courier". Das Ganze ein Schwank in vier Acten der Vorurtheillosigkeit.

Die Berliner lieben eine Fleischspeise, die auch aus den Resten der Woche sehr schmackhaft sich zurichten läßt und die sie Boulette nennen. Es war eine dramatische Boulette, die sie im Lessing-Theater mit so gierigem Appetit verschlungen haben. Mancher mag's, Mancher mag's nicht. Wenn's aber dem Nachbar schmeckt und die Speise ungefährlich aussieht und leicht verdaulich? Ein armer Kritiker ist so oft gezwungen, dem Publikum in die reizende Suppe zu spucken, daß er sehr froh ist, auch einmal ruhig dem Geschlecke zusehen zu dürfen.

Darum lasse ich auf einen Streit über die neue Entdeckung mich nicht ein, daß „enge Straßen auch enge Herzen machen"; darum bedaure ich nicht, daß die Herren Blumenthal und Kadelburg, um ihre Berlinerei auch für die Provinztheater zu retten, nach Ludwigswalde flüchteten, einem heutzutage ganz unmöglichen Nest aus der Kotzebue-Zeit, anstatt wie Sardou in den leider recht schwächlichen „Bourgeois de Pont-Arcy", den Versuch einer satirischen Schilderung der modernen Kleinstadt zu wagen, die alle Narrheiten der Metropole nachzuäffen für Ehrensache hält. Der Schwank gefiel, der Schwank hat Recht. Amen.

Mit dem vorläufigen Ende seiner Theaterkunst hat Herr Blumenthal an den fröhlichen Anfang angeknüpft: Die „Großstadtluft" sieht den „Teufelsfelsen" ähnlich wie ein Witzfeuerwerk dem Andern. Und der ungewöhnlich begabte Mann ist per tot discrimina rerum immer reicher geworden. Bei ihm hat man nie das bange Gefühl, nun könnte es bald mit der witzigen Herrlichkeit aus sein; er hat immer noch einen Letzten und einen Allerletzten übrig und alle treffen „mit fahrplanmäßiger Geschwindigkeit" ein. Jetzt kündigt er bereits, um auch zu literarischen Ehren wieder einmal zu kommen, ein „sehr ernstes" Schauspiel an und als ein nicht seiner Kunst, aber seiner behenden und zähen Persönlichkeit wohlaffectionirter Zuschauer möchte ich wünschen, daß auch dieser Dreizehnte nicht sterben muß.

Herr Klein ist fort und meine Hoffnung hat sich erfüllt: Das Lessingtheater hat ein Ensemble, wie es für seine besonderen Zwecke eins braucht. Sorgfältig sammeln die Damen und Herren alle „Brillanten", die ihr Director freigiebig ihnen auf den Weg gestreut hatte. Und von Marie Meyer dürfte selbst so ein modernes Blatt wie der „Börsen-Courier" eingestehen, daß sie aus ganz ungenügendem Material eine geniale Caricatur gedichtet hat. M. H.

Notizen.

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's. Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Herausgegeben von Conrad Wilbrandt. (Wismar, Hinstorff.) Keine triviale Parodie von Bellamy's Utopia, sondern die durch und durch einsicht- und geistvolle Studie eines bewährten Oeconomen und Politikers, der in unterhaltender und belehrender Form, gleich seinem Bruder, dem Dichter Adolf Wilbrandt, mit Phantasie und Humor begabt, die Wunderwelt des Amerikaners ad absurdum führt. Auf der höchsten Höhe eines märchenhaften Reichthums, Herrin der Entfernung, des Wissens, der Bodenkraft, stürzt zuletzt die ganze Zukunftwelt in Trümmer, und am Schlusse zeigt der Verfasser die Aussicht auf Hungersnoth, Elend, Krieg, Völkerwanderung, Mord und Sklaverei. Lehrreich ist namentlich die Analyse der erfüllbaren und unerfüllbaren Forderungen des Arbeiterstandes und der Nachweis, daß nicht nur der Staat, sondern auch die Gesellschaft die sozialen Schäden zu heilen berufen ist. Die fortwährende Bezugnahme und Anspielung auf deutsche Verhältnisse macht uns das Buch besonders werth. Schon darum verdient diese lehrreiche Gegenschrift mindestens denselben Erfolg wie der oft allzu amerikanische Sozialreformer. Ein verwandtes Werkchen ist die bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienene Broschüre: Deutschland im Jahre 2000 von G. Erman, eine sehr unterhaltende Satire auf Bellamy und unsere dermaligen politischen Zustände. Das ganze Zukunftsbild ist in die Form einer Zeitungsnummer von Anno 2000 gekleidet. Wenn man diese witzigen Leitartikel und Mittheilungen, Depeschen und Correspondenzen gelesen, bricht man gewiß in den Ruf aus: Gott sei Dank, daß wir in 100 Jahren nicht mehr auf der Welt zu sein brauchen!

Von den Dichtern der ewig denkwürdigen Freiheitskriege von 1813 und 1814, oder — wie man jene Zeit mit der Reactionsära zu nennen beliebt — der „Befreiungskriege", haben bereits alle seit vielen, vielen Jahren ihre Biographen gefunden. Max von Schenkendorff, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert — ihr Leben und Wirken ist von berufener und unberufener Feder mehr oder weniger eingehend geschildert worden. Nicht so erging es dem klassischen Vertreter der glühenden patriotischen Bewegung der deutschen Völker gegen Napoleon's Weltherrschaftsgelüste und seinen schrankenlosen Despotismus: Theodor Körner. Allerdings sind seit Jahren schätzbare Vorarbeiten gemacht worden, aber es hat uns bisher an einer eingehenden, erschöpfenden, die ganze Körner-Forschung zusammenfassenden Darstellung gefehlt. Aus Anlaß des Jubilartages des Dichters hat der als Literarhistoriker und Biograph bekannte Adolph Kohut mit großem Geschick diese Lücke ausgefüllt und in seinem Buche: „Theodor Körner. Sein Leben und Dichtungen" (Berlin, A. Slotko) ein biographisches Werk geschaffen, welches einen bedeutsamen Platz einnimmt. Er hat sich dadurch ein um so größeres Verdienst um die Literaturgeschichte erworben, als der verdienstvolle Sammler und Leiter des Körner-Museums in Dresden von Beruf kein Literarhistoriker und wir also von ihm, der hierzu in Folge des ihm zu Gebote stehenden Materials berufen gewesen wäre, bisher vergebens eine Biographie erwartet haben. Dem Verfasser gebührt vor Allem die Anerkennung, daß er alles gedruckte und ungedruckte — gesammelte und zerstreute — Material über Körner und seine Familie, seine Zeit, die Freiheitskriege, deren Kämpfer und Helden ꝛc. mit Eifer und Sorgfalt benutzt und kritisch verwerthet hat. Doch war es ihm vergönnt, auch so manches Neue und Interessante zu veröffentlichen, welches auf den Tyrtäus von 1813 ein neues, helles Schlaglicht zu werfen geeignet ist. Es war ihm vergönnt, aus den reichen Schätzen der Handschriften der Körner-Bibliotheken zu Berlin und Dresden zu schöpfen, während das Körner-Museum, wie es scheint, sich zugeknöpft gezeigt hat; doch auch bei Autographensammlern, in Archiven und Privatbibliotheken und im Besitz Einzelner fand er manches Werthvolle, dessen Bekanntwerden gewiß mit Interesse begrüßt werden wird. Sehen wir uns zuvörderst das neue handschriftliche Material an. Von den Gedichten interessirt uns besonders ein humoristisches. Theodor Körner hatte viel natürlichen Humor; das beweisen in erster Linie seine Lustspiele und Possen. Ein recht drastischer Beleg der guten Laune des Dichterjünglings ist das von Kohut aufgefundene heitere Poem „Der dankbare Nabob":

Jüngst kam ein reicher Brite
In seiner Schiffskajüte
Nach Indien zur See,
Der Nabob von Mysore
Erfuhr es bald am Thore
Und bat ihn zum Diner ꝛc.

Sehr reichhaltig ist der Briefwechsel aus dem Körner'schen Freundeskreis. Theodor erbte von seinem Vater die Eigenschaft, mit Verwandten und Bekannten recht fleißig zu correspondiren, und in jener Zeit, wo der Grundsatz: „Zeit ist Geld" noch nicht so vollkommen ausgebildet war, wie in der Gegenwart, waren auch die Antworten recht eingehend und umständlich. Von der Braut Theodor's, der schönen und hochbegabten Hofburgschauspielerin Antonie Adamberger theilt Kohut einen Brief an die Mutter des Dichters, Frau Minna Körner, Tochter des Goethe befreundeten Leipziger Kupferstechers Stock, mit, welcher von der zärtlichen Liebe des Brautpaares für einander ein beredtes Zeugniß ablegt. Daß der alte Körner auf seinen begeisterten und ideal angelegten Sohn einen außerordentlich nachhaltigen und tiefen Eindruck, welcher maßgebend für das ganze Leben und Denken des Jünglings wurde, ausgeübt hat, ist zur Genüge bekannt. Auch in den vorliegenden Briefen zeigt sich der Appellationsgerichtsrath Körner als ein hochgebildeter, das Edelste wollender, geist- und gemüthvoller Mann von echt deutscher, dabei höchst humaner und edler Gesinnung. Bezeichnend hierfür ist schon das nachstehende Distichon, welches er an den 11jährigen Theodor zu dessen Geburtstage richtete; dasselbe heißt:

Hoffnungsvoll ergreif' ich dies Blatt; ein Vater ist glücklich,
Bleibt ihm ein würdiger Platz unter den Freunden des Sohns.

Die ganze wahrhaft erhebende, geradezu antike Welt- und Lebensanschauung des herrlichen Menschen prägt sich in seinen hier zum ersten Male gedruckten „Ideen über Freimaurerei" aus, welche man als das schönste Evangelium hoher und reiner Menschlichkeit, losgelöst von allen Schlacken confessioneller und politischer Vorurtheile und Leidenschaften bezeichnen kann. Während aber der intellectuelle und moralische Einfluß des Vaters auf seinen Sohn hinlänglich bekannt war, hat man die Einwirkung der Mutter noch nicht genügend hervorgehoben. In der Kohut'schen Schrift geschieht dies zum ersten Male. Wir erfahren, daß Frau Minna Körner nicht allein sehr beredt war, sondern auch ihrem Theodor allerlei Märchen und Geschichten aus alten Büchern erzählt und geschrieben hat, welche sicherlich seine Phantasie mächtig angeregt haben. Als er Bergstudent in Freiberg war, theilte sie ihm fleißig die Früchte ihrer Lectüre mit; so z. B. Auszüge aus „einer Reise nach Spanien" und einem Manuskript des Arabers Abul Kian, der ein Werk über die „Edelsteine" geschrieben

Digitized by Google

hatte. Trotz aller Begeisterung und Sympathie, welche Adolph Kohut für seinen Helden empfindet, ist die kritische Würdigung Theodor Körner's keineswegs eine überschwängliche, vielmehr durchweht eine wohlthuende Objectivität das ganze Werk. Und gewiß wird man auch die Bemerkungen unterschreiben, womit Kohut seine Darstellung des Lebens und Dichtens Körner's schließt: „Noch nie hat es wohl einen Dichter gegeben, der mit 22 Jahren so mächtig auf sein Volk einwirkte, der Alt und Jung so zu entflammen und Vaterlandsliebe und Begeisterung für alles Große, Schöne und Erhabene in's Herz zu pflanzen vermochte. Ein Liebling des Volkes und der Götter wurde er uns in einem Lebensalter entrissen, welches an und für sich schon Poesie ist. Mit der Strahlenkrone des Helden und Märtyrers wird seine Dichterschläfe für immer umwoben sein. Eine ritterliche, heldenmüthige Jünglingsgestalt, ein Troubadour, wird er nicht nur in der Welt- und Literaturgeschichte ewig fortleben, sondern auch in den Volkssagen und Märchen des deutschen Volkes neben jenen edlen Geistern und tapferen Recken genannt werden, welche nur sterben, um im Liede aufzustehen." R. v. S.

Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Von Johann Wildenradt. (Hamburg, Meißner.) — Es ist dies eines der besten erzählenden Gedichte der Neuzeit. Der Ritter Hartwig von Reventlow wird von dem Markgrafen Busso mit einem Brief des Kaisers Friedrich III. nach Dithmarschen gesandt. Die Tochter des Markgrafen, Agnes, die er trotz ihrer stolzen und kalten Art liebt, gibt ihm den Auftrag, ihr eine Marsenjungfrau als Sklavin mitzubringen. Der Brief enthält die Mittheilung, Dithmarschen habe sich dem König von Dänemark zu unterwerfen, und erregt einen Sturm des Unwillens, als er vorgelesen wird. Es wird ein Bote mit einer trotzigen Antwort zum Markgrafen gesandt und unterdessen Hartwig als Geißel zurückbehalten und einem angesehenen Mann zur Obhut übergeben. Dieser hat zwei Töchter, Else und die „tolle Grete". Hartwig wird von Liebe für Else ergriffen, obgleich sie verlobt ist und zwar mit Wolf Isenbrand, demselben, der zum Markgrafen gesandt worden ist. Grete hat sich ihrerseits in Hartwig verliebt und wird von diesem getroffen, wie sie an einem Runenstein geheimnißvollen Zauber treibt, um den Geliebten an sich zu fesseln. Sie wirft sich ihm an die Brust, und Hartwig fährt der Gedanke durch den Sinn, mit ihr zu fliehen und so Agnes' Auftrag zu erfüllen. Er wird jedoch von einem alten Wächter, der ihn schon bei seiner Ankunft getroffen und ihn lieb gewonnen hat, angehalten. Else ist unterdessen aus Sorge um ihre jüngere Schwester sie suchen gegangen und trifft Beide. Alle Drei werden jedoch von einem abgewiesenen Bewerber um Else, Hans Karsten, beobachtet, und dieser erhebt Klage gegen den Ritter und die beiden Mädchen. Else nimmt aus Liebe zu ihrer Schwester Alles auf sich, trotzdem ihr Geliebter, der unterdessen entflohen ist, an ihr zweifelt und Alle sich von ihr abwenden. Hartwig wird gefangen gesetzt, entkommt aber. Karsten steht mit dem König von Dänemark in landesverrätherischer Beziehung und wird, als er mit der geraubten Kasse über die Grenze will, von dem Wächter tödtlich verwundet und zurückgebracht. Else wird nun als unschuldig betrachtet; sie nimmt die weiße Fahne, als der König von Dänemark mit einem Heere naht. Hartwig ist bei diesem und es gelingt ihm, während des Kampfes, Else vor der Gefangenschaft zu retten, indem er ihren Gegner angreift. Er wird dabei tödtlich verwundet und stirbt, nachdem er noch Else's Hand in die Wolf's gelegt hat. — Die Vorzüge des Buchs sind spannende Erzählungsweise und wohlklingende Sprache. Von großer Schönheit sind die eingelegten lyrischen Gedichte. Doch auch die Mängel dürfen nicht verschwiegen werden. Dazu gehört vor allen Dingen das Motiv des Sklavenraubes. Es wird nur erwähnt, ohne daß es in der weiteren Entwickelung eine wesentliche Rolle spielt, denn die Scene, in welcher Hartwig Grete mit sich nehmen will, ist einerseits für den Gang der Handlung ganz gleichgültig und andererseits steht sie in vollständigem Widerspruch zu dem edlen Charakter Hartwig's. Auch die Rechtfertigung Else's ist nicht recht begründet.

Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung von Gustav von Prielmayer (Freiherr von Priel). (Leipzig, J. A. Barth.) Der Verfasser bekundet in der Darstellung der Natur- und Lebensverhältnisse seiner Heimath eine nicht gewöhnliche Begabung. Er weiß anschaulich und mit derb zupackendem Realismus zu schildern. Die volle Beherrschung des Dialectes, in dem die Personen reden, kommt ihm dabei trefflich zu statten. Seine Gestalten überschreiten nie den bäurischen Gedanken- und Empfindungskreis, der in manchen Dingen ein viel weiterer ist, als der Fremde gemeiniglich glaubt. Er rühmt seinen Bauern mit Recht ein warmes Gefühl für die Schönheit der heimathlichen Natur nach, bei deren Schilderung er selbst sich zu poetischer Begeisterung erhebt. In Bezug auf Erfindung, Composition und Charakteristik läßt sich der Erzählung nicht ein gleiches Lob spenden. Sie ist aus roh gezimmertem Gebälk aufgebaut, und so lebenswahr das Sittenbild, welches der Verfasser vor uns entrollt, in den äußerlich zur Erscheinung kommenden Zügen ist, so wenig gelingt es ihm, in die Tiefe der einzelnen Menschenseele zu dringen und individuelle Charaktere zu schaffen.

Schamyl. Roman von A. G. von Suttner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der Roman schildert einen Abschnitt aus dem blutigen Kampfe, den die mohamedanischen Bewohner Kaukasiens für ihre politische und religiöse Freiheit Jahrzehntelang gegen die russische Fremdherrschaft führten. Schamyl ist einer der fanatischen Söhne Allah's, die in der Ueberzeugung ihrer göttlichen Sendung das Land durchzogen und durch die Macht ihrer Rede und Persönlichkeit überall, wohin sie kamen, die Bevölkerung zum Streite gegen die verhaßten Moskowiten entflammten. Von den Seinen als ein zweiter Mohamed verehrt, kämpft er an der Spitze einer begeisterten Schaar lange Zeit mit wechselndem Glück gegen die Feinde des Halbmonds, gründet im westlichen Kaukasus eine Art Freistaat, bis er schließlich einem erneuten Anprall des Feindes erliegt. Suttner richtet sein Augenmerk mehr auf den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, als auf die Zeichnung individueller Charaktere. Auf eingehende Detailmalerei läßt er sich niemals ein, sondern bringt oft auch wichtige Ereignisse nur in großen Zügen zur Darstellung. Daher zeichnet sich seine Erzählung zwar durch den raschen Fortschritt der Handlung aus, aber den Einzelbildern fehlt es oftmals an Plastik und Anschaulichkeit.

Photographische Kunstlehre oder die künstlerischen Grundsätze der Lichtbildnerei. Von H. W. Vogel. (Berlin, Oppenheim.) — Der bekannte Erfinder der farbenempfindlichen Photographie, Professor Vogel, gibt in diesem vierten Theile seines vortrefflichen Handbuches der Photographie (4. Auflage) eine Kunstlehre für Fachmänner und Laien, wobei er die technischen Handgriffe weniger als die künstlerische Seite der Lichtbildkunst erörtert. Da die Amateurphotographie schon so stark um sich greift, daß das Wort: bald werde jeder gebildete Mann seinen Apparat haben, zur Wahrheit wird, kann dieses frisch geschriebene, lehrreiche und von gesundem Kunstverstand zeugende Werk auf eine große Verbreitung rechnen. Von besonderem Reiz sind die zahlreichen Illustrationen, die den Text erläutern und unterstützen. Die vom Verfasser angefertigten Landschaften und Bildnisse sind von künstlerischem Werth, darunter das letzte Portrait Moltke's, das Professor Vogel selbst kurz vor des Feldmarschalls Tode im Generalstabsgebäude aufnehmen durfte. Im nämlichen Verlag erschien von E. Vogel: Praktisches Taschenbuch der Photographie, ein kurzer Leitfaden für Fachmänner und Liebhaber, der in gedrängter und doch lichtvoller Weise über die Ausübung aller gebräuchlichen photographischen Verfahren belehrt, mit zahlreichen erläuternden Bildern geschmückt ist und unvergleichlich höher steht als z. B. das Goerz'che Handbuch. Es ist ein ausgezeichnetes Vademecum zumal für Amateure auf Reisen.

Thüringer Lieder. Von Rudolf Baumbach. (Leipzig, Liebeskind.) — Keine neuen Töne findet der treffliche Sänger auf seiner Leyer, seit er den Süden mit der belebenden Heimatherde vertauschte, aber seine Lieder und Balladen sind frisch, heiter und liebenswürdig, voll Humor und Wohlklang wie immer. Am besten gefielen uns des „Frühlings Sendboten", ein ganz allerliebstes Gedicht, das wie die übrigen zwischen Scheffel und Reinick die Mitte hält, aber sich schalkhaft und neckisch mehr dem Letzteren zuneigt.

Todsünden. Von Hermann Heiberg. (Berlin, Verein der Bücherfreunde.) Der neue Roman, eine criminalistische Geschichte, wobei der Verbrecher zufällig noch dem Arme der Gerechtigkeit entzogen wird, ist nicht unwahrscheinlicher als hundert andere und dabei spannend und unterhaltend. Er gehört zu den besseren Werken von Heiberg, der in neuer Zeit entschieden zu viel schreibt, ist auch sorgfältiger stilisirt als gewöhnlich. Nur Weniges, z. B. „der Kampf bezüglich seiner" und die Manier: „die anderen überragend strebte er empor" haben wir angekreidet, während die früheren Romane Heiberg's das feinere Stilgefühl fast auf jeder Seite beleidigten. Das hübsch ausgestattete Buch bildet den ersten Band eines neuen Unternehmens, das dem von L. Lenz gegründeten und jetzt von E. Paetel geleiteten Allgemeinen Verein für Literatur nachgebildet, aber populärer ist. Der Buchhändler Friedrich Pfeilstücker, der Herausgeber der schönen „realistischen" Bilderbibel, hat die Geschäftsleitung übernommen und verspricht den Subscribenten für billigen Preis jährlich 6—8 werthvolle und in sich abgeschlossene Bücher guter deutscher Autoren, belletristisch und wissenschaftlich, also Romane, Novellen, naturwissenschaftliche, archäologische ꝛc. Werke. Im Vorstande sitzen einige bekanntere Schriftsteller, doch ist zu hoffen, daß sie nicht diese gute Gelegenheit ergreifen werden, um den Abonnenten ihre eigenen Feuilletons-, Kritiken- und Novellensammlungen zuzumuthen. Herr Pfeilstücker, der sich das entscheidende Wort vorbehalten hat, ist umsichtig und gewiegt genug, um sein Programm energisch und gewandt durchzuführen und weniger an die Interessen seines literarischen Beiraths, als an die Unterhaltung und Belehrung seiner Subscribenten zu denken. Wir wünschen dem schönen Unternehmen bestes Gedeihen!

Technische Fragen und Probleme der modernen Volkswirthschaft. Studien zu einem Systeme der reinen und ökonomischen Technik von E. Herrmann, Professor an der Technischen Hochschule in Wien (Leipzig, C. F. Winter). — Dies neueste Werk des geistreichen, gelehrten, ungewöhnlich vielseitigen Verfassers behandelt vorzugsweise, aber keineswegs ausschließlich, die Technik der Industrie; es bespricht auch die Entwickelung der Kunst, der Landwirthschaft, des Handels, der Börse, der geistigen Arbeit und der weiblichen Handarbeiten. Der Verfasser weist z. B. nach, daß das Stricken höchst wahrscheinlich von den alten Aegyptern erfunden worden ist. In Paris befindet sich eine weibliche Mumie, deren Beine mit gestrickten, strumpfartigen Binden bekleidet sind. Die Darstellung technischer Vorgänge und Umwälzungen, z. B. der gewaltigen neueren Fortschritte der Bierbrauerei, ist klar, geschmackvoll und für Laien verständlich gehalten. Kurz, das gedanken- und datenreiche Herrmann'sche Werk wird von gebildeten Männern und Frauen der verschiedensten Berufsklassen mit Interesse und Genuß gelesen werden. Es erinnert in manchen Beziehungen an die berühmte Hehn'sche Schrift über die Geschichte der Culturpflanzen und Hausthiere, obgleich die Hehn'sche Arbeit, cultur- und literaturgeschichtlich betrachtet, im Lichte einer Vorstudie zur Herrmann'schen Arbeit erscheint.

Digitized by Google

Inserate.

In unterzeichnetem Verlag erschienen; durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's.

Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002.

Herausgegeben von **Conrad Wilbrand.**

14 Bogen 8°. Preis geh. 1 *M.*

In diesem Roman, der keineswegs eine Parodie des **Bellamy**'schen „**Im Jahre 2000**" ist, verfolgt der Verfasser den amerikanischen Phantasten auf seinen verzweigtesten Pfaden; sein **Friedrich Ost** kommt aber durch Alles, was er in dem **Bellamy**'schen Zukunftsstaat erschaut und erlebt, zu ganz andern Ergebnissen als **Mr. Julian West**, und beweist auf das Schlagendste die Unmöglichkeit einer verstaatlichten Gesellschaft.

Wismar, Juni 1891.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
Verlags-Conto.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, **Gedichte** (Gesammtausg.). 2. durchgeseh. u. verm. Aufl. brosch. 4 M., geb. 5 M.

Otto Weddigen, **Fabeln**, Parabeln und Sprüche. 4. sehr verm. Aufl. brosch. 1 M. 50 Pf., geb. 2 M.

Otto Weddigen, **Märchen** (Gesammtausg.) 4. Tausend. brosch. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

!! Hervorragende litterarische Erscheinungen !!
Verlag von **Rud. Bechtold & Comp.,**
Wiesbaden.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Felix Dahn.

Odins Rache.

Erzählung.

142 S. 12°. In Originalband 4 *M.*

Die kleine Erzählung, völlig frei erfunden, schließt sich dem Inhalt und der Form nach eng an jene Dichtungen des Verfassers, welche, wie „Skirnir", „was ist die Liebe?", „Friggas Ja" Fragen und Kämpfe des Herzens, in Gewand und Sprache nordgermanischer Götter- und Helden-Sage behandeln.

Soeben erschienen:

Deutschland im Jahre 2000

von **G. Ermann.**

Preis 1 Mark (gegen Briefmarken franko).

Aus dem Inhalt: Deutschland. Neu Rom. Großdeutsche Zukunft. Der letzte Krieger. Teilung der Türkei. Selbständigkeit Polens. Reform der internat. Schiedsgerichte. Trennung v. Kirche u. Staat. Verteilung des Welfenfonds. Mischehen zwischen Nord u. Süd. Das Heer als volkswirtschaftl. Erziehungs-Anstalt. Politische Rechte der Frau. Der Reichstag d. Zukunft. Deutsche Besiedelung der Sahara. Regulierung der gleitenden Lohnstufen. Übernahme der Großbetriebe durch den Staat. Einheitl. deutsche Freischule. Belgien unter Herrschaft des 4. Standes. Europäischer General-Strike. Der „Herr Staat". Der 5. Stand, der Socialissimus oder d. Grüne Internationale. Germanisirung der Juden. Innere Kolonisation. Gipfel der Natur u. Anschauung im Unterricht. Adolph Menzel als Erzieher. Im Jahre 2100. Lateinschwindel und klassische Lüge. „Bismarck", ein Trauerspiel. Weltuntergang. Geruchsmaler u. Naturalissimus. Der Teufel in Stuttgart. Krieg in Sicht. u. A. u. A.

Lipsius & Tischer,
Verlagsbuchhandl. Kiel u. Leipzig.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.
Vorräthig in jed. besseren Leihbibliothek u. Buchhandlung.

aus dem Bayerisch-Böhmischen Grenzgebirge
von
Maximilian Schmidt.
Ein starker Bd. broch. 4 M., eleg. geb. 5 M. 20 Pf.

Hochwaldsgeschichten

Der beliebte Volksschriftsteller bietet hier zwei Erzählungen: „**Der Mauthner Flank**" u. „**Im Herzen des Waldes**". Er kehrt mit denselben dahin zurück von wo seine literarische Laufbahn ausging. Schmidts Hochwaldsgeschichten sind so recht eine kerngesunde anziehende Volkslectüre, alle seine Erzählungen sind von einem reinen sittlichen Geiste durchweht.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent rc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Verlag von **Sigmund Mayer** in Trier.

Die jüdische Litteratur

seit Abschluss des Kanons.

Eine prosaische und poetische **Anthologie** mit biographischen und litterargeschichtlichen **Einleitungen** unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter

herausgegeben von

Rabbiner Dr. **J. Winter**

und

Professor Dr. theol. et phil. **Aug. Wünsche.**

In ungefähr 18 Lieferungen à M. 1.50.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Historische Chrestomathie

der

Russischen Litteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Mit Einleitungen, Biographien u. bibliographischen Notizen in deutscher Sprache

von

Dr. S. Mandelkern.

gr. 8. 1891. geheftet 6 Mark.

Soeben erschien im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Ende des Traums

von

George Duruy.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von

Dr. Fritz Bischoff.

Preis M. 1.60, gebunden M. 2.20.

Marzio's Crucifix.

Novelle

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von

Therese Höpfner.

Preis M. 1.60, gebunden M. 2.20.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Buchdruckerstreik. Von Karl Friedrich. — Importzölle und Exportprämien. Von Heinrich Schüler. — **Literatur und Kunst**: Am Grabe des Idealismus. Von Cornelius Gurlitt. — Neues über Nikolaus Lenau. Von Fritz Lemmermeyer. — Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Von Martin Greif. — **Feuilleton**: Baccarat. Von Heinrich Landsberger. — **Aus der Hauptstadt**: Verein Oelzweig. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Der Buchdruckerstreik.

Von Karl Friedrich.

Ich erlebte einst in der Pferdebahn den widerwärtigen Auftritt, daß ein Fahrgast sich als besonderen Gönner des Schaffners aufzuspielen suchte, indem er ihm bedeutete, er solle das Billetabreißen nur unterlassen, d. h. daß er dem Schaffner ein Trinkgeld geben wollte, nicht auf eigene, sondern auf Kosten der Pferdebahngesellschaft, die er damit bestahl. Der saubere Patron empfing von dem ehrlichen Schaffner eine Zurechtweisung, welche ein allseitiges Bravo der übrigen Fahrgäste als Lohn erntete.

An diese Begebenheit wurde ich lebhaft erinnert, als ich zuerst in den Zeitungen las, die von der Sozialdemokratie bethörten Buchdruckergehülfen forderten nicht etwa eine vielleicht durch die Zeitverhältnisse gerechtfertigte Lohnerhöhung, sondern eine Beschränkung ihrer Arbeitszeit auf täglich neun Stunden, und zwar nicht, weil die bisherige Arbeitszeit an sich zu lang sei, sondern — damit mehr Buchdruckereiarbeiter Verwendung finden müßten. Andern wollen die Vertragsbrüchigen Wohlthaten erweisen, aber nicht auf ihre, sondern auf ihrer Prinzipale Kosten! Wahrlich eine Begriffsverwirrung, wie sie größer nicht gedacht werden kann.

Es ist ein derartiges Sorgen für Andere schon seit länger ein beliebtes Aushängeschild der sozialistischen Agitatoren. Zusammenhalten, alle für einen und einer für alle, sich gegenseitig nicht im Stich lassen, — wer müßte nicht derartigen Parolen seinen Beifall spenden? Indes, es kommt doch auch immer noch auch auf das Wie an. Die Sozialdemokratie will durchaus in fremde Taschen greifen; sie will einen Idealzustand mit durchaus nicht idealen Mitteln schaffen. Auf, Ihr Herren Buchdruckergehülfen, wenn Ihr es denn so gut meint mit Euren Collegen, so sagt doch auch Euren Prinzipalen: „Wir wollen um unserer Genossen Willen nur neun Stunden täglich arbeiten; gebt die weitere Arbeit und auch den Lohn dafür den jetzt Beschäftigungslosen." Ich glaube, die Prinzipale würden kaum etwas dagegen einzuwenden haben. Aber zu fordern: „Uns neun Stunden Arbeit und den vollen Lohn, wie bisher. Die weitere Arbeit aber gegen neuen Sold den Genossen!" Das heißt wirklich, Kaiser Otto in den Bart greifen. Und wer ist hier denn Kaiser Otto? Zunächst die Buchdruckereibesitzer; indes, diese werden sich zu rangiren wissen und sich anders berechnen. Wer aber zahlt dann schließlich das Brod? Niemand anders als das allzeit wehrlose Publikum, welches bei allen geschäftlichen Veränderungen ungefragt gebrandschatzt wird.

Ich bin wahrlich der Letzte und meine Broschüre „die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel" beweist es, der alle Schuld an dem heutigen Wirren bei der sozialdemokratischen Menge sucht. Aber eins steht nun doch fest: die Sozialdemokratie leistet an Begriffsverwirrung und Begriffsverwechselung das Menschenmögliche. Wären die Begriffe der Menge geklärt, mancher soziale Nothstand verschwände, mancher Kampf unterbliebe; die Agitatoren würden tauben Ohren predigen. Aber so —. Ein Schlagwort mit idealistisch-bengalischer Beleuchtung, und der horrendeste Blödsinn wird mit in den Kauf genommen. Schon das Wort „Genosse" ist hier die reine Blasphemie. Man will ja nicht zusammenhalten in Freud und Leid; nein, man will sich gegenseitig benutzen zu überaus egoistischen Zwecken und richtet sich gegenseitig zu Grunde. O, räumt auf mit dem Mißbrauch der Worte, Ihr Bürgerlichen! Laßt Euch kein X für ein U machen, sondern nennt, wo Ihr nur könnt, die Dinge laut und vernehmlich beim rechten Namen.

Und so jetzt auch bei diesem Buchdruckervertragsbruch.

Vertragsbruch ist es auf alle Fälle: das sei Nr. 1. Wer bis zum Januar verpflichtet ist, kann sich dieser Verpflichtung nicht zum November entziehen wollen. Und da geben diese und jene Prinzipale nach? O über Euch Schwachherzigen! Entweder Ihr hieltet die Arbeitslast Eurer Gehülfen schon längst für zu groß, und da müßtet Ihr den Uebelstand längst abstellen; oder Ihr haltet sie auch jetzt noch nicht für übermäßig und gebt nur nach, weil ihr meint, nicht anders fertig werden zu können. Geht denn das Geschäft über alles? Wollt Ihr „Bürgerliche" sein, für nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft gelten, so müßt Ihr auch das Wohl und den Bestand der letzteren in Eurem Kalkül mit aufnehmen. Die bürgerliche Gesellschaft aber kann solche Sozialdemokratenextravaganzen, wie nun diese Buchdruckergeschichte auf die Dauer wirklich nicht ertragen. Wo bleiben Treue und Rechtlichkeit, wenn Vertragsbruch selbst von den Betrogenen gutgeheißen wird? Die Zeitungen brachten gewisse Namen von Firmeninhabern, die „nachgegeben". Ich hatte beim Lesen derselben die Empfindung, als wenn es sich dabei um ein Niedrigerhängen handelte, welches den Betreffenden bei einiger Feinfühligkeit wahrlich nicht erwünscht sein kann. Ein vorzüglicher Geschäftsmann wird der schon sein, der mit allen Konjunkturen zu rechnen weiß; aber gibt es heute denn gar keine Principien mehr? Und gehört nicht zu solchen Principien, deren Vorhandensein man billiger Weise erwarten sollte, auch das, daß Wort gehalten werden muß bis zum Schlußpunkt?

Und es ist der Buchdruckerspan nicht nur Vertragsbruch;

Digitized by Google

er ist auch ein keckes sozialdemokratisches Mannöver: No. 2. Ich weiß nicht, ob die gemischte Tarifcommission, die angeblich gesprengt werden soll, etwas besonders segensreiches ist, möchte aber nach allem, was ich davon höre, dies durchaus glauben. Doch davon ganz abgesehen, es handelt sich wieder um ein Dictiren der Arbeitnehmer an die Arbeitgeber. Und Ihr nachgiebigen Prinzipale laßt Euch dictiren? Warum? Aus Gutmütigkeit? O, nehmt Euch in acht! Louis XVI. war auch gutmüthig und ließ sich auch dictiren: zuerst die Nationalversammlung, dann den gewählten Maire von Paris, dann die Uebersiedelung in die Tuillerien und so weiter und so weiter bis in den Temple und aufs Blutgerüst. So schlimm wird es Euch nun wohl gerade nicht ergehen. Aber da das Gleichniß von dem Finger und der ganzen Hand heute noch gilt, wie vor Jahrhunderten, würdet auch Ihr falls nicht die übrige Prinzipalschaft durch ihr mannhaftes Feststehen Euch schützte, noch manches Mal „folgen" müssen. Principiis obsta, mahnt der alte Wahrspruch, und hier heißt principium der Anfang.

No. 3 aber: Diese Buchdruckerkrisis ist allgemein ein böses oder gutes Beispiel, je nach ihrem Ausgang. Die Sozialdemokratie hat durch den Erfurter Parteitag gerade nicht gewonnen, und auf die Errungenschaften in Sachsen und Baden ist durch ihn arger Melthau gefallen. Nun ein frischer, fröhlicher Contractbruch über ganz Deutschland hin mit siegreichem Ausgang; wer gedächte da noch der vorigjährigen Streikblamagen? Bald würde es wieder streiken an allen Ecken und Enden. Wahlerfolge, Streikerfolge, Erfolge und nur Erfolge! „Wer kann uns widerstehen? Wir waschen unsere schmutzige Wäsche so ungenirt, wie möglich; wir schelten, zausen und prügeln uns vor aller Augen; aber vorwärts geht es doch. Drum, wer mit vorwärts will, der folge uns!" Und dazu zu solchem Siegeslauf der Sozialdemokratie steuern selbst Bürgerliche bei? Oder seid Ihr Herren gar nicht von der bürgerlichen Partei? Ja, so sagt es doch. Wer aber gut bürgerlich sein will, der sei auch allerzeit und allerorten ein zuverlässiger zur That bereiter „Genosse" gegen die Umstürzler. Warum nennen wir uns doch nicht auch „Genossen"? Gleichviel; heißen wir auch nicht Genossen, so müssen wir es doch sein; sonst stehen wir am Anfang vom Ende.*)

Importzölle und Exportprämien.

Von Heinrich Schüler.

Hie Freihandel — hie Schutzzoll, das ist das Feldgeschrei, welches seit einer Reihe von Jahren das deutsche Volk in Aufregung erhält, und fast so vielen unfruchtbaren Streit wachrief, wie einst die Losung „Hie Weibling, hie Welf".

Man liest natürlich auch viel darüber, zum Ueberdruß viel — aber wenig von solchen, die diese Sache wirklich einmal völlig unparteiisch behandeln. Letzteres soll im Nachfolgenden versucht werden.

Der Freihändler sagt: man muß stets da kaufen, wo man es am billigsten erhält. Ist z. B. der Roggen aus Rußland billiger zu beziehen als aus Deutschland, so kauft man in Rußland. Der deutsche Roggenbauer mag dann lieber seine Aecker brach liegen lassen, wenn sie die darauf verwandte Arbeit nicht lohnen wollen, und mag irgend eine andere Beschäftigung ergreifen, Bergmann oder Maschinenbauer werden. Folglich brauchen wir keine Importzölle, wir brauchen nicht den russischen Roggen bei einem Uebergang über die deutsche Grenze mit einem Eingangszoll zu belegen. Thun wir dies dennoch, so schaden wir uns selbst, indem wir an Stelle einer lohnenderen Arbeit (Maschinenbau) eine weniger lohnende (Roggenbau) ausführen, und wir begehen außerdem eine Ungerechtigkeit, indem wir den Landleuten ein Geschenk machen und ihnen die Roggenpreise erhöhen auf Unkosten der Städter. Eine zweite noch größere Ungerechtigkeit begehen wir, indem wir gerade die ärmeren und zahlreicheren Familien schwerer belasten durch die hohen Brotpreise, die als eine Kopfsteuer wirken, da auch der reiche Mann nicht mehr Brot essen kann als der Arme. Endlich hat der kleine Bauer nicht einmal Vortheil von diesem Zoll, da er die geringe Kornmenge, die er producirt, für seinen eigenen Bedarf verbraucht. Summa: der Kornzoll ist ein Geschenk an die reichen Großgrundbesitzer aus den Taschen der ärmeren städtischen Bevölkerung.

Der Schutzzöllner dagegen urtheilt: Den Zoll bezahlt das Ausland. Dieser Zoll kommt zunächst dem Landvolk zu gute. Hat aber der Bauer Geld, so kann er auch etwas kaufen, er kann höhere Preise zahlen, der Städter kann höhere Preise von ihm fordern, und somit haben wir Alle Vortheil vom Schutzzoll.

Gegen die obige Betrachtung des Freihändlers lassen sich nun einige Einwände erheben:

1. Wenn der Ackerbau nicht mehr lohnt, so daß die Aecker brach liegen bleiben, so kann es ja sein, daß andere Beschäftigungen erst recht nicht mehr lohnen, oder doch wenigstens nicht soviel abwerfen, um davon durch Verkauf an's Ausland den Einkaufspreis des eingeführten Brotkorns zu decken. Wenn aber dieser Fall eintritt, so wird dadurch der Aufenthalt in unserem Vaterlande überhaupt unmöglich, ähnlich als lebten wir in einer unfruchtbaren Wüste. Denn es wächst zwar etwas, aber nicht genug, und der Ertrag fordert so große Anstrengungen, daß wir unser Leben nicht fristen können. Wir hätten demnach nur noch die Wahl auszuwandern, oder — auszusterben. Denn das Ausland wird sich hüten, uns etwa den fehlenden Betrag aus reiner Barmherzigkeit und Menschenliebe zuzuschießen.

Dieser Einwand — ist gar kein Einwand. Der Schutzzöllner müßte erst beweisen, daß wir durch seinen Schutzzoll diesen fehlenden Betrag gewinnen auf Unkosten des Auslandes. Denn es kann ja sein, daß wir mit dem Schutzzoll gar nicht besser daran sind, sondern sogar noch schlechter, daß wir also noch schneller auswandern oder aussterben müßten, als unter der Herrschaft des freihändlerischen Systems.

Dazu kommt, daß unser Land bis heute nicht nur die große Zahl der kleinen Landarbeiter ernähren konnte, sondern außerdem auch noch die verhältnißmäßig kleine Gruppe der großen Landfaulenzer, der Großgrundbesitzer und Landschmarotzer. Insofern also könnte man statt der Einfuhrerschwerung durch Kornzölle sogar eine Ermuthigung der Einfuhr durch Einfuhrprämien wünschen, die auf die inländischen Preise noch mehr drücken. Denn die wirthschaftliche schwache arbeitende Landbevölkerung würde dadurch keinen Schaden erleiden, da sie heute nur das hat, was sie naturnothwendig braucht, ihr also nichts genommen werden kann. Das Landschmarotzerthum würde beseitigt, d. h. Landbesitz würde nur für den vortheilhaft sein, der auch wirklich sein Grundstück bearbeiten will, nicht aber die edelmüthige Absicht hat, sein Land — bearbeiten zu lassen, und die Früchte des Schweißes in Berlin oder gar in Paris lustig zu verjubeln.

2. Daß der kleine Bauer seine ganze Ernte für seiner

*) Die Ausführungen unseres Mitarbeiters treffen in einem Punkte nicht ganz zu, wenn sie an die neunstündige Arbeitszeit glauben, denn das sind im Grunde nur acht Stunden, weil in den neun Stunden 1/4 Stunde Frühstücks- und 1/4 Stunde Vesperzeit enthalten sind, die sich in der Regel auf je 1/2 Stunde ausdehnen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß endlich dieser gefährliche Zustand eingetreten ist, den zu überwinden schwer halten wird. Die Buchdruckergehülfen sind nach und nach dazu erzogen worden. Alle Versuchs-Ausstände haben sie gewonnen. Die Prinzipale machten zwar bei den früheren Forderungen böse Gesichter, ließen es sich jedoch, wie man sagt, ganz gern gefallen, denn sie schlugen auf die höheren Herstellungsgebühren ihre erhöhte Provision, und gar Mancher mag sich über die Strikedrohung im Geheimen gefreut haben. Die jetzigen Forderungen sind freilich so gewaltig, daß die Einsicht nun wohl gekommen ist, daß es nicht mehr angeht, weitere Lasten den bisher geduldigen Verlegern aufzuladen, die seit langer Zeit schon zum großen Theil verarmt oder verschuldet sind. Eine Besserung kann nur die Nothlage, in die die ausständigen Arbeiter wenigstens zum Theil kommen werden, herbeiführen. Wenn es auf das Zusammenhalten der Druckerprinzipale ankommt, das eben in Leipzig und Berlin emphatisch erklärt worden ist, so trauen wir der Sache nicht, denn es scheinen schon jetzt Viele schwankend geworden zu sein, und wenn erst die Druckereien leer stehen, so wird es wohl noch schlimmer werden. Die Redaction.

Digitized by Google

eigenen Bedarf verbraucht, ist nicht gut möglich. Denn wenn er auch Kleidung und Wohnung gar nicht brauchte, vielleicht in selbstgegrabenen Erdlöchern hauste, so brauchte er doch mindestens ein Stückchen Eisen zu einem Pfluge. Dies aber muß er mit einem Theile seines Kornes bezahlen, sonst käme er ja immer tiefer in Schulden.

Es scheint danach, als hätte der kleine Bauer wenigstens einen ganz geringen Vortheil von den Zöllen. Dieser Schein löst sich aber in Wohlgefallen auf. Denn indem das Land durch die Zölle im Preise steigt, hat der Bauer auch sein Land theurer kaufen müssen. Ist er Pächter, so muß er höheren Pachtzins zahlen. Endlich behaupten ja die Schutzzöllner selbst, daß auch die Städter höhere Preise fordern, wodurch der ganze Vortheil des Bauern wieder verschwinden würde, ja er verschwindet schon dadurch, daß bei der ersten Einführung der Kornzölle zugleich auch Industriezölle eingeführt werden.

Nichtsdestoweniger bleibt die Möglichkeit, die Kornzölle wieder aufzuheben, wenn gleichzeitig dem kleinen Bauer eine angemessene Geldentschädigung gesetzlich zugesprochen wird.

3. Wenn auch unzweifelhaft ist, daß durch jede Zollschranke ein weltwirthschaftlicher Schaden verursacht wird, indem z. B. die Kornproduction von dem dafür vortheilhafteren ausländischen Boden verlegt wird auf den trotz der Ersparniß an Beförderungskosten weniger vortheilhaften inländischen, so ist es ja noch möglich, daß trotzdem für Deutschland dabei ein Vortheil herauskommt, nämlich in der Weise, daß z. B. das Ausland jährlich eine Milliarde verliert, das Inland aber eine halbe Milliarde gewinnt. Denn alsdann beträgt in Summa der Erfolg einen Gesammtschaden von einer halben Milliarde.

Nehmen wir z. B. an, auf eine Waareneinheit, deren Preis 20 Mark beträgt, wird ein Importzoll von 2 Mark gelegt. Dann muß natürlich fortan mindestens einer den Zoll tragen, entweder das Ausland oder das Inland oder — alle beide. Bisher wurde vom Ausland 20 Mark gefordert und auch 20 Mark vom Inlande geboten. Dieses friedliche Einvernehmen ist durch den Zoll gestört. Jeder wird versuchen, den Zoll auf die Schultern des Anderen abzuwälzen, d. h. einerseits werden die Ausländer 22 Mark fordern, andererseits werden die Inländer nur noch 18 Mark bieten, einschließlich des Zolles. Und die geschäftlichen Beziehungen werden nicht etwa gänzlich abgebrochen werden, da sowohl der Ausländer seine Waare unter allen Umständen loswerden muß und wir unter allen Umständen uns satt essen müssen.

Hier kommen wir nun zu dem wichtigsten Punkt der ganzen Frage. Der Schutzzöllner behauptet ohne Weiteres, „das Ausland trägt den Zoll". Wenn das wahr ist, so müssen wir natürlich möglichst hohe Zölle haben, denn wir wären ja Thoren, wenn wir auf dies Geschenk des Auslandes verzichten wollten. Jeder ist sich selbst der Nächste — obgleich es ja hart ist, daß wir von dem wahren Verlust des Auslandes immer nur einen Theil gewinnen können (wegen der weltwirthschaftlichen Nachtheile, vgl. oben).

Der Freihändler dagegen behauptet ebenso kühn, „das Inland trägt den Zoll". Beide beweisen ihre Behauptung durch die statistisch vorliegenden Thatsachen, die Jeder nur ein wenig anders gruppirt. Daher werden wir uns wohlweislich vor diesen statistischen Nachrichten, mit denen man so hübsch gerade Entgegengesetztes beweisen kann, hüten. Hat der Freihändler Recht, so ist natürlich die ganze Zollpolitik nicht mehr als ein Schlag in's Wasser. Er begründet aber seinen Standpunkt hauptsächlich mit dem Hinweis darauf, daß die Kornpreise im Inlande thatsächlich höher sind als im Ausland.

Damit ist aber die Richtigkeit noch nicht bewiesen. Denn es fragt sich ja, ob durch Aufhebung der Zölle der heutige hohe Inlandpreis sinken würde auf den heutigen niedrigen Auslandpreis. Es kann ja ebenso gut auch umgekehrt sein, das der heutige niedrige Auslandpreis steigt auf den heutigen hohen Inlandpreis. Dann hätten wir unsere Zolleinkünfte verloren und wären um nichts gebessert.

In Wahrheit wird wohl keins von beiden eintreten, vielmehr werden beide Preise sich entgegenkommen und ein gleicher Mittelpreis die Folge sein.

Wo dieser mittlere Zwischenpreis liegen wird, das freilich vermag kein Sterblicher mit glaubwürdiger Sicherheit vorauszusagen. Sind heute die Preise 10 und 11 Mark, so braucht ja nicht gerade 10,50 herauszukommen, es könnte ja 10,10 und auch wieder 10,90 sein. Man wird aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß der neue Preis etwa zwischen 10,40 und 10,60 liegen wird.

Wir brauchen dies Exempel nur umzudrehen, rückwärts zu machen, so haben wir die Lösung auf unsere obige Frage: welche Preisbewegungen treten ein, wenn bei einem bisherigen Preise von 20 Mk. eine Zollschranke im Betrage von 2 Mk. aufgerichtet wird? Antwort: Der Auslandpreis wird auf 19 Mark sinken, da sein Absatzgebiet beschnitten und geschmälert wird. Verkleinerte Nachfrage bei gleichbleibendem Angebot drückt naturgemäß den Preis. Der Inlandpreis dagegen wird auf 21 Mark steigen, da vermindertes Angebot bei derselben Nachfrage die Preise in die Höhe treibt.

Höher als 2 Mark kann der Unterschied natürlich nicht werden, da sonst sofort eine lohnende Einfuhr trotz der Zölle offen stände. Fällt die Zollschranke, so wird aus 19 und 21 wieder 20. Die Schutzzöllner möchten uns aber einreden, aus 19 und 21 würde 21, während die Freihändler uns versichern, aus 19 und 21 werde 19!

Also: Nicht das Ausland allein, auch nicht wir allein tragen den Importzoll, sondern Beide gemeinsam. Würden nun die Zolleinkünfte zwischen uns und Rußland getheilt, so hätten wir keinerlei Interesse dabei. Da aber wir ganz allein Alles einstreichen, so bleibt für uns ein Vortheil übrig — falls er nicht auf anderem Wege wieder verloren gehen sollte.

Dieser andere Weg ist nun — Rußlands Antwort, Oesterreichs Antwort ꝛc. Sie lassen sich unsere Zölle nicht ohne Weiteres gefallen, sondern machen ihrerseits auch Importzölle gegen unsere Waaren. Dadurch geht uns nicht nur der ganze Vortheil wieder verloren, sondern es bleiben die oben erwähnten weltwirthschaftlichen Nachtheile zu Ungunsten Aller und zu Gunsten Niemandes. Aehnlich als ob plötzlich die Schneider anfingen, Stiefel zu besohlen, und die Schuster Röcke nähten. Da thut Jeder das, was er schlecht versteht, und Beide natürlich haben den Schaden zu tragen.

Das ist eine faule Lage! Aber was helfen alle Klagelieder! Der Verständige fragt nur: wie kann ich thatsächlich Besserung schaffen? Durch eine einseitige Aufhebung unserer Zölle würden wir der Welt Vortheile bringen und selbst Schaden haben. Das geht nicht. Wir müssen also verhandeln mit den Nachbarstaaten, nach dem berühmten und bewährten Grundsatz „do ut des" müssen wir Handelsverträge abschließen, die Beiden Vortheile gewähren.

Wenn wir auf diese Weise möglichst viele Handelsverträge mit möglichst vielen anderen Völkern zu Stande gebracht haben, so nähern wir uns dadurch immer mehr — dem ursprünglichen Freihandelszustande. Das Kürzeste wäre, wenn ähnlich dem Weltpostverein ein Weltverein gebildet würde, indem sich alle Völker verpflichten, alle Zollschranken — wieder aufzuheben. Dann sind wir endlich nach langen Irrfahrten glücklich wieder an unseren Ausgangspunkt zurückgekehrt.

Damit aber ist die Sache noch keineswegs erledigt. Wenn wir auch gesehen haben, daß unser Zoll wenigstens theilweise ein Geschenk des Auslandes an das Inland ist, ein unfreiwilliges Geschenk natürlich, so fragt sich doch noch, wer im Inlande denn den Zollsegen in seine Taschen fließen läßt. Das ist keineswegs der kleine Mann, weder der kleine Bauer, noch der kleine Bürger, sondern das sind nur die großen Herren, der Zoll ist eine Stärkung der wirthschaftlich Starken. Der kleine Mann bekommt immer nur das Allernothwendigste und dann noch das Wenige, was er sich durch Coalitionen und harte Lohnkämpfe erringt, mehr nicht. Der Rest fließt in die wenigen weiten Taschen. Aber obenein bewirkt die Kopfsteuer des Zolles auch noch eine ganz besonders drückende Schwächung der kinderreichen Familien, während die Zollein-

Digitized by Google

künfte vom Reiche verbraucht werden und dadurch den reichen Leuten directe Einkommensteuern ersparen.

Der Zoll ist also sowohl eine Steuer zu Gunsten des Inlandes auf Unkosten des Auslandes, als auch eine Steuer zu Gunsten der Reichen und zu Lasten der Armen. Was ergibt sich daraus? Man hebe nicht ohne Handelsverträge einseitig den Zoll auf, aber man führe die gesammten Zolleinkünfte des Reiches in einer gesonderten Rechnung und verwende sie bis auf den letzten Heller für die wirthschaftlich Schwachen. Natürlich muß der arme Arbeiter lachen, wenn man ihm 10 Mark jährlich an directen Steuern mit der einen Hand „schenkt", während man ihm gleichzeitig mit der anderen Hand 100 Mark an indirecten Steuern aus der Tasche zieht. Man berechne daher ungefähr, wie viel für jede einzelne Familie die indirecten Steuern ausmachen, und zahle sie pünktlich und baar zurück an diejenigen, denen sie zukommen, nicht als eine Gnade, sondern als ein lange gewaltsam vorenthaltenes Recht.

Ein wichtiger Punkt ist noch zu erwähnen, der gegen den Freihandel und sogar gegen alle Handelsverträge spricht. Wir meinen die nationale Unabhängigkeit vom Ausland. Es ist kein angenehmer Zustand, von ausländischer Gnade abzuhängen. Es ist kein angenehmer Zustand, zittern zu müssen, wenn es irgendwo beliebt wird, eine Mac Kinley Bill zu schaffen. Es ist aber ein schönes Ziel, das wohl einiger Opfer werth wäre, den inländischen Bedarf durch die eigenen Erzeugnisse decken zu können, und daher auch auf die Kundschaft des ausländischen Marktes verzichten zu können. Um dies zu erzielen, stehen uns zwei Wege offen, erstens Importzölle, die die Einfuhr erschweren und so eine Prämie darauf setzen, für den heimischen Bedarf zu arbeiten, z. B. Roggen zu bauen; zweitens Exportzölle, die die Ausfuhr erschweren und eine Strafe darauf setzen, für den ausländischen Bedarf zu arbeiten, z. B. Zuckerrüben zu bauen.

Dies führt uns auf den zweiten Haupttheil unserer Abhandlung, auf die Exportprämie. Diese ist als der tollste Unsinn zu bezeichnen oder als eine unglaublich schamlose Plünderung der Staatskasse, unter dem Vorwand, der Nation einen Dienst zu erweisen. Während der Importzoll die doppelte Wirkung hat, dem Auslande und den deutschen Armen etwas zu nehmen und es den reichen Krautjunkern zu geben, so hat die Exportprämie die doppelte Wirkung, dem Auslande und den reichen Zuckerbaronen etwas zu geben und es den deutschen Armen zu nehmen.

Man begegnet zuweilen auch der Ansicht, als würde durch die Exportprämie der Schaden des Importzolles wieder gut gemacht. Diese Ansicht ist aber so entsetzlich oberflächlich und grundverkehrt, daß sie nur Einer haben kann, der sich niemals über diese Dinge klar geworden ist. Denn Zoll und Prämie haben nur das gemeinsam, daß sie dem Armen nehmen und dem Reichen geben. Der große Unterschied aber ist, daß der Zoll das Gute hat, dem Ausland zu nehmen und dem Inland zu geben, die Prämie aber den Schaden stiftet, dem Inland zu nehmen und an das Ausland zu schenken. Während der Zoll ferner den Vortheil gewährt, auf Deckung des inländischen Bedarfs durch das Inland selbst hinzuarbeiten, so ist die Prämie gerade entgegengesetzt eine Verführung, die nationale Arbeit hinzuleiten auf fremde Bedarfsgegenstände, somit wieder abzuleiten vom erstgenannten. Zoll und Prämie wirken sich somit schnurstracks entgegen. Nur insofern wirken sie einträchtig, als sie den kleinen Mann in eine wahre Zwickmühle bringen, hier wird ihm das Brot vertheuert, dort drüben zur Entschädigung wird ihm der Zucker — vertheuert. Und das ist der Segen der Einigkeit zwischen Kornspeculanten und Zuckerspeculanten.

Um dies kurz und bündig nachzuweisen, nehmen wir an, daß für eine Waareneinheit, deren Preis auf dem Weltmarkt 20 Mark betrug, eine Exportprämie von 2 Mark eingeführt wird. Dadurch wird der inländische Producent in Stand gesetzt, für 18 Mark an das Ausland zu liefern. Wenn aber der theoretische Prämienfeind behauptet, der Auslandpreis wird wirklich von 20 auf 18 herabgehen, so irrt er. Denn die Waare behält ja für das Ausland trotz der Prämie den alten Werth. Man denke sich, Jemand hätte zufällig in Erfahrung gebracht, daß Herr A. eine Waare für 18 Mark feilhält, während Herr B. genau dieselbe Waare für 20 Mark zu kaufen sucht. Wer halbwegs schlau ist, macht sofort beide Geschäfte und steckt die verdienten 2 Mark schmunzelnd in die Westentasche. Wenn nun aber A. und B. sich selbst finden, so werden sie nicht etwa die 2 Mark Differenz an die Armenkasse entrichten, sondern unter sich theilen. Das heißt, auf unser obiges Beispiel angewendet, die Prämie von 2 Mark wird den alten Weltpreis von 20 Mark verwandeln in einen neuen Inlandpreis von 21 Mark und einen neuen Auslandpreis von 19 Mark. Von der Prämie fließt also ein Theil in's Inland, ein anderer in's Ausland. Da aber die ganze Prämie aus unserer Staatskasse entnommen wird, so machen wir dabei sehr schlechte Geschäfte.

Die Prämienwirthschaft ist eine so große Mißwirthschaft, daß Alles, was einer Prämie ähnlich sieht, ohne Weiteres und ohne jede Entschädigung abgeschafft werden muß. Dadurch fügen wir uns allerdings selbst einen großen augenblicklichen Schaden zu, indem die Zuckerfabriken ꝛc. zum Theil „altes Eisen" werden. Dieser Schaden wird aber durch die Prämienersparniß sofort wieder gut gemacht. Um alle Härten zu vermeiden, müßte der Staat denen, die dadurch brotlos werden, Arbeit verschaffen, aber keine Geldentschädigung. — Ja, an Stelle der Prämie müßte sogar ein Ausfuhrzoll treten, natürlich nur ein mäßiger, da ein übertrieben hoher in der Praxis als ein Ausfuhrverbot wirken würde.

Ein Ausfuhrzoll würde, der Prämie gerade entgegengesetzt, den alten Weltpreis in einen höheren Auslandpreis und einen niederen Inlandpreis verwandeln. Wenn der Preis ursprünglich 20 betrug, der Zoll 2, so wird man im Inland 19, im Ausland 21 bezahlen. Der Ausfuhrzoll hat also nicht nur alle Vortheile des Einfuhrzolles, sondern er übertrifft ihn noch, indem er nicht „lebensmittelvertheuernd", sondern verbilligend einwirkt. Darüber aber würde sich das Volk gewiß nicht beklagen, da würde es den schönen Worten von der „nationalen Zollpolitik" Glauben schenken. Denn dieser Ausfuhrzoll arbeitet ja darauf hin, die nationale Thätigkeit von anderen Gebieten als denen zur Deckung des eigenen Bedarfs abzulenken. Wenn es im nationalen Interesse richtig ist, Importzölle einzuführen, so ist es noch viel richtiger, Ausfuhrzölle zu machen, ja die ersteren ohne die letzteren haben gar keinen Sinn. Es ist, als wollte man aus einem Haufen geschenkter Goldstücke nur die 10-Markstücke herausnehmen und die 20-Markstücke verschmähen. Wenn auf einige Waaren Einfuhrzölle gelegt werden, so sollten auf allen anderen Ausfuhrzölle lasten —, lieber letztere ohne erstere, als erstere ohne letztere!

Rußland sollte nur, statt unsere Einfuhrzölle mit Einfuhrzöllen auf unsere Waaren zu beantworten (sog. „Kampfzölle"), lieber einen Kornausfuhrzoll machen. Das wäre eine uns niederschmetternde Antwort. Denn die beste Vertheidigung ist der Hieb. Das allerdümmste dagegen, was es thun kann, wäre, wenn es eine Kornausfuhrprämie gäbe. Beweis: Wie oben sei der gleichmäßige Preis zuerst 20. Da macht Deutschland seinen Zoll von 2 Mark. Darauf zahlt man in Deutschland 21, in Rußland 19. Wie wir schon sahen, liegt der Vortheil dabei auf Deutschlands Seite, denn von den 21 Mark zahlen wir ja 2 an unseren eigenen Staat, wir kaufen also billiger als früher, wenn die 2 an uns zurückfließen und nicht von den „oberen Zehntausend" verjubelt werden. Darauf kommt Rußland mit einer Prämie von 2 Mark. Natürlich wird der Preis sofort in Rußland von 19 auf 20 steigen, in Deutschland von 21 auf 20 zurücksinken. Die ganze Geschichte liefe also im Grunde darauf hinaus, daß die russische Reichskasse an die deutsche ein Geschenk macht. Das können aber die Russen, wenn sie durchaus wollen, leichter haben — wir wollen das Geld nehmen, ohne es beim Empfang zu zählen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Am Grabe des Idealismus.

Von Cornelius Gurlitt.

„Ich hatte großen Respect vor der Weisheit meiner Lehrer", sagte Ludwig Richter, indem er von seiner Studirzeit an der Dresdner Kunstakademie sprach, „ich glaubte meinen Kunstansichten mißtrauen und den ihrigen folgen zu müssen. Aber es war zum Verzweifeln! Nichts in der umgebenden Kunstwelt, das einem auf die Sprünge helfen könne! — Von der Noth einer manierirten Zeit hat die jetzige Kunstwelt gar keinen Begriff!"

Und der milde Mann ging aus der Akademie in die Natur, „versuchte darzustellen was und wie er sah, mit aller Treue, und ließ dem Herrn Professor davon nichts sehen."

Damals kam ja Dahl nach Dresden und gab „in seinem alle Schranken durchbrechenden Naturalismus den jüngeren Künstlern mächtige Impulse!"

Das war 1818. Und meine Schilderung der Verhältnisse ist einem Artikel Otto Jahn's von 1870 entnommen.

Die Dresdner Kunst genoß 1818 eines hohes Ansehens. Es strahlte noch der Glanz der Zeit August's des Starken und Brühl's dort mächtig nach. In Schönau, Casanova, Matthäi, Kügelgen, Vogel lebten Maler, deren Name ganz Deutschland mit Achtung nannte. Vogel malte Bilder, die sich heute noch frisch und wirkungsvoll erweisen: Seine Kindergruppe gehört zu den beliebtesten Stücken der Dresdner Gallerie, hält sich neben den größten Meisterwerken aller Zeiten. Und doch klagt Richter so bitter, und doch floh er aus der Lehre der Professoren in die Natur, malte sie mit aller Treue, wie er sie sah! Und er sah sie so anders in seinem schrankenlosen Naturalismus, wie die Meister einer manierirten Schule sie lehrten.

Die Schule ging zu Grunde. Die jungen Leute von damals, welche starke Kraft in sich fühlten, fielen höhnend von ihren Meistern ab und gingen ihre eigenen Wege. Und doch war diese Schule hervorgegangen aus der großen Renaissance, und doch glaubte sie die Zeichnung der Antike mit dem Ton des Titian und Correggio zu vereinen, stellte sie ihre Werke neben die höchsten Schöpfungen aller Zeiten, nicht ohne Selbstbefriedigung, unter dem Beifall der Nation. Sie hielt auf ihre Ideale, und sah kopfschüttelnd auf deren Verächter. Trotzdem starb sie aus und einzelne ihr angehörigen alte Herren sahen sie aussterben, während sie selbst noch lebten. Sie waren noch da, sie malten noch, diese Professoren, aber sie malten wie aus einer anderen Welt. Sie schufen dieselbe Kunst heute, wie vor zwanzig Jahren. Aber die Nation und die Künstler sahen ihnen verwundert in's Gesicht: Du lebst noch! Das kann heute noch gemacht werden? Es wirkt noch die alte Zeit unter uns, den Lebendigen? Und mit Spott wendete sie sich von jenen ab, die sie einst feierte. Was in der Jugend schön war, ist jetzt schwächlich; was süß war, ist schal; was kräftig war, ist phrasenhaft. Dieselben Menschen verstehen nicht mehr, was sie einst begeistert, sie haben sich geändert und sie tragen es den Ueberwundenen mit bitterem Haß nach, daß sie sich von diesem Alten einst losreißen mußten. Der Haß wird zum Hohn, und endlich, wenn das Alte ganz hinten liegt, mildert es sich zum mitleidigen Lächeln. Aber dem Zurückgebliebenen ist diese milde Form die bitterste.

Wir sind wieder einmal so weit als etwa in jenen Tagen, in welchen man in Dresden den so liebenswürdigen Dresdener Akamieprofessor Kügelgen begrub. Er war als Mensch von Allen geschätzt, als Maler einst gefeiert, später geduldet, endlich belächelt worden. Die Alten und die Jungen gaben ihm das Geleit und ehrten in ihm den Niedergang einer Geistesperiode. Jene mit Wehmuth, diese mit Mitleid. Zwanzig Jahre dauerte es dann noch, bis in Schnorr und Semper, in Rietschel und Hähnel für Dresden die neue Zeit zum vollen Durchbrnch kam. Was inzwischen dort geschah — darüber schweigt die Kunstgeschichte. Es war leer geworden in der berühmten Kunststadt.

Und nun war dort wieder ein solches Begräbniß. Professor Theodor Große ist begraben worden, erst ein Mann von einigen Sechzigen, als Künstler ein letzter Vertreter der alten Schule, welche vor einem halben Jahrhundert, ja noch vor zwanzig Jahren Dresden, ganz Deutschland beherrschte. Als junger Mann malte er seine „Leda mit dem Schwan", welche die Dresdner Galerie alsbald kaufte, ein im Stil der Schule vortreffliches Bild, welches sich an jenem kunstgeweihten Orte als tüchtige Leistung in Achtung erhalten wird. Er hatte sich mit rasch entfalteter Begabung das Können seiner Zeit angeeignet. Er hatte sich in Rafael und Titian vertieft und schuf ihnen nach, mit dem Blick auf das Höchste, was die Kunst geleistet hat, als ein Idealist in den Idealen seiner Zeit. Er war nicht mehr der „schrankenlose Naturalist" wie Richter, das heißt er war nicht einer von jenen, die in der Natur den Weg aus dem Manierismus heraus suchte, sondern einer, der den gefundenen Weg als den richtigen hinnahm und am erreichten Zielpunkt verweilen wollte, wie es Kügelgen gethan hatte. Um ihn änderte sich die Kunst, er aber beharrte im Reich seiner Ideale. Er riß sich los von den neben ihm Fortschreitenden und wollte sie zurückrufen auf den Punkt, den seine Meister ihm als den Gipfel echten Kunstschaffens bezeichnet hatten. Mit warmer Begeisterung suchte er seinen Schülern die Ueberzeugungen zu übermitteln, sie zurückzuhalten von den Abwegen des „schrankenlosen Naturalismus".

Und diese? Sie entflohen ihm, seine Werkstätte wurde leer, sie fanden seine Lehre „zum Verzweifeln". Sie suchten darzustellen was und wie sie sahen, mit aller Treue, bei ihm aber fanden sie nichts, das ihnen auf die Sprünge helfen könne, sie hatten alle Nöthe durchzukosten, welche eine manierirte Zeit dem jungen Maler auferlegt. Auch der Geist, aus dem er heraus schuf, ist früher verschieden, als der Maler. Das ist ein hartes Schicksal, ein schweres Künstlerloos. Die einen, die sich auf eigene Füße stellen wollen, haben die Kämpfe in ihrer Jugend, müssen sich mühselig durchringen, um im Alter die Welt für sich gewonnen zu sehen. Zu diesen gehörte Große nicht. Er hielt sich an die fertigen Ideale und hatte in jungen Jahren die Freude, sich von seiner Zeit getragen zu fühlen. Er gehörte zu den Anderen, denen das Alter die Kämpfe bringt, weil sie gleich die reifen Früchte einheimsen wollten, ohne selbst zu pflügen und zu säen. Diese Früchte faulen dann vor der Zeit, unter der Hand verschwinden sie ihnen.

Geheimrath Jordan, der Director unserer Nationalgallerie, hat Große die Grabrede gehalten. Der Mann, welcher so oft den feinsten Blick für das Neue bewährt hat, führte sich ein „als Vertreter Derer, die mit dem verewigten Freunde jung gewesen und auch theilgenommen an den Kämpfen des Strebens, die keinem Edlen erspart bleiben." „So bist Du," schloß er, „emporgestiegen zum Meister, den man heute freilich nicht mehr so betrachtet, wie er es verdient. Was Du vertratst, was Du ersehnt, das ist ein Glaube, der heute nur noch von Wenigen getheilt wird. Ein Sturm hat den Hain entblättert, in dem Deine Ideale wohnten, aber in den Wipfeln rauscht Dein Name. Die deutsche Kunst dankt Dir aus tiefster Seele, daß Du festgehalten an jenen hohen Zielen, jenen letzten Zielen, die die Kunst erstreben soll: Schönheit und Erhabenheit. Uns Alle läßt Du als Schuldner zurück. Dein Bild strahlt wie ein Morgenstern, und die Zeit kommt wieder, da Deine Ideale die Ideale der Besten sind!"

Ich glaube, sie wird nicht kommen, diese Zeit. Die Welt geht nicht rückwärts. Es werden die Tage und die Männer kommen, welche die Ideale der verflossenen Kunstperiode geschichtlich vielleicht gerechter würdigen werden, als wir Jüngeren, aber in's Herz der Nation wird Große's Kunst nicht wieder dringen. Die alten Ideale sind todt. Aber darum hat der Idealismus selbst nicht aufgehört zu sein. Denn er ist nicht einer, er ist tausendfältig.

Alte Soldatenart ist, mit Trauermärschen zum Grabe zu schreiten, aber mit lustigen Weisen heimzukehren. In

Digitized by Google

Dresden hat man einen der letzten Idealisten begraben, den Idealismus von 1850 zu dem von 1800 und zu allen seinen früheren Ahnen gebettet. Es lebte der neue Idealismus, der kommende, der wie seine Vorgänger geboren wird aus dem Verzweifeln am Werth des Alten!

Neues über Nikolaus Lenau.

Von Fritz Lemmermayer.

Die neuere deutsche Literatur besitzt einige Dichter, welche durch Anlage und Schicksal in seelischen Beziehungen zu einander stehen, Züge der Verwandtschaft gemein haben und, wie verschieden auch Wesen und Form ihrer Schöpfungen, dichterisch gewissermaßen in derselben Reihe stehen. Sie heißen Hölderlin, Kleist, Lenau und Hebbel, so folgen sie historisch aufeinander. Zwei von ihnen sind bedeutend als Lyriker und zwei sind groß als Dramatiker; jeder ist ein Genie; Hölderlin und Lenau verfallen dem Wahnsinn; Kleist endet als Selbsttödter; Hebbel, mit Dämonen ringend, den Wahnsinn fürchtend, ist nahe daran, unterzugehen im Meere des Lebens, wird aber, knapp vor der Zerstörung, dadurch gerettet, daß er in den Hafen einer glücklichen Ehe einläuft. Die Nachtunholde der Noth bedräuen sie, gemeine Sorgen drücken sie, den praktischen Anforderungen des Lebens stehen sie hilflos gegenüber, Aemter und Würden besitzen sie nicht, im Alltag sind sie schlecht gestellt, eine hungernde Zukunft steht vor ihren Augen. Dazu sind sie einsam und stolz. Sie haben den höchsten Begriff von dem Adel der Dichtung, die ihnen keine verdammenswerthe Melkkuh ist, sondern ein Heiligthum, nur in der begeisterten Stunde werth, geöffnet zu werden. Der vermehrte Zufluß des Blutes nach dem Gehirne befähigt sie zu intuitivem Schauen. Ein deutlicheres Weltbild als gewöhnliche Naturen haben sie vor Augen, sie sind seherhaft und empfinden daher das Leid in der Welt in verstärktem Maße. Ein glühender Ehrgeiz, der nur in dem Höchsten Genügen findet, quält sie. Sie sind reizbar, ihr gesteigertes Nervenleben ist überaus sensibel und wird überall verletzt im Zusammenprall mit der harten Welt, die nur dem Gewöhnlichen günstig ist. Eine gewaltige, ewig unerfüllte Sehnsucht nach einem idealen Dasein ergreift sie, die Melancholie erfaßt mit Geierkrallen ihre Seele; wie im schlafwandelnden Zustande dämmern sie dahin, träumen und dichten sie. Ihre üppige Phantasie verleiht ihren Traumgestalten greifbare Wesenheit, erschreckend und bedrängend, und erweitet immer mehr die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, über die sie, Hebbel ausgenommen, keine Brücke zu schlagen vermögen. Auch die weise Resignation eines Sophokles und Goethe ist diesen armen Titanen fremd, jene in sich gefaßte, stille Gelassenheit, die ohne dem Ideal untreu zu werden, nicht mehr vom Leben fordert, als es zu gewähren vermag. Sie greifen nach den lockenden Sternen und fallen rettungslos in den Abgrund der Vernichtung. Aus diesen Umständen erklärt sich das dunkle, geheimnißvolle Gepräge ihrer Dichtungen, die ein erhabener und schöner Ausdruck sind des Kämpfens und des Leidens.

Die magische Grundfarbe ihres Wesens und Dichtens, bei ihnen eins und dasselbe, ist das Dämonische. Denn das dämonische ist das Einseitige, das blindlings von einer Leidenschaft beherrscht Werden. Der dämonische Mensch hat keinen Sinn für die Vielseitigkeit der Welt und für die mannigfaltigen Brechungen des Lebensstrahles. Er anerkennt nur die Berechtigung seiner Ideen und Gefühle. Das Dämonische bindet den Menschen und bannt ihn in einen Kreis, in welchem er immer wieder zu demselben Punkte zurückkehrt. Es entfesselt in ihm eine ungeheure Kraft, sei es, wie bei unseren Dichtern, eine Kraft der Anschauung, oder wie bei Richard III., eine Kraft des Willens, mit der er Alles aus dem Wege räumt, was sich ihm entgegenstellt, und wenn es ein Mensch und wenn es die eigene Natur wäre. Der freie Wille ist unterbunden, die freie Selbstbestimmung geraubt; es bleibt ihm nicht die Wahl nach zwei Richtungen hin, sondern nach einer wird er mit innerer Nothwendigkeit furchtbar getrieben. Die losgelösten, über jeder Reflexion stehenden, durch Verstand und Vernunft nicht einzudämmenden Kräfte treiben ihn aus seiner Menschennatur heraus, machen ihn zum Uebermenschen. Er verfällt der Schuld, aber er ist unfrei, ohne deshalb aufzuhören, zurechnungsfähig zu sein und die moralische Verantwortlichkeit für sein Thun in der juridischen Welt zu tragen. Dieser Widerspruch und Zwiespalt ist die tragische Seite des Dämonischen. Seine Schuld ist das unabwendbare Ergebniß von Umständen, die gewissermaßen außerhalb der Sphäre seiner Erkenntniß und seines Willens liegen, so daß sie zur Unschuld wird. Der irdische Richter hat das kaum zu erwägen, denn auf dem Normalen und den daraus entspringenden Gesetzen und Rechten beruhen Friede und Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, wohl aber der tragische Dichter, der ein größerer, hellsehender Richter ist und Umstände erwägt und kennt, die nicht auf der Oberfläche liegen, sondern tief in den mystischen Abgründen der Menschenbrust.

Lenau war eine solche dämonische und tragische Natur. Wüßten wir es nicht längst, wie Dichtgenie und Wahnsinn sich bei ihm verhängnißvoll verkettet haben, so würden den Beweis liefern seine eben erschienenen Tagebuchblätter und Briefe an Sophie Löwenthal, herausgegeben und mit trefflichen Zusätzen und Erläuterungen versehen von Ludwig August Frankl.*)

Im Sommer 1820 ging Lenau, damals noch der unberühmte Niembsch, an einer Villa „auf der Landstraße" in Wien vorüber, als er ein elfjähriges Mädchen, welches sich die schönen braunen Haare kämmte, hinter den Fensterscheiben erblickte, das Töchterlein des Hofraths Kleyle. Nach dreizehn Jahren begegneten sie sich wieder. Zum ersten Male sahen sie einander in die Augen, aus denen die Funken der Liebe flogen und ihre Herzen entzündeten — zu spät für Beide: denn Sophie war mittlerweile die Gattin Löwenthal's, eines Freundes des Dichters und Mutter mehrerer Kinder geworden. Sie liebten, wie Dante und Beatrice, ohne sich zu besitzen. Sophie verletzte nicht die vor dem Altar geschworene eheliche Treue und Lenau forderte zu einer solchen Verletzung nicht auf, wie groß auch Gefahr und Versuchung waren. Ein Verhältniß entspann sich zwischen ihnen, das in den vorliegenden Aufzeichnungen ein merkwürdiges Denkmal gefunden hat. Es ist ebenso anziehend als räthselhaft und dunkel. Der Gatte duldet den idealen Bund; Lenau betet die Geliebte an, verzehrt sich in dem feurigen Wunsche nach ihrem Besitze und ergeht sich in verzweiflungsvollen Wehklagen, daß er zur Entsagung verdammt sei; Sophie sonnt sich in der Liebe zu dem Berühmten, erwidert sie aus innigem und keuschem Herzen, ohne die Schranke der Sitte und Pflicht zu überschreiten; aber dennoch gibt sie den Verschmachtenden nicht frei; eine anmuthige Sirene hält sie ihn fest im Banne ihres Zaubers und quält ihn mit Vorwürfen und Eifersucht, wenn er den Gedanken hegt, sich an der Seite eines anderen Weibes ein Familienglück zu gründen. Sie versteht es, seinem Besitze zu entsagen, aber seine ideale Liebe begehrt sie ungestüm als ihr einziges Recht.

Daß ein solch' eigenthümliches und verworrenes Verhältniß auf keiner Seite dauerhafte Befriedigung gewähren und der krankhaften Natur Lenau's nicht günstig sein konnte, liegt auf der Hand; und nicht mit Unrecht muß man es mit zu den Umständen rechnen, die seinen edlen Geist zerstört haben. Solche Umstände gab es viele. Erbliche Belastung und traurige Erlebnisse wirkten zusammen. Lenau's Vater war ein wüst ausschweifender, leidenschaftlicher Geselle. Die Mutter, ein empfindsames, religiöses Wesen, empfing und gebar ihren inbrünstig geliebten Niki in schwerem Leide: sie mußte sehen, wie ihr Mann den letzten Rest seiner Habe mit Spielern und Dirnen verjubelte, und ihrer Niederkunft entgegengehend, trauernd an dem Sterbebette ihres Töchterleins sitzend, wurde sie von zwei lüderlichen Kumpanen ihres Mannes überfallen, die ihr

*) Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters nebst Jugendgedichten und Briefen an Fritz Kleyle, herausgegeben von Ludw. Aug. Frankl. Stuttgart, Cotta's Nachfolger.

Digitized by Google

eine Verbürgung für eine von jenem gemachte Spielschuld erpreßten. So warf das Unglück seine bleischweren Schatten auf die Seele des Ungeborenen. Er brachte das Leid mit zur Welt, jene „sinnende Melancholie", die seine treueste Begleiterin bis zum Grabe war und die er so wunderbar besungen hat. Die Noth, die er im Elternhause kennen lernte, sein Hang zur Musik und zum Mysticismus, die stille Trauer und Einsamkeit der ungarischen Steppe, seiner Heimath, sein fromm-gläubiger, extatischer Sinn und seine damit verknüpfte Neigung zu katholischen Spielen — alle diese inneren und äußeren Zustände waren eine befruchtende Quelle für seine Melancholie, die anwuchs mit den zunehmenden Jahren. Er studirte nacheinander, ein moderner Faust, Philosophie, Landwirthschaft, Juristerei und Medizin, ohne bei einem Studium zu verharren, ohne Befriedigung zu finden, ohne einen praktischen Zweck im Auge zu haben. Eine Neigung verwarf die andere, Ekel, Leere, Langeweile waren das Ergebniß, treu blieb er nur seiner Geige, die er mit Raserei liebte und spielte, und der Poesie, der er sein Leben weihte und opferte. Von einem Extrem schwankte er zum andern. Aus dem Himmel der Einbildung fiel er in die Hölle der Enttäuschung, der Geier Zweifel zerhackte ihn, aber zu dem schönen Glauben seiner Kindheit kehrte er immer wieder zurück und hörte nicht auf, ein Paradies zu erhoffen in dieser und in jener Welt. Ueble Erfahrungen an einem Mädchen, das er liebte, thaten das ihre. Eine übertriebene Empfindlichkeit, diese Eigenschaft genialer Menschen, trieb immer festere Wurzeln; Wahrheit und Irrthum schlugen tiefer in ihn ein, als in gewöhnliche Sterbliche, für welche die Ansichten nichts als ein Modekleid sind, das man nach dem Bedarf des Tages anzieht und ablegt. Zwischen sanfter Traurigkeit und düsterem Trübsinn schwankte er hin und her; zum Unglück fühlte er sich magnetisch hingezogen; der Dämon Wahnsinn trieb sein Wesen in seinem Herzen; „ich bin wahnsinnig" schrieb er seiner guten, treuen Schwester Rike. An Geistergeschichten fand seine große Phantasie außerordentlichen Gefallen. Er verstand sie, mit dämonischer Weihe zu erzählen, während seine Feueraugen dabei so curios herumschweiften, daß die zuhörenden Mädchen zu weinen anfingen. „Ich trage," so heißt es mit erschütternder Prophezeihung in einem Briefe an Justinus Kerner, „ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja . . ." Das Spiel mit dem Wahnsinn gefiel ihm. Einmal auf einer Reise tragirte er eine Wahnsinnsscene. Einige Passagiere langweilten ihn. Sein Reisegefährte mußte ihn für einen Irrsinnigen ausgeben, der in die nächste Heilanstalt gebracht werden sollte. Lenau spielte nun, um die lästige Gesellschaft los zu werden, den Verrückten mit solch' überzeugender Meisterschaft, daß die Anwesenden entsetzt waren. Darüber befragt, äußerte er, er könne noch einmal verrückt werden. „Du kennst die Geschichte von Phaeton," sagte er, „und den durchgehenden Sonnenrossen! Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können."

In seinem Qual- und Peinzustande wollte er ein Eiland finden, um seinen Anker auswerfen zu können. Der Ruhelose wählte, trotz der eindringlichsten Abmahnungen seiner Freunde, Amerika — das schlechteste Dichterklima. Dort hoffte er, sich für alle Zukunft eine sorgenfreie Existenz zu gründen und als Dichter eine Fülle von Anregung zu empfangen; war ihm doch die Betrachtung des Menschenlebens der größte Reiz nach dem, den die Natur für ihn hatte. Seine Phantasie wollte er in die Natur der Urwälder schicken, wie früher in die Natur der österreichischen Alpenwelt; denn er betrachtete die künstlerische Ausbildung als seinen Lebenszweck. Er wollte sich selbst an's Kreuz schlagen, wenn es nur ein gutes Gedicht gab. Das abenteuerliche Reiseproject wurde ausgeführt — die Ernüchterung folgte rasch. Schon auf der langen Seefahrt holte er sich einen abscheulichen Skorbut, auf dem Festlande kam ein rheumatisches Leiden dazu. Die Speculationen schlugen fehl, Amerika gefiel ihm ganz und gar nicht — ein Land ohne Wein und Nachtigallen. Er schrieb: „Diese Amerikaner sind Krämerseelen, todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt." Er empfahl Amerika als Schule der Entbehrung. Menschen und Thiere schienen ihm herabgekommen; er sah keinen muthigen Hund, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur kam ihm entsetzlich vor — überall tückische Lüfte, schleichender Tod; ein Nebelland, in welchem der Liebe leise die Adern geöffnet werden und sie sich unbemerkt verblutet. Als er nach einem Jahre zurückkehrte und bei Freund Kerner in Weinsberg eintrat, sagt er „verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten." Er war entmuthigt, gealtet, das Auge hatte an Glanz verloren, sein Gesicht war von tiefen Furchen durchzogen. Seine treuen, liebevollen Freunde in Schwaben, Uhland, Schwab, Kerner, Alexander von Württemberg, Pfizer, Karl Mayer, die Familien Hartmann und Reinbeck, empfingen ihn feierlich und jubelvoll, er wurde auf den Händen getragen, verhätschelt wie ein verwöhntes, vornehmes Kind. Auch sonst war er mittlerweile durch seine gottvollen Gedichte eine Berühmtheit geworden. Er aber verharrte in seiner müden Traurigkeit; die Freude konnte nicht mehr ausschlagen in seinem verwundeten Gemüthe, die kühnsten Hoffnungen der Dichterehre sah er übertroffen, die bescheidensten Wünsche des Menschenglückes waren ihm unerreichbar. Er wollte Weib und Kind haben, und dieser Segen war für ihn verloren. Nur in dem Bewußtsein fand er Trost, daß er des geringsten Genusses der unsterblichen Muse nicht werth wäre, wenn er nicht den Muth besäße, ihrem Dienste all' sein Glück mit Freuden zu opfern.

So kam das todtkranke Genie nach Wien zurück und lernte Sophie kennen und lieben. Von nun an zogen die Hoch- und Peingefühle unablässig auf seinem Herzen Schach. Im Winter von 1833 auf 1834 wurde zwischen den Beiden der verhängnißvolle Faden gesponnen, aus dem kein freundliches Hochzeitskleid, sondern ein verzehrendes Nessushemd gewebt werden sollte. Zu den längst bekannten Briefen Lenau's an Sophie bilden die nun neu erschienenen Aufzeichnungen eine bedeutsame Ergänzung.

Vom Stofflichen sind sie wenig beschwert. Alles ist Gefühl, Enthusiasmus, Liebestaumel eines nach Liebe schmachtenden, zertretenen Herzens. Es sind Gedichte in Prosa, scharfsinnig, geistreich, voll erhabener Gedanken, voll kühner, bald lieblicher, bald gewaltiger Bilder und Vergleiche, auch das Barocke findet sich, das Witzige und Bitter-Sarkastische. Die Selbstzerfaserung, das Ahnungsvolle und Schicksalsschwere, das ängstliche Hinhorchen auf den Pulsschlag der Gefühle und Leidenschaften, das Alles spielt eine entscheidende Rolle in diesen zu Thränen rührenden, unaufhaltsam fesselnden, gramreichen Blättern. Ihm, dem zum Unglück Geborenen und Erzogenen, ihm, dem Armen, der, wie heiß er auch den Frieden der Seele ersehnte, in trotziger Einseitigkeit sich selbst zum Leid bestimmte, was nur eine edle Natur vermag, ihm, dem wühlenden Selbstanatom, war es nicht vergönnt, jenes hold naive Von-sich-nichts-wissen, das glücklich Veranlagten zu eigen ist; er merkte seine Natur und fühlte das Dasein, und er wußte und ahnte, was da kommen werde und was mit dem grauen Schleier der Nornen verhüllt war. Es gibt zwischen Liebenden wohl kaum einen zweiten Briefwechsel mit so viel Schwärmerei, mit so viel ungestilltem Schmachten, mit einer so reichen Liebe ohne Hoffnung, einem so drängenden Verlangen nach Besitz ohne Erfüllung, mit so schmerzlicher Ergebung und so wild aufschluchzender Entsagung.

Mit dem Jahre 1836 beginnen die Tagebücher und Briefe, 1843 enden sie — ein Jahr bevor er in's Irrenhaus kam. Als Einleitung steht eine Stelle von Lenau: „Wenn ich einmal todt bin und Du lieſest diese Zettel, wird Dir das Herz weh thun. Diese Zettel sind mir das Liebste, was ich geschrieben habe. So unüberlegt sind mir dabei die Worte aus dem Herzen auf's Papier gesprungen, wie ein Vogel aus dem Nest fliegt. Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen." Und Sophie fügte in späteren Jahren hinzu: „So schreibt Nikolaus Lenau, und die Frau, an welche diese Zettel gerichtet

Digitized by Google

und deren Eigenthum sie sind, fühlt sich, nach seinem eigenen Ausspruch, nicht berechtigt, seinem Volke die Kenntniß eines solchen Mannes vorzuenthalten; hoffend, es werde, was aus dem wärmsten, besten Herzen kommt, auch eingehen in das warme, gute Herz der Oesterreicher. Möge dieses große Lieben und dieses große Leiden seine Stätte finden bei Mitfühlenden, möge kein Fuß mit rauher Sohle sein zu früh geschlossenes Grab treten und keine Hand der vermoderten Hand des Dichters etwas anderes nachwerfen als ein Blumenblatt." Sie hat recht und ihr Wunsch wird erfüllt werden. Ja namenlos groß war dieses Lieben und Leiden; die blutigen Spuren gehen durch das ganze Buch. Auf den ersten Seiten heißt es: „Ich habe in Deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung, und es folgte eine noch schönere Stunde, da ich Dich noch höher liebte. Diese immer neuen, immer tieferen Abgründe des Lebens verkürzen mir seine Ewigkeit." Das ist der Grundaccord, der in allen möglichen Veränderungen immer auf's Neue erklingt, hingebungsvoll, in zärtlichster Wehmuth, rasend, in den Sturmtönen der Verzweiflung, dumpf und dunkel, wie seine Dichtung, wie sein ganzes Wesen. Anbetung, Vorwürfe, Exaltation, immer Ebbe und Fluth, immer aus der tiefsten Seele heraus, immer poetisch. Das volle Pathos der deutschen Sprache rauscht einher, wie ein reißender Gebirgsstrom. Er beschäftigt sich mit nichts Anderem, als mit Sophie, mit sich und seiner Liebe. Täglich sieht er sie, und dennoch schreibt er täglich an sie seine Zettel; und ist er, wie alljährlich im Sommer, bei Reinbeck's in Stuttgart, schreit er nach ihr, wie der Hirsch schreit nach dem Wasser. Mitunter erkennt er die Unnatur des Verhältnisses und zergliedert es mit dem ihm eigenen klaren und scharfen Verstande. Aber die Schwärmerei überwiegt und die Klage, daß er sie nicht ganz „umarmen" darf. Sie ist die süße Heimath seiner Seele, durch sie lebt und athmet er. Mitunter ist es ihm recht, daß eine gewisse Schranke nicht durchbrochen wurde, und er hofft, daß es so bleibe. Aber leben ohne sie will er nicht. „Versuch' es nur einmal, ohne mich zu leben. Du wirst es vielleicht aushalten eine Weile und vielleicht glücklicher sein; aber plötzlich wirst du das Alpenhorn hören und Du wirst ein Heimweh empfinden nach der Gebirgsluft, die ich Dir zu athmen gegeben, und aus der Du dann verbannt bist in die ruhige, dumpfe Ebene der Anderen. Versuch' es." Einmal sagte er in heller Erkenntniß seines Zustandes: „Ich bin mir selbst unheimlich geworden in meiner Leidenschaftlichkeit. Mein Fehler ist, daß ich die Sphäre der Poesie und die Sphäre des wirklichen Lebens nicht auseinander halte, sondern beide sich durchkreuzen lasse. Gewohnt, in der Poesie mich dem Zuge meiner Phantasie zu überlassen, thu' ich ein Aehnliches auch im Leben, und es geschieht, daß in Momenten der Selbstvergessenheit diese, vielleicht zu viel geübte Kraft aufstürmt und ihre eigenen schönsten Gebilde verheerend niedertritt. Ich bin überhaupt ein sehr schlechter Oekonom; auch in der Oekonomie meiner Seelenkräfte habe ich zu wenig Berechnung, Maß, Ordnung. Hier gilt Dein Wort: »Es ist nichts mit so einem Dichter.« Ich bin ein Melancholiker. Der Compaß meiner Seele zittert immer wieder zurück nach dem Schmerze des Lebens. Vielleicht kann mir alle Religion und Liebe nicht weiter helfen, als diesen Schmerz zu verklären."

Ein erschöpfendes Bekenntniß, dem nichts hinzu zu fügen ist. Er konnte aus seiner Natur nicht heraus und verfiel seinem Dämon. Selbst legte er sich auf den Opferaltar und sah sein Blut langsam herabrieseln an dem kalten Stein. Sein Gehirn wurde immer excentrischer, seine Phantasie ausschweifender, sein Nervenleben überreizter, die Spannung seiner Seele krankhafter. Seine Liebe trieb ihn von einer Raserei zur anderen, von der zügellosen Freude zur verzweifelten Düsterkeit: weil er am Ziele der lang und heiß ersehnten Wonne, durch die eigene Empfindung, durch Sophie und deren Gatten zurückgeschreckt, immer wieder umkehren mußte, weil die Sehnsucht nicht Sättigung fand, wild und irre wurde und sich in Verzweiflung verkehrte, und weil sich seine Liebe, ewig mit sich selbst im Streite, endlich mit sich selbst zerwarf und ihm zur Pein wurde, aus der er sich in unglückseligen Augenblicken Erlösung wünschte. Er wußte selbst nicht mehr, was er wollte. Ahnung und Furcht traten an die Stelle seiner Seele. Er schrie nach Rettung — umsonst! Er wurde menschenfeindlich. Deutschland errichtete ihm Triumphbogen; er war berühmt geworden. Sein Genie hatte sich wunderbar geoffenbart. Große Menschen, die bis an die äußerste Grenze der Natur gingen, wie Faust und Don Juan, zogen ihn verwandschaftlich an; Märtyrergestalten, wie Savonarola und die Albigenser, waren seine Lieblinge. In den ihnen gewidmeten Dichtungen zeigte er den blutigen Passionsgang der Menschheit. In der Lyrik wußte er die Seelenstimmung mit der Naturstimmung zu einer tiefsinnigen und symbolischen Einheit zu verschmelzen. Seine Naturbeseelung kann nicht übertroffen werden. Aber er hatte keine Freude an dem Erfolg. Sein Dichtergenie sah er erschöpft. Zwischen Wien und Stuttgart irrte er hin und her. Zum Mysticismus seiner Kindheit kehrte er zurück; das Studium der Gnostiker machte ihm Vergnügen. Dazwischen rauchte er die stärksten Cigarren und trank den stärksten Kaffee. Zweimal machte er den Versuch, sich durch eine Heirath ein Familienglück zu gründen. Beide Male litt er Schiffbruch. Auch Sophie hielt ihn fest. Sie nährte die hülflose Flamme, die in ihm brannte, als eine keusche Vestapriesterin. Ob sie recht gethan, sei hier nicht untersucht. Gewiß ist, daß, wie schon gesagt, dies unselig-selige Verhältniß mit zu den Ursachen gehörte, die die Katastrophe herbeiführten. Eine der letzten Tagebuchstellen lautet: „Christus! reut dich's nicht, daß du zu uns gekommen? Ha! Das Blut steigt empor an deinem Kreuzesstamm, und erschrocken und entsetzt möchtest du am Kruzifix die Füße hinaufziehen, aber (du hast es gewollt) du kannst nicht, sie sind festgenagelt."

Auch er konnte nicht. Jäh und schrecklich brach in der Nacht vom 12. auf den 13. October 1844 im Hause Reinbeck's der Paroxismus der Tobsucht aus. Er ergriff seinen Guarnerius, spielte einen steierischen Ländler, tanzte dazu und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Es war sein Todtentanz. Sechs lange Jahre dauerte der Krankheitsproceß, bis ihn am 22. August 1850 der Tod erlöste. „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich", waren seine letzten zusammenhängenden Worte. Der arme Dulder hatte erreicht, was er in dem Gedichte „Der Seelenkranke" wünschte:

„Ich sehne mich nach einer stillen Nacht."

Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.*)

Von Martin Greif.

In Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, die schon länger als zwei Jahre gestorben, hat die deutsche Poesie der Gegenwart eine ihrer edelsten Vertreterinnen verloren und ohne Zweifel würde ihr früher Tod die öffentliche Theilnahme noch in höherem Maße wachgerufen haben, wenn der vorliegende stattliche Gedichtband, den ihr als Dichter gleichfalls rühmlichst bekannter Gatte, Albrecht Graf Wickenburg, als deren Nachlaß, wie schon der Titel besagt, nunmehr veröffentlicht hat, uns bereits früher vorgelegen hätte. Darf derselbe doch ohne Uebertreibung als eine besonders kostbare, alle früheren Veröffentlichungen der auf allen poetischen Gebieten unermüdlich thätig gewesenen Verfasserin übertreffende Gabe von bleibendem Werth, als ein Zeugniß hoher und in sich vollendeter Begabung und somit auch als das würdigste Denkmal bezeichnet werden, das der Verklärten, einer Tochter des gesangesfrohen Donaulandes, zum dauernden Gedächtniß errichtet wer-

*) Aus dem Nachlaß der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten. Wien, Gerold's Sohn.

Digitized by Google

den konnte. Was nun gerade diese Sammlung vor Allem so vortheilhaft charakterisirt, ist das an Stelle des reflectirenden Zuges, der in den früheren Dichtungen vielfach vorgewaltet hatte, so erfreulich hervortretende Vergnügen unmittelbarer Gefühlsergießung, dem wir in den lyrischen Hervorbringungen unserer Tage stets seltener begegnen. Glänzende, ja virtuose Behandlung der Sprache in tadellosen Versen waren wir bei dieser Meisterin des Wortes lange gewohnt und ebenso eine prächtige und kaum zu erschöpfende Bilderfülle, aber gerade die Schlichtheit- und volksthümliche Färbung, die schlagende Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks, die scheinbar kunstlose, in der That aber gerade echt künstlerische Darstellungsweise läßt uns die letzten Gebilde ihrer beschwingten Phantasie, als auf einer höheren Stufe der Entwickelung gediehen und daher auch als reifste Früchte ihrer fruchtbaren Muse auf den ersten Blick erkennen. Nur manchmal vermissen wir noch die Zügelung ihrer sich an dem eigenen Farbenspiele berauschenden Einbildungskraft, wie z. B. in der von herrlichen Schilderungen und Ergüssen geradezu strotzenden Dichtung in gereimten Versen „Das Märchen vom Winterlaub", nach einer altdeutschen Legende. Ueberhaupt hat sich unsere Dichterin die Bearbeitung solcher durch die Sage oder poetische Ueberlieferung ihr zugeführten Stoffe mit Vorliebe zum Vorwurf gemacht und bei deren Auswahl, die ihr durch ihre gründliche Kenntniß fremder Literaturen sehr erleichtert wurde, eine ungemein glückliche Hand bewiesen. Wir möchten nur auf die Titel einiger dieser meist im höchst gelungen behandelten Knittelverse geschriebenen Balladen hinweisen; es sind: „Marienlegende", „Christus in der Herberge", „Der Meister ist über dem Jünger", „Die Pförtnerin", „Feuer, Wasser, Luft und Erde", „Löwenblut" (nach einer persischen Sage), „Der Lebenstrank", „Das Moor von Dedlow" (nach Bret Harte's Erzählung „Highwatermark"), ohne daß wir damit etwa eine beschränkende Auslese gegeben haben möchten oder die vielleicht weniger gemüthstiefen, aber von einem frischen und launigen Humor durchwehten Stücke, als z. B. „Wie die Rathsherren einen Unschuldigen henken" und „Wie der Griekenschmied in den Himmel kam" absichtlich von der Nennung ausschlössen. Aber auch in mehr oder minder wortgetreuen Uebertragungen aus dem Mittelhochdeutschen (drei Lieder von Walther von der Vogelweide), dem Französischen und namentlich aus dem Ungarischen, ihrer Kindheitssprache, hat Gräfin Wickenburg-Almásy Meisterliches geleistet und ihre im Anhang zusammengestellten ungarischen Volkslieder, fünfzig an der Zahl, dürften in ihrer bezaubernden Natürlichkeit und lieblichen Einfalt geradezu ihres Gleichen suchen. Es ist ein wahrer Schatz uns zum eigensten Genuß vermittelter, zu unserem geistigen Eigenthum gewissermaßen verwandelter Volkspoesie, den uns zugänglich gemacht zu haben, nicht das kleinste Verdienst dieser feinsinnigen und dabei durchaus nicht spröden Dichterin ausmacht. Aber wir möchten zu deren selbständigen Schöpfungen zurückkehren und namentlich auch die auf freier Erfindung beruhenden Lieder und vermischten Gedichte, welche je eine Abtheilung des Buches ausmachen, in der uns gebotenen Kürze gebührend hervorheben. Von dem Liedercyclus aus der unvollendeten Erzählung „Margarethe und Oswald" sind, wie die Vorbemerkung des Herausgebers besagt, leider nur wenige Fragmente vorhanden, die sich in ihrer Zusammenhanglosigkeit nicht zur Veröffentlichung eignen. So sind wir daher berechtigt, die oben berührte Eigenschaft der freien Erfindung auch diesen Liedern beizumessen, die einer unglücklich liebenden Edeldame, deren Anbeter in der tirolischen Geschichte eine große Rolle gespielt hat, hier in den Mund gelegt werden. Nicht alle Perlen an dieser Schnur sind von gleicher Kostbarkeit, aber es sind solche von namhaftem Werthe darunter, daher wir es uns nicht versagen können, eine Probe hier mitzutheilen, wobei wir zugleich bekennen, daß wir nur ungern von einer weiteren Darbietung abstehen. Lied XVII lautet:

Bald ist die Sonne gegangen
Hinab hinter's Felsenjoch!
Ich halte dich fest umfangen —
Wie lange, wie lange noch?

Und will der Tag verblassen,
Dann blinken die Sterne sacht —
Doch wenn du mich verlassen,
Ist's rabenschwarze Nacht!

Dann pfeift das heisere Käuzlein
An meinem Fensterrand —
Dann legt man das schwarze Kreuzlein
Mir bald in die starre Hand.

Man lese ferner doch nur die Nummern XI, XII, XXVI und XXXI nach und man wird unser Bedauern verstehen. Auch die „Gemischten Gedichte" verdienen gleiches Lob. Niemand wird den in freien Rhythmen sich ergießenden Schwanengesang „Frühling wieder!" oder die sinnverwandte Elegie „Geduld!", in welchen die edle Dulderin ihrer Freude am Leben und gleichzeitig ihrer vom Schicksal ihr auferlegten Entschlossenheit zur Entsagung erschütternden Ausdruck gibt, ohne tiefe Rührung vernehmen können. Ebenso vorzüglich in ihrer Art sind die gleichfalls vom Hauch milder Schwermuth erfüllten Gedichte „Auf eine getrocknete Blume" und „Wenn zur Sommerzeit", anderer lyrischer Blüthen von zartem poetischen Duft nicht zu gedenken. Aber auch der kraftvolle und fast einen männlichen Geist athmende „Mahnruf an die Deutschen in Oesterreich" sollte von diesen nicht allein in Ehren gehalten werden. So beklagen wir denn Angesichts solchen poetischen Nachlasses einer begnadeten Frauenseele in verjüngtem Schmerz deren frühe Heimkehr, aber wir freuen uns auch innig darüber, daß sie nicht ganz uns entschwunden ist, sondern daß sie fortwirkt, in dem, was sie der Dauer Werthes geschaffen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Baccarat.

Von Heinrich Landsberger.

„Fertig?" fragte er. Es war der Banquier. Flimmernd fiel das Licht des Kronleuchters auf die grüne Fläche des Tisches und auf die aufgestapelten Haufen des Goldes und Papiers. „Fertig," sagten die Spieler. Keine Hand rührte sich mehr und regungslos lagen nun die Haufen den weißen Kreidestrich entlang, der längs der Kante über das Tuch gezogen war. Es war ganz still. Dabei nahm der Banquier die beiden Spiele, reichte sie zur Rechten und zur Linken den beiden Nachbarn, diese mischten sie und gaben sie dem Banquier wieder zurück. Erst mischte er sie noch einmal durch einander, darauf streckte einer von der Gallerie seine Hand darüber und hob ab. Nun nahm der Banquier noch einmal das Spiel, gab zur Rechten und zur Linken jedem von den Spielern zwei Karten und dann zwei sich selbst. Jetzt wurde aufgedeckt.

„Verflucht!" rief der Eine zur Rechten.

Der Banquier hatte eine Vier und eine Fünf. Er aber nur eine Dame und eine Sieben. Es war ein Stoß von braunen Tausendmarkscheinen, der war ihm weg. Der Banquier zog den Einsatz ein.

„Spielen Sie nicht mehr?" fragte er dann.

„Nein. Ich habe auch nichts mehr."

„Mein Gott, ein Bon!"

„Bon? Machen wir nicht, das wissen Sie doch!"

Und hinten, wo es ein Bischen dunkel war, da warf er sich auf's Sopha, daß die Polster in allen Fugen krachten.

„Wie viel haben Sie verloren?" fragte ihn Einer.

„Ueber dreißig Tausend Mark."

„Nun sagen Sie 'mal ... überhaupt, warum spielen Sie? Warum?"

„Komische Frage! Warum? Um zu gewinnen."

„Unsinn! Um sich zu betäuben, um sich aufzuregen! Und dafür dreißig Tausend Mark? Und an einem einzigen Abend?"

„Verbindlichsten Dank für Ihre gute Meinung. Ich sage Ihnen aber, nur um zu gewinnen spiele ich. Gewinnen das ist meine einzige Absicht dabei. Und nicht wahr, ich muß es doch wissen. Zuerst, ja, da machte mir auch das Andere Spaß ... die Gefahr, die Sensation. Heute aber! Kurz, ich weiß es positiv, nur der Gewinn der zieht mich an!"

„So? Und Sie sind doch Aristokrat?"

„Aha! Und die Sucht nach Gewinn, pfui Teufel, die schickt sich nicht für einen Aristokraten. Nicht wahr? Na, und die Brotvertheuerer, die Herren Agrarier, he? Die Schlotbarone und die adligen Herren im Verwaltungsrath? Nur keine Redensarten. Meine Finanzen sind schlecht und etwas Anderes habe ich nicht gelernt. Warum steckt man mich nicht in einen Verwaltungsrath! Ist das denn meine Schuld? Und übrigens ... Habsucht und Gewinnsucht ... unsere liebe deutsche Muttersprache, die macht da einen feinen Unterschied. Beachten Sie das gütigst. Na und

Digitized by Google

zu guterletzt ... gerade weil ich Aristokrat bin! Oder haben Sie Ihren Tacitus schon so ganz und gänzlich ausgeschwitzt? Ich glaube, auch Cäsar erzählt wohl davon, im Bellum gallicum. Wie nämlich schon meine theueren deutschen Ahnen dem Würfelspiel gehuldigt haben und nicht nur so zum Vergnügen, nein, als gäbe es überhaupt nichts Ernsthafteres für sie als das Spiel. Und wenn dem Adel nicht die Pflicht erwächst, die guten deutschen Sitten unserer Altvorderen zu hegen und zu pflegen, wem dann?"

„Nun weiß ich wirklich nicht ... ist das Ihr Scherz oder Ihr Ernst?"

„Mein Ernst. Das schwöre ich Ihnen feierlich."

„Dann sind Sie ja aber ein ganz frivoler Mensch."

„Bin ich auch. Nur immer den Muth seiner Meinung. Da bitte aber, sehen Sie sich um! Die Anderen, sind die 'was Anderes etw? Das ist der Zug der Zeit ... und nicht 'was Besonderes sein zu wollen, nicht aufzufallen, das ist die erste Bedingung des guten Tons. Beiläufig nach Rembrandt als Erzieher. Ein ganz brillantes Buch. Kennen Sie das? Was haben Sie denn aber? Warum lächeln Sie? Worüber?"

„Worüber? Ueber Euch Alle miteinander! Frivol ... ja, freilich, das seid Ihr! Und Skeptiker ... ah, alle Achtung! Aber wenn Ihr ein paar Taillen verloren habt, Euch einen andere: Stuhl dann nehmen, weil eben dieser Stuhl es ist, der Euch das Unglück bringt ... oder wie vorhin Sie selber ... wenn Sie den Banquier zur Rechten haben, niemals gewinnen zu können! Nein, es ist wirklich ein Widerspruch, so drollig ... verzeihen Sie mir nur!"

„Ach so, Sie meinen, das ist Aberglaube. Nicht wahr?"

„Ich bin so frei, ja!"

„Und ich, ich sage Ihnen, dann täuschen Sie sich. Aberglaube! Regelmäßig, wenn ich links bin vom Banquier, verliere ich, das ist Thatsache. Aberglaube! Als hätte ich nicht selber 'mal darüber gelacht. Vielleicht sogar bis zu diesem heutigen Tag, bis zu diesem Abend. Verstehen Sie mich? Bis diesen Abend, wo ich abermals und noch einmal die Ueberzeugung bekommen habe, daß es doch kein Aberglaube ist und daß diese geheimnißvolle Wechselwirkung der Dinge unter sich, die Sie Aberglaube nennen und belachen, thatsächlich existirt!"

„Wie meinen Sie das?"

„Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! Unglück in der Liebe, Glück im Spiel! Es ist ein alter trivialer Schmarren. Wenn ich nun aber diesen alten trivialen Schmarren an diesem heutigen Abend, eben weil ich mich vielleicht lustig darüber machte, an meinem eigenen Leibe ausprobirt habe und nicht zum ersten Mal, nein, zum hundertsten Male ... mein Lieber, wie dann?"

„Was ist das? Oho! Das klingt ja wie eine kleine Geschichte. Darf man erfahren?"

„Nur damit auch Sie sich überzeugen. Eine Frau, mit der ich mich bereits seit Monaten beschäftige und mit der ich heut' Nachmittag endlich das erste Rendezvous gehabt habe. Und doch setzte ich mich Abends an den Spieltisch, und was war die Folge? Ich verlor dreißig Tausend Mark. Glück in der Liebe, Unglück im Spiel. Lachen Sie. Ein Zufall natürlich! Wenn mir das bisher aber immer so gegangen ist? Vor zwei Jahren, als ich um meine Frau warb! Wochen lang hatte ich Glück. Da kam der Tag, wo wir uns verlobten. Spät am Abend setzte ich mich noch hin zum Ecarté und wie zum Teufel war mein Glück und ich verlor, was ich hatte. Was sagen Sie nun?"

„Sonderbar, höchst sonderbar! Und Ihre Frau, da Sie von ihr sprechen ... was sagt sie denn dazu, daß Sie Ihre Nächte am Spieltisch verbringen?"

„Meine Frau? Du lieber Gott, was soll sie denn sagen? Seine kleinen Licenzen, die muß man doch haben, nicht wahr? Und sonst! Bin ich nicht ein Ideal von Ehemann? Uebrigens, ich liebe sie. Noch immer! Trotz der zwei Jahre und trotz der anderen Frauen! Und laß ich ihr nicht auch ihre kleinen Licenzen? Sie hat einen Vetter, der macht ihr die Cur. Ein guter, braver, prächtiger Junge, der ihr die Langweile vertreibt! Natürlich in allerstrengsten Ehren. Stör' ich sie aber? Nein. Denn, wie gesagt, damit Sie sehen, daß auch ein Spieler noch gefühlvoll ist; ich liebe sie noch immer, ich habe sie noch lange nicht satt. Und ist es nicht ein Prachtweib, was? Bloß diese Hüften! Die Leute denken, es ist Corset. Mir wird noch immer ganz warm dabei. Ganz wie am Hochzeitstage. Herrgott, warum denn auch nicht? Wie spät haben wir's denn? Ein Uhr. Da küss' ich sie noch wach. Statt hier auf dem harten Sopha sich zu wälzen, ist das nicht viel vernünftiger? Mein Geld bin ich ja glücklich los. Kommen Sie mit? Ja, warum sehen Sie mich denn so an? Wie, ist schon wieder 'was los?"

„Was Sie doch für ein Exemplar sind! Ihr Aberglaube will mir noch immer nicht aus dem Kopf. Und wissen Sie auch, daß Sie eigentlich ein höchst interessantes Individuum sind?"

„Ich?"

„Die Frivolität, das ist der Materialismus, auf der einen Seite. Der Aberglaube, das ist der Mysticismus, auf der anderen Seite. Der Materialismus aber in innigster Verbindung mit seinem puren Gegensatz, dem Mysticismus, als da auch sind der Spiritismus, der Hypnotismus, die Suggestion und die anderen neuen englischen Erfindungen ... ist das nicht das Zeichen unserer Zeit? Ja, sind Sie da nicht also ein sehr geistreiches Exempel, gewissermaßen das Incarnat, die Quintessenz eines Stückchens moderner Cultur?"

„Donnerwetter, ja! Ich eine Quintessenz? Gut, so hängen wir der Quintessenz jetzt den Ueberzieher um. Und zum Teufel mit all' dem gottverfluchten Mammon! Wenn man ein solches Weib zu Hause hat! Ein solches Weib! Ich frage Sie, um ein Uhr Nachts, statt in dieser Höhle zu sitzen ... ist man nicht wirklich ein Narr?" ....

* * *

Endlich machte der Wagen Halt. Es war so eingeführt, daß, wenn er bis Zwölf nicht zurück war, Niemand mehr auf ihn wartete. Ihr Schlafzimmer lag neben seinem. Er machte Licht, öffnete leise die Thür und trat ein. Aber ein merkwürdiger Anblick bot sich ihm dar. Ihr Bett war leer, die Kissen waren unberührt, und leer war auch die ganze Wohnung, wie er sich überzeugt. Jetzt erst fand er auf dem Nachttisch einen Brief. Er enthielt nur ein paar Zeilen. Sie hatte ihn verlassen, in Gesellschaft mit ihrem Vetter. Kalt und geschäftsmäßig theilte sie's ihm mit, ohne jeden Gewissensbiß, und nicht einmal einen Abschiedgruß hatte sie hinzugefügt.

Durchgegangen also war sie. Und mit dem Jungen. Es wollte ihm ordentlich gar nicht in den Kopf. ....

* * *

„Fertig!" fragte der Banquier. „Fertig!" erwiderten die Spieler. Dann zog er ab.

Dämmernd blickte schon der Morgen zum Fenster herein. Da öffnete sich die Thür und plötzlich erhob sich eine allgemeine Bewegung.

„Was?" riefen sie ihm entgegen. „Sie kommen noch einmal zurück!"

Er aber warf ein Bündel Banknoten auf den Tisch.

„Ja," sagte er, „ich muß Revanche haben. Wir spielen doch noch?"

Gewiß, wenn er es verlangte. Warum denn auch nicht?

Dann trat er an den Tisch.

Durch seinen Kopf aber ging ein Gedanke, eine feste, sehr zuversichtliche und unumstößliche Hoffnung ... Unglück in der Liebe, Glück im Spiel.

Aus der Hauptstadt.

Verein Oelzweig.

In Rom soll dieser Tage eine lange, mit schwarzem Futter umwickelte Stange eingetroffen sein. Das Ding wurde auf's Zollamt geschafft, ausgehülst und als ein weißes Banner erkannt, auf dem, unter entsprechender Titelvignette, zu lesen war: „Verein Oelzweig. Internationaler Discutirclub für Humanität und Cultur." Die gestrengen Zöllner unwickelten darauf das dürre Holz wieder und ließen das Banner anstandslos passiren, denn sie erkannten die Richtigkeit der Deklaration: „Muster ohne Werth."

Die arme weiße Fahne mußte seitdem noch manche Entwickelung sich gefallen lassen, denn der internationale Discutirclub für Humanität und Cultur begann seine Thätigkeit und da geht ohne Bannerschwinger es nun einmal nicht ab. Die Ergebnisse der interparlamentarischen Conferenz und der Tagung unterschiedlicher Friedensgesellschafter können wir in Gemächlichkeit abwarten. Hinter den kostbaren Früchten hochsommerlicher Monarchen-Bewegungen wird das römische Winterturnier doch wohl nicht allzuweit zurückbleiben. Nur schade, daß Victor Hugo, der geborene Ehrenpräsident humanitärer Vereinsmeierei, nicht mehr seine Rede mit dem berühmten Refrain halten kann: Montons dans le soloil et embrassons-nous y. Und auch Tolstoi, der den romantischen Mystiker allenfalls versetzen könnte, ist nicht nach Rom gepilgert, wo sich's im November doch bestimmt angenehmer als im Gouvernement von Tula lebt; auch er ist zu Hause geblieben und schreibt da ein Buch, in dem er das einzige und unfehlbare Mittel zur Beseitigung aller Kriege angeben wird. Es ist nicht gerade schwer, dieses Mittel vorauszuahnen: Die Menschheit wird da wieder einmal aufgefordert werden, doch gefälligst so schnell wie möglich in die Sonne zu klettern, Massenumarmungen aller vorhandenen christlichen Gemeinschaften zu veranstalten, im Lichte zu wandeln und dem Uebel nicht zu widerstreben. Thut sie das nicht in geziemender Eile: ja, dann ist es nicht Tolstoi's Schuld —, der hat nun oft genug Rath und Hülfe in den schwierigsten und discretesten Angelegenheiten feilgeboten.

Die jetzt am Tiber versammelten ernsthaften Leute werden jedenfalls geneigt sein, Hugo und Tolstoi als Utopisten zu verspotten. Aber es scheint mir doch, daß selbst die verstiegenen Ideale großer Dichter weniger komisch aussehen als die Phrasengläubigkeit sogenannter praktischer Politiker, die weder politisch noch praktisch handeln, wenn sie einen großen

Digitized by Google

und schönen Gedanken dem allgemeinen Gelächter preisgeben. Und das geschieht eben jetzt in Rom. Wenn der selige Aristophanes dieses Schauspiel noch erlebt hätte, dann würde seine Komödie vom Frieden vermuthlich noch viel lustiger ausgefallen sein. Daß verständige und culturfreundliche Männer sich zusammenfinden, um gemeinsam auf Mittel zu sinnen, dem System nationaler Verhetzungen ein Ende zu bereiten, daß ist gewiß nur löblich und ein solches Unternehmen, selbst wenn es durch parlamentarischen Dünkel nur auf den engen Kreis der Abgeordneten beschränkt bliebe, würde die Satire nicht herausfordern. Denn nur die abscheulichen Nützlichkeitsbekenner verlangen von jeder Bemühung auch sofort einen mit den Händen zu greifenden und in gültige Scheidemünze umzusetzenden Ertrag, während der philosophische Geist sich bescheidet, in getrostem Vertrauen auf die Erhaltung jeglicher Kraft. Billig und thöricht finde ich deshalb den Hohn, der dem Friedenscongreß witzelnd Unvermögen vorwirft. Sicherlich werden die zum weitaus größten Theil völlig einflußlosen Herren uns den ewigen Frieden nicht, in Goldpapier verpackt, auf den Weihnachtstisch legen; wohl aber könnten sie einem menschenwürdigen Zustande uns um einen Schritt näher bringen, wenn sie ehrlich und aufrichtig zu Werke gingen. Und weil sie das nicht gethan, weil sie mit Phrasendreschen und Bannerschwingen über die Hohheit ihrer Vereinseligkeit uns zu täuschen versucht haben, deshalb ganz allein haben sie auch das Recht verwirkt ernst genommen zu werden.

Herrn Ruggiro Bonghi, der durch sein Intermezzo fast so berühmt schon wie sein Landsmann Mascagni geworden ist, muß um die Aufhellung des Thatbestandes das größte Verdienst zugesprochen werden. Unter sämmtlichen Congreßmännern ist Herr Bonghi bisher der Einzige geblieben, der aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht hat: in einem zuviel erwähnten Artikel meinte er, die deutsche Annexion von Elsaß-Lothringen dürfe nicht fortdauern. Das ist eine Auffassung wie eine andere auch und es wäre den deutschen Romfahrern nicht schwer geworden, mit Vernunftgründen sie zu widerlegen. Aber das geht nicht. Denn nun, als die Wogen nationaler Entrüstung bei uns schon zu schwellen begannen, nun erfuhr man's: in der Versammlung praktischer Politiker darf von Praxis nicht und nicht von Politik geredet werden. Scherz bei Seite, statutengemäß, nach dem siebenten Paragraphen, der in wortgetreulicher Uebersetzung also lautet: „Die Redner werden ersucht, jede directe Anspielung auf politische Tagesereignisse zu vermeiden; geschieht das nicht, so hat der Präsident das Recht, die Redner zur Ordnung zu rufen und ihnen nöthigen Falles das Wort zu entziehen." Und dieser Paragraph wurde uns zum Trost versetzt und hinzugefügt: Seht Ihr's —, vom Elsaß und anderen kitzlichen Dingen darf ja gar nicht die Rede sein, also geht nur hübsch ruhig nach Rom und sprecht von Humanität und Cultur und internationaler Verbrüderung, und schwingt das noch beinahe neue Banner und klettert in die Sonne und küßt Euch!

Mir wird beim Anblick von Männerküssen immer ein wenig übel und ein schleimiger Bonbongeschmack meldet sich auf der Zunge. Dieselbe flaue Uebelkeit stellt sich auch ein, so oft ich seitdem über die Alarmirung des Vereins „Oelzweig" etwas lese. Schließlich gibt es doch eine Grenze, wo der Spaß anfängt, und diese Grenze sollten ernsthafte Leute recht streng respectiren. Wenn im Bicycle-Club „Hallo" nicht vom Radfahren, im Zuhälterverein nicht von Dirnen und im Verein „Berliner Presse" nicht von Benefizvorstellungen gesprochen werden dürfte, dann wäre das bei dem immerhin privaten Charakter dieser in ihren Kreisen mit recht hoch geschätzten Vereinigungen doch nicht annähernd so komisch noch, als wenn ein politischer Congreß durch Hausgesetz politische Erörterungen verbietet. Es gehört wirklich Muth dazu, seinen Namen und seine Zeit an ein Unternehmen zu setzen, dem von vornherein nur das freilich sehr ausgedehnte Gebiet allgemeiner Phrasentrunkenheit offen gelassen wurde.

Es bleibt thatsächlich nichts Anderes übrig, denn politische Tagesereignisse nennt man in der offiziellen Vereinsprache eben alle Fragen, an denen Europa heute interessirt ist. Solcher Fragen kenne ich eigentlich nur zwei, die eine ernstliche Kriegdrohung einschließen könnten: die französische und die russische. Und als eine sehr lohnende Aufgabe für einen internationalen Discutirclub möchte ich die Erörterung dieser beiden Fragen ansehen. Wollen die Franzosen wirklich ihre Stellung als Großmacht auf's Spiel setzen, um im besten Falle zwei ihnen auch geistig inzwischen verlorene Provinzen wieder zu gewinnen, an deren Besitz ihnen im Grunde nicht das Geringste gelegen ist? Geht Rußland wirklich auf die Eroberung von Konstantinopel aus und auf die Versklavung und Versklavung der alten Welt? Das sind hier die Fragen, und wenn die bürgerliche Leute ohne Amt und Mandat einmal in aller Offenheit verhandeln wollten, dann würde ich, um über herrschende Stimmungen mich zu unterrichten, gern noch viel weiter reisen, als bis nach Rom. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es sich dann herausstellen, daß die elsässische Frage nur ein prunkendes Decorationsstück und daß der russische Weltherrschaftplan eine amusante Erfindung ist, von denen die Völker nichts wissen und nichts wissen wollen.

Als nach den letzten Wahlen die riesigen Stimmziffern der Sozialdemokratie bekannt wurden, da fragte ein mitunter pfiffiger Mann: Wer schreit Hurrah? Dieser gar nicht so dummen, aber auch nicht gar so klugen Frage möchte ich die wichtigere nun folgen lassen: Wer will den Krieg? Hurrahschreien gibt es am Ende in allen Ständen und erst neulich habe ich mich an der beflissenen Loyalität zweier offenbar nicht evangelische Theologie Studirender gefreut, die eilfertigst über den Straßendamm stürzten, um vor winzigen Prinzchen ihre schwarzen Scheitel ehrfürchtig zu entblößen. Den Jünglingen machte das Vergnügen und mir auch. Aber —: wer will den Krieg, der unter den jetzigen Umständen doch ein weniger harmloses Vergnügen sein dürfte? Die Monarchen nicht, denn sie sagen es selbst und, was mehr bedeutet, sie wissen, daß es heute leicht um die Krone gehen kann; die Völker auch nicht, denn die tragen ihre Knochen zu Markt und setzen ihr Eigenthum auf's blutige Spiel, für eine Sache, die ihnen schließlich viel gleichgiltiger noch ist, als sie öffentlich es einzugestehen wagen. Der Egoismus ist ja doch ungleich stärker als seine verstaatlichte und als Patriotismus höchst gepriesene Erweiterung: ob auf der Hagia Sophia der Halbmond blitzt oder das griechische Kreuz, darauf legt der russische Mushik eben so wenig Werth, wie etwa der Sizilianer auf die Farben der Flaggen in Nizza oder Trient. Derartig gehobene Stimmungen, aus denen patriotischer Grimm aufwächst, sind der Menschennatur sicher nicht eingeboren; künstlich müssen sie geweckt und genährt erst werden durch Alkohol und Phrasen. Wenn er viel getrunken oder tapfere Reden gehört hat, — auch eine Vereinigung beider Genüsse soll schon vorgekommen sein, — dann erst fühlt der Philister sich als ein politisches Thier und als Staatsbürger, dann erst gedenkt er seiner Militärzeit und heult: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!" Und Wehe Dem, der ihn darauf hinweist, daß vorläufig die Wacht am Rhein gar noch nicht bezogen zu werden braucht. Nachtwandler und Patrioten darf man nicht anrufen, sonst fallen sie herab und brechen sich Rippen oder Illusionen. Und das ist schmerzhaft.

Für etwa zwei Reichsmark monatlich kann heute Einer sich jeden Tag einen sehr achtbaren patriotischen Rausch antrinken, bei bescheideneren Ansprüchen an Inhalt und Gefäß auch schon weit billiger, wenn er nämlich eine Tageszeitung abonnirt. Da findet er pünktlich zum Morgenkaffee immer mindestens einen casus belli und nur hohe Feiertage werden mit friedlichen Glocken sanft und lind ihm eingeläutet, bim, bam, bam, bim, weil nach Heiligabenden der gute Bürger doch gewöhnlich einen Kater hat und dann das Böllerschießen nicht vertragen kann. Dieser Wechsel von Bum und Bim, das ist der Presse edelster Beruf. Sie will den Krieg auch nicht, Gott bewahre, wer will denn den Krieg? Aber sie muß doch Spaltenfutter haben, der ostafrikanische Spezialkorrespondent ist nicht gleich bei der Hand und auswärtige Politik geht am schnellsten. Chauvinistische Kundgebungen in Brest; Nihilistenverhaftungen in Kiew; Ruf eines Pariser Kellners gegen den Dreibund; Aufrollung der egyptischen Frage; namentlich aber Judenhetze in Rußland, das zieht immer. Wenn's nachher nicht wahr ist, wenn anstatt der fünfhundert Nihilisten nur fünf Falschmünzer verhaftet und in entsprechender Proportion auch die übrigen Meldungen vergrößert sind —: was thut's? „Wir hatten die Nachricht gleich mit allem Vorbehalt wiedergegeben." Und die Leser haben wieder einmal das Gruseln gelernt.

Da liegt, und nirgend anders, die Kriegsgefahr. In nüchternem Zustande sind die Leute, Franzosen, Russen und Deutsche, gewöhnlich sehr froh, wenn sie satt zu essen haben, einen dicken Rock und einen warmen Ofen höchstens noch. Durch die Zeitungen aber werden sie in eine chro-

Digitized by Google

nische Trunkenheit versetzt, in der ihnen dann Kometen und Kruppkanonen am Firmament erscheinen. Die Deutschen sehen die Russen, die Russen sehen die Deutschen heranziehen, in Wehr und Waffen, und allerseits wird das liebe Vaterland ersucht, recht ruhig zu sein. Ein im Joche seufzender Redacteur erzählte mir einmal ein gutes Wort seines altgläubigen Vaters. Der wollte von der Großformatbeglückung des an den Journalismus verlorenen Sohnes nichts wissen und meinte: „Rede mir nichts, Adolf! Du mußt doch lügen! Gib täglich ein ganz kleines Blättchen, dann will ich's lesen; so viel aber, wie Du da druckst, passirt ja gar nicht in der Welt." Der vortreffliche Mann hätte nach Rom gehen müssen und mit ihm auch der Berühmtere, der schon am 6. Februar 1876 gesagt hat: „Die eigentliche Schuld liegt an der wunderbaren Leichtgläubigkeit und an der Sensationsbedürftigkeit der Leser. Namentlich die deutschen Leser mögen ernste, sachlich geschriebene, belehrende Artikel über innere Angelegenheiten, die uns doch zunächst interessiren, nicht lesen. Keiner liest sie gern, und schreiben mögen die Redactionen sie noch viel weniger, das erfordert Anstrengung und Arbeit. Deutsche Zeitungen sollen politische Unterhaltungslectüre sein, die man eben beim Schoppen gelegentlich verrichtet, und von der man eine anregende Unterhaltung, vor allen Dingen etwas Neues weit aus dem Auslande erwartet. Die Zeitungen beschäftigen sich für meinen Geschmack viel zu sehr mit ausländischen Angelegenheiten." Den Sprecher würden die deutschen Mitglieder des Vereins Oelzweig nicht besonders gern in Rom sehen, denn er heißt Otto Bismarck und er hat gethan, was sie nur malten, er hat zwanzig Jahr den Frieden bewahrt vor Chauvinisten, Panslavisten und, das Schwerste von Allem: vor Journalisten.

Phrasen verlangt man in Berlin, auf Phrasen beschränkt man sich in Rom: Da muß man noch froh sein, daß für die nächste Zeit die friedliche, die humanitäre, die kulturfromme Phrase regieren wird. Deshalb wollen wir unziemliche Scherze bescheidentlich unterdrücken und dem Verein Oelzweig seiner Specialheiligen gönnen, den gelehrten Grobschmied Elihu Burritt aus Massachusetts, mit seinen von 1849 her weltbedeutenden „Olivenblättern." Und da von politischen Tagesereignissen nicht gesprochen werden darf, so entziehe ich mir unnachsichtlich das Wort, denn ich merke schon, daß ich die am Vorabend des Friedenscongresses veröffentlichte Nachricht glossiren will: „Der neue Militäretat fordert vom Reichstage 120 Millionen für die Armee, speciell für die Artillerie. Dazu kommen die Forderungen für die Marine.

Hoffentlich kommt uns das weiße Banner ohne Flecken zurück über die Alpen. Schonung! Muster ohne Werth! Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Das Hinderniß". Schauspiel in vier Acten von Alphonse Daudet. Deutsch von Ferdinand Groß. (Residenz-Theater.) — „Die Sklavin". Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda.

Durch die europäische Literatur schreitet seit manchem Jahr ein aufrechter Säemann und streut, aus vollen Händen, Körner in die Furche, die seine Pflugschaar aufgeworfen hat. Weil die Thiere altersgrau und vorsichtig, mit Scheuklappen vor den blinzelnden Augen, einherstampfen, mag Mancher von dem Gespann nichts wissen und hat auch für den alten Saatstreuer nur mitleidiges Lächeln. Den aber ficht das nicht an: muthig, in grimmiger Munterkeit, marschirt er vorwärts und erlebt bald die Freude, daß da und dort ein Keimchen aufgeht, ein Fünkchen organischen Lebens fortzeugend sich regt, während die Agronomen höchst weise noch immer fortspotten über den tapferen Säemann Henrik Ibsen.

Wir leben in einer Zeit, die im Wollen größer ist als im Vollbringen, in der die Anreger zahlreicher sind als die bleibende Werthe schaffenden Künstler — das Wort im weitesten Umfange genommen, denn ein Künstler ist Jeder, der aus der Idee Lebendiges schafft. Solcher ganz großer Künstler auch sahen die letzten Jahrzehnte Einige. Bismarck und Edison, Wagner und Zola, die sämmtlich für ihr Wollen zugleich auch vollendeten Ausdruck fanden, vielleicht, weil sie sämmtlich in „grauenhafter Einsamkeit" leben, weit ab von den nivellirenden Einflüssen der aller Individualität feindlichen Gesellschaft. Sie konnten so sich ausleben und vor Verbitterung bewahrte sie spät zwar, doch rechtzeitig noch sich meldende Anerkennung. Schlimmer fiel den anderen Einsamen das Loos, den Nietzsche und Ibsen, die des Schicksals Stöße und Schläge oft genug in gallige Empörung hineinhetzten und die am letzten Ende mit der undankbaren Rolle der Menschheitkritiker und der Anreger sich bescheiden mußten. Ihnen konnte nicht schönerer Trost werden als die Erkenntniß, daß die von ihnen verstreute Saat, so oft sie auch auf steiniges Erdreich fiel, doch mitunter Wurzeln ansetzte und brauchbare Frucht schuf, in Süd und Nord. An Nietzsche ist der größte schwedische Dichter erstarkt: August Strindberg, der die Aufmerksamkeit, ob sie auch jetzt ihm sich weigert, noch einst erzwingen wird; an Ibsen hat die jungdeutsche Dichtung tastend sich zurecht gesucht und an ihm hat nun auch der erste Franzose sich geärgert: Alphonse Daudet.

Bevor Daudet sein Meisterwerk schuf, die in seinem Dichten gänzlich vereinsamte Sappho, kannte man ihm zwei sieghafte Waffen: die heiße Thräne und die bittere Satire. Wo er mit den Elenden weinen, wo er dreiste Thorheit und hochmüthige Gemeinheit geißeln konnte, da war er am stärksten und seine besten Gestalten, Delobelle und die kleine Chèbe, Numa Roumestan, Paul Astier und der unsterbliche Tartarin, bezeichnen diesen Weg. Im Idyll — L'Arlésienne — und in der Satire — L'Immortel — hat er sein Bestes geschaffen und nur einmal, eben in der Sappho, ist er kühn hinabgestiegen, in die dunkelsten Abgründe menschlicher Leidenschaft, denen seine bezaubernde Plauderkunst sonst nicht gern allzu nahe trat. Wie auf diesen merkwürdig maßvollen Provençalen Ibsen wirken würde, darauf durfte man schon gespannt sein.

Um es gleich zu sagen: die Wirkung ist keine günstige gewesen. Zu fremd war dem Meridionalen der Magus aus Norden, er verstand, in seinem gallisch klaren Geist, die mystische Symbolik der Ibsenwelt nicht und beschwor, die Gespenster zu verjagen, einen etwas leichtfertigen Optimismus herauf, der an einem ernsten Dichter nur durch persönliche Erwägungen verständlich wird. Denn hinter dem romanhaften Drama aus der besten aller Welten, das wir nun im Residenztheater sahen, verbirgt sich ein schmerzliches Trauerspiel.

Wer im Bilde den herrlichen Kopf Alphonse Daudet's betrachtet, der ahnt nicht die Zerstörungen, die schweres Leiden in diesen feinen und weichen Zügen hervorgebracht hat. Daudet ist heute ein zerquälter, siecher Mann und sein rastloser Arbeitstrieb ringt mit dem widerstrebenden Körper gräßlichen Kampf, den stillen Verzweiflungskampf, der auch aus der soignirten Prosa des Jules de Goncourt mit glasigem Blick hervorstarrte. Nur der Künstler kennt, kein anderer Mann, diese Gebärerschmerzen, dieses tödtliche Mühen um die Erziehung des Stils, dieses Nimmerzufriedensein, von dem eitle Selbstgefälligkeit nichts weiß. In solcher Stimmung kann jedes Berühren mit hoffnungslosem Pessimismus unsäglichen Schmerz bereiten und zu erstaunlichsten Paradoxen treiben: Nur widersprechen dann, blind und hitzig, und wäre es wider eigene Ueberzeugung; nur eine Glücksillusion sich aufbauen, und wäre sie von bemalter Leinwand. So erkläre ich mir die Genesis des Schauspiels „L'obstacle"*), das sonst schwer im Lebenswerk Daudet's unterzubringen sein möchte; denn es muthet eine Allbravheit uns zu, die dem feinen Poeten früher wohl ein ironisches Lächeln erregt hätte. Aber da hatte Daudet die „Gespenster" kennen gelernt, und weil ihm der tiefe symbolische Gedanke entging, weil nur das Drama persönlicher Erblichkeit verstand, lockte ihn die Aufgabe, durch ein sonnenfreudiges Werk von quälenden Eindrücken sich zu befreien. Auch ohne das von Berlin aus bestellte Telegramm konnte man wissen, daß Daudet Ibsen bewundert, der Dichter den Dichter; diese Bewunderung aber konnte den Franzosen nicht vom Kampfe gegen die Weltanschauung des Norwegers abhalten. Seinen Söhnen zur Warnung hatte er „Sappho" geschrieben, und wieder wollte er dem heranwachsenden Geschlecht eine Lehre geben: Laßt nicht von falscher Wissenschaftlichkeit Euch umgarnen; nicht Eure Väter bestimmen Euer Geschick, sondern Euer Wille kann selig und unselig machen. „Pour lutter contre les puissances mauvaises du sang, de l'hérédité, l'homme porte une force morale et intérieure qui, s'il veut, peut l'affranchir de ces lois de fatalité. C'est ce qui nous différenci de la brute." Gegen Zola und dessen Schutzpatron Claude Bernard mehr also noch als gegen Ibsen. Der ganze Determinismus sollte, der die Energien bricht, getroffen werden. Eine große und echt dramatische Aufgabe, denn von der Entfaltung des Willens lebt das Drama; doch gleich von Anfang verdarb launenhafter Optimismus den Plan.

Im Wahnsinn ist der Marquis von Alein gestorben und zitternd blickt, wie Frau Alving, die Wittwe auf den Sohn, dem so furchtbare Erbschaft drohen möchte. Diese Furcht aber theilt keinen Augenblick sich dem Zuschauer mit, denn wir erfahren bald, daß der Marquis erst zwei Jahre nach der Geburt Didier's, und in Folge eines Sonnenstiches obendrein, erkrankt ist. Selbst ein Fanatiker der Vererbungtheorie müßte hier sich zufrieden geben und ausgelassen in die Carnevalluft von Nizza hinabtauchen, deren blühende Heiterkeit das Schauspiel einleitet. An einem Sonntag, mitten im Carneval, an der Riviera! Ganz andere Kümmernisse könnte da man vergessen, und als wir Didier an der Spitze einer jauchzenden Maskenschaar erblicken, in fröhlichster Jugendfrische, wie er die Terrasse erklettert und seine schöne Braut umschlingt, da flattert auch dem Aengstlichsten das letzte Restchen Furcht davon: so keck und kerngesund schaut kein erblich Belasteter in die Welt.

Nun aber spinnt eine umständliche Intrigue sich an und hier zeigt Daudet sofort wieder die alte Schwäche seiner Erfindung. Ein Diener hat, durch bekannten Theaterzufall herbeigeführt, das von der Mutter sorglich gehütete Geheimniß verrathen und die Verwandtschaft der Braut weiß nun, daß Didier's Vater ein geistig Erkrankter war. Diese Entdeckung kommt dem Vormund sehr gelegen, denn längst hatte ihn selbst schon die Anmuth und mehr noch die reiche Mitgift der schönen Madeleine gereizt. Er trennt das Paar, angeblich um über den geistigen Gesundheitzustand von Vater und Sohn erst Erkundigungen einzuziehen. Drei Tage später ist diese Enquête beendet und eine gute und närrische alte Jungfer muß dem armen Didier mittheilen, daß Madeleine ihm sein

*) Librairie Marpon et Flammarion, Paris.

Digitized by Google

Wort zurückgibt. Er schluchzt und rast, und wenn er auch nicht anders als andere Jünglinge in gleicher Lage sich geberdet, so ist es doch verständlich, daß in dem Herzen der Mutter neue Sorge erwacht. Noch ahnt Didier nicht, was seinem Glück entgegensteht; wie wird er die Erkenntniß aufnehmen? So fragen auch wir und erwarten nun das Drama der eingebildeten Erblichkeit.

Wir warten vergeblich. Nicht eine Sekunde hat Didier mit Gespenstern gekämpft. Er hat zuerst vor einem Flecken auf der Ehre seines Vaters gebebt — echt französisch in das Entzücken der Mutter, weil er sie nicht verdächtigt! —, dann hat er eine Unterredung mit Madeleine nachgesucht und erhalten, um aus ihrem Munde die traurige Gewißheit zu hören, und endlich hat auch er medicinische Studien gemacht, aber nur zur größeren Beruhigung der holden Braut. Die gute Marquise brauchte deshalb nicht zu dem alten Romankniff sich zu bemühen und ihrem Jungen einen illegitimen Vater vorzuschwatzen: Didier ist seiner Sache gewiß, seiner Kerngesundheit und auch seines Glückes. Denn Madeleine ist durch das „Hinderniß", durch das „divin obstacle" aus einem Normalmädchen ein leidenschaftliches Weib geworden und am ersten Tage ihrer Freiheit von der lästigen Vormundschaft eilt sie in die weit geöffneten Arme des Liebsten. Der nämlich war im Einverständniß mit ihr, schon seit Monaten, und nur die Zuschauer hat er, und mit ihm Freund Daudet, lustig dupirt.

Also: Zwei Liebende werden getrennt und „kriegen" sich endlich doch. Das ist Alles. Und Daudet stellt sich dabei an, als ob er mit Stumpf und Stil den Determinismus ausgerottet hätte und zeigt an dem Beispiel eines zum ursprünglichen Wildheitsmetier rückkehrenden Forstmannes, daß hereditäre Einflüsse nur auf moralisch kraftlose und brutale Geschöpfe wirksam sind. Der Fall Didier aber hat mit Erblichkeit gar nichts zu thun, mit wirklicher nichts und nichts mit eingebildeter Belastung und das Drama könnte genau so verlaufen, auch wenn das Hinderniß von ganz anderer Art wäre, wenn z. B. — wie in dem viel älteren „Obstacle" der Herren Kervani und Estoile — ein galantes Vergehen der Mutter drohend im Hintergrunde stände. Dieses Motiv hat Daudet diesmal nur episodisch benützt, für die Contrastfigur eines kleinen Mädchens, das der Glaube an moralische Vererbung in's Kloster scheucht. Nein, mit der Ibsen-Widerlegung war's wieder einmal nichts. Und doch ließ sich ein starkes und wohlthätiges Drama schreiben, als Illustration zu dem ärgerlichen Satz: „Jolie, la science nouvelle, et rassurante surtout; une façon de compliquer, de sinistrer la vie qui déjà n'était pas si commode, ni si gaie."

Dieses Drama, auf das er mit allzu aufdringlicher Absicht losging, hat Daudet uns nicht gegeben. Das „Hinderniß" gehört selbst unter seinen dramatischen Arbeiten zu den schwächeren und auch die scenische Geschicklichkeit, die von der französischen Kritik sehr gerühmt wurde, habe ich nicht zu entdecken vermocht. Dennoch wird man das Werk nicht ohne Genuß kennen lernen, aus der Lecture besser noch, als von der Bühne herab. Wie das Buch reizende Zeichnungen, von Montégut und Anderen entworfen, zieren, so rankt auch um die konventionelle Liebesgeschichte sich anmuthiges Arabeskengezweig. Wundervoll ist das Verhältniß von Mutter und Sohn geschildert, der südliche Jubel in Nizza, ein märchenschönes Klosteridyll und der leise Pedantismus des alten Hornus, der auch in seiner platonisch ängstlichen Schwärmerei für die Mutter seines einstigen Schülers Didier an den Pastor Manders der „Gespenster" erinnert. Daß die Sprache bezaubernd ist, braucht, wo von Daudet gesprochen wird, kaum erwähnt zu werden. Wären nur nicht so viele Engel in diesem Paradies der Provence. Aber die Marquise, Didier, Hornus, Madeleine und ihre betrogene Klosterfreundin, sie alle überbieten sich an Edelsinn und der nach alter Intrigantenschablone gezeichnete Justizbösewicht von Vormund kann für das Fehlen der mittleren Nuance von Durchschnittmenschlichkeit nicht entschädigen. Der menschlichste Engel ist noch Madeleine, qui porte son Midi en dedans, und die Entwickelung der unselbständigen Klosterschülerin zum reifen Weibe bedeutet den charakteristischen Glanzpunkt des seltsamen Werkes, das mit sanften Gesängen und Blumendüften unsere lebendige Antheilnahme mählich und angenehm einschläfert. So mag dem müßig Gelagerten zu Sinn werden, unter dem hellen Himmel der Provence, der Provence Daudet's, in der selbst der strenge und herbe Mistral nur noch ein schmeichlerisch kosendes Lüftchen ist. Besser als auf die mehr persönlichen, aus unmittelbarer Anschauung empfangenen Werke des Dichters paßt auf dieses romanhaft idyllische Schauspiel, was Jules Lemaitre einst von Daudet gesagt hat: „Il faudrait prendre le mot »charmant«, le nettoyer de sa banalité et comme le frapper à neuf; puis, ainsi rajeuni, le mettre pour tout commentaire."*

Der idyllische, noch lieber möchte ich sagen: der bukolische Charakter des etwas weichlich süßen Schauspieles läßt den Aerger über seine innere Unwahrhaftigkeit nicht aufkommen und auch mitleidige Theilnahme für den kranken Dichter meldet sich, dem ein holdes Fabelglück wohl zu gönnen ist. Nicht mit gleicher Sanftmuth aber kann die Unehrlichkeit in den künstlerischen Absichten des Herrn Ludwig Fulda vermerkt werden, dessen „Sklavin" die Bühne des „Deutschen Theaters" beschritten hat. Auch er ging von Ibsen aus und hatte eine Kämpfertendenz, auch er gerieth in eine ziemlich banale Liebesgeschichte, und auf den wunderlichsten Wegen.

Wie eine deutsche Verbilligung der „Nora" nehmen die ersten beiden Acte der „Sklavin" sich aus. Neun Jahre hat Frau Eugenie Waldeck in der Hörigkeit einer Versorgungsehe ausgehalten, neun Jahre von ihrem Skat spielenden und mit Weinen handelnden Rudolf sich geknechtet und entwürdigt gesehen. Nun ist ihr Kind todt, und da Kinder bekanntlich die Ehen befestigen, fängt das Band an, allgemach sich zu lockern. Rudolf, das muß wahr sein, ist kein angenehmer Herr: er zankt und schimpft von früh bis spät, läßt von der Frau sich bedienen und hält seine Pflicht für gethan, wenn er ihr Essen und Kleidung gibt. Auch scheint er nicht übel gesonnen, mit den Reizen der Sklavin zahlungsfähige Weinkunden zu ködern. Grund genug für die Frau, endlich die klirrende Kette zu brechen, als Herr Rudolf, wie Nora's menschlicherer Gatte, in nächtlicher Rauschlaune stürmisch Liebkosungen verlangt.

Frau Eugenie läuft davon, und weil wir vorher viel von der Frauenfrage gehört haben und von John Stuart Mill, glauben wir bestimmt, jetzt würden wir eine Frau erschauen, die aus eigener Kraft sich ein neues Leben erbaut. Zwar ist ein mit Hauptmann-Mitteln bestrittenes Elternpaar da, arme Subalternleute, die auf die wohlhabende Tochter gehofft haben, sonst aber liegen die Dinge so günnig wie irgend möglich. Ein getreuer, bemittelter Freund, Wittwer und Vater eines altklugen Theaterkindes, wartet nur darauf, Eugenien sein Haus und die Erziehung seiner kleinen Käthe anzutrauen. Und nun kommt, nachdem wir vorher zwischen guter Beobachtung und langweiliger Monotonie einhergeschaukelt wurden, die schwere Enttäuschung: Der Freund und die Freundin lieben einander und anstatt der Befreiung der Hörigen schmuggelt man uns eine alte Liebesgeschichte in die Ohren. John Stuart Mill ist bemüht worden, und schließlich heißt es, daß die Frau eben doch nur für Liebe und Ehe taugt. Ob die zahlreichen Freunde des Herrn Fulda, die jedes neue Werk des fleißigen Mannes mit nimmer müder Bewunderung umgackern, wirklich nicht die philistrische Komik dieses Ausganges bemerkt haben?

Vielleicht hat die „freie Liebe", zu der Herr Fulda sich höchst kraftgenialisch bekennt, sie verblendet. Weil Herr Waldeck sich nämlich durchaus nicht scheiden lassen will, ich weiß nicht weshalb, weil es angeblich kein Mittel gibt, die Scheidung durchzusetzen, so fassen die spät Liebenden einen großen Entschluß: in Freiheit wollen sie sich — und unter Verantwortung wohl auch — verbinden. Man bekommt ordentlich Angst, wenn man sieht, wie Herr Fulda sich Mühe gibt, seinem Publikum diese Pille zu umzuckern. Es gibt doch, meine Damen und Herren, Fälle, wo —; es kann doch vorkommen, daß —; ich bin doch gewiß ein artiger, ein korrekter Mensch, aber schließlich —; und da das Ehegesetz einmal Lücken hat —! Und so viel Lärm um eine kurze Spanne Illegitimität; denn über's Jahr wird Herr Waldeck doch, und zwar spätestens, eine neue Haussklavin anschaffen, dann ist Frau Eugenie frei und kann mit dem braven Lucas den Gang nach dem Standesamt antreten. Wenn sie von ihrer neunjährigen Geduld noch einen Rest hätte und meinetwegen mit der Stieftochter in spe auf Reisen ginge, dann wäre das ganze Gebaume von wegen der freien Liebe unnöthig gewesen. Das Einfachste aber und das Nächstliegende geschieht nie in diesem mühsälig erklügelten Stück ernster Arbeit, das mich geärgert hat, weil die Herrn Fulda eingeborene dürre Philisterhaftigkeit hier in der täuschenden Maske einer freien und kühnen Weltanschauung einherstolzirt. Frei und kühn aber ist der fein begabte Herr Fulda nun einmal nicht. Er möchte es aller Welt recht machen, und nachdem er eben erst ein kindliches Epigramm gegen Zola und den „Naturalismus" gefeilt hat, setzt er rasch seinen Namen säuberlich unter ein naturalistisches Manifest. Er hat im Schönthunstil geschrieben — siehe die „wilde Jagd" —, als der Mode war; er kam uns proletarisch, als schwielige Fäuste verlangt wurden, aber auch sein „Ausbeuter" im „verlorenen Paradies" war ein im Grunde guter Kerl; jetzt hat er, im Detail wiederum mit Erfolg, die in der Luft liegende Frauenfrage zu haschen versucht, und wenn's übermorgen gewünscht wird, werden wir von ihm ein Drama im Sakuntalastil erhalten. Er macht alles, er kann alles, nur nicht einen starken Konflikt stark und einheitlich gestalten. Deshalb müssen immerfort Nebenhandlungen aushelfen, deshalb spintisirt er und legt seinen unlebendigen Figuren ibsenische Kuckuckseier in's Gehirn und läßt seine allzu unmenschliche Eugenie hungern und jammern, weil sie nicht „unschuldig" aus der Ehe trat und nicht die Freiheit, sondern die Liebe gesucht hat. Nach seiner eigenen Definition, die mir aber unrichtig erscheint, könnte man Herrn Fulda einen Dilettanten nennen, denn er bildet immer der Kunst nach und niemals der Natur. Er ist ein sehr geschickter und kluger Kunsthandwerker, der nun an großer Architektur sich versucht hat; aber sein mühsam geschichtetes Gestein zerbröckelt unter der betastenden Hand.

Diesmal wurde im „Deutschen Theater" etwas besser gespielt als sonst in neuester Zeit. Dem Publikum gefiel das junge Fräulein Retty, ich ziehe dieser Theaterkindlichkeit, die an Meininger Dressur erinnert, die kraftvolle Selbständigkeit des Herrn Nissen vor. Ein wahrer Wundermann ist der Director Lautenburg, der Einzige bald, der noch Talente findet. Jetzt hat er wieder einen Liebhaber entdeckt, einen anscheinend aus dem slawischen Süden stammenden Herrn Rittner, dessen Namen man sich merken muß. Da ist Temperament, da sind Nerven, da will etwas werden. Auch sonst wurde Daudet im Residenztheater recht gut behandelt. Störend war nur eine fürchterliche Mama und die beinahe noch fürchterlichere Uebersetzung. Die muß man nach Recht und Pflicht schelten; wenn aber einzelne Kritiker den Verdacht aussprachen, der Uebersetzer habe den Schluß geändert, so ist das ein ungerechter und zugleich unverständiger Vorwurf, denn in genau gleicher Gestalt ist das „Obstacle" vor Jahresfrist im Pariser Gymnase erschienen, bis auf die Sprache natürlich, leider bis auf die Sprache. M. H.

* Les Contemporains. Tome 2. Lecène et Oudin. Paris.

Notizen.

Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman von Carl du Prel. (Stuttgart, Cotta Nachf.) — Der Spiritismus, welcher alle Welt beleckt, hat sich auch auf den Roman erstreckt. Und von

Digitized by Google

Rechtswegen, wie sollte eine Bewegung der „Geister" — in des Wortes spiritistischer Bedeutung —, bei welcher die menschliche Einbildungskraft eine solche Rolle spielt, dem Romanschriftsteller entgehen können? Unter den etwa 15 Millionen Menschen, die in der Gegenwart dem Spiritismus huldigen, gibt es ja auch Leute mit ausgeprägter Speculirungskunst — liegt es da nicht auf der Hand, daß diese ihre Ideen und Anschauungen über die Geisterwelt, die für sie nicht verschlossen ist, in der Hülle — durch das Medium — der Erzählung zum Ausdruck bringen wollen? Ja, man kann sich sogar darüber wundern, daß sich die Romanciers bisher dieses interessanten Stoffes selten bemächtigt haben und daß es erst einem der geistreichsten unter den modernen Spiritisten, Carl du Prel, vorbehalten war, den Spiritismus und Hypnotismus wirklich romanfähig zu machen. Jedenfalls führt uns der Verfasser in seiner neuesten Schrift eine gar merkwürdige und eigenartige Welt vor, wovon sich unsere Schulweisheit, soweit dieselbe nicht hypnotisirt ist, nichts träumen läßt. Im Vorwort bemerkt er ausdrücklich, daß er den Leser nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren will, denn er kenne die von ihm geschilderte Welt aus eigener Erfahrung und er habe sie im Wesentlichen so dargestellt, wie er sie kennen gelernt, wenn auch das, was er erzähle, sich nirgends so begeben habe, wie er es erzähle. Und in der That haben wir bei der Lectüre des zweibändigen Werkes oft die Empfindung, als ob wir einer Spiritisten-Sitzung beiwohnten, als ob man unsere Bekannte und Freunde hypnotisirte, als ob wir zahlreiche Geistererscheinungen gewahrten und ungewohnte Kräfte und Gestalten in Action träten, von deren Vorhandensein wir bisher keine Ahnung hatten. Dabei weiß der Geisterbeschwörer sehr spannend zu erzählen. Die Fabel, welche er erfunden, nimmt unser volles Interesse in Anspruch und mit lebhafter Spannung verfolgen wir die mannigfachen, zumeist tragischen Schicksale der Helden und Heldinnen unserer Geschichte, in deren Leben Spiritismus und Hypnotismus in solch' verhängnißvoller Weise eingreifen. Die Gestalten, welche hier leiden und leben, denken und handeln, lieben und intriguiren, sind keine blutlosen Schemen, sondern Fleisch von unserem Fleische und Bein von unserem Bein, wenn auch der jüngere Graf Karlstein, welcher mittelst des Hypnotismus und Spiritismus seine verstorbene Geliebte Moidele von den Todten erwecken und seinen seit Jahren verloren gegangenen Sohn wiederfinden soll, und noch andere agirende Personen wunderliche Käuze sind und nicht bloß psychologisches, sondern auch — und zwar in hervorstechender Weise — pathologisches Interesse erwecken. In dem bösen Princip, dem russischen Dämon des Romans, dem Arzt, Hochstapler und Verbrecher Somiroff, hat der Verfasser sogar eine Figur von großer dramatischer Kraft geschaffen und die Zahl der gelehrten Roman-Verbrecher, à la Eugen Aram um eine höchst interessante Species bereichert. Aber nicht in diesem romantischen Beiwerk liegt die Bedeutung des Werkes, sondern in dem Bestreben, die hypnotisch-spiritistischen Vorgänge zu erklären und dem Bewußtsein der Gegenwart nahe zu rücken, ja, die ganze Errungenschaft der Wissenschaft auf dem Gebiete dieser dunkelgeheimnißvollen Seelenwelt gleichsam in nuce uns darzubieten. Für Morhof gilt es als ausgemachte Sache, daß Verstorbene wieder erscheinen, daß man aber Verstorbene geradezu beschwören, d. h. zu erscheinen zwingen könnte, lasse er dahingestellt. Ob es ein Mittel gibt, die abgeschiedenen Geister bis zur Sichtbarkeit zu verdichten? Ja! sagt resolut unser Verfasser, denn man könnte ihm auf chemischem Wege diejenigen organischen Substanzen liefern, die ihnen assimilirbar seien und durch deren Aufnahme sie materieller und damit sichbar gemacht werden könnten. Von den alten Nekromanten seien bereits geeignete chemische Prozesse angewendet worden, das sei vielleicht sogar der ursprüngliche Sinn der Opferbrände bei Todtenbestattungen gewesen. Wein, Honig, das Blut geschlachteter Thiere und andere organische Substanzen ließen sich wohl als geeignet denken, jene Verdichtung eines unsichtbaren Körpers herbeizuführen, wodurch er sinnlich wahrnehmbar werde. So kommt es, daß auch im „Kreuz am Ferner" Metall- und Porzellanbecken, Phiolen, Destillirkolben, Metallschüsseln ꝛc. eine bedeutsame Rolle spielen — und wahrlich, er erscheint, der Geist Moidele's! Diese Scene schildert der Verfasser recht dramatisch und sie wird den Gläubigen gewiß imponiren. Wir folgen dem Autor nicht nach Indien und wollen die Fakire, Derwische und Zauberer ihrem Schicksal überlassen. Diesen Zauber kennt man; wie verlockend auch ein Ausflug in das Land der brahmanischen Mystik wäre! Viel interessanter sind die naturwissenschaftlichen und dichterischen Ausführungen du Prel's über die verbrecherische Suggestion, Hypnotismus und Somnambulismus, welche namentlich im 2. Bande seines Romans einen breiten Raum einnehmen. Der hypnotisch-spiritistische Roman wird so plötzlich zu einem Sensations- und Criminalroman, und Angeklagter, Untersuchungsrichter und der ganze Gerichtapparat wird von dem Verfasser angegeben, als wäre er ein schulgerechter Romancier einer auf Effect arbeitenden Gerichtszeitung. Hier geht die Tendenz du Prel's dahin, zu beweisen, daß man mit Schrecken der Zeit entgegensehen müsse, in der das Wissen in immer tiefere Schichten des Volkes dringe, ohne daß die moralische Entwickelung damit Schritt halte; das müsse unvermeidlich zu tiefgehenden sozialen Schäden führen, die erst dann wieder geheilt werden könnten, wenn die übersinnliche Welt wieder anerkannt sein werde. Seinem Roman hat der Verfasser einige wissenschaftliche Bemerkungen beigegeben, die sehr lehrreich sind, besonders für diejenigen, welche mit Nekromantie, Magie, Hypnotismus und dergleichen sich noch nicht beschäftigt haben. Hier beruft er sich auf zahlreiche berühmte Vorgänger, sogar auf Imanuel Kant. Die „Träume eines Geistersehers" dieses großen Philosophen seien vielfach mißverstanden worden, ja, man habe in ihnen sogar eine Satire auf den Geisterglauben sehen wollen, was aber durchaus nicht der Fall sei, man lese nur die 1821 erschienenen „Vorlesungen über die Metaphysik", welche das unbegreifliche Schicksal gehabt haben in Vergessenheit zu gerathen und die erst 1880 durch Hans Vaihinger entdeckt worden seien. Der Verfasser beruhigt uns schließlich mit der Mittheilung, daß es kein hypnotisches Verbrechen gebe, das nicht auf hypnotischem Wege entdeckt werden könnte, und es gebe überhaupt kein Verbrechen, dem der Adept der Geheimwissenschaften nicht weit leichter auf die Spur kommen könnte, als der bloße Jurist — ein Wink, den hoffentlich die Criminalpolizei berücksichtigt.

Die Reise nach dem Nordkap. Novelle von G. Hermsteiner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Das novellistische Interesse ist bei dieser Geschichte viel schwächer, als unser Behagen an den lebendigen Reiseschilderungen, die die nordische Natur mit blendenden Farben wiederzugeben verstehen. Frauenarbeit und Frauenlectüre ist: Wahre Liebe, Roman von A. v. d. Elbe, aber es steckt bei allen Schwächen der Durchführung und allen Unwahrscheinlichkeiten und Ueberschwänglichkeiten ein gutes Erzählertalent in dieser rührenden Geschichte von der Frauentreue. Erfreulich ist die Novellensammlung des schon unheimlich fruchtbaren Anton von Perfall — nicht zu verwechseln mit seinem tiefer begabten realistischen Vetter Karl, dem Redacteur der Kölnischen Zeitung — Auf Irrwegen der Liebe. Am besten gefiel uns die Pariserin Madelon, die trotz alledem ihren deutschen Künstler liebt, und „Eva", die Geschichte der zwischen ihrem geliebten Vater und ihrer geschiedenen Mutter schwebenden Schriftstellerstochter. Nicht in den großen Romanen, wo er schablonenhaft und effecthaschend wird, sondern in solchen kleinen Erzählungen zeigt sich Perfall's Begabung am Schönsten.

Vor hundert Jahren. Zwei Novellen von August Becker. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) Die beiden Erzählungen spielen sich in der Rheinpfalz zur Zeit ab, da die Revolution in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Heldin der ersten, Gertrud Frey, geräth durch die Liebe zu einem Agenten der Republik, der ausgeschickt ist, um die Bevölkerung der deutschen Grenzdistricte für Frankreich zu gewinnen, in einen Widerstreit der Pflichten, die sie einerseits den Angehörigen, dem Vaterlande andererseits ihrem Geliebten schuldet. Wie diese Liebe zu dem Manne mit den welken Zügen und der gebeugten Haltung, der als Gehülfe des Uhrmachers im Dorfe sich niederläßt, hat emporsprießen und Wurzel fassen können, darüber versagt uns der Verfasser die Auskunft. Wir erfahren gar zu wenig von dem Fühlen und Wollen des sonderbaren Mannes, seine Gestalt ist allzu skizzenhaft gezeichnet, um Theilnahme an seinem Schicksal erwecken zu können. Wir erhalten auch keinen tieferen Einblick in die seelischen Kämpfe, die das Mädchen in ihrer unglücklichen Lage zu bestehen hat, in die Leiden, die sie empfindet, als sie sich von dem Geliebten getäuscht sieht. So vernehmen wir denn auch ohne Rührung von dem Verschwinden des räthselhaften Wesens nach der Ermordung des Franzosen. Auch die zweite Erzählung vom Reichsgrafen Jockel gewinnt dadurch nicht an poetischer Wahrheit, daß sie als wirklich geschehen bezeichnet wird. Das Verhalten des Müllers, der einer Gräfin den Hof macht, verläßt so sehr die Bahnen, in denen sich das Thun und Treiben des Alltagsmenschen bewegt, daß es einer tieferen psychologischen Begründung bedurft hätte, um seiner Figur innere Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Im Uebrigen zeigen beide Novellen — wohl die letzten des jüngst verstorbenen Autors — seine liebenswerthen Eigenschaften in reichem Maße. Sein gesunder Humor blieb ihm bis zum Ende treu, die wechselvollen Episoden, zu denen die Schilderung der dramatischen bewegten Zeit den Anlaß gibt, sind lebendig und fesselnd dargestellt. d.

Glaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift von Theodor Bier. (Berlin, P. Hüttig.) — Wir haben dieses Gespräch über Materialismus und Christenthum, Wissen und Glauben mit hohem Genuß gelesen, denn wir fanden noch selten die Gegensätze beider Weltanschauungen in so beredter, scharfsinniger Weise ausgesprochen und wider einander in's Feld geführt. Da beide Theile mit ehrlichen Waffen kämpfen, mit Ueberzeugung und ohne Sophismen, so nehmen wir an diesem Für und Wider bewegten Herzensantheil, wenn auch für unseren Geschmack der ungläubige Sohn ohne Nöthigung zu früh die Waffen streckt. Eine Kritik der herrschenden Religion enthält auch die Schrift: Vernunft und Glaube von W. Wilms (Zürich, Verlagsmagazin.) Anregend und aufklärend wirkt diese geistvolle, knappe Abhandlung, welche die große Masse der Halbgebildeten, die aus Gewohnheit und Achtung vor dem Althergebrachten, aber ohne inneres Bedürfniß an den alten Formen der Religion festhalten, zu einer höheren Denkweise hinlenken will. Die gemeinverständliche und doch edle Darstellung verdient Lob.

Der Kanzler von Florenz. Von Hans Blum. (Berlin, Gebr. Paetel.) Vorberichte und Nachworte, welche sich über die Idee verbreiten, die in einem Werke der schönen Literatur zu dichterischer Gestaltung gebracht werden soll, sind in den meisten Fällen für den Autor ein mißlich Ding. Sie weisen gewöhnlich nur allzu deutlich darauf hin, ein wie weiter Weg vom Wollen zum Vollbringen ist und fordern durch den Anspruch, den sie stolz für das Werk zu stellen pflegen, zu ernsterer Kritik heraus, als diesem sonst wohl geworden wäre. Auch der vorliegenden historischen Erzählung ist in Gestalt einer Widmung an Conrad Ferdinand Meyer eine Einleitung vorausgeschickt, in der uns Blum belehrt, wie er sich seinen Helden — den an wundersamen Widersprüchen so reichen Kanzler von Florenz, Niccolò Machiavelli — vorgestellt habe. „Menschlich klar und groß, wenn auch beladen mit allen Sünden und Fehlern seiner wilden Zeit" ward der „geistesgewaltige Florentiner", „der kühne Prophet und Märtyrer der italienischen Freiheit" gezeichnet. Wir müssen gestehen, daß uns der Machiavelli seiner Erzählung weder als klar und groß, noch als geistesgewaltig, ja nicht einmal als Märtyrer und Prophet erschienen ist. Nicht klar und groß. Wenn es für einen Staatsmann genügte, das Große zu wollen, um sich das unsterblich machende Epitheton ornans des Großen zu verdienen, so wäre die Welt reich an großen Staatsmännern, so wäre auch Blum's Machiavelli ein solcher. Im Allgemeinen aber pflegt die Welt nur Männer der That so zu nennen, die sich, wenn auch hohe, so doch erreichbare Ziele stecken, nicht Phantasten, die mit der Unklarheit

Digitized by Google

schwärmerischer Jünglinge Zielen nachjagen, die nicht zu erreichen sind. Es gehört wahrlich keine tiefe Einsicht in die politischen Verhältnisse Europas zu jener Zeit, um einzusehen, daß die Einheit Italiens unter einem italienischen Herrscher damals noch ein Ding der Unmöglichkeit war. Aber Blum's Machiavelli, der mit pathetischem Wortschwall seine Bestrebungen großsprecherisch ausposaunt, ist auch nicht der Staatsmann, der bei günstigerer Sachlage im Stande wäre, den Stürmen trotzend auf sein großes Ziel erfolgreich loszusteuern. Sein Machiavelli ist nicht geistesgewaltig. Nicht aus dem Hinweise auf seine Schriften, an denen es ja nicht fehlt, vermißt der Leser den Geist des Helden, sondern aus seinen Handlungen im Verlaufe der Erzählung. Darin aber erscheint er uns unbedeutender als uns je der Held eines historischen Romans erschienen ist. In seinem Verhalten auf der Sendung zu den Franziskanern, in der Art, wie er durch eine pathetische Rede über die Sittenverderbniß der Welt und der Geistlichkeit im Anschluß an die Aufführung seines eigenen sittenlosen Lustspiels die Franziskaner gegen sich einnimmt, in dem plumpen Plan endlich, mit dem er sie für sich zu gewinnen sucht, in alledem erweist er sich nicht sowohl als ein geistesgewaltiger Diplomat, als vielmehr als ein witzloser und unschlauer Alltagsmensch. Wenn die Sendung schließlich zu seinen Gunsten verläuft, so verdankt er es auch nicht der eigenen „Geistesgewalt", sondern dem Eingreifen des Fürsten Alberto. Im Verlauf der Erzählung geschieht nichts, was diesen ungünstigen Eindruck, den wir von dem Helden empfangen, verwischen könnte. Am allerwenigsten sein sogenanntes Märtyrerthum. Machiavelli gibt seine illegitime Tochter gelassen der Gefahr preis, von dem schamlosen Wüstling Giovanni, dem Neffen des Cardinals Giulio, genothzüchtigt zu werden, weil er blöden Auges der Anschauung ist, daß die Geschicke Italiens an dem Zusammenwirken des Cardinals mit seinem Neffen hängen — ein neues Glied in der Kette seiner zahlreichen Irrthümer. Und dieser Elende hat die Stirn, sich mit Brutus, dem ersten Consul, zu vergleichen, der seine aufrührerischen Söhne auf dem Altare des Vaterlandes opferte. Mit dem Martyrium Machiavelli's hat es just so viel auf sich, wie mit seinem Prophetenthum. Fürwahr, der verdient einmal den Namen eines prophetischen Politikers, eines politischen Propheten, der da verkündet, daß das Ziel, nach dem er selbst vergeblich gestrebt, nicht erreicht werden wird — wenn seine Prophezeihung sich thatsächlich nach drei und einem halben Jahrhundert erfüllt. Wir bedauern, uns so wenig mit einem Werke befreunden zu können, das in formaler und stilistischer Hinsicht sich weit über die novellistische Fabrikwaare erhebt.

d.

Rund um die Erde. Geschautes und Gedachtes. Von Karl Graf Lanckoronski. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.) — Der stattliche Band erinnert auch in Stoff und Ausführung an des Grafen Hübner bekannte Reisewerke. Die Aufzeichnungen, ursprünglich nur für Freunde, sind schmucklos, schlicht, machen aber gerade deshalb den Eindruck absoluter Zuverlässigkeit und Wahrheit. Es ist ein hochgebildeter, kenntnißvoller österreichischer Cavalier, der da seine in den Jahren 1888—1889 unternommene Weltreise beschreibt und viel Wissenswerthes und Neues über Indien, China, Japan und Nordamerika berichtet. Ein offenes Auge für alles Schöne und Charakteristische, ein warmfühlendes Herz für die Menschheit zeichnen ihn aus, und von besonderem Interesse sind die zahlreichen Parallelen, worin er fremde Zustände mit uns vertrauten vergleicht. Dabei schildert er vorzüglich und bleibt auch da noch interessant und kurzweilig, wo er Bekanntes berührt und in behaglicher Plauderei sich gehen läßt. Wir empfehlen das schöne Seitenstück zu Hübner's „Spaziergang um die Welt".

Jugendblüthen. Von Johannes Guttzeit. (Leipzig, Sigismund & Volkening.) Die kleine Gedichtsammlung des bekannten Leipziger Humanitätsapostels geht uns mit folgender Karte zu: „Prüfe dise Schrift, empfihl si, wenn si Dir dessen wert scheint und willst Du noch ein übriges tun, so sende mir einen Beleg. Brüderlich Johannes Guttzeit, nicht Herr." Zum Glück sind seine Gedichte nicht in dieser Schreibung gedruckt. Unter den Gelegenheitsversen findet sich manches zart Empfundene. Ueber die Form, die jedenfalls unfreiwillig so ungelenk und holperig ist, werden sich die Anhänger des Meisters schon hinwegsetzen. Das Beste ist die ulkige Ballade vom Geistermüller.

Die graue Jette. Roman von August Becker. (Jena, Costenoble.) — Der bejahrte, vor Kurzem verstorbene Dichter faßt in diesem Werke eine Reihe von Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre zusammen, die als vorgetragene Erzählung in einer eigens ad hoc nach berühmten, aber darum noch nicht befolgenswerthen Mustern erfundenen Rahmen eingefügt sind. Der wesentliche Inhalt ist die alte Geschichte, daß zwei innerlich zusammengehörige Menschen durch die Macht äußerer Umstände, hier politischer Gegensätze, auseinander gerissen werden. Der Mann, ein Führer der Demokraten, findet schließlich seinen Tod im Kampfe; die Geliebte, die Tochter einer Hauptstütze der conservativen Gesellschaft, hält dem Gestorbenen die Treue und widmet sich aufopfernd den Pflichten der Nächstenliebe. Sowohl im Inhalt der Erzählung wie in der vom Dichter beliebten Einkleidung, und auch in der Art des Vortrages und der Charakterschilderung vermögen wir manches Fesselnde zu entdecken; auch die Schilderung des Volkslebens, in der Becker stets excellirt, vermag größeres Interesse zu erwecken.

Vaterland. Roman von Reinhold Ortmann. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Ortmann ist ein guter Erzähler, aber ihm fehlt der Geschmack und zumal der Trieb, der statt in die Breite in die Tiefe geht. Darum wird auch seine Vielschreiberei immer seichter und unerfreulicher. Der sensationelle Titel verbirgt eine banale localpatriotische Geschichte mit abgedroschenen Landesverrathmotiven, die Durchführung ist weitschweifig und langweilig, das Ende ohne andere Befriedigung, als das der Befreiung von einem Alp. Im gleichen Verlag erscheint eine zweibändige Verdeutschung von Ouida's neuem Roman „Syrlin". Die in England beliebte Verfasserin versetzt ihren Helden, einen Künstler von Gottes Gnaden, in die Mitte der hohen Londoner Aristokratie, läßt ihn sich in die schöne und edle Lady Avillion verlieben und an dieser Liebe elend zu Grunde gehen. Nicht als ob seine Neigung keine Erwiderung fände! Im Gegentheil, er wird wieder geliebt, aber die stolze Dame erklärt ihm, sie müsse ihn hassen, wenn er sie auch nur im Geringsten compromittire. Dies kann sie schon aus Rücksicht auf ihren Herrn Gemahl nicht thun, der gar nicht eifersüchtig ist und nichts Anderes als einen Scheidungsprozeß ersehnt. So entnehmen wir den Randbemerkungen des Buches, glauben aber, daß der Autor sich in seiner Annahme geirrt hat, indem er seinem Phantasiekinde einen Wunsch unterschiebt, den es gar nicht empfindet. Wenigstens finden wir ein solches Verlangen nicht im Einklang mit den sonstigen Anschauungen des edlen Lords. Die Hauptperson bleibt natürlich das Genie „Syrlin". Er ist ebenso bedeutend als Dichter wie als Schauspieler. Man wird nicht müde, uns dessen zu versichern, aber wir werden müde, es so oft zu hören. Freund Syrlin, ein Romanheld wie er im Buche steht, rettet seiner Dulcinea einige Male das Leben, ohne im Geringsten Dank dafür zu ernten, weil — nun, weil es für eine Dame compromittirend ist, sich von einem Mann das Leben retten zu lassen. Was sollen sich die Leute davon denken? ... Daß zum Schlusse Syrlin doch über die Schnur haut und seine Angebetete tödtlich beleidigt, war zu erwarten. Er dichtet ein Meisterdrama, spielt mit hinreißender Leidenschaft die Hauptrolle und persiflirt vor einem Parterre von Lords und Ladys den Gemahl seiner heißgeliebten Donna. Sie setzt ihm den Kopf zurecht und er erschießt sich. Das Verhältniß zwischen dem Adel der Kunst und dem des Blutes ist dabei richtig geschildert, und es kann nicht gezweifelt werden, daß die Künstler von der hohen Aristokratie vorzüglich gern als Staffage verwendet werden. Ouida versteht es auch, uns in Form, angenehmer Unterhaltung gute Sittenbilder aus dem englischen high life zu entwerfen, er charakterisirt Land und Leute glänzend. Die Handlung ist interessant und entwickelt sich mit steigernder Spannung. Aber nicht selten gewinnen die Nebenfiguren und ihr Schicksal das Uebergewicht über die Helden, was wohl nicht in der Absicht des Autors gelegen sein mag. Einzelne Gestalten sind mit tiefer Kenntniß der menschlichen Seelenbeschaffenheit gezeichnet.

Letzte Liebe. Schauspiel in vier Acten. Zweite Auflage. — Maria Szécsy. Schauspiel in drei Acten von Ludwig Dóczi. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.) Die Stoffe der vorliegenden Dramen sind beide der älteren ungarischen Geschichte entlehnt. Dóczi hat das erstere ein Schauspiel genannt. Es trüge besser den Namen einer romantischen Komödie, denn es gehört in die Gattung von „Wie es euch gefällt" und der „Komödie der Irrungen". Tragen die Personen, die darin auftreten, auch zum Theil historische Namen, sind die Oertlichkeiten, wo die Handlung sich abspielt, auch bestimmte Plätze Ungarns und Italiens, so nimmt sich das Ganze doch wie ein anmutiges Märchen aus, welches uns in das wunderbare Land der Fabel versetzt. Nur darin entfernt sich der Dichter von der naiven Auffassung des Märchens, daß er sich nicht damit begnügt, seine Charaktere nach Art desselben in die Zweitheilung von gutmüthig und böswillig zu trennen, sondern sich einer tiefer gehenden Individualisirung der auftretenden Gestalten befleißigt. Hierin strebt er seinem großen Meister nach, der den fabelhaftesten und abenteuerlichsten Wesen individuelles Leben einzuhauchen verstand. Während die „Letzte Liebe" schon ihren Erfolg errungen, soll sich das zweite Drama „Maria Szécsy" erst die Gunst der Leser erwerben. Sie wird ihm trotz mancher Vorzüge schwerlich in dem Maße zu Theil werden, wie der „Letzten Liebe". Die Handlung des Stückes ist für die drei langen Acte nicht bedeutend genug, um eine tiefere Wirkung auf Leser und Zuschauer ausüben zu können. Aus dem 14. Jahrhundert werden wir in's 17., aus der Zeit des Ungarnkönigs Ludwig von Anjou in die Epoche des dreißigjährigen Krieges versetzt. Der kaiserliche Capitän Wesselényi belagert die Burg Murány und erobert sie und das Herz der schönen Vertheidigerin, Maria Szécsy. Zu den Vorzügen des Stückes gehört die entschiedene Charakeristik der Personen, vor Allem der beiden Schwäher Illésházy und Lisztius in ihrem Gegensatze und der Schwestern Maria und Eva Szécsy. Daneben ist der einschmeichelnde Wohllaut der Verse zu rühmen und die schwungvolle Sprache, die indessen hier und da — ganz vereinzelt nur — durch eine undeutsche Wendung an den Ausländer gemahnt. Bekanntlich ist der Verfasser ein Deutsch-Ungar und heißt eigentlich Dux. dr.

Culturwandel und Völkerverkehr. Von Hermann Brunnhofer. (Leipzig, W. Friedrich.) — Der Verfasser, geborener Schweizer und Professor in Petersburg, hat schon ausgezeichnete Beiträge zur Etymologie, Ethnographie ꝛc. geliefert, und in diesen Gebieten bewegen sich auch diese gesammelten Aufsätze. Gedankenvolle Essays über die Culturssprachen, die Thiersprachen in der Menschensprache der Urzeit, die Aesthetik der Sprachen ꝛc. wechseln ab mit culturhistorischen Untersuchungen wie die Quelle des Aberglaubens, der Reiz der Leichenverbrennung, Giordano Bruno's Seelenwandelungslehre und der Glaube der Zukunft, die Weltreisen Marco Polo's und des Herrn Professor Bastian, die nicht nur den eigenartigen Denker und tiefen Gelehrten, sondern auch den guten Essayisten zeigen. Originell ist der Versuch über den Werth der decorativen Verpackungskunst im Welthandel, aber wenn er den von Keller gewiß frei erfundenen Hexenmeisternamen Pinciß aus dem Rhätoromanischen herleitet, schütteln wir den Kopf. Prächtig ist dafür die Abfertigung der unschönen „Weltsprache" Volapük.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Letzte Gedichte

von

Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy.

Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten.

12°. 15½ Bogen, geh. Preis 3 M.

Gegen den Materialismus.

Gemeinfassliche Flugschriften.

Unter Mitwirkung von

M. Carriere, C. v. du Prel, C. Gerster, O. Hansson, M. Lazarus, O. v. Leixner, A. Ullrich

herausgegeben von

Hans Schmidkunz,

Privatdocent der Philosophie an der Universität München.

Soeben erschien:

Heft 1.

Materialismus und Aesthetik.

Eine Streitschrift zur Verständigung

von **Moriz Carriere,**

Professor der Aesthetik an der Universität München.

Heft 2.

Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt.

Von **Gustav Buhr.**

Mit einem Vorwort von

Dr. Theobald Ziegler,

Professor der Philosophie in Strassburg.

Heft 3.

Der Materialismus in der Litteratur.

Von **Ola Hansson.**

Preis des Heftes 75 Pfennig.

(Jedes Heft ist einzeln käuflich.)

Mit diesen Arbeiten wird eine Reihe von **gemeinfasslichen Flugschriften** eröffnet, in welchen **alle** diejenigen Gruppen des heutigen Lebens zu Wort kommen sollen, die an der Bekämpfung des Materialismus ein sachliches Interesse tragen. Jede dieser Richtungen soll vertreten sein, möge sie auch anderen Teilnehmern noch so sehr wider ihre sonstigen Ansichten streiten.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Patent-Draht-Heftmaschine,

mit welcher Jedermann seine Monats-Rechnungen, Quittungen, Broschüren, Drucksachen 2c. sauber und schnell heften kann, incl. circa 500 Drahtklammern Nr. 1, 2, 3, 4 u. 50 Nr. 5, Drahtklammer Nr. 5 ist mit Oese versehen, um geheftete Sachen anhängen zu können. Preis 5 Mk. Preisliste mit über 240 Illustrationen gratis und franko.

Hermann Delin, Berlin, Metzerstr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben wurde mit dem zweiten Bande vollständig:

Ein Lebenslauf.

Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse

von

Julius Fröbel.

Zwei Bände. Großoktav. 1320 Seiten. Preis M. 22.—

Der soeben erschienene zweite Band ist von höchstem Interesse: er schildert **Fröbels** Erlebnisse im Dienste **Oesterreichs**, seine journalistische Stellung in **Stuttgart und München** und den Uebertritt in den **Reichsdienst**, ein Stück Lebensgeschichte, wie es wechselvoller, einflußreicher und interessanter nicht gedacht werden kann.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In G. **Hirth's** Kunstverlag in **München** erschien:

Aufgaben der Kunstphysiologie

von **Georg Hirth.**

2 Theile — 620 Seiten 8° mit 17 Abbild. brosch. M. 6.—, in 2 Halbfranzbänden geb. M. 10.—.

Inhalt: I. Theil: Vorwort. — Kunstphysiologie. — Der Begriff des „specifisch Künstlerischen". — Gedächtnissökonomie. — Nachbilder und Gesichtserinnerungen. — Die drei Grade des Merkens. — Die Eselsbrücke. — Kunstphysiologische Probleme. — Die Technik des einäugigen Sehens. — Vervollkommnung im Doppelauge. — Das Vorrecht des Grösseren. — Die körperhafte Perspektive. — Kunstfeindliche Irrlehren. — Das doppelte Lichtbad und die Lichtwaage. — „Die" Complementärfarbe. — Complementäre Energie und Lichtgleichung. — Das Augenmass für farbige Unterbrechungen. — Andere Erklärungen des Augenmasses. — Schwankende Gestalten des Seelenbildes. — Der reproduktive Massstab. — Ausmessung des Gesichtsfeldes aus der Blickruhe. — Die Wahrnehmung bewegter Lichter. — II. Theil: Die nervöse Organisation des Kunstverstandes. — Der Aufbau der Gedächtnisse. — Der Ort des Lichtgedächtnisses. — Spannungszustände; Erinnern und Vergessen. — Unterströmungen im verborgenen Gemerk. — Verborgene Aufmerksamkeit. — Gesichtserinnerung ist farbiges Licht. — Die Temperamente der Grundgedächtnisse und Merksysteme. — Zur Naturgeschichte der künstlerischen Merksysteme. — Talentvererbung, Genie und Degeneration: 1. die Vererbung des Talents und Genies; 2. die angebliche Entartungspsychose des Genies; 6. Geisteskranke unter den genialen Künstlern; 4. Künstlerische Anwandlungen bei Irren; 5. Unlustneurose und Philosophie der Gesundheit. — Alphabetisches Gesammtregister.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck.

Von

Hugo Blümner,

Professor der klass. Philologie an der Universität Zürich.

8. Preis geheftet: M. 2.80.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Im Verlage von **Karl Mehrlich, München,** ist soeben erschienen:

I. Band (531 Seiten) **Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter".** Preis 10 M. eleg. gebunden. Beziehbar entweder **direct** oder durch **bessere** Buchhandlungen!

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.**

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 14. November 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN
BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Besoldung der Volksschullehrer. Von Scholasticus. — Importzölle und Exportprämien. Von Heinrich Schüler. (Schluß.) — **Literatur und Kunst**: Das italienische Ausfuhrverbot für Kunstwerke. (Zum Fall Borghese.) Von L. Bloch-Rom. — Rudyard Kipling. Von August Weiß. — **Feuilleton**: Der Gesang der Stummen. Von Alexander Swientochowski. — **Aus der Hauptstadt**: Trüffelpurée. Von Apostata. — Aus den Kunstsalons. Von C. G. — Opern und Concerte. Von M. — Notizen. — Inserate.

Die Besoldung der Volksschullehrer.

Bekanntlich findet demnächst eine neue Festsetzung des Grundgehalts für die preußischen Volksschullehrer statt. Der Minister hat angeordnet, daß das Grundgehalt ausreichend sein soll, um mit einer kleinen Familie davon leben zu können und daß es nach örtlichen Verhältnissen bemessen werden soll. Zwar ist der Begriff Grundgehalt nicht genau erklärt, und es kann noch immer fraglich sein, ob nur das Minimalgehalt neu festgestellt werden, oder ob eine Umdotirung sämmtlicher Lehrerstellen stattfinden soll. Für die Landlehrer ist der Unterschied von Bedeutung, da auf dem Lande alle Stellen Stellengehalt haben. In den Städten würde eine Festsetzung des Anfangsgehaltes genügen, da hier zunächst dieses in Frage kommt und ein Steigen des Gehaltes nach Dienstjahren zumeist stattfindet. Auf dem Lande steigen lediglich die staatlichen Dienstalterzulagen mit den Dienstjahren.

Für den Lehrerstand ist es zunächst erfreulich, daß eine bessere Dotirung überhaupt in Anregung gebracht worden ist und für Schule, Gemeinde und Staat ist es wünschenswerth, daß die berechtigten Wünsche des Lehrerstandes erfüllt werden. Lange haben die Lehrer auf eine bessere Dotirung ihrer Stellen hingewirkt und es ist nicht zu leugnen, daß sie zu solchem Streben ein Recht haben. Alt ist die Beschuldigung, die Lehrer seien ein unzufriedenes Völklein, deren Dank man doch nicht erwerben werde. Solch wohlfeile Beschuldigung erheben gewöhnlich solche, die überhaupt keinen Pfennig ausgeben mögen, wenn die Schule und der Lehrer etwas verlangen. Eine kurze Betrachtung wird uns zeigen, wie sehr die Lehrer eine bessere Belohnung ihrer Arbeit zu verlangen berechtigt sind.

In den letzten 20 Jahren ist für die Aufbesserung der Lehrergehälter weiter nichts geschehen, als daß man die staatlichen Dienstalterszulagen erhöht hat, was zwar dankbar angenommen werden kann und angenommen worden ist. Aber der Lehrer muß zehn Jahre warten, bevor er in den Genuß der ersten 100 Mark kommt. Bis dahin hat er gewöhnlich nur die Einnahme einer Minimalstelle. Denn es sind wohl in den letzten 20 Jahren eine ganze Reihe von Minimalstellen neu geschaffen worden, aber eine Vermehrung der besser dotirten Stellen ist nicht erfolgt. Nur in ganz vereinzelten Fällen hat eine Gemeinde sich veranlaßt gesehen, eine Stelle um 50 oder 100 Mark Gehalt zu erhöhen und meint Wunder, was sie daran gethan hat. Nun sind aber die Preise für Lebensmittel und alle Artikel ziemlich bedeutend, mindestens um 25 v. H. gestiegen, was denen, die etwas zu verkaufen haben, wohl zu gönnen ist und den Nationalwohlstand gehoben hat, aber für den Lehrer, der in den wenigsten Fällen etwas zu verkaufen hat, wohl aber manches kaufen muß, in schwere Nahrungssorgen stürzt.

Ferner sind die Kosten für die Ausbildung für den Lehrer in den letzten Jahren gestiegen, an Stellen auf das Doppelte. Der vor 20 Jahren noch verpönte Besuch eines Präparandeums wird heute, wenn auch nicht obligatorisch gefordert, so doch für erwünscht gehalten. Ein bedeutender Bruchtheil der Lehrer rekrutirt sich aus den niederen Ständen, muß also die Mittel für seine Ausbildung auf Borg nehmen. Die Schulden wollen wieder bezahlt werden und das Kapital muß am Gehalt erspart werden, wofür gewöhnlich nicht recht was übrig bleiben will. Nun kann man zwar einwenden, daß der Staat sich nicht darum zu kümmern habe, was der einzelne Bürger mit seinen Schulden anfange. Wohl aber hat er sich darum zu kümmern, ob die Lehrerstellen besetzt sind oder nicht, und wenn die Söhne der kleinen Leute als Lehrer nicht mehr genug verdienen, um die Ausbildungsschulden zu bezahlen, so werden sie schließlich etwas Anderes und die so entstandenen Lücken werden nicht leicht auszufüllen sein.

Auf ein reichlich bemessenes Gehalt, auf jährliche Ueberschüsse hat der Lehrer so wenig Ansprüche, wie alle anderen Staatsbeamten, wohl aber auf ein auskömmliches, welches ihm und seiner Familie ein standesgemäßes Leben ermöglicht. Was zum standesgemäßen Leben erforderlich ist, wird nicht durch den Stand bestimmt, dem der Lehrer entsprossen, sondern durch den, dem er angehört. Es ist Kurzsichtigkeit, wenn nicht etwas Schlimmeres, wenn man dem Lehrer vorhält, er stamme aus den niederen Schichten des Volkes und habe darum kein Recht, große Anforderungen an das Leben zu stellen. Ein gewisses Maß von Bildung bedingt ein entsprechendes Maß von Ansprüchen. Fordert man jenes, so muß man dieses gewähren, oder man gibt dem Lehrer ein Recht, unzufrieden zu sein. Man braucht nur einmal eine der aus Lehrerkreisen hervorgegangenen Berechnungen über das zum standesgemäßen Leben durchaus Nöthige, wie uns deren mehrere vorliegen, durchzusehen und mit dem Minimalgehalt, worauf er in den ersten zehn Jahren angewiesen ist, zu vergleichen, um zu erkennen, daß ein auskömmliches Minimalgehalt nirgends gezahlt wird. Und keine einzige Berechnung hat auf uns den Eindruck gemacht, als ob die Herren Lehrer zu viel verlangt hätten. Der Einwurf aber, die Lehrer müßten eben nicht heirathen, bevor sie ein für eine Familie genügendes Gehalt hätten, ist ungerechtfertigt. Für manchen Landlehrer ist ein frühzeitiges Heirathen eine Nothwendigkeit.

Nun giebt es ja einen bekannten hochmüthigen Ausspruch,

Digitized by Google

den nämlich, daß noch kein Schulmeister verhungert sei. Und in der That ist die Bettelhaftigkeit der Schulmeister kaum so groß, als die Witzblätter sie schildern. Aber kärglich und ärmlich geht es in mancher Lehrerhaushaltung zu, und bei vielen essen die Schulden mit aus der Schüssel. Die meisten Lehrer sind auf gewinnbringende Nebenbeschäftigungen, als Landwirthschaft, Obstbau und Bienenzucht, Schreibereien aller Art und Privatunterricht u. dgl. angewiesen. Andere haben ein kleines Privatvermögen erheirathet, welches nach und nach aus der Familienschüssel mit aufgezehrt wird. Die Privatbeschäftigungen kann gar noch die Behörde beschränken oder verbieten, aber der Staat ist nicht verpflichtet, dem Lehrer, der sich damit die drückendsten Sorgen vom Halse schafft, Ersatz zu geben. Darin liegt eine offenbare Ungerechtigkeit. Sicherlich ist der Staat verpflichtet, seine Aemter so zu besolden, daß sie ihren Mann nähren. Will oder kann er das nicht, so darf er den Beamten nicht verwehren, sich nebenher das Nöthigste zu verdienen.

Zudem muß der Landlehrer, den wir im Vorgehenden und Nachfolgenden immer in erster Linie im Auge haben, einen großen Theil seiner Besoldung aus dem Dienstlande machen, also Landwirthschaft treiben und manche Arbeit selber thun, die sonst ein Tagelöhner verrichtet, wenn bei der Sache etwas herauskommen soll. Nun schändet zwar die Arbeit nicht, aber gerade daß der Lehrer Arbeiten verrichten muß, die er nicht gelernt hat und infolgedessen mangelhaft ausführt, macht ihn in den Augen der Bauern zu einem Dummen und schädigt ihn in der Achtung, die er bei den Eltern seiner Kinder nicht entbehren kann. Auch darf man von dem Lehrer kaum verlangen, daß er mit vollem Eifer am Unterricht und der Erziehung seiner Schüler arbeiten soll, wenn seine Anwesenheit auf seinem Acker dringend nöthig wäre. Man darf es nicht, aber man thut es, und die Herren Revisoren ziehen wenig in Betracht, wie einem Manne zu Muthe sein muß, dem ein Viertel seiner Jahreseinnahme auf dem Acker verdirbt, ohne daß er weiß, wie er das entstandene Loch zustopfen soll bei seiner so wie so nicht genügenden Einnahme.

Um die ungenügende Besoldung der Lehrer ein wenig zu verdecken, ist man auf allerlei Mittelchen gefallen, ihm pecuniäre Vortheile zu gewähren. So braucht er beim Militär nur die Ersatzreservedienste zu thun und ist von den mancherlei Communalabgaben frei. Seiner Stellung wird dadurch kein Dienst erwiesen. Beim Militär ist er der „dämliche Schulmeister" und kann sich von den Bauernknechten und Handwerksgesellen auslachen lassen, während er seiner Bildung nach so gut wie der Gymnasiast einjährig dienen könnte, denn vor dem Bischen Griechisch und Latein dieser Herren läuft doch kein Feind davon. Wegen seiner Abgabenfreiheit aber stellt ihn das bäuerliche Geldprotzenthum in eine Linie mit den Almosenempfängern. In communalen Angelegenheiten darf er seine Stimme nicht erheben, er bezahlt ja nichts dazu. Nicht einmal im Schulcollegium hat er Sitz und Stimme und seine Anliegen hat er bittweise vorzubringen. Man gebe ihm lieber ausreichendes Gehalt und stelle ihn dann in Betreff seiner Pflichten den übrigen Staatsbürgern gleich.

Wir sind keine Freunde jener Lehrer und jener Lehrerpresse, die immer thun, als sei ihr Stand der wichtigste, den es auf Gottes Erdboden gibt. Wir glauben, die Herren schaden sich durch diese Ueberhebung selber am meisten. Gleichwohl aber glauben auch wir, daß der Lehrer für seine Arbeit zu schlecht bezahlt wird. Wenn er nicht einmal verdient, was Nachtwächter und Polizisten verdienen und was dem Maurergesellen ohne Anstand bewilligt wird, wenn ein arbeitsamer Lohnarbeiter mehr verdient als er, so hat er freilich Ursache, unzufrieden zu sein. Der Lehrer hat ein Recht darauf, das auch verdienen zu wollen, was Leute, die ihm an Bildung gleichstehen, verdienen. Nun mag man aber zum Vergleich heranziehen, welche Beamtenklasse man will, so sind alle günstiger gestellt.

Dergleichen erbittert natürlich und erregt berechtigte Unzufriedenheit. Und doch verlangt man vom Lehrer, mit einzutreten in den Kampf gegen die Sozialdemokratie und die Schüler zufrieden zu machen auch mit einem bescheidenen Lose. Wie kann aber Einer von Herzen zur Zufriedenheit ermahnen, der selber unzufrieden und mit Recht unzufrieden ist? Daß dem Lehrer eine besondere Portion Berufs- und Lebensfreudigkeit innewohnen muß, wenn er sein Amt in rechtem Geiste führen und in Segen verwalten soll, räumt Jeder ein. Aber die Sorge um's tägliche Brot schafft keine solche Freudigkeit.

Lange hat er sich mit schönen Worten und Vertröstungen auf die Zukunft abspeisen lassen und gehofft, daß auch seine Stunde einmal kommen werde. Jetzt ist sie gekommen, indem auch die Behörden anerkennen, daß für ihn etwas gethan werden muß. Nun gilt es denn auch, seine berechtigten Wünsche zu erfüllen. Daß dafür kein Geld vorhanden ist, darf heute nicht mehr gesagt werden, denn für andere Zwecke werden jährlich Millionen aufgebracht und als man vor Jahren Geld hatte, dachte man zuerst an die Gemeinden, ohne auf die Bedürftigkeit Rücksicht zu nehmen. Auch die Gehälter anderer Beamten sind aufgebessert worden und die Gelder haben sich gefunden. Wir haben trotz gegentheiliger Behauptung, bei sorgfältiger Prüfung verschiedener von Lehrern verschiedener Gegenden aufgestellten Berechnungen nicht finden können, daß unbescheidene Forderungen gemacht worden sind. Was aber ein Lehrer zum standesgemäßen Leben haben muß, das muß ihm werden.

Gewährt man ihm das nicht, so steht leider zu befürchten, daß mancher an seiner Berufstreue Schiffbruch leiden wird und auf andere Weise zum Unsegen der Schule zu verdienen sucht, was ihm der Staat verweigert. Wir wollen das in keiner Weise beschönigen, aber man dürfte über einen solchen Mann auch nicht zu hart richten, denn sein Bischen Leben hat Jeder lieb und standesgemäß will heute Jeder auftreten. Was Einer verdient, das gilt er.

Schlimmer wird es sein, daß, wenn die Dotationsregulirung dem Lehrer nicht gewährt, worauf er ein Anrecht hat, daß dann ein Lehrernachwuchs in die Schule kommen wird, mit dem wenig Ehre eingelegt werden kann und mit dem schließlich der Staat am Schlechtesten fährt. Heute wird der Vater, der seinen Sohn nicht Lehrer werden lassen will, damit getröstet, daß eine pecuniäre Besserstellung der Lehrer in nächster Zukunft erhofft werden darf. Erfolgt sie nicht, so wird der Zudrang zum Lehrfach sicher abnehmen, wie denn schon heute eine Abnahme dieses Zudranges deutlich wahrzunehmen ist und einzelne Stellen Monate lang unbesetzt bleiben müssen. Heute geht mancher junge Mensch, der auch hätte Lehrer werden können, in's Postfach, wo die Ausbildung sich erheblich billiger stellt und nach erfolgter Ausbildung mehr zu verdienen ist. Auch der kleine Mann weiß heute, wie die verschiedenen Beamten pecuniär gestellt sind und daß ein Lehrer nicht auf Rosen gebettet ist. Er weiß für seinen begabten Sohn auch andere Thüren zu öffnen, als die in die Schulstube. Wird der Lehrer nicht so gestellt, daß er mit seiner Familie standesgemäß von seinem Gehalte leben kann, so wird eben künftig nur der Lehrer, der für nichts Anderes taugt. Präparandenanstalten und Seminare müssen nehmen, was sich ihnen bietet, auch wenn Tüchtigkeit und moralische Qualität Manches zu wünschen übrig lassen. Die sich mehrenden Relegationen von den Seminarien und das Nichtbestehen der ersten und zweiten Lehrerprüfung, von dem man ehedem im heutigen Maße nichts wußte, sprechen schon dafür, daß sich Mancher in's Lehrfach drängen möchte, der nicht hinein gehört.

Mit solchen Elementen muß man aber späterhin vorlieb nehmen, um nur die Stellen besetzt zu halten, bis der Staat einlenkt und Gehälter bewilligt, wie sie dem Bildungsstandpunkt und den Bedürfnissen der Lehrer angemessen sind. So lange aber wird er selber den Schaden haben, und um den zu vermeiden, ist es besser, jetzt, wo eine Dotationsregulirung im Gange ist, dem Lehrer zu geben, was er zu verlangen ein Recht hat.

Scholasticus.

Digitized by Google

Importzölle und Exportprämien.

Von Heinrich Schüler.
(Schluß.)

Man denke sich ferner, alle deutschen Kornimporthäuser schlössen einen „Ring", von jetzt an die Einkaufspreise herabzudrücken. Wenn das so ersparte Geld uns Allen zu gute käme, so würden wir gewiß damit einverstanden sein. Genau die Wirkung eines solchen Ringes hat ja aber der Importzoll, den die deutsche Reichsregierung dem Handel auferlegt. Er zwingt Alle, auf billigere Einkaufspreise zu dringen, um den Zoll bezahlen zu können. Sobald die Zolleinnahmen gerecht, nicht zu Steuerersparnissen für die Reichen verwendet würden, so ließe sich nichts dagegen einwenden.

Die Exportprämie dagegen zwingt die deutschen Exportgeschäfte, den Ausländern möglichst billige Verkaufspreise zu stellen. Denn wir Menschen sind keine Engel, die Concurrenz nöthigt dazu mit unerbittlicher Nothwendigkeit, nur ein stillschweigend geübter nationaler Communismus könnte die schädliche Wirkung der Prämie aufheben.

Ein Ausfuhrzoll würde umgekehrt zu hohen Verkaufspreisen gegen das Ausland zwingen, um den Zoll davon decken zu können. Es würde dann nicht mehr möglich sein, das Vaterland mit Hülfe des Gesetzes zu betrügen, indem man unsere Waaren halb verschenkt an die Ausländer. Aber so geht's, denn Gelegenheit macht Diebe.

Das schöne Ideal, vom Auslande unabhängig zu werden, wird sich schwerlich völlig verwirklichen lassen, da niedrige Zollsätze nicht genügend wirken, und hohe wieder als Handelsverbote wirken, die dann auch der Reichskasse nichts einbringen können. Wir haben dabei wenigstens den Trost, daß diese Abhängigkeit stets eine gegenseitige ist. Wir brauchen das Ausland, das Ausland braucht uns. Nur findet hierbei leider doch ein großer Unterschied statt, indem wir abhängig sind durch das schlechterdings unentbehrliche Brot, die Kornländer aber nur in solchen Dingen, auf die sie im äußersten Nothfalle wenigstens eine Zeit lang verzichten können. Daher ist Deutschlands Abhängigkeit eine besonders lästige und gefährliche. Das Ausland kann uns vernichten, indem es uns das Brot verweigert. Dann müßten wir auf die Gefahr hin, als Friedensbrecher und Völkerrechtsverächter dazustehen, zum Schwerte greifen und einen Eroberungskrieg aus Nothwehr beginnen, in dem wir doch die Angreifer sind.

Schutz gegen diese Möglichkeit gewährt uns einerseits die Freundschaft des Auslandes, Handelsverträge, Völkerbündnisse, andererseits die Furcht des Auslandes vor unserer Militärmacht. Man verzichtet wohlweislich darauf, die letztere auf eine Probe zu stellen.

Jede Hemmung des Freihandels ist streng genommen ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, da der eigene Vortheil daraus geringer ist, als die Schädigung eines anderen. Wäre beides wenigstens gleich, so wäre die Sache nicht so schlimm. — Aber die Menschen sind keine Engel, ja nicht einmal vollkommene Menschen, und die Staaten entsprechen darin nur ihren eigenen Bürgern. Daher befolgen wir den Grundsatz „Macht geht vor Recht" mit einem gewissen — Recht. Es wäre nur Heuchelei, wenn wir anders verfahren wollten. Der Importzoll, sowohl beim Roggen, den wir selbst bauen können, als beim Kaffee, den wir nicht im Inland gewinnen können, liegt in unserem eigenen wohlverstandenen Interesse. Der Nachtheil, daß zugleich der wirthschaftlich Schwache geschädigt wird, läßt sich leicht vermeiden, indem man einfach den so Geschädigten entschädigt durch Geld. Der gewonnene Vortheil bleibt im Lande! — Die Exportprämie ist der reine Unsinn. Diese Erkenntniß dämmert jetzt allmählich allen Staaten auf. Sie sind aber noch der Meinung, internationale Conferenzen zur Regelung der Frage nöthig zu haben. Wenn ich mich aber dummerweise täglich in mein eigenes Fleisch geschnitten habe, so brauche ich nur klug zu werden und aufzuhören damit. Ich brauche nicht erst mit anderen Dummen darüber zu berathschlagen, ob wir alle gemeinsam eines schönen Tages aufhören wollen, uns zu — schneiden. — Sehr empfehlenswerth sind dagegen maßvoll festgesetzte Ausfuhrzölle. Denn letztere gewähren alle nur möglichen Vortheile im höchsten Maße, selbst eine Begünstigung der Aermeren auf Kosten der Reicheren. Das Wesen der Ausfuhrzölle scheint noch wenig erkannt zu sein, wahrscheinlich in Folge der durch die ganze Zollpolitik aufgerührten Leidenschaften, und Leidenschaft macht blind, sogar blind für den eigenen Vortheil. Daher bietet sich hier für den Ersten, der zur Erkenntniß gelangt, eine schöne Gelegenheit, alle anderen Staaten tüchtig auszuplündern, ohne daß sie davon überhaupt etwas merken. Wenn es gelingt, das Volk darüber aufzuklären, so wird der Ausfuhrzoll zugleich der erste Zoll sein, der — populär ist. —

Fassen wir die Ergebnisse der obigen Ueberlegungen kurz zusammen, so sehen wir, daß

1) unser Kornzoll den ausländischen Kornpreis sinken und den inländischen steigen läßt. Da aber der Zoll unserer Reichsregierung zu gute kommt, so hat, im Ganzen gerechnet, das Ausland Schaden und wir den Nutzen. Leider wird dieser Nutzen zu Steuerersparnissen für die Reichen verwendet, und daher hat weder der Arbeiter noch der berühmte „kleine Bauer" einen Vortheil durch die Schutzzölle.

2) Eine Aufhebung unserer Kornzölle würde aber den kleinen Leuten in Stadt und Land auch keinen Vortheil gewähren. Die Brotpreise würden sinken, die Löhne desgleichen und alles bliebe beim Alten. Es ist wirklich wunderbar, daß in dem wildtobenden Kampfe der Leidenschaften keine einzige Partei die einfache Thatsache erkennt, daß *für den kleinen Mann die Frage, ob Schutzzölle oder Freihandel, ebenso gleichgültig sein kann als der Preis des Champagnerweines.* Wir können hier ohne Besorgniß die Weissagung anfügen, daß die Aufhebung der Zölle unsere deutsche Freihandelspartei — vernichten wird. Denn die große Masse der kleinen Leute glaubt heute, der Brotzoll sei der Schuh, der sie drücke, und hängt folglich dem Freihandel an. Sie wird ihm aber erbittert den Rücken kehren, wenn sie erst merkt, daß trotz des Freihandels der Schuh weiter drückt. Im Interesse allgemeiner Aufklärung könnte man daher wünschen, daß der Brotzoll mal eine Zeit lang aufgehoben wird, so lange, bis man eingesehen hat, daß es nichts hilft.

3) Wenn wir unsere Zölle beibehalten, aber die ganzen Einkünfte als eine negative Steuer für die wirthschaftlich Schwachen verwenden, so kann uns sowohl der ehrliche Schutzzöllner als der ehrliche Freihändler beipflichten, denn beide wollen ja das Wohl des kleinen Mannes. Wir fürchten aber, viele werden uns nicht beistimmen, sondern uns grimmig befehden, denn es gibt viele unehrliche Schutzzöllner, die nichts verfolgen als die Interessen der großen Landbesitzer, und es gibt viele unehrliche Freihändler, die nur das Interesse des Zwischenhandels vertreten, oder in Land speculiren, aber à la baisse, indem sie das plötzlich billiger werdende Land den „ruinirten" Besitzern abkaufen wollen. *Wer aber weder Landbaissier ist, d. i. Land kaufen will, noch Landhaussier ist, d. i. Land hat, dem kann in Rücksicht auf seine Börse der ganze Schwindel ungeheuer gleichgültig sein.*

4) Die Ausfuhrprämie ist, kurz gesagt, die denkbar größte Dummheit, die uns selbst den größten Schaden zufügt, indem sie dem Ausland den größten Gefallen erweist. — Viel schlauer wäre noch eine Einfuhrprämie, die natürlich ohne Ausfuhrzoll undenkbar ist.

5) Wenn der Schutzzöllner die richtige Bemerkung macht, daß wir möglichst unabhängig vom Auslande werden wollen, so sollte er ehrlicherweise den Anfang machen mit Ausfuhrzöllen, damit wir nicht arbeiten müssen für das Ausland. Dann werden wir schon ganz von selbst anfangen, für uns selbst zu arbeiten, und der Tag wird kommen, wo wir vom Auslande nichts mehr brauchen, und wo unsere Kornzölle nur noch auf dem Papiere stehen, weil — kein Korn mehr die Grenze überschreitet.

6) Dieser Ausfuhrzoll darf aber immer nur mäßig sein, nicht übertrieben hoch, weil er sonst einem Handelsverbote

Digitized by Google

gleichkommt (statt einer Handelserschwerung) und weil es in der Natur des Bodens und Klimas liegt, daß ein völliger Verzicht auf gewisse Artikel (Baumwolle, Kohle, Eisen) unmöglich ist.

Obwohl alles das nicht neu ist, so ist doch die gegenwärtige Lage des Weltmarktes gerade besonders lehrreich in dieser Beziehung, weil die Praxis heute das bestätigt, was man sonst vielleicht als verkehrte Theorie bespötteln könnte. Rußland beantwortet heute unsere Erschwerungen des Kornhandels von Rußland nach Deutschland thatsächlich mit neuen Erschwerungen ganz desselben Handels, allerdings mehr der Noth gehorchend als dem eigenen Triebe. Amerika dagegen soll einen bedeutenden Ueberschuß an Brotfrucht haben. Wenn Amerika nun schlau ist, so schafft es sich heute oder morgen einen sofort in Kraft tretenden Ausfuhrzoll. Nöthigenfalls verbindet es sich zuvor noch mit ein paar anderen Kornländern. Wir haben dann einen richtigen Staatenring, der aber nur für seine eigenen Interessen sorgt, und dem man vom Standpunkte eines Menschen daher keine Vorwürfe machen kann, so gewiß er auch vom Standpunkte eines Engels zu verurtheilen ist. Die Mac-Kinley-Bill war für uns ein schwerer Schlag, der Ausfuhrzoll würde uns heute noch viel härter treffen. Wenn er noch kommen sollte — plötzlich wie ein Blitz, der Yankee liebt solche „Triks" —, so werden wir hoffentlich durch Schaden wenigstens klug werden. Vielleicht auch kommt es noch etwas anders. Nämlich Amerika ist ja das Land der Milliardenmänner. Wenn ein paar davon sich zusammenthun und schnell das Bischen Korn, welches 100 Millionen Menschen auf ein Jahr zur Nahrung brauchen, zusammenkaufen, so sparen sie dadurch der amerikanischen Regierung die kleine Mühe, und als Unternehmergewinn fließen ihnen dafür ein paar neue Chimborassos von Gold zu. Die Preise können sie dann ganz nach Belieben notiren, eine „Börse" ist nicht mehr nöthig. Reichen unsere Baarmittel zur Bezahlung nicht hin, nun, so sind die Herren da drüben vielleicht so liebenswürdig, einstweilen als Faustpfand einige deutsche Provinzen oder Festungen, z. B. Straßburg oder Metz anzunehmen. Auch unsere Kriegsschiffe erweisen sich vielleicht als nützliche Hypothekenlastschiffe.

Es wird jetzt auch vielfach die Frage erörtert, ob der Staat den Getreidehandel in die Hand nehmen solle. Eugen Richter donnert dagegen, und wir müssen ihm in seinen Ausführungen Recht geben, denn die Vorschläge sind so kurzsichtig, ja fast kindlich naiv, daß zur Widerlegung keine Kunst gehört. Wir erlauben uns daher, einen anderen Vorschlag zu machen, und sind begierig, was Eugen Richter dazu sagen wird: Der Staat lasse die „Börse" völlig unangetastet, nicht einmal eine „Börsensteuer" führe er ein. Statt dessen werde er selbst Handelsmann und gehe mit auf die Börse. Auf der Börse ist die Hauptkunst, so viel Geld zu haben, daß man eine Zeit lang Geld zusetzen kann, um zunächst die Concurrenz mürbe zu machen. Das Geld schaffe sich der Staat, aber nicht etwa durch eine Anleihe — das ist ja gerade der springende Punkt, das ist die Wolfsgrube, in die der Staat hineinfallen soll. Der Staat schaffe sich das Geld durch eine Steuer auf die sehr großen Einkommen, namentlich aber auf die sehr großen Kapitalien (daß die kleinen Kapitalien geschont werden, ist hierbei auch ein sehr wichtiger Umstand!). Daß dabei „quotisirt" wird, halten wir für ganz gerechtfertigt, mehr als nöthig soll nicht gegeben werden. Mit diesem Geld kaufe dann der Staat im Auslande zu möglichst niedrigen Preisen. Zu diesem Zweck kapert er sich durch hohe Gehälter einige tüchtige kaufmännische Kräfte aus Privatgeschäften. Auch „Tantièmen" gewährt er in liberaler Höhe, um seine Leute an sein Interesse zu fesseln, wie es auch kluge Privathändler thun. Der Staat kann dasselbe auch erzielen, sogar noch viel besser, indem er zum Geld die Ehre fügt und endlich noch strenge Strafen für etwaigen Vertrauensbruch. Alsdann verkaufe der Staat sein billig eingekauftes Getreide nicht etwa möglichst billig, denn das ist allerdings unmöglich und unausführbar, wie Eugen Richter ganz richtig und unwiderleglich zeigt. Sondern der Staat verkaufe vielmehr seine Waare möglichst theuer. Denn auf den Preis selbst wird schon so wie so ein starker Druck ausgeübt durch das bloße Angebot des Staates. Der Staat wird also zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen haben, erstens hat er die Preise herabgedrückt, und zweitens hat er den Großkapitalistengewinn selbst in seine Tasche gesteckt. Denn was Eugen Richter fabelt vom „Unternehmergewinn", ist eitel Wind, er deckt mit diesem schönen Schleier nur den Kapitalgewinn oder ganz richtig den Großkapitalgewinn. Da kann er auch wieder leicht beweisen, daß die Arbeiter den „Unternehmergewinn" selbst erwerben können, sobald sie freie Vereinigungen gründen. Aber wie sollen sie denn dadurch dem Großkapitalisten seine a priori verbrieften Zinseszinsen abjagen? Für ihn also müssen sie doch immer arbeiten, so lange sie an — Eugen Richter glauben.

Aber gesetzt den Fall, es träte statt des obigen wahrscheinlichen Doppelerfolges nur der eine von beiden ein, so müßte derselbe um so größer sein, wenn auch geringer als der doppelte. Erstens könnte ja der Preis sehr hoch bleiben, dann würde der Staat um so mehr verdienen, und wir wären immer noch nicht schlimmer mit den Brodpreisen daran als jetzt, denn ein wenig sinken müssen sie ja durch das verstärkte Angebot ganz sicher. Zweitens könnte der Preis so niedrig werden, daß der Staat nichts verdiente, sondern sogar noch verlöre. Dann wäre das offenbar auch kein Schaden, denn dieser Verlust wäre ja uns Allen zu Gute gekommen! In Wirklichkeit aber kann ja keiner dieser extremen Fälle eintreten, da ja der Staat den Preis ganz in seiner Hand hat, ganz wie heute die sogenannten „Ringe". Der Unterschied ist nur der, daß die Ringe für sich selbst sorgen, was wir ihnen gar nicht verdenken können, der Staat aber für Niemand als uns zu sorgen hat. Da überlegt man viel hin und her, wie die „Preistreibereien" der Ringe zu verhindern sind. Jede Kraft kann nur überwunden werden durch eine andere Kraft, die — stärker ist. Wenn der Eine handelt und sein Gegner kein Mittel hat als Proteste und Proclamationen, so siegt der Erstere sicherlich. Ringe können bekanntlich niemals von Bettlern gegründet werden, sondern nur von größeren Kapitalisten. Gegen Kapital kann nur der mit Aussicht auf Erfolg kämpfen, der selbst Kapital hat, und zwar größeres, viel größeres, und zwar nicht angeliehenes, sondern eigenes, freies, zinsenfreies. Um Brod schaffen zu können, muß man Geld haben. Wenn der Staat uns jetzt Brot, mehr Brot, billigeres Brot schaffen soll, so hilft eine Aufhebung der Kornzölle dabei gar nichts. Geld muß er haben, und das muß er da fordern, wo es gerecht und billig ist, bei den Reichsunmittelbaren, ohne jede „Entschädigung", aber nicht nur bei den Reichsunmittelbaren, sondern bei Allen, die so lange durch eine ungerechte Politik bevorzugt wurden. Sie selbst werden niemals freiwillig sich erbieten zu solchem Opfer, denn übermäßig viel Anstandsgefühl darf man keinem Menschen zumuthen. Ja, wir wetten, wenn man ihnen spaßeshalber eine „Entschädigung" anböte, mancher würde wirklich und wahrhaftig zugreifen. Es ist daher sicherer, man spart sich den Scherz und wählt dafür den Ernst einer strengen Strafe auf Steuerbetrügereien. Diese Strafe darf aber auch nicht übertrieben werden, sie muß stets eine einfache Geldstrafe bleiben. Einen praktischen und wahrhaft salomonischen Vorschlag machte uns einst ein gewöhnlicher Mann aus dem Volke: Wenn Einer z. B. 100,000 Mark Jahreseinkommen hat, und er gibt in betrügerischer Absicht zur Versteuerung nur 10,000 an (dergleichen soll ja vorkommen!), so macht man einfach seine eigene Aussage wahr, indem man ihn zu 10,000 versteuert, aber ihm die Differenz von 90,000 dazu entzieht. Nur keine Gefängnißstrafe! Vielmehr sollte man solche Leute zu — Ehrenbürgern machen und in allen Zeitungen dies für den Staat so vortheilhafte Vorbild zur eifrigen Nacheiferung empfehlen. Man setze als ganz selbstredend voraus, daß die absichtlich zu niedrige Angabe nur in der edlen Absicht geschah, um dem Staate auf noble Weise ein kleines Geschenk zukommen zu lassen. — Probatum est!

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Das italienische Ausfuhrverbot für Kunstwerke.

(Zum Fall Borghese.)

Von L. Bloch-Rom.

Wie weit und in welcher Weise der Staat dafür zu sorgen hat, daß die Kunstwerke, welche die glorreichste Periode in der Geschichte des Volkes am würdigsten der Nachwelt vor Augen führen, dem Lande erhalten bleiben, ist gerade jetzt in Italien und besonders in Rom eine der brennendsten Fragen geworden. Wenn man die Museen aller großen europäischen Städte durchgeht, so wird man in den meisten derselben finden, daß gerade die Italien und Griechenland entführten Schätze ihren größten Stolz ausmachen, neben welchen erst in zweiter Reihe die der Holländer, und Deutsche, Spanier, Franzosen u. s. w. gar erst in dritter stehen, abgesehen natürlich von der Pflege der nationalen Kunst im eigenen Lande. Besonders schmerzlich ist Griechenland durch den Kunstraub der anderen Nationen betroffen worden. Als es in kleinlicher Ohnmacht darnieder lag, wurden ihm seine stolzesten Denkmäler entführt, die heute die Hauptzierden des British Museum und der Münchener Glyptothek bilden. Es ist ein durchaus erklärlicher Schritt der griechischen Regierung gewesen, als sie durch ein strenges Edict den Verkauf der Antiken an das Ausland bedingungslos untersagte. Mit diesem Gesetze ist das Volk auch vollkommen einverstanden. Die einzige Klage, welche laut wurde, war eigentlich die, daß die Fabrikation gefälschter Antiken, ein bis dahin üppig blühender Erwerbszweig, bedeutend zurückging; daß sich aber Privatleute, die im Besitze antiker Kunstwerke waren, durch diese Beeinträchtigung ihres Besitzrechtes besonders beschwert gefühlt hätten, bekam man nie zu hören.

Von anderen Staaten hat ein besonderes Gesetz über den Export von Kunstwerken, wobei in erster Reihe natürlich an alte Kunstwerke zu denken ist, nur Italien. Es hat dies seinen guten Grund. Auf dem Weltmarkte des Kunsthandels ist Italien natürlich immer nur im Angebote vertreten. Wollte Italien auf den großen Kunstauctionen in Paris und in anderen nordeuropäischen Centren des Kunst- und Antikenhandels als Käufer auftreten, so hieße das Eulen nach Athen tragen; wenigstens vorläufig noch. Selbst wenn der Stand der italienischen Finanzen ein besserer wäre, als er es schon seit einer Reihe von Jahren ist, würde man in Italien kaum auf die Idee kommen, die dortigen Kunstschätze durch Ankäufe im Auslande noch vermehren zu wollen. Die großen, zum Theile fabelhaften Preise aber, welche für italienische Kunstwerke gezahlt werden, haben einen gewissen demoralisirenden Einfluß auf die Besitzer derselben ausgeübt, so daß ein vortheilhafter Verkauf sie ihrer ganzen Ehrenpflicht gegen ihre Landsleute wie ihrer Pietät gegen den Gegenstand selbst vergessen läßt. Schon als Italien sich noch einer ebenso bunten Landkarte erfreute wie Deutschland, wurden darum in verschiedenen italienischen Staaten einschränkende Gesetze gegen dieses Unwesen erlassen, welches bei dem Stande der privaten Kunst- und Antikensammlungen besonders in Rom thatsächlich die Gefahr barg, daß Monumente, die als nationale Heiligthümer gelten müßten, in ausländische Sammlungen übergingen, daß das nationale Ehrgefühl sich mit Gold abspeisen ließe. Das römische Gesetz war besonders drakonisch. Im Jahre 1820 war es vom Cardinal-Kämmerer Bartolomeo Pacca mit Genehmigung des kunstsinnigen Papstes Pius VII. Chiaramonti erlassen worden; doch der Bogen war so straff gespannt, daß an eine strikte Durchführung dieses Gesetzes nicht zu denken war. Die natürliche Folge war, daß auch die heilsamen Bestimmungen nicht zur Ausführung kamen und das ganze Gesetz so gut wie vergessen wurde. Die heutige italienische Regierung hat nun dies Gesetz der päpstlichen Herrschaft nicht nur beibehalten, und zwar direct als „Edict Pacca", sie geht sogar schon seit mehreren Jahren daran, dasselbe in aller Strenge durchzuführen; indessen umgekehrt wie in Griechenland findet sie bei dem bei weitem größten Theile der Bevölkerung lebhaftesten Widerspruch.

Das „Edict Pacca" zerfällt in zwei Haupttheile; der erste spricht von Veräußerung der Antiken und Kunstwerke, der andere regelt die Ausgrabungen und bestimmt die Rücksichten, welche von Grundbesitzern gegen antike Ruinen zu beachten sind. Dieser zweite Theil ist wohl niemals angefochten worden. Die Bestimmungen sind billig und gerecht. Jeder, der auf seinem Grunde antike Monumente, Mauerreste u. s. w. findet, hat dies einer ständigen Commission anzuzeigen, die dann bestimmt, ob an der Unterhaltung dieser Reste aus künstlerischen, historischen oder nationalen Gründen gelegen sei. In diesem Falle wird der Eigenthümer nach Maßgabe des Bodenwerthes entschädigt. Die Strafbestimmungen bei Unterlassung oder gar eigenmächtiger Zerstörung sind ziemlich streng. Confiscation, Reparirung des Schadens, Geldstrafe, ja sogar Gefängnißstrafe bis zu einem Jahre stehen darauf. Wohl greifen diese Bestimmungen in das freie Verfügungsrecht über das Besitzthum ein, doch sind sie so gehalten, daß der offenbare große Nutzen der Gesammtheit hier den äußerst geringen Schaden des Einzelnen weit überwiegt.

Auf um so größere Feindschaft stoßen die ersten vierundzwanzig Paragraphen dieses Gesetzes. In der That sind diese, wenn man sie buchstäblich ausführen will — und so muß jedes Gesetz schließlich zu nehmen sein — unerträglich. In Betracht kommen die Statuen der Antike, die statuarischen Werke aus der Zeit des „Verfalles und des Wiederauflebens" der Plastik, Gemälde auf Holz oder Leinwand, Mosaiken und schließlich sogar die Stücke des schönen Giallo, Rosso, Verde Antico und der anderen feinen decorativen im Alterthume verwendeten Marmorarten. Die Grenze, wie alt ein Kunstwerk sein muß, um in den Rahmen dieses Gesetzes zu gehören, ist nicht festgestellt; die Willkür ist allein an die Schranke gebunden, daß der betreffende Künstler todt sein muß. Thatsächlich wird das Gesetz ja nur auf derartige Kunstwerke Anwendung finden, welche heute von auswärtigen Sammlern gesucht werden. Die Kunst vom Beginne dieses Jahrhunderts an hat allenthalben Vertreter gefunden, die die italienischen noch zum großen Theile überragen. Indessen darf eine gesetzliche Bestimmung nicht derartige Freiheiten in die Hand der ausübenden Beamten legen. Bleibt dies Gesetz noch lange in Kraft, so werden eines schönen Tages auch die Gemälde Passini's, Vinea's u. a. m. von besonders intelligenten Beamten denselben Schwierigkeiten unterworfen werden können, wie die Werke der Antike und der großen Meister der Renaissance. Daß sich dann schon zu Lebzeiten dieser Meister dem Verkaufe ihrer Werke im Inlande Schwierigkeiten entgegenstellen, ist wenigstens möglich. Wer in Italien heut ein solches Gemälde kauft, muß doch immer berücksichtigen, daß einstmals ihm oder seinem Erben der Verkauf desselben, zu dem er durch irgend welche Verhältnisse gedrängt werden kann, durch dies Gesetz sehr erschwert werden kann, und die Gefahr, welche hierdurch für den Handel mit modernen Kunstwerken zugelassen wird, muß unbedingt durch klare Bestimmungen beseitigt werden.

Die Schwierigkeiten, welche dem Kunsthandel durch dies Gesetz bereitet werden, sind in der That sehr groß. Es ist eine Sachverständigencommission eingesetzt von Künstlern und Beamten, welche sich über den Bestand an Kunstwerken zu informiren hat. Jeder Besitzwechsel muß schon bei der ersten Absicht angezeigt werden, und zwar sowohl vom Käufer wie vom Verkäufer; die Unterlassung einer Meldung hat die Confiscation des Gegenstandes zur Folge. Diese harte Bestimmung steht keineswegs bloß auf dem Papiere; die italienische Regierung hat erst kürzlich einen Beweis geliefert, daß es ihr mit der Durchführung derselben bitterer Ernst ist. Geht der Gegenstand in's Ausland, so sind sogar bei derartigen Uebertretungen die Mitglieder der Commission mit der Hälfte des Taxwerthes für den so entführten Gegenstand haftbar. Der Verkauf ist nun nach Erledigung der Formalitäten von verschiedenen Bedingungen noch abhängig. Wird dem in Frage stehenden Gegenstande von der Commission ein ganz besonders

Digitized by Google

hoher künstlerischer oder historischer Werth zugesprochen, so darf er, wenn er einmal in Rom ist, Rom nicht verlassen. Mag ihn kaufen, wer will, die Ausfuhr ist sogar nicht einmal nach einem anderen Orte des alten Kirchenstaates gestattet. Befindet sich der Gegenstand in dem Territorium des alten Kirchenstaates, so muß er in diesem verbleiben, darf aber innerhalb desselben seinen Platz wechseln. Wird der Werth des Gegenstandes nur secundär befunden, so steht die Ausfuhr von Rom nach anderen Orten des Kirchenstaates frei; in andere Orte Italiens oder in's Ausland darf sie aber nur gegen eine Steuer von 20 Proz. des Taxwerthes bewerkstelligt werden.

Die wunden Punkte dieses Gesetzes liegen auf der Hand. Der erste Uebelstand ist schon die Isolirung Roms und des alten Kirchenstaates inmitten des übrigen Italiens. Wenn heutzutage eine Familie aus Rom in eine andere Stadt übersiedelt, so kann es ihr passiren, daß sie ihren Familienstolz, Kunstwerke, die sich vielleicht seit Jahrhunderten in ihrem Besitze befinden, nicht mit sich in das neue Heim hinüberführen darf. Darf sie es, sind die Gegenstände nicht als Stücke ersten Ranges von der Commission bezeichnet, so muß sie 20 Prozent von dem Werthe bezahlen, den die Commission den Gegenständen beimißt, wenn ihr neuer Wohnsitz nicht gerade noch im alten Kirchenstaate liegt. Für einen römischen Kunst- und Antikenhändler ist ein Wechsel seines Wohnortes dadurch geradezu unmöglich. Wie mit solchen Bestimmungen Ernst gemacht wird, beweist der Fall Altoviti. Die Familie Altoviti ist eine der ältesten florentinischen. Sie besaß auch in Rom einen Palazzo, der der Tiberregulirung zum Opfer fiel. In demselben befand sich das Portrait eines ihrer Ahnen, das von Benevenuto Cellini herrührend die Censur Nr. 1 von der Commission erhielt, dessen Ueberführung in das stolze alte Familienheim der Altoviti in Florenz mithin nicht gestattet wurde. Diese Absonderung Roms von Italien kann um so eher aufgegeben werden, als die Befürchtung, Rom könne zum Besten der anderen italienischen Städte seiner Schätze beraubt werden, doch wohl keinem einsichtigen Kenner der Verhältnisse je aufgestiegen ist.

Besonders actuell ist natürlich jetzt die Frage über den Verkauf an's Ausland. Was man jetzt in Rom über das Edict Pacca spricht und schreibt, spitzt sich alles eigentlich auf die Zukunft der Gallerie Borghese zu. Wird sie in Italien bleiben, oder wird sie nordwärts entführt werden, vielleicht gar über das große Meer zu dem zwar wenig kunstsinnigen, aber desto mehr zahlenden Yankeevolke? Diese Gallerie birgt eine große Anzahl von Werken, bei welchen wir das Urtheil der Commission, wenn sie die Ausführung verbietet, durchaus als richtig — d. h. richtig nach dem Gesetze Pacca — anerkennen müßten. Die „himmlische und irdische Liebe" des Tizian, „die Ausrüstung des Amor" von demselben Meister, Raffael's „Grablegung"*), Dossi's „Circe", Domenichino's „Sibylle" und „Diana unter Nymphen", Garrofalo's „Grablegung", Werke Sodoma's, Fra Bartolomeo's, Francia's u. a. m. befinden sich dort von wahrhaft einzigem ästhetischem und kunsthistorischem Werthe. Der Zusammenbruch des Hauses Borghese, der viele andere mit unter seinen Trümmern begraben hat, muß die Veräußerung der Gallerie und natürlich auch der Antikensammlung im Casino der Villa zur Folge haben. Die Millionen, welche hierdurch eingehen würden, werden von vielen Hunderten, welche in diesen Sturz verwickelt sind, sehnlichst erwartet, und diese haben eine Agitation in Scene gesetzt, deren Hauptziel der Fall dieses Gesetzes Pacca ist, dem jetzt alles Unglück in die Schuhe geschoben wird. Eine Fluth von Zeitungsartikeln und Brochuren fordert die Aufhebung dieses Gesetzes, „das allem Rechtsgefühle zum Hohne die freie Verfügung über das private Eigenthum fast gänzlich aufhebt", „das dem Besitzer dieser unschätzbaren Reichthümer kein anderes Recht läßt, als in ihre Betrachtung versunken Hungers zu sterben." Gewiß ist an diesem Vorwurfe etwas sehr Wahres. Der italienische Staat ist nicht in der Lage, auch nur das Vorzüglichste, geschweige denn Alles anzukaufen, und auch im italienischen Privatpublikum sind Mittel und Lust zu gering, als daß von dieser Seite die Erhaltung dieser Schätze für das Land, dem sie von Rechts wegen gehören, zu erwarten stünde.

Hat nun der Staat das Recht auf seinem Scheine zu bestehen, ohne Rücksicht auf den fürstlichen Bankerotteur und die in sein Verderben mit hineingezogene Menge? Was soll er hier wahren: das nationale Vermächtniß, welches jene großen Sammlungen ausmachen, oder das materielle Wohl der durch die jetzige Krisis betroffenen Individuen? Man sagt, daß ein Vergleich abgeschlossen werden soll mit Umgehung der Principienfrage. Die Familie Borghese soll ihre prachtvolle Villa, die ja doch nicht lukrativ ist, an den Staat abtreten, der sie der Stadt Rom überweisen würde; dafür wolle man ihr ausnahmsweise den gebührenfreien Verkauf der Sammlungen gestatten. Damit wäre der Knoten durchhauen aber nicht gelöst. Das Schlimmste wäre die offenbare Ungerechtigkeit; eine solche flagrante Gesetzesverletzung durch die staatliche Autorität müßte die schlimmsten Folgen haben. Doria könnte dasselbe verlangen, seine Villa ist ebenso schön und seine Gallerie nicht einmal so bedeutend wie Borghese's; Colonna würde seine noch dazu archäologisch so interessanten Gärten anbieten und Torlonia würde auf diese Weise auch seine Antikensammlung und die Villa Albani auf einmal los werden: kurz diese Privatsammlungen würden Rom verlassen und dafür würden Millionen um Millionen ihren Einzug in die ewige Stadt halten.

Würden sich diese Millionen aber rentiren? Würden sie den Verlust ersetzen, den Rom rein materiell durch den Verlust der Sammlungen erlitte? Gewiß nicht! Das Exempel ist gar nicht so schwer. Die Stadt Rom hat unveräußerliche Schätze genug, welche immer wieder die Fremden in dichten Scharen herbeiführen werden. Man muß aber doch unbedingt zugeben, daß die Privatgallerien Roms eine ganz besondere Stellung unter den Sehenswürdigkeiten einnehmen. Wenn es in der Gallerie Borghese nichts mehr zu sehen gibt, wenn die anderen folgen, so wird sich doch natürlich der Aufenthalt der Fremden hier dementsprechend abkürzen, und ich glaube, der Ausfall, der hierdurch entstände, wäre weit bedeutender als der einmalige Gewinn, den ein Verkauf selbst aller Privatsammlungen an das Ausland brächte. Ich habe keine Statistik zur Hand und will nur ganz niedrige Zahlen ansetzen. Rechnen wir 50,000 Fremde auf das Jahr, von denen jeder 10 fr. täglich ausgibt, und rechnen wir, jeder wird nunmehr Rom drei Tage früher verlassen können, so machte dies einen jährlichen Umsatz von einer und einer halben Millionen Franken, eine Summe, die weit eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen ist, und die dabei doch ein Kapital repräsentirt, wie es niemals durch jene Verkäufe gedeckt werden würde. Es liegt in dem kindlichen Charakter des italienischen Volkes, daß man derartige Berechnungen nicht anstellt und sich durch den augenblicklichen Glanz einer großen Summe blenden läßt. Wieviel Geld noch allein durch Copien und Photographien dieser Werke einkommt, will ich nicht abschätzen. Doch bedenke man, der reproducirende Künstler allein lebt nicht davon, er läßt so und so viele Andere auch noch davon leben und der Verlust selbst eines so untergeordneten Gemäldes wie der bekannten „Beatrice Cenci" der Sammlung Barberini würde nationalökonomisch für Rom tief zu beklagen sein.

„Wir haben eine solch unerschöpfliche Fülle von Kunstwerken, daß der Verkauf der Privatsammlungen an's Ausland unser nationales Vermächtniß nicht beeinträchtigen würde." Das ist wohl im Laufe der letzten Wochen eines der Hauptschlagwörter im Sturme gegen das Edikt Pacca gewesen. Da muß man nun zwischen Antiken und Werken der Renaissance scheiden. Die Ersteren nehmen in ihrem idealen Werthe doch eine wesentlich andere Stellung ein. Erstens sind in dieser Beziehung die öffentlichen, an sich unveräußerlichen Sammlungen überwiegend. Neben dem Vatican, der capitolinischen Sammlung, dem Museum in den Thermen des Diokletian, ist der Statuenvorrath des Palazzo Piombino (die sog. Ludovisische Sammlung), der Villa Borghese, der Villa Albani nur secundär. Das Verhältniß

*) Der Verkauf der Borgiaportraits desselben Meisters an Baron v. Rothschild in Paris für 1/2 Million Franken (nach einigen Versionen sogar 600,000) hat die Zersplitterung der Gallerie Borghese leider schon inaugurirt.

Digitized by Google

würde sich allerdings etwas verschieben, wenn nicht so viele dieser italienischen Lords ihre Sammlungen dem großen Publikum verschlössen, wie Torlonia sein Museum an der Lungara, Baracco, der Besitzer einer nicht zu großen, aber exquisiten Sammlung, Sciarra und Andere. In Bezug auf die Antiken mag nun ein solch rigoroses Gesetz vom künstlerisch-nationalen Standpunkte aus für Rom entbehrlich sein. Die Hauptwerke dieser Kunst sind ja auch wirklich nicht national-römisch zu nennen; sie waren durch ähnlichen Kunstraub nach Italien gekommen, hier copirt und verbreitet worden, wie es jetzt mit den italienischen Bildern in Deutschland, England und anderswo geschieht. Wenn sie auch im Laufe der Jahrhunderte das volle Bürgerrecht sich hier erworben haben, so mögen sie doch in Ansehung des künstlerisch historischen Werthes als secundär gelten. Für die Wissenschaft der Archäologie ist die Zersplitterung allerdings recht bedauerlich. Die Anfänge, welche damit gemacht sind, zeigen, wie weit der goldene Millionenwind sie treibt. Noch im Frühjahr 1890 bildete die Statue des stehenden Anakreon, eine der schönsten griechischen Statuen, eine der Hauptzierden des Casinos der Villa Borghese. Im Herbste darauf hieß es, sie sei in ein Privatzimmer überführt worden; jetzt prangt sie in der Glyptothek des Kunstfreundes Jacobsen in Kopenhagen, in der Nachbarschaft der barberinischen Demeter, die auch noch im vorigen Jahre sich innerhalb der römischen Mauern befand. Wie bedauerlich diese Entvölkerung der römischen Sammlungen auch ist, sie ist zu verschmerzen. Der Reichthum der garantirten Sammlungen gibt Trost dafür. Ganz anders steht es aber mit den Werken der Malerei. Hier ist Rom direct auf die Privatgallerien angewiesen. Die öffentlichen Sammlungen kommen hierfür gerade am wenigsten in Betracht. Die vatikanische Pinakothek hat Meisterwerke, aber sie ist an Zahl recht dürftig; die Gallerie Corsini, welche der italienische Staat ankaufte, um sie nicht in's Ausland gelangen zu lassen, war fast die unbedeutendste der Privatgallerien; die kleine Sammlung der Academia S. Luca kann auch den Wettstreit mit den Privatgallerien nicht aufnehmen. Die Gemälde im Conservatorenpalaste des Capitols sind nur von geringer Bedeutung. Die Gallerien Borghese, Doria und Colonna*) sind in der Tafelmalerei der Renaissance die Hauptrepräsentanten Roms. Gibt man sie dahin, so verliert Rom einen seiner Hauptanziehungspunkte. In jedem anderen Lande und zu jeder anderen Zeit wäre das von geringerer Bedeutung als gerade jetzt und in Rom. Ueberall werden Privatgallerien aufgelöst und verkauft oder versteigert; überall anders bilden sich aber deren neue und ersetzen den Schaden. Darauf wäre hier aber gar nicht zu rechnen. Hier würde man nur verkaufen, ohne auf's Neue zu kaufen. Es liegt also ebenso, wie nationalökonomisch, auch künstlerisch-historisch für Italien eine Gefahr in dieser Ausfuhr.

Trotz des evidenten nationalökonomischen und moralischen Schadens hätte der Staat aber doch kaum das Recht, den Besitzern der Privatgallerien durch Verbot oder Beschränkung des Verkaufes allein diese Last zum Besten des ganzen Landes aufzubürden. Der jetzt so oft wiederholte Satz: „der Besitz an Kunstwerken ist ein Besitz wie jeder andere; der Handel mit Kunstwerken ein Handel wie jeder andere," ist, so weit es sich um antike Kunstwerke, d. h. Werke längst todter Künstler handelt, allerdings falsch. An jedem anderen Besitze bewahrheitet sich das Goethe'sche Wort, daß man ihn neu erwerben müsse, um ihn zu besitzen. Wenn man ein Kapital nicht umlaufen läßt, so zehrt es sich auf; wenn man einen Boden nicht bearbeitet, so verkommt er; allein das Kunstwerk wächst an Werth, je älter es wird; ceteris paribus wird das ältere immer den höheren Preis erzielen. Bei allen anderen Gegenständen ist ferner der Preis in seinen Normen durch Nutzbarkeit und Herstellungskosten bestimmt. Bei alten Kunstwerken kommt keines von beiden in Betracht, und nur die Affection des Käufers gibt dem Verkäufer das Regulativ für seine Forderung. Auf solche außerordentliche Verhältnisse kann man natürlich nicht die Normen des alltäglichen Handels mit Bedarfsgegenständen anwenden, die von Leuten produzirt werden, die für Essen, Trinken und Wohnen zu sorgen haben. Auf ein derartiges unverdientes Einkommen kann der Staat seine Hand legen, und so wie er seine Gebühren vom Immobilienhandel nimmt, wird er sie mit noch größerem Rechte von diesem Handel beziehen können, dessen Preise ja oft Beträge ausmachen, die den Immobilienpreisen nicht fern stehen. Geht ein Stück dieses „nationalen Vermächtnisses" nun gar außer Landes, und hilft der Besitzer damit die oben auseinandergesetzten materiellen und ideellen Schäden herbeiführen, so hat der Staat doch unzweifelhaft den Anspruch auf eine Entschädigung, und diese sichert er sich durch den Ausfuhrzoll. Das absolute Verbot, wie in Griechenland, ist auf Italien nicht anwendbar. Die Schätze des griechischen Bodens, die jetzt im Lande bewahrt werden, haben den Weltmarkt noch nicht gesehen. Für die Kunstschätze aus der Renaissancezeit ist das Kapital von Leuten angelegt worden, deren Erben, Rechtsnachfolger u. s. w. heute noch auf den Nutzen aus demselben Anspruch erheben, während dieser Zusammenhang bei den Kunstwerken Griechenlands nicht mitspricht. Der Staat muß nun die Mittel und Wege finden, wie das Verfügungsrecht der Besitzer diesen gewahrt bleibt, und wie doch die schweren Schäden von der Gesammtheit abgewendet werden. Das wichtigste, was ihm niemand bestreiten kann, ist das Vorkaufsrecht, das allerdings für Italien bei dem Stande der Finanzen illusorisch ist. Seine Bestimmungen müssen also nur auf eine Erschwerung gerichtet sein, schon weil das eine Garantie dafür bietet, daß sich der Besitzer nur im äußersten Nothfalle zum Verkaufe entschließen wird. Der Ausfuhrzoll von 20% ist ja recht hoch, doch muß man bei der Leichtigkeit des Gewinnes die Berechtigung dieser Höhe anerkennen. Solche Ausfuhrzölle bestehen nicht nur im Bereiche des Pacca'schen Gesetzes, sondern für ganz Italien. Nirgends haben sie jedoch soviel Unwillen erregt wie in Rom. Diese 20% werden nämlich nicht vom Verkaufspreise genommen, sondern vom Taxwerthe, den die Sachverständigen festsetzen. Das ist nun allerdings eine schreiende Ungerechtigkeit, deren Aufhebung den schwersten Mißstand des Pacca'schen Gesetzes beseitigen würde. Ein Fremder kaufte hier eine werthlose Copie aus dem vorigen Jahrhundert für 60 Franken; die Kommission schätzte das Bild auf 1000 und der Käufer sollte 200 Franken Ausfuhrzoll zahlen oder er hätte, da der Handel abgeschlossen war, auf das Bild und die 60 Franken verzichten müssen. Auf seine Reklamation wurde die Taxe wenigstens auf 400 erniedrigt. Solche Zustände müssen natürlich aufhören. Die Befürchtung, daß durch Scheinverkäufe und Defraudationen der Staat um ein beträchtliches Theil des Ausfuhrzolles betrogen werden könnte, theile ich nicht. Das Mittel wäre einfach. Die Verkäufe müßten öffentlich bekannt gemacht werden. Soll ein Kunstwerk in's Ausland gehen und es findet sich innerhalb einer gewissen Zeit ein inländischer Käufer, der dasselbe bezahlt, so muß das Kunstwerk an diesen verkauft werden. Ich glaube, daß mit Hilfe einer solchen Bestimmung derartige falsche Angaben, die außerdem auch kriminell zu ahnden sind, verhütet werden könnten. Man bereitet jetzt ein Gesetz vor, das für ganz Italien den Ausfuhrzoll auf 10% festsetzt und zwar vom Taxwerthe; mit 20% des Verkaufspreises würden beide Theile sich besser stehen; die handelnden Parteien würden eine feste Grundlage beim Abschlusse des Verkaufes haben, während sie so immer gewärtig sein müssen, ihre ganze Berechnung durch die Abschätzung der Sachverständigen durchkreuzt zu sehen, und der Staat würde von der Mühe der Abschätzung befreit, auch der so unvermeidlichen Reklamationen enthoben sein. Eine Steuer von 10% des Verkaufspreises, wie sie vielfach gewünscht wird, wäre bedauerlich, weil der Export der Kunstwerke dadurch einen neuen Aufschwung nehmen würde.

Der Leser wird vielleicht denken: „Um so besser für uns, die wir nun als Käufer auftreten können." Der sentimentale Schwärmer für Rom und seine Kunstwerke, die so innig mit ihm verwachsen sind, die wie Edelsteine in dem sonnig goldenen Erinnerungsbilde der ewigen Stadt glitzern, möge ein-

*) Die Gallerie Sciarra, schon seit Jahren unzugänglich, wurde dem Staate für 1,100,000 Franken angeboten; das Gegengebot lautete auf 700,000 Fr. und man nimmt an, daß für diesen Preis diese kleine aber gewählte Sammlung in den Besitz des Staates übergehen werde.

Digitized by Google

mal schweigen und sich freuen, daß sein Vaterland diese bewunderten Kunstwerke nun sein eigen wird nennen können, d. h. wenn der Amerikaner nicht überbietet. Hätten wir damit aber so viel gewonnen? Die „himmlische und irdische Liebe" im Berliner Museum selbst an grauen Regentagen zu bewundern, wäre ja immer noch Genuß genug, um den Ankauf zu rechtfertigen. Ein Museum, das die Bilder Garofalo's und Dossi's erwirbt, erlangt durch sie eine kunsthistorische Bedeutung wie wenig andere. Doch wird mir wohl jeder Kenner unbedingt zugeben: diese Bilder gehören nach Italien und nirgend anders hin. Wer seine Meinung über italienische Malerei sich in der National Gallery, im Louvre, im Berliner Museum, im Wiener Belvedere, in der Münchener Pinakothek, selbst in der Dresdener Gallerie gebildet und dann ganz analoge Bilder in den italienischen Gallerien zu sehen bekommen hat, muß zuerst deprimirt gewesen sein über die Vorurtheile und Verkehrtheiten, mit welchen er sich in den nordischen Sammlungen vollgepfropft hat; er muß aber auch ein ungeahntes Entzücken gefühlt haben über die Menge des Schönen und Neuen, das ihm aufging, als er zum ersten Male diese Werke in dem Lichte sah, in dem sie geschaffen sind, mit Augen, die von derselben Natur, demselben Städtebilde, denselben Menschenbildern beeinflußt sind, wie die der Meister, welche diese Bilder vor Jahrhunderten gemalt. Auch wir haben weit, weit mehr davon, wenn wir diese Gemälde in Italien selbst ansehen, als wenn wir sie zu uns kommen lassen und in den Rahmen unserer düsteren Museen hineinzwängen.

Sollte Deutschland oder ein anderes der Culturvölker Europas sich darum diese Erwerbung entgehen lassen? Das wäre schon darum gefährlich, weil der amerikanische Concurrent auf der Lauer liegt; und dazu sind die Objekte zu werthvoll, als daß man sie so entführen, und damit für Kunst und Bildung begraben lassen dürfte. Deutschland, Frankreich, England haben in den letzten Jahrzehnten große Summen aufgewendet zur Wiedererschließung der griechischen Cultur. Ihre Ausgrabungen auf griechischem Boden sind neben allen anderen auch ein Zeugniß erhabenster Uneigennützigkeit. Ohne daß, abgesehen von einigen unwesentlichen Doubletten, ein Stück davon in die eigenen Museen wanderte, ohne daß ein Kunstwerk auch nur in ihren Besitz überging, wurden der Wissenschaft die Opfer gebracht. Hier in Italien könnte etwas Analoges geschehen, wobei die Verhältnisse noch günstiger liegen. Die Privatsammlungen, welche von ihren Besitzern nicht mehr zu halten sind, könnten vom Auslande angekauft werden, aber darum brauchten sie das Land nicht zu verlassen. Alle Länder senden Künstler und Gelehrte nach Rom, um sich an diesen Kunstschätzen zu bilden, um aus ihnen Anregung und Belehrung zu schöpfen. Die Akademien und Institute der verschiedenen Länder ließen sich recht wohl mit diesen Gallerien verbinden, die als Eigenthum des betreffenden Landes den Künstlern und Gelehrten desselben natürlich in erster Reihe zur Verfügung stehen würden. Das Anlagekapital würde sich durch Eintrittsgelder einigermaßen verzinsen; wenigstens könnten die Verwaltungskosten durch dieselben gedeckt werden. Durch in solch' besonderem Falle gewiß berechtigte Reservatbestimmungen in Bezug auf Copien, Photographien, Abgüsse u. s. w. könnten ferner die Interessen der nationalen Kunst und Künstler erheblich gefördert werden. Schließlich ist auch nicht außer acht zu lassen, daß so das Erwerbskapital 20 % geringer anzuschlagen wäre als im Falle der Ueberführung in's Ausland, gewiß ein nicht unbedeutender Vorsprung vor unseren transatlantischen Vettern.

Rudyard Kipling.

Von August Weiß.

Selten hat ein Schriftsteller so rasch seinen Weg gemacht, als der Anglo-Indier Rudyard Kipling, der, kaum 26 Jahre alt, heute bereits an der Themse als einer der gelesensten Erzähler gilt. Der Geist dieses jungen Mannes besitzt aber auch in einem ungewöhnlich hohen Grade die Fähigkeit, alles Menschliche von den eigenen Leiden und Freuden unbeirrt zu schauen, sich diesen Betrachtungen gleichsam mit naiver Neugierde hinzugeben und dann mit begeistertem Eifer seinen Mitmenschen Dinge zu erzählen, von denen sich deren Schulweisheit nichts träumen läßt. Nur Auserwählte dürfen dies wagen und Kipling ist einer der wenigen Auserwählten, welche auf ihren unbekannten Pfaden so sicher einhergehen, wie auf der bequemsten Chaussee.

Neu ist vor Allem das Stoffgebiet, dem er wenigstens bis jetzt die meisten seiner short stories entnommen hat. Seine Heimath ist Simla und das indische Leben in allen seinen Formen tritt uns in denselben mit fast handgreiflicher Körperlichkeit entgegen. Indien hat seinem Mutterlande bislang wenig Dichter geschenkt, aber Rudyard Kipling ist einer, der vollen Anspruch auf diesen Namen hat. Als Sohn eines Engländers wurde er nach anglo-indischer Sitte zur Erziehung nach dem britischen Inselreiche gesendet, von wo er in seinem 16. Lebensjahre zurückkehrte. Indem er sich bald darauf dem journalistischen Beruf zuwendete, kam sein Talent gar bald in den vielen kurzen Geschichten zum Durchbruch, welche in verschiedenen indischen Zeitschriften, insbesondere aber in den The Week's News zum Abdruck gelangten und vielen Eindruck machten. Er beschränkt sich keineswegs auf eine Klasse der Bevölkerung oder gar nur auf die englischen Damen und Herren der Station Simla, sondern er beschäftigt sich ebenso mit dem Mischvolke der Eurasier, als mit den Soldaten der britischen Armee, wie auch mit dem Leben der Eingeborenen, deren eifrige Beobachtung ihm den Stoff zu einigen seiner besten Geschichten geboten hat. Wer das anglo-indische Leben aus Romanen gleich Croker's „Die hübsche Miß Neville" kennen gelernt hat, mag nicht wenig staunen, wenn es ihm nun bei Kipling als so grundverschieden von dem unserigen erscheint.

Schon in seinem Erstlingsbuche, den Plain Tales from the Hills offenbarte sich seine außerordentliche Begabung, insbesondere seine treffsichere Auffassung des Hervorstechenden und zur Charakteristik seines Vorwurfs Wichtigen, über die nur der geborene Erzähler verfügt, und in den Soldiers three: Stories of Barrack-room life zeigte sich dieselbe bereits in voller ausgereifter Entfaltung. Mulvaney der Celte, Learoyd der Yorkshire-man und Ortheris der Cockney bilden ein wundervolles Trio von geradezu unnachahmlichen Typen, und zwar lebenden Typen, nicht todten Abstractionen. Diese drei, in rührender Freundschaft mit einander verbundenen Soldaten theilen mit einander alles Wohl und das viele Weh, das sie zu leiden haben. Man weiß, daß Indien heiß ist, allein man hat keine Ahnung, was diese armen Teufel, auf denen Englands Macht in Indien beruht, unter der Hitze ausstehen. Kipling hat sich um diese Leute geradezu ein Verdienst erworben, daß er die Leiden derselben zu so eindringlicher Darstellung gebracht hat. Doch nicht Alles ist Schrecken im Leben Mulvaney's und seiner Freunde. Leute mit einem so ausgeprägten Sinn für Humor, wie diese drei Kumpane, finden für denselben auch in Indien Stoff und Anlaß genug und Kipling weiß ihnen mit unerschöpflicher Erfindungskraft immer neuen Stoff und Anlaß zu geben, denselben in ergötzlicher Weise zu bethätigen.

Man hat sich bereits seit Langem bemüht, die Bedeutung Kipling's mit möglichster Genauigkeit zu taxiren, doch hat man dies im Hinblick darauf aufgeschoben, daß bis vor Kurzem von dem Dichter nur lauter short stories und kein größeres Werk vorlag. Nun endlich ist ein Roman aus seiner Feder erschienen und zwar zuerst in Lippincott's monthly magazine und dann als selbständiges Buch bei Macmillan in London und bei Heinemann in Leipzig. Wir wollen gleich vorausschicken, daß er die gar hochgespannten Erwartungen des englischen Publikums nicht getäuscht hat, und daß man allgemein bereitwillig anerkennt, daß Rudyard Kipling nunmehr neben seinen meisterhaften short stories einen fast gleichwerthigen Roman geschaffen hat. Die Buchausgaben bringen den Roman, as it was originally conceived by the writer, da Kipling mit Rücksicht auf das Publikum von Lippincott's Magazine dem-

Digitized by Google

selben einen guten Schluß geben und seinen erblindeten Helden mit seiner unholden Jugendgeliebten vereinigen mußte. In Folge dessen erscheint die Buchausgabe um ein ganz neues Kapitel vergrößert und auch der Schluß mußte entsprechend erweitert werden.

Man hat Rudyard Kipling mit Charles Dickens verglichen, insbesondere mit Rücksicht auf den freilich ganz äußerlichen Umstand, daß er gleich dem großen Humoristen mit kurzen Skizzen angefangen habe und wohl auch einen Zug in's Carikirende besitze. Jetzt stellt man ihn wieder Thackeray am nächsten und man wird in der That bei manchen Zügen von Kipling's Erstlingsroman „The light that failed" direct an „Pendennis" erinnert. Es sind dieselben materialistischen, auf den Lebensgenuß gerichteten Motive, welche die beiden Helden erfüllen, es ist derselbe „Wirklichkeitssinn", der die beiden Schriftsteller ihre Geschichten ohne alle Affectation niederschreiben heißt, nicht wie wenn sie Wunder was zu erzählen hätten, und ohne daß sie auf jede bedeutsamere Stelle in ihrer Erzählung gleichsam mit dem Finger hinwiesen, damit der Leser ja nie vergesse, wie grundgescheidt sie seien. Ferner gleichen die beiden Dichter einander in der Art, in der sie die ihre Helden umgebende Gesellschaft schildern, meist ganz gleichgültige Gesellen, welche in dem Jargon ihres Berufes gute und schlechte Witze machen — in diesem Falle sind es englische Kriegsberichterstatter, welche der Maler Heldar im Sudan kennen lernt, und von denen Torpenham als der beste und gutmüthigste geschildert wird, der mit wunderbarer Liebe an dem Helden hängt.

Wir lernen Heldar als Knaben kennen, der bereits seiner Jugendgespielin Maisie in weit über sein Alter hinausgehender, ernster Liebe zugethan erscheint. Nach einer bewegten Jugend macht er sich endlich im Sudan als Schlachtenzeichner geltend und er erringt so große Erfolge, daß er rasch ein berühmter, und, was zunächst bei ihm mehr gilt, ein glänzend honorirter Maler wird. Wie er nun in rücksichtsloser Weise seine künstlerischen Fähigkeiten auszubeuten bestrebt ist, bemüht sich Torpenham vergeblich, ihn zu einer würdigeren Ausübung seines künstlerischen Berufes zu bestimmen. Erst als er einmal zufällig Maisie begegnet, wird er ernst und nachdenklich. Er liebt sie noch immer, findet jedoch bei ihr keine Gegenliebe, da sie in dem Streben aufgeht, ein Kunstwerk zu malen, ohne das Talent dazu zu besitzen. Seine unerwiderte Liebe erstickt in ihm alle Schaffenslust, bis er erfährt, daß sein Augenlicht erlöschen soll. Nun endlich rafft er die ganze Kraft seines Talentes zusammen, um ein seiner großen Begabung würdiges Kunstwerk zu schaffen. Kaum daß er den letzten Pinselstrich vollführt, erblindet er wirklich und gleich darauf wird sein Bild von böswilliger Hand vernichtet, was ihm zu seinem Glück unbekannt bleibt. Torpenham, der längst schon vermuthet, daß eine unglückliche Liebe seine Lebenslust untergraben hat, weiß Maisie auszukundschaften, welche nun nach der Version in Lippincott's Magazin von unendlichem Mitleid für ihn erfüllt wird, das sich bald in Liebe wandelt. Nach der neuen Fassung rührt auch der blinde Künstler nicht das Herz seiner Geliebten und er wird nach dem Sudan getragen, wo endlich eine feindliche Kugel ihn von des Lebens Last befreit.

Dies ist in kurzen Zügen der Gang der ebenso einfachen als ergreifenden Handlung von Kipling's Roman, der sich auch darin von den meisten englischen Romanen der Gegenwart unterscheidet, daß er nichts weniger als weitschweifig erscheint. Der Erfolg des Buches ist denn auch ein ebenso wohlverdienter als außerordentlicher. Von der betreffenden Nummer von Lippincott's Magazin wird noch immer eine Auflage nach der anderen ausgegeben, und die Londoner Buchausgabe erfreut sich ebenfalls eines reißenden Absatzes. Es kann kein Zweifel obwalten, daß Kipling's Roman auch in Deutschland seinen Weg machen wird.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Gesang der Stummen.

Von Alexander Swientochowski.*)

Autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von M. Posner.

Du willst also noch ein Märchen erzählt haben, fragte er, indem er fortfuhr den Zauber, dessen er nie satt werden konnte, von ihren Lippen zu trinken. So höre denn!

— — — Es war vor dem Anfange der Welt, da geschah es, daß ein Theil der Wolken, die den Raum füllten und von der Schöpfungskraft in unzähligen Wirbeln bewegt wurden, daß ein Theil dieser Wolken verdichtete und einen Ocean bildete. Im Innern des Oceans entstanden verschiedene Schöpfungen, unter anderen auch eine Riesenschnecke, die nach oben heraufgeschwommen kam und auf der Oberfläche der Gewässer ruhen blieb. An ihrer rund gewölbten Schale befanden sich neben ausgedehnten, völlig flachen und höckerigen Ebenen auch große Anhöhen, abschüssige Tiefen, weitläufige Höhlen und Furchen, wo der in Tropfen aufgelöste Nebel herabrieselte und Flüsse und Meere formte. Hier und da ward die Schale mit Schilfrohr, Sträuchern und Bäumen bewachsen, zuletzt füllte sie sich mit lebenden Geschöpfen. Das war die Erde.

Eine Schlange, im Schooße des ewigen Oceans geboren, umzingelte sie wie ein Reifen. Sie versuchte die Riesenschnecke zu zerdrücken, platzte aber in Folge der übermäßigen Anstrengung und ergoß sich rings um die Erde in breiten flüssigen Windungen. Das war der Styx, der das Reich der Lebenden von dem Reich der Todten trennte.

Jenseits des Flusses schlummerte der erkaltete, gefrorene Ocean, von einer endlosen Eishülle bedeckt; hier wohnten die Geister, hier waren ihre Glücks- und Unglücksstätten; hoch oben in den Luftregionen herrschten die Götter. In dem Lande war keine Wärme und Licht, — kein Duft, nur Farbe war in diesem Lande. In der Sprache der Menschen hieß das Land Hades.

Jedes Mal, als das strahlende Auge des Weltalls zufiel, stiegen Geister zum Hafen des Styx herab. Charon's Kahn erwartete sie.

— — — Die Erde erzitterte von dem Kampfe der Menschen, ertönte von Jubelrufen und Wehgeschrei. Bald hatte jedoch der Wind das Getöse der wilden und klagenden Stimmen gebrochen und auf leichten Flügeln schwang sich die unheimliche Stille empor. Den Weg des Todes stieg eine längere Reihe Geister zum Hafen des Styx herab. Es waren menschliche Gestalten und doch — wie aus Luft zusammengesetzt, — nur etwas trübe. Ein Jeder trug sein Herz in der Hand, — eine Muschel — möchte man sagen. Aus einigen Herzen flackerten Flammen verschiedenartig und von verschiedener Größe auf, die anderen waren erloschen. Schweigend stiegen die Geister in den Kahn, welchen Charon vom Ufer stieß. Das dichte, pechartige Wasser des Flusses wurde nie vom Wellenschlage gehoben, nie von einer Falte bedeckt; faul, unbeweglich, todt lag es da. Und als über ihre schwarze, glänzende, gleichsam rostig gestreifte Fläche der Kahn des Fährmannes der Schatten glitt, da schlossen sich die Striche, die das Boot mit seinem keilförmigen Boden ausgefurcht hatte, und die Fläche ward wieder spiegelglatt. Der Kahn hielt an einem Thore in einer hohen Eisschollenwand, die von der Morgenröthe beleuchtet wurde. Der riesige, zottige, dreiköpfige Hund, Cerberus, lag an der Schwelle und versperrte den Weg. Er erhob sich, heulte mit seinen drei Rachen nach drei Richtungen auf, und ließ den ganzen Hades von seinem Gebrülle erschallen. Ajakos, der Schlüsselbewahrer, eilte auf diesen Ruf heran und geleitete die Geister durch eine bereifte Wiese. An ihrem entgegengesetzten Ende ruhte auf den Barken von vier Titanen ein Eisthron mit Daunen gepolstert, auf welchem der Todtenrichter Minos saß. Zwei beflügelte Jünglinge, die gleichzeitig von zwei entgegengesetzten Seiten herangeflogen kamen, blieben

*) Einer der hervorragendsten und vielseitigsten Schriftsteller Polens (geb. 1849), hat er seinen dauernden Wohnsitz in Warschau, wo er seit 1881 die Zeitschrift „Prawda" (Wahrheit) redigirt. Der gleich bedeutende Philosoph, Dramaturg und Novellist wird von seinen Landsleuten als der Anführer der liberalen Partei verehrt.

Digitized by Google

an Minos' Throne stehen. Der Eine — schön und schwanenweiß — war ein Bote des Himmels, der Andere — häßlich, mit Rabenschwärze bedeckt — ein Bote der Hölle.

Als die Geister vor dem Throne anhielten, theilte sie Minos, auf jede Gestalt mit seinem Reifscepter hinweisend, in zwei Gruppen: in eine schloß er diejenigen, welche Herzen mit Flammen trugen, in die andere alle, deren Herzen erloschen waren. Da trat zu den letzteren der schwarze Jüngling, öffnete einem Jeden die Brust, setzte in dieselbe das Herz aus seiner Hand, drehte ihm die Augensterne nach innen um, steckte über seinem Kopfe ein Lichtchen an, daß es den Schatten seines Innern beleuchte, und führte Alle den Weg zur Hölle hinunter, wo sie ewig in sich hineinschauen und Nichts, als ihr Inneres sehen sollten.

Der weiße Jüngling wendete sich der ersten Gruppe zu und geleitete sie den Weg zum Himmel hinauf. Dicht neben Minos' Thron wand sich Lethe, der Fluß der Vergessenheit, und der durchsichtige, unverweslich glatte Krystall ihres Wassers schimmerte in dem Rahmen eines grünen Eisrasens. Während der Führer auf der Fläche des Wasserspiegels hinschwebte, versanken die Geister in der Tiefe und schritten dem Flußgrunde entlang, vor. Als sie aus diesem Bade auftauchten, waren sie wie verwandelt: das Trübe von ihren Gestalten war geschwunden, geläutert waren diese Gestalten, so durchsichtig klar, daß sie in der Luft schier aufzugehen schienen und die diamantenglänzenden Flammen ihrer Herzen schimmerten wie losgetrennt.

Unweit des Ufers thürmte sich an einem Abhange eine breite Treppe aus Regenbogenstreifen auf. Sie führte zu einer Prachtstätte, deren Wände einen riesig großen Kreis aus gefrorenen Thautropfen umschrieben. Darüber hoch am Firmamente die Sonne, deren Lichtstrahlen über die Perlen des Felsens sich ergossen, in unzähligen Farben aufschimmerten und den Palast wie in einem Flammenmeere erscheinen ließen. Die Geister stiegen die Treppe hinauf und hielten an der Thürpfoste an. In ein blendendes Sternengewand gehüllt, erschien der herrliche, bezaubernd schöne Apollo. Er nahm ihnen die Herzen aus der Hand, legte sie in eine goldene Schale und warf die Flammen, die zuvor einem Busche goldener Wimpern glichen und in seinen Fingern zu langen Lichtstrahlen geworden, in das Auge der Sonne, an dem sie hängen blieben und hell aufleuchteten. Im Nu sammelten sich die Geister zusammen, lösten sich in eine weiße Wolke auf, diese schwang sich empor und versank am Rande des Milchweges am Firmamente.

Apollo trug die Schale in den Tempel. In zwei Seitenbogen, an einer Mondsichel, die, auf vier Wetterstrahlen gestützt, einen Thron bildete, standen die Musen. Apollo ließ sich nieder, nahm die Herzmuscheln, eine nach der anderen, aus dem Gefäße heraus, legte sie an sein Ohr und lauschte gespannt dem geheimnißvollen Geräusche des Lebensgeläutes. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselte in einem fort: bald war es helle Freude, bald tiefer Schmerz, bald hinreißendes Entzücken, was sich in seinen Zügen malte. Endlich rief er mit freudiger Erschütterung:

„Die Geister haben heute einen vielstimmigen Chor aus Gefühlen, die auf Erden erstickt worden sind, dem Himmel in ihren Herzen dargebracht. Zerleget die Stimmen und flößet sie als Begeisterung den Lebenden ein!"

Es war, als ob bei diesen Worten das Auge der Sonne, welches vom Himmelsgewölbe herab das Bild betrachtet hatte, heller aufgeblitzt hätte, und hinter dem leichten Feuerschleier schaute das neugierige, majestätische Angesicht von Zeus hervor. Apollo wählte und reichte einige Muscheln der nächststehenden Muse. Kaum hatten sie ihre Hand berührt, als sie einen wunderbar wehmüthigen, in einen Seufzer sich auflösenden, weichen Ton erschallen ließen. Nach einer kurzen Pause erklang aus den Muscheln eine Stimme, die zur Hälfte zu sprechen, zur Hälfte zu singen schien.

„Bitteres Brot ist der Lohn unserer Arbeit gewesen! Wir haben es mit Thränen gesprengt und hungernd schwiegen wir, um das Wenige nicht zu verlieren. Wir sind aus Elend gestorben, das Geheimniß in unseren Herzen bergend."

Die Muscheln schwiegen. Apollo wählte andere und überreichte sie der zweiten Muse. Aus den Muscheln erschallte es: „In unseren Seelen haben Zauberbilder geweilt, das Morgenroth des Gedankens hat in unseren Seelen aufgeleuchtet, doch haben Nachtgespenster die Bilder verscheucht, das Licht ausgelöscht. Wir sind verschieden, ohne unsere Herzen geöffnet, ohne ihr Licht in die Welt geschickt zu haben."

Der Gesang hörte auf und Apollo nahm wieder Muscheln aus der goldenen Schale und übergab sie der dritten Muse. Die Muscheln flüsterten: „Unsere Herzen waren sich wie ein Paar Augen ähnlich, das, obwohl geschieden, immer nur Eines sieht. Die Natur vereinte sie durch Liebe, die Welt riß sie mit Gewalt auseinander. Sie beraubte sie der Sprache, auf daß sie ihr Elend nicht klagen könnten. Sie sperrte diese beiden feuerspeienden Berge zu, damit sie, die grausame Welt, an ihnen, wie an einem Ofen ihre Vorurtheile wärmen könne. Nie strömte die Lava der Gefühle in einem freien Strome hinaus, — sie rauchte aus schmalen Ritzen."

Sie verstummten. Apollo reichte einige Muscheln der vierten Muse und die Muscheln sangen: „Wir haben ein Stück Erde, auf der unsere Wiegen gestanden und welche die Särge unserer Vorfahren verschloß, geliebt. Wir liebten das kostbare Gewebe ihres Lebens, die Denkzeichen ihrer schweren Arbeit und ihrer siegesreichen Anstrengungen, unsere Muttersprache haben wir geliebt und wir bargen unsere Liebe im Grabe."

Die Stimme verklang. Apollo vertraute eine Handvoll Muscheln der fünften Muse an: „Unsere Liebe," klagten sie, „wollte die ganze Menschheit umarmen, brüderliche Bande wollte sie knüpfen, die Menschen vereinen, ein gleiches gegenseitiges Wohlwollen ihnen einflößen. Der Haß schnitt ihr die Zunge ab, sperrte sie in den schwärmenden Herzen ein und — sie verkam!"

Als Apollo den Rest der Muscheln unter die Musen vertheilt hatte und, als auch diese die im Leben gedämpften Töne erschallen ließen, da erhob er sich und rief mit erschütternder Stimme: „Kluger, gerechter Geist, der Du von Ewigkeit an das Weltall durchdringest, erhöre den Gesang der Stummen!"

Das Antlitz aus dem Sonnenauge schaute noch deutlicher heraus und gleichzeitig stieg aus allen Muscheln ein Chorgesang auf, ein feierlicher und zugleich milder Chor, worin die nicht zu unterscheidenden Worte in eine wunderbare Harmonie der Töne sich auflösten. Als das Echo verklang, sagte Apollo: „Ihr Musen, gebet der Erde zurück, was in ihrem Schoße entstanden, und was nicht verkommen darf!" Das Gebrüll des Cerberus erdröhnte im Hades.

— — — Ganz Griechenland fieberte in Erwartung des feierlichen Tages, wo zu Ehren Apollo's ein großes Fest mit Dichterturnier gehalten werden sollte. Schon einige Wochen lang wurde das Amphitheater vor dem Tempel dieses Gottes in Akzyon geordnet und geschmückt. Von allen Landestheilen zogen viele Schaaren Neugieriger, Frommer und Begeisterter zusammen, die Einen von Freudenlust erfüllt, Andere in Erwartung des Vergnügens, noch Andere von Unruhe, in die sie ihre Ruhmesträume versetzt, hingeführt. Und die allgemeine Aufregung war nicht sonderbar, fand doch die große Festlichkeit nur ein Mal in drei Jahren statt. Viele Dichter begaben sich zu diesem Feste, unter ihnen auch Oligos, den, seiner Meinung nach, die Musen zu ihrem Lieblinge erkoren hatten. Mit seinen Liedern zauberte er ein Lächeln auf die Lippen der, vom Nichtsthun und Ausgelassenheit gelangweilten, reichen athenischen Frauen und vermochte sie auch zu Thränen zu bewegen. Durch ihr Zureden angespornt, hatte er ein langes Gedicht, worin er die Liebeleien des Herkules besang, zum Wettkampfe vorbereitet. Am Tage vor der Abfahrt war sein junger Sklave mit dem Reinigen eines großen Vorrathes von Kleidern und Schuhwerk beschäftigt. Auch er träumte von dem heiligen Festtage, an dem er seinen Herrn begleiten durfte. Er ließ die Sandalen, deren Riemen er mit Carminfarbe überziehen sollte, zur Erde gleiten und versank in bewußtloses Sinnen.

Es fing zu dämmern an, am Firmamente erglänzten die Sterne, wie die Silbernägel am Schilde Jupiters, und der Sklave sann fort und fort. Plötzlich hörte er in seinem Halbschlafe Etwas, wie Geräusch herunterschwebender Lichtgestalten, — siehe — eine Gruppe schöner Jungfrauen blieb rings um ihn herum stehen. In den Händen trugen diese reizenden Gestalten Etwas, wie herzförmige Muscheln, von denen ein harmonischer, berauschender Gesang aufstieg. Der bewußtlose Sklave lauschte mit bezaubertem Ohre der himmlischen Melodie, die seine Seele mit einer, bisher ungekannten Glückseligkeit liebkoste. Die Melodie verscholl, — die Lufterscheinung verschwand. Er sprang auf, wollte fliehen, starrte weit in

Digitized by Google

die Ferne hinaus, um die Frauengestalten zu erblicken; er sah sie nicht; — da hob er seine Hände gen Himmel und blieb, wie versteinert, in dieser Lage stehen. Und wieder schien es ihm, als hätte ihn eine Zauberkraft in eine Lyra verwandelt und aus den Saiten dieser Lyra ertöne die Melodie, die er vor Kurzem vernommen.

„Die Sandalen her!" rief der Herr, und der Sklave erwachte. Diese Nacht schlief er nicht mehr ein. Nachdem er seinem Herrn den Dienst im Schlafgemache geleistet hatte, schlich er wie ein Schatten in das herrschaftliche Arbeitszimmer, entwendete ein Stückchen Papyrus und bei schwachem Lampenlicht schrieb er in seinem Kämmerlein bis zur Morgendämmerung.

— — — Eine vieltausendköpfige Menge eilte, nachdem sie in Apollo's Tempel ihre Opfer dargebracht hatte, zum Platze des Wettkampfes hin. Jeden Zweikampf, jedes Wettrennen belohnte sie mit lautem Applaus. Nach der Reihe begann das Sängerturnier. Vier Dichter traten auf; der Eine las ein Trauerspiel vor, der Zweite ein Lustspiel, der Dritte ein Klagelied über die im Landeskriege Gefallenen, der Vierte, Oligos, die Sagen von Herkules' Liebeleien. Die Menge zollte Allen Beifall, Keinem Bewunderung. Um jedoch die Dichter für die Enttäuschung zu entschädigen, schmückte sie Jeden mit einem Oelzweige aus dem heiligen Haine. Die Auszeichnung rief nur Hohngelächter hervor. Um dem Spotte durch eine dreiste Schelmerei die Spitze abzubrechen, trat Oligos auf die Tribüne und rief mit lauter Stimme:

„Unsere Dichtungen haben Euch mißfallen! Ein Sänger aber hat hier die Frucht seines Geistes zufällig verloren! Ich habe sie gefunden, und das Findelkind wird wohl Gunst in Euren Augen haben! So höret denn!"

Die Versammelten, die sich von ihren Plätzen bereits erhoben hatten, ließen sich aufgeheitert nieder. Oligos entwickelte die Papierrolle und las. Im Anfange waren es laute Bemerkungen, welche die Menge umflogen, dann hörte man Geflüster, zuletzt stellte sich eine völlige Stille ein, in der kaum Jemand zu athmen wagte. Spottend begann Oligos zu lesen, allmählich ging er in tiefen Ernst über und schloß in feierlichem Tone. Der namenlose Dichter sang den Hymnus der Stummen. In Worten, die wie Donnerschläge dröhnten, wie Blitze blendeten und wie warmer Mairegen auf die versengte Erde fielen, malte er Gefühle und Gedanken, die in Millionen Herzen unausgesprochen dahinsterben.

„Würde man diese vergeudeten Tropfen zusammennehmen, es würden Meere entstehen; würde man die Feuerfunken schmelzen, es würden Sonnen entstehen; würde man diese Bewegungen vereinen, es würden Mächte entstehen; würde man diese Freuden anhäufen, es würden Glücke entstehen; — und derweilen steht der Mensch vor seiner Bestimmung durstig, finster, kraftlos, unglücklich!"

Es brauste von Beifallsrufen. Aus Tausenden von Kehlen erschollen Begeisterungsausbrüche und immer wieder hörte man die Frage: wer doch der Dichter des Gesanges sei. Keiner vermochte es zu erklären, Keiner bekannte sich dazu. Nach langem Getöse faßte die Menge den Entschluß, einen Lorbeerkranz zu winden und denselben auf Apollo's Altar zu verbrennen. Die Menge machte sich auf den Weg zum Tempel, blieb jedoch beim Eingange zusammengepreßt stehen. Ein Leichnam versperrte den Weg. Oligos erkannte seinen Sklaven, der plötzlich verschieden war.

Während in Apollo's Tempel der Lorbeer des unbekannten Dichters brannte, führte Charon in seinem Kahne einen Geist mit flammendem Herzen über den Styx.

Aus der Hauptstadt.

Trüffelpurée.

Durch die hart gefrorene Thiergartenstraße rollt Wagen auf Wagen. Da und dort machen sie Halt, denn bei Herrn Plutussohn ist Diner und in mächtigen Speisekörben wird, was gut und namentlich theuer, hinaufgeschafft, daß nur ja Alles vorhanden sei, was die Jahreszeit nicht bietet. Unten, in der von der Straße aus sichtbaren Ausstellung von Kupfer und Messing wirkt und waltet der Koch und muß dafür sorgen, daß jedem Gericht fast eine schwärzlich-breiige Tunke beigegeben wird, die Herr Plutussohn liebt, die Frau Plutussohn liebt, die alle Gäste aller Plutussöhne lieben, weil den trägen Gaumen sie wach beizt und die müde Zunge, durch ihren fremdartig prickelnden Geschmack. Wenn sie davon reichlich gegessen haben, dann erst werden die Plutussöhne und ihre Gäste lebendig, dann erst erzählen sie Börsenwitze und wissen des berühmten Tafelzuhälters bezahlte Tischkartenklärung nach Verdienst zu würdigen. Es geht doch eben nichts über Trüffelpurée.

Auf Trüffelpurée haben sie ihr Leben gestellt. Trüffelpurée verlangen sie von der Liebe wie von der Kunst, schmackhaft erscheint ihnen nichts mehr ohne die schwärzliche sauce piquante, deren unbestimmte Farbe die fragwürdigen Zuthaten zum Lebensgericht gleichmäßig und gnädig verhüllt. Kein besseres Symbol wüßte ich für diese faulige Gesellschaft zu finden als den dunkeln, besonderen Saft, den so gierig sie hineinschmatzen. Um Trüffelpurée haben die Anton Wolff und Leipziger gestohlen und betrogen; weil sie ohne Trüffelpurée nicht weiter leben mochten, haben die verlumpten Gebrüder Sommerfeld zur Pistole gegriffen. Es ist ein allerliebstes Detail, daß auch von diesen Dieben Einer Mitarbeiter am „Berliner Börsen-Courier" war, nicht für den Handelstheil, o nein, den besorgten Andere, sondern für Gastronomie, für die Bereitung von Saucen und Salaten. Und weil er diese Thätigkeit wohl honorarfrei besorgte, schrieb ihm der Sommerfeld-Courier auf den Todtenschein, er sei durch „Selbsttäuschung und Optimismus" zu Grunde gerichtet worden.*) Selbsttäuschung und Optimismus ist es für die Davidsöhne und Klausner und wie die Ohrfeigenempfänger sonst noch heißen mögen, wenn zwei Strauchdiebe ihre Mitmenschen ausrauben, um ihnen dafür auf empirischem Wege das Geheimniß getrüffelter Saucen zu erkosten; Selbsttäuschung und Optimismus das jahrelange Piratenleben dieses schmutzigen Gesindels, unter dessen bergenden Fittigen der Abschaum der Publizistik sein nächtiges Gewerbe übte!

Aber heute wenigstens will ich mich nicht ärgern, denn der Freude gehört diese Woche, der jubelnden Lust. So viele vergnügte Gesichter habe ich in Berlin lange nicht gesehen. Wissen Sie schon? Wolff und Leipziger verhaftet, die Sommerfeld's todt! Welche? Doch nicht — Ja! Die Börsen-Courier-Sommerfeld's, die Leute der Wechselbank, Krach, Krach, überall Krach, eine wahre Sündfluth von Trüffelpurée! Es ist eine Lust zu leben.

Man muß in die dunstige Atmosphäre des Berliner Westens gebannt sein, um die helle Freude an der begonnenen Reinigung zu begreifen. Jahre hindurch haben wir dieses Lumpengesindel auf Gummirädern einherrollen gesehen, in der Gesellschaft, in der Literatur, im Theater seinen verhängnißvollen Einfluß gespürt und es immer gewußt, geahnt, mindestens, daß es eine Verbrecherkolonie war, die ihren verseuchenden Pesthauch durch die Lande schickte. Darum lachen wir jetzt auch denen in's Gesicht, die uns etwa gar mitleidige Regungen zumuthen möchten, für Wolff, für Leipziger, für Sigmund und Felix Sommerfeld. Auf den Schindanger die Todten, Pranger und Peitsche für die Lebendigen und ihre Helfershelfer: Das ist unser Mitleiden. Denn kein Wegelagerer, kein Räuber und Mordbrenner hat so viel Unheil angerichtet wie diese privilegirten Schelme, mögen sie nun schon im Zuchthause oder noch auf den Sammetfauteuils der zu ihren Zuchtställen erniederten Theater sitzen.

Noch hat niemals ein Dichter sie öffentlich nach Gebühr durchgepeitscht. Balzacs Mercadet und Césars Birotteaus Freunde sind neben ihnen ja nur schüchterne Anfänger und in Zolas „L'argent", dem Roman, der angeblich ein unsinniges Zerrbild sein soll, sucht man vergebens nach ihnen Gleichen. Aristide Saccard, der Napoleon der Börse, Mazaud und seine übrigen Marschälle: gewissenlose Speculanten sind sie, aber sie stehlen doch nicht, sie leben doch nicht wie orientalische Despoten vom Tribut einer ganzen Menschheit. Und selbst unter dem zweiten französischen Kaiserreiche gaben sie nicht den Ton an, wie es unsere Wolff und Sommerfeld unangefochten gethan haben, zwanzig lange Jahre hindurch.

Wie wächst dieses Gesindel auf, und wie kommt es zur Macht? Das ist die Frage, die ich während der letzten Woche unzählige Male gehört

*) Berl. Börsen-Courier v. Sonntag, den 8. November.

Digitized by Google

habe. Die Antwort ist ganz außerordentlich einfach. Zuerst wird die Berechtigung zum einjährigen Dienst erhascht, dann ein Cylinder und Raupenhandschuhe angeschafft, und nun in ein Bankgeschäft, als Volontär oder auch gleich als Kommis. Die Bildung wird an der Börse rasch vervollständigt in den Premièren oder auf der Rennbahn, am Totalisator. Der Herr ist fertig, und sobald es sich herausstellt, daß er im Geschäft nicht zu brauchen ist, sucht und findet er bald eine gleich gestimmte Seele, zur Begründung eines eigenen Bankhauses. So fand der zweiundzwanzigjährige Sommerfeld seinen Altersgenossen Friedländer, und wie es dann weiter ging, darüber soll uns ein Börsenblatt belehren. „Felix Sommerfeld gewann ohne Schwierigkeiten das Herz und die Hand der jungen, reichen Commerzienrathstochter, mit einer Mitgift von einer halben Million. Damals erfuhr der Credit der Firma eine beträchtliche Steigerung, der sich auch bis zuletzt wegen der freundschaftlich gebliebenen Beziehungen der Firma zu dem reichen Schwiegervater in der hiesigen Finanzwelt erhielt." Ist das nicht ganz kostbar, diese Creditsteigerung durch Herz und Hand eines verschacherten Mädchens?

Trüffelpurée ist kein wohlfeiles Essen, und wenn zu den schwarzen Unverdaulichkeiten nun auch die Einrichtung stimmen soll, wenn man Reit- und Wagenpferde halten, eine sogenannte Schauspielerin mit Brillanten schmücken und möglichst ohne Actiengellschafter für sich allein standesgemäß kaserniren will, wenn bei häuslichen Festen weder die Zigeunerkappelle fehlen darf noch die Primadonna mit Cellobegleitung, wenn man selbst zweifelhafte Literaturgrößen nicht gern entbehrt, dann reicht am Ende Herz und Hand und Mitgift nicht aus und die „allgemein beliebten und geachteten" Jobber müssen die stärksten von ihren Künsten erproben. Da giebt es nun verschiedene Methoden, die sicherste aber und die bewährteste ist jedenfalls die der Wolff und Leipziger und Sommerfeld. Die Leute werden ja nicht alle, die ihr Geld zu gern zu recht hohem Zinsfuß unterbringen wollen. Den Leuten kann geholfen werden von alten, unantastbaren soliden Firmen, von Hirschfeld & Wolff, von Friedländer & Sommerfeld. Da gebt nur Euer mühsam Erspartes getrost in Depot und übt einstweilen recht fleißig die Conjugation des gar nicht mehr unregelmäßigen Zeitwortes: Ich deponire, Du stiehlst, er erschießt sich. . . . . .

Offen gestanden: auch für die Opfer der Räuberbande bringe ich kein Mitleiden zusammen. Wer nicht spekuliren oder mühelos doch unreellen Gewinn erraffen will, der braucht nicht zu Wolff und zu Sommerfeld zu gehen. Man hat unter den Betrogenen große Namen genannt, und wenn es auch undenkbar erscheint, daß z. B. der Gips-Minister von Boetticher 400,000 Mark zu verlieren hatte, so ließe in anderen Fällen doch der schlaue Zauber ziemlich leicht sich erklären; denn auf der Reichsbank giebts keine Trinkgelder wie bei den Trüffelfirmen und man ahnt oft gar nicht, wie weit und wie hoch die Sehnsucht nach Trinkgeldern sich erstreckt. Sogar Vertreter der siebenten Großmacht sollen in dieser Beziehung nicht immer ohne Schuld und Fehle die kindlich reine Seele bewahrt haben. Mindestens hat der gute und reinliche Lasker einmal im preußischen Abgeordnetenhause gesagt: „Selbst bei solchen hochachtbaren Organen, die in ihrem politischen Theile unzweifelhaft, und bei denen die Personen, welche den politischen Theil vertreten, ebenso unzweifelhaft von allen schmutzigen Handlungen weit entfernt sich gehalten haben, auch wahrscheinlich in Unkenntniß gewesen sind —, selbst bei solchen Organen haben diejenigen, welche die Vermittelung zwischen diesen Organen und jenem ansteckenden Platze, den man die Börse nennt, zu besorgen hatten, sich nicht fern gehalten, an dem für sie doppelt unerlaubten Gewinne theil zu nehmen und das Publikum zu verführen". Das war 1876. Und als wir 1891 schrieben, da war der Matador, den Lasker in seiner Rede hauptsächlich treffen wollte, noch immer der Börsenredakteur eines „hochachtbaren Organs" und ein Ehrenrichter in journalistischen Angelegenheiten obendrein.

Für den guten und reinlichen Lasker war es ein rechtes Glück, daß er den neuen Krach nicht mehr zu erleben brauchte. Es ist ihm bitter verübelt worden, daß er nur den hochadeligen Gründern unbarmherzig zu Leibe ging, aber die Motive seiner schwächlichen Beschränkung waren gewiß ehrenwerth. Jeden Angriff auf die Wolff und Leipziger und Sommerfeld, so raunt auch heute noch man sich in die Ohren, treibt neues Wasser auf die Mühlen der Antisemiten und eine Judenhetze wollen wir doch nicht heraufbeschwören. Gewiß nicht. Aber ich glaube, gerade durch dieses Todtschweigen und Vertuschen ist der Antisemitismus erst recht eigentlich gestärkt worden, weil man darin die Anzeichen einer Solidarität zu erblicken glaubte, die in solchem Umfange thatsächlich gar nicht besteht. Von Juden, namentlich von denen der älteren Generation hört man oft die unerbittlichsten Urtheile über das schnöde Treiben des Börsenpöbels und diesen vortrefflichen, oft genug peinlich sauberen Menschen erweist man sicherlich keinen Dienst, wenn man den öffentlich unter Beibringung verblüffender Documente behaupteten Falscheid des Herrn von Bleichröder ohne Prüfung doch mit milder Entrüstung in das Bereich der Klatschgeschichten zurückdrängt und die unerhörten Banditenstreiche der Gebrüder Sommerfeld durch Optimismus und Selbsttäuschung zu entschuldigen strebt. Religions- und Racenunterschiede haben mit diesen Dingen gar nichts zu schaffen. Die Union générale des klerikal-antisemitischen Herrn Bontoux war nicht viel besser als die Berliner Wechselbank Friedländer und Sommerfeld. und wer von Zolas Börsenroman auch sonst nichts wissen mag, der sollte doch das kluge Wort der sittlich kerngesunden Heldin beherzigen: „Pour moi, les juifs, ce sont des hommes comme les autres. S'ils sont à part, c'est qu'on les y a mis."

Uebrigens legen gerade die Fälle Wolff und Sommerfeld für eine schöne interconfessionelle Parität ehrenvolles Zeugniß ab. In dem Bankierclub, in dem der Commerzienrath von irgend eines Manches Gnaden sein Dreißigtausendmark-Partiechen zu machen pflegte, finden Besitzer aller drei Ringe sich friedlich zusammen. Der Theaterdirector, dem Sigmund Sommerfeld für entsprechende Gefälligkeiten discretester Art einen Credit von 180,000 Mark eröffnete und den er auch sonst noch vermöge seiner publizistischen Machtvollkommenheit förderlichst unterstützen konnte, bezeichnet sich als Katholiken. Und als derselbe Sigmund Sommerfeld in's Ostseebad Binz, allwo er wieder einmal eine Spitzbubengründung verübt hatte, Vertreter der Presse lud, da folgten Christen und Juden seinem Ruf und bald las man überall, welche Wunder in Binz vollbracht waren, auf Kosten der Depotgeber des Herrn Sommerfeld. Sogar in Romane und Novellen ist die Reklame für Binz verpflanzt worden, und der berüchtigte Schriftstehler, der gegen freie Station und ansehnliches Honorar diese Aufgabe übernahm, ist ein unzweifelhaft blonder Germane, dessen Liebesrausch beinahe antisemitisch eine jüdische Ehe gestört haben soll. . . . .

Wasser thuts freilich nicht. Durch die hart gefrorene Thiergartenstraße aber rollt Wagen auf Wagen und der rentenlos Vorüberwandelnde liest die Namen alt- und neutestamentarischer Speisenbereiter. Der im Erdgeschoß waltet und wirkt, der Koch weiß, wie es gemacht wird, auf daß Herr Plutusfohn, und Herr von Plutus auf Plutushausen beim östlichen wie beim westlichen Speisegesetz zufrieden sein kann. Es geht doch eben nichts über Trüffelpurée.

Apostata.

Aus den Kunstsalons.

Ein Corot von 1839! Es ist ein Vergnügen, das Bild zu sehen, aber fast mehr für den Kunsthistoriker als für den unbefangenen Beobachter. Als der Meister das Bild malte, war er aus Italien zurückgekommen, noch erfüllt von den Eindrücken der großen Meister. Schon begann er in der Natur nach Stimmung zu suchen, der stilistischen Umgestaltung ihres zeichnerischen Gehaltes müde. Er wollte aus dem braunen Ton der alten Landschaft, den er in Wahrheit nicht in der Natur sah, zu frischerer Ursprünglichkeit gelangen lassen. Er hatte des Engländers Constable Wort in sich angenommen, der in seinen Bildern „Gottes Tageslicht festhalten wollte, das alle Menschenkinder erfreue, außer die Liebhaber alter schmutziger Leinwand, verdorbener Bilder im Preis von einigen Tausend Guineen von Wagenschmiere, Theer und Kerzenrauch!"

Und da entstanden denn solche Bilder wie die jetzt bei Gurlitt ausgestellten französischen Muster der Schule v. Fontainebleau, diese kostbare Mischung von alter und neuer Zeit. Ein Mädchen hockt auf dem Corot am Boden, in einem Gewande, das halb historisch, halb modern empfunden ist, ein Mädchen von dem ich zwar nicht weiß wer sie ist, der man aber die Abstammung von der Madonna, der Frührenaissance ansieht, trotz ihres keineswegs madonnenhaften Gesichtes. Die schöne Umrißlinie ist das Charakteristische, die geschlossene Silhouette, das Zusammenkomponiren der Gestalt an eine rundliche Masse. Und dann die Landschaft: Schon hat sie den später für Corot bezeichnenden bescheide-

Digitized by Google

grauen Ton, schon jene Mischung von breiter Stimmung und feinem, in diese verstreuten Detail, jene Kunst, das Auge auf die Einzelheit zu lenken und dem hingehauchten Bilde dadurch den Eindruck der Vollendung zu geben. Aber die ganze Anordnung sieht noch aus, als sei sie unmittelbar beim jungen Rafael entlehnt. Diese eigenthümlich leeren Worte in der Landschaft. Die Bäume als dunkle Punkte auf der graugrünen Wiese, der Himmel tiefblau, mit hellblauen, hier und da zu Knoten sich verdickenden Wolken. Und doch ist es Corot noch nicht gelungen zur Freiheit Raphaelischer Landschafts-Darstellung zu gelangen. Noch brauchte er links und rechts am Bildrand einen dunklen Fleck um den breiten Sonnenton in der Mitte zur Wirkung zu bringen. Noch hat er etwas von dem, was die Engländer in der Zeit des Kampfes um die Befreiung der Landschaft aus den Gesetzen der Composition einen Tree-in-the-corner man nannten, noch äußert sich überall das Ringen nach Unbefangenheit, dieser schwerste Kampf des echten Künstlers, der erst einmal seine Schule ablegen muß, um dann er selbst zu werden.

Und dann ein Courbet, aus früher Zeit. Dieser Gottseibeiuns unter den Malern sieht so behäbig romantisch aus, daß man eher an die biederen Dasseldörfer erinnert wird, wie an einen Mann, der seiner Zeit die Welt mit seinen Realismus in Entsetzen brachte, der sich mit kecker Hand aller Ueberlieferung in den Weg stellte, der wie er sagte nur die „unabhängigen Empfindung der eigenen Individualität aus dem Ueberlieferten schöpfte, nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch sein, lebende Kunst überwollte."

Die Gestalt die in etwas schwärzlicher, schwerer aber doch keineswegs besonders auffälliger Farbe etwas harter Abstimmungen, inmitten einer durchaus romantisch empfundenen Landschaft sitzt — das ist also ein Bild in jenem Kolorit, welches den Abscheu Europas erweckte, das Eimer voll boshafte Kritiken auf des Malers Haupt ergießen mochte, so daß er aus Aerger über die Gebildeten in den wüstesten Republikanismus hineingedrängt wurde, auf den Standpunkt: „Alles muß verrujinirt sein!" Es wäre gut auf solcher retrospektiven Ausstellung, wenn mit ihnen ein erzieherischer Werth verbunden sein soll, regelmäßig einige zeitgenössische Kritiken mit aufzuhängen, um an ihnen zu sehen, welchen Werth, Lob und Tadel zu rechte haben.

Es ist auf der Ausstellung abermals ein Ueberblick über die Schule von Fontainebleau zu finden. Von Corot, Daubigny erhält man eine ungefähre Vorstellung wenn auch aus kleineren Arbeiten. Ihre Poesie, die wie ein Hauch über die Landschaften schwebt, ist so fein und reich, daß sie sich freilich in wenigen Gaben nicht erschöpfen läßt. Milles fils dagegen kann man in seiner nicht eben reichen, aber um so innigeren Seelenstimmung völlig belauschen. An diesen Bildern, die nur ein paar ferne Bäume und ein Häuschen im Umriß gegen den schon dunkelnden Abendhimmel, über die Feldstreifen einen blauen Nebelhauch, auf dem Brachfelde hier und da einen kalten Reflex des Himmels zeigen, die nichts sind als ein Gelegenheitsgedicht, ist mir nur eines unbegreiflich: Wie kann es ein Franzose sein, der dies macht, diese innige, einfache, phrasenlose, weiche, gemüthsvolle Kunst?

Daß Troyon, Dupré, Diaz Franzosen sind, das äußert sich deutlich in ihrer Natur. Sie haben etwas Repräsentatives, ja etwas Großsprecherisches. Die Farben werden gesteigert, die Lichter mußten blitzen, das Waldesdunkel ist in seiner größten Tiefe geschildert, damit die Lichtung hell erscheine. Selbst in Cazin dessen schönes Regenstimmungsbild den in Deutschland so selten gesehenen feinen Meister recht gut charakterisirt, ist noch ein Zug von dem, was unsere Nachbarn so sehr von uns unterscheidet, der Kunst und Lust sich wirkungsvoll zu geben. Sie spricht sich deutlich aus in der Orientmalerei, zu welcher die Franzosen die starken Lichter und die blendenden Farben, nicht aber die feineren Töne zogen. So ein Stück blauesten Himmels, über einer verräucherten, aber neu geweißten Hütte, wie es Fromentin gemalt hat, das ist zugleich ein Stück französischen Volkscharakters, ebenso wie Marcés fast wie Emaillemalerei funkelndes Bild: Ruhe im Wald; oder die im Sonnenton blitzenden Erntebilder von Vegrahiat. Sie sind sehr lustig, sehr liebenswürdig, diese glänzenden Franzosen. Lieber aber sind mir die stillen, sinnigen, die von welchen ich wünschte, sie wären Deutsche! Wären sie es: Wie würden wir sie beschimpft haben, weil sie nicht ideal genug sind, und wie überzeugt würden wir heute aussprechen: Nur aus ächt deutschem Gemüth entspringt solche Kunst!

Daß wir einen Corot unter uns haben, und zwar einen noch warmherzigeren und vielseitigeren, nämlich Hans Thoma, das werden wir in Berlin erst spät erkennen. Denn er hat ja noch einen unverzeihlichen Fehler: Er lebt noch!

Das Bild, welches wir uns von der Kunst unserer Nation machen, ist überhaupt nicht ganz das Richtige. Wir loben unsere Gewissenhaftigkeit und unsern Fleiß, sprechen den Romanen aber eine leichtere Begabung zu. Ich möchte fast das Gegentheil für richtig halten. An Talenten sind wir den Romanen überlegen, an Fleiß stehen wir ihnen nach. Die Gewissenhaftigkeit ist bei uns auch nicht so ohne weiteres als Theil des Nationalcharackters hinzunehmen. Ihr Wesen ist bei uns Treue gegen den Herrn, bei den Romanen Treue gegen sich selbst. Die erstere macht Soldaten und Beamte, die zweite Künstler zu Menschen. Die Noth der Politik hat uns gezwungen lange Zeit die Individualität zu zu bekämpfen, das neue Reich sollte uns das Hauswesen bieten, um sie wieder neu gebären zu können. Wir wollen in ihm aufhören blos Soldaten und Beamte zu sein und anfangen das zu werden, wozu wir mehr Kraft zu haben glauben, als alle anderen Menschen. Ganz sonderbare Gedanke kamen mir, als ich unlängst bei Honrath und van Baerle ein Bild eines Spaniers, freilich der Gefeiertsten unter ihnen, eines L. Pradilli sah. Es war nur ein kleines Bild, aber belebt von hunderten von Figuren, Wallfahrer die um eine Bergkapelle sich lagerten. An Verfeinerung der Durchbildung, an emsigen Fleiß, gewissenhafter Behandlung in Zeichnung und Farbe, namentlich aber an malerischer Kultur stand das Bild über Allem, was ich bis jetzt gesehen habe, Meissoniers weit hinter sich lassend. Es ist das Werk eines wahrhaft großartigen Könnens, einer Kraft der Beobachtung und einer geistigen Uebereinstimmung, das Schaffen der Hand mit jener Kraft, die über allen Vergleichen steht. Ich möchte den deutschen Malern empfehlen, sich dies kleine Werk und einen Corot nebeneinander anzusehen. Zwischen diesen beiden sich so ganz widerstrebender Offenbarungen modernen Schaffens liegt ein weites Feld, die Individualität geltend zu machen. Der Spanier zeigt die bewundernswerthe Treue, sein Bild fertig zu machen, fertig bis in die kleinste Kleinigkeit und der Franzose die nicht minder bewundernswerthe nur sich zu geben, sich vom Angelernten frei, seine Hand zu einem dem Geiste ganz gehorsamen Organ, den Geist zum Sieger über das Handwerk und seine Lehre zu machen. Beide sind nicht geworden was sie waren, nicht durch das Talent, nicht durch die künstlerischen Grundsätze, sondern dadurch, daß sie ihre Persönlichkeit pflegten und stärkten, durch Fleiß und Treue, also durch jene Eigenschaften, welche wir uns im hervorragenden Maße zutrauen. C. G.

Opern und Concerte.

„Prometheus." Musik von Beethoven. Nach Taubert's Tanzpoem von Emil Graeb. — „Cavalleria rusticana" im Kgl. Opernhaus. — „Die Basoche." Operette von André Messager. Text von A. Carré. (Friedrich Wilhelmstädtisches Theater.) Concerte.

Es war ein unglücklicher Gedanke, auf den mozartisch nachempfindenden Beethoven der ersten Manier zurückzugehen und seine verschollene Partitur zu den „Geschöpfen des Prometheus" einem modernen Ballet zu Grunde zu legen, und der Einfall war nicht einmal originell, denn ein ähnlicher Versuch wurde schon 1882 in Hannover in der Incenirung von Ed. Frank und Degen gemacht. Das ursprüngliche Ballet ist 1799 componirt und in Wien am 28. März 1801 zum erstenmal als Festspiel zu Ehren der Kaiserin aufgeführt worden. Das Textbuch von Vigano ist verloren gegangen und vom Inhalte des Ballets zeugen nur noch einige spärliche Notizen, die sich in Beethovens Nachlasse fanden. Von der Musik erhielt sich die Ouverture als beliebtes Conzertstück. Sie ist nicht hervorragend, noch ganz im Geiste Mozarts, „Beethovens Abgott," nach Schindler's Ausdruck, und von vorwiegend heiterem und oft fast tändelndem Charakter. Vielleicht schwebte dem Meister nebenbei das 1773 gleichzeitig mit den ersten Faustscenen entstandene Prometheus-Fragment vor, worin der von ihm verehrte Goethe den mythologischen Titanen schildert, wie er, abgesondert von den Göttern und Zeus zum Trotze, von seiner Werkstatt aus die Welt bevölkert. Prometheus-Naturen waren ja der im Sturm und Drang schwebende Dichter wie der geniale Tonsetzer. Aber bei dem jungen Beethoven fehlt noch jenes titanische Pathos, das später in ihm so oft zum harmonischen Ausdruck kam, und das in Goethe's bekanntem Monologe („Bedecke deinen Himmel") so ergreifende Worte fand, daß Moses Mendelssohn und Fritz Jacobi über die Vorsehungslästerung zeterten, indeß der wahlverwandte Lessing die Dichtung verstand und hochhielt. Beethovens Musik erscheint fast wie eine Illustration zu dem idyllischen Auftritt bei Goethe, wo das von Prometheus geschaffene Menschengeschlecht sich durch das Thal verbreitet, badet, tanzt, Kränze flicht, sich mit Blumen schmückt und ein liebliches Fest der Freude feiert. Mit diesem heiteren Grundgedanken der Partitur steht nun der Inhalt des Graeb'schen Tanzgedichtes, das den Lichtbringer trotzend, gefesselt und befreit darstellt, in grobem Wiederspruch. Wenn der hüpfende Titane Prometheus in aufgeregter Pantomimik seinen Brustkasten auftreibt und fäustefchwingend die Götter herausfordert, dann wollen wir nicht ein Adagio oder eine leichte Tanzmusik hören, und wenn der gefesselte Halbgott mit seinen Ketten klirrt und vom leberfressenden Adler umkreist wird, so müssen wir auch im Orchester etwas davon vernehmen. Und dieser Bruch zwischen Handlung und Musik geht durch das ganze Werk. Sobald einmal die herrliche Ouverture verklungen ist, werden wir unablässig daran erinnert, daß die Musik erst künstlich auf das neue Ballet gepfropft wurde und sich nur in den nicht heroischen Parthien, dem tröstenden Getändel der Okeaniden, dem hohnvollen Reigen der Satyrn etwa, damit ganz verwachsen will. Beethoven dachte eben an den heiter schaffenden Künstler Prometheus, der seinen Lehmstatuen Leben einhaucht, dessen sich nun die Homunculi wohlig erfreuen, aber dem Balletmeister Julius Graeb schwebte der äschyleische Götterstürzer und gefesselte Genius vor. Nur einmal am Ende des ersten Aktes ergreift hier Prometheus seine lebensprühende Fackel und tritt vor eine Halle, wo er ein Tableau vivant, wie wir im Deutschen so schön sagen, belebt, was man schon aus Suppé's Schöner Galathea sattsam kennt. Es wäre jedenfalls besser gewesen, Beethovens „Noten in Nöthen", wie er selber scherzt, im Conzertsaale zu lassen und von irgend einem Tanzcomponisten eine ganz neue Partitur dafür zu verschreiben. Noch besser wäre es aber, die mythologischen Helden von der Opernbühne ganz fernzuhalten, denn diese Götterwelt paßt ganz und gar nicht für das Ballet. Der griechische Loki ist getanzt einfach grotesk. Schon eher können wir uns für die „Allgeberin" Pandora (wie bei Goethe Prometheus' Tochter) erwärmen, zumal wenn sie von der graziösen und in ihrem Fach kaum übertrefflichen Dell' Era getanzt wird, während der wohlfrisirte blonde Epimetheus und alle die kurzgeschürzten Charitinnen, zwischen denen die vier Göttinnen oder was sie sonst vorstellen, mit ihren langen Gewändern eine recht üble Figur spielen, einen so reizlosen Anachronismus bilden, wie etwa die stilvoll verschnörkelten Allegorien des

Digitized by Google

im Sittenbilde trefflichen Chodowiecky oder die mythologischen Meißener Porzellanfiguren mit ihrer geschminkten Grazie und dem zierlichen Polkaschritt. Auch wenn Herr Graeb mit dem alten Material etwas Neues zu schaffen gewußt hätte, was nicht der Fall ist, so hätte dies Ballet doch keinen Erfolg gehabt. Er ist kein schöpferischer Taglioni, seine Solotänze und Ballabile sind ohne Individualität und schon bis zum Ueberdruß dagewesen, und sogar in der Kunst der Gruppirung bleibt er weit hinter „Excelsior" zurück, so wohlgelungen auch Einzelnes wie die farbenprächtige Apotheose mit dem ganzen Olymp war.

Als Text wurde den Zuschauern ein Epos in Hexametern zugemuthet. Herr Emil Taubert, der nebenbei Professor und Intendanturrath ist, hat nämlich, ob zu diesem Zweck oder schon früher, wissen wir nicht, eine Dichtung „Prometheus" geschrieben, die dem Balletmeister zur Grundlage seines Tanzspiels diente. Es sind hübsche, gebildete Verse, der Antike nachempfunden, eher zur Verdunkelung als Erläuterung der stummen Handlung geeignet, aber gut gemeint und wohl gefeilt, und das thut uns sehr leid. Denn Emil Taubert konnte früher, als er noch nicht als königlich preußischer Hofbeamter par ordre du moufti sämtliche Theaterjubiläen und Hoffeste zu Prologen verarbeitete, sehr schöne Verse schmieden, in denen nicht nur Musik war, sondern auch ein ungemein feines Naturgefühl lebte. Damals war er geradezu ein Stück „elementarer" Dichter und konnte als solcher von dem feinsinnigen Aesthetiker Carl du Prel neben Mörike und Martin Greif gestellt werden. Immerhin sind auch diese Verse für ein Balletbuch noch immer viel zu gut, besonders wenn man sie neben Oscar Berggruen's Uebertragung der „Cavalleria rusticana" stellt, welcher der „Prometheus" als abendfüllendes Spektakel beigegeben und vorausgeschickt ist.

Ueber Mascagni hat die „Gegenwart" schon vor Jahr und Tag in einem Mailänder Aufsatz: „Die Entdeckung eines musikalischen Genies" berichtet, und sein Aufsehen erregendes Werk ist bereits an dieser Stelle von Prof. Heinrich Ehrlich beurteilt worden. Es bleibt uns nur die Pflicht, ein Wort über die Darstellung zu sagen. Sie trug den Stempel der Hochberg'schen Aera. Treffliche Mittel und doch mittelmäßiges Ergebniß, großes Können und kleine Thaten. Eine unvergleichliche Sängerin wie Frau Sucher (Santuzza) an der Spitze, Meistersinger Betz, der französisch fein geschulte Herr Sylva, der frische Herr Bulß — Alles Gesangskräfte, wie sie keine Bühne besser hat, und doch eine Aufführung ohne Stil, Stimmung und Einheitlichkeit, während gerade diese drei Eigenschaften der Composition eine bleibende Bedeutung sichern. Gewiß, die Aufführung der Angelo Neumann'schen Truppe stand in den Einzelleistungen weit hinter der Berliner zurück, und doch war mit einer gewissen kecken Congenialität im kleineren Rahmen die Stimmung des Werkes viel besser getroffen. Ein unglücklicher Gedanke war es besonders, die parlando geschriebenen Worte der theatralischen Leichenbeschauerin: „Turiddu ist gefallen!" einer eigens zu diesem Zwecke dem Schauspielhaus entlehnten Künstlerin anzuvertrauen. Jede Figurantin, von der Wucht der Situation gepackt, hätte den einfachen Ausdruck besser oder wenigstens natürlicher getroffen. So bekamen wir nur das hohle Pathos des altbewährten Bühneneffectes zu hören, das kaum mehr zu der erschütternd wahrhaftigen Instrumentation des Italieners paßte, sondern vielmehr das herkömmliche Tremolo der Sensationsdramatik herausforderte. Unseres Heldentenors Lied hinter dem Vorhange klang wie italienisch, soll aber doch deutsch gesungen gewesen sein. Herr Sylva nimmt es damit nicht so genau. Und doch ist besonders im Finale mit seiner Gewitterschwüle, wo in den Violinen die Angst des nach der Mutter rufenden Turiddu nachzittert, jedes Wort vom „Mutter! bis zum „quel vino è generoso", ja jede Silbe von Wichtigkeit. Nur ein wagnerisch geschulter Sänger bringt diese Declamation zur vollen Geltung, nicht aber der unbeholfene, stammelnde, barbarische Vortrag mit seinen Heldentenormanieren. Dieser genügt für Verdi, aber nicht für Mascagni. Herr Rothmühl, dessen Stimme nicht entfernt an Klang und Umfang an die des Herrn Sylva hinanreicht, bot am dritten Abend eine viel erfreulichere Leistung. Herr Betz als Alfio war namentlich im „Fuhrmannslied", das doch zu den schwächeren Nummern gehört, voll Humor und volksthümlicher Kraft, aber die Parthie liegt ihm ganz und gar nicht. Die Darstellerin der Lola fiel ab, weil sie nur das Grissettenhafte, nicht aber das Dämonische dieser Dorfkokette zur Darstellung brachte. Die Haltung des Orchesters unter der Führung des Herrn Capellmeisters Weingartner war tadellos. Die Klangfarbe, die Stimmung, der Duft dieser im Geiste Wagners empfangenen und doch echt italienischen Musik war getroffen, jeder Tact wahr und gefühlt, warmblütiges Leben, beseelte Natur, vom weihevollen Präludium bis zum shakespeareschen Finale. Maler Härtel hatte die Decoration (italienisches Dorf mit Kirchenplatz) entworfen, und das Bild des sizilischen Volkslebens, das Herr Tetzlaff entrollte, war schön bewegt, nur allzu vordringlich. Da und dort störte unter den Figuranten noch ein Anklang ans Ballet, wie der gelenkige Tanzstundenknix der Bauernburschen vor der Mariensäule. Wenn sie sich nicht auf die Kniee nieder lassen wollen, um zu beten, so mögen sie es getrost bei dem Zeichen des Kreuzes bewenden lassen. Auch die Kniebeuge der Andächtigen vor dem Weihwasserbecken ist des Guten zu viel. Ein Eintauchen der Fingerspitzen und Bekreuzigen — das genügt.

Auf den Anschlagzetteln und Programmen war das Werkchen in geschmackloser Weise als: „Cavalleria rusticana", in Klammer „Bauern-Ehre" angekündigt. Das ist nämlich die neueste Mode. Früher war man darauf bedacht, fremden Werken einen guten deutschen Titel zu finden, und wir danken diesem Bestreben manche hübsche Verdeutschung, womit wir keineswegs an Laube's allzustereotypes „Er und Sie" denken. Dann fingen die Directoren an, den Originaltitel in Klammern an zweite Stelle zu rücken, was nach etwas Besonderem aussehen sollte, „'n Bisken französisch!" Leider lief es dabei oft nicht ohne die landesüblichen Sprachschnitzer ab. „Haus Fourchambault" (Les Fourchambault) erhielt auch im Französischen das niederdeutsche Plural-s und wochenlang las man an allen Wiener Anschlagsäulen den Barbarismus: Die Kameradin (La Camerade). Die neueste Errungenschaft scheint nun zu sein, daß man die Titel überhaupt nicht, oder erst in zweiter Linie verdeutscht, so daß man in Wien und Berlin fast nur noch von der „Cavalléria" singen und sagen hört. Jetzt macht auch das Kgl. Opernhaus die alberne Mode mit. Dann freilich darf auch unserer Operettenbühne der vollkommen ausreichende Titel: „Der Schreiberkönig" oder „Die Schreiberzunft" nicht genügen, weshalb sie die nichtssagende Bezeichnung „Die Basoche" wählt, was sie denn auch täglich zu weitläufigen Erläuterungen auf dem Theaterzettel nöthigt. Nun auch unter deutschem Namen wäre die neue Operette bei uns nicht populär geworden. Sie ist nicht ohne Funken von Talent, die Instrumentation angenehm und fein, die Melodienbildung nie trivial. Leider fällt Messager so gar nichts Originelles und Packendes ein. Er giebt Melodien ohne Ausspinnung, nur angeschlagene Motive alla Mascagni, keine zündenden Lieder, die dem Hörer noch auf dem Heimwege nachklingen und die er getrost nach Hause tragen kann. Solche verlangt aber die Operette gebieterisch, wenn sie ins Volk dringen soll. Da hilft alles Verschleiern der Melodien-Impotenz nichts, da heißt es Farbe bekennen und lieber banal sein, als vornehm und langweilig. Weil aber diese Melodien fehlen, so wird die Operette trotz der guten Darstellung keinen irgend nachhaltigen Erfolg haben. Und das ist sehr Schade, schon um des allerliebsten Textes willen, der uns ein Stück mittelalterliches Paris zeigt. Damals bildeten nämlich die Advokatenschreiber eine Zunft unter dem Namen Basoche (von Basilica, der römischen Gerichtshalle). Von Philippe dem Schönen um 1300 gestiftet, hatten die Basochiens Privilegien, eine eigene Gerechtsame, ihren Wahlkönig, hielten Umzüge ab und spielten im Justizpalaste Theater. Ihr Dramaturg war jenes verbummelte Genie Gringoire, der im gleichnamigen Einacter von Banville auch bei uns die Bühnen betrat und in der neuesten Oper von Ignaz Brüll Titelheld ist. Hier in der Operette wird zum König der Basoche der aus der französischen Literaturgeschichte bekannte Volksdichter, Höfling und Abenteurer Meister Clement Marot ernannt, der der Geliebte von Diana von Poitiers und Königin Marguerite war, bei Pavia von den deutschen Landsknechten gefangen genommen wurde und in der Verbannung starb.

Jà n'est pas besoin s' expliquer d'avantage,
Bien entendez que c'est maitre Clement,

wie es in einem Gedichte von damals heißt. Albert Carré hat aus ihm eine Art Ange Pitou („Madame Angot") gemacht. Clement wird von der Schreiberzunft für seine zündenden Couplets — ach, wo sind sie Monsieur Messager? — zum König ernannt und in seiner flittergoldenen Herrlichkeit für den König von Frankreich und Navarra gehalten. Die Eine dieser Naiven ist seine Frau, die er ängstlich secretirt, weil der Schreiberkönig unbeweibt sein muß, und die andere eine dem wirklichen König per Procuration angetraute englische Prinzessin. Im dritten Act löst sich natürlich alles in Wohlgefallen auf, trotzdem sich da zwei Königinnen gegenüber stehen. Zwar hat sich die echte Prinzeß arg blosgestellt, indem sie mit dem Schreiberkönig soupirte, den sie für ihren bis anhin unbekannten Ludwig XII. hielt, aber dieser ist trottelhaft genug, um ein Auge zuzudrücken, und Madame Marot erklärt sich schließlich zufrieden, daß sie auf eine echte Königin nicht eifersüchtig zu sein und nicht mehr Frankreich zu regieren braucht. Diese ganze Komödie der Irrungen ist hübsch lustspielmäßig entwickelt und ausgeführt, und wenn uns etwas den Genuß trübt, so sind es die fürchterlichen Verse, womit Herr Richard Genée das Ganze und auch die eingelegten echten Lieder Marot's im ersten Acte angeblich „verdeutschte."

Wir hätten dem ebenso intelligenten, als unermüdlichen Director Fritzsche und seinen wackeren Truppen nach langer so Zeit gerne wieder einen Erfolg gegönnt, denn auch im Unglück zeigt sich unsere Operettenbühne doch immer zu vortrefflichen und kostbaren Aufführungen verpflichtet. Nicht nur die Pracht und der Geschmack der Ausstattung und die Güte des Personals, auch das Geschick, womit Director Fritzsche stets die jedem Werk eigenthümliche Stimmung herauszuarbeiten versteht, erfreuen die Zuschauer jedesmal wieder. War früher eine dem Wiener Operettentheater nachgeahmte zappelnde „Feschheit" öfter zu tadeln, so ist jetzt alles ruhiger, ausgeglichener und doch noch lebendig und voll Verve. Strauß und Millöcker haben in Wien keine besseren Aufführungen ihrer Werke erlebt, wie sie es uns selbst bestätigt haben. Aber freilich, wo sind diese Meister jetzt! Strauß wagt eben den verhängnißvollen Schritt auf die Opernbühne, und Millöcker hat, seit er nach dem „Gasparone" seiner Librettistenfirma Zell und Genée untreu wurde, kein Glück mehr. Ihre Nachfolger und selbst die Franzosen und der treffliche Sullivan haben aber Director Fritzsche seit Jahren schlecht unterstützt. Der Verfall der Operette vollzieht sich eben mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses, und die heitere Oper steckt trotz Lortzing dem deutschen Musiker nicht im Blute. Das Fr. Wilhelmstädtische Theater soll es nun, wie wir hören, mit dem Volksstück versuchen wollen. Schön gedacht, aber wo ist ein Volksstück? Was gut ist an Anzengruber und seinen oberbayrischen Nachahmern haben uns schon die Münchener abgespielt, und ein Berliner Volksstück ist bei unserer ganz und gar nicht naiven, sondern stets ironisirenden Bevölkerung undenkbar. Möglich, daß in Paris noch eine neue gute Operette auftaucht, wie aus dem italienischen Opernsumpfe von heute plötzlich die Wunderblume Mascagni's aufgegangen ist, doch wir würden uns nicht darauf verlassen. Aber da spricht man ja immer von einem zweiten Opernhause! Herr Fritzsche hat einfach sein Personal zu vervollständigen, seine unverhältnißmäßig hohen Eintrittspreise um die Hälfte herabzusetzen und jenes Spielopern-Repertoire zu pflegen, das Angelo

Digitized by Google

Neumann's schon mythenhaft gewordenes Berliner zweites Opernhaus sich ausersehen hatte, und eine gewiß erfolgreiche Volksoper ist da. Er wäre mit seiner reichen Erfahrung und erstaunlichen Thatkraft ganz der Mann dazu, um eine Komische Oper, nach der ganz Berlin seufzt, ins Leben zu rufen und gedeihlich fortzuentwickeln. Eine solche Concurrenz würde auch unser Königliches Opernhaus aus dem Philistertraum wohlthätig aufrütteln.

Aus den Concertsälen ist wenig Erfreuliches zu melden. Die heiligen Hallen öffnen sich noch immer den Klavierpaukerinnen und ausgesungensten Sängerinnen, die sich vor einem Parterre von Freibillets-tonigen produciren und zufrieden sind mit dem Beifalle ihrer begeisterten Claque. Angeln sich da und dort solche Herrschaften eine Schülerin (zwei Stunden wöchentlich à 2 Mark mit sechsmonatlicher Verpflichtung) oder noch lieber einen vermögenden Verehrer, so ist der Zweck ihrer Schaustellung vollständig erreicht. Naiv oder unverschämt sind höchstens gewisse Tagesblätter, die noch über solche Concerte berichten, und sich den Anschein geben, den unkünstlerischen Bauernfang nicht zu durchschauen. Oasen in diesen letztwöchigen Productionen bildeten fast nur die philharmonischen Concerte unter Leitung des Herrn von Bülow und Mitwirkung Joseph Joachim's, die Concerte des trefflichen Dichtercomponisten August Bungert (der bloß eine verhängnißvolle Vorliebe für die unverständlichen Liedertexte von Carmen Silva hat), der Damen Hermine Spies und Amalie Joachim. Die Letztere wollte in vier Abenden die Entwickelung des deutschen Liedes zur Darstellung bringen, wobei sie von dem Schumann-Biographen Heinrich Reimann unterstützt wurde. Der erste Abend war dem volksthümlichen Liede vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Zeit gewidmet, vom „Abschied von Innsbruck" (ca. 1450), Haßlers Lustgarten (1601) und Liedern von J. A. P. Schulz, H. Himmel und L. A. Weber bis hinauf zu Schubert, Mendelssohn, Schumann und Brahms. Diese 35 Lieder mit mehreren Dacapo waren nun natürlich der Gaben zu viel für ein großes Publikum, trotzdem die anerkannte Gesangmeisterin wohl bei Stimme war und noch besser vortrug, so daß Schumann und Brahms nur längst „abgefallene" Zuhörer fanden. Solche musikhistorische Experimente gehören eben nicht in den Concertsaal. Möge Frau Joachim ein andermal keinen „Gelehrten fragen" und nie wieder ihre Programme nach seinen Liebhabereien aufstellen. Sie will ein großes Publikum, also singe sie auch dafür. Alles Andere ist Abschreckungstheorie! M.

Notizen.

Naturwissenschaftliche Plaudereien von E. Budde. (Berlin, Georg Reimer). Der Verfasser ist Redacteur einer physikalischen Zeitschrift und bietet hier eine Sammlung seiner naturwissenschaftlichen Feuilletons aus der Kölnischen Zeitung. Er ist nicht allein ein bewährter Forscher und Fachgelehrter, sondern auch ganz vorzüglicher Plauderer, einfach, klar und voll Witz und Humor, so daß er auf die angenehmste Weise dem Leser eine Menge von Kenntnissen beizubringen versteht. Er erzählt uns vom nützlichen Regenwurm und schädlichen Sperling, den die Nordamerikaner in ihrem Land einführten und so gern wieder los wären, von Spinnen und Seeschlangen, Ameisen und Leuchtkäfern, Bienen und Büffeln u. s. w. Er stöbert alte Streitfragen auf und löst sie überraschend gut: wie die Insekten den Heimweg finden, den Selbstmord des Skorpions, die Klugheit der Schwalben, woran der Hund die Spur seines Herrn erkennt, ob die Thiere zählen können ... Dann mehr philosophische Fragen in unterhaltendster Form: Das Unsterbliche auf Erden, rechts und links, das Ende der Welt. Endlich verbreitet er gemeinnützliche Kenntnisse und Recepte: wie schützt man sich am besten gegen das Ertrinken, das Löschen der Petroleumlampe, Sonnenbrand, Denkmälerverwitterung u. a. Wer einen Artikel gelesen, wird das Buch gewiß weiter und mit steigendem Antheil und wachsender Belehrung zu Ende lesen.

Aus verborgenen Tiefen. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Hamburg, C. Kloß). Als entschiedenes Talent im Essay und in der Lyrik ist Otto Ernst zuerst von der „Gegenwart" erkannt worden, lange bevor er für seine Gedichte den Augsburger Schillerpreis erhielt. Auch als Erzähler wurde er in diesen Blättern eingeführt, und seine Novellen: Der Tod und das Mädchen, Ueberwunden und Herkules Meiers Gedichte werden unsern Lesern noch in gutem Gedächtniß sein. Sie bilden die drei Perlen des vorliegenden Bandes, und auch die übrigen Erzählungen reihen sich ihnen ebenbürtig an. Zarte Farbengebung, Schwung und duftigste Stimmung eignet ihnen allen, wie nicht minder ein feiner Humor, der zuweilen auch in bittere Ironie umschlägt. Als ein Dichter blickt er nicht nur in sein Herz, sondern auch in die Welt hinein, und ein zarter Schleier, den er nur ungern hebt, verhüllt Nähe und Ferne. Darum ist denn auch eine krasse Tendenzgeschichte wie „Der Herr Fabrikant" ganz und gar nicht sein Fach; schon weil sie voll übertriebener Färbung in Tendenz und Sentimentalität zeigt. Im bitter wehmüthigen Lächeln, das durch den „Tod und das Mädchen" geht oder in der ergreifenden Tragik des Ueberwundenen ist er ein Meister.

Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Eine poetische und prosaische Anthologie herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche. (Trier, Siegmund Mayer). Die 1. Lieferung dieser allerersten Anthologie der jüdischen Literatur, die durchaus nicht etwa nur Theologisches enthält, sondern sich mit allem Menschlichen und Göttlichen befaßt, betrifft das hellenistisch und targumistische Schriftthum und läßt ein vortreffliches Quellen- und Nachschlagewerk erwarten. Durchweg ausgezeichnet ist die Auswahl und Uebersetzung dieser Auszüge aus dem Besten, was israelische Dichter, Philosophen und Historiker seit Abschluß des biblischen Kanons bis auf die Neuzeit hervorbrachten. Auch vom Standpunkt der Humanität betrachtet, ist die Anthologie gerade bei dem gegenwärtig hin- und herwogenden Streit über Juden und Judenthum, ersprießlich, denn an der Hand der Thatsachen wird hier nachgewiesen, daß unter dem härtesten Druck jüdische Dichter und Denker Sittlichkeit und Recht hochgehalten haben.

Das Leben der Prinzessin Charlotte Amélie de la Trémoïlle, Gräfin zu Aldenburg. Erzählt von ihr selbst, eingeleitet, übersetzt und erläutert von Reinhard Mosen. (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung [A. Schwartz]). Der Sohn Julius Mosens, derzeit Oldenburger Oberbibliothekar, hat sich durch die Herausgabe dieses interessanten Memoirenwerkes, das uns schon aus Barthélemy's willkürlicher Bearbeitung bekannt war, ein großes Verdienst erworben. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Hofgeschichte des Jahrhunderts Ludwigs XIV., der uns an die Höfe von Versailles, Kopenhagen ꝛc., auch einmal 1688 flüchtig nach Berlin führt. Die Tochter des später wieder katholisch gewordenen Hugenotten, des Prinzen von Tarent, war eine vielgefeierte Schönheit, beobachtete gut und weiß so viel kulturhistorisch Merkwürdiges aus jener bewegten Zeit zu erzählen, daß wir das Buch nicht nur Geschichtsforschern, sondern auch dem großen Publikum empfehlen können. Auch stoffhungerigen Dramatikern, die da manche dankbare Handlung finden, z. B. die Tragödie des dänischen Günstlings Griffenfeld (Schumacher aus Danzig), die entschieden dankbarer und bewegter ist als die oft behandelten verwandten Struensee- und Monaldeschi-Stoffe.

Afrika. Von Wilhelm Sievers. (Leipzig, Bibl. Institut.) Das reich mit Illustrationen und Karten versehene Werk bildet den ersten Band einer alle fünf Erdtheile umfassenden Länderkunde, die der berühmte Verlag plant und vorbereitet. Gerade in unserer Zeit der Colonialpolitik, wo das quid novi ex Africa auch für uns Geltung und Bedeutung gewinnt, und seitdem wir den dunklen Erdtheil, der immer heller wird, in unsere Interessensphäre hineingezogen, muß uns ein Werk wie vorliegendes willkommen sein, das die gesammte Kenntniß Afrikas offen vor uns niederlegt. Die Darstellung ist so lichtvoll und anregend, daß das belehrende Nachschlagebuch geradezu ein Unterhaltungsbuch wird. Die Bilder und Karten sind von jener erstaunlichen Fülle und Güte, an die uns das Bibliographische Institut schon durch sein Chromo-Conversationslexicon verwöhnt hat.

Im Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart erscheint unter der Herausgeberschaft des Münchener Privatdozenten Hans Schmidkunz eine Flugschriftensammlung in zwangloser Folge und unter der bezeichnenden Spitzmarke: „Gegen den Materialismus". Das Unternehmen wird Manchem als verspätet erscheinen, denn im Denken und Dichten, ja sogar im Forschen unserer Zeit ist eine deutliche Abkehr vom Materialismus zu beobachten. Blos die Massen, vor allem die in der Gefolgschaft der Socialisten stehenden Arbeiter, werden jetzt immer mehr von der „schon wieder anachronistisch gewordenen" Bewegung infizirt und in ihrer Lebensführung dadurch bestimmt. Drum ist das vorliegende Unternehmen förderungswürdig und verdienstvoll. Es ist auch recht und billig, daß der antimaterialistische Philosophie-Altmeister Prof. M. Carriere die Reihe mit seiner geist- und gemüthreichen Streitschrift zur Verständigung: „Materialismus und Aesthetik" beginnt. Einen Trost, daß nicht alle Arbeiter Marxisten sind, gewährt Heft 2, die von Theobald Ziegler eingeleiteten „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt." Der Verfasser Gustav Buhr ist ein philosophischer Weißgerbergeselle im Badischen, der als Selbstdenker sich vom dogmatischen Christenthum, wie so viele seiner Standesgenossen, losgemacht hat und den „Frieden" nicht in der Naturwissenschaft, sondern in der Philosophie fand, so daß er jetzt gegen das Dogma des Unglaubens polemisirt und sich in den letzten Fragen in Ergebung bescheidet. Ein interessanter Versuch ist auch die letzterschienene Flugschrift: „Der Materialismus in der Literatur" von Ola Hansson. Der bekannte schwedische Dichter und Aesthetiker, auch ein Mitarbeiter unseres Blattes, analysirt in seiner an Nietzsche sich anlehnenden Manier die neuesten literarischen Bestrebungen in Frankreich, Deutschland, Skandinavien und Rußland, die eine Romantik des Naturalismus erkennen lassen, die aber bei uns schwerlich jemals Erfolg haben wird.

Eveline. Trauerspiel von Eduard Mohr. (Kreuznach, G. Barth.) Der Verfasser hat lange Zeit im Auslande gelebt und dabei ohne Zweifel den Zusammenhang mit der lebendigen Literatur seines Volkes verloren. Er dichtet noch ganz in Shakespeares Geschmack, wobei er sich mehr an das hält, was an dem Genie sterblich ist. Dahin gehören die komischen Rüpelscenen mitten im Tragischen, der jähe Wechsel der Diction, von Vers und Prosa u. s. w. Die Handlung schwebt völlig in der Luft und ist mit ihren Gräueln und Motiven unklar und unerfreulich. Wenn ein Selbstmörder im Stück auf die Frage nach der Nothwendigkeit seiner That antwortet: „Wer wollt' es sagen, ohne Gott zu sein?" so meinen wir, daß es gerade die Aufgabe des Dichters war, die Motive so darzustellen, daß die Folgerichtigkeit der Katastrophe sofort einleuchtet. Wir geben dem Verfasser den wohlgemeinten Rath, sein eigenstes Gebiet der historischen Tragödie nicht zu verlassen, denn Coligny und zumal sein Saul stehen viel höher als dieses neue Phantasiestück.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Wilh. Braumüller in Wien.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Wiener Journalistik
von den Anfängen bis zum Jahre 1848.
Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte
von
E. W. Zenker.
Mit einem bibliographischen Anhang.
gr. 8°. XII u. 160 S. 1892. Pr. fl. 2.40 = 4 ℳ.

Eine fleissige, mühevolle und hochinteressante Arbeit eines talentvollen Wiener Schriftstellers. Von grossem Werth für Bibliotheken, Literaturhistoriker, Politiker, Kulturhistoriker, Schriftsteller und überhaupt jeden Gebildeten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, in Wien durch **W. Braumüller & Sohn**, I Graben 21.

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.

Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.
Von **W. Henke,**
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit 40 Bildern. 1891.
VIII u. 248 S. 8°. 5,60 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Greiner & Comp.
Literarisches Institut.
Berlin, Unter den Linden 40.

Die Feuilleton-Zeitung (für Redactionen als Manuscript gedruckt) erscheint wöchentlich 800 bis 1000 Zeilen stark. Ueber 200 der namhaftesten Autoren zählen wir zu den ständigen Mitarbeitern unseres Organs, das sich bei den vornehmsten deutschen Zeitungs-Redaktionen der größten Beliebtheit erfreut. Beiträge werden unmittelbar nach Annahme honorirt.

Feuilleton-Romane. Das Institut steht mit den vornehmsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Rußland und Amerika im regsten Geschäftsverkehr, **übernimmt aber nichts in Commission,** sondern erwirbt hervorragende belletristische Arbeiten, deren Zahlung unmittelbar nach Annahme in baar erfolgt. Zum gemeinschaftlichen Abdruck verwendet das Institut u. a. folgende Romane:

Friedrich Spielhagen, Noblesse oblige. Adolf Wilbrandt, Adams Söhne. Wilhelm Raabe, Das Odfeld. Alex. Baron von Roberts, Revanche; Preisgekrönt. Rudolf von Gottschall, Die Tochter Rübezahls; Verkümmerte Existenzen. Hans Hopfen, Der Genius und sein Erbe. Wilhelm Jensen, Die Kinder von Oedacker. Adolf Glaser, Ein Seelenfreund. Fritz Mauthner, Der letzte Deutsche von Blatna. Balduin Möllhausen, Der alte Corpsbursche. Ernst von Wolzogen, Die Kinder der Excellenz. Theophil Zolling, Coulissengeister.

Im Verlage von **Karl Mehrlich, München,** ist soeben erschienen:

I. Band (531 Seiten) **Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter".** Preis 10 M. eleg. gebunden. **Beziehbar entweder direct oder durch bessere Buchhandlungen!**

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christentum Christi
und
Die Religion der Liebe.
Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion
Von Th. Schultze,
Oberpräsidialrat a. D.
8°. 5 Bogen. Preis brosch. Mark 1,50.

Dieses Werk bildet einen Merkstein des weiteren bedeutenden Fortschreitens der durch Egidys „Ernste Gedanken" in lebhaften Fluß geratenen kritischen Bewegung auf religiösem Gebiet. Während Egidy dem heutigen Kirchentum das Urchristentum als Muster gegenüberstellt und Rückkehr zum Christentum Christi als der reinen Religion der Liebe fordert, geht der geistreiche Verfasser dieses Werkes viel weiter und sieht in dem völligen Aufgeben des Christentums die notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung des religiösen Lebens. Er weist in ernster, gedankentiefer Darstellung nach, daß der religiöse Standpunkt Jesu durchaus nicht dem idealen Bilde entsprochen hat, das sich viele von demselben machen, und daß die Liebe nicht geeignet ist, zum religiösen Prinzip erhoben zu werden. Aus den Blättern der Geschichte beweist er, daß das Christentum keineswegs den sittlichen Einfluß gehabt hat, der ihm von den meisten Menschen zugeschrieben wird, und daß es gar nicht den Anspruch erheben darf, die Grundlage der heutigen europäischen Kultur zu bilden. Mit der Verneinung jeden Offenbarungsglaubens erklärt er Beobachtung und Nachdenken als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntnis und ist daher überzeugt, daß die Religion in der Gestalt überlieferter dogmatischer Systeme gewisser vom Staate mit Zwangs- und Bannrechten auf den Jugendunterricht ausgestatteten Korporationen ihrem Absterben mit schnellen Schritten entgegengeht, indem er zugleich beweist, daß deshalb die Fundamente für den Bestand der europäischen Zivilisation nicht aus den Fugen gehen werden, denn diese Zivilisation beruht eben gar nicht auf kirchlicher Grundlage.

Nun vollständig.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Passendstes Festgeschenk.

Zweite Volks- und Familienausgabe.

Neu durchgesehen und herausgegeben
von
Dietrich Theden.

Fr. Gerstäcker's Ausgewählte Werke.

Zwei Serien in 70 resp. 71 Lieferungen oder je 12 Bänden. Jede Lieferung mindestens 6 Bogen in 8° in elegantestem Druck auf holzfreiem Papier nur **30 Pf.**,

der broschirte Band von 30—40 Bogen **M. 1.80.** Jeder Band in siebenfarbigem Irisdruck **M. 2.75;** in Liebhaber-Halbfranzband **M. 3.30.**

Einzelne Lieferungen und Bände nur zum doppelten Preis.

1. Lieferung durch jede Buchhandlung.

Als **Weihnachtsgeschenk** eignet sich das Unternehmen vortrefflich und kostet jede Serie geheftet **M. 21.60,** eleg. gebunden in siebenfarbigem Irisdruck **M. 33.—;** in Liebhaber-Halbfranzband **M. 39.60.**

Nun vollständig.

Neuigkeiten im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Rudolf Baumbach.
Thüringer Lieder.
M. 2.50 brosch.

Gedichte von Hans von Vintler.
M. 3.— brosch.

Chiemgauer Volk.
Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns
von **Hartwig Peetz.**
M. 1.60 brosch.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten
aus den Alpenlanden.
Gesammelt und herausgegeben von **Ludw. v. Hörmann.**
Kl. Elzev.-Ausgabe in Pergament geb. M. 1.50.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Rumäniens Lage zwischen Rußland und der Türkei. Von Miles. — **Literatur und Kunst:** Zola als Politiker. Von Leo Berg. — Anthropologische Geschichtsphilosophie. Von Guntram Schultheiß. — **Feuilleton:** Im vollen Licht. Von H. P. — **Aus der Hauptstadt:** Suprema lex. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von H. M. — Der Schloßbrunnen von Begas. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Rumäniens Lage zwischen Rußland und der Türkei.

Der Besuch König Karols von Rumänien und die ungemein herzliche Begrüßung, die derselbe in der Reichshauptstadt, sowie seitens des Kaisers empfing, und welche in den Toastworten des Kaisers bei einem Galadiner: „Er begrüße den wieder in den Kreis seiner Offiziere zurückgekehrten König" einen bedeutsamen Ausdruck fand, hat die Aufmerksamkeit auf die exponirte Lage Rumäniens zwischen Rußland und der Türkei gelenkt, und es sei daher gestattet, derselben, da die Beziehungen zwischen Rußland und der Pforte in Anbetracht der politischen Gegensätze beider Länder in vielleicht nicht allzuferner Zeit leicht wieder gespannter zu werden vermöchten, eine kurze Betrachtung zu widmen.

Diese Betrachtung vermag sich natürlich vorzugsweise nur in militärisch-politischer Richtung zu erstrecken, da der kleine Donaustaat Rumänien hauptsächlich nur in dieser Hinsicht für Rußland, wie für die Türkei eine wesentliche Bedeutung besitzt.

Das Königreich Rumänien gehört nebst Bulgarien und Serbien zu der Gruppe der „Pufferstaaten", deren ausgesprochener Existenzzweck darin besteht, eine Scheidewand zwischen Rußland und der Türkei zu bilden, um ernsten Conflicten dieser beiden benachbarten Großmächte, wenigstens auf der zu denselben mehr herausfordernden europäischen Seite, möglichst vorzubeugen.

Die große strategische Bedeutung Rumäniens, mit der wir uns hier allein beschäftigen wollen, beruht wesentlich in dem Umstande, daß Rumänien das durch die geographischen Verhältnisse unbedingt gebotene Durchgangsland für jeden ernstlichen Angriff Rußlands auf die Türkei bildet, da Rußland, ohne in Krieg mit Oesterreich zu gerathen, den ohnehin beschwerlichen und langwierigen Weg durch Siebenbürgen, Ungarn und Serbien nach Constantinopel unter Umgehung Rumäniens nicht einzuschlagen vermag.

Wenngleich auch alle Angriffe, welche Rußland bisher gegen die Türkei geführt hat, mit dem russischen Vorgehen auf der Balkanhalbinsel auch gleichzeitig ein russisches Heer in Kleinasien vordringen sahen, so ist es doch in Anbetracht der dabei in Betracht kommenden Verhältnisse völlig unmöglich, daß der russische Hauptangriff auf Constantinopel in Kleinasien geführt wird, und es muß derselbe, wie die dabei in's Gewicht fallenden Verhältnisse zur Zeit und voraussichtlich noch auf lange hinaus liegen, allemal auf dem Wege durch Rumänien und auf der Balkanhalbinsel erfolgen. Wenige und kurze Ausführungen dürften genügen, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erhärten.

Der Weg, welchen die russischen Streitkräfte nach Constantinopel, dem Endziel und entscheidenden Object eines jeden mit voller Wucht geführten russischen Krieges gegen die Pforte, zu gelangen, zurücklegen müssen, beträgt über Kleinasien über das Doppelte an Länge, wie durch Rumänien und die Balkanhalbinsel, und zwar von der Gegend des etwa in der Mitte des südlichen Rußlands gelegenen Jekaterinoslaw ab über den Kaukasus und durch Kleinasien etwa 300, über die Donau und den Balkan ca. 140 deutsche Meilen. Jener über doppelt so lange Weg weist überdies keine einzige Eisenbahnlinie in Kleinasien auf, welche für den Nachschub an Truppen und Kriegsmaterial aller Art russischerseits benutzt und somit einem in Kleinasien operirenden russischen Heere als Verbindungslinie mit dem Hinterlande zu dienen vermöchte. Nur eine einzige und noch dazu, wie die meisten russischen Eisenbahnen, eingleisige Bahnlinie, welche nur auf der Strecke Rostow-Schachtnaja ein zweites „Ausweichegleis" besitzt, die Linie Moskau-Griasi-Woronesch-Rostow-Tschorjezkaja führt bis Wladikawkask an den Nordfuß des Kaukasus, um alsdann den Truppentransport und den Nachschub für ein russisches Heer auf eine 20 Meilen lange Hochgebirgsstraße zu verweisen, welche überdies mehrere Wochen im Jahre in Folge von Schnee und Eis unpassirbar ist. Vom Südfluß des Kaukasus aus könnte die Bahn von Tiflis nach Batu vielleicht für eine am südlichen Ufer des Schwarzen Meeres auf Trapezunt operirende russische Seitencolonne in Betracht kommen, im übrigen aber sind die russischen Streitkräfte hier ebenfalls auf den Landweg und zwar Straßen angewiesen, die, je weiter sie in das Innere der kleinasiatischen Türkei hineinführen, immer schlechter werden.

Noch entbehrt das einst so blühende Kleinasien der Schienenverbindungswege, welche allein im Stande sein dürften, seinen Handel und Verkehr wieder auf eine der früheren annähernde Höhe zu bringen, und schwache Anfänge zeigen sich in dieser Hinsicht nur in den kurzen Strecken: Skutari-Ismid, Smyrna-Allaschdehr und Smyrna-Denislid, sowie in den projectirten Bahnstrecken von Samsun nach Sivas, von Sivas nach Angora und von Ak-su nach Munadia, von denen überdies nur die beiden letztgenannten für die russischen Heeresoperationen in Kleinasien nach ihrer Vollendung erhebliche Vortheile zu bieten vermöchten.

Die Führung der russischen Hauptoperation bei einem Kriege mit der Türkei durch Kleinasien auf Constantinopel muß daher in Anbetracht der geschilderten schwierigen Ver-

Digitized by Google

hältnisse als völlig ausgeschlossen gelten, und ebenso in Folge der Unzulänglichkeit der Transportmittel für ein Heer von mehreren hunderttausend Mann der Weg zur See von Sebastopol, Nikolajew, Kertsch und Batu etwa nach dem Gestade der Buchten von Kilia und Riva Kalessi im Norden von Constantinopel an der Mündung des Bosporus in das Schwarze Meer.

In der militärischen Tagesliteratur wurde in letzter Zeit mehrfach auf die Möglichkeit einer Bedrohung Constantinopels und speziell des kleinen nördlich gelegenen befestigten türkischen Hafenplatzes Kilia mit seiner zu einer Landung sehr geeigneten Bucht, bei welcher sich überdies ein Kohlenlager befindet, von der vortrefflichen maritimen Basis Rußlands am Schwarzen Meere, den genannten befestigten russischen Hafenplätzen aus, hingewiesen. Man muß zugeben, daß das gesammte Südufer des Schwarzen Meeres und die türkischen Küsten der Balkanhalbinsel und Kleinasiens mit ihren Hafenplätzen Burgas, Midia, Derkos, Kilia, Rivas, Bender-Eregli, Bartaus, Sinope, Samsun und Trapezunt, in Ermangelung einer starken türkischen Flotte und ausreichender Küstenbefestigungen einem russischen Angriff völlig preisgegeben sind; allein dieser Angriff vermag sich nur auf eine Nebenoperation und auf kurze Expeditionen und Landungen behufs Eintreibung von Contributionen ꝛc., sowie eine Beschießung der betreffenden Hafenplätze zu erstrecken.

Für illusorisch möchten wir jedoch die Möglichkeit einer russischen Landung mit starken Streitkräften in der Bucht von Kilia mit dem Zwecke, demnächst Constantinopel anzugreifen, bezeichnen. Die Bucht von Kilia liegt in der Luftlinie nur ca. 3 Meilen von Constantinopel entfernt, in welcher Stadt sich eine Garnison von ca. 25000 Mann auf Friedensfuß befindet. Es hieße ein vollständiges Ueberraschen der Pforte durch die Mobilmachung des Gegners und die Versammlung des für den Transport nur eines einzigen Armeecorps erforderlichen gewaltigen Materials an Transportdampfern voraussetzen, wenn man annehmen wollte, die Pforte werde sich drei Meilen vor den Thoren der Hauptstadt durch eine russiche Landung von etwa 30,000 Mann, welche zahlreiche gecharterte Dampfer aus Sebastopol, Nicolajew, Odessa, Kertsch und Batu in 1—2 Tagen heranzuführen vermögen, überfallen lassen.*) Die Ausschiffung dieses Landungscorps aber würde allein voraussichtlich mehr Zeit beanspruchen, wie der Marsch der Garnison von Constantinopel nach Kilia, d. h. fünf Stunden. Ueberdies ist die Mündung des Bosporus durch ein Kabel mit der Hauptstadt verbunden. Und selbst, wenn eine derartige Landung glückte, würden diese 30,000 Mann bei ihrem Vordringen gegen die Hauptstadt gegenüber der Garnison und den starken Befestigungen von Constantinopel zerschellen und ohne jeden Erfolg geopfert sein. Wenn sich dieselben jedoch — eine andere Möglichkeit — verschanzten und Nachschub erwarteten, würden sie zweifellos noch während dieses Verschanzens mit starker Ueberlegenheit angegriffen und aufgerieben werden. Eine derartige Truppenmacht aber, zu welcher etwa 9000 Reit- und Zugpferde, 120 Geschütze und gegen 2000 Fahrzeuge aller Art gehören, würde ungefähr 60 große Transportdampfer à 500 Mann und vielleicht über 200 derartige Dampfer für die Pferde und Fahrzeuge erfordern, so daß durch ihren Transport voraussichtlich sämmtliche Dampfer der russischen Handelsflotte des Schwarzen Meeres in Anspruch genommen werden würden. Die gelandeten 30,000 Mann würden ferner, wenn sie nicht sofort starken Nachschub erhielten, von türkischer Uebermacht erdrückt werden. Es bleibt für den russischen Hauptangriff auf die Türkei daher nur der Weg durch Rumänien übrig. Dieser Weg bietet der russischen Offensive zwar nur eine einzige eingleisige Eisenbahnverbindung, sowie diejenige mit den Hafenplätzen der Westküste des Schwarzen Meeres zur See; allein die erstere führt — allerdings ohne festen Donauübergang — bis Schumla an den Nordfuß des Balkan und wird, wenn die Balkanbahn vollendet ist, über Adrianopel bis vor die Thore Constantinopels reichen.

Rumänien muß daher mit Bestimmtheit darauf rechnen, bei einem Kriege Rußlands mit der Pforte, welchen zu localisiren der russischen Diplomatie gelingt, freiwillig oder von Rußland genöthigt, den russischen Streitkräften den Durchmarsch durch die Walachei und die Dobrudscha zu gestatten.

Die Lage ist heute für Rumänien in politischer Hinsicht eine andere wie zur Zeit des letzten russisch-türkischen Krieges; damals war das Fürstenthum ein Vasallenstaat der Pforte und vermochte daher von Rußland als ein Theil des feindlichen türkischen Gebietes betrachtet, zum Durchmarsch benutzt und von den übrigen Mächten, ohne daß sich dieselben in Gegnerschaft zu Rußland setzten, nicht geschützt werden. Heute aber ist Rumänien unabhängig, und es wird sich daher in dem angenommenen Kriegsfall entscheiden müssen, ob es Rußland den Durchzug gestattet, womit es einen der Pforte feindlichen Act begeht und zu derselben in Kriegszustand tritt, oder ob es denselben verwehren will. Nun hat die rumänische Heeresleitung in den letzten Decennien sehr viel für die Entwickelung der Wehrkraft des Landes und für die Umwandlung der Landeshauptstadt Bukarest in eine Lagerfestung ersten Ranges gethan, sowie auch in neuester Zeit die Befestigungen der Plätze Galacz, Braila und Foczani zum Theil neu angelegt und verstärkt. Allein ungeachtet der bemerkenswerthen Thatsache, daß in Folge ersterer Thätigkeit Rumänien heute im Kriegsfall über eine Heeresmacht von ca. 270,000 Mann nebst starken Reserven verfügt und eine stark befestigte Landeshauptstadt, sowie einige Grenzfestungen und zugleich Eisenbahnsperrplätze besitzt, vermag dieses Land, selbst wenn es von der Pforte kräftig unterstützt würde, nicht daran zu denken, den an seiner Nordostgrenze erscheinenden heute verfügbaren und organisirten Heeresmassen des russischen Kolosses in dem angenommenen Kriegsfalle mit Aussicht auf Erfolg gegenüberzutreten, da überdies die türkische, zum Fußmarsch über den Balkan genöthigte Unterstützung zu spät eintreffen würde.

Völlig anders aber gestaltet sich die Lage für Rumänien, wenn eine andere Großmacht, wie beispielsweise Oesterreich, in einem Kriege Rußlands mit der Pforte für dieselbe Partei ergreift und mit seinen Streitkräften für sie eintritt. Alsdann verbietet sich ein Vordringen Rußlands durch Rumänien auf Constantinopel ganz von selbst, bevor nicht die Entscheidung gegen Oesterreich, welches ein derartiges Vordringen, dasselbe in der Flanke fassend, völlig unmöglich machen würde, sei es in Galizien oder Volhynien resp. vor Kiew gefallen ist.

Rumänien hat daher hinsichtlich der Aufrechterhaltung seiner Selbständigkeit und der Erhaltung des Friedens in erster Linie einen zwischen Rußland und der Pforte localisirt bleibenden Krieg zu fürchten, und der Besuch König Karols I. ist daher vielfach im Sinne einer Anlehnung an den Dreibund für den Fall des Ausbruchs eines Krieges im Orient aufgefaßt worden. Es dürfte jedoch nahe liegen, daß der Dreibund nicht das Interesse haben kann und die Sphäre seines Einflusses nicht so weit auszudehnen bemüht sein wird, um bei einem zwischen Rußland und der Pforte ausbrechenden Kriege zu Gunsten Rumäniens und der Pforte zu interveniren, so lange Rußland sich nicht in den Besitz der unvergleichlichen Position und Hauptstadt Constantinopel zu setzen sucht. Denn jene Intervention würde voraussichtlich das Signal zum Kriege der meisten mitteleuropäischen Mächte geben.

Wie verlautet, hat Rußland bereits vor Monaten in Bukarest sondirt, ob im Falle eines Krieges mit der Pforte das Durchzugsrecht durch die Dobrudscha zugestanden werden würde, ein Vorgang, der dazu beigetragen haben dürfte, den König Karol zu veranlassen, behufs des Anschlusses Rumäniens an den Dreibund bei der Vormacht desselben zu sondiren. Inwieweit dieses Sondiren von Erfolg begleitet gewesen ist oder nicht, entzieht sich natürlich der öffentlichen Kenntniß; vielleicht ist es dem Monarchen gelungen, für gewisse Fälle die diplomatische Unterstützung der Dreibundmächte zu erhalten, allein es wird allgemein als außer Zweifel stehend angenommen, daß es zum Abschlusse eines Bündnisses mit

*) Es ist uns nicht unbekannt, daß ein russisches Armeecorps auf Kriegsfuß weit stärker anzunehmen sein wird.

Digitized by Google

Rumänien nicht gekommen und damit die Spannung der allgemeinen politischen Lage nicht von Neuem erhöht worden ist. Man könnte schließlich den Einwand erheben, daß Rumänien bei einer Heeresmacht von über 270,000 Mann und einer stark befestigten Landeshauptstadt in der Lage zu sein vermöchte, da es im Jahre 1877 in der That wesentlich zum schließlichen Erfolge der russischen Waffen vor Plewna und damit zur Entscheidung des ganzen Krieges beitrug, im Falle eines Krieges Rußlands mit der Türkei das Schwergewicht seiner Unterstützung für einen günstigen Erfolg der Türkei in die Wagschale zu werfen; allein seit jener Zeit hat sich die russische Heeresmacht und ihre Schlagfertigkeit in Folge ihrer Neuorganisation, sowie ihrer Concentration an der Westgrenze des Reichs und der Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes in einer Weise entwickelt, daß die Streitkräfte Rumäniens in einem solchen Kriege, überdies zweifellos vor ihrer Vereinigung mit den türkischen russischerseits angegriffen, nicht mehr den Ausschlag zu geben vermögen. Miles.

Literatur und Kunst.

Zola als Politiker.

Von Leo Berg.

Es war wirklich gar nicht nöthig, daß man von Zola's kriegerischen Reden, die er kürzlich gegen Deutschland hielt, so viel Aufhebens machte. Denn es war ja auch nicht der Politiker, der aus ihm sprach.

Man kennt seine Methode zu arbeiten. Zola ist nicht das, was man in Deutschland unter einem „freien Künstler" versteht. Er steht fast niemals über seinen Stoffen. Der freie Blick ist nicht der Zauber an seinen Werken. Er ist immer der Arbeiter, der unter der Gewalt seiner Materie keucht, ganz den Eindrücken dahingegeben, welche seine Stoffe in ihm hervorrufen. Wiewohl ein männlicher Geist und aus härterem Stoff gemacht als unser Goethe beispielsweise, verhält er sich doch stets passiv und macht sich zum Concert der Töne und Düfte, der Farben und Empfindungen, welches sein jedesmaliger Stoff spielt. Er hat seinen Blick auf einen einzelnen Punkt gestellt und bohrt ihn hinein bis zum Stumpfsinn und zur Verblendung. Sein Horizont ist eng beschränkt. Und endlich hat er die compacte Mauer seiner Materie mit seinem Blick durchbohrt, und geblendet von dem neuen ungewohnten Licht, läßt er seiner Phantasie und seinen Combinationen die Zügel frei; und er, der noch eben so ängstlich, so philisterhaft ängstlich in der Aufstellung und Beurtheilung der Documente war, wird jetzt zum trunkenen Phantast. Diesen Prozeß kann man bei allen seinen Romanen verfolgen. Was Wunder, daß Zola nun, da er auf dem Schlachtfeld von Sedan Studien zu seinem nächsten Roman sammelt, sich zum Echo der Donner macht, welche vor 20 Jahren das Schlachtfeld erfüllten, daß er in kriegerische Stimmungen verfällt und daß er, der Sohn Frankreichs, hier an den Denkmalen der Schande seines Vaterlandes, von Revanche träumt. Das Alles gebraucht er ja zu seinem Roman. Der Verfasser von „Germinal" und „L'Assommoir" hatte sich so in die soziale Bewegung versenkt, der Verfasser von „L'Oeuvre" war so, ganz ebenso in künstlerischen Fragen aufgegangen. Nur daß sich damals die Reporter nicht so wild auf ihn stürzten. Man hätte ganz ähnliche Dinge zu hören bekommen.

Zola ist zunächst viel zu viel Künstler, um nicht auch die Politik als Künstler zu behandeln. Gerade der Politik hat er sich gegenüber frei zu machen verstanden. Er hat sich wie Ibsen gehütet, sich einer Partei oder einer politischen Bewegung zu überliefern. Trotzdem aber haben, wie leicht ersichtlich, Zola's Werke, wie die jedes modernen Dichters, einen bedeutenden politischen Untergrund. Seine politischen Anschauungen haben sogar etwas Einheitliches, Festes, Folgerichtiges. Man könnte sagen, sein ganzer großer Romanplan ist aus dem Haß gegen das zweite Kaiserreich entstanden. Er hat es oft und deutlich genug gesagt. Verschiedene Romane zeigen zum Schluß die Tendenz ganz offenkundig, am rückhaltlosesten „Excellenz Rougon" und „Nana". Das zweite Kaiserreich ist für Zola etwas wie die Hölle des Dante. Es ist seine zeitliche Einheit. Alles ist verderbt, Alles geht seinem Untergang entgegen. Es ist die Zeit der Lüge und der Selbstsucht, der Schwäche und des Elends. Der Sturz des Kaiserreichs die Katharsis dieser gräßlichen Tragödie.

Zola ist weit davon entfernt, gegen Deutschland Revanche zu schreien. Für ihn ist Deutschland nur der Arm der Gerechtigkeit. Er faßt die Niederlage von 1870 nur als gerechte Sühne auf. Ja, er geht noch viel weiter. Er urtheilt genau wie die Deutschen selbst und erklärt den Triumph von 1871 geradezu als den Sieg des überlegenen Geistes. Als im Jahre 1878 die Aufnahme Renan's in die Akademie zusammenfiel mit einer sensationellen Wiederaufnahme von Victor Hugo's „Ruy Blas" in der „Comédie française" und dieser Umstand zum Anlaß genommen wurde, dem Triumph des französischen Geistes ein Loblied zu singen, in das Renan selbst in seiner Antrittsrede einstimmte, da konnte es sich Zola nicht versagen, der französischen Jugend ein Mene Tekel zuzurufen. Er citirt sogar die Berliner „Nationalzeitung" gegen die französischen Blätter: „Wer nicht vorwärts geht, ist bald überholt. Jede Nation, die auf ihren Lorbeeren auszuruhen gedenkt, geht unweigerlich ihrer Décadence entgegen. Nicht die numerische Ueberlegenheit hat Deutschland den Sieg gebracht. Frankreich hat schon mit schwächeren Kräften gesiegt, damals, als es in der Cultur den anderen Völkern voranschritt. Das Jahr 1870 aber bedeutet eine Niederlage des französischen Geistes."

„Im Jahre 1870 dagegen hat sich unsere Kraft an der Methode eines Volkes gebrochen, das viel schwerfälliger und weniger tapfer war, als wir, wir sind von Massen zermalmt worden, welche mit der Logik zu Werke gegangen sind, wir sind durch die Anwendung der wissenschaftlichen Richtung auf die Kriegskunst aus einander gesprengt worden, ohne der Artillerie, die viel mächtiger war als die unserige, der besser geeigneten Ausrüstung, der strafferen Disziplin, der vernünftigeren Benutzung der Eisenbahnen zu gedenken . . ."

Der wissenschaftliche Geist in Deutschland imponirt Zola mächtig und bis zur Ungerechtigkeit gegen seine Landsleute. Er preist David Strauß auf Kosten Renan's, den er nur als großen Schriftsteller gelten läßt, während er in Strauß den eigentlichen Vertreter der Wissenschaft sieht. Der Sieg aber muß dem wissenschaftlichen Geist gehören, das ist eine Lehre, die Zola nicht müde wird zu predigen, und zugleich den Naturalisten, d. h. den vom Geist der modernen Wissenschaft erfaßten und von der Natur geleiteten Künstlern. Ganz wie die Deutschen selbst wendet sich Zola gegen die Franzosen, als die conventionelleren, unnatürlicheren, unwahreren Künstler und Schriftsteller.

Und ebenso muß in militärischer Hinsicht der Sieg dem General anheimfallen, der sich die wissenschaftliche Formel seiner Zeit zu eigen zu machen verstanden hat. „Der Sieg hängt in unseren modernen Zeiten mehr und mehr von dem technischen Genie des Hauptcommandeurs ab, von der Hand, welche die wissenschaftliche Richtung der Epoche auf den Krieg anwendet."

Deshalb kann Zola die französische Jugend, der er den hier citirten Aufsatz*) widmet, nicht genug vor dem Radaupatriotismus warnen und ebenso vor der politischen Romantik, die vergangenen Zeiten und Siegen nachhängt und sich die Gegenwart rauben läßt.

„Nun! Ich wiederhole es angesichts der Unglücksfälle, unter welchen wir noch bluten, der wahre Patriotismus besteht darin, einzusehen, daß andere Zeiten gekommen sind und die wissenschaftliche Richtung anzunehmen, anstatt Gott weiß von irgend welcher Rückkehr in irgend einen Winkel literarischer Ideale zu träumen. Der wissenschaftliche Geist hat uns geschlagen, laßt uns daher den wissenschaftlichen Geist bei uns pflegen, damit wir Andere schlagen . . ."

*) „Lettre à la jeunesse." Aus dem Bande „Le roman expérimental". Paris, G. Charpentier & Co. Die deutsche Ausgabe dieses Bandes erscheint in diesem Winter als erster Theil der von Leo Berg herausgegebenen und übersetzten autorisirten Gesammtausgabe von Zola's kritisch-theoretischen Schriften.

Digitized by Google

Der Auffassung, wie wir sie hier gezeigt haben, widerspricht Zola's jüngste kriegerische Aeußerung gründlich. Oder haben sich in den 10—12 Jahren wirklich die Verhältnisse so sehr geändert? —

Wiewohl sich Zola nicht sehr oft über politische Fragen äußerte, ist doch seine politische Ueberzeugung nicht im Geringsten zweifelhaft. Der französische Naturalismus scheidet sich in zwei große politische Parteien, in eine aristokratische, mit Edm. de Goncourt an der Spitze, und eine demokratische, die von Emile Zola befehligt wird.

Gegen die Anerkennung seiner demokratischen Tendenz sträubt sich nun Zola auf's Allerentschiedenste. Goncourt hat in der Vorrede zu seinem Roman „Les frères Zemganno" gegen Zola's einseitigen Naturalismus polemisirt und der literarischen Jugend Frankreichs den Rath gegeben, die Analyse des Naturalismus auf die höheren Klassen anzuwenden, um ihn so vom Schmutz zu befreien und eine vertiefte Kenntniß des complicirten modernen Seelenlebens zu ermöglichen. Natürlich will Zola nichts davon wissen, den Naturalismus nur auf die unteren Stände beschränkt zu haben! Er wehrt sich dagegen, daß man „L'Assommoir" und immer wieder „L'Assommoir" als sein Hauptstück betrachtet. Gewiß, er ist ganz mit seinem alten Freunde Goncourt einverstanden. Der Naturalismus soll die Welt erobern und mithin auch die oberen Stände analysiren. Ja, Zola geht hier noch viel weiter, und zwar so weit, als man es von einem literarischen Parteihäuptling kaum erwartet. Er selbst warnt die Jugend gleich Goethe's Werther in dem bekannten Gedicht, ihm nachzufolgen und er fordert geradezu zur Reaction gegen seine Schule auf. Da heute diese Reaction auf der ganzen Linie in Thätigkeit ist, dürfte diese wenig bekannte Stelle nicht ohne Interesse sein:

„Ich gehe noch weiter, ich flehe die jungen Romanschriftsteller an, gegen uns eine Reaction zu machen. Sie sollen uns nach Goncourt's glücklichem Ausdruck, in unserer künstlerischen Schrift klauen lassen. Aber sie sollen einen starken, sonoren, einfachen und menschlichen Stil zu schreiben versuchen. All' unser Geschwätz, all' unsere Reden sind nicht so viel werth, wie ein Wort, das an seiner richtigen Stelle steht. Das ist es, was ich empfinde und was ich wollte, wenn ich es könnte. Aber ich für meinen Theil fürchte sehr, habe zu viel in dem romantischen Mischmasch herum gepanscht; ich bin zu früh geboren. Wenn ich je Zorn gegen die Romantik empfinde, so kommt das daher, weil ich über Alles die falsche literarische Erziehung hasse, die man mir gegeben hat . . ."

Allein hinsichtlich der Streitfrage selbst bleibt Zola bei dem, was er immer gesagt hat: Schmutz ist überall; und wenn man die höheren Klassen ihrer schönen Maskerade entkleidet, so sind sie nicht sauberer als die Arbeiter und Dirnen.

„Unsere Analyse bleibt immer grausam, weil sie bis auf den Grund des menschlichen Körpers geht. Ob hoch, ob niedrig, wir schildern bis zum thierischen Instinkt. Gewiß gibt es mehr oder weniger zahlreiche Umhüllungen; aber wenn wir sie der Reihe nach beschrieben haben und die letzte aufheben, dann sieht man dahinter immer mehr Schmutz als Blumen. Deshalb sind unsere Werke so düster und streng. Wir suchen nicht das Widerwärtige, aber wir finden es; und wenn wir es verbergen wollten, müßten wir lügen oder mindestens unvollständig bleiben . . ."

Und der Unterschied wird nur der sein, daß, während die unteren Klassen entschuldigt werden können, bei den höheren der Schmutz in der Seele selber steckt. In der vornehmen Welt existirt nicht weniger Schmutz, d. h.: sie ist weit schmutziger. Es ist, man merkt es, der Demokrat, der aus diesen Zeilen spricht. Und es ist der moderne Demokrat mit seinem Mißtrauen gegen Alles, was oben ist. Als Schriftsteller sucht er sich und der Literatur vor allen Dingen Unabhängigkeit zu wahren. Er ist gegen alle Art von amtlich beglaubigter Auszeichnung, ob das nun Preise, Orden, Sitz in der Akademie oder was sonst sei. Einmal räth er der jungen Schriftstellergeneration, vor allen Dingen ihr Augenmerk auf Geldverdienst zu richten, um sich von jeder entwürdigenden Abhängigkeit von den Salons, der Gesellschaft und besonders der Regierung frei zu machen. Zola vertritt die philisterhafte Auffassung von der Kraft des Talents, die sich selbst Bahn bricht. „Der Sieg gehört der starken Kraft und das ist gerecht. Das Talent muß stark sein; ist es nicht mehr stark, dann ist es auch kein Talent mehr und es verdient es nur, daß die Wahrheit sich auf seine Rechnung Geltung verschafft." Das ist plump, unpsychologisch und plebejisch und nur dem Stolz des Republikaners, des durch sich selbst gemachten Mannes zu verzeihen. Denn im Grunde wird Zola von folgendem Gedankengang geleitet: Die Kunst, die Literatur und zumal der Naturalismus muß sich zur Hauptmacht des Lebens machen, und deshalb muß sie auch durch sich selbst bestehen und jede Hülfe verschmähen können. „Wie viel edler ist die Verachtung! Alle diese Anstandsphrasen verachten und keiner Eitelkeit fröhnen, das ist in unserem Schriftstellerberuf vielleicht der größte Vorzug . . . Keine Rücksicht kann Einen bestimmen, auch nur die geringste Phrase zu ändern . . ." —

Das Unglück unserer Zeit, in Frankreich genau so wie in Deutschland, ist, daß die Literatur vollständig von der Politik verdrängt und in den Schatten gestellt wird. Eigentlich, meint Zola, sollte sich ein Schriftsteller von wirklichem Talent gar nicht mit politischer Tagesschriftstellerei einlassen. Die großen Epochen der Menschheit waren nicht politische Höhepunkte, oder doch nur ausnahmsweise; zur Zeit der Revolution, der Liga, der Fronde ꝛc. lag die französische Literatur danieder. (In Deutschland wird man leicht Analogien finden.) „Ihr macht allerdings die Geschichte, aber wir machen sie mit euch und über euch hinweg; denn uns verdankt jene ihr Bestehen." Zola ist weit davon entfernt, den Politikern irgend welchen Vorrang einzuräumen. Er schildert die Deputirten in ihrer ganzen Eitelkeit und Bedeutungslosigkeit und das Parlament als die Zufluchtsstätte aller gescheiterten Existenzen. Die Politiker sind nach ihm die Leute, welche ihren Beruf verfehlt haben. „Das ist kein verkommener Literat oder Künstler, der nicht durch die Advocatur oder die Presse zu den höchsten Aemtern zu kommen hoffen kann."

Wie steht es nun heute in der Republik? Nicht im Geringsten besser, vielleicht noch schlimmer! Zola macht dies Verhältniß der Republik zur Literatur zum Gegenstand einer eigenen, sehr interessanten Studie, in welcher die erstere nicht zum Besten fortkommt. Ich bin ein alter Republikaner, sagt er, ich habe die republikanischen Ideen verfochten, als das Kaiserreich noch mächtig war. Ich bin ein Republikaner, der von der Republik nicht lebt, und diese Situation ist ausgezeichnet, will man laut seine Meinung sagen.

Zola läßt nun die verschiedenen Typen von Republikanern Revue passiren und untersucht ihr Verhältniß zur Literatur, die als moderne Literatur für ihn mit dem Naturalismus zusammenfällt. Da ist der doctrinäre, den Zola den Jesuiten des Protestantismus nennt. Der Pedant, der Philister, der Niemanden erschrecken will und alle Welt langweilt. Die Republik ist für sie nur Form, im Grunde widerstrebt ihnen die Republik und zugleich die moderne Wissenschaft.

Dann kommt der Romantiker, eine lustigere Figur, der Phrasendrescher, der in alten Anschauungen lebt. Er moquirt sich einfach über die exacte Analyse, über die Experimentalmethode und die moderne Bewegung, durch welche die Gesellschaft neu gegründet werden soll.

Der Fanatiker, der nächste Typus, ist aber weit schlimmer als die beiden vorigen, denn er würde die Republik tödten, wenn er die Gewalt in der Hand hätte. Alle diese drei Typen gehen nicht mit der Wahrheit, sondern steuern mit Macht auf den Irrthum zu.

Ihnen gegenüber steht der Naturalist unter den Politikern. Er thut dasselbe wie der Naturalist in der Literatur und in der Wissenschaft, er hat die Analyse und die Erfahrung zur Unterlage, und geht zum Menschen und zur Natur zurück, indem er sie in ihren wahren Instinkten und Bedürfnissen und Thätigkeiten prüft, er rechnet mit dem Milieu und den bestimmenden Umständen.

Und das ist Zola's politisches Ideal, dem wir durch die letzten Ereignisse, wie er meint, entgegengeführt werden:

„Nur die Politik kann allein in Frankreich die endgültige Republik begründen, die sich von der Doctrin der Empiriker und dem Idealismus der Dichter befreit hat, die sich auf Wissenschaft und Erfahrung gründet, methodisch vorgeht und sich die normale Entwickelung eines in seinem Milieu und seinem Wesen studirten Volkes zum Ziel setzt."

Die anderen Republikaner, der Doctrinär, der Fanatiker und Romantiker leben mit der Literatur auf Kriegsfuß, sie wollen Alles nivelliren, jede Größe und Eigenart genirt sie.

Darin unterscheidet sich die Republik in Nichts vom König- und Kaiserthum. Aber die wahre Republik baut sich auf Thatsachen auf; und betrachtet man die Republik als die menschliche Regierungsform par excellence, die sich auf einer allgemeinen Untersuchung aufbaut und den Bedürfnissen einer Nation entspricht, dann darf man geradezu sagen: der Naturalismus ist eine republikanische Literatur.

Damit das aber sei, muß er ganz frei sein, ohne jede Einschränkung, und daher die Forderung: Abschaffung der Censur in jeder Form, da sie nichts nützt, die Muthigen nur hemmt und für alle ernst Schaffenden etwas Entwürdigendes hat. Und das sagte auch Zola dem Minister gerade heraus, der einmal eine Reihe von Schriftstellern berufen hatte, um mit ihnen zu besprechen, was zur Hebung der Literatur sich thun ließe. Zola's Rath ist kurz und bündig: „Faites-nous libres, et vous serez un grand ministre." Die Freiheit ist Alles, was wir von der Regierung verlangen. Aber nein! Die Republikaner wollen alle möglichen Freiheiten, nur der Literatur wollen sie ihre Freiheit nicht geben. Alle ihre Orden, Pensionen und Auszeichnungen sollen sie nur behalten.

„Wir mögen Eure Wettbewerbe nicht, wir sehen verächtlich auf Eure Treibhäuser herab, wir wollen uns Eurer Polizei nicht unterwerfen, und wir lassen uns von Euch nicht entmuthigen. Was wir verlangen, das ist Freiheit! Wir haben ein Recht darauf, wir fordern sie und wir gebrauchen sie. Die Politiker enthalten uns die Freiheit vor, die sie uns zurückgeben sollen!"

Aber das wird sich ändern, glaubt Zola, wenn erst die wahre Republik am Werke ist: die Macht der wahrsten und vorgeschrittensten Geister, das ist der Sieg der Natur auch in der Politik, ein erweiterter und auf das tägliche Leben angewandter Naturalismus.

Anthropologische Geschichtsphilosophie.

Von Guntram Schultheiß.

Wer Zeit und Theilnahme genug hätte allen den Ikarusflügen nachzuforschen, die neben dem langsamen aber stetigen Anwachsen gesicherter Ergebnisse die subjective Seite der Geschichte der Wissenschaften mit zugleich belehrenden und entmuthigenden Kapiteln bereichern könnten, der würde nur bestätigt finden, daß ohne die enthusiastische Freude am Wissen um seiner selbst willen die wichtigsten und strengsten Disciplinen nicht emporgekommen wären. So hat auch die jüngste, die Anthropologie, lange genug Liebhaber gefunden, noch viel früher in England und Frankreich als in Deutschland, deren Bestrebungen in der zünftigen Auffassung als Dilettantenthum übersehen werden durften. Auch heute besteht erst eine Professur in Deutschland speciell für anthropologische Forschung und Lehre; bezeichnend für ihr doppeltes Antlitz ist es, daß hauptsächlich Mediziner sich mit ihrer Ausgestaltung befassen. Denn andererseits scheint ja der Anthropologie schon ihr Name umfassendere Aufgaben zuzuweisen. „Wissenschaft vom Menschen" — und den Unterabtheilungen der Gattung, den Rassen — schließt das nicht die weitesten Ausblicke auf alle Bethätigungen ein? Nicht nur die Urgeschichte ist Domäne der Anthropologie mit Recht! wie könnte sich die directe Fortsetzung, die beglaubigte Geschichte, deren Einfluß entziehen können?

Ein Einbruch in ihr Gebiet ist doch schon die Entdeckung, eine Folge der herrschend gewordenen Eintheilung der Massen in langköpfige und kurzköpfige — daß die heute überwiegende Bevölkerung Frankreichs und des größten Theiles von Deutschland nicht von den alten Galliern oder Germanen abstammen könne. Denn die alten Germanen waren blonde Langköpfe, die heutigen Deutschen, besonders Süddeutschlands, sind wie theilweise schon vor Virchow's Statistik der Schulkinder von J. Ranke und Hölder gezeigt wurde, in der Mehrzahl nicht blond, und noch viel weniger Langköpfe. Ist es dann nicht bloße Fiction, wenn wir den Arminius feiern, und die Germania in Stein und Erz aufstellen?

Eine vis major, die Rücksicht auf den Raum, zwingt uns allen weiterziehenden Erörterungen aus dem Wege zu gehen und die Aufmerksamkeit des Lesers nur darauf zu lenken, wie ein französischer Anthropologe, Prof. De Lapouge in Montpellier in den Ergebnissen seiner Wissenschaft den Schlüssel des Verständnisses nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Gegenwart Frankreichs darbietet.

Noch stärker als in Deutschland ist dort der Abstich zwischen den Schilderungen der alten Schriftsteller von den kriegerischen Galliern, den blonden Riesen und den heutigen kleinen bräunlichen kurzköpfigen Franzosen, diese seien aber auch nicht etwa die Nachkommen der Gallier; sondern die ihrer Leibeigenen und Sklaven, einer unterjochten früheren Bevölkerung, einer anderen inferioren Rasse. Denn nur die blonden langköpfigen Gallier waren Arier, wie noch die heutigen Schweden. Die Kleinen und Dunkeln, die bald Celtoslaven genannt werden, weil ihre Schädelform sie den Slaven an die Seite stellt, bald Mongoloiden, sind nichts Anderes als ein Zweig der mongolischen Rasse und als solcher in Urzeiten aus Asien über die großen osteuropäischen Ebenen gekommen.

Die Verdrängung der blonden langköpfigen Arier, an deren Stelle die früher Unterjochten die Herrschaft übernahmen — das ist die wahre Bedeutung der einzelnen geschichtlichen Ereignisse. Wie Cäsar's Eroberung von Gallien die ältere Schicht der Arier aufrieb, von denen eine Million fiel, eine zweite in Knechtschaft verkauft wurde, so ging die Nachkommenschaft des germanischen Nachschubs, der kriegerische Lehensadel durch das Fehdewesen und die Kreuzzüge, durch das Cölibat der Geistlichkeit, das von jeder Generation die Hälfte der männlichen, zwei Drittel der weiblichen Nachkommenschaft zur Unfruchtbarkeit verurtheilte, durch die Hugenottenkriege, durch die Revolution nach und nach fast völlig zu Grunde. Mit den Trümmern nur kann das Frankreich von heute sein Ansehen nothdürftig aufrechterhalten, in Wirklichkeit ist das Uebergewicht endgültig an die stärker arischen Nationen England, Nordamerika, Preußen übergegangen. Dieses verdankt es hauptsächlich den eingewanderten Hugenotten. Wie in fast ganz Europa der Adel und besonders die regierenden Häuser arischer Abkunft sich rühmen, so ist dies eben ganz besonders auch in England und Deutschland; hier sind die kurzköpfigen Massen scharf von den herrschenden Ständen geschieden. In Frankreich hingegen ist die Demokratie eben nur die Folge des Verfalls, der Ruf nach Gleichheit nur der Ausdruck der Rasseninstincte der Kurzköpfe, die die Herrschaft der dazu Berufenen abgeschüttelt haben.

Diese Theorien zu vertreten, schriftlich und mündlich, erfordert gegenüber der herrschenden Volksstimmung immerhin einen achtungswerthen Muth. Die Aufsätze in der Revue d'anthropologie der letzten Jahre, denen wir sie entnehmen, gehen meist auf Vorlesungen und academische Curse vor freiwilligen Hörern zurück. Aber wie verhält es sich mit ihrer Begründung?

Ob der französische und sonstige Adel mit arischblonder Abstammung zusammenfällt, darauf können wir nicht eingehen. Den Beweis von seiner hervorragenden geistigen Begabung entlehnt der Anthropologe in der Hauptsache von Decandolles bekannter Statistik der Gelehrsamkeit, wonach der Adel zu den von der französischen Academie Ausgezeichneten allerdings einen unverhältnißmäßig hohen Antheil geliefert hat. Gerade die Gelehrten zu diesem Vergleich der Begabung zu verwenden, findet er sehr entsprechend, weil Liebe zum Neuen, Kühnheit der Gesichtspunkte, Intelligenz und Uneigennützigkeit ihre Ausrüstung sein müßten.

Aber unser Anthropologe geht noch weiter. Er braucht eine specifische, unabänderliche, schlechthin erbliche Begabung der beiden in Frage stehenden Rassen. So findet er denn, daß eine Eintragung der hervorragenden Leute in die Karte im Wesentlichen das Zusammenfallen mit dem Ueberwiegen der blonden Rasse Nordeuropas darstelle; der übrigens die Heroen Homer's und Virgil's nicht minder als die leitenden Stände der Aegypter, Babylonier u. s. w. angehört haben müssen. So ist es denn leicht die geistige Befähigung der Rassen zu umschreiben. Die Initiative, die Kühnheit in Krieg und Frieden, der Individualismus, gewaltige Leistungsfähigkeit und große

Digitized by Google

Bedürfnisse, charakterisiren den Arier; der kurzköpfige Mongoloide — Turanier nennen wir ihn bequemer nach deutschen Anthropologen — ist ein Herdenthier, gelehrig, fleißig, nüchtern, sparsam, aber beschränkt, für Gleichförmigkeit eingenommen, engherzig, so daß er nur unter der Leitung von Langköpfen etwas zu leisten im Stande ist.

Man ersieht ohne Mühe, woher diese Charakteristik genommen ist. Es ist der französische Kleinbürger. Und nachdem für die kurzköpfige Rasse, die Hölder zuerst die ligurische genannt hatte, von ihm der Name Turanier, von Pruner-Bey der der Mongoloiden in Umlauf gesetzt worden war, ist es nur noch ein sehr kleiner Schritt zur Uebertragung der Charakterzüge asiatischer Völker. Wir können nur kurz darauf hindeuten, wie hier der Name die Auffassung nach sich zieht, eine Name, der gegenüber der Thatsache, daß die kurzköpfige Bevölkerung Mitteleuropas seit langen Jahrtausenden der Vorgeschichte in ihrer staatlichen, sprachlichen und culturlichen Entwickelung selbständig sein muß — recht unglücklich gewählt ist oder wenigstens bloß klassifikatorisch sein sollte. Im Uebrigen ist die Behauptung von der Unveränderlichkeit der Rassenmerkmale und die Theorie der Vererbung auf das Aeußerste übertrieben.

Es ist nur consequent, wenn De Lapouge die Rassen als beständige Arten behandelt, z. B. den Neger einen domestizirten Chimpanse nennt. Denn aus der specifischen Trennung der beiden Rassen folgert er auch, daß ihre Mischlinge (métis, Mestize) keineswegs eine Verschmelzung und Ausgleichung, sondern eine Verschlechterung darstellen, wie dies ältere Anthropologen Knox, Perrier, Gobineau für Mulatten, Halbblut ꝛc. behauptet haben, daß sie nur die schlechten Seiten der beiden Eltern übernehmen. Eine Verschlechterung sind die arisch-turanischen Mischlinge, ein namhafter Theil nicht nur der französischen Bevölkerung, zunächst in moralischer Hinsicht. Der Egoismus der Kurzköpfe wird verstärkt durch den energischen Individualismus der Langköpfe, wogegen das Gemeingefühl der Familie verschwindet; so bleibt nur der Trieb nach Genuß, nach persönlichem Gewinn übrig. Die sich widersprechenden Einflüsse der Vererbung von den beiden Rassen zerren da Empfindungsleben des Mischlings nach verschiedenen Richtungen bis zur Ohnmacht des Willens.

Auch körperlich ist der Mischling eine Verschlechterung. Ja er ist nur bedingt der Fortpflanzung fähig. Bei fortgesetzter Mischung verschlingen sich die Einflüsse noch mehr, wie das geistige Wesen die Einheit des Charakters, den Zusammenhang der Antriebe und Stimmungen, den unbeirrten Instinkt der Gleichheit mit Verwandten oder Landsleuten einbüßt, so daß nur die vage Liebe zur Menschheit neben der Selbstliebe gilt, so führt die Verschiedenheit und Nichtübereinstimmung der körperlichen Vererbung schließlich zur Aufhebung der Lebensfähigkeit. An die Stelle der körperlichen Schönheit der reinen Rasse tritt eine bizarre Verknüpfung sich widerstrebender körperlicher Theile und Züge; das Ergebniß ist eine Analogie des Straßenhundes. Bei Frauen, die wiederholter Mischung entstammen, ist die davon herrührende Dyssymmetrie des Uterus häufig Grund zur Unfruchtbarkeit.

Dies ist der eigentliche Grund der sinkenden Geburtenziffer in Frankreich. Diese Erscheinung ist beschränkt auf die Gebietstheile, in denen die beiden Rassen vielfach gemischt und gekreuzt sind, in den fruchtbaren Flußthälern. Verderblich ist die Lehre von der Ersprießlichkeit der Mischung. Die Familienbildung ist an die Reinheit der Rasse geknüpft. Die Gegenden Frankreichs, wo entweder die kurzköpfige oder die langköpfige relativ rein sind, zeigen auch den Ueberschuß der Geburten. Auf der Inzucht beruht die Zukunft der Menschheit, während die französischen Mischlinge beständig im Erlöschen der Familien begriffen, nur durch die fortgesetzte Verbindung mit reinem Blut aufrecht erhalten oder auf den Weg des Rückschlags geführt werden. So ist das Verschwinden der Mischlinge nur eine Frage der Zeit. Das Einströmen deutscher und belgischer Bevölkerung in die Grenzorte der Anfang ihrer Ersetzung durch lebensfähige reinere Rassen. Die Zukunft gehört den Ariern.

Auf eine Kritik dieser Theorie müssen wir hier verzichten. Nur kurz sei darauf hingewiesen, daß die relative Unfruchtbarkeit sich auch bei ziemlich reinen Rassen findet, z. B. den Magyaren oder Türken. Wir halten sie für eine Erscheinung, die sich aus sozialen Anschauungen zur Genüge erklären läßt. Die Geschichte der Sitte im weitesten Sinn wäre ein Theil einer wirklichen Volksgeschichte, deren Methode kaum viele Anregungen von der Anthropologie erhoffen wird.

Wie wir sehen, hält De Lapouge den Stillstand der französischen Bevölkerung in erster Reihe für ein Naturereigniß; wenn er auch soziale Mißstände in Betracht zieht, was wir übergehen wollen, um noch in Kürze seine Meinung von der Zukunft kennen zu lernen. Die raschere Vermehrung der Engländer und anderer Völker gilt ihm eben nicht minder als Folge der Rasse; indem die Arier im Norden Europas compacter vorhanden sind. Berechnet er doch, daß es im Anfang des nächsten Jahrtausends allein 900 Millionen Angelsachsen geben wird, denen gegenüber sowohl die Kurzköpfe von Frankreich bis Rußland, als die dritte europäische Hauptrasse, die langköpfige, aber dunkle mittelländische in Italien und Spanien bedeutend zurückstehen werden. Die spezifische Begabung der Arier kennen wir schon. Die unbedingte Vererbung, und zugleich die Steigerung durch Inzucht — gegenüber der verderblichen Vorliebe für Kreuzung der Rassen und Familien — vertretend entlehnt er von dem Engländer Galton die Theorie der Familien mit erblicher Begabung — eugenische*) nennt er sie —, durch deren Abschließung ein höher begabtes Menschengeschlecht gezüchtet werden könnte. Hänge doch jetzt die wahre Bedeutung eines Volkes, die Fortführung seiner Culturrolle an ein paar Hundert erlauchter Geister, deren plötzlicher Verlust unersetzlich wäre, während der Ausfall von Millionen Arbeiter nur eine vorübergehende Störung machen könnte. Also Vervollkommnung des Menschengeschlechts, Sicherung der Cultur durch mehr Genies! Allerdings macht unser Anthropologe den Thatsachen und Theorien gegenüber, die zuletzt Lombroso zusammengefaßt hat — sie sind ja nicht ganz neu — das Zugeständniß, daß das Genie nicht erblicher normaler Zustand zu sein brauche, daß es auch Folge von Neurose sein könne und das vielleicht in der Hälfte der Fälle sei. Aber das Kennzeichen der Echtheit sei eben die Vererbung; und nur echte, eugenische Familien dürften sich verbinden. Wem drängt sich nicht die Lehre von der Vorsicht beim Einkauf von Porzellan auf, daß man das echte Meißner nur am Bruch kenne?

Außerdem hegt De Lapouge nicht die Befürchtungen, die man an die Inzucht knüpft, die einer Entartung der Nachkommen. Nur Vorsicht bei der Auswahl der Eltern! Dann hängt es nur von den 30 Millionen Ariern um's baltische Meer und in England und Nordamerika ab, die Herrschaft an sich zu reißen und durch Abschließung gegen die niederstehenden Schichten fortgesetzt zu behaupten. Sie besitzen ja das Gefühl der Solidarität der Rasse, es bedarf nur einer alliance aryenne. Anderswo hat Lapouge uns die Aussicht eröffnet, daß das nächste Jahrhundert Rassenkriege erleben, Millionen von Menschenleben opfern werde, bloß wegen einiger Grade Unterschied im Längenbreitenindex. So aber könnte es ohne Blutvergießen abgehen; man braucht nur zuerst den Entarteten, dann den bloß Normalen den Verzicht auf Familienbildung nahe zu legen. Schon in 100,000 Jahren könnte man den Erfolg in Augenschein nehmen und dazu ladet uns der Anthropologe mit Schwung und Begeisterung für seinen Plan ein.

So gedruckt zu lesen in der „Revue d'anthropologie", 1888, S. 191. Leider sind wir kaum im Stande, der Einladung Folge zu leisten. Es war nicht einmal zu erfahren, ob sich die alliance aryenne vielleicht schon im Geheimen gebildet hat. Das Zusammentreffen des Franzosen, des Engländers Galton und des deutschen Professors Nietzsche, der sich gern an seine Abstammung von polnischen Edelleuten er-

*) Also „Wohlgeborene". Dieses jetzt verschlissene Prädikat nahmen nach der Chronik von Zimmern (III, 590 der zweiten Ausgabe von Barack) noch 1549 die Grafenhäuser ausschließlich in Anspruch. Schade, daß dies De Lapouge entgangen ist!

Digitized by Google

innert, ist schon international genug. Sollte die alliance vielleicht unter dem harmlosen Titel einer Heirathsvermittelung wirken? Die vielen amerikanischen Erbinnen in der europäischen Aristokratie geben zu denken. Qui virra verra.

Eine weitere Kritik an diesem Phantasiestück zu üben versagen wir uns, aber doch ohne den möglichen Einfluß von Theorien zu unterschätzen. Abgesehen von dem Panslavismus auf politischem Gebiet, der ursprünglich auch nur literarische Theorie war — wie oft ist nicht z. B. die Dichtung von ästhetischen Systemen beherrscht worden! Der heutige Naturalismus berühmt sich seiner Uebereinstimmung mit der Tendenz der Wissenschaft. Bourget z. B. bedient sich gelegentlich der Theorie von der doppelten Vererbung, des Ichs der Empfindung und des davon verschiedenen Ichs des bewußten Strebens.

Uebrigens ist das Verhältniß der europäischen Völker zum Arierthum in Rasse und Sprache mit viel mehr Geist, Umsicht und Wissen, doch mit ähnlichen Schlüssen von Penka im Deutschen behandelt worden. Und doch bleibt sehr zu zweifeln, ob die Unterscheidung der europäischen Urrassen in der Erkenntniß der Ursachen geschichtliche Veränderungen fördern kann. Als Rassenkampf der Gallier gegen die Franken hat schon die Kaiserin Katharina von Rußland in einem Brief an Melchior Grimm die französische Revolution bezeichnet, ohne daß es dadurch wahrer würde. Es ist derselbe Adel, dessen körperlicher Verfall schon ein Jahrhundert früher zu Tage trat (vgl. Ribot, Sur l'hérédité, 2. Aufl., S. 372), dessen Fäulniß in den Emigranten die Rheinländer mit Ekel erfüllte, wie vorher die Pfalzgräfin Elisabeth, die Mutter des Regenten. Ob das Königthum deshalb unterlag, weil dieser Adel das feudale System nicht mehr vertheidigen konnte oder ob die Wucht neuer sozialer und politischer Anschauungen für die bisher Unterdrückten wirkte, die sich jedenfalls nicht als unterschiedene Rasse fühlte — das wird kaum die Anthropologie entscheiden wollen! Seit vorgeschichtlichen Jahrtausenden sind die europäischen Rassen zu Völkern zusammengeflossen; nur die Fortwirkung dieser Gemeinsamkeit in Cultur, Sprache und Geschichte sollte ohne Antheil an der Vererbung bleiben? Die Veränderlichkeit oder Dauerhaftigkeit der Rassenmerkmale wird wohl so bald nicht bewiesen werden können; aber wer möchte den sozialen Mächten der Entwickelung, dem Volkscharakter, dem nationalen Bewußtsein die Ueberlegenheit über individuelle Combinationen der Abkunft absprechen? Paßt nicht trotz des angeblichen Wechsels der Rasse die Schilderung Cäsar's vom Volkscharakter der Gallier noch heute? Andererseits ist der Schweizer und Tiroler trotz der gleichen körperlichen Merkmale verschieden genug. Woher sollte sich dies erklären als durch die verschiedene Geschichte, die der sozialen Vereinigungen aller Art, sie heißen Volk, Staat, Kirche, Gesellschaft oder wie immer. Nur durch sie lassen sich die verschiedensten historischen Probleme, die Abnahme des kriegerischen Geistes in Europa so gut als die führende Rolle Preußens, wenn auch nicht auf einmal, nach einem Prinzip begreifen, doch als zusammengesetzte Folge der Gegenwirkung von Ereignissen und Auffassungen verständlich machen. Denn leider versagt jedes Prinzip gerade im Einzelnen, und selbst die historischen Gesetze, wie sie Buckle anstrebte, scheinen nur insofern Werth für die Erkenntniß zu haben, als sie eben das Einzelne erklären.

Wir wollen nicht die Unterschiede der Rassen und ihr Fortleben leugnen, aber wir können sie doch nur als einen kleinen Theil des Gesammteinflusses der Vergangenheit auffassen, deren geschichtlicher Werth dadurch bestimmt ist, in wie weit sie als construirendes Moment der Volkseinheit erfaßt und festgehalten werden. Gewiß gehen die europäischen Rassen in grauer Vorzeit zurück, sie sind selbst ein Stück Geschichte, aber wer beweist denn, daß die Rassen, welche die Anthropologie für Vorgeschichte und Gegenwart klassificirt hat, überhaupt die einzigen sind, die in den europäischen Völkern aufgegangen sind?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im vollen Licht.

Michel Burkhard, der Künstler, verdient es wirklich, daß Einheimische und Fremde sich mit ihm befassen, aber Michel Burkhard, der Gesellschaftsmensch, — nun, je weniger man von ihm spricht, desto besser für ihn. Wahrscheinlich liegt sein Ehrgeiz nicht in dieser Richtung, denn was der blondbärtige Germanenkopf auf dem trotzigen, breiten Nacken sonst ernstlich anstrebt, das erreicht er auch. Gästen von jenseits des Oceans pflegen ihn die guten Münchner Bürger mit einigem Stolz zu zeigen, als Beweis, daß die „self made men" auch auf ihrem Grund und Boden gedeihen, denn vor zehn — oder war es vor zwölf — Jahren? kam er, wenn auch nicht gerade barfuß, so doch ohne nennenswerthes Schuhwerk, keinen rothen Heller in der Tasche, zur Stadt herein, ein Büchlein in der Hand, in das er Baum und Strauch, Gethier und Menschenkind mit unbeholfenen Fingern gezeichnet, wie er es von Malern, die seine Heimath nach Motiven absuchten, gesehen haben mochte. Und heute werden seine frischen, lustigen Bauernbilder noch naß von der Staffelei weg verkauft, jede seiner Arbeiten wird während ihres Entstehens von den Zeitungen diesseits und jenseits des Oceans wie ein Ereigniß von einschneidender Bedeutung besprochen, er besitzt Medaillen und Orden, daß er eine Wand damit behängen könnte, und vor Kurzem wurde er, der kaum Dreißigjährige, zum Professor an der Akademie ernannt.

Es ist wirklich traurig, daß sich solch' ein Mann nicht zum Aufputz einer Gesellschaft verwenden läßt, daß er Tags über volles Genügen an seinem Atelier und den jungen Herren von der Malerakademie findet (die bereit sind, für ihn durch Feuer und Wasser zu springen) und Abends seelenvergnügt mit etlichen Gesinnungsverwandten im dicken, selbsterzeugten Qualm beim Glase Bier sitzt, alle Einladungen zu Bällen, Festessen und Gesellschaften standhaft verschmähend. Ich frage, wie soll sich an dem armen Menschen sein Schicksal erfüllen? Wie soll er jemals in die Lage kommen, eine Herrin in sein Haus zu führen, die demselben mit Anmuth und feinen Formen vorzustehen vermag? Wohin diese Gesellschaftsscheu führt, hat man mit Schaudern an so manchem großen Künstler erlebt, der zu seinem fürstlichen Einkommen entweder gar keine, oder eine höchst unpassende Lebensgefährtin aus den niedersten Kreisen erkor.

Glücklicher Weise wird selbst ein harter Stein durch unaufhörliches Wassergerieſel ausgehöhlt, und Michel Burkhard war nur ein Mensch. Der Beharrlichkeit, mit welcher ihn die Frau des Bankiers Wangenheim einlud, hat er doch zuletzt weichen müssen. Wie der geschulteste Schmetterlingsfänger weiß die gute Dame jede Berühmtheit an feiner Nadel aufzuspießen und ihrer Sammlung einzuverleiben. Der Professor hat — Ehre, dem Ehre gebührt! — lange und kräftig an dieser Nadel gezappelt, aber eines Abends stand er doch in Frack und weißer Halsbinde im Empfangssaal der kunstbegeisterten Dame. An seinem Ohr rauschten klangvolle Herrennamen, an seinem Auge glitten aufgeputzte Frauen und Fräulein jeden Alters vorbei. Plötzlich schallte es aus seinem bisher stummen Munde laut, herzlich, freudig überrascht:

„Grüß Dich Gott, Marthe Vollsang!"

Die Anderen saßen wie eine Versammlung von Oelgötzen da. Die Formlosigkeit der Begrüßung hätte man dem berühmten Künstler nachgesehen, aber die Adresse, an welche er dieselbe richtete, überstieg die Grenze des selbst ihm Erlaubten.

Frau Wangenheim hat ihr ganzes Haus streng nach englischem Muster eingerichtet, aber was hilft das vortrefflichste Muster, wenn es nicht gehörig nachgeahmt wird? In London hätte jedes Mitglied der Gesellschaft eher den gewaltigen silbernen Theekessel seiner Beachtung gewürdigt, als den Automaten, der im schwarzen Seidenkleide hinter besagtem Kessel und einem Regiment von Tassen an einem Tischchen in der Ecke (leider von einem ungeschickt angebrachten Gasarm voll beleuchtet) saß und den Thee einschenkte. Hier aber streckte ihm der Held des Abends die Hand voll Wärme entgegen und geberdete sich, als wäre ihm durch diese Begegnung ein unverhofftes Glück widerfahren. Man will behaupten, daß die Dame des Hauses sich's verschwor, ihren Gästen je wieder englisch zu kommen.

Digitized by Google

Der Automat vergaß auf das Schmählichste seine Aufgabe. Wie ein ganz lebendiges Geschöpf mit gerötheten Wangen und verdächtig leuchtenden Augen rückte er zur Seite, als der Professor einen Stuhl für sich herbeizog und eifrig zu sprechen begann. Theekessel, Tassen und empörte Gesellschaft blieben vollständig ihrem Schicksal überlassen.

„Marthe Vollsang, bist Du es auch wirklich? Marthe Vollsang aus Siebenkirchen, die mit mir zusammen des geizigen Balgerbauern Kirschbäume plünderte und von dem treuen Diener seines Herrn mit den Zähnen festgehalten wurde, bis wir nach mannhaftem Kampf — ich trage die ehrenvolle Narbe noch am Schienbein — entkamen? Marthe Vollsang, die, trotzdem sie Queckſilber statt Blut in den Adern hatte, mir geduldig stille hielt, so oft ich meine Allotria mit dem Bleistift betrieb, um derentwillen mein Stiefvater unzählige Kreuzdornstöcke auf meinem harten Rücken zerschlagen hat? Marthe Vollsang, aus deren Mund ich die wegbahnenden Worte zuerst hörte: »An Deiner Stelle liefe ich auf und davon.« Ich kann es noch immer nicht recht glauben und bin versucht, ein »Alle guten Geister« zu murmeln, um zu sehen, ob Du Dich nicht etwa in Rauch und Nebel verflüchtigst."

Das Fräulein lachte: „Marthe Vollsang in Fleisch und Blut sitzt neben Ihnen, Herr Professor."

„Aber so groß geworden, so — schön" wollte er sagen, verschluckt es jedoch, — „so zur vollständigen Weltdame erwachsen! Das wirft ja alle Lehren von der stufenweisen Entwicklung der Menschen über den Haufen. Und wie kommst Du in dieses Haus und hinter den silbernen Greuel?"

„Ich komme direct aus dem Lehrerinnenseminar, Herr Professor. Sie müssen wissen, daß der Theekessel bloß eine Art von Anhängsel an meine Thätigkeit ist, mit welchem die Abende zweckentsprechend ausgefüllt werden. Tags über weihe ich die Töchter des Hauses in alle Künste und Wissenschaften ein, die je eine Gouvernante an den Rand der Verzweiflung gebracht, vom Klavier angefangen bis zur höhern Mathematik, vom Buntsticken bis — erschrecken Sie nicht! — zum Malen in Wasserfarben."

„Alle, Wetter, das bringst Du, Schulmeisters Wildkatze, wie sie Dich daheim hießen, fertig?" rief er erstaunt.

„Glaubt der Herr Professor das einzige Siebenkirchner Kind zu sein, das sich den silbernen Löffel, ohne welchen es auf die Welt kam, nachträglich erobert? Ich wollte — natürlich in bescheidenem Abstand von dem berühmten Künstler, — gleichfalls vorwärts kommen."

Er blickte sie nachdenklich an.

„Wie mußt Du Dich geplagt haben? Ich kann's beurtheilen, was es Unsereinen kostet, sich Kenntnisse anzueignen, die dem Stadtvolk oft förmlich von selbst zufliegen. Um Deine Beharrlichkeit könnte Dich mancher Mann beneiden!"

Sie wandte ein rothübergossenes Gesicht ab. Sie hat um keinen Preis unten im Dunkeln bleiben wollen, während sich ihr Kamerad in's volle Licht hinaufarbeitete. Doch schien er dieses Motiv nicht zu errathen.

„Höre, Marthe," hub er vorwurfsvoll an, „das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß Du in derselben Stadt mit mir weilst, ohne mir ein Lebenszeichen von Dir zu geben."

„Konnte ich denken, daß der berühmte Künstler an die arme Lehrerin, die zufällig eine Gehilfin bei seinen Knabenstreichen gewesen, erinnert werden wollte?"

Er wurde böse. „Das konntest Du sehr wohl wissen, Marthe, ein Zweifel daran ist beleidigend für mich."

„Der Herr Professor hat seiner Spielkameradin nie nachgefragt."

Er wandte betroffen den Kopf ab. Dieser Vorwurf traf. Er hatte sich als halbwüchsiger Junge die kleinen Dienste des viel jüngeren Nachbarkindes gefallen lassen, ohne viel darüber nachzudenken; ihre Anhänglichkeit und daß sie sich ihm stets bedingungslos unterworfen, war ihm wie etwas Selbstverständliches erschienen. Im harten Kampf um seine Zukunft war ihm die ganze, traurig verstörte Jugendzeit sammt ihren spärlichen Lichtblicken, die fast alle mit Marthe Vollsang zusammenhingen, aus dem Gedächtniß entschwunden; er hatte sie vergessen, vielleicht auch eine gewisse Scheu empfunden, daß bei einer zufälligen Begegnung mit einem Siebenkirchner Kind auf die Frage, was aus ihr geworden, ihm die Auskunft würde, sie sei die Frau eines der derben Burschen, die ihm so oft das Leben verleidet, sei in harter Arbeit vor der Zeit gealtert und geistig verkümmert. Und nun saß er neben einer klugen, liebenswürdigen Dame von ungewöhnlicher Schönheit und vertiefte sich voll Vergnügen in gemeinsame Jugenderinnerungen.

„Hübsch war's von Dir, Marthe, daß Du den Ausreißer nicht entwischen ließest, ohne ein heimliches »Behüt' Dich Gott!« auf dem sonnbeschienenen Kreuzweg."

Er stockte; es schien ihm nun doch nicht recht angemessen, das erwachsene Fräulein an den Kuß zu erinnern, den ihm die kleine Dirne zum Abschied freiwillig gegeben. Uebrigens mochte ihr selbst der Gedanke daran gekommen sein, denn die Röthe auf ihrem schönen energischen Gesicht vertiefte sich.

„Du hattest, wie ein umsichtiges, altes Mütterchen, an Alles gedacht, sogar an den gesunden Appetit des Flüchtlings. Der Laib Schwarzbrot und die Wurst, Marthe, sind mir sehr zu paß gekommen."

„O, ich trug auch die ganze Zeit die befriedigende Ueberzeugung mit mir herum, daß Sie ohne mein Bündel am Wege verhungert wären."

Michel stutzte; in seiner Wiedersehensfreude hatte er die förmliche Anrede bisher nicht beachtet.

„Sie? Martha Vollsang, ich fürchte bei dem Klavier und der höheren Mathematik, dem Buntsticken und den Wasserfarben hast Du etwas Wichtiges verlernt."

„Wo denken Sie hin, Herr Professor! Ich bin in den vielen Unter- und Oberklassen des Seminars ein wahrer Ausbund an Weisheit geworden, Sie sehen es mir nur nicht an. Ich weiß zum Beispiel ganz genau, was an dem berühmten Künstler originell, entzückend, ursprünglich wie die Waldquelle heißt, wird einen ganz anderen Namen bei der Erzieherin im Hause Wangenheim bekommen. Ich weiß noch mehr: Nicht Einer aus der Gesellschaft wird Ihnen eine unfreundliche Miene zeigen, weil Sie seit einer Stunde im Schatten des großen Theekessels sitzen, während ich eisige Gesichter zu sehen haben werde, — mich friert schon jetzt, als säße ich am Nordpol, — und ich habe Sie doch wahrlich nicht hergerufen!"

„Ich glaube, Martha, Du willst mich los werden."

Sie sah ihn bittend an:

„Ich bin hier in Amt und Würden, Herr Professor, und Sie wurden als Gast geladen."

Der Professor erhob sich. Aber die Kunstgespräche, die er anhören sollte, bereiteten ihm kein rechtes Vergnügen, Weihrauch vertrug er schlecht, und außer dem Automaten, der nun wieder geräuschlos und pünktlich seiner Pflicht oblag, waren ihm Herren und Damen des ganzen Kreises herzlich gleichgültig. Deshalb stahl er sich aus der ersten, und vermuthlich auch letzten, großen Gesellschaft, der er je beigewohnt, bei Zeiten davon.

Dennoch mußte ihn Frau Wangenheim mit sicherer Hand auf die Nadel gespießt haben, denn schon nach wenigen Tagen saß er ihr wieder gegenüber, aber diesmal allein mit ihr, was ihm freilich, dem Ausdruck seiner Züge nach zu urtheilen, kein so ganz ungemischtes Vergnügen zu bereiten schien.

„Ich bedauere unendlich, Fräulein Vollsang ist nicht mehr in meinem Hause, ich habe sie entlassen," sagte die Dame, vielleicht schwebte auch noch die Bemerkung, „ich fand ihr Benehmen unpassend für eine Gouvernante," auf ihren Lippen, aber am Ende hätte sich der Professor den auf ihn entfallenden Antheil an der Rüge zu sehr zu Herzen genommen, deshalb unterdrückte sie dieselbe.

Auch ohne ihrer Motivenangabe schwollen Michel die Adern auf der Stirn an, aber er zwang sich zur ruhigen Frage:

„Können Sie mir vielleicht mittheilen, wohin sich meine Jugendfreundin gewendet hat?"

Ein kühles Achselzucken. Frau Wangenheim's Langmuth berühmten Männern gegenüber ist sprichwörtlich geworden, aber hier mußte ihr begreiflicher Weise die Geduld reißen.

„Ich kümmere mich nicht um den Verbleib meiner entlassenen Leute."

Michel Burkhard erhob sich mit einem Gesicht voll schwarzer Wetterwolken und kehrte dem stattlichen Hause für immer den Rücken. Auf der Straße grüßten ihn ein paar angehende Kunstjünger, aber er dankte ihnen mit solch einem unfreundlichen Knurren, daß sie verblüfft stehen blieben. Wer hat ihnen ihren stets so umgänglichen Professor umgetauscht? Er

Digitized by Google

aber schritt, ohne sich um sie und die übrige Welt zu kümmern in tiefen Gedanken dahin.

„Es geht doch nicht an, eine Freundin in die Zeitung zu setzen, wie eine verlorene Brieftasche oder einen abhanden gekommenen Seidenpintsch," murmelte er verdrossen. Plötzlich schien ihm ein erleuchteter Einfall zu kommen, ein vergnügtes Lächeln trat auf sein Gesicht, und in großer Hast begann er seinem Heim zuzuschreiten.

Neben dem Atelier lag seine Junggesellenwohnung. Sie sah um ein gut Theil hübscher aus, als die ehemalige Siebenkirchner Residenz, und sein Atelier bildete sogar den Gegenstand der Bewunderung für Einheimische und Fremde, die, so oft es gestattet wurde, die künstlerische Einrichtung anstaunen kamen; aber heute mißfiel ihm Alles. „Ein Galeerensträfling hat es gemüthlicher als ich," brummte er und begann Fächer aufzuziehen und vergilbtes, staubiges Zeug, wie es sich im Laufe der Jahre ansammelt, hervorzukramen. Endlich stieß er auf ein zerknittertes Büchlein, seine Stirn entwölkte sich, mehr als einmal lachte er laut auf; es waren seine ersten Skizzen, mit welchen er die Künstlerlaufbahn angetreten. Mit ihnen in der Hand trat er vor eine aufgespannte Leinwand und begann im Feuereifer zu malen, seine Lippen spitzten sich dabei und er pfiff vergnüglich Papageno's unsterbliches Lied. „Der Vogelfänger bin ich ja, stets heiter, lustig, hopsasa."

Seit Jahr und Tag war keines seiner neuen Bilder mehr in die Ausstellung gekommen, da sie meist aus seinem Atelier direct zu reichen Kunstfreunden zu wandern pflegten. Deshalb bemächtigte sich der Malerstadt eine lebhafte Spannung, als es nun hieß, Professor Burkhard's soeben vollendetes Gemälde werde im Bildersaal eines bekannten Kunsthändlers zur Besichtigung des Publikums aufgehängt werden.

Michel stand an einem sonnigen Oktobermorgen inmitten eines Knäuels von Menschen, der von Entzücken förmlich überfloß. Das Bild war ganz einfach himmlisch.

„Die Behandlung des vollen Lichts ist vollkommen, unvergleichlich," schwärmte Frau Wangenheim, „man glaubt die Sonnenstrahlen über die grünen Büsche, den Wegsand und den Kopf und Nacken des kleinen Mädchens zittern zu sehen. Herr Professor, darf man so verwegen sein, seine Wünsche nach dem Besitz dieses Juwels zu erheben?"

Michel Burkhard schien sie nicht zu hören. Trotz aller Lobeserhebungen machte er den Eindruck eines äußerst ungeduldigen Menschen, sein Blick flog unaufhörlich der Thür zu, als erwarte er einen wichtigen Besucher. „Vermuthlich Jemand vom Hofe," murmelten die Damen untereinander.

„Eine Wegzehrung" stand unter dem Bilde. „Stoff zu einer kleinen Novelle," meinte ein Fräulein. Man könnte sie wie aus einem Buche herablesen. Das kleine sonnverbrannte Ding mit den wundervollen blauen Augen und zerzaustem Haar, das auf dem Bild vom Licht förmlich überfluthet wird, hat das weiße Bündel mit der hervorquellenden Wurst und dem mächtigen Laib Brot nicht zufällig in den Wald dort, wo sich die Wege kreuzen, getragen. Der junge Bursche, der auf dem Waldpfad heranschreitet, reisefertig und ohne Zweifel Willens, aus den kargen Bergen in's Land hinabzuziehen, um sein Glück zu suchen, wird den appetitlichen Eßwaren gewiß alle Ehre anthun. Im nächsten Augenblick werden sich die blauen Augen mit Wasser füllen, und der Bengel dort wird, — vielleicht zwischen dem Kauen, -- die Beschwichtigung murmeln: „Laß nur gut sein, Moidl, wenn ich ein gemachter Mann bin, komm ich zurück und hole Dich." „Herr Professor, haben Sie sich etwas Aehnliches bei der Arbeit gedacht?" „Ungefähr dasselbe, mein Fräulein," klang es zerstreut aus seinem Munde.

Der Knäuel löste sich, andere lobende, gratulirende Freunde kamen und gingen, er aber wich nicht von seinem Posten unfern von dem Bilde.

„Wie ein Neuling, der sich an seinem Erstlingswerke nicht satt sehen kann," spottete ein Neider, „oder wie ein geschäftseifriger Agent, der sich nicht von der Stelle rührt, um keinen Käufer zu versäumen."

Des Professors Laune verschlechterte sich, je näher der Zeiger seiner Uhr der Mittagsstunde zurückte. Um diese Zeit leerte sich der Bildersaal, selbst der Diener, der die Aufsicht hatte, schritt nach einem verwunderten Blick auf den einzigen Zurückbleibenden in irgend ein Hinterkämmerchen, um seine Mahlzeit einzunehmen. Der Professor war von all den Lobeshymnen nicht satt geworden. Aber „ich hätte Pech genug, sie zu versäumen, während ich ein paar Bissen zu mir nehme," murmelte er und fuhr fort, Schildwache zu stehen. Da kam ein leicher Schritt die Treppe herauf, derselbe Schritt, der ihn daheim so oft in Feld und Wald begleitet, eine junge Dame, den Kopf in einen Schleier gewickelt, trat fast ängstlich herein. Sie hätte es seinetwegen nicht nöthig gehabt, den Schleier zurückzuschlagen, er würde sie auch in ihrer Verhüllung aus Tausenden erkannt haben.

„Grüß Dich Gott, Marthe Vollsang," klang es wieder wie an dem denkwürdigen Gesellschaftsabend an das Ohr der wie versunken vor dem Bilde Stehenden. Sie schrak zusammen und wandte ihm ein glückselig erröthendes Gesicht zu; doch schon im nächsten Augenblick nahm es einen ängstlichen Ausdruck an; sie warf einen scheuen Blick durch den Saal, bevor sie in die dargebotene Hand die ihre hineinlegte.

„Was hast Du, Marthe?" fragte er befremdet.

„O nichts, ich sah mich nur um, ob unsere Begrüßung sich ohne Zeugen abspiele," klang es bitter aus ihrem Munde, „denn im Vertrauen, Herr Professor. Sie sind ein zu kostbarer Umgang für mich; und so viel Vergnügen ich auch aus einem Gespräch mit Ihnen schöpfe, so bin ich doch nicht sicher, ob es die Strafe dafür aufwiegt; ich möchte nicht wieder monatelang wie eine ewige Jüdin vergeblich eine Stätte suchen, wo meines Bleibens ist."

„Eine Stätte suchen? Thorheit, Marthe, hier ist die richtige Stelle für Dich." Damit zog er sie an seine Brust. Hocherröthend entwand sie sich ihm. „Glaubst Du, ich ließe Dich fahren, nachdem ich Dich einmal gefunden?" sagte er glückselig und wies auf das Bild. „Ich habe meine Schlingen gelegt, und der scheue Vogel ist mir in's Garn geschlüpft; ich wußte, Du würdest einen Blick auf dieses Kapitel aus unserer gemeinsamen Jugendzeit werfen müssen."

Die Mittagssonne warf ihr volles Licht auf das Menschenpaar, das Arm in Arm dem Ausgang zuschritt, in den Zügen einen Ausdruck, der mit dem strahlenden Gestirn draußen den Wettkampf aufnehmen konnte.

H. P.

Aus der Hauptstadt.

Suprema lex.

In das Gedenkbuch der guten Stadt München hat der deutsche Kaiser den Spruch eingezeichnet: Suprema lex regis voluntas. Das Wort ist natürlich bekannt geworden und es hat eine gewisse Erregung hervorgerufen; hier und da sah schon ein Verfassungwächter den Absolutismus in leibhaftiger Gestalt herannahen, der mir übrigens gar keinen Schrecken in's Gebein jagt. Wenn der Herrscher das Recht hat, kraft eigenster Entschließung, ohne des bergenden Schildes eines verantwortlichen Ministers sich zu bedienen, einen Bismarck aus dem Dienste des Reiches zu schicken und damit den wichtigsten politischen Act der letzten zwanzig Jahre nach freiem Ermessen rechtsgültig zu vollziehen, dann vermag mein beschränkter Unterthanenverstand den bis zur Erschlaffung hergebeteten Verfassungsparagraphen keine welterschütternde Bedeutung beizumessen. Wo das Größte dem Eigenwillen vorbehalten bleibt, soll man auf Kleines und Kleinstes sich nicht allzu stolz versteifen. Mir ergeht es mit dem Absolutismus wie Anzengruber's Steinklopferhans mit dem Dogma von der Unfehlbarkeit: Hast du bisher das Ganze geglaubt, magst auch die Paar Loth Zuwag' noch mit in den Kauf nehmen!

Aber die Angstphilister mögen nur ruhig die Nachtmütze über die länglichen Ohren ziehen: wir werden die Verfassung behalten und der Kaiser denkt sicherlich an keine Rückkehr zum „erleuchteten Despotismus" Fritzens des Großen. Man könnte den Spruch aus dem Ehrenbuche ja wohl auch anders deuten, suprema mit voluntas construiren und die Geschichte würde dann so aussehen: Suprema regis voluntas lex (esto!) Wer verbürgt uns, daß es nicht so gemeint war? Man muthe doch gefälligst dem Vertreter der deutschen Nation nicht die ungeheuerliche Geschmacklosigkeit zu, er habe erklären wollen, des Königs Wille sei oberstes Gesetz, — im Bayernlande, allwo die Münzen die Züge eines armen

Digitized by Google

Blödsinnigen aufweisen. Ich habe einmal gelesen, der unglückliche König Otto finde ein arglosses Vergnügen darin, den Personen seiner Umgebung in's Gesicht zu spucken, auch wohl auf Vorüberwandelnde zu schießen. Auch das ist eines Königs Wille — Nero und der zweite Ludwig trieben es ja noch toller —: wollen wir ernsthaft darüber reden, ob dieser Wille Gesetz sein soll?

Man kann einen Herrscher heute ganz gut ohne Krone und Szepter und Goldapfel sich vorstellen, aber man glaubt insgemein immer noch, so ein hoher Herr regiere zu jeder Tages- und Nachtzeit, und man will ihm nicht das Recht auf privatmenschliche Vergnüglichkeit zugestehen. Da sitzt er, vielleicht in heiterer Tafellaune, in Reisestimmung, in einer fremden Stadt, und schreibt, was ihm gerade einfällt, in's Gedenkbuch, und sofort geht das Spüren los und das Commentiren. Unangefochten darf doch jeder Privatmann seine mehr oder minder poetischen Einfälle in geduldige Fremdenbücher abladen. Es soll einen Journalisten geben, der stets an solchen Stellen den Spruch von der immer zu übenden Treue und Redlichkeit hervorsucht, und in Genua las ich, von einem ebenso deutschen wie erbärmlichen Schriftsteller unterzeichnet, das stolze Wort: Auch ich bin ein Dichter. Ich habe den Mann nicht darum für größenwahnsinnig gehalten.

Wenn dieses Blatt erscheint, werden wir der Geburt eines großen Geistbefreiers gedenken, Voltaire's, der den Völkern die Binde des Irrthums löste. Dieser Freund eines absoluten Königs hat, nicht nur in der Ode an Friedrich, Worte über das Königthum gesprochen, die dem Fürstenspiegel des Macchiavelli, einem der mißverstandensten Werke der Weltliteratur, und dem berühmten Juniusbriefe „to the king" herrliche Ergänzung bieten. Heute erscheint mir am wichtigsten die Erinnerung an jene Verse, die der siebenzehnjährige Voltaire der Gemahlin seines Oedipus auf die Lippen legte:

„Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science."

Was hier von den Priestern, höchst unhellenisch, gesagt ist, das gilt auch für die Fürsten. Weil das Volk sie für Uebermenschen hält, thut es ihnen Unrecht und kann zu mystischem Selbstbewußtsein veranlagte Szepterschwinger in neronische Triebe hineinschmeicheln. Es war der Agrippina verbrecherischer Sohn, der einstens erklärte, erst durch ihn habe die staunende Welt erfahren, wie viel einem Fürsten erlaubt sei. Und ein Landesvater von gänzlich anders gearteter Geistesverfassung, Friedrich Wilhelm I., der Preußenkönig, schrieb noch 1772, also immerhin beträchtliche Zeit nach Nero: „— Wir sind doch Herr und König und können thun, was Wir wollen."

Herr Eugen Richter meint, an diesen König erinnern „historisch" gewisse Aussprüche des jetzigen Kaisers. Ich glaube, der Sozialistenvernichter irrt sich. Wilhelm der Zweite verschmäht gewöhnlich den majestätischen Plural, er ist Ich und setzt sich selbst, so oft er das Wort ergreift, — und das kommt nicht ganz selten vor, wie männiglich bekannt ist. Er hat den guten Jugendwillen, Alles zu reformiren, alle Welt glücklich zu machen, und mit einer Gabe rascher und lebendiger Auffassung vereint sich leicht die holde Jugendlichkeit, vorhandene Schwierigkeiten zu unterschätzen. Ein Fürst steht hoch und steigt allzu selten herab, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge aus der Nähe betrachten zu können, und so kann es geschehen, daß er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versucht und die Straßenprostitution zu verbannen durch die Menschheitschmach öffentlicher Häuser.

Solcher Irrthum, den man einen idealistischen nennen mag, wird erst eine Gefahr, wenn der Monarch schlecht berathen und in den Stand gesetzt ist, auch aus dem irrenden Willen Gesetze zu prägen. In Deutschland, wo heute ein ekelhafter Byzantismus umgeht, den eine würdelose Publizistik großgepäppelt hat, in Deutschland möchte man jetzt am liebsten die Initiative zu allen Dingen, guten und schlimmen, beim Kaiser suchen, der doch am Ende auch nur ein sterblicher Mensch ist. Wilhelm der Zweite hat erkannt, daß unsere Zeit im Zeichen des Verkehrs steht. Wenn es sich trotzdem ereignet hat, daß Eisenbahnzüge eine halbstündige Verspätung erlitten, weil auf der Hubertusjagd ein Schwein — es kann auch eine Sau gewesen sein, ich war wirklich nicht dabei — zur Strecke gebracht werden sollte, so ist das ohne Zweifel ein Vorgang, von dem der Monarch eben so wenig erfährt, wie von dem erstaunlichen Versuch, durch polizeiliche Absperrung der Berliner Bahnhöfe Otto Bismarck, den Einzigen, der stürmischen Begrüßung einer tausendköpfigen Menge zu entziehen.

Die Frage hat mich oft beschäftigt: Was erfährt ein Monarch eigentlich? Es wäre ja möglich, daß man den Kaiser nur jene stockdummen Zeitunglügen vorlegte, die seit beinahe zwei Jahren uns täglich erzählen, Bismarck habe, der mehr als je Geliebte, nun „den letzten Rest seiner Popularität eingebüßt." Es wäre auch möglich nicht nur, es ist sogar wahrscheinlich, daß man einen Herrscher in dem Glauben erhält, alle seine Reden und Handlungen fänden enthusiastische Aufnahme, während es in Wirklichkeit doch recht sehr anders auszusehen pflegt. Die Fälschung der öffentlichen Meinung, die unsere gefällige Presse Tag für Tag verübt, kommt solchem Unternehmen ja bereitwilligst zur Hülfe. Wenn nun ein zum Thron gelangter Herr immer wieder vernimmt, daß seine Genialität den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wahrhaftig, er muß schon sehr stark und sehr frei von ererbter Anmaßung sein, um nicht bis zur Selbstvergötterung sich treiben zu lassen. Der erste Napoleon, groß auch in brutalster Offenherzigkeit, hat es gesagt: „Ich zeigte ihnen den Weg zum Ruhm, sie wollten mir nicht folgen; ich öffnete ihnen meine Vorzimmer, und in Schaaren stürzten sie sich hinein." Und in einem zu Unrecht geschmähten Buche, in Gustav Freytags Schrift über den Kronprinzen und die Kaiserkrone, habe ich die prachtvollen Sätze dick angestrichen: „Jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Andern unbeachtet bliebe; in gleichgültige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es ein Wunder nehmen, daß diese selbst eine große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, welche der Fürst einem Menschen gönnt, diesen erhebt oder glücklich macht, so gehört für den Fürsten eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte, und in diesem Sinne darf man sagen, die Nation verzieht unabläßig ihre Gebieter, am meisten die, welche sie am meisten liebt."

Solche Verziehung eines Fürsten kann unter Umständen ganz außerordentlich kostspielig für die Nation werden. Dem Fürsten droht, wie dem Schauspieler, der mitunter nicht einmal so häufig wie ein Militärmonarch das Kostüm zu wechseln hat, die Gefahr der Eitelkeit, der Effekthascherei. Alles soll wirken, den Anschein der Hoheit und Würde wecken und tiefernsten Beschäftigtseins, finsteren Grübelns, sogar über schwierigsten Lebensproblemen. An dieser ewigen Photographir-Bereitschaft ist schon, ehe es noch Trockenplatten gab, der gekrönte Komödiant Nero zu Grunde gegangen, mit dem kaisergeckigen Ruf: Qualis artifex pereo! Und heute würde monarchisches Applausbedürfniß beim Bärenspiel mit nackten Christenmädchen sich kaum bescheiden, heute böte ein blutiges Völkerschlachtefest nächstliegende Zerstreuung. Darum wäre es wirklich gut, wenn man sich bei uns entschließen könnte, mit dem persönlichen Lebenswandel der Höchsten und Allerhöchsten sich weniger eifrig zu beschäftigen, nicht jedes Zufallswörtchen geschäftig herumzutragen, nicht in jede prinzliche Kinderstube hineinzuschnüffeln. Es ist wieder der königstreue Freytag, der spricht: „Ob solch' unabläßiges Vorführen der Fürsten den Zeitungslesern vortheilhaft ist, soll hier nicht untersucht werden, für die Fürsten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jedenfalls ein Zwang der ihr ganzes Wesen beeinflußt."

Es ist vielleicht der erfreulichste Zug im Wesen des jetzt regierenden Kaisers, daß er von solchem Zwange noch ganz frei ist. Wenn Freytag wünscht, jede Aeußerung eines hohen Herrn möchte „eine wohl überlegte und für die Oeffentlichkeit zugerichtete sein," so wird er über manches burschikose Wort Wilhelms des Zweiten den bedenklichen Kopf geschüttelt haben. Mir scheint, der Kaiser hat eine sehr moderne Auffassung von seinem Beruf, er will ein Anreger, nicht ein unfehlbarer Entscheidender sein; er hat sich von der Schulconferenz belehren lassen, die Realgymnasien,

Digitized by Google

die ihm so unnützlich dünkten, bestehen fort, Begas ist noch nicht zum Nationaldenkmalschöpfer ernannt und auch in der Prostitutionsfrage ist noch nicht alle Tage Abend. Daß der Zornbrief in Sachen Heinze nicht die Gegenzeichnung eines Ministers trug, hat die Presse aufgemutzt, anstatt es zu loben: eine Privatäußerung war der Brief, regis voluntas, nicht aber suprema lex. Recht schlimm ist es freilich, daß man solche Privatäußerungen nicht frank und frei kritisiren darf, ohne befürchten zu müssen, in die Schlingen des Paragraphen über die Majestätsbeleidigung zu fallen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß neulich entschieden wurde, schon das Sitzenbleiben beim landesüblichen Kaiserhoch sei ein straffälliges Vergehen. Ist es wahr, dann zittere ich für den armen Theaterkritiker, der einem vom Kaiser belobten Stücke derb zu Leibe geht. Aber auch ohne diese Entscheidung ist der Zustand schon schwierig genug geworden. Ist es beleidigend, wenn man schreibt, ein Monarch verstehe nichts von Dirnenhäusern, oder ist nicht vielmehr das Gegentheil beleidigend? Neulich habe ich lange darüber gesonnen, aber ich kam zu keinem befriedigenden und gefahrlosen Schluß. Bedarf die Majestät wirklich so besonderen Schutzes gegen unvorsichtige, vielleicht trunkene und sinnlose Reden; und ist es nöthig, einen armen Teufel neun Monate einzusperren, weil er ein neunmonatliches Prinzlein „beleidigt" hat? Ich glaube es nicht, ich glaube auch, daß die Höchsten und Allerhöchsten selbst kaum jemals einen Strafantrag stellen würden, wenn nicht diensteifrige Staatsanwälte ihnen zuvorkämen. Setzt ein Fürst frei und kühn seine Person ein, dann kann er nicht gewillt sein, freier und kühner Kritik den Mund zu verbinden. Voltaires absolutistischer Freund ließ die Schmähblätter niedriger hängen und hatte die Lacher auf seiner Seite. Und es waren nicht gerade die angenehmsten Herren, die auf Wortbeleidigung eine Strafe setzten: Tiberius war einer der Ersten, die der lex maiestatis solche Ausdehnung gaben, und als Tacitus im ersten Buche seiner Annalen dessen gedachte, da schrieb er: „Denselben Namen hatte dieses Gesetz auch bei den Vorfahren, anders aber kam es zur Anwendung: wenn nämlich Einer das Heer verrathen, Aufruhr gestiftet oder das Gemeinwesen auf Abwege geführt, und so des römischen Volkes Herrlichkeit gelästert hatte. Nur Thaten wurden geahndet, das bloße Wort blieb ungestraft." Wenn von diesem ältesten römischen Recht etwas in das neue bürgerliche Gesetzbuch des deutschen Volkes übergehen könnte: Fürsten und Völker würden sich besser dabei stehen. Nur die stolze Würde der Nation kann den Fürsten erziehen, nur die bescheidene Würde des Fürsten und seine einsichtige Selbsterkenntniß kann monarchisch regirten Völkern zum Heile gereichen. Deshalb ist auf beiden Seiten jede kritische Regung willkommen zu heißen, die Unzufriedenheit mit Bestehendem weckt und die Möglichkeiten der Besserung schafft. An dem höchsten Gesetz, daß nur aus Zweifeln ein frommer Glaube erwächst, kann kein selbstherrlicher Wille zu rütteln sich vermessen.

Ein kleiner Nachtrag zum Trüffelpurée der vorigen Woche, das mir ein ganzes Gericht von Schreibebriefen beschcert hat. Zunächst möchte ich der mir unverständlichen Annahme entgegen treten, ich hätte den mir persönlich bekannten Verfasser eines Romans „Im Liebesrausch" mit dem Falle Sommerfeld in Verbindung gebracht. Der betreffende Herr, der auch nicht einmal blond ist, hat meines Wissens niemals Reclamen für Binz oder andere Sommerfeldereien in die Welt geschickt. Der Mann, den ich meine, weiß, daß ich ihn meine, — und das genügt. Interessanter waren die Anfragen, ob wirklich Börsenjournalisten von Gründern Trinkgelder angenommen hätten, welche, wieviel, wann und wo. Da ich nicht bei der nächtlichen Straßenreinigung angestellt bin, kann ich auch nicht über alle Berliner Schmutzereien Rede und Antwort stehen. Der Herr, den Laskers Peitschenhieb traf, ist seit einigen Wochen in der Berliner Presse ein Schweiger geworden und spukt nur noch als Sittenrichter sehr spaßhaft herum In dem kürzlich vor dem Berliner Amtsgerichte verhandelten Proceß gegen ein Piratenblatt sagte ein einwandfreier Zeuge aus, es sei „üblich", die Börsenvertreter der Presse bei neuen Gründungen zu „betheiligen". Und wie die Herren sich unter einander betrachten, das mag man aus zwei Stichproben erkennen, die ich in der letzten Woche aufgefischt habe:

I. „Sie können von uns nicht erwarten, daß wir uns mit dem Redacteur des Kleinen Journals, dem journalistischen Helfershelfer, der wegen wiederholten Betruges verurtheilten Hollander und Levenstein, befassen."

Berliner Tageblatt. Nr. 575 vom 13. November.

II. „Es ist gerichtsordnungsmäßig erwiesen, daß der jetzige Redacteur des Handelstheiles des Berliner Tageblattes J. W. von einer hiesigen Bankfirma und einer zu dieser Firma in Beziehung stehenden Bank subventionirt worden ist. Seine gestrige Angabe — vgl. unter I. — ist überdies eine freche Lüge."

„Das Kleine Journal. Nr. 312 vom 13. November."

Kann fortgesetzt werden.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Stella." Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Goethe. „Die Mitschuldigen." Lustspiel in drei Aufzügen von Goethe. (Deutsches Theater.) — „Maria Magdalena." Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten von Friedrich Hebbel. (Freie Volksbühne.) — „Sprechstunde von 1 bis 3 Uhr Nachmittags." Lustspiel in 1 Act von Abraham Dreyfus. (Residenz-Theater.) — „Der kommende Tag." Schauspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. (Königliches Schauspielhaus.)

Dem „Deutschen Theater" des Herrn L'Arronge wächst der Muth in demselben Maße, als ihm die Kraft zu fehlen beginnt. Dieses Theater besitzt heute nur eine große Künstlerin: Frau Hedwig Niemann; eine heiße Schwärmerin: Frau Geßner; ein komisches Genie: Engels; zwei vortreffliche und einen klugen Schauspieler: Nissen, Pohl und Kadelburg. Der Rest — mit alleiniger Ausnahme des Fräulein Lehmann, das aber nicht sprechen kann und auf der Bühne, Galanterie bei Seite, ungebildet erscheint — der Rest ist höchstens durchschnittliche Mittelmäßigkeit und von einem sicher abgestimmten Zusammenspiel kann bei dem drängenden Wechsel der Gestalten nicht mehr die Rede sein. Mit diesen Ueberbleibseln aus schöneren Tagen will Herr L'Arronge im künftigen Frühjahr während der Wiener Theaterausstellung den Wettbewerb mit dem Burgtheater und der Comédie Française aufnehmen. Ich hoffe, dieses Gastspiel wird den jetzt offenbar bis zur Verblendung verbitterten Ludwig Speidel mit der Direction Burkhard versöhnen, und ich hoffe ferner, Berlin wird in Wien nicht durch dieses niedergehende Kunstinstitut und durch die widrigen Spezialitätenkünste des Herrn Adolf Ernst allein vertreten sein, sondern durch eine Elitetruppe, deren Führung am besten wohl bei Reicher aufgehoben wäre. Warten wir's ab.

Einstweilen hat das „Deutsche Theater" sich an einen Goethe-Cyclus herangewagt. Das Unternehmen verdient unter allen Umständen dankbare Anerkennung und der Zulauf beweist, wie froh das gequälte und gelangweilte Publikum bei dem großen und intimen Dichter Trost und Rettung sucht. Einem höheren Kunstanspruch jedoch vermag die Ausführung des schönen Planes nicht genug zu thun. Im Goethe-Cyclus einer vornehmen Bühne durfte die natürliche Tochter so wenig fehlen wie der Bürgergeneral und das Jahrmarktsfest von Plundersweilern; nur durch die Zusammenfassung und die sinnvolle Ordnung alles der Bühne Erreichbaren konnte ein fest umrissenes Bild des Dramatikers Goethe gegeben werden. Dazu gehörte ein literarischer Berather von hoher Kunsteinsicht, dazu gehörte ein der hohen Aufgabe gewachsenes Personal. Wo für Cäcilie, für Iphigenie und Adelheid, für Fernando, Clavigo, Orest und Tasso nur Unzulänglichkeit aufgebracht werden kann, da sollte man von Goethe die Hände lassen. Gleich der erste Abend brachte eine arge schauspielkünstlerische Enttäuschung: im Stelladrama schuf Frau Geßner eine rührende und zärtliche Gestalt, die aber der dichterischen Absicht sehr fern blieb; Cäcilie war eine nüchterne Dame ohne Trauer, Fernando ein geputzter, eitler Schönling, die wundervoll verständige Lucie eine automatisch plappernde Weihnachtpuppe; die Mitschuldigen rettete Herr Engels durch eine Meisterleistung in großem, welthumoristischem Stil. Es ist eines der hohen Verdienste des jetzt müde gewordenen Herrn L'Arronge, daß er diesen in jedem Zuge genialen Charakterkomiker von L'Arronge zu Goethe geführt hat; den Bürgergeneral sollte er ihn und den eingebildeten Kranken spielen lassen, bei Shakespeare und Molière ihm Aufgaben suchen.

Gleich der erste Abend bewies auch, daß dem „Deutschen Theater" ein dramaturgischer Beistand von umfassendem Kunstgefühl nicht zur Hand ist. Schlimm war die Zutheilung der Lucie an eine Kinderspielerin, schlimmer waren die Weglassungen im Text. Stella's nächtlicher Monolog war verstümmelt, das wiederkehrende Motiv des Fernandobildes — einen Meisterzug nennt es Scherer — ausgetilgt, ebenso die charakteristische Erinnerung Cäciliens an das aus Eierkuchen und abgefottenen Kartoffeln bestehende Liebesmahl mit dem Ungetreuen. Auch der Verwalter fehlte und so erfuhren die Hörer nicht, daß es schon 1775 Banquiers gab, die „unter dem Versprechen größerer Prozente" geldgierige Depotgeber betrogen. Cäcilie aber ist so herrlich und heilig, daß die allzumenschliche Freude an abgefottenen Kartoffeln und größeren Prozenten ihr gewiß nicht schaden kann. Und endlich kam noch ein prüder Strich und nahm der Legende vom Grafen von Gleichen die Pointe: „Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab." Aber freilich, man hätte auch die ganze Legende streichen können, denn wir sahen nicht das „Schauspiel für Liebende", sondern das Trauerspiel aus dem Jahre 1805. Und das war von Allem das Schlimmste.

Die jetzt in Berlin tagende Generalsynode bereitet einen Sturm gegen die „Unsittlichkeit" der modernen Bühne vor und in der „National-Zeitung" hat Karl Frenzel — mindestens glaube ich ihn zu erkennen —

Digitized by Google

einen recht gescheiten und duldsamen Artikel über dieses Thema geschrieben. Leider hat er sich die „zeitgemäße" Anknüpfung an Goethe's Stella entgehen lassen. Und doch sind alle synodalen Angriffe schon gegen dieses einzige Werk erhoben worden, von Merck in Darmstadt, von Nicolai in Berlin, von Anderen in anderen Orten. Und doch beweist gerade das Schicksal dieses Dramas, welches Unheil die verständnißlosen Sittenrichter selbst über den größten Künstler vermögen, wenn dieser Künstler nicht dem gesellschaftlichen Vorurtheil steifnackige Entschlossenheit entgegensetzt. Der gealterte Goethe hat seine Stella geköpft, um die Sittenwächter zur Ruhe zu bringen, die das Schauspiel für Liebende als eine Verherrlichung der Bigamie bei allen Stillen im Lande verschrieen hatten.

Als ich im vorigen Sommer hier von Maupassant's feinstem Roman „Notre coeur" erzählen durfte, da habe ich auch meine ganz persönliche Stella-Liebe bekannt und brauche deshalb heute nicht ausführlicher des Stückes zu gedenken. Wer für die Genesis des Werkes sich interessirt, dem sei in Taine's englischer Literaturgeschichte das Kapitel über Jonathan Swift, den in ein tragisches Geschick versponnenen Dichter des Gulliver, empfohlen, Frenzel's Essay über „Swift und Stella" — in „Dichter und Frauen" — und Wilhelm Scherer's „Bemerkungen über Goethe's Stella." Da wird er sehen, was der englische Humorist, was Bürger und namentlich Fritz Jacobi, was auch Lessing's Sara Sampson für die Empfängniß des Dramas bedeutet haben. Das Beste freilich und das Tiefste schöpfte Goethe auch hier aus eigenem Erleben. In Sesenheim hatte er und in Straßburg guten Herzen bitteres Weh bereitet und lange, lange konnte er die schreckende Erinnerung an hilflos verlassene Frauen nicht aus mitleidiger Seele bannen. Weislingen bezeugt es, Clavigo, Faust und die mächtigen Accorde der Ballade vom frechen Buhlen — in Claudine von Villa Bella — verkünden es laut. Leiser schluchzt die Klage in der Stella und Cäciliens himmlischer Opfermuth wiegt sie mählich zur Ruhe. Nur Unverstand und Pharisäerthum können an dem Schlusse der ersten Fassung sittlich entrüstet Anstoß nehmen und von einer Verkündigung der Doppelehe reden, wie sie etwa von Reinhold Lenz in seinem Drama „Die Freunde machen den Philosophen" gewagt wurde. Anderes lag Goethen im Sinne: Fernando wird mit Stella vereint sein, ohne Cäcilien zu missen und das Kind; nicht gar so erzväterlich und mittelalterlich aber werden die Dinge sich gestalten wie auf der Gleichenburg. „Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu sein! Ich will entfernt von Dir leben und ein Zeuge Deines Glückes bleiben. Deine Vertraute will ich sein, Du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen." So spricht, so empfindet Cäcilie und mit feinstem Verständniß commentirt Scherer den Satz: „Das ist in Wahrheit ihr inneres Verhältniß zu Fernando. Sie muß daran festhalten, nur die örtliche Trennung kann sie fallen lassen."

Der nach dreißig Jahren äußerlich angestoppelte tragische Schluß mag synodalem Geiste gefallen: das Kunstwerk köpft er und knickt die Charaktere, die auf den wehmüthig glücklichen Ausgang angelegt sind. Und gern gestehe ich, daß er mir obendrein auch noch unsittlich erscheint. Fernando stiehlt sich, und mit ihm Stella, feig aus einer Welt der Wirrniß hinweg; die Ueberlebenden mögen sehen, wie sie zurecht kommen, mit zwei Leichen auf dem Rücken. Beneidenswerthes Phlegma, dem das eine „Sühne" erscheint, dem niemals aufging, um wieviel schwerer mitunter das Fortleben ist und das schmerzende, das starke Beharren in quälender Luft....

Ich halte es mit dem jungen Goethe, der Menschen menschlich sah und opferwilliger Liebe — andere Liebe ist schlimmer denn ätzender Haß! — den Weg wies, aus furchtbarem Dunkel in milde Dämmerung eines neuen, eines melancholischen Herbsttages. Nicht strahlend tritt die Sonne hervor, graulicht ist die Luft; am Abend aber, wenn's still wird und leidige Sehnsucht naht, dann erglänzt droben der schönste Stern und mild gesellt ihm der Mond sich, der Weitumgetriebene, dessen Erfahrung die hochmüthige Sonne nimmer gewinnt. So werden sie, wenn's nachtet, in Stella's Park, am herbstlich entblätterten Rosenaltar, sich zusammenfinden: Fernando, der keine Kette mehr trägt, Cäcilie, die Liebende, Stella, die Geliebte. Und auch Lucie wird, die kleine Heldin, dann begreifen lernen und nicht mehr fragen: „Kann man denn einander so lieb haben?"

Die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens hat Goethe in einem Briefe an die Gräfin Stolberg seine Arbeiten genannt. Damals schuf er am Stellagedicht, doch, man weiß es, schon früher war all' sein Dichten Gelegenheitpoesie gewesen, ein Anklagen und ein Bekennen, ein Gerichthalten und ein Erlösen. Als der Achtzehnjährige das Alexandriner-Lustspiel von den „Mitschuldigen" schrieb, auch damals wollte er ein lastendes Verschulden von der Seele wälzen. Seines Frankfurter Gretchens gedachte er, dessen unsauberem Anhang er so böse Stunde verdankte, aber auch des eigenen Fehlens blieb er bewußt und in herben und derben Zügen wollte er jenes höchste christliche Wort spielend ausdeuten: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf. Ganz wie die ungleich feinere und tiefere Stella sollte auch diese Satire „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung" hinweisen; ganz wie in Stella wurde auch hier die moralische Absicht verkannt, und noch vor dem Stellamord von 1805 fand sich 1797 der flinke Schauspieler Albrecht und flickte der unter dem Titel „Alle strafbar" in platte Prosa umgeschriebenen Komödie einen „befriedigenden" Charakterbruch an. Goethe hat einmal gesagt, schon als Knabe und Jüngling habe er von Welt und Leben sich eine so richtige Vorstellung gemacht, daß ihn die Bestätigung später eigentlich nur noch gelangweilt habe. Nicht in der Fastnachtaufführung des „Deutschen Theaters", aber beim Lesen der „Mitschuldigen" wird man der Wahrheit dieses den Menschenverächter, den mitleidigen, so seltsam beleuchtenden Bekenntnisses inne werden. „Mit achtzehn Jahren die Mitschuldigen, ein so früher Blick hinter die Coulissen des Familienlebens, solche Weltkenntniß, Komisches mit solcher, mit so unkomischer Grundlage: Das ist unheimlich." Also läßt Friedrich Vischer in „Altes und Neues. Neue Folge."*) sich vernehmen.

Derselbe Vischer hat in demselben Bande uns einen leider — wie der ganze Vischer — viel zu wenig gekannten Aufsatz über Friedrich Hebbel und sein Meisterdrama „Maria Magdalena" gegeben. Ungern nur widerstehe ich der Versuchung, aus der prachtvollen Analyse und dem angeschlossenen, dem herrlich menschenverständigen Rundblick über das neuere Drama hier Einzelnes anzuführen: man gehe hin und lese selbst. Unseren Allerneuesten empfehle ich noch dringlicher das Studium der Vorrede zur „Maria Magdalena." Was da im März 1844 geschrieben ward, das sollte ihrer Anmaßlichkeit zu denken geben. Und hier muß ich doch zwei Stellen citiren. Eine für die Synode: „Damit" — nämlich mit der Aufgabe des höchsten, den Welt- und Menschenzustand enthüllenden Dramas — „ist nun freilich der Uebelstand verknüpft, daß die dramatische Kunst sich auf Bedenkliches und Bedenklichstes einlassen muß, da das Brechen der Weltzustände ja nur in der Gebrochenheit der individuellen erscheinen kann, und da ein Erdbeben sich nicht anders darstellen läßt, als durch das Zusammenstürzen der Kirchen und Häuser und die ungebändigt hereindringenden Fluthen des Meeres. Ich nenne es natürlich nur mit Rücksicht auf die harmlosen Seelen, die ein Trauerspiel und ein Kartenspiel unbewußt auf einen und denselben Zweck reduciren, einen Uebelstand, denn diesen wird unheimlich zu Muth, ... sie wollen wohl neue Combinationen im Spiel, aber keine neue Regel, sie verwünschen den Hexenmeister der ihnen diese aufdringt, oder doch zeigt, daß sie möglich ist, und sehen sich nach dem Gevatter Handwerker um, der die Blätter wohl anders mischt, auch wohl hin und wieder, denn Abwechselung muß sein, einen neuen Trumpf einsetzt, aber im Uebrigen die altehrwürdige Erfindung des Ur-Ur-Großvaters, wie das Natur-Gesetz selbst respectirt." Und dies für die Herren Collegen: „Hier wäre es am Ort aus dem halben Scherz in einen bittern ganzen Ernst überzugehen, denn es ist nicht zu sagen, bis zu welchem Grade eine zum Theil unzurechnungsfähige und unmündige, zum Theil auch perfide Kritik, sich den erbärmlichen Theaterverhältnissen unserer Tage und dem beschränkten Gesichtskreis des großen Haufens accomodirend, die einfachen Grundbegriffe der dramatischen Kunst, von denen man glauben sollte, daß sie, nachdem sie ihre Kraft und Wahrheit vier Jahrtausende hindurch bewährte, unantastbar seien, wie das Einmaleins, verwirrt und auf den Kopf gestellt hat." Bitte, meine Herren von der Rechten und von der Linken: bedienen sie sich! — Es giebt eben nichts Neues unter der Sonne; immer wiederholt sich, was die wackere Meisterin Anton von ihrem Hochzeitkleide spricht: „Die Mode läuft so lange vorwärts, bis sie nicht weiter kann und umkehren muß. Das Kleid war schon zehn Mal aus der Mode, und kam immer wieder hinein." Auch unser Geschmack kam wieder hinein, in die Mode des bürgerlichen, oder wie man heute sagt, des sozialen Trauerspieles.

Als ewiges Muster dieser schmählich bei Staatsactionen und „in Spiritus gesetzten Hohenstaufen-Bandwürmern," vernachlässigten Gattung besteht, neben „Kabale und Liebe" des Niederdeutschen „Maria Magdalena." Gewiß ist in Sprache, in Denken und Fühlen diese Tischlerfamilie nicht „realistisch" geschildert: man trinkt Thee bei Antons und der Alte philosophirt trotz dem leibhaftigen Schopenhauer, und als man die Tochter ihm todt in's Haus schleppt, da „versteht er die Welt nicht mehr." Doch eine höhere Wahrheit ist erreicht und mit unvergleichlicher Macht ist aus einem meisterhaft gegriffenen und gestalteten Charakter ein ganzes Kleinwelt-Schicksal entwickelt. Hebbel ist, so fremd seine Technik ab und an uns berührt, der modernste, der aus modernstem Geiste heraus schaffende Dramatiker in deutschen Landen; und dieser Modernste hat, was seiner decadenten Nachkommenschaft am meisten fehlt: Kraft, ungeheuerliche Kraft. Das verhindert die Synodalen freilich nicht, an dem Auftreten eines schwangeren Mädchens sich zu entrüsten, und es würde scheinlebendige Kritiker von 1891 nicht verhindern, das Stück eine „dramatisirte Criminal-Novelle" zu nennen, wenn's eben nicht — von Hebbel wäre. Der ist todt, den braucht man nicht mehr zu tadeln.

Die hochachtbare Aufführung der „Freien Volksbühne" brachte ein Theaterereigniß: Reicher als Meister Anton. In jedem Zug, in Haltung, Geberde und Ton, eine geschlossene, runde Individualität, unvergeßlich, unverlierbar Dem, der sie erlebte. Ich hätte den Meister stacheliger gewünscht, gefährlicher, einen schlimmeren Schrecken seiner Umgebung. Reicher hielt noch bei rührsamen Effecten sich auf und sparte die Galle, die Lewinsky in schrillen Rufen freigebig ausspie. Wiederum aber zeigte es sich, daß Reicher der schärfste Charakteristiker ist und, bei allem klugen Verstehen, der unmittelbarste Erfasser dichterischer Andeutung. An diesem unermüdlich vorwärts schreitenden Manne kann die neue Kritik lernen, wie die alte an Eckhof und Schröder gelernt hat. Er spielte den Vater und ich wünschte, er hätte auch den Sohn noch, den Freier gespielt, und die schustige Schreiberseele dazu. Wenn wir Matkowsky und Fräulein Poppe nach Wien schickten, die localpatriotischen Herren an der Donau könnten auf die Wolter weisen, auf Krastel und Robert. Aber Reicher: — sie haben keinen zweiten zu versenden.

Auch in dem lustigen Einacter des Residenztheaters habe ich ihn schmerzlich vermißt. Herr Alexander war sehr komisch, gewiß, aber ein vornehmer Pariser Arzt, Akademiker und Modemann zugleich, sieht doch anders aus. In die Sprechstunde eines solchen glücklich Unglücklichen, den allerlei eingebildete Kranke überlaufen, führt uns Herr Abraham Dreyfus, der fein begabte und geistreiche Verfasser der „Institution Sainte-Catherine", der „Gifle" und allerliebster Skizzen aus der Coulissenwelt. Im Pariser Vaudeville hat das Lustspiel „Zwischen 1 und 3 Uhr" sehr gefallen, und was die ungeschickt mildernde Uebersetzung an Späßen übrig ließ, das gefiel auch hier. Die Intrigue ist alt und thöricht, aber die Consulta-

*) Adolf Bonz und Co. in Stuttgart.

Digitized by Google

tionen sind sehr belustigend: der müde Salonbummler, das blutarme Mägdelein, das, weil der Doctor nicht abwinkt, fünf Minuten die Zunge zeigt, der nervöse Herr, der den nervöseren Arzt schließlich mit Brom behandelt. Die Herrentypen wurden von den Herren Pansa, Reusch und Lessing gut gespielt.

Den Abend beschloß ein Irrthum in zwei Acten, eine ungarische Kinderei, der mit der Erwähnung zu viel Ehre geschähe. Erst wenn die von Hebbel befürchtete Zeit hereinbräche, wo statt der höheren Töchter die Kinder das Präsidium im Theater führten, würde man uns Stücke geben dürfen, deren Ideen nicht über das Niveau: quäle nie ein Thier zum Scherz hinausgehen sollen."

Ein Kinderstück, ein belehrsam langweiliges, mußten wir auch im Hoftheater eben leiden. Herr Hugo Lubliner zeichnete verantwortlich, und damit ist eigentlich Alles gesagt. Daß dieser Herr nicht eine Spur von Talent oder auch nur von Kunstgeschmack besitzt, das braucht nicht wiederholt zu werden, wenn diesem durchgefallensten „Dramatiker" nicht immer wieder die Schauspielhäuser sich öffneten. Der „Kommende Tag" war sein zwölfter Durchfall und vielleicht läßt er's nun beim Dutzend bewenden, nachdem er endlich auch noch Fabrikarbeitern seine verbildete Zeitungssprache, mit der unser trefflicher Wustmann sich einmal beschäftigen sollte, in den Mund gelegt hat. Der kommende Tag, das ist der Tag, an dem Fachschulen in weitestem Umfange eingeführt werden. Auch ich will ihn segnen diesen Tag, denn auch Herr Lubliner wird hoffentlich dann eine Fachschule für Bühnenschriftsteller beziehen und sich bemühen müssen zu lernen, daß er nichts lernen kann, nicht Deutsch schreiben, nicht logisch denken. In jedem anderen Theater hätte der Abend mit Skandal geendet; am Schillerplatz ist man geduldig: man ließ die zärtlichen Verwandten klatschen, man gähnte schon nach sieben und zischte erst von neun an. Der Director Grube muß den Unwerth des Stückes übrigens auch früh erkannt haben, denn er hatte sich die Hauptrolle zuertheilt, einen Fabrikmeister, den er spielte, wie man in Weihnachtskomödien den Rübezahl zu spielen pflegt. M. II.

Der Schloßbrunnen von Begas.

Begas' Schloßbrunnen und Wallot's Parlamenthaus -- diese beiden Kunstwerke durften einen neuen Zeitabschnitt der Kunst für Berlin verkünden: Endlich große Verhältnisse und eine vom Geheimrathsgeiste unbeeinflußte Kunst!

Von Zeit zu Zeit liest man in den Zeitungen, der Verein „Herold", der die Wappenkunde als Wissenschaft betreibt, habe sich mit dem Parlamenthause beschäftigt und es von seinem wissenschaftlichen Standpunkte für herzlich verfehlt erklärt. Ich weiß nicht, ob es einen Verein für wissenschaftliche Mythologie in Berlin gibt. Wenn aber ein solcher besteht, wird er an Begas' Werk auch seine Urtheilskraft erfolgreich — und das heißt ja in Deutschland so viel wie ablehnend — bethätigen können. Vor dieser Gelehrsamkeit bestehen beide schlecht! Der Bildhauer hat sich leider von der Allegorie nicht ganz frei gemacht. Er soll den Alten auf seinem Felsen Neptun und die vier Weiber auf dem Becken Allegorien des Rheins, der Elbe, der Oder und Weichsel genannt haben. Man denke sich: der Rhein ein Weib! Das ist ja gegen alle Perückenordnung. Und dann weiter: Diese Weiber sitzen auf dem Rande des Brunnens, lassen die Füße auf derselben Stufe ruhen, auf welcher die Beschauer stehen, ja heute schon haben diese einzelne Theile mit ihren schmutzigen Schuhen blank getreten. Wo bleibt da die hehre Weihe der Kunst, wo die göttliche Unnahbarkeit echter Schönheit? Wo bleibt der preußische Ordnungssinn? Ich denuncire hiermit laut: Es wird auf dem Schloßplatze täglich öffentliches Eigenthum beschädigt!

Ich war nun schon zum dritten Male am Brunnen und fand immer dasselbe Bild. Die Berliner versperren sich unter einander die Aussicht, indem sie sich dicht an das Bildwerk drängen. Einer rüttelte an dem Beil, welches neben der Weichsel in einen Holzklotz eingetrieben erscheint. „Ob det Ding woll 'rausjeht?" Ein Anderer klopfte mit dem Schlüssel einer der Flußjungfrauen auf die wuchtigen Schenkel und sagte kopfschüttelnd: „Allens hohl!" Jeder ließ die Hand einmal über die Riesenleiber gleiten und freute sich der bewegten Glätte. Welchen Fluß jede der großen Frauen darstellte, das war, wie ich zu meiner Freude bemerkte, der Menge außerordentlich gleichgültig. Nur von jener Broncefigur, die gegen die Brüderstraße zu sitzt, sagte einer: „Sie hat eine Stupsnase und ein Kopftuch — det wird woll 'ne Wendische sind!" Aber für die Wasserthiere „aus 's Aquarium" war das Kunstverständniß sehr geklärt und für die Kinder, die vor dem Hummer und dem Polyp die Felsen hinauf unter der thronenden Alten Schutz suchen — für die interessirten sich mit besonderer Lust die Weiber.

Allegorie und freies Walten der Einbildung stehen sich hier gegenüber. Um den Felsen, welcher den Alten trägt, springen Meermänner. „Seecentauren" nennt sie der gebildetere Mann, welcher die für 10 Pfennige von eifrigen Händlern rings um den Brunen ausgebotene Beschreibung anfertigte. Es sind Prachtkerle, diese vier! Böcklin'sche Gestalten. Mit dieser Bezeichnung soll Begas nichts von seiner Vaterschaft an ihnen genommen werden; denn nicht die Formen machen ihren Werth, sondern der Umstand, daß sie in ihren Formen leben und ihre phantastischen Glieder zu brauchen verstehen. Die Gänsefüße an den Pferdebeinen waren das Entzücken einer drallen Köchin neben mir: „Die sin aber von olle Jänse, die knickt nich jleich einer die Knochen!" Dicker Leib und glotzende Augen und ein Maul, welches das Wasser nicht nur laufen läßt, sondern mit herzhaftem Nachdruck speit. Sie leben und wirken, diese Meerungethüme — und das sollen Centauren sein.

Ich halte etwas auf Bildung und vor mir liegt Friedrich Lübker's „Reallexicon des klassischen Alterthums für Gymnasien", siebente Auflage, herausgegeben von Professor Dr. Erler*), ein in seiner Art vortreffliches Buch. Es enthält in umfassender Weise alles das, was für einen fertigen Primaner aus der alten Welt wissenswerth ist und was er eigentlich wissen oder einmal gewußt haben soll — bloß 1332 Seiten Lexiconformat. Aber ich muß gestehen, daß ich, obgleich dem Alter nach leider schon eine Reihe von Jahren dem Gymnasium entwachsen, das Buch sehr gern benutze. Es ist ja schön, mit klassischer Bildung sich brüsten zu können. Da finde ich, daß das Wort Kentauros eigentlich Stierjäger oder Renner bedeutet, daß die Gelehrten aber noch nicht ganz einig sind, ob die Träger dieses Namens ursprünglich von den Bergen niederströmende Wässer oder wilde Bergmenschen waren. Es ist also vom wissenschaftlichen Standpunkte durchaus verwerflich, daß Begas, ohne die letzte Klärung der Frage abzuwarten, sich mit seiner Autorität auf die Wasserseite warf. Was gehen uns aber, so frug ich mich, hier in Berlin die Centauren an, von denen die Archäologen nicht einmal wissen, wer sie sind. Nicht ihre Klassicität erfreut die noch unverbildeten Berliner, sondern ihre übermüthige Lebenslust. Und sie sind doch nun einmal für die Berliner da, die Gestalten des Berliner Schloßbrunnens!

Und der Neptun? Nun, mein Gott, ja, er hat eine antike Fischgabel in der Hand. Das ist sein ganzes Neptunenthum. Mir wäre es lieber, wenn er sein Geräth eines Nachts hinüber trüge m's Antiken-Museum und dort deponirte. Die Gabel steht ihm nach meinem Gefühl nicht. Dazu ist er zu modern. Man denke an alle seine Vettern aus der Antike, und man denke vor Allem an alle Neptune des Berliner Hellenismus Das waren sehr vornehme Leute, so vornehm, daß sie bei leibe nicht Haare am Körper, ja sogar keine Adern unter der Haut haben durften. Jede Muskel war durch das Reglement der Schönheit bei ihnen bestimmt. Jede Zufälligkeit war streng verboten, wie bei der Uniform eines Soldaten oder Hofmarschalles. Um ganz vollendet zu sein, durften sie ja nicht anders sein als die Anderen. Und nun sitzt da ein Riese mit schwerem Kopf und schweren Gliedern in athletenhafter Haltung, mit fleischigem, schwieligem, haarigem Leib, kein Salongott, sondern ein Mordkerl, der nur durch eines sich über jene erhebt! Er lebt, er lebt bis in die letzte Ader hinein, er lebt und bewegt sich in jedem Muskel trotz seiner Ruhe! Er ist kein griechischer Gott, dieser Neptun, das ist richtig. Er ist nicht einmal ein Neptun. Und daß er es nicht ist, das scheint mir sein schönster Ruhm, er ist viel mehr als ein alter, abgesetzter, nur im Reallexicon des kasischen Alterthums lebendiger Gott — es ist eine lebendige Offenbarung eines frischen Geistes!

Begas geschieht ganz recht, wenn der Verein für wissenschaftliche Mythologie ihm vorwirft, sein Neptun sei nicht antik genug: Warum läßt er, der Menschen, Lebewesen zu erzeugen vermag, sich durch Todte, durch abgethane Götzen, durch zu Mumien gewordene Erinnerungen an längstvergangene Zeiten die Hand bestimmen!

Und nun sei noch ein Wort über die Aufstellung gesagt. Bei uns glaubt man zumeist die Kunst besonders zu ehren, wenn man ihre Werke unter die Glasglocke setzt. Wenn ein paar kleine Häuser neben einem großen Schloß stehen, so läßt das der deutschen Ordnungsliebe keine Ruhe — sie müssen fort. Wenn ein Kölner Dom wie die Henne inmitten der Küchlein sich über die Häuser der Stadt erhebt — es hilft kein Erbarmen es muß so lange „frei" gelegt werden, bis man den Maaßstab seiner Größe verloren hat; wenn eine Statue errichtet wird, so müssen Hallen rings herum, namentlich gegen die Stadtseite zu, damit der profane Mensch dem Heiligenthum sich nicht nähert! Abschließen! fernhalten! heißt das Stichwort aller Kunstpolizisten, nur ja den Menschen nicht unmittelbar mit der Kunst in Berührung kommen lassen, damit er zu ihr als etwas Fern-Erhabenen hinschaue. Hier, an Begas Brunnen kann Jeder einmal die Kunst anfassen — das ist schon etwas werth. Er kann sehen, wie das gemacht ist. Er bekommt einen Maaßstab des Werkes, wenn er die Hand auf die Hüften eines der Weiber legt. Er wird vertraut mit ihm. Das Leben der Stadt verflicht sich mit dem Werke. Die Fußzehen dieses oder jenen „Flusses" werden vielleicht in hundert Jahren ebenso abgetreten sein, als die der Sklaven am Großen Kurfürst. Aber inzwischen wird den Abtretenden das neue Werk ebenso vertraut werden wie das alte.

Vielleicht finden Andere die Idee des Brunnens geistreich. Ich kann dem nicht zustimmen: Neptune giebts schon sehr viele; Flußgöttinnen sitzen ebenso schön, in gleicher Zahl und an gleicher Stelle auf Raphael Donner's Brunnen am Neuen Markt in Wien, und Thiere speien auf den Brunnenbecken von Versailles nach der Mittelgruppe ebenso lustig auf. Geistreich scheint mir etwas Anderes: Die Frische der Auffassung einer so wenig originellen Idee. In dieser Frische, dieser selbstherrlichen Freiheit des Gestaltens, dem Hinwegsetzen über angelernte Formeln, dem Lebendigmachen der alten Fabelwesen, so daß sie nicht abstrakte Begriffe, sondern sinnlich vollblütige Kreaturen wurden, darin liegt der Geist des Werkes.

Noch ungelehrter wäre es vielleicht noch geistreicher. Noch sollen sie etwas bedeuten neben dem was sie sind. Das ist für mein Gefühl ihre Schwäche. Noch klebt ihnen ein letzter Rest vom Gymnasium an. Aber Begas hat bewiesen, daß er nicht aufgehört hat zu ringen. Er hat sich mit diesem Brunnen aufs Neue an die Spitze der Fortschreitenden gestellt, die Bildung nicht lernen, sondern aus sich entwickeln wollen.

Seine Modelle für Kaiser Wilhelms I. Denkmal machten auf mich diesen Eindruck nicht. Aber einen solchen Künstler soll man nicht nach

*) Leipzig, B. G. Teubner, 1891.

Digitized by Google

Skizzen beurtheilen. Wenn ich bedenke, daß noch die Frage unentschieden ist, ob Begas oder etwa Schilling das Nationaldenkmal ausführen solle, so möchte ich den, der die Entscheidung in Händen hat, flehentlich bitten: Gieb den Auftrag an Begas und wäre seine Entwurfskizze noch so schlecht.

Denn hier, vor diesem Brunnen spürt man sich einer großen, starken Kraft gegenüber, zu der man Vertrauen haben kann und soll! Er wird schon etwas auch aus der anderen Aufgabe machen! C. G.

Notizen.

Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Von Hugo Blümner. (Leipzig, S. Hirzel.) Der gelehrte Züricher Professor der klassischen Philologie schweift hier von seinem angestammten Studium der Metapher im Griechischen bedenklich ab und untersucht den geradezu klassischen Bilderreichthum von Bismarck's Sprache. Man braucht kein fanatischer Bismärcker zu sein, um seine Sprachgewalt zu bewundern und zuzugeben, daß er, was die Kraft seines Stils und die Eindringlichkeit seiner Bilder betrifft, einer unserer mustergültigen Prosaisten genannt werden kann. Der Verfasser sichtet seine Bilder nach Stoffen. Besonders reich sind vertreten die Anschauungen aus Haus und Hof, Speise und Trank, Kriegswesen, Mythologie und Bibel, Geschichte und Literatur. Wir begrüßen und empfehlen diesen gediegenen ersten Beitrag zu einer Bismarck-Philologie.

Mosaik. Vermischte Schriften von Adolf Heinrich Graf von Schack. (Stuttgart, Cotta Nachf.) In vorliegendem Bande hat Schack eine Reihe von Aufsätzen verschiedenen Inhalts zusammengestellt. „Eine Todtenbestattung" plädirt für Leichenverbrennung, „Die Enthusiasten" und „Literarische Erinnerungen" erneut das Andenken bekannter und unbekannter Freunde des Verfassers. Andere Aufsätze bieten Reisebilder mit literarischen Perspectiven, so „Vaucluse" mit schönen Uebersetzungen aus Petrarca's „Afrika." In allen spricht der feinsinnige Kenner, der gelehrte Geist, der humane Dichter. — Im gleichen Verlage hat Schack fast zur nämlichen Zeit eine Biographie: Giuseppe Mazzini, herausgegeben. Ueber den italienischen Agitator besitzen wir in deutscher Sprache kein Werk. Auch dieses ist mehr nur eine begeisterte Charakteristik nach eigenen und fremden Erinnerungen, voll liebevoller Vertiefung und in geschmackvoller Darstellung. Einige Aufsätze Mazzini's in deutscher Uebersetzung sind beigefügt. Endlich veröffentlicht Graf Schack aus seinen Mappen bei Cotta noch ein älteres Epos in fünffüßigen Trochäen: Weltmorgen, formschön, farbenreich und gedankenvoll, wie es sich für einen so begeisterten Plateniden schickt. Der Auftact vom Fechtboden der Heidelberger Hirschgasse ist prächtig wie die Fortsetzung: Egon als Johanniter, die Vertheidigung von Rhodos und der erschütternde Tod des Helden, der wenigstens mit dem Troste der Renaissancewelt stirbt, daß er wieder

„Aus dem Grab der Griechen alte Weisheit
Auferstehn, und unermeßlich
Neue Länder aus dem Schoß des Meeres
Tauchen sah und unermeßner
Aus des Himmels Blau die ewigen Sonnen —
Jene Welt, in der die künft'ge Menschheit
Immer reicher, herrlicher erblühen wird."

Meister Hausjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen. Culturgeschichtliche Novelle von Adolf Voegtlin. (Leipzig, H. Haessel.) Die Novelle ist C. F. Meyer gewidmet, als dessen Schüler oder Nacheiferer sich der junge Schweizer zu erkennen gibt. Und nicht nur in Aeußerlichkeiten, wie in der Vorliebe für gewisse Wörter („Getön", „Gesind", „Span") zeigt sich diese Jüngerschaft, sondern auch in der Stoffwahl und ihrer Gruppierung, in schönen Natur- und Culturbildern, im zarten Humor. Freilich hätte der Meister Manches weniger breit ausgeführt, die Ranken beschnitten, Nebensächliches in den Hintergrund geschoben und mehr Gleichgewicht in die Composition gebracht, wo der überhastete Schluß nicht mehr zum Uebrigen paßt, auch die etwas schablonenhafte Charakteristik vertieft. Aber Voegtlin erzählt anmuthig und weiß den Leser für seine den schweizer Erdgeruch athmende Liebesgeschichte des Chorstuhlschnitzers und der vom Züricher Bürgermeister umworbenen Aebtissin zu interessiren. Schade, daß der keck gezeichnete Schwerter, der sich anfangs allzu sehr vordrängt, so bald verschwindet. Bei einer etwaigen zweiten Auflage würde es sich empfehlen, die unkünstlerischen Rösselsprünge in die Gegenwart und andere Modernitäten, besonders in den eingestreuten Versen, zu entfernen, die den historischen Localton stören und die auch Meister Conrad Ferdinand strengstens vermeidet. Mit der diplomatisch genauen Chroniksprache der beiden Bürgermeisterbriefe fällt der Verfasser nach der anderen Seite wieder aus dem Ton, denn wenn die Leute damals so schrieben — Ufteri hat in diesem Deutsch ganze Novellen erzählt — so können sie auch nicht das geleckte Neuhochdeutsch gesprochen haben, das Voegtlin sie reden läßt. Ein Curiosum aber anzuführen, ist wider die Kunst.

Enge Welt. Novelle von Ilse Frapan. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Die Literatur der Dorfgeschichte erfährt durch diese Sammlung eine beachtenswerthe Bereicherung. Ilse Frapan weiß das bäuerliche Leben in dem württembergischen Neckargebiet, in welchem die Novellen bis auf eine sich abspielen, gut zu schildern. Sie besitzt eine tief eindringende Beobachtungsgabe, und stellt das Beobachtete mit sinnlicher Anschaulichkeit dar. Sie huldigt einem markigen Realismus, der indessen niemals in schmutzig naturalistische Kleinmalerei ausartet. Ihre Geschichten sind nicht alle gleichwerthig, aber sie überraschen sämmtlich durch Originalität in der Erfindung und Schärfe in der Charakteristik. Die erste Novelle ist die Geschichte vom braven Mariele, die nach dem Willen des Vaters und der seligen Mutter den Paile heirathen soll, aber während der Trauung durch die Rede des Pfarrers zu der Ueberzeugung geführt wird, daß Paile nicht der Mann sei, den Gott ihr zugedacht hat. So sagt sie statt des üblichen „Ja" ein vernehmliches „Noi". „'s Mariele sagt noi" ist seitdem sprichwörtlich in der Gegend. In „Jörg und Hans Katzenwadel" kommt der frische Humor zur vollen Entfaltung. Die Handlung streift hier indessen hart die Grenze, wo das Gebiet des Unwahrscheinlichen beginnt, und der Gesammteindruck wird durch einen unpassenden Schluß gestört. Von den beiden übrig bleibenden Geschichten verdient das Familiengemälde „Recht um Recht" unsere Beachtung. Ein Jüngling ermordet wenige Tage nach dem Tode des Vaters seine Schwester, um zu verhindern, daß sie auf die Bahn der Schande gerathe — ein düsteres Genrebild von männlicher Kraft und packender Originalität, in welchem die Dichterin auf der Höhe ihres Könnens erscheint. Weniger bedeutend ist ihr neuester Novellenband: „Bittersüß," ebenfalls bei Paetel. Das Beste ist auch hier wieder, wo sie nicht bitter, tragisch und männlich sein will, sondern sich frauenhaft gibt wie sie ist. „Klärchens Frühlingsfahrt", wo ein sechzehnjähriger Backfisch die Kinderschuhe austritt und sein Herz entdeckt, ist voll Schelmerei und Gemüth und enthält hübsche oberitalienische Stimmungsbilder. dr.

Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte von Joh. Jos. Ignaz v. Döllinger. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. (Stuttgart, Cotta's Nachfolger.) — Was aus dem Nachlaß des großen Forschers uns zugänglich gemacht wird, sei mit Dank begrüßt. Wird doch nur so erst die volle Würdigung dieser gewaltigen Lebensthätigkeit angebahnt. Es ist eine bunte Reihe von Reden und Aufsätzen, die Reusch, der Freund und Mitarbeiter Döllinger's bietet, und sie vertheilen sich auf beide Perioden, die vor- und nachvatikanische, seines Lebens. Eine anonym 1848 erschienene Broschüre über Kirche und Staat (Art. III der Grundrechte) eröffnet den Band, seine Rede aus der Pauluskirche über den gleichen Gegenstand vom 22. August folgt, und mehrere andere aus der gleichen Zeit schließen sich an; zuletzt noch Betrachtungen über die Frage der Kaiserkrönung von 1853, als die Rede war, Pius IX. könne nach Paris reisen, um Napoleon zu krönen, wogegen Döllinger sich ausspricht. Aus dem reichen Inhalt der zweiten Abtheilung seien nur die Reden auf dem Gelehrtencongreß zu München (1863) über die katholische Theologie, die Aufsätze über die Inquisition, der Schluß jener aufsehenerregenden Abhandlungen gegen die Unfehlbarkeit, aus denen der „Janus" hervorgegangen, die gelehrte Arbeit über Weissagungsglaube und Prophetenthum in der christlichen Zeit, die ursprünglich im „historischen Taschenbuch" erschienen ist, und das interessante Fragment einer Biographie Pius IX., das 1878 geschrieben bisher ungedruckt, hervorzuheben. Alle diese Beiträge zur Biographie Döllinger's oder zur Wissenschaft zeigen die staunenswerthe Gelehrsamkeit und die mustergültige Darstellungsgabe, die längst bekannt zu einer neuen Bewunderung aufruft. Ebenso klassisch in der Form und fesselnd im Inhalt ist der neueste Band: „Die Papst-Fabeln des Mittelalters", ein gelehrter Beitrag zur Kirchengeschichte mit Anmerkung versehen von dem bekannten altkatholischen Münchener Professor Friedrich. Es ist ein Genuß zu sehen, wie der berühmte Verfasser hier dem Aberglauben und Schwindel mit seinem gelehrten Rüstzeug auf den Leib rückt. Seinen Aufsatz über die Constantinische Schenkung haben wir bereits früher besprochen, neu war uns die Studie über die ebenso haltlose Päpstin Johanna-Sage. Wenn auch Döllinger die Hauptursache sein mag, daß die altkatholische Bewegung im Sande verlief, so gebührt ihm doch das Lob, mit wahrhaft ketzerischer Rücksichtslosigkeit die ultramontane Legendenbildung entlarvt und an den Pranger gestellt zu haben. g.

Homers Odyssee für das deutsche Haus. Von Emil Engelmann. (Stuttgart, Paul Neff.) — Nachdem der Verfasser sich am Nibelungen- und Gudrunlied, an Tegner's Frithiof und Wolfram von Eschenbach's Parzifal versucht, bietet er jetzt dem deutschen Haus einen Familien-Homer. Wenn man sich erst mit dem Gedanken eines solchen befreundet, wird man auch des Nachdichters Geschick und Pietät nur loben können. Seine Umdichtung thut nirgend dem hellenischen Geiste Gewalt an und liest sich leicht und fließend, was man leider von der klassischen Homer-Verdeutschung des alten Voß nicht immer sagen kann. Zu dieser Lesbarkeit, die alle Flickwörter vermeidet und formell durchweg Anerkennenswerthes leistet, kommt ein gut volksthümlicher und poetischer Sinn. Wie gewandt Engelmann die Klippen umschifft, zeigt sich namentlich in der Nausikaaepisode. Der reiche Bilderschmuck bringt die prächtigen Preller'schen Blätter, die seiner Zeit berühmten Umrisse Flaxman's mit ihren halb gespenstigen, halb englisch boxerhaften, aber immer stilvollen Gestalten und vortreffliche neue Illustrationen von Cloß, Kepler u. A.

Der Münchener Reichsarchivdirector a. D. und Professor Franz von Löher läßt bei Carl Mehrlich in München eine populäre Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter erscheinen, von der soeben der erste Band herausgekommen ist. Er umfaßt die Germanenzeit und Wanderzeit bis um 500 nach Christus, also Urheimath und Völkerwanderung, Volk und Land, Recht und Sitte und die Neubildung der Cultur. Alle Vorzüge des glänzenden Stilisten und tiefen Gelehrten, dessen griechische Natur- und Geschichtsbilder einen unvergänglichen Werth haben, zeichnen auch das vorliegende Werk aus, das nirgend trocken und weitschweifig wird und den Fachmann wie den Laien gleich zu befriedigen und zu iefseln versteht. Die zwei folgenden Bände sollen bis 1450 reichen und in Bälde erscheinen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthrophogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 19.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag

in geschichtlicher Darstellung

von

Dr. Anton Menger,

Professor der Rechte an der Wiener Universität.

Zweite verbesserte Auflage.

Oktav 188 Seiten. Preis geheftet M. 3.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschienen, durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Lügen unserer Sozialdemokratie.

Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt

von

Dr. Hans Blum.

ca. 430 Seiten 8°. Preis 2 Mark.

Es dürfte kaum noch etwas Schärferes und Ueberzeugenderes gegen die Sozialdemokratie und ihre Führer veröffentlicht worden sein, als was das obige Buch enthält, welches ein unerschöpfliches Rüstzeug für alle ist, denen Beruf oder Ueberzeugung gebietet, den Behauptungen der sozialistischen Führer nachzugehen und ihnen gegebenen Falles entgegen zu treten.

Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlags-Conto.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Weltmorgen.

Ein Gedicht

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Oktav 287 Seiten. Preis geheftet M. 4.—, in geschmackvollem Einband M. 5.—

Diese erzählende Dichtung schildert den Uebergang der mittelalterlichen Weltanschauung in diejenige, welche sich mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften Bahn zu brechen begann. An dem Helden, dessen innere Entwickelung dargestellt wird, ziehen Begebenheiten vorüber, die an Reichthum und Mannigfaltigkeit ihresgleichen suchen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Empfehlenswerte Geschenkswerke

aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Afrika.

Von Prof. Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Chromodruck und Holzschnitt von E. Compton, E. Heyn, W. Kuhnert, G. Mützel u. a. Fein in Halbfranz gebunden 12 Mk. (Soeben erschienen.)

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche, Dr. W Haacke, Dr. O. Boettger, Prof. W. Marshall und Prof. E. L. Taschenberg. Mit über 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten, 80 Tafeln in Holzschnitt und 100 Tafeln in Chromodruck, nach der Natur von W. Camphausen, C F. Deiker, C. Kröner, W. Kuhnert, G. Mützel, E. Schmidt, Fr. Specht, O Winkler u. a. 10 Bände, fein in Halbfranz gebunden, zu je 15 Mk. 5 Bände liegen bis Weihnachten 1891 fertig vor, die weitern folgen in vierteljährlichen Zwischenräumen.

Brehms Tierleben gilt in der ganzen Welt als das beste naturgeschichtliche Hausbuch und ist so bekannt, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf.

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 30 Chromotafeln. 3 Bände fein in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk.

„Ein Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem Gebiet geleistet wurde." *(„Die Natur.")*

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. 2 Bände fein in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk.

„Ein Fundamentalwerk der Anthropologie."

(Prof. *Dr. A. Bastian*, Berlin.)

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. Anton Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. 2 Bände fein in Halbfranz gebunden zu je 16 Mk.

„In allem und allem ein Prachtwerk, wie, wir wissen wohl, was wir mit diesen Worten sagen, kein zweites existiert." *(„Neue Freie Presse.")*

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. Melchior Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. 2 Bände fein in Halfranz gebunden zu je 16 Mk.

„Mit Freuden auf das Dringendste zu empfehlen."

(Oberbergrat Prof. *Dr. Credner.*)

Eine Weltreise.

Von Dr. Hans Meyer. Mit 120 Abbildungen und Plänen. In Leinen gebunden 6½ Mk.

Meyers Konversations-Lexikon.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 3700 Abbildungen im Text, 567 Illustrationstafeln, Karten und Plänen. 16 Bände und 1 Ergänzungs- und Registerband fein in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

Unbestritten das bedeutendste und zur Zeit auch das einzige vollständige neue Werk seiner Art.

Meyers Hand-Lexikon

des allgemeinen Wissens.

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit über 100 Illustrationstafeln, Karten etc. In 2 Bänden fein in Halbfranz gebunden 16 Mk.

„Ein Nachschlagebuch ersten Ranges, ein Nonplusultra von Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit."

(„Deutsche Rundschau.")

Meyers Klassiker-Ausgaben

der deutschen und ausländischen Litteratur, so sehr auch gediegene innere und äußere Ausstattung bei billigem Preise sie bevorzugen mag, verdanken den ihnen zugesprochenen eignen Wert vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die größte Sorgfalt kritischer Arbeit zu teil geworden ist.

Goethe, 12 Bände . .	30 Mk.	**H. v. Kleist**, 2 Bände	4 Mk.
Schiller, 6 Bände . . .	15 -	**Chamisso**, 2 Bände .	4 -
Lessing, 5 Bände . .	12 -	**Hoffmann**, 2 Bände .	4 -
Herder, 4 Bände . . .	10 -	**Lenau**, 2 Bände . . .	4 -
Wieland, 3 Bände . .	6 -	**Heine**, 7 Bände	16 -
Hauff, 3 Bände	6 -	**Gellert**, 1 Band	2 -
Eichendorff, 2 Bände	4 -	**Bürger**, 1 Band	2 -

☛ Die Preise gelten für eleganten Liebhaber-Leinenband; für Liebhaber-Saffianband sind sie um die Hälfte höher.

Verzeichnis der Ausgaben der *ausländischen Klassiker* = 70 Bände = stehen kostenfrei zu Diensten.

Schillers Leben und Dichten, von *C. Hepp.* Mit 53 Abbildungen. In Leinen gebunden 5 Mk.

Geschichte der neuern Litteratur, von Prof. *Adolf Stern.* 7 Bände. In Leinen geb. 15 Mk.

Geschichte der antiken Litteratur, von von *F. Mähly.* In Leinen gebunden 3½ Mk.

☛ *Probehefte oder Probebände obiger Werke liefert jede Buchhandlung gern zur Ansicht. Ausführliche Prospekte gratis. — Bequeme Bezugsbedingungen.*

Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

von

Prof. Dr. Otto Henne am Rhyn,

Staatsarchivar.

2 Bände. 63 Bogen. 8°. broschirt ℳ 9, gebunden ℳ 10.50.

Dieses neue Werk des hervorragenden Culturhistorikers dürfte jedem Gebildeten sehr willkommen sein.

Versandt: Franco gegen Einsendung des Betrages.

Danzig-Langfuhr. **Carl Hinstorff's Verlag,** Gustav Ehrke.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Deutsche Schriften

von

Paul de Lagarde.

Gesammt-Ausgabe letzter Hand.

Dritter Abdruck.

420 Seiten. gr. 8°.

Auszug aus dem Inhalt: Konservativ? Zum Unterrichtsgesetze. Religion der Zukunft. Reorganisation des Adels. Die Finanzpolitik Deutschlands. Programm für die konservative Partei Preußens. Die nächsten Pflichten deutscher Politik.

Preis 4 Mark.

Göttingen.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Felix Dahn.

Odhins Rache.

Erzählung.

142 S. 12°. In Originalband 4 ℳ.

Die kleine Erzählung, völlig frei erfunden, schließt sich dem Inhalt und der Form nach eng an jene Dichtungen des Verfassers, welche, wie „Skirnir", „was ist die Liebe?", „Friggas Ja" Fragen und Kämpfe des Herzens, in Gewand und Sprache nordgermanischer Götter- und Helden-Sage behandeln.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Franz Grillparzers

hellenische Trauerspiele

auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft.

Von **Dr. Julius Schwering.**

183 Seiten. gr. 8°. ℳ 2,80.

Der Verfasser, ein feiner Kenner der modernen Literatur, bietet uns in vorliegendem Buche einen schätzenswerthen Commentar zu den hellenischen Trauerspielen Grillparzers und liefert damit einen werthvollen Beitrag zur Literaturgeschichte.

Soeben ist erschienen:

An den Kaiser!

Auch eine deutsche Bitte!

Mit einem offenen Wort an den **Fürsten Bismarck**

und

mit einer Entgegnung an **Adolf Grafen von Westarp**

von **O. Wenze von Benzenhofen.**

11.–20. Tausend. Preis 25 Pf.

E. Pierson's Verlag in **Dresden** und **Leipzig.**

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Juchten. Neu! ℳ 100.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Im Verlage von **Karl Mehrlich, München,** ist soeben erschienen:

I. Band (531 Seiten) **Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter".** Preis 10 M. eleg. gebunden. Beziehbar entweder **direct** oder durch **bessere** Buchhandlungen!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Passendstes Festgeschenk.

Zweite Volks- und Familienausgabe.

Neu durchgesehen und herausgegeben

von

Dietrich Theden.

Fr. Gerstäcker's Ausgewählte Werke.

Nun vollständig.

Nun vollständig.

Zwei Serien in **70** resp. **71 Lieferungen** oder je **12 Bänden.** Jede Lieferung mindestens **6 Bogen** in 8° in elegantestem Druck auf holzfreiem Papier nur **30 Pf.**,

der broschirte Band von **30—40 Bogen ℳ 1.80.** Jeder Band in siebenfarbigem Irisdruck **ℳ 2.75;** in Liebhaber-Halbfranzband **ℳ 3.30.**

Einzelne Lieferungen und Bände nur zum doppelten Preis.

1. Lieferung durch jede Buchhandlung.

Als **Weihnachtsgeschenk** eignet sich das Unternehmen vortrefflich und kostet jede Serie geheftet **ℳ 21.60,** eleg. gebunden in siebenfarbigem Irisdruck **ℳ 33.—;** in Liebhaber-Halbfranzband **ℳ 39.60.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1892.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

12°. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Crusius, Gustav, **Concept einer aristokratischen Philosophie, Religion und Ethik.** Preis ℳ 1.—.

Duboc, Julius, **Grundriss einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus.** Preis ℳ 5.—.

Hanak, Dr., **Die Heilswahrheiten des Christentums.** Ein Vademecum für **Herrn Professor Luthardt.** Preis ℳ 2.—.

Pfizer, G., **Anti-Seuffert** oder der Geist des Rechts und der Buchstabe des Gesetzes. Preis ℳ 7.50.

Sanders, Dr. Daniel, **Fremdwörterbuch.** 2 Bde. **2. Aufl.,** brosch. ℳ 12.—, geb. ℳ 15.—.

Schwalb, Dr. Moritz, **Unsere Moral und die Moral Jesu.** Kanzelreden III. Preis ℳ 2.—.

Wilhelmi, Rudolf, **Der sittliche Mensch** aus seinem psychologischen Gesetz entwickelt. Eine gemeinverständliche Darstellung. Preis ℳ 1.20.

China, Von einem früheren Instructeur in der chinesischen Armee. Preis ℳ 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 28. November 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Börsenreform. Von Paul Dehn. — Die Prinzipienfrage des Trunksuchtsgesetzes. Von Otto Gaupp. — **Literatur und Kunst:** Wagner und Schopenhauer. Von Adolf Stamm. — Zur Culturgeschichte. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Kleinmüthige Seelen. Von E. Perodi. — **Aus der Hauptstadt:** Sommerfeld's Rächer. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. Offene Briefe und Antworten: Gegen Eduard von Hartmann und die „Jungfernfrage". — Notizen. — Inserate.

Börsenreform.

Von Paul Dehn.

In der Behandlung der großen Ströme hat die moderne Technik bisher keine glückliche Hand gezeigt; sie wurden nach allen Regeln der Kunst regulirt und eingedämmt, aber die Natur ging darüber hinweg. In Folge der Regulirungen sind die Hochwasser nur noch höher, die Niederwasser aber noch niedriger geworden, und angesichts der daraus entstandenen Klagen und Schäden hat Kaiser Wilhelm eingegriffen und die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses angeordnet.

Diesen Strömen sind die hauptstädtischen Börsen der Gegenwart zu vergleichen. Ihrer Aufgabe, Vermittler des Verkehrs zu sein und nach allen Richtungen hin zu befruchten, entsprechen sie immer weniger. Ein Strom, der heute sein Gebiet überschwemmt und morgen versumpft, richtet schließlich mehr Schaden als Nutzen an, wie eine Börse, die alles Kapital mobilisirt und auffaugt, um es den Schwankungen des Spiels zu überliefern. Es ist nothwendig, beide aus ihrem willkürlichen Walten heraus in den Dienst der Gesammtheit zurückzuzwingen.

Kurzsichtig hat man die Fähigkeit des beweglichen Kapitals, sich ins Unendliche zu vermehren, bis zur Stunde gewähren lassen. Dieser eigenthümlichen Fähigkeit haben die Staaten durch ihre Anleihen den größten Vorschub geleistet und daneben war die Privatspeculation bestrebt, alle unbeweglichen Werthe bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit durch Ausgabe von Aktien, Prioritäten, Antheilscheinen ꝛc., in neuerer Zeit selbst durch Warrants, zu mobilisiren. Man hat die europäischen Staatsschulden auf 100 Milliarden Mark veranschlagt, den Werth der gehandelten Papieren an den Börsen von Berlin auf 55, von Paris auf 40, von Wien auf 20 Milliarden Mark. So ist das bewegliche Kapital zu einem breiten Strom, zu einer gewaltigen Macht angeschwollen, aber es ist dabei seinen natürlichen Befugnissen, alles Erwerbsleben thunlichst gleichmäßig zu befruchten, immer mehr entfremdet worden, es hat sich unter die Führung der Spielbörse gestellt, die ihr Interesse darin findet, die Fluthen der Papierwerthe zu beständigem Auf- und Nieder zu zwingen, so daß der Verkehr dabei zu kurz kommt, Ueberschwemmungen und Versumpfungen entstehen und die entfernteren Thäler allmählig austrocknen.

Inmitten dieser ungesunden Entwickelung steht die Gegenwart erschreckt über gewisse Einzelheiten, die zu Tage treten. Aus Mangel an Kapital oder in Abhängigkeit von ihm verkümmert der kleine Mann, der Bauer und Handwerker. Selbst der Fabrikant und Großgrundbesitzer findet nur schwierig und theuer den unentbehrlichen Credit. Und nicht genug daran. Auch die großen Staaten müssen empfindliche Zugeständnisse machen und zuweilen Demüthigungen erdulden, wenn sie neue Anleihen auf den Markt bringen. Rußland buhlt um die Gunst des Hauses Rothschild und Deutschland muß es sich gefallen lassen, daß seine guten dreiprocentigen Papiere innerhalb Jahresfrist von 87 auf unter 83 gefallen sind, während die gleichwerthigen französischen Papiere auf 94 stehen. Und doch hatte man bei der Auflegung der letzten Anleihe, was Finanzminister Scholz in Hochhaltung altpreußischer Ueberlieferung nie gethan, der Spielbörse ein weitgehendes Entgegenkommen bekundet — mit einem glänzenden Erfolge auf dem Papier!

Volk und Staat klagen mit Grund über Mangel an Kapital, doch die Spielbörse schwimmt im Ueberfluß. Durch eine große Anzahl industriöser Bankiers sucht sie immer weitere Kreise zum Börsenspiel zu verlocken, immer mehr Kapitalien heranzuziehen und gelangt allmählig zu einer Oberherrschaft über das gesammte wirthschaftliche Leben. Nichts scheint sie in ihrem beständigem Aufsteigen zu verhindern. Millionen werden defraudirt, unterschlagen, verspielt, vergeudet, das Volksvermögen erleidet unschätzbaren Schaden, einige Getreidespeculanten berechnen ihren Monatsgewinn nach Millionen, während das Volk über theures Brod klagt, die Massenarmuth nimmt zu, der Mittelstand wird aufgerieben, durch falsche Börsengerüchte erscheint selbst der Friede gefährdet — und alles das nicht erst seit heute und gestern, sondern bereits seit Jahrzehnten, ohne daß auch nur von einer maßgebenden Stelle in Europa der Versuch gemacht worden wäre, in dieses Getriebe einzugreifen, dessen sittliche, sociale und politische Folgen schon jetzt klar zu Tage liegen. Sollte es wahr sein, daß es keine größere Macht in der Gegenwart giebt als die Börse, nachdem dort eine Ueberfülle von Kapital zusammengeströmt ist?

Als Vermittlerin von Angebot und Nachfrage auf dem Kapitalsmarkt hatte die Börse volle Daseinberechtigung und erfüllte eine nothwendige Aufgabe im wirthschaftlichen Leben. Aber ist nicht dieses ehrenwerthe Geschäft längst in den Hintergrund gedrängt worden durch die modernen Elemente des bloßen Spiels? Denn wer nicht mehr kauft um der Waare willen, wer nur noch kauft, um an einem Wiederverkauf auf Grund der künstlich verstärkten Preisschwankungen zu gewinnen, ist nicht Kaufmann, nicht einmal Speculant, der ist nur noch ein Spieler und ein Spiel ist's, was hauptsächlich an den großen Börsen betrieben wird, immer wieder neu belebt durch Ausgabe weiterer Papierwerthe. Man spielt natürlich nicht

Digitized by Google

in deutschen Staatspapieren, sondern bringt zu diesem Zwecke Privatactien und ausländische Schuldverschreibungen auf den Markt. So wird das Kapital von dem Spiele aufgesaugt und von befruchtender Thätigkeit im Kreditverkehr wie von sicherer Anlage in nationalen Staatspapieren abgeleitet. Als Herr von Scholz noch dem preußischen Finanzministerium vorstand, hat man dort die daraus entspringenden Gefahren zunächst für den Staatsschatz zeitweilig erkannt und von der Beseitigung der Mißstände an der Fondsbörse gesprochen mit Rücksicht darauf, das die großen Bankanstalten unter dem Uebergewicht des Börsenspiels genöthigt werden, ihre Fonds durch Beleihung von Spielpapieren aller Art festzulegen, anstatt sie einer nutzbringenden Verwendung zuzuführen, anstatt sie für die Beschaffung des Geldbedarfs von Reich und Staat zurückzustellen. Dem Staate könne es nicht gleichgültig sein, wenn die Quellen versagen, aus denen er seinen Geldbedarf schöpfe, er könne nicht gleichgültig zusehen, wenn die verfügbaren Geldmittel für schwindelhafte Börsenzwecke verbraucht würden, zumal im Falle eines unvorhergesehenen raschen und großen Bedarfes. Was vom Standpunkte des Staates da geltend gemacht worden, wird in den weitesten gewerblichen Kreisen ebenfalls als drückender Mißstand empfunden: die zunehmende Auffaugung des beweglichen Kapitals durch die Spielbörse. Dort erhalten zweifelhafte, anrüchige, kreditunwürdige Personen leicht Kapitalien ohne Maaß zu billigstem Zinsfuß, während der Fabrikant, Kaufmann und Handwerker aus Mangel an Kapital verkümmert und zwar tagtäglich in Tausenden von Fällen. Ein betrügerischer Großbankier konnte in Berlin 5 Millionen Mark verprassen, ein ungetreuer Kassierer in einem Berliner Börsenspielgeschäft 22 Millionen Mark in anderthalb Jahren umsetzen, mittlere Bankdirektoren beziehen Ministergehalte und eine Erste Berliner Bank zahlt ihren vier Geschäftsführern jährlich 2 Millionen Mark an Gehalt und Gewinnantheil. Freilich hat diese Erste Berliner Bank unter Mißbrauch ihres Emissionscredits auf den deutschen Markt u. A. auch argentinische Papiere gebracht, mit großem Gewinne für ihre Kasse, aber unter empfindlicher Schädigung des deutschen Volksvermögens. Hier ein leichter und reichlicher Erwerb Einzelner, dort die mühsame, aber ehrliche Arbeit vieler Millionen bei kärglichem Lohn . . . Rom ging zu Grunde, als dem Massenproletariat wenige Tausende überreicher Besitzenden gegenüberstanden.

Im Interesse der immer bedenklicher beeinträchtigten deutschen Staatsfinanzen wäre der Leiter des preußischen Finanzministeriums in erster Reihe dazu berufen, an die Regulirung des Kapitalsstromes zu gehen, den die Spielbörse so mächtig hat anschwellen lassen, daß unter den willkürlichen Wallungen dieser Fluthen nachgerade das ganze Land leidet. Man wird auf eine Reorganisation des ganzen Kapital- und Kreditverkehrs unter staatlicher Führung bedacht sein müssen, zunächst durch Errichtung von Staats- oder Reichspostsparkassen in Verbindung mit einem volksthümlichen Chek- und Clearingverkehr, etwa so wie Coch diese Einrichtungen in Oesterreich zielbewußt zu schaffen begonnen hat. Eine zweckmäßigere Sammlung und Veranlagung der überschüssigen Sparkapitalien wird durch wirksame Gesetzesbestimmungen gegen die Spielbörse zu erzwingen und zu beschleunigen sein. Mit ihrem unsittlichen und gemeinschädlichen Treiben, mit ihren Gründungspraktiken und Kursmachereien, vor Allem mit ihren strafwürdigen Verleitungen weitester Kreise zum Spiel muß die moderne Spielbörse beseitigt werden, wenn nicht anders, so selbst auf Kosten des effektiven Börsenverkehrs und seiner Selbstverwaltung. Wer in verantwortlicher Stellung sich vor der großen Gemeingefährlichkeit des modernen Spielbörse die Augen verschließt und die Gesetzgebung an dem nothwendigen Einschreiten hindert, läßt es geschehen, daß das Vaterland mit vollen Segeln der sozialen Revolution und das moderne Papierkapital einem allgemein erschütternden Zusammenbruche zutreibt.

Die Prinzipienfrage des Trunksuchtsgesetzes.

Von Otto Gaupp.

Ein uralter Aberglaube, der immer und immer wieder Denken und Handeln der Menschen auf's Unheilvollste beeinflußt, ist der Glaube an die Allmacht der Regierung. Seine Wurzeln reichen zurück in jene Kinderzeit der Menschheit, da rohe Wilde in ihren Führern, die sich durch ausnahmsweise Kraft und Schlauheit auszeichneten, Abkömmlinge höherer Wesen, Zauberer und Wunderthäter sahen. Eine Ansicht, deren Rudimente sich bis auf diesen Tag in der Lehre vom Gottesgnadenthum der Könige erhalten haben.

Wenn nun jene abgöttische Scheu, mit der der Wilde auf seinen Führer blickt, bei den modernen Culturnationen auch viel an Intensität verloren hat, wenn das Vertrauen auf Allwissenheit und Allmacht der Regierungen auch durch tausend und abertausend bittere Erfahrungen geschwächt wurde, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch heute noch diese Gefühle in theilweise veränderten Formen von ungeheurer Stärke sind. Die Erfahrungen haben immer nur den Glauben an die jeweilige bestimmte Regierung, aber nie das Vertrauen auf Regierungsallmacht im Allgemeinen erschüttert. Unzufriedenheit und Haß gegen eine concrete Regierung haben geradezu oft ihre besten Kräfte aus der unbedingten Ueberzeugung gezogen, daß eine Regierung, wenn sie nur den rechten Willen und die wahre Einsicht habe, Alles könne.

Heute nun leben wir in einer Zeit, wo jener alte Aberglaube wieder in ein acutes Stadium getreten ist. Ueberall grassirt die Ansicht, wo immer am Volkskörper ein Uebel sich zeigt, soll und kann es geheilt werden und zwar von Staatswegen. Daß der Staat einschreiten soll, darüber sind Regierer und Regierte einig und aller Streit dreht sich gewöhnlich nur um das Wie!

In dem Trunksuchtsgesetz, mit dem die Herren vom grünen Tisch das deutsche Volk zu beglücken suchen, haben wir ein gutes Symptom jener Krankheit. Durch kein specifisches Bedürfniß gefordert, durch keinen besonderen Nothstand hervorgerufen, ist es einzig und allein ein Ausfluß jener unglücklichen Sucht der Vielregiererei, an der beinahe alle modernen Staaten kranken.

Ich will nicht auf die einzelnen Paragraphen und auf das technisch-juristische Beiwerk des Gesetzes eingehen, sondern ich beschränke mich darauf, prinzipiell zu untersuchen, ob die Aufgabe, die der Staat sich mit diesem Gesetz stellt, in den Bereich seiner berechtigten Thätigkeit fällt oder nicht? Um zu einem bejahenden Resultat zu gelangen, können die Vertheidiger dieses Gesetzes zwei Wege einschlagen, wobei jedoch gleich zu bemerken ist, daß in der Praxis die Vertheidigung des Gesetzes gewöhnlich in einer verworrenen Vermischung der beiden Standpunkte, die ich getrennt darzulegen beabsichtige, besteht.

Die Argumentation des ersten Standpunktes ist folgende: Der Staat, wird gesagt, hat die Pflicht und das Recht, die Sitten seiner Unterthanen gegen Verfall zu schützen, und sie auf eine höhere Stufe zu heben. Nun ist kein Zweifel, daß Trunksucht ein Laster ist, folglich —

Die ganze Widerlegung dieser Vertheidigung hat sich gegen die Gültigkeit des Obersatzes zu richten, da die des Untersatzes füglich nicht zu bestreiten ist. Ist es nun wirklich so, daß Pflege und Hebung der Sitten eine berechtigte Aufgabe des Staates ist?

Eine Bejahung dieser Frage könnte ihre Begründung vor Allem in einem historischen Nachweis suchen. Man könnte auf die Staaten des klassischen Alterthums hinweisen mit ihrem reichen, blühenden Leben und zeigen, wie jene Völker nicht zu ihrem Nachtheil überall die Pflege der Sitten für eine der Hauptaufgaben des Staates ansahen; man denke an viele Bestandtheile und den ganzen Charakter der Lycurgischen und Solonischen Gesetzgebung, an das Censorenamt der Römer und viele ähnliche Erscheinungen.

Eine Vertheidigung dieser Art vergäße aber das Eine, daß die Lebensbedingungen jener Staaten — und damit ihre Auffassung des Verhältnisses von Individuum und Staat — ganz

Digitized by Google

andere waren als die der modernen. Die Städte und Staaten des Alterthums haben alle einen rein militärischen Typus; denn jede Stadt war von unaufhörlichen Kriegen bedroht, in denen Niederlage und Vernichtung gleichbedeutend war. Sie waren alle Aristokratien mit der Basis einer zahlreichen Sklavenbevölkerung, deren Niederhaltung engen Zusammenschluß und Einheit des Denkens und Fühlens von den herrschenden Kasten forderte. Der Staat mußte daher im Interesse der Selbsterhaltung auf das ganze Individuum in allen seinen Lebensäußerungen Beschlag legen und den Raum für individuelle Entwickelung sehr beschränken. Dazu kam, daß die Sitten in enger Beziehung zum Cult der jeweiligen Stadt- und Staatsgötter standen. Die geringste Verletzung dieser Götter konnte ihren Zorn erregen und damit Verderben auf die Stadt herabrufen.

Dieses Verhältniß des Staates zum Individuum hat sich im Laufe der Zeiten gründlich verschoben. Die wesentlichen Factoren dieser Aenderung sind einmal das Christenthum, das vielfach in Opposition zum Staat den Begriff der eigenen Verantwortlichkeit des Menschen seinem Schöpfer gegenüber ausbildete, eine Verantwortlichkeit, die weder Stadt noch Gesellschaft dem Einzelnen abnehmen kann, und der gegenüber deshalb Majoritätsbeschlüsse und Staatsbefehle ungültig sind. Ferner die anarchischen Zustände des ersten Mittelalters mit ihrer Ausbildung des Feudalsystems; das Individuum lernt ohne den Staat auszukommen und auf seine eigene trotzige Kraft vertrauen. Und endlich die Wissenschaft, die mit ihrer Betonung des Rechts der freien Kritik den mystischen Schleier, der die uralten Autoritäten im kirchlichen und staatlichen Leben umgab, zerriß.

So hat sich allmählich die moderne Anschauung herausgebildet, die jeden Eingriff des Staates in das Denken und Handeln der Individuen, so weit dieses nicht die Rechte anderer verletzt, eifersüchtig zurückweist. Der Staat ist nicht mehr Vormund und Sittenwächter, sondern allein Beschützer des Rechts — und damit Hort der wahren Freiheit, sofern diese darin besteht, daß jedes Individuum denken, reden und handeln kann wie ihm beliebt, unbeschadet der gleichen Freiheit seiner Nebenmenschen.

Und in der That, zwei Gründe sprechen entschieden für die Richtigkeit dieser modernen Ansicht. Sitten und Sittlichkeit eines Volkes sind der Ausdruck seines innersten Wesens, sie sind Resultate seiner von den Vorfahren ererbten Constitution und seiner vielhundertjährigen Geschichte. Sie entwickeln sich spontan weiter nach den Gesetzen, nach denen sie zu dem geworden, was sie sind. Sie können also niemals das geeignete Object der Staatsthätigkeit sein; denn die Mittel des Staates, Strafen und Gesetze, beziehen sich nur auf das Aeußere, die Handlungen, treffen aber nicht die Quelle im Innern, aus der diese fließen. Der Staat kann, wie ein schlechter Arzt, gewisse Symptome des sittlichen Zustandes vielleicht unterdrücken, aber die Krankheit selbst nicht heilen, sondern oft nur verschlimmern. Wenn wir etwas aus der Geschichte lernen können, ist es dies, daß Gesetze, die bestimmt waren, Sitten zu verbessern, keine oder wenn eine — eine unheilvolle Wirkung hatten.

Aber abgesehen davon bleibt noch ein entscheidender Einwand gegen diese Art der Staatsthätigkeit.

Gestehen wir dem Staate das Recht zu, gegen Ausschweifungen der Sitten, die nicht fremdes Recht berühren, einzuschreiten oder ihnen zuvor zu kommen, so öffnen wir damit der grenzenlosesten Tyrannei Thür und Thor. Denn immer haben die Anschauungen über das, was sittlich zulässig oder unzulässig, auf's Aeußerste geschwankt bei den verschiedenen Völkern und bei ein und demselben Volke. Dafür bietet die Geschichte zahllose Beispiele. Man denke an den Fanatismus gewisser puritanischer Eiferer in der Frage der Sonntagsheiligung, man denke an das Licht, in dem die Priesterehe katholischen Völkern erscheint, an die vielen Speiseverbote, deren Uebertreten manchen Völkern als schamlos und sittlich schlecht erscheint und vieles Andere dieser Art.

Dem Staate also das Recht zugestehen, die Sitten zu bessern, heißt nichts Anderes, als das Recht der Majorität proclamiren, die Minorität ihren jeweiligen sittlichen Anschauungen mit Zwang und Gewalt zu conformiren.

Wäre nun der Vertheidiger des Trunksuchtsgesetzes damit aus dieser Position verdrängt, so bliebe ihm immer noch eine, die nicht ganz so leicht zu nehmen ist.

Man gebe zu, könnte man sagen, die Handlungen, deren Folgen nur den Handelnden selbst treffen, gehen den Staat nichts an, er habe seine Aufmerksamkeit allein auf solche zu richten, die in die Freiheits- und Rechtssphäre Anderer eingreifen. Nun sei Trunkenheit allerdings in ihren nächsten Folgen nur Sache des Betrunkenen, in ihren weiteren Folgen aber greife sie überall in die Rechte Anderer ein. Betrunkenheit charakterisire sich als ein Zustand, in dem vernünftiges Denken und Wollen aufgehoben sei, nicht aber das Handeln. Erfahrungsgemäß bestehe eine enge Causalität zwischen Betrunkenheit und Verbrechen, insbesondere denen der Körperverletzung und Sachbeschädigung. Wer sich also betrinke, setze sich in einen Zustand, in dem er die Freiheit und die Rechte der Anderen bedrohe. Und eine solche Handlung sollte der Staat nicht bestrafen dürfen, er sollte immer erst wirkliche Verletzung abwarten müssen? Sei nicht schon bloße Bedrohung eine Kränkung fremder Rechte? Strafe man nicht auch das Herumlaufenlassen bissiger Thiere, leichtsinniges Aufhäufen von Pulvervorräthen an feuergefährlichen Plätzen ꝛc.? auch wenn das Thier zufällig Niemanden bisse und das Pulver zufällig nicht in die Luft flöge?

Das Trunksuchtsgesetz sei eben ein Präventivgesetz: es bestrafe eine Handlung, durch die man sich in einen Zustand versetze, der erfahrungsgemäß eine Bedrohung für die Freiheit und die Rechte Anderer involvire.

Dagegen ist nun zu sagen: Wenn wir uns nicht darauf beschränken, die wirkliche Verletzung fremder Rechte zu bestrafen, sondern auch Handlungen ahnden, die unmittelbar nur Bezug auf den Handelnden selbst haben, aber in ihren weiteren Folgen auch auf das Wohl und Wehe Anderer übergreifen, dann gibt es überhaupt keine prinzipielle Grenze mehr zwischen erlaubten und unerlaubten Eingriffen des Staates in die individuelle Freiheit. Denn es gibt überhaupt keine Handlung, die in ihren weiteren Folgen sich auf den Handelnden selbst beschränkte, und nicht auch für Andere wichtig wäre oder, wie dies schon ausgedrückt wurde, auf deren „soziale Rechte" Bezug hätte. Diese „sozialen Rechte" werden eben immer verletzt, wenn Einer im Geringsten anders handelt, als er handeln sollte. Wenn also ihr Schutz Aufgabe des Staates wäre, dann gäbe es überhaupt keine Verletzung der individuellen Freiheit, für die sich nicht eine Entschuldigung fände.

Nicht leugnen will ich, daß es Fälle geben kann, wo ein Präventivgesetz zulässig ist, wie z. B. Gesetze in Bezug auf Pulver und Sprengstoffe. Hier ist die Verletzung der individuellen Freiheit gegenüber der ungeheuren Gefahr, die abgewandt wird, eine ganz verschwindende. Ganz anders aber liegt der Fall beim Trunksuchtsgesetz. Der Eingriff in die individuelle Freiheit wäre hier ein allgemeiner und bedeutender, während die Bedrohung und Gefahr, die für Andere entsteht, wenn diese Freiheit aufrecht erhalten bleibt, doch verschwindend klein und unbedeutend ist. Und da muß immer die höhere Rücksicht auf die persönliche Freiheit den Ausschlag geben und die kleineren Unannehmlichkeiten müssen in Kauf genommen werden. Anders liegt die Sache natürlich, wenn Jemand in einem bestimmten Rechtsverhältniß zu einer Person oder zu einem Personenkreis steht, wie der Soldat, der Beamte ꝛc. Hier wird allerdings Betrunkensein im Dienst mit Recht bestraft, aber hier wird nicht das Betrunkensein als solches, sondern die Pflichtversäumniß geahndet.

Das Resultat ist also dieses:

Die Bestrafung der Trunkenheit, sofern sie nicht bestimmte Rechte Anderer wirklich verletzt, liegt außerhalb der berechtigten Aufgaben des Staates.

Zum Schluß noch eine Bemerkung.

Zu den eindringlichsten Lehren, die die Geschichte spendet, gehört die, daß nur die Gesetze wirksam sind, denen die Volks-

Digitized by Google

sitten entsprechen. Nun ist aber kein Zweifel, daß die deutsche Volkssitte Excesse im Trinken äußerst mild beurtheilt. Ohne Becherklang können Deutsche sich kein rechtes Fest denken; in der Poesie keines anderen Volkes spielt der wackere Zecher eine solche Rolle, wird der Wein so begeistert gefeiert. Dem Betrunkensein, wenn es kein habituelles ist, haftet nach deutscher Volksauffassung nichts Ehrenrühriges und Sträfliches an und es dürften sich wohl nur wenige Richter finden, die sich der That, die sie bestrafen sollen, nicht selbst, besonders in ihren fröhlichen Studentenjahren und später bei patriotischen und anderen Festen, schuldig gemacht hätten.

Könnte man sich also von einem Gesetz, das den Volksanschauungen und Volkssitten so wenig entspricht, irgend einen Erfolg versprechen, wenn nicht vielleicht den der Verbreitung unwürdiger Heuchelei auf Seiten der Richtenden und böser Erbitterung auf Seiten der Gerichteten, die eine solche Strafe, weil ihren sittlichen Anschauungen widersprechend, ungerecht fänden?

Wir wollen aber nicht vergessen, daß diese ganze Bemerkung nur eine praktische Bedeutung hat. Selbst wenn die Dinge anders lägen, selbst wenn die große Mehrzahl des deutschen Volkes das zu viel Trinken als etwas Schimpfliches empfände, wäre es eine ungerechtfertigte Tyrannei, dieser Empfindung durch ein Gesetz Ausdruck zu geben, das eine rein persönliche Handlung wegen eventueller, gewissermaßen zufälliger Wirkungen auf Andere straft.

Literatur und Kunst.

Wagner und Schopenhauer.

Von Adolf Stamm.

Die Frage, in welchem Verhältniß Richard Wagner zu Schopenhauer gestanden habe, und umgekehrt, ist schon oft aufgeworfen und beantwortet worden. Aber meines Wissens liegt eine sozusagen actenmäßige Darstellung noch nicht vor: diese zu geben, will ich im Folgenden versuchen. Ich bemerke vorher, daß ich das gesammelte Material hauptsächlich einem Aufsatz entnehme, den ich im Jahre 1881 in der (jetzt leider eingegangenen) „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" (herausgegeben von Chrysander) veröffentlicht habe. Abgesehen vom bloßen Material habe ich indessen seitdem meine Ansicht über die Bedeutung der musikphilosophischen Ansichten Schopenhauer's nicht unwesentlich modificirt.*)

Wagner's schriftstellerische Thätigkeit läßt sich jetzt bequem in seinen gesammelten Werken und seinen zahlreichen Biographien überblicken. Die Themata der einzelnen Aufsätze stehen alle mit der Kunst, speziell natürlich mit der Musik, in engerem Zusammenhange und enthalten fast alle mehr oder weniger revolutionäre Ideen in einem zwar durchaus nicht formvollendeten, aber oft leidenschaftlichen Vortrage. Und darum haben sie so gezündet. Im Uebrigen ist es geradezu eine Blindheit der Wagner-Schwärmer, wenn sie ihren Meister für einen großen Schriftsteller halten. Ein guter Stilist ist er ganz gewiß nicht, wenn er es auch sehr oft von sich behauptet und seine Jünger daran natürlich wie an ein Evangelium glauben. Er schreibt einen schwerfälligen, holperigen Stil schon in der Prosa; wenn er aber den Pegasus besteigt, dann ist man — ich denke allerdings an gebildete und vorurtheilsfreie Leser — starr über die zahlreichen, oft wirklich ganz unglaublichen Geschmacklosigkeiten dieser sog. Poesie. — Das hat ja indessen nichts mit seinen musikalischen Leistungen zu thun: diese sind auf jeden Fall außerordentlich zu nennen. Ich sehe jetzt von den Wirkungen der Wagner'schen Opern ab und halte mich an die Werke selbst. Wagner's zwei Grundgedanken sind folgende: 1. Alle bisherigen Musiker sind sich theoretisch über das, was die Musik leisten kann und soll, nicht im Entferntesten klar gewesen, sie haben nur instinktiv geschaffen. 2. Ich bringe das wahre musikalische Evangelium und das heißt: die Musik kann einfach Alles darstellen, weil sie Alles enthält.

Nach Wagner also ist die Musik fähig, jedes Gefühl zu schildern, jede Naturerscheinung zu malen, jede Charaktereigenschaft darzustellen, die sublimsten Empfindungen auf das Deutlichste zu bezeichnen, ja, den geheimnißvollen metaphysischen Strom, der für uns Sterbliche nur verhüllt in der Erscheinungswelt hervortritt, aufzudecken. Und da dieser Strom ununterbrochen im Leben fließt, so muß er es auch im Drama, d. h. im Musikdrama; unablässig zieht er dahin und spiegelt die Ereignisse und Empfindungen ab, wie ein klarer Bach die Bäume und Sträucher an seinen Ufern.

Dieser Strom ist in der Musik: die unendliche Melodie.

Der Ausdruck, von Wagner selbst erfunden, bezeichnet die Sache sehr treffend, was das „unendlich", weniger treffend, was die „Melodie" betrifft. Der „eigentliche" Wagner faßt die Melodie ganz anders auf als die Musiker vor ihm und auch anders als er selbst in seinen früheren Werken. Er verwirft demgemäß alle nach den bisher geübten Gesetzen der Melodiebildung verfaßten Musikstücke für das Musikdrama.

Eine reine Instrumentalmusik ist dabei natürlich gar nicht möglich und Wagner hat sich deshalb auch wohlweislich nicht darauf eingelassen, einige reine Instrumentalcompositionen aufzuführen; nach seinem Tode haben die hierher gehörigen Werke, namentlich eine Symphonie, das bekannte tragikomische Schicksal gehabt. Wagner gibt also (in seinen späteren Werken, die ja allein das wahre Evangelium enthalten) die Melodie im alten Sinne auf und erfindet die „unendliche" Melodie, einen ununterbrochen dahingleitenden Strom, aus dem sich der begeisterte Hörer (und welcher Wagnerianer wäre nicht mindestens begeistert?) die Leitmotive herauszufischen hat.

Diese Leitmotive sind kurze Schlaglichter, durch welche die an dem Drama betheiligten Personen und philosophischen Gedanken des Meisters mit einer fabelhaften Genauigkeit auf das Allerdeutlichste charakterisirt werden; eine Art musikalischer Visitenkarten, die das Orchester uns jedesmal präsentirt, wenn der betreffende Held erscheint oder auch nur, wenn von ihm die Rede ist. Wagner ist nun der Meinung, daß nicht etwa nur durch die Musik überhaupt, sondern durch die von ihm vertretene Musik, d. h. speziell durch die unendliche Melodie das Metaphysische ausgedrückt wird.

Die Metaphysik ist es also auch nach Wagner, worauf es in unserem bischen Leben ankommt, und da nun nach der Theorie seines Leibphilosophen die Musik unter allen Künsten die Offenbarung des Metaphysischen am deutlichsten und vollkommensten, weil am unmittelbarsten, enthält, so zieht Wagner und die Bayreuther Schule den scheinbar richtigen Schluß: da das Metaphysische unendlich und ewig ist, so muß auch die Melodie, als die Quintessenz der Musik, unendlich sein. Und so proklamiren sie die Wagner'sche Musik als das neue Evangelium, welches in die Welt gekommen ist, nicht nur, um die Musik, sondern die Kunst überhaupt, ja, das ganze Leben neu zu gestalten.

Der Leibphilosoph Wagner's und in Folge dessen seiner sämmtlichen sehr zahlreichen Jünger, ist bekanntlich Schopenhauer, der viel citirt, aber wenig gelesen und leider noch weniger studirt wird. Das Letztere ist mit ein Grund, daß das Ungeheuerliche passiren und gerade Schopenhauer zum Corpsphilosophen gemacht werden konnte, derselbe Mann, welcher, wie ich jetzt beweisen werde, weder etwas mit Wagner'-

*) Einiges entnehme ich der sehr verdienstlichen, leider nur zu wenig ausgeführten Schrift von Heinrich Ehrlich: Die Musikästhetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß von H. E. (Leipzig, Verlag von Leuckart.) Die Schopenhauer'schen Schriften citire ich nach der Ausgabe von 1877 (2. Aufl. von Frauenstädt). Außerdem: „Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn . . . von Julius Frauenstädt. Berlin 1863", citirt: Fr. I, . . . Ferner: „Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß . . . von Julius Frauenstädt. Leipzig 1864", citirt: Fr. II, . . . Vortrefflich, wie alles, was aus derselben Feder stammt, ist Hanslick, z. B. Musikal. Rationen, S. 258, Opernelben 840.

Digitized by Google

scher Musik zu thun hat, noch vor allen Dingen etwas damit zu thun haben wollte.

Im Folgenden stelle ich nun zunächst die Schopenhauer'schen Sätze zusammen.

Als kürzesten und allgemeinsten Ausdruck über das Wesen der Musik kann man diesen ansehen: „Die Musik ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist." (Par. 2, 463.) Die Eigenthümlichkeit dieser Erklärung verliert ihr Befremdliches, wenn man mit Schopenhauer's ganzer, auf der platonischen Ideenlehre aufgebauten Aesthetik vertraut ist. Er betrachtet nämlich die Ideen als die verschiedenen Objectivationen des Willens. Während diese in der sichtbaren, uns umgebenden Welt verschleiert sind, so fällt dieser Schleier (Maja) vor den Augen des Genies, dessen Thätigkeit es ist, das von ihm Geschaute den anderen Menschen mitzutheilen. Je nachdem seine Begabung ist, wird ihm diese Mittheilung gelingen. In den Künsten sehen wir also gewissermaßen durch die Brille des Genies. Für das Genie haben im Zustande des selbständigen, geistigen Schaffens Zeit, Raum und Causalität nur eine ideale Bedeutung; das Genie vermag das allem Sichtbaren, Endlichen zu Grunde liegende Unsichtbare, Ewige zu erkennen: die Idee. Der Genuß eines Kunstwerks besteht darin, die durch die geistige Kraft des Genies vermittelte Ideenwelt anzuschauen, als etwas außerhalb unseres Begehrensvermögens Liegendes. Das wahre, echte Kunstwerk wirkt also nicht auf den Willen, sondern bloß auf das Erkennen. Für Schopenhauer ist demnach das „reine Erkennen" der höchste Genuß, dessen der Mensch fähig ist.

Er bringt nun eine Masse von Bemerkungen, Vergleichen, Analogien ꝛc., die seine eigenthümliche Ansicht illustriren sollen.

„Die Musik ist ganz abgesondert von allen anderen Künsten. Wir erkennen in ihr nicht die Nachbildung, Wiederholung irgend einer Idee der Wesen in der Welt, dennoch ist sie eine so überaus herrliche Kunst." (Welt 1, 302.)

„Alle Künste objectiviren den Willen nur mittelbar, nämlich mittelst der Ideen. Die Musik übergeht die Ideen, ist von der erscheinenden Welt ganz unabhängig, ist eine so unmittelbare Objectivation des Willens, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen es sind, deren vervielfältigte Erscheinung die Welt der einzelnen Dinge ausmacht." (Welt 1, 304.)

„Musik ist also keineswegs Abbild der Ideen (wie die anderen Künste), sondern Abbild des Willens selbst, deshalb eben ist die Wirkung der Musik so sehr viel mächtiger und eindringlicher, als die der anderen Künste: denn diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen." (Welt 1, 304.)

„Die Musik spricht in ihrer Weise die Welt aus und löset alle Räthsel: Keine Beziehung ohne Ende auf ein anderes macht hier, wie in der Wissenschaft, Alles zum Bettel. Man begehrt nicht weiter, man hat Alles, man ist am Ziel; allgenugsam ist diese Kunst, und die Welt ist vollständig wiederholt und ausgesprochen in ihr. Auch ist sie die erste, die königlichste der Künste." (Fr. II, 299.)

„Die Frage: Was ist das Leben — (beantworten alle Künste), auch die Musik und zwar tiefer, als alle anderen, indem sie in einer ganz unmittelbar verständlichen Sprache, die jedoch in die Vernunft nicht übersetzbar ist, das innerste Wesen alles Lebens und Daseins ausspricht." (Welt 2, 463.)

„Die Musik ist die wahre allgemeine Sprache, die man überall versteht: daher wird sie in allen Ländern und durch alle Jahrhunderte mit großem Ernst und Eifer unaufhörlich geredet." (Par. 2, 462.)

„Die nachbildliche Beziehung zur Welt muß eine sehr innige, unendlich wahre und richtig treffende sein, weil sie von Jedem augenblicklich verstanden wird." (Welt 1, 303.)

„Keine Kunst wirkt auf den Menschen so unmittelbar, so tief ein, als diese (die Musik), eben weil keine uns das wahre Wesen der Welt so tief und unmittelbar erkennen läßt, als diese. Das Anhören einer großen, vollstimmigen und schönen Musik ist gleichsam ein Bad des Geistes (vgl. Welt 2, 461), es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg, stimmt jeden hinauf auf die höchste geistige Stufe, die seine Natur zuläßt, und während des Anhörens einer großen Musik fühlt Jeder deutlich, was er im Ganzen werth ist, oder vielmehr, was er werth sein könnte." (Fr. II, 373.)

„Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: Darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar [!] nichts zu sagen hat, und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr dies zumuthet, wie dies in der malenden Musik geschieht, welche daher ein für alle Mal verwerflich ist . . ." (Par. 2, 462.)

Diese in der That originelle Auffassung der Musik, die Schöpfung einer Metaphysik der Musik und — last not least — der Umstand, daß Schopenhauer der Musik bei weitem die höchste Stelle unter den Künsten vindicirt (er nennt sie die „königlichste" der Künste), und demgemäß unter allen Genies die musikalischen — zwar nicht am höchsten stellte (das sagt er nirgends), aber doch stellen müßte, eine Consequenz, welche bekanntlich die Wagnerianer in recht aufdringlicher Weise gezogen haben —: Alles dieses machte also Schopenhauer geeignet, zum Propheten der neuen Schule ernannt zu werden.

Die Thätigkeit des Componisten schildert Schopenhauer so:

„Die Erfindung der Melodie, die Aufdeckung aller tiefsten Geheimnisse des menschlichen Wollens und Empfindens (!) in ihr, ist das Werk des Genies, dessen Wirken hier augenscheinlicher als irgendwo fern von aller Reflexion und bewußter Absichtlichkeit liegt und eine Inspiration heißen könnte. Der Begriff ist hier, wie überall in der Kunst, unfruchtbar: der Componist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht." (Welt 1, 307.)

Bei näherer Betrachtung sind nun drei Punkte besonders bemerkenswerth:

1. Wenn wir uns die Schopenhauer'schen Definitionen etwas kritischer ansehen, müssen wir bekennen, daß das Alles doch eigentlich weder Philosophie ist noch den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Die Musik soll also den Willen, welcher eben das Metaphysische bei Schopenhauer ist, unmittelbar objectiviren, d. h. zu sinnlicher Erscheinung bringen; ebenso selbständig, wie es die Ideen thun, so daß also die Musik und die Ideen (im platonischen Sinne) Geschwister sind. Die einzelnen Melodien sind also etwas den Ideen durchaus Analoges. Das ist nun sehr geistreich in einigen Punkten durchgeführt; aber auch hier versteigt sich der sonst so große Schopenhauer zu den bedenklichsten Behauptungen, ja die Sache artet schließlich in Spielerei, um nicht zu sagen zur Absurdität, aus.

Ich führe zum Belege noch folgende Sätze Schopenhauer's an:

„Der Grundbaß ist in der Harmonie, was in der Welt die unorganische Natur, die roheste Masse, auf der Alles ruht und aus der sich Alles erhebt und entwickelt . . ." (Welt 1, 304.)

„Die jedesmalige Philosophie ist der Grundbaß der Geschichte jeder Zeit." (Par. 2, 598. Vgl. Fr. I, 571. 574. 742. Par. 1, 170. 439. 2, 153. 471. 530. 646. Welt 2, 140. Fr. II, 201.)

Ueberhaupt hat Schopenhauer mit diesem „Grundbaß" fortwährend zu schaffen, er muß ihm die sonderbarsten Vergleiche abgeben. An einer anderen Stelle sagt Schopenhauer:

„Das Abweichen von der mathematischen Richtigkeit der Intervalle durch eine Temperatur oder herbeigeführt durch eine gewählte Tonart" (Enharmonik?) „ist analog dem Abweichen des Individuums vom Typus der Species." (Welt 1, 305.)

Geradezu komisch sind folgende Sätze:

„Im Ganzen verhält sich die Erscheinung des Willens im Menschen zu der im Thiere der oberen Geschlechter, wie — ein eingeschlagener Ton zu seiner 2—3 Octaven tiefer gegriffenen Quint." (Welt 2, 318.)

Ferner:

„Thier und Pflanzen sind die herabsteigende Quint und Terz des Menschen, das unorganische Reich ist die Octave."! (Welt 1, 183.) [Wodurch beiläufig ein Quart-Sext-Accord entstehen würde (z. B. g c' e' g'), d. h. eine unselbständige Harmonie.]

Gewonnen wird mit solchen Vergleichen natürlich nichts, im Gegentheil, sie dienen nur zur Verwirrung und begünstigen in schlimmster Weise eine oberflächlich-ästhetisirende Auffassung der Kunst. Aus allem diesem aber geht hervor, daß Schopenhauer offenbar von der Musik recht wenig verstanden hat; er urtheilt darüber als geistreicher Liebhaber, aber nicht als Kenner. Auch sonstige Bemerkungen über theoretische Fragen, die er hin und wieder machte, verrathen seine völlige technische Unkenntniß.

2. Der zweite Punkt unserer Verwunderung, daß Schopenhauer's Ansichten über Musik von Wagner angebetet werden, ist folgender. Schopenhauer verlegt den Schwerpunkt aller Musik in ausgesprochenstem Maße auf die Melodie, und zwar natürlich auf die Melodie, wie man sie bis auf seine Zeiten — also vor der Wirksamkeit Wagner's — gekannt hat, und wie wir sie auch in den früheren Opern Wagner's in oft herrlicher Weise finden. Schopenhauer meint also die einfachen, kurzen, strophenartigen Melodien, für deren genialsten Vertreter er in Uebereinstimmung mit der ganzen musikalischen Welt den göttlichen Mozart gehalten hat, und wie er das an sehr vielen Stellen seiner Werke ausdrücklich ausgesprochen hat. Gerade als Melodist erhält auch z. B. Rossini ein geradezu überschwängliches Lob bei Schopenhauer. Gibt es aber einen

Digitized by Google

größeren Gegensatz in der musikalischen Declamation, als den zwischen Wagner und Rossini?

Die gegliederte Melodie in dem eben besprochenen Sinne ist nun gerade das, was Wagner in seinen Schriften und späteren Compositionen ausdrücklich verwirft und durch die unendliche Melodie, d. h. den recitativischen Gesang über dem principalen Orchester ersetzt wissen will. Eine Arie, Duett, Quartett oder gar Canon und dergleichen sind ihm (Wagner) ein Greuel. Auch mehrstimmige Chorsätze im klassischen Sinne perhorrescirt eigentlich Wagner, obgleich ihm einige in seinen ersten Werken wundervoll gelungen sind (ganz besonders erinnere ich an die prächtigen Chöre im 3. Act der Meistersinger, wo Wagner sich eigentlich selbst verleugnet). Wie phantastisch übrigens Schopenhauer den Werth der Melodie charakterisirt, dafür will ich aus vielen Beispielen nur eines hervorheben:

„Die Melodie erzählt die Geschichte des von der Besonnenheit erleuchteten Willens (?), dessen Ausdruck in der Wirklichkeit die Reihe seiner Thaten ist ... Sie erzählt seine geheimste Geschichte, malt jede Regung, jedes Streben, jede Bewegung des Willens" ꝛc. (Welt 1, 306.)

Ganz recht. Wenn nur Wagner damit zufrieden wäre!

3. Der dritte und für mich der auffallendste Grund zur Verwunderung über die Stellung Wagner's zu Schopenhauer liegt darin, daß sich Schopenhauer selbst mit den deutlichsten Worten gegen die Wagner'sche Musik ausgesprochen hat. Aus seiner Biographie ist bekannt, daß er einst voller Entrüstung das Theater verließ, in welchem er einen Theil einer Wagner'schen Oper angehört hatte.

Ueber den Text der Nibelungen, der Schopenhauer anonym zugeschickt worden war, schrieb er an Frauenstädt: „Scheint sehr phantastisch zu sein; habe erst das Vorspiel gelesen; wollen weiter sehen. Kein Brief dabei, sondern bloß beigeschrieben: Aus Verehrung und Dankbarkeit." In dem, was von Schopenhauer gedruckt vorliegt, findet sich meines Wissens keine weitere Bemerkung darüber. Es will wahrhaftig bei einem so unglaublich eitlen Manne, wie Schopenhauer bekanntlich einer war, etwas heißen, wenn er von einem erklärten Anhänger seiner Lehre nichts wissen wollte. (Daß er aber an Wagner einen solchen hatte, wußte Schopenhauer ganz genau, wie aus seinen Briefen zu ersehen ist.) In einem anderen Briefe an denselben Frauenstädt vom 22. Mai 1854 (zu einer Zeit also, wo die Wagner'sche Bewegung schon in vollem Gange war) schreibt Schopenhauer: „Kossak (ein Berliner Schriftsteller) bedient sich ... gegen den Richard Wagner meiner Ausspüche sehr passend und mit großem Recht! Bravo!"

Das Resultat ist also folgendes: Schopenhauer, welcher von Musik eigentlich nichts verstand, aber ein großer Liebhaber war von melodiösen Opern im Stile Mozart's und Rossini's, und welcher sich demgemäß ganz folgerichtig gegen die Wagner'schen Ideen ablehnend verhält und dieses sogar ganz ausdrücklich erklärt, wird von eben diesem Wagner und seiner Schule zum Apollon Musagetes ernannt! Difficile est satiram non scribere.

Schopenhauer aber war meines Wissens der erste musikphilosophische Schriftsteller, der die landläufige Theorie, daß die Musik „Gefühle darstelle", ignorirte; und das ist auf alle Fälle sein großes Verdienst. Er behauptet nun dafür, sie stelle das Metaphysische dar, oder, in seine Sprache übersetzt: sie sei ein Abbild des Willens selbst. Das war jedenfalls neu, geistreich, originell, paradox: da konnte es nicht fehlen, daß er Schule machte. Und daß er nun gerade von Richard Wagner auf den Schild erhoben wurde, ist zwar, wie wir gesehen, etwas merkwürdig, aber kurz und gut, Schopenhauer war nun einmal der Mann, und seine Popularität auch als eines großen Musikästhetikers war damit decretirt und wurde natürlich ohne Weiteres respectirt. Was das mit den Schopenhauer'schen ausdrücklichen Erklärungen betraf, so hatte ja schon Goethe dafür die Formel gefunden: „Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Zur Culturgeschichte.

Von Georg Winter.

Es darf als ein für die Entwickelung der modernen Geschichtschreibung sehr erfreuliches Zeichen angesehen werden, daß sich, nachdem eine Reihe von Jahrzehnten die Spezialforschung die fast unumschränkte Oberherrschaft behauptet hatte, in neuester Zeit die Werke an Zahl und Bedeutung wieder zu mehren beginnen, welche die Lösung großer und universaler Aufgaben in die Hand nehmen. Die historische Wissenschaft, die lange Zeit, von den großen bahnbrechenden Geistern der älteren Generation abgesehen, sich in die kleinen und kleinsten Einzelheiten zu verlieren und in ihnen aufzugehen schien, beginnt sich wieder ihres letzten Endzwecks bewußt und wieder mehr als früher klar darüber zu werden, daß die Erforschung des Einzelnen nicht Selbstzweck ist, sondern wissenschaftlich erst durch die zusammenfassende Einreihung in das große Ganze bedeutungsvoll wird. Diese Erkenntniß, welche gegenüber dem noch immer weit verbreiteten und natürlich auch unentbehrlichen Spezialistenthum immer mehr an Boden gewinnt, führte in ihrem ersten Stadium vorwiegend zu einer Reihe von Sammelwerken, welche, in ihren einzelnen Theilen von einer ganzen Reihe von Gelehrten bearbeitet, zwar einen Ueberblick über den gesammten Stand der neueren Forschung gaben, dagegen aber das vermissen ließen, was einem wissenschaftlichen Werke erst Abschluß und höhere Bedeutung verleiht: die einheitliche Durchdringung des gesammten Stoffes, die einheitliche wissenschaftliche Auffassung eines überlegenen Forschers und Denkers. Solche Sammelwerke von hervorragendem Umfang und großer Gelehrsamkeit, die doch zugleich in Form und Inhalt auch Nichtfachgenossen für die Resultate der Wissenschaft zu interessiren verstanden, liegen in der bekannten Oncken'schen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen", in Zwiedineck-Südenhorst's „Bibliothek deutscher Geschichte", in der Heeren und Ukert'schen Sammlung, in Stacke's Deutscher Geschichte u. a. m. in stattlicher Anzahl vor. Dagegen fehlte es bis vor Kurzem an solchen Geschichtschreibern, welche in der Art der Ranke, Sybel, Giesebrecht und anderer hervorragender Forscher und Denker der älteren Generation sich getrauten, allein an solche große und umfassende wissenschaftliche Aufgaben heranzutreten, ja es fehlte in der jüngeren Generation der Historiker nicht an solchen, welche jede mehr oder minder philosophische Zusammenfassung des zu Tage geförderten Einzelstoffes nicht eigentlich als Sache des Fachhistorikers, sondern als dilettantische Arbeit betrachteten und dadurch dazu beitrugen, daß diese höchsten Aufgaben der Wissenschaft eine Zeit lang wirklich fast nur von Dilettanten behandelt wurden, zum großen Schaden der ernsten Wissenschaft. Unter der jüngeren Generation war es nun vor Allem Heinrich von Eicken, der mit seinem hervorragenden Werke „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung"*) zum ersten Male wieder einen großen und kühnen Wurf wagte und eine allmähliche Umwandlung der in vielen Kreisen über Wesen und Endzweck der historischen Wissenschaft herrschenden Anschauung anbahnte. Dieses tief durchdachte, zugleich von eminent historischer und philosophischer Begabung zeugende Werk konnte nicht einfach als Dilettantenleistung abgethan werden; es erbrachte den handgreiflichen Beweis, daß die wissenschaftliche Durchdringung und Bearbeitung einer großen Epoche der Entwickelung des Menschengeistes doch nicht allein jenen ersten großen Begründern der modernen Geschichtschreibung möglich, daß der philosophische Geist noch nicht erstorben, sondern auch mit gründlichster Verwerthung der historischen Kleinarbeit vereinbar sei, ja ohne diese gar nicht gedacht werden könne.

Das Werk war aber nicht bloß dadurch, daß es seit langer Zeit zum ersten Male sich wieder an einen großen, Jahrhunderte der geschichtlichen Entwickelung umfassenden Gegenstand heranwagte, von Bedeutung, es war auch nach anderer Richtung hin ein Symptom eines allmählichen Wandels, der sich in der Geschichtschreibung zu vollziehen begann. In-

*) Stuttgart, Cotta Nachfolger.

Digitized by Google

dem Eicken die mittelalterliche Cultur und Weltanschauung zum alleinigen Mittelpunkt seiner ganzen Darstellung machte, die äußeren Ereignisse, Kriege und diplomatische Verhandlungen aber nur soweit heranzog, als es zur Erklärung jener Weltanschauung erforderlich war, brach er zugleich mit der damals noch in weiten Kreisen vorherrschenden und auch heute noch weit verbreiteten Auffassung, welche die eigentlich politische Geschichte als den einzigen Gegenstand, mit dem sich die geschichtliche Wissenschaft zu beschäftigen habe, hinstellte und hinstellt. Zusammenfassung der aus den Quellen gewonnenen Einzelresulate zu einem großen, plastischen und die Hauptzüge klar hervorhebenden Gesammtgemälde und hervorstechende, ja die gesammte Darstellung beherrschende Richtung auf die Cultur-Elemente, das sind die beiden charakteristischen Momente, welche das Eicken'sche Werk zu einer der hervorragendsten Erscheinungen unserer neuesten historischen Litteratur machen.

Seit dem Erscheinen dieses Werkes hat sich nun, nicht eigentlich durch dasselbe angeregt, sondern aus spontanen Antrieben, die Geschichtschreibung in beiden Richtungen reich und mannigfach weiter entwickelt. Immer zahlreicher wurden die Werke, welche sich die Darstellung einer größeren Epoche zur Aufgabe machten. Zwar, zu einer von Einem Forscher geschaffenen Gesammtdarstellung der Geschichte unseres eigenen Volkes in ihrer ganzen Ausdehnung, die allen Anforderungen der Wissenschaft und zugleich den berechtigten Erwartungen einer Popularität im edelsten Sinne entspräche, haben wir es trotz der großen intensiven und extensiven Entwickelung, die unsere Geschichtschreibung genommen hat, bisher noch immer nicht gebracht, aber an noch universelleren Versuchen, an Werken, welche die gesammte Weltgeschichte zum Gegenstande der Darstellung machten, hat es nicht gefehlt, wenngleich keiner dieser Versuche der jüngeren Generation sich auch nur annähernd mit der „Weltgeschichte" messen kann, mit der uns der Altmeister Ranke noch im höchsten Lebensalter beschenkt hat. Auf der anderen Seite vollzieht sich gleichzeitig immer mächtiger die Hinwendung der geschichtlichen Forschung und Darstellung auf die Probleme der Culturentwickelung im Gegensatz zu denen der rein politischen Geschichte. Hier sind es namentlich die zum Theil durch unsere heutigen wirthschaftlichen Zustände und Verwickelungen angeregten wirthschaftsgeschichtlichen Studien, welche einen höchst erfreulichen Aufschwung genommen und in den grundlegenden Werken eines Nitzsch, Karl Lamprecht und von Inama-Sternegg einen in hohem Maße hervorragenden Ausdruck gefunden haben.

Je vielseitiger durch dieses Auftauchen immer neuer Gebiete und Richtungen der Geschichtschreibung die Gesichtspunkte geworden sind, unter denen sich das historische Leben der Völker betrachten läßt, um so dankenswerther, aber auch um so schwieriger wird der Versuch, die Gesammtheit dieser Entwickelung zu einem einheitlichen Bilde zusammen zu fassen. Immer mehr muß dabei die doppelte Gefahr hervortreten, sich entweder mit einer trockenen Aufzählung einer großen Fülle von Thatsachen zu begnügen, oder sich in platte Allgemeinheiten zu verlieren. Dieser letzteren Gefahr namentlich sind eine Reihe derartiger Werke erlegen, welche von Nichtfachmännern ausgegangen sind und an denen sich der Irrthum, daß die Zusammenfassung der von der technischen Einzelforschung gewonnenen Resultate auch von Laien geleistet werden könne, empfindlich gerächt hat. Einzelnen, ganz hervorragend philosophisch beanlagten Köpfen mag ein solches Unterfangen hier und da gelingen, obgleich auch sie, so weit sie den eigentlich fachwissenschaftlichen Studien fern stehen, dann nur zu häufig in die Irrwege abstracter Deduction gerathen. Im Großen und Ganzen wird man jedenfalls sagen müssen, daß der Endzweck der Wissenschaft, die Zusammenfassung des Einzelnen zum Allgemeinen, in noch weit höherem Maße Sache des Fachmanns sein muß, als die Erforschung des Einzelnen, weil eben nur der Fachmann die methodische Zuverlässigkeit und den inneren Werth der Einzelforschung sachlich zu beurtheilen vermag. Und gar oft will diese höchste und schwierigste Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaft selbst dem Fachmann nicht gelingen, weil eben derartige Arbeiten eine bei weitem höhere Begabung voraussetzen, als die quellenkritische Einzelforschung. Auf jedem anderen Gebiete des menschlichen Wissens wird das bereitwillig von Jedermann zugestanden. Wer wollte nicht einen Darwin oder Häckel unendlich höher stellen als den noch so tüchtigen und gewissenhaften Spezialisten, der mit minutiösester Genauigkeit die Organe eines Wurms oder einer Schnecke untersucht, aber nicht im Stande ist, zu einer einheitlichen Gesammtauffassung der Naturwissenschaft aufzusteigen? Nur in der Geschichtschreibung wird die einheitliche Zusammenfassung des Einzelnen noch immer von Vielen als eine Sache angesehen, die im Grunde jeder leidlich begabte und gebildete Laie leisten könne, der einen erträglichen Stil schreibt und nicht ganz jedes eigenen Gedankens unfähig ist. Daher noch immer jene große Fülle ganz oder theilweise unbrauchbaren Mittelgutes, welches sich nirgend so breit macht als in der Geschichtswissenschaft.

Um so mehr muß es Aufgabe der eigentlichen Geschichtschreibung sein, diese höchsten Probleme ihrer Wissenschaft selbst in die Hand zu nehmen. Zu denen, welche in dieser Richtung in umfangreicher Weise thätig gewesen sind, gehört der St. Galler Staatsarchivar Otto Henne am Rhyn.*) Nachdem er früher mit einer allgemeinen Culturgeschichte in sechs Bänden und mit einer deutschen Culturgeschichte in zwei Bänden an die Oeffentlichkeit getreten war, hat er in neuester Zeit den Versuch gemacht, die Resultate jahrelangen Forschens und Denkens über die gesammte Culturentwickelung der Menschheit in einem möglichst engen Rahmen zusammen zu fassen und dadurch auch denjenigen zugänglich zu machen, denen es an Muße und Neigung zum Studium vielbändiger culturgeschichtlicher Werke gebricht. Sein neuestes, zwei mäßig starke Bände umfassendes Werk will auf diesem engen Raum nicht nur ein Bild der gesammten bisherigen Culturentwickelung geben, sondern dieselbe auch mit der Cultur der Gegenwart vergleichen und aus diesem Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart gleichsam die Richtung zu erkennen suchen, in der sich die Cultur in der Zukunft weiter entwickeln wird.

Gewiß eine schöne und im höchsten Maße dankenswerthe Aufgabe, eine Aufgabe, die mit dem letzten Endzweck der Culturgeschichte in innigster Verbindung steht. Denn in weit höherem Grade als bei der streng politischen Geschichte tritt bei der Culturgeschichte jener enge Zusammenhang mit der Gegenwart hervor, der von der Geschichtschreibung meist viel zu wenig beachtet wird. So paradox es klingen mag, so unzweifelhaft richtig ist es doch, daß auch die Geschichtsforschung ihren Ausgangs- und Zielpunkt in der Gegenwart hat, wie das bei jeder anderen Wissenschaft der Fall ist. Auf Gründen beruhende Erkenntniß der uns umgebenden Welt, das ist und muß der Zielpunkt jeder wissenschaftlichen Arbeit sein. Wie die Naturwissenschaft die natürliche Welt verstehen und aus den ihr zu Grunde liegenden Gesetzen erklären will, so ist es Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaften im weitesten Sinne, die uns umgebende geistig-sittliche Welt aus ihrer Genesis zu begreifen. Die Forschung mag sich in noch so entfernte Zeiten vertiefen, sie mag sich dabei des Zusammenhangs jener entlegenen Vergangenheit mit der Gegenwart noch so wenig in jedem Augenblicke bewußt sein, im letzten Grunde kommt es ihr doch stets darauf an, zu erkennen, inwieweit ein Ereigniß oder eine Reihe von Zuständen der Vergangenheit in ihren letzten Auszweigungen bis in die Gegenwart nachgewirkt hat. Da unser gegenwärtiger geistig-sittlicher, wirthschaftlich-technischer wie überhaupt cultureller Besitz nicht von der Gegenwart hervorgebracht ist, sondern das Product einer unendlichen Reihe von Faktoren der Vergangenheit ist, so ist die Erforschung jener Faktoren die unerläßliche Vorbedingung zur Erkenntniß des Products. Darauf beruht die innige Wechselwirkung zwischen Geschichte und Politik. Das allmähliche Werden unseres heutigen Culturbesitzes darzulegen, das ist die letzte und höchste Aufgabe der Culturgeschichte; nur wenn sie sich das

*) Cultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Danzig, Karl Hinstorff.

Digitized by Google

vollkommen und in allen Folgerungen klar macht, vermag sie ihre Aufgabe zu lösen. Eine Culturgeschichte der Menschheit wäre überhaupt unmöglich, wenn man jedes einzelne Culturproduct der vergangenen Jahrtausende schildern wollte. Hält man sich aber stets gegenwärtig, daß nicht die Erforschung aller einzelnen Vorgänge der Vergangenheit an sich, sondern die Keime der gegenwärtigen Cultur in der Vergangenheit das eigentliche Object der Darstellung sind, so tritt dadurch von vornherein eine Beschränkung auf diejenigen Culturelemente ein, welche eine nachweisbare Einwirkung auf die Folgezeit bis zur Gegenwart herab gehabt haben. Nur dies kann der entscheidende Maßstab für die Beurtheilung der Frage sein, welche Vorgänge der Vergangenheit von wesentlicher Bedeutung gewesen sind und daher in einer allgemeinen Culturgeschichte Erwähnung verdienen; nur auf Grund dieses Maßstabes ist zu der Erkenntniß einer einheitlichen Entwickelung des Culturganzen zu gelangen, indem man, im Wesentlichen auf der natürlichen Grundlage der chronologischen Aufeinanderfolge der einzelnen Völker darzustellen versucht, was dieselben zum Gesammtculturbesitze der Menschheit beigetragen haben. Dieser Begriff der allmählichen Entwickelung der Culturschöpfungen der einzelnen Völker zu dem heutigen Culturbesitz der ganzen Menschheit ist der Culturgeschichte in weit höherem Maße eigen als der politischen Geschichte, bei deren einzelnen Ereignissen sich die Fortwirkung auf die kommenden Jahrhunderte weit weniger klar nachweisen läßt, als bei der Culturentwickelung. Um diesen Begriff der Entwickelung in voller Klarheit zu gewinnen, muß die Darstellung zunächst den gesammten Culturbesitz eines jeden einzelnen Volkes betrachten und dann nachweisen, in welcher Weise derselbe von dem in der Entwickelungsreihe folgenden Volke weitergebildet worden ist.

Von diesen Gesichtspunkten aus muß ich nun leider bekennen, daß mir das Henne am Rhyn'sche Werk, so vieles Gute, ja Vortreffliche es auch im Einzelnen enthält, doch in der Gesammtanlage verfehlt erscheint, weil es eben jenen Endzweck einer Darlegung der allmählichen Entwickelung der Gesammtcultur nicht erreicht und nicht erreichen kann. Was ein einzelnes Volk und eine einzelne Zeit zu diesem Gesammtculturbesitze beigetragen hat, läßt sich eben nur erkennen, wenn man sich stets den jeweiligen Stand dieses Besitzes klar vor Augen hält; das ist nur zu erreichen auf Grund einer Eintheilung nach Zeiten (Epochen) und Völkern, nicht aber auf Grund einer Eintheilung oder vielmehr Zerstückelung des Stoffes nach den verschiedenen einzelnen Seiten und Richtungen der Cultur, wie sie der Verfasser gewählt hat. Dabei ist eine klare Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen in Bezug auf die Entwickelung der gesammten Cultur schlechterdings unmöglich, und es hängt bei der Schilderung der einzelnen Richtungen der Cultur nur vom Zufall oder der persönlichen Neigung des Verfassers ab, was er für erwähnenswerth hält oder nicht. Und gerade diese Frage ist die entscheidende bei einem Werke, welches auf so engem Raume ein, wenn auch natürlich nicht erschöpfendes, doch klares, übersichtliches Bild der gesammten Cultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bieten will. Man mißverstehe mich nicht: ich will damit keineswegs sagen, daß diese Aufgabe in so engem Raume überhaupt nicht lösbar ist; Herder's Ideen, die Einleitung zu Buckle's Geschichte der Civilisation in England und andere Werke haben den Beweis erbracht, auf wie engem Raume sich eine einheitliche und tief durchdachte Lösung des Problems erreichen läßt; nur das glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß das auf dem vom Verfasser gewählten Wege nicht möglich oder wenigstens in so engem Rahmen nicht möglich ist.

Der Verfasser schildert nämlich nicht etwa die zeitliche und völkerschaftliche Entwickelung der Cultur, er stellt nicht dar, was etwa die Griechen, die Römer, die Deutschen zum gesammten Culturbesitze der Menschheit beigetragen haben, er gibt uns nirgends ein Bild davon, welchen Stand die Cultur etwa in diesem oder jenem Zeitraume erreicht hat, sondern er zertheilt die gesammte Cultur in ihre einzelnen Elemente und schildert jedes einzelne derselben in seiner Entwickelung durch die Jahrhunderte hin. Diese sachliche Gruppirung gliedert sich nach zwei im Wesentlichen einleitenden, allgemeiner gehaltenen Abschnitten in vier große Hauptabtheilungen; er schildert zunächst die Cultur der Arbeit, dann die Cultur der Geselligkeit, dann Religion und Sittlichkeit, endlich Kunst und Wissenschaft, jede von ihnen durch alle Völker und Jahrhunderte hindurch. Diese Hauptgruppen zerfallen dann wieder in eine mehr oder minder große Anzahl von Unterabtheilungen. So werden in dem Abschnitt über die Cultur der Arbeit zunächst der Nahrungserwerb (A. Jagd und Fischerei, B. Thierzucht, C. Landwirthschaft), dann die sinnlichen Genüsse (A. Die Erfindung des Feuergebrauchs, B. Die Nahrung, C. Die Getränke, D. Die Reizmittel), dann die Wohnung (A. Die mangelhaften Wohnungen, B. Das Haus, C. Das Dorf und die Stadt), weiter das Geräthe (A. Die Werkzeuge, B. Die Waffen, C. Der Hausrath, D. Die Maschinen), endlich der Schmuck und die Kleidung (A. Der Schmuck am Körper, B. Der umgehängte Schmuck, C. Die Kleidung) behandelt, und eine ähnliche Zersplitterung der Gesammtcultur in kleinere und kleinste Elemente ist bei den übrigen bezeichneten Hauptgruppen durchgeführt. Nun liegt ja auf der Hand, daß eine solche stoffliche Eintheitung an sich manchen Vortheil darbietet. Wer sollte nicht eine Darstellung der allmählichen Entwickelung der menschlichen Wohnungen ꝛc. mit Interesse lesen, wenn sie, wie in dem vorliegendem Werke, nicht ohne Geschick und nicht selten mit großer Belesenheit in der einschlägigen Litteratur vorgetragen wird. Aber bei einem rein zusammenfassenden Werke, welches die Entwickelung der menschlichen Cultur verfolgen will, ist eine solche Eintheilung entschieden verfehlt, weil sie eben in keinem Stadium ein Bild der Gesammtcultur liefert. Die Geschichte der Cultur wird in eine ganze Unzahl von Geschichten einzelner Culturrichtungen zerlegt. Noch verhängnißvoller aber wird diese ganze Anlage dadurch, daß sie auf die Vertheilung des Stoffes im Einzelnen, auf die Unterscheidung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen entscheidend einwirkt, und zwar um so mehr, je knapper der Raum ist, der für die ganze Darstellung zur Verfügung steht. Es liegt ja auf der Hand, daß eine einzelne Erfindung, ein einzelner Culturfortschritt für die Entwickelung einer einzelnen Seite der Cultur von großer Wichtigkeit sein und in einem Spezialwerke über diese einzelne Seite ausführliche Behandlung erfordern, dagegen für die Gesammtculturentwickelung von ganz verschwindender Bedeutung sein kann. In Folge dessen behandelt der Verfasser manche an sich nicht uninteressante Dinge, die aber in eine allgemeine Culturgeschichte meines Erachtens gar nicht gehören, sehr ausführlich, während andere, die auf unsere heutige Cultur den bestimmendsten Einfluß gehabt haben, sich mit einer äußerst stiefmütterlichen Behandlung begnügen müssen, oder gar nicht erwähnt werden. Dadurch wird auch die Bedeutung, welche die einzelnen Völker für unsere heutige Cultur gehabt haben, völlig verwischt; die für die Folgezeit unwesentlichen Völker werden oft weit eingehender behandelt, als die Hauptträger der Cultur, weil die ersteren für eine einzelne Richtung der Cultur vielleicht Hervorragendes geleistet haben. Derartige Mißverhältnisse ganz auffallender Art finden sich in dem Werke in jeder Abtheilung; die richtige Werthbeurtheilung der einzelnen Völker erscheint hie und da geradezu auf den Kopf gestellt. Der Verfasser läßt sich dann von dem einzelnen Gegenstande, den er gerade behandelt, so völlig hinreißen, daß er ganz ungebührlich lange bei demselben verweilt, eben weil es ihm an dem Werthmaßstabe des jeweiligen Standes der Gesammtcultur mangelt. Am aller Auffallendsten ist dieses Mißverhältniß in dem Abschnitt „Religion und Sittlichkeit." Hier werden die religiösen Vorstellungen der orientalisch-heidnischen Völker, welche zum Theil von nur ganz vorübergehender Bedeutung gewesen sind, in einer Ausführlichkeit behandelt, die in einer allgemeinen Religionsgeschichte am Platze gewesen wäre, in eine allgemeine Culturgeschichte aber nicht hineingehört, weil sie eben keinen bestimmenden Einfluß auf die weitere Entwickelung der Cultur gehabt haben. Dadurch kommt es dann bei dem sehr beschränkten Raume des ganzen Werkes, daß die Religion derjenigen antiken Völker, die allein eine wirklich hervorragende Rolle in unserem heutigen geistigen Be-

Digitized by Google

sitz in Cultur und Literatur spielen, die der Griechen und Römer, mit einer Dürftigkeit behandelt wird, die im Wesentlichen auf eine trockene Aufzählung der Götternamen hinausläuft. Es heißt doch wirklich die natürliche Reihenfolge geradezu umkehren, wenn der Religion der amerikanischen, asiatischen, afrikanischen Völker mehr als 70, der der Griechen, Römer und Germanen 21 Seiten gewidmet werden. Wenn irgend etwas aus der vorchristlichen Welt einen geradezu entscheidenden Einfluß auf unsere heutige Cultur in unmittelbarster Weise ausgeübt hat, so ist es Cultur und Literatur der Griechen und Römer. Gerade diese aber tritt, eben weil der Verfasser in Folge seiner verkehrten Eintheilung zu lange bei vielen nur für einzelne Seiten der Cultur wichtigen Erscheinungen verweilt, überall so sehr in den Hintergrund, daß man im Allgemeinen sagen kann, daß der Verfasser in dem ganzen Werke den Natur- und Culturvölkern Afrikas und Asiens einen bei weitem größeren Raum eingeräumt hat, als den Griechen und Römern. Oft macht es geradezu den unzweifelhaften Eindruck, als ob der Verfasser, angeregt durch die Lectüre irgend eines an sich sehr nützlichen Buches, mit besonderer Vorliebe gerade bei denjenigen Erscheinungen verweilt, welche für die weiteren Jahrhunderte von absolut gar keiner Bedeutung gewesen sind; je entlegener der Gegenstand, desto ausführlicher wird der Verfasser, zuweilen so, als ob er dem Leser zeigen wollte, daß er ein neu erschienenes Buch über einen so entlegenen Gegenstand wirklich und wahrhaftig gelesen habe. Das Alles aber sind unzweifelhafte Folgen der fehlerhaften Gesammtanlage des Werkes. Wäre der Verfasser gezwungen gewesen, bei jeder einzelnen Erscheinung, die er behandelt, sich ihr Verhältniß zur Gesammtcultur klar zu machen, so wären alle diese Fehler vermieden morden. So aber kommt er thatsächlich nie zu einem solchen Bilde der Gesammtcultur und entbehrt des einzig zuverlässigen Maßstabes der Werthbeurtheilung. Ich glaube, daß es ebenfalls auf nichts anderes zurückzuführen ist, wenn die Darlegungen über unsere heutige Cultur so überaus dürftig und nichtssagend ausgefallen sind; und noch unglücklicher ist der Verfasser in seinen Ausblicken auf die Cultur der Zukunft, die an Trivalität und nichtssagender Leere ihres Gleichen in einem ernsten wissenschaftlichen Werke suchen. Auz das kommt daher, daß der Verfasser nirgends auf der hohen Warte anlangt, von der aus man die gesammte Cultur und damit auch ihre vorherrschende Richtung erkennt, sondern auch in Bezug auf Gegenwart und Zukunft immer an den einzelnen Seiten der Cultur haftet, die eben eine Gesammtrichtung gar nicht erkennen lassen.

Aus allen diesen Gründen vermögen wir dem Werke des Verfassers nicht zuzugestehen, daß es der Aufgabe einer philosophischen Durchdringung und Darlegung der Culturentwickelung der Menschheit in dem von uns in der Einleitung bezeichneten Sinne gerecht geworden sei. Wir bedauern das um so mehr, als die Darstellung des Verfassers an vielen Stellen, hier wie in seinen früheren Werken, deutlich erkennen läßt, daß es ihm an historischer Darstellungsgabe nicht mangelt, daß er vielmehr in hervorragendem Maße die Befähigung einer anziehenden und die Einzelzüge klar hervorhebenden historischen Schilderung besitzt. Ein neuer Beweis dafür, wie schwierig eine einheitliche und echt philosophische Behandlung der letzten Probleme der Geschichtswissenschaft selbst für einen sonst tüchtigen Historiker ist; dazu gehört eben nicht bloß historische, sondern auch philosophische Begabung, über die der Verfasser unseres Erachtens nicht in dem für einen so großen Gegenstand erforderlichen Maße verfügt. Wer sich über irgend eine einzelne Erscheinung oder eine der vom Verfasser eingehender behandelten Richtungen der Cultur interessirt, wird aus seinem Werke an der Hand des übersichtlichen Inhaltsverzeichnisses eine Fülle von Anregung und Belehrung, und zwar in einer würdigen und plastisch anschaulichen Form schöpfen; ein einheitliches Bild der genetischen Entwickelung der Gesammtcultur dagegen bietet das Werk unseres Erachtens nicht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kleinmüthige Seelen.

Von E. Perodi.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von G. v. Renthe.

Kein Tag verging, daß nicht die Ladenbesitzer am Bogen San Pierino in Florenz ihre Scherze über die Familien Mancini machten. Frau Giovanna Mancini hatte einen winzig kleinen Laden. So alt und welk wie das Gesicht der Eigenthümerin, so veraltet und unansehnlich waren auch die Waaren, welche sie feil hielt. Die Baumwolle war vergilbt, das Papier, auf welchem die Knöpfe genäht waren, ausgebleicht, die Seide hatte ihren Glanz verloren. Ein Blick auf die Tücher, die Bänder, die wollenen Halbhandschuhe, welche sie und ihre Tochter Paolina angefertigt hatten, genügte! Alles erzählte von einem langen Aufenthalt in diesem niedrigen, dumpfen Laden, war häßlich und außer Mode und lud in der That nicht zum Kaufen ein. Aber Frau Giovanna hatte ihre besondere Kundschaft, eine Anzahl armer, anspruchsloser, mit ihr alt gewordener Frauen, die der Nachbarschaft, besonders einem neben den Mancini wohnenden Blumenhändler, unaufhörlichen Anlaß zu Spöttereien gaben.

„Schaut, schaut! eine Schwester der Miseria's," rief er den übrigen Verkäufern zu, sobald er einer von Frau Giovanna's Freundinnen ansichtig wurde, wie er beim Anblick eines Mannes in schwarzer Kapuze, eines Bruders der »Misericordia«, gerufen haben würde.

Schallendes Gelächter begrüßte den stehenden Scherz, und jeder wußte alsbald das Seinige über die Schwesterschaft der Miseria hinzuzufügen. Frau Giovanna's Kunden bildeten in der That eine Art Genossenschaft. Beschränkte Mittel und die Scheu, in glänzenden, überfüllten Geschäften bei spöttisch dreinschauenden Commis ihre bescheidenen Einkäufe zu machen, bestimmten sie, den unscheinbaren Laden am Bogen San Pierino aufzusuchen.

Frau Giovanna verstand es, sich auf jede Art ihrer Kundschaft angenehm und nützlich zu machen, um sich dieselbe zu erhalten. Sie gab Credit, vermittelte den Kauf und Verkauf von Möbeln, Uhren, Stickrahmen u. s. w., sie wußte, wo man am billigsten auf der Maschine nähte, wer das Fleisch unter dem Tagespreis gab, und wann im Leihhause ein Ausverkauf stattfand.

So hatte sie keine Mühe gescheut, um die bescheidenen Mittel für ihren und ihrer Kinder Unterhalt zu gewinnen. Ihr Mann, welcher auf dem Platze San Lorenzo einen kleinen Handel mit alten Sachen getrieben, war früh gestorben. Die Tochter mußte ihr im Geschäfte helfen, den Sohn, ihren geliebten Olinto, auf welchem ihre ganze Hoffnung ruhte, schickte sie auf die Kunstakademie.

Es war nicht bloß die Kundschaft des Ladens, welche die Spottlust der Nachbarschaft erregte, es war auch die Kleinmüthigkeit, die thörichte Angst Frau Giovanna's und ihrer Tochter Paolina, eines mageren, häßlichen Mädchens, welche ihr niemals von der Seite wich.

Schien ein Unwetter heraufzuziehen, erhob sich ein lebhafter Wortwechsel in der Nachbarschaft, sofort wurde alles geschlossen und verriegelt, selbst die Fenster im ersten Stock, wo sie wohnten. Gegen Diebe, vor denen sie eine kindische Furcht hatten, suchten sie sich durch eiserne Stangen, Sicherheitsschlösser und gegen die Thür gelehnten Hausrath zu sichern.

„Hört, hört! Frau Giovanna stellt die Schildwache vor den Eingang," sagte der benachbarte Blumenhändler, wenn sie ihre abendlichen Schutzvorrichtungen traf.

Aber ihre Furcht vor Ansteckung, vor Epidemien übertraf alles. Sagte eine ihrer Kunden, daß sie sich nicht wohl fühle, sofort wurden alle von ihr berührten Sachen mit einer Carbollösung besprengt. Als die Cholera in Spezia wüthete und viele von dort nach Florenz flüchteten, blieb ihr Laden vierzehn Tage lang geschlossen. In einem Korbe ließ sie vom Fenster aus den Kunden die gewünschten Waaren hinunter, und auf dieselbe Weise empfing sie die nothwendigen Lebensmittel.

Wenn der Blumenhändler eine Schwester der „Miseria" fragend vor dem geschlossenen Geschäfte stehen sah, pflegte er achselzuckend zu sagen:

„Wer weiß! Vielleicht ist Frau Giovanna vor Furcht gestorben."

Man mußte den armen Olinto sehen, wenn die Tramontana wehte. Bis an die Ohren steckte er in seinem Mantel, und seine Mutter hatte ihm überdies noch einen dicken grünen Shawl um den Kopf gebunden.

Sein Costüm gab den Nachbarn unerschöpflichen Stoff zum Lachen. Olinto war aber an ihre Stichelreden gewöhnt und machte sich nichts mehr daraus. Er ging ruhig seines Weges, hielt sich immer in der Mitte des Trottoirs und wartete, um den Fahrdamm zu überschreiten, bis kein Wagen in Sicht war, denn seine Mama hatte ihm empfohlen, vorsichtig zu sein, auch nicht auf der Straße stehen zu bleiben und mit Bekannten zu plaudern, sondern den Mund fest zu schließen und nur durch die Nase zu athmen.

Trotzdem Frau Giovanna ihrem Olinto in Watte packte, kränkelte er beständig. Von der Mutter daran gewöhnt, nicht mehr als ein Vogel zu essen, um Magenbeschwerden zu vermeiden, niemals aus Furcht vor Seitenstechen seinen Schritt zu beschleunigen, mit den Studiengenossen, um schlechten Einwirkungen zu entgehen, nicht zu sprechen und unmittelbar vom Unterricht zu Hause zurückzukehren, wuchs Olinto als ein bleiches, schwächliches Wesen heran. Seine dünnen, langen Gliedmaßen, um welche die Kleider schlotterten, seine großen, abstehenden Ohren, seine spär-

Digitized by Google

lichen, semmelblonden Haare, seine gelbliche Gesichtsfarbe, alles war häßlich an ihm, nur die Augen, seine großen, blauen Augen konnten Anspruch auf Schönheit erheben, aus ihnen sprach Geist. Es war, als ob sich in ihnen alles Leben concentrirte, das dieses junge und doch greisenhafte Geschöpf erfüllte.

Von früh auf war der Bleistift sein liebstes Spielzeug, sein unzertrennlicher Gefährte gewesen, Heiligenbildchen zu copiren sein Hauptzeitvertreib. Diese Vorliebe für das Zeichnen hatte die Mutter bewogen, ihn die Akademie besuchen zu lassen.

Wie Frau Giovanna mittelst wollener Tücher, dicker Mäntel und strenger Diät ihren Olinto vor körperlichen Leiden zu bewahren suchte, so wollte sie ihn durch beständige Ueberwachung vor allen Gefahren behüten, welche die Seele, namentlich in der Jugend bedrohen. Sie hatte nicht bedacht, daß er als Künstler auch anatomische Kenntnisse haben müsse. Als Olinto eines Tages von der Akademie zurückkam und erzählte, daß er vom Ornament zu Figuren übergegangen sei und jetzt den menschlichen Körper in seinen einzelnen Theilen zeichne, bekreuzte sich die arme Frau und rief entsetzt:

„Gütiger Himmel! Du sollst kein Maler werden. Ich will nicht, daß Du zur Hölle fährst," denn sofort zeigte ihre lebhafte Phantasie ihr allerlei Schreckbilder.

Für sie beschränkte sich die Malerei auf religiöse Gemälde und auf Portraits, und sie begriff nicht, warum man, um bekleidete Gestalten darzustellen auch unbekleidete müsse malen können.

„Was soll ich anfangen, wenn ich der Kunst entsage," fragte schüchtern Olinto, aus dessen schmalem, bleichem Gesicht eine tiefe Entmuthigung sprach.

„Du hast Recht, Du sollst ihr nicht entsagen, aber ich werde meine Vorkehrungen treffen, ich werde mit dem Director sprechen, er wird mich verstehen."

„Das ist unnütz, Mama. Es ist Vorschrift. Jetzt gibt man uns Gypsmodelle, und später ertheilt man uns Unterricht in der Anatomie."

„Was ist das? Anatomie?" . . . . .

„Die Wissenschaft, welche uns über den Bau des Körpers belehrt."

„Aber Ihr seid doch keine Mediciner, sondern Künstler."

„Wir müssen dennoch ähnliche Studien machen und werden zu diesem Zwecke nach der Anatomie bei Santa Maria Nuova geführt."

„Nein, nein! das werde ich verhüten."

„Jetzt zeichnen wir nach Gyps, später nach lebenden Modellen."

„Ach, Olinto! wenn man die Malerei nur auf diese Weise erlernen kann, dann ist sie kein Studium für Dich. Das Heil der Seele geht über alles; Du kannst ihm die Kunst und den irdischen Gewinn nicht vorziehen. Olinto, ich bitte Dich, wähle einen anderen Beruf."

„Mama, ich bin kein Kind mehr, ich bin der älteste unter meinen Gefährten. Was soll man mit zwanzig Jahren anfangen?"

„Wir haben den Laden."

„Mama, laß mich weiterstudiren. Wenn Du wüßtest, mit welcher Leidenschaft ich lerne! Die Professoren sagen, ich hätte ein bedeutendes Talent; ich bin der erste, der allererste! Wenn Du mir diesen Trost nimmst, diese Hoffnung, dann werde ich, ich fühle es, wie eine Kerze verlöschen."

„Wir werden seh'n," sagte Giovanna, welche eine praktische Frau war und einsah, daß Olinto kaum etwas Anderes werde ergreifen können.

Am nächsten Morgen ging sie nach San Michelino zu ihrem Beichtiger Vater Serafino. Sie suchte nur die kleinen einfachen Kirchen auf. Sie kam sich verlassen vor in den großen, prächtigen Gotteshäusern; ihr Gesichtskreis war klein, sie fühlte sich nur wohl innerhalb enger Schranken, weder sie, noch ihre Kinder waren jemals aus der Stadt hinausgekommen. Ihre freudlose Jugend hatte sie ohne Wünsche, ohne ehrgeizige Ziele zu hegen, in dem kleinen Laden am Bogen San Pierino verbracht. Wie sie, so waren auch ihre Kinder aufgewachsen. Sonntags, statt spazieren zu gehen, führte sie dieselben von einem Kirchlein zum anderen, nach San Giovannin, Angiolini, San Michelino, aber niemals nach San Lorenzo, Santa Croce, Santa Maria del Fiore, wo das Auge der Kinder sich an große, majestätische Verhältnisse hätte gewöhnen können. Sie vermied die Plätze, die breiten, belebten Straßen und suchte mit Vorliebe die engsten Gäßchen auf. Das volle, Sonnenlicht that ihren Augen weh, die stattlichen Straßen mit ihren prächtigen Häusern bedrückten sie. Vater Serafino rieth ihr, nicht in die Laufbahn des Sohnes einzugreifen, ihn aber häufig zur Beichte zuschicken und durch die Lektüre guter und frommer Bücher gegen die ihn drohenden Gefahren zu stärken.

„Fra Angelico, Filippo Lippi haben uns gelehrt, daß Christenthum und Kunst sich vereinen lassen; fast alle Künstler, welche Florenz geschmückt, haben ihre Werke allein zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seiner heiligen Kirche geschaffen. Seht die Pforten von San Giovanni, Santa Maria del Fiore, Or San Michele; wir wollen hoffen, daß Olinto in ihre Fußtapfen treten und den Himmel erringen werde."

„Wir wollen es hoffen," sagte die Mutter und zögerte nicht in's Werk zu setzen, was ihr der fromme Bruder gerathen hatte.

Olinto war sehr glücklich über diesen Ausgang und dieses Glück schien ihm durch kein Opfer zu schwer erkauft.

Die Mutter bestand darauf, daß er jeden Morgen, ehe er zur Akademie ging, die Messe hörte, daß er alle Sonntag beichtete und die Abende dem Gebet oder dem Lesen von Heiligenleben widmete.

Diese fortwährenden Andachtsübungen entwickelten in ihm ein tiefes religiöses Gefühl, gaben seinem Leben ein Ziel, in zu beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, zu unbekannt mit der Welt und dem Leben, um für die Regungen des Ehrgeizes empfänglich zu sein, sah er in der Kunst nichts als ein Mittel Gott zu preisen, Ihn und Seine Heiligen zu verherrlichen. Er wollte malen wie Fra Angelico, von dem er so viele Bilder in der Akademie „delle Belle Arti" und im Kloster San Marco gesehen, wohin er sich auf den Rath Vater Serafino's häufig begab.

Diese Gemälde versetzten Olinto im Geiste in eine überirdische Welt. Er betrachtete die Madonnen, die Heiligen Angelico's nicht bloß mit den Augen des Künstlers. Die lautere Frömmigkeit, die Inbrunst des Gebets, die Himmelssehnsucht, die Demuth, die aus ihren Zügen sprach, bewegten ihn so tief, daß er seine Knie beugte und den Höchsten anflehte, auch ihm die Kraft zu verleihen, einst die Herzen zum Gebete zu entflammen, sie dem Weltgetriebe zu entreißen und ganz in die Betrachtung der Gottheit zu versenken.

Jene himmlischen Gestalten vor den Augen, jene erhabenen Gefühle im Herzen, ging Olinto wie ein Nachtwandler durch das Leben. Er hörte nicht die leichtfertigen Reden seiner Mitschüler, er sah nicht die verderblichen Bilder, welche die Phantasie seiner Gefährten erhitzten, ohne innerliche Anfechtungen vollendete er seine Studien.

„Frau Giovanna, Euer Olinto ist ein Heiliger," sagte eines Tages Vater Serafino, der, anstatt auf selbstquälerische Grübeleien einzugehen, den jungen Künstler auf die großen Geister hinwies, welche ihre Gaben zur Ehre Gottes verwandt haben. Er begeisterte ihn für Dante, den gewaltigen Florentiner, der Sänger des „Paradieses," welcher tiefer als andere die Größe Gottes erfaßt hatte.

Olinto lernte die Gesänge des „Paradieses" auswendig und die Religion in ihrer erhabensten Form wurde Kraft, Trost und Zweck seines Daseins.

Die Gestalten, welche Dante im Geiste geschaut, Beatrice, Sanct Bernhard, Sanct Thomas von Aquino, die Engel, die Seligen, er zeichnete sie so wie sie der Sänger der „Göttlichen Komödie" gesehen, erfüllt von der Glaubensinbrunst, welche die Werke der großen Florentiner Meister des Mittelalters verklärt.

Den Studiengenossen Olinto's waren die mystischen Tendenzen des jungen Mannes nicht entgangen, sie hatten ihm den Beinamen „der Seraph" gegeben und neckten ihn unaufhörlich. Wenn der Professor ihn tadelte, daß er einen Arm zu sehr verkürzt habe, daß die Glieder nicht im richtigen Verhältniß zum Ganzen stünden, so hieß es:

„Dieser Körper hat vierzig Tage gefastet."

Der Lehrer verwies die übermüthigen Genossen Olinto's zur Ruhe, aber er erkannte, daß sie Recht hatten. Jede Gestalt, welche Olinto schuf, hatte etwas Ueberirdisches an sich, sie war ganz Seele, der Körper schien beständigen Entbehrungen zu unterliegen; sie war ein Schatten, welcher durch eine Idee aufrecht erhalten wurde, ein Wesen, das sich verzehrte, damit der Seele einzig die Seele lebe.

Die Seligkeit, welche Olinto empfand, als er zum erstenmal den Pinsel führte, läßt sich nicht schildern. Endlich nahte der Tag, an dem er die holden Bilder, welche seine Phantasie erfüllten, festhalten, den Lobgesang anstimmen konnte, dessen liebliche Weise ihm himmlische Stimmen vorsangen.

Bevor er seine Arbeit begann, kniete er nieder und flehte um Kraft und Begeisterung von oben, denn ohne diesen Beistand glaubte er nichts zu vermögen.

Durch dieses Gebet gestärkt, begann er zu malen. Sein erstes Bild war eine Verkündigung.

Demüthig, fast erschreckt durch die himmlische Botschaft ist die Jungfrau im Hintergrunde ihres Gemaches in die Knie gesunken. Die schweren Falten des himmelblauen Mantels lassen kaum die Formen der zarten Gestalt erkennen. Auf ihrem lieblichen, von Glorienschein umstrahlten Antlitz liegt ein überirdischer Glanz. Der große räumliche Abstand zwischen den beiden heiligen Gestalten gab vollends dem kaum zwei Spannen breiten Bilde einen eigenartigen Charakter. Es erinnerte unwillkürlich an die Schöpfungen eines Angelico und Filippo Lippi. Auf ihm lag der Zauber der Innigkeit, Naivität, Unschuld, Frömmigkeit, welcher uns bei jenen so wunderbar fesselt.

„Mein Sohn, Du bist ein Fremdling, ein Eindringling in dieser skeptischen, materialistischen, heidnischen Welt, aber Du bist ein echter Künstler, und wenn die Kunst noch Herzen zu bewegen vermag, so wirst Du sie bewegen," so hatte der Professor zu ihm gesprochen.

Diese Worte, welche Olinto seiner Mutter und Vater Serafino wiederholte, trugen ihm reiches Lob ein, machten ihn aber keineswegs stolz.

„Fahre so fort, mein Sohn," sagte der Mönch, „wir sollen nicht bloß mit dem Munde unsern Glauben bekennen. Gott hat den Menschen die Gabe verliehen, durch die Kunst zu ihresgleichen zu sprechen und unter allen Künsten ist die Malerei die beredteste."

„So der Herr mir hilft, will ich weiter schaffen zu seiner Ehre," erwiederte demüthig Olinto. Zu seiner Arbeit zurückgekehrt, betete er fortan, indem er malte. Eine Art Ekstase kam über ihn, sein Geist riß sich von allen irdischen Dingen los und versetzte sich ganz in höhere, himmlische Sphären.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommerfeld's Rächer.

Trüffelpurée muß doch wohl eine schwer verdauliche Speise sein. Wie eine Centnerlast liegt sie den trauernd Hinterbliebenen der Hirschfeld & Wolff und Leipziger im Magen und verursacht den Aermsten bedenk-

Digitized by Google

liche Congestionen und Uebligkeiten, für die dann der Koch verantwortlich gemacht wird. Auch Sommerfeld's selige Erben mögen viel ausgestanden haben, bis das von Virgil überlieferte Wort der Dido an ihnen zur Wahrheit wurde: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Er fand sich, der Rächer aus dem Stamme der Sommerfeld's, und er that eine That, die in die goldenen Bücher alter Trüffelschlinger eingezeichnet zu werden verdient, den Mitlebenden zum Gedächtniß, späteren Geschlechtern zur Nacheiferung. Und weil ich es für eine hehre Pflicht halte, jedem glorreichen Vollbringen hier ein Denkmal zu setzen, nur deshalb will ich versuchen, trotz Fieberanfall und Influenza-Stimmung, dem Rächer gerecht zu werden und der Rache. Bitte aber um Zubilligung mildernder Umstände.

Am Abend des 20. November sah ich den Theaterkritiker der „Gegenwart", der von einem Pflichtbesuche des Lessingtheaters zurückkehrte. Ich fand den mir gut Bekannten einigermaßen verändert: sein Ueberrock war zerrissen, sein Schirm zerbrochen, unterhalb des rechten Auges hatte er vier stark blutende Kratzwunden. Da wir gemeinsame Wirthschaft halten, war die Geschichte mir nicht gerade angenehm und ich bat mir ärgerlich Rechenschaft aus. Schließlich, wenn er in den Zuhälter-Verein ging, brauchte er doch nicht den neuen Regenschirm mitzunehmen. Wir haben in gleicher Qualität keinen Zweiten zu versenden.

Er brachte mich bald zum Schweigen. Er war gar nicht bei den Zuhältern, sondern wirklich im Theater gewesen und behauptete steif und fest, Rock und Schirm und Auge hätten um meiner Sünden willen gelitten. Na, wir stritten eine Weile: gilt es Dir oder gilt es mir, endlich kamen wir überein, auch diese Sache als eine gemeinsame zu betrachten. Warum, das will ich berichten, wenn ich zuvor mitgetheilt habe, was mein guter Kamerad zu Protokoll gab.

Also er war im Lessingtheater gewesen, daß er, seiner Gewohnheit gemäß, als Einer der Ersten verließ. In der Säulenhalle vor dem Theater sah er flüchtig ein Menschenkind, dessen Anblick auf ihn wie üble Luft zu wirken pflegt. Er blieb, um für den Heimweg eine Cigarette anzuzünden, eine Minute stehen, und während er, nach links gekehrt, ein hilfreiches Streichholz suchte, erhielt er einen heftigen Schlag auf die rechte Seite des Gesichtes und fühlte, wie scharfe Nägel ihm das Fleisch aufrissen. Das Menschenkind hatte ihm aufgelauert und ihn heimtückisch überfallen. Er packte den Buben bei der Kehle, hieb auf ihn ein und drängte ihn in den Kassenflur zurück. Nachdem der Bursche ihn noch mit einem harten Gegenstande, Stock, Schirm oder Ring, in's Genick getroffen hatte, wurde die Prügelgruppe durch Schutzleute getrennt und als Name des Wegelagerers wurde festgestellt: Max Albert Klausner, Redacteur des „Berliner Börsen-Courier." Soweit das Protokoll, das nagträglich noch in erfreulichster Weise ergänzt wurde. Es stellten sich nämlich zwei Zeugen, die aussagten und beschwören wollen, der p. Klausner habe vorher seinen bübischen Plan entwickelt und für die Zeit des Ueberfalles seine Ehefrau, mit der er im Theater war, unter den Schutz eines Vertrauten gestellt. Also ein vorbedachtes, ein kühl ersonnenes Attentat. Ferner lief ein auf einem Briefbogen des „Berliner Börsen-Courier" geschriebener Brief des p. Klausner ein, worin der Herausgeber und der Verleger der „Gegenwart" mit ähnlichen Attentaten bedroht wurden. Dieser Scherz wird den Staatsanwalt beschäftigen, für uns ist er belanglos.

Ebenso belanglos ist auch die Person des Wegelagerers. An die Möglichkeit irgend einer Art von Satisfaction ist bei dem Manne nicht zu denken. Ich habe mich die Mühe nicht verdrießen lassen, Umfrage zu halten; bei Kavalieren und Studenten, bei Schriftstellern und Redacteuren, bei Freunden und Feinden ritterlicher Zweikämpfe, sogar bei zwei jetzt bitterlich beschämten ehemaligen Hausfreunden des p. Klausner habe ich angeklopft und überall, ohne einzige Ausnahme, die nämliche Antwort erhalten: Wo denken Sie hin? Mit einem Klausner schlägt man sich nicht. Damit war dieser Theil der Angelegenheit erledigt und auf prinzipielle Erörterungen der Duell-Frage brauchte ich mich nicht einzulassen. Daß man sich für seine Ehre schlägt, könnte ich noch begreifen. Kann aber die Ehre eines anständigen Menschen durch einen unsauberen Gesellen wie den p. Klausner überhaupt angetastet werden? Schon der Gedanke stimmt mich unendlich heiter.

Wenn wir, mein kritischer Kamerad und ich, uns dennoch gelegentlich mit diesem Wichte befassen mußten, so geschah das nur, sobald ein öffentliches Interesse in Frage kam. In das dunkle Privattreiben eines Klausner hinabzutauchen, dazu fühle ich auch heute, so reichlich auch das zugeströmte Material ist, weder Neigung noch Beruf. Aber dieser Mann hat früher zweimal die Ehre des Journalismus in schwerfster Weise geschädigt und dafür mußte er öffentlich ausgepeitscht werden. Im ersten Falle übernahm Freund M. H. die Kammerjäger-Pflicht, beim zweiten Male ging ich auf die Wanzenjagd.

Mein Kamerad hat dem p. Klausner schlimm mitgespielt. Nachdem er *) festgestellt hatte, daß der journalistische Ehrenmann, im Verlaufe von zwei Jahren, allein von zwei Theatern 1106 Freibillets erbettelt und zweimal, nach dem Ausspruch dreier einwandfreier Zeugen, öffentlich für eine Lüge sein „Ehrenwort" verpfändet hatte, wurde vom Verein „Berliner Presse", auf das Betreiben angesehener Mitglieder, unter denen mir glaubwürdig Karl Frenzel genannt wird, eine neue, gewissenhaftere Untersuchung eingeleitet, deren Ergebnisse der Klausner sich durch eiligen Austritt entzog. Deshalb ist es wohl möglich, daß der hinterlistige Ueberfall die charakteristische Antwort auf den „Fall Klausner" gewesen ist.

Wahrscheinlicher allerdings will mich bedünken, daß unser Wegelagerer als Rächer der Sommerfeld's gehandelt hat. Vom 15. August bis zum 20. November verjährt am Ende auch eine Klausner-Züchtigung. Inzwischen aber richtete ich hier das Trüffelpurée **) an und während der schwärzlichen Mahlzeit mußte ich nach Recht und Pflicht auch der journalistischen Sommerfeld's gedenken. Denn diese Börsenbanditen haben auf alle drei hier zu betrachtenden Gebiete unheilvollen Einfluß geübt: auf Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Insbesondere waren sie als Hauptaktionäre und finanzielle Regenten des „Börsen-Courier" in der Lage, auf verschiedenen Feuern zu kochen; sie konnten die Leser für allerlei dunkle Rubel-Manöver erwärmen und fanden das geeignetste Werkzeug in dem Klausner, der sich öffentlich der von ihm dem russischen Finanzminister geleisteten Dienste gerühmt hat. Dafür unterstützten dann wieder die Sommerfeld's den Klausner, wenn er in Nöthen war, und sie entblödeten sich nicht, einen Boycott gegen das „Berliner Theater" durchzuführen, nur, weil der Director Barney den Klausner nach Gebühr behandelt hatte. In dieses Nest einmal hineinzuleuchten schien mir geboten, denn ich finde nicht, wie andere verständige und tadellos correcte Leute, daß die Sommerfeldereien auf die leichte Achsel zu nehmen sind. Darüber kann man sicherlich verschiedener Ansicht sein; übereinstimmen aber wird das allgemeine Urtheil über den Nekrolog, den der „Börsen-Courier" dem Brüderpaar gewidmet hat. Da war von beiden gesagt, sie seien durch Optimismus und Selbsttäuschung" zu Grunde gegangen; da war von den „unglücklichen Inhabern der Firma Berliner Wechselbank" die Rede; da wurde dem Einen dieser Unglücklichen „herzliches Mitgefühl" auf die Gruft gerufen, „dem lebensfrohen und bescheidenen Manne, dessen freundliches und liebenswürdiges Wesen Jeden einnahm, der mit ihm in Beziehung kam." Das ging, so zu sagen, denn doch über die Hutschnur und es fehlte nur noch der Aufruf an das deutsche Volk, zur Sammlung für ein Sommerfeld-Denkmal.

Es war mir damals durchaus nicht angenehn, daß ich den Klausner bei diesem Anlaß erwähnen mußte; denn schon früher hatte ich von ihm nahe Gekommenen Aufschlüsse über den Charakter dieses Mannes erhalten, die von jeder Berührung abschrecken mußten. Aber ohne deutliche Personen-Bezeichnungen geht es in so schweren Fällen nun einmal nicht ab. Es hat sich ereignet, daß ein junger Romanschreiber durch den Hinweis auf einen Reklamemacher für Binz und Umgegend sich getroffen fühlte, daß ein viel älterer und viel berühmterer Schriftsteller eine andere Stelle auf sich gemünzt glaubte, während ich nicht einmal in Gedanken mich mit ihm beschäftigt hatte. Die guten Leute, die immerfort über persönliche Angriffe salbadern, sind mir sehr verdächtig; wenn es sich um ihre politischen Gegner handelt, dann haben sie gegen persönliche Angriffe gar nichts einzuwenden und unterlassen es niemals, Herrn Stoecker an seinen angeblichen Falscheid zu erinnern oder die wundersame Mär aufzurühren, Bismarck habe das Deutsche Reich im Interesse seiner Rittergüter regiert.

*) In Nr. 33 der „Gegenwart" vom 15. August d. J.

**) Die betr. Nr. 46 der „Gegenwart" ist augenblicklich vergriffen.

Digitized by Google

Nur ihre Umgebung, mögen sie auch noch so sehr sie verachten, soll Tabu sein, nur da soll der Angreifer hübsch „vornehm" bleiben. Man nennt das, glaube ich, Taktik. Aber Taktiker von allen Parteifarben haben wir gerade genug; und als ein kleiner Mann ohne beamtete oder einer Fraktion verantwortliche Stellung brauche ich um Taktiken und Praktiken mich des Teufes zu kümmern. Für mich gibt es anständige und unanständige Leute, und mein Ziel ist, die Anständigen vor den Unanständigen zu warnen und zu schützen, soweit das eines Alleinstehenden schwaches Vermögen kann. Und viel, aber sehr viel vornehmer erscheint es mir, einen Unanständigen an den Pranger zu stellen als ihn von wegen der süßen Taktik achselzuckend zu dulden. Ich ginge auch weit lieber auf die Löwenjagd; wenn aber das Zimmer, in dem man nun einmal hausen muß, voll von Wanzen steckt, dann ist die Kammerjägerei auch kein zu verachtender Beruf.

Freilich aber muß man sich in diesem Beruf nicht sonderlich stolz, etwa gar wie ein Löwenjäger, vorkommen. Darum habe ich mir selbst und meinem Kameraden gesagt: Eine große Anzahl vortrefflicher Menschen hat Dir in der Erregung mit einigem Enthusiasmus die Hand gedrückt, weil Du von einem Knoten überfallen worden bist. Lerne selbst von diesem Knoten und erinnere Dich gefälligst, daß der Clausner am 15. Juni 1891 ein Flugblatt in die Welt geschickt hat, in dem es heißt: „Ich würde keinen Augenblick gezögert haben, eine erlittene Mißhandlung, die nicht mir zum Vorwurf gereichte, zuzugeben." Gib also getrost zu: Du hast bei dem hinterlistigen Ueberfall mehr als der Clausner abgekriegt, Du hast geblutet und in Folge der Aufregung Dir ein tüchtiges Fieber geholt. Und vor allen Dingen: beklage Dich nicht. Ein Polizist, der auf einer nächtlichen Razzia von Zuhältern oder anderm Gesindel verwundet wird, ein Ungeziefer-Vertilger, den die Wanzen schlimm zurichten, die haben kein Recht zur Klage, denn sie haben ihren Beruf sich freiwillig gewählt. Wenn Du mit dem wackern Boileau eine Katze eine Katze und Rolet einen Schuft nennst, dann darfst Du auch nicht vergessen, daß Katzen kratzen und daß Schufte schuftig handeln müssen. Dein Fehler war, daß Du vergaßest: ein geprügelter Köter kann noch immer beißen, nach gutem, altem Köterrecht. Für diesmal nimmst Du Dein schönes, sauberes Taschentuch und wischst die Berührung mit Sommerfeld's Rächer sorgfältig ab, bis auf die letzte Spur. Dann gehst Du wieder, jetzt aber mit einer guten Waffe in der Tasche, in den offenen Kampf gegen Katzen und Schufte. Und wenn Dir später dann einmal ein wirklicher Löwe begegnet, wenn der noch mit verwundeter Pranke Dich in den Sand streckt und Du von den vornehmen, den correcten und respectabeln Blättern mit keinem einzigen Worte des Nachrufes geehrt wirst, dann will ich Dich glücklich preisen. Solch einen Tod, Herr Gott, laß mich erleben.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Das Vorwort zum „Kommenden Tag." — „Satisfaction." Schauspiel in vier Acten von Alexander Baron von Roberts. (Lessing-Theater.)

„Es ist eine alte Schuld, die ich mit dieser Arbeit einlöse.

So oft ich an den Entwurf eines neuen Theaterstückes ging, sah ich einen Mann in abgetragenem Anzug vor mir; das Gesicht mit den schwer beweglichen Zügen mir voll zugewandt, das etwas müde, aber doch wißbegierige Auge auf mich gerichtet, fragte er: »Beschäftigst Du Dich mit mir?«

In den ersten Jahren klang die Frage gutmüthig, neugierig. Dann wurde sie ernster: »Wir haben uns ein Dutzend Jahre gekannt ... Weißt Du gar nichts von mir zu sagen? Aus der Lebewelt, aus dem behaglich gefesteten Bürgerthum, aus Künstlerkreisen hast Du Dir Deine Modelle geholt, — kennst Du mich denn nicht — den Arbeiter?«"

Also beginnt das Vorwort zur Buchausgabe des Schauspiels „Der kommende Tag" von Hugo Lubliner. Ich muß diesen Sätzen eine ungewöhnliche Offenherzigkeit nachrühmen, denn sie zeigen sofort mit wünschenswerther Deutlichkeit, daß die Besucher des Herrn Lubliner, auch wenn sie in abgetragenem Anzug und mit schwer beweglichen Zügen erscheinen, doch von einer ganz besonderen Race sind, wie der brave Holkische Jäger zu sagen pflegt. „Lebewelt, behaglich gefestetes Bürgerthum, Künstlerkreise, Modelle" —: nicht jeder Eisenarbeiter spricht so fein; und es ist unbillig, nach dieser Einleitung sich darüber zu verwundern, daß die Leute des kommenden Tages sämmtlich verkleidete Commerzienräthe und Fondsmakler sind. Leider hat Herr Lubliner seine Antworten nicht in ähnlicher Ausführlichkeit mitgetheilt und diese Lücke möchte ich ausfüllen, da mir der Mann in abgetragenem Anzug und mit den schwer beweglichen Zügen brieflich einige Mittheilungen über seine Gespräche mit Herrn Lubliner gemacht hat. Der müde, aber doch wißbegierige Eckermann schreibt:

„Ja, wir sind auf Du und Du mit einander und manchen Wechsel auf meine Dankbarkeit hat er prompt discontirt. Unmittelbar nach der Première des »Frauenadvokaten« besuchte ich ihn zum ersten Male, und da er meinen abgetragenen Anzug sah und noch in der Tuchbranche thätig war, so schenkte er mir einen Doppelbuckskin. Aber er beschäftigte sich nicht mit mir, er wußte nichts von mir zu sagen. Aus der Geschäftswelt holte er sich seine Modelle und schrieb ein Theaterstück »Gabriele«, denn, meinte er, Franzosen sind jetzt in der Hausse, also mache ich in Franzosen. Von dem Stück, das rasch verschwand, weiß ich nur noch, daß da ein alter Buchhalter sich plötzlich an allerlei sehr verjährte Geschichten erinnerte. Das war 1878. Ein Jahr später kam ich wieder und fand Herrn Lubliner in animirtester Stimmung. Die „Frau ohne Geist" hatte, Dank der holden Munterkeit der Genossin Clara Meyer, Erfolg gehabt. Es war aber auch zu hübsch, denken Sie nur: eine Wittwe, jetzt sehr reich, hat früher in Italien gebettelt und ein kluges Mädchen hat sich Jahre lang für dumm ausgegeben, um den beschränkten Vater nicht zu compromittiren. So recht aus dem Leben gegriffen, nicht wahr? Aber auch das Stück von 1880 war schön, »Auf der Brautfahrt« hieß es, und da gab es wieder ein Mädchen, das diesmal schändlich verleumdet wurde, weil es am Genfer See, bei Mondenschein, eine nächtliche Zusammenkunft gehabt hatte. Und erst zum Schluß, als wieder der Mond schön schien, kam es heraus, daß der nächtliche Ritter ein Versicherungsagent gewesen war, der unserem Mariechen die Police für Mama eingehändigt hatte. Und lauter solche Sachen, und auch die gefielen damals. Dann aber kamen schlimme Jahre: »Gold und Eisen« (1881), »Jourfixe« (1882), »Aus der Großstadt« (1883), »Die Mitbürger« (1884), »Frau Susanne« (1884), »Die armen Reichen« (1886), »Gräfin Lambach« (1886) —: Alles blieb unter Pari. Aber mit mir wollte er sich doch nicht beschäftigen, denn er meinte, Lindau gefällt noch und Schönthan, und da müsse er schon in der Branche bleiben. Auch klagte er bitterlich über die Ungerechtigkeit und Bosheit der Kritik und in der Fabrik hieß es deshalb allgemein, er habe, um uns einmal französisch zu kommen, eine Maske vorgebunden, er sei auch der arme Charles Delannoy gewesen, dem 1887 das Lustspiel „Wenn der Sommer kommt" so schrecklich durchfiel. Er selbst äußerte sich zu mir nicht darüber, doch schon wieder ging es ihm 1889 mit dem »Namen« recht schlimm. 1890 hatte er etwas ganz Feines vor: er wollte die »Naturalisten« geißeln, Ibsen und Zola, Tolstoi und Strindberg und alle die Andern, die er nicht kannte. Nur Muth, sagte ich, es wird schon schief gehen. Und, richtig, es ging auch schief: »Im Spiegel« fiel gründlich durch. Als ich nun 1891 wieder kam, der Doppelbuckskin war inzwischen abgetragen, da meinte er: »So, alter Junge, jetzt kommst Du aber wirklich an die Reihe. Lindau und Schönthan ziehen nicht mehr, mit der Hinterhaus-Verhöhnung war's auch Essig, die ganze Concurrenz rückt in die Hinterhäuser, ich muß mitmachen, ich muß in sozialer Frage speculiren. Und einen Stoff habe ich —: Prima-Qualität! Deine schwer beweglichen Züge werden sich verklären!« Na, und das Uebrige wissen Sie ja selbst."

Er schreibt eine hübsche, eine kaufmännisch ausgeschriebene Handschrift, dieser Arbeiter, und gern hätte ich sein Urtheil über den neuesten Lubliner vernommen. Da jedoch wollte er nicht recht Farbe bekennen und murmelte nur etwas von Fachschulen, die ja recht gut seien, aber am Ende die Hungernden nicht satt machen könnten. Heute ist der „kommende Tag" wohl so ziemlich für immer verschwunden, trotz den unwürdigen Reklamen, die dem „Drama" vorausgingen, und ich fühle gar keine Neigung, mich mit dem todtgeborenen Kinde hier des Längeren zu befassen. Selbst Karl Frenzel, der Herrn Lubliner Bestgesinnte, hat das interessante und wohl aufzubewahrende Geständniß abgelegt: „Seine Kunst reicht für den Naturalismus der Acker- und der Brunnenstraße nicht aus."

Die gute Absicht des Herrn Lubliner dürfte man loben, wenn er dem Mahner im abgetragenen Anzug früher Gehör geschenkt hätte, nicht erst, nachdem die Staatsregierung in der Denkschrift vom 1. April 1891 selbst für die Erweiterung des gewerblichen Unterrichtes eingetreten war. Vor zehn, vor fünf Jahren mußte Herr Lubliner für seine arbeiterfreundlichen Pläne Propaganda machen, am besten eine Propaganda der That, durch die Begründung einer mustergiltigen Fachschule. Er soll es ja dazu haben und das Beispiel wirkt immer mehr als das billigere Wort. Ein erträgliches Theaterstück wäre der „kommende Tag" freilich deshalb noch nicht geworden, selbst wenn man die Frömmelei und den unterthänigsten Aufblick zum Segen spendenden Thron weggelassen hätte. Daß Herr Lubliner kein Arbeiterstück schreiben kann, daß seine Arbeiter fühlen und sprechen wie seine Leute aus der Lebewelt und dem behaglich gefesteten Bürgerthum, das möchte noch hingehen. Traurig aber und beschämend ist es, daß die durchgehends unerträglichen Stücke dieses Herrn, Stücke, wie sie so schlecht und langweilig die Bühne keines anderen Volkes kennt, immer wieder von gefälligen oder verständnißlosen Directoren angenommen werden, während die Manuskripte ungleich begabterer Schriftsteller kaum flüchtigste Beachtung finden. Ich erhalte viele Theaterstücke, gedruckte und ungedruckte, und ich muß gestehen: Brauchbares ist selten darunter, seltener aber noch sind diese weitumgetriebenen Wanderdramen so schlecht und unbrauchbar wie die angenommensten Lublinerstücke. Dieses alte Gerümpel nimmt jungen, ungeübten Talenten oder Talentchen die zur Entwickelung nöthige Luft und das ist beinahe doch eben so schlimm wie die Fachschulnoth, über die Herr Lubliner in seinem Vorworte so heiße Thränen vergießt. Denn unser müdes, in abgetragenem Anzug und mit schwer beweglichen Zügen einherschleichendes Theater braucht neue Männer, je neuer, je besser, wenn es nicht in leisen, nur durch unmerkliche Lebensregungen unterbrochenen Schlummer versinken soll.

Digitized by Google

Ein neuer Theatermann ist uns erstanden. Herr Baron von Roberts hat in seinem ersten Schauspiel „Satisfaction" eine Sicherheit in der Scenenführung bewiesen und einen Blick für starke Bühnenwirkungen, wie man sie in deutschen Landen selten genug findet. Auch hat der beliebte Erzähler diese schätzbaren Eigenschaften nicht in der zweiten Heimath erlernt, sondern bei den Franzosen, denen der geborene Luxemburger zeitig nahe kam. „Satisfaction" ist ein französisches Stück, das zufällig in Berlin spielt. Wann? Das weiß ich nicht zu sagen. In allerneuester Zeit wohl kaum, denn da dürfte ein preußischer Divisionsgeneral von acht Dienstjahren schwerlich noch zu entdecken sein. Die Verabschiedungen reiten schneller unter dem neuen Curs.

Herr Baron Roberts war Officier und wurde ein Künstler; und wie die beiden ihm wohlbekannten Welten sich sanft und unsanft berühren, das zu schildern, mochte ihn reizen. Ob diese Schilderung dem Novellisten gelungen ist, das vermag ich, da ich die Novelle „Satisfaction" nicht kenne, nicht zu beurtheilen. Im Drama sehen wir auf der Cavalierseite eigentlich nur gut karikirte Gestalten. Ich wüßte nicht leicht einen bürgerlichen Schriftsteller, bei dem der preußische Militäradel so schlecht wegkommt, und nur ungern möchte ich glauben, daß in den Kreisen der „Edelsten und Besten" wirklich nur brutale Beschränktheit und junkerlicher Uebermuth zu Hause ist.

Ein junger Maler hat die Tochter eines Generals entführt. Er ist zu Ruhm und Rang gekommen, das Paar lebt glücklich und die hochadelige Verwandschaft nähert sich allmählich den trotzigen Brechern gesellschaftlicher Gesetze. Da wird der Akademie-Professor in einen sogenannten Ehrenhandel verwickelt. Zur Nachtzeit rempelt ein trunkener Couleurfuchs ihn an und pünktlich am nachsten Morgen geht ihm die Pistolen-Forderung zu. Pistolen, denn er hat den Korpsjüngling schwer, sogar handgreiflich, insultirt. Natürlich will der Maler sich nicht diesem unsinnigen Antrag fügen; er will auf Schläger losgehen, nicht aber auf Pistolen, und das ist schon viel weniger natürlich. Darob großes Entsetzen in der feudalen Familie, das durch perfide Artikel kleiner Skandalblätter noch vermehrt wird. Der General, der ziemlich ruhig blieb, als die Tochter ihm fortlief, will nun um unendlich geringeren Anlaß seinen Abschied nehmen. Der schneidige Cousin rast und am Ende wird auch die Frau Professorin von feudalen Rückfällen heimgesucht. Hier: in dem Theconflikt, der so plötzlich, so unüberbrückbar sich aufthut, lag das Drama. Herr Baron Roberts ist ihm vorbei gegangen und hat ein derbes Theaterstück geschrieben, in dem schließlich Alles gut wird, weil der Professor einen „Gleichberechtigten" als würdigen Duellanten findet.

Ist das starke Theatertalent des Verfassers constatirt, so bleibt von dem Stück eigentlich nichts mehr zu sagen, das zerbröckelt, wo man es anrührt. Es wird da sehr viel von modernen Ideen geredet, aber es war eine merkwürdig unmoderne Idee, uns für die Frage interessiren zu wollen, ob ein großer Künstler und ganzer Kerl sich der Pistole eines angesäuselten Renommirknaben stellen soll oder muß. Wenn der Herr Professor nur die allerkleinste Portion gesunden Menschenverstandes besäße, dann würde er den Schwiegerpapa und die übrigen Sippen und Magen Derer von Witterstedt tüchtig auslachen und seiner widerwärtigen Daniela die Thür weisen. Aber der Aermste leidet an ethischen Beklemmungen und weiß nicht recht, was er will.

In der vortrefflichen Aufführung des Lessingtheaters siegte die Aristokratie auf der ganzen Linie. Marie Meyer war in der Beschränktheit einer kleinen Rolle eine Meistern, Herr Molenar wird einen Theil der Berndal-Rollen spielen lernen und Herr Waldow schuf aus der Skizze eines adeligen Frühschoppentrinkers eine menschliche Gestalt. Das Beste aber gab der Vorstellung, die endlich wieder der Regie des Herrn Anno Ehre macht, der junge Herr Sauer, ein Schauspieler, dem es gegeben ist, als satter Börsianer und als Krautjunker zugleich unübertrefflich zu sein. Der Director Blumenthal sollte diesen Mann mit Vorsicht beschäftigen und ihm bald einmal den Monsieur Alphonse von Dumas anvertrauen.

Auch eine andere Aufgabe noch harrt des Herrn Blumenthal. Er wird dafür sorgen müssen, daß künftig an Rowdies keine Freibillets mehr ausgeliefert werden, auch wenn diese Rowdies angeblich der Schreiberzunft, auf Operettendeutsch „Die Basoche" genannt, angehören. Da solches Gesindel grundsätzlich niemals ein Theaterbillet bezahlt, wird diese Maßregel genügen und es werden anderen Lessingtheater-Besuchern meine Erfahrungen erspart bleiben. Mir gingen am Tage nach der „Satisfaction" zwei dicke Stadtpostbriefe zu. Ein Waffenhändler empfahl mir sein wohlassortirtes Lager von Taschen-Revolvern, und den Mann setzte ich sofort in Nahrung. Ferner übersandte mir die „Transport- und Unfall-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Zürich" ihre Prospekte. Da ich aber als besondere Versicherungsarten auf den ersten Blick nur Versicherungen gegen die Gefahren des Hochgebirges, des Wassersportes, des Radfahrens, der Seereisen, „eventuell einschließlich des Landaufenthaltes in Außereuropäischen civilisirten Gegenden" fand, so habe ich von der freundlichen Aufforderung bisher keinen Gebrauch gemacht. M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Gegen Eduard von Hartmann und die „Jungfernfrage".

I.

Hochgeehrter Herr!

Herr von Hartmann hat mit gewohnter Offenheit seinen Scharfsinn wieder einer Zeitfrage zugewandt und in Nr. 34 und 35 Ihrer Zeitschrift die Stellung der Frau besprochen. Gestatten Sie einer deutschen Frau, die länger als 20 Jahre auch in England heimisch geworden, ein Wort der Erwiderung.

Herr von Hartmann, ich erwartete von Ihnen, dem Philosophen, der die Nützlichkeitsmoral energisch bekämpft, etwas Anderes, als daß Sie vom Utilitaritätsprincip aus, das zur bloßen Magen- und Geldfrage machen, was ein Recht der Menschenwürde ist. Es handelt sich in der Frauenfrage um ein großes Princip; in ihrer allgemeinsten und einfachsten Bedeutung ist sie eine Frage der Gerechtigkeit. Sie verlangt für alle Frauen, vom armen Fabrikmädchen bis zur hochgebildeten Dame der großen Welt nicht Vortheile materieller Art, sondern das bloße Menschenrecht der Selbstbethätigung nach dem Maße und der Art ihrer Befähigung. Wir verlangen die Freiheit, das uns verliehene Talent zu bilden und zu verwerthen, nicht weil oder trotzdem wir Frauen sind, sondern als Menschen, in welche Begabung und Streben gelegt ist, auch außerhalb ihrer engeren Bestimmung durch das Geschlecht. Sie glauben, daß durch solch freie Entwickelung der geistigen Fähigkeiten die Frauen seltener heirathen würden. Stimmt das wirklich mit Ihren Beobachtungen über das Wesen der menschlichen Natur, der weiblichen insbesondere, und das der Jugend vor Allem? In England habe ich die Erfahrung des Gegentheils gemacht. Auch fand ich, daß Mädchen, die sich einem ernsten Studium gewidmet hatten, den Männern nicht minder begehrenswerth erschienen, weil sie denselben geistig näher standen; sowie daß manche Heirath gerade deshalb geschlossen werden konnte, weil der Berufserwerb der Frau die Gründung eines Hausstandes ermöglichte. Wer sich in verschiedenen Gesellschaftsgeschichten, in welchem Lande es auch sei, umgesehen hat, wird finden, daß die Zahl der Familien, welche der Frau allein ihren Lebensunterhalt verdanken, eine überraschend große ist. Berechnungen, welche sich auf die Annahme begründen, daß nur die Männer die Ernährer sind, können deshalb nur wenig stichhaltig sein. Aber abgesehen von solch statistischen Beweisen für den materiellen Theil der Frage, gilt es denn einer Nation nichts, edle Arbeitskräfte zu gewinnen, Kräfte, die in ihrer Opferfähigkeit, in ihrer Selbstvergessenheit einen hohen sittlichen Beitrag zur Gesammtmasse der Menschenarbeit liefern? — Und wenn es auch nur ideale Güter wären, die der Nation dadurch erwüchsen: — der Emporgang eines Volkes in der Cultur und der Geschichte vollführt sich nicht nach Krämergesetzen! Nein, die Frauenfrage ist nicht eine Frage des Essens und Trinkens für alte Jungfern! Sie ist auch nicht eine Frage der größeren oder geringeren weiblichen geistigen Befähigung. Diese wird sich erweisen unter dem Einfluß einer edlen Freiheit, und wenn den heranwachsenden Frauen nicht nur der Unterricht, sondern auch die Charaktererziehung, den jungen Männern gleich, gewährt wird. Wenn sie jetzt von den obern Cursen der Töchterschulen nur wenig Gebrauch machen, so beweist dies nicht den Mangel an Bedürfniß für höheres Studium, sondern bloß die Nutzlosigkeit dieser Art vor Halbbildung. Daß Mädchen an ihrer Weiblichkeit verlieren durch das gemeinsame Studium mit Jünglingen, hat sich in England als eine unbegründete Furcht erwiesen, so wie es auch bekannt ist, daß auf der Züricher Universität der Ton ein ernster und würdiger sei, sehr zum Gewinn der männlichen Studenten. Was endlich die Gesundheit der jungen Mädchen betrifft, so leidet sie gewöhnlich und kann, wenn dieselben in ein oder zwei Jahren die grundlegenden Kenntnisse nachholen müssen, die der junge Mann sich während der langen Gymnasiumszeit ohne Anstrengung erworben hat — so daß sie schon geschwächt dadurch ihr eigentliches Studium beginnen. Wie viel moralisches und körperliches Leiden aber nervöser Frauen und Mädchen, besonders in den Jahren der schwindenden Jugend, wäre vermieden durch eine ernste Lebensarbeit! Wenn bis jetzt nur Wenige sich dazu drängen, so ist der Grund in den zahllosen Schwierigkeiten zu suchen, in den Entmuthigungen jeder Art. Wenn aber trotz alledem junge Mädchen, ihrem Vorhaben treu, sich durchkämpfen, so zeigt dies die große Opferfreudigkeit für ihr Ideal, die echt weibliche Energie der Ausdauer und Beharrlichkeit. Sie selbst geben zu, daß solches „die Auserwählten ihres Geschlechtes" im Stande sind. Liegt es nicht nahe anzunehmen, daß durch Erleichterung der Mittel und Wege, durch natürliche Anpassung, auch durch Vererbung, die weiblichen Fähigkeiten sich immer mehr entwickeln und vervollkommnen könnten? Oder wäre es aus materiellen Rücksichten wünschenswerther für das Heil der Menschheit, daß in dem großen Entwickelungsgang der ganzen Welt die Frau allein auf ihre heutige Stufe gebannt sei? Erlauben Sie mir, noch gegen einige weitere irrige Auffassungen des weiblichen Wesens Einsprache zu erheben. Sie sprechen der Allgemeinheit der Frauen die von mir soeben betonten Eigenschaften der Ausdauer und Opferwilligkeit ab, sogar in ihrem selbsteigenen Bereich der werkthätigen Liebe. Ich habe dagegen gefunden, daß in England ein ernstes philantropisches Wirken von Frauen ohne speziellen Beruf als etwas so Selbstverständliches gilt, daß es ihnen kaum mehr zum Verdienst gemacht wird; und meine Erfahrung hat mir nicht gezeigt, daß es den deutschen Frauen an gleich edlem Sinn gebricht, wenn auch ihre praktischen und organisatorischen Fähigkeiten noch nicht überall gleich ausgebildet sind. — Sie glauben eine Art Lösung der Frauenfrage zu sehen in der Aussetzung einer Pension für alte Jungfern. Glauben Sie im Ernst, daß die Unbefriedigung einsamer alternder Frauen gehoben wäre, indem man ihnen ein Allmosen gibt, nachdem man ihnen zuerst die Erziehung und dann einen Beruf versagt hat? Sie befürchten die Folgen tiefster moralischer Erniedrigung der Frau durch ihre Zulassung zu Anstellungen und Aemtern. Rechtfertigt ihre Menschenkenntniß ein solches Anzweifeln der Ehrenhaftigkeit von Männern sowohl, als Frauen? Sie verweigern uns jedes Lebensideal außerhalb der Ehe; aber in derselben sehen Sie für uns auch nur den Vortheil einer Stellung und den Zweck Kinder in die Welt zu setzen. Es kommt ja vor, daß eine Frau oder ein Mann ohne Romantik heirathet und daß in der Ehe erst die Liebe sich entwickelt. Geschieht dies aber nicht, dann adelt der „sittliche Wille" so wenig, als die sinnliche Leidenschaft die leibliche Gemeinschaft, denn sie ist der Ausdruck der Seelenliebe. Bei reinen Naturen geht die See-

Digitized by Google

lengemeinschaft vorher, die andere folgt ihr. Und wenn auch aus der physischen Passivität der Frau ihre passive Stellung bei der Werbung hervorgegangen wäre, so erschwert doch das nicht die Freiheit ihrer Wahl bei der Eheschließung. Wissen wir denn nicht Alle, daß es eine Anziehung gibt, ein Verstehen zwischen Menschenherzen, welches längst zur festen Thatsache geworden ist, und die Wahl des Mädchens, wie des Mannes bestimmt hat, ehe dieser das Wort der Werbung ausgesprochen hat! — Sollte aber in der Ehe durch die Schuld des einen der Gatten die Liebe von ihnen fliehen, so muß das schwere Unglück getragen werden mit Hülfe des „sittlichen Willens" in Treue zur Pflicht und in Hoffnung auf ihre Wiederkehr. Aber die Ehe ohne Liebe im Prinzip ist eine Entwürdigung der Ehe sowohl, als wie der Frau. Gegen so mannigfaches Mißverstehen der hohen weiblichen Würde mußte ich Einsprache thun, denn ich fühlte mich beschämt als Frau, und als deutsche Frau, daß einer der bedeutendsten Denker des Landes uns eine Stellung in der Kulturgeschichte der Welt anweist, wie Sie es gethan!

Hochachtungsvollst

Frau Carola Blacker, Freiburg i. B.

II.

Geehrter Herr!

Gegenüber den interessanten Ausführungen des Herrn Eduard von Hartmann über „die Jungfernfrage" in Nr. 34 und 35 dieses Blattes dürfte die Frage der Berechtigung nicht entbehren, wie der berühmte Verfasser zur Wittwenfrage Stellung nimmt. Ist die Frauenfrage wirklich nichts weiter als Brodfrage, so sind nicht nur die Jungfern zu versorgen, sondern die ganze berühmte Million überschüssiger Frauen. Bisher sieht es der Staat noch nicht als Pflicht an, jede Wittwe zu pensioniren. Sehr schön faßt Herr Eduard von Hartmann die Pflichten des Weibes auf, das nicht aus dem landläufigen „erhabenen Eigensinn", den die Poeten Liebe zu nennen pflegen und der doch bisweilen allen sittlichen Adels baar ist, in die Ehe tritt. Um so mehr muß es befremden, wenn er die Ueberschüssigen zur Arbeitslosigkeit verdammt. Ist Müßiggang nicht demoralisirend? Der Staat müßte nothwendig die materiell versorgten Jungfern zu verwenden die Verpflichtung haben. Die vorgeschlagene Armenpflege etc. könnte nicht alle ihrer Individualität entsprechend unterbringen. Die ausgesprochene Ueberzeugung, daß es nie weibliche Richter geben werde, überrascht mindestens. Wer vermag die Zukunft zu schauen? Wenn der geehrte Autor damit nur hat sagen wollen, daß weibliche Richter in Deutschland undenkbar sind, so läßt sich doch darauf erwidern, daß das Deutsche Reich nicht die ganze Welt bedeutet. Wenn auch die „Richterin" Debora, „ein Eheweib des Lapidoth" (Buch der Richter, Kap. 4, 4) als Ausnahme gelten muß, regierende Fürstinnen hat es, trotz des salisch-fränkischen Rechtes, zu allen Zeiten gegeben. Dieser Tage erschien in Nr. 196. der Düna-Zeitung ein Artikel „Juristinnen" von einem praktischen Juristen. Der Verfasser hält das Weib für ganz besonders zum Richteramt beanlagt und äußert sich darüber wie folgt: „Bei der strengsten Pflichterfüllung ist dem Richter, wie dem Sachwalter immerhin ein weiter Spielraum gelassen, wo er neben dem eisernen Gesetze auch die Billigkeit und Menschlichkeit walten lassen kann, und nach dieser Richtung hin ist die Gefühlsanlage des Weibes kein Nachtheil, sondern ein offenbarer Vorzug." Auf dem Congrés international des oeuvres des institution séminine s1889 in Paris ergab sich in den Besprechungen der Section „Legislation civile" das unverkennbare Bedürfniß nach weiblichen Rechtsanwälten und weiblichen Richtern — ist doch das Gesetz nur zu oft für ideale Ehemänner berechnet. Gerade Juristen von Fach wiesen auf diese Thatsache hin und auf den Mangel der Gesetze, wo es das Verständniß weiblicher Interessen gilt. Erfüllt der Trinker und Spieler seine Pflichten nicht, so ist in vielen Staaten die Gattin mit den Kindern dem Elend preisgegeben. Der Mann hat nicht nur die Verfügung über die Mitgift seiner Frau, sondern darf ihren Tagelohn auch beanspruchen. — Ist das auch noch Jungfernfrage? Kennt der verehrte Verfasser modernes Elend und Sittenlosigkeit nicht? — weiß er nichts von den Mißständen, welche allerorten als Frauenfrage behandelt werden und welche mit dem, was man als „Jungfernfrage" bezeichnen hört, nichts zu thun haben? Wie denkt sich der Philosoph, der das nationalökonomische Problem der Jungfernversorgung so originell löst, die Seiten der tiefgreifenden Frage zu gestalten, die er in dem besprochenen Artikel übergeht. Gerade weil Eduard von Hartmann nicht zu scherzen scheint und doch „paradoxe" Vorschläge macht, wird er die Antwort kaum schuldig bleiben.

Dorpat, am 19./1. Sep. 1891. Hochachtungsvoll

E. Baranius.

Notizen.

In stiller Stunde. Andachten und Betrachtungen. (Strehlen, Ernst Asser.) Dieses Erbauungsbuch können wir frommen Lesern bestens zur nahen Festzeit empfehlen. Es enthält in Prosa und Versen eine reiche Sammlung von Worten des Trostes und der Ergebung, wie sie ein echt christlicher Seelsorger an seine Andächtigen richtet. Jeder Tag der Woche, jedes religiöse Fest, jeder Lebensact ist mit einem tiefinnerlichen Gebet bedacht, wir finden Tischgebete Sprüche und Mahnworte in Wassers-, Feuers- und anderen Nöthen, in Epidemien und Kriegszeiten, am Sterbebett und Grabe, zu Abendmahl, Confirmation u. s. w. Es weht ein milder und niemals zelotischer Geist durch das Buch, das erheben und stärken, versöhnen und wahrhaft beglücken will.

Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen. Keimes- und Stammesgeschichte von Ernst Haeckel. Zwei Theile. (Leipzig, Wilh. Engelmann.) Das vielfach angegriffene, aber doch höchst bedeutsame Werk des Führers der deutschen Darwinisten erscheint hier in 4. Auflage, umgearbeitet und reich vermehrt, zumal im illustrativen Theil. Bekanntlich ist es gerade dieser, der vor sechzehn Jahren die heftigen Angriffe auf sich gezogen und dem Verfasser geradezu den Vorwurf der Fälschung eingetragen hat. Heute denken wir über Haeckel's selbst kaum beschönigte Irrthümer viel milder und lächeln im Grunde über die polternde Polemik der Professoren His, Rütimeyer, Hensen u. s. w., denn in der Hauptsache hat Haeckel doch Recht behalten. Seine Anthropogenie ist ein großartiges und geniales Werk, als System die bedeutendste naturwissenschaftliche That seit und neben Darwin, und die Stammesgeschichte eine geistreiche und im Ganzen wohl begründete Hypothese, worüber erst die Zukunft endgültig zu Gericht sitzen wird. Dem epochalen Werk hat der Verleger eine würdige Ausstattung verliehen, und 20 Tafeln, 50 genetische Tabellen und ein halbes Tausend Holzschnitte, zum Theil neu und selbständig, erläutern die immer fesselnde Darstellung.

Katechismus der Positiven Religion von August Comte. (Leipzig, O. Wigand.) Wir haben erst neulich (in Nr. 9) eine Darstellung des Positivismus gebracht und machen unsere Leser auf diese ganz vorzügliche erste Verdeutschung des „Katechismus" durch E. Roschlau aufmerksam. Wenn Comte's philosophisches System wirklich zahlreiche Anhänger bei uns gewinnen sollte, wofür die Anzeichen vorhanden sind, so wird das vorliegende Buch als Einführung zu verwenden sein.

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1892. Herausgegeben von Otto Braun. (Stuttgart, Cotta Nachfl.) In seinem zarten, himmelblauen Seidenband erscheint der „erneverte' altberühmte Musenalmanach zum zweiten Male. Otto Braun, der langjährige, treffliche Leiter der Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, selbst ein Dichter und Uebersetzer von Geschmack, hat abermals die Redaction übernommen, und diese konnte in keine besseren Hände fallen. Nicht nur in der äußeren Ausstattung und in dem prachtvollen Bilderschmuck überflügelt der Nachfolger seinen Ahnen, auch der Inhalt kann, wenn man von den unvergleichlichen Mitarbeitern Goethe und Schiller absieht, sehr wohl vor den unsterblichen Vorgängern bestehen. Eine Novelle wie die zartempfundene „Broni" von Paul Heyse hätte gewiß auch Goethe gelobt, und Mitarbeiter wie Lingg, Greif, Roquette, Pichler, C. F. Meyer, Schack, Jensen, Bodenstedt, Gottschall, J. G. Fischer u. a. besaß der alte Musenalmanach, immer von den Dioskuren abgesehen, gewiß nicht. Nur laudatores temporis acti werden hier noch geringschätzig von „Epigonen" reden, wenn sie die schönen Verse von Waldmüller-Duboc, Max Haushofer, Karl Woermann, Ziel, Weitbrecht, Isolde Kurz, A. Fitger, Max Kalbeck, Ludwig Eichrodt, L. A. Frankl u. s. w. lesen, denn gerade die weniger Berühmten haben diesmal das Beste geboten.

Vorträge über Plastik, Mimik und Drama. Von Wilhelm Henke. (Rostock, Wilh. Werther's Verlag.) Wir möchten dieses eigenartige und gedankenreiche Werk des Tübinger Anotomie-Professors nicht nur in den Kreisen der Kunstfreunde, sondern auch in dem der Menschendarsteller verbreitet sehen. Da werden die Geschöpfe des Michelangelo mit der Antike verglichen und die sixtinischen Lünetten auf ihre anatomische Möglichkeit und Wahrheit geprüft, die aufrechte Haltung des Menschen im Stehen und Gehen physiologisch behandelt; auch in das Gebiet der dramatischen Kunst schweift der gelehrte Verfasser hinüber und untersucht nach dem Vorgang von J. J. Engel, dem Philosophen für die Welt, und Piderit die Kunst der Physiognomik und Mimik. Aus diesen Kapiteln können unsere Schauspieler viel lernen, denn die Geberdensprache wird heute nicht einmal von den dramatischen Lehrern verstanden und nach ästhetischen Grundsätzen gelehrt, sondern auch von unsern meist naturalistisch und autodidaktisch zur Meisterschaft sich entwickelnden Schauspielern arg vernachlässigt und stümperhaft geübt. Wer an die unschönen und mit dem Dichterwort meist gar nicht übereinstimmenden Gesten eines Kainz denkt, wird dem Verfasser für seine Belehrung Dank wissen. Seine Gedanken über Mimik fand er am besten in der Kunst von Dawison und Lewinsky und der Damen Precheisen und von Hochenburger-Jürgens (jetzt am Kgl. Schauspielhause) verwirklicht. Letztere hat den Herrn Professor sogar zu einer Kritik ihrer Cordelia in Versen begeistert, und obwohl wir diesen nüchternen Reimen die Prosa der anderen Essays vorgezogen hätten, so enthalten sie doch so viel Richtiges und Fruchtbares, daß auch sie gelesen zu werden verdienen.

Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele. Von Julius Schwering. (Paderborn, Ferd. Schöningh.) Eine der besten und interessantesten Schriften zur Kenntniß Grillparzers und seiner Werke. Der Verfasser prüft die „Sappho", das „Goldene Vließ" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder und kommt dabei zu ebenso neuen als wichtigen Ergebnissen. Die Anregungen aus Calderon, Euripides, Goethe, Barthélemy, der Staël werden genau aufgezeigt, und wir erfahren zum erstenmal, daß der Dramatiker für „Hero" nicht nur eine verschollene Dichtung des Märchenerzählers Musäus benutzt hat, sondern auch für „Sappho" ein Monodram von Gubitz und besonders eine dreiaktige Tragödie von Alexander von Kleist, Heinrich's Vetter. Aehnlichkeiten, ja fast wörtliche Uebereinstimmungen weist Schwering nach, und es ist unleugbar, daß der vierundzwanzigjährige Potsdamer dem großen Wiener Tragiker wacker vorgearbeitet und das Schaffen erleichtert hat, aber Grillparzer verstand es hier „aus einer Karikatur ein Kunstwerk zu machen." In der ästhetischen Beurtheilung von Charakteristik und Sprache zeigt sich der Verfasser der Monographie als Einer der „zum Bau" gehört. In der That haben vor einigen Jahren seine Gedichte lebhaften Anklang gefunden, und die poetische Gabe kommt hier dem Kritiker zu Statten.

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe. Aus der Erinnerung gezeichnet von W. H. Riehl. (Stuttgart, Cotta). Das Buch ist ein

Digitized by Google

Ueberbleibsel aus Riehl's geplanten, aber wieder aufgegebenen „Lebenserinnerungen," weil er sich heutzutage, wo jeder ausgeschriebene Damenromancier und Redacteur seine Memoiren herausgibt, nicht „diesem stets wachsenden Reigen" anschließen wollte. Wir bedauern das, denn der Münchener Kulturhistoriker hat nicht allein viel erdacht und empfunden, sondern auch äußerlich und innerlich vielleicht noch mehr erlebt, wie schon diese Essays bekunden, die den Verfasser der Musikalischen Charakterköpfe auf der Höhe seiner literarischen Porträtirkunst zeigen. Man lese nur, wie congenial er die Künstlernatur eines Schwind, Ludwig Richter, Scheffel zu erfassen versteht. Auch dort wo er unseren Antheil für den Porträtirten weniger lebhaft weiß, wie für den vormärzlichen Redacteur Berly entwirft er ein so allgemein fesselndes Kulturbild jener Zeit, daß wir ihm mit Spannung folgen. Bezeichnend für seine Art ist die Phantasie uber irgend einen modernen Benvenuto Cellini oder das Bildniß der wohlthätigen Maldilettantin Emilie Linder in München, wo er mit einer drolligen Verwechslungsgeschichte autobiographisch beginnt, um mit weittragenden Bemerkungen über Künstlerfrauen und Frauenkunst zu schließen. Die umfangreichste Studie betrifft den kunstliebenden König Maximilian II. von Bayern und ist voller Liebe und warmer Verehrung, doch nie byzantinisch. Allgemein interessiren wird der Artikel über Wagner oder eigentlich gegen ihn und zwar sehr entschieden und mit tausend klugen Gründen. Riehl ist in der Musik conservativ. Es geht ihm nichts über Bach und Mozart, und für Dittersdorf und das alte deutsche Singspiel hat er manche Lanze eingelegt. „Die Gefahr der Ausländerei", schreibt er jetzt, „droht unsere Musik nicht mehr von den Italienern, sondern von den Franzosen, von den Slaven und von uns selbst, und als unser nationaler Befreier wird in Zukunft der Genius erscheinen, welcher uns im neuen Geiste wieder zum Urquell des deutschen Volksliedes, zu deutscher Gedankentiefe bei voller Reinheit und Klarheit, bei voller Harmonie der Form zurückführt." Riehl ist neben Hanslick der gefährlichste Feind Wagner's und das rechtfertigt des liebenswürdigen Liszt Wort: „Wenn wir Sie hätten haben können!"

An den Kaiser! Auch eine deutsche Bitte. Von O. Benze von Benzenhofen. (Dresden, E. Pierson.) „An den Kaiser. Eine deutsche Bitte" war ein Offenes Wort an den Kaiser, gedichtet von Adolf Grafen von Westarp, das, wie man sagt, den Unwillen des Monarchen erregt haben soll, weil es ihm zumuthete, zum Fürsten Bismarck zu gehen und ihn zur Versöhnung aufzufordern. Die vorliegende Gegendichtung will von einem solchen Beginnen, das den Kaiser in's Unrecht setzte, nichts wissen und fordert umgekehrt den Altreichskanzler auf, zuerst den Schritt zur Versöhnung zu thun. Da weder das eine noch das andere geschehen wird, so sind eigentlich beide „Deutschen Bitten" recht überflüssig, wenn sie wie vorliegende, auch vom patriotischen Sinn und poetischen Geschick der Verfasser zeugen.

In der beliebten Bibliothek der deutschen und ausländischen Classiker aus dem Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind soeben erschienen: „W. Hauffs Werke", mit Hauffs Leben, mit Einleitungen und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Max Mendheim, 3 Bände und „G. A. Bürgers Gedichte", mit Bürgers Leben, mit Einleitungen und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Arnold E. Berger. Systematische und einheitliche Bearbeitung, sorgfältig durchgeführte kritische Textrevisionen sind Vorzüge, die jedem Litteraturfreund den Besitz dieser Ausgaben werthvoll erscheinen lassen. Eine ebensolche Schätzung verdienen die biographischen Einleitungen an der Spitze jedes Werkes, die sich nicht nur mit der Lebensgeschichte des betreffenden Dichters befassen, sondern auch ein Gemälde der allgemeinen Bildungszustände seiner Zeit entwerfen. Dem Verständniß des Laien kommen auch die Einleitungen und Anmerkungen unter dem Text zu den einzelnen Werken zu statten. Nicht verschweigen wollen wir aber, daß uns die Auswahl aus Hauff nicht ganz glücklich scheint. Es ist wohl manches Veraltete und für unsere Zeit kaum Genießbare aufgenommen, wie die ursprünglich als Nachahmung ernst gemeinte und erst nachträglich durch die Controverspredigt gegen Clauren zur Satire gewordene Neuniade: „Der Mann im Mond". Dafür hätten wir alle die prachtvollen Märchen gewünscht, die neben „Lichtenstein" das beste und einzig Unvergängliche sind, was Hauff geschaffen hat. Die Bürger-Ausgabe stellt sich den anerkannten von Sauer und Grisebach ebenbürtig zur Seite.

Zur Geschichte des Erkenntnißproblems. Von Baco bis Hume. Von Eduard Grimm. (Leipzig, W. Friedrich.) Wir haben in neuerer Zeit Specialgeschichten aller möglicher philosophischen Disciplinen in zahlreichen Concurrenzarbeiten auftauchen sehen; aber merkwürdiger Weise fehlt es noch ganz an einer Geschichte derjenigen Disciplin, die doch seit zwei Jahrzehnten im Mittelpunkte der Fachinteressen steht, der Erkenntnißtheorie. Grimm liefert mit dem anliegenden Werk eine Abschlagszahlung, indem er sich auf die fünf englischen Philosophen Baco, Hobbes, Locke, Berkeley und Hume beschränkt und damit allerdings eine der wichtigsten Epochen aus der Geschichte der Erkenntnißtheorie herausgreift. Die Art, wie er seine Aufgabe gelöst hat, verdient volle Anerkennung. Die Darstellung zeugt von vollkommener Beherrschung des Gegenstandes, ist wohlgeordnet, klar und objectiv und berücksichtigt alle wichtigeren neueren Spezialforschungen, so daß sich scharf gezeichnete Bilder der Systeme in plastischer Modellirung vor dem Leser entrollen. Während der Darstellung wird nur ausnahmsweise auf die Grenzen, Lücken oder Widersprüche jedes Systems hingedeutet, vielmehr der gedankliche Zusammenhang nach den vorhandenen Andeutungen möglichst im Sinne des jedesmaligen Autors abgeändert und harmonisirt; am Schlusse eines jeden aber folgt eine zusammenfassende kritische Betrachtung, die jedoch sich auch wieder streng innerhalb der Grenzen einer immanenten Kritik hält und so sehr als möglich positiveren Zielen nachstrebt. Zu erinnern wäre höchstens, daß der Vers. sich dazu hinreißen läßt, über seine eigentliche Aufgabe, die Geschichte des Erkenntnißproblems, überzugreifen, und zu sehr auch auf die übrigen Theile der Systeme eingeht, so daß sein Buch mehr einem Abschnitt aus der Geschichte der Philosophie mit besonderer Betonung der Erkenntnißtheorie gleicht. Indessen wird mancher Leser ihm dies vielleicht Dank wissen. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Verf. seine Arbeit fortsetzte und zunächst einen zweiten Band über die Epoche von Descartes bis Leibniz lieferte, wobei ihm ja seine bereits früher veröffentlichten Studien über die Erkenntnißtheoric des Geulinex und Malebranche als Vorarbeiten dienen könnten. e. v. h.

Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche von Carl Gutzkow. (Jena, Costenoble.) Schon in 3. Auflage erscheinen diese eine Fülle von Lebensweisheit und Gedankentiefe enthaltenden Denksprüche, die Gott, Weltlauf, das innere Gesetz, Kampf und Bewährung, Bildung, die Zeit, die Stände, Erziehung. das Geschlecht, der Mensch zum Menschen und Walten und Schaffen des Genius behandeln. Das Werk ist eine der schönsten und tiefsinnigsten Aphorismensammlungen unserer Literatur und kann zur Anschaffung warm empfohlen werden, auf daß der Ausspruch Gutzkows: „Wenn wir etwas für unsere Bildung verausgaben sollen, so hat uns der Thaler volle 360 Pfennige. Geben wir etwas für unser Vergnügen aus, so hat er nur 30 Groschen" sich hier nicht bewahrheite.

Zu den acht Bändchen, in denen Heinrich Seidel seine Schriften gesammelt hat, hat sich ein neunter gesellt, betitelt „Sonderbare Geschichten" (Leipzig, A. G. Liebeskind). Es sind fünf kleine humoristische Erzählungen und ein allegorisches Märchen „Waldfräulein Hechta". Am wenigsten will uns das Märchen gefallen trotz aller seinen Naturschilderung; die Allegorien ist doch recht frostig und nicht einmal ganz durchsichtig. Von köstlichem Reize sind die kleinen Erzählungen, in denen gutmüthig und launig gezeichnete Philisterei sich mit zartester Poesie zu einem liebenswürdigen Ganzen verbindet. Wir zweifeln nicht, daß den zahlreichen Liebhabern des Leberecht Hühnchen auch dieses Bändchen willkommen sein wird.

Wozu? Roman von Robert Byr. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Titel läßt uns eigentlich ein tieferes Problem erwarten, als wir in dem Roman in Wahrheit behandelt finden: die Frage nach dem Sinn und Zweck des menschlichen Daseins, Lebens und Strebens. Diese Frage wird aber in dem Roman nur leicht gestreift; sie liefert nur die Maske, hinter der eine in den ausgetretenen Geleisen altherkömmlicher Romanfabrikation sich bewegende Liebesgeschichte dem Leser etwas imponirender erscheinen soll. Ein vornehmer junger Mann, der im Anfange des Buches die Zwecklosigkeit der menschlichen Arbeit behauptet und einige Seiten weiter bei dem Entschlusse angelangt ist, seinem allerdings ziemlich zwecklosen Dasein auf unauffällige Weise freiwillig ein Ende zu machen, wird durch eine hierzu veranstaltete unsinnige Wette die persönlich unschuldige Ursache an dem Tode eines Freundes, während er selbst am Leben bleibt. Das tragische Ereignis hat ihm einen wohlthuenden moralischen Ruck gegeben: er fühlt die Verpflichtung, der Familie des Toten, die in ihm zuerst recht unverständigerweise dessen Mörder sieht, nach Kräften beizustehen, wird ihr Berather und durch unermüdete Arbeit ihr Retter in wirthschaftlicher Bedrängniß. Endlich findet er noch Gelegenheit, die im Stillen von ihm geliebte Schwester des Toten, die ihn stets als ihren persönlichen Feind behandelt hat, vor den unsittlichen Nachstellungen eines frömmelnden Schleichers mitten aus der Höhle des Löwen zu retten; sie wird sein Weib, in dessen Besitz ihm das „Wozu?" des Lebens sich erfüllt hat.

Sommerfest. Ein moderner Musenalmanach. (München, M. Poeßl.) Das Büchelchen ist unseres Wissens von der Münchner Polizei verboten worden. Sehr mit Unrecht, denn es enthält nichts Staatsgefährliches oder (vielleicht mit Ausnahme eines übermüthigen und viel zu lang gerathenen Capriccio's von O. Panizza) Sittenverderbliches. Die Verse sind zum Theil frisch und eigenartig und im Durchschnitt besser als es die sich für neu und genial aufspielenden Offenbarungen der sogenannten „Moderne zu sein pflegen." Das Buch enthält sogar ein kleines Meisterwerk, die Skizze: „Jenseits", womit uns M. G. Conrad angenehm überrascht. Es ist ein farbiges, stimmungsvolles Seelengemälde und weitaus das Beste, was der Münchner Journalist bisher geschrieben hat.. In diesem ihm adäquaten Vorwurf eines psychologischen Nachtbildes erscheint er gerade als Dichter.

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg, Conr. Kloß.) Der wesentliche Inhalt dieser verdienstlichen Monographie ist zum ersten Mal im vorigen Bande der „Gegenwart" erschienen, aber unsere Leser, denen das schöne Buch warm empfohlen sei, finden auch manches Neue darin, was der Verfasser erst späteren Nachforschungen verdankt. So die Schilderung der dreifachen Dichterliebe zu der Wetzikonerin Rosina, zu Emma Brenner und Caroline Trafford, jener hochherzigen „ewigen Braut" im Grillparzerschen Sinne, die dem unseligen Schweizer Jugend, Ehre und Vermögen opferte. Ferner noch zahlreiche, bisher unbekannte Lieder, Freundeszeugnisse, wie dasjenige von H. Reder u. s. w. Es ist Schade, daß Ernst, wohl aus räumlichen Rücksichten, die Proben aus Leuthold's Essays und Kritiken nicht mit abgedruckt hat. Vielleicht holt er es in einer späteren Auflage nach. Das Lehnbach'sche Bildniß ist womöglich noch schauerlicher als das in den „Gedichten" mitgetheilte und erweckt noch weniger Vertrauen zu seiner Porträtähnlichkeit. Der Verfasser hat auch gut daran gethan, seine unerquickliche Polemik gegen Bächtold nicht in's Buch hinüberzunehmen, das dadurch umso künstlerischer und reiner wirkt.

Principien der Ethik und Religionsphilosophie Lotzes. Von A. Vorbrodt. (Dessau, Kahle.) Es ist Lotze nicht vergönnt gewesen, wie die Logik und Metaphysik, so auch die Ethik und Religionsphilosophie in systematischer Form darzustellen. Diese Lücke auszufüllen, hat sich Vorbrodt vorgesetzt, der mit Geschick seine Aufgabe gelöst hat.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Ernst Asser**, Strehlen, Schlesien.

In stiller Stunde.

Andachten und Betrachtungen.

Preis ℳ 1.80, elegant gebunden ℳ 2.80.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Wilh. Werthers Verlag in **Rostock.**

Vorträge

über

Plastik, Mimik und Drama.

Von **W. Henke,**

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit 40 Bildern. 1891.

VIII u. 248 S. 8°. 5,60 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 19.—

In unterzeichnetem Verlag erschienen; durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamy's.

Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002.

Herausgegeben von **Conrad Wilbrand.**

14 Bogen 8°. Preis geh. 1 ℳ.

In diesem Roman, der keineswegs eine Parodie des **Bellamy**'schen „**Im Jahre 2000**" ist, verfolgt der Verfasser den amerikanischen Phantasten auf seinen verzweigtesten Pfaden; sein **Friedrich Ost** kommt aber durch Alles, was er in dem **Bellamy**'schen Zukunftsstaat erschaut und erlebt, zu ganz andern Ergebnissen als **Mr. Julian West**, und beweist auf das Schlagendste die Unmöglichkeit einer verstaatlichten Gesellschaft.

Wismar, 1891.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung
Verlags-Conto.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart.**

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1892.

Herausgegeben von **Otto Braun.**

Mit sechs Kunstbeilagen.

12°. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **Karl Mehrlich, München**, ist soeben erschienen:

I. Band (531 Seiten) **Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter".** Preis 10 M. eleg. gebunden. Beziehbar entweder **direct** oder durch **bessere** Buchhandlungen!

HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Liebhaberkünste,

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

Lederschnitt und Lederplastik,

40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) **nebst Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

Neue Kerbschnittmuster,

40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth*, nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. **Beide Bücher** eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLERVEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Achtstundentag. Von Kuno Frankenstein. — Die Waarenabzahlungsgeschäfte und die Gesetzgebung. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Zu Mozart's Gedächtniß. Von Paul Marsop. — Die Kunst in der Industrie. Von Ludwig Heimann. — **Feuilleton:** Kleinmüthige Seelen. Von E. Perodi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die ungehaltene Rede. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Inserate.

Der Achtstundentag.

Von Kuno Frankenstein.

Der internationale sozialistische Arbeitercongreß, welcher im Jahre 1889 zu Paris tagte, war die erste große Versammlung, in welcher der Ruf laut wurde: Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung, acht Stunden Schlaf! Um diesem Verlangen Nachdruck zu verleihen, beschloß man, alljährlich am 1. Mai zu feiern und zu Gunsten des Achtstundentages öffentliche Kundgebungen zu veranstalten. Das Schauspiel einer derartigen Arbeiterdemonstration erlebte die Welt im vergangenen Jahre zum ersten Male. Ueber die diesjährige Wiederholung in Deutschland sagt der Bericht der sozialdemokratischen Partei zum internationalen Arbeitercongreß in Brüssel Folgendes: „Zu einer Kundgebung im großartigsten Stile gestaltete sich die Maifeier in diesem Jahre. Zwar war an eine Durchsetzung der Arbeitsruhe am 1. Mai angesichts der traurigen wirthschaftlichen Lage auch dieses Mal nicht zu denken. Die Reichstagsfraction gab deshalb die Parole aus, die Feier allgemein am ersten Sonntage im Mai zu begehen, ein Vorschlag, der auch allgemeine Billigung fand. Am 1. Mai fanden deshalb nur Volks- oder Arbeiterversammlungen statt, in denen Referate über die Bedeutung der Maidemonstration in Bezug auf den Achtstundentag und die internationale Arbeiterschutzgesetzgebung erstattet wurden. Am Sonntag darauf aber wurde die Festfeier mit Umzügen — wo diese nicht polizeilich inhibirt wurden — und ähnlichen Demonstrationen begangen. Die Betheiligung der Arbeiterschaft war überall eine großartige. In Hamburg allein nahmen an dem Aufzug nach Schätzung gegnerischer Blätter 100,000 Menschen Theil. Eine Festschrift, welche zur Maifeier erschien, wurde in der Auflage von einer halben Million abgesetzt." Diese parteioffizielle Darstellung scheint unseres Erachtens wohl etwas optimistisch gefärbt. Denn dafür, daß die bezüglich der Maifeier gehegten Erwartungen nicht nach Wunsch in Erfüllung gegangen sind, spricht zweifellos auch der Umstand, daß der diesjährige Brüsseler Arbeitercongreß das Wort „Maifeier" durch „Maidemonstration" ersetzt hat. Abgesehen hiervon wurde zu Brüssel folgende Resolution gefaßt: „Um dem 1. Mai seinen wahren ökonomischen Charakter einer Forderung des Achtstundentages und der Bekundung des Klassenkampfes zu wahren, beschließt der Congreß: 1. daß eine gemeinsame Demonstration für die Arbeiter aller Länder zweckentsprechend erscheint; 2. daß diese Demonstration am 1. Mai stattfinden soll, und empfiehlt die Niederlegung der Arbeit überall, wo das nicht unmöglich ist." Dieser Beschluß wird sich im nächsten Jahre freilich leicht durchführen lassen, da in demselben der 1. Mai auf einen Sonntag fällt. Diese Thatsache mag wohl ausschlaggebend gewesen sein, jener stolzen Resolution allseitige Zustimmung zu verschaffen.

Auch im deutschen Reichstage ist von der sozialdemokratischen Partei ein Antrag eingebracht worden, dem zufolge in Unternehmungen, welche unter die Gewerbeordnung fallen, die Arbeitszeit für alle über 16 Jahre alten Hülfspersonen vom 1. Januar 1894 ab auf täglich neun, vom 1. Januar 1898 ab auf täglich acht Stunden herabgesetzt werden sollte. Wie zu erwarten war, hat dieser Antrag eine Beachtung nicht gefunden. Nichtsdestoweniger und in Hinblick auf die immerhin nicht zu unterschätzende, von sozialdemokratischer Seite geschürte Bewegung zu Gunsten des Achtstundentages scheint es angebracht zu sein, die Berechtigung dieser sozialistischen Forderung einmal näher zu prüfen.

Der Achtstundentag der Sozialisten verfolgt, wie diese eingestehen, einen doppelten Zweck, einerseits die Arbeitskraft und die Gesundheit der Arbeiter zu schützen, andererseits die Unterbringung überzähliger Arbeiter herbeizuführen und zugleich einen Druck zu Gunsten der Lohnarbeit auszuüben bezw. einen höheren Lohn für eine kürzere Arbeitszeit durchzusetzen. Es ist deshalb nöthig, die schutzpolitische und lohnpolitische Seite der sozialistischen Forderung getrennt zu besprechen und zu beurtheilen.*)

Zunächst müssen wir darauf verweisen, daß der Achtstundentag die Festsetzung eines Maximalarbeitstages, d. h. die Einschränkung der Gesammtarbeit eines Werktages auf eine bestimmte — gegebenen Falles also achtstündige — Höchstdauer, voraussetzt. Dieser Maximalarbeitstag kann nun ein unmittelbarer, für jeden Werktag (etwa ausschließlich des Sonnabends) den gleichen Stundenhöchstbetrag festhaltender, oder er kann ein mittelbarer sein und das für sämmtliche Werktage einer Woche zusammen zulässige Stundenmaximum bestimmen. Er kann ferner gesetzlich oder freiwillig durch Vertrag, für einzelne oder für alle Gewerbe durchgeführt und unter Umständen auf alle Zweige menschlicher Arbeit ausgedehnt werden; er kann auf Frauen und jugendliche Arbeiter oder auf eine dieser Kategorien beschränkt bleiben, sich andererseits aber wiederum auf alle Arbeiter, die erwachsenen männlichen inbegriffen, erstrecken. Endlich kann der Maximalarbeitstag nur dem Arbeitgeber, oder er kann

*) Vergl. hierzu die trefflichen Ausführungen Schäffle's „Zur Theorie und Politik des Arbeiterschutzes" in der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" 1890, IV.

Digitized by Google

auch dem Arbeitnehmer auferlegt sein, er kann unter Zurechnung oder unter Nichtzurechnung der in dritten Unternehmungen oder zu Hause ꝛc. geleisteten Arbeit festgesetzt werden, und es können bei seiner Bemessung lediglich die ununterbrochen fortlaufende Arbeitsleistung oder auch die Arbeitspausen und die (namentlich im Handel, Transportwesen, Gastwirthschaft ꝛc. wichtigen) Wartefristen und die Arbeitsbereitschaft in Betracht gezogen werden. Nach dem, von dem sozialdemokratischen Abg. Auer und Genossen im deutschen Reichstag eingebrachten Antrag soll der Maximalarbeitstag von acht Stunden ein gesetzlicher, unmittelbarer, dem Arbeitgeber auferlegter sein, in allen Unternehmungen, welche unter die Reichsgewerbeordnung fallen, durchgeführt und allen Arbeitern gewährt werden; dagegen will die sozialdemokratische Agitation, wie sie in den Städten und auf dem Lande betrieben wird, aller Lohnerwerbsthätigkeit überhaupt den Achtstundentag sichern. Ueber alle anderen, von uns erwähnten Momente aber, welche bei der Bestimmung und Durchführung eines Maximalarbeitstages so schwer in's Gewicht fallen, schweigt Auer, schweigen die sozialistischen Congresse und schweigen alle Leuchten der sogenannten sozialistischen Wissenschaft. Wo um einen Ausweg, eine Antwort Verlegenheit entsteht, da ist eben der sozialistischen Weisheit letzter Schluß — die Vertröstung auf den Zukunftsstaat, in dem sich schon Alles finden werde. Diese Anweisung auf das Jenseits, denn anders vermögen wir den sozialistischen Verlegenheitstrost nicht zu bezeichnen, ist freilich weder geeignet, eine gute Meinung von der vielgerühmten Gründlichkeit sozialdemokratischer Forschung zu erwecken, noch dazu angethan, in den Reihen ernsthaft denkender Männer Bundesgenossen zu werben. Nichtsdestoweniger gehen wir vorurtheilsfrei daran, die Berechtigung und Durchführbarkeit der sozialistischen Forderung des Achtstundentages einer kritischen Erörterung zu unterziehen.

Ein unmittelbarer Maximalarbeitstag bestand in Deutschland seither nur für jugendliche Personen (6 Stunden für Kinder, 10 Stunden für junge Leute von 14—16 Jahren). Die Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1890 hat den Maximalarbeitstag auf alle Arbeiterinnen ausgedehnt und für solche über 16 Jahre auf 11 Stunden — leider anstatt auf 10 Stunden! — festgesetzt.

Ein mittelbarer Maximalarbeitstag findet sich in § 139a der Gewerbeordnungsnovelle. Nach diesem ist der Bundesrath ermächtigt, für Fabriken, welche mit ununterbrochenem Feuer betrieben werden, oder welche sonst durch die Art des Betriebes auf eine regelmäßige Tag- und Nachtarbeit angewiesen sind, sowie für solche Fabriken, deren Betrieb eine Eintheilung in regelmäßige Arbeitsschichten von gleicher Dauer nicht gestattet oder seiner Natur nach auf bestimmte Jahreszeiten beschränkt ist, Ausnahmen hinsichtlich der Dauer der Beschäftigung für gewisse Arbeiterkategorien zuzulassen; doch darf die Dauer der wöchentlichen Arbeitszeit für Kinder 36 Stunden, für junge Leute 60, für Arbeiterinnen 65, in Ziegeleien für junge Leute und Arbeiterinnen 70 Stunden nicht überschreiten.

Gegen die gesetzliche Statuirung eines Maximalarbeitstages für Arbeiterinnen und jugendliche Personen wird sich nichts einwenden lassen. Die Gründe für die Berechtigung eines staatlichen Einschreitens zu Gunsten der heranwachsenden Jugend sind so allgemein anerkannt, daß wir auf sie nicht einzugehen brauchen. Was aber den Maximalarbeitstag für Arbeiterinnen anbelangt, so ist dieser nicht nur zum Schutze der Gesundheit und körperlichen Entwickelung, sondern ebenso im Interesse des Berufes der Arbeiterin als Hausfrau und Mutter zu fordern. Da jedoch die Concurrenz selbst die rücksichtsvollsten Unternehmer zwingen wird, Frauen- und Kinderarbeit in übermäßiger Weise in Anspruch zu nehmen, läßt sich Besserung nur auf dem Wege staatlichen Eingreifens erwarten. England ist nach dieser Richtung hin längst bahnbrechend vorgegangen, Deutschland hat es leider erst jetzt wieder versäumt, ihm in gleichem Maße zu folgen.

Ein Maximalarbeitstag endlich — Festsetzung von Dauer, Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen — kann nach § 120e der Reichsgewerbeordnung durch Beschluß des Bundesrathes für solche Gewerbe, in welchen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, angeordnet werden. Für die Nothwendigkeit dieser Bestimmung bedarf es einer näheren Begründung wohl kaum; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Arbeiter sich da nicht genügend wird schützen können, wo theilweise Moral und Concurrenzrücksichten der Arbeitgeber solchem Selbstschutz entgegenstehen. Ohne Frage stellen aber die hygienischen Rücksichten die Berechtigung einer gesetzlichen Feststellung eines Maximalarbeitstages in bestimmten Fällen außer Zweifel und, abgesehen davon, muß übrigens daran festgehalten werden, daß es sehr wohl berechtigt sein kann, den Maximalarbeitstag unter Umständen selbst noch unter acht Stunden herabgehen zu lassen. Nach dieser Richtung hin ist auch durch die deutsche Gesetzgebung ein weiter Spielraum gelassen worden.

Eine Ausdehnung des Arbeitszeitschutzes auf erwachsene Personen männlichen Geschlechts kennt die deutsche (wie auch die englische und französische) Gesetzgebung nicht, während Oesterreich und die Schweiz einen solchen gesetzlich statuirt haben und letzterer Staat sogar bereit zu sein scheint, den Maximalarbeitstag für Männer von elf auf zehn Stunden herabzusetzen. Im Wege der freien Vereinbarung dagegen ist der elf- und theilweise auch zehnstündige (effective) Maximalarbeitstag in der deutschen Industrie wohl zur Regel geworden; daneben besteht freilich auch eine längere, leider oft viel zu lange Arbeitszeit, doch würden manche Unternehmer eingestandenermaßen gern dem zehnstündigen Arbeitstag zustimmen, wenn sich das Gleiche von Seiten aller Concurrenten erwarten ließe. Für eine Beschränkung der Arbeitszeit selbst der erwachsenen männlichen Arbeiter im Fabrikbetrieb (wie in diesem gleichen Betrieben) auf elf oder zehn Stunden spricht schon ein Theil der Gründe, welche einen gesetzlichen Maximalarbeitstag für Frauen und jugendliche Personen rechtfertigen. Gesundheit, Moral und Intelligenz der Arbeiter leiden durch eine übermäßige lange Arbeitszeit; vor allen Dingen aber kann von einem Familienleben nicht die Rede sein, wenn der Arbeiter von früh an bis Abends spät dem Heim fern ist und kaum Frau und Kinder zu sehen bekommt. An eine Kindererziehung wird schon bei einer elfstündigen effectiven Arbeit schwer zu denken sein; wie viel weniger bei 12 oder 13 Stunden. „Davon aber," heben die Motive zu dem schweizerischen Arbeiterschutzgesetz zutreffend hervor, „ob dem Arbeiter auch noch Zeit und Stimmung bleibt, den Kindern ein Erzieher, der Familie Haupt und Stütze zu sein, hängt größtentheils auch der Segen ab, welchen die Fabriken dem Lande bringen."

Erfahrungsgemäß hat sich die volkswirthschaftliche Zulässigkeit der Beschränkung der Arbeitszeit Erwachsener auf elf oder zehn Stunden erwiesen. Aus England, übereinstimmend aus der Schweiz, aus Oesterreich, aus dem Gebiet der elsässischen Baumwollenspinnerei, aus Sachsen und auch aus Bezirken der rheinischen Industrie wird berichtet, daß man gute Erfahrungen mit dem Zehn- und Elfstundentage gemacht habe und daß durch diese die Leistungsfähigkeit der Fabriken nicht vermindert worden sei. Ohne Zweifel ist das Ergebniß der Beobachtungen allgemein zutreffend, welche der Düsseldorfer Fabrikinspector in seinem Bezirk gemacht hat; „die Werke mit geringerer Arbeitsleistung haben in der Regel lange Arbeitszeit, alle Versuche, die erstere unter Beibehaltung der letzteren zu Zeiten günstiger Marktverhältnisse mittelst des Anreizes erhöhter Löhne zu steigern, haben nur einen kurzlebigen Erfolg oder scheitern; gleiche Ergebnisse zeigen sich, wenn in Betrieben mit kurzer angestrengter Arbeit zur Ausnutzung guter Absatzverhältnisse die Arbeitszeit verlängert wird, die Arbeitsleistungen entsprechen dann nur wenige Tage hindurch der eingetretenen Vermehrung der Arbeitszeit und sinken rasch in der Richtung der höheren Tagesleistung; andererseits wurde von den Unternehmern vielfach festgestellt, daß die Leistungsfähig-

Digitized by Google

keit unserer industriellen Arbeiter jener der englischen in keiner Weise nachstehe." *)

Während nach alledem mit dem Zehn- und Elfstundenarbeitstag gute Erfahrungen gemacht worden sind, liegen solche, welche über die Wirkungen einer weiteren Kürzung unter zehn Stunden herab Aufschluß geben könnten, überhaupt nicht vor. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Leistungsfähigkeit sowohl der Maschine, als der Handarbeit über eine bestimmte Grenze nicht hinauszugehen vermag. Den Arbeitern aber das Arbeiten zu verbieten, so lange dasselbe sittlich und physisch noch zulässig erscheint, dürfte weder berechtigt, noch Aufgabe des Arbeiterschutzes sein. Ein solches Verbot müßte aber erfolgen, wenn man den sozialdemokratischen Maximalarbeitstag einführen wollte; denn andererseits würde der Arbeiter nicht gehindert sein, in zweiten Unternehmungen oder andersartigen Gewerben u. dergl. über die acht Stunden hinaus zu arbeiten und anderen Arbeitern Concurrenz zu machen. Wo bliebe in solchem Falle aber der Arbeiterschutz?

Von schutzrechtlichem Standpunkt aus betrachtet hat unseres Erachtens lediglich der Elf- oder Zehnstundentag eine Berechtigung und ein unter dieses Maß herabgehender Arbeitstag nur dann, wenn er aus hygienischen Rücksichten geboten ist. Wohl entsteht aber die Frage: Sollen wir es Sitte und Vertrag überlassen, den Elf- oder Zehnstundentag durchzusetzen, oder ist es nöthig, im Wege der Gesetzgebung einzuschreiten?

Man hat vielfach behauptet, daß ein Maximalarbeitstag für Frauen und jugendliche Personen aus diesen oder jenen, hier nicht weiter zu erörternden Gründen von selbst den Maximalarbeitstag der Erwachsenen männlichen Geschlechts nach sich ziehen werde. Allein die Erfahrung spricht dagegen. Auch in England hat es eines schweren Kampfes der Gewerkvereine bedurft, um eine vertragsmäßige Festsetzung eines elf- und zehnstündigen Maximalarbeitstages zu erzwingen. Da es in Deutschland aber derart gut organisirte und einflußreiche Verbände, wie die englischen trades unions, nicht gibt, auch eine längere als elfstündige Arbeitszeit in erheblichem Umfange noch besteht und da, wo nicht Sitte und Gewohnheit den zehn- und elfstündigen Arbeitstag gesichert hat, die Concurrenz der Unternehmer einem freien Selbstschutz mit Erfolg entgegenarbeitet, wird die Gesetzgebung einschreiten müssen. Es wird sich empfehlen, zuerst den elfstündigen — effectiven — Maximalarbeitstag (d. h. ohne Einrechnung der Pausen) einzuführen. Das erscheint auch um so unbedenklicher, als die Schweiz und Oesterreich ohne Nachtheil in der gleichen Weise vorangegangen sind. Der zehnstündige Arbeitstag dagegen wird ohne Zweifel später nachfolgen und würde schon jetzt, wie Schäffle zutreffend bemerkt, ohne jedes Bedenken durchgesetzt werden können, wenn eine genaue international-statistische Erhebung gezeigt haben würde, daß und ob und in welchen Industriezweigen auch das Ausland die Zehnstundenzeit bereits besitzt.

Daß übrigens auch eine Ausdehnung des gesetzlichen Maximalarbeitstags über den Fabrik- und diesem ähnlichen Betrieb hinaus berechtigt und ein Bedürfniß sein kann, wird zuzugeben sein. Doch wird in Betracht gezogen werden müssen, daß in solchem Falle eine schablonenmäßige Regelung nicht am Platze ist und daß die Verhältnisse wesentlich anders liegen, wenn eine continuirliche oder wenn eine nicht continuirliche, wenn eine anstrengende oder wenn eine weniger anstrengende Arbeit in Frage kommt. Diesem Umstande haben insbesondere die Anhänger des Achtstundentages keine Beachtung geschenkt.

Wir kommen nunmehr auf die lohnpolitische Seite der Forderung eines achtstündigen Maximalarbeitstages zu sprechen.

Die Sozialisten behaupten, der — gesetzliche — Achtstundentag werde in Folge der Verkürzung der Arbeitsschichten einer größeren Zahl von Arbeitern Beschäftigung gewähren, daher das Arbeitsangebot vermindern und auch einen höheren Lohn pro Stunde des Achtstundentages herbeiführen. Hiernach bleibt uns zu untersuchen, einerseits, ob die lohnpolitischen Erwartungen auch begründete Aussicht auf Verwirklichung haben, andererseits, ob der Staat die Berechtigung zur Festsetzung eines lohnpolitischen Achtstundentages besitzt und die Verantwortung für einen so wichtigen Eingriff im Interesse einer einzigen Klasse übernehmen darf.

Man führe sich vor allen Dingen vor Augen, daß ein plötzlich durch Gesetz diktirter allgemeiner Achtstundentag eine Kürzung der gewerblichen Arbeitszeit um mindestens 25 Procent zur Folge haben würde. Trotzdem soll nach Annahme der Sozialisten für die kürzere Arbeitszeit mehr Lohn erreicht oder zum Mindesten doch die Beschäftigung einer größeren Zahl jetzt überzähliger Arbeitskräfte zum gegenwärtigen Lohne durchgesetzt werden. Das könnte zweifellos nur dadurch geschehen, daß der Unternehmergewinn entsprechend gekürzt und durch Fortschritte der Technik, der Arbeitsgeschicklichkeit und Arbeitsenergie die nationale Productionsfähigkeit ganz erheblich gesteigert würde. Indessen läßt sich eine derartige Entwickelung nicht voraussehen, ja es ist sogar mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die eine oder die andere Voraussetzung oder beide zusammen fehlschlagen werden. Ein Feiern, eine Auswanderung oder eine Coalitionsbildung des Kapitals; ein Verzicht, mehr Arbeiter als seither zu beschäftigen, oder eine Deckung des Arbeiterbedarfes aus dem Auslande oder aus den nicht gewerblichen Bevölkerungsklassen; das Durchsetzen von Waarenpreiserhöhungen; strengere Arbeitscontrole; vermehrte Benutzung von Maschinen — alles das ist denkbar und wird keine der sozialistischen Hoffnungen erfüllen, wahrscheinlich aber das Gegentheil zur Folge haben. Auch eine Steigerung der Productivität durch technische Fortschritte, durch größere Arbeitsenergie und durch größere Arbeitsgeschicklichkeit läßt sich keineswegs plötzlich und allgemein erwarten. Ja, wir befürchten, daß es mit der größeren Arbeitsenergie sogar schlecht bestellt sein wird, wenn — und das ist ja eine, an den Achtstundentag sich knüpfende sozialistische Forderung — der Accordlohn fällt und an seine Stelle der Zeitlohn tritt. Die günstigen Wirkungen, welche übrigens der Zehnstundentag in Bezug auf die Leistungsfähigkeit geäußert hat, müssen und werden nicht weiter vermehrt werden, wenn die Grenze der Arbeitszeit weiter nach unten herabgesetzt werden sollte. Auch mit der gesteigerten Productivität sieht es demnach übel aus. Sollte letztere aber durch den Fortschritt der Maschinenarbeit herbeigeführt werden, so würde das wieder ungünstig auf den Arbeitsmarkt zurückwirken, und das Wahrscheinliche wäre nicht eine Steigerung des Lohn-, sondern des Unternehmereinkommens.

Aus unseren Ausführungen ergibt sich, daß die Erwartungen, welche die Sozialisten an den lohnpolitischen Achtstundentag knüpfen, keineswegs in Erfüllung zu gehen brauchen, ja voraussichtlich sogar nicht in Erfüllung gehen werden. Ist letzteres aber der Fall, so ergibt sich als Folge der gekürzten Arbeitszeit — eine Verminderung des Arbeitslohnes. Die Enttäuschung, welche hierdurch den Arbeitern bereitet werden würde, wäre jedenfalls eine furchtbare. Um so mehr erwächst dem Staate die Pflicht, ein Experiment von sich zu weisen, welches von unberechenbaren, verhängnißvollen Folgen sein könnte.

Wir können es wohl für zulässig und berechtigt halten, wenn der Staat durch gewisse sozialpolitische Maßnahmen (z. B. Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung) den Arbeitern ein Existenzminimum sichern will. Zu Versuchen aber, welche unter Umständen eine beträchtliche Einkommenschmälerung bewirken können, hat der Staat weder ein Recht, wenn die besitzenden, geschweige denn, wenn die arbeitenden Klassen in Frage kommen. Daher unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die gesetzliche Einführung des allgemeinen achtstündigen Maximalarbeitstages unbegründet und unberechtigt ist.

Anders liegen die Dinge, wenn die Arbeiter einen vertragsmäßigen Achtstundentag zu erringen suchen. Die Enttäuschung wird zwar auch in diesem Falle nicht ausbleiben, allein der Staat ist für diese dann nicht verantwortlich zu machen. Es ist ja möglich, daß im Laufe der Zeit vielleicht gewaltige Fortschritte der Technik eintreten können, und es kann zweifellos auch die Bevölkerungsbewegung sich derart entwickeln,

*) „Amtliche Nachrichten" 1885, S. 73 ff.

Digitized by Google

daß das Angebot von Arbeitskräften vermindert wird; beide Möglichkeiten können unter Umständen zu einer Steigerung der Löhne und zu einer Verkürzung der Arbeitszeit führen, allein sie liegen im Schooße einer unabsehbaren Zukunft. Auch werden sowohl große Fortschritte der Technik, als auch eine andere Gestaltung der Bevölkerungsbewegung nur allmählich sich vollziehen und zur Geltung gelangen; in Folge dessen könnte es sich nur darum handeln, allmählich und im Einklang mit den Verhältnissen der einzelnen Gewerbsgattungen an Stelle des gesetzlichen Elf- oder Zehnstundentages einen kürzer bemessenen, vertragsmäßigen Maximalarbeitstag durchzusetzen. Hiergegen einzuschreiten, läge weder ein Grund, noch ein Recht vor; ja wäre der technische Fortschritt wirklich so glänzend und die Bevölkerungsbewegung in der That dauernd normal, dann könnte man sich am Ende noch einmal die Frage vorlegen: wie steht es nun mit der gesetzlichen Einführung des Achtstundentages? Aber heute zu decretiren, daß am 1. Januar 1898 der allgemeine gesetzliche Achtstundentag seinen Einzug halten soll, dafür liegt weder ein Bedürfniß, noch ein Grund, noch eine Berechtigung vor. Indem die Sozialisten ein derartiges Verlangen stellen, beweisen sie nur, wie kurzsichtig sie sind, und wie gewissenlos sie die Interessen der Arbeiter auf's Spiel setzen.

Wenn der diesjährige Brüsseler Sozialistencongreß in einer Resolution der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hat, daß „die gegenwärtigen Regierungen für die Pflichten gegen die arbeitenden Klassen kein Verständniß haben," so wollte er durch eine derart vernichtende Kritik auf urtheilslose Leute ohne Zweifel in effektvoller Weise einwirken. Daß aber die Herren Sozialisten überhaupt ernstlich versucht hätten, für die einfachsten wirthschaftlichen Fragen und Vorgänge und für die gesammte Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens ein Verständniß zu gewinnen, den Beweis werden sie erst noch erbringen müssen. Wenn wir auch annehmen, daß die Sommersgluth zu Paris und Brüssel nicht ohne Einfluß auf das logische Denken der sozialistischen Weltverbesserer geblieben ist, so muß es uns doch wundern, daß den Hirnen die Idee des sofort zu decretirenden gesetzlichen und allgemeinen Achtstundentages entspringen konnte.

Die Welt wird das Schauspiel der Maidemonstration noch manchmal erleben, und Generationen werden kommen und gehen, ohne daß ihre tägliche Zeiteintheilung in acht Stunden Arbeit, acht Stunden Erholung und acht Stunden Schlaf bestanden hätte. Die Arbeiter aber werden bis auf Weiteres lieber zehn und elf Stunden arbeiten und einen höheren Lohn vorziehen, als eine größere Erholungszeit und ein verminderter Einkommen.

Die Waarenabzahlungsgeschäfte und die Gesetzgebung.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Seit einigen Jahren bilden die Abzahlungsgeschäfte den Gegenstand einer äußerst zahlreichen und eingehenden Behandlung, welche sich damit befaßt, Vorschläge aufzustellen, von deren Durchführung man eine Beseitigung der Miß- und Uebelstände erhoffen zu können glaubt, die bei diesen Geschäften vorkommen. Die Klagen über die in die Form des Abzahlungsgeschäftes gekleidete wucherische Ausbeutung der minder bemittelten und ärmeren Volksklassen werden immer lebhafter und lauter, immer entschiedener wird der Staat angegangen, durch eine geeignete Gesetzgebung den Armen den nothwendigen Schutz zu gewähren, ohne welchen sie außer Stande sind, sich gegen Verträge zu wehren, die sie zu Grunde richten und zu Grunde richten müssen. In Oesterreich haben diese Klagen der Regierung bereits Veranlassung gegeben, dem Reichsrathe einen ziemlich weitgehenden und unserer Ansicht nach in mehreren Punkten nicht unbedenklichen Gesetzentwurf vorzulegen, der sich mit den Mißbräuchen bei den Ratenzahlungsgeschäften befaßt, in Deutschland scheint die Reichsregierung ebenfalls einen Gesetzentwurf vorzubereiten, der sich mit dieser Materie beschäftigt, und es ist nicht unmöglich, daß schon in diesem Winter der Reichstag mit einer diesbezüglichen Vorlage befaßt wird. Daß die Frage zur Entscheidung seitens der Gesetzgebung reif ist, kann nicht zweifelhaft sein; schwierig wird für den Gesetzgeber die Einhaltung richtiger Grenzen sein, damit er nicht die Verkehrsfreiheit allzu engen Schranken unterwirft und in dem Bestreben, der schamlosen Ausbeutung ein Ende zu machen, Bestimmungen erläßt, welche auch den berechtigten Verkehr schwer schädigen; der österreichische Gesetzentwurf läßt in dieser Hinsicht Manches zu wünschen und der deutsche Gesetzgeber wird sich sorgfältigst davor hüten müssen, in den gleichen Fehler zu verfallen.

Daß die Abzahlungsgeschäfte in der modernen Volkswirthschaft nothwendig und nützlich sind, unterliegt keinem Zweifel; verschiedene Zweige der deutschen Industrie, vor Allem die Maschinenindustrie, würden durch ein Verbot dieser Geschäfte einen sehr großen Theil ihres Absatzes einbüßen; andererseits sind, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse nun einmal liegen, die ärmeren Klassen auf diese Form des Kaufgeschäftes geradezu hingewiesen, und die Bedürfnißbefriedigung derselben würde in bedeutendem Maße beeinträchtigt und erschwert werden, wenn der Staat dem vereinzelt befürworteten einseitigen Verlangen nachkommen und das Verbot des Ratenzahlungsgeschäftes aussprechen wollte. Nur die Auswüchse desselben müssen beseitigt und zu diesem Behufe muß der zulässige Inhalt eines Vertrages, durch welchen eine Waare gegen Ratenzahlung verkauft wird, genau festgestellt werden; unerhörte Mißbräuche werden bei den Abzahlungsgeschäften vor Allem mit dem Eigenthumsvorbehalt und der Verwirkungsklausel getrieben und gegen sie muß sich der Gesetzgeber deshalb in erster Linie wenden. Der Verkäufer behält sich das Eigenthum an der verkauften Sache bis zu der gänzlichen Auszahlung des Preises vor, er vereinbart ferner mit dem Käufer, daß er, wenn dieser unfähig wird, die ihm obliegenden Zahlungen weiter zu leisten, berechtigt ist, alle bis zu dem betreffenden Zeitpunkte gezahlten Beträge zu behalten und gleichwohl den Gegenstand des Geschäftes wieder zurückzunehmen. Dank diesen beiden Vertragsbestimmungen, welche nach bisherigem Rechte gültig sind, kommen bei den Abzahlungsgeschäften Bewucherungen vor, in ihrer Art schlimmer als die Bewucherungen bei dem Darlehnsgeschäfte. Man hat nun vorgeschlagen, den Eigenthumsvorbehalt für ungültig zu erklären, allein dies ist, wenn man das Abzahlungsgeschäft nicht überhaupt beseitigen will, unmöglich, der Verkäufer muß eine reale Sicherheit für den ihm geschuldeten Kaufpreis haben, und da unser modernes Recht die Hypothek an beweglichen Sachen beseitigt hat, so bietet nur der Eigenthumsvorbehalt das Mittel, ihm dieselbe zu verschaffen. Das Gesetz wird also die Zulässigkeit dieser Vertragsbestimmung nicht antasten dürfen, dagegen wird es die Verwirkungsklausel für ungültig erklären müssen, denn dieselbe ist geradezu unsittlichen Inhaltes. Wenn der Verkäufer von dem Eigenthumsvorbehalt Gebrauch macht, so muß er dem Käufer die empfangenen Leistungen zurückgewähren, er hat nur einen Anspruch auf Vergütung für die Werthverminderung, welche der Kaufgegenstand durch den Gebrauch erlitten hat, sowie auf Zahlung einer Entschädigung für den Gebrauch, ein weitergehender Anspruch steht ihm nicht zu und jede Vertragsbestimmung, welche einen solchen enthält, muß von dem Gesetze als nichtig erklärt werden. Denselben Standpunkt hat das Gesetz gegenüber anderen bei den Abzahlungsgeschäften üblichen Vertragsbestimmungen einzunehmen, welche eine Quelle schamloser Ausbeutungen bilden; hierher rechnen wir die Bestimmung, daß der Käufer verantwortlich ist für Kosten aus Prozessen, die zwischen dem Verkäufer und Dritten über das Eigenthum und den Besitz an den verkauften Sachen entstehen, ferner die Bestimmung, daß der Verkäufer oder seine Leute die Räume des Käufers betreten und die verkauften Gegenstände wegnehmen dürfen, endlich die Verabredung von Conventionalstrafen für den Fall, daß die vereinbarten Zahlungen nicht pünktlich geleistet werden. Alle diese Bestimmungen, mit welchen sich der Käufer nur um deswillen einverstanden erklärt, weil der Verkäufer ohne sie

Digitized by Google

den Vertrag nicht abschließen würde, sind für ungültig zu erklären, das Gesetz muß hierdurch der Uebermacht des Verkäufers begegnen und die fictive Vertragsfreiheit zu einer wirklichen machen. Ein Gesetz mit diesem Inhalte würde für den Schutz der ärmeren Bevölkerung schon Erhebliches leisten, es darf sich aber hiermit nicht begnügen, sondern es muß dem Schuldner noch das Recht einräumen, jeder Zeit den noch restirenden Betrag des Kaufpreises auszahlen zu dürfen; diese Auszahlung hat natürlich die Wirkung, daß der fernere Zinsenlauf aufhört und die geleisteten Zahlungen, insoweit sie die verfallenen Zinsen übersteigen, auf den Baarpreis angerechnet werden. Weiter verlangen wir, daß das Gesetz dem Käufer die Befugniß gibt, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem der Preis vollständig bezahlt ist, den Verkaufsgegenstand gegen Zahlung eines angemessenen Reugeldes zurückzugeben, die geleisteten Theilzahlungen dürfen auch in diesem Falle von dem Verkäufer nicht zurückbehalten, sondern müssen dem Käufer mit Ausnahme der Vergütung für Gebrauch und Werthverminderung zurückgegeben werden. Daß dieser Vorschlag weit geht und nicht unbedenklich ist, verkennen wir nicht, allein eine Bestimmung dieses Inhaltes scheint uns Angesichts der Thatsache unentbehrlich, daß vermittelst der Abzahlungsgeschäfte sehr häufig Schundwaaren armen Leuten zu einem unverhältnißmäßig hohen Preise aufgedrängt werden, deren schlechte Beschaffenheit oder Unbrauchbarkeit kurze Zeit nach der Uebergabe zum Vorschein kommt.

Das Gesetz wird sich schließlich auch der Aufgabe nicht entziehen können, gewisse Gegenstände von dem Verkaufe mittelst der Abzahlungsgeschäfte gänzlich auszuschließen; hierher wären vor Allem Loose und Werthpapiere jeder Art zu rechnen; ob man auch Luxusgegenstände davon ausnehmen soll, erscheint zweifelhaft; wir halten es für unmöglich, den Begriff „Luxusgegenstände" in dem Gesetze in solch scharfer Weise zu definiren, daß die Ausdehnung desselben und die Anwendung auf andere Objecte ausgeschlossen wird, wenn wir auch nicht verkennen, daß die Abzahlungsgeschäfte auch dazu dienen, in den unbemittelten Klassen Gegenstände zu verbreiten, welche keinen eigentlichen Werth für sie besitzen.

Wenn die Reichsgesetzgebung Vorschriften dieses Inhaltes erläßt, so wird den Klagen über die Abzahlungsgeschäfte der Boden entzogen und für den Schutz der ärmeren und unbemittelten Klassen in ausreichendem Maße gesorgt sein, das Abzahlungsgeschäft wird dann der wirthschaftlichen und soziale politischen Nachtheile entbehren, welche jetzt mit ihm verbunden sind, und wohlthätige und nützliche Wirkungen hervorzubringen in der Lage sein. Wir halten weitere Beschränkungen für unnöthig und schädlich, wir erklären uns dieserhalb gegen die Einführung einer strengen Concessionspflicht und die Einführung von Zinstaxen, gegen die vorgeschlagenen Eingriffe in die Freiheit der Preisbildung, um von anderen noch weiter gehenden Vorschlägen zu schweigen. Es ist ganz verständlich, daß der leidenschaftlich erregte Unwille über die Ausbeutung der ärmeren Volksklassen auch solche Vorschläge zu Tage fördert, welche nicht nur weit über das Ziel und Bedürfniß hinausgehen, sondern auch anstatt zu nützen nur schaden würden. Wir haben in Deutschland diese Erfahrung gelegentlich der Erörterung der Frage gemacht, durch welche Mittel der Wucher auf dem Lande bekämpft werden kann, sie ist uns auch bei der Erörterung des Vorgehens gegen die Abzahlungsgeschäfte nicht erspart worden; die Gesetzgebung darf sich durch den Unwillen, der ja an sich gerechtfertigt ist, in keiner Weise beeinflussen lassen. Die Leidenschaft ist ein Factor, welchem der Gesetzgeber keinen Einfluß auf seine Entschließungen gestatten darf, will er nicht, daß Gesetze entstehen, die man als Gesetze ab irato bezeichnet. Solche, einer leidenschaftlich gesteigerten Erregung entstammende Gesetze taugen aber in den meisten Fällen nichts, sie gleichen dem Geiste, der das Gute will und doch das Böse schafft, und ihr Schicksal ist gewöhnlich schon in dem Augenblicke ihrer Entstehung besiegelt. Wir dürfen wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Reichsgesetzgebung mit weiser Mäßigung die Regelung der Abzahlungsgeschäfte vornehmen und sich dabei lediglich von dem Gedanken leiten lassen wird, ein Gesetz zu geben, welches die verschiedenartigen dabei in Frage kommenden Interessen gleichmäßig berücksichtigt und befriedigt.

Literatur und Kunst.

Zu Mozart's Gedächtniß.

Von Paul Marsop.

I.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seit Wolfgang Amadeus Mozart in den Kreis der wahrhaften Saraftriden, in den großen Orden der Seligen und Befreiten aufgenommen wurde. Wie, erst ein Jahrhundert, fragt die schönheitsleugnerische Mitwelt? Ist ihr, der neuerungskranken, im Maßlosen sich gütlich thuenden, der Begriff einer harmonischen Kunst doch so gar fremd geworden. Im Sturmlauf, die mahnenden Geister der Besonnenheit und Versöhnung unbarmherzig niedertretend, eilt sie dem neuen Jahrhundert zu, hier und da beim Umwenden die Ideale der Vergangenheit mit höhnisch frechem Zähneblecken begrinsend. Uebermüthiger als die rothe und die goldene geberdet sich die naturalistische Internationale und selbst Bessergeartete leisten ihr Vorschub — ohne über die Tragweite ihres Vorgehens im Klaren zu sein. Ein hochgeachteter Führer der Wissenschaft, „getränkt mit den Grundsätzen der Morphologie", gefällt sich darin, poetische Phantasiegebilde des Alterthums als Mißgeschöpfe zu verspotten und kritisirt Rafael vom Standpunkt der abstrakten Vernunft; ein ehrlicher, aber ungeklärter pädagogischer Dilettantismus erschüttert mit ungestümem Vorstoß das Gebäude der deutschhumanistischen Bildung, an dessen Aufrichtung Winckelmann, Lessing und Goethe das Beste ihres Lebens setzten, bis in seine Grundvesten. Schiller, welcher sein Volk aufforderte, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit zu ringen, ist auf das Altentheil der unwirksamen Kalenderheiligen gesetzt, das scheelängige Elendsgesipp der Uhde und Liebermann schleudert die Brandfackel in den Tempel der Renaissance und Mozart's Genius wird durch den wüsten Lärm einer „Meyerbeerfeier" aus seinen letzten Zufluchtstätten verjagt. Von der Rohheit fällt der Moderne in die Plattheit. Dem Ausbund der nichtsnutzigsten Trivialität, Franz Abt, wird in Braunschweig feierlich ein Denkmal geweiht, und schon rüstet sich die wunderschöne Stadt Straßburg dazu, ihrem Sprößling Neßler die gleichen göttlichen Ehren zu erweisen. Während die Bedachtsameren mit sich darüber zu Rathe gehen, ob das Erbe Richard Wagner's recht verwaltet werde, läßt sich Alldeutschland durch die Reclamekniffe eines gewiegten Kunstspeculanten bethören und jauchzt den musikalischen Coulissenreißereien der „Cavalleria" zu. Sweet voices, most sweet voices! Dieselbe Menge wird heute, um ihre „Pietät" zu bekunden, begeisterten Mundes das Lob des Unsterblichen Mozart singen. Wer unter ihr hört den leisen, klagenden Gesang der Geister über den Wassern? Und morgen wird sie wieder dem Götzen Sardou Weihrauch streuen oder Henrik Ibsen Kränze winden „in Schönheit." Was bleibt da denen übrig, welchen das beschwerliche Amt geworden ist, die Vorhöfe des Isistempels zu säubern? Zu versuchen, die Summe des Schaffens der großen Vergangenheit zu ziehen — den Kehraus zu machen, werden die Wahrheitapostel sagen — und, da Niemand weiß, wo der große Todte Mozart bestattet liegt, vor dem Penaten der Unmodernen ein bescheidenes Opferflämmchen zu entzünden.

Seit Jahrzehnten drehen sich die Bühnenleiter, die Concertvorstände und das Publikum im engen Cirkeltanze. Die ersteren geben sich mit der Aufführung Mozart'scher Werke keine Mühe mehr, weil die Hörer, wie sie sagen, den Wiener Meister als „vieux genre" ansehen und die Hörer gehen Mozart geflissentlich aus dem Wege, weil, wie sie behaupten, es mit

Digitized by Google

einer Kunst vorbei sei, mit der sogar die Hofcapellmeister nichts Rechtes mehr anzufangen wüßten. Indessen darüber gehadert wird, wer damit den Anfang zu machen habe, den Anderen durch die That eines Besseren zu belehren, zerstäubt das letzte Restchen Tradition. Wer kann eine Figaro-Ouvertüre noch dirigiren? Hans v. Bülow; sodann, von einigen kleinen Eigenheiten abgesehen, Hermann Levi und Hans Richter. Von den Original-Talenten der jungen Schule Niemand; sie fühlen sich zu selbständig, um bei Bülow in die Lehre zu gehen. Wer ist noch im Stande, die Tamino-Arie in der vollendeten Führung der classischen Linie zu singen? Ein Einziger: Heinrich Vogl. Wer vermag uns mit den zart-melancholischen Schwebungen des D moll-Concertes noch zu innigem Nachfühlen zu rühren? Eine Einzige: die ehrwürdige Clara Schumann. Vielleicht noch ein paar vereinsamte schöne Seelen in deutschen Landpfarr- oder Patrizierhäusern — falls sie fähig sind, den Flügel zu meistern. Endlich, bei aller unbegrenzten Hochachtung, welche uns die Wiedergabe Beethoven's, Schumann's, Brahms' durch Joachim und seine Genossen abnöthigt: das Geheimniß des Mozart'schen Quartettvortrages ist verloren gegangen. Ungewöhnlichste Begabung, tüchtigste Schulung können für die süddeutsche Blutwärme, für die in ihrer schmucklosen Schlichtheit hinreißend belebende Grazie, ohne die man ein vortrefflicher Musiker sein mag, aber kein Mozartspieler ist, nicht Ersatz bieten. Hellmesberger der Aeltere war, so lange er noch den Bogen führte, der letzte Vertreter solch' Altwiener Musikanten-Herrlichkeit.

Die großen Theaterorchester, in denen es an Intelligenzen nicht mangelt, sind durch die Nöthigung, sich jeden Abend mit einem Werke anderer Gattung befassen zu müssen, zu sehr an den breiten al fresco-Vortrag gewöhnt, als daß sie einem Stil, in dem eine Feinheit die andere ablöst, gerecht würden. Mit den Gesangpartien der italienischen Opern Mozart's, des Don Juan, Figaro, Cosi fan tutte wüßte selbst derjenige Künstler nichts anzufangen, dem die Originalpartituren keine Bücher mit sieben Siegeln wären. Diese Meisterwerke sind dem Geiste der italienischen Sprache, als größte Huldigung, die ihm jemals zu Theil wurde, zugeeignet und konnten nur durch italienische, nach älterer, jetzt leider verdrängter Methode geschulte Kehlen ausgeführt werden.*) Um die Rollen der Singspiele, des naiven und des idealen, der Entführung und der Zauberflöte angemessen zur Geltung zu bringen, geht unseren Operisten das Ungezwungene der Haltung, die Leichtigkeit in der Führung des Dialoges ab, wie solche den Singschauspielern der Schikaneder'schen Zeit oder der Weimarer Truppe unter Goethe zu eigen waren. Beide Kunstarten sind auf intimere Wirkungen hin angelegt und daher in den ungeheueren, Spontini und Meyerbeer gewidmeten Opernhäusern Wiens, Münchens, Berlins, Dresdens nicht am Platze; die Haupt- und Staatsaction von Titus dem Gütigen, dessen Conterfei in der Zurichtung des Hofpoeten Metastasio so langweilig geworden ist wie das des Tiberius, nachdem ihn Adolph Stahr gereinigt hatte, nimmt sich in einem derartigen Logencircus vollends wie ein kindliches Puppenspiel aus. Allerdings verspricht sich die Welt Wunderdinge von dem demnächst zu errichtenden Mozart-Festspielhause in Salzburg. Doch ist zu befürchten, daß sich die Salzburger mit klingenden Localerfolgen trösten und die Verdienste um die Kunstgeschichte den schaffenden Meistern überlassen werden müssen. Bayreuth bestand durch Wagner und wird die Wagner'sche Hinterlassenschaft bald bis auf den letzten Heller aufgezehrt haben; so wenig, wie man heute in der anmuthigen Frankenstadt Wagner's Geist zu beschwören vermag, wird man in Salzburg Mozart aus dem Grabe hervorbannen können. Wo wird ferner der Salzburger Mozartdirigent seine Sänger suchen? Auf der Kunst- und Theaterausstellung der Fürstin Metternich? Ja, wenn sich eine theatralische Leistung, abgelöst von örtlichen und zeitlichen Entstehungs- und Lebensbedingungen, als wohlpräparirtes Museumsobject vorführen ließe! Was in den letzten Jahren in Salzburg von Operndarstellungen als Vorfestlichkeit geboten wurde, hat dazu die Musikfreunde arg stutzig gemacht. Den allerbesten Willen hat man sicherlich am Capuzinerberg, aber vielleicht nicht den allerweitesten Kunsthorizont. Mehr wie einmal las man von den „beiden großen Söhnen Salzburgs, Mozart und Makart." Dieses und ist eine Beleidigung für den Wolfgang Amadeus, welche nicht einmal durch die denkbar herrlichste Aufführung der Apollo-Symphonie zu sühnen wäre. Mozart, einer der innerlichsten Poeten, einer der schärfsten Charakteristiker der Weltliteratur, und Makart, der gedankenlose Hetärenmaler! Nein, nein! Mozart dürfte es vorziehen, im Untersberg zu bleiben und mit Kaiser Rothbart Zwiesprach über musikalisches Kreuzfahrerthum zu pflegen, als die Sonne höchster künstlerischer Erkenntniß über das schöne, regentriefende Salzburg aufgehen zu lassen.

Ja, wenn Wagner noch lebte! Mit ihm würde sich Mozart verständigen gekonnt haben; die großen Musiker sind unter sich immer collegialer wie die kleinen. Verschiedentlich ist in früheren Jahren darauf hingewiesen worden, daß es für die Leitung der Bayreuther Spiele eine Ehrenpflicht sei, die Säcularfeier des Mozart'schen Gesammtkunstwerkes durch eine Festaufführung der Zauberflöte würdig zu begehen. An Wagner, beziehungsweise an den Erben Wagner's wäre es vor allem gewesen, für Mozart Zeugniß abzulegen. So berechtigt nun ein derartiger Wunsch erschien, so irrten diejenigen, welche ihm Ausdruck gaben, doch darin, daß sie das deutsche Meisterwerk Mozart's im Festspielhause aufzuführen vorschlugen. Wäre es auch — worüber ja allein praktische Versuche Klarheit bringen konnten — zu ermöglichen gewesen, durch geeignete Umbauten im verdeckten Orchester und Verstärkung aller oder doch der meisten Pulte einen durchaus partiturgemäßen Instrumentalklang zu erzielen: das tiefsinnige Märchenspiel hätte in den Rahmen der allein Werken des pathetisch-großzugigen Stiles günstigen Festspielbühne nicht hineingepaßt. Sarastro's und der Priester erhabene Menschheitshymnen würden hier zweifellos den Ruhm ihres Schöpfers eindringlicher verkünden als an irgend einer anderen Stätte; aber die rührenden Klagen des guten, als Prinzessin ausstaffirten Bürgerkindes Pamina möchten kaum den rechten Wiederhall finden und die gemüthlichen Scherze des ehrlichen Wiener Volkssängers Papageno sich zumeist gezwungen ausnehmen. Darum wäre indessen Wagner die Möglichkeit noch nicht verschlossen gewesen, seinem erlauchten Vorgänger die erhebendste Gedächtnißfeier zu bereiten. Nicht gar weit vom Festspielhügel steht in den Mauern der Stadt, in deren Silhouette die Lieblingszüge des achtzehnten Jahrhunderts vorwalten, das alte markgräfliche Opernhaus. Wie die Anlage dieses Theaters in Hinsicht auf Einrichtung und Verhältnisse der Bühne und des Zuschauerraumes für die Vorstellung Mozart'scher Opern vorzüglich geeignet ist, so darf es — ein Juwel, in dem die Innendecoration, das belebende Element, der einzig wahre Triumph des Rococo die nüchterne Grundform des Logenhauses ganz eingesponnen, ja eingezehrt hat — als architektonisches Musterbeispiel des Kunstgeistes gelten, der in freiester und höchster Idealisirung durch das Schaffen Mozart's zu vollendetstem Ausdruck gelangte.

Aber Wagner ist todt. Es ist vorbei mit dem Wünschen, mit dem Hoffen. Nur der, welchem der Traumgott hold, mag fürder in farbigem Abglanz schauen, wie die Welt sich in Mozart spiegelte. Den Denkenden muß die Geschichte, den willig Liebenden und Verehrenden die um Schrift und Bild des Unsterblichen sich rankende Phantasie zur Erkenntniß seines Wesens leiten.

* * *

Eigenart und Werth des Bildes lassen sich nur in der rechten räumlichen, Eigenart und Werth des Menschen nur in der rechten zeitlichen Entfernung erfassen. Für eine Frau genügt

*) Bezüglich der Frage, ob eine befriedigende Wiedergabe der italienischen Opern Mozart's unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt möglich sei, muß Verfasser auf seine Studie: „Zum Don Juan-Jubiläum" („Gegenwart" Jahrgang 1887, Nr. 44 und 45) verweisen. Ebenso bez. der Charakteristik der Personen des „Don Juan" und des Nachweises, daß dieses Kunstwerk durchaus aus romanischem Empfinden herausgewachsen sei.

Digitized by Google

ein Jahr, für einen Freund ein Lebensalter, für ein Genie ein Säculum.

Versuchen wir es, die Distance für die Schätzung des Genies Mozart zu gewinnen.

Kurz vor dem Tode Rafael's, an der Schwelle des lutherischen Zeitalters, wurde Palestrina geboren, der vornehmste Beistand der katholischen Kirche in der Durchführung der Gegenreformation. Als die Renaissance ihr bedeutungsvollstes Wort gesprochen und mit Michel Angelo, dem größten Subjectivisten der Welt, ihren Höhepunkt überschritten hatte, setzte die Periode der großen italienischen Musik ein: Marcello und die beiden Scarlatti führen sie bis an die Jugendtage Mozart's heran. Die deutsche Tonkunst, welche mit dem protestantischen Choral ein unabhängiges fruchtwirkendes Dasein beginnt und in dem Vorläufer Sebastian Bach's, Heinrich Schütz, sich zum erstenmale in einer Individualität von bedeutendem historischen Zuschnitt ausspricht, führt ein doppeltes Leben. In der Entwickelung und Weiterbildung eines überreichen Formenschatzes nimmt sie den Weg von der fundamentalen, gehaltenen Größe Bach's zur sonnendurchleuchteten, sich am Wiederschein ihrer selbst erfreuenden Schönheit Mozart's, von dem objectiven Frohgenügen des Meisters der Jupiter-Symphonie zum subjectiven symphonischen Pathos Beethoven's — das, die Periode eines gewaltigen Ringens einleitend, mit dem wiedergewonnenen Frieden in den letzten Werken Wagner's sich zum objectiven dramatischen Pathos wandelt. In zweiter Linie bringt die deutsche Musik jeweilig einen Abschnitt der allgemeinen Cultur- und Kunstgeschichte zum Abschluß; später auf dem Plan erschienen als die Schwesterkünste und nicht wie jene, auf der Nachahmung der Natur und der Außendinge beruhend, sondern aus dem Innenleben der Seele ihre Nahrung ziehend, konnte sie lange nicht mit den Weltläuften gehen, sondern mußte ihnen folgen.

Bach mindert den Rückstand an überstrengem dogmatischem Wesen, der den Lehren der Reformation noch geblieben war, durch Ineinsweben des kirchlichen Anspruches und der Forderungen des Gemüthes. Händel und Gluck beschließen die Periode des Barock, soweit es als eine durch eine Reihe von Geschlechtern fortwuchernde Richtung überhaupt zeugungskräftig war. Das vom Geiste der englischen Hochkirche erfüllte, in der Pracht der sich fast gewaltthätig ausbreitenden Figurationen noch stilmächtige Oratorium, die grácisirend französische, die pomphafte Rhetorik des Corneille durch Schlichtheit der lyrischen Empfindung verinnerlichende Tragödie Gluck's waren maßvollere Rückstrahlungen der Principien Bernini's und Boromini's. Das Rococo, auf den Gebieten der bildenden Künste nur im Ornamentalen schöpferisch, erhält einerseits in der aufblühenden italienischen komischen Oper der Pergolese, Piccini, Paesiello, andererseits in der erweiterten Suite, der Sonate Emanuel Bach's, den früheren Quartetten und Symphonien Haydn's die Bedeutung der selbständigen, constructiven Kunst. Mozart war es dann, welcher in zusammenfassendem Wirken mit dem sich an Gluck anlehnenden Epigonenwerk des Idomeneo und mit der letztberühmten, an der Altersschwäche der Convention verscheidenden opera seria, dem Titus, endgültig das Siegel unter das Barock drückte, mit seinen Instrumental-Tondichtungen und mit seinen auf der Grenzscheide Deutschlands und Italiens liegenden Opern, dem Figaro und Don Juan, die feinste Blüthe der vor-revolutionären, der Rococozeit erschloß, welcher endlich in der Zauberflöte durch Erweiterung des deutschen Singspiels den Grundstein zur Musik der Zukunft legte. In dem figurirten Choral der geharnischten Männer beschließt Mozart, der Universalist, das Jahrhundert Bach's.

Die josephinisch-humanitäre Aufklärungs- und Beglückungstheorie Sarastro's vermittelt den Uebergang zu dem demokratischen: „Seid umschlungen, Millionen" Beethoven's. Dieser gab den Völkern den künstlerischen Auszug, das Bleibende, Menschlich-Aristokratische aus der großen Revolution: schillerischen Schwung, bei merklicher Vertiefung der Gedanken. Mit Weber, dem Sänger der Freiheitskriege, holt die Tonkunst endlich das Leben und die Dichtung ein. Schubert, Spohr, Marschner und Schumann schwärmen und irren mit den deutschen, Berlioz, Chopin und Liszt mit den französischen Romantikern. Einen Ruhepunkt inmitten des Suchens und Fragens bezeichnet die nachklassische Episode Mendelssohn's, des Geistesverwandten der Humboldt, Rahel, Varnhagen, des Repräsentanten der kurzen Aera des wahrhaft schöngeistigen Berlin — des norddeutschen Mozartiden. Liebenswerth, wie er in der ersten Jugend befangen und schwermüthig in die Welt hineinblickt und sich in das tiefschattige Walddickicht Eichendorff's hineinflüchtet, später als Mann umsichtig mit bescheidenem Besitz wirthschaftend, ist er in der durchsichtigen Klarheit der Formensprache der harmonischesten Natur aus der Wiener Trias nicht unverwandt. Es folgt Meyerbeer, der wie Mozart Deutschlands, Italiens und Frankreichs Schätze zusammenschmilzt, aber aus der Masse kein neues Kleinod formt, sondern dieselbe, willkürlich zerkleinert, zu schreienden Contrasten geschichtet mit dem Behagen des Parvenu auf einer Prunktafel häuft — der rechte Mann einer satten, geistschlaffen Restauration. Entgegen dem antiken Brauch, aber wirksam arbeitet dieses Satyrspiel der neuen Tragödie vor. Wagner, der wie keiner gestritten und gelitten, geminnt und gehaßt, der durch alle Schulen gelaufen, in jeder etwas Rechtes gelernt, etwas Falsches zurückgelassen und schließlich sogar den großen Wahn Paris überwunden hat, der in rastlosem Bemühen, sich selbst zu verstehen, Mozart verstehen lernte wie Keiner — er findet den Weg zum ächten Beethoven zurück und macht sich, indem er sich auf ihn stützt, zum Herrn der Schaubühne. Berufen, den zweiten großen National-Aufschwung Deutschlands und das Hereinbrechen des vaterlandslosen Materialismus als Seher und Künstler zu schauen, rückt er dem entartenden Jahrhundert in seinem Riesengedicht vom Fluch des Goldes ein Spiegelbild vor Augen und verheißt denen, die Kraft haben, das Unlautere in sich zu bekämpfen, in seinem Schwanengesange die Erlösung. Zur Objectivirung Mozart's ist eine neue, strengere dramatische Convention, ist das Erfassen eines zugleich nationalen und allgemein menschlichen Ideales getreten. Cherubin's Stimme flicht sich in den melodisch-mozartischen Reigen der Blumenmädchen; aber an Stelle Sarastro's ist ein neuer Führer der Eingeweihten und Strebenden erstanden. Mit allem Recht hat Schopenhauer hervorgehoben, daß, um den Grundgedanken der Zauberflöte in völliger Reinheit zu symbolisiren, Tamino vom Wunsch, Pamina zu besitzen, hätte zurückgebracht werden und die Weihe im Tempel der Weisheit allein verlangen und erhalten sollen. Goethe ließ seine Fortsetzung zur Zauberflöte unvollendet; Wagner hat sie beendet. „Wann wird das Licht mein Auge finden?" fragte der „standhafte Prinz" Mozart's. Heute läßt sich wohl die Antwort darauf geben: Parsifal ist Gralskönig. Die Freimaurer haben ihren Zeiten genüge gethan; ihre Aufgabe ist erfüllt. Die Maurerische Trauermusik Wolfgang's des Anderen wird länger dauern, als die Gemeinschaft, für die sie geschrieben wurde. Der Kreis eines neuen Säculums ist beschlossen. Sehe Jeder zu, wie er die Religion des Mitleids, den Glauben Antigone's, Sarastro's, Parsifal's im eigenen Herzen und unter den Menschen pflege.

Wer in anderen hundert Jahren desselbigen Weges fährt, wird wissen, ob hier recht geredet ist.

(Schluß folgt.)

Die Kunst in der Industrie.

Von Ludwig Heimann.

Die Kunst in der Industrie zu wecken, den Sinn und das Verständniß für dieselbe in allen unseren Gewerben in Deutschland neu zu beleben, ist das eifrigste und rühmenswerthe Bestreben unserer Tage. Ueber die berechtigte Nothwendigkeit dieses Beginnens, über den nur zu fühlbaren Mangel an künstlerischem Sinn ist schon so Vieles und Wahres gesprochen und geschrieben worden, daß dem kaum noch etwas Bemerkenswerthes hinzuzufügen sein dürfte; wohl aber ist es geboten,

Digitized by Google

die Mittel, die zur Hebung dieses nationalen Uebelstandes in Angriff genommen werden, einer eingehenderen Kritik zu unterziehen, umsomehr, als man im großen Ganzen bei dieser Angelegenheit die Verhältnisse von einem sehr einseitigen Standpunkte aus zu betrachten und die Maßnahmen demgemäß zu treffen scheint, so daß die Folgen derselben nicht, wie es nothwendig, volle und durchgreifende, sondern nur halbe und schwächliche Resultate sein dürften.

Die Thatsachen, wie sie vor uns liegen, sind nicht wegzuleugnen. Das geschmacklos Schablonenhafte, das hauptsächlich durch die möglichste Billigkeit des Verkaufspreises beeinflußt wird, herrscht in unserem industriellen Leben im Allgemeinen vor. Der Staat sucht nun durch Errichtung von Fach- und Gewerbeschulen, wie durch Reformirung der schon bestehenden Anstalten neue tüchtige Kräfte heranzubilden, Vereine und Private wetteifern darin, durch die verschiedensten Mittel bildende Elemente in die Mitte des arbeitenden Volkes hinein zu verpflanzen, die dazu beitragen, die Geschmacksrichtung und den Künstlersinn unserer Handwerker zu läutern und zu verfeinern — das ist die Parole unserer Tage, der Gesammtzweck der Bestrebungen, welche dahin zielen, das Kunstgewerbe wieder auf die Höhe früherer Jahrhunderte zu bringen. Und gewiß sind auch alle die zur Erreichung dieses Zweckes vorgeschlagenen und bereits mehr oder weniger in Angriff genommenen Mittel, die Errichtung von Fachschulen, Academien, Anlegung von Kunstsammlungen ꝛc., auf das Höchste zu billigen, und es ist nur zu wünschen, daß von den Regierungen, wie von Communen und Privaten diesen Bildungsmitteln der größtmöglichste Vorschub geleistet werde. Alle diese Reformen und Neueinrichtungen berücksichtigen aber leider immer nur die Seite der Frage und lassen die andere, sehr wichtige Seite vollkommen unberücksichtigt.

Denken wir uns um zwei, drei Jahrzehnte weiter, nehmen wir an, durch die mit aller Energie aufgebotene und durchgeführte Agitation sei der beabsichtigte Zweck zum großen Theil erreicht, wir hätten dann schon einen so bedeutenden Kern in unserem Handwerkerstande bis auf das höhere Niveau einer geläuterten Geschmacksrichtung herangebildet, daß uns nun die Durchdringung unseres gesammten Kunstgewerbes von diesem veredelten Kunstsinn nur noch als ein nothwendig vor sich gehender Entwickelungsprozeß erschiene — würden wir dann also wirklich an dem Ziele unserer Wünsche angelangt sein? So einfach liegen nun die Verhältnisse doch nicht, als daß wir diese Frage ohne Weiteres mit Ja beantworten könnten. Wir haben eben den anderen Factor vergessen, der hier von ebenso großer Wichtigkeit ist, als die producirenden Handwerker, nämlich das kaufende Publikum. In mancher Beziehung würde ja gewiß auch das Publikum durch die verbesserte Geschmacksrichtung des Kunsthandwerks günstig beeinflußt werden, im Allgemeinen würde man aber erfahren, daß die ganze Aufgabe kaum zur Hälfte erfüllt sei, weil man die ästhetische Erziehung des ganzen Volkes vernachlässigte. Was nützt denn die technisch geschulte Hand, das an die schönsten Formen geübte Auge des Handwerkers, wenn er nirgends oder nur höchst selten ein Verständniß für seine Arbeit findet? Es würde sich eben dann im Großen das wiederholen, was heute oft genug in Einzelfällen wahrzunehmen ist. Wir können doch nicht annehmen, daß in den letzten Jahrzehnten im Handwerkerstand gar keine tüchtigen, intelligenten Kräfte erwachsen seien. Manch begabter junger Mann hat die Welt durchzogen, sich an dem Schönem, das er draußen gesehen, begeistert und hatte das warme, edle Gefühl für die Kunst in seine heimische Werkstatt hineingetragen, um im Hinblick auf die großen Vorbilder, die vor seiner Seele schwebten, auch in der ferneren Ausübung seines Berufs stets ein Jünger der Kunst zu bleiben. Aber er wurde von seiner Umgebung nicht verstanden, die Käufer seiner Erzeugnisse zeigten sich vollständig theilnahmlos für das wahrhaft Schöne, das er in seine Werke zu legen bemüht war. Noch mehr. Das Publikum zog dem stilgerecht Angelegten, dem kunstvoll Ausgeführten die erbärmlichste fabrikmäßig angefertigte Schablonenwaare vor, nur weil sie um wenige Groschen billiger war. Was blieb dem begabten, tüchtigen Handwerker nun übrig? Zum Märtyrer seiner Kunst konnte er sich nicht machen, er durfte es nicht, denn Weib und Kind verlangten ihr tägliches Brod. Er mußte sich also der Nothwendigkeit fügen, Anfangs mit schwerem Herzen, dann mit Resignation, zuletzt mit dem allgemeinen Stumpfsinn, er mußte arbeiten, wie es das Publikum verlangte, billig und schlecht; die bessere Arbeit wurde nicht bezahlt. Die einst kunstgeübte Hand wurde mit der Zeit ungelenk, das Auge hatte längst verlernt, das Schöne zu erkennen — aus dem Künstler war ein Tagearbeiter geworden.

Das ist in den letzten Jahrzehnten das Loos von tausenden einst talentvoller und begabter Handwerker in Deutschland gewesen, und dasselbe dürfte sich mit nur geringem Unterschied im Großen wiederholen, wenn wir uns einzig und allein um die Ausbildung des Handwerkerstandes kümmern, sonst aber die Dinge in dem traurigen Zustande lassen, in dem sie sich heute befinden.

In einer Zeit, die wir als eine Blüthezeit der Kunst betrachten, mag es schwierig sein, zu beurtheilen, welcher Theil den anderen beeinflußt und bestimmend auf ihn einwirkt, der Künstler das Publikum oder das Publikum den Künstler? Die Wahrheit ist, daß die Wechselwirkung zwischen beiden Theilen eine so lebendige, sich gegenseitig befruchtende ist, daß von einer überwiegend einseitigen Wirkung des einen Theiles nicht gut die Rede sein kann. Der Künstler wird von dem Schönheitssinn, der seine ganze Umgebung durchdringt, und in dessen Atmosphäre er lebt, erfüllt und begeistert, und seine Schöpfungen tragen wieder dazu bei, das Kunstgefühl, das im Herzen des Volkes wohnt, neu zu beleben und auf spätere Generationen fortzupflanzen. Darum gibt der Künstler den Geist seiner Zeit in seinen Schöpfungen wieder. Wenn uns alle Kenntniß von der Geschichte des griechischen Volkes verloren gegangen und nur ein Theil der Werke übrig geblieben wäre, die seine großen Künstler wie seine Handwerker geschaffen haben, so könnten wir uns daraus allein ein getreues Bild jener Periode machen, wir würden selbst in den Sachen, die für den alltäglichen Gebrauch verfertigt sind, jenes kunstsinnige Volk herauserkennen, das sich durchweg von dem feinsten Gefühl leiten und bestimmen ließ.

Vielleicht ist es für den Gegenstand am Wirksamsten, wenn wir jener höchsten Blüthezeit der Künste, welche die Welt gesehen, unsere heutigen Zustände in Deutschland gegenüberstellen. Berücksichtigen wir die hohe Culturstufe, die unser Volk einnimmt, und die vielen früher unbekannten oder in dem Maße nicht angewendeten Bildungsmittel, die heute zur Erziehung des Volkes gebraucht werden, so ist es kaum denkbar, wie es möglich ist, daß unter diesen Umständen eine solche Geschmacksverwilderung und Gefühllosigkeit für die Gesetze der wirklichen Kunst so allgemein verbreitet sein kann, wie es heute der Fall ist; und zwar trifft dieser Vorwurf fast alle Schichten des Volkes, selbst die sogenannten gebildeten Klassen nicht ausgenommen. In den großen Städten, den Mittelpunkten der Intelligenz, mögen einige schwache Anfänge zur Besserung dieses traurigen Zustandes geschehen sein, die aber im großen Ganzen nicht das Geringste ändern. Ein Blick nur in die Wohnungen unserer reichen oder wissenschaftlich gebildeten Leute wird genügen, um die volle Wahrheit dieser Behauptung erkennen zu lassen. Man wird diese Zimmer nach der zufällig herrschenden Moderichtung prunkvoll ausgestattet finden, aber in den meisten Fällen in ihnen vergebens nach einem nur einigermaßen entwickelten originalen Kunst- und Schönheitssinn des Besitzers suchen.

Dieser Zustand ist aber die natürliche und nothwendige Folge unseres ganzen Erziehungssystems, in dem die Pflege des Kunstsinns nicht nur eine untergeordnete Rolle spielt, sondern vollständig unberücksichtigt bleibt. Auf unseren Gymnasien und Realschulen wird Geschichte gelehrt, die Jugend erfährt, daß und wann ein Phidias, ein Praxiteles, ein Rafael, ein Michel Angelo gelebt haben, aber mit den trockenen Daten und Jahrzahlen ist auch Alles geschehen. Die Jugend schöpft sich Begeisterung aus den herrlichen Werken der alten klassischen Schriftsteller, aber das Gefühl für die Schönheit der

Digitized by Google

Formen bleibt ihr verschlossen. Und selbst der Unterricht auf der Universität trägt nicht dazu bei, hieran viel zu ändern. Wir wissen nun sehr wohl, daß der Lehrplan auf unseren höheren Lehranstalten schon überladen genug ist, als daß wir noch viele neue Disciplinen einfügen könnten; aber der Unterricht könnte in der Weise geändert werden, daß auch der nothwendigen Ausbildung des Kunstsinns Rechnung getragen wird. Vielleicht dürfte der Geschichtunterricht eine Erweiterung dahin erfahren, daß in ihm größere Anregung zum Studium der Kunst gegeben wird. Bei unserer so weit vorgeschrittenen Technik, die uns die Vervielfältigung der Kunstwerke in plastischer und bildlicher Darstellung so sehr erleichtert, dürfte es nicht schwer fallen, einen Anschauungsunterricht auf den Schulen zu schaffen, der wenigstens die ersten Gesetze der Kunst dem jungen Gemüth einprägt und damit eine Grundlage und einen leitenden Faden für das ganze Leben gibt. Vor Allem freilich schaffe man Lehrer, die dieser Aufgabe gewachsen sind, man gönne auf den Universitäten neben dem rein Philologischen und Historischen auch dem Kunststudium mehr Raum, dann wird das hierdurch erzeugte rege Gefühl der Lehrer für Kunst und Schönheit sich auch auf die Schüler übertragen.

Es ist nicht unsere Absicht, hier weiter in allen Einzelheiten auseinanderzusetzen, in welcher Weise vorgegangen werden muß, um das angegebene Ziel zu erreichen, wir wissen auch sehr wohl, daß die gestellte Aufgabe eine schwierige ist; aber dennoch muß etwas geschehen und muß in der gezeigten Weise vorgegangen werden, wenn wir überhaupt aus dem jetzigen Zustande herauskommen wollen. Wir sind kein Volk der Griechen, dem das hohe Schönheitgefühl durch ein glückliches Zusammentreffen so vieler äußerer Bedingungen eingeprägt wurde, bei uns muß die Erziehung wirken und das ersetzen, was uns mancherlei ungünstige Verhältnisse versagt haben. Nur auf diesem Wege aber können wir die herrschende Geschmacklosigkeit und Geschmackverwilderung beseitigen und den geläuterten Sinn für Kunst und Schönheit in die Massen des Volkes hineintragen, in dem Maße, daß, wenn erst die Erziehung der Schule die Grundlagen geschaffen hat, bei dem so herangebildeten Geschlecht die Erziehung in der Familie dieses Bildungswerk unterstützen wird.

Dann erst wird das große Publikum dem wirklichen Kunstwerth der Arbeit das volle Verständniß entgegenbringen, dann wird die durch die Kunst geadelte Arbeit wieder ihre Unterstützung in dem herrschenden Volksgeist finden, und damit erst wird die sich gegenseitig ergänzende und befruchtende Wechselwirkung hergestellt sein, ohne welches jedes wirkliche Gedeihen der Kunst bei einer Nation vollständig unmöglich ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Kleinmüthige Seelen.

Von E. Perodi.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von G. v. Renthe.

(Schluß.)

Frau Giovanna war unaussprechlich glücklich über die Erfolge Olinto's. Mit dem Alter hatte sie die Bequemlichkeiten des Lebens schätzen gelernt, sie war es überdrüssig geworden, sich vom Morgen bis zum Abend abzumühen.

„Du wirst etwas Tüchtiges verdienen," sagte sie zu ihrem Sohn, „und dann wird es Dir und uns besser gehen. Ich bin alt, und Paolina ist zart."

„Aber wie soll ich etwas verdienen," sagte Olinto, der von dem wirklichen Leben keine Vorstellung hatte und niemals an irdische Dinge dachte. „Ich habe eine Mission auf Erden zu erfüllen, und ich erfülle sie, indem ich die Seelen durch die Kunst zu Gott führe."

„So willst Du Deine Bilder nicht verkaufen?"

„Sie verkaufen! An wen? Wie verkauft man Bilder, welche durch göttliche Eingebung entstanden sind? Gott bedient sich meiner als seines Werkzeuges, ohne seine Hülfe könnte ich nichts."

„Dafür laß mich sorgen. Ich werde das Werkzeug sein, welches Dir die Gelegenheit verschafft, Deine Bilder zu verkaufen."

In diesem Augenblick fühlte Olinto zum erstenmal in seinem Leben eine Regung des Widerstandes. Er hatte drei Bildchen gemalt im kleinsten Maßstabe und hegte den Plan, das ganze neue Testament bildlich darzustellen. Aber erst wollte er den Cyclus vollenden und dann sein Werk an eine Kirche oder ein Kloster verkaufen, damit es an heiliger Stätte dem Dienste Gottes geweiht sei.

„Ich werde sie nicht verkaufen," sagte er leise, fast erschreckt über sich selbst, daß er seiner Mutter entgegen zu treten wagte.

„Ist das der Dank für alles, was ich für Dich gethan habe?" sagte Frau Giovanna.

„Verzeih', Mama, verkaufe sie immerhin," erwiederte Olinto reuvoll und gedemüthigt durch diesen Vorwurf, den ersten, welchen er aus dem Munde seiner Mutter vernommen hatte. In der nächsten Nacht schlief er zur Sühne für sein Vergehen mit einem Stein statt des Kissens unter dem Kopfe und fastete am folgenden Tage. Als der Sonntag gekommen war, beichtete er zerknirscht Vater Serafino seine Sünde.

„Du bist absolvirt, mein Sohn, vollkommen absolvirt," tröstete ihn gerührt der gutmüthige Mönch.

Am nächsten Tage ging Frau Giovanna zu einem Freunde ihres verstorbenen Mannes, dem Antiquitätenhändler Pestellini an der Piazza Santa Maria Novella und zog unter ihrem schwarzen Tuche die „Verkündigung" hervor.

„Was würdet Ihr für dieses Bildchen geben?"

„Der Antiquitätenhändler betrachtete dasselbe aufmerksam. Ohne ihre Frage zu beantworten, erkundigte er sich sogleich nach dem Namen des Künstlers.

„Der Maler ist mein Sohn. Er leistet etwas Tüchtiges in seiner Kunst. Sieht das Bild nicht aus, als ob es der selige Angelico selbst gemalt hätte?"

Pestellini blickte unverwandt auf das Gemälde und überlegte, wie er es anstellen solle, um dies Bild für alt zu verkaufen. Ihm waren die Geheimnisse nicht unbekannt, durch welche das Werk der Zeit beschleunigt wird, die Farben nachdunkeln und das Gold jenen tiefen Ton erhält, welcher der modernen Malerei fehlt. In Geist und Zeichnung sah das Bild den Werken der alten Meister täuschend ähnlich, die Gestalten waren naiv aufgefaßt und mit größter Feinheit und Sorgfalt ausgeführt.

„Ja, ich werde es kaufen," sagte er endlich, „vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis einigen. Ich kann nicht viel dafür geben, aber an hundert Lire." . . .

„Das erscheint mir wenig," sagte die an das Feilschen gewöhnte Giovanna, obgleich ihr Herz vor Freude sprang, als sie hörte, daß Olinto mit einem einzigen Bilde so viel verdienen konnte, wie sie mit Noth und Mühe kaum in einem Monat erwarb.

„Sagen wir hundertzwanzig."

„Nichts da, hundertzehn. Ich zahle bar."

Sie zuckte mit den Achseln, nahm das Geld, welches ihr der Antiquitätenhändler aufzählte und versprach ihm, in kurzem zwei andere Bilder zu bringen, dann trat sie schnell den Heimweg an. Zum erstenmal in ihrem Leben beeilte sich Frau Giovanna, ohne etwaige schädliche Folgen wie Seitenstechen, Herzklopfen zu befürchten.

„Hier hast Du Deinen ersten Gewinnst, Olinto," sagte sie, indem sie ihm die Banknoten in die Hand drückte.

Aber Olinto würdigte dieselben keines Blickes. Noch hatte er den Schmerz, daß er sich von seinem ersten Werke hatte trennen müssen eben so wenig überwunden, wie die peinigende Erinnerung an sein Vergehen. „Behalte sie nur, Mama," sagte er gleichgültig.

„Du wirst unser aller Glück machen, mein Sohn. Unsere Zukunft liegt in Deinen Händen. Du bist ein Künstler, ein echter Künstler!"

Olinto hörte nicht auf das, was sie sagte. Im Geiste schuf er bereits neue, herrliche Werke. Lichtumflossene Himmelsgestalten schwebten zu ihm herab und lächelten dem Künstler zu, dessen vom Glauben entflammtes Herz ihnen entgegen strebte.

Frau Giovanna hatte das schönste Zimmer des Hauses zu einem Atelier für Olinto eingerichtet und bewog ihn, nicht mehr die Akademie zu besuchen. Mehr als je führte sie ihn am Gängelbande und ließ ihn sogar nicht mehr allein ausgehen aus Furcht, daß ihm ein Unfall zustoßen könne. Begab er sich Sonntags nach dem Kloster San Marco, so begleiteten ihn Mutter und Schwester. Voller Bewunderung und Stolz ruhten ihre Blicke auf ihm, wenn er mit tiefer Rührung die Meisterwerke Angelico's betrachtete, und die Worte, in denen er seinen Empfindungen Ausdruck gab, so wenig sie dieselben auch verstanden, waren für sie ein Evangelium.

In den Augen dieser beiden Frauen war Olinto ein höheres Wesen, eine Art Vermittler zwischen Himmel und Erde.

„Ich glaube, Sie haben Angst, daß Ihnen jemand dieses Prachtexemplar rauben könnte," sagte der spottlustige Blumenhändler, als Olinto inmitten der beiden Frauen vorüberging. „Das Aussehen eines Künstlers hat er zwar, verhungert genug scheint er zu sein, aber mit dem »Anseh'n« hat es noch gute Wege."

Eines Tages, als Frau Giovanna Pestellini wieder ein Bild Olinto's bringen wollte, fand sie ihn nicht im Laden. Der Commis war durch zwei amerikanische Damen in Anspruch genommen, während ein anderer Käufer, welcher hier wie zu Hause zu sein schien, von einem Gegenstande zum anderen ging.

Der Laden bestand aus mehreren Zimmern. Im ersteren war der fremde Herr und Frau Giovanna geblieben, während der Commis die beiden Damen in den übrigen Räumen umher führte. Frau Giovanna wurde nie müde, Olinto's Lob zu hören. Kaum hatte sie bemerkt, daß der Fremde sich für Gemälde zu interessiren schien, als sie unter ihrem schwarzen Shawl Olinto's Bild hervorzog und fragte, wie es ihm gefiele

Digitized by Google

„Sehr gut," erwiederte derselbe, indem er prüfend das Bildchen, welches die Geburt des Heilands darstellte, betrachtete.

„Aber es muß eine Copie sein."

„Eine Copie?" sagte Frau Giovanna entrüstet. „Mein Sohn hat es gemalt, er copirt niemals. Es ist, als ob eine höhere Macht ihm beim Schaffen begeisterte und seine Hand führte."

„Könnte ich sein Atelier besuchen?" fragte der Herr.

„Gewiß. Es würde uns eine große Ehre sein," und sie gab ihm ihre Adresse.

Der Fremde ging fort, ohne Pestellino's Rückkehr abzuwarten und fand sich bald darauf in Olinto's Atelier ein mit der von diesem gemalten „Verkündigung."

„Sagen Sie mir auf Ihr Gewissen, ob Sie dieses Bild gemalt haben," fragte er sogleich, ohne sich nur im Geringsten im Atelier umzusehen.

„Ja, ich habe es gemalt," sagte Olinto, welchen bei dieser unerwarteten Frage ein Zittern überkam; „es ist meine erste Arbeit. Nur hätte ich nicht geglaubt, daß diese Farben sobald nachdunkeln würden."

„Aber das Bild ist von Ihnen?"

„Selbstverständlich."

„Urtheilen Sie selbst, ob es Olinto gemalt hat oder nicht," sagte die Mutter. „Hier ist der Entwurf," und sie zeigte dem Herrn eine dem Bilde vollkommen ähnliche Skizze.

„Ich danke, das genügt," sagte der Fremde.

Er entfernte sich, ohne daß Frau Giovanna Zeit fand, noch eine Frage an ihn zu richten und ließ sie und Olinto in der größten Verwunderung zurück.

Die Mutter war kopfschüttelnd in ihren Laden zurückgekehrt, Olinto hatte seine Arbeit wieder aufgenommen, ohne sich durch diesen kleinen Zwischenfall zerstreuen zu lassen, als er von neuem unterbrochen wurde. Diesmal war es ein Commis Pestellini's. Olinto möchte einer dringenden Bestellung halber sofort zu dem Antiquitätenhändler kommen.

Der junge Künstler machte sich sogleich auf den Weg und wurde von dem Commis in den hintersten Raum des weitläufigen Ladens, in Pestellini's Arbeitszimmer geführt.

Kaum war er eingetreten, so hörte er, wie der Gehülfe die Thür verschloß und sich entfernte.

Der Antiquitätenhändler sah im höchsten Grade erregt aus und warf Olinto einen Blick zu, unter welchem dieser erzitterte.

„Schlange! Du hast mich ins Verderben stürzen wollen, als Du dem Grafen Bertoaldi sagtest, daß Du die »Verkündigung« gemalt habest."

„Ich habe nur der Wahrheit gemäß geantwortet, als ich gefragt wurde," erwiederte demüthig Olinto.

„Du bist ein Dummkopf. Du hättest einsehen müssen, daß ich mit diesen elenden Bildern nichts anfangen konnte, wenn ich sie nicht für alt ausgeben wollte."

„Wie sollte ich dies wissen!"

„Was? Du spielst noch die heilige Unschuld? Einfaltspinsel! Du hast mich zu Grunde gerichtet. Verstehst Du? Du mußt jetzt diese Erklärung unterzeichnen, in welcher Du gestehst, daß Du gelogen und das Bild nur restaurirt hast, sonst macht mir der Graf einen Prozeß und ich bin verloren."

„Ich unterzeichne nichts."

„Du wirst unterzeichnen, oder" — er zog einen Revolver hervor — „ich erschieße Dich wie einen elenden Hund."

Olinto verabscheute jede, auch die kleinste Lüge, er würde auch jetzt trotz aller Drohungen standhaft geblieben sein, wenn nicht der Kleinmuth sich seiner vor irdischen Gefahren nicht zurückbebenden Seele bemächtigt hätte. Dahinfahren ohne Sacramente! — —

„Tödtet mich nicht," rief er entsetzt, „ich bin ein guter Christ und möchte als solcher sterben."

„Dann unterzeichne." Er drückte ihm mit der Linken die Feder in die Hand, während die Rechte den auf Olinto gerichteten Revolver umspannt hielt.

Todtenblaß unterzeichnete Olinto. Hinausgelassen, eilte er nach Hause, ohne nach rechts oder links zu blicken, als ob ihm der Antiquitätenhändler auf den Fersen wäre. An seinem Ziele angelangt, warf er sich verzweifelt in einen Sessel.

„Wenn Ihr wüßtet, was ich gethan habe, wenn Ihr wüßtet" .... wiederholte er unaufhörlich.

Umsonst befragten ihn Mutter und Schwester, sie konnten keine Aufklärung von ihm erhalten. Als sie in ihrer Herzensangst endlich zum Doctor schicken wollten, bat Olinto, daß man Vater Serafino hole.

Dem Mönche legte er eine vollständige Beichte ab und klagte sich unter Thränen der Lüge, des Betruges an.

„Ich habe gelogen, weil ich nicht wie ein Hund ohne Sacrament sterben wollte, aber so lange ich lebe, wird meine Reue nicht erlöschen. Darf ich mich wenigstens der Gnade und Barmherzigkeit Gottes getrösten?"

Der Mönch suchte ihn zu beruhigen, er sprach zu ihm von der unendlichen Liebe Gottes, er sagte ihm, daß er für seine Schuld bereits schwer gebüßt, indem er sich als Mensch und Künstler zu Grunde gerichtet habe, aber Olinto dachte nicht an die Zukunft, nicht an die Kunst, allein an das Heil seiner Seele.

„Ich habe die Gabe, welche mir Gott verliehen, verleugnet, ich habe gelogen, gelogen!" wiederholte er unaufhörlich. Von diesem einen Gedanken beständig gemartert, fand er keine Ruhe, keinen Frieden mehr.

Es kam ihm ein Grauen vor der Kunst an, welche er, wie er fühlte, mit der ihm von der Furcht erpreßten Lüge verrathen hatte. Unter Gebeten und Kasteiungen verflossen seine Tage, sein zarter, kränklicher Körper siechte langsam dahin.

Umsonst suchte Frau Giovanna Hülfe bei den Aerzten, und als diese nichts vermochten, bei Wunderdoctoren, sie flehte zur Madonna und zu allen Heiligen um Erhaltung seines Lebens, sie empfahl ihn den Gebeten ihrer zahlreichen Kunden, welche die Angst des Mutterherzens zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuteten. Aber alles war vergebens. Nach einem Jahr ging Olinto aus dieser Welt des Kampfes in das Land des ewigen Friedens hinüber. Ein Crucifix in der Hand, ein Gebet auf den Lippen, entschlummerte er. Frau Giovanna weinte heiße Thränen um den einzigen, über Alles geliebten Sohn und ließ ihn feierlich zu Grabe geleiten. Als die Brüder der Misericordia kamen, um den armen Olinto zu seiner letzten Ruhestätte zu tragen, hatten sich außer den Bekannten auch viele Neugierige eingefunden.

„An was ist er gestorben?" fragte Dieser und Jener.

„An was konnte er wohl sterben?" sagte der Blumenhändler. „Die Furcht hat ihn getödtet. Zum Leben gehört Mut."

Aus der Hauptstadt.

Die ungehaltene Rede.

Neulich ließ ein kluger Mann sich herab, meinem Unverstande Wesen und Bedeutung der Parteitaktik zu erläutern. „Sehen Sie", sagte er, „ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Partei, der ich mich angeschlossen habe, das beste, unter den jetzt obwaltenden Umständen tauglichste Werkzeug zur Förderung der Cultur ist. Sollten die Umstände oder meine Ueberzeugungen sich ändern, dann würde ich keinen Augenblick zaudern, meiner Partei den Rücken zu kehren. Bis dahin aber ist es meine wichtigste Pflicht, Alles zu thun, was meine Partei kräftigen und den Kreis ihrer Anhänger erweitern kann. Kommt meine Partei empor, dann gelangen auch die Ideen, die ich für gut und richtig halte, zur Anerkennung und Herrschaft. Darum muß mir zunächst das Interesse meiner Partei jedem anderen Interesse vorangehen, denn nur durch die Partei kann ich hoffen, nach der von mir als dem Gesammtwohl heilsam erkannten Richtung Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Wer in der Gesellschaft leben will, der muß den Takt besitzen, nicht immer und überall sein wahres Gesicht zu zeigen. Wer in der Partei wirken und sich nützlich machen will, der muß sich der Taktik anbequemen, nicht immer und überall zu sagen, was ihm wahr und was ihm falsch erscheint, sondern in erster Linie dem Interesse der Partei Rechnung zu tragen, das ja gerade dem Wahren gegen das Falsche zum Siege verhelfen soll. Sehen Sie: das ist das Wesen und die Bedeutung der Parteitaktik, die Ihre politische Unreife zu schelten sich vermißt."

Der also sprach, war ein Conservativer; aber auch ein Liberaler hätte nicht anders gesprochen. Denn das Wahre zu vertheidigen wähnen sie Alle und das Falsche zu bekämpfen, Herr von Kleist-Retzow so gut wie Herr Richter, Herr Stöcker so gut wie Herr Singer. Das versteht sich, da es nicht allzu viele absolute Wahrheiten geben dürfte, eigentlich von selbst. Das taktische Verfahren mag ja auch recht ersprießlich sein; jedenfalls ist es durchaus verständig und ehrenwerth, aber, wie mir scheinen will, ein Bischen umständlich und nicht ganz ungefährlich. Am Ende meinte doch auch der Verfasser der geistlichen Uebungen, der ungewöhnlich kluge Herr Ignatius von Loyola, durch gehorsames Befolgen seiner Anweisungen würde die Cultur, wie er sie verstand, vorwärts gebracht werden. Auch der war ein Parteiführer, und gewiß Keiner von den Ungeschicktesten und Unglücklichsten, und ohne eine erkleckliche Dosis von Kadavergehorsam und bestgemeintem Jesuitismus pflegt es auch heute noch, in modernen politischen Parteien, nicht abzugehen. Dem als gut erkannten Zwecke sucht man durch die reinlichsten Mittel nahe zu kommen: sind aber die reinlichsten Mittel nicht zur Hand oder erweisen sie sich als unwirksam, — dann muß nun doch die Hexe dran und man tröstet sich; der Zweck heiligt die Mittel.

Das macht nun nicht viel aus, so lange es sich um Kleinigkeiten handelt. Ich trotze dem Zornmuth des Verfassers der „conventionellen Lügen" und bekenne, daß ich recht häufig schon in der Lage war, meine Hochachtung oder Ergebenheit unter einen Brief zu setzen, der an einen weder der Hochachtung noch der Ergebenheit würdigen Adressaten gerichtet

Digitized by Google

war; daß ich Leute grüße, Leuten die Hand drücke, mit denen ich viel lieber weder Gruß noch Handschlag tauschte. Auch bemühe ich mich, wenn ich, selten genug, in Gesellschaften gehe, nicht etwa durch anmaßende Subjectivität die sogenannte Gemüthlichkeit zu stören; es ist nicht geschmackvoll, zwischen Suppe und Pudding das Banner der Ueberzeugung zu entrollen oder bei jedem nichtigen Anlaß seiner zufälligen Umgebung in die geschätzten Ohren zu tuten: Seht mich an, den prinzipientreuen Kämpfer für das Wahre, Gute, Schöne! Dazu haben nur Narren ein Recht — oder Religionstifter. In großen und wichtigen Fragen aber sollte der vielberühmte Takt doch wohl der gröberen Ehrlichkeit weichen. Es ist taktvoll, der Frau vom Hause ihren lächerlichen Aufputz zu verschweigen; es ist niedrig, den knotigen oder zotigen Späßen des Herrn vom Hause Beifall zu lächeln. Eine Gesellschaft, in der gefällige Niedrigkeit für Takt gilt, die steht mit einem Fuße mindestens schon im Grabe ihrer sittlichen Gesundheit. Und auch ein ganzes Volk muß an seiner öffentlichen Moral auf die Dauer Einbuße erleiden, wenn im politischen Spiele die Taktik und immer wieder die Taktik der höchste Trumpf sein soll.

Darum halte ich, in der Gesellschaft wie in der Politik, die Wilden für die besseren Menschen. Darum möchte ich, als ein unverbesserlich Abtrünniger, mit keiner einzigen Partei durch Dick und Dünn gehen. Und darum ärgert es mich, daß in unseren Parlamenten es um die Wilden nicht besser bestellt ist. In jedem Lande gibt es eine außerordentlich große Anzahl von Menschen, die rückhaltlose Wahrheit, nicht taktische Weisheit, hören möchten. Deren Wortführer müßten die Wilden sein, und sie würden sicher nicht schlecht dabei fahren. Die ältere französische Kritik, Papa Sarcey thut es gern noch heute, hatte die Gewohnheit, in jedem neuen Stücke die „scène à faire" aufzuspüren, die Scene, die eigentlich geschrieben werden mußte, die aber nicht geschrieben wurde. Manchmal kam dabei natürlich das dümmste Zeug heraus, oft genug aber trafen die Kritiker mitten in's Schwarze. Ich muß immer, wenn ich einen Parlamentbericht lese, dieser Theorie gedenken. Jedesmal fast scheint es mir, als fehle der discours à prononcer, die Rede, die eigentlich gehalten werden mußte, die aber nicht gehalten wurde. Man spricht, besser oder — meistens — schlechter, im wohlerwogenen Interesse der Partei, man bemüht sich, als verschlagener Taktiker dem Gegner die Verantwortung allen Unheils aufzubuckeln, sich selbst und die immer zum Bravoruf gerüstete Fraktion in ein möglichst günstiges Licht zu rücken, und schließlich wird dem Wohl des Vaterlandes, des theuren, untheilbaren, des durch keinen Interessengegensatz zerrissenen, unweigerlich eine Kerze geopfert. Darüber gehen denn so vier bis fünf Stunden hin und aus Frühstück und Frühschoppen ward ein neuer parlamentarischer Tag. Die Rede aber, die ich meine, blieb ungehalten.

So ging es auch neulich wieder, als Herr von Caprivi, wie man ja wohl allgemein fand, seinen großen Tag hatte. Es wurden viele schöne Reden gehalten, die beste Rede aber und die wirksamste hätte doch aus dem Unausgesprochenen fertig gebracht werden können. Wäre mein Wilder zur Stelle gewesen, der hätte die ungehaltene Rede — auch nicht gehalten, denn guter, alter parlamentarischer Brauch pflegt ja den Schluß der Debatte durchzusetzen, ehe noch ein Wilder zum Wort gelangt ist. Lieber drei Parteiredner für das volle und ganze und unentwegte Programm als einen Wilden, der am Ende doch auch Einer ist. So ist es die Ordnung, so will es das Recht.

Die Rede des Herrn von Caprivi ist vielleicht das Muster- und Meisterstück einer politischen Rede; an ihr ließen sich Vorzüge und Fehler der officiellen Rhetorik ganz wundervoll nachweisen. Sie gefiel aller Welt, allen Parteien bei uns, allen Ruhebedürftigen im Auslande, folglich hat sie ihren Zweck erreicht und die Vielzuvielen mögen sie preisen. Denn, lieber Freund, das lerne wohl verstehen, eine politische Rede ist nur dann gut und Allen wohlgefällig, wenn sie genau das sagt, was Alle hören wollten. Dieses Geschäftgeheimniß ist furchtbar einfach, und wer es noch nicht kannte, dem müssen es nachgerade doch die herbstlichen Reden aller mehr oder minder verantwortlicher Minister verrathen haben. Herr von Caprivi kam spät, aber er kam und als zuletzt Gekommener bediente er sich gleich der kräftigsten Mittel und verkündete den darob doch einigermaßen verblüfften Reichsboten, auch der Kaiserbesuch in Narwa habe eine vorzügliche Wirkung auf die dynastischen Beziehungen von Deutschland zu Rußland geübt. Das war das dreimal glühende Licht, die stärkste von des Herrn Reichskanzlers Künsten. Aber ich will gleich in einer Berliner Privatbank ein Depot haben, wenn ich jetzt weiß, wie wir eigentlich heute mit Rußland stehen, und warum sich ein so mörderliches Geschrei erhob, als man bei uns eine Anleihe auflegen wollte, für ein vom Hunger geplagtes Land, das die berühmten drohenden Truppen-Dislokationen nicht vorgenommen hat und dessen Herrscher der friedliebendste Mensch von der Welt ist, — immer nach Herrn von Caprivi's eigenen Worten.

Nebenbei bemerkt: mit den Truppen-Dislokationen ist das so eine Sache. Der Reichskanzler meint, die bösen Militärschriftsteller hätten das aufgebracht, aber er vergaß, daß noch kürzlich Graf Kalnocky von bedrohlichen Aufstellungen russischer Truppen gesprochen und daß am 6. Februar 1888 Fürst Bismarck gesagt hat: „Diese Truppenaufstellungen haben schon früher in ausgedehntem Maße stattgefunden, sie sind in der jetzigen bedrohlich erscheinenden Form namentlich seit 1879, nach Beendigung des türkischen Krieges, aufgetreten." Bismarck gab also die Dislokationen zu, ohne indessen darin die Gefahr eines Ueberfalles zu wittern. Aber mir fällt noch zu rechter Zeit ein, daß der fürchterliche „Schriftsteller", von dem der neue Reichskanzler so lange sprach, ja gerade der alte Reichskanzler gewesen sein soll. Meine Zeitung behauptet es, alle Zeitungen behaupten es, und wer's nicht glaubt, der ist ein Söldling des Schriftstellers im Sachsenwalde.

Das nämlich ist der Humor von der Geschichte. Herr von Caprivi hatte von den Zeitungschreibern in einem süperben Ton der Verachtung gesprochen, wie ihn der selige Goetz, der aus dem Goethe-Cyclus, meine Damen, nicht verächtlicher gefunden hätte, wenn die Federfuchser von Rathsherren länger auf dem Platze geblieben wären. Ob in den Augen des Reichskanzlers alle Zeitungschreiber gleich überflüssig und unnützlich sind, auch solche, die sich niemals erlauben würden, über Optimismus und Pessimismus so merkwürdige Oberflächlichkeiten zum Besten zu geben, wie es Herr von Caprivi that: Diese Frage kann uns einstweilen gleichgiltig sein. Aber kurz und gut: Der Kanzler hatte der Presse nach Gebühr übel mitgespielt und ich freute mich schon im Voraus des Entrüstungssturmes, der am nächsten Morgen mit unfehlbarer Sicherheit durch die Blätter rauschen würde. Ein schöner Gedanke, aber es kam anders, wie es immer anders kommt. Die Zeitungen waren entzückt, denn wen hatte Herr von Caprivi im Grunde ganz allein gemeint? Denselben Schrecklichen, der an alles Bösen böser Vater ist, dem wir die schlechte Kartoffelernte verdanken und die Influenza, die Bankbrüche und die Mordepidemie, mit einem Wort: Bismarck. Und das hatten die Zeitungen ja immer gesagt, voll und ganz und unentwegt.

Jeder rechtschaffene Abonnent weiß es übrigens längst, und den letzten Zweiflern habe ich es verrathen, als ich hier an den Collegen Bismarck einen offenen Brief zu richten wagte. Im Reichstag entsteht noch verrätherische Heiterkeit, wenn der neue College für Otterndorf-Geestemünde erwähnt wird; den Herren kommt es noch komisch vor, daß sie die Kürassierstiefel nun am Ende ganz in der Nähe sehen sollen. Die Zeitungschreiber aber sind nicht so bescheiden, die lachen schon lange nicht mehr, denn sie haben sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der College Bismarck in Varzin, in Schönhausen, in Kissingen, in Friedrichsruh vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht hinein nur mit Leitartikelschreiben beschäftigt ist. Neuerdings hält er sich gar zwei Stenographen und eine Schreibmaschine, damit es schneller geht und Hartmeyr nicht immer zu warten braucht. Und wenn, wie Herr von Caprivi in witziger Absicht sich ausdrückte, der Beunruhigungsbacillus jetzt in Reinculturen gezüchtet wird, so trägt daran beileibe nicht Dilettantismus und Servilismus die Schuld, auch die Thatsache nicht, daß die Politik des neuen Kurses den reichlichsten Beifall noch bei der Partei findet, bei deren Unterstützung dem neuen Reichskanzler „unheimlich" zu Muthe wird, Gott bewahre: es ist der Herzoglich Lauenburgische Grund und Boden, dem dieser Bacillus entkeimt. Nehmt dem Bismarck die Feder weg, die Stenographen und die Schreibmaschine, und dann: lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Es ist wahr, Herr von Caprivi hat sich später ausdrücklich gegen die Annahme verwahrt, das Ziel seiner Angriffe sei Bismarck gewesen. Herr von Caprivi ist ein Mann von ungewöhnlicher Ehrlichkeit und Integrität, aber gegen die Legendenbildung kommt er doch nicht auf, denn die

Digitized by Google

wird von den Parteien im Submissionswege an den Meistbietenden vergeben. Und der Meistbietende ist in allen Fällen jenes mystische Ungeheuer, das man die Taktik nennt und dem ganze Hekatomben von Lügen als billige Opfer dargebracht werden, — zur größeren Ehre der culturförderlichen, der menschenbeglückenden Ideen. Und deshalb scheint mir Tocqueville Recht zu haben, wenn er — in seinem Werk „La démocratie en Amerique" — schreibt: „die Parteien sind das spezifische Uebel freier politischer Zustände.

Die großen politischen Parteien berücksichtigen mehr die Prinzipien als die Consequenzen, die Allgemeinheiten mehr als die Einzelfälle, die Ideen mehr als die Persönlichkeiten. Sie haben, mit kleinen Parteien verglichen, edlere Züge, großartigere Leidenschaften, stärkere Ueberzeugungen, kühnere und freiere Bewegungen; bei ihnen verbirgt sich das Sonderinteresse, das bleibende Motiv politischer Leidenschaft, geschickter hinter dem Schleier des allgemeinen Wohls, so daß der Einzelne selbst sich über die eigenen Motive täuschen kann ... Die großen Parteien erreichen eine Umwälzung, die kleinen eine Erschütterung der Gesellschaft; jene zerrütten, diese korrumpiren sie, aber jene retten sie oft durch tiefgreifende Aetzungen, diese stören sie stets nutzlos."

Und die ungehaltene Rede? Das Motto hätt' ich wohl, allein die Rede ist wieder einmal ungehalten geblieben, und zwar wieder einmal, weil ich bei Bismarck mich zu lange aufgehalten habe. Er allein trägt auch diesmal die Schuld und es wird höchste Zeit, daß er selbst leibhaftig erscheint und eine Rede redet. Aber ich fürchte sehr, die wird dann auch ungehalten sein.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der Revisor."

Komödie in fünf Aufzügen von Nicolai Wasiljewitsch Gogol. Deutsch von W. Lange. (Freie Volksbühne.)

Am Ende dieser Woche erst wird uns die freie Volksbühne den „Revisor" vorführen. Weil aber gerade eine Novitätenpause eingetreten und weil Gogol der Mehrzahl der überhaupt literarisch Interessirten selbst ein fremder Mann ist, deshalb möchte ich heute schon ein Wort über den Dichter und die Dichtung sagen.

Auch ein anderer Grund noch drängt mich zu dieser Vorbetrachtung. Die Berliner Polizei hat wieder einmal das Bedürfniß gefühlt, durch Censureingriffe die leider nur mäßig entwickelte Spottlust zu wecken. Wenn im Hoftheater nach der siebenzigsten Wiederholung des „neuen Herrn" ein prüder Strich angeordnet wurde, so entzieht solche Maßregel sich der öffentlichen Kritik. Das Hoftheater ist ein Privatbesitz des preußischen Königs und dessen Entscheidung allein ist es vorbehalten, ob dort die Kunst herrschen soll oder die Hofdame, ob der übrigens fleißige Director Grube sich die schönsten Rollen heraussuchen und die unwürdigste Notizchen-Reclame einführen darf. Das Hoftheater ist ein versteinerter Anachronismus, und es ist nur die logische Folge dieser längst nicht mehr daseinsberechtigten Institution, wenn jetzt auch die wundersame Sitte eingeführt worden ist, das Publikum eine halbe Stunde und länger auf die Ankunft der Majestäten harren zu lassen. Das Fest kann doch nicht beginnen, ehe der Hausherr da ist; daß die Gäste durch ihre Bezahlung des Platzes auch ein gewisses Recht auf pünktlichen Beginn und Schluß der Vorstellung erworben haben, daran scheint gar nicht mehr gedacht zu werden. Aber damit hat die Polizei nichts zu schaffen; deren Fürsorge sind nur die Privatbühnen unterstellt, und da ereignen sich denn die merkwürdigsten Dinge. Für den sogenannten Todtensonntag wurde Goethes satirische Komödie „Die Mitschuldigen" verboten, aber Herr Adolf Ernst und die Pächter der anderen Spezialitätentheater durften ihren Possenkram ruhig feilbieten. Dieses war nicht der erste Streich, doch der nächste folgte sogleich. Nach dreißig Wiederholungen nämlich mußten in dem Schwank „Die Großstadtluft" — von Blumenthal und Kadelburg — zwei unendlich harmlose Verszeilchen beseitigt werden. Warum? Ich weiß es nicht, aber ich hoffe, im preußischen Landtag wird sich endlich ein Abgeordneter finden, der die Staatsregierung, und insbesondere den Minister Herfurth, über die bei Censureingriffen maßgebenden „Gesichtspunkte" scharf interpellirt. Und diesem kommenden Abgeordneten möchte ich die Anknüpfung an die Geschichte des „Revisors" ergebenst an's volkvertretende Herz legen.

Die Literatur hat sich in Rußland stets einer ganz behaglichen Freiheit zu erfreuen gehabt. Scherz bei Seite. Noch unter der zweiten Katharina konnte der erste russische Lustspieldichter Von-Wizin im „Gesellschafter" kecke Fragen an die gekrönte Schriftstellerin richten, die, an derselben Stelle, von der Freundin der Encyclopädisten beantwortet wurden. Und als Nicolaus, ein gar nicht aufgeklärter Despot, das Zarenreich mit Ruthe und Stock regierte, da konnte im Hoftheater ein Stück erscheinen, das die Corruption der Verwaltung mit unerhörter Rücksichtlosigkeit geißelte. Dieses Stück war der „Revisor." Der Zar war, ganz wie heute der dritte Alexander für die Werke Tolstoi's, selbst der Censor gewesen, er hatte schon beim Lesen der Komödie sich kaiserlich amusirt und am Abend der ersten Aufführung gab er von seiner Loge aus das Zeichen zum Beifall. Nicolaus war überhaupt eine viel complicirtere Natur, als der gassenläufige Tyrannenhaß sich träumt, und manchem constitutionellen Monarchen wäre zu wünschen, daß er von diesem Selbstherrscher einige Achtung vor geistigem Schaffen lernen könnte. Gogol erzählt in einem Briefe, der Zar habe eines Tages über die Iliade einen Hofball vergessen, — man denke, einen Hofball über die Iliade! Und auch der Lebenden gedachte der böse Nicolaus; als er von dem Talent Gogols hörte, ließ er dem armen Poeten reichliche Unterstützung zukommen und sagte dem Mittelsmanne: „Nennt meinen Namen nicht, sonst glaubt Euer Schützling, er müsse nun ein Hofdichter werden und im offiziellen Stil schreiben." So zarte Rücksicht soll an Kaiserhöfen nicht immer üblich sein.

Der russischen Satire, von Gogol bis auf Saltykow-Stschedrin, ist diese nur durch die Nähe des Thrones begrenzte Freiheit zu Gute gekommen, und auch dem russischen Theater hat sie genützt; nur in Rußland darf eine Hofbühne den Figaro des Beaumarchais und Ibsens Nora zu Gaste bitten, nur der weiße Zar fühlt sich stark genug, um französischen Ehebruchstücken und Sardous „Thermidor" Allerhöchstselbst zuzuschauen. Dieses literarisch glückliche Land kennt nicht Famlienblätter, nicht Familientheater in unserem aufgeklärten Sinn und keine prüde Rücksicht hemmt dort den Poeten. Er darf Alles sagen, — wenn er nämlich den Zaren schont und den Heiligen Synod, denn auch Herr Pobedonoszew läßt nicht mit sich spaßen. Bei uns aber — ja, was darf man denn bei uns eigentlich noch sagen? Bei uns hat jedes Bekenntniß, jeder Stand, jede Partei namentlich einen eigenen Pobedonoszew, und geht die Reise auch nicht gleich nach Sibirien, so ist der Plötzensee doch auch eine schöne Gegend. Vergebens würde man mit der Laterne ein deutsches Theater suchen, das eine politische Satire, ein den Jobbern oder den Presseleuten scharf zu Leibe gehendes Stück spielen möchte. Durch die harmlose, die süße Indifferenz ist unsere Posse auf den Adolf Ernst gekommen, und wohin die Schwanktendenz neigt, das lehren mit eindringlicher Beredsamkeit die beiden letzten Erfolge: die „Kinder der Excellenz" und die „Großstadtluft" behaupten das Feld — banale Jemiethlichkeit, Witze und kein Ende.

Witze kennt die russische Komödie nicht und auch der spannenden Intrigue soll sie, nach französischem Muster, erst in neuester Zeit sich zugewendet haben. Cervantes, Molière, Le Sage, auch Jonathan Swift und der viel schwächere Dryden sind dem slavischen Humor Erwecker und Lehrmeister gewesen. Komische Charaktere suchte schon Von-Wizin und so hat auch Ostrowsky, der Letzte in der allzu kurzen Reihe, gepflegt und gethan. Eine Entwickelung hat das russische Theater nicht gehabt: die Technik ist dieselbe im „Revisor", in Gribojedows berühmtem Versspiel vom „Unglück, zu viel Geist zu haben" und in den „Früchten der Bildung" von Tolstoi. Eine lockere Technik, die nicht auf Spannung und Amusement ausgeht, die vielmehr langsam einherschreitet und jeden Augenblick Halt macht, um uns, da oder dort, ein drolliges Original, einen schäbigen Filz oder einen närrischen Kauz, in's rechte Licht zu rücken. Die Technik eines jungen Volkes, das Zeit hat und gern verweilt, wo es etwas zu lachen gibt; die Technik eines früh müden Volkes, das bei heiterem Spiele gern bange Seufzer vergißt und hoffnungloses Sehnen. Mit diesem Volke muß das russische Theater rechnen, deshalb ist es in den Kinderschuhen geblieben, während der russische Roman sich die Welt erobert hat.

„Im Revisor habe ich mich bemüht, Alles zusammenzutragen, was ich in meinem Rußland gesehen hatte, alle Ungerechtigkeiten, die da gerade begangen werden, wo die höchste Gerechtigkeit heiligste Pflicht sein sollte. Mit einem Schlage wollte ich die ganze Mißwirthschaft geißeln. Der Eindruck war der des Erschreckens. Hinter meinem gewaltsam erzwungenen Lachen vernahm der Hörer meinen Kummer, meine Betrübniß." So schreibt Gogol selbst in seinen „Bekenntnissen", und was er herausgefühlt hat, das gilt noch heute für den Eindruck, den der Revisor dem verfeinerten Fremden macht. Nur der Russe kann aus vollem Halse über die vorgeführte Verrottung und Verwahrlosung lachen, den nachdenklicheren Ausländer läßt die Empörung nicht zu heller Heiterkeit gelangen, so sehr auch die derben Caricaturen die Lachlust reizen. Ist die Bestechlichkeit der Beamten dem Orientalen geläufiger oder empfindet der Russe, daß sein Vaterland kräftig genug ist, um auch so grenzenlose Corruption zu überwinden? Beide Ursachen mögen wohl zusammenwirken und dem 1836 entstandenen Stück noch heute in der Heimath einen Erfolg sichern, den es im europäischen Westen bisher niemals erringen konnte.

Die Handlung ist von nahezu kindlicher Einfachheit. In einem Provinznest der nicolaitischen Zeit wird die Ankunft eines incognito reisenden Revisors gemeldet, der die Verwaltung inspiciren soll. Allgemeiner Schrecken: nichts ist in Ordnung, der Schmutz liegt fußhoch in den Straßen, sämmtliche Beamte lassen den Herrgott einen guten Mann sein und nehmen, was sie kriegen können, ohne Unterscheidung von Stand und Confession. In der Angst wird ein zufällig in das Nest verwehter Fremdling, ein Bummler und Gigerl von 1830, für den hochmögenden Herrn Revisor gehalten und die ganze Schaar der Corrupten, der Herr Gouverneur an der Spitze, beeilt sich, dem Mächtigen huldigend zu nahen. Das zunächst einigermaßen verblüffte Herrchen findet sich bald in seine dankbare Rolle, es ißt und trinkt sich satt, pumpt alle vorhandenen Würdenträger an und rasselt dann seelenvergnügt zum Thore hinaus, durch das eben, zum Entsetzen der betrogenen Betrüger, der wirkliche Revisor seinen drohenden Einzug hält. Hier hat der Dichter einen Punkt gemacht und die weitere Entwickelung der Phantasie seines Publikums überlassen.

Digitized by Google

Wird es den Corrupten nun schlimm ergehen? Ich glaube kaum. Auch der wirkliche Revisor wird mit sich reden lassen und schon in der ersten Unterhaltung wird der famose Stadtvater gewiß wieder aufathmen dürfen: „Gott sei Dank — er nimmt Geld, mit dem Manne kann man verhandeln!“ In diesem ewigen Kreislauf von Nehmen und Geben liegt die Moral von der Satire.

Nicht die einfache und in ihrer Naivetät kraftvolle Menschlichkeit des Molière tritt hier uns, befreiend, entgegen: dafür aber fehlt auch die bei Molière übliche Huldigung für den allergnädigsten Souverän, der die Schelme zu Paaren treibt. Man spürt einen bitteren Groll, der nur mühsam sich eine Fröhlichkeit abzwingt, die dem Zuschauer auch nur schwer dann sich mittheilen will. Der Revisor ist eine abgrundtiefe Posse: sie wird den Fremden ermüden, wenn sie mit bewußter Komik in grelle Caricatur hineingetrieben wird; sie wird erschüttern und unter Lachthränen wehmüthig stimmen, wenn sie stockernsthaft, wie sich's für jede poetische Posse gebührt, dargestellt wird. Als Gogol den Revisor schrieb, da hatte er dem Beamtenjoche sich schon entzogen und nannte mit Stolz sich wieder den „freien Kosacken.“ Was er als kaiserlich russischer Expedient gesehen hatte, das war in seinem Dichten nun lebendig geworden, die ganz einzige, auch von Dickens nicht erreichte Erzählung vom „Mantel“ war und der „Revisor“ entstanden, mit seinen hungernden Genossen hatte der Dichter gewennt, über seine geldgierigen und gewissenlosen Collegen hatte er gelacht. Auch der Revisor ist ein Stück prächtiger Gelegenheitspoesie; es wird auf deutschen Bühnen nicht heimisch werden, aber es wird hoffentlich, und deshalb begrüße ich die Aufführung mit besonderer Freude, wenigstens unsere literarischen Mandarinen an den großen kleinrussischen Dichter erinnern, dessen Dasein auch die consequentesten Rechten vergessen zu haben scheinen.

Man fängt bei uns jetzt die russische Literatur von hinten an; man schwärmt für den Nazarener von Tula und saugt bei Garschin epileptischen Mitleidens sich voll. Und doch ist Gogol der Stammvater des ganzen Geschlechtes: ein Romantiker, Puschkin, leitete seine ersten poetischen Gehversuche; einem Wirklichkeitdichter, Dostojewsky, überließ er ein fertiges Kunstinstrument, eine Weltanschauung, eine Religion. Gogol ist Einer der großen Humoristen, die am Ausgange der Romantik überall auftauchen; als Zeitenscheinung gehört er zu Heine und Dickens, zum Dichter des „zerbrochenen Kruges“ auch und der „Leute von Seldwyla“, doch selbst den mächtigen Schatten des Cervantes, in dessen Heimath der Geplagte Erholung suchte, braucht er nicht zu scheuen. Er war ein Kosmopolit und wurde ein Russe, ein Stockrusse sogar, und der mitleidigen Mystik hat er Bretter gelegt. Darin ist er besonders groß, daß er zuerst das unendlich Kleine sah und doch die Kraft bewahrte, einen „Taraß Bulba“ zu schaffen und die „todten Seelen“ lebendig zu machen. Wenn er schließlich ein Fremdner wurde, — er lebte eben im revolutionären Rußland und bekannte, besser er, dreundvierzigjährig, in Moskau starb: „Ich habe das Leben, das wirkliche, nicht ein in der Phantasie erträumtes, verfolgt und so bin ich zu Dem gelangt, der allen Lebens Quelle ist.“ Der ganze Tolstoi ist in diesem Wort. M. H.

Notizen.

Die Schmugglerstochter von Norderney. Historischer Roman von Karl Adolf. (2 Bände, Königsberg, Hartung.) Eine Anfängerarbeit, aber nicht in dem Sinne, als sei der Verfasser ein blutjunger Mensch; er ist vielmehr, wie jede Seite des Buches zeigt, ein Mann von ausgereifter Lebenserfahrung, der aber wohl bisher an literarische Werke größeren Umfanges sich nicht gewagt hat. Ausdruck und Satzbau sind, namentlich im ersten Bande, ungelenk und oft von jener steifen Pedanterie, die dem Kanzleistil eignet; aber im Verlauf der Erzählung wird die Sprache allmählich unbefangener, freier, gegenständlicher; in den Naturschilderungen — den gelungensten Theilen des Romans — gewinnt sie Leben und einen eigenen Reiz. Mit der Gestaltung der Personen ist es ähnlich bestellt wie mit der Sprache; sie geht hart und schwerfällig vor sich; die Personen werden direct — oft recht langathmig — charakterisirt, statt daß uns aus ihrem Thun und Reden ihr Inneres offenbar würde; sie reden oftmals nicht das, was ihren Umständen angemessen ist, sondern was der Leser erfahren soll, weil der Dichter keine andere Möglichkeit der Mittheilung findet. Im Ganzen macht der Roman den Eindruck, als arbeite der Verfasser nicht frei und freudig aus innerer Nöthigung, sondern unter einem schweren Druck, der seine oft merkbar hervortretende Kraft nicht zu rechter Entfaltung kommen läßt. Er hat sich nicht völlig in seinen Gegenstand versenkt, sich nicht mit seinen Personen innerlich indentificirt; und so bleibt denn auch die Darstellung gestaltlos, schwerflüssig, nur durch Druckwerk und Saugpumpen im Gang zu erhalten. Erst gegen Ende des Romans zeigt sich die Gestaltungskraft gereifter; in der ergreifenden Schlußsituation erhebt sie sich zu einer der Größe des dargestellten Ereignisses würdigen Höhe: die verrathene Geliebte - eben die Schmugglerstochter von Norderney — läßt den Treulosen, dessen Tod ihr wildes, durch das Mitleid nur mühsam und halb gebändigtes Rachegefühl heischt, mit der bevorzugten Nebenbuhlerin zu Wagen durch's Watt fliehen, während der Ebbe in lebensgefährlicher Fahrt - ins Verderben, und die Verlassene sieht es noch mit an, wie die Fliehenden von der Fluth ereilt und verschlungen werden. — Wenn das Werk nicht frei ist von ernsten Fehlern, so enthält es doch auch vieles Schöne, von dichterischem Geiste Zeugende, das auch den feineren Leser mit Befriedigung erfüllen muß. Insbesondere trägt es ein frisches Localcolorit, dessen Genuß sich besonders der nicht versagen mag, der selbst in den Dünenketten Norderney's herumgestreift ist.

Der gebildete Mann. Die Theaterstücke der Weltliteratur. (Berlin, Alfr. H. Fried & Co.) Der rührige Verleger hat die Idee seines Buches, alle Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiederzugeben, also gleichsam ein Lexikon der dramatischen Dichtung zu bieten, vorerst einer Reihe von Fachleuten zur Begutachtung vorgelegt und diese Urtheile dem fertigen Werke beigegeben. Fast alle haben sie mit mehr oder weniger Bedenken die neue und glückliche Idee anerkannt, und Max Nordau hat sogar eine begeisterte Einleitung dazu geschrieben. Auch der Herausgeber der „Gegenwart“ hat sein Gutachten hier gedruckt wiedergefunden, aber den einschränkenden Nachsatz vermißt: daß es vor Allem auf die Art ankomme, wie die Stücke erzählt werden. In der That ist es denn auch mit diesem Punkte nicht zum Besten bestellt. In einem Werke, das so viele Mitarbeiter erfordert, gibt es je nach Talent und Temperament auch verschiedene Erzähler, lang- und kurzweilige, umständliche und summarische. Sache der Redaction ist es alsdann, mit Feder und Rothstift ein gewisses Ebenmaß herzustellen. Das scheint nun leider unterblieben zu sein, sonst würde es nicht vorkommen, daß zuweilen gleichgültige Einacter und Schwänke breitspurig erzählt und klassische Meisterwerke kurz abgethan sind. Ein anderer Vorwurf trifft die Auswahl der Stücke. Von deutschen Dramatikern suchen wir vergeblich Grabbe, Geibel, Raupach, Rosen, fast die ganze Possenliteratur von Kalisch bis Jakobson fehlt, und was von den vertretenen Dichtern aufgenommen wurde, sind oft nicht einmal die Hauptstücke, z. B. Lindner's Bluthochzeit, Blumenthal's Große Glocke, sondern Eintagsfliegen, die kaum je gelebt haben. Besonders freigebig sind die jüngeren und jüngsten Dramatiker bedacht, obgleich sie lauter todtgeborene Musenkinder zeugten. Statt der Alberti, Kretzer, Bleibtreu, Schlaf und Holz hätten wir lieber Vollständigkeit der klassischen Stücke. „Fiesko“ ist vergessen und „Macbeth“ wird zweimal verschieden erzählt, einmal bei Schiller und einmal bei Shakespeare, von dem nicht ein Stück fehlen sollte. Ueberhaupt sind die Ausländer sehr stiefmütterlich bedacht und oft bloß in nebensächlichen Stücken berücksichtigt. Von Corneille einzig Rodogune, von Racine nur Andromache und Athalia, von Goldoni nur der „Ventaglio“ (wahrscheinlich weil er in der Universalbibliothek zu haben), von Gozzi nur „Turandot“ (unter Schiller), von Scribe einzig das „Glas Wasser“, von Sardou fehlen die Hauptstücke: Familie Benoiton und Unsere guten Freunde, von Meilhac kennt das Buch nur: Attaché und Pepa und von Labiche gar nichts. Wir verweisen auf diese Mängel, um ihre Verbesserung in einer späteren Auflage zu ermöglichen, denn wir halten nach wie vor die Idee des Lexikons für überraschend glücklich und praktisch. Indem der Verleger im Vorwort das Buch selbst nur als ein Experiment hinstellt, entwaffnet er jede schärfere Kritik. Sein Versuch ist halb gelungen, aber ein solches Monumentalwerk ist auch nicht auf den ersten Anlauf zur Vollendung zu bringen. Man vergegenwärtige sich nur die bescheidenen Anfänge unserer großen Conversationslexica, die auch erst stufenweise zu ihrer heutigen Vollendung gebracht wurden. Als vielversprechender Anfang verdient auch Fried's „Gebildeter Mann“ Unterstützung und Verbreitung und leistet schon jetzt in vielen Fällen gute gute Dienste.

Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin Marie Ebner-Eschenbach. Von Georg Müller-Frauenstein. (Hannover, Leop. Ost.) Der Verleger hat vor einigen Jahren ein praktisches Vademecum für Literaturfreunde herausgegeben, das mit seiner Zusammenstellung der wichtigsten Belletristik von 1878 bis 84 zwar zunächst nur für Sortimentsbuchhändler bestimmt war, aber auch in den Kreisen der Bücherfreunde sich noch großer Beliebtheit erfreut. Das vorliegende aus zehn gemeinverständlichen Vorträgen entstandene Buch kann füglich als eine Art ästhetischen Kommentars zum Vademecum aufgefaßt werden, und auch es ist uns willkommen wie jedes Werk, das unsere heutige Literatur gegen den unbilligen Vorwurf nichtsnutzigen Epigonenthums in Schutz nimmt und ihr Verständniß erleichtert und fördert. Es ist gar keine Frage, daß unsere Lyrik seit Goethe in Platen, Mörike, Leuthold, Keller u. a. einen Fortschritt bedeutet, die Novelle hat erst in unseren Tagen in Heyse und namentlich in C. F. Meyer ihre Blüthe erreicht, und der Roman hat sich gleichfalls nicht nur in die Breite entwickelt. Dies hebt denn auch der Verfasser mit Recht hervor, und mit seinen Urtheilen, die weder auf Tiefe noch Eigenart Anspruch erheben, sind wir im Großen und Ganzen einverstanden. Nur wenn er Kleist „in seinem Ausdruck zwischen Schiller und Körner, dem ersteren freilich erheblich näher“ stellt, protestiren wir, denn bloß in seinem Jugendstücke „schillert“ Kleist noch ein wenig und mit Körner hat er gar nichts gemein, als die glühende Vaterlandsliebe. Die Verurtheilung der Marlitt'schen Romane rechnen wir dem Verfasser umso höher an, als seine Vorträge sich vorzugsweise an eine weibliche Hörerschaft zu richten scheinen.

Hammer und Pflug. Eine österreichische Dorfgeschichte von V. Milàr-Gersdorff. (Danzig, Carl Hinstorff.) Eine der besseren neueren Dorfgeschichten, schon um ihres neuen und weniger beschränkten Horizontes willen. Nicht mehr die herkömmlichen Aelpler und Dörfler, sondern alpine Kohlenbergwerke, die das übliche „Gelobt sei Jesus Christ“ des Grußes in das bergmännische „Glück auf“ verwandeln. Und so gereicht es auch den hier geschilderten Menschen gar nicht zu ihrem Vortheil, aber der Sieg des Guten ist auch hier das Ende. Gut gezeichnet ist namentlich der norddeutsche Ketzer, der sich Achtung verschafft, und der bekehrungssüchtige Hochwürdige. Vortrefflich ist der Dialekt behandelt. Ein gemüthvolles, gutes Buch.

Meergold. Eine Strandgeschichte von Fritz Bode. (Arolsen, G. Speyer.) Die hübsche Novelle schildert den Untergang eines

Digitized by Google

Fischerdorfes durch die Springfluth und verwebt damit menschliches Lieben und Leiden bis zum versöhnenden Ausgang, wo das Dorf schöner wieder aufgebaut wird und die geborstene Glocke noch einmal zur Hochzeit läutet. Der ganze Zauber der Nordsee weht durch diese einfache, aber poesievolle Geschichte, die von Storm die stimmungweckenden Farben und aus dem eigenen Herzen die gemüthvolle Innerlichkeit schöpft. Nur vor Sentimentalität und Süßlichkeit muß sich der begabte Dichter hüten. Die einfache, schlichte Natur wirkt immer am tiefsten.

Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampfe der Gegenwart. Von Wilhelm Bölsche. (3 Bände. Deutsche Verlagsanstalt.) Drei Bände immerfort Scherzählung und endlose, eintönige Reflexionen, die dem Tagebuch — dem wirklichen und mehr noch dem fingirten — nun einmal eigen sind. Aller aufgebotene Geistesreichthum mit den Brillanten einer virtuosenhaften Stilistik, die sich der Naturschilderung wie der feinsten Zergliederung seelischer Vorgänge, dem frivolen Salongeplauder wie der wissenschaftlichen Erörterung gleich gewachsen zeigt, all' das vermag nicht über das Unkünstlerische der Form im Ganzen hinwegzutäuschen: das Werk ist ein neuer Beweis dafür, daß die Tagebuchform und die Scherzählung nur für Dichtungen kleineren Umfanges sich eignet, in denen ein einzelnes, leicht überschaubares Ereigniß dargestellt ist, wie es im Geiste eines Einzelnen sich spiegelt. Hier liegt die Sache doch etwas anders; ein Bild aus dem Geistesleben unserer Tage soll vor uns aufgerollt werden; wie es auch immer um eine Person als den beherrschenden Mittelpunkt gruppirt werden mußte, all' die sich bekämpfenden, sich suchenden und fliehenden Geistesströmungen mußten in ihrer originalen Gestalt erscheinen, in eigenem Vertreten leibhaftiges Leben gewinnen, nicht bloß in dem getrübten Spiegelbilde gezeigt werden, das ein von diesen Strömungen leidenschaftlich ergriffener Geist jeden Augenblick anders zurückstrahlt; das aus einer Reihe von Momentaufnahmen zusammengesetzte Bild des galoppirenden Reiters ist doch wohl nur eine Frage der Wirklichkeit. Kein Zweifel, wäre Bölsche nicht auf die unglückselige Tagebuchform, für deren Wahl er ja immerhin manche plausiblen Gründe mag anführen können, gerathen, er hätte bei seiner großen Begabung und liebevollen Versenkung in seine Aufgabe das Ganze farbensatter, wärmer, pulsirender, lebenswahrer gestaltet. Unter der Hand würde sich dann auch das allzu Tendenziöse des Romans, das allezeit eine unkünstlerische Ingredienz ist, etwas mehr aufgelöst haben; der in einer und derselben Menschenbrust wogende Kampf zweier Weltanschauungen, derjenigen des Naturmechanismus und der des Spiritismus, tiefer, gegenständlicher und ergebnißreicher gestaltet worden sein. Denn was ist das Ergebniß dieser Romanhandlung — wenn man diese endlose, psychologische Analyse eine Handlung nennen darf —? Daß der Spiritismus, der uns hier in seinen gröberen und feineren Formen vorgeführt wird, Schwindel und Selbsttäuschung ist. Ganz recht, so ungefähr wußten wir das auch wohl schon vor diesen Romanen; aber gegen Schwindel und trügerische Geheimmittel dreibändige Romane anstatt einer Broschüre oder populärer Vorträge? Das heißt Kanonen gegen Spatzen abschießen. Und dazu dieses Aufgebot feiner Seelen- und Stimmungsmalerei, die uns in Gedankengängen, welche — ohne Absicht, vielleicht ohne Wissen des Verfassers — schon bei Lotze sich finden, das Unbefriedigende der mechanischen Naturbetrachtung, das tiefe, menschliche Bedürfniß nach einem darüber hinausliegenden, sich ihr entziehenden Höheren so schön und ergreifend darstellte? Nur dazu, um mit ledernster, rationalistischer Weisheit zu schließen: gehet hin, eßt und trinkt, arbeitet, freit und laßt im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein? So klug konnten wir auch schon sein, ehe wir mit den Helden trotz aller naturwissenschaftlichen Bildung in die Irrgänge der Mystik geriethen. Wir haben den Spiritismus einem trügerischen Geheimmittel verglichen; den Schwindel und die Schädlichkeit dieses Mittels hat der Verfasser gründlich aufgedeckt, aber was wird nun aus dem Leiden, das den Menschen selbst zu diesem Mittel in seiner Noth greifen läßt? Er hat uns das Leiden doch so eindringlich geschildert, und nun spinnt er den selbstgedrehten Faden nicht weiter? Hat das Leiden aufgehört zu existiren, weil das eine versuchte Mittel sich als trügerisch erwies? Ist das warme und überzeugend geschilderte menschliche Bedürfniß auch nur ein Blendwerk der Mittagsgöttin? Ist es nur da in den Ständen phantastischer Verträumtheit? Hier bleibt eine große Lücke in dem Roman; allzufrüh ist mit einem inhaltschweren Fragezeichen geschlossen, oder vielmehr das Fragezeichen ist gar nicht einmal gesetzt, weil der Dichter die Frage nicht sieht, die sich doch aus seinem Werke ergiebt. So endet der Roman, ohne einen Abschluß zu haben, ohne daß dem Dichter selbst dieser Mangel eines wirklichen Schlusses zum Bewußtsein gekommen wäre. Dem aufmerksamen Leser jedoch kann er unmöglich verborgen bleiben. Wenn so das Werk als Ganzes, als Kunstwerk keine rechte und volle Befriedigung gewähren kann, so soll doch die glänzende Begabung des Dichters und die außerordentliche Gelungenheit einzelner Partien auf's Wärmste anerkannt werden. Kein Leser wird das Werk ohne regstes Interesse genießen, keiner ohne den Wunsch, daß der Dichter bald ein ähnliches Kapitel aus dem Geistesleben der Gegenwart in glücklicher gewählter, abwechselungreicherer Form gestalten möge.

Totenröschen. Licht. Zwei Erzählungen von Anton v. Perfall. (Jena, Hermann Costenoble.) Die beiden Novellen gehören zu den besten Arbeiten des rührigen Erzählers. „Totenröschen", aufgewachsen hinter den Mauern eines großstädtischen Friedhofes und durch ein tragisches Geschick in das Leben hineingerissen, flieht nach Irrthum, Kampf und bitterer Enttäuschung zurück in die Heimath ihrer Jugend, die Stätte des Todes, welche die entflohene Freundin für immer festhält. Nicht minder spannend bewegte Handlungen enthält „Licht", worin der Kampf zwischen Licht und Finsterniß behandelt wird. Als Kampfplatz wählt der Autor eine kleine Stadt Süddeutschlands, in deren engen, von dem Riesendom überschatteten Gäßchen Finsterniß und Fäulniß herrscht, bis für den Einzug der siegreich aus Frankreich zurückkehrenden Truppen das alte Winkelwerk der via triumphalis zum Opfer fällt. Die Kunst der dramatischen Steigerung, der Erfindung und Durchführung interessanter Conflicte bewährt sich in beiden Erzählungen Wir können sie unsern Lesern empfehlen.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Gesammelt von Ludw. v. Hörmann. (Leipzig, Liebeskind.) Dies neueste Diamantbändchen, seinen Vorgängern auch äußerlich angepaßt, enthält eine reiche Auswahl alpenbäuerlichen Geistes und Witzes, gesunden Menschenverstandes und unfreiwilligen Humors und sei Forschern und Kennern, Germanisten und Völkerpsychologen, wie auch Touristen und Naturfreunden warm empfohlen.

„Ueberreif." Moderner Roman von Otto Mora. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) In der Schule des jungen Deutschland ist zum Theil, selbst unter dem jüngsten Vertretern, der Gährungsproceß vorüber, und aus dem schäumenden Moste ist ein mehr oder minder genießbarer Wein geworden. Die Subjektivität beherrscht nicht mehr ausschließlich das Feld, man erkennt das Gute an den Gegnern und das Faule im eigenen Lager. Der vorliegende Roman ist voll Talent. Die Helden und Heldinnen sind in unserer Zeit lebende Menschen, denen alle Untugenden und Laster des heutigen Menschenthums anhaften, die aber auch mit allen Vorzügen, welche das Leben kennt, ausgestattet sind. Die Handlung, spannend und ergreifend, will keinen Roman, sondern Wirklichkeit wiederspiegeln, wobei zu bemerken ist, daß meistens das Wirkliche romanhafter sich darbietet, als das Phantastische. Mora begnügte sich nicht, seichte Menschennaturen vor uns hinzustellen, uns mit dummen Ballconversationen zu langweilen; er begibt sich auf das Gebiet der Kunst, Literatur; Politik, und macht auch Abstecher in die soziale Welt.

Chr. Oesers Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik. Neu bearbeitet von Julie Dohmke. (Leipzig, Fr. Brandstetter.) Diesem allbekannten „Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen", das eben in 25. Auflage erscheint, thut keine Empfehlung mehr Noth. Eine Generation deutscher Frauen hat schon Belehrung und Erhebung, Bildung des Geistes und Gemüthes darin gesucht und gefunden, und noch weitere Generationen werden sich an des alten Oeser feinsinnigen und zum Kunstverständniß und Genuß des Schönen anregenden Werk erfreuen. Möge das schön ausgestattete Buch auf mehr Weihnachttischen liegen, als die Professorenromane und Völkerwanderungen, denn es weist auf die wahre Kunst und Natur hin.

Alpenlandschaften. Ansichten aus der deutschen, österreichischen und schweizer Gebirgswelt. (Leipzig, J. J. Weber.) Meisterholzschnitte nannte Lipperheide vor einigen Jahren seine Sammlung von Reproductionen heimischer und ausländischer Illustrationen, und dieser Ehrenname gebürt auch diesen 97 Holzschnitttafeln in dem schmucken Großfolioband. Sie sind Weber's Illustrirter Zeitung entnommen und enthalten deren am Künstlerischsten ausgeführten und großartigsten Naturbilder aus den deutschen Alpen. Das ist nicht mehr der harte, hölzerne Schnitt, den die Aesthetik der alten Schule noch bis heute als den einzig berechtigten anpreisen, sondern Bilder, die oft wie Stahlstiche und Kupferdrucke anmuthen und eine Weichheit, Feinheit, aber auch Schwung und Farbe offenbaren, die einer vollkommenen Oelbildwirkung nahe kommt. Den „Ortler von der Franzenshöhe" z. B. wird kein Beschauer ohne künstlerischen Genuß betrachten. Der Text von J. Meurer, Präsidenten des Oesterreichischen Alpenclubs, ist knapp, sachlich, belehrend, ohne vorgreifliche Schwärmereien und tönende Phrasen. Das Buch wird den Naturfreunden im Allgemeinen und Touristen und Alpinisten im Besonderen willkommen sein.

Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. (Leipzig, Arthur Seemann.) Der Verfasser hat sich durch seine Biographien von Goethe und Klopstock und die Herausgabe der Briefe von Frau Aja bekannt gemacht und war also zu dem vorliegenden schönen Werke berufen. Es ist umso verdienstvoller als uns bisher ein Buch über die herrlichste aller Dichtermütter gefehlt hat, die „frohnatürliche", kerngesunde, verständige, witzige Frau Rath, die unseren größten Dichter unterm Herzen trug und einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Natürlich zieht das breitangelegte Buch auch das ganze Goethe'sche Haus sammt Verwandten und Freunden in die Darstellung hinein, und wir sehen die rastlose Frau an dem Hirschgraben und am Roßmarkt segenvoll walten und schalten bis zu ihrem sanften Tod. Gewissenhaft sind die neuesten Forschungen berücksichtigt, und wir erfahren jetzt Manches über den Großvater von väterlicher Seite, den Schneider und Gastwirth Goethe, von dem der Dichter — auch große Männer haben ihre Schwächen — so gar nichts zu sagen weiß, während er gern von den fast patriziergleichen Ahnen mütterlicherseits, den Rathsherren Textor, spricht; dann über die schöne Branconi, über Bettina, deren „Briefwechsel" durch die neuesten Funde im Goethe-Archiv, die „Aristeia der Mutter", als Quelle vom Dichter selbst beglaubigt wird, ihr unbefangenes Verhältniß zur Geliebten und verspäteten Gemahlin ihres Sohnes, das hübsch motivirt und entschuldigt wird u. s. w. Besonders werthvoll wird das Buch durch die vielen Abbildungen, Porträts, Silhouetten ꝛc., von denen die erstmalige Wiedergabe des von Achim v. Arnim beschriebenen goethischen Familienbildes von Seekatz 1792 aus Hermann Grimm's Besitz wohl die werthvollste Gabe ist.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Auflage. Erster Band. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Im Jahre 1796 erschien zuerst in bescheidenen Grenzen und mit kleinerem Erfolg unser ältestes Konversations-Lexikon; es erlebt also mit dieser neuen Auflage sein 100jähriges Jubiläum und kann mit Stolz auf den reichen Segen verweisen, den es von Geschlecht zu Geschlecht durch Verbreitung des gesammten Wissensstoffes ausgestreut hat. Die Firma F. A. Brockhaus hat durch dieses Werk ihre Weltstellung begründet und ist unermüdlich in ihrem Streben,

Digitized by Google

es nach den Fortschritten der Wissenschaft und Technik zu vervollkommnen. Imponirender Weise beginnt das großartige Unternehmen diesmal nicht mit einer schmächtigen Lieferung, sondern gleich mit einem dickleibigen, schön gebundenen Vollband, der 1000 Seiten Text und 71 Tafeln enthält, von denen uns die prachtvollen 25 Karten wohl am meisten erfreuen. Nachdem der einzige gefährliche Concurrent, Meyer's Konversationslexikon, mit seinen farbenprächtigen Chromotafeln vorangegangen, konnte und durfte Brockhaus auch hierin im Wettbewerb nicht zurückbleiben, und so überrascht uns der Band mit 8 Farbendrucken aus dem Reiche der Natur (Völkertypen, Alpenpflanzen u. s. w.), die künstlerisch und technisch ganz vorzüglich gerathen sind. Der Text enthält an 7000 Stichworte, und die Arbeit ist so gleichmäßig berechnet, daß die Gefahr, den Schlußbänden einen mehr cursorischen Charakter geben zu müssen, ausgeschlossen ist. Die Eisenbahngesellschaften, größeren Zeitungen, hervorragenden Actiengesellschaften, Vereine haben eigene Artikel erhalten, ebenso Abzahlungsgeschäfte, Altersversorgung, Arbeiterausschüsse, da wir ja im Zeichen der Sozialpolitik stehen. Das auf 16 Bände angelegte Monumentalwerk deutschen Fleißes ist das denkbar schönste Weihnachtsgeschenk.

Gedichte von Heinrich Kruse. (Leipzig, S. Hirzel.) Jugendverse, aber neu durchgearbeitet, und Erzeugnisse des reifen Mannes- und des noch immer geistesfrischen Greisenalters. Kruse ist Dramatiker, erst in zweiter Linie Epiker und lyrisch ganz und gar nicht angelegt. Seine Lieder haben immer etwas Sprödes, Herbes, es fehlt ihnen Stimmung und Musik. Darum ist seine Dichtung „Vevey" mit ihren prosaischen und nüchternen Wendungen kaum lesbar. Das Beste enthalten die Elegien im Sinne der Alten, in guten Hexametern dahinrollend, voll von antiker Kunstschwärmerei und das Schönste und Herzerfreuendste die jüngsten zwei Seegeschichten mit ihrem breiten, behäbigen niederdeutschen Humor, voll von Kraft, Frische und Wohllaut.

Die Rieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart hat von ihrer allbeliebten und vielverbreiteten illustrirten Ausgabe des „Don Quijote" eine neue Lieferungsausgabe veranstaltet, die soeben zum Fest fertig geworden ist. Die treffliche Uebersetzung, das eigens für diese Ausgabe geschriebene glänzende Vorwort Heine's, die über hundert Holzschnitte nach Johannot und der billige Preis stellen dies Prachtwerk wiederum in den Vordergrund der Geschenkliteratur.

Gedichte von Hans von Bintler. (Leipzig, Liebeskind.) Der Dichter entstammt einem der angesehensten Tiroler Adelsgeschlechter vom Runkelstein, war nach langem Wanderleben Realschullehrer in Innsbruck und ist im letzten Jahre 53 Jahre alt gestorben. Es ist schade, daß es ihm selbst nicht mehr vergönnt war, die letzte Hand an diese Liedersammlung zu legen, die neben manchem Schönen (Nebeltag, Säe du, Vorgefühl, Anempfunden und einigen Balladen) doch zu viel Spreu und Unbedeutendes enthält, so daß ein harmonischer Eindruck nicht zurückbleibt. Ganz vortrefflich in seiner Schelmerei ist „Riese und Zwerg."

Ein sehr nützliches Buch ist Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin (Frankfurt, Bechhold), das uns viel mehr sagt, als was in Fremdwörterbüchern zu finden ist. Man denke nur an die neuesten Forschungen eines Liebreich oder an eine elektrotechnische Ausstellung: welcher Nichtfachmann weiß, was ein Exsudat, was Kantharidin ist und warum die Elektricität nach Ampère, Volt und Ohm mißt?

Inserate.

Verlag von **Ernst Asser**, Strehlen, Schlesien.

In stiller Stunde.

Andachten und Betrachtungen.

Preis ℳ 1.80, elegant gebunden ℳ 2.80.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Kaiser und Arbeiter.

Aufruf
zur
Bildung einer Kaiserl.-Socialist. Partei.
Von
Friedr. Bauer.

158 Seiten. Preis M. 1.50,
Bei Massenverbreitung zu ganz billigen Parthiepreisen.

Unter den erschienenen social-politischen Werken von Hertzka, Göhre, Bellamy u. s. w. nimmt dieses Buch mit die erste Stelle ein. In einer eingehenden und ausführlichen Abhandlung der „Gegenwart" wird es auf das allergünstigste beurtheilt und als eine werthvolle Ergänzung von Göhre's 3 Monate als Fabrikarbeiter empfohlen, der die weiteste Verbreitung angedeihen möge.

Bonn. **P. Hanstein's Verlag.**

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Für den Weihnachtstisch! Soeben erschien: **Die Jagd nach dem Glück** v. Gaedke, in Prachtband. **6 Mark.** Vorräthig bei **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Soeben ist erschienen:

ALBRECHT DÜRER

VON

ANTON SPRINGER.

Mit vielen Tafeln und Illustrationen im Text.

gr. 8. Preis Mk. 10, in Halbfr. geb. Mk. 12.50.

Seit Jahrzehnten mit diesem Stoffe beschäftigt, ist der berühmte Kunstgelehrte erst am Abend seines Lebens zur Ausarbeitung und Niederschrift des Werkes gekommen. Schon der Umfang deutet an, dass es nicht in Konkurrenz treten will mit den grossen speciell für den Fachgelehrten bestimmten Monographieen, vielmehr das Facit der jetzigen Forschung ziehen und der Allgemeinheit, also dem grossen gebildeten Publikum, zugänglich machen will.

Aus meinem Leben.

Von **Anton Springer.**

Mit Beiträgen von Gustav Freytag u. Hubert Janitschek und mit zwei Bildnissen.

387 Seiten. Preis cart. 6 Mark, eleg. gebunden 7 Mark.

Die Lebenserinnerungen Anton Springers sind nicht nur von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, sondern sie bieten auch ein gut Stück Zeitgeschichte und fesseln durch die Schilderung des an Wandlungen und verschlungenen Schicksalswendungen so reichen Lebens des Verfassers.

Berlin S.W., Bernburgerstr. 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Der

Grote'sche Weihnachts-Almanach

für 1891

ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, wie auch von der Verlagsbuchhandlung **gratis** zu beziehen.

Das reizend ausgestattete Bändchen giebt Auskunft über **die schönsten Weihnachtsbücher** und enthält eine Auswahl des Besten, was deutsche Literatur und Kunst hervorbringen, auch **dichterische novellistische Beiträge** und **hübsche Illustrationen** die Menge.

Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Digitized by Google

Die Nr. 46 der „Gegenwart“ enthaltend den Artikel:

„Trüffelpurée“

ist in Folge fortdauernder Nachfrage **im Neudruck erschienen** und kann zum Preise von **40 Pf.** (gegen Einsendung von 45 Pf. in Briefmarken franco unter Kreuzband) wieder bezogen werden.

Berlin, 30. November 1891.
Dorotheenstraße 31, I.

Georg Stilke.

Verlag der A. Speyer'schen Buchhlg.
(Gustav Schmidt, Hofbuchhändler), Arolsen.

Empfehlenswerthes Festgeschenk.

„Meergold“.

Eine Strandgeschichte
von
Fritz Bode
(Hans Elben)

Verfasser von „Bilstein“ (1885) und „Stolberg“ (1890).

8°. 8 Bogen. Preis elegant gebunden in Original-Leinwanddecke mit Marmorschnitt **3 M. 50 Pf. ord.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hammer und Pflug.

Eine österreichische Dorfgeschichte
von **B. Milàr-Gersdorff.**

Eleg. geb. 4 Mark, ungebunden 3 Mark.

Das „Hamburger Fremdenblatt“ Nr. 253 schreibt wie folgt über den Roman:

— — Dieser neue Dorfroman, der voll und frisch aus dem österreich. Bauernleben geschöpft ist, wird die Zahl der Freunde und Verehrer des Autors noch vermehren. Es gewährt in der That einen großen Genuß, die interessant erfundene Fabel der Erzählung zu verfolgen und sich an der scharf gezeichneten Charakteristik der einzelnen Figuren zu erfreuen. — Wir können die Erzählung allen unsern Lesern aufs Wärmste zur Lecture empfehlen. — Siehe auch Recension in dieser Nr. der Gegenwart Seite 365.

Danzig. **Carl Hinstorff's Verlag**
Georg Ehrke.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung,
(H. Reuther & O. Reichard.)
Berlin S.W. 12. Soeben erschien:

Unsere nationale Erziehung.

Mit Bezugnahme auf die Forderungen **Paul de Lagarde's** und des Verfassers von **„Rembrandt als Erzieher“**
von einem
Oberdeutschen.
VIII, 167 Seiten. gr. 8°.
Erste bis dritte Auflage. **Preis M. 1.—.**

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschienen:

Der Schwarzwald von **Wilhelm Jensen.**

400 Seiten Text groß Lex.-8° mit über 200 künstlerischen Original-Illustrationen in zweifarbigem Druck. Zweite, verbesserte Auflage. In prachtvollstem Einband mit Goldschnitt. Preis M. 20,—. Vorräthig in jeder größeren Buchhandlung.

Ein neues Werk vom Verfasser des „Rembrandt als Erzieher“:

Vierzig Lieder

Von einem Deutschen.

Verlag der Druckerei Glöß, Dresden.

Preis 1 Mark.

Neuigkeiten im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Rudolf Baumbach.
Thüringer Lieder.
M. 2.50 brosch.

Gedichte von Hans von Vintler.
M. 3.— brosch.

Chiemgauer Volk.
Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns
von **Hartwig Peetz.**
M. 1.60 brosch.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten
aus den Alpenlanden.
Gesammelt und herausgegeben von **Ludw. v. Hörmann.**
Kl. Elzev.-Ausgabe in Pergament geb. M. 1.50.

Soeben ist im unterzeichneten Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von
Heinrich von Kleist
bis zur
Gräfin Marie Ebner-Eschenbach.
Zehn gemeinverständliche Vorträge über die neueste deutsche Litteratur.
Von
Georg Müller-Frauenstein.
Mit 10 Holzschnitten.
8. 381 Seiten, geh. 4 ℳ 50 ₰, eleg. geb. 5 ℳ 50 ₰.

Hannover. **Leopold Ost.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München und Berlin.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

BREMEN
IN
KÜNSTLER-VEREIN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die „Kaiserlich-Sozialistische" Partei. Von Martin Wendt. — Zur Jungfern- und Frauenfrage. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Julius Fröbel als Philosoph. Von Carl du Prel. — Die Gedichte des Großfürsten Constantin. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. — Zu Mozart's Gedächtniß. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Spieler. Von E. von Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Ausstellung von Werken berühter Malerinnen. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Die „Kaiserlich-Sozialistische" Partei.

Von Martin Wendt.

Seitdem auf dem Erfurter Parteitage (oder muß ich sagen „Concil"?) der Ausschluß der Extremen zur Thatsache geworden ist, gewinnt die sozialdemokratische Bewegung ein neues und erhöhtes Interesse. Die eigentliche Partei steht nun nicht mehr auf dem äußersten linken Flügel, und sie wird es bald erfahren, was es heißt, nach links hin kämpfen. Man hört übrigens auch die nicht ganz unvernünftige Ansicht, die ganze Erfurter Spaltung sei „bestellte Arbeit." Denn das bleibt wahr, daß zwei verschiedene sozialdemokratische Parteien leichter Platz für neue Anhänger bereit haben. Wem die eine nicht behagt, dem paßt vielleicht die andere um so besser. Daß damit die Partei Bebel wirklich für positive Mitarbeit zu haben sei, liegt zwar noch in weiter Ferne. Bedeutend näher würde diese Aussicht rücken, und wird vielleicht bald rücken, wenn etwa im nächsten Jahre auf dem Parteitag, der bekanntlich in Berlin abgehalten werden soll, eine neue Spaltung käme, und die Fraction Vollmar sich lossagte von den Liebknecht'schen Phrasenhelden. Dadurch würde ein Vollmar mehr, als er selbst heute glauben mag, in eine nationale Richtung hineingedrängt werden, schon um sich deutlich abzutrennen von der anderen, oder richtiger, den beiden anderen sozialdemokratischen Fractionen.

Dadurch aber würde wieder bewirkt werden, daß die Fraction Vollmar eine hohe Anziehungskraft ausübte auf noch weiter rechts stehende Elemente. Eine ganz neue Parteibildung, eine völlige Verschiebung des alten Reichstagsbildes läßt sich daraus mit hoher Wahrscheinlichkeit erwarten. Nun geschieht zwar in der Geschichte nichts Bedeutendes sprungweise von heute auf morgen. Aber ein einigermaßen aufmerksamer Beobachter kann schon seit einiger Zeit deutlich wahrnehmen, wie hinter den Coulissen sich etwas vorbereitet, das nur noch auf einen Wink des Oberregisseurs wartet, um auf die weltbedeutenden Bretter hervorzutreten. In sämmtlichen Parteien „kriselt" es. Die alten Parteilöwen seufzen über den eingerissenen Mangel an „Disciplin." Volksthümliche conservative Blätter müssen sich von feudalen „Parteigenossen" sagen lassen, daß sie „unter conservativer Flagge" — anarchistische Waare schmuggelten. Im Centrum ringt eine bergarbeiterfeindliche Richtung mit einer bergarbeiterfreundlichen. Im nationalliberalen Lager hat der Fall Müllensiefen tiefen Zwiespalt offenbart, und die arbeiterfreundlichen Schriften der anhaltinischen Reichstagsabgeordneten Rösicke und Oechelhäuser, die äußerlich zur nationalliberalen Partei zählen, werden kaum allzuviel Verständniß gefunden haben. Selbst bei den Freisinnigen dämmert es. Ein Abgeordneter, Harmening, hat sich den schweren Groll des unfehlbaren Richter zugezogen.

Aber das Wichtigste ist nicht die Absplitterung einiger Theile, die auch früher schon oft erfolgt ist, und nur die Zahl der „Wilden" vermehren würde, sondern das Wichtigste ist, das sich schon deutlich erkennen läßt, *wohin* der allgemeine Zug drängt. Er drängt nach einer neuen Partei, deren Hauptgrundsatz sein wird eine rückhaltlose, entschiedene, offene und ehrliche Parteinahme für die kleinen Leute, für das arbeitsame Volk, ohne im Mindesten darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Parteinahme den „oberen Zehntausend" angenehm ist oder nicht. Dahin scheint, wenn nicht alles trügt, die neue Richtung zu zielen. Und *woher* kommen ihre Vorkämpfer? Aus allen Parteien ohne Ausnahme! Das gerade scheint die sicherste Gewähr für den inneren Bestand zu geben, daß nicht eine zusammengewürfelte „Mischmaschpartei" sich bildet, sondern eine Partei, deren Anhänger nicht das bekämpfen, was sie gestern noch hochhielten, aber die ein neues, höheres Ziel erkannt haben, das die alten, trennenden Schranken niedrig, winzig niedrig erscheinen läßt.

Da ist zunächst das schon viel besprochene und mit Recht sehr gelobte Buch von Göhre. Man hat dasselbe als den Vorläufer einer „christlich-sozialdemokratischen" Parteibildung bezeichnet. Ja es liegt sogar nahe, daß sich angesehene christliche Männer einer solchen Partei zu dem Zwecke anschließen, um den Arbeitern zu zeigen, daß „auch ein echter Christ Sozialdemokrat" sein kann, folglich auch ein Sozialdemokrat Christ sein dürfe, ohne befürchten zu müssen, „capitalistische" Interessen dadurch zu befördern. Eine Verleugnung der Ueberzeugung wäre zwar zu tadeln, aber es ließe sich nichts einwenden, wenn Jemand in wirthschaftlicher Beziehung unentschieden wäre und sich daher auf *die* Seite stellte, wo er sich den größten Erfolg für die Sache des Christenthums verspricht. Geradezu massenhaft würde aber der Zulauf ländlicher Arbeiter werden, die jetzt nur durch den Gegensatz „christlich-widerchristlich" in der Gefolgschaft der älteren Parteien gehalten werden können.

Wie hier ein Vertreter des „positivsten" Christenthums den Sozialdemokraten ohne jeden Groll entgegenkommt, so finden wir auf der entgegengesetzten Seite Hertzka, einen Anhänger atheistisch-freisinniger Grundsätze, der den Sozialdemokraten auf halbem, wenn nicht dreiviertel Wege sich nähert. In seinem Buche „Freiland"*) schildert er eingehend die Grün-

*) Dresden, E. Pierson.

Digitized by Google

dung eines freisinnig-sozialistischen Staates in Afrika. Zwar ist diese Schrift nicht einwandfrei, aber sie steht doch unvergleichlich höher als das wohlfeile, wolkenkuckucksheimliche Geschwätz eines Bellamy, dessen „Zukunftsstaat" so viel gedankenlose Bewunderer gefunden hat.

Aber selbst ein Freisinniger von reinstem Wasser konnte sich aufraffen zu einer nüchternen Beurtheilung der herrschenden Zustände, und anerkennen, daß es so allerdings nicht weiter gehen kann, wenn wir nicht geradenwegs in den Communismus hineinsteuern wollen. Das war zwar kein Berliner, aber ein praktischer Amerikaner, Michaelis, Redacteur der „Freien Presse" in Chicago, der eine Gegenschrift gegen Bellamy schrieb, die in Reclam's Universal-Bibliothek erschienen ist, und sogar von Eugen Richter sehr gelobt wurde. In seiner Widerlegung Bellamy's ist Michaelis ebenso schwach wie Bellamy selbst in seinen Behauptungen. Seine Einwände treffen mehr den Republikanismus als den Communismus, und sprechen weniger für den Capitalismus als für — die Monarchie. Aber in seinen positiven Vorschlägen trifft Michaelis vielfach das Richtige so sehr, wie man es von einem Freisinnigen nicht gewohnt ist. Hören wir ihn selbst:

„Ich würde ein Gesetz befürwortet haben, nach welchem Niemand mehr als vierzig Acker besitzen dürfte. Auf einem Vierzig-Ackerstück kann ein Bauer sehr gut leben (S. 87). Die Gesetze würde ich sehr vereinfacht haben durch Beseitigung des schauderhaften Wirrwars, welcher aus einer sogenanten Rechtspflege entstand. Wir haben ein Paradies für Schwindler und solche Advocaten, welchen es weniger um die Feststellung des Rechts zu thun war, als um einen möglichst hohen „Ehrensold" (Honorar), oder besser gesagt Sündenlohn (S. 88). Ich würde alle Eisenbahnen und Telegraphenlinien des Landes zu einem angemessenen Preise aufgekauft haben (S. 89, das sagt ein Freisinniger!!!). Erbschaftssteuer bis zu 50 Prozent, und was 250,000 Dollars übersteigt, verfällt der Staatscasse als ein „Erbtheil der Menschheit (S. 94, es geschehen Zeichen und Wunder!). Die Großmillionäre verwendeten ihre Geldmittel rücksichtslos im Kampf um's Dasein, sie waren gefährlicher als Diebe und Einbrecher (!). Sie konnten jede Concurrenz weniger bemittelter Bewerber vernichten und bedienten sich erbarmungslos ihrer Macht. Sie traten den Wettbewerb todt und bahnten dem fluchwürdigen Communismus den Weg (!). Die Reichen setzten ihre Kinder in den Stand, die Kinder ärmerer Eltern im Kampfe um's Dasein an die Wand zu drücken und im Wettbewerb zu tödten (!). Versuch der Steuerbetrügerei hätte mit Wegnahme des gesammten Eigenthums (!) bestraft werden können, die Geschenke dagegen hätten ebenso besteuert werden können wie Erbschaften. Angesichts der Gerechtigkeit (!) und der wohlthätigen Wirkungen eines solchen Gesetzes hätte man einige Beschwerlichkeiten in der Durchführung schon mit in den Kauf nehmen können, zumal diese Schwierigkeiten sich nur anfangs schroff geltend gemacht haben würden (S. 96)."

Was sagen unsere Börsenhelden dazu?? Warum schweigt Herr Eugen Richter sich aus über diese Geständnisse, die in einem von ihm selbst empfohlenen Buche zu lesen sind? Warum sucht er die Aufmerksamkeit abzulenken durch solche Lappalien wie die Brodzölle? Warum sucht er jeden Verstaatlichungsgedanken als Communismus zu denunciren, und beschützt insgeheim die Privatmonopole? Wir meinen, daß heute jede Partei auf dem Aussterbeetat steht, die nicht mit einem Tropfen communistischen Oeles gesalbt ist. Nur darf sie nicht triefen von diesem etwas scharfwürzigen Oele.

Bellamy beging den schweren Fehler, seine Schlösser völlig in die Luft zu bauen, sich von dem festen Boden der Gegenwart loszureißen und lustig in die blaue Zukunft des Jahres 2000 zu pinseln. Hertzka beging den kaum geringeren Fehler, den Schauplatz seiner Thaten in das ferne Afrika zu verlegen, was in der Praxis nicht viel besser ist als eine Aufforderung, wir sollten alle nach dem Monde auswandern und dort unsere neuen Rittergüter beackern. Hic Rhodus, hic salta! Diese Fehler vermied Michaelis. Aber er stellt seine Sache bloß auf die unzuverlässigen Stimmungen und die praktisch erwiesene Unfähigkeit der Abstimmungsmajoritäten, ohne irgendwelche Autorität anzuerkennen. Ohne Autorität aber kann wohl ein Manchester-, aber kein Sozialstaat bestehen. Die Zustände in den Vereinigten Staaten und die ewigen Revolutionen im übrigen Amerika beweisen die Ohnmacht der Majoritätsherrschaft. Gegen Göhre kann man nur den Einwand erheben, der aber nach der ganzen Absicht seines Buches mehr ein Lob ist als ein Tadel, daß er zwar viele Uebelstände aufgedeckt habe, aber kaum ein einziges Heilmittel für dieselben angegeben habe. Das letztere wollte er ja aber auch gar nicht, er wollte uns nur Stoff zum Nachdenken geben! Einen Hinweis auf die Heilmittel und damit eine werthvolle Ergänzung des Göhre'schen Werkes liefert uns Bauer in seinem Buche: „Kaiser und Arbeiter. Aufruf zur Bildung einer Kaiserlich-Sozialistischen Partei (Verlag von Hanstein in Bonn).

Bauer geht von der richtigen Erwägung aus, daß alle „Widerlegungen" von Zukunftsstaaten fruchtlos sind, wenn nicht der positive Nachweis eines besseren — Gegenwartstaates damit Hand in Hand geht. Das Gefühl, daß es „schlechter nicht werden könne", ist die beste Agitation auch für den verrücktesten Zukunftstaat, denn ein Ertrinkender greift auch nach einem Strohhalme. Ferner hat Bauer die Ueberzeugung gewonnen, daß Heilmittel nichts helfen, wenn sie — nicht zu haben sind, daß daher ein praktikabler Weg gezeigt werden muß, um in den Besitz der heilenden Stoffe zu gelangen. Dieser Weg ist eine neue Parteibildung. Macht gegen Macht, Partei gegen Partei. Der Name „Kaiserlich-Sozialistisch" scheint uns nicht unglücklich gewählt. Denn die Sozialdemokraten betonen einseitig das Demokratische, Atheistische, Internationale, darum ist es nicht mehr als billig, wenn eine Gegenpartei, die im Uebrigen gleichfalls eine Volkspartei im besten Sinne des Wortes sein will, mit einer gewissen Einseitigkeit die Autorität, das christliche Wesen und das deutschnationale Volksthum betont. Dabei ist aber zu beachten, daß die Begriffe christlich und national mehr oder weniger abstrakt sind, verschiedener Auffassung fähig und manchen Mißverständnissen unterworfen. Klar und verständlich ist dagegen ein Kampf für das Kaiserthum, dem die Sozialdemokratie feindlich gegenübersteht. Ferner ist der Name „Sozialistisch" ein kühner Griff in die Vorrathskammer der vorhandenen Namen. Die Sozialdemokratie dürfte denselben schwerlich als berechtigt anerkennen, denn von Theorien hält sich Bauer, im Großen und Ganzen wenigstens, fern. Aber wahrscheinlich lag ihm daran, eine sichtbare Grenzlinie gegen die alten Parteien zu ziehen, die bei dem bloßen Wort „Sozialismus" das Kanonenfieber kriegen — sowie der Name „Kaiserlich" eine genügend hohe Mauer gegen die Sozialdemokratie aufrichtet.

In höchst origineller Weise besteht das Buch zum großen Theile aus Zwiegesprächen. Der soziale Apostel des Buches muß die härtesten Gefechte mit seinen Widersachern aus den verschiedensten Parteien bestehen. Es wird weder der Fehler gemacht, daß die Gegner schwache Gründe vorbringen, die leicht zu widerlegen sind, noch der Fehler, daß am Ende der Untersuchungen die Feinde die Waffen strecken und sich überwunden erklären. Vielmehr werden die schwerstwiegenden Gründe, die sich in der Parteipresse finden, ohne Schüchternheit, ja in derber, drastischer Form vorgebracht. Und die Feinde halten auch bis zuletzt Stand, so sehr sie in die Enge getrieben werden. Uns werden wirkliche Menschen vorgeführt, d. h. solche, die sich durch keine Gegengründe widerlegen lassen! Nur so kann eine Schrift Aussicht gewinnen, auch solche Leser, die von ihrem Leibblatte am Gängelband erhalten werden, nachdenklich zu stimmen.

Bauer wiegt sich nicht in rosafarbenen Hoffnungen, sondern sieht die Lage mit sehr nüchternen Augen an. Er erkennt die Möglichkeit, daß schon in wenigen Jahren die Sozialdemokratie zum Siege gelangen kann, da sie nur anzunehmen braucht, daß sie so weiter wächst, wie sie schon seit vielen Jahren bis auf den heutigen Tag angewachsen ist. Alle Zukunftsbilder sind ja thöricht, aber noch thörichter ist es, wenn ein verständiger Mann sich in der Hoffnung einschläfert, daß das, was bisher gewesen, nicht sich weiter entwickeln, sondern plötzlich stillstehen

Digitized by Google

solle. Darum ist nicht nur mit der Möglichkeit, sondern mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß der Sozialdemokratie heute schon über ein Viertel, bei den nächsten Reichstagswahlen in drei Jahren über ein Drittel, und bei den folgenden in acht Jahren über die Hälfte Deutschlands (wenn nicht mehr und wenn nicht schon früher) angehört.

Auch hat Bauer wenig Hoffnung, daß die neue Partei gleich im ersten Anlauf viele Sitze erobern werde. Er begnügt sich mit wenigen, aber mit scharfem Blick für eine praktische Politik weist er darauf hin, daß im Reichstage auch eine kleine Partei mächtigen Einfluß ausüben könne, wenn sie nur dafür sorge, daß sie „das Zunglein an der Wage" bilde. Darum empfiehlt er eine zielbewußte Ausnutzung der Stichwahlen! Sine ira et studio muß das Ziel sein, weder die Sozialdemokraten, noch die alten Parteien bis zur absoluten Majorität kommen zu lassen. Auch dieser Gedanke ist sehr kühn und neu. Gewiß kann auch eine verhältnißmäßig schwache Partei auf die alten Parteien einen fühlbaren Druck ausüben, wenn sie mit der Parole droht: „Schärfster Kampf gegen die Sozialdemokratie, aber in allen Stichwahlen Mann für Mann an die Urne für den sozialdemokratischen Candidaten." Wir müssen gestehen, ein anderes Mittel gegen die moderne Wahlkreistyrannei wissen wir auch nicht.

Da das Buch fast auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens eingeht, so müssen wir es uns hier leider versagen, sowohl mehr daraus zu verrathen, als auch einige Einwendungen gegen Einzelheiten geltend zu machen. Nur die Empfehlung der Bodenverstaatlichung, wie sie heute auch von anderen Seiten vertheidigt wird, scheint uns kein richtiger Weg zur Besserung. Die allgemeine Bodenverstaatlichung dürfte in der Praxis nicht viel besser sein als die heutige Verprivatisirung. Nur sollte man gegen die schmachvolle Erscheinung Front machen, daß großstädtische Grundstücke an Unternehmer verkauft werden, welche dieselben nach wenigen Jahren, ja Monaten mit 100 Prozent und mehr Gewinn weiter verhandeln! Ferner sollte man verbieten, daß das Großcapital (sogar fremdländisches!) das Land aussaugt durch erste Hypotheken.

Bücher haben ihre Schicksale, Parteien haben ihre Schicksale. Die eine geräth in Vergessenheit, die andere wird, scheinbar plötzlich, aus dem Dunkel hervorgezogen. Die Frage ist aber heute nicht mehr, ob wir den „Sozialismus" erleben werden (wir sind ja schon mitten darin), sondern in welcher Weise und wie viel davon wir erleben werden. In diesem Sinne wünschen wir der neuen Partei zwar nicht große Erfolge, aber daß ihr Wirken, ob mit großen Erfolgen oder kleinen, beitragen möge zum Heile unseres deutschen Vaterlandes.

Zur Jungfern- und Frauenfrage.

Von Eduard von Hartmann.

In Nr. 48 d. Bl. befinden sich zwei Zuschriften in Betreff meines Aufsatzes über die Jungfernfrage. Die erste fordert für die Frauen gleiches Recht zur Bethätigung um der Gerechtigkeit und Menschenwürde willen und tadelt mich, daß ich die Frauenfrage zur bloßen Brot- und Magenfrage für alte Jungfern mache, und daß ich die Ehe und die Frau durch die Zumuthung der Verheirathung ohne Seelenliebe entwürdige. Die zweite Zuschrift findet meine Behandlung der Frage zu eng, weil ich die Stellung der Frau in der Ehe und die Million Ueberzähliger weiblichen Geschlechts nicht berücksichtige, und hält meine Lösung der Jungfernfrage für demoralisirend, weil sie die Jungfern zum Müßiggang verdamme.

Die Berufung auf die Gerechtigkeit setzt eine abstracte Gleichheit der Geschlechter, diejenige auf die Menschenwürde ein abstractes Gattungsideal des Menschen voraus; beides halte ich für unrichtig. Die Weiber haben naturgemäß mit der Geburt der Kinder auch den Beruf ihrer Pflege und häuslichen Erziehung und der damit verbundenen Haushaltung vorweg mit Beschlag belegt, einen Beruf, der, wenn er nicht vernachlässigt werden soll, vollauf der Hälfte der arbeitsfähigen Erwachsenen Beschäftigung gewährt. In diesen Beruf können und sollen die Männer nicht eindringen. Will man nun von einer Forderung der Gerechtigkeit reden, so ist es die, daß die Männer beanspruchen können, auch in ihrem Berufskreise nicht von weiblichen Eindringlingen gestört zu werden; denn es wäre offenbar ungerecht, daß zwar den Weibern alle Berufsthätigkeit offen stehen solle, den Männern aber nur die eine Hälfte.

Ein Mensch, der weder Mann noch Weib ist, ist eine Mißgeburt, ein Monstrum, ein verkümmerter Mensch, aber nicht eine Annäherung zum Idealmenschen; dies gilt nicht nur auf körperlichem, sondern ebenso auf geistigem Gebiete. Nur der männliche Mann und das weibliche Weib kommen dem Menschheitsideal nahe. Es gibt deshalb keine abstracte Menschenwürde, sondern nur Manneswürde und Weibeswürde. So wenig die Manneswürde dadurch gehoben wird, wenn der Mann zum Topfgucker wird und der Frau in den Haushalt pfuscht, ebensowenig wird die Weibeswürde gehoben durch ein Diplom als Zahnarzt oder Apotheker oder Dr. phil. Die berühmteste Professorin bleibt als alte Jungfer doch ein beklagenswerthes Geschöpf, das seinen wahren Beruf, seinen eigentlichen Lebenszweck, das Ideal der Frauen- und Mutterwürde verfehlt hat; denn das Weib wird erst als Gattin zur Hälfte Mensch, und erst als Mutter ganz Mensch. Eine Gattin und Mutter aber, die nebenbei einen wirthschaftlichen Beruf treibt, will zweien Herren durch Aemterkumulirung dienen und muß sich aufreiben, ohne diese unlösbare Aufgabe lösen zu können, da jeder der beiden Berufe eine ganze Kraft erfordert. Wenn gegenwärtig viele Gattinnen und Mütter genöthigt sind, solche Aemterkumulirung auf ihre Schulter zu nehmen, so liegt darin theils eine schmachvolle Verschuldung des seinen Aufgaben nicht gewachsenen Mannes, die das Weib durch Ueberbürdung mit herunterzieht, theils ein Anzeichen für die Uebespanntheit und Ungesundheit unserer sozialen Verhältnisse, die dringend der Abhülfe bedarf.

Der Beruf der Frau steht in Würde, Adel, Hohheit und Idealität keiner männlichen Berufsart nach, sondern übertrifft sie alle an Harmonie, Vielseitigkeit, Abwechselung, Gemüthsverklärung und unmittelbarer Erkennbarkeit des gestifteten Segens, ist also schlechthin beneidenswerth für die Männer, denen er unerreichbar ist. Wenn der Mann ihn nicht beneidet, so kommt das nur daher, weil er zu roh organisirt ist, um die Feinheit seiner Vorzüge zu würdigen. Nur eines hat dieser Beruf an sich, was vielen Frauen heute nicht mehr gefällt: er setzt eine engere Verknüpfung mit der Natur, eine gewisse Hingebungsfähigkeit an Naturinstinkte voraus. Diese aber droht gerade in den gebildeten Schichten vielen Weibern mehr und mehr abhanden zu kommen, indem der kalte Bildungshochmuth und abstracte Gerechtigkeitsdünkel ihnen die Natürlichkeit untergräbt und die Hingebung an die Naturinstinkte als etwas Menschenunwürdiges und Thierisches erscheinen läßt. Daher die Klagen über Ungerechtigkeit des weiblichen Schicksals und beeinträchtigte Menschenwürde. Es ist ihnen nicht mehr vornehm genug, die Naturgrundlagen des menschlichen Lebens zu vergeistigen, zu idealisiren und zu ethisiren; sie wollen los von der Natur, schämen sich ihrer Weiblichkeit und wollen sich ein Reich des Geistes errichten, das von den Naturwurzeln losgerissen ist. Darum das ungerechte Eindrängen in die männlichen Berufsarten im Namen der Gerechtigkeit und Menschenwürde, darum der Neid auf den Mann, weil er der Natur um eine Stufe ferner gerückt ist!

Was dabei herauskommt, kann natürlich nichts anderes sein als eine Degeneration der Rasse, die erst durch natürliche Zuchtwahl, nämlich durch das Aussterben der degenerirten Familien wieder gut gemacht werden muß. Das macht aber den Entarteten keinen Kummer, denn sie haben das Solidaritätsgefühl mit der Menschheit längst eingebüßt, und es ist ihnen gleichgültig, ob nach ihnen die Menschheit verkümmert und entartet, wenn sie nur für ihre Person eine Art der Menschenwürde verwirklichen können, wie sie ihnen allein würdig erscheint. Zu diesem Ideal der Menschenwürde gehört auch

Digitized by Google

die Verheirathung bloß aus Liebe. Was kümmert es diese Priesterinnen der Menschenwürde, daß die hohe Seelenliebe eine Blüthe am Baum der Menschheit ist, die nur in selten günstigen Lenzen sich erschließt und meist auch dann noch von Nachtfrösten getödtet wird? Was kümmert es sie, daß diese Liebe ihren Trägern öfter zum Fluch als zum Segen ausschlägt, daß sie ebensowohl Dämon wie Engel ist? Was kümmert es sie, daß die Menschheit in drei Generationen ausgestorben sein würde, wenn ihre Forderung, nur aus Liebe zu heirathen, streng befolgt würde? Was kümmert es sie, daß sie 99 Procent aller ehrenwerthen Frauen das Brandmal der Entwürdigung auf die Stirn drücken, die nicht überspannt genug waren, mit der Verehelichung auf die hohe Seelenliebe, d. h. wahrscheinlich auf Nimmermehrstag, zu warten?

Der Mensch lebt nicht von Brot allein, aber ohne Brot kann er auch nicht leben. Es ist ebenso unrichtig, die Brot- und Magenfrage zur eigentlichen Culturfrage aufzubauschen, als sie vornehm zu ignoriren. Soll der jetzt zur Ehelosigkeit verurtheilte Theil des weiblichen Geschlechts zu seinem wahren Beruf zurückgeführt werden, so darf einerseits den Männern die Arbeits- und Nahrungsgelegenheit nicht durch weiblichen Wettbewerb verkümmert, und dürfen andererseits die von diesem Wettbewerb zurückgehaltenen Jungfern nicht dem Hungertode preisgegeben werden, bis nach einem oder zwei Menschenaltern die wünschenswerthe Steigerung der Heirathen eingetreten ist. Das Ziel meiner Vorschläge ist keineswegs die Jungfernpensionirung, sondern die Verheirathung aller; die Jungfernpensionirung gilt mir nur als nothwendiges Uebel für das Uebergangsstadium zwischen dem jetzigen unnatürlichen Zustand und dem künftigen natürlichen. Auch der theilweise Müßiggang derjenigen pensionirten Jungfern, die nicht die moralische Kraft haben, sich einer Arbeit um Gotteswillen zu widmen, gehört mit zu diesen unvermeidlichen Uebelständen der Uebergangskrisis. Allerdings besteht dieser demoralisirende Müßiggang der Jungfern auch jetzt schon im weitesten Umfang, so daß eine Verschlimmerung der jetzigen Zustände in dieser Hinsicht nicht mehr zu erwarten steht.

Die berühmte Million überschüssiger Frauen in Deutschland besteht nur durch ein Uebergewicht der Weiber in den reiferen Lebensjahren, da im Kindesalter die Zahl der Knaben überwiegt, und zur Zeit der Mündigkeit beide Geschlechter sich das Gleichgewicht halten. Der weibliche Ueberschuß in den reiferen Jahren entspringt aus zwei Ursachen: erstens aus der überwiegenden Auswanderung männlicher Personen, die in den Einwanderungsgebieten einen entsprechenden Ueberschuß männlicher Einwohner hervorruft, und zweitens aus dem rascheren Verbrauch der Männer durch ihren aufreibenderen Beruf. Der ersten Ursache ist entgegenzuwirken durch ein Abzugsgeld für männliche und eine Auswanderungsprämie für weibliche Personen, sowie durch staatliche und private Einrichtung einer internationalen Heirathsvermittelung zwischen den Ein- und Auswanderungsgebieten. Das Mißverhältniß zwischen der aufreibenden Wirkung des männlichen und weiblichen Berufes hingegen ist daraus abzuleiten, daß einerseits viele unserer heutigen Arbeitsgelegenheiten noch nicht mit dem erforderlichen und möglichen hygienischen Schutz umgeben sind, und daß andererseits zu viele Frauen als Jungfern den Gefahren des weiblichen Berufs entzogen bleiben. Gerade die Jungfern sind es naturgemäß, die ihr verfehltes Leben am längsten hinschleppen; auch das zu späte Durchschnittsalter der Verheirathung beim weiblichen Geschlecht und in den höheren Ständen die immermehr um sich greifende Scheu vor der normalen Kinderzahl tragen dazu bei, die durchschnittliche Lebensdauer des weiblichen Geschlechts im Vergleich zu dem des männlichen zu verlängern. Wenn künftig wieder alle Mädchen in jungen Jahren geheirathet werden und soviel Kinder bekommen, wie die Natur ihnen bestimmt hat, dann wird auch die Sterblichkeit in beiden Geschlechtern sich wieder annähernd gleich stellen und der weibliche Ueberschuß verschwinden.

Die Wittwen sind in den höheren Ständen durch Wittwen- und Waisenpensionen zu versorgen, in den niederen Ständen praktisch ausreichend durch Waisengelder zu unterstützen, soweit sie nicht Kranken- oder Invalidenpensionen nöthig haben. Das eheliche Güterrecht besser zu gestalten, bemüht sich der Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches, die Frauen vor der Trunksucht des Mannes zu schützen, der leider so heftig befehdete Gesetzentwurf wider die Trunksucht; Spieler können schon jetzt wegen Verschwendung entmündigt werden. Niemals freilich wird die Gesetzgebung die Gatten hindern können, einander das Leben zur Hölle zu machen; aber diese Möglichkeit liegt für beide Theile in gleicher Weise vor. Auch nach jetzigem Recht kann ebensogut die Frau den Mann ruiniren durch übertriebene Wirthschaftsanschaffungen auf Borg, wie der Mann die Frau durch Vergeudung des Eingebrachten; auch jetzt schon kann die Mitgift der Verfügung des Mannes durch Ehevertrag entzogen werden. Welche verbesserten Schutzmittel auch die Gesetzgebung den Gatten künftig darbieten mag, niemals wird sie hindern können, daß dieselben erst dann in Wirksamkeit treten, wenn schon großer Schaden geschehen ist. Aber es ist ungerechtfertigt, die Probleme der Ehe einseitig unter dem Gesichtspunkt der Frauenfrage aufzufassen, da sie stets und völlig gegenseitig sind. Selbst die Trunksucht kann auf Seiten der Frau liegen, wie das namentlich in England nicht selten vorkommt. Auch die Prostitutionsfrage wird mit gelöst, wenn allen Weibern zur Ehe verholfen wird, und die Männer rechtzeitig zu einer Gattin gelangen, und ich glaube nicht, daß es eine andere Möglichkeit als diese gibt, um die Prostitution aus der Welt zu schaffen. Befördert hingegen wird die Prostitution durch alles das, wodurch die Ehelosigkeit befördert wird, vor allem also durch die überspannten Ansichten der Jungfern von der Unwürdigkeit einer Verheirathung ohne „Seelenliebe", und durch die Steigerung der selbständigen Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. So reducirt sich also die Frauenfrage in jeder Hinsicht auf die Jungfernfrage, und es gilt, bei dieser die Hebel anzusetzen.*)

Literatur und Kunst.

Julius Fröbel als Philosoph.

Von Carl du Prel.

Eine Lebensbeschreibung, die sich wie ein Roman liest, wird immer zahlreiche Leser finden, und das um so mehr, wenn der Autor seine eigenen Schicksale erzählt, die mit den wichtigsten Ereignissen seiner Zeit verwoben sind. Unsere Generation, welcher die Einheit des deutschen Reiches als reife Frucht in den Schooß gefallen ist, wird in der Autobiographie von Julius Fröbel**) mit besonderem Interesse die verschiedenen Formen verfolgen, welche diese Einheitsbestrebungen in ihrem Verlaufe nahmen. Sie ziehen sich wie ein rother Faden durch Fröbel's Leben; er hat daran beständig hervorragenden Antheil genommen, und wenn er es mit wechselnden Mitteln gethan, so liegt es an dem beständigen Wechsel der äußeren Verhältnisse, in welchen es galt, das jeweilig Erreichbare zu gestalten. Immer aber hatte er das gleiche Ziel vor Augen, den Einheitsgedanken zum Bewußtsein der Zeitgenossen zu bringen, von der revolutionären Bewegung im Jahre 1848 angefangen, durch die von der Wiener Regierung geleitete großdeutsche und die vorübergehende Trias-Idee hindurch, bis zur Epoche, da thatkräftige Männer in Berlin die Idee aufgriffen, die auf den französischen Schlachtfeldern zur Entscheidung kam. Mit diesem Siege der deutschen Idee war auch Fröbel's individuelle Lebensaufgabe erfüllt.

*) Wer meine Vorschläge zur Lösung der Jungfernfrage im Zusammenhange mit meinem sonstigen Standpunkte würdigen will, vergleiche „Moderne Probleme" 2. Aufl. Nr. III. „Die Gleichstellung der Geschlechter", Nr. IV. „Die Lebensfrage der Familie" und „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. Die auf S. 699 angeführten „Stellen über die Frauen" und den Abschnitt: „Das Moralprincip der Liebe" S. 223—247.

**) Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse. (Stuttgart, Cotta's Nachfl. 1890—1891.)

Digitized by Google

Bei der hervorragenden Rolle, welche Fröbel dabei fast in allen europäischen Hauptstädten spielte, wird diese Autobiographie zunächst für den Historiker von unschätzbarem Werthe sein, aber alle Leser werden sich erfreuen an der lebendigen farbenprächtigen Darstellung von Schicksalen, die in drei Welttheilen verliefen. Wenn wir am Schlusse des Buches das Personenverzeichniß durchlesen, werden wir finden, daß Fröbel mit den meisten Berühmtheiten seiner Zeit in Berührung gekommen ist; Politiker, Gelehrte und Künstler treten in bunter Reihenfolge auf die Bühne und greifen mehr oder weniger bestimmend in das Leben des Autor's ein, oder werden auch von der kräftigen Individualität desselben als Werkzeuge benutzt.

Die historische Würdigung dieses „Lebenslaufes" will ich jedoch anderen Federn überlassen, an denen es nicht fehlen wird, und hier die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Schlußkapitel lenken, worin Fröbel seine Weltanschauung niedergelegt hat. Sie ist insofern von erhöhter Bedeutung, als Fröbel's Ansichten von der Welt und dem menschlichen Leben nicht aus Grübeleien eines einsamen Daseins hervorgewachsen, sondern das Ergebniß innerer Durchlebung sind. Sie sind nicht aus irgend welchen Werken eines Schulphilosophen entlehnt, sondern selbsterworbener Besitz und insofern gehören sie auch an den Schluß einer solchen Biographie. Der Leser selbst erwartete ein solches geistiges Facit und würde es vermissen, wenn es fehlte. Mir, dem Referenten aber, dessen Lebenslauf nicht annähernd ein solches Interesse erwecken könnte, war es nicht uninteressant zu sehen, daß durchaus verschiedene Schicksale doch Lebensanschauungen zeitigen können, die sich in den wichtigsten Punkten decken, und das will mir als Beweis von der inneren Wahrheit derselben erscheinen.

Die Fähigkeit des Menschen zu begrifflichen Trennungen verleitetet ihn oft zu der unberechtigten Annahme, daß reale Trennungen vorliegen, und merkwürdiger Weise ist der Mensch auch bei seiner Sebstdefinition in diesen Fehler verfallen, indem er sich als ein aus Geist und Materie zusammengesetztes Doppelwesen ansah, nicht ohne es schließlich doch zu fühlen, daß eine solche dualistische Definition unhaltbar sei. Bei meinen eigenen auf eine monistische Seelenlehre gerichteten Bedürfnissen war es mir daher interessant, auch bei Fröbel zu lesen: „Ich beginne damit die Ueberzeugung auszusprechen, daß das Wesen, welches in mir fühlt und denkt, dasselbe ist, welches meinen Leib bildet und auf Zeit erhält. In allen Lebensvorgängen, leiblichen und geistigen, fühle ich mich als einer und derselbe." Das Wesen nun, bei welchem diese beiden Functionsrichtungen auseinander traten, nennt Fröbel kurzweg die Seele, und da der Körper nur eine ihrer Functionen ist, so ist damit schon gesagt, daß sich die Seele von dem nur in der Verbindung mit einem Körper möglichen sinnlichen Bewußtsein unterscheidet, daß sie nicht blos ein denkendes, sondern auch organisirendes Wesen ist. In der philosophischen Schulsprache deckt sich also Fröbel's Ansicht mit der Schopenhauer'schen „Secundarität des Intellects"; denn auch bei Schopenhauer ist das Gehirn Product eines organisirenden Willens, der Intellect aber erst Function dieses Productes. Der Wille ist also primär, der Intellect secundär. Bei Schopenhauer ist aber dieser Wille blind; Fröbel dagegen, der die Willensnatur der Seele anerkennt — da sie ja den Leib organisirt — sagt vorsichtiger, daß das geistige Leben der Seele dem Gehirnbewußtsein überbewußt sei, wie ihm das körperliche Leben unbewußt ist. Hier müßte ich nun freilich gleich einwerfen, daß Fröbel, der sich die Seele als organisirend denkt, nach dieser seiner eigenen Prämisse auch das körperliche Leben als ein uns überbewußtes, nicht als ein an sich unbewußtlos, bezeichnen muß. Gewisse Erscheinungen des Hypnotismus und Somnambulismus liefern dafür den empirischen Beweis. Dagegen bin ich wieder ganz einverstanden, wenn Fröbel fortfährt, das sinnliche Bewußtsein komme nur dadurch zu Stande, daß die Seele sich mit einem Körper bekleidet und nur für die Dauer dieser Verbindung sei von einem sinnlichen Bewußtsein die Rede; wenn er ferner eine Seele von dieser Art, nur graduell von der menschlichen verschieden, auch den Thieren und Pflanzen zuspricht. Als dem sinnlichen Bewußtsein überbewußt nennt Fröbel die Seele transcendental, und als solche ist sie nicht in die sinnliche Natur gestellt. Wie aber der Leib nur die Außenseite der Seele ist, so — in Erweiterung dieser Anschauung — ist die ganze Natur nur die Außenseite eines universellen Subjectes.

Der transcendentale Zweck unseres Lebens ist der, daß unser überbewußtes Denken uns zum (sinnlichen) Bewußtsein komme. Das Mittel dazu ist die (leibliche) Individualisation des Menschen. Die entstehenden und wieder vergehenden Individuen sind (sinnliche) Bewußtseinsbestrebungen und erreichte Bewußtseinsstufen des überbewußten — nicht unbewußten — universellen Willens. Diese teleologische Weltansicht ist für Fröbel die Grundlage der Ethik. Das innere Bewußtsein tritt der äußeren Physik eben so gegenüber, wie im praktischen Leben die Cultur der Natur gegenübertritt. Aber die Begriffe von gut und böse, schön und häßlich, heilig und unheilig haben nur für unser inneres Leben Geltung. Sie dürfen nicht auf die Natur übertragen werden; die aus dieser fehlerhaften Uebertragung sich ergebenden Gegensätze sind falsch: wir dürfen weder der Cultur die Natur als Vorbild gegenüberstellen — wie einst Rousseau —, noch dürfen wir einer Ueberwindung der Natur durch die Cultur das Wort reden. Nicht im asketischen Sinne, nicht durch Weltverneinung soll die Natur in uns überwunden werden, sondern sie wird von selbst überwunden durch den Tod, und das ist unsere Bestimmung. „Ich bin geboren und ich werde sterben. Dazwischen lebe ich. Da aber nicht nur ich es bin, der lebt, sondern auch ich es bin der geboren wurde und ich es bin, der sterben wird, also Geburt und Tod Begebenheiten sind, die mit mir vor sich gehen, zu deren Möglichkeit ich also doch da sein muß, so muß ich vor meiner Geburt schon dagewesen und nach meiner Geburt — soll wohl heißen: nach meinem Tode — noch da sein. Wenn ich aber diese logische Nothwendigkeit einsehe, so kann ich auch die vorwitzige Frage nicht abweisen, was ich vor meiner Geburt war und was nach meinem Tode aus mir werden wird. . . . Sollten wir denken und glauben, daß mit dem Tode des Leibes die Seele des Individuums — Mensch oder was sonst — in die Weltseele sich auflöst, aus der sie sich bei der Erzeugung abgesondert, um mit dem Gewinne eines vorübergehenden Sonderlebens zurückzukehren? Sollen wir uns zur Lehre von der Seelenwanderung bekennen, mit welcher wir immer noch den Glauben an die endliche Heimkehr verbinden können? Ist der Weltculturprozeß ein transcendentaler Darwinismus?" Mit ganz ähnlichen Worten hat einst Kant auf Präexistenz — womit die Posterxistenz von selbst gegeben ist — geschlossen: „Mithin bleibt die Substanz, wenngleich der Körper vergeht, und also muß die Substanz dagewesen sein, als der Körper entstand. Die Substanz bleibt immer unverändert, demnach sind die Geburt, das Leben und der Tod nur verschiedene Zustände der Seele. Ein Zustand setzt aber schon ein Dasein voraus; denn der Anfang ist kein Zustand, die Geburt aber ist ein Zustand der Seele, also kein Anfang der Seele."*)

Es ist sehr natürlich, daß man es zur metaphysischen Indifferenz und Bedürfnißlosigkeit nicht bringen kann, wenn man einen Lebenslauf, wie Fröbel, durchwandert. Wer nur die sozialen Zustände der eigenen Heimath kennt, könnte allenfalls an deren Unabhängigkeit von der herrschenden Weltanschauung glauben; wer sich aber in verschiedenen Erdtheilen und Ländern herumtreibt und überall in den sozialen Zuständen nur das Spiegelbild der religiösen Anschauungen erkennt, der wird — wie ja schon Kant das wahre und eigentliche Wohl der Menschheit von der Metaphysik abhängig sein läßt — mit Fröbel den Glauben an eine Metaphysik für eine Grundbedingung der menschlichen Gesellschaft halten, gleichviel wie wir die gegebenen Probleme lösen. In unserer Zeit nun habe der kritische Geist die Glaubenssysteme nahezu aufgelöst. Aber die Menschheit kann in einer Anarchie des Denkens so wenig bestehen, wie in einer Anarchie der sittlichen Ideen. Fröbel

*) Pölitz: Kant's Vorlesungen über die Metaphysik. 230. —

Digitized by Google

vermuthet also, daß wir im weiteren Verlaufe der Cultur nothwendig einer neuen Religion entgegenwachsen werden, welcher schon jetzt neuer Aberglaube vorauszugehen scheint, und aus dieser Entwicklung muß nothwendig auch eine neue gesellschaftliche Ordnung hervorgehen, der es an theils vernünftigen, theils unvernünftigen Vorläufern auch nicht fehle.

Dieser Gährungsprozeß der Gegenwart hat aber noch einen tieferen Grund, daß nämlich die zusammenrinnenden Culturfactoren es überhaupt nur dann und wann in der Geschichte zu einer harmonischen Bildung bringen. Die Cultur entwickelt sich nach Fröbel in drei Richtungen, in drei sich gegenseitig durchdringenden Lebensvorgängen, die nur insofern, als ein harmonisches Gleichgewicht gegeben ist, auf verschiedenen Entwicklungsstufen eine einheitliche Culturform herstellen. Diese drei Lebensvorgänge betreffen 1. die äußere Wahrnehmung und geistige Durchdringung der Naturerscheinungen. 2. Die Ergreifung der Mittel zur Förderung des eigenen und Gesammtwohles. 3. Die Ahnung eines hinter den Erscheinungen liegenden Wesens der Dinge. Der erste dieser Lebensvorgänge betrifft die causale Erkenntniß der Dinge, wobei Verstand und Vernunft sich entwickeln und die objective Form der Wissenschaft und Philosophie gewonnen wird. Der zweite Lebensvorgang entwickelt das wirthschaftliche Leben und das Gewissen, und als objective Formen entstehen Nationalökonomie und Moral. Die Ahnung einer Methaphysik endlich entwickelt Geschmack und Gefühl, und als objectives Ergebniß entstehen Kunst und Religion. In diesem dreifachen Doppelgang entfaltet sich die Cultur. Die Kunst verhält sich zur Religion, wie die Wirthschaft zur Moral und die Naturwissenschaft zur Philosophie. Sie wirken gegenseitig aufeinander, und wiederum stehen alle drei Doppelvorgänge in Wechselverbindung. Aus dieser soll nun abermals eine bestimmte Culturform auf höherer Stufe sich entwickeln, und daran bewußt oder unbewußt je nach der individuellen Begabung mitzuwirken, ist das freiwillige oder unfreiwillige Lebenswerk des Einzelnen.

Man sieht es leicht, daß wir es bei diesen Gedanken Fröbel's nicht mit einem am Schreibtisch ersonnenen System zu thun haben. Sie sind gewonnen in fortgesetzter Berührung mit und in intensiver Betheiligung an dem Leben. Sie sind der geistige Niederschlag eines Lebenslaufes, wie ihn interessanter wenige Zeitgenossen hinter sich haben.

Der Accent in dieser Weltanschauung liegt darauf, daß der Weltzweck nicht bloß in dem nüchternen Naturgeschehen liegt, sondern daß die den Individuen zu Grunde liegenden transcendentalen Wesen den Gewinn ihres irdischen Lebens davontragen. Die äußere Culturentwickelung kommt dabei nur als Nebenzweck in Betracht, indem die trancendentalen Wesen aus erhöhten Culturformen, in welchen sie sich incarniren, erhöhten Gewinn ziehen, wie die Biene aus einem Blumenkelch um so mehr Gewinn zieht, je entwickelter die Blüthe ist. Die Cultur ist also nicht Selbstzweck, sondern Mittel für die Zwecke der transcendentalen Wesen. Nicht in einem zu erreichenden Endziel liegt der Zweck der Culturgeschichte, sondern er erfüllt sich für die transcendentalen Wesen auf der ganzen Linie der Entwickelung. Das steht ganz, aber in berechtigter Weise, in Widerspruch mit der Anschauung der Gattungstheoretiker, die, um nicht die Natur einer Absurdität beschuldigen zu müssen, die Ausflucht ersonnen haben, daß es der Natur um die unvergänglichen Gattungen, nicht die vergänglichen Individuen, zu thun sei. Wir wissen nun aber längst, daß auch die Gattungen nicht ewig sind; ja daß das Leben selbst auf der Erde nicht ewig sein kann, lehren uns die breiten Eisfelder der Pole, die sich schließlich am Aequator vereinigen werden. Daß endlich unser Stern selbst nicht ewig sein kann, sondern in einem Meteoritenschwarm sich auflösen wird, wissen die Astronomen. Im äußeren Naturgeschehen kann also kein sinnvoller Zweck liegen, denn die Schlußkatastrophe stempelt rückgreifend die ganze vorangegangene Entwickelung zur Absurdität. Ein Bau, wenn er erst beim Einsetzen des Schlußsteines zusammenbricht, ist darum nicht weniger verfehlt angelegt. Sollen Biologie und ihre Fortsetzung, die Culturgeschichte, überhaupt einen Sinn und Zweck haben, so kann es nur ein transcendentaler für die Einzelindividuen sein.

Mit der Gattungstheorie ist es also nichts. Wir stehen vielmehr vor einer klaren Alternative: Entweder ist das irdische Leben nur eine Phase unserer Entwickelung, oder es ist zwecklos, und es heißt dann, wie bei Martin Greif:

> Ob ein Greis mit hundert Jahren
> Weise in die Grube fährt,
> Ob ein Jüngling unerfahren —
> Was war all' das Treiben werth?

Entweder sind wir unsterblich, oder das Leben ist eine bloße Prellerei einer sinnlosen Natur. In Fröbel's Autobiographie sehen wir, wie sich dieser Alternative gegenüber ein Mann entscheidet, dem das Leben mehr kaleidoskopischer Bilder zugewendet hat, als irgend einem, und der mit ungetrübten Geisteskräften ein Alter erreicht hat, das nur Wenige erreichen.

Die Gedichte des Großfürsten Constantin.

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Es dürfte in Deutschland nicht sehr bekannt sein, daß sich unter den Beherrschern des Russenreiches und ihren nächsten Verwandten Mitglieder befinden, die ein ausgesprochen dichterisches Talent besitzen und auf dem Gebiete der Poesie productiv sind. Man begegnet ja nur noch zu häufig der landläufigen Auffassung, nach welcher man in dem russischen Volke eine barbarische Nation erblickt, die von der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts verschwindend wenige, oder gar keine Spuren aufweist. Das bekannte geflügelte Wort: „Der ist noch hinter den Russen zurück" wird noch lange im Volksmunde leben. Und thatsächlich gilt diese Wahrheit für große Volksschichten in Rußland, namentlich für die unteren, während auf die oberen Zehntausend die aufgestellte Behauptung keine Anwendung findet. Auch wären wir die letzten, die einen Dithyrambus auf die hohe Cultur des Zarenreiches anstimmten. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Russen — wenigstens in literarischer Beziehung — in den letzten Jahrzehnten in eine Epoche geistiger Regsamkeit und Rührigkeit getreten sind. Zuweilen zeigte sich in dieser Hinsicht ein Anstoß aus den höchsten Kreisen und zwar schon zu Zeiten Peter des Großen. Er benutzte beispielsweise literarische Schriften, um seinen Reformen, die so tief in das Althergebrachte und Traditionelle einschnitten, beim Volke Eingang zu verschaffen. Er gab ferner den Anlaß zu Theateraufführungen, in denen mit Hohn und Sarkasmus die Feinde seiner Neugestaltungen gegeißelt wurden; er inspirirte den intelligenten Priester Teofan Prokopowitsch, in Predigten und Schriften mit den alten Ueberlieferungen zu brechen und für seine reformatorischen Bestrebungen einzutreten. Die berühmte und vielleicht ebenso berüchtigte Katharina II. drang darauf, wichtige sozialpolitische Fragen mit der Literatur in Verbindung zu bringen; ja, sie selbst ist die intellectuelle Urheberin und Gründerin von satirischen Blättern; auch unterstützte sie, die Verfasserin von Novellen und Komödien, junge, aufstrebende Talente — kurzum: war eine literarisch lebhaft interessirte Monarchin. Und nun ist ein Buch erschienen, das unsere Blicke auf eine ähnliche Erscheinung richtet. Das Buch führt den Titel: „Die Gedichte des Großfürsten Constantin. In freier Nachbildung von Julius Grosse.*)

Der Verfasser dieser Gedichtsammlung ist der Großfürst Constantin Constantinowitsch, der Vetter des jetzigen Kaisers von Rußland. Der Gedichtband umfaßt mehrere Cyklen: neben zart hingehauchten Stimmungsbildern und ansprechenden Reiseeindrücken finden wir Landschaftsscenen von sprühendem Farbenreichthum, sehnsuchtdurchglühte Liebeslieder, biblische Motive, venetianische Elegien, Episteln, Bilder aus dem Soldatenleben, und zum Schluß sogar eine Fortsetzung des Manfred

*) Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

von Lord Byron. Der Verfasser ist ein echter lyrischer Dichter von feinsinniger Empfindung und erfrischendem Gedankenreichthum. Seine Hauptstärke scheint auf dem Gebiete der Stimmungsmalerei zu liegen, auf welchem er mit Dichtern von bewährtem Rufe wetteifern kann. Diese Klänge, die er seiner Harfe entlockt, offenbaren ein trautes Sich-Hineinleben, Hineinschauen und Hineinfühlen in das geheimnißvolle Walten der Natur, die er auch trefflich zu symbolisiren weiß. Den Grundaccord seiner gesammten Lyrik glauben wir in dem Einleitungsgedichte vernehmen zu dürfen:

„Still im Abendträumen
Schlummert der Wellen Tanz,
Mond aus Wolkensäumen
Leuchtet auf Wasserglanz.
Weit im Silberflimmer
Zuckend glüht die See.
So blitzt Freudenschimmer
Ob allem Weltenweh."—

Für des Verfassers Wesen und Fundamentalanschauung von seinem Berufe als Dichter äußerst charakteristisch ist das Poem: „Ich bin des Schicksals Günstling", worin er singt, daß ihm zwar Mammon und Würden, Macht und der höchste Rang zu Theil geworden seien; allein was liegt daran?

„Doch gibt es eine Gabe ohne Gleichen,
Die göttlich ist — die heiligste fürwahr;
Nie können sie in meiner Brust, der reichen,
Ersetzen alle Schätze wunderbar. —
Das ist mein Lied! O mögen seine Klänge
In alle Herzen zaubern Maienzeit,
Den Kummer heilend in des Lebens Enge,
Dem Glücklichen verklärend auch das Leid.

Doch sei es fern von mir, verdient zu haben
Die Liebe meines Volkes, das mir hold,
Etwa durch andre als durch Geistes Gaben,
Durch Ahnenblut, das fürstlich in mir rollt.
Nur dadurch, daß ich meiner Heimath Oden
Fortsingen werde, bis mein Ende naht,
Verherrlichend mein Volk und Rußlands Boden,
Werd' ich vollbringen heil'ge Sängerthat."

Des Dichters Poesie beschränkt sich aber nicht auf „Rußlands Volk und Boden", sie greift vielmehr weit über die heimathlichen Fluren hinaus, und seine Muse berauscht sich bis zur Verzückung an italischen Naturschönheiten, wie der Liedercyklus „In Venedig" beweist. Neben den reichen Liedesklängen, die uns den Verfasser von vornehmer Abstammung menschlich näher bringen, finden sich in dem Buche männliche, kraftvolle Töne, so namentlich in dem Abschnitt „Aus dem Soldatenleben", in welchem als letztes Stück dieser Serie das ergreifende Gedicht „Er ist todt" enthalten ist, welches den Verfasser seiner Zeit mit einem Schlage in ganz Rußland populär gemacht hat. Denn bislang ist es immer noch eine äußerst seltene Thatsache in dem riesigen Ostreiche, daß ein Großfürst einen unbekannten, gemeinen Soldaten besingt, einem an sich armen Teufel rein-menschlich die letzten Ehren des Dichters erweist. Von den „Biblischen Liedern" mögen lobend erwähnt werden die „Legende vom todten Meer" und das reflectirende, in düsteren Farben gehaltene „Sphinx." Das Schlußgedicht des Buches „Der wiedergeborene Manfred" ist ein dramatisches Mysterium, worin der Verfasser das Problem zu lösen sucht, im Anschluß an den Byron'schen Manfred den seelischen Zustand dieses Mannes im jenseitigen Leben zu schildern. Diese Vorstellungen enthalten Partien von poetischer Kraft und Gluth, und des Autors Muse nimmt stellenweise einen Flug in's Erhabene und Grandiose. Jedenfalls wird der wahre Literaturfreund diese Gedichte mit dem Bewußtsein aus der Hand legen, einen echten, rechten Lyriker kennen gelernt zu haben; zumal die Poeme, in denen der Verfasser erotische und rein-menschliche Themen künstlerisch gestaltet, wo er sich nicht — wie in einigen Gedichten — auf einen streng abgeschlossenen kirchlichen Standpunkt stellt, werden in dem Herzen des Lesers verwandte Saiten berühren.

Zum Schlusse sei noch des Uebersetzers gedacht, der als hochbegabter Dichter bekannt ist. Soweit wir die vorliegenden Uebersetzungen zu beurtheilen vermögen, hat Grosse seine Aufgabe glücklich gelöst. Gute Uebertragungen zu liefern ist nicht jedes Dichters Sache. Kommt es doch bei der Uebersetzung eines ganzen Dichters darauf an, sowohl die metrische Form des Originals, wie auch dessen Stimmung und Empfindung, die Leitmotive der Gedanken und die ganze Fülle individueller Feinheiten treu wiederspiegeln zu lassen. Bis auf eine verschwindend kleine Anzahl Gedichte hat Julius Grosse außer dem inneren Gehalt des Originals, der überall gewahrt ist, auch das ursprüngliche Metrum beibehalten. Wo er von diesem abgewichen ist, hat er es aus zwingenden Gründen gethan, die der Uebersetzung beigemerkt sind. Der russische Poet kann sich nur gratuliren, daß er einen geistvollen und begeisterten Interpreten seiner Muse, wie Julius Grosse, gefunden hat.

Zu Mozart's Gedächtniß.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

II.

Das klassischste unter den klassischen Opernwerken Mozart's ist Figaro's Hochzeit. Eingebungen höherer Art sind in einzelnen Auftritten des Don Juan und der Zauberflöte niedergelegt: im zweiten Finale des ersteren, in den Priesterchören und -Scenen der letzteren. Doch an absoluter Reinheit des Stiles bei gleichmäßig fließender, wonnig reicher Erfindung im Vocal- und Instrumentalsatz übertrifft der Figaro nicht nur seine Geschwister, sondern ist er auch eine einzige Erscheinung in der gesammten Opernlitteratur. Er bekundet eine abgeklärte Vollreife in der Durchdringung von Inhalt und Form, wie sie kein Werk der deutschen Oper — am wenigsten die Zauberflöte — und auf dem Gebiet des deutschen Schauspieles nur Goethe's Iphigenie aufweist.

Mozart selbst veranlaßte da Ponte, die „folle journée" des Beaumarchais zu einem Libretto für ihn umzumodeln. Wurde er wirklich allein durch den Erfolg, welchen Paesiello mit der Composition des Barbier von Sevilla gehabt hatte, dazu bestimmt, das typische Sittenstück der Periode Louis XVI. musikalisch zu illustriren? Das ist nicht wahrscheinlich; vielmehr darf man vermuthen, daß der Stoff als solcher es ihm angethan hatte. Almaviva, der ausgesprochenste Gegensatz zu dem nach Erweiterung und Vertiefung jeder geistigen Bethätigung strebenden Renaissance-Menschen, ist das Musterbild des äußerlichen, genußsüchtigen, virtuos mit allen Formen, mit allen erlaubten und unerlaubten Freiheiten spielenden Décadents der Barockepoche — eines Décadents, der in all' seiner moralischen Schwäche an Geist, an gewinnend verführerischem internationalen Schliff Demjenigen des dritten Kaiserreichs und und der zweiten Republik noch unendlich überlegen war, dessen Ahnen unter dem Sonnenkönig den Lehrgang einer immerhin nach weitausholendem Maßstab geregelten Etikette durchlaufen hatten und mit dem sich Voltairianer und Encyclopädisten, wie sehr sie ihn auch geißelten, doch recht gut verständigen konnten. Sei es nun, daß ein geniales Wollen, sei es, daß ein genialer Instinkt den größten Menschenschilderer des achtzehnten Jahrhunderts zum Stoffe des Figaro führte: es ist keinesfalls eine blinde Laune des Geschicks, daß Mozart auch die Züge des spanisch-italienischen Halbbruders Almavivas, des Don Juan, in unzerstörbaren Linien verewigte. Kaiser Joseph, welcher die Aufführung des Beaumarchais'schen Lustspieles verboten hatte und der — wie da Ponte in seinen Memoiren behauptet — vorzüglich auf das Betreiben des Letzteren hin die Aufführung der Oper gestattete, ahnte allerdings schwerlich, daß der Charakter des auf allen Wegen und Stegen sein Herrenrecht heischenden Edelmannes von Mozart mit ganz anderer künstlerischer und demgemäß eindringlicherer Kraft ausgestaltet worden war, als in der pikanten, aber der „envergure" entbehrenden Umrißzeichnung des satirischen Franzosen. Gerade

Digitized by Google

weil das aus dem Tag für den Tag geborene Nebenwerk des Witzes, die directen politischen Anspielungen, fortfielen, konnte das wesentliche, die Schilderung eines der eigenartigsten und maßgebendsten Typen einer mannigfache Generationswechsel überdauernden Epoche um so bedeutsamer gefaßt werden; weil Mozart, wie Titian, Molière, Shakespeare und alle Hochmeister der Charakteristik den Typus in Etwas idealisirte, erhielt er nicht nur kein geringeres Wahrheitsgepräge, sondern wurde vornehmlich dadurch über den Durchschnitt des in kleineren Kreisen individuell Fesselnden hinausgehoben. Ebensowenig wie durch das oberflächliche Genießen des Farbenreizes eines ausgezeichneten Portraits kann hier freilich durch das bloße vergnügliche Nippen an der sinnlichen Schönheit der Arienmelodie ermessen werden, wie hier ein Mensch, ja eine Species bis in's verborgenste Seelenfältchen hinein ergründet und treu dargestellt wurde. Beaumarchais' Stück wird heute noch — o Ironie der Kunstgeschichte — im Pariser Odéon gut, im Théâtre français mustergiltig gegeben: Mozart's Figaro kann auch beim besten Willen aller etwa an einem derartigen Versuche Betheiligten nicht einmal mehr befriedigend aufgeführt werden. Um wie viel lebendiger tritt uns dennoch selbst aus den todten Buchstaben und Notenköpfen der Partitur der sublimirte Geist des achtzehnten Jahrhunderts entgegen als aus der packenden Darstellung einer in ihrem eigensten Element sich mit sprühender Laune bewegenden Schauspielkunst. Und schleppt sich heute, so gut es gehen will, die Oper über die Bretter, so denkt das Publikum noch weniger an die treibenden psychologischen Motive der musikalischen Meistercomödie als ehedem der sein freisinniges Gebahren sorgsam abstufende Kaiser Joseph. In der ersten Scene der Fourchambault läßt Augier, vielleicht der begabteste Nachfolger Beaumarchais', den Hausherrn, entgegen dem Widerspruch seiner Gattin, seine Zustimmung dazu geben, daß die „Kinder" die Vorstellung des Figaro besuchen: man führe ja nur die Oper auf. Dabei ist zu erwägen, daß die französischen Künstler zwar eher noch schlechter singen, aber durchgängig besser aussprechen als die deutschen. Stendhal, der als ein so feiner Kenner des achtzehnten Jahrhunderts, wohl wissen mußte, weshalb er sich Mozart zum Lieblingscomponisten erkor, würde die Bemerkung des Herrn Fourchambault mit ironischem Schmunzeln aufgenommen haben.

In den weiblichen Figuren des Figaro (wie auch ohne Einschränkung in Cosi fan tutte) schlägt mehr der italienische Rococogeist vor, der der Fiorituren und Passagen als aufgesetzte Schlaglichter der Charakteristik verwendenden Buffo-Oper. Hingegen lassen die Frauengestalten der Entführung und ebenso Pamina und Papagena in der Zauberflöte, wie wenig ihnen auch von dem eckigen Gehaben der Anfängerzeit des deutschen Singspiels mehr anhaftet, über ihre Herkunft aus dem behaglichen deutschen Bürgerhause der Zopfzeit keinen Zweifel. Vielleicht hat Mozart, der, wie Goethe, den männlichen Egoismus gut und das weibliche Herz noch besser kannte, mit der musikalisch-dramatischen Ausrundung dieser Figuren noch diejenige seiner Männertypen überboten, wohl wiederum, weil er hier in der idealen Abtönung noch einen Schritt weiter ging. Ist es doch die Bestimmung der Frau, idealisirt zu werden. Noch um einen Grad weniger realistisch gehalten wie Figaro, Leporello, Pedrillo heben sich die Profile Susanna's, Zerlina's, Blondchens deshalb nicht weniger rein vom Untergrunde des ohne gequältes Tüfteln, aber eben darum unübertrefflich wiedergegebenen Milieu ab. Susanna, auch eine dunkeläugig-feurige „serva padrona" ist ihrerseits ebenfalls von Frivolität nicht ganz frei, ist gleichfalls ganz das Kind ihrer Zeit; aber die kennzeichnende Farbe ist so discret aufgetragen, daß die Harmonie des Bildes dadurch nicht geschädigt wird. In der Gartenarie besinnt sie sich auf ihr besseres Selbst; nur darf hier die Darstellerin sich nicht in die Sphäre der Agathen und Elsa's verirren; der freundlich leuchtende Hesperus und die Rosenketten, mit welchen der Geliebte geschmückt werden soll, sind echte Attribute des Rococo. Noch falscher ist es, daß die Gräfin Almaviva auf deutschen Bühnen zumeist als unnahbare, sogar prüde Schöne, als Bild ohne Gnade auftritt; wenn auch ihre Arien in langsamer Bewegung gehen, darf sie die Coquetterie und das Fächerspiel der Rosine nicht verläugnen und muß auch durchscheinen lassen, daß der Wunsch, den treulosen Gemahl zu strafen, sich mit einem flüchtigen Wohlgefallen an Cherubin ganz wohl verträgt. So gar harmlos ist ihr Spiel mit dem Pagen in der Verkleidungsscene keineswegs. Sie gehört durchaus zu den „merry wifes" und liebt die Intrigue auch um dieser selbst willen; Mozart hat das deutlich genug hervorgehoben in der Weise, wie er ihre Stimme mit derjenigen Susanna's im Briefduett alterniren läßt. Freilich muß dieses, entgegen der deutschen Tradition, nicht lyrisch empfindsam, sondern schalkhaft graziös gesungen werden. Cherubin, zugleich die Gräfin, Susanna und Barbarina bestürmend ist, Page und Schoßkind der guten alten frivolen Zeit, ein auf des Messers Schneide gestelltes Persönchen; auch nur einen Hauch von veredelnder Anmuth weniger, als ihm Mozart zuertheilte, und er wäre für einen einigermaßen geläuterten Geschmack unerträglich. Frau Lucca welche sich in seinem Costüm besonders wohl fühlte und in subjectiver Willkür durch die mannigfachsten Soubretten-Unarten die klassischen Linien Mozarts verzerrte, hat dies besonders deutlich gemacht. Blondchen und Pamina, auch Constanze (von der bösen, persönlicher Gefälligkeit ihre Gestalt verdankende Marterarie abgesehen) sind ihrerseits wiederum ganz in den Tagen heimisch, in denen der Seladon, das gemalte Band mit „kleinen Blumen, kleinen Blättern" in der Hand, abgezirkelten Schrittes, wie ihn der Tanzmeister zu Straßburg gelehrt hatte, der Dame seiner Wahl entgegentrat: geweckte Mädchen, ein kleines Schönpflästerchen im Kinngrübchen, bald lustig, bald sentimental, wenn sie im Zwischenact unter herzbrechenden Seufzern zwei Seiten des Werther gelesen haben, dazu etwas wienerisch mollet. Es ist ein hübscher, feiner Zug, daß die Honoratioren-Jugend in Herman und Dorothea „von Tamino viel und Paminen schwatzt." Goethe, unter dessen Theaterleitung die Zauberflöte öfter gegeben wurde als irgend eine andere Oper, erkannte auch als wenig musikalischer Laie, daß ihm in Mozart ein in vielem Betracht ebenbürtiger Zeitschilderer erstanden war.

Die Kunst, der Epoche auch das, was in ihr von Gefühlslauten vernehmbar war, abzulauschen, zeigt sich eher noch gewinnender in Mozart's Liedern. Wer kennt nicht die zarteste der Idyllen des Lachens und Weinens, das Veilchen? Steht uns das Meißner Schäferinnen-Figürchen nicht leibhaft vor Augen, wenn die Klavierbegleitung malt, wie es hochhackig, das geblümte Kleid leicht aufraffend über die Wiese dahergeht und singt? Und um wie viel liebenswürdiger hat Mozart das Schmachten der zertretenen Veilchenseele des armen Damöt oder Alexis dargestellt als Watteau und Marivaux! Sein Dichter war ihm allerdings ein guter Verbündeter. In der „Abendempfindung" weben ganz die Lieblingstöne der Naturschwärmerei Klopstock's und Matthisson's: gedämpfte, wehmuthsvolle Grundstimmung; ein leises Erschauern, wenn mit dem Verglühen des Abendrothes der Wind über das Thal streicht und im scheidenden Lichte ein letzter Aufblick zu den fernen verschwimmenden blauen Bergen: dann eine gemächliche Rückkehr zur eng befriedeten, wohnlichen Heimstätte. Noch nichts von jenem stärkeren Ertönen des Saitenspiels eines Anderen der in die inneren Kämpfe einer neuen hart streitenden Welt hineingerissen wird und heißer und zehrender des Liebesleid in der Brust fühlt, noch nicht der Klageruf des einsamen Beethoven, dem die Natur zum einzigen Freunde wird: „Adelaide!"

Mitunter kommt Mozart dem Beethovenisch-Subjektiven in der gesteigerten Intensität des Ausdrucks freilich nahe, aber nur in Instrumentalwerken: in der Gmoll-Symphonie, in den Einleitungen und Durchführungstheilen einiger Streichquartette, in den Klavierphantasieen. Diese Stellen sind eben in ihrer Weise Zukunftsbrücken wie der Dialog zwischen dem Priester und Tamino in der Zauberflöte: verlorene, geheimnißvoll eingestreute Fremdzeichen in Mozart's Handschrift — wie das mozartisirende Edur-Praeludium im ersten Bande des wohltemperirten Klaviers ein solcher Propheten Ausblick bei Bach ist und wie bei Beethoven vereinzelte Lieder ohne Worte, Kreis-

Digitized by Google

leriana oder Meistersinger-Motive verklingen. Man behauptet oft, Mozarts bedeutendste Leistungen lägen im Bereiche der Oper: eine Meinung, die, ihren Vertretern unbewußt, der Dilettantenvorstellung entspringt, jedweden Meisters Thätigkeit müsse nach einer bestimmten Richtung hin „gipfeln" — was ja häufig aber nicht immer der Fall ist —; wie Beethoven als Symphoniker unüberwindlich sei, so gebühre Mozart als Opernconponisten der höchste Dank der Muse: wo bliebe sonst die Symmetrie? Es ist nicht an dem. Eher ließe sich sagen: den beiden gewaltigsten Instrumental-Poeten, Bach und Beethoven gegenüber, sei Mozart der unvergleichlichste Sänger; nicht nur daß er, der Vermittler Deutschlands und Italiens, vermöge einer ganz einzigen, noch dazu von frühester Jugend an vortrefflich ausgebildeten Sonderbegabung, so stimmgerecht schrieb, wie nie jemand diesseits der Alpen, auch jedes Orchesterinstrument singt und klingt bei ihm wie eine verklärte „vox humana". Somit kann man bei ihm mehr wie bei bei jedem anderen von einer Ton-Sprache reden. Das gedankliche Material aber, welches seine Symphonieen trägt, war gleich gehaltvoll wie das, welches er in seinen Opern verwendete; gleich bedeutend war ferner die Kunst, mit welcher dasselbe auf dem einen wie auf dem andern Gebiet verarbeitet wurde. Und als Symphoniker wie als Dramatiker erfüllte Mozart eine abschließende Mission.

Als erfindender Neuerer war ihm Haydn überlegen. Die Construction des symphonischen Gefüges übernahm Mozart von Haydn als etwas in der Hauptsache gegebenes. Im freien Variiren innerhalb des geschlossenen Satzes hat er seinen Vorgänger, den er als Contrapunktist ja überflügelte, kaum erreicht. Die tiefsinnigen Einleitungen, die, im Vergleich zum unmittelbar Folgenden, fast allzu bedeutsam, die Symphonien Haydn's zieren — kleine Praeludien zum „Chaos" in der Schöpfung — finden sich bei Mozart seltener; auch der leise poetisch-programmatische Hang, der sich bei dem so vielfach aus dem Bronnen der märchenausspinnenden Volksseele schöpfenden Haydn wie ein leichter glitzernder Flor über die bündige Logik der thematischen Arbeit legt, taucht nach ihm, dann aber in stärkerem Maaße, erst wieder in der engeren Familie Beethoven auf. Dafür hat Mozart, unter Einsatz seines wunderbaren, mit den schwierigsten Problemen der Satzkunst spielenden mathematisch-musikalischen Könnens und seiner ihm eigenen Rundung, Deutlichkeit und Sanglichkeit des melodischen Contour das aus Nähe und Weite Ueberkommene zu einem Styl höherer Ordnung verschmolzen. Nie würde Haydn ohne die Einwirkung Mozart's zu solcher Freiheit in der Beherrschung breit ausladender Formen, zu solcher Virtuosität in der Darstellung gemischter Stimmungen gelangt sein, wie sie sich in seinen späteren Werken dem staunenden Hörer offenbaren. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Jupiter-Symphonie als Krone der Instrumentalwerke Mozart's zu betrachten sei — wenngleich in ihr — ähnlich wie im Don Juan — Genieblitze von niederschmetternder Wucht herniederfahren; jedenfalls giebt sie über die Universalität des Symphonikers Mozart den besten Aufschluß. Vom pathetischen Eingang der alten italienischen Theater-Ouverture zum Wechselspiel Haydn'scher Munterkeit und Mozart'scher Sinnigkeit, von Hasse und Gluck zu der dem Andenken Bach's und Händel's gewidmeten Tripelfuge in der Coda des Finale überfliegen wir, auf dem Zaubermantel eines musikalischen Faust schwebend, herüber und hinüber die Gefilde der älteren Instrumentalmusik. Bach auf seinem eigensten Gebiete ein Paroli zu bieten hat der Componist im letzten Satze schwerlich gewollt; genug, daß er sich darin als würdiger Schüler des Fugen-Jupiter bewährte. Viel mozartischer im engeren Sinne als die große Cdur- ist die Esdur-Symphonie; in ihr spricht der Tondichter ganz aus sich und aus dem ihm zur zweiten Natur gewordenen Haydn heraus, aus seiner Zeit für seine Zeit. Wie Figaro die typische Oper Mozart's, so könnte man die Esdur-Symphonie seine typische Symphonie nennen. Das Ebenmaaß der Gedanken bedingt das Ebenmaaß der Formen, und umgekehrt. Das Spiel der leicht geschürzten Arabesken wird unter einem schöpferischen Stift unvermuthet zum Spiel der Ideen und der neuen Idee wird eine neue Seele eingehaucht; halb im Scherz, halb im Ernst werden Knoten geschürzt und Lösungen gewonnen; mit dem Schlußaccord steht in zierlicher Pracht der neue Bau vor uns: so wird das Rococo zur constructiven Kunst. Noch unmittelbarer wie in den Hauptsätzen redet das achtzehnte Jahrhundert in der Menuett zu uns — der Natur der einfachst gehaltenen Partie der Symphonie entsprechend; nicht wie Haydn scherzt der Meister über etwas, das den allzeit frohgemuthen Sinn gerade belustigt, sondern recht nach der Art Bach's und der alten Franzosen ist die stilisirte Tanzbewegung die Hauptsache. Gravität ued Grazie, Schalkhaftigkeit und Empfindung reichen sich die Hände. Noch einmal, zum letztenmal steht eine Zeit auf der Weltbühne, die zur Mittheilung desseu, was in ihr lebte, noch etwas Anderes zur Verfügung hatte, als Zungenschlag und Federkiel, die sich noch in der Bewegung des schönen Rhythmus auszusprechen vermochte. Man tanzte zwar auch über alles Erdenkliche hinweg, aber man konnte wenigstens tanzen. Heute stampft das freigewordene Volk über alles hinweg. Nicht nur die Schönheit, selbst der schöne Schein ist verloren gegangen.

Nur nach einer Richtung hin klang Mozart's künstlerische Thätigkeit in einem unaufgelösten Accorde aus: seine Kirchenmusik hat, bis auf einzelne Sätze des Requiem und die Chöre im „Davidde penitente" an seiner Unsterblichkeit keinen Theil. Ein zusammenfassender Abschluß war hier nicht möglich; die Religion hatte sich veräußerlicht und mit ihr die religiöse Kunst. Skeptiker führten in Frankreich, Rationalisten in Deutschland das Wort; der Abbé wußte im Voltaire besser Bescheid als im Brevier; die Sorgen für die Erhaltung der bedrohten weltlichen Macht verschuldeten es, daß die geistlichen Fürsten in der Seelsorge lässiger wurden und die getreueste Stütze der Theokratie in den österreichischen Landen, der reichbegüterte Hochadel, unterhielt wohl Quartette und Orchester, that aber wenig für die Pflege der Musik beim Gottesdienste. Nicht mehr aus innerem Herzensdrang wurden Messen geschrieben, sondern weil es Herkommen geworden war, daß jüngere Componisten ihr Probestück, ältere die Beweise einer ungeminderten Meisterschaft in kirchlichen, den Aufwand fürnehmster contrapunktischer Gelehrsamkeit erfordernden Compositionen lieferten. Bach, der letzte große Gothiker, hatte den Pietismus verklärt und in seinen Cantaten und Passionen eine neue Religion zugleich erschaffen, ausgestaltet und zum Abschluß gebracht. Seine kleinen Schüler, unfähig, dem Fluge seines hohen Mysticismus zu folgen, gaben sich ohne viel innere Kämpfe einer bequemen Verweltlichung hin. Italien verehrte Palestrina nur mehr im Reliquienschrein; Pergolese's Stabat Mater steht an der Schwelle des neuen, nachklassischen, charakterschwachen Melodismus: das Theater drängt sich in die Kirche. Haydn, in seinen Messen spielerisch, findet als Greis nach Mozart's Tode durch die Hinterthür eines naiven Naturcultus noch einmal als Letzter den Weg in's Paradies zurück. Beethoven trägt bereits, wie vor ihm Michel Angelo, in das jüngste Gericht seine Liebe und seinen Haß hinein, verspürt nicht übel Lust, sich selbst auf den Stuhl des Weltenrichters zu setzen. Mozart, zwischen Beiden stehend, hat sich aus seinen Jugendtagen einen frommen persönlichen Glauben erhalten, kann aber als Mann, durch die öde Lehre des Fühlens rings um ihn erkältet, in seinen religiösen Werken wenig mehr aussprechen als die wehmüthige Freude im Gedenken der Zeiten, „da er ein Kind war, wußte nicht aus noch ein". Als er, auf dem Sterbebette liegend, sein Requiem begann, goß die Majestät des herannahenden Todes eine neue, ungeahnte Weihe über ihn aus. Es ist symbolisch tief bedeutungsvoll, daß es ihm nicht beschieden war, die Partitur zu vollenden. Wer hat die Fragen beantwortet, die er offen ließ? Der brave Süßmayer konnte sie nicht einmal verstehen. Cherubini verstand sie. Aber er beantwortete nur einzelne als religiöser Poet, die anderen als Schulmeister. Berlioz ruft mit den Posaunen des jüngsten Gerichts nicht die Menschheit wach, sondern nur die große Armee. Johannes Brahms schrieb sein herrliches „deutsches Requiem" für die wenigen Reichen im Geiste, die da denken können. Kein Musiker hat Mozart's Werk beendet, sondern ein Dichter, der Dichter: Goethe. Wie er, der „alles

Digitized by Google

tische Getriebe weit hinter sich ließ", in Wilhelm Meister's nderjahren Deutschland ein socialpolitisches Testament nkte, dessen Erfüllung erst späte Jahrhunderte bringen den, so hat er, der „Heide" im Schluß des zweiten Faust- les, ein Schauender den Strebenden, gesagt, daß auch der, cher im Dienste der Menschheit über seinen Egoismus auswachse, nur erlöst werden könne, wenn die „Liebe von n" an ihm theilnimmt. Zu der Höhe des Bogens, welcher von Rafael's Sistina und Titian's Assunta zu Goethe's ter gloriosa spannt, ragt selbst ein Mozart nicht auf.

Bedenken wir, daß es schon viel, unendlich viel sagen l, einem Goethe wenigstens in Manchem gleichzukommen. s gelang Mozart als Lyriker, das gelang ihm, als er die lur-Symphonie schrieb, in der er, der einzige Deutsche neben n großen Weimaraner, in den antiken Schönheitsmaßen if, welche Lessing nur als congenialer Kritiker und Schiller als hinreißendster deutscher Rhetor feiern konnte und die der Esse des neuen Prometheus Beethoven vielleicht wieder wenig zu vorzeitig bei Seite gelegt wurden. Zum Dritten f Mozart als Bildner individuell herausgearbeiteter, leben- illter Gestalten den Platz neben Goethe und Shakespeare aupten. Als solcher, als ideal-realistischer Dramatiker über- ft er alle Genossen im engeren Reiche des musikalischen amas. Beethoven ist auch im Fidelio ganz und gar mphoniker. Weber, als Romantiker zu sehr dem Leben ab- andt, hat nur in einigen Figuren des zweiten Planes wie par, Aennchen, Scherasmin die richtige Diagonale zwischen hrheit und Schönheit gefunden. Gluck, ernst und edel im llen, war groß im Carton, klein mit modellirendem Pinsel. gner, weitaus mehr Stilist als Realist, hat ein neues al aufgerichtet, indem er den in der Braut von Messina halb gelungenen Versuch, den Geist der griechischen Tragödie deutschen Kunstempfindungen zu verschwistern, mit Hülfe Beethoven'schen Orchesters zu glücklichem Ausgang führte. Unmündigen und die Kleinlichen mögen darüber streiten, an der Tafel der Himmlischen zur Rechten oder zur ken des Weltgeistes sitze; wer noch an Götter glaubt und der Darbringung seines Opfers nicht vor der Menge nken will, gedenke am Seelentage jedes Meisters der Ge- insamkeit ihres Wirkens in Ehrfurcht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Spieler.

Von E. von Dincklage.*)

Ein gelber Malerschirm steckte wie ein großer Pilz zwischen dem nen Gezweig, das die ausgedehnte Viehweide abschloß. Unter dem irme saß ein junger blonder Mann von seinem Gliederbau, an seiner flegten, eifrig pinselnden Hand funkelte ein Solitair von seltener Schön- . Das Landschaftsbild auf der Staffelei umfaßte eine Einbucht des sstromes, ein Dorf mit plumpem Kirchthurm, eine Baumgruppe und Vordergrunde die weidende Rindviehherde, deren einzelne Stücke sich Farben, Größe und Glätte zum Verwechseln ähnelten. Auch das un- angene Auge gewahrte, daß diese Thiere die Lieblinge und der gerechte olz ihres Besitzers waren. Der Künstler fand seine Arbeitsaufgabe raus schwierig, da die vierfüßigen Modelle sich, fortweidend, stets be- gten, er wurde schließlich ganz zornig und, um das dumme Vieh zum llstand zu bringen, erhob er sich und schwenkte mit lautem Halloh-Ruf Schirm über seinem Haupte. Die Kühe blieben stehen und starrten mit großen fragenden Augen an, der Stier aber erwiederte mit mpfem Gebrüll die Herausforderung, senkte den Kopf und kam in pfbereitem Trabe gerade auf die Staffelei zu. Der Maler hatte der der breitgestirnte Schaaren bislang für fügsame Hausthiere gehalten begriff erst, daß er in Gefahr sei, als das erboste Thier die Hörner den Erdboden bohrte, so daß dem Künstler Erde und Rasenfocken um Kopf flogen. Der Bedrohte hätte sich retten können, aber das fast voll- ete nasse Bild wäre sicher zerstampft worden; so hob er also die Malerei der Linken in die Luft, während er mit der Rechten die Staffelei dem en Stoße des Vierfüßlers entgegen hielt. Das leichte Holzgestell zer- splitterte und der Stier bog sich zu einem abermaligen verstärk- prall gegen sein wehrloses Opfer zusammen, als eine Frauenstimme „Zurück, Jakob!" die Büsche sich theilten und eine große Dogge, de junges Mädchen folgte, durchließen. Das Fräulein erfaßte mit den kräf- unbehandschuhten Händen die Hörner des Stiers und sagte in dem einer mütterlichen Erzieherin:

„Oho alter Junge, wie kommst Du dazu, uns solche Schande machen?" dann klopfte sie begütigend des Ergrimmten zottigen Hals, wä- auf dieser, wie um sich zu entschuldigen, heiser hinausbrüllte, der Dogg einen kleinen Seitenstoß versetzte und sich übellaunig vom Kampfpla abwandte.

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, mein Fräulein, für Ihre Intervent- tion! Nein, meine Arbeit ist unversehrt geblieben!"

„Das freut mich, ich habe Ihnen gestern und vorgestern, ohne daß Sie es merkten, über die Schultern gesehen, die Aussicht hier ist gerad- mein Lieblingspunkt. Malen Sie zu Ihrem Vergnügen, oder ist die Kunst Ihr Broderwerb?"

Das wurde so einfach gesprochen und das blühende, verständige Ant- litz der Redenden war ihm so voll und offen zugewandt, daß keine Unbe- scheidenheit denkbar blieb.

„Ich — ich bin Künstler von Beruf!" — entgegnete er seine Pinsel zusammen lesend. „Die Gräfin wünschte die Ansicht zu besitzen, da sie beabsichtigt diese Wiese, welche an ihre Ländereien grenzt, für sich einzu- tauschen!"

„Der Sattelmeyer wird die Wiese niemals hergeben."

„Aber die Gräfin meint, der Tausch wäre vortheilhaft für den Sattel- meyer!"

„Der verlangt keine Vortheile von der Gräfin!" entgegnete das Mädchen sehr bestimmt. „Wenn auch der Sattelmeyer, mein Großvater, nachgiebiger wäre, so würde ich jedes gütliche Uebereinkommen mit der Gräfin verhindern!"

Der Maler blickte überrascht in die Züge des jungen Wesens, das sich so hart ausdrückte, das volle, weiche Gesicht war leicht erröthet, zeigt aber einen Ausdruck von Entschlossenheit, welcher den sanften Linien einen fast männlichen Ausdruck verlieh.

„Sie zürnen der freundlichen Gräfin?"

„Ja!"

„Sie sind mit dieser Dame bekannt?"

„Nein, ich redete niemals mit ihr."

„Das ist — —" wollte der Maler sagen, „aber da kommt sie selbst gefahren, um mich abzuholen!" Er verschluckte sein Urtheil. Eine leichte Kalesche hielt jenseits des Walles und die lieblichste Lerchenstimme rief: „Ich komme vor der bestimmten Zeit, Paul, denn ich sehnte mich so sehr nach Ihnen!"

„Und ich war drauf und dran, in einem Stiergefecht zu fallen, wenn nicht Fräulein Sattelmeyer mein Leben gerettet hätte."

Fräulein Sattelmeyer stand fix da und rührte sich nicht, die Gräfin warf ihrem Groom die Zügel zu, welche sie selbst geführt hatte, huschte wie eine lichte Wolke zur Erde und stand unverhofft vor dem Mädchen, dessen Hände sie mit den ihrigen, die mit schmiegsamen Leder bekleidet waren, ergriff, indem sie innig sagte: „Da habe ich Ihnen gleich doppelt zu danken, die Rettung des Freundes und die Freude Ihrer Bekanntschaft." Wie schön und lieblich konnte diese Frau sein, wie strahlend und zugleich traurig blickten ihre dunkelen Augen, wie elegant und duftig war ihre mittelgroße, harmonische Erscheinung!

„Danken Sie mir nicht," entgegnete Fräulein Sattelmeyer rauh, „ich habe nichts für Sie thun wollen."

„Das Gute gibt sich absichtlos!" sagte die Dame lächelnd, aber das Landmädchen seufzte und zog ihre Hände zurück. „Wenn ich Ihnen je gefällig sein könnte — Gretchen —."

„Margarethe," betonte sie, „ich werde Sie nie bemühen, Frau Gräfin."

Die Gräfin erröthete und sagte rasch: „Ich habe Sie noch als Kind gekannt, »Margarethe«, ein liebes Püppchen waren Sie damals, Sie sollten sich mir und meinem Töchterchen nicht so fern halten —."

„Jeder bleibt in seinen Kreisen," erwiederte die Andere mit Ruhe.

„Sie sind so unnahbar, Fräulein Sattelmeyer," fiel der Maler ein, „daß ich nicht den Muth habe, Ihnen eine Bitte vorzutragen."

„Ich bin gern hülfbereit!" rief Gretchen munter.

„Ich möchte Sie, den bösen Jakob an den Hörnern haltend, skizzi- ren, es war eine so hübsche Gruppe."

„Sehr gern! wann soll ich herkommen?"

„O, Sie sind gut, vielen Dank, morgen um drei, ist's recht?"

„Sehr recht."

Ueber das Gesicht der Gräfin lief ein sonderbares Zucken:

„Sie wollen also durchaus von dem Thiere zerstoßen werden, Paul?" fragte sie unzufrieden.

„Wenn ich dabei bin, nicht, Frau Gräfin! Jakob ist unter meinen Augen aufgewachsen und gehorcht mir."

„Adieu, verehrte Retterin — und auf Wiedersehen!" verabschiedete sich der Künstler warmen Tones und bald fuhr das Wägelchen durch d knirschenden Sandgeleise von dannen.

Margarethe blieb eine ganze Weile an der Waldhecke stehen, ihr blauen, scharfsichtigen Augen auf den Platz geheftet, wo der junge Ma gesessen hatte, während die Dogge in stillem Eifer eine Maulwurfshö aufscharrte; nach einigen Minuten hob das Mädchen den breiten Str hut von der Erde auf und sagte: „Ja, ich rette ihn."

Der Maler fand am nächsten Tage seine Modelle äußerst fügsam, Gr chen ließ sich einen rothen Mantel umhängen, löste ihre schönen blon Zöpfe und nahm mit Geschick die gewünschten Stellungen ein. Paul

*) Der letzte Artikel unserer jüngstverstorbenen alten Mitarbeiterin, Dichterin der „Geschichten aus dem Emslande."

Digitized by Google

beitete mit Leib und Seele. Als die Gruppe fixirt war und er Original und Entwurf verglich, rief er, gleichsam betroffen: „Margarethe, Sie sind ein sehr hübsches Mädchen."

„Das thut die Verkleidung," antwortete die Gelobte, „bitte, lassen Sie nur Jakob recht zur Geltung kommen, er bekam schon drei Preismedaillen, indessen mich noch Niemand auszeichnete." Dabei lachte sie.

„Außer mir!" setzte der Maler gleichfalls lachend hinzu. Die jungen Leute waren beide so heiter, daß Jakob, der sehr ungern stand, und Boxer, die Dogge, betroffen aufschauten.

„Ich muß Sie einmal lachend zeichnen, Margarethe. Ihre weißen Zähnchen leuchten so lieb zwischen den rothen Lippen hervor."

„Wird die Gräfin Sie abholen — ?"

„Ich vermuthe."

„Wenn die Gräfin Sie Ihrer Person wegen heranzieht, dann werden Sie von ihr eines Tages verrathen und verlassen, und wenn Sie vermögend sind, dann wird die Gräfin Ihre Geldmittel ausnutzen, um Ihnen den Rücken zu drehen, wenn Sie nichts mehr auszugeben haben. — Die Gräfin treibt nur ein Spiel."

„Margarethe — Kind — wie können Sie so grausam über eine Fremde urtheilen?"

„Mir ist sie nicht fremd, obwohl ich noch nicht erwachsen war, als sie meinen Vetter Gotthard Sattelmeyer um sein Vermögen und seine Zukunft brachte, um ihn nachher nicht mehr zu kennen. Und Gotthard war ein trefflicher Mensch an Körper und Geist, groß, kräftig und schön, mit hoher Begabung, der Stolz seiner Familie. Als er auswandern mußte, starb seine vereinsamte Mutter vor Kummer, und die rüstigen Großeltern wurden in wenig Wochen ernste Greise. Die Alten haben jetzt Niemanden als mich."

Der Maler war bleich geworden. „Ich danke Ihnen," sagte er nach einer Weile, „Sie meinen es gut mit mir."

„Gewiß."

„Und Sie liebten diesen Gotthard, so jung Sie damals waren Margarethe?"

„Mag sein, ich habe so wenig Angehörige, und wer ihn kannte in seiner Freundlichkeit, liebte ihn. Er wäre etwas Bedeutendes geworden, wenn er nicht so jung in ihre Hände gefallen wäre."

„In wessen Hände?" fragte jenseits des Buschwerkes die herzgewinnende Stimme der Gräfin.

„In die Hände der Circe," entgegnete Paul, „aber Sie kommen früh, Gräfin."

„Die Benstein's haben sich um sechs Uhr zum Diner angesagt, und die Töchter kommen natürlich nur Ihretwegen, beeilen Sie sich."

Die Gräfin schien Margarethe nicht zu bemerken.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Familie Sattelmeyer versäumte nie den Gottesdienst. Heimgekehrt rauchte der alte Landmann seine Pfeife und las behaglich die Zeitung, Großmutter trippelte von Fenster zu Fenster und begoß ihre prächtigen Blumen. Das war immer so. Nicht immer aber sprengte, wie heute, ein Reiter vor das Haus, band sein Pferd an einen Pfahl und trat mit gewandter Sicherheit ein: „Ich bin Prinz, Paul Prinz, Frau Sattelmeyer, und komme als Bekannter Ihrer Enkelin, die mir das Leben rettete."

„Das ist artig von Ihnen, setzen Sie sich," begrüßte der Hausherr den Gast, die Großmutter knixte und beide schüttelten ihm die Hand.

„Sehr artig!" bestätigte die Matrone, „ich rufe Gretchen und sie soll ein Gläschen Erdbeerliqueur bringen, der ist in der Gegend ganz berühmt und das Kind bereitet ihn selbst."

Fräulein Gretchen kam ganz erfreut und bereits rief Großvater auf den Hof, Jean Herm solle das Pferd in den Stall bringen. Bald plauderten die vier Leute wie alte Bekannte; die Greise waren noch so frisch und drückten sich so verständig aus, daß man sich förmlich gesund dabei fühlte.

„Herr Prinz, wir einfachen Leute essen um Zwölf, ich hoffe Sie rücken mit an unsern Tisch," lud Großvater ein, und Großmutter hoffte dasselbe. Margarethe lächelte und der Gast bot ohne Weiteres Großmutter den Arm, um sie an die lange Tafel zu führen, welche in der weiten Küche gedeckt stand. Das Mahl wurde durch Gretchens Gebet gereicht, die Bewirthung war einfach nnd trefflich wie alles in diesem Hause, sämmtliche Dienstboten beteten und aßen mit und benahmen sich in durchaus anständiger Weise. Herr Prinz erzählte eine lustige Geschichte nach der anderen, und Alt und Jung lachte mit der frohen Herzlichkeit guter Menschen. Nach Tisch setzten sich die Alten in ihre geräumigen Sorgenstühle zur Nachmittagsruhe und Gretchen forderte den Gast auf, sie zu ihrem Sonntagsplätzchen zu begleiten. „An Werktagen habe ich keine Zeit dort zu sitzen, dann bin ich von fünf Uhr früh bis Abends neun beschäftigt, aber dafür ist's am Festtage doppelt schön!" Es war hübsch. Ein kleiner geschaufelter Weg führte unter schattigen Bäumen zu einem Teiche, an dessen Rande ein epheuumrankter, ganz versteckter Sitz mit einer Waldpflanzen-Anlage angebracht war. „Früher," erzählte Gretchen, „war der Sattelmeyer ein Lehnsmann und vornehmster Pächter der gräflichen Besitzung und hier lag der herrschaftliche Fischteich, aber meines Großvaters Vater hat sich bereits abgelöst und den Sattelhof angekauft, denn unsere Grafen sind seit Menschen Erinnern immer schlechte Wirthschafter gewesen und das lachende Geld machte auch sie sorglos, bis es verausgabt war. Als sich die jetzige Gräfin verheirathete, nahm ihr Gatte den aussterbenden gräflichen Namen mit an, und die Kinder der letzten Erbtochter führen ihn weiter; als schließlich die Angelegenheiten schlecht standen, starb oder verschwand der Herr, aber der Witwe fiel eine Erbschaft zu, so daß sie seitdem die kalte Jahreszeit stets in der Residenz verlebt."

„Sie haben eine so friedvolle Art zu erzählen, Margarethe, daß der Hörer zahllose Gedanken an Ihre Mittheilungen knüpft; wo lernten Sie das klare Denken?" forschte der Maler, den entschwebenden Rauchwölkchen seiner Cigarre nachblickend.

„Nun, das lernt sich aus dem neuen Testamente und von den Greisen, es liegt nicht in unserer Art viel Worte zu machen. Seit ich Sie kenne, merke ich erst, wie einseitig und schwerfällig meine Natur ist, ich sah nur das Fleckchen Erde hier und seine Bewohner."

„Ja, es ist prächtig, daß Sie nichts anderes kennen und doch so unbeirrt sind; seit unserem ersten Begegnen weiß ich bestimmt, daß ich ein besserer, festerer Mann sein würde, wenn ich Sie einige Jahre früher gefunden hätte."

„Ah," rief das Mädchen, indem sie aufsprang und freudig die Hände zusammenschlug, „wenn Sie mir Recht geben, dann verlassen Sie die Gräfin!"

„Sie sind eifersüchtig!" warf er geschmeichelt ein."

„Eifersüchtig?" ihr blühendes Antlitz war bleich geworden.

„Margarethe, sein wir offen mit einander. Ja, mir haben viele Weiber gefallen, aber doch nur so, daß ich auf sie herab sah, vor Ihnen aber beuge ich mich. Sie haben Recht und ich werde die Gräfin noch heute verlassen, ich bin durch nichts an diese Frau gebunden. Vor Gott kann ich Ihnen schwören, daß ich Sie, nur Sie Margarethe liebe, aber ich strecke meine träge Hand nicht nach Ihrer fleißigen, wohlthätigen aus, bis ich weiß daß eine Schwierigkeit, welche sich zwischen uns erhebt — —

Gretchen lächelte fast schelmisch: „Ah, die Schwierigkeit dürfte nicht darein reden, denn ich bin das reichste Mädchen in der Provinz. Ich hege auch keinerlei Mißtrauen gegen Sie, aber ich weiß, daß meine Gewohnheiten den Ihrigen sehr fern stehen und das trennt uns —!"

„O, Margarethe!" Es klang wie ein Schmerzensruf.

Sie duldete, daß er ihre runden, frischen Hände küßte, zog dieselben dann aber zurück und sagte: „Wir kennen einander erst wenige Tage, und es handelt sich um unser ganzes Leben — wenn es Ihnen nächstes Jahr im Frühling noch am Herzen liegt mich zu suchen, dann kommen Sie, wenn Sie Ende März nicht da sind, so erwarte ich Sie nicht länger und empfehle Sie Gottes Schutz."

„Und Sie werden darüber trauern?"

„Nein, Paul, denn ich weiß, es wird das Beste für Sie sein."

„Und um Gotthard's Verlust haben Sie all die Jahre getrauert?"

„Ja, denn er hatte sich selbst verloren."

„Und — woher wissen Sie, daß ich noch unverloren sei, kluges Gretchen?" fragte der Maler.

„Ich urtheile so, weil Sie sich so ganz der Arbeit hingeben — Gotthard war wie im Fieber, er warf sein Studium bei Seite und mit ihm seine Zukunft, suchte durch die Aufregung am Spieltische seine Erinnerungen zu betäuben, es hatte ihn wie ein Fluch gepackt, das böse Wesen."

„Armer Junge — zwischen den alten, ehrbaren Mauern des Sattelhofes hatte ihm die Verlockung nie ihr falsches, trügerisches Antlitz gezeigt, er erkannte die Gefahr erst, als er umgarnt und gefesselt war — unser Eins, mein Kind, wird schon in der Spielschule mit den Tücken der Welt bekannt gemacht."

„Ah — Sie wollen die Gräfin nicht verlassen? Sie fürchten nichts?" rief Margarethe hastig.

„Ich fürchte nichts, seit ich Sie kenne, aber ich würdige Ihren Rath und reise heute ab, ja, ich danke Ihnen für Ihre Warnung. Alles überlegend, begreife ich, daß die Gräfin wiederum in finanziellen Verlegenheiten stecken muß."

„Und Sie —?" forschte Margarethe erschrocken und trat einen Schritt von ihm zurück.

„Ich — bin allerdings nicht ganz unbemittelt."

„Ich —!" erwiederte das Mädchen und ihre Lippen zitterten, ihre Augen wurden feucht.

Der Gast erfaßte ihre Hand, als eine athemlose Stimme näher und näher: „Frölen — Frölen Gretke — Böskup!" rief.

„Mein Gott, den Alten ist etwas geschehen! Hier Thekla, hier!"

Thekla, die blondharige Stallmagd, drang unaufhaltsam durch's Gebüsch, hochroth vor Aufregung: „Er ist wieder da, in einer Kutsche, und einen Bedienten mit silbernen Knöpfen hat er, und Großvater wollte ihn nicht in's Haus lassen, aber Großmutter meinte, man sollte sein eigen Fleisch und Blut nicht vor der Schwelle bitten lassen. Aber Frölen soll kommen, unsere alten Leute wissen sich nicht zu helfen."

„Gotthard!" seufzte Margarethe. „Geh', ich komme." Befahl sie der Dienerin. „Paul," sagte sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „ich werde an meine Pflicht gemahnt, wenn ich Gotthard rathen kann, so muß ich jeden, jeden anderen Gedanken ersticken, auch den an Sie! Heute Abend um zehn Uhr geht der Zug zur Residenz ab, um neun Uhr erwarten wir Sie, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Eines bitte ich nur, hegen Sie kein Mißtrauen gegen mich, ich bin ehrlich."

Schon war sie verschwunden und neben dem Garten führte ihm der Großknecht vom Sattelhofe bereits sein Pferd entgegen.

Gehobenen Hauptes, kecken Muthes war er gekommen, mit schweren Gedanken und trübe ritt er seines Weges zurück. So ruhig und doch so lieb hatte ihn noch kein Weib zurückgewiesen, es kränkte und erwärmte ihn zu gleicher Zeit.

Pünktlich um neun Uhr Abends hielt der Wagen der Gräfin vor der Hausthür des Sattelhofes, in welcher ein gallonirter Diener mit hochmüthig verächtlicher Miene lehnte, der dem eintretenden Künstler kaum Platz zum Eintreten ließ. Aus dem Fenster nickte Margarethe, sie war bleich und schaute traurig in den lichten Sommerabend.

„Lassen Sie Se. Durchlaucht den Prinzen Paul von Saats vorüber!" rief der gräfliche Diener dem flegelhaften Collegen auf der Steinstufe zu. Dieser richtete sich erschrocken in eine rücksichtsvolle Stellung auf. Gretchen

Digitized by Google

zog Paul in das Wohnzimmer und fragte: „Ist es so, lieber Freund? sind Sie ein wirklicher Prinz?“

„Ja, Gretchen.“

„Nun, Gott Lob, dann weiß ich ja, wie die freundliche Vaterhand meinen Weg vorzeichnete. Liebe Großeltern, der Prinz Paul von Saats will Euch Adieu sagen, er reist ab.“

„Das thut mir leid,“ sagte der freundliche Greis.

„Ja, das thut uns leid!“ wiederholte die Greisin gütig.

„Durchlaucht gestatten — ich bin Gotthard Sattelmeyer!“

Er sah gut aus, dieser Gotthard, trotz seiner diamantnen Hemdenknöpfe und seiner gesuchten Eleganz.

„Da Sie ein guter Bekannter unserer Gräfin sind, dürfte Ihnen die Mittheilung von Interesse sein, daß ich von meinen brasilianischen Besitzthümern zurückgekehrt bin, um die schöne Gräfin zu heirathen.“

„Ah — wirklich?“ fragte spöttisch der Prinz.

„Ja, wirklich, Durchlaucht, in drei Wochen wird die Heirathsanzeige vor Ihnen liegen.“

„Da mein Urlaub noch nicht zu Ende ist, möchte ich der Verlobungsfeierlichkeit beiwohnen,“ bemerkte der Prinz und sah nach Margarethe hinüber.

„Sehr angenehm — übrigens habe ich eine Anzahl Papiere in der Tasche, die das Jawort meiner Holden außer Frage stellen, sie hat mich ja selbst belehrt, wie umsichtig man in Geldangelegenheiten sein muß.“

Gotthard lachte bitter.

Die Greise sahen beunruhigt, Margarethe entschlossen aus.

„Ich werde jedenfalls in der Nähe bleiben, vielleicht, daß die Gräfin meiner bedarf,“ sprach der Prinz, indem er sich mit einem Händedruck von den Alten verabschiedete. Er hielt Gretchens Rechte einen Augenblick fest und bat: „Wollen Sie mir noch eine kurze Unterredung gestatten?“

„Gern.“

Beide traten Hand in Hand in das nette Stübchen des jungen Mädchens.

„Sie liebe Kluge“ — er ließ sich schwer auf einen Sessel fallen — „rathen Sie mir, soll ich umkehren und der Gräfin ein Darlehn und meine Vertheidigung anbieten?“

„Nein. Geben Sie mir aber Ihre Adresse, ich werde sie morgen der Gräfin einhändigen und ihr mittheilen, daß Sie und ich alles Thunliche zu ihrer Rettung beitragen wollen. Entweder wird die Dame Sie zurückrufen, oder ich werde es thun, wenn noch Hülfe zu bringen bleibt — aber Gotthard ist seiner Maßnahmen so sicher, daß ich nicht zweifle, er hat die unumstößlichsten gewählt.“

„Gretchen, Sie wollen Ihre Feindin retten?“

„Nicht die Feindin — eine Gefährdete, denn Gotthard haßt diese Frau.“

„Und Sie werden ihr das sagen?“

„Ja, Paul.“

„Und Sie gedenken meiner, Margarethe?“

„Ja, wie eine Schwester.“

„Lebe wohl!“ — — —

Acht Tage später erhielt Prinz Paul folgenden Brief:

„Lieber Prinz. Ich habe gethan was ich konnte, habe ihr sogar ein Darlehn von meinem eigenen Vermögen angeboten, sie war verzweiflungsvoll, aber willigt trotzdem ein, dies sündhafte Ehebündniß zweier Menschen, welche sich tief verachten, zu schließen. Gotthard muß noch andere Schreckmittel, als ihre Schulden, in Händen haben. Die Großeltern grüßen Sie, es segnet Sie

Margarethe.

Gotthard Sattelmeyer mußte allerdings unumstößliche Zwangsmittel vorbereitet haben, denn nach kaum 14 Tagen brachten die Zeitungen seine Heirathsanzeige mit der schönen, vielgefeierten Gräfin. „Eine Liebesheirath, es soll ein auffallend stattlicher Mann sein!“ hieß es in dem Bekanntenkreise der jungen Frau, die ihrem neuangetrauten Gatten nach Baden-Baden gefolgt war.

Prinz Paul schrieb mehrmals an Margarethe, ohne eine Antwort zu erhalten, im Spätherbst aber sandte sie ihm eine Zeitung, worin folgende Mittheilung aus Hamburg blau angestrichen war: „Diese Nacht hob die Polizei eine Spielhölle auf, deren Besitzer, ein Herr S., zwar entkam, aber auf's Eifrigste verfolgt wird, denn er ist ein Hochstapler von seltenem Geschick. Frau S., welche eine Dame aus den höchsten Kreisen sein soll und das abscheuliche Handwerk ihres Gatten hier und in verschiedenen Badeorten unterstützte, ist einstweilen arretirt und hat die eingeleitete Untersuchung abzuwarten.“

Ein Blättchen Margaretha's begleitete die Druckschrift.

„Lieber Prinz! Unsere beiden Spieler haben verloren. Mag Gottes Gnade ihre Seelen retten. Die Gräfin mußte bei ihrer zweiten Heirath das sehr verschuldete Gut unter die Vormundschaft ihrer Kinder stellen. Die Großeltern und ich haben ihr eine Jahresrente angeboten, welche sie auch annahm. Schreiben Sie mir nicht wieder, lieber Paul, wir haben das bessere Theil erwählt: wir scheiden mit herzlicher Achtung.

Margarethe.

Aus der Hauptstadt.

Ausstellung von Werken berühmter Malerinnen.

Frauen haben alle Ursache, sich darüber zu beklagen, daß ihre Werke von den Männern nicht gerecht beurtheilt werden. Ich weiß nicht, wie es Anderen vor ihren Schöpfungen ergeht, aber ich weiß, daß es mir immer eine gewisse Ueberwindung kostet, den herablassenden Zug männlicher Ueberlegenheit, jenes Wohlwollen zu überwinden, das für den Betroffenen bitterer ist, als ein Angriff. Nur in einem Kunstgebiete treten uns die Frauen als vollberechtigte Concurrentinnen entgegen, und zwar in dem einzigen, in dem sie thatsächlich keine Concurrentinnen sind: In der Musik, im Gesang und im Schauspiel. Der Grund für die Bevorzugung in diesen Fächern ist ein sehr einfacher: Sie beabsichtigen dort nicht Männer darzustellen, sie sind und bleiben Weiber auch im Ziel ihrer Kunst.

In der Emancipationsfrage, in der wohl jeder Verständige den Standpunkt festhält, daß den Frauen die höchste geistige Entfaltung nicht versagt und beschränkt werden dürfe, stört mich zunächst Eines: die Frauen streben nicht nach Frauenbildung, sondern nach Mannesbildung. Ich glaube nicht, daß die Lebensformen und der Lebensinhalt unserer Zeit gerade das Höchsterreichbare sind. Ich finde vielmehr in ihnen so viel kühle Verständigkeit, so viel langweiliges Theoretisiren, eine so ertödtende Lust, Alles unter allgemeine Gesichtspunkte zu pressen, daß ich mir wohl denken kann, daß es eine andere, bessere Bildung gebe als wir durch unsere Schule erlangen. Ich würde mit vollem Herzen den sich von der Männerbildung befreienden Frauen zustimmen, wenn ich sehe, daß sie der Welt ein neues Bildungsmoment entgegentragen. Das Fräulein Doctor aber, das genau so gelehrt und genau so specialistisch verbildet ist, als der Herr Doctor, erscheint mir immer als die Copie nach einem Kunstwerk zweifelhaften Werthes und steht in meiner Bewunderung deshalb immer noch ein gutes Stück unter diesem. Mit der Ausbildung vieler solcher Doctorinnen mag einzelnen Mädchen geholfen sein, ist aber meiner Ansicht nach der Welt mehr geschadet als genützt. Die Bildung der Frauen kann nicht unmittelbar an das anknüpfen, was die Männer sich zurecht gelegt haben. Sie bleibt sonst immer Nachahmung, unfruchtbar, Blume ohne Samen. Aber wir können hoffen, daß die Frauen nach und nach auf unsere Gesammtbildung einen Einfluß gewinnen, daß das Farbigere, Dumpfere, Weichere, Stimmungsvollere in ihnen mehr in den Vordergrund unserer allgemeinen Weltanschauung trete. Mir will sogar scheinen, als sei es ein wenig erfreuliches Merkmal unserer Zeit, daß unsere Bildung zu männisch geworden ist. Sie braucht nicht weibisch zu werden, wenn sie weiblicher würde. Heldenthum ist nicht Vorrecht des Mannes, Weisheit ist es ebensowenig. Aber ein Knote und ein Specialist kann eigentlich nur der Mann werden, Grobheit und Einseitigkeit, das heißt mangelnde Achtung vor dem Menschenthum und übertriebene Achtung für dem Fachthum — das sind die Schattenseiten unserer Männerbildung. Frühere Jahrhunderte litten weniger unter ihnen. Die Bildung des Mannes stand der der Frau näher, weil sie weniger auf Vielheit des Wissens beruhte. Macht uns wieder so ungelehrt, wie Ihr seid, Ihr frauenhaften Frauen und wir werden bei ernster Arbeit Euren Rath hochschätzen! Aber jene Weisheit, welche den Männern an Euch gefällt, das ist sicher nur die Frauenweisheit. Seid vollendete Weiber und ihr habt den Platz neben den besten Männern erobert!

Ich habe erst vor wenigen Stunden das Tagebuch von Marie Baschkirtseff in die Hand bekommen*). Die ersten Blicke in die beiden Bände sagen, daß man es hier mit einer jener Frauennaturen zu thun habe, die am Erstreben des ihrem Geschlechte Versagten ihr großes Talent und ihre unzureichende Kraft zerstörten. Es findet sich vielleicht Gelegenheit, eingehender über das Buch und seine frühverstorbene Verfasserin in diesen Blättern zu sprechen. Aber sie mußte genannt werden, wenn von Künstlerinnen die Rede sein soll. Ist doch eine der Ausstellerinnen, welche sich in der Gurlitt'schen Kunsthandlung zusammenfanden, Frl. Louise Breslau eine ihrer Mitkämpferinnen gewesen nach dem Ziel, welches ihr vorschwebte. Beide stehen unter dem Einfluß von Bastien Lepage und haben sich mit der Leidenschaftlichkeit des Weibes dem kühnsten Realismus des jungen, früh verstorbenen Meisters hingegeben. Leidenschaftlich bis zur Selbstvernichtung war die Russin; ein leidenschaftlicher Zug geht durch die Werke der Züricherin. Da ist ein Portrait eines jungen Bildhauers, ein wahres Kampfbild des Realismus. Claude Lantier und die ganze Kraft des Zola'schen Künstlerdramas steht unmittelbar vor uns. Der Dargestellte ist kein Salonheld mit schöner Kravatte, kein Weltschmerzler, aber einer, der es sich sauer werden läßt mit seiner Kunst, der kühn, vielleicht sogar keck an das Größte denkt und den die ärmliche Umgebung nicht stört, sich bei freien und leichten Formen geistig reich und vornehm zu fühlen. Das Bild ist psychologisch meisterhaft. Ich sehe auch nicht ein, warum ein Weib einen Mann nicht ebenso ergründen können soll, wie so oft der Mann das Weib ergründete. Und doch ist der kalte, scharfe Kampfton in dem Bilde mir wenig sympathisch. Er ist auch nicht die eigentliche Stärke der Breslau. Man sehe ihr Frauenportrait, ihr mit erstaunlicher Sicherheit gemaltes Bildchen „Am Ufer“, ihre bildnißartige Genrescene „Gegen das Fenster“, um in den stilleren, mehr empfundenen Werken das eigentliche Wesen der ausgezeichneten Künstlerin zu erkennen. Namentlich das letztgenannte Bild zeigt eine Höhe des rein malerischen Könnens, eine Beherrschung des Lichts, eine redliche Offenheit der Beobachtung, die sich unsere schon schulmäßig werdenden Hellmaler recht scharf ansehen mögen, um an ihr zu lernen, um aus diesen Werken eine echt frauenmäßige Unmittelbarkeit der Anschauung erfrischend auf sich wirken zu lassen.

Feiner, absichtlicher, damenhafter erscheint Madame Lemeire. Ihr „Kirchgang“, ein Aquarell von in den einzelnen Theilen wechselndem Verdienst, ihre „Herbststimmung“ geben einen guten Einblick in ihre Ziele. Dieses Herbstbild: Eine sich bräunende Abendlandschaft, über einer Allee die Mondsichel, auf der Wiese eine nicht ganz junge, elegante Frau, die mit einem Blick sorgender Sehnsucht in das Halbdunkel unter den Bäumen schaut, Alles in halbem, blaugrauem Silberton, besitzt den Zug des vornehmen Salons in hohem Grade. Die sorglose, doch in sich fertige

*) Journal de Marie Bashkirtseff, zwei Bände, Paris, Charpentier & Co., 1890.

Digitized by Google

Mache, die sichere Ruhe der Darstellung sind Eigenschaften, die der Frau sehr wohl zu Gesichte stehen. Dem Bilde fehlt es vielleicht etwas an Kraft, wenn man in der vollkommenen Deutlichkeit, in der unbedingten Klarlegung der Absicht eine solche erblicken will. Es sagt mehr und sagt weniger als der Gegenstand bietet: Die Landschaft ist skizzenhaft in Haupteffecte aufgelöst, die Figur nicht ohne Weiteres dem Nüchternen verständlich. Aber das Bild wird jeder Frau zu Herzen sprechen, es ist weiblich, will mehr empfunden als verstanden ein.

In hohem Grade haben diesen weiblichen Charakter die Bilder von Dora Hitz in Dresden. Vielleicht ist dieses Lob dasjenige, welches der trefflichen Malerin selbst am wenigsten willkommen ist. Denn wie die Baschkirtseff nur ein Streben hatte: „D'être quelqu'un", so ist's ja bei den Frauen zumeist wie bei den Juden: Sie sind, was sie sind voll und ganz, sie möchten aber in ihren Lebensäußerungen als etwas Anderes erscheinen als sie sind: Der Jude als Deutscher, oder wenn derselbe Jude ein paar Jahr in Paris wohnt, dann wieder als Franzose, die Frauen als Männer. Aber Dora Hitz wird das schwerlich erreichen. Ihre Bilder sind Frauenarbeit und zwar die allerechteste von der Welt. In ihnen liegt etwas Momentanes, eine von aller Speculation freie herzhafte Sicherheit des Urtheils, eine rückwirkende Kraft der frauenhaften Kunst, das Wesen des Menschen im Augenblick zu erfassen. Während es Männerwerk ist, die Erscheinungen zu zergliedern und aus dem mühsam erfaßten Einzelnen das Ganze aus sich neu aufzubauen, so hat sie die überlegene Fassungsgabe des Weibes, die Erscheinungen alsbald in ihrer Ganzheit zu begreifen und Anderen begreiflich vorzuführen. Man wird an dem im Bilde Dargestellten zwar psychologische Studien nicht machen können, denn die Beobachtung ist nicht eine objective, aber man sieht überall in unbeabsichtigter und daher anmuthender Sicherheit das Wesen der Darstellerin hervortreten. Und es lohnt sich der Mühe, in dieses, in die dichterisch reiche, auf frisches Sehen gestützte Wesen sich zu vertiefen. Ich weiß nicht viel deutsche Frauen, welche reifer in ihrem Frauenthum vor die Oeffentlichkeit traten.

Blumenmalerei ist ein Gebiet, welchem die Frauen stets gern sich zuwendeten. Frau Hermine von Preuschen führt uns einige kleine Bilder zu, die zum Besten ihrer Art gehören. Das Stillleben, ein todter Hase, ein Zinnkrug und einzelne Früchte, ist geradezu meisterhaft gemalt. Minder glücklich scheinen mir die Seitenblicke auf Makart'sche Decorationskünste. Frau Olga Wisinger-Florian in Wien offenbart wieder ihr feines coloristisches Gefühl. Sie sucht den Ausdruck nicht in der Genauigkeit der Zeichnung, sondern in der farbigen Stimmung. Ebenso Frau E. Hedinger in Berlin, deren große Fruchtstücke trotz ihres tiefgestimmten Tones von einer kostbaren Breite und dabei von einer Durchführung sind, die Erstaunen erweckt. Mit sicherem Pinsel setzt sie die Details in scheinbar wirrer Fülle in die Farbenmassen und weiß immer wieder die Einzelheiten zu trennen und zu beleben. Frau Mesdag van Houten, die mir am bedeutendsten in einem großen Fruchtstücke erscheint, hat eine trockene, männliche Kraft. Kein Mensch wird in ihren Schöpfungen Frauenwerk sehen, aber auch niemand glauben, daß diese dem Israels und seiner Schule verwandte Technik von ihr selbst ausgehe. Sie malt wie ein Mann — das erscheint mir weniger eine Anerkennung als ein Vorwurf. Denn mir scheint es wichtiger, daß sie sich als Frau treu bliebe. Aehnlich ist das kräftige Bildniß eines Generals von Therese Schwarze in Amsterdam gute, theilweise sogar meisterhafte Nachahmung von Männerwerk. Die Künstlerin ist auf dem Wege Miß Elisabeth Thomson nachzustreben, bekanntlich dem bedeutendsten Schlachtenmaler Englands.

Weniger tritt dieser männliche Zug hervor bei Anna Bilinska, der in Paris lebenden Polin. Ihr großes Gouachebild, eine polnische Mutter mit ihrem Kind, zeigt sie nicht ganz auf der Höhe dessen, was sie vermag. Mehr sieht man ihr Wesen in zwei Stimmungs-Skizzen „Ebbe" und „Fluth." Aber eine in ihrer Kunst sich voll auslebende Frau ist wohl auch sie nicht zu nennen: In der Furcht, in Süßlichkeit und Dilettantismus zu verfallen, steigert auch sie ihr Wesen nach der Seite robuster Kraft. Stärke ist nicht gleichbedeutend mit Macht; es gibt auch eine solche, die auf Tiefe, Bildsamkeit und Innigkeit der Gemüthsthätigkeit beruht. Frau Begas Parmentier in Berlin hat ein so farbiges und leuchtendes, venetianisches Bild ausgestellt, das ihr Recht unter den ersten Malerinnen unserer Zeit zu erscheinen, zu vollem Recht bekundet wird. Die anderen Bilder haben etwas Unsicheres im Ton und mithin weniger jene Eigenschaft. Im Allgemeinen aber erweisen sich die Frauen als durchaus befähigt den ernstesten Aufgaben der Kunst genüge zu thun. Der Ausstellung klebt nichts Halbes, Dilettantisches an. Sie verlockt uns nicht auf das bequemere Gebiete der Galanterie. Sie führt uns vor eine Reihe ernst Ringender, denen man eine sachliche Würdigung nicht versagen darf.

C. G.

Notizen.

Geschichte der deutschen Kunst. Von Robert Dohme, Wilhelm Bode, Hubert Janitschek, Jakob v. Falke und K. v. Lützow. (Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) Ein wahrhaftiges nationales Prachtwerk großen Stils und von erstaunlicher Eigenart ist dieser Tage zu Ende geleitet worden. Der rühmlichst bekannte Verlag hat das muthig begonnene Werk in einer Weise durchgeführt, daß ihr der aufrichtige Dank aller Gebildeten unseres Volkes sicher sein kann. Schon die glückliche Hand bei der Wahl ihrer Mitarbeiter, von denen ein jeder im betreffenden Fach eine anerkannte Autorität ist und doch populär darzustellen weiß, bewies die planvolle Zweckmäßigkeit des Unternehmens. Der bekannte Kunstschriftsteller und Akademiker Dohme behandelt die Geschichte der deutschen Baukunst von der Frühzeit bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts, also vom romanischen und gothischen Stile des Mittelalters bis zu Renaissance, Barock, Rococo und Classicismus der neueren Zeit. Nicht Vollständigkeit im Einzelnen strebt seine Darstellung an, wohl aber ein charakteristisch richtiges Bild der Entwickelung baukünstlerischer Gedanken in ihrem Werdegang und Wechsel, und sein schweres Ziel erreicht er auch vollständig. Obwohl ein Anhänger der Meinung, daß der baukünstlerische Gedanke zunächst doch concret nur auf dem Bauplatz entstehe, reife und Wandel erfahre, so kann er doch nicht umhin, nach dem Vorgang eines Schnaase, die Baukunstgeschichte auch in ihrer Wechselwirkung mit Cultur und Geschichte zu betrachten, wodurch er unwillkürlich zuweilen auch zu culturhistorischen Excursen genöthigt wird, die er ursprünglich vermeiden wollte. Und das ist Recht so, denn auch die Architektur und gerade sie ist sehr bedingt und abhängig von dem Geschmack der Zeit, weil sie tiefer in's praktische Leben und seine Bedürfnisse eingreift, als irgend eine Kunst. Just diese allgemeinen Untersuchungen sind es, die das Werk auch dem Nichtfachmann theuer machen, dem die Zusammenhänge von Meister zu Meister und die kritischen Ergebnisse der Denkmälerforschung viel weniger am Herzen liegen. Beherzigenswerth ist auch des Verfassers Anregung, bei baugeschichtlichen Untersuchungen und ihren exacten Aufnahmen lieber zur Photographie zu greifen, als die Wiedergabe den immer mehr subjectiv schaffenden Zeichnern anzuvertrauen. Gerade in diesem Betracht hat Grote das Werk mit einer Menge ebenso schöner, als durchaus scharfer und zuverlässiger Reproductionen ausgestattet. Das gilt auch für Bode's Geschichte der deutschen Plastik, die mit der Entwickelung der Elfenbeinschnitzerei unter den Karolingern und Ottonen beginnt und mit der Bildnerei des graziösen Rococo schließt. Sehr mit Recht wendet sich der Director der Abtheilung der christlichen Plastik im Berliner Kgl. Museum gegen ein vielumstrittenes Schlagwort: deutsche Renaissance. „Man glaubt in der Architektur und Ornamentik des 16. Jahrhunderts ein echt nationales Element entdeckt zu haben, dessen Entwickelung unsere deutsche Kunst zu neuer, eigenartiger Blüthe zu führen im Stande sei — eine Täuschung, die gegenüber der Verwilderung, welche sie bereits hervorgerufen hat, schwerlich lange anhalten wird. Für die Baukunst in Deutschland gebührt der „Renaissance" weniger als irgend einer anderen Entwickelung die Bezeichnung eines eigentlichen Stils, geschweige eines nationalen Stils: die Renaissance in Deutschland wiederholt nur und verkümmert theilweise das, was das 15. Jahrhundert hier Neues in der Raumentwickelung und in den Verhältnissen geschaffen hatte, während sie die Formensprache entweder der italienischen Kunst unmittelbar oder nur halbverstanden entlehnt, oder, im Norden, von der niederländischen Kunst vermittelt, übernimmt und kümmerlich ausbildet. . . Verhängnißvoll für die deutsche Kunst überhaupt, ganz besonders aber für die Plastik, war sodann das siegreiche Eindringen der italienischen Kunst, da sie in ihrem naiven Naturalismus und ihrem schlichten, nach innen gekehrten Sinn nicht vorbereitet war für die Aufnahme der monumentalen Richtung und des äußeren Schönheitstrebens der italienischen Hochrenaissance." Die „Geschichte der deutschen Malerei" hat der Straßburger Universitätsprofessor Janitschek übernommen und meisterlich durchgeführt. Sein Band ist nicht nur in Bezug auf die im deutschen Kunstbuchhandel unerhörte Pracht, sondern auch hinsichtlich des Textes die Krone des ganzen Werkes. Er hat ein ungeheures Material geistig und künstlerisch bewältigt, und sein Werk ist nicht nur neu und eigenartig in Anlage und Ergebnissen, sondern auch gut geschrieben, lichtvoll und anregend für Gelehrte und Laien. Er ist überall auf die Quellen zurückgegangen und steht auf eigenen Füßen. Es wird Sache der zünftigen Kunstgeschichtforschung sein, im Einzelnen seine Darlegungen zu prüfen, namentlich zu beurtheilen, ob wirklich die frühmittelalterliche Wandmalerei für die kunsthistorische Betrachtung in den Hintergrund tritt und die Entwickelung der Malerei ausschließlich in der Buchmalerei zu verfolgen sei, aus welcher der nationale Stil seinen Weg in die Tafel- und Wandmalerei gefunden habe. In diesen und ähnlichen Fragen bietet Janitschek's Darstellung umso größeren Genuß, als sie bei aller Gründlichkeit doch niemals das große Ziel aus dem Auge läßt. Unser in Kürze kaum zu bewältigendes Kunstjahrhundert hat der Verfasser im Vergleiche zu den früheren Zeiten leider allzu cursorisch behandelt, aber gerecht und mit allumfassendem Verständniß. Ihm sind alle recht, Idealisten, Naturalisten und Freilichtmaler, „wenn sie nur aus der Tiefe der eigenen Natur das, was die Zeit bewegt und erfüllt, in lebensvollen Schöpfungen verkörpern." Dies ist offenbar auch der Standpunkt des Wiener Professors Karl von Lützow, des bewährten Herausgebers der Zeitschrift für bildende Kunst, dem wir den vierten Band verdanken: „Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes." Von dem Historiker derselben verlangt er, daß er sich aufzuschwingen suche „zu jenen Höhen, auf denen Dürer und Ludwig Richter, Holbein und Menzel sich die Hände reichen, und wo man in den Aetherschwingungen, die das Wirken dieser großen Meister umtönen, ein Rauschen aus der tiefsten Seele des Volkes vernimmt." In diesem Sinne hat Lützow seine Aufgabe recht populär gefaßt und alles gelehrte Material in die Bibliographie verwiesen. Es ist ihm vollständig gelungen, das allgemein leider nur schwache Interesse auf seinen Gegenstand hinzulenken und zu erweitern, um so mehr als gerade er von seinem Verleger illustrativ besonders ausgiebig unterstützt worden ist. Jede der Reproductionen verdient den Namen eines Meisterholzschnittes oder Meisterkupferstichs. Lützow's Wiener College vom k. k. Museum für Kunst und Industrie, Jakob von Falke, hat den letzten Band: „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes" geschrieben und gleichfalls von der technischen und gewerblichen Seite seines Gegenstandes abgesehen und sogar die geschichtliche außer Acht gelassen, um sich nur auf die künstlerische zu concentriren. Sehr schön legt er die Entwickelung des Kunstgewerbes bis zur Ersetzung

Digitized by Google

es Künstlers durch die Maschine dar und bestätigt freudig den hohen Aufschwung des Kunstgewerbes in unseren Tagen. Allerdings weiß er nicht u sagen, welchem Ziele wir entgegengehen, aber er hegt die Gewißheit, aß das Bedürfniß des Schönen im Menschen sich nicht ertödten lasse. Der Raum zwingt uns leider, auf einen eingehenden Hinweis auf die Fülle und Gediegenheit des Bilderschmuckes zu verzichten. Wir können ber nur wiederholen, was wir nach den ersten Bänden dieses Werkes ervorgehoban haben, daß die Ausstattung dem inneren Gehalte in keiner Weise nachsteht, und daß nicht nur der Reichthum und die Schönheit der lusstattung uns gefangen nehmen, sondern namentlich die Neuheit, Originalität und Selbständigkeit des bildlich erläuternden Materials. Auch ier geht das Werk „auf die Quellen" zurück und bietet nirgend nur eine eue Auflage der schon aus Lübke, Schnaase ꝛc. sattsam bekannten Denkmäler, sondern dem größeren Publikum so gut wie unbekanntes, ganz eues Anschauungsmaterial in ausgezeichneter Ausführung und von überzeugender Beweiskraft. Dem Werk ist ein erster Platz in allen Kunstibliotheken, öffentlichen wie privaten, gewiß, und es empfiehlt sich als nser gediegenstes Prachtwerk dieses Jahres.

Von Feldkirch bis Gaëta. Roman von J. Baierlein. (Stuttart, Deutsche Verlagsanstalt.) Die Titelbezeichnung: Roman rührt wohl aum vom Verfasser her, der selbst nicht müde wird, seine schlichte kunstose Erzählung nur eine Reihe von historischen Bildern zu nennen. Wir ollen daher nicht mit ihm rechten, und uns das gewiß wahrheitsgetreue Stück Autobiographie (?) gefallen lassen. Ein bayrischer Fremdenlegiär schildert den Sturz des neapolitanischen Königsthrones durch Garibaldi und seine Freischaren, und mit Ausnahme des übel erfundenen iebeshandels mit der Opernsängerin fühlen wir überall festen Boden nd die Hand eines aufrichtigen und nicht ungeschickten Erzählers.

Lederschnitt und Lederplastik. 32 Tafeln mit Vorlagen nebst nleitung von Georg Büttner. (Leipzig, E. A. Seemann.) Die prachtoll entworfenen Vorlagen auf Pausebogen bieten schön stilisirte und geschmackvoll ausgeführte Muster für Lederarbeiten, eine Liebhaberkunst, der ir auch bei Laien und vor Allem in der Damenwelt eine immer größere Verbreitung wünschen. Denn die gestickten, gestrickten und gehäkelten Weihnachtsgeschenke, die doch zum großen Theile fertig aus den Geschäften bezogen erden, sind nachgerade zu einer öffentlichen Calamität geworden, die viel Geld kostet und nur selten einen wirklichen Schmuck unseres Heims bildet. Wie anders die schöne und gar nicht so schwere alte Kunst des Schneidens, Punzens, Treibens und Modellirens am Rindsleder! Freilich erfordert sie Geschmack, eine geschickte Hand. Cigarrentaschen, Buchdeckel, Album u. s. w. erden hier nach wirklich geschmackvollen Vorlagen hergestellt und alles in einlicher und gefahrloser Kunstübung, stilvoll und dauerhaft. Eine Anleiung ist der Mappe beigegeben, und wer sich noch mehr darüber zu belehren ünscht, findet ein Näheres im gleichen Verlag in dem schönen Buch von ranz Sales Meyer: „Die Liebhaberkünste", das textlich und lustrativ vermehrt nach Jahresfrist schon in 2. Auflage erscheint. Wir haben nserm letztjährigen günstigen Zeugniß nichts hinzuzufügen und wünschen em nützlichen Dilettantenbuch auch in seiner neuen Gestalt besten Erfolg.

Ruhm. Novelle von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) Der Dichter ist hier zu seiner eigenen Domäne, der psychologischen Novelle zurückgekehrt. Der „Ruhm" überschreitet das Normalmaß einer Novelle nicht, ein mäßiges Bändchen. Der Stoff aber ist düster und traurig; ein solches inneres Grauen strömt von ihm auf den Leser aus, trotzdem darin durchaus nicht von besonders wüsten Thaten die Rede ist, wie von wenigen Dichtungen; nur soweit es die Gesetze des künstlerischen Gleichgewichtes gebieterisch fordern, wird das dunkel abgetönte Bild durch freundliche, von leisem Humor beseelte Scenen belebt, in deren Verknüpfung mit dem Kern der Erzählung sich der reife, vollendete Künstler offenbart. Es wird ein ergreifendes Bild vor uns entrollt von den unheilvollen Folgen mütterlicher Eitelkeit und Ruhmsucht; sie treibt den Sohn in schwere seelische Verirrung und schließlich in ernste Krankheit, die aber am Ende klärend und entlastend wirkt. Der Held der Erzählung — Spilling — ist der Sohn eines kleinen Beamten, eines braven, unscheinbaren Mannes von passivem Temperament, das sich im wesentlichen auf den Sohn vererbt hat. Die Mutter, eine regsame, impulsive, stark phantastische Natur — von Herzen grundgut — sieht in ihrem einzigen Kinde, einem Knaben von sehr mäßigen Anlagen, in dem ein Hang zur phantastischen Träumerei das mütterliche Erbtheil ist, ein wahrhaftiges Originalgenie. Der künftige Ruhm dieses Geistesheroen ist das tägliche, erauschende Labsal ihrer Seele, das sie alle Mühsal und Enttäuschung überstehen läßt. Auf dem Gymnasium kommt der junge Humboldt oder Kanke nicht vorwärts, natürlich durch die Schuld der Lehrer; aber am Ende sieht die Mutter doch ein, zum Gelehrten ist der Sohn nicht geschaffen. Also eine Künstlernatur! Mit der Dichterei freilich ist es nichts; ein Wunder, sie hat auch zu viel Verwandtschaft mit der Gelehrsamkeit. Aber auch ein Versuch mit der Musik mißglückt. Die Mutter ist von dem rehlschlagenden Experimenten ganz entzückt; der Kreis der Möglichkeiten ist bald umschrieben; das rechte Gebiet für die Begabung des Sohnes kann nicht mehr lange verborgen bleiben. In der Malerei scheiterte er nach kurzem Besuch der Kunstschule in Karlsruhe ebenfalls, da er es über äußeres Copiren von Vorlagen nicht hinausbringt. Nun ist kein Zweifel mehr: er ist zum Architekten bestimmt; er wird gleich nach Berlin geschickt, um hier die Kunst vom Grunde aus zu erlernen. Die gute, halbgebildete Mutter hat keine Ahnung davon, was für eine Menge positivster Kenntnisse diese Kunst erfordert. Die Baukunst wird nun zum Verhängniß, zum Verderben des jungen Menschen. Seiner passiven Natur gemäß, die sich gern verhätscheln ließ, hatte er all die seltsam pädagogischen Manöver geduldig mit sich vornehmen lassen, ohne sich über das Maß seiner Begabung sonderlich zu täuschen. Beim Studium der Baukunst sieht er seine gänzliche Unzulänglichkeit alsbald ein; ein tüchtiger Handwerker, Decorateur oder so etwas, könnte er wohl werden, aber er findet nicht die Entschlossenheit, aus der gebildeten Sphäre mit ihren Annehmlichkeiten so auf einmal herabzusteigen. So schlendert er eine Zeitlang dahin, indem er sich zu den Geldsendungen von Hause einen kümmerlichen Nebenverdienst durch kleine mechanische Zeichenarbeiten verschafft, die er für Baubüreaus anfertigt. Seinen Eltern dieses sein wirkliches Verhältniß zur Kunst klarzulegen, findet er nicht gleich das Herz; die Enttäuschung würde der Mutter ein zu herber Schmerz sein, den er ihr gerne möglichst lange erspart: einmal muß ja die Wahrheit doch heraus. Seine zuerst ganz allgemeinen Mittheilungen nach Hause, daß er im Baufach thätig sei, erscheinen bald zu farblos, zu wenig Nahrung für das mütterliche Herz. So kommt er dazu, die Linien der Wirklichkeit allmählich etwas zu retouchiren; aus einer als „sauber" anerkannten kleinen Zeichnung wird in seinem Bericht eine „sehr schöne", und was im Glauben der Mutter daraus wird, ist leicht vorzustellen. Allmählich trägt er die Farben kecker auf; je näher der Termin rückt, an dem die Mutter den bitteren Trank der Wahrheit schlürfen muß, um so mehr fühlt er die Verpflichtung, durch häufige Verabreichung erlogener Süßigkeiten ihr dazu Kraft zu schaffen. Entsetzliche Täuschung! Böses muß fortzeugend Böses gebären, und gerade das Ereigniß, das endliche Klärung der Lage scheint bringen zu müssen, verstrickt ihn für immer in das Netzwerk der einmal angefangenen Lüge. Der Vater stirbt; er hatte sich in nächtlicher Nebenarbeit aufgerieben, um die Mittel für das theure Studium des Sohnes zu beschaffen. Dieser fühlt in allem Schmerze doch eine Art innerer Befreiung: die Mutter kann unmöglich die Mittel auftreiben, es muß eine Aussprache erfolgen. Sie erfolgt nicht; die Mutter wohl fühlend, daß sie nicht ohne Schuld an dem vorzeitigen Tode des Mannes ist, vermag von der ganzen Sache jetzt nicht zu reden. Erführe sie nun gar, daß der Gatte das furchtbare Opfer umsonst gebracht, es wäre ihr Tod; so kann auch der Sohn ihr jetzt nicht die Wahrheit sagen. Von einem reichen Verwandten beschaffte sie das Geld, um das mächtig aufstrebende Talent des Sohnes, dessen Ruhm in seiner Vaterstadt schon groß wird, seine Bahn verfolgen zu lassen. Die Folgen seiner Lügen halten ihn fest; darüber gibt er sich bald keiner Täuschung mehr hin. Von dem erlogenen Ruhm fühlt er einen Kitzel, den er selbst bald nicht mehr entbehren kann. Seine Lügen werden mit innerer Nothwendigkeit immer größer: er gewinnt die große Preismedaille, er erhält vom russischen Kaiser einen Ruf nach Petersburg, dort eine Kathedrale zu bauen. Dieser erlogenen Aufgabe ist nun Jahre hindurch sein Leben gewidmet, während er in Wahrheit eine kümmerliche Versorgung als Zeichenlehrer an einem hinterpommerschen Gymnasium gefunden hat. Seine Mutter hat er überredet, sich in ein ganz weltentlegenes elsässisches Städtchen — möglichst weit weg von Petersburg — anzusiedeln; alljährlich in den Sommerferien besucht er sie, indem er sich die Kosten der Reise dorthin und eines glänzenden, für den reichen und berühmten Künstler angemessenen Auftretens daselbst das Jahr über am Leibe abhungert. Seine Correspondenz mit der Mutter, die sich nothwendig zu einer vollständigen Romandichtung gestaltet, füllt seine Zeit außer den Schulstunden völlig aus; sie reibt seinen Geist auf, während das Hungern ihn am Ende in eine körperliche Krankheit wirft. So kommt schließlich die Bombe zum Platzen. Mit diesem körperlichen und geistigen Zusammenbruch des Armen fängt der Roman an; die Katastrophe tritt kurz vor dem Antritt der Ferienreise ein. Ein College übernimmt es, die Mutter aufzusuchen und schonend zu benachrichtigen; dabei geräth er in ungeahnte Schwierigkeiten, indem er selbst für wahnsinnig gehalten wird. Endlich gelingt es ihm, sich mit der Gesellschafterin der Frau Schilling, Constanze, zu verständigen, die dann die Mutter in die wahre Lage des Sohnes einweiht. — Die Einkleidung und künstlerische Darstellung dieser seltsamen Geschichte ist von vollendeter Reife. In der ganzen, so seltsamen seelischen Entwickelung dieses Helden ist kein Sprung, keine Lücke, nichts psychologisch Unmögliches, nichts unter den gegebenen Verhältnissen auch nur Unwahrscheinliches: diese Anlage kann unter diesen Einflüssen nur dieses Resultat erzeugen. Grauen und Mitleid mischen sich in die athemlose Spannung, mit der wir der unentrinnbaren Nothwendigkeit folgen. Vortrefflich ist ist es dargestellt, wie die fingirte Petersburger Herrlichkeit für den Unglücklichen der eigentliche, einzige Lebensinhalt wird, wie die auflackernde Sinnlichkeit in den erdichteten Gestalten russischer Gräfinnen eine ideelle Befriedigung sucht, wie eine aufkeimende zarte Neigung zu Constanze ihn diese mit den Gespenstern seiner Phansie verwirren läßt und dadurch endlich den Stein in's Rollen bringt. Denn nur so lange über die beiden Seiten seines Doppellebens getrennt Buch geführt wird, ist seine Rolle durchführbar; verwirren sich die Gestalten seiner beiden Welten in einander, so verliert er die Herrschaft über beide und über sich selbst. Der Held selbst fühlt es genau, daß der geistige Zusammenbruch erfolgen muß, und entnimmt hieraus den Antrieb, noch rechtzeitig durch Führung eines Tagebuches das Räthsel seines Lebens für seine Mutter und seine dereinstigen Aerzte zu lösen; es gab wohl keine andere Möglichkeit, die Entwickelung dieser Verirrung lebendig vorzuführen, als durch ein Tagebuch des Verirrten. Mit unvergleichlicher Frische und Anschaulichkeit ist auch die Mutter dargestellt; wie vortrefflich und wahr, daß sie, auch nachdem sie von Allem Kunde hat, im Grunde doch ihre Meinung von dem Sohne behält: ein Genie bleibt er ihr, wenn nicht der Wissenschaft oder einer Kunst, so ein Genie des Gemüthes! Von packendster Lebenswahrheit ist der Gegensatz zwischen der natürlichen zimperlichen Kleinbürgerlichkeit „der unbedeutenden Schreiberwittwe" und der einer „Gracchenmutter" geziemenden erzwungenen Grandezza. Kurz, wohin wir blicken, gewahren wir Schönheiten und Vorzüge, denen gegenüber sich Mängel kaum bemerkbar machen.

Gustav Wasa, Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Arthur Freese. (Jena, H. Costenoble.) Der hochdramatische Stoff, den der durch

Digitized by Google

ein preisgekröntes Schauspiel bekannte Dichter mit glücklichem Griffe erfaßt hat, — die Jugendgeschichte des schwedischen Helden bis zu seiner Thronbesteigung — hat in diesem Schauspiel eine recht interressante, aber doch nicht volle und reife Ausgestaltung gefunden. Die Charactere, besonders die weiblichen bleiben schattenhafte Umrisse, denen das individuelle Leben durchaus fehlt; der Handlung mangelt die rechte organische Gliederung; die Sprache ist aber von einem ergreifenden rhetorischen Pathos erfüllt. Das prächtige Preisstück „Haus Cenci" ließ Besseres erwarten.

Die wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in 5 Acten. Von Jean Bernard Muschi. (Dessau, Kahle.) Der Untergang der wendischen Selbständigkeit unter Albrecht dem Bären ist stofflich nicht ohne dramatisch wirksame Elemente; auch muß dem Verfasser zugestanden werden, daß er mit Geschmack und dichterischem Feingefühl durch freie Umgestaltung der Ueberlieferung dem Stoffe Einheit und dramatisches Interesse eingehaucht hat. Leider aber reichte die Gestaltungskraft des Dichters nicht aus, um die handelnden Personen mit wirklichem Leben zu erfüllen. Reden und Thun des Pribislav und der Romista, des Jatzko und Herfest von Lettenhoven u. s. w. sind im Grund inhaltslos. Der Zweck des Verfassers ist eigentlich weniger ein poetischer als vielmehr ein patriotischer: Die Verherrlichung des Ascanierhauses, dem auch des Dichters Landesvater, der Herzog von Anhalt, entstammt. Nicht einmal die in Form einer Prophezeihung eingekleidete Verherrlichung der Wiedergeburt Deutschlands von märkischem Boden aus bleibt uns erspart. Die Bühnenfähigkeit wäre erst zu erproben.

Die mit Recht beliebte „Uniformenkunde, Lose Blätter zur Geschichte der militärischen Tracht in Deutschland" von Richard Knötel (Rathenow, Max Babenzien), auf die wir unsere Leser schon wiederholt aufmerksam gemacht, schreiet rüstig vor und wird bald ihren zweiten Band zu Ende geführt haben. Die Auswahl ist vorzüglich und die Wiedergabe der Uniformen von ebenso großer Anschaulichkeit als Treue. Knötel hat sein Material aber auch künstlerisch zu bewältigen gewußt und gibt nicht etwa die langweiligen, geistlosen Modefiguren unserer Kostümwerke, sondern bewegte Gruppen von dramatischer Lebendigkeit und charakteristischer Kraft. Dabei versteht es sich von selber, daß Alles echt ist bis auf den Gamaschenknopf, so daß auch ein in diesem Betracht strenger Kritiker wie Kaiser Wilhelm I. nichts auszusetzen gefunden hätte. Wir empfehlen das Werk nicht nur militärischen Kreisen, Künstlern, Kunstfreunden, Theaterregisseuren, sondern auch dem großen Publikum.

Bilder aus dem Naturleben, geschildert von W. v. Reichenau. (Leipzig, Günther.) Der Verfasser ist Custos am Mainzer zoologischen Museum und in Fachkreisen als Naturforscher vortheilhaft bekannt. Seine Schilderungen sind poetisch und stimmungsreich, voller Liebe für das Kleine und Verehrung für das Große, scharf beobachtend und anmuthig erzählend, ebensosehr eines Poeten als Malers. Jedenfalls erfüllen sie auf's Beste seine Absicht, die Liebe zur Natur zu fördern und zu verbreiten.

Ueber Rembrandt als Erzieher. Von einem Erzieher. (Leipzig, Zangenberg und Himly.) Der ungenannte Verfasser dieser Broschüre unterzieht den Gedankeninhalt des schrullenhaft-geistreichen Buches „Rembrandt als Erzieher", das einige Monate hindurch im deutschen Lesepublicum ein so ungeheures Aufsehen erregte, einer eingehenden und im ganzen anzuerkennenden Kritik, die nur in der Form etwas gar zu schulmeisterhaft ist. Aus dem Wuste paradoxer Einfälle, von denen das genannte Werk wimmelt, wurde mit meist herber, aber gerechter Kritik und nüchternem Verstande der kleine Kern von Wahrheit herausgeschält. Wir kommen so zu einigen ganz treffenden Gedanken über Individualismus und Nationalismus, über nivellirende und zersetzende Bildung, über das Verhältniß von Wissenschaft und Kraft u. s. w. Das Büchlein kann allen, welchen von der Rembrandtweisheit der Kopf etwas wüst geworden ist, warm empfohlen werden als niederschlagendes Mittel.

Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze von Feodor Wehl. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, A. Schwartze). Man sagt der Inscenirkunst Wehls, die er als Stuttgarter Hoftheaterdirector bethätigte, nichts Gutes nach; wenigstens Georg Köberle in seinem bekannten „theaterkritischen" Reformbuch erzählte Haarsträubendes. Aber es muß nicht so schlimm damit gewesen sein, denn die im vorstehenden Werkchen gesammelten dramaturgischen Aufsätze bekunden überall, wenigstens theoretisch, den Mann von Geschmack und Kenntnissen. Aus seinen Bemerkungen und Winken zur Darstellung von Othello, der Räuber, Minna, Hamlet, Faust, Don Carlos, Wallenstein ꝛc. könnten unsere Regisseure noch gar Manches lernen, auch die Theaterkritiker, auf die der etwas altmodisch gebliebene Achtundvierziger schlecht zu sprechen war.

Zur Goetheforschung. Neue Beiträge von Heinrich Düntzer. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Dieses Buch des Altmeisters der Goetheforschung enthält Aufsätze über Goethe's Prometheus, Natürliche Tochter und Faust, über sein Verhältniß zum jungen Klinger, zu Shakespeare ꝛc. und kehrt sich zum Theil polemisch gegen die sogenannte Goethephilologie, „die häufig nur ein nicht immer geistreiches Spiel ist und mehr auf blendende Entdeckungen und dadurch zu gewinnendes Ansehen bei Unkundigen, als auf die Sache und die sie einzig fördernde Wahrheit gerichtet ist." Namentlich wendet sich Düntzer gegen die neueste Mode, Herder einen übermächtigen Einfluß auf den jungen Goethe anzudichten, und seine Ausführungen sind überzeugend, wie denn überhaupt der Verfasser, von seltenen Irrthümern und Geschmacklosigkeiten abgesehen, an positiver Goethe-Kenntniß Scherer und alle seine Nachtreter überragt. Ergötzlich ist dabei die Methode zu beobachten, wie Düntzer von Suphan u. A. stillschweigend benützt wird, und nur dort pflegen sie ihn zu nennen, wo sie ihm einen Irrthum nachweisen können. Und doch sind die vielgeplünderten Ausgaben von Herder's Briefen verdienstlich gewesen und noch heute brauchbar.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes von Georg Büchmann. 17. Auflage. (Berlin, Haude und Spener.) Diese nach dem Tode des Verfassers von W. Robert-Tornow herausgegebene neue Auflage des beliebten Buches zeigt in den Nachweisen und Erläuterungen viel Neues und Zutreffendes, doch sind wir der Meinung, daß eine Vermehrung der Citate mehr mit kritischer Zurückhaltung vorgenommen werden sollte. Das neue Kapitel von den Citaten aus Mythen und Volksmärchen z. B. ist eine unnütze Verbreiterung des Stoffes; die Hauptsache hätte sich füglich in den vorhandenen Kapiteln unterbringen lassen. Einer Revision sollten zumal die Citate aus modernen Stücke unterzogen werden, von denen vieles kaum mehr geflügelt ist. „Wie denken Sie über Rußland?" „Bei Cigarren darf man ja den Preis sagen" — wer citirt das heute noch! Viel eher dürfte das „Schwamm drüber!" des Bettelstudenten nicht fehlen. Bei Angely's Fest der Handwerker, das ja nichts weiter ist, als eine berlinisirte Uebersetzung aus dem Französischen, sollten auch die Originalfassungen angegeben sein und „zum Bau gehören" (être du bâtiment) nicht fehlen. Dasselbe gilt für Robert und Bertram (Bertrand et Raton.) Auch K. E. Franzos macht sich noch immer sehr mit Unrecht als Erfinder geflügelter Worte breit mit seinem Axiom: „Jedes Land hat die Juden, die es verdient", was kaum noch in Halbasien citirt wird. Der Spruch ist nämlich nichts weiter als Proudhons: Chaque pays a le gouvernement qu'il mérite. Das Dictum ist aber in Frankreich sehr gebräuchlich und wird vielfach variirt; erst neulich wurde es in Descaves' „Sous Offs" auf die Soldaten angewendet: Jedes Land hat die Soldaten, die es verdient. Das ist genau so richtig und neu als Franzos' Wort.

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.

Felix Dahn,

Rolandin.

Erzählung in Versen.

VII, 123 S. 12°. In Originalband 3 *M.*

Der Verfasser hat, vielfachen Mahnungen willfahrend, wieder einmal zur gebundenen Rede gegriffen, welche bei mancher seiner kleineren Erzählungen geradezu vermißt ward. Der Stoff, frei erfunden, zeigt neue und eigenartige Lösung eines schon oft behandelten Widerstreits. Der Vergleich einerseits mit „Tristan und Isolde", andrerseits mit des Verfassers „Odhin's Rache" wird sich, zu allerlei Gedanken anregend, von selbst aufdrängen.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

H. Keutzer's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschienen: von **Wilhelm Jensen.**

Der Schwarzwald

400 Seiten Text groß Lex.-8° mit über 200 künstlerischen **Original-Illustrationen** in **zweifarbigem Druck.** **Zweite, verbesserte Auflage.** In **prachtvollstem** Einband mit Goldschnitt. **Preis M. 20,—.** Vorräthig in jeder größeren Buchhandlung.

Soeben erscheint der I. selbständige Band:

Die Theaterstücke der Weltlitteratur,

ihrem Inhalte nach wiedergegeben, mit einem Brief Dr. Max Nordau's als Einleitung.

Circa 40—50 Druckbogen, feines **holzfreies** Papier.

Eleg. Prachtband M. 3 = fl. 1,80 Oest. W. = 1 Dollar.

Ein Konversations-Lexikon der Weltlitteratur!

Für wenige Mark wird jeder in den Stand gesetzt, die gesamten hervorragenden Geistes-Produkte der Welt, aller Völker und aller Zeiten, so weit sie den Wissensschatz der gebildeten Menschheit bilden, zu besitzen. Was das Buch der „gute Ton" für die gesellschaftliche Ausbildung wurde, wird der „gebildete Mann" für die litterarische Ausbildung werden. — **Bei der physischen Unmöglichkeit, alles das gelesen zu haben, was man eigentlich gelesen haben soll, wird der „gebildete Mann" aushelfen.** Das Buch ist bestimmt, die Lücken der litterarischen Bildung auszufüllen, die Lektüre vorzubereiten, das früher Gelesene aufzufrischen und das nicht Gelesene zu ergänzen. **Das Buch wird ein Lexikon der Litteratur im wahren Sinne und ein unentbehrliches Handbuch der Gebildeten werden.**

Digitized by Google

h. Kahle's Verlag in Dessau.

eben erschien:

Was sind die

reimaurer,

und was wollen sie?

n Wort zur Wehr und Lehr

über

n, Bedeutung, Ursprung und Ziele der Freimaurerei.

Von

wahrhaft deutschen Vaterlandsfreund.

lage. – 10. Tausend. – Preis M. 1.50.

Die Feinde der Freimaurerei schwei- ieses Buch consequent todt, weil sie gründlich abgeführt sind. Welches ffe das Buch aber bei Freimaurern Nichtfreimaurern findet, zeigt der be- de Absatz. Kein Buch unterrichtet so klar und verständlich über Wesen, Be- g, Geschichte und Ziele der Freimau- und ist dabei so interessant geschrieben, piges."

von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Felix Dahn,

einnerungen.

2. Buch. Die Universitätszeit.

ufl. 628 S. 8°. geh. 10 *M*, geb. 11 *M*.

r Band bringt die Darstellung der vier s Studiums an den Hochschulen Mün- d Berlin 1850—1854, aber auch gar Bild aus dem Geistes-Leben in jenen auf dem Gebiete der Philosophie, der ffenschaft, der Bühnen und der Dichtung. ne Fahrten in den heimathlichen Bergen 8 bis 1862 hat der Verfasser hier zu- gestellt. Endlich hat er sich recht deutlich ißstände an den deutschen Hochschulen, ber den Betrieb des Rechtsstudiums in , ausgesprochen.

r den Weihnachtstisch! Soeben : **Die Jagd nach dem Glück** fe, in Prachtband. 6 **Mark.** Vor ei **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

von Max Babenzien, Rathenow.

Für Weihnachten.

nächst wird complett der **II. Band** von

iformenkunde.

Lose Blätter

zur

gte der Entwicklung der militä- schen Tracht in Deutschland.

egeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von

Richard Knötel.

t 50 Blatt in eleganter Mappe M. 18,00.

" " " "

Verlagsbuchhandlung erlaubt sich gleich- n vorige Weihnachten complett geworde- en Band in empfehlende Erinnerung zu und dürften beide Bände zusammen ein hes Weihnachtsgeschenk bilden.

ziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien als **37. Band** der **Grote'schen Sammlung:**

Die Gedichte

des

Großfürsten Constantin.

In freier Nachbildung

von

Julius Grosse.

Preis cart. 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

In den Gedichten des Großfürsten Constantin spricht sich ein ganz ungewöhnliches Talent aus, das unzweifelhaft auch bei uns unbefangene Anerkennung finden wird.

Berlin S.W., Bernburgerstr. 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Soeben ist im unterzeichneten Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Von

Heinrich von Kleist

bis zur

Gräfin Marie Ebner-Eschenbach.

Zehn gemeinverständliche Vorträge über die **neueste deutsche Litteratur.**

Von

Georg Müller-Frauenstein.

Mit 10 Holzschnitten.

8. 381 Seiten, geh. 4 *M* 50 *Pf*, eleg. geb. 5 *M* 50 *Pf*.

Hannover. **Leopold Ost.**

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel**, Verlag.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! *M* 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! *M* 40.—.

Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Juchten. Neu! *M* 100.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Verlag von Gebr. Borntraeger in Berlin.

Victor Hehn, Italien. Ansichten u. Streiflichter. Vierte Auflage. 1892. Mit einer **Biographie Hehn's.** geb. 7 M.

Gedanken über Goethe — Zweite Aufl. 1888. brosch. 7 M.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Josef Graveurs Verlag (Neumann) **Neiße** empfiehlt:

Poetik, Aufsatzlehre u. Psychologie.

Ein Leitfaden für Schulen

von **Felix Köhler,**

Königl. Gymnasiallehrer in Neiße.

Preis gebd. 2 M.

Klare, übersichtliche Gruppirung des Stoffes. Streng logisch entwickelte Gedanken. Edle und gediegene Sprache.

Hierzu eine Beilage: Bücher für den Weihnachtstisch aus dem Verlag von T. O. Weigel Nachfolger in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zu Weihnachten und Neujahr. Von K. Schirmer. — **Literatur und Kunst:** Paul de Lagarde's deutsche Schriften. Von Cornelius Gurlitt. — Zeitungsdeutsch. — Die Kunstgeschichte an unserer Hochschule. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Wollen und Werden. Studie von Leo Hildeck. — **Aus der Hauptstadt:** Eine Mark fünfzig. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zu Weihnachten und Neujahr.

Von K. Schirmer.

Es sollen hier nicht Rückblicke auf die geschichtliche Entwickelung zweier Feste geworfen werden, weder vom alten Julfest, noch von der Feier der Sonnenwende soll die Rede sein. Es sollen auch nicht die gründlich abgeleierten moralisirenden Betrachtungen aufgewärmt werden, die alljährlich in hunderten deutscher Zeitungen zu lesen oder zu überschlagen sind. Dagegen sollen einige praktische Winke gegeben werden, die geeignet wären, jedem zu nützen, und niemand zu schaden, wenn man sie befolgt, was ohne Schwierigkeiten geschehen kann.

Zu Weihnachten wird geschenkt, zu Neujahr wird gratulirt, das ist eine alte Geschichte, doch ist sie ewig neu, und wem sie just passirt, der bricht sich den Kopf entzwei, woher er das Geld nehmen soll. Wenigstens meistens ist es so, denn die Zahl derer, die aus tiefen Taschen schöpfen können, ist leider nur dünn gesät. Schicken wir unsere Hauptthese kurz voraus.

Die Weihnachtsgeschenke sind eine wunderschöne alte, gute Sitte, ebenso die Neujahrsglückwünsche. Beides wird aber heute ungeheuer übertrieben, so daß die schöne Sitte zur Karikatur und förmlich zu einer Landplage geworden ist.

Alles mit Maß. Der geputzte Christbaum ist das Sinnbild des Friedens, der Versöhnung und des still zufriedenen Glückes, das wie aus einer besseren Welt zu uns herüberstrahlt. Gegenseitig „überraschen" sich die Familienglieder mit allerlei Gaben, auch gute Freunde bedenken sich mit manchen nützlichen Kleinigkeiten. Kleine Geschenke erhalten ja die Freundschaft, denn man zeigt durch sie den guten Willen. Warum wohl gerade „kleine"? Weil große die Freundschaft untergraben! Das letztere läßt sich zwar nicht theoretisch, um so besser aber aus der praktischen Lebenserfahrung nachweisen.

Das Schenken muß sich stets innerhalb gewisser Grenzen halten, wenn es das bleiben soll, was es ist, nämlich ein Liebeszeichen. Ueberschreitet es die Grenzen, so wird ihm der Stempel einer Unterstützung aufgedrückt. Gewiß gönnen wir jedem Menschen herzlich gern seine Freuden, möglichst viele Freuden. Aber erstens gehören zum Schenken zwei, der Beschenkte und der Schenkende, und der letztere darf durch die Kosten seines Geschenkes keinen empfindlichen Geldverlust erleiden, denn jedes echte Geschenk muß gern gegeben werden und ohne Reue. Zweitens findet das Schenken in der Regel gegenseitig statt. Der Beschenkte muß an „Revanche" denken, und daher betrachtet er die Ueberraschung, die ihn beglücken soll, manchmal mit sehr gemischten Gefühlen. Der Aermere, der den Reicheren beschenkt, wirft oft nur mit der Wurst nach der Speckseite. Will von zwei Gleichstehenden der eine immer den anderen möglichst übertreffen und übertrumpfen, so entsteht daraus ein für beide höchst unerfreulicher Wettkampf. Außerdem gewinnt ein wiederholtes größeres Geschenk sehr leicht die Merkmale eines regelmäßig und pünktlich zu entrichtenden Tributes. Der Beschenkte wird dann nicht mehr überrascht, sondern er rechnet schon vorher auf die Ueberaschung, und vergleicht die erhaltene sorgfältig mit den älteren der früheren Jahre — und wehe dem Schenker, wenn der Vergleich zu Ungunsten des letzten Jahrganges ausfallen sollte. Wer sicher gehen will, dem bleibt da nichts übrig, als von Jahr zu Jahr den Werth des „Geschenkes" zu steigern. Angenehme Aussicht! Wer in dieser Lage ist, dem rathen wir, ernstlich einen kühnen Entschluß zu überlegen: ob es ihm nicht möglich ist, diese Tributzahlung durch eine frische, fröhliche Kriegserklärung an den zu nichts berechtigten Empfänger abzubrechen. Die übertriebene Schenkerei hat Aehnlichkeit mit dem Morphiumgenuß, denn die Dosis muß immer mehr gesteigert werden.

In manchen Verhältnissen, z. B. bei Dienstboten, wird im Vertrage ausgemacht, daß es ein „Weihnachten" gebe. In früheren patriarchalischen Zuständen mag auch das sehr praktisch gewesen sein, für die heutigen muß aber der Nutzen entschieden bestritten werden. Davon, daß viele Dienstboten nicht einmal ein Jahr lang aushalten, wollen wir einmal ganz absehen. Aber durch das Weihnachts-„Geschenk" ist zu den vielen Ursachen des Zwistes noch eine neue getreten. Man kann es den Herrschaften nicht verdenken, wenn sie wenig geben, denn zufrieden ist die Magd doch nicht, vielmehr hat sie immer noch etwas mehr „gehofft", und im ganzen Hause gibt es Klatscherei, Vergleiche werden angestellt und eine jede hält sich natürlich für die am schlechtesten Bedachte. Aber auch im Interesse eines wirklich tüchtigen Mädchens liegt ein Weihnachtsgeschenk nicht, denn sie hat das Recht, einen entsprechend höheren Lohn zu fordern. Ist aber das Geschenk einmal unvermeidlich, so sollte es stets nur in *barem Gelde* erfolgen. Denn der Geschmack eines anderen ist schwer zu errathen, so daß das Geld für ihn das werthvollste ist, weil es ihm freie Wahl läßt.

Das Schenken abgetragener Kleidungsstücke ist sehr wenig empfehlenswerth. Wir kennen Damen, die ihre alten Sachen den Dienstboten ohne jeden Zwang zum *Kauf* anbieten, aber sehr anständigen Lohn zahlen, womit offenbar jedem Mädchen viel besser gedient ist. Geschenkte Kleider werden nie so hoch geachtet als gekaufte. Wir haben aber auch Dienstboten kennen gelernt, die ihre geschenkten Sachen schleunigst beim Trödler versilberten. Ich wollte anfangs darüber unwillig

Digitized by Google

werden, besann mich aber bald, daß auch ich für mir geschenkte alte Sachen keine andere Verwerthung haben würde, und daß wir heute vor dem Gesetze alle gleiche Rechte haben.

Die vielen Weihnachtskisten, die in allen größeren Städten die zeitweise Erbauung besonderer Postbaracken nöthig machen, mögen zum großen Theil in „Ueberraschungen" von nahen Familienangehörigen ihre Gründe haben. Ein viel größerer Theil ist aber sicherlich weniger nothwenig und verdankt der bloßen Mode oder Unsitte sein Dasein. Den armen Postbeamten wird die Weihnachtsfreude jedenfalls nicht versüßt durch die Ueberanstrengung an den Feiertagen. Daß einige „Hülfskräfte" dabei auf ein paar Tage Arbeit und Brot finden, wird schwerlich jemand als segensreich anzuführen wagen. Das ist ebenso, als ob ein Wucherer 360 Tage lang sein Gewerbe treibt, und sich dann fünf Tage lang die Ausgabe einiger bettelhafter Almosen auferlegt, damit seine Verdauung nicht gestört wird durch einen moralischen Katzenjammer.

Eine Weihnachtssendung, die um einige Wochen verspätet käme, würde erstens eine wirkliche Ueberraschung sein, und zweitens das Gute stiften, daß der Magen etwas weniger überladen und verdorben würde an den Festtagen. Wir lieben es leider, die Freuden übermäßig aufeinanderzuhäufen, statt sie weise zu „disponiren". Hinterdrein kommen die hinkenden Boten in Gestalt unbezahlter Rechnungen, ja es kann auf die Ueberfüllung des Magens auch eine unfreiwillige Fastenzeit folgen.

Eine heilsame Beeinflussung könnte die Postverwaltung ausüben, wenn sie die Preise für Postsendungen um die Zeit der Jahreswende angemessen erhöhte. Wenn sie dasselbe Ziel umgekehrt erreicht, indem sie für die ganze übrige Zeit des Jahres eine gehörige Herabsetzung eintreten läßt, so wäre es uns natürlich noch viel lieber.

Dasselbe gilt auch für die Neujahrsbriefe. Das Gratulationswesen hat allmählich so überhand genommen und den Siedepunkt überschritten, daß ein um 100 Procent erhöhtes Porto für die Zeit vom 20. December bis zum 10. Januar kein übles Mittel wäre. Hilft auch das noch nicht, so kann man ja das Porto noch viel, viel höher schrauben. Zugleich gewänne man hierdurch einmal einen statistisch sehr lehrreichen Maßstab für die Höhe des Narrheitsgipfels, den wir am Ende des 19. Jahrhunderts erklommen haben.

Die schöne Sitte, daß man am Ende eines Jahres sich Rechenschaft ablegt, gewissermaßen eine geistige „Inventur" aufstellt, ist heute gewichen. An ihre Stelle trat ein inhaltloses „Gegratulire" und ein wüstes, radaumäßiges Prositgebrüll und die centnerschweren Ladungen von Neujahrsbriefen sind nichts als stummer Radau.

Vor einigen Jahren kam der gute Gedanke auf, daß in den Zeitungen Listen veröffentlicht wurden von solchen, die 10 Mark an die Armenkasse gezahlt hatten, und dafür keine Neujahrsgratulationen loslassen — wollten. Denn leider haben sie es hinterdrein doch, einige begannen den alten Unfug wieder, und andere thaten es ihnen nach. Von Freiwilligkeit kann aber dabei kaum die Rede sein, es ist, namentlich bei Geschäftsleuten, der nackte Zwang, die leidige „Konkurrenz" zwingt jeden, mit der Zeit „fortzuschreiten".

Wo sind die Helden, die *keine* öffentliche Bekanntmachung ihrer Wohlthaten veranlassen, aber doch den Wechsel der Jahreszahl, den man „Neujahr" nennt, in ihrem *schriftlichen* Verkehr völlig ignoriren? Namentlich sollte nach dem Vorgang einiger preußischer Minister jeder Vorgesetzte seinen Untergebenen rechtzeitig einschärfen, daß von jedem gesitteten Menschen angenommen werden könne, daß er allen seinen Mitmenschen das Beste wünsche, auch ohne dazu Frack und Cylinder anzuziehen oder die Post in Bewegung zu setzen. Aber Muth gehört dazu. Wer wagt es?

Literatur und Kunst.

Paul de Lagarde's deutsche Schriften.

Von Cornelius Gurlitt.

Eine zweite Auflage von Paul de Lagarde's „Deutschen Schriften" ist erschienen*), das heißt von jenen Traktaten, welche der Göttinger Gelehrte seit 1853 von Zeit zu Zeit in die Welt schickte und die 1881 zum ersten Male gesammelt vor das deutsche Volk traten. Daß erst nach zehn Jahren ein solcher zweiter Abdruck nöthig wurde, zeigt, daß Lagarde's Schriften nicht von der großen Menge gelesen wurden, es fordert geradezu heraus zu einem Vergleich mit „Rembrandt als Erzieher", das nun nach Jahresfrist bei der 39. Auflage angelangt ist. Denn als dieses Buch erschien, rieth man auf Lagarde als seinen Verfasser. Es waren gewiß nicht Verächter beider, welche dies thaten, sondern die, welche über die Eigenart hinaus den starken Geist in einem Werke suchen.

„Es ist das Loos der Vorläufer, daß sie vergessen werden, wenn das von ihnen Gepredigte in das Leben getreten ist: ich will Gott danken, wenn ich als Politiker rasch vergessen werde: denn dann wird die große Zukunft gekommen sein, welche ich verkünde und fordere."...

„Es ist durch das Geschick meiner jetzt als Gemeingut umlaufenden sogenannten Schroffheiten erwiesen, daß auch das zur Zeit Sonderbare ebenfalls einmal trivial werden kann. Es wird meine Freude und mein Lohn sein, wenn mein Buch möglichst bald durch und durch langweilig scheint!"

Noch hat es freilich hiermit gute Wege. Als ich, angeregt durch die neue Ausgabe des Buches, die früher vereinzelt und zusammenhanglos gelesenen Arbeiten Lagarde's nochmals durchnahm, so zeigte sich mir erst, ein wie dunkles Bild seines geistigen Werthes in mir zurückgeblieben war. Seine Sonderbarkeit war das, was sich meinem Gedächtniß damals noch fremdartig aufdrängte, manche befremdliche Ansicht und das Gefühl allgemeinen Nichtübereinstimmens mit dem geistig Einsamen in Göttingen waren in mir übrig geblieben. Inzwischen sind wohl im Innern vieler denkender Deutschen wie im meinigen Wandlungen vorgegangen. Das Vertrauen an die Wahrheiten des landläufigen Liberalismus ist tief erschüttert worden. Aber ich war doch aufrichtig überrascht, beim Lesen Lagarde's zu sehen, wie viele der neu in mir aufgetauchten Gedanken er mir vor Jahrzehnten vorgedacht hatte. Denn langsam sickern einmal ausgesprochene Weisheiten auch zu dem durch, der sie nicht ausdrücklich vernahm und befestigen sich erst recht in ihm, wenn er die Quelle nicht kennt oder gar ausschließlich in sich sucht. Denn schließlich bringt das Lesen nur das in uns zum Leben, was auf schon Vorhandenes stößt. Auch nach dem Lesen weiß man, wie Schopenhauer sagt, nur das, was man durchdacht hat. Mehr oder minder und unbewußter Weise gehörte auch ich längst in vielen Dingen zur Gemeinde Lagarde. Langweilig ist er mir freilich dadurch noch lange nicht geworden, denn sein starker Individualismus gibt Angriffspunkte für immer erneutes Denken einem Jeden, der selbst darauf hält, eine Individualität, also ein bildsames, sich selbst umbildendes Wesen zu sein. Wie Lagarde wohl schwerlich glaubt, die für Alle zutreffende Wahrheit gefunden zu haben, so unterschätzt er die Freude, in sich gereifte Wahrheiten durch den Gedankengang Anderer, also auf eine neue Weise bestätigt zu finden.

So bin ich denn weit entfernt davon, ihn „trivial" zu finden und glaube, das deutsche Volk wird noch lange Zeit brauchen, bis es zu diesem Urtheil kommt.

Die Zahl derer, welche Lagarde's Schriften mit Nutzen lesen werden, ist seit ihrem ersten Erscheinen ganz erheblich gestiegen. Wie in der Kunst, so fangen wir auch im Gebiet des Denkens an, die selbständigen über die schulgerechten Köpfe zu schätzen. Wir haben in weiteren Kreisen verstehen gelernt, daß der liberale Satz „Bildung macht frei" nur in sehr bedingtem Maße wahr ist. Nämlich wenn unter Bildung die Selbstausgestaltung, nicht eine gewisse Summe von Wissen verstanden wird. „Liberalismus", sagt Lagarde, „ist die Welt-

*) Göttingen, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, 1891.

Digitized by Google

anschauung derer, welche überallher geistige Güter zusammenschleppen, und dies in dem guten Glauben thun, jene seien darum ihr Eigenthum, weil sie in ihren Truhen und Schreinen liegen." „Volksbildung ist nicht der Besitz eines Conversationslexicon." Bildung erscheint vielmehr als die „Fähigkeit Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und jenes ernst zu nehmen." Nach diesem Grundsatze prüfe man die Bildung des größten Theiles unserer Gelehrten, der liberalen Parteileute, ob z. B. Eugen Richter in seiner letzten Parlamentsrede und in den meisten seiner politischen Großthaten jene Bildung bethätigt hat, welche frei macht.

„Lesen, Schreiben, Rechnen und ein gewisses Maß Heimathkunde hat der Staat die Pflicht, den Kindern seiner Angehörigen beizubringen, außerdem hat er die Beamten, deren er bedarf, sich heranzuziehen. Alles, was darüber hinausgeht, bleibt dem freien Ermessen des Staatsbürgers überlassen." Es ist immerhin überraschend, ein solches Wort von einem Manne zu lesen, der zwölf Jahre an Gymnasien, Real- und Mädchenschulen und bald 25 Jahre an Universitäten lehrt. „Man kann Offiziere, Kaufleute, Landwirthe an Schulen bilden", sagt er wieder, „nicht aber Menschen, da diese nur das Leben bildet ... Schulen sind nicht Erziehungsanstalten in dem Sinne, daß sie die Aufgabe hätten, die Herrschaft eines bestimmten Ideales sittlicher Vollkommenheit in den ihnen anvertrauten jungen Menschen anzubahnen." Unser Autor vertritt eben den in Deutschland so seltenen Gedanken, daß der durch das Lernen nicht in seiner Bildung aufgehaltene, weil überfütterte und für gesunde Kost verdauungsunfähig gewordene Mensch außerordentlich viel leichter und schneller aus dem Leben sich zu bilden vermag als aus dem Buch. Der Umstand, daß die Frauen in England und Amerika „ungebildeter" sind als bei uns, d. h. daß sie weniger lange und angestrengt in der Schule saßen, ist der Grund, daß sie ihren Männern freier gegenüber stehen. Denn sie sind im Leben reifer geworden, als unsere Mädchen es im Pensionat werden. Und der Abscheu der Männer vor gelehrten Frauen ist durchaus begründet, weil diese ihnen nicht das begehrenswerthe fremde Geschlecht in seiner Eigenbildung, sondern eine verzerrte Kopie der eigenen Unnatur darstellen. Selten haben daher wirklich bedeutende Männer „hochgebildete" Frauen geliebt. Nicht das Wissen macht den Werth des Weibes, des Menschen überhaupt aus, sondern was es aus dem ihm verliehenen Pfunde selbständig entwickelte, was Ungelehrtes aus ihm hervorquillt.

Mit mehr Erfolg als ein wissensfüchtiger Liberaler, der über den trockenen Famulus Wagner spottet, aber nicht spürt, daß er im Wortwechsel mit Faust auf Wagner's Seite steht, wird Lagarde's Buch für diejenigen haben, welche von der liberalen Partei sich abwendeten, in der conservativen aber keine eigentliche Heimstätte finden konnten. Die Zahl dieser ist viel größer, als man wohl glaubt. Sie wächst alle Tage. Namentlich scheint mir, daß es eine nicht unbeträchtliche Anzahl tüchtiger Männer gibt, die sich von der Politik zurückgedrängt fühlen, weil es eine selbständige conservative Partei, namentlich aber eine solche, die denkende Köpfe unter sich duldet, bei uns nicht gibt. Es ist ein sehr bezeichneter Umstand, daß im leitenden Wochenblatt einer conservativen Gruppe, in dem also königstreue Männer das Wort führen, sich die Verfasser der einzelnen Aufsätze zumeist schämen, ihre Namen unter ihre Arbeiten zu setzen, in richtiger Erkenntniß der Kläglichkeit ihres Inhaltes und der Kümmerlichkeit des ganzen geistigen Horizontes! Ich glaube nicht, daß Lagarde für das Blatt schreiben würde, und daß das Blatt es wagte, seine Artikel abzudrucken. Da heißt es überall: Schonung für große und kleine Herren, Duldung und daher Erhaltung von Mißständen. Also unconservatives Wesen.

Wir haben eben eine Beamten- und Junkerpartei, welche sich den Titel des Conservativismus beigelegt. Conservativ sein heißt nicht kurzweg erhalten wollen, sondern das Gute erhalten wollen. Auf diesen Zusatz muß das unbedingte Gewicht gelegt werden, Lagarde sprach ihn schon im Spätsommer 1853 in seinem Aufsatze „Conservativ?" in voller Schärfe aus. Aber das Beamtenthum ist es zumeist, welches die deutsche Nation am Conservativismus hindert; ferner die Regierung, welche die Beamten in der Erhaltung ihrer herrschsüchtigen Neigungen, ihrem Uebermuthe nur zu oft unterstützt.

Der Adel soll nach Lagarde „die Gesammtheit aller innerlich und äußerlich unabhängigen Familien sein, zwischen dem Könige und den täglich für den Tag Erwerbenden stehend, jene gegen diese und diese gegen jenen schützend." Die deutsche Nation ist aristokratisch gesinnt und hat sich überall demgemäß in Königsstaaten eingerichtet. Aber so ist's nicht gemeint, daß zum Adel jeder Schlucker und Dummkopf gehöre, der ein „von" vor seinem Namen hat. Namentlich sollte er den Adel verlieren, wenn er ein bürgerliches Gewerbe betreibt. Und zwar nicht, weil ihn das Gewerbe schändet, sondern weil er, der Heruntergekommene, dem ehrlichen, stolzen Gewerbe nicht ansteht. Der Beamtenadel und namentlich der Schwertadel seien erworben nur für jene Nachkommen, welche Beamte und Schwertträger werden. Er ist als solcher nicht ein Vorzug, sondern eine Verpflichtung für den Träger, ein von seinen Ahnen wohlverdienter, von ihm neu zu erwerbender Titel, welcher es erleichtert, gewisse Berufsarten an Familien zu binden. Denn, obgleich selbst Landwehroffizier, oder weil ein solcher, bin ich der Meinung, daß die Offiziere aus altem Schwertadel die besten sind, daß in ihnen die für den Zweck dienlichen Geisteseigenschaften am stärksten ausgeprägt erscheinen. Ein adeliger Krämer ist mir immer ein Gegenstand des Mitleidens gewesen, es sei denn, daß die Größe seiner weitgebietenden Kaufmannschaft ihn zur Stellung etwa Wörmann's brächte — des Königs in Kamerun, der mir und wohl auch sich selbst mindestens ebenso adlig und adliger erscheint als der General von Strudelwitz. Der adlige Gewerbtreibende hat erst in einem von tausend Fällen seinen Beruf ergriffen, weil er ihn liebt; er that es nur, weil er für adlige Hantirung nicht die Mittel hatte. Es ist sehr verständig von ihm, daß er ehrlich sein Brot sucht, sehr thöricht, wenn er während dieses Suchens die Last seines angeblichen Adels mitschleppt und andere Leute glauben machen will, er gehöre in unserem aristokratischen Volksthum noch zum bevorzugten Stande. Wie Adel entsteht, davon haben wir in unserem Heerwesen ein merkwürdiges Beispiel: Die Epauletten geben bei uns eine Art niederen Adel, indem sie Pflichten, sehr viel Pflichten und einige Rechte ertheilen. Jeder Ladenschwengel empfindet dies, sobald er in die Armee tritt. Er weiß, daß er seine Ehre auf einen anderen, adeligen Standpunkt zu stellen habe, um Offizier zu werden. Und er thut es, um jenes Ziel zu erreichen. Welche Anstrengungen zu eigener sittlicher Hebung würde die Nation machen, wenn der Eintritt in einen festen höheren Adelstand mit ernsten Pflichten und verbürgten Vorrechten den Edelsten sicher wäre! Dieser Adel wäre der Kern, der natürliche Offizierstand der conservativen Partei; die, welche ihm zustreben, die wackersten und begeistertsten Streiter!

Der Adel sei ein persönliches Gut. Es wird erworben durch Geburt und durch eine Lebensstellung über der Menge des Volks. Wer die letztere verliert, hat den Adel eingebüßt trotz seiner Geburt. Solchem Adel, wie ihn Lagarde meint, also einem ähnlichen wie dem englischen würde die Nation sicher gern ein verfassungsmäßiges Recht einräumen, eine Mittelstellung zwischen Volk und Regierung. Solcher Adel würde auch das Rückgrat haben, dem Königthum treu, d. h. bereit zu sein, den Launen und Fehlern eines sein Amt schädigenden Königs zu widersprechen.

Er wird erkennen, daß die Prüfung der Vorgänge im Staat ebenso und mehr seine Sache ist, als der breiten Menge des Volkes. Er wird den Fortschritt nicht thörichter Weise der bürgerlichen Demokratie, der Partei des Rückschrittes zu den romanischen Staatsprincipien von 1789, überlassen. „Es ist keine Beleidigung gegen die Locomotive, sagt Lagarde, wenn irgend wer entdeckt, daß diese und jene wichtige Schraube an ihr gerostet ist, und wenn er fordert, sie durch eine neue zu ersetzen." Es ist nicht liberal und nicht conservativ, dem Staate gleiche Dienste zu leisten, es ist einfach Pflicht Aller, welche seine Erhaltung anstreben. Aber die Conservativen haben ein größeres Interesse, „klar auszusprechen, daß sie

Digitized by Google

a vorkommende Dummheiten und Frechheiten des bei der ienung der Maschine Staat angestellten Personals nicht theidigen und straflos lassen wollen."

Lagarde fordert in seinem durch Beamtenwillkür lebhaft gten Gerechtigkeitsgefühl Volksanwälte, die den Staatsoälten auf die Finger sehen und das Recht haben, Beamte Rechenschaft zu ziehen, wenn sie leichtfertig oder böswillig Amt verwalten. Wer Umfrage im deutschen Reich hält, wird es tausendfach bestätigt hören: die Unlust der Nation, zum Conservativismus zu bekennen, beruht namentlich auf en Verquickung mit Beamtenwillkür, auf der Unfähigkeit Bureaukratie, die Nation in einer ihr angenehmen Weise regieren. Nicht die Thatsache, daß es zum Regieren berufene inner geben solle, führt den kleinen Mann demagogischen demokratischen Bestrebungen entgegen, sondern die Art, dies geschieht, raubt der conservativen Partei die Anhänger. emand hätte daher ein höheres Interesse als diese Partei, strenge Bestrafung jeder Beamtenüberhebung zu sorgen. nn die Partei, welche den Bürger in seinen Rechten schützt, d dessen Unterstützung haben. Die meisten Bürger stört r nicht der Staat und nicht der König, sondern die Polizei ihren Rechten. Er raisonnirt gegen den Staat und den nig, weil diese ihm vor der von beiden nicht gewollten llkür der Beamten nicht befreien können. An dieser hat die utsche Nation Gefahr Schiffbruch zu leiden. Früher waren Postbeamten als die gröbsten bekannt, es ist einem Manne glich geworden, die Nation mit der Post auszusöhnen, wie sich 1866 und 1870 mit dem Heere aussöhnte. Es jt jetzt höflich im Postamte zu, obgleich die deutsche Post uer ist. Wir zahlen gern zehn Pfennige für einen Brief, dem Engländer, Franzosen, Italiener nur acht Pfennige tet, fünf Pfennige für eine Karte, die der Oesterreicher für r Pfennige seines minderwerthigen Geldes kauft, wenn wir r nicht am Schalter in dem, was man sonst Schalterton nnte, behandelt werden.

Der Stephan, welcher uns eine höfliche, billig und beeiden denkende Polizei schaffen wollte, eine Polizei, die mit r Nation in Frieden lebt, ihre Grobheit nicht mit göttlicher eigiebigkeit auf Gerechte und Ungerechte träufeln läßt — n würde das Volk gern das Doppelte an Steuern zahlen, r verdiente ein Denkmal, so groß wie der Neptun des Schloßunnens. Dort stände er auch richtig: denn er wäre der rkste Vertheidiger des Kaiserschlosses! Er würde den Demagen die Gelegenheit nehmen, über Willkür zu klagen und den emokraten die thörichte Hoffnung, daß ihre Beamten minder ob sein würden, wenn sie erst am Ruder wären. Bebel ist r Sohn eines Unteroffiziers. Das hat er auf dem Parteiag zu Erfurt feierlich durch die That bestätigt!

Der Staat ist für Lagarde „die Anstalt, welche das Allen othwendige oder vielleicht schon das Allen Wünschenswürdige, nn es von Einzelnen oder einer Gruppe Einzelner nicht zu schaffen ist, mit den Mitteln Aller zu Stande bringe." Dars ergibt sich für ihn, daß „das nicht Allen Nothwendige d das nicht Allen Wünschenswerthe gar nicht Gegenstand ner Thätigkeit des Staates sein darf." Ihm ist der Staat neswegs die höchste Form des Menschenlebens, er ist ihm cht Selbstzweck, er ist ihm ein Nothbehelf, eine Form des tionalen Daseins. Der Staat ist ihm nicht souverän. Monare, Religion, Wissenschaft, Kunst stehen in ihrem Wesen außerlb des Staates. „Und wenn der Staat sich unterfängt, sie nach nem Willen zwingen zu wollen, stehen sie ihm als Feinde genüber." „Je regelmäßiger ein Staat dem anderen Staate atz macht, desto glücklicher ist die Nation, welcher er dient." Der Staat hat sich in allen germanischen Ländern von Fall Fall aus dem Bedürfnisse entwickelt: ohne Hülfe des Staas schaffen und leben gilt überall als das zu wünschende: s Individuum und der Individuen natürliche Gruppirung, e Familie, sind das Werthvolle, welches sich keinem Massenllen, keiner Regimentirung, keinem System unterordnet."

Was uns Lagarde vor Allem verehrungswürdig macht, die ruhige Sicherheit, mit welcher er sich, wenn auch nicht dem häßlichen Namen, so doch der Sache nach für einen Pangermanisten erklärt. Das geschieht zumeist in dem prächtigen Aufsatze „Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle", in welcher er die Klage umdreht, indem er sagt: Idealismus ist die Anhänglichkeit an ein Ideal; abstracte Ideale gibt es nicht. Die Ideale der Jugend sind zumeist Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft; eine allgemeine, nationale Idee haben wir zur Zeit nicht: denn die äußere, durch das Reich erkämpfte Einigkeit eines Theiles der Deutschen ist nun schon sattsam bejubelt worden. Wenn es der Jugend an Idealen fehlt, so kommt dies daher, weil die Männer keine solchen erstreben. Solche Ideale gibt es aber noch, so lange zum Beispiel das Land der Babenberger, Stahrembergs, des Prinzen Eugens, Walter's, Mozart's ertragen muß, daß windige Slawen und Magyaren ihm auf der Nase herumtanzen. „Könnte der deutsche Adler nicht endlich einmal die Halsfedern sträuben, die Flügel lüpfen, ein klein wenig nur lüpfen und die funkelnden Lichter da hinüber richten, damit die Leute, welche ohne Geschichte und ohne Leistung so hoch von sich denken, aufhören, uns und mehrere Brüder zu mißachten? ... Das wären Ideale, an deren Durchführung der Idealismus der Jugend sich zur Idealität entzünden würde."

Ich bin zum Ehrenmitglied des Allgemeinen deutschen Schulvereines ernannt worden, weil, oder richtiger obgleich ich einmal den Ton dieses Idealismus anschlug. Der reichsdeutsche Schulverein, der bei der Talent- und Muthlosigkeit seiner Führer zu einem in aller Stille mit kleinen Mitteln wirkenden Wohlthätigkeits-Clubs geworden ist, dessen Leitung um Alles in der Welt aus dem Geheimraths- und halboffiziellen Zeitungston nicht in den Volkston übergehen will, der diplomatischer ist als die Diplomaten, hat mich mit der „Ehrung" alsbald vor die Thür gesetzt. Denn so, wie er ist, hat er mit der Idealisirung der Jugend nichts zu thun. Heiliger Déroulède, du, den die französische Nation im Augenblicke der politischen Schwäche von sich stieß, um den praktischen Nichtidealisten Platz zu machen, komm zu uns! Wir brauchen Jemand, der uns auch nach einem Vierteljahrhundert noch daran erinnert, daß die Nation ihre Aufgaben nicht vergessen darf, daß sie um des gegenwärtigen Vortheils willen nicht aufhören darf, ihrer Zukunft zu leben! Imbriani, Greger, Ugron und wie Ihr alle heißt, Ihr um der Redlichkeit und Kraft Eures Hasses willen bewunderungswerthen Feinde unseres Volksthums, Ihr Männer, welche die deutsche Presse aller Parteien für Narren erklärt, weil auch Ihr die zukünftigen Aufgaben Eurer Nation nicht den gegenwärtigen Vortheil in der Politik unterordnet, erweckt Schüler Eures Geistes auch bei uns. Lehrt uns, daß der höchste Zweck des Dreibundes nicht sein kann, die Nationen und Nationchen, welche er umfaßt, zu lustigem Kampf gegen unsere wehrlose Gutmüthigkeit zu ermuthigen. Von unseren lieben Bundesgenossen in Oesterreich hassen uns 16 Millionen Slawen, $6^1/_2$ Millionen Magyaren und $^3/_4$ Millionen Italiener um die Wette. Keiner von ihnen macht ein Hehl aus seinen Gesinnungen. Nur der deutsche Michel thut, als sei das Bündniß mit Oesterreich ein einseitiges Geschenk, das mit der theilnahmlosen Preisgabe von 10 Millionen Deutschen höflich zu erwidern wäre.

Und wenn Jemand den Mund aufthut, um die Schmach, die dem deutschen Volke hier und dort unter dem Deckmantel des Bündnisses mit dem deutschen Reiche angethan wird, zu besprechen — dann heißt's überall in der Runde: Vorsicht! Ja nicht anfassen! Ruhig hinunterschlucken!

Die Irredentisten rufen im italienischen Parlament trotz der österreichischen Freundschaft: „Es lebe Trient! Es lebe Triest!" Wer wagt es im Reichstage zu rufen: „Es lebe das Deutschthum in Wien, in Prag, in Pest, in Dorpat!" — Alle diese Städte gehen uns nichts an, sagen die klugen Diplomaten der Kammern, welche die Regierung in der Frage der Aerztewahl bekämpfen, als gälte es die Existenz des Reiches, in der Lebensfrage der Nation aber sich eigener Meinung sorgfältig enthalten.

Digitized by Google

Lagarde gehört unter die Leute, welche eine eigene Meinung haben. Mag man sie in allen Punkten theilen oder nicht, man wird sich ihres Daseins doch zu freuen haben.

Zeitungsdeutsch.

„Seit länger als einem Menschenalter ist in unserer Sprache eine Macht am Werke, die schon unsäglichen Schaden angerichtet hat und auch noch ferner anrichten wird: Die Tagespresse. . . . Von Provinzialismen wimmelt die landschaftliche und die Ortspresse, und durch die tausend und abertausende von Zeitungsausschnitten, die die Tagespresse aller Gegenden Deutschlands täglich mit Schere und Kleister unter einander austauscht, werden sie herüber und hinüber geschleppt. Die Gallicismen und Anglicismen stammen vor Allem aus den ausländischen Zeitungen; sie gerathen durch eiliges, gedankenloses, nachlässiges Uebersetzen in unsere Sprache. Ein großer Theil unseres heutigen Sprachunrathes geht ausschließlich auf das Judendeutsch der Berliner und Wiener Tagespresse zurück. . . . Leider hat die Zeitungssprache bereits unsere gesammte Schriftsprache angesteckt. . . . Auch gebildete Männer, Männer die unzweifelhaft denken, auch Männer in reifen Jahren, selbst hochbejahrte Männer, von denen man meinen sollte, ihre Sprache sei so fest und sicher, daß sie gegen allen neumodischen Sprachunrath gefeit sei, erweisen sich oft diesem Unrath gegenüber als völlig widerstandslos, auch in ihre Sprache sickert er hinein, ganz ohne daß sie es merken. Die Zeitungssprache hat es Allen angethan. Der Romanschreiber fällt mitten in den poetischen Stellen hinein und weiß es gar nicht, der Professor schreibt sie in seinem wissenschaftlichen Handbuch und hat keine Ahnung davon, der junge Doctorand verdirbt sich seine Dissertation damit und Niemand erbarmt sich seiner. . . . Aber es geht noch weiter: Die Zeitungssprache wird bereits gesprochen! Während früher die lebendige Sprache und das Papierdeutsch geschieden waren wie Oel und Wasser, fängt die Papiersprache jetzt an, sogar die Umgangssprache anzugreifen."

So klagt in seinem bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienenen Büchlein: „Deutsche Sprachdummheiten" der Leipziger Oberbibliothekar und Archivdirector Gustav Wustmann, dem wir schon mehrere Werke zur Geschichte Leipzigs, Biographien von Apelles und Lotter und die reizend altväterische Anthologie: „Als der Großvater die Großmutter nahm" verdanken. Er war wie Wenige zur Abfassung dieser „kleinen deutschen Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen" berufen. Fünfzehn Jahre lang an einem Leipziger Gymnasium von der untersten bis zur obersten Klasse Lehrer des Deutschen, elf Jahre Leiter der Stadtbibliothek und des Rathsarchivs der Stadt Leipzig, seit fünfundzwanzig Jahren dabei schriftstellerisch und namentlich auch bei der Herausgabe von Zeitschriften thätig, hat er tausende von älteren Schriftstücken aus der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, tausende von Manuscripten der Gegenwart, die zum Druck zuzubereiten waren, tausende von Schüleraufsätzen durch seine Hände gehen lassen und beobachtet und gesammelt wie Wenige. Kein Wunder, daß er schon seit Langem mit Betrübniß wahrgenommen hat, wie sich unsere Schriftsprache, die ohnehin aus alter Zeit noch so manche Reste einer unnatürlichen Papiersprache mit sich schleppte, seit einigen Jahrzehnten in dem Zustande einer immer mehr und immer schneller fortschreitenden Verwilderung befindet. In weiten Kreisen, klagt er, ist das natürliche Sprachgefühl früherer Zeiten erloschen, an seine Stelle aber keine wirkliche wissenschaftliche Einsicht, sondern eine traurige Halbkenntniß getreten, die wohl über die Sprache denkt, in ihrem Denken aber fortwährend irregeht, daher ohne Noth an der Sprache ändert und an die Stelle vermeintlicher Fehler wirkliche Fehler setzt. Es geschieht das namentlich auf den Gebieten der Formenbildung und der Wortbildung. Auf dem Gebiete der Satzbildung aber macht sich, theils in Folge eines übertriebenen Strebens nach Breite und Wichtigkeit, theils in Folge eines ebenso übertriebenen Strebens nach Kürze, theils endlich unter dem Scheine schärferer Logik, eine Masse von Verirrungen breit, die der größte Theil Derer, die sich mit der Feder zu schaffen machen, für Verschönerungen hält und mit einer Vorliebe anwendet, die bis zur gedankenlosen Manier geht. Wohin man blickt, gewahrt man in unserer Schriftsprache Verstöße gegen die elementarsten Regeln, überflüssige und falsche Neubildungen, Unnatur, Schwulst, Hülflosigkeit und Geschmacklosigkeit.

Unsere Leser wissen, daß die „Gegenwart" seit ihrem Bestehen für die Reinheit unserer Sprache eingetreten ist und manchem bewährten deutschen Sprachwart ihre Spalten geöffnet hat, obgleich erfahrungsmäßig das Lesepublikum grammatische Aufsätze, die ihm stets etwas nach der Schule schmecken, nicht sonderlich liebt. Daniel Sanders, der wackere alte Kämpe, der noch heute (bei F. Schöningh in Paderborn) eine eigene Zeitschrift für deutsche Sprache herausgibt, hat viele seiner Sprachbriefe hier veröffentlicht. Karl Gutzkow hat in diesen Spalten ebenfalls mit derbem Humor die Auswüchse gegeißelt; Friedrich Vischer hielt noch vor einigen Jahren hier seine Standpredigt, worin er zuerst gegen die spezifisch preußische Aussprache des Deutschen donnerte, aber auch andere Fehler traf, und erst neulich haben wir hier die „S-Krätze in unserer Sprache" (in Nr. 12) behandelt. Um so mehr freut es uns, in Wustmann einen werthvollen Kampfgenossen zu finden, und wir ergreifen gern den Anlaß, an seiner Hand einen neuen Gang durch das deutsche Sprachgebiet zu unternehmen, wobei wir uns diesmal nur auf die Zeitungssprache, so weit sie geschrieben und leider sogar gesprochen wird, den papiernen Stil nach Otto Schroeders gutem Ausdruck, beschränken.

Wir erwähnen von vornherein, daß wir nicht Alles gutheißen, was Wustmann vorbringt. Er übersieht nur zu oft, daß die Sprache nicht stille steht, sondern in ewigem Flusse begriffen ist: sie entwickelt sich, bringt von selbst Neubildungen hervor, die bald in Fleisch und Blut der Sprache übergehen, und wenn auch oft von fraglichem Werthe, doch den Vorzug der Kürze haben oder ein lästiges Fremdwort verdrängen. Wustmann's Standpunkt ist zu sehr conservativ. Ihm ist alles Neue von Haus aus verdächtig, und selbst glückliche Neubildungen verwirft er meist bloß, weil sie neu sind. Er möchte zur klassischen Sprache Goethe's zurückführen und vergißt dabei, daß auch der altgewordene Herr Geheimrath oft einen verkünstelten und verzopften Stil schrieb, der nicht viel besser ist, als das verpönte Zeitungsdeutsch von heute.

Was Wustmann gegen unsere zeitungspapierne Vorliebe für den Apostroph vorbringt, ist ganz schön, aber bei Eigennamen im Genitiv, wo er ihn besonders gern weg haben möchte, dient er doch sehr zur Vermeidung von Mißverständnissen. Erzählt Wustmann doch selbst, daß oft in Catalogen ein Buch von Weck unter dem Namen Wecken aufgeführt wird, weil der altfränkische Genitiv Weckens den Nominativ nicht deutlich erkennen läßt. Der Apostroph Weck's hätte also ganz deutlich gesagt, daß der Mann nicht Wecken und etwa Wecks, sondern Weck heißt. Wustmann wird auch: Vossens Luise nicht mehr lebendig machen, so wenig wie: Straußens Berufung. Wir lassen uns die Werke des Sophokles noch lieber gefallen, als Sophoklessens Werke. Auch nicht Goethens Schriften, warum dann aber nicht einfach: die Werke von Goethe, wie es der süddeutsche Sprachgebrauch übt? Diese Vorliebe für Eigennamen im Genitiv ist überhaupt unverfälschtes Papierdeutsch. Da lesen wir: „Die Werke Goethe's, Schiller's, Lessing's, Wieland's, Klopstock's zeigen — und hören es förmlich, wie der Schreiber in diesen zischenden Genitiven schwelgt. Warum schrieb er nicht lieber: die Werke von Goethe, Schiller ꝛc.? Das „von" ist schon gemein und verdächtig geworden und wenn wir denn auch „Briefe Schiller's" in einem Buchtitel vermeiden, so wählen wir beileibe nicht „Briefe von Schiller", sondern das abscheuliche „Schiller-Briefe". Dahin gehört auch: Verein Leipziger Lehrer, Sammlung altmeißner Porzellane, Verein Berliner Künstler — das ist ungrammatisch ohne die Präposition von, die erst die Mehrzahl kenntlich macht. Ebenso falsch ist: die Reise Sr. Majestät Schiff Möve. Der Genitiv Sr. Majestät

Digitized by Google

ängt ab von Schiff. Wovon hängt aber Schiff ab? Richtig ist einzig: die Reise von Sr. Majestät Schiff.

Die Vorliebe, womit jetzt einfache Begriffe wie: groß und klein, stark und schwach durch schleppende Zusammensetzungen wie: hochgradig, tiefgehend, weitgehend, weittragend, schwerwiegend ersetzt werden, bringt oft in Verlegenheit, wie man solche Zusammensetzungen im Komparativ und Superlativ behandeln soll. Immer weiter verbreitete sich die Unsitte: Das höchstversteuerte, zartfühlender, kleinmüthigste, schönstgelegen oder besser der am schönsten gelegene, weitgehend. Völlig gewöhnt haben wir uns an den tiefgefühltesten Dank und die hochgeehrtesten Herrn. Schön ist's freilich nicht. Noch schlimmer sind die beliebten doppelten Superlativbildungen: bestmöglichst eingerichtetste Anstalten und die Unsinnigkeiten: bestmöglich oder gar bestmöglichst, größtmöglichst. Das einzig richtige ist: mit möglichst guter oder großer.

Ein Kapitel ist auch der Streitfrage: frägt und frug gewidmet, die vor einigen Jahren so viel meist unberufene Federn in Bewegung setzte:

„Ich frug mich manchmal in den letzten Tagen:
Woher stammt wohl die edle Form: er frug?
Wer war der Kühne, der zuerst sie wug?
So frug ich mich, so hab ich mich gefragen,"

wie es in einem hübschen Sonett heißt, wir glauben von Paul Lang. Wustmann, der damals den Streit vom Zaun gebrochen, nennt es schmachvoll, mit welcher Schnelligkeit im Laufe weniger Jahre die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben. Unsere Klassiker kennen nur die richtige Form: fragt und fragte. Nur unter dem beengenden Einfluß des Rhythmus findet sich „frug" ganz vereinzelt bei Goethe, Schiller, Bürger. Letzterer entnahm es dem Niederdeutschen, dem großen Sprachverderber. Es hat ja auch jug von jagen gebildet, und Bismarck erzählt, sein Vater brauchte: jagte von der Jagd und jug von schneller Bewegung. Am meisten zur Verbreitung der frug-Form hat Gustav Freytag beigetragen, sie gehört bei ihm zu den mancherlei Mittelchen, mit denen er seiner Sprache in den „Ahnen" künstlich etwas Alterthümliches zu geben sucht. Jakob Grimm hat: frägt und frug als „höchst unorganisch" an den Pranger gestellt.

Ueberrascht sind wir, den sonst so feinfühligen Wustmann unter den Freunden der ung-Endungen zu finden, die z. B. Vischer auf den Tod bekämpfte. Wustmann meint, die Endung sei tonlos und falle kaum in's Gehör. „Ueber die Voraussetzungen zu einer Schließung des Reichstages enthält die Verfassung keine Bestimmung," findet er sogar „nicht im geringsten anstößig". Mit um so größerem Recht tadelt er die neueste Sucht, eine Menge häßlicher Wörter auf „ung" neu zu bilden, darunter Ungetüme wie: Inbetriebsetzung, Außerachtlassung, Inwegfallbringung, Zurdispositionstellung. Es wird da ein Substantiv in Verbindung mit irgend einem farblosen Zeitwort des Geschehens (stattfinden, erfolgen) gesetzt, statt daß man die Sache durch das Verbum ausdrücken wird. Wenn man wenigstens zur Noth noch den Infinitiv wählte: das in Betrieb Setzen, was freilich auch nicht hübsch ist. Unbegreiflich ist Wustmann's Abneigung vor Hingabe, Erwerb, Bezug, Entscheid, Ersatz, Ausgleich, Aufgebot, wo er den Formen mit „ung" überall den Vorzug gibt. Recht hat er aber wieder, wenn er die Neubildungen auf „heit" tadelt, die nicht minder häßlich sind und jetzt wie Pilze aus der Erde schießen: Geneigtheit, Zerstreutheit, Aufgeregtheit, Verstimmtheit, Ueberraschtheit, Geistesgestörtheit, Verthiertheit! Da sind auch uns die früheren Bildungen auf „ung" lieber. Das schlechteste ist wohl neben dem Strafvollzug: der Bezug auf, in diesem Bezug, wovon dann wieder bezüglich, diesbezüglich und Bezugnahme gebildet worden sind. Er wird bald als ein Zeichen von Mangel an Erzug und Gebildetheit gelten, so veraltete Wörter wie Erziehung und Bildung noch in den Mund zu nehmen, scherzt der Verfasser, dem auch mit Recht die Neubildungen auf „nahme" (Rücksichtnahme ꝛc.) ein Greuel sind, schon weil in den meisten Fällen das Anhängsel ganz überflüssig ist. Unsinnig ist: Einflußnahme, denn „Einfluß hat man entweder oder man gewinnt ihn, man kann ihn auch zu gewinnen suchen, sich ihn sogar anmaßen, aber man nimmt ihn nicht."

Die „Gegenwart" hat vor Jahren einmal gegen die häßliche Angewohnheit geeifert, das Prädicat, wenn es durch ein Adjectivum gebildet ist, nicht in der unflectirten, prädicativen Form hinzuschreiben, sondern in der flectirten, attributiven Form: Der Hergang ist ein sehr einfacher (statt sehr einfach). Wustmann bemerkt zu diesem syntaktischen wie logischen Fehler: „Der lebendigen Sprache ist diese unmöthige und häßliche Verbreiterung des Ausdrucks ganz fremd, sie gehört ausschließlich der Papiersprache an, stellt sich immer nur bei dem ein, der die Feder in die Hand nimmt, oder allenfalls bei dem Gewohnheitsredner, der bereits Papierdeutsch spricht." Man sehe sich um: in zehn Fällen neunmal dieses schleppende flectirte Adjectivum, im Acten- und Zeitungsdeutsch durchweg, aber auch in der wissenschaftlichen Darstellung und in der Erzählung, doch sind, wie wir bemerken konnten, die süddeutschen und österreichischen Novellisten von diesem Fehler ziemlich frei, weil er dem Dialekt, in dem sie mehr oder weniger fußen, wildfremd ist. Am verbreitetsten ist die Unsitte natürlich in Berlin, wo man keine Zeitung in die Hand nehmen kann, ohne über diesen Fehler zu stolpern. Sogar in den kaiserlichen Erlassen kommt er („Meine Macht ist eine große") neben dem „und habe Ich" regelmäßig vor. Es geht soweit, daß man sogar Redensarten wie: das ist eine offene Frage — das ist ein frommer Wunsch auseinanderzerrt, das Hauptwort in's Subject bringt und schreibt: die Frage, ob das Werk fortgesetzt werden sollte, war lange Zeit eine offene — dieser Wunsch wird wohl ewig ein frommer bleiben.

Nach dem Vorgange Gutzkows in der „Gegenwart" wendet sich auch Wustmann gegen die Massenverwendung des langweiligen, papiernen Relativpronomens: welcher, welche, welches. Es wird nie: welcher gesprochen, aber immer mehr geschrieben; jedermann sagt: der, die, das. Sogar der angeblich häßliche Gleichklang (Werke, die die Göttin verherrlichen) scheint Wustmann besser als das lederne: welche die. Es gehört das in das berühmte Kapitel von den angeblich unschönen Wiederholungen, vor denen der Unterricht zu warnen pflegt. Die Warnung ist aber so thöricht als möglich, sie stammt lediglich aus der Anschauung des Papiermenschen, der die Sprache nur noch schwarz auf weiß, aber nicht mehr mit den Ohren aufzufassen vermag. Damit hängt es auch zusammen, daß die hübschen relativen Adverbia, wo, worin, woraus, womit, wobei, woran, wofür u. s. w. durch: in welchen, aus welchem, mit welchem ersetzt werden. Ist es nicht kläglich komisch, fragt Wustmann, in einem Manuscript sehen zu müssen, wie der Verfasser erst geschrieben hat: die Depesche gelangte an demselben Tage in seine Hände, als u. s. w., dann das als durchgestrichen hat und darüber gesetzt: an welchem, aber auf das gute, einfache natürliche: wo nicht verfallen ist. Und genau so ist es mit: wie. Die Art und Weise wie — in dem Grade, wie — in jenem Sinne, wie — wie wenige getrauen sich das zu schreiben! Das relative Adverbium wo bedeutet ja keineswegs nur den Ort, sondern ebenso gut die Zeit und besser als das etwas Zopfige: da. Auch der Wechsel zwischen welcher und der, auf den sich Manche wunder was einbilden, ist überflüssig und papieren. Parallelstehende Nebensätze dürfen nicht verschieden angeknüpft werden, und überhaupt wird auf dem Papier noch weniger mißverstanden werden, was in der lebendigen Sprache, wo dieser Wechsel nie eintritt, verstanden wird. Aus dem: welcher entsteht aber noch ein ganzer Rattenkönig von Sprachdummheiten bei der jetzt so sehr beliebten Verbindung: welcher letztere, namentlich wo nur ein einziges Substantiv vorausgeht. Eine neue Mode aus Oesterreich ist: nachdem für: da oder weil in Causalsätzen zu verwenden: X ist entlassen worden, nachdem die Verwaltung keine weitere Verwendung für seine Dienste hat. Berlinisch ist das „zumal" mit weggelassener Conjunction: da: der Zuziehung bedarf es nicht, zumal genug Werke vorhanden sind. Oder ganz analog „trotzdem" ohne nachfolgendes „daß". Wir haben zur Bildung von Conzessivsätzen einen wahren Reichthum gefälliger und

Digitized by Google

geschmeidiger Conjunctionen: obgleich, obschon, wenngleich, wenn auch, und doch verschmäht man sie alle dem steifleinigen, fehlerhaften „trotzdem" zuliebe. Oder nun gar das wienerische unausstehliche: obzwar, in dem z. B. Ossip Schubin förmlich schwelgt.

Nicht alle Leser werden Wustmann in seinem Kampfe gegen die Unterdrückung des Hülfszeitsworts, den „Hattewarstil", Jean Paul's „abscheuliche Rattenschwänze" recht geben. In der Poesie sind sie unschön, und Chamisso's: Seit ich ihn gesehen habe, wäre sehr häßlich, aber in der Prosa ist es doch anders. Sicher ist, die lebendige Sprache, auf die es doch einzig und allein ankommt, kennt diese Verkürzungen nicht. Wustmann hat sogar nichts gegen die von den Schulmeistern und Papiermenschen gerügte Wiederholung: so viel bekannt ist, ist... Nur in einem Fall empfiehlt er die Unterdrückung des Hülfszeitwortes: bis die Periode, für die das Herrenhaus gewählt worden (war), abgelaufen war. In den meisten Fällen ist die Unterdrückung nichts als ein bequemes Mittel, sein Ungeschick oder seine Unwissenheit zu verbergen durch Hineintappen in den faschen Modus: Wenn man nicht annehmen will, daß ihm seine Genialität geoffenbart (habe), was Andere schon vorher gefunden (hatten). Das führt Wustmann auf die Frage von Indicativ und Conjunctiv, worin heute die Verwilderung immer größer wird. Wie Wenige beobachten noch, daß alles bloß Gedachte oder Vorgestellte den Conjunctiv erfordert, besonders dann, wenn in den regierenden Sätzen die Meinung oder Behauptung ausdrücklich verneint oder in Frage gestellt wird! Tagtäglich lesen wir: Er hat die Ueberzeugung, daß noch heute darin Gutes geschaffen werden kann (könne), ich glaube nicht, daß der Wille stark genug ist (sei). Schuld daran ist die wachsende Unsitte, die Hülfszeitwörter wegzulassen und die Unkenntniß, welche Conjunctive und welche Indicative im Satzbau einander entsprechen, die consecutio temporum, wonach auf die Gegenwart im Hauptsatze auch die Gegenwart im Nebensatze, auf die Vergangenheit im Hauptsatze auch die Vergangenheit im Nebensatze folgen müsse. Zu diesen Nebensätzen mit Conjunctiv gehören die Vergleichungssätze mit: als ob, als wenn, wie wenn. Und doch welche Verwirrung herrscht da auf dem Papier, in Prosa und in Versen! Hermann Allers z. B. schreibt: „Es war, als ob ein heimlicher Druck auf dem Hause lag." Und in seiner, sogar von Brahms componirten „Feldeinsamkeit" heißt es: „Mir ist, als ob ich längst gestorben bin Und ziehe selig mit durch ewge Räume." Für den Conjunctiv des Imperfects und seinen richtigen Gebrauch ist insbesondere noch die Unsitte verhängnißvoll geworden, daß man ihm in gewissen, besonders schwierigen Fällen bequem aus dem Wege geht, indem man ihn durch „würde" mit dem Infinitiv umschreibt: ich würde bringen statt: ich brächte. Und doch ist diese Umschreibung in gutem Schriftdeutsch streng beschränkt auf die Hauptsätze und gewisse Nebensätze; schlechterdings ausgenommen davon sind alle Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätze. Bei diesen drei Satzarten hilft alles nichts, da muß man Farbe bekennen und eben den Conjunctiv bilden können, d. h. wissen, ob es stünde oder stände, kennte oder könnte heißt. Ein wahres Wunder, schreibt Wustmann, daß wir den Kehrreim bei Mirza Schaffy und Rubinstein: ach, wenn es doch immer so bliebe! nicht längst verschönert haben zu: ach, wenn es doch immer so bleiben würde! In Absichtssätzen und abhängigen Fragesätzen herrscht jetzt die allgemeine Anarchie und man schreibt und sagt fast allgemein: ich sage dir das, damit du es weißt und dich danach richten kannst, ich hoffe, daß du das thun wirst. Es ist so weit gekommen, daß der Conjunctiv fast einen Beigeschmack von Ziererei hat. Dann die Infinitive mit: um zu, auch ohne daß eine Absicht ausgedrückt werden soll. So das sinnlose: Rußland ist stark genug, um seine Juden zu verjagen, oder: Die Verhältnisse haben sich so weit geordnet, um ihm das zu ermöglichen. Ebenso falsch: Die Kurfürstin ließ den Prediger kommen, um sie mit der Religion zu erquicken; er schloß sich der Expedition an, um ein trauriges Ende zu finden. Dann die stattgefundene Versammlung, die den Fürstensohn befallene Krankheit und ähnliche saubere Partizipia, die zudem in den meisten Fällen ganz überflüssig sind. Die stattgefundene Untersuchung ergab — kann denn auch eine Untersuchung, die nicht stattgefunden hat, etwas ergeben?

Zum Papierdeutsch gehört der Unfug mit: letzterer, letztere, letzteres, der obige, jener, dieser und das entsetzliche: derselbe, dieselbe, dasselbe, das an der Unnatur und Steifbeinigkeit unseres ganzen schriftlichen Ausdrucks die Hälfte aller Schuld trägt. Ein Zeitungsschreiber kann heutzutage nicht eine Mittheilung von zwei Zeilen machen, ohne dieses unsinnige „derselbe." Erst wenn das drinsteht, dann hat die Sache die nöthige Richtigkeit. Ein bekanntes Geschichtchen erzählt, daß der Lehrer in der Stunde gefragt habe: wie viel Elemente gibt es und wie heißen sie? und der Schüler geantwortet habe: es gibt vier Elemente, und ich heiße Müller. Das war die Folge davon, daß sich der Lehrer so gewöhnlich ausgedrückt hatte! Warum hatte er nicht vornehm gefragt, wie unsere Zeitungsschreiber: und wie heißen dieselben! Kaiser Friedrich soll als Kronprinz 1859 zu einer Deputation gesagt haben, wenn Gott meinen Sohn am Leben erhält, so wird es unsere schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Man kann darauf schwören, daß er nicht so gesagt hat, sondern ihn in den Gesinnungen zu erziehen, die. Aber der Zeitungsschreiber hat das natürlich erst aus dem Menschlichen in's Papierne übertragen müssen!

Die Kunstgeschichte an unserer Hochschule.

Von Cornelius Gurlitt.

Es ist eine häßliche Angewöhnung von mir, in der Stadt- oder Pferdebahn statt des „Kleinen Journals", welches dorthin gehört, ernste Bücher zu lesen, wenn sie nur ein einigermaßen handliches Format haben. Ein solches besitzt das von dem hervorragenden Breslauer Kunsthistoriker August Schmarsow soeben ausgegebene Werk über „die Kunstgeschichte an unserer Hochschule."*) Mit der Zeit gewöhnt man sich ja daran, sich auch im Kommen und Gehen des Bahnverkehrs so weit geistig gesammelt zu erhalten, daß einem die unvermeidlichen Reisen durch Berlin nicht ganz zur verlorenen Zeit werden. So hoffte ich denn auch das Schmarsow'sche Buch fahrend bewältigen zu können. Ich las denn und las. Aber ich verstand den allgemeinen zusammenhängenden Sinn nicht recht. Ich las bis ich an Sätze kam wie etwa den folgenden:

„Die Ausprägung des Persönlichen geschieht vielfach nur in der Bewegung, in dem einheitlichen Zug oder der Kreuzung verschiedener, in dem Rhythmus des Ablaufs oder seiner Störung. Und diese Linien der Bewegung veranlassen uns zu Rückschlüssen auf ihre psychischen Ursachen, die Besonderheiten des Naturelles oder der Situation."

Hier machte ich Halt! Weiter geht's nicht! Ich war schon auf Seite 81 und sah ein, daß ich immer noch nicht recht begriffen hatte, was Schmarsow eigentlich will. So kommst du nicht durch, dachte ich mir, und begann das Buch nochmals langsamer von vorne zu lesen. Auf der ersten Seite heißt es:

„Wir lassen uns sagen, in Deutschland sei die Kunst wieder ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme geworden; aber wie viele sind es, die wirklich daran glauben? Die Annahme, ihre Schöpfungen würden als Besitzthum der Nation betrachtet, dessen Werth auch nur den Gebildeten zum Bewußtsein gekommen, geht schon zu weit..."

Nach zweimaligem Durchlesen hatte ich herausgefunden: Der Satz hat wirklich Sinn! Es ist unleugbar, zu Hause, wenn das Blatt nicht vom Stoße der Pferdebahnschienen wackelt, wirst du dich aus den Schlingen dieser Schreibweise schon herauszufinden lernen. Schön schreibt aber dieser Lehrer des Schönen nicht!

Nun habe ich das Buch zu Hause gelesen und wunderbarer Weise ist mir noch immer nicht recht aufgegangen, was Schmar-

*) Berlin, Georg Reimer, 1891.

Digitized by Google

ow eigentlich mit ihm will. Er knüpft an einen im Wesentlichen persönlichen Streit zwischen dem Galeriedirector Dr. Bode und dem Universitätsprofessor Hermann Grimm an, von welchem in der „Gegenwart" schon die Rede war. Zu dem, was die beiden Herren sagten, gibt er eine langathmige Erklärung, in welcher bald dem einen, bald dem Anderen bedingt und mit aller möglichen Zurückhaltung Recht gegeben wird; dann ertheilt er allerhand kleine Winke, wie die Kunstgeschichte an Hochschulen gelehrt werden solle. Meist stößt das Buch weit offene Thüren ein. In den Streitfragen unentschieden, zeigt es in den Allen klaren Punkten eine bemerkenswerthe Kühnheit. Schließlich, und das wird wohl der Zweck sein, kommt Schmarsow zur Vertheidigung der ernstlich wohl nie bedrohten Lehrstühle für Kunstgeschichte an den Universitäten, welche keine Museen besitzen, zur Befürwortung des Rechtes, in Kunstgeschichte seinen Doctor machen zu können und zum Vorschlage, ein kunstgeschichtliches Examen einzuführen. Mit anderen Worten, er ist der Meinung, daß alles Mögliche geschehen müsse, damit die Kunstgeschichte als selbständiges „Fach" anerkannt werde neben der allgemeinen Geschichte. Vom „Fach" Culturgeschichte spricht er nicht, auch scheint er Musikgeschichte von der Kunstgeschichte auszuschließen. Ich empfehle beide den Facultäten als neue Fächer zur höheren Ehre der Spezialisirung der Wissenschaft!

Das kunsthistorische Examen soll umfassen: Mittelalterliche und neue Kunstgeschichte und Historik (Culturgeschichte und Propädeutik), als Nebenfach antike Kunstgeschichte, Philosophie oder Aesthetik und physiologische Psychologie. Der Candidat soll nachweisen können, daß er Anatomie, Morphologie des menschlichen Körpers, psychologische Optik und Projectionslehre, Psychophysik und dergleichen gehört habe. In diesen Forderungen ist wohl im Hauptsächlichen zusammengestellt, was Schmarsow dem Kunsthistoriker lehren möchte.

Er unterscheidet klüglich zwischen der immerhin nur bescheidenen Zahl solcher Studenten, welche den kunsthistorischen Doctor machen und solchen, welche Kunstgeschichte im Nebenfach hören oder gar nur „etwas für ihre Bildung thun" wollen. Diesen kann die Bewältigung des ganzen Apparates nicht zugemuthet werden. Schmarsow behandelt umständlich die Frage, was ein Lehrer thun könne, um solche Leute, also die größte Mehrzahl der Hörer, in die Kunstgeschichte einzuführen. Als Mittel hierfür empfiehlt er vor Allem eine Schilderung des künstlerischen Handwerkes, wie sie Alwin Schultz in Prag in seiner trefflichen „Einführung in die Kunstgeschichte"*) bot, d. h. eine Belehrung darüber, wie das Kunstwerk technisch gemacht wird; ferner praktische Uebung im Zeichnen. Dann soll eine Erklärung ausgewählter Meisterwerke folgen, das Weitere lese der Betheiligte im Buche selber nach.

Mir ist eines bei all diesen Auseinandersetzungen aufgefallen, nämlich daß Schmarsow, und daß sehr viele mit ihm, anzunehmen scheinen, jener junge Mann, der „etwas für seine Bildung thun wolle", habe seine Absicht auf Kunstgeschichte gerichtet, es sei ihm um das historische Verständniß der großen und kleineren Meister zu thun. Dem ist sicher nicht so: Nicht Kunstgeschichte will und soll jeder Gebildete in der Nation verstehen lernen, sondern Kunst! Das ist ein himmelweiter Unterschied. Viele empfinden vor den Kunstwerken, daß diese nicht zu ihnen sprechen und wollen die Wege kennen lernen, überhaupt die Sprache der Kunst zu verstehen. Die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen Meistern und Schulen, auf welche es Schmarsow ankommt, ist ihnen mit Recht sehr gleichgültig. Ob ein Werk von Wohlgemuth oder Dürer sei, ist ja überhaupt außer für den Fachgelehrten eine sehr nebensächliche Frage jener gegenüber, ob dies Werk als schön vom Beschauer empfunden werde oder nicht!

Der Kunstunterricht also, welchen Schmarsow bieten will, wird das Kunstverständniß nur in mittelbarer Weise anregen. Mir will scheinen, daß ein Gang in das Atelier eines Malers, Bildhauers u. s. w. dem Studenten nützlicher sein würde, als diese wissenschaftliche Kunstlehre, bei der es vorkommt, daß der gelehrte Herr Professor im Zeichenunterricht den Schülern „Luftperspektive" beibringen will. Es würde demnach besser sein, mit der Universität einige Werkstätten zu verbinden. Hierzu ist ja auch in Breslau, wo Herr Schmarsow lehrt, das Material vollständig vorhanden. Das hieße aber, den Unterricht dem Gelehrten abnehmen und ihn an die Künstler übertragen, die Kunst von Fachleuten lehren lassen, wie das z. B. in Oxford durch Ruskin, Richmond und Herkomer geschah und noch geschieht.

Weiterhin vergißt Schmarsow, daß die Kunst sich mit der Darstellung der Natur beschäftigt und daß die einzig zuverlässige Unterlage des Kunstverständnisses das Naturverständniß ist, welches man nicht in der Anatomie, sondern nur in Feld und Flur, vor dem lebendigen Menschen sich aneignet. Das Wesentliche: die Kunst, welche durch Gelehrsamkeit nicht zu fassen ist und durch das Wort allein nicht vermittelt werden kann, verschwindet nach Schmarsow's Darstellung vor der Betrachtung des Nebensächlichen, der Kunstgeschichte ganz. Er betrachtet nicht die darzustellenden Dinge und vergleicht sie mit ihren Darstellungen, sondern vergleicht die Darstellungen unter sich und glaubt, indem er die Kräfte der Schilderer an einander mißt, das Schildern selbst begreifen zu lehren. Ich kann mir keinen für die Nation ersprießlichen Kunstunterricht denken, der nicht mit der Natur draußen beginnt, dort wo die Kunst anhebt oder doch anheben sollte: Nämlich in unmittelbarer Anschauung des darzustellenden Objectes und in der Vergleichung der Darstellung mit diesem Object.

Die Nation hat ein sehr bescheidenes Interesse daran, ob es eine größere oder kleinere Zahl von kunstgeschichtlich gebildeten Männern gibt, und wo die gebildet werden, an Schulen oder an Museen. Ihr Wunsch ist aber, daß womöglich jeder Deutsche im Kunstwerk die Natur sehen und dadurch vor dem Kunstwerk Freude empfinden, in ein herzliches Verhältniß zur lebendigen Kunst, nicht allein zur vergangenen, zu treten lerne. Wenn davon, wie dies zu lehren sei, in Schmarsow's Buch ein Wort stände — dann hätte ich dankbar die 120 anderen Seiten schwammig gelehrten Stiles mit hingenommen, in welchen er eigentlich nur beweist, daß auch er jene „Kunstlehre" nicht gefunden habe, nach der die Welt so sehnsuchtsvoll schmachtet.

*) Prag, Tempsky, 1887, 2. Aufl.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wollen und Werden.

Studie von Leo Hildeck.

„Mutter!"

Alles bleibt wie zuvor. Auf das schräge Dachfensterchen der Mansarde tropft und plätschert mit bald heftigerem, bald leiserem Geräusche der Regen. Unterhalb der Dachschräge in der geraden Wand befinden sich noch drei schreibheftgroße Fensterchen, so tief, daß sie keinen Blick auf den Himmel gestatten und nur ein Stück des gegenüberliegenden Hauses mit seinem grauen, theilweise abbröckelnden Bewurfe zeigen. Die Mansarde ist mit dem verschiedenartigsten Hausrathe vollgepfropft; eine eingebrachte alte Commode, ein paar Stühle mit beschädigtem Sitz, eine große Deckelkiste, sowie ein in leidlichem Zustande befindliches Bett, dessen brauner Anstrich an der Ofenseite dicke Blasen gezogen hat, bilden die vornehmsten Bestandtheile der Ausstattung. Dazwischen treiben sich Kleidungsstücke umher, Geschirre, ein Handbesen, ein Haufen flüchtig angelegter Bleistiftzeichnungen — alles in einem unordentlichen Durcheinander. Auf der Holzkiste steht ein Waschbecken mit unsauberem Seifenwasser, daneben liegt Seife und ein zerbrochener Kamm.

„Mu — tteer!"

Der Ruf kommt von den Lippen eines jungen Mannes, der in der Mitte des Zimmers an einem leichten Tischchen sitzt, die Beine auf einen zweiten Stuhl gestreckt, so daß das Tischchen quer über ihm steht. Zuweilen läßt er es durch eine Bewegung seiner Knie auf denselben tanzen, indem er es ein wenig hebt und von einem Bein auf das andere fallen läßt. Dabei gleiten einige Blätter mit Bleistiftzeichnungen vom Tische auf den ungestrichenen Fußboden; einen rollenden Bleistift hält der junge Mann noch mit einer raschen Bewegung auf. Aechzend bückt er sich zur Seite, um die Blätter aufzuheben; eins ist weit fortgeflogen, vergebens streckt er sich

Digitized by Google

danach. Schon zieht er verdrießlich die Füße vom Stuhl, um es zu holen, als die Thür sich öffnet, und eine ältere Frau mit dünnem ergrautem Haar über die Schwelle tritt.

„Du, Mutter, heb' mal auf, aber knittere es nicht so, wie es jetzt ist, ist es gut — ich bin fertig."

„Ach ja!" sagt die Alte mit einem zärtlichen Lächeln. Dann trocknet sie die von Seifenwasser dampfenden, gerötheten mageren Arme und die Finger, deren Innenseite im heißen Wasser kleine krause Fältchen gezogen, an den Zipfeln der blauen verwaschenen Schürze, bevor sie sich nach dem Blatte bückt. Vorsichtig hebt sie es auf und betrachtet es mit ihren immer noch hübschen freundlichen Augen. Trotz der unzähligen Fältchen und Runzeln, trotz des fast zahnlosen eingefallenen Mundes ist der regelmäßige Schnitt des Gesichtes, die einstige Schönheit nicht zu verkennen. Der Sohn weiß das und sieht es auch wieder in diesem Augenblicke, während die Mutter mit verständnißlosem, ehrfürchtigem Staunen seinen flott gezeichneten Entwurf der Hubertusjagd anstarrt.

„Hast 'n famosen Kopf, Mutter, ich will Dich nun aber auch wirklich 'mal zeichnen. Wenn Du nur 'mal Zeit hättest! Komm', setz' Dich da drüben hin — wollen gleich anfangen."

„Nee, Fritz, heute nicht — die Wäsche! Mußt doch auf die Festtage 'n reines Hemd haben. Und morgen muß ich wieder zu Consuls zum Reinemachen, da werd' ich denn auch wohl hören — — Soll ich dem Consul dies mitnehmen? Das wird ihm wieder schön in die Augen stechen. Ist doch 'n guter Mann, der Consul."

„Ist er auch, Mutter — aber wozu haben denn die reichen Leute das Geld? Guck — so 'n reicher Junge, wenn der Talent hat, dann steckt der Herr Papa ihm die Tasche voll Thaler — und dann los auf die Akademie, und gebummelt und so, nach Herzenslust. Unsereins dagegen — wie hast Du Dir die Füße abgerannt — erst das Bitten, und nachher, wenn 's gut geht, das Danken. Und schließlich — was macht der Consul sich daraus? Der braucht bloß nach der Stiftung hinzugehen und zu sagen: So und so — da ist 'n talentvoller Mensch, Fritz Moller, hat Buchbinder werden sollen und ist seinem Meister aus der Lehre gelaufen wegen des Zeichnens und frißt nun seiner armen Mutter das Brot weg — ja, Mutterken, so ist es auch; bist so 'n gutes altes Wurm — nicht, Olle?"

Die Mutter sieht ihren schönen Jungen zärtlich an und nickt ihm feuchten Auges zu.

„Wenn Du nu' mal hingingest —" sagte sie zaghaft.

Fritz streckt sich, gähnt und blinzelt träge nach oben. Grau blickt der Himmel durch das kleine, schräge Dachfenster herein, Regentropfen laufen daran herunter, und hin und wieder bildet eine Schneeflocke einen dunkleren Punkt, der sich sofort auflöst.

„Zum Consul, meinst Du — bei dem Wetter? Ach Gott, Mutter!"

„Ja, nun sieh, wenn man was haben will von den Leuten — "

„Ist ja wahr, Mutter — aber bis jetzt ging es doch auch ohne das. Dein Junge hat nun 'mal Glück. Erst das Stipendium für die Realschule; und dann, wie ich glücklich drin war — weißt Du? Immer unten gesessen — und im Examen immer famos. Und dann mit dem Militär — krieg' ich da voriges Jahr die Gelenkentzündung an der linken Hand, und der Mittelfinger bleibt steif — guckste?"

Befriedigt hält er seine Linke in die Höhe und ballt sie zur Faust; der Mittelfinger bleibt leicht gekrümmt stehen.

„Wenn da aber nu noch mehr sind, die das Geld von der Stiftung haben wollen, und laufen dem Consul das Haus ein, und ein Anderer kriegte es —"

„Ach — Mutter —!"

Langsam erhebt sich Fritz, dehnt und streckt seine jugendlich schöne Gestalt und begiebt sich in schläfrigem Gehorsam auf die Suche nach seinem Hute. Endlich findet er den kleinen weichen Filz hinter dem Waschbecken, stülpt ihn auf sein glänzendes, hellbraunes Gelock und hebt von der Holzkiste einen Spiegelscherben, um sich zu betrachten. Ein wunderbar regelmäßiges Jünglingsantlitz blickt ihm entgegen, gesund und doch zartfarbig, grünlich-blaue Augen mit gebogenen Wimpern liegen halb beschattet von den schön gebildeten Stirnknochen; über den wie in leichtem Schmerze sich wölbenden vollen Lippen glänzt mattgolden der Schatten des künftigen Bartes.

„Wenn ich erst malen kann —" murmelte er, mit gelindem Behagen sein Spiegelbild beschauend. Dann wendete er sich zur Alten.

„Mutter, noch ein Papierkragen da?"

Sie zieht unter dem Bette eine bläuliche Pappschachtel hervor und sucht darin.

„Hier, Fritz, aber wenn Du nach Hause kommst, ziehst 'n wieder aus. Da ist auch ein Schlips — nu man rasch!"

Noch einige Stäubchen sucht sie ihm von dem alten braunen Röckchen, dann verläßt er, träg in den Hüften sich wiegend, die Mansarde.

Nun ist die Wäsche doch einmal unterbrochen; Frau Moller benutzt die Abwesenheit des Sohnes, um ein wenig aufzuräumen. Eilfertig läuft sie hin und her, reinigt Waschschüssel und Kamm, ordnet die umherliegenden Gegenstände und schichtet die Zeichnungen auf der Holzkiste zu einem sauberen Haufen. Die Gluth in dem kleinen flachen Ofen, der zugleich als Kochherd dient, nährt sie mit einer Schaufel voll Kohlen und setzt einen Topf mit Wasser auf, holt draußen aus einem Verschlage, wo auch Fritzens Bett steht, in ihrer Schürze eine riesige Steckrübe, sowie einige dicke, warzige Kartoffeln, und beginnt, nachdem sie sich einen Stuhl neben den Ofen geholt, das Gemüse zu putzen.

Zur rechten Zeit hat sie Ordnung geschafft. Vorsichtig mit einem Stocke vor sich tastend, kommt Jemand die Treppe herauf, kurze, zögernde Schritte halten vor den Thüren an; Frau Moller hört ein leises Klopfen. Sie nimmt Wasser und Schürzenzipfel in die linke Hand und blickt aus der Thür.

„Jemine, der Herr Consul!"

Ein kleiner Herr mit am Kinn ausrasirtem grauem Backenbart, die etwas vorquellenden schwachen Augen kurzsichtig blinzelnd auf die Alte richtend, kommt näher.

„Frau Moller? Richtig, Sie sind's. Nun, Frau Moller, soll ich da hereinkommen? Wo steckt denn der Herr Sohn?"

Geschmeichelt und verlegen complimentirt Frau Moller den Besucher in die Thür.

„Gott nee — bei dem Wetter bemühen Herr Consul sich selber — und ich habe den Jungen gerade herausgeschickt — wollte sich 'mal bei Ihnen umhören, und nu —"

Mit dem Stocke vorausfühlend, tritt der kleine Herr in den dumpfigen Raum.

„So — zu mir ist er gegangen? Na, es schadet nichts, er wird gleich wiederkommen." Und er rückt den Stuhl, den Frau Moller noch zum Ueberfluß mit der bloßen Hand abgewischt hat — denn die Schürze ist voll Gemüse — vom Ofen hinweg und setzt sich. „Ich wollte es ihm doch gern selber bringen. Sehen Sie, Frau Moller, das hier ist ein Brief der Heller'schen Stiftung —: das Stipendium zur künstlerischen Ausbildung ist dem Friedrich Moller dahier auf Grund seiner notorischen Begabung bewilligt worden und wird, vorausgesetzt, daß stets günstige Zeugnisse über seinen Fleiß, wie sein sittliches Verhalten einlaufen, für die nächsten fünf Jahre vierteljährlich ausbezahlt werden."

Die Alte, deren Augen zuvor etwas ängstlich um eine noch etwas unordentliche Zimmerecke irrten, ist jetzt ganz Aufmerksamkeit. Ihre Blicke strahlen, sie schluckt ein paarmal.

„Ach nee! ach nee!"

Der Consul weidet sich mit gutem Herzen an ihrer Freude, und zugleich prägt sich in seinem würdigen Antlitz die Genugthuung aus, mit der ihn das Bewußtsein seiner Macht und das der Dankesschuld seiner Schützlinge erfüllt.

„Nicht wahr, das ist einmal ein Glücksfall! Natürlich hatte sich eine Menge von Bewerbern gemeldet, aber ich stellte den Herren vom Curatorium vor, wie hier die Verhältnisse liegen — nun, und Ihr Fritz ist ja auch offenbar der Begabteste."

„Ach nee, Herr Consul! Und danke auch viemals!"

„Ist ja Christenpflicht, Frau Möller! Unangenehm war nur, daß, als wir die nöthigen Erkundigungen einzogen, seine früheren Lehrer sich sämmtlich über seine große Trägheit beklagten —"

„Ach ja, Herr Consul, das is nu so. Aber 'n guter Junge ist er doch. Ich verstehe ja nichts davon; aber wenn er nu etwas fertig hat — erst muß er es immer seiner ollen Mutter zeigen. Nu sehen Sie 'mal —"

Und sie holt den Haufen Zeichnungen herbei und blickt jedesmal, wenn der Consul ein neues Blatt aufnimmt, stolz und erwartungsvoll in sein Gesicht.

Da kommen langsame Schritte die Treppe herauf. Eilig reißt die Alte die Thür auf.

„Fritz — Bengel — wir haben es, das Stipendium! Mach' rasch, hier ist der Herr Consul!"

Die Schritte werden plötzlich schnell und gleich darauf tritt Fritz über die Schwelle und wirft sofort sein Hütchen in die Ecke. Noch geht sein Athem stürmisch vom Treppensteigen, die Wangen sind leicht geröthet und die Augen leuchten in jugendlicher Freude. So kurzsichtig ist selbst der Herr Consul nicht, um an so viel Schönheit ohne Genuß vorüberzugehen.

„Herr Consul — ist es wahr? Und Sie kommen sogar selber —"

„Ich wollte doch sehen, ob Sie sich auch recht freuen", sagt der alte Herr mit verhaltenem Schmunzeln. „Aber eins muß ich Ihnen doch sagen," setzt er in etwas lehrhaftem Tone hinzu. „Die Herren, die sich damals in der Schulangelegenheit für Sie verwendet haben, sind nicht gerade gut auf Sie zu sprechen. Trotz Ihrer vortrefflichen Anlagen haben Ihre Leistungen durchaus nicht genügt. Ich hatte keinen leichten Stand, Sie durchzubringen; sozusagen mußte ich mein Wort verpfänden, daß Sie nun als Künstler Ihre alte Trägheit überwinden und fleißig werden."

„Keine Furcht, Herr Consul!"

Aus des Jünglings Augen strahlt etwas, wie eine feurige Empfindung. Nie hat der Consul ihn so schön gesehen. Und seltsam —: diese Schönheit wirkt auf ihn mit der Kraft der Ueberredung, sie überzeugt ihn, ihr würde er Alles glauben. Und als er gleich darauf, von den wortreichsten Dankesbezeugungen der beiden glücklichen Menschen begleitet, sich an seinem Stocke nach der Treppe hintastet, fühlte er sich so stolz und froh, als sei der schöne, talentvolle Junge sein eigener Sohn, und als gebe es nicht zwanzig bitter Enttäuschte, die mit gleicher Inbrunst auf die Unterstützung ihres Talentes seitens der Stiftung gehofft hatten.

„Und nun sollst Du 'mal sehen, Olle, was aus Deinem Jungen wird!" ruft Fritz, als er mit seiner Mutter in das Stübchen zurückkehrt. Er umfaßt ihre Gestalt und schwenkt sie herum, daß sie aufkreischt. „Guck, was man gern thut, das wird Einem ja doppelt so leicht. Fünf Jahre — was kann ich bis dahin alles gelernt haben! Eigentlich kann ich ja auch schon eine ganze Masse; nur das Correcte — ich meine so — so — so — daß es so ganz ordentlich ist, und Alles, wo es hingehört — das fehlt noch. Wenn man nur erst zeichnen kann — — das Malen, weißt Du, das ist dann bloß noch Vergnügen. In fünf Jahren, Mutter, da leid' ich nicht mehr, daß Du Dich so abrackerst; da bin ich schon 'was, da ziehen sie Alle den Hut vor mir. Kannst mir dann den Haushalt führen. Und wenn Du dann über die Straße gehst, dann sagen Sie: Guck, das ist die Mutter von dem berühmten Fritz Moller, der das große Historienbild in der letzten Kunstausstellung gemacht hat —"

Digitized by Google

Die Mutter lacht glücklich und erregt.

„Und da kriegt man dann auch ordentlich Geld dafür?“

„Ho — natürlich! — Haufenweise! Wenn man berühmt ist —!

Sie schiebt wieder den Stuhl nahe an den Ofen, setzt sich und beginnt von Neuem, mit zitternden Händen ihre Kartoffeln zu schälen.

„Nu kannst Du auch meine Photographie zeichnen,“ sagte sie wohlgefällig, „ich sitze ja jetzt ruhig —“

Er wirft sich, den Kopf im Nacken, auf einen Stuhl, und streckt, tief athmend, die Arme von sich.

„Nee, Mutter, heute nicht mehr, ich bin viel zu aufgeregt. Jetzt will ich auch warten, bis ich Dich malen kann — ordentlich, mit Farbe. Sollst 'mal was erleben: das wird ein Bild — hui!“

* * *

München, den 10. November 188*.

„Sehr geehrter Herr Consul.

Ihr lieber Brief hat mich ganz traurig gemacht. Es ist ja wahr, daß ich in diesen zwei Jahren, da ich die Kunstschule besuche, noch nicht allzuweit vorwärts gekommen bin. Zum großen Theil aber ist die Unterrichtsmethode schuld daran. Ich mit meiner Natur muß das langweilige Zeichnen nach Gyps einen Mord am Talente nennen. Zwei Jahre in der Gypsklasse, immer diese todten, weißen Köpfe und Glieder anstarren, die Einem nichts sagen — das ist zum Rasendwerden, dabei kommt man auf dumme Gedanken. „Correct — correct!“ das ist die Parole. Als wenn das die Hauptsache wäre! Im Gegentheil: der correcte Künstler ist gewöhnlich der talentlose, langweilige. Sie sollen es sehen: wenn ich erst machen kann, was ich will, dann wird doch schon Alles an der richtigen Stelle sitzen, das hat der echte Künstler schon im Gefühl. Sie schreiben: „Der wahrhaft geniale Schüler ist immer zugleich ein fleißiger Mensch, weil es ihn nicht ruhen läßt, bis er die Handgriffe seines Berufes so weit beherrscht, um sich derselben zur Ausführung seiner schöpferischen Gedanken ungezwungen bedienen zu können.“ Das ist es ja gerade! In meiner Ungeduld, vorwärts zu kommen, fühle ich mich durch diese endlose Zeichnerei unnöthig aufgehalten; um meine schöpferischen Ideen auszuführen, brauche ich Farbe, und statt mir Pinsel und Palette frischweg anzuvertrauen, nörgelt man bis zum Ueberdruß an den ewig wiederholten Zeichnungen nach den Gypsmodellen herum. Ist es da ein Wunder, wenn ein junges Blut dieser systematischen Talentaustreibung von Zeit zu Zeit aus dem Wege geht, hin und wieder die Schule schwänzt und sich lieber in Münchens schöner Umgebung oder in den Galerien herumtreibt? Auch dabei lernt man, wenn man die Augen offen hält.

Nun kommt noch etwas dazu, was mich viel Zeit kostet. Ich will Ihnen offen gestehen, daß ich im vorletzten Quartal mit meinem Gelde nicht ausgekommen bin. Es war gewiß nicht recht von mir; ich weiß, ich bin auf's Sparen angewiesen. Aber, Herr Consul, bedenken Sie, wie junge Leute sind: es gibt Fälle, in denen man sich nicht ausschließen, andere, in denen man sich nicht lumpig zeigen kann. Kurz, ich muß hier und da das Rechnen vergessen haben, und eines Tages saß ich zu meiner Ueberraschung fest. Ein mit Glücksgütern reich gesegneter Kollege, Wallhagen — er hat erst kürzlich die Malklasse verlassen — half mir aus, obgleich ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er die Schuld in den Schornstein werde schreiben müsse. Er jedoch meinte, er werde sich schon bezahlt machen, und schließlich rückte er mit dem Vorschlage heraus, ich solle ihm für sein großes Bild „Erlenhöh“, das er für die nächste Ausstellung malt, Modell sitzen. Natürlich konnte ich nicht Nein sagen. Er behauptet, ich sei mit meinem träumerischen Wesen und Aeußeren der leibhaftige „Herr Oluf.“ Das Bild stellt den Moment aus der bekannten dänischen Ballade dar:

„Er lehnte sein Haupt an die Erlenhöh',
Sein' Augen begannen zu sinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrauen schön,
Die thäten ihm lieblich winken.“

Es wird sehr effectvoll; ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich ihm bei dem Entwurfe geholfen habe. Wunderbar gelingt ihm die traumhafte, dämmerige Abendstimmung; ich kann stundenlang sitzen und ihm zusehen. In den großen Ferien nahm er mich mit an den Starenberger See; da war natürlich nicht viel von Arbeiten die Rede. Er machte einige Landschaftsstudien zu seinem Bilde, und ich arbeitete ein paarmal seinen Entwurf um, bis er zu unserer Zufriedenheit gelungen war; im Uebrigen ruderten wir meist auf dem See oder lagen im Grase. Seit dem Schulanfang muß ich sehr häufig zur Sitzung kommen; er malt mich in ganzer Figur in einem bräunlichen Wamms, mattblauen Aermeln und blankem Wehrgehänge. Meisterhaft ist ihm das Entsetzen des Pferdes gelungen; es ist an einer Erle angebunden und bäumt sich, als es die beiden Erlenjungfrauen gewahr wird, im wildesten Grauen empor. Dieser großartig wirkende Contrast zwischen dem Pferde, der einzigen sich kräftig bewegenden Gestalt des Bildes, und der windstillen, violetten Landschaft, dem träumend hingestreckten Ritter, den gewißermaßen lautlos sich aus dem Nebel des nahen Sumpfes herauslösenden Erlenjungfrauen ist meine Idee; einzig und allein dem sichtbaren Schrecken des edlen Thieres glaubt der Beschauer die Wirklichkeit des märchenhaften Vorganges. Schade, daß die bezahlten Modelle für die beiden Erlenmädchen nicht ebenso verständnißvoll, wie ich, auf Wallhagens Intentionen eingehen.

Wenn ich Sie zu lange von dem Werke meines Freundes unterhalten habe, so bitte ich um Verzeihung; da ich ihm meine Ideen wie meine äußere Gestalt leihe, betrachte ich es ein wenig als mein Miteigenthum. Bis zu seiner Vollendung werden Sie nicht zu viel von meinen Fortschritten hören; später aber werde ich mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachholen. Sie müssen übrigens nicht glauben, Herr Consul, ich sei vollkommen unthätig. Mit dem Wintercursus hat das abendliche Actzeichnen begonnen, an dem ich, so oft ich kann, theilnehme; es ist wenigstens eine Erholung, ein lebendiges Modell vor sich zu haben, anstatt des verhaßten Gyps.

Zum Schlusse danke ich Ihnen tausendmal für Ihre Güte gegen meine Mutter während ihrer Krankheit. Hoffentlich kann ich derartige Sorgen bald auf mich nehmen, obwohl ich einsehe, daß der Weg zum Ziele doch länger ist, als ich mir träumen ließ. Erzählen Sie, bitte, der guten Alten nicht zu viel von dem Inhalte dieses Briefes, denn entweder versteht sie doch nichts davon, oder sie regt sich unnöthig auf. Aber sagen Sie ihr herzliche Grüße und nehmen Sie die Versicherung steter Dankbarkeit von Ihrem

ergebenen Fritz Moller,
Akademiker.“

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Eine Mark fünfzig.

Es war an einem Donnerstag und man schrieb den zehnten December 1891. Da ergriffen zwei bewunderte Staatsmänner das Wort und gaben für anderthalb Stunden es nicht wieder her. In der französischen Akademie sprach Herr de Freycinet, der Ministerpräsident, über Emile Augier; im deutschen Reichstag sprach Herr von Caprivi, der Kanzler, über —: ja, worüber der sprach, das ist nicht so leicht zu fassen —: über Krieg und Frieden, über politische und wirthschaftliche Bündnisse, über die Zukunft und die Rettung des Deutschen Reiches und über noch Einiges. Die Rede des Herrn de Freycinet war genau so trival und lächerlich, die Rede des Herrn von Caprivi war genau so verständig und geschickt, wie man es erwarten mußte. Nicht etwa, weil die geistige Bedeutung der beiden Staatsmänner eine wesentlich verschiedene ist: o nein — der zum Kriegsminister beförderte Civilist trägt auf den Schultern einen eben so kühlen und klugen Kopf wie der in die Diplomatie verschlagene Soldat. Den Werthunterschied der rhetorischen Leistungen hat ganz allein die Verschiedenheit des Themas bestimmt. Der Franzose meinte, auch die Analyse eines Menschen, der zufällig auch noch ein Dichter war, lasse sich mit den billigen Mitteln der politischen Phraseologie bestreiten: er entwarf von dem tüchtigen und lehrhaft bourgeoisen Augier ein sprechend unähnliches Bild und blamirte sich vor versammeltem Palmenvolke. Der Deutsche dahingegen triumphirte, denn weder mit einem Menschen hatte er noch mit einem Dichter gar zu thun, sondern mit sogenannten allgemeinen Ideen und die ebenfalls sogenannten großen Gesichtspunkte boten so bereitwillig sich ihm dar, daß am Ende Niemand merkte oder merken wollte, wie viel Lärm da gemacht wurde — um eine Mark fünfzig.

Zufällig habe ich beide Reden unmittelbar nach einander gelesen und eine sehr merkwürdige Uebereinstimmung in der Methode entdeckt. Aus dem braven Dichter des gesunden Menschenverstandes wurde ein von antiker und moderner Grazie umleuchtetes Genie, aus den Tarifverträgen wurde ein mächtiges, den Beginn einer neuen Zeit verkündendes Culturereigniß. Das ist so der hochpolitische Stil, der, um die Einführung einer neuen Säbelkoppel durchzusetzen, in angemessener Entfernung einen Weltkrieg ausbrechen läßt, der die Unteroffizierprämien als ein bedeutsames Moment im sozialen Klassenkampfe preist und die Rekrutenvereidigung durch sozialistische Zukunftbilder — frei nach Eugen Richter — nebst den schwierigsten Gewissenconflicten unterstützt. Solche Reden werden niemals so heiß verschlungen, wie sie gehalten sind.

— Aber lesen Sie denn keine Zeitungen? Sind Ihnen denn die schmetternden Leitartikel entgangen, die spaltenlangen eigenen Drahtberichte, die Hymnen der englischen, die Klagerufe der französischen Presse? Und wollen Sie einsamer Schwärmer etwa behaupten, wenn Herr von Caprivi sich erst anderthalb Jahre und dann noch anderthalb Stunden plagt und selbst am Ende Bravo sagt, wenn der deutsche Reichstag im Geschwindschritt vier Tarifverträge und eine Denkschrift von fünfundfünfzig Seiten erledigt und dennoch sämmtlichen Fraktionsreden sämmtlicher Fraktionsredner andächtig lauscht, wollen Sie Originalitäthascher etwa behaupten, daß es sich bei solchem Aufwande um einen Pappenstiel handelt? —

So ruft die politische Entrüstung mir zu und ich muß erst einen

Digitized by Google

Augenblick Athem schöpfen, um von dem Schrecken mich zu erholen. Als ein dreister Sünder aber erhole ich mich bald und suche, wie immer in politischen Nöthen, Rath und Hülfe zunächst in Otto Bismarck's gesammelten Reden. Dessen Reden nämlich konnte man nicht nur drucken, man kann sie nicht heute nur lesen, man wird auch in hundert Jahren noch sie lesen, denn anstatt des jetzt beliebten hochpolitischen Stils bieten sie ganz wundervoll individuelle Lebensäußerungen. Und da finde ich denn, unter dem Datum des 2. Mai 1879, die folgenden Sätze: „Der Weg der Handelsverträge ist ja unter Umständen ein sehr günstiger, es fragt sich nur bei jedem Vertrage: qui trompe-t-on ici? — wer wird übervortheilt? Einer in der Regel, und man kommt erst nach einer Anzahl von Jahren dahinter, wer es eigentlich ist. Jeder Handelsvertrag ist ja immer ein erfreuliches Zeichen der Freundschaft; in der Völkerwirthschaft kommt es bloß darauf an, was darin steht. Handelsverträge an sich sind gar nichts, sie können so übel sein wie möglich, es kommt darauf an, was darin steht, und können wir es erreichen, daß uns ein Staat mehr abkauft als wir ihm, so werde ich, wenn das nicht ein großes Derangement in unseren inneren Angelegenheiten und unsere jetzige Productionslage bringt, einem solchen Vertrage gewiß nicht entgegentreten." Mir genügt das, um über die Handelsverträge an sich keinerlei enthusiastische Zuckungen zu verspüren. Ich bin also einen Schritt weiter gegangen und habe in Erfahrung zu bringen gesucht, was denn eigentlich so Epochemachendes darin steht. Mit heißem Bemühen habe ich durch die schriftlichen und mündlichen Darstellungen der Freunde und Feinde mich hindurch gearbeitet und allüberall dieselbe Antwort auf meine stumme Frage erhalten: Es ist ein großes, ein je nach dem Parteistandpunkte mit heiterem oder nassem Auge zu begrüßendes Ereigniß, daß vom 1. Februar 1892 an der Kornzoll sinken wird, um eine Mark und fünfzig Pfennige. Alles Andere ist daneben unwesentlich, dieses Eine aber des Schweißes der Edeln werth.

Als ich das erkundet hatte, da fing die Arbeit erst ordentlich an. Bisher hatte ich nicht viel um die Einzelheiten der Nationalökonomie mich bekümmert, jetzt aber lernte ich bald die schwierigsten Sachen. Und weil Egoismus nicht mehr in der Mode ist, deshalb will ich mit den wichtigsten Ergebnissen meiner mühsam erworbenen Bildung auch nicht hinter dem Berge halten. Also: die Tonne Brotgetreide war bis jetzt mit einem Zoll von fünfzig Mark belastet; dieser Zoll wird vom 1. Februar 1892 an nur noch fünfunddreißig Mark betragen. Und nun eine ganz kleine Rechnung ohne alle Apparate, blitzdumm und laienhaft:

Durchschnittlich verbraucht jeder Deutsche an Brotgetreide pro Jahr = 180 Kilogramm.

Bisheriger Zoll pro Doppelcentner	=	5 Mark.
Künftiger Zoll „ „	=	3,50 „
Ersparniß	=	1,50 Mark.

Da aber — siehe oben! — jeder Deutsche an Brotgetreide pro Jahr 180 Kilogramm verbraucht, so wird die Ersparniß des Durchschnittdeutschen betragen = ca. 1,35 Mark pro Jahr.

Irre ich mich, dann soll mir das besonders lieb sein; aber ich fürchte, ich irre mich nicht, denn in einem ganz vortrefflichen Flugblatte, das vor einigen Wochen kluge Gegner der Getreidezölle in die Welt flattern ließen, fand ich das Ergebniß der Handelsverträge nach dieser Richtung höchst respectlos als „eine Lumperei" bezeichnet. Und nun verstehe ich die Welt nicht mehr, die über diese Lumperei außer Rand und Band gerathen scheint, und noch viel weniger verstehe ich Herrn von Caprivi, der seine große Rede über die Tarifverträge mit dem einigermaßen volltönenden Satze schloß: „Ich hoffe, Sie werden mit den Verbündeten Regierungen der Ansicht sein, daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern."

Die verehrten Herren, die an dieser Stelle lebhaften Beifall spendeten, hätten sich doch gütigst der Thatsache erinnern sollen, daß sie Volksvertreter sind und daß sie folglich auch Dummköpfe vertreten, wie ich einer bin. Diesen Dummköpfen mußten sie entweder klipp und klar sagen, daß es sich hier um keine Lumperei, sondern um ganz bestimmte und greifbare Vortheile handelt, oder sie mußten auf einen beträchtlichen Theil ihrer rednerischen Leistungen freiwillig verzichten. Denn am Ende aller Enden kann man sich doch nicht vierzehn Tage lang ausschließlich über eine Mark fünfunddreißig unterhalten — oder meinetwegen auch über eine Mark fünfzig. Solche Summen verjubelt ja selbst der mit Recht so beliebte arme Mann bei gutem Wetter auf dem Weihnachtsmarkte.

Scherz bei Seite: ich weiß sehr wohl, daß hinter den anderhalb Mark eine bedeutendere Frage lauert, die Frage, ob Schutzzoll oder Freihandel die nächste Zukunft beherrschen soll. Ueber diese Frage könnte ich nun zwar zu jeder beliebigen Zeit jede beliebige Parteirede halten — Wetten werden angenommen —, aber ich verstehe doch zu wenig davon, um vor ernsthaften Leuten ernsthaft darüber zu sprechen. Eigentlich ist das diesmal auch gar nicht nöthig, denn wie auf dem seligen Friedenscongreß, den Herr von Caprivi deshalb nicht zu verspotten brauchte, ist auch vom Bundesrathtische aus die Erörterung der Cardinalfrage ängstlich vermieden worden. Weil aber aller menschlichen Voraussicht nach auch fernerhin zwei fromme Legenden durch die Lande getragen werden sollen, deren Eine das Lied vom letzten Hemde der hungernden Landwirthe singt, deren Zweite den agrarischen Verschwörerchor, Junker Otto natürlich an der Spitze, am Actschluß von 1879 aufmarschiren läßt, darum möchte ich meinen ganz anspruchslosen Beitrag zur Geschichte der Getreidezölle doch nicht für mich behalten.

Der Umschwung der Wirthschaftpolitik folgte unmittelbar auf das Sozialistengesetz. Daran denkt man kaum noch, und doch liegt da vielleicht des heiß umschwatzten Räthsels Lösung. Eine neue Gefahr, die größte für die alte Monarchie, kam damals herauf und als ein rücksichtloser Mann, der zu jeder Zeit nur auf ein lohnendes Ziel losging, begann Bismarck seitdem alle Waffen für den einen entscheidenden Kampf zu sammeln. Seitdem hat ihn die conservative nicht und nicht die liberale Schablone gekümmert: sein vielleicht kurzsichtiger, aber ganz bestimmter Plan war, mit eiserner Faust alle weiter reichenden Ansprüche niederzuhalten. Es muß Arbeit-Chinesen geben, sagte er sich, deshalb dürfen auch die Schnabelschuhe nicht mit modernen Lackstiefeln vertauscht werden. Die sozialistische Agitation wurde unter das Maulkorbgesetz gestellt, die Freunde eines erweiterten Constitutionalismus wurden als Reichsfeinde geächtet — und träumten sie nicht wirklich ein anderes Reich? — und eine umständliche Sozialreform sollte die Krone, des neuen Heiles heiligen Gral, mit einem Tropfen demokratischen Oeles salben. Dazu aber gehörte heidenmäßig viel Geld und — woher nehmen und nicht die Steuern erhöhen? Da war der Kluge klug genug, sich zu erinnern, daß revolutionäre Bewegungen dann erst gefährlich werden, wenn sie auf dem platten Lande Wurzel gefaßt haben. Die Landbevölkerung mußte mit goldenen oder wenigstens mit silbernen Ketten an den Staat gefesselt werden, die Junker, die königstreuen, die ihre Söhne Offiziere oder Beamte werden lassen, mußten die milde Hand der Gesetzgebung küssen, die seßhaften Bauern mußten sich bevorzugt fühlen und behaglich im Vaterlande, wo's ihnen gut ging. Mit einer Klappe wurden so die verschiedensten Fliegen geschlagen: das mobile Capital, das in kritischen Augenblicken schnell auf und davon ist, sollte reichlich bluten, damit die Grundbesitzer, die man immer fest packen kann, sich zufrieden fühlten und damit für das staatssozialistische Experiment Geld genug da war; und mochten die unsicheren Kantonisten auch schreien, denen, wer weiß, eine gute Republik schließlich nicht gerade unangenehmer ist als eine schlechte Monarchie, — wenn nur die sichersten Stützen von Thron und Altar nicht in die Brüche gingen. Und so begann eine Politik, die Den begünstigte, auf den sie, wie ihre Ideale nun einmal waren, unter allen Umständen zählen konnte; eine Politik des Egoismus, gewiß; nur bestand der Egoismus nicht darin, daß Bismarck sich und seines Gleichen die Taschen füllen wollte, sondern darin vielmehr, daß er durch die Befriedigung des Egoismus sich und der von ihm vertretenen alten Monarchie die bequemsten und die wirksamsten Werkzeuge sichern wollte. O, er ist klug, er weiß, wie schwer um abstrakte Güter man in ruhigen Zeiten die menschliche Bestie in Bewegung setzt!

So erklärt mein beschränkter Unterthanenverstand sich den Umschwung der Wirthschaftpolitik. Daß es andere Leute gibt, die mit den Gefühlen absoluter Wurschtigkeit dem Floriren oder dem Pleitegehen der preußischen Junker zusehen —: du lieber Decemberhimmel, das verstehe

Digitized by Google

) vollkommen; erst wenn die Junker abgewirthschaftet haben, kann auf den uinen der Weizen des Liberalismus blühen, — falls er nicht dann doch ne Vorfrucht nur gewesen ist, die der Massenschritt der zur Schüssel streben- :n Chinesen unbarmherzig zertritt. Was mich aber immer wieder ärgert, is ist die langweilige Leisetreterei, die uns offensichtliche Thatsachen tak- sch entstellt, mit gerümpfter Lippe vom Egoismus spricht und mit ein- :lernter Hampelmannbewegung — vorne nickt er, hinten pickt er, heißt's if dem Berliner Weihnachtsmarkte — das verschlissene Parteifähnchen itrollt. Die Menschheit hat ja gar keine Zeit mehr zum dummen Lü- :n, der Advent erschien längst, die derbe Wahrheit will endlich einmal on der glatten Nabelschnur los. . . .

Auch der einfältigste Tropf kann es verstehen, daß gescheite und ohlmeinende Männer, um jeden Preis, die Lebensmittelzölle beseitigen ollen, aus sozialen und auch aus rein politischen Gründen, denn nur uf diesem Wege liegt der moderne Staat ohne regis voluntas und per- nliches Regiment. Darum dreht im Grunde sich der ganze Kampf. Was aber die neue Regierung will, das ist bei allem Eifer mir noch nmer nicht deutlich geworden; aber mir scheint, sie will — Augier, nach :s Herrn de Freycinet akademischer Schilderung, ein Idealbild ohne Con- ıren, ein unfaßbar verschwimmendes, sie will — frei nach Egidy — eine irche ohne Pfaffen oder noch lieber — frei nach dem Prinzen Carolath, :m politischen Egidy — ein starkes Bürgerthum, einen stärkeren Adel und nen stärksten König. Ob das Recept zu diesem Allheilmittel für eine Mark fünfzig zu haben ist? Oder war es eine Mark fünfunddreißig? ch weiß es wirklich nicht mehr, aber ich will gleich nachsehen und dann :n nächsten sozialpolitischen Provisor herausklingeln, daß er mir eiligst as Tränklein mischt: Aeußerlich! Vor dem Schlafengehen je einen Thee- öffel voll!

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Cavalleria rusticana." Sicilianische Volksscene von Giovanni Berga. Deutsch von Otto Eisenschütz. (Lessing-Theater.) — „Ma- a me Mongodin." Schwank in drei Acten von Ernest Blum und Raoul Toché. Deutsch von Emil Neumann. (Residenz-Theater). — Die kleine Frau." Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Phi- lippi. (Deutsches Theater.)

Seit vier Monaten etwa wird in unseren besseren Theatern wieder espielt. Während dieser Zeit sind nach ganz kurzem Bühnenleben, nach wei bis höchstens zehn Aufführungen, die folgenden Stücke verschwunden:

Grelling: Gleiches Recht.
Franzos: Der Präsident.
Lindau: Die Sonne.
Schönthan: Das goldene Buch.
Olden: Der Glückstifter.
Rosegger: Am Tage des Gerichts.
Daudet: Das Hinderniß.
Fulda: Die Sklavin.
Schwarzkopf und Karlweis: Eine Geldheirath.
Lubliner: Der kommende Tag.
Klapp und Gerstmann: Die Komödie Sr. Durchlaucht.
Philippi: Die kleine Frau.

ußerdem Schwänke von Laufs und Stahl, Einacter von Stinde, Phi- ppi, Freund, de Courcy u. A. Ein etwas längeres Lebensalter er- eichten drei Stücke:

Blumenthal und Pinero: Falsche Heilige.
Stratz: Der blaue Brief.
Roberts: Satisfaction.

nd schließlich gab es drei anhaltende Theatererfolge für:

Mascagni: Cavalleria rusticana.
Blumenthal und Kadelburg: Großstadtluft.
Blum und Toché: Madame Mongodin.

In der vorigen Woche soll nun, unter dem Vorsitz des Herrn Fried- ich Spielhagen, ein Concil stattgefunden haben, dessen Theilnehmer — Dramatiker und „bedeutende Kritiker" — die armen Theatergeschäftleute egen die eingewurzelte Bösartigkeit des Publikums und der Kritik schützen ollen. Herr Spielhagen, der die Anwesenheit „bedeutender Kritiker" eierlichst feststellte, hat leider die Namen dieser Bedeutenden nicht genannt; eider, — denn gewiß bin ich nicht der Einzige, der gar zu gern erfahren ätte, wo in Berlin mehrere bedeutende Kritiker zu finden sind. Es wäre anz wundervoll, wenn da irgendwo im Verborgenen vielleicht irgend einer säße, von dem man irgend etwas lernen könnte.

Das Concil hat bei verschlossenen Thüren zu Rathe gesessen und ur durch die trüben Scherzversuche eines kleinen Zeitungsschreibers ist twas davon in die Oeffentlichkeit gelangt. Wer indessen mit den Per- onen und den Verhältnissen auch nur oberflächlich bekannt ist, dem bietet dieses Entrüstungmeeting keine unlöslichen Räthsel. Natürlich wird von den Modeherrchen Keiner gefehlt haben; natürlich ließ auch Herr Ludwig Fulda sich vernehmen, der rührige Allerweltmann, der jetzt wieder so rast- los bestrebt ist, durch schlechte Gedichte, durch Vorlesungen und rührende Zuschriften an Tageblätter seinen Namen vor der Vergessenheit zu be- wahren; und natürlich wurde unter Spielhagen's Patronat nichts gesagt, was nicht bereits in dem Aufsatze „Die Première" *) zu lesen wäre. Dieser Aufsatz ist als die derbe Aeußerung eines starken Temperaments mir besonders lieb, aber er stellt die Thatsachen munter auf den Kopf und er enthält, all in seinem rücksichtslosen Gepolter, nicht den Keim ein- mal eines brauchbaren Gedankens. Darüber braucht man sich nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß der Zorn über die Ablehnung des unerträglichen Schauspieles „Die Philosophin" dem hitzigen Polemiker die Feder geführt hat. Nur das mag wundersam erscheinen, daß ein Mann von den literarischen Verdiensten und Erfolgen Spielhagen's sein thea- tralisches Mißgeschick durchaus nicht verschmerzen kann. Oh meine Freunde, verachtet, verachtet mir das Theater und seine Erfolge! Das könnte Fried- rich Nietzsche gesagt haben und ein anderer moderner Philosoph, nämlich Sarah Bernhardt, drückte dieselbe Empfindung noch deutlicher aus: Le théâtre, mes amis, au fond c'est l'absinthe du mauvais lieu. Und Sarah kennt Theater und das — Andere auch.

Mich soll es herzlich freuen, wenn aus dem dramatisch-kritischen Ge- heimbunde etwas Gescheites hervorgeht. Aber ich glaube nicht recht an diese Möglichkeit. Was ist denn geschehen? Mit Ausnahme von Schön- than's „goldenem Buch", dem die Goldberger und Geldborger nicht ver- sichen, daß es sie auf die Bühne brachte, sind sämmtliche angeführten Stücke am ersten Abend mit überreichlichem Beifall aufgenommen, am nächsten Morgen mit überreichlichem Lobspruch bedacht worden. Die Herren Grelling, Franzos, Lindau, Lubliner, Fulda, Philippi und Ge- nossen durften sich mindestens je neunmal dankend verneigen und erst die Kassenberichte der nächsten Tage lehrten sie, daß ihre Stücke durchgefallen waren, d. h. daß trotz Claque im Theater und Clique in der Presse das Publikum, das wirkliche, zahlende, amusirt sein wollende, nicht hinging. Mir ist der Premièrenpöbel von der Börse, vom Rennstall und aus den Zukunftkasernen genau so widrig wie mir jene klebrigen Journalisten ekelhaft sind, die im Salon des Fräulein Jenny Groß — in der Schwatzbei- lage zu einem Sportblatte war er nebst dem Schlafzimmer neulich be- schrieben — Eindrücke sammeln und die nach der Vorstellung rasch eine sogenannte Kritik hinsudeln, um noch pünktlich der Einladung irgend eines Sommerfeld zu Dressel folgen zu können. Hoch und höchst komisch aber wäre es, wenn über dieses Publikum und über diese Kritik diese Dramatiker Klage führen wollten: durch tausend und eine Beziehung sind die Herrschaften unter einander verwettert, sie bedingen einander, sie sind einander werth. Nicht die Premièrensippe noch die „maßgebende" Kritik lehnt die Stücke ab, sondern das Publikum, das sich bei den borzenden Hunden der Reichshallen allmählich besser amusirt als in Gesellschaft der alten, kaum neu aufgeputzten Marionetten unserer an Blut und Erfin- dung armen Theaterhandwerker. Wenn ich die Liste durchsehe, so finde ich höchstens ein Drama, dem ein Theil der Kritik mit ungerechter Härte begegnet ist: den „Glückstifter" von Herrn Hans Olden, kein starkes, aber ein ernst zu nehmendes und mit Hochachtung zu behandelndes Stück. Warum es nicht überall mit solchen Gefühlen betrachtet wurde, darüber mögen die Herren Wilhelm Jordan und Ludwig Fulda in ihrem nächsten Sängerkriege die Welt belehren und unterhalten. Thema: die Berliner Wohnung und ihre Bedeutung für günstige Recensionen; mit einem An- hang: Warum Ludwig, dem die Flügel streben, nicht nach Hause kommen will. Aber auch den Glückstifter hat die Kritik kein Unglück gestiftet, denn die ist so himmlisch discreditirt, daß selbst die Familie Buchholz ihrem Geplärre achselzuckend den Rücken kehrt. Ob die fall dress-Büb- chen gute oder schlechte Censuren vertheilen, ob sie einmal mehr oder weniger lügen: kein Teufel fragt danach und kein ehrlicher Dichtersmann sollte danach fragen.

Den Theaterdirectoren aber, so da jetzt die Hände ringen, wahrlich, denen sage ich: Schafft billigere Eintrittpreise, damit nicht nur fettige Banquierweiber und müde Jobber Eure Theater besuchen können; schafft den Unfug der Freibillets ab, damit die Preßbanditen nicht länger auf Eure Kosten ihre Poussir- mädchen und ihre Gläubiger bei guter Laune erhalten können; schafft die langen Pausen ab, damit nicht im Foyer Stimmung gemacht und ein Stichwort ausgegeben werden kann; laßt gute Theaterstücke von guten Schauspielern dar- stellen und ihr werdet gute Geschäfte machen. Amen.

Daß man sogar mit ganz schlechten Stücken noch gute Geschäfte machen kann, das beweist das Schicksal der „Madame Mongodin." Die Herren Blum und Toché, die von der Hanlon-Pantomime zur Posse über- gegangen sind, haben nie schlechtere Arbeit geliefert als in diesem frostigen Spaß, wo eine vierzigjährige Tugend am Ende als ein heißblütiger Racker entlarvt wird. Das „Residenz-Theater" hat nie unmöglichere Damen in's Treffen geführt als die Fräulein Pagay und Güstinger. Aber die Aufführung war sorgfältig vorbereitet, jeder scenische Scherz kam zu seinem schlechten Recht und über die Moräste trübseligster Lange- weile voltigirte die dreiste Komik des Herrn Alexander, hipp, hipp, hurrah, hinweg. Man konnte lachen, man lacht, man lacht ja so gern.

Im „Deutschen Theater" dagegen war's fürchterlich. Ueber Herrn Felix Philippi habe ich meine Ansicht sehr deutlich ausgesprochen, als er das alte Lied von der armen Löwin sang. Dieser unliterarische Mann, der die deutsche Sprache nothzüchtigt, hat vielleicht das Zeug zu einem

*) Spielhagen: Aus meiner Studienmappe. Allg. Deutscher Verein für Literatur. Berlin, 1891.

Digitized by Google

Vorstadtdramatiker; auf einer ersten Bühne kann seine grobe Mache nicht geduldet werden. Und wenn Herr L'Arronge, wie ein Coulissengeistlicher zu melden wußte, das Schauspiel „Die kleine Frau" zwei Stunden nach der Einreichung bereits in hellem Entzücken, angenommen hatte, so hat es nun nach zwei Abenden ausgelebt für immer. Ein jämmerliches Stück, lüderlich einstudirt und elend dargestellt —: und man zerbricht sich noch die geehrten Köpfe darüber, warum denn so geartete „Novitäten" durchfallen. Es wird höchste Zeit, daß Herr L'Arronge einen Pächter findet. Er will nicht mehr. Bleibt er aber auch nur ein Jahr noch Director, dann muß er furchtbare Musterung halten. Engels, Nissen, Pohl, Kadelburg, der alte Menzel und der junge Herz mögen bleiben, für holde und derbe Weiblichkeiten die Damen Geßner und Lehmann. Den übrigen Herrschaften gebührt der blaue Brief.

Weihnachten ist's bei Herrn Philippi, ein Ostermorgen empfängt uns in der Cavalleria rusticana des Giovanni Verga. Der deutsche Macher legt zusammengelesene Packetchen aus billigen Bazaren unter ein mageres Tannenbäumchen, beim italischen Dichter gibt es ein herrliches Auferstehen. Eine starke, einfach menschliche Handlung, allzu knapp und karg fast gestaltet, eine schmale, doch sicher aufsteigende Linie: ein Drama, freilich eines im Telegraphenstil, das der Betrachter erst sich ergänzen muß und commentiren. Man fragt so oft: Woher nur der ungeheuere Erfolg Mascagnis? Woher? Weil die Wagnerianer aus der Oper eine Geheimbundkunst gemacht hatten, die man unter Todesschweißen und unter mystischen Schauern schwer sich erringen mußte; weil sie gethan hatten, wie Nietzsche im „Fall Wagner"*) von ihnen höhnte: „Verleumdem wir, verleumden wir, wenn anders es uns ernst ist mit dem Ideale, verleumden wir die Melodie! Nichts ist gefährlicher als eine schöne Melodie! Nichts verdirbt sicherer den Geschmack! Wir sind verloren, meine Freunde, wenn man wieder schöne Melodien liebt!" Da kam Mascagni, brachte die verbilligte Volksausgabe der einzigen Carmen des göttlichen Vogelfrei-Bizet, brachte die schöne Melodie, brachte das große A der Banalität, — kam und siegte.

Mich aber lehrte Verga's Skizze zu einem Bauerndrama: Der Dramatiker wird, auch ohne Concilbeschlüsse, siegen, der endlich wieder eine starke Handlung mit mächtiger Faust auf hohen Gipfel führt. Denn wie die Wagnerianer die schöne Melodie, so haben die noch viel lendenlahmeren Naturalisten und die so zu sagen Feinsinnigen à la Fulda die starke Handlung verleumdet: wir sind verloren, meine Freunde, wenn man wieder starke Handlungen liebt! Wagner und Ibsen zwar, die haben, wenn sie wollten, auch schöne Melodien gefunden und starke Handlungen, wir aber, meine Freunde, wir sind die Wagnerianer und die Ibseniden, wir sind verloren, wenn wir nicht die Grenzen der Kunst verrücken und durch unsere berühmte Feinpinselei die Bretter die Welt bedeuten lassen, in der man sich langweilt.

M. H.

*) C. G. Naumann, Leipzig.

Notizen.

Die Prachtwerke haben in den letzten Jahren den armen Verlegern soviele Geldeinbußen gebracht, daß ein Nachlassen vorauszusehen war, wozu man den Buchhandel nicht minder warm gratuliren kann, als dem deutschen Publikum. Nur wenige Werke sind diesmal zu verzeichnen, wie Schiller's Gedichte und Goethe's Faust (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die von ersten Malern und Zeichnern, z. B. Benczur, Camphausen, W. Friedrich, Gehrts, F. A. Kaulbach, Ferd Keller, Al. Wagner mit einer fast erdrückenden Fülle von Tonbildern und Textillustrationen versehen wurden. Alles ist künstlerisch bedeutsam, geschmackvoll und ohne Vordringlichkeit den Dichtern nachempfunden und nachgestaltet. Eine empfehlenswerthe Anthologie und Prachtausgabe großen Stil's ist auch: Dietrich Theden's Im Zauber der Dichtung (Dresden, Alfred Hauschild), worin wir von kundiger Hand gesammelt die schönsten Liederperlen aus älterer und neuester Zeit zu einem Kranze vereinigt finden. Unsere vaterländische reproductive Kunst steht in diesen Heliogravüren, Lichtdrucken und Schnitten mit Ehren da, und auch unsere Künstler haben wie Lenbach, Defregger, Liezen-Mayer, Schuch u. a. schöne Skizzenblätter beigesteuert. Im Verlag des Universum gibt Theden gleichzeitig auch ein reizendes Geschichtenbuch für die Kinderwelt: Jugendgrüße heraus, das besonders als Bilderbuch in der diesjährigen Kinderliteratur unerreicht dasteht. Aber auch die hübsch erfundenen und erzählten Geschichten zum Vorlesen oder Nacherzählen zeigen den beliebten Autor, der vor Jahren einmal in der „Gegenwart" seine gesunden Ansichten über Kinderliteratur dargelegt hat, als einen unserer besten Jugendschriftsteller.

Geschichte des Preußischen Staates von Ernst Berner. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) Die „Gegenwart" hat schon nach den ersten Heften dieses Werk als eine epochemachende Erscheinung deutscher Geschichtschreibung und reproductiven Kunst begrüßt, und das soeben vollständig gewordene Werk macht dieser Empfehlung nur Ehre. Der kaiserliche Hausarchivar Berner hat seine Aufgabe im großen Sinne aufgefaßt und im Verlaufe seiner Arbeit nie sein Ziel aus dem Auge verloren. In gefälliger, objectiver Darstellung schreitet er sicher und ohne Hast, und verweilt er irgendwo einmal, so ist es gewiß ein bedeutsames, folgenschweres Geschehniß, das er mit vollendeter Kunst schildert. Nirgend ist er trocken und doctrinär, und auch die unersprießlichsten Haupt- und Staatsactionen weiß er klar zu gliedern und fesselnd zu gestalten. Rechnet man zu diesem trefflichen Text ein Anschauungsmaterial, wie es schöner und namentlich echter kein zweites Illustrationswerk der letzten Zeit dargeboten hat, so ist es nicht verwunderlich, daß der Gesammteindruck ein überaus harmonischer und durch und durch künstlerischer ist. Man sollte glauben, daß ein solches illustratives Quellenwerk, das Documente, Bildnisse und auch Unica wiedergibt, ein für allemal die Vorliebe des Publikums für die nichtssagenden und oft verlogenen Illustrationen phantasievoller Zeichner bekämpfen und vernichten müßte, was jedenfalls ein großer Gewinn wäre.

Allgemeine Geschichte der Literatur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart von Gustav Karpeles (Berlin, G. Grote.) Die 140 Tafeln und Farbendrucke und 560 Illustrationen und Bildnisse sagen uns schon, daß das Werk sein Hauptgewicht auf den illustrativen Theil legt und den Text nur als Beigabe hat. Aber Karpeles war mit dieser wenig beneidenswerthen Rolle eines bloßen Bildertextscheibers nicht einverstanden und nach Kräften bemüht, seiner Darstellung des allgemeinen Schriftthums einen höheren und zum mindesten ebenbürtigen Werth zu verleihen. Dies ist ihm zum Theil gelungen. Seine Darstellung ist fließend und übersichtlich, begnügt sich nie mit einer bloßen Aufzählung von Namen, Daten und Werken, und ist von Anfang bis zu Ende eine angenehme und anregende Lectüre. Weniger günstig ist der kritische Geist des Werkes zu beurtheilen, obgleich zur Entschuldigung gesagt werden muß, daß eine solche Literaturgeschichte, wenn man nicht über die unvergleichliche Belesenheit eines Johannes Scherr verfügt, meist nur den Werth einer Compilation hat. So ist denn auch Karpeles in seinen Urtheilen zwar maß- und geschmackvoll, aber es sind doch immer nur die landläufigen Urtheile, die er zum Besten gibt, nichts Eigenartiges und wenig Eigenes. Der Leser dürstet oft förmlich nach einem jener göttlich groben, allzu menschlich ungerechten Worte, womit der prächtige Subjectivitätskritiker Scherr seine Allgemeine Literaturgeschichte würzt. Bei Karpeles hat man immer das Gefühl, daß er mehr vom Hörensagen, aus zweiter Hand urtheilt, und nur dort, wo seine Fächer berührt werden, wie die alte üdische Literatur, Heine, Börne, Spielhagen ꝛc., im eigenen Namen spricht. Gerade die neueste deutsche Literatur, der er doch als jahrelanger Redacteur einer Zeitschrift nahe stand, ist recht dürftig. Wir begreifen es, daß er Julius Wolff und die anderen Klassiker des Grote'schen Verlages so liebevoll eingehend schildert, aber wenn daneben C. F. Meyer, der Größte von Allen, mit einigen Zeilen abgethan wird, dann verdrießt uns das Mißverhältniß. Noch schlimmer wird dies bei der jüngsten deutschen Literatur, wo er kaum die Hauptströmungen berührt und sich nur mit der Nennung einiger Familienblätterromanschreiber begnügt. „Kein Hauch der aufgeregten Zeit drang noch in diese Einsamkeit." Ein volles Lob verdient aber der illustrative Theil, der namentlich bei den älteren Literaturen von einer Fülle und Gediegenheit ist, wie wir sie bisher nur in den Londoner und Pariser Publikationen eines Firmin Didot ꝛc. gefunden haben. Auch hier, wie in seiner Geschichte der deutschen Kunst, geht Grote auf die Quellen zurück und bringt möglichst nur Authentisches. Es ist ein künstlerischer Genuß, in dem Prachtband zu blättern. Hoffentlich folgt nun bald die Geschichte der deutschen Literatur und findet Grote dafür einen geeigneten Schriftsteller.

Eduard's Traum. Von Wilhelm Busch. (München, Fr. Bassermann.) Der erste, etwas allzu mathematische Theil dieses Traumes hat uns weniger gefallen, als die Fortsetzung, worin der Erzähler, nur von dem „Eduard, schnarche nicht so!" seiner theuren Elise unterbrochen, die verschiedensten Welten und einen übergeschnappten Philosophen besucht, und sich menschlich unter Menschen fühlt. Die Phantasie erhebt sich oft bis zu den erhabensten Gipfeln, wo einem Hören und Sehen vergeht, aber auch im scheinbaren Unsinn liegt immer ein tiefer Sinn, eine feine Ironie, ein urkomischer Zweck, dem der nachdenkliche Leser mit Genuß und Gewinn nachsinniren kann. In einigen Maximen und gelegentlichen philosophischen Bemerkungen zeigt sich der köstliche Caricaturenzeichner und Kritiker des Herzens in seiner ganzen jovialen Herzensklugheit, so auch in dem hübschen Schlußwort von den Büchern.

Lewis Wallace, der Verfasser des vielübersetzten Romans: „Ben Hur" hat in Deutschland nicht den erwarteten Erfolg gehabt. Noch weniger bekannt ist sein zweiter Roman geworden: „Die hehre Gottheit", den die Verlagsbuchhandlung von Heichen & Skopnik in Berlin in einer ausgezeichneten Uebersetzung von Paul Heichen veröffentlichte, und doch haben wir es mit einer hervorragenden Arbeit zu thun, die sich neben Ebers' besten Romanen sehen lassen darf. Phantasie, Gestaltungskraft, fesselnde Erzählungskunst beweist der Amerikaner auch hier, wo er den Sieg des Christenthums über das Heidenthum schildert, und wenn uns etwas den Genuß beeinträchtigt, so ist es das unkünstlerische Vorwiegen der Tendenz. Er malt zu sehr nur in zwei Farben, wobei die Heiden ganz schwarz, die Christen ganz licht gehalten und Menschenopfer und andere Gräuel in übertriebener Weise in's Sensationelle hinübergespielt werden. Viel liebenswürdiger und eine reizende Weihnachtsgabe ist das schmucke Büchlein: „Jesu Kindschaft," worin Onkel Midas, natürlich der mit Humor gezeichnete Wallace selbst, seinen kleinen Verwandten in herzwarmer Plauderei das Kind Jesus schildert, von dem uns das Neue Testament leider so wenig zu berichten weiß. Es ist aber nicht etwa ein Phantasiestück, sondern ein Auszug aus späteren, frommen, oft recht naiven Legenden und der Verfasser füllt mit klarem Geiste die Lücken aus, um das Charakterbild des künftigen Erlösers in voller Größe erstehen zu lassen: ein Mensch nur, aber „seine Göttlichkeit war der Geist in ihm und der Geist war Gott."

Spät aber noch rechtzeitig zur Jubelfeier Mozart's erscheint bei Breitkopf & Härtel in Leipzig der zweite Band von Otto Jahn's „W. A. Mozart", bearbeitet und ergänzt von Hermann Deiters.

Digitized by Google

Das geradezu klassische Buch hat eine zeitgemäße und doch pietätvolle Umarbeitung erfahren und steht jetzt ganz auf der Höhe unserer gegenwärtigen Mozartforschung. Wichtige neue Briefe sind nachgetragen, Veraltetes ausgemerzt, die Notenbeilagen vermehrt, aber den Text Jahn's hat der Herausgeber geschont und sogar schöne Stellen aus der ersten Auflage wiederhergestellt, die der Biograph aus räumlichen Gründen unterdrücken mußte. Das herrliche Buch bedarf keiner Empfehlung mehr, denn es steht in der Achtung und Liebe aller Musikfreunde obenan.

Der Schreiber von Constanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesanges von Franz Lechleitner. (Wolfenbüttel, J. Zwißler.) Der Verfasser ist, dem Namen nach zu urtheilen, ein Tiroler, und irren wir nicht, so ist er es, der vor einigen Jahren alte Tiroler Bauernspiele herausgegeben hat. Es wäre besser gewesen, wenn er auf diesem echt volksthümlichen Boden geblieben wäre, statt diesen Roman aus frühmittelalterlicher Zeit zu dichten, der nur zu deutlich auf seine Vorbilder „Ekkehard" und Julius Wolff verweist. Davon abgesehen, ist es ein Werk aus einem Guß, freundlich und jugendfrisch, stellenweis ergreifend und interessant und immer die Gabe eines dichterisch empfindenden und den Weltlauf betrachtenden Gemüthes. Das Beste sind ohne Zweifel die eingestreuten, hübsch dem Minnesang nachempfundenen Gedichte, das große Minnelied, des Schreibers Lieder und das weisheitfrohe Taedium vitae. Leider hat Lechleitner gerade in einem Punkte Scheffel's Beispiel nicht befolgt, indem seine Sprache zu stark altertümelt. Die häufigen altdeutschen Ausdrücke wie Zipir, Sälde u. s. w. werden dem großen Leserkreis fast ein Glossar wünschenswerth machen, und das dürfte der Verbreitung des anmuthigen Buches nicht zum Vortheil gereichen. Der Verleger hat es auf's Schönste für den Weihnachtstisch ausgestattet.

Die Trachten, Haus-, Feld-, und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit. Von F. Hottenroth. Zwei Bände. (Stuttgart, G. Weise.) Das schöne Kostümwerk mit seinen 240 Tafeln in feinstem Farbendruck enthält über 3000 ganze Gewandfiguren und ist soeben vollständig geworden. Die Kostüme, Geräthe, Schmucksachen, Stoffmuster ꝛc. sind in ihrer bunten Pracht außerordentlich gefällig dargestellt, und der Text gibt auf alle einschlägigen Fragen Antwort. Das Werk steht in seiner Anlage und Ausführung zwischen den bekannten Büchern von Racinet und Kretschmer und übertrifft sie an Reichhaltigkeit des Anschauungsstoffes. Es gibt Theaterleuten, bildenden Künstlern, dem Kunstgewerbe Auskunft in allen Kostüm- und Requisitenangelegenheiten und sei auch den weiten Kreisen der Gebildeten empfohlen.

Ein müdes Herz. Erzählung von Ossip Schubin. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Die herkömmliche Künstlergeschichte von dem Maler, der sein Modell heirathet und die zur Dame gewordene nicht mehr liebt, worauf die bekannte rothhaarige Gräfin den Bruch definitiv macht und das „müde Herz" zum Selbstmorde treibt. Erzählt ist die Geschichte temperamentvoll, wie alles von Ossip Schubin, die Stimmungsbilder von Rom, Tivoli und Paris sind vortrefflich. Frauenarbeit und Frauenlectüre.

Vergessene Helden. Roman von Franz Treller. Kassel, Brunnemann.) Der Verfasser hat sich durch eine anmuthige Dorfgeschichte: „Marielies" gut eingeführt, und auch dieser Versuch eines historischen Romans darf als wohl gelungen bezeichnet werden. Die Tragik dieser für eine fremde Sache heroisch kämpfenden Hessen greift uns mächtig an's Herz, wenn uns schon des Verfassers offenkundige Tendenz, den landesherrlichen Menschenschacher zu beschönigen, gar nicht gefallen will. Seit Schiller in „Kabale und Liebe" diesen Verkauf von Kanonenfutter verdammt hat, steht unser Urtheil über dieses dunkle Blatt deutscher Geschichte so fest, daß es durch keine Romanphrasen mehr gemildert werden kann.

Ueber das Darstellungsvermögen der Musik. Von Paul Schneider. (Oppeln, Georg Maske.) Die musikästhetische Untersuchung an der Hand von Hanslick's „Musikalisch Schönem" ist neben den Studien von Ehrlich, Köstlin, Reimann, Hostinsky wohl das Beste, was über dieses heikle Thema geschrieben wurde. Es zerpflückt kritisch Hanslick's Untersuchung sehr scharfsinnig und zeugt auf jeder Seite nicht nur von der musikalischen Gelehrsamkeit, sondern auch der Feinfühligkeit des Verfassers. Die kühne und von Hanslick im Voraus verurtheilte Theorie einer auf den Gefühlsausdruck gegründeten Musikästhetik ist dem Verfasser in der Hauptsache gelungen. Die Schönheit und der geistige Gehalt der musikalischen Kunstwerke ruht in den Tonformen selbst. Und so fordert auch Paul Schneider, daß die Aesthetik der Tonkunst eine Erfahrungswissenschaft werden müsse, die zur steilen Doppelhöhe der Wahrheit und Schönheit führt. Das Buch ist ein gehaltvolles Geschenkwerk für alle Freunde und Kenner der Musik.

Chiemgauer Volk. Von Hartwig Peetz. 1. Bändchen. (Leipzig, Liebeskind.) Erinnerungen eines Amtmanns vom blauen Chiemsee, aber keines verknöcherten kgl. bayr. Bureaukraten, sondern eines Menschen, der im täglichen Verkehr mit dem Volk es kennen und lieben gelernt hat. Er erzählt seine harmlosen Geschichten einfach und mit trockenem Humor, und Manches, wie die Erzählung von der Geldeinlösung zum Zwecke der Einführung unserer Reichsmünzen, interessirt auch jenseit der blau-weißen Grenzpfähle.

Der Gymnasiallehrer Felix Köhler in Neiße hat die „Elemente der Poetik" des zu früh verstorbenen Rumpelt, den seine Zuhörer namentlich seiner klassisch schönen Diction wegen schätzten, vor einigen Jahren in sechster Auflage herausgegeben; er beschenkt jetzt die Schulwelt mit einem selbständig gearbeiteten Lehrbuche, dem der kleine Leitfaden von Rumpelt zu Grunde gelegt ist: „Poetik, Aufsatzlehre und Psychologie". (Neiße, Gustav Neumann.) Das Buch verdient die beifällige Aufnahme, die es bei Schulmännern bereits gefunden hat, durch eine Reihe von Vorzügen. Die Poetik erscheint darin nicht als vereinzelte Fachwissenschaft, sondern eine kurzgefaßte auf Physiologie und Psychologie ruhende Wissenschaftslehre weist ihr die richtige Stelle im großen Organismus des geistigen Lebens an. Eintheilung, Darstellung und die passend eingeflochtenen Beispiele lassen nichts zu wünschen übrig, und durch die schöne Wärme und Lebhaftigkeit der Behandlung wird die dem Gegenstande anhaftende Trockenheit auf das glücklichste überwunden. Einzelne Kapitel, wie „Goethe's Faustdichtung", „der Reim bei Goethe", „das Wesen des Tragischen", „Wirkung und Zweck der Tragödie", können auf Originalität Anspruch machen und verdienen nicht bloß von Schülern gelesen zu werden.

Annalen meines Lebens. Von Karl von Hase. 2. Band. (Leipzig, Breitkopf und Härtel.) Wir haben dem ersten Bande dieses unvergleichlichen Memoirenwerkes eine eingehende Besprechung gewidmet und wollen vor dem Feste nur kurz darauf hinweisen, daß das Werk durch den vorliegenden zweiten Band vollständig geworden ist. Es umfaßt 59 Lebensjahre des gefeierten Gelehrten, die Jahre 1830 bis zu seinem Tode 1859, und das Interesse, das es erweckt, ist um so tiefer und allgemeiner, als der Kreis sich erweitert und der Stil frisch und lebendig geblieben. Nur in den letzten Jahren werden die Aufzeichnungen des gelehrten Theologen und gemüthvollen Menschen kürzer, denn jede Geschwätzigkeit war ihm bis zum Tode verhaßt. Die protestantische Kirchengeschichte des letzten halben Jahrhunderts entwickelt sich vor den Lesern, und noch immer weiß uns der Erzähler für all diese Kämpfe und ihre leitenden Personen, die Hengstenberg, Röhr, Strauß, Feuerbach u. s. w. zu erwärmen. Noch größer ist das rein menschliche Interesse, das uns bei den Reisetagebüchern fesselt, wie im ersten Band. Zumal die italienischen Aufzeichnungen sind vielleicht das Schönste und Tiefste, was seit Goethe über Italien geschrieben wurde. Von Goethe und Schelling bis zu Bismarck und Keudel, dazwischen der heilige Krieg, in den Hase nicht weniger als drei Söhne schickte, und über Allem das sinnende Auge und der milde, optimistische Geist eines großen Gelehrten und vielleicht noch größeren Menschen.

Die Jagd nach dem Glück. Ein Sang aus grünem Wald. Von Wilhelm Gaedke. (Berlin, Freund und Jeckel.) Da der Verfasser nicht mehr bei seinem Erstlingswerk ist, sondern schon talentvolle Dramen und Novellen veröffentlicht hat, so wundert uns die geringe Selbständigkeit dieses epischen Gedichtes, das ganz in den Fußtapfen des Trompeters von Säkkingen geht. Die Nachahmung erstreckt sich bis in's Einzelne, doch geben wir gerne zu, daß das Ganze frisch und nie langweilig ist und daß die Liedereinlagen oft lyrischen Duft haben. Leider ist dabei auch Scheffel's unreine Reimform befolgt, was heutzutage, wo die Dichter sich gegenseitig mundtodt machen, schon aus Concurrenzgründen vermieden werden sollte.

Kleine Gesellen von C. Fröschl. (Leipzig, Artur Seemann.) Die geschmackvolle Mappe enthält 16 Kinderscenen des allbeliebten Malers, die wir den besten Blättern von Oskar Petsch und Hendschel an die Seite stellen. Ein liebevolles Kinderauge, ein sonniges Gemüth, ein humorvoller Lebensphilosoph allein sind im Stande, die Poesie der Kinderwelt mit so viel Zartheit und Lebenswahrheit wiederzugeben. Mehr als einmal wurden wir an Reichenau's klassische Prosaskizzen erinnert, und einen solchen schriftstellerischen Dollmetsch möchten wir dem Künstler noch für den Text wünschen.

Aus dem Berliner Thiergarten. Von Otto Rau. (Berlin, Rob. Oppenheim.) Es ist eine bekannte Thatsache, die auch von einer Autorität wie Prof. Vogel zugegeben wird, daß die verwünschten Liebhaberphotographen, die uns schon aus allen Büschen umlauern, in Bezug auf Landschaften oft unsere besten Fachphotographen aus dem Felde schlagen. Ein Beweis ist die Herausgabe dieser zwanzig photographischen Studienblätter, von denen jedes einzelne ein Meisterstück genannt zu werden verdient. Noch nie hat die Heliogravüre poesievollere Studien nach der Natur vervielfältigt. Das Waldweben, die Luftstimmungen, die Feinheiten des Konturs bis in die undurchdringlichste Wirrniß der Geäste und Zweige und nicht zuletzt die Poesie des richtigen Augenblickes und der Beleuchtung, das kommt hier wunderbar zur Geltung. Wer diese Blätter sieht, wird gewiß eingestehen, daß der Berliner Thiergarten als Park ganz einzig dasteht. Möge er nur seinen Waldcharakter bewahren und nicht wie gegenwärtig der Grunewald den „Verschönerungen" der Straßenkommission und Villenvirtel zum Opfer fallen. „Schirm dich Gott, du schöner Wald!"

Aus meinem Leben. Von Anton Springer. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) Wenn Springer's, des berühmten Kunsthistorikers Leben auch nicht eben reich an großen Ereignissen ist, so war der Anfangs als Politiker, später vorwiegend als Universitätslehrer thätige Mann doch stets mit den hervorragenden Männern seiner Zeit in Oesterreich, Deutschland, England, Italien in so enger Fühlung, daß die ohne rhetorische Pose dargestellte Geschichte seiner Entwickelung ein lebhaftes Interesse hervorruft. Der Umstand, daß Gustav Freytag und Hubert Janitschek je ein das Wesen des Mannes als Schriftsteller und Kunsthistoriker zusammenfassendes Bild, der Sohn des unlängst Verstorbenen ihm einen Nachruf widmen, gibt dem Buche den Abschluß, den es seiner Natur nach durch den Verfasser selbst nicht finden konnte. Das gleichzeitig erschienene letzte Fachwerk Springer's, seine Dürerbiographie, gibt uns vielleicht die Veranlassnng, auch auf das Lebensbild des verehrten Mannes nochmals eingehender hinzuweisen. C. G.

Neue Berliner Märchen von Gustav Heinrich Schneideck. (Leipzig, W. Friedrich.) Ein neues entschiedenes Talent für die poetisch abgestimmte, phantasievolle Märchendichtung. Warum sie gerade Berliner Märchen genannt werden, begreifen wir freilich nicht recht, da nur einige von ihnen und nicht einmal die besten in der Reichshauptstadt spielen und da diese localisirende Bezeichnung im Titel schwerlich der Verbreitung

Digitized by Google

nützlich ist. Und das wäre sehr schade, wenn das vom Verleger prachtvoll ausgestattete Buch nicht gute Aufnahme fände, denn dem Zauber der Stimmungsbilder: Der letzte Schmetterling, Die Thräne, Die christliche Liebe, Balte, der den Frühling suchen ging, wird sich kein Leser entziehen. Minder gelungen, wie gesagt, sind die berlinischen Stücke. „Des großen Kurfürsten Umritt" ist ein gar zu oft behandeltes Motiv, „Kaiser Wilhelms Tod" zu sentimental, nur das lustige Phantastück: Bei Hase und der gespenstige „Architekt Heidebrinck" vermag uns anzusprechen. Hoffentlich ist das schöne Buch auf manchem Geschenktische zu finden.

Nihilisten. Roman von Wilhelm Goldschmidt. (Mannheim, J. Bensheimer.) Es sind die erschütternden Schicksale einer russischen Familie, welche die Darstellung vor uns aufrollt. In plastischer Deutlichkeit entwickeln sich die Charaktere inmitten verrotteter Zustände, jeder aber seiner Eigenart gemäß entweder sich dagegen auflehnend oder sie eigennützig ausbeutend. Nur der Dr. Diamant, eine edle Menschennatur, sieht ihr Ziel darin, durch thätige Nächstenliebe auch in unleidlicher Umgebung sich ein inneres Glück aufzubauen. Die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit russischen Verhältnissen hat ihn befähigt, das Buch durch eine Fülle von ethnographischen Momenten zu bereichern, und diesem Umstande verdankt es eine weit über den Werth reiner Unterhaltungslektüre hinausgehende Bedeutung. Den „Nihilisten" ist daher nachzurühmen, daß sie sich den früher erschienenen „russischen Geschichten" desselben Verfassers in jeder Hinsicht ebenbürtig anreihen.

Argenis. Von Johann Barclay. Aus dem Lateinischen übersetzt von Gustav Waltz. (München, Bassermann.) Wohl sehr wenigen heutigen Romanlesern wird der Titel und der Verfasser dieses lateinisch geschriebenen Romans je zu Ohren gekommen sein. Ihnen zur Nachricht, daß John Barclay, von Geburt ein Schotte, im Anfang des 17. Jahrhunders zu den beliebtesten politischen Schriftstellern gehörte. Sein Hauptwerk, die Argenis, ist ein seiner Zeit beispiellos bewunderter und gelesener allegorischer Roman, in welchem unter den Personen und Verhältnissen des griechischen Alterthums die unmittelbare Gegenwart des Dichters durchsichtig genug geschildert wird. Gewidmet ist das Werk Ludwig XIII. in einer von Lobhudelei triefenden Vorrede, der gegenüber die Leistungen des heutigen, gewiß auch achtungswerthen Byzantinismus wahre Kindereien sind. Das eigentliche Interesse des Buches liegt in den eingestreuten Excursen über „Hofgunst und Fürstenfreundschaft", „Die beste Regierungsform", „Die stehenden Heere" u. dgl. Diese und andere Fragen sind hier von einem weit überragenden Geiste erörtert; die Behandlungsform selbst freilich hat für uns etwas Wunderliches. Liebhabern literarischer Curiosa kann der Roman zur Lectüre empfohlen werden; die Uebersetzung ist mit Sorgfalt und Geschick gemacht, die Ausstattung des bewährten Verlags würdig.

Allerlei Weisen und Märlein. Von Josef Brendel. Illustrirt von Ernst Juch. (Wien, R. v. Waldheim.) Ein anmuthiges, frisches Talent ohne großen Reichthum an Stoffen und Formen, aber gemüthvoll und volksthümlich. Besonders in den kleinen, poetischen Erzählungen leistet er Anerkennenswerthes. Hübsch ist das Gedicht an den Grafen Schack und alles Lobes werth die echte deutsche Gesinnung, die auch aus seinem Sonett an Bismarck spricht.

Inserate.

Verlag von **Eugen Franck's** Buchhandlung (Georg Marke) in Oppeln.

Soeben erschien:

Ueber das

Darstellungsvermögen der Musik.

Eine Untersuchung an der Hand von Prof. **Ed. Hanslicks** Buch

„Vom Musikalisch Schönen"

von

Paul Schneider.

Preis 3 M. Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung, sowie von der Verlagsbuchhdlg.

Verlag der **J. G. Cotta'**schen Buchhandlung **Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet *M* 2.—. Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Passendes Weihnachtsgeschenk.

Neue Werke vom Verfasser des „Ben-Chur":

Die Lehre Gottheit von **Lew. Wallace.**
2 Bde. *M* 5.—, eleg. geb. m. Goldschn. *M* 6.50.

Jesu Kindschaft von **Lew. Wallace.**
Eleg. brosch. *M* 1.50, geb. m. Silberschn. *M* 2.—

Verlag von Heichen & Skopnik,
Berlin W., Körnerstr. 21.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

— **Die Lösung der Schulfrage, den nationalen-socialen, wirthschaftlichen und pädagogischen Forderungen entsprechend,** von **Dr. Otto Kuntzemüller.** Dessau. Leipzig. Rich. Kahle's Verlag (Inhaber Herm. Oesterwitz) 1892. Preis: M. 1,—. Diese soeben erschienene Schrift erörtert in klarer Weise das, worum es sich bei der Schulfrage vornehmlich handelt und darf als durchaus zeitgemäß und beachtenswerth allen denen empfohlen werden, die sich für die wichtige Frage interessiren und in das Wesen derselben einen klaren Einblick gewinnen wollen. Der Herr Finanzminister Miquel, dem diese Broschüre vom Verfasser überreicht wurde, antwortete demselben mit folgendem Schreiben: „Berlin, 30. November 1891. Ew. Hochwohlgeboren spreche ich für die mir mit dem gefälligen Schreiben vom 28. d. Mts. gütigst übersandte Schrift über die Lösung der Schulfrage meinen verbindlichen Dank aus. Ich habe diese Arbeit mit besonderem Interesse gelesen, da auch ich im Wesentlichen Ihre Auffassung theile und insbesondere davon überzeugt bin, daß, sofern eine Schulreform auf der erörterten Grundlage vom pädagogischen Standpunkte aus möglich ist, dadurch dem Staate, den Communen und den Eltern große Ausgaben erspart werden würden." — Mögen diese Zeilen des Herrn Finanzministers Miquel für die Wichtigkeit obiger Broschüre sprechen und für deren Verbreitung wirken helfen.

I. Band (531 Seiten) **Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter".** Preis 10 M. eleg. gebunden. Beziehbar entweder **direct** oder durch **bessere** Buchhandlungen!

Verlag von **Max Brunnemann** in Kassel.

Vergessene Helden.

Eine Erzählung aus dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege

von

Franz Treller.

Preis *M* 6, fein gebunden *M* 7.

Eine farbenprächtige Schilderung der Kämpfe deutscher Truppen in englischem Solde auf amerikanischem Boden; die geschichtlichen Thatsachen stützen sich auf die besten deutschen und amerikanischen Quellen.

Soeben erschien:

Schiller

von

Otto Brahm.

Zweiter Band. Erste Hälfte.

Geh. 3 *M* 60 *Pf*, gebd. 4 *M* 60 *Pf*.

Verlag von Wilhelm Hertz
(Besserschе Buchhandlung) in Berlin.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Digitized by Google

Angela Borgia

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer

Verlag von H. Haessel in Leipzig

Preis: Geheftet M. 4.—, Leinwdbd. M. 5.—, Halbfrzbd. M. 7.—

ist wohl das interessanteste Buch der Jetztzeit, das jeder Freund der Literatur wird kennen lernen wollen.

Festgeschenke. Nova.

Preise f. Expl. in f. Orig.-Einbänden:

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. *M* 4.
— Fromm u. Frei. Relig. Dichtungen. *M* 2.
— Römische Schlendertage. 7. Aufl. *M* 7.
— Marschenbuch. 3. Aufl. *M* 7.
— — = v. Dörnberg, Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdr.-Prachtw. *M* 9, in Pracht-Mappe *M* 15.
Appell, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. *M* 6.
Bulthaupt, Dramaturgie. 4. Aufl. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. *M* 6. **Shakespeare. *M* 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 3. Aufl. *M* 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. 2. Aufl. *M* 3.
— Eine neue Welt. Drama. 2. Aufl. *M* 3.
— Der verlorene Sohn. Schausp. *M* 3.
Charpentier, Russ. Wanderbilder. 2. Aufl. *M* 4.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Aufl. *M* 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Aufl. *M* 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. *M* 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Aufl. *M* 3.
— V. Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. *M* 3.
— Die Rose v. Tyburn. Trauerspiel. *M* 3.
Girndt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. *M* 2.
Kaden, Ital. Gypsfiguren. 3. Aufl. *M* 5.
Leben d. Prinzessin Ch. A. de la Trémoïlle, Gräfin v. Aldenburg. *M* 7.50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. Aufl. *M* 5.
— Nassred. Chodja. Osm. Eulensp. 3. Aufl. *M* 3.
— Balladen u. Bilder. 3. Aufl. *M* 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Aufl. *M* 3.
Niemann, Dr., D. Oldenb. Münsterland. I. M. Karte u. Plänen. *M* 3. II. *M* 4.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. *M* 2.
Poppe, Zwischen Ems u. Weser. Land u. Leute. *M* 7.
Ritterhaus, E., Buch d. Leidensch. 4. Aufl. *M* 3.
— Aus d. Sommertagen. 4. Aufl. M. Portrait d. Dichters v. L. Knaus. *M* 5.
Roland, Der Cantor v. Orlamünde. Dicht. *M* 2.50.
Spaeth, Samenkörner d. Wahrheit. 32 Predigt. *M* 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Thle. 4. Aufl. *M* 18.
— Oberitalien. 2 Thle. 3. Aufl. *M* 7.50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bde. 8. Aufl. *M* 8.
— G. E. Lessing. Leben u. s. Werke. 9. Aufl. *M* 7.50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. verm. Aufl. *M* 4.
Volksbote. Volkskal. 55 Jahrg. reich ill. 50 *Pf.*
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Ill. *M* 20.
Staudinger, Die Hausländer. 2. Aufl. *M* 12.
Wolff, Dr. W., V. Banana zum Kiamwo. *M* 5.

Geschenklitteratur-Verzeichn. gratis.
Verl.: Schulzesche Hofbuchh., Oldenburg.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Neue belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Starke Herzen.

Roman von
Ida von Brun-Barnow.
Preis geheftet *M* 4.—; eleg. gebunden *M* 5.—

Unterwühlter Grund.

Roman von
Anton Freiherrn von Perfall.
Preis geheftet *M* 4.—; eleg. gebunden *M* 5.—

Ein müdes Herz.

Erzählung von
Ossip Schubin.
Preis geheftet *M* 2,50; eleg. gebunden *M* 3.50.

Novellen und Skizzen.

Von
Alfred Graf Adelmann.
(Ges. Werke v. A. Graf Adelmann. III. Bd.).
Preis geheftet *M* 3.—; eleg. gebunden *M* 4.—

Ferner ist soeben erschienen:

Francesca da Rimini.

Tragödie in 5 Akten von
Martin Greif.
Preis geheftet *M* 2.50; elegant mit Goldschnitt gebunden *M* 4.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Margarete.

Eine Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.
Oktav. 110 Seiten.
Preis geh. *M* 2. In geschmackvollem Einb. *M* 3.

Novellen aus der Heimath.

Von
Adolf Wilbrandt.
Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.
Preis geh. *M* 3.50. In geschmackv. Einb. *M* 4.50.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.

Herausgegeben von K. A. v. Hase.

1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890.

Bd. I/II zu je *M* 4, Bd. III *M* 6.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

So eben erschien:

Gedichte

von

Friedrich Spielhagen.

Brosch. *M* 3.75, eleg. geb. m. Goldsch. *M* 5.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Hierzu zwei Beilagen: „Die Weihnachts-Neuheit 1891!" aus Walther & Apolants Verlagsbuchhandlung in Berlin W. und „Die Erde" aus dem Verlag von Otto Salle in Braunschweig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 26. December 1891. Band XL.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

KÜNSTLER-VEREIN IN BREMEN

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die neuen Handelsverträge. Von Paul Dehn. — Der deutsche Urheber des Zonentarifs. (Franz Perrot.) Von Hans R. Fischer-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Zum hundertsten Geburtstage von Eugène Scribe. Von Hieronymus Lorm. — Humoristische Lyrik. (Scheffel, Vischer, Eichrodt). Von Z. — **Feuilleton:** Wollen und Werden. Studie von Leo Hildeck. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Wie schätze ich mich ein? Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: „Der Väter Erbe." Volksstück von Richard Voß. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die neuen Handelsverträge.

Von Paul Dehn.

Mitternacht ist vorüber. In den Zollämtern wird's bereits lebendig. Man weiß, was der neue Tag, der 1. Februar 1892, bringt: einen neuen Zolltarif und ganze Eisenbahnzüge fremder Waaren, die darauf harren, zu niederen Sätzen als bisher eingelassen zu werden. Der geschäftsführende Zollbeamte hat einen schwierigen Beruf. Er soll sein Handbuch, das amtliche Waarenverzeichniß mit Tausenden von Nummern, im Kopfe haben, alle Waaren kennen, alle zu unterscheiden wissen, auch baumwollene Leinen- und wollene Seidenwaaren, wie sie der moderne Industrialismus erfunden; er muß nach seinem Tarif genau zu rechnen verstehen, damit die Zollkasse sich füllt, ohne daß Beschwerden einlaufen. Für ihn ist der 1. Februar 1892 ein wichtiger Tag. Ist er es aber auch für die übrige Welt, bedeutet er den Beginn einer neuen wirthschaftlichen Aera?

Da liegt das neue Waarenverzeichniß. Ein stattlicher Band, fast noch dickleibiger als der alte. Viele Bücher werden in veränderter, durchgesehener und ergänzter Auflage herausgegeben — auch amtliche Waarenverzeichnisse. Der fleißige Zollbeamte macht sich mit dem neuen vertraut und es gelingt ihm über Erwarten schnell, denn die beiden Bücher unterscheiden sich nicht wesentlich. Manche Zahlen sind geändert, statt 5 liest man $3^1/_2$, statt 70 nur 65, statt 200 nur 175, statt 800 nur 600. Die meisten Sätze sind die alten geblieben. Wo ist die neue Aera?

Ein großer Zollbund ward in Mitteleuropa gebildet, der Dreibund hat sich mit einigen kleineren Staaten zu einem großen Wirthschaftsgebiet zusammengeschlossen, um mit vereinten Kräften mächtiger dazustehen und gegen die Absperrungsgelüste Frankreichs, Rußlands und Amerikas, vielleicht auch gegen die industrielle Ueberlegenheit des britischen Weltreiches, seine Interessen wirksamer wehren zu können. So war's gedruckt vielfach zu lesen. Es sieht der Zollbeamte nach der Bestätigung dieser großen Errungenschaft der neuen epochemachenden Handelspolitik, indessen vergeblich. Kein Zollbund ist geschaffen worden, Alles ist im Wesentlichen beim Alten geblieben. Die neuen Zölle gelten nicht nur für die befreundeten Vertragsstaaten, sondern für fast alle Länder, auch für das feindliche Frankreich, für das überlegene England, für das nahezu verschlossene Amerika, für Indien und die Türkei, vermuthlich selbst für Rußland. Waren bisher die Völker im wirthschaftlichen Kampf, so kämpfen sie ihn weiter, herrschte bisher das schutzzöllnerische System, so wird es aufrecht erhalten, klagte man bisher über die Erschwerungen des internationalen Güteraustausches, so kann man darin fortfahren. Denn im Wesen der Dinge hat sich nichts geändert. Fürst Bismarck verglich die Verträge mit neuen Stiefeln, sie würden Schmerzen bereiten. In Wirklichkeit sind es die alten Stiefel, nur etwas geflickt und fester vernagelt. Die alten Stiefel konnten jederzeit ausgezogen werden. Diesen Vorzug haben die neuen nicht, sie müssen zwölf Jahre hindurch, bis in's zwanzigste Jahrhundert hinein, getragen werden, auch wenn sie mit der Zeit auf das Empfindlichste drücken sollten.

Also zwölf Jahre lang Stetigkeit! Das ist für den Zollbeamten und für manchen Interessenten eine erwünschte Errungenschaft, indessen nicht für Alle. Der moderne Industrialismus macht tagtäglich so erstaunliche Fortschritte, daß kaum abzusehen ist, was die nächsten zwölf Jahre an neuen Ueberraschungen der Productivität bringen werden. Gegenwärtig sind die Getreidepreise bedenklich hoch, vor zehn Jahren standen sie bedenklich niedrig — welche Bedenklichkeit wird um das Jahr 1900 zu beobachten sein? Wer will es wagen, diese Frage zu beantworten? Cartelle und Ringe haben sich mit einer Art von elementarer Gewalt zu großer Macht entwickelt und selbst einzelne staatliche Zollsätze in's Wanken gebracht. Amerika und Rußland sind noch nicht am Ende ihrer Absperrungspolitik. Was ist von China zu befürchten? Große handelspolitische Concurrenzkämpfe stehen bevor und man bindet sich auf zwölf lange Jahre die Hände! Zollbündnisse wollte und sollte man schließen zur Sicherung Mitteleuropa's gegen die Feindseligkeit der entstehenden großen Weltwirthschaftsgebiete, aber Verträge hat man vereinbart, die jenes Ziel auf zwölf Jahre als ein unerreichbares erscheinen lassen müssen. Ein Weltkrieg wirft freilich Alles um, auch die Handelsverträge. Mit dieser traurigen Möglichkeit zu rechnen, lag wohl Niemand im Sinn.

Gebunden wurden die Zölle auf zwölf Jahre und so lange währt die erwünschte Stetigkeit? Der Zollbeamte schüttelt verstimmt das Haupt. Die Zölle wurden gebunden, aber nicht alle, und gerade diejenigen, die man gelegentlich zu erhöhen denkt, hat man nicht gebunden. Die Fragen der Zollveränderungen und Zollerhöhungen sind nicht abgeschlossen, sie scheinen vielmehr im Anzuge zu sein. Schon lassen sich solche Absichten erkennen. Wenn die Stetigkeit der Zolltarife darin besteht, daß autonome Neuerungen ausgeschlossen sind, so haben die neuen Verträge diese Stetigkeit nicht herbeigeführt.

Nach alledem erhebt sich die Frage: Weshalb wurden die neuen Verträge überhaupt abgeschlossen, da sie doch in den bestehenden, vielfach unerquicklichen Verhältnissen so wenig Wandel

Digitized by Google

haffen? Darauf hat die deutsche Regierung geantwortet: n einer Verschlimmerung der Lage vorzubeugen, um der thwendigen Ausfuhr Deutschlands ihren bisherigen Absatz indestens innerhalb gewisser Zollgrenzen zu sichern. Das ße sich hören. Allein Deutschlands wichtigste Absatzgebiete, r Allem England, Amerika und Rußland, ferner Frankreich, e Türkei und Ostasien werden durch die neuen Verträge nicht ehr gesichert, als sie bisher gewesen. Hier hat die deutsche usfuhr auch in Zukunft Erschwerungen zu befürchten, ohne h dagegen wehren zu können. Nur in Bezug auf Oester- ich-Ungarn, Italien und Belgien sind gegen entsprechende ugeständnisse auf Kosten der deutschen Erzeugung gewisse rfolge erzielt worden, die in den deutschen Interessentenkreisen ur getheilte Befriedigung hervorgerufen haben. Die genannten taaten sind veranlaßt worden, einige Zölle zu ermäßigen, ndere auf die Dauer der Verträge festzulegen. Alle übrigen utonom zu erhöhen, bleibt ihnen unbenommen. Es fragt sich, ob ohne die Verträge der internationale Güteraustausch bis zur nerträglichkeit behindert worden wäre. In der Lage, noch nige Zeit zuwarten zu können, war Deutschland unzweifel- ft. Unmittelbar standen Zollerhöhungen dieser Staaten nicht Aussicht. Man war vielmehr an einem gewissen Höhe- und uhepunkt angelangt. Eine besondere nachtheilige Behandlung tte Deutschland von keiner Seite — wie fortan unter Um- inden von Rußland — zu befürchten. Insbesondere Frank- ich war daran durch den Frankfurter Frieden verhindert. nzig und allein die Schweiz hatte sich beeilt, angesichts des blaufes ihrer Verträge einen neuen hochschutzzöllnerischen arif aufzustellen. Diesen legte sie vor, als mit ihr die Ver- ndlungen begannen, ließ von dessen überhohen Sätzen, die e bestanden haben, sich Ermäßigungen abringen und brachte schließlich dahin, daß sie in alle Vortheile der neuen Ver- ige eintrat, daß sie, anstatt Zugeständnisse von ihrem bis- rigen Tarif zu machen, beträchtliche Zollerhöhungen durch- zte. Unter der Herrschaft der neuen Verträge wird die Aus- hr nach der Schweiz empfindlich schwieriger sein als vordem. as ist ein großer Erfolg der Schweiz, aber sicherlich nicht r übrigen vertragschließenden Staaten, die sämmtlich von ren bestehenden Tarifen Zugeständnisse machten. Werden cht die außerordentlichen Vortheile, die die Schweiz aus rer Schutzzollpolitik gegenüber den Vertragsstaaten errungen, r Nachfolge anreizen? In Frankreich vor Allem kann die utzzöllnerische Strömung darauf hinweisen und sie wird es t überraschender Wirkung thun. Frankreich ist ohnehin in r günstigsten Lage. Alle Vortheile der neuen Verträge fallen ch ihm zu, ohne daß es seinerseits irgend welche Zugeständ- sse machte. Man war bemüht, die französischen Erzeugnisse unlichst davon auszuschließen, aber das konnte nur unzurei- end gelingen. Läßt Frankreich sich einmal, und dazu hat Zeit, zu Zollermäßigungen herbei, so verlangt es entspre- ende Gegenleistungen, die freilich wieder allen Staaten zu ute kommen, aber doch erst in Jahr und Tag, weil sie diesen itpunkt abzuwarten aus nicht recht greifbaren Gründen un- ließen.

Eine wirthschaftliche Annäherung und Freundschaft unter n Dreibundstaaten sollen die neuen Verträge bewirken. Vor- fflich. War doch längst zwischen Deutschland und Oester- ch-Ungarn nicht Alles, wie es sein sollte, wie es hätte sein nnen. Sollte die österreichische Regierung zugesagt haben, e feindselige Haltung gegenüber deutschen Industriellen und nternehmern aufzugeben, deutsche Schulbücher nicht mehr zu eitigen, deutsche Volksbücher nicht mehr aus den Bibliotheken entfernen, die deutschen Zeitschriften nicht fernerhin mit einer sonderen Stempelsteuer zu belasten? Wird der ehedem so ihende Veredelungsverkehr in Garnen und Geweben wieder stattet? Hat Oesterreich auf seine Differenzialzölle zu Gunsten iests gegen Hamburg verzichtet? Darf der heftige Concurrenz- mpf der Arlbergbahn gegen die bayerischen Staatsbahnen s beseitigt gelten? Hat Oesterreich seine Bereitwilligkeit er- nnen lassen, im Interesse beider Reiche den Donau-Oder-Canal d die Predil-Tauern-Bahn endlich zu bauen? Nichts von edem. Von einer wirthschaftlichen Annäherung der beiden Reiche kann daher nicht wohl gesprochen werden. Es bleibt vielmehr voraussichtlich bei der bestehenden wirthschaftlichen Spannung, wenn dieselbe in Folge der beiderseitigen Zollermäßigungen auf Grund der leichteren und lebhafteren Concurrenz des ausfuhrkräftigen Erwerbs hüben wie drüben nicht gar noch weiterhin verschärft wird. Daß in Deutschland jeder Oesterreicher ein Gewerbe betreiben kann, in Oesterreich aber nicht jeder Deutsche, es sei denn, er ersitze den erforderlichen Befähigungsnachweis, sei nur nebenbei, doch nicht als unwichtig erwähnt, denn der Zug nach dem Westen ist für viele Oesterreicher zum Glück geworden, während dem Deutschen der Osten zum Theil verschlossen bleibt.

Nicht ohne Besorgniß ist den bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen mit den Balkanländern entgegenzusehen. Deutschland allein würde leicht zum Ziele kommen. Es wird dort geachtet, als Industrieland angesehen und nicht als Concurrent gefürchtet. In Bezug auf Oesterreich-Ungarn bestehen so ziemlich entgegengesetzte Meinungen, Ungarn ist in der That ein bewußter Concurrent der Balkanländer, Oesterreich hat sich daselbst in hohem Grade unbeliebt gemacht, namentlich in Rumänien und Serbien, und dürfte die Verhandlungen mit seinen Forderungen bedenklich erschweren. Optimisten mögen an ein befriedigendes Ergebniß glauben. Viel ist auch dort nicht zu hoffen.

Inzwischen hat der eifrige Zollbeamte das Studium des neuen Tarifs beendet. Bis zum 31. December 1903, sagt er froh aufathmend, bleiben wir im alten Kurse. Nach uns die neue Aera!

Der deutsche Urheber des Zonentarifs.

(Franz Perrot.)

Von Hans R. Fischer-Mainz.

Am 10. November dieses Jahres starb in Wiesbaden Dr. Franz Fürchtegott Perrot, mit welchem einer der merkwürdigsten und verkanntesten Männer unserer Zeit dahin gegangen ist. Sehr treffend hieß es in einem Nachrufe über ihn: „Perrot war ein Opfer unserer kleinlichen, verzwergten Verhältnisse, in England und Amerika wäre er ein großer Reformator geworden, während er in der Stubenluft des deutschen Bureaukratismus verkümmerte.“ Die braven Leute! Dasselbe Blatt (sein Name sei verschwiegen), das so rührend schreibt, hat ihn bei Lebzeiten ebensowenig gewürdigt, wie all' die andern großen und kleinen Zeitungen, die den Begründer des Zonentarifs in Deutschland erst dann in seiner Größe zu verstehen begannen, als ihn nach einem mühevollen, thatenreichen Leben die Erde bedeckte.

Er ist nur 56 Jahre alt geworden; gerade als es schien, daß endlich sein Stern aufgehe, mußte er Abschied nehmen. Perrot ist am 5. April 1835 in Trier als der Sohn eines Staatsprocurators geboren, besuchte das Real-Gymnasium der Vaterstadt, das er mit dem Zeugniß „vorzüglich bestanden“ verließ und widmete sich dann der Offiziers-Carrière, in welcher er es bis zum Artillerie-Hauptmann brachte. Verschiedene Orden zierten seine Brust, so das eiserne Kreuz, das er bei Sedan erhielt; aber Perrot warnicht für den Heeresdienst geschaffen. Bereits in den 60er Jahren zog er die Uniform aus, die er nur wieder aus dem Schranke nahm, als der Kriegsruf von 1866 und 1870 erscholl; ihn zog es mächtig zu Fragen der Volkswirthschaft und Politik. Entscheidend für ihn wurde die Annahme einer Stellung als Kanzlei-Chef und Directions-Secretär der Rheinischen Eisenbahn in Köln. Hier reifte in Perrot der Entschluß, dem modernen Verkehrswesen neue Wege zu weisen. Im Jahre 1869 war's, daß er in der „Weser-Zeitung“ den Beweis erbrachte, daß der Eisenbahntarif und das Packet-Porto wie das Briefporto eingerichtet werden könnten. Sein Vorschlag betreffs des Packet-Porto's wurde fünf Jahre später von Herrn von Stephan aufgegriffen; doch hören wir, was Perrot darüber seiner Zeit in der

Digitized by Google

Augsburger „Postzeitung“ sagte: „Ich schrieb im Frühjahr 1872 (nach mehrjähriger Agitation für meine Packet-Porto-Reform) an den damaligen Generalpostmeister Stephan, er möge die Sache in die Hand nehmen und fügte hinzu, daß ich hoffte, »auf der Reform des Packetporto's fußen zu können, um später meine Vorschläge für die Reform der Eisenbahntarife durchzusetzen. Darauf erhielt ich zwar keine Antwort, aber einige Wochen später begannen in der Postverwaltung die directen Vorbereitungen für die Durchführung der Reform, welche bekanntlich 1874 erfolgte, ohne daß in der Presse oder im Reichstage mein Name als der des geistigen Urhebers auch nur genannt wurde! Ein Vorgang, welcher wohl nur in Deutschland möglich ist!“« Das sind bittere Worte, die aber nicht der Berechtigung entbehren. Was soll man sagen, daß Perrot auf seine Broschüre „Die Reform des Eisenbahn-Tarifwesens im Sinne des Penny-Porto's“, die er dem preußischen Handelsminister von Itzenplitz und dem Ministerial-Director Weißhaupt zusandte, nicht einmal eine Empfangsbescheinigung erhielt? Zwei Jahrzehnte hindurch ist er „todtgeschwiegen“ worden und begriff man hin und wieder seine Ideen und führte sie aus, so fiel für Perrot nicht einmal ein Wort des Dankes ab. Wie Viele wissen, daß z. B. auf ihn die Sammel-Ladungen zurückzuführen sind, die den deutschen Spediteuren jährlich viele Tausende einbringen?

Den Zonentarif sollte er in Deutschland nicht verwirklicht sehen. Ursprünglich machte er den Vorschlag, das Personen-Billet wie folgt zu berechnen:

	III. Kl.	II. Kl.	I. Kl.
für alle Stationen bis zu 10 Meilen	30 Pf.	50 Pf.	3 Mark
„ „ „ über 10 „	1 Mk.	1,50 Mk.	6 „

Kostete es nach dem alten Tarif weniger, so sollte der geringere Satz aufrecht erhalten bleiben; was Schnellzüge betraf, so sollten erhöhte Preise, wenn nöthig bis zur Verdoppelung der oben angegebenen Sätze eintreten. Im Laufe der Zeiten erfuhren diese Vorschläge mancherlei Verbesserungen; zuletzt schlug er Folgendes vor:

„Von der Abgangsstation	III. Kl.	II. Kl.	I. Kl.
bis zur 1. Station	0.20 M.	0.30 M.	0.45 M.
„ „ 2. „	0.30 „	0.45 „	0.60 „
„ „ 3. „	0.40 „	0.60 „	1.00 „
I. Zone (bis zur 10. Stat. incl.)	0.50 „	1.00 „	2.00 „
II. „ „ „ 20. „ „	1.00 „	2.00 „	4.00 „
III. „ (alle Stat. jens. d. 20.)	2.50 „	5.00 „	10.00 „

Der Localverkehr, namentlich in der Nähe großer Städte wäre immer besonders zu berücksichtigen und die jetzt schon bestehenden niedrigeren Sätze zu belassen.“ Hinsichtlich des Gepäck-Verkehrs schrieb er: „Auch für den Gepäck-Verkehr wäre, wie ich dies schon 1872 anregte, ein einfacher, am besten zweistufiger Zonen-Tarif einzurichten, ähnlich dem Packet-Verkehr der Post, welcher nach meinen Vorschlägen von 1869 eingerichtet worden ist.“

Dies zur Geschichte des Zonen-Tarifs! Recht förderlich war es für Perrot, als er 1869 nach Rostock übersiedelte und Secretär des Mecklenburgischen Handels-Vereins wurde. Hier verfaßte er in rascher Folge eine Menge Schriften, wie „Die Eisenbahn-Reform“, „Deutsche Eisenbahnpolitik“, „Der Wagenraum-Tarif“, „Der Bank-, Börsen- und Actien-Schwindel“ u. A. m. Einen harten Kampf, in dem er sich aber nicht von Einseitigkeiten frei hielt, führte er vor Allem gegen die Börse und das Actienwesen. Allmählich kam es ihm in dem mecklenburgischen Städtchen zu eng vor; er ging deshalb Mitte der 70er Jahre nach Berlin, wo er sich bald in seiner lebhaften Weise am politischen Leben betheiligte. Perrot schloß sich den Leuten der „Kreuz-Zeitung“ an, für welche er im Sommer 1875 die so berühmt gewordenen sogenannten „Aera-Artikel“ („Die Aera Bleichröder, Delbrück, Camphausen“) schrieb; ja er nahm sogar 1880 das Mandat für einen hessischen Reichstagswahl-Kreis an, ohne aber als Parlamentarier Lorbeeren zu ernten. Viel zu selbständig im Denken und Handeln, überwarf er sich mit seinen conservativen Freunden.

Später hat er selbst eingesehen, daß er nicht in die Partei-Schablone paßte; kurz vor seinem Tode schrieb er mir: „Ich war eigentlich niemals politischer Parteimann. Ich stand in dieser Beziehung auf dem Standpunkt Bismarck's, welcher bei jeder Partei einen Theil der politischen Mehrheit suchte und fand und von keiner Partei glaubte, daß sie im Alleinbesitz derselben sei.“

Tief verstimmt zog Perrot 1884, nachdem er dem politischen Leben entsagt, nach Mainz, um dort mit geringen Mitteln ein Geschäft in elsässischen Baumwollfabrikaten zu eröffnen. Er konnte es nicht gegen die Concurrenz behaupten und löste es deshalb Anfang 1891 auf. Vor meinem geistigen Auge sehe ich ihn stehen, den mittelgroßen Mann mit dem durchgeistigten Gesicht, das ein melirter, langer Vollbart umrahmte. Da hantirte er, eine Schürze vorgebunden, mit den Tuchballen, maß ab und schnitt. Dann versuchte er es mit einem kleinen Theegeschäft, doch mit demselben Mißerfolge. Manchmal folgte ich ihm in seine bescheiden eingerichtete Wohnung. Stunden lang konnte er dann von den ihn erfüllenden Ideen sprechen und den Sieg des Zonentarifs prophezeihen. Für diesen agitirte er in der letzten Zeit fieberhaft; es war, als wollte er in Ahnung des nahen Todes noch einmal seine ganze Kraft zusammennehmen; in Wort und Schrift verfocht er diese seine Lieblingsschöpfung, für welche er das Letzte zu opfern bereit war.

Im October d. J. gab er auch den Theehandel auf und erwählte sich Wiesbaden als Aufenthalt, wo er wieder ganz der Schriftstellerei leben wollte; doch schon drei Wochen nach der Ankunft daselbst, erlag er, der die Welt verachtete, trotz der sorgfältigsten Pflege seiner Gattin, einem Kinde des Volkes, das er erst vor einigen Monaten geheirathet, einem Blasenkatarrh und einer Bauchfellentzündung.

Perrot hatte manche Schwächen, aber die Nachwelt wird sich nur an des Hochbegabten Vorzüge halten.

Literatur und Kunst.

Zum hundertsten Geburtstage von Eugène Scribe.

Von Hieronymus Lorm.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Der schöne biblische Ausspruch könnte in der Kunstgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert angewendet werden, allerdings in einer Bedeutung, die minder rührend zu Herzen dringt als die Worte Christi. Meistens sind die literarischen und artistischen Größen einer Zeitepoche für diese selbst wie verloren und erstehen erst in einer nächstfolgenden wieder, um dann nicht mehr unterzugehen, während den im Geiste minder Hochgewachsenen, ja selbst den Niedrigen gegenüber, die Menge freudig ausruft: „Lasset die Kleinen zu mir kommen.“ Wenn nicht besondere Umstände, ein geheimer Zug in den Manifestationen der Geschichtsentwickelung mitwirkte, so wäre auch von Eugène Scribe nichts weiter zu sagen, als daß ihn das Publikum Jahrzehnte hindurch Tag für Tag, Abend für Abend zu sich rief, bis auch für ihn wie für alle Kleinen nur allzubald die Zeit des Unterganges gekommen war. Diese besonderen Umstände liegen sogar, insofern sie von culturhistorischer Wichtigkeit sind, uns Deutschen näher als den Franzosen. Eugène Scribe war für das deutsche Theater eine Epoche, was noch immer nicht viel sagen würde, wenn es für Deutschland selbst nicht eine Epoche gegeben hätte, die ganz und gar und einzig und allein das Theater war.

Lernte die lebende Generation, was die unmittelbar vorhergegangene erlebt hat, so wäre bloß auf die Theaterzettel hinzuweisen, die dreißig Jahre hindurch an den Straßenecken aller deutschen Städte angeschlagen waren, um Scribe an dem Tage, als er vor hundert Jahren in Paris geboren wurde, mit einer literarischen Erinnerung zu feiern. Allein jene dreißig Jahre bedeuten noch etwas Anderes als die Bühne und dieses Andere ist verschollen, dem Gedächtniß der Lebenden entschwunden, wie denn überhaupt eine Generation sich von

Digitized by Google

den entlegensten historischen Zuständen besser unterrichtet als von denjenigen, die unmittelbar hinter ihr liegen. So lange Scribe unter der politischen Aegide des deutschen Bundestages oder der bleiernen deutschen Bundesnacht unser Theater beherrschte, war er zugleich der einzige Liberalismus, der eine Spur von Licht über germanischen Boden verbreitete, soweit derselbe von der großen Menge besetzt war. Die hochgewaltige, unerbittlich strenge Censur ließ dummpfiffig Manches von Scribe ungestrichen, was sie an einem Deutschen mit zornigem damnatur gerächt hätte, damit nur die sorgsam gepflegte, weil einzige Stätte deutscher Oeffentlichkeit, das Theater, manchmal ventilirt, von einem erfrischenden Hauch durchweht werde, wobei das Bewußtsein, daß er aus der Fremde kam, ihn ungefährlich für den deutschen Michel erscheinen lassen sollte. Zwar scheute man vor der Lächerlichkeit nicht zurück, das Scribe'sche Textbuch zu den „Hugenotten" in die Zeit der Guelfen und Ghibellinen zurückzuverlegen und ihm diesen Titel zu geben, allein in sozialer und selbst politischer Beziehung ließ man die Anklänge aus dem Pariser Eheleben und selbst aus den Formen der französischen constitutionellen Regierungsweise, wenn solche Anklänge nicht allzu laut schrien, furchtlos auf der deutschen Bühne tönen.

Für Frankreich war Scribe zunächst das 1830 mit dem, bis dahin durch seinen rothen Regenschirm populär gewordenen Bürgerkönig auf den Thron gestiegene Bürgerthum in dramatischer Abspiegelung. Eine pomphafte theatralische Einleitung sogar zu diesem ganzen merkwürdigen Zeitabschnitt französischer Geschichte ist Scribe zu verdanken: das Textbuch zur „Muette de Portici", der erfolgreichsten Oper von Auber, die in den letzten Jahren der zweiten Restauration schon voll von den fröhlichen und aufregenden Lerchentrillern der kommenden Revolution war. In den beiden Autoren, Auber und Scribe, schlummerte sicherlich nicht der geringste Keim einer revolutionären Absicht, als sie sich den Fischer Thomas Aniello (Masaniello) aus Amalfi zum Helden wählten, der 1647 in Neapel den spanischen Vicekönig, Herzog von Arcos, erzittern machte, und zwar als Führer eines echten und dabei von allem Reiz neapolitanischer Landschaft und Lebenslust gesättigten Volksaufstandes. Der Dichter und der Componist waren geistig blutsverwandt, beide huldigten ihren respectiven Musen nicht auf den Knien liegend in heilig ernster Weihestunde, sondern erwarteten die himmlischen Einfälle, mit welchen die olympischen Schwestern sie unausgesetzt überschütteten, mitten im Wirbel des lustigsten Pariser Lebens. Auber selbst erzählte einmal, daß er reitend componirte und als er während der Composition der „Stummen", um Volksgeschrei zu hören, seinen Morgenritt durch eine verbotene Passage auf dem Victualienmarkt lenkte und dabei von den Hufen seines Pferdes einige Eierkörbe zerschlagen ließ, aus dem ungeheueren Wuthgeheul der dames de la halle die schöne Melodie zum Chor der neapolitanischen Fischverkäufer schöpfte.

Es war also nicht menschliche Voraussicht, es war eine jener tiefverhüllten historischen Nothwendigkeiten, die man Zufälle nennt, daß die Revolutionsoper „Die Stumme von Portici" in dem geeigneten Moment erschien, damit unter ihrem Glockengeläute die neue Zeit von 1830 ihren Einzug in Europa halten konnte. Der Erfolg war unermeßlich, die Sensation ungeheuer, was allein schon hätte verrathen können, daß noch andere als Kunstmotive mitwirkten. In Deutschland wollten die steifsten Hofbühnen nicht auf die großen Einnahmen verzichten und halfen dem rebellischen Inhalt durch möglichste Herabsetzung zum Schäferspiel ab. Noch Jahre lang klang die Oper weiter in Concerten, auf Leierkasten, vornehmlich als Klavierauszug für die Leierkasten der Salons, und in Paris erzählte man ernsthaft, ein Musikalienhändler hätte sie für zwei Maultrommeln bearbeiten lassen.

Scribe rang indessen nach gleichen Erfolgen im recitirenden Drama, obgleich ihn die Erwerbssucht von ebenso großen Stoffen ablenkte und ihn zunächst an das Vaudeville der kleinen Pariser Theater verkuppelte. Unzählige dieser mit Couplets vermischten Sittenbilder aus dem Leben der französischen Bourgeoisie wurden für die deutsche Bühne in „Lustspiele" verwandelt und brachten unter allen Formen der fremdländischen Gesellschaft am meisten die Toiletten zum Verständniß. Des Dramatikers Specialität lag weder im Dialog noch in der Charakteristik. Der Dialog machte lange vor dem allgemeinen Gebrauch des Telegraphen dem Axiom eines deutschen Komödienschreibers Ehre: die Diction im Lustspiel müsse ein Austausch von Telegrammen sein. Zu größerer Vertiefung des gesprochenen Wortes fehlte Scribe zunächst die Bildung. Es gab vielleicht keinen Menschen auf dem Pariser Pflaster, der noch unwissender gewesen wäre als Scribe, in dem Grade, daß er selbst über seine eigene Unwissenheit unwissend war. Dadurch allein wurde es möglich, daß er sogar bei der feierlichen, von der ganzen gebildeten Welt beobachteten Aufnahme in die Akademie, in die er 1838 gewählt wurde, seine Antrittsrede mit einem historischen Schnitzer ausstattete, indem er dem Erscheinen des Edictes von Nantes eine Jahreszahl beilegte, die ihm eben eingefallen war. Die ernsthafte Kritik, die sich freilich in Paris ungeheueren Erfolgen gegenüber nur spärlich hervorwagt, warf ihm beständig den Mangel an literarischem Stil vor. Dennoch hatte sein Dialog den eigenthümlichen gallischen Witz, der weder gemeines Wortspiel, noch edler Humor ist, sondern hauptsächlich Epigramm, in der besonderen Art wie es in Frankreich im vorigen Jahrhundert im Quatrain, im Madrigal ꝛc. hervorstach. Ein Epigramm war es auch, wenn er, als ihn die Vaudevilles zum Millionär gemacht hatten, auf seine Equipage statt des Wappens eine Feder malen ließ, oder, wenn er auf die Frage, ob nicht seine unzähligen Mitarbeiter manche der Spiegelfenster an seinem prächtigen Hause ihm geschrieben hätten, die Antwort gab: „Ja, die mir eingeworfenen, wenn ich durchgefallen war."

Ein Epigramm der erwähnten Art klebte er ohne weitere Veranlassung auf sein Parapluie:

„Ami commode, ami nouveau,
Qui contre l'ordinaire usage
Reste à l'écart, quand il fait beau,
Et se montre les jours d'orage.*)

Von seiner Kunst der Charakteristik ist nicht mehr zu sagen, als daß seine Figuren zwar Typen sind, aber nicht Typen aus dem wirklichen Leben, die immer neu und kunstreich erscheinen, sondern Typen, die niemals gelebt haben und immer nur in einer früheren Bühnenliteratur zu Hause sind. Der Liebhaber, der Onkel, die alte Jungfer ꝛc. — wir hatten sie schon tausendmal auf den Brettern und niemals auf der Straße gesehen. Das Außerordentliche, das in gewissem Sinne Geniale, war bei ihm die Erfindung der Situationen. Jeder Vorgang, ob gelesen oder erlebt, gestaltete sich in seinem Kopfe wie unwillkürlich zur dramatischen Situation, und was sich nicht dazu gestaltete, davon hatte er absolut kein Wissen und keine Idee. Noch heute zehren deutsche Lustspieldichter mittelst plumper Nachäffung an seinen originellen Wendungen und aus einer bloßen Schlußscene von ihm wie die im „Glas Wasser" hat man in Deutschland „Original-Lustspiele" gemacht. Seine „Diplomates", seine „Malvina" mit dem originellen Einfall, daß Einer sein Vermögen in kurzer Zeit verpraßt, weil ihm der Arzt kein längeres Leben voraussagte, dann aber zu seinem Schrecken frisch und gesund weiterleben muß, spuken noch in viel gepriesenen deutschen Stücken umher. Dasselbe ließe sich von seiner unvergleichlich lustigen „Camaraderie" sagen. Seinen größten Triumph, seinen größten Ruhm und seine allgemeinste Verbreitung hat er ebenfalls ohne Charakteristik, ohne Tiefe des Dialogs und ohne Bildung, bloß durch die raffinirteste Zauberkunst des Situationswitzes mit dem historischen Lustspiel „Un verre d'eau" errungen, worin sich die Leute im Königspalast wie in einem Restaurant herumtreiben. In diesem Genre hätte ihn der ältere Dumas, wenn er standhaft dabei geblieben und nicht nach drei meisterhaften historischen Lustspielen davon abgewichen wäre, durch Wiederspiegelung des geschichtlichen Geistes der behandelten Zeit bei weitem über-

*) Bequemer Freund und neuer Freund,
Der gegen die Gewöhnlichkeit
Versteckt bleibt, wenn die Sonne scheint,
Zur Hand doch ist bei schlimmer Zeit.

Digitized by Google

troffen. Tiefer und bedeutsamer auch in psychologischer Richtung erschien Scribe erst, als er Erneste Legouvé zum Mitarbeiter erhielt. Schon die „contes de la reine de Navarre", das erste aus dieser Gemeinschaft hervorgegangene Stück, trägt bei allem Reiz der Situationen auch den Stempel des Wissens und der Bildung und hat eine bestechende Charakteristik. Mit dem Lustspiel „bataille de dames" haben beide Autoren dem zweiten Kaiserreich, als es noch im Stadium der Präsidentschaft war, eine anmuthige Verbeugung gemacht und den feinen psychologischen Duft, der über die Handlung ausgegossen ist, hätte Scribe niemals ohne die Hülfe Legouvé's zu entfesseln vermocht, der von jeher in seinen Werken und Vorträgen einer Art Philosophie des Frauenthums nachhing. Von den „doigts de fée" und dem für die berühmte Rachel geschriebenen Schauspiel „Adrienne Lecouvreur", ebenfalls der Genossenschaft der beiden Schriftsteller entsprossen, von diesen beiden Stücken kann man sich noch heute überall auf deutschen Bühnen einen nachhaltigeren Genuß verschaffen als von irgend einem anderen Scribe'schen Werke.

So ziemlich mit dem Bürgerkönig zugleich stürzte auch Scribe, wenigstens insoweit er seinen dramatischen Thron noch ohne Mitarbeiter behaupten wollte. In den fünfziger Jahren ließ das Théâtre français das letzte selbständige Werk Scribe's „Les trois Maupin" schmählich durchfallen, was für den Leser des Stückes unbegreiflich wäre, wenn er sich nicht den Geist oder auch nur die rauhe und gedrückte Luft der nach so großen politischen Stürmen veränderten Zeit vergegenwärtigte. Sie schmachtete nach Ernst und Größe, weil die Ereignisse, die so viel Blut, Thränen und Geld gekostet, so viele Illusionen und Hoffnungen zerstört hatten, ganz nutzlos verlaufen wären, wenn nicht Ernst und Größe auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit daraus hervorgehen sollten. Dieser Sehnsucht widersprach der unhistorische Geist in dem genannten Stücke, welches ebenfalls wieder ein historisches Lustspiel ist. Reizend aber, herzbewegend, verschlingen und gipfeln sich abermals die Situationen. Am Hofe Louis XIV. ist gerade die Herrschaft der strengen Maintenon, der frommen „Madame", zur Geltung gekommen. Eine Schaar der blühendsten weiblichen Schönheiten des französischen Adels umgibt als Hofdamen die Gefürchtete. Sie wollen der furchtbaren Kasteiung der Osterwoche entgehen und eine der Damen ladet zu diesem Zweck die Uebrigen auf ihr schönes Schloß in der Provinz. Wie aber von Madame den Urlaub erlangen? Er wird endlich gewährt, aber unter der klösterlichen Bedingung, daß kein einziger Mann vom Hofe, kein einziger Mann aus Paris von der Partie sein dürfe. Trauriges Ultimatum! Denn die sämmtlichen Damen kennen keine anderen Männer als diejenigen, die am Hofe bedienstet sind, die in Paris leben. Besser aber, sich unter einander langweilen, als unter den Kirchgängern und Betschwestern. So sind denn die Damen im Schlosse zur Abendmahlzeit versammelt, lauter Frauen in dem schönen, großen Saale. Plötzlich taucht aus einer Nische zunächst der Hausfrau eine Gestalt auf, ein junger Page vom Hofe. Schreckliche Verwunderung! Zusammenschlagen der Hände! Die Hausfrau erklärt: Einer sei Keiner, und ein Page sei eigentlich kein Mann. Kaum ist diese Erklärung gegeben, so tauchen Pagen von allen Seiten auf, so viele Pagen als Damen. Jede hat dasselbe gedacht: Einer sei Keiner ꝛc.

In Paris selbst war Scribe, als er 1861 starb, beinahe in Vergessenheit gerathen, so weit dies nach einem so mächtigen und tiefgreifenden Wirken der Fall sein konnte. Die Theaterdirectoren, die ihm einst zu Füßen gelegen, kümmerten sich nicht mehr um ihn. Man muß zur Ehre der Menschen annehmen, es sei nur eine schlecht erfundene Anekdote, wenn ein Pariser Feuilleton erzählte, Ende der fünfziger Jahre hätte Jacques Offenbach, als sich Scribe mit einer Visitekarte bei ihm gemeldet hätte, um ihm ein Textbuch anzubieten, den Dichter des „Verre d'eau" mit rauhen, ja fast rohen Worten abweisen lassen. Allerdings sinkt nicht leicht ein anderer Schriftsteller so tief als ein von der Menge zum Höchsten erhobener. Allein die Dankbarkeit muß Jedem gewahrt bleiben, der seiner Nation gedient hat und auch Deutschland, wenn es auf seine Cultur- und Geistesgeschichte zurückblickt, hat allen Grund, eine dankbare Säcularfeier für Eugène Scribe zu begehen.

Humoristische Lyrik.

(Scheffel, Vischer, Eichrodt.)

Von drei Dichtern, die sich im Leben nahe standen, sind fast gleichzeitig im nämlichen Verlage drei Bücher Lyrik erschienen, zwei Nachlaßausgaben und zwei Bände gesammelter Gedichte des einzig Ueberlebenden: Aus Heimath und Fremde von Joseph Victor von Scheffel, Allotria von Friedrich Theodor Vischer, Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt.*) Aus literarischen Hinterlassenschaften sind noch selten Bereicherungen des Dichterruhmes gekommen. Auch was von Scheffel nach seinem Tode veröffentlicht wurde, hat seinem Rufe weder genützt, noch sein Dichterbild interessanter gemacht. Der vorliegende Band enthält ebenfalls Manches, was besser nicht die Druckerschwärze gesehen hätte. Zunächst Jugendgedichte, die uns bestätigen, was wir längst wissen: daß nämlich der Dichter als Schüler und Nachahmer Heine's begann. Beweis seine J. S. gezeichneten ersten Beiträge aus den damals noch politischen „Fliegenden Blättern" der vierziger Jahre, frisch und hübsch im Gedanken, aber dilettantisch und schlotterig in der Form, so recht Reimversuche eines schöngeistigen Referendars, die den bald darauf an's Licht tretenden Dichter des „Trompeters von Säkkingen" nicht entfernt erkennen lassen. Unter wessen Einfluß aber der Dichter sonst noch steht, sagt uns ein anderes Büchlein, das gleichzeitig bei Bonz erschienen ist: „Gedichte von Josephine Scheffel", ebenfalls herausgegeben von Victor von Scheffel jun. Man lese nur das Schlußgedicht:

Im Römersaal zu Franfurt,
Da glänzt manch' Kaiserbild.
Wand auf, Wand ab sind die Nischen
Mit Kronenträgern gefüllt.
Und als nun endlich keine
Mehr übrig stand und leer,
Da gab es auch kein Deutschland
Und keinen Kaiser mehr.
Dies hast du, o mein Album,
Dort mit dem Römer gemein:
Seit all deine Blätter beschrieben
Fällt mir kein Lied mehr ein.

Diese Verse der dichtenden Beamtenfrau könnten von ihrem berühmten Sohne sein. Er war, wie fast alle Großen, ein Mutterkind, und die Grundzüge seiner Dichterart, Humor, Romantik, Natursinn, warme Empfindung, erkennen wir im Keime und in weiblicher Milde schon in diesen freundlichen Dilettantengedichten. Erst später findet Joseph eigene freie Töne und selbständige Formen. Ganz plötzlich in dem Buche kommt des Dichters Physiognomie zum Vorschein: der feuchtfröhliche deutsche Studentenhumor mit den gelehrten germanistischen oder naturwissenschaftlichen Schellenglöcklein. Der Klassiker des Commersbuches hallt uns da und dort entgegen.

Ein Röslein stand im Garten,
Ein Röslein roth wie Blut,
Das brach er spät am Abend
Und steckt's an seinen Hut.
Er brach's recht unmanirlich,
Frug nicht, ob's auch erlaubt,
Da hat der Sturm im Zorne
Ihm Blum' und Hut geraubt.
Die Wog' hat sie verschlungen,
Nun spielt in tiefer Fluth
Die Nixe mit dem Röslein,
Der Weißfisch mit dem Hut.

Manches Gute enthält die italienische Nachlese aus der Zeit ungefähr, da er „auf Don Pagano's Dache wie ein Kater auf- und abging" und später mit Anselm Feuerbach

*) Stuttgart, Ad. Bonz & Comp.

Digitized by Google

einen Sommer lang im Castell Toblino in Südtyrol malte und dichtete.

Venedig ist eine schöne Stadt,
Doch im Sommer ist sie zu heiße;
Was frommt mich der feurigste Cyperwein,
Wenn das Herz sich sehnet nach Eise?
Was frommt mich mein prunkender Marmorsaal
Im verlotterten alten Palazzo?
Tret' ich hinaus auf den hohen Balkon,
Schlimm duftet der Canalazzo.
Die braune Cecca streckt sich und gähnt,
Zum Haß wie zur Liebe zu faule,
Und selbst Sanct Marcus' ehernem Leu
Hängt die Zunge schlaff aus dem Maule.
Wie traurig, wenn ein Gerechter muß
An verhaltenem Durste leiden!
O könnt' ich über die Alpen zur Stund'
Auf geflügelter Schildkröt' reiten! . . .

Wir finden Nachträge zum Trompeter und zur Frau Aventiure: Gedichte von Werner, Margareta, dem stillen Mann, dem Eggbauern, dem Kater Hidigeigei und Wartburglieder zum geplanten „Sängerstreit". Scheffel, der sie vor Druck bewahrte, hat darin mehr kritischen Geschmack gezeigt, als der Herausgeber des Nachlasses, der sie an's Tageslicht zerrt, aber da und dort findet sich noch manch gutes Gedicht, wie den neuesten Rodenberger, wo der wilde Jäger zum Mond reitet:

Und wieder sprach der Rodenstein:
„Jetzt fort und nichts wie naus!
Auf Erden laß ich's Reiten sein,
Ich klopf' den Mond heraus!
Mond da!
Mond, he, wer wohnt da?
Du bleiche Weltlatern',
Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Für Reiter aus der Fern?"

In der letzten Strophe kommt der wilde Jäger zur Erkenntniß, daß es trotz Vollmond nichts zu trinken gibt.

Mondritt
Lohnt nit . . .
Es gibt im Himmel und auf der Erd'
Halt nur ein Heidelberg.

Nicht aufgenommen und wahrscheinlich übersehen ist Scheffel's Trinkspruch aus den alten Fliegenden Blättern:

Der wahre Mensch trinkt immerdar
So viele Tag es gibt im Jahr:
Dreihundert fünf und sechzig.
Und wenn das Jahr ein Schaltjahr ist
Trinkt er als Biedermann und Christ
Dreihundert sechs und sechzig.

Das ist der ganze Dichter des „Gaudeamus", den wir nicht in allen diesen unvollendeten und oft recht ungerathenen Gedichten wiederfinden, aber auch im Mißlungenen bleibt er immer Dichter und Künstler, der selbst das Triviale mit dem gesunden Lächeln seines goldechten Humors verklärt.

Das gelingt Friedrich Vischer nicht immer. Ihm ist die lehrhafte Richtung, der schöne Zweck oft im Wege, eine von der Fülle der Gedanken erzwungene Weitschweifigkeit, aber dort wo er den wohlbestallten Herrn Professor vergißt und ohne das Gefühl, bloß Allotria zu machen, recht lustig und natürlich ist, da singt er viel Schönes und Bedeutendes auch im leichten Genre der burlesken und grotesken Komik. Der stattliche Band, den sein Sohn, der Aachener Professor Robert Vischer, soeben herausgibt, enthält zwei ältere Novellen, an Jean Paul erinnernd, das in diesen Blättern bereits besprochene schwäbische Lustspiel: „Nicht Ia", eine neue Faust-Parodie, die sich seiner bekannten Faustttragödie dritter Theil würdig anschließt, Gelegenheitsverse, die stachligen Epigramme aus Baden-Baden (1867 gegen die Spielhölle gerichtet), den Schartenmayer und andere humoristische Gedichte, die so recht den Buchtitel „Allotria" rechtfertigen.

Hut ab, denn da kommt kein Geringerer, als der närrisch-sauertöpfige, haß- und lieberfüllte geniale Auch Einer und beginnt von der „Tücke des Objects" ergrimmt auf seine eigene Weise das uralte Lied vom Frühling:

Alles keimt und treibt und knospet
In der Frühlingslüfte Segen,
Auch das menschliche Geblüte
Spürt ein wunderbares Regen.
Blümchen öffnen ihre Kelche,
Prangen bunt in Farbenprismen
Und es spuken in den Gliedern
Alt und neue Rheumatismen.
. . . Fast schon stechend scheint die Sonne,
Wahrhaft südlich ist das Klima —
Und mir kratzt im hintern Schlunde
Ein Katarrh von Sorte prima. . .

Diese Selbstironisirung, in der Vischer Meister ist, zeigt auch die „plastische Offenbarung", als der Greis einem Bildhauer sitzen muß und am Schlusse nach der Bedeutung eines Fleischbuckels unter seinem Nacken fragt.

Und mir wurde zur Belehrung:
Bei dem männlichen Geschlechte
Pflege in den spätern Jahren
Diese Bildung zu erscheinen. —
Drauf nach kurzem Schweigen sprach ich:
Nun, es ist nur ganz in Ordnung,
Daß das innere Kameelthier,
Das der Mensch sein ganzes Leben
In sich umträgt und verleugnet,
Sich zu gutem Schluß und Ende
Auch noch sichtbarlich herausstellt,
Plastisch an das Licht hervortritt.

Der lyrische Humorist Vischer gibt sich, ganz wie Scheffel und Eichrodt, am liebenswürdigsten in der schalkhaften Vermummung. Zu diesem Zweck erfand er den komischen Typus des verseschmiedenden Philipp Ulrich Schartenmayer. Er war Schulmeister in einer der größeren Landgemeinden Schwabens, erzählt sein Schöpfer mit großem Ernste; seine alten Tage verlebte er, nachdem er ein kleines Vermögen geerbt und sich in den Ruhestand gesetzt hatte, in der Hauptstadt Stuttgart. Auch der Dichter Schartenmayer war nicht gleich ein Sangesmeister. Sein erster Bänkelsang (1825) von Johann Georg Philipp Datpheus von Stuttgart, der damals den Spinnaufseher Grempenfort ermordete und hierauf hingerichtet wurde, reicht nicht entfernt an die berühmt gewordene „Morithat" vom Leben und Tod des seligen Helfers Joseph Brehm (1829), und nun gar an sein Heldenlied vom Jahre Siebzig! Vischer ruft selbst bewundernd aus: „Welche stufenförmige Entwicklung! Welches Vorwärtsschreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Kleinen zum Großen, ja zum Größten, welches echt organische Wachsthum in Klärung, Veredlung des Gefühls, endlich, trotz einigen wenigen Spuren der nicht verhehlten Mühe, welche Fortbildung selbst in der Sprache und poetischen Form!" Noch heute citirt man allgemein Schartenmayer's geflügeltes Wort:

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt —

oder „trinkt" wie es im Original mit einem schwäbischen Nasal-Reim heißt, so gut wie der junge Schiller vergnüglich: Miene, Bühne, Scene, Rund und Mond reimte, weil er als Schwabe: Mene, Behne, rond las. Bei einer anderen und zwar wohlthätigen Gelegenheit ergeht sich Schartenmayer über Frauenemanzipation, von der er gar kein Freund ist.

Was zu viel ist, ist zu viel,
Die Natur steckt Maß und Ziel.
Taugt das Weib wohl zu den Fahnen?
Zum Dragoner, zum Ulanen?
Gar wohl zur Artillerie?
Darauf läßt sich sagen: nie!
Zu viel Sanfmuth und auch Hitze
Hat sie wohl zu der Justize;
Auch zur strengen Polizei
Langt es nicht, ich sag es frei.
Taugt sie, zu organisiren
Schul' und Kirche und regieren?
Zum Cultministerium?
Adams Rippe ist zu krumm.
Und zum eigentlichen Docter?
Das ist lang noch kein verstockter
Weiberfeind, der zweifelnd denkt:
Höchstens nur sehr eingeschränkt.
Kann das Weib wohl Pfarrer werden?
Auch wohl Spezial auf Erden?
Oder etwa gar Prälat?
Nein, dazu ist es zu spat.

Digitized by Google

Ist nun dieses zugegeben,
Soll darum das Frauenleben
Dennoch nicht dem Haus allein,
Nein, der Welt auch nützlich sein.
Hat doch mancher plumpe Stoffel
Schon erfahren durch Pantoffel,
Daß das Weib hat mehr Verstand,
Als ihm vorher war bekannt.

Da haben wir den wohlmeinenden, gemüthlichen, beschränkten aber gerne moralisirenden Herrn Präceptor mit seiner freundlich milden Lebensanschauung und dem gesunden Menschenverstand. Er zeigt sich zwar namentlich in seinem Epos vom deutsch-französischen Krieg 1870/71 zuweilen als ein Particularist, der z. B. bei der Nennung Barbarossa's in einer stolzen Fußnote bemerkt: „geborener Württemberger, nämlich a. 1121 auf dem Hohenstaufen, Besteigung am zweckmäßigsten von der Station Göppingen aus," — aber „o! wären nur alle Particularisten so unschädlich und bei aller Anhänglichkeit an das Alte so reichstreu!" ruft Vischer aus. Dabei eifert er gegen den übertriebenen Militarismus, die französischen Ausdrücke, die ungraziösen Uniformen, und da er zwar fromm aber kein Frömmler, so ist er auch gegen den gezwungenen Sonntagskirchenbesuch der Offiziere.

Ohne schwarze Kanzeltücher
Können durch vernünft'ge Bücher
Sie indessen ja zu Haus
Ihr Gemüth sich bilden aus.
Beispielsweis der Hauptmann bilde
Durch „der Andacht Stunden" milde
Auferbauend Geist und Herz,
Oefter blickend himmelwärts.
Ferner in derselben Richtung
Schlag' ich Tiedge's edle Dichtung,
Die Urania, noch vor
Einem fühlenden Major.
Schleiermacher etwa labe
Aeltre Herren von dem Stabe,
Jener Theologe, den
Jüngre Chargen schwer verstehn.

In Süddeutschland sind die Gedichte Schartenmayer's noch heute populär, und sie haben ihrem Schöpfer zu einer Volksthümlichkeit verholfen, die er weder durch seine Aesthetik noch seine kritischen und lyrischen Gänge erworben hätte. „Von Generation zu Generation vererben sich die wenigen Exemplare des »Helfers Brehm«, während tausende von Copien handschriftlich umlaufen."*) Die Stuttgarter zeigten sich gerne den kleinen, feingegliederten Professor mit dem hübschen schwermüthigen Kopf: „Du, das ischt der Schartenmayer!" Und der große Aesthetiker wußte es und war auf seinen schwäbischen Dichtertypus stolz und charakterisirte ihn mit Vaterfreude:

Nichts Schnapsiges ist am ganzen Mann,
Er dichtet trocken, so gut er kann, —
Nicht allzu trocken: vom Neckarwein
Schenkt er sich gern ein Schöppchen ein;
Hält ehrlich Prosa — ist nur der Reim
Nach einiger Schwierigkeit im Leim —
Für apollinische Poesie.
Dafür stolzirt er mit Phrasen nie.
Er ist nie pikant, doch auch niemals schief,
Er ist nichts weiter als grundnaiv.
Und daß er geschnitten aus solchem Holz,
Darauf, er gesteht's, ist der Autor stolz.

Aber der Schwabe hat einen Doppelgänger im Badischen, der gleichfalls ein Schulmeister ist, wenn auch bloß vom Dorfe, und Gottlieb Biedermaier heißt. Vischer kannte ihn wohl, und als der Lahrer College vor einigen Jahren sein 50. Jubiläum feierte, da erschien auch Schartenmayer mit seinem Glückwunsch. Wir wissen, daß sich hinter dem Biedermaier der Amtsrichter Ludwig Eichrodt verbirgt, der einstens mit Scheffel in Heidelberg studirte und manches Gedicht mit ihm zusammen auf seiner „Bude" schuf. Jetzt kommt er mit zwei schweren Bänden Lyrik von fast einem Tausend Seiten daher! Das ist für „lauter solche Sachen" auf einmal des Guten freilich viel und steht sich bei unserem poesiefeindlichen Publikum selbst im Wege. Der kritisch strengere Freund Scheffel hätte ohne Zweifel dem Excommilitonen gerathen, eine furchtbare Musterung zu halten und von den ernsten Gedichten alles bis auf einige Liederperlen zu unterdrücken. Nur vom zweiten Band hätte er uns nicht allzu Vieles streichen dürfen; gar nichts von den köstlichen Gedichten Biedermaier's und den Parodien der „Lyrischen Caricaturen"; aber von den politischen Gedichten, die Eichrodt's patriotisch gesunden Sinn und noch gesünderem Humor auch in ernster Zeit bezeugen, nur das, was bloß noch historisches statt poetisches Interesse bietet.

Der Dichter schreibt im Vorwort über seinen Biedermaier: „Gemüthliche Biederkeit ist der Grundton, der durch diese Lieder zieht, eine naive Beachtung der einfachsten Verhältnisse des Lebens, die der raffinirte Weltmensch gar nicht mehr zu erkennen vermag, eine Verehrung der Autorität und Ordnung, wie sie uns ganz abhanden gekommen ist. Schade, daß nicht schon unser großer Schiller seinen wackeren Landsmann gekannt hat, er hätte gewiß nicht vergessen, in seiner Abhandlung über das Naive auch das Verhältniß der Biederkeit zur Idee des Schönen zu entwickeln und die ästhetischen Begriffe des Biederschönen und Biedermaier'schen würden ihm nicht entgangen sein. Biedermaier ist die unbewußte Biederkeit gegenüber der künstlichen, die tugendhafte Schönheit im Gewande des Dorfschulmeisters gegenüber der schon etwas schadhaft gewordenen des städtischen Präceptors. Schartenmayer erheitert immer absichtlich, und es gelingt ihm dies oft, obwohl uns seine Absicht nicht verborgen bleibt. Biedermayer dagegen erheitert unabsichtlich; selbst da wo er das Gegentheil von Erheiterung bezweckt, muß der herrliche Menschenfreund noch seinem Nächsten Freude machen und ihn ergötzen." In seinem Abendlied sehen wir ihn bei der Arbeit:

Bei dem Unschlittlichte
Sitz' ich hier und dichte
Dieses Lied der Nacht,
Alle unsre braven
Bürgersleute schlafen,
Nur der Biedermayer wacht.

Folgt das Kartoffellied und das nicht minder berühmte „Arme Dorfschulmeisterlein", die Eichrodt beide mit Unrecht um ein Dutzend Strophen gekürzt hat. Den Gipfel des Parnasses erreicht aber Biedermaier mit seiner großartigen „Literaturballade", einem offenbaren Seitenstücke zu Schiller's „Spaziergang."

Gegen Abend in der Abendröthe,
Ferne von der Menschen rohem Schwarm,
Wandelten der Schiller und der Goethe
Oft spaziren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
Drückten sich die großen edlen Händ',
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandtschaft
Unterhielten sie sich excellent.
— — Sehen Sie, so redete der Goethe,
Dort die edle Pflanze in dem Gras,
Jenes Steingebilde, diese Kröte,
Dort den Schmetterling und dies und das!
— Und die Sonn', erwiederte verwundert
Drauf der Schiller, sehen Sie, o Freund,
Eben, seh'n Sie, eben geht sie unter!
So hab' ich's im Räuber Moor gemeint.
— — Unter solchen göttlichen Gesprächen
Schritten die verklärten Dichter oft
In des Waldes unbetretnen Schlägen
Bis es dunkel wurde unverhofft.
Und die Weltberühmtesten der Verse
Machten mit einander unterwegs
So der Dichter Tells und der des Lerse,
Eingedenk des großen Künstlerzwecks.
Zum Exempel jene Prachtballaden
Von dem frommen Knechte Fridolin,
Von der Bürgschaft vielverschlungnen Pfaden
Von dem Gotte und der Müllerin;
Ferner jene Xenien unergründet,
Die der Genius des Jahrhunderts sann,
Daß der Mensch, der solche Bücher bindet,
Vor Erstaunen sich nicht helfen kann.
— — Manchmal blieben sie auf einmal stehen,

*) So versichert ein wohlunterrichteter Freund Vischer's, Ottomar Keindl, in seiner warmherzigen Charakteristik: „Friedrich Theodor Vischer" (Prag, G. Neugebauer), einer sehr empfehlenswerthen Broschüre zum Besten des Vischer-Denkmals.

Digitized by Google

Wie in plötzlicher Versteinerung,
Tief durchschauert von dem heilgen Wehen
Gegenseitiger Bewunderung.
Auf dem Rücken faltete die Hände
Dann der Goethe, eh' man sich's versah,
Und so ganz in seinem Elemente
War der große Schiller da.
— — Und bis zu der nächsten Morgenröthe
Schrieb der Schiller an dem siebten Band,
Und den dreißigsten dictirt der Goethe
Seinem Secretär noch in die Hand.
Still und dunkel auf der Straße war es,
Nur die Lampe brannte wieder hell
In den Zellen unsers Dichterpaares,
Mahnend an der Wahrheit Strahlenquell.

Aber auch ohne Vermummung als Biedermaier, Buchbinder Treuherz, Bruder Straubinger, nicht nur in fremder Gestalt, auch im eigenen Namen gleichsam dichtete der Humorist und begegnete sich dabei, wie es begreiflich ist, mit Scheffel, ohne aber seine Eigenart auch nur einmal zu verleugnen. Sein Verhältniß zu Scheffel charakterisirt er in einem Brief an uns folgendermaßen: „Was mich von ihm unterscheidet ist das musikalische Element in meinen Versen und sind die kühneren Stoffe. Dafür habe ich keinen Ekkehard geschrieben, was ein Amtsrichter auch schwerlich zu Wege brächte. Auch tritt die Burleske bei mir mehr hervor als bei Scheffel, doch habe ich mich bemüht, geschmackvoll zu bleiben." Gerade diesem musikalischen Element hat es Eichrodt zu danken, daß seine durstigen Weisen viel componirt wurden und allerorten von den Studenten gesungen werden. Er ist auch der Dichter der „Wanderlust", die von 1848 stammt und seither vielfach nachgeahmt wurde. Wer kennt sie nicht, die klassischen Verse:

Nach Italien, nach Italien
Möcht ich, Alter, jetzt einmaligen,*)
Wo die Pomeranze wohnt;
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettchen
Singen wandelnd unterm Mond —
Dahin, Alter, laß mich ziehen!

Folgen noch etwa hundert gleichzeitige und spätere Strophen bis zu dem neuen Nachtrag aus dem argen Dreibretzeljahr 1888:

Nach Kamerunien, Kamerunien,
Theure Freunde, möcht' ich nunien,
Wo der Deutsche flaggend schwitzt;
Wo auf jedem Kilometer
Ein fideler schwarzer Peter
Als geborner König sitzt.

Und er schließt:

Nach dem Himmel, nach dem Himmel
Wandr' ich aus dem Weltgetümmel,
Wo die ewge Wonne thront;
Wo die Widersprüche schwinden,
Wo sich alle wiederfinden,
Und der Wahnwitz uns verschont —
Dahin leuchte mir, o Mond!

Die Rubrik: Fliegendes enthält die meist in den „Fliegenden Blättern" veröffentlichten Gedichte wie die „Sentimentale Jurisprudenz", Maler Schrumche und die burlesken und grotesken Balladen. Seit Jahrzehnten wird man freilich Eichrodt's Namen dort nicht mehr begegnen, und das ist Schade für den Dichter, der dadurch eine fruchtbare Anregung und die Fühlung mit dem Publikum verlor, und nicht minder schade für das Münchner Witzblatt, das ja auch nur in den ersten Bänden Scheffel zu Worte kommen ließ und Vischer's Faust-Parodie sowohl wie seine mit Oberländer entworfene Kunstausstellungssatire ablehnte.**) Die erst in unsern Tagen zur größten Verbreitung gelangten Münchner Blätter sind eben längst nur ein Sammelsurium von Anekdoten, Kneipwitzen und Bilderscherzen geworden, aus denen unsere „mercantilen Gesandten" und die Philister ihren Reise- und Hausbedarf an Kalauern schöpfen. Sie sind nicht mehr literaturfähig wie dazumal, als sie einem Pocci, Kopisch, Pfau, Geibel, Nadler, Reinick, Herloßsohn, Kobell, Trautmann, Lentner, Gerstäcker, Vogl, Marggraff, Eichrodt, Scheffel, Ludwig Kalisch ihre Spalten öffneten. Die politische, gesellschaftliche und literarische Satire, die Parodie und die Travestie, die Typen und Masken wurden von ihnen ganz aufgegeben, um nur ja nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen, und sie glauben sich heute mit der Literatur abgefunden zu haben, wenn sie einmal kritiklos irgend ein stümperhaftes Gedicht als ernstes Intermezzo zwischen die Bier- und Skatwitze streuen. Und doch warnte sie schon Vischer: „Wer es mit niemand verderben will, der verderbt sich am Ende gerade mit zu viel Rücksicht sein Leben und muß schließlich doch verkümmern, versauern, verliegen. Harmlos ist ein zweifelhaftes Lob für die Komik." Während die Illustrationen trotz des Abgangs von Braun, Haider, Spitzweg, Ille, Meggendorfer, Busch namentlich technisch ihre künstlerische Höhe behaupten, ist der Text immer schwächer geworden und steht weit hinter dem Londoner Punch und auch hinter Marcellin's „Vie parisienne" zurück, wo die ersten Humoristen Frankreichs schreiben, von der Girardin und G. Droz bis Bourget, Sylvestre, d'Hervilly und Gyp, auch E. Taine nicht zu vergessen, der dort die Pariser Satiren seines Thomas Graindorge erscheinen ließ.

Daß es unseren drei Humoristen mit dem „Kladderadatsch" nicht besser ging, sieht man an den wenigen Gedichten, die der fruchtbare Eichrodt daraus als die seinigen mittheilt, z. B. das Luxemburger Lied von den charakterlosen Leisetretern.

Ich sag' nicht so und sag' nicht so,
Denn wenn ich so sagt' oder so,
So könnt man später sagen,
Ich hätt' so oder so gesagt,
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen!

Am „Kladderadatsch" verschuldet diese Nichtbetheiligung unserer lyrischen Humoristen nicht die unliterarische Redaction wie bei den „Fliegenden Blättern", sondern eher die zu gute Leitung. Der Verleger Hofmann hatte die witzigsten Köpfe von Berlin: Dohm, Kalisch, Löwenstein und Scholz unter großen Opfern zu einer Redaction vereinigt, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er von ihnen das ganze Blatt geschrieben haben wollte und gelegentliche Mitarbeiter gar nicht oder nur unwillig honorirte. Die Folge war, daß Eichrodt u. A. mit Recht fern blieben oder doch seltener kamen, als sie es sonst bei größerem Entgegenkommen gethan hätten. Heute sehen wir die Folge dieses Systems. Es fehlt dem einst weltberühmten Witzblatte seit dem Tod ihrer alten Leiter an einem treuen Stamme von Mitarbeitern, und der treffliche, im Grunde aber ganz und gar nicht für die politische Satire angelegte Johannes Trojan müht sich vergebens, das Blatt wieder auf die alte Höhe zu bringen. Für unsere zwei bedeutendsten Witzblätter sind die gesammelten Gedichte von Scheffel, Vischer und Eichrodt ein dreifaches Mene Tekel! Z.

*) Der Philosoph Rosenkranz nannte dies „einmaligen" die glückliche Construction eines Zeitwortes, während es natürlich blos volksthümliche Reimschnurre für „einmal" ist.

**) Man lese darüber Vischers berechtigte Klagen im Nachtrag zu „Gavarni und Töpffer". (Altes und Neues, I).

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Wollen und Werden.

Studie von Leo Hildeck.

(Schluß.)

Das ist ein Brief! In seinem ganzen Leben hat Fritz noch keinen so langen geschrieben. Nachdem er ihn durchgelesen, stößt er einen Seufzer der Erleichterung aus. Ihm ist zu Muthe, als habe er eine große Schuld bezahlt, und die Energie, mit welcher er den lange hinausgeschobenen Entschluß ausgeführt hat, erfüllt ihn nachträglich mit Selbstbewunderung. Nun hat er sich vor dem Consul gerechtfertigt — mit leichtem Gewissen kann er jetzt weiter Modell sitzen. In der bequemen Lage des träumenden Ritters auf Wallhagen's Ruhebett ausgestreckt, von Kunst und Zukunft und weiblichen Modellen plaudernd, des Freundes guten Wein, seine guten Cigarren genießend — — ein Götterleben! Nicht zu viel

Digitized by Google

Wein, nicht zu viel Weiber! Wenn die Pulse jagen, Kopf und Phantasie sich wild erhitzen, dann ist ihm nicht frei und wohl zu Sinne. Er hat solche Mittel nicht nöthig, um künstlerische Ideen in sich zu wecken. Wie ein Baum voll reifer Früchte, so hängt er voll von Entwürfen; wie sie zur Reife gekommen — Gott mag es wissen! Aber sie müssen an ihm verfaulen, wenn nicht ein Sturm über ihn kommt, oder zwei feste Hände, die sich das Schütteln nicht verdrießen lassen. Wallhagen — der versteht das Schütteln — Kuckuck ja! Und das Auflesen gleichfalls. Wallhagen fehlt das Erfinderische, so glänzend er das Technische beherrscht; seine Ideen sind platt, seine Compositionen gewöhnlich. Aber er ist ein vortrefflicher Anempfinder. Was Fritzens träg-üppige Phantasie ihm vorzaubert, dem weiß er Stimmung und Farbe zu geben — eine Stimmung, eine Farbe, von denen Fritz dann wiederum gutmüthig bewundernd überrascht ist. Und so ist es dann schließlich doch Wallhagen's Bild — das muß Fritz zugestehen. Nun, was thut das! Später wird er selber seine Bilder malen können, braucht das nicht mehr von Anderen besorgen zu lassen. Und einstweilen nützt er doch der Kunst — auf seine Weise. Wozu überhaupt diese fieberhafte Eile? In den Ateliers und Ausstellungen stehen die unverkauften Bilder massenweise umher; es ist immer noch Zeit, sie alljährlich um ein Dutzend „echter Fritz Moller" zu vermehren.

Es ist dämmerig geworden in Fritzens unordentlichem Zimmerchen; eben reicht das ersterbende Tageslicht noch hin, um ihm zum Adressiren seines Briefes zu leuchten. Drüben über dem Karlsthor spannt sich ein zart rosenfarbener Himmel, aber die Straßen liegen lichtlos da, denn die Sonne ist schon unter. Fritz nimmt Hut und Havelock, das Abschiedsgeschenk des Consuls; ein schmutziggrüner Farbfleck von Wallhagen's Palette verunziert den langen Kragen — das stört den künftigen Maler nicht. Der Brief muß besorgt werden, und dann — was fängt man dann an? In's Café? Diese verflixten Kellnerinnen mit ihren knappen, schwarzen Kleidern und weißen Schürzen — wenn sie nur nicht so schauderhaft mit ihm kokettiren wollten! Das macht nicht immer Vergnügen. Zu Wallhagen, ein Bischen componiren? Hm — der ist jetzt auch nicht zu Hause; vielleicht promenirt er bei dem hellen Wetter im Englischen Garten mit Cilli, der rothblonden „Erlenjungfrau." Da lobt Fritz sich doch eher die Loni, das andere Modell — ihre durchsichtig wachsbleiche Haut, die schwarzen Augen — — Wenn die ihn nur nicht so unablässig verfolgten! Er hat ihr zum Winter einen großen Schulterkragen von schwarzem Pelz versprochen. So dumm! Woher das Geld nehmen? Ueberhaupt — wie kommt es, daß er in den ersten Semestern immer so reichlich bei Kasse war, und jetzt immer knapp? Haben sich seine Ansprüche an das Leben gesteigert? Er weiß nichts davon. Ein Verschwender ist er doch wahrlich nicht — kein Trinker, kein Spieler, kein Weiberheld, kein Theaterenthusiast. Und doch hat er im September nicht genug übrig gehabt, um seiner Mutter ein Geburtstagsgeschenk zu schicken — das wurmt ihn immer noch. Und die Extraausgaben: — die Sammlung zu Professor M.'s Jubiläum — das Künstlerfest — die paar Landpartien mit der Loni — das ist schon Monate her. Es fehlte noch, daß er anfinge, seine Ausgaben zu buchen! Verdrießlich schlendert er vorwärts. Ein trockener, scharfer Wind treibt leichte Staubwolken an ihm vorbei, unruhig flimmern droben die ersten Sterne durch die bewegte Luft; es scheint Frost im Anzuge. Empfindlich zieht er den Kragen fester um sich. Von der protestantischen Kirche herüber schallen drei Schläge — ein Viertel vor fünf. Nun, da könnte er wirklich einmal den Actsaal aufsuchen — dort ist es warm. Sie müssen vorgestern ein neues Modell genommen haben — ja, er weiß schon: der junge Klüthner war vorgesehen.

Fritz trägt seinen Brief zum nächsten Briefkasten und wartet Am Stachus auf die Pferdebahn. Da schwebt von Weitem die runde Laterne heran, aus der schwärzlichen Dämmerung löst sich das schwärzere massive Viereck des Wagens, in das Geräusch der Straße mischt sich sein Rollen, Rasseln und Schellen. Zwei Minuten später sitzt Fritz in dem unbehaglichen, trüb beleuchteten Raume. Nur wenige Passagiere fahren mit ihm. Dort aus der Ecke blicken zwei schwarze Augen zu ihm hinüber und lassen nicht mehr von ihm ab — Wetter, das ist ja die Loni! Hätte er die früher bemerkt! Aber jetzt noch auf die Plattform hinaustreten — das sähe aus wie Flucht. Nachlässig den Hut berührend, nickt er ihr flüchtig zu. Ueber ihr bleiches Gesicht legt sich eine warme Röthe; strahlenden Auges lächelt sie und rückt mit einem leisen „Grüß Gott!" lebhaft heran, so daß sie ihm gegenüber sitzt.

„Nun, das nenn' ich ein gutes Mädchen," sagt er, ihren feurig zärtlichen Blick mit einem verlegenen Lächeln erwidernd. „Bist mir wohl nicht einmal böse wegen des Pelzkragens?"

„Ui Jegerl, an das G'schwatz hab i nimmer denkt," versetzt Loni kopfschüttelnd. „I hab' halt 'glaubt, der Herr Moller will fei' nix mehr von mir wissen, weil S' allweil fortg'laufen san, wann i kommen bin zur Sitzung beim Herrn Wallhagen."

„Aber Loni — solch eine Idee! Nein, siehst Du —" und er beugt sich zu ihr und flüstert ihr in's Ohr: „Wahrhaftig — nur deshalb, weil ich Dir den Kragen nicht kaufen konnte — ich schämte mich."

Er ist roth geworden und blickt ihr mit seinem verlegenen Kinderlächeln treuherzig in die Augen.

„Gangen S' ham!" lacht Loni entzückt.

„Im Ernst, Loni, ich — ich habe kein Geld!"

„O, Sie arm's Hascherl!" sagt das Mädchen halb ungläubig, halb zum Mitleid geneigt. „Aber wann S' glauben, i thät mein Herz so gar viel an die Präsenten hängen."

Der Conducteur schiebt die Thür auf.

„Schillermonument!"

Loni erhebt sich schnell.

„Do muß i halt aussteig'n —"

Mit einem erwartungsvollen Blicke geht Loni an ihm vorüber und hält sich, nach vorn schwankend, an den herabhängenden Lederriemen.

„So — —? Ich muß in die Actclasse."

„Schad' ist's! Wer sitzt Ihnen denn do?"

„Der Klüthner!"

„Der Aff'!"

„Wenn ich Dich nun hernach ein Bischen zum Café Luitpold abholte?"

Ein glückseliges Lächeln verklärt ihr Gesicht. Erröthend nickt sie ihm zu und verläßt mit einem „Pfüet Gott!" den Wagen.

Einen Augenblick später bereut Fritz die Verabredung. Er ist nicht gern gebunden. Von Minute zu Minute sich entschließen können, oder noch lieber Andere über sich entscheiden lassen — das ist Fritz Mollars Art.

Verträumt und gewohnheitsmäßig studirt er die Erscheinungen der Mitfahrenden: — einen alten schlechtrasirten Bauer mit dicker Nase und kleinen, mißtrauischen Augen, eine jugendlich herausgeputzte ältere Dame in einer Pelzboa, zwei barhäuptige Kinder, die sich gegenseitig einen Korb streitig machen und nervenaufreibend mit den Beinen baumeln. Endlich ist die Universität erreicht; Fritz steigt ab und nach kurzem Gang dem schneidenden Wind entgegen sieht er die wuchtige weiße Masse der Akademie sich aus dem Dunkel heben. Langsam ersteigt er die breite Freitreppe und tritt gleich darauf in den Actsaal, dessen warme Luft ihm wohlig entgegenströmt.

Ein Gewirr von Stimmen empfängt ihn. Einige junge Leute stehen gruppenweise beisammen, andere beschäftigen sich mit der Vorbereitung ihres Zeichenmaterials oder stellen ihre Holzböcke zurecht, welche, an allen Seiten mit Grifflöchern versehen, den Zeichnenden zum Sitze dienen. Einige große Hängelampen, von breiten, weißen Schirmen überspannt, werfen von oben ein helles Licht; eine befindet sich über dem an der Mitte der Längswand sich erhebenden Podium, welches für das Modell bestimmt ist. Hier steht ein Stuhl neben einem aufrechten Pfosten, dessen eingeschnittene runde Löcher die Stützstange für das Modell aufnehmen sollen; auch einige Polster liegen bereit.

Fritz grüßt die Collegen, an denen er vorüber muß, freundlich, aber fremd. Nachdem er Mantel und Hut an einen Haken gehängt, sucht er sein Zeichenbrett und heftet einen neuen Papierbogen darauf. Während er so beschäftigt ist, ruhen die Blicke zweier junger Männer auf ihm, die plaudernd bei einander stehen.

„Bildschöner Kerl, der Moller!" sagt Martinsen, ein schmächtiger, knabenhaft aussehender Jüngling mit gelbblonder Mähne und vorspringendem Unterkiefer, indem er spielend einen Rothstift zwischen den Fingern reibt. „Schade um ihn!"

„Wieso schad'?" fragt der lange Koch, seinen langen Hals und buschigen, schwarzen Kopf nach dem Besprochenen wendend. Er kneift die kleinen Augen beobachtend zusammen, und die feinen Mundwinkel zucken verächtlich. „Hat er denn überhaupt was los?"

„Na, das sollt' ich meinen!" versetzt der Blonde lebhaft. „Ich habe 'mal Compositionen von ihm gesehen — fein, sag' ich Dir. Aber der Bengel kann nix — ich meine, er hat nichts gelernt — ist ja sein Lebtag nicht in der Schule. Den sollt' ich unter der Mache haben — der müßte mir arbeiten, wie ein — na! — und ein Historienmaler werden — kein Zweiter dürft' es ihm nachthun! Statt dessen läßt er sich von dem Wallhagen ausbeuten, dem öden Patron, hilft ihm bei seinem Böcklin'sch sein sollenden „Oluf" — wenn aus dem Bilde 'was wird, dann hat er's Moller zu verdanken. Dabei stiehlt er ihm die Zeit; statt ihn als guter Freund anzutreiben, nützt er Moller's Faulheit, läßt ihn Modell sitzen — das glaub' ich, solch ein Modell könnte mir auch gefallen."

„Hm, a bissel weichlich — Apollino vielleicht; als Act möcht' er gut sein, glaub' i. Wär' so 'was für mein'n Vater — für seine Hylasgruppe. Ist aber selbst schuld, wann man ihn ausnutzt; er will und verdient's halt net besser. Der Wallhagen — Du — der ist net ohne."

„Gott ja, als Colorist — er hat Stimmung in der Farbe. Seine Compositionen dagegen — öde, brrr! — Aber zum Henker, wo bleibt denn das Modell?"

Die letzte Frage hat er ziemlich laut geäußert, und er ist nicht der Einzige, der schon zum zehnten Male nach der Saaluhr blickt. Einige andere junge Leute treten zu den beiden; es ist ersichtlich, daß Martinsen, einer der tüchtigsten Schüler der Akademie, allgemeines Ansehen genießt, denn Jeder wendet sich an ihn. Auch Fritz nähert sich.

„Wie ist denn das mit dem Klüthner? Kommt er nicht?"

Martinsen zuckt die Achseln.

„Fragt's halt den Hausmeister," räth Koch, die Gestalt Moller's mit einem sachlich prüfenden Blicke messend.

Einer der Schüler geht und kommt nach kurzer Weile wieder zurück. „Nein, der Hausmeister weiß auch nichts."

„Dieser verwetterte Klüthner! Hat gewiß wieder eine Prügelei gehabt."

„Unsere theure Zeit!"

„Heut' kommt der Professor."

„Was fängt man denn nur an?"

„Ob unten vor der Akademie nicht ein paar Modelle herumlungern?"

„Im Dunkeln! Und kalt ist es auch."

„Nein, unten ist nichts los," sagt der junge Mann, der den Hausmeister gesprochen hat, „ich habe hinausgeguckt."

Koch, der wie zögernd dastand, wendete sich plötzlich zu Fritz.

„Wann S' halt so gut wär'n und thäten uns aushelfen?"

„Ich —?" erwidert Fritz erröthend, „als Act?"

„Na — aber Koch!" ruft Martinsen entrüstet.

Digitized by Google

„Ei freilich, als Act; in der Stellung vom Farnesinischen Faun, wie wir den Klüthner ang'fangen hab'n," fährt Koch unbekümmert fort „Müßt' a schönen Act geben."

„Glaubst Du, der Möller hätte seine Zeit nicht reichlich so nöthig, wie einer von uns?" wirft Martinsen mit scharfer Betonung ein.

Fast sämmtliche junge Leute sind herzugetreten. Einige wechseln rasche Blicke. Fritz steht keinem von ihnen nahe.

„Ist halt' nur a Frag, " entgegnete Koch gleichmüthig. „Wann S' net wollen — überred'n thu ich Niemand net."

„O wenn ich Ihnen gefällig sein kann — ich thu' es ganz gern."

Martinsen preßt die Lippen zusammen und wendet sich achselzuckend ab. Einige Collegen sprechen Fritz ihre Anerkennung für seine Bereitwilligkeit aus, aber in dieser Anerkennung liegt ein Schatten von Verachtung. Selbst der wenigst Beanlagte unter ihnen dünkt sich erhaben über den schlaffen Mitschüler, der trotz seines reichen Talentes seit zwei Jahren fast auf der gleichen Stufe des Könnens stehen geblieben ist. Ein unbehagliches Gefühl warnt Fritz vor dieser Verachtung. Und dennoch, mit brennenden Wangen, weder rechts noch links schauend, schreitet er zwischen den Kunstschülern hindurch und verschwindet hinter dem Wandschirm am Ofen, um die Kleider abzulegen.

„Gewissenlos bist Du — ja, gewissenlos!" raunt Martinsen seinem schwarzlockigen Freunde zu.

„Sei net sentimental!" versetzte dieser kühl. „Was willst dann? Hab' ich ihm zugered't?"

„Du kennst ihn doch; solche Menschen darf man nicht in Versuchung führen."

„Der sinkt auch ohne mich. Was ich net an ihm thu', thut halt an Andrer."

„Das ist Sophisterei — so kann man jede Sünde, die man an einem Mitmenschen begeht, entschuldigen."

„Geh, laß mi' aus!" sagt Koch ungeduldig und stellt seinen Holzbock aufrecht hin. „Ich bin halt kein Moralphilosoph; überlisten thu' ich kein' Menschen net, aber wenn 's Brei regnet, hab' i' mein' Löffel außi." —

Ein Murmeln der Bewunderung empfängt Fritz. Es ist ein junger Gott, der gesenkten Blickes hinter dem Wandschirm hervortritt und das Podium besteigt. Und wie er, breit bestrahlt vom Scheine der über ihm schwebenden Lampe, auf dem Stuhle Platz nimmt und mit feinem Gefühl und lebendiger Erinnerung sofort die Stellung des Farnesinischen Fauns findet, da ist er zwar kein muskulöser Waldgott, dem nach toller Jagdlust der Schlaf die kraftvollen Glieder löst — wohl aber ein schlummernder Endymion, oder der Liebesgott, bevor ihm Psyche mit ihrer neugierigen Lampe naht. Den rechten, fast mädchenhaft weichgeformten Arm über den seitlich geneigten Kopf gelegt, den linken nachlässig über die Stuhllehne geworfen, einen Fuß auf den Sitz emporgezogen, so lehnt er da; auf dem röthlichbraunen weichen Gelock, auf den weißen Schultern spielt das helle Lampenlicht.

Aber er schämt sich, er schämt sich doppelt und dreifach. Beklemmend lastet es ihm auf der Brust. Wenn er sofort aufstände und sagte: Nein, es ist mir doch nicht behaglich, ich kann nicht — — Aber dafür ist es nun zu spät. Das wäre noch viel lächerlicher. Uebrigens muß man nur den rechten Standpunkt finden, um die Dinge anzuschauen. Er nützt auch so der heiligen Kunst. Trotzdem ist er froh, daß er die Augen geschlossen halten darf, um nicht denen im Saal zu begegnen; er öffnet sie auch dann nicht, als einer aus der Klasse, wahrscheinlich Martinsen, zu ihm heraufkommt um noch ein Weniges an Arm und Fuß zu verstellen und hier und dort ein Polsterchen, ein Tuch unterzuschieben. Er hört, wie sie die Holzböcke rücken, mit den Stützstäben der Zeichenbretter klappern, wie die Fernersitzenden ihre Bretter auf die Pulte und Staffeleien heben — dann wird es still. Jetzt sind sie wohl Alle eifrig bei der Arbeit; im Geiste sieht er das rasche Heben und Senken der Köpfe. Nur hin und wieder klingt ein halblautes Wort zu ihm her; er lauscht, ob man ihn bewundert; voll Beschämung fürchtet er es und wünscht es dennoch mit der Inbrunst der Eitelkeit — — —

Sechs Uhr schon — hat er minutenlang geschlummert? Er öffnet jetzt die Augen, muß sie jedoch sofort wieder schließen, so blendet ihn das grelle Licht. Die steifgewordenen Glieder schmerzen, aus dem über den Kopf gelegten Arm scheint alles Blut gewichen. Eine Minute noch hält er es aus, dann senkt er den Arm und den emporgezogenen Fuß, in welchem es plötzlich sticht und brennt, als sei er in Nesseln getreten. Mühsam erhebt er sich.

„Ich bin müde," sagt er, heiser vom langen Schweigen, und zieht sich hinter den Schirm zurück.

Im Saale schwirren plötzlich die Stimmen durcheinander, Lachen und Rufen erschallt. Fritz bemüht sich, nichts Einzelnes zu verstehen. Ihm graut vor dem Erscheinen des Professors, und doch freut er sich darauf, seine Gestalt loben zu hören. Nun, und auch für seine Gefälligkeit gegen die Collegen erwartet er Anerkennung. So gutmüthig, wie er, ist doch nicht einer. Und dennoch hat er keine eigentliche Stellung unter ihnen, er gilt nichts — selbst Wallhagen, für den er sich doch geradezu aufopfert, nimmt oft einen so nachlässigen überlegenen Ton gegen ihn an. Als ob die Anderen lauter Grafen und Fürsten wären! Dieser Martinsen zum Beispiel, der stets das große Wort führt, ist ein armer Korbmachersohn aus dem Schleswig'schen und studirt, ebenso wie er, dank der Protection reicher Gönner und Stiftungen. Bah, man sollte sich garnicht zu Jedermanns Diener hergeben. Dies soll aber auch das letzte Mal sein; nun gilt es, für sich selber etwas zu erreichen — Die Anderen kümmern sich ebenfalls nur um ihr eigenes Heil und stehen sich am Besten dabei. Auch hat er's ja dem Consul versprochen; es wird Zeit, daß der gute alte Mann einmal dem lieben Mütterchen eine willkommene Nachricht bringt, und die Zwei sich miteinander freuen über den Jungen in der Fremde. —

Ein wenig verdrossen kommt er hinter dem Schirme hervor und überblickt, das Podium besteigend, den Saal; morgen hockt er auch da drunten und zeichnet, anstatt — —

Wieder sitzt er geschlossenen Auges da. Warm und bequem ist es ihm wenigstens, sehr bequem sogar.

Es klopft.

„Jessas — der Professor! endlich!"

Fritz blinzelt unter den gesenkten Lidern hervor nach dem mittelgroßen Mann mit dem mächtigen Brustkasten und den klugen Augen, welche so scharf durch die Brille spähen. Professor Ludolf tritt zu dem zunächst sitzenden Schüler und betrachtet dessen Zeichnung; dann blickt er prüfend nach dem Modell hinüber.

„Ja — aber das ist doch nicht der Klüthner!" ruft er plötzlich. „Wen haben Sie denn da?"

Jetzt sprechen mehrere durcheinander, bis Martinsen schließlich allein das Wort behält und dem Lehrer die Situation erklärt. Befremdet blickt dieser auf das schöne Actmodell und geht nach dem Podium.

„Sie sind ja recht — opferfreudig, Herr Moller," sagt er. „Man sieht Sie ohnehin recht selten in der Schule — — nun, aber da Sie sich einmal dazu hergegeben haben — ich muß sagen: solch ein Modell ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen."

Wie mit Blut übergossen sitzt Fritz vor dem Professor, dessen Brillengläser wie zwei Spiegelchen im Lichte der Lampe funkeln. Er schämt sich und zugleich schwillt ihm das Herz von befriedigter Eitelkeit.

„Radiren Sie doch nicht so wüthend auf Ihrem Papier herum!" redet Ludolf ein dicht vor dem Podium sitzendes übereifriges Bürschchen von achtzehn Jahren an. „Aus einem Klüthner radiren Sie in Ihrem Leben keinen Moller zusammen. Spannen Sie ein neues Papier auf! Dies da ist ja tausenomal schöner. Solch ein Modell bekommen Sie in ganz München nicht mehr, meine Herren," setzte er mit erhobener Stimme hinzu. „Versuchen Sie, was Sie in der kurzen Stunde noch fertig bringen können, oder —" er wendet sich abermals zu Fritz, „hatten Sie die Absicht Ihren Kameraden diese ganze Woche zu sitzen?"

„Ja," entgegnet Fritz ohne Besinnen. Er ist sich in diesem Augenblicke ganz genau bewußt, daß er vor einer Viertelstunde fest entschlossen war, sich niemals mehr zum Modell zu erniedrigen. Aber jetzt weiß er von keiner Erniedrigung mehr. Jetzt ist er anerkannt. Wenn er ruhig träumend daliegt, oder in den Saal hinunter blickend die malerischen Lichtwirkungen an seinen Kollegen studiert — immer dient er der Kunst, vielleicht mehr, als wenn er mit ihnen arbeitete. Er ist der Gebende; und zugleich der Genießende; ist das nicht die Stellung des reichen, geistig verfeinerten Aristokraten dem sich quälenden Gros der Arbeiter gegenüber? Da kauern sie drunten auf ihren hölzernen Kasten und blicken zu ihm empor, sich im Schweiße ihres Angesichtes mühend, an seiner körperlichen Schönheit zu lernen, einen geringen Theil von ihr in Linien wieder zugeben. Und er — er beherrscht sie, er zwingt ihr Talent, seiner Schönheit zu huldigen — —

Von Einem zum Andern geht Professor Ludolf, und wieder und wieder hört Fritz in sachlichen Ausdrücken sein Lob. O ja, er ist kein mechanisch stumpfes Modell — er sitzt mit Verständniß, mit Empfindung, mit Geist! Wohl wahr: solch ein Modell findet man in ganz München nicht mehr, kann man nicht finden.

Ueber ihn wiegt sich leise die Lampe und bestrahlt sein schönes, weiches Antlitz. Um die geschlossenen Augen und die vollen geschwungenen Lippen spielt der Ausdruck tiefster, wohligster Befriedigung. —

Fast ist es ihm leid, als die jungen Künstler sich endlich erheben und ihre Bretter zur Seite stellen.

„Bist Du fertig, Koch?" hört er Martinsen's Stimme von der Thür herschallen. „Was hast Du denn da noch zu klütern?"

Koch macht sich, wie Fritz hinter dem Schirme hervor beobachten kann, mit seinem Zeichenbrett an der Wand zu thun.

„Geh derweil voraus," antwortet er, ohne sich umzublicken, „ich komme Dir schon nach."

Als Fritz hinter dem Schirm hervortritt, um im Saal seinen Mantel anzulegen, findet er Koch wartend an der Thür stehen.

„Schön Dank für's Sitzen," sagt er. „Hab' mir's gleich denkt, daß 's a g'scheidter Gedank' gewesen ist, als ich mit dere Bitt' herauskam."

Fritz versucht eine bescheidene Abwehr.

„Ah — Papperlappapp — der Herr Professor hat 's auch g'sagt. Schaun S', und da wollt' ich halt fragen, ob S' auch amal zu mein'm Vater kommen können, Bildhauer Koch, Wissen S' —"

„Sie sind der Sohn von Cajetan Koch, der den großen Fries —"

„Ei freilich. Jetzt macht er die Figuren zu dem großen Brunnen in W., wo er bei der Concurenz den ersten Preis kriegt hat. Heroben wird 's mit' ere schöne Gruppe 'krönt, „der Raub des Hylas" — wissen S', wie die verliebten Nymphen den schönen Hylas in's Wasser zieh'n. Da quält er sich allweil mit so ei'm dummen Kerl — mager ist er auch, wie a Stecken. So a Modell wie Sie, wann er hätt'!

„Aber — das geht doch nicht —"

„Wann S' nicht wollen — ich hab' so bei mir denkt, Sie sind wie dazu g'schaffen. Und dann — wir wollen fei' Deutsch mit einander sprechen — i weiß, daß S' Ihn' Ihr Zeit net g'stohlen haben, und kein Krösus werden S' auch net sein. Wann S' Zeichenstund geben thätten, müßten S' halt auch für Geld arbeiten — ich wollt' nur sagen — mein Vater verlangt's nicht umsonst —"

Sie sind bereits im Freien. Trotz der scharf wehenden Luft fühlt Fritz Stirn und Wangen brennen. Die erhebenden Ideen von der herrschenden Stellung des verständnißvollen Modelles sind verflogen.

Digitized by Google

Gleichgültig und undankbar sind die Kunstschüler fortgegangen, nur dieser Eine hat sich ihm angeschlossen — und warum aus Eigennutz. Aus der geachteten Position des schaffenden Künstlers will er ihn zu der mißachteten des bezahlten Modells herabdrücken. Modelle — was für eine Rolle spielen sie? Er läßt eine Anzahl, die mit ihm in Berührung gekommen, Revue passieren. Nichtsnutze, verkommene Subjecte, Faullenzer —! Doch wenn auch seine Jünger nichts taugen — muß deshalb das Handwerk selber verächtlich sein? Männer, wie er, die auch als Modelle noch Künstler sind, können es vielleicht wieder zu Ehren bringen, und was die Bezahlung betrifft: würde er nicht auch seine Bilder bezahlt nehmen? Ob er nun aus seiner geistigen, oder ob er aus seiner körperlichen Begabung Kapital schlägt, das bleibt sich im Grunde gleich. Die geistige freilich, an deren Ausbildung er vermittels seines Willens und Fleißes zu arbeiten vermag, gilt für die edlere. Nun denn: mag er immerhin in seinen Mußestunden Modell sitzen, sich einen kleinen Nebenverdienst verschaffen um der Mutter und — um der guten kleinen Loni willen — seine Hauptzeit wird er doch an seine künstlerische Ausbildung wenden, mit um so größerer Seelenruhe als er dann ja seine Existenz nicht mehr ausschließlich aus fremden Mitteln bestreitet. Sein Gewissen ist plötzlich beruhigt. Eine Art ungeduldiger Sehnsucht nach dem ersten, selbstverdienten Gelde erwacht in ihm, im Gedanken an dasselbe, durchströmt ihn neues Selbstbewußtsein, und mit nie empfundener Zärtlichkeit denkt er an Loni. Jetzt kann er ihr bald das langversprochene Geschenk bringen!

„Wann soll ich denn zu Ihrem Herrn Vater kommen?" fragte er stehen bleibend.

Der junge Koch hat geduldig gewartet. Obwohl er die Züge seines Begleiters kaum zu unterscheiden vermochte, ist er sich über dessen Gedankengang ziemlich klar. Der Erfolg wundert ihn nicht.

„Bis Mittags drei Uhr finden S' ihn täglich im Atelier. Wann S' sich morgen vorstellen wollen —"

„Jawohl, ich komme. Adieu!"

„B'hüet Sie Gott!"

Fritzens ausgestreckte Hand scheint Koch nicht zu bemerken. Er zieht den Hut und eilt, seine langen Beine hurtig schlenkernd, seinem Freunde Martinsen nach, während Fritz allerlei unbehagliche Bedenken mit seltener Energie zurückdrängend, in einiger Aufregung Lonis Wohnung zustrebt, um seine kleine Freundin in's Café Luitpold abzuholen. Und er wird ihr sagen, daß er ihr in der allernächsten Zeit den schönsten Pelzkragen kaufen wird, der in den Müchener Pelzwaarenhandlungen zu finden ist. — —

* * *

Vier Monate später, an einem freundlichen Sonntagmorgen, tritt der Consul in ein wohlbekanntes ärmliches Häuschen und bleibt zögernd am Fuße der Treppe stehen, welche zu Frau Mollers Wohnung hinaufführt. Kummer und Entrüstung drücken sich in seinen wohlwollenden Zügen aus. Wie soll er es der alten Frau nur beibringen! Erfahren muß sie es doch, so schwer es auch halten wird, ihr überhaupt klar zu machen, was geschehen ist. Noch einmal zieht der kleine Herr aus einer Tasche seines langen Ueberrockes einen oft gelesenen Brief und führt ihn dicht vor seine kurzsichtigen Augen.

„Was Ihren Schützling Fritz Moller betrifft, so muß ich Ihnen mittheilen, daß derselbe Ihrer Prophezeihung gemäß allerdings eine schnelle Carrière gemacht hat — leider jedoch nicht auf demjenigen Gebiete, das Ihrer Meinung nach seiner Veranlagung am meisten entsprach. Wenigstens hat sich die Sachlage stark verschoben. In der Akademie ist Ihr Liebling seit Monaten völlig unsichtbar geworden, ein um so häufigerer Gast ist er in den Ateliers der hiesigen Künstler, speziell der Bildhauer — wenn auch nicht als Schüler. In erstaunlich kurzer Zeit hat sich Fritz Moller zu einem der gesuchtesten und bestbezahlten Modelle unserer Kunstmetropole emporgeschwungen. Das bezaubernde Ebenmaß seiner Züge wie seiner Gestalt, seine gutmüthige Trägheit, sein verständnißvolles Eingehen auf die Absichten des Künstlers prädestiniren ihn zu diesem Berufe. Er ist — was man selten genug findet — ein seelenvolles, denkendes Modell. Natürlich ist er auch nicht wenig von seinen Vorzügen, wie von seinen opfermüthigen Diensten der Kunst gegenüber durchdrungen. Seine Versicherungen, er werde sich bald wieder aus einem passiven in einen activen Künstler verwandeln, glaubt ihm keine Seele. Schon eher denkbar ist die Verwirklichung eines anderen seiner Pläne; der, in Paris sein Glück zu versuchen. Keinesfalls aber wird eine kleine, schwarzäugige Collegin und Freundin von ihm, die sterblich in ihn verliebt sein soll, ihn allein fortziehen lassen; zuvor wird sie es wahrscheinlich durchsetzen, daß er sie heirathet."

Den etwas ironischen Ton dieses Briefes fühlt der Consul nicht heraus; der Seufzer, der ihm entschlüpft, gilt seinem Inhalte, sowie dem Vorhaben, der armen Witwe mitzutheilen, daß man ihrem Sohne das Stipendien entziehe. Mit dem tastenden Stocke jede nächste Stufe berührend, ersteigt er die Treppen und klopft schweren Herzens an Frau Mollers Thür.

„Herein!" ruft eine halb in Schluchzen erstickte Stimme.

Eine Fluth von Licht strömmt dem Eintretenden entgegen. Durch das schräge Dachfenster fällt ein breiter Strahl der Frühlingssonne, vergoldet ein Stückchen der blaugestrichenen Wand und tausend blitzende, tanzende Stäubchen. Sonntäglich und wohlgeordnet — denn da ist Niemand, der Unordnung schafft, — liegt das Mansardenstübchen da. Die Alte hatte wohl eben nach der Kirche gehen wollen; auf dem saubergedeckten Tische liegt das Gesangbuch, und sie selbst in einem braunen Kleide von hartfaltigem Leinewandstoffe, ein sorgfältig geschontes schwarzes Wolltuch um die mageren Schultern, geht dem Consul entgegen und deutet auf etwas Goldglänzendes, das neben dem Gesangbuche auf dem Tische liegt. In der Hand hält sie den Abschnitt einer Postanweisung. Große Thränen rollen über das gute alte Gesicht.

„Ach, Herr Consul, Herr Consul!" schluchzt sie glückselig. „Sie schickt mir der liebe Gott, damit ich Sie gleich danken kann! Wo wäre er denn so weit gekommen — ohne Sie! Nu sehen Sie man 'mal — das hat er geschickt mein guter, guter Junge — — hat er seiner armen alten Mutter geschickt — fünfzig Mark! So viel verdient er nu schon — mit seine Bilder!"

Der Consul ist stehen geblieben. In seiner Kehle, in seinen Augen brennt es wunderlich. Er kann kein Wort hervorbringen. Die Alte trocknet sich Augen und Wangen mit einem frischen noch zusammengefalteten Taschentuche.

„Aber wieso kommen Sie denn gerade heute her — und zu so 'ner Frühigkeit? Haben Sie mir 'was auszurichten! — oder so?"

Der kleine Herr schnäuzt sich geräuschvoll. „Nein, Frau Moller," antwortet er schließlich mit bedeckter Stimme, „ich wollte nur einmal nach sehen, wie es Ihnen geht. Nun, und da es Ihnen, wie es scheint, ganz besonders gut geht adieu, Frau Moller, vergnügten Sonntag!"

Und tief aufathmend verläßt der alte Herr das Stübchen.

Aus der Hauptstadt.

Wie schätze ich mich ein?

Schüchterne Fragen an Herrn Miquel.

Sr. Excellenz
dem Herrn Finanzminister Dr. Miquel.
Berlin.
Im Kastanienwäldchen.
(Zwischen Hauptwache und Singakademie.)

Ew. Excellenz

wollen gütigst verzeihen, wenn ich im Laufe meines ganz ergebenen Fragebriefes Ew. Excellenz nicht immer Ew. Excellenz tituliren sollte. Da ich nämlich außer meinen drei Briefträgern — zwei nur von Stephan sogar, einen von der Packetfahrt — keinen einzigen Staatsbeamten zu kennen die Ehre habe und da auch meine allenfalls noch zu erwähnenden sehr lockeren Beziehungen zu dem Nachtwächter und dem Laternenanzünder von Berlin W. 9. erst nach Sylvester sich wieder fester knüpfen und in baare Münze umsetzen werden, so fehlt mir auch, wie dem nun nicht mehr beamteten Elfenbeinforscher Emin Pascha, jegliche Gewöhnung an den feierlichen Curialstil. Ueberdies scheinen derartige Alterthümlichkeiten für einen Mann von Ew. Excellenz strotzender Modernität mir kaum recht zu passen, weil nämlich Ew. Excellenz gar nicht Minister zu sein brauchten, um auch Einer zu sein, was von Ew. Excellenz unmittelbaren Vorgängern neben der Singakademie, den Herren von Scholz, Bitter und Camphausen doch immerhin nur mit einiger Uebertreibung behauptet werden konnte. Nimmermehr hätte ich mich erfrecht, diesen Excellenzen den ihnen gebührenden Titel zu versagen, während ich nun allerdings mich erdreiste, den jetzigen Kastanienwaldmann als sehr verehrten Herrn und Zeitgenossen zu begrüßen.

Beinahe collegialisch —: verzeihen Sie das harte Wort! Aber es geht von Ihnen die Sage, daß Sie im glücklichen Besitze einer ungewöhnlich reichen und hochfliegenden Phantasie sind, und es geht die andere, von Ihnen selbst in Toasten, Tafelreden und Interviews unterstützte Sage, daß Sie den Zeitungschreibern sympathische Empfindungen entgegentragen, die z. B. von Ihrem wegen seiner rettenden That schon nach zweijähriger Dienstzeit — mit neunwöchentlichem Königsurlaub — in den mit Recht so geschätzten Grafenstand erhobenen Collegen Caprivi durchaus nicht getheilt werden. Sie waren, schon weil Sie gelegentlich Staatssecretäre warten lassen sollen, um Journalisten zu empfangen, die Hoffnung der vereinigten Hungercandidaten und, unter uns, ich befürchtete immer, eines unschönen Tages würden Sie noch zum Ehrenmitgliede des Vereins „Berliner Presse" ernannt werden, dessen Schatzmeister bekanntlich auch ein Finanzkünstler von vielen Graden ist, wenn auch Ihr ehemaliger Parteigenosse Lasker die neutralen Verdienste dieses Herrn nicht so willig anerkennen mochte wie seine masculinischen Verdienste.

In meiner Eigenschaft als Zeitungschreiber also, und weil Sie doch noch nicht Ehrenmitglied des mir unholden Vereins mit dem künstlerischen Schatzmeister sind, wage ich, sehr verehrter Herr, mich an Sie mit etlichen Klagen und Fragen zu wenden, die Ihre berühmte Beredsamkeit mir

Digitized by Google

gütigst beantworten möge. Und zwar wähle ich dazu die Feiertage, weil ich mich der Hoffnung hingebe, mein Brief möchte sie in besonders milder Stimmung und ohne Beschäftigung mit allzu drängenden Reformplänen antreffen; und ich wende mich gleich an die höchste Instanz, obwohl das Schreiben, das mir zugegangen ist, nicht von — Aber ich vergesse ganz, daß ich von diesem Schreiben noch gar nicht gesprochen habe.

Also. Am 17. December erhielt ich einen dicken Brief in grauem Couvert mit grüner Fünfpfennigmarke. Da der Umschlag kaum noch die Spur eines Stempels zeigte, wohl aber den Adressaten als einen Wohlgeborstnen zu bezeichnen geruhte und da der flüchtig Blick den Inhalt als eine Drucksache verrieth, so wollte ich den Brief eilends in den Papierkorb werfen, wo sie so sanft ruhen, alle die Circulare der Antiquare, der Holz-, Kohlen-, Caviar-, Stollen und Karpfenhändler, die zur Adventzeit lithographirte oder mindestens gedruckte Lebenszeichen zu geben pflegen. Denn daß eine Königlich preußische Behörde einen verkommenen Gymnasiasten wohlgeboren nennen könnte, wahrhaftig, das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und doch war es so, und doch war es ein Glück, daß ich noch rechtzeitig das von den Staatssteuerquittungen her mir erinnerliche rosafarbige Papier erkannte, ein Papier, das sonst nur feinsinnige Gewohnheitdichter und kleine Mädchen zu benützen lieben; denn: hätte ich den grauen Brief mit der grünen Marke und den rosa Bogen wirklich in den Papierkorb geworfen, dann hätte das den Verlust der gesetzlichen Rechtsmittel gegen die Einschätzung für das Steuerjahr 1892/93 zur Folge gehabt. Sollten Sie meine Angabe bezweifeln, bitte: lesen Sie gefälligst § 30, Abs. 1 des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891. Falls Sie zufällig die Gesetzsammlung zur Hand haben, bitte: Seite 175.

Der ersten Gefahr war ich demnach glücklich entgangen und konnte nun zunächst einen halben Tag an das Studium der fünf rosafarbigen Concept-Bogen verwenden, die der Ober-Regierungsrath Herr Tuebben mir, nämlich der Nummer 26223, zuzustellen gütig genug war. Der verehrte Herr, der mich mehrfach unter die physischen Personen zu subsummiren und mir folglich einen Astralleib nicht zuzuerkennen beliebte, forderte mich als einen bereits mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranlagten Steuerpflichtigen zur Abgabe einer Steuererklärung auf und unterstützte diese Aufforderung durch dankenswerthe Mittheilungen über die Einkommenverhältnisse des Amtsgerichtsrathes N. N. in M. und des Kaufmannes N. N. in G.; ferner übermittelte er mir, auf zwei Bogen, den zweiten Abschnitt des Steuergesetzes: „Das Einkommen der physischen Personen." Und nachdem ich diese achtzehn großen Seiten durchaus studirt hatte, mit heißem Bemühn, bin ich nun auf den kecken Gedanken verfallen, mit der Bitte um noch weitere Auskunft Ihnen selbst, sehr verehrter Herr und Minister, in geziemlicher Demuth zu nahen.

In Ihrem werthen Schreiben vom 15. December, Poststempel vom 16. December, bemerken Sie sehr fein und richtig, daß ich bisher schon mit einem Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark veranlagt worden bin. Die löbliche Veranlagungscommission hat mir zwar die Garantie irgend eines Jahreseinkommens nicht gewährt, wohl aber von einem in dreizehnte Steuerstufe gehörigen Einkommen stets pünktlich bei mir die entsprechende Quote einziehen lassen. So durfte ich für das Etatsjahr 1891/92 bezahlen:

90	Mark	Staats-Einkommensteuer	(Unterschrift: Schmeckebier.)
90	„	Gemeinde- „	(„ : Werkmeister.)
43	„	Miethssteuer	(„ : „
9	„	Kirchensteuer	(„ : Brückner.)
Total = 232	Mark.		

Wollen Sie gütigst bemerken, daß ich für jeden Tag also annähernd siebenzig Pennige an Steuern bezahlt habe, dann wird Ihnen das gewiß als eine sehr anständige Leistung erscheinen, für ein von der Veranlagungscommission auf etwa neun Mark geschätztes Tageseinkommen. Nun aber kommt meine erste Frage: Woher nimmt die löbliche Commission ihre Schätzung, woher weiß sie, was ich nicht weiß, daß ich ein Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark habe? An zuständiger Stelle wurde mir, als ich reklamiren wollte, gesagt: „Sie zahlen 860 Mark Miethe, Sie halten ein Dienstmädchen, — nichts zu machen!" Nun lese ich aber im Artikel 22. Ihres gefälligen Schreibens, daß der zur Bestreitung des Dienstaufwandes bestimmte Theil des Diensteinkommens nicht steuerpflichtig sein soll — bei Beamten und Militärpersonen. Ich bin kein Beamter und auch keine Militärperson, da wir aber gerade davon reden, möchte ich Ihnen doch gleich mittheilen, daß meine Wohnung und mein Mädchen auch Dienstaufwand sind. Ich sitze fast den ganzen Tag über zu Hause, brauche Bücher und andere Hülfsmitttel und bin auch nicht immer in der Laune, mir die Stiefel selbst zu wichsen. Aber weil ich für Wohnung und Bedienung unverhältnißmäßig viel ausgeben und dafür an alkoholischen Kneipengenüssen, und was sonst noch unter der verfänglichen Rubrik „Diverses" zu stehen pflegt, entsprechend sparen muß, deshalb werde ich zu hoch eingeschätzt, denn — ich zahle 860 Mark Miethe und halte ein Dienstmädchen. Und darüber wollte ich mich ganz ergebenst beklagen.

Jetzt werden Sie vermuthlich mit dem Hinweis auf die nun beginnende Selbsteinschätzung mich vertrösten wollen; aber das nützt mir nicht, denn nun kommt meine zweite Frage: Wie schätze ich mich ein? Ganz so einfach nämlich wie beim Amtsgerichtsrath und beim Kaufmann N. N., in deren Verhältnisse die Güte des Herrn Tuebben mir Einblick verschafft hat, liegen die Dinge bei mir nicht. Mit der Bitte um freundliche Indiscretion erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich weder aus Kapital- noch oder aus Ausbeuten Grundvermögen, weder aus Renten, Dividenden noch aus Handel, Gewerbe oder Bergbau irgend welche Einnahmen beziehe. Für mich kommt nur die sub 4 angeführte Gewinn bringende Beschäftigung in Frage, und wenn die Niemand mehr Gewinn bringt als mir selbst, dann thut mir eigentlich das schöne weiße Papier leid, das allwöchentlich so verhunzt wird. Sollten Sie die Mühe nicht scheuen, die zwischen dem 4. und 20. Januar bei Ihnen einlaufenden Steuererklärungen deutscher Zeitungschreiber eigenäugig durchzulesen, dann werden Sie erst die tiefe Weisheit des Wortes von den Hungercandidaten in seinem ganzen Umfange erfassen und durchschauen. Sie werden Ihr blaues Wunder und erste Theaterkritiker erster Blätter mit 166⅔ Mark Monatsgehalt erleben. Darüber nächstens mehr. Was mich anbetrifft, so darf ich mich nicht beklagen, denn ich habe überhaupt kein Monatsgehalt, nicht den bescheidensten Nickel an festem Einkommen, ich falle unter Artikel 5,2: „Ihrem Betrage nach schwankende oder unbestimmte Einnahmen." Die nämlich sollen nach dem Durchschnitt der letzten zwei Jahre berechnet werden.

Sehr verehrter Herr! Das geht doch wirklich nicht. Sehen Sie mal: der Amtsgerichtsrath N. N., der konnte seine schwankenden Einnahmen aus Actien und Dividenden für spätere Zeiten als Norm nehmen. Meine Actien sind, einschließlich eines halben Antisklaverei-Looses, gute Hoffnungen, meine Dividenden fließen aus gesunden Nerven. Wenn ich nicht schreiben kann, wenn man mich nicht drucken will, dann habe ich gar nichts, aber auch so rein gar nichts, wie ein Finanzminister sich's höchstens am goldenen Horn träumt. Und wenn ich im nächsten Jahre, was ich von mir freilich nicht befürchte, ein großstadtlustiges Theaterstück schreibe, dann habe ich vielleicht so viel, wie Ihr Kollege Wyschnegradsky zu haben wähnte, als die russische Anleihe in Paris siebenfach überzeichnet war. Trotzdem könnte ich im übernächsten Jahre wieder, wie heute, ein mittelloser Proletarier sein, denn es gibt, wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, Stücke, die Geld, und andere, nur ausnahmeweise schlechtere Stücke, die kein Geld machen, und selbst Depots sind schon bei hellem Tage verloren gegangen. Darum kommt nun mein dritte Frage: Weshalb haben Sie nicht für die sub 4. der Steuererklärung so gewissenhaft angeführten schriftstellerischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeiten, soweit sie auf schwankende und unbestimmte Einnahmen angewiesen sind, besondere Bestimmungen getroffen? Denn — das bitte ich wohl zu vermerken —, wenn ich hier ein kleines ich setze, dann meine ich immer uns, sub 4., die mit dem mehr oder weniger vorhandenen Geiste schwankenden und unbestimmten Gewinn Erwerbenden.

Haben Sie Tolstoi gelesen? Na, dann, bitte, lesen Sie, was der in der schlanken Schrift „Das Geld" von den Steuern sagt; schmeichelhaft ist's nicht, aber lehrreich und himmlisch radical. Ich will ganz irdisch gemäßigt sprechen und Ihnen nur sagen, was Sie schon lange wissen, daß man nämlich Steuern, besonders directe Steuern, wirklich nicht gerade gern be-

Digitized by Google

zahlt. Meine 232 Mark thun mir heute noch weh. Und da sollten Sie als moderner Mensch und Psychologe uns doch nicht in Versuchung führen. Es gibt grundehrliche Menschen, denen es eine kindische Freude macht, wenn der Pferdebahnschaffner ihre Zehnpfennigspende einmal nicht verlangt; es könnte am Ende Zeitungschreiber geben, die trotz §. 66 und und seinen Strafen, den schwankenden Ertrag ihrer Provinzialbätterthätigkeit nach bestem Willen uud Gewissen so niedrig angeben, wie er im schlimmsten Falle doch immerhin sein könnte.

Haben Sie Bismarck gelesen? Aber Sie waren ja sicher dabei, als er am 28. März 1881 von der „Fundgrube" der Selbsteinschätzung sprach. Sehen Sie, der wollte „die Coupon schneidenden Klassen" treffen und den „armen Mann" erleichtern, der wollte das Einkommen aus Coupons höher besteuern als das aus Arbeit, körperlicher und geistiger, der zog, als ein furchtbar praktischer Mensch und Menschenkenner, überhaupt den directen die nicht entfernt so fühlbaren indirecten Steuern auf entbehrliche Nahrungsmittel und Luxusartikel vor. Verzeihen Sie nochmals das hacte Wort: ich auch. Und viel, aber sehr viel werthvoller als meine Jahresersparniß von 1,35 Mark an Brot und Semmeln, die durch die Tarifverträge verbilligt werden — sollen, wäre es mir, wenn Sie, geehrter Herr, gelegentlich sich selbst und die übrigen „maßgebenden Kreise" daran erinnern wollten, daß auch geistige Arbeit Schutzvorrichtungen verdient und daß nicht jeder arme Mann eine blaue Blouse zu tragen und in Hinterhäusern zu wohnen braucht. Es gibt auch Tinten-Kulis und jeder Kuli ist seines Erlasses werth.

Natürlich meine ich: seines Steuer-Erlasses, — was dachten Sie denn? Können Sie mir also von Herrn Tuebben, den ich herzlich zu grüßen bitte, von meinen 232 Mark noch vor Neujahr etwas zurückerobern, dann wäre das sehr nett und würde Ihrem genialen Finanzplan von dem Ihr Oberkollege, der neue Herr Graf, sprach, alle Ehre machen. (Briefe, auch Werthsendungen gefl. an die Expedition dieses Blattes zu adressiren!) Und, sobald es Ihre Zeit erlaubt, sagen Sie mir wohl gütigst: Wie schätze ich mich ein? Bis dahin begrüße ich Sie.

P. S. Tolstoi. In hoffender, harrender Hochachtung
als Ew. Excellenz — jetzt mußte es sein —
Und fleißig Tolstoi lesen, Herr Minister! wohlaffectionirter
Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der Väter Erbe."

Volksstück in sieben Abtheilungen von Richard Voß. (Berliner Theater.)

Neueröffnetes sozial-politisch-melodramatisch-moralisches Puppenspiel.

Et prodesse volunt et delectare poetae.

Prolog.

Schon vor hundertachtzehn Jahren —
Melden thun's die Archivaren —
Blies der und so weiter Goethe
Auf des Jahrmarktsfestes Flöte.
Schnell führt zum moral'schen Ziel
Ein politisch Puppenspiel.
Richard Voß hat's auch gelesen
Furcht ist fremd titan'schem Wesen,
Und weil er erkannt den Jammer —
Neigung ja zum Melodrama
Zeigte längst der müde Mann —
Fing er flink zu dichten an
Und aus Goethes Plunderstweilungen
Wurden rasch sieben Abtheilungen
Zu dem rührend schlimmen Stücke,
Das des Publikumes Tücke
Nun so schroff hat abgelehnt —
Zabel selbst hat's mild verhöhnt —,
Daß es dürft' empfohlen sein
Dem dramat'schen Schutzverein.
Nie war ich ein Bösewicht:
Möchte drum ein Strafgericht
Auch nicht halten über Vossen,
Dessen kranken Pegasossen
Lieber freilich in Novellen,
Beim Bekehrten, dem Dahielen,
In Romanen seh' sich tummeln
Als auf heißen Brettern bummeln,
Deren Luft ihm unzuträglich.
Dennoch lieb ich Voß — 'sist möglich,
Daß ich dessen mich erkeckte
Nur, weil ihn wie mich „entdeckte" —
Der Vergleich sei ihm kein Hohn —
Einst der Arthur Levysohn.
Wenn das anmaßend sollt' klingen
Will ich Goethes Verslein bringen:
„Treib's doch ein Jeder, wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.
Der Hoh' stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein Jeder wohl gemacht."
„Wohl" kann ich's leider nicht machen,
Mir fehlen da allerhand Sachen,
Die so reichlich besitzt Ludwig Fulda,
Den bei mußesieher Hulda
Lüsterlaunen liebedienisch
Und verkümmert ganz berlinisch
Jordan fand und von der Stankfurt
Lockend heimwärts rief nach Frankfurt.
Auf großem Versfuße kann ich nicht leben,
Vor der Metrik Gesetz spür' ich Beben
Und es wird mir zur furchtbarsten Heimsuchung
Schon die allereinfachste Reimsuchung.
Wenn ich dennoch bei „der Väter Erbe"
Um des Reimschmieds Lorbeer mich bewerbe,
Glaube mir, geliebter Leser,
Die Kritik wär' noch viel böser,
Wollt ich sagen hier in schlichter Prosa:
Das war Vossens neues Stück und so sah
Aus die erste ernste Novität,
Die Herr Ludwig Barnay, etwas spät,
Uns gebracht zum Weihnachtfeste.
Doch ich denk', es ist das Beste,
Heut' im Knittelreim zu sprechen,
Festesglanz nicht zu durchbrechen
Mit gar kritischem Geschimpfe.
Schnell, mein Müslein, auf die Strümpfe!
Und, geliebtes Publikum,
Nimm die Sache nicht zu krumm,
Uebe Nachsicht, übe Milde
An des Vossens Jahrmarktbilde
Und verzeih, wenn meine Leyer — ach! —
Nicht recht stimmen will zum Feiertag.

Abtheilung I.: Trüffelpurée in der Sägemühle oder: Der wahre Jakob.

Wer heut' dichten will, Herrjeh!
Braucht zunächst gleich ein Milieu.
Dies hat auch Herr Voß erkannt
Und sein Trachterblick erfand:
In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Fünf Meilen in der Runde
Ist Jeder Sozialdemokrat.
Die sprechen feinsten Kretzer
Und heulen nach Plüschmobiliar,
Allein der schlimmste Verhetzer
Der wahre Jakob war.
Der sieht den Mühlenbesitzer
Angegriffen wie ein Depot,
Und hetzt die im Truckspstem Schwitzer:
Krach! Pleite! Feuerjo!
Wahr ist's: Herr Steinert ging pleite,
Er war nämlich ein Spekulant,
Ein Glück noch, daß ihn die Meute
Im Lessingtheater nicht fand.
Ein Glück auch, daß sein treuer Pächter
Das Schäfchen in's Trockne gebracht:
Als der Spekulation Verächter
Bezieht der die Mühlen-Wacht.
Dem Pächter hat nicht geschmeichelt
Der Jakob, der Vossisch sprach immer:
„Das Schicksal hat ihn gestreichelt
Wie verliebte Frauenzimmer."
Doch der Jakob, der sonst glaubt kein Pritzelchen,
An den Pächtersohn glaubt er, an's „Fritzelchen",
Und als ihn der Vater hat 'rausgeschmissen,
Da ist doch sein Herze nur halb zerrissen,
Denn der Fritz, der bringt uns die Menschenrechte,
Der macht zu Herren gewiß einst die die Knechte, —
Wenn er nur recht bald auch heirathen möchte
Die Jakobtochter, die holde Gret',
Die so lange nun doch schon mit ihm jeht.
Auf der grünen Wiese
Hat er ihr gesagt,
Daß er sehr sie liebe,
Sie hat drauf geklagt,
Daß ihr Vater häufig soff,
Daß sie mit 'nem Apostroph
An dem Namen Gret'
'Rumlief früh und spät,
Weil nichts Vaters Lust dann
Wissen wollt' vom Wustmann;
Daß sie möcht' auch gar zu gern
Heuern bald den jungen Herrn.
Fritz thät drauf die Achseln zucken,
Zweitmal realistisch spucken
Und erwidern: „Martin Weber
Heißt mein Vater-Langeleber.
Eh' der nicht segnet das Zeitliche,
Denk' nicht an's Kleid, an das bräutliche.
Sei nicht so spröde, Du Kleine" —
Gret' aber: „Bin nicht so Eine!
Was ist das für 'ne Aufführung!
Noch giebt's keine Kasernirung!
In der Sägemühle
Lebt man sehr honnett,
Nur im Ring-Gefühle
Theilt man Tisch und Bett.
Herr Steinert, der aß gerne Trüffeln,
Drum wollt' er gleich anfangs auch aus der Welt
Auf dem zeitgemäßen Wege der Sommerfeld.
Doch wir sind im Familientheater,
Dessen stets, mein Fritzchen, gedenk', o!
Der Barnay schon, unser guter Vater,
Uebergab die Regie Herrn Jelenko,
Weil er ahnt' bei der Rollenvertheilung,
Was uns bringt die zweite Abtheilung
Und wie manchmal sich Jungfernschaft wendet,
Längst eh' noch das Volksstück geendet."

Abtheilung II.: Das Kartoffelfeld im Hochwald oder: Der zu Tode gewünschte Vater.

Droben, wo der Eichwald braust,
Im Kartoffelfelde haust
Jakob, der nun, weggejagt,
Sich mit Hack' und Spaten plagt.
Eichwald und Kartoffelfeld
Deuten uns die Bretterwelt
Und — was ich nur hör'? —
Ah! — Der Regisseur
Läßt aus den Coulissen
Amselruf nicht missen.
Vater zürnt und Gretlein wimmert,
Weil sich Fritz um sie nicht kümmert,
Weil er sie sogar verführt,
Daß sehr deutlich sie's schon spürt,
Weil die Weber hier, das glaubt man
Sind viel protz'ger als bei Hauptmann.
Seht: Da naht schon Fritz mit Müller!
Müller? Wer ist's und was will er?
Müller — das ist der Verfucher,
Vom Holzhandel, mehr vom Wucher,
Wurde rundlich er und feist.
Jetzo nun fragt er ganz dreist.
Hätt' das süße Weberföhnchen
Lust zum Spekulatiönchen,
Wo für Juden wie für Christ
Rasch viel Geld zu machen ist?
Fritzchen seufzt: „Ich möchte sehr —
Doch ich bin ja hier nicht Herr
Und vor Vatern könnt' ich knicksen
Tag für Tag', der würd' nicht fixen.
Bin, wenn der nicht erst gestorben
Für's Termingeschäft verdorben."
Diesen Seufzer, den Gedanken
Wittert Vater; auf die Banken,
Die nicht brüchig auf der Bühn',
Sinkt der arme Herr Martin,
Fürchterlich in's Herz getroffen.
Doch ihm bleibt ein letztes Hoffen:
„Fritz, sollst nicht mehr länger warten,
Kriegst die Mühle, kriegst den Garten,
Feiern's gleich bei frohen Pünschen —
Nur —: mich nicht zu Tode wünschen!
Geb Dir Haus und Hof noch heute!"
Schluß der Abtheilung. — Die Zweite.

Digitized by Google

Abtheilung III.: Ein Wendepunkt im Hause Weber oder: Mein Wilhelmineken.

Hier ist nicht viel zu berichten.
Goethe-Toast und so Geschichten
Machen zwar bei Barnay Glück,
Doch gehören nicht zum Stück.
Fritz, der fängt gleich an zu sünd'gen,
Thut die Arbeiter flugs künd'gen,
Möchte sie nach unten steigern.
Wird der sich wohl lange weigern,
Dort die reiche Braut zu wählen,
Deren Mitgift kaum zu zählen?
Zimmermeister ist der Vater,
Und die Tochter nennen that er
Stets: „Mein Wilhelmineken."
Giert nach ihr wohl Fritzens Sinn?
Still —! Erst wird er furchtbar wild —:
Antwort gibt das nächste Bild.

Abtheilung IV.: Sechs Procent oder: Die Bürgschaft oder: Heimann als Erzieher.

Hoch oben von der Galerie
Empfangen schon die Musici
Den noch vom Pausenlärm Umtosten
Mit Schumann's „Bildern aus dem Osten".
Der Osten naht, er feiert heute
Den Ehrentag, denn schon ist Pleite:
Im Zwischenact verspeculirt
Hat Fritz und wäre ruinirt,
Da hartherzig der Müller-Christ
Und Fritz im D. A. B. noch ist
Bei Liebermann, bei Böckel, Werner —
Und doch zahlt jetzt Procente gern er
Bis zehn, bis zwölf, bis vierzehn, sechzehn,
So heiß thut er nach Rettung lechzen.
Und was geschieht nun dem Antisemitchen?
Herein schiebt sich das Bündel-Liedchen
Und bietet gegen sechs Procent,
Der argen Noth ein rasches End'!
Wann sah bei Jud und Christ — ai waih! — man
Solch Goldgemüth, wie diesen Heimann?!
Neben ihm steht wie ein finsterer Satan
Selbst Lessing's jerusalemitischer Nathan
Und die Vossische Zeitung bringt uns frohe Mär,
Daß Lessing's Erbe nicht anti, nein philo wär',
Daß auf die Bekenntnisse nimmer er sah, nie,
So wenig wie, schwurbereit stets, Herr Stephany.
Doch weil Fritzelchen bekannt als ein toller Hecht
Und Heimann 'ne Bürgschaft schon haben möcht,
Auch der Zimmermeister nur ohne Schulden
Will das Aufgebot mit Wilhelmineken dulden,
Drum muß rasch der Fritz — wozu das Geschrecksel? —
Auf des Vaters Namen noch fälschen die Wechsel.
Wie die Sonne auch dies an den Tag gebracht,
Soll das fünfte Bild zeigen — sacht nur, hübsch sacht!

Abtheilung V.: Das Bild der Mutter oder: Der weit vom Stamme gefallene Apfel.

Martin's Stube — arm sieht's aus,
Leer die Kammern, leer das Haus,
Zu dem Kaffee kaum noch Sahne!
Mißvergnügt ist drob Christiane,
Die beim Alten im Austragstübchen
Magdlich schimpft auf den Jungen, das Bübchen.
Heimann naht, wird immer edler,
Wird auch noch zum Zeitver-Trödler,
Möcht nur sehen schon sein Geld,
Und weil Fritzchen Nichts behält,
Spricht der Jud' zum Vater nun,
Nach der Bürgschaft mög' er thun.
Martin sieht die Wechsel an —
Gleich in Ohnmacht fällt er dann!
Doch — 's war nur 'ne halbe Leiche:
Seht, da steht er wie 'ne Eiche
Auch dem fürchterlichsten Sturm,
Rettet einmal noch das Wurm,
Das er selbst so schlecht erzogen,
Das ihn nun so jäh betrogen!
Nach der Mutter Bild, hin zu Margareten,
Die so fromm und mild, die so gern that beten
Wendet er den Blick, dann spricht er zu Heimann:
„Meines letzten Gutes Eigenthümer sei, Mann!
Müßt' ich nackt und blos sein, baarhaupt, ohne Strumpf, —
Dir gehört mein Wald, Dir gehört mein Sumpf!"
Der Heimann zerdrückte so manche Thränen,
Dann spürt er nach Wald und Sumpf ein Sehnen
Und mit Vater Martin zog er fürpaß —
Die sechste Abtheilung erzählt Euch das.

Abtheilung VI.: Allerneuestes Extrablatt! oder: Doppelselbstmord in der Johannisnacht.

Es springen die Mädchen, es hopsen die Knaben,
Doch's Gretlein — ja, da liegt der Hund begraben!
Für's Gretlein giebt's keine Johannisnacht,
Auf die Glühwürmchen, gut inszenirt, giebt's nicht Acht,
Denn die Ruh ist ihm hin und das Herz ist ihm schwer
Und es findet sie nimmer, ach, nimmer mehr.
Dafür, wie die Gretchen im fünften Act pflegen,
Spürt's unter dem Herzen verfängliches Regen,
Und es fasset sich Muth und es spricht zu dem Fritzen:
„Laß mich, bitte, nicht mit meinem Kinde sitzen!
Gar unhöflich sprachen die Reichstags-Brahminen
Jüngst von Wöchnerinnen, von illegitimen,
Sie stritten zwei Stunden, ob die man sollt' lassen
Verpflegen auch durch die Zwangs-Krankenkassen —
Schon plant der Lubliner
Für seine Berliner
Ein Drama darüber —
Drum nimm mich, mein Lieber,
Nimm mich zur Ehe,
Sonst ich hoch und heilig in's Wasser geh'!
Sieh dort die Brücke —
Sie gleicht unserm Stücke,
Hat nur ein Geländer —,
Dort, Jungfrauenschänder,
Dort spring' ich bei offenem Vorhang hinab
Und suche und finde mein wäss'riges Grab!"
Die Glühwürmchen leuchten, der Fritz zuckt die Achseln,
Das Gretlein nicht faul, auf die Brücke rasch krackseln
Und kopfüber 'runter, ist's Werk 'ner Secunde —
Die Sache spielt schon um die elfte Stunde.
Die Sorma ist todt — Opernglas bei Seite:
„Wie lange dauert denn das wieder heute?"
Und neben mir, schon nach dem letzten speech,
Ließ sich vernehmen der Ludwig Pietsch:
„Die Schreierei thut mir in den Ohren weh,
Ich rette mich aus dieser Vossischen Näh'!"
Doch vom Sumpf und vom Wald sieht schreiten herbei man
Meister Martin, den Weber, und den Juden, den Heimann,
Der ist wieder ein Bischen edler geworden
Und verdient schon längst den Erlöserorden.
Was dem Sohne gesagt hat nun noch der Vater,
Das, lieber Leser, gefälligst errath' er,
Sonst erhält er's auch sicher beigepackt
In dem — hol' mich der Teufel! — nun letzten Act.

Atheilung VII.: Der Charakterknacks oder: Noch ein Wendepunkt im Hause Weber.

Getret'ner Quark wird breit, nicht stark.
Der todten Gret' zimmert Papa den Sarg.
Während — o welch ein Treppenwitz! —
Man den Brautschatz der Andern zuträgt dem Fritz.
Meister Martin predigt nochmals Moral — :
Auf die Hörer wirkt es bereits wie Chloral —,
Meister Martin spricht von der Arbeit auf's Neue,
Da packt endlich Fritzen die grimmige Reue,
Und nachdem er als Laster zu Tische gesessen
Und die Ehre sowohl als die Wechsel vergessen —
Man könnte beinahe auch sagen vertrunken —,
Nachdem seine Schande gen Himmel gestunken,
Nachdem sich die Tugend hat sattsam erbrochen,
Wird Fritzelchen feierlichst freigesprochen
Und braucht nun, merkwürdig genug, nicht zu wandern
In's Zuchthaus zu Eva und zu Alexandern.

* * *

Aus dem Puppenspiel aber ergiebt sich die Lehre:
Nie, mein Sohn, zur Speculation dich bekehre!
Und wär' dein Gewinn auch wirklich enorm:
Fürchte, Baissier, stets die Börsenreform!
Speculiren ist für die Sittlichkeit tödtlich,
Und blieb sie für Fritzen am Ende unschädlich,
Darob nicht zu frühe hochmüthig sich freu' man,
Denn selten ist der sechsprocentige Heimann! —
Doch wahrlich — genug nun der Leyerplage;
Ich wünsche: Vergnügte Feiertage! M. H.

Notizen.

Ein Prachtband liegt vor uns im ersten Band von Hauff's Werke, illustrirte Ausgabe (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Er ermöglicht zugleich eine gewisse Beurtheilung des Ganzen und da können wir nicht umhin, zu bezeugen, daß das im Prospect Versprochene redlich gehalten wurde. Die Illustrationen des ewigjungen Erzählers haben alle künstlerischen Wurf haben, und selbst dort, wo uns Hauff, wie im „Lichtenstein", ein wenig Theaterpuppen vorführt, die Bilder selbst doch nichts Theatralisches an sich. Auch die Gedichte, z. B.: „Steh ich in finstrer Mitternacht" sind sehr stimmungsvoll illustrirt. Der Einband ist prächtig und hat gewiß unter manchem Christbaum gestrahlt und Freude geweckt.

Börsenringe. Schauspiel von Friedrich Roeber. (Leipzig, Jul. Baedeker). Der Verfasser ist unseres Wissens Kaufmann in Barmen, und darum nahmen wir sein neuestes Werk mit der sicheren Erwartung zur Hand, wenigstens einer genauen Kenntniß des Milieu zu begegnen. Wir sind darin auch nicht getäuscht worden. Wir hören hier nicht wie in anderen kaufmännischen Stücken und sogar in Björnsons „Fallissement" geschäftliche Unmöglichkeiten, und wenn Roeber von Börsenringen, Kornspeculation, schwimmenden Gütern, Assecurranz und Concursverfahren spricht, so ist es kein Unsinn. Sonst haben wir Mühe gehabt, den feinsinnigen Dichter in diesem Schauerstück, wo es Unterschlagungen, verführte Mägdelein, gestörte Verlobungen, Straßendirnen und Selbstmord gibt, wieder zu erkennen. Offenbar war es ihm um eine wirksame Handlung zu thun. Bei einer Aufführung, die wir befürworten, wird es sich zeigen, ob er nicht des Guten oder vielmehr des Schlechten zu viel gethan.

Digitized by Google

Die Verlagsbuchhandlung von Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart setzt ihre nach dem Muster der bekannten Collection Guillaume über und über mit Illustrationen und Vignetten gezierten Ausgaben beliebter neuer Erzähler fort. Nach Ganghofer's Märchensammlung: „Es war einmal" folgt dessen oberbayerische Jägergeschichte: Der Jäger vom Fall (mit Illustrationen von Hugo Engl), eine hübsche Aelplererzählung aus Ganghofer's bester Zeit, wo er noch nicht in plumper Sensationsdramatik machte. Noch besser ist der neueste Band „Regenbogen", sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Die allerliebsten Illustrationen von W. Schulz in der elegant capriciösen Manier eines Bayard und Mirbach passen vortrefflich zu dem glänzenden, prickelnden, nervösen Stil des Wiener Humoristen, der ganz Geist und Witz ist, und wenn es sein muß, auch vor dem Kalauer nicht zurückschreckt. Der „Pechvogel", der eigentlich eher ein Spaßvogel, ist das Prototyp dieser Gattung, eine nachdenkliche und zum Theil ganz bedenkliche Erzählung, wo mitten durch die schauderhafteste Tragik die Schellenglöckchen klingen und der unverbesserliche Münchhausen bis zuletzt etwas Spukhaftes, um nicht zu sagen, Dämonisches bewahrt. Es ist das männliche Wiederspiel zu jener südamerikanischen Señora im Wiener Junggesellensalon, von der uns Hevesi früher einmal erzählt hat. Elegant mit einem Stich fin de siècle ist „Gardenia", unter Thränen lächelnd die „Sixtinische Madonna", wundervoll die Weihnachtsgeschichten „Buhu" und „Eine schöne Bescheerung", ein groteskes Capriccio die Spielerfabel: „Die Schuhe von Mentone", und was Hevesi mit seiner Phantasie und witzigen Gabe aus dem verbrauchtesten Stoffe machen kann, sehen wir im gemüthvollen „Onkel aus Amerika." So lächelt der Regenbogen des Humors nach dem Unwetter und mitten in den Sturm hinein.

Die Erde und die Erscheinungen ihrr Oberfläche von Otto Ule. (Braunschweig, Otto Salle.) Das ausgezeichnete Werk ist in seiner vom Sohne des Verfassers umgearbeiteten 2. Auflage soeben vollständig geworden, ein stattlicher Prachtband (statt der zwei früheren Bände) und vom Verleger mit schönen Karten und Tafeln auf's Neue ausgestattet. Das Werk des großen Geographen Elisée Reclus wurde in Ule's Bearbeitung ein durch und durch deutsches Buch, wenn es auch äußerlich die Anlage des Franzosen beibehält und auf seiner unvergleichlich großen Kenntniß aufgebaut ist. Auch Dr. Willy Ule hat an der Arbeit seines Vaters nur das geändert, was von der Forschung überholt worden war. Jetzt liegt ein durchaus sorgfältig durchgeführtes, auf der Höhe unserer heutigen Erdkunde stehendes Werk vor, harmonisch und zuverlässig, schön und unterhaltend geschrieben und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt. Sogar das Project: Berlin als Seehafen wird berührt. Möchte dies gediegene Seitenstück zu Schleidens „Meer" immer weitere Verbreitung finden und in alle Kreise des deutschen Volkes dringen!

Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Naturfreundliche Streifzüge von Heinrich Freiherr Schilling von Canstadt. (Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn). Wir empfehlen das anmuthig geschriebene Buch den Gartenfreunden im Besondern und Naturfreunden im Allgemeinen. Das ganze Pflanzen- und Thierleben unseres Gartens im Jahreskreislauf wird beschrieben und mit liebevoller und kenntnißreicher Schilderung im Einzelnen und im Zusammenhange erklärt. Einen großen Schmuck bildet das halbe Tausend Zeichnungen, vom Verfasser selbst im Modell präparirt und aus dem Mikroskop heraus gezeichnet.

Aus dem Zauberlande Polyhymnias. Musikalische Geschichten und Plaudereien von Adolf Kohut. (Berlin, Bibl. Bureau.) Der stattliche Band erzählt heitere Geschichten und interessante Züge aus dem Leben namhafter Componisten, Virtuosen und Virtuosinnen und sei allen Musikfreunden empfohlen. Kohut schildert uns die Tonkünstler bei der Arbeit und in ihren Briefen, Primadonnenlaunen und große Männer, wie Joseph II., Bismarck, Moltke ꝛc. in ihren Beziehungen zur Musik. Das lustige Kapitel „Weber als Humorist" kennen unsere Leser bereits. Viel Neues enthält aber die „Liebe und Ehe" überschriebene Abtheilung: die Jugendliebe Schumann's zu Ernestine von Fricken, Weber's Gattin und Kinder und sein rührend herzliches Verhältniß zu ihnen, die Mutter von Mendelssohn-Bartholdy. Besonders interessant sind die Mittheilungen über Paganini und zumal Wagner mit zahlreichen ungedruckten Briefen aus seiner Dresdner Zeit. Es ist ganz erstaunlich, was Kohut's Spüreifer da Alles zusammengetragen hat. Musikalische Parallelen in Otto Jahn's Art und Erinnerungen machen den Schluß. Auch der gewiegteste Musikfreund wird da Neues über Beethoven und Grillparzer, Weber als Musikkritiker u. s. w. erfahren und uns für diesen Hinweis danken.

Schiller von Otto Brahm. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Das Werk wird nicht so rüstig zu Ende geführt, als in Aussicht gestellt war, was wohl auch daran liegen mag, daß die fast gleichzeitigen Quellenwerke von Minor und Weltrich ebenfalls nur langsam vorschreiten und der Verfasser, wie begreiflich, sie gerne noch benutzen möchte. Nach langer Pause erscheint nun also der zweite (Schluß-)Band, aber wider Erwarten bloß dessen erste Hälfte, so daß aus den beabsichtigten zwei Bänden nun also deren drei werden. Wenn nicht vier, denn da der vorliegende Band bis zu Schiller's Kant- und ästhetischen Studien reicht und von Dichterwerken nur den Don Carlos bespricht, so muß jedenfalls eine mehr cursorische Behandlung des Weiteren Platz greifen, wenn der Schiller der Meisterjahre bis zum Tod in einem Bande behandelt werden soll. Die Art des Vortrages ist die gleiche geblieben, leicht, geistvoll, angenehm zu lesen, ganz in Scherer's Manier feuilletonistisch. Der absprechende Ton, der im ersten Bande manchen Leser abgeschreckt, ist milder und vorsichtiger geworden, und nur da und dort stört noch ein burschikoses Wort à la Erich Schmidt z. B. wenn das Schillerbildniß von Frau Simanowitz „geleistet" wurde. Wir kommen auf das Werk nach seiner hoffentlich baldigen Vollendung ausführlich zurück. Die Ausstattung auch dieses Bandes ist des vornehmen Verlages würdig.

Die Lösung der Schulfrage. Von Otto Kuntzemüller. (Dessau, Richard Kahle.) Wir stehen nicht an, diese Flugschrift zum Besten zu zählen, was der endlose Schulstreit an Vorschlägen zu seiner Schlichtung hervorgebracht hat. Die Vorschläge zeugen von reicher Erfahrung, sicherem Blick und warmem Herzen für die wichtige Sache und entsprechen wirklich den nationalen, sozialen, wirthschaftlichen und pädagogischen Forderungen. Das wirksamste Mittel, der Ueberfüllung der sogenannten gelehrten Fächer zu steuern, erblickt der Verfasser in der Reform des höheren Schulwesens, wobei die Entscheidung darüber, welche Art höherer Schulbildung für einen Knaben zu wählen sei, erst nach dessen 12. Lebensjahre getroffen zu werden braucht. Dies kann durch einen gemeinsamen Unterbau aller höheren Schulen geschehen. Keine andere fremde Sprache als das Französische von der 4. Unterklasse. Eine dreiklassige Mittelschule (statt Realgymnasium) und eine sechsklassige Oberschule (Gymnasium) folgen. An der Letzteren bleibt die Theilnahme am griechischen und englischen Unterricht der Wahl der Schüler überlassen. Zum Schluß tritt der Verfasser für gründliche wissenschaftliche und vor Allem pädagogische Vorbildung der Lehrer ein und daß der Staat unter Verantwortlichkeit eines besonderen Unterrichtsministers die Leitung und Verwaltung des höheren Schulwesens übernehme.

Zwei Romane und dazu noch Uebersetzungen aus dem mehr wissenschaftlichen Verlage von Georg Reimer in Berlin sind etwas Außerordentliches und versprechen Gutes. In der That gehört die aus dem Englischen durch Therese Höpfner übersetzte Novelle: „Marzio's Crucifix" von F. Marion Crawford zu den besseren Erscheinungen der neuen Unterhaltungsliteratur und lohnt wirklich die Uebertragung. Die in Rom spielende Handlung zeigt uns einen demokratischen Nacheiferer Cellini's, nämlich einen Goldschmied und Ciseleur, der einem abtrünnigen Gesinnungsgenossen seine Tochter nicht mehr zur Frau geben wird, dadurch in Streit mit dem hochherzigen Gesellen geräth und beinahe an seinem Bruder, dem Geistlichen Paolo, zum Mörder wird. Die Ort- und Menschenschilderung ist lebendig und wahrhaft, und der Höhepunkt des Ganzen, wie Marzio's Mordgedanken durch die Wirkung seines eigenen Kunstwerkes, eines Crucifixes, überwunden werden, mit psychologischer Meisterschaft herbeigeführt und gestaltet. Noch höher steht der aus dem Französischen von Fritz Bischoff übersetzte Roman: „Das Ende eines Traumes" von George Duruy, der stark an Zola's Minister Rougon und Daudet's Roumestan erinnert. Auch der ehrgeizige Abgeordnete Michel Costalla schwingt sich trotz mächtiger Gegnerschaften auf den Ministersessel und zieht sich freiwillig in's Privatleben zurück, als er von seinem schuftigen Bruder compromittirt wird. Es ist kein naturalistischer Roman trotz sorgfältiger Schilderungen und magerer Handlung, doch erkennt man auch hier wie bei Zola, Daudet, Claretie deutlich die Modelle, die dem Verfasser vorgeschwebt haben. Das Paris der Siebziger Jahre ist trefflich geschildert, und Michaels Traum von der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen hat für den deutschen Leser nichts Beleidigendes.

Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Von Johannes Volkelt. (München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung.) Diese Vorträge sind im Februar und März 1891 in den „Lehrgängen" des freien deutschen Hochstiftes gehalten worden, und wenn sie auch für den Druck etwas erweitert worden sind, so haben sie doch die Frische der mündlichen Rede bewahrt. Der erste Vortrag bespricht die Philosophie des 19. Jahrhunderts, wie sie in der speculativen Epoche war und wie sie gegenwärtig beschaffen ist, und sucht dem heutigen kritisch vorsichtigeren und weniger voreilig abschließenden Betriebe der Wissenschaft seine relative Berechtigung zu wahren. Im zweiten Vortrage wird dann der Begriff und die Aufgabe der Philosophie näher bestimmt und insbesondere die Bedeutung der Erkenntnißtheorie erörtert, während der dritte Vortrag der Metaphysik, Natur- und Geistesphilosophie gewidmet ist. Die letzten drei Vorträge behandeln dann das Verhältniß der Philosophie zum Leben, zur Religion und zur Cultur. Die bibliographischen Verweisungen und verschieden anziehenden Abschweifungen sind in die an den Schluß gestellten Anmerkungen verwiesen. Die Schrift ist vorzüglich geeignet, um Laien mit dem Umfang, Inhalt und Werth der Philosophie im Allgemeinen und mit den Zielen der gegenwärtigen Philosophie beinsbesondere bekannt zu machen, und fesselt ebenso durch sachliche Behandlung wie durch elegante Darstellung. Auch der Fachmann, für den die Schrift eine Erholungslektüre bietet, wird sich von der weitblickenden, bestimmten, und doch milden Stellungnahme des Verfassers zu den die Zeit bewegenden Fragen lebhaft interessirt fühlen, wenn er auch in manchen Urtheilen über philosophische Zeitgenossen und Richtungen abweichender Meinung sein mag. Die centrale Stellung der Philosophie im Culturleben ist ebenso einleuchtend gemacht wie die Schranken ihres Einflusses. und für jeden Gebildeten dürfte der Nachweis überzeugend sein, daß die Philosophie berufen ist, die Grundlage der individuellen Lebensführung und die Richtschnur in der Behandlung der sozialen, religiösen und ästhetischen Zeitfragen abzugeben. Von allen mir bekannten Schriften zur Einführung in die Philosophie ist diese in ihrer ebenso wissenschaftlichen wie modernen Haltung in erster Reihe zu empfehlen. e. v. h.

Noch rechtzeitig zum Fest ist auch Spamer's Illustrirtes Conversations-Lexikon für das Volk in 12 Bänden (Leipzig, Otto Spamer) vollständig geworden. Schon der Untertitel „Zugleich Orbis pictus für die studirende Jugend" verräth uns die volksthümliche und lehrhafte Anlage und Richtung des schönen Werks. Es kann und will auch nicht mit den klassischen Lexika von Brockhaus und Meyer concurriren, sondern mehr populär und gemeinverständlich, dabei auch fast um die Hälfte billiger. Der Text ist mit Sorgfalt behandelt und die Karten und zum Theil auch die vielen tausend Holzschnitte sind vorzüglich.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von J. Baedeker in Leipzig.

Börsenringe.

Schauspiel von Friedr. Roeber.

6½ Bog. 8°, geh. 75 ₰, eleg. geb. 1 ℳ.

Neuer Verlag
von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zei; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild, das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Hammer und Pflug.

Eine österreichische Dorfgeschichte

von B. Milàr-Gersdorff.

Eleg. geb. 4 Mark, ungebunden 3 Mark.

Das „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 253 schreibt wie folgt über den Roman:

— — Dieser neue Dorfroman, der voll und frisch aus dem österreich. Bauernleben geschöpft ist, wird die Zahl der Freunde und Verehrer des Autors noch vermehren. Es gewährt in der That einen großen Genuß, die interessant erfundene Fabel der Erzählung zu verfolgen und sich an der scharf gezeichneten Charakteristik der einzelnen Figuren zu erfreuen. — Wir können die Erzählung allen unsern Lesern aufs Wärmste zur Lecture empfehlen. — Siehe auch Recension in dieser Nr. der Gegenwart Seite 365.

Danzig. Carl Hinstorff's Verlag
Georg Ehrke.

Neuer Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig.

Felix Dahn,

Rolandin.

Erzählung in Versen.

VII, 123 S. 12°. In Originalband 3 ℳ.

Der Verfasser hat, vielfachen Mahnungen willfahrend, wieder einmal zur gebundenen Rede gegriffen, welche bei mancher seiner kleineren Erzählungen geradezu vermißt ward. Der Stoff, frei erfunden, zeigt neue und eigenartige Lösung eines schon oft behandelten Widerstreits. Der Vergleich einerseits mit „Tristan und Isolde", andrerseits mit des Verfassers „Odhin's Rache" wird sich, zu allerlei Gedanken anregend, von selbst aufdrängen.

Soeben ist erschienen:

ALBRECHT DÜRER

VON

ANTON SPRINGER.

Mit vielen Tafeln und Illustrationen im Text.

gr. 8. Preis Mk. 10, in Halbfr. geb. Mk. 12.50.

Seit Jahrzehnten mit diesem Stoffe beschäftigt, ist der berühmte Kunstgelehrte erst am Abend seines Lebens zur Ausarbeitung und Niederschrift des Werkes gekommen. Schon der Umfang deutet an, dass es nicht in Konkurrenz treten will mit den grossen speciell für den Fachgelehrten bestimmten Monographieen, vielmehr das Facit der jetzigen Forschung ziehen und der Allgemeinheit, also dem grossen gebildeten Publikum, zugänglich machen will.

Aus meinem Leben.

Von Anton Springer.

Mit Beiträgen von Gustav Freytag u. Hubert Janitschek und mit zwei Bildnissen.

387 Seiten. Preis cart. 6 Mark, eleg. gebunden 7 Mark.

Die Lebenserinnerungen Anton Springers sind nicht nur von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, sondern sie bieten auch ein gut Stück Zeitgeschichte und fesseln durch die Schilderung des an Wandlungen und verschlungenen Schicksalswendungen so reichen Lebens des Verfassers.

Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 35. G. Grote'scher Verlag.

Im Verlage von Karl Mehrlich, München, ist soeben erschienen:

I. Band (531 Seiten) Dr. von Löher's „Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter". Preis 10 M. eleg. gebunden. Beziehbar entweder direct oder durch bessere Buchhandlungen!

Nataly von Eschstruth's
neuester Roman

In Ungnade

2 Bde. 10 M. brosch., 12 M. gebd.

ist soeben erschienen.

Berlin S.W. 46. J. H. Schorer, Verlagsbuchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet ℳ 2.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch Gsellius, Berlin, Mohrenstraße 52.

Bei E. Latendorf in Voesneck ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's

Urkunden-Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813

mit besonderer Rücksicht auf

Theodor Körners Leben und Dichten

von

Friedrich Latendorf.

40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google